This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—182, Beilagen Nr. 1—12, literarische Anzeiger Nr. I—XIX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Abbadie, Bemühungen für den languedoc'schen Dialekt. 648.
Abeken, B. R., Cicero in seinen Briefen. 454.
Abich, H., Vues illustrat. de quelq. phenomènes géologiq. 1416.
Abrantès, Duchesse d', Scènes de la vie espagnole. 396, 551.
Adami, Fr., König und Zwerg. 196.
Adler, K. F., Die Seefahrer. 959.
Adolfine, Lotosblätter. 290.
Aegypt. Alterthümer. 1435.
Albitte, Gust., Etudes scientifiq. sur les gouvernemens de la France. 832.
Alexander Fürst von Hohenlohe u. s. w., Lichtblicke und Erlebnisse. 838.
Alexis, W., Das Haus Düsterweg. 49.
— — Balladen. 451.
Alisfeld, Etw., Gedichte. 1139.
Allart, Hort., La femme et la démocratie. 554.
Alpenknospen, 1130.
Alschefski, C. F. S., Ueber das angebl. Verderben auf den dtsch. Universit. 1286.
Alte, Der, vom Thurm. Nach dem Engl. v. G. Lotz. 195.
Amtsbericht aus dem 16. Jahrhund. 1080.
Andersen's, H. C., Improvisatoren, bearb. von L. Kruse. 873.
Andres, Jos., Die Schweiz und ihre Revolutionen. 1. u. 2. H. 61.
Angely, L., Neuestes komisches Theater. 1. Bd. 1262.
Appiani, Andrea, Maler. 884.
Armenier, Die heut., nach den neuesten Reiseberichten. 1329
Armitage, J., The history of Brazil. 1314.
Ascension, Die Insel. 799.
Asmus, H., Die Räuber im Harzgebirge. 908.
Auber, P., China. 371.
Audin, Annuaire des imprim. et librairies. 712.
Auffenberg, Jos. v., Humorist. Pilgerfahrt nach Granada. 505.
Auger, H., Priesterlist über Alles. 182.
Aurora. Taschenb. f. 1837, herausgeg. v. G. Seidl. 1513.
Aus dem Leben eines berliner Arztes. 395.
Avignon, Buchhandel in. 196.
Baader, Fr., Ueber das Leben Jesu v. Strauß. 290.
Baasch, A. J., Gedichte. 903.
Bäbu, Der. Aus dem Engl. von K. Andree. 875.
Baggesen's, J., poetische Werke. 1349.
Bagno, Das, von Toulon. Nach Méry v. K. v. Lützow. 908.
1836.
Baines, Edw., Geschichte der brit. Baumwollenmanufactur. A. d. Engl. v. Chr. Bernoulli. 1375.
Balde's, Jak., medicin. Satiren, v. Joh. Reubig. 872.
Balladen, Märchen und Schwänke, Altschwed., übers. v. G. Mohnike. 1095.
Balzac, Eugenie, v. F. Tarnow. 186.
— Vater Goriot v. Fr. v. R. 186.
Banda Oriental. 1314.
Banim, J., Das Haus Nowlan. A. d. Engl. 543.
Barbot, Theoph. de, Heures de poésie. 576.
Barchou de Penhoen, Mémoires d'un officier d'état major. 263.
— — — Un automne au bord de la mer. 551.
— — — Guillaume d'Orange et Louis-Philippe. 751.
Bärmann, G. R., Ausgewählte Gedichte. 208.
Barrow's Besuch auf Island. 1007.
Barth, C. F., Die altdeutsche Religion. 664.
Barthelme, A., Verbrechen aus Vaterliebe. 765.
Bauer, J. M., Gedichte vermischten Inhalts. 561.
— A., Strafrechtsfälle. 1. Th. 599.
Bauernfeld, Theater. 1005.
Baumgartner, Jos., Die neuesten und vorzüglichsten Kunststraßen über die Alpen. 33.
Bauten, Neue, in England. 1139.
Beaumarchais. 66.
Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 1. Th. 325.
— — Die Reisetage. 1142.
Beck, Fr., Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 83.
Beckers, Hub., Ueber Göschel's Versuch eines Erweises der persönl. Unsterblichk. 518.
Beer, Mich., Sämmtliche Werke. 593.
Beitr. zur Gesch. des Krieges zw. Brasil. und Buenos-Ayres. 1253.
Bélanger, Ch., Voyage aux Indes orient. 555.
Belani, H. E. R., Liebe und Berufstreue. 799.
— — — Der Premierminister. 1131.
Belgien, Zur Statistik von (von Alfred Reumont). 250.
Bell, Ch., Die menschl. Hand und ihre Eigenschaften, übers. v. H. Hauff (v. Dr. Hohnbaum). 1269.
Benediktow, W., Gedichte. 1471.
Beneke, Fr. Ed., Erziehungs- und Unterrichtslehre. 1. Bd. 1147.
— — — Unsere Universitäten, 1286.
Bennet, G., Israels Beständigkeit. A. d. Engl. v. F. L. W. Wagner. 34.
Bentham, Jer., Deontologie, herausgeg. v. J. Bowring. 1282.
Benzenberg, J. F., Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mondvulkanen. 62.
Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. A. d. Schwed. v. F. H. Ungewitter. 2. u. 3. Th. 385.
Berthold, H. E., Gedichte. 890.
Bettina in England. 408.
Beuchot's Ausgabe der Werke Voltaire's. 471.
Beurmann, Ed., Skizzen aus den Hansestädten. 867.
Bianchini, L., Sullo stato delle ferriere del regno di Napoli. 117.
Bibliophilen und Bibliotheken in Polen. 850.
Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. 1097. vgl. 1160.
Biedenfeld, Frh. v., Novellen und bunte Blätter. 744.
— — — Neues Jahrb. f. die Bühne. 1. Jahrg. 766.
Biernatzki, J. C., Wege zum Glauben. 247.
— — — Die Hallig od. die Schiffbrüchigen. 935.
Bilderſaal, Dramat., von J. H. Wilke. 1. Jahrg 1013.
Binder, W., Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter. 531.
Birch-Pfeiffer, Charl., Romant. Erzählungen. 1016.
Bismark, Gr. v., Die kaiserl. russ. Kriegsmacht. 777.
Blaul, G. Fr., Die drei Fürstensöhne. 899.
Blum, K., Jucunde. Dramat. Taschenb. f. 1836. 1010.
Bobrik, Ed., Freie Vorträge üb. Aesthetik. 1221.
Boccius, L., hinterlassene Gedichte. 238.
Bojardo's, M., Verliebter Roland, übers. v. J. D. Gries. 381.
Bolingbroke Memoirs. 841.
Bonaparte, Lucien, La verité sur les Centjours. 595.
Bonnelier, Hippol., Mémorial de l'hotel de ville de Paris. 1438.
Boreau, V., Jehanne Thiélemant und Les reistres. 887.
Börne als Vermittler zw. Deutschland u. Frankreich. 841.
Bornhauser, Th., Lieder. 238.

Digitized by Google

Bornitz, Leop., Briefe eines Liebenden. 886.
Bornstedt, Adalb. v., Reise von London üb. Paris u. s. w. 579.
— — — Pariser Silhouetten. 579.
Böttiger's, K. A., archäologische Sammlungen. 40.
— K. W., Geschichte des deutschen Volks und Landes (von F. W. Barthold). 785.
Boullée, A., Hist. du chancell. d'Aguesseau. 555.
Brandes, H. W., Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik. 95.
Brasilien. 1253.
Braun, H. C., Christl. Sündflut. 174.
— von Braunthal, Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. 239.
— — — Faust, Trag. 430.
— — — Die Geopferten, 1011.
— — — Shakspeare, Drama. 1266.
Braunschweig, Fr., Die Marmorbraut. 903.
Brause, W., Die Socinianer. 1015.
Bray, Mistr. Anna Eliza, Schriften. 669.
Brayer, A., Neuf années a Constantinople. 585.
Brecht, Andr., Das Lied von der Pfarrerin. 899.
Bresemann, Fr., Seraphine o. die Wasserbraut. 901.
Breton's Skandinavische Skizzen. 2.
Bridgewater-Bücher, Die. 1269.
Briefe über die Verein. Staaten v. Nordamer. 202.
— berühmter Italiener. 730.
— Eigenhändige, der Mad. Roland. A. d. Franz. v. P. Frisch. 1356.
Briefwechsel zw. Göthe und Schultz. 1195.
Bromme, Tr., Reisen durch die Verein. Staaten. 433.
Bronn, W., Für Kalodiotik. 87.
Brougham, H., Gott und Unsterblichkeit. A. d. Engl. v. J. Sporschil. 1187.
Bruchstücke aus den nachgelass. Papieren eines Verstorb. 1130.
Bruckbräu, W., Schürzenräthsel. 487.
Brummer, Andr., Tasso, dramat. Ged. 480.
Buchholz, Fr., Histor. Taschenb. 16. Jahrg. 2. Abthl. 114.
Buchner, K., Friedrich Stapß. 880.
Büchner, G., Danton's Tod. 773.
Bühnenrepertoir des Auslandes, herausgeg. v. L. W. Both. 7. Bd. 1018.
Bührlen, Fr. L., Der Flüchtling. 711.
Bülau, Fr., Der Staat und der Landbau. 513.
— — — — — die Industrie. 513.
Bulgarin, Theodr., Denkmisse. Tschuchin's 1471.
Bülow, Ed. v., Novellenbuch. 3. Th. 1457.
Bulwer, E. L., Rienzi, der letzte Tribun. A. d. Engl. v. M. v. Czarnowski. 1091.
— 438.
— H. L., France social, liter., polit. 449.
Bussy, Genty de, De l'établissement des Français dans la régence d'Alger. 139.
Byron, Dichtungen von. A. d. Engl. v. G. Pfizer. 150.
Byron, Manfred. Die Finsterniß. Der Traum, übers. v. E. Köpke. 893.
— Ritter Harold's Pilgerfahrt. A. d. Engl. v. Zedlitz. 1227.
Calavar, der Ritter der Eroberung. A. d. Engl. v. G. A. Bärmann. 1475.
Calendario lunese p. 1835. 117.
Callcott, Mrs., Essays tow. the history of painting. 1372.
Callenius, G., Die Prinzen v. Oranien. 1265.
Capefigue, Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiq. 81.
Carrara, Francesca. A. d. Engl. übers. v. C. W. Geisler. 822.
Carre, John de, Essay on the mineral waters of Carlsbad. 643.
Carus, C. G., Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz. 227.
— — — Briefe über Göthe's Faust. 1. H. 983.
Casper, J. L., Die wahrscheinl. Lebensdauer des Menschen. 1239.
Castelli's, J. F., Gedichte. 574.
— — — Dramat. Sträußchen. 20. Jahrg. 1017.
Cervantes, Die vorgebliche Tante. 991.
Chaho, A., Voyage en Navarre pend. l'insurrect. basque. 396, 550.
Chamier, Capit. Fr., Das Leben eines Seemannes. A. d. Engl. v. K. H. Jürgens. 958.
Champollion's d. Jüng. Briefe aus Aegypten und Nubien, übers. v. E. v. Gutschmid. 819.
Charlesworth, Z. N., Das todte Parlament. 566.
Chateaubriand, Oeuvres complètes. 887.
— über England. 1164, 1288.
— Versuch über die engl. Literatur. 1822.
Chezy, W. v., Der fahrende Schüler. 1263.
China. 370, 1047, 1170, 1380.
— Mandarinen und christl. Missionen in, 748.
Chinesische Architektur. 42.
Christen, F. E., Erich, ein histor. Roman. 824.
Christiania, Correspondenznachr. aus. 171.
Clemens, F., Der Excentrische. 242.
Cloß, C. A., Mytholog., histor. u. geograph. Anmerkungen zu Schiller's Gedichten. 1524.
Clußmann, R. W., Die Campaner. 1606.
Cobbett, W., 1135.
Cobden, 1482.
Code de la presse. 852.
Colebrooke, H. T., Essais sur la philosophie des Hindous, trad. p. G. Pauthier. 1386.
Collection de documens inédits sur l'hist. de France. 1208.
Collet, Fleurs du midi. 575.
Celletta, Histoire du royaume de Naples. 1311.
Collier's neueste und ergänzende Nachrichten über Shakspeare. 1038.
Cooke, Geo. Wingrove, Memoirs of Lord Bolingbroke (v. C. F. Wurm). 841.
Cooper, J. F., Excursions in Switzerland. 1188.
Corbière, E., Le banian. 552.
Corbière, Ed., Das Seeleben. Deutsch v. L. v. Alvensleben. 960.
Cornelia f. 1837. Herausgeg. von M. Schreiber. 1509.
Correspondance inéd. de Voltaire, p. Foisset. 887.
Correspondenz des u. s. w. Suwarow. 902.
Courtet, V., Une notice sur Petrarque. 851.
Cramer, Fr., Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. 1. Art. 1393. 2. Art. 1521.
Craon, Prinzessin von, Percy, Graf v. Northumberland, übers. v. L. v. Alvensleben. 189.
Crufe, K. W., Kurland unter den Herzögen. 1. Bd. (v. F. W. Barthold). 65.
Dahl, Wahrheit und Dichtung. 1471.
Dahlmann, F. C., Die Politik. 1. Bd. 481.
Darstellung, Urkundl., der kirchl. Umtriebe des vormal. Pfarr. Helferich. 56.
Daß und warum Kant einen so allumfass. Einfluß gehabt (von Herm. v. Keyserling). 305.
David, C. R., Proceßacten in der gegen Prof. David angelegten Rechtssache. 2 Liefrgn. 577.
Darenberger, S., Mythische Gedichte. 815.
Decker, C. v., Die Truppen-Versammlung bei Kalisch im Sommer 1835. 347
Delavigne, Cas., Une famille aux temps de Luther. 615.
— — Alex. Dumas, über, 795.
— — Don Juan v. Oestreich, n. d. Franz. v. Bärmann. 1262.
— — König Eduards Söhne. F. d. Bühne bearb. v. C. Ritter v. Frank. 765.
Delorgerie, Une étincelle. 576.
Depping, B. G., Die Juden im Mittelalter. 79.
Diderot's Memoiren, Briefwechsel und Nachlaß. 182.
Diesterweg, F. A. W., Die Lebensfrage der Civilisation. 190, 1285.
Dieterici, W., Geschichtl. u. statist. Nachricht. über die Universitäten im preuß. Staate (von Alfred Reumont). 419.
Dramatische Bücherschau f. 1835. 1. Art. 417.
2. Art. 765.
3. Art. 1005.
4. Art. 1261.
Dramatische Desserts f. 1836. Herausgeg. v. E. M. Oettinger. 1018.
Drumann, W., Geschichte Roms. 2. Th. 1271.
Dubourg, G., The violin. 1480.
Ducange, Das Testament, bearb. v. Fanny Tarnow. 189.
Dugué, Horizons de la poésie. 576.
Duller, Ed., Geschichten und Märchen für Jung und Alt. 243.
Dumas, Alex., Don Juan de Marana. 622.
— — über Cas. Delavigne. 795.
— — gesammelte Erzählungen. Deutsch v. L. v. Alvensleben. 1116.
— — Der Mann des Ruhmes,

Digitized by Google

f. d. deutsche Bühne v. G. K. Bärmann. 1251.
Duquesnel, Am., Histoire des lettres avant le christianisme. 555.
Dutens, Jos., Philosophie de l'économie polit. 1255.
Eichwald, Ed., Reise auf dem kasp. Meere und in den Kaukasus. 1. Bd. 817.
Ettermann, J. P., Gespräche mit Göthe. 749.
Ekendahl, D. G. v., Allgemeine Staatslehre. 3. Th. 653.
Elias, W., Die Liebenden. 570.
Ellrich, A., Humorist. und histor. Skizzen. 98.
Elsholtz, Fr. v., Schauspiele. 425.
— — — Gedichte. 573.
Elsner, H., Befreiungskampf der nordamerik. Staaten. 327.
Ende, Ernst am, Nachtfalter und Weltlieder. 569.
England und Friedrich von Raumer. 917.
— Ackerbau in. 952.
Erdmann, Franc., Numi asiat. etc. 46.
Erhaltung histor. Denkmäler in Frankreich. 648.
Eschenmayer, C. A., Der Ischariotismus unserer Tage. 273.
— — — Die Hegel'sche Religionsphilosophie. 701.
Expropriationsgesetz, Sächs. 383.
Fahne, A., Bilder aus Frankreich. 578.
Falconieri, C., Memoria intorno alla vita ed alle op. di Bart. Pinelli. 1120.
Fallmerayer, J. P., Welche Folgen hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven u. s. w. 316.
Fasti, Gül und Bülbül, herausgeg. und übers. v. Jos. v. Hammer. 1241.
Feldmann, Leop., Höllenlieder. 562.
Ferrand, E., Novellen. 243.
— — Gedichte. Neue Samml. 565.
Fichte, J. H., Grundzüge zum Systeme der Philosophie. 2. Abtheil. Ontologie (von C. H. Weiße). 1489.
Ficker, Th. G., Ueber die von Röhr vorgeschlag. Grund- und Glaubenssätze. 55.
Finewood, Novellen. 71.
Flaschnerin, Die schöne. 422.
Flathe, L., Geschichte Macedoniens. 2. Th. 1382.
Fleury, Edm. de, Les feuilles du siècle. 575.
Foa, Eug., Die Jüdin. 403.
Fouqué, L. M., Die Weltreiche zu Anfang 1835. 891.
Förster, Fr., Friedrich Wilhelm I. 2. u. 3. Bd. Urkundenbuch. 2. Bd. 175.
— E., Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. 199.
Frähn, Chr. M., Notice chronolog. etc. 1518.
— — — über die ehemal. mongol. Stadt Ukek. 1518.
Frankl, L. A., Sagen aus dem Morgenlande. 899.
Frankreich, Deutsche Literatur in. 283.
Franz, Agnes, Stundenblumen. 175.
Freund, Der, des schönen Geschlechts für 1837. 1510.
Fried, K., Die Geschichte des osmanischen Volkes. 116.
Froriep, Rob., Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundh. 783.
Frühlingsalmanach, Norddeutscher. 1307.
Frühlingsalmanach f. 1837, herausgeg. v. Nikol. Lenau. 1367.
Fulchiron. 779.
Fürstengruft des Hauses Oestreich. 280.
Gamba, Bartol., Delle novelle ital. 407.
Gardiner's Aufenthalt im Zoululande. 1099.
Gedenke mein. Taschenb. f. 1837. 1402.
Gedichte eines weimar. Bürgers. 899.
Gehe, Ed., Die Malteser. 1263.
Geib, G., Darstellung des Rechtszustandes in Griechenland. 27.
Gengenbach, J. B. K., Liederkranz. 889.
Genty de Bussy, s. Bussy.
Geologie, Jetziger Stand der, Vierter Artikel. 605.
Gervinus, G. G., Ueber den Göthe'schen Briefwechsel. 514.
— — — Geschichte der poet. Nationalliteratur der Deutschen. 1. u. 2. Thl. 1445.
Geschichte der Belagerung von Gibraltar. 115.
— — Verein. Staaten von Nordamerika. A. d. Engl. v. A. L. Herrmann (von H. v. Keyserling?). 568.
— des Krieges von Preußen und Rußland gegen Frankreich 1806 und 1807. 771.
— der Zechkunst (v. G. G. Gervinus). 937.
Geschichte, die, des Thomas Ignaz Martin. 48.
Gogol, N., russ. Erzähler. 1471.
Gonzaga, Geschlecht. 979.
Gossmann, J. B., Probeaccorde. 287.
Göthe's Faust, Briefe über den zweiten Theil von. 985.
Gothenburg, Erich. Aus dem Reiseportefeuille eines Deutschen. 611.
Gottfried, der Sohn des Waldes. 404.
Gouvernement, Le, du Juillet. 81.
Grabbe, Hannibal, Trag. 625.
— Aschenbrödel. Dramat. Märchen. 625.
— 1448.
Granville, A. G., The royal society. 735, 878.
Grattan, Th. C., Agnes von Mansfeld. 715.
Grimaldi, Laura. Trauersp. 418.
Grog, Woher der Name? 424.
Grohmann, Christenthum und Vernunft f. Abschaff. der Todesstrafe. 889.
Groos, Fr., Die geist. Natur des Menschen (v. H. Schmid). 553.
Große, K., Peter der Große. 846.
Grossi, B., Marco Visconti. A. d. Ital. durch O. v. Czarnowski. 483.
Grotefend, C. L., Die Sanchuniathon. Streitfrage. 1491.
Grübel's sämmtl. Werke. 904.
Grün, Anastas., Schutt (von W. Häring). 585.
Grüneisen, K., Die altgriech. Bronze des Tur'schen Cab. in Tübingen. 91.
Gruppe, O. F., Gedichte. 578.
Gudrun. Ein ep. Ged. 1423.
Guillon, Entretiens sur le suicide. 495.
Güldenstädt's, J. A., Beschreib. der kaukas. Länder, herausgeg. v. Jul. Klaproth. 512.
Gusek, Bernd v., Seegemälde. 959.
Gutzkow, K., Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 1089.
Gützlaff's, K., dreijähr. Aufenthalt im Königr. Siam. 980.
Habel, Ed., Fragmente aus Briefen eines Reisenden. 1076.
Hagenbach, K. R., Vorlesungen über Wesen u. Gesch. der Reformation. 1209.
Hagendorff, H., Gedichte. 565.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Gedichte und Neue Gedichte. 681.
Hall's, Capit. Basil, See- und Landreisen, nach d. Engl. v. C. M. Winterling. 1. Th. 959.
Halling, K., Altdeutsche Schauspiele. 1. Bdchn. 765.
Hanke, Henr., Die Schwägerinnen. 799.
Hansen, J., Kritik des Armenwesens. 1112.
Harmonia. Ein Roman. 842.
Hasse, C. L., Die Eisenerzeugung Deutschlands. 1319.
Hasse und Rabener als Schicksalsgenossen, 888, vgl. 1460.
Havemann, W., Gesch. der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII. 2. Th. 1043.
Hebel's, J. P., sämmtl. Werke. 969.
Herringen, G. v., Winterblumen. 968.
— — — Fränkische Bilder aus dem 16. Jahrh. 1067.
Hegel und das größere Publikum. (von Arnold Ruge). 609.
Hegemann, J. B., Reise durch Italien und Sicilien. 275.
Heim, C. L., Das Buch von und über (v. Fr. Horn). 445.
Heinel, Ed., Tobias, idyll. Erzähl. 174.
Heinroth, J. Ch. A., Unterricht in zweckmäß. Selbstbehandl. (von H. Schmid). 553.
Heinsius, Th., Hygea und die Gymnasien. 736.
Heinzelmann, Fr., Schattenrisse aus Walter's Tagebuch. 561.
Heldengedichte der Italiener, Einige, und ihre neuesten Ausgaben (von Karl Witte). 465.
Helwing, E., Geschichte des preuß. Staats. 2. Abtheil. 1109.
Hemans', Mrs., Poetical remains. 1000.
Henningsen, A twelfmonth's campaign with Zumalacarregui. 431, 547.
Hensel, J. H. A., Jesus Christus, der bild. Erlöser. 1157.
Herbigny, d', Etudes historiq. et politiq. 887.
Hermanni, Konr., Die Schlacht von Schimbund. 178.
Herschel, J. F. W., Einleit. in das Studium der Naturwissenschaft. Nach d. Engl. v. A. Weinlig. 1582.
Herschel's, Sir John, neueste Entdeckungen auf dem Cap, den Mond u. s. w. betreff. 257.
Herzenskron, Dramat. Kleinigkeiten. 4. Bd. Auch: Dramat. Beiträge. 422.
Hinrichs, H. F. W., Die Genesis des Wissens. 1. metaph. Th. (v. C. H. Weiße). 101.
Hoche, General. Scenen aus seinem Leben. 190
Hock, F. C., Cartesius und seine Gegner. 989.
Hoff, K. E. A. v., Geschichte der durch Ueberliefer. nachgewies. natürl. Veränderungen der Erdoberfläche. 3. Th. 193.

Digitized by Google

Hoffmann, Bemerkungen zum Schutze der Gesundh. auf Schulen. 788.
Hofmeister, Der Jude Wolff. 799.
Hohenlohe, Fürst, s. Alexander.
Hormayr, Jos. Freih. v., Taschenb. f. d. vaterländ. Geschichte. Neue Folge. 7. Jahrg. 155. 8. Jahrg. 1467.
Hotho, H. G., Vorstudien für Leben und Kunst. 742.
Huber, Ther., Die Geschichte des Cevennenkrieges. 1520.
Hugo, V., Triboulet, bearb. v. Kath. Halein. 774.
Humboldt, Alex. v., Krit Untersuchungen über die histor. Entwickel. der geograph. Kenntnisse von der Neuen Welt. A. d. Französ. übers. v. J. L. Ideler. 1357.
Hundeiker, E. G. J., Herzensergießungen in relig. Gesängen. 567.
Hundekomödie, Neue romant. 1216.
Hurter, Fr., Geschichte Papst Innocenz III. 813.
Jacob, P. L., Medianoches. Deutsch v. L. v. Alvensleben. 1116.
Jacobi, Chr. Fr., Histor.-pädagog. Reise nach Sachsen. 1379.
Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgeg. v. F. W. Gubitz. 15. Jahrg. 770.
— schwäb. Dichter und Novellisten. Herausgeg. v. E. Mörike und W. Zimmermann. 802.
James, G. P. R., Der Zigeuner. A. d. Engl. übers. v. W. A. Lindau. 1119.
Janin, Jul., Un chemin de traverse. 619.
Janinski, Ed., Die Rose und der Drache. 769.
Jäsche, G. W., Der Pantheismus nach seinen verschied. Hauptformen u. s. w. 129.
Iduna, Taschenb. f. 1837. 1401.
Jerusalem, Das neue. Beiträge zu dess. Kenntniß. 310, vgl. 943 u. 1407.
Jesse, Edw., Gleanings in natural hist. 1480.
Imberdis, Le cri de l'ame. 888.
Immergrün, Taschenb. f. 1837. 1506.
Immermann, K., Die Epigonen (v. Ed. v. Bülow). 1049.
Ingemann, B. S., Prinz Otto und seine Zeit. A. d. Dän. v. L. Kruse. 1435.
Journalistik, Geschichte der. 74, 179.
— Französ. 299, 670, 971. 1354.
Jovialis, Lustspiele von. 774.
— Atellanen. 1266.
Irrlicht, Das, der Reformation. 54.
Irving, Th., Die Eroberung Floridas. 187.
— W., Miscellanies. 502.
Isaacs, Nathan., Travels and adventures in east. Africa. 1391.
Italien. Zur Statistik desselben (v. Alfred Reumont). 117.
— Aus. 156, 188, 212, 291, 316, 351, 383, 443, 508, 884, 920, 979, 1016, 1060, 1095, 1120, 1200, 1476.
Jucunde. Dramat. Taschenb. f. 1836. v. Karl Blum. 1010.
Jugendleben und Träume eines italien. Dichters. Nach Andersen's Improvisatoren von L. Kruse. 873.
Jugendwanderungen. Vom Verf. der Briefe eines Verstorbenen. 747.
Julius, Der ein und dreißigste. 899.
Jullemier, Alexandr., Authent. Memoiren einer Hebamme. 1359.
Kahlert, Aug., Romanzen. 902.
Kalender, Petersb., f. 1835. 1517.
Kalisch, M., Lebenskunst f. geistig beschäft. Menschen. 459.
Kaltenbrunner, K. A., Vaterländ. Dichtungen. 893.
Kan-ing, p'ien. 1170.
Kantzow's, Th., Chronik von Pommern, herausgeg. durch W. Böhmer (von F. W. Barthold). 1113.
Kaulbach, W., Das Narrenhaus, erläut. von G. Görres. 318.
Kawaczinsky, F. W. v., Vermischte Dichtungen. 902.
Keferstein, Ch., Die Naturgeschichte des Erdkörpers. 193.
Kempis', Th. a., Schriften. 443.
Kerndörffer, H. A., Leichtfaßl. Anleit. zur Kryptographie. 255.
Kerner, Justinus, Dichtungen (von G. O. Marbach). 473.
Kestner, G. W., Leben C. L. Heim's (von Franz Horn). 445.
Keyserlingk, H. v., Die theor.-prakt. begründ. Lehre vom Schönen. 873.
Kiesewetter, R. G., Geschichte der europ.-abendländ. o. uns. heut. Musik. 869.
Kirchenbesuch, Vom. 359.
Kirsch, K. W., Richard Darlington. 1019.
Klausen, G. C., Gesammelte Gedichte. 1129.
Klose, C. R. W., Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 707.
Klüber, J. L., Pragmat. Gesch. der nation. und polit. Wiedergeburt Griechenlands. 719.
Knebel's, K. L. v., literar. Nachlaß und Briefwechsel. 717.
Kobbe, Th. v., Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich. 72.
Koch's, C. W., dramat. Beiträge. 1265.
Koitzsch, Fr., Saitenklänge. 569.
Kotzow, Alex., Naturdichter. 1471.
König und Freiheit. 499.
König, H., Die Bußfahrt. 1017.
— — Die Waldenser. 1185.
Königs, J. J., Friedrich der Einzige. Heldenged. 1. Bdch. 173.
Kopenhagen, Correspond. aus. 1405.
Körber, Phil. v., Bilder aus der Lombardei. 612.
Körner, G., Beleucht. des Duden'schen Berichtes. 433.
Krakau. Correspondenznachr. 1074.
Kretschmer, G, Keime. 898.
Kreuzhage, Alb., Ueber die Erkenntniß der Wahrheit. 1529.
Kries, Fr., Vorlesungen über die Naturlehre. 2 Bd. 1110.
Krug, Soll man die Erzieh. der Jugend wieder den Mönchen u. insonderh. den Jesuiten anvertrauen? 491, vgl. 552.
Krüger-Hansen, Brillenlose Reflexionen über das jetzige Heilwesen. 660.
Kruse, L., Schweres Mitwissen. 908.
— — Der Geisterbanner. 908.
— — s. Raimond.
Kuhn, J., Jacobi und die Philosophie seiner Zeit (von H. v. Keyserlingk). 761.
Kulmann, Elisab., 1222.
Kunst, Die, und die Kirche. 1057.
Kunstnovellen. 667.
Kurländer, F. A. v., Lustspiele oder dramat. Almanach. 25. Jahrg. 1014.
Kutrun, herausgeg. v. Ad. Ziemann. 1097.
Labaume, Hist. monarch. et constitutionn. de la revol. franç. 827.
Lacretelle's Geschichte der Restauration. 850.
Lahore, Das Königr., Not. nach Allard. 896.
Lamartine, Alph. de, Souvenirs, impress. etc. pend. un voyage en Or. 209.
— — — Jocelyn. 731.
Lambruschini, Abate Raffael. 18.
Lamennais, F. de, Troisièmes mélanges. 727.
— — — Affaires de Rome. 1464.
Landgrave, G., Ueber das Licht. 1253.
Land-, Luft- und Wolkenreise, Humorist., ins Gebirge. 1464.
Lange, J. P., Die Welt des Herrn. 1138.
Laroche St. André, Eine Nacht v. 1793. 181.
Laseron, G. J., Germanische Blüten. 1150.
Latouche, de, France et Marie. 551.
Lax, Louis, Chevalier Reynaud. 143.
— — Die Reisecur. 143.
Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 951.
Leichenhäuser oder keine? 637.
Leisler, G., Fünfunddreißig Gedichte. 566.
Lelewel's, J., kleinere Schriften geograph.-histor. Inh. A. d. Poln. v. K. Neu. 1332.
Lemberg, Correspondenznachrchtn. 1315.
Lembert, Novellen. 356.
— Almanach dramat. Spiele. 2. Jahrg. 1015.
Lenau, Nikol., Faust. 781.
Lennep, J. v., Der Pflegesohn. A. d. Holländ. v. Karl Eduard. 211.
Lenz-Kühne, J. R., Lustspiele. 766.
Leo, H., Hr. Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. 1286.
— — Zwölf Bücher niederländ. Geschichten. 2. Thl. 1363.
Leonhard, K. C. v., Geologie und Naturgeschichte. 1291.
Leonhardt, Karol., Liederkranz. 175.
Lesezimmer, Das, im brit. Museum. 784.
Lewald, A., Tirol vom Glockner zum Ortles u. s. w. 33.
— — Aquarelle aus dem Leben. 1079.
Lewis, G. C., An essay on the origin and format. of the Romance languages. 630.
Liederchronik, Eidgenöss., übrs. u. histor. erläut. v. E. L. Rochholz. 694.
Lindfors, Nikol., Gedichte. 1372.
Link, F. H., Die Urwelt und das Alterthum. 1. Th. 881.
Linsolas, Aubert de, Souvenirs de l'Italie. 828.
Literary gazette Nr. 1000. 804.
Litta, Pomp., Famiglie celebri ital. 979.
Littrow, J. J., Die Doppelsterne. 411.
— — — Sterngruppen und Nebelmassen. 895.
— — — Die Wunder des Himmels. 1083.

Digitized by Google

Lochell, J. C., Berlin und Hamburg. 952.
London, Royal society in. 735.
Lordmayor von London, Zur Gesch. des 306.
Lorenz, Wilhelm., Elisabeth Tarakanow. 71.
Lorinser und die gelehrten Schulen. 733.
Lossel, Deutsche Harfe. 569.
Lösung, Die, der kirchl. Verwirr. u. s. w. zu Hönigern. 55.
Lottin von Laval, Maria von Medicis. A. d. Französ. v. A. Schäfer 185.
Löwenberg, J., Afrika. 50.
Luden, H., Geschichte des deutschen Volkes. 10. Bd. 1281.
Ludwig, C. F. E., Geschichte der letzten funfzig Jahre. 4. Bd. 63.
Luft, Joh., Lyr. Gedichte. 898.
Luganski, Wlad., s. Dahl.
Lundblad, Knut af, Geschichte Karl XII. Kön. v. Schwed., übrs. v. G. F. v. Jenssen. 1. Th. 926.
Luther, über Preßfreiheit und Bücherverbote (von C. H. Weiße). 20.
Lutherana und einige andere Theologica. 54.
Lutze, Arthur, Karl X. 1261.
Lyon und seine Fabriken. 868.
M'Crie, Geschichte der Ausbreit. u. Unterdrück. der Reformat. in Spanien. A. d. Engl. v. G. Plieninger. 662.
Mackintosh, James, nachgelassene Memoiren. 1102.
Macnisch, Rob., Der Schlaf in allen seinen Gestalten. A. d. Engl. v. *r. 815.
Mädchen, Das, von der Spree. 1262.
Merriant's, Jacop van, Rymbibel. 521.
Maja. Bibliothek neuer Originalnovellen. 1—6. Bd. 239.
Mair, W., Rückkehr und Wiedersehen. 1007.
Mairosen. Erzählungen und Novellen, herausgeg. von Fr. v. Arth. 177.
Maistre, Jos. v., Briefe über die span. Inquisit. A. d. Franz. v. M. v. S. 56.
Makanna, o. das Land der Wilden. A. d. Engl. übrs. v. Th. Hell. 71.
Malibran-Beriot, Maria. 1418.
Maltzahn, Fr. v., Conradin. 1010.
Mancherlei. 68, 124, 172, 204, 636, 1152, 1212, 1320.
Manfred, Gruppen und Puppen. 1478.
Mansegg, J. Sch. v., Geschichte der chines. Mission unter J. A. Schall. 32.
Manz, H., Der achtzehnte October. 1129.
Marbach, G. O. Ueber moderne Literatur. 1. Send. 434.
Marheineke, Ph., Geschichte der deutschen Reformat. 4. Th. 1001.
Marin, Sc., Le panorama histor. 887.
Marina, Almarosa, ein Roman. 103.
Marokko, Statist. Nachrichten über. 1250.
Marr, H., s. Zeit.
Marryat, Capit., Der Seeoffizier. A. d. Engl. v. C. Richard. 954.
— — Willy Königs s Eigen. Uebers. v H. Roberts. 1199.
— — Frank Mildmay. Uebers. v. H. Roberts. 1199.
— — Japhet, der den Vater sucht. A. d. Engl. v. C. Richard. 1199.
— — Der Pirat. A. d. Engl. v. C. Richard. 1390.
Marsand, A., I manoscr. ital. della bibliot. paris. 212.
Masson, Mich., Die eiserne Lampe. Deutsch v. L. v. Alvensleben. 181.
Masselin, Jeh., Journal des états-généraux de France a Tours 1484, trad. p. A. Bernier. 1203.
Maurer, Ed., Der Weißmantel. 907.
Maury, Abbé, 827, 1335.
Mayerhoff, E. Th., Die deutschen, insbesondere die preuß. Hochschulen. 1286.
Meerfels, C. G., Die Familie Walldorf. 355.
Mehemet Ali. 1244.
Meinhold, W., Gedichte. 897.
Melendez, span. Dichter. 159.
Memoiren eines Verstorbenen. 19.
Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. 803.
Menzel, Wolfg., Geist der Geschichte. 617.
— — Reise nach Italien. 646.
— — Deutsche Literatur, Stimmen aus England. 1427.
Méry, s. Bagno.
Meyer, H., Dramat. Spiele z. gesell. Unterhalt. 2. Jahrg. 426.
— G. v., Lyrische Versuche. 902.
Meyr, M., Wilhelm und Rosina. 563.
Mickiewicz, Ad., Herr Thaddäus o. der letzte Gajasd. A. d. Poln. v. R. O. Spazier (von W. Häring). 1213.
Mielsch, Joh., Lustspiele. 1018.
Mignet, Négotiations relat. à la success. d'Espagne sous Louis XIV. 1203.
Milo, Aug., Das Hohenstaufenlied. 1133.
— — Tankred und Clorinde. 1261.
Mises, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 518.
Mittelalterl. Poesie. 1494.
Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835. 321.
Molini, Gius., Collezione di docum. stor. 1120.
Molossi, L., Vocabolario topograf. dei ducati di Parma, Piacenza e Guastalla. 117.
Montenglaut, Bar. v., Böhmen in den Jahren 1600—21. 799.
Moore's, Th., Geschichte von Irland. 583.
Moratin, Don Leandro Fera de, Das Kaffeehaus, a. d. Span. übrs. v. A. v. Halem. 1015.
Morier's Ajischa, die Jungfrau von Kars. 195.
Morstadt, C. E., Vertheidig. der Universit.-Professoren. 1286.
Mort, Esq., Geistes-Mucken. 1351.
Morton, Der Schneider und sein Sohn. 1005.
Morvell, C., Hyder Aly. 608.
— — Furchtlos und treu. 1115.
Moscherosch, J. M., Autographa (v. Prof. C. Petersen). 1160.
Mosen, Jul., Heinrich der Finkler. 1006.
Moser, J. G., Räthsel. 904.
Mügge, Th., Der Chevalier. 921.
Müller, Adalb. und Fr. X., Sagen und Legenden der Baiern. 178.
— F. Paludan, Die Tänzerin. A. d. Dän. 570.
— W., Die Verworfenen. 403.
Müller, W., Des Bettlers Gabe. 1509.
Münch, E., Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. 2. u. 3. Bd. 31.
— — Biograph.-histor. Studien. 1. Bd. 1175.
München. Correspondenznachrichten. 122.
— Kunstliterar. Neuigkeiten. 318.
— s. Mittheilungen.
Münzsammlung, Asiat., in Kasan (von A. Th. Hartmann). 46.
Musenalmanach, Deutscher, f. 1837, herausgeg. v. Adalb. v. Chamisso. 8. Jahrg. 1437.
Musset, Alfr. de, Les confess. d'un enfant du siècle. 551.
Mützell, Jul., Andeutungen über das Wesen u. s. w. der Philologie. 252.
— — Zur Würdig. der Angriffe Lorinser's. 733.
Nachlaß eines Geschiedenen. 1. Bdch. 119. 2. u. 3. Bdch. 419.
Nagler, G. K., Rafael als Mensch und Künstler. 255.
Ránny, J. C., Gedichte. 238.
Napoléon, Précis des guerres de César. 687.
Narbutt, Th., Aelteste Geschichte des lithauischen Volks. 1. Th. 12.
Nationalschuld, Die engl. 1264.
Natur, Die, ihre Wunder und Geheimnisse. A. d. Engl. v. H. Hauff. 1. Bd. (von Hohnbaum). 1269.
Necker de Saussure, Die Erziehung des Menschen, v. A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim. 1. Th. 1302.
Neidhard, K., Amerikan. Magazin. 1. Heft. 433.
Nekrolog, Neuer, der Deutschen. 12. Jahrg. 1535.
— — Register über die zehn ersten Jahrgge. 1535.
Nestroy, Joh., Der böse Geist Lumpacivagabundus. 774.
Neue Kirche und Swedenborg, Berichtigung (von J. F. J. Tafel). 943. Weitere Berichtigung. 1407.
Neuffer, L., Kleine epische Dichtungen und Idyllen. 903.
Neugriech. Literatur, Aphorismen über die neueste. 1425.
Neumann, J. W., Die Patrimonialgerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit. 6.
— K. G., Die lebendige Natur 914.
Neumann's, Wilh., Schriften. 109.
Nicodemus, Das Büchlein von der Auferstehung. 518.
Nidda, Krug v., Der Schmied von Jüterbog. 898.
Nieritz, Gust., Der Druckfehler. 243.
Nodier, K., Die Krümchen-Fee. A. d. Französ. übers. v. K. v. Kronfels. 1118.
Noel, L., Amertumes et consolations 576.
Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reise. 1. u. 2. Th. 611.
Nork, F., Mythen der alten Perser. 24.
— — Musamerit. 340.
— — Die Zeugung der Himmelskörper. 543.
Norton, Mrs., Die Frau. N. d. Engl. v. T. Vockerode. 403.

Digitized by Google

Rothankes, Geb., Die geheimen Journalisten im Monde. 1492.
Novellen vom Verf. einer Alltagsgeschichte. A. d. Dän. v. W. C. Christiani. 71.
— von Silvio Pellico, Varante u. s. w. N. d. Ital. v. Ed. Schmidt. 104.
Novellenbuch, s. Bülow, Ed. v.
Novellistik, Italien., 407.
Nowak, J., Ausführl. Anleit. zur deutschen Geschwindschrift. 285.
Oegger, G., Rapports inattendus etc. 511, vgl. 1407.
Öhlenschläger's dramat. Dichtungen. 1010.
Oken, Allgem. Naturgeschichte. 1189.
Oldenburg, F. A., Erinnerungen aus dem Leben. 1184.
Ölser, Die, o. des Großvaters Geburtstag. 1048.
Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilh. III. von Jülich. 677.
Ottenheimer, Henr., Der Kettenschmied. 1139.
Öttinger, E. M., Das Buch der Liebe. 998.
— — — Dramat. Desserts s. 1886. 1013.
— — — Fashionable Dummheiten. 1265.
Ottley, W. Young. 1340.
Oudinot, général, De l'Italie et de ses forces milit. 1235.
Pamasch, A., Alboin. Max in Flandern. Dramat. Dichtgn. 421.
Pannier, S., L'athée. 887.
Papinga, A. C., Das Leben und Weben im Planeten Venus. 26.
Parent-Duchatelet, E. A. J. B., De la prostitution dans la ville de Paris. 1317.
Paris, Der große Brand zu. 10.
— Die kgl. Bibliothek zu. 215.
— Correspondenznachrichten. 85, 123, 168, 219, 896, 571, 618, 779, 994, 1482.
— Zeitbilder in (mitgeth. v. L. Bauvsberg). 947.
Pariser Schriftsteller, Die, und ihre Quartiere. 394.
Pasek, J. Ch., Memoiren. 1503.
Paul Wilh., Hg. v. Würtemberg, Erste Reise nach dem nördl. Amerika. 825.
Pellico Silvio, Francesca von Rimini. A. d. Ital. von P. J. J. Schädelin. 765.
Penelope auf 1857 v. Th. Hell. 1408.
Penhoen, s. Barchou.
Penseroso, Die Gebirgsreise. 1479.
— Neffe und Oheim. 295.
Pest, Ueber die. 535.
Petersburg, Correspond. aus. 1405.
Peucer, Fr., Ein Theaterabend. 421.
Peyron, Am., Lexicon ling. copt. 1200.
Pfaff, W., Der Mensch und die Sterne. 961.
Pfizer, P. A., Ueber die Entwickl. des öffentl. Rechts in Deutschland. 545.
Phantasus, Jacobina, Novelle. 243.
Phelli, Bart. 1120.
Polen, Bibliophilen und Bibliotheken in. 880.
— Literär. Nachrichten aus. 1071, 1315.
Police, Napoleon. 812.
Portfolio, The, I—V. (v. C. F. Wurm). 241.
Portorico, Die Insel. 1478.
Portugies. Geschichte, Handschriftl. Material. zur. 523.
Prabel's Improvisationen. 992.
Progress and present position of Russia in the East (von C. F. Wurm). 1. Art. 1301.
2. Art. 1478.
Prometheus, Tag. v. Brf. des Abäl. 1262.
Pulvermacher, Taschenb. dramat. Sprüchwörter. 2. Jahrg. 1262.
Quillet, Cl., Kallipädie. 683.
Quin, Mich., Stromreise. 244.
Quinet, E., Napoléon. 731.
Rabelais, Franz, Gargantua und Pantagruel, herausgeg. durch G. Regis. 1. Th. 525.
Raimond, Mich., Die Macht der Beispiele, übers. v. L. Kruse. 295.
Ranke, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat. 1. Bd. 910.
Rankin, F. Harr., The white man's grave. 816.
Rapport général sur les mines de l'Argentiera. 117.
Rastout, Alph., Petrarque. 836.
— — Chroniques de Valvluse. 880.
Ratjen, H., Johann Erich von Berger's Leben. 607.
Rätze, Inhalt, Zweck und Wirkungen des Versöhnungsfestes Jom. 56.
Raumer, Fr. v., England im Jahre 1835 (von C. F. Wurm). Erster Artikel. 1. Zweiter Artikel. 141. vgl. 715, 917.
— — — Beiträge zur neuern Geschichte. 1. Art. 1081.
2. Art. 1237.
— — — Geschichte Europas. 5. Bd. 1445.
Raupach, E., Genoveva. 429.
— — Der Nasenstüber. 429.
— — Der Zerkgeist. 769.
— — Tasso's Tod. 769.
— — Mormind und Mündel. 774.
— — Das Märchen im Traum. 1009.
Ravensberg, O. von, König Harne. 773.
— — — — Der böhmische Krieg. 1265.
Recueil des actes de la séance publ. de l'acad. de St. Petersb. 1517.
Reinhold, E., Theorie des menschl. Erkenntnißvermög. 2. Bd. 1506.
Reise, Empfindsame, eines expatriirten Schwärmers. 804.
Reisen- und Länderbeschreibungen der ält. u. neuesten Zeit, herausgeg. v. Ed. Widenmann und W. Hauff. 6 Liefrgn. 559.
Reiseskizze aus den Vogesen. 968.
Rellstab, L., Empfindsame Reisen. 1267.
Rengger, J. R., Reise nach Paraguay (von Pöppig). 1053.
Retzsch, Mor., Umrisse, Urtheil der Engländer. 1896.
Reumont, Alfred, Andrea del Sarto. 169.
Reveille-Parise, s. Raffay.
Revue du Nord. 283.
Rheinwald, G. F. H., Wanderungen eines sächs. Edelmanns z. Entdeck. der wahren Religion. 1253.
Ribbeck, W., Jungfer Emerentia Lorenz. 899.
Ricard, Monsieur Mayeur. A. d. Franz. übers. v. W. Schröder. 187.
Rigorismus in den Verein. Staaten. 967.
Ring, K. L., Kaiser Friedrich I. im Kampf gegen P. Alexander III. (v. H. v. Keyserling). 107.
Roederer, Archives curieuses de l'hist. de la soc. polie. 552.
Roger's dramatische Werke. 135.
Roland-Bauchery, Didier ou le borgne. 888.
Roland, Mad., Eigenhänd. Briefe an Bancal des Issarts, übers. v. P. Frisch. 1356.
Rolle, Die, der Diplomatie bei dem Falle Polens. 591.
Romagnosi, Giandomen. 188.
Roman, abbé, Récit histor. de l'abdication de Victor Amédée. 1345.
Roman de la rose. 1178.
— — — violette. 1530.
Romanliteratur. 71, 103, 195, 242, 295, 329, 355, 403, 799, 907, 1015, 1114, 1475.
Rommel, Chr. v., Geschichte von Hessen 4. Thl. 1. Abthl. Neuere Geschichte 1. Bd. 551.
Roos, Rich., Gedichte. 3. Bdch. 894.
Röpe, Herm., Meine poet. Jugend. 894.
Rosini, Luise Strozzi. 79.
Rousseau, J. B., Purpurviolen der Heiligen. 1—4. Bd. 1139.
Rudolphi, Karol., Schriftlicher Nachlaß. 1138.
Rumohr, C. F. v., Zweiter Band Novellen. 269.
Russia. By a manch. manuf. 1482.
Russische Notizen. 423, 472, 632, 676, 1040, 1148, 1164, 1184, 1471.
— — Interess. Erscheinung der Literatur. 1411.
Russisches Hundert und Eins. 1. Bdch. 236.
— Conversat. Lexikon. 835.
Rußland, Wissenschaftl. Mittheilungen aus. (Von A. Th. Hartmann). 147, 362, 1517.
— Hauptsternwarte in. 400.
— Einführ. der Buchdruckerei in. 444.
Ruth, E., Gedichte. 1429.
Saint-Aubin (Balzac) Oeuvres complettes. 887.
Saintine, Der Verstümmelte. 178.
Sallet, Fr. v., Gedichte. 1181.
Salomon, G., Erinnerungen an das Seebad auf Helgoland. 223.
Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönizier. 1491.
Sand, G., Andreas. A. d. Französ. v. Ludwig. 1119.
Santarem, Introduct. au tabl. élémentr. des relations etc. du Portugal. 523.
Satori, J., Diana von Cinq-Mars. 194.
— — Novellenkranz. 104.
Scävola, Emerent., Learosa, die Mätmerfeindin. 225.
Schaden, Ad. v., Artistisches Mädchen. 919.
Schauspiele, Altdeutsche, bearb. v. K. Halling. 1. Bdch. 765.

Digitized by Google

Scheffer, H., Bilder ohne Rahmen. 1015.
Scheibel, Mittheilungen über die neueste Gesch. der luther. Kirche. 2. H. 55.
Schenk, Th. v., Schauspiele. 3. Th. 775.
Scherpeler, Ob. v., Der Fels der Liebenden. 901.
Schiff, H., Die Ohrfeige. Nov. 588.
— — Glück und Geld. 799.
Schick, Jos., Deutsches Volkstheater. 1. Liefer. 1266.
Schiller, Zu dessen Bildungsgeschichte. Andeutungen von Sch. selbst u. s. w. 1197.
Schlatter-Bernet, Anna. 1030.
Schlegel, J. H. G., Das Heimweh und der Selbstmord. 1300.
Schlesinger, Sigm., Mährische Wanderbriefe. 51.
— — Herbstnovellen. 103.
Schlumberger, J. G., Lieutenant von Katt, Trauersp. 418.
Schmid, H., Vorlesungen über das Wesen der Philosophie. 1333.
Schmidt, H., Liederblüten. 355.
— Ed., Ueber Begriff und Möglichkeit der Philosophie (von C. H. Weiße). 305.
— Max, Ueber die Nothwendigk. einer Reform im Gymnasialunterr. 1123.
— J. J., Die Oststämme der Mongolen. 1519.
Schmitt, H. J., Ur-Offenbarung. 685.
Schnaase, K., Niederländische Briefe. 17.
Schneiderreit, G., Gedichte. 568.
Schneller's, Jul., hinterlass. Werke. 4. Bd. 1345.
Schnitzler, J. H., La Russie, la Pologne et la Finlande. 167.
Schön, Joh., Neue Untersuchung der Nationalökonomie. 767.
— — Allgem. Gesch. u. Statistik der europ. Civilisat. 870.
Schoppenhauer, Johanna, Der Wittwen von Eanck-Columba. 823.
— — Die Reise nach Italien. 829.
Schorn, W., Gesch. Griechenlands. 1384.
Schröder, W. J., Gedichte. 566.
Schubarth, K. E., Gesammelte Schriften philosoph. theol. u. s. w. Inhalts. 246.
Schubert, F. W., Handbuch der allgem. Staatskunde von Europa. I. 1. 57.
Schule der Höflichkeit, Eine engl. 656.
— — — Eine alte französische. 96.
Schumacher, W., Maiblumen und Bergfrüchte. 566.
Schütz, F. K. J., Christian Gottfried Schütz. Darstell. seines Lebens u. s. w. 2. Bd. 29.
Schütze, H., Rosen von Jericho. 1. Kranz. 1137.
Schwabe, K., Das Leichenhaus in Weimar. 633.
Schweizer, Karl Bar. v., Gedichte. 288.
Scribe's Aufnahme in die französ. Akademie. 223.
Seelen, H. v., Sommersprossen auf dem Teint der Novellenliteratur. 900.
Seeliteratur. 954.
Seidler, K., Zehn Jahre in Brasilien. 1. Bd. 1253.
Selbstbiographie eines Landpredigers. 511.
Selinger, F. M., Nachtstationen eines Reisenden. 1280.
Semilasso, Verlegter Weltgang. 353.
Semiramis. 620.
Seybold, Fr., Das Erbe von Toggenburg. 259.
Shakspeare, Vier Schauspiel, übers. v. L. Tieck. 1005.
— Dramat. Werke, übers. von Phil. Kaufmann. 3. Th. 1018.
— — — 1—3. Bdch. 1262.
Sherer, Cap. Moyle, Militair. Memoiren, übertr. v. G. Nagel. 1073.
Sidney, Zustand der Civilisat. in. 704.
Sierra Leone. 816.
Sietze, K. F. F., Ausübung oberstrichterl. Gewalt des Staats. 1157.
Silesius Minor, Gedichte. 894.
— Ed., Hanswursts Verbannung. 1014.
Siona. Herausgeg. v. H. Waldow. 1518.
Sketches on Germany. 923.
Smets, W., Kleinere epische Dichtungen. 562.
Smidt, H., Hamburger Bilder. 323.
Smitt, Fr. v., Suwarow's Leben und Heerzüge. 1. Th. (von F. W. Barthold). 293.
Smolett, Archenholz und G. Nicolai. 912.
Sommer, Elise, Gedichte und prosaische Aufsätze. 175.
Sommersprossen, s. Seelen.
Sommerville, Maria, Ueberblick der physikal. Wissenschaften. 1019.
Sonderbarkeiten und Idiosynkrasien einzelner Menschen. 64.
Sostmann, Wilhelm, Der Erzbischof von Madrid. 403.
— — Gedichte und Novellen. 1133.
Spanien, Bücher über. 896.
— Skizzen aus. 547, 823, 1280, 1352.
— Der Krieg von 1808. 1365.
Sparkassen, Entstehung der. 1524.
Spazier, K. O., Ost und West. 1023.
Staats-Lexikon, herausgeg. v. K. v. Rotteck und K. Welcker. 1—8. Liefr. 685.
Stägemann, F. A. v., Erinnerungen an Elisabeth. 589.
Stackelberg, O. M. Bar. v., Trachten und Gebräuche der Neugriechen. 140.
Stanhope, Materialien z. Gesch. Kaspar Hauser's. 335.
Starck, G. N., Vermischte Gedichte. 1. Bdch. 208.
Statkof, L., Alma. 809.
Staunton, G., Remarks on the british relations with China. 1047.
Steinbeck, Alb., Der Dichter ein Seher. 721.
Steinmann, Fr., Gedichte. 287.
Stelzer, K. F. H., Fragmentar. Mittheilungen einer Reise durch Holland u. s. w. 127.
Stengel, Franziska v., Maximilian Emanuel und seine Baiern. 355.
Stenographie, Tachygraphie u. s. w. 231.
Sternberg, A. Freih. v., Galathee. 1527.
Steudel, J. Chr. Fr., Vorläufig zu Beherzigendes u. s. w. 273.
Stieglitz, H., Dionysosfest. 1166.
Stolle, Ferdin., Nacht und Morgen. 1115
Storch, L., Der Diplomat. 497.
— — Pauline von Pelfis. 497.
— — Novellen. 497.
— — Der Caricaturist. 497.
Straf-Erkenntnisse des Criminalsen. des königl. Kammergerichts wider die Theilnehmer an burschenschaftl. Verbindgn. 675.
Strafhaus, Das weibl., in Madrid. 1459.
Strack, Fr., Stunden der Einsamkeit. 1134.
Strang, J., Germany in 1831. 1284. 1369.
Strauß, Dr. Fr., Das Leben Jesu. 273.
— — — — — — Unbefangene Bemerkungen darüber (v. Fr. Mosengeil). 1331.
Stroleff, P., Rapport sur le voyage archéograph. 1517.
Struve, Etat de l'acad. impér. de St. Petersb. 1517.
Studemu d, H. G., Gedichte. 207.
Student, Der deutsche. Von A. v. G. 360.
Stuhr, P. F., Der siebenjähr. Krieg. 1111.
Sue, Eug., Histoire de la marine. 555.
Sutner, J., Karl der Große. 1130.
Sydow, Fr. v., Almanach dramat. Sprüchwörter. 771.
Tallavania, Innoc., Der Selbstmord u. s. w. 1300.
Tante Pontypool, Roman a. d. Engl. v. C. Richard. 1475.
Taschenbuch, Rhein., f. 1837, herausgeg. v. Adrian. 1513.
— Deutsches, f. 1837, v. K. Büchner. 1397.
— der Liebe und Freundsch. v. St. Schütze. 1401.
— Histor., herausgeg. v. Fr. v. Raumer. 8. Jahrg. 1417.
— f. d. vaterländ. Gesch., s. Hormayr.
Taschenbücherschau f. 1837. 1. Art. 1341. 2. Art. 1397. 3. Art. 1505.
Tasso's, Torq., befreites Jerusalem, übers. v. K. Streckfuß. 966.
Tegnér's, Es., poetische Werke. A. d. Schwed. v. E. Th. Mayerhoff. 989.
Tempelhöfen Indiens. 527.
Tessières-Boisbertrand, De l'administrat. financ. 1528.
Tetzner, Th., Geschichte der Zigeuner. 128.
Texier's Reisen in Kleinasien. 467.
Theater-Almanach, herausgeg. v. A. Cosmar. 1. Jahrg. 775.
Theaterbriefe von Goethe. Von Dietmar. 76.
Theater-Revue, Allgem., herausgeg. v. A. Lewald. 897.
Thekla, Gedichte. 1141.
Theodor vom See, Gedichte. 889.
Theuerdank, herausgeg. v. K. Haltaus. 1097.
Thévenot, Les méridionales. 575.
Thiele, J. M., Leben und Werke des dän. Bildhauers Bertel Thorwaldsen. 2. Th. 626.
— G., Poet. Feldblumen. 899.

Digitized by Google

Tholuck, A., Predigten in dem akadem. Gottesdienste. 2. Samml. 55.
Thorwaldsen, B., s. Thiele.
Thürnagel, E., Theorie der Schauspielkunst. 1256.
Tieck's neueste Novelle: Eigensinn und Laune (von Ed. v. Bülow). 161.
Tietz, Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. 474.
Tittmann, Fr. W., Blicke auf die Bild. unsrer Zeit. 1085.
Tobisch, J. K., Drei Gespräche in Versen. 174.
Toreno, de, Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España (v. W. A. Huber). 1173.
Traductions d'ouvrages orient. p. St. Julien etc. 555.
Trarel, Aug., Memoiren eines Flüchtlings. 611.
Trevelyan, o. die natürl. Tochter. Frei n. d. Engl. v. L. v. Alvensleben. 295.
Triboulet, o. des Königs Hofnarr, nach V. Hugo. 774
Trichtl, Js. Jos., Gedichte und Balladen. 174.
Trollope, Fr., Paris and the Parisians in 1835. 449.
— — Tremordyn Cliff. A. d. Engl. v. O. v. Czarnowsky. 863.
Tromlitz, A. v., Vielliebchen s. 1837. 1514.
Troxler, Vorlesungen über Philosophie. 1065.
Tuilleriengarten, Der. 847.
Turquety, Les poésies religieuses. 576.
Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poet. Literatur. 1. Art. 561.
2. Art. 889.
3. Art. 1129.
Uechtritz, Fr. v., Die Babylonier in Jerusalem. 1155.
Ullmann, C., Ueber die Sündlosigkeit Jesu. 56.
Ulrici, Herm., Geschichte der hellen. Dichtkunst. 857.
Universal-Lexicon der Tonkunst. Redig. v. G. Schilling. 974
Universitäten, Die deutschen, und der Seminardirector Diesterweg. 1285.
Urania f. 1837. 1341.
Urtheil in Anklagesachen des Staatsanwalts gegen Gutzkow und Löwenthal. 709.
Uschold, J., Geschichte des trojan. Krieges. 1501.
Vacani, Cam., Storia delle campagne ec. degli Ital. in Ispagna. 1365.
Valéry, Voyages historiq. et littéraires en Italie (von Karl Witte). 1145.
Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Gener. Hans Karl v. Winterfeldt. 1205.
Vechelde, K. Fr. v., Braunschweig. Geschichten. 1. Th. 643.
Veilchen, Das, Taschenbuch für 1837. 1510.
Venturini, K., Chronik des 19. Jahrh. N. Folge. 7. Bd. 113.
Vergißmeinnicht, Dramat., v. Th. Hell. 13. Bdch. 426.
— f. 1837 v. C. Spindler. 1505.
Verschollene, Der. 173.
Verstümmelte, Der, s. Saintine.
Versuche, Krit., über die öffentl. Rechtsverhältnisse in Deutschl. 703.
Viardot, P., Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen u. s. w. in Spanien. 1247.
Vielliebchen. Poet. Erzähl. 904.
— s. Tromlitz.
Vigny, Alfred de, Servitude et grandeur militaires. 1051.
— — — Trifolium. Uebrs. v. Walb. v. Schonen. 1118.
Villeneuve-Bargemont, A. de, Economie polit. chrét. 859.
Vogl, J. N., Balladen und Romanzen. 562.
Voigt, Joh., Geschichte Preußens. 6. Bd. 205.
Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie. 1. Bdch. 77.
Wachsmuth, W., Europ. Sittengeschichte. 2. u. 3. Th. 1511.
Wagemann, v., Die Abenteuer Telemach's. 561.
Wagener, G. C., Der Sonne Kinder. 476.
Wackernagel, W., Altdeutsches Lesebuch. 754.
Walsh, A residence at Constantinopel. 1207.
Walter, Christoph, Novelle. 1016.
Walthen, Leo van, Dramatisches und Lyrisches. 421.
Wanderungen durch Sicilien und die Levante. 793.
Wangenheim, F. Th., Hakkem Ben Haschem. 1016.
Warnofried, Die Schatzgräber. 71.
Warschau. Correspondenznachrichten. 1071.
Weber, W. C., Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkt gebild. Freunde des Schönen. 905.
Wechmar, K. Freih. v., Zwei Trauerspiele. 1263.
Wehnert, Die Politik des Civil-Staatsdienstes. 953.
Weichselbaumer, C., Tassilo. 1014.
Weinberg, Ign., Gedichte. 1191.
Weise, K. H., Rafael's Madonna di San-Sisto. 47.
Weiße, C. H., Grundzüge der Metaphysik. 1121.
— — — Die philosoph. Geheimlehre von der Unsterblichkeit (von G. Mehring). 1409.
Wendelstein, Schloß, Correspondenznachr. 787.
Weng, J. Fr., Die Schlacht bei Nördlingen. 509.
Wessenberg, J. H. v., Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit. 1293.
Westphalen, Christine, Gedichte. 4. Bd. 1141.
Wetzel, Ueber F. W. (von A. Wendt). 16.
Whitehead, Emma, Pierce Falcon. N. d. Engl. v. L. v. Alvensleben. 195.
Wiegmann, R., Die Malerei der Alten. 1441.
Wiesand, G. F., Von Aufrechthalt. der öffentl. Sicherheit. 401.
Wiese, C., Drei Dramen. 427.
— — Drei Trauerspiele. 426.
— F. A., Indien o. die Hindus (von Prof. v. Bohlen). 1295.
Wilhelm, Bened., Jubelfest. 787.
Wilke, J. H., Dramat. Bildersaal. Almanach f. 1836. 1013.
Wintergrün auf 1836, v. G. Lotz. 355.
Winterling, C. M., Antik-moderne Dichtungen. 893.
Wohlfahrt, J. Fr. Th., Ueber den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus. 1057.
Wolf, Fr. Aug., über Erziehung, Schule, Universität, herausgeg. v. W. Körte. 929.
Wolff, O. L. B., Wanderung durch Weimar. 238.
— — — — Briefe auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. 806.
Wolfram von Eschenbach, Parcival, Ritterged. A. dem Mittelhochdtsch. v. San-Marte (von K. Rosenkranz). 705.
— L., Parvulus. 1116.
Woltmann, Karol. v., Menschen und Gegenden. 33.
Wort, Ein, über philosoph. Methode (von C. H. Weiße). 101.
Wurm, C. F., Krit. Versuche über die öffentl. Rechtsverhältnisse in Deutschland. 703.
Zahn, Fr. L., Anna Schlatter's schriftl. Nachlaß. 1080.
Zedlitz, L. Freih. v., Pantheon des preuß. Heeres. 96.
— J. Ch. Bar. v., Dramat. Werke. 3. Bd. 423.
Zehner, H. G., Kornblumen. 3. Bdch. 856.
Zeichnungen aus dem Leben berühmter Abenteurer. Von C. H. 64.
Zelt und Stände, nach Scribe und Montgemont v. Marr. 1261.
Zeiten und Dinge. 901.
Zirklaup, Fr., Die natürliche Tochter. 103.
Zollikofer, H., Parabeln und Dichtungen. 174.
Zur Geschichtschreibung und über F. C. Schlosser. 1021.
Zürpfen, C. H. van, Tagebuch einer Reise von Bahia nach Afrika. 612.
Zwangstaufe, Ueber eine in St. Gallen vollzogene. 55.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 1. — 1. Januar 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Dies Werk unterscheidet sich sehr wesentlich von der großen Mehrzahl ähnlicher Schriften durch die bestimmte Aufgabe, die der Verf. sich vorgesetzt, England in seinen neuesten Verhältnissen darzustellen. Während andere Reisebeschreiber die Sache angreifen, als wäre Großbritannien eine neuentdeckte Insel, auf welcher Alles und Jedes beschrieben werden muß, während sie dem Leser anmuthen, erschöpft wie er von den Exclamationen ihrer hundert Vorgänger sein mag, auch noch ihre individuelle Verwunderung bei jedem Schritt nachzuempfinden, so beschäftigt Hr. v. Raumer sich vorzugsweise mit Dem, was bekannte Räume erfüllt und oft geschilderte Scenen belebt, mit den Zuständen der Nation, den Interessen der Gegenwart, dem Fortschritte der geselligen und politischen Entwickelung. Erscheinungen dieser Art sucht er in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und in ihren Gründen zu durchdringen. Freilich bleibt dabei Manches unbesprochen, wonach die Neugier fragt; Manches wird nur angedeutet, was, weiter ausgeführt, dem Buch den Reiz einer mannichfaltigern Unterhaltung gewährt hätte. Doch dafür ist anderwärts gesorgt. Einen so reichhaltigen Beitrag aber zur Würdigung Englands in den oben genannten Beziehungen bietet schwerlich ein anderes, gewiß kein deutsches Buch gleichen Umfangs. Ohne Zweifel war Hrn. v. R. durch vieljährige Studien über England die richtige Auffassung der Dinge sehr erleichtert; doch gesteht er ein: „erst hier (im Lande selbst) bekommen meine Kenntnisse Sicherheit und Zusammenhang". Von Seite der Personen, an die er adressirt war, auch Solcher, deren Bekanntschaft durch ihre Stellung von besonderm Werth sein konnte, erfreute er sich fast ohne Ausnahme der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit; welcher Fremde hätte nicht ein Gleiches zu rühmen, den irgend ein bestimmtes Interesse nach England führt, dem es mit irgend einer Sache Ernst ist, wenn er nur sucht, was im Bereich menschlicher Erkenntniß und menschlicher Bestrebungen liegt, und nicht, was in den Lüften schwebt? Aus dem Eifer, mit welchem er, laut seinem Tagebuche, die Lecture der neuern Parlamentsdebatten, der Tag- und Zeitblätter trieb, möchte man schließen, daß ihm diese Materialien früher weniger zur Hand waren; offenbar haben sie wesentlich mitgewirkt, ihn zu orientiren. Es gibt Einzelne, aber schon durch die in Deutschland seltenere Gelegenheit ist ihre Zahl beschränkt, die lediglich aus der ununterbrochenen Beschäftigung mit solchen Quellen eine so richtige und klare Einsicht englischer Verhältnisse geschöpft haben, daß ein Engländer kaum errathen würde, sie haben niemals den englischen Boden betreten. Ja, wenn der Verf. den Satz aufstellt (II, 155): „Man kann sich vielleicht von jedem Lande leichter einen Begriff machen, ohne es zu sehen, als von diesem" (England), so ließe sich wol eher behaupten, es würde einem Ausländer noch schwerer fallen, eine Anschauung von deutschen Zuständen zu gewinnen, ohne im Lande gelebt zu haben; denn von manchen Dingen geben die deutschen Zeitungen gar kein Bild und die Literatur nur ein idealisirtes, und zu welchen Schlußfolgen scheint nicht fast auf jedem Blatt die Geschichte zu berechtigen! Freilich aber ist aus deutschen Zeitungen über England auch nicht viel Ersprießliches zu lernen. Um so schätzbarer denn sind Mittheilungen wie die vorliegenden.

Wenden wir uns fürs Erste zu allgemeinen Gesichts-

Digitized by Google

punkten, so ist vor Allem erfreulich, daß Hr. a R an Altengland nicht verzweifelt. Er läßt sich nicht irre machen durch die Unglückspropheten, wenn sie bald den Bankrott weissagen, bald die Anarchie, bald Beides. Was den Bankrott anlangt, so hält er den Kleingläubigen oder Abgünstigen den neuesten Stand der Finanzen entgegen (II, 507). Von 1816—33 hat sich die Nationalschuld um mehr als 88 Mill. Pf. St. (nämlich bis auf 772,186,550 Pf. St.), und die jährlichen Zinsen haben sich um 7 Mill. Pf. St. und drüber (jetzt bis auf 24,433,941 Pf. St.) verringert. Allerdings ein Resultat, dem keine der europäischen Großmächte und nur einer oder der andere kleine Freistaat in unserer alten Welt Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Man könnte hinzufügen, daß auch in England die Friedenszeiten früher nicht so wohl benutzt worden; im Lauf von 61 Friedensjahren (in der Periode von 1689—1803) hatte man nicht volle 39 Millionen abgetragen. Wenn der Verf. aber ferner bemerkt (II, 503), im Jahr 1830 seien die Zinsen ausgezahlt an 275,000 Personen, woraus abzunehmen, daß das Capital der Staatsschuld nicht in den Händen von wenigen überreichen Personen sich befinde, so hat diese Sache doch auch eine andere Seite. Man hat z. B. berechnet, daß durch die 23 Millionen, die jährlich als Arbeitslohn in dem einzigen Zweige der Baumwollenmanufactur ausgezahlt werden, 1,400,000 Menschen ihren Unterhalt finden, und die Vergleichung liegt sehr nahe, wie Wenigen die gleiche Summe jener Zinsen, und wie wenig von der Thätigkeit jener Wenigen wiederum dem gemeinen Wesen zugute kommt. Ebenso hat man daran erinnert, daß die Summe, die für den jährlichen Unterhalt der sämmtlichen, im Landbau beschäftigten Arbeiter und ihrer Familien genügen muß, den Betrag der jährlichen Interessen der Staatsschuld noch nicht erreicht (Hopkins, „Great Britain for the last 40 years", London 1834, S. 338). Indessen, wie niederschlagend auch diese Betrachtungen sind, so erweisen sie nichts für die eingebildete Finanznoth, und ein Journal („British and foreign review", Oct. 1835, S. 558) beruft sich triumphirend auf Thatsachen, die allerdings Niemand bestreiten kann und die noch einleuchtender sind als die vom Verf. gerühmte Reduction: daß nämlich, trotz der 800 Millionen, welche die Staatsschuld absorbirt, noch so viel Capital am Markt ist, um den Zinsfuß nicht höher steigen zu lassen als 2½ Procent, und daß (das schlagendste Zeichen des Staatscredits) die Regierung 20 Mill. aufnahm zur Entschädigung der westindischen Sklaveneigner, ohne die mindeste Schwierigkeit, ohne den Preis irgend eines Stock zu afficiren.

Was die von Andern angedrohte Anarchie betrifft, so kommt der Verf. mehrmals darauf zurück, wie gering, verglichen mit andern Staaten, die Gefahr politischer Aufregung für England ist. Zu beherzigen sind besonders die folgenden Bemerkungen (I, 495):

In England gibt es keine zuvorkommende, präventive Police wie in mehren Ländern Europas und insbesondere in Frankreich. Ich untersuche jetzt nicht, welche Einrichtung die bessere sei, sondern bezeuge nur, daß dem so ist. Aus diesem Sachverhalt geht also hervor: daß, wenn in Paris ein Tumult ausbricht, die Präventionsmittel in der Regel erschöpft sind und Alles rasch ins Ungemessene und Willkürliche rettungslos überschlägt. In England hingegen wächst die ungezügelte Bewegung so an, daß der ferne Zuschauer einen ähnlichen Umschwung erwartet. Wollte man hier früher eingreifen, so würden Alle ohne Ausnahme darin eine Verletzung der natürlichen und gesetzlichen Freiheit sehen und das Bewerkstelligen nirgend unterstützen. Ist aber eine Bewegung in England bis an eine wahrhaft gefährliche Stelle, bis zu einer Verletzung der Gesetze gesteigert, so treten diese mit entscheidender Übermacht hervor und finden die allgemeinste und nachdrücklichste Unterstützung. Was also oft als Anfangspunkt einer Revolution bezeichnet wird, ist hier wahrhaft die Krisis und in ganz andern Sinne le commencement de la fin als in Frankreich.

Von Dem, was der Verf. „präventive Police" nennt, sind andere Maßregeln zu unterscheiden, die auch einen präventiven Charakter tragen, die Beschränkung z. B. des Rechtes der Association. Die Versuchung mag unter Umständen groß sein, solche Anordnungen zu treffen oder zu erneuern; aber insgemein schadet eine Regierung dadurch ihrem guten Rufe mehr, als sie ihrer Autorität nützt. Die unwürdigen Bills von 1796, zu welchen Pitt das Parlament beredete, indem er die Besorgnisse vieler ehrlichen und ängstlichen Leute gegen ein Gespenst bewaffnete, diese Bills und die Vorgänge mit Horne Tooke und Hardy haben auf Pitt's Administration dunklere Schatten geworfen als alles Übrige. Was neuerdings in der Art vorgekommen, war nur dem Schein nach ähnlich, der Sache nach sehr verschieden. Die Maßregel gegen den katholischen Verein war eine Capitulation, nichts weiter. Wie überglücklich war man, als bald nachher eine Gelegenheit sich darbot, die Verfolgung gegen O'Connell mit gutem Schick fallen zu lassen! Die Bedrängung der politischen Vereine in den letzten Kämpfen um die Reform galt einer Zusicherung gleich, daß die Minister auf parlamentarischem Wege die Reform durchsetzen würden. Nur erst, als die Vereine überflüssig wurden, wagte man daran zu erinnern, daß sie ungesetzlich seien. Möge ein reformirtes Parlament stets dafür sorgen, daß sie überflüssig bleiben; denn keine andere Art gibt's, sie zu entwaffnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Breton's „Skandinavische Skizzen". *)

Die früher von demselben Verfasser erschienenen „Streifzüge durch Neusüdwales", an welche diese neuen Reiseskizzen einigermaßen erinnern, boten schon manche interessante Seite dar. Lieutenant Breton, ein Reisender con amore im besten Sinne, versteht es, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, sodaß seine Reisebücher zugleich zu ergötzlicher Unterhaltung und zu belehrenden Wegweisern dienen für spätere Reisende, die desselben Weges ziehen. Man hat häufig die rauhen norwegischen Gebirgspartien mit den schweizerischen Alpen verglichen, obwol mit Unrecht. Norwegen hat nicht diese einzelne Poesie in seinen Felsen und Schluchten, wie die Schweiz mit ihren grünen und weißen Alpen und über Alles lieblichen Thalgründen, sodaß es unpassend erscheinen muß, wenn man Norwegen, das starre und kalte Nordland, die skandinavische Schweiz nennen hört. Eine gewisse, oft gar drückende und ängstigende

*) Scandinavian sketches, or a tour in Norway, London 1836.

Digitized by Google

Norwegen ist von dem Charakter der nordischen Gegenden unzertrennlich; die Thäler sind weit enger, die ganzen Partien wilder, wovon die geringe Bevölkerung und der Mangel an Straßen Schuld ist, die in der Schweiz fast überflüssig vorhanden sind. Die rauhen und unkultivirten Sitten dieses Nordlandes machen das Reisen darin oft sehr unbequem; Schnee und Kälte und der häufige Wechsel der Witterung üben ihr strenges Recht aus, und es gehört eine große Entsagung und jene unüberwindliche, durch kein Klima zu besiegende Reiselust dazu, die nur wenige naturkräftige Menschen besitzen, um in Norwegen mit Vergnügen zu reisen. Zu diesen Personen gehört unstreitig Lieutenant Breton, und darum ist er vielleicht mehr als irgend Einer geeignet, Skizzen jenes rauhen Landes zu geben, das dafür in idealer Hinsicht und um seiner sagenhaften unvertilgbaren Vergangenheit willen weit anziehender und poetischer ist, als die bloße Naturpoesie eines Schweizerlandes, in dessen Bevölkerung und Sitte gegenwärtig die trockenste Prosa eingekehrt ist. Von Christiania aus, als seinem Centralpunkte, machte Breton zwei verschiedene Ausflüge. Die erste Reiseroute ging nach Drontheim und von hier zurück nach Christiania. Ein zweiter Weg führte ihn nach den Westländern, welcher von mancherlei Excursionen in die zur Seite liegenden interessantesten Partien unterbrochen war. Einige bezeichnende Auszüge aus den hierüber mitgetheilten Schilderungen werden hinreichen, um von der Auffassungsweise des Verfassers eine Anschauung zu geben. Von einem ordentlich gregelten Postwesen ist in Norwegen nicht die Rede. Dort gibt es keine so vorsichtig von Station zu Station getroffenen Anstalten wie in Deutschland, um den Reisenden auf alle mögliche Weise das Weiterkommen zu erleichtern. Man bedient sich in der Regel der sogenannten Carriole, einer Art zweirädriger Halbchaisen, welche aber für Den, der mit Gepäck reist, sehr unbequem sind. Lieutenant Breton spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Die Cariole sind Chaisen, deren Rumpf vorn so aufliegt, daß die Last zwischen Räder und Pferde gleich vertheilt wird, damit die ersteren nicht zu tief in den lockern Boden einsinken können. Der Reisende sitzt hier mit ausgestreckten Beinen, während seine Füße auf einem Querbalken oder auf dem Boden des Wagens ruhen, was grade keinen allzu zierlichen Anblick gewährt. Ich fand dies Fuhrwerk immer weit ersprießlicher auf notorisch schlechter als auf praktikabeln Wegen. Einige dieser Wagen haben hinten noch einen Kasten oder Sitz, der eigentlich zu größerer Bequemlichkeit erfunden worden, aber dadurch jezuweilen sehr unvortheilhaft wird, daß sich irgend ein müder Kerl oder Junge, der des Weges zieht, hinten hinaufschwingt und, indem er sich's für sein Theil so bequem als möglich zu machen sucht, den Reisenden wegen der allzu großen Nähe mit seiner schmuzigen Person, nicht selten mit einer Anzahl jener kleinen beschwerlichen Thierchen begabt, die dem Reisenden in Polen und Norwegen nur zu gut bekannt sind. Wer ohne eignen Wagen reist, kauft sich zwar einen solchen auf jeder Poststation verschaffen, allein er muß auch alsdann häufig mit einem blossen Karren vorlieb nehmen, auf dergleichen man in unsern Gegenden höchstens Biertonnen fortzuschaffen pflegt. Im Winter bedient sich der Reisende eines Schlittens, welche in diesen Gegenden außerordentlich leicht und schlank gebaut sind. Auf diesen geht natürlich die Reise weit schneller, und ein einziges Pferd leistet dann weit mehr als zwei vor einem sogenannten Carriol. Das Umwerfen ist aber ein Casus, an den man sich auf diesen Reisen gewöhnen muß, denn es ist nicht selten, daß man, wenn die Fahrt eilig geht, auf einer Station drei- und viermal umwirft, wobei es jedoch nicht auf ein Halsbrechen, sondern höchstens auf einen Beinbruch in den feuchten Schnee abgesehen ist. Die Landleute bedienen sich auch einer Art von Schlittschuh, die fünf bis acht Fuß lang und vier Zoll breit sind, und von denen, um das Weiterschreiten gefahrloser zu machen, einer gewöhnlich länger ist als der andere. Auf diesen Behikeln laufen sie, gestützt durch einen handfesten, eisenbeschlagenen Stab, eine tüchtige Strecke mit unglaublicher Behendigkeit vorwärts."

Folgende Beschreibung gibt uns Lieutenant Breton von einem Besuch, den er bei den Finnen, einem unreinenthümlichen und in geistiger Beschränktheit doch interessanten Völkerstamm, abstattete: „Unser Weg führte uns, nachdem wir aus dem Fuhrzeug, auf dem wir eine Strecke des Sees befahren hatten, ausgestiegen waren, durch langgedehnte Waldungen von Zwergbirken fort über öde und felsige Gebirge, hier und da über Schneegefilde, durch reißende Ströme und tiefe Moräste, aus denen es oft nur unter Mühseligkeiten und Gefahren unsern Pferden sich herauszuarbeiten gelang, auch längs der Gestade der Seen hin, bis wir endlich an einen Platz gelangten, der so verlassen und ausgestorben schien, daß man die Eigenthümlichkeit des Finnen bewundern mußte, der sich hier eine Hütte erbaut hatte, um an einer der ödesten, freudelosesten und schauervollsten Stellen sich mit den Seinigen anzusiedeln. Von einer Anhöhe aus, die wir erstiegen, hatten wir Gelegenheit, die genaue Beschaffenheit jener Gegend zu beobachten. Vor uns lag eine Landschaft ausgebreitet mit mehren Seen, von endlosen, labyrinthartigen Gebirgsmassen eingeschlossen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt oder mit Moos bewachsen und deren Seiten mit Birken oder Kiefern besetzt waren. Diese Gebirge erhoben sich in langen Reihen hintereinander, bis sie sich endlich in der weiten Entfernung verloren, wo das Auge noch die fürchterlichsten Schlünde und Abgründe entdeckte. Die kleine Ebene, wo die Finnen ihre Hütten aufgerichtet hatten, war mit einigen zerstreuten Birken besetzt, sehr sumpfig und lag am Fuße eines Hügels, wo fast gar keine Begetation mit Ausnahme des Rennthiermooses fortkommt. Die Stelle schien von allen lebenden Wesen außer uns verlassen, und erst als wir zu der Hütte näher herankamen, überzeugten wir uns, daß der Mensch in seinem Eifer, sich anzusiedeln, auch einen so unwirthbaren Boden anzubauen und zur Heimath umzugestalten vermag. Wir mußten, um die Finnen zu erreichen, einen Strom durchwaten, der so tief war, daß wir bis an den Gurt im Wasser gingen, und so reißend, daß wir mehrmals in äußerster Gefahr schwebten, von den strudelnden Wellen fortgerissen und verschlungen zu werden. Der Strom ergoß sich nun in einen See, in dessen Nähe und in der eines nicht minder gefährlichen ausgebreiteten Moraستes sich die Finnenhütten befanden. Ohne eine Einladung Seitens der Bewohner abzuwarten, kroch ich sogleich in eine derselben, zum großen Erstaunen der Insassen, die durch die so plötzliche Erscheinung eines Fremden höchlich überrascht waren. Die Hütte hatte höchstens einen Durchmesser von 8—9 Fuß und etwa 5 Fuß Höhe; sie war aus kleinen Baumstämmen errichtet, die mit ihren obern Enden so nahe aneinandergefügt waren, daß sie nur eine kleine Öffnung für den Ausgang des Rauches hatten; diese konnte man am schicklichsten mit dem Fangeloch einer Mäusefalle vergleichen, und in der That sah, wenn der Begriff hinzukam, die ganze Wohnung einer solchen nicht unähnlich. Die Zwischenräume waren mit Rasen ausgefüllt. In der Mitte dieser Behausung hatte man ein Feuer angezündet und auf dem Boden waren Rennthierfelle ausgebreitet, die Divans der Finnen, auf denen sie in Stunden der Muße süßer Ruhe pflegen, in traulicher Eintracht mit mehren Hunden von verschiednen Racen, welche das Lager theilen. Ein zerlumptes Stück Linnenzeuch bildete die Thür. Die Familie, welche dies Haus bewohnte, bestand aus einem Vater mit drei Töchtern, von denen die eine ein munteres aufgewecktes Gesicht, nicht übeln Wuchs und die schönsten Zähne hatte, die man in der Welt sehen kann. Die andern beiden waren von plumper Gestalt und sehr untergeordneten geistigen Fähigkeiten." Im Allgemeinen sind die Bemerkungen unsers Reisenden den norwegischen Landleuten nicht günstig; wahrscheinlich hat er auf der Reise selbst mit ihnen üble Erfahrungen gemacht, da sonst seine Gesinnungen gegen das Land nicht unfreundlich sind.

Wir theilen noch nach Breton's Berichten seine Erstreigung des Sneehättan mit, einer der höchsten norwegischen Bergspitzen, 7480 Fuß über dem Meer, die mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Digitized by Google

„Ich trat meine Reise", erzählt Breton, „zu Pferde an in Begleitung des Gastwirths und meines Dieners, die ebenfalls beritten waren. Mein Pferd war mit Muschelschalen geziert und hatte statt der Satteldecke das Fell eines norwegischen Schweines. Unser Führer durchwatete die Ströme, die in Folge des geschmolzenen Schnees und häufigen Regens tiefer als je und so reißend waren, um Manchen davon abzuschrecken, sie zu durchreiten, wenn nicht ein erfahrener Führer vorangeht, der über Felsen von ungeheurer Größe klettert, die das Becken von Strömen bilden, die zu fließen aufgehört und die nur dazu da zu sein scheinen, um die Sicherheit der Füße ihrer vierfüßigen Bewohner zu prüfen. Endlich waren wir am Fuße des Sneehättan angekommen; hier machten wir mit unsern Thieren Halt und überließen sie ihrer eignen Neigung, da es sonst weiter nichts für sie gab. Während sie hier ausruhten, schickten wir uns zur eigentlichen Besteigung des Berges an. Wir stiegen von der einzigen zugänglichen Seite volle drei Stunden hinauf und zwar, zum Theil zur Erholung unserer Füße, über Schnee, von dem mehr auf der Oberfläche lag, als man seit langer Zeit sich erinnern konnte. Ich hatte meinen Diener auf der Hälfte des Wegs zurückgelassen, indem er, bereits zu erschöpft, nicht mehr weiter konnte, und endlich gelangte ich bis zum Gipfel und fing an, mich nach den Wundern dieser so berühmten Stelle umzusehen. Vor Allem erregte die Gestalt meines Führers meine Verwunderung, der seinen besten Rock angelegt, mit ungewöhnlich langem Saume und einer rothen Kappe à la Figaro. Da ich indeß nicht deshalb so hoch gestiegen war, um den Anzug eines norwegischen Bauern zu bewundern, so schweifte ich mit meinen Blicken nach allen Richtungen umher, um wo möglich irgend einen Gegenstand von größerm Interesse zu erspähen; ich bemerkte jedoch weiter nichts als eine ungeheure Wildniß von Gebirgen, die den schauerlichsten Anblick gewährten, den man sich denken kann. Unregelmäßige Gruppen unbegrenzter Gebirgsreihen erhoben sich bis zu einer Ausdehnung von ungefähr 70 englischen Meilen und gaben der schauerlichen Einöde das düsterste, melancholische Ansehen; allein es war mit nur sehr wenigen Ausnahmen eine Anhöhe der andern so auffallend ähnlich, daß man überall Dasselbe zu sehen glaubte (ein allgemeiner Charakterzug aller skandinavischen Romantik, deren Geheimnißvolles und Ergreifendes nicht außen auf der Oberfläche, sondern innen im Kern und Herzen des Krystalls, Granits und abenteuerlich gezackten Gesteins wohnt), und je unerwarteter man diese äußerste Monotonie wahrnahm, um so unangenehmer mußte sie erscheinen. Das unmittelbar angrenzende flache Land ist mit Felsen oder Steinen besäet und wechselt mit Seen oder Strömen und verrätherischen Sümpfen sowie hier und da mit zwerghaften Bäumen ab, die ihre Wipfel nur wenig über den dürren unfruchtbaren Boden emporheben, und dies ist der so gefeierte Anblick, der im Ganzen die Mühe des Aufsteigens nicht belohnt. Die Stille war so gänzlich ununterbrochen und die Natur schien gleichsam in den behaglichen, tiefen Schlummer so tief versunken zu sein, daß man dabei fast an nichts Anderes mehr dachte, als was für eine wunderbare Stelle dieselbe einmal in späten Zeiten für die Betrachtungen des „letzten Menschen" abgeben dürfte. Ein Weiser aus dem Alterthume machte die richtige Bemerkung, daß der größte Theil unserer Erde von einem unbewohnbaren Ocean überzogen wird, dann von dem übrigen Einiges mit nacktem Gebirg bedeckt oder im Sande vergraben ist, sowie endlich ein Theil von ununterbrochener Hitze versengt und ein anderer unter ewigem Schnee begraben wird."

Man sieht aus dem Mitgetheilten, daß der Lieutenant Breton auf eine sehr rationalistische Weise als ein echter Lieutenant das zauberhaft, feindlich und gewaltig ergreifende Skandinavien bereist hat. Mit solcher prosaischen Denkweise begreifen sich freilich die Wunder nicht, welche in den tausendjährigen Balladen, in den wundervollen Sagen der Elfenkinder, Erlenkönige, der Oluss und Wasserfürsten in ewiger Unsterblichkeit leben. Wie anders hat unser Steffens den geheimnißvollen Reiz der norwegischen Küste geschildert. Es ist unbegreiflich, wie Jemand, der so nüchtern die Romantik der Natur betrachtet, doch einen Drang haben kann nach jenen Gegenden, aus welchen die ursprünglichste germanische Poesie stammt. So viel ist gewiß, ich meines Theils wollte lieber nie Norwegen schauen, wenn ich es mit einem solchen Lieutenantsblick betrachten sollte. 1.

Notizen.

Zwölf antike Vasen von außerordentlicher Schönheit und einer bisher unbekannten Größe wurden unlängst von Major Lambert an die neapolitanische Regierung zu einem ziemlich mäßigen Preise verkauft. Sie wurden zu Pruvo im Distrikt Buri in Apulien ausgegraben. Die erste dieser Vasen ist fünf Fuß hoch und zwei Fuß sechs Zoll in ihrem weitesten Durchmesser; sie besteht aus mehren Abtheilungen und ist mit nicht weniger als 150 menschlichen und Thierfiguren von guter Zeichnung geschmückt. Die zweite Vase ist vier Fuß hoch und zwei Fuß breit, hat 75 Figuren und eine griechische Inschrift. Ähnliche Inschriften finden sich an mehren andern; die Zeichnungen sind überall von gleicher Schönheit.

Der frühere Plan, auf dem Gipfel des Königskreuzes auf Battle-Bridge in London Georg IV. ein Monument zu setzen, wird nunmehr ausgeführt. Die Figur des Königs, aus Metall gearbeitet, ist fast vollendet; sie wird die kolossale Größe von 11 Fuß haben.

Ein ausgezeichneter Entomolog hat berechnet, daß auf einer einzigen Schwinge des schönen Pfauenauges, durch ein gutes Mikroskop angesehen, nicht weniger als 100,755 Schuppen sichtbar sind. 11.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

die siebente Lieferung

des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Bürgerstand bis ***Chirurgie,***

mit 36 Holzschnitten

Die bis jetzt erschienenen **sieben** Lieferungen, 25 Bogen in gr. 4. mit 190 Holzschnitten und 13 in Kupfer gestochenen Karten, kosten 1 Thlr. 18 Gr. — **gewiß ein sehr billiger Preis,** wie er nur bei großem Absatze zu stellen möglich ist.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Hr. v. Raumer bekennt wiederholt, in den stärksten Ausdrücken, und, wie es scheint, mit Rücksicht auf bestimmte Behauptungen bestimmter Gegner, sich zu der Überzeugung, daß England keineswegs der Untergang, sondern vielmehr eine glückliche Zukunft bevorsteht (I, 392):

Noch weit weniger sind Diejenigen mit unbefangenem und freiem Blicke begabt, welche, wie der Cardinal Richelieu sagt, die ganze Welt nur durch das Loch einer Bouteille betrachten und ihr den Untergang weissagen, weil es da drinnen finster aussieht. Diesen sieben Weisen (mehr der Art sind doch wol nicht bei Euch in Berlin?) ist Großbritannien ein Greuel, ein verpesteter Abgrund, auf lange Zeit hinaus vernichtet, ohnmächtig, unentscheidend, eine leere Stelle in der Karte Europas. Ich dagegen sehe es im Begriff sich zu befreien von allen seinen großen Krankheiten: finanzielle Verschwendung, Armenwesen, Sklaverei, Handelsmonopole, kirchliche Unduldsamkeit und wissenschaftliche Einseitigkeit, oder Beschränktheit seiner Schulen und Universitäten. Ja, geriethe es in das Schranken- und Haltungslose der Zeit von 1640—60, so waren selbst diese Jahre nicht ohne Frucht und nicht ohne Auferstehung. Aus den Elementen, welche indessen jetzt zu Tage liegen, läßt sich keineswegs mathematisch die Nothwendigkeit eines völligen Irrlaufes erweisen. Auch die Planeten erleiden ihre Störungen, und nicht ein Narr, sondern Gott hat sie angeordnet; aber ein kluger Astronom nimmt daran keinen Anstoß, sondern erweiset daraus die Weisheit der Vorsehung. — So lebe ich der Hoffnung, es werde den Engländern nicht an Sternkundigen fehlen, durch alle Klippen hindurchzusteuern; und dann wird Großbritannien größer und mächtiger dastehen als je, zum Erstaunen Derer, die es jetzt verkennen, und zur Errettung des Continents von den Gefahren des Ostens und Westens. — Zeigt der letzte Tag, die letzte Stunde es anders, so ist dies eben nur ein Tag und eine Stunde!

An einer zweiten Stelle (II, 103) wird ausführlicher und mit großer Wärme die Meinung widerlegt, daß ein Volk untergehen müsse, es sei denn durch eigne Schuld, oder unter Bedingungen, die kurz und bedeutsam bezeichnet werden: „Doch gibt es allerdings unüberwindliche Todesgründe; dann aber legt man nicht bloße Todtenkränze auf das Grab, sondern Siegesblumen blühen unvertilgbar daneben aus den Gräbern (so von Karthago und Numantia) hervor.“ Und an einer dritten Stelle (II, 258) heißt es: „Hume untersucht, worin der selige Tod, die Euthanasia Englands bestehen werde. Ich leugne nochmals, daß für irgend ein Volk eine unbedingte Nothwendigkeit zu sterben vorausgesetzt werden darf. Es kann, es soll sich verjüngen und immer neue Bahnen durchwandeln.“

Diese Zusammenstellung, die übrigens rein zufällig ist, denn die einzelnen Äußerungen sind in beiden Theilen zerstreut, erinnert uns an ein altes Buch, in welchem, in Verbindung mit scharfer Polemik gegen die Prophezeiung von Hume, gleichfalls ausgesprochen wird, selbst um den Preis der Wiederkehr von Zeiten wie 1640—60, um den Preis neuer Bürgerkriege, würde die Fortdauer oder neue Gründung der Freiheit zu theuer nicht erkauft sein („Political essays“. London 1772, 4., S. 66). Es ist kein Grund vorhanden, dem Gedanken an die Möglichkeit des Äußersten durchaus entrinnen zu wollen; doch sind grade die lebenverlängernden Mittel, die, wie der Verf. (II, 104) nachweist, den Völkern unserer Zeit zu Gebot stehen, von der Art, daß sie in einem Staat, wo so Viel gewonnen ist wie in England, auch gewaltsamen Krisen begegnen. Aber hat den Verf. nicht in Dem, was er von Hume anführt, sein Gedächtniß getäuscht? Nur einmal, so viel uns bekannt, spricht Hume von der Euthanasie, und zwar nicht des englischen Volkes, sondern der englischen Constitution („Essays“, I, 53, der Octavausg.). Er scheint den bekannten Satz des Polybius vom Kreislauf der Verfassungen im Sinn zu haben, und untersucht, ob die britische Verfassung sich mehr zur absoluten Monarchie oder zur Republik hinneigt. Er entscheidet, im Hinblick auf die fast unmerklich wachsende Macht der Krone (er schrieb 1742) für die erstere, und, da er glaubt, daß der Versuch einer Republik nur militairischem Despotismus oder gewaltsamen Scenen bei den Wahlen des Unterhauses, das dann allein herrschen könnte, den Weg bahnen würde, so erklärt er jenen Wechselfall auch, in Ausdrücken, die bei ihm nicht befremden, für den wünschenswerthern: „Nach vielen Convulsionen und Bürgerkriegen werden wir Ruhe finden in der absoluten Monarchie, und es würde vielmehr ein Glück gewesen sein, wenn wir sie von Anfang an im Frieden eingeführt hätten.“ Von Anfang an, nämlich, nach dem Umsturz der britischen Verfassung. Es ist besser, auf diese Äußerung einmal grabehin zu verweisen, sonst wird über

Digitized by Google

kurz oder lang irgend Einer, in dessen Kram sie passen mag, sie als eine große und wichtige Entdeckung ans Licht ziehen. Man ist dem Andenken Hume's die Bemerkung schuldig, daß er nicht ohne Schüchternheit mit seiner Behauptung auftritt; er hätte das Beispiel Harrington's vor Augen, der kaum die Wiederherstellung der Monarchie für unmöglich erklärt, als Karl II. zurückgerufen ward. Ferner: Hume urtheilte nach der Erfahrung vom zunehmenden Einfluß der Krone. Er hat es nicht mehr erlebt, daß sein Ausspruch in einer parlamentarischen Erklärung, freilich in anderm Geist, adoptirt ward; in John Dunning's berühmter Resolution (April 1780): „daß der Einfluß der Krone zugenommen hat, fortwährend zunimmt und gemindert werden muß". Nach den entgegenstehenden Erfahrungen der neuern Zeit würde Hume selbst wol kaum in Abrede stellen, daß es den Anschein hat, England gehe (wenn einem der beiden Extreme) viel eher der Republik entgegen. Eins läßt sich wol mit größerer Zuversicht vorhersagen: sollte England wirklich auf irgend eine Weise zur Republik gelangen, so wird von ihr gelten, was Hr. v. R. von der Reformbill sagt (I, 222): „Betrachte ich diese als ein Übel, so haben die Tories es mindestens zur Hälfte herbeigeführt; betrachte ich sie als ein Glück, so dürfen sich Jene deshalb dennoch kein Verdienst beimessen."

Über den Stand der Parteien finden sich einige treffliche epigrammatische Bemerkungen. „Die Tories ließen sorglos die Uhr ablaufen, dann kamen die Whigs und zogen sie wieder auf" (I, 22). „Peel wird höchstens der Julian für die alte Lehre sein und das ursprüngliche Gefühl für Recht und Menschlichkeit alle künstlichen Schlußfolgen zerstören — und ihn auch wol selbst bekehren, sobald er sich ganz frei bewegen kann" (I, 213). Minder glücklich ist das Folgende (II, 254):

Ich möchte England mit einer schönen Bildsäule vergleichen, auf welcher allerhand schwarze Fliegen herumkriechen; die Radicalen wollen sie mit Gewalt todtschlagen, würden aber dadurch die ärgsten Flecken erzeugen; die Ultratories sagen: sie gehören zur Bildsäule und erhöhen ihre Schönheit durch den Gegensatz von Schwarz und Weiß. Die Whigs wollen sie wegpusten; da halten aber die Tories, um es zu verhindern, die Hand vor, worüber sich die Fliegen entweder erschrecken und wegfliegen, oder, wenn ihre Zeit um ist, matt werden und von selbst zu Boden fallen. So sind die Korngesetze, die Schiffahrtsmonopole, die religiösen Eide matt geworden und abgestorben, und nur die Unterschrift der 39 Artikel durch die Schulknaben und Studenten wird noch als eine Art von Kuhpockenimpfung gegen alle Krankheiten der Sektirer bezeichnet, obgleich die ganze Wirkung darauf hinausläuft, daß die angeblich Rechtgläubigen sich desto breiter und bequemer bei den Fleischtöpfen Ägyptens niedersetzen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Patrimonialgerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit. Von J. W. Neumann. Leipzig, Hartknoch. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Eine kleine, aber inhaltreiche Schrift! Der Verf. ist darin aller Polemik aus dem Wege gegangen. Eingedenk des Ovidischen Spruches: „das Alterthum ist ein gewichtiger Zeuge; hüte dich an hergebrachtem Vertrauen zu rütteln!" läßt er die Rechtmäßigkeit der Einführung der Patrimonialgerichtsbarkeit auf sich beruhen und gesteht gern zu, daß nach der Erfahrung die Verwaltung der Rechtspflege in den Patrimonialgerichten dreist bisher derjenigen in den königlichen an die Seite gesetzt werden möge.

Aber mit Recht geht er davon aus, daß hierauf bei der Beurtheilung der Frage: ob die Patrimonialgerichtsbarkeit fortbestehen dürfe? überall gar nichts ankomme, weil diese nur allein von der Einsicht in das Wesen und in die Zweckmäßigkeit derselben abhänge.

Ebenso treffend weist der Verf. die Vorliebe Derer für dieses Institut ab, welche darin eine Unterstützung des Ansehens der Aristokratie und mittels dieser der Monarchie zu finden meinen. Grade in der Monarchie ist dieselbe am unstatthaftesten, weil einerseits deren Kraft hauptsächlich in der Einheit der ganzen Verwaltung und Handhabung aller Regierungsgewalt beruht, und weil andererseits das Eigenthum an irgend einem Theile der Majestätsrechte gradezu im Widerspruche mit der Majestät selbst steht. „Die Idee eines Patrimonialstaats, die man in neuerer Zeit so häufig aufzustellen sucht, kann nicht genug wegen des inneren Widerspruchs bekämpft werden, an welchem sie schon bei ihrer Ausgeburt erkrankt. Sie ist nicht einmal erhaben genug, um die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Staats selbst, sowie des Regenten, als Organs der Staatsgewalt, dadurch zu begründen. Es wäre höchst beklagenswerth, wenn das Recht des Monarchen nicht aus einem höhern Gesichtspunkte abgeleitet werden könnte und auf einem sicherern Grunde beruhte, als auf der Analogie der Patrimonialgerichtsbarkeit, außer welcher das öffentliche Recht kein Patrimonialverhältniß kennt."

Alle Hoheitsrechte sind ihrer Natur nach unveräußerlich, weil ihr Rechtsgrund mit dem Rechtsgrunde des Staatsbestandes selbst in Eins zusammenfällt. „Das preußische Landrecht stellt deshalb auch den Satz hin, daß die Gerichtsbarkeit im Staate allgemein dessen Oberhaupte zustehe und als ein Hoheitsrecht unveräußerlich sei, deren Ausübung über einzelne Distrikte oder Sachen jedoch übertragen werden könne." Eine solche Übertragung aber kann, wie überhaupt jede Regierungshandlung, keine willkürliche sein; sie ist jederzeit wesentlich bedingt durch das Bedürfniß und durch die Fähigkeit, demselben Genüge zu leisten; sie kann deshalb ihrem Wesen nach nur eine rein persönliche und widerrufliche sein wie jeder Auftrag; wogegen eine erbliche oder wol gar dingliche Verleihung der Natur der Souverainetät widersteht.

Endlich hat auch das Vorgeben, daß durch die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit ein Eingriff in das Eigenthumsrecht geschehen würde, welches von der Staatsgesetzgebung bisher anerkannt und beschirmt worden, nicht das Mindeste auf sich. Im Grunde folgt dies schon aus dem Vorigen; denn wenn die Gerichtsbarkeit in allen ihren Theilen unveräußerlich ist, so konnte sie niemals in ein Privateigenthum übergehen. Ist dies dennoch geschehen, so war es Unverstand, Mißbrauch und Unrecht, welches in einem Zustande des Rechts und der Gerechtigkeit aufhören muß, sobald es dafür erkannt wird; denn tausend Jahre Unrecht machen keinen Augenblick Recht. Kein Mensch, also auch kein Staat, kann die Befugniß haben, in irgend einer Zeit ein Unrecht zu Recht zu machen, noch weniger die kommenden Geschlechter ihm zu unterwerfen. Wie die Sklaverei, die Gottesurtheile und die Fehmgerichte aus dieser Ursache haben aufhören müssen, so muß auch die Patrimonialgerichtsbarkeit verschwinden; jedoch kann der Staat, indem er seiner Verpflichtung hierzu genügt, sich nicht entbrechen, zu erstatten, was er für die unstatthafte Überlassung etwa bekommen hat. Als Ausübung eines Hoheitsrechtes gehört sie überhaupt gar nicht ins Privatrecht, sondern macht einen Bestandtheil des Staatsrechtes aus. „Ein Unterthan des Staats kann schlechterdings auch die Ausübung irgend eines Hoheitsrechtes nicht zu Eigenthum erwerben, weil jene von der Rechtszu-

Digitized by Google

Thätigkeit selbst unzertrennlich ist." Alle Privatrechte im Staate müssen übrigens dem Staatsrechte untergeordnet sein, weil sie nur unter dem Bedinge des Staatsbestandes im Staate selbst bestehen können. So wie daher das Staatsrecht die Aufhebung, oder Einschränkung, oder Umgestaltung irgend eines Privatrechtes gebietet, muß dasselbe sich fügen. „Auch das Recht der deutschen Staatsgenossen zu Privatkriegen (jus feidae), welches lange für wohlbegründet erachtet worden, hat man aufzuheben sich genöthigt gesehen. Dennoch hat Niemand behauptet, daß dadurch das Privatrecht verletzt worden sei." Von einer Entschädigung für das Aufhören der Gerichtsbarkeit, außer der vorerwähnten Rückerstattung, kann dabei auch nicht die Rede sein, da sie als Ehrenrecht nicht blos schätzungslos, sondern auch ihrer Natur nach lediglich eine Beauftragung ist, und weil es ihr am unfehlbarsten den Stab brechen würde, wenn man sie als ein nutzbares Recht, als eine Quelle von Privateinkommen, zu betrachten unverschämt genug wäre.

Nach Beseitigung dieser Einwürfe hat der Verf. die Entscheidung der Hauptfrage auf das einfachste, eben darum aber auch bündigste Raisonnement zurückgeführt, welches darüber stattfinden kann. „Die Justizhoheit oder Gewalt ist das dem Staatsregimente zustehende Recht (und Pflicht), für die Einrichtung, Erhaltung und Beaufsichtigung der zur Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit im Staate erforderlichen Anstalt Sorge zu tragen. Da die Sicherung der (wohlerworbenen) Rechte Aller und jedes Einzelnen vorzugsweise schon im Staatszwecke liegt, so steht jene Anstalt in unmittelbarer Beziehung zu dem ganzen innern Organismus der Staatsverwaltung, wie ihn der Begriff vom Staate mit sich bringt, sodaß die Justizhoheit der dem Staate einwohnenden Verpflichtung zur Begründung der Anstalt für die zuverlässigste und mit den mindesten Beschwerden und Aufopferungen verknüpfte Rechtspflege entspricht. — Die unerläßliche Bedingung einer ihrem, und darum auch dem Staatszwecke genügenden, das heißt in ihrer Ausübung segensreichen und vollkommenen, Rechtspflege beruht aber vornehmlich in der Güte des Organismus des Gerichtswesens, welcher wiederum von der Gesundheit und dem möglichst ungestörten Zusammenwirken der einzelnen Verrichtungen des letztern abhängt, so, daß also eben diese Vollkommenheit, Übereinstimmung und ungehemmte Thätigkeit aller einzelnen Theile des Gerichtswesens diejenige Aufgabe ist, welche die Staatsgewalt sich selbst zu setzen hat, wodurch die Entfernung alles Dessen, was darin hinderlich ist, ebenfalls von selbst geboten ist. Das Gesetz kann als solches nicht unmittelbar entscheiden, sondern es ordnet nur die Rechtsverhältnisse der Unterthanen unter sich und zu der Gesellschaft nach bestimmten allgemeinen, aus der Idee des Rechts (und dem Orts- und Zeitbedürfnisse) hergeleiteten Begriffen, welche es als Norm für die Beurtheilung der vorkommenden Fälle aufstellt. Das Urtheil über die Entscheidung nach diesen Vorschriften muß, wenn der Betheiligte demselben unterworfen sein soll, im Namen und unter der Autorität der Staatsgewalt, von welcher die Gesetze ausgegangen sind, und von Personen, welche sie zur Auslegung und Anwendung derselben, nach erprobter Fähigkeit dazu, ermächtigt hat, gefällt werden. Die Rechtspflegung Einzelner in der Eigenschaft bloßer Staatsbürger, wes Standes sie übrigens sein mögen, ist rechtlich nicht denkbar, weil sie der Rechtssicherheit, deren Beförderung zum Staatszwecke gehört, gradezu widersprechend und von Neuem Unsicherheit begründend sein würde. Es erscheint sonach das Richteramt als nothwendig, zugleich aber auch als von der Staatsgewalt ausgehend und allein abhängend, wie überhaupt das Recht, Ämter und Würden zu verleihen, zu ihrer Hoheit gehört. Eben die Berufstheilung von Seiten der Majestät ist es, welche jedem Amte seine Würde und seine Macht verleiht, so, daß ein Richteramt, welches nicht von der Staatsregierung ertheilt worden wäre, damit unvereinbar sich darstellen muß. Ist die möglichste Vervollkommnung des ganzen Staatsorganismus und der Rechtsgesetzgebung insonderheit die Aufgabe, welche unsere Zeit als unabweislich erkannt hat, so kann das Fortdauern der Patrimonialgerichtsbarkeit nicht länger für zulässig angesehen werden, weil sie damit unvereinbar ist; denn vollständige Übereinstimmung und Gleichförmigkeit muß in jedem Zweige der Staatsverwaltung, also auch bei der Gesetzgebung und Rechtspflege walten und macht das Ziel unablässigen Bestrebens aus (natürlich, weil überall, wo eine minder zweckmäßige Form geduldet wird, jene Aufgabe nicht vollständig gelöst wird). Es darf mithin von Staatsrechts wegen kein störendes Element geduldet werden, weil nur auf diese Weise jene Einheit des Staatsregiments äußerlich erkennbar und wirksam werden kann. Ein solches störendes Element muß die Verwaltung eines Theiles der Justiz aus einem andern Rechtstitel, als vermöge Auftrags der Regierung, nothwendig mit sich führen, weil der organische Theil der Gesetzgebung, der kaum für irgend einen Zweig wichtiger ist als für die Rechtspflege, welche vorzugsweise die Grundlage der Staatsverbindung ausmacht, dadurch fortwährend gehemmt bleibt, wenn es darauf ankommt, den Umfang und die Zusammensetzung der richterlichen Behörden, ihre Stellung, Amtsführung und gegenseitige Unterordnung mit der für zweckmäßig erkannten Form der Verhandlung aller verschiedenen Gattungen von Rechtssachen in Einklang zu bringen und die Competenz nach einem allgemein durchgreifenden Plan dergestalt zu reguliren, daß kein Staatsunterthan und keine Classe derselben sich über Zurücksetzung gegen die übrigen zu beklagen hat. Die Einrichtung gleicher Gerichtsbezirke erleichtert nicht nur die Oberaufsicht, sondern hat auch, nächst der Form der richterlichen Behörden, den wesentlichsten Einfluß auf den Rechtsgang selbst und dadurch sogar auf das materielle Recht. Eine gute Proceßordnung ist in der Praxis nur denkbar, wo die Organisation der Gerichte durchgehends ihrer Tendenz entspricht; wenigstens wird der trefflichste Entwurf seinen Zweck verfehlen, wenn der Staat sich gehindert sieht, die für angemessen erkannte Organisation ganz allgemein auszuführen und überall eine gleiche Vertheilung der Geschäfte unter das, auf der einen Seite für nothwendig, auf der andern aber auch für ausreichend erkannte, Gerichtspersonal eintreten zu lassen. Namentlich ist das unabweisliche Erforderniß gründlicher und unparteiischer Gerechtigkeit, Collegialität der erkennenden Gerichte, nicht zu erwirken, wenn die Gerichtsgebiete nicht geschlossen sind. Dieses einzelne Beispiel zeigt, daß es nicht leere Worte sind, welche vorangeschickt worden sind, sondern daß die Sache den entschiedensten Einfluß auf das praktische Leben und auf die Vorzüglichkeit der Rechtspflege in jedem Lande hat."

In der That, man mache sich nur eine Landkarte, in welcher die Bezirke der unmittelbaren Staatsgerichtsbarkeit mit einer andern Farbe angelegt sind als die Bezirke der mittelbaren Gerichtsbarkeit, so wird man auf den ersten Blick erkennen, daß eben diese geographische oder topographische Zerrissenheit die Unmöglichkeit einer gleichmäßig guten Gerichtsverfassung in sich schließt, durch welche allen Unterthanen die möglichst nahe, wohlfeile, schnelle, kräftige und gerechte Gerechtigkeit verwaltet wird. Wie aber möchte es zu verantworten sein, daß nicht nur Diejenigen, welche in einem rothen Bezirke nicht blos Recht zu nehmen, sondern auch Diejenigen, welche es dort zu suchen haben, schlechter daran sein sollen als Die, deren Rechtshändel in einem blauen Bezirke zur Verhandlung kommen? Niemals aber können zweierlei Einrichtungen gleich gut sein; eine muß der andern nachstehen. Wenn indessen in irgend einem Stücke Gleichheit ein nicht zu versagender Anspruch ist, so ist es das gleiche Recht aller Staatsunterthanen vor dem Rechte, die Foderung der möglichst besten Rechtsverwaltung für Alle, weil dieselbe im Staatszwecke unmittelbar begründet ist. Mit dieser Gleichheit vor dem Rechte ist die Patrimonialgerichtsbarkeit unvereinbar; folglich muß sie abgeschafft werden.

Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes hat uns vermocht, diese ausführliche Rechenschaft von der Schrift und großen

Digitized by Google

theils mit den eigenen Worten des Verf. zu geben (in denen wir nur einige Stylverbesserungen hin und wieder uns erlaubt haben), um anschaulich zu machen, mit welchem Scharfsinne und mit welcher Gründlichkeit dieselbe ausgearbeitet worden ist. Dieser philosophische Theil der Schrift hat uns durchgängig angesprochen. Minder befriedigt sind wir durch den historischen Theil derselben, was jedoch zur Sache selbst nichts thut, da es, wie schon im Eingange vorgekommen ist, für diese ganz gleich gilt, wie die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgekommen und als eine Berechtigung angesehen worden ist. Was der Verf. darüber angeführt hat, betrifft nicht sowol sie, als entweder die Staatsgerichtsbarkeit über die freien Staatsbürger, oder die von dem Staate aufgetragene oder verliehene Gerichtsbarkeit, die nur um deswillen der Patrimonialgerichtsbarkeit angereiht worden ist, weil sie, wie diese, einen Bestandtheil des Privatvermögens ausmachte. Nur mit dieser Unterscheidung kann man dem Verf. beipflichten, „daß die Ausübung der Gerichtsbarkeit an Privatpersonen zu einer Zeit überlassen worden sei, wo man den Staatszweck noch gar nicht kannte, sondern kaum dunkel ahnte", und deshalb nicht recht verstand, was man in Bezug auf ihn that. Völlig falsch aber ist es, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit nicht in patrimonio, sondern respectu patrimonii, das heißt nicht als ein Bestandtheil des Privateigenthums bestanden, sondern dasselbe nur zum Gegenstande gehabt habe. So lange es deutsche Völker gegeben hat, ist unter ihnen die Patrimonialgerichtsbarkeit, als ein wahres Privateigenthumsrecht, vorhanden gewesen und unzertrennbar von ihrem alten Staatsrechte selbst. Dieses beruhte einzig und allein auf dem Principe der wechselseitigen Rechtsverbürgung oder der persönlichen Freiheit, vermöge welcher jene nur möglich und zugleich Bedürfniß war. Nur der Freie konnte Staatsgenosse sein, nur er sich im Schutze der Gesammtheit befinden und eben dieser Rechtsschutz daher wiederum auch nur diese Freiheit zur Rechtssphäre haben. Wer nicht frei war, hatte keinen Theil am Staate, sondern befand sich lediglich im Schutze und Eigenthume Dessen, der sein Herr war. Sowie der Gesammtheit der Freien, dem Staate nach damaliger Rechtsvorstellung, überhaupt kein Recht oder Gewalt über das Eigenthum der sämmtlichen Genossen zustand, außer in soweit es selbst Gegenstand der Thätigkeitsäußerung der persönlichen Freiheit war oder wurde, so stand ihm auch kein Eingriff in das Eigenthumsrecht der Herren über ihre Hörigen zu, welche allein über sie zu gebieten hatten und deren Geboten sie allein Gehorsam schuldig waren, mithin auch in ihren Rechtsverhältnissen keinen andern Willen unterthan sein konnten. Was ihr Herr für Recht erklärte und ihnen zu thun befahl, dem hatten sie lediglich Folge zu leisten und konnten eben deswegen auch keiner andern Gerichtsbarkeit unterworfen sein. Die Gerichtsbarkeit war sonach ein unzertrennlicher Ausfluß und Zubehör der Hörigkeit; unterthänig sein und Recht nehmen von dem Herrn konnte nicht verschieden gedacht werden und kann es auch wirklich noch heut zu Tage nach der Beschaffenheit der Sache nicht. Grade so weit, als irgend Jemand seinen Willen dem Willen eines Andern unterwarf, war er auch dessen Gerichtsbarkeit unterthan. Dieser Rechtsgrundsatz geht durch alle Arten von Hörigkeitsverhältnissen und begründete selbst die Lehngerichtsbarkeit. Als nun weiter die Hörigen als ein Inventarium des Grundbesitzthums betrachtet wurden und, als ein Zubehör desselben (als glebae adscripti oder doch als Dingpflichtige), mit dessen Eigenthumsveränderung ihren Herrn zu wechseln genöthigt waren, nahm die Patrimonialgerichtsbarkeit ganz von selbst auch die subjectiv dingliche Natur an, da sie vorher nur objectiv dinglich gewesen war. Wem daher ein solches Gut verliehen wurde, der überkam damit von selbst auch die demselben anklebende Patrimonialgerichtsbarkeit, deren besondere Erwähnung in den Lehnbriefen mit nichten auf einen absonderlichen Rechtsgrund hindeutet, sondern blos zu der genauen Beschreibung des Lehnstückes und Aufzählung aller seiner Bestandtheile und Gerechtsame gehörte.

Wenn nun aber alle Hörigkeit aufgehört hat; wenn erkannt worden ist, daß kein Mensch eines andern, sondern nur der Staatsgewalt und deren Träger Unterthan sein kann; wenn die Erbunterthänigkeit als eine Versündigung an der Menschheit und am Rechte abgeschafft worden ist: wie mag man so folgewidrig und widersinnig sein, die Ausgeburt, die Wirkung und das Anhängsel derselben, die Erbgerichtsbarkeit, noch im Rechte fortbestehen zu lassen? Ist es nicht selbst ein Rechtssatz, daß jedes Zubehör an dem Rechte der Hauptsache Theil nimmt und ihm folgen muß? Kann man es reimen, die Unterthänigkeit und Hörigkeit zu verabscheuen und die Erbgerichte in Ehren und Würden zu halten? 2.

Notizen.

Aus einem Briefe des Herrn Ottavio Cicolini an den immerwährenden Secretair der archäologischen Akademie zu Rom entnehmen wir folgende archäologische Notiz: Die Stadt und Umgegend von Lodi, ehemals von den Etruriern gegründet und in den Annalen von Umbrien immer berühmt, zeigte stets einen Überfluß an Monumenten des Alterthums, besonders in Hinsicht der etruriſchen Numismatik. Neuerlich hat man dort wieder ein gigantisches Denkmal, in kleiner Entfernung von der Stadt an dem Abhang eines Hügels entdeckt. So weit es bisjetzt ausgegraben ist, besteht es aus großen Blöcken einer eigenthümlichen glänzenden Steinart, welche Theile einer cannelirten Säule sind, deren Durchmesser ungefähr 6½ Fuß beträgt, sodaß also die Säulen an dem Tempel des Friedens u. s. w. an Größe diesen neuentdeckten weichen müssen. Viele von den Steinen sind mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet, in rothem Auftrag, wahrscheinlich um bei etwaigem Durcheinandergerathen der Steine Irrthümer zu vermeiden. Die lateinischen Inschriften bezeichnen größtentheils die Namen der Magistratspersonen und anderer ausgezeichneten Männer. Nach dem Urtheil zweier gelehrten Antiquare, der Herren Speroni und Fossati, welche dieses ausgezeichnete Monument geprüft haben, ist dasselbe von römischer Arbeit. Unweit desselben fand man auch die bronzene Statue eines Mars von vier und einem halben Fuß Höhe.

Die am Eingang des Drurylane-Theaters zu London aufgestellte Bildsäule Keen's, von Carew gearbeitet, ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Sie stellt den ausgezeichneten Mimen als Hamlet dar, in der Scene, wie er über den Schädel seines alten Freundes „des Königs Narren" Betrachtungen anstellt. Seine Linke hält den Schädel, die Rechte ist leicht und anmuthig erhoben, um jenen Ausruf der Rührung: „Alas, poor Yorik!" gebührend zu unterstützen. Man kann nicht leugnen, daß dieser Moment der Darstellung vortrefflich gewählt ist. Dieses tiefreflectirende Insichgehen des Humors, gegenüber dem Schädel des leichtfertigen Spaßmachers, ist für ein Gefesseltwerden durch die plastische Kunst vorzüglich geeignet. Die ganze folgende Betrachtung: „Where be your gibes now? your gambols? your songs? your flashes of merriment which were wont to set the table on a roar?" etc. knüpft sich daran und concentrirt sich in diesem Augenblick schmerzlichen Nachdenkens.

Herr Tinker, ein amerikanischer Missionnair, hat zu Honolula, der Hauptstadt von Oahu (einer der Sandwichinseln), eine Zeitschrift gegründet. Die Stadt Honolula zählt 7000 Einwohner; die Missionnairs haben dort drei Pressen.

Der König von England hat 50 Pf. St. ausgesetzt behufs der Restauration von Shakspeare's Grabmal in der Kirche von Stratford. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 3. — 3. Januar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Vom ersten Ministerium Melbourne sagt der Verf. mit Recht, es sei in einer Weise entlassen worden, „wie man keinen Dienstboten entlassen darf" (I, 28). Die Bildung des zweiten gibt ihm Veranlassung, von der „Unbequemlichkeit" zu sprechen, die daraus entsteht, „daß die Minister zu Mitgliedern des Unterhauses erwählt werden müssen" (I, 210). Er setzt noch einmal seine Einwendungen dagegen auseinander (I, 224):

Allein so wichtig der Schritt auch ist, hängt ja jetzt die letzte Entscheidung von den Wählern ab. Wenn diese nicht für gut finden, diejenigen Männer wiederzuwählen, welche durch Annahme eines Amtes ihre Stellen im Unterhause verlieren, — so ist wiederum kein Ministerium vorhanden und die Noth beginnt von Neuem. Wenigstens treten ihnen die Tories überall mit höchster Anstrengung entgegen, und es ist möglich, daß durch den Sieg wenigstens einige Veränderungen erzwungen werden. Ich will zu Dem, was ich über und gegen diese Einrichtung sagte, nur zwei Worte hinzufügen. Sie hat gewiß ihre guten Seiten, zeigt neues Vertrauen, gibt eine Art von öffentlicher Beistimmung, rechtfertigt gegen den Vorwurf, um des Amtes willen Grundsätze aufgegeben zu haben u. s. w. Allein andererseits legt sie die letzte Entscheidung über eine allgemeine Maßregel in die Hände einer einzelnen Wählerschaft, verursacht großen Zeitverlust und gewaltige Kosten, gibt dem Zufalle und den aufgeregten Leidenschaften übergroßen Spielraum und behandelt zu Ämtern ernannte Lords (welche keiner Wahl bedürfen) viel günstiger als die Commoners. So lange den großen Hauptparteien eine Anzahl verfallener Flecken zu Gebote standen, fanden solcherlei Wahlen keine Schwierigkeit; jetzt haben sich diese ohne Zweifel bedeutend gemehrt; auch ist nicht so leicht Einer zur Hand, der für ein Amt seine Stelle im Unterhause aufgibt und dadurch einem neuernannten Minister die Möglichkeit verschafft, sich irgendwo wählen zu lassen. Gewiß scheint es rathsam, diese Einrichtungen, sowie die sonderbare chronologische Bestimmung zu prüfen, wonach Niemand ins Parlament gewählt werden kann, der ein seit 1705 gegründetes Amt annimmt.

Wenn es Hrn. v. R. gefallen hätte, den Ursprung dieser Einrichtung zu erzählen, so würde er seinen Lesern zugleich den Maßstab zur Prüfung derselben in die Hand gegeben haben. Niemals hat ein Gesetz verlangt, die Minister müssen im Parlament sitzen, oder der Krone auferlegt, einen Minister, der nicht Peer ist, nur dann zu ernennen, wenn er ins Unterhaus gewählt worden. Vielmehr gab es einmal ein Gesetz, welches alle Minister vom Unterhause ausschloß. Im Act of settlement (13 W. III, c. 2, s. 3) war eine Clausel, die Jeden vom Unterhause ausschließt, der ein Amt oder eine mit Vortheil verbundene Stelle unter dem König bekleidet. Diese Clausel sollte in Kraft treten, sobald das Haus Hanover zur Erbfolge kommen würde. Sie ist niemals in Kraft getreten. Denn vorher ward die Sache noch mehrmals in Erwägung gezogen. Das Unterhaus hielt am entschiedensten und längsten fest an der Überzeugung, daß es seinen Mitgliedern nicht gezieme, auf irgend eine Art von der Krone sich abhängig zu fühlen, und an dem Mistrauen gegen die fremde Dynastie. Auf der andern Seite konnte man sich die Inconvenienz nicht verbergen, die daraus hervorgehen würde, wenn der Krone nicht verstattet wäre, durch ihre vertrauten Diener ihre Anträge ferner begründen zu lassen, und wenn das Unterhaus nicht von ihnen unmittelbar die gewünschten Aufschlüsse erhalten könnte. Darum beschloß das Unterhaus, nur eine gewisse Classe von Angestellten, die auch einzeln aufgezählt wurden, sollte wählbar sein. Also wäre die Wählbarkeit Ausnahme geblieben. Die Lords verwarfen den Beschluß. Erst nach einer Conferenz vereinigten die beiden Häuser sich darin, daß die Wählbarkeit Regel bleiben und die Ausnahmen bestimmt werden sollten. So hatte die Volkspartei ihrer Ansicht nach ein gedoppeltes Opfer gebracht. Dafür stipulirte sie denn und erreichte es, daß jedes Mitglied, das ein Amt annimmt, seines Sitzes im Unterhause sich begeben muß, jedoch wieder wählbar sein soll. Durch die bezeichneten Ausnahmen suchte man vorzüglich Subalterne auszuschließen, um wenigstens nicht Mitglieder zu haben, die in ihrer Stellung von den Ministern abhängig wären, und, aus augenfälligem Grund, Solche, die im Genuß widerruflicher Pensionen (during the king's pleasure) stehen. Die Acte, welche diese Anordnungen enthält (Act of security, 4 ann. c. 8) ist vom Jahr 1705; sie führt unter den Ausnahmen auch solche Stellen auf, die inskünftige zu irgend einer Zeit neu geschaffen werden mögen. Daher die „sonderbare chronologische Bestimmung". Sie war zunächst auf die Erbfolge des Hauses Hanover berechnet (Burnet IV, 134). Man mistraute der fremden Hofhaltung, den fremden Günstlingen und dem Eifer, mit wel-

Digitized by Google

chem eine neue Dynastie sich um Anhänger bemühen mochte. Dies nächste Motiv ist erloschen, die Nachkommen Georg I. haben aufgehört, Fremde in England zu sein. Aber welche Inconvenienz geht denn aus dieser einzelnen, chronologischen Clausel hervor? Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Princip, dem sie angehört, nicht nur nicht aufgegeben werden durfte, sondern noch weitere Anwendung verdiente. Walpole's Administration, was man von seinem System wußte, und vielleicht noch mehr, was man davon glaubte, veranlaßte einen fernern Act der Gesetzgebung (25 Geo. II, c. 22), um von Mitgliedern, deren Stellung sie von den Ministern abhängig macht, das Haus möglichst rein zu halten. Hier ist also nicht nur ein Gesetz von zufälliger Veranlassung und verschollener Bedeutung, sondern ein Princip, das sich fortgebildet hat. Im Einzelnen darauf verzichten, Mitgliedern, die von der Krone abhängig sind, ohne Probe, oder Subalternen überhaupt den Weg ins Unterhaus eröffnen, wäre ein offenbarer Rückschritt, vollends im Zeitalter der Reform.

Sollte es Hrn. v. R. nun wirklich Ernst sein mit dem Vorschlag (I, 211): „den Ministern, sobald sie der König ernannt habe, eben deshalb Sitz und Stimme im Unterhause zu ertheilen"? Erstens doch wol nicht allen; sonst könnte der König keinen Peer zum Minister machen; es müßte sich denn etwa ausweisen, daß kein Gesetz ausdrücklich verbiete, in beiden Häusern zugleich zu sitzen. Dann aber, soll der König wirklich das Recht haben, Mitglieder des Unterhauses zu ernennen? Welche Analogie spräche dafür, welches Princip nicht dawider? Freilich, die würtembergische Verfassung versetzt in die zweite Kammer die Prälaten und den Kanzler der Landesuniversität, die die Regierung ernennt; verkehrt genug, daß es so ist! Das Argument endlich von den zu Ämtern ernannten Lords beweist nichts; denn sie sitzen im Oberhaus, nicht weil sie Minister, sondern weil sie Peers sind, und weil der König das Recht hat, Peers zu creiren. Das aber würde Keinem, der englische Verhältnisse kennt, denkbar erscheinen, daß die Minister nur als Regierungscommissaire, nicht als Parlamentsglieder, an den Debatten Antheil nehmen könnten. Das wäre der Weg, die Ambition des britischen Staatsmanns um den schönsten Theil ihrer Hoffnungen zu täuschen, die Würde der Regierung zu schmälern und die Achtung, die im Vertrauen wurzelt, unheilbar zu zerstören. Sei's denn, daß des Königs Prärogative in der beliebigen Wahl seiner Minister durch die besprochene Einrichtung beschränkt ist; die Zeiten sind nun einmal der Prärogative nicht günstig und der König wird sich ferner, wie bisher, in eine Inconvenienz finden müssen, die auch wieder ihr Heilsames hat, sofern sie den Ministerwechsel bei unerheblichen Anlässen und das plötzliche Umschlagen der Parteimacht einigermaßen erschwert.

(Der Beschluß folgt.)

Der große Brand zu Paris am 12. December 1835.

Paris, 15. December 1835.

Hätten Sie mich heute Morgen zwischen 9 und 10 Uhr nach der Place St.-Sulpice, welche nur einige Hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt ist, begleiten können, so würden Sie Gelegenheit gehabt haben, sich ungefähr eine Idee zu machen, wie es in Alexandrien ausgesehen haben mag, als die durch die Ptolemäer aufgehäuften literarischen Schätze unter dem Hohngelächter siegestrunkener Barbaren ein Raub der Flammen wurden. Denken Sie sich nur an die Stelle jener Kriegsknechte, welche die kostbaren Papyrusrollen, noch unversehrt, auf ihren Spießen und Schildern herbeischleppten, um sie dem Feuer zu übergeben, eine ziemliche Masse französischer Fuhrknechte in blauen Blosen, welche in zweispännigen Karren die rauchenden Reste eines der größten Büchervorräthe von Paris zu einem ungeheuern Haufen aufschichten, über welchem eine dicke Rauchwolke liegt, die nur bisweilen durch die noch hier und da auflodernden Flammen zertheilt wird; denken Sie sich anstatt des barbarischen Hohngelächters die Ruhe einer von Schrecken und Entsetzen ergriffenen Menge, und anstatt der ägyptischen Hitze eine Kälte, die Einem fortwährend das Wasser aus den Augen preßt, so haben Sie ungefähr die Hauptzüge zu dem Bilde, welches gegenwärtig der weite Platz vor der Kirche St.-Sulpice darbietet. Die ersten Gerüchte von dem Grunde einer so traurigen Umwandelung dieses ruhigen und friedlichen Platzes werden wol auch schon bis zu Ihnen durchgedrungen sein; allein dieses in seiner Art wirklich furchtbare Ereigniß interessirt die Wissenschaft und den Buchhandel zu sehr, als daß ich mich nicht beeilen sollte, Ihnen zu öffentlichen Mittheilungen darüber nähere Nachricht zu geben, zumal da ich zum größten Theile selbst Augenzeuge davon war und mehren der am meisten Betroffenen ziemlich nahe stehe.

Am vergangenen Sonnabend, den 12. December, hörte ich kurz nach der gewöhnlichen Frühstücksstunde der pariser Handarbeiter, das ist zwischen 9 und 10 Uhr, in der Straße, die ich bewohne, plötzlich die Rede gehen, es sei im Quartier St.-Sulpice Feuer ausgebrochen. In der Regel macht man daraus in Paris nur wenig und überläßt das Löschen und Helfen Denen, die von Amtswegen damit beauftragt sind. Dieses Schreien, Lärmen, Stürmen, Laufen und Rennen, wodurch in Deutschland nicht selten eine ganze Stadt wegen eines brennenden Schornsteins in Aufstand gebracht wird, ist hier völlig unbekannt. Sobald sich irgendwo Feuersgefahr zeigt, wird bei einem der überall zweckmäßig vertheilten Posten der Sapeurs-Pompiers, welche Tag und Nacht mit ihren Lösch- und Rettungsmaschinen auf dem Sprunge stehen, Anzeige gemacht, eine hinlängliche Abtheilung derselben erscheint in wenig Augenblicken an Ort und Stelle, und so gelingt es diesen wahrhaft vortrefflichen Leuten, die gleichsam die Elite der muthvollsten Soldaten sind, nur freiwillig in den Dienst ihres Corps eintreten, übrigens aber ganz militairisch organisirt, bewaffnet und commandirt sind, gewöhnlich, den Brand im Entstehen zu unterdrücken, ehe noch die nächsten Nachbarn davon Notiz genommen haben. Geschieht es nicht so, dann kann man auch sicher darauf rechnen, daß eine Feuersbrunst in Paris mit bedeutenden Verlusten und Unglücksfällen verbunden ist; ohne Menschenleben geht es dann selten ab, wie nur erst im Anfange dieses Jahres bei dem Brande des Théâtre de la gaîté, wo am hellen lichten Tage fünf Menschen in den Flammen umkamen.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich gegen Mittag noch hörte, wie sich die Leute ganz ruhig davon unterhielten, daß das Feuer bei der Kirche St.-Sulpice noch brenne. Auf meine Fragen, wo es und was eigentlich brenne, erhielt ich zur Antwort, das Feuer sei in einem atelier de broderur, einem dépôt de libraire, Rue du Pot-de-fer St.-Sulpice No. 14 ausgebrochen. Wenige Minuten darauf war ich auf dem Platz St.-Sulpice, der ganz mit Menschen angefüllt war; die Straße selbst, wo das Feuer wüthete, hatte man bereits

Digitized by Google

mit Militair abgesperrt, und über den umliegenden Häusern erhob sich ein wahres Flammenmeer, aus dem fortwährend hellodernde Papierbündel aufflogen, welche meistens nach dem Garten des Luxembourg und selbst bis in die Alleen des Observatoriums getrieben wurden. Das Schauspiel war furchtbar großartig; vorzüglich machte der Widerschein an den beiden hohen Thürmen der Kirche St.-Sulpice einen wunderbaren Effect, zumal da ihre Terrassen von unten bis oben hinauf zum Telegraphen ganz mit Menschen, vorzüglich vielen Damen, bedeckt waren, welchen die hochrothe Färbung einen fast diabolischen Anstrich gab. Das Feuer hatte um diese Zeit seine größte Intensität erreicht und man war nur noch bemüht, es auf den Raum zu beschränken, welchen es bereits eingenommen hatte. Erst nach drei Uhr war man dessen so weit Meister, daß eine fernere Ausbreitung nicht mehr zu besorgen war, während dagegen die Flammen in einer Ausdehnung von etwa 200 Fuß noch mit jedem Augenblicke neue Nahrung zu erhalten schienen. Erst mit Einbruch der Nacht fingen die Flammen an sich etwas zu senken und ein dicker, stark nach verbranntem Papier riechender Rauch umhüllte das ganze Quartier St.-Sulpice. Die darauf folgende Nacht und den größten Theil des Sonntags hat jedoch der Brand noch fortgedauert, und erst am Montage hat man aufgehört, den regelmäßigen Dienst bei den Spritzen zu verrichten. Gegenwärtig ist man, wie gesagt, beschäftigt, die Brandstätte abzuräumen und kann die Verluste übersehen, welche dieses Unglück dem pariser Buchhandel und wenigstens zum Theil auch der Wissenschaft gebracht hat. Anstatt aller Gerüchte theile ich Ihnen darüber, sowie über den Ursprung des Feuers, Das mit, was ich als ganz sicher verbürgen kann.

Das Haus Rue du Pot-de-fer, No. 14 bestand aus einem großen Hauptgebäude von 250 Fuß Länge und 80 Fuß Tiefe, nebst zwei Seitenflügeln, und war ganz aus Holz aufgeführt: ein Umstand, der namentlich die Versicherung der darin niedergelegten Waaren sehr erschwert, zum Theil selbst unmöglich gemacht haben soll. Der untere Theil des Hauses war von den Werkstätten zweier großen Brocheurs, Perrotet und Monniot, und einer Stereotypgießerei eingenommen; die ganzen obern Räume dienten in einer Fronte von zwanzig großen Fenstern zu einer Buchhändlerniederlage und waren um diese Zeit mit dem Verlage mehrer der größten Häuser in Paris so angefüllt, daß man in den verschiedenen Zimmern nur einen kleinen Zwischenraum gelassen hatte, um die aufgethürmten Ballen handhaben zu können. Daß grade hier solche Massen aufgehäuft waren, hat seinen Grund in einem eigenthümlichen Mechanismus des französischen Buchhandels, welcher dem deutschen Büchervertrieb völlig fremd ist. Bekanntlich erscheinen nämlich in Frankreich alle Bücher nur broschirt oder seit einigen Jahren in Lieferungen, welchen der gedruckte Umschlag beigegeben wird; daraus folgt, daß die Bogen, je wie sie in der Druckerei fertig werden, sogleich in das Atelier des Brocheurs wandern, welcher sie so lange bei sich behält, bis das Werk zum Verkauf ausgegeben wird. Es versteht sich von selbst, daß so ein Geschäft des Broschirens in großem Style getrieben werden muß, wenn es lohnen soll, und daher ist in der Regel mit den Werkstätten der Brocheurs eine große Niederlage verbunden, wo theils die Ballen aus der Druckerei, theils aber auch die fertig broschirten Bücher aufbewahrt werden. Denn da die meisten Buchhandlungen in Paris in ihren Verkaufs- und Geschäftslocalen im Innern der Stadt auf einen kleinen Raum beschränkt sind, so ist es Sitte, daß man aus den Niederlagen der Brocheurs immer nur so viel Exemplare eines Werkes bezieht, als der Bedarf des Verkaufs erheischt, sodaß der Rest einer ganzen Auflage nur nach und nach broschirt und an die Handlung abgeliefert wird. Ein solches Etablissement war das der Herren Perrotet und Monniot, welche Jahr aus Jahr ein 150 Arbeiter beschäftigt haben sollen. (Beiläufig will ich bemerken, daß zu diesem Geschäfte vorzüglich Frauen gebraucht werden.)

Am verwichenen Sonnabend nun hatte man in einem der Arbeitssäle dieses Etablissements bei sehr starker Kälte, grade um die Zeit, wo die Arbeiter sich zum größten Theile entfernt gehabt, um ihr Frühstück einzunehmen, etwas stark geheizt; das der Länge nach durch den Saal gezogene Ofenrohr erhitzt sich und entzündet einen der zum Trocknen in dichten Reihen aufgehängten Bogen; ein Arbeiter, der zugegen ist, verliert beim Anblick der Flamme, welche im Entstehen wol noch leicht hätte gelöscht werden können, den Kopf und öffnet die Thüre, um nach Hülfe zu rufen; der dadurch verursachte Luftzug treibt die Flamme mit Gewalt nach den übrigen Reihen und in einem Augenblicke steht das ganze Zimmer in Feuer; der Besitzer des Etablissements verliert, anstatt noch bei Zeiten mit den Seinigen beizuspringen, gleichfalls die Geistesgegenwart und läuft auf die Straße, um Lärm zu machen; ehe aber nur die geringste Hülfe von außen kommen konnte, hatten die Flammen schon das ausgetrocknete Holz des ersten Stockes ergriffen, wo ihnen die aufgeschichteten Papiermassen neue Nahrung gaben. Die erste Hülfe brachten die Zöglinge des zur Kirche St.-Sulpice gehörigen Priesterseminars, von denen Züge seltener Unerschrockenheit erzählt werden. Als die Sapeurs-Pompiers ankamen, welche ihre Thätigkeit durch großen Mangel an Wasser (selbst die Spritzen waren zum Theil eingefroren) gehemmt sahen, war an die Rettung der in den obern Niederlagen befindlichen Ballen schon nicht mehr zu denken; es sind im Ganzen nur einige wenige Meubles und Handwerkszeuge aus den untern Theilen des Hauses weggebracht worden; von dem ganzen ungeheuern Büchervorrathe ist aber auch nicht ein Blatt unversehrt geblieben; denn was ja noch halb dem Feuer entgangen ist, das ist vollends durch das Wasser zu Grunde gerichtet worden, sodaß ich noch heute ganze Lagen auf dem Platze St.-Sulpice liegen sah, welche auf der einen Seite hell aufbrannten und auf der andern zusammengefroren waren.

Der materielle Verlust, den der pariser Buchhandel erleidet, ist unglaublich; einige der respectabelsten Häuser sind dadurch grabezu an den Rand des Unterganges gebracht, wenn ihnen nicht durch liberale Unterstützung von Seiten der Regierung und ihrer Geschäftsfreunde aufgeholfen wird; andere werden Noth haben, ihre Verluste zu verschmerzen, und manche müssen sich wenigstens sehr unangenehme Stockungen in ihrem Geschäfte gefallen lassen, welche nicht ohne wesentliche Nachtheile bleiben können. Man schlägt bis jetzt die Gesammtsumme des Verlustes, soweit er blos den Buchhandel trifft, auf wenigstens vier Millionen an; Einige wollen ihn jedoch schon auf sechs Millionen steigern und auf diese ganze Summe haben die vier Assecuranzgesellschaften, die königliche, die allgemeine, die des Phönix und die der Sonne, nur für 550,000 Francs Güter versichert; die Compagnie d'assurance mutuelle, welche nur unbewegliches Eigenthum versichert, hat auf die Gebäude, welche Eigenthum einer Mad. de Brosses sind, die Versicherung von 100,000 Francs übernommen. Außerdem ist aber auch die üble Rückwirkung dieses Unfalls auf einige mit dem Buchhandel in genauer Beziehung stehende Gewerbe in Anschlag zu bringen: eine Menge Arbeiter sind in der schlimmsten Jahreszeit mit einem Male brotlos geworden; viele Zahlungen müssen vorläufig grabezu eingestellt werden, bereits begonnene Arbeiten müssen liegen bleiben und an neue Unternehmungen darf von vielen Seiten nicht gedacht werden. Ein großer Verlust ist auch die Stereotypgießerei, von der fast nichts gerettet worden ist. Um nur zunächst der dabei leidenden Classe der Arbeiter einige Unterstützung zu gewähren, sind bereits Subscriptionen eröffnet und Büchsen ausgestellt worden, welche bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinn der Pariser nicht leer bleiben werden. Es wird aber auch in diesen Tagen eine Vereinigung der vorzüglichsten Verleger der Hauptstadt, unter dem Vorsitze des Maires des 11. Arrondissements, stattfinden, deren Zweck sein soll, die Grundsätze und die Organisation einer Subscription festzusetzen, wodurch den am härtesten betroffenen Häusern wenigstens einigermaßen geholfen werden soll. Man hofft, daß

Digitized by Google

dann auch die Regierung nicht ausbleiben wird, einen Zweig der Industrie zu unterstützen, welcher, selbst von der materiellsten Seite genommen, für Frankreich von so hoher Wichtigkeit ist.

(Der Beschluß folgt.)

Dzieje starozytne narodu Litewskiego, d. i. Älteste Geschichte des lithauischen Volks von Theodor Narbutt. Erster Theil, enthaltend die Mythologie der alten Lithauer. Wilna 1835.

Nach der Erklärung in der Vorrede hat der Verf. 30 Jahre seines Lebens auf die Sammlung der geschichtlichen Materialien und Notizen verwandt, die er jetzt geordnet und verarbeitet dem Publicum übergibt. Er ist der Erste in seinem Lande, der eine lithauische Götterkunde gesondert von der polnisch-slawischen aufstellt; auch sucht er die Selbständigkeit der lithauischen Sprache gegen Diejenigen zu erweisen, die in derselben nur eine verdorbene slawische Mundart erblicken. Es ist hierbei zu bedauern, daß er Parrot's Untersuchungen über die lithauische Sprache und deren Verwandtschaft mit der celtischen nicht berücksichtigt hat. Narbutt findet den Ursprung der lithauischen Sprache in der alten indischen, folgert aber wol zu viel aus der Ähnlichkeit der zehn ersten Zahlnamen; überhaupt wäre zu wünschen, daß die linguistischen Untersuchungen in diesem umfangreichen ersten Theile mehr als blos 17 Seiten einnähmen. Dagegen ist auf die Darstellung der Götterlehre der alten, heidnischen Lithauer viel Fleiß und Raum verwandt. Da das Werk, das aus drei Theilen bestehen wird (die zwei folgenden Theile werden historischen Inhalts sein), vielleicht nicht so bald eine deutsche Uebersetzung erlebt, so gestatten wir uns hier eine kurze Uebersicht lithauischer Gottheiten, die von den slawischen durch Name und Attribution fast gänzlich unterschieden sind. Pramshimas hieß der oberste Gott. Sein Name bedeutet im Lithauischen Schicksal und seine Gewalt erstreckte sich über Menschen, Götter und Weltall. Seine Boten an die Menschen waren Wanda und Weja, das Wasser und die Luft. Zürnend verkehrte er das Eine in Alles verschlingende Flut, die Andere in zerstörenden Sturm. Ihm zur Seite steht Okkapirmas, der Gebärer der Zeit, der den Lenz schuf und den Herbst, und das Leben der Menschen in traurige und frohe Tage theilte. Perkunas war der Gott des Feuers, Gebietiger des Donners, mit dem slawischen Perun verwandt. Der Gott des Kriegs hieß Kawas und es ist hierbei der besondere Umstand zu bemerken, daß der Monat März, der von Mars seinen Namen hat, auch bei den Lithauern Kawas nach ihrem Kriegsgott benannt ist. Sein Sinnbild war ein schwarzer Hahn, den die Lithauer auf ihren Kriegsfahnen geführt haben sollen. Ragutis war die heitere Gottheit der Trinker, Beschützerin der Bier- und Methbrauer. Das Bier nennt der Lithauer Alus, an das englische Ale erinnernd. Der Gott der Dichtkunst hieß Sotwaros, seine Diener, die lithauischen Barden, wurden Burts und Burtynikai genannt; meistens gehörten sie zu den Weidelotten, einer untergeordneten Gattung von Priestern, deren Oberer Krewe-Kreweito war, der zu Romowe in Preußen residirte. Der Meergott war Atrimpos, den Lithauern feindselig, die sich auch nie weit auf das Meer hinausgewagt haben, obgleich sie den langen Küstenstrich von der Weichsel bis zur Düna bewohnten. Wir unterbrechen diese Reihe von Götternamen, die weder skandinavischen noch slawischen Klang haben und für die nationale Selbständigkeit der Lithauer sich zu verbürgen scheinen, und wenden uns zu der Kosmosophie der alten Lithauer, wie solche Narbutt uns kennen lehrt. Die Sonne war die Gebärerin der Erde, ihr Gemahl der Mond. Andere Kinder aus dieser Ehe waren die Sterne, von denen die Lithauer meinten, daß sie ihr Licht von der Mutter Sonne gleich der Erde empfingen. Ein Volkslied, das Narbutt für uralt hält, besingt folgendes dahin gehöriges Ereigniß:

Der Mond freit' um die Sonne,
Ihr Kuß ward erster Lenz;
Gar früh stand auf die Sonne,
Der Mond hielt länger Rast.

Er irrte darauf einsam,
Gewann Frührothe lieb;
Das nahm Perkunas übel,
Hieb in zwei Hälften ihn.

Was liefest du die Sonne,
Was liebtest du Frührothe
Und schlichst bei Nacht allein?

Die Darstellung der Priesterherrschaft und religiöser Übungen füllt mehre Abschnitte. Im Zusammenhange damit beschreibt Narbutt in einem besondern Abschnitte mehre alte lithauische Gräber, die nach der Schilderung und der angefügten Abbildung denen nicht unähnlich sind, die im nördlichen Deutschland gefunden werden. Waren es Celten, waren es Slawen oder Germanen, die einen Theil von Europa mit diesen Denkmälern jetzt unbekannter Zeit und unbekannten Lebens angefüllt haben? Nur mittels einer möglichst vollständigen Vergleichung der noch vorhandenen Trümmer der Art in verschiedenen Ländern verschiedener Zunge kann ein genügendes Licht über diese seltsamen Stein- und Erdhaufen aufgehen. Narbutt liefert zu der erst zu erwartenden Monographie der alten Heidengräber schätzenswerthe Beiträge. Merkwürdig ist, daß die Lithauer solche Grabmäler gleichfalls Riesengräber nennen, nämlich Milsu kappi; bei Wilna heißt ein Erdhügel im Munde des Volks Grab des Großfürsten Gedemin, ein anderer in der Umgegend: Kapinies Wade Boussa, Grab des Herzogs Bouß. Narbutt ist seinem Namen nach ein Lithauer, aber wie alle seine Landsleute höhern Standes durch die vieljährige polnische Herrschaft zu einem Polen umgestaltet, daher er auch polnisch schreibt. Dabei zeigt er aber einen warmen Eifer für die Urgeschichte seines Volks und hat alle die Länder durchwandert, wo das Landvolk noch lithauisch spricht. In den Städten redete man zuletzt in Kowno lithauisch, und erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hörte hier die lithauische Sprache ganz auf. Was nun auch als Endergebniß der Narbutt'schen Forschungen sich herausstellen mag, daß die Lithauer Nachkommen der alten Heruler oder slawisch-celtische Mischlinge sind, immer verdient das Unternehmen Dank, in drei dicken Octavbänden an ein Volk zu erinnern, das, obschon mitten in Europa wohnend und im 12. und 13. Jahrhundert noch über große Länderstrecken herrschend, jetzt kaum genannt, ja meistentheils mit Polen, den spätern Herrschern im Lande Lithauen, und mit Rußniaken, den alten Unterthanen der lithauischen Herzoge, verwechselt wird. Es ist hier nicht der Ort, in eine ausführliche, kritische Würdigung des Werks einzugehen, und wir begnügen uns schließlich zu bemerken, daß dieser erste Theil desselben nach unserer Meinung sich nicht zu einer vollständigen deutschen Uebersetzung eignet, da Vieles darin aus deutschen Quellen und Büchern aufgenommen ist; aber ein Auszug daraus, der vorzüglich Das berücksichtigte, was ein Ergebniß von Narbutt's eignen Forschungen und Reisen ist, würde gewiß eine Lücke der deutschen historischen Literatur füllen. S.

Literarische Notizen.

Die „Correspondance inédite de Camille Desmoulins", mit Bildniß und Facsimile, gab Matton der Ältere heraus.

Casimir Delavigne's „Don Juan d'Autriche" ist bei Barba in Paris erschienen.

Von J. J. Bessan erschien eine kleine Schrift: „Souvenirs de l'expédition de Morée, en 1828", mit einem geschichtlichen Memoire über Athen und einem Plan dieser Stadt.

Der Doctor G. L. Bessières hat eine „Introduction à l'étude philosophique de la phrénologie et nouvelle classification des facultés cérébrales" geliefert. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 4. — 4. Januar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Über den Kampf der Parteien und die Würdigung ihrer Führer hat der Verf. treffende Worte (II, 541):

Jetzt steht Partei gegen Partei, Einer klagt den Andern an, — und zuletzt sind Alle besser, wie sie sich, oder wie ihre Gegner sie darstellen. Versetze ich mich auf Jahrhunderte hinaus, gebe ich mir in Gedanken die Aufgabe, Englands Geschichte zu schreiben, — wie gestaltet sich Alles dann anders, wie verschwinden die Schatten, wie verklingen die Anklagen und die Mißtöne! Oder muß nicht schon Derjenige leidenschaftlich und beschränkt sein, welcher nicht gleicherweise Pitt und Fox, Burke und Mackintosh zu würdigen verstände? Die Siegestrophäen Wellington's, die glänzende Gewandtheit Peel's, die durch ihre Einfachheit siegreiche Kraft Russel's, der klare, zum Ziele treffende Verstand Spring Rice's, der begeisterte Kampf O'Connell's, gehören sie nicht zueinander, fördern sie nicht eben durch ihre Wechselwirkung das Richtige, würde das Bild nicht ärmlicher, das Ergebniß nicht einseitiger, wenn ich Einen oder den Andern herausnehmen, verdammen und zur Seite werfen wollte?

Vielleicht macht man mir dieser Betrachtung halber den Vorwurf eines Mangels an Gesinnung, einer charakterlosen Schwäche, einer unklaren Verwirrung der Begriffe. Immerhin! Ein Engländer mag es für sein Recht und seine Pflicht halten, ein Whig oder ein Tory, ein Episkopale oder ein Dissenter zu sein und irgend einer dieser Fahnen Treue zu schwören; meine Natur, zusammenstimmend mit meinem Rechte und meiner Pflicht, weist mir eine Stelle an außerhalb all dieser gebannten Kreise, und ich leugne, daß diese meine Stellung für die Beobachtung die schlechtere sei. Oder sieht nicht jede der bezeichneten Parteien sich gegenüber nur Unrecht und Verwirrung? Würden sie, wenn es nach ihrem Willen ginge, sich nicht untereinander völlig aufheben und vernichten, daß von England gar nichts mehr übrig bliebe? Von meiner Stelle aus sehe ich dagegen nicht bloße Wirbel des Carteſius, sondern ein wohlgeordnetes System von Sonnen und Planeten, zunächst nur mit denjenigen Störungen verbunden, welche die freien Bewegungen des Mannichfaltigen natürlich und nothwendig mit sich führen. Steigen diese Störungen über das natürliche und nothwendige Maß, so entstehen allerdings wahrhafte Gefahren; und ich habe oft genug angedeutet und ausgesprochen, nach welchen äußersten, excentrischen Seiten hin dieselben zu finden sind.

So weist er auch die Beschuldigung zurück, daß die Vorkämpfer nur durch persönliche Motive beseelt seien, die ohnehin weniger bedeutet, als man denkt (I, 247):

Beruhte O'Connell's Wirksamkeit für seine Landsleute auch auf Ehrgeiz oder Liebe des Geldes, so wird doch durch diese Bemerkung weder Irland beruhigt, noch die Frage nach Recht und Billigkeit des Gefoderten entbehrlich. Vielmehr wird, sobald man das Rechte und Billige gewährt, die Wirksamkeit unsittlicher Triebfedern, sofern sie vorhanden sind, dahinfallen. Beiden Theilen thut vielleicht ein Fegefeuer noth, um die Schlacken der Triebfedern und einseitigen Mittel zu verbrennen und das reine Metall menschlicher, lang verweigerter oder verschmähter Bildung und Glückseligkeit aufzufinden.

Überhaupt bewährt sich in diesem Buche wieder das sorgsame, gewissenhafte Abwiegen der Gründe von beiden Seiten, der schöne Billigkeitssinn, der in Hrn v. R.'s historischen Schriften aufrichtige Anerkennung findet auch bei Denen, die sich sonst mit seiner Manier weniger befreunden, und die nach eigner Neigung manchmal lieber mit bündigen Entscheidungsgründen sagen würden: die Sache ist grau, als etwa wie folgt: von den Einen wird (irrthümlich) behauptet, aus diesen oder jenen Gründen müsse die Sache weiß sein; aber auch die Andern übertreiben, die da behaupten wollen, die Sache sei gar schwarz. Auch muß man rühmen, daß Hr. v. R. männlich und ohne Umschweif und mit Wärme sich gegen die Ansicht erklärt, die in England und zu Hause am Veralteten um jeden Preis festhalten und die Uhr zurückstellen will. Diese Ergießungen finden sich in vielen Briefen und bei vielerlei Veranlassungen. Vielleicht darf man fragen: für wen sind sie eigentlich bestimmt? Die Briefe sollen auch englisch erscheinen; man darf dem Verf. und dem englischen Publicum Glück wünschen, daß Mrs. Austin (docta sermones utriusque linguae) die Übersetzung übernehmen, und daß Spring Rice das Capitel über die Finanzen (notum quiddam propriumque) vor dem Abdruck durchsehen will. Was soll nun der englische Leser von solchen Widerlegungen denken? Für welchen Horizont soll er sie berechnet halten? Für den von Berlin? Gewiß nicht; denn aus dem Buch ist zu lernen (passim), wie weit man in Preußen ist; ja, daß man in Preußen das Meiste schon besitzt von Dem, was gutgeartete Radicale in England verlangen (I, 20). Oder für den Horizont des übrigen Deutschlands? Aber wer vertheidigt denn dort, was der Verf. bekämpft? Hr. v. R. behauptet z. B., die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse macht bessere Arbeit als die Censur. Wer hat es geleugnet? Wer in Deutschland redet denn der Censur das Wort? Das ist eben das Charakteristische, was Ausländer so schwer

Digitized by Google

begreifen und nach einer Polemik wie die des Verf. noch weniger einsehen werden: wir Deutschen sind einig darüber, daß Preßfreiheit sein sollte; die Schriftsteller sagen: von Vernunft- und Rechtswegen; die Kammern fügen hinzu: von Verfassungswegen; wenn aus irgend einer Weltgegend eine Stimme erwidert: „Allerdings steht in der Bundesacte und in euern Verfassungen etwas von Preßfreiheit; aber ihr sollt sie doch nicht haben", so mag man das nennen, wie man will, es klingt nicht wie eine Widerlegung von Vernunft-, noch wie eine Entkräftung von Rechtsgründen. Bei solchem Stand der Dinge wäre es vielleicht vorsichtiger gewesen, von vorn herein auch die Antithese zuzugestehen, daß England längst besitzt, was nicht allein die Radicalen, sondern ganz moderate Leute in Deutschland (um von Preußen nicht speciell zu reden) begehren und allem Anschein nach noch lange umsonst begehren werden.

Natürlich sind es hauptsächlich geistige Güter, die der Verf. im Vergleich mit den Mängeln der socialen Verhältnisse Englands für Deutschland in Anspruch nimmt: religiöse Duldung und ein durchgreifendes Unterrichtssystem, in dessen Aufrechthaltung der Staat eine seiner heiligsten Pflichten erkennt. Was die Stellung verschiedener Glaubensgenossen im Staat betrifft, so war vorauszusehen, daß ein tiefgewurzeltes, mit bösen politischen Erinnerungen verwachsenes Vorurtheil durch die Maßregel der Emancipation nicht spurlos vertilgt werden würde. Es ist unglaublich, wie weit bei sonst gebildeten, ruhigen, nicht lieblosen Menschen der Widerwille gegen die Katholiken ging und nach des Verf. Beobachtungen noch immer geht. Ob der Umzug und das Verbrennen des Guy Faux am 5. November noch immer fortdauert? Es kann nicht anders sein, als daß ein solches Spektakel, das seine ursprüngliche Bedeutung, nicht aber die ursprüngliche Rohheit eingebüßt, schwer zu überwindende Eindrücke hinterläßt. Es ist dies einer der Punkte, über welche mit einem Engländer, wenn man nicht vornweg mit ihm übereinstimmt, überall nicht zu raisonniren ist. Wer diese Einseitigkeit nur für eine Manier, oder gar für religiöse Heuchelei erklären wollte, würde sehr Unrecht thun; es ist bitterer Ernst darin und eine höchst leidige, aber höchst ehrliche Bornirtheit. Die anglicanische Polemik gegen die Dissenters, bei welcher der Gedanke an eigennützige Motive am nächsten liegt, kommt dabei als einzelne Erscheinung nur wenig in Betracht. Unduldsamkeit, uneigennützige Unduldsamkeit durchdringt fast alle Sekten; die Unitarier selbst würden sich erboßen, wollte man sie mit deutschen Rationalisten oder gar mit Deisten verwechseln, und es muß gesagt werden, daß bei ihnen intellectueller Hochmuth dem geistlichen anderer Sekten die Wage hält.

Wenn auf der andern Seite mehrmals von der Behandlung der Katholiken in Preußen die Rede ist, so möchte man fragen, ob sie denn dort andere Rechte haben als in andern Bundesstaaten? Demüthigend könnte für einige Staaten nur die Erinnerung sein, daß das neue System im posener Vertrag (11. Dec. 1806) oder in den zunächst folgenden Verträgen unrühmlichen Andenkens, also auf Geheiß des fremden Eroberers zuerst angenommen worden. Wenn von der Behandlung der Israeliten die Rede wäre, so würde der Verf. selbst Preußens Namen wol schwerlich vorangestellt haben.

Was den zweiten Punkt betrifft, das Unterrichtswesen, so ereifert sich der Verf. mit Recht, daß Brougham über deutsche Einrichtungen mitsprechen will, ohne auch nur Cousin's Buch gelesen zu haben, ja daß er zu verstehen gab (21. Mai 1835), auf dem Festlande sei überhaupt der Unterricht in der Geschichte verboten. Indessen, Hr. v. R. mag sich trösten; dem edeln und gelehrten Lord ist über seine Irrthümer soeben eine zweite nachdrückliche Zurechtweisung geworden, in einer kleinen Schrift von G. P. R. James: „On the educational institutions of Germany", die auf eigne Prüfung gegründet ist und die Ref. ein ander Mal in d. Bl. zu besprechen gedenkt. Von Verbesserungen im Erziehungswesen ist, bis auf die Infant schools, die aber sehr wichtig und einer der heilsamsten Fortschritte der neuern Zeit sind, von England so viel als nichts ausgegangen. Ueber die gelehrten Anstalten Englands kann man nicht härter sprechen, als im „Edinburgh review" seit 20 Jahren und seitdem in den meisten Journalen gesprochen worden. Unerträglich hart würde es klingen, wenn es nicht zu documentiren wäre, daß die englischen Universitäten der deutschen Gymnasialbildung in fast jeder Hinsicht nachstehen. Daß das wohlgemeinte, aber freilich noch sehr lückenhafte Unternehmen der londoner Universität den Mangel nicht ersetzen kann, liegt an hundert Schwierigkeiten, die den Individuen weniger als den Verhältnissen zur Last fallen. Es wird dennoch den Uebergang zu einer bessern Periode bilden, und jenes verrufene Princip der Nützlichkeit, das nicht immer ganz so prosaisch aufgefaßt wird, wie es dem Verf. dargestellt worden (II, 267), könnte deutschen Verirrungen einen heilsamen Damm entgegenstellen.

Von den Parallelen, die der Verf. gern und oft sehr glücklich zieht, nur noch einer Probe. Ueber O'Connell (I, 517):

> Das englische Ministerium hat den Mann erst zu einem Riesen gemacht; aber ein Riese ist er auch durch Kraft des Geistes und Willens in Vergleich mit den Lilliputern aus Binsengeschnitten, welche wol bei uns Demagogen genannt und, damit sie wenigstens etwas wachsen und bedeutender aussehen, in dem Kopeniker Treibhause eingesperrt oder unter das mainzer Vergrößerungsglas gesetzt werden.

Soll nun nach von allgemeinen Eindrücken die Rede sein, so möchten die Partien, in welchen sie meist gelegentlich und zur Abwechselung nach ernstern Untersuchungen an die Reihe kommen, zu den schwächern des Buches zu zählen sein. Man darf voraussetzen, daß mehre solche Eindrücke bei einem längern Aufenthalt des Verf. anders und günstiger ausgefallen sein würden. Des Verfassers Wort (II, 113), daß ihm Engländer und Engländerinnen, je mehr er sie kennen lernt, desto besser gefallen, mag in dieser Hinsicht als ein Zeichen guter Vorbedeutung gelten. So würde Hr. v. R. bei vertrauterer Bekanntschaft mit dem englischen Theater

Digitized by Google

sich wol ausgesöhnt haben. Es ist wahr, daß der englische Bühnenvortrag zuerst etwas sehr Seltsames, Abstoßendes hat. Aber die theatralische Declamation in Deutschland hat für den Ausländer auch etwas Befremdendes und ein müßiges Pathos, das ihm auffällt, während wir es nicht brachten. Ueber Musik steht dem Ref. kein Urtheil zu. Aber hat Hr. v. R., bei seinem Interesse für Musik sich gar nicht um Volksmelodien, irische zumal und schottische, gekümmert? Freilich muß man sie aufsuchen; für Musik wird ein certificat d'origine verlangt; und fast schämt man sich in London Dessen, was binnen der vier Meere componirt ist. Alltägliche Dinge hören nicht auf, dem Verf. neu zu sein; so das Fahren auf der Außenseite, wovon er eine sehr bewegliche Beschreibung macht. Mit dem englischen Kamin und den Kohlen würde er sich, wenn's zum Winter anstatt zum Sommer gegangen wäre, auch besser befreundet haben. Oder glaubt Hr. v. R. wirklich, daß ein so praktisches Volk, und das so viel auf comfort hält, wie die Engländer, bei der Einrichtung stehen geblieben sein würde, wenn es nicht zu vermeiden wäre, daß man dabei friert und brennt zugleich? Ein Unstern muß darüber gewaltet haben, daß Hr. v. R. es so unbehaglich fand auf dem britischen Museum (I, 233). Es wäre sehr lächerlich, darüber rechten zu wollen, ob man irgendwo gefroren oder nicht. Doch ist's vielleicht erlaubt, der Erfahrung die Erfahrung an die Seite zu stellen. Ref. hat drei Winter hindurch ziemlich fleißig auf dem britischen Museum gearbeitet und nie, weder in den alten noch in den 1827 neu eingerichteten Lesezimmern gefroren.

In einem zweiten Artikel sollen die Mittheilungen des Verf. über einzelne statistische und staatsrechtliche Fragen besprochen werden. *) C. F. Wurm.

Der große Brand zu Paris am 12. December 1835.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Um Ihnen aber auch einen möglichst klaren Begriff davon zu geben, was Wissenschaft und Literatur durch diesen unglückseligen Brand verloren haben, füge ich eine gedrängte Uebersicht der Werke bei, welche ganz oder zum Theil zu Grunde gegangen sind, mit Angabe der Verleger, denen diese Werke angehörten. Ich beginne mit denen, welche für die Wissenschaft im höhern Sinne die meiste Wichtigkeit haben, und gehe dann nach und nach bis zur Tagesliteratur der Romane und Zeitblätter herunter. Die Sache scheint mir für die Bibliographie von mehrfachem Interesse zu sein.

Einer der schmerzlichsten Verluste ist jedenfalls der gänzliche Untergang der schönen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Johannes Chrysostomos, welche die Handlung der Gebrüder Gaume mit großen Kosten unternommen hatte und die bis zur 11. Lieferung gediehen war. Um sich als junge Anfänger einen guten Ruf zu machen, hatten diese braven Verleger Alles aufgeboten, ein Werk herzustellen, welches der französischen Presse Ehre machen sollte; die Besorgung des Textes und der Version war ausgezeichneten, hier lebenden deutschen Philologen, Sinnern und Fix, übertragen; die Lettern dazu wurden zweimal umgegossen, die Arbeit schritt schnell vorwärts und schien einen erwünschten Erfolg zu versprechen. Die Zahl der Subscribenten belief sich auf 500, welche freilich die Kosten noch lange nicht deckten, aber doch gegründete Hoffnung zu einem größern Absatze gaben, sobald das Werk nur einmal bis in die zweite Hälfte gediehen sein würde, welche für das theologische Publicum von erhöhtem Interesse sein dürfte. Ohne wesentliche Unterstützung von der Regierung und der höhern Geistlichkeit, welche das Unternehmen begünstigte, wird die Fortsetzung, geschweige denn die Wiederauflage der verlorenen Theile des Werkes kaum möglich sein. Denn die Verleger haben zugleich auch noch ihren ganzen übrigen Verlag, wobei sich eine gleich ausgezeichnete, aber erst vor Kurzem angefangene Ausgabe der Werke des Augustinus und ein ziemlicher Vorrath von Schulbüchern für den Elementarunterricht befanden, fast ganz verloren und hatten ihre Capitale in der Niederlage stecken, die so traurig zu Grunde gegangen ist. Es sollen bereits Schritte beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts geschehen sein, um das Unternehmen wieder in Gang zu bringen. Hoffentlich werden sie nicht ohne Erfolg bleiben.

Nicht weniger wichtig ist der Verlust des Hauses Mequignon-Marvis, dessen Fonds vorzüglich in Werken rein wissenschaftlichen Inhalts über Medicin, Anatomie, Chemie, Chirurgie, Physik und Naturwissenschaften bestand; man nennt namentlich Magendie's „Traité de physiologie". Derselbe Verleger verlor auch Tissot's „Etudes sur Virgile." Bedeutende Werke hat die geschichtliche Literatur zu beklagen. Von den „Archives curieuses de l'histoire de France par *Cimber* et *Danjou*", im Verlag von Beauvais dem Ältern, sind allein 7400 Bände mitverbrannt und dabei die ganze Auflage des siebenten Theiles, welcher in einigen Tagen erscheinen sollte. Derselbe Verleger hat ferner verloren die ganzen Jahrgänge 1832 und 1833 der Gesetzsammlung von Galisset, und zwei geschichtliche Werke über das 16. Jahrhundert von Victor Boreau, Verf. der „Conjuration d'Amboise". — Ebenso bedeutend ist der Verlust des Hauses Paulin; es befinden sich darunter 500 Exemplare der „Histoire parlementaire de la révolution française, par *Buchez* et *Roux*", welche bereits 22 Bände umfaßte; von dem 22., der nächstens ausgegeben werden sollte, die ganze Auflage; ferner die ganze Auflage der drei ersten Theile von Toreno's „Histoire de la guerre d'Espagne"; die Uebersetzung der Geographie von Ritter; die „Histoire des sciences mathématiques par *Libri*", u. s. w. — Ladvocat verlor 600 Exemplare von der Übersetzung der „Geschichte des Königreichs Neapel" vom General Colletta und 1500 Bände eines Theiles der Memoiren des Friedensfürsten; Mame die „Histoire du 16ième siècle par le Bibliophile *Jacob*" und eine neue Ausgabe der Memoiren der Herzogin von Abrantes in 12 Bänden; Michaud einen großen Vorrath von Nachträgen zu seiner „Biographie universelle"; Aimé-André die Geographie von Malte-Brun; Ambroise Dupont die ganze Auflage von Edgar Quinet's Heldengedicht: „Napoleon", welchem ein sehr vortheilhafter Ruf vorhergegangen ist und welches am Montage erscheinen sollte, dann den dritten Theil von den Memoiren des Schauspielers Fleury und 6000 Bände Romane von Soulié, d'Arlincourt, Michel Mason, A. Luchet, Lottin de Laval, Hippolyte Raynal u. s. w.; Dumont gleichfalls 15,000 Bände Romane von Dumas, Soulié, Sophie Gay, Delphine Girardin, Jules-Lacroix, Alfred de Musset u. s. w., worunter namentlich auch die „Scènes de la vie castillane" von der Herzogin von Abrantes, welche am Sonntage ausgegeben werden sollten; das Haus Gosselin, Furne und Perrotin hat 50,000 Bände von den Übersetzungen Walter Scott's und Cooper's eingebüßt; Charpentier 1400 Bände von Emil Souvestre's Roman: „Les derniers Bretons".

Außerdem sollen noch die Handlungen der Herren Lebigen, Bachelier, Rousseau, Hector Bossange und Comp., welchem die mit untergegangene Stereotypengießerei gehörte, Werdet,

*) Diesen zweiten Artikel werden wir im Februar mittheilen. D. Red.

Digitized by Google

und der Madame Dabo, welche Eigenthümerin der Repertoires des Théâtre français, der komischen Oper und der Melodramen ist, namhafte Verluste erlitten haben. Unter den zu Grunde gegangenen Werken werden auch der erste Theil eines neuen Romans von Jules Janin „Les chemins de traverse", den man mit Neugierde erwartet hatte, die Werke von Tocqueville und Beaumont über Amerika, die Pandekten von Isambert, mehre Jahrgänge von Zeitschriften, wie dem „Magasin pittoresque", dem „Magasin universelle" und dem „Magasin religieux", genannt, sowie eine Unzahl dem Gehalte nach zwar unbedeutender Alltagswerke, welche aber durch ihre Menge ins Geld fallen und die Flamme ebenso gut genährt haben wie die goldenen Worte des heiligen Chrysostomos.

Einige der größern Häuser besitzen allerdings Fonds genug, die Störung, welche dieser Unfall in ihrem Geschäfte machen muß, wenig fühlen zu lassen, und haben auch zum Theil schon angezeigt, daß sie ihre respectiven Subscribenten und Abnehmer durch neue Abdrücke der vernichteten Werke in möglichst kurzer Frist zufriedenstellen würden. Schwerer wird das bei andern halten, welche ihre Capitale auf dem Lager hatten und wenig oder gar nicht versichert waren. Jedoch kann in einer Stadt wie Paris, wo so ungeheure Hülfsquellen zusammengedrängt sind, mit einer billigen und vernünftigen Unterstützung sehr viel ausgerichtet werden. Vielleicht lernt man auch an diesem traurigen Beispiel, daß man Büchernieder lagen in Zukunft nicht mehr in Bretterbuden anlegt und darunter in Kachelöfen einfeuert. Daß dergleichen wirklich vorgekommen, würde man z. B. in Leipzig, dem größten Büchermarkte in der Welt, gar nicht für möglich halten. Hier sind aber einmal unglaubliche Dinge mit an der Tagsordnung. Übrigens ist auch noch eine an diese Niederlage stoßende Materialhandlung mitabgebrannt, deren bedeutende Vorräthe an leicht brennbaren Stoffen das Feuer nicht wenig genährt haben mögen.

Die kleine Industrie, welche in Paris selbst aus einem großen Unglück ihren Nutzen zu ziehen weiß, ist natürlich jetzt vorzüglich auf dem Platze St.-Sulpice in voller Bewegung; ein paar Dutzend alter Weiber schreien sich, trotz der ungewöhnlichen Kälte, die Hälse heiser, um die Beschreibung des Unglücks auszubieten und für einen Sou an den Mann zu bringen; der brennende Haufen ist beständig von einer Menge verdächtiger Subjecte umschlichen, welche darauf allerhand Absichten zu haben scheinen; und wenn man nicht eine Compagnie Soldaten besonders dazu aufgestellt hätte, diese Lumpen zu bewachen, bis sie vollends verkohlt sind, so bin ich überzeugt, daß in einer Stunde keine Spur mehr davon zu sehen wäre. „C'est encore une affaire de mille francs — pour un chiffonier", rief neben mir ein Kerl mit wahrer sehnsüchtiger Begeisterung aus. Sie sehen, welche Classe hier zu speculiren anfängt, wo die Speculation Anderer ihr Ende hat. 5.

Notizen.

Die zehn Beduinen, welche das Théâtre de la Porte St.-Martin in Paris für eine Reihe von Vorstellungen engagirt hat, gehören dem Stamm Souza an, der die Wüste Sahara bewohnt, zwischen dem Königreich Marokko und der Provinz Algier. Desformes, Director des Theaters zu Algier, war der Erste, der, von der außerordentlichen Geschicklichkeit dieser Leute in körperlichen Übungen der Kraft und Behendigkeit unterrichtet, sich mit ihnen in Berührung setzte. Er fand anfänglich viele Hindernisse und schloß endlich mit ihnen einen Contract, in welchem ausdrücklich bedingt ist, daß die Gymnastiker nach Verlauf von drei Monaten wieder in ihr Vaterland zurückkehren, um zur bestimmten Zeit ihren Pilgerzug nach Mekka anzutreten. Schwerlich hätte man sie bewegen können, sich in ein anderes europäisches Land zu begeben; die Franzosen sind die einzigen Europäer, für welche die Beduinen einige Sympathie empfinden. Unabhängig von den Reisekosten, erhalten sie von Desormes täglich in Summa 300 Francs, mag nun eine Vorstellung stattfinden oder nicht. Sie theilen sich den Ertrag gewissenhaft und legen den größten Theil davon zurück, da sie sehr mäßig sind, niemals Wein trinken und fast nur von Früchten und Gemüse leben. Zweimal täglich halten sie eine Betstunde mit Gesang, den Einer von ihnen auf der Mandoline begleitet. Ihre Vorstellungen sind blos athletisch-gymnastischer Art.

In Köln am Rhein ist eine Gesellschaft Actionnairs zusammengetreten, welche in London ein Etablissement gründen wollen zu Gunsten der Personen, welche auf Dampfschiffen den Rhein hinab nach England reisen und dort einige Tage in Geschäften oder zu ihrem Vergnügen zubringen wollen. Dies Unternehmen soll die Reisenden in den Stand setzen, mit größtmöglicher Sparsamkeit, Schnelligkeit und allen Bequemlichkeiten sich nach England zu begeben. Zu diesem Zweck will man in London ein eignes Hotel errichten, um die mit dem Dampfschiff anlangenden Deutschen aufzunehmen. Es werden hinsichtlich der Hin- und Herfahrt und des Aufenthalts in London feste Preise stattfinden. Letzterer wird zu drei Tagen festgesetzt, und das Hotel wird alles Wünschenswerthe hinsichtlich der Bedienung, sowie bestimmte Führer darbieten, welche den Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. Man erwartet nächstens die Bekanntmachung der Reisegebühren, welche überaus billig und so gestellt werden sollen, daß der Reisende auf seiner ganzen Tour kein baares Geld ausgeben darf.

Der ausgezeichnete französische Bildhauer David, dessen Meisel schon eine große Zahl von Portraits geliefert hat, ist beauftragt, die Büste des Admiral Rigny zu fertigen, und hat zu dem Ende einen Abdruck in Gyps von der Todtenmaske genommen, wonach der Maler Lepaule eine Skizze entworfen hat. Letzterer wird ein lebensgroßes Bild des Admirals liefern, das denselben als Sieger von Navarin während der Schlacht am Bord der Fregatte Syrene darstellen soll. 11.

Über F. G. Wetzel.

Wetzel's „Jeanne d'Arc", welche 1817 bei dem Verleger d. Bl. erschien, ist in der deutschen Literatur nicht so unbekannt und unbedeutend, als es einem Hrn. A. Sch..r kürzlich in der „Jenaischen allg. Literaturzeitung" (Nr. 157 f. 1835) vorgekommen ist. Zwar besaß der vielbegabte Dichter nicht jene ursprüngliche Kraft, mit welcher Schiller die deutsche Nation in ihrem Innersten traf, aber er hat auch in der Bearbeitung jenes Stoffs allen falschen Glanz verschmäht und in einzelnen Partien, z. B. in der einfachpoetischen Scene, in welcher die heil. Katharina, die Schutzpatronin Johannens, der Gefangenen im Kerker erscheint, gezeigt, daß auf poetischem Wege auch noch eine andere Behandlung des alterthümlichen Stoffes als die Schiller'sche möglich ist. Dieses ist auch beim Erscheinen jener Dichtung von mehren Seiten ausgesprochen worden. Weil aber Schiller's Werk schon auf der Bühne glänzte und des großen Dichters Ansehen einen großen Theil des Lesepublicums von dem Versuche eines Unbekannten abhielt, so hat Wetzel's Werk diejenige Anerkennung nicht gewinnen können, die es verdiente und die es bei dem unbefangenen Beurtheiler finden wird, der mit eignen Augen das Verdienstliche zu finden weiß. Die beiläufige Frage, ob Wetzel ein Katholik gewesen, durch welche Hr. A. Sch..r Görres' Urtheil über Wetzel verdächtig machen will, würde er sich haben ersparen können, wenn er das „Conversations-Lexikon" nachgeschlagen hätte, wo man einen guten biographischen Artikel über Wetzel findet. Ich fühle mich zu dieser Anzeige durch das mir heilige Andenken des Freundes bewogen, der noch vielen deutschen Männern theuer ist.

A. Wendt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 5. — 5. Januar 1836.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart, Cotta. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. *)

Wer in diesem Buch eine ordinaire Reisebeschreibung, einen Guide à la Reichardt oder sonst eine leichte Badelecture sucht, wird sich getäuscht finden. Dasselbe ist nicht für jeden Leser, es sucht sich seinen auserwählten Kreis; in diesem wird es aber auch willkommen sein und zu Ehren kommen. Der Verfasser hat auch nicht, wie man unter dem allgemeinen Titel zu erwarten versucht sein dürfte, einen allgemeinern Umkreis von topographischen, politischen, socialen und andern Gegenständen zu verhandeln beabsichtigt, sondern sich vorzugsweise auf die Kunst, zunächst auf die niederländische der Vorzeit beschränkt, und wer für dieses Thema Sinn und Interesse besitzt, ist von dem Verf. freundlich eingeladen, die auserlesene Mahlzeit dieses reichen Tisches zu genießen.

Es hat seit langer Zeit an einem Werke dieser Art in Beziehung auf das Gesammtgebiet niederländischer bildender Kunst gefehlt. Über italienische Malerei und Sculptur besitzen wir die ältern Werke von Vasari, Ridolfi u. A., die neuern von Lanzi, Cicognara, Rumohr, Platner (in seinem Antheil an der „Beschreibung von Rom"), u. A. Die deutschen Schulen hingegen und die niederländischen sind noch weit weniger bearbeitet worden; und was Fiorillo darin gethan, erweist sich von Jahr zu Jahr mehr in seiner Unvollständigkeit und in seinen Irrthümern. Es ist hohe Zeit, hierin etwas Gründliches und Erschöpfendes zu erwarten. Die deutschen Schulen sind allerdings noch am wenigsten ausgemittelt, und es bedarf einer ernsten Arbeit; aber es verspricht auch ebenso gewiß einen reichen Lohn, die in Franken, Schwaben, im Elsaß bis Basel und Konstanz verbreiteten Schulen, ihre gemeinsamen und unterschiedlichen Charaktere, ihre Hauptorte und Vortreter aufzufinden und zu schildern, wovon in Hegner's „Holbein", Heller's „Dürer" und „Kranach" nur einzelne, von dem Ganzen losgerissene Punkte behandelt sind, ein besserer Anfang der Totalübersicht aber kaum erst in den „Nachrichten über ulmische Künstler" von dem verstorbenen Pfarrer Weyermann zu Wirtingen auf der würtembergischen rauhen Alb gemacht ist. Im Fache der niederländischen Schulen hat Karl von Mander vorgearbeitet und einzelne Localschriften haben ihn ergänzt; auch hat Dr. Passavant seine Wahrnehmungen auf einer Kunstreise durch Belgien vor wenigen Jahren im Druck ausgehen lassen; Waagen's Monographien über die Gebrüder van Eyck und von Peter Paul Rubens sind mit Beziehung auf die übrige Kunstgeschichte der Umgebung behandelt. Aber ein umfassendes Werk, das, wie Rumohr's „Italienische Forschungen" den ältern Theil der Geschichte der italienischen Malerei, wie Lanzi und Platner den ganzen Lauf dieser Entwickelungen bis auf die Neuzeit in Italien und in Rom, so die aufeinander folgenden, unter sich verschiedenen Kunstepochen der Niederlande darstellen, ward noch immer vermißt, und ein solches ist in dem vorliegenden Werke eines höchst gebildeten und geistvollen Kunstforschers dargeboten. Dasselbe gibt eine Charakteristik der gesammten niederländischen Kunst, nicht nur in ihren äußern Merkmalen, sondern in ihren innern wesentlichen Motiven und Bezügen, in ihrem Verhältniß zu den Kunstentwickelungen anderer Länder, in ihrem Zusammenhange mit dem Geist und Leben des Volkes und Jahrhunderts, der Religion und Sitte. Es steigt zu den Anfängen der Kunst in der Geschichte und im Begriff und Bedürfniß des Menschen zurück, und liefert interessante Beiträge zu einer Philosophie der Kunst und ihrer Geschichte, wie der Geschichte überhaupt. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß manche Behauptungen des denkenden Verf. einseitig und unhaltbar, manche Beobachtungen und historische Prämissen (wie z. B. das Unkünstlerische der Phönizier, das Unmusikalische der Hebräer S. 458 fg.) unrichtig, und fast möchte es scheinen, dem Systeme zu Liebe gemacht sind. Es läßt sich mit Recht über das Unbestimmte und nur so Hingeworfene mancher wichtigen Punkte auf der einen, und hinwieder über das Breite und Weitschweifige auf der andern Seite Klage führen, während es doch bei einem so klitzlichen Gegenstande, als die Theorie der Kunst ist, der höchsten Präcision der Darstellung bedarf, um sich recht verständlich zu machen. Indessen hat der Verf. immerhin die allgemeine Form brieflicher Mittheilung für sich, worin der Subjectivität freigegeben ist, sich nach Behagen zu dehnen oder abzukürzen. Aber

*) Der Bericht über dieses interessante Werk ist ohne Schuld der Redaction so sehr verzögert worden. D. Red.

Digitized by Google

es frägt sich, ob nicht unser Verf. den Beruf hätte, bei seiner gründlichen Kenntniß des Details, bei seiner feinen Beobachtungsgabe, bei seinem für jede Erscheinung in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen tiefbegeisterten Gemüthe und seiner echtphilosophischen Kunstanschauung, sich die Aufgabe zu stellen, eine in strengerer Fassung vorgetragene Kunstgeschichte des deutschen und niederländischen Gebietes auszuarbeiten, wozu ihm, dem bevorzugten Talente, Andere gewiß gern von dem Ihrigen mittheilen würden, und zumal Ref. sich von Herzen erbietet, in seinem Kreise und durch seine Notizen mitzuwirken, falls der Verf. sich durch die verehrliche Redaction d. Bl. mit ihm in Vernehmen setzen wollte.

Die ungezwungene Form der Briefe, die sich nach der Chronologie der Badereise aneinanderfügen, hat die historische Ordnung eigentlich umgekehrt, und wir lernen daher, weil der Verf. das Seebad in Scheveningen gebraucht und von hier die Sammlungen im Haag besucht, zuerst die holländische Malerschule des 17. Jahrhunderts kennen, woran sich anziehende Excurse über Landschaft- und Genremalerei knüpfen. Sodann bewegen wir uns mit dem Verf. nach Antwerpen, und werden theils von dem Eigenthümlichen der gothischen Architektur in den Niederlanden, wozu eine so geistreiche als durchdachte Einleitung über das perspectivische Princip der gothischen Baukunst vorangeht, theils von dem Charakter der in Rubens culminirenden flandrischen Malerschule des 16. Jahrhunderts unterrichtet. Die weitere Reise nach Gent und Brügge gibt Veranlassung, die Malerschule der Gebrüder Eyck im 15. Jahrhundert zur Sprache zu bringen. Auf dem Rückwege endlich durch den belgischen Süden, die französische Grenze und Brüssel entwickeln sich die Ansichten des Verf. über das Wesen der Kunst und ihr Verhältniß zur Religion, über die Anlagen der Völker zu den verschiedenen Künsten und über den dadurch bedingten Organismus der ältern und neuern Kunstgeographie. Dieses Alles ist übrigens auf eine gefällige Weise zwischen den Rahmen eines flüchtigen Reisejournals eingefügt und an den bedeutendern Orten, bei dem Übergange von einer Provinz oder Landschaft in die andere verweilt der Verf. gern, um uns die Physiognomie des Bodens und seiner Bewohner in anmuthigen Zügen darzustellen. So gleich von vorn herein:

Schon die nächsten Umgebungen des Ufers zeigen, daß wir die Grenze überschritten haben. Der deutsche Charakter ist plötzlich verschwunden. Schmale Häuser, häufig von Ziegeln, ohne Anwurf, große, sehr breite Fenster, deren Scheiben wenig hinaufgeschoben sind, grade nur so weit, daß die ehrbare Hausfrau, schwarz gekleidet, odrr in dunkeln, großgeblümten Stoffen, das Schauspiel des Ufers genießen kann. Sie scheint geschäftlos, und auch nach der Entfernung unsers sehenswerthen Schiffes wird der Hafen ihr Unterhaltung gewähren müssen. Denn hinter den Scheiben sind Vorhänge mancher Gestalt, bunte und weiße, glatte und gefaltete, und nur so weit aufgezogen, daß man sitzend hinaussehen kann, ohne dem Zimmer das angenehme Halbdunkel zu entziehen, das zum holländischen Begriffe des makkelyk „gemächlich" gehört. Das englische comfortable, das spanische sosiego und jenes niederländische Wort, alle bezeichnen einen Zustand der Bequemlichkeit; aber wie wenig gleichen sie sich! Schaulust ist eine natürliche Folge dieses ruhigen Lebens, und während die Frauen beharrlich an den Fenstern blieben, hatten die Männer sich zahlreich, meistens nicht ohne die bekannte thönerne Pfeife, am Ufer eingefunden. (S. 7.)

Endlich waren die Güter am Bord; wir trieben weiter. Immer eigenthümlicher wurden nun die Ufer. Weithin in der unbeschränkten Fläche ziehen sich Wiesen, im allerfrischesten Grün, bald offen, bald durch Deiche geschützt; wohlgenährtes Vieh lagert darauf; hinten am Horizont stehen hohe Windmühlen, wie Thürme; oder vom kleine Wäldchen im üppigsten Baumwuchse; freundliche Häuser mit spiegelhellen Fenstern, oder kleine gothische Kirchen stehen über die Deiche, auf denen hölzerne, wunderlich geformte und buntbemalte Wägelchen leicht hingleiten. Wagen und Deich und Bäume und alle frischen Farben wiederholen sich noch frischer im klaren Spiegel des Stroms. So hat man schon hier, ohne das Land noch betreten zu haben, das Gefühl der niederländischen Landschaft, die Eigenthümlichkeiten, welche die Richtung des Lebens wie der Kunst bestimmen mußten. Dieser weiche, unzuverlässige Boden ist zur schnellen That nicht bestimmt; gegen das schnell wachsende Wasser hilft weder Kraft noch Entschluß; nur Vorsicht und Geduld. Der Sinn für die Form wird hier nicht angesprochen, wo die Fläche immer gleich ist. Der Sinn für die Farbe bildet sich aus und mit ihm die Freude am sinnlich ruhigen Leben, welches das Verdienst wie der Genuß der Vorsicht ist. (S. 8.)

Desgleichen sind die Schilderungen der Kirmes in Antwerpen (S. 185 fg.), des dortigen Volkslebens (S. 225 fg.), die Beschreibung von Gent (S. 286 fg.) und Brügge (S. 310 fg.), die Revolutionsscenen in Lüttich (S. 513 fg.) und der Gegensatz des Lebens in Maestricht (S. 520) u. a. m. gut dargestellt. Es könnte leicht über der Bedeutung des Gegenstandes diese zufällige Umgebung übersehen werden; wir verweisen aber um so mehr darauf, als auch diese zufällig scheinenden Zugaben für jeden aufmerksamen Leser mit in den Zusammenhang des Ganzen gehören und den Ernst der kunstgeschichtlichen Erörterung mildernd erheitern.

Indessen liegt allerdings der größere Werth des Buches in diesen Darstellungen und Erörterungen über Geschichte und Theorie der bildenden Kunst. Dieselben zeichnen sich auf der einen Seite durch Originalität, wie über Landschaftmalerei, über das Verhältniß zwischen Kunst und Religion, über die Kunstanlagen der Völker, theils durch Tiefe und Gründlichkeit, wie in sämmtlichen historischen Untersuchungen, namentlich über mittelalterliche Baukunst, über Genremalerei und die verschiedenen Perioden und Schulen der Geschichtsmalerei, aus. Auch hat der Verf. das Werk mit topographischen Notizen über Kirchenbauten, Gemäldesammlungen u. dgl. ausgestattet und dasselbe dadurch auch dem ausübenden Künstler zum vergleichenden Studium werth gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abate Lambruschini.

Zu Figline — einem etwa 20 Miglien von Florenz an der großen Heerstraße, welche über Arezzo und Perugia nach Rom führt, in einer fruchtbaren und schönen Gegend des obern Arnothals (Val d'Arno di sopra) gelegenen hübschen Städtchen, das mit Incisa, San-Giovanni und Montevarchi zu der Reihe der gutgebauten und freundlichen Orte gehört, welche auf dem linken Arnoufer in jedem Wanderer die Anerkennung des Fleißes und Wohlstandes dieser herrlichen Gegenden hervorrufen — wohnt ein talentvoller Mann und eifriger Menschen-

Digitized by Google

freund, der Abate Raffael Lambruschini. Von seinen Lippen fließen goldene Worte, in seinen Augen strahlt das Feuer frommer Begeisterung. Eine kleine Erziehungsanstalt leitend, widmet er alle seine Zeit dem Wohl seiner Nebenmenschen. Ein geübter Landwirth, trägt er seit Jahren durch Lehre und Beispiel zur Vervollkommnung der Agricultur und Horticultur in ganz Toscana bei. Vor mehren Jahren gründete er mit dem Marquis Cosimo Ridolfi (welcher seine Besitzung Meleto in Toscana zu einem Musterinstitut für den Landbau erhoben hat, wo nicht nur alle neuern Erfindungen geprüft und angewandt werden, sondern von wo auch u. A. eine Menge vervollkommneter Ackerbauwerkzeuge hervorgehen, welche nach und nach bei allen verständigen Gutsbesitzern des Landes Aufnahme finden) und dem Commandeur Lapo de' Ricci (ein Neffe des berühmten Bischofs von Pistoja) das „Giornale agrario toscano", das seine segensreichen Wirkungen während einer nun neunjährigen Dauer des Erscheinens glänzend erwiesen hat und sich einer großen Verbreitung auch unter den untern Classen erfreut, denen es durch die faßliche Darstellung sowie durch den billigen Preis zugänglich gemacht ist. Als vor etwa drei Jahren öffentliche Verhältnisse, welche mit der Unterdrückung der von J. P. Vieusseux zu Florenz herausgegebenen Zeitschrift „Antologia" (des besten kritischen Instituts, welches Italien besaß) in Verbindung standen, die drei oben genannten Männer veranlaßten, die Redaction niederzulegen, war es der allgemeine Wunsch, Toscana eines so anerkannt gemeinnützigen Werkes nicht beraubt zu sehen, und die ökonomisch-agrarische Akademie der Georgofili, eine vortreffliche Stiftung des Großherzogs Peter Leopold, welche noch immer mit jugendlichem, edelmüthigem Eifer für das Wohl des Landes und die Aufklärung der Bewohner zu wirken fortfährt, beschloß das Journal fortzusetzen, mit welchem sie ihre nun zum 15. Bande gelangten Abhandlungen („Atti dell' I. e R. Accademia economico-agraria dei Georgofili di Firenze") vereinigt. Auf das Großherzogthum wird natürlich speciell Rücksicht genommen, doch so, daß auch das ganze übrige Italien dabei interessirt ist. Nicht blos Ackerbau und Landwirthschaft kommen zur Sprache: die Landeskunde im Allgemeinen, die Statistik und politische Ökonomie finden ihre tüchtigen Vertreter. Der treffliche, praktische Geist, welcher in Toscana herrscht, zeigt sich in diesen Bestrebungen wie in denen vieler Privatpersonen, welche für das allgemeine Beste Vermögen und Zeit anzuwenden nicht scheuen und unter deren Zahl man einige der schönsten Namen alter florentinischer Geschlechter findet.

Der würdige Geistliche, dessen oben gedacht wurde, läßt keine Gelegenheit vorübergehen, durch Wort und That seinen Landsleuten zu nützen. Seine Reden und kleinen Abhandlungen sind wahre Muster in ihrer Art. Als es sich um Anlegung von Elementarschulen handelte, ließ er eine kleine Broschüre: „Dell' istruzione del popolo" drucken. Als die Armenschulen und Asyle in der Lombardei, namentlich in der Art und Weise, wie der Abate Aporti zu Cremona sie angelegt, sich so nützlich erwiesen, daß man nothwendig auch in Toscana darauf kommen mußte, wirkte er für diesen menschenfreundlichen Zweck durch zwei (nachmals in Mailand gedruckte) Reden: „Delle scuole infantili di Cremona" und „Sull' utilità della cooperazione delle Donne bennate al buon andamento delle scuole infantili per il popolo". Die Absicht wurde erreicht: schon blühen in Florenz, Pisa, Siena, Livorno u. s. w. diese Sale d'asilo, in welchen Hunderte von Kindern der ärmsten Classe, bisher völlig verwahrlost, durch die wohlthätigen Bestrebungen von Privatvereinen Unterricht und Beschäftigung finden. Als im vorigen Sommer die Cholera durch ihr Erscheinen in Livorno (ihr Dasein in Florenz ist nach glaubwürdigen Zeugnissen immer sehr problematisch gewesen, so sehr auch die von den Nachbarstaaten angewandten strengen Vorsichtsmaßregeln, die man an den toscanischen Grenzen mit ihrem Heere von Räucherungen, Lazarethen und Contumazen wiederfand, deren Nutzlosigkeit, vielleicht selbst Schädlichkeit, anderwärts leider nur zu sehr erprobt worden, von denen man hier aber doch nicht abgehen zu dürfen glaubte, auf Verheerungen und Verluste schließen lassen mußten). Alles in Schrecken setzte; suchte Lambruschini das Volk zu beruhigen und zu veranlassen, vernünftige Maßregeln selbst zu ergreifen, statt sich blinden Schrecken und abergläubischer Furcht hinzugeben. Er ließ zu diesem Zwecke eine kleine populaire Erzählung verbreiten: „Il Cholera a Roda", in welcher er die schlimmen Folgen der Unwissenheit und der irregeleiteten Phantasie in einer Geschichte schildert, die er nach Spanien verlegt, deren einzelne Scenen sich aber an mehren Orten, selbst in Hauptstädten Europas, in Petersburg, Paris, Madrid, wiederholt haben, wo das Volk sich vergiftet und die Ärzte und Spitaldirectoren schuldig glaubte. Wenn man bedenkt, wie leicht erregbar der Italiener ist, wie sehr die niedern Classen im Allgemeinen in Bezug auf das unumgänglich Nothwendige der Erziehung vernachlässigt sind und welches Unheil in Toscana auch noch dadurch hätte entstehen können, daß die päpstliche Regierung, wie die von Modena und Lucca das Land wie ein Pestspital durch ihre Cordons sperrten — wodurch aller Verkehr gehemmt, eine große Zahl der Einwohner Livornos der Unthätigkeit und somit der Noth preisgegeben wurden, so sehr man auch dem Übel abzuhelfen sich bestrebte —: wenn man dies in Erwägung bringt, so wird man auch die Bemühungen des Einzelnen anerkennen und segnen. Die kleine Schrift Lambruschini's ist voll praktischer Lebensweisheit, durchdrungen von einem geläuterten moralischen und religiösen Sinne, eindringlich und überzeugend in ihrer sanften Beredtsamkeit. Möge der wackere Mann lange noch, und bei freudigern Veranlassungen, thätig bleiben für das Wohl seiner Mitbürger!

Man hört nicht selten dem Italiener Egoismus und Mangel an Gemeinsinn vorwerfen. Wenn man das Viele in Anschlag bringt, welches z. B. in dem nicht großen Toscana Privatleute zu Stande gebracht haben, so möchte man sich versucht finden, eine solche Behauptung zu der respectabeln Zahl derer zu werfen, mit welchen Hunderte, die von Italien nichts kennen und von seinem Volke nichts wissen, sich bei allen Gelegenheiten breit machen. Von den Bestrebungen für die untersten Classen war oben die Rede. Ein florentiner Edelmann (der Marquis Tempi) läßt seit mehren Jahren einen mathematischen Cursus für junge Künstler und Handwerker halten. Lange schon besteht eine Gesellschaft, welche Schulen für den gegenseitigen Unterricht errichtet hat, die stark besucht werden und Früchte bringen. Vor einiger Zeit setzte sie einen Preis von 1000 Lire für ein Elementarbuch aus, welches zu gleicher Zeit zur Lectüre und zum Unterricht der Kinder in diesen Schulen dienen könnte — ein Werk, dessen Mangel in Italien fühlbar ist, namentlich wenn man auf moralische Zwecke dabei sieht.

Freilich sind die Erziehungsanstalten im Durchschnitt sehr zurück, freilich bleibt Vieles zu thun; aber liegt nicht ein großer Theil davon mehr den Verhältnissen zur Last, wofür das Volk und namentlich der Einzelne nichts kann, als eben diesem Volke?

6.

Memoiren eines Verstorbenen. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 2 Thlr.

Der gegenwärtige Verstorbene ist ein schwacher, sehr schwacher Nachahmer des berühmten verstorbenen Memoirenschreibers und beginnt seine Schrift mit einer Dedication an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, die zu abgeschmackt ist, als daß wir darüber nur ein Wort verlieren sollten. Wie gleich zu Anfang ein preußischer Minister angegriffen wird, so wird auch in beiden Theilen Preußen wegen seiner Institutionen vielfach getadelt. Besonders ist es der Adel, der den Grimm des Verstorbenen auf sich geladen hat, weder Adlige durch Geburt, noch solche, die es durch persönliche Verleihung des Monarchen geworden, sind ihm recht; er beklagt zwar anscheinend den Verfall des Adels in

Digitized by Google

Preußen, freut sich aber noch eigentlich darüber, und nimmt es dem Minister von Stein sehr übel, daß er sich für die deutsche Reichsritterschaft verwendet hat. „Sein Name", meint er (I, 83) „würde dem „Dictionnaire des girouettes" Ehre machen." Nach einem solchen Ausspruche brauchten wir eigentlich gar nichts mehr über diese Memoiren hinzuzusetzen. Aber auch mit der Anordnung der bäuerlichen Verhältnisse ist der Verstorbene nicht zufrieden, den Geschäftsgang in Preußen nennt er schleppend, die Zahl der Beamten ist ihm viel zu groß, des Staatskanzlers Hardenberg und anderer verdienter Männer wird im Vorbeigehen mit einem vornehmen Mitleiden gedacht, an der preußischen Agende hat er Manches auszusetzen und von einem Streite über das Tragen der Civiluniformen weiß er eine lange Geschichte aus Königsberg in Preußen zu erzählen. Auch witzig will der Verstorbene sein und hat deshalb eine Instruction für angehende Juristen und ein Statut für ein Jungfrauenstift hinzugefügt. Unter den preußischen Provinzen weiß er besonders viel Nachtheiliges von Schlesien und vom Münsterlande zu sagen. In Schlesien gefällt ihm weder der Adel noch die Provinzialstände, die noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind; auch mit der Anordnung der bäuerlichen Verhältnisse im schlesischen Gebirge ist er gar nicht zufrieden, wie er denn überhaupt seinen Haß gegen die damit beauftragte General-Commission und die andern Behörden von seinem berühmten Vorgänger geerbt zu haben scheint. Noch weit schonungsloser als mit den Schlesiern geht er mit den Münsterländern um, sodaß man fast glauben möchte, es sei ihm hier etwas sehr Unangenehmes begegnet, wie man auf ähnliche Weise den Haß Heine's gegen Göttingen erklärt hat. In einem „Katechismus der Münsterländer", der dem adeligen und dem bürgerlichen Club in Münster gewidmet ist, hat er im zweiten Theile auf einigen Dreißig Seiten den Münsterländern eine solche Menge von Grobheiten, Gemeinheiten und Beleidigungen gesagt, daß wir unsere Feder entwürdigen würden, wenn wir auch nur eine einzige davon abschrieben.

Ferner will der Verstorbene auch Actenstücke mittheilen. Da findet sich die Denkschrift der Bevollmächtigten des ehemaligen unmittelbaren deutschen Reichsadels aus Wien vom 28. Jan. 1815, das Verbot eines bekannten Werkes über die deutsche Geschichte in den preußischen Gymnasien aus dem Jahre 1824, und die dem Kronprinzen von Preußen im J. 1833 übergebene Petition im westfälischen Sauerlande. Und damit sich die Leser nach den vielen Bitterkeiten und Ausbrüchen übler Laune des Verstorbenen an etwas Heiterm ergötzen können, so hat er zwei von Zelter an das preußische Ministerium der geistlichen Angelegenheiten über seine musikalische Reise in den Jahren 1822 und 1824 erstattete Berichte mitabdrucken lassen. Man sieht, der Verstorbene will doch auch zeigen, daß er in guter Gesellschaft gelebt hat und zu unterhalten versteht.

Daß da, wo nicht von Preußen die Rede ist, Polen gelobt und auf Rußland geschmäht wird, war von einem solchen Verfasser nicht anders zu erwarten. Sonst weiß er noch manche pariser Geschichtchen von sehr ordinairer Art zu erzählen, ist auch mit Anekdoten und Urtheilen über Städte und Menschen, wie falsch diese auch immer sind, z. B. das über Kleve, sehr freigebig. Aber am deutlichsten zeigt sich, weß Geistes Kind dieser Verstorbene war, in der Zusammenstellung aller Verse aus den Mosaischen Büchern, die von Blutschande, Päderastie, Ehebruch und ähnlichen Lastern handeln. „In Ostpreußen", sagt er am Schlusse dieses erbaulichen Abschnitts, „habe ich in sehr vielen vornehmen Häusern bemerkt, daß die Damen einander die Bibel vorlesen oder erklären; ich hätte sehr gern einem solchen belehrenden Commentar über das Hohelied Salomonis beigewohnt, besonders da, wo von den Cedern auf dem Berge Libanon, von den Adern, den Bächen und dem Weizenhaufen die Rede ist." Sapienti sat. 7.

Luther über Preßfreiheit und Bücherverbote.

Man kennt Luther's Feuereifer gegen die aufrührischen Bauern und ihre aufwieglerischen Prediger. Oft ist von den Demagogen unserer Zeit der große Reformator wegen dieses Eifers geschmäht und gelästert worden. Werden unsere protestantischen Regierungen ihn gleichfalls schelten und verunglimpfen, wenn sie erfahren, daß manche ihrer Handlungen ebenso wenig seine Billigung haben wie das Thun jener Demagogen?

In einem Schreiben an Kurfürst Friedrich und Herzog Johann zu Sachsen (DCXVII. Thl. 2, S. 538 fg. der de Wette'schen Sammlung) heißt es, nachdem der Briefsteller mit Donnerworten die Fürsten zur Steuerung des thätlichen Unheils aufgerufen, welches Thomas Münzer und seine Genossen angerichtet hatten, in Bezug auf die Lehre dieser Schwärmer folgendergestalt (S. 547):

„Nu, das trifft die Lehre an, die wird sich mit der Zeit wol finden. Jetzt sey das die Summa, gnädigsten Herren, daß E. F. G. soll nicht wehren dem Ampt des Worts. Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie künnten, und wider wen sie wöllen; denn wie ich gesagt habe, es müssen Secten sein (S. 540 hatte L. die Worte Pauli 1. Cor. 11, 19. angeführt: Es müssen Sekten sein, auf daß die so bewährt sind, offenbar werden) und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen; daher auch die Evangelisten heißen Heerscharen Ps. 68, und Christus ein Heerkünig in den Propheten. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht furchten und wol bleiben. Ist unser Recht, so wird er sich vor ihn auch nicht noch vor Jemand furchten. Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen. (Hört! Hört!) Werden etliche indeß verführt, wohlan so gehts nach rechtem Kriegslauf; wo rein Streit und Schlacht ist, da müssen etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönet werden."

C. H. Weiße.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeines

Bücher-Lexikon,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. von

Wilhelm Heinsius.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis dritte Lieferung, Bogen 1—30.

***Abaelardi*—Fränkel.**

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Wilhelm Heinsius, gr. 4., 1812—29, kosteten früher 37 Thaler, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern zu beziehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 6. — 6. Januar 1836.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Was nun freilich die allerdings eigenthümliche Ansicht des Verf. über Landschaftmalerei betrifft, welche von einer sehr anziehenden historischen Skizze über die niederländischen Landschaftmaler eingeleitet wird, so ist dieselbe zu eigenthümlich, zu sehr nicht nur von den bisherigen Ansichten der einsichtsvollsten und denkendsten Kenner dieser Kunstsphäre, sondern auch wirklich von dem Gegenstand und Zweck derselben selbst abweichend, als daß wir darin mehr als den Geist des Urhebers anerkennen dürften. Er betrachtet die Landschaft in ihrer Auffassung für die bildende Kunst als den Wohnsitz des Menschen, freilich nicht im nächsten und gemeinen, sondern im höchsten und weitesten Sinne, sofern Natur und Mensch in wechselseitiger Beziehung zueinander sich verhalten und fortbilden und demnach Volksgeist und Landschaft sich einander erklären müssen. Die Landschaft trüge also nur das Gepräge des menschlichen Lebens und hätte nur in dieser Richtung ein Interesse für die Kunst. Wie sehr das eigne Leben der Natur, die Entfaltung ihrer eignen geheimnißvollen und offenbaren Kräfte in der landschaftlichen Erscheinung, der unterschiedliche Charakter der Zonen und Welttheile, der Gebirgs- und Flachländer u. s. w., die raschen und stillen Gewässer, die Bläue des Himmels, der Ton des Lichtes, der Zug der Wolken u. s. w. schon an sich selbst, wie sehr dies Alles verkannt werde, wenn man den künstlerischen Werth der Natur blos in ihr Verhältniß zum Menschen setzt, wiewol dieses Verhältniß immerhin eine höchst bedeutende Stelle in den landschaftlichen Beziehungen einnimmt: dies leuchtet gewiß dem Verf. selbst nach so vielen Entgegnungen ein, die ihm theils schon geworden sind, theils noch werden mögen. Wir aber führen unsere Leser lieber alsobald in das Gebiet derjenigen Forschungen ein, wo uns der Verf. die Wahrheit in noch unübertroffener erschöpfender Gründlichkeit aufgefaßt zu haben scheint.

Dies geschieht zunächst bei Gelegenheit der holländischen Genremalerei, welche ihn veranlaßt, die Gattungsmalerei als solche einer genauen Prüfung zu unterwerfen und ihr die gebührende Stelle im allgemeinen Kunstgebiete anzuweisen. Der Verf. geht von der Frage aus, warum diese Malerei weder der antiken noch der mittelalterlichen Kunst eigen und vielmehr blos das Erzeugniß der modernen Zeit sei? Er weist in einer fast zu ausführlichen Deduction nach, daß bei den frühern Zeitaltern die Begriffe von Gemüthlichkeit und von Gesellschaft auf dem Boden des individuellen und im Kreise des häuslichen Lebens gefehlt haben, wie sie sich durch das Princip des Christenthums, welches auf einer Seite die Individualität ausbilde, auf der andern die Individuen nur in ihrer wechselseitigen Berührung und Ergänzung vollende, nach den Kämpfen und Stürmen der mittlern Zeit und im Schoose eines friedlich-behaglichen Zustandes der äußern Verhältnisse haben entwickeln können und müssen. Während die antike Welt nur in den nothwendigen, durch die Geschichte bestimmten Gemeinwesen der Staaten lebte, fand die moderne, besonders die nordische, ihr eigenstes Wesen nur in kleinern, immer zufällig begrenzten Kreisen. Nur dann konnte sie daher auch zu einem freien künstlerischen Wirken gelangen, wenn sie auch Formen fand, in denen sie diese Gefühle niederlegen konnte. Dieser Sinn für das Individuelle und Charakteristischwahre hatte sich schon im Mittelalter, zumal in der oberdeutschen Schule, in der Darstellung heiliger Gegenstände, aber auf eine Weise gezeigt, die bis ins Burleske hinüberstreifte, während die heiligen Gestalten noch immer die strenge Architektonik des von den Vätern überkommenen Styls zu fodern schienen. Als aber von Italien aus die ideale Behandlung der Schönheit nach dem Norden kam, so fiel es um desto entschiedener auf, wie sich Eins und das Andere stören. Der Formensinn, an die Harmonie der flandrischen Schule und an die innige und treuherzig individuelle Auffassung der einzelnen Gestalten gewöhnt, konnte sich in die einfache, mehr plastische als malerische Gruppe italienischer Madonnen und Heiligen und in die äußerliche Schönheit nicht finden. Dennoch aber war es, nachdem man diese kennen gelernt hatte, nicht möglich, wieder zur alten Unbefangenheit zurückzukehren und heilige Gestalten in der anspruchslosen Form, wie bisher, zu geben. Es trieb daher der Formensinn selbst, Darstellungen zu suchen, in welchen man die malerische Schönheit erlangen konnte, ohne die Würde heiliger Gestalten zu verletzen. Durch die Entwickelung des Sittengefühls also und des Formensinnes war eine neue Gattung weltlicher Gegenstände und höchst individueller Auffassung bedingt. Die sogenannte

Digitized by Google

höhere Kunst war dem Leben in der Gegenwart entfremdet. Durch den scheinbaren Gegensatz, in welchen mit ihr die neue Gattung trat, wurde die Kunst in ihre Rechte wiedereingesetzt, wurde ihr die Stellung wiederverschafft, welche sie in der alten Welt hatte, das Leben mit allen seinen Potenzen zu berühren. Dadurch erst wurde sie volle Wahrheit. Freilich war diese Gattung eine protestantische; sie erhielt sich nur durch den Gegensatz. Obgleich nicht durch den äußern Einfluß der Reformation entstanden, war sie doch nicht außer Verbindung mit ihr; derselbe Geist, der diese erzeugte, rief in anderer Sphäre sie hervor. Deshalb hatte sie denn auch, obwol völlig selbständig, ihre höchste Blüte nur in protestantischen Ländern, weil nur hier der Geist, dem sie angehörte, sich ruhig und unangefochten entfalten konnte. Während Callot wie Cervantes in katholischen Ländern sich einzeln ausbildeten und die Schärfe des Gegensatzes noch in ihren eignen Werken empfinden lassen, entwickelte sich die gutmüthige Heiterkeit der niederländischen Malerei in ähnlicher Parallele mit jenem britischen Humor, der in Shakspeare seine höchste Steigerung hat. (S. 141 — 149.) Ebenso zeigt der Verf., wie in dem Stillleben, Blumen und Früchten nicht die bloße Nachahmung, sondern der Sinn für harmonische Anordnung, die geistigste Entfaltung des malerischen Princips in der Farbe zum Vorschein komme. (S. 154 fg.)

Noch anziehender und in Betreff der Darstellung durch ausnehmende Klarheit gelungen ist die darauf folgende Abhandlung über den Kirchenbaustyl des Mittelalters in Holland. Der Verf. entwickelt die Unterschiede, welche in der Anwendung des gothischen Baues zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland bestehen und deren Grund er sehr richtig nicht blos in der Verschiedenheit des Materials — im Norden gebrannte, im Süden natürliche Steine — sondern in dem klimatischen und landschaftlichen Charakter beider Landstriche und in den Eigenthümlichkeiten der Geschichte und Verfassung ihrer Bewohner nachweist. In Holland dagegen fand er eine Mischung beider Stylarten, die zwar weder den Ernst noch die Anmuth jener gesonderten Bauweisen darstellt, aber gleichwol wieder in dem historischen Boden des Volkes, das in solcher Mischung den Ausdruck seiner Andacht und Sitte fand, begründet ist. Von diesen einleitenden historischen Bemerkungen geht die Betrachtung in einem spätern Briefe zu dem Princip der christlichen Baukunst im deutschen Mittelalter über. Der Charakter des Architektonischen besteht vornehmlich in der Art der Gliederung des Ganzen. Diese Gliederung muß im Innern sich auf eine mildere Weise zeigen als an der Außenseite des Gebäudes. Hier ist die Kraft, welche das Ganze zusammenhält, die eigentliche Bestimmung des Gebäudes als innerer nicht sichtbarer Kern vorausgesetzt; die Einheit des Ganzen ist daher nicht gefährdet, wenn sich die Theile der Peripherie derber und selbständiger ausbilden. Die antike Kunst nun war weniger fähig, auch ein schönes Innere zu schaffen, da sie für die einzelnen Glieder, wenigstens für die bedeutendern, nur die selbständigen und harten Formen, den Kreis oder die grade Linie kannte. Es war daher nicht blos die religiöse und häusliche Sitte der alten Welt, welche das Innere ihrer Gebäude unbedeutend machte, sondern auch ihr Formensinn. Die Wand aber mit ihren architektonischen Gliedern bedingt zwar den Charakter, ist jedoch nicht das Innerste selbst; dies entsteht erst durch den Reflex aller Seiten in der Mitte des Ganzen und bleibt immer ein Ideelles, Unkörperliches. Die einfachste Form hierfür ist der Kreis, wie wir ihn denn auch schon bei den Alten finden. Aber dabei fällt im Grunde Alles in einen unterschiedslosen Punkt zusammen; das Innere ist dürftig, todt; es ist nicht um seiner selbst willen da, sondern wirklich nur der Reflex der Außenwände. Daher wird uns auch das Pantheon im Innern, so schön es in seiner Art ist, wenigstens wenn wir es als christliche Kirche betrachten und so die Foderungen unsers Gefühls nicht unterdrücken, immer kalt und seelenlos erscheinen. Die höhere Gestalt des Innern ist daher nicht der Mittelpunkt, sondern die Mittellinie, die Perspective, die, weil sie einer unendlichen Verlängerung und Theilung fähig ist, der Bewegung des geistigen Lebens näher entspricht. Bei der Perspective ist aber die vorzugsweise verticale Gliederung vortheilhafter als die horizontale. Da nämlich die Betrachtung auf die eine Richtung, in die Tiefe, beschränkt ist, so sind die Linien, welche den Blick in derselben leiten, überflüssig, ja sie wirken sogar nachtheilig, wenn sie stärker hervortreten, indem sie die Einheit, die hier grade anschaulich sein soll, unterbrechen und abgesonderte Massen bilden. Im Äußern ist dies immerhin anders, wo, weil die Einheit durch den Gegensatz des Gebäudes gegen die natürlichen Umgebungen und durch die Voraussetzung des innern Kerns hinlänglich gesichert ist, die horizontalen Glieder der Richtung des Betrachtenden mit Charakter und Kraft entgegentreten. Dem Innern entsprechen dagegen verticale Glieder, da sie die Anschauung der Form nicht unterbrechen, weil die Nöthigung zu stark ist, ihr aber dennoch selbständig entgegentreten und so Mannichfaltigkeit gewähren. Daher sind ferner sowol grade Decken, die als abgesonderte Massen auf der Mittellinie erdrückend lasten, als auch das Tonnengewölbe, dessen Sims Parallelen der Mittellinie bildet und dadurch in größern Räumen ermüdet, und ebenso die Säulen unpassend, welche theils durch ihr Gebälk, theils als eine enge, fortlaufende Reihe den Charakter des Horizontalen an sich tragen. Das Kreuzgewölbe dagegen und die Pfeiler sind das Bedürfniß einer perspectivisch verticalen Anordnung. Die Pfeiler stehen weit auseinander und haben ihre Bedeutung hauptsächlich in den Zwischenräumen, Flächen, welche durch sie entstehen. Während nun die Perspective zwischen Säulenreihen oder Wänden als die einfache Mittellinie erscheint, auf welche die Seitenwand in jedem Punkte gleichmäßig wirkt, haben wir hier das Gefühl, daß das Ganze nicht nur Eine Fläche, sondern aus mehren Fächern zusammengesetzt ist. Wir empfinden daher auf jener einfachen Mittellinie die Rückwirkung dieser sich sondernden Flächen, sehen gleichsam die Mittelpunkte derselben darauf hervortreten. Die Betrachtung

Digitized by Google

einer solchen Perspective ist daher schon ungleich reicher als die jener einfachen Mittellinie. Sie gibt schon das Gefühl mannichfaltiger, sich bedingender Verhältnisse und aufgelöster Widersprüche, etwas Lebendiges, Seelenhaftes und daher des Innern Würdiges. Der Pfeiler selbst aber muß in gegliederter Form sich ausbilden, verschieden von der Rundsäule, weil er weder die relative Selbständigkeit der Säule anzusprechen hat, noch hinwiederum zu einer geschlossenen Reihe zählt, wie diese, die eben deshalb nur in einfacher Kreisform diesem Zweck entspricht. Durch das Kreuzgewölbe aber wird der Charakter des Pfeilers erst völlig ausgebildet. Die Gurten, welche von den Pfeilern ausgehen und im Schlußsteine des Gewölbes zusammentreffen, bezeichnen sowol die Augenlinie des Ganzen, als auch die einzelnen Flächen, welche in ihnen concentrirt sind. Und da nun dieselbe Bewegung, welche im Grundriß enthalten, von den Pfeilerflächen auf ihre relativen Mittelpunkte in der Mittellinie und von diesen zurück auf jene, auch im Gewölbe dargestellt ist, so vereinigen sich beide sichtbar, das Ganze gibt sich als in sich verbundener Körper zu erkennen. Aber weil eine Fläche sich wieder in Beziehung zu der nächsten setzt u. s. f., eine Gliederung in die andere übergreift und sich somit auch nirgend eine ruhige Vollendung, sondern ein beständiger Proceß der Ausbildung einzelner selbständiger Theile und des Übergehens derselben in das Ganze zu erkennen gibt, so sind wir dadurch wahrhaft in das Innere versetzt, wo nicht blos die vollendete Gestalt, sondern die gestaltende Kraft selbst in ihrem lebendigen Schaffen sichtbar ist. Die Seele dieses Lebens aber ist das Kreuzgewölbe; denn indem seine sich schneidenden Gurten stets von den Seitenwänden zur Mitte hinstreben und sich hier in der Spitze eines Dreiecks vereinigen, fassen sie die beiden Seiten in der durch die Schlußsteine angedeuteten Mittellinie zusammen; indem aber die einzelnen hervortretenden Punkte dieser Linie als Spitzen der Dreiecke stets wieder auf die Abschnitte der Seitenwände, als ihre Grundlinien, hinweisen, scheinen sie die Seitenlinien gleichsam auszuströmen, sich in sie aufzulösen. So entsteht ein beständiges Übergehen aus dem Innern, Ideellen zu dem wirklich Begrenzenden, und eine Rückkehr von diesem zu jenem, ein pulsirendes organisches Leben. Besonders trägt aber zur organischen Vereinigung der Glieder und Flächen dieses bei, daß der Pfeilerabstand nie größer ist als die Breite des perspectivischen Raumes, namentlich des Mittelschiffs der Kirchen; denn die Breitenlinie ist der natürliche Maßstab für die weitern Verhältnisse. Ist nun der Pfeilerabstand größer als die Breite, so ist kein Bedürfniß vorhanden, die Perspective zu verfolgen; ist er aber kleiner, so dehnt sich unser Maßstab schon in die nächste Fläche, und von dieser zur dritten und so fort weiter hin; wir sind dadurch in fortschreitender Bewegung des Auges erhalten.

Diese geistreiche und scharfsinnige Auseinandersetzung, welche sich gleich sehr von leeren Zahlenverhältnissen wie von unklarer Überschwenglichkeit fern hält, mag von Jedem, welchen unsere Andeutungen und Mittheilungen ansprechen, in dem Werke selbst nachgelesen und erwogen werden. Eine treffliche Anwendung der darin ausgesprochenen Grundsätze gibt der Verf. alsogleich in der Beschreibung des antwerpener Doms, der sich durch Großartigkeit der Anlage und Reichthum der Verhältnisse als einen der würdigsten Repräsentanten des gothischen Baustyls zu erkennen gibt. Auch später, zumal bei den Kirchenbauten des südlichen Belgiens, kommt der Verf. gern wieder auf denselben Gegenstand zu sprechen und erörtert ihn jedesmal von einer neuen, wahrhaft interessanten Seite. Der nächste Hauptinhalt des Buches ist hingegen jetzt die flandrische Malerschule des 16. Jahrhunderts, deren bedeutendste Werke dem Verf. in Antwerpen entgegengetreten sind. Hier wird nun gezeigt, wie sich aus der ältern Schule der Brüder van Eyck die jüngere von Rubens nach und nach unter dem Einflusse italienischer Studien hervorgebildet habe. Besonders weiß der Verf. hervorzuheben, wie in Quintin Messis die perspectivisch-malerische Auffassung des Ganzen, worin Natur und Mensch in gleicher Geltung behandelt sind, in eine größere Wahrnehmung des charakteristisch Menschlichen übergegangen und so allmälig die spätere Entwickelung dieses Princips in der Schule des Rubens angebahnt worden sei. Mit ausnehmender Feinheit und Schärfe der Beobachtung wird aber darauf hingewiesen, daß und wie in Rubens' Gemälden das Schönheitsgesetz in einer eigenthümlichen Richtung sich Gestalt gegeben habe. Während in der italienischen Kunst nach antiken Vorbildern der geistige Ausdruck mehr in einem allgemeinen Charakter sich darstellte, der Schönheit ohne Individualisirung zeigt, Schönheit des Ideals, drängte der christliche Geist zur Individualisirung hin. Man empfand, daß der Mensch in seiner höchsten Leistung, in der kräftigen That, vollkommen selbständig und mehr als nur die allgemeine menschliche Natur sei; auch daß dabei der Geist keineswegs in die Erscheinung, in die Ausführung der That ganz übergehe, sondern gleichsam im Übermaße da sei, um wieder in sich zurückzuströmen und sich des Vollbrachten bewußt zu werden. In der antiken Welt, so lange Geist und Körperliches als Eins galten, mußte solches Übermaß verderblich und als sinnlicher Selbstgenuß erscheinen, und in der italienischen Kunst, die zwischen Altem und Neuem in der Mitte stand, war dieses Verderbliche augenscheinlich vorhanden. In den nordischen Nationen war aber der persönliche Geist zu tief, als daß sie sich bei der Darstellung eines andern beruhigen konnten. Sie mußte die active Kraft der Individualität, die Wärme des persönlichen Gefühls, die Schärfe des Verstandes aussprechen und deshalb den natürlichen Ausdruck des Gesichts, mehr als es jene plastische Harmonie gestattete, verstärken. Dennoch aber durfte das Gleichgewicht jener beiden Elemente des Kunstwerks in der menschlichen Gestalt nicht völlig verschwinden. Es mußte, wenn auch nicht als äußere Verschmelzung des verschiedenen Charakters beider Theile, doch als geistige Ausgleichung ihrer entgegengesetzten Bedeutung dasein. Wenn also der scharfe, persönliche Geist mächtiger wurde, so mußte auch die Sinnlichkeit gesteigert werden. Dies Gleichgewicht ist freilich ein ganz anderes als die Harmonie der italienischen Schule;

Digitized by Google

während für diese die Sinnlichkeit mit dem Geistigen Eins war, ist jetzt die Einheit gelöst; beide Elemente, obgleich verbunden, sind auch wieder selbständig ungetrennt, indem sie sich an die natürliche Bedeutung der Glieder anschließen, sodaß das Gesicht vorzugsweise geistig, der Körper vorzugsweise voll und üppig ist. Hierdurch wird die Gefahr des sinnlichen Verderbens ausgeschlossen, die aus der Einheit beider Elemente entsprang, und diese natürliche Üppigkeit, weil sie sich des Geistes nicht bemächtigt hat, erscheint ihm untergeordnet und weniger anstößig. In der That würde aber der Ausdruck der Verstandesschärfe und des Selbstgefühls als gemeinschaftlicher Grundcharakter aller Gestalten, wenn er nicht durch eine gesunde, heitere Fülle der Sinnlichkeit gemildert wäre, uns nur eine Welt seelenloser Schatten oder ein Reich des Bösen und der Häßlichkeit geben. (S. 271 fg.)

(Der Beschluß folgt.)

Mythen der alten Perser, als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien. Nach den einzelnen Andeutungen der Kirchenväter und einiger neuern Gelehrten, zum ersten Male systematisch aneinandergereiht von F. Nork. Leipzig, Schumann. 1835. gr. 8. 1 Thlr.

Die Reinheit des parsischen Religionssystems und dessen auffallende Übereinstimmung mit jüdischen und christlichen Glaubenslehren, Sittenlehren und Vorstellungen, leuchtete schon strenggläubigen Kirchenvätern ein, die sich erlaubten, sie für ein Werk des Teufels zu erklären, und hat billiger gesinnte Neuere, vorzüglich seit den Zeiten Hyde's und Anquetil's, aus näherer Bekanntschaft und Übersetzung des Zendavesta, angezogen und mitunter begeistert. Der Gegenstand verdient keinem Gebildeten fremd zu bleiben und wird ihm hier, in einer überaus faßlichen, nicht gedehnten, doch vollständigen und wohlgeordneten Übersicht vorgelegt. Wir überheben uns, der Bestimmung dieser Blätter angemessen, einer ausführlichen und kritischen Prüfung des Inhalts und begnügen uns mit seiner Andeutung. Den Anfang macht ein Rückblick auf die älteste persische Geschichte vor Kyros, von den Parsen Kosru genannt. Schon früher als zu den Zeiten Kajumaras', bestand eine mächtige Mahadin-Dynastie in Iran, d. h. in Oberasien, Indien und China abgerechnet, welche für die älteste Monarchie der Welt galt und nicht unwahrscheinlich von indischen Colonisten abstammt, weil man schon die vier Kasten der Priester, Krieger, Kaufleute und Dienstleute bei ihr findet. Auf die Thronentsagung Asenabad's, des dreizehnten Nachfolgers Mahad's, folgte eine lange Zeit der Anarchie, bis unter Kajumaras die Dynastie des Pischdadier begann. Von ihm und seinen Nachfolgern, Huschenz und Dschemschid, wie von dessen Überwinder Zohak, werden viel mythische Sagen berichtet. Zoroaster, über dessen genaues Zeitalter die Geschichtsforscher schwerlich ganz einig werden, lebte wenigstens 600 Jahr vor Moses. Erwiesen ist, daß die kanonischen Schriften der Perser älter sind als Alexander's Eroberung und schon damals als Werke Zoroaster's heilig bewahrt und überliefert wurden, mithin unleugbar seine Lehren enthalten, obgleich er sie vielleicht nicht sämmtlich verfaßt hat. Rechtmäßig sind daher aus ihnen die Lehren und Gebräuche entnommen, welche die vorliegende Darstellung angibt.

Das Urwesen, die maßlose anbeginnlose Zeit, Zervane Akarene, ist eins, unergründlich und unerschaffen. Die beiden Principien des Guten und des Bösen, Ormuzd und Ahriman, sind seine Geschöpfe. Auch der Parsismus ist eine Religion des Lichts und als solche vom Ormuzd dem Zoroaster offenbart. Das eine, das schnell wirkende Wort, Honover, der Logos, ist älter als Ormuzd, aber vom Urwesen geschaffen. Ormuzd ist Gottes Sohn, Zoroaster Reformator einer schon bestehenden Religion. Mithra's, des Mittlers, Geburt wird mit dem Geburtsfeste Christi an einem Tage gefeiert. Die Lehre von seiner Genugthuung, von der Sühne Gottes und des Menschen durch ihn, wird in den Mithramysterien verkündigt. Auch dem Mithra wurden von drei Magiern Geschenke gebracht, deren Darbringung das Titelkupfer zeigt und ihr die der drei morgenländischen Weisen des Christenthums gegenüberstellt. In spätern Zeiten war Mithra Symbol der Sonne. Auch unter den Parsen fand eine Wassertaufe statt, eine Firmelung, eine Darreichung von Brot und Wein und die Lehre einer dreieinigen Dreifaltigkeit. Ahriman war gut geschaffen, verwandelte sich aber aus Neid gegen Ormuzd in Böses und durchstreifte die Schöpfung in Fliegengestalt. Die Dauer der Körperwelt, welche zwölf Jahrtausende bestehen soll, wird in vier Zeitalter abgetheilt. Im ersten herrscht das gute Princip allein, im zweiten wirkt schon das böse, aber untergeordnet, im dritten mit dem guten gemeinschaftlich, im vierten hat das böse die Oberhand, worauf der Welt Ende erfolgt. Mittelwesen und Schutzgeister, Amschaspands, vorzüglich die sieben Planeten, unter ihnen 27 Izeds und Feruers und böse Engel, Dews, gleichfalls vorzüglich sieben, Kometen, unter ihnen der Drache und Kharfesters; Schöpfung der Körperwelt, Paradies, Sündenfall, Weltende, Auferstehung, jüngstes Gericht. Von der Unsterblichkeit der Seele heißt es mit dürren Worten: „Nachdem der Menschenkörper im Mutterleibe gebildet ist, kommt die Seele vom Himmel und belebt ihn. Wenn der Mensch stirbt, wird sein Leib Staub und die Seele kehrt zum Himmel zurück." Eine Parallele zwischen Parsismus und Katholicismus und ein Schlüssel zur Offenbarung Johannis, welcher auf parsische Bilder und Vorstellungen aufmerksam macht, schließt sich an das Vorhergehende. Man kann die aufgestellten, durchaus nicht erkünstelten Ähnlichkeiten sehr übel nehmen, aber wegvernünfteln kann man sie nicht. S.

Notizen.

Neulich erschoß sich in Brüssel ein Arbeitsmann, bei welchem man folgendes Billet fand, das er vor seiner That geschrieben hatte. Es lautet: „Großer, allmächtiger Gott und heilige Jungfrau Maria, und ihr großmüthigen Seelen, Frau Gräfin von Merode, Frau Herzogin von Beaufort, Comtesse Rose und alle andere meiner Bekanntschaft, entschuldigt mich und erbarmt Euch meiner unglücklichen Familie! Was mich betrifft, ich nehme mir nur deshalb das Leben, weil ich sie nicht erhalten kann. Ich sage meinen theuern Ältern, meiner geliebten Frau und meinen armen Kleinen ein herzliches Lebewohl, und bitte die Typographen, für meine Angehörigen eine kleine Sammlung zu veranstalten. Joseph Emanuel Evrard."

Zwei Arbeiter aus der Gemeinde von Hénin-Liétard fanden unlängst in einem Acker eine bleierne Kiste, worin nebst andern Curiositäten sich auch ein niedliches Emailgemälde auf Silber befand. Die Kiste führte die Jahreszahl 1460.

Herr von St.-Valière, französischer Schiffslieutenant, der schon früher dem Museum von Toulouse ein Geschenk mit zwei schönen Albatrossen machte, hat neuerdings dem Jardin des plantes eine Sammlung seltener Pflanzen vom Cap verehrt.

Monin, Professor der Geschichte an dem Collége zu Lyon, hat unter den Manuscripten der königl. Bibliothek zu Paris die Chronik von Jean Lebel entdeckt, ein Manuscript, das man schon längst verloren geglaubt hatte, und ist in Begriff, über diesen Fund eine kleine Druckschrift herauszugeben. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 7. — 7. Januar 1836.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Von hier steigt der Verf. noch weiter in die Geschichte hinauf, zieht die ältere flandrische Malerschule in den Kreis der Betrachtung und scheidet sie sehr bestimmt von dem eigenthümlichen Charakter der altkölnischen Schule, welcher das Bestreben nach lebendigem Ausdruck und nach Individualisirung so sehr zum Grunde lag, daß dabei weder die Schönheit noch die Symmetrie sich besonderer Pflege rühmen durften und namentlich die Carnation etwas Hartes und Unharmonisches an sich trägt, während umgekehrt die Tendenz der Gebrüder van Eyck und ihrer Schule das Leben von einer ganz andern Seite anfaßt. Das Vorherrschende ist die Symmetrie, nicht aber auf die einzelne menschliche Gestalt, sondern auf einen Cyclus, eine Gruppe und Masse, mit Inbegriff der häuslichen oder landschaftlichen Umgebung, angewendet. Denn der Goldgrund ist verschwunden; die Natur hat neben dem Menschen ihr Recht gewonnen, er tritt nur als ein Theil derselben auf und stellt ihren belebten Mittelpunkt dar. Daher ist auch nicht so sehr, wie bei den frühern Kölnern, der persönliche Charakter und individuelle Ausdruck der Köpfe, sondern mehr eine Harmonie des Menschlichen mit der Natur, Schönheit, wie sie von der Umgebung der Zeit und Verhältnisse dargeboten war, Anmuth und liebliche Würde, etwas Fließendes, Weiches, Graziöses der Zeichnung, ausgebildet. Die menschliche Gestalt und Physiognomie ist mit naiver Unschuld, worin aber eben auch zugleich der tiefste Sinn wohnt, aufgefaßt. Besonderer Fleiß ist jeder Einzelheit der Erscheinung in der landschaftlichen Gegend wie am Costume gewidmet. Vorzüglich ist es die Kraft und Lauterkeit des Colorits, was eine Verklärung über diese Bilder ausgießt, und worauf, als auf die beste Weise, ihre heiligen Gegenstände zu verherrlichen, die frommen Meister ihre Andacht wie ihre Technik gerichtet hatten. Das Wunderbarste ist aber dabei dieses, daß dieselbe Symmetrie, welche von der Architektonik des Mittelalters auch auf die Malerei übergegangen und nur auf eine freiere und mannichfaltigere Art von den Gebrüdern van Eyck beibehalten war, ihre Vollendung in der Perspective, die ja so allgemein auf jenen Bildern bewundert wird, welche die ehemalige Boisserée'sche Sammlung, jetzt der königl. Galerie zu Schleißheim einverleibt, einschließt, und in dem Umstande findet, daß die Maler auch den Farbenreichthum in einem bestimmten Punkte concentrirten, indem irgend ein vorzugsweise beleuchteter Gegenstand, ein Theil der Kleidung, des Geräthes, eine Quelle u. dgl., so zum Focus der über das Ganze ausgegossenen Strahlen- und Farbenfülle gemacht wird. Die einzelnen Nachweisungen hiervon gibt der Verf. an verschiedenen Orten bei vorkommender Gelegenheit.

Eine Untersuchung über den religiösen Ausdruck der Gemälde führt denselben auf die älteste und umfassendste aller Künste, auf die Architektur zurück. In ihr liegen die einfachsten Formen einer geistigen Schöpfung, die aber nicht der Willkür überlassen, sondern in sich selbst nothwendig und wesentlich ist. Das große Naturgesetz, das allen organischen Erscheinungen zum Grunde liegt und als äußere mathematische Regel, Schwere, Festigkeit, Gleichmaß erkannt wird, ist der natürliche Gegenstand derselben. Daher ist auch in keiner andern Kunst der Geist der Kunst so rein, so ungetrübt von individuellen Regungen wie in der Architektur. Sie ist daher auch seine Geburtsstätte, aus der er in die andern Gebiete übergeht. Wenn die Baukunst die reinen, einfachen Züge ihrer Gestaltung vollendet hat und sich zu reichern und leichtern Formen entfaltet, so nehmen diese, unwillkürlich, wie die architektonischen Formen entstanden waren, die Gestalt natürlicher Dinge an. Weil somit aber das Architektonische die geistige Reproduction der Naturgesetze, eine Aneignung göttlicher Thätigkeit, auf Empfindung des Unendlichen gestützt und zu derselben hinleitend, genannt werden muß, so ist diese Kunst die heiligste und frömmste an ihr selbst. Der religiöse Ausdruck ist daher auch anderwärts in dem architektonischen Elemente bedingt, wie es sich im Bilde bei genügender Entwickelung des eigentlich Bildlichen äußert. Denn in dem Architektonischen ist die historische Grundanschauung der allgemeinen Verhältnisse, also auch des Religiösen, ausgebildet, während in den übrigen Formen das Sinnliche vorherrscht. Je mehr dieses wuchert, desto mehr entfernt sich die Kunst von dem Religiösen. Bei religiösen, zumal christlichen Gegenständen aber findet das architektonische Princip um desto mehr Stoff, sich in der Einfalt und Würde der Gestalten und Verhältnisse, sowie in der Lauterkeit und Innigkeit des Ausdrucks darzulegen. Wir hätten indessen gewünscht, daß diese Idee,

Digitized by Google

namentlich mit Rücksicht auf das ideelle und mystische Element des Christenthums, einer nähern Untersuchung noch wäre unterworfen worden.

Ein Überblick der Kunstgeschichte von den ältesten auf die neuesten Zeiten weist sofort das innige Verhältniß nach, welches zwischen Kunst und Religion besteht. Beide vereint machen das Wesen der Menschheit aus; sie ergänzen einander, und jede bedarf zum fernern Fortschreiten, daß die andere genügend ausgebildet sei. Daher alterniren beide gleichsam in der Geschichte (Hebräer — Griechen — das erste Jahrtausend des Christenthums), die eine geht voraus und ruht, während die andere ihr nachrückt. Zwar sind beide beständig da, kein Volk ist ohne Religion und keines ganz ohne Kunst; allein bei diesem gleichzeitigen, räumlichen Bestehen herrscht bald das Eine, bald das Andere vor; bei dem einen Volke nimmt das Kunstgefühl die Stelle der Religion ein, bei dem andern die Religion die der Kunst. Auf diese Weise bilden beide ein Ganzes, obgleich sie im Einzelnen stets unterschieden sind, und nur dieses Ganze ist sowol Religion als Kunst, sowol Wahrheit als Schönheit im höchsten Sinne des Wortes. Die Geschichte bildet eine fortlaufende Reihe, in der auf jeder Stufe die Natur und der Geist in immer reinerm Einklang erscheinen. Im rohen Zustande der Menschheit ist Beides nur der Anlage nach vorhanden, es liegt in trüber Mischung, nicht in inniger Verschmelzung verbunden. Die höhere Harmonie setzt aber Reinheit der Gegensätze voraus. In der weitern Entwickelung gestaltet sich daher jedes beider Elemente frei für sich und trennt sich zunächst vom andern; aber stets zeigt sich diese Trennung unhaltbar, bis zuletzt jedes in seiner größten Reife und Selbständigkeit dennoch dem andern entspricht und mit ihm die höchste Harmonie bildet. Kunst und Religion stehen beide auf der geistigsten Höhe der Menschheit; aber sie verhalten sich hier wie Körper und Geist im Menschen selbst. Sie ergänzen sich, aber sie stehen im Gegensatze; herrscht das Eine zu sehr vor, so leidet das Andere, aber erst, wenn sie vereint in höchster Steigerung sind, ist das höchste Leben erreicht. (S. 378.)

Auf die historische Beweisführung dieser Idee folgt eine ebenso interessante Abhandlung über die Kunstanlagen der Völker, welche gleichfalls das ganze große Gebiet der Geschichte im Auge behält und hier von dem ungemeinen Scharfsinn des Kunstgeschichtsforschers zeugt. Einer besondern Rechtfertigung seiner historischen Behandlung der Kunst hätte es nicht bedurft; die Rechtfertigung liegt in der ganzen Anlage und Ausführung des Buches, welches den Werth der Kunsthervorbringungen und herrschenden Tendenzen auf jeder Stufe des Entwickelungsganges im Völkerleben mit weiser Achtung anerkennt und mit liebevoller Begeisterung schildert.

Das Leben und Weben im Planeten Venus. Von A. E. Papinga. Jüterbogk, 1835. 8. 1 Thlr.

Es gibt Werke, mit welchen die Kritik billigerweise nichts zu schaffen haben sollte. Von solchen Werken könnten sich dreierlei Classen bilden lassen; die erste enthielte Werke, welche über alle Kritik erhaben sind, deren sich in einer unvollkommenen Welt nicht finden; die zweite Werke, welche unter aller Kritik sind, und deren gibt es hienieden leider genug. Ueber die dritte Art waren wir bis jetzt im Unklaren, ja wir gestehen offenherzig, daß wir gar keinen Begriff von einer dritten hatten, bis das Buch des Hrn. Papinga den Nebelschleier von unsern Augen riß und uns einen Blick in eine Welt jenseits der Kritik oder jedenfalls von ihr thun ließ, wo alle Gesetze der Vernunft und Logik aufhören und wo der Wahnsinn zu walten scheint, ein Wahnsinn, den kein Lichtblick des schwärmenden Genies erhellt, ein Wahnsinn, der, mit der trockensten Prosa verschwistert, uns nicht durch Mystik, sondern nur durch den gänzlichen Mangel an allem Sinn und aller Logik darthut, daß er Wahnsinn ist.

Wir würden dies zur Anzeige des vorliegenden Werks für völlig hinreichend erachten, wenn man bei schweren Anklagen nicht Beweise von uns zu fodern berechtigt wäre. Deshalb muß doch wol eine kurze Anzeige des Inhalts des Buches folgen:

Eine Vorrede zeigt uns den Verf. als im allerhöchsten Grade unzufrieden mit der Einrichtung der Erdenwelt; zwar greift er wörtlich vorzugsweise nur die menschlichen Einrichtungen an, aber man sieht leicht, daß er es auch mit der Grundeinrichtung der Welt zu thun hat, und daß er sie anders gemacht haben würde; denn er klagt auch über Dasjenige auf das Bitterste, was vermöge der Einrichtung der menschlichen und der Natur im Allgemeinen gar nicht anders sein könnte. Deshalb führt er uns in den Planeten Venus, den er anders eingerichtet, als Musterwirthschaft für die Erde. Auf folgende Weise kommen wir mit ihm in Berührung. Ein Komet stößt an die Erde und zersplittert sie in drei Weltkörper, die sich nachher gelegentlich aber wieder zu einem Ganzen vereinen; wie? wird uns nicht gesagt. England und Amerika, mit all seinen Inseln, sind bei diesem Stoß untergegangen. Diese Erschütterung hat aber auf Norddeutschland nur einen verhältnißmäßig sehr milden Einfluß ausgeübt, indem dort die Menschen leben bleiben, nur die Flüsse austreten und Bäume und Häuser umstürzen. Die Nordländer trösten sich auch bald über die gänzliche Umgestaltung der Erde, indem sie meinen, nach Englands Untergang werde Preußens Handel auf der Ostsee recht prosperiren, denn der Verf. ist trotz seines Antikosmopolitismus — insofern sich Kosmopolitismus nur auf diese Erde bezieht — dennoch ein guter Preuße, wie man das bei jeder Gelegenheit sieht. In Folge einer Wette haben sich ein Deutscher und ein Engländer grade bei diesem Stoß zusammen in einem Luftballon befunden, der sie lebendig auf dem Planeten Venus absetzt. Hier werden sie gut aufgenommen und am Ende sogar als Professoren der Weltenschaft des Erdenzustandes angestellt, d. h. (denn der Verf. sagt uns das genauer) der Deutsche muß irdische Geschichte und Statistik lehren, der Engländer Mechanik; und nun steuert der Verf. grade auf seinen Hauptgegenstand los und demonstrirt uns alle Einrichtungen auf der Venus vor, worin er nicht blos bei der Außenlinie stehen bleibt, sondern sogar der Rechtsgang der Processe wird uns vorgetragen, denn es leben dort Menschen, die ziemlich so sind wie wir, nur „viel praktischer". Unter Allem diesen verbirgt sich aber durchaus keine Ironie, sondern es wird uns nur ganz platt hin gesagt, es sei Alles besser gewesen wie auf Erden. Dieses „Besser" erstreckt sich aber auf die trivialsten wie auf die bedeutendsten Dinge; z. B. dürfen sich übende Musici dort Niemandem die Ohren voll singen oder geigen, sondern sie üben sich in abgelegenen Häusern; desgleichen sind lärmende oder übelriechende Gewerbe an die Küste (?) verbannt; die Messer und Gabeln, mit denen man speist, sind rund und stumpf, nicht spitzig, wie häufig auf Erden; Theaterdichter können ihre Werke ohne Weiteres anbringen; sie tragen ihnen viel ein und bleiben nicht Jahre lang ungelesen und ungesehen bei den Besitzern liegen ꝛc. Vorzüglich aber verbreitet sich der Verf. wohlgefällig über administrative und Justizgegenstände, wo denn Alles golden ist; die Gerechtigkeit wird gepflegt, es kostet Niemand viel, die

Digitized by Google

Leute werden gut besoldet, die Staatskassen scheinen immer voll; wie aber all dies Kunststücke der Resultate erzielt wird, darüber schweigt der Verf. weislich, oder gibt uns ganz unstatthafte Einrichtungen und Auseinandersetzungen. Die Hauptsache ist ihm jedoch, daß die Kinder auf Kosten des Staats erzogen werden, daß es keine Ehe gibt, und daß die Liebe frei ist; denn die Ehe ist dem Verf. die schrecklichste aller Einrichtungen. Dabei sind die Frauen Besitzerinnen des ganzen Grundvermögens des Staats, und wir erhalten sogar eine ökonomische Scene, wo eine Grundbesitzerin ihrem Verwalter umständliche Befehle gibt, aus denen zu ersehen, daß dort oben Mais und Weizen gebaut wird und daß die Ziegen Hausthiere sind. An Liebesabenteuern kann es in einem so platonischen Reiche nicht mangeln, das Traurige ist aber nur, daß es höchst unplatonisch dabei zugeht, und daß, da „die Einwohner des Planeten besonders praktisch sind", wie das bei jedem Schritte an ihnen gepriesen wird, auch die Liebe höchst praktisch behandelt wird, obgleich die Form immer äußerst decent bewahrt ist, kein unanständiges Wort geredet wird und die Heldinnen als Standespersonen und Grundbesitzerinnen mit aller möglichen äußern Achtung, mit Zierlichkeiten aller Art, mit Rosenduft und Zephyrhauch und nebenbei mit allen Herrlichkeiten eines luxuriösen europäischen Ameublements umgeben sind. Aber trotz dieser vornehmen Formen läuft der Inhalt der ganzen Geschichte immer in höchster Geschwindigkeit auf das Allergemeinste hinaus; von Neigung, Herz, Gemüth, Übereinstimmung der Charaktere, ja sogar von Leidenschaft kommt kein Anklang vor, sondern das Ganze endigt mit einer Brutalität; der Anbeter sagt verblümt: ich habe Lust, das Glas Wasser dort zu trinken, gib es mir, und man gibt es ihm. Indessen werden wir mit einer Scene zwischen einer Kellnerin und zwei Lastträgern tractirt, wo auch diese Blütenform noch wegfällt; man kann denken, welche Gemeinheit zurückbleibt, der sich noch allerlei Unsinn über berliner Lastträger und Eckensteher anschließt. So endet das Werk ohne Ende; der Engländer hat einen Traum, der ihm glauben macht, er sei wieder auf der Erde — wir meinten, der Verf. würde diese Gelegenheit benutzen, sein Werk damit zu entschuldigen, daß er es für einen schlechten Traum erklärt; aber dazu fehlt ihm die Einsicht, denn das Sonderbarste von Allem ist, daß es der Autor mit sich und diesem Werke sehr ernst nimmt. Er läßt den Lord erwachen, der nun sieht, daß er sich noch auf der Venus befindet. Das einzig logisch Gerechte an dem Buche scheint uns, daß es der Verf. auf seine Kosten drucken ließ: ein Jeder trage seine eigne Last.

Nach solchen Anklagen scheint es nicht der Mühe werth, zu sagen, daß die Sprache, welche der Historiker des Planeten Venus redet, oft unverständlich und nach den Gesetzen einer andern Logik und Grammatik als der unsern gebildet scheint. Daß der Verf. seltsam gebildete und angewendete französische Brocken einmischt, möchte unter all dem zu unbedeutend zur Rüge sein. 10.

Darstellung des Rechtszustandes in Griechenland während der türkischen Herrschaft und bis zur Ankunft des Königs Otto I. Von Gustav Geib. Heidelberg, Winter. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Es kann wol gerade von Demjenigen, der sich mit einem Gegenstande besonders genau beschäftigt hat, nur um so weniger verkannt werden, daß die schiefen Urtheile, welche dieser Gegenstand häufiger oder seltener erfährt, blos oder doch vorzugsweise in der Unkenntniß der Einzelnen mit demselben ihre Quelle haben. Diese Wahrheit leidet auch auf das neue Griechenland und auf die Neugriechen ihre Anwendung. Es ist in der That auffallend, welche falsche Urtheile und schiefe Ansichten hierüber seit 1821 sich herausgewagt haben, und es wäre noch auffallender, wenn man dies nicht eben dadurch erklären wollte und müßte, daß nur die Unwissenheit und Unkenntniß ihrer Verhältnisse und Zustände, besonders in der die Gegenwart bedingenden Vergangenheit, an diesen Urtheilen und Ansichten Schuld hat. Und so erfreulich es ist, wenn nun in einzelnen Darstellungen einzelne Seiten der Geschichte, des öffentlichen und geistigen Lebens des neugriechischen Volks der frühern Zeit, seit 1453—1821, und noch weiter in die Gegenwart herein, besonders hervorgehoben werden und dadurch nicht nur über die Vergangenheit aufgeklärt, sondern auch, was die Hauptsache ist, das Verständniß der Gegenwart und die rechte Vermittelung der Zukunft befördert wird. Es ist dabei in der That nicht die geringste Ausbeute, die durch dies Alles gewonnen wird, daß sich die Nothwendigkeit klar herausstellt, das griechische Volk unserer Tage nur aus sich selbst heraus zu beurtheilen und es auch nur darnach zu behandeln, nicht aber seine nationelle Entwickelung nach einzelnen Richtungen hin, wie die Vergangenheit sie vermittelt hat, zu miskennen und wol gar zu unterdrücken, statt sich von derselben zum Ziele, dem es gilt, zur Herstellung nationeller Selbständigkeit und eines echt nationellen Lebens des neugriechischen Volks leiten zu lassen. Das Gegentheil würde sich früher oder später von selbst rächen.

Auch die vorliegende Schrift hat es mit der Aufklärung Einer Seite des öffentlichen Lebens in Griechenland, von Zeit der Herrschaft der Türken an bis ins Jahr 1833, zu thun, und wir heißen dieselbe um so willkommener, je oberflächlicher wir bisher über den Rechtszustand in Griechenland während jener Zeit unterrichtet waren. Die Stellung des Verfassers in Griechenland nach der Ankunft des Königs Otto, da er nämlich Ministerialrath im Ministerium der Justiz war, mußte ihm dabei von besonderm und wesentlichem Nutzen sein, indem er sich durch die Behörden und Gerichte alle nur möglichen Aufschlüsse zu verschaffen suchte. Die Darstellung selbst zerfällt in zwei Abschnitte, in die Schilderung des Rechtszustandes in Griechenland während der türkischen Herrschaft und während der Revolution bis 1833; in einzelnen Unterabtheilungen wird sodann die Gerichtsverfassung, das Civil- und Criminalrecht, für den zweiten Abschnitt auch das Gerichtsverfahren und das Handelsrecht näher ins Auge gefaßt. Übrigens hat die Schrift nicht nur ein juristisch-politisches, sondern auch ein allgemeines Interesse, da es sich auch aus ihr ergibt, daß nicht minder im Betreff des Rechtszustandes in Griechenland, und nach dem Sturze des griechischen Kaiserthums, ein gewisses nationelles Streben sich geltend machte und bis auf die neueste Zeit erhielt. Und so lehrt auch in dieser Beziehung die vorliegende Schrift die Nothwendigkeit erkennen, dieses nationelle Element in der Vergangenheit und Gegenwart des griechischen Volks aufzusuchen und auf die rechte Weise zu pflegen. 12.

Notiz.

In den eben erschienenen Inhalts- und Namenverzeichnissen über sämmtliche Göthe'sche Werke ꝛc. von C. Th. Musculus unter Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars Dr. Riemer findet sich in dem Namensverzeichniß der in Göthe's Werken erwähnten Personen S. 208 folgende Angabe: „Niebuhr (Julius Fronto v.) XXXII, 114." Bei Göthe steht da: „Julius Fronto von Niebuhr suchte mich auf; unerwartet erschien Geh.-Rath Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und förderlich ꝛc." Es scheint also, daß ein in den Adelstand erhobener Vetter des Geschichtsforschers B. G. Niebuhr, Hr. Julius Fronto v. Niebuhr, sich mit Göthe und Wolf unterhalten habe; merkwürdig ist nur, daß dieser Fronto, von dem sein Vetter öffentlich erklärte „er sei eigentlich dumm" (Hr. Musculus sehe: Niebuhr's „Kleine Schriften" S. 526, oder auch, wo die Stelle abgedruckt ist: Bernhardy's röm. Literaturgeschichte), sich bei Göthe so gescheit benahm. Unter der angeführten „Mitwirkung" und bei fortgesetzter „Benutzung der großherzoglichen Bibliothek" wird sich die Sache vielleicht aufhellen, ja wol gar bei Göthe in dem Vornamen etwas emendiren lassen. Wir gönnen dem Herausgeber diese Freude und verschweigen unsere eignen Muthmaßungen. 13.

Digitized by Google

Bibliographie.

Unter dieser Überschrift werden wir von jetzt an unsern Lesern wöchentlich eine vollständige Übersicht der neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur aus den Fächern geben, die in unseren Bl. besprochen zu werden pflegen, und dagegen uns für die ausführlichern Mittheilungen noch mehr wie bisher auf das Wichtige oder in irgend einer Hinsicht vorzüglich Interessante beschränken. D. Red.

Adler, K. F., Die Seefahrer oder seltsame Schicksale und interessante Abenteuer der Zwillingsbrüder Wienholdt auf ihren Reisen durch Europa, Afrika und Amerika. 8. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 8 Gr.

Alexander, J. E., Skizzen aus Portugal während des Bürgerkrieges im Jahre 1834, nebst Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten in die Zukunft Portugals. Aus dem Englischen übersetzt von F. H. Ungewitter. Mit 2 lith. Abbild. u. Vign. 8. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 12 Gr.

Almanach, Genealogisch-historisch-statistischer. 15ter Jahrg. f. d. Jahr 1836. 16. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 2 Thlr.

Almanach, Militairischer Anekdoten- und Geschichts-. Zusammengetragen und herausgegeben von W. Frhrn. v. Zedlitz-Neukirch. 5ter Jahrg. 1836. 8. Gotha, Hennings u. Hopf. 12 Gr.

Beneke, F. E., Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2ter Bd. Unterrichtslehre. Gr. 8. Berlin, Mittler. 2 Thlr. 12 Gr.

Beurmann, E., Skizzen aus den Hanse-Städten. Gr. 8. Hanau, König. 1 Thlr. 16 Gr.

Biedenfeld, Freih. v., Novellen und bunte Blätter. 2 Thle. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 18 Gr.

Birch-Pfeiffer, Ch., Romantische Erzählungen. 8. Königsberg in der N., Vereins-Buchhandl. 1 Thlr. 12 Gr.

Bornstedt, A. v., Pariser Silhouetten. Nebst einer aphoristischen Übersicht der Monumentalgeschichte von Paris. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 6 Gr.

Byron, Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 12 Gr.

Canzler, F., Die deutschen Vornamen und Zunamen etymologisch abgeleitet und erklärt. Nebst einer Vorrede von Fr. G. Zimmermann. Gr. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

Christen, F. E., Erich. Ein historischer Roman aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. 3 Thle. 8. Leipzig, Hartmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Dietrich, E., Ritter Feige von Bomsen oder Deutsche Kraft und Redlichkeit. 8. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 8 Gr.

Große, K., Peter der Große in seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des Wachsthumes und der Versittlichung des russischen Reiches und Volkes. 2 Bde., mit 8 Abbild. in Steindr. 8. Meißen, Goedsche. 2 Thlr. 8 Gr.

Jacob, P. L., Mediauoches. Mitternächtliche Erzählungen. Deutsch von L. v. Alvensleben. 2 Thle. 8. Leipzig, Crayen. 2 Thlr.

James, G. P. R., Der Zigeuner. Aus dem Englischen übers. von W. A. Lindau. 3 Thle. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Klemm, G., Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Mit 23 Taf. in Steindr. Gr. 8. Dresden, Walther. Subscr.-Preis 2 Thlr. 12 Gr. Ladenpr. 3 Thlr. 12 Gr.

Klingemann, A., Die Ruinen im Schwarzwalde. 2 Thle. 2te verb. Aufl. Mit 2 Kpfrn. u. 1 Vign. 8. Leipzig, Lauffer. 2 Thlr.

— —, Wildgraf Eckart von der Wölpe. Eine Sage aus dem vierzehnten Jahrhunderte. 2te Aufl. Mit 1 Kpfr. 8. Leipzig, Lauffer. 1 Thlr. 8 Gr.

Koch's, E. W., dramatische Beiträge für das k. k. Hofburgtheater in Wien. Gr. 12. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 8 Gr.

Lembert, Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1836. 2ter Jahrg. 16. Wien, Tendler. 1 Thlr. 8 Gr.

Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 12 Gr.

Mohr, W., Das Lied von Hiltibraht und Hadubraht, das älteste Denkmal altdeutscher Heldendichtung, in einigen seiner schwierigsten Stellen erläutert im Gegensatze der Grimm'schen Erklärung. 8. Marburg, Elwert. 3 Gr.

Morvell, Furchtlos und treu. Historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. 3 Bde. 8. Stuttgart, Weise. 3 Thlr. 18 Gr.

Nagler, G. K., Michel-Angelo Buonarotti als Künstler. (Aus dem neuen allgemeinen Künstlerlexikon besonders abgedruckt.) Gr. 8. München, Fleischmann. 6 Gr.

Neustädt, B., Schauspiele. 1ster Thl. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 12 Gr.

Nicolai, G., Die Geweihten oder der Kantor aus Fichtenhagen. Humoreske. 2 Thle. 2te unveränderte Aufl. 8. Berlin, Schlesinger. 3 Thlr.

Robier, Ch., Das letzte Bankett der Girondisten. Aus d. Franz. übers. v. A. Kaiser. Kl. 8. Leipzig, Lit. Mus. 1 Thlr.

Norder, E., Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. 1ster u. 2ter Thl. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 3 Thlr. 8 Gr.

Raumer, F. v., England im Jahre 1835. 2 Thle. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr.

Raupach, E., Das Märchen im Traum. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: der Abend, die Nacht und der Morgen. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.

Röder, E. A. F., Hugo von Wolfsthal oder die Stiefbrüder. Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte. 2 Thle. 8. Leipzig, Lauffer. 2 Thlr. 8 Gr.

Salvador, J., Geschichte der Mosaischen Institutionen und des jüdischen Volks. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Franz. übers. für Gelehrte und Gebildete aller Stände von Essenna, bevorwortet von G. Riesser. 1ster Bd. Gr. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Scävola, E., Cameraobscura-Bilder. Novellen. Neue Aufl. 8. Berlin, Schlesinger. 1 Thlr. 8 Gr.

Schopenhauer, Johanna, Der Bettler von Sankt Columba. Margaretha von Schottland. Zwei Novellen. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Die Reise nach Italien. Novelle. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Schreiben eines deutschen Floh's, welcher mit Herrn Gustav Nicolai die Schnellfahrt durch die hesperischen Gefilde gemacht hat, an seine Freundin eine Wanze in Italien. Nebst einem Anhange, ein Schreiben der Akademie der Wissenschaften zu Flohaburgo enthaltend. Frei nach dem Flohitanischen übersetzt von K. E. L. R. S. Adamssohn. (Mit Titelvignette.) 8. Meißen, Goedsche. 7 Gr.

Schubert, G. H. v., Die Geschichte der Natur als zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte. 2ter Bd. 1ste. Abth. Mit 8 Kupfert. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 1 Thlr 6 Gr.

Smidt, Heinrich, Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 1ster Bd. Kl. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen nach Petits de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Andern übersetzt von F. H. von der Hagen. 2te wohlfeilere Ausgabe. 1ster Bd. 12. 6 Gr.

Tietz, Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. Entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 u. 1834. 2 Thle. 8. Coburg, Sinner. 1 Thlr. 18 Gr.

Vergißmeinnicht, Dramatisches, für das Jahr 1836 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. 13tes Bdchen. Kl. 8. Dresden, Arnold. 1 Thlr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 7. Januar 1836.

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes; nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Zweiter Band. Halle, Scharre. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite Band des Schütz'schen Briefwechsels *) hebt mit einer langen Vorrede an, die auf das Auffallendste mit der Gemüthlichkeit und Humanität des verewigten Schütz contrastirt. Sein Sohn, in der Meinung, daß ihm als Herausgeber nicht Ehre genug widerfahren sei und daß er eine Art von Monopol zur Lebensbeschreibung seines Vaters habe, hat über Diejenigen, welche über das Leben seines Vaters geschrieben oder Briefe desselben an seine Biographen mitgetheilt haben, auf den 32 Seiten der Vorrede den Stab gebrochen und sie in das Gehenna der Undankbarkeit und des Eigennutzes geworfen. Dem Geh.-Hofrath Jacobs macht er es (vermuthlich zum Dank für die ihm so freigebig mitgetheilten Briefe) zum Vorwurf, daß er dem Prof. Jacob zum Behuf von dessen Biographie Schütz's in den „Zeitgenossen" Briefe des verstorbenen Schütz mitgetheilt habe, ohne seine (des Sohnes) Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, gleichsam als ob Hr. Jacobs nicht Herr über sein Eigenthum wäre. Weiter wird ihm sogar ein Vorwurf darüber gemacht, daß er noch nichts über den Hofrath Schütz geschrieben oder öffentlich gesagt habe. Ein in der That mehr als sonderbarer Vorwurf! Die Biographen Schütz's, Jacob und Gruber, werden nicht besser behandelt, weil sie öffentlich über den Vater gesprochen haben, ohne den Sohn zu Rathe zu ziehen. Und doch würden beide Männer, wenn sie sonst nicht zu discret wären und es sich der Mühe lohnte, dem betheiligten Publicum wol sagen können, aus welchen Gründen sie dies unterlassen haben. Beiden werden auch einige Irrthümer vorgehalten, für deren Berichtigung sie gewiß sehr dankbar sein würden, wenn nicht zugleich ihre Gesinnung gegen den verewigten Schütz dabei verdächtig gemacht würde. Inwiefern grade Hr. Prof. Schütz ein Recht hatte, dies zu thun, mögen Diejenigen entscheiden, welche die Verhältnisse jener drei Männer zu Schütz gekannt haben. Für die entfernter Stehenden kann dies wie der größte Theil der Vorrede überhaupt gar kein Interesse haben. Am unwürdigsten ist Böttiger behandelt worden, weil er öffentlich sich über die Indiscretion des Hrn. Schütz beschwert hatte, mit welcher im ersten Bande des Briefwechsels mehre seiner Briefe abgedruckt worden sind. Und doch hat Böttiger nur ausgesprochen, was Viele gedacht haben und Viele noch denken werden. Jener unwürdigen Angriffe und ganz ungerechten Ausfälle aber auf die Person des mit Recht hochgeachteten Gelehrten können wir hier nur mit Schmerz über ein solches Erzeugniß gedenken, durch das unsere Literatur wahrlich nichts gewinnt und das an die Klotz'schen Händel erinnert. Böttiger wird sich über diese Angriffe wol ebenso gut zu trösten gewußt haben als über so manche andere, zu denen er keine oder nur eine sehr entfernte Veranlassung gegeben hat.

So viel über die Vorrede, deren wir nur ungern erwähnt haben, sie jedoch nicht ganz übergehen konnten, da sie ein Gegenstand literarischer Besprechung geworden ist. Der Verf. dieser Anzeige ist noch so ziemlich gnädig von Hrn. Schütz behandelt worden; wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so würde ihn dies nicht hindern, sein Urtheil über den zweiten Band ebenso freimüthig abzugeben, als es bei dem ersten Bande der Fall gewesen ist.

Ob das Urtheil des Dr. Paulus in Heidelberg, welcher, freilich vor Erscheinung des Schütz'schen Buches, neue Beiträge zur Geschichte der Literatur darin erwartet hat (wie Hr. Schütz in der Vorrede anführt), auch auf den vorliegenden zweiten Band Anwendung finden wird, möchten wir in mancher Beziehung bezweifeln. Ref. ist keineswegs ein Feind gedruckter Briefsammlungen, er ist auch nicht so wählerisch, um nicht manche Äußerungen über Privatverhältnisse, manches rein Menschliche in der Correspondenz berühmter Gelehrten gern und mit Theilnahme zu lesen, was uns Hr. Schütz um so eher glauben wird, da das von ihm diesem zweiten Bande vorgesetzte Motto über Nützlichkeit solcher Briefsammlungen einer von uns selbst geschriebenen Anzeige entnommen ist. Und so würde Hr. Schütz aus dem Leben seines berühmten Vaters auch sehr interessante Beiträge zur Geschichte der Literatur haben liefern können, wenn sein Vater alle Briefe von Wichtigkeit sorgfältig aufbewahrt oder wenigstens das Wichtige von dem Unwichtigen und Alltäglichen gesondert hätte. Da dies nur aber nicht geschehen ist (und Ordnung in seiner Correspondenz gehörte nicht zu den vielen Tugenden des guten alten Schütz), so scheint der Sohn aus der großen Masse der nach seiner eignen Versicherung wüst durcheinander liegenden Papiere Alles hervorgesucht zu haben, was nur irgend einem Briefe ähnlich sah, ohne daß ihn dabei die Frage geleitet habe, zu wessen Nutzen oder um welcher literarischen Aufklärung willen denn solche Briefe eigentlich gedruckt werden sollten. Wir haben bereits bei dem ersten Bande bemerkt, daß ein Theil der in demselben mitgetheilten Briefe nichts Anderes enthalte als Anerbieten verschiedener Gelehrten zu Recensionen, Übertragungen von solchen und Klagen der Verf., die ihre Bücher in der „Allgemeinen Literaturzeitung" entweder nicht recensirt, oder der Recensenten, die ihre Beiträge nicht abgedruckt gefunden hatten. Was wir damals in bester Absicht zum Vortheil des Buches und seines Absatzes aussprachen, ist indeß von Hrn. Schütz nicht berücksichtigt worden. Wir haben nach einer nur oberflächlichen Berechnung an 33 Briefe gezählt, die, wenngleich von Männern wie Eschenburg, Dohm, Niemeyer, Morus, Matthisson, Gilbert, Luden, Mannert, Krug, Rehberg, Schlözer und Andern geschrieben, doch auch gar nichts weiter enthalten als die drei soeben angeführten Kategorien. „Jede neue Lieferung der „Allgemeinen Literaturzeitung"", schreibt unter Anderm Niethammer (S. 288), „nehme ich mit neuer Hoffnung zur Hand und jede täuscht mich aufs Neue. Habe ich nicht verdient, daß auf meine Mittheilung Rücksicht genommen und davon wenigstens einiger Gebrauch gemacht werde, so glaube ich doch nicht verschuldet zu haben, daß Sie mich ganz aus Ihrer Erinnerung ausschließen. Ich will dies auch so lange nicht glauben, bis Sie mir es selbst versichern, und wenigstens um diese Versicherung würde ich dann auch noch als um die letzte Gnade bitten. Im Ernst, mein verehrungswürdiger Freund, ich kann mir nicht denken, welchen Grund dies unbewegliche Stillschweigen hat u. s. w."

Außer diesen für das heutige wissenschaftliche Publicum ganz uninteressanten Briefen finden sich auch eine nicht geringe Anzahl solcher, die sehr unbedeutende Dinge enthalten, wie sie natürlich an den Redacteur der „Allgemeinen Literaturzeitung" geschrieben werden mußten, ohne jedoch für den Druck bestimmt gewesen zu sein. So berichtigt Archenholz seine Rechnung über

*) Über den ersten Band wurde in Nr. 2 d. Bl. f. 1835 berichtet. D. Red.

Digitized by Google

den Abdruck eines Avertissements, Biester verlangt den Spanheim'schen Aeschylus zurück, Gilbert fragt an, ob er unbeschadet seines Verhältnisses zur „Allgemeinen Literaturzeitung" Mitredacteur der leipziger werden kann, Rösselt schreibt über den Semler'schen Auctionskatalog, Reinhard empfiehlt einen jungen Mann, Bruns und Eggers beklagen sich, daß sie die Literaturzeitung unordentlich erhalten, Horn verbittet sich Müllner als Recensenten seiner Schriften, Luden wünscht die Nachricht von einer an ihn ergangenen Vocation in der „Allgemeinen Literaturzeitung" abgedruckt zu sehen, Vater beschwert sich, daß seine Theilnahme an der Inspection des philologischen Seminars durch Schütz beschränkt werde, Paulus will von Schütz Honorar haben und erhält nichts, A. W. Schlegel beklagt sich auf fünf Seiten über Abänderungen in einer von ihm geschriebenen Recension u. dgl. m. Ja sogar die Briefe des weiland halleschen Professors Rüdiger, der seinen Collegen niemals Ehre gemacht hat und sich selbst (wie auch in diesen Briefen) den „großen Christoph" nannte, sind von S. 403—412 in diese Briefsammlung mitaufgenommen worden. Man lese nur folgende Stelle aus einem Briefe vom 4. Aug. 1810: „Durchlauchtigster Herzog der deutschen Gelehrsamkeit! Gnädigste Herzogin und Frau Jetta von Danzig! Vergeben Sie, daß ich so gradezu und doch krumm herum in den Schafstall der deutschen Gelehrsamkeit einsteige. Ich muß es wegen der schlechten Posteinrichtung und bitte das Postgeld auf meine Rechnung zu setzen. Meine Frau schreibt mir tolle Dinge vom Hausverbieten u. dgl.; ich hoffe aber nicht, daß es auf den großen Christoph mitgehen wird und überhaupt nicht quicquid delirant uxores plectuntur mariti. Vermuthlich sind beide Frauen wieder einmal heiß vor der Stirn geworden, aber nubecula est, transibit, das wünsche ich von Herzen und werde Alles dazu thun. Heute sagt man, es sei gestern der König von Schweden hier durchgegangen, bei unserm König gewesen und nach Rußland gereist. Das könnte wichtige Folgen haben." Und so geht das Geschwätz nun fort. Es ist wahrlich schon ein Unglück, solche Briefe zu erhalten und lesen zu müssen; nach dem Tode des Empfängers und Schreibers sollten sie doch nicht mehr gedruckt werden.

Wir müssen aber ferner bedauern, daß Hr. Schütz einen zweiten unserer Wünsche, daß er diese Briefe nicht ohne alle Erläuterungen und historische Anmerkungen in die Welt schicken möchte, unberücksichtigt gelassen hat; denn auch dies würde im Interesse seines Buches gewesen sein. Daher werden die interessanten Briefe von Schlichtegroll und Niethammer über die literarischen Streitigkeiten und persönlichen Reibungen zwischen den nord- und süddeutschen Gelehrten in München im Jahre 1809 von vielen Lesern nur dem kleinsten Theile nach verstanden werden, ebenso die theologische und politische Ängstlichkeit, welche im Jahre 1791 und 1792 ein Verbot der „Allgemeinen Literaturzeitung" in Wien und in Berlin befürchten ließ (S. 1 und 291 fg.) und für die Geschichte des Instituts von Wichtigkeit sind. Dasselbe gilt von dem Briefe des Staatsraths von Jakob (S. 190), der als Prorector in Halle ein von Schütz zu Knapp's Doctorjubiläum geschriebenes Programm unterdrückte. Die nähern Umstände dürften nur den Wenigsten — selbst nicht einmal in Halle — bekannt sein. Um so mehr mußte Hr. Schütz nach unserm Dafürhalten solche und ähnliche Briefe — vorausgesetzt, daß ihm die nähern Umstände bekannt waren — mit kurzen Erläuterungen ausstatten und nicht Alles für die Biographie seines Vaters aufsparen. Von ihm finden sich nur auf S. 332 und 347 einige Anmerkungen, die wir grade nicht für nöthig erachtet hätten. Aber schicklich wäre es gewesen, harte Urtheile über lebende Personen, wie über drei geachtete Universitätslehrer (S. 93, 484, 551), über einen berühmten Historiker (S. 539), sowie die Briefe eines ausgezeichneten Juristen (S. 414) zu unterdrücken, wenngleich der letztgenannte Brief vielleicht nicht ohne Wichtigkeit für die juristische Literaturgeschichte ist. Hr. Schütz spricht in seiner Vorrede unter Anderm davon, daß der Biograph alle Rücksichten der Wahrheit nachsetzen soll. Das ist allerdings gut gesagt. Aber die Wahrheit, das heißt das richtige Urtheil über jene Männer hätte durch Unterdrückung der fraglichen Stellen, zu denen noch mehre im ersten Bande, als S. 59, 61, 260, 326, 341, gerechnet werden müssen, nichts verloren, zumal da die Briefschreiber auch nicht von Eifer oder Zorn frei gewesen sind und man in solchen Augenblicken leicht irren kann, wie z. B. der ehemalige Historiker Sprengel in Halle, der nie zu den höflichen Leuten gehört hat, wünscht, daß ein „Nicht-Ichtiger Weltweiser von den Elefanten todt getrampelt werden möchte" (S. 484); daher hat Niebuhr in der Vorrede zu seinen „Kleinen Schriften" mit Recht geschrieben, daß polemische Schriften ebenso wenig als unfreundliche Gespräche und mündliche Äußerungen aufbewahrt bleiben sollten. Und würde wol Schütz der Vater in seiner Milde und Freundlichkeit es zugegeben haben, daß solche vertraute Herzensergießungen durch den Druck veröffentlicht worden wären? „Ich darf Ihnen", schreibt Ramdohr an Schütz (S. 337), „wol nicht erst die Discretion in Ansehung Dessen, was ich heute an Sie schreibe und noch künftig an Sie schreiben werde, empfehlen." Sapienti sat.

Im ersten Bande hatten die Briefsteller, wie namentlich auch Jacobs, einzelne politische Reflexionen, andere auch politische Neuigkeiten an Schütz geschrieben. In diesem Bande finden wir nur wenige Stellen von dieser Art, wie etwa auf S. 101 und 127, dann die Berichte, welche Hendrich (S. 132—143) über die koburgisch-meiningenschen Angelegenheiten im Jahre 1807 und 1808 gibt, und die wenig erbaulichen Schilderungen, die Ramdohr von dem Zustande des Kurfürstenthums Hanover im J. 1795 auf S. 349 fg. macht. Zu den interessantesten Briefen gehören die von Paulus, Bruns, Henke, Wegscheider und Tennemann über die Verhältnisse deutscher Gelehrten in den Jahren 1805—7, dann aus der Zeit des Königreichs Westfalen, wo die Napoleon'sche Macht die deutsche Kunst und Gelehrsamkeit auf mannichfaltige Art gefährdet und die Aufhebung einiger Universitäten Viele mit Bangigkeit über die Ereignisse der Zukunft erfüllt hatte. In diese Zeit gehören auch Dohm's, Dippold's und des Juristen Hufeland Briefe, die man nicht ohne Befriedigung lesen wird. Von einer andern Seite interessant sind Iffland's Briefe (S. 195—197), ein Brief von Fichte (S. 96 fg.), in welchem er mit der Hofräthin Schütz philosophirt und sein Bemühen zu erkennen gibt, der Philosophie eine geschmeidigere und besonders eine neue Mundart zu verschaffen; ferner mehre Briefe von Schiller und von Ramdohr. Die des Erstern beziehen sich (S. 419—422) auf die Anzeige der „Horen", welche die Herausgeber derselben in der „Allgemeinen Literaturzeitung" baldigst zu lesen wünschen, dann (S. 422) auf die Apel'sche Recension der „Jungfrau von Orleans" und auf die Geburt von Schiller's erstem Sohne. Er schreibt aus Ludwigsburg unter dem 19. September 1793 (S. 418): „Ich zeige Ihnen mein neuestes Product an, liebster Freund, nicht damit Sie es im Intelligenzblatte bekannt machen, sondern daß Sie sich mit mir freuen sollen. Ich bin seit fünf Tagen Vater zu einem gesunden und muntern Sohne, der mir als Erstling meiner Autorschaft in diesem Fache unendlich willkommen ist. So viel an mir liegt, soll er ein Federheld werden, damit er den zweiten Theil zu den Werken schreiben kann, die sein Vater anfing und, wenn Gott will, noch anfangen wird." Für ältere Leser werden die Briefe Ramdohr's (S. 332—371) von Interesse sein, der jüngern Generation ist dieser feingebildete Geschäftsmann ziemlich fremd. Seine Briefe zeugen von großer Anhänglichkeit an das Schütz'sche Haus; er schreibt abwechselnd an Schütz über die damaligen Zeitumstände (1795—96) und über die Männerliebe in Plato und Xenophon, weit mehr aber an die Hofräthin Schütz, die er seine „Schwester" nennt und seiner „frommen Zärtlichkeit" versichert, der er bald metaphysische und ästhetische Mittheilungen macht, besonders über die Kant'sche Philosophie, bald moralische Vorschriften in einem Briefe (S. 342—344), der vielleicht besser ungedruckt geblieben wäre, ertheilt, sie auf ihre Pflichten

Digitized by Google

als Gattin abfunktion wußte und dadurch ihre Ruhe und Zufriedenheit zu befördern wünschte. Unter den Urtheilen über damalige Gelehrten sind die über Fichte (S. 345) und Jean Paul (S. 369) sehr tadelnd, Göthe's „Wilhelm Meister", den Rehberg ein schönes Küchenstück genannt hat, erfährt auch von Ramdohr auf S. 347 fg. eine harte Kritik.

Außer diesen genannten Briefen haben die von Dav. Schulz über die erste Einrichtung der Universität Breslau (S. 475 fg.) vielleicht ein allgemeineres Interesse; für Philologen werden die Aufklärungen, welche aus Zimmermann's (in Hamburg) Briefen über seine Recension des Heindorf'schen Horaz und die daraus entstandenen Streitigkeiten (S. 546 fg.) hervorgehen, einige Wichtigkeit haben, aber auch nur für Philologen. Die Briefe von Buddeus, Ungern-Sternberg und Schlippenbach über die literarischen Verhältnisse in Rußland im J. 1803 enthalten zu vereinzelte Notizen, als daß man sich daraus etwas Vollständiges zusammensetzen könnte. Eine Berichtigung des Jacob'schen Aufsatzes in den „Zeitgenossen" ergibt sich aus einem Briefe Stroth's (S. 489), in welchem derselbe von der Gründung einer „Allgemeinen Literaturzeitung" abräth, wovon in dem angeführten Aufsatze das Gegentheil angegeben war.

Zum Schlusse dürfen wir doch nicht unbemerkt lassen, daß sich gar manche Druckfehler in der Schreibung von Eigennamen finden. Wir glauben es Hrn. Schütz gern, daß er es mit sehr unleserlichen Handschriften zu thun gehabt hat; um so mehr mußte er sich aber auch bemühen, nicht Namen wie Kitzke, und Herre st. Köpke und Poppo, oder Linde st. Lindenau, Afelius und Zosimus st. Ofellus und Zosimus u. dgl. m. stehen zu lassen. Der Geh.-Cabinetsrath Rehberg in Hanover ist — so viel wir wissen — erst von Hrn. Schütz auf S. 372 geadelt und Friederike Brun (in des Herausgebers Vorrede) in eine Sophie Brun umgetauft worden. Die aus dem Griechischen herkommenden oder in unsere Sprache eingebürgerten Wörter sind sehr oft falsch geschrieben, was zum wenigsten auf sehr ungenaue Correctur schließen läßt. 7.

Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. Von Ernst Münch. Zweiter und dritter Band. Aachen, Mayer. 1832—33. Gr. 8. 4 Thlr. *)

Obwol wir die schriftstellerische Gewandtheit bewundern, durch welche der Verf. des vorliegenden Werkes sich vor allen Geschichtschreibern unserer Zeit hervorthut, obwol wir sein Darstellungstalent und seine vielseitige und umfassende historische Kenntniß anerkennen und die Selbständigkeit und den Ernst seiner Gesinnung ehren, so müssen wir doch auch dem bereits öfter ausgesprochenen Wunsche beistimmen, daß er seinem Drange nach literarischer Vielthätigkeit engere Schranken setzen und seine ungemeine Thätigkeit, statt sie im raschen Entwerfen zahlreicher, zwar unterhaltender und geistreicher, aber auch vergänglicher Darstellungen zu zersplittern, lieber concentriren möchte, um wenigen Werken diejenige Vollendung des Inhalts und der Form zu geben, zu welcher er durch seine reiche Begabung befähigt erscheint. An diejenigen seiner Schriften, welche dazu bestimmt sind, irgend einen Gegenstand von allgemeinem Interesse einem weitern Kreise von Lesern bekannt zu machen, werden wir nicht die Foderung stellen, daß sie aus einem erschöpfenden Quellenstudium hervorgegangen sein sollen; dagegen aber glauben wir uns berechtigt, von einem Werke, welches die Geschichte einer einzelnen Familie und zwar in sehr großer Ausführlichkeit zu behandeln unternimmt, zu erwarten, daß es durchgehends auf der Grundlage selbständiger Forschung ruht, daß es aus abgeleiteten Darstellungen nur dann geschöpft ist, wenn ein weiteres Zurückgehen dem Verf. unmöglich war, und daß es genau und im Einzelnen seine Quellen angebe. Eine solche Erwartung wird indeß durch den zweiten und dritten Band der „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" ebenso wenig wie durch den ersten erfüllt; die Quellen werden gewöhnlich nur im Anfange einzelner Abschnitte angegeben, und sie bestehen großentheils nur in Bearbeitungen desselben Gegenstandes, welche, auch wenn sie, wie es hier geschehen ist, mit Einsicht und geschickter Auswahl benutzt werden, doch immer nicht einen festen Unterbau gewähren. Die von dem Verf. in der Vorrede zum dritten Bande gegebene Erklärung: er habe sich bei vielen Abtheilungen seines Werkes genöthigt gesehen, mehr die Ergebnisse der Untersuchungen früherer Genealogen und Geschichtsforscher zu benutzen und zu verarbeiten, da die eigentlich historischen Stoff enthaltenden Quellen nur sparsam geflossen seien und die Charaktere meist unbestimmt und farblos sich dargestellt hätten, können wir so wenig für eine Rechtfertigung gelten lassen, daß sie vielleicht den Verdacht erregt, es sei ihm weniger um historische Wahrheit als um zeitverkürzende Unterhaltung zu thun gewesen; und wenn er an demselben Ort äußert: die mit Wilhelm dem Schweigenden eintretende, an großen Begebenheiten so reiche und durch diese so mächtig hinreißende Zeit hätte übertriebene Verschwendung von Kraft und Zeit für weniger fruchtbare Perioden und Abschnitte nicht erlaubt, so scheint uns in diesen Worten nur das Eingeständniß einer zu großen Übereilung der Arbeit zu liegen, nicht aber eine Entschuldigung, da wir wenigstens überzeugt sind, daß des Verf. Kraft auch für eine gründlichere Bearbeitung des bisher Gelieferten ausgereicht hätte und dadurch für die Fortsetzung gewiß eher gestärkt als geschwächt worden wäre, und daß der Leser für das langsamere Erscheinen der einzelnen Bände einen völligen Ersatz in dem größern Gehalt derselben gefunden haben würde. Darin aber könnte man vielleicht eine Entschuldigung für jene leichtere Behandlungsweise finden, daß die bis jetzt erschienenen drei Bände nur die Einleitung zu der Geschichte bilden, welche der Titel ankündigt, indem der dritte Band mit dem Tode Wilhelm's des Reichen, Grafen von Nassau-Dillenburg und Vaters Wilhelm's des Schweigenden, welcher im J. 1559 erfolgte, und dem Tode des ersten Prinzen von Orange oder Oranien aus dem Hause Nassau, Renatus, schließt, welcher 1544 starb und seinen Vetter, Wilhelm den Schweigenden, zum Erben einsetzte. Was den Inhalt der vorliegenden Bände betrifft, so enthält der zweite nicht den für denselben früher bestimmten codex Adolphinus, da der Verf., theils dem Wunsche seines Verlegers nachgebend, theils um dieser Urkundensammlung die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen, die Herausgabe verschob, und es wird gewiß den Käufern seines Buches willkommen sein, wenn er die Absicht, in dasselbe diese Sammlung aufzunehmen, völlig aufgibt und sie als ein besonderes Werk erscheinen läßt. Der größere Theil dieses Bandes bezieht sich auf das Nassau-Walramische Haus. Die Geschichte der drei Erzbischöfe, welche dasselbe am Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrhunderts dem Erzstifte Mainz gegeben hat, ist ausführlich erzählt (jedoch war es wegen der Dürftigkeit der Quellen nicht zu vermeiden, daß diese Darstellungen weit mehr als Bruchstücke der allgemeinen deutschen oder höchstens der mainzischen Geschichte denn als Biographien erscheinen), und darauf folgt ein kurzer, bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzter Überblick der verschiedenen Linien jenes Hauses. In dem vierten Buche, dessen erste Abtheilung noch in den zweiten Band aufgenommen ist, geht der Verf. zur Geschichte der Nassau-Ottonischen Linie über, und der dritte Band beginnt in der zweiten Abtheilung des vierten Buches mit der Erwerbung der Grafschaft Vianden, durch deren sowie durch anderer im Anfange des 15. Jahrhunderts erworbenen brabantischen Herrschaften Besitz das Haus Nassau zu viel höherer Bedeutung als bisher erhoben wird und seine Geschichte sich in die der Niederlande und des Herzogthums Burgund verflicht. Während dadurch das vorliegende Werk ein allgemeineres Interesse erregt, so erhält es auch zugleich mit diesem einen größern Gehalt dadurch, daß der Verf. nunmehr auch Urkunden aus dem königl. niederländischen Haus-

*) Über den ersten Band wurde in Nr. 343 d. Bl. f. 1832 berichtet. D. Red.

Digitized by Google

archive benutzt. Die dem dritten Bande eingeschaltete Geschichte der Prinzen von Oranien aus den vortaciturischen Häusern nimmt in der Beschränkung, in welcher sie gehalten ist, keinen ungebührlichen Raum ein. Für unbefriedigend müssen wir allerdings die Weise erklären, in welcher der Verf. sich das historische Material verschafft hat; allein andererseits dürfen wir auch nicht unterlassen, anzuerkennen und auszusprechen, daß er aus demselben das wahrhaft Anziehende auszuwählen versteht, und zu erklären, daß wir durch jenen Tadel keineswegs ein Vorurtheil gegen die Fortsetzung seines Werkes anregen wollen, vielmehr dieser selbst mit um so größerer Erwartung entgegensehen, als er in der Vorrede zum dritten Bande selbst äußert: der eigentliche Stoff, in welchem des Geschichtschreibers Fleiß, Forschung und Kritik sowie seine mehr oder minder glückliche Darstellungsweise der großen Charaktere und Schicksale der Dynastie Nassau sich zu versuchen vermöge, beginne mit dem Zeitraume der niederländischen Revolution, hierzu sei er reichlich und reiflich vorbereitet. Ein günstiges Vorzeichen für die Erfüllung unserer Erwartung sehen wir darin, daß bereits fast zwei Jahre seit dem Zeitpunkte verlaufen sind, für welchen er früher die Erscheinung des vierten Bandes verheißen hat. 14.

Geschichte der chinesischen Mission unter der Leitung des Pater Johann Adam Schall, Priesters aus der Gesellschaft Jesu. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Jg. Sch. von Mannsegg. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1834. 8. 18 Gr.

Das lateinische Original dieses hier in deutscher Sprache wiedergegebenen Werkes erschien 1645 zu Wien, und sein Inhalt ist wichtig genug, um auch jetzt noch, und nachdem seit jener Zeit so Manches über China und die dortigen Verhältnisse bekannt wurde, Berücksichtigung zu verdienen. Vorzüglich lernt man aber aus demselben das Wirken der Jesuiten als Missionaire in jenem weiten, abgeschlossenen Reiche kennen, wobei allerdings dieses Wirken, wie sich erwarten läßt, nur von seiner glänzenden und guten Seite dargestellt wird. Was den Jesuiten damals bei ihrem Missionsgeschäfte namentlich vielen Vorschub gewährte und sie überhaupt für eine Zeit lang zu Lieblingen der dortigen Regierung machte, war ihre Kenntniß in der Astronomie, einer Wissenschaft, welche von den Chinesen sehr geschätzt wird und worin sie selbst, wenigstens ihrem Glauben nach, einen großen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Als eine zufällige besondere Begünstigung der Missionen der Jesuiten erscheint noch dabei, daß um die Zeit ihrer Ankunft in China daselbst sich das Bedürfniß sehr fühlbar machte, den bis dahin geltenden Kalender des Landes, sowie die Zeitberechnung zu verbessern, und aufgefodert, hierzu mitzuwirken, ergriffen die Schüler Loyola's mit der an ihnen bekannten Gewandtheit die Gelegenheit, sich auf diese Weise nützlich zu machen, obschon sie eben dadurch auch wieder sich eine Menge Feindschaften zuzogen, indem naturgemäß die ganze ausgebreitete Classe der Astrologen des Landes und jener verrotteten Gelehrten sich gegen sie erhob, deren China ebenso wenig entbehrt wie alle andern Länder, und die dort wie anderwärts eine wahre Pest und ein Hemmschuh für alle neue und bessere Gestaltungen sind.

Der Verf. dieses Buches, Johann Adam Schall, ward 1591 zu Köln am Rhein geboren; er trat früh in den Orden der Jesuiten, begab sich auf einen Ruf des Kaisers Kun-Chy, eines großen Freundes und Verehrers der Astronomie, nach China, um daselbst das große Werk der Verbesserung des chinesischen Kalenders zu betreiben und starb, wie einige Nachrichten sagen, daselbst 1666 nach einem 44jährigen Aufenthalte, während er nach andern und wol begründetern Berichten, 1665 aus China mit den andern christlichen Missionnairen verwiesen, 1666 zu Wien gestorben sein soll. Durch die Gunst seines kaiserlichen Beschützers erhielt Pater Schall in jenem Lande den Titel und der Etikette das pomphafte Prädicat eines „Meisters der himmlischen Geheimnisse", wurde Mandarin und Chef der sämmtlichen chinesischen Mathematiker, welchen Posten er 28 Jahre vorstand. Schall hat vierlei in chinesischer Sprache über Astronomie und Mathematik im Allgemeinen geschrieben, und seine aus 14 Quartbänden bestehenden sämmtlichen Werke befinden sich dermalen in der Bibliothek des Vaticans. Durch seine Stellung sowol als die Gunst, welche ihm der Kaiser bewies, kam er oft in den Fall, seinen Rath auch in andern als wissenschaftlichen Dingen geben zu müssen, und da die guten Väter Jesu sich nicht zweimal zu so etwas auffodern zu lassen pflegen, so geschah es, daß man am Ende über ihr zu oftes Einmischen in Staatssachen unzufrieden wurde und sie zuletzt nach dem Tode des sie beschützenden Herrschers und während der Minderjährigkeit von dessen Nachfolger auf den Grund dieser Beschwerde zum Tempel, d. h. zum Lande hinausjagte. Die armen Väter Jesu, wie schuldlos kommen sie doch immer in bösen Geruch! Erst fragt man sie um Rath, und dann, wenn sie ihn bei Leib und Leben geben müssen, verjagt man sie oder hebt gar ihren Orden als friedenstörend und umtriebereich auf, bis irgend ein frommes Gemüth auf dem Throne und dem Papststuhle sie wieder, wie es nun eben geht, mit oder ohne Kutten in dieser oder jener Form heimlich oder öffentlich zur Ehre Gottes restaurirt.

Abgesehen von diesem Allen, ist das vorliegende Buch indeß, welches jetzt durch die Fürsorge der frommen und demüthigen Nachfolger der Väter Jesu, der Mechitaristen-Congregation, dem lebenden Geschlechte von Neuem vorgelegt wird, doch interessant in vielen Beziehungen. Es gibt mehrfache Aufschlüsse über die Sitten, Gebräuche, Geschichte und Alterthümer der Chinesen; es berichtigt manche frühere abenteuerliche Kunde über das himmlische Reich; es dient ferner dazu, in geschichtlicher Hinsicht ein nicht unwillkommenes Licht über eine der merkwürdigsten Katastrophen in der chinesischen Geschichte zu verbreiten, nämlich über den Sturz der Dynastie Ming und die Erhebung der noch gegenwärtig in China regierenden tatarischen Dynastie Mantschu (1644) und bringt mehre bemerkenswerthe Notizen über das Leben, den Charakter und den Tod zweier Beherrscher von China, den letzten nämlich aus der Dynastie Ming und den ersten aus der Dynastie Mantschu, und wird dadurch in allen diesen Beziehungen noch brauchbarer, daß der Übersetzer und Herausgeber, Hr. Jg. Sch. v. Mannsegg, nicht versäumt hat, durch eingestreute Noten und Anhänge den Werth des Ganzen für unsere Zeit zu erhöhen. 15.

Anfragen.

In Boie's „Neuem deutschen Museum", 1790, 3. Bd., S. 762 fg., ist vom Prof. W. G. Becker zu Dresden eine vollständige Ausgabe der lateinischen vertrauten Briefe des Petrarca angekündigt worden. Ist diese jemals kritisch beurtheilt worden? wann und wo und in welchen Blättern

Sollte Beesemeyer's Vermuthung, daß Felix Fabri's „Historia monasterii Offenhusani", welche Crusius in „Miscellaneen", 1812, S. 141.) 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 8. — 8. Januar 1836.

Reiseliteratur.

1. Menschen und Gegenden. Von Karoline von Woltmann. Zwei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1835. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
2. Tirol, vom Glockner zum Orteles, und vom Gardazum Bodensee. Von August Lewald. 1833—34. Zwei Theile. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1835. 8. 2 Thlr. 4 Gr.
3. Die neuesten und vorzüglichsten Kunststraßen über die Alpen. Beschrieben auf einer Reise durch Oestreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol, das Küstenland und die Lombardie (Lombardei), einen Theil von Piemont und der südlichen Schweiz, von Joseph Baumgartner. Mit 13 Steindrucktafeln. Wien, Ulrich. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil des Buches der Frau v. Woltmann beginnt mit Belitz und Treuenbriezen und endet mit der Grenze Italiens. Dies ist ein Gegenstand des Neides und zugleich des Trostes für einen Recensenten, der nicht umhinkann, ein Faimus Troes auszurufen, und dem es noch nicht gelungen ist, in Belitz und Treuenbriezen etwas hübsch zu finden. Freilich kam er des Weges daher, auf welchem die Verfasserin hinzog, und da er überdies nicht so glücklich war, den Abendstern durch die Blütenwipfel auf dem Thurme letztgenannter berühmten Stadt schimmern zu sehen, so ist ihm kaum zu verdenken, wenn er sich zu anderer Meinung bekennt.

Diese Reiseberichte leiden namentlich im ersten Theil an einer ermüdenden Einförmigkeit. Da herrscht so ziemlich derselbe Ton, und Recensent kann nur seine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Frau v. W., die so Manches geschrieben, was von Geist, Menschenkenntniß und zunutzgemachter Erfahrung zeugt, so wenig Abwechselung in diese Darstellung hineingebracht, das Interesse so wenig zu erregen, den Leser so wenig zu fesseln verstanden hat. Wir wollen nicht sagen, daß sich nicht manches Gute und Schöne in diesem Buche befinde, daß nicht ein verständiger Sinn und gebildeter Geist aus ihm rede; aber Vieles ist so ganz oberflächlich, namentlich die von Deutschland, von Berlin bis Schaffhausen, handelnde Abtheilung, die wenigen Reiseereignisse und Begegnungen, die noch dazu zu den allergewöhnlichsten gehören, sind dabei so breit erzählt, daß das Preziöse und Gesuchte mancher eingeschalteten Betrachtungen und Ansichten, unter denen auch wieder viel Wahres sich findet, um so mehr auffällt. Was sollen Dinge, wie der Streit des Cicerone zu Gelnhausen mit den auch ciceronisirenden Frauen der Stadt sagen, was das schiefe Urtheil über Frankfurt, über die starren Pupillen der Mainzer, wovon andere Reisende nichts bemerkt? Hat denn ein poetisches Gemüth über den kölner Dom, diese Welt von Stein, nichts weiter zu sagen, als daß man ihn sich „mehr ausgebaut und größer gedacht"? Wenn die Verf. klagt, daß sie beim Fegen der Rinnsteine der alten Stadt Köln ein kölnisches Wasser gerochen, das ein Gegentheil von dem Farina'schen war, so erinnern wir sie daran, daß diese Klage in der preußischen Königsstadt im Juli und August jeden Tag gehört wird, ohne daß man eben fegt. Und wenn nun gar bei Gelegenheit einer Betrachtung über Nationaltrachten Hegel'sche Philosophie zur Sprache kommt und man später einmal liest, der beste Weg, auf die Nachwelt zu gelangen, sei der, von Generation an Generation auf Tellern übergeben zu werden, wie Béranger's Lieder im Gasthof im Emmenthal; sowie: der Katechismus habe eine Eigenschaft Gottes vergessen — er sei nämlich allgeschmackvoll, — dann wird Einem nicht recht klar, was eigentlich der Zweck und Nutzen dieser „Menschen und Gegenden" ist.

Wir würden indessen gegen Frau v. W. sehr ungerecht sein, wenn wir behaupteten, daß ihr Buch nicht auch gute Seiten habe. Für landschaftliche Schönheit zeigt sich eine rege Empfindung, einige Gemälde sind recht anmuthig entworfen und lebendig coloriet; Genrebilder gruppiren sich ungezwungen und artig. Die Naturanschauung liefert Stoff zu mancher sinnigen Bemerkung, mancher richtigen Reflexion; was wir aber vermissen, ist Das, wozu der Titel uns Hoffnung machte: über die Menschen etwas Durchdachterm zu begegnen, als was Hunderte von Reisebeschreibern bieten, welche wie Frau v. W. der großen Heerstraße folgten. Die Darstellung wird uns lieber und gewinnt an Mannichfaltigkeit, wenn wir nach Italien kommen: sie rundet sich mehr, während sie im ersten Theil Alles mit zwei Strichen abzumachen suchte, was weder beim Malen noch beim Schreiben Jedermanns Sache ist. Aber nun ist wieder Manches

Digitized by Google

gar so lückenhaft. In der prachtvollen Gemäldegalerie der Brera zu Mailand werden drei Bilder erwähnt, vom Uebrigen keine Sylbe. Und doch finden wir viel Richtiges und Gefühltes in Dem, was über Luini, über Appiani, über Guercino gesagt wird. Hr. Reichmann, der Besitzer des bekannten Gasthofs, wird sich durch das Lob, was die Verf. ihm spendet, leicht über das ungerechte Urtheil trösten lassen, welches neulich Wolfgang Menzel über ihn aussprach.

Am ausführlichsten und mit sichtlicher Lust und Liebe verbreitet Frau v. W. sich über Genua, wo sie den Leser nach der Villa Doria und Lomellini, durch die Paläste und Marmorstraßen, in die Galerie Brignole, nach der Fieschina, dem Hafen, der Madonna von Carignan, der Madonnetta, nach Lord Byron's Landhaus in Albaro führt, wo er vor seiner Abreise nach Cefalonia mit Madame Guiccioli wohnte. Diodati, Venedig, die Pineta Ravennas, der Palast Lanfranchi zu Pisa, Albaro, alle führen uns das Bild Dessen vor, der sich selbst im „Childe Harold" malte. Wenn seine Erinnerung so mächtig auf Solche wirkt, die ihm im Leben ferne standen, welche Empfindungen müssen den Busen Teresa Guiccioli's füllen, wenn sie an die Vergangenheit denkt! Die Urtheile über diese Frau sind so verschieden, daß ich oft wünschte, die schöne Ravennatin zu sehen, die ich nur aus West's Miniaturportrait kannte. Eines Abends befand ich mich bei einem ländlichen Feste auf einer bei F. gelegenen Villa. Eine Dame, nicht mehr in der ersten Jugend, aber noch interessant, mit hellbraunem, ans Röthliche streifendem Haar, das zu beiden Seiten der Stirne in langen Locken ringelte, etwas auffallend gekleidet und nicht frei von Ziererei, trat am Arme eines jungen, mir wohlbekannten Mannes in den Saal. Sie frappirte mich und ich fragte eine neben mir stehende Engländerin, ob sie wisse, wer die Eingetretene sei. „Sie kennen die Guiccioli nicht?" war die Antwort. Ich muß gestehen, meine Ueberraschung war groß. Seit ihrer Trennung von Lord Byron waren damals schon elf Jahre verflossen. — Doch wir müssen von dieser Abschweifung wieder nach Genua zurückkehren. Die Schilderungen, welche Frau v. W. von der alten Nebenbuhlerin Venedigs entwirft, sind der beste und anziehendste Theil des Werkes. Wir besuchen die Umgebungen, die lachenden Rivieren, Rapallo, Sestri di Levante und gelangen dann an der majestätischen Bucht der Spezia vorbei nach Carraras Marmorbergen. Alles das liest sich recht gut. Das Buch schließt mit Ferrara.

Die Verf. hätte wohl daran gethan, die eingestreuten italienischen Phrasen ganz weg- oder vor dem Druck durchsehen zu lassen, denn sie verrathen gar zu sehr ihre Unkunde der Sprache. Auch Namen sind verstümmelt. Niemand wird Pietro Cortone, Julio Cäsare Proccacini, Lenardo da Vinci, Fiesko (als Mehrzahl) u. s. w. schreiben, und mein guter Freund, der Bildhauer Pampaloni, dessen allerliebster betender Knabe sein Kind mit dem Vogel, das hier mit Recht gepriesen wird, wol noch übertreffen dürfte, würde vielleicht einige Mühe haben, sich in der Benennung: Pampelona, wiederzuerkennen. Wir können, um unsere Bemerkungen über dies Buch zu beendigen, es kaum für möglich halten, daß der „junge Bojar aus Bucharest", den Frau v. W. in den Quattro nazioni zu Genua traf, ihr „je suis Turc" geantwortet haben soll. Die moldauischen und walachischen Griechen kuechen zwar um die kleinste Gunst des Divans, aber das Blut der byzantinischen Kaiser und Großen, das in ihren Adern strömen soll, empört sich, namentlich Fremden gegenüber, gegen jede Amalgamirung mit ihren Beherrschern, die sie im Geheimen als Tyrannen hassen, als Barbaren verachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Israels Beständigkeit. Eine unbefangene Beleuchtung mehrer wichtiger Bibelstellen, insbesondere sogenannter messianischer Weissagungen in kritischer Erwiderung auf das von Lord Crawford erschienene öffentliche Sendschreiben an die hebräische Nation, nebst einem kurzen Abriß der jüdischen Geschichte und Nachrichten über den Zustand der heutigen Juden in Europa. Von Sal. Bennet. Aus dem Englischen übersetzt von F. L. W. Wagner. Darmstadt, Diehl. 1835. 8. 16 Gr.

Lord Crawford, bekannt wegen seiner mystisch-religiösen Tendenzen und eines der thätigsten Mitglieder der englischen Missionsgesellschaften, erließ vor einigen Jahren ein „an die hebräische Nation gerichtetes Sendschreiben", worin derselbe sie, unter Bezugnahme auf mehre alt-testamentarische Weissagungen, die zur Zeit erfolgte Sendung des Messias betreffend, aufforderte, „sich zum Herrn zu bekehren". Dieses Schreiben hat vorliegendem Buche sein Entstehen gegeben, dessen Verfasser ein jüdischer, aus Russisch-Lithauen gebürtiger, allein seit mehren Jahren zu London domicilirter Schriftgelehrter ist, und das in zwei Theile zerfällt, wovon der erste polemischen, der zweite aber historischen Inhalts ist. Das vorerwähnte Sendschreiben befindet sich, als eigentliches Motiv und Sujet der Controverse, der Arbeit des Hrn. B. vorgedruckt.

Wir können nicht in Abrede stehen, daß viele derjenigen Gründe, deren sich unser Controversist bedient, um seinen Gegner zu widerlegen, uns keineswegs einer gewissen Beweiskraft zu entbehren scheinen. Indessen gehören solche mehrentheils in die Sphäre der alttestamentarischen Exegese, in die uns zu versteigen wir uns um so weniger veranlaßt finden können, als die Erörterung grammatikalischer Spitzfindigkeiten der Tendenz dieser Blätter durchaus fremd ist. Hr. B. nämlich erklärt die Uebersetzung mehrer von Lord Crawford angezogenen Bibelstellen, die von ihm auf die Sendung des Messias bezogen wurden — wie z. B. die bekannte Vision des Propheten Daniel Cap. 9, V. 25 —, für unrichtig, indem er zugleich nachzuweisen sucht, daß die darin enthaltenen Weissagungen ganz andere Vorgänge betreffen, als diejenigen sind, worauf die christlichen Theologen solche haben beziehen wollen. Ebenso wenig vermag Hr. B. diesen Gottesgelehrten beizustimmen, wenn sie zur Begründung des Dogmas vom „leidenden Messias" dem Alten Testamente Stellen entlehnen. „Nirgend", sagt Hr. B., „spricht das A. T. von der Nothwendigkeit der Erscheinung eines solchen Messias; obgleich viele Lehrer der europäischen Kirchen für gut gefunden haben, einen solchen in der Bibel zu bezeichnen, so sage ich doch, es ist blos in ihrem Gehirne gemischt, aber niemals deutlich ausgedrückt in dem A. T. gefunden worden." Bei dem Allen kann man unserm Verf. nur nachrühmen, daß seine religiösen Überzeugungen ihn niemals zum Zelotismus hinreißen.

Digitized by Google

Denn sucht er nach Kräften diejenigen Dogmen des Christenthums zu bestreiten, die mit diesen Überzeugungen im Widerspruch stehen, so läßt er doch der christlichen Sittenlehre die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren. Namentlich bewundert er Kaiser Konstantin, „daß er die gute Moral und die Grundlehren, welche in dem Neuen Testamente dargestellt sind (wiewol aus dem Alten erborgt?!), begriff und ihre Ausbreitung unter den heidnischen Völkern in seinen Besitzungen gestattete." Auch gewahrt derselbe in den „guten Gesetzen und der gesunden Moral der neuangenommenen Religion die vornehmste Ursache ihrer leichten und raschen Verbreitung unter den Heiden Europas".

Was nun, abgesehen von aller Controverse, den eigentlichen schon durch den Titel verkündigten Zweck dieses Buches betrifft, so beweist sich Hr. B. bei dessen Verfolgung, der vornehmlich der zweite oder historische Theil des Werkes gewidmet ist, überall als einen zwar aufrichtigen, jedoch von allen Wahnbegriffen freien Anhänger der alttestamentarischen Lehre und des väterlichen Glaubens. Allerdings hält er als solcher an der Idee fest, „das Haus Jakob's sei vor allen alten Völkern ausgezeichnet von dem fernsten Zeitalter der Patriarchen an bis auf den heutigen Tag". Denn während diese größtentheils sowol ihre Existenz als auch ihre Religion und ihr Land gewechselt und mit neuen Völkern und Religionen sich dergestalt vermischt hätten, daß ihre ursprüngliche Abstammung dadurch gänzlich verwischt worden, so hätten die Nachkommen Jakob's, aller der unzähligen Widerwärtigkeiten und Unterdrückungen ungeachtet, von welchen sie heimgesucht worden, dem Gifte aller Zeiten widerstanden und beharrten noch bei der Form und den Grundsätzen der patriarchalischen Zeit. „Ihre heiligen Bücher sind die Quellen der Gesetze; ihr Privatleben stellt den mit ihnen zusammenwohnenden Nationen ihre Eigenthümlichkeit vor Augen, und durch das dichte Gewölke bringen noch die Strahlen des erhabensten Lichtes und erleuchten das Haus Jakob's nach der Verheißung des Herrn ꝛc." Gleichwol ist Hr. B. weit entfernt, die Meinungen und chimärischen Hoffnungen derjenigen Ausleger der heiligen Urkunden und Traditionen zu theilen, die in den darin enthaltenen Weissagungen die Verheißung einer allgemeinen Rückkehr der Juden in das gelobte Land und einen Messias oder einen König oder Oberanführer zu finden wähnen. Vielmehr gewahrt derselbe, was das materielle Wohlsein seiner Stammesgenossen anbelangt, die Erfüllung jener Weissagungen in dem allmälig, besonders zur neuesten Zeit sich verbessernden Verhältnissen der Juden in denjenigen Ländern, wo sie dermalen in Mitte der Eingeborenen ihre Wohnsitze haben. Zu dem Ende aber schließt das Werk, nachdem in Kürze die Wechsel erzählt worden, welche eben diese Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte erfahren, mit einer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der namentlich in Europa zerstreuten Israeliten, den der Verf. auf seinen Reisen selbst kennen zu lernen Gelegenheit hatte. In dieser Beziehung enthält das Buch mehre thatsächliche Angaben und Bemerkungen, die zum Theil neu sind und daher ein specielles Interesse gewähren, wovon wir aber zum Schlusse noch Einiges anführen wollen. Der Verf. spricht zuerst von dem Zustande der Juden in dem vormaligen Polen, seinem eignen Heimatslande. Noch kurz vor der ersten Theilung dieses Königreichs, berichtet er uns, haben daselbst sehr grausame und selbst blutige Judenverfolgungen stattgefunden, wozu die „falschen Beschuldigungen der (katholischen) Priester" Anlaß gegeben. „Die hauptsächlichste und abgeschmackteste davon war die, daß die Juden Mordthaten begingen, um sich Christenblut zu verschaffen, das sie in ihre Osterkuchen thun thunten." Diese Verfolgungen, „die der Kirche und ihren Oberaufsehern mittels der Erpressungen, die damit verknüpft waren, zum großen Vortheil gereichten", nahmen erst ein Ende, nachdem der letzte König von Polen nebst seinen Ministern „mit einem Eidschwur bei dem Heiligthum des Throns jene Anklagen für falsch erklärt und seinen Willen dahin ausgesprochen, daß alle solche und ähnliche Anklagen nicht nur verworfen, sondern die Ankläger auch als blutgierige Mörder bestraft werden sollten, worauf in allen polnischen Ländern allgemeine Freiheit und Duldung bewilligt wurde". Inzwischen kam im J. 1786 das Haus Jakob's vornehmlich in den an Rußland durch die erste Theilung gefallenen Provinzen abermals sehr ins Gedränge. Nicht nur wurden die Juden unter dem Vorwande der daraus dem Adel und der Krone erwachsenden Vortheile ihrer seitherigen Freiheiten und Gerechtsame beraubt, wie z. B. der Befugniß, Brauereien, Brennereien, Zoll- und Gasthäuser ꝛc. zu halten, sondern es wurde auch beschlossen, fortan weder das Zeugniß eines Juden anzunehmen, auch einen solchen zum Eide bei irgend einem Gerichtshofe zuzulassen. Allein dies über Israel verhängte Trübsal war nur von vorübergehender Dauer, indem eine von der Judenschaft der mit Rußland vereinigten Provinzen nach Petersburg abgesandte Deputation „durch ihre Gewandtheit die geneigte Aufmerksamkeit der Minister dieses Hofes zu gewinnen wußte". Das endliche Resultat aber war, daß der Generalgouverneur dieser Provinzen einen scharfen Verweis erhielt und den Juden in allen eroberten Ländern ein neuer Gnadenbrief bewilligt wurde, vermöge dessen sie gleich den Russen und Polen einverleibte Bürger sein und sowol die öffentlichen Lasten und Steuern mittragen als auch alle Vortheile des Staats ohne Ausnahme mitgenießen sollten. Auch in Dänemark genießen die Juden die volle Freiheit einverleibter Bürger, tragen die öffentlichen Lasten und Steuern und nehmen an dem Gemeinwesen Theil gleich den andern Einwohnern des Landes. Weniger befriedigend erscheint dagegen dem Verf. die bürgerliche und politische Stellung der Juden im preußischen Staate zu der Epoche, wo er diesen besuchte und die in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt. „Durch das Bürger- und Staatsgesetz des Landesherrn und der Regierung", sagt er, „sind die Juden von den natürlichen Menschenrechten ausgeschlossen .... Um jedoch ihren Schaden zu vergüten, hat man ihnen gnädig erlaubt, Geld auf mäßige Zinsen auszuleihen, und 50 Procent sind allgemein gestattet (?!)." Was aber endlich die britische Gesetzgebung in Betreff der Juden betrifft, so entspricht zwar diese, nach des Verf. Ansicht, allen Ansprüchen der Humanität vollkommen; allein den dortigen Juden selber macht er, ohne sich deshalb näher zu erklären, den Vorwurf, sie wüßten keinen gehörigen Gebrauch von den Wohlthaten dieser Gesetzgebung zu machen. 17.

Correspondenznachrichten.

Paris, December 1825.

Das so widerwärtige, mit dem Namen der Bewegung belegte Getreibe in Frankreich hat jetzt so ganz aufgehört, daß nicht einmal ein Proceß der periodischen Presse der Policei Gelegenheit gibt, ihren Eifer an den Tag zu legen. Seit den Julitagen, ja seit dem wiener Congreß zum ersten Mal haben die Journalisten und der Generalprocurator Waffenstillstand. Der Janustempel ist geschlossen, aber der Krieg dauert fort hinter den Coulissen, er dauert fort mit Zähneknirschen, gleichwie der bissige Hund knurrt, wenn sein Herr die Peitsche über ihn schwingt und ihm das Commandowort: „Couche!" zuruft. Man muß jetzt die englischen Zeitungen lesen, um zu wissen, was in Frankreich an der Zeit ist.

Das Sprüchwort sagt: wie der Herr so die Knechte, man könnte es aber auch umdrehen und sagen: wie die Knechte so der Herr. Dies bewährt sich jetzt in Frankreich, denn kaum hat sich die Menge von dem Amusement mit politischen Verkehrtheiten abgewandt, in einem rein sinnlichen Leben dafür Ersatz suchend (denn beiläufig gesagt, die Sittenlosigkeit hat in letzterer Zeit wieder traurige Fortschritte gemacht), als auch die vornehme Welt die politischen Intriguen mit der Libertinage vertauschen. Alles erinnert jetzt wieder an die Regentschaft und die Regierung Ludwig XV. Unterdeß ein Minister in der großen Oper bei Olle. Taglioni Triumphe errang, spielte ein anderer mittels eines Prosceniumschlüssels und einer Tas

Digitized by Google

petentthür in der Opéra comique, welches Theater so glücklich war, die von Sr. Exc. protegirte Sängerin Olivier zu erobern.

Wie ich höre, ist der Besitzer des Schlüssels der Tapetenthür auch siegreich aus einem in dieser Sache mit der ehrabschneiderischen Presse geführten Kampfe hervorgegangen und die Actrice wird das Vergnügen haben, dem Institut, das schon 180,000 Francs vom Budget bekommt, noch extra 40,000 zuzuwenden, die für sie nicht verloren gehen.

Die Fürstin des Ballets ist noch immer unpäßlich an der kleinen Zehe, daher unsichtbar. Wir haben behufs einiger Schadloshaltung in der italienischen Oper ein blutjunges und ganz unschuldiges weibliches Genie bekommen, das Alessandri heißt und Bellini's Adalgisa in der „Norma" singt. Die fashionable Welt hat sich diese Blume grabeweges aus dem Treibhaus des Conservatoire de musique genommen und weiß gar nicht, wo sie sich lassen soll vor Freude, da ihr Geschmack so gut war. Adalgisa riskirt als Druidin in ihrem alten weißen gallischen Flügelkleide mit Seufzern und Bravos des Orchesters erdrückt zu werden. Die Actionnairs thun noch etwas mehr, sie bringen wie der römische Proconsul ins Innerste des Tempels, um ihre Huldigung mündlich darzubringen. „Norma" hat nicht so viel Glück gemacht, als man erwartete, und der verstorbene Componist hatte demnach die Pariser ganz richtig beurtheilt, wenn er sagte, diese Oper sei den Franzosen zu einfach und schmucklos. Es war seine Absicht, ein paar Scenen hinzuzufügen und die unwichtigen Männerrollen mit Glanznummern zu versehen.

In der Pairskammer wird endlich das große Schauspiel „Fieschi" einstudirt, worauf sich der Janhagel schon lange gefreut hat. Das Publicum kann dem Proceß nicht wohl mehr Aufmerksamkeit schenken, da alle Details vor der Zeit bekannt und bis ins Unendliche veröffentlicht wurden. Ich werde die Neugier höchstens so weit treiben, die Pairskammer functioniren und die Angeklagten vorführen zu sehen. Hernach warte ich die Bekanntmachung des Urtheils durch den „Messager" ab bei einer Tasse Kaffee von Foy oder Valois. Es wäre mir unmöglich, die jetzt täglich inserirten Acten- und Erklärungsstücke zu lesen, sie füllen die Hälfte der Journale und zwei Drittel der juristischen Zeitungen. Zu den letztern ist ein neues großes Blatt: „Le droit", gekommen, das ganz die Tendenz der „Gazette des tribunaux" anzunehmen scheint: Beweis, daß die Lesewelt nicht so gleichgültig ist gegen die Gerechtigkeit wie die Administration. Mehre andere periodische Zeitschriften sind wieder in Folge der neuen Preßgesetze und politischen Apathie Todes verblichen, oder haben neuen, mehr literarisch-belletristischen Platz gemacht, deren Bedürfniß fühlbar geworden sind. Es gibt jetzt eine Centralbuchhandlung am Börsenplatz, die, abgesehen von ihrem Charlatanismus, mit Prämien und Lotterien, viel wirkt durch die Herausgabe mehrer Wochen- und Monatsschriften, Magazine oder Revuen; denn wenn sie gleich nur momentan gedeihen und hernach an Gehalt zurück- und untergehen, so dienen sie doch dazu, temporair-wichtige Gegenstände zur allgemeinen Kenntniß und verschiedenartige gute Köpfe unter einen Hut zu bringen, zu einer gemeinschaftlichen Arbeit zu vermögen. Wahrscheinlich wird es nicht lange dauern, so hat jedes Land und jede wissenschaftliche und Literaturbranche ihr Organ. Man könnte in Deutschland mit besserm Erfolg dieselbe Speculation machen und von vorn herein ein Frankreich, Italien, Spanien, England, Rußland und Amerika herausgeben.

Die gelehrten Congresse nutzen nicht viel, die wissenschaftlichen Zeitblätter desto mehr. Hiervon haben wir schon wieder einen Beweis in dem hier begründeten historischen Engroseclub, der am 15. vorigen Monats im Stadthause seine Bühne aufschlug und schon seit längerer Zeit spurlos unter uns vegetirt. Was die Herren in ihrem Saal verhandeln, bleibt in ihrem Saale, unterdeß die Literaten, die etwas Reelles zu leisten vermögen, wo es auch sein mag, ihr Publicum haben. Das periodische Werk, welches der Congreß über seine Verhandlungen herausgibt, erscheint mir als das ungenießbarste Compendium heterogener zusammengelaufener Facten, man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, ordentliche Tagesschriftsteller für die Redaction zu gewinnen.

Da nun auch wieder die Kammern eröffnet werden, so beschäftigt man sich viel mit politischen Fragen und Projecten, z. B. ob Hr. Dupin Präsident bleiben werde, ob man die Flanken und das Centrum verändere, ob das Land noch mehr Wohlthätigkeitsgesetze brauche, ob Fieschi ein Gott oder ein Teufel sei, ob man die beiden Halbinselköniginnen habe oder verliere, ob auswärts ein Küchlein oder ein Krokodill ausgebrütet worden, ob man Griechenland noch Geld geben müsse, um das gegebene nicht zu verlieren, oder ob man es wieder türkisch oder russisch werden lassen solle, ob es Zeit sei, ein mildes Herz zu zeigen und den Republikanern ihre Sünden zu vergeben, ob die Armee noch länger rothe Hosen tragen und blos exerciren und Schildwache stehen, oder ob man sie mit Patronen versehen und mit den Polen auf einem Donquixotezug nach Warschau schicken solle, vom Kaiser Nikolaus das Land zurückzufodern.

Gott weiß, wo die zahmen ministeriellen Richarde plötzlich, nachdem trotz ihrer geheuchelten Sympathie sie den weißen Adler an der Weichsel kaltblütig hinsterben ließen, den Muth herkriegten, Rußland zu höhnen, vor dem sie bis dahin eine so unbezwinglich scheinende Scheu hatten. Man könnte glauben, das Journal der Doctrinaire habe sich in Petersburg die Erlaubniß geholt, vor seinen Landsleuten zu dahlen; im Ernste aber muß man die Franzosen bemitleiden, die sich so leicht imponiren ließen. Ich kann die Supremacie der Russen in europäischen Angelegenheiten ebenso wenig leiden als die Pariser; aber es wäre mir nie eingefallen, den Herrscher an der Newa vorm Publicum zu verklagen, weil er den Polen seine Absichten erklärt hat. Er drohte ihnen ja nur zu thun, was der liberale König Frankreichs mit seinem repräsentativen Cabinet bereits mehrmals versuchte. Die Minister wollen Festungen um Paris anlegen, um die Einwohner zu regieren, und sie thun erzürnt, weil ein Autokrat mittels solcher Bürgen sich der Unterwürfigkeit eines insurgirten Landes versichert. O, wie das lustig ist! In London war man auch so albern, sich mit dem Organ der Tuilerien in das Feld zu wagen, und es gehörten vier Wochen Discussion dazu, die Kosmopoliten zu überzeugen, daß sie bei der Nase herumgeführt worden.

Wenn man solch diplomatisches Treiben und Reiben betrachtet, muß man die Bemerkung machen, daß Friede und Ordnung die Weltzusammenhalter mehr in Verlegenheit setzen als Krieg und Unruhen. Es sind so viel Leute, die bezahlt werden, um uns zu regieren, daß Einem bange wird, diese Leute ohne Beschäftigung zu sehen, was doch nothwendig der Fall sein wird, wenn alle Wünsche für Gesetzlichkeit, Geselligkeit und stilles Zusammenleben erfüllt worden. Man hat, wie es heißt, vorige Woche einen Policeispion arretirt, weil er mit seinen Kameraden ein Complott verabredete, um es der Regierung anzuzeigen, und als man ihn fragte, warum er das gethan, sagte er: „Mais mon Dieu, il n'y a plus d'émeute, il faut en planter." Haben's die Pariser erfunden, so schadet's weiter nichts, es könnte doch wahr sein.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Erstes und zweites Heft. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 9. — 9. Januar 1836.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Es ist nun Zeit, zu Nr. 2 überzugehen. Herrn Lewald's Werk ist eines der besten Reisehandbücher, welche wir kennen. Hier finden wir kein ciceronemäßiges Aufzählen der Gegenstände, wie der Zufall sie gepaart hat, keine ewig bewundernden Extasen, kein übertriebenes Anpreisen oder Herabwürdigen, kein nachlässiges Sichgehenlassen, was selten gelingt. Bald auf größern, bald kleinern Touren folgen wir dem angenehmen Führer durch Land und Städte, auf Berge und durch Thäler, Tirol in allen Richtungen von der bairischen zur lombardischen, von da bis zur schweizerischen Grenze durchkreuzend, treten in die Hütte des Aelplers, nehmen an seinen Volksfesten und kirchlichen Ceremonien Theil, belauschen seine Sitte und Lebensart, vernehmen manches Lied, manche Geschichte und charakteristische Anekdote. Und auf Pfaden, die der Fremdling nur selten betritt, steigen wir hinan zu den alten Stammburgen edler Geschlechter, hören manches Denkwürdige über sie, blicken auf die Panoramen, die vor uns ausgebreitet liegen. Auch die physische Beschaffenheit des Landes lernen wir kennen neben der moralischen der Bewohner: seine Wiesen und Gründe, seine Schluchten und Gebirgsformationen werden uns vorübergeführt, während wir entweder auf einsamen Alpenpfaden, oder auf den großartigen Kunststraßen wandern, mit denen der Mensch in seinem Unternehmungsgeist und seiner Betriebsamkeit auch diese Gegenden wie die Schweiz durchschnitten und dadurch dem Handel und Verkehre bequeme Communicationen eröffnet hat. So ist ein Buch beschaffen, welches uns mit den Naturwundern und Eigenthümlichkeiten eines Landes bekannt macht, dessen Inneres die Meisten nur vom Hörensagen kennen, während jeder Winkel der benachbarten Schweiz seit Jahren durchstöbert worden ist, das aber an großartigen Schönheiten ihr vielleicht nur wenig nachstehend, alle Beachtung der Freunde des Malerischen verdient. Freilich, so schön und überraschend auch einzelne Thäler Tirols, ja ein großer Theil des Landes, so kräftig und treuherzig die Menschen sein mögen, zwei Dinge müssen sie den Schweizerlandschaften lassen, und grade diese beiden verleihen denselben so unnennbare und immer neue Reize: die hellen Spiegel der Seen und die pittoreske Tracht des Landvolkes vieler Cantone. Das Nachbarland hat keine Seen, denn der Garda- und der Bodensee, die an seiner äußersten Grenze liegen, gehören schon andern Regionen an; und die Tracht seiner Bewohner, wenigstens der Frauen, ist im Ganzen wenig kleidsam, wenn wir einige Striche davon ausnehmen.

In den letztern Jahren ist Tirol von zwei ausländischen Reisenden besucht werden, deren Werke auch in Deutschland bekannt geworden sind. Der eine war der vor nicht vielen Monden in London verstorbene Herr Inglis, der manche Länder durchwandert hat, häufig richtig auffaßt, obgleich er bisweilen gar zu flüchtig ist und über politische und gesellige Verhältnisse oft die seltsamsten Dinge in die Welt hineinschreibt. Der zweite ist ein Franzose, Herr Mercey, der mit Pinsel und Bleistift wol noch besser umzugehen weiß als mit der Feder, und von dem wir uns erinnern, oft eine vortreffliche Ansicht des Dogenpalastes in Venedig bei einem der Glieder der Bonaparte'schen Familie bewundert zu haben, wo sein Werk mit seinen nicht selten allzu poetischen Ausmalungen und den leichten, aber geistreichen radirten Skizzen unter einer Menge von Annuals und Keepsakes, Porzellan und Stickereien im Drawingroom lag. Vor Beiden hat Herr Lewald große Vorzüge voraus: er urtheilt nicht nach dem Ergebnisse eines ersten Eindrucks, der in einem fremden, manche Eigenthümlichkeit bewahrenden Lande so leicht und so oft trügt; er hat sich mit der Localität vertraut gemacht, er hat die innern Verhältnisse und Zustände kennen zu lernen gesucht. Nirgend verleugnet er den scharfen und geübten Beobachter, welcher wol von der Schönheit oder Größe des Gegenstandes ergriffen wird, sich aber hütet, Alles in Rosenduft zu hüllen, oder, unbekümmert, ob er die Wahrheit verletze oder nicht, pikante Contraste aufs Gerathewohl hinzumalen, wie man sie auf manchen, im ersten Moment frappirenden, neumodigen englischen Landschaftsbildern sieht.

Zuerst führt uns der Verf. durch die nördlichen und östlichen Thäler. Von München aus steigen wir über den Zirlerberg in das Innthal hinab, verweilen in Innsbruck und seinen reizenden Umgebungen, machen einen Ausflug nach dem vielberühmten Zillerthal und ziehen über den Brenner nach den südlichen Thälern hin.

Digitized by Google

Manche Erinnerungen wurden beim Lesen dieser Schilderungen in mir rege. Ich kam einmal spät Abends mit drei Reisegefährten in Innsbruck an. Die ganze Stadt war mit Menschen angefüllt, in Hall war Jahrmarkt. Im Gasthof zur Sonne fanden wir kein Unterkommen; Hrn. Niederkircher's Erben im schwarzen Adler wollten uns gleichfalls wegen Mangel an Raum abweisen, und nur nach langem Parlamentiren erlangten wir, daß man uns eine der großen Gaststuben überließ, wo wir Alle zusammen, so gut es gehen wollte, campirten und volle Muße hatten, die vielen vaterländischen Merkwürdigkeiten zu betrachten, womit dieses Haus auf originelle Weise geschmückt ist, wenn auch die zur Schau gestellten Kunstwerke, Landschaften und Trachten, geschichtlichen Scenen und manches andere eben auf keinen Kunstwerth Anspruch zu machen scheinen. Am folgenden Tage hatten wir nun Zeit, die freundliche und interessante Stadt in Augenschein zu nehmen, von welcher der Dichter sagt:

Ländliche Freiheit und städtisch Behagen vereinen in dir sich,
Und mit dem deutschen Ernst paarst du italischen Scherz —

und von welcher der Verfasser in folgenden Zügen ein treues Gemälde entwirft.

Die Hauptstadt Tirols — sagt er u. A. — war noch vor fünf bis sechs Jahren voll Schmutz und Unordnung. Der Reisende lief eilig in die Hofkirche, um das berühmte Kaiserdenkmal zu besehen, und konnte dann nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich wieder davonreisen. Die Wirthshäuser waren schlecht, das Pflaster erbärmlich, lange Dachrinnen überragten die engen Straßen, die von beiden Seiten von dumpfigen Gewölben eingefaßt waren, die auf niedrigen, plump gemauerten Pfeilern ruhten; die schönen Ufer des Inns waren ungepflastert, dafür aber mit Kehrichthaufen bedeckt und von Kloaken durchzogen. Eine Vorstadt, die sich einen sanften Abhang nach der Weierburg hinanzieht, wird noch heutzutage im Munde des Volks „Kothlacken" genannt; und wenn sie gleich jetzt nicht mehr diese Benennung verdient, so kann diese doch als Maßstab gelten, wie es hier einst ausgesehen haben mag.

In diesem Augenblick steht Innsbruck auf dem Punkte, eine schöne Stadt zu werden; eine angenehme, reinliche, freundliche ist sie schon. Sie verdankt dies ihrem Bürgermeister, Herrn Doctor Maurer, einem Manne voll Energie und Eifer, der mit vielen Vorurtheilen den Kampf wagte und sie glücklich besiegte, Angewöhnungen abstellte und überall dem bessern Neuen den Weg bahnte.

Gute Straßenpflaster und unterirdische Abzugskanäle, Trottoirs und Beleuchtung, schöne Promenaden und die Quais am Ufer des Inns sind das Werk dieses Mannes, und einige projectirte und im Bau begriffene öffentliche Gebäude werden der verjüngten Stadt nicht minder zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Dies Alles trägt dazu bei, daß der Fremde hier nun gern verweilt, und ein längerer Aufenthalt in Innsbruck ist ihm nothwendig, weil von hier aus nach allen Richtungen die interessantesten Partien Nordtirols sich bereisen lassen.

Die nähern Umgebungen der Hauptstadt — in welcher die Hofkirche mit Kaiser Maximilian's Mausoleum, Hofer's Denkmale, den Gräbern Erzherzog Ferdinand's und seiner Gemahlin Philippine Welser, das stattliche Schloß mit der Reiterbildsäule Erzherzog Leopold's auf dem Rennplatz, die Sammlungen und das goldene Dächel Friedrich's mit der leeren Tasche oft beschriebene Sehenswürdigkeiten sind — kennt man im Allgemeinen ziemlich wohl. Wer hörte nicht von Schloß Ambras und der Martinswand? Die Erinnerung an den ritterlichen Maximilian tritt hier dem Wanderer bei jedem Schritte entgegen. Nach dem Intermezzo: „Der Abend in Absam", wo wir die tragische Geschichte des Violinbauers Stainer vernehmen, gelangen wir ins Zillerthal, welches zu besuchen und darzustellen die münchener Landschaftsmaler nie ermüden, und wo wir einer fröhlichen Kirchweihe in Zell beiwohnen, unter den Landeskindern uns umher bewegend, von deren Sitten wir dabei Manches kennen lernen.

Wer aus der Schweiz nach Italien gegangen ist und, wie es dem Ref. geschah, seinen Rückweg durch Tirol nimmt, wird sich durch die Brennerstraße sehr getäuscht finden. Diese ist kein Alpenpaß mit den Schrecken und Wundern der Natur, mit Schneckenwegen, die sich mühsam dicht am Rande bodenloser Abgründe hinziehen, mit Galerien, welche die Felsen durchschneiden, mit bezaubernden Aussichten auf tief in Thälern geborgene Dörfchen, auf reizende Fernen. Von Brixen an hebt sich die Straße allmälig, bis man bei Sterzing den eigentlichen Berg hinansteigt, welcher auch wie der Bernardin und der Gotthard einen kleinen See auf seinem Gipfel hat. Nur vom Schönberg und vom Isel auf der deutschen Seite hat man belohnende Aussichten.

Die Südseite des Gebirges hinuntersteigend, gelangen wir nun mit Herrn L. durch das Eisackthal (an den neuen Festungswerken bei Beeren vorbei, woran Rec. vor nicht gar langer Zeit rüstig arbeiten sah, während an ihnen vorüber eine Abtheilung bairischer Soldaten mit Pferd und Wagen auf dem Wege nach Griechenland dahinzog), nach Brixen und Botzen in das herrliche Südtirol, nachdem wir uns hier und da aufgehalten, einen Theil des Pusterthals besucht und die merkwürdigen Dolomitgebirge in Augenschein genommen haben. Beiläufig rathen wir bei dieser Gelegenheit reiselustigen Landsleuten, die Anweisung und Warnung, welche der Verf. auf S. 105 — 111 in Betreff der Vetturine gibt, nicht zu übersehen. Mit dem Eilwagen ist man in Tirol bisweilen übel dran: es kann Einem begegnen, Nachts auf jeder Station aus einer grenzenlos erbärmlichen Beichaise in die andere gepackt zu werden, die zum Theil auf der Achse liegen und deren Sitze so schmal und hart sind, daß man sich nur mit Mühe aufrechterhalten kann, während kein Raum vorhanden ist, die Beine auszustrecken, sodaß man es am Ende vor Schmerz und Müdigkeit nicht mehr aushält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Ich habe gehört, daß man auch wieder an den lange vergessenen Helden von Luxor denkt, der in seinem Schoppen an der Seine schläft. Der Obelisk, welcher vorlängst auf den Mittelpunkt des Concordienplatzes zu stehen kommen sollte, wird nun eine andere Bestimmung erhalten und den großen Platz der renovirten Tuilerien schmücken. Hr. Thiers hat das zweihundertmalige Project der Vollendung des Carrouselplatzes, d. i. der Her-

Digitized by Google

Bindung des Louvre mit den Tuilerien wieder vorgenommen, und er will nun ohne allen Aufschub die Ehre haben, dieses kolossale Werk mit dem Insiegel seines Ministeriums zu versehen. Die Architekten haben Auftrag bekommen, sich mit einem neuen Entwurf zu befassen, etwas ganz Neues, Kolossales zu erfinden.

Der Palast des Ministers des Innern am quai d'Orsai soll im nächsten Frühjahr bezogen werden und Hrn. Thiers die lang erwartete Gelegenheit geben, auch an äußerm Glanz mit dem König seiner Revolution zu wetteifern. Die Tuilerien nehmen sich im Vergleich zu diesem grandiosesten Gebäude Napoleon'scher Zeit — es sollte der Palast der Ehrenlegion werden — so auffallend klein und unansehnlich aus, daß man als Fremder versucht werden könnte, zu glauben, die hohen und höchsten Personen hätten ihre Rollen gewechselt, oder die Franzosen seien nach ihrer Sonne der Freiheit wie die Spartaner zu zwei Königsfamilien gekommen: eine Idee, die nicht gar fern liegt von der Wahrheit. Ich empfehle den modernen Bewunderern von Paris das Gebäude als das imposanteste von Frankreich. Das schönste konnte es nicht werden, da sein Styl weder rein noch correct ist und wenigstens an der Hauptfronte ganz auffallend beweist, daß der Architekt des Kaisers mehr Ingenieur als Idealist war. Um es mit einem Worte zu kritisiren, sage ich, die Seinefronte, welche auf das ganz anders geordnete Doppelquadrat des Baues stößt, sei wie die römischen Theater und Amphitheater aus aufeinandergethürmten Arcaden mit Halbsäulen dorischer, toscanischer und ionischer Ordnung gebildet und mit einer modernen Attika voll überladener Zierathen gekrönt worden.

Die hiesigen Architekten stecken so ganz und gar in der stupiden Manier des Bramante und Palladio der Regeneration, daß sie, aller Anregung Deutschlands und Englands ungeachtet, noch bis diesen Augenblick keine attische Fortbildung in ihren Formen suchten. Ihre Tempel, Säulen, Simse, Fenster und Portale sind mittelalterlich steif und schwer, oft sogar die zierlichst gearbeiteten Theile grotesk und unförmlich, ästhetisch unschön. Beispiele: die Krönungen und Simse der Magdalenenkirche, der Börse, der neuen Ecole des beaux arts, des Arc de l'étoile, der neuen Kirche von Hittorf. Mit diesem Palast ist's gar was Arges. Ich wollte die Bogen mit ihren Halbsäulen grober Dimension entschuldigen, weil sie aus der Ferne sich gut ausnehmen, großthun, stolz sind, obgleich man diese Wirkung noch besser mit geschmackvollen Kreisen hätte erzielen können; ich wollte sogar ihre heterogenen Aufsätze vergessen, wenn nur die Gestalt des Baues dadurch keine Krücken und Schienen bekäme, wenn die Form in allen Linien fortlief, wenn die Arcaden nicht auf viereckte Fenster stießen und sich todtliefen. Die Straßenfronten sind unendlich besser, das Innere ganz ordentlich und elegant.

Da ich einmal an den Neubauten bin, will ich gleich noch des neuen Bicêtre erwähnen, das unser Landsmann Gau am Père Lachaise erbaute. Ich bin vor Kurzem mit dem genialen Künstler darin gewesen und ließ mir also von der besten Hand die neuen Einrichtungen dieses Modellgefängnisses zeigen. Hr. Gau hat in diesem originellen Bau eine Theorie für Gefängnisse aufgestellt, die man den Regierungen aus drei Ursachen nicht genug empfehlen kann, nämlich aus Menschlichkeit, aus Ökonomie und im Interesse der öffentlichen Sicherheit. Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen von der einfachen und zweckdienlichen Zusammensetzung der verschiedenen, zu einem wohlgeordneten Arresthaus erfoderlichen Theile, als da sind: Direction, Inspection, Aufsicht, Küchen, Sprachzimmer, Werkstätten, Lazareth, Kirche, Bäder, Vorrathskammern, Strafanstalten, Wasserleitungen, Heizungen, Abtritte, Treppenanlagen und Sicherheitsgräben, sprechen, jeder Theil verdient beachtet zu werden; ich begnüge mich, im Allgemeinen zu bemerken, daß der Anstalt, ihrer Idee nach, ein schön durchdachter Plan zum Grunde lag, der auf der einen Seite den Staat und auf der andern die Humanität im Auge hatte. Diese Idee ist Fleisch geworden und hat dem Künstler, so oft und vielfältig gerühmt und als Ausländer neidisch angefochten, das verdienteste Lob erworben. Wie ich erfahre, soll das Gefängniß nun dazu benutzt werden, die im großen Bicêtre bisher verwahrten Sträflinge aufzunehmen.

In der großen Literatur wurde die letzte Zeit hindurch nicht viel Erfreuliches producirt. Das philosophisch-protestantische Treiben dauert fort und wir haben ungefähr alle Monate ein Buch über deutsche Metaphysik und Geschichte der Philosophie, oder über Luther, Erasmus, Calvin, Melanchthon, Hutten, Huß und Wiclef. Der Geist der Regierung ist royalistisch-katholisch, der Geist der Regierenden dagegen rein demokratisch-reformistisch; man weiß nicht, wo die Ideen und Begebenheiten zusammentreffen werden. Ich habe da wieder ein Werk vom Prof. Michelet, eine Übersetzung der Memoiren Luther's mit einer Geschichte der Religionen und Biographien der großen Reformatoren, und daneben eine Geschichte der sechs Orleans, Ludwig Philipp miteinbegriffen. Was soll man aus diesen Büchern, die nur Capitel der Geschichte sind, die wir kennen, lernen? Ja, wenn sie noch mit Genie geschrieben wären, oder Unterhaltung gewährten, oder den Geist nährten.

Die Herzogin von Abrantes hat Memoiren der Restauration herausgegeben, die ich nicht las, weil ich nicht Zeit hatte und mir wenig Neues versprach. Man rühmt daraus einzelne Züge und Anekdoten und erzählt sie nach; damit will ich mich vor der Hand begnügen und warten, bis der schreibseligen Dame Buch über Spanien erscheint. Die Bücher über Spanien werden verschlungen, als ob das Land eben erst entdeckt worden. Bis jetzt fehlen uns davon poetische Charakter- und Sittengemälde, Reisebilder, Tagesnovellen, mit einem Wort alles Pikante und Interessante. Ich habe darum auch den Vorsatz gefaßt, im nächsten Frühjahr die Hauptprovinzen im Fluge anzusehen und einen Galgen zu riskiren. Die malicidsen Karlisten haben vor Kurzem zwei englische Reisende ohne Barmherzigkeit strangulirt.

Von dem großen Buche: „Histoire du consulat et de l'empire par M. *Thibaudeau*", sind wieder zwei Bände erschienen, Nr. 9 und 10, welche die wichtigste Periode in Napoleon's Leben, d. i. die Zeit vom Consulat bis zum Sturze als Kaiser, enthalten. Der Verf. hat bei Erzählung der Bonaparte'schen Höllenmaschinengeschichte den Heldenmuth Ludwig Philipp's mit einer schlagenden Bemerkung in Zweifel gezogen, indem er sagt: „Auch Napoleon ging nach der Explosion ins Concert von Haydn und ließ durch eine affectirte Kälte und Gleichgültigkeit sich von seinen Generalen bewundern." Er meint, in solchen Augenblicken könne die Furcht ebensowol als der Muth eine Verachtung der Gefahr erzeugen. An andern Stellen spielt der Verf. auf die Politik des jetzigen Königs an und nennt sie die Politik Napoleon's. Wenn dem so ist, wer wird darum den Nachahmer schelten? Napoleon sagte: Mit einer Compagnie Grenadiere treibe ich die Vorstadt Saint-Germain aus Paris heraus; aber die Jakobiner sind entschlossene, verzweifelte Leute, bei denen man alle Waffen anwenden muß. Er adoptirte ein système de fusion, nach welchem er seine Heroen mit dem alten Adel verband; er versöhnte die Geistlichkeit und ließ sie Tedeum singen. Das Alles that auch Ludwig Philipp und vielleicht noch etwas mehr, wenn es nämlich wahr ist, was wir freilich bezweifeln, daß die Majorate wieder im Werden sind und die Geistlichkeit den öffentlichen Unterricht anspricht. In unserer Zeit wie zu allen Zeiten geht man weder halb zurück, noch halb vorwärts, sondern ganz. Wir sind dem Papst und dem heiligen Ludwig eine Restauration schuldig.

Schließlich bemerke ich noch, daß man endlich auch daran gedacht hat, den Fürsten Talleyrand zu Ehren zu bringen und Zetermordio über die Verleumder und Entkeller der Weltgeschichte zu rufen. Ich habe eine Biographie gelesen vom großen Nestor der Diplomatie *), die ihn allen großen und erhabenen Geistern, allen Heroen der Tugend zugesellt. Warum war Talleyrand ein ehrgeiziger, habsüchtiger, treuloser Ver-

*) Von Capefigue.

Digitized by Google

rächer? Antwort: weil er ein Ehrenmann, ein Verehrer des Rechts, ein getreuer Unterthan und ein Legitimist, weil er ein Vertheidiger und Conservator des Rechts seines rechtmäßigen Fürsten, ein Freund der Ordnung und Ruhe, des Friedens und der Menschheit war. Der Verf. beweist, daß der edle Bischof immer nur die Restauration der Bourbons im Auge gehabt habe und daß diese Restauration erst jetzt durch die Erhebung Ludwig Philipp's vollständig ins Leben getreten sei. Ludwig XVIII. hatte legaliter an den Thron nicht mehr Ansprüche als der Herzog von Orleans; er war, da der Dauphin verschwunden, nur eben der begünstigtere Intriguant, der Nächste durch Protection, während die Nation den Würdigsten reclamirte. Der Würdigste ist Ludwig Philipp. Gut argumentirt!

Der Verf. dieses Talleyrand'schen Artikels ergießt sich in ähnlichen Lobsprüchen bei Erwähnung des Hrn. Pasquier, dessen politische Aufführung er erhaben über allen Tadel und Frankreichs Anbetung würdig nennt. Hr. Pasquier und Hr. Talleyrand hatten ursprünglich die Idee, den Staat und mit ihm Europa durch die Wiedereinführung der Bourbons zu retten, während erweislich ihrer Gegner von der andern Partei, der des Ruhmes, dieses Europa wie rasende Spieler auf lose Würfel setzten. Es ist das nicht grade grundlos, mag man wider die Personen auch einwenden, so viel man will. In jedem Fall kann man mit dem Verf. ein diplomatisches oder friedliches und ein ruhmsüchtiges, kriegerisches Princip seit der ersten Revolution annehmen. Das kriegerische siegte momentan, aber das philisträse, friedliche, diplomatische trug den Sieg davon. Ich sehe nicht ein, wie man Talleyrand das Pantheon streitig machen will.

Die Tendenz des Buches von Capefigue, dem ich diese Reflexionen entnahm, liegt in den Worten: „Wir müssen von unsern Vorurtheilen bezüglich der alten achtbaren Staatsmänner ablassen und das Ruder den revolutionnairen Händen entreißen, um es zurückzugeben in die, die es einstmals führten; denn nur mit ihnen und durch sie werden die Ereignisse der Julirevolution nach und nach erlöschen und vergessen werden."

Es ist ein Orakel der neuen Reform, das so spricht, und zwar ein Orakel, das von der Regierung bezahlt wird. 18.

K. A. Böttiger's archäologische Sammlungen.

Um seine mit großem Fleiße und unsaglicher Mühe seit mehr denn 50 Jahren zusammengebrachte archäologische Sammlung nach seinem Tode nicht der Zerstreuung preiszugeben, hatte Böttiger in den letzten Jahren seines Lebens die Absicht, dieselbe für den Fall seines Todes im Ganzen zu verkaufen. Sein Tod ist erfolgt, ohne daß dieses geschehen, und die Pietät gegen den Verstorbenen verpflichtet nun dessen Familie, sich zu bemühen, daß sein wiederholt ausgesprochener Wunsch, wenn es nicht möglich sein sollte, ihn ganz zu verwirklichen, wenigstens insoweit in Erfüllung gehe, daß nicht Stück für Stück seines Nachlasses zur Auction gebracht werde. In dieser Hinsicht haben die Erben Böttiger's eine Übersicht seiner hinterlassenen literarischen Schätze an dessen Freunde vertheilen lassen, mit der Bitte, durch Empfehlung und Berathung dahin zu wirken, daß dieselben wenigstens nicht ganz zersplittert werden. Daß dieses von allen Seiten mit gleicher lebhafter Theilnahme geschehen werde, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, da es jeder Zeit interessant ist, die mit Umsicht angelegten Sammlungen irgend eines berühmten Mannes ungetheilt auf die Nachwelt zu bringen. Insbesondere aber dürfte bei Böttiger's archäologischem Nachlasse das ungetheilte Bewahren desselben, vorzüglich in einer öffentlichen Anstalt, als ein Bedürfniß sich herausstellen, wenn man erwägt, daß derselbe nicht nur die Grundlage fast aller seiner Schriften, namentlich der zahlreichen, gehaltvollen Abhandlungen, deren Gesammtausgabe vom Dr. Sillig, dem seit Jahren vertrauten Freunde Böttiger's, vorbereitet wird, bildet und in vielen Fällen die Belege für die darin aufgestellten Behauptungen darbietet, sondern auch der einzige Leitfaden ist, um auf der von dem Verstorbenen mit Eifer verfolgten Bahn der archäologischen Forschung fortzugehen, da derselbe ohne besondere Collectaneen arbeitete und seine etwaigen Notizen seinen Sammlungen einreihte, sodaß dieselben gleichsam einen integrirenden Theil der letztern ausmachen.

Was nun die Sammlungen selbst anbetrifft, so ist vor Allem seine Bibliothek zu nennen, und unter dieser der antiquarische Theil derselben. Wir finden hier eine ziemlich vollständige Ausgabenreihe der Werke Winckelmann's; vollständige Exemplare von d'Agincourt's „Histoire des arts par les monumens" und Cicognara's „Storia della scultura"; in der mythologischen Abtheilung die bedeutendsten, selbst größern Werke, z. B. von Champollion dem Jüngern, Zoega, Micali u. A.; bei der antiquarischen Topographie die von Leake, Spon, Gassas und Lavallée, Walpole, Dodwell, Gell, Maffei, Celano, Saint-Non, Millin, Charbin, Hodges, Denon, Minutoli, Léon de Laborde u. s. w.; ebenso finden sich über die Baukunst, über die Plastik (z. B. Quatremère de Quincy's „Le Jupiter olympien"), über Vasen (z. B. von Passeri, d'Hancarville, Hamilton, Millin und Millingen), über Gemmen, über Münzen (z. B. von Patin und Vaillant) und über Inschriften die wichtigsten, kostbarsten und schönsten Werke. Die vorzüglichste und vollständigste Abtheilung bildet indessen die der Museographie. Dieselbe enthält als Zierden das „Museo capitolino", „Museo Pio-Clementino" und „Museo Chiaramonti", die „Villa Pamphilia", die „Antichità d'Ercolano", David und Marechal, „Les antiquités d'Herculanum", das „Museum florentinum", die „Reale galeria di Firenze", Maffei's „Museum Veronense", die „Marmora Taurinensia", Zanetti's „Antiche statue di Venezia", das „Museum Worsleianum"; ferner Montfaucon's „Antiquité expliquée" und die Werke von Lenoir, Caylus, Middleton u. A.

Nächst der Bibliothek verdient Böttiger's kostbare antiquarische Bildersammlung die meiste Aufmerksamkeit. Sie besteht aus einer Reihe Cartons im größten Folio, worin sich gestochene Blätter aus größern Werken, namentlich den Museen, und aus Millin's „Peintures", aber auch eine sehr bedeutende Anzahl Handzeichnungen, Bilder en gouache, in Wasser- und selbst in Ölfarben vorfinden. Letzteres namentlich in dem Carton über die Malerei der Alten und die Vasenmalerei, die Aldobrandini'sche Hochzeit, Glasmalerei und Arabesken. Ein anderer Carton enthält Mosaiken; ein anderer Bilder zur ägyptischen Alterthumskunde, darunter sehr interessante Handzeichnungen. Für die Darstellungsweise der alten Götter sind eine Reihe Cartons bestimmt und mit besondern Inschriften versehen, z. B. Jupiter, Juno, Musen u. s. w.

Außerdem besaß Böttiger eine kleine Sammlung Anticaglien, bestehend aus Bronzen (28 Statuen und Büsten aus den Lararien der Römer, einigen Lampen, Fläschchen, Nabeln, Fibeln u. s. w.); Thonarbeiten (29 Flaschen und Urnen, zwei Schalen, 29 Lampen, 9 gemalten Gefäßen, 10 Schalen aus rother samischer Erde u. s. w.); einigen gläsernen Fläschchen und Gemmen und Münzen; ferner ein Münzcabinet von mehren hundert griechischen und römischen Münzen; das kleine Mionnet'sche Münzpastencabinet, die Lippert'sche Daktyliothek, Hedlinger's Medaillen und die Abgüße einiger kleinen Idole.

Eine kleine, abgeschlossene Sammlung bilden seine ägyptische Alterthümer. Dahin gehören 10 hölzerne und thönerne Mumienbilder von 6—10 Zoll Höhe, 9 dergleichen kleinere, 19 kleinere Figuren aus Stein und Porzellan; eine ansehnliche Sammlung Amulette, gegen 70 kleine Isis-, Mumien- und Thierbilder aus Stein und ägyptischem Steingut; eine Menge Perlen, Ringe u. s. w.; ein Harpokrates aus Bronze, sitzend auf einem Stuhl von Feigenholz, woran noch Spuren alter Malerei sich finden; eine Katzenmumie und ein Basrelief aus Kalkstein, einen Fuß breit und ziemlich so hoch. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 10. — 10. Januar 1836.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Die Schilderung Botzens, wo sich die Nähe Italiens kund gibt, und der Lebensweise seiner Bewohner, worunter der Kaufmannsstand zahlreich und angesehen, mit der bei ihnen gebräuchlichen Sommerfrische, ist recht interessant. Diese Sommerfrische beginnt gewöhnlich gegen Ende Juni, wo man sich auf die Höhen begibt, um der Hitze des Thales zu entfliehen.

Besonders wird diese Luftveränderung den Frauen und Kindern angerathen. Und wenn es auch nur auf acht oder vierzehn Tagen wäre, die Sommerfrische müssen Alle halten. Die Botzener ziehen dann zu Pferde die steilen Berge hinan, bis nach Oberbotzen und den Ritten führen, wo eine bedeutende Anzahl freundlicher Häuser und guter Gasthöfe alle Bequemlichkeiten des Lebens bieten, die in solcher Höhe zu finden wirklich überraschen. Hier oben herrscht nun die angenehmste Geselligkeit. Man lebt heiter beisammen und jedes Ereigniß wird zum Feste. So oft es den Männern in der Stadt die Geschäfte erlauben, besuchen sie ihre Familien auf dem Berge und bringen stets Gäste, welche die freundlichste Aufnahme finden, und neue Freuden mit. Wer noch nie in solcher Höhe diese Genüsse mitfeierte, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Es ist der Glanzpunkt in dem Leben des Städters in Tirol, und dieser Reiz wirkt so mächtig in ihm fort, nach Jahren, in der Entfernung, daß er den Gedanken daran nicht aufgeben kann und ihn befriedigt, sobald es die Umstände ihm nur gestatten wollen. Ich kenne Tiroler, die in andern Provinzen des Kaiserstaates angestellt sind und die Reise in ihr Vaterland machen, um hier die Sommerfrische zu halten. Ein Beamter in Venedig, der seine Villa an der Brenta gleich den Andern haben könnte, reist alljährlich ins Etschthal, um auf einen der höchsten Berge zu einem schönen Hause äußerst mühsam hinanzuklimmen, das er sich dort mit großen Kosten erbauen ließ. Hier verlebt er einige Wochen mit seiner Familie und einem Kreise von Freunden, die er alle auf das freigebigste bewirthet. Eine solche Sommerfrische ist sehr kostspielig, weil die Lebensmittel mit großer Mühe hinaufgetragen werden müssen und eine weit ausgedehnte Gastfreundschaft immer damit verknüpft sein muß, die sich auf viele Tage erstreckt, wenn man in jenen Regionen nicht vor langer Weile umkommen will. Dies sind aber nun einmal tiroler Liebhabereien.

Eine hübsche Episode ist die Fahrt nach dem spielzeugreichen Gröden mit den anmuthig erzählten Erinnerungen aus der Kindheit und der Lebensskizze des Ritters und Sängers Oswald von Wolkenstein, von welchem später einige Gedichte mitgetheilt werden. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts schneiden die Grödener Hunderttausende von Figürchen aller Art aus weichem Zirbelholz und senden oder tragen sie auf alle Märkte Deutschlands. Leider müssen wir mit dem Verf. in die Klage einstimmen, daß durch zu häufiges und ungeregeltes Fällen der Kiefern die einst bedeutende Waldung ausgerottet und das Thal größentheils mit dem Eingehen dieses Industriezweiges bedroht ist. In einem ähnlichen Fall waren und sind die Mönche der in den fichtenreichen Gegenden der mittlern Apenninen gelegenen Klöster, deren Hauptreichthum diese Waldungen ausmachen, weit behutsamer; das Fällen der Bäume ist bei ihnen bestimmten Gesetzen unterworfen und erst nach 100 Jahren berührt die Art denselben Bezirk wieder.

Bei Salurn befinden wir uns schon im italienischen Tirol. Die Verschiedenheit der Bewohner muß jedem Reisenden auffallen, welcher dann auch die Richtigkeit der Bemerkungen des Verfassets anerkennen wird.

In diesen herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarka, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt der welsche Tiroler in friedlicher Nachbarschaft mit dem deutschen, Einem Herrn unterthänig, Einen Namen führend und dem Anscheine nach blos durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Charakter, in Gebräuchen und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit beider betrachtet. Schon wenn man den Brenner überschritten, sieht man Vieles geändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tirol, wie man es im Zillerthale und in den Innthälern findet, verschwand; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen; so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigen Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Kastanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanz beim Klange der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Der Einfluß, den sie ausüben, ist unbegrenzt. Eine Haupttriebfeder der letzten Insurrection war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läßt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läßt es bei dem gewöhnlichen Gruße nicht bewenden, sondern er küßt ihm die Hand, wenn er ihm begegnet. Gelangt Jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweihen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie" und „hochwürdigster Herr Bruder", und Freude leuchtet aus ihren

Digitized by Google

Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Aeltern und Verwandten betritt, wird von diesen kniend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeigungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen und man hat Beispiele, daß in dem Augenblicke, wo sie die Weihe empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum großen Aerger ihrer Verwandten.

Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdeärmeln und den bloßen braunen Armen mit dem markirten Gesichte einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wol früher schon in unserer nördlichen Heimat bei der Lecture abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tiroler seinen deutschen Bruder: porco tedesco, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin er freilich viel einfacher und nüchterner ist.

Herrn Lewald's Buch ist so reich an interessanten Einzelheiten, daß es uns namentlich von jetzt, wo wir zum zweiten Theile gelangen, unmöglich ist, ihm in diesen Zeilen überall zu folgen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, gar zu lang zu werden. Wir können deshalb auf seine belebten und treuen Schilderungen von Trient mit seiner Fiera di San-Vigilio, von dem seidenreichen Roveredo, wo der italienischen Küche, wie man sie wenigstens in guten Gasthöfen findet, zu unserer Freude das Wort gesprochen wird, vom Lägerthal (Valle Lagarina), wo er sich ohne Grund geängstigt, vom wonnevollen Gardasee und Valsugena nur im Vorbeigehen aufmerksam machen, laden aber Jeden zur Lecture derselben ein, der von diesen herrlichen Gegenden eine richtige Ansicht gewinnen will. Wir können hier eine gelegentliche Bemerkung nicht unterdrücken, die sich auf etwas zum Häuslichen Gehöriges bezieht: man thut im Allgemeinen Italien, wie in so Vielem, auch hinsichtlich der Betten Unrecht. Diese riesigen Gestelle und gewaltigen Matratzen sind denn doch, namentlich für die Gesundheit, den beengenden Federmassen vorzuziehen, in denen man in vielen deutschen Wirthshäusern zu ersticken droht.

Die letzte Abtheilung beschreibt die westlichen Thäler und Vorarlberg und vorerst das Val di Non, das gesegnetste und reichste unter den Thälern Tirols, und Val di Sol (Nonsberg und Sulzberg) mit ihren Städtchen und Bergen, wobei wir mit manchen Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters, der im Durchschnitt nicht als sehr lobenswerth erscheint, bekannt gemacht werden.

Ein sehr verbreitetes Sprüchwort besagt: „daß, wer hienieden schon der himmlischen Seligkeit theilhaftig werden wolle, nach dem Val di Non gehen müsse. Es sei ein Stück Himmel auf die Erde gefallen.“ Ein anderes, ebenso bekanntes Sprüchwort verkündet jedoch: „wenn zehn Teufel mit einem Einwohner aus Val di Non zu streiten anfingen, so würde der Letztere Sieger bleiben.“ In beiden Sprüchwörtern ruht Wahrheit.

Von hervorstehendem Interesse sind die nun folgenden Abschnitte, worin wir „das Landl“, den auch in Bezug auf classische Denkmale bemerkenswerthen, obern Theil des Etschthales, mit Meran, der alten Hauptstadt der Grafen von Tirol, ihrer Stammburg (deren Beschreibung wol etwas mehr ins Detail eingehen könnte) und den übrigen Ortschaften und Schlössern dieser anmuthigen aber einsamen Gegend, welche den eigentlichen Kern des Tirolerlandes bildet, kennen lernen und dabei mit dem Verf. auf Fragsburg (Trifragium), einer Besitzung des bekannten Sängers Cornet in Braunschweig (dem das Buch gewidmet ist), in stiller Abgeschiedenheit verweilen. Ueber die Menschenracen in diesem Lande vernehmen wir dabei Folgendes:

Die Formation und Färbung des Gesicht- und Körperbaues der Ober- und Unter-Innthaler scheinen durchgehend mit wenigen Ausnahmen jene der Bojaren zu sein, die Lechthaler ausgenommen, die wegen ihrer schwärzlichen Hautfarbe den alten Rhätiern ähnlich sind. Bis nach Nauders (Anfang des Vintschgaus gegen Westen) einschließlich reicht diese bojarische Körperformation, das angrenzende Unterengaddin ist hingegen offenbar rhätisch: eine gemischte Abart von beiden bewohnt das Thal von Nauders bis Laas. Von Laas bis Latsch sieht man den mongolischen Schädelbau; von Latsch bis Botzen herrscht die rein deutsche, blonde Formation vor, wie man sie im Norden, in Liefland etwa, wiederfindet. Im Thal Ulten, sowie in Nonsberg und Sulzberg finden wir wieder alte Rhätier oder die romanische Formation. In Deutsch-Ofen bei Botzen zeigt Körperbau und Sprache den echt schwäbischen Ursprung; von Botzen bis zur südlichen Grenze findet sich die italienisch-lombardische Formation. Von Botzen nordwärts nach Brixen ist wieder die deutsch-liefländische vorherrschend. In Gröden sehen wir altromanische Formationen, die sich auch in der Sprache kund geben. Von Brixen über Sterzing auf den Brenner herrscht hingegen die deutsch-liefländische Formation wieder vor, von Brixen bis zur Grenze von Kärnten die wendische mit der deutschen vermischt, dagegen Buchenstein und Enneberg wieder alte Romaner oder Rhätier zeigen, sowie Ampezzo Lombarden. Tessino und die Sette Communi sind offenbar Deutsche. Es scheint also, daß die in Tirol ältesten romanischen oder rhätischen Völker sich vor den siegenden Horden, bei ihrem Alles verheerenden Durchzuge, in die entlegensten Thäler und Gauen geflüchtet haben und nur einzelne Häuflein in den fruchtbaren Thälern zurückließen. Aus eben dieser Quelle lassen sich auch die verschiedenen Kleidertrachten und seltsamen Gebietsgebräuche erklären.

Nebenbei hören wir Manches von Künstlern dieser Gegenden, so z. B. von dem blinden Johann Kleinhans aus Nauders, der eine Menge gelungener Schnitzwerke, sogar Bildsäulen von 3½ Fuß Höhe, lieferte und in der Nähe von Innsbruck lebt, vom Weinbau, von der Sprache und mehrem Andern.

(Der Beschluß folgt.)

Chinesische Architektur.

Seit einiger Zeit stellt man in der königlichen Bibliothek zu Paris zwei Modelle der in der Geschichte der chinesischen Baukunst Epoche machenden Porzellanthürme aus. Sie stammen aus dem Cabinet des ehemaligen Statthalters von Holland und wurden von Pichegru nach Frankreich gesandt. Obgleich diese Modelle in ihrer Art sehr unvollkommen und keineswegs mit allzu großer Feinheit ausgeführt sind, so können sie doch im Allgemeinen einen Begriff geben von der seltsamen Structur dieser dort einheimischen Bauwerke.

Die Modelle sind ebenfalls aus Porzellan gefertigt; die Dessins sind mittelmäßig und stehen selbst denjenigen nach, die

Digitized by Google

man auf andern chinesischen Arbeiten dieser Art findet, welche gegenwärtig in Europa anfangen selten zu werden. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Chinesen hätten keinen Begriff vom Zeichnen; die Unvollkommenheit ihrer Werke ist nicht einzig von der Unwissenheit der Künstler herzuleiten. Es ist ein System, den Künsten durch die Autorität auferlegt, ebenso gut wie andere Manifestationen des Gedankens, was in China den natürlichen Fortschritt der Maler- und Zeichnenkunst hemmt. Dieses System, kann man sagen, verbietet die Nachahmung Dessen, was man sieht, und bannt den Künstler in gewisse, ganz willkürliche Schranken, die aber durch die Gewohnheit und das Vorurtheil sanctionirt sind. Daher schreiben sich die Mängel der besten chinesischen Dessins.

Das vornehmliche Verdienst dieser Modelle beruht in der Form, welche genau den Beschreibungen entspricht, die gute Beobachter uns von den chinesischen Thürmen hinterlassen haben, sowie in den verschiedenen Farben, mit denen sie gemalt sind. Diese Charaktere reichen hin, um uns einen Begriff von dem allgemeinen Effect dieser chinesischen Thürme zu geben, bizarre Denkmäler eines Systems der Baukunst, das von dem unserigen so sehr abweicht.

Zuerst folgt die Architektur bei den verschiedenen Völkern den Gesetzen der Nothwendigkeit, welche das Klima, die Sitten und Gebräuche auferlegen. In Ägypten, wo den größten Theil des Jahres hindurch eine unbewölkte Sonne über den Sandebenen steht, in deren Mitte das grünende und fruchtbare Nilthal seine Reichthümer entfaltet, wo die Luft immer rein und der Zustand der Atmosphäre fast immer unveränderlich ist, sah man die kolossalsten Bauwerke entstehen, Mauern von einer ungeheuern Dicke, aus den größten Steinblöcken geformt, Wände von riesenhaftem Umfange, von oben bis unten mit farbigen Zeichnungen und Charakteren bedeckt. Die Jahrhunderte verändern nur unmerklich ihren äußern Anblick; die Zerstörungsursachen, welche in andern Gegenden, vornehmlich in Indien, mit so vieler Macht wirken, sind in Ägypten unbekannt.

Der Bischof von Kalkutta, Heber, einer der seltenen Reisenden, welche vermöge der Umsicht und Solidität ihrer Kenntnisse, vermöge der Richtigkeit und Ruhe ihrer Beobachtung ein volles Zutrauen erwecken, sagt in seiner Reise, daß man schwerlich in ganz Indien ein Gebäude finden wird, dessen Alter über 150 Jahre hinaufreiche. Die Feuchtigkeit der Luft und das ungeheure Überwuchern der Parasitenpflanzen, der wilde Feigenbaum, der sich überall hinpflanzt, wo der Mensch mit seiner Arbeit sich ansiedelt, der sich an die Felsen, an den Boden, an die Waldbäume wie an die Gebäude heftet, reichen allein schon hin, um schleunige Zerstörungen zu bewirken. Es sind nicht blos mystische Religionsideen, wie man öfters behauptet hat, welche diese unterirdischen Höhlungen, diese erstaunenswürdigen Arbeiten in den lebendigen Felsen hervorgebracht haben, welche man in einigen Gegenden der Halbinsel antrifft. Etwas hat auch die Nothwendigkeit veranlaßt, die dem Cultus gewidmeten Bauwerke vor den Verwüstungen des Klimas zu sichern.

Griechenland, ein Land, welches auf einem engen Raum und innerhalb einer gleichfalls beschränkten Zeit Wunder aller Art hervorgebracht und vereinigt hat, behandelte die Baukunst nach den Foderungen seines Klimas, und diese wußte über Manches, was zuerst von dem Bedürfnisse herstammte, den Reiz der Schönheit zu verbreiten. Die Religion selbst, welche unter der unvollkommenen Form des Polytheismus ihre spiritualistische Richtung nicht verleugnen konnte, empfing von dem Genius der Kunst ein neues Leben, einen fruchtbaren Keim für die Zukunft; die Architektur der Tempel war in Griechenland der höchste Ausdruck der Baukunst.

In Griechenland wendete man vorzugsweise den Marmor an, der dem Werke der Architektur wie dem der Bildhauerkunst gleich vortheilhaft ist. Die glückliche Temperatur des Klimas gestattet, sich der schönsten und gefälligsten Materialien zu bedienen, für die Außenseite der Gebäude, für die Säulen ꝛc., die Bildwerke der Sonne auszusetzen, ohne zu befürchten, daß sie nach einigen Generationen beschädigt oder gar zerstört sind, und heutzutage, nach 2000 Jahren, erblickt der entzückte Reisende vom Meere her die Säulen des Parthenon in ihrer alten Herrlichkeit, welche sich auf dem Azur des Himmels abspiegeln. Nur eine etwas vergelbte Farbe hat der weiße Marmor durch die Länge der Zeit erhalten, und auch diese Veränderung ist noch immer schön.

Der Maßstab, den uns in dieser Hinsicht Ägypten und Griechenland geben, rechtfertigt sich in der chinesischen Architektur. Ein Land wie China, das sehr häufigen Erderschütterungen ausgesetzt ist, wo im Sommer eine brennende Hitze, im Winter die strengste Kälte herrschen, wo eine feuchte Atmosphäre die Vegetation der parasitischen und schädlichen Pflanzen begünstigt, ein solches Land muß in seinen Gebäuden ein anderes System darstellen und andere Regeln befolgen als Europa. Aus diesen localen Umständen entspringen für die Errichtung der Gebäude zwei unerläßliche Bedingungen: die Leichtigkeit des Materials und in Folge dessen eine Art zu bauen, die, anstatt sich des Raumes in verticaler Richtung zu bedienen, sich dessen in horizontaler bedient, die, anstatt die Stockwerke zu überbauen, sie nebeneinander stellt. Backstein und Holz sind die Materialien, welche in China fast zu allen Gebäuden verwendet werden, zu den prächtigsten wie zu den gemeinsten. Der Stein, der Marmor fehlen dem Lande nicht; im Gegentheil ist es sehr reich daran, man bedient sich ihrer zum Pflastern der großen Apartements, die dicken Mauern der Häuser sind von Backsteinen erbaut; im Innern sind die Verschläge, welche die Zimmer voneinander scheiden, von Holz. Selbst die ausgezeichnetsten Paläste haben nur ein Erdgeschoß, deshalb nehmen sie auch einen ungeheuern Raum ein, in Vergleich mit den europäischen, und sind eher ein Klumpen von mehren Gebäuden als ein Gebäude selbst zu nennen. Der kaiserliche Palast zu Peking erstreckt sich über einen Flächenraum, auf welchem in Europa eine ziemlich große Stadt Platz hätte; ja, er gleicht durch die Menge der Gebäude, aus denen er besteht, vollkommen einer solchen. Diese Gebäude sind symmetrisch vertheilt, durch Galerien verbunden und wieder getrennt durch gewaltige Höfe, in deren kleinstem das Louvre von Paris Raum hätte. Die europäische Bauart erscheint den Chinesen monströs; ihre Einbildungskraft erschrickt vor den engen Straßen, vor diesen vier- und fünfstöckigen Wohnhäusern, welche sie mit den Hohlwegen der Gebirge vergleichen, mit durchlöcherten Felsen und den Aufenthaltsörtern lichtscheuer Raubthiere oder den engen Zellen der Bienenstöcke. Der Kaiser Kan-hi, ganz zufrieden mit dem Zustande des himmlischen Reichs, sagte: „Europa muß ein sehr kleines und elendes Land sein, weil man daselbst nicht Terrain genug findet, um den Städten den gehörigen Umfang zu geben, und deshalb genöthigt ist, in der Luft zu wohnen.“ Seine Majestät kannte weder das Departement der Haiden, noch die lüneburger Haide in Deutschland, und auf gut Chinesisch hielt er sich blos an das einfache Factum, ohne Rücksicht auf Ursachen und Umstände.

Die chinesischen Gebäude entbehren keineswegs, wie genaue Beobachter versichern, der Symmetrie, noch der Verhältnißmäßigkeit in den verschiedenen und einzelnen Theilen. Das ganze bürgerliche Leben befindet sich in China unter der Aufsicht und dem unmittelbaren Befehl der Staatsgewalt, das Maß, die Form, die Farbe der Wohnungen sind auf die kleinlichste Weise durch die Gesetze nach dem Stande und Range des Eigenthümers vorgeschrieben. Die Säule spielt in der chinesischen Architektur eine bedeutende Rolle; sie dient als Regel für das Verhältniß aller Details der übrigen Baukunst. Es ist hier die Säule und nicht die Mauer, welche das Dach trägt, ein ganz eigenthümlicher Umstand, der die chinesische Architektur völlig von der europäischen unterscheidet. Die chinesische Säule ist grade, perpendiculair, ohne Verdickung (die entasis der Griechen), ohne Verdünnung nach der Höhe zu wie die alte dorische Säule. Es ist vielmehr die nützliche, brauchbare

Digitized by Google

Säule und weiter nichts; aber da es unmöglich ist, gänzlich aller Verzierung zu entsagen, so bekleidet sie der Chinese mit allerlei bunten Farben.

Die Säule ist fast immer von Holz, ihre Höhe muß siebenmal den Durchmesser enthalten. Eine Säule, deren Durchmesser zwei Fuß beträgt, wird daher 14 Fuß in der Höhe haben. Diese Proportion ist also augenscheinlich viel kürzer als die der griechischen und römischen Säulen. Die griechische Kunst hat die Schönheit in ihren Säulenordnungen durch eine allgemeine, weit zierlichere Verhältnißmäßigkeit und durch das Anschwellen und Abnehmen des Schaftes erreicht. Die chinesische Säule hat kein Kapitäl, anstatt dieser schönen Zierde ist die Höhe des Schaftes durchschnitten durch viereckige Balken, die einen Vorsprung von fast dem halben Durchmesser machen und deren Extremitäten zuweilen mit Gemälden oder Bildhauerarbeiten verziert sind.

Die Dächer bilden einen der seltsamsten Bestandtheile der chinesischen Baukunst. Ihre Form und ihre Construction verdienen gleicherweise die Aufmerksamkeit des Architekten. Unter die Eigenthümlichkeiten der chinesischen Bauart gehört ferner der durchgängige Mangel an Glasscheiben, obgleich man das Glas sehr wohl kennt und zu verschiedenen andern Dingen anwendet. Die Fenster sind mit Papier versehen oder mit beweglichen Jalousien. Eine andere Sonderbarkeit ist, daß an den Thüren und Fenstern, deren Gestalt sehr mannichfaltig ist, sich kein Eisen findet. Ebenso gibt es keine Schlösser; die beiden Thürflügel öffnen und schließen sich mit der leichtesten Anstrengung. Dies System ist ganz allgemein; der Palast des Kaisers wie die Hütte des Bauern sind so eingerichtet. Alle Zimmer, große und kleine, in den Palästen wie in den geringen Wohnungen, werden von außen durch Öfen geheizt, welche sich gewöhnlich in den Souterrains der Häuser befinden. (In dieser Hinsicht sind uns also die Chinesen zuvorgekommen, denn bei uns ist diese Einrichtung, die Häuser aus den Souterrains zu heizen, erst neuerlich üblich geworden.) Von diesen Öfen gehen Röhren aus, die sich gemeiniglich unter dem Parquet der Zimmer hinerstrecken.

Um auch ein Wort über die sogenannten Porzellanthürme in China zu sagen, reicht es hin, den berühmtesten des Landes, den Thurm von Nanking zu beschreiben. Die alten Chinesen trieben den Luxus in Betreff dieser Gebäude weiter als die heutigen. Unter den Thürmen, welche jetzt nicht mehr existiren, gab es einige von 500 Fuß Höhe. Alle diese Thürme haben einen religiösen Zweck. Sie haben in der Regel einerlei Form; es sind Hexagone oder Octogone in 7, 8 oder 10 Stockwerke abgetheilt, deren Dicke sich stufenweis von der Basis zum Gipfel hin vermindert. Jedes Stockwerk ist durch eine Art von Carnies ausgezeichnet, welches ein in sechs, acht oder zehn Seiten vorspringendes Dach trägt, an dessen Ecken kupferne Glöckchen hängen. Um jedes Stockwerk läuft eine mit einer Balustrade gezierte Galerie.

Der Thurm von Nanking, der im Lande „der Tempel der Dankbarkeit" heißt, steht in der Mitte vieler geräumigen Gebäude, die zu einer Bonzerie gehören, und befindet sich außerhalb der Stadtmauer. Er ruht auf einer massiven Basis aus Backsteinen, die sich wie eine Platform ausnimmt und mit einer Balustrade aus rohem Marmor versehen ist, zu der man mittels einer Treppe von 12 Stufen hinaufsteigt, der Thurm ist ein Achteck, jede Seite hat 36 Fuß Länge, der Gesammtumfang beträgt ungefähr 286 Fuß und der Durchmesser 85. Er hat neun Stockwerke, deren jedes höhere etwas hinter dem untern zurückspringt. Ein sehr vorspringendes Dach beschützt die äußere Galerie jedes Stockwerks. An jedem Ende seiner acht Ecken hängt eine Metallglocke, die unaufhörlich im Winde klimpern, ein Geräusch, das oft nur dem Schwirren der Insekten gleicht und für die Chinesen etwas ungemein Reizendes hat. Ueberhaupt hängen diese mit großer Liebe an den Glöckchen und werden aus diesem Grunde sich sobald noch nicht zu den Glocken erheben. Die Mauer des Erdgeschosses hat 12 Fuß in der Dicke, die in dem Maße, wie sie sich erhebt, abnimmt; sie ist mit einer Art von rohem Porzellan überkleidet und mit Blau, Grün und Gelb bemalt. Der Thurm ist gut erhalten, obgleich er schon vor 400 Jahren erbaut worden, was in China ein seltenes Alter für Gebäude ist. Die vorspringenden Dächer jeder Etage sind bedeckt mit grünen, gefirnißten und überaus glänzenden Dachziegeln. Jede Etage besteht aus einem einzigen Stück und wird von vier Fenstern erleuchtet; die erste Etage ist die höchste. In der Mitte jedes Stockwerks befindet sich auf einem Piedestal ein dickes, schwerfälliges und stark vergoldetes Götzenbild. Auf den Mauern ringsum stehen viele kleinere, sodaß man in einem einzigen Stockwerk deren gegen 400 zählt. Ein Mast von 30 Fuß Höhe krönt das ganze Bauwerk. Er ist mit eisernen Reifen garnirt, die ihn aber nicht berühren und stufenweise abnehmend sich am Gipfel endigen, auf welchem sich eine vergoldete Kugel zeigt. Diese echt chinesische Verzierung entspricht den weiter unten hängenden Glöckchen, und man kann sich einen Begriff machen, wie die Bewegung dieser Reifen, verbunden mit dem Lärm der Glöckchen, den Chinesen belustigt und zugleich erhebt. Eine kleine, sehr rohe, aus 198 Stufen bestehende Treppe führt von einem Stockwerk zum andern. Die volle Höhe des Gebäudes, den Mast miteingerechnet, beträgt 200 Fuß.

Die bürgerlichen Gebäude der Chinesen beweisen, daß diese sehr gut von den Bedingungen des Bodens und Klimas Vortheil zu ziehen wissen und sich überhaupt auf das Nützliche und Bequeme gut verstehen. Die innere Verzierung der Apartements zeigt einen entschiedenen Geschmack für Reinlichkeit und Nettigkeit und einen Abscheu gegen alles Versperrte und Eingeengte. (Wie lange wird es dauern, ehe dies Letztere in China einen geistigen Bezug annimmt?) Die Buntheit der Farben ersetzt ihnen die Schönheit der Formen. Im Allgemeinen sind die Chinesen in ihrem Hauswesen ganz vernünftige Leute, aber was die europäische Kunst betrifft, so haben sie freilich darüber nur chinesische Ansichten. J.

Notizen.

Der vor Kurzem zu St.-Etienne verstorbene Privatmann Jovin-Bouchard war unstreitig einer der wohlthätigsten und uneigennützigsten Bürger Frankreichs. In seinem Testament hatte er unter andern folgende Legate verordnet: Für die Armen von St.-Etienne 3000 Francs, für das Waisenhaus 15,000 Fr., für Anlegung zweier neuen Promenaden in den von der arbeitenden Classe am meisten bevölkerten Stadtvierteln 114,000 Fr., für Gesundheitsanstalten und Straßenbeleuchtung 120,000 Fr., für den Aufbau einer Primairschule 100,000 Fr., für Erbauung eines Schauspielhauses und Vergrößerung des Rathhauses 116,000 Fr., für Verlegung der Loirepräfectur nach St.-Etienne 100,000 Fr., für Gründung eines Hospitals in der Gemeinde Fouillouse 80,000 Fr., zusammen 653,000 Francs. Auch der übrige Theil seines großen Vermögens ist nach Vorschrift des Testaments an solche Bürger gekommen, die bei Antritt ihrer Erbschaften den öffentlichen Nutzen nicht unberücksichtigt lassen werden. Sicherlich wird das Andenken dieses edelmüthigen Testators in den Annalen seines Distrikts unsterblich sein.

Ein Laie zu New-Providence (Amerika) legte bei Gelegenheit einer Abendmahlzeit sein Glaubensbekenntniß an die Existenz Gottes folgendergestalt ab: „Brüder, ich bin so überzeugt, daß es ein höchstes Wesen gibt, als ich überzeugt bin, daß ich gestern eine Ladung von 300 Tonnen frischen, superfeinen Mehles aus Alexandrien erhalten habe, die ich so billig, als in meinen Kräften steht, an Jeden unter Euch für baares Geld zu verkaufen gesonnen bin." Und dies wäre denn im Sinne mancher heutigen Thatsachen-Philosophen der wahre ontologische Beweis, gegen den nichts einzuwenden ist, weil alle Menschen Mehl brauchen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 11. — 11. Januar 1836.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Wir werden nun in die Geschichte der blutigen Insurrection von 1809 eingeführt, indem wir das Passeierthal betreten, wo der Sandwirth, Andreas Hofer lebte.

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50—60 Jahren brach ein, am Ende des Thals auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jetzt droht die furchtbare „Kellerlahn" einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese Kellerlahn einen Schlammvulkan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abgänge bildet, erblickt man Bauernhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgniß nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, daß selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kürzlich soll ein Hirt mit Schafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstraße. Nur auf Fuß- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übriger Tirol abgeschnitten. — Und die Einwohner: Sie sind ein sehr großer, sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer werden für die schönsten in Tirol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und deshalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) ziert statt des scharlachrothen Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrempige gelbe Hut ist der höchste Putz des Passeirers. — Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohlbegüterten Landsleuten gern unterstützt.

Die Beschreibung von Hofer's Wohnung „am Sande", wo seine Witwe, Anna von Hofer, und seine Familie noch leben, und die Episoden aus dem Kriege sind von vielseitigem Interesse und gewähren manchen Blick in das düstre Treiben jener wilden Zeit.

Je weniger Genaues man bisher über die berühmte Straße vernommen hat, welche aus dem untern Vintschgau (Finisgowe) über das stilfser Joch nach Bormio (Worms) im Valtelin führt, die höchste fahrbare Straße Europas, welche, bis 8911 Fuß über der Meeresfläche steigend, an dem Felsenkegel des Ortles vorüberführt, der mit seiner Höhe von 13,400 Fuß den Grenzstein zwischen Tirol, Lombardei und Schweiz bildet: um so willkommener muß die Schilderung dieses Riesenwerks sein, von welchem weiter unten noch die Rede sein wird, welche der Verf. auf S. 228—244 liefert. Nun folgen wir ihm noch durch das obere Vintschgau, das Thal der Venoneten, wo Drusus eine Straße anlegte, nach Glurns und Mats, nach der Etschquelle und nach dem 3000 Fuß über dem Meere gelegenen Städtchen Nauders, nach dem Engaddin hin, wo wir auf Romanischredende stoßen, besuchen dann von Landeck aus das Oberinnthal, wo uns die Geschichte des frommen Menschenfreundes Heinrich, eines Findlings, vorgeführt wird, welcher 1386 an der Grenze des Landes auf dem Arlberg, von welchem Vorarlberg seinen Namen hat, ein Hospiz unter der Benennung der St.-Christophsbrüderschaft stiftete, und nehmen bei Bregenz, am Ufer des Bodensees ungern Abschied von einem uns liebgewordenen Führer und von dem Lande, von welchem der Dichter singt:

Da wird die Brust so freundlich mir wie Gärten um Meran,
Es schwimmt das Herz so leicht wie auf dem Gardasee der Kahn,
Und schneller als die Gemse springt und als der Adler kreist,
Schwebt über deine Gletscher hin mein wonnetrunkner Geist.

Bei dir heißt nicht, daß hier es schön, daß dort es schöner sei:
Tirol ist Eins, im Thalesgrund und wo sich schwingt der Weih.
Es ist das Land der Biederkeit, der Treue und der Kraft,
Des Stammes Wurzel ist noch gut und blühend ragt der Schaft. *)

*) J. B. Rousseau, Poetische Reisetabletten.

Digitized by Google

Kunstfreunden und Reisenden ist das prächtige Werk bekannt, welches der Engländer Brockedon vor etwa sechs Jahren unter dem Titel: „The passes of the Alps", in zwei großen Quartbänden mit einer Menge vortrefflicher Kupferstiche herausgab. Andere Künstler, namentlich schweizer, haben Ansichten von den einzelnen Alpenstraßen geliefert. Im Jahr 1827 erschienen von J. J. Meyer in Zürich die „Aquatintadarstellungen des Weges über den Splügen und Bernhardin"; 1831 von dem Nämlichen die „Malerische Reise über das stilfser Joch nach Bormio und Mailand"; 1834 von Kälin und Suter „Die Gotthardstraße von Fluelen bis Lugano", sowie Bernucca's „Viaggio pittorico e storico al Monte Spluga". Diesen und manchen andern Werken kann das Buch des k. k. Ingenieurs Baumgartner, welches in der Ueberschrift gegenwärtiger Bemerkungen mit Nr. 3 bezeichnet ist, zum nützlichen Commentar dienen. Zu verschiedenen Malen, in den Jahren 1821, 1827 und 1830, besuchte der Verf. einzelne Theile der Alpen, um die großartigen Straßenbauten zu besichtigen, welche dort Schwierigkeiten überwunden haben, vor denen im ersten Augenblick auch der kühnste Unternehmungsgeist zurückschaudern mußte. So entstanden seine technischen Beschreibungen mehrer dieser Straßen, welche in dem vor uns liegenden Bande vereinigt sind. Diese sind nun folgende: 1) die von Wien über Grätz und Laibach nach Triest; 2) von Triest nach Venedig; sodann die ampezzaner Straße oder Strada d'Allemagna, die von Conegliano aus längs der Piave nach dem tiroler Pusterthal führt, 1823—24 bis an die tiroler Grenze vollendet wurde und in einer Länge von ungefähr 15 deutschen Meilen sich bis an die klagenfurter Straße erstreckt, welche sich bei Brixen mit der von Verona nach Innsbruck führenden verbindet; endlich der Weg von Venedig über Padua und Vicenza nach Mailand, wobei die Brennerstraße, deren höchster Punkt nur 4600 Fuß über dem Niveau des Meeres liegt und welche in Bezug auf Technik gar nichts Bemerkenswerthes darbietet.

Interessanter sind die nun folgenden Abschnitte, welche 3) von der Simplonstraße, 4) und 5) von der bernhardiner und jener über den Splügen handeln. Die erste wurde durch ein Decret der französischen Republik vom 7. Dec. 1800 befohlen und zum Theil Frankreich, zum Theil dem cisalpinischen Freistaat zugewiesen. Sie führt über Domo d'Ossola nach Brieg und wurde von 1801 — 5 hergestellt nach dem Plane des Ingenieurs Céard und mit einem Kostenaufwand von 17 Millionen Francs. Auf dem Scheitelpunkt des Simplon hat sie eine Höhe von 6174 pariser Fuß über dem Meere; die Entfernung beträgt von Brieg nach Domo d'Ossola 9, nach Mailand 19½ Posten. Der bernhardiner Paß, der sich bis zu 6584 Fuß erhebt und von Mailand über Bellenz (Bellinzona) nach dem graubündner Dorfe Splügen (4641 Fuß über dem Meere) führt, ist ein Werk des Schweizers Boccobelli. Von dem erwähnten Dorfe aus führt er, verbunden mit der Splügenstraße (welche über Isola nach Kläven, Chiavenna, und an den Comersee geht und eine Höhe von 6433 Fuß erreicht) durch die Via mala nach Tusis und Chur. Die beste Auskunft über diese beiden Straßen gibt ein 1829 in Zürich erschienenes Werkchen des Hrn. v. Tscharner: „Wanderungen durch die rhätischen Alpen", welches dem Rec., der in dem genannten Jahre diesen Weg nach Mailand nahm, ein angenehm-unterrichtender Begleiter war. Wir gelangen nun 6) zu der wormser Straße, von welcher schon oben in der Anzeige der Lewald'schen Schrift die Rede war. Sie führt uns 1) vom Comersee durch das Veltlin (Valtelina) nach Bormio, 2) von da über das stilfser Joch nach Mals. Die Höhe, welche sie erreicht, wurde bereits angegeben. Sie übersteigt die Schneelinie um mehr als 900 Fuß, wurde unter der Leitung des Oberingenieurs Donegani von einer mailänder Gesellschaft (Talachini) innerhalb drei Jahren ausgeführt und 1824 vollendet. Auf der tiroler Seite beträgt die Länge 14,590 Klaftern. *) Der siebente und letzte Abschnitt beschreibt den Weg vom Flecken Mals im Vintschthal über Innsbruck und Salzburg nach Wien.

Es ist uns bei dieser kurzen Anzeige unmöglich gewesen, in das Technische des Straßenbaues einzugehen, welches der Verf. durchgehends in genauen Beschreibungen des Steigens und Fallens, der Galerien und Brücken, der Stützmauern und Cantonieren erläutert. Für Bauverständige und Ingenieure muß also sein fleißiges Werk von doppeltem Werthe sein, und wir können nur bedauern, daß die übrigen Alpenpässe, wie die über den Gotthard und den Cenis, davon ausgeschlossen geblieben sind und daß der Verf. sich nicht bewogen gefunden hat, Specialkarten der von ihm beschriebenen Straßen beizufügen, woran es noch fehlt und welche zum Verstehen des Einzelnen wesentlich beigetragen haben würden. Brockedon theilt recht hübsche Karten mit, hatte aber nur das Bedürfniß des Reisenden im Allgemeinen im Auge, nicht den Zweck wissenschaftlicher Forschung. 6.

*) Die Straße würde, wie der Verf. S. 286 bemerkt, niedriger geworden sein und auch sonst gewonnen haben, wenn man sie durch das Münsterthal statt über das stilfser Joch geführt hätte, indem sie dort ihre größte Höhe mit 8075 Fuß statt 8911 erreicht haben würde. Hier war auch der im Mittelalter sehr betretene Paß von Bormio nach Glurns. Politische Rücksichten wegen der graubündner Grenze, die hier weit vortritt, veranlaßten den gegenwärtigen Straßenzug, bei welchem allerdings Boden, Lage und Höhe manches anhaltende Hinderniß bieten.

Asiatische Münzsammlungen in Kasan.

Erschienen ist jüngst in Kasan durch die gelehrten Bemühungen des Professors der orientalischen Sprachen, des Staatsraths von Erdmann, eine ausführliche Beschreibung des in jener Universitätsstadt aufbewahrten asiatischen Münzschatzes unter dem Titel: „Numi Asiatici Musei Universitatis Caesareae Literarum Casanensis, quos recensuit et illustravit *Franciscus Erdmann* etc." Pars I. Vol. I et II. Casani in Universitatis Caesarea Typographia MDCCCXXXV. (Gr. 4. VIII u.

Digitized by Google

827 S.), welches Werk nebst zwei frühern desselben Verf. *) durch die Heberg'sche Buchhandlung in Rostock den Freunden der orientalischen Literatur für die unten beigesetzten Preise dargeboten wird.

Auf dem Grund älterer mohammedanischer Münzsammlungen in Kasan, auf deren Wichtigkeit Fähn in seinen frühesten numismatischen Schriften (s. D. G. Tychsen von A. Th. Hartmann, B. II, Abtheil. 2, S. 87—89) aufmerksam gemacht hat, sind theils durch die freigebige Unterstützung des Kaisers, die ganze Cabinete für den Preis von vielen Tausend Rubeln der Universität zugeführt hat, theils durch zahlreiche Geschenke aus den verschiedensten und entferntesten Provinzen des umfassenden Kaiserreichs schätzbare und seltene Reichthümer zusammengehäuft, die in dem, unserm kundigen Vorsteher seit 1822 anvertrauten Museum vereinigt, in dem vorliegenden Werke zur lehrreichen Übersicht in wohlgeordneten Classen dargelegt sind.

Die erste Nummer bilden diejenigen asiatischen Münzen, die in den Zeiten des Heidenthums und vor der unter dem Khalifen Abdul-melik im J. der Hedschra 76 oder 695—696 nach Chr. Geb. eingeführten Gewohnheit unter den Arabern üblich gewesen sind.

Auf die sassanidischen Münzen, die den Zeitraum vom J. 226—652 einnehmen, folgen diejenigen Münzen, die in den ersten Jahren des Islams vor dem angegebenen Zeitpunkte geprägt sind.

Nach dieser Einleitung erscheinen in der ersten Hauptabtheilung die Khalifenmünzen vom J. der H. 75—656 oder 692—1258, also die der Umaijaden, Abbasiden.

In der zweiten Hauptabtheilung die Dynastienmünzen während der Dauer des Khalifats in Asien und Afrika, d. h. der Aghladiten vom J. der H. 184—209 oder vom J. 800—902; der Tahariden vom J. der H. 205—259 oder 820—873; der Samaniden vom J. der H. 279—395 oder 892—1004; der Buweihiden und Sejariden vom J. der H. 321—498 oder 932—1056; der Hamdaniden vom J. der H. 317—368 oder 929—979; der Ajubiden vom J. der H. 567—652 oder 1171—1254; der Seldschukiden von Kleinasien vom J. der H. 480—700 oder 1095—1300; der Atabek von Mosul vom J. der Hedschra 521—658 oder 1127—1259 und der Ortukiden von Maredin vom J. der H. 516—716 oder 1132—1316.

Eine dritte Hauptabtheilung umschließt die Münzen derjenigen Völker Asiens und Europas, die sich zu dem Mohammedanismus bekennen, kurz vor und nach dem Untergang des bagdadschen Khalifats. Z. B. aus dem Geschlecht der Chakan von Turkestan, der Beherrscher von Charizmia und Khorasan, der goldenen Horde, der Nachkommen Dschingiskhan's, der Nachkommen Timur's u. s. w., zusammen zwölf Classen bildend, wovon einige bis in die neuesten Zeiten hinabreichen.

In einer vierten Hauptabtheilung werden uns nichtmosleimische Münzen, georgische und sinesische vorgeführt und in einer fünften theils indische Münzen aus verschiedenen Bezirken und Inseln, theils jüdische Münzen.

Die Gesammtzahl der beschriebenen Münzen beträgt 2913 und zwar 29 goldene, 2109 silberne, 773 kupferne und 2 bleierne, die nach dieser Ordnung unter die einzelnen rubricirten Fächer zweckmäßig vertheilt sind.

Eine vorzüglich verdienstliche Seite des Erdmann'schen Werks ist, daß, so weit es den Kenntnissen des Verf. irgend erreichbar war, die öffentlichen und Privatsammlungen, in welchen die beschriebenen Münzen sich befinden, z. B. russische, deutsche, schwedische, italienische u. s. w., sowie die besondern Schriften, die der Erklärung derselben gewidmet sind, auf das Sorgfältigste nachgewiesen werden, sodaß ein anziehender Stoff zu lehrreichen Vergleichungen und Betrachtungen sich hier darbietet. Ein Beispiel sei S. 110 „Schaschae anno 286 (899) in mus. Borg. (Adler II, 55) in mus. regio Stokholm. (Hallenb. I, 141) in mus. sol. Petrop. (numi cuf. pag. 12) in num. Goett. Tychsen l. l. pag. 129) in mus. Ac. Petr. Roc. pag. 42, in mus. Milan. (Castigl.-pag. 55) Repert. XVII, 240. 275 in mus. Gothano (Moeller pag. 101) Mag. Encyc. I. c. pag. 312."

Die Brauchbarkeit wird nicht wenig erhöht durch einen doppelten Index, wovon der eine diejenigen asiatischen Münzen begreift, die nach Herrschern, Städten und der Jahrzahl in folgender Ordnung aufgeführt werden, z. B. S. 778 „Nomina Abbasidarum, Regum — Harun Raschid. Nomina urbium (e. gr. Astarabds). Anni Hedschrae 172, Anni post Chr. natum 783—789. Der zweite Index populorum, regum, terrarum, urbium, locorum rer. cet. gibt in alphabetischer Ordnung mit genauer Bezeichnung der Seitenzahl die vollständigsten Nachweisungen. A. Th. Hartmann.

*) a) De expeditione Russorum Berdaam versus auctore Imprimis Nicamio. 2 Bde. Kasan. 1828. 1832. Gr. 8. 5 Thlr. b) Die Schöne vom Schlosse, Muhammed Misamedin dem Sendscher nachgebildet. Kasan. 1832. Gr. 4. 3 Thlr. Beide von dem Unterzeichneten beschrieben in Nr. 328 d. Bl. f. 1832. Das Museum Asiaticum, gr. 4., kostet 12 Thlr.

Rafael's Madonna di San-Sisto sammt ihren Nebenfiguren zum ersten Male zusammenhängend erklärt; nebst Andeutungen über die Transfiguration und den fälschlich sogenannten Streit über das Sacrament. Von Karl Hermann Weise. Quedlinburg, Basse. 1835. Gr. 8. 6 Gr.

Wenn der Verf. dieses wenige Seiten umfassenden Schriftchens sagt, daß manche Werke der neuern Kunst noch einer richtigen Deutung entgegensehen, daß namentlich Einzelnes von Rafael (so viel auch vom alten Vasari herab bis auf Hrn. Nagler, seinen neuesten Biographen, dem ein anderer zu folgen schon auf dem Sprunge steht, über ihn geschrieben worden) noch keineswegs verständlich und ausführlich erörtert ist, so hat er darin unbezweifelt Recht. Um sein Scherflein beizutragen, hat er nun eine Erklärung der drei oben bezeichneten berühmten Bilder versucht; und wenn man auch nicht in Alles einstimmt, was er besonders im Eingange über Religion und Kunst sagt, und vielleicht versucht sein möchte, an die Art und Weise mancher Ästhetiker zu denken, die in ein Kunstwerk mehr hineinlegen, als dem Meister je in den Sinn gekommen, so wird man doch seinen Ansichten Anerkennung nicht versagen dürfen. Die Madonna di San-Sisto erklärt er dahin, daß die Nebenpersonen (die heil. Barbara und der heil. Sixtus) sich auf die vor dem Altare Bittenden beziehen, welche Sixtus hinausdeutend der Madonna empfiehlt, während Barbara den erwartenden Engeln (Boten der Gottheit) die Erhörung ankündigt. Die Bittenden sind als Sündige zu denken; man kann sich die Brüderschaft der Frati neri, für deren Kirche zu Piacenza das Bild gemalt wurde, als vor demselben kniend vorstellen; Mutter und Kind sind ernst und hoheitblickend, der Heilige steht mit ausdrucksvoller Geberde. Einen Gegensatz dazu finden wir, wie der Verf. entwickelt, in der bekannten, weit früher entstandenen Madonna von Foligno, in der sich Alles freundlicher, leichter, weniger feierlich gestaltet; wobei, wenn man sich so ausdrücken darf, die vermittelnden Heiligen eine minder schwere Rolle haben, da der unten kniende Donatar im Voraus schon halb zu Gnaden angenommen ist.

Gehen wir nun zur Transfiguration über. Der Mondsüchtige, den hier der Vater zu den am Fuße des Tabor versammelten Jüngern bringt, „ist eine symbolische Person und bedeutet die Invidia, Obtrectatio, den Haß und die Opposition gegen den Heiland und gegen Licht und Wahrheit." Die einfache historische Deutung, welche freilich, durch das Evangelium gegeben, nahe liegt, läßt sich nach des Rec. Bedünken mit dieser oben angedeuteten in Übereinstimmung bringen. Was

Digitized by Google

endlich die berühmte Disputa in dem Zimmer der Signatur betrifft, so erklärt Hr. Weise, die drei übrigen Bilder, Philosophie, Gesetzgebung und Poesie, mitheranziehend: hier sei an keinen Streit zu denken, sondern an einen einfachen Vortrag über einen Gegenstand des Dogmas. Dieser Theil seines Schriftchens ist wol der am wenigsten befriedigende; der Ausdruck: Disputa, unter dem das Bild bekannt, setzt grade keinen Streit voraus, denn ein Einzelner kann, Gründe und Gegengründe anführend und erwägend, vor einer ganzen Versammlung disputiren. Freilich ist die deutsche Übersetzung des Wortes nicht ganz passend. Daß übrigens die Disputa sich auf das Geheimniß des Sacraments beziehe, müssen wir allerdings mit der gewöhnlichen Meinung annehmen, da jede andere Erklärung das Fernerliegende statt des Nahegegebenen herbeiholen würde. Ob Perugino auf Rafael den Einfluß geübt, welchen der Verf. auf S. 22 bezeichnet, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber wissen wir dem Verf. Dank für seine Arbeit.

6.

Die Gesichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallerdon, über Frankreich und dessen Zukunft, im Jahre 1816 geschaut. Nach dem Französischen. Eine Zugabe zu den Blättern aus Prevorst und zum Druck befördert von dem Herausgeber derselben. Heilbronn, Drechsler. 1835. 8. 8 Gr.

Es würde den Absatz dieser Schrift schmälern, wollte Ref. auch nur auszüglich verrathen, was im J. 1816 der Engel, der dem Thomas Ignaz Martin zu Gallerdon auf dem Felde erschien, diesem zu weiterer Mittheilung an den König anvertraute, was denn der auserwählte Bote trotz aller Hindernisse, den Aufenthalt in Charenton mitgerechnet, auch endlich dem König sagte, und was seitdem unbegreiflicherweise (wie es zu Ende des Schriftchens heißt), obgleich von so großer Wichtigkeit für Frankreich und für die Welt, so wenig Beachtung fand und beinahe in Vergessenheit gerieth. Das Verdienst, es vor letzterer bewahrt und deutschen Gläubigen und Schauenden mitgetheilt zu haben, hat sich, wenn auch etwas spät, nämlich im Jahre, da man schreibt 1835, Hr. K. erworben. Mit ihm zu streiten, ob Engel erscheinen oder nicht, über ihre Herkunft und ihre Befugniß ꝛc., ist überflüssig; vielmehr ist Ref. mit ihm völlig darüber einverstanden, daß die „Gebildeten und Geisterreichen" (wären sie letzteres und nicht blos geistreich, so würde Hr. K. nicht seine Zornschale über sie ausgießen) sich ganz vergeblich abmühen, den Auserwählten mit „Einreibungen in die Kopfschwarte und drastischen Purganzen" zuzusetzen.

20.

Notizen.

Über das unlängst in London erschienene mathematische Werk: „Resolutio problematis de circuli quadratura juxta calculum quem colligere potuit Foaquimus Antonius de *Oliveira Leitao* etc." spricht sich die „Literary gazette" in einer Anzeige, mit dem ihr eigenthümlichen Hohn folgendergestalt aus: „Wir gestehen ganz aufrichtig, daß des Senhor de Leitao sogenannte Demonstration uns durchaus unverständlich gewesen ist, und zweifeln auch nicht im Geringsten, daß es mit derselben allen Menschenkindern so gehen wird, den Gentleman ausgenommen, welcher der Verf. ist. Gleichermaßen aber trauen wir einem so scharfsinnigen Mathematiker zu, daß er die Lösung dreier andern Probleme nicht verschmähen wird, welche uns selbst viel Studium gekostet haben: Nr. 1, die Berechnung der Distanz (nach Elle und Fuß) vom ersten Capitel der Genesis an bis auf den Gipfel des Ätna. Nr. 2, die Höhe des Montblanc nach Pfunden, Schilling und Pences. Nr. 3, die Meilenlänge der britischen Nationalschuld, und wie lange Zeit wol Capitain Barclay, oder ein anderer guter Fußgänger dazu brauchen würde, um sie zurückzulegen. Diese Fragen dünkt uns, eignen sich vortrefflich für den Geistescaliber unsers Gentleman, der uns, beiläufig gesagt, an die Figur eines andern Mathematikers erinnert, welcher sich auf einer der Platten von Hogarth's „Weg des Liederlichen" findet."

Verschiedene französische Journale haben unlängst bei Gelegenheit der Anzeige von Casimir Delavigne's „Don Juan d'Autriche" fälschlicherweise mitgetheilt, daß der Degen Franz I. sich gegenwärtig im Museum der Artillerie befinden solle.*) Dies ist ein Irrthum; dieser berühmte Degen war im Besitz der Stadt Madrid, zur Zeit da Napoleon seinen Einzug in diese Residenz hielt. Die Stadtbehörde machte ihm die Waffe zum Geschenk, und er pflegte dieselbe in der Regel zu tragen, wenn er den Kaiserornat bei feierlichen Gelegenheiten anlegte. Außerdem befand sich der Degen unter der Obhut eines der kaiserl. Offiziere. Bei seinem Tode legirte Napoleon denselben mittels eines ausdrücklichen Codicills seinem jüngsten Bruder Jerome, in dessen Besitz er von diesem Augenblick an verblieb. Über diesen Degen, von dem es mehre Abdrücke und Zeichnungen gibt, sagen Rossi und Rolandi Folgendes; der Erstere: „Serafino Bresciano fece uno stocco a Francesco I. che gli fu contraccambiato con una collana d'oro e rimeritato col titolo di cavaliere. Morì vecchissimo e fu sepolto in San-Francesco di Brescia." Letzterer fügt hinzu: „Serafino Bresciano fu predecessore di Cellini." Delavigne hatte während seines Aufenthalts in Rom diese classische Waffe, auf welche sein Don Juan so großen Werth legt, mehrmals in Händen. Der Verfasser dieser Berichtigung erzählt ferner, daß er bei seiner Anwesenheit zu Lausanne, wohin sich Jerome Bonaparte, um der Cholera zu entgehen, mit seiner Familie begeben hatte, noch ganz neuerdings bei ihm den Degen Franz I. gesehen hat, und zugleich auch den Säbel, dessen sich Napoleon in der Schlacht von Marengo bediente und den er ebenfalls seinem Bruder nach Beendigung des Feldzugs zum Geschenk machte. Er erhielt ihn in dem Palast der Tuilerien und bemerkte noch, daß das ausgezeichnete Geschenk damals einigermaßen den Neid des ritterlichen Murat und des Marschalls Lannes erregte.

Unter vielen interessanten Anekdoten von Thieren enthält ein neuerdings in London erschienenes Werk: „Gleanings in natural history", folgenden merkwürdigen Zug eines neufundländischen Hundes: Auf der Fregatte Leander, welche während des letzten Krieges zu Halifax in Neuschottland stationirt war, befand sich auch eine alte neufundländische Dogge an Bord. Er war schon manches Jahr Attaché des Schiffs gewesen, und man hatte schon mannichfache Proben seiner ungewöhnlichen Klugheit. Alle Matrosen waren darüber einverstanden, daß er die Worte verstände, die in seiner Gegenwart geredet würden, deshalb stand er auch bei dem Schiffsvolk in großem Ansehen. Eines Tages, als er auf dem Verdeck lag, näherte sich ihm der Capitain und sagte im Vorübergehen zu einem Begleiter: Neptun fängt an alt und schwach zu werden, ich werde ihn müssen erschießen lassen. Hatte nun der schlummernde Neptun diese Worte vernommen, oder nicht genug, er sprang, sobald der Capitain vorüber war, augenblicklich über Bord und schwamm schnurstracks nach einem Schiff, das sich in der Nähe des Leander befand. Man nahm ihn an Bord und hier blieb er bis an seinen Tod. Nichts konnte ihn bewegen, nach dem Leander zurückzukehren. Sobald er Einen von der Mannschaft am Lande, oder in einem Boote erblickte, machte er sich sogleich auf und rannte davon.

11.

*) Vgl. die Notiz in Nr. 353 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 12. — 12. Januar 1836.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart von W. Alexis. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 4 Thlr.

Wir bedauern aufrichtig, in dem Totaleindruck dieser Blätter einen Charakter der Misstimmung zu Welt und Weltordnung zu erblicken, oder mindestens von dem Scheine einer solchen Misstimmung den Verf. nicht freisprechen zu können; aber wir verdanken dieser Misstimmung, die hoffentlich nur eine vorübergehende ist, ein ausgezeichnetes, ein treffliches Werk. Bei den französischen Romandichtern des Tages sind wir gewohnt, eine völlige Verleugnung der subjectiven Denkweise anzunehmen, seitdem wir wissen', daß Eugen Sue, der Portraitist menschlicher Tiger und der Höllen-Breughel mit der Feder, ein arger Schalk, ein Lebemann, ein Jünger des Genusses ist; allein bei deutschen Autoren, die es überhaupt selten bis zu dieser Umkehr und diesem Widerspiel zwischen Gesinnung und Ausdruck bringen, sind wir noch immer zu einem mehr oder minder consequenten Rückschluß vom Ausdruck auf die Gesinnung berechtigt, und die nicht blos tief melancholische, sondern sogar bitter-schadenfrohe und hämische Denkweise des Haupthelden dieses Buches bekümmert uns trotz aller Protestationen des Verf. daher mehr, als uns selbst lieb ist. Er sage, was er wolle, die Welt wird immer glauben, ein Kern von Dem, was Eberhard schreibt, werde in ihm gelebt haben, und da wir ihm nur Gutes wünschen, betrübt es uns, ihn in seinen Ansichten über die Widersprüche der Welt, die dem klaren Geist doch immer nur als Syllogismen erscheinen, wenn auch nur scheinbar, faden- und pfadlos anzutreffen. Es ist das Subject, es ist unser Ich, das diesen Syllogismen den täuschenden Schein der Wahrheit aufprägt; eine objective Wahrheit wohnt ihnen nicht bei, und der Schriftsteller, der Dichter, dünkt uns, hat den Beruf, diese Täuschung zu beleuchten, dem blödern Auge einsichtlich zu machen und es zu stärken. Jedermann weiß jetzt, was von dem Byronismus in Vers und Prosa zu halten ist, und ein hochgestellter Geist, wie der unsers Verf. ist, wird uns stets mehr gefallen, wenn er die dieser Denkart entgegengesetzte Saite anschlägt, als wenn er in die Dissonanz einfällt, die Byron für den Endaccord der Welt hielt, während sie nichts als einen kurzen Vorhalt zum wahren Schlußaccord bildete.

So viel über die Gattung, der dies Werk der Erfindung, der Misdeutung leicht unterworfen, angehört. Wir wissen recht gut, daß die Welt des Dichters nicht von einer ewigen Maisonne beleuchtet erscheinen kann, ja daß er sogar die Pflicht hat, in die sonnenlosen Tiefen, die Schlünde und die Abgründe des Menschenlebens hinabzusteigen; aber mit Betrübniß sehen wir doch in den Vordergrund dieses Gemäldes eine Gesinnung treten, die durchaus verkehrt, in sich verwerflich und nicht minder unwahr als häßlich ist. Selbst wenn diese Gesinnung wie hier nur zum Contraste des wahren Tugendsinnes dienen soll, so ist und bleibt der Spott über die Weltordnung, die frivole Opposition gegen ihre Gesetzgebung doch immer ein gefährliches Spiel des Geistes und darf unserer Meinung nach ihre verführerische Scheinwahrheit nicht bis zu solcher Höhe ausbilden.

Doch wir müssen hier einhalten, um nicht in den Fehler der kritischen Schule zu verfallen, die ein Werk der Kunst nach Moralprincipen richtet, wie nicht minder in den Irrthum, der aus der Gesinnung einen Verwerfungsgrund für eine ästhetische Leistung macht. Auch ist die Denkweise Eberhard's, die freilich gradezu zum leiblichen oder geistigen Selbstmord führen muß, bekanntlich ja nicht die des Verfassers, und wir haben den Repräsentanten seiner Gesinnung vielmehr in einer ganz andern Individualität zu suchen.

Nichtsdestoweniger ist Misstimmung der Grundton der ganzen Dichtung, die durch Geist und Bedeutung diesen Namen allerdings verdient. Schärfer und geistvoller wie hier hat der Verf. die Gebrechen unsers Sittenzustandes niemals gegeißelt, nie, selbst im „Cabanis" nicht, mehr Kraft der Erfindung entwickelt und einen tiefern Einblick in Welt und Charaktere bewährt. Schriftsteller, die er auf seinem Pfade antrifft, z. B. Laube, ja selbst Heine u. A., stellt er entweder ins Bloße, oder läßt sie hinter sich zurück; sein Gemälde kommt den Tieck'schen an Poesie und Abrundung nahe, zeigt mehr Farbenspiel und Wechsel als die Steffens', Posgaru's, Sternberg's und des Verf. des „Scipio Cicala", und bewährt mehr Kunstverständniß als die ähnlichen Bilder Th. Mundt's, Heyden's u. A. Ernst und Bedeutung stellen ihn weit über Spindler und ähnliche Erzähler; ja, in letzter Be-

Digitized by Google

ziehung verdunkelt er sich selbst im „Cabanis“ und seinen frühern erzählenden Romanen.

Das reflective Element waltet und herrscht hier, und gleich die Einleitung kündigt diese Herrschaft auf entschiedene Weise in der Lebensgeschichte Eberhard's an, dessen schweres Loos uns aus seiner Abkunft, als Sohn eines Diebes und Selbstmörders, von einem lieblosen Pflegevater erzogen, sofort deutlich wird. Der tief melancholischen Seelenstimmung gegenüber, die aus dieser Wurzel emporkeimt, zeigt sich uns im Baron Landschaden, dem freundlich-feindlichen Gegenpol Eberhard's, ein heiterer Optimismus mit etwas selbstsüchtigem Wohlwollen gegen die Welt, der jedoch bald in den entschiedenen Nihilismus des Zweifels überschlägt. Ursprünglich Verfolger der neuen Ideen, dann, selbst von ihnen angetastet, zur Resignation flüchtend, aber vor dieser, als einer Ausgeburt der Eitelkeit, durch eine weitsehende Freundin gewarnt, verliert sich im Verfolg der Geschichte alles andere Interesse in diesem originell ausgestatteten Charakter, dessen bei allem Wechsel dennoch feste Natur dem Verf. Gelegenheit gab, allen Meinungen gerecht und ein Maler aller Ansichten der Zeit zu werden, was eigentlich wol als Plan bei diesem Werke vorlag; denn die Geschichte selbst können wir nicht genugsam anziehend finden, um ihr nicht einen untergeordneten Platz in demselben anzuweisen. Der Verf. findet vielmehr ein Vergnügen darin, uns Das, was vorgeht, mehr errathen zu lassen als zu erzählen; wir sehen die Facten wie durch einen nur halbdurchsichtigen Schleier, und treffen den Autor bemüht, selbst diesen noch zu verwirren. Das Warum hiervon vermögen wir nicht einzusehen, machen aber bemerklich, daß in unsern Augen factische Dunkelheiten im Roman, die zu steter Anspannung des Auges auf diese nöthigen, dem höhern Verdienste desselben stets überaus schädlich sind; denn jeder Leser stellt nur sein gewisses Maß von Aufmerksamkeit zur Verfügung, sein Contingent von Geist, so zu sagen, und was davon die Thatsachen in Anspruch nehmen, das muß die Form und die Reflexion natürlich entbehren.

Doch das Wort Form erinnert uns daran, daß wenigstens die erste Hälfte dieses Romans eigentlich aller Form entbehrt. Trotz mehrer genialerfundenen Züge, besteht das Verdienst des ersten Bandes doch nur in geistreichen Anklagen gegen die Welt, in Charakterskizzen und bedeutungsreichen Betrachtungen, welche ein schwacher und anbrüchiger geschichtlicher Faden ungewöhnlich lose verknüpft. Dem Verf. scheint sein Ziel noch nicht klar geworden zu sein, und inzwischen reizt er unser Verlangen durch Brocken von Geist. Unsere Mittheilungen aus seinem Buche müssen sich daher auch auf solche Aphorismen beschränken. Eberhard in seinen Briefen an den Berggeschworenen, der übrigens gar nicht zur Person wird, sondern ein bloßer Begriff bleibt — sagt z. B.:

Heine spricht am vollkommensten die Sprache des Unmuths, welche heut die Sprache der Werther abgelöst hat; aber erfunden hat er sie nicht, er fand sie vor... Wer verbietet uns zu lachen, wo wir nicht mehr weinen können? Das ist das Charakteristische des Weltwehs von heut, daß es uns so ungeheuer und zugleich so lumpig dünkt. An der äußersten Faser der Alraunwurzel hängt eine Schelle, und deshalb gibt es so wenig raisonnabeln Wahnsinn... Andere meinen freilich dagegen, die Ironie sei es allein, die uns in dem Wirbelwind der Bewegung und des Widerstandes perpendicular erhält.

Seiner Geliebten, die ihn nach seinem Glauben fragt, gibt er zur Antwort, er sei ein Zerrissener. „Gewiß, Liebe, erst sind wir katholisch, dann werden wir protestantisch und dann zerrissen, und die dann wieder katholisch werden, sind schon auf dem halben Wege zum Heiligen; es ist die große Straße — man kann nicht fehlen.“ Wir fürchten sehr, Eberhard sagt mehr Wahrheit, als er sagen will. Eberhard ist ein Dichter, aber, wie der Verf. selbst nicht undeutlich merken läßt, ein von Tinte berauschter Dichter. Die Dinge der Welt stellen sich für ihn auf den Kopf. Was er S. 116 schreibt, ist schon mehr als halber poetischer Wahnsinn.

Ich will über Gerechtigkeit schreiben. Sie existirt, glaube mir's; die Form ist uns nur fremd. Sie heißt Ungerechtigkeit. Was wir erworben, zehrt ein Anderer auf; was wir durch Liebe ins Leben riefen, kriegt Beine und läuft uns davon; mit unsern Gedanken spreizen sich Fremde, für unsere guten Thaten kriegen Andere Orden. Das ist Wiedervergeltung. Thor — denn weißt du, wem du's gestohlen, was du erworben? u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Afrika. Geschichte der geographischen Entdeckungen in diesem Erdtheile von J. Löwenberg. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1835. 8. 1 Thlr.

Afrika steht noch immer als das große Räthsel da, das gelöst sein will und Europa gleichsam neckend zu seiner Lösung und Enträthselung auffodert. Auch werden in der That immer von Neuem wieder Versuche gewagt und unternommen, das Innere des Räthsellandes zu entschleiern, aber vergeblich. Sie mislingen und bleiben ohne Erfolg und Ergebniß, müssen dies gewissermaßen vornehmlich aus dem Grunde, weil sie stets nur von einzelnen kühnen Männern unternommen worden sind, welche die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihnen das Klima und die Beschaffenheit des unwirthlichen Landes entgegensetzen, natürlich nicht zu überwinden vermögen, vielmehr denselben nothwendig früh oder spät erliegen müssen und erliegen sind. Entdeckungsunternehmungen im Innern von Afrika werden nur dann mit Erfolg und wahrem Nutzen unternommen werden können, wenn sich eine europäische Macht in Afrika consolidirt hat, und von ihr begünstigt, unterstützt und geschützt, eine mit Allem reichlich versehene und ausgerüstete Karavane ein solches Unternehmen aus- und durchführen kann. Daher würde es schon von diesem Gesichtspunkte aus von der größten Wichtigkeit und höchst wünschenswerth für Europa sein, wenn Frankreich seine neugegründete Colonie im Algier behaupten und fest begründen kann, da man dann zu hoffen berechtigt sein wird, daß unter seinem Schutze und seiner Leitung umfassende, gehörig vorbereitete, ausgerüstete und geschützte Entdeckungsunternehmungen in das Innere von Afrika mit Erfolg werden unternommen werden können, und daß der Schleier, der dies geheimnißvolle Land so lange vor dem europäischen Forscherauge verhüllt hat, sinken wird. Aber wenn auch die seitherigen Bestrebungen, das Innere von Afrika kennen zu lernen, oder in dasselbe einzudringen, eben nur vereinzelte und von Einzelnen gewagte Versuche gewesen und fast insgesammt nicht von sonderlichen Erfolg gekrönt wurden, so bleiben sie doch immer sehr rühmlich und verdienen sowie die kühnen Männer, von denen sie mit bewundernswürdiger Hingebung und standhafter Ausdauer unternommen wurden, dem Andenken der Zeitgenossen und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Eine Geschichte der Entdeckungen in

Digitized by Google

Afrika hat daher unstreitig ihre Nothwendigkeit und ihr Verdienst, eben weil sie und die Versuche und Unternehmungen, die zu verschiedenen Zeiten, von Seiten verschiedener Völker und Männer gemacht und ausgeführt worden sind, treulich darlegt und aufbewahrt. Dies Verdienst hat sich nun auch der Verf. der vorliegenden Geschichte der geographischen Entdeckungen in Afrika erworben. Sein Buch ist eine vollständige geschichtliche Zusammenstellung aller versuchten und wirklich gemachten Entdeckungen in Afrika seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten zu nennen. Es wäre nur zu wünschen, daß er mehr Ordnung und Zusammenhang in seine geschichtliche Darstellung gebracht und sie so mehr faßlich und übersichtlich gemacht hätte, statt daß sie so, wie sie nun vorliegt, ein verworrenes Chaos bildet, weil er offenbar seines großen und überreichen Stoffes nicht hat Herr werden können. Immer aber wird es ein nützliches, lehrreiches und verdienstliches Buch bleiben, indem es der Verf. an Fleiß und sorgsamer Forschung keineswegs hat fehlen lassen. Ist das Gegebene auch keine systematisch geordnete geschichtliche Darlegung, so ist es doch wenigstens eine vollständige Zusammenstellung der Entdeckungen, die schon seit uralter Zeit in Bezug auf Afrika gemacht worden sind. Meist zwar macht der Verf. nur den trockenen Referenten, mitunter aber hat er auch eigne glückliche und treffende Gedanken und Ansichten. Dahin gehört Das, was er in Bezug auf die verschiedenen Perioden in der Geschichte der Entdeckungen in Afrika in seinem Buche S. 26 äußert. Es hat die Geschichte der geographischen Entdeckungen in Afrika, heißt es dort, ihre heroischen, mystisch-fabelhaften, kindlich-idyllischen und skeptischen Zeiten gehabt; die jetzige Zeit sei die skeptische — passender würde hier Herr L. den Ausdruck kritisch gebraucht haben —; die Zeit, welche zwischen der arabischen und heroisch-portugiesischen Entdeckungsperiode falle, sei die mystisch-fabelhafte, und endlich die am Ende des vorigen Jahrhunderts fallende die kindlich-idyllische. In der That eine ebenso gute als passende Eintheilung, da sie ganz den Charakter und Geist dieser verschiedenen Zeiten bezeichnet.

Hin und wieder äußert sich auch der Verf. auf eine ganz eigenthümliche, heiter-humoristische Weise. So wird mit Bezug auf England, durch das hauptsächlich Frankreich genöthigt wurde das bereits eroberte Ägypten zurückzugeben, S. 220 geäußert: Napoleon's Feldzug sei für das alte Ägypten der Auferstehungsruf des jüngsten Gerichts gewesen. Der dröhnende Trommelwirbel seiner alten, bärtigen Grenadiere sei der schmetternde Posaunenklang auferweckender Engel gewesen; „aber", heißt es dann wörtlich weiter, „die Engel verstummten und das Gericht hörte auf, die Gräber blieben geschlossen vor dem erbärmlichen Krämergeist der dreiprocentigen halbamortisirten Kaufmannsseelen des stolzen Britanniens." Ist die hierin enthaltene Allegorie auch einseitig und barock, so liegt ihr doch eine gewisse Wahrheit zum Grunde, sofern dadurch der rein selbstsüchtige Handelsgeist, von dem die britische Politik von je an fast ausschließlich geleitet und bedingend bestimmt worden ist, scharf und grell bezeichnet wird. In ähnlicher Weise werden die Franzosen S. 217 nicht unpassend „ein Gährungsmittel, das die Welt schon häufig in schäumend aufbrausende Bewegung gesetzt hat", genannt. Nicht minder treffend ist die Auffassung von dem eigenthümlichen Volkscharakter der Holländer und seine vergleichende Zusammenstellung derselben mit den Spaniern und Portugiesen S. 73. „Der Spanier und Portugiese ist überall", heißt es dort, „als Ritter, der Holländer als Krämer aufgetreten; jener hat Abenteuer und glänzende Thaten, dieser Geschäfte und kaufmännischen Gewinn, jener Heiden, um sie zu bekehren, dieser zweibeinige Wesen, um mit ihnen zu handeln, gesucht; jener hat nach Gold und Schätzen gedürstet, um seine stolze Grandezza, Prachtliebe und Genußsucht zu befriedigen, dieser hat nach Gold und Schätzen gehungert, um sie für die stille Behaglichkeit eines alterschwachen Lebens aufzuspeichern u. s. f." Daß in dieser Auffassung und Zusammenstellung das Charakteristische der beiden so sehr voneinander verschiedenen Völker wahr und treffend bezeichnet ist, läßt sich nicht verkennen. Noch viele ähnliche, theils wahre, theils witzige Bemerkungen und Ansichten findet man in dem Buche, das man in keinem Falle unbefriedigt aus den Händen legen wird. Es enthält reichen Stoff zum Nachdenken, indem uns die Leistungen und kühnen Unternehmungen, der standhafte Muth und die heldenmüthige Ausdauer eines Colombos, Vasco de Gama, Heinrich's des Seefahrers in Erstaunen setzen und Bewunderung abnöthigen; aber einen ebenso großen und gerechten Anspruch auf unsere Dankbarkeit und Bewunderung und auf geschichtliche Unsterblichkeit haben sich ein Mungo Park, Hornemann, Röntgen, Lander, Burckhardt, Clapperton, Brüce, Salt u. Andere durch ihre Leistungen und Unternehmungen, durch ihren reinen Eifer für die Sache der Wissenschaft erworben. Kurz, Hrn. L.'s Geschichte der geographischen Entdeckungen in Afrika gibt ein reiches Gemälde von den Leistungen und Unternehmungen verschiedener Völker und einzelner hochverdienter Männer, das Gebiet der Wissenschaften und menschlichen Kenntnisse zu erweitern. Sein Werk verdient daher Beachtung, die es, wie Referent hofft und wünscht, auch finden wird. Hat der Verf. seine große und schwere Aufgabe nicht vollständig gelöst, so hat er sich wenigstens redlich und eifrig bemüht, sie lösen zu wollen. Möge er durch günstigen Erfolg und die gute Aufnahme, die wir seinem verdienstlichen Buche wünschen, recht bald zu einer zweiten vollständigern und mehr wissenschaftlichen Um- und Durcharbeitung seines Buches veranlaßt werden. 22.

Mährische Wanderbriefe. Von Sigmund Schlesinger. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 15 Gr.

„Ja, was der liebe Gott auf zwei Beine setzt und läßt es laufen!" sagte, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, eine naive und ungelehrte alte Frau, als ein seltsames Original die Gesellschaft verlassen hatte. „Was man in die Welt schickt, ein Buch heißt und nun laufen läßt!" möchten wir ihre Rede paraphrasiren.

Der Hr. Verf. äußert sich folgendermaßen über seine „Wanderbriefe" in einer Art Vorwort, an einen Freund gerichtet:

„Es sind Wanderbriefe. Es ist mein Wanderbrief für das Meisterleben. Zwar trat mein zagender Fuß nicht in die schimmernden Goldminenkerker (?) zu Paris und London, mein sehnsüchtiges Auge schwamm nicht auf dem Ocean, meine aufathmende Seele flog nicht von riesigen Gletschern in helvetische Matten, oder nach dem silbernen Ticinogürtel; aber ich schaute dennoch freudig in manche tüchtige Werkstatt, ich that mich als wackerer Gesell um und habe manch köstlichen Vortheil und passende Lehre nach Hause gebracht."

„Wie und womit ich das Lehrgeld zahlte, ob nicht vielleicht mit meinem Herzblute? — das mag und darf die Zunft nicht kümmern; ist nur das Wanderbuch in Ordnung, und in den Unterschriften kein Falsum!"

Viel versprochen; was aber erhalten wir? Was weiht den Verf. ein zum Meisterleben? — Die Beschreibung eines Dietrichstein'schen Schlosses in Mähren; hier sieht er in der Bildergalerie unter einer lustigen Gesellschaft ein blasses Mädchen in Trauer, das ihn interessirt. Er geht bald nachher träumend auf den Kirchhof, wo dieselbe Schöne in folgenden Ausdrücken eingeführt wird:

„An einem frisch aufgeworfenen Grabe durchschlangen sich Spätrosen und lehnten das blaßrothe Knospenhaupt, wie Kühlung suchend, an den schlanken Granit, der triumphirend mit seinem goldenen Inschriftschmucke in die mondfahle Nacht emporstieg. An diesen aber wogte, von unmildem Abendhauche gerüttelt, ein brauner Lockenocean, in dessen glänzender Fläche sich der Silberschein von oben schwach erspiegelte. Nur flüchtig wie eine Schaumperle im Bergsturze (?) glänzte ein schneeiger Nacken aus dem gelösten Schmerzensschleier. Von da nun wallte ein langes schwarzes Gewand in den Boden der Trauer, und zwei dunkele (?) Arme (schwarze Ärmel zu Deutsch, lieber

Digitized by Google

Leser!) klammerten sich um den starren Granit, als wollten sie ihn nimmer lassen. Lange war das weibliche Geschöpf so hingegossen. Endlich weckte sie ein Thautropfen, der an ihrem schlanken Halse perlte. Sie wandte das Antlitz wie fragend gegen die „rastlosen Segler der Lüfte", wie sie Schiller nennt (weil es regnen will, lieber Leser; sehr natürlich!); aber ihre Hände ließen noch nicht von dem harten Stein, und ihr zarter Leib hing noch wie mit ehernen Fesseln an den Namen auf demselben."

Die Schöne wird nachher auf dem Grabe ohnmächtig, und der Verf. hat das Vergnügen, sie nach Hause zu führen. Die Ursache ihres Schmerzes ist der Tod ihres Vaters, eines Kaufmannes. Am andern Tage erlebt der Verf. eine belletristische Kaffeegesellschaft im Hause ihrer Mutter in Nikolsburg, dann verfügt er sich nach Brünn, geht in das Theater und soupirt nach dem Theater bei einem Freunde, einem Rath aus Berlin, Tagesschriftsteller, der sich in Allem versucht hat und dem er hier zufällig begegnet. Andere Freunde oder Bekannte kommen dazu und ein endloses literarisches Gespräch über Raupach, Grillparzer und die neuern deutschen Lustspieldichter beginnt. Es gehörte eine weitläufigere Antikritik dazu, als dieser Raum gestattet, um den Augiasstall dieses kritischen Gesprächs zu lichten, in welchem Alles durcheinander liegt; kurz, ein Maler erhebt sich in dieser Unterredung, grade um Mitternacht bis zu folgender Phrase:

„O du reiner, heiliger Geist echter Kunst, der du durch dein magisch glänzendes Licht die sogenannten barbarischen Jahrhunderte verklärst, wende dein Antlitz nicht zürnend von unserm Culturglanze — erscheine, erscheine uns!"

Da tritt eine weiße Gestalt mit Reißblei und Pergamentrolle und einer brennenden Kerze majestätisch vor sie hin; ein Todesschreck ergreift Alle, sie glauben die Angerufene zu erblicken; aber die Gestalt sinkt ohnmächtig hin. (Arme Kunst!) Der Autor nur behält Geistesgegenwart genug, um in ihr seine Schöne des Grabes, Angelica bedeutungsvoll genug genannt, zuweilen auch Lichchen, zu erkennen, und nachdem er die Freunde hinter einen Schirm gewinkt hat, ohne ihnen das Räthsel, wie er es begreift, aufzuklären, besprengt er jene mit Wein und erweckt sie. „Wo bin ich, Gott!" ruft Angelica beschämt; „bringen Sie mich zu meiner Mutter auf dem Gange Nr. 25". Er bringt sie hin, läßt die Freunde staunen und denken, was sie wollen, und legt sich in seinem Wirthshause schlafen, ohne ihnen etwas aufzuklären, die sich auch darüber ohne Weiteres beruhigt zu haben scheinen. Angelica war durch ihren Schmerz, durch die Aufregung ihrer Nerven zur Nachtwandlerin geworden, und die Mutter hatte, um sie zu zerstreuen, die Reise mit ihr nach Brünn gemacht. Woher die Pergamentrolle und das Reißblei in ihrer Hand kamen, wird nicht gesagt; genug, es mußte wol so sein, damit sie die Kunst repräsentiren konnte.

Darauf macht der Autor Jerrmann's, des bekannten Schauspielers, Bekanntschaft und nimmt daher Gelegenheit, dessen in München erschienenes Buch: „Paris", zu kritisiren; er recensirt es von Anfang bis zu Ende, schreibt es gelegentlich aus, und wie er fertig ist, sagt er, als sei er dazu gegen uns verpflichtet gewesen, sich entschuldigend, daß er nicht mehr davon gibt. Das ist das Beste in dem Buch, das Übrige ist unbedeutend. Darauf geht er mit Angelica und ihrer Mutter spazieren, sieht die Sonne über dem Spielberg untergehen und findet sie kühn, daß sie es wagt, den furchtbaren Berg zu bestrahlen; er steht in Gedanken verloren; die Mutter hat sich auf eine ferne Bank gesetzt, Angelica lehnt ihren Kopf auf die Schulter des Verf. und Thränen sind in ihren Augen. Er vermuthet, es sei wegen des nahen Abschieds, nimmt sie an seinen Mund, an seine Brust, und — sie verstehen sich. Darauf reist der Autor weiter, macht noch einige Reisebemerkungen, wohnt einer wilden Entenjagd bei, kehrt zurück, begegnet einem Sarge, folgt dem „emancipirten Ewigkeitsbürger", wie er ihn nennt, auf dem Wege in die Kirche; es ist Mitternacht; der Sarg wird geöffnet, in Leichenkleidern liegt — Angelica! „Glücklicher Unglücklicher, wie wardst du geliebt!" ruft ihm sein Freund, ihr Arzt, zu. Sie ist natürlichen Todes gestorben, weil man sie an einen Menschen verheirathen wollte, den sie nicht leiden konnte.

Wir treffen indeß doch in dem Buche auf ein hübsches Gedicht und einige wenige gute Bemerkungen, aber auch auf solche Verkehrtheiten des Raisonnements, daß wir zuweilen glauben, in einem Narrenhause zu sein, und uns fragen: Wie? ist Logik für illegitim erklärt worden? Steht ihre Pyramide auf dem Kopfe?

Weiter wüßten wir nun über das Buch nichts zu sagen, als daß es uns ein psychologisches Räthsel war, was wir nicht lösen konnten. Vielleicht sind unsere Leser glücklicher. Wir glauben jedoch: — vielleicht aus Verdruß! — le jeu ne vaut pas la chandelle, und beschränken uns darauf, zu wiederholen: „Ja, was der liebe Gott auf zwei Beine setzt und läßt es laufen!" 10.

Notizen.

Es wurde in einer der Sommersitzungen der wissenschaftlichen Societät zu London ein interessanter Artikel über die Bewegung der Sonne durch den Weltraum von Hrn. Bid mitgetheilt. Nachdem er die Bemerkung gemacht, daß Herschel der Erste gewesen sei, der die Bewegung der Sonne durch den Weltraum und die Richtung ihres Laufes nach dem Sternbild des Hercules entdeckt habe, fügte er hinzu: so viel ihm bekannt sei, habe noch kein Astronom eine Bestimmung darüber gegeben, ob diese Bewegung in grader oder in krummer Linie geschehe; das Letztere sei ihm jedoch beiweitem wahrscheinlicher. Um die mit einer solchen Bewegung verbundenen Phänomene anschaulich zu machen, legte der Berichterstatter eine geometrische Figur vor, wonach jeder Fixstern eine kleine Curve am Himmel beschreiben würde, deren Form und Ausdehnung sich nach der Entfernung des Sterns und nach der Ferne der Sonnenbahn richten müßten. Stellen wir uns, sagt Hr. Bid, einen Stern in dem Zeichen des Steinbocks vor, in dessen Nähe sich die Constellation Hercules befindet, so wird der Abstand eines solchen Sterns vom Nordpol, indeß die Sonne in jener Richtung voranschreitet, immer geringer werden. Hat jedoch die Sonne den letzten Punkt in jener Richtung erreicht und wendet sie sich nun dem Zeichen des Widders zu, so wird in eben dem Maße die Entfernung des Sterns vom Nordpol zunehmen. Der Stern hat aber zugleich eine rückschreitende Bewegung in grader Aufsteigung, das Maximum seines Abstandes vom Nordpol findet statt, wenn die Sonne ins Zeichen des Krebses getreten ist, um welche Zeit der Stern wieder im Steinbock anlangt, und das Maximum seiner graden Aufsteigung gegen den Widder ist zu beobachten, wenn die Sonne ins Zeichen der Wage tritt. Aus dieser Erscheinung zieht Hr. B. den Schluß, daß die Sonne sich in einer krummen Linie durch den Raum bewege, und bezieht sich auf Maskelyne's Tabellen der eignen Bewegung der Fixsterne, woraus hervorgeht, daß die meisten in der Nähe des Steinbocks befindlichen Sterne ihren Abstand vom Nordpol verringern, während die in der Nähe des Krebses ihre Distanz in eben dem Maße vergrößern.

Vielleicht wird kein Product der Welt zu so mannichfachen nützlichen Zwecken verwendet als das sogenannte Kautschuk oder Gummi elasticum. Doch wurde es noch nicht dazu benutzt, um werthvolle Waaren, als Seide und dergleichen, auf Schiffen vollkommen gegen Nässe zu schützen, was bisher durch getheerte Leinwand nur unvollkommen erreicht wurde. Das Gummi könnte dann, wenn die Waaren herausgenommen sind, immer noch zu andern Zwecken verbraucht werden. Ein Amerikaner, Namens Welsh, gibt sogar vor, eine Methode entdeckt zu haben, nach welcher sich aus dem Gummi ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Brot bereiten läßt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 13. — 13. Januar 1836.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart von W. Alexis. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Wir sehen, Eberhard ist trotz seiner poetischen Natur doch nur ein Blinder und ein eitler Narr. Wäre er das nicht, was gingen ihn die Orden an? Und sieht er nicht, daß aller Erwerb nur dazu grade da ist, um verzehrt zu werden? Sind seine Klagen über die Weltungerechtigkeit nicht besser begründet, so thut er wohl, zu schweigen. Aus einem solchen Kopf ist es selbst dem talentvollen Verf. schwer etwas zu machen. Das Gefängniß und die Procedur bessern ihn nicht; wohl erfunden aber ist es, daß sein aristokratischer Gegner, der Baron, ihn in Person daraus befreien muß. Doch, da mit Leuten, wie Eberhard ist, eben gar nichts zu machen ist, so wählt der Verf. den kürzesten Weg und — läßt ihn verschwinden. Gut; denn er würde doch nichts als ganz Verkehrtes zu Markte gebracht haben. Sein freundlicher Gegner, der optimistische Aristokrat, der Baron, nimmt den leergewordenen Platz ein, d. h. aus der Schrankenlosigkeit treten wir nun in die Beschränktheit ein. Hier treffen wir zunächst auf einen Fehler der Beobachtung. Daß dieser optimistische Sinn ohne alle sichtbare Veranlassung in Klage und Unzufriedenheit übergehe, ist wider die Natur, und die Geschichte von der „Rose von Toledo" (allzu Heine'sch) oder die Audienz bei dem Minister erklären diesen Übergang durchaus nicht auf genügende Weise. Man muß vielmehr bei Beiden, bei Eberhard wie bei dem Baron, an einen Blutfehler glauben, der von einem verrückten Vater herkommt; denn gegen das Ende hin weisen sich Beide als Brüder, und zwar Eberhard als der rechte Erbe aus, was uns denn den Grund der doppelten Verschrobenheit schließlich in dem närrischen Testament ihres Vaters suchen läßt.

Doch, wie gesagt, diese düstere Geschichte des Hauses Düsterweg, die überhaupt erst im letzten Viertel der Erzählung eine erfaßbare Gestalt annimmt, ist nur Nebensache. Kampf, Untergang und Wiedergeburt der Meinungen in der Menschenbrust ist des Verf. Gegenstand; es ist nur Schade, daß Alles auf eine so krampfhafte, belastende, beängstigende Weise herauskommt; und daß der Genuß oft grade da zerstört wird, wo er beginnen sollte. Aus den Briefen des Barons, der allmälig zu einem ebenso wilden Ankläger der Weltordnung wird, wie Eberhard es von vorn herein war, gleichsam als wolle uns der Verf. beweisen: wir seien Alle geborene Egoisten und neidische Aristokraten, nur daß der Kräftigere unter uns es früher und rücksichtsloser ist; aus den Papieren des aristokratischen Prinzen Guido, bei dem die Liebe zum Volke zum wahnsinnigen Schmerz wird; selbst aus den Briefen der klugen und weitsehenden Kanonissin können wir Weisheit im Kleide des Irrthums lernen. Jede Ansicht vertheidigt ihre Scheinwahrheit, vom reinsten optimistischen Glauben bis zur entschiedensten Skepsis; der Stürmer, Eberhard, wie der Versöhner, sein Bruder, verlieren sich am Ende in denselben Kreislauf von Ideen, der zum Wahnsinn führt. Früh schon erkennt der Baron, daß, wenn die Verfolgung die überspannte Kraft nicht zum Märtyrer gemacht, der Witz der Gesellschaft sie unbarmherzig todtgeschlagen hätte. Er selbst will retten und sieht nun ein, daß das zu Rettende nicht der Mühe werth ist. Sein großer Irrthum war, die Menschen für warmfühlend zu halten, und diese Scheinerkenntniß ist ein neuer Irrthum; denn unter Warmfühlenden versteht er Phantasten wie er. Und so bleibt uns die Lehre, daß Kraft und Schwäche ohne Rettung in demselben Irrthum enden, und daß Hülfe nur im Thun des Nächsten, wie Göthe lehrt, zu finden sei. Nachdem der Irrthum nun sich auf beiden Seiten ausgewiesen hat, versöhnt ihn der Verfasser in der echten christlichen Bruderliebe, die er uns in der Kanonissin schön versinnbildet. Dieser ehedem alte Schluß ist jetzt wieder zu einem neuen geworden, wie die alte Urwahrheitt denn in unsern Tagen sich überhaupt als die einzige haltbare Menschenweisheit zeigt und aufdringt. Der Baron muß es noch erleben, daß ihm die Einsicht kommt: es habe ihm an dieser Bruderliebe doch gefehlt, wie schön seine geschriebenen Worte über Herzenswärme, Demuth u. s. w. sich auch ausnehmen.

Da, wo die Geschichte selbst mehr Körper annimmt, in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, findet sich, daß die beiden Brüder, der wahnsinnige Eberhard und der tugendsame Baron, unter einem Dache beisammen wohnen, während der Letztere Jenen durch alle öffentlichen Blätter suchen läßt, um ihm sein Erbe auszuliefern. In einem Volkstumult, wo der Baron sich kühn an die Spitze der Ordnungsfreunde stellt, treffen Beide, der Baron und

Digitized by Google

der wahnsinnige Fahnenträger des Aufruhrs aufeinander, und Eberhard fällt von dem Commando: Feuer! aus dem Munde seines unerkannten Bruders; ob mit oder ohne dessen Schuld, bleibt dem Leser zu errathen. Genug, der Baron ist nun rechtmäßiger Erbe der Million, und die Stimme der Verleumdung schont ihn nicht. Dennoch erscheint er uns im gewöhnlichen Sinne des Worts als schuldlos; aber sein Gewissen sagt ihm, daß eine thätigere Menschenliebe als die seinige ihn längst und viel früher schon auf die Spur des gesuchten Bruders geführt haben würde. Er wird niemals glücklich sein, und so endet denn für uns Alles in der großen Lehre von der thätigen Menschenliebe.

Ein solcher Schluß ist des Verf. würdig. Nachdem er alle Kreise des Gedankens durchlaufen, sehen wir ihn in reiner Religiosität sein Werk der Durchforschung enden, und wir freuen uns dieses Endes aufs höchste. Schon im ganzen Verlauf des Buches haben wir ihn wegen der schönen Scheu loben müssen, mit der er, während seine Irrenden Philosophie, Politik, Kunst und Naturordnung antasten, doch die Fragen der Religion sanft zur Seite schiebt, um allmälig zu ihrer Verklärung zu gelangen und in einer Apotheose der Liebe zu schließen. Eine solche Gesinnung — denn hier erblicken wir die des Verf. — ist in unsern Tagen des höchsten Ruhmes werth; sie gibt dem Dichter erst seine Weihe, sowie sie diesem Buche erst seine Befriedigung, seine Bedeutung gibt. Es fehlt uns an Raum, um auf die einzelnen Gestalten dieser Dichtung weiter einzugehen, wie anziehend auch namentlich die Gesetze der Nemesis sind, die der Verf. bei der Behandlung der Liebe walten läßt, und wie bedeutend die Schicksale Sidoniens, des Stiftsfräuleins und anderer weiblicher Gestalten sich auch verschlingen. Gegen die Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, tritt dies überall doch in den Hintergrund, und höchstens behaupten sich noch Fragen der Kritik neben den politischen. So treffen wir im 22. Briefe ersten Bandes, welcher das Kronenrecht der deutschen Fürsten im Gegensatz zu dem Legitimitätsprincip der Franzosen so schön erörtert und feststellt, zugleich auf sehr bemerkenswerthe Urtheile über Uhland und Pfizer.

Wenn ich zu wissen wünschte — heißt es hier —, was Lessing zu unserer Zerrissenheit, so möchte ich noch viel lieber hören, was Schiller zu unserm Liberalismus sagte. Auch Eberhard's Eintheilung der Menschen in Dürstende und Trachtende, und in Genießende und Träge hat ihre Wahrheit; sowie denn selbst Regierungsrath Grobhauer Recht hat, wenn er schreibt: „Man ist doppelt thörig, daß man die ungewaschenen Buben nicht frei schmieren läßt; sie verpuffen alles Pulver zu Feuerwerken, das die Agitatoren von drüben ihnen zu Musketenschüssen geben. Die Schmuzpresse ist eine aufgesteckte Pulverfahne, ein Irrwisch, der uns den Sumpf ankündigt... Sie erspart die Kosten für Spione u. s. w."

Zu den interessantesten Einzelheiten gehören die Ansichten über München im ersten Bande, neu und vielseitig. Auch das Urtheil über die Belgier im 64. Briefe ist uns werth:

Gäbe das Volk hier nicht sein Alles darum, um das Geschehene ungeschehen zu machen, und Keiner wagt es doch auszusprechen. Aus einem furchtbaren Branntweinrausch erwacht, zwingen sie sich und die Vernunft, noch berauscht zu scheinen, und trinken dann und wann einen Schluck nach, wenn die Wahrheit zu nackt und gräßlich sie anstiert.

Dagegen thut der Baron den Holländern wol Unrecht, wenn er sagt, daß sie mit thränenden Augen auf ihre Caffabücher Patrioten wären. Der Styl des Verf. ist derselbe oft belobte und oft getadelte, ihm eigenthümliche, sorgsame und unsorgsame. Wir sind überzeugt, daß er seine Perioden ebenso bedächtig und eifrig studirt, als Rousseau that, und glauben, daß er, was man als Nachlässigkeiten, Berlinismen u. dgl. an ihm tadelt, mit vollem Bewußtsein, mit Absicht hinstellt. Aber dennoch können wir diese Absicht nicht loben. Er meint, die Gemeinheit der Gesinnung solle sich in der Gemeinheit des Ausdrucks abspiegeln. Gut; aber die Grenzen, welche jedes Ding hat! Dem R.-R. Grobhauer lassen wir Einiges durch; doch der 12. Brief des ersten Bandes überschreitet die Grenzen des Erlaubten, wenn auch der Verf. selbst sagt, ihm werde am Ende um seinen deutschen Styl bange. Schwerer noch zu verzeihen ist der närrische Irrthum im 54. Briefe, wo von dem „Phädrus" des Plato, statt von seinem „Phädon" gesprochen wird.

Doch genug des kleinlichen Erinnerns gegen ein Werk voll Schöpferkraft, voll Gedanken und voll der edelsten Gesinnung, das uns Allen Liebe, den Regierenden aber Weisheit und Mäßigung lehrt; das den Dürstenden warnt vor dem verderblichen Trunk aus vergiftetem Sumpf; das den Strebenden ein edles Ziel, der Welt ihre Unterordnung unter das Gesetz der Gerechtigkeit, allen Extremen ihren Irrthum, dem Geist der Bruderliebe seinen schönen Lohn, dem selbstverschuldeten Wahne seine Buße, dem liebelosen Verstande seine Gefahren, der Begeisterung ihre Abgründe, der heimlichen Schuld selbst ihre Strafe zeigt und der Gesellschaft einen treuen Spiegel vorhält. Daß dies Alles auf poetische Weise geschehen sei, bedarf unserer Auseinandersetzung nicht erst; vielmehr ist es gewiß, daß der Name des Verf. trotz der formellen Mängel, oder besser, des Mangels an Form, in der ersten Hälfte dieses Werks durch dasselbe doch um eine volle Stufe höher in Achtung und Zuneigung aller Leser steigen muß. Wir wünschen ihm nur solche, die ihn zu begreifen vermögen, und seinem „Haus Düsterweg" weniger Misverständniß, als seine „Wiener Bilder" antreffen mußten. 21.

Lutherana und einige andere Theologica.

1. In Dresden, in der Buchdruckerei bei Blochmann und Langegasse Nr. 295, hat sich ein Dichterling auf den Pegasus geschwungen und liefert für 2 Gr.: „Das Irrlicht der Reformation. Glaubenszuruf an Europas Protestanten am Lutherfeste 1835." Bei den Lutheranern alten Styls wird der Ungenannte Anklang finden. Hrn. Ortlepp's Stimme vor fünf Jahren zu diesem Feste hat unsern Mann in Harnisch gebracht, und er spricht viel von Menschen, welche „die Souverainetät Jesu nicht in Demuth anerkennen wollen", von „Mixturen seit Voltaire's argen Zeiten", von Frankreichs Revolutionen und „frühreifer Miliz" und droht mit einem fortgesetzten „Sonst und Jetzt der Reformation, was der Censur schon entronnen". Die Langengäßler

Digitized by Google

in Dresden werden es wol mit der erbärmlichen Reimerei und dem Unsinn nicht so genau nehmen.

2. Über die von dem Hrn. Dr. Röhr vorgeschlagenen Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Von Ch. Gottl. Ficker. Leipzig, Lauffer. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Der Verf., ein wackerer Mann, meint es sehr ehrlich mit der guten Sache, nimmt zwar Luther (S. 24 u. a. O.) in Schutz, ist aber übrigens gemäßigt. Wenn uns nur Hr. F., dem Röhr's „Grund- und Glaubenssätze" nicht anstehen, etwas Besseres geben könnte, was mehr Beifall und Zustimmung erhielt, und nicht so hin- und herschwankte, nicht den Symbolen bald viel, bald wenig einräumte, nicht die Vernunft bald zur Entscheidung annähme, bald verwürfe. Wir denken, wenn doch nur die Christen wenigstens über die wenigen und einfachen von R. aufgestellten Sätze einig wären und sie recht treu befolgten, statt daß sie noch immer hadern und streiten, schreiben und schreien, verdammen und verketzern um dunkler Lehren und Stellen willen, so wäre uns Allen, den christlichen Regenten und Regierten, besser gedient. Über die Dinge, worüber die Theologen zanken, werden sie wol 1935 auch nicht klüger geworden sein, und von dem Himmel wird uns Christus gewißlich nicht ausschließen, wenn wir auch von einigen andern Artikeln, die nicht in Dr. Röhr's „Grund- und Glaubenssätzen" stehen, nichts wissen und glauben sollten.

3. Die Lösung der kirchlichen Verwirrung und Unordnung zu Hönigern durch Anwendung von Militairgewalt. Zwei Gespräche. Berlin, Mittler. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Da mit den Leuten, die nichts von der Vernunft wissen wollen, auch natürlich nicht vernünftig zu reden ist, so werden ihnen diese zwei Gespräche, die recht sehr vernünftig über die traurige Angelegenheit sprechen, auch nicht zusagen. Ob die starrsinnigen Lutheraner (nach S. 17) abnehmen, scheint nach Scheibel's Behauptung und wie man in den Zeitungen liest, daß in Berlin hundert lutherische Separatisten auf dem Boden einer Brauerei ihre Versammlungen halten, doch ungewiß; die Hönigernschen u. A. sollen sich mehr aus Furcht losgesagt haben.

Das zweite Stück der „Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche", von Dr. Scheibel (Altona, Hammerich), enthält die alten Klagen über Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, Auspfändungen und ansehnliche Geldstrafen, sodaß (S. 69) für die ausgepfändeten Schlesier, denen man „Ochsen, Schafe, Wagen (S. 57) wegnehme und die bis zur Bettlerarmuth gebracht wurden", um Beiträge gebeten wird. Es sind solche auch aus Weimar und von der Gemeinde Kronberg, von der Brüdergemeinde in Berlin u. s. w. eingegangen. Hat Hr. Dr. Scheibel überall wahr gesprochen, so ist freilich zunächst durch seine und seiner Anhänger Aufwiegelung im unverständigen, wenn auch gutgemeinten Eifer, aber doch auch durch manche Behörden, die indeß die Geduld zuweilen verlieren mochten, so viel Ungehöriges und Verwirrendes herbeigeführt worden, daß allen geistlichen und weltlichen Behörden als Warnung dienen muß: Berührt das Gebiet des Glaubens und der Gewissensfreiheit mit der größten Zartheit und Vorsicht; ihr wollt Glaubenstreue, nun so zürnt auch nicht dem Irrenden, wenn nur seine Form, seine Agende, seine Ansicht nicht offenbar praktisch verwerflich ist und er nicht selbst intolerant verketzert; rauft nicht mit dem Unkraut den Weizen aus! Das unruhstiftende Conventikelwesen kann nicht geduldet, Traetätchen müssen unter Aufsicht gestellt werden. Aber ist es (nach S. 34) wahr, daß die Unirten ungehindert, ja begünstigt das Conventikelwesen als Gewerbe treiben, so kann man das nur bedauern. Möchte doch nicht dem frommen, vortrefflichen Könige, dem sein Mittag unter schrecklichen Stürmen dahinging, in welchen er sich als christlicher Regent so ehrenvoll bewährte, der Lebensabend durch solche Erscheinungen getrübt werden! Daß Ref. ebenfalls, wie alle Recensenten des Dr. S., den Lutheranern (S. 67) gar sehr misfällt, kann ihn nicht befremden; auch Hengstenberg und Tholuck, Bischof Neander, besonders das basler Institut u. A. kommen noch übler weg. Ob es rathsam sei, daß man diese Fanatiker nicht in Sachsen und Preußen ihren Sauerteig ausknéten läßt, weswegen sie auswärts ihn anbringen, möchten wir bezweifeln. Sollten nicht sich Bewaffnete finden, die mit dem Schwerte des guten Geistes den bösen Geist besiegen? Dr. S. rühmt übrigens die Fortschritte seines Lutherthums.

Wie nun die strengen Lutheraner ihre Kinder nur von einem ganz Gleichgesinnten recht getauft glauben, lesen wir

4. über eine in St.-Gallen vollzogene Zwangtaufe. Ein freies Wort eines Freiheitsfreundes. St.-Gallen, Wartmann. 1835. 8. 2 Gr.

Sie geschah am 31. Jul. 1835 auf Gesuch des Cantonkirchenraths und mit Erlaubniß der Regierung an dem Kinde eines Mitgliedes der kleinen Wiedertäufergemeinde, was großes Aufsehen erregte, die Stimme der Mehrheit für sich hatte, aber von unserm Verf. eine unschickliche, unwürdige und widerrechtliche Handlung genannt wird. Ob aber das Kind, wäre es fähig gewesen, zu urtheilen, auch so gesprochen oder den Behörden, als den Beschützern seiner christlichen Rechte, nicht späterhin wegen der Unterlassung Vorwürfe würde gemacht haben, ist eine andere Frage. Unser Verf. scheint zu Denen zu gehören, welche wähnen, weil die Taufe nicht mehr als Mirakel in dem Täufling wirkend angesehen wird, so sei sie ganz indifferent. So lange wir jedoch christliche Staatsbürger heißen wollen, kann die Inauguration nicht wegfallen; will das Kind als Mann ein Jude oder Heide werden, so zwingt ihn die Kirche nicht, bei ihr zu bleiben.

5. Urkundliche Darstellung der kirchlichen und pietistischen Umtriebe des vormaligen Pfarrers Helferich zu Holzhausen. Mit Rücksichtnahme auf sein „Christliches Glaubensbekenntniß u. s. w." von einem katholischen Geistlichen. Mainz, 1835.

Hr. Pf. H., ein katholischer Geistlicher in Oberhessen, der aber selbst bekennt, daß er eigentlich nicht eben sonderliche Fähigkeit und Neigung zu diesem Berufe besessen habe, auch bei seinen Äußerungen über den Unglauben des Rationalismus und seichten Anklagen des Katholicismus in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" nicht eben ein tiefes Studium verräth, wird hier angeklagt, daß er, um seinen Hang zum Pietismus und Conventikelwesen, auch wol zur Abschüttelung des Cölibats zu verdecken, den Namen eines Protestanten gewählt habe, ohne es eigentlich zu sein. Es traten mit ihm 46 Familien zu der evangelischen Kirche über; unser Verf. sagt: nur 46 Individuen, 93 blieben Katholiken. Aber wer vermag in diesen unsaubern Zänkereien, wo eine Partei der andern Lug und Trug Schuld gibt und wo Hr. H. wie einst Henhöfer den bösen Geist der Päpstelei verläßt, aber den nicht viel bessern des mystischen Pietismus und Separatismus freundlich aufnimmt, ins Klare zu sehen? Die Katholiken handelten hier sehr gemäßigt, viele Evangelische ganz unevangelisch; es müßte denn Fenster einwerfen christlich sein.

6. Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle, von A. Tholuck. Zweite Sammlung. Hamburg, Perthes. 1836. 8. 1 Thlr.

Das erste Bändchen hat Ref. (Nr. 314 d. Bl. f. 1834.) mit der Bemerkung angezeigt, daß diese Arbeiten bei manchem Guten, das sie enthalten, doch lange noch keine Musterpredigten für junge Theologen sind. Die Vorrede von xx Seiten zu dieser Sammlung hat uns sehr angesprochen; Hr. Th. scheint zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß man mit der Alterthümelei, kirchlichen Dogmatik und dem Zelotismus nicht recht mehr fortkomme, und sich mehr, wenigstens in mancher Hinsicht, nach der Zeit schmiegen müsse. Die Homilie ist z. B. seine Lieblingspredigtweise, aber er hat sich (S. xxv) dem Herkommen gefügt und bewegt sich in der gangbaren Form, wenn auch mit Zwang. Es spricht auch im Ganzen ein milder frommer Geist in diesen Predigten sich aus, und Tiefe, Erschöpfung des Gegenstandes und anziehende, kräftige Beredtsamkeit bilden ihre Haupteigenschaften.

Digitized by Google

7. Von der interessanten Schrift des Dr. C. Ullmann in Hasse: „über die Sündlosigkeit Jesu" ist die dritte, vermehrte Auflage (Hamburg, Perthes, 1836, gr. 8., 18 Gr.) erschienen.

Jesus potuit non peccare, oder: Jesus non potuit peccare; er war unfähig zu sündigen durch seine hohe, sittliche Charakterstärke (die alten Dogmatiker meinten, die göttliche Natur habe die menschliche bewacht), aber fähig zu sündigen als sinnlich vernünftiger Mensch, das ist der Gegenstand der Untersuchung, die aber zu einer Menge Subtilitäten führt, die immer wieder von Andern angefochten werden. War Jesus schon darum, weil er Sohn Gottes heißt, der Vollendete, die absolute Vollkommenheit, dann ist es freilich nicht wohl zu begreifen, warum erzählt wird, er habe mit den Jahren zugenommen an Weisheit, an Gnade bei Gott u. s. w.; warum wird dann eine Versuchungsgeschichte mitgetheilt, wenn keine Versuchung für ihn gefährlich werden konnte, und wie will man bei der Ermahnung: Werde wie Jesus, der Entgegnung ausweichen: Gebt mir nur Jesu göttliche Natur u. s. w. Man halte sich an die Bibel: er wurde versucht allenthalben gleichwie wir, doch ohne zu sündigen. Man kann ihm keine Sünde nachweisen; aber ob die Versuchungen nicht auch sein Inneres bewegten und wie er sie bekämpfen mußte, wer mag darüber urtheilen? Und so hat auch wol der würdige Ullmann die Sache nicht weiter gebracht.

8. Inhalt, Zweck und Wirkungen des Versöhnungstodes Jesu, von Rätze. Halle, 1835.

Ref. hält sich an die Belehrungen Jesu: Es ist Freude vor den Engeln Gottes über den Sünder, der Buße thut. Der verlorene Sohn war tief gesunken, aber er kehrt reuevoll zurück und findet Gnade. Von einer Versöhnung und stellvertretenden Genugthuung sagt Jesus nirgend etwas. Die Apostel accommodiren sich freilich den jüdischen und heidnischen Bedürfnissen von der Nothwendigkeit eines Versöhnungsopfers; aber man zergliedere sich einmal diesen Begriff recht vernünftig, und man wird in Dem, was Jesus zur Erreichung der göttlichen Verzeihung fodert, sich befriedigt und beruhigt finden. Es wäre wol an der Zeit, das judaisirende Christenthum aufzugeben und es nach dem evangelischen in den Evangelisten selbst zu modificiren. Hr. R. sollte bei seinen sonst sehr vernünftigen Ansichten einen Schritt weiter gehen. Luther, Harms, Tholuck u. A. ziehen freilich die Schüler dem Meister vor; mit welchem Recht?

9. Briefe an einen russischen Edelmann über die spanische Inquisition von dem Grafen Joseph von Maistre. Aus dem Französischen übersetzt von M. von S. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

Auch sogar dieser Schandfleck in der christlichen, vornehmlich römisch-katholischen Kirchengeschichte findet in erbärmlichen Menschen wie unser hochgeborener Graf seinen Vertheidiger. Die Kirche, wie er meint, ist nur Liebe und sucht zu trösten, kein Priester spricht ein Todesurtheil; das ist Sache der Regenten. Nun ja, wie etwa David unschuldig ist an dem Tode des Urias, die Tochter der Herodias an der Hinrichtung des Johannes. Wie nur Menschen mit solchen Schriften es wagen können, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Doch hier ist jedes Gegenwort verloren. 23.

Notizen.

Die Stadt Cincinnati wurde vor ungefähr 40 Jahren gegründet und ist seit den letzten drei Decennien dergestalt emporgekommen, daß sie mit den dazu gehörigen Ortschaften gegenwärtig schon gegen 40,000 Einwohner zählt. Es finden sich hier alle Nationen, namentlich Deutsche, Irländer und Elsasser. Der eigentliche Stamm der Bevölkerung aber rührt vom Nordosten der amerikanischen Union her. Noch überraschender ist der schnelle Fortschritt dieser Stadt, wenn man bedenkt, daß sie ganz aus eignen Mitteln sich emporgearbeitet hat. Andere Städte der Vereinigten Staaten, denen ein schnelles Wachsthum nicht fehlte, sind von Actiengesellschaften zu Boston gestiftet worden, die, sobald sie ihre Fonds zusammen hatten, nichts zu thun brauchten, als die Arbeiter anzustellen. Cincinnati ist jedoch ohne fremde Intervention durch seine eignen Einwohner gegründet, die noch dazu nicht eben im Wohlstande dort angekommen waren. Aber ein unermüdlicher Fleiß, Sinn für strenge Ordnung und Sparsamkeit fehlte ihnen natürlich nicht.

Die Art und Weise, wie der Yerba- oder Paraguaythee eingesammelt wird, ist merkwürdig genug. Eine hinlängliche Anzahl von Arbeitern wird mit den zu ihrem Geschäft passenden Kleidern, mit Äxten, Messern, Branntwein, Tabak und andern Bedürfnissen versehen, unter Anführung eines Factors oder Dirigenten in die unermeßlichen, beinahe undurchdringlichen Waldungen geschickt, wo die Yerbapflanze, ein Strauch von ziemlicher Größe, wächst. Zuvor aber, ehe man in die Tiefen des Waldes dringt, ist es nöthig eine Anzahl von Stieren herbeizuschaffen, welche während der ganzen Zeit des Theesammelns zur Nahrung dienen. Es sind dies die einzigen Thiere, welche Kraft und Ausdauer genug besitzen, um in das ungeheure Dickicht miteinzudringen und dort eine Zeit lang zu existiren, denn unaufhörlich werden sie in den Waldungen von allerlei Insekten, Mücken, Stechfliegen und Muskitos gequält und von den Dornen des Gestrüpps blutig geritzt. An der Stelle der Waldung angekommen, wo das Einsammeln beginnen soll, ist das erste Geschäft der Yerbasammler, eine Hütte aus Baumzweigen zu erbauen, die man mit Lehm etwas zusammenfügt und mit Stroh leicht überdeckt. Diese Hütte bildet nun den gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer Excursionen; von hier aus zerstreuen sie sich nach verschiedenen Richtungen mit ihren Werkzeugen in den Wald, wo sie in der Regel zu zwei und zwei zusammen arbeiten. Der Anfang wird damit gemacht, daß man von dem Strauch die kleinen Zweige abhaut, an denen die meisten Blätter und jungen Schößlinge sitzen. Diese beschneidet man alsdann und packt sie in Bündel, welche mit Riemen zusammengebunden und zweimal des Tags nach dem Hauptquartier befördert werden, wo auch zweimal täglich die Yerbasammler zusammenkommen, um in Gesellschaft ihre Mittags- und Abendmahlzeit zu halten. Die Zeit zu beiden Mahlzeiten richtet sich nach den senkrechten Strahlen der Mittagssonne und am Abend nach den sich ausbreitenden Schatten. Auf diese einförmige Weise geht die Arbeit Tag für Tag mehre Wochen, ja Monate fort. Hat man eine hinreichende Quantität von Yerbazweigen und Blättern eingesammelt, und sind Stiere genug geschlachtet, deren Häute man anstatt der Säcke zum Einpacken der Blätter benutzt, so richtet man ein hohes Gerüst auf, das man mit den Zweigen des Strauches dergestalt bedeckt, daß die Flammen eines darunter angezündeten Feuers bis hinauflecken und sie etwas versengen können. Der Boden unter dem Gerüst wird nach Art einer Scheuntenne eben und fest gemacht. Man schafft hierauf die Asche des Feuers hinweg, nimmt die gesengten Äste und Blätter von Gerüst herunter und legt sie auf die Tenne, und nachdem sie die Hitze hinlänglich ausgetrocknet hat, werden sie jetzt fast pulverisirt und mit Stöcken durchgeklopft. Dann zerschneidet man die Häute der Stiere in zwei Theile, weicht sie ein und näht sie zusammen, sodaß der Ballen fast in Form eines Quadrats erscheint. Die Mündung dieses Sacks wird offen gelassen, man wirft den Thee hinein, packt ihn fest zusammen und treibt ihn mit Klötzen so fest hinein, daß, wenn nunmehr die Öffnung zugenäht ist und die Häute vollkommen ausgetrocknet sind, der Ballen die Härte eines Steins erhält. Solcher Ballen, deren kleinster im Durchschnitt 100—200 Pfund Yerbathee enthält, werden in einem Jahre 40,000 Stück aus Paraguay ausgeführt. Das Pfund kostet etwa drei Pence. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 14. — 14. Januar 1836.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa, von Fr. W. Schubert. Ersten Bandes erster Theil: Die allgemeine Einleitung und das russische Reich. Königsberg, Borntträger. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Statistik hatte eine geraume Zeit fast alle Theilnahme des Publicums und der Wissenschaft verloren. Schlözer hatte ihr zu seiner Zeit eine Popularität verschafft, die uns heutzutage in Erstaunen setzt. Seine Vorlesungen darüber versammelten eine solche Menge Zuhörer, daß Schauspieldirectoren, Concertgeber u. dgl. ihnen aus dem Wege gehen mußten, da der eisenwillige Mann durch Dutzende von Freibillets, durch die demüthigsten Visiten und Bitten sich nicht bewegen ließ, eine andere Stunde zu wählen. Auf seiner Reise nach Italien traf er in jedem Winkel Deutschlands sein Bildniß, bewundernde Leser seiner „Staatsanzeigen", Anstauner seiner freimüthigen Staatscalcule. Mit Schlözer starb die Popularität der Statistik. Seine Nachfolger gaben mühsame Tabellen, aber verstanden nicht, den Geist der Zahlen zum Sprechen zu bringen. Ochsen und Schafe, Geburten und Todesfälle zählten sie auf das genaueste, aber über die Verwaltung blieben sie uns alle nähern Aufschlüsse schuldig. Hassel, der diese geistlose Statistikenfabrikation in Deutschland zur Meisterschaft brachte, blieb fast ohne Nebenbuhler als Monarch der deutschen Statistik zehn Jahre und mehr unangefochten stehen. Sein 1822 erschienenes Lehrbuch machte überall das akademische Compendium aus. Endlich erwachte aber doch die Ueberzeugung, daß die Notizen des geltendsten Handbuches gar zu sehr verjährt, gar zu sehr von den lebendigen Zuständen abweichend seien. Die Werke von Dupin, von Guerry öffneten die Augen über die Methode, zeigten, daß es eine minder trockene und fruchtbarere Behandlung gebe. Ein Bedürfniß nach einem neuen bessern Handbuch kündigte sich allgemein an. Der Freiherr von Malchus gab 1826 treffliche Beiträge zur europäischen Statistik, aber die comparative Behandlung gibt keine anschaulichen Bilder der einzelnen Staaten; daher konnte sein Werk doch dem ausgesprochenen Bedürfnisse nicht entsprechen. Endlich scheint der Wunsch in Erfüllung zu gehen. Das vorliegende Buch verspricht zu leisten, was wir begehren: eine kurze, aber genaue, documentirte Uebersicht der europäischen Staaten in dem jüngsten Zustande derselben.

Je mehr wir der Herausgabe dieses Werks beifällig zustimmen, desto natürlicher ergibt sich die Verpflichtung, demselben eine genaue kritische Durchsicht widerfahren zu lassen. Da das ganze Werk — auf drei Bände berechnet — in einzelnen Lieferungen erscheint, kann dem Verfasser vielleicht sogar ein Theil unserer Bemerkungen noch zu Gute kommen.

Die Einleitung verbreitet sich über Begriff, Wesen, Inhalt, Methode, Literatur der Statistik überhaupt und über Zahl, Größe, Alter, Kräfte u. s. w. der europäischen Staaten im Allgemeinen. Es fällt in die Augen, daß in dieser Einleitung zwei ganz heterogene Gegenstände verschmolzen sind. Die Theorie der Statistik ist keineswegs eine Einleitung in die Statistik der europäischen Staaten; sie ist eine Wissenschaft für sich und muß entweder vollständig oder gar nicht behandelt werden. Für den Zweck des Verfassers genügte eine Angabe des Begriffes der Statistik und eine Uebersicht der Geschichte der europäischen Statistik. Und was er im Allgemeinen über die europäischen Staaten mittheilt, war offenbar unter dem Titel: „Allgemeine Verhältnisse der europäischen Staaten", für sich hinzustellen. Gern sei zugestanden, daß diese Bemerkungen splitterrichterisch erscheinen müssen; daher sei denn auch rasch angedeutet, was die einzelnen Paragraphen Merkwürdiges in sich schließen. — Mit gutem Grunde wird gleich im Eingange die Hassel'sche Ableitung des Wortes aus status arithmetica zurückgewiesen, die in fast alle Köpfe übergegangen ist und so vielen Schaden stiftete. Diese Ableitung verursachte die Vermischung der Statistik und politischen Arithmetik, die uns mit einer Sündflut von Zahlen überschwemmte, an welchen kein Splitterchen Wahrheit war; diese Ableitung drängte uns zu jenem Begriffe von Statistik, der alle politischen höhern Verhältnisse aus dem Spiele setzte. Wie ganz anders erscheint die Statistik, wenn man weiß, daß sie ein deutsches Wort ist, daß Statist einen Staatskundigen in den alten Büchern bedeute. Der Verfasser hätte sich in den alten Dichtern und Spruchschreibern umsehen sollen, dort hätte er dieses Wort viel früher und häufiger angetroffen als in den gelehrten Schriften des 17. Jahrhunderts. Es

Digitized by Google

ist Schade, daß wir nicht wissen, wie dieses Wort zu den übrigen Völkern gekommen sei. Nach England brachte es Sinclair, wie er selbst sagt, aus Deutschland. Wie kam es aber nach Italien? Von Frankreich aus, wo es 1783 zuerst bemerkt wird? Hierüber hätte der Verfasser vielleicht etwas Genaueres mittheilen sollen. Wie sehr der Begriff der Statistik durch den Verfasser getroffen scheint, so sehr ist wol an der Anreihung der Theile einer Staatsschilderung etwas auszusetzen. Es ist freilich unumstößlich wahr, daß Land, Volk, Verfassung und Verwaltung zu schildern sind; aber was vom Lande, was vom Volke, was von der Verfassung und von der Verwaltung zu bemerken sei, unterliegt vielem Bedenken. Der Verfasser führt die Naturproducte, die ein Land bringt, unter der Cultur des Volkes auf als „physische Cultur". Aber dann hat ja ein Volk, welches den fruchtbarsten Boden auf das elendeste bearbeitet, eine höhere physische Cultur als ein Volk, das auf dem Sande wirthschaftet. Die Behördeneinrichtung führt der Verfasser unter der Rubrik der Verwaltung auf. Aber bildet der Behördenorganismus nicht den praktisch-wichtigsten Theil einer Staatsverfassung? Noch viel ähnliche Fragen ließen sich aufwerfen, doch sollen dieselben sich nicht zu breit machen. Ueber Geschichte und Literatur der Statistik ist der Verfasser fast zu ausführlich, Pygmäen oft erhebend, Heroen hier und da übergehend. Unter den statistischen Arbeiten des Mittelalters ist Herberstein's „Commentar. rer. Moscovit." nicht außer Acht zu lassen. Er sah viel, scharf, lange. Unter den neuesten Bemühungen um die Statistik sind sehr auffällige Lücken. Ich bemerke nur Quadri's „Storia della statistica" (1825); Holzgethan's „Theorie der Statistik" (1829). Auch sind einzelne Angaben unrichtig, z. B. steht nicht Moreau de Jonnes, sondern Cesar Moreau der pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik vor.

Ich wende mich zu der andern Hälfte der Einleitung und wundere mich, statt der abgerissenen Bemerkungen über Alter, Kräfte der einzelnen Staaten Europas, nicht auf eine allgemeine Charakteristik des Welttheiles, seiner Bewohner, der herrschenden Staatsverbindungen und ihrer generellen Unterschiede und Aehnlichkeiten zu treffen. Der Verfasser hätte ohnehin leichte Arbeit nur gehabt, da ähnliche Uebersichten so oft gegeben wurden, z. B. in Schön's „Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation", deren Werth eben nicht in den Notizen, sondern in den übersichtlichen Anschauungen besteht. Nur wenig leiten des Verf. Uebersichten in die europäische Staatenwelt ein, und doch war das offenbar die vornehmste Aufgabe. Inzwischen hat das Gegebne auch seine Verdienste; namentlich muß die große Genauigkeit gerühmt werden, deren sich die Zahlen des Verfassers erfreuen.

Genug von der Einleitung. Es muß nunmehr betrachtet werden, ob der Verf. in der Charakteristik der einzelnen Staaten dem Bedürfnisse seiner Leser genügen könne, und in welchem Grade er genügen möge.

Rußland taugt eigentlich nicht zum Anfange der europäischen Statistik, denn die europäischen Zustände erhalten ihre Bewegung nicht von da, wo die Sonne aufgeht, sondern von da, wo die Sonne untergeht. Nur die reichen Hülfsmittel, die der Verfasser in der Abfassung der russischen Statistik benutzte, können ihn bewogen haben, durch Rußlands Schilderung sein Probestück zu liefern. Der Verfasser beginnt mit einer Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, die bis auf die Reisebeschreibungen, unter welchen sogar Clarke fehlt, ziemlich vollständig ist. Ungern vermißt man S. Maure's hübsche Skizzen über russisches Leben und Streben. Hierauf folgt Rußlands Grundmacht. Recht anschaulich wird gezeigt, wie rasch der moskowitische Koloß von 15,000 □M. zu 350,000 □M. angewachsen sei. Die politische Eintheilung knüpft sich von selbst an die Angabe des Areals. Der Verfasser hätte dabei auf Raumersparniß denken sollen. Nimmt dieses und manches ähnliche, auf Zahlenverhältnisse beschränkte Capitel in jedem Staate ein solches Volumen ein, so muß das Werk sehr anschwellen. Über die physische Beschaffenheit ist im Verhältnisse viel kürzer berichtet. Sonderbarerweise sagt der Verf. gar nichts über die militärisch-politische Beschaffenheit des Landes, d. h. nichts über die auswärtigen Berührungen, über natürliche Grenzen und entblößte Marken. Die Grenzverhältnisse sind von so großem Einfluß auf jedes Staatswesen, daß ihre Außerachtlassung sehr auffallen muß. Nach dem Lande kommt das Volk. Die Bevölkerungsverhältnisse sind sehr gründlich besprochen. Ueber die Stammverschiedenheit läßt sich der Verfasser zu weitläufig aus, obgleich er eine Charakteristik der Stämme damit verknüpft. Nach meiner Ansicht kommt es auf das Hauptvolk und dessen physischen, moralischen und intellectuellen Charakter am meisten an; grade hierin genügt der Verfasser aus Schüchternheit am wenigsten. Offenbar wollte er keine Charakteristik der russischen Licht- und Schattenseiten wagen. Und doch ist uns Rußland in vieler Beziehung ein Räthsel, wenn wir die Naturaleigenthümlichkeiten des eigentlichen Russen nicht recht vor Augen haben. Die Statistik war in der That für die Staatskunst Europas sehr schädlich, weil sie die Staatsmänner gewöhnte, unter Völkern nur Zahlen von matt skizzirten Individuen zu denken. Nie hat man so wenig auf Nationalität gebaut, als seit das Wort Nation, Volk das dritte in jedem politischen Gespräche ist. — Sehr genau sind die wichtigen Ständeverhältnisse in Rußland geschildert. Vielleicht hätte mehr angedeutet werden sollen, wie in neuester Zeit dem Geschlechtsadel, insbesondere dem Landadel wieder ein Theil des Wohlwollens zugewendet wurde, das ihm Peter's Dienstadel geraubt hatte. Durchaus nichts hinzuzusetzen ist zu Dem, was nachher über die Religionsverhältnisse, über physische, technische, commercielle und intellectuelle Cultur folgt. Blos hinsichtlich einiger Maßregeln des jetztregierenden Kaiser hätte eine nähere Aufklärung gegeben werden sollen. Man hat in französischen Blättern den Kaiser Nikolaus nicht wenig getadelt, daß er die ausländischen Erzieher und Lehrer an Prüfungen binde, die inländische Erziehung

Digitized by Google

zur Regel erhebe und den Aufenthalt im Ausland beschränke. Man vergaß dabei ganz oder wußte gar nicht, daß die Ausländerei Rußlands Verderben ist. Der Adel ist entnationalisirt, wandert in der Fremde umher, entzieht dem Volke seine Einkünfte, seine Kenntnisse. Wie kann das Land dabei sich heben? Polen ging ja großentheils durch die Ausländerei seiner Großen zu Grunde. Gewiß ist es eine weise Maßregel, die Ausländerei an der Wurzel anzugreifen, den Adel zu nationalisiren. Und darauf gehen Nikolaus' Verordnungen aus. Sie erschienen nicht unvorbereitet. Schon Jahre vorher hatte der Kaiser ein pädagogisches Institut zur Bildung inländischer Lehrer gebildet und die russische Nationallitteratur durch Auszeichnung aller russischschreibenden Autoren, durch eine mildere Censur für russische Originalwerke bedeutend gefördert. — Unter der Rubrik der Verfassung kommen die Grundgesetze, die Herrschaft, der Hof und die Regierungsform, die Rechte der Stände, und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zur Sprache. Wie gesagt, gehören die wichtigen Organismen der Verwaltung auch hieher. Unter allen Einrichtungen Rußlands sind nur zwei von überraschender Beschaffenheit: das Gewissensgericht jedes Gouvernements für Controle der Justiz, und die Kammer der allgemeinen Fürsorge für das Armenwesen, Straßenwesen u. s. w. Beide Behörden sind durch die Stände besetzt, durch Deputirte des Adels, der Bürger und der Bauern. Was würden solche Institute nicht in Frankreich bedeuten? In Rußland, wo keine Art Oeffentlichkeit waltet und der politische Muth fehlt, bedeuten sie gar nichts. — Die Besetzung und Ausstattung der Staatsämter darf nicht unbeachtet bleiben. Rußland kämpft mit zwei Grundübeln, mit dem ausländischen Ursprung seiner obern Beamten und Offiziere und mit der schlechten Besoldung aller untern Stellen. So hemmt Eifersucht den Vollzug der Verordnungen, und Bestechlichkeit macht die Beamten zu den ärgsten Drückern des Volkes. — Von der eigentlichen Verwaltung wird nun die der Justiz, der Finanzen, des Militairs näher besprochen. Eine fast unüberwindliche Hemmkette des russischen Adlers liegt in der Unverhältnißmäßigkeit seiner Einkünfte; 100 Millionen Thlr. sind für ein Reich von solchem Umfange nicht auskömmlich. Und doch ist gar keine rechte Aussicht einer Steigerung, da die Privilegien des Adels sich auf die Abgabenfreiheit ausdehnen und eher eine Erweiterung als Einschränkung erfahren. Die russische Armee von 600,000 Mann kann nicht furchtbar erscheinen, so lange der Etat für sie nicht mehr beträgt als der preußische.

Indem ich zu Ende bin mit dem Referate, ist es nothwendig, dem Leser die Wage vor die Augen zu halten. Er wird unstreitig bemerken, daß die Schale, in welcher das Lob liegt, unendlich schwerer ist und die Schale mit dem Tadel hoch in die Luft schnellt. 24.

Bibliographie.

Abele, J. A. S., Griechische Denkwürdigkeiten und die K. bayerische Expedition nach Hellas. 8. Manheim, Loeffler. 1 Thlr.

Binder, W., Fürst Clemens von Metternich und sein Zeit-Alter. Eine geschichtlich-biographische Darstellung. Mit dem in Stahl gestochenen Portrait des Fürsten. 8. Ludwigsburg, Nast. 1 Thlr. 14 Gr.

Bornitz, L., Briefe eines Liebenden. Eingeleitet von Friedr. Schleiermacher. 8. Aachen, Kohnen. 20 Gr.

Bube, A., Gedichte. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Gr. 8. Gotha, Müller. 16 Gr.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wieder erzählt von Gustav Schwab. 1ster Thl. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 8 Gr.

Clemens, F., Das Manifest der Vernunft; eine Stimme der Zeit in Briefen an eine schöne Mystikerin. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 8 Gr.

Corbière, E., Das Seeleben. Malerische Schilderungen. Deutsch von L. v. Alvensleben. 8. Leipzig, Mag. f. Ind. u. Lit. 1 Thlr. 8 Gr.

Gervinus, G. G., Historische Schriften. 3ter Bd. — Auch u. d. T.: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2ter Thl. Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Gottschalk, F., Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. 9ter Bd. Mit 1 Kupfer und 1 Vignette. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 12 Gr.

Greverus, J. P. E., Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 12 Gr.

Gruithuisen, Fr. v. P., Naturgeschichte des gestirnten Himmels. Eine neue, zufolge ihrer Einrichtung jedem scientifisch Gebildeten faßliche Darstellung der neuesten Lehren der Astronomie; nebst tabellarischer Astronomie als Anhang. Gr. 8. München, Fleischmann. 2 Thlr.

Hall's, Capitain B., See- und Land-Reisen nach dem Englischen bearb. von C. M. Winterling. 1ster Thl. 8. Berlin, Bade. 12 Gr.

Hanke, H., Die Perlen. Roman in zwei Theilen. 2te Aufl. Gr. 12. Hannover, Hahn. 2 Thlr. 18 Gr.

Hartmann, Ph., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geisteskräfte zu erhalten und zu vervollkommnen. 3te verbesserte Aufl. 8. Leipzig, Voß. 1 Thlr. 8 Gr.

Heine, H., Die romantische Schule. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr.

Hephata oder Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers. Mit erläuternden Abbildungen. Gr. 3. Leipzig, Andrae. 2 Thlr.

Kortüm, F., Die Geschichte des Mittelalters, sechs Bücher. 2 Bde. Gr. 8. Bern, Jenni Sohn. 6 Thlr.

Lembert, Novellen. 8. Wien, Tendler. 18 Gr.

Meyer's, H., Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern. 3ter Thl. — Auch u. d. T.: Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern. Zeit ihres Abnehmens. Herausgegeben mit einer Vorrede von F. W. Riemer. Gr. 8. Dresden, Walther. Prän.-Pr. 2 Thlr. Prän.-Pr. für alle 3 Bände 6 Thlr. Spätererer Ladenpr. 9 Thlr.

Mosen, J., Heinrich der Finkler König der Deutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Acten. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1 Thlr. 12 Gr.

Motte, Baron de la, Spanien. Übersicht der politischen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse, der Verwaltung, der Industrie und des Handels, der geographischen Beschaffenheit, und der Geschichte der Halbinsel nebst einer ausführlichen Beschreibung des jetzigen Kriegsschauplatzes. Ein Handbuch für Zeitungsleser. Uebersetzt und mit einer historischen Uebersicht der neuesten Ereignisse in Spanien versehen von E. Brink-

Digitized by Google

meier. Mit 1 Charte von Spanien. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Müller, W., Die Verworfenen. Romantisches Nachtgemälde. 8. Kolberg, Post. 1 Thlr. 8 Gr.

Musset, Der Günstling oder Abenteuer, Liebschaften und Einkerkerung des berühmten Lauzun. Deutsch von L. von Alvensleben. 2 Thle. 8. Leipzig, Magazin für Ind. u. Lit. 3 Thlr.

Nacht, Tausend und Eine. Arabische Erzählungen. Deutsch von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall. Erste Lieferung, oder 1stes bis 3tes Bdchen. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. — Auch mit d. Umschlags-Titel: Pfennig-Ausgabe der Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt. Mit Titel-Vignetten. 8. Breslau, Max und Komp. 21 Gr.

Natur, Die, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen vom Redacteur des Morgenblattes H. Hauff und Andern. 1ster Bd. — Auch u. d. T.: Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Aus dem Englischen des Sir Charles Bell von H. Hauff. — Mit dem Umschlag-Titel: Bridgewater-Bücher. Bandparcelle I. II. etc. Gr. 8. Stuttgart, Neff. Geh. 15 Gr.

Necker de Saussure, Madame, Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Übersetzung des Werkes: De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie, von A. von Hogguer und K. von Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letztern. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr.

Öttinger, E. M., Das weiße Gespenst. Blätter für Scherz und Ernst. 2te Aufl. 8. Leipzig, Krappe. 18 Gr.

Pfizer, G., Martin Luther's Leben. Mit vier Stahlstichen. 1ste Abth. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. Subscr.-Pr. 12 Gr.

— —, P. A., Das Recht der Steuerverwilligung nach den Grundsätzen der würtembergischen Verfassung, mit Rücksicht auf entgegenstehende Bestimmungen des Deutschen Bundes. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 10 Gr.

Pons, E. P., Die Staats-Öconomie. Erster Abschnitt. Physik der Gesellschaft. — Auch u. d. T.: Physik der Gesellschaft, als Einleitung in eine rationelle Staats-Öconomie. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr.

Räthsel von J. G. M. 8. Stuttgart, Köhler. 1 Thlr.

Reiseblüthen, Humoristische, gesammelt auf einer Eilpostfahrt von Dresden nach Leipzig, oder Reisebemerkungen wie sie nicht sein sollen. Nebst einem poetischen Anhange. Das dresdner Vogelschießen in zierlichen Knittelreimen verfaßt von Urian. 8. Leipzig, Zirges. 8 Gr.

Rohmer, Friedrich, An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere. Zwei Sendschreiben. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 6 Gr.

Ruth, E., Gedichte. 8. Hanau, Edler. 12 Gr.

Satori, J., Diana von Cinq Mars oder der Eid. Eine historische Erzählung. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. nebst 2 Charten und 3 lithograph. Tafeln. Gr. 8. Mainz, Kunze. 1 Thlr. 6 Gr.

Schiff, Die Ohrfeige. Novelle. 8. Hamburg, Magazin für Buchhandel. 1 Thlr. 6 Gr.

Schoppe, Amalia, Gesammelte Erzählungen. 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Neue gesammelte Erzählungen und Novellen. 8. Leipzig, Krappe. 1 Thlr 12 Gr.

Seelen, H. v., Sommersprossen auf dem Teint der Novellen-Literatur. Eine Weihnachtsgabe für schlechte Lesezirkel und Leihbibliotheken durchs Brennglas erkannt u. s. w. 8. Breslau, H. Richter. 1 Thlr.

Shakspeare, Vier Schauspiele. Übersetzt von Ludwig Tieck. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Simonde de Sismondi, Geschichte der Auflösung des römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation der alten Welt. Verdeutscht von Wilhelm Adolf Lindau. 1ste und 2te Lief. Gr. 8. Leipzig, Barth. Geh. 12 Gr.

Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 2ter Bd. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Für 1836. Mit 7 Stahl- und Kupfertafeln. Kl. 8. Prag, Calve. 2 Thlr.

Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit oder Geschichte Spaniens seit der Rückkehr Ferdinand VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von *r. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr.

Steinbeck, A., Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehn. Nebst einer einleitenden Abhandlung: „der organische Leib und die Sprache" von G. H. v. Schubert. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 3 Thlr. Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.

Stolle, F., Nacht und Morgen. Novellen, Phantasiestücke und Lieder. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 4 Gr.

Strauss, D., Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2ter Bd. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 3 Thlr. 4 Gr.

Streif, P., Thomas Münzer oder der thüringische Bauernkrieg. Mit 1 Vignette in Steindruck Th. Münzer's Bildniß vorstellend. 8. Leipzig. 12 Gr.

Theremin, über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 6 Gr.

Trollope, F., Tremordyn Cliff. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. 3 Bde. 8. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Votum über das „Junge Deutschland." 8. Stuttgart, Liesching. 4 Gr.

Wackernagel, W., Die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek. Verzeichniss Beschreibung Auszüge. Eine academische Gelegenheitsschrift. 4. Basel, Schweighauser. 8 Gr.

Wangenheim, F. Th., Hakkem Ben Haschem. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Khalifen Haroun Al Raschid. 3 Thle. Gr. 12. Leipzig, Hartleben. 3 Thlr. 12 Gr.

Wehnert, Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Gr. 8. Potsdam, Riegel. 12 Gr.

Werg, A., Das Schnupftuch Katt's und die Rettungsfrist. Zwei Erzählungen. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Werschowitze, Die, oder der Schwur der Rache an den Todtengrüften des Schreckensteins. Ritter- und Geistergeschichte aus der Vorzeit Böhmens. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Wie die Clerisei das Cölibat beobachtet: oder Liebschaften der katholischen Priester in Frankreich. 8. Leipzig, Liter. Museum. 1 Thlr.

Winterling, E. M., Antik-moderne Dichtungen. Inhalt: Amor und Psyche nach Apulejus. Daphnis und Chloe nach Longus. 12. Berlin, Bade. 21 Gr.

Wirth, J. G. A., Fragmente zur Culturgeschichte. 1ster Thl. Mit 3 lithographirten Beilagen. 2te, gänzlich umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Kaiserslautern, Tascher. 1 Thlr. 8 Gr.

Wolfram, L., Parvulus. Novelle. 8. Leipzig, Wengand. 1 Thlr. 4 Gr.

Zollfreiheit, Die, Süder- und Norder-Dithmarschens. In zwei Abhandlungen. Gr. 8. Heide, Pauly. 18 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 14. Januar 1836.

Die Schweiz und ihre Revolutionen von Joseph Andres. Erstes und zweites Heft. Basel, Schweighauser. 1833—34. 8. 1 Thlr. 17 Gr.

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den gebildetern Völkern Europas heimische Ruhe ein freies Umsichblicken auf andere Länder verstattete, entwickelte sich die Reiselust, welche nach dem Vorbilde der Franzosen und Engländer vorzüglich auf die Schweiz ihre Richtung erhielt. Vieles traf zusammen, um derselben einen bleibenden Gehalt zu verleihen! Die Schweiz ist das Land der Naturwunder in vielgestalteter Abwechselung, das Land einer großen Vorzeit, bewohnt von einem Volke, welches mit eigenthümlichem Charakter Depositair gesetzlicher Freiheit zu sein verhieß. Nach diesen Gesichtspunkten wurde von zahllosen Reisebeschreibern jenes Nachbarland gepriesen, dessen den Deutschen verbrüderte Literatur hohe Bewunderung verdient, wenn sie auch nur die beiden Namen Haller und Müller in das Buch der Geschichte verzeichnet hätte.

In neuester Zeit hat sich ein großer Theil des Interesses für die Schweiz im Auslande verloren, wovon die Ursache in und außerhalb Ilium zu finden ist. Welche politische Katastrophen die Schweiz mit ihren verschiedenen Cantonen neuerlich durchgangen ist, wie die Anregung dazu vorzüglich in der innern Zwietracht, in dem Mangel an Thatkraft und Nachgiebigkeit zu rechter Zeit, in den Verflechtungen des Egoismus, in dem Wahne, das Nationalglück beruhe im revidirten Verfassungscodex und werde durch ausländische Bürgschaft gesichert, liegt, darüber bringt vorliegende Schrift bekannte und unbekannte Thatsachen bei.

Das erste Heft derselben führt den besondern Titel: „Die Zeiten der 13 Orte" und zeigt durch eine gehaltreiche Einleitung einen mit tüchtigen geschichtlichen Studien ausgerüsteten, gut unterrichteten Mann, welcher die Hauptmomente der Eidgenossenschaft der Schweiz zusammenstellt mit einer kritischen Übersicht des Ursprungs, der Entwickelung und der Schicksale der Staaten, welche, wie jene, eine constitutionnelle Föderation zum Grundton ihrer politischen Existenz hatten; er zählt dahin: Griechenland, den lombardischen Bund, die Hanse und die Niederlande. Allen diesen Staaten bemerkt er gar treffend, lag derselbe Anfang zum Grunde, dieselbe Ursache schloß ihren Verband, moralische und physische Eigenthümlichkeiten modificirten die Richtung und die daraus hervorgehenden Gesammtkräfte. Doch höher als jene stellt der Verf. mit Recht die schweizerische Conföderation, da sie für ihre politische Freiheit am längsten und glorreichsten kämpfte. In Bezug hierauf zieht er die Frage in Erwägung: „Wo finden wir in den einzelnen Mitgliedern der Föderation eine solche Regsamkeit für sich selbst und dann wieder eine solche lange aufopfernde Hingabe für Alle, für das Ganze?" Wie wahr und treffend sind die Worte: „Als sie sich überall die Straßen und Bahnen gebrochen und, wie einzelne Corps sich durchgekämpft hatten, sich nun vereinigten, alle Panner nebeneinander aufschlugen, brach unter ihnen der größte Fürst der damaligen Zeit, der Herzog von Burgund, zusammen. Wenn der Geist der Unabhängigkeit und der Freiherrlichkeit in den Cantonen ebenfalls groß und mächtig war, so herrschte er doch nicht so sehr, daß man dabei glaubte, man dürfe, um sie nicht zu gefährden, gar keinem allgemeinen Gesetze gehorchen. Sie hielten es nicht wider ihre Unabhängigkeit, eine allgemeine Abhängigkeit anzuerkennen, in der sie nichts anderes sahen als ein allgemeines Schirmdach für Alle!" Ferner: „Erst nach 400 Jahren, als die Enkel anfangen wollten, den Herrscher zu spielen, und auf die Schwächern Eroberungen machten, wurde das System der 13 Orte wirklich durch und durch erschüttert, und vielleicht wäre es grade so zu Grunde gegangen wie der hanseatische Bund, wenn nicht die Kleinsten und Schwächsten in den Tagen der Gefahr und des Kampfes sich an ihre Ahnen erinnert und auf ihren Schlachtfeldern gefallen wären wie sie. Nachdem der alte Bund nach einem 500jährigen Bestande aufgehoben und von feindlicher Hand zertrümmert worden, änderte sich im Lande plötzlich Alles; während man in diesem langen Zeitraume von Empörungen gegen die bestehenden Gesetze selten oder nichts hört, von Verfassungsveränderungen niemals die Rede war und die Staatsrechtsfragen hinter den Gebirgen von Eis und Schnee gleichsam stabil geworden zu sein schienen, ist nun auf einmal Alles anders geworden; man ist in die Rolle der untergehenden Griechen und Italiener gefallen; Alles will herrschen, Alles soll immer geändert werden, in ununterbrochener Bewegung drehen sich unaufhörlich die constitutionnellen Fragen; in Zeit von 31 Jahren hat das kleine, arme Land nicht mehr als acht neue Verfassungen und Regierungen gehabt. Wohin führten sie? Wohin führen sie? Einmal machten sie die Schweiz zur gallischen Provinz, und als man wieder zur Freiheit kam, wußte man sie so wenig zu schätzen. Das Jahr 1814 wie das Jahr 1831 sieht die Schweiz in vollständiger Wehrlosigkeit, also daß in dem Maße, als man immer ändert, ein- und absetzt, die Fähigkeit, sich zu behaupten, abnimmt, und in dem Verhältnisse, als das Regieren immer schwerer und gefährlicher wird, man desto regierungswüthender und regierungstoller wird. In solchen Zuständen innerer Zerrissenheit hat eine Armee keine Basis, keinen Grund und Boden, auf dem sie sicher stehen kann; man weiß nicht, um was es zu thun ist, um was man zu kämpfen habe, ob man betrogen wird oder nicht? Man mistraut der Einsicht des Einen, der Redlichkeit des Andern; alle Schritte werden belauert, alle Misgriffe verdächtigt." Schmerzlich aufgeregt, schließt der Verf. diese Vorrede mit den Worten: „O du schönes, wunderbares Land, von allen Völkern gelobt, von allen Ständen gepriesen, von den größten Dichtern besungen, selbst die härtesten Menschen zum Mitleide rührend — könnte ich doch den Geisteshochmuth, der in dir wohnt und in immer verhängnißvollere Schlingen Alles zieht, die Herrschsucht, welche einen Theil deiner Einwohner bethört und dich einmal deiner Freiheit berauben kann, die Sprache des Uebermuthes und der Frechheit, welche verächtlich macht und gegen dich aufreizt — aus dir wegnehmen und in den Abgrund der Hölle werfen!"

Nach dieser Einleitung wird in dem ersten Hefte die Geschichte der staatswissenschaftlichen Verhältnisse der Schweiz dargestellt, bis zum Eintritte der mächtigen Einwirkung Frankreichs im 18. Jahrhunderte und dem daraus entstehenden Verderbe, zu welchem die kirchliche Verschiedenheit der Einwohner unter unermüdet thätiger Theilnahme der katholischen Hierarchie bedeutend beitrug. Von den beiden angehängten Beilagen würde man die erste: „Diplomatik und Diplomaten. Aus einem alten französischen Buche", schwerlich vermißt haben. Die zweite: „Die genfer Unruhen von 1777, von einem berner Rathsherrn", ist mehr zur Sache gehörig, da man hier recht deutlich sieht, wie Staatsverfassungen, welche durch auswärtige Garantien erhalten werden sollen, schon deshalb über den Haufen stürzen, weil zeitgemäße Verbesserungen immer Parteienspiel werden und zu Revolutionen führen; es bedarf nicht einmal eines Verrath im Sinne habenden Ministers, wie Vergennes war, oder in ihrer Schwäche wankende Mitgaranten, wie Zürich und Bern, oder des Mangels des Einheitssinnes und der wahrhaften Bürgertugend, wie das schon halbfranzösirte Bern an den Tag gegeben hat. Das entscheidend wahre Wort sprach der

Digitized by Google

zum Schutze aufgerufene Kaiser Joseph II.: „Die Demokratie fodert Tugenden, die in unserm Jahrhunderte nicht anzutreffen sind; die in Genf neuerlich begangenen Gewaltthaten beweisen, daß die Einwohner jene nicht besitzen.“ Der ganze Revelutionsversuch endete, wie die meisten mit dem Beweiß, daß die Staatsverbesserer viele wirkliche Mängel zu rügen, aber nicht abzuändern verstanden, und daß Schwäche von der einen und von der andern Seite an den Tag gelegt wurde.

Das zweite Heft beleuchtet die Geschichte der schweizerischen Centralität, oder des verunglückten Versuches, aus dem Staatenbund einen Staat zu bilden. Naheliegende Erörterungen sind dem Vorworte anvertraut. Wer freut sich nicht die Resultate eigner Prüfung hier bestätigt zu finden, wo es heißt: „Untersuchen, was allen historischen Begebenheiten und Ereignissen eines Volkes zum Grunde liegt, wie sie sich auseinander erzeugten, charakterisirten und bedingten, heißt in das geheime Geäder der Geschichte selbst herabsteigen, sie auf ihre moralischen Principien zurückführen, auf die Wurzel ihrer Entstehung und ihres wechselsweisen innern Zusammenhangs zeigen. Diese Principien verhalten sich zum historischen Materiale, wie sich die strategischen Punkte eines Landes zu seinem allgemeinen Terrain verhalten, und wie jene uns in den Besitz des Landes selbst bringen und Alles unter sich und neben sich beherrschen, so enthüllen und beherrschen auch die historischen Principien die ganze Geschichte. Wer aber zu ihnen gelangen will, muß nicht sein eignes Ich, seine vorgefaßte Meinung in dieselbe hineinbringen, sondern es müssen aus dem historischen Material die Gedanken und Ansichten sich erzeugen, sie müssen ihr Resultat sein.“

Die Geschichtserzählung selbst ist einfach, klar, treulich, wo es sein kann, die begangenen Misgriffe sind so gestellt, daß nicht böser Wille, sondern irrige Meinung vor den Richterstuhl tritt. Die Darstellung schließt mit dem Jahre 1802 und mit dem beim Staatsverfassungsstreite so oft zu Tage kommenden Resultate, daß, wenn man jene beiden Hauptparteien, die Föderalisten und die Einheitsfreunde, gegeneinanderstellt, man zuletzt gar nicht erkennt, um was sie sich, das Vaterland opfernd, stritten. Ohne daß sie sich dessen bewußt waren, finden die Parteien sich gegenseitig in die Rollen: die Einheitsfreunde in den Föderalismus, indem sie eine Einheit schufen, welche von keiner Seite gegen den Föderalismus gesichert war, und die Föderalisten verfielen dem Einheitssysteme, indem sie die Stabilität ihrer Gesetzgebung, welche doch einen Theil der Staatsgewalt den Cantonen anheimgab, annahmen (S. 213).

Von jenem Zeitpunkte an, wo die Machthaber, wie gewöhnlich, nicht darauf sannen, durch die tüchtigsten aller Parteien ihr Werk zu sichern, sondern lieber mit großen Aufopferungen die Hülfsgewalt der argistigen, Verrath hegenden Franzosen erkauften und dennoch wähnten, die Integrität der Republik zu retten, wo es eigentlich nur galt, diese oder jene Coterie zu heben oder zu stürzen, bis zu unsern Tagen, sind über drei Jahrzehnde verflossen, welche dieses Unwesen nicht abstellten, sondern verschlechterten, wogegen, weil man keine Gewalt brauchen wollte, in den letzten zwei Jahrzehnden auch nicht einmal die bessere Einsicht redlicher Vermittler half. Eine Fortsetzung des Werkes muß dieses unwiderlegbar darthun. 25.

Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mondvulkanen, die einen Durchmesser von 1—5 Fuß haben, und welche bei 8000 Fuß Geschwindigkeit in einer Secunde nicht wieder auf den Mond zurückkommen, und die dann mit Millionen um die Erde herumlaufen; von J. F. Benzenberg. Mit vier Steindrücken. Bonn, Weber. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

„Der Mond ist ein unartiger Nachbar, daß er die Erde mit Steinen begrüßt“, hatte Lichtenberg gesagt. Und Hr. Benzenberg hat seit 30 Jahren dem heimlichen Steinwerfer aufgepaßt und gibt's nun verbrieft, daß Lichtenberg Recht habe.

Der Mond steht bekanntlich seit langer Zeit in dem Verdacht, daß er aus seinen Vulkanen nach der Erde werfe; Laplace und Chladni haben die Welt in diesem Verdachte bestärkt. Niemand wollte der Erde oder der Erdatmosphäre zutrauen, daß sie selbst heimlich nach ihrem eignen Leibe warf. Wo hätte sie auch die Steine dazu herbekommen? fragte man. Wer also auch nicht glaubte, daß die Meteorsteine direct aus dem Mond kämen, meinte doch wenigstens, daß sie aus einer Gesellschaft von zahllosen Massen, die im leeren Raume um unsere Erde flögen, sich in unsere Erdatmosphäre verirrt hätten. Viele Physiker, die französischen fast sämmtlich, glauben noch jetzt an diesen außeratmosphärischen und besonders an einen lunarischen Ursprung der Meteorsteine; doch sind in der neuern Zeit nach Lavoisier's und Volta's Vorgange immer mehr Gegner dieser Theorie aufgetreten und haben einen atmosphärischen Ursprung der Feuerkugeln, Meteorsteine und Sternschnuppen darzuthun gesucht.

Hr. Benzenberg dagegen versichert, ohne einen dieser Gegner zu berücksichtigen, daß er von dem lunarischen Ursprung der Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine überzeugt sei, und sucht seine deßfallsige Theorie zu bewahrheiten. Wir müssen vorausschicken, daß Hr. Benzenberg Sternschnuppen und Meteorsteine ganz für eine und dieselbe Erscheinung und auch Feuerkugeln nur für größere Sternschnuppen hält. Schon als Studenten im Jahre 1798 haben Hr. Benzenberg und der jetzt verstorbene Brandes, Beide der Überzeugung von einem lunarischen Ursprung der Sternschnuppen ergeben, Beobachtungen über diese Phänomene angestellt. Auf dem Rücken liegend, Hr. Benzenberg auf dem Clausberg bei Göttingen, Hr. Brandes bei Sesebühl, beobachteten Beide sechs Nächte hindurch, und ihre Gehülfen mußten beim Erscheinen jeder Sternschnuppe Zeit, Helligkeit, Art der Erscheinung, sowie der Beobachter sie ihnen zurief, notiren. Es wurden 22 Sternschnuppen beobachtet. Darunter aber waren zwei, welche die Theorie der Herrn Beobachter selbst anzuzünden drohten. Diese zwei fielen nämlich nicht von oben nach unten, sondern sie stiegen fast senkrecht in die Höhe. Das konnten also keine Mondsteine sein, es hätte denn der Mond die Steine durch die Erde hindurch werfen müssen; denn die Richtungslinie dieser aufsteigenden Sternschnuppen mußte ihren Anfang an der Erde selbst haben. In späterer Zeit beobachtete Brandes noch eine solche aufwärts steigende Sternschnuppe. Hr. Benzenberg ließ sich indessen nicht irre machen. Daß die Sternschnuppen Steine aus den Mondvulkanen wären, hielt er fortwährend für entschieden. Aber er nahm neben diesen lunarischen Sternschnuppen noch eine andere Sorte von Sternschnuppen an, die wie das bei den aufsteigenden nicht anders zu erklären war, in der Erdatmosphäre entständen. Die Theorie von dem lunarischen Ursprung der Sternschnuppen gab aber durch dieses Zugeständniß einer Ausnahme eine große Blöße. Da half endlich im Jahre 1817 Chladni aus der Verlegenheit. „Er nahm an, daß alle Sternschnuppen Mondsteine wären, auch die senkrecht aufsteigenden.“ (Doch Chladni hat ja nicht den lunarischen, sondern nur den kosmischen Ursprung der Meteorsteine vertheidigt?!) Das sei so zu erklären: die Mondsteine von 1, 2—5 Fuß Durchmesser fahren mit einer Geschwindigkeit von acht Meilen in der Secunde in unsere Atmosphäre hinein. Bei dieser ungeheuern Geschwindigkeit müssen sie die Luft hinter sich zurücklassen und die Luft vor sich anhäufen und zwar so anhäufen, daß sie die Dichtigkeit des Quecksilbers bekommt. Die Federkraft der Luft wird nun so ungeheuer stark wie bei der Luftpumpe im Leeren (denn auch die Sternschnuppe läßt bei solcher Geschwindigkeit einen luftleeren Raum hinter sich zurück), wo vier Pferde die luftleere Kugel nicht zerreißen können. Sobald die Luft diese Dichtigkeit erreicht, prallt der Mondstein an ihr ab und wird wieder in die Höhe geworfen.

Dies gibt Hr. B. als Chladni's Erklärung. Hr. Benzen-

Digitized by Google

dazu thut ihr nicht bei. Erst im Mai 1833 bekehrte er sich und die vorliegende Schrift enthält sein geändertes Glaubensbekenntniß. Er glaubt nämlich nunmehr, daß alle Sternschnuppen Steine sind, die durch die Mondvulkane in die Höhe geworfen werden, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die größer ist als 8000 Fuß in einer Secunde. Denn alle Steine, welche mit dieser Geschwindigkeit von den Mondvulkanen ausgeworfen werden, können nicht wieder auf den Mond zurückfallen und zwar besonders deswegen, weil „der Mond keine Atmosphäre hat". Diese Steine gehen dann wie kleine Monde um unsere Erde herum. Auf der Seite des Mondes, die wir sehen, sind 1200 Vulkane. Sind auf der von uns abgewendeten Seite auch 1200, so muß man viele Tausendmal 1000 Millionen Steine rechnen, die 10—30,000 Pfd. schwer, vom Monde ausgeworfen sind und um unsere Erde fliegen in einer Entfernung von 10000, 160000—260000 Meilen. Diese Steine bekommen wir nie zu sehen. Hat aber der Mondkrater eine günstige Lage, so kommen sie in 2½ Tage auf unserer Erde an. Der Durchmesser der Mondsteine beträgt 1, 2 bis höchstens 5 Fuß. Auch die 30,000 Pfd. schwere Eisenmasse in Amerika mag keinen größern Durchmesser (?) haben. Also „diese kleinen Mondsteine oder Sternschnuppen gehen entweder 1) immer im Leeren herum und leuchten, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen (d. h. 5, 10 oder 15 Meilen von der Erdoberfläche), und gehen ihren gewohnten Gang weiter; oder 2) sie fallen auf die Erde, wie z. B. die ensisheimer, agramer, die von Stannern ꝛc., oder 3) sie fallen auf die Erde, aber, ehe sie auf der Erde sind, werden sie wieder in die Höhe geschnellt und gehen wieder im Leeren fort." Die Mondsteine sind glühend, wie man gewöhnlich meint, durch die Reibung der Atmosphäre, oder wie Hr. B. glaubt, in Folge des Kraterbrandes im Monde. „Denn gesetzt, der Stein ist vor 6000 Jahren in die Höhe geworfen und immer im Leeren herumgegangen, so muß er, wie es mir scheint, die ursprüngliche Hitze behalten" (?). Nach v. Schreiber's Berechnung fallen im Durchschnitt alle 24 Stunden zwei Mondsteine wirklich auf die Erde; in der Atmosphäre aber werden mitunter in einer Nacht mehre Hundert, ja Tausend Sternschnuppen gesehen. Wenn unsere Erde, wie der Mond, keine Atmosphäre hätte, so würden unsere Erdvulkane die Steine ebenso fortwerfen wie die Mondvulkane.

Dies ist in Kürze der Inhalt der vorliegenden Schrift. Sie gibt nicht eine neue Theorie, aber allerdings neuen interessanten Stoff zur Besprechung eines der merkwürdigsten Phänomene, welches unsere Atmosphäre zeigt. Daß aber Hr. B. mit seiner Schrift einen Anhänger des atmosphärischen Ursprungs dieser Phänomene bekehren werde, bezweifeln wir sehr. Er läßt zu Vieles dunkel und zweifelhaft. Wir wollen uns nur einige Gegenbemerkungen erlauben.

Vor Allem ist es uns unbegreiflich, daß Hr. B. die neueste Untersuchung über Feuerkugeln u. s. w. von Ideler dem Jüngern (Berlin 1832), wie es scheint, nicht gekannt, wenigstens gar nicht berücksichtigt hat und eine Erklärung aufstellt, ohne die entgegengesetzte zu widerlegen. Überhaupt aber ist Hrn. Benzenberg's Theorie auf viele ganz unerwiesene Voraussetzungen gebaut. Wer beweist denn, daß der Mond gar keine Atmosphäre habe? Hr. B. selbst sagt an mehren Stellen, der Mond hat „wahrscheinlich fast keine Atmosphäre" und dann nimmt er schlechthin an: der Mond hat gar keine Atmosphäre. Das Dasein von Mondvulkanen wollen wir als erwiesen annehmen, obgleich es auch nicht der Fall ist; aber welche Kraft treibt die Mondsteine, wenn sie einmal um die Erde kreisen, doch mitunter in die Ferne, d. h. in unsere Atmosphäre hinein? Ideler hat ausführliche Untersuchungen darüber zusammengestellt. Dann nennt Hr. B. ohne Weiteres Meteorsteine, Feuerkugeln und Sternschnuppen eine und dieselbe Erscheinung, nämlich Mondsteine. Aber Beweise führet er nirgend. Feuerkugeln und Meteorsteine sind allerdings höchst wahrscheinlich identisch; denn zerplatzte Feuerkugeln haben Steine geregnet. Aber hat Hr. B. auch nur einen einzigen Beweis, daß ein Meteorstein als Sternschnuppe niedergefallen ist; oder daß eine Sternschnuppe zerplatzt ist und Meteorsteine geregnet hat? Selbst viele Derjenigen, welche die Meteorsteine für Mondsteine hielten, haben doch den Sternschnuppen, als einem von diesen verschiedenen Phänomen, einen atmosphärischen Ursprung gegeben und, wie Lavoisier, Volta, Murray, Rynold, Dalton u. A., dieselben für Erzeugnisse von Gasarten des höhern Luftkreises oder für Niederschläge der in der Atmosphäre befindlichen animalischen und vegetabilischen Stoffe gehalten. Also Hr. B. hält etwas für einen Mondstein, von dem es noch gar nicht ausgemacht ist, ob es ein Stein ist. Und wie viel bleibt noch unerklärt! Die Steinregen sind häufig mit einem donnerähnlichen Getöse verbunden, sind nicht selten, vor oder nach ihrer Erscheinung, von Erdbeben, großer Schwüle der Atmosphäre, Orkanen u. dgl. begleitet. Wie sind diese Erscheinungen zu erklären? Die Aerolithen fallen oft aus einer Wolke, die sich häufig nach der vorherrschenden Farbe der aus ihr fallenden Aerolithen selbst zu richten scheint. Ist dies zufällig? Eine, Feuerkugeln von Zeit zu Zeit ausspeiende Wasserhose wurde 1822 bei St.-Omer beobachtet. Waren das auch Mondvulkansteine? Die Aerolithen fallen oft ganz weich wie der Strin, welcher bei Stannern sich auf dem Fuß einer Bäuerin umbog, und verhärten dann sehr schnell. Und die Mondvulkansteine sollen auf einer Reise von zwei bis drei Tagen diese Weichheit behalten? Die meisten Steinregen kommen in den Sommermonaten und in den Äquinoctialzeiten vor; die Häufigkeit derselben nimmt von dem Äquator nach den Polen zu ab, Erscheinungen, welche mit den Gesetzen der Hyetometrie die auffallendste Ähnlichkeit haben, ebenso wie das Herabfallen aus Wolken das donnerähnliche, wahrscheinlich von elektrischen Explosionen herrührende Getöse. Alle diese Eigenthümlichkeiten, welche bei einem Urtheil über den Ursprung der Aerolithen in Betracht gezogen werden müssen, läßt Hr. B. völlig unerwähnt. Und noch eine Frage. Die Vertheidiger des atmosphärischen Ursprungs der Aerolithen legen mit Recht großes Gewicht auf die Erscheinung, daß auch Hagel mit metallischem Kern gefallen ist, einem Kern, dessen Bestandtheile denen der Meteorsteine entsprachen. Hat sich der Hagel diesen Kern auch aus den Mondvulkanen geholt?

Doch wir wollen der gelehrten und interessanten Untersuchung des trefflichen düsseldorfer Naturforschers nicht zu nahe treten. Wir hätten nur gewünscht, daß er auch die Gründe für einen atmosphärischen Ursprung der Aerolithen mit in seine Untersuchung gezogen hätte.

Scharfsinnig sind die Vorschläge, welche Hr. B. macht, um die Sternschnuppen zur Bestimmung der geographischen Länge zu benutzen. 26.

Geschichte der letzten funfzig Jahre, von C. F. E. Ludwig. Vierter Theil. — Auch unter dem Titel: Geschichte des Consulats, oder Bonaparte als erster Consul der französischen Republik bis zu seiner Erhebung zum erblichen Kaiser der Franzosen und König von Italien vom 9. Nov. 1799 (18. Brumaire des Jahres VIII.) bis zum 2. Dec. 1804 und 26. Mai 1805. Altona, Hammerich. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Je ausführlicher dieses Werk in seinem Fortgange wird, um so mehr müssen wir es bedauern, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, demselben durchgehends bestimmte Beweise von einer zu Grunde liegenden selbständigen Forschung beizufügen; denn wenn wir auch keineswegs in Abrede stellen wollen, daß er viel über die von ihm behandelte Zeit gelesen, und wenn er auch bisweilen die Bücher namhaft macht, aus welchen er seine Nachrichten entlehnt hat, so haben wir uns doch nicht überzeugen können, daß er nicht auch manchen Ersatz für

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Bell. Lande zuschießt, s. 1834.

Krämern, Edel-

Digitized by Google

können — bei dem vorliegenden Theile so wenig als bei den frühern —, daß seine Arbeit aus einem so gründlichen Quellenstudium hervorgegangen, wie man bei der Ausführlichkeit derselben wohl zu verlangen berechtigt ist. Das besondere Interesse, welches er für die französische Expedition nach Ägypten hegt und welches ihn zu einer genauern Beschäftigung mit der Geschichte derselben angeregt zu haben scheint, hatte ihn schon im dritten Theile zu einer ausführlichen Darstellung des Anfangs dieser Begebenheit veranlaßt, und bestimmt ihn zu einer noch ausführlichern Fortsetzung, sodaß diese die Hälfte des vierten Theils allein ausfüllt. Wir würden es nicht tadeln, daß der Verf. diesem Ereignisse einen so ausgedehnten Raum widmet, wenn dadurch nicht ein Misverhältniß zu den andern Theilen seines Werkes entstände und diesen auch eine ihrer Bedeutung angemessene Ausdehnung gegeben worden wäre. Letzteres ist aber nicht der Fall, sondern es ist im Gegentheil Manches, was, zumal für die politische Geschichte, wichtiger an sich oder von größern Einwirkungen auf die Folgezeit ist als die Kämpfe der Franzosen in Ägypten und Syrien, mit zu großer, dem genauen Verständniß Eintrag thuender Kürze behandelt worden. So ist z. B. der Inhalt der französischen Verfassung vom J. 1799 nur in wenigen und schwankenden Zügen angedeutet, die Maßregeln, durch welche Bonaparte den glücklichen Ausgang seines Zuges nach Italien im Frühlinge des folgenden Jahres vorbereitete, sind nicht berücksichtigt, eine Beschreibung seines kühnen Überganges über die Alpen an der Spitze der Armee wird vermißt, und die entscheidenden Schlachten bei Marengo und bei Hohenlinden hätten auch in einer Geschichte, in welcher übrigens die Kriegsgeschichte mehr in den Hintergrund tritt, in ihrem Verlaufe näher charakterisirt werden müssen. Ein wesentlicherer Mangel ferner als die zu große Kürze in diesen Einzelnheiten ist es, daß die Umgestaltung des innern Zustandes Frankreichs während Bonaparte's Consulat nur eine sehr dürftige Erörterung gefunden hat, da doch Bignon's „Geschichte von Frankreich vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit" allein schon die Materialien zu einer reichern Entwickelung hätte geben können. Daß endlich dieser ganze Theil nur mit der Geschichte Frankreichs sich beschäftigt und der übrigen Staaten nur insofern, als sie mit diesem Lande in Berührung stehen, gedenkt, obwol der Haupttitel eine allgemeine Geschichte verheißt, das läßt sich wol durch den Nebentitel entschuldigen, sobald der Verf. im folgenden Theile das in diesem Übergangene nachholen wird. 14.

Zeichnungen aus dem Leben berühmter Abenteurer. Ein Beitrag zu der Geschichte wirklicher Begebenheiten. Von C. H. Neuhaldensleben, Eyraud. 1833. 8. 1 Thlr.

Der Verf. nennt Das, was er hier gibt, ziemlich seltsam, „einen Beitrag zu der Geschichte wirklicher Begebenheiten". Eine Geschichte von Dem, was sich nicht begeben hat, gibt es im eigentlichen Sinne nicht, daher erscheint dieser Zusatz allerdings curios. Das Ganze enthält vier Erzählungen oder Zeichnungen, wie der Verf. es nennt, welche uns die Schicksale von vier verschiedenen Personen oder Abenteurern darstellen. Ist aber Ferdinand Cortez, der mit darunter begriffen ist, wol ein Abenteurer zu nennen? Die erste betrifft das Loos und die Schicksale einer Sklavin in Surinam; die zweite führt die Ueberschrift: „Ferdinand Cortez und Donna Maria", die dritte: „Die Insel Palo-Pinang oder das Vermächtniß", welches „eine buchstäblich wahre Geschichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts" sein soll, und die vierte schildert die acht Sklavenjahre eines gewissen Franz Pyrads auf den malaiischen Inseln. Zu Unterhaltung in einer müßigen Stunde möchten diese Zeichnungen für Den, welcher gern allerlei Schreckbares und Gefahrvolles liest, sind diese Sachen recht wohl geeignet. Man kann da im Großvaterstuhl und hinter dem warmen Ofen in aller Ruhe verschiedenen grausigen Dingen beiwohnen, allerlei Abenteuer in Gedanken bestehen helfen und die Freude am Schlusse immer recht gemüthlich mitgenießen. Es ist so eine Speise für ehrliche Philisterseelen, die auch gern einmal etwas von der Welt vernehmen, sich aber doch für ihren Theil am besten befinden, wenn sie das väterliche Dach und den lieben Geburtsort wo möglich gar nicht zu verlassen brauchen. Wer Anderes noch in der Welt sucht und verlangt, wem Ideen höherer Art vorschweben, dem werden freilich diese „Zeichnungen" keine sonderliche Befriedigung gewähren. 15.

Notizen.

Sonderbarkeiten und Idiosynkrasien einzelner Menschen.

Coccejus studirte oft liegend. Cervantes, jedem Kinde als Verf. des „Don Quixote" bekannt, trug oft den einen Hosenknopf offen. Erasmus schrieb mit kleinen kurzen Federn. Schulz in Göttingen mochte nichts von Magnetismus und Turnkunst hören, und meinte, Georg III. von England sei gar nicht geisteskrank gewesen, weil die Art seiner Geisteskrankheit in das Schema nicht paßte, das er sich zur Eintheilung dieser Krankheiten entworfen hatte. (Zwei andere deutsche Gelehrte werden immer krank, wenn sie von einer neuen Entdeckung im Gebiete ihrer Wissenschaft etwas hören.) Heinrich III. konnte in einem Zimmer, in welchem sich eine Katze befand, nicht allein bleiben. Andere fallen vor Katzen in Ohnmacht. Der Herzog von Epernon fiel beim Anblick eines Hasen in Ohnmacht. Im Mittelalter hat ein Papst den Deutschen förmlich verboten, Hasen- und Pferdefleisch zu essen. Dem Marschall Albret wurde unwohl, wenn man ein Spanferkel oder einen Kalbskopf auftrug. Ladislaus, König von Polen, ward unruhig und entfernte sich, wo er einen Apfel wahrnahm. Beim Anblick eines Fisches bekam Erasmus das Fieber. Scaliger zitterte beim Anblick von Kresse am ganzen Körper. Tycho de Brahe sanken die Beine zusammen, sobald er einen Hasen oder einen Fuchs gewahrte. Der Kanzler Bacon fiel bei jeder Mondfinsterniß in Ohnmacht. Bayle bekam Convulsionen, wenn er das Geräusch des Wassers hörte, welches aus einem Hahne oder einer Röhre herabfällt. Lamothe de Bayer konnte den Ton keines Instruments vertragen und empfand ein großes Vergnügen, wenn er den Donner rollen hörte. Ein gegenwärtig noch lebender Advocat zieht den Ton der Trommel den herrlichen Accorden der Musik vor, während andere Juristen in der reinsten Musik eine ergänzende Seite ihres Studiums finden. Sainte-Foix berichtet, daß ein Engländer beim Lesen des 53. Capitels des Jesaias die größte Pein empfand. Ein Spanier wurde jedesmal ohnmächtig, sobald er das lateinische Wort lana (Wolle) aussprechen hörte, obschon sein Rock selbst von Wolle war. Der Erzkanzler Cambacérès konnte keine Spinne, Frau von N. N. keinen Maikäfer ansehen. Napoleon, der in hundert Schlachten sein Leben der Gefahr aussetzte, war empfindlich gegen geringe Schmerzen: ein Ritz, ein Nadelstich machten ihn unruhig; auch hatte er große Abneigung gegen Arzneien. Wallenstein mochte das Krähen der Hähne, ein Anderer das Hundegebell nicht hören. Das Spiel gewisser Eigenheiten, die einen religiösen, vielmehr abergläubischen Charakter annehmen, übergehen wir. 27.

Ein bedeutender londoner Kunsthändler hat die Erscheinung einer vollständigen Sammlung der Werke von Rubens in lithographirten Blättern angekündigt. Diese Sammlung wird mindestens 1500 einzelne Werke des berühmten Meisters enthalten. 11.

„Der mit Steinen

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1836.

Kurland unter den Herzögen, von Karl Wilhelm Cruse. In zwei Bänden. Erster Band. Mitau, Reyher. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Die deutschen Ansiedelungen in den gegenwärtig russischen Ostseeprovinzen lassen der äußern Erscheinung nach einen Vergleich mit den hellenischen Colonien an den Küsten des Mittelmeeres und schwarzen Meeres zu, indem deutsches Recht, deutsche Sitte, Sprache, Religion, Betriebsamkeit in kurzer Zeit unter rohen Barbaren herrschend wurden; in culturhistorischer Entwicklung aber, in ihrem politischen Einflusse auf die ringsum wohnenden Stämme offenbart sich ein Unterschied, der keineswegs der deutschen Natur zur Ehre gereicht. Während die ausgewanderten Griechen, alle Bestandtheile und Rüstzeuge eines Volks ganzen in sich vereinigend, wohin irgend sie verschlagen wurden, dem Mutterlande analoge Gesellschaften bildeten, und der milde Sonnenschein einer höhern Cultur sich rings auf die alten Bewohner erstreckte, sie veredelte und allmälig zu Griechen umschuf; während die neuentdeckten Länder Eroberungen des griechischen Geistes wurden und in den kleinern Kreisen jede Eigenthümlichkeit des heimischen Lebens üppige Blüten trug: sind die deutschen Colonien wie ein Fluch über das altberechtigte Geschlecht geworfen, das sie auszurotten oder national zu vernichten strebten, um an die Stelle einer möglich individuellen Entwickelung hündische Leibeigenschaft und geistigen Stumpfsinn zu pflanzen. Die Ursachen so gänzlich verschiedener Folgen derselben einfachen Lebensthätigkeit bei zwei Nationen, welche sonst so viel Uebereinstimmendes bieten, sind einerseits die religiöse Verneinung und die Bekehrungswuth der christlichen Deutschen, von welcher der hellenische Pantheismus nichts wußte; und dann, daß jene Niederlassungen von Corporationen, nicht von Bruchstücken des Volkes, welche die Summa ständischer und gesellschaftlicher Einzelnheiten in sich trugen, gestiftet wurden. Adelige und Kaufleute, zwei spröd in sich abgeschlossene Ordnungen des mittelaltertichen Deutschlands, unter der Fahne des Kreuzes zu gewinnsüchtigen Unternehmungen kühn verbunden, waren die deutschen Ansiedler auf den von friedlichen, in ihrer Unbekanntheit mit der Welt glücklichen, Völkern bewohnten Küsten; indem sie mit überlegenem Geiste sich Bahn brachen unter den einfachen Natursöhnen, sich im Stolz des vornehmern Blutes von den unterjochten Ureinwohnern absonderten, konnten nur zwei berechtigte Stände entstehen: patrizische Gemeinwesen, denen die nachgewanderten Handwerker untergeordnet wurden, und eine kriegerische, güterbesitzende Ritterschaft; von beiden wurden die „undeutschen", mit dem Ceremoniel des Christenthums dürftig vertraut gewordenen Landesbewohner zu rechtloser Knechtschaft herabgedrückt, gesetzlich consequent darin erhalten. So gewaltsam und unnatürlich zusammengefügte Staaten tragen aber keine Gewähr der Dauer in sich, zumal da das adlige und das bürgerlich-kaufmännische Element bald widerspruchsvoll einander gegenübertreten. Wenn auch Noth und Gefahr sie in Einigkeit erhält, fodert das Leben, soll es nicht verwildern, noch vielfach andere Thätigkeiten; es werden in der Gesellschaft Lücken fühlbar, welche auszufüllen der Boden zu steril ist; zur dürftigen Erhaltung ist das neue Gemeinwesen immer vom Zufluß von außen abhängig und verlängert ein precaires Leben, so lange die Umstände denselben gestatten. Versiegen aber diese in der Fremde entspringenden Quellen, so vermag weder das Genie eines Oberhauptes, noch die starke Standesgesinnung den politischen Tod abzuwenden. Was hätte aus den deutschen Colonien von Preußens Grenze bis nach Narva werden können ohne diese unchristliche Absonderung! Statt einer im schönen Kampfe entwickelten Selbständigkeit gestaltete sich nur ein übermüthiger Adel, in den Städten geldstolze, engherzige Kaufleute, mit dem Anhange unentbehrlicher Zünftler und Sklaven! Eine Bevölkerung ohne Productionskraft, Geistliche, Lehrer, Aerzte, Richter, kurz das Salz des Lebens aus sich zu erzeugen, und bei jedem unabwendbaren Drange des Bedürfnisses immer auf die Fremde angewiesen! Bauerncolonien aus Deutschland, oder bäuerliche Freiheit der Eingeborenen der „Undeutschen", hätten eine starkgürtende Feste zwischen Rußland und den westlichen Ländern, deren Grenze grade hier am ersten durchbrochen wurde, aufführen können; aus der Tragbarkeit des Bäuernstandes, aus dessen unerschöpfter Lebenskraft in Deutschland stufenweis allein Ersatz für die sonst zusammenschrumpfenden höhern Stände zuschießt, wäre erwachsen, wessen ein Staat außer Krämern, Edelleuten und Taglöhnern noch bedarf.

Digitized by Google

Des kleinen Kurlands Geschichte ist anziehender und belehrender als die Liflands und Esthlands, weil in ihm, bei der Zerfallenheit der analog gebildeten Nachbarprovinzen, am spätesten ein wackerer, höchst merkwürdiger Versuch sich findet, politische Selbständigkeit zu gewinnen; ein Versuch, der aber noch vor der formellen Uebewältigung durch den russischen Koloß aus den eben entwickelten Gründen scheitern mußte. So einzig diese Erscheinung auf so engem Raume ist, hat es ihr doch an Geschichtschreibern gefehlt, weil den Eingeborenen Sinn für historische Selbstbeschauung mangelte und die Eingewanderten Anderes zu thun hatten. Darum ist denn das Feld der kurischen Geschichte sehr dürftig bearbeitet und das Material noch kaum beisammen; der vortreffliche Balthasar Russow, welcher 1584 eine höchst ausgezeichnete Chronika der Provinz Liefland, Kurland zum Theil in sich schließend, zu Barth in Pommern plattdeutsch herausgab, war so wenig als Gadebusch ein Einheimischer, und auch Herr Cruse, dessen vorliegendes Werk wir schon als Unternehmen an und für sich mit dankbarer Anerkennung begrüßen, bezeichnet sich als Eingebürgerten. Das russische Scepter hat für die unterworfenen Provinzen wenigstens die Freiheit gebracht, daß es provinziellen Corporationsstolz nivellirte und die Gebundenheit löste, welche frühere Schriftsteller lähmte; während der strengen Aristokratie des vorigen Jahrhunderts hätte es gewiß kein in Kurland lebender Gelehrter, selbst nicht Garlieb Merkel, wagen dürfen, mit so rücksichtslosem Freimuthe vergangene politische Zustände zu schildern, wie gegenwärtig Herr Cruse. Die Tugend freimüthiger Beleuchtung der Vergangenheit haben wir zunächst an unserm Buche zu loben; ob in gleichem Grade die geschichtliche Wahrheit sich geltend machen wird in der Erzählung der folgenden Zeiten, wagen wir nicht vorherzusagen, da der erste Band nur bis auf die Erwählung Biron's reicht und die kritische Periode erst beginnt.

Herr Cruse, dessen frühere Arbeiten über seine zweite Heimat uns unbekannt geblieben sind, hat mit Fleiß einen Schatz handschriftlicher Nachrichten benutzt, die freilich nicht überall gleich vollständige Kenntniß bieten, doch unter so verständiger Benutzung eine allgemeine treffende Charakteristik gewähren. Nach einer befriedigenden Einleitung, „Vorgeschichte", bis S. 37, beginnt er mit dem thatkräftigen, wohlgesinnten Gotthard Kettler, welcher unter polnischer Oberlehnsherrschaft einen Theil des zerfallenden größern Ordensstaates als Herzogthum vor gänzlicher Zersplitterung rettete. Die Zeichnung des wackern westfälischen Edelmannes ist gelungen; in noch höherm Grade hatte derselbe Muth und Gewandtheit nöthig, als der brandenburgische Markgraf, dessen neuer Staat vollständigere Elemente umschloß und nicht in so gefährlichem Gedränge übermächtiger Nachbarn lag, auch auf fürstlichen Rückhalt von Deutschland rechnen durfte, während der kurische Adel bei der Unbedeutenheit der Städte die Landschaft allein bildete und, ohne Sinn für organische Gestaltung des Ganzen, nach der staatsverderblichen Unabhängigkeit des polnischen Adels strebte. Waren Gotthard's Versuche, das Regiment, die Justiz und das Kriegswesen zu ordnen, ohne nachhaltigen Erfolg, so glückte es ihm besser in den kirchlichen Angelegenheiten, die er aus wüstem Verfall zu einigem evangelischen Bestande erhob. Wie konnte ein Ländchen, fast im Brennpunkte streitender Mächte, wie Rußland, Schweden und Polen, belegen, zur Selbständigkeit erwachsen, in welchem der Adel in unglaublichem Hochmuthe sich absonderte und im mitauer Receß v. J. 1570 den Handwerkern und dergleichen „Gesindel" bei Gefängnißstrafe verbot, auf hochzeitlichen und andern „Adelsehrenfreuden" sich in Zechen und Zutrinken mit den Edelleuten „gemein zu machen", und im Tanzen und sonsten mit den Frauen Gespräch zu halten? — Ein tüchtiges Werkzeug für Verwaltung und Kirchenwesen hatte Gotthard an dem Thüringer Salomon Henning gefunden, dessen Wachsamkeit und lutherischer Eifer gleichwol nicht verhindern konnten, daß in Liefland unter polnischem Schutze sich katholische Kirchen erhoben.

Unter Gotthard's noch jungen Söhnen, Friedrich und Wilhelm, gelehrt im Auslande erzogen und zur gemeinschaftlichen Regierung berufen, wurde das mühsam gefügte Gebäude des Vaters beklagenswerth erschüttert. Wilhelm, voll brutalen Stolzes, verlangte knieenden Empfang der Lehnsfahne von seinem Adel, mußte aber, als seine Diener den trotzigen Edeln von Nolde während des Landtages 1615 meuchelmörderisch getödtet hatten, vor einer königl. polnischen Commission das Herzogthum meiden und starb i. J. 1640 als fürstlicher Verbannter bei Kammin, wo Herzog Boguslav XIV. ihm die Propstei ertheilt hatte. Sein Bruder Friedrich, besonnener in seinem Treiben, erkämpfte mit Mühe den Landesantheil des Geflüchteten, ward als Vasall Polens in die Kriege der beiden Wasaischen Zweige hineingerissen und starb kinderlos 1642. Unter ihm erstarkte die Aristokratie, schloß sich die „Ritterbank" nach strenger Prüfung von Siegeln und Adelsdiplomen in der Zahl von 115 Familien ab, ward aber zugleich das Sklavenloos der Bauern gesetzlich gesteigert — einem zum zweiten Male geflohenen Leibeignen sollte ein Fuß abgehayen werden! — Man duldete jesuitische Umtriebe und katholische Stiftungen, ordnete in ziemlich zahmer Weise die städtische Policei und inquirirte in der Kirchenvisitation von 1638 in dem lutherischen Lande die Bauern noch über heidnische Gebräuche und Abgötterei! Merkwürdig ist, daß bei allgemeiner Knechtschaft sich noch einzelne freie Bauerngemeinden oder Bauerfamilien, die sogenannten „kurischen Könige" (S. 133), erhielten, wahrscheinlich Freibauern lettischer Abkunft.

(Der Beschluß folgt.)

Beaumarchais.

Wir finden über diesen Dichter in einem französischen Journal ein geistreiches und zeitgemäßes Urtheil bei Gelegenheit der von St.-Marc Girardin veranstalteten Ausgabe der „Oeuvres complètes de Beaumarchais", das wir für interessant

Digitized by Google

genug halten, um es unsern Lesern im Auszuge mitzutheilen.

Nach Allem, heißt es, was bisher über Beaumarchais geschrieben worden, kann man fast nur noch bei Gelegenheit seine Meinung über ihn beibringen. (Warum denn? erlaube uns der französische Kritiker zu fragen. Ist denn nicht die Poesie und jede poetische Erscheinung etwas so Allgemeines und Vielseitiges, daß sie in jedem vernünftigen Urtheil und in jeder Folgezeit sich anders wiederspiegele?) Hier gilt es, eine sehr schöne Ausgabe dem Publicum zu empfehlen; wenn man alle Lobeserhebungen zu Ehren des Autors erschöpft hat, so kommt es nur darauf an, dem Herausgeber Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren zu lassen. Wer denkt heutzutage noch daran, Voltaire's Genie zu preisen? welcher Thomas der Provinz debutirt noch im Fache der Panegyriken? Wir rühmen nur noch die typographische Eleganz seiner Werke, die reich ausgestatteten Ausgaben von Touquet, Delangle, Renouard, Baudouin. Es ist der kürzeste und letzte Lobspruch, den man einem Schriftsteller kann widerfahren lassen, wenn man seinen Buchhändler rühmt.

Beaumarchais hat in Frankreich eine vornehme und gleichsam unverletzliche Popularität erlangt. Sein Name knüpft sich an das Zeitalter, welches die umfassendste That der französischen Geschichte geboren hat, an das Jahr 1789; für diese Zeit hat Beaumarchais allein diejenige Komödie geschrieben, welche für sie paßte. Molière wendet sich an alle Kleinlichkeiten des menschlichen Geistes, seine Lustspiele sind unvergängliche Wahrheiten, weil sie die Laster geißeln, welche der menschlichen Natur angeboren oder vielmehr eingeboren sind, es sind ewig reine Spiegel, die ohne Unterlaß auf das treuste die Verkehrtheiten, die Schwächen und Gebrechen aller Menschen wiedergeben. Seine Form allein, dieser große und schöne Molière'sche Styl, läßt ihn als einen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts erkennen. Sonst ist Molière ein Schriftsteller für jedes Zeitalter. Seine Personen haben keinen Datum; sie lebten immer. Harpagon, George Dandin, Mr. Jourdain und alle diese Personificationen der zahllosen Lächerlichkeiten der menschlichen Natur sind nicht im höhern Grade der Ausdruck des 17. als jedes andern Jahrhunderts. Es sind ewige Anspielungen auf alle Societäten, alle Zeitepochen, alle Menschen. (Hier ist, bei aller Achtung für Molière's Geist, dem Franzosen so viel zu entgegnen, daß M. eben darum die wahre Idee des Lustspiels oder vielmehr der Komödie noch nicht erreicht hat, weil seine hauptsächlichen Charaktere eigentlich bloße Abstractionen sind. Beaumarchais' „Figaro" ist eine weit größere, individuellere Schöpfung als Molière's „Tartuffe".) Mit Ausnahme von „Les précieuses ridicules" und der für die königlichen Ballets gedichteten Zwischenspiele hat Molière nichts, was sich ausschließlich auf das siècle Louis XIV bezöge. Man hat dem Verf. des „Mr. de Pourceaugnac" vorgeworfen, er habe darin die Noblesse seiner Zeit lächerlich machen wollen. Molière selbst hat aber zuerst diese Parallele zurückgewiesen, und der ganze Adel nach ihm hat desgleichen gethan. Wer kennt Hrn. von Pourceaugnac bei Hofe? Hr. von Pourceaugnac hat ebensowol seine kleinen als seine großen Entrées. Seine Familie ist unbekannt, sein Name ist nie über die Lippen eines Huissiers gekommen. Er ist ein neuer Ankömmling von Limoges, eine Art Provinzkönig, von einer Race, die weder ganz edelgeboren, noch ganz Abenteurer ist und die, wie jede unterschiedlose Classe, nur dazu geschaffen scheint, um die Zielscheibe abzugeben; ein neutrales Terrain, welches Dem gehört, der es zuerst in Besitz nimmt. Molière bemächtigte sich dessen, ohne deshalb den wirklichen Adel anfeinden zu wollen. Die Nasenstüber, welche Hr. von Pourceaugnac bekommt, treffen nur seine eigne Nase.

Erstarkt an den philosophischen Grundsätzen des 18. Jahrhunderts, läßt Beaumarchais diese Principien über die Bühne gehen. Die Komödie wird in seiner Hand eine furchtbare Waffe, sie wird eine gründliche Assonanz an alle Begebenheiten, alle Menschen, an die Gedanken der Zeit. Der Vorhang fliegt auf, und Figaro erscheint, Figaro der einzige Charakter Beaumarchais', sein ganzes Theater. Bei den ersten Phrasen sieht man gleich, wo B.'s Stück hinauswill und wo sein Held Figaro herkommt. Die große Frage, welche die Geister des 18. Jahrhunderts beschäftigt, hat auf der Bühne nun ihre Repräsentanten gefunden. Hier ist der ohnmächtige, ungeschickte, verdorbene Adel und ihm gegenüber das verkannte Verdienst, die verachtete Geschicklichkeit. Welcher interessante Kampf, welche entscheidende Defension! Die Partie ist engagirt, Figaro entfaltet diesen Reichthum von unerhörten Resourcen, diese fertige Gewandtheit der Einbildungskraft, welche auch bei Nacht nur mit einem Auge schläft. Der Mann von Talent, zu Anfang des Stücks auf der letzten Stufe stehend, ist am Ende desselben bis auf die erste gestiegen. Aber welche unversiegbare sprudelnde Begeisterung des Genies! welch strategisches Verfahren! Er schlingt und entknüpft den gordischen Knoten nach seinem Willen, begreift Alles und sieht Alles voraus, durch nichts läßt er sich verblüffen; er hat die Schlüssel zu allen Intriguen in seiner Tasche und öffnet ihnen die Thüre, nachdem er nach seinem Gutdünken die Parole unter sie vertheilt hat. Es bleibt nichts übrig, als vor dieser geistigen Superiorität das Knie zu beugen, welcher man sich nicht unversehens (au dépourvu) zu bemächtigen vermag. Figaro würde auch für seinen Kammerdiener ein großer Mann sein, wenn er einen solchen hätte. Wie sollte man diese hohe Intelligenz nicht verehren, welche sich der schwachen Seite aller Dinge bemächtigt, diese unüberwindliche Gewandtheit, die alle Schwierigkeiten beherrscht. Ich, dieses königliche Wort, das Niemand seit Ludwig dem Großen zu wiederholen gewagt, Figaro wagt, es laut auszusprechen. Er fühlt seine Stärke, er begreift, daß er unter keiner Unmöglichkeit steht. Ein neuer Enceladus, würde er die höchsten Stellungen erklimmen. Er hat für die größten Hindernisse immer eine Replik fertig. Sprich englisch mit ihm, er antwortet God damn. Das ganze Leben Figaro's, dieses so zufällige Leben, das auf so verschiedenartige Ausgänge führt, dieser Kreuzweg, von dem hundert Richtungen ausgehen, ist nichts als ein langer Commentar zu der stolzen Maxime Ludwig XIV. „Voilà ce que je penx", sagt Figaro, und dabei bleibt er stehen, indem er zu einer andern Zeit noch energischer hinzusetzt: „Voilà ce que je veux." Diese andere Zeitepoche ist der 14. Juli 1789. Es war nur ein Act der Anerkennung von Seiten des französischen Volks, daß es den Boulevard, welcher an den Bastilleplatz stößt, den „boulevard-Beaumarchais" nannte.

Figaro's Gegner, mit dem er es unaufhörlich zu thun hat, ist kein Abkömmling des Hrn. von Pourceaugnac, obgleich es sich mit diesem mit Mystificationen gehandelt hätte und Figaro mit Leib und Seele mystificirt. Figaro's Gegner ist ein großer Herr, der mit den größten Stich hält, ein Mann, den die ganze vornehme Welt kennt, ein Mann von altem Rufe, bei welchem man sich zu insinuiren für eine Ehrensache hält; ein Mann, der sich in allen Qualitäten edler Geburt conservirt hat, von guten Manieren, von Gravität, von jenem Gedanken einer angeborenen Superiorität, die oft große Dinge leistet. Aber Figaro entreißt ihm auch diese letzte Maske und zerstört Stück für Stück das noch übrige Götzenbild.

Figaro war von der individuellen Seite mindestens das lebhafte Ebenbild des Dichters selbst. So voll Bewegung, Intriguen und Umschweife war das Leben dieses ausgezeichneten Mannes. Durch seine Geburt für die Mittelmäßigkeit bestimmt, zerbricht Beaumarchais Stück für Stück die eiserne Schranke, welche ihn von Hoheit, Ruhm und Ehre trennt. Er beabsichtigt, sich an den Hof zu spielen; und siehe da, es währt nicht lange, so ist er der Guitarrenlehrer von Mesdames, den Töchtern Ludwig XV. Als er die Richtung beobachtet hat, welche die Wege am Hofe nehmen, wirft sich B. auf eine andere Bahn, dann wieder in eine andere, immer gewandt, immer fruchtbar, allen Hindernissen die Stirn bietend und jeder Begebenheit Antwort gebend. Er dictirt nicht 20 Briefe auf einmal seinen Secretairen, wie Julius Cäsar; er schreibt sie selbst, den einen für den Palast bestimmt, den andern für den Hof, den dritten

Digitized by Google

fürs Theater, einen vierten in Angelegenheiten Amerikas. Er weiß, wohin alle Stiegen führen, die Haupt- und die Hintertreppen, er kennt selbst die Wege, welche zum Kerker führen. Für Beaumarchais gleicht kein Tag dem andern; sie haben alle einen verschiedenen Namen, eine verschiedene Scene, eine mannichfaltige Dauer. Er verknüpft die verschiedenartigsten Begebenheiten und Geschäfte und läßt sie vor dem Auge des Herrn die Revue passiren. „Um welche Zeit", fragt ihn Hr. v. Maurepas, „haben Sie, beschäftigt wie sie sind, ihre Komödie vollendet?" „An demselben Tage", entgegnet Beaumarchais, „wo die Minister Zeit fanden, auf die Redoute zu gehen." — Wie Vieles ist nicht bereits über das Verdienst Beaumarchais' von allen Seiten geäußert worden; doch kann man sagen, daß bei alle dem St.-Marc Girardin seinem Gegenstand eine neue Seite abgewonnen hat. Die Komödie des Beaumarchais wird stets ein unnachahmliches Muster der öffentlichen Komödie bleiben. In der Regel tödten die Anspielungen das Stück selbst, denn ihre Pfeile richten sich zumeist gegen das Verhalten der Zeitgenossen, deren Wichtigkeit in folgenden Zeitläuften abnimmt. Allein die Anspielungen des Beaumarchais haben stets ein gegenwärtiges Interesse; sie wenden sich auf Facta und Ideen, welche ein perennirendes Datum haben.

Dieser kühne Geist, der Beaumarchais' Leben so bewegt machte, findet sich in allen seinen Schriften wieder. Sein Styl ist eine wahre nouveauté mitten unter den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Bald derb, bald kurz und schneidend, bald incorrect oder anmuthig, naiv und allen Wohlgeruch der alten gallischen Schule austathmend, schließt er einen Stachel in jedes Wort ein, macht Feuer an beiden Enden und gibt jeder Phrase eine Zielscheibe. Es ist eine frembartige Sprache, deren Mängel man liebt, weil sie, sowie die Vortrefflichkeiten selbst, unnachahmlich sind. In einem seiner an Collin d'Harleville gerichteten Briefe (einem der Repräsentanten jener mehr als gemäßigten Richtung, die mit dem guten Andrieux erlosch) wirft B. diesem sein Vorurtheil gegen die englischen Schriftsteller vor. „Von ihnen", sagt er, „haben wir es gelernt, zu wagen." Wagen; und dies ist das Geheimniß von Beaumarchais' ganzer Existenz, das Geheimniß seines Talents und seines Styls; ein Wagstück, nach Molière Komödien zu schreiben; ein Wagstück, sich nach den Schriftstellern des sogenannten großen Zeitalters einen Styl zu bilden; ein noch größeres Wagstück, und das zu jeder Zeit, einen „Figaro" zu schreiben.

Bei der neuen durch St.-Marc Girardin besorgten Ausgabe hat der Verleger nichts gespart, um sie schöner und vollständiger als alle bisher erschienenen zu machen. Als erfreuliche Zugabe sind des Herausgebers kritische Bemerkungen, die typographische vollendete Ausstattung und die von Johannot gestochenen hübschen Vignetten zu betrachten. 1.

Mancherlei.

Es gibt eine doppelte Art deutscher Frauencultur, die ungefähr mit dem vorigen und jetzigen Seculum sich scheidet. Der ersten sind Sophie la Roche, Frau von der Recke, Friederike Brun u. A. angehörig, der zweiten die Rahel Levin (Varnhagen) und Bettina Brentano (von Arnim). Die erste ging aus von Empfindungen und Werthschätzungen, welche mit einem gemüthlichen Lebensgenuß gegeben waren oder ihn suchten, oft zwar etwas überschweifend in jene Sentimentalität, die Ziererei und Unnatur für Poesie und Genius hielt, oft aber mit zarter Weiblichkeit die wahren Töne sanfter menschlicher Gefühle findend. Die zweite geht hervor aus einer phantastischen Reizbarkeit, welche durch das Gewöhnliche des Lebens nicht befriedigt wird, sondern etwas Außerordentliches liebt und aufsucht, und darum mit allem Neuen der Behauptung und Widerlegung, ja selbst mit Hegel'scher Philosophie sich bekannt macht. Beide Theile besitzen Geist — da ohne Geist die gebildetsten Weiber nicht haushalten können; wie etwa gelehrte Männer —, aber es erscheint die zweite Classe geistreicher durch eine besondere Dialektik der Phantasie, welcher die erste entweder ganz fremd oder abgeneigt ist, um nicht an gemüthlicher Empfindung einzubüßen. Die ersten sind — wiewol eben nicht in streng orthodoxer Weise — protestantische Christinnen, die zweiten sind es nicht, sondern kommen eher mit Judenthum, Heidenthum oder Katholicismus zurecht. Die ersten machen gern Verse, die zweiten schreiben lieber Prosa und Kritik; bei den ersten herrscht mehr lyrische Hingebung an die Verhältnisse, bei den andern mehr Reflexion und launenhaftes Spiel. Man wird sie auch unterscheiden nach den Männern, welche von ihnen geschätzt und geliebt sind. Die ersten preisen ihren Wieland, Matthisson, Bonstetten, Salis, Schiller, auch wol F. H. Jacobi; die andern erheben nur Göthe, neben welchen höchstens einige Neuromantiker sich stellen und sie heirathen dürfen. Für beide Theile wird die Liebe oft zur Fratze, bei den ersten durch überschwenglich Kleines, bei den letzten durch eine sich selbst überbietende Beweglichkeit und phantastischen Heroismus. Die ersten kitzeln sich für Empfindungen, die zweiten für prophetische Reden; mit jenen ist gemüthlicher zu verkehren, mit diesen vogelfreier zu phantasiren.

Begriffe der Menschen sind wie Blumen auf den Wiesen, in den Jahrhunderten und durch die Jahrhunderte grünend. Es wird darauf beruhen, *wann* und *wo* sie blühen. Die Zahl derselben, gleich derjenigen von Blumenarten, ist begrenzt, und es werden dieselben Begriffe, wie dieselben Blumen von Verschiedenen zu verschiedenen Zeiten zum Kranz gewunden. So kommen vor in Heinrich Suso's Schriften (14. Jahrhundert) Reinhold's nicht trennender Unterschied und nicht mischender Zusammenhang; „die Personen der Gottheit sind in dem Grunde ohne Unterschied, aber nicht in dem, dem sie sich widerhelflich halten (nach ihrem gegenseitigen Bezuge), denn da ist sicherlich zu halten persönliche Unterschiedenheit. . . . Ein ganz Anderes ist Geschiedenheit und Unterschiedenheit, Leib und Seele haben nicht Geschiedenheit, aber unterschieden ist die Seele von dem Leibe." Es kommt vor der Begriff des *Andern* wie bei Hegel: „Gottheit und Gott ist Eins, und doch so wirket und gebiert *Gottheit* nicht, aber *Gott* wirket und gebiert; und das kömmt allein von der *Anderheit*, die da ist in der Bezeichnung nach Nehmlichkeit (Vorstellungweise) der Vernunft." Ob überhaupt, nachdem die Jahrhundertreihe der Menschenbegriffe voll genug sind; *neue* Begriffe gefunden werden können, steht dahin, und Hegel hätte vielleicht Recht, die Begriffe wären die objectiven Blumen, die Menschenhirne die subjectiven Wiesenplätze, worauf sie hervorgrünten und *würden*, d. h. wiederkämen.

Salat hat (Stuttgart 1835) eine Schrift herausgegeben, deren Gedanken er früher schon selber drucken lassen. Sie soll dienen zur Emancipation der Philosophie, zur Befreiung derselben aus den Banden der Scholastik und Phantastik; sie ist nach dem ersten Titelblatt gewidmet „Allen wahrhaft Gebildeten", nach dem zweiten: „Jedem selbstdenkenden Freunde der Wahrheit", und nach dem dritten: „Allen wahrhaft Gebildeten, d. h. Würdigen und Denkenden." Seit 30 Jahren schreibt schon der Verf. für diese Classe von Lesern, aber seine Lehren finden wenig Gehör. Dies darf um so mehr uns wundern, da gewöhnlich von dem größten Erfolge zu sein pflegt, wenn Jemand stets und immer Dasselbe sagt, weil die Leute dann zuverlässig meinen, er habe Recht. Vielleicht liegt dies an den Denkenden und Würdigen, die solches nicht meinen, vielleicht an den veralteten Nachrichten C.'s über Dillingen, Ingolstadt, Landshut; vielleicht an den reichlichen Mittheilungen neuester Urtheile aus Zeitschriften, über deren Inhalt der Verf. sich fortwährend wundert, ungeachtet jeder Leser über Verkehrtheiten und Ungeschlachtheiten der Tagesliteratur sich hinreichend ausgewundert haben muß. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1836.

Kurland unter den Herzögen, von Karl Wilhelm Cruse. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Sturmbewegt und wechselvoll war das Leben Jakob's von 1642 — 82, des Sohnes des vertriebenen Wilhelm, 1633 auf Verwendung mehrer fürstlichen Häuser zum präsumptiven Nachfolger erklärt. Seinen Namen erhielt er vom Könige Jakob von England, seinem Taufpathen, der ihm der Sage nach die karaibische Insel Tabago als Taufgeschenk einband. Unter Gefahr und Noth herangewachsen, welche der gewaltthätige Vater verschuldet hatte, offenbarte er, inmitten einer drangvollen Zeit, einen Untersuchungsgeist, eine politische Gewandtheit, ein, durch kein Misgeschick irre gemachtes Streben, seinem Staate emporzuhelfen, daß wir ihn des Vergleichs mit seinem Verwandten, dem großen Kurfürsten, würdig halten. Wie jener suchte er neue Quellen des Wohlstandes in directem Handelsverkehr mit außereuropäischen Welttheilen, legte eine Colonie auf der von den Engländern verlassenen Insel Tabago an, baute Kriegsschiffe, warb Soldaten, hielt Agenten an allen Höfen, und faßte den kühnen Gedanken, in weiser Benutzung der Umstände beim Zusammenstoß Schwedens und Polens, zuerst durch Behauptung bewaffneter Neutralität, sein Ländchen souverain zu machen. Aber Karl Gustav achtete die zweideutige Neutralität nicht, foderte entschiedene Parteiergreifung und ließ mitten unter Unterhandlungen den Herzog mit seiner Familie in Mitau 19. Sept. 1658 durch den Oberbefehlshaber von Liefland, Grafen Dugglas, gefangen nehmen. Niemand half dem überwältigten, in seinem persönlichen Rechte gekränkten Fürsten, am wenigsten der eifersüchtige Adel; zu Iwangorod duldete er demüthigende Haft, bis der Friedensschluß zu Oliva ihn seinem verwüsteten Erbe wiedergab. Auch die dauernde Behauptung seines überseeischen Besitzes gelang ihm nicht, wiewol seine rastlose mercantilische Betriebsamkeit die Wunden des Ländchens heilte und er, ungeachtet des Aufwandes seiner politischen Stellung und seines fürstlichen Hofhalts, beträchtliche Reichthümer und ausstehende Foderungen hinterließ, als sein thätiges Leben im J. 1682 endete. Aus einer zahlreichen Nachkommenschaft folgte ihm sein Erstgeborener, Friedrich Kasimir, dem ersten Könige von Preußen darin ähnlich, daß er, über die Kraft seines Herzogthums, zu Mitau einen Hof nach dem Muster Ludwig XIV. einrichtete, Marstall und Jagdgefolge vermehrte, eine Kapelle, eine italienische Oper unterhielt und kostspielige Reisen ins Ausland unternahm. Der „wohlgeborne Adel", die Rechte der polnischen Aristokratie Schritt vor Schritt verfolgend, gerieth in Mishelligkeit mit der herzoglichen Regierung, welche den Ruin des Landes herbeiführen mußte, als in verhängnißvoller Zeit Friedrich Kasimir 1698 starb und einen sechsjährigen Knaben, Friedrich Wilhelm, hinterließ. Dessen Oheim Ferdinand, als Vormund anerkannt und in den Strudel des eben beginnenden nordischen Krieges hineingerissen, floh schon 1701; die herzogliche Witwe hatte früher bereits mit ihrem Sohne das Land geräumt, in welchem Russen, Schweden, Sachsen abwechselnd mit Pest und den gewöhnlichen Folgen des Krieges bis zum J. 1710 wütheten. Den rechtmäßigen Erben, der an den Höfen mütterlicher Verwandten zu Berlin und in Baireuth demüthig heranwuchs, — der ungezogene Kronprinz Friedrich Wilhelm trieb oft ein arges Spiel mit ihm —, aber auf der Universität Erlangen schätzbare Kenntnisse gesammelt hatte, rief die Volljährigkeitserklärung und die Fürsprache König Friedrich I. im J. 1710 nach Kurland zurück; eine Vermählung mit der Nichte Peter I., Anna Joanowna, schien ihn vor Ueberwältigung durch die Russen sicherzustellen; aber ein früher Tod raffte den Schönes verheißenden Jüngling schon im Januar 1711 hin, wenig Wochen nach der Hochzeit. Freilich würde die kaiserliche Verwandtschaft dem Lande nimmer die erwünschte Unabhängigkeit gebracht haben; denn schon Peter betrachtete Kurland als sein eigen, und die symbolische Demüthigung des kleinen Herzoglein auf der „Zwergenhochzeit" (so launig beschrieben in Weber's „Verändertem Rußlande") gab das Verhältniß des mitauischen und petersburger Hofes zu erkennen.

Der folgende Abschnitt von S. 237 bis zur Herzogwahl Biron's, gewinnt ein reiches Interesse wegen der Buntheit der sich sträubenden Verhältnisse, der kaum übersehlichen politischen Verwirrung und Verwickelung, in deren Mitte, umworben von fürstlichen Freiern, eine schöne Witwe, die russische Anna, klug ihren Hof hält und der Ungunst äußerer Lage den Genuß eines heitern Privatlebens abzulocken weiß. Hier hätten wir

Digitized by Google

vom Verf. ergötzlichen Aufschluß über Biron, dessen Verhältniß zur Herzogin zu erhalten gehofft; aber entweder ist jene romantische Periode spurlos vergangen, oder die Discretion des Verf. und seiner hochwohlgebornen Gönner hat Anstand genommen, vorhandene Memoiren zu benutzen. Welche köstliche Ingredienzien eines historischen Romans! Eine liebenswerthe, liebeverlangende Fürstin kaiserlichen Blutes, welche bei aller Temperamentswärme den Wohlstand ängstlich zu bewachen weiß; ein geheimer, keck aufstrebender Buhle niederer Herkunft, mit der vertrauten Hofdame der Gebieterin zum Schein vermählt; ein eifersüchtig seine Rechte bewachender Landadel; die tyrannische Aufsicht des petersburger Hofes; der brutale Ehrgeiz Mentschikow's; eine Reihe fürstlicher Bewerber, unter ihnen der Sohn der schönen Aurora von Königsmark und des starken August von Sachsen, welcher das stille Glück Biron's aufschreckte; heroische Situationen, wie der Kampf des sächsischen Hercules gegen Mentschikow's Dragoner und Trabanten, denen er kühn in einem verbarricadirten Hause die Spitze bietet und endlich doch der reichen Lohn verliert, weil der Unenthaltsame neben der Fürstin sich in ein Kammerfräulein verliebte; zum Schlusse Sieg und Lohn der Treue und Klugheit, indem ein nie geahnter Zufall die Herzogin zum mächtigsten Throne der Welt erhebt und der Geliebte ihr in steigender Geltung folgt! Statt dessen aber hat der Geschichtschreiber „Kurlands unter den Herzögen" sich nur an die publicistische Seite gehalten, über Biron's Herkunft kaum Das gegeben, was Hempel bereits in schwerfälliger Breite ermittelte, Anna's Hof- und Privatleben nur obenhin berührt. Mit belehrenden Urkunden sehen wir dagegen das haltungslose Streben der Aristokratie nach Erweiterung ihrer Vorrechte belegt, welche, indem sie selbstsüchtig nur immer den nächsten persönlichen Vortheil vor Augen hat und jedes Gemeinsinnes so gänzlich sich entschlägt, daß sie bei der furchtbaren Pest die Abwehrmaßregeln den Städten allein überließ, das Netz der Abhängigkeit über das eigne Haupt zusammenzieht. Gegen Mentschikow hatte der Adel noch ziemlich ritterlich seine Wahl, welche nur einem deutschen und lutherischen Candidaten zufallen durfte, behauptet; war gleich der allgewaltige Günstling Katharina's seiner Sache schon so sicher, daß er an seine Gemahlin schrieb (S. 287): „Meine liebe Freundin, Fürstin Dorothea Michailowna. Lebe du und unsere Kinder und unsere Schwester Barbe viele Jahre im Wohlstande und danke dem Herrn! — Nach mehren Unterredungen mit ihrer Hoheit (der Prinzessin Anna) ist es mir gelungen, sie von dem Vorhaben, sich mit dem Prinzen Moritz zu verbinden, abzubringen; — es scheint, sie wünscht eifrig, daß die neue Wahl auf mich falle" u. s. w. Als aber der Verachtete, mehrfach aus der adeligen Genossenschaft zurückgewiesene Kammerjunker mit der neuen Kaiserin in Moskau gebat, mußte derselbe Adel auf beschämende Weise erklären, „daß er die Bühren'sche Familie, weil die Meriten des Herrn Reichsgrafen, russisch kaiserl. Oberkammerherrn, zur Genüge bekannt seien und schon König Wladislaw IV. sie wegen ihrer Verdienste zur Admittirung in das Indigenat dieser Herzogthümer recommandiret, in gremium indigenarum nostrorum auf- und annehmen wollen". Die peinvollste Strafe des adeligen Hochmuthes folgt nach dem Tode des außer Besitz gesetzten Letzlings der Kettler, Ferdinand's, im J. 1737, in welchem die brüderliche Conferenz, umringt von russischen Dragonern, nach Anrufung des heiligen Geistes, einmüthig dem Grafen von Biron zum Herzoge von Kurland und Semgallen erwählte, und in einem Schreiben, dessen Ton wunderlich gemischt war aus schweifwedelnder Submission und hochtrabenden Reden von Berechtigung und gegenseitigen Pacten, dem neuen Gebieter die Erhebung kund that.

Mit Feststellung der nominellen Oberlehnsherrlichkeit der Republik Polen endet die politische Geschichte, wir bündige Klarheit und Freimuth nicht absprechen können, und es folgt dann, nebst Beilagen zur Schilderung des Hoflebens, der Sitten u. s. w., ein fleißig und geistreich gezeichnetes Bild des eigenthümlichen Charakters der Kurländer im 18. Jahrhundert. Nur einem scharfbeobachtenden Fremden, welchem die gesellschaftlichen Verhältnisse objectiv geworden, könnte eine solche Zeichnung „des freisinnigen Aristokratismus ohne hingebenden Gemeinsinn" gelingen. Wir sehen hier leibhaftig den „gnädigen Vater" unter seinen Leibeignen, in dem gastlichen Prunke seines Landhauslebens; die Erziehung des Junkers; den Hauslehrer, bei aller seiner angenommenen Vornehmheit im gehörigen Abstande; wir begleiten den jungen Herrn auf die deutsche Universität, auf Reisen, in fremden Diensten, und lernen die Verhältnisse kennen, unter denen er sich jene sociale Gewandtheit, jenen noblen Leichtsinn, jene Rechthaberei und Händelsucht aneignet, dabei aber auch jene politische Dialektik, mit der er seine Standesvorrechte zu behaupten versteht, jene urbane Achtung für Dienste und Verdienste Unadliger, jene scheinbare Umgangsgleichheit bei ungenirtem Vorbehalte seiner Rechte; überhaupt jene Eigenschaften, welche die kurländischen Adeligen im Ganzen zu den wohlempfohlensten Gliedern der Gesellschaft machen und selbst den feinen Sittenkenner Lessing veranlaßten, dem Spiegel adelig-sittlicher Vornehmheit in „Minna von Barnhelm" das Attribut „kurländischer Baron" beizulegen. So ergeht sich die behagliche Skizzirung auch über den Bürgerstand, der vielfach nicht berechtigt, dennoch den Stolz fühlt, einem Lande anzugehören, in welchem jeder der Rechte so viel, der Lasten so wenig hat. Selbst dem Bettler wird eine vornehmere Stellung als anderswo, sowol dem adeligen Krippenreiter mit seinem Diener hinterdrein, als dem terminirenden Candidaten und Literaten. Auch die Herren Pastoren in ihrer Veradeligung und Weltlichkeit werden uns vorgeführt und die religiöse Gleichgültigkeit aus den Hausandachten und Familienkommunionen hergeleitet, welche die Entlegenheit der Landkirchen gebietet. Sehr befriedigt mit diesem gelungenen Tableau beendigen wir

Digitized by Google

die, nur in ihren publicistischen Theilen hier und da dürre, Lecture, und wünschen, daß der Herr Verf. auch im zweiten Bande seine schöne Gabe möge bethätigen können, individuelle Zustände scharf zu beleuchten. F. W. Barthold.

Romanenliteratur.

1. Makanna, oder das Land des Wilden. Aus dem Englischen übersetzt von Theodor Hell. Zwei Theile. Leipzig, Hartleben. 1835. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Makanna ist ein Häuptling der Amakossen, eines Kaffernstammes, ein Seher und so ein Stück von Zauberer, halb Schelm, halb Schwärmer. Er verbindet sich mit einem auf den Inseln geborenen Franzosen, misbräuchlich Creole genannt, welcher Jüngling für einen Kaffer gehalten wird (?), mit dem er gemeinschaftlich dahin arbeitet, im Bunde mit den Holländern auf dem Cap, sich der englischen Botmäßigkeit zu entziehen, welches Unternehmen fehlschlägt, Makanna den Tod bringt, doch den jungen Creolen nicht hindert, seine Schöne heimzuführen und in Besitz seines Vermögens zu gelangen. Wir lernen ihn zuerst als Seeräuber, Capitain einer meuchlerischen Schiffsrotte kennen, über das Warum seines Handelns ungewiß bleibend, wie man denn überhaupt auf viel Dunkeles in der Erzählung stößt und nur darin klar sieht, daß die Schmuggler ihre Umtriebe zu Gunsten ihres Götzen, des gröbsten Eigennutzes, anstellen, und daß dem Verfasser nordamerikanische Wilde vorgeschwebt haben, deren Sitten und Eigenthümlichkeiten, ja selbst deren Äußeres, wie die langen Flechten der Frauen, er auf seine Kaffern und Hottentotten überträgt. Die Verworrenheit im Allgemeinen wird im Besondern dadurch noch merklicher, daß die Übersetzung nachlässig ist, nicht selten das Original misverstehen scheint, noch öfterer unklar, verwickelt in der Schreibart ist. Hat das Buch, als ein Ganzes betrachtet, auch keinen sonderlichen Werth, so fehlt es dennoch nicht an schönen Einzelnheiten, an lebhaften und dem Anschein nach getreuen Naturschilderungen, wie die Rhinocerosjagd, die Wanderung durch die afrikanische Wüste u. s. w. Beschreibungen von Seestürmen sind in unsern nautischen Romanen so gemein geworden, daß es fast blos des Abschreibens bedarf, wenn ein Schriftsteller ein solches Naturereigniß in seinem Roman abschildern will, weshalb die lebendige Darstellung von Sturm und Windstille auf dem Meere nicht sonderlich hoch anzurechnen ist.

2. Die Schatzgräber. Erzählung von Warnofried. Aus Archiv-Nachrichten. Leipzig, Dörffling. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Aus dieser Erzählung lernt man erstens, daß die Schatzgräberei eine recht reelle Wissenschaft sei, die ihre geheimen Zeichen habe, woran sich ihre Mitglieder erkennen, wie etwa die Freimaurer, und noch untrüglichere Kennzeichen wie diese besitze, wo und wie ihr Zweck zu erreichen sei. Zweitens erfährt man, wer 1503 in Kindelbrück und Kölleda Bürgermeister gewesen und welche Ämter deren Verwandten bekleideten. Ein einziger Unterlassungsfehler ist der Erzählung vorzuwerfen, nicht gleich auf dem Titel bemerkt zu haben, daß sie ausschließend für Beflissene der Schatzgräberkunst und für Thüringer geschrieben sei, die sich um die Specialgeschichte ihrer Ortschaften bekümmern.

3. Elisabeth Tarakanow, oder die Kaisertochter. Ein historischer Roman aus der neuern Zeit von Wilhelmine Lorenz. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das traurige Geschick der unglücklichen Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland, das unschuldige Opfer der Tyrannei und der durchdachtesten Hinterlist hat schon manchem Romanschriftsteller als Stoff gedient, schwerlich von jedem so gut ausgeführt, wie es unserer Verfasserin gelang. Sie hat das Erfundene dem Geschichtlichen wohl angepaßt; auch sie läßt die Unerfahrene von dem tückischen Verräther umgarnt werden, den ihr Liebe heuchelt und ihr noch den bittersten Schmerz gibt, die Überzeugung, daß das schönste Gefühl der menschlichen Brust die Lüge nachahmen könne. Das Geschichtliche mag sich ziemlich, sowie hier angegeben ist, ereignet haben, nur ist vergessen, daß der Admiral Ribas und seine zweideutige Gattin, die ehemalige Kammerfrau der Kaiserin Katharina, wesentlich zu dem Verderben der jungen Elisabeth beitrugen.

4. Novellen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Erster Band. Leipzig, Kummer. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ref. glaubt nicht zu irren, wenn er „Die Alltagsgeschichte" und „Den magischen Schlüssel" schon von anderer Hand übersetzt, erstere Erzählung in jener Verdeutschung noch ausgeführter glaubt. Wäre dem aber auch so, ein Überflüssiges ist es nicht, ein gutes Lied singt man ja gern zweimal. Gute Lieder sind sämmtliche vier Erzählungen, „Die Alltagsgeschichte" und „Traum und Wirklichkeit" warnen gegen die Täuschungen der Liebe, die nur zu bald weichen und bittere Reue Dem geben, welcher durch oberflächliche Liebenswürdigkeit, durch Sinnenreiz sich bestechen ließ und zu spät einsah, daß an charakterloser Gutmüthigkeit, an gemeiner Selbstsucht und eigensinniger Beschränktheit jedes Bemühen scheitert, Verstand und Herz auf die rechte Weise zu bilden. — „Der magische Schlüssel" und „König Hirsch" lassen ungewiß, was Wirklichkeit, was Einwirkung übernatürlicher Kräfte dabei sei. Besonders ist dies bei „König Hirsch" der Fall, wo der gutherzige Murrkopf und Kobold des armen verlassenen Knaben sich erbarmt, ihm beirathig ist, den Zauber der heidnischen Gottheiten zu zerstören, auch mittelbar dazu beiträgt, daß dem Bedrängten geholfen wird. Traum oder Wahrheit, die Phantasie spielt gewandt und anmuthig in die Lebensprosa, neckt mit gutem Humor und läßt Beziehungen der Naturkräfte, des geistigen Vermögens zu der menschlichen Seele ahnen, die nur Der ganz wegleugnen wird, in dem nie ein Funken von Poesie aufblitzte.

5. Novellen, erzählt von Finewood. Stralsund, Hausschild. 1835. 8. 1 Thlr.

Die Sünde gebiert stets von Neuem Sünde und die unrechten Mittel werden nicht durch edle Zwecke geheiligt: so könnte die Grundidee der ersten Novelle lauten, wenn der Verf. bei seiner „Hochzeit in den Pyrenäen" nicht blos eine romantische Erzählung beabsichtigte. Ein junger Däne tödtet im Zweikampf den Verführer seiner Geliebten, nimmt einen fremden Namen, den ihm ein sterbender Freund vermachte, gewinnt unter diesem die Neigung der Schwester des Getödteten, die über ihre Herzensgefühle im Dunkeln ist und Gefallen mit wirklicher Liebe verwechselt. Der Vater von des Dänen erster Braut verwickelt ihn, der, im spanisch-französischen Krieg durch Cromwell unterhalten, spanische Kriegsdienste nahm, in Schmugglerumtriebe, die ihn verdächtigen und Ursache an dem Untergang von Freund und Feind sind. Der letzte Bruder des französischen Fräuleins, der die ahnenstolze Brust mit einem Malteserkreuz deckt, erlegt den Dänen, für den der Tod die einzige Sühnung ist. Die Erzählung spannt und das Grausenhafte schlägt nicht ins Widerliche, ins Überschwengliche um. „Die Blume der Steppen" führt uns zu riesigen (?) Kalmücken, zauberischen Weibern, zu einem tscherkassischen Beschwörer und kenntnißreichen Chemiker, Waffenschmied und so ein Stück von Teufelskerl, der sich zuletzt sammt seinen Giften und Retorten in die Luft sprengt, was dem hübschen Töchterchen die Verlegenheit erspart, kindliche Gefühle für einen Mann zu heucheln, der in früher Kindheit sie an einen lockern Hetman und dieser wieder sie an einen Kalmückenfürsten verkaufte. Da der Schwarzkünstler noch den guten Einfall hatte, seine Schätze retten zu lassen, so hat weder das Mädchen noch ihr kosackischer Freier Ursache, das in die Luft sprengen zu beklagen, ein solcher Schwiegervater war eine schlechte Zugabe. Die Novelle ist etwas auf den Effect gearbeitet, man begegnet auch guten alten Bekannten an Figuren und Situationen aus Romanen, aber nicht Jedermann ist so belesen wie Einer, dem es

Digitized by Google

zu seinem Handwerk gehört; die Dinge sind geschickt zusammengestellt, die Begebenheiten gehen Schlag auf Schlag ohne breite Zwischenreden, und so ist auch diese Erzählung des Beifalls gewiß. 29.

Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich, nebst einer Novelle: „Der anonyme Brief", von Theodor von Kobbe. Bremen, Kaiser. 1836. 12. 14 Gr.

Gegenwärtige Reise oder wenigstens deren Beschreibung beginnt mit Düsseldorf, welches der Verf. unmuthig verläßt, weil er „zum zweiten Male um einen Lebenswunsch gekommen, die Bekanntschaft des geistreichen Immermann, des größten dramatischen Dichters unserer Zeit, zu gewinnen". Nachdem er auf dem Wege nach Aachen zu der Schlußfolge gekommen ist, daß „nach 50 Jahren ein nicht christlicher Mestize, ein Jude von reiner Abstammung, ebenso selten sein werde wie ein Blatternarbiger", eilt er mit der Post durch Belgien, das ihm fast so schön scheint wie das Großherzogthum Baden, interessirt sich in Brüssel für nichts als das Pferderennen bei Laeken und ist bald darauf in Valenciennes, hat aber doch schon sogleich sein Urtheil über die Belgier festgestellt, „die als travestirte Franzosen beschmuzt von Bigoterie, unwissend und aufgeblasen, geizig und mistrauisch, zwar im Herzen ihre Trennung vom Könige Wilhelm verwünschen, aber doch nur zu geneigt sind, jedem Holländer ein klingendes Fensterconcert zu veranstalten". Von und in Paris erfahren wir nun, die Faubourgs seien „eselgrau", die Wirthin im Hôtel d'Angleterre asthmatisch, die Müdigkeit ein „Bedürfniß der Natur", die gute Gesellschaft bestehe fast nur aus Karlisten; die Behauptung, daß Madame Adelaide stark schnupfe, sei nach des Verf. Beobachtungen eine Verleumdung, und die Hospitäler der incurabeln Männer und Frauen seien noch lange nicht gehörig besetzt. Das sind die hauptsächlichsten Erfahrungen, die Herr von Kobbe in der „Schmuzstadt" macht, wo er noch „besondere Localfreuden aus dem Kehricht" geholt zu haben gesteht. Bei dem Kehricht und dem Glauben, daß Platen ein „höchst mittelmäßiger Poet" sei, wollen wir ihn lassen und freuen uns mit ihm, daß er nach einem Mittagsmahl zu Sarrebourg, „wo man zuerst, ohne sich zu schämen, Sauerkraut ißt", die Rheinbrücke bei Kehl glücklich wieder passirt hat: denn wäre er noch länger in Frankreich geblieben, so hätten die 123 Seiten des Büchleins sich leicht verdoppeln können, zu vermehrter Noth der Leser und armen Recensenten. 6.

Notizen.

Die Reflexion der Frau von Genlis: „Es wäre wünschenswerth, daß die Gewohnheit, sich eine Wappendevise zu wählen, allgemein würde, denn wer sich zu einer Devise bekennt, läßt uns gewissermaßen in sein Inneres blicken und übernimmt eine Art von Verpflichtung", ist geistreich und wohlbegründet. Wir wollen im Nachstehenden einige interessante Devisen historischer Personen mittheilen. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei Gelegenheit seiner Verheirathung mit Isabella von Portugal: „Aultre n'auray" (Keine andere). Anton von Bergh: „Sans varier." David von Birmen: „Quand sera ce?" (Wann wird es sein?) (Diese Devise könnten heutiges Tages Millionen im Schilde führen.) Jean de la Tremouille: „Ne m'oubliez." Die alte Devise dieses Hauses war ein Wagenrad mit der Umschrift: „Sans sortir de l'ornière" (Stets im Gleise). Jehan von Villiers, Herr von Isle Adam, war ein kleiner Blücher seiner Zeit, er hatte zum Motto: „Va oultre" (Vorwärts). Peter von Baufremond war schwermüthigern Sinnes: „Plus deuil que joie." Die Créquys führten ein Stachelschwein mit dem Motto: „Que nul s'y froue." Johann von Luxemburg, Herr von Beauvoir, ein Kameel, das überladen zu Boden sinkt: „Nemo ad impossibile tenetur." Philipp von Savoyen (geb. 1485) führte die seltsame Devise einer Schlange, die sich häutet, mit der etwas dunkeln Unterschrift „Paratior"; Heinrich IV. einen Hercules, der die Ungeheuer bezwingt: „In via virtuti nulla est via." Erasmus führte den Gott Terminus: „Cedo nulli", der Cardinal Richelieu einen Adler, der in Lüften schwebt und, unter ihm Schlangen, die sich am Boden winden, mit der etwas preciösen Unterschrift: „Non deserit alta." Die Devise Karl V. waren die Säulen des Hercules mit den Worten „Plus ultra". Der Erfinder dieser Devise war Ludwig Marliano und Karl belohnte ihn dafür, indem er ihn zum Cardinal machte. Ein gewisser Herzog von Alba wählte bei einem Stiergefecht, wo er mit den Fonsecas, die im Wappen Sterne trugen, um den Preis stritt, folgende sinnreiche, ein Wortspiel enthaltende Devise: „Al parecer de l'Alba s'ascondan las estrellas" (Beim Erscheinen der Sonne verbergen sich die Sterne).

In keinem Zweige der Ökonomie sind die Engländer so sehr andern Nationen vorausgeeilt als in Hinsicht auf den Gartenbau. Der vielen und vortrefflichen Gärten der reichen Privatleute, wo die herrlichsten Südfrüchte, wie Ananas, Weintrauben, Pfirsiche, Melonen ihre zweite Heimat finden, nicht zu gedenken, braucht man sich blos auf den großen Markt in Coventgarden und an die londoner Obstläden zu halten. Die Quantität der Ananas, die hier durch alle Jahreszeiten feil geboten werden, erregt Erstaunen, und es ist ein nicht zu bezweifelndes Factum, daß diese Frucht stets in London noch sicherer gefunden wird als sogar in Jamaica oder Kalkutta. Schon der Januar und Februar bietet hier frühreifen Spargel, junge Kartoffeln, Kohl, Champignons und Gurken. Im März kommen Kirschen und Himbeeren zum Vorschein, Schminkbohnen und andere Gemüse. Der April bringt Trauben, Pfirsiche, Melonen und die ersten grünen Erbsen. Dies Alles und noch vieles Andere ist im Mai schon reichlich vorhanden. Vom Juni aber bis zum November herrscht, was die Sommerfrüchte aller Art betrifft, der größte Überfluß. Die Küchengewächse anlangend, so kann man in keinem andern Lande bessere finden. Sämmtliche Kohlgattungen und eine zahllose Mannichfaltigkeit eßbarer Wurzeln füllen die londoner Gemüseläden im Januar, Februar und März. Die Menge der Rettige, Lattiche, Zwiebeln, Spargel u. s. w., die man im April und Mai auf den Markt bringt, grenzt ans Unglaubliche. Ebenso die Menge des Blumenkohls, der Erbsen und Kartoffeln im Juni. Die londoner Blumengärten wetteifern an Üppigkeit und Frühreife ihrer Producte mit den Obst- und Gemüsegärten. In dem Laden eines einzigen Kräuterhändlers kann man sich mehr denn 500 Arten Kräuter anschaffen, die in der häuslichen Medicin oder in Destillationen gebraucht werden.

Chateaubriand gibt im ersten Bande seiner „Reise von Paris nach Jerusalem" folgende Beschreibung eines türkischen Begräbnißplatzes: „In der Ebene anlangend, die sich längs dem Fuß der Gebirge hinzieht und von da zum Meer erstreckt, ließen wir zu unserer Rechten ein Dorf, in dessen Mitte sich eine Art festes Schloß erhob. Das Ganze, d. h. das Dorf und das Schloß, waren von einem mit Cypressen von verschiedenem Alter bewachsenen türkischen Kirchhofe umgeben. Mein Führer, auf die Bäume hindeutend, nannte sie Parissos (kyparissos) u. s. w. Übrigens waren diese Gräber höchst reizend. Der Oleander wuchs dort am Fuß der Cypressen, welche schwarzen Spitzsäulen gleich dastanden; weiße Turteltauben und andere blaue flatterten und girrten in diesen Bäumen und das Gras umnickte die kleinen, vom Turban gekrönten Denksäulen, indeß der von einem Sheihk erbaute Springbrunnen Wasser für den Wanderer nach dem Wege ergoß." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 17. — 17. Januar 1836.

Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert vom Verf. der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 4 Thlr.

Italien, vor dem Erscheinen der „Verlobten" von Manzoni arm an Erzeugnissen aus dem Gebiet des historischen Romans, dessen poetische Seite den Völkern lateinischer Bildung allerdings noch verborgen bleiben konnte, als die germanischen Literaturen schon damit überschwemmt waren, hat sich, seitdem Manzoni den Weg wies, mit romantischen Geschichten gefüllt. Der vorzüglichste Empfehlungsgrund für diese Gattung in einem Lande, wo man die Bildung liebt, aber die Mühe, sie zu erlangen, scheut, war der häufig gehörte eines leichten und bequemen Bildungsmittels. Das Haupthinderniß des Emporblühens des Romans in Italien, dem ersten Vaterlande desselben, war der Kampf mit einer schwerfälligen, ungelenken, stationnair gebliebenen Prosa, die in Italien offenbar hinter den Bedürfnissen eines veränderten Lebensgebrauches seit Jahrhunderten so sehr zurückgeblieben war, daß man beinahe behaupten durfte, Italien habe vor Ugo Foscolo gar keine, den Verhältnissen der neuen Gesellschaft entsprechende Prosa (geschriebene Prosa) besessen. Dem Literaturfreunde im Allgemeinen muß das Erwachen des historisch-romantischen Geschmackes in Italien daher schon um deshalb eine anziehende Erscheinung sein, weil er unter Anderm dazu hinwirkt, nicht blos in einem größern Kreise des Volks Bildung zu verbreiten, sondern auch Italien selbst mit einer Prosa zu versorgen, die den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft mehr entspricht, als was bis dahin in diesem Lande dafür gelten mußte, wo man fast verlernt hatte, sich über irgend einen Gegenstand des gewöhnlichen Lebens leicht und gut auszudrücken. Die alten, unbrauchbaren Krücken der Machiavelli'schen Prosa, die Ugo Foscolo schon in ihrer Unzulänglichkeit nachwies, werden nun vollends weggeworfen werden, und der italienische Prosaist wird nun, aus den lateinischen Verwickelungen völlig emancipirt, leicht, deutlich und angenehm sprechen lernen, weil er, nach seiner jetzigen Aufgabe, so zu sprechen versuchen muß.

Indessen zeigt sich auch, was die Erfindung in den italienischen Romanen der Jetztzeit betrifft, eine eigenthümliche, wahrhaft nationale Richtung, die selbst den geringern unter ihnen noch eine besondere Bedeutung mittheilt und die in den bessern zu einem vorzüglichen und beachtenswerthen Verdienst heransteigt. Diese Richtung ist die kunstgeschichtliche, ein Element, in dem der Italiener wahrhaft einheimisch ist und in dem er zu allen Zeiten ausgezeichnet war. Eine Probe von dem Werth, den der Roman durch diese, mit voller Kraft festgehaltene Richtung erlangen kann, gibt das hier vorliegende Werk, in welchem sie als eine vorzüglich anziehende Seite hervortritt, und in dem uns die Gestalten des großen Michel Angelo, des neidischen Bandinelli, des ritterlichen Cellini in ihrer vollen Individualität lebend entgegenschreiten.

Der Inhalt dieses werthvollen und nicht minder anziehenden Romans, in dem Rosini sein Talent zum zweiten Mal bewährt, nachdem es in der „Nonne von Monza", mehr wie ein glänzendes Meteor als eine dauernd-wirksame Naturkraft sich ankündigte, bildet das Absterben des politischen, des selbständigen Staatslebens Mittelitaliens, welches mit dem J. 1530 begann. Die Eroberung von Florenz durch die vereinten Waffen des Papstes und des Kaisers beschloß das Dasein jener Republiken, die drei Jahrhunderte lang den Anstrengungen der überlegenen Kaisermacht getrotzt und den Mittelpunkt der europäischen Politik gebildet hatten. Es ist nun der Widerstreit der republikanischen Formen gegen die Alleinherrschaft und ihre Umgebung, es sind die öffentlichen und die häuslichen Verhältnisse großer und edler Familien in diesem Widerstreit, die Intriguen der Staatskunst, das Treiben und Leben der Künstler und Gelehrten mitten in diesem Zusammenbruch einer lange bestandenen Lebensform, das Getümmel des Volkslebens in ihrer Mitte, was der Verf. mit Geschick und Geschmack vor unsern Augen entfaltet. Florenz in seinen letzten Zuckungen, Siena in dem Gewirr einer aufgelösten Verfassung, Pisa in seiner gänzlichen Zerfallenheit, seiner trüben Verödung — diese bilden den historischen Hintergrund eines reichstaffirten, lebenvollen Familiengemäldes, das, in sich selbst voll anziehender Ereignisse, die historischen Geschicke des Vaterlandes zugleich individualisirt und im Einzelnen erhellt und beleuchtet. Eine reiche Gruppe von Charakteren ordnet sich um die Heldin des Romans, Luise, jene edle und schöne Tochter Filippo Strozzi's her, deren Tod als-

Digitized by Google

lein schon hinreicht, den Herzog Alexander Medici zu dem Ungeheuer zu stempeln, als welches ihn Mecatti unter allen Historikern am deutlichsten bezeichnet. Wenn auch Varchi, der Partei der Medici gewonnen, Luise als ein Opfer der thörichten Furcht ihrer eignen Familie darstellen möchte, so kommen doch am Ende beide Ansichten auf eins hinaus, indem sie die Verderbniß, das Entsetzen jener Zeit auf gleiche Weise herausstellen, in der schon die Furcht vor der Verfolgung tödten konnte. Indeß gibt Bernard Segni doch ein entscheidendes Zeugniß gegen den Herzog Alexander, und nennt gradehin Vincenz Ridolfi, seinen Vertrauten, als den Mörder Luisens; und dies ist genug, um dem Romandichter zur Rechtfertigung zu gereichen.

Fast alle Personen dieser Dichtung Rosini's finden sich in der Geschichte vorgebildet. Luise selbst gehört, wie sie hier erscheint, ganz jener Zeit an, die ein merkwürdiges historisches Vorurtheil als eine glänzende und feingebildete Epoche erscheinen läßt, während sie in der That die Hinterlist, das Laster, die Niederträchtigkeit mit dem Namen der Klugheit bedeckte und Grausamkeit und blutdürstiger Egoismus ihre vorherrschenden Charaktere waren. An Luise, der Tochter Dessen, der für Italiens ersten Bürger galt, der Schwester des größten Feldherrn dieses Landes, der Muhme jener berühmten Katherina, die Frankreichs Thron erglänzen machte und ihn beschmuzte, an Luise zeigt der Verf., wie entsetzlich einsam Reinheit und Tugend in dieser furchtbaren Mediceischen Epoche in Italien dastanden, und wie der Aberglaube, welcher uns diese Fürstenfamilie als groß und glänzend erscheinen läßt, nichts als ein Wahn, ein wahrer Aberglaube ist. Uns hierüber zu enttäuschen, hat der Verf. sich zum Ziele gesetzt, und in der That, er enttäuscht uns völlig. Der Kampf der wehrlosen Tugend gegen das mächtige Laster, den Luise darstellt, die Contraste zwischen dem Glanz ihrer Tugend und der Schmach des sie umringenden Lasters, diese bilden das Interesse des Romans und geben allerdings ein höchst anziehendes Schauspiel, weil sie ein wahres, ein Naturbild geben. Der treue, meisterhaft gezeichnete, redliche Francesco Nasi, ihr unglücklicher Liebhaber, ist nicht minder ein geschichtlicher Charakter, in dessen zarter und anmuthiger Zeichnung der Verf. ein hohes Kunstverständniß bewährt hat. Katherina Ginori, Luisens Freundin, ihre Mutter Clarici, ihre Brüder, der Mordgehülfe Alexander's, Vincenz Ridolfi endlich, alle diese Personen sind mit analistischer Treue gezeichnet und derselbe Charakter kommt den episodischen Gestalten der Künstler und Gelehrten, deren wir oben schon gedachten, zu. Über der Katastrophe selbst ruht der Schleier historischer Zweifel; aber grade diese sind das Element der historischen Romantik, die überall mit dem völlig Ausgemachten und Entschiedenen wenig zu machen weiß.

Nachdem wir gesehen, daß die handelnden Personen an sich den Grad von historischer Berühmtheit und von allgemein menschlichem Interesse für sich haben, den der Roman fodert, fragt sich, ob sie durch ihr künstlerisches Interesse gleichmäßig auf unsere Theilnahme Anspruch machen können. Auch diese Frage müssen wir mit voller Anerkennung bejahen. Der Herzog, dies Prototyp wilder, schrankenloser Herrschbegier, ungemäßigter und stolzer Leidenschaft, steht in aller Größe, deren das Laster fähig ist, vor uns da, wie Luise in aller Größe der Unschuld und Tugend. Die übrigen intriguirenden, kämpfenden, begehrenden und verlierenden Personen machen sich in ihrer Mittelmäßigkeit geltend. Keine ist verfehlt, naturunwahr oder verkehrt. Die Ereignisse folgen sich rasch, auf angemessene Art, ohne gesuchte Eil oder absichtliche Verzögerung und ohne Überkünstelung. Ist daher die poetische Ausbeute des Ganzen auch weder so groß als die aus einem Göthe'schen oder Tieck'schen Roman, und muß sie selbst geringer erscheinen, als „Ivanhoe" oder „Kenilworth" sie darbieten, so ist das ganze Bild doch im edeln Sinne gedacht, bedeutend durch That und Charaktere und anziehend durch die Fabel und ihre Behandlung.

Der Tod Luisens schließt und vollendet das weite und reiche Bild; das Schicksal ihrer Brüder, Piero und Leone, vollendet sich hinter dem Vorhange: Filippo Strozzi starb im Kerker, wahrscheinlich erdrosselt; der Cardinal von Medici fiel zu Itri, vermuthlich auf Befehl des Herzogs vergiftet; Leone blieb 1554 vor Scarlino, und Piero starb als französischer Marschall 1518 bei der Belagerung von Thionville. So schließt sich die tragische Wirkung der ganzen Dichtung ab.

Dies zu hoher Theilnahme aufrufende Werk Rosini's, der sich mehr und mehr in dem Besitz des romantischen Gebiets befestigt und wohl that, dem dramatischen zu entsagen, in dem er sich der altitalienischen Geistesfesseln vergeblich zu entledigen strebte, hat an dem Herausgeber einen achtbaren Bearbeiter gefunden. Die Sprache ist angemessen, und wiewol sie blühender sein könnte, so gibt sie Ton und Farbe des Originals doch um so treuer wieder; denn noch klebt dem italienischen Romanstyl etwas Chronikenartiges an, von dessen gemessenen und schwerschreitenden Gang selbst Manzoni sich noch beweitem nicht frei gemacht hat. Einen verwandten Eindruck macht die vorliegende Bearbeitung. Nicht dies gibt zum Tadel Stoff, wol aber geben ihn undeutsche Perioden, z. B.: „Wenn der Papst einen oder den andern Tag (für einst) gestorben sein würde" und Ähnliches. Doch das sind Geringfügigkeiten, die neben dem Verdienst einer, Farbe und Eindruck treu wiedergebenden Übersetzung, welche das wahre und höchste Ziel des Übersetzers ist, im Ganzen genommen, nicht in Betracht kommen. Um endlich mit einem Wort Alles zu sagen, wollen wir diesen Roman als einen solchen bezeichnen, an dem dieser Zweig der Literatur einen unzweifelhaften Gewinn macht und in dem die Reinheit der Gesinnung dem Geschmack und dem Talent des Erzählers wenigstens gleich kommt. **Z.**

Geschichte der Journalistik.

Erster Artikel.

Die periodische Literatur ist so einflußreich, so wichtig und allgemein geworden, daß Niemand es mehr wagt ihre Nützlichkeit in Zweifel zu ziehen. Die Politik fürchtet, aber sie haßt sie

Digitized by Google

nicht; denn welchen Namen und Charakter eine Regierung auch habe, sie muß sich ihrer bedienen. Mit Posten und Journalen wird der Verkehr, die Intelligenz, was sich begibt und auf die Begebenheiten wirkt, mit einem Wort das Project der Zeit befördert, in der wir leben. Nie konnten träge Bücher das erreichen.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte und die neuesten Weltverhältnisse wirft, muß man erstaunen über die Fortschritte der Ideen, die Mäßigkeit, Würde, Nachdenklichkeit, wie über die politische Logik der Völker. Die Massen handeln mit Überlegung, sie prüfen, sie discutiren, was sie unternehmen, und nur nach dreimaliger Auffoderung zur That handeln sie, durch alle Classen und Stände tieffühlend, welche materiellen Nachtheile eine gewaltsame Reform der Gesellschaft bringen muß.

Wer bewirkte das? Die periodische Presse.

Die periodische Presse ist die Ursache, daß im Jahre 1830 die Ordnung der Dinge in Europa erhalten, daß die Anarchie verhütet wurde, daß die Thronen der Länder unerschüttert blieben; denn ohne sie würde die Republik in Frankreich proclamirt worden sei.

Die periodische Presse hat das Volk belehrt, daß nichts verderblicher sei als der Krieg und die Gewalt, daß man einzig und allein mit Gründen bekehren könne, sie hat ihm gezeigt, daß jeder Einzelne leide, wenn das Ganze aufgelöst sei, daß die Gesetze das Palladium der Nationen, die Existenz einer Regierung die Bedingniß ihres Lebens, ja sie hat ihm ungeachtet aller demokratischen Organe deutlich gemacht, daß nur die monarchische Regierungsform, und zwar die erbliche Monarchie, die allein praktische für civilisirte und von mannichfachen Interessen bewegte Länder sei.

Wie, oder ist es nicht wahr, daß England seinen glücklichen Zustand und seinen liberalen Royalismus dem Ideenaustausch verdankt, daß sich daselbst jede Reform in eisernen Schranken der Discussion, des geschriebenen Rechts und der reinen Vernunft bewegt? nicht wahr, daß die Regierung Frankreichs, die ihr Dasein einer Revolution und dem souverainen Volk zuschreibt, in unserer Zeit einen antinationalen Staatsstreich ungerügt ausführen konnte, blos weil die Presse seit fünf Jahren die Köpfe zu den Händen machte, die Opposition auf Druckertypen zog und sofort homöopathisch ins Unendliche verdünnte? und nicht wahr, daß ganz Deutschland seine gesellschaftliche Verbesserung vermöge dieser Literatur, auch wenn sie ihm nur die Thatsachen und Begebenheiten, die Geschichte und Wissenschaft bringt, einzig und allein im Stillen ausarbeitet, das Gold in den Schachten der Erde sucht, das Amerika in seinen Flüssen fand?

Der Deutsche ist am ehesten gewillt mit den Schatten der Vorzeit zu wandeln, er erkennt die nützliche und die poetische Seite des Fürstenthums und der Aristokratie, nur will es sein Verstand nicht zugeben, daß jenes mehr als an der Spitze des Volks stehend, diese erbliche Verdienste und Vorzüge habe. Man muß die periodische Presse den Streit ausfechten lassen und sie nicht in ihren Kämpfen hindern. Spanien befindet sich in diesem Augenblick in einem greuelhaften Zustand, einzig und allein, weil eine solche Politik ihm die Circulation des Bluts versagte, weil es plötzlich Tag in den Köpfen geworden ist. Hätte es Journale, hätte es Opposition gehabt, so wäre die Revolution ohne Schrecken vorübergegangen, mindestens von kurzer Dauer gewesen.

Es ist historisch bekannt, daß unsere Zeit nicht die Erzeugerin der Journale und Zeitungen ist, sie hat sie blos in Folge der Erfindung der Posten und Buchdruckerkunst verbessert und gemeinnütziger gemacht. Die Griechen, die Römer hatten Zeitungen, um die allgemein wichtigen, wissenswürdigen Begebenheiten und Decrete zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Es waren diese Blätter eine Art Staatsmoniteure, deren sich auch die Bürger zu Bekanntmachungen bedienten, wie solches aus fragmentarisch extrahirten Notizen alter Schriftsteller hervorgeht. Cäsar und Konstantin autorisirten in Rom und Konstantinopel, vielleicht nicht die Ersten dieser Art, Zeitungen und ließen dieselben durch die Legionen- und Prätorianer-Post vertheilen.

Eine andere Gattung Journal der Alten war noch praktischer als dieses, denn es bestand weder aus Papyrus noch aus Pergament, sondern wurde mit lebendiger Schrift an gewisse Plätze und Häuser auf zu dem Ende täglich neugeweißte Wände getragen. Ich habe Bruchstücke davon in Pompeji gesehen und möchte gern nach der Hadrian'schen Bekanntmachungssäule auf dem athenienischen Markte vermuthen, daß man sich noch einer dritten Art solcher Blätter, nämlich besonderer Säulen und Pfeiler bediente, und daß darauf die bleibenden Verordnungen eingemeißelt und die wechselnden Bekanntmachungen aufgeschrieben wurden.

In dem im vorigen Jahre erschienenen „Rome au siècle d'Auguste" hat Hr. Dezorby, der Verfasser, über die kaiserlichen Annalen der Epoche verschiedene Details von Interesse bekannt gemacht und einige Proben daraus gegeben, die ziemlich deutlich beweisen, daß man das Papiergeschäft, mit dem uns Law beschenkte, sammt der ganzen Agiotage und Börsenpolitik schon vor 2000 Jahren trieb. (!). Die Geldmäkler und Diplomaten hatten ihr apartes Forum, diese auf dem Capitol, jene in der Basilica Æmilia, die gleichfalls die Börse Roms war. Ich glaube, die Statue des geschundenen Marsyas stand darin.

Die Athenienser hatten zu Aristophanes' Zeit eine Gattung von lebendigen Zeitungen, die ihr Geschäft in der Agora und im Piräus trieben, es waren Sykophanten, Kannegießer, oder vornehme Müßiggänger, Bankiers oder Handelsspeculanten, die sich dieselben Vortheile von ihren Nachrichten versprachen, die heutzutage die Börsenleute erringen. Ihre Actien stiegen mit Alcibiades und fielen mit Nicias, oder umgekehrt.

In den Journalen vom alten Rom und von Konstantinopel wurden die Staatsangelegenheiten nicht besprochen, sondern blos angezeigt; diese Anzeige war sehr kurz und unvollständig, wie sich vermuthen läßt, da die Exemplare abgeschrieben werden mußten für die Abonnenten. Außer den erlaubten Neuigkeiten enthielten sie die Wetterbeobachtungen, Brandschäden und den Wasserstand, die Hoffestanzeigen, Theaterprogramme, Staatsheirathen und Bankrotte; denn es gab zu August's Zeit schon Kaufleute, die das Vertrauen des Publicums mißbrauchten und sich mit erborgtem Gelde schelmisch bereicherten.

Vielleicht hätte die Journalistik in jener Epoche noch bedeutende Fortschritte gemacht und wol gar die Buchdruckerei erfunden, wenn die Vorsehung nicht den Untergang des römischen Reichs beschlossen gehabt hätte. Es steht nirgend geschrieben, daß die Hunnen, Gothen und Vandalen Journale herausgegeben; dies war unserm Jahrhunderte vorbehalten, in welchem sich die Civilisation bis nach Fokien, Kairo, Istambul und Kamtschatka verbreitete.

Nach den Griechen und Römern haben die Araber in Cordova und Bagdad und nach ihnen die Venetianer das Zeitungswesen wiederaufgenommen. Der große Khalif Alraschid soll höchstselbst seinen Moniteur dictirt und einer der Abassiden in Syrien regelmäßig seine Hinrichtungen durch dieselben bekanntmachen lassen. Das war im 9. Jahrhunderte, also beiläufig noch 900 Jahre vor der Erscheinung der hochlöblichen Robespierre'schen Staatszeitung. „Hier ont été exécutés par ordre de justice" — es ist viel schlimmer als arabisch, als türkisch, als barbarisch dies Französisch. Die Presse aber ist geduldig, sie macht auch die Decrete der Tyrannei und Unmenschlichkeit bekannt!

Ich komme zu den Journalen der Dogen, die gleichfalls die Großältern der heutigen periodischen Blätter waren. Als die Republik der Lagunen mit Soliman II. in Dalmatien und Kandien Krieg führte und das gemeine Wesen ungewöhnlich beschäftigt war mit Staatsangelegenheiten, Diplomatie und Neuigkeiten, die häufig zum Nachtheil der Republik entstellt wurden, verordnete die Signoria die tägliche, vervielfältigte öffentliche

Digitized by Google

Bekanntmachung des Wissenswürdigen und genehmigte endlich die ordentliche Organisation eines Neuigkeitenblattes und den Verkauf desselben für eine damals gangbare Silbermünze: Gazetta. Daher der Name.

Da um diese Zeit, 1556, die Buchdruckerkunst sich zu verbreiten anfing, so war auf einmal der Weg zum Ideenaustausch gefunden und die Journalistik trat ihre Regierung an. Ich habe noch ein Exemplar der Signoria-Gazetta gesehen bei einem venetianischen Antiquar und begierig dieses Blatt betrachtet. *) 18.

Theaterbriefe von Göthe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul, nebst einer Schilderung Weimars in seiner Blütezeit. Von Dietmar. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1835. 8. 18 Gr.

Drei Sattungen, die nur durch einen Buchbinderfrthum in einen Band zusammengekommen zu sein scheinen, denn sie stehen nicht in der entferntesten Verbindung miteinander. Die „Theaterbriefe" von Göthe halte man ja nicht etwa für Bemerkungen über das Theater, wie der ganz unrichtige Titel könnte glauben machen. Es sind blos Geschäftsbriefe in den alltäglichsten Theaterangelegenheiten. Sie haben durchaus kein Kunstinteresse, wol aber ein psychologisches, das aber einen höchst widrigen Eindruck hervorbringt. Wir sehen, wie in einem Vexirspiegel, einen Mann, den wir für groß und schön gehalten, klein und entstellt. Wir lernen Göthe von einer Seite kennen, die grade die allerunvortheilhafteste ist. Hinter die Coulissen soll Niemand gucken, der die dramatische Kunst liebt; und Dem, der Göthe liebt, rathe ich diese Briefe nicht zu lesen. Auch Göthe ist hinter seinen Coulissen nicht schön. Sybaritischer Aristokratismus, Göthe's Negligé kleidet vor dem Publicum schlecht. Der Minister ist Göthe's Schattenseite. Wir wollen nur den Dichter. Es ist wahrlich kein Freundschaftsstück, ihn dem Publicum so durch sich selbst zu verrathen, wie S. 45, Brief 57, wo der zartfühlende Dichter sich also vernehmen läßt: „Ich werde mich künftig, wenn ein Fehler passirt, nicht mehr ärgern, sondern, wie die beiden Male geschehen, Einen oder den Andern auf die Wache schicken und sehen, wie die Cur anschlägt. Blosen's Arrest ist durch einen Zufall verlängert worden, den Arrest des Schneiders kann ich nicht verkürzen. Wer seine Schuldigkeit nicht thut, ist unnütz, er mag übrigens so brauchbar sein, als er will. Wenn mir ein Mensch dieser Art, in einem solchen Fall, gelegentlich den Abschied fodert, so laß ich ihm noch eine Tracht Schläge dazu geben, damit er merkt, daß er noch in Diensten ist." Traut man wol seinen Augen, wenn man so etwas von Göthe's Hand liest? Schläge, weil Jemand gelegentlich den Abschied fodert! Dies hat ein weimarischer Minister, nicht etwa ein Kosackenhetman geschrieben; ein hochberühmter Dichter, nicht etwa ein obscurer Schulpedant.

Außer diesem betrübenden Blick in ein Herz, das wir immer noch lieben möchten, bieten diese Briefe nicht das mindeste Interesse dar.

Die Briefe Jean Paul's sind reine Ausflüsse einer schönen Seele und fesseln durch die Gemüthskraft des Schreibers. Übrigens beziehen sie sich auf zu enge und persönliche Verhältnisse, als daß sie ein großes Publicum haben könnten, und in dieser Beziehung hätten sie, ohne den mindesten Nachtheil für die Literatur, ungedruckt bleiben können.

„Die Schilderung Weimars in seiner Blütezeit", dieser vielversprechende Titel auf dem Titelblatt, löst sich im Buche selbst in eine Reise nach Weimar und in die Umgegend, im Jahr 1786, von Dietmar, bescheidentlich auf. Der Verf. erzählt sehr einfach seine Reise, sein Zusammentreffen mit Musäus, Herder, Lavater, Salzmann ꝛc., führt uns, ohne von Weimars Blüthezeit auch nur das Mindeste zu sagen, in die weit hinter uns liegende Jugendzeit zurück, und sagt uns rein nichts, das nicht schon längst besser und ausführlicher gesagt worden wäre. Solch unnützes Geschwätz stattet eine Buchhandlung mit Göthe's und Jean Paul's Namen auf dem Titel aus, läßt es ziemlich in einen Umschlag binden und verkauft es als ein Buch. 20.

Notizen.

Charakterzug eines Russen. Es lebt gegenwärtig in Petersburg ein verabschiedeter Unteroffizier, Namens Terentius Glotoff, der, im Gouvernement Saratow, im Dorfe Naturilka geboren, frühzeitig Soldat wurde. Er kam zur Garbeartillerie und beschäftigte sich damit, Husarenmützen zu verfertigen, eine Beschäftigung, die er selbst dann nicht aufgab, als ihn die Unteroffizierstressen zierten. Er setzte auch, als er nach einem 22jährigen Dienst den Abschied genommen, dieses Handwerk mit vielem Glück fort und ward durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in den Stand gesetzt, sich ein bequemes Haus zu kaufen, worin er mit seiner Familie lebt. Vor nicht langer Zeit begibt sich Glotoff zum Staatsrath M—ff, dem jetzigen Besitzer seines Geburtsortes, erzählt ihm von seiner Herkunft und bittet den Staatsrath, ihm zu sagen, wie viele von seinen Verwandten in jenem Dorfe noch lebten? Er erfährt, daß die Zahl seiner männlichen und weiblichen Verwandten sich auf 28 belaufe, und nun bittet der ausgediente Soldat mit Thränen in den Augen, der Besitzer möge ihm diese auf dem Wege des Kaufes überlassen. Dieser bemerkt zwar, daß Glotoff kein Recht habe, Leibeigne anzukaufen, doch sei er (der Staatsrath) geneigt, wenn er seine Verwandten durchaus unabhängig wissen wolle, dieselben gegen die Kaufsumme freizugeben. Entzücken blitzte aus den Augen des Veteranen, der nun ein Packet Bankassignationen hervorholte und die nöthige Summe zur Loskaufung entrichtete. Damit war jedoch noch nicht Alles abgethan, denn am andern Tage läßt der Staatsrath den Glotoff wieder zu sich kommen und erklärt ihm, daß erstens eine von den durch ihn losgekauften Familien einen Pflegesohn von 14 Jahren habe, den sie wol auch nicht gern im Dorfe zurücklassen würde, worauf Glotoff unbedenklich noch fünf Assignationen, jede zu 100 Rubel hinzählt, und daß ferner ein Greis, mit dem einer seiner Verwandten seit langer Zeit zusammenlebe, da er dessen Enkelin zur Frau habe, nicht mit unter der Zahl der Losgekauften begriffen sei. „Wenn man Gutes thut, so muß man es ohne Einschränkung thun", gab Glotoff zur Antwort und zahlte auch für den Greis 500 Rubel aus. Sonach hatte er nicht weniger als 15,000 Rubel zur Loskaufung seiner Verwandten geopfert. Aber je mehr der wohlgesinnte Unteroffizier durch die bedeutenden Summen, die er ohne Bedenken zum Besten seiner Familie verwendete, in unserer Achtung gewinnt, desto mehr muß unbezweifelt der niedriggesinnte Staatsrath, der mit kluger Berechnung den edeln Mann auch noch einen fremden Knaben und einen abgelebten Greis kaufen ließ, in unsern Augen verlieren.

Neulich kündigte der Besitzer einer reisenden Menagerie in England seine Hauptmerkwürdigkeiten, ein ostindisches Rhinoceros u. s. w., auf folgende, hinsichtlich der Eloquenz und Verständlichkeit gleich merkwürdige Weise an: „The hoobly genoine speciment in the huniversal globle of the East Iney rhinoscyross, wot was cotched on the top of the North Pole, by Captain Ross, and of the wonderful hoorang hootang as valloped three hotten pots in Wan Demons Land, and was only captarated avter it had drink't three gallons of rum toddy." Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Rhinoceros vom Nordpol selbst, wenn es seine Sache geführt hätte, sich besser und verständlicher ausgedrückt haben würde. 11.

---

*) Der zweite Artikel folgt nächstens. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 17. Januar 1836.

Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Ökonomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Erstes Bändchen, mit Vorträgen der Herren Argelander, v. Baer, Bujack, Dove, Dulk, M. H. Jacobi, Ernst Meyer, L. Moser, herausgegeben von dem Professor K. E. v. Baer. Königsberg, Unzer. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In Königsberg besteht eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft, welche schon durch die Namen ihrer Mitglieder alle Achtung erwecken muß. Besonders ehrenwerth aber ist das unverkennbare Bestreben der Gesellschaft, die bisherigen Mysterien der Wissenschaft dem so ungerecht profanirten Volke aufzuschließen und die Natur, sobald sie von der Wissenschaft ins Geschirr gelegt ist, auch in den Brotkarren des alltäglichen Lebens zu spannen. Die königsberger Gesellschaft hat deshalb — und Hr. v. Baer rühmt dies in der gehaltvollen Vorrede mit Recht als etwas sehr Nachahmungswerthes — die Thore ihrer Wissenschaft im wörtlichen Sinne geöffnet, d. h. sie hält ihre Sitzungen öffentlich. Der stets überfüllte Sitzungssaal bezeugte das allgemeine Interesse an der physikalischen Ständetafel, auf welcher ebensowol Böta über den Erdmagnetismus, als Modelle zu Lockeisen aufgelegt wurden. Um dies Interesse noch in weiterem Kreise zu befriedigen, wurden mehre in diesen Sitzungen gehaltene Vorträge dem Druck übergeben, und so entstand das vorliegende Buch, für welches das größere Publicum den Herausgebern Dank wissen muß und das selbst in die Bibliothek des Physikers vom Fach seinen Weg finden wird.

An der Spitze dieser Sammlung finden wir einen sehr interessanten Vortrag von dem Herausgeber über das allgemeine Gesetz der Entwickelungsgeschichte der Natur. Die klare Darstellung Hrn. v. Baer's läßt tiefe Blicke in den geheimen Haushalt der Natur thun, wo unaufhörliches Zerstören und unaufhörliches Wiedererzeugen, aber auch ein unaufhörlich Bleibendes — die Organisationsformen — sichtbar wird. Auch Hr. v. Baer ist der Meinung, „daß wir, wie wir uns auch stellen mögen, zugestehen müssen, daß in einer weit entlegenen Vorzeit eine viel gewaltigere Bildungskraft auf der Erde geherrscht habe, als wir jetzt erkennen." Der Vortrag des Hrn. Oberlehrers Bujack über die geographische Verbreitung des Weinstocks mit Rücksicht auf den Weinbau in Preußen während der Herrschaft des deutschen Ordens gibt unter einem local lautenden Titel Beiträge zu der Beantwortung der allgemein wichtigen Frage, ob die Erde immer mehr erkalte. Der Glaube, daß das Klima immer schlechter werde, ist in vielen Ländern verbreitet; selbst der Norwege und Schwede klagt über zunehmende Kälte, und der besonnenste Naturforscher, Hr. v. Hoff, ist geneigt, die Polarbewohner für die verkümmerten Überreste eines bei der Abkühlung der Erde immer weiter nach dem Äquator sich zuziehenden Menschengeschlechts zu halten. Da die Griechen und Römer noch keine Thermometerbeobachtungen verzeichnet haben, so ist es schwer, hier hinter die Wahrheit zu kommen. Man hat aber den sinnreichen Gedanken gehabt, die Pflanzen als Thermoskopen der Vergangenheit zu gebrauchen, indem man die jetzige Pflanzengeographie und die frühere Pflanzengeschichte verglich. So hat man in der neuesten Zeit eine scharfsinnige Untersuchung über das Klima des alten Palästina, welche nachweist, daß Palästina zu Jesu Zeiten dieselben Pflanzen und mit derselben Energie hervorgebracht hat wie in unserer Zeit; daß also das Klima in der damaligen Zeit von dem heutigen in jenem Lande nicht verschieden gewesen sein könne. Eine Pflanze, die als Thermoskop besonders gut zu gebrauchen ist, muß nun der Weinstock sein, dessen geographische Grenzen leicht zu bestimmen sind und von dem die Geschichte meistens sorgsame Nachrichten überliefert. Überraschend ist es daher, daß, wie Hr. Bujack zeigt, in Deutschland die Polargrenze des Weinstocks zwar 51° ist, daß aber dennoch in Ost- und Westpreußen, welche ganz außerhalb des nördlichen Weinstockgürtels liegen, zur Zeit des deutschen Ordens wirklich Weinbau getrieben worden ist, der noch dazu mitunter ziemlich ergiebig gewesen sein muß. Denn es wird in den Chroniken ausführlich von dem Weinsegen in den verschiedenen Jahren gesprochen; im Jahr 1379 füllte der Hochmeister aus seinen Weinbergen 608 Tonnen. Herr Bujack sucht dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er annimmt, die deutschen Ordensritter hätten, der Pflanzengeographie unkundig, das ihnen wohl befreundete Gewächs des Weinstocks ohne weitere Rücksicht auf das Klima nach ihrem Preußen übergesiedelt und während einige heiße Sommer sie in ihrem Bemühen ermuntert, einige kalte Winter ihre Beharrlichkeit nicht erschüttert haben, sei wirklich der Weinbau im 14. Jahrhundert eine Zeit lang in Ost- und Westpreußen getrieben worden, dann aber immer mehr eingegangen; denn Preußen sei von der Natur nicht zum Wein-, sondern zum Bierland bestimmt.

Von allgemeinem Interesse ist der Vortrag des Hrn. Professor Dove über den innern Zusammenhang der Witterungs-Erscheinungen, als deren Grundbedingung er die Vertheilung der Wärme auf der Erde nachweist und mit großer Kenntniß die verschiedenen Modificationen derselben, vorzüglich den Unterschied zwischen dem realen und solaren Klima erklärt. Auch die Bewegungen der Luft, die wässerigen Meteore und die Erscheinungen des Luftdrucks werden in ihrem Zusammenhange mit der Wärmevertheilung mit großer Deutlichkeit nachgewiesen. — Hr. Baumeister Jacobi gibt einen trefflichen, aber fast zu wissenschaftlich gehaltenen Vortrag über die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten.

Eine Zierde des Buchs sind die Vorträge des Hrn. Prof. Ernst Meyer, wodurch er die Geheimnisse, die er mit unermüdlicher Geduld der stillen Welt der Pflanzen abgelauscht hat, dem Publicum mittheilt. Hr. Meyer ist als scharfsinniger Pflanzen-Physiolog bekannt; es ist, als ob die stumme Flora ihn zu ihrem Vertrauten gemacht und als ob ihr leisestes Flüstern sein Ohr wie deutliche Sprache umwebe. Wenn wir nicht sehr irren, ist es ja auch Hr. Professor Meyer, der zuerst das tägliche Wachsen der Pflanzen genauer beobachtet und in demselben eine überraschende Analogie mit den täglichen magnetischen Erscheinungen entdeckt hat. In dem ersten der hier mitgetheilten Vorträge spricht Hr. M. über den Pflanzenschlaf. „Auch die Pflanze schläft, wie das Thier. Ermattet vom Einfluß des Lichts, der Wärme und anderer Reize, legt sie am Abend ihre schon entfalteten Blätter aufs Neue zur Knospe zusammen und schließt ihre Blumenkelche, um sie am folgenden Tage desto kräftiger wiederzuöffnen. Ein längerer, tieferer Schlaf überfällt sie, wenigstens in unsern kälteren Gegenden, gleichwie manche Thierarten, im Herbst und dauert, bis der Frühling sie weckt." Hr. M. sucht in diesem Vortrage darzuthun, — „es sei der Schlaf der Pflanzen seinem Wesen nach eins mit dem Schlaf der Thiere; verschieden sei er nur in seinen Erscheinungen, soweit dieselben von der eigenthümlichen Organisation der Pflanzen abhängen." Linné ist der Entdecker des Pflanzenschlafs. Seitdem ist er, und von Hrn. M. besonders sorgfältig beobachtet worden. Hr. M. spricht zuerst über den „täglichen Schlaf" der Pflanzen. Man bemerkt, daß die Blätter, Blüten- und Pflanzenblätter in der Nacht diejenigen Formen und Richtungen wiederholen, in denen sich frühere Lebensperioden des Blattes aussprachen. Das Blatt,

Digitized by Google

das sich bei der Öffnung der Knospe immer weiter abwärts kehrte, richtet sich mehr oder minder wieder auf; das obere wird nochmals concav, das schon convexe wieder eben. „So mäßigt der Schlaf den sonst zu raschen Verlauf des Blattlebens, indem er mit jedem Abend nicht nur das Fortschreiten der Bildung hemmt, sondern die schon vorausgeeilte auf frühere Stufen sogar zurückdrängt. Doch nur länger hinausspinnen, nicht unerschöpflich machen kann er das Leben. Denn mit zunehmendem Alter vermindern sich Bedürfniß und Fähigkeit zu schlafen, bis diese fast ganz aufhört und das Blatt mit immer schnellern Schritten dem Tode entgegeneilt.“ Auch die Zeit des Einschlafens und Wiedererwachens ist nach dem verschiedenen Alter der Blätter verschieden. Je jünger das Blatt, desto tiefer nicht nur, sondern auch desto anhaltender ist sein Schlaf; manche Blumen schließen sich schon am Mittag. Doch nicht nur das Alter, auch die specifische, ja individuelle Natur der Pflanzen übt einen mächtigen Einfluß auf den tiefern oder leisern, längern oder kürzern Schlaf derselben. So ist die Neigung zum Schlaf um so größer, je zarter die Substanz eines Blattes. Aus sehr belehrenden Beobachtungen über die Mimosa pudica ergibt sich, daß eine überwiegende Turgescenz in den Pflanzentheilen auf den Pflanzenschlaf Einfluß übt, und daß also das Eingreifen dreier mächtiger Reize, des Lichts, der Wärme und des Safttriebes, mit den periodischen Bewegungen der Blätter im innigsten Zusammenhang steht. Doch viele Erscheinungen lassen sich hierdurch noch nicht erklären, wenn man nicht tiefere Ursachen in dem Innern der Pflanzen selbst annimmt; so z. B. gibt es, wie unter den Thieren, so auch unter den Pflanzen einige, die den Tag über schlafen und die Nacht durch wachen. Sehr glücklich sind auch die Erscheinungen erklärt, welche sich bei dem Winterschlaf der Pflanzen darbieten.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Pflanzenwelt bespricht Hr. Meyer in einem Vortrag über den geselligen Wuchs der Pflanzen, der die Gräser zur Wiese, die Bäume zum Walde vereint, und den Nadelwald absondert vom Laubwalde, den Fichtenwald wieder absondert vom Tannen- oder Lerchenwalde, sodaß oft eine einzige Pflanzenart in größerer oder geringerer Ausdehnung den Boden fast allein einnimmt, während in andern Gegenden in buntem Gewühl alle Formen untereinander gemengt sind. „Nirgend zeigt sich der Contrast des zerstreuten und des geselligen Pflanzenwuchses großartiger, als einerseits in den sogenannten Urwäldern der heißen Zone, die an Mannichfaltigkeit der Formen und Farben Alles, was die Phantasie eines Nordländers aufzubieten hat, übertreffen, und andererseits in den großen Haiden am Ausfluß der Elbe, der Weser und des Rheins, vielleicht dem ödesten Steppenlande, das in der gemäßigten Zone existirt.“ Hr. M. weist sechs Momente nach, welche bei diesem geselligen Wachsthum der Pflanzen zusammenwirken: „zuerst ein hoher Grad von Vitalität, dann Vorkommen unter Verhältnissen, welche in einer großen Ebene weithin sich gleich bleiben und welche wenigen andern Pflanzen zu genügen fähig sind; ferner eine seltene Biegsamkeit und zu dem allen eine Ausdauer sonder Maß und Ziel; endlich besseres Gedeihen auf gewechseltem Boden.“

Die Abhandlung des Hrn. Professors Moser über die neuern magnetischen Entdeckungen beginnt mit einer sehr faßlichen Darstellung der Lehre vom Magnetismus nach ihrer allmäligen Entwickelung von der ersten Entdeckung des Magnetsteins, dem Thales eine Seele zuschrieb und den Aristoteles den Stein der Steine nannte, bis zu den neuesten Entdeckungen von Volta, Oersted, Seebeck, Faraday. Hr. Moser geht aber bald in das rein wissenschaftliche Gebiet über, und seine Abhandlung wird dadurch auch für den Physiker von Fach merkwürdig, daß er die Identität des Elektricismus und Magnetismus als ganz unhaltbar darzustellen sucht. Er bedauert, daß sich die Wissenschaft noch Jahre lang mit der Ansicht von dieser Identität schleppen werde, bis sie vielleicht die geißelnde Feder eines Lichtenbergs gänzlich verbannen wird. Überhaupt meint Hr. Moser, daß die Elektricität da, wo sie wirklich vorhanden und keine bloße Hypothese sei, eine viel zu untergeordnete Rolle spiele, als daß sie das Princip des Lebens der Masse oder der Schlüssel zu den Geheimnissen der Körperwelt sein könnte; Ritter urtheile mit vollem Recht von ihr, sie mache viel Lärmen um nichts.

Auch Hrn. Moser's Vortrag über die Erscheinungen des Magnetismus der Erde gibt nur zu Anfang eine populaire Darstellung dieses Gegenstandes, unternimmt aber dann eine wissenschaftliche Polemik gegen die bisher bei den Physikern geltenden Meinungen über den Erdmagnetismus. Bekanntlich sind es vorzüglich zwei Theorien über den tellurischen Magnetismus, in welche sich die Anerkennung der Physiker theilt. Nach der einen Theorie hat die Erde eine, oder, wie man jetzt gewöhnlicher und mit weit mehr Wahrscheinlichkeit annimmt, zwei magnetische Axen, also vier magnetische Pole; nach der andern Theorie denkt man sich die magnetische Erdkraft durch elektrische Ströme bewirkt, welche um die Erde kreisen. Die erste Theorie von zwei magnetischen Achsen ist mit bewundernswerther Anstrengung und ungemeinem Aufwand von Kraft und Kenntnissen vertheidigt worden; Parry und Roß haben an dem Nordpol nach ihr gesucht, Erman hat sie durch Sibirien hindurch um die ganze Erde verfolgt, Hansteen hat sie besonders ins Licht gestellt, und es ist unleugbar, daß die drei Haupterscheinungen des Magnetismus, die Declination, Inclination und Intensität der Magnetnadel durch die Annahme dieser Theorie eine sehr genügende Erklärung finden. Weniger leicht ist nach dieser Theorie die Erklärung der Säcularveränderungen des Magnetismus (man sucht ihren Grund in einer Fortrückung der magnetischen Achsen), noch schwerer lassen sich die täglichen und jährlichen Veränderungen der Magnetnadel aus constanten magnetischen Erdachsen erklären. Und hier ist die schwache Seite, bei welcher Hr. Moser die bisher geltende Theorie des Erdmagnetismus faßt, um sie gänzlich aus dem Feld zu schlagen. Er setzt deßhalb den Erdmagnetismus in Verbindung mit den großen meteorologischen Processen der Erde. Die Erscheinungen, daß in der Morgenstunde von 10—11 auf der ganzen Erde die mittlere Declination der Magnetnadel stattfindet, daß zu derselben Zeit die mittlere tägliche Wärme beobachtet wird, das Barometer seinen höchsten Stand, die Elektricität und Feuchtigkeit der Luft ihren höchsten Grad haben und die Farbe der Atmosphäre das tiefste, gesättigte Blau ist, — alle diese Erscheinungen glaubt Hr. M. durch ein gemeinschaftliches Band aufs Engste miteinander verbunden; er hält sie „für Lebensäußerungen des Organismus unserer Erde, angeregt durch ihren Centralkörper, die Sonne“. Die ganze Aufgabe zur Lösung der magnetischen Erscheinungen besteht nach Hrn. M. nur darin: „Wie man sich den Magnetismus der Erde zu denken habe, damit der Einfluß der Sonne begreiflich sei, von welcher offenbar die Veränderungen herrühren, da sie tägliche und jährliche sind.“ Er beruft sich noch vorzüglich auf das Factum, daß in der südlichen Halbkugel der Südpol der Nadel dieselbe Bewegung während des Tages hat, als der Nordpol bei uns, in der nördlichen. Hiernach, meint Hr. M., sei die Hypothese magnetischer Achsen schon völlig unhaltbar, weil sich nicht erklären lasse, wie der Nordpol in der nördlichen Hemisphäre dieselbe Bewegung haben könne, als der Südpol in der südlichen, und weil es ebenso unbegreiflich sei, wie in dem beleuchteten Theil der Erde die Nadeln sich stark verändern können, während in dem beschatteten, da wo es Nacht ist, die Nadeln beinahe bewegungslos sind. Ferner: da die Wärme den festen Magnetismus schwächt (der Magnet verliert im Glühen seine Kraft), den Magnetismus der Lage aber verstärkt, so läßt sich aus dem Umstand, daß die Sonne durch ihre Wärme die magnetische Kraft der Erde schwächt, der Schluß ziehen, daß der Magnetismus der Erde ein fester, dauernder, ihr ursprünglich innewohnender ist. (Aber, fragen wir, ist es denn erwiesen, daß die Sonne durch den Einfluß der Wärme die magnetischen Veränderungen bewirkt?) Da sich nun die jährlichen Tempera-

Digitized by Google

Abweichungen nicht tiefer in die Erde erstrecken als durch eine Schicht von 30—40 Fuß, so schließt Hr. Moser, daß diese Schicht magnetische Kraft haben müsse, und daß man also, im Gegensatz zu den bisherigen Vorstellungen, eine magnetische Schale, statt eines magnetischen Kerns anzunehmen habe, und zwar müßte diese Schicht nicht etwa durch das Eisen, welches sie enthält, magnetisch sein, sondern alle Substanzen, aus denen die Erdrinde besteht, müßten magnetisch sein. Da nun Hr. M. in dem Einfluß der Wärme auf den Magnetismus den Schlüssel zu dieser ganzen Sphäre sucht, so geht er in der Vergleichung der klimatischen und der magnetischen Veränderungen weiter. Es ist ihm hier das merkwürdige Factum behülflich, daß die Linien, wodurch Hansteen die Orte gleicher magnetischer Erdkraft verbindet, mit den Humboldt'schen Isothermen gleiche Gestalt haben; er nimmt daraus „nicht nur einen neuen und großartigen Beweis, daß die Erdrinde magnetisch sei, sondern auch den, daß nur sie es sei und die übrige Masse gar nicht". Auch die anscheinend so unregelmäßigen Abweichungen der Nadel auf der Erde glaubt Hr. M. nicht minder genau aus der Verbreitung der Wärme ableiten zu können. „Die Magnetnadeln repräsentiren, wie die meteorologischen Instrumente, eine gewisse Art von Thermometern, man kann sagen, grandiose Thermometer, welche die Mängel des eigentlichen, sehr beschränkten, aufheben und verbessern. Was das Barometer, das Hygrometer, die Windfahne für die Atmosphäre leisten, das leistet die Magnetnadel für die Erdrinde." Hr. M. glaubt aber nicht, daß die magnetische Kraft, wenn die Wärme nicht mit der Tiefe zunähme, blos an der Oberfläche haften würde wie die Elektricität; er ist vielmehr bestimmt der Meinung, daß sie so gut zum Wesen der Materie gehöre als die Schwere, oder die allgemeine Attraction, und daß man ebenso den Magnetismus die physikalische Eigenschaft jeder Materie nennen könne, als die Schwere ihre mechanische ist. — Wir können hier nicht den Untersuchungen Hrn. M.'s, die von vorzüglichem Scharfsinn und vieler Kenntniß zeugen, mehr ins Detail folgen, noch auch die Gründe auseinandersetzen, die uns seine Meinung als eine sehr gewagte Hypothese erscheinen lassen. Auch Hr. M. scheint nicht frei von der Neigung, die er der entgegengesetzten Theorie zum Vorwurf macht, das post hoc zu einem propter hoc zu machen.

In einem Anhange gibt das Buch noch „Kleinere Mittheilungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Ökonomie", nämlich einen Vortrag des Hrn. Professors Argelander in Abo, über das Nordlicht, bei welchem die sorgsam gesammelten Erfahrungen des dem Sitze des Phänomens so nahen Nordländers vorzügliches Interesse gewähren; ferner einen Vortrag über die Chinchilla von dem Professor v. Baer, und einen über Platinfeuerzeuge von dem Professor Dulk. 26.

Die Juden im Mittelalter. Ein von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris durch Ehrenerwähnung ausgezeichneter Versuch über ihre bürgerlichen, literarischen und Handelsverhältnisse, von G. B. Depping. Aus dem Französischen. Stuttgart, Schweizerbart. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein von der pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften diesem Gegenstande ausgesetzter Preis regte den Verf. auf, sich damit zu beschäftigen, und seine Abhandlung wurde 1823 von der Akademie ehrenvoll erwähnt. Er hat sie aufs Neue überarbeitet, ehe er sie dem Druck übergab; sie umfaßt die Juden aller Länder und zeugt von Einsicht, Belesenheit, Unbefangenheit und Darstellungsgabe. Auch Leser, welche nur Unterhaltung und Abwechselung begehren und sogar dieser ihre Theilnahme entziehen, wenn sie ihnen Räthselfragen aufgibt, oder unerklärt läßt, was sie berichtet, werden nicht ermüden, dabei zu verweilen; indeß ernstere, die beglaubigte Maßregeln der Gesetzgebung und der Staatsklugheit ihrer Beobachtung unterziehen, unerschöpflichen Stoff antreffen. Gleich die Einleitung, welche auf wenig Blättern die Eigenthümlichkeiten dieses wunderlichen und einzigen Menschenschlages bezeichnet, wodurch er sich seit seiner ersten geschichtlichen Erscheinung bis auf unsere Zeiten von allen Völkern der bewohnten Erde unterscheidet, überall fremd, überall heimisch, immer unterdrückt, verfolgt, verbannt, immer von Neuem auftauchend, vermißt, zurückgeholt, ist der Hauptschlüssel des wohlberechneten Ganzen, das freilich den Christen noch weniger als den Juden zur Ehre gereicht, aber aus welchem beide lernen mögen, wenn sie Sinn für Wahrheit, Klugheit und Gerechtigkeit besitzen.

Die erste Epoche reicht vom 6. bis in das 10. Jahrhundert n. Chr. Schon im 5. befanden sie sich in Gallien, in Rom, der Hauptstadt der Welt, seit es dazu geworden. Die Päpste, wenige Ausnahmen abgerechnet, begünstigten sie von jeher, so weit es sich einigermaßen mit ihrer christlichen Oberherrlichkeit vertrug. Venedig schloß sie von seinem Meerhandel aus. In Spanien wurden sie von den Westgothen hart, desto milder von ihren Halbbrüdern, den erobernden Arabern, behandelt, mit denen sie sich schon in Asien und Afrika befreundet hatten. Daß sie den Aussatz nach Frankreich gebracht hatten, gereichte ihnen besonders in Burgund nicht zur Empfehlung und setzte sie heftigen Verfolgungen aus. Karl der Große bewies sich duldsamer, noch mehr Ludwig der Fromme, dessen oft mißbrauchte Güte Mitwelt und Nachwelt viel zu sehr verkannt haben. Die Juden behaupteten sich sogar gegen die zum Theil gegründeten Beschwerden des Bischofs Agobard von Lyon und erlagen nur dem Übergewicht des mächtigen Bischofs Hinkmar. — Zweite Epoche bis zum 13. Jahrhundert. In Mesopotamien und Persien ging freilich die berühmte geistliche Akademie unter, aus welcher der Talmud entstanden war, und deren Oberhaupt sogar den Namen eines Fürsten der Gefangenschaft führte; aber ein gelehrter Flüchtling derselben aus Pompeditha, Rabbi Moses, ward in Cordova Volksrichter und Lehrer. Sein Schüler Samuel Halevi übertraf ihn an Kenntnissen und Ansehen. Namen und Verdienste seiner Genossen und Nachfolger. Alle Wissenschaften und Künste wurden von ihnen betrieben. Aben Esra. Maimonides der Unübertroffene stand hoch über seinen Zeitgenossen und frühern und spätern Vorurtheilen, aber über den Haß gegen Andersgläubige konnte er sich nicht erheben. Seine hier mitgetheilte Glaubensformel in 13 einfachen Sätzen hat vielleicht ihres Gleichen nicht. Jeder Jude kann sie mit gutem Gewissen unterschreiben und wird die Achtung des Philosophen nicht dadurch einbüßen. Damals galten die Juden für die geschicktesten Ärzte der Erde an den vorzüglichsten europäischen Höfen, bis zum 16. Jahrhunderte sogar an dem päpstlichen. Die Rabbaniten bekannten sich zu dem mündlichen Gesetze, als Ergänzung des geschriebenen; die Kabbalisten behaupteten die Erforschung eines geheimen Sinnes. Im 12. Jahrhunderte zeigte sich die Sekte der Karaiten, welche nur grammatische Auslegung der heiligen Schriften zuließ und talmudistische und rabbinische Ueberlieferung verwarf. Heutzutage findet man sie blos in Polen, Taurien, Palästina und der Tartarei. Sadducäer tauchten in Burgund auf, verschwanden aber nach und nach spurlos. Eine kleine Gemeinde Samaritaner, etwa 30 arme Familien stark, wohnt noch heutigen Tages zu Sichem, jetzt Nablus, und wendet sich bei ihren Gebeten und Opfern gegen den Berg Garizim. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts ermordete das aufrührische Volk Castiliens die schöne jüdische Geliebte seines Königs Alfons IX., und der König, welcher seiner Unterthanen zum Siege von Tolosa bedurfte, wagte nicht den Frevel zu bestrafen. Berühmte Rabbinen in Languedoc. Die Kimchi. Jarchi's abenteuerliches Leben endete in Prag durch Meuchelmord, wiewol die böhmischen Juden annehmen, er sei durch den Wundertrank seiner Geliebten gerettet. In Frankreich entstand das Märchen einer wunderthätigen Hostie, welche die Juden gestohlen haben sollten, und diente zum Vorwande, Synagogen zu zerstören. Kreuzfahrer, denen sich der heilige Bernhard vergeblich widersetzte,

Digitized by Google

verübten Judenmord, um ihre Feldzüge zu heiligen. Philipp August drückte die Juden und verbannte sie aus Frankreich. Auch in England wurden sie von Königen und Kreuzfahrern geplündert und verfolgt. In Italien, wo man sie zwar drückte und von Zeit zu Zeit auspreßte, doch die Gelegenheit nicht abschnitt, sich wieder vollzusaugen, erklärte im 10. Jahrhunderte der heilige Nilus, ein christlicher Judenmörder dürfe nur hingerichtet werden, wenn er sieben Juden umgebracht hätte. Die Päpste blieben ihnen mehrentheils gewogen. Seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts bis jetzt erscheinen sie bei jeder päpstlichen Thronbesteigung, überreichen ihr Gesetzbuch und, als Tribut an die Kammer, ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Zimmet. Am Ende des 12. Jahrhunderts durchreiste die Synagogen Europas und Asiens der Navarrer Benjamin von Tudeba, dessen Beschreibung viel gelesen, übersetzt und benutzt ist. Nicht minder wichtig würde die Reisebeschreibung seines Zeitgenossen, des Regensburger Petachin sein, wenn sich mehr als ein Auszug derselben erhalten hätte. — Die dritte und letzte Epoche vom 13. bis zum 16. Jahrhundert nimmt mit Recht zwei Drittheile des Buches ein. Jüdischer Wucher nahm überhand und ward durch die verkehrte christliche Gesetzgebung mehr befördert als erstickt. Sonderbare Mischung von Ungerechtigkeit und Milde in dem Urtheil des heiligen Thomas von Aquino über die Juden. Philipp der Kühne beschränkte sie, Philipp der Schöne verbannte sie 1306 sammt und sonders bei Todesstrafe aus dem Lande. Das deutsche Reich behauptete, seit König Albrecht's Zeiten, die Oberherrlichkeit über sie und verschenkte und verpfändete einige von ihnen von Zeit zu Zeit. Herzog Boleslaw von Polen ertheilte ihnen Vorrechte und Vorschriften, die verdient hätten, dem ganzen Mittelalter zum Muster zu dienen. Nur Schlesien folgte seinem Beispiel. Ganz so milde verfuhr man in Böhmen und den östreichischen Staaten nicht mit ihnen. Unter Ludwig dem Zänker wurden sie nach Frankreich zurückgerufen, aber das Volk, besonders die Pastoureaux wütheten gegen sie, ungeachtet sie fortfuhren als Ärzte viel zu gelten. Nachfolgende Könige wechselten mit Milde und Strenge. Aus England wurden sie 1290 schonungslos verbannt. Im südlichen Spanien thaten sie sich als Mathematiker und Astronomen hervor, besonders unter Alfons dem Weisen. Vielleicht gab es mehr Sternkundige unter ihnen in Toledo als im ganzen übrigen Europa. Die Cortes waren ihnen nicht gewogen. Anbefohlene öffentliche Disputirübungen mit christlichen Theologen, besonders 1413 zu Tolosa, hatten eine bitterböse päpstliche Bulle zur Folge. In Savona entstand die Sage von der jüdischen Gewohnheit, ein Christenkind zu opfern. Alfons V. von Portugal begünstigte sie. Abarbanel, groß als Gelehrter und Finanzverständiger, vermochte nicht bei Ferdinand und Isabella, die der Großinquisitor Torquemada aufgereizt hatte, den Beschluß abzuwenden, der 1492 alle seine Glaubensgenossen aus Spanien verbannte. Nie ward ein Gesetz unbarmherziger vollzogen; selbst Die, welche sich zum Christenthum bekehrten oder bekehrt zu sein vorgaben, wurden mit unerhörter Ungerechtigkeit behandelt. Die Zahl der Verbannten wird von ihren Glaubensgenossen auf 400,000 angegeben, von denen 80,000 der Vornehmsten und Reichsten nach Portugal entwichen sein sollen. Die geringere Menge rettete sich nach Afrika und lebte dort in Armuth und Knechtschaft. Aus andern Landen, selbst deutschen, schlichen Juden nach Spanien, um Citronenzweige zum Laubhüttenfeste einzusammeln. Altjüdischen Herkommens war die Übersetzung der Bibel in die Sprache des Landes, wo sie sich aufhielten. Schon David Kimchi hatte sie ins Spanische übertragen. Ihre Handschriften waren von hoher Schönheit. Die berühmteste, lange im Königreiche Leon aufbewahrt, deren Pentateuch nach Toledo, das Übrige nach Afrika kam, ward dem Rabbinen Hillel zugeschrieben. Andere sehr gepriesene finden sich in mehren Staaten in und außer Europa. Auch gehören die Juden zu den frühesten Druckern seit 1489 zu Lissabon. Der dort 1491 erschienene Pentateuch gilt für ein nie übertroffenes Meisterstück. Endlich ward, auf Ferdinand's Antrieb, auch König Emanuel von Portugal bewogen, 1507 die Juden aus dem Lande zu treiben, welche größtentheils nach Italien und Konstantinopel flüchteten. Doch entsinnen wir uns, daß noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein sehr verbreitetes Gerücht behauptete, es befänden sich unter den ersten Familien Portugals und Spaniens solche, die äußerlich Christen schienen und im Innern ihres Hauses den Glauben und Dienst ihrer jüdischen Väter bewahrten. Das kann allerdings eine Zeit lang vorhalten; was aber aller Öffentlichkeit der Gunst oder der Verfolgung entbehrt, erlischt aus Nahrungsmangel unvermeidlich. In Italien gaben sie Anlaß zur Errichtung von Leihhäusern, deren erste zu Perusa und Savona stattfanden. In Livorno ward ihnen ein eignes Stadtviertel eingeräumt. Ihre Druckereien verherrlichten das Land, besonders Soncino, Neapel und Venedig unter dem berühmten Bomberg. Samuel Usaqua's „Consolaçaon de Israel", sehr wichtig als Geschichte gleichzeitiger Verfolgungen, ist mit Schmerz, aber ohne Leidenschaft geschrieben. Rabbi Joseph Ben Jehosuah, gleichfalls Geschichtschreiber. Rabbi Elias Levita, Grammatiker. Rabbi Baruch Ben Natronai, Übersetzer des „Reinecke Fuchs". Leo von Modena, Verf. einer Beschreibung hebräischer Sitten und Gebräuche. Venedig wußte die Juden sehr vortheilhaft zu großen und kleinen Bankgeschäften zu gebrauchen, und die Genueser folgten diesem Beispiele auch auf ihrer Colonie in Kaffa. In Holland hatte man ihnen, selbst unter spanischer Botmäßigkeit, durch die Finger gesehen und nach Errichtung des Freistaats überstrahlten die Synagogen von Amsterdam alle übrigen. Dort gibt es auch viel portugiesische Juden, die sich zur Schule Schammai's bekennen. Der berüchtigte Pfefferkorn, ehemals Jude, nachher Judenverleumder, ward von dem Christen Reuchlin besiegt. In Rußland bildete ein Astrolog, Rabbi Zacharias, eine Sekte aus Priestern und Laien, gegen welche freilich 1505 die Regierung wüthete, die aber in einem Zweige der Roskolniken noch fortleben soll. Im 17. Jahrhunderte machte ein Jude, Sabbatai Tlwi aus Smyrna, sich bei seinen Glaubensgenossen für den Messias geltend, ward von den Türken gefangen genommen, vor Mohammed IV. nach Adrianopel gebracht und lebte und starb als Moslem. Doch ein Theil der Juden glaubte noch nach seinem Tode an den Abtrünnigen und, wie man sagt, ist dieser unbegreifliche Anhang bis jetzt nicht ganz ausgestorben. S.

Notiz.

Thomas Learmouth, in der Regel der Reimer genannt, soll zur Regierungszeit Alexander III., Königs von Schottland, seiner Wahrsagungen und Ausdeutungen der Zukunft halber berühmt gewesen sein. An dem Tage, wo dieser König starb, fragte der Graf von March den Propheten, ob sich am nächsten Morgen etwas Ungewöhnliches ereignen werde. Der Prophet erwiderte: „Morgen wird man den heftigsten Sturm vernehmen, der je in Schottland getobt hat." Als hierauf die Nachricht kam, daß der König gestorben sei, sagte Thomas salbungsvoll: „Von diesem Sturme redete ich eben." Einige alte Chronikenschreiber erwähnen diesen Zug zum Zeugniß seiner prophetischen Gabe. Ein ähnliches Beispiel zweideutigen Prophetismus erzählt Philostrat vom Apollonius von Tyana. Unter Nero's Regierung ereignete sich in Rom eine Sonnenfinsterniß, von einem heftigen Sturm und Gewitter begleitet. Bei dieser Gelegenheit sagte Apollonius mit zum Himmel emporgewandten Augen: „Es wird sich etwas Großes ereignen und nicht ereignen." Niemand wußte sich den Sinn dieser Weissagung zu entziffern; unterdessen ward ein Becher, den Nero während des Gewitters in der Hand hielt, vom Blitz zerschmettert, der Kaiser jedoch blieb unverletzt. Da sagte Apollonius mit hohem Selbstgefühl: „Ist dies, ihr Freunde, nicht das Große, was sich ereignet und nicht ereignet hat?" 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 18. — 18. Januar 1836.

Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835. Par l'auteur de l'Histoire de la Restauration. Zwei Bände. Paris 1835.

Frankreich hat, neben allen andern Unfällen, welche die Revolution seit einem halben Jahrhundert mit sich gebracht hat, auch noch das eigenthümliche Unglück, daß Alles, was am Ende doch durch die verschiedenen Epochen der Staatsumwälzung gewonnen wurde, sogleich wieder verschrien, herabgesetzt und verworfen wird, ehe es noch wirklich Festigkeit erhalten und seine Früchte getragen hat. Wir nennen dies ein Unglück, weil es wesentlich dazu beigetragen hat und noch ferner dazu beitragen wird, in Frankreich eine Ordnung der Dinge zu verhindern, welche doch endlich einmal die Garantien ihrer Dauer und ihrer naturgemäßen Fortbildung in sich selbst habe, weil es eine Hauptursache ist, daß der Glaube des französischen Volkes an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen Ordnung der Dinge nie Festigkeit erlangen kann, und weil ohne diesen Glauben ein dauerndes System der Regierung, eine haltbare Form des öffentlichen Lebens für die Zukunft überhaupt nicht denkbar ist. Das Schicksal, welches in dieser Beziehung die Republik in ihren verschiedenen Phasen, das Kaiserthum und die Restauration erfahren haben, wird nun auch der „ruhmvollen" Revolution von 1830 in vollem Maße zu Theil. Man braucht noch keineswegs ihr Vertheidiger oder sogar ihr Bewunderer zu sein, um sie als eine Thatsache zu betrachten, welche gewisse Grundsätze für die Verfassung und Regierung Frankreichs ins Leben rief, und zuzugeben, daß diese Grundsätze nicht nur von dem französischen Volke der Mehrzahl nach wirklich anerkannt, sondern auch von den Mächten Europas wenigstens indirect gebilligt wurden. Die natürliche Folge davon, sollte man meinen, hätte sein müssen, daß man in Frankreich selbst daran festgehalten, daß man ihnen Glauben verschafft und eine zweckmäßige Anwendung gegeben hätte. Ob und inwiefern dies von der Regierung, welche dazu den ersten Beruf hatte, geschehen sei oder nicht, ist wenigstens hier nicht näher zu untersuchen. Wir haben es blos mit einer Stimme aus dem Volke, mit einer literarischen Erscheinung zu thun, welche in dieser Beziehung merkwürdig ist, in Frankreich selbst einiges Aufsehen erregt und folglich wol auch in Deutschland Beachtung und Prüfung verdient.

Herr Capefigue, ein bekannter Vielschreiber, welcher sich durch seine ziemlich leichtfertigen Arbeiten über die frühere Geschichte seines Vaterlandes den in Frankreich freilich noch leicht zu erwerbenden Ruf eines gründlichen Geschichtforschers erworben hat, ist auf den Gedanken gekommen, die Julirevolution in ihren Grundsätzen und Folgen direct und unverhohlen anzugreifen und sich öffentlich zum Vertheidiger und Rathgeber eines Systems aufzuwerfen, welches damit im schroffsten Widerspruche steht und das Dasein der Ereignisse des Jahres 1830 auf das Unverschämteste Lügen strafen würde. Denn das ist am Ende doch der Hauptgedanke des Werkes unter obigem Titel, welches eine besondere Wichtigkeit noch durch das Gerücht entweder sich gegeben, oder von Andern erhalten hat, daß der Verf. unter den Eingebungen und im Solde eines Theiles des jetzigen Ministeriums geschrieben habe, welcher damit nichts Anderes beabsichtige, als eine Verbindung der gemäßigtern Legitimisten mit den erhaltenden Elementen des gegenwärtigen Cabinets zu erlangen, oder wenigstens vorzubereiten. Dieses Gerücht hatte schon längst vor der Erscheinung des Buches in Journalen verschiedener Farben bereitwillige Organe gefunden und ist nach derselben die Veranlassung zu einem ziemlich erbitterten Parteikampfe der vorzüglichsten Tagesblätter geworden, aus welchem wenigstens so viel hervorgeht, daß die Anhänger des Ministeriums ebenso gern auf die Ehre, von Hrn. Capefigue vertreten zu werden, verzichten, als sich die Opposition bemüht, die Schrift als ein offenbares Manifest der Contrerevolution mit den bisherigen Schritten und den Gesinnungen der Minister in Einklang zu bringen. Die Entscheidung des Streits scheint uns ziemlich leicht zu sein. Hr. Capefigue, welcher über die Theilnahme, die dieses sein jüngstes Product finden werde, schon im Voraus den stillen Triumph einer wohlgelungenen Speculation gefeiert zu haben scheint, hätte sich wahrhaftig nicht auf „den Stolz, womit das gegenwärtige Geschlecht seine Eingebungen nicht bei seinen politischen Freunden, sondern blos in sich selbst suche", noch auf die von Gott Jedem gegebene Freiheit, seine Gedanken „über öffentliche Ordnung und Wohlfahrt auszusprechen", zu berufen gebraucht, um jenen Gerüchten zu widersprechen. Die Erscheinung

Digitized by Google

des Werkes ist schon an sich eine hinlängliche Widerlegung. Nur Thorheit oder Verblendung könnte in der ganzen Art, dem Geiste und dem Gehalte dieses Buches das Echo grade des Theiles des Ministeriums wiederfinden, welcher denn doch bei aller Hinneigung zu beschränkenden Maßregeln, die man ihm Schuld geben will, viel zu klug, zu gewissenhaft, zu ernst ist, um in Lächerlichkeiten zu verfallen, welche sein System mehr wie Alles compromittiren würden. Und eben deshalb dürfte man, wenn der Sache überhaupt eine politische Wichtigkeit beizulegen wäre, wol eher dem „Journal des débats" Recht geben, wenn es darin nichts Anderes sieht, als einen gewöhnlichen Streich einer längst abgenutzten Taktik der Opposition, welche dadurch die Regierung beim Volke in ein gehässiges Licht zu setzen gedenke.

Wenigstens ist, wie es scheint, der Charakter des Hrn. Capefigue dieser Annahme grade nicht sehr zuwider. Hr. Capefigue nimmt natürlich als Aufkömmling und Anhänger der Restauration einen etwas starken Anstrich von Karlismus an; man weiß aber nur zu gut, daß er in Bezug auf seine politische Farbe eben nicht zu den starken Geistern und den strengen Charakteren gehört. Frankreich hat in neuerer Zeit eine gewisse Classe gutmüthiger, nachgiebiger, gefälliger und deshalb charakterloser Politiker hervorgebracht, welche die Grundsätze der Parteien und den Stand der öffentlichen Meinung gleichsam wie eine Rente ausbeuten, je nach Umständen heute in diesen, morgen in jenen Papieren spielen, bald in der „Quotidienne", bald im „Temps", ja selbst, wenn es lohnt, im „National" ihr Capital anlegen, und überhaupt Geschäfte machen, wo die Actien vortheilhaft stehen, oder man sich ihrer bedienen will. Zu dieser im Grunde sehr unschuldigen Classe gehört eigentlich Hr. Capefigue; ja, er nimmt in ihr sogar einen bedeutenden Platz ein; denn er besitzt vor Andern seines Gleichen den Vortheil einer ebenso leichtfertigen als bereitwilligen, wenn auch schon etwas abgenutzten Feder, und versteht es, unter der Firma schroff hingestellter sogenannter Grundsätze und dem Deckmantel einer Menge tumultuarisch zusammengeworfener Kenntnisse, jene trostlose Nichtigkeit des Raisonnements und verkehrte Darstellung der Thatsachen zu bemänteln, welche mehr oder minder den Hauptcharakter seiner vielbändigen Werke ausmachen. Wir würden daher über die vorliegende Schrift, welche, ungeachtet ihres pamphletartigen Titels, sich selbst für nichts weniger als ein Pamphlet ausgibt, kaum mehr zu sagen haben, wenn sie nicht, wie gesagt, mit gewissen Prätensionen aufgetreten wäre, in Frankreich etwas Aufsehen und in Deutschland jedenfalls einige Neugierde erregt hätte, welche durch eine kritische Analyse wol am leichtesten und wohlfeilsten befriedigt werden dürfte.

Und selbst abgesehen davon, ist das Werk ein zu auffallendes Zeugniß über den jetzigen Zustand der politischen Literatur in Frankreich, als daß es von uns ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Man sollte allerdings glauben, daß diese Literatur, welche im Ganzen doch der Ausdruck der politischen Bildung des Volkes im Allgemeinen bleibt, in der Schule einer großartigen Erfahrung, einer vielseitigen Übung und Belehrung zu einer gewissen Gediegenheit, zu jenem politischen Takte und zu jener Schärfe der Beobachtung und des Urtheils gelangen müßte, welche den bessern Theil dieses Zweiges der englischen Literatur auszeichnen. Dem ist jedoch nicht so; und es dürfte uns selbst leicht werden, nachzuweisen, daß in dieser Beziehung die Restauration, ungeachtet des seichten Geschwätzes eines Pradt und der selbstgefälligen Breite eines Bignon, doch beiweitem den Vorzug vor der Aera von 1830 verdient, welche man so gern als den Anfang eines neuen politischen Lebens bezeichnet. Zur Zeit ist uns in diesem Fache seit 1830 noch nichts vorgekommen, was z. B. mit den Schriften Guizot's oder Barante's unter der Restauration verglichen werden könnte. Anstatt der politischen Literatur eine mehr positive Richtung und eine strenger philosophische Begründung zu geben, ist man seit 1830 wieder mehr, wie je, in jene flache Allgemeinheit des Raisonnements verfallen, welche der Unklarheit und Verwirrung der Begriffe, der Häufung gehaltloser Sophismen und leerer Phrasen, der Unwissenheit und Charakterlosigkeit, der Unredlichkeit und dem Selbstbetruge ein so weites Feld eröffnet. Man sollte sich nur erst einmal mit Aufrichtigkeit von Dem Rechenschaft geben, was Frankreich wirklich erreicht hat, was es ist und was ihm Noth thut; man sollte sich nur erst eine klare Einsicht in die Zustände des Auslandes verschaffen, ehe man die Politik zum Stichblatt launenhafter Vorurtheile oder zum Spielwerk einer krankhaften, gleichsam erst durch geistige Selbstgeißelung hinaufgeschraubten Phantasie machen will. Mangel an Aufrichtigkeit, Unfähigkeit, die politischen Ideen der Zeit mit den materiellen Resultaten der Vergangenheit in Einklang zu bringen, und Unklarheit über die eigentliche Weltstellung Frankreichs: das sind eben die schwachen Seiten dieser neuern französischen Tagspolitiker, zu welchen Hr. Capefigue gezählt werden muß.

Ist es nicht grade zu Misbrauch, so kommt man wenigstens in Versuchung, es für Ironie zu halten, wenn Hr. Capefigue gleich in der Vorrede jenes ergreifende Wort des jetzigen Ministerpräsidenten, des Hrn. von Broglie: „Notre temps impose de redoutables missions", auf sich und seine Arbeit anwenden will. Sollte es Hr. Capefigue wirklich so ernst gemeint haben? Sollte in dieser verflachten Seele noch die Überzeugung eines Berufs, ja sogar vielleicht der Glaube an ein politisches Märtyrerthum Platz finden? Uns ist es vielmehr vorgekommen, als wenn dabei eine gewisse kleinliche Eitelkeit mit im Spiele wäre, welche politische Grundsätze und Systeme nur zum Mittel macht, auf einige Zeit in der zweideutigen Theilnahme des Publicums Befriedigung zu finden. Hat Hr. Capefigue insofern vielleicht seinen Zweck erreicht, so hat er dabei wenigstens seinen Ruf als politischer Schriftsteller ziemlich blosgestellt. Denn sein ganzes Buch beweist klar, daß er die politische Aufgabe Frankreichs in unserer Zeit, der constitutionnellen Monarchie eine den gegebenen Verhältnissen angemessene Grundlage und Fortbildung zu

Digitized by Google

fehlern, nicht begriffen hat; und daß er daher ebenso wenig die dazu vorhandenen Elemente als ihren Charakter und ihre Garantien für die Zukunft zu würdigen verstand. Eine einseitige und gehässige Auffassung der Julirevolution und ihrer Folgen war dabei nur natürlich. Der Verf. verwirft sie nicht blos in ihrer äußern Erscheinung, sondern ihrem Wesen, ihrer Idee nach, als Thatsache in der Entwickelungsgeschichte der constitutionnellen Monarchie und, wenn man sich so ausdrücken darf, des politischen Gedankens unsers Jahrhunderts.

Quand j'ai jugé la révolution de Juillet — sagt er im Vorwort —, je n'ai pas entendu le fait légal qui a régularisé le mouvement populaire, mais ses conséquences extra-parlementaires, le programme enfin qu'un parti a voulu imposer aux pouvoirs de la société.

Unter diesem Programme versteht er aber eben weiter nichts als die äußern Umstände, den fieberhaften Paroxismus des politischen Lebens, unter welchem die Monarchie vom 7. August ihr Dasein erhielt und dessen Nachwehen er jetzt nach fünf Jahren noch eine so hohe Wichtigkeit beilegt, daß er den tiefern Sinn des Ereignisses noch gar nicht einmal gesucht, geschweige denn gefunden zu haben scheint. Wie könnte er sonst das Ziel einer Monarchie, welche die Restauration gestürzt hat, in der Rückkehr zu dieser Restauration selbst erblicken? wie könnte er die Garantien für ihr Dasein und für eine zeitgemäße Gestaltung der politischen und socialen Zustände in Institutionen und Verhältnissen suchen, welche ganz andern Zeiten angehören, durch einen andern Geist erhalten wurden und andern Bedürfnissen genügen mochten? Ohne Zweifel ist es z. B. an sich ein vortrefflicher Grundsatz, den großen Grundbesitz als die wesentlichste Garantie für die Monarchie im Allgemeinen herauszuheben, und folglich dessen vorzugsweise Begünstigung bei der politischen Gestaltung der constitutionnellen Monarchie unserer Zeit als eine unvermeidliche Nothwendigkeit hinzustellen. Allein er verliert seinen Werth, sobald man einmal eingesehen hat, daß die politischen Systeme unserer Zeit nicht mehr auf dem Grundbaue des Feudalismus beruhen, daß die politische Stellung der Grundeigenthümer im Staatsorganismus des neuern Europas schon längst nicht mehr ihren ausschließenden Charakter hat, und daß folglich der Grundbesitz überhaupt nur noch zu der Gesammtheit der Elemente gehört, deren Vereinigung zu einer haltbaren Ordnung der Dinge für die Zukunft die Hauptaufgabe des politischen Lebens der Gegenwart ist. Die Lösung derselben ist natürlich sehr schwer und kann vielleicht nur durch wiederholte Krisen zu Stande kommen, welche nach und nach den Misverhältnissen und der Unbehaglichkeit der politischen und socialen Zustände, woran wir noch zur Zeit leiden, ein Ende machen müssen.

Hr. Capefigue stellt seiner ganzen Beweisführung den Satz an die Spitze, daß durch die Julirevolution gewisse Principien über Regierung und Verwaltung des Staats in Anregung gekommen, welche in ihrer praktischen Anwendung nur zerstörend auf Staat und Gesellschaft einwirken könnten und deshalb mit allen der Staatsgewalt, wie sie aus dieser Revolution selbst hervorgegangen ist, zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden müßten. Die Ausführung selbst zerfällt in vier Hauptabschnitte, von denen je zwei einen Band bilden. Der erste Band handelt sonach: „Von dem Zustande der Gesellschaft beim Falle der Restauration", und „Von der Julirevolution und den Grundsätzen ihres Programmes". Der zweite dagegen schildert „Die Monarchie vom 7. August und ihre Fortschritte zur Ordnung"; und endlich im letzten Haupttheile „Die Gefahren einer Rückkehr zum Programm des Juli". Es versteht sich natürlich von selbst, daß in dem letzten Abschnitte zugleich die Mittel angegeben werden, diesen Gefahren vorzubeugen. Der Verf. legt daher auch einen besondern Werth darauf und scheint die übrigen Theile fast nur wie Mittel zum Zwecke zu betrachten. Namentlich ist der erste Abschnitt, welcher vorzugsweise geschichtlich gehalten ist, eigentlich blos die allgemeine Einleitung des Ganzen.

Unter welchem Gesichtspunkte hier Hr. Capefigue die Restauration auffaßt, kann man schon aus den obigen Bemerkungen schließen; nach seiner Ansicht wurden durch die Restauration die Grundsätze der Ordnung und der Beständigkeit repräsentirt; und um nun, neben der Nothwendigkeit, auch die Möglichkeit, zu ihr zurückzukehren, darzuthun, erlaubt er sich die falsche Voraussetzung, daß die Gesellschaft und die Interessen der Restauration dem Wesen nach noch gegenwärtig bestehen, eine Voraussetzung, welche wenigstens durch die darauf folgenden Bemerkungen eben nicht gerechtfertigt wird. Er faßt diese Bemerkungen unter den vier Abschnitten: „Les partis"; „Les classes de la société"; „Les doctrines antigouvernementales" und „Le gouvernement de la Restauration" zusammen.

Nach seiner Meinung lebten politische Parteien erst nach dem Sturze des Kaiserreichs wieder auf und wurden durch die constitutionnellen Elemente der Regierung während der Restauration, die leidenschaftlichen Verhandlungen in den Kammern, die Kämpfe bei den Wahlen und die freie Presse genährt. „Il n'y a rien de plus hypocrite que les partis", und folglich ist nichts schwerer als eine treffende Charakteristik der Parteien unter der Restauration. Gleichwol will es der Verf. versuchen, wo möglich ihre Schattirungen, ihre geheimen Plane und ihr inneres Treiben darzustellen. Er beginnt S. 19 mit den Republikanern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines deutschen Steinmetzen, von Friedrich Beck. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München. München, Cotta. 1835. 18 Gr.

Die Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München hofft durch die Herausgabe dieses Buches, dem Vorworte desselben gemäß, „die Kenntniß der germanisch-christlichen Entwickelung wahrhaft lebendig, dem Einzelnen wie dem Ganzen förderlich und fruchtbar zu machen". Ich zweifele, daß dieser Zweck durch die vorliegende Arbeit auch nur einigermaßen er-

Digitized by Google

reicht sei. Der Verf. derselben gehört zwar nicht zu jener Rotte eitler Tröpfen, welche jetzt den Beifall der Menge sich so hitzig haben angeeignet haben, vielmehr zeigt er den besten Willen; der Gegenstand, um den es sich handelt, liegt ihm wahrhaft am Herzen; aber seine Kräfte sind außerordentlich schwach und der hohen Aufgabe, die er sich gestellt hat, ganz und gar nicht gewachsen. Ein junger Steinmetz lernt und übt seine Kunst in der Zeit, da die deutsche Baukunst in ihrer Blüte stand, zuerst in Köln, dann in Straßburg und zuletzt in Florenz. Natürlich hat der Verf. hierbei Gelegenheit, die wichtigsten Fragen zu verhandeln: die Eigenthümlichkeit der deutschen Baukunst in der Zeit ihrer Blüte, der Einfluß der christlichen Religion auf die Entwickelung derselben, der Unterschied zwischen italienischer und deutscher Kunst drängten sich ihm auf. Und wirklich hat er versucht, diese wichtigen Themata abzuhandeln. Der Held des Buches vertritt die rein religiöse Richtung der deutschen Kunst, sein Freund Engelberger die heitere, dem Weltlichen mehr zugewandte Richtung der italienischen Kunst, die ältern Meister sind schon durch ihre geschichtlichen Namen oder durch ihre Stellung charakterisirt; auch Dante und einige weise Denker werden redend eingeführt. Nichtsdestoweniger ist Alles, was diese Heroen sagen, außerordentlich dürftig und unbedeutend. Der Verf. selbst bekennt sich offenbar zu der etwas weichlich religiösen Anschauungsweise, welche er seinem Helden in den Mund legt; diese Ansicht ist aber weder glänzend noch tief durchgeführt; vielmehr zeigt der Verf. hier, wie im ganzen Buche, eine gewisse gutmüthige Geschwätzigkeit, die ganz unfähig macht, einen Gegenstand auf ernste, tiefere Weise zu erfassen. Eine Probe wird hinreichen, die Eigenthümlichkeit des Raisonnements, das hier zu finden ist, zu bezeichnen. S. 70 läßt der Held sich also vernehmen: „Nicht selten habe ich mir im Geiste vorgestellt, wie es wäre, wenn wir plötzlich das verschiedene Treiben der Menschen, ihre merkwürdigen Kriegs- und Friedenshändel, Stände, Sitten, Trachten und Beschäftigungen, auch Wohnplätze und Gegenden in ihrer rechten Natürlichkeit vor uns abgebildet sehen würden, und ich sann darüber, ob nicht solches zu größerer Unterrichtung, Abwechselung und Ergötzung dienen möge als die stete Wiederholung derselben geistlichen Gegenstände, wie wir sie allenthalben, auch zur Zierde von Burggemächern, von Thoren der Städte und stattlichen Wohnhäusern abgebildet erblicken. Nun da ich vor Augen habe, wie dir, lieber Geselle und guter Genosse, Jörg Engelberger aus Landshut (!!), dieses mit trefflichem Malen und Abschildern gar wohl gelungen ist, so ist mir vielmehr schwer zu begreifen, warum nicht schon längst auch Andere, die dies vermögen, auf diesen Gedanken gefallen sind. Wenn ich aber genau erwäge, wie es komme, daß man wol eher hundert geistliche gemalte Tafeln und Vorstellungen findet, bevor man darunter eine weltliche erschauet, so scheint mir dies hinwieder seine gute Ursache und Nutzbarkeit zu haben, davon wir nicht unschädlich und ungefährlich ablassen mögen. Denn da der Anfang und Urgrund des künstlichen Malens kein anderer ist, als die Sehnsucht und Begierde des Menschen, von Demjenigen, was ihm das Liebwertheste, Theuerste und Höchste ist, ein sichtbares Abbild zu gewahren, gleichwie wir ja auch wünschen, die Bildnisse abwesender oder verstorbener Freunde und Lieben zu besitzen (nicht als ob sie uns im Geiste minder nahe wären, sondern weil sie uns dem leiblichen Dasein nach unsichtbar geworden sind); so dünkt mich, sollten auch Die, welche die hohe Kunst in Wahrheit zu üben berufen sind, nicht ohne Scheu herniedersteigen von den allerwürdigsten und allerhöchsten Anschauungen der göttlichen und heiligen Geschichten zur Darstellung geringerer, wandelbarerer und alltäglicher Dinge; sie sollen auch nicht befürchten, den Beschauer durch die Wiederkehr des Ähnlichen zu ermüden; denn wer ermüdet wol, Das, was er von Herzen ehrt und liebet, stetiglich um sich zu haben und allwärts wiederzufinden?“

Kann man sich wol weitschweifiger und ungeschickter ausdrücken? Und diese gutmüthig-schwatzhaften Äußerungen werden nun obendrein gutmüthig-schwatzhaft dem Dante oder dem Albertus Magnus in den Mund gelegt!

Die poetische Behandlung des Stoffes ist ebenso werthlos. Der Held ist im Ritterstande geboren, geht aber durch Umstände, welche zwar für merkwürdig ausgegeben werden, aber in hundert andern Romanen ebenfalls zu lesen sind, aller Vorrechte seiner Geburt verlustig, kommt in die Lehre zu einem sehr frommen Steinmetzen zu Köln und bald darauf zu Erwin von Steinbach, in dessen jüngere Tochter er sich verliebt, ohne daß wir jedoch dabei in das Familienleben der Künstler jener Zeit auf anschauliche Weise eingeführt würden. Ebenso erfahren wir, als der Held später einige Zeit hindurch in Florenz arbeitet, von dem dortigen Künstlerleben ganz und gar nichts. Die einzelnen Situationen, welche erzählt werden, stehen keineswegs in einer sinnigen Beziehung zueinander, sondern erscheinen als durch den Zufall zusammengewürfelt.

Die Form der Darstellung ist aus der soeben mitgetheilten Probe schon zur Genüge zu ersehen. Doch tritt in dieser Probe noch nicht so sehr als in vielen andern Stellen des Buches die Geziertheit der Ausdrucksweise des Verf. hervor. Derselbe wollte nämlich seinem Buche einen alterthümlichen Anstrich geben und glaubte diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er eine Menge veralteter Wendungen und Redensarten in seinen Vortrag hineinflickte. Ein Verfahren dieser Art ist immer ein verfehltes, selbst da, wo der Geist der Zeit, deren Ton nachgeahmt werden sollte, wirklich getroffen ist. Aber dies ist hier keineswegs der Fall und jene veralteten Redensarten werden dadurch geradezu lächerlich. Einer andern Geziertheit befleißigt sich der Verf. ebenfalls; er spricht nämlich oft seitenlang in Jamben. Hierdurch will er seiner Rede ohne Zweifel einen Anstrich von Würde ertheilen, in Wahrheit aber macht er sie dadurch einförmig und mistönend.

Dies die Gründe, warum ich fürchte, die münchner Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde werde ihre Zwecke durch die Herausgabe dieses Buches schwerlich gefördert sehen. 31.

Notizen.

Die letzten Nachrichten von der englischen Expedition in Centralafrika sind datirt vom 10. Juni von Matlelicatzies-Kral, unterm 27° 24′ der Breite und 27° 47′ der Länge. Dr. Smith und seine Gefährten wurden von dem Häuptling am Molopposfluß sehr gastfreundlich aufgenommen und nach seiner Residenz geführt. Nachdem sie dort einige Tage von ihren schwarzen Freunden unterhalten worden, machte sich der Reisende auf, um die Quellen des Limpopoflusses und die angrenzende Gegend zu erforschen. Nach seiner Rückkehr nahm er sich vor, nordwärts, wo möglich bis zum großen See zu gehen.

Einige Zeitungen erwähnen, daß Mohammed Ali alle fernere Ausfuhr von ägyptischen Alterthümern untersagt hat und ein Nationalmuseum zu Kairo zu gründen beabsichtigt.

In England hat man kürzlich in einem Steinbruch, aus welchem zu dem Aufbau einer Kirche Sandsteine gebrochen werden, einen großen fossilen Baum entdeckt. Dieser liegt fast ganz horizontal und ist ungefähr 15 Zoll dick. Bereits hat man ihn bis zu 7 Fuß Länge aus der Schale von Sandstein, in welcher er versteinert war, zu Tage gefördert. Seinem Wuchs nach ist der andere Theil, welcher noch in der Steinhülle verborgen liegt, noch weit länger als der bereits ausgegrabene. Der Baum besteht ganz aus weißem Sandstein, ähnlich der Schicht, in welcher er verborgen war. Der ganze Steinbruch ist reich an vegetabilen Eindrücken; man hat auch Proben von Palmbäumen in großer Menge und Schönheit gefunden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 19. — 19. Januar 1836.

Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835. Par l'auteur de l'Histoire de la Restauration. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Man wird sich nicht wenig wundern, hier den Ursprung des neuern französischen Republikanismus auf die mystische Begeisterung der deutschen Philosophenschulen zurückgeführt zu sehen, welche durch die Invasion, gleichsam mit den Waffen in der Hand, sich den Weg nach Frankreich gebahnt und vorzüglich seit 1818 entschiedenen Einfluß auf die geistige und politische Stimmung der französischen Jugend gewonnen habe. Der Verf. spricht hierüber viel zu oberflächlich, als daß er uns glauben machen könnte, er besitze wirklich eine tiefere Einsicht in das Wesen des deutschen Mysticismus und klare Begriffe über die Art, wie er auf Frankreich eingewirkt habe. Er scheint hier vielmehr einem Geschmack der Zeit zu huldigen, welcher sich gefällt, deutsche Einflüsse in Frankreich aufzusuchen und den Mangel eigentlicher Kenntnisse durch einige unbestimmte Vorstellungen über deutsche Art und Weise ersetzt, welche die sonderbarsten Vorurtheile und Misverständnisse zur Folge haben. Mit mehr Grund kann man jedenfalls die Einwirkung des Carbonarismus wenigstens auf die materielle Ausbildung des französischen Republikanismus unter der Restauration gelten lassen, obgleich, nach unserer Meinung, die Ausbildung der republikanischen Ideen in Frankreich vielmehr das Resultat einheimischer Zustände im geistigen und politischen Leben war. Der Verf. geht grade auf diesen Punkt am allerwenigsten ein und hebt blos den Einfluß jener rechtfertigenden Bearbeitungen der Revolutionsgeschichte durch Thiers und Mignet heraus, den er vielleicht doch zu hoch anschlägt. Ebenso vermissen wir eine genauere Charakteristik der republikanischen Partei zur Zeit der Restauration, welche allein den am Schlusse beigefügten Bemerkungen über die Schwäche derselben beim Ausbruche der Julirevolution zur Rechtfertigung dienen würde. Die Möglichkeit einer Republik scheint uns durch eine bloße Hinweisung auf die damaligen gesellschaftlichen Zustände eben nicht glücklich widerlegt zu sein.

Weniger Wahrscheinlichkeit des Gelingens hatten jedenfalls die Plane der Napoleonisten für sich, welche der Verf. als „parti impérial" bezeichnet. Durch die Stärke ihrer moralischen und materiellen Mittel war sie zwar ein bedeutendes Hinderniß der ruhigen Entwickelung der Restauration; eigentlich gefährlich war sie jedoch nur bis zum Tode Napoleon's, mit welchem ihre letzten Hoffnungen zu Grabe gingen. Der Gedanke an eine „dynastie impériale" verfiel bald darauf ins Lächerliche und Kindische und zur Zeit der Julirevolution war weder mit dem Herzog von Reichstadt noch mit einem der entthronten Brüder Napoleon's eine Combination möglich, welche im Sinne und im Interesse Frankreichs gewesen wäre. Überdies bildeten um diese Zeit die Imperialisten schon kein bestimmtes, selbständiges Element mehr, sondern hatten sich längst in jenem Gemisch der Misvergnügten aufgelöst, welches man mit der unbestimmten Benennung „parti libéral" bezeichnet hat.

So unbestimmt wie der Name, so verschieden waren auch die Elemente der liberalen Partei, deren Plane und Bestrebungen folglich niemals Einheit hatten. Sobald sie durch das Ministerium Martignac ein gewisses Übergewicht bekam, theilte sie sich sogleich in verschiedene Schattirungen, welche zwar sämmtlich eine Änderung der Dinge wünschten, allein über die Art und Mittel derselben ganz verschiedene Ansichten hegten. Gleichwol bildete sie die gefährlichste Opposition gegen die Restauration, hat in der Julirevolution den Sieg davongetragen, aber mit demselben keineswegs die Einheit erlangt, welche ihr fehlte. Vielmehr treten ihre Elemente nur um so schroffer hervor, seitdem sie im Besitze der Macht, an der Spitze der Regierung ist.

Immense comme opposition il s'est mis en miettes une fois gouvernement, et à mesure qu'il marchera davantage, il sera obligé d'apostasier ses doctrines et de monter à ses antécédens.

Diese letztere Meinung gehört natürlich zum Systeme des Verf., welcher der liberalen Partei grade Das als Tugend anrechnen möchte, was man eher geneigt sein dürfte, ihr zum Vorwurf zu machen.

Nach demselben Systeme hält er im Folgenden die royalistische Partei für die Hauptstütze jeder Regierung mit monarchischen Formen, weil auf ihrer Seite die erhaltenden Doctrinen, das Vermögen, der Einfluß, die Religion seien. Ob grade in Bezug auf den Besitz des Grundeigenthums den Royalisten bei genauerer Prüfung das Übergewicht zufallen würde, wird durch die Masse kleiner Grundbesitzer, welche in Frankreich durch die Re-

Digitized by Google

volution entstanden ist, ziemlich zweifelhaft gemacht. Im Ganzen fehlte auch ihr zur Zeit der Restauration die Einheit, welche ihr Stärke hätte geben müssen, und seit der Julirevolution ist sie dadurch in eine ganz falsche Stellung gekommen, daß sie sich, nach des Verf. Ausdruck, in die „opposition des rues" und die „doctrines démocratiques" geworfen hat.

Merkwürdig genug legt der Verf. auch jenen wenigen eminenten Individualitäten, welche, wie Talleyrand, Pasquier und Molé, stets der Regierung angehören, sobald sie den Principien der Ordnung, der Mäßigung und der regelmäßigen Verwaltung huldigt, den Charakter einer politischen Partei bei, welche er „le parti des hommes politiques" nennt. Sie gehörten der Restauration an, sowie sie der Monarchie vom 7. August dienten, sobald sich diese zur Ordnung und Mäßigung hinneigte; sie würden sie verlassen, sobald sie auf die „Narrheiten des Programms des Hotel de Ville" zurückkommen sollte. Da diese Partei zu vorsichtig ist, um sich selbst bloszustellen, so hat sie stets einige Menschen nöthig, „pour leur servir de rempart et de passe-port". Diese Ehre, meint Hr. Capefigue, sei gegenwärtig Hrn. Thiers zu Theil geworden. „Celui-ci croit", heißt es S. 54, „conduire les affaires; on lui laisse l'habit de ministre, le traitement; au fond il n'est que l'homme de la révolution qu'emploie le parti politique." Diese vagen Andeutungen haben freilich viel zu wenig Beweiskraft in sich, als daß man sich auf eine ernstliche Widerlegung einlassen könnte.

Etwas bestimmter wird der Verf. in dem Abschnitte: „Les doctrinaires". Die Doctrinaires, beginnt er, hatten von jeher eine gewisse Ähnlichkeit mit der Partei der „hommes politiques"; es fand zwischen ihnen sogar eine gegenseitige Beziehung statt, und Hr. von Barante bildete gleichsam das Band zwischen diesen beiden Schulen, von denen die eine sich mehr an Thatsachen, die andere an Ideen hielt. Man hat häufig gefragt, was eigentlich der Hauptcharakter der Schule der Doctrinaires sei, und darauf nur schwankende Antworten erhalten, welche eben nicht geeignet waren, der Unbestimmtheit des Namens festere Begriffe unterzulegen. Hr. Capefigue sucht sie S. 58 mit folgenden Worten zu charakterisiren:

Dans l'histoire, elle appartient tout à la fois à l'école rationelle et mystique, elle coordonne les faits dans un ordre inflexible; elle les soumet à d'invariables règles; elle est en quelque sorte préventive. En philosophie, même travail, elle appartient plus à l'école écossaise qu'aux idées allemandes, aux froids examens qu'aux poétiques entraînemens du mysticisme. En politique elle est partie d'un certain ordre social, d'un certain classement de personnes et de choses, et cette repartition une fois faite, elle marche vers le but qu'elle s'est proposé. Que lui importent les obstacles? — elle les brise; les faits matériels? elle les méconnaît. Et pour parvenir à ce but elle n'est ni paresseuse ni timide; elle ploie l'action gouvernementale à sa guise; elle ose beaucoup, elle ne s'arrête à aucune scrupule; quand elle se préoccupe de liberté, elle va jusqu'au bout; quand elle se préoccupe de pouvoir, elle le veut fort et absolu.

Die Hauptfrage nach dem Grundgedanken ihres politischen Systems bleibt hier freilich auch unberührt und unbeantwortet; der Verf. deutet mehr die Methode, als die Grundsätze ihres Handels an und weiß dies auf eine seinen Ansichten günstige Art zu thun. Geschichtlich läßt sich der Ursprung der Doctrinaires bis auf das Kaiserreich zurückführen, wo sie, der Schule der Frau von Staël verwandt, im Geheimen eine Opposition bildeten, welche Napoleon kannte, aber mehr haßte als fürchtete. Legitimistischen Principien zugethan, kamen sie in den ersten Jahren der Restauration in den Ruf der Reaction, obgleich sie ihren Einfluß bei der Regierung eher zu einer vernünftigen Opposition gegen die übertriebenen Foderungen der Royalisten bildeten. Früher mit der Partei der „hommes politiques" in Einklang, fingen sie seit 1818 an, ihren eignen Weg zu gehen; durch Decazes bekamen sie Eingang in die Geschäfte, aus denen sie wiederverdrängt wurden, als sie die durch die Ermordung des Herzogs von Berri veranlaßten Maßregeln in die Opposition warfen, welche Guizot durch seine Schriften nährte und vertrat. Selbst die „parti des hommes politiques" war dieser Opposition nicht fremd, obgleich sie dabei von andern Gesichtspunkten ausging als die Doctrinaires, welche den Grundsatz der Freiheit gegen die Willkür des Ministeriums Villèle geltend machten; sie fingen sogar an, sich mit dem Gedanken des Sturzes der Dynastie zu befreunden, und das Erscheinen des Werkes von Guizot über die englische Revolution vom J. 1688 war in dieser Beziehung nicht ohne politische Bedeutung. Einmal auf diesem Wege, konnte ihnen selbst das Ministerium Martignac, in ihren Augen eine zaghafte Bewilligung, nicht genügen; sie verlangen mehr und setzen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um es zu stürzen. Ihre Thätigkeit entwickelt sich in Journalen, in den Wahlcollegien, in den Kammern, in den Intriguen der antiministeriellen Salons und nimmt eine völlig revolutionnaire Richtung an, wegen welcher sie von den „hommes politiques" abermals verlassen werden. Das Ministerium Polignac treibt sie aufs Äußerste; sie bekennen sich zu den gefährlichsten Grundsätzen für das Bestehen der Regierung, als da sind: Verweigerung der Abgaben; Recht politischer Association gegen die Gewalt; moralische und intellectuelle Souverainetät des Landes; Recht des Widerstandes gegen die Regierung, sobald sie nicht nach gewissen Bedingungen regiert; das Recht der Kammern, die königlichen Vorrechte zu beherrschen und der Regierung blos die Vollmacht zuzugestehen, den Wunsch des Landes in Bezug auf die Wahl der Minister zu ermitteln u. s. w. Die Adresse der 221 war vom Geiste dieser Grundsätze belebt und die Revolution von 1830 fand an den Doctrinaires in beiden Kammern die heftigsten Vertreter. Der Verf. kann sich mit ihnen darüber kaum aussöhnen und rechnet es ihnen als einen großen Fehler an, welcher nur durch ihre spätern Dienste und namentlich durch ihre abermalige Vereinigung mit den „hommes politiques" verzeihlich werde. Diese Vereinigung, schließt Hr. Capefigue, war übrigens im Charakter der Doctrinaires begründet; denn

ils sont des hommes trop supérieurs, trop distingués pour

Digitized by Google

[illegible] l'expression de la raison publique, le dernier pouvoir [illegible] quelque manière; mais la populasserie ne convient ni à M. de Broglie, ni à M. Guizot; esprits graves, ils appartiennent au gouvernement.

Das ist es ungefähr, was Hr. Capefigue über die Parteien unter der Restauration und beim Ausbruche der Julirevolution zu sagen weiß. Man lernt daraus ebenso wenig ihr inneres Leben, ihren Geist und Charakter, wie ihre äußere Geschichte und ihre Wirksamkeit gehörig kennen. Ihre Bedeutung für die Schicksale der Restauration tritt daher auch hier nicht scharf genug hervor. Erst der folgende Abschnitt „Über die Classen der Gesellschaft" gibt darüber einige allgemeine Winke. Der Verf. beginnt diesen Abschnitt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß die Revolution Frankreich weit weniger eine aufgeklärte Freiheitsliebe als vielmehr das Gefühl einer eifersüchtigen Gleichheit zurückgelassen habe (un sentiment d'égalité jalouse). Die Parteien benutzten dies, um die Restauration zu stürzen; sie wußten die gegenseitige Eifersucht der Classen, welche durch die Herstellung einer gesellschaftlichen Ordnung durch Napoleon noch nicht in das gehörige Gleichgewicht gestellt worden waren, als Mittel zu gebrauchen, Mistrauen und Haß gegen die Regierung zu erregen. Nichts war leichter, als dem von Napoleon ganz vernachlässigten Bürgerstande, welcher erst durch die Restauration gehoben wurde, den Glauben beizubringen, als werde der Adel und die Geistlichkeit auf seine Kosten bevorzugt. Daß dieses aber durchaus nicht der Fall gewesen sei, sucht Hr. Capefigue eben in den nächsten Paragraphen darzuthun. Im Gegentheil, meint er, wurde z. B. die Geistlichkeit offenbar vernachlässigt; sie erhielt nicht einmal eine bestimmte Dotation und die ihr gebührende Stellung; man sprach zwar viel von Religion, man beging aber den Fehler, die Kirche und ihre Diener im Sinne des 15. Jahrhunderts aufzufassen; ein Fehler, welcher nur dadurch noch schlimmer gemacht wurde, daß die Geistlichkeit selbst ihre Stellung nicht verstand und sich in zwei kleine Coterien, die Jesuiten und die Congregation, auflöste. Daher der Haß gegen den Katholicismus, welcher sich seit der Julirevolution durch die Zerstörung des erzbischöflichen Palastes und der Kirche St.-Germain-Auxerrois nur zu traurig offenbarte.

Ebenso that die Restauration wol etwas für die Herstellung des der Aristokratie gebührenden Grundbesitzes, aber viel zu wenig für ihre Erhebung als Stand, als Kaste, während auf der andern Seite im Bürgerstande das Streben nach Aristokratie immer mehr hervortrat und durch die Verhältnisse begünstigt wurde. Seit 1814 erhob sich diese Aristokratie des Bürgerstandes in vier verschiedenen Nuancen: „Les financiers; les propriétaires; les marchands; les avocats, gens d'affaires et d'intelligences". Die bestimmtere Ausbildung der Grundsätze über den öffentlichen Credit, der gesteigerte Werth des unbeweglichen Eigenthums, die Blüte des Handels und der Einfluß des Advocatenstandes auf die Interessen der Bürgerclasse und in den Kammern, welche sämmtlich der Restauration zu verdanken sind, waren die eigentlichen Grundlagen dieser Aristokratie. Sie war daher auch anfangs der Restauration zugethan und trennte sich erst seit 1818 von ihr; diese Trennung nahm aber einen völlig feindlichen Charakter an, als die Regierung sich zu Schritten verleiten ließ, welche den Bürgerstand beleidigten, wie z. B. die Auflösung der Nationalgarde. Dies und die Eifersucht auf die Erbaristokratie und die Geistlichkeit entschied ihre feurige Theilnahme an der Julirevolution, welche ihr den Sieg über die Aristokratie verschaffte, aber auch ihre gefährliche Stellung zur niedern Volksclasse offenbarte. Um sich gegen diese für die Zukunft zu sichern, muß sich der Bürgerstand, nach des Verf. Meinung, enger an den Stand der großen Grundbesitzer, an die alte Aristokratie anschließen.

Das an sich schon Napoleonistisch gesinnte Volk wurde der Restauration vorzüglich durch zwei Dinge entfremdet: 1) den religiösen Geist und die ruhige Haltung der Regierung; 2) die feindliche Stellung und den gewaltigen Einfluß der populairen Presse auf die Massen. Die Julirevolution fand daher an ihm eine kräftige Stütze, die Zukunft wird es im Kampfe gegen den Bürgerstand finden, dessen Sieg Frankreich die sicherste Garantie für eine ruhige, wenn auch nicht ruhmvolle Regierung sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neuausgesteckter Feld menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Veredelung des Lebensgenusses. Von Wilhelm Bronn. Wien, Gerold. 1835. Gr. 12. 16 Gr.

Die Tendenz dieses Büchleins ist eine sehr lobenswerthe und verdient besonders in einer Zeit, wie die unserige, beachtet zu werden, wo die Mehrzahl der Menschen nur dem Erwerbe und Dem, was sich als besonders nützlich für das Allgemeine sowol als für den eignen Bedarf erweist, nachjagt.

Die Kalobiotik (Lebensverschönerungskunst), wie sie der Verf. analog der Makrobiotik (Lebensverlängerungskunst) nennt, hat zur Aufgabe, das wirkliche Leben möglichst schön, d. i. so einzurichten, daß es unserer Vernunft, unserer Phantasie und unserm Gefühle so viel möglich zu gleicher Zeit und in gleich hohem Grade zusagt; sie sucht das Leben nach dem Gesetze des Schönen einzurichten, während es die Moral nach dem Gesetze des Guten zu bilden strebt. Sie hat ebenso wol auf alles Schöne aufmerksam zu machen, was das Leben bereits zum Genusse bietet, denn um Verschönerung unserer Ansichten muß es ihr vor Allem zu thun sein, als auch die Mittel an die Hand zu geben, wie dem Leben noch mehr Schönheit und Reiz einzuflößen ist. Erhöhung eines edeln Daseinsgenusses und hierdurch Erweckung einer gewissen innern Heiterkeit ist der Nutzen, den sie uns gewährt; sie bedient eigentlich in einer Anwendung der Ästhetik, der Lehre vom Schönen, auf das wirkliche Leben.

Wer möchte nicht gern dem Verf. die Hand reichen und sich von ihm den Weg führen lassen zu dem Standpunkt, von dem sich die Aussicht auf ein heiteres, genußreiches Leben eröffnet? wer fühlt nicht, daß dem Leben, sei es auch noch so reich an Thaten und Gemeinnützigkeit, gewöhnlich alle Forderungen des täglichen Bedarfs und der Bequemlichkeit, doch noch etwas fehle, wenn ihm die höhern Genüsse der Sinne und des ästhetischen Gefühls abgehen? Zwar gibt es Menschen, die auch dafür, wie für so vieles Edle und Gute, keinen Sinn haben, deren Leben wie das der Lastthiere zwischen Arbeit und

Digitized by Google

zwob sinnlichen Genuß sich theilt und bei denen selbst das Bedürfniß einer höhern Begeisterung und Erquickung durch die Gefühle des Schönen nicht laut wird: — für solche ist freilich ein Buch über Kalobiotik eine sehr überflüssige Arbeit; allein zum Glück gibt es deren nur wenige auf dieser Erde, ja selbst der ungebildetste Landmann ist nicht so entblößt von allen Gefühlen für das Schöne, als man gemeinhin annimmt, und wenn ihm auch der Sinn für solche geistige Genüsse abgeht, wie er dem gebildetern Theil der Menschen einwohnt, so entschädigt ihn dafür hinreichend die Anschauung der reichen Natur. Wol aber gibt es unter der letztern Classe Viele, denen zwar der Schönheitssinn nicht versagt ist, die aber vor eitel Rennen und Jagen nicht zur Besinnung und daher auch nicht zu irgend einem wahren Lebensgenusse kommen. Wie das Thier in der Tretmühle beschreiben sie täglich den Kreis, den ihnen der Beruf und die Verhältnisse vorschreiben; mögen die Sterne über ihrem Haupte auf- und untergehen, die schönsten Blumen an ihrem Lebenspfade emporblühen, die frohsten Gesänge ihnen aus Flur und Hain entgegenschallen, sie haben dafür kein Auge, kein Ohr, nur der Beruf, der Erwerb nimmt ihre ganze Thätigkeit in Anspruch. Daher seufzen und keuchen sie aber auch unablässig unter ihrer Bürde und klagen das Schicksal und die Menschen an, die sie so hart mitgenommen, ohne zu bedenken, daß es nur ihre Schuld ist, wenn sie aus Mangel an innerer Lebensfreudigkeit und aus eigner Scheu vor jeder Unterbrechung durch irgend einen Blick auf die schönere Seite dieses Lebens verkümmern.

Der Mittel und Wege, sich das Leben zu verschönern, gibt es mancherlei, und am besten sucht sich Jeder denjenigen aus, der seinen Neigungen und Verhältnissen am angemessensten ist. Allgemeine Regeln lassen sich schon deswegen nicht geben, weil ja manchen Menschen der Sinn für gewisse höhere Genüsse, z. B. die der Tonkunst, der Malerei u. s. w., so gut als ganz abgeht. Indessen irgend eine Blüte der Freude und des Genusses blüht für jeden Menschen, es gilt nur, sie zu suchen.

Am nächsten liegt uns die Natur mit ihren reichen und unerschöpflichen Quellen des Genusses. Der Verf. weist im zweiten Abschnitte seines Buches nur auf eine, die Aussicht auf dem Gipfel eines hohen Berges, hin. Mit gleichem Rechte hätte er aber auch der Freuden des Naturstudiums, das ja Jedem so nahe liegt und einen ungleich dauerndern Genuß gewährt, gedenken können. III. Die Geschichte, als kalobiotische Quelle betrachtet, bietet gleichfalls reichen Stoff zum Genuß, insbesondere wenn sie mit Reisen an Ort und Stelle wichtiger Begebenheiten verbunden und mit Rücksicht auf ihre poetischen Seiten benutzt wird. IV. Klippen der Kalobiotik. Sie sind insbesondere drückende Nahrungssorgen, Berufsgeschäfte und gekränkter Ehrgeiz, und es kommt vorzüglich darauf an, seine bürgerliche Existenz so einzurichten, daß man diesen groben Hindernissen möglichst ausweiche. Bei der bestehenden Einrichtung unserer bürgerlichen Gesellschaft findet der Verf. die rein menschlichste Formdarin zu leben bei Oem, was der Engländer Gentleman at large nennt. Dies ist nämlich ein Mensch von guter Erziehung, edler Denkungsart, der ebenso viel Vermögen besitzt, als nöthig ist, um aus eignen Mitteln leben zu können, ohne seine Kräfte einem bestimmten Erwerbe zu widmen, und der daher, diesen Vortheil benutzend, sein Dasein blos dem edlern Lebensgenusse weiht, wodurch er sich von dem bloßen wohlhabenden Pflastertreter wesentlich unterscheidet, der nur dem sinnlichen Vergnügen und der Unterhaltung nachjagt, um die Zeit zu tödten. V. Öffentliche Anstalten, als Beförderungsmittel der Kalobiotik betrachtet. Als solche nennt der Verf. insbesondere die Musikconservatorien und Akademien der bildenden Künste und theilt mehre beherzigenswerthe Ideen zur Benutzung derselben für Landescultur und Lebensverschönerung im Allgemeinen mit. VI. Stiftungen als kalobiotische Quelle. Besonders anziehend ist, was der Verf. über den Werth der Volksfeste und ihre Veredelung sagt. Er will, daß man dergleichen Feste durch Stiftungen wieder einheimisch mache. VII. Nutzen des Schönen fürs tägliche Leben. Er schildert die schädlichen Folgen einseitiger Ausbildung des Geistes auf Kosten des Körpers und umgekehrt, sowie die Nachtheile einseitiger Ausbildung der drei Hauptvermögen, Phantasie, Gefühl und Verstand, auf Kosten der übrigen. Die Form der Darstellung, wie er diese Nachtheile an dem Leben dreier Brüder veranschaulicht, hat uns am wenigsten befriedigt. VIII. Italien für Bildung des Fremden. Der Verf. hat diesem Lande seine Schönheiten besser abzugewinnen gewußt als Hr. Nicolai, und dies wird wol Jedem zu Theil werden, wenn er Sinn für Schönheit überhaupt mitbringt, nicht aber Grämlichkeit und üble Laune.

32.

Notizen.

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Anwohner des Paraguay- oder La Platastroms bei heftiger Strömung und, wenn die Ufer mit Wald bedeckt sind, stromaufwärts schiffen. Die Schiffer ziehen sich ganz nackt aus und stürzen sich ins Wasser, indem sie ein Tau in den Mund nehmen. Dieses wird von einem derselben in einiger Distanz oberhalb des Fahrzeugs an einen Baum gebunden, während die übrigen am Bord Befindlichen das Fahrzeug erheben und gegen den Strom fortziehen. Unterdessen während das Schiff nach der Stelle zusteuert, wo das Seil befestigt ist, hat schon ein zweiter ein Stück weiter hinauf ein neues Tau angebunden, sodaß das Fahrzeug auf diese fortgesetzte Weise ohne Säumniß hintereinander fortgezogen wird. Auf gleiche Art verfahren sie bei einer Windstille, wo keine Landungsplätze in der Nähe sind; alsdann schwimmen und arbeiten sie oft stundenlang ohne Rast, bis sie endlich nach einem langen angestrengten Wege in dem Hafen anlangen, der das Ziel ihrer Reise ist.

H. B. und Mr. Rafael, die Hauptcaricaturisten Londons, sind in ihrer Weise unerschöpflich und scheinen es besonders auf O'Connell abgesehen zu haben. Sie haben dieser Notabilität drei neue Caricaturen gewidmet. Auf der ersten erscheint der Held als Fischer, wie er schottische und englische Gründlinge fängt; auf der zweiten ist er als Macbeth vorgestellt und wird mit dem classischen „Dreimal Heil!" angeredet von den Lords Melbourne, Mulgrave und Morpeth, welche die Hexen vorstellen. Auf dem dritten Blatt treibt er eine Heerde Schweine mit sehr wohlbekannten menschlichen Gesichtern. Die Schweine spielen, wahrscheinlich um John Bull zu schmeicheln, in der englischen Caricatur eine vorzügliche Rolle.

Girardin, Professor der Chemie zu Rouen, sandte unlängst der Akademie der Wissenschaften zu Paris zwei kleine Aale von etwa drei bis vier Zoll Länge, welche aus einem artesischen Brunnen bei Elbeuf kamen. Sie sind von schwärzlicher Farbe und gleichen nicht denjenigen, welche in der Nachbarschaft gefunden werden. Dies scheint zu beweisen, daß die Quellen dieser Brunnen nicht durch bloße Erdfiltrationen, sondern von unterirdischen Kanälen ergänzt werden.

Als Ergänzung einer frühern Notiz in Betreff des Museums der Naturgeschichte von Paris in Nr. 344 d. Bl. f. 1835 fügen wir noch Folgendes hinzu. Im Jahr 1793, wo das Museum auf seiner gegenwärtigen Basis organisirt und Geoffroy Saint-Hilaire mit der Leitung und Anordnung der Sammlungen von Vögeln und Säugethieren beauftragt wurde, besaß das Museum von erstern nur 435 Stück, und diese noch obenein in einem schlechten Zustand. Der Säugethiere waren noch weniger. Jetzt umfassen die zoologischen Galerien 2700 Mammiferen und 7400 Vögel, nebst einer schönen Eier- und Nestersammlung. Es vergeht kein Monat, wo diese Sammlungen nicht mit seltenen Exemplaren bereichert werden.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 20. — 20. Januar 1836.

Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835. Par l'auteur de l'Histoire de la Restauration. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Als ein noch feindlicheres Element gegen die Restauration stellt der Verf. im Folgenden den Misverhältnissen der Stände die „doctrines anti-gouvernementales" an die Seite. Er versteht darunter nichts Anderes als die Grundsätze der liberalen Partei in Bezug auf Finanzen, öffentliche Verwaltung, Politik, Moral und Diplomatik. Um seinem Systeme treu zu bleiben, treibt hier der Verf. die Einseitigkeit der Auffassung bis zur lächerlichsten Entstellung. Das Wahre und Richtige in den Lehren der liberalen Schule wird absichtlich gar nicht berührt, um für die Übertreibung ihrer Schwächen und Irrthümer desto freiern Spielraum zu gewinnen. Wer wird z. B. glauben wollen, daß die liberale Schule, wenn sie sich in der Kammer gegen die übertriebenen Foderungen des Budgets, gegen gewisse schwer zu rechtfertigende Privilegien, gegen die berüchtigte Milliarde und gegen die in vieler Beziehung so nachtheilige Centralisation der Verwaltung erklärte, die Grundlagen eines zeitgemäßen Systems der Abgaben und der Verwaltung habe untergraben wollen? Es ist gradezu abgeschmackt, wenn der Verf. einige extravagante Ideen, welche ihre Unhaltbarkeit in sich selbst hatten, wie die „intelligence des bayonnettes", die Nothwendigkeit des Krieges der Armen gegen die Reichen, Umsturz aller Throne u. s. w., als die Hauptlehren einer Schule heraushebt, welche die eminentesten und besonnensten Geister der Zeit zu den Ihrigen zählte und an ihrer Spitze hatte. Geht man einmal von solchen Ansichten aus, dann hat man eigentlich schon das Stimmrecht in den wichtigsten Angelegenheiten der Zeit verwirkt; dann wird selbst eine Verwirrung der Begriffe und Thatsachen erklärlich, wie sie Hr. Capefigue an den Tag legt, wenn er die Ermordung Kotzebue's als eine Folge der durch die Diplomaten der liberalen Schule nach Deutschland verpflanzten Grundsätze darstellt, während kurz vorher der französische Republikanismus eine Frucht des deutschen Mysticismus sein sollte!

Freilich erleichtert sich der Verf. dadurch sein Spiel in dem folgenden Abschnitte, wo es darauf ankommt, die Restauration in ihrem Systeme der Regierung und Verwaltung zu rechtfertigen und ihr einen großartigen Charakter beizulegen. Ihre Größe findet der Verf. in dem „spectacle d'une lutte haletante entre le principe social et la résistance plus ou moins ouverte, plus ou moins déguisée; elle cherche à resoudre le difficile problème de la fusion de l'ordre et de l'unité gouvernementale avec la liberté". Dieser Kampf bildet ihre Geschichte und die Constitution macht ihre Kraft aus. Die Elemente dieser Constitution waren: 1) das Königthum nach dem Principe der Legitimität, welches ihr das Vertrauen der europäischen Mächte sicherte, dessen Mangel die Monarchie von 1830 zu einer persönlichen Sache des Monarchen mache; was Ludwig Philipp that, that er als „apanage du roi et non point celui de sa royauté"; 2) die Pairskammer nach dem Principe der Erblichkeit und der Aristokratie, dessen Verlust sie ihrer Hauptstütze und ihrer Unabhängigkeit beraubt hat. Das Ansehen der Pairskammer ward gleich anfangs durch die „promotion" und die „exclusion en masse" geschmälert, einen Fehler, dessen sich die Restauration nicht weniger als die Monarchie von 1830 schuldig machte, nur mit dem Unterschiede, daß die Restauration ihn schon 1819 durch die Wiederaufnahme der meisten 1815 ausgeschlossenen Pairs wiedergutmachte, während 1835 noch keiner der Pairs wieder einberufen ist, welche durch Karl X. gewählt worden waren. Ob diese Einberufung, die Herstellung der Erblichkeit und die Errichtung einer geistlichen Bank, welche hier natürlich dringend empfohlen werden, grade die richtigen Mittel zur Lösung des Problems, der Pairskammer, als erhaltendem Elemente der jetzigen Staatsordnung, die richtige Stellung zu geben, sein würden, bleibt wenigstens sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist ihre gegenwärtige Lage der wundeste Fleck in der Constitution von 1830, dessen Heilung eine schwere Aufgabe bleibt, zumal da hierzu die Hauptsachen, der Glaube des Volkes und die geschichtlichen Grundlagen, fehlen; 3) die Deputirtenkammer, welche der Verf. blos von der Seite ihres feindseligen Charakters gegen die Restauration auffaßt. Die Sitzung von 1827 war in dieser Beziehung am entscheidendsten, weil in ihr zum ersten Male das Princip der parlamentarischen Souverainetät, der absoluten Herrschaft der Majorität geltend gemacht wurde. Durch die Adresse der 221 überschritt sie, meint der Verf., die ihr

Digitized by Google

durch die Constitution angewiesenen Grenzen und gab ein gefährliches Beispiel für die Zukunft. Die Constitution von 1830 hat ihr den Weg zur unumschränkten Gewalt gebahnt, Grund genug, daß der Verf. diese Constitution selbst als ein politisches Unheil betrachtet und verurtheilt. „Je pose en fait,.... que cette constitution subite d'un pouvoir organisateur qui légalise une révolution, est un accident des plus difficiles à contenir et à réprimer dans l'avenir." Ein wirksames Gegengewicht liege blos in der Erblichkeit der Pairie und der Vermehrung der Vorrechte des Königthums, da selbst die Charte keine hinlängliche Bürgschaft gegen die Souverainetät der Deputirtenkammer gewähre.

In dem letzten Paragraphen dieses Abschnitts über die Verwaltung der Restauration hebt der Verf. vorzüglich den Punkt der Verantwortlichkeit der Minister heraus, welche dem Kaiserreich fehlte und das Auftreten einer Reihe ausgezeichneter Staatsmänner zur Folge hatte, von denen er, wie sich erwarten läßt, Villèle die Krone aufsetzt. Die Vorzüge der niedern Verwaltung, namentlich der Departements, deutet der Verf. nur oberflächlich an; man brauchte nur um Weniges tiefer zu gehen, um ihre Mängel zu entdecken. Ihr reindespotischer Charakter, welcher ihr noch aus der Kaiserzeit geblieben ist, reicht allein hin, ihr Misverhältniß in einer Monarchie mit constitutionellen Formen einleuchtend zu machen. Daß es jedoch der Verf. ebenso wenig gefühlt hat wie den Sinn der constitutionellen Monarchie überhaupt, leuchtet schon daraus hervor, daß er als vorzüglichstes Mittel, die durch die Julirevolution in der Achtung des Volkes gesunkene Administration zu heben, die Nothwendigkeit, die höhern Verwaltungsbeamten aus den großen Grundbesitzern, d. h. aus der Aristokratie zu wählen, in Vorschlag bringt.

Nach den bisherigen Bemerkungen, aus welchen sich der Standpunkt, den Hr. Capefigue bei der Beurtheilung der Julirevolution eingenommen hat, hinlänglich erkennen läßt, brauchen wir kaum auf die einzelnen Punkte derselben, welche in dem zweiten Haupttheile: „La révolution de Juillet et les principes de son programme", weiter entwickelt werden, näher einzugehen. Wir geben gern zu, daß noch nicht die Zeit gekommen sei, ein Ereigniß richtig und kaltblütig zu beurtheilen, welches seiner Natur nach die Meinungen der Betheiligten über dasselbe auf Extreme treiben mußte; allein wenn man als politischer Schriftsteller mit absichtlicher Verblendung oder Böswilligkeit immer nur die Nachtseite der Julirevolution heraushebt, um dann mit desto größerer Bequemlichkeit ein einseitiges System der Reaction darauf zu gründen, so gibt man selbst Zeugniß über seine Unfähigkeit, das Wesen der Dinge zu begreifen, und verfällt in jene lächerliche Anmaßung beschränkter Geister, welche sich über die Allgewalt der Geschichte erheben zu können meinen. Nichts ist jedenfalls leichter, als über die Schwächen und Fehler, welche bei der Errichtung der Monarchie von 1830 begangen wurden, gewisse pikante Wahrheiten zusammenzustellen, welche an sich Niemand bestreiten wird; aber man fördert dadurch die richtige Beurtheilung der Sache nur wenig, weil auf diesem Wege Entstellungen nicht leicht zu vermeiden sind. Wenn daher der Verf. als die nachtheiligen Folgen der Julirevolution die Desorganisation des Heeres, das unverhältnißmäßige Übergewicht der Nationalgarde, das Überhandnehmen revolutionnairer Grundsätze, die momentane Zerrüttung der Verwaltung, die Zügellosigkeit der Presse, eine unangenehme Stockung im Handel und in den Finanzen und endlich den nachtheiligen Einfluß der insurrectionnellen Propaganda heraushebt, so ist dabei manches Wahre und Treffende gesagt; allein Vieles ist übertrieben, entstellt und geradezu falsch. Er schiebt z. B. Lafayette Dinge und Ideen unter, welche ihm schwerlich je in den Sinn gekommen sind; er versteht es namentlich gar nicht, die Umstände und die Form, unter welcher die Dinge ins Leben traten, von den Ideen und Absichten Derer, welche sie veranlaßten, zu trennen, und hat daher natürlich über die Letztern oft ganz falsche Vorstellungen; zum Beweise erinnern wir nur an den Abschnitt über die Wirksamkeit der Propaganda.

Gesetzt selbst, daß es wahr sei, wie der Verf. behauptet, daß es Beamte gegeben habe, welche nach den Julitagen die Carmagnole getanzt haben, und daß Unterpräfecten sich mit weiter nichts beschäftigt hätten, als Freiheitsbäume zu pflanzen, so können doch dergleichen Spielereien nicht als Richtschnur bei der Herstellung eines neuen Verwaltungssystems gelten, welches, wie gesagt, auf die Begünstigung der großen Grundbesitzer gegründet werden müßte. Hat man einmal gewisse Voraussetzungen gewonnen, so lassen sich auch leicht die Folgerungen rechtfertigen, welche man daraus herleiten will. So kommt z. B. hier Hr. Capefigue ganz natürlich auf folgende Hauptsätze: Das Offiziercorps bei der Armee müsse blos aus dem Adel und der höhern Bürgerclasse gewählt werden; die Nationalgarde müsse das Wahlrecht ihrer Officiere an die Staatsgewalt abtreten; die freie Presse müsse, als eine der großen Unmöglichkeiten der Revolution von 1830, möglichst beschränkt werden; der Kampf gegen sie habe zwar begonnen, sei aber noch nicht vollendet; es müßten, mit einem Worte, die Principien, welche durch diese heillose Revolution ins Leben getreten seien, gänzlich verlassen und die Monarchie auf ihre alten Grundlagen zurückgeführt werden. Die Monarchie vom 7. August habe diese ihre Aufgabe wohl verstanden und ihre Geschichte sei dafür der beste Beweis.

Ehe jedoch der Verf. zu dieser übergeht, hält er es für nöthig, noch einen Abschnitt über die Lage Europas beim Ausbruche der Julirevolution vorauszuschicken, worin er erst über die Grundlagen der europäischen Diplomatie seit 1815, die Stellung des diplomatischen Corps zu Paris im Juli 1830 und über die Lage der Cabinette im Allgemeinen, und dann über den Zustand der Hauptmächte, England, Östreich, Rußland und Preußen, im Besondern, sowie über die Art, wie sie die Julirevolution aufnahmen, längst bekannte Dinge zusammengestellt hat. Eine bewaffnete Neutralität war das einzig richtige Sy-

Digitized by Google

[illegible] der europäischen Diplomatie im Verhältnisse zu Frankreich, ein System, welches den herrschenden Interessen einzig und allein im Stande war, den Gefahren vorzubeugen, welche von Frankreich aus zu drohen schienen. Die nachtheiligste Folge der Julirevolution in Bezug auf Frankreichs diplomatische Verhältnisse war, daß es seinen Einfluß auf die Mächte zweiter Classe in Deutschland und Italien, welchen die Restauration gewonnen hatte, wiederverlor. Ein engeres Anschließen dieser Mächte an die mächtigen Vertreter der Legitimität war die natürliche Folge des Sturzes der alten Dynastie in Frankreich. Leider verlor es auch zum Theil seinen Einfluß auf die Entscheidung der höhern Fragen der europäischen Politik, den es nur durch eine engere Verbindung mit dem europäischen Staatensystem wiedergewinnen kann; die seit 1830 angeregten Interessen bedingen seine Hinneigung zu England und Nordamerika, während die Politik der Restauration durch die Ereignisse von 1815 mehr auf Rußland gewiesen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die altgriechische Bronze des Turr'schen Cabinets in Tübingen. Beschrieben und erklärt vom Karl Grüneisen. Mit einer lithographirten Zeichnung von Karl Müller. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 12 Gr.

In dieser interessanten Monographie verbreitet sich ein Gelehrter, dem man gern auf dem Gebiete der Archäologie begegnet, über eine lang übersehene Seltenheit des Antiquitätencabinets der tübinger Universität. Der erste Entdecker dieses Schatzes war Hofr. Thiersch, welcher sich vor mehren Jahren das bis dahin kaum dem Namen nach gekannte Antiquarium zu Tübingen öffnen ließ und hier auf eine Figur aufmerksam wurde, welche uns Herr Grüneisen (S. 7 seiner Schrift) so beschreibt: Sie hat die Höhe von $5^7/_{10}$ pariser Zoll. Ganz aufgerichtet, dürfte der Körper etwa $6^1/_2$ Zoll betragen. Es ist ein nackter Mann, nur sein Haupt bedeckt. Derselbe ist im Ganzen, besonders aber mit der rechten Seite und mit dem Haupte vorgebeugt. Der rechte Arm ist beinahe horizontal nach vorne ausgestreckt und hält in gleicher Richtung die geöffnete flache Hand. In der Richtung dieser Hand neigt sich auch das Haupt, doch nicht auffallend, gegen die rechte Seite. Die linke Seite des Oberkörpers hingegen bis zur Hüfte herab bewegt sich zurück; der Unterleib ist eingezogen; der linke Arm in einem spitzen Wirbel des Ellbogens weit zurückgebogen, mit großer Anspannung der Muskeln des Oberarms, und indem die linke Hand etwas fassend oder haltend anzieht. Die Füße stehen sehr nahe beisammen; der linke vor dem rechten, beide mit den Knien etwas gebogen und so, daß das Gewicht des Körpers beinahe gleichermaßen auf beiden, nur um ein Weniges mehr auf dem rückwärtsstehenden rechten Beine ruht. Wiewol die ganze Gestalt sich nach vorns zu drängt, so ist doch die vorzüglichste Thätigkeit des unmittelbaren Moments die zurücklehende Bewegung des linken Armes, worin sich die eigenthümliche Form der Biegung, das starke Hervortreten der Muskeln, das Nachweichen der linken Seite des Oberkörpers und die Einziehung des Unterleibs concentriren. Der Körper ist, zwar nicht unversehrt, aber beinahe vollständig erhalten.

Die Schrift berichtet sofort über den Bau des bewundernswürdig gearbeiteten Körpers mit anatomischer Genauigkeit und macht uns mit den Eigenthümlichkeiten aller einzelnen Theile aufs anschaulichste bekannt, sowie auf die von der naturgetreuen und weichen Auffassung des Nackten ganz abweichende Behandlung der Haare und des Bartes aufmerksam, die in der steifen künstlichen Weise gezeichnet sind, welche man überall bei ältesten Kunstwerken findet. Die nicht mehr vollständige Kopfbedeckung läßt auf einen Helm schließen. Besonders aufmerksam macht uns Herr G. auf das mit dem Volllegen des Ganzen contrastirende Zurücktreten des Einzelnen, auf die weite und fast polarische Bewegung der Arme bei dem nahen Stande der Beine, auf eine gewisse Schüchternheit oder Erschrockenheit und Zaghaftigkeit, die sich in dem unmittelbaren Zustande ausspricht, bei der Kraft, welche den vorherrschenden Ausdruck der edelgebauten, weichgegliederten, schönentwickelten männlichen Gestalt bildet. Wir heben diese Bemerkung hervor, weil sie für die Erklärung des Kunstgebildes von größter Bedeutung ist.

An der Arbeit der Figur, die aus Bronze ist und mit ihrem Gestell 49 Loth wiegt, ist deutlich dreierlei zu unterscheiden: richtig und vollkommen Ausgeführtes, namentlich Brust, Hals, Unterleib, Oberarme, Unterschenkel und Vorderfüße, was Alles nur durch einen meisterhaften Guß aus einer schönen, sorgfältig bereiteten Form hervorgegangen sein kann; dann Unvollkommenes, wie besonders die Vorderarme, die Oberschenkel, der untere Theil des Rückens; endlich Nachgeholfenes, und zwar am Gesicht und an den Füßen. Die Mängel und Mißstände der Statuette, die der Verf. sodann näher bezeichnet, rühren übrigens nach ihm meist von ihrem spätern Schicksal her und sind Zeugnisse von der Gleichgültigkeit oder Zerstörungslust früherer Eigenthümer, oder nachtheilige Wirkungen des Bodens, in welchem die Figur vergraben lag, und die meisten Schäden dürften von dem Bemühen herkommen, der Figur den Goldüberzug abzunehmen, den sie, nach Spuren zu urtheilen, gleich unzähligen solcher alten Bildwerke trug. Wie Vieles sie aber auch durch Zeit und Menschenhände gelitten, so behauptet sie, nach der Versicherung und Schilderung des Verf., doch noch immer das Gepräge einer hohen künstlerischen Trefflichkeit, welche desto mehr Ansprüche auf unsere Bewunderung machen darf, als die großen Vorzüge des anatomischen Studiums und einer geist- und lebensvollen Darstellung an einem Kunstwerke von so geringer Dimension vereinigt sind. (S. 15.)

Nach ausführlicher Darlegung der Beschaffenheit und des Aussehens dieser merkwürdigen Bronze geht Herr Grüneisen auf die Untersuchung über deren Herkunft ein und weist vor allen Dingen auf die (selbst in der Lithographie) unverkennbare Ähnlichkeit dieser Figur mit den bekannten Bildwerken vom Minerventempel der Insel Ägina hin, welche sich in der münchner Glyptothek befinden. Die allgemeine Ähnlichkeit gilt der hohen Naturwahrheit und den Spuren archaistischen Styls: im Einzelnen gilt sie von dem schlanken Verhältniß der schmalen Hüfte, der straffern Muskulatur der Arme, der starken Ausbildung der Achillessehne über den Fersen, von Haar, Bart, Pubes, selbst von Helm und Schild. Dagegen unterscheidet sich die tübinger Bronze von den münchner Marmorn in einer minder streng alterthümlichen und minder starren Behandlung des Gesichts und der Annäherung an Portraitwahrheit; abweichend von der äginetischen Norm des Nackten sind insbesondere Brust und Füße. Im Ganzen ist die Figur verhältnißmäßig nicht nur schlanker, sondern auch länger als die äginetischen, woran vornehmlich das Material seinen Antheil hat. Wo noch die ursprüngliche Form des Kunstwerks hervortritt, zeigt sich Natur, aber nicht ängstlich nachgeahmt; Wahrheit, die aber durch die in sich selbst gemäßigte Harmonie und das weiche Ebenmaß des schönen Lebens wohlgefällig anzieht. Der ideale Styl, welcher sich in dem kleinen Bildwerke ankündigt, erinnert an die Auffassung und Behandlung der Körper in der besten Zeit der attischen Schule, während das Archaistische und Naturwahre noch theilweise mit den Originalen auf eine Stufe künstlerischer Darstellung stellt, sodaß sich das Urtheil des Verf. über die Herkunft der Statue auf einen Zeitpunkt und Ort lenkt, welcher zwischen die äginetischen Bildwerke und die des Parthenon hineinfällt. In diese Zeit (zwischen der 60sten und 80sten Olympiade) fällt das Auge des Archäologen, der einen Künstler für seine kleine Statue sucht,

Digitized by Google

vor allen andern auf Myron, welcher bei den Alten als derjenige geschildert wird, bei dem die letzte Spur des Unfreiwilligen und Starren nur noch in der Behandlung der Haare vorgekommen sei, während er in seinem Nackten die schönste Wahrheit des Lebens dargestellt und in seinen Köpfen zwar den lebhaften Ausdruck der Gemüthsbewegung nicht gezeigt, aber doch die Seelen der Menschen wie der Thiere dermaßen habe erscheinen lassen, daß man im Alterthume neben der Brust des Polyklet und neben den Armen des Praxiteles das Haupt des Myron als Muster der Vollkommenheit pries. Herr Gr. weist nun an der besprochenen Bronze die Merkmale nach, welche mit den von Plinius und Andern dem Myron zugeschriebenen Eigenschaften und Kunstgebräuchen ganz ungesucht zusammentreffen. Mit alledem will er keineswegs behaupten, daß die Bronze von Myron selbst herrühre, sondern nur, daß wir ihre Herkunft in derselben Richtung künstlerischer Naturauffassung suchen müssen, in welcher uns Myron als der Letzte, der den alterthümlichen Styl wenigstens noch in den Haaren beibehalten, und als einer der Ersten und Größten begegnet, welche in den Stellungen und Bewegungen dem Grundsatze einer lebensvollen Mannichfaltigkeit gehuldigt haben. Dies lenkt den Herrn Verf. auf sehr interessante und gründlich geführte Forschungen über das Verhältniß der äginetischen Kunst zur attischen, auf ihr früheres Auseinandertreten und die lebendige Beziehung, in welcher sie doch zueinander blieben (S. 30—39); Untersuchungen, welche ihn immer wieder auf die Überzeugung zurückführen, daß die betrachtete Bronze ein Original aus der Zeit oder Schule des Ageladas sei, welches der gemeinschaftliche Meister von Myron und Phidias war. Die künstlerische Behandlung des Materials sowie der Erzguß weisen auf einen Zeitpunkt hin, welcher von der höchsten Ausbildung der statuarischen Technik nur noch um Weniges entfernt sein konnte.

Nachdem so die Frage über die Herkunft des Werkes auf eine wirklich befriedigende Weise gelöst ist, geht die Schrift auf die mislichere Untersuchung der Bedeutung über, welche der Statuette zu vindiciren wäre. Thiersch glaubte darin den Homerischen Pandaros zu erkennen, welcher, wohlkundig des Bogens, den Homer als ein Meisterwerk der Kunst beschreibt, in der Schlacht vor Troja den Menelaus verwundet hatte. Herr Gr. bringt gegen diese Meinung mit Bescheidenheit seine Zweifel vor. Nach seiner Ansicht der Statue weist Alles auf einen Wagenlenker hin: schon die Zusammenrückung der Füße; ferner die Haltung und die Bewegung sowol der linken Hand, welche die Leinen anzieht, als der rechten, welche vorwärts, etwa nach dem Ziele der Fahrt deutet, endlich die gebogene Stellung des Körpers. Es werden nun mögliche Vermuthungen beseitigt, nach welchen man an einen Sieger im Wagenrennen, oder an den Wagenlenker eines Helden oder Königs denken könnte. Vielmehr muß, nach des Verf. überraschend hervortretender Deutung, der vornehme Helmschmuck und das fürstliche Abzeichen zu einer andern Auskunft führen. Ihm ist nämlich dieser Held, der sich so auf der Fahrt in dem Mittelpunkte zweier Thätigkeiten befindet, von welchen die eine vorwärtstreibend, die andere anhaltend oder zurückziehend ist, in dem Streite der Hast und Scheu, mit dem Ausdrucke von Kraft und Sorge, kein Anderer, als der sieben Fürsten vor Theben Einer, Amphiaraos, dessen mythische Lebensschicksale, sorgfältig aus den Quellen zusammengesucht, der Verf. uns vorüberführt, bis zu dem Momente, wo der vor Periklymenos fliehende Seherheld, vom Wurfspieße des Siegers bedroht, vom Boden verschlungen und so die alte Weissagung erfüllt wird. Dieser Amphiaraos nun zieht in unserm Kunstbilde nach des Verf. Deutung, in dem Augenblicke, wo er, forteilend und die Rosse treibend, den sich aufthuenden Erdschlund erblickt, vor dem sich ohne Zweifel auch die Thiere bäumen, die Leinen in kräftiger Linken zurück, während er mit seinem Körper noch immer vorgelehnt ist und die rechte Hand unwillkürlich nach den sich sträubenden Rossen ausstreckt; er scheint ihnen beschwichtigend zuzurufen; nun aber, indem seinem ahnenden Geiste zugleich eine Erkenntniß des Rathschlusses der Götter aufgeht, wird das beschwichtigende und ordnende Zeichen der Hand wiederum zur Aufmunterung, den Sprung in die rettende Tiefe zu thun. Hier sieht der Verf. die sämmtlichen Gefühle und Äußerungen sich begegnen, welche er zuvor bei der Ansicht des Bildwerkes nachgewiesen hat. Die vollkräftige Gestalt des Mannes paßt ihm vollkommen zu der Angabe des Homer, nach welcher Amphiaraos „nicht zur Schwelle des Altars gelangte", und die Würde und der Ernst des Sehers wird ihm genugsam durch den länglichen Bart, sowie sein fürstliches Geschlecht und seine Heldenart durch Helm und Diadem angedeutet. Den am nächsten liegenden Einwurf, den der Laie von der gänzlichen Nacktheit der Gestalt, mit Ausnahme der Kopfbekleidung, entlehnen muß, widerlegt der Verf. durch die Versicherung, daß diese Darstellung nach dem Vorgange der äginetischen Kämpfer und so mancher Vasen- und Reliefbilder ganz in der Ordnung sei. So begegne namentlich in ähnlicher Handlung bei den getödteten Hektor am Wagen schleifende Achill ganz nackt, auch baarhaupt, nur mit dem Schwertgehänge, auf dem capitolinischen Putealrelief. Herr Gr. beseitigt nun auch noch das Bedenken, das in dem Umstande liegen könnte, daß Amphiaraos, wenn er in dieser Bronze vorgestellt wäre, allein im Wagen stände und denselben selbst regierte, da doch, nach Apollodor und Pausanias, sein Wagenlenker Baton mit ihm in die Erde hinabgerissen worden, durch die Nachweisung, daß an den meisten andern Orten, wo von dem Untergange des Amphiaraos kurz oder umständlich erzählt ist, der Wagenlenker Baton nicht erwähnt wird; er zeigt endlich, daß unsere Figur auch nicht jener Melampide Baton selbst sein kann. Eine dankenswerthe Zugabe zu diesem Abschnitte der Schrift ist der Katalog der noch vorhandenen und bekannten Kunstwerke, welche den Amphiaraos darstellen. (S. 63—69.) Endlich belehrt uns die Geschichte der Bronze, daß dieselbe wol schwerlich, wie vermuthet wurde, zwei Meilen von Stuttgart auf dem alterthumsreichen Felde des Dorfes Köngen am Neckar ausgegraben, sondern von dem Regierungsrathe Tux, dessen antiquarische Sammlung nach seinem Tode im J. 1798 in den Besitz der Universität Tübingen überging, höchst wahrscheinlich auf seinen Reisen im Süden von Händlern erstanden worden ist.

Wir überlassen die Prüfung dieser mit Scharfsinn und Klarheit in trefflichem Style von dem gelehrten Herrn Verf. entwickelten Hypothese den Archäologen vom Fache, glauben aber auch dem größern kunstliebenden Publicum durch Mittheilung des Wesentlichsten aus der kleinen Schrift einen Dienst erwiesen zu haben. H.

Notizen.

Französische Zeitungen enthalten den Bericht eines ebenso seltsamen als unglücklichen Ereignisses, das sich unweit Mezières in den Ardennen zutrug. Ein Lieutenant Demoustier schoß unversehenerweise den Capitain Domene so, daß die Kugel durch des Capitains Kopf ging, der augenblicklich todt zur Erde fiel, und hierauf noch in den Leib eines Schuhmachers drang, der am nächsten Morgen starb und eine sehr zahlreiche Familie hinterläßt. In der That eine unersättliche Kugel.

In Neugranada befindet sich gegenwärtig ein französischer Ingenieur, den die Regierung durch ein Decret autorisirt hat, einen Kanal in den Isthmus von Darien zu höhlen. Die Regierung bewilligt ihm das ausschließliche Privilegium, während einer bestimmten Periode alle Schiffszölle und sonstigen Abgaben von allen Fahrzeugen zu erheben, die auf diesem Kanal segeln wollen. In der That bedarf das gigantische Unternehmen des Staats einer allseitigen Unterstützung. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 21. — 21. Januar 1836.

Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835. Par l'auteur de l'Histoire de la Restauration. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

Im dritten Hauptabschnitte seines Werkes: „La Monarchie du 7 Août et ses progrès vers l'ordre", womit der zweite Band beginnt, sucht Hr. Capefigue folgende vier Fragen zu beantworten: 1) Welches waren die Schwierigkeiten und die Gefahren der neuen Monarchie? 2) Welche Kräfte konnte sie ihnen entgegenstellen? 3) Welche Maßregeln hat sie in Bezug auf die innere und äußere Politik bisher befolgt? und 4) zu welchen Resultaten ist sie dadurch gelangt? Obgleich er dabei historisch zu Werke gehen muß, so ist es doch seine Absicht nicht, eine vollständige Geschichte der Monarchie von 1830 zu geben, welche Geheimnisse enthüllen würde, deren Veröffentlichung noch nicht an der Zeit wäre:

Die Zeit wird kommen — heißt es S. 6 —, wo man den Schleier zerreißen kann, welcher den Ursprung des Programmes des Hotel de Ville bedeckt. Ich könnte mich zum Geschichtschreiber von Klätschereien (caquetages) aufwerfen; ich könnte, wie gewisse Leute, wenig bekannte und schlechtverstandene Thatsachen und die Scenen des Stadthauses erzählen; ich könnte die Geschichte einer Regierung des Aufstandes ohne Halt und Ordnung schreiben: nichts ist ja leichter, als sich in einer Epoche eine Rolle anzumaßen und Wichtigkeit zu geben, wo sich in einem Tage Alles auf offenem Markte und ohne bestimmte Grenzen seiner Macht zur Gewalt erhob; was ist wol leichter, als zu sagen: „Ich habe einen König, eine Constitution gemacht, ich bin Präsident, Secretair einer Regierungscommission gewesen!" Laßt sie immer toben alle diese Geschichtschreiber; darin besteht die Geschichte nicht. In Revolutionen leitet nicht ein einzelner Mann den Geist des Landes, sondern der Luftzug der öffentlichen Meinung; ist dieser einmal monarchisch, so durfte man sich immerhin Herr von Lafayette oder Herr Laffitte nennen, man konnte deshalb dennoch keine Republik zu Stande bringen; ihr konntet vielleicht der Gewalt der Umstände einiges Gewicht geben, aber sie war nicht euer Werk; ihr waret vielleicht die Werkzeuge, aber gewiß nicht die Ursache; diese reicht über euere Köpfe hinaus, selbst dann, wenn ihr sie bis in den stürmischen Himmel der Volksaufstände erhoben würdet.

Man muß zugestehen, daß sich Hr. Capefigue mit dem Programm des Hotel de Ville, was am Ende ein gehaltloser Name bleibt und längst eine Antiquität geworden ist, viel, und zwar unnöthigerweise viel zu schaffen macht. Er verschwendet hier in einer Art Einleitung eine Menge wohlgesetzter Phrasen und gutgemeinter Gemeinplätze, um theils die Nothwendigkeit darzuthun, daß sich die Regierung von diesem heillosen Programme, von dem sie bereits vor fünf Jahren sicherlich nichts mehr wissen wollte, fern halten müsse, theils nachzuweisen, woher es gekommen sei, daß die Leute, welche diesem Programme treu geblieben sind, in der öffentlichen Meinung ihren Credit verloren und nach und nach gemäßigtere Gesinnungen angenommen haben? Das ist an sich vortrefflich, aber jetzt ebenso wenig mehr an der Zeit, wie es die Enthüllung der Geheimnisse noch nicht sein soll, welche Hr. Capefigue absichtlich verschwiegen haben will. Man ist bereits darüber hinaus, und wenn man folglich gegenwärtig das öffentliche Wohl berathen will, so müßte man eigentlich bei andern Dingen anfangen als bei den „Embarras de la Monarchie", wie sie im August 1830 vorhanden waren, aber nicht mehr im November 1835 vorhanden sind. Wir halten es daher auch nicht für nöthig, diese Schwierigkeiten, welche hier in einzelnen Paragraphen nacheinander aufgezählt werden, genauer durchzugehen.

Seinem Principe und seinem Zwecke zufolge, muß Hr. Capefigue seinem Gemälde viel Schatten geben und die dunkeln Farben sind daher etwas derb aufgetragen. Den „Aspect moral des journées de Juillet" möchte man fast für eine Caricatur halten, wenn nicht einige ernste Züge darin wären, welche daran erinnern, daß es Wahrheit, bittere Wahrheit sein soll. „La corruption était au coeur de la société", heißt es S. 18; freilich! aber das haben die Julitage nicht verschuldet; das war früher da und wird leider noch ferner da sein! Zu den vorübergehenden Schwierigkeiten gehört „L'émeute après Juillet", worüber im folgenden Abschnitte sehr oberflächlich gesprochen wird. Dann folgen Bemerkungen über die Hauptgegner des Julithrons, die Legitimisten und die Republikaner. Jene möchte Hr. Capefigue gern zu Helden seiner politischen und socialen Wiedergeburt machen; in diesem Sinne lauten z. B. die Schlußworte:

La responsabilité de l'avenir leur appartient, ils sont solidaires de l'ordre, de la paix, des progrès, de la morale et des principes politiques; s'ils desertent cette grande cause, qui sauvera la société?

Traurige Aussichten! Diese, die Republikaner, sind in einigen Zügen recht treffend geschildert; man sieht daraus, daß sie eigentlich doch nicht so gefährlich gewesen sind, als man sie namentlich auf Seiten der Regierung

Digitized by Google

gehalten haben mag; auf der Straße war man gar bald mit ihnen fertig, und Verschwörungen sind aus ganz allgemeinen Gründen in Frankreich weit weniger zu fürchten als irgendwo; die französische Eitelkeit vererbt sie wie manches Andere. Ist man in Frankreich einmal ein Verschworener, so muß man es auch wo möglich zur Schau tragen, und wäre es auch nur durch eine Klappenweste à la 1793 oder Haare à la St.-Just. Diese Spielereien hätten allein hingereicht, die Sache der Republikaner zu verderben, wenn sie auch wirklich mehr innern Halt gehabt hätte, als sie in der That hatte.

Deshalb hat es auch mit den Associationen, welche der Verf. im nächsten Paragraphen als eine Hauptschwierigkeit der Monarchie von 1830 bezeichnet, vorerst ein so kümmerliches Ende genommen. Man machte damit viel zu viel ungeschickten Spectakel, als daß wirklich ein ersprießlicher Erfolg für ihre Sache davon zu erwarten gewesen wäre. Grade Das, wodurch sie wirklich hätten gefährlich werden können, fehlte ihnen: eine ruhige, umsichtige, besonnene Organisation, frei von den mühsam wieder vorgesuchten und neu zugestutzten Gerümpel der Jakobiner. Gleich darauf spricht der Verf. noch einmal sein politisches Wehe! über das unglückselige Programm des Hotel de Ville aus und macht es der Regierung zum großen Vorwurfe, daß sie darauf zu viel Gewicht gelegt habe; wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde vielleicht die Erblichkeit der Pairs gerettet worden sein. Endlich nennt Hr. Capefigue als Feinde der Monarchie von 1830 noch eine besondere Species von Monarchisten, welche er komisch genug als „Monarchistes qui voulaient tout, excepté la Monarchie" bezeichnet; er versteht darunter eigentlich Laffitte und seinen Anhang, welcher zur Zeit seines Ministeriums natürlich ein gefährliches Übergewicht erhielt.

Hierauf geht der Verf. sogleich zur Beantwortung der zweiten Hauptfrage über: „Welche Kräfte standen der Regierung gegen diese feindlichen Elemente zu Gebote?". An der Spitze steht hier die dem Lande gebliebene tiefe Ueberzeugung, „daß die Ordnung und die Interessen sich innig an die monarchische Form knüpfen", d. h., die Meinung ist für die Monarchie, während die Republik zwar nicht im Bewußtsein und der Einbildung, aber gewiß in ihrer praktischen Anwendbarkeit immer mehr ihrem Untergange entgegengeht. Die Mißhelligkeiten in den Vereinigten Staaten kommen dem Verf. dabei vortrefflich zu statten; eine kostbare Gelegenheit zu einem Trugschlusse, wobei er jedoch am Ende selbst der am meisten Getäuschte bleiben könnte. Dann werden „Les intérêts", „L'opinion publique" und „Les moeurs monarchiques" noch als besondere Hilfsmächte der Monarchie von 1830 durchgegangen, obgleich ihr Dasein sich schon aus dem obigen Hauptsatze folgern läßt. Unter dem vieldeutigen Ausdrucke Interessen versteht man hier nämlich nur die materiellen Interessen, vorzüglich jene kleinlichen Interessen der Mittelclasse, welche man nach der Elle berechnen oder pfundweise abwägen kann. Der Himmel bewahre die Welt, nachdem das Bürgerkönigthum bereits in Verruf gekommen ist, nur wenigstens vor dem — man verzeihe uns den Ausdruck, aber er liegt zu nahe — Philister-Königthum, wozu Hr. Capefigue die besten Hoffnungen macht. Um die Vortrefflichkeit der öffentlichen Meinung in Frankreich recht einleuchtend zu machen, stellt Hr. Capefigue die beinahe einfältige Behauptung auf: „Le peuple le plus mobile de l'Europe s'est pris d'une belle passion pour l'immuabilité de son gouvernement." Jede Widerlegung wäre verschwendete Mühe. Als mehr materielle Stützen des Julithrons werden hierauf die noch im Volke herrschende Furcht vor der Gewalt, die Organisation des Heeres, welche Soult zu verdanken ist, und am Ende auch der Beistand der europäischen Diplomatie genannt, welche, ohne die Frage über die Legitimität der Dynastie zu berühren, sich wenigstens entschieden für Herstellung der Ordnung und Erhaltung des Friedens ausgesprochen habe.

Was die Regierung mit diesen Mitteln bisher gethan und erreicht habe, wird in den zwei nächsten Abschnitten: „Histoire ministérielle de la Monarchie du 7 Août" und „Affaires étrangères de la Monarchie du 7 Août" weiter entwickelt. In sieben Paragraphen giebt der Verf. eine gedrängte Uebersicht der Wirksamkeit der verschiedenen Ministerien seit den Julitagen 1830, deren Charakter er zugleich durch eine bezeichnende Benennung anzudeuten versucht. Er spricht daher zunächst von dem „Premier ministère de la révolution de Juillet", ohne bestimmtes System und eigentlichen Charakter, daher auch ohne besondern Namen. Ein Gemisch wie Molé, Dupont (de l'Eure), Laffitte und dann Guizot, Broglie, Bignon war unhaltbar und konnte nichts Großes thun. Es folgte das „Ministère des concessions" unter Laffitte's Leitung, welcher „die Präsidentschaft des Conseils in der tiefen Überzeugung erhielt, daß er allein im Stande sei, das Juliprogramm ohne Unruhen und Aufstände in Ausführung zu bringen". Hr. Capefigue ist, wie man leicht sieht, ganz wieder auf seinem Felde; nichts war ihm leichter, als die Unfähigkeit Laffitte's nachzuweisen, wenn er auch die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, nicht verkennt. Die Emeute des 13. Februar bewies deutlich, daß eine stärkere Hand nöthig sei, das Steuerruder zu führen; man legte es in die „rude main de Mr. Périer" und hatte nun ein „Ministère de compression". Sein Zweck und Verdienst war Herstellung wenigstens der materiellen Ordnung, welcher die endlich erreichte Einheit der Präsidentschaft, die Laffitte auch mit seinen Rathgebern Lafayette, Odilon-Barrot, Dupont u. s. w. theilen mußte, zur Grundlage diente. Dagegen lastet die große Schuld des Untergangs der ehrlichen Partie auf dem Grabe Casimir Périer's. Sein System bekam in gewisser Beziehung noch eine derbere Ausprägung durch das „Ministère d'organisation militaire" des Marschalls Soult, welches durch den wachsenden Einfluß der Doctrinaires etwas gemildert wird. Die Aufnahme Barthe's erinnerte noch an den Carbonarismus des Juliprogramms und war daher ein Fehler; Thiers läßt Hr. Capefigue mit einem zweideutigen Lobe passiren. Ein

Digitized by Google

wesentlicher Fortschritt war jedoch das Anwachsen der ministeriellen Majorität in der Kammer, obgleich seit dem Ende der Sitzung 1833 die Tierspartei ein hinderndes Übergewicht erlangte. Man mußte ihr wenigstens auf einige Zeit nachgeben und ließ sich das „Ministère de transition" des schwachen Marschalls Gérard gefallen, welches das „Appartement du Tiers-Parti" in dem ephemeren Ministerium Bassano zur Folge hatte. So kam man denn endlich auf das „Ministère de récomposition et de réorganisation" mit der Präsidentschaft des Herzogs von Broglie, welches der Verf. vor der Rückkehr zu dem Juliprogramm warnen zu müssen glaubt.

In dieser Übersicht, welche übrigens durchaus nichts Neues enthält, verfällt der Verf. in den bei französischen Politikern und selbst Historikern noch häufigen Fehler des Systematisirens. Wenn man das so liest, so kommt es Einem vor, als ob es nicht anders hätte sein können, als ob man schon vorher darüber einig gewesen wäre wie über ein Drama von fünf Acten, was nur noch abgespielt zu werden brauchte. Wir finden diese Art geschichtlicher Darstellung höchst verwerflich; denn sie gibt gewöhnlich ein falsches Bild, weil man dabei die Ursachen nach den Erfolgen aufsucht und sich macht, nicht aber die Thatsachen in ihrem wahren Verhältnisse von Ursache und Wirkung auffaßt und beurtheilt. Vieles sieht daher der Verf. nur mit den Augen seiner Vorurtheile, Manches trägt er hinein und Manches wird absichtlich mit Stillschweigen übergangen, sodaß er im Ganzen ein Gemälde bekommt, wie er es grade zu seinem Zwecke braucht, das aber doch den Schein hat, als ob Niemand an dessen Wahrheit zweifeln könnte.

An denselben Mängeln leidet auch der Abschnitt über die auswärtigen Angelegenheiten, deren richtige Würdigung überhaupt nicht die starke Seite der politischen Schriftsteller Frankreichs ist. Man hat die Geduld und die Mittel, z. B. ausgebreitete Sprachkenntnisse, noch nicht, um sich gehörig über eine Menge scheinbarer Kleinigkeiten zu unterrichten, deren Kenntniß dabei unerläßlich ist; man nimmt daher die Sachen in einem gewissen großartigen Style und verliert sich dabei nicht selten in den höhern Kreisen luftiger Regionen. Der Verf. spricht zunächst von der Wahl des diplomatischen Personals, berührt die Verhältnisse zu Rußland im Allgemeinen, geht dann auf Belgien, Griechenland und die Conferenzen zu London über, beurtheilt die polnische Frage von dem allergemeinsten Standpunkte und schließt mit einigen Bemerkungen über Östreich und Italien. Unter der Aufschrift: „Répression des mauvais principes diplomatiques", fügt er noch einen Paragraphen bei, worin er der Regierung die Aufnahme und Beschützung politischer Flüchtlinge und Deserteurs, sowie die Begünstigung der Propaganda im Anfange ihrer Wirksamkeit zum Vorwurfe macht und daraus auf die Nothwendigkeit des Abschlusses eines „traité d'extradition" mit den Continentalmächten schließt, wozu der Regierung noch der Muth fehle.

(Der Beschluß folgt.)

Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik, für Leser aus allen Ständen, von H. W. Brandes. Aus des Verf. hinterlassenen Papieren herausgegeben von C. W. H. Brandes. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, Göschen. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Ich mag es eigentlich nicht, daß man alle Papierschnitzel, die sich noch in dem Studirzimmer eines großen Gestorbenen zusammenstöbern lassen, gleich in die Druckerei schickt. Aber der verstorbene Brandes hat sich so große Verdienste dadurch erworben, daß er eine Sprache erfand, durch welche sich der Laie und die physikalische Wissenschaft einander verständlich machen konnten, und seine Sprache ist mir so lieb geworden, daß ich mich doch über den Druck der hinterlassenen Papiere gefreut habe, wenngleich der Verf. dadurch das Schicksal derjenigen Gestorbenen theilt, deren letzte Kupferbreier man an das Volk vertheilt, das sie im Leben nur mit großen Thalern zahlten.

Die ersten Aufsätze enthalten nichts als die populaire Erklärung einzelner, allbekannter astronomischer Wahrheiten. Es werden darin die Fragen beantwortet: Wie hat man die Größe der Erde bestimmt? Wie hat man die Entfernung des Mondes von der Erde bestimmt? Warum fallen die Sonnenfinsternisse und die Mondfinsternisse jedes Jahres in zwei entgegengesetzte Jahreszeiten? Wodurch bestimmte Kepler die Bahn des Mars und seine Entfernungen von der Erde und von der Sonne? Ein Aufsatz über den Halley'schen Kometen prophezeit, was nunmehr in Erfüllung gegangen ist, daß der Komet den großen Erwartungen von seinem Glanze diesmal nicht entsprechen werde, weil er in sehr ungünstiger Stellung zur Sonne und Erde erscheine.

Die „Blicke in die Ordnung des Weltgebäudes" werden durch die Teleskope Herschel's geleitet und richten sich vorzüglich auf die Beobachtungen dieses großen Astronomen über den Bau des Himmels, die ungleiche Vertheilung der Sternmassen am Himmelsgewölbe, bei welcher Herschel an dem einen Ort kaum einen Stern in seinem Fernrohr faßte, während er in den Gegenden der Milchstraße auf gleichen Räumen zuweilen gegen 500 zählte und in einer Viertelstunde 110,000 durch sein Gesichtsfeld ziehen sah, die räthselhaften Doppelsterne, deren Zahl nach Herschel's Tode durch Struve bis auf 3000 vermehrt worden ist, die seltsamen Sternhaufen, die großentheils eine regelmäßig runde Gestalt mit dichtern Sternmassen im Mittelpunkte bilden, endlich die Nebelflecke oder Lichtnebel, die man so sehr geneigt ist, für eben in der Bildung begriffene Sternsysteme zu halten, alle diese Wunder des Himmels werden hier besprochen und mit Hypothesen begleitet. Den merkwürdigen Stern, welcher zur Zeit des Tycho de Brahe (1572) in der Kassiopea erschien und selbst die Venus an Glanz übertraf, ist der Verf. geneigt, „für ein in seinem Zusammensturze glänzend auflohderndes Sonnenheer zu halten, dessen Grundstoffe durch diese gewaltige Revolution verflüchtigt in den Weltraum zerstreut wurden, um, als unendlich dünne Nebelmaterie vertheilt, neuen Weltkörpern zum Keime zu dienen". — Der Aufsatz: „Vermuthungen der Astronomen über die Natur der Kometen und ihrer Schweife" erklärt die zwei am wesentlichsten verschiedenen Hypothesen, wonach entweder die Sonne ebenso eine abstoßende Kraft gegen die feine Schweifmaterie der Kometen besitzt, wie sie eine anziehende Kraft für die Körper der Planeten und Kometen hat, oder die Entstehung des Schweifes zu denken wäre als die Entwickelung einer feinen leuchtenden Materie, die dünner als die den Himmelsraum füllende Materie wäre und also, wie der Rauch in der Luft, sich zuerst vom Kometen und dann auch von der Sonne, als dem Mittelpunkte, gegen den die schwerere Materie sich möglichst hindrängt, entfernte. Beide Hypothesen bestärken den Verf. in der Behauptung, daß die Schweifmaterie, die bis dahin mit zum Körper des Kometen gehörte, nun für den Kometen ganz verloren gehe und sich gleichsam im unendlichen Raume verliere, während zu vermuthen sei, daß die Kometen während ihrer lange dauernden Entfernung von der Sonne

Digitized by Google

neue Materie, vielleicht aus den zerstreuten Lichtnebeln, wiederaufnehmen. — Der Aufsatz: „Das Brockengespenst", erklärt die bekannte Erscheinung, die man zuweilen auf der Spitze des Brockens (und wol auch auf andern Gebirgsspitzen, wie Bouguer auf dem peruanischen Gebirge) wahrnimmt und welche darin besteht, daß man bei aufgehender Sonne sein eignes Schattenbild auf einem die Luft erfüllenden Nebel sieht. Eine ähnliche Erscheinung beobachtete der Verf. in Halle, wo er am frühen Morgen über den Spitzen der Thürme ihr umgekehrtes Bild im Nebel schweben sah. Auch diese Erscheinung leitet der Verf. von der Wirkung des Schattens in Verbindung mit einigen Nebenumständen ab. Verschieden von diesem Phänomen sind die weit merkwürdigern Fata Morgana, welche an der Meerenge von Messina ganze Landschaften mit Städten, Schlössern, Wäldern, Viehheerden und Menschen in die Luft zaubert, und ähnliche Erscheinungen, welche von der Strahlenbrechung in den verschiedene Dichtigkeit besitzenden Luftschichten abzuleiten sind. Das Buch enthält hierüber einen besondern Aufsatz. — Noch eine andere Abhandlung spricht über Abbruch und Anwachs an den Ufern des Meeres und großer Meerbusen und behandelt in specie die Beobachtungen, welche der Verf. selbst in dieser Beziehung in den Gegenden an der Nordsee, an der Elbe, Weser und Ahde angestellt hat.

Mehre der angegebenen Aufsätze sind schon früher abgedruckt. Diejenigen Leser, welche des verstorbenen Brandes vortreffliche Vorlesungen über die Astronomie und über die Naturlehre kennen, werden in dem Buche meist Bekanntes finden. 26.

Pantheon des preußischen Heeres. Ein biographisches Handbuch für Militair- und Civilpersonen. Aus den besten Quellen bearbeitet mit einigen Freunden der Kriegsgeschichte des Vaterlandes von L. Freiherrn von Zedlitz (Z. N. d. i. Zedlitz-Neukirch). Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Das „Pantheon des preußischen Heeres" von einem durch manche statistische und topographische Schriften bekannten Verf. soll eine Sammlung von Biographien verdienter preußischer Generale und Offiziere enthalten. Das ist ohne Zweifel eine beifallswürdige Idee, aber nicht leicht in der Ausführung und ohne umfassende Studien, vielseitige Mittheilungen von Privatpersonen und aus amtlichen Sammlungen und eine genaue Kenntniß des preußischen Heeres kaum möglich. Hr. v. Zedlitz beginnt mit der Biographie des Generals Scharnhorst, der im J. 1813 starb. Dann folgen von S. 17—308 Nekrologe verstorbener Generale aus den Jahren 1815—24, wo sich neben berühmten Namen auch manche unbedeutende finden, deren Inhaber es im Wege des gewöhnlichen Avancements zum Generalmajor gebracht hatten und von denen eigentlich nicht Vieles zu berichten war. Aber eine Auswahl scheint Hr. v. Zedlitz, aus uns unbekannten Gründen, ganz und gar nicht beabsichtigt zu haben. Von S. 308—350 folgen Nachträge, freilich eine fast unvermeidliche Zugabe biographischer Werke; hier aber konnten doch wol manche Biographien, wie die des Generals L'Estocq, bereits in den Haupttheil des Werkes aufgenommen werden, da Hr. v. Zedlitz hier meist aus gedruckten Quellen geschöpft zu haben scheint. Von S. 350—362 folgt eine andere Rubrik: „Das Pantheon der gefallenen Helden, oder einige gesammelte Nachrichten über die auf den Schlachtfeldern oder vor den Festungen gebliebenen oder tödtlich verwundeten brandenburg-preußischen Generäle und commandirenden Offiziere" und S. 362—393 noch eine neue Reihe: „Im siebenjährigen Kriege blieben" (jedoch nur in den Jahren 1756 und 1757). Aus dieser Beschreibung ergibt sich wenigstens, daß die von Hrn. v. Zedlitz getroffene Anordnung keineswegs bequem sei, auch ist dieselbe nirgend durch besondere Gründe motivirt worden.

Den Inhalt der Nekrologe anlangend, so wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Verf. recht viele nützliche Notizen vereinigt und nicht wenige interessante Mittheilungen aus der Geschichte des preußischen Heeres zusammengestellt hat. Als Belege nennen wir die Biographien der Generale Bülow, L'Estocq, Grawert, Thielmann, Larisch, Mutius, Hode, sowie die Beiträge zur Geschichte berühmter preußischer Regimenter und einzelner Heeresabtheilungen. Aber dem Feldmarschall Blücher mußten in einem „Pantheon des preußischen Heeres" mehr als sechs Seiten gewidmet sein. Hier fehlte es ja dem Verf. doch wol nicht an Vorarbeiten? Über Kalckreuth, Hohenlohe, Scharnhorst ist nur Bekanntes wiederholt und der Zug des Herzogs von Braunschweig-Ols, da derselbe einmal hier mitaufgeführt wurde, viel zu kurz abgefertigt worden. Hinsichtlich seiner Urtheile hat sich Hr. v. Zedlitz an das bekannte De mortuis nil nisi bene gehalten, wozu ihn auch wol locale Verhältnisse veranlaßten, sonst würde wol über manche Generale, wie über den Commandanten von Hameln im Feldzuge von 1806, über den Herzog Eugen von Würtemberg und andere, das Urtheil anders gelautet haben. 7.

Notiz.

Eine alte „Schule der Höflichkeit".

Ein deutscher Freiherr hat unlängst ein Buch über die Höflichkeit geschrieben, wobei Leser und Recensenten nicht recht zu wissen schienen, ob sie es ernstlich oder als einen Spaß zu nehmen hatten, so ganz eigenthümlich kam Manchem die Art und Weise der Behandlung vor. Unsere Nachbarn, die Franzosen, welche bekanntlich das höflichste Volk auf dem Erdboden sind, besitzen seit vielleicht drei Jahrhunderten ein Werkchen, eins der Bücher von der Gattung: gedruckt in diesem Jahr, in kleinem Format und mit grobem Druck, wie man sie an den Straßenecken oder bei den Bouquinisten auf dem großen Markt findet, welches einen ähnlichen Gegenstand behandelt, aber mit dem allergrößten Ernste, mit wahrer praktischer Lebensweisheit und christlicher Salbung. Tausende und abermals Tausende von Exemplaren dieses Büchleins werden zu ein paar Sous in den Provinzialstädten namentlich der nördlichen Departements, in Flandern und der Normandie verkauft; es ist aber für die Jugend bestimmt, die ohne dasselbe ebenso wenig sein kann wie die Hausmutter ohne den „Matthieu Laensberg" oder den „Nostradamus", während die eleganten Bändchen des Freiherrn, auf Velinpapier gedruckt, für Solche berechnet schienen, welche seiner Regeln nicht mehr zu bedürfen glauben und vielleicht gar schon im „Geiste der Kochkunst" studirt haben. Der Titel des belobten Werkchens (hier ist das „lodato" der Italiener, welches sie anwenden, wenn sie Person oder Buch auch eben nicht gepriesen haben, recht passend) heißt: „Nouveau traité de la civilité française" — man muß sich aber durch den Zusatz „française" nicht zu dem Glauben verleiten lassen, als handele es sich hier so recht von französischer Höflichkeit. Keineswegs: die moralischen und Lebensregeln, sowie die Belehrungen über Sitte und Anstand, welche das Buch Alten und Kindern gibt, sind überall anwendbar und kein Land dürfte bei ihrer strengen Befolgung etwas verlieren. Es kommt der allgemeine Theil, dann wird im besondern Alles abgehandelt, was den Tag über vorgehen kann, und Anweisung ertheilt, wie man sich beim Aufstehen und Ankleiden, bei Besuch und Mahlzeit, bei Spiel und Spaziergehen zu verhalten habe. Tüchtige Menschenkenntniß spricht aus dem Ganzen, während die Details mit großer Einfachheit und anmuthiger Naivetät entwickelt sind. So ist die Höflichkeitslehre der Franzmänder, ein Buch, dessen Verf. ebenso unbekannt ist wie die unserer zahlreichen Volksbücher, das aber wie diese jedes Jahr, ohne besonderes Verlagsrecht, aber doch immer „nouvellement revu, corrigé et augmenté, avec approbation" wiederaufgelegt wird. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 22. — 22. Januar 1836.

Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, 1830 à 1835. Par l'auteur de l'Histoire de la Restauration. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Wollen wir nun noch dem Verf. in der Zusammenstellung der bis jetzt gewonnenen Resultate der Monarchie vom 7. August folgen, so wären es im Wesentlichen folgende: 1) die Regierung ist Herr ihrer Handlungen; es steht über dem Könige keine executive Gewalt mehr und die Verwaltung nimmt den, offen gestanden, despotischen Charakter an, welchen Hr. Capefigue für nöthig hält; 2) die Staatsgewalten, so weit sie von der Gesellschaft ausgehen, sind im Genusse ihrer Vorrechte; die Rechte der Deputirtenkammer werden nicht mehr in Frage gestellt, die Pairskammer hat sich als gesetzgebende und richterliche Behörde bewährt, und die „souveraineté populaire" ist durch die einzig mögliche „souveraineté parlementaire" ersetzt; 3) die richterliche Gewalt ist gesichert und die bewaffnete Macht geordnet; 4) die Nationalgarde und die Wahlcollegien der Municipalitäten sind auf ihre Grenzen zurückgewiesen worden. „Ce qu'on n'a point osé en principe", heißt es hier z. B., „dans une loi, on l'a résolu comme un acte de l'administration; on a corrigé le principe d'élection par le principe de dissolution." Das ist nun freilich eine ziemlich sonderbare Correction, deren schwache und gefährliche Seite der Verf. aber natürlich nicht berührt. 5) Die Regierung hat den Beifall und die Mitwirkung des Landes gewonnen, namentlich bei Unterdrückung der Aufstände, Auflösung der politischen Gesellschaften, Unterdrückung der Propaganda und Abfassung der Gesetze gegen die Presse und die fremden Ruhestörer. Zum Schluß werden dann noch einmal alle die Herrlichkeiten, welche die Monarchie vom 7. August erreicht habe, in einem echtfranzösischen Wortschwalle recapitulirt. Man sollte danach glauben, daß eigentlich nichts mehr zu wünschen und zu thun übrig wäre; aber der Verf. hat es nicht so genau genommen beim Aufzählen; z. B. findet sich da auch „la guerre de principes a jamais abolie"; da müßte Frankreich eine ganz eigne Gestalt bekommen, wenn es je einmal dazu kommen sollte. Gleich darauf predigt aber Hr. Capefigue selbst wieder, man solle sich nur noch unter den Waffen halten, denn das Programm des Hotel de Ville, die Demokratie, sei noch nicht aus dem Felde geschlagen.

Welche Gefahren von diesem Feinde drohen, wird nun nochmals des Breitern in dem letzten Hauptabschnitte: „Dangers d'un retour vers le programme de Juillet", dargethan. Gefährlicher als die Demokraten, meint er aber, seien doch — man möchte sie die politischen Wölfe in Schafskleidern nennen — die Monarchisten, welche die demokratischen Institutionen unter monarchischen Formen verbergen wollen. Sie sprechen den furchtsamen Leuten zu und gewinnen daher auf den Bürger, den Philister Einfluß. Grade durch sie könnte die Revolution von 1830 noch einmal zu Kräften kommen, zumal da sie eigentlich doch noch nicht alle ihre Mittel verbraucht hat. Hr. Capefigue findet noch zu viel Demokratie in den politischen Institutionen, zu viel „égalité" in den Gesetzbüchern, in den Wahlordnungen, der Gemeindeverfassung, in der Nationalgarde, im Heere, in der Familie, kurz überall. Das Alles wird dann wieder fein in eine systematische Ordnung gebracht, und da müssen denn nacheinander das „principe electorale", das „principe parlementaire", das „principe populaire" und endlich auch die „fonctionnaires publics", wie sie diese unselige Julirevolution hinterlassen hat, ganz und gar nichts mehr werth sein und je eher je lieber reformirt werden, weil es in zwei oder drei Jahren sonst nicht mehr möglich sein würde, die Demokratie zu bändigen. Das Wahlgesetz muß also zunächst geändert werden, die Tierspartei muß gänzlich unterliegen, Dupin muß die Präsidentschaft verlieren, Thiers, „la dernière représentation de l'esprit révolutionnaire", muß aus dem Ministerium verdrängt werden, alle Präfecten und Beamte mit verdächtigen Gesinnungen müßten von ihren Plätzen weichen: genug, man sieht, daß Frankreich erst abermals wieder durch das Fegefeuer einer Revolution müßte, um dahin zu kommen, wo es die Weisheit des Hrn. Capefigue hin haben will.

Um aber ja die Gefahr recht dringend und einleuchtend zu machen, sieht er schon im Geiste Odilon-Barrot als Vertreter der Anarchie an der Spitze des Ministeriums und stellt als den äußersten Termin, bis wohin etwas geschehen müßte, um ein solches Unglück abzuwenden, die nächsten Wahlen fest. Bis dahin müßte noth-

Digitized by Google

wendig die Verbindung der Interessen der Grundeigenthümer mit denen des erhaltenden Theiles der Verwaltung vorbereitet sein. Und durch welche Mittel? Darauf antwortet Hr. Capefigue im Schlußcapitel: „Moyen contre la crise". Da ist viel auf ein Mal verlangt, viel in einem kleinen Raume zusammengedrängt: Rückkehr zum „centre droit", Amnestie für die Gefangenen zu Ham sowol als auf Mont St.-Michel u. s. w., Errichtung einer Prälatenbank in der Pairskammer, Erweiterung der königlichen Prärogative, Wahl der Maires und der Offiziere der Nationalgarde durch die Regierung, Herstellung der Erblichkeit der Pairskammer und Wiedereinsetzung der Pairs Karl X., Beschränkung der Kammer der Deputirten durch die Einweisung des Rechtes der Protestation auf bestimmte, enge Grenzen, ein neues Wahlsystem für die Departementalräthe, „constitution de la famille" (was Hr. Capefigue darunter eigentlich verstanden hat, ist schwer zu sagen), religiöse Erziehung und Umgestaltung des Personals der Verwaltung.

Wir halten es für überflüssig, zu diesen unverdauten Dingen noch einen Commentar zu liefern. Das ist eine schlechte Kunst, solche Rathschläge zu geben, die Kunst eines falschen Propheten. Hr. Capefigue sieht und behandelt die Politik von seinem einseitigen, um nicht zu sagen einfältigen Standpunkte aus nicht wie ein fruchtbares Feld, das verständigen Anbau durch Gottes Segen lohnt, sondern wie eine Gemeindetrift, wo Jeder das Recht habe, sein Vieh hinzutreiben, um sie gehörig und nach Wohlgefallen abweiden zu lassen, damit der Nachbar, wenn er mit seiner Heerde nachkommt, den kahlen Boden finde. Das ist freilich leichter, als das Gras wieder wachsen zu lassen, das ohnedies nie gedeihen kann, wenn Alle desgleichen thun. Hr. Capefigue spricht auf jeder Seite von der Vortrefflichkeit einer „partie conservatrice", von der Nothwendigkeit der „stabilité" und wirft doch selbst die Dinge durcheinander wie die Spielbälle. Ein solches Verfahren beweist, daß man kaum die Oberfläche der Verhältnisse kennt, wie sie wirklich sind, und daß man gar nicht fähig ist, ihr Wesen zu begreifen, wodurch ihre Gestaltung in der Zukunft bedingt ist. Nichts ist leichter, als zu sagen: man schaffe sich einen Stand der Patrizier, man hebe die Aristokratie, man mache große Grundbesitzer, man stelle ein nationales Wahlsystem her, durch welches nach einer glücklichen Combination die größtmögliche Zahl Wähler an der Wahl Theil habe, aber doch unter der Controle der Grundbesitzer stehe, man kehre zur alten Zeit zurück u. s. w.; man muß auch wissen, ob dazu die Elemente vorhanden sind und wozu eine solche Rückkehr führen soll. Darüber macht sich aber Hr. Capefigue wenig Sorgen.

Frankreich hat Elemente genug, die es verbauen kann; das Niederreißen hat lange genug gedauert; man arbeite daher nur rüstig am Aufbau. Das Unglück dabei ist, daß diese unberufenen Baumeister weder über den Plan dazu klare Begriffe haben, noch wissen, wo der eigentliche Fehler liegt, daß es mit der Ausführung nicht glücken will. Wir wiederholen es nochmals: Frankreichs Aufgabe ist, ein festes constitutionelles System der Monarchie auszubilden, in welchem Regierung und Verwaltung nicht blos der Form, sondern auch dem Geiste nach in ihrem praktischen Organismus im Einklange seien. Dazu kommt man aber nicht durch die Vorschläge des Hrn. Capefigue. Zur Ausbildung eines haltbaren constitutionellen Systems gehört vor Allem Ruhe, ein guter Wille, gegenseitige Achtung und Anerkennung, ein tüchtiger Sinn und Würde im Leben; seine gefährlichsten Gegner sind Eigenliebe, Eitelkeit, Eifersucht und Herrschbegierde. Darin ist von jeher in Frankreich von oben so gut wie von unten gefehlt worden und wird leider ferner gefehlt werden. Hr. Capefigue erzählt aber davon nichts. S.

Humoristische und historische Skizzen aus den Jahren der Revolutionskriege, entworfen auf Reisen und Wanderungen durch Italien, Frankreich, Ungarn und Deutschland. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Soldaten gesammelt, und als Beitrag zur Kenntniß einer denkwürdigen Zeit herausgegeben von August Ellrich. Meißen, Goedsche. 1835. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Wir sind immer der Meinung gewesen, daß ein Stück Leben, insofern es uns wahr und ohne intrigante Nebenabsicht vorgelegt wird, mehr Werth habe als eine schale Dichtung, welche auf dem Wege zu ihrem Ziel müde liegen bleibt, die höhere Wahrheit nicht zu schaffen vermag und darum keine Poesie ist. In Anerkennung dieser geringen Wahrheit der Wirklichkeit — geringer nur in ihrem Detail, wo sie noch nicht als ein Ganzes auftritt, denn im Ganzen und Großen möchte sie wol der Wahrheit der Poesie, die ja ohne sie nicht wäre, das Gleichgewicht halten — haben wir uns nie so sehr wie Andere gegen den breiten Raum auflehnen können, welchen die Memoirenwelt in unserer neuern Zeit einnimmt. Aus diesem Grunde waren uns selbst unbedeutende Memoiren immer noch lieber als schlechte Romane oder Novellen, und darum haben wir auch das vorliegende Werkchen mit besonderm Vergnügen gelesen. Wir empfehlen es unsern Lesern als einen Beitrag zur Sittengeschichte, als eine an sich interessante Skizze mancher Zustände, lebensvoller Augenblicke aus dem Dasein eines Einzelnen, der nicht hoch genug in der Geschichte seiner Zeit stand, um bemerkt zu werden, der aber ein gebildeter Mann war, welcher mit offenen Augen und gradem Sinne beobachtete und lebhaft darstellt. Wenn der Verf. auch manche Erscheinung des Lebens aus dem Voltaire'schen Standpunkte seiner Zeit zu hart beurtheilt, so thut er es doch immer mit Feinheit und Humor, weit entfernt von dem unwürdigen Tone neuerer Stimmführer, welche sich einzubilden scheinen, Freiheit sei Frechheit, Wahrheit schnödeste Prosa des Lebens, Gleichheit cynische Gleichgültigkeit für alles Höhere und Bessere, für Alles, was das Leben allein zum Leben macht, für Alles, ohne welches ein Ehrenmann nicht leben möchte, welches, dem Leben genommen, ihm nichts übrig lassen würde, als sich niederzulegen und zu sterben. Im Gegentheil greift unser Erzähler diese Freiheitsapostel sogar hier und da an, welche ihr Götzenbild aus Affenliebe, oder vielmehr pure Eigenliebe, um an seinem Halse gesehen und bemerkt zu werden, umarmen, und es erdrücken, es ermorden. Wenn wir ihm außer jener Einseitigkeit der Ansicht, die historisch Überliefertes ungerecht würdigt, wenn es nicht ganz mehr in die Gegenwart paßt, etwas vorzuwerfen hätten, so wäre es nur der Styl, der uns oft mit sehr vielen eingeschachtelten Sätzen belästigt, weil er zu viel Nebengedanken auf dem Wege zum Hauptgedanken antrifft und uns das Fortkommen auf dem sonst so leichten und heitern Pfade erschwert. Doch die Fehler des Reichthums und der frohen Laune ertragen sich leichter als die

Digitized by Google

des Gegentheils. Noch möchten wir unserm Autor vorwerfen, daß er uns grausame Scenen zu wenig erspart, wie z. B. die fürchterliche Hinrichtung des Corporals Teufel und jenen Auftritt aus dem Feldlazarethe, die Pfählung in Ungarn, wenn wir uns nicht sagen müßten, daß, wie tadelnswerth dergleichen Erfindungen auch in Romanen sein mögen, Diejenigen, welche solche Dinge in der Wirklichkeit erlebten, ein anderes, besser begründetes Recht haben, unsere Nerven nicht zu schonen, und daß Darlegung solcher Thatsachen in belletristischen Schriften vielleicht das wirksamste Mittel ist, die öffentliche Stimme gegen ihre Grausamkeit zu erwecken und sie aus der Welt zu verbannen, sie mögen nun blos aus der Roheit einzelner Gemüther entsprungen oder in der Rohheit des Gesetzes begründet sein. Vor unsern Ohren wenigstens wird die wimmernde Stimme des armen Knaben und sein Sterbewort: „Ja, Herr Feldscherer", noch lange schmerzlich nachklingen.

Was die Noten betrifft, mit denen der Herr Herausgeber das Werk seines verstorbenen „wahren, besten, einzigen Freundes", wie er ihn nennt, begleitet, „der ihm in allen Verhältnissen des Lebens, bei Sonnenschein und Stürmen, unwandelbar treu geblieben", so müssen wir ihm dafür allerdings dankbar sein; doch wünschten wir, sie wären weniger im Geiste jener schon erwähnten seichten Aufklärung geschrieben, welche alle Erscheinung voriger Jahrhunderte verdammt; wir wünschten, daß der Literat hier den Eifer und die Ansicht des Soldaten zu mildern bemüht gewesen wäre, statt sie in ihrer Einseitigkeit noch zu verstärken. Der Soldat ist so ganz der Sohn der Gegenwart, er lebt so ganz und stark im Augenblick, daß wir ihm dieses Vergessen früherer Zustände wol zugute halten müssen; dem gelehrten, ja selbst nur dem gebildeten Literat können wir es nicht zugute halten; denn er sollte begreifen, daß, selbst wenn man die Bildung einer Zeit so hoch stellen will, daß sie Alles, was nicht sie ist, verwerfen darf, diese Bildung doch auch eine Wurzel haben muß, ein historisches Element, aus dem sie erwachsen; und da finden sich denn als solches grade die Zustände, die er schonungslos verdammt. Es ist eine große Beschränktheit und Einseitigkeit, alle Einrichtungen früherer Zeiten für das Product einer schonungslosen Willkür zu halten. Der Mensch ist nicht so allmächtig. Die Einrichtung, die nicht Zeitbedürfniß, Zeiterfoderniß ist, bleibt und dauert in keiner Zeit, schlägt ihre Wurzeln nicht in den Boden der Geschichte, und darum ist uns die Überlieferung heilig, daher stammt die Legitimität des Alten, weil Gottes Finger selbst oder la force des choses, wie es die neuere Welt lieber nennt, in der Gottes Finger waltet, dieses Alte, einst Neue, gründete. Daß eine Zeit kommt, die dieses Alte wiederaufhebt und Neues darauf baut, ist ganz natürlich, da Alles wächst, sich entfaltet, Vieles abblüht, ausgebraucht wird und als Spreu und Asche, als todte Pflanze zurückfällt. Aber weil dieses mit allem Menschlichen und Irdischen, vielleicht mit allem Lebendigen geschieht, so ist darum die in ihrer Zeit gegründete Erscheinung noch kein sinnloses Ereigniß, Diejenigen, welche sie beförderten, sind keine unsinnigen oder böswartigen Thoren; denn ohne eine Art Begeisterung wird nichts begründet und eine Art Begeisterung hat immer eine Art Recht. Auch unsere Zeit macht ihre Einrichtungen, die eine nachfolgende Zeit, wenn sie ausgenützt haben, aufheben wird, auf denen sie andere bauen wird, die wir noch nicht ahnen, weil das Neue im Leben wie in der Poesie immer ein Offenbartes ist, was Derjenige, der ihm noch fern steht, nicht fassen, nicht vermuthen kann. Deswegen sollte der gebildete Mensch, insofern seine Bildung Wurzel hat und sich nicht selbst als ephemer erkennen will, wie die abgerissene Blume, die ein Kind in seine Gärten steckt, das Alte, selbst indem er die Hand an seinen verjährten Stamm legt, ehren, anerkennen; seine Neuerungen würden uns weniger Mistrauen einflößen; wir würden fühlen, daß dieser Mann in seiner Einsicht und Gerechtigkeit weiß, was er thut, wenn er aufhebt, wenn er zerstört. 10.

Bibliographie.

Adami, F., Die Freischützenbraut. Nordische National-Novelle. 8. Suhl, Müller. 1 Thlr.

Allemagne, Die jeune, in Deutschland. 8. Stuttgart, Lieschíng. 5 Gr.

Aus dem Reise-Portefeuille eines Deutschen. Herausgegeben von Erich Gothenburg. 2 Abtheilungen. 8. (Mit 1 lithogr. Abbild.) Hamburg, Erie. 1 Thlr. 18 Gr.

Becker, C. F., Systematisch chronologische Darstellung der musikalischen Literatur von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Nebst biographischen Notizen über die Verfasser der darin aufgeführten Schriften, und kritischen Andeutungen über den innern Werth derselben. 1ste Lief. Schmal gr. 4. Leipzig, Friese. 1 Thlr. 4 Gr.

Bibliothek historischer Romane. 10ter, 11ter Bd. — Auch u. d. T.: Historische Erzählungen aus Preußens Vorzeit. Von F. W. Haberland. 2 Bde. 8. Leipzig, Lauffer. 1 Thlr. 18 Gr.

——, 12ter Bd. — Auch u. d. T.: William oder Geburt und Verdienst. Mehr Wahrheit als Dichtung. Ein romantisch-historisches Gemälde von J. A. Müller. Neue Ausgabe. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Brzoska, H. G., Die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität und ihre zweckmäßige Einrichtung. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 18 Gr.

Büttner (ehemal. Korporal, jetzt Aufschlags-Untereinnehmer), Beschreibung der Schicksale und Leiden während seiner 19monatlichen Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813. Von ihm selbst beschrieben. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 8 Gr.

Cooper, J. F., Die Monikins. Eine wundersame Geschichte. Aus dem Englischen von G. R. Bärmann. 2 Thle. Gr. 8. Zwickau, Gebr. Schumann. 2 Thlr. 12 Gr.

Coutelle, C., Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz, aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben. 2 Thle. 8. Duisburg, Schmachtenberg. 1 Thlr. 8 Gr.

Dethier, P. A., Gemälde der alten Welt oder Leben und Wirken der berühmtesten und edelsten Männer des Alterthums. 1ster Bd. Mit 12 Bildnissen in Kupferstich. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 1 Thlr. 12 Gr.

Fiedler, F., Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Cultur, von der Erbauung Roms bis zum Untergange des weström. Reiches, für die mittlern Classen der Gymnasien, für Real- und höhere Bürgerschulen dargestellt. Mit 84 eingedruckten bildlichen Darstellungen und 2 Karten des westlichen und östlichen Römerreichs. 1stes bis 3tes Heft. Gr. 8. Leipzig, Baumgärtner. 18 Gr.

Fürth, A., Freiherr von, Die Ministerialen. Gr. 8. Cöln, Bachem. 2 Thlr. 16 Gr.

Gallerie weiblicher Schönheiten. (Welche ist die Schönste?) Ein Muster-Buch zur Auswahl für Jung und Alt. (Von C. Herlosssohn.) 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Industrie-Comptoir. 4 Gr.

Gellert's, C. F., sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drey Büchern. Neueste Original-Ausgabe. Mit 15 Kupfern nach Heinrich Ramberg. Gr. 8. Leipzig, Hahn. Weiß Druckpap. Cart. 1 Thlr. 16 Gr. Ord. Druckpap. ohne Kupfer und roh 8 Gr.

Gemälde von Deutschland. 6te, 7te, 8te (u. letzte) Lieferung. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 18 Gr.

Gräbner, C., Die Großherzogliche Haupt- und Residenz-Stadt Weimar, nach ihrer Geschichte und ihren gegenwärtigen gesammten Verhältnissen dargestellt. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. 2te unveränderte Auflage. Mit 12 Kupfern. 8. Weimar, Voigt. 16 Gr.

Große, C., Don Pedro oder Geschichte der neuesten Re-

Digitized by Google

volution von Brasilien und von Portugal. 8. Leipzig, Vetter u. Kostosky. 1 Thlr.

Hastig, G. L., Lexikon für Jäger und Jagdfreunde, oder waidmännisches Conversations-Lexikon. Nebst 2 Tafeln illuminirter Zeichnungen. Gr. 8. Berlin, Nicolai. Subscr.-Pr. 2 Thlr. 16 Gr. Ladenpreis nach der Ostermesse 3 Thlr. 8 Gr.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, A. Fürst v., Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Privatleben; gesammelt in den Jahren 1815—1838. Von dem Herrn Verfasser genehmigte Originalübersetzung aus dem Französischen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 12 Gr.

Jahrbuch für 1836. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, Moser, Olbers und Pauker. Mit 1 Kupfertafel. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Kahlr, F., Die Rebellen oder: Die Schicksalsverwandten. Ein romantisches Gemälde aus der neuen Zeitgeschichte. 2 Thle. Quedlinburg, Ernst. 1 Thlr. 4 Gr.

Krüger, C., Der Häßliche. Noch eine Novelle. Dann: Neueste Berichte vom Cap der guten Hoffnung über Sir John Herschel's höchst merkwürdige astronomische Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend. Nebst kurzer Übersicht einiger neu entdeckter und beobachteter Doppelsterne und Nebelflecken. 8. Hamburg, Erie. 1 Thlr. 12 Gr.

Littrow, J. J., Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. 3 Bde. Mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Tafeln. 3ter Thl.: Physische Astronomie. Beschreibung und Lehre vom Gebrauch der astronomischen Instrumente. — Auch u. d. T.: Physische Astronomie oder Gesetze der himmlischen Bewegungen. Beschreibung und Lehre vom Gebrauch der astronomischen Instrumente. Mit einem erklärenden Verzeichniß der vorzüglichsten astronomischen Kunstwörter. Nebst 28 astronom. Figuren auf 5 Taf. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Malhahn, Fr. von, Conradin. Trauerspiel in fünf Acten. Gr. 8. Güstrow, Opitz. 1835. 9 Gr.

Marryat, Capt., Willy Königs-Eigen. Aus dem Englischen von H. Roberts. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Gr.

Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 2te vermehrte Auflage. 4te, 5te Lief. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Mering, F. E. Frhr. von, Die Peterskirche, mit besonderem Bezuge auf das dortige Gemälde von P. P. Rubens, und die Cäcilienkirche in Cöln a. Rh. 2te bedeutend vermehrte Aufl. Gr. 12. Cöln, Eisen. 12 Gr.

Milo, A., Das Hohenstaufenlied. Gr. 8. Schwedt, Nernst. 1 Thlr.

Mises, Dr., Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Gr. 12. Dresden, Grimmer. 6 Gr.

Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften verflossener Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode. Herausgegeben von H. Beckers. 2tes Heft. 8. Augsburg, Kollmann. 20 Gr.

Raumer, G. W. von, Regesta historiae Brandenburgensis. Chronologisch geordnete Auszüge aus allen Chroniken und Urkunden zur Geschichte der Mark Brandenburg. Erster Band bis zum Jahre 1100. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 20 Gr.

Rennie, J., Wunder der Insectenwelt oder Insekten-Verwandlungen. 1ste Abtheilung. Mit 77 Abbildungen. Gr. 12. Leipzig, Baumgärtner. 21 Gr.

Romito, G., Der Meisterschlag und: 's hat Eins geschlagen! Erzählungen. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Scheffer, H., Bilder ohne Rahmen. 2 Thle. Gr. 12. Marburg, Elwert. 2 Thlr.

Scherer, F. E., Parthaun. Dramatisches Gedicht. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 16 Gr.

Schlegel's, F., philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts. Aus dem Nachlaß des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. 1ster Bd. Gr. 8. Bonn, Weber. Subscr.-Pr. 2 Thlr. 8 Gr. Velinpap. 3 Thlr. 4 Gr.

Schlesinger, S., Josef Gustkow und dessen Holz- und Strohinstrument. Ein biographisch-artistischer Beitrag zur richtigen Würdigung dieser außerordentlichen Erscheinung. Mit dem Portraite des Virtuosen und Abbildung des Holz- und Strohinstruments in Steindruck. 8. Wien, Tendler. 12 Gr.

Simonde de Sismondi, Geschichte der Auflösung des römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation der alten Welt. Verdeutscht von Wilhelm Adolf Lindau. 1ste und 2te Lief. Gr. 8. Leipzig, Barth. Geh. 12 Gr.

Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 3te verb. Aufl. Gr. 12. Leipzig, Friese. 16 Gr.

Stolberg, F. L. Graf zu, Leben des heiligen Vincentius von Paulus nebst dessen Ordensregeln, und ein aus dem Italienischen übersetztes Gespräch der heiligen Katharina von Siena. 3te Auflage. Gr. 8. Münster, Aschendorff. 1 Thlr. 8 Gr.

Storch, L., Bergmüller's Röschen. — Die bestrafte Untreue. Zwei Novellen. 8. Gotha, Müller. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Winterflora. Novellen und Erzählungen. 1ster Bd. 1ste Abth. Der seltene Diener. 2te Abth. Der Fluch der bösen That. Vier Stockwerke. 8. Gotha, Neumann. 2 Thlr.

Strombeck, F. C. von, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 2te, etwas vermehrte Aufl. 2 Thle. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg. 2 Thlr. 8 Gr.

Troxler, Der Cretinismus und seine Formen als endemische Menschenentartung in der Schweiz. Eine Abhandlung vorgetragen in der Versammlung der schweizerischen Naturforscher im Juli 1830. Gr. 4. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 8 Gr.

Viardot, Paul, Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von Th. Hell. Gr. 8. Leipzig, Leo. 20 Gr.

Wohlfahrt, J. F. Th., Über den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt und auf das Christenthum und den christlichen Cultus insbesondere, in Rücksicht auf die unserem Cultus bevorstehenden Reformen. Eine historisch-kritische Untersuchung. Gr. 8. Leipzig, Klinkhardt. 18 Gr.

Zangen, G. L. von, Die Verfassungs-Gesetze deutscher Staaten in systematischer Zusammenstellung. Ein Handbuch für Geschäftsmänner. 3ter oder Supplementen-Theil. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 3 Thlr. 8 Gr.

Zedlitz, Z. N., L. Freih. von, Pantheon des Preußischen Heeres. Ein biographisches Handbuch für Militair- und Civilbehörden, aus den besten Quellen bearbeitet im Verein mit einigen Freunden der Kriegsgeschichte des Vaterlandes. 2ter Bd. Gr. 8. Berlin, Stuhr. Geh. 1 Thlr. 6 Gr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Zöllner, F. W., Pedro de Montillos, der Geächtete. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Eroberung Spaniens durch Napoleon. 2 Thle. 8. Gera, Heinsius. 2 Thlr.

Zürn, A. W., Johann Huß auf dem Concile zu Costnitz. Nebst einem Anhange, enthaltend: Hußen's denkwürdige Briefe geschrieben während seiner Gefangenschaft. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 23. — 23. Januar 1836.

Ein Wort über philosophische Methode.

> Ich glaube, es ist dir nicht entgangen, wie die jungen Leute, wenn sie zuerst etwas von philosophischer Dialektik gekostet haben, dieselbe als ein Spiel betrachten und sich ihrer zu beständiger Widerrede bedienen. Wie sie von Andern geschult wurden, so thun sie es nun diesen nach und nehmen Andere in die Schule, und haben ihre Freude daran, wenn sie wie junge Hunde Alle, die ihnen in den Weg kommen, mit ihrer Dialektik zerren und zausen können. Haben sie nun auf diese Weise Viele durchgehechelt und sind sie ihrentheils von vielen Andern durchgehechelt worden, so kommen sie gar bald und stark dahin, daß sie an nichts von Dem mehr glauben, was sie früher glaubten, und so geschieht es denn, daß sie sich selbst und die ganze Philosophie bei den Übrigen in Verruf bringen.
>
> Plato's Republik, Buch VII.

Unterzeichneter hatte vor Kurzem Veranlassung bei Gelegenheit einer Beurtheilung der neuesten Schrift Göschel's *), einen Unfug zu rügen, der auf das Beispiel und den Vorgang dieses Denkers, anerkanntermeise eines der Gediegensten, Redlichsten, Geist- und Kenntnißreichsten der Hegel'schen Schule in Dem, was diese Schule Methode nennt, überhand zu nehmen drohte. Schon dort deutete er die Besorgniß an, wie das Misverständniß, wenn es sich von jenem ernstern und talentvollen Mann auf „unberufene Nachtreter" übertragen sollte, „der grundlosesten Willkür und einem völlig inhaltleeren Spiel und Formelwesen Thor und Thüre öffnen möchte". Diese Besorgniß ist seitdem noch sehr verstärkt worden durch das Erscheinen einer Schrift, die zwar nicht grade von Göschel jenes Misverständniß über die Methode entlehnt, wol aber es mit ihm theilt, und auf eine Weise theilt, worin wir schon jetzt Das, was dort nur Besorgniß war, als That und Wirklichkeit vor uns sehen. Diese Schrift ist:

Die Genesis des Wissens, von H. F. W. Hinrichs. Erster metaphysischer Theil. Heidelberg, Mohr. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Ref. würde, wenn nicht ein ernsthaftes Interesse der Sache ihn zum Reden drängte, es gern vermieden haben, über dieses Buch oder seinen Verfasser ein Wort zu sagen, da es leicht den Schein haben könnte, als sage er Das, was er sagt, als Replik auf die Schmähungen, die Hr. Hinrichs in der Vorrede zu seinem Buche, wie über viele Andere, so auch über ihn auszugießen für gut befunden hat. Daß dem nicht so ist, möge der geneigte Leser daraus abnehmen, daß Ref. in der That guten Grund hat, seinerseits von Hrn. Hinrichs weit lieber Tadel als Lob zu empfangen. Den Tadel nämlich theilt er mit Männern wie Schelling, J. H. Fichte, Sengler, Stahl, K. Ph. Fischer, Braniß u. A., während er das Lob wahrscheinlich mit Manchem würde theilen müssen, in dessen Gesellschaft genannt zu werden er sich eben nicht zur besondern Ehre rechnen würde. Nur dies bekennt Ref. gern, daß ihm beim Lesen dieser Vorrede und noch mehr beim Lesen der neuesten Recensionen des Hrn. Verfassers über Schelling und Fichte (welche man in der That empörend finden müßte, wenn sie nicht ohnmächtiger noch als giftig wären und ihr Gift, selbst abstammend aus geistiger Ohnmacht, sich allenthalben kundgäbe) zu wiederholten Malen die Lust angewandelt ist, Herrn Hinrichs, der sich bei jeder Gelegenheit über „Unziemlichkeiten" Anderer beschwert, auf die Schultern zu klopfen und mit Mephistopheles zu fragen: „Du weißt wol nicht, Freund, wie grob du bist?" Also, wie gesagt, nicht die Absicht einer in diesem Falle wol überflüssigen Selbstvertheidigung ist es, was ihn bewegt, sich einmal, was er bisher trotz wiederholten Auffoderungen stets zu thun vermieden hat, mit dem Manne einzulassen, dessen literarischer Charakter in Deutschland durch ein glückliches Aristophanisches Witzwort schon längst zum Sprüchwort geworden ist. Seine Absicht ist, den bessern Anhängern und Nachfolgern des großen Denkers, dessen Methode und Denksystem wir in Hrn. Hinrichs zur Caricatur verzerrt erblicken, an diesem Beispiele, über dessen Beschaffenheit er bei ihnen selbst auf Einverständniß rechnen zu können glaubt, die Klippe aufzuzeigen, an der ihre Sache so leicht scheitern kann und vielleicht jetzt eben zu scheitern im Begriffe ist.

Die Bedeutung des Hegel'schen Systems, mag man dieselbe nun wie seine unbedingten Anhänger — denn es gibt deren in der That Solche, die mehr Hegelianer sind als Hegel selbst — darein setzen, daß mit diesem Systeme die philosophische Wissenschaft für alle Zeiten

*) Theologische Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1836. Erstes Heft. Die betreffende Stelle steht S. 197—204.

Digitized by Google

begründet und abgeschlossen sei, oder, wie die Freisinnigern unter den Anhängern und wie der Gründer des Systems selbst *), darein, daß es einen nothwendigen Durchgangspunkt für alle weitern Fortschritte dieser Wissenschaft bildet, beruht wesentlich darauf, daß es System, in sich geschlossenes und in allen seinen Gliedern auf das engste und unauflöslichste zusammenhängendes Ganze ist. Hr. Hinrichs führt jetzt auf eine Weise, die wol Manchem hin und wieder ein Lächeln ablocken wird, unaufhörlich das Wort Methode im Munde und thut sich etwas darauf zu Gute, neben Daub und allenfalls etwa noch Göschel der Einzige zu sein, der die Methode des Meisters gefaßt habe und auf productive Weise sie anzuwenden wisse; alle Andern beschuldigt er entweder wie den Ref., der Aeußerlichkeit und eines „fahrigen Wesens" (dies Wort vermochte Hr. H. auszusprechen, ohne dabei an sich zu denken!) im Gebrauch der Methode; oder, wie den an Klarheit, Umsicht und Verstandesschärfe ihm weit überlegenen Gabler (auf den er jetzt aus leicht begreiflichen Gründen übel zu sprechen scheint, obgleich er ehemals der Erste war, ihn zu loben und sein Werk anzupreisen), des bloßen Popularisirens der Hegel'schen Lehre; oder, wie noch Andere, die er nicht nennt, des „sich auf gefällige Schreibart Legens und die Methode Methode sein Lassens"; oder endlich summa summarum, um noch etwas in Bausch und Bogen zu sagen, das Jeder sich annehmen kann, der „unglaublichsten Zügellosigkeit, Ungebundenheit und Roheit der Form". Bei diesem unablässigen selbstgefälligen Pochen auf die Methode sollte man erwarten, bei ihm, wenn bei irgend einem andern Nachfolger Hegel's jene Strenge der Systematik, jene Genauigkeit in der Stellung jedes Problems und jedes Begriffs an den Ort, den er in dem Systeme einnimmt, wiederzufinden, welche bei Hegel so eng mit der Methode verknüpft, so die unmittelbare nothwendige Folge derselben ist. Man sollte erwarten, daß Hr. H., wenn er, wie in der vorliegenden Schrift allerdings der Fall ist, das Werk Hegel's nicht blos nachzuarbeiten, sondern selbständig weiter zu führen, productiv zu ergänzen sich vermißt — und dies zwar „im Interesse der Wissenschaft", weil kein Anderer es thut, weil die Wissenschaft, das System, ohne ihn verwaist wäre in Betracht jener „unglaublichsten Zügellosigkeit, Ungebundenheit und Roheit", die „seit Hegel's Tod und nach einem solchen Vorbilde" eingerissen ist — man sollte, sagen wir, erwarten, daß er dies thun werde mit stetem Hinblick auf das Ganze, mit der Absicht, die Bande des Ganzen da, wo sie etwa aufgelockert scheinen möchten, enger zusammenzuziehen und auch solche Gegenstände, die, von dem Gründer des Systemes vielleicht übersehen, bisher außerhalb der Grenzen des Systems lägen, in dasselbe hereinzuziehen, in die Ordnung des Systems ihnen ihre Stelle anzuweisen und sie nicht nur unter sich selbst, sondern ebenso sehr auch mit dem übrigen Inhalte durch das Band der Methode zu verknüpfen. Aber nichts von alle dem! Hr. Hinrichs bedient sich der „Methode" nur, um Unordnung, Desorganisation in das System zu bringen, um die kunstreich gefügten Bautheile desselben durcheinander zu werfen und nicht etwa das Ganze zu einem neuen Bau zu verarbeiten, sondern einzelne aufs Gerathewohl herausgriffene Steine zu einem willkürlichen Machwerk grillenhaft zusammenzukitten. Statt die Betrachtung über neue Gegenstände zu erstrecken (über welches Beginnen Anderer er sich S. XLIX fg. der Vorrede in ungeschicktem, ja unlogischem, schülerhaftem Ausdrucke vornehm herabblickend vernehmen läßt), nimmt er die von Hegel längst — und wie anders! — behandelten noch einmal vor und quält sich ab, sie in eine neue Form zu bringen, ohne im Geringsten sich darum zu kümmern, wie die durch die Herausnahme dieser Gegenstände in dem System entstandenen Lücken werden auszufüllen, oder wie das durch ihn Umgestellte und Umgeformte in den Bau des Systems wird einzufügen sein.

Die Ankündigung seines Unternehmens lautet bei Hrn. H. folgendergestalt (S. L fg. der Vorrede): Hegel habe die Erkenntniß einer doppelten Betrachtung unterworfen, einer phänomenologischen und einer logischen. In der Phänomenologie sei der Geist, das Erkennen in Beziehung auf Anderes, mit dem Äußerlichen und Natürlichen behaftet und verwickelt. Er befreie sich zwar von diesen Bestimmungen der Natürlichkeit, aber (darauf nämlich scheint der Verf. mit seinem hier wie überall äußerst unklaren, ungenauen und verworrenen Ausdrucke hinauszuwollen) er bringe es nicht zur Erzeugung eines Inhalts aus sich selbst heraus und unabhängig von dem äußerlich Gegebenen. In der Logik dagegen sei er, der Geist, „im reinen Gedanken von ihm, als freier Begriff, welcher sich selbst der Gegenstand ist". Weder das Eine nun noch das Andere ist dem Verf. das Rechte oder das Genügende. Er behauptet, es müsse noch eine dritte Betrachtweise geben, eine solche, welche „den Geist, wie er (wir unterstreichen gewissenhaft, was der Verf. unterstrichen hat), frei von aller Beziehung auf Anderes, das Sein und Denken seiner selbst ist, erkennend zum Gegenstand der Erkenntniß mache", und dies sei die Aufgabe der Genesis des Wissens. Jeder, der auch nur nothdürftig denken gelernt hat, wird hier meinen, diese Definition der Genesis des Wissens sei eine und dieselbe mit jener, die der Verf. unmittelbar vorher von der Logik gegeben. Indessen dies braucht Hrn. H. nicht zu kümmern, der ja wenige Zeilen zuvor gegen die „unglaubliche Zügellosigkeit, Ungebundenheit und Roheit der Form" zu Felde

*) Schreiber dieses hat noch vor ganz Kurzem von mehren achtbaren Männern, die er nur zu nennen brauchte, um die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses außer allen Zweifel zu setzen, die bestimmteste Versicherung erhalten, daß Hegel persönlich ein klares Bewußtsein hatte über das Unbefriedigende, über den durchaus negativen Charakter seines Systems. Aber er hielt es für seine Pflicht, es dennoch mit dem ganzen Gewicht seines Geistes und seines Charakters zu vertreten, weil es an der Zeit war und weil nur durch Ueberwindung dieser Stufe der fortschreitende Geist der Wissenschaft das Höhere zu erreichen vermag.

Digitized by Google

gezogen ist und dadurch sich unstreitig das Recht erkämpft hat, daß, was bei Andern so heißen würde, bei ihm nicht mit diesen „unziemlichen" Ekelnamen bezeichnet werden darf. Unterschieds genug, daß Hr. H. die zweite Definition wenigstens theilweise unterstrichen, die erste nicht unterstrichen, auch beide so gestellt hat, daß der Leser, wenn er aufmerksam ist, errathen kann, die zweite solle nicht Dasselbe, sondern etwas Anderes als die erste sagen. Wirklich sehen wir auch aus dem Werke selbst, daß Hr. H. mit seiner „Genesis des Wissens" in der That etwas Anderes meint als Hegel mit seiner Logik. Er gibt uns nämlich in diesem ersten Theile, welcher die „Metaphysik des Geistes" enthält (ein zweiter soll die „Naturgeschichte des Geistes" enthalten), nicht wie Hegel eine Wissenschaft der Kategorien, sondern eine Wissenschaft des Wissens unter folgenden Rubriken: I. Unmittelbares Wissen. A. Unmittelbares Wissen als solches. a. Wissen. b. Nichtwissen. c. Traumwissen. B. Substantiales Wissen. a. Klares Wissen. b. Immanentes Wissen. c. Intellectuales Wissen. II. Reflectirtes Wissen. A Theoretisches Wissen. a. Sensuales Wissen. b. Ideales Wissen. c. Transscendentales Wissen. B. Praktisches Wissen. a. Formales Wissen. b. Reales Wissen. c Subjectives Wissen. III. Absolutes Wissen. A Objectives Wissen. a. Intuitives Wissen. b Reproductives Wissen. c. Substantives Wissen. B. Absolutes Wissen. a. Positives Wissen. b. Negatives Wissen. c. Speculatives Wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Herbstnovellen von Sigmund Schlesinger. Wien, Haas. 1835. 8. Thlr. 3 Gr.

Der Verf. nennt seine Novellen ihrer düstern Färbung wegen nach der Jahreszeit, in der die Blätter fallen. Düster sind sie allerdings und selbst die hindostanische Novelle: „Die Tochter des Khans", noch die heiterste unter ihren Schwestern, erzählt viel von Verfolgungen und verschiedenartigen Drangsalen, ehe das großmüthige türkische Ehepaar die Liebenden vereinen kann, ehe die schöne Gulegauz ihren für eine so reizende Person unpassenden Namen ablegen und mit dem bedeutungsvollen Maria vertauschen kann. — „Südliche Rache" spielt in Spanien zur Zeit der Feldzüge Napoleon's auf der pyrenäischen Halbinsel, ein junger deutscher Arzt fällt ihr zum Opfer. Die Geschichte zieht an und ist wahrscheinlich, was im Roman oft nöthiger ist als in der Wirklichkeit. — Die italienische Sage: „Der Fischer von Calabrien", ist eine Paraphrase der Lafontaine'schen Fabel vom fürwitzigen Täubchen, das, der einförmigen Lebensweise auf seiner Heimatsflur überdrüssig, sich in das Gewühl der Städte wagte, Ruhm und Gewinn suchte, gerupft und verwundet nach Haus kehrte, wie es dem armen Cosmo erging, der das Netz mit dem Schwert vertauschte, unter Castinat Lorbern erkämpfte, einem heillosen Buben in die Hände fiel, von ihm zu schweren Vergehen verführt wurde und auf dem Schaffot endete. — „Wieliczka", historisch-mineralogische Novelle aus den Zeiten Johann Sobieski's, ist halb eine mineralogische Vorlesung, halb eine Erzählung voller Graus, in welcher das Laster zwar unterliegt, aber nicht ohne die Unschuld mit in sein Verderben zu verstricken. Johann Sobieski, dessen großartig liebenswürdiger Charakter nun über ein und ein halb Jahrhundert der Welt als ein edles Muster aufgestellt ist, erscheint auch hier seiner würdig, und auch der wunde Fleck in ihm, die Schwäche gegen seine so unwürdige Gattin, ist nicht verschwiegen, wie man denn außer mineralogischen Belehrungen auch einige Bruchstücke aus der polnischen Geschichte in diesem mehr unterirdischen als über der Erde heimischen Roman findet.

2. Almarosa. Ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts, von Marina. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Almarosa ist eine reizende Prinzessin, welche eine Ehe unter ihrem Stande eingeht, bald darauf ihren Mann verliert und auch ihre Tochter todt glaubt, die ihr von einer ränkevollen Schwägerin geraubt wird. Selbige fürstliche Dame steht mit Jesuiten und deren Werkzeugen im engen Bündniß, die Verbundenen scheuen nicht Mord, noch Verleumdungen, noch Treubruch und andere Verbrechen, sobald es gilt, der alleinseligmachenden Kirche ein gewichtiges Glied zuzuführen und den eignen Vortheil zu bedenken. Zuweilen hat es den Anschein, als thue Fürstin Isabelle, ein fleischgewordener Teufel in der Gestalt eines Malteserritters, das Böse blos aus Gefallen am Bösen. Almarosa stirbt vergiftet, aber in den Armen ihrer Tochter. Der Roman als solcher erfodert viel Aufmerksamkeit, um nicht hinter seiner allzu raschen Beweglichkeit zurückzubleiben und sich nicht in seinen labyrinthischen Gängen zu verirren; das Leben am Hofe, die Portraits der erlauchten Personen, die darin auftreten, vor allen Kaiser Joseph und die unglückliche Maria Antoinette, sind nur dann nicht in Ton und Zeichnung vergriffen, wenn Anekdoten und Züge gleichzeitigen Memoiren entnommen sind. Desto mißfälliger stechen dagegen die aus der Luft gegriffenen Schilderungen ab; die sentimentalen Reden, die hier dem Kaiser in den Mund gelegt sind, möchten, wenn er sie lesen könnte, seinen Spott erregt und er sich verwundert haben, zu einem blöden, zärtlichen Schäfer umgeschaffen zu sein, der zugleich mit der Dame seiner Gedanken nicht allein den leichten verbindlichen Conversationston anstimmt, sondern auch Staatsangelegenheiten mit ihr discutirt und seine Handlungen nach ihren Wünschen einrichtet, was dem wirklichen Joseph schwerlich begegnet ist.

3. Die natürliche Tochter. Freie Bearbeitung der von Stephanie Louise de Bourbon-Conti selbstverfaßten Memoiren, zur Erläuterung von Göthe's gleichnamigem Trauerspiele, durch Friedrich Zirklauf. Zwei Theile. Meißen, Klinkicht. 1835. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Die eigne Zuthat des Übersetzers beträgt kaum einen Bogen, und das ist Schade, denn was er aus der eignen Schöpferkraft hinzufügte, ist gut. Außer der zusammengestrichenen Übersetzung (die frühere von Ukert gab das Original ohne Weglassung) enthält die Vorrede, Auszüge aus Göthe's Selbstbiographie und Stellen aus Falk über Göthe, insofern darin Erwähnung von jenem Drama „Die natürliche Tochter" geschieht, welche Beziehungen der Verfasser erläutert, die Identität der Memoirenschreiberin mit der legitimirten Prinzessin einigermaßen darthut, auch einiges Wenige von ihrem fernern Leben beibringt. Den bedenklichen Punkt, daß keine gleichzeitigen Memoiren von einer zu legitimirenden Tochter des Prinzen von Conti sprechen, daß sogar die für Hofskandal so offenherzige Gräfin Genlis davon schweigt, umgeht unser Vertheidiger; die angezogene Stelle über Rousseau beweist nur, daß der gensser Philosoph auch andern Leuten so vorkam, wie ihn die Gräfin von Mont-Lair-Zain beschreibt; nicht, daß Rousseau sie gekannt, sie unterrichtet habe. Daß die Revolutionsmänner eine Unthat, die ein so schlechtes Licht auf die Bourbons warf, sollten mit Stillschweigen übergangen haben, ist kaum glaublich, wie denn Vieles in den Denkwürdigkeiten der angeblichen Prinzessin Conti problematisch bleibt, nämlich für den Geschichtsforscher. Nicht so für den Dichter; der hat das vollste Recht, für die Wahrhaftigkeit ihrer Person zu zeugen, Umstände und selbst Eigenthümlichkeiten zu ändern, wenn sie seiner Dichtung ein Hinderniß wären. Eine Analyse des Dramas und eine Vergleichung desselben mit den Denkwürdigkeiten, die das Vorwort gibt, überzeugt, daß der Dichter sehr wohl wußte, was er zu

Digitized by Google

seinem Zweck Taugliches aus den Memoiren zu nehmen, was er zu verwerfen, was zu idealisiren hatte.

2. Piemontesische Novellen, von Silvio Pellico, Barante, und dem Grafen De ***. Nach dem Italienischen von Eduard Schmidt. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. 8. 1 Thlr.

Ein berühmter Name kann ebenso oft zur unbequemen Bürde als zu kräftigem Schutz und Trutz werden. Hier ist bei „Eugilde de la Roccia", von Silvio Pellico, das Letztere der Fall. Von einem andern Verf. würde man die Novelle, in welcher eine Frau ihrem Manne übers Meer nachreist und ihn vom Tode rettet, der ihm, dem Kreuzzügler, von einem Sultan droht, dürftig finden, bei Pellico verfährt man schonender und meint, daß die Einbildungskraft bei so langer, harter Gefangenschaft wol verbleichen müsse und daß die süßklingende italische Mundart der Gedankenfülle entbehren könne. — „Imilda" vom Grafen De *** wird schon mit strengerm Auge betrachtet und dieses bolognesische Liebespaar als ein schwaches Nachbild von „Romeo und Julie" des unsterblichen Briten gescholten. — In „Schwester Margarethe" wird Einer aus Furcht, verrückt zu werden, gar verrückt; die Liebende wird, um ihn besser zu pflegen, barmherzige Schwester, verzehrt sich im Liebesgram und stirbt bald nach dem Rasenden. Es ist echte, tiefe Empfindung in dieser Novelle, wie sie sich nur selten bei den Franzosen findet, so häufig sie auch das Wort sentiment gebrauchen, so vielumfassend auch ihre Vorstellung davon ist.

5. Diana von Cinq Mars, oder der Eid. Eine historische Erzählung von J. Satori. Leipzig, Engelmann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

6. Novellenkranz, gewunden von J. Satori. Zwei Bände. Leipzig, Rein. 1835. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Das Beiwort: historisch, ist ein hors d'oeuvre, und noch dazu ein misrathenes, wie es je eins gab. Historisch ist an der ersten Erzählung nichts als der Name Cinq Mars, dessen Person uns die Romanschreiber viel zu oft vorgeführt haben, daß wir nicht wissen sollten, wie der unglückliche Günstling Ludwig XIII., den der schnödeste Undank des Monarchen Richelieu's Rache preisgab, kein alter grämlicher Mann war, wie hier zu lesen ist. Auf die Schicksale der Witwe und Tochter hat die Abstammung von Cinq Mars nicht den mindesten Einfluß. Die Mutter konnte sich immerhin der Verbindung der Tochter mit einem deutschen Grafen widersetzen, weil sie Blutschande dabei wähnte, das Mädchen sich entführen lassen, Eifersüchteleien konnten das Liebespaar trennen, sie Beide sich anderweitig verheirathen, die Frau des einst geliebten Mannes einziges Kind stehlen, sich endlich doch noch vermählen: das Alles konnte geschehen, ja sogar der Vater des deutschen Grafen durfte ohne alle Ursache sich der Ehe widersetzen, indem er sehr wohl wußte, daß Diana und sein Sohn keine Geschwister waren, wenn die Leute auch ganz anders hießen. Man sollte endlich die Verschwendung mit historischen Namen einstellen und sie nicht als Aushängeschild für recht gewöhnliche Romanenfiguren und Verhältnisse misbrauchen.

Mit besserm Fug und Recht ist das Sagenhafte in dem „Novellenkranz" von derselben Verfasserin in die Erscheinung gesetzt. „St.-Annaberg", eine Sage aus dem Erzgebirge, ist von solcher innern Tüchtigkeit, daß sogar der verfehlte Ton der Erzählung dies nicht erschüttern kann. Eher hebt die Legende: „St.-Bavo" den Fuß zu dem Schritt auf, der das Erhabene mit dem Lächerlichen verbindet. In demselben ersten Bande ist der mißglückende Versuch gewagt, ein Drama zu einer Novelle zu bearbeiten; hier doppelt mißglückt, weil „Hernani" auch als Trauerspiel den Kritikern so arge Blößen gibt. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit dem Effect zu opfern, halten Tragöden für erlaubt; sie haben den Erfolg für sich, das rasche Vorübereilen des Geschehenden, das Ergreifende des Moments lassen vorerst dem überraschten, geblendeten Zuschauer kein Urtheil zu. Nicht so verhält es sich im Roman. Der muß die Handlung motiviren und darf nicht grob gegen wirkliche und poetische Wahrheit sündigen. An diese Bedingungen hat unsere Verfasserin nun gar nicht gedacht; sie fügt weder erklärende, mildernde Ursachen den auf die Spitze gestellten Charakteren und Handlungen hinzu, noch verwischt sie grelle Unwahrscheinlichkeiten; sogar die berühmte Scene Karl V. im Grabgewölbe in Aachen, für einen Deutschen so anstößig, ist unverändert gelassen; im Roman fällt der mächtige Eindruck, den sie bei der Darstellung macht, ganz weg und nur das Abgeschmackte bleibt übrig. — Der zweite Band enthält ein Nachtstück: „Das Geheimniß", in dem Ursache und Wirkung nicht in dem Verhältniß stehen, wie die Verfasserin es will. Nicht das Katholischwerden der beiden Freunde ist direct Schuld, daß der eine den andern unfreiwillig vergiftet; ohne alle Machinationen von Mönchen und Nonnen konnte der Eine in Besitz eines Fläschchens mit Gift gelangen und der Zweite ihm dies statt heilsamer Tropfen reichen. Ja, wenn die Vergiftungen nicht wäre, wie mancher Aufwand von zwecklosen Beschreibungen und Intriguen unterbliebe nicht. „Luise Ryson" heißt abermals „historisch", und zwar deshalb, weil Katharine von Medici an Astrologen glaubte, sie um sich versammelte, ein Graf Polignac daran auch glaubte, sie befragte und nach ihrem Ausspruch sich richtete. Die Astrologen unserer Tage ziehen einen andern Rock an als den im 16. Jahrhunderte, nicht selten den einer Frau, wie bekannte Beispiele darthun; die Form hat sich verändert, nicht die Sache selbst; nicht der Glaube an solche Orakel, nicht die Wahrscheinlichkeit ist aufgehoben, daß der und jener thöricht genug ist, die Aussprüche der weisen Frau zur Richtschnur seiner Handlungen zu nehmen. Hebammen, die mit verbundenen Augen zu Kreisenden gebracht wurden, die sowie ihre Umgebung maskirt waren, sind auch nichts Unerhörtes in unsern Tagen, ja sogar das schauderhafte Ereigniß eines in die Flammen geworfenen Neugeborenen fällt einer spätern Zeit anheim als der der Katharine von Medici. Sitten, geselliger Ton, alles Übrige ist modern; warum nicht jenen Astrologen in einen Kameraden der Lenormand verwandeln, bei welcher Annäherung der Gegenwart das Theetrinken, sowie die Schreibefertigkeit sämmtlicher Personen ganz in der Ordnung gewesen wäre. 29.

Notizen.

Die verbrennlichen Substanzen, welche in Frankreich dem Boden abgewonnen werden, sind: Kohlen, Lignit, Anthrazit, Bergpech und Torf. Die Zahl der dortigen Kohlenbergwerke, welche ergiebig sind, beläuft sich auf 1.8. Die Masse der im Laufe von 1838 in Frankreich gewonnenen Kohlen beträgt nicht weniger als 15,741,430 Centner, dem Werth nach 15,0.9,43 Francs, der Centner zu 96 Centimes, oder 71 Centimes für das Hectoliter gerechnet. Die Zahl der Arbeiter ist 14,15[illegible], die der in Thätigkeit stehenden Dampfmaschinen 290, deren gesammte Macht gleich 4163 Pferden ist. Die Kohlenbergwerke in Frankreich lieferten im Jahr 1789 nicht mehr als 7,800,000 Centner; im Jahr 1812 6,638,000 C. und im Jahr 1838 15,741,430 C. Diese Quantität ist ungefähr der zehnte Theil von Dem, was die Kohlenschachte in England einbringen.

Wenn man die Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten zu 33 Mill. Seelen annimmt, so kommt in ihnen auf 39,000 Bewohner etwa eine Buchhandlung. In Österreich kommt erst eine Buchhandlung auf 122,222 Seelen. In Frankreich hatte sich vom Jahre 1814 — 26 die Zahl der literarischen Productionen um das Vierfache gesteigert, und sie stieg wieder um das Doppelte von 1826—28. In diesen beiden Jahren erschienen in Frankreich 7616 Druckwerke, im Jahr 1830 6739, im J. 1831 6065, und im J. 1833 7011.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1836.

Ein Wort über philosophische Methode.

(Beschluß aus Nr. 23)

Ueber diese Wissens-Wissen-Tafel, nach Kant's Ausdruck bei seiner Kategorientafel, wenn auch vielleicht in einem etwas verschiedenartigen Sinne, allerhand „artige Betrachtungen anzustellen", überlassen wir dem Leser und gehen unsererseits grade auf den Punkt los, um den es uns hier einzig zu thun ist. Hr. Hinrichs maßt sich, wie wir gesehen haben, an, eine dritte Erkenntnißlehre oder (denn dies scheint ihm als gleichbedeutend zu gelten) Geisteswissenschaft aufgefunden zu haben nach der doppelten, welche Hegel gab. Daß er in dieser vermeintlichen Wissenschaft nichts wirklich Neues gibt, wollen wir nur im Vorübergehen bemerken, da wir, um diese unsere Versicherung (die uns übrigens Jeder, der den Verf. aus seinen frühern Schriften kennt, auf unser Wort glauben wird) zu erweisen, ihm Schritt für Schritt folgen und an jeder Stelle besonders zeigen müßten, wie Alles, was nur von fern wie ein Gedanke aussieht, nichts als ein abgeschwächter und meist verunstalteter Nachklang aus Hegel's „Phänomenologie des Geistes" oder einer der übrigen Schriften dieses Denkers ist. Aber an den Verf. selbst uns wendend, fragen wir ihn, wie er dieses neu durch ihn zu Tage geförderte Meisterstück der „Methode" durch die Methode selbst rechtfertigen will? Gilt es ihm etwa — fast sollte man nach der Art, wie er in der Vorrede davon spricht, dies meinen — für Willkür oder zufälliges Belieben, wenn Hegel die Wissenschaft vom Geiste grade in jene zwei Disciplinen und in keine dritte faßte? Hat er vergessen, daß Hegel, nachdem er dazu gelangt war, die Philosophie als System zu fassen und den Plan eines Ganzen zu entwerfen, in welchem alle Theile als Glieder eines organischen Leibes ineinander greifen, die Phänomenologie und die Logik nicht äußerlich *nebeneinander* stellte, sondern dem Inhalte der (früher von ihm abgefaßten) Phänomenologie seine genau bestimmte Stelle in dem Systeme anwies? Wo soll neben dieser Stelle auch noch Hrn. H.'s Genesis des Wissens ihren Platz im Systeme finden? Und gesetzt, es lasse sich ein solcher Platz für sie ausfindig machen, mit welchem Rechte konnte sich Hr. H. der Mühe überhoben glauben, diesen Platz aufzuzeigen und das Verhältniß seiner Disciplin zu den beiden Hegel'schen *systematisch-methodisch* zu bestimmen? Ist es nicht der schreiendste Widerspruch gegen jene Strenge der Methode, welche der Verf. mit so viel Geräusch für sich in Anspruch nimmt, und heißt es nicht offenbar, Methode Methode sein lassen und sich — zwar nicht auf eine gefällige, denn von diesem Vorwurf hat sich Hr. H. rein zu erhalten gewußt, wol aber auf eine liederliche — „Schreibart legen", wenn diese erste Foderung *jedes* wissenschaftlichen Unternehmens, sich über sein Verhältniß zu andern, ähnlichen und *ausdrücklich ihrem Gehalte und ihrer Form nach anerkannten* Unternehmungen zu verständigen, unerfüllt gelassen, wenn sie als gar nicht vorhanden betrachtet wird?

Aber in der That, Hr. H. hatte guten Grund, jene Foderung, so dringend sie auch jedem Unbefangenen sich darstellen muß, zu ignoriren. Bei dem leisesten Versuche, die Genesis des Wissens in die Ordnung des Systems, wie sie von Hegel entworfen ist, einzufügen, würde es sich klar herausgestellt haben, wie völlig hohl an sich selbst, wie gänzlich unstatthaft in methodischer Beziehung der Einfall ist, den Geist einerseits zwar als wirklichen, lebendigen, nicht als blos logische Kategorie, andererseits aber dennoch als von aller Beziehung nach außen und auf seine Voraussetzung, die Natur und Sinnenwelt, baar und ledig, seinen Inhalt nur aus sich selbst herausspinnend, zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung, einer integrirend in das System eintreten sollenden Disciplin zu machen. Der Geist ist nach Hegel — und mit voller Ueberzeugung dürfen wir hinzusetzen, *nach der Wahrheit der Sache* — Das, was er ist, wesentlich *durch* die Voraussetzung der Natur und Sinnenwelt und *in* jener Voraussetzung. Die wissenschaftliche, d. h. die methodische, die dialektische Betrachtung des Geistes als Geistes — nicht blos seines allgemeinen Schema, welches die Logik oder Metaphysik enthält — besteht eben darin, daß der Geist stufenweise als aus der Natur sich entwickelnd, über die Natur sich erhebend, die Natur bezwingend und ihr Wesen in das seinige aufnehmend dargestellt wird. Auch nachdem der Geist sich selbst gewonnen, sich im Bewußtsein seiner selbst befestigt hat, besteht sein Sein, seine Thätigkeit fortwährend darin, daß er immer aufs Neue wieder eine Natur aus sich herausstellt, oder, was gleich viel, die wirklich ihm gegenüberstehende

Digitized by Google

geistig verklärt und wiedergebiert. Nie und in keinem Momente seines Daseins, seines Lebens ist der Geist ohne Natur, ohne sinnliche Objectivität; ein so naturloser Geist, wie ihn Hr. H. uns darstellt, ist ein schales Gespenst, eine völlig nichtige Abstraction. Nur in der lebendigen, thätigen Voraussetzung einerseits, und andererseits in der schöpferischen Erzeugung der Natur durch den Geist besteht die wahrhafte Immanenz der Natur in dem Geiste. Jene „Immanenz" dagegen, auf welche Hr. H. und einige ihm Gleichgesinnte unaufhörlich pochen und sie ihren Gegnern als ein Schreckensgespenst entgegenzuhalten nicht müde werden (Hegel'n selbst ist es nie eingefallen, Solchen, die auf gleicher Stufe speculativer Einsicht mit den gegenwärtigen Gegnern seines Systems standen, die abgeschmackten Vorwürfe der „Nichtimmanenz" und des „Dualismus" zu machen), welche den Grundgedanken auch zu dem gegenwärtigen Werke hergegeben zu haben scheint, ist entweder ein trivialer oder ein aberwitziger Einfall.

Noch könnte Hr. Hinrichs, wenn man ihn allzu sehr drängte, die Ausflucht brauchen (wiewol aus der Vorrede deutlich hervorgeht, daß dies nicht seine Meinung war): die Genesis des Wissens solle nicht als Theil in das System selbst eintreten, sondern, gleich der Phänomenologie in ihrer ursprünglichen Bestimmung, als philosophische Vorwissenschaft, als wissenschaftliche Einleitung zur Philosopie dienen. Aber damit würde er bei den Ansprüchen, die er doch übrigens macht, aufs Neue in die fatale Nothwendigkeit versetzt, sich darüber zu erklären, weshalb es denn einer solchen Einleitung bedürfe, weshalb er denn, im Widerspruch mit Hegel und mit seinen eignen sonstigen Versicherungen, den Hegel'schen Anfang mit dem „reinen Sein" nicht mehr genügend halte, sondern einen andern Anfang begehre. Das Hegel'sche System und seine gesammte Gliederung beruht auf der Voraussetzung von der wissenschaftlichen Richtigkeit jenes Anfangs; wird der Anfang ein anderer, so wird auch das System ein anderes. Daß nichts in der Welt ungeeigneter sein kann, in die Philosophie einzuführen als das Buch des Hrn. Verf., daß es sich keineswegs zu seinem Vortheil namentlich auch neben jenes Gabler'sche stellen würde, von welchem Hr. H. jetzt so naserümpfend spricht (dieses letztere nämlich will gar nichts Anderes sein als nur Einleitung, Propädeutik, nicht, wie das vorliegende, zugleich eine wissenschaftliche Ergänzung des Systems, und hat in dieser Beschränkung als gut geschriebener Commentar oder Paraphrase der ersten schwierigen Abschnitte von Hegel's „Phänomenologie" sein unstreitiges, wiewol bescheidenes Verdienst), versteht sich ohnehin. Aber es lohnt nicht der Mühe, weiter nach einer etwanigen Möglichkeit umherzublicken, wie Hr. H. über Stellung und Absicht seines Werkes sich könne Rechenschaft gegeben haben. Es ist eben nichts Anderes als Gedankenlosigkeit, welche in ihm die Einbildung erzeugt, er dürfe nur auf gut Glück anfangen, die Dialektik, die „Methode" werde dann selbst schon ihr Ziel bestimmen und eine Wendung nehmen, wobei etwas herauskommt. Ist es ja doch nicht unser Geist, nicht der Geist des Verf., welcher die Bewegung leitet, sondern der Begriff, die Sache selbst, welche in der Methode sich bewegt; also lasse man auch den Begriff für sich selbst sorgen, was brauchen wir uns zu kümmern? Göschel — leider müssen wir diesen trefflichen Mann in einer seiner so wenig würdigen Gesellschaft nennen — hat es neulich *) gradeheraus gesagt, daß die Philosophie in keiner ihrer einzelnen Untersuchungen etwas Früheres vorauszusetzen, sondern, nur an die Logik und ihre Methode sich haltend, an jedem gegebenen Punkte von vorn zu beginnen hat; das heißt offenbar, daß es kein System der Philosophie gibt; daß dem Philosophirenden nichts übrigbleibt, als auf Abenteuer des Gedankens auszuziehen, an jeder Stelle aufs Gerathewohl zu beginnen und zu sehen, was daraus werden will. Dazu also muß sich die Methode Hegel's hergeben, sie, die ihre Bedeutung schlechterdings nur innerhalb der strenggeschlossenen Gliederung des Systems hat, darin hat, daß bei jedem ihrer Schritte alle frühern vorausgesetzt werden, daß jeder neu durch die Methode sich ergebende Begriff das organische Erzeugniß aller in der Ordnung des Systems ihm vorangehenden Begriffe und Entwickelungen ist! **) In der That ist nichts leichter, nichts auch den mittelmäßigsten Köpfen erreichbarer, als an jedwedem Gegenstande, wenn er aus seinem wissenschaftlichen Zusammenhange gerissen und von seinen wissenschaftlichen Voraussetzungen entblößt ist, den oberflächlichen Schein einer dialektischen Bewegung, dialektischer Antithesen und Vermittelungen hervorzurufen, zumal wenn man sich dabei nicht scheut, seine Vorgänger unaufhörlich zu plündern und das längst von ihnen besser und vollständiger Gesagte als ein Selbsterfundenes und Neues zu geben. Aber was kann das Resultat solchen Treibens sein? Was sonst, als bei Männern von einer bestimmten, befestigten Gesinnung und anderweit begründetem Glaubensinhalte, wie Göschel, ein willkürliches Hineinzwängen dieses Inhalts in die Formeln der „Methode"; bei Andern, die solchen Inhalts entbehren, Das, was die oben angeführte Stelle Plato's schildert, ein gesinnungsloses Radotiren ohne Zweck und Inhalt, oder nach einem längst trivial gewordenen Inhalte hin, nur um sich mit Andern herumzubeißen und ihnen etwas am Zeuge zu flicken, vor Allem aber, um sich selbst eine wichtige Miene geben und auf seinen, von der Welt unverstandenen Tiefsinn sich etwas einbilden zu können?

Die Anhänger Hegel's, wenn sie redlich gegen sich selbst und aufrichtig gegen die Wissenschaft sein wollen, haben keine Wahl, als entweder unbedingt und vorbehaltlos zu dem System ihres Meisters als einem wenig

*) In der Schrift: „Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele", S. 83.

**) Mit welcher Gewissenhaftigkeit sehen wir Hegel in seiner „Rechtsphilosophie" und allenthalben in seinen „Vorlesungen" sich am Beginn über die Voraussetzungen des jedesmaligen Gegenstandes erklären und dem Gegenstande seine Stelle im System anweisen! Und was thun seine Schüler „seit Hegel's Tod und nach einem solchen Vorbild"?!

Digitized by Google

stems für jetzt Letzten und Unantastbaren sich zu bekennen und, was sie geben, nur als Erläuterung, Ausführung oder weitere Verarbeitung Hegel'scher Ideen zu geben, oder aber offen von dem System, insofern es fertiges System ist, sich loszusagen, an ihrem Theile den Versuch zu wagen, dasselbe neu von vorn zu begründen und das Ganze umzugestalten. Wird in der Weise fortgefahren, die jetzt ein Theil der Philosophen dieser Schule, leider einen so talentvollen und edelgesinnten Mann wie Göschel an ihrer Spitze, anzustimmen begonnen hat, in dieser unglücklichen Mischung von hartnäckiger, allen wirklichen Fortschritten misgünstig sich entgegenstemmender Anhängerschaft und von halb furchtsamer halb selbstgefälliger Prätention des Weitergehens, so kann davon die Folge nur eine trübe Verwirrung aller wissenschaftlichen Denkweise sein, nur eine völlige Desorganisation jener echten philosophischen Wissenschaftlichkeit, die man eine Zeit lang in Hegel's Schule und nur noch in ihr zu suchen gewohnt war. Ref. seinerseits glaubte sich zu dieser Rüge durch das Bewußtsein berechtigt, daß sein eignes Streben stets auf das Ganze als Ganzes gerichtet war, wie es denn auch nur von Denen gewürdigt zu werden vermag, die es in seiner Totalität aufzufassen sich die Mühe nehmen und dabei der Fähigkeit, aus Bruchstücken ein Ganzes zu errathen, nicht entbehren. C. H. Weiße.

Kaiser Friedrich I. im Kampfe gegen Papst Alexander III. Ein historischer Versuch zur Aufklärung einiger bisher bezweifelten Thatumstände im Leben dieser beiden um die Weltherrschaft streitenden Zeitgenossen von Karl Ludwig Ring. Stuttgart, Steinkopf. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Von einem Geschichtschreiber verlangen wir vor Allem, daß er mit unbefangenem, vorurtheilsfreiem Geiste Zeiten, Begebenheiten und Personen auffasse und darstelle; daß er in den eigenthümlichen und besondern Geist einer Zeit, oder eines Volkes einzugehen und uns diesen zur lebendigen Anschaulichkeit zu bringen wisse, indem sich eben nur daraus das Entstehen, die Natur und Wirksamkeit so merkwürdiger und weltgeschichtlich bedeutsamer Erscheinungen und Institute auf eine naturgemäße und somit nothwendige Weise begreiflich machen läßt, als es namentlich das Papstthum war. Der Verf. will uns ein geschichtliches Bild von dem Kampfe Kaiser Friedrich I. gegen Papst Alexander III., d. i. von dem Kampfe der weltlichen Kaisermacht gegen die kirchliche Hierarchie geben. Wir sind also befugt, von ihm gleichfalls ein solches vollkommenes Eingehen in den eigenthümlichen Geist jener Zeiten, und eine möglichst vollkommene Verleugnung seines individuell-menschlichen Standpunkts, den Er als Protestant des 19. Jahrhunderts einnimmt, zu erwarten, ja selbst zu verlangen. Seine Aufgabe wäre gewesen, das naturgemäße und somit nothwendige Hervorgehen der römischen Hierarchie oder des Papstthums aus dem eigenthümlichen, allgemein herrschenden kirchlich-religiösen Glauben jenes Zeitalters, und das ebenso nothwendige als heilsame Dasein und Wirken derselben in Bezug auf den damaligen Bildungszustand der Menschheit darzuthun. Aber davon hat er auch nicht die mindeste Ahnung. Es findet sich in seinem Buche durchaus keine Spur von einer tiefern Auffassung geschichtlicher Erscheinungen, sondern nur eine ganz äußerliche und oberflächliche Ansicht derselben, die man selbst einem historischen Versuche nicht zu Gute halten kann. Er bezieht sich zwar gleich im Eingange auf Spittler, scheint aber nicht bedacht zu haben, daß auch Homer zuweilen geschlafen hat. Sehr nüchtern und oberflächlich ist wenigstens die von diesem sonst tüchtigen und geistvollen Geschichtforscher gemachte Äußerung in Bezug auf das Papstthum, auf die sich Hr. R. mit sichtlicher Selbstgefälligkeit, als auf einen ungemein geistreichen und schlagenden Gedanken, als auf eine große, tiefe Wahrheit bezieht. Ihm gemäß ist nämlich die Geschichte der römischen Hierarchie nichts weiter gewesen, „als die Geschichte der nähern Umstände, wie es zugegangen, daß der Hauptpastor von Rom, ein Mann, dessen Bestimmung eigentlich nur gewesen sei, zu katechisiren, zu predigen, Abendmahl auszutheilen, — im ganzen Occident Despot aller seines Gleichen und Despot aller Könige habe werden können, und wie es möglich geworden sei, die Welt tausend Jahre lang in einer Täuschung zu erhalten, die ebenso handgreiflich zu sein scheint wie die Untrüglichkeit und das Weltregiment eines geschorenen Kopfes." Wahrlich nicht leicht läßt sich eine nüchternere und ungenügendere Auffassung von einer großen, weltgeschichtlich-bedeutsamen Erscheinung denken, als es die hier angeführte Spittler'sche Ansicht vom Papstthume ist. Und doch ist die Antwort so einfach und naheliegend: es ward möglich und selbst natürlich, ja nothwendig durch die Macht des allgemein herrschenden kirchlich-religiösen Volksglaubens, den nicht das Papstthum, sondern der das Papstthum machte, das gleichsam aus ihm geboren wurde und sich ebenso natürlich und nothwendig aus ihm entwickelte, als sich der Baum aus seiner Wurzel entwickelt. Es verhält sich mit der römischen Hierarchie grade wie mit der großen Kirchenreformation und französischen Staatsumwälzung: denn weder wurde jene durch Luther und Melanchthon, sondern Beide wurden durch die in Folge der durch den veränderten und gereiften Bildungszustand der Menschen und des Zeitalters nothwendig gewordene Kirchenreformation, die also ohne Luther und Melanchthon geworden wäre, während diese nicht ohne sie hätten werden können; noch ward diese, die französische Staatsumwälzung nämlich, durch Mirabeau oder die Jakobiner, sondern diese wurde durch sie, die schlechthin nothwendig aus dem innerlich krankhaften und zerrütteten Zustande der französischen Monarchie hervorging und daher von einzelnen, wenn auch noch so hochbegabten Männern weder hervorgerufen und veranlaßt noch verhindert und unterdrückt werden konnte. So auch ging die römische Hierarchie allmälig naturgemäß und nothwendig aus dem allgemein herrschenden kirchlich-religiösen Geiste und Glauben jener Zeiten hervor, und die Größe und das hohe Verdienst der Päpste bestand hier lediglich darin, daß sie diesen Zeitgeist klar erkannten und durchschauten, einsahen, daß man nicht gegen den Strom schwimmen könne, sondern mit ihm schwimmen müsse in diesem Sinne dem herrschenden kirchlich-religiösen Zeitgeiste und Volksglauben eine bestimmte Form und Richtung gaben und sich seiner als des mächtigsten und gewaltigsten geistigen Hebels zu bemächtigen und mit ihm zu wirken wußten, wogegen die hohenstaufischen Kaiser ihre Zeit nicht erkannten, gegen den Strom schwimmen wollten, den Geist, den Glauben, die allmächtige Meinung und Zeitidee wider sich empörten, und eben deshalb, weil sie über ihre Zeit hinauswollten, nothwendig unterliegen mußten. Die Päpste aber, die ihre Zeit klar durchschauten und nur wollten, was der Zeit und deren Bildungszustande gemäß war, waren wahrhaft große Männer und ihr Sieg über die himmelstürmenden Titanen — denn wol kann man Männer wie Kaiser Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II. mit Recht himmelstürmende Titanen nennen — konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, weil der Geist, die Idee ihr Bundesgenosse war; zwar ein unsichtbarer, aber eben deshalb weit mächtigerer Bundesgenosse, als es Heere, Flotten und Schätze sind. Geht man nicht von diesem allein wahren Gesichtspunkte aus, so wird man immer unvermeidlich nur eine ganz einseitige, oberflächliche und verkehrte Ansicht von der wahren Natur der Sache haben können und müssen. Mag also immer Hr. R. im Eingange seiner Abhandlung er-

Digitized by Google

klären, „es solle ein Versuch sein, zu erklären, wie es möglich werden konnte, daß ein solcher geistlicher Despot es wagen durfte, seinen Fuß auf den Nacken eines mächtigen weltlichen Monarchen zu setzen und dabei höhnende biblische Worte auszusprechen, und diesen Vorfall, der von vielen Geschichtschreibern geleugnet oder bezweifelt worden sei, als eine geschichtliche Thatsache zu vindiciren", so hat er diese Aufgabe, wenigstens ihrem ersten Theile nach, nicht gelöst, eben weil er sich gar nicht in den eigenthümlichen Bildungszustand und in die eigenthümliche, kirchlich-religiöse Anschauungs- und Denkweise jenes Zeitalters zu versetzen, den Vorfall, auf den er sich bezieht, schlechthin nicht vom Standpunkte der damaligen, sondern nur von dem der jetzigen Zeit aufzufassen und zu beurtheilen vermag, somit also die erste und nothwendigste Aufgabe und Pflicht des Geschichtschreibers weder erkannt noch beachtet hat, die nämlich einfach darin besteht: Zeiten, Völker und Menschen so weit als möglich von ihrem individuell-besondern und nicht von dem individuell-besondern Standpunkte des Geschichtschreibers und seiner Zeit aus aufzufassen und zu beurtheilen, oder sich über seinen subjectiv-individuellen Standpunkt möglichst zu einer rein objectiven Auffassung und Würdigung geschichtlicher Erscheinungen, Begebenheiten und Persönlichkeiten zu erheben.

Ref. weiß wohl, daß diese nothwendige Aufgabe von Seiten eines bedingten, sterblichen Menschen niemals vollkommen gelöst werden kann und werden wird; aber streben nach einer möglichst vollkommenen Lösung derselben sollte wenigstens jeder Geschichtschreiber; unser Verf. aber hat auch nicht einmal eine Ahnung von der Nothwendigkeit eines solchen Strebens; wenigstens findet sich in seinem Werkchen nicht die mindeste Spur davon. Wie wenig er geschichtliche Erscheinungen, ihrem wahren, naturgemäß nothwendigen Ursprunge nach, aufzufassen und zu entwickeln vermag, spricht sich in den fernern Auseinandersetzungen des Verf. ganz unverkennbar aus. Daraus, läßt er sich weiter vernehmen, daß die Päpste vom Apostel Peter und die Kaiser vom Cäsar Augustus hätten abstammen wollen, sei so viel Unheil über die Welt gekommen und die Entwicklung des menschlichen Verstandes um viele Jahrhunderte zurückgehalten worden. Nicht leicht läßt sich wol eine oberflächlichere Auffassung von geschichtlichen Erscheinungen denken als die eben angeführte, abgesehen davon, daß der Ausdruck: abstammen, ein ganz ungeschickt gewählter ist. Weder wollten die Päpste vom Apostel Petrus, noch die römischen Kaiser vom Cäsar Augustus abstammen, sondern der allgemein herrschende kirchlich-religiöse Volksglaube jenes Zeitalters sah in dem jedesmaligen Bischof von Rom den sichtbaren Statthalter Christi auf Erden und den Nachfolger des Apostels Petrus. Gestützt auf diesen Glauben, getragen von ihm und begünstigt von verschiedenen günstigen Umständen und Verhältnissen, entwickelten und begründeten die römischen Bischöfe allmälig mit bewunderungswürdiger Klugheit, Folgerechtigkeit und tiefer Durchschauung des herrschenden ihnen günstigen kirchlich-religiösen Volksglaubens ihre merkwürdige Herrschaft. Hat diese unleugbar, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, ihre starken Schattenseiten und unheilvollen Folgen für die geistig-wissenschaftliche Entwicklung der europäischen Menschheit gehabt, dieselbe in mancher Hinsicht zurückgehalten und gelähmt, so hat sie doch auch andererseits ebenso unverkennbar ihre bedeutenden Lichtseiten und ihre wohlthätig-heilsamen Wirkungen auf die geistig-wissenschaftliche Bildung der germanisch-europäischen Völker gehabt, ja dieselbe allererst möglich gemacht und hervorgerufen. Dem Papstthume, das nothwendig aus dem Bildungszustande der damaligen Zeit hervorgegangen war und in einem innerlich nothwendigen Zusammenhang mit demselben stand, verdanken wir unsern jetzigen Bildungszustand. Dies verkennen oder leugnen wollen heißt den wahren geschichtlichen Hergang und Zusammenhang entweder nicht kennen oder absichtlich entstellen wollen. Fast möchten wir glauben, daß der Verf. keinen Begriff von der nothwendigen Aufgabe einer wahrhaft geschichtlichen Genesis gehabt hat, die eben darin besteht, das zeit- und naturgemäße und somit allmälig-nothwendige Entstehen und Heranwachsen geschichtlicher Erscheinungen, ihren innerlich-nothwendigen Zusammenhang mit dem eigenthümlichen Bildungszustande der bestimmt-gegebenen Zeiten und Völker, denen sie angehören, rein und einfach darzulegen, was freilich nothwendig vorausetzt, daß der Geschichtschreiber sich genau und vollständig in die gegebene Zeit und ihren Bildungszustand versetze und zu dem Ende gänzlich von seinem subjectiv-individuellen Standpunkt, den er etwa als Zeitgenosse des 19. Jahrhunderts, als Protestant, Rationalist u. s. f. einnehmen mag, abstrahirt. Wollten wir es aber auch Hrn. R. nachsehen, daß er dieser Foderung in keiner Hinsicht weder genügt hat, noch ihr auch nur einigermaßen gewachsen ist — ganz gewachsen wird ihr kein sterblicher Geschichtschreiber sein —, so wären wir doch berechtigt, von ihm eine richtige Auffassung und Kenntniß geschichtlicher Begebenheiten zu verlangen und zu erwarten, und es muß uns allerdings nicht wenig befremden, daß er auch nicht einmal dieser Anfoderung genügt, wenigstens hätte er sonst unmöglich äußern können: die Kaiser hätten vom Cäsar Augustus abstammen wollen. Daß Karl der Große sich in Rom zum römischen Kaiser krönen ließ und daß dies in der Folge von allen deutschen Königen geschah, dergestalt, daß die Kaiserkrönung in Rom durch den Papst zuletzt ein durch die Zeit geheiligtes Herkommen ward, das von allen deutschen Königen beachtet werden mußte, geschah nicht, weil sie vom Cäsar Augustus abstammen wollten, folglich sich als dessen Nachfolger betrachteten, sondern weil sie durch Wiederherstellung und Annahme der römischen Kaiserwürde, sowie durch die feierliche Krönung durch den Statthalter Christi auf Erden, oder durch die feierliche Anerkenntniß und Weihe derselben von Seiten desselben im Angesichte des christlichen Europas ein Anrecht auf die weltliche Oberherrschaft über das christliche Europa zu erhalten glaubten; denn mit dem Namen Rom verband und verknüpfte sich in den Gemüthern der Menschen unwillkürlich der Begriff der Oberherrschaft, die nothwendig und unzertrennlich an diesen Ort geknüpft sei und stets von ihm ausgehen müsse. Die Ehrfurcht vor solchen Orten, in welcher das Große und weltgeschichtlich-Bedeutsame gelebt und gewirkt hat, ist ein tief im menschlichen Geiste begründetes, nothwendig und innigst mit ihm verwachsenes Gefühl. Wird nicht jedes für geschichtliche Vergangenheit und Größe empfängliche Gemüth unwillkürlich bei dem Namen Rom, Athen, Jerusalem von ehrfurchtsvollen Schauern ergriffen? Welche geschichtliche Vergangenheit und Größe ist nicht an den Namen Rom geknüpft? Aus diesem rein-menschlichen Gefühle für geschichtliche Größe und Vergangenheit war nun die in jenem Zeitalter allgemein herrschende Meinung hervorgegangen, daß das ewige Rom von Rechts wegen Sitz und Mittelpunkt der von ihm gleichsam unzertrennlichen Weltherrschaft sei. Es war daher ganz natürlich, ja unvermeidlich, daß sich die deutschen Könige, theils sowol unbewußt, als bewußt bestimmt von der Macht dieser Meinung und von der Macht des zugleich innigst mit derselben verbundenen und verwachsenen kirchlich-religiösen Glaubens, daß der Papst als sichtbarer Statthalter Christi auf Erden und als Nachfolger des Apostels Petrus das rechtmäßige und natürliche Oberhaupt der europäischen Christenheit sei, in Rom vom Papste als römische Kaiser krönen ließen, um dadurch ein förmliches und geheiligtes Anrecht auf die weltliche Oberherrschaft über das christliche Europa zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

„Il vivere (regarde dans la vie)", ein Roman von Sam. Bach, hat bei seinem Erscheinen um die Mitte November in Paris Aufsehen gemacht.

Von Lamothe Langon ist in zwei Bänden erschienen: „La famille du voleur". L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 25. — 25. Januar 1836.

Wilhelm Neumann's Schriften. In zwei Theilen. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 4 Thlr.

Der größere Theil dieser Schriften eines Mannes, von dessen Wirken das größere Publicum erst nach seinem Tode unterrichtet wurde, sind Kritiken, und zwar Kritiken über Werke aus der neuesten Literatur. Es kann uns nicht beikommen, diese Kritiken hier wieder kritisiren zu wollen, weil damit das Besprechen viel besprochener Gegenstände resultatlos ins Unendliche fortgesetzt würde. Aber indem wir diese Sammlung als ein Gesammtwerk anzeigen, müssen wir unsere volle Beistimmung den Freunden des Verstorbenen ausdrücken, welche sie für angemessen erkannten. Es erscheinen in unserer durch Parteiwuth wieder unkritisch gewordenen Zeit manche Kritiken, welche durch Flammen und Blitze eigenthümlicher Anschauung mehr Aufsehen und Eindruck gemacht haben als die Mehrzahl der Neumann'schen, und doch würde es sich nicht lohnen, sie nach Jahr und Tag noch einmal ans Licht zu ziehen, eben weil ihr Werth in nichts Anderm als in der subjectiven Stellung und Erregung ihres Urhebers lag. Anders ist es bei diesen Kritiken. Durch die milde Ruhe und den klaren Verstand, der ihrem Verfasser beiwohnte, ohne daß durch diese Eigenschaften die ausgeschlossen gewesen wäre, wo er es für nöthig hielt, mit einem Cherubschwerte dreinzuschlagen, heben sie sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Tageskritiken und werden ihren Werth als Documente aus unverfälschter Quelle über die Erzeugnisse unserer gegenwärtigen Literatur für immer behalten. So hat der geistvoll Unbefangene in der Zeit die Producte derselben angesehen. Nicht aus jeder Zeit kommen in die folgende solche Documente hinüber, und grade bei der Gährung in der unsern sind sie um so seltener, um so werthvoller. Neben dieser freundlichen Ruhe, diesem klar blickenden Auge, dem gemüthvollen Scharfblick, der aus allen Kritiken Neumann's spricht, ist die vollendete Form, die abgerundete Darstellung zu beachten, welche diese Kritiken an und für sich zu Kunstwerken macht, die man, selbst ohne das besprochene Werk zu kennen, mit Vergnügen liest und seine Kenntnisse bereichert. Einzelne der von ihm recensirten Bücher und Autoren werden vielleicht durch den Recensenten fortleben, wie wir manche dramatische Productionen unsers frühern Theaters nur durch Lessing kennen, der sie in der „Dramaturgie" seiner kritischen Sichtung würdigte. Doch dürfte dies hier freilich nur bei wenigen der Fall sein, indem in der Regel Neumann nur bedeutendere Werke — die Bedeutung ist verschiedenartig — recensirte.

In dem vorausgeschickten Lebensabrisse sagt der Herausgeber über Neumann als Kritiker, daß, wie in allen seinen schriftstellerischen Erzeugnissen, auch in den Recensionen der ausgesprochene Charakter „echter Gehalt mit feiner Bildung" sei.

Alles — heißt es — hat eine feste Grundlage, ist eigenthümlich gedacht und gestaltet. Er schrieb nicht, wenn er nichts zu sagen hatte; hohle Redensarten waren ihm unmöglich. Dagegen glaubte er nicht, jedesmal Auffallendes und Überschwängliches sagen zu müssen; ihm genügte, das Verständige und Angemessene auszusprechen. Sein Scharfsinn und Takt in Erfassung des Individuellen wurden besonders für seine kritischen Arbeiten mehr und mehr bedeutend. Durch Besonnenheit, verständige Einsicht, klare, gebildete Sprache, treffendes Urtheil und schickliche Freimüthigkeit reihen sich seine Kritiken den besten unserer Literatur an. Man fühlt es gleich beim Lesen derselben, daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen stets der Bezug auf ein größeres Ganzes des literarischen Bildungszustandes gegenwärtig bleibt, und daß auch wieder dieser letztere ihm mit einem höhern geistigen Gesammtleben eng verbunden ist.

Wenn damit der Charakter seiner Kritiken bündig ausgedrückt ist, so glauben wir, zur Vervollständigung nur Das hinzusetzen zu müssen, wie eine gewisse Behaglichkeit, trotz der concisen Form in seinen Darstellungen sich geltend macht. Ihm, dem es nur darum zu thun war, dem Autor sein Recht widerfahren zu lassen, galt es nicht als Aufgabe, die beliebte rhapsodische Keilschrift neuerer Recensenten zu cultiviren, welche nur sich, nicht dem Recensirten dadurch ein Denkmal setzen möchten. Er sprach nie ab, er entwickelte und urtheilte. Das läßt sich nicht jedesmal mit wenigen kurzen Worten thun, aus denen auch der geistig schwache Leser im flüchtigen Überblick sogleich den Sinn faßt. Er wollte auch nicht für diese Leserclasse schreiben.

Seine Kritik war eins mit seinem Charakter. Neumann war einer von den durchaus edeln, durchgebildeten Männern, die jede Bestrebung, jedes Werk, das ihnen begegnet, auch wenn sie ihm feindlich entgegentreten müssen, mit Ernst beachten, weil sie aus ihrer eignen Bildungsgeschichte wissen, welche Kämpfe jede Errungenschaft

Digitized by Google

in Wissenschaft und Kunst kostet. Daher reizte nichts mehr seinen Unwillen als der frivole Dünkel, welcher nach angelernten oder eingeimpften Schulmaximen und Parteirücksichten über Werke und Menschen leichtsinnig den Stab bricht. Selbst immer gründlich würdigend, die Verhältnisse und Umstände erwägend, war er nur gegen jenen zerstörenden Leichtsinn scharf und unerbittlich. Seinen Grundsätzen entgegenlaufende Systeme behandelte er, sobald er ihre Berechtigung aus organischer Entwickelung heraus erkannte, mit Schonung und Achtung. Selbst sittenstreng, stand ihm das sittliche Princip auf gleicher Höhe mit dem der Kunstschönheit, ohne daß er um deshalb jener falschen Pruderie gehuldigt hätte, die heut auf der einen Seite sich ebenso craß hervorthut als auf der andern die freche Verhöhnung jedes Sittengesetzes. In seinem Umgang beurtheilte er die Menschen nicht nach ihrer Erscheinung, Stellung, nicht nach dem Erfolge ihrer Wirksamkeit, sondern nach dem sittlichen Grunde, aus dem Alles dies hervorging, nach der Reinheit der Gesinnung. Hier war ihm jedes Intriguiren in der Seele zuwider, wie denn der ganze Mann Offenheit war. Aber man denke sich ihn nicht in der biderben, plumpen Maske eines sogenannten Deutschen, der Alles gradheraus und vor Allem den Leuten das Unangenehme ins Gesicht sagen muß. Neumann war die Bescheidenheit selbst, und seine Offenheit vertrug sich mit einer fast an Scheu grenzenden Zurückhaltung. Die Sauberkeit und das Wohlwollen seines Charakters sprachen sich auch in seinen Amtsverhältnissen aus, wie er denn auf seinem Posten als Intendanturrath beim Kriegsministerium einer der exactesten, umsichtigsten und fleißigsten Arbeiter war, dessen Verlust dort nicht minder als in der Literatur bedauert wird. Alle diese Charakterzüge gingen, wie gesagt, auf den Kritiker über und wir finden sie in den mitgetheilten Recensionen wieder. Solcher Kritiker aus der guten Zeit, im besten Sinne des Wortes, die mit ernster, nur das Echte erstrebender Gesinnung Anmuth und Gefälligkeit des Ausdrucks verbinden, besitzt unsere Literatur jetzt weniger als je, und Neumann's Tod war ein Verlust für dieselbe, der nicht so leicht ersetzt wird. Diese Blätter und die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" haben an ihm einen ihrer ausgezeichnetsten Mitarbeiter eingebüßt. Ein gutes Buch erweckt zwar nicht immer sowie ein schlechtes seine Nachahmer; dessenungeachtet ist es von dem Herausgeber verdienstlich, durch die Sammlung der Neumann'schen Recensionen, ein gutes Beispiel hingestellt zu haben. Ob es Nachfolger findet oder nicht, liegt nicht an ihm.

Unter Neumann's Recensionen hat die über die Gedichte König Ludwig's von Baiern in den berliner „Jahrbüchern" erschienene das meiste Aufsehen gemacht und Bedeutung erhalten. Göthe aufgefodert, über dasselbe Werk sich auszusprechen, erklärte, nachdem er die Neumann'sche Kritik gelesen, ihm scheine darin Alles, was sich darüber sagen lasse, erschöpft. Der Verstorbene hat hierin den Satz, den so Viele sich auszusprechen scheuen, aufs Schlagendste durchgeführt, daß, wie vor keinem Richterstuhle, auch in der Kritik keine absolute Gleichheit stattfinden dürfe, daß vielmehr Bildung, Verhältnisse und vielfache Rücksichten bei dem Verdicte berücksichtigt werden müssen, und daß auch die Kritik (in der Zeit) die Gedichte, die ein König auf dem Throne dichte und herausgebe, mit andern Augen anzusehen habe als die eines Schriftstellers, dem die Poesie Feld und Boden sei.

Neumann's letzte Kritik war über Chamisso's „Gedichte", auch für die „Jahrbücher" entworfen, aber erst nach seinem Tode zum Druck gekommen. Sie ist meisterhaft und dringt tief, wie in das Wesen der Poesie im Allgemeinen, so in die Bedeutung der hauptsächlichsten Gedichte der Sammlung ein. Wenn es schon überall eine schwierige Aufgabe ist, einzelne Gedichte zu recensiren, weil für Das, was man fühlt, die Nuancen in der Sprache fehlen, Neumann aber hier mit einer ganz besondern Klarheit und Bestimmtheit, was der Dichter wollte, und wo er darin richtig ging und wo er fehlte, auseinandergesetzt hat, so hat diese Recension noch außerdem als Freundeskritik einen besondern Werth. Neumann und Chamisso standen sich als Freunde sehr nah. Neumann lobt den Freund, wie der treffliche Sänger es verdient; in der Zergliederung seiner Intentionen und Ausführungen sagt er ihm aber auch so ernste Dinge und gibt so ernste Zurechtweisungen, welche vielleicht ein anderer Kritiker, der kein persönlicher Freund Chamisso's war, aus Achtung vor dem anerkannten Talente und dem Rufe des Dichters zurückgehalten oder so verkleidet hätte, daß die Mehrzahl nicht herausgelesen hätte, was das eigentliche Urtheil war. Neumann hat in dieser seiner letzten Arbeit allen jüngern Kritikern ein Musterbild hinterlassen, wie ein Freund den Freund öffentlich beurtheilen soll.

Daß Neumann langsam und mit Bedacht gearbeitet hat, davon liefern alle in diesen beiden Bänden aufgenommenen Kritiken den Beleg. Daran knüpft sich noch eine Eigenschaft, welche heutzutage selten ist: er las, was er recensirte, gewissenhaft von Anfang bis Ende durch. Natürlich erscheint es daher, wenn er sich mehr und mehr von dem Unbedeutenden zurückzog. Seinen Namen zu nennen, hatte er nie, wo es in den Umständen lag, Anstand. Da die Umstände dies aber nicht immer bedingen und die Mehrzahl seiner kritischen Arbeiten ohne Unterschrift erschien, so werden sich Viele vielleicht wundern, jetzt in ihm ihren Recensenten zu entdecken.

Angehängt diesen kritischen Arbeiten sind Neumann's Gedichte sowie der jüngst wieder viel besprochene Roman: „Karl's Versuche und Hindernisse", an dem er den meisten Antheil hat. Neumann's Jugend fiel in die Revolutionsepoche der Schlegel-Tieck'schen Schule; er war ein eifriger, aber besonnener Anhänger derselben. Viele der hier aufgenommenen Gedichte schlagen in diese Zeit, darunter auch einige polemische, die nur noch ein literarhistorisches Interesse haben. Vor vielen Gedichten aus dieser Schule und Zeit zeichnet die seinen eine außerordentliche Correctheit aus, eine Eigenschaft, welche mit den Jahren zugenommen hat. Daß von Neumann dem Dichter Dasselbe gilt, was wir von Neumann dem Recensenten anführten, wie hier Autor und Mensch Ein und Dasselbe

Digitized by Google

sind und der reine Charakter in die reine Feder überging, bedarf kaum der Erwähnung. Seine metrischen Übertragungen Béranger'scher Lieder, leider nicht mitaufgenommen, sind Meisterwerke.

Ref. will diese Anzeige nicht durch eine weiter ausgeführte des obengenannten Romans verlängern. Eine einigermaßen andeutende Kritik desselben würde den Raum des bisher Gesagten beiweitem überschreiten. Aber es ist seit Neumann's Tode an verschiedenen Orten derselbe wieder so ins Gedächtniß der Lebenden zurückgerufen worden, daß wir uns einstweilen hier mit der Andeutung begnügen, wie diese „Versuche und Hindernisse" eines der interessantesten Actenstücke aus einer abgewichenen Literaturepoche sind. Als Roman wird man sie mit Vergnügen lesen. Aber seinen eigentlichen Werth gewinnt er als intendirte Musterkarte alles Dessen, was man vor 30 Jahren in Deutschland von einem Roman ver- und dahinein verlangte. Die Mitarbeiter waren bekanntlich Varnhagen von Ense, Fouqué, Bernhardi und einige minder Bekannte. Neumann's Antheil waren die kostbaren Parodien der damals am literarischen Horizonte voranleuchtenden Gestirne. Doch auch manche der höchst ernsten und trefflichen Partien des sonderbaren Buches rühren von ihm her. Die Mitarbeiter schoben sich, wie man weiß, capitelweise die Arbeit zu, und die Nebenlust jedes Einzelnen bestand darin, wenn er seinem Nachfolger eine recht schwere Nuß zu knacken überließ. Natürlich entstand dadurch eine Verwirrung, welche in dem vorhandenen ersten Theile zu einer Höhe gesteigert ist, daß man kaum absieht, wie sie in dem intendirten folgenden Theile wieder hätte gelöst werden können. Ein anderer Referent übernimmt es vielleicht später, in d. Bl. über den Roman seine Ansicht mitzutheilen. 34.

Kaiser Friedrich I. im Kampfe gegen Papst Alexander III. ꝛc.

Von Karl Ludwig Ring.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Unser Verf. scheint ferner entweder nicht gewußt oder übersehen zu haben, daß die deutschen Könige und römischen Kaiser damals noch keine bestimmten und festen Residenzen im heutigen Sinne des Wortes hatten, also auch nicht wohl, wie er meint, auf den glücklichen Gedanken kommen konnten, ihre Residenz in Rom aufzuschlagen. Fast tadelnd äußert er sich S. 8 in Bezug auf Kaiser Friedrich I.: auch er habe sich von dem tiefen eingewurzelten Vorurtheile seiner finstern Zeit nicht losmachen können. Hier hören wir wieder einen Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts. Der damals allgemein herrschende kirchlich-religiöse Glaube jener Zeit war eben jener Zeit kein Vorurtheil, sondern wahrer Glaube, den wir vom Standpunkte unserer Zeit aus als einen Wahn- und Kinderglauben, als ein Vorurtheil betrachten mögen, aber nicht das Recht haben, Das, was nun einmal jener Zeit frommer, echter Glaube war, nach diesem Maßstabe einer ganz andern und veränderten, in kirchlich-religiöser Beziehung vor lauter dünkelvollen Rationalismus fast indifferent gewordenen Zeit zu verurtheilen. Und abgesehen davon, welcher Mann, selbst der größte, hätte sich je ganz über seine Zeit erheben können; war nicht vielmehr nothwendig jeder große Mann mehr oder weniger, eben weil er doch immer nur Mensch war und blieb, ein Kind und Widerschein seiner Zeit?

Betrachten wir nun die Art und Weise, wie unser Verf. sein eigentliches, auf dem Titel gegebenes Thema aufgefaßt und behandelt hat, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß uns auch in dieser Beziehung sein Versuch nur von einer sehr untergeordneten geschichtlichen Bedeutsamkeit und Wichtigkeit und von sehr geringem Gehalte erschienen ist. Erstlich nämlich haben Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III., oder allgemeiner genommen die Päpste und die Kaiser überhaupt, sowie die Kaiser aus dem hohenstaufischen Geschlechte insbesondere gar nicht um die Weltherrschaft gestritten, — denn in dieser Beziehung bestritten diese niemals, erkannten es vielmehr an, daß dem Papste als dem sichtbaren Statthalter Christi auf Erden und in seiner Eigenschaft als Nachfolger des Apostels Petrus die geistliche Oberherrschaft über das christliche Europa von Rechts wegen gebühre, wogegen jene es gleichfalls keineswegs bestritten, vielmehr anerkannten, daß dem Kaiser die weltliche Oberherrschaft über das christliche Europa von Rechtswegen gebühre —, sondern lediglich um das Recht der Investitur, das ebensowol die Päpste als auch die Kaiser ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, woran sich dann freilich fast unvermeidlich die wichtige Streitfrage knüpfte, ob und inwieweit der Papst über der weltlichen Macht stehe, was die Päpste als ein sich von selbst verstehendes kirchliches Dogma aufstellten, geltend machten und praktisch anwendeten, während die Kaiser dies niemals unbedingt anerkennen und gelten lassen wollten, sondern sich schon frühzeitig auf den Ausspruch und die Entscheidung der allgemeinen Concilien beriefen, welche als über dem Papst stehend betrachtet werden müßten: eine Ansicht, die, von vielen Geistlichen und gelehrten Kirchenlehrern lebhaft aufgefaßt, begünstigt und unterstützt, bald gleichfalls von den Concilien als ein förmliches Dogma angenommen, praktisch geltend gemacht und dem päpstlichen Dogma gegenübergestellt ward.

Zweitens wird der Kampf zwischen Friedrich I. und Papst Alexander III., dessen große, unerschütterliche Standhaftigkeit, Festigkeit und Ausdauer in diesem Kampfe Hr. R. fast wider Willen rühmend anerkennen muß, hier als eine Nebensache von untergeordneter historischer Bedeutsamkeit und dagegen zwei Begebenheiten, die an und für sich von sehr geringer und untergeordneter historischen Wichtigkeit sind, als Hauptsachen behandelt, während doch die Sache sich grade umgekehrt verhält; denn es kommt offenbar eben nichts darauf an, ob Papst Alexander III., als er sich vor dem siegreichen Kaiser nach Venedig zu flüchten genöthigt sah und dort großmüthig von der venetianischen Regierung aufgenommen und geschützt ward, den Dögen dieses schon mächtig emporblühenden Seestaats durch Überreichung einer goldenen von ihm geweihten Rose auf feierlich-symbolische Weise mit der Meerherrschaft förmlich belehnt hat oder nicht, und doch läßt sich Hr. R. auf eine sehr weitläufige und umständliche, wenig anziehende Untersuchung dieses Gegenstandes ein, die reichlich den dritten Theil seines Versuchs ausfüllt. Die zweite Begebenheit, über die sich Hr. R. in einer noch weitläufigeren und umständlicheren Untersuchung verbreitet, wahrscheinlich um sich dadurch das Ansehen eines ungemein gelehrten und gründlichen, vielbelesenen Geschichtschreibers zu geben, ist das Niederknien Kaiser Friedrich's vor Papst Alexander auf dem Marcusplatz in Venedig nach abgeschlossenem Frieden mit ihm, und daß der Papst dem Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt und dabei laut die Worte Psalm 91, V. 13, ausgesprochen haben soll, was gleichfalls von vielen Schriftstellern und Geschichtschreibern geleugnet oder bezweifelt wird. Herr R. läßt sich S. 73 über diese Handlung des Papstes (— die übrigens ganz dem Geiste und der kirchlich-religiösen Anschauungsweise der damaligen Zeit sowie der Stellung und Würde, die der Papst als sichtbarer Statthalter Christi auf Erden eben diesem christlich-religiösen Volksglauben jener Zeit gemäß allem Weltlichen und Irdischen überhaupt und also auch allen Kaisern, Königen und Fürsten der Erde insbesondere gegenüber einnahm, gemäß war, sodaß diese Handlung weder dem Papste, noch dem Kaiser, noch dem Volke als schimpflich oder herab-

Digitized by Google

würdigend oder demüthigend, sondern nur als eine ganz natürliche symbolische Handlung erscheinen konnte und unzweifelhaft nur als eine solche erschienen ist, die nur die Bedeutung hatte, daß die Herrschaft und Macht des Papstes als des sichtbaren Statthalters Dessen auf Erden, dessen Reich und Macht von jener Welt war, über der irdischen weltlichen Macht des Kaisers, die ja nur von dieser Welt war, stehe — dahin vernehmen: der rachsüchtige Priester habe dabei keinen andern Gedanken in seinem Gemüthe Raum gegeben als nur den an den glücklich errungenen Sieg der Hierarchie über die weltliche Macht; es habe der Diener der Kirche dabei die Würde seines Standes so vergessen und sich so ganz dem nichts weniger als christlichen Gefühle des Stolzes überlassen, daß er laut vor vielen Tausenden die Worte des Psalm 91, V. 13, ausgesprochen habe; bekundet aber dadurch nur auf eine höchst schlagende Weise seine gänzliche Unfähigkeit, sich auf den Standpunkt, in die Denk- und Anschauungsweise der Menschen und Völker des 12. Jahrhunderts zu versetzen und demgemäß Ereignisse und Begebenheiten aufzufassen und zu beurtheilen. Abgesehen davon hätte er sich übrigens die ganze weitläufige und mühsame Untersuchung über das wirklich Geschichtliche dieser Begebenheit, die umständliche und weitläufige Beleuchtung und Widerlegung Derjenigen, die dies aus unerheblichen Gründen geleugnet oder bezweifelt haben, ersparen können, theils, weil es überhaupt nur von einer untergeordneten geschichtlichen Wichtigkeit und Bedeutung ist, ob diese Begebenheit eine wirklich geschichtliche ist oder nicht, theils weil die Zweifel und Gründe, die wider dieselbe erhoben und eingewendet worden sind, höchst unerheblich und nichtsbeweisend sind, indem sie nicht sowol auf einem wahrhaft geschichtlichen Fundamente beruhen, als vielmehr nur aus jener allzu weit getriebenen historischen Zweifelsucht hervorgegangen sind, wodurch die Geschichte so oft unnützerweise verwirrt, entstellt, unsicher und schwankend gemacht worden ist und noch fortwährend gemacht wird.

Hermann von Keyserlingk.

Notizen.

Französische Blätter geben nähere Auskunft über die beiden merkwürdigen Basreliefs, von denen das eine im Gypsabdrucke unlängst in der königlichen Bibliothek zu Paris aufgestellt wurde. Ein durch einen Felsenabhang, der sich bis zum mittelländischen Meer erstreckt, gehauener Weg führt von Beirut, dem alten Berytus, nach Tripolis, an der syrischen Küste. Dieser Weg wurde längs dem Meer hin von den Römern geöffnet, wie eine lateinische Inschrift aus den Zeiten der Antonine besagt, welche in den Felsen selbst eingegraben ist. Oberhalb dieses Wegs zur Rechten befindet sich ein anderer, von Reisenden wenig besucht und seit langer Zeit verödet, wahrscheinlich seit der Existenz der römischen Straße. An dem Eingange dieses alten Wegs, ein wenig nördlich von Berytus, unweit des Bettes des alten Lykus, den die Araber gegenwärtig Nahzel Kelb (Hundefluß) nennen, sieht man in den Felsen gehauen, der zu diesem Zweck abgeglättet ist, zwei Basreliefs, das eine in ägyptischem Styl, worauf man den Namen des Sesostris erkannt hat, und welches wahrscheinlich zur Erinnerung der Eroberungen desselben in Syrien und Palästina dienen soll, von denen Herodot berichtet. Das zweite Basrelief stellt einen persischen oder assyrischen Fürsten vor, im Nationalcostume, mit einer langen Inschrift in keilförmigen Charakteren, dergleichen sich auf den Ruinen von Babylon und Persepolis befinden. Von diesem zweiten Basrelief ist ein Abdruck in dem Saale des Zodiakus in der pariser Bibliothek aufgestellt worden. Beide merkwürdige Monumente und noch mehre, die sich in demselben Felsen befinden, haben die Aufmerksamkeit verschiedener Reisender aus allen Nationen in Anspruch genommen. Neuerdings hat sie Callier in seinem Reisejournal beschrieben. Lord Prudhoe schenkte den Abdruck, den er auf eigne Kosten an Ort und Stelle abformen ließ, der königlichen Bibliothek zu Paris, wo es jetzt das Interesse aller Besuchenden auf sich zieht.

Paris, so verschwenderisch es in mancher Hinsicht ist, bietet selten eine Erscheinung wie diejenige, welche jetzt die Aufmerksamkeit aller reichen Leute der capitale du monde fesselt. Die Rede ist von dem glänzenden Silberservice für 30 Personen, das Lord Pembroke von dem Hause Storr und Mortimer hat fertigen lassen und welches er zum allgemeinen Ergötzen eine Zeit lang für die elegante Welt in seinem eignen Hause in Paris ausstellen ließ. Man denke sich 415 Kilogramme Silbers, getheilt und wieder getheilt in eine unendliche Menge kleiner Stücke aller Art und von ausgesuchter Arbeit, ausgeführt von den vorzüglichsten Arbeitern, nach den Formen der Zeit Ludwig XIV. und Ludwig XV. Durch Herstellung dieses ausgesuchten Werkes haben die Herren Storr und Mortimer eine Huldigung der Kunst und dem französischen Geschmack dargebracht. Sie haben in den verschiedenartigen Verzierungen die größte Mannichfaltigkeit auf die raffinirteste Weise herrschen lassen. Aber 700,000 Francs, die Lord Pembroke für diese herrliche Arbeit gezahlt hat, sind auch ein Preis, für den man etwas verlangen kann, und man muß, um solchergestalt die Künstler zu beschäftigen, wie dieser Pair ein Vermögen von Millionen besitzen. Das Haus Storr und Mortimer beschäftigt in seiner Fabrik für Gold- und Silberarbeiten allein 70 Personen und betreibt außerdem einen ausgebreiteten Juwelenhandel. Vor kurzem kaufte von ihm die Herzogin von Sutherland einen Schmuck von 25 großen Steinen für 250,000 Francs baar. Arme englische Aristokratie, die sich über die Dürftigkeit beklagt, in welche sie sich durch die Reform versetzt sieht!

Vor der Kanzlei des Tribunals zu Bourg erschien unlängst ein junges, überaus schönes Landmädchen von 16 Jahren mit ihrem zukünftigen Gatten und gegenwärtigen Bräutigam, einem dicken derben Bauerburschen, um dort einen seltsamen Irrthum zu berichtigen, der ihre Verheirathung hinderte. Auf dem Geburtsschein des armen Kindes hatte nämlich ein ungeschickter Maire diejenige, die einst die hübscheste Jungfrau des Kirchspiels werden sollte, als Knabe eingeschrieben, und es konnte demnach auf ein so gröblich irrthümliches Zeugniß die Trauung nicht vollzogen werden. Um dasselbe zu rectificiren, bedurfte es einiger gerichtlichen Umstände und damit verbundener Geldkosten, welche sich auf 30 Francs beliefen. Man erwartete, daß diese Gebühren von dem heirathslustigen Bräutigam ohne Umschweif erlegt werden würden. Aber dem war nicht so. Der Bursche wandte sich ganz trocken und phlegmatisch an die Erwählte und sagte: „Liebes Kind, das kommt mir zu theuer, wir werden es beim Alten bewenden lassen müssen." Das schöne Kind schlug die Augen nieder, welchen reichliche Thränen entflossen. „Wie!" rief der Maire unwillig, „Ihr wollt der hübschesten Braut, die je einem Bauerlümmel zu Theil geworden, um 30 elende Francs willen entsagen? Was soll nun aus dem armen Mädchen werden, die an dem Versehen nicht die mindeste Schuld hat?" „Ich weiß es wohl", sagte der trockene Bengel, „sie kann nichts dafür, sie war damals erst drei Tage alt; aber das hilft nichts, es ist mir zu theuer." Und so entsagte der Bursche einem Himmel der Ehe wegen 30 Francs. Man sollte nicht glauben, daß dergleichen in Frankreich vorfallen könnte.

Die Zahl der lebendigen Thiere, welche sich gegenwärtig im Besitz der zoologischen Societät zu London befinden, beläuft sich auf 1034 Individuen, worunter 296 Säugethiere, 716 Vögel und 21 Reptilien. 11.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 25. Januar 1836.

ronik des 19. Jahrhunderts. Neue Folge. Sieben-
ter Band, das Jahr 1832 enthaltend. Von Karl
Venturini. Leipzig, Hinrichs. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieses bei der Anzeige der frühern Bände schon
x besprochenen Werkes*) kommt dem gegebenen Versprechen,
der Fortsetzung nicht warten zu lassen, redlich nach, ohne
Vorwurf zu verschulden, daß er durch Eilfertigkeit seinen
itheilungen mehr Schaden zufügt, als sich aus der Natur
Sache ergibt. Den höhern Standpunkt des Geschichtser-
lers, welchen der zweite Titel des Werkes angibt: „Die
ßten Weltbegebenheiten im pragmatischen Zusammenhange",
behaupten, bleibt um so schwieriger, je näher die neuesten
tbegebenheiten dem Erzähler und er ihnen steht. Diese
merkung führt unmittelbar auf den Vorwurf, daß der Verf.,
ursprünglichen Plan seines Werkes untreu, nun gezwun-
sei, nach pragmatischem Zusammenhange bei seiner Ge-
chtserzählung zu ringen, anstatt im gebahnten Fahrgleise
Chronisten zu bleiben. Dieses will Hr. V. sich selbst
seinen Lesern nicht gestehen, wenn er das Vorwort beginnt:
befangene Leser dieser Zeitgeschichte werden ihrem Verf. das
nz nicht verargen, daß er auch in der Darstellung der
gnisse des Jahres 1832 dem alten Charakter der „Chronik
19. Jahrhunderts" nicht untreu geworden sei." Die einfa-
Erzählung des Chronisten ist sehr verschieden von der Art
Weise, wie Hr. V. die Thatsachen, welche er kennt, oder,
lich oft nach einem beschränkten Gesichtskreise, ahnet, zu
rechen Gefallen findet, wobei gewisse, oft wiederkehrende
eformen bald darauf hindeuten, er wisse noch Manches,
zu offenbaren er Bedenken trage, bald, über den Haupt-
st vorhandener Thatsachen hinwegschlüpfend, bequem auf
Zukunft verweist, bald in Mystificationen sich verliert.
dabei die Bogenzahl der Bände unnöthig vermehrt und
das Wesentliche der vollen Würdigung verlustig wird, ist
rmeidlich. Zum Beweise dieser Bemerkung wird eine genaue
fung des Abschnitts führen, welcher „Wirksamkeit des ho-
deutschen Bundestages im Jahre 1832" überschrieben, in
nde Unterabtheilungen zerfällt: Verfügungen gegen die
heit der Presse, Energische (?) Maßregeln der Bundesver-
mlung zur Aufrechterhaltung der Ruhe und des monarchi-
Princips in Deutschland, Diplomatische Wirksamkeit der
Bundesversammlung als europäische Macht und Ver-
lerin innerer deutscher Staatenzwiste. Zu solcher Prüfung
en die Leser aufgefodert sein; sie hier vorzunehmen, wäre
den Zweck dieser Blätter überschreitende Aufgabe. Beson-
Beleuchtung verdient, was der Verf. den „sachkundigen
unbefangenen Beobachter" über die deutschen Besteuerungs-
me des Handels sagen läßt, wonach eine factische Trennung
Stromgebiete des Rheins und der Donau stattfinden soll;
Handelssysteme zu verschmelzen, meint er, habe ungeheure
hwierigkeiten, „und diese wird auch der hohe Bundestag
vermögen zu beseitigen". Dann heißt es ferner: „dabei
ider der norddeutsche Handel noch unter seinen Theilneh-
selbst in Uneinigkeit und Verwirrung. Waren im Jahre
der Rhein und die Schelde frei u. s. w.? Wer sich diese
en ehrlich beantwortet, (den) kann es nicht Wunder neh-
, daß die Actien der rheinisch-westindischen Compagnie im
inalwerthe auf 44 Procent gesunken waren und daß am
März d. J. die Generalversammlung der Actionnaire die
ung der Compagnie nothgedrungen beschließen mußte."
Ursache dieses Auflösungsbeschlusses liegt nicht, wie der
zu glauben scheint, in der Uneinigkeit und Verwirrung
der Theilnehmer des norddeutschen Handels, nicht in den Be-
schränkungen der Rhein- und Scheldeschiffahrt, sondern darin,
daß Zeitalter und Localverhältnisse selbst bei völlig freier Rhein-
und Scheldeschiffahrt sich nicht für Handelscompagnien der Art
eigneten; der Keim des Todes lag schon in dem Plane der Er-
richtung. Was mit der factischen Trennung der Stromgebiete
des Rheins und der Donau in Bezug der Besteuerungssysteme
gemeint sei, ist nicht leicht zu errathen; die geographische Tren-
nung darf nicht vergessen lassen, daß Stromgebiete Wechselbe-
ziehungen des Handels erleichtern.

Manche Stellen des Buches zeigen die Fortbildung einer
Manier, deren Mängel die Chronik wie die Darstellung in
pragmatischem Zusammenhange nicht gut heißen kann; so liest
man unter der Überschrift: „Statistische Merkwürdigkeiten", über
Preußen Folgendes berichtet:

„Man darf doch wol annehmen, daß die erleuchteten Män-
ner, welche das Steuerruder des preußischen Staatsschiffes len-
ken, den Geist der Gesetzgebung, welche sich für eine große
Monarchie, die aus zersplitterten Bruchstücken allmälig zu ei-
nem innerlich compacten Ganzen fortgebildet werden soll, rich-
tig aufgefaßt haben; daß sie aber diesem Geist nicht durch des-
potische Machtsprüche, sondern nur allmälig durch Reformen,
wozu die Zeit selbst drängt und behülflich ist, freie Bahn ma-
chen wollen, ist höchst löblich. Das Haupthinderniß solcher Re-
formen ist in den Rheinprovinzen bereits durch die früherhin
dort stattgefundene, das alte Recht abolirende Revolution be-
seitigt. In den alten Provinzen aber wird die neuere liberale
Gesetzgebung weit weniger durch den an alte Formen gewöhn-
ten Beamtenstand in ihren Fortschritten aufgehalten als durch
das Volk selbst, welches bei seiner Unkenntniß des Bessern,
durch Vorurtheile und zähe Anhängigkeit an das Alte zeitge-
mäßen Reformen widerstrebt. Ein großes Hinderniß der Fort-
schritte der preußischen Gesetzgebung ist freilich die noch beste-
hende Proceßordnung; denn so lange das weitläufige schriftliche,
inquisitorische Verfahren fortdauert, ist die Verwirklichung der
großen Idee eines reinen Vernunftrechts unmöglich. Das Recht
kann erst volksthümlich werden durch mündliches und öffentli-
ches Verfahren, was auch der verrostete juristische Schlendrian
dagegen einwenden mag."

Oft citirt der Verf. den sachkundigen unparteiischen „Beob-
achter" als Gewährsmann, daher will Ref. hier einmal dem
sachkundigen, unparteiischen Leser die Entscheidung übertragen:
ob jene Stelle nicht den Gegenstand der Besprechung mehr ver-
wirre als durch ein sachkundiges Urtheil aufhelle. Was meint
der Verf. mit dem weitläufigen schriftlichen, inquisitorischen
Verfahren? Von welchem Processe redet er, vom Civil- oder
Criminalprocesse, oder von beiden? Wie viele Fälle gibt es,
wo die preußische Proceßordnung (die übrigens gar nicht ge-
priesen werden soll) einen kürzern Weg einschlägt, als bei öf-
fentlichem Verfahren möglich ist? Wo fehlt es an Thatsachen,
daß die Verwirklichung der großen Idee eines reinen Vernunft-
rechts (eine hochklingende Phrase) auch bei öffentlichem Ge-
richtsverfahren unmöglich ist? u. s. w.

Doch es kommt noch besser; der Verf. fährt fort: „Daß
Männer, denen die Wahrheit der Behauptung: der preußische
Staat könne nur durch Einheit und Intelligenz, durch Ord-
nung und Centralisation die unter Europas Großmächten ein-
genommene Stellung behaupten, unmöglich entgangen sein kann,
dazu mitwirken würden, das in den Rheinprovinzen beibehal-
tene öffentliche und mündliche Verfahren auch auf die alten
Provinzen zu übertragen, ließ sich voraussehen. Und so geschah
es denn auch, daß der unadelig geborene und im Bürgerstande
verbleibende Oberlandesgerichtspräsident Mühler zum Justizmi-
nister und Chef der ganzen Justizadministration ernannt wor-

*) Zuletzt in Nr. 216 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

den war, denn dieser ebenso gründlich wissenschaftlich in seinem Fache unterrichtete als die Bedürfnisse der Zeit mit liberalem Geiste prüfende Mann erkannte vollkommen die gebieterische Nothwendigkeit, den alten Provinzen dieselben Vortheile höherer Ausbildung der Gesetzgebung und Rechtspflege zufließen zu lassen, deren die eroberten Provinzen sich schon seit Jahren erfreuten. Die Arbeiten der Revisionscommission der Gesetzgebung, deren Mitgliedern kein leitender Grundsatz vorgeschrieben worden, waren vollendet, und man durfte unter Mühler's Leitung hoffen, daß sich die praktischen Resultate derselben auf eine Verschmelzung der französischen mit der preußischen Gesetzgebung beschränken, auch wol die französische Gerichtsordnung in allen wesentlichen Punkten beibehalten, das alte Landrecht aber von seinen provinziellen Anhängseln reinigen würden. Damit doch aber der Antiquität gleichfalls ihr Recht zu Theil werde, ward beliebt, die alten Provinzialgesetze und Rechtsgewohnheiten vor ihrer gänzlichen Erlöschung zu sammeln und als eine historische Karität aufzubewahren."

Hätte der Hr. B., dem Berufe des Chronisten getreu, die Cabinetsordre vom 9. Febr. 1832 im Auszuge hier mitgetheilt, so würde er seine Leser nicht durch Unwahrheiten zu irrigen Ansichten geleitet haben, dann hätte sich ergeben:

1) Daß Hr. Mühler nicht zum Chef der ganzen Justizadministration ernannt ist, sondern zum zweiten Justizminister, als welcher er jenes weitumfassende Geschäftsgebiet mit dem ersten, dem Minister von Kamptz, so theilt, daß jeder seinen abgemessenen Wirkungskreis hat.

2) Daß die Arbeiten der Gesetzesrevisionscommission auf keine Weise beendet sind und nicht von Hrn. Mühler, sondern von Hrn. v. Kamptz ressortiren.

3) Daß „eine Reinigung des alten Landrechts von seinen provinziellen Anhängseln" eine dem Sachkundigen unverständliche Phrase ist. Versteht der Verf. unter Landrecht das bekannte von Friedrich Wilhelm II. publicirte Civilgesetzbuch, welches diesen Titel führt, so ist jene unrichtig, denn bei der Abfassung des Landrechts ist absichtlich die Aufnahme provinzieller Rechte vermieden; versteht er unter Landrecht etwas Anderes, so mußte er nähere Auskunft darüber geben. Nur völlige Unkunde der Aufgaben der Gesetzgebung kann in den Wahn verfallen, Preußens Heil bestehe in der Beibehaltung der französischen Gerichtsverfassung.

Am Schlusse des Abschnitts wirft der Verf. die Frage auf: „Sollte es denn nie dahin kommen, daß der Rheinländer sich nicht mehr in Posen und Preußen, der Schlesier und Pommer sich nicht mehr in den Rheinlanden unheimlich fühle und nicht mehr wegen gänzlicher Verschiedenheit der socialen Verhältnisse anzustoßen und bestraft zu werden fürchten müsse?" Der erste Theil der Frage beantwortet sich nach der individuellen Stimmung des Rheinländers u. s. w.; der zweite Theil führt auf die vom Chronisten zu beantwortende Vorfrage: existirt wirklich eine gänzliche Verschiedenheit der socialen Verhältnisse zwischen den entfernten Provinzen Preußens, und welches sind die Punkte derselben, wegen welcher man der Verschiedenheit wegen hier oder dort bestraft zu werden fürchten muß?

Die Hauptfrage aber bleibt immer: ist es nicht zu tadeln, daß sich der Chronist oder der Erzähler der neuesten Weltbegebenheiten im pragmatischen Zusammenhange in solche gehaltlose Raisonnements verliert? Wenn es der Raum erlaubte, könnten dem Verf. noch viele ähnliche Stellen nachgewiesen werden. Der Zufall, welcher uns auf jene, Preußen betreffende Stelle führte, gibt die nächste Veranlassung, dem Hrn. V. bemerklich zu machen, daß, wenn er mit Aufmerksamkeit die „Preußische Staatszeitung" und Gesetzsammlung vom J. 1832 durchgegangen wäre, er theils seine wesentliche Thatsache übersehen, theils die sichere Grundlage erhalten hätte, Mängel, Misgriffe und Fehler zu rügen und das Nützliche, Preiswürdige und Nachahmungswerthe zu empfehlen, wie es sich aus der einfachen Darlegung des Thatbestandes frei von selbst ergibt.

Der Chronist erzählt aus Braunschweig bei Erwähnung der entdeckten Verschwörung zu Gunsten des Herzogs [illegible] „Die (Fr. v.) Wrisberg wurde auf einer Mühle festgenommen und den 5. Mai am hellen Mittage während großen Gedränges und Volksauflaufs im zurückgeschlagenen Wagen unter schrecklicher, auch wegen des den Wagen umtobenden [illegible] nicht ungegründeter Todesangst der Unglücklichen auf [illegible] längsten Wege durch die Stadt ins Gefängniß transportirt. Gewiß war ein solches Schauspiel nicht prämeditirt, [illegible] hätte leicht zu einem Acte der Pöbeljustiz führen können, in den Annalen der braunschweigischen Justizpflege einen unauslöschbaren Schandfleck zurückgelassen haben würde (S. 454.) Ohne den Zusatz: „Gewiß war ein solches Schauspiel nicht prämeditirt" u. s. w., ergibt sich der auf den [illegible] tigen Behörden haftende Vorwurf, welcher durch Pöbelchen nicht weiter ins Licht gestellt zu werden braucht, selbst. Die Fr. v. Wrisberg war Gefangene, als solche natürlichen Freiheit beraubt, ihr Schutz gegen ungesetzliche unglimpfung der Staatsbeamten, welche sie in Haft [illegible] heiligste Verpflichtung. Prämeditirt oder nicht prämeditirt, Strafbarkeit der solche Schandthaten, deren Ergebniß vorherzusehen waren, zulassenden Behörden bleibt immer selbe. Der Chronist hat das Recht, dieses anzudeuten. das Schweigen über etwanige Bestrafung der Urheber, Theilnehmer jener Greuelscene ist charakteristisch [illegible] mehr als künstlich gewundene Redensarten bei anderer anlassung. An einer andern Stelle wird unsern der Inhalt des Urtheils gegen die Fr. v. Wrisberg, solches ihr Anwalt Scholz bekannt gemacht hat, mitgetheilt und der Fortsetzung der „Chronik" bleibt vorbehalten, zählen, wie sich die braunschweigischen Gerichtshöfe legenheit fanden, als sie wider die des Hochverraths [illegible] bigten Anhänger des Herzogs Karl erkennen sollten.

Doch wir brechen diese Scholien ab, so leicht sie vermehren wären nach dem vorliegenden Texte, vorzüglich den unser Deutschland und dessen constitutionnelle Staaten treffenden Blättern, wo die eigentlichen Motive am wenigsten Dem klar sind, welcher einem enggeschlossenen Systeme [illegible] und dieses zu verstecken erfolglos sich Mühe gibt.

Alle diese Bemerkungen mögen dazu dienen, das Interesse zu bethätigen, welches der Freund geschichtlicher Literatur neuen Bande dieser „Chronik" zuträgt.

Als Nachtrag zu dieser durch Zufall verspäteten [illegible] sei hier noch erwähnt, daß indeß ein neuer Jahrgang „Chronik", der dem Jahre 1833 gewidmet ist, erschien. Band. Das Jahr 1833. Leipzig, Hinrichs. 1835. Gr. 8. Mit schon oft bemerklich gemachtem Fleiß führt der Zeitereignisse vor und sucht unter den „Zerwürfnissen" pragmatischen Zusammenhang zu gewinnen; gewiß [illegible] mehr Haltung, und seine Leser wüßten es ihm Dank, sich auf den Beruf des Chronisten beschränkte und die tenden statistischen Angaben als schon bekannt [illegible] Raumersparniß ist bei einem jährlich mehr anschwellenden Werke kein geringes Verdienst.

Für den nächsten Band verheißt der Hr. Verf. auch und umfassende Berichte über die Ereignisse in Mexico, lombia, Buenos Ayres und Brasilien, wodurch die und fragmentarischen Zeitungsnachrichten vervollständigt berichtigt werden sollen. In diesem Versprechen liegt die fertigung, weshalb gegenwärtig die südamerikanischen heiten des Jahres 1833 hier nicht erzählt wurden.

Der Doppelgänger der neuesten Zeitgeschichte [illegible] seinem „historischen Taschenbuche" bedeutend hinter [illegible] nissen zurück. Hr. Friedrich Buchholz läßt jetzt die Abtheilung des sechszehnten Jahrgangs, oder den [illegible] Band der „Geschichte der europäischen Staaten seit dem

*) Vgl. Nr. 305 d. Bl. f. 1835. D.

Digitized by Google

Frieden" erscheinen und beendet hiermit die Erzählung der politischen Begebenheiten des Jahres 1830. (Berlin, Enslin. 1835. 16. 2 Thlr.) Die erste Abtheilung dieses Jahrganges ist bereits in Nr. 340 d. Bl. f. 1834 angezeigt. Hier ist die Rede von der pyrenäischen Halbinsel, von Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden (mit besonderm Fleiß bearbeitet), von den deutschen Staaten, von den nordischen Reichen, von der Türkei, von Griechenland, den italienischen Staaten und der Schweiz. Läuft der Chronist schneller, so geht das Geschichtsbuch aus Buchholz's Tasche mitunter gründlicher, vor Allem bedächtiger, denn kaum entschlüpft ihm ein gewagtes Wort, so submittirt er und zieht das Gewehr an zur Ehrerbietungsbezeigung. Mit dunkeln Andeutungen ist Niemanden geholfen; der Verf. mystificirt zuweilen sich oder die Leser. Wer ist zufriedengestellt mit folgender Äußerung über die im Östreichischen stattgehabte Herabsetzung des Zinsfußes. „Es bleibt", heißt es hier, „der Zukunft überlassen, den Werth der Maßregel ins Licht zu stellen, während das Zeitalter bereits darüber einverstanden ist, daß die daraus entspringenden Erleichterungen mit der Zeit zu den allerunerträglichsten Lasten für die Steuerpflichtigen werden." Daß die Zukunft den Werth solcher Maßregel ins Licht stellt, versteht sich so von selbst, daß es keiner Erwähnung bedarf; das Einverständniß über die aus den gegenwärtigen Erleichterungen entspringenden unerträglichen Lasten, welches dem Zeitalter beigemessen wird, ist nicht vorhanden, wenn auch aus andern Gründen die Maßregel Anfechtung fand. Der zweite Theil jener Stelle verlangte daher nähere Begründung und factischen Beweis, ohne welche der Geschichtserzähler aus seiner Sphäre tritt. Orakelsprüche passen nicht für unser Zeitalter. 25.

Geschichte der Belagerung von Gibraltar, vom Anfange derselben im Jahre 1779 bis zur Beendigung durch den Friedensschluß 1782. Mit einem Plane. Hanover, Helwing. 1834. 8. 8 Gr.

Gibraltar wurde bekanntlich im spanischen Erbfolgekriege im Jahre 1704 von dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserl. General und Vicekönig von Catalonien, und dem englischen Admiral Rook, nachdem dieser durch ein heftiges Geschützfeuer die Vertheidiger von den Brustwehren vertrieben hatte, mit außerordentlicher Kühnheit erstürmt und hierauf von dem Gouverneur durch Capitulation übergeben. Seit dieser Zeit hat es sich immer in den Händen der Engländer befunden, die keine Kosten gespart haben, um diesen so wichtigen Platz uneinnehmbar zu machen. Die vorliegende kleine Schrift enthält die Geschichte einer Belagerung, welche durch ihre Dauer, die gegenseitigen fast bis zur Erschöpfung gemachten Anstrengungen und durch den dabei von beiden Seiten gezeigten erfinderischen Geist an immer neuen Mitteln der Vertheidigung und des Angriffes gleich merkwürdig und außerordentlich ist.

Aus der Darstellung einer Belagerung ist es um so schwerer einen Auszug für diese Blätter zu liefern, da dabei die technische Seite die wichtigste ist. Wir müssen uns also darauf beschränken, einzelne Züge hervorzuheben, welche auf das Ganze ein weit helleres Licht werfen, als es ein dürftiger und trockener Auszug vermag.

Da Gibraltar, wenn auch nicht völlig entsetzt, doch zu verschiedenen Malen mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen von der Seeseite aus versehen wurde, so zerfällt die Geschichte seiner Belagerung in mehre Zeitabschnitte, welche in der vorliegenden Schrift angegeben sind.

Schon in der ersten Periode (vom Juni 1779 bis Februar 1780) und zwar gleich anfangs war der Mangel an Lebensmitteln unter den Einwohnern und der Besatzung sehr drückend. Der Gouverneur, General Elliot, war daher zu einer sehr genauen Eintheilung der vorhandenen Vorräthe genöthigt und versuchte vorher, wie viel ein Mann täglich zu seinem Unterhalte bedürfe, mit welchem Versuche er bei sich selbst den Anfang machte, indem er acht Tage hindurch von nur acht Loth Reis täglich lebte. Überhaupt ging es in Ertragung des Mangels und der Beschwerden und in heldenmüthiger Ausdauer unter den größten Gefahren seiner Garnison mit dem glänzendsten Beispiele voran und wußte hierdurch ihren Geist theils empor zu erhalten, theils aber auch, wann derselbe durch die immer steigenden Entbehrungen und Beschwerden zu sinken begann, wieder zu heben. Ebenso verstand er Menschenliebe und väterliche Sorge für die Bedürfnisse seiner Krieger und selbst der Einwohner mit weiser und unerschütterlicher Strenge, sobald als die Bande der Kriegszucht und des Gehorsams zu erschlaffen anfingen, zu verbinden. Wenn er auch das Ganze der Vertheidigung geschickt zu leiten wußte und selbst viele technische Kenntnisse besaß, so zeigte er doch einen sehr richtigen Takt in der Behandlung der ihm untergebenen Artillerie- und Genieoffiziere, deren Vorschläge er, ohne die Eifersucht eines beschränkten Oberbefehlshabers und namentlich eines gewöhnlichen Festungscommandanten zu zeigen, gern hörte und nach ihrer Prüfung ausführen ließ, und denen er den freien Spielraum gestattete, welcher mit seinem Ansehen als Gouverneur verträglich war. Wegen aller dieser Eigenschaften, zu denen noch eine ungemeine Vorsicht gerechnet werden muß, nimmt er eine hohe Stelle unter den in der Kriegsgeschichte erwähnten Festungscommandanten ein und würde auch bei einem minder günstigen Erfolge seiner Vertheidigung sich einen Namen bei der Nachwelt gesichert haben. Wenn auch die Geschichte dieser Vertheidigung in speciell technischer Hinsicht ein großes wissenschaftliches Interesse erregt, so bietet sie, selbst abgesehen von diesem, Lehrreiches genug in allgemein militairischer und, so zu sagen, moralischer Hinsicht, welche ein höchst wichtiges Element im Kriege überhaupt ist und ein gleich wichtiges in der Kritik der Festungsvertheidigung und des Verfahrens eines vereinzelt dastehenden, durch keine höhere Autorität unterstützten Commandanten.

Die erste Periode schließt mit dem Entsatze der Festung (wenn man so die Verproviantirung derselben und die augenblickliche Öffnung ihrer Verbindungen von der Seeseite her nennen kann) durch den Admiral Rodney, der die Flotte der Spanier im westlichen Oceane geschlagen und ihnen mehre Transportschiffe genommen hatte. Der Sohn des Königs Georg III., Prinz Wilhelm Heinrich, diente in der englischen Flotte als Midshipman, welcher Umstand dem verwundeten und gefangenen spanischen Admiral Langara den Ausruf abnöthigte: „Wenn Prinzen von Geblüt die niedrigsten Stellen auf der großbritannischen Flotte einnehmen, so gebührt ihr mit Recht die Herrschaft der See."

Die zweite Periode der Belagerung dauerte bis zum 12. April 1781, da die Festung durch den Admiral Dersy mit Mund- und Kriegsvorräthen versehen wurde.

In der dritten (vom 12. April bis zum 1. Juni 1781) richteten die Feinde ihr Feuer auf die Stadt, welches dieselbe bald einäscherte, unter den Einwohnern großes Elend verbreitete und bei der Besatzung manche Unordnungen (durch Plünderung u. s. w.) veranlaßte, denen aber Elliot kräftig entgegenzutreten wußte. Die letztere wurde unter Zelten und in den Kasematten der Batterien untergebracht; die Einwohner mußten aber ohne Obdach umherirren.

In der vierten Periode (bis December 1781) hatten die Feinde ihre Belagerungsarbeiten schon so weit gefördert und ihre Landbatterien so nahe gebracht, daß Elliot, um sie zu Grunde zu richten, zu einem nächtlichen Ausfalle schreiten mußte, welcher auch bei der Sorglosigkeit der Spanier den glänzendsten Erfolg hatte. In dieser Periode bediente man sich eines merkwürdigen Mittels, um die Arbeiter dem feindlichen Feuer zu entziehen. Man fand nämlich zwei Knaben von einem so scharfen Gesichte, daß sie jede Kanonenkugel schon auf halber Schußweite sahen. Diese mußten den Arbeitern die nahende Gefahr jedes Mal sogleich anzeigen, worauf sich dieselben hinter die Brustwehr zogen. Als einmal der eine Knabe das Gesicht einen Augenblick von den feindlichen Batterien weg-

Digitized by Google

gewendet hatte, riß eine Kanonenkugel drei Soldaten die Schenkel weg.

Die fünfte und letzte Periode der Belagerung (vom Juni bis October 1782) ist die merkwürdigste. In derselben wurde die Belagerungsarmee bis auf 32,000 Mann vermehrt, unter denen sich 4000 Mann französischer Truppen befanden. Dazu kam noch außer 330 kleinern Fahrzeugen zuletzt die vereinigte französische und spanische Flotte von 39 Linienschiffen, 7 Dreideckern und 16 Fregatten mit 4000 Stück Geschützen. Die Zurüstungen der Belagerer waren wirklich ungeheuer, denn außer diesen 4000 Stück Geschützen befanden sich 200 in den Laufgräben, 900 auf den Fahrzeugen, welche den Platz von der Seeseite zunächst einschlossen, und 212 auf den schwimmenden Batterien. Diese, von dem Obersten d'Arçon erfunden, waren so eingerichtet, daß sie gegen Bomben und Kanonenkugeln geschützt und leicht bewegt werden konnten. Leider wird über ihre Construction hier fast gar keine Nachricht gegeben. Sie gegen glühende Kugeln zu sichern, scheint man weniger bedacht gewesen zu sein. Auch wird hier über d'Arçon und seine Erfindung an verschiedenen Stellen verschieden gesprochen, sodaß man nicht recht weiß, ob er ein gewöhnlicher Projectmacher war, oder ob er, was später angedeutet wird, ein Opfer der Uneinigkeit unter den Spaniern und Franzosen und gemeiner Cabale geworden ist. Für die letztere Annahme scheint der Umstand zu sprechen, daß ihn die Flotte nicht unterstützte und daß die schwimmenden Batterien mit aus den Gefängnissen zusammengetriebenen Missethätern bemannt waren. Ein ungünstiger Wind, der die Kanonen- und Mörserboote verhinderte zu agiren, ist nebst andern Unglücksfällen auch dabei in Anschlag zu bringen. Daß aber d'Arçon das Schiff, an dessen Bord er sich mit dem Prinzen von Nassau befand, um sein Leben zu retten, verlassen wollte und von diesem zurückgehalten wurde, gibt, wenn es eine Thatsache ist, wenigstens keinen Beweis von seinem Muthe.

Am 13. September begann der fürchterliche Angriff und um 10 Uhr Vormittags das Feuer von den schwimmenden Batterien, das wegen ungünstigen Windes nicht von den Booten unterstützt werden konnte. Von 3 Uhr Nachmittags an wurde das Feuer aus der Festung wirksam und immer mörderischer und verheerender. Um 8 Uhr Abends mußten die Batterien schon Noth- und Rettungszeichen geben. Man hatte aber zu ihrer Rettung fast keine Anstalten getroffen. So waren sie also fast unbeweglich den feindlichen glühenden Kugeln ausgesetzt, welche in der Nacht, da die Flammen der Batterien das schauderhafte Schauspiel erhellten und den englischen Kanonieren die Richtung ihrer Geschütze erleichterten, die schrecklichste Verwüstung anrichteten. Hülfsgeschrei der Lebenden, Winseln der Sterbenden und gräßlich Verstümmelten wechselten mit dem Donner der Geschütze und dem Gekrach der auffliegenden Fahrzeuge. Früh standen die noch nicht in die Luft geflogenen sämmtlich in Flammen, und es muß des Edelmuthes der englischen Seeleute, welche mit der größten Gefahr auf Booten sich in dieses Feuermeer wagten und einzelne Unglückliche retteten, rühmend gedacht und namentlich der Brigadier Curtis genannt werden. Aber auch diese Rettungsversuche waren von keiner Dauer, indem die spanischen Landbatterien auf eine völlig unerklärbare Weise auf die eignen feuerten. In 14 Stunden waren über 2000 Menschen theils getödtet, theils verstümmelt, die ungeheuern Maschinen, die über 1½ Millionen Thaler gekostet hatten, zerstört und die Hoffnungen zweier Könige vereitelt.

Die Belagerung wurde noch der Ehre halber von der Landseite fortgesetzt, dann in eine Blockade verwandelt und auch diese am 15. Februar 1783 in Folge des Friedensschlusses zu Versailles aufgehoben. Sie ist auch durch die Erfindung der sogenannten Depressionslaffetten (durch den Lieutenant Köhler), durch die von dem hannöverischen Soldaten Schwepenik angegebenen Öfen zur Bereitung der glühenden Kugeln und andere Versuche und Entdeckungen dem Ingenieur- und Artillerieoffizier wichtig, sowie sie endlich manche Züge von Tapferkeit, Edelmuth und jener Kriegscourtoisie (?) bietet, von welcher, seitdem die Kriege Sache der Völker geworden sind, die Geschichte wenige Beispiele liefert. So wurden, als der Mangel in der Festung sehr hoch gestiegen war, von dem spanischen Oberbefehlshaber dem Gouverneur Erfrischungen zugeschickt, die dieser aber nicht annahm; so sendete Elliot das bei den getödteten Spaniern gefundene Geld für deren Erben in das feindliche Lager, und ein englischer zur Auswechselung der Gefangenen in das Quartier des Herzogs von Crillon, damaligen feindlichen Oberbefehlshabers, geschickter Offizier wurde von diesem mit der größten Artigkeit behandelt, zur Oper eingeladen und mußte nach derselben an seiner Seite vom Balcon dem Bombardement der Festung zusehen.

Merkwürdig ist noch der geringe Verlust der Garnison während der Belagerung. Er betrug an auf dem Platze Gebliebenen und an Wunden Gestorbenen 337 und an Verwundeten nur 138 Mann. Und es wurden 258,387 Kanonenkugeln und Bomben auf die Festung geschossen und geworfen!

Als Materialien dieser Geschichte sind die Tagebücher des englischen Capitains Drinkwater und des hannöverischen Auditeurs Friedrichs genannt. So anziehend und belehrend sie endlich auch ist, so wenig empfiehlt sie sich durch Sprache, Kritik und Behandlung des Stoffes. 35.

Die Geschichte des osmanischen Volkes von Karl Fried. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, G. Wigand. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es war kein übler Gedanke des Hrn. Fried, eins der wichtigsten historischen Werke der neuern Zeit, die Hammer'sche „Geschichte des osmanischen Reiches", in einen auf das Bedürfniß der gebildeten Lesewelt berechneten Auszug zu bringen. Denn als einen solchen bezeichnet der Verf. selbst sein Werkchen; er macht keinen Anspruch auf den Namen eines Geschichtsforschers, sondern will zufrieden sein, wenn eine billige Kritik ihm das Verdienst zusteht, eine Galerie lebensvoller Thaten und Charaktergemälde vorgeführt und eine ansprechende Schilderung der Örtlichkeit, Religion, Verfassung, Regierung und Volksthümlichkeit entworfen zu haben. Ref. ist nicht so unbillig, den Verf. in seinen bescheidenen Anfoderungen kränken zu wollen, und hat vielmehr mit Interesse beide Bändchen durchgelesen und glaubt, daß auch Andere nicht ungern die Geschichten vom Ursprunge und Wachsthum des osmanischen Reichs, die aus den besten Quellen geschöpft sind, lesen werden. So finden wir hier die Sagen von Osman u. s. w., den Ursprung der noch bei uns so genannten türkischen Musik, Nachrichten über die Reichskleinodien und die merkwürdige Namensunterschrift des Sultans Murad, über die Bildung des Janitscharencorps, ferner die ausführliche Schilderung der ersten Eroberungen Suleiman's auf dem Gebiete des griechischen Reiches mit und ohne die romantische Ausschmückung derselben. Unter den Schlachtenbeschreibungen zeichnen sich die der Schlachten bei Kassove, Nikopolis und Angora aus; bei der letztern wird auch die Erzählung vom eisernen Käfig, in welchen Timur habe den Bajazet sperren lassen, nach Hammer's Vorgange als ein Märchen späterer Zeit bezeichnet. Das türkische Wort kafes bedeutet allerdings einen Käfig, aber auch ein vergittertes Zimmer oder eine vergitterte Sänfte. Eigenthümlich ist dem Verf. ein vielleicht zu ausgedehnte Einleitung über Arabien, Mohammed, das Khalifat und die Ausbildung des Islamismus. Seinen Vorgänger widerspricht er nur einmal (Bd. 2, S. 85), wo er die Charakteristik Johann Humyady's, den Hammer einen glücklichen Abenteurer auf dem Throne und im Felde genannt hat, unrichtig und ungerecht nennt. Übrigens wünschen wir, daß in den folgenden Bändchen eine größere Correctheit in den abendländischen Eigennamen stattfinden möge, damit man nicht mehr Cysikus, Pestinus, Rusbeck st. Cyzikus, Pessinus, Busbeck u. a. lesen muß. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 26. — 26. Januar 1836.

Zur Statistik Italiens.

1. Vocabolario topografico dei Ducati di Parma, Piacenza e Guastalla, di *L. Molossi*. Parma. 1834.
2. Calendario lunese per l'anno 1835. Fivizzano.
3. Rapport général sur les mines de l'Argentiera et Val di Castello, Vicariat de Pietrasanta. Livorno 1834.
4. Sullo stato delle ferriere del regno di Napoli. Discorso di *L. Bianchini*. (In der Zeitschrift: Il Progresso, Sept. 1834.)

Schon mehr als einmal hat Ref. Gelegenheit gehabt, von den neuern italienischen Arbeiten im Fache der Chorographie und Statistik zu reden und einige derselben einer nähern Beleuchtung in diesen Blättern zu unterwerfen. Während in Toscana das verdienstliche Werk von Repetti *) fortschreitet, Zuccagni-Orlandini unermüdet mit einer umfassenden Arbeit beschäftigt ist, wovon später die Rede sein wird, und in Piemont neben dem bereits früher erwähnten Wörterbuch von Casalis, dessen erster Band jetzt vollendet ist, eine ausgezeichnet genaue Statistik der Provinz Saluzzo erscheint, ist man auch in andern Theilen der Halbinsel einem so guten Beispiele gefolgt. Das topographische Wörterbuch der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welches Herr Molossi vor Kurzem herausgegeben hat, verdient alle Anerkennung in Rücksicht des Fleißes, mit dem es zusammengetragen und ausgearbeitet ist, und der redlichen Forschung, die ihm zum Grunde liegt. In Bezug auf statistisches Detail in den einzelnen Artikeln sowie auf die interessanten naturwissenschaftlichen Angaben, mit denen Repetti's Werk so reichlich ausgestattet ist, steht das Buch von Molossi diesem freilich nach, wetteifert aber mit ihm in der Vollständigkeit der Chorographie und interessanten historischen Erläuterungen, woneben es noch einen gedrängten, aber sehr genügenden statistischen Versuch über das ganze Herzogthum vorausschickt, von welchem hier, da manches Neue darin enthalten ist, vorerst die Rede sein muß.

Sehen wir auf die geographische Lage und Ausdehnung des genannten Herzogthums, so liegt dasselbe unter dem 44° 19′ 40″ und 45° 7′ 45″ N. Br., 26° 58′ 50″ und 28° 30′ 50″ Länge. Das Herzogthum Parma hat 1656 ital. □Miglien, Piacenza 1051$^{1}/_{3}$, Guastalla 58$^{3}/_{4}$ derselben, zusammen also 2766$^{1}/_{12}$ □Migl. Ausdehnung. Unter den Höhen der Apenninenkette erhebt sich die Alpe di Succiso an der Grenze von Modena und Toscana 2020 Meter, der Monte Orsajo an der toscanischen Grenze 1834, Lapenna an der sardischen Grenze 1739 Meter; Piacenza liegt 66^{27}, Parma 49^{43} Meter über der Meeresfläche. Der einzige schiffbare Fluß ist der Po, welcher auf einer Strecke von etwa 91$^{1}/_{2}$ Miglien die nördliche Grenze bildet und in den eine Menge kleiner Ströme und Gebirgswässer münden. Mehre Kanäle durchschneiden das Land; im Gebirge findet man kleine Seen, wie den Lago Santo, L. Gemio, L. Bellano, L. Verde, L. dell' Alpe. Die Straßen, namentlich in den Gebirgsgegenden, sind nicht zureichend; die bedeutendsten sind (nach der Lombardei) die von Casalmaggiore, Cremona, Mantua, Mailand über Piacenza, (nach der Südseite des Gebirgs) die nach der Spezzia, von Parma über Fornovo, Berceto, die Cisa, nach Pontremoli und den toscanischen Enclaven u. s. w. — Was die Administrativeintheilung betrifft, so finden wir vorerst drei Herzogthümer, Parma mit 57 Gemeinden, Piacenza mit 45 Gemeinden, Guastalla mit 3; sodann fünf Verwaltungsgebiete: 1. Parma (Hauptstadt mit 38,279 Einwohnern), gegen 774 □Miglien, zwischen der Enza und dem Taro, mit 32 Gemeinden; 2. Borgo San-Donnino (Hauptort mit 3356 Einwohnern), 706$^{1}/_{6}$ □M., zwischen Taro und Rio, mit 28 Gemeinden; 3. Piacenza (Hauptstadt mit 28,450 Einwohnern), 738$^{3}/_{4}$ □M., zwischen Rio und Bardoneggia, mit 31 Gemeinden; 4. Borgotaro (Hauptort mit 1750 Einw.) im hohen Gebirge, 489 □M., 11 Gemeinden; 5. Guastalla (Hauptstadt mit 2556 Einwohnern), das Herzogthum dieses Namens. Die 4 Bisthümer, Parma, Piacenza, Borgo San-Donnino und Guastalla, haben 766 Pfarren. Die Gesammtbevölkerung betrug 1815: 426,512 Seelen; durch den Petechialtyphus vermindert, zählte sie 1820 nur 412,000; 1832 erreichte sie 460,759, bei welcher letztern Zahl im Vergleich mit 1831 eine Vermehrung von 6679 sich ergibt. Gesammt-

*) Vgl. Nr. 225—227 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

zahl der Familien: 93,906. Auf die □Miglie kommen: Parma 185, Piacenza 188, San-Donnino 168, Borgotaro 91, Guastalla 348. Rücksichtlich des Klerus findet man Weltpriester gegen 2200, Mönche 462 (Bettelmönche 362 in 11 Klöstern), Nonnen 233 in 7 Klöstern. Die bedeutende Vermehrung der Bevölkerung in den letzten Jahren mag auch der Wohlfeilheit und Güte der Lebensmittel beizumessen sein. Der Menschenschlag im Gebirge ist beiweitem kräftiger und die gewöhnliche Lebensdauer länger; hier herrschen mehr entzündliche Krankheiten, Rheumatismen, Katarrhalaffectionen u. s. w. als in der Ebene, wo intermittirende Fieber häufig sind. Die Schutzblatternimpfung wurde 1801 eingeführt; von 1801—12 wurden gegen 100,000 geimpft, seit 1822—33 jährlich im Durchschnitt 13,471. Die Impfungen werden zu bestimmten Zeiten vorgenommen.

Wir kommen nun zu den Erzeugnissen, an welchen, sowol an vegetabilischen als animalischen, das Land reich ist, während es an mineralischen keinen Mangel hat. Die meisten derselben reichen zum allgemeinen Bedürfniß und selbst zu fremder Nachfrage hin; manche wieder sind unbeachtet oder nur wenig benutzt. Die Jagd liefert Hasen, Krammetsvögel, Schnepfen, Wasserschnepfen, Wachteln, Rebhühner, Wasservögel in den Niederungen am Po. Im Gebirge findet man wenige Dachse und Marder, selten in hohen Alpengegenden Wölfe, auf deren Ausrottung ein Preis gesetzt ist. Das Federvieh ist in den Ebenen sehr häufig. Die Fischerei, welche im Po verpachtet ist, liefert Stöhre, Lachse, Lampreten, Forellen, Aale, Schleihen, Barben u. s. w. Das Vieh ist in den Ebenen und dem niedrigen Hügellande von vorzüglicher Qualität, doch ist die Schafzucht gesunken. Das Hornvieh belief sich 1830 auf 143,209 Stück, Pferde 15,778, Schweine 61,020, Schafe und Ziegen 143,592, im Ganzen 365,599. Bienenzucht und Seidenbau liegen ganz darnieder. Die guten Weiden, welche sich bis auf die höchsten Berge hinauf erstrecken, nähren außer den Heerden des Landes mehr denn 1000 Stück Ochsen und Kühe und 30,000 Schafe und Ziegen aus den benachbarten Gegenden. Man sieht Waldungen von Buchen, Bucheichen, Kastanien, Eichen, Nußbäume, Eschen, und mehr in den Niederungen Steineichen, Pappeln, Wachholderbäume, Erlen, Weiden. Selten ist der Ahorn, noch seltener die Tanne; die Waldungen sind im Allgemeinen sehr vernachlässigt, und werden entweder regellos beinahe ganz weggehauen oder aber fast gar nicht berührt, zu welchem letztern Umstand die Schwierigkeit, das Holz aus den abgelegenen Gebirgsgegenden wegzuschaffen, beitragen mag. Die Rebe kommt gut fort, der Weinbau ist aber sehr unvollkommen. Obstbäume, Staudengewächse u. s. w. sind häufig. Korn, Mais, Spelz, Roggen sowie auch Gemüsearten werden in großer Menge gebaut. Wenden wir uns endlich zum Mineralreich, so finden wir viel Kalkstein und Ziegelerde; Sandsteinbrüche bei Prelerna, Vezzano, Rusino, Seravalle, Grajana, Bardi u. s. w.; verschiedenartigen guten Marmor zu Casa-Selvatica, Gorro, Contile, Faramett u. s. w., feine Töpfererde, Dendriten, Chalcedone, Achate, Jaspis, kohlensaure Kalkkrystalle, Quarz- und Kalkspathkrystalle; in geringer Menge Steinflachs bei Pellegrino und im Sanello. In vielen Hügeln fossile Testaceen; bei dem Dörfchen Le Ferriere im Piacentinischen (mit etwa 90 Einw. im 18 Häusern) sind sehr bedeutende Eisengruben, welche 48—50 % Ertrag liefern. Das Bergwerk ist groß, aber die Vermengung des Metalls mit Blei, Kupfer, Quecksilber, Schwefel und Mangan erschwert das Schmelzen. Das Eisen wird dem schwedischen vorgezogen, steht aber dem von Bergamo an Stärke und Elasticität nach. Der jährliche Ertrag ist 24—25,000 Gewichte. In der Nähe ist eine nicht besonders ergiebige Kupfermine. Noch findet man Gyps und Steinöl, Salinen in der Gemeinde Salsomaggiore, die jetzt jährlich gegen 12,300 Centner liefern, deren Ertrag aber weit bedeutender sein könnte. Die Mineralquellen von Lesignano und Tabiano sind unbeachtet.

Der Landbau nimmt die Mehrzahl der Armen in Anspruch. Die Bedürfnisse der Bevölkerung, die Gesetze, welche die Vertheilung und den Tausch des Eigenthums befördern, die gleichmäßige Vertheilung der Abgaben vermöge des Katasters haben zu seinem Fortkommen beigetragen; das Herzogthum Parma, welches früher nur auf 7 Monate des Jahres Getreide hervorbrachte, versendet diesen Artikel jetzt ins Ausland. Aber alte Vorurtheile des Ackerbausystemes und geringer Eifer der Landleute bieten noch manches Hinderniß. Der Durchschnittsertrag des Landeigenthums ist 3½—4 Procent. Nach dem Ackerbau kommen die Gewerbe an die Reihe. Papierfabriken im Parmesanischen und Piacentinischen, Eisen- und Kupferwerk bei den Ferriere (s. oben), sowie Eisenwerk zu Borgotaro, wo Metall von Elba verarbeitet wird; Salzwerk bei Salsomaggiore, Tabackfabrik in der Certosa bei Parma (jährlich gegen 144,000 Kilogramme), Pulverfabrik zu Montechiarugolo (12—13,000 Kilogramme), Wollentuchfabrik bei Parma, Damast, Franzen, Seidenband, einiges Seidenzeuch in Parma, gewöhnliche Strohhüte, Schriftgießerei u. s. w.

Wie sehr in Italien, mit rühmlicher Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs, das Unterrichtswesen, namentlich das der Elementarschulen, an allen möglichen Gebrechen krankt, ist leider nur zu sehr bekannt und unleugbar. Die Angaben, welche der Graf Serristori („Secondo supplemento al Saggio statistico dell' Italia", Lausanne 1834) darüber mittheilt, betreffen nur drei Staaten, da er von den übrigen keine zuverlässigen Details zu erhalten im Stande war; nach diesen stellte sich das Verhältniß der Elementarschüler zur Bevölkerung im lombardisch-venetianischen Königreich im Jahr 1832 wie 1:12, im Herzogthum Parma 1832 wie 1:46, im Herzogthum Lucca wie 1:55. Im J. 1833 war im Parmesanischen das Verhältniß wie 1:42, und mit Einschluß der höhern Schulen wie 1:35. Es gibt im Herzogthum drei Gattungen Knabenschulen: 1. Die obern unentgeltlichen Schulen (Akademien) in

Digitized by Google

Parma und Piacenza, mit den zwischen beiden Städten vertheilten vier Facultäten; 2. die Secundairschulen in den 5 Bezirksorten; 3. die unentgeltlichen Primairschulen, gemäß Decreten vom 2. Oct. u. 13. Nov. 1831 in allen Gemeinden. Jede Gemeinde hat einen Schulinspector. Die Lehrer werden entweder ernannt oder im Concurs gewählt; der geringste Gehalt bei den Elementarschulen beträgt in Parma und Piacenza 600 ital. Lire (Francs), in den andern Orten 400; bei den Secundairschulen 900 und 600. Für die Geistlichkeit gibt es mehre Collegien und Seminarien; in Parma ein Militaircollegium und Taubstummeninstitut. Parma hat eine Sternwarte, ein Theater für physikalische Experimente, für Anatomie und Chemie, ein naturhistorisches Cabinet, eins für Anatomie und Pathologie, botanischen Garten, Museum, öffentliche Bibliothek mit etwa 90,000 Bänden; in Piacenza findet man ein reiches naturhistorisches Cabinet und eine öffentliche Bibliothek mit 34,000 Bdn. Die regelmäßigen Ausgaben der Regierung für die Elementarschulen belaufen sich auf 140,500 Lire, die für die höhern auf 89,000 Lire. Von Wohlthätigkeitsanstalten finden wir in Parma und Piacenza zwei große Spitäler mit etwa 850 Kranken (550 vom Civilstand, 300 vom Militair); etwa 120 andere sind auf 15 kleinere Spitäler vertheilt. Uebrigens gibt es mehre Hospitien, Armenapotheken, ein Gebärhaus, Irrenhaus u. s. w. Die öffentliche Verwaltung dieser Anstalten gibt jährlich über 1,170,000 Lire aus. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 6,895,840 Lire, wovon die directen Steuern 2,158,840, die indirecten 2,773,000, die Domainen u. s. w. 1,964,000 Lire einbringen. Die Staatsschuld beträgt 10,700,000 Francs.

Ein weiteres Eingehen in einzelne Artikel dieses Werkes würde dem Zweck dieser Blätter nicht entsprechen und uns zu weit führen. Ref. beschränkt sich also auf die Bemerkung, daß namentlich die Hauptstädte des Herzogthums sehr ausführlich und genügend behandelt und kurze, aber genügende Abrisse der Geschichte des Landes sowol als der Familien von Correggio, Farnese und Gonzaga sowie der spanischen Bourbons, an welche (in der Person Karl Ludwig's, Herzogs von Lucca oder seines Nachfolgers) nach dem Tode Maria Luisens die Regierung zurückfallen wird, gehörigen Ortes eingeschaltet sind. Ein eigner Artikel ist dem Po gewidmet, über den hier am Schlusse einige Notizen stehen mögen. Dieser bedeutendste Fluß Italiens hat seine Quelle in den cottischen Alpen auf dem Monte Viseo, fließt durch das Piemontesische und berührt eine halbe Miglie oberhalb des Dörfchens Pievetta die Grenze des Herzogthums, welches er von der Lombardei trennt. Die Gesammtlänge seines Laufes ist ungefähr 450 Miglien (75 auf den Grad); von der Mündung des Baches Boriacco an der sardinischen Grenze bis Piacenza 33,500 Meter, von Piacenza bis gegenüber Cremona 35,000 M., bis Casalmaggiore 49,000, bis Viadana 11,000, von Guastalla nach Luzzara 7000, Gesammtlänge an der Grenze des Staats: 135,500 Meter = 91½ Migl. Die Hauptgewässer, welche, aus dem Herzogthum kommend, in ihn münden, sind die Trebbia, der Rio, die Arda, der Taro, die Parma und Enza. Die geringste Höhe des Wasserstandes zwischen der Adda und dem Ponte Lagoscuro, nördlich von Ferrara, berechnet man auf 3 — 4 Meter, die mittlere auf 6 — 7, die höchste auf 11 — 12. Die gewöhnliche Breite unterhalb der Mündung der Adda ist 600 Meter, die mittlere Senkung 3 Decimeter auf den Chilometer. Das Bette besteht aus Kalksand und Thonerde. Man kann nie durch diesen Fluß waten, außer etwa zu Zeiten außerordentlicher Dürre an Stellen, wo das Bette sehr breit ist. Die Schiffahrt beginnt bei Stafarda, etwa 30 Migl. von der Quelle entfernt. Bei Piacenza findet sich eine aus 54 Booten zusammengesetzte Schiffbrücke; Fähren an vielen Orten. Zur Nachtzeit ist das Fahren untersagt. Am 22. März 1828 wurde der erste gelungene Versuch mit einem Dampfboot bei Piacenza gemacht, aber für jetzt nicht weiter fortgesetzt. Schon an der Grenze beginnen die Dämme, sind aber bis Piacenza unterbrochen, da die Ufer zum Theil die gehörige Höhe haben. Von dort an aber währen sie in einem fort, immer höher werdend, bis zur Mündung. Eine besondere Behörde hat die Aufsicht über dieselben sowie über die daran nöthigen Arbeiten. Am besten unterhalten sind die Werke im Parmesanischen; der Andrang des Wassers gegen dieses Ufer ist bei weitem stärker als gegen das lombardische. Etwa 16 kleine Strominseln sind zum Theil bewohnt und benutzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachlaß eines Geschiedenen. Erstes Bändchen. Inhalt: Lieblos mit Liebe. Liebevoll ohne Liebe. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1835. 8. Preis für drei Bändchen 2 Thlr.

Apollo sei Dank, daß der Verf. geschieden ist! Es wäre zum Verzweifeln, wenn wir noch mehr solch sinnlosen Gewäsches zu erwarten hätten, als dieser Nachlaß in seinen ersten Proben darbringt. Denn fürwahr, wir thun der Schwachsinnigkeit Unrecht, wenn wir sie für die Mutter solchen normalen Widersinns halten; nicht sie, sondern völlige Verrückung aller Geisteskräfte, Wahnwitz mit einem Wort, kann dergleichen Rhapsodien ohne Sinn und Verstand zu Tage fördern. Es ist unmöglich, in diesen Bogen einen Faden zu finden. Der Verf. schreibt: „Lieblos mit Liebe, eine Novelle.“ Schmachvoller Misbrauch des Worts, sinnlose Lüge! Weder Personen noch Begebenheit, weder Charakter noch Schilderung begegnet uns; nichts als ein wildes Durcheinander von kindischen, lächerlichen, widersinnigen Phantasien füllt die Blätter. Kein menschlicher Verstand vermag zu ergründen, was damit gesagt sein soll. Uns scheint, daß der Verf. durch einen Engländer um seine Braut oder Frau betrogen wurde und daß er darüber den Verstand verlor; denn als einziges erkennbares Ziel in diesem Wirrsal stellt sich die Absicht heraus, zu beweisen, daß die Engländer die gefährlichsten der Menschen in Bezug auf die Frauen sind und daß ihre nonchalante Galanterie für diese gradezu unwiderstehlich ist. Armer, bedauernswerther Mann oder Frau, der und die du diese Resultate deines Nachdenkens finden mußtest; Resultate, die selbst in aller ihrer Albernheit noch aller Wahrheit entbehren müssen! Indeß ist die Sache doch allzu spaßhaft, als daß wir dem Leser nicht wenigstens ein Pröbchen von dem Geiste des Verf. mittheilen

Digitized by Google

sollten, der in seiner Verwirrung als „Geschiedener" vielleicht auf einen ähnlichen Ruhm Rechnung machte, wie er dem „Gestorbenen" billig (d. i. wohlfeil) genug zufiel. S. 13 heißt es: „Ein englisches Wesen, heißt also nicht etwa „ein engelgleiches", sondern „einem Engländer ähnliches", denn zu gleichen ist ihnen gar nicht, wie man sagt: englischer Garten, Wagen, englisch Pferd ... es muß ja alles englisch in Toilette und Haushalt sein. Gewisse Partien nur bedeckt man von Paris und schimpft sie dazu, und kehrt ihnen beständig den Rücken. „Englischer Gruß" heißt auch nicht „Gruß der Engel", sondern „Gruß der Engländer" und dafür spricht das unmerkliche, spitzwinkliche Kopfnicken, das etwas Kaltvornehmes und Überirdisches hat, wie Engel sich wol armen Sterblichen neigen. Man nehme Alles in Allem, mit Hamlet, so sind Engel und Engländer sammt dem Adjectiv — Synonymes! Vermöge dieser himmlischen Abstammung kann denn auch ein Mister sich viel erlauben und Herz und Hand unserer Hohen leicht erreichen" — und so fort des Unsinns, 108 Seiten hindurch. Der Leser, der jemals ein Irrenhaus besuchte, sage sich nun selbst, ob er nicht ganz ähnlichen Wischiwaschi dort vernommen hat.

Und dergleichen nun wird inmitten des vierten Jahrzehnds des 19. Jahrhunderts in Spree-Athen, dem Sitz norddeutscher Bildung, zum wahren Seelentod von Lesern, Setzern und Censoren gedruckt und herausgegeben! *) 21.

Notizen.

Ein Franzose, Dubois de Jancigny, der seit mehren Jahren am Hofe des Königs von Aude lebt, ist neuerdings von diesem Fürsten nach England gesandt worden, um dem Könige Wilhelm seine Huldigung und reiche Geschenke darzubringen. Das Königreich Aude bildet einen Theil des ehemaligen Reichs des Großmoguls. Die Könige dieses Landes gehören zu den ältesten Alliirten der englischen Compagnie, sie gelten seit der Zeit Faadut Ali's für die reichsten Fürsten in Hindostan. Der jetzige Beherrscher dieses Reichs, Nassir-Duddin-Hyder, ein junger Mann von 35 Jahren, hat eine große Vorliebe für die europäischen Sitten in Allem, was das äußere Leben und die Repräsentation betrifft. Er ist ein Bewunderer der Wissenschaft und Kunst des Occidents und befördert ihren Einfluß in seinen Staaten außerordentlich. Der Resident und die Offiziere der englischen Gesandtschaft an dem Hofe von Lucknow haben seine Absichten so gut als möglich unterstützt, und Dubois besonders wirkte während des fünfjährigen Aufenthalts am Hofe Nassir-Hyder's zu Verbreitung einer höhern europäischen Civilisation in dessen Lande mit großer Thätigkeit. Der junge Fürst wollte seine Verhältnisse mit England so fest und freundschaftlich als möglich knüpfen und beschloß deshalb, und um die europäische Gesittung von allen Seiten kennen zu lernen, eine außerordentliche Gesandtschaft mit Gutheißung der englischen Regierung in Indien nach England zu schicken. Er stellte Dubois an die Spitze dieser Gesandtschaft und übergab ihm ein Schreiben an den König Wilhelm nebst kostbaren Geschenken. Die Gesandtschaft verließ Kalkutta gegen Ende März 1835 und ist vor einiger Zeit in London angekommen. Die für Wilhelm IV. bestimmten Geschenke sind zahlreich und prächtig und größtentheils, sowol als Kunstgegenstände wie als Seltenheiten interessant. Ihr Gesammtwerth beträgt über eine Million Francs; es sind ausgesuchte Meisterstücke des orientalischen Gewerbfleißes, als Ruhebetten, Costume der Hindus, Porzellanvasen und andere Kostbarkeiten aus Indien und Canton. Einer der interessantesten Gegenstände ist ein 9 — 10 Fuß langes und 5 Fuß breites Gemälde von Dufay de Casanova, einem Schüler Davids, welchen Dubois nach der Hauptstadt von Aude berief, wo der Fürst ihn zu seinem Dienst als Historien- und Landschaftsmaler mit einer Besoldung von 80,000 Francs zurückbehalten hat. Das Gemälde stellt ein orientalisches Fest vor, mit der Aussicht auf die Residenz im Hintergrund. Ferner befinden sich unter den Geschenken 25 arabische und persische Manuscripte.

Nach den Berichten des Capitains Roß ist unter den Eskimos ein Mord ein sehr seltener Fall, und wenn er sich ereignet, so besteht die über den Mörder verhängte Strafe darin, daß man ihn vollkommen isolirt und Jedermann die geringste Beziehung zu ihm, seine Nähe, seine Bekanntschaft auf das sorgfältigste vermeidet, dergestalt, daß er als aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen angesehen werden kann. Capitain Roß fragte einige Eskimos, warum man den Mörder nicht mit dem Tode bestrafe; darüber verwunderten sich diese aber höchlich und meinten, dann würde sich der Richter eines ebenso großen Verbrechens schuldig machen wie der Mörder selbst. Diese Ansicht von der Todesstrafe ist nicht ungewöhnlich bei uncultivirten Völkern.

Die französische Übersetzung der Werke W. Scott's von Defauconpret nimmt in der Literatur und in dem mercantilen Bericht des Buchhandels eine außerordentliche Stelle ein. Die Ausgaben sind seit einigen Jahren stetig aufeinander gefolgt, ohne die täglich wachsende Zahl der Abnehmer zu befriedigen. Vor noch nicht einem Jahre wurde eine sogenannte „pittoreske" Ausgabe der Werke W. Scott's angekündigt, die in kleinen Lieferungen zu 50 Centimes erscheinen sollte, und diese noch nicht beendigte Ausgabe, von welcher 15,000 Exemplare abgezogen wurden, ist bereits vergriffen. Die Herausgeber, Charles Gosselin, Furne und Perrotin, haben nunmehr abermals eine neue Ausgabe von 10,000 Exemplaren unter der Presse, welche so eingerichtet ist, daß jeder Band einen ganzen Roman enthält. Die Subscriptionsbedingungen darauf sind so günstig, daß man erwarten kann, diese Ausgabe vor dem vollständigen Erscheinen der ersten untergebracht zu sehen.

Die Mäßigkeit ist eine häusliche Tugend, die man nicht stark genug anempfehlen kann, aber das muß man ihr lassen, daß sie den Handel nicht eben befördert. Seitdem sich unter den Auspicien dieser Göttin die Societäten in England und den Vereinigten Staaten gebildet haben, hat die Consumation verschiedener Handelsartikel außerordentlich abgenommen, und die Eröffnung des neuen Tempels hat das Schließen vieler Boutiquen zur Folge gehabt. Man hat ausgerechnet, daß in Amerika 1,500,000 Individuen sich zu den Mäßigkeitsvereinen halten, 12,000 Trunkenbolde haben ihren Wandel gebessert, 4000 Destillationsanstalten sind eingegangen, 8000 Liquorvebitanten haben ihre Firmen einziehen müssen, und 1200 Fabrikzeuge nehmen bereits keinen Branntwein mehr unter ihr Verbindung. Nicht gar so starke Fortschritte hat die Mäßigkeit in Großbritannien gemacht, wo man nur erst 200,000 Mäßigkeitsvereinte zählt.

Man erzählt, daß einer der berühmtesten londoner Buchbinder eines Nachmittags den Auftrag erhielt, eine Quantität Almanachs von 1800 Bänden bis zum nächsten Morgen gebunden zu liefern, weil sie an demselben Tage noch nach Amerika eingeschifft werden sollten. Er soll sich dieses Auftrags bis zur bestimmten Frist mit Hülfe einer unlängst erfundenen Buchbindemaschine pünktlich entledigt haben. 11.

*) Des Inhalts der beiden noch erschienenen Bändchen dieses Nachlasses, die mit dem ersten die erste Lieferung bilden, werden wir, da er dramatisch ist, bei einem andern Anlaß gedenken. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 27. — 27. Januar 1836.

Zur Statistik Italiens.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Der erste Jahrgang des von Herrn Gargiolli zu Fivizzano herausgegebenen Almanachs für die Lunigiana war schon in einem bereits erwähnten Aufsatz d. Bl. der Gegenstand ausführlicherer Bemerkungen. Der allgemeine und laut ausgesprochene Beifall, den dieses dankenswerthe Unternehmen fand, vermochte den Verf. damit fortzufahren und das zweite Bändchen herauszugeben, welches neben einigen landwirthschaftlichen und gemeinnützigen Aufsätzen die versprochene Statistik der toscanischen Gemeinden Albiano, Bagnone, Filattiera, Groppoli und Terrarossa, sowie als Anhang jene der modenesischen Provinz Val di Magra enthält. Die genannten fünf Gemeinden liegen alle an der Magra, an die Gebiete von Modena, Parma und Genua stoßend, zwischen dem 27° 31′ und 27° 44′ L. und 44° 10′ und 44° 24′ N. B. Die Oberfläche beträgt 43^{44} □Migl.; die Bevölkerung im Durchschnitt für die □M. 198 Seelen. Das ganze Land, im NO. von der großen Kette des Monte Orsajo (3166 flor. Braccien = 1848^{944} Meter) und im SW. von Corneviglio (1992 fl. Br.) begrenzt, ist gebirgig und hoch, bis es sich gegen die Magra hin allmälig ebnet. Die Gipfel des Monte Orsajo, von dem sowie vom Corneviglio mehre Nebenzweige sich absondern, sind steil und schwer zugänglich; leichter zu ersteigen sind die des Corneviglio. Die übrigen Berge sind mit Vegetation bedeckt. Der Schnee bleibt nie lange liegen und verschwindet vom Orsajo gewöhnlich Ende April. Der Baumwuchs reicht ungefähr zu derselben Höhe wie in der Gemeinde Fivizzano, die Thäler sind meist sehr fruchtbar. Die bedeutendsten Ströme sind der Tavarone (Scirarens), die Civiglia, der Bagnone, die Monia, die Sobola u. s. w., welche alle in die Magra münden. Die Straßen sind alle sehr schlecht, mit Ausnahme der neuen Straße von Pontremoli, welche die Gemeinden Terrarossa und Fillatiera auf kurzer Strecke durchschneidet, und der Straße von Bagnone, die sich mit jener vereinigt. Der höchste Punkt der erstern ist bei Ceserano, wo sie mit der großen Heerstraße zusammentrifft, nach der Berechnung des Marq. Scipio Malaspina 273^{716} M., bei Bagnone 235^{186} M., die Gesammtlänge von Ceserano bis Pontremoli $30{,}440^{800}$ M., die der Traversa von Bagnone 3770. Das Klima ist mit Ausnahme einiger hochliegenden Striche im Winter minder kalt, im Sommer wärmer als im Fivizzanischen, übrigens ebenso unbeständig; die Nebel, namentlich im Frühling, sind dem Landbau sehr schädlich. Die Producte sind ungefähr dieselben wie in der mehrerwähnten Provinz. Von Hausthieren findet man in den fünf Gemeinden: Ochsen und Kühe 2045, Ziegen 1526, Schafe 6420, Pferde 161, Esel und Maulthiere 372, Schweine 1097. Das Capital derselben ist: 330,132 tosc. Lire, Ertrag 110,740 L.

Die Hauptorte der Gemeinden sind: Albiano, Flecken auf einem Hügel auf dem rechten Ufer der Magra, nicht weit von der Mündung der Vara, mit alten Mauern und Thürmen, engen steilen Straßen, seit 1404 mit der florentinischen Republik vereinigt, 400 Einwohner. Bagnone, im Bisthume Pontremoli, Flecken am gleichnamigen Strome, noch 1300 Gotula genannt („datum in burgo Gotulae Bagnoni"), meist enge Straßen, zwei Plätze, Propsteikirche, öffentliche Schulen mit Stiftung, Theater, Sitz eines königlichen Vicarius, 596 Einw. Filattiera, Flecken auf einem Hügel, mit Resten alter Mauern, eines Forts und eines Schlosses der Malaspina, mit Pfarrkirche und 350 Einwohnern. Groppoli, von mehren zerstreutliegenden Häusergruppen auf einem Hügel gebildet, hat mit dem Oertchen Talavaro und einzelnen Gehöften 718 Einw. Terrarossa, auf einer Anhöhe, von der großen pontremoleser Straße (Via Francesca) durchschnitten, mit einer alten Burg, ziemlich breiten Straßen, Pfarrkirche und 205 Einw.

Betrachten wir die Einwohnerzahl, so finden wir ziemlich günstige Verhältnisse. Im Jahr 1833 war die Bevölkerung des Großherzogthums 1,393,341 Seelen in 253,019 Familien; die der toscanischen Lunigiana betrug 40,956 in 7046 Familien, wovon 17,185 auf den District von Pontremoli, 15,149 auf den von Fivizzano, 8,622 auf den von Bagnone kommen, in welchen sich seit 1793 die Bevölkerung resp. um 1540, 2107 und 778 Seelen vermehrt hat. Im J. 1760 zählte man in den genannten drei Districten: Familien 5673, Weltgeistliche 611, Mönche 136, Nonnen 195; nach dem letzten

Digitized by Google

Census stellen sich die Zahlen wie 7046, 450, 24 und 32, sodaß die Weltgeistlichen sich um 161, Mönche um 112 und Nonnen um 163 vermindert haben. Die mittlere Lebensdauer in der Provinz ist 24 Jahre 6 Monate 6 Tage. Beschränken wir uns nun wieder auf die mehrerwähnten fünf Gemeinden, so finden wir, daß die gegenwärtige Bevölkerung (8622) sich folgendermaßen vertheilt: Ackerbauer 2916, Eigenthümer 2710, Tagelöhner 291, Fabrikanten und Handwerker 182, Handelsleute 19, Wirthe 12, Gerichtspersonen 7, Aerzte 5, Apotheker 1 (in Bagnone), Bettler 67. Die Communalsteuer beträgt 22,170 Lire, wobei in der Gemeinde Groppoli auf jedes Individuum 1^{61}, in Bagnone und Terrarossa 2^{82} kommen. Die Zahl der jährlichen periodischen Auswanderer übersteigt 900, welche im Durchschnitt 36,500 L. einbringen.

Das productive Land ist in Weinberge, Kastanien-, Oelbaum- und andere Waldungen, Weiden u. s. w. abgetheilt. Vorherrschend in allen Gemeinden sind die Kastanienwaldungen (Bagnone 5817^{36} Quadrate, deren etwa 80 auf 1 tosc. □Migl. gehen), die Weiden in der Gemeinde Bagnone (6583^{82} Quadrate). Die Zahl der Meierhöfe (podere) beträgt 548, jeder hat gewöhnlich 12—16 Quadrate bebautes Land. Jährliche Heuernte 746,300 Pfund. Die Kastanie wird sehr vernachlässigt; jährlich werden gegen 33,980 Scheffel Kastanienmehl gewonnen, wovon 5800 Scheffel, auswärts verkauft, 17,400 L. einbringen. Der Weinbau hat zugenommen, die Gattung indeß sich nicht gebessert; man gewinnt gegen 41,264 Faß; der Ertrag der in den Handel kommenden 12,000 Faß ist 66,000 L. Oel 1007 Faß, wobei noch 200 eingeführt werden. Der Seidenbau ist sehr schwach, Cocons für etwa 8500 L. Der Getreidebau ist in besserm Zustande, aber man hat und verwendet zu wenig Dünger. Jährliche Kornernte 34,795 Scheffel, andere Getreidearten 50,009 Scheffel; Verbrauch etwa 71,500 Scheffel, sodaß der Ertrag des Ueberflusses etwa 60,000 L. beträgt. Der Hanf (34,000 Pfd.) reicht nicht und bildet nebst dem Flachs ein jährliches Passivum von 6500 L. Der Gartenbau ist wenig sorgfältig, die Kartoffelernte schwach, die Bienenzucht gering (gegen 350 Stöcke).

In Betreff der Industrie und des Handels ist zu bemerken, daß die Einfuhr beiweitem die Ausfuhr übersteigt. Im Lande fehlt es an Allem, den eignen Ertrag sowol als die von außen kommenden Gegenstände zu vervollkommnen. Es gibt keine Gerbereien, keine Seifenfabriken, keine Drechsler u. s. w. Man zählt 40 Mühlen, 20 Stampfen, 3 Färbereien, 2 Walkmühlen u. A. Vom öffentlichen Unterricht ist wenig zu sagen: in Bagnone gibt es zwei Knabenschulen mit 40 Schülern, 5 Privatmädchenschulen. Eine kürzlich eröffnete Elementarschule zählt bereits 34 Schüler.

Die modenesische Provinz Val di Magra, die im Anhange beschrieben ist, hängt bei der Bergkette von Castelpoggio mit der von Carrara zusammen, ist aber auf den andern Seiten von toscanischen und sardinischen Bezirken umgeben. Sie liegt zwischen dem 44° 6′ und 44° 23′ Br. und 27° 22′ und 27° 47′ L. Größte Länge 19 Miglien, größte Breite 10, Oberfläche etwa 122 □M. Die Gebirgszüge scheiden sich entweder von der Hauptkette des Apennin, oder den Panien, dem Cornoviglio u. s. w. ab; die Ströme sind außer den schon genannten die Vara, Cravegna, Osca u. s. w. Klima und Producte sind ungefähr denen der toscanischen Bezirke gleich; sonst findet man noch Kupfer, Braunstein, Bergflachs, fossile Steinkohle u. A. Die Provinz ist in 3 Gerichtsbezirke, 10 Gemeinden, 6 kirchliche Vicariate, 58 Pfarren getheilt. Hauptorte sind: Aulla, Flecken an der Magra, mit dem ehemaligen Fort La Brunella der Familie Centurioni, 800 Einw.; Fosdinovo, Sitz des Delegaten der Provinz, mit 582 Seelen. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1833 auf 22,466 Seelen, seit 1818 um 4935 vermehrt. Relative Bevölkerung: 184 auf 1 □M. In den letzten Decennien betrug die Auswanderung im Durchschnitt 1724 Individuen. Schätzung des Güterwerths nach dem letzten Census: $614,551^{91}$ ital. Lire. Prädialtaxe $25,813^{62}$ L., Grundsteuer auf das Individuum 1^{15} Lire. Im Bereiche der Agricultur liefert die jährliche Heuernte 4,050,000 Pfd.; der Capitalwerth der Hausthiere beläuft sich auf 536,049 L., der Ertrag ist gering wegen der schlechten Zucht. Wolle etwa 15,000 Pfd., Käse 70,000. Im Weinbau ist man ziemlich thätig; die Kastanie wird völlig vernachlässigt, der Oel- und Maulbeerbaum nur wenig beachtet. Mit dem Getreidebau steht es wie in den toscanischen Bezirken. Korn, Mais und Hanf reichen nicht zum Bedarf. In den sechs Bezirksorten gibt es Elementarschulen, in den übrigen sind die Pfarrer mit dem Primairunterricht beauftragt. Die öffentlichen Wohlthätigkeitanstalten sind ziemlich zahlreich, unter andern gibt es sechs Spitäler und mehre andere fromme Stiftungen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, Januar 1838.

Ich erfülle mein Versprechen und theile Ihnen meine Bemerkungen über die religiöse Richtung der hiesigen evangelischen Kirche und Gemeinde mit, um so lieber, als darüber auswärts zum Theil irrige, zum Theil wenigstens übertriebene Vorstellungen bestehen, die Errichtung von Klöstern und sonstige misfällige Erscheinungen mit jener in Verbindung bringen. Wenn von der evangelischen Gemeinde in München die Rede ist, muß man sich zuerst erinnern, daß sie ganz neu, ja man kann sagen eine erst werdende ist. Bis zum Jahre 1[illegible] konnte hier noch kein Protestant Bürgerrechte erlangen, es gehörte das volle, scharfe, fürstliche Machtgebot des verstorbenen Königs dazu, um gegen die beharrliche Weigerung des Magistrats im genannten Jahre im vorkommenden Falle dieses negative Herkommen aufzuheben. Ja, so fremd war man hier noch nach mehren Jahren gegen die Protestanten, daß [illegible] Hofprediger der protestantischen Gemahlin Maximilian's nirgends in der Stadt aufgenommen und deshalb vom König im [illegible] einquartirt wurde. Dagegen zählt gegenwärtig die Gemeinde an 7000 Seelen; gewiß ein erfreuliches Zeichen vom Fortschritte der evangelischen Lehre. Bis zum Jahre 1827 war die [illegible]

Digitized by Google

meinde nur spärlich mit Geistlichen versorgt; es verrichteten die Mitglieder des Oberconsistoriums größtentheils den Dienst; eine eigentliche Richtung sprach sich nicht aus, wenn man nicht eine gewisse Ruhe, ja Kälte in religiösen Dingen als solche nehmen will, die namentlich im Gegensatz gegen andere Orte, z. B. Nürnberg, Augsburg ꝛc., fühlbar war. Um jene Zeit erhielt die Gemeinde neue Geistliche, zugleich wurde eine Kirche für sie gebaut, während bis dahin ein enger Betsaal im Schloß ausreichen mußte. Überraschend war der Eindruck, den der von Nürnberg nach München berufene Dekan Boeckh mit seinem Ernst der Gesinnung, seiner Wärme, seinem Eifer der Beredtsamkeit auf die Versammlung ausübte. Ähnlich, wenn auch nicht so stark, war der Erfolg, den die übrigen Prediger hatten. Der sonst leere Betsaal wurde mehr und mehr besucht, und bald zeigte sich, wie nothwendig der neue Kirchenbau und wie groß die Gemeinde sei. Auch katholischerseits entstand und wuchs Theilnahme, und noch haben viele Katholiken feste Plätze in der evangelischen Kirche. Was war nun der Gegenstand des Eifers der neuen Seelsorger? Das war der Glaube, den man von allen Seiten gefährdet, im Ganzen gering geachtet und wenigstens außerhalb der Bestrebungen der Menschen sah. Welcher Glaube es aber sei, das trat erst nach und nach und zwar in verschiedenen Schattirungen heraus. Erst war es der rein objective an Christus, als den Sohn Gottes, der oft mit höchster, lyrischer Beredtsamkeit als das Ein und Alles im Leben gepriesen wurde. Nicht nur wurde auf die Beziehung des Christenthums zur Veredelung menschlicher Natur durch die Liebe und durch Bekämpfung unrechter Begierden wenig oder gar keine Rücksicht genommen, sondern allmälig nahm auch der Glaube diese subjective Form an: „Wir Menschen sind von Natur und von Grund aus schlecht, ja Verbrecher vom Wirbel bis zur Zehe", und es rettet uns nichts von der ewigen Verdammniß als der Glaube, daß Christus für unsere Sünden am Kreuz gestorben und durch seinen Tod Gottes Zorn versöhnt. Christus selbst ward dabei immer als „Allmächtiger Gott, König der Himmel" u. s. w. angebetet. Hiermit war eine bestimmte Farbe gegeben. Von oben, d. h. aus dem Oberconsistorium, wurde diese Richtung nicht nur gebilligt, sondern gefodert. Man sah nicht, wohin diese Doctrin führte. In der Gemeinde zeigte sich einerseits Misbehagen und Widerstreben, andererseits Angst und Verwirrung. Denn was blieb dem Einzelnen, der nun ein für allemal den Glauben nicht finden konnte, daß, „weil Christus am Kreuz gestorben, habe es vor Gott keine Bedeutung, daß er dies oder jenes heimliche Unrecht gethan", übrig als Verzweiflung oder Lossagung? Gott war versöhnt, aber unter einer Bedingung, deren Erfüllung nur von seiner Gnade abhing. Denn das wurde auch unaufhörlich gepredigt, daß der Glaube nur eine freie Gabe Gottes sei. Inzwischen gab es Mittel, zu der Gnade sich zu befähigen, und dies waren denn vor Allen Kirchgehen, Beten, Genuß des Abendmahls. Von der Erringung eines guten Gewissens, von dem Schatz des Guten, den Gott in jedes Menschen Herz und Willen gelegt, von der Nothwendigkeit, seinem Willen die Bezwingung des Unrechts zuzumuthen und denselben dafür zu stählen, war wenig die Rede. Nur eine Tugend, deren Ausübung freilich mehr ein Genuß ist als eine Kraftopferung, im Ganzen mehr schadet als nützt, ward empfohlen, die Wohlthätigkeit. Diese wurde denn auch redlich und fast unbeschränkt in den Kreisen geübt, in denen wo nicht schon der Glaube, doch der Glaube an den Glauben Wurzel geschlagen. Dagegen keimte überall in diesen Kreisen ein Mistrauen, eine Art gegen Andersenkende auf, die sich mit der von Paulus hoch über den Glauben gerühmten Liebe nicht recht vereinigen läßt.

Dem ruhigen Beobachter konnte es nicht entgehen, wohin man auf diesem Wege gekommen. Zwar war eine warme Theilnahme an den Segnungen der Kirche an die Stelle früherer Gleichgültigkeit getreten; dagegen war aber das religiöse Bewußtsein auf den Standpunkt des Alten Testaments zurückgeworfen. Denn nicht nur war Gott wieder der Zornige, Unversöhnte (wie er häufig von der Kanzel genannt wurde); nicht nur wurden alle Schrecknisse der Hölle aufgethan für jene Halsstarrigen, die den gepredigten Glauben nicht theilten und sogar der Glaube an den Teufel als ein persönliches, wer weiß wie und wo verstecktes Subject, Furcht vor demselben zur strengsten Christenpflicht gemacht — sondern es war auch bereits, zum großen Theil wol unbewußt, die ganze Werkheiligkeit der Pharisäer ins Leben getreten, um den im Ganzen schwachen, in jedem Falle aber höchst unklaren Glauben zu unterstützen; Beten, Kirchengehen, Abendmahl genießen, Almosen spenden ꝛc. wurden die bestimmten Kennzeichen der Frommen.

Wer einigermaßen nur die Geschichte des religiösen Fanatismus kennt, dem wird es klar genug sein, daß man somit auf dem besten Wege dahin war. Ein kleines unscheinbares Ereigniß sollte recht zeitig die Gefahr zeigen und — wenn Gott will — vor derselben warnen. Es hat sich unter den evangelischen Christen der übrigens ganz löbliche Brauch gebildet, daß Sterbende noch einmal das Abendmahl Christi feiern „zu seinem Gedächtniß". Hier aber hat man nicht nur den Begriff der Absolution damit verknüpft, sondern man spricht auch im Allgemeinen von „dem Sterbesacrament" als einer zur Seligkeit unumgänglichen Sache. Vor Kurzem wurde ein Sergeant evangelischer Confession beerdigt; er war im Fieber gestorben und hatte (nach gerichtlicher Aussage des Arztes bereits im bewußtlosen Zustande) die s. g. Sterbesacramente verweigert. Der Soldat aber hatte ein exemplarisches Leben geführt und war wegen seiner Bravheit vom ganzen Regiment ausgezeichnet. Sei es nun, daß der Geistliche von diesem Umstand nicht hinlänglich unterrichtet war, oder daß er kein Gewicht darauf legen mochte, kurz, er hielt sich an den Tod ohne die vergebende Kraft des Sacraments und gerieth dabei sogar in solchen Eifer, daß er, uneingedenk des Pharisäers im Evangelium, ausrief: „Ich möchte nicht sterben, wie dieser gestorben!" Natürlich erregte diese Rede den Zorn der Umstehenden, die ihren Kameraden im Tode geschmäht sahen, den im Leben Keiner ein Unrecht hatte nachsagen können; die Militairbehörde nahm sich der Sache an und brachte sie zur Klage beim Oberconsistorium und dem Dekanat. Noch ist die Entscheidung nicht erfolgt; wol aber glaube ich wahrzunehmen, daß man von Seiten der Geistlichkeit erkannt, daß die einseitig verfolgte Richtung der eingeschlagenen Bahn nicht zu dem Ziele führt, welches der Stifter unserer Religion gesteckt, und daß es mit der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit seine unumgängliche Bewandniß habe, die sich immer wiederholt. — 36.

Paris, 24. December 1836.

Der Komet ist noch nicht wiedergekommen, aber Weihnachten, Neujahr, Fastnacht und die Angebindezeit mit ihren Düten, Bilderchen, Albums, Keepsakes und Blumensträußen. Der französische Gattungsname dafür ist étrennes. Wer ist so arm, daß er nicht étrennes kauft, wer so gleichgültig, nicht wenigstens die étrennes zu besehen! Die Journale sind so voll von marchandes de mode, Conditor- und Buchhändleranzeigen, daß man unter den zollgroßen, fetten und magern Buchstaben, die mitunter sogar als Krumme und Lahme die Aufmerksamkeit erregen wollen, die Kriegsbulletins der großen Armee in Afrika übersieht, welche den Emir von Maskara schlug und seine Residenz schleifte. Was gehen uns die Beduinen an, denkt der industriöse pariser John-Bull, und er brennt darüber mit heroischem Krämermuthe den Schnaps in seiner Kaffeetasse an.

Jetzt ist es mit der neuen Buchhändlerindustrie der hiesigen Börse bis zu einem Pantheon der Literatur gekommen, das die Lesewelt unter Folianten von Classikern begraben und überdies reich machen will. Wie gewöhnlich werden Prämien angeboten und äußerst wohlfeile Preise, z. B. zehn Francs den Band von 1000 Seiten Lexikonformat. Ein gewisser Buchon besorgt die Leitung dieses kolossalen Unternehmens. Von

Digitized by Google

einer andern Gesellschaft Verleger sind die vorige Woche im Saale Montesquieu die ersten Ziehungen bereits bewerkstelligt und Gewinne von 500 bis 10,000 Francs ausgezahlt worden. Alles stürzt vor Neujahr auf diese Speculation, da sich die éditeurs unis auch stark auf Taschenbücher und étrennes verlegten. Die Dame des Hauses will die elegante Ausgabe von Victor Hugo's „Notre Dame", ihre Köchin das neue Küchenlexikon und so weiter davontragen. Man gibt die Einbände gratis, man sendet die Bestellungen ins Haus, ja man ist so höflich und schlau, gedruckte Briefe, bis zur Adresse fertig, zu überweisen, die man blos zu siegeln und auf die Post zu werfen braucht. Diese Methode haben die Holz- und Steinkohlenhändler eingeführt.

Gute Bücher sind in der letzten Zeit wenig oder gar keine erschienen. Es ist Alles in die periodische Literatur gegangen. Auch diese ist entsetzlich mager und lebt viel von England und Deutschland; hauptsächlich von England, da dessen Reviews auf eine gute Art mit pikanter Politik gewürzt und mannichfaltiger sind. Balzac hat einen Band Erzählungen, Eugen Sue, Alfons Karr, Friedrich Soulié und der Vicomte d'Arlincourt haben Romane geschrieben, die ich natürlich nicht gelesen habe. Dazu kommt das wahrscheinlich interessante Werk der Herzogin von Abrantès über die spanische Halbinsel, welches mit zahllosen andern in der großen Feuersbrunst der Rue du pot de fer sein Leben, wenigstens augenblicklich einbüßte. Die „Quotidienne" hat den Verlust, der durch dies Unglück den hiesigen Buchhandel traf, auf zwei Millionen angeschlagen. Noch heute liegen die Straßen und Gehöfe in der Nähe des Magazins voll angebrannter Werke und loser Bogen.

Die Theater haben in diesem Augenblick ziemlich ihre beste Ernte. Einige davon kommen gar nicht aus den Geburtsnöthen, da sie immer eine Quantität kleiner Stücke brauchen und je alle acht Tage wenigstens eins davon auftischen müssen. Man hat im Théâtre des variétés das neue Glanzdrama Delavigne's parodirt und im Palais royal das Publicum mit neuen Actricen gelödert, die Intriguen sind überall und immer dieselben; ich langweile mich dabei. Blos im Vaudeville kam eine Farce: „André" zum Vorschein, die wegen ihres tragi-komischen Helden und weil ein Marquis darin als echter französischer Landjunker geschildert wird, höhern Genuß gibt. Die Moral davon ist: ein Vater darf seiner Kinder Neigung nicht unterdrücken, auch wenn er ein Marquis und Erbe des heiligen Ludwig und seines Sohnes Liebste eine Putzmacherin ist. Allem Anschein nach hatte der Dichter dieses Vaudeville seiner Grisette eine Ehrenrettung ihres Standes versprochen.

Von Concerten im hohen Styl hört man nicht viel. Der Virtuos Berlioz und der Schwede Ola Bull, ein wahrer Paganini auf der Geige, waren bisjetzt die Einzigen, die eigens große Vorstellungen anzeigten. Bull spielte in der Oper zum dritten Mal, ohne daß sich das Publicum satt hörte. Sie werden ihn wol bald in Deutschland haben. Es sind augenblicklich noch zwei deutsche Violinisten, Haumann und Panofka hier, die sich aber, wie es scheint, mehr im Soiréeleben als auf den Bretern gefallen. Panofka hat eine Oper geschrieben, zu der er ein Theater sucht; man spricht viel Gutes davon. 18.

Mancherlei.

In seiner Schrift über die Selbstvernichtung des Identitätssystems (1835) entlehnt Prof. Krug aus Recensionen zwei Citate, nämlich den Spruch Scaliger's: „Germania quotidie aliquid novi parit", und den andern eines neuern Kritikers: „Ist je etwas Neues aufzutreiben, so muß man es beim Absurden suchen; die Wahrheit hat Schranken, das Absurde aber nicht", und nennt den Rec. einen unbekannten Skeptiker. Schreiber dieses, welcher dem Rec. verwandt genug ist, um ihn zu kennen, muß für denselben diese Bezeichnung nach dem gewöhnlichen Sinne des Allesbezweifelns ablehnen. Er ist allerdings Skeptiker in Bezug jener philosophischen Systeme, welche den Grund begründen wollen, auf welchem der natürlich erkennende Mensch steht, nämlich den Glauben an Natur und Gott, nachdem sie zuvor diesen Grund als schwankend und unzuverlässig angenommen. Aber die Philosophie sollte vielmehr zeigen, dieser Grund des erkennenden Menschen und seines gesunden Verstandes sei der rechte, es gebe keinen andern, und man müsse darüber einen vernünftigen Überbau aufführen. Statt dessen wollen jene philosophischen Systeme einen Unterbau. Wie wunderlich, unsicher, mit fortwährendem Zank der Baumeister ein solcher Unterbau versucht worden, lehrt die Geschichte der Philosophie. Man blicke auf die neuere deutsche. Herbart sagt von Hegel, er habe die Philosophie grade nur so weit gebracht, um Metaphysik anzufangen; Hegel sagt von sich, er habe mit seinem dialektischen Proceß alle Systeme aufgezehrt, die nur als Verbauungsmomente Bedeutung behielten; Schelling sagt von Hegel, dieser habe ihm seinen Proceß verdorben; Hinrichs sagt von Schelling, dessen intellectuelle Anschauung sei gar nicht allgemein verständlich, Schelling habe weniger Tiefe als Hegel, habe es nie zum Wissen der Unmittelbarkeit (dem Unterbau) bringen können, habe keine Spur von Deduction der absoluten Subjectivität, sein Inbegriff aller Realitäten sei ein leerer Gedanke, seine Erkenntniß der absoluten Vernunft in der blos reflectirenden Weise des Verstandes reiche nicht hin für die speculative Methode, welche er nicht zu fassen vermöge, seine Werke seien Stückwerk und Flickwerk, er sei nicht blos gegen Hegel ein Zurückgebliebener, sondern in seinem Streben gegen ehemals ein Zurückgekommener ꝛc. Wer dieses und viel Anderes hört und erwägt, kann nur als Skeptiker gegen Schulweisheit seine Vernunft retten. Darum braucht er nicht an Wahrheit überhaupt zu zweifeln. Es gibt Wahrheit, nur nicht auf diesem Wege und bei solchen Führern.

Bei den Bekehrungen, um welche sich der heil. Xaver und andere Jesuiten in Japan bemühten, fragten die Bonzen: „Warum Gott die Seelen der Menschen nicht vielmehr zum Guten als zum Bösen geneigt erschaffen habe? Ob Gott gut sein könne, da er eine ewige Hölle erbaut habe für die Gottlosen? Warum Gott, wenn er gut war, an alle Länder, nur nicht an Japan gedacht, als er sich offenbarte? Wenn Gott den Abfall der bösen Engel vorausgesehen, warum er denselben nicht verhindert? Warum er Adam, wenn er wußte, daß durch diesen alle Menschen unglücklich sein würden, nicht vernichtet? Wenn das Sündenübel so alt als die Welt sei, warum Gott erst nach so viel Jahrhunderten ihm abgeholfen?" Xaver, welcher mit den Antworten in Verlegenheit gerieth, glaubte, der Teufel müsse diese Fragen den Bonzen eingegeben haben; man braucht aber dazu keinen Teufel, sondern blos den Rationalismus, und muß erstaunen, daß die Bonzen diesen kennen.

Historisches Urtheil gleicht immer einem Planeten, der seine Parallaxe am Fixsternhimmel findet; es ist also wandelbar im Lauf der Zeit, verändert seine Stellung für das Auge des Zuschauers. Darum gibt es die verschiedensten Urtheile über die bekanntesten Vorfälle, was nicht an den Vorfällen liegt, sondern an den dahinter gesehenen Sternen. Sagt ein Historiker, er wolle blos die Sachen betrachten — was will er? Planetenschauer will er sein ohne astronomische Bestimmung des Planetenstandes. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 28. — 28. Januar 1836.

Zur Statistik Italiens.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Lange Jahre hindurch ist der Reichthum an mineralischen Producten, welchen das Großherzogthum Toscana in sich schließt, großentheils unbenutzt geblieben. Ein Blick auf die Karte von Segato reicht hin, auch dem oberflächlichen Beschauer anzudeuten, was in dieser Hinsicht zu Tage gefördert werden könnte. Ref. hofft später Gelegenheit zu haben, über das Gewinnen des Borax bei Monte Cerboli (vgl. d. Bl. 1834, S. 935) ausführlichere Nachrichten mitzutheilen, und muß sich für den Augenblick auf die Bergwerke der Argentiera und des Val di Castello beschränken (vgl. darüber die angeführte Stelle), in denen endlich durch eine Actiengesellschaft die Arbeiten wiederbegonnen worden sind, über welche die in der Ueberschrift gegenwärtiger Zeilen unter 3 angeführte Schrift, von dem Generaldirector des Unternehmens, Herrn J. Narro Perres, einem Spanier, und dem Prof. A. Targioni-Tozzetti, Rechenschaft gibt. Das Val di Castello, im toscanischen Vicariat Pietrasanta gelegen, das durch das luccasche Gebiet von dem Hauptheile des Großherzogthums geschieden ist, östlich von den Bergen von Farnocchia, welche zur Kette der Alpe Apuana (a. a. O. S. 936) gehören und sich bis zum Meere erstrecken, wird in der Mitte von Erdschichten gebildet, die zur Gattung des talkartigen Schiefers gehören, von gewaltigen Kalkmassen überdeckt, in denen sich viel Eisen findet, während im Schiefer silberhaltiges Blei vorkommt. Der Bleiglanz zeigt sich in größerer oder geringerer Menge und Reinheit und gröbern oder feinern Körnern. Man hat nach und nach acht verschiedene Zechen eröffnet und das Unternehmen entwickelt sich immer mehr. In Zeit von 24 Tagen brachte man 69,827 Pfund Schlich in den Streichofen und gewann 24,067 Pfund Werkblei und 21,264 Pfund reiche Schlacken, die in den krummen Ofen gebracht wurden. Der Silbergehalt des Werkbleis ist im Durchschnitt 500 Gramme auf 100 Kilogr. Den mitgetheilten Berechnungen gemäß, über welche sich weiter zu verbreiten hier nicht der Ort ist, dürfte der Erfolg des Unternehmens nicht mehr zweifelhaft und für Toscana eine neue reiche Quelle öffentlichen Wohlstandes sein. (Vgl. auch die gehaltvollen Bemerkungen des Marquis C. Ridolfi in s. „Wanderung nach Seravezza", „Giornale agrario toscano", 1834, Heft 4.)

Die Verwandtschaft des Gegenstandes führt Ref. auf die Verhältnisse der Eisenwerke sowie des Eisenhandels des Königreichs Neapel, über welche der Ritter Bianchini in der neapolitanischen Zeitschrift: „Il progresso delle scienze, delle lettere ed arti", einen umfassenden Bericht mitgetheilt hat. Man kann sich auch hier einer traurigen Stimmung nicht erwehren, wenn man bedenkt, wie manche Industriezweige der von der Natur mit solchem Ueberfluß gesegneten Halbinsel darniederliegen, während Ausländer sich dies zu Nutze zu machen wissen und an Italien verkaufen, was Italien aus sich selbst mit geringer Mühe und besser und schöner hervorbringen könnte. Die Naturproducte werden vernachlässigt und beinahe vergessen, ein großer Theil der Bevölkerung schleppt in Unthätigkeit und Armuth seine Tage hin, während jährlich ungeheuere Summen das Land verlassen, um fremden Fleiß und fremde Industrie zu belohnen. In dem Zustande der neapolitanischen Eisenwerke haben wir davon ein merkwürdiges, aber nicht eben tröstliches Beispiel. Schon zu den ältesten Zeiten wurden Eisengruben in Calabrien entdeckt und bearbeitet, da wo die unermeßlichen Waldungen der Sila das Land bedecken. Ein Edict König Robert's vom 24. Dec. 1333, wodurch ein großer Theil dieser Besitzungen dem Staate übergeben wird, deutet an, daß die normannischen Könige das Mineral einsammeln ließen, welches der Vermuthung Raum gibt, daß dort Eisenhämmer angelegt waren. Unter Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen wurden Eisen und Stahl einer Abgabe unterworfen und als Staatsmonopol betrachtet; an verschiedenen Orten des Reiches wurden Magazine angelegt, wo man das Eisen um die Hälfte höher verkaufte, als dessen Ankaufspreis war, was man die Terziaria nannte, sowie beim Stahl die Quartaria zugeschlagen wurde. Das bearbeitete Eisen war kein Monopol, aber von dem ins Land eingeführten wurde ein Zoll von 10% gezahlt, was, da das meiste Metall von außen kam, den Fortgang dieses Industriezweiges sehr hinderte. Dasselbe System wurde unter den Königen aus dem Hause Anjou fortgesetzt, unter denen die Zahl der privilegirten Verkaufsorte in den ver-

Digitized by Google

schiedenen Provinzen sich vermehrte. Der starke Verbrauch des Eisens, namentlich in den sicilischen Kriegen, beförderte das Anlegen mehrer Eisenhämmer, sowol auf Kosten der Regierung als durch Geistliche und Privatpersonen. Unter Karl I. gab es solche in der Gemeinde von Mese, später Mesiano, in der Calabria Ult. II. Die Maschinen wurden durch den Fluß Mesima in Bewegung gesetzt; das Metall kam meist von der Insel Elba, jährlich wurden etwa 1200 Centner geschmolzen, wozu gegen 700 Goldunzen (zu 30 Tari à 6 Groschen ungefähr) Auslagen erfoderlich waren. Zu Sila in Calabrien schmolz man einheimisches Metall, zum Theil auf Kosten des Klosters San-Stefano in Bosco (Urkunde v. 1313), gleichfalls zu Serino (Urkunde v. 1316). Viel Eisen scheint als Contrebande eingeführt worden zu sein, was mehre Verordnungen und Einschränkungen unter den aragonischen Königen zu hindern strebten. Dieser Industriezweig lag nun zur genannten Zeit so sehr danieder, daß man in manchen Provinzen gar nicht mehr arbeitete, wie aus Bittschriften und andern Urkunden des 15. Jahrhunderts hervorgeht. Unter den Anjous war der Ertrag des Monopols beinahe ausschließliches Eigenthum einzelner Großen und Klöster geworden, was Ferdinand I. gegen 1469 abschaffte, wodurch langwierige Rechtsstreite veranlaßt wurden. Der genannte König ertheilte den Florentinern, Venetianern, Triestinern u. A. wichtige Privilegien für die Einfuhr des Eisens, wodurch dieselben diesen Handelszweig beinahe ausschließlich in ihre Hände bekamen, während der Umstand, daß wol auf das rohe, nicht aber auf das verarbeitete Eisen ein Zoll gesetzt war, veranlaßte, daß beinahe Alles fertig von außen kam. Unter den spanischen Vicekönigen wurde der Zoll auf diesen Artikel gleich den übrigen Zöllen verpachtet, und brachte (nach einem Vertrag mit zwei florentiner Bankiers vom 8. April 1546) jährlich die Summe von 99,600 Ducati (à 1 Thl. 3 Gr. ungef.) ein. Der Verkaufspreis wurde durch die königl. Finanzkammer festgesetzt. Die Abruzzen und die Provinzen von Terra di Lavoro und Bari erhielten das Metall von Triest und Venedig, die andern Provinzen aus Catalonien und Biscaja, von Piombino und Pietrasanta. Der Verbrauch betrug zu Ende des 16. Jahrh. 10,298 Centner, der des Stahls 1300. Der Ertrag des auf verarbeitetes Eisen gelegten Zolls betrug gegen 7856 Ducati, die Administrationskosten 18,050. Die bedeutendsten Eisenhämmer waren in Teano, Acerno, Sarno, Amalfi, Avellino, Cassano, Altavilla u. s. w. Die Menge des hier gewonnenen und verarbeiteten Eisens läßt sich nicht berechnen: 1648 beliefen sich die Kosten des Etablissements zu Stilo, wo vorzüglich Metall für die Artillerie geschmolzen wurde, auf 6343 Ducati. Das Eisen kostete damals 11 — 14 Duc. per Centner. 1649 wurden die dem Staate gehörigen Schmelzen so wie das Monopol selbst den Staatsgläubigern als Lehn verliehen und verkauft.

Unter der Regierung der Bourbons dachte man daran, den durch diese Verschleuderung und gewissenlose Verwaltung veranlaßten Schaden wieder gut zu machen und die alten Rechte anzukaufen oder zu pachten. Gegen 1754 wurden die Bergwerke in Calabrien von Neuem bearbeitet, aber der Ertrag überstieg die Ausgabe nicht; sodann eröffnete man eine Grube in den Gebirgen von Mongiona, wo man auch Schmelzen anlegte. Diese lieferten jährlich gegen 1938 Centner hämmerbares und 5313 Centner hartes Eisen für die Artillerie, nachher mehr. 1785 war der Gewinn für die Regierung etwa 13,000 Ducati; bei den Eisenhämmern von Terra di Lavoro und dem Principato war der Ertrag gering. Im J. 1803 wurde das Monopol abgeschafft und die Einführung fremden Eisens mit einem neuen Zoll belegt. Der Preis hielt sich so ziemlich derselbe. Am thätigsten waren die Eisenhämmer unter dem Könige Joachim Murat während der Continentalsperre. Zu Mongiona, wo man einen Streichofen angelegt, schmolz man jährlich gegen 14,000 Centner, meist zum Gebrauche der neapolitanischen und französischen Heere; überdies war man in der Terra di Lavoro und den beiden Principaten sehr thätig. Der Gewinn war sehr bedeutend, da der Preis des hämmerbaren Eisens auf mehr denn 22 Ducati stieg. Nach der Aufhebung des Continentalsystems änderte sich alles dieses, da namentlich die Engländer eine unermeßliche Menge einführten; an manchen Orten wurde die Arbeit ganz eingestellt, so zu Amalfi, Maddaloni u. s. w. Nach dem Zolltarif von 1818 zahlte das eingebrachte neue und alte Eisen (detto nuovo e vecchio) 3 Duc. 50 Gran, wobei indeß die englischen Waaren 10% Erlaß hatten; der Stahl anfangs 7 Ducati, nach 1823 nur 2 Duc. 70 Gr. Die Regierung sah endlich den Nachtheil ein und suchte vom 1. Januar 1827 an den inländischen Hammerwerken durch erhöhten Zoll möglich zu machen, die Concurrenz mit den Ausländern auszuhalten. Der Erfolg entsprach indeß nicht ganz der gehegten Erwartung.

Die gegenwärtigen Eisenschmelzen sind: A. Im Principato Ultra: 1. Atripalda, Ertrag jährlich 2600 Centner hämmerbaren Eisens; 2. Serino, 1000 Centner; 3. Sanpotito, 400 Centner; 4. Montella, 600 Centner: im Ganzen 4600 Centner meist von der Insel Elba. B. Im Principato Citra: 1. Salerno, 1000 Centner; 2. Acerno, 1000 Centner; 3. Giffuni, 600 Centner; 4. Vietri, 600 Centner; 5. Sapri, 500 Centner; im Ganzen 3700 Centner. Die Menge der verbrauchten Holzkohlen beläuft sich auf 25,180 Centner. C. Terra di Lavoro, Teano und Cardinale gegen 2000 Centner. D. In Calabrien, die Eisenhämmer Karl Filangieri's, Fürsten von Satriano, an dem Flusse Ancinale, welche gegen 3600 Centner liefern; die Werke von Mongiona, jetzt 3000 Centner hämmerbares Eisen, 6000 Centner für die Artillerie. Hier wird inländisches Metall geschmolzen, anderwärts fast überall das von der Insel Elba. Die Gesammtmenge des im Königreich jährlich geschmolzenen Eisens beträgt demgemäß gegen 22,900 Centner, während der Verbrauch sich auf etwa 58,854 Centner

Digitized by Google

deutschen. Im J. 1831 wurden 31,115 Centner eingeführt, alles englisch, mit Ausnahme von 283 Centner russischem; 1826 belief sich die Einfuhr auf 44,680 Centner. All dieses Eisen steht dem inländischen an Güte nach, aber der Preis ist weit geringer und es wird deshalb vorzugsweise gesucht und verbraucht, während selbst die der Regierung gehörenden Eisenwerke von Mongiona mit Verlust haben verkaufen müssen, indem die Kosten eines Centners hämmerbaren Eisens sich daselbst auf 11 Duc. 25 Gran beliefen, während man den Centner um 9 Duc. losschlug. Dabei können denn freilich die Privateigenthümer um so weniger aufkommen, da die Regierung selbst sich nicht selten fremden Eisens bedient, zum Beispiel bei der Anschaffung von Militairbetten, die blos in den Provinzen des Festlandes die Zahl von 28,000 erreichten und wozu man 6,695 Centner brauchte. Fast alle Eisenarbeiten, alle Werkzeuge für Ackerbau, Künste und Gewerbe kommen aus dem Auslande. Die Register des Hauptzollamtes zu Neapel weisen nach, daß deren im J. 1828 über 2741 Centner eingeführt wurden (mit Ausschluß der feinen Arbeiten), und seit 1824 nie weniger als 1569 Centner des Jahres. Aller Stahl kommt aus England. Welche preiswürdigen Arbeiten man im Lande selbst liefern kann und immer mehr liefern könnte, wenn die Industrie größere Aufmunterung fände, beweisen die zu Mongiona gearbeiteten Maschinen und Werke für die Artillerie und Marine, sowie die Brücken über den Garigliano und Calore, welche von satriänischem Metall gefertigt wurden.

Alfred Reumont.

Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbste 1834. Von K. F. H. Steltzer. Köln, Renard und Dübyen. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. kündigt dieses Buch, das Resultat einer siebzehntägigen Reise, bescheiden an; er schildert es gleichsam nur als einen Führer für Andere, nach ihm Reisende, und wie viel hat er in der kurzen Zeit gesehen, aufgefaßt und wiederzugeben gewußt! Die Reise beginnt mit Holland und gibt uns ein in mancher Hinsicht neues Bild des altbekannten Landes. Die äußere Ansicht des Landes war es, auf die sich der Verf. bei einer Reise im Fluge beschränken mußte; Sitten, Politik, Statistik, gründliche wissenschaftliche Forschung jeder Art schloß diese Hülle aus; dennoch weiß das Auge des Tieferblickenden auch hiervon leise Züge in der äußern und vorübergehenden Erscheinung zu entdecken, und so liefert uns der Verf. vielleicht mehr, als er selbst im Anfange seiner Erzählung zu geben vermeinte.

Sehr anziehend ist die Beschreibung des Dahingleitens auf Hollands Kanälen, mit dem idyllischen Anblick der acker- und wiesenlosen Ufer, welche nur Büsche, Bäume, Wald, grünende Wiesen, mit weidendem Vieh, oder nahe Weiher und Wasserbächen zeigen, in denen sich reinliche Landhäuser, von Blumen und blühenden Gewächsen umgeben, spiegeln; dann erscheint die Küste, und das alte Meer hinterläßt einen tiefen Eindruck in des Verf. Seele.

Die Beschreibung Amsterdams, die Notiz über sein Entstehen, der Bericht über seine jüdische Bevölkerung, welche auf 30,000 (!) Seelen angegeben wird, über ihre alterthümlichen Sitten, ist neu und anziehend, und wir bedauern, daß der Raum nicht erlaubt, sie unsern Lesern mitzutheilen. Dagegen gehen wir lieber mit dem Verf. zu Belgien über, als zu dem der gegenwärtigen Welt interessantern Gegenstand, weil sie hier noch Wechsel und Werden erwartet, und weil das Werden ein König ist, der das Sein vernichtet, weil der alte Göthe'sche Spruch immer gelten wird: „Das Thun interessirt, das Gethane nicht." Durch die Dedication an den Großherzog von Weimar wie durch Alles, was der Verf. sagt, erweist er sich uns als einen der holländischen Partei vorzugsweise Ergebenen; indessen gesteht er, daß die belgische Regierung alles Mögliche thut, den Flor des Landes wieder zu heben. Dennoch läßt er über Belgiens jetzigen Zustand Facta reden, die uns höchst bemerkenswerth scheinen, da wir keinen Grund haben, an des Verf. Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Zuerst fällt uns hier die Verödung der Grenze beider Länder auf. Holländischerseits ist sie von Militair bespickt, man ist gerüstet bis an die Zähne, der Übergang des Reisenden von einem Lande zum andern ist den größten Schwierigkeiten unterworfen; hier, wo man sonst elegante Fuhrwerke zu ihrer Bequemlichkeit fand, gibt es nur noch mit Leinwand überspannte Karren, deren die seltenen Gäste sich bedienen müssen, wenn sie nicht mit eignem Wagen reisen. Man nähert sich der Grenze und findet einen wüsten Landstrich, der zur Steppe wird.

„Die Gegend ist hier sehr öde und traurig; links und rechts, vorwärts und rückwärts, so weit der Blick reicht, nichts als Sandsteppen und Kienhaiden; selten ein kleines einsames Haus in der Entfernung, nirgend Dörfer oder größere Orte. Die strenge Abgeschlossenheit beider Grenzen voneinander verstattet so gut als gar keinen Verkehr; wir fuhren fast eine Stunde lang, ohne auch nur ein lebendes Wesen zu sehen. Die sonst so belebte Chaussee — denn dieser jetzt seit vier Jahren verfallene Damm ist nichts Geringeres als die Chaussee von Utrecht nach Antwerpen und Brüssel — ist buchstäblich mit hoch aufgeschossenem Grase bewachsen, zwischen welchem Unkraut aller Art wild emporwuchert; die Lerche hört hier auf zu singen, weil sie auf den verödeten Steppen ihre Nahrung nicht mehr findet, und die Krähe vermeidet diese Gegenden, wo sie Hungers sterben müßte. Endlich hatten wir die belgische Grenze überschritten und gelangten nunmehr zu dem ersten Zollbureau. Eine Anzahl starker handfester Kerle in blauen Blousen und mit tüchtigen Knütteln bewaffnet, hatte soeben eine armselige Kuh eingefangen, die sich in der Nähe über die Grenze verlaufen hatte, und hielt nunmehr über sie ohne weitere Formalitäten Auction; nach einem kurzen Aufenthalt schickte man uns zu dem in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten schräg gegenüber liegenden Militairpoliceibureau, wo unsere Pässe revidirt wurden. Jacques (der aus Holland mitgenommene Lohnbediente) war ohne Paß, auch in dem meinigen nicht mitaufgeführt und lief daher Gefahr, zurückgewiesen zu werden; da wir aber bald bemerkten, daß keiner der Anwesenden deutsch verstand, so wies er, auf Befragen nach seinen Papieren, auf die Unterschrift unseres Passes: „Königliche Regierung", gab dieses als seinen Namen an und hatte darauf die Ehre, unter dieser Benennung in das Passantenbuch eingetragen zu werden."

Der Verf. schreibt die belgische Revolution nicht blos, wie schon bekannt, hauptsächlich den Umtrieben der Geistlichkeit, sondern auch denen der hohen Aristokratie zu, welche sich holländischerseits nicht genug beachtet gefunden und darum die Massen bewaffnet, ohne den ganzen Umfang der Veränderung zu ahnen, die sie dadurch herbeiführen werde. Die Nachrichten über die Verödung Antwerpens, über die Verminderung der Einwohnerzahl Brüssels, über das Sinken seiner Häuser und Grundstücke, vorzüglich seit der letzten schändlichen Meuterei, bei der die Regierung buchstäblich nichts gethan, als den Haufen der Plündernden gegen die von ihren Genossen aus den angefallenen Häusern herabgeworfenen Möbeln zu schützen, über die vielen vergelbten Miethzettel an den Wohnungen, über die hier und da in den Palästen mit Bretern vernagelten Fenster und Thüren sind höchst beachtenswerth.

Digitized by Google

Die Details über die Affaire von Löwen sind interessant, wo eine allgemeine große Bierertheilung in der belgischen Armee den Holländern Zeit gelassen, alle Höhen zu besetzen, worauf, wie bekannt, das größere belgische Heer im panischen Schrecken zerstiebte. Am wenigsten hat uns der Verf. befriedigt, wo er über Kunstgegenstände berichtet. Hier scheint er mehr Erlerntes als Gefühltes zu geben und somit also wenig Originelles. 10.

Geschichte der Zigeuner; ihre Herkunft, Natur und Art. Für gebildete Leser dargestellt von Theodor Letzner. Weimar, Voigt. 1835. 8. 12 Gr.

Nach der Einleitung hat der Rector eines kleinen Städtchens einige Abende zur Unterhaltung seiner Mitbürger in einem Casino verwendet, um ihnen das Wichtigste über die Herkunft, die Natur und die Züge der Zigeuner in Europa vorzutragen. Mag diese Veranlassung nun erdichtet sein oder nicht (das Erstere ist allerdings das Wahrscheinlichere), so wollen wir doch dem Herrn Verf. gern das Zeugniß geben, daß er Alles, dessen er über die Zigeuner habhaft werden konnte, fleißig gelesen (Grellmann's Buch ist in der Vorrede erwähnt), sorgfältig excerpirt und in einem ansprechenden Ton, der mitunter an das Humoristische streift, vorgetragen habe. Sollte indeß der Rector oder Herr Letzner selbst noch einmal die Zigeuner zum Gegenstande einer Abendunterhaltung wählen, so ist es ihm und seinen Zuhörern vielleicht lieb, zu erfahren, daß die echten Sitten derselben, die Wolff in der „Preciosa" verschönert hat, von Cervantes in einer seiner schönsten Novellen geschildert sind. Über die morgenländische Abkunft derselben steht ein Aufsatz in den „Transactions of the Royal asiatic society of Great Britain and Ireland", Bd. II, Abth. 2, Nr. XXV, S. 518—558. 7.

Bibliographie.

Bärda, J., Die Flammen-Ritter oder Heldenmuth und Geistesgröße im Kampfe wider Pfaffen-Bosheit und Tyrannei. Ein Schaudergemälde aus den Zeiten des Faustrechts und der heiligen Vehme. 3 Bde. Mit 2 Titelbildern. 8. Meißen, Goedsche. 2 Thlr. 22 Gr.

Betrachtungen über das Lustspiel: Der Oheim. Von einem Arzte. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 3 Gr.

Braunthal, Ritter Braun von, Shakspeare. Drama in drei Acten. Nach Ludwig Tieck's Novelle „Dichterleben". Gr. 8. Wien, Pichler. 16 Gr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 17ter bis 19ter Bd. Rienzi, der letzte Tribun. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. — Auch u. d. T.: Rienzi, der letzte Tribun. Vom Verfasser des Eugen Aram, u. s. w. Aus dem Englischen u. s. w. 3 Thle. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

— —, Taschenausgabe. 7ter bis 10ter Bd. Rienzi u. s. w. — Auch u. d. T.: Rienzi, der letzte Tribun. Vom Verfasser des Pelham, u. s. w. 4 Thle. 16. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Colonist, Der, in Süd-Afrika, oder Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung; der dortigen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben; der neuesten Fortschritte der Civilisation unter den Hottentotten, Kaffern und andern Völkerschaften Südafrika's; einzelner Scenen aus dem Leben besonders der mit wilden Thieren oder räuberischen Buschmännern fast unaufhörlich kämpfenden Grenzcolonisten; der merkwürdigsten Kaffernkriege neuerer Zeit, der europäischen, namentlich auch deutschen Auswanderern in der Colonie sich darbietenden Aussichten u. dergl. m. Nach der unlängst erschienenen zweiten Ausgabe von Thomas Pringle's Narrative of a Residence in South Africa und den neuesten Berichten deutscher Ansiedler in der Capcolonie bearbeitet von F. H. Unzewitter. Gr. 12. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 6 Gr.

Freudentheil, Gr. M., Blüthen aus den Weihestunden meines Lebens. Gr. 12. Hannover, Helwing. 18 Gr.

Hugo's, V., klassische Werke, deutsch bearbeitet von Friedrich Seybold. 4te Lieferung. (2ter Bd.) Lucretia Borgia. Marie Tudor. Angelo, Tyrann von Padua. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 9 Gr.

— —, 5te Lieferung. 3ter Bd. Bug Jargal. Han, der Island. Mit dem Bildniß Victor Hugo's. — Auch u. d. T.: Bug Jargal. Ein historischer Roman. Deutsch bearbeitet von Friedrich Seybold. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 9 Gr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von E. Mörike und W. Zimmermann. (1ter Jahrgang. Mit 1 Titelkupfer.) 8. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 8 Gr.

Klenze, Historisch-politischer Versuch, das Bewußtsein der Gegenwart zu ergründen. Des Versuches über die Bedeutung der Provinzialstände allgemeiner Theil. Gr. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Lukianos' Werke. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johannes Minckwitz. 1ster Theil. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Marbach, G. O., Über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. Erste Sendung. Einleitung. Menzel. 8. Leipzig, Hinrichs. 16 Gr.

Menzel, Die deutsche Literatur. 2te Aufl. 6te, 7te Lief. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Milchjude, Der staatspapierende, oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. Ein Zeitbild vom Verfasser des jüdischen Gil Blas. 8. Meißen, Goedsche. 16 Gr.

Millin's, A. L., Mythologische Gallerie. Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Gemälden, auf den 91 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe. Die verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 10 Thlr.

Momus. Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Scherzes. Herausgegeben von einem lustigen Bruder. Enthält: 81 Witzsprüche, 54 satyrische Anzeigen, 134 Witzgedichte, Anekdoten ꝛc. 12. Hamburg, Berendsohn. 6 Gr.

Reichard, C. G., Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr. 8. Güns, Reichard. 3 Thlr.

Rohmer, F., Anfang und Ende der Speculation. — Auch u. d. T.: Speculationis initium et finis. Gr. 8. München, Franz. 1835. 14 Gr.

Rosa die Retterin der Ihrigen; oder der Gespensterseher. Eine Criminalgeschichte. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Schatzkästlein, Lyrisches, der Deutschen. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von O. F. Gruppe. 8. Berlin, Nicolai. Druckpap. 1 Thlr. 6 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Schiller, F. v., Der Neffe als Onkel. Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Französischen des Picard. Neue Aufl. 8. Stuttgart, Cotta. 6 Gr.

Thierbach, Ch., über den germanischen Erbadel. Ein Beitrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Gr. 8. Gotha, Hennings und Hopf. 16 Gr.

Verfahren, Das, der Braunschweigischen Regierung gegen Herrn Carl Geibel, Pastor der reformirten Gemeinde zu Braunschweig, beleuchtet von einem Freiwilligen. Gr. 8. Leipzig, Aschenfeldt. 1835. 6 Gr.

Wehrmann, E., Die Seeräuber auf Rügen. Historisch-romantische Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert. 2te Aufl. Gr. 12. Frankfurt a. O., Tempel. 1 Thlr.

Wiegmann, R., Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei. Nebst einer Vorrede vom Hofrathe K. O. Müller. Gr. 8. Hannover, Hahn. 1 Thlr. 8 Gr.

Zollikofer, H., Der Wolfssäugling. Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert. Gr. 12. St. Gallen, Wartmann und Scheitlin. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 29. — 29. Januar 1836.

Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen, seinem Ursprunge und Fortgange, seinem speculativen und praktischen Werth und Gehalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik dieser Lehre in alter und neuer Philosophie, von Gottlob Benjamin Jäsche. Drei Bände. Berlin, Reimer. 1826—32. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr.

Ueber keinen philosophischen Standpunkt gibt es wol so scharf entgegengesetzte Ansichten als über den Pantheismus. Während Einige in ihm das einzig wahre System, das nothwendige Resultat der sich selbst überlassenen speculativen Vernunft erblicken, ist er Andern ein Schreckbild, als dessen unzertrennliche Begleiter der Materialismus, Atheismus und Unglaube erscheinen, mit welchem Religion und Moral unverträglich sind; und selbst Diejenigen, welche über ihn hinausgehen zu müssen glauben, halten ihn doch für einen nothwendigen Durchgangspunkt, ein wesentliches Moment, welches nur der Vollendung und Verklärung durch die Idee des persönlichen Gottes bedürfe, um sich für alle Zeiten zu bewähren. Es scheint auch diese Form der Weltanschauung in der That unvermeidlich zu sein; der Pantheismus tritt uns in der Geschichte der Religion und Philosophie in den mannichfaltigsten Gestalten bald schüchtern, verschleiert, leise, bald keck, zuversichtlich, offen und mit der größten Entschiedenheit entgegen. Sein Ursprung verliert sich ins graueste Alterthum, und selbst die Philosophie unserer Zeit hat ihm nicht entgehen können. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Verf., eines Veteranen, den Pantheismus nach seinen verschiedenen Formen und seiner Bedeutung für die Wissenschaft zum Gegenstande einer besondern Untersuchung zu machen.

Der Namenerklärung nach ist der Pantheismus dasjenige System, nach welchem Gott Alles oder das All ist. Gott ist Alles oder er ist das All, kann aber heißen: a) er ist das Wesen, in welchem das All der Realitäten ohne alle Schranken zur absoluten und unzertrennlichen Einheit vereinigt ist, der Urgrund, ohne welchen nichts sein noch gedacht werden kann; b) es gibt kein anderes Sein und Wesen außer dem Wesen Gottes, der Pantheist leugnet die Welt der Dinge oder des endlichen Seins. Keine von beiden Bedeutungen bezeichnet das Wesen des Pantheismus und die von ihm zu lösende wissenschaftliche Aufgabe. Nach der ersten würde er von dem Theismus nicht zu unterscheiden sein, die zweite aber würde auf viele Formen desselben gar nicht passen. Das räthselhafte Wort scheint auf eine deutliche, bestimmte, alle Verwirrung verhütende Weise gedeutet zu werden durch die Erklärung: „der Pantheismus sei diejenige Lehre, welche das Verhältniß Gottes zur Welt als ein Verhältniß der Immanenz oder des Begriffenseins der Dinge in Gott vorstellt". Hiernach würden alle Emanationssysteme, in welchen das Verhältniß der Welt der Dinge zu Gott als ein Verhältniß der emanirten Wesen zu dem emanirenden Urwesen vorgestellt wird, aus der Classe der Systeme des Pantheismus auszuschließen sein. Ἓν καὶ πᾶν! Eins und Alles ist der gemeinschaftliche Grundtext aller pantheistischen Lehren, das Thema, welches in allen nur auf eigne Weise ausgeführt wird. Insofern darin der Gedanke liegt: die Allheit der Dinge ist in jener Einheit begriffen und alles Reale, Existirende, an sich gleiches Wesens, stellt sich der Pantheismus als ein System des Monismus dar und kann so drei Gestalten annehmen, die Form des Materialismus, das System der Naturvergötterung, die des Idealismus und die des Neutralitätssystems oder der absoluten Indifferenz, welche Gestalten alle in der Geschichte aufgetreten sind. Diesen Begriff der Immanenz nimmt nun der Pantheist so, daß er lehrt: „Es gibt keinen wahren Übergang des Unendlichen zum Endlichen, sondern das Endliche ist von Ewigkeit mit und bei dem Unendlichen und an ihm, dem allein Selbständigen, zugleich und zumal, zeitlos oder auf ewige Weise. Gott ist hiernach ein in sich selbst geschlossenes, alle Gegensätze in sich aufhebendes Ganze, das vollkommene, sich weder vermehrende noch vermindernde Weltall." Nach den Systemen der Emanation dagegen ist das Unendliche wirklich aus sich herausgetreten, das Weltall entwickelte sich aus dem Urwesen successiv in einer stetigen Reihe von Mittelgliedern nach Perioden, entweder von dem Vollkommenern zum Unvollkommenern, oder umgekehrt von dem Niedern zu dem Höhern. Da aber auch hier das Princip der Entwickelung die Nothwendigkeit ist, so sind auch die Handlungen des Urwesens nur immanente, sein eignes Wesen betreffende; Gott emanirt und entwickelt sich aus sich selber, er bleibt der im-

Digitized by Google

manente Grund der Welt, sodaß diese nichts ist als Gott in seiner Selbstobjectivirung oder Selbstoffenbarung, wodurch er erst seine vollkommene Form erhält, und die zu ihm gehört wie die verschiedenen Zweige eines Gewächses zu dem Stamme, welchem sie entsprossen sind. Nach der Schöpfungslehre dagegen existirt die Welt in Gott nur als Gedanke und verdankt ihre objective, von ihm selbst verschiedene, selbständige Wirklichkeit der übersinnlichen Causalität des göttlichen freien Willens, sie ist kein Educt, sondern ein Product der Causalität Gottes durch Freiheit. Die Welt ist eine Schöpfung mit Wissen und Willen, ihr Urheber eine Intelligenz durch Freiheit, nicht ein blindwirkender Grund durch unendliche Fruchtbarkeit. Nur nach der Schöpfungslehre ist Gott wahre Intelligenz; nur nach ihr ist der Ursprung der endlichen Geister nicht ein mechanisches Bewirken und Hinstellen eines ganz Unselbständigen oder ein bloßer Abfall, sondern eine Zeugung, d. h. Setzen eines Selbständigen und Freien, eine Selbstoffenbarung Gottes in dem ihm ähnlichen, nach seinem Bilde geschaffenen Wesen. So bleibt die Schöpfung also, d. i. nicht eine bloße Bildung aus einer ewigen, ursprünglichen, die freie Schöpferkraft beschränkenden chaotischen Materie, sondern eine freie Setzung der Weltwesen auch der Substanz nach, als die einzige Vernunftansicht stehen über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen. Die Schöpfungslehre allein unterscheidet den Schöpfer als ein außerweltliches, von der Welt gesondertes Wesen, ohne dabei an eine räumliche Geschiedenheit zu denken, da die Sinnenwelt selbst als eine Welt der Erscheinungen kein an sich Seiendes und Reales ist und folglich auch gar nicht in einem realen Verhältnisse zu Gott stehen kann.

Die vorzüglichsten Gestalten des Pantheismus sind nun nach Hrn. Jäsche *erstens* der metaphysische Pantheismus der Eleaten unter der Form eines Systems der Immanenz. In der Deutung dieser Systeme schließt er sich an Herbart an gegen Tennemann, behauptend, die Eleaten haben keine inhaltsleere, sophistische Logik, sondern einen Realismus begründen wollen. Nach ihnen ist nur das Sein, rein, einfach, ohne alle Negation, Beschränkung und ohne ein Werden. Daher absolut einfache Substanz, ohne Mehrheit der Theile, ohne Trennung, Wachsthum oder Abnehmen, oder irgend einen Wechsel der Modificationen. Alle sinnliche Prädicate von Raumerfüllung, Raumbegrenzung u. s. w. haben für dasselbe keine positive Bedeutung, sondern sind Bilder, sowie alle mathematische und physikalische Begriffe von der Idee des reinen Seins auszuschließen sind. Ihr Pantheismus war ein logisch-metaphysischer, auf die einfache, reinspeculative Idee eines absolut Realen gegründet. In dieser Ansicht hat sich jedoch Hr. Jäsche, wie er in der Vorrede zum zweiten Bande bemerkt, durch eine Recension Herbart's in der „Leipziger Literatur-Zeitung" irre machen lassen und die Eleaten von der Liste der Pantheisten weggestrichen. Wir können dies nur bedauern. Er, der Ansicht Kant's noch huldigend, hätte bedenken sollen, daß Herbart, welcher in der ganzen „Kritik der reinen Vernunft" nichts Gesundes findet, sie für ein der Idee und Ausführung nach völlig verfehltes Werk hält und gesteht, daß außer der Speculation der Eleaten für die Metaphysik in der ganzen Geschichte fast nichts Brauchbares vorhanden ist und über die ganze Periode nach Kant, einige Andeutungen Fichte's abgerechnet, lieber ein Schleier gezogen werden sollte, nicht der Führer ist, dem man in der Beurtheilung anderer Systeme sich mit Sicherheit anvertrauen könne. Nach dieser Ansicht ist gar keine Geschichte der Philosophie möglich. Hr. J. würde durch sein eignes Urtheil richtiger geleitet worden sein. Nach Herbart fehlt der Eleatischen Lehre „zweierlei zum Pantheismus, erstlich der Begriff der Welt oder des Universums als einer Vielheit wandelbarer Dinge; zweitens der Begriff von Gott als dem Oberhaupte einer sittlichen Welt". Allein dies ist offenbar unrichtig und steht im Widerspruche mit den ehrwürdigsten Zeugnissen des Alterthums. Aristoteles, ein Zeuge des ersten Ranges, sagt ausdrücklich („Metaphys." I, 5,), sie hätten gelehrt, das All sei nur Eine Natur, und zwar habe Xenophanes, der Stifter der Schule, auf den ganzen Himmel blickend, gesagt: das Eins sei die Gottheit; Parmenides aber: das Eins sei nur dem Begriff nach, für die Sinneswahrnehmung aber eine Mehrheit. Und von der Gottheit lehrte Xenophanes noch ausdrücklich, ihre Gestalt sowie ihr Wahrnehmen seien das Vollkommenste, aber durchaus nicht menschenähnlich (Arist. „De Xenoph.", Sext. E. „Hyp. Pyrrh.", I, 224 u. s. w., „Adv. mathem.", IX, 144). Bei dem Pantheismus kommt aber Alles auf den Begriff Gottes an. Ist Gott im wahren Sinne des Worts, den auch Hr. J. annimmt, ein persönliches Wesen, der Schöpfer, und folglich die Ursache der Welt eine übersinnliche, absolute, nach der Freiheit des Willens handelnde Intelligenz, so kann es gar keinen wahren Pantheismus geben, weil der Schöpfer und sein Geschöpf, die Welt, sich zwar geistig einigen, aber nie nach ihrem vollen Sein ineinander aufgehen, sich durchdringen können zu Einem Wesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtungen von Byron. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Stuttgart, Liesching. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein neuer Kämpfer hat sich herangewagt, um die Annahme zu bestreiten, daß Byron unübersetzbar sei. Nur von einem Dichter kann der Dichter Byron wiedergegeben werden, so viel ist klar; aber wie muß dieser Dichter beschaffen sein? Genügt ein feiner Takt, eine glatte Diction, edle Empfindung und reine Gedanken, Dinge, die sich auch in der Sprache darthun, selbst da wo der Dichter nicht selbstschaffend auftritt? — Zwei Eigenschaften treten in diesem merkwürdigen Briten auf den ersten Blick heraus: eine innere revolutionnaire Glut, die aus der Tiefe des Gemüthes heraus die bis da gegoltene Weise, Empfindungen in Worte zu kleiden, umwirft und neue Bilder, Worte, Anschauungen schafft; dann die ungemeine Naivetät, mit der er das Tiefsinnigste, Ungewöhnlichste in anmuthige Verse kleidet. Aber diese Anmuth ist ganz eigner Art. Er bewältigt Felsblöcke und ungeheure Steinmassen, so mit ihrem

Digitized by Google

seinem Spitzen sie in die obere Fläche bringend, daß die glatte Bahn, die er so producirt, ob sie doch ihren Fundamenten nach ein Gigantenweg ist, ein zarter Mosaikboden scheint. Diese Herrschaft über seine Sprache ist keiner der geringsten Vorzüge dieses lyrischen Dichters; er hat die englische Dichtersprache um ein Jahrhundert weiter geführt. Nun scheint seine dritte Eigenschaft der Schmelz, die Harmonie, die Musik seiner Diction, aber wer nur diese wiederzugeben sich berufen fühlt, sieht um deshalb der Aufgabe, den Byron zu übersetzen, noch nicht am nächsten. Wie bedeutend Gustav Pfizer auch in seiner Sphäre sich herausthut, so scheinen ihm als Dichter doch grade diese Eigenschaften fremd, welche den Dichter Byron charakterisiren, die ungestüme Glut der Seele und die kühne Zartheit, mit der er mit der Diction spielt. Pfizer's Gedichte sind ein überheller Strom, in dem sich edle Gesinnungen bis auf den klaren Grund spiegeln, aber nichts Ungewöhnliches tritt heraus. Im sichen Ebenmaß der Gedanken und der Worte wird man, wenn man ihn liest, fortgetragen und geschaukelt, kein jäher Sturz fodert zu einem Sprunge, zur Anstrengung auf.

Derselbe Charakter gibt sich auch in der Übersetzung kund. Er spielt hinüber über die Schwierigkeiten. Sein Byron liest sich vortrefflich, dem Ohre höchst wohlgefällig; aber von den Katarakten des Originals, von den wilden Sprüngen des Lords, von dem Zigeuner- und Hexentanz seiner launigen Verse wird man wenig gewahr. Vielleicht wäre es die Aufgabe minder glücklicher und anerkannter Dichter, welche die höchste Kunstweihe und Klarheit noch nicht fanden über die eigne innere Gährung — und es gibt deren nicht wenige in Deutschland —, sich in Byron zu versetzen, um ihm das deutsche Gewand anzulegen. Unter den ausgebildeten wäre der Dichter der „Todtenkränze" gewiß einer der berufensten, wie Herr von Zedlitz sich denn auch seit Jahren mit einer Übertragung von „Childe Harold's pilgrimage" beschäftigt, und mit einer Sorgfalt, welche die Freunde seiner eignen Muse beklagen läßt, daß er diese darum vernachlässigt. Rückert möchte in sprachlicher Beziehung sicher der allerberufenste sein; aber Ref. weiß nicht, ob der Wunsch, daß er es übernähme den echten Byron bei den Deutschen einzuführen, mehr Compliment oder Beleidigung für einen Dichter ist, welcher an sittlicher Tiefe den Briten ebenso überragt, als er ihn in der Verskunst noch hinter sich läßt.

Das eigentliche halsbrechende Probestück für einen Übersetzer des Byron ist „Childe Harold." Da eint sich Alles von Genie, Kunst, Eigenthümlichkeit, Phantasie, Glut, Begeisterung und Bizarrerie des Briten; herzschwellende Innigkeit mit wildem Hohn, gigantische Bilder einer heroischen Einbildungskraft mit der minutiösen Kleinmalerei der Engländer, der Satyr neben dem Gott. Und dazu eine verzweifelt eigenthümliche Form. Hieran hat sich Pfizer nicht versucht. Am meisten gelungen sind ihm die Gedichte von zarterer Schöpfung, wie z. B. die „Parisina". Hier gibt der Anfang des deutschen Gedichtes wenig dem Originale nach

It is the hour, when from the boughs
The nightingale's high note is heard;
It is the hour, when lover's vows
Seem sweet in every whispered word;
And gentle winds, and waters near
Make music to the lonely ear.

Die Stund' ist's, wo den busch'gen Wald
Der Nachtigallen Lied durchhallt;
Die Liebenden Gelübde tauschen
Und sich in jedem Wort berauschen;
Wo leiser Lufthauch, Bachesflüstern
Macht wie Musik die Seele lüstern.

Später verläßt der Übersetzer das strenge englische Maß und schiebt in den vierfüßigen Jambus Anapästen ein. Dies beste allerdings, aber weil es verführerisch und zugleich bequem ist, wird der Deutsche zu leicht verleitet, es auch da anzubringen, wo diese Änderung nicht von der Lebendigkeit des Gefühls bedingt ist. Jedenfalls geht dadurch der süße Rhythmus verloren, den die neuern Engländer in dieser für kürzere epische Gedichte so glücklich erfundenen Form zu bewahren wissen. Sie eignet sich übrigens weniger für den Byron als für den ruhigern Scott, der in ihr Meister ist. Jedenfalls ist sie schwer wiederzugeben bei der Gedrängtheit der englischen Sprache, und der deutsche Übersetzer wird immer, wenn er nicht mehr Verse machen will, etwas auszulassen genöthigt sein. In dem anapästischen Maße ergeht sich Byron bisweilen mit Glück; es ist aber eben nur das kühne naive Spiel seines Genius, der diesem verfänglichen Rhythmus Gehalt leiht; beim Übersetzer verlieren die Gedichte in diesem Maße dadurch, daß die kecke Naivetät sich verflüchtigt und ernst gemeinte Stanzen als ein blosses Wortgeklingel herauskommen, wie z. B. in dem Abschiedsgedicht an Newstead-Abbey:

Deine Zinnen, o Newstead, jetzt Stürme durchtosen,
In Trümmern sinkst du, meiner Väter Saal!
Und Schierling und Disteln verdrängten die Rosen,
Die im Garten sonst lachten mit purpurnem Strahl.

Ref. hat grade das englische Original dieses Gedichts nicht zur Hand; aber er ist gewiß, daß Byron's Abschiedsworte von dem Sitze seiner Väter nicht so tänzerisch spielten.

Der erste Vers:

Deine Zinnen, o Newstead, jetzt Stürme durchtosen,

erinnert ihn auch an einen Übelstand, der sehr häufig vorkommt, nämlich die ganz undeutsche Versetzung des Verbums ans Ende des Satzes. Diese Unart aus der Zopfzeit unserer Poesie hat sich nur noch zum Theil in die romantische eingeschlichen. Seitdem sollte man sie aber füglich als ganz geächtet und verbannt betrachten; leider verführt indeß das hüpfende Anapästenmaß unsere Dichter, zumal diejenigen, in denen der Schiller'sche Klang fortvibrirt, nur noch zu oft zu dieser die Kraft unserer Sprache schwächenden Anomalie.

Von den „Hebräischen Melodien", die zu den schönsten Ergüssen der Byron'schen Muse gehören, sind einige vortrefflich wiedergegeben, in andern vermißt Ref. die einfache Kraft, welche das Original auszeichnet. Gelungen ist z. B. übersetzt „Saul und Samuel's Geist":

Earth yawned; he stood the centre of a cloud:
Light changed its hue, retiring from his shroud.

Death stood all glassy in his fixed eye,
His hand was withered, and his veins were dry;

His foot, in bony whiteness, glittered there,
Shrunken and sinewless, and ghastly bare:

From lips, that moved not and unbreathing frame
Like cavernèd winds, the hollow accents came.

Saul saw, and fell to earth, as falls the oak
At once, and blasted by the thunder-stroke.

Die Erde gähnt; er stand in einer Wolke Mitten,
In lichtes Bläße kam er aus dem Sarg geschritten.

In seinem starren Aug' sah man das Leben stocken,
Verwittert war die Hand und seine Adern trocken.

Es zitterte sein Fuß, ein dürr Gespenst von Knochen,
Nackt, sehnenlos und von Verwesung ganz durchbrochen.

Von diesem starren Bild, aus unbewegten Lippen
Drang hohl hervor der Ton, wie Winde aus den Klippen.

Saul sah's und nieder sank zur Erd' er wie die Eiche
Auf einmal hingestürzt von einem Donnerstreiche.

Auch gelungen ist das Effectstück: „Belsazar's Gesicht". In „Herodes Klage um Mariamne" wird der eine Vers:

Hinsank sie, die mein Diadem
Getheilt; mein Glück ist mit versunken!

Am Judas Blume wein' ich; wem
Als mir hat dieser Kelch gewunken?

manchem Ohre verfänglich klingen. Vom schönen „Liede nach dem Psalm":

Digitized by Google

We sate down and wept by the waters
Of Babel, and thought of the day,
When our foe, in the hue of his slaughters
Made Salem's high places his prey.
And ye, of her desolate daughters!
Were scattered all weeping away.

ist die erste Strophe mit:

In Babel beim Weklengelächter
Da beweinten wir schmerzlich den Tag,
Wo der Feind in der Farbe der Schlächter
Hielt auf Salems Höh'n sein Gelag,
Und Euch trauernde, einsame Töchter
Zerstreute der gräßlichste Schlag.

nicht glücklich wiedergegeben zu nennen. Welcher tiefe Ernst im Rhythmus des Originals, während der deutsche Vers an eine leichtfertige Opernstrophe erinnert. Auch sind die stereotypen „Wasserbäche Babylons" ohne andern Grund als den des Reimes zu einem „Wellengelächter" gemacht, welches den ganzen düstern Charakter des Bildes stört; denn daß Pfizer dadurch eine Ironie ausdrücken wollen, daß er das Wasser über das Unglück der Juden lachen läßt, ist nicht füglich anzunehmen.

Das vortreffliche Lied auf Sir John Moore's Bestattung, das erst spät Byron vindicirt wurde, ist ebenso würdig übersetzt. Auch an die ältern politischen Lieder hat sich Pfizer gemacht. Wie sich diese Ergüsse des Parteizorns gegen Individuen, die längst das friedliche Grab dem Streit des Tages entzog, heut ausnehmen!

Wie schwer es ist, Byron in seiner epischen Kürze und Kraft zu übersetzen, ohne irgend etwas, mehr oder minder Bedeutendes wegzulassen, beweist z. B. der Anfang des „Lara". Es scheint so schlicht, klar und deutlich, wenn der Dichter anhebt:

The serfs are glad through Lara's wide domain,
And slavery half forgets her feudal chain.
He, their unhoped, but unforgotten lord,
The long self-exiled chieftain is restored:
There be bright faces in the busy hall,
Bowls on the board, and banners on the wall;
Far chequering o'er the pictured window, plays
The unwonted fagot's hospitable blaze,
And gay retainers gather round the hearth
With tongues all loudness, and with eyes all mirth.

daß man meint, die Übersetzung mache sich von selbst. Wenn Pfizer übersetzt:

Die Hörigen von Lara haben fast
Vor Lust vergessen ihres Joches Last:
Der Herr ist heim, den, lang zurückersehnt,
Man in der Fremde moderad schon gewähnt,
Daher die froh'n Gesichter in der Halle,
Der Tisch voll Humpen, Banner auf dem Walle,
Am farb'gen Fenster spielt, zum ersten Mal
Seit langer Zeit, der trauten Flammen Strahl,
Und mantte Gäste sind am Herd versammelt,
Das frohe Auge glüht, die Zunge stammelt.

so ist da Manches vergessen, ausgelassen, wie das self-exiled, bei Seite geschoben und der Nachdruck auf Anderes gelegt, was nicht wichtig war, wie z. B. auf fast, das sogar eine Arsis durch den Reim erhält, während das half des Originals nur eine beiläufige Minderung des forgets ist, auch scheint die juridische Bezeichnung der serfs durch Hörige zu unpoetisch speciell und kleinlich. Was mir so leicht und deutlich schien, fühlte ich mich versucht wörtlich getreu wiederzugeben, und es entstand folgende Strophe:

Laut schallt Vasallenlust durch Lara's Güter,
Der Herrschaft Druck vergessen die Gemüther;
Er, der freiwillig sich so lang verbannt,
Ihr Herr kam unverhofft zurück ins Land.
Froh und geschäftig schwirrt es durch die Halle,
Der Tisch voll Humpen, Banner auf dem Walle,
Und an die Fenster bunten Scheiben spaltet
Die hellen Flammen wieder vom Kamin,
Und immer lauter wird die Munterkeit,
Indeß die Menge um den Herd sich reiht.

Aber indem sie auf dem Papiere vor mir steht, wurde ich wenigstens ebenso viel Mängel herausheben, wenn es für meine Aufgabe wäre, statt Pfizer's Werk meinen Versuch zu kritisiren, sowol hinsichts Treue, Auslassung als verschärfter und geschwächter Ausdrucks, ein Beweis, wie sehr schwierig es ist, Byron zu übersetzen, ohne etwas von ihm aufzuopfern.

Ob der immer erneute Versuch sich lohnt, ihn deutsch zu machen, ist eine andere Frage. Byron ist ein gewaltiger Dichter; aber zu jenen Heroen, die für alle Zeit durch ihre innere Wahrheit und die tiefe Weihe ihrer Kunst gelten werden, gehört er nicht. Mit ihm bricht eine revolutionaire Epoche in der Poesie ein, voll Meteorlicht, Fackelglanz, Qualm und Finsterniß; aber alle Lichter nach ihm sind immer schwächer geworden, ein bedenkliches Zeichen für die Echtheit dieser Poesie. Darum lasse man ihn in seiner vollen Eigenthümlichkeit als großartige Rarität, und dazu gehört seine eigne englische Sprache. Deutsch wird der Lord nun und nimmer, wie sehr wir uns auch Mühe geben, seinen Flammenschein in Sonnenschein zu verwandeln. H.

Notizen.

In einer der letzten Sitzungen der Royal society in London theilte man einen ausführlichen Bericht über das im vorigen Jahre stattgefundene Erdbeben in Chile mit. Dieses schreckliche Ereigniß legte drei Provinzen in Verwüstung, Schutt und Trümmer und verursachte den südlichen Gegenden des Landes unermeßlichen Schaden. Seit der Eroberung des spanischen Amerikas war unter den Bewohnern von Chile der Glaube herrschend geworden, daß ein Erdbeben sich nur einmal in einem Jahrhundert ereigne; aber neuere Zeiten, wo sich diese furchtbaren Vorfälle häufiger ereigneten, haben die armen Eingeborenen eines Andern belehrt. Es fehlte, den Nachrichten des Berichterstatters zufolge, auch bei diesem letzten Erdbeben nicht an Vorzeichen. Kurz vor dem Ausbruch desselben bemerkte man ganze Scharen von Vögeln, welche in wilder Unordnung in den Lüften umherflatterten, und alle Hunde in den Städten und Dörfern verließen ihre Wohnungen und rannten wie unsinnig im freien Felde umher. Der Morgen des schrecklichen Tages, an dem das Ereigniß stattfand, war einer der heitersten und schönsten, die es geben kann. Von der ersten bis zur letzten Erschütterung verstrichen zwei und eine halbe Minute. Die Empfindung dabei glich der eines Menschen, der auf einer Planke steht, die nicht ganz befestigt ist. An mehren Orten trat das Meer zurück und hinterließ nackte Felsen, Sandbänke und Untiefen. Kurz nach den Stößen zeigte sich den Einwohnern, welche vor Schreck auf die Gipfel der Berge geflohen waren, eine ungeheuere Meereswelle, die sich der Küste näherte. Sie war volle 28 Fuß über dem Niveau des Hochwassers und verschlang alle Gegenstände, über die sie sich ergoß, augenblicklich mit furchtbarer Gewalt. In Kurzem spaltete sich die Erde in der ganzen Umgegend. Drei Gemarkungen von der Küste entstanden große Klüfte, aus denen Salzwasser in mächtigen Strudeln aufschoß. Nach dem Bericht sollen wenig oder gar keine Menschen bei dem Unglück ihr Leben verloren haben.

Die neunte Lieferung der „Revue du Nord" enthält einen Aufsatz von dem deutschen Componisten Mainzer: „über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Frankreich." Der Verfasser schreibt die musikalische Inferiorität Frankreichs den Gebrechen der französischen Erziehung zu (was ihm aber die französischen Journale übel nehmen) und tadelt ganz besonders das Unzulängliche des Conservatoriums zu Paris und das Monopol der dortigen lyrischen Theater. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 30. — 30. Januar 1836.

Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen ꝛc. Von Gottlob Benjamin Jäsche. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Allen Gestalten des Pantheismus also, wie sehr auch die Urheber desselben ihn ausgeschmückt oder verschleiert haben, um ihn mit den religiösen und moralischen Foderungen unsers Wesens, auf denen die Würde und der Gehalt unsers Lebens beruht, in Einklang zu setzen, liegt ein unvollkommener und unrichtiger Gottesbegriff zum Grunde. Auf den Namen kommt dabei nichts an. Was würden wol die Eleaten, falls sie uns erscheinen könnten, auf die Frage: Glaubt ihr an Gott? antworten? Würden sie nicht uns fragen: Was nennt ihr Gott? Versteht ihr darunter so menschenähnliche, schwache Wesen wie die Homerischen Götter, so glauben wir an solche nicht; wir kennen nur Ein Göttliches, das Eine, unendliche, ewige, vollkommene, jede Vielheit, jede Begrenzung, jeden Wechsel, sowie jedes Entstehen und Vergehen von sich ausschließende Wesen. Dieses Eine war ihnen das All. Xenophanes nannte es noch Gott, Parmenides aber scheint diese Bezeichnung als an die griechischen Götter erinnernd vermieden und nur von dem Einen gesprochen zu haben. Auch fehlte ihnen nicht, wie Herbart will, der Begriff der Welt, als einer Vielheit wandelbarer Dinge. Vielmehr gestand Parmenides, es zerfalle die Welt vor unserm Geiste in eine doppelte, eine Welt der Erscheinungen und eine intelligible, aber freilich habe nur die letztere Wahrheit (Diog. l. IX, 22). Auch geht dies schon daraus hervor, daß sie zur Erklärung der scheinbaren Sinnenwelt besondere Principien annahmen, obgleich damit nichts gewonnen wurde, denn die Schwierigkeit, welche auf ihrem Systeme lastete, war die, wie aus dem Einen, sich selbst gleichen, vollendeten, stetigen, sinnlich wahrnehmbaren Elemente der Schein einer Sinnenwelt, in welcher es ein Entstehen und Vergehen, ein Wachsen und Abnehmen, eine Losreißung und Einigung einzelner Wesen gibt, hervorgehen konnte, was doch für uns eine Thatsache ist. Dieselben Schwierigkeiten werden aber jedes System drücken, welches sich mit der Erfahrung in Widerspruch setzt.

Auch mußte Hr. J., wenn er consequent sein wollte, noch mehre der folgenden Lehren vom Pantheismus ausschließen. So begreift namentlich die zweite Gestalt des Pantheismus den physischen in den naturphilosophischen Systemen der ionischen, italischen und stoischen Schule, da doch die Speculation der Jonier und Pythagoräer nicht mehr pantheistisch ist als die der Eleaten. Hr. J. unterscheidet hier drei verschiedene Naturansichten: 1) die mechanisch-physische unter Leitung des Begriffs der Weltseele, als bloßer Bewegungskraft des Alls, wie bei Anaximander und Empedokles; 2) die dynamisch- oder organisch-physische, auf den Begriff der Weltseele als der allgemeinen Lebenskraft der Natur gegründete Weltansicht des Thales und Anaximenes; 3) die logisch-physische Weltansicht, gegründet auf den Begriff der Weltseele als oberster Intelligenz (dazu rechnet er a) die mathematisch-physische Emanations- und Evolutionstheorie des Pythagoras und der ältern Pythagoräer, b) den Diogenes und c) den Heraklit); 4) die ethisch-physische Weltansicht im System der stoischen Naturphilosophie. Der Gegensatz zwischen einer mechanisch- und dynamisch-physischen Naturbetrachtung scheint nicht glücklich zu sein, indem ja auch der mechanische Proceß auf Kräften beruht und Anaximander, wie Hr. J. selbst andeutet, die einzelnen gegensätzlichen Wesen aus dem Unendlichen durch eine Art chemischer Ausscheidung hervorgehen ließ, wovon der Grund doch nur in der Urkräftigkeit des Unendlichen liegen konnte. Auch ist wol bei der bewegenden Kraft des Unendlichen nicht eben an eine räumliche Beziehung, an Ortsveränderung zu denken. Und von dem Pythagoras und den ältesten Pythagoräern ist es wenigstens zweifelhaft, ob sie die Einheit wirklich Gott genannt und darunter die höchste Intelligenz verstanden haben, d. h. ein mit Bewußtsein die einzelnen Erscheinungen der Welt aus sich entwickelndes Wesen, um nicht von der Schöpfung zu sprechen, zu deren Idee sie sich nicht zu erheben vermochten. Dasselbe gilt von Heraklit, dem Dunkeln, welchem Hr. J. zum Theil die stoische Lehre unterschiebt, da doch diese eine viel reifere Speculation voraussetzt und ohne den Sokratischen Standpunkt schwerlich zu dieser ethischen Weltanschauung gelangt sein würde.

Der zweite Band vorliegenden Werks beschäftigt sich zuerst mit dem orientalischen Pantheismus und zwar in der ersten Abtheilung mit den ältesten Re-

Digitized by Google

We sate down and wept by the waters
Of Babel, and thought of the day,
When our foe, in the hue of his slaughters
Made Salem's high places his prey.
And ye, of her desolate daughters!
Were scattered all weeping away.

ist die erste Strophe mit:

In Babel beim Wellengelächter
Da beweinten wir schmerzlich den Tag,
Wo der Feind in der Farbe der Schlächter
Hielt auf Salems Höh'n sein Gelag,
Und Euch trauernde, einsame Töchter
Zerstreute der gräßlichste Schlag.

nicht glücklich wiedergegeben zu nennen. Welcher tiefe Ernst im Rhythmus des Originals, während der deutsche Vers an eine leichtfertige Opernstrophe erinnert. Auch sind die stereotypen „Wasserbäche Babylons" ohne andern Grund als den des Reimes zu einem „Wellengelächter" gemacht, welches den ganzen düstern Charakter des Bildes stört; denn daß Pfizer dadurch eine Ironie ausdrücken wollen, daß er das Wasser über das Unglück der Juden lachen läßt, ist nicht füglich anzunehmen.

Das vortreffliche Lied auf Sir John Moore's Bestattung, das erst spät Byron vindicirt wurde, ist ebenso würdig übersetzt. Auch an die ältern politischen Lieder hat sich Pfizer gemacht. Wie sich diese Ergüsse des Parteizorns gegen Individuen, die längst das friedliche Grab dem Streit des Tages entzog, heut ausnehmen!

Wie schwer es ist, Byron in seiner epischen Kürze und Kraft zu übersetzen, ohne irgend etwas, mehr oder minder Bedeutendes wegzulassen, beweist z. B. der Anfang des „Lara". Es scheint so schlicht, klar und deutlich, wenn der Dichter anhebt:

The serfs are glad through Lara's wide domain,
And slavery half forgets her feudal chain.
He, their unhoped, but unforgotten lord,
The long self-exiled chieftain is restored:
There be bright faces in the busy hall,
Bowls on the board, and banners on the wall;
Far chequering o'er the pictured window, plays
The unwonted fagot's hospitable blaze,
And gay retainers gather round the hearth
With tongues all loudness, and with eyes all mirth.

daß man meint, die Übersetzung mache sich von selbst. Wenn Pfizer übersetzt:

Die Hörigen von Lara haben fast
Vor Lust vergessen ihres Joches Last:
Der Herr ist heim, den, lang zurückersehnt,
Man in der Fremde modernd schon gewähnt,
Daher die froh'n Gesichter in der Halle,
Der Tisch voll Humpen, Banner auf dem Walle,
Am farb'gen Fenster spielt, zum ersten Mal
Seit langer Zeit, der trauten Flammen Strahl,
Und muntre Gäste sind am Herd versammelt,
Das frohe Auge glüht, die Zunge stammelt.

so ist da Manches vergessen, ausgelassen, wie das self-exiled, bei Seite geschoben und der Nachdruck auf Anderes gelegt, was nicht wichtig war, wie z. B. auf fast, das sogar eine Arsis durch den Reim erhält, während das half des Originals nur eine beiläufige Minderung des forgets ist, auch scheint die juridische Bezeichnung der serfs durch Hörige zu unpoetisch speciell und kleinlich. Was mir so leicht und deutlich schien, fühlte ich mich versucht wörtlich getreu wiederzugeben, und es entstand folgende Strophe:

Laut schallt Vasallenlust durch Lara's Güter,
Der Herrschaft Druck vergessen die Gemüther;
Er, der freiwillig sich so lang verbannt,
Ihr Herr kam unverhofft zurück ins Land.
Froh und geschäftig schwirrt es durch die Halle,
Der Tisch voll Humpen, Banner auf dem Walle,
Und an des Fensters buntem Scheiben spielt
Die hellen Flammen wieder vom Kamin,
Und immer lauter wird die Munterkeit,
Indeß die Menge um den Herd sich reiht.

Aber indem sie auf dem Papiere vor mir steht, könnte ich wenigstens ebenso viel Mängel herausheben, wenn es hier meine Aufgabe wäre, statt Pfizer's Werk meinen Versuch zu kritisiren, sowol hinsichts Treue, Auslassung als verschärften und geschwächten Ausdrucks, ein Beweis, wie sehr schwierig es ist, Byron zu übersetzen, ohne etwas von ihm aufzuopfern.

Ob der immer erneute Versuch sich lohnt, ihn deutsch zu machen, ist eine andere Frage. Byron ist ein gewaltiger Dichter; aber zu jenen Heroen, die für alle Zeit durch ihre innere Wahrheit und die tiefe Weihe ihrer Kunst gelten werden, gehört er nicht. Mit ihm bricht eine revolutionaire Epoche in der Poesie ein, voll Meteorlicht, Fackelglanz, Qualm und Finsterniß; aber alle Lichter nach ihm sind immer schwächer geworden, ein bedenkliches Zeichen für die Echtheit dieser Poesie. Darum lasse man ihn in seiner vollen Eigenthümlichkeit als großartige Karität, und dazu gehört seine eigne englische Sprache. Deutsch wird der Lord nun und nimmer, wie sehr wir uns auch Mühe geben, seinen Flammenschein in Sonnenschein zu verwandeln. 34.

Notizen.

In einer der letzten Sitzungen der Royal society in London theilte man einen ausführlichen Bericht über das im vorigen Jahre stattgefundene Erdbeben in Chile mit. Dieses schreckliche Ereigniß legte drei Provinzen in Verwüstung, Schutt und Trümmer und verursachte den südlichen Gegenden des Landes unermeßlichen Schaden. Seit der Eroberung des spanischen Amerikas war unter den Bewohnern von Chile der Glaube herrschend geworden, daß ein Erdbeben sich nur einmal in einem Jahrhundert ereigne; aber neuere Zeiten, wo sich diese furchtbaren Vorfälle häufiger ereigneten, haben die armen Eingeborenen eines Andern belehrt. Es fehlte, den Nachrichten des Berichterstatters zufolge, auch bei diesem letzten Erdbeben nicht an Vorzeichen. Kurz vor dem Ausbruch desselben bemerkte man ganze Scharen von Vögeln, welche in wilder Unordnung in den Lüften umherflatterten, und alle Hunde in den Städten und Dörfern verließen ihre Wohnungen und rannten wie unsinnig im freien Felde umher. Der Morgen des schrecklichen Tages, an dem das Ereigniß stattfand, war aber einer der heitersten und schönsten, die es geben kann. Von der ersten bis zur letzten Erschütterung verstrichen zwei und eine halbe Minute. Die Empfindung dabei glich der eines Menschen, der auf einer Planke steht, die nicht ganz befestigt ist. An mehren Orten trat das Meer zurück und hinterließ nackte Felsen, Sandbänke und Untiefen. Kurz nach den Stößen zeigte sich den Einwohnern, welche vor Schreck auf die Gipfel der Berge geflohen waren, eine ungeheuere Meereswelle, die sich der Küste näherte. Sie war volle 28 Fuß über dem Niveau des Hochwassers und verschlang alle Gegenstände, über die sie sich ergoß, augenblicklich mit furchtbarer Gewalt. In Kurzem spaltete sich die Erde in der ganzen Umgegend. Drei Seemeilen von der Küste entstanden große Klüfte, aus denen Salzwasser in mächtigen Strudeln aufschoß. Nach dem Bericht sollen wenig oder gar keine Menschen bei dem Unglück ihr Leben verloren haben.

Die neunte Lieferung der „Revue du Nord" enthält einen Aufsatz von dem deutschen Componisten Mainzer: „Über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Frankreich." Der Verf. schreibt die musikalische Inferiorität Frankreichs den Gebrechen der französischen Erziehung zu (was ihm aber die französischen Journale übel nehmen) und tadelt ganz besonders das Unzulängliche des Conservatoriums zu Paris und das Monopol der dortigen lyrischen Theater. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 30. — 30. Januar 1836.

Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen ꝛc. Von Gottlob Benjamin Jäsche. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Allen Gestalten des Pantheismus also, wie sehr auch die Urheber desselben ihn ausgeschmückt oder verschleiert haben, um ihn mit den religiösen und moralischen Foderungen unsers Wesens, auf denen die Würde und der Gehalt unsers Lebens beruht, in Einklang zu setzen, liegt ein unvollkommener und unrichtiger Gottesbegriff zum Grunde. Auf den Namen kommt dabei nichts an. Was würden wol die Eleaten, falls sie uns erscheinen könnten, auf die Frage: Glaubt ihr an Gott? antworten? Würden sie nicht uns fragen: Was nennt ihr Gott? Versteht ihr darunter so menschenähnliche, schwache Wesen wie die Homerischen Götter, so glauben wir an solche nicht; wir kennen nur Ein Göttliches, das Eine, unendliche, reine, vollkommene, jede Vielheit, jede Begrenzung, jeden Wechsel, sowie jedes Entstehen und Vergehen von sich ausschließende Wesen. Dieses Eine war ihnen das All. Xenophanes nannte es noch Gott, Parmenides aber scheint diese Bezeichnung als an die griechischen Götter erinnernd vermieden und nur von dem Einen gesprochen zu haben. Auch fehlte ihnen nicht, wie Herbart will, der Begriff der Welt, als einer Vielheit wandelbarer Dinge. Vielmehr gestand Parmenides, es zerfalle die Welt vor unserm Geiste in eine doppelte, eine Welt der Erscheinungen und eine intelligible, aber freilich habe nur die letztere Wahrheit (Diog. l. IX, 22). Auch geht dies schon daraus hervor, daß sie zur Erklärung der scheinbaren Sinnenwelt besondere Principien annahmen, obgleich damit nichts gewonnen wurde, denn die Schwierigkeit, welche auf ihrem Systeme lastete, war die, wie aus dem Einen, sich selbst gleichen, vollendeten, stetigen, sinnlich wahrnehmbaren Elemente der Schein einer Sinnenwelt, in welcher es ein Entstehen und Vergehen, ein Wachsen und Abnehmen, eine Lösreißung und Einigung einzelner Wesen gibt, hervorgehen konnte, was doch für uns eine Thatsache ist. Dieselben Schwierigkeiten werden aber jedes System drücken, welches sich mit der Erfahrung in Widerspruch setzt.

Auch mußte Hr. J., wenn er consequent sein wollte, noch mehre der folgenden Lehren vom Pantheismus ausschließen. So begreift namentlich die zweite Gestalt des Pantheismus den physischen in den naturphilosophischen Systemen der ionischen, italischen und stoischen Schule, da doch die Speculation der Jonier und Pythagoräer nicht mehr pantheistisch ist als die der Eleaten. Hr. J. unterscheidet hier drei verschiedene Naturansichten: 1) die mechanisch-physische unter Leitung des Begriffs der Weltseele, als bloßer Bewegungskraft des Alls, wie bei Anaximander und Empedokles; 2) die dynamisch- oder organisch-physische, auf den Begriff der Weltseele als der allgemeinen Lebenskraft der Natur gegründete Weltansicht des Thales und Anaximenes; 3) die logisch-physische Weltansicht, gegründet auf den Begriff der Weltseele als oberster Intelligenz (dazu rechnet er a) die mathematisch-physische Emanations- und Evolutionstheorie des Pythagoras und der ältern Pythagoräer, b) den Diogenes und c) den Heraklit); 4) die ethisch-physische Weltansicht im System der stoischen Naturphilosophie. Der Gegensatz zwischen einer mechanisch- und dynamisch-physischen Naturbetrachtung scheint nicht glücklich zu sein, indem ja auch der mechanische Proceß auf Kräften beruht und Anaximander, wie Hr. J. selbst andeutet, die einzelnen gegensätzlichen Wesen aus dem Unendlichen durch eine Art chemischer Ausscheidung hervorgehen ließ, wovon der Grund doch nur in der Urkräftigkeit des Unendlichen liegen konnte. Auch ist wol bei der bewegenden Kraft des Unendlichen nicht eben an eine räumliche Beziehung, an Ortsveränderung zu denken. Und von dem Pythagoras und den ältesten Pythagoräern ist es wenigstens zweifelhaft, ob sie die Einheit wirklich Gott genannt und darunter die höchste Intelligenz verstanden haben, d. h. ein mit Bewußtsein die einzelnen Erscheinungen der Welt aus sich entwickelndes Wesen, um nicht von der Schöpfung zu sprechen, zu deren Idee sie sich nicht zu erheben vermochten. Dasselbe gilt von Heraklit, dem Dunkeln, welchem Hr. J. zum Theil die stoische Lehre unterschiebt, da doch diese eine viel reifere Speculation voraussetzt und ohne den Sokratischen Standpunkt schwerlich zu dieser ethischen Weltanschauung gelangt sein würde.

Der zweite Band vorliegenden Werks beschäftigt sich zuerst mit dem orientalischen Pantheismus und zwar in der ersten Abtheilung mit den ältesten Re-

Digitized by Google

ligionsphilosophien des Orients, namentlich der Emanationslehre der Indier, oder richtiger der monotheistischen Lehre, welche sich nachher als eigentliche Emanation, Materialismus, Dualismus und abstracten Pantheismus umbildete oder vielmehr ausartete bis zu den wildesten und wunderlichsten Spielen der Phantasie. Hr. J. folgt dabei vorzüglich Fr. Schlegel und Majer. Der Kern dieser Lehre ist: „Die ganze Welt ist Brahm, wurde aus Brahm, besteht in Brahm und wird zuletzt wieder von Brahm verschlungen werden. Alle Urstoffe und alle Menschen sind seine Form, und wie die Spinne ihren Faden hinausspinnt und zurückzieht, so wird das All hervorgebracht von dem Unvergänglichen.“ Die bildende, Form annehmende Kraft, wodurch der Ewige sein Wollen und Verlangen zum Schaffen einer Welt lebender Wesen thätig offenbart, äußert ihre Energie in drei Verhältnissen, als schaffende, als erhaltende und als zerstörende Kraft. Jene bildende, die Form annehmende göttliche Kraft ist die Maja. Aus Einschlag und Faden dieser drei Eigenschaften hat Brahm ein Gewebe sich gemacht, das er über sich selbst gezogen, und unter demselben sich versteckt und verborgen. Damit hängt zusammen die Seelenwanderung, und in dem Gesetzbuch des Menu wird das Gesetz der Descendenz in der Stufenfolge der Emanationen als ein Gesetz steter Verschlimmerung und steten Verderbens ausgesprochen. Daran knüpft sich das Gefühl einer unendlichen Betrübniß, entspringend aus dem niederschlagenden Bewußtsein sittlichen Verderbens und der Entfernung von der göttlichen Vollkommenheit und Seligkeit. Zugleich ist darin der strengste Fatalismus ausgesprochen. „Heil und Unheil“, heißt es im Menu, „Härte und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falsch wird Jedem zu Theil, wie es Brahm ihm bestimmt.“ Hiernach gibt es gar keine moralische, sondern nur eine physische Weltordnung, keinen Zweck der Schöpfung; es ist nur von einer spielenden Thätigkeit Gottes die Rede. In einer außerordentlich reichen, durch die üppigste Phantasie gedichteten Mythologie erscheint diese Lehre in dem Shivaismus und Wischnuismus, von welchen jener mehr materialistisch die Vergötterung der zerstörenden und wiedererzeugenden Naturkraft, dieser die moralische, auf Erhaltung und Beförderung des Guten gerichtete Willenskraft zum Gegenstande hat. Hierher gehört auch der mystische Pantheismus der mohammedanisch-persischen Sekte der Sufi, nach welchem die Vielheit der Dinge in der Welt in bloßen Bildern besteht, einem höchst ergötzlichen Spiele des Schöpfers mit sich selbst, wodurch er die verschiedenen Wesen, die nur seine Gedanken sind, bald erzeugt, bald wiedervertilgt wie ein in einem Kreisel herumgedrehter Punkt, wodurch der Schein eines Kreises erzeugt wird. Die Welt ist in Beziehung auf Gott nur das Chamäleon einer möglichen Welt, eine Gemäldegalerie auf einem nicht reellen Grunde aufgetragen. Außer Gott ist Alles leerer Dunst und Trug. Daher sind auch die Handlungen der endlichen Wesen nur Handlungen Gottes, der Engel wirkt in dem Dämon, Gott in dem Teufel.

Die zweite Abtheilung handelt von dem orientalischen Pantheismus in den Emanationssystemen der kabbalistischen, gnostischen und der alexandrinisch-neu-platonischen Philosophie. Die Kabbala nimmt ein einziges, ewiges, absolutes Wesen an, den Alten der Alten genannt, Urlicht, Urgeist, Urleben, welches durch ein Ausstrahlen seiner göttlichen Kraft, ein Reden, in welchem Zeugung und Empfängniß vereinigt waren (Vater und Mutter), den urwesentlichen Grund und Anfang aller Wirklichkeit, des Wesens und der Form der Dinge legte. Dies ist die Erstgeburt und Allform aller Wesen, der heilige Schleier Gottes, der Urmensch, Adam Kadmon, welcher durch jenen Urstrahl mit dem Unendlichen innigst verbunden bleibt. Aus ihm sind wieder vier Welten geflossen, die Welt des Ausflusses, die der Schöpfung, die der Bildung und die des Baues. Sie enthalten ebenso viel verschiedene Abstufungen des Lichtes, des Geistes und des Lebens. Die niedrigste ist die Sinnenwelt, auf welcher zuerst die grobe Materie zum Vorschein kommt, als ein äußerer Ueberzug, woraus die Körperwelt und der menschliche Leib geformt worden. Sie ist blos etwas Negatives, eine Beraubung der höchsten Vollkommenheit, ein finsterer, geistloser Stoff, gleichsam die verdunkelte Gottheit und Kohle der göttlichen Substanz. Die erste Handlung des Schöpfers, dem Schöpfungsacte selbst vorhergehend, war ein Zusammenziehen seiner Lichtkraft in sich selbst, wodurch ein leerer Raum entstand, in welchem sich dann die göttlichen Lichtstrahlen ausbreiteten und die endlichen Wesen leben und wirken sollten.

Eine ähnliche Ansicht findet man bei dem Juden Philo, einem Zeitgenossen von Jesus Christus, und dichterisch ausgeschmückt bei den Gnostikern. Aus der Selbstbetrachtung des Urwesens entspringt zuerst sein vollkommenes Ebenbild, der Eingeborene, und durch diesen die Welt der Äonen, aber nach dem Gesetz der Duplicität als männliche und weibliche; es findet der Gatte in der Gattin seinen ergänzenden, integrirenden Theil. Der Grund der Sinnenwelt liegt in einem Abfall von der göttlichen Vollkommenheit und Seligkeit. Nach der dualistischen Emanationslehre liegt der Grund dieses Abfalls in einer freien That des letzten Gliedes der Äonenwelt, in einer unerlaubten, dem Geist der Äonenwelt widerstrebenden, sehnsuchtsvollen Begierde der Sophia, mit dem Ewigen selbst sich zu vereinigen. Die Strafe derselben war eine unzeitige Geburt, die, aus der Äonenwelt verstoßen und in das Öde der Materie hinabgestürzt, den Schöpfer der Sinnenwelt, den Demiurg, zur Welt brachte, dessen Werke deshalb eine Mischung von Sein und Schein sind. Auf ähnliche Weise hat unter uns Schelling („Philosophie und Religion“) den Ursprung der Sinnenwelt zu erklären gesucht. Eine verwandte Ansicht findet sich bei den Neuplatonikern. Ihr Princip ist eine reine, unmittelbare Vernunftanschauung des Absoluten, in welcher der Wissende mit ihm vollkommen Eins wird. Das Absolute ist das eine, reine, einfache Sein, formlos, das reinste Licht, aus welchem die Je-

Digitized by Google

telligenz, als das Princip der Licht- und Intellectualwelt ausströmte. Dieses ist der Logos, gleichsam das Wort Gottes. Aus diesem emanirt ein drittes göttliches Wesen, die Seele der Welt, das Princip der Sinnenwelt durch ihre nach Außen gerichtete Thätigkeit. Die Weltseele nimmt eine doppelte Form an, die der himmlischen Venus, welche die von der Intelligenz empfangenen Ideen vollkommen ausdrückt und ins Leben setzt, und die irdische, in welcher sie verwirrt und getrübt zum Vorschein kommen. Auf der niedrigsten, bewußtlosen Stufe ihres Seins offenbart sich die Weltseele in der Pflanzenwelt, als empfindend in der Thierwelt und als vernünftig in der Menschenwelt.

(Der Beschluß folgt.)

Roger's dramatische Werke.

Die theatralischen Werke Roger's sind seit 25 Jahren bekannt, sie haben dem Verf. einen ehrenvollen Platz neben seinen Freunden Andrieux, Collin d'Harleville und Picard verschafft. Wenn der Fonds dieser Stücke ein wenig leicht ist, wenn die Handlung, obgleich lebendig, jener Kraft der Erfindung entbehrt, die nur den Meistern der Kunst eigenthümlich ist, so sind sie wenigstens ausgezeichnet durch einen vortrefflichen Lustspielton und durch die Natürlichkeit und Wahrheit des Dialogs; sie athmen einen gewissen Wohlgeruch, so zu sagen ein parfum de bonne compagnie, welches dem verständigen Publicum, das sich vor dem Blut- und Kothgeruch, womit einige französische Dramatiker behaftet sind, ekelt, um so willkommener sein muß. Man sieht gern eine einfache dramatische Handlung, die sich Scene für Scene mit neuen Incidenzien bereichert, sich entwickelt, an Inhalt zunimmt, ohne deshalb dunkler und unverständlicher zu werden, und endlich einem Resultate zueilt, welches die Gemüther erschüttert und erhebt, einem Strome zu vergleichen, der, schmal, klein und furchtsam an seinen Quellen, allmälig und ohne zu befremden, wächst, bis er endlich durch sein großes und schönes Gewässer, durch seine rauschenden Fluten in Erstaunen, aber in ein ruhiges Erstaunen setzt. Es ist nicht minder interessant, zu sehen, wie der geschickte Dramatiker mit Sicherheit die tausend Fäden der Intrigue in einem einzigen gordischen Knoten zusammenschlingt, den er entweder mit Gewandtheit richtig zu lösen oder doch auf eine pikante Weise, wie Alexander, zu zerhauen versteht. Aber wie viel zählt man solche Geister, deren Hauch das Drama geschaffen und lebendig gemacht hat? Solche Geister, die bei einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit immer neu, lustig und erfinderisch sind? Man zähle die französischen Komödiendichter vom Anfang ihrer Entstehung, wird man nicht immer bei Molière und Beaumarchais beginnen, immer wieder bei Molière und Beaumarchais aufhören müssen?

Übrigens ist es nach einer längst constatirten Ansicht das Hauptsächliche bei Beurtheilung eines Schriftstellers, daß man mit völliger Unparteilichkeit und gehöriger Sachkenntniß stets die Zeit und die Verhältnisse im Auge behält, zu und unter welchen er geschrieben hat. Diese Foderung scheint trivial, ist aber in der That nicht so leicht; man muß dazu nicht blos diesen Geist, man muß alle Geister dieser Epoche kennen. Um den Vorläufern der gegenwärtigen französischen Literatur kein Unrecht zu thun, muß man sich erinnern, daß sie aus einer Revolution hervorgingen, welche die Literatur wie die Throne gestürzt hatte, die Sprache sowie die öffentlichen Einrichtungen. Das Nivellement war nicht vor der Grammatik stehen geblieben. Auf diese Weise erklären sich Reputationen, die für die gegenwärtige Periode vielleicht nicht mehr ganz verständlich sind, welche über ihre eignen Ursachen und Quellen gewohnt ist, die Augen zu verschließen. So wird man den Schlüssel haben zu jenen literarischen Erfolgen, die heutzutage als wahrhafte Räthsel erscheinen können und damals nur nothwendig und in ihrem Erscheinen durchaus berechtigt waren.

Diese Ideen werden in einer Stelle aus Roger's Vorrede, wo er die Ansichten Picard's und Demoustier's über die Komödie auseinandersetzt, merklich hervorgehoben. Sie ist lesenswerth, weil sie zugleich mit Wahrheit den Zustand des Theaters und öffentlichen Geschmacks nach der Revolution von 1793 schildert. Es ist Demoustier, der spricht: „Die Schauspieler der rue de Louvois sind ungeschickte Komödianten, die nur die Komödie Molière's schätzen und sich feindlich gegen Marivaux stellen, weil sie ihn nicht verstehen und nicht darzustellen wissen. Dennoch ist er Derjenige, der jetzt am meisten gefällt. Nichts ist leichter, als zu erklären, wie dies geschieht. Die Revolution hat Ungeheuer aller Art zur Welt gebracht, in der bürgerlichen Gesellschaft wie im Theater, in der Tragödie wie im Lustspiel. Die Handlungen, die Sprache, die revolutionnairen Costums sind seit vier oder fünf Jahren von der Tribune, von der Straße auf die Scene gewandert. Ermüdet bis zum Ekel von den unedeln oder haßenswürdigen Schauspielen, flieht man Alles, was sie zurückrufen könnte, und sucht Das am meisten, was sie am fernsten hält. Molière, trotz seinem großen Talente, würde heutzutage doch für dieses Bedürfniß sanfter Bewegungen, gracieuser Gemälde, einer gefeilten Sprache, zarter Empfindungen nicht ausreichen, welches eine Societät empfindet, die lange genug durch Rohheit gequält und ihrer eleganten Gewohnheiten beraubt worden. Um es mit einem Wort zu sagen: Man wollte vom Theater her eine complete Gegenrevolution, und um dahin zu gelangen, schwang man sich mit einem gewaltigen Sprunge von dem „Souterrain de Marat" und den „Victimes cloîtrées", Stücken, in welchen der ganze Greuel und Wust der Revolution hauste, zu den „Jeux de l'amour et du hasard" und den „Fausses confidences". Soll ich nach diesen classischen Stücken mich selbst citiren? welches Erfolgs erfreuen sich nicht auf der Bühne der „Conciliateur" und die „Femmes"? Und doch bin ich der Erste, der einräumt, daß diese Stücke nicht den wahren Begriff des Lustspiels ausdrücken. Vielleicht ist selbst ihr Erfolg kein richtiger, kein solider; aber er ist doch augenscheinlich und beweist den Satz, von welchem ich ausging."

Später sehen wir den Geschmack des französischen Theaters sich verändern; mit neu eintretenden Verhältnissen gewinnt er eine andere Gestalt, und in Folge einer fortwährenden Action und Reaction, welche die Acteurs auf das Publicum und das Publicum auf die Acteurs ausüben, gelingt es Picard, sich auf einer neuen und der Wahrheit gemäßern Bahn Freunde und Zuhörer zu erwerben. „Was ist die Komödie", sagte dieser treffliche Komiker zu Roger, der eben damals mit einem kleinen Stück in Demoustier's Genre debutirt hatte, „ohne Vernünftigkeit und Wahrheit? Auf anderm Wege gelangt man gar leicht vom Schlimmen zum Schlimmern; man fängt mit Madrigalen an und endigt mit Räthseln. Sehen Sie Dorat, Voisenon und viele Andere. Fertigen Sie deshalb keine gefälligen, anmuthigen (oder wie sonst die Menge ihre Lieblinge benamt) Arbeiten; liefern Sie vielmehr, ohne auf rechts oder links zu sehen, Gutes. Arbeiten Sie angestrengt und fleißig, suchen sie sich ein interessantes, komisches, vor Allem aber wahres und aus dem menschlichen Herzen genommenes Sujet. Was man auch sagen mag, unsere großen Meister haben uns deren noch genug hinterlassen; übrigens fehlt es unserer Epoche auch nicht an Originalen, die man schildern kann, und ich selbst denke diese Behauptung zu beweisen." Der Rath war gut, der junge Debutant ließ sich diese Worte gesagt sein und Publicum und Autor gewannen dabei.

Die Gesammtausgabe von Roger's theatralischen Werken empfiehlt sich gegenwärtig durch ein Verdienst der Neuheit, welches sie verjüngen wird. Das, was ihren Werth erhöht, sind die Vorreden, welche jedem Stücke beigefügt sind und die, in Form von Memoiren geschrieben, ein sehr merkwürdiges Re-

Digitized by Google

pertoire von heitern und ernsten Anekdoten, bisher unbekannten Histörchen und interessanten Besprechungen der mannichfaltigsten Art darbieten. Sie bilden eine Art von politisch-literarischem Potpourri, worin man mit Glück die Menschen und Vorfälle zweier verschiedener Epochen vereinigt findet. Bourbon de l'Oise und der Herzog von Bassano, dessen immer wohlwollende Protection dem jungen Autor förderlich war, Beaumarchais und Scribe, Laharpe und Villemain, Mademoiselle Contat und Mademoiselle Mars, P. Lebrun und Victor Hugo, Geoffroy und Ch. Nodier, Chénier, Nicolo, Fleury, Dugazon, Collin d'Harleville, Chateaubriand, lauter berühmte Acteurs im wirklichen oder im eingebildeten Leben, ferner Pariset, François de Nantes, Michaud, Peyronnet, der Gefangene von Ham, und so viel Andere, welche die Ehre, genannt zu sein, verdienen, finden sich hier durch allerlei pikante Beziehungen vereinigt und in einer und derselben Erzählung verschmolzen, ohne daß sich ihre Namen gegen diese Association sträuben.

Die gewaltige Gestalt Napoleon's hatte das ganze Jahrhundert erfüllt; nothwendig mußte sie also auch in Roger's Schriften eine Rolle spielen. In dem Doppelgemälde der Politik und Literatur zu dieser Zeit geht der Autor vielleicht öfters zu gewaltsam von den dürftigen Spielen und Unterhaltungen der Bühnenwelt zu jenen großartigen Aufführungen über, deren Acteurs die Fürsten Europas waren; von den kleinlichen, blassen Theaterintriguen zu jenen über alle Beschreibung gigantischen Scenen, an welchen die ganze Welt Antheil nahm; von den ärmlichen Coulissencombinationen zu jenen furchtbaren Vorfällen, welche sich unter Millionen Kanonenschlägen unter der Sonne von Austerlitz entwickelten. Allein dieser Mangel, wenn es einer ist, inhärirte fast nothwendig der Einrahmung, welche sich Roger einmal vorgenommen hatte. Er wußte sehr wohl, daß die scherzende Seite seiner Vorreden nothwendig durch die ernsthafte verwischt werden mußte; wenn er zu gleicher Zeit es versuchte, den Gang der zeitgenossentlichen Literatur und den Riesenfortschritt der politischen Eroberungen zu zeichnen, so hatte er nichts weniger im Sinne, als das Eine an dem Andern abzumessen, noch wollte er die schreibfertige Feder seiner Zeitgenossen etwa als Gegengewicht gegen das Flammenschwert Napoleon's hinstellen; so hochfahrend waren seine Absichten nicht und nicht so lächerlich. Er wollte nie zu gleicher Zeit fesseln und belustigen, und Beides hat er fast immer erreicht. Übrigens sind diese Memoiren, wenn man sie so nennen will, im Allgemeinen von einer lobenswerthen Unparteilichkeit. Treu seinen einmal gefaßten politischen und literarischen Meinungen, die er sein ganzes Leben hindurch beibehielt, hat der Autor oft herzliche Lobsprüche für Diejenigen, deren Doctrinen er auf keine Weise theilen kann, und seine Kritiken überschreiten nie die fest gesteckten Grenzen der Convenienz und des guten Tons. „Ich hoffe", sagt er irgendwo, „ohne jemals meine natürliche Freimüthigkeit zu verleugnen, fest auf einem gewissen Maß zu beharren, sei es in der Wahl und Schätzung der Begebenheiten, die ich zu entwickeln habe, oder in dem Ausdruck meiner Empfindungen und persönlichen Meinungen; und wenn ich auch nicht glücklich genug bin, um immer zu interessiren, so will ich mich wenigstens nicht dem Vorwurf aussetzen, wissentlich Jemand verletzt zu haben." An einer andern Stelle heißt es in Betreff der literarischen Epoche des Kaiserreichs: „Eine einzige Frage will ich an das Gewissen der jungen Herabwürdiger dieser Epoche richten: Ist eine Literatur, welche (unter andern Productionen, die sobald nicht untergehen werden) vier große Werke Delille's, welche die Tragödie der „Tempelherren", welche die besten Stücke Picard's, die Schriften de Fontanes', den „Génie du christianisme" und die „Märtyrer" entstehen sah, der Verachtung werth? Und um damit noch eine zweite Frage zu verbinden: War es nicht nach einer Revolution, welche die Sprache wesentlich mit Ideen bereichert hatte, höchst wünschenswerth, daß, um die guten Schriften zu heben und zu ermuthigen, um eine strenge Kritik und Proscription über die unwürdigen auszuüben, sich ein strenges, umsichtiges und billig denkendes Tribunal bildete, welches, unaufhörlich die Regel, die Ordnung, den literarischen Anstand und den feinern Geschmack im Auge habend, dem überströmenden Schwindel und den vielgestaltigen Licenzen der Zeit Schranken zu setzen vermochte? Dieses Tribunal nun, diese Jury von geistreichen und wissenschaftlichen Männern und die von ihr ausgehende Kritik, zu welcher Epoche der französischen Literaturgeschichte standen diese auf einer höhern Stufe als während der in Rede stehenden zehn Jahre? Geistreicher und kräftiger machte sich das vernunftgemäße Schickliche und Bedeutsame in der französischen Literatur wol niemals geltend als in der Feder Fontanes', Bonald's, Esmenard's, Fiévée's, den Kritikern des „Mercure de France", als in Dussault, Hoffmann, Feletz, Geoffroy im „Journal des débats", in Nodier, Michaud, Suard, Auger und vielen Andern in der „Biographie universelle". Wenn das 18. Jahrhundert im hohen Maße Laharpe's kritische Verdienste anerkennt, so wollen wir auch diesen einsichtsvollen Vertretern der bessern Richtung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es ist wol außer Zweifel, daß Männer, die der Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem drückenden Exil oder gar aus den einsamen Höhlen der Gefängnisse kommen sah, gewiß ehrwürdig sind, wenn sie trotz diesen Erinnerungen und so manchen trüben Folgen, die sich daran knüpften, sich dem Dienste der Wissenschaft und des geistigen Fortschritts mit um so stärkerm Eifer widmeten." 1.

Historische Notiz.

Als die bedrängten deutschen Protestanten im J. 1552 den verhängnißvollen Beistand Frankreichs gesucht hatten, welcher dem Vaterlande die Vormauern gegen Westen raubte, erzählt Reimar Kock in der Fortsetzung seiner handschriftlichen Chronik von Lübeck: ein Fähnlein Knechte des mit den Franzosen verbundenen Kurfürsten von Sachsen habe Ratzeburg eingenommen, und er sei am 12. Juni nach Ratzeburg gereist, um das Regiment zu besichtigen. In seiner niederdeutschen Mundart fährt er fort: Ich habe befunden, daß der Profos dreier Herren Wappen auf den Stab gemacht hatte, als des Königs von Frankreich, Herzog Moritzens und des Grafen von Mannsfeld. Ich bin auch hinter den Dom gegangen und habe ein neues Fähnlein gefunden, in welchen die drei französischen Lilien mit geler Seide aufgenäht waren, „dar ran iss myn harte swarmodich geworden und sin my de tranen in de ogen gestegen, dat ock de by my was, Andreas Havemann, tho my gesecht: whe my sy, worvan ick so swar suchte etat. Tho welkem ick geandtwerdet: dar se eenen vagel fliegen, darver wy all wol mochten suchten und wenen. Alse he averst also en Junger, der Dinge noch unvorstendich, fragede, wath ick vor enen vagel sege, hebbe ick eme geandtwerdet: sustu dan da gelen lyllien fliegen? dar hebben unse vorfaren liff und levent gewaget, dat de lillie in dissem lande nicht fliegen scholde und heft de grote Keiser Carolus mith aller sineer macht de lyllie nicht aver de Elve bringen konen, und also schal ick in minen older sen, dat se ane schwerdtslach uns unde unsen nakomlingen vor unsen ogen dar flucht, und dar uns drewen und bedwingen, dat wy don mothen wath de lyllie will. Dissen myny harten woemodt hebbe ick nicht vorschwigen konen und mede in federen stollen mothen. Ein Ider tru und gudt dudesch trachte mynen werden mag — scholde uns de Franzose frey maken under wheme alle sin volk egen is und nemande feggen dorte: de rock este de lepel honts my tho, sunder moth feggen „ids horet dem Konige und my tho? unde wen he in kon Majestete sidt, so hett he in syner luohteren handt enen Zepter, dar steidt ene hand uppe, de holdt twe vinger uppe thon teken dat sin volk alle egen sy; und who he uns dudeschen wolde fry maken, hebben de van Metze woh gefunden." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 31. — 31. Januar 1836.

Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen ꝛc. Von Gottlob Benjamin Jäsche. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Die neuplatonischen Lehren gingen durch Origenes in das Christenthum über. Bestritten wurde diese ganze Emanationslehre von dem heiligen Augustinus, welcher dagegen die Schöpfungslehre als die einzige vernunftgemäße Ansicht aufstellte, dabei aber sich doch in pantheistische Vorstellungen verlor, indem er, um Gottes Allgegenwart begreiflich zu machen, lehrte: Gott sei seiner Substanz nach überall verbreitet, und da er nicht in irgend einem Orte sein könne wie ein Körper, so müsse Alles als in ihm existirend und er selbst als die schöpferische Substanz der Welt gedacht werden, die er ohne Last in sich enthält. Zu dieser Vorstellung nannten sich auch viele andere Kirchenväter, die sich Gott als die ganze Welt durchdringend und umschließend und als den Raum der ganzen Welt dachten. Dieser pantheistische Same trug in der christlichen Theologie reichliche Früchte und wuchs in die neuere Zeit herüber. Insonderheit wurde der Pantheismus des David von Dinanto im 13. Jahrhunderte der Vorläufer der neuern pantheistischen Systeme eines Nicol. Cusanus, Marsil. Ficinus, Thom. Campanella, und vorzüglich des Giordano Bruno (d. 17. Febr. 1600 zu Rom als Ketzer verbrannt). Er stellte Gott als die productive unendliche Kraft der Natur, als Weltseele dar. Es gibt Ein Wesen, welches die Materie, den Stoff aller Dinge in sich trägt, aber auch alle Formen aus sich gebiert, weil es zugleich das Ewig-Formende ist. Daher ist der Substanz nach Alles Eins. Man kann jenes Eine Wesen auch den allgemeinen Verstand nennen, der wie der vortrefflichste Künstler von Innen aus Alles gestaltet. In diesem Einen und Allem, welches als die Monas das Wesen aller Dinge ist, als Dyas das Princip der Unterscheidung, der Mehrheit der Dinge enthält, diese aber durch die Trias wieder mit sich einigt, ist auch das höchste Gut, die höchste Vollkommenheit und Seligkeit, wie sie erst aus der Harmonie aller einzelnen Sphären hervorgeht.

Am eigenthümlichsten und in der strengsten Form ist der Pantheismus von Spinoza dargestellt worden. Nach ihm gibt es nur eine einzige, einfache, unendliche Substanz, Gott. Er ist die nicht blos vorübergehende, sondern immanente bleibende Ursache aller Dinge, ihres Seins, ihres Wesens und Bestehens, und zwar die freie Ursache derselben, welche Freiheit aber blos darin besteht, daß er allein nach der Nothwendigkeit seiner Natur handelt, ohne durch eine andere Ursache bestimmt zu werden. Die einzelnen Dinge sind nichts weiter als Affectionen der Eigenschaften Gottes oder Modificationen (modi), wodurch die Attribute Gottes auf bestimmte Weise ausgedrückt werden. Der Begriff des endlichen Wesens und seine Attribute sind daher nothwendige Folgen der göttlichen Attribute, und da sich alle Eigenschaften der endlichen Wesen auf das Denken und die Ausdehnung zurückführen lassen, so ist Gott das denkende und ausgedehnte Ding. Beide, das Denken und die Ausdehnung, als göttliche Attribute, sind unendlich und untheilbar. Gott an sich, als Unendlicher, hat weder Verstand noch Willen und ist überhaupt kein persönliches Wesen, er wirkt nicht nach Zwecken, sondern dieses Alles tritt erst hervor auf dem menschlichen Standpunkte und hat blos für diesen Bedeutung. Ebenso sind das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche nichts an sich, sondern nur menschliche Vorstellungsweisen. Und so verwandelt sich die Ethik in eine bloße Physik und das ganze System endigt in einen Fatalismus, zu welchem sich auch Spinoza ganz offen bekennt.

Endlich der dritte Band enthält die modernen idealistischen Hauptformen des Pantheismus. Zuerst tritt hier auf Schelling's absolute Identitätslehre in der Form einer Naturphilosophie. Nach ihm ist das Absolute die Einheit des Wesens und der Form und daher gibt es auch von ihm nur eine unmittelbare Erkenntniß, die mit ihrem Gegenstande absolut Eins ist. Die Vernunft ist ein Wissen Gottes, welches selbst in Gott ist, und ihre Erkenntniß Gottes ist nur die unendliche Erkenntniß, welche Gott von sich selbst hat. In Gott sind alle Gegensätze des Verstandes von Geist und Natur, Idealem und Realem, Subjectivem und Objectivem u. dgl. aufgehoben, er ist nicht das höchste Wesen, sondern das Eine und das All, und Alles in Allem; außer ihm kein wahres Sein. So sind in jedem Dinge die unendliche Substanz, als schaffend, und die Position ihres besondern Seins, als Endliches, Eins; das Unendliche ist auch das

Digitized by Google

Endliche, oder das Unendliche ist Grund und Wesenheit des Endlichen, das wahre Sein und Leben der Dinge ist das Sein und Leben in Gott. Gott ist so nicht Ursache des Universums, sondern das Universum selbst. Daher ist an sich nichts klein, geringfügig, vergänglich, sondern heilig. Die Endlichkeit ist daher von Ewigkeit mit und bei dem Unendlichen zeitlos gesetzt. Die Sinnenwelt hat keinen wahren Ursprung und ist ohne positive Folge aus Gott, wie der Schatten mit dem Körper zugleich ist, ohne doch etwas Wesentliches zu sein. Da in Gott nur der Grund der Ideen liegt, diese aber nur wieder Ideen produciren, so kann keine positive Wirkung von ihnen oder dem Absoluten aus eine Brücke vom Unendlichen zum Endlichen machen, sondern der Ursprung der Sinnenwelt ist nur als ein vollkommenes Abbrechen von der Absolutheit durch einen Sprung denkbar, wovon der Grund in dem Angeschauten, Endlichen selbst liegt, welches als ein Selbständiges, Freies zu betrachten ist. Das allgemeine Princip der Endlichkeit ist die Ichheit. Erst durch die Ausbildung der ideellen Seite des Systems, wie sie Schelling vorzüglich in den „Philosophischen Untersuchungen über die menschliche Freiheit" („Vermischte Schriften", erster Band, Landshut 1809) gegeben, sollte das Ganze zu einem wahren Vernunftsysteme erhoben werden. Hier geht er von dem Dualismus, einer Zweiheit der Principien in Gott aus, um uns zur Einheit zu erheben. Er unterscheidet daher in Gott einen Grund oder Urgrund, welcher noch nicht er selbst ist, sondern blos Kraft und Stärke. Dies ist die Natur. Hierdurch will Schelling zum moralischen Theismus gelangen durch die evolvirende Methode, d. h. deren Fortschreiten in einem Entwickeln des Gegenstandes selbst besteht. Ist Gott das Erste und Letzte, das A und O, so ist das A noch nicht das O, und nur der entwickelte Gott der vollkommene, sowie bei dem Menschen das Höhere, das Geistige und Sittliche sich aus dem Niedern, dem Natürlichen entwickelt. Ohne Natur, d. i. ohne Stärke ist kein Charakter, keine Individualität, keine Persönlichkeit. Noch höher hat sich Schelling in den neuesten Darstellungen seines Systems erhoben, die aber außer dem Kreise seiner Vorlesungen von ihm selbst noch nicht bekannt gemacht worden sind. In diesen betrachtet er die Schöpfung als eine freiwillige That Gottes und leitet von ihr den freien Willen der endlichen Geister ab; er will sich auf diese Weise mit dem Christenthume in völlige Uebereinstimmung setzen.

Zwischen die erste Erscheinung und diese letzten Gestaltungen des Schelling'schen Systems fällt die verbesserte Fichte'sche Lehre. Diese hat mit dem Spinozismus große Ähnlichkeit, nur ist die absolute Substanz Spinoza's in das reine Ich verlegt worden. Dieses ist nämlich das wahre Sein, das Absolute, wovon die endlichen Ichs, die Menschengeister, besondere Einschränkungen sind. Die Aufgabe derselben ist daher, durch praktische Thätigkeit sich von diesen Schranken immer mehr loszumachen, um zur absoluten Selbständigkeit zu gelangen, welches Ziel aber in der Unendlichkeit liegt. Das reine Ich, welches Gott ist, wollte daher Fichte in der Sittenlehre nicht mehr Ich nennen, sondern Vernunft oder Gott, dessen reinster Ausdruck das Sittengesetz ist. In der „Bestimmung des Menschen" aber (1800) setzt Fichte diesem Idealismus einen praktischen Realismus des Glaubens entgegen, sowie wol theils das Schelling'sche System, theils der in Fichte zu einem kräftigen Leben neu erwachte religiöse Sinn ihn zu dieser Änderung vermochten. Am entschiedensten tritt diese neue Lehre in der „Anweisung zum seligen Leben" (Berlin 1806) hervor. Er leugnet hier die Schöpfung mit Beziehung auf den Ausspruch des Evangelisten Johannes: „Im Anfange war das Wort u. s. w." Aus Gott kann nichts eigentlich werden oder entstehen; was wirklich ist, das ist auch das Seiende, ursprünglich bei ihm und er selbst. Eben dieses reine, einfache, wahrhaftige Sein ist Gott. Und dasselbe ist kein verborgenes, sondern es offenbart sich, tritt heraus ganz und ohne Rückhalt; und diese Darstellung des göttlichen Seins ist die Welt, vorzüglich aber das wahrhaft Lebendige in ihr, das Nachbild göttlicher Thätigkeit, die Menschenwelt.

Endlich die neueste Gestaltung des Pantheismus ist das Hegel'sche System. Dieses nennt Gott die absolute Idee, welche sie unter drei Gesichtspunkten betrachtet, a) als logische Idee, im abstracten Elemente des Denkens, Gott vor Erschaffung der Welt, Gott der Vater; b) als Natur, oder die absolute Idee in ihrem Andersein, das Reich des Sohnes, wodurch Gott erst ins Dasein tritt; c) der Geist, als durch welchen die Idee aus ihrem Andersein in sich selbst zurückgeht. Der wirkliche, lebendige Gott ist dieser dreieinige Gott, der sich immerfort zur Welt entäußert, von sich selbst abfällt, sich in die einzelnen Dinge verwandelt, entwickelt, aber das Geschaffene ebenso wieder vernichtet, aufhebt, um durch den Geist zu sich selbst zurückzukehren, zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen. So ist Gott die Wahrheit der Welt, wie die Welt die Wirklichkeit Gottes, wodurch er erst zur Entwickelung gelangt. Der Pantheismus dieses Systems läßt sich daher am besten bezeichnen als logischer oder Pantheismus des Begriffs.

Zum Schlusse macht Hr. J. noch einige Bemerkungen über den Werth pantheistischer Speculationen. Alle Pantheisten wollten das Absolute durch intellectuelle Anschauung erfassen, obgleich sich diese in jedem anders gestaltete. Besonders wird in allen diesen Systemen aus den ethischen und religiösen Grundbegriffen und Principien aller echt sittliche und religiöse Werth und Gehalt gezogen. Er schließt mit Kant's prophetischen Worten: „Alle falsche Kunst, alle eitle Weisheit dauert ihre Zeit; denn endlich zerstört sie sich selbst, und die höchste Cultur derselben ist zugleich der Zeitpunkt ihres Untergangs."

58.

Digitized by Google

De l'établissement des Français dans la régence d'Alger et des moyens d'en assurer la prospérité, suivi d'un grand nombre de pièces justificatives; par *M. P. Genty de Bussy*. Zwei Bände. Paris 1835.

Die volksthümliche Begeisterung, welche die französische Niederlassung zu Algier gleich nach der Eroberung dieser Regenz unter ihren mächtigen Schutz nahm, ist schon seit geraumer Zeit wieder erkältet. Die sanguinischen Hoffnungen, welche dieselbe gleich anfangs in Frankreich hervorrief, haben merklich nachgelassen; ja, man ist nahe daran, alle Geduld zu verlieren, da die bisherigen Erfolge jenen Hoffnungen noch so wenig entsprechen. In der That bilden die Weissagungen, die man zu einer frühern Epoche über Algiers Wichtigkeit, als Colonie, über dessen zukünftigen Glanz und Herrlichkeit, in den gesetzgebenden Kammern vernahm, die in mehren der gelesensten Journale fast stereotype Artikel waren und welche Flugschriften in nicht geringer Zahl enthielten, einen seltsamen Contrast mit der gegenwärtig in dem nämlichen Betreff sich äußernden Meinung. Denn war, nach eben diesen Weissagungen, Algier bestimmt, mit dem wiedergebornen Ägypten in glückliche Rivalität zu treten, ein Vermittlungspunkt des Handels von Asien und Afrika mit Europa zu sein, endlich ein Band zwischen zwei Welten, zwischen zwei bisher untereinander so unähnlichen und oft feindlichen religiösen und politischen Gesellschaften zu bilden: so war, nachdem im Verlauf einiger Jahre diese Weissagungen unerfüllt geblieben, nur noch die Rede davon, jene so viel gepriesene Eroberung zu einer militairischen Seestation zu benutzen, in der mehr oder minder verhehlten Absicht, selbst diese in Zukunft gänzlich aufzugeben. Zwischen diesen beiden Extremen nun scheint die französische Regierung den Mittelweg einzuschlagen Willens zu sein und vorliegendes Werk, das kurz vor Eröffnung der letzten Kammerdebatten erschien, dürfte sie auf denselben zu leiten nicht wenig beigetragen haben. Der Verf. dieses Werkes aber war, als vormaliger Civilintendant der Regenz, mehr wie jeder Andere dazu befähigt, seinen Gegenstand mit großer Sachkenntniß und erschöpfender Ausführlichkeit zu behandeln. Auch ist dasselbe nicht blos ein sehr interessantes und lesenswürdiges Buch zu nennen, sondern es ist solches eine vollständige Sammlung amtlicher Beweisstücke und statistischer Thatsachen, die seine persönliche Stellung sich zu verschaffen und aneinander zu reihen ihm erlaubte und die er allein dem Publicum, in so großer Menge und mit jenem Charakter der Glaubwürdigkeit bekleidet, mitzutheilen vermochte, die ihnen bei allen, noch so verschiedenartigen Meinungen einen unschätzbaren Werth verleihet. In dieser Beziehung nun ist vornehmlich der zweite Band des Werkes von hoher Wichtigkeit, während der erste, der hauptsächlich der Entwickelung allgemeiner Ideen gewidmet ist, allerdings manche Betrachtungen und Theorien über Colonisation u. s. w. enthält, bei denen Hrn. B.'s Phantasie einen, für einen Verwaltungsbeamten fast allzu poetischen, Aufschwung genommen zu haben scheint. Zufolge dieser Andeutung aber beschränken wir uns hier darauf, vornehmlich dem zweiten Bande einige summarische Resultate zu entlehnen.

Ist von einem Lande die Rede, dem man, wie Algier, so bald als möglich, Europas Sitten, Gewohnheiten und Civilisation einimpfen will, so muß man vor allen Dingen erforschen, in welchem Verhältnisse sich daselbst die europäische Bevölkerung im Verlauf der Jahre, wo man sich der Lösung dieser Aufgabe unterzog, vermehrt hat. Die deshalb von Hrn. B. angestellte Berechnung umfaßt den Zeitabschnitt vom August 1830 bis zum 1. Juli 1834, wobei, wie sich von selber versteht, der Zahlbestand der Armee nicht mit in Anschlag gebracht ist. Nach der betreffenden Angabe nun befanden sich Ende 1830 im Gebiete der Regenz nicht mehr als 546 Europäer; Ende 1831 belief sich deren Zahl auf 3326; Ende 1832 auf 5345 und Ende 1833 auf 7599; während der sechs ersten Monate von 1834 aber vermehrte sich diese Zahl bis auf 9044.

Eine andere Thatsache, die zu erforschen von Wichtigkeit, ist die Zahl der Ehen, die unter dieser europäischen Bevölkerung geschlossen wurden; denn sicherlich gibt es kein evidenteres Merkmal ihrer Absicht, in der Regenz eine dauernde Niederlassung zu bilden. Diese Berechnung, welche für die Periode vom 5. Juli 1830 bis zum 1. Juli 1834 angestellt wurde, gewährt ebenfalls ein Resultat, das auf ein merkliches Fortschreiten schließen läßt. Im J. 1830 nämlich ward gar keine Ehe geschlossen; 3 aber im J. 1831, 22 im J. 1832, 52 im J. 1833 und 29 in den sechs ersten Monaten von 1834. Freilich verhielt sich der Gesammtbetrag von 106 Ehen, die sich am 1. Juli 1834 abgeschlossen befanden, zu dem Betrage der europäischen Bevölkerung von 9044 Seelen nur wie 1,17 zu 100. Allein man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß in der Kindheitsperiode der Colonien stets weniger Frauen als Männer nach denselben auswandern und daß sohin die Zahl der Ehen nur in sehr verjüngtem Maßstabe zur Beurtheilung der zunehmenden Neigung, nach der Regenz von Algier überzusiedeln, benutzt werden kann. In diesen Ehen, oder aber in solchen, die schon früher bestanden, oder endlich außer der Ehe — denn die vor uns liegenden statistischen Tabellen lassen in dem Betreff keinen Unterschied wahrnehmen — sind geboren worden: 5 europäische Kinder im J. 1830; 46 im J. 1831; 167 im J. 1832; 338 im J. 1833 und 218 in den sechs ersten Monaten des J. 1834. Nicht weniger befriedigend ist die Verbesserung, die sich im allgemeinen Etat der Einnahme seit der Eroberung bis zum 1. Juli 1834 bemerklich macht. Es betrugen nämlich diese Einnahmen in den letzten sechs Monaten von 1830 nur 282,764 Francs 62 Cent.; 1831 = 852,485 Fr. 67 C.; 1832 = 1,693,059 Fr. 51 C.; 1833 = 2,001,664 Fr. 78 C. und in den ersten sechs Monaten von 1834 = 1,444,425 Fr. 74 C.

Endlich erhellt aus einer vergleichenden Tabelle der in Cultur genommenen Ländereien, daß sich, innerhalb des Umschlusses der Linien in der Nähe von Algier, die Zahl der angebauten Hectaren 1830 auf etwa 150 belief; 1831 auf 500; 1832 auf 1300; 1833 auf 2000 und im ersten Semester 1834 auf 2800. Ungleich wichtiger jedoch als diese Zahlangaben ist der vom Verf. erwähnte Umstand, daß die vorbemerkte, in den letzten sechs Monaten stattgehabte Erweiterung der Cultur zum größern Theile der Mitwirkung der Eingeborenen zu verdanken ist, die seitdem anfingen, sich mit größerer Thätigkeit dem Ackerbau zu widmen. Diese freiwillige Mitwirkung der Eingeborenen bei der Urbarmachung der Ländereien, bemerkt Hr. B., muß mehr als alles Andere die Hoffnungen Derjenigen beleben, die sich für das Gedeihen der Colonie interessiren, da, sofern die Eingeborenen zur Ausführung der Plane und Unternehmungen der französischen Colonisten behülflich sind, ein günstiger Erfolg nicht mehr zu bezweifeln ist. Unter dieser Classe von Eingeborenen sind jedoch nicht die Mauren zu verstehen, wennschon es gleich nach der Eroberung den Anschein hatte, als wären es diese, auf deren Beihülfe man ganz besonders rechnen dürfte. Zwar bilden die Mauren gleichsam das Bürgerthum, die Mittelclasse des Landes; allein der Verf. schildert sie als einen abgenutzten, moralisch gesunkenen, trägen und dabei böswilligen Menschenstamm; der Maure von Algier gleicht dem dortigen Juden, nur daß ihm dessen Handelsgeist abgeht. Dagegen wäre die wahrhaft thätige und lebenskräftige Bevölkerung, die tief in dem afrikanischen Boden Wurzel geschlagen und auf die man sich vertrauensvoll stützen könne, nachdem es gelungen, sie für Frankreichs Sache zu gewinnen, — der arabische Menschenstamm. Dieser edle Stamm, sagt der Verf., habe zu allen Epochen der Geschichte Denjenigen, die ihn zweckmäßig zu gebrauchen wußten, eine außerordentliche Kraft verliehen; durch ihn seien in einigen Gegenden Europas und überall da, wo er sich über Afrika und Asien verbreitet, die altersschwachen und dahinsterbenden Volksstämme gestärkt und gleichsam neu belebt worden. Somit müsse man sich denn vor allen Dingen bemühen, die Araber in der Regenz für sich zu gewinnen, was aber freilich nicht durch Waffengewalt und Schrecken zu bewerkstelligen sei; denn nur eine wirkliche, er-

Digitized by Google

folgreiche und ganz friedliche Colonisation könne zu dem Ziele führen. Immerhin dürfe man diese Colonisation nicht mit jener Speculation auf Ländereien verwechseln, die sich in den letzten Jahren nicht blos über das Gebiet der Regenz ausgedehnt, sondern sogar dessen Grenzen überschritten habe. So habe man zu Algier, unter willkürlich erfundenen Namen, Landgüter verkaufen sehen, die gar nicht existiren und die man vielleicht eines Tages am Fuße des Atlas aufsuchen wird, ohne sie dort jemals zu finden. Diese Speculation endlich jammere und klage und behellige Frankreich mit Bitten, seine afrikanische Armee weiter vorrücken zu lassen, um den Kreis ihrer Vertheidigungslinien mehr auszudehnen und so einen größern Werth jenen Ländereien zu geben, worauf die überseeische Agiotage ihr Augenmerk richte.

17.

Trachten und Gebräuche der Neugriechen, von O. M. Baron v. Stackelberg. Zweite Abtheilung, erste Lieferung. Berlin, Reimer. 1835. Gr. Fol. 3 Thlr. Colorirt 8 Thlr.

Der 1831 erschienenen ersten Lieferung der ersten Abtheilung, welche 30 in Kupfer gestochene Darstellungen neugriechischer Trachten nebst den Erklärungen dazu enthielt, folgt nunmehr die erste Lieferung der zweiten Abtheilung, welche Gebräuche (im weitern Sinne des Worts) zum Gegenstand der Darstellung hat. Die genannte Lieferung enthält diese Darstellungen fünf (Arkadisches Schäferleben; Piratenleben; Tanz Panokato [παγωκάτω] in Athen; die attische Bauernhütte; Chan in Korinth), die zugleich in dem beigegebenen Texte sehr zweckmäßige Erläuterung finden. Die in Berlin gearbeiteten bunten Steindrücke sind nach Zeichnungen des Herausgebers trefflich ausgeführt, und gewähren ebenso in ihrer bunten Mannichfaltigkeit als in der, der Natur selbst und dem unmittelbaren Leben entlehnten Charakteristik der einzelnen Darstellungen wahrhaft reizende und lebendig-veranschaulichende Bilder aus dem zu neuem öffentlichen Leben erwachenden und doch wesentlich nur im alten Hellas, nach dem Nationalleben in Sitten, Gebräuchen und dem Volksgeiste selbst wurzelnden neuen Griechenland. Sie mögen daher auch von dieser Seite dazu beitragen, daß jene althellenische Nationalität in den Neugriechen um so nachdrücklicher erkannt und anerkannt werde, je mehr diese Darstellungen jener Nationalität mit sinnlich-veranschaulichender Kraft das Wort reden. Aber gleichwol ist diese Nationalität keineswegs blos eine äußerliche; sie ruht und wurzelt vielmehr tiefer, und sie verlangt daher auch für die Wiederherstellung des griechischen Staats und griechischen Volks eine nur um so sorgfältigere Beachtung und Pflege, wenn nicht jene Wiederherstellung der wahrhaften Grundlage, der geschichtlich-gegebenen, entbehren soll. In Übrigen wünschen wir, daß die Fortsetzung des interessanten Trachten- und Sitten-Werks nicht in so langen Zwischenräumen erfolgen möge wie bisher, obgleich der Herausgeber selbst an dieser Verzögerung unschuldig ist. Derselbe besitzt in seinem reichen Schatze der während eines mehrjährigen Aufenthalts in Griechenland gehabten Anschauungen und gemachten Erfahrungen höchst zweckmäßige Mittel, über die Neugriechen und das neue Griechenland nach verschiedenen Richtungen hin wirksam aufzuklären, und er darf diese Mittel um des Zweckes willen nicht unbenutzt lassen.

12.

Notizen.

Der „Vert-Vert" theilt ein Schreiben des Vaters von Bellini an den Maestro von Pesaro mit, welches beweist, daß der Letztere, fern von Neid und Eifersucht, es von jeher geliebt hat, den Ruhm jüngerer Talente zu theilen, sie zu fördern und gewissermaßen zu beschützen. Rossini liebte seinen früh verstorbenen Schüler wie einen Sohn und dieser verehrte ihn wie einen Vater. Kaum hatte er die Partitur seiner „Purisani" fertig, so sandte er sie an den Meister, um dessen Urtheil und Censur zu erhalten. Die wörtliche Übersetzung des Schreibens von Bellini's Vater lautet so: „Mein Herr, der Verlust meines guten Sohnes Vincent hat mich ganz erschüttert und ein Übermaß des Schmerzes über mich verhängt. Ich brauche Ihnen die Klagen einer ganz untröstlichen Mutter und der Jammer meiner Familie nicht zu schildern. Es ist, als ob wir Alle unser zukünftiges Leben nicht anders denn als eine schwere Last betrachten könnten. Es gibt keinen unglücklichern Vater, als ich bin. Für den kurzen Rest meiner Tage bleibt mir nichts, als mein großes Leid zu beweinen, bis ich nicht mehr unter den Lebendigen bin. Doch gibt es unter diesen edle und ehrwürdige Männer, welche auch meine ganze Dankbarkeit und Anerkennung verdienen. Unter diese, mein Herr, zähle ich Sie besonders. Während es Ihnen nie und nirgend an der Bewunderung der Welt mangelt, hat auch die Familie Bellini in ihrem Herzen ein ewiges Denkmal der Dankbarkeit und der innigsten Ergebenheit für Sie errichtet. Sie haben stets Denjenigen, der jetzt der Gegenstand meines tiefsten Kummers ist, beschützt und Ihrer Gunst gewürdigt; Sie haben Alles gethan, um seinen Ruhm und sein Wohlergehen von Tag zu Tag zu steigern. Nach dem Tod meines Sohnes, wie viel haben Sie gethan, um sein Gedächtniß zu ehren und es der Nachwelt theuer zu machen! Die Journale haben mich davon in Kenntniß gesetzt; ein solcher Edelmuth muß mich in dieser Lage doppelt rühren, ebenso wie ich den Eifer so vieler ausgezeichneten Künstler, welche für das Andenken meines Sohnes thätig waren, nie vergessen werde. Ich bitte Sie, mein Herr, daß Sie zu diesen vorzüglichen Männern in meinem Namen sprechen und denselben versichern, daß nicht blos der Vater und die Familie Bellini's, sondern Alle, die in einer Stadt mit ihm geboren sind, solchen edelmüthigen Eifer auf das bewegteste anerkennen. Solch eine Theilnahme von Denen, die die Welt so hoch ehrt, muß uns mitten in unsern Thränen einen großen Trost gewähren. Rosario Bellini."

Eine Gesellschaft in Boston hat neuerdings eine Expedition in das südliche Afrika gesandt, mit dem Auftrag, dort für die Menagerien der Vereinigten Staaten mehre seltene Thiere einzuholen. Nachrichten von dem Cap über diese Gesandtschaft melden, daß bereits eine ziemliche Anzahl Jäger sich an die Verfolgung eines schönen Cameloparden gemacht hat, die auf ihrer Jagd eine bedeutende Strecke in das Innere des Landes gedrungen sind. Ein Detachement von 40 Jägern hat sich nach der Rhinocerosgegend gewendet und auf ihren Ausflügen wegen Trockenheit, Wassermangel und Mangel an Nahrungsmitteln schon viele Strapatzen erduldet. Ein drittes Corps ist glücklicher gewesen; es hat bereits vier Leoparden, zwei Jaguars und ein Gnu eingefangen. Die vierte Abtheilung, welche der bekannte Doctor Smith begleitet, hat ihren Weg nach Centralafrika gerichtet, und den Compaß-Berg, den höchsten dieses Landes, erstiegen. Doctor Smith gibt dessen perpendiculaire Höhe bis zum Gipfel auf 7400 Fuß über Meer an. Die Jäger fanden hier mehre seltene Thiere, namentlich einige Vögelgattungen von außerordentlicher Schönheit.

Von dem Verf. der „Analyse de l'histoire asiatique et de l'histoire grecque", Arbanère, ist ein neuer Roman unter dem Titel „Vellina" erschienen, dessen Originalität und von den gewöhnlichen Tagserscheinungen durchaus abweichende Darstellung allgemein gerühmt wird.

Man beklagt in England allgemein den Tod des Herrn Motherwell, ehemaligen Herausgebers des „Courier", eines Mannes von poetischer Begabung und nicht gemeiner kritischer und politischer Umsicht.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 32. — 1. Februar 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Unter den statistischen Abschnitten ist einer der wichtigsten der, welcher den zweiten Theil eröffnet: „Über Manufacturen und Handel". Zahlen, so sehr ihre bloße Erwähnung einen Theil des lesenden Publicums abschrecken mag, haben doch auf der andern Seite sich dadurch in Credit gesetzt, daß das Maß der Staatskräfte, das Wohlsein der Völker in ihren Verhältnissen sich versinnlicht. Im Gegensatz zu dem Kampf, der auf staatsrechtlichem Gebiet oft um Formen geführt wird, scheint dem Raisonnement, das auf Zahlen beruht, eine festere, weil materielle, Grundlage sich unterzubauen. Wenn nur die schwebenden Begriffe nicht wären, die unzuverlässigen Angaben und die unvollständigen Übersichten! Aber bald aus himmelweit abweichenden, bald, was den Theoretiker noch mehr erbittert und den Laien verwirrt, aus übereinstimmenden Daten werden entgegengesetzte Schlußfolgen gezogen. So liegt in Englands industrieller Entwickelung, deren Höhe nicht wohl bestritten werden kann, für den Einen das Zeichen und die Bürgschaft fortschreitender Prosperität, für den Andern aber ein sinnloser und athemloser Wettlauf nach einem Ziel, das Keiner erreichen wird, weil Alle zuvor zu Fall kommen müssen.

Englands industrielle Thätigkeit, abgesehen von dem Erfolg, zu welchem sie führen mag, wäre ein unerklärbares Räthsel, wollte man die zusammenwirkenden Umstände außer Acht lassen, die sie in den letzten zwanzig Jahren fortwährend gesteigert. Es ist bald gesagt, die Maschinen haben es so weit getrieben; aber was trieb die Maschinen so weit? Der Verf. geht in seinen einleitenden Bemerkungen (II, 2 fg.) auf das Zunftwesen des Mittelalters zurück. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, näher liegende und speciell englische Verhältnisse anzudeuten; wer Ausführlicheres sucht, findet es mit Belegen, meist nach guten Quellen, in der zweiten Hälfte des im ersten Artikel genannten Buchs von Hopkins zerstreut.

Mit dem Frieden bot der wiedereröffnete Markt des Continents der Speculation ein weites und fremdgewordenes Feld. Der Maßstab fehlte; man bildete sich ein, kein Preis würde für britische Waaren zu hoch gefunden werden; der Irrthum machte sich schnell, schon im Spätherbst 1814, und empfindlich bemerkbar. Charakteristisch drückt sich dies in der Rückwirkung auf den Arbeitslohn aus; für ein Stück Cambrik zu weben ward 1814 in Manchester 13 Sh. bezahlt, 1815 nur 6 Sh. 6 P. (nach Marshall). Dies war vorübergehend. Tiefer liegende und dauernde Ursachen entschieden für unausgesetzte Erweiterung der Manufacturen. Mit dem Kriege nahm das System des Borgens ein Ende. Man dachte nicht mehr an die Vergrößerung, sondern an die Reduction der Staatsschuld. Der eine Weg, Capitalien leicht und mit annehmlichem Vortheil, wie die Preise der Stocks in den Kriegsjahren ihn dargeboten hatten, unterzubringen, war jetzt abgeschnitten. Ein Überschuß von unbeschäftigtem Capital mußte den Zinsfuß herabdrücken, dessen Sinken bekanntlich in umgekehrtem Verhältniß dem Steigen der Stocks entspricht. Sollte das disponible Capital dem Landbau sich zuwenden? In den Kriegsjahren war dies nicht ungewöhnlich; die Zahl der inclosure bills war bedeutend, durch welche Gemeinheitstheilungen vorgenommen und Ländereien von zum Theil geringer Productionskraft, im Vertrauen auf hohe Getreidepreise, zum Anbau neu benutzt wurden. Jetzt aber fand der Landbauer, zumal der kleine Capitalist, sich in großem Nachtheil. Die Grundrente, die er zu entrichten hatte, behauptete sich auf gleicher Höhe; das Papiergeld aber, in welchem er sie zu entrichten gewohnt war und das sich um 20—30 Procent verschlechtert hatte, stieg allmälig wieder im Werth, bis es (1821) den entsprechenden

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 1—4 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Werth der edeln Metalle wieder erreichte. Eine größere Quantität von Producten, angestrengtere, anhaltendere Arbeit war erfoderlich, um den unveränderten Nennwerth der Rente aufzubringen; dazu drückte die Abgabe des Zehnten, die ja nach Abzug der Rente aus dem übrigen Erlös aufgebracht werden muß; die Getreidepreise fielen, sofern nicht das Korngesetz mit Mühe dem fernern Sinken wehrte; nur die Rente blieb unwandelbar, unerbittlich hoch. Grund genug, um Capitalien dem Landbau zu entfremden. Und nicht Capitalien allein, sondern auch Hände. Wenigstens wenn der Tafel bei Marshall zu trauen ist, so ist in den Jahren 1821—31, während die Bevölkerung um 16 Procent zunahm (1811—21 waren es 17 Procent), die Zahl der Landpachter stehen geblieben, die Zahl der im Landbau beschäftigten Tagelöhner hat sich nur um 7 Procent, die der Manufacturarbeiter aber um 17 Procent vermehrt. Indessen kommt hier hauptsächlich die Richtung in Betracht, welche das Capital nimmt. Bei niedrigem Zinsfuß ist es stets geneigt, sich zu fixiren, aus umlaufendem sich in stehendes zu verwandeln. Unternehmungen, die bei anderweitiger Aussicht auf höhern Gewinn wenig Anklang gefunden hätten, erscheinen jetzt lohnend, wenn sie nicht offenbar die Erwartung der üblichen, mäßigen Interessen täuschen: Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, ausgedehnte Bauten, Aufstellung von kostspieligen, dem neuesten Fortschritt der Erfindung entsprechenden Maschinen. Freilich sind Manufacturen nur ein Zweig unter vielen, deren die Speculation sich bemächtigt; aber sie locken und, die Wahrheit zu sagen, sie verführen auf mehrfache Weise. Ihre Geschichte füllt eins der traurigen Denkblätter jener Krise, die jetzt vor zehn Jahren — um Weihnachten 1825 — eintrat. Rohe Stoffe werden, aus Unkunde der einheimischen Vorräthe, weit über den Bedarf eingeführt; die Speculanten in roher Baumwolle allein, hätten sie allen ihren Verbindlichkeiten nachkommen können, würden 2½ Mill. Pfund Sterling verloren haben („Edinburgh rev.", XLIV, 81). Übereilung und klägliche Unkunde des fremden Marktes richtet sich durch schlechtberechnete Ausfuhr von Fabrikaten zu Grunde; hat doch (wie der Verf. aus Parlamentsdebatten anführt und Mawes' Reise nach Brasilien bestätigt) der Unverstand selbst Schlittschuhe nach Rio und Buenos Ayres exportirt! Dazu die zahllosen Actiencompagnien, bei welchen die Schwindelei und Leichtgläubigkeit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich wiederholten. Endlich eine Masse von Papiergeld, von Landbanken herrührend und zum großen Theil in kleinen Noten bestehend, leichtsinnig ausgegeben und unvorsichtig angenommen, und bei seltsamen Schwankungen von Jahr zu Jahr in seiner Vermehrung oder Verminderung schwer zu übersehen. Unter solchen Umständen rückte die Krise heran. Huskisson gestand nachher, daß die Bank den Sturm nicht 48 Stunden länger ausgehalten hätte. Wer jene Tage, wenngleich ein Unbetheiligter, in London erlebt hat, der wird sie nicht vergessen, dem hat sich im lebendigsten und niederschlagendsten Bilde die Lehre eingeprägt, daß erstaunliche Thätigkeit, rastloser Eifer und imposante Geldmittel mit der Prosperität des Landes noch keineswegs identisch sind. Prosperität! Es mag Staatsmänner geben, denen der Nachhall von Cobbett's schneidenden Sarkasmen noch heute das Ohr zerreißt. Und was das circulirende Papier betrifft, so kann man nicht stärker als Lord Liverpool (17. Febr. 1826) gethan, das System bezeichnen, das „jedem Schuhflicker, jedem Käsehöker verstattet, die königl. Prärogative zu usurpiren, Geld zu machen und auszugeben, ohne genügende Garantie, ohne wirksame Controle". Und doch, nur die kleinen Noten zunächst, nach Analogie der kleinen Diebe, bestrebte man sich einzufangen; man hatte wol vergessen, daß ein Drittel der Landbanken 1793 ihre Zahlungen eingestellt, ungeachtet damals keine Note unter 5 Pf. im Umlauf war.

Wer weiß nicht, daß der Credit sich erholt und daß die Fabrikthätigkeit unaufhaltsam fortschreitet? Nur wird man diese Erscheinung nicht für ein unbedingtes Zeichen von nationalem Wohlstand nehmen, wenn man sich der Verhältnisse erinnert, welche sie in diesem Umfang hervorgerufen. Bereits beginnt englisches Capital sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hinzuziehen, wo der Unternehmungsgeist solcher Mittel bedarf und sie belohnt, wo der gesetzliche Zinsfuß in einigen Staaten Zehn vom Hundert beträgt, und wo großartige Anlagen nicht selten 12—24 Procent bringen (Carey, „Rate of wages", 78). Bereits sind englische Journale (namentlich das wohlunterrichtete „British and foreign review") von der Besorgniß voll, daß britisches Capital in einigen Ländern des Continents die Vortheile aufsuchen werde, die wohlfeile Arbeit und eine in mancher Beziehung an geringern Hemmnissen leidende Gesetzgebung der Entwickelung des Maschinenwesens bietet. Natürlich, denn das Capital strebt sich so schnell als möglich zu mehren; die Ruhe möchte sich selten wiederfinden, mit welcher Hr. Lewis Lloyd (16. Mai 1833) dem Handelsausschuß des Parlaments erklärte: „wir können unsern Überschuß an Geld zu 2 Procent nicht anbringen"; und den Wenigsten ist holländische Geduld und Sparsamkeit gegeben, um kleinen Gewinn still zu großen Schätzen zu häufen. Einem geldarmen Lande mag das Motiv der englischen Manufacturen an und für sich beneidenswerth erscheinen; wen aber nicht die Anhäufung allein, sondern vornehmlich die Vertheilung großer Reichthümer interessirt, der wird nach den Resultaten jener Thätigkeit fragen und denselben, ohne das Motiv aus dem Auge zu verlieren, den Gesichtspunkt abzugewinnen suchen, der zugleich für das Wohl oder Weh der arbeitenden Classe entscheidend ist.

Der Triumph des englischen Fabrikwesens ist bekanntlich die Baumwollenmanufactur. Allen andern Zweigen vorangeeilt, liefert sie die Hälfte der britischen Ausfuhr, beschäftigt den elften Theil der Bevölkerung Englands und ihr Bruttoertrag kommt zwei Drittheilen des Staatseinkommens gleich. Die Wunder Babylons, die Geheimnisse des Nilthals, die Zahlen der chinesischen Zeitrechnung scheinen kaum fabelhafter als die beglaubigten, unbestrittenen Angaben über die Leistungen der Baumwollenmanufactur unserer Tage. Was in England jährlich gesponnen wird, würde, in einem einzigen Faden, den

Digitized by Google

Erdball 203,775 Mal umgürten, es würde 51 Mal von der Erde zur Sonne reichen, und 8½ Mal die ganze Erdbahn messen („Athenaeum" v. 21. Febr. 1835). Es ist vielleicht nicht sehr methodisch, aber doch natürlich genug, zuerst zu fragen: was wird aus diesem unendlichen Fabrikat? Ist's nur bestimmt, Begüterte und Fremde zu kleiden, während den Arbeiter fuiert, wie die Ernten Irlands von Verschmachtenden eingesammelt werden, deren Hunger sie nicht stillen dürfen? Aber die beispiellos wohlfeilen Preise und die zunehmenden Quantitäten des inländischen Verbrauchs thun zur Genüge dar, daß auch der untern Classe diese Fabrikate zu Gute kommen und sehr allgemein von derselben benutzt werden. Ums Jahr 1760 war der Verbrauch von Baumwollenwaaren in England 12 Mill. Yards; im jährlichen Durchschnitt von 1816—20 schon 227, und von 1824—28 gar 400 Mill.! „Der Verbrauch ist also", sagt der Verf. (II, 11), „zur Erhöhung menschlicher Bequemlichkeit und tadellosen Genusses, in einem unendlich größern Verhältnisse gewachsen als die Bevölkerung." Allerdings etwa 15 Mal rascher in der letzten Zeit. Und die Preise sind jetzt 6 Mal billiger als vor 30 Jahren, 15 Mal billiger als vor 46 Jahren. Doch würde man sich täuschen und die Wohlthat, groß wie sie wirklich ist, etwas zu hoch anschlagen, wollte man darin einen reinen Zuwachs von behaglicher Existenz für die untere Classe erblicken. Es ist nicht ausgemittelt, in welchen Qualitäten der Zuwachs am bedeutendsten ist, und wie viel demnach auf die untere Classe kommen mag. Sodann wollen wir zwar nicht fragen, ob denn die Leute früher unbekleidet gingen, aber doch daran erinnern, daß weder die Wollen- noch die Leinenmanufactur in gleichem oder auch nur ähnlichem Maße vorgeschritten. Und ist ein guter Theil des Verbrauchs beider Art von Waaren durch baumwollene verdrängt worden, so wird man schwerlich behaupten, daß die heutigen baumwollenen Gewebe an Solidität und Dauer den frühern leinenen und wollenen gleichkommen. Es wird also in manchen Fällen eine geringere, aber öfters wiederholte Ausgabe an die Stelle einer größern, seltener wiederkehrenden getreten sein. Außerdem ist es so lange noch nicht her, daß die Kleidung des Landvolks ein Handelsartikel geworden; so lange sie zum Theil aus selbstgewonnenen, selbstbereiteten Stoffen in der Familie verarbeitet ward, so lange der Tausch, der etwa stattfand, nicht über die Grenzen einer Dorfgemeinde hinaus sich erstreckte, würde man vergebens in Handelsübersichten sich nach Daten über die Quantitäten des verbrauchten Stoffes oder der Arbeit, oder der Preise umsehen, und jede Vergleichung mit der neuern Zeit wird wesentlich mangelhaft und unzuverlässig bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Chevalier Reynaud. Roman von Louis Lar. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1835. 8. 2 Thlr.
2. Die Reisecur, von Louis Lar. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1835. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser dieser beiden Romane gehört zu den Romanschreibern im engern Sinne. Es fehlt ihm nicht an Geschick, an Effecten, an Schatten und Lichtern, an Gewandtheit der Darstellung, an glücklicher Ausführung und Abrundung der Scenen; aber es fehlt ihm an eigentlicher Poesie und man kann ihn darum nicht im poetischen Sinne einen Novellisten nennen. Er rangirt etwa mit Kruse, mit Blumenhagen, mit Spindler, wie diese in ihren guten Stunden sich zeigen. Zudem hat er sich an eine flüchtige Nachlässigkeit gewöhnt, was einem Vielschriften begegnet, der sich viel mit Übersetzen abgibt.

Nr. 1 der beiden vorliegenden Romane: „Chevalier Reynaud", soll nach dem vorgesetzten Motto selbst „nur eine Skizze" sein. Als solcher fehlt es ihm nicht an Colorit und Auftrag, wol aber an Tiefe der Charakteristik. Der Roman behandelt einen Theil des siècle Louis XV und beginnt zwar mit der leichtfertigen, lockern Tournure, in welcher die hauptsächlichste Sünde Frankreichs im 18. Jahrhundert bestand; allein er offenbart doch in diesen lockern Figuren kein solideres Interesse, und der gewöhnliche Leser, der sich nur aus Romanen über die siècles zu belehren pflegt, erfährt über jene schmachvolle, liederliche, frivole, und eben darum in spätern Jahren mit harter Buße belastete Epoche der französischen Geschichte eben nur das Allgemeinste und Alltägliche. Um eine Zeit, wie diese in Sünden raffinirte und jugendlich-greisige des lasterhaftesten aller französischen Könige war, zu charakterisiren, gehört mehr, als daß man die Costumes schildert, wie etwa der Verf. Band I, S. 157: „Marie Antoinette (es ist hier von der Epoche zwischen dem Ableben Ludwig XV. und dem Anfang der Revolution die Rede) hatte die Mode der allegorischen Frisuren aufgebracht, welche vollends dazu geeignet waren, alle Köpfe in jeder Hinsicht zu verrücken. Man trug das Haar à la Constance, wo auf der linken Seite Krepp mit schwarzen Blumen, rechts Ähren und ein Füllhorn angebracht waren; à l'inoculation, wo sich eine Schlange, eine Sonne und ein Ölzweig zeigten. Der Frau eines Admirals hatte der berühmteste aller Coëffeurs, Herr Beaulard, durch Gaze ein ganzes wogendes Meer auf den Kopf stellen müssen. Demoiselle Arnould war, einer ihrer Hauptrollen zu Liebe, à l'Iphigénie frisirt und trug einen Kranz um die Stirne, darüber einen Halbmond, von dem ein kostbarer Schleier herabfiel." Marmontel, Chamfort, Lekain figuriren ebenfalls und zwischen diesen Notabilitäten hindurch windet sich die skandaleuse und policeiliche Ehestands- und Entführungsgeschichte des Präsidenten Gauthier und seiner Gemahlin. Der zweite Band schildert ebenso lose und leichtfertig die blutig-ernsthafte Auflösung der frivolen Calembourgs, die das siècle Louis-XIV u. XV aufgegeben, die Zeit, wo der gigantische Sturm von 17-9 die Frisuren einriß und die Kopfputze niedriger machte. Rennes und Paris sind die Schauplätze der mit vieler Lebhaftigkeit geschilderten Ereignisse. Marat und namentlich Danton figuriren hier, aber Beide sind nur sehr oberflächlich charakterisirt. Was der Erscheinung des Letztern etwas Poetisches verleiht, ist seine Liebe zu Lucilien, der Pflegetochter des königlichen Intendanten zu Rennes. Wie eine solche Liebe sich in dem Charakter dieses leidenschaftlichsten aller Revolutionsmänner ausnimmt, mag folgende Scene zeigen: Der grimmige Pöbel von Rennes hat das Haus des Intendanten gestürmt und es in Flammen gesetzt, worin sich Danton's Geliebte aufhält. Dieser stürzt sich voll Angst und Wuth in das brennende Gebäude, da er Lucilien schon eine Beute der rasenden Menge oder des furchtbaren Elements wähnt: „In allen Zimmern, die er durchrannte, hatte Danton den Namen seiner Geliebten gerufen; überall hatte nur das Echo von den leeren Mauern geantwortet. Wie rasend lief er Treppe auf, Treppe ab, raufte sich die Haare, und rief: Lucilie! Lucilie! Wie wahnsinnig griff er einen alten Diener bei der Brust und wollte ihn nach dem Aufenthalt der Geliebten fragen; aber die Anstrengungen, die Wuth, die Verzweiflung hatten ihm den Hals zugeschnürt, er konnte kein Wort mehr vorbringen, die Arme zitterten ihm, der Angstschweiß rieselte ihm von der Stirn herab, der Diener suchte sich umsonst loszumachen, da öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür

Digitized by Google

und Lucille selbst trat aus ihrem Versteck; Lucille, bleich, aber kühn, in dem Bewußtsein, daß ihr in Danton's Nähe nichts Böses begegnen könne. — „Lucille!" schrie Danton, wollte auf sie zustürzen, und sank plötzlich, wie vom Blitz zerschmettert, zusammen. Die plötzliche Erscheinung nach der ausgestandenen Qual hatte selbst seine Eisennatur zu heftig erschüttert, doch brachte etwas Wein, womit man seine Lippen benetzte, ihn wieder zu sich. „Gott Lob!" sagte er leise, „du bist gerettet!" Darauf richtete er sich auf, ergriff Luciliens Hand und blickte wieder wild um sich, als ob er sehen wollte, ob Jemand seine Schwäche belächle" u. s. w. Dies mag genügen, um von der etwas nachlässigen Behandlung dieses markirten Charakters, sowie von dem etwas flüchtigen Styl des Verfassers zu überzeugen.

Der zweite, ausführlichere Roman: „Die Reisecur", ist unstreitig von den beiden vorliegenden der bessere. Die Reisecur selbst ist freilich darin das Unbedeutendste, denn daß ein junger pommerscher Edelmann, der auf Freiersfüßen geht, plötzlich von einer krankhaften Apathie und unerhörten Schlafsucht befallen wird, für welche, nach des Arztes Aussage, nur eine Reise hilft, ist, obwol für einen Bräutigam seltsam und beschwerlich, doch nichts außerordentlich Großartiges, und grade in Pommern eher als anderwärts denkbar. Das Interessanteste sind vielmehr die eingelegten Episoden, unter denen sich die Erzählung mit dem flamändischen Titel: „De onbevoegte Rechter, eene oude Limburgsche Historie" auszeichnet. Hier tritt in der Gestalt des Küsters Huyvetter eine originelle und sehr plastische Gestalt auf, ein zweiter und potenzirter Michael Kohlhaas, dessen Gerechtigkeitsgefühl noch stärker, lauter und berlezender sich ausspricht, da er den Zeitpunkt, wo er als Individuum gekränkt wird, in der Ausübung Dessen, was er für seine Pflicht hält, nicht abwartet. Huyvetter nämlich ist der unbefugte Richter, durch dessen eigne Hand alle Diejenigen fallen, welche in der Umgegend durch Härte und Schlechtigkeit des Charakters, oder durch Verbrechen namhaft geworden. Er erschießt die Schurken mit der Flinte aus einem räthselhaften Hinterhalt, entweder im grünen Walde, oder auf offener, nächtlicher Haide. Wie ein Femrichter schleicht er im Verborgenen, und man gewahrt nur die Leichname der Geopferten, nicht die Hand, die sie erlegte. So tödtet er unter Andern den Voigt von dem Grafenschloß, einen harten und schlechten Mann, und versucht endlich den Grafen selbst, der ihm sein Kind verführt und abgewendet hat, ums Leben zu bringen. Hier, wo der Strafende als Vertheidiger und Rächer seines eignen Rechts und ihm selbst widerfahrener Beleidigung auftritt, die Katastrophe mithin enger und verfänglicher wird, löst sich ganz kunstgerecht der Knoten der Geschichte und enthüllt sich das Geheimniß. Huyvetter ist eine sehr gelungene Novellengestalt und würde einen noch weit stärkern Eindruck machen, wenn die ganze Erzählung weniger chronikenartig angelegt und plastischer ins Einzelne ausgearbeitet wäre. Neben der finstern, fast peinlich-strengen Persönlichkeit des Küsters erscheint die historische Figur des bekannten Theosophen Dippel, eines Mannes, der in seinem unruhigen Leben, in seinem unsteten Gemüth alle diejenigen Elemente offenbart, welche vor ihm und nach ihm so manchen begabten Geist bezeichnet haben. Dippel, der im Jahre 1734 starb, war ein Mensch von großem und seltenem Talent, allein zugleich von jener zweideutigen Sittlichkeit, die, als wahrhafte Charakterschwäche sich erweisend, auch dem Talent selbst Eintrag thut und es nicht zu Nutz und Frommen der menschlichen Gesellschaft gedeihen läßt. In der vorliegenden Novelle, wo seine Persönlichkeit gut gezeichnet ist, erscheint er nur als Arzt, zugleich aber in dem schillernden und schielenden Äußern des Abenteurers, der zu viel und mannichfaltig gelebt hat, als daß er es mit Grundsätzen und sittlichen Normen so genau nehmen sollte. Er setzt jener unschuldsvollen Weltansicht, jener gläubigen und festen Frömmigkeit, für die es keine Versuchung gibt, welche sich in dem jungen Prediger Lenfens, dem betrogenen Geliebten Theresens, offenbart, die Erfahrungen eines vollkommenen Weltmannes entgegen, welche, um es mit einem uralten Worte zu bezeichnen, die Früchte vom Baum der Erkenntniß sind. Wer von diesen gegessen, der durchblickt freilich die Welt, wie sie ist und wie sie in ihren Sünden ist; aber vom Stande der Unschuld aus betrachtet, muß er auch für diese erhöhte Einsicht die Qual erleiden, daß an Dem, was seinem Geiste zu Gute ging, sein Herz verarmte. Er muß sich sagen lassen, was Lenfens zu Dippel sagt: „Das ist die Frucht jener theuer erkauften Erfahrungen, daß sie uns den Molch im Blumenkelche zeigen, daß sie nur Verbrechen aus der Unschuld herauslesen, und uns von Allem, auch dem Theuersten, auf unsere eigne Nichtigkeit zurückstoßen." Und dies ist ein tiefes Wort; es ist die kurze Paraphrase des verlorenen Paradieses, das wir Alle beweinen.

Aufrichtig zu beklagen ist es, daß der Verfasser uns diese schöne Episode vom „unbefugten Richter" nicht als ein für sich bestehendes Charakterbild, unabhängig von der geringfügigern Einrahmung und in einer kunstvoller durchgearbeiteten Gestalt gegeben hat. In dem Felde unserer Novellistik begegnen uns nicht viele so ergreifende Stoffe als dieser. L.

Notizen.

Die Stadt Aurillac ist diesen Winter ihres Schauspiels durch ein eclatantes Ereigniß verlustig gegangen, das übrigens in französischen Provinzialstädten nicht selten vorfällt. Man gab dort am 8. November ein Stück unter dem Titel: „Napoléon au pont de Briques". Bevor es noch aus war, verlangten einige Stimmen den Namen des Verf. Auf diese Auffoderung antwortete der Schauspieler Bourson der Jüngere, der grade in Scene war: „Gedulden Sie sich, meine Herren, bis zu Ende des Stücks, und wir werden dann sehen, was wir zu thun haben." Diese Erwiderung erschien einem Theil des Parterre unpassend, und diese nahmen sich vor, sich am nächsten Sonntag Genugthuung zu verschaffen. Als an diesem Tage der Acteur auf der Bühne erschien, ward ihm ein Billet zugeworfen, dessen Vorlesung das Publicum ungestüm foderte. In demselben Augenblicke schleuderte man vom Parterre aus Steine und andere Gegenstände nach der Bühne. Sich dergestalt bedroht sehend, rief der Schauspieler: „Ich hoffe nicht, meine Herren, daß Sie mich umbringen wollen." Hierauf erhob sich ein schreckliches Pfeifen und Geschrei unter dem Publicum. Man schrie: „Nieder mit dem Schauspieler, auf die Knie mit ihm!" Der Vorhang fiel hierauf; man stellte den Zuschauern ihr Einlagegeld zurück und schon am nächsten Morgen verließ die Truppe die Stadt.

Folgender Auszug aus dem „Compte moral et administratif" von Paris zeigt, auf welche Weise man im Laufe des vorigen Jahres dort Wohlthätigkeit übte. Es wurden nämlich an Dürftige vertheilt 129,265 Brote von zwei Kilogrammen, 43,786 Litres Fleischbrühe, 13,074 Pfund Fleisch, 41 Säcke Mehl für die Armen, 18,000 Suppen von der philanthropischen Societät, 10,347 größere und 7229 kleinere Reisbündel, 6449 Paar Holzschuhe, 20,400 Schütten Stroh, 190 Mannshemden, 559 Frauenhemden; an andern Kleidungsstücken, Jacken, Spensern, Flanellwesten u. dergl., gegen 2800 Stück; für Medicamente wurden ausgegeben 17,585 Francs, und 1122 Fr. für Wäsche des Linnenzeuchs. Außerdem wurden baar vertheilt an Greise über 75 Jahre, an Blinde, andere Gebrechliche und Väter einer überstarken Familie 70,031 Fr.

Man hat in dem Museum Dupuytren in Paris auf den Schränken, welche die pathologischen Gegenstände enthalten, 14 Bildnisse der Männer aufgestellt, welche sich um die medicinische Wissenschaft in Frankreich am verdientesten gemacht haben. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 33. — 2. Februar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Die Wohlfeilheit der Preise ist bis jetzt nur als Wohlthat für die Consumenten betrachtet worden. Wie stellt sich die Sache mit Bezug auf die Interessen der Producenten, in ihrem Einfluß auf Arbeitslohn und Fabrikgewinn? Die Subsistenz eines so großen Theils der Bevölkerung ist in solchem Maße dabei betheiligt, die Wirkung des gesammten Maschinenwesens wird so vorzugsweise durch diesen einen Zweig der Fabrikation repräsentirt, daß die Frage, wenn sie auch auf dem engern Gebiet der speciellen Statistik entsteht, in das weitere der allgemein-menschlichen Interessen übergreift.

Vor Allem ist es nöthig, sich der Thatsachen zu versichern. Die englischen Ausfuhrlisten bieten die Grundlage dar. Darin wird bekanntlich der sogenante amtliche Werth nach dem Zollsatze von 1696 berechnet und daneben auch der wirkliche Werth, d. i. der gegenwärtige Marktpreis, declarirt. Vergleicht man die Angaben verschiedener Jahre, so bezeichnen die Ziffern des officiellen Werthes die Quantitäten, die des declarirten aber die Schwankungen im Preise der exportirten Waaren. Nimmt man nun den Export der Jahre 1815—30, so findet sich, daß der amtliche Werth von 17,655,378 Pf. St. auf 37,269,395 Pf. St. gestiegen, der declarirte aber von 20,033,132 Pf. St. auf 17,394,584 Pf. St. gefallen ist, also daß die Quantität sich mehr als verdoppelt hat und daß diese doppelte Quantität nicht einmal den Marktpreis der frühern, einfachen erreicht. Das geht nun allerdings unwidersprechlich hervor, daß jetzt um denselben, oder vielmehr einen geringern Preis als früher die doppelte Quantität von Waaren verkauft wird. Aber wenn der Verf. behauptet (II, 26), daß dies mit „größerm Gewinn" geschehe, so ist er dafür den Beweis schuldig geblieben. Er scheint bei der Versicherung eines Gewährsmanns, den er nicht nennt (vermuthlich M'Culloch) sich beruhigt zu haben, daß durch den verminderten Einkaufspreis des rohen Materials und durch die Menge neuer Erfindungen jenes Resultat möglich geworden sei. Es ist der Mühe werth, diese Umstände und ihre Einwirkung näher zu untersuchen. Rohe Baumwolle ist in den obigen 16 Jahren um beinahe $^3/_5$ im Preise gefallen (von 18¼ P. auf 7½ P. das Pfund). Aber der Werth des rohen Stoffes wird im Durchschnitt nur zu $^1/_6$ (von Einigen nur zu $^1/_7$) des Werths des verarbeiteten Stoffes, der Waare, angeschlagen (Hopkins, 273). Diese Verschiedenheit in Rechnung gebracht und von der Differenz des Preises abgezogen, bleibt immer noch eine Preisherniedrigung von vollen 50 Procent unerklärt. Will man aber die neuen Erfindungen geltend machen, so haben diese besonders in der Spinnerei stattgefunden. Und nach der Tafel, die M'Culloch selbst mittheilt, ist die vermehrte Production bei den höhern (feinern) Nummern nur unbedeutend; bei Nr. 40 stieg sie in 19 Jahren (1812—30) nur von 2 auf 2.75 Zaspeln (hanks) täglich. Die größte Vermehrung findet sich bei Nr. 60 — von 1.5 bis auf 2.5 hanks täglich. Wenn diese erleichterte Fabrikation nun in Anschlag gebracht wird, so muß man zugleich bemerken, daß nach den Ausfuhrlisten die Preise der Gespinnste mehr gefallen sind als die der Gewebe, indem von Garnen im J. 1830 die dreifache Quantität, im Vergleich mit 1814, um denselben Preis geliefert ward. Daß die Verbesserungen in der Maschinenweberei in neuerer Zeit so bedeutend nicht waren, ist anerkannt und läßt sich auch daraus abnehmen, daß die Zahl der Handwebestühle sich nicht vermindert hat, und diese vielmehr, freilich zu schlechten Preisen, in allen Artikeln, ausgenommen starke, zum Drucken bestimmte Kalikos, mit den Maschinen concurriren (Baines, 418).

Nicht ganz verständlich ist ein fernerer Grund, den der Verf. zur Erklärung der niedrigen Preise anführt (II, 25):

> Der Fabrikant gewinnt von seinen Capitalien zwar nicht so hohe Zinsen als zuvor; weil aber seine Capitalien meist in größerm Maße gewachsen sind, als der Handelsgewinn und Zinsfuß sank, so befindet er sich mindestens in so guten Verhältnissen als in früherer Zeit.

Wodurch sind seine Capitalien gewachsen? Man sollte denken, entweder er hat sie zu festen Zinsen belegt, und dann wie sollen sie in größerm Maße wachsen als der Zinsfuß es erlaubt? — oder er hat damit speculirt. Ist das Letztere, so müßte es entweder in seinem eignen Geschäft sein, und dann kann das Capital wieder nicht schneller anwachsen, als Handels- und Fabrikgewinn es verstattet; oder er hätte mit Speculationen anderer Art mehr verdient. Wollte man nun auch diese Voraussetzung

Digitized by Google

annehmen, so sieht es fast aus, als sollt es heißen: im Fabrikgeschäft kann er schon etwas zusetzen, denn er hat auf andere Weise verdient. Dann aber wäre das Fabrikgeschäft, was der Verf. grade bestreitet, ein losing concern.

Der letzte Grund endlich (beim Verf. der erste) scheint gleichfalls auf einem Mißverständniß zu beruhen. Er ist der Arbeitslohn hergenommen, der auch bei niedrigerm Nennwerth durch baare Geldzahlung (d. i. durch Gleichstellung des Papiers mit gemünztem Metall) und durch wohlfeilere Lebensmittel immer noch dem wirklichen Werth nach höher sei als zuvor. Als ob der Verkaufspreis sich nach dem Arbeitslohn richten könnte! Der feinere Spinner wird so gut in baarem Gelde bezahlt als der grobe; sein Brot, Bier, Fleisch kostet ihm keinen Heller mehr; aber er verdient mehr, denn der Artikel, den er producirt, bringt einen höhern Marktpreis. Damit ist die Frage nach den complicirten Einflüssen noch keineswegs erschöpft, welche die Höhe des Arbeitslohns bestimmen. Diese Frage ist nach den Vorlesungen von Senior ganz neuerdings sehr tüchtig erörtert worden in dem Buch von Carey, das vor zwei Monaten in Philadelphia erschienen ist und das namentlich auch amerikanische Verhältnisse mit englischen vergleicht.*)

Warum nun nicht gradezu sagen, was alle Welt weiß: der Hauptgrund, der die Fabrikpreise so gewaltig heruntergedrückt hat, ist die Concurrenz? Dann mag man immerhin mit Hülfe solcher Gründe, wie die obigen, darthun, daß es noch möglich ist, bei solchen Preisen zu bestehen. Wer hat es geleugnet? Mit reinem Verlust wird, auf die Dauer wenigstens, gewiß nicht fabricirt werden. Ebenso weiß man aber, wie es mit den Dingen steht, wenn sie dem geringsten Maße des Möglichen sich annähern. Dies Maß verdient übrigens noch einige Beleuchtung.

Hopkins (276 fg.) hat mehre Tafeln, welche zeigen, daß bei mehren Artikeln die Summe, die, nach Abzug der rohen Baumwolle, für Arbeitslohn, sämmtliche Unkosten und Fabrikgewinn übrigbleibt, in den Jahren 1815—32 um die Hälfte, hin und wieder sogar um $^2/_3$ sich verringert hat. Die Durchschnittspreise des Getreides sind zur Vergleichung beigefügt. Unter den 18 Jahren sind 6, in welchen das Getreide höher stand als 1815, und 11, in welchen es niedriger stand; aber nur dreimal betrug die Differenz mehr als 10 Sh. aufs Quarter, und der Durchschnitt der 18 Jahre war 65 Sh. 7 P., oder nur 8 P. niedriger als der Preis von 1815.

Das Maß des Arbeitslohns richtet sich nach der Summe, die (nach Abzug der Kosten und Fabrikzinsen) für den Unterhalt der Arbeiter bestimmt werden kann und verglichen damit, nach der Zahl der beschäftigten Arbeiter. Nichts kann einfacher sein als dieser Satz, den Senior seiner Untersuchung voranschickt. Nun ist eine Erfahrung, die man den Zweiflern an der Prosperität triumphirend entgegenhält, daß nicht nur viel mehr Menschen durch diese Manufactur beschäftigt sind als früher, sondern daß die Bevölkerung der Districte, in welchen sie blüht, auf überraschende Weise zugenommen hat. Auch der Verf. berührt dies.

Sieben Grafschaften, in welchen die Baumwollmanufactur am meisten blüht, hatten [illegible] 1750 nur 791,000 Einwohner, 1831 hingegen 2,753,000. (II, 25.)

Noch auffallender ist das Beispiel von Manchester, der großen Metropole dieser Industrie. Manchester hatte 1811 noch 113,798 Einwohner, 1821 schon 158,631, und 1831 gar 232,578! Dieser Zuwachs (der 50,000 Irländer nicht zu vergessen, denen Manchesters Webestühle das Leben fristen) soll zum großen Theil aus dem Ertrag der Manufactur genährt, gekleidet, erhalten werden. Wie sehr dieser Ertrag gesunken, ist gezeigt worden. Und dabei rühmt man, daß jetzt so viel mehr Menschen von derselben Summe, sowie sie jetzt in immer kleinern Theilen zugemessen wird, existiren müssen!

Wenn von geringem Arbeitslohn die Rede ist, so denkt man vor allen Andern zuerst an die armen Weber. Aber es ist ein Vorurtheil, daß die Handweber durch die Maschinen verdrängt und außer Brot gesetzt seien. Der Lohn der Handweber war gesunken, noch ehe viele Maschinen im Gange waren, und die Zahl der Handweber, weit entfernt, sich vermindert zu haben, scheint vielmehr im Steigen zu sein (Hopkins, 280). Das Elend, in welchem vielleicht die Mehrzahl lebt, ist wol nicht ganz unverschuldet, oder mindestens durch Umstände herbeigeführt, die den Maschinen nicht zur Last fallen. Man hat oft wiederholt, die Handweber arbeiten 14 Stunden des Tages. Man hätte hinzufügen müssen, sie thun das zwei oder drei Tage die Woche; einen Tag oder zwei bringen sie gänzlich mit Nichtsthun hin. Vieles in ihrer übrigen armseligen Lage ist, was sie besonderer Versuchung aussetzt. Die Aufsicht fehlt, die den Fabrikarbeiter zum geregelten Fleiß anhält; denn der Handweber arbeitet zu Hause — meist in unerfreulichen, traurigen Behausungen, die er gern, von der Arbeit abbrechend, auf einige Stunden mit dem nächsten Krug vertauscht. Damit hängt zusammen, und schlimmer ist, daß der Handweber nicht immer der Versuchung widersteht, den rohen Stoff, den er im Hause verarbeiten soll, zu versetzen, oder einen Theil unterzuschlagen (Baines, 485, 493). Ihre Arbeit ist leicht gelernt und geübt; Kinder werden mitbenutzt, die erwachsene drängen sich hinzu; dem Fabrikherrn, der Arbeiter beschäftigen will, wird es nie an Händen fehlen, was kümmert es ihn, wenn die für Arbeitslohn bestimmte Summe, unter eine größere Anzahl von Menschen vertheilt, in immer kleinere Gaben zersplittert wird? Die Angaben über Dasjenige, was von Handwebern, im Vergleich mit Maschinen geleistet wird, sind sehr abweichend. Babbage behauptet, ein einziger power-loom schaffe so viel als drei Handwebestühle; nach den Aussagen bedeutender Fabrikanten aber, die Handweber sowol als Maschinenweber beschäftigen, gibt bei gröbern Stoffen die Arbeit der Erstern dieselbe Quantität wie die der Letztern

*) Essay on the rate of wages. By *H. C. Carey*. Philadelphia 1835.

Digitized by Google

und diese zeichnet sich nur durch größere Gleichförmigkeit aus; die Kosten gleichen sich durch die Reparaturen der Maschinerie und den Bedarf an Steinkohlen ziemlich aus. Ein Handweber in Manchester machte mit dem Weberschiff 274,536 Touren die Woche, die beste Maschine in Stockport 370,016; aber die Tour des Erstern war 41 Zoll, die der Maschine nur 32 (Hopkins, 283). Doch scheint im Allgemeinen die Erfahrung dafür zu sprechen, daß wie in den Vereinigten Staaten (wo im Ganzen nur 4760 Handweber sind, 300 weniger als das einzige Lowell Maschinen hat — Carey 72), so auch in England nach und nach die Concurrenz der Handweber zurücktreten und diese einem andern Nahrungszweig sich werden zuwenden müssen. Für ihre Nachfolger bei den Maschinen ist dann, fürs Erste wenigstens, eine günstigere Stellung zu hoffen.

Nächst dem Loos der armen Weber ist am allgemeinsten das der Kinder an Fabrikorten bedauert worden. Der Verf. beschreibt ihren Zustand (II, 434, 439 fg.), so weit er ihn bei seiner Anwesenheit in Manchester und durch Erkundigungen kennen lernte. Dem Freihern von Gagern dürfte immer noch eine Nachlese und die Untersuchung übrig bleiben, inwiefern die Factoreibill zur Wahrheit geworden sei. Freilich, der Factoreibericht („Athenaeum", v. 21. Febr. 1835) versichert, daß unter 214 Kindern nur ein verkrüppeltes sich gefunden, und daß Knaben und Mädchen in Fabriken nur um ein Geringes weniger wiegen und in der Peripherie weniger messen, als Knaben und Mädchen ihres Alters gewöhnlich thun. Aber mit dem Schulbesuch ist es noch kläglich bestellt; die Data und das Lob preußischer Einrichtungen beim Verf. II, 439. Ref. erlaubt sich bei dieser Gelegenheit, an besser unterrichtete Leser d. Bl. die Anfrage zu richten, ob es wirklich wahr ist, was glaubwürdig versichert wird: daß in und um Elberfeld 13—1400 Kinder durch Fabrikarbeit vom Schulbesuch abgehalten sind? Ist die Angabe, wie er es wünscht, ungegründet, so verdient sie wol ein Wort der öffentlichen Berichtigung. Nach Baines (371) ist die Gesammtzahl der in den englischen Baumwollenmühlen beschäftigten Personen 212,800, davon 43,703 unter 14 Jahren und 39,554 zwischen 14 und 18 Jahren! Glücklicher, auch in dieser Hinsicht, ist der Stand der Dinge in Nordamerika, wo nur 7 Procent der gesammten Arbeiter unter 16 Jahren, und auch diese nur wenig unter 16 Jahren sind (Carey 71). Zugleich ist bemerkbar, daß in den amerikanischen Fabriken die Zahl der Weiber die der Männer um 110 Procent überwiegt. Sie sind geringer bezahlt als die Männer; aber durch die Einrichtung der Maschinen genügt ihre Arbeit. Der Fabrikherr geht von dem Princip aus, keine größere Kraft anzustellen und zu bezahlen, wo die geringere ausreicht. Er findet seine Rechnung bei dieser Einrichtung, und durch die Gunst der Umstände ergibt sich für die Familien der große Vortheil, daß die Männer einem andern, mehr lucrativen Erwerb nachgehen, die Kinder aber Schulunterricht genießen (Carey, 72). Dies und die gesicherte Existenz sind mit dem Stand der Sittlichkeit genau verknüpft, und darüber lauten aus den amerikanischen Fabriken die Berichte im Allgemeinen über allen Vergleich erfreulicher als aus den englischen (Carey, 88, 141 fg.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland.

Mit belebender Freude und mit gerechter Erwartung einer immer segensreicher sich entfaltenden Zukunft verweilt der Beobachter bei dem Anblick der mannichfaltigsten Erscheinungen, die namentlich seit den letzten Jahren das fast unermeßliche russische Reich nach seiner geographischen Lage in Entdeckungen, Erfindungen und in unermüdeter Ausbildung einer vielseitigen Thätigkeit zur Belebung des Handels und zur Beförderung einer wissenschaftlichen Aufklärung hervorgerufen hat. Die Vortheile, die Rußland in seinen Meeren, in seinen Seen, in seinen Inselgruppen, seinen Flüssen und Bergen, seinen einheimischen Schätzen und Erzeugnissen, sowie in seinen nachbarlichen Verhältnissen mit Sina, der Mongolei und der Tatarei, mit Armenien, Persien und der Türkei besitzt, sind jetzt lebhafter und gewinnreicher als früher erkannt und benutzt, geographische, naturgeschichtliche und bergmännische Reisen haben neues Licht, neue Forschungen, neuen Segen dem Vaterlande zugeführt; landwirthschaftliche Bestrebungen haben neue nützlichere Kreise sich eröffnet und die russisch-amerikanische Compagnie gibt neue überraschende Ergebnisse in Industrie und Handel, in Seeexpeditionen in Nordamerika und Seeotterfang an der kalifornischen Küste u. s. w. Ältere Lehranstalten sind erweitert und vervollkommnet, neuere mit zeitentsprechender Zweckmäßigkeit gegründet, handschriftliche Schätze durch Eroberungen erbeutet, oder auf Kosten des Staats zur Beförderung gewinnreicher Studien aus den planmäßigsten entferntesten Sammlungen in nützlicher Vereinigung gewonnen; gelehrte Reisen, z. B. nach Armenien, nach dem Kaukasus, nach Taurien u. s. w. mit reicher Ausbeute für Wissenschaft und Kunst unternommen; auch religiöse Zwecke zur Verbreitung des Christenthums sind in der neuesten Zeit für Menschen- und Völkerkunde (man erinnre sich nur an die inhaltreichen „Biblical researches and travels in Russia; including a tour in the Crimea and the passage of the Caucasus". Mit Kupfern und Karten. London 1826) mehr als andere Missionsberichte ergiebig gewesen. Archive, die früher zum Theil unbeachtet geblieben, sind mit reger Wißbegierde durchforscht, neue Quellen für die älteste Geschichte des russischen Reichs haben sich dem Späherblicke des rastlosen Kenners geöffnet. Untersuchte Gräber, entdeckte Inschriften sind als beredte Zeugen der Vergangenheit aufgetreten; für die griechisch-byzantinische, die georgische und armenische Baukunst sind vorhandene Denkmäler Stoff zu lehrreichen Charakteristiken geworden. Auch überraschende Landschaften und malerische Schweizergegenden, die dem Reisenden in Rußland begegnen, sind in entzückenden Schilderungen der Phantasie vergegenwärtigt und dem Mitgenuß dargeboten worden. Diesen in allgemeinen Übersichten kurz gegebenen Unterricht will nun Ref. aus den geeigneten Blättern der petersburger Zeitung, deren Benutzung er der Unterstützung des wirkl. Staatsraths Ritters v. Frähn aus Petersburg verdankt, in ausführlichen bestätigenden Bemerkungen zu verdeutlichen streben, ehe er über ausgewählte gedruckte Werke der jüngsten Zeit, welche dieselbe Hand gespendet hat, den versprochenen Bericht in zeitgemäßen Betrachtungen folgen läßt.

a. In Petersburg wird zufolge Ukases an den dirigirenden Senat vom 29. Mai d. J. eine Schule der Rechtswissenschaft errichtet, um junge Adelige für das Gerichtswesen im Civildienste auszubilden. Diejenigen, welche in der genannten Schule aufgenommen zu werden wünschen, müssen von russischem Erbadel, nicht jünger als 12 und nicht älter als 17 Jahre sein und die festgesetzte Prüfung bestehen. Die volle Zahl der

Digitized by Google

Zöglinge wird 150 betragen; von diesen zahlen diejenigen, welche auf eigne Kosten in die Anstalt treten, 1000 Rub. jährlich, die übrigen aber (etwa die Hälfte) werden auf Kosten der Krone erzogen. Nach Beendigung des Lehrcursus sind alle Zöglinge der Anstalt verpflichtet, sechs Jahre im Justizministerium zu dienen, und zwar werden die ausgezeichnetsten, welche die neunte oder zehnte Classe erhalten haben, in der Kanzlei des Justizministers oder des dirigirenden Senats, die übrigen aber in den dem Justizministerium untergeordneten Gerichtsbehörden der Gouvernements angestellt. Diese Anstalt verdankt ihr Entstehen dem Prinzen Peter von Oldenburg, der sich bereit erklärte, aus eignen Mitteln für den Ankauf eines Gebäudes und die erste Einrichtung der Anstalt Sorge tragen zu wollen. Dieser Prinz ist daher zum Curator der Schule der Rechtswissenschaft ernannt worden.

b. In der petersburger kaiserlichen öffentlichen Bibliothek befinden sich mehr als 6000 handschriftliche und unbenutzte Actenstücke zur Geschichte von Frankreich, nämlich: 255 Aufsätze und Originalbriefe der Könige, Königinnen und Prinzen, von dem heil. Ludwig bis auf Ludwig XIV. in drei Bänden, worunter ein Schreibbuch des Letztern aus seinem Knabenalter; eine Sammlung von Briefen und Originalaufsätzen von den Königen Heinrich II. und Franz II.; 144 ähnliche von berühmten und merkwürdigen Männern aus den Jahren 1477—97, größtentheils an Ludwig XI. und Karl VIII. gerichtet; 205 meist eigenhändige Briefe von Katharina von Medici, von denen 62 an ihren Sohn Karl IX., 42 an Heinrich III., 59 an den Maréchal de Villeroi u. s. w.; Briefe und Depeschen von Katharina von Medici, als Regentin von Frankreich, an den Comte de Cizy, ihren Gesandten in Konstanz; 137 Briefe, Entwürfe und Instructionen von der Hand Karl IX., in zwei Bänden; 46 Briefe von dem Dauphin François, 1568—86; 80 Briefe und andere Aufsätze des Maréchal de Monluc, 1563—70; 200 Original-Staatsschriften aus den Jahren 1561—88; 353 eigenhändige Briefe Heinrich III., von denen 64 an die Königin, seine Mutter, und an Karl IX., seinen Bruder; 87 Briefe von François Duc d'Alençon, letztem Prinzen des Hauses Valois; 48 Originalbriefe von den Montmorency, darunter drei von dem Connetable und 14 von dem Marschall; 250 eigenhändige Briefe der Könige und Prinzen von Navarra und Bourbon, worunter 32 von Marguerite, Heinrich IV. Gemahlin; mehr als 600 handschriftliche und größtentheils Originalaufsätze und Briefe von Heinrich IV., nebst mehr als 300 Originaldepeschen an seine Gesandten in Rom, London und Venedig; über 300 Originalbriefe und Aufsätze Ludwig III., nebst den Depeschen seiner Gesandten und Staatsmänner, namentlich von Colbert, Richelieu, Mazarin u. A.; mehr als 2000 an den Kanzler Seguier gerichtete Staatsschriften, Berichte und Briefe von Gesandten, Ministern und den berühmtesten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit; endlich Schriften verschiedener Gelehrten, die in den Archiven der Bastille aufbewahrt waren, darunter einige Aufsätze von der Hand J. J. Rousseau's und 86 Briefe, Gedichte u. s. w. von Voltaire's eigner Schrift. Und dies ist beiweitem noch nicht alles Merkwürdige, was sich in dieser kostbaren Sammlung nur an Materialien zu Frankreichs Geschichte befindet. Rechnet man dazu noch eine sehr große Anzahl von Originalbriefen und Staatsschriften der Regenten und Minister von Portugal, Spanien, England und Schottland (darunter sieben von Maria Stuart), Savoyen, Italien (von Rom allein 95 Originalbullen und Breven vom 11. Jahrh. an), die Schweiz, Holland, Schweden, Dänemark, Polen und die Türkei, so wird man gestehen müssen, daß Petersburg, neben so vielen andern handschriftlichen, noch nicht zu Tage geförderten Reichthümern, einen leider! seit 30 Jahren noch immer unbenutzten, ja beinahe völlig unbekannten, Schatz von historischen Denkmälern besitzt, dem schwerlich irgend ein anderes Land etwas Ähnliches an die Seite stellen kann.

c. Im J. 1829 unternahm der Collegienassessor Strojew auf Veranlassung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften seine archäologische Reise durch das europäische Rußland. Bekanntlich sollten in Zeit von zehn Jahren so viel als möglich alle in den verschiedenen Archiven des Reichs verborgenen Hülfsmittel zur vaterländischen Geschichte, Diplomatik, Gesetzkunde u. s. w. erspähet werden. Bereist sind das nordöstliche Rußland und ein Theil des mittlern. Moskau zählt noch viele Archive, die bisher von Hrn. Strojew wegen Mangel an Zeit nicht benutzt werden konnten. Auch die petersburgischen Sammlungen alter Handschriften und Druck sind ihm unbekannt geblieben. Die Steppenländer Rußlands versprechen, da sie erst seit Kurzem bewohnt wurden, keine Ausbeute für die Alterthumswissenschaft. Wol aber bleiben noch Kleinrußland, Wolhynien, Lithauen und Weißrußland zu erforschen übrig. Die Hauptarchive, die durchsucht wurden, sind die Patriarchalbibliothek zu Moskau, die Büchersammlung der Sophien-Kathedrale in Nowgorod, die des Troizko-Sergijewschen Hauptklosters, des Ssolowezkisch-Kyrillowschen und des (wolokolamschen) Josephiklosters. Die übrigen Bibliotheken und Archive, welche mehr oder minder Beachtungswerthes lieferten, betragen der Zahl nach über 200.

Herr Strojew theilt alle schriftlichen Denkmäler der russischen Geschichte in eigentliche Urkunden und in historische Schriften. Die Reichs- und diplomatischen Urkunden sind zum Theil schon bekannt gemacht worden, sowol auf Veranlassung des gewesenen Reichskanzlers Grafen Rumjanzow, wie auch von Fürsten Schtscherbatow, Karamsin, Nowikow u. s. w.; die juridischen aber sind fast ganz unberührt geblieben, und doch ist ohne solche keine Kenntniß des Rechtszustandes in frühern Zeiten möglich. Die archäologische Expedition hat in zehn Foliianten gegen 3000 historisch-juridische Urkunden zusammengetragen, welche sich auf den Zeitraum von 1340—1700 beziehen. Die Herausgabe der historischen Schriften (Jahrbücher, Nachrichten, Sagen u. s. w.) erheischt strenge Kritik; denn ungeprüft dürfen Quellen dieser Art nicht benutzt werden. Auch die Kirchenschriften bieten ein reiches Feld zu vielfachen Forschungen dar. Die von Hrn. Strojew gelieferte Übersicht der Materialien zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Jurisprudenz bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts weiset den großen Nutzen der geordneten Sammlung nach. Der Druck derselben ist schon beschlossen.

Wenn doch alle noch unversehrt gebliebene Denkmäler der Geschichte und Literatur gesammelt und vereinigt würden! In den Hauptstädten nur gibt es Männer, die solche zu würdigen und für Forschungen zu benutzen verstehen. Dann erst würden erfahrene Archäologen im Stande sein, eine vollständige Sammlung der Quellen und Hülfsmittel zur vaterländischen Geschichte zu liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Einer der französischen Tagesromantiker, Auguste Ricard, hat in Verbindung mit Marie Aycard eine romantische Elegie, oder Sittenbild erscheinen lassen, unter dem Titel: „Comme on gâte sa vie". Die Sache ist pikant, und es läßt sich erwarten, daß das Buch in der Wintersaison der Leihbibliotheken Glück machen wird.

Von Romey's „Histoire d'Espagne", welche eine wesentliche Lücke in der französischen Geschichtschreibung ausfüllt, sind bereits 12 Lieferungen erschienen. Es kommt jede Woche eine.

Von den beliebten „Promenades d'un artiste" ist der zweite Band erschienen, enthaltend das Gemälde vom nördlichen Italien, der Schweiz und Tirol, mit trefflichen Zeichnungen nach der Natur von den englischen Künstlern Stanfield und Turner. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 34. — 3. Februar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Fragen wir nach dem Lohn, auf welchen die Arbeiter mit ihren Familien für ihre Subsistenz angewiesen sind, so antwortet man uns mit Durchschnittszahlen. Eins ins Andere gerechnet, erhält jedes Individuum in den Spinnereien etwa 10 Sh. 7½ P., im Baumwollengeschäft überhaupt etwa 9 Sh. 6 P. wöchentlich. Schade nur, daß mit diesen Zahlen auf der Welt nichts anzufangen ist. Der Lohn schwankt zwischen 2 und 35 Sh. Er verändert sich nach der Art der Beschäftigung und dem Verkaufpreis des fabricirten Artikels, sodann nach dem Werthe der individuellen Leistung, also nach Alter, Geschlecht, persönlicher Geschicklichkeit und Kraft. Zur Erforschung dieser Verhältnisse sind die Data sehr mangelhaft. Ist das Eine berücksichtigt, so ist das Andere desto bestimmter vernachlässigt. So sind in dem soeben erscheinenden Supplementband zu Richter's Übersetzung des M'Culloch (S. 91 fg.) nach Baines ein paar Tafeln von 225 Spinnereien in England, wo die Beschäftigungen angegeben sind, aber die Data über das Alter und Geschlecht fehlen, und von den Spinnereien in Glasgow, wo Geschlecht und Alter verzeichnet, aber die Beschäftigungen nicht unterschieden sind. Ein Auszug der letztern, weil sie doch noch am meisten Interesse hat, mag hier stehen.

Von 3770 männlichen Arbeitern sind 246 Knaben unter 11 Jahren mit 2 Sh. 3½ P. Lohn, 1169 zwischen 11 und 16 Jahren mit 4 Sh. 1¾ P., 736 sind von 16—21 mit 10 Sh. 2½ P.; nur von 215 (31—36 Jahr) erreicht der Lohn den höchsten Durchschnitt von 22 Sh. 8½ P. Unter 3844 Arbeiterinnen sind 155 Mädchen unter 11 Jahren mit 2 Sh. 4¾ P., 1125 von 11—16 Jahren mit 4 Sh. 8 P., 1240 (von 16—21) mit 7 Sh. 3½ P., und nur 81 (36—41) mit dem höchsten Satz von 9 Sh. 8¼ P.

Man sieht, in welchem Maße die niedrigen Sätze vorwalten. Wären die Beschäftigungen unterschieden, so würde sich zeigen, daß auch einzelnen Frauen bedeutend höherer Lohn bezahlt wird. Es ist wie bei allen feinern Artikeln; die beschränktere Concurrenz bringt höhere Preise für den Arbeiter als Belohnung, wie am Markt für die Waare. Und wer die Finger einer feinen Spinnerin gesehen hat, der begreift, daß für solche Leistungen die Concurrenz nur beschränkt sein kann, so lange der Fabrikherr nicht seine Spinnerinnen aus den Sälen des Herzogs von D. holen darf, wo, nach des Verfassers Beobachtungen (I, 17, II, 425), die zierlichsten Mädchen angetroffen werden. Aber was wird aus Denen, die nur concurriren können, wo Jeder fast ohne Vorübung das Gleiche leistet, und aus denen bei so manchem ausgedehnten Betrieb die große Mehrzahl sich zusammensetzt?

Die Handweber, 250,000 an der Zahl, führt man als abgesonderte Classe auf mit einem Wochenlohn von 6 Sh. 7 P. im Durchschnitt, und gibt zu (M'Culloch, Suppl., 88), daß sie zu den am schlechtesten bezahlten Arbeitern in Europa gehören. Hr. Fielden, ein Fabrikherr aus Todmorden, erklärte im Unterhaus (Mai 1833), der Lohn des Handwebers sei von 4 Sh. 6 P. auf 1 Sh. 3 P. gefallen. Ein Bild des Zustandes aber gewinnt man erst, wenn man die Sache von einer andern Seite her betrachtet und an den Unterhalt der Familien denkt. Das Folgende ist aus dem officiellen Bericht der Commissaire für das Armenwesen. In Preston waren 139 Familien, aus 634 Individuen bestehend, also 4—5 Personen (IV, 56) auf die Familie. Theils als Wochenlohn für Weberei, theils als Armengeld erhielten sie zusammen 73 Pf. St. 3 Sh. 3 P., also 10 Sh. 6¼ P. die Familie. Davon geht ab 2 Sh. für Arbeitsgeräth, Lichter und andere Ausgaben, die die Arbeit erfodert, 2 Sh. 6 P. Miethe (denn 3—6 P. mehr wird verlangt für ein Local, in welchem ein Webestuhl aufgestellt werden soll), 7 P. für Feuerung, 3 P. directe Taxen, bleiben 5 Sh. 2½ P. wöchentlich zur Nahrung und Kleidung für die Familie, oder etwa 1 Sh. 1 P. per Kopf. Freilich Baumwollenzeuch war wohlfeil zu kaufen; aber lebt denn der Mensch von Baumwollenzeuch allein? und Weizen stand auf 66 Sh. das Quarter! Um die Dürftigkeit zu würdigen, muß man den Maßstab der Armenverforgung zu Hülfe nehmen. Nach der Scala vieler Kirchspiele („Report poor law commiss.", S. 22 fg.) erhält eine Familie von 4 Personen Geld für 11 vierpfündige Brote wöchentlich; das würde nach damaligen Preisen 8 Sh. 6 P. wenigstens betragen haben; es würde bei jetzigen niedrigsten Preisen („Allg. Zeitung.", 26. Nov. 1835) 6 Sh. 5 P. betragen.

Wir springen keineswegs auf ein anderes, dem Ge-

Digitized by Google

genstand fremdes Gebiet über, wenn wir der Armenversorgung erwähnen. Nur zu genau war sie bis auf die letzte Zeit mit dem Sinken des Arbeitslohns verknüpft. Der Abschnitt, in welchem der Verf. das Armenwesen, wie es war und werden soll, erläutert, gehört zu den interessantesten Partien des Buchs (I, 160—205). Besonders verdienstlich ist es, daß der Verf. aus dem in Deutschland nicht genug gekannten Bericht der Armencommissaire viele schlagende Thatsachen und die Hauptzüge des alten und neuen Systems ausgehoben. So erwähnt er denn auch (I, 176), was hierher gehört, die allowance, die Zubuße aus dem Armengeld, zur Ergänzung unzureichenden Arbeitslohns. Die Misbräuche, die übeln Folgen, die aus diesem System entspringen, sind von der skandalösesten Art. Einige der sittlichen Folgen hat der Verf. zum Theil mit den Worten der abgehörten Zeugen dargestellt:

Das System der allowances, oder die Erhöhung willkürlich herabgesetzten Lohnes aus Armenkassen, machte nicht blos zuletzt die Zahlenden arm, sondern auch die Empfangenden faul, sorglos und sittenlos. Sie suchten alle Arbeit zu vermeiden, um als unbeschäftigt auf öffentliche Kosten zu leben, und wiederum nahm mancher Herr lieber einen faulen Arbeiter, den die Gemeine wenigstens zum Theil bezahlte, als einen fleißigen, freien Arbeiter, welcher keinen Zuschuß erhielt. Leichtsinnige Heirathen und völlige Gleichgültigkeit über die Versorgung der Kinder standen damit in nothwendigem Zusammenhange. — Die Wirkung der Beihülfen (allowances), sagte Herr Stuart, ist, alle Bande der Liebe zwischen Ältern und Kindern zu schwächen, wo nicht zu zerstören. Wenn ein Junge (und dies geschieht schon im 14. Jahre) für seine eigne Person und Rechnung von der Gemeindearmenkasse Geld empfängt, so mag er fernerhin mit seinen Ältern zusammenwohnen; aber er gibt seine Einnahme nicht her zu gemeinsamen Bedürfnissen, sondern kauft sich selbst Brot und Speck und verschlingt es für sich allein. Die widerwärtigsten Zänkereien entstehen aus wechselseitigen Beschuldigungen des Diebstahls, und da das Kind weiß, es werde von der Gemeinde ernährt, so hat es keine Anhänglichkeit mehr an die Ältern. Nicht minder sind die Ältern durch und durch erniedrigt und entsittet, sorgen auf keine Weise für ihre Kinder, sondern verlassen sich auf die Armensteuer und thun ihr Möglichstes, jenen keine Beschäftigung zu verschaffen, aus Besorgniß, daß es der Aufseher erfahren und die Beihülfe vermindern möchte.

Der ungeheuere Verlust an Geld (bezeugt Hr. Cowell) verschwindet als unbedeutend im Vergleich mit den furchtbaren Wirkungen, welche dies System auf das Glück und die Sittlichkeit der niedern Classen ausübt. Es ist ebenso schwer, dem bloßen Leser einen klaren und der Wahrheit gemäßen Eindruck über die Macht und Heillosigkeit dieses Übels zu verschaffen, als durch irgend eine noch so lebhafte Beschreibung einen angemessenen Begriff von den Schrecknissen einer Pest oder eines Schiffbruchs hervorzubringen. Man muß mit Armen umgehen, Armenhäuser besuchen, deren Bewohner ausfragen, den Zahlungen der Armengelder beiwohnen, um irgend eine Einsicht zu gewinnen, welch eine sittliche Erniedrigung aus dem jetzigen Verfahren hervorgeht. Man muß hören, wie der Arme droht, er wolle Weib und Kind verlassen, wenn man ihm nicht mehr Geld bewillige, er wolle seine alte bettlägerige Mutter zum Hause hinauswerfen oder vor die Thüre des Aufsehers hinlegen, bis man ihn dafür bezahlt, daß er für sie sorge u. s. w.

Die nächste Folge für das Manufacturwesen ist, daß in manchem Geschäft durch solchen localen Misbrauch der Markt auf unerhörte Weise verderbt wird. Die Strumpfweberei scheint besonders dadurch afficirt zu sein. Es ist nicht möglich, wenn man ordentlichen Lohn bezahlt, mit einem Meister zu concurriren, der nur den halben Lohn gibt, für die andere Hälfte das Kirchspiel sorgen läßt und seine Preise darnach stellt. Es ist sogar vorgekommen, daß Meister ihren Leuten falsche Zeugnisse ausgefertigt haben, um sie in Stand zu setzen, unter der Firma eines Minimum von Arbeitslohn mehr Armengeld in Anspruch zu nehmen („Report", 74—76).

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland.

(Beschluß aus Nr. 11.)

d. Herr Dubois de Montpereux theilt aus seiner Reise nach dem Kaukasus einen sehr lehrreichen doppelten Bericht über Ruinen von Kirchen und Schlössern, Überbleibsel von denkwürdigen Örtern und Grabhügeln mit, begleitet von anziehenden Nachrichten über eine ansehnliche Sammlung von griechischen, armenischen und georgischen Inschriften und verbesserten Zeichnungen und Karten. Auf den weitern Wanderungen unweit Sympheropol entdeckte man in den Gräbern Skelette, die dünne kupferne Halsbänder trugen, ähnlich denjenigen, welche man in den alten Gräbern von Scythen, Lithauern u. a. findet. Auf diese Halsbänder hatte man zur Verzierung große Perlen von allen Arten, von sieben bis zehn Linien Länge aufgereihet. Die meisten waren aus buntem Glase ineinander gewunden, andere waren von blauem oder grünem Teig, wie man sie in Ägypten verfertigte, der Länge nach gerinnt und gut erhalten. Jeder Todte trug auf der Brust als Talisman einen kleinen liegenden ägyptischen Löwen, oder einen ägyptischen Scarabäus aus demselben Teig wie die besagten Perlen. Diese Scarabäen sind ganz wie diejenigen, welche man in so großer Menge in den Sammlungen findet: sie sind durchstochen, um an einem Metalldraht getragen zu werden. Auf der wie ein Petschaft geformten Rückseite sieht man das Sinnbild der ägyptischen Schlange in der Lage der heiligen Schlange, welche man auf der Stirn der ägyptischen Gottheiten anbrachte. Arme und Beine waren mit kupfernen leicht gearbeiteten und wenig verzierten Spangen geschmückt. Auf dem Haupte und auf der Brust fanden sich Kettchen von allen Sorten kleiner Perlen; die meisten waren von Glas und hatten die zierlichsten Formen, die man sich denken kann, andere aus Gagat glichen kleinen Walzen, kleinen Birnen u. s. f., noch andere waren von Agath, von Bernstein, von Chalcedon. Auch wurden entdeckt echte Perlen, die aber sehr stark oxydirt waren. Man hatte neben die Leichname ein eisernes Schwert, ein eisernes Messer und einige Pfeile gelegt, deren ebenfalls eiserne Spitzen den kupfernen, welche man auf den Trümmern von Olbia am Bug fand, ähnlich waren. Ein Schlüssel, eine Nadel und eine kupferne Fibula waren gar nicht verschieden von denjenigen, die man unter griechischen oder römischen Trümmern antrifft. Der einzige Gegenstand von Töpferarbeit war ein grober, sehr massiver, nicht glasirter einhenkeliger Krug von sieben Zoll Höhe, welcher mit den prächtigen, geschmackvollen etruskischen, welche man zu Panticapäum verfertigte, durchaus keine Ähnlichkeit hatte. Alles läßt vermuthen, daß die hier begrabenen Personen Krieger waren. Etwa zwei bis drei Fuß über ihnen in demselben Grabhügel hatte man eine Frau beerdigt; sie war ebenfalls mit kleinen Perlen und kupfernen Spangen geschmückt, neben ihr lag ein runder Spiegel von Kupfer mit eiserner Handhabe und Bruchstücke einer Schale von etruskischer Arbeit. Die Erde, welche unmittelbar den Körper umgab, war voll grober Splitter von Feuerstein. Diese Gräber sind wahrscheinlich in die Zeit zu versetzen, wo die Römer nach Mithridates' Tode den tauriſchen Chersones und den Bosporus sich tributpflichtig machten, d. h.

Digitized by Google

in die letzten Jahre vor Chr., aber in den Anfang unserer Zeitrechnung. Schon waren eiserne Waffen und sogar eiserne Pfeilspitzen allgemein gebräuchlich. Damals durchzogen jene fanatischen ägyptischen Priester das ganze Reich, überall ihre ägyptischen Mysterien nachschleppend, womit sie zuweilen den Zorn der Imperatoren erregten. Der Bernstein, welchen man von Preußens Küste kommen ließ, war nicht mehr selten; welche Menge desselben bezog nicht Nero! Der Geschmack an musivischer Arbeit verbreitete sich bis in Germaniens oder Helvetiens Wälder. Wie dem auch sei, merkwürdig bleibt es, die Fibula eines römischen Mantels, den Schlüssel eines griechischen Kästchens, den Scarabäus Ägyptens, den Bernstein vom baltischen Meere, den Gagat von Kolchis, das Halsband und die Spangen des Skythen — alles das bei derselben Person in einem Grabe der alten Stadt des scythischen Königs Skilurus angehäuft zu finden.

e. Ein günstiger Zufall hat — so erfahren wir aus einem andern Berichte — in der Umgegend der Stadt Kertsch zu einem reichen antiquarischen Funde verholfen. Bei der Arbeit an einer neuen Chaussee, die eben jetzt von Kertsch nach Jenikale geführt wird, ist ein unansehnlicher Grabhügel durchschnitten und in diesem drei Gewölbe entdeckt worden. Nach Eröffnung derselben fanden sich folgende Sachen. Im ersten (das schon angegriffen gewesen) nur ein von Rost zerfressenes Schwert, keine Knochen noch sonst etwas; wahrscheinlich war hier schon früher das Werthvolle verschleppt; im zweiten ein männliches Gerippe, auf dessen Haupte ein goldener Kranz von Lorberblättern, ein goldener doppelter Bracteat, auf dessen beiden Blechen Köpfe, eine thönerne Urne, ein Arschin hoch mit Asche, ein verrostetes Schwert und Lanzeneisen; im dritten ein weibliches Gerippe, auf dessen Kopf ein goldblecherner Lorberkranz, zwei Zoll lange, goldene Ohrgehänge, ein filigrangold halbzollbreites Halsband, dessen unterer Rand mit lanzenförmigen Spitzen besetzt, zwei vier Zoll lange goldene Brustnadeln mit Köpfen, wovon die eine mit drei Goldkettchen versehen, eine große goldene Bulla als Gürtelschloß, worauf ein Mercurkopf; außerdem lagen viele kleine Goldbleche, von der vermoderten Kleidung abgefallen, umher, auf welchen Weinreben mit daran hängenden Trauben abgedrückt; ferner mehre Reihen Goldperlen, davon die größern von Erbsengröße, facettirt, andere als kleine längliche durchbohrte Röllchen, dazwischen kleine goldene Blümchen, aus denen bemerkbar der Schmelz herausgefallen; zwei Siegelringe von Gold, der eine sehr massiv, mit einem Karneol, worauf ein Kopf, der andere enthält einen sehr drehenden Karneol, der als liegender Löwe geschnitten ist. Außerdem ein nicht gefaßter, oder aus der Fassung gefallener Karneol, auf dem zwei Eulen, eine Goldmünze Philipp's von Macedonien, ein verrosteter Metallspiegel, eine thönerne Urne, ein Arschin hoch, eine thönerne ⅔ Arschin im Durchmesser haltende Schale mit Deckel; Fragmente einer knöchernen Flöte.

f. Aus einem Briefe des Hrn. von Hilmersen über eine naturwissenschaftliche Reise in den Altai werde eine kurze Beschreibung einer Excursion in den südlichen Theil des Gebirges in nachstehenden Zeilen hier mitgetheilt. „Der Tag war wunderschön, die Aussicht auf das Hochgebirge in Ost und Südost prachtvoll, wie in der Schweiz; ich sah zum ersten Male den Altai in seiner Herrlichkeit, und nachdem ich wieder herab ins Thal gestiegen war, hatte ich keine Geduld länger darin zu bleiben, ich ließ das Gepäck im Wagen zurück, befuhr in der Eile die Gruben und deren Umgebung, verproviantirte mich und ritt, von einem Kosacken, einem Dolmetscher und Wegweiser begleitet, in östlicher Richtung fort, anfangs in der Absicht, drei bis vier Tagereisen ins Gebirge vorzudringen und dann nach Riddersk zurückzukehren. Es kam aber anders. Schon auf der zweiten Tagereise erstieg ich einen Berg von mehr als 7000 Fuß Meereshöhe, der nur wenige Werst von meinem Wege auf dem Westende des Cholsungebirges lag. Sein Gipfel war mit frischgefallenem Schnee bedeckt, von dem die Sonnenstrahlen in den Mittagsstunden zurückgeworfen eine fast drückende Hitze erregten, obgleich das Thermometer im Schatten der Felsen 2° R. Kälte zeigte. Wir waren aber an jenem Tage nicht die einzigen Besucher dieser Höhe, denn der Schnee zeigte frische Spuren eines Bären, eines Zobels, eines Eichhorns und einer wilden Katze, eine zahlreiche Gesellschaft von Eingebornen dieser Gegend, die hier eben irgend ein Vergnügen gesucht hatten. Aber welch ein Anblick von diesem Berggipfel! Das ganze Gebirge lag in seiner Majestät vor mir aufgeschlossen, mit den schönsten Schneegipfeln, von den herrlichsten Farben, mit den interessantesten Umrissen, großartig und imposant. Ich ritt nun weiter nach Ujmon, welches ich am fünften Tage erreichte; dies ist eines jener interessanten Dörfer des Inner-Altai, die von begnadigten Sträflingen und Räubern im Anfange dieses Jahrhunderts angelegt wurden. Jetzt leben nur wenige Greise, die zu den Gründern dieser Ortschaften gehören. Fanatismus und Liebe zur Unabhängigkeit trieb sie aus den Silbergruben in jene Wildnisse, die sie viele Jahre lang bewohnten, von Jagd, Raub und Ackerbau lebend. Jetzt lebt in diesen Dörfern ein kühnes, aber friedliches, wohlgesinntes Volk, das Jagd, Ackerbau und Handel mit China treibt, nämlich mit den chinesischen Grenzposten an der Buchtarma und dem Narym. Besonders haben mir die Einwohner von Ujmon gefallen und vor Allen mein Begleiter von Ujmon nach Fykala, Ognew mit Namen. Denke dir einen Menschen von ansehnlicher Länge, breitschultrig, mit starkem Haupthaar und kurzem krausen Bart, schönem kräftigen Gesicht, gekleidet in einen Rock von Rehfellen, mit einem hohen spitzen Filzhut bedeckt, wie ihn die Tiroler tragen, bewaffnet mit einem großen Messer und einer ungeheuern Gabelflinte, auf einem tüchtigen muthigen Pferde reitend, und du hast meinen Führer Ognew, einen kindlichen gefälligen Menschen, der den wildesten Inner-Altai bis weit nach China hinein wie das Innere seines Hauses kennt, und der mit jeder Gefahr so vertraut ist wie mit seiner Kraft und seinem Gewehr. Nach zwei Tagen brach ich auf. Unser Weg ging gerade nach Süden, aus dem schönen fruchtbaren Thal der Katunja auf den hohen Cholsun. Nach wenigen Stunden waren wir schon in der Nähe des ewigen Schnees, eine Höhe, von der wir nur selten in die Thäler einiger Flüßchen hinabstiegen, um an ihnen unser Nachtlager aufzuschlagen, oder, wenn wir hinübergeritten waren, auf der andern Seite wieder einen andern hohen Paß zu ersteigen, von dem sich die erhabene Aussicht auf das wildeste schneebedeckte Gebirge erneuerte. Hier sah ich alle Wunder der schweizer Hochgebirge, nur keine Gletscher wieder. Die zweite Nacht brachte ich an einem See zu, der noch auf keiner Karte steht, weil ihn noch kein Reisender besucht hat, und dessen Schönheit ich dir nicht genug preisen könnte. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, ich konnte mich aber unmöglich von dem herrlichen Anblick trennen, und befahl, mein Zelt an dem Ufer bei einer verlassenen Fischerhütte aufzuschlagen, griff sogleich, noch auf dem Sattel, nach dem Zeichenbuche, das auf des Kosacken Rücken hing, stieg ab und zeichnete bis zum Sonnenuntergang. Was dieses Gebirge von den schweizer und den tiroler Alpen unterscheidet, ist die Thalbildung und die Vegetation der Thäler, hier vollkommen nordisch und dort voller Wallnußbäume, Pflaumen, Kirschen-Alleen und Weingärten."

g. Schließlich aus einer neulichen Reise durch Altfinnland eine Wanderung von Wiborg, der Hauptstadt, aus nach dem 60 Werst entfernten Imatra.

„Imatra! Dieser Wasserfall ist gewiß der schönste des Nordens. Der Trolhättafall im südlichen Schweden, gegen welchen doch der Rheinfall ein Kind sein soll, kommt dem Imatra nicht gleich. Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir, nachdem wir in der äußersten Frühe aus der genannten Stadt abgereist waren, auf der mit dem Wasserfall gleichgenannten Poststation Imatra an, hart an welcher einer der Hauptfälle liegt, der andere ist aber davon zwei gute Werst entlegen."

„Schon in der Entfernung einer deutschen Meile vernahmen

Digitized by Google

wir ziemlich deutlich das durch seinen Fall erregte dumpfe Geräusch, das einem in der Ferne brausenden Gewitter glich. Die hiesigen Bauern versicherten mir, man spüre zur stillen Nachtzeit den Fall auf eine Entfernung von 15 und mehren Werften durch einen dumpfen Widerhall und ein merkliches Beben des Bodens. Je näher wir ihm kamen, desto vernehmbarer ward sein Brausen, und mit einer nicht zu verleugnenden Beklemmung in der Brust nahten wir uns diesem majestätischen Naturschauspiele. Schon befand sich unser Wagen vor ihm — denn der obgedachte Fall liegt nur eine Viertelwerst vom Fahrwege ab —, schon betäubte sein entsetzliches Getöse unsere Ohren und noch immer sahen wir ihn nicht: kleines, ihn von dieser Seite umgebendes Gesträuch benahm uns seinen Anblick. Ungeduldig sprangen wir aus dem Wagen, liefen zu dem gefürchteten, dennoch so ersehnten Orte hin, stiegen die zu dem Fall hinführende sehr bequeme Treppe von einigen 80 Stufen hinunter, hockten nun an einigen der vielen großen Steine, die den äußersten Rand umgeben, nieder und befanden uns gleichsam mitten unter den sich schäumend um und neben uns werfenden Wellen, von denen mehre unsere Kleider ganz benetzten."

„Länger denn eine halbe Stunde verbrachte ich völlig gedankenlos, von starrem Entsetzen ergriffen, in dieser Stellung; denn die Masse von verschiedenartigen Gefühlen, die mich bei dem Anblick dieses erhabenen Schauspiels von außen unaufhörlich bestürmten, war so groß, daß ich mich von diesen Eindrücken ganz eingenommen fühlte und unfähig war, weder etwas Regelmäßiges zu denken, noch meine Ideen zu associiren. Endlich hatte ich mich wieder gefaßt, meine Augen fingen mir vom langen Hinstarren nach dem einen Gegenstande zu schmerzen an, meine Neugierde war befriedigt. Ich versuchte darauf einigermaßen eine Zeichnung von dieser imposanten Scene zu entwerfen, griff in dieser Absicht einige Male nach Papier und Bleistift, konnte aber immer nicht auf einen festen Punkt dieses großen Naturgemäldes mich fixiren, konnte keinen Plan für meine Zeichnung gewinnen, wo ich alle diese in der Natur auf eine große Fläche hin und her geworfenen Schönheiten in einem vereinten Tableau darstellen konnte, es schien mir Alles reizend, Alles zauberhaft zu sein. Ich gab also dieses Unternehmen auf und ging darauf mehre Male das steinige Ufer des Imatra auf und ab, um so viel als möglich ein treues Bild von seiner ganzen Örtlichkeit meinem Gedächtniß einzuprägen; in dieser Absicht fixirte ich genau den Lauf des Flusses ober- und unterhalb des Falles, beschaute die Menge an demselben herumliegender Steine, von denen einige wie wahre Misgestalten aussahen, andere aber durchs Wasser sehr regelmäßig geformt waren."

„Die Einwohner theilten folgende Nachrichten über Imatra mit: Im Finnischen heißt dieses Wort Wasserfall, daher ihm die Nationalen diesen Namen beilegten, den er auch in der Folge behielt. Der Fluß Woksicha, der hier mehre ansehnliche Wasserfälle bildet, entspringt unfern von diesem Punkte aus dem großen, wasserreichen Saimasee, der als der Centralpunkt aller finnischen Binnengewässer angesehen wird. Die Woksicha durchströmt mehre Kreise der Provinz und ergießt sich nach einem Laufe von 800 Werften bei Kerholm in mehren Armen in den Ladogasee, noch bei der Mündung mehrere Fälle bildend. Ihre Strömung ist, wie die fast aller finnländischen und schwedischen Flüsse, überaus reißend. In ihrem Laufe ist sie reich an Wasserfällen, indem sie ihre Richtung oft plötzlich durch zwei einander gegenüberliegende Felsmassen nimmt, durch deren Steingründe, welche sich ihrem Laufe entgegenstemmen, sie gewaltsam ihr Bett bahnt und so Fälle von der imposantesten Höhe bildet. Das ist namentlich bei Imatra, 200 Werst von Petersburg entlegen, der Fall. Sie stürzt sich hier an drei verschiedenen Punkten in Felsgründe und bildet dadurch Fälle, die zu den größten und berühmtesten in Nordeuropa gehören. Die so reiche Wassermasse, die keinen hinlänglichen Raum für ihre Aufnahme und freie Strömung findet, noch mehr aber der ungleiche, mit ungeheuern Felsstücken belegte Boden machen den Lauf der Woksicha bei Imatra zum tobendsten und ungezähmtesten. Man glaubt, der Felsberg, durch dessen Klüfte sie sich hier drängt, sei schon vor undenklichen Zeiten von ihr durchbrochen worden. Grade aus dem wasserreichen Saimasee kommend, suchte sie sich einen Weg zu bahnen, stürzte sich in diese Felsklüfte, höhlte sich in ihrem Grimmgrunde verschiedene Behälter und Rinnen aus, ließ an andern Stellen Steinhaufen nach, die sie zu zerstören nicht vermochte. Letztere bilden jetzt das einzige Hinderniß, das den Fluten zu bekämpfen übrig bleibt, in welchem rastlosen Kampfe sie unaufhörlich ihre Anstrengungen erneuern, und grade das Chaos dieses ewig wildtobenden Elements gewährt uns die über alle Schilderung erhabene Darstellung dieses imposanten schönen Naturgemäldes, das sich nur sehen und fühlen, nicht aber beschreiben läßt. Gegen eine Viertelwerst lang sieht man auf diesem Punkte die Woksicha sich rastlos und mit entsetzlichem Gebrause gegen die Felsmassen stürzen, von ihnen zurückgeworfen werden, immer aber wieder mit erneuerter Wuth gegen sie anbrängen. Dieser ganze Raum ist mit einem dichten Nebel in Gestalt einer in den Lüften schwebenden Florhülle oder einer durchsichtigen Staubwolke bedeckt, der, je nachdem das Licht darauf reflectirt, verschiedenartige Gestalten annimmt. Brechen sich die Sonnenstrahlen in horizontaler Richtung auf die Wasserhügel des Imatra, so gewinnt dieser Nebelflor eine anziehend schöne Gestalt; dies ist vornehmlich der Fall, wenn nach einem bewölkten Himmel die Sonne plötzlich aus dem Gewölk bricht und ihre Strahlen die Silberwellen zu vergolden beginnen. Das imposanteste Schauspiel aber gewährt Imatra bei Sonnenuntergang und während des Mondscheines: dann bilden sich in seinen Fluten die verschiedenartigen Farben des Regenbogens, die grotteskesten Figuren erzeugend, welche sich untereinander gleich Meerungeheuern zu bekriegen scheinen."

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser im europäischen Norden so merkwürdige Wasserfall, wie auch andere in wilder Einsamkeit hehr prangende Naturschönheiten Finnlands, an denen diese Provinz so reich ist, mehr von wißbegierigen Fremden, zumal aber von den ihm so nahe liegenden Bewohnern Petersburgs besucht würden. *) Ant. Th. Hartmann.

Notizen.

Zwei türkische Grabmäler, das eine mit einem schönen Basrelief, das einen Palmbaum vorstellt, das andere mit noch künstlichern Verzierungen und einer arabischen Inschrift, sind aus Griechenland an das Museum von Toulouse gesandt und diesem von dem Obristen Barthélemy zum Geschenk gemacht worden. Sie sind bereits in einer der Galerien aufgestellt.

Man hat neuerlich eine neue Art von Harpunen zum Wallfischfang erfunden. Das Eisen dieses neuen Harpuns hat inwendig eine kleine Höhlung, in welcher man eine kleine Phiole von dünnem Glas befestigt, mit acidum hydrocyanicum gefüllt. Das ungeheure Thier, einmal verwundet, entflieht mit der größten Schnelligkeit, aber das Seil, an dem der Harpun befestigt ist, wird durch diese Anstrengung dergestalt angezogen, daß durch die Widerstandskraft die Phiole zerbricht. Der Inhalt derselben bringt nun in das Blut des Wallfisches und tödtet ihn in kurzer Zeit. Gelänge, wie man nicht bezweifelt, der Versuch mit diesem neuen Instrument, so würde das Geschäft der Wallfischfänger in Zukunft um ein Großes an Gefahr verlieren. H.

*) Es folgt nächstens die Fortsetzung dieser Mittheilungen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 35. — 4. Februar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Doch wenden wir uns von den Scenen der Dürftigkeit und der begleitenden moralischen Versunkenheit zu dem Stande des besser bezahlten, unabhängigen, fleißigen Arbeiters und seiner Familie. Das wird auf allen Seiten zugegeben, daß die wirkliche Höhe des Arbeitslohns nicht nach dem Nennwerthe der Summe Geldes, die er empfängt, zu beurtheilen ist, sondern nach der Quantität und Qualität der Lebensbedürfnisse, die er dafür eintauschen kann; oder, in den Worten des Verf., daß der Zustand des Arbeiters nicht allein von seiner Einnahme, sondern ebenso sehr von seiner Ausgabe abhängt. Sehen wir nun zu, wie es mit der berühmten Wohlfeilheit bestellt ist. Die folgende Tafel (Wade, „Hist. of the middle and working classes", S. 545) zeigt nicht nur die Preise im Jahr 1833, sondern auch wie viel jeder einzelne Artikel durch Taxen oder durch das Monopol der Producenten und Verkäufer (Landeigenthümer, ostindische Compagnie) vertheuert war; der Bedarf ist für eine Familie mit vier Kindern berechnet:

	Preis	Taxe u. Monopol.
5 Gallons Brot	7 Sh. 6 P.	2 Sh. 6 P.
3 Pfd. Speck à 7 P.	1 = 9 =	— = 7 =
2 Pfd. Butter à 10 P.	1 = 8 =	— = 6½ =
2 Pfd. Käse à 6 P.	1 = — =	— = 3 =
Thee	— = 9 =	— = 6 =
Zucker	— = 7 =	— = 3½ =
Bier, 7 Quarts à 2 P.	1 = 2 =	— = 7 =
1 Bushel Steinkohlen	1 = 2 =	— = ¼ =
3 Bündel Brennholz	— = 9 =	— = — =
½ Pfd. Seife	— = 4 =	— = 2¼ =
½ Pfd. Lichter	— = 4 =	— = — =
	16 Sh. 8 P.	5 Sh. 5½ P.

Demnach beträgt die künstliche Vertheuerung beinahe ⅓ des gesammten Bedarfs. Im J. 1762 hatte sie nach einer ähnlichen Tafel nur 1/36 betragen. Doch hatte schon Pitt geäußert, ⅗ des Arbeitslohns fallen der Schatzkammer anheim, und Bulwer berechnet, daß der Arbeiter, der 12 Sh. Wochenlohn erhält, in sechs Jahren 62 Pf. St. 3 Sh. an indirecten Taxen entrichten muß. Charakteristisch ist überhaupt für das Princip der englischen Besteuerung, daß (nach Sir Henry Parnell's Schätzung) von 50 Millionen Steuern die höhern Classen nicht mehr als sechs bezahlten. Ueberall verräth sich der überwiegende Einfluß, den die Landeigner auf die Gesetzgebung übten. So ward bekanntlich die Grundsteuer 1798 permanent erklärt nach einem alten sehr niedrigen Anschlag. Sie sollte 2,000,000 Pf. St. einbringen, bringt aber nur etwa 1,184,500 Pf. St. Nach dem Verhältniß dieser Steuer zur Grundrente, sowie es in den meisten Ländern des Continents feststeht, müßte sie etwa 12 Millionen bringen („Westminster review", XLI, 85). So läßt sich auch von der Haus- und Fenstersteuer mit nichten sagen, was ihre Vertheidiger beim Verf. (II, 520) behaupten, sie treffe den Reichen stärker als den Armen. Das Steigen der Sätze ist dort zwar angeführt, nicht aber das Fallen, nachdem das Maximum erreicht ist. Allerdings bezahlen 40 Fenster 7 Sh. 5 P. jedes, aber 44 bezahlen nur 6 Sh. 6¾ P., 100 nur 5 Sh. 10½ P., 180 nur 1 Sh. 6 P. Also der Eigner eines Palastes bezahlt für sein hunderteinundachtzigstes Fenster nur den dritten Theil der Taxe, die der Mann mit acht Fenstern, sobald er ein neuntes braucht, erlegen muß. Und die Haussteuer! Ein offener Laden in Regent-Street, 21 und 75 Fuß, beschworener jährlicher Werth 400 Pf. St., bezahlt 56 Pf. 13 Sh. 4 P.; Stowe, der Landsitz des Herzogs von Buckingham, Hauptfronte 916 Fuß lang, angegebener jährlicher Werth 300 Pf. St., bezahlt 42 Pf. 10 Sh.; Northumberland-House bezahlt für den Quadratfuß 4½ P., und der Laden des Gewürzkrämers im nächsten Hause für den Quadratfuß 7 Sh. So consequent ist Alles darauf angelegt, die arbeitende Classe und die Leute von mäßigem Einkommen, also die große Mehrzahl, zu jeder Art von Leistungen herbeizuziehen, daß man herausgerechnet hat (im „Metropolitan", Juliheft 1835), wie ein londoner Bürger mit 200 Pf. St. jährlichem Einkommen auf mannichfachen, indirecten Wegen über 80 Pf. St. Abgaben entrichtet.

Kehren wir zu dem Arbeiter zurück, der mit seiner Frau und vier Kindern nach der obigen Tafel 16 Sh. 8 P. wöchentlich für Lebensbedürfnisse ausgibt, die er ohne künstliche Vertheuerung um ⅓ wohlfeiler haben könnte. Wird man uns etwa die Ermäßigung entgegenhalten, die

Digitized by Google

in diesem Augenblick im Hauptartikel, im Brotpreise, eingetreten ist? Die Berechnung ist für 1833; entsprach damals vielleicht den höhern Getreidepreisen ein so viel höherer Arbeitslohn? Überhaupt muß man sich über die Bedeutung der jetzigen Wohlfeilheit keine Illusion machen. Ganz richtig sagt der Erntebericht in der „Allg. Zeitung" (26. Nov. 1835):

Die gesegneten Ernten kümmern sich wenig um Getreidegesetze und die Natur zeigt auch hier, wie nichtig alle künstlich ersonnene Pläne gegen ihre Kraft erscheinen: .... Trotz jenes Monopols bekommen wir jetzt für unser Geld eine fast ebenso große Quantität Brot als auf dem Continente.

Das ist eben die Hauptsache: trotz der Gesetzgebung, sehr gegen ihre Absicht ist einmal ein erträglicher Zustand eingetreten. Erträglich für die Consumenten. Das Monopol der Landeigner, sofern es gegen diese gerichtet war, hat seinen Stachel eingebüßt; aber es hat ihn jetzt gegen die Producenten gerichtet, gegen die Landbauer, denen bei gleich hoher Rente grade diese niedrigen Getreidepreise ein Verderben sind. Darum kein Wort für das scheußliche Monopol. Die Thaten des Egoismus, welche Classe sie nun verletzen, auf wessen Kosten sie sich geltend machen mögen, sie führen einen Fluch mit sich, den selbst der Segen der Natur nicht ganz gewendet hat. Und wie lange mag die Erleichterung dauern? Man braucht nicht einmal an künftige Jahre des Miswachses zu denken, sondern nur sich zu erinnern, daß unter der Gesetzgebung, die heute besteht, noch im März 1835 der Weizen in London 86 Procent theuerer war als hier in Hamburg („Times" 25. März 1835). In ähnlichem Sinne scheint auch der Verf. in dem Abschnitt: „Über die Interessen des Ackerbaues" (I, 558—599) die Sache zu nehmen, wenn er sagt (I, 596):

Die Korngesetze sind in diesem Augenblick, wo die Preise des festen Landes und Großbritanniens fast gleich stehen, völlig unbedeutend, und man sollte diesen Zeitpunkt nicht vorübergehen lassen, sich einem natürlichen Zustande zu nähern, bevor in einem Nothjahre das ganze System mit Gewalt zerbrochen wird.

Indessen nehmen wir Rücksicht auf die gegenwärtige Wohlfeilheit. Bringen wir sie in höhern Anschlag, als sie verdient. Die 16 Sh. 8 P. begreifen zwei Artikel nicht in sich: Hausmiethe und Kleidung. In Betracht der Wohlfeilheit des Brotes und anderer Lebensbedürfnisse (alle Ehre dem wohlfeilen Baumwollenzeuch!) sollen Hausmiethe und Kleidung für 6 Personen in den 16 Sh. 8 P. mitinbegriffen sein. Was dann? Der Durchschnittslohn aller Arbeiter im Baumwollengeschäft ist 9 Sh. 6 P.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der Nennwerth des Arbeitslohns sei viel höher in den Vereinigten Staaten als in England. Die Differenz beträgt vielleicht 8—10 Procent, mehr nicht (Carey, S. 93—95). Der wirkliche Lohn ist bedeutend höher; die Abzüge durch Taxen, Monopole, die künstliche Vertheuerung ist viel geringer; durch die Verhältnisse begünstigt, durch die Gesetzgebung nicht benachtheiligt, gewinnt der Arbeiter in den Vereinigten Staaten durch die Arbeit von 11 Tagen so viel Güter als der in England durch die Arbeit von 16 Tagen (Carey, S. 223 fg.).

Versichert man uns bei alle Diesem noch immer in ganz allgemeinen Ausdrücken, wie auch der Verf. es wiederholt (II, 356), daß der englische Arbeiter besser genährt, gekleidet, im Häuslichen besser eingerichtet ist als alle andere, so mag, um den Eindruck zu vollenden, auf eine gar merkwürdige Tabelle verwiesen werden, die den englischen Arbeiter (zunächst den im Landbau beschäftigten) nicht mit denen des Continents, sondern mit einigen Classen seiner Landsleute vergleicht. Es handelt sich um die Proportion solider Nahrung, die Jedem nach seinem Erwerb oder seiner Versorgung zukömmt (Carey, S. 147).

Der Arbeiter, der sich und die Seinen ernährt, hat	122 Unzen.
Der Soldat	168 "
Der eingezeichnete Arme durch Erwerb und Armengeld oder Armengeld allein . .	151 "
Der auf Verdacht hin eingesteckte Dieb	181—203 "
Der überwiesene und verurtheilte Dieb .	239 "
Der transportirte Dieb	330 "

Gewiß, im Gefolge von so vielem Elend, von solchen Verkehrtheiten ist Englands industrielle Entwickelung mit allen ihren bewundernswürdigen Resultaten nicht als unbedingtes Zeichen, nicht als Ursache noch als Wirkung nationeller Prosperität zu betrachten. Aber soll man sie darum als Quelle des Elends bezeichnen? Soll man die Maschinen zerschlagen und den Zustand zurückwünschen (denn zurückführen könnte man ihn jetzt nicht mehr, selbst wenn Verblendung oder Roheit des Willens dazu vorhanden wäre), den Zustand der langsamen Production, der vereinzelten Handarbeit, der vieljährigen Übung, des kümmerlichen Fortschreitens? Aber die Maschinen, weit entfernt, eine arbeitslustige Bevölkerung zum gezwungenen Müßiggang zu überweisen, haben vielmehr die Arbeitsfähigen jeden Alters und Geschlechts zur Thätigkeit herbeigezogen. Wenn eine bestimmte Classe von Arbeitern mit ihren Fertigkeiten plötzlich verdrängt worden, so war dies vorübergehend, es war den Maschinen mit jeder neuen Erfindung gemein, es fand in andern Zweigen menschlicher Anstrengung ohne alle Beziehung auf Maschinen statt, z. B. beim Landbau durch die veränderte Lage der Dinge nach den Kriegsjahren, und dafür hat jeder Gewerbszweig sich erweitert, beschäftigt jetzt im Vergleich mit früherer Zeit, mehr Menschen als bei Zunahme der Bevölkerung erwarten läßt. Dem Verf. hat sich diese Ueberzeugung besonders lebhaft aufgedrängt beim Besuch der großen Kohlenwerke von South-Durham mit ihren Dampfmaschinen (II, 351):

Der Aberwitz aller Widersprüche gegen die Maschinen liegt hier sonnenklar in die Augen, und es ist mit mathematischer Schärfe zu beweisen, daß ohne jene neuen Kräfte und Hülfsmittel Tausende von Menschen gar nicht leben könnten, die die Bevölkerung gewachsen und mehr als Ein Gewerbszweig erst neu entstanden ist.

Wenn aber manche Art von Arbeit unter aller Gebühr schlecht belohnt ist, so sind in der obigen Aufzeich-

Digitized by Google

versetzung die complicirten Ursachen dieses traurigen Umstandes angedeutet. Sie sind theils der Art, daß die Gesetzgebung sie beseitigen oder doch mindern kann, theils muß die natürliche Entwickelung der Dinge sie rectificiren.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit Hormayr's Bildniß. Berlin, Reimer. 1836. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Da dem Ref. dies Taschenbuch zufällig grade in den Weihnachtstagen in die Hände kam, so hat er es auch gleich zu seinem Weihnachtsbaume gemacht und ist demgemäß damit verfahren: erst umgangen und betrachtet, dann die Lichterchen gezählt, dann die Zucker- und Schaustückchen, welche an demselben hangen, endlich aber das Eine und das Andere vom Baume herabgenossen und so noch vor dem neuen Jahre das Ganze in succum et sanguinem verwandelt. Und fürwahr, von so einer Gabe ist mehr zu sagen als: sie hat gut geschmeckt. Denn wie bei einer solchen Christbescherung ohnehin in der poetischsten Zeit des Kirchenjahres das Nützliche neben dem Angenehmen, das Schöne neben dem Guten, das Phantastische neben dem Praktischen geboten zu werden pflegt; wie eigentlich Phantasie, Verstand, Herz, Gedächtniß gleichmäßig begabt und bedacht werden müssen, so bieten auch hier Dichtung und Prosa, Biographie des Einzelnen und Schilderungen aus dem allgemeinen Leben Deutschlands und Europas, so bieten Frohes und Schauerliches, Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder neben der Schilderung von Burgen und altherrlichen Geschlechtern, Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit neben dem fürchterlichen Bluttage auf dem Altstädter Ringe zu Prag 21. Juni 1621 einen Reichthum und eine Abwechselung dar, welche wir in wenigen Taschenbüchern noch vorgefunden haben. Selbst die Ruthe fehlt nicht, welche man warnend und drohend manchmal dem goldenen Engel auf der Spitze des Baumes in die Hände zu geben pflegt. Wir zweifeln nicht, daß der aufmerksame Leser sie auch entdecken werde. Wohl Dem, den sie nicht geißelt und welchem auf dem herumgewickelten Bande nicht die Worte des römischen Geschichtsmeisters: „Utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit", an sein Gewissen sprechen.

Der poetische Theil des Taschenbuches — immer auf historischer Grundlage — zerfällt in neue Dichtungen, besonders von W. O. Duller oder in ältere, wie Meistergesänge oder Volkslieder, meist hier zum ersten Male mitgetheilte, zum Theil mit historischen Anmerkungen des Herausgebers versehen. Eine Ausnahme von dem Einen wie dem Andern macht die treffliche Übersetzung eines Gedichts, überschrieben: „Die Serben in Donauwörth (.744)", welches Jakob Grimm aus dem serbischen Original hier mittheilt. Zu den schönsten neuern gehört ein Gedicht Heinrich Collin's auf den Herausgeber vom J. 1809, in Ungarn gedichtet.

Wir halten uns, wie wir schon früher gethan, an die prosaischen Gaben, unter denen die erste dem Wiedereroberer Raabs (29. Mai 1594), dem Grafen Adolf Schwarzenberg gewidmet ist, dem seine Heldenthat den Raben im Wappen eintrug, wie seinem Nachkommen vor Paris 1814 den Schild Östreichs; während Graf Harbeck, der jene Stadt vier Jahre vorher an die Türken verloren, dafür zu Wien mit seinem Kopfe büßen mußte. Bei dieser Gelegenheit wird erzählt, daß vornehme Verbrecher manchmal ihr Leben durch ein öffentlich getragenes Schandzeichen, z. B. die rothe Schnur am Halse oder im Knopfloch, oder durch das Hasenpanier auf dem Hute, an den Häusern (davon das Hasenhaus in Wien), auf den Livreen angebracht, erkaufen konnten. Die Harbeck ließen die Hasenbilder nebst Rad, Pfahl und Galgen an ihre Häuser und Schlösser malen, um sich von der Confiscation zu befreien. Eine andere recht zeitgemäße Nummer (IV) ist die Einführung und Dotirung der Jesuiten (1555) in Prag (nach den Urkunden zum ersten Male bekannt gemacht). Einen schätzbaren Beitrag hat ferner Prof. Söltl in München durch ein Bruchstück aus dem einundzwanzigsten Buche seiner deutschen Geschichte mit der allerdings nicht genug bezeichnenden Überschrift: „Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege 1648—1740", geliefert; um so weniger eines Auszugs bedürfend, weil demnächst wol das Ganze bald dem deutschen Publicum vorliegen wird. Der Vorwurf trifft freilich nicht ihn, sondern die Zeit, welche er beschreibt, selbst, daß man von ihr nicht sprechen kann, ohne die Sünden der Großen immer und immer wieder aufzurühren. Vielleicht erleben wir daher noch einen Beschluß, „daß zur bessern Conservirung der Liebe und Ehrfurcht von Seiten der allergetreuesten Unterthanen gegen die allergnädigste Landesherrschaft, von deren hohen Vorfahren etwas Widriges durch den Druck ferner nicht zu verbreiten sei".

Die zehnte Rubrik: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", bringt es in diesem Jahrgange von Nr. 175—200. Wenn auch Manches, wie der wilde Jäger, der Tannhäuser, Friedrich im Kyffhäuser, die Roßtrappe, nicht unbekannt ist, so wird man es doch mit neuen Wendungen gern wiederlesen, oder in der Mehrzahl des noch Unbekannten Ersatz finden.

Der Abschnitt von den Burgen enthält diesmal einen trefflichen Aufsatz über das Schloß Hohenschwangau bei Füssen, welches bekanntlich der Kronprinz von Baiern (nach Art des Rheinsteins oder der Marienburg) mit großen Kosten durch ausgezeichnete Künstler viel schöner wiedererstehen läßt. Ref. war vor wenigen Monaten dort und gesteht, noch nie so schönen Verein von Kunst und Natur gefunden zu haben als eben hier, obgleich damals noch lange nicht Alles vollendet war. Mit Vergnügen findet er hier Alles beisammen und noch viel mehr, als was ihm in des wackern Landrichter Vorler zu Schongau Schrift über diesen Gegenstand und sonst von Nachrichten zugeflossen war. Ob Luther wirklich 1518 von Augsburg aus durch Langemantel auf Schwangau geflüchtet worden sei, ist freilich neuerdings bezweifelt worden, würde indeß dem Schlosse auch nur eine seiner merkwürdigen historischen Erinnerungen rauben. Hr. Duller feiert dieses Schloß durch einen Romanzenkranz.

Wir wissen nicht, ob auch ein Burgverließ auf jener Burg zu finden sei; aber das fühlt sich, daß man von der Schilderung dieses schönen sonnenhellen Bildes zu der folgenden wie in ein tiefes Grabgewölbe, wie in ein Loch des Gewürmes und des Moders hinabsteigt, denn Nr. XIII behandelt eben „den großen Bluttag auf dem Altstädter Ringe zu Prag 21. Juni 1621" (S. 250—301). In der langen, aber gehaltreichen Exposition dazu, welche der geneigte Leser ja nicht überschlagen möge, wird unter Anderm auch zur großen Freude des Ref. und gewiß jedes Geschichtsfreundes versprochen, daß an einer andern Stelle aus Quellen entwickelt werden solle, warum die „mitunter von den ausgezeichnetsten Männern geführte, von den größten Interessen vorwärts getriebene Bewegung in der prager Schlacht auf dem weißen Berg in ein paar Stunden auseinander geblasen war". Das schauderhafte Hinrichtungsgemälde, welches Östreich aus seiner Geschichte jetzt gewiß so wegwünscht, als Maria Theresia aus der ihrigen die Einwilligung zur Theilung Polens — kann ein sogenannter Optimist zum Prüfstein der Haltbarkeit seines Systems machen. Das Confiscationsprotokoll bildet einen dicken Folianten, und die unschuldigen Söhne und Enkel der Verdammten mußten bis zur Begnadigung die sogenannte (den Strick symbolisirende) rothe oder seidene Schnur tragen. Schon Reichthum war ein Verbrechen; denn, sagten die Inquisitoren, ist Einer auch ganz ohne eigne Sünde, so haftet doch auf ihm die Erbsünde der Ketzerei und des allzu großen Reichthumes. Auch der ungeheure Schaden, welchen die böhmische Literatur durch die Autos da Fe der Bücher und Handschriften erlitt,

Digitized by Google

wird nicht übergangen. Am Schlusse dieses Aufsatzes wird noch von dem unnennbaren Jammer gesprochen, welchen der Krieg über Deutschland brachte, wie man Menschenfleisch als köstliche Leckerbissen verzehrte und endlich der Verödung wegen die fränkische Kreisversammlung zu Nürnberg, selbst mit Zustimmung der geistlichen Fürsten von Bamberg und Würzburg 15. Febr. 1650, die Priesterehe und die Vielweiberei bedingt erlaubte. Die Stelle über letztern Punkt heißt (nach S. 500) urkundlich also: „Sollen S) jeden Mannspersonen zwei Weiber zu heirathen erlaubt sein; dabei doch alle und jede Mannsperson ernstlich erinnert, auch auf der Kanzel öfters ermahnt werden sollen, sich dergestalt hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich nöthig und gebührender Discretion und Vorsorge befleiße, damit er als ein ehelicher Mann, der ihm zwei Weiber zu nehmen getraut, beide Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch unter ihnen allen Unwillen verhüte!"

Zur Erholung des Lesers folgt nun in 22 Nummern die sechzehnte Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit." Unter vielem Merkwürdigen machen wir auf Nr. 19: „Der gute Johannes Oldekopp von Hildesheim und Dr. Martin Luther" aufmerksam. Oldekopp spricht meist als Augenzeuge und Schüler des Reformators, wurde aber schon 1516 wegen der blutigen Händel der Studenten von seinem Vater aus Wittenberg, welches mehr Studenten als Bürger hatte, weggenommen. Die letzte Nummer schildert den Übergang der Königin Christine von Schweden zum Katholicismus (3. Nov. 1655 zu Innsbruck). Natürlich waren auch hier die Jesuiten die Hauptwerkzeuge.

Die stehende (und die wichtigsten Beiträge zur deutschen Adelsgeschichte darbietende) Rubrik: „Ahnentafel", handelt diesmal von dem alten Geschlechte der Boyneburge, als dessen Ahnherren die Bomeneburge des 12. Jahrhunderts angenommen werden. Einer der merkwürdigsten war zu Karl V. Zeit Curt „der kleine Heß", der im Dienste dieses Kaisers in Deutschland, Italien, Frankreich und Ungarn focht. In der Schlacht von Pavia zeichneten er und seine Deutschen sich aufs Rühmlichste aus. Sein Kriegsleben dauerte bis 1557, wo er noch die Schlacht von St.-Quentin mitfocht. Dann zog er sich nach Schälklingen in Schwaben zurück und starb 1567. Nicht unbekannt, aber sehr witzig ist Konrad's Antwort auf die bei einem fürstlichen Banket an ihn gethane Frage: ob nicht die Fürsten im Himmel auch ihre Stühle und Sessel hätten, worauf sie ihrem Stand und Hoheit gemäß in jenem Leben säßen: „Ja, gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Sessel da sein sollen, aber der größte Theil gar sehr bestäubt, daß der Staub höher als spannbick darauf liegt. Es ist gar zu lange, daß Niemand darauf gesessen hat."

Das schon erwähnte Gedicht Heinrich v. Collin's auf v. Hormayr und das dem Taschenbuche vorgesetzte trefflich gelungene Portrait des Herausgebers (nach Daffinger's Gemälde von 1825) stehen im engsten Zusammenhange mit dem von S. 441—498 enthaltenen Nachworte, in welchem Freiherr von H., der mit dem J. 1835 das 40. Jahr seiner Schriftstellerlaufbahn beschließt, ein Résumé seines unendlich reichen und thätigen Lebens bis hierher gibt. Gegen das Bedenkliche der Periautologie verwahrt sich der Verf. kräftig und bescheiden zu gleicher Zeit; „Der von den Götzendienern des Nichtsthuns den eifrigen Freunden des Thuns so freigebig gespendete Vorwurf des Selbstlobes darf hier nicht abhalten. Es wird hier nur gelobt, was Andere thaten und wozu der Herausgeber lediglich ermuntert und angeeifert hat!? Auch ist das Verdienst der Sammlung und der Herausgabe wahrlich nicht das Höchste, wonach der Geschichtsforscher und der Geschichtschreiber ringt." Wir können hier keinen Auszug geben, bitten aber dringend, diesen Aufsatz nicht ungelesen zu lassen. Es ist höchst merkwürdig, wie verzweigt und vielseitig des Mannes Thätigkeit war, welchem nicht umsonst Johann von Müller seine Freundschaft und gleichsam seinen historischen Segen schenkte. Über seine politische Wirksamkeit verbreitet sich der Herausgeber nicht. Möge sich auch dazu eine Zeit und Gelegenheit finden!

Nachdem der Verf. von seiner schriftstellerischen Thätigkeit geredet, von welcher allein schon das Archivwesen, Entdeckung und Bekanntmachung Tausender von Urkunden höchst segensreich und doch nur ein Theil derselben war, beginnt er (S. 499—519) ein bis zum Ende der salischen Kaiserdynastie fortgeführtes vollständiges Directorium über sämmtliche von ihm entdeckte und edirte Documente, mit Bemerkung, in welcher seiner vielen Schriften ein jedes abgedruckt steht, wobei nur eine genauere Nachweisung der Seitenzahl noch wünschenswerth wäre. Die erste Urkunde fällt zwischen die Jahre 624—629, die letzte in das Jahr 1128. 39.

Aus Italien.

Mit königl. Unterstützung erscheint zu Turin ein Prachtwerk über die dortige, jetzt im Castello Reale aufgestellte Gemäldesammlung, das nach der Ankündigung auf 80 Hefte berechnet ist, deren jedes vier Kupfer, von den bedeutendsten italienischen Künstlern ausgeführt, enthalten wird. Den Text dazu soll Robert d'Azeglio besorgen, der Director jener Gemäldesammlung. (Ob Rob. d'Azeglio der Schwiegersohn Manzoni's und der Verf. der „Disfida di Barletta" ist, wagt Ref. nicht zu bestimmen.) Man muß sich freuen, so kostspielige Unternehmen in Italien gedeihen zu sehen (jedes der 80 Hefte wird 12 Francs kosten), da sie die besten Anzeichen des Vertrauens auf dauernde Ruhe sind. In Venedig ist die „Pinacoteca dell I. R. Academia Veneta delle belle arti illustr. da *Franc. Zanotto*" im raschesten Fortschreiten. Ihr erster Band ist geschlossen; vom zweiten sind schon sechs Hefte ausgegeben, und mit größerer Sorgfalt werden Kupfer und Text jetzt gearbeitet. Gleichfalls in Heften erscheint ein für Kunstfreunde nicht unwichtiges Werk: „Le opere del pittore e plasticatore *Gaudenzio Ferrari* dis. ed inc. da Silv. *Pinnazzi*, dirette e descr. da *Gaudenzio Bordiga*" (Mailand 1835, 4.). Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich Hr. Bordiga mit dem Studium dieses Künstlers, über den die Angaben des Vasari so kurz sind, daß Gaudenzio's Name beinahe zu den ungekannten gehört. Seinen Werth legt Hr. Bordiga durch eine Reihe von Werken dar, die von wenigen Kunstfreunden gekannt sein mögen, da, mit Ausnahme des Bildes zu S.-Celso in Mailand, die meisten in weniger besuchten Orten sich finden. Durch Bordiga ist dargethan, daß Gaudenzio 1484 zu Valduggia, einem Flecken des Valsesiathals, geboren ward und seine erste Kunstbildung in Vercelli in Girolamo Giovannone's Schule erhielt, daß er darauf nach Mailand kam und unter Stefano Scotto's Leitung durch die von Leonardo begründete Malerschule schnelle Fortschritte machte. So zum Künstler gebildet, kam er 1503 nach seinem Valduggia zurück, dessen Name durch den benachbarten Sacro monte zu Varallo völlig verdunkelt ist. Jener noch berühmte Wallfahrtsort war damals in Aufnahme. Gaudenzio wurde mit Malereien in den einzelnen Kapellen beschäftigt. Wahrscheinlich ging er später erst nach Perugia, wo ihn ein begünstigendes Geschick Rafael näher brachte. Die Beschneidung Christi, in der Minoritenkirche zu Varallo in Fresco ausgeführt, zeigt die wohlthätigen Einwirkungen dieses Zusammentreffens. Für seine beste Arbeit gilt eine Scene der Kreuzigung in der Kapelle des gekreuzigten Erlösers zu Varallo, dessen Umriß Hr. Bordiga gleichfalls im ersten Hefte gegeben hat. Gaudenzio war ein sehr fleißiger Künstler, der bis 1550 lebte. Daher darf man glauben, daß noch eine ziemliche Reihe von Heften diesem ersten nachfolgen werde. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 36. — 5. Februar 1836.

England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 35.)

Die Gesetzgebung kann der künstlichen Theuerung steuern, indem sie Monopole bevorrechteter Classen aufhebt und die Staatslasten in gleicherm Maße vertheilt. Wo steht geschrieben, durch welchen Grundsatz ist zu rechtfertigen, daß die Classe, die zu jedem verderblichen Krieg, zu jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten, zu jeder Gefährdung heimischer Interessen durch leichtsinnige, einst schwer drückende Staatsschulden, der kommenden Geschlechter uneingedenk, ihren Consens gegeben, daß diese Classe die einzige sein soll, die von den späten und bittern Früchten ihrer Aussaat nicht kosten, von den Folgen ihres Systems unberührt bleiben soll?

Die Gesetzgebung kann ferner den Verkehr entfesseln. Eine industrielle Thätigkeit, wie die in England, kann nur durch auswärtige Abnehmer bestehen. Jedes Hinderniß, auf das sie in ihrem Export stößt, bedroht ihren Fortgang und beeinträchtigt ihre Blüte. Als ein solches Hinderniß macht jede Maßregel, die gegen die Einfuhr fremder Producte in England gerichtet ist, sich immer mehr bemerkbar. Ein Grund mehr für Abstellung der Korngesetze, aber nicht der Korngesetze allein. Man braucht nicht grade vorauszusetzen, daß fremde Völker Repressalien ergreifen werden, ungeachtet auch dazu der Anfang gemacht ist. Es liegt in der Natur des Verkehrs, daß er den Charakter des Tausches anzunehmen strebt. Je mehr fremde Waaren in England Eingang finden, desto mehr englische Waaren wird man auswärts an Zahlungsstatt annehmen. Der Tausch braucht nicht immer ein directer zu sein. Eine ungünstige Handelsbilanz, bei der den Ängstlichen die Haare zu Berg stehen, gleicht sich oft durch Vermittelung einer dritten Nation aus. Ein Beispiel wird dies klar machen. Ein schwedischer Schriftsteller, Forsell, in seiner vortrefflichen schwedischen „Statistik", erinnert mit Bezug auf den geringern Import nordamerikanischer Waaren in seinem Vaterlande (Freese's Übers., S. 173):

Daß Nordamerika in den letztern Jahren ein vortheilhafter Absatzort für das schwedische Eisen gewesen, hat seine Richtigkeit; aber dieser Absatz hat uns Gelegenheit verschafft, z. B. von Rio Janeiro, Buenos Ayres oder Singapore ein größeres Quantum der dortigen Producte zu beziehen; und dadurch ist es den drei letztgenannten Plätzen möglich gewesen, eine Menge von den Waaren der Vereinigten Staaten zu kaufen, die sie sonst hätten entbehren müssen.

Die Entfesselung des Verkehrs würde wesentlich mitwirken, neue Absatzwege zu eröffnen. Sie wirkt in dieser Beziehung auf ähnliche Weise wie eine neue Eisenbahn, welche die Producte des Landbaues und der Industrie schneller und unter annehmlichern Bedingungen dem fremden Markt, dem Weltmarkt, zuführt. Was den Tausch erleichtert, kommt dem Producenten zu gute. Will man das Gegenstück sehen, so braucht man nicht weit zu reisen, um Länder zu finden, wo das Getreide nicht 40 Meilen weit versandt werden kann, ohne daß der Transport dem Einkaufspreis gleichkommt und den Vortheil der Wohlfeilheit wiederaufhebt; oder man mag sich nach Spanien wenden und dessen unendliche Ochsen- und Maulthiertransporte bewundern, und wie die Andalusier ihren Weizen aus Amerika beziehen, wo das bushel fast dreimal so theuer eingekauft wird, als es in den Ebenen Castiliens zu haben wäre (Jacob, „Second report", S. 9 fg.). Eine so gesteigerte Industrie, wie die englische, ist vollends für das geringste Hemmniß des Verkehrs empfindlich.

Aber ist diese Industrie nicht in einem und dem andern Zweige zu sehr gesteigert? Wird die Gesetzgebung vermögen, alle Misverhältnisse abzustellen, die, wie eine genauere Untersuchung ergeben hat, in weit drückenderm Maße obwalten, als die etwas leichtere und weniger eingehende Darstellung des Verf. errathen läßt? Schwerlich wird man sich der Ueberzeugung erwehren, daß in der That die Concurrenz um den Bedarf des auswärtigen Marktes sich wenig gekümmert, sondern sich blindlings hinzugedrängt und in den Tag hinein fabricirt hat. In welchem Zweige der Speculation wäre dergleichen nicht einmal geschehen und zu großem Schaden Derer, die schlecht gerechnet hatten? Grund genug zur Vorsicht, nicht aber zur Verzweiflung. Jede Verirrung der Art bringt ihr Correctiv selbst mit sich. Die Macht der Dinge überwindet selbst den Unverstand, den Eigensinn. Wenn Capital und Arbeitskraft in einer Richtung sich über die Maßen gehäuft hat, so strebt Beides nach einer andern hin. Wenn der Einzelne durch die Geschäftigkeit der

Digitized by Google

Nachbarn sich niedergehalten findet, so strebt er anderwärts Luft und „Ellbogenraum" zu gewinnen. Keiner verweilt länger im Gedränge, als das Motiv vorhält, das ihn hineingeführt; ist dies erloschen, so sucht er sich sachte zurückzuziehen; und sollte er auch, wo es heißer hergeht, die Rockschöße darüber einbüßen, immer noch besser, als wenn ihm der Athem versetzt bleibt und die gesunden Gliedmaßen gequetscht werden. Nur muß der Ausweg nicht systematisch versperrt sein. So lange die Simplicität der Menschen und der Verhältnisse es erlaubt, daß dem Einzelnen seine Bahn vorgezeichnet wird, in der er unter unabänderlichen Bedingungen sein Auskommen findet, wo keine Schwankung eintritt, weil an kein Fortrücken gedacht wird, so lange mag Alles leidlich gut gehen bei der Zünftigkeit, bei den Monopolen, bei den Handelsverboten. Ist aber einmal freiere Bewegung zur Gewohnheit geworden, dann wird auch die freieste zum Bedürfniß. So führt auch diese Betrachtung uns zur Handelsgesetzgebung zurück. Laissez faire!

Die englische Handelsgesetzgebung veranlaßt den Verf. zu einer Parallele mit der preußischen, und der Beitritt Badens begeistert ihn (I, 496—501) zu einer Lobrede auf den preußischen Zollverein. Die Wärme, mit welcher er sich äußert, steht einem preußischen Schriftsteller recht wohl an, und in der That, da sie offenbar aus Ueberzeugung geflossen ist, auch einem deutschen. Da er indessen die Gelegenheit vom Zaune bricht, um Hamburg insbesondere herauszufodern, so mag ihm auch aus Hamburg eine Antwort werden. Hamburg wußte recht gut, was es that, als es im J. 1829 seinen vorher schon sehr niedrigen Zollsatz noch ferner ermäßigte. Es befindet sich wohl dabei und hat durchaus kein Motiv, einen Rückschritt zu thun und sich einen im Vergleich so hohen Zollsatz wie der preußische aufzuerlegen. Nicht seinen Finanzen zu lieb; denn ihr Stand genügt den einfachen Bedürfnissen einer republikanischen Verwaltung und ist so leidlich bestellt, daß man auswärts gar nicht davon spricht und hier nur gar wenig. Nicht seiner Fabrikation zu lieb; denn sie ist nicht bedeutend genug, um ihre Ansprüche im Gegensatz zum allgemeinen Handelsinteresse vorzudrängen, wie viel Schmeichelhaftes auch ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung", dessen Artigkeit besser mit der Zeit fortgegangen ist als seine Statistik, neuerdings von unsern Zuckersiedereien sagen mochte. Nicht zur Retorsion; denn wer hat uns groß Leid gethan? vielmehr stehen wir in den freundschaftlichsten Beziehungen so ziemlich mit aller Welt; und wenn nicht durchaus Alles so ist, wie wir wünschen, so sehen wir darin keinen Grund, uns selber wehe zu thun. Endlich nicht zur Belehrung des halsstarrigen Auslandes; es wird wol mit der Zeit selbst begreifen, was zu seinem Besten dient; und wenn Hamburg jemals den stolzen Gedanken fassen könnte, Andere über die Vortheile der Handelsfreiheit belehren zu wollen, so dürften ganz niedrige Zölle reichlich ebenso zweckmäßig dazu wirken als ein hoher Tarif. Was Hr. v. R. sodann (I, 499) mit den „kleinen Freuden scheinbarer Selbständigkeit", was er mit Sonne, Mond und Sternen sagen will, wissen wir nicht. Aber zur wirklichen Selbständigkeit zählen wir die Ordnung des Systems der indirecten Besteuerung nach eigner Einsicht und nach eignem Bedürfniß. Und wenn Hamburg seine äußere Stellung so sehr verkennen könnte, um den Standpunkt des Welthandels partiellen Vortheilen oder freundartigen Rücksichten aufzuopfern, so möchte nachher die Reue kommen wie bei der Frau Witwe im Berkshin (I, 474):

That, for her Crincum Cranchum,
Hath lost her Binchum Banchum.

Von zusammenhängenden Darstellungen, die nicht im Vorigen wenigstens im Vorbeigehen erwähnt worden, sind noch die folgenden auszuzeichnen. Über die Parlamentsreform (I, 315—393) viele schätzbare Data, die der Zeitungsleser nicht leicht in so bequemer Übersicht vereinigt findet; über die Corporationsfrage (I, 426—445; II, 533—539), die eben noch vor der Abreise des Verf. entschieden ward; über die Kirche und das Kirchengut (I, 99—119; 248 fg.). In diesen Beziehungen wünscht Ref., auf ein sehr wohlgeschriebenes und einsichtsvolles Pamphlet aufmerksam zu machen, das weit tiefer geht, als der Titel verräth: „On national property, and on the prospects of the present administration and of their successors" (London 1835). Es ist noch während der Peel'schen Administration geschrieben und behandelt die wichtigsten Fragen, die jetzt ab schweben. Ref. hat es erst kennen gelernt, nachdem er den ersten Artikel abgesandt; er glaubt hier nachtragen zu müssen, daß er darin zu seiner Verwunderung den Vorschlag über den Eintritt der Minister ins Unterhaus wiedergefunden, den er im ersten Artikel bestritten und aus denselben Gründen noch immer bestreiten möchte, wie denn auch der englische Verf., der sonst sehr zuversichtlich spricht, geringes Vertrauen auf den Erfolg dieses Vorschlages zu setzen scheint. Ferner über die Sklaverei in Westindien (I, 213—218), die Verhältnisse der ostindischen Compagnie (II, 171—192) und das Criminalrecht und die Criminalstatistik Englands (II, 68—86). Was über das englische Rechtswesen im Allgemeinen vorkömmt, ist weniger genügend; aber vortrefflich ist der Einfall (I, 235):

Herr H. bewies mir, die englische Gesetzgebung und Rechtspflege sei so verwickelt und regellos, daß kein Fremder sie begreifen könne; schlimm für mich, aber noch schlimmer für die Engländer.

Endlich ist den Verhältnissen Irlands viele Aufmerksamkeit gewidmet: dem Zehntenwesen (I, 32—44); dem Kirchenwesen (I, 50—59); der Lage des Landes im Allgemeinen (I, 64—72), wozu denn noch die Eindrücke während eines kurzen Besuches in Irland kommen (II, 391—427). Von den letztern zum Schluß ein paar Proben.

Wie soll ich tenants at will übersetzen? Wegjagbare? Ein schwerfälliges, unbequemes Wort. Leibeigne? Aber in den alten Tagen der Leibeigenschaft bestand diese vielmehr darin, daß man die Leibeignen *festhielt*, und keineswegs, daß man sie *fortjagte*. (II, 395.)

Digitized by Google

Die deutschen Almanache. (II, 393.)

Was ist der sich fortvererbende Fluch der alten gewaltvollen Confiscationen! Land hat ihnen die Gewalt gegeben, aber mit dieser Erwerbungsart verband die strafende Nemesis, daß es ihnen nie zum Vaterlande ward.

C. F. Wurm.

Spaniens Béranger.

Woher kommt es, fragt ihr, daß ein Volk, das während eines Jahrhunderts, ausgezeichnet durch seine Suprematie des Geistes, alle Blüten des Ruhms in einen großen Strauß zusammenband, seit dieser Zeit zwischen Schlaf und Wachen thatenlos verloren ging? Ist es dasselbe Spanien, das weiland England überflog, Frankreich bekriegte, Italien beherrschte, die Niederlande schlug, Amerika eroberte, kurz der Welt gebot, oder ist es blos eine königliche Mumie, angethan mit Seide und Purpur und umwickelt mit flimmernden Bändern, die wir in ihm erblicken? Die Politik mag darauf antworten, die zuerst des Menschen Geist und Glauben in Fesseln schlug, wir beurtheilen Das, was wir finden in der Zeit — ein zu Grunde gerichtetes, verschuldetes, uneiniges, pfäffisches, vagabondisches und unwissendes Land — die Morgue von Europa.

Vom 16. Jahrhundert bis herab auf unsere bewegte Zeit vermochte in der iberischen Halbinsel kein Genius seine Schwingen auszubreiten, die heilige Hermandad betrachtete die Geister als Muskitos, die des Mönchthums Siesta störten, und das Volk in seiner Gottseligkeit und Trägheit selbst war so ganz Bauch geworden, daß es eine brennende Cigarre und eine dampfende Olla von Lammfleisch für vollkommen hinreichend zur Glückseligkeit hielt und allen erhabenen, didaktischen Theorien und bildenden Künsten vorzog. Ein Glück für die Poesie, daß unter solchen Umständen der alte Gott der Liebe und seine Cither und Mandoline am Leben blieb; denn dadurch wurde wenigstens der Lyrik noch Odem zu Romanzen und Serenaden gelassen, und es fühlte sich hier und da ein castilischer und andalusischer Hidalgo zu etwas mehr begeistert.

Die Napoleonische Epoche fand nur literarische Apostel der Madonna und paphischen Göttin, die ein Priesterthum der Poesie eingeführt hatten, sie hinterließ patriotische, lyrisch-didaktisch-dramatische Barden, die nunmehr, nach einiger Entwickelung der politischen und geistigen Freiheit, die Fackel des Prometheus durch des Tajos Thäler tragen. Martinez de la Rosa dichtete Tragödien, als er Minister war, Quintana, Saavedra und Lista schrieben Novellen und Geschichtswerke, Romanzen und Komödien, und Melendez — Melendez ward der Béranger, der Bürger der Halbinsel, ihr Nationalpoet, der Geliebte der Mädchen, der Vertraute der Jünglinge, der unparteiische Parteimann, der auf beiden Seiten diente — sobald gesungen wurde.

Wer ist aber Melendez, der so viel Ruf erlangte, ohne Europa davon zu benachrichten? Ich lasse einen Spanier uns ihn vorführen.

Melendez, schreibt derselbe, war ein geborener Dichter. Er fühlte in sich das Bedürfniß zu singen, darum sang er. Er war voll Leidenschaft und Enthusiasmus, aber er war keiner von den Poeten mit Donnerstimme und Windsbrautflügeln, die ihre Zeitperiode überschatten und alles Volk durchgeistigen wollen mit ihrer Muse. Er setzte seine Ehre darein, dem Lande zu dienen, und er thrte das Land, indem er es that, er besaß ebenso viel Zartheit als Feinheit, er genoß unsere Achtung und Bewunderung. Was seine Genialität an sich betrifft, so mochte sie nicht eben groß sein, da sie uns die einzige der Art war. Genug, daß Alles, was er schrieb, wenn auch nicht immer schön, doch jederzeit hübsch genannt werden konnte. Er gleicht der Nachtigall im Akazienhaine, von der man, wie der weise Sancho sagt, nicht mehr verlangen muß als von einer Nachtigall.

Nicht jeder Dichter kann Homer sein und eine Epopöe in 24 Gesängen machen, nicht jeder Maler kann Michel Angelo werden und seine Erinnerung über die Mauern des Vaticans spannen; aber jedes Genie kann etwas uns Gefälliges, Meisterhaftes produciren. Also Melendez, er füllte seinen Platz aus, und der Platz war ein Curulstuhl in Spanien.

Wer des iberischen Bérenger Büste sieht, der wird darin nicht das verzweiflungsvolle Lächeln Byron's, noch die philosophische Grimasse Voltaire's, oder sonst einen häßlichen oder schönen charakteristischen Zug finden, wie ihn seit Lavater die Phrenologen für ihre Capacitäten verlangen. Der selige Poet gefiel sich nicht in der Affectation und war offen und einfach. Weit entfernt von Byron's Neigung, das Organ einer Herzensdortur zu werden, strebte er vielmehr danach, die Elemente der Glückseligkeit aufzusuchen.

Byron machte aus der Muse eine düster brütende und Angst verursachende Kassandra, die den Fluch ausspricht über unsere Freuden, und die Narrheit, die Ohnmacht, die Nichtigkeit, die Täuschung des Lebens enthüllt. Hierdurch hat der Brite die Poesie zum Inventarium des menschlichen Elends und folglich grade zu Dem gemacht, was sie niemals sein sollte. Das größere Übel, das danach auf die Welt kam, ist unstreitig der subalterne schriftstellerische Mückenschwarm, der sich sekrend an den großen Cadaver setzt und mit einer echten Hammelsintelligenz seine aparte Misanthropie in ein System bringt, das heißt Theorien und Regeln der Entzauberung des Lebens erfindet. Man möchte, weil einstweilen nichts Besseres da ist, aus Unwillen und Ärger darüber, gleich zu den Madrigalen der Pompadour, zu Äsop's Fabeln und Geßner's Idyllen zurückkehren. Da wäre doch Natur darin.

Melendez war ein contradictorisches Genie, das, wie Pietro Arezzo, der zugleich David's Psalmen übersetzte und liederliche Lieder machte, alle Seiten des Parnasses bewohnte. Er machte heute eine Ode an einen Heiligen und morgen eine Anakreontische Hymne, diese ebenso heidnisch als jene christlich. Schon aus diesem Umstand geht hervor, daß der Dichter sehr veränderlich und unbeständig, und vielleicht ebenso oft skeptisch als abergläubisch war. Er legte sich mit dem besten Humor schlafen und erwachte betrübt und geängstigt; er war unlogisch, inconsequent und unaussprechlich verliebt. Hierzu hatte er als Lyriker vollkommen Erlaubniß.

Sein größtes Werk ist ein episches Gedicht: „Der Sturz Lucifer's", das aber neben Milton verschwindet und auch in Spanien kein besonderes Glück machte.

Allgemein bekannt wurden dagegen die Canzonen und Liebeslieder, seine Serenaden und Hymnen, in denen er die griechischen Sybariten nachzuahmen suchte und vollkommen den geistreichen Thomas Moore erreichte, der seine Muse zur Barchantin machte (?). Der Spanier hat dabei den Vorzug, unter allen Umständen nicht Boccazzisch frivol, sondern immer decent und graciös, fein und metaphorisch zu sein. Er beklagt sich über die Grausamkeit einer Schäferin mit englischer Sanftmuth und Resignation; er spricht von der Liebe mit der Galanterie eines Hofmannes Ludwig XV., und er schildert eine wollüstige Verirrung, ohne den Schleier eines sammetnen Busens wegzuziehen. Mehr kann man selbst nach den neuesten Gesetzen über Religion und Sitten der Schriftsteller nicht verlangen.

Wenn aber Melendez ein gefälliger und glücklicher Dichter und als solcher ein vertrauter Freund von Jovellanos und Palafox war, so war er ein noch viel nützlicherer für sein Vaterland, dessen Literatur und Sprache er von ihren Fesseln befreite. Als er nach Madrid kam, regierte dort ein Geschmack wie im pariser Hôtel Rambouillet, ein Gemisch von parfumirter Schöngeisterei mit Reifröcken und Perückentouren, bordirt und strahlend wie die Engel der ascetischen Gemälde. Man nannte nichts bei seinem Namen und hatte eine Mythologie von allen Zeiten und Ländern, die man mit dem Titel der Saturnalien des Geistes oder des Faschings der Ideen bezeichnen könnte. Calderon, Cervantes, Lope de Vega und der Cid waren lange todt, der Hof von Aranjuez las die Romane der Frau von Scudery.

Melendez that einen Blick in die Natur. Er fragte:

Digitized by Google

Warum ist denn unsere Zeit so lebern und unpoetisch, so phlegmatisch, so industriös, so stupid, so unchevaleresk? Und ein Geist des Don Quixote-Verfassers antwortete ihm: „Das kömmt von der Entzauberung, die ich vorlängst mich wegen überzauberung genöthigt sah den Menschen beizubringen. Ihr seid in Madrid weder nüchtern noch betrunken, weder gläubig noch ungläubig mehr, und das ist eben das Unglück.“

Der Poet griff hierauf in seine Leier und sang ein Lied von Liebe und Freiheit, von der entzauberten neuen Zeit.

Cervantes sagte mit Ironie und Ernst: „Mein geliebtes Spanien, deine Helden sind Narren, die Ritterschaft ist ein Kinderspielzeug, Amadis und Lancelot sind verrückte Abenteurer, die angebeteten Dulcineen existiren nicht, und die Frauen, die wirklich existiren, sind so untreu wie die Welle; was aber den heroischen Entschluß betrifft, das Böse auf der Erde zu bekämpfen, um der Tugend den Sieg zu verschaffen, so glaube ich, daß dies ganz und gar dem Versuch gleichkommt, mit Windmühlen zu fechten.“ Er hat mit dieser entzaubernden Idee den Grund gelegt zu dem bisherigen Verfall des Landes, vorausgesetzt, daß derselbe nicht durch die allgemeinen Verhältnisse bedingt war.

Melendez fühlte wohl, daß das bürgerliche, freie Spanien beiweitem nicht das alte ritterliche und religiöse mehr sei, daß ihm durch die Reform keine Kraft erwachse, sondern nur Vernunft, aber er war zugleich gescheit genug, sich als Poet darauf nicht ernstlich einzulassen und bei dem Menschen ohne Politik zu bleiben.

Melendez wurde 1754 geboren und starb 1817. Er lebte also in der bewegtesten und thatenreichsten Zeit und erfreute sich noch am Abend seines Lebens der Reconstitution seines Vaterlandes. Während drei Epochen dichtete er, ohne sich durch das Unglück und politische Schicksale entmuthigen zu lassen, er betrachtete die spanische Literatur wie einen Leichnam, den er zu galvanisiren berufen. Und er galvanisirte ihn. 18.

Literarische Notiz.

Unter die ausgezeichneten Artikel, welche eine der letzten Hefte der „revue britannique“ enthält, gehören: eine sehr gut geschriebene Skizze über den moralischen Zustand Frankreichs; ein merkwürdiges Résumé der Arbeiten des letzten zu Dublin gehaltenen wissenschaftlichen Congresses; ferner: interessante Bemerkungen von Thomas Campbell über den gegenwärtigen Zustand der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika, endlich eine Abhandlung über die industriellen Fortschritte in Ungarn, und besonders über die Donauschiffahrt. 11.

Bibliographie.

Abicht, J. K., Der Kreis Wetzlar historisch, statistisch und topographisch dargestellt. 1ster Theil enthaltend die politische Geschichte des Kreises. Gr. 8. Wetzlar, Wigand. 1 Thlr.

Abrantes, Herzogin von, Memoiren, oder: historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration. Aus dem Französischen übersetzt von L. von Alvensleben. 15ter bis 18ter Bd. Gr. 8. Leipzig, Allg. Niederländ. Buchh. 1835—36. 4 Thlr.

Brauer, J. H., Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. Erster Beitrag. — Auch u. d. T.: Johann Eliot und die Familie Mayhew, die Apostel der Indianer. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1835. 6 Gr.

Bruchstück aus den Papieren eines wandernden Schneidergesellen. Herausgegeben von W. R. Heller. Gr. 12. Leipzig. (Drobisch.) 6 Gr.

Bulwer, E. L., Rienzi der letzte Tribun. Nach dem Englischen von L. von Alvensleben. 4 Thle. 8. Leipzig, Magazin für Ind. u. Lit. 4 Thlr.

Gemälde der Schweiz, Historisch-geographisch-statistisches. 5tes Heft. Der Canton Schwyz. Von Gerold Meyer von Knonau. — Auch u. d. T.: Der Canton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Bäder, Dörfer, sowie der Burgen und Klöster; nebst Anweisung, denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Cantonsbürger und Reisende. Von G. M. v. K. Gr. 12. St. Gallen; Bern, Huber und Comp. 1835. 1 Thlr. 4 Gr.

— — 18tes Heft. Der Canton Tessin. Von Stefano Franscini. Nach der italienischen Handschrift von G. Hegnauer. — Auch u. d. T.: Der Canton Tessin, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung u. s. w. Gr. 12. Ebend., 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

Herbart, Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Wissens. Briefe an Herrn Professor Schleiermacher. 8. Göttingen, Dieterich. 18 Gr.

Hoffmann, Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baader's. Gr. 8. Aschaffenburg, Pergay. 2 Thlr. 8 Gr.

Hugo's, V., sämmtliche Werke. 1ster Band. Biographie und Charakteristik Victor Hugo's. — Der König amüsirt sich. — Hernani. Mit dem Bildniß des Verfassers. — Auch u. d. T.: Biographie und Charakteristik Victor Hugo's. Von Adrian. — Der König amüsirt sich. Deutsch von D. L. B. Wolff. — Hernani. Deutsch von Ph. H. Külb. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. Subscr.-Pr. jeder Bd. 9 Gr.

Jahn, G. A., Die große Sonnenfinsterniß am 15. Mai 1836 central und ringförmig in ihren verschiedenen und nach würdigen Umständen ausführlich beschrieben. Nebst einer leichtfaßlichen Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternisse überhaupt. Mit 1 Abbild. Gr. 8. Leipzig, Magazin für Ind. u. Lit. 8 Gr.

Lesefkizzen. Mitgetheilt von J. Gistl. Gr. 12. München, Jaquet. 1835. 18 Gr.

Lossau, Ideale der Kriegsführung, in einer Analyse der Thaten der grössten Feldherren. Mit Karten und Plänen. 1sten Bds. 1ste, 2te Abtheil. Alexander, Hannibal, Cäsar. Gr. 8. Berlin, Schlesinger. Subs.-Pr. 3 Thlr. 4 Gr. Ladenpr. 4 Thlr. 16 Gr.

Manetho, Astrologie. Übersetzt und erläutert durch C. A. M. Axt. 4. Wetzlar, Wigand. 1835. 6 Gr.

Maurer, E., Der Weißmantel. Ein geschichtlich-romantisches Gemälde des siebenzehnten Jahrhunderts. 2 Thle. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 1 Thlr. 12 Gr.

— — G. L. v., Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. 3 Bände. — 3ter Bd. auch u. d. T.: Interessante Neugriechische Urkunden, Gesetze und Verordnungen der frühern und spätern Zeit. 2te Abth. Gr. 8. Heidelberg, Mohr.

Milo, Tankred und Klorinde. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen. Gr. 8. Schwedt, Jantzen. 16 Gr.

Prometheus. Tragödie vom Verfasser des Abälard. 12. Osnabrück, Rackhorst. 4 Gr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 2 Thlr.

Schlüter, C. B., Die Lehre des Spinoza in ihren Hauptmomenten geprüft und dargestellt. Gr. 8. Münster, Theissing. 14 Gr.

Shakspeare's, W., sämmtliche Werke in einem Bande. Im Verein mit Mehreren übersetzt, und herausgegeben von J. Körner. Schmal gr. 4. Schneeberg, Schumann. Carl. Prän.-Pr. 5 Thlr. Ladenpr. 7 Thlr.

Silesius, E., Handwursts Verbannung. Dramatische Bagatelle. 8. Wien. 6 Gr.

Sutner, J., Karl der Große. Ein Gedicht in drei Balladen. Vermehrte Auflage. 8. München. 1835. 9 Gr.

Wellmer, M. B., Bericht an die Herren Actionäre und an das Publicum über die Ludwigs-Eisenbahn-Angelegenheit, 8. Nürnberg, Bäumler. 1835. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 37. — 6. Februar 1836.

Über Ludwig Tieck's neueste Novelle in der „Urania" für 1836: „Eigensinn und Laune".

Es hat wol seit langer Zeit kein Werk eines großen Dichters so wunderbare Schicksale im Publicum erlebt, als, nach Dem, was man darüber hört und liest, zu urtheilen, dieser Novelle bereitet werden. Von der Kritik einer Tieck'schen Novelle kann, wie es den Anschein genommen hat, überhaupt noch in langer Zeit nicht die Rede sein. Diese Geburten des tiefsten Sinnes, einer poetischen Schöpfungskraft, wie sie nur so wenigen Dichtern gegeben wurde, und einer Unparteilichkeit und Mäßigung, zu der unsere von Parteien und Aufregung gestörte Zeit sich nicht erheben kann und mag, werden in ihrem reichen Leben erst von einer spätern, ruhigern Zeit allgemeiner als vielleicht jetzt erkannt und gewürdigt werden.

In der Gegenwart hat unser Dichter insbesondere zwei Parteien gegen sich, mit denen er es seiner Natur nach durchaus verderben mußte. Die erste ist die große vielköpfige Menge der Schwachen, jener Parasiten Selbständiger, es sei nun Schlechter oder Guter, die da nichts selbst prüft und einsieht, sondern Alles Andern nachspricht. Die andere ist die jener wenigen politischen Wortführer, die wunderbarerweise vom Zufalle befähigt wurden, eine geraume Weile hindurch einem gewissen Publicum zu imponiren.

Betrachten wir ein wenig, mit welchem Rechte diese beiden Parteien in offenen und versteckten Angriffen gegen die uns vorliegende Novelle zu Felde ziehen.

Die Schwachen, Indifferenten, Frömmler und wie sonst ihre Verzweigungen heißen mögen, wenn sie zu den Vornehmern gehören, raunen es sich wol mit bedenklichem Erstaunen in die Ohren, was für Dinge in dieser Novelle stehen sollen, sowie etwa bei einem Feuer ein brennender Strohhalm den andern entzündet und alsbald alle miteinander spurlos verschwinden. Die Gemeinern unter diesen schämen sich hingegen nicht, ihre Entrüstung darüber laut zu verkündigen, sie mögen die Novelle gelesen haben oder nicht, und was ist es nun eigentlich, im vollen Ernste, was sie veranlaßt, diese tiefsinnige Dichtung zu verkennen? Die Idee des Dichters, die er damit verfolgt? Doch wol nicht; und davon, wenn es ja diese wäre, wird weiter unten gesprochen werden. Die Ausführung also? Wahrscheinlich. Steht nun ein einziges anstößiges oder lüsternes Wort darin, wie man sie sich nicht allein von den Dichtern der neuesten französischen Schule im Uebermaße gefallen läßt, sondern auch vordem bei Wieland und seinen Nachfolgern und nun gar neuerdings bei einem Clauren u. s. w. belächelt hat? Nein! So wird es denn wol nichts Anderes sein, was dies Misfallen an der Novelle erregt, als die bloße Andeutung des Gewerbes, zu dem das Weib am Ende herabgesunken ist, deren Schicksal hier als ein warnendes Beispiel aufgestellt wird, wohin die Grundsätze, zu denen es sich bekennt, führen können. Wie kindisch dann! hat nicht, Göthe's nicht einmal zu gedenken, Shakspeare, der größte Dichter, sich Freiheiten der Art genommen, gegen die gehalten, diese Andeutung der Tieck'schen Novelle gar keine ist. Und kann man etwa behaupten, wenn man einen Blick auf die neueste Literatur wirft, daß die jetzige Generation an Sitte, Bildung und verfeinertem Geschmacke über jenem charaktervollen Zeitalter Shakspeare's stehe? Ich denke, einer Antwort bedarf die Frage nicht. Zunächst ist es der weibische Theil des weiblichen sowol als männlichen Publicums, gegen den wir es hier zu thun haben. Ich sage nicht, der weibliche, denn die edeln Frauen, von denen der Dichter im „Tasso" spricht, werden an dieser Novelle keinen Anstoß nehmen, den man in solchem Falle vielmehr in sich selbst mitzubringen pflegt. Dieses neueste Werk Tieck's ist ein rechter Prüfstein für weibliche Bildung insbesondere, und man erkennt genau, auf welcher Stufe derselben ein Weib steht, aus der Art und Weise, wie sie sich etwa darüber äußert. Die Bildung der Frauen unserer Zeit ist im Allgemeinen zur Ungebühr gepriesen worden. Unter der großen Menge der sogenannten Gebildeten sind es nur sehr Wenige, denen sich die wahre menschliche Bildung aufgeschlossen hat; aber allerdings ist vorzugsweise unter diesen Frauen die reinste Blüte derselben zu suchen. Und wie die gewöhnliche weibliche Bildung nicht über einen gewissen Punkt hinausgehe, hinter den man unberufener- und unbescheidenerweise nicht blicken soll, so können eben die genannten Frauen sogar vielen Männern zu Vorbildern dienen, deren männliche Ausbildung und Reife so oft nichts Anderes ist als die vollendete Vernichtung alles Werdens

Digitized by Google

in ihnen und als eine innerliche Abgestorbenheit oder ein gewaltsamer Abschluß mit sich und der Welt, um nur in die Augen der Wahrheit nicht tiefer hineinzuschauen und ihr eignes geistiges Vernichtungsurtheil aus ihnen herauszulesen. In der Frau ist die materia peccans Schwäche, in dem Manns Rohheit. Beide Eigenschaften ziehen sorgen alles Große zu sich in den Staub hinab, und daher kommt es wol auch, daß so manche Gebildete über diese Novelle Tieck's auf ihre Weise kurzhin absprechen, ohne zu bedenken, daß der in seinen reifsten Jahren stehende Dichter damit nicht wohl eine weder moralisch noch poetisch geringfügige Absicht verbinden konnte, und ohne sich mit ihrer beschränkten Einsicht die Mühe und Zeit zu nehmen, ein solches Dichterwerk so lange wiederholt zu lesen, bis ihr Verstand sich sein Verständniß angelebt hätte. Was soll man aber dazu sagen, wenn sich nicht nur Einzelne erlauben, diese Novelle zu bekritteln, sondern auch mehr oder minder geachtete Blätter so darüber zu schreiben, als wäre sie etwa das Machwerk eines jener neuesten Lieblinge des Publicums. Aus der Erscheinung, einen großen, den größten lebenden Dichter also zu behandeln, sieht man recht, wie tief in manchem Betrachte Sitte und Bildung der Zeit gesunken ist, die so etwas thut und duldet, und wie weit hinein wahrhaft sansculottische Grundsätze auch in den Herzen der stillern, unschädlichern Bedachtlosen der Gegenwart gewurzelt haben.

Die andere Partei nunmehr, deren ich vorhin als der Tieck befeindenden gedachte, ist jenes jugendliche Deutschland, das allerdings endlich eingesehen zu haben scheint, wie sein gefährlichster Feind keineswegs Göthe ist, den es eine Zeit lang irrthümlich dafür gehalten haben mochte, sondern Tieck, und das demgemäß seine Operationen gegen diesen begonnen hat. Gegen die Wortführer dieser Partei zu schreiben, ist hier nicht meines Amtes, und überhaupt ja vernichten sie sich beinahe selbst, sodaß eben in keiner andern Art kritisch etwas gegen sie zu thun sein mag als in der, wie Tieck mit Hülfe der Poesie ihre eigne Nichtigkeit und das Gefährliche ihrer Lehren dargethan hat, mit denen sie den Umsturz Deutschlands, den sie auf politischem Wege nicht erlangen konnten, jetzt durch Untergrabung der Sittlichkeit versuchen. Wenn diese Wortführer selbst erbittert gegen Tieck auftreten, wohlan! sie wehren sich ihrer Haut, und ein gewisses Thier gibt ja auch einen Geruch von sich, wenn es angegriffen wird.

Wie aber wol Manche Tieck zumuthen können, er habe gegen jene Scribenten und Tumultuanten entweder anders, als er gethan, auftreten sollen, oder gar nicht, das ist in der That mehr als nachsichtig. Haben denn jene Herren wirklich etwas mit dem Volke gemein? Würde Tieck nicht dem Rechte und der Wahrheit vergeben haben, hätte er in schönerndem Ausdrucken von ihnen gesprochen? Oder hat er ihnen Unrecht gethan, die da ihre Verachtung aller Wissenschaft so vielfach ausgesprochen haben, ihnen die nichtswürdigen Absichten wie in der Novelle jenem jungen Wilhelm zuzuschreiben? Man betrachte einmal das literarische Wirken Derer, die seit fünf Jahren in dieser Art in Deutschland ihr Wesen getrieben haben, wie viel Achtungswerthes darunter ist! Stellen diese Wortführer sich nicht an, als ob Deutschland in einem Zustande wäre wie Frankreich vor der Revolution, während doch in ihm, nur wenige Staaten abgerechnet, die wahre Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze allerwärts sich findet und so viele seiner Völker sogar beschäftigt sind, an ihr politisches Wohl und Wehe auf gesetzlichem Wege sich zu bewirken? Man fragt sehr richtig: was wollen jene Stimmführer also? und man antwortet sehr richtig: Anarchie! Tieck war zu jeder Zeit ein Freund des Volks, der sich niemals von Parteien imponiren ließ, ein echter Patriot, der Volk von Pöbel stets unterschieden und den Fürsten ebenso wenig jemals geschmeichelt hat, als dieß hinwiederum jemals ihr Bewußtsein diesen Thatsachen gegen ihn verleugnet haben. Wozu also diese bei jeder Gelegenheit wiederholten schielenden Seitenblicke auf Tieck, durch die man andeuten zu wollen scheint, wie sehr er dem, was die neue Zeit wirklich neu geboren hat, fremd und fern geblieben? Wol in wenigen Jahren, als man denken mag, wird von den Leidenschaftlichen unserer Mitlebenden Diejenigen, die es redlich meinen, über ihre jetzt noch so gute Meinung von dem sogenannten jungen Deutschland arg getäuscht worden sein, wird die Frage: ob Tieck in Gegenwart, die er in seinen neuern Novellen wiederholt besprich, ebenso gut begriffen hat wie das Alterthum, keine Frage mehr sein, und man wird dann vielleicht auch ahnen, wo das eigentliche junge Deutschland zu suchen oder hinzupflanzen ist.

So viel der Polemik, die in manchen Fällen unerläßlich war. Ich wende mich zu Betrachtungen über diese neue Novelle selbst und versuche es, dem Zwecke d. Bl. gemäß, den Leser über einige Eigenheiten von „Eigensinn und Laune" zu unterhalten, lehne mich dabei an die Anzeige und den Auszug dieser Novelle, die in Nr. 301 d. Bl. f. 1835 bereits ein geschätzter Mitarbeiter geliefert hat, und bemerke nur nachträglich dazu, daß sich in diesen Aufsatz einige kleine Unrichtigkeiten geschlichen haben, indem überall der Name Wilhelm für Runde und Ferdinand für Wilhelm zu lesen ist, sowie denn auch Emmeline nicht, wie der Text sagt, „ziemlich plötzlich", ohne Ursache, sondern an Gift stirbt.

Gleich auf der ersten Seite gibt uns der Dichter durch Das, was er über das sysiphusartige Treiben der Kinder in unserer Zeit sagen läßt, zu verstehen, wie eigentlich im Laufe der Novelle zu verfahren sei. Wir finden in der Haidenfamilie wirklich ein Mädchen vor, das von ihrem schwachen Vater verzogen worden ist. Emmelines Wesen ist nämlich im Anfange heiden, wie weibliche sogenannte Eigenheit des öftern, nichts Anderes als wilde, mit den Glanz der Schönheit umkleidete Ungezogenheit, verachtet die Menschen eben in Folge ihrer in der Erziehung vernachlässigten Moralität, und alle ihre einzelnen Kräfte fassen sich auf von Weitem gewendet, um diesen Schmetterling, sie dann Alles spotten und sich

Digitized by Google

auch für verächtlich hält, die Ehe gering zu schätzen. Ihr Verstand ist unbeschnitten und ungezogen wild emporgewachsen und wird für sie die Brücke, über die hinweg sie unenthaltsam in ihr Verderben rennt; derweil doch der rechte Verstand im Menschen von dem Höhern in ihm, der Seele, zu beherrschen ist, die Emmelinen von Haus aus abgeht. Emmeline ist eine umgekehrte Kokette, die nicht sowol Allen, als vielmehr nur sich selbst in eitler Weise gefallen will. Als ein schöner Gegensatz zu dieser Koketterie tritt die sentimentale, aber wahre Liebe Ferdinand's hervor, der S. 241 das rechte Wort über Emmelinen sagt.

Der Zweck dieser Novelle, wenn man neben dem höchsten Zwecke einer Dichtung, ihrem Dasein, noch einen andern annehmen will, ist eine Rechtfertigung der Ehe im höchsten Style der Poesie, durch Versinnlichung der nothwendigen Folgen, die Verachtung der Ehe beim Einzelnen nach sich ziehen muß, und man kann insofern hier diesen Einzelnen oder diese Einzelne als Vertreterin der bürgerlichen Gesellschaft ansehen, in der neuerlich von dem jungen berliner und frankfurter Deutschland der Versuch gemacht worden ist, das Institut der Ehe als ein überflüssiges und sogar schädliches erscheinen zu lassen. Ihre Verachtung der Ehe spricht Emmeline S. 238 ff. aus.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Januar 1838.

Vorige Tage starb hier General Travot; Sie werden den Mann wol nicht kennen. Hr. Viennet hielt ihm die Leichenrede. Den tapfern General hat das Unglück bis ins Grab verfolgt: da sind Viele, die ihn nie gekannt oder vergessen haben und die das Journal zur Hand nehmen, das über seinen Tod berichtet, seine Heldenthaten erzählt und seinen ersten Rang, nämlich seinen geistigen, und, wenn sie dann den discours des Hrn. Viennet lesen, sich nach was Anderm umsehen. Travot war einer jener Generale, den der Sturm der Revolution aus den niedern Classen zum Gipfel der militairischen Ehre gehoben; er hatte das Unglück, wie Lafayette, ein edler, großmüthiger Mensch zu sein. Lafayette hat höchst selten und nur vorübergehend Einfluß auf die politischen Angelegenheiten gehabt, Talleyrand sie nur selten und vorübergehend aus der Hand gleiten lassen. Travot wurde, eben weil er edel und groß war, gegen die Vendeer geschickt, erst unter Hoche, dann allein, dann mit Lamarque; er schlug sich alle Tage und gab alle Tage, und verzieh Jedem, der um Verzeihung bat; er legte in seine Hände wollte Charette seinen Degen ausliefern. Er kämpfte im Jahre 1815 die Royalisten und sagten: Travot habe durch seine Milde der Revolution Proselyten gewonnen, und weil ein Amnestiegesetz sollte erlassen werden, so wurde mittels der Telegraphen der Befehl ertheilt, Travot in aller Eile zu richten; er wurde zum Tode verurtheilt. Seine Gattin supplicirte beim Könige seine Begnadigung; aber Travot war hingerichtet. Er wurde in ein Irrenhaus gebracht, wo er, wie gesagt, vor Kurzem gestorben.

Der vor einigen Tagen hingerichtete Lacenaire, über dessen Hinrichtung alle Zeitungen ausführlich berichtet haben, war ein tragischer Dichter; es wäre in der That befremdend, wenn es ihn nicht auch einmal die Lust angewandelt, in Alexandrinern zu sterben, nachdem er es so oft mit dem Messer versucht, und wäre ein Mörder ein wirklicher Dichter, so möchte er wol etwas Entsetzliches hervorbringen. Lacenaire's Tragödie ist ein regelrechtes, handwerksmäßiges Product, zu welchem nicht mehr Gemüthsbewegung, nicht mehr Kraft, noch psychologische Kenntniß erfordert wird, als im Gemüthe eines sechzehnjährigen unschuldigen Mädchens zu finden. Ich wüßte nicht eine Stelle anzuführen, wo die Poesie sich in irgend etwas über das Mittelmäßige erhöbe. Die Tragödie führt den Titel: „L'aigle de la Belleide". Der Herausgeber schickt eine Einleitung voraus, in welcher er versucht, den Verfasser als Mensch und Dichter zu charakterisiren; ein scheußlicheres Portrait ist mir nie vorgekommen. Der Berichterstatter erzählt, er habe ihn jeden Tag im Gefängnisse besucht und sich mit ihm unterhalten und absichtlich die Unterhaltung so geleitet, daß der Mörder veranlaßt wurde, die hervorstechenden Züge seines Charakters zu enthüllen; er war stets gleich heiter und unbefangen, zeigte stets denselben Cynismus und dieselbe Eitelkeit; daß sich die Journale so sehr mit seiner Person beschäftigten, schien ihm eine hohe Meinung von sich zu geben. Einmal äußerte er: warum man nicht ebenso gut Menschenfleisch essen könne als Ochsenfleisch. „Das Weib", setzte er hinzu, „hat eine lymphatische Construction; ich würde lieber Fleisch von einem Manne essen." Diese kannibalischen Rodomontaden sind nur lächerlich, wichtiger ist aber die Äußerung Lacenaire's: Reichthum sei Tugend, das Elend Verbrechen; das gibt uns den Schlüssel zu seinem Leben und seinem Thun. Auf die Tragödie folgen Romanzen und Lieder. Die Romanzen sind klagend und zärtlich und bieten sonst durchaus nichts Charakteristisches dar. Das originellste Product in der ganzen Sammlung ist ein Lied oder vielmehr eine chanson — was nicht ganz Dasselbe ist — an seinen Freund und Spießgesellen Avril; es ist eine chanson de table. Darin heißt es unter Anderm:

Nous n'aurons point à notre table
De femme — et c'est ma foi très-bien;
Car il serait désagréable
De faire un enfant orphelin.

Und diesen Mann haben junge vornehme Damen im Gefängnisse besucht! Es fehlte ihm im Gefängnisse an keiner Bequemlichkeit des äußern Lebens, so sehr wurde er mit Geschenken aller Art überhäuft. Wäre er losgekommen, Lacenaire würde ein homme à bonne fortune geworden sein.

Am 20. dieses Monats wird das Musée du Louvre geschlossen. Die Kunstausstellung nimmt mit dem 1. März ihren Anfang. Die von V. Hugo aufgestellte Theorie, die Kunst bestehe an und für sich und sei unabhängig von allem moralischen Zweck, hat auch auf die bildenden Künste nachtheilig gewirkt. Diese Theorie zeigt deutlich, daß die Franzosen über das Wesen der Kunst noch nicht im Klaren sind; sie erklärt zugleich, warum Frankreich jetzt die unsittlichsten poetischen Producte hervorbringt. Aus Dem, was bisher geleistet worden, läßt sich nicht wohl auf die Zukunft der Kunst in Frankreich schließen; der große und edle Styl verschwand mit Ludwig XIV. Das 18. Jahrhundert malte halbnackte Schäferinnen in die vergoldeten Boudoirs und meißelte obscöne Nymphengestalten. Hier war die Kunst der wirkliche Ausdruck des socialen Zustandes; nicht falsche Theorien waren es, die sie irre geleitet; sie war frech und üppig wie der Hof des Regenten und Ludwig XV. Die Revolution brachte David und seine republikanischen Compositionen, das Kaiserreich einige gute Schlachtstücke; unter der Restauration fingen Chateaubriand's Lehren an zu wirken; man schritt zum Mittelalter zurück, aber leider beschränkte man sich aufs Copiren. Bei der jetzigen Wiederbelebung der religiösen Interessen dürfte vielleicht die Kunst ihre Rechnung finden. Diese Tendenz der Gemüther ist wenigstens ganz uneigennützig; unter der Restauration war man fromm, um sein Glück zu machen. Übrigens hat die Klerisei noch immer ihren thätigen Ehrgeiz, der täglich versucht, um sich zu greifen; die Jesuiten haben nach wie vor ihre Ordenshäuser inne, und wer sich ihnen in die Arme wirft, fährt gut dabei.

Wir haben eben Chateaubriand genannt; dieser beschäftigt sich bekanntlich mit einer Übersetzung des „Verlornen Paras-

Digitized by Google

dieses". Können die Franzosen überhaupt übersetzen? Bei der geistigen Abgeschlossenheit, in welcher Frankreich so lange stolz verharrte, hat die Sprache zu wenig vom Auslande angenommen, daher sind ihre Formen starr und eng geblieben. Die deutsche Literatur hat sie freilich, indem sie in dieses Gebiet drang, ermuntert und geschmeidiger gemacht, und Manches, was noch vor zehn Jahren für Barbarismus galt, tritt kühn und unbefehdet in den besten Journalaufsätzen auf. Sowie aber überhaupt die Franzosen eine scharf ausgeprägte Nationalität haben, so ist stets der Sprache etwas Starres, Unlenksames geblieben, welches sie sogar der lateinischen gegenüber behält, die doch ihre Mutter ist. Den Ausländer wird eine französische Übersetzung stets unbefriedigt lassen; vom französischen Standpunkte aus betrachtet, dürfte Chateaubriand's Uebertragung des Milton wol ein Meisterwerk werden. Der hohe Dichtergreis steht unter seinen jungen Rivalen noch immer unübertroffen da, Alle erkennen ihn „pour le premier écrivain de l'époque" an. So weit es auch V. Hugo und die Dudevant (Sand) in Vollendung der Form gebracht haben, sie haben ihn nicht erreicht. Am nächsten kommt ihm vielleicht die Dudevant; in ihr enthüllt sich zuweilen wirkliche ästhetische Schönheit, allein es ist eine üppige, buhlerische, überschmückte Schönheit. Chateaubriand's Genius wurde wie der Genius Rafael's von einer griechischen Muse mit einem Seraph erzeugt. Der Sänger der „Martyrs" ist demnach ganz dazu geeignet, den Franzosen eine gute Nachbildung des „Verlorenen Paradieses" zu geben. Die „Revue de deux mondes" theilt in ihrem ersten Januarhefte ein Bruchstück der Einleitung mit, worin sich der Verf. über Shakspeare und seine Zeitgenossen ausspricht und auch als Kritiker seine Meisterschaft bewährt. In demselben Hefte finden wir ein Fragment von E. Quinet's „Napoléon", einer Epopöe, die wol wenig Anklang bei den Franzosen finden wird. Da ist unter Anderm ein Klaggesang, betitelt: „Les veuves". Diese Witwen sind Napoleon's Schlachten, die den Feldherrn beweinen; das ist eine frostige Allegorie. Epaminondas sagte, er hinterlasse zwei unsterbliche Töchter: die Schlachten von Mantinea und Leuktra; dies hat aber einen Sinn, weil Epaminondas kinderlos starb. Die Schlachten in Witwen umzugestalten und diese Witwen singen zu lassen, scheint mir ein Mißgriff, der weder für den Geschmack noch für die Erfindungsgabe des Dichters zeugt.

Balzac hat einen Proceß mit der „Revue de Paris", welcher, wo ich nicht irre, 10,000 Francs Entschädigung zugesprochen worden sind. Je einträglicher die literarische Industrie wird, desto häufiger müssen natürlicherweise gerichtliche Collisionen der Interessen werden. So steht auch jetzt A. Dumas mit seinem Verleger vor Gericht und wird wol wie Balzac gleichfalls den Kürzern ziehen; es handelt sich um zwei Dramen: „Don Juan" und „Paul Jones" von Dumas. Vielleicht ist's auch nur eine Speculation, um die Aufmerksamkeit und Neugierde des Publicums zu reizen. Delavigne bearbeitet den „Vierundzwanzigsten Februar" von Werner für das Théâtre français, wo seit einiger Zeit täglich Stücke von Molière gegeben werden, nämlich drei an einem Abend; es wird sogar ein Musée Molière eröffnet, wozu die besten Maler in Requisition genommen worden; da sie die Arbeiten unentgeltlich liefern, so wird wol nichts daraus werden. Die „Chronique de Paris" tritt nun als eine nicht zu verachtende Nebenbuhlerin der „Revue de Paris" auf; sie hat Balzac und Gustav Planche für sich gewonnen, die fortan nur für sie schreiben werden. 41.

Älteres unter neuen Beziehungen.

Lessing behauptete einmal im Eifer des Gesprächs gegen F. H. Jacobi: die bürgerliche Gesellschaft müsse noch ganz aufgehoben werden. „So toll das klingt", sagt Letzterer, „so nah ist es dennoch der Wahrheit. Die Menschen werden erst dann gut regiert werden, wenn sie keiner Regierung mehr bedürfen. Drechseln läßt sich das nicht." Aber Jacobi meint, jener Einfall Lessing's thue offenbar nichts Anderes, als an das Ende verlegen, was nach Andern der Anfang war, und beruft sich dabei auf die Schilderung des goldenen Zeitalters bei Tacitus. Die Wahrheit ist wol, daß vor der bürgerlichen Gesellschaft der Mensch noch nicht entwickelter Mensch war und mit Aufhören derselben überhaupt aufhören würde, Mensch zu sein.

Die berliner Akademie stellte einmal die Preisaufgabe auf, inwiefern man das Volk hintergehen müsse. Der ehrwürdige v. Dohm äußerte darüber: „Etwas Dümmeres als: est il permis de tromper le peuple? hat gewiß noch keine Akademie gefragt. Wer ist peuple? Was ist tromper? Und wer ist es, dem das Betrügen erlaubt sein soll? In diese Fragen hätte ich die Hauptfrage abgetheilt, wenn, wie ich einmal Willens war, ich eine Schrift eingesendet hätte." Gillet, der jene Frage wirklich beantwortete, machte es anders und hat heute nur einige abgelebte Diplomaten auf seiner Seite und viele Andere, die die Bejahung dieser Frage nur im Sinne behalten.

Lavater schreibt an Jacobi: „Der Mensch ist die ganze Natur personificirt, der einfachste Zusammenfluß aller Extreme von Positivem und Negativem, Gott geoffenbart im Fleisch; ich möchte sagen, ein tausendfacher Spiegel, worin Gott sich selbst sieht und wodurch er sein Werk, die Natur, genießen kann." Wie nah steht hier der schwärmerische Offenbarungsgläubige den speculativen Philosophen neuester Zeit! „In meiner Natur", sagt er anderwärts, „sehe ich ganz klar zwo Naturen, die mechanische und die willkürliche. Wir treten aus unserer Natur hinaus, wenn wir uns einen blos willkürlichen, durch keinen Weltmechanismus gebundenen Gott denken. Wir treten aus unserer Natur heraus, wenn wir uns einen blos mechanischen, von aller Freithätigkeit freien Gott denken. Wie Jeder sich ansieht, sieht er das Universum an. Nun kann ich mich entweder blos als Maschine ansehen, die durch ihren eigenen Mechanismus lebt, und dann ist mir Spinoza's Gott recht; oder ich kann mich als ein freithätiges Selbst ansehen, das durch jede Bewegung dem Mechanismus entgegenarbeitet, ohne ihn zu zerstören, dann ist mir der Bibelgott recht. Ich vereinige Spinozismus und Christenthum, die sich wie Ja und Nein aufzuheben scheinen, aber mehr nicht aufheben, als der Mechanismus und die Freithätigkeit unsere Natur." Wie synkretistisch dies auch ausgedrückt ist, so scheint doch Lavater damit die Nothwendigkeit des pantheistischen Elements ebenso lebhaft geahnt zu haben, als Andere neuerdings einseitig den Geist der Wahl dasselbe aufzehren zu lassen bestrebt sind.

Jacobi schreibt im J. 1783: „Nicht dadurch, daß wir von aller Staatsverwaltung ausgeschlossen werden, sondern dadurch, daß wir durch eine bessere Organisation des Staats Alle theilnehmen mehr Antheil daran erhalten, werden Sicherheit, Gesetz, Ehre und Religion wiederemporkommen." Das Erstere ist seitdem in den meisten Ländern von Deutschland geschehen wie in Frankreich. Was aber das Letztere anlangt, so weisen die Resultate dahin, daß zu der bessern Staatsform noch etwas Anderes hinzukommen muß, um solche Früchte zu tragen.

Der berliner Aufklärer Biester soll laut einem Briefe Jacobi's an Stolberg gesagt haben: der Name Jesus müsse in 25 oder 50 Jahren im policirten Europa nicht mehr genannt werden. 47 Jahre sind seitdem vergangen; das junge Deutschland ist in solchen Prophezeiungen an die Stelle der Philister getreten, welche sie bestreitet; aber sollten nicht die Jungen wie die Alten zu Lügenpropheten werden? Eben weil sie das Ewige nur als ein Zeitliches behandeln.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 38. — 7. Februar 1836.

Über Ludwig Tieck's neueste Novelle in der „Urania" für 1836: „Eigensinn und Laune".

(Beschluß aus Nr. 37.)

Ein wahres Dichterwerk hat das Eigenthümliche, daß der Geist eines jeden Lesers ihm eigenthümliche Schönheiten und Ansichten sich daraus hervorspiegelt. Es sei also auch mir erlaubt, hier mit wenigen Worten einer Schönheit zu gedenken, die ich gleichviel ob aus der Novelle heraus oder in sie hineingelesen habe. Ich sehe nämlich in ihr, neben ihrem hauptsächlichen poetischen Werthe, eine sehr bedeutende Allegorie. Emmeline erscheint mir als der personificirte, in sich selbst verliebte Unbedacht und Kurzsinn unserer Zeit, gewissermaßen als der Geist der Empörung darin, sodaß es nicht unbedeutend ist, wenn der Dichter das Jahr 1789 als das ihrer Geburt angibt, wo neben so unendlich vielem Guten auch so unendlich viel Böses geboren wurde.

Grundmann, dessen Charakter der Triumph der Ironie ist, sodaß man sich nicht zu sagen weiß, ob man ihn verehrungswürdiger oder lächerlicher finden soll, wiewol die Zunge der Wage sich mehr der erstern Ansicht zuneigt, ist nächst Excelmann die Form, wenn auch die pedantische, veraltete, der guten alten Zeit. Friedheim, ihm gegenüber, ist schlechthin das Schlechte, Nichtswürdige unserer Zeit, das, als die personificirte Formlosigkeit, Grundmann (S. 247) copirt und verspottet. Emmeline reist in die Welt und stößt in ihrem Übermuthe den wie ihr Schutzgeist sie begleitenden altbürgerlichen Grundmann von sich, sowie sie auch ihre Diener entfernt und also den alten Anstand gänzlich von sich legt. Also fühlt sie sich zwar frei, aber innerlich leer, und ihr unbewußter Drang führt sie dem Kutscher Martin zu, dem Stellvertreter des echten wahren Volkes, des gesunden, schlichten Menschenverstandes, von dem sie sich angezogen und gefesselt fühlt und dem sie sich hingibt, gleichwie denn auch ihr von seiner Nähe inspirirter Vater (S. 261), er weiß nicht wie, seine so herrliche Lobrede auf das Volk zu halten sich gedrungen fühlt.

Trotz alledem ist nun aber der alte Runde doch so unbedacht und thöricht, diesen Mann des Volkes zu sich emporziehen zu wollen. Der arme Martin wird dressirt und mit der Krankheit der modernen Aufklärung angesteckt. Er wird gebildet, wie man zu sagen pflegt und wie man jetzt das ganze Volk gern bilden möchte, indem man den kräftigen Baum seiner Natur aus dem freien Boden, worin er gediehen ist, heraushebt und in den Gewächshauskübel der Verfeinerung versetzt, in dem er verschrumpft und eingeht, und indem man, die Schranken aller Standesverschiedenheit aufhebend, die Perlen der Erkenntniß, die nur von Einzelnen als solche besessen werden können, zertritt und ihren scharfen Staub der daran erblindenden Menge in die Augen streut. Vorher hat die Größe der Natur in der Schweiz ebenso sehr wie der Adel des Gemüthes in Martin Emmelinens Herz gerührt. Aber das ist eben das Tragische mit in ihr, daß sie schon zu verbildet ist, um noch den Entschluß, zu dem ein unbewußter Instinct sie antreibt, fassen und ausführen zu können. Hier zeigt es sich zuerst, sie ist verloren, sie muß untergehen, sie selbst ist Tod, aus dessen Verwesung erst Leben erwachsen kann. Man könnte zwar wol auf die Frage kommen: hätte Emmeline mit Martin, so wie er unverbildet war, glücklich werden können? aber sie ist unstatthaft.

Emmelinens verschrobenes Wesen wird auch noch dadurch gerechtfertigt, daß, wenn man will, in ihrer Familie die Reinheit des germanischen Blutes in Folge der Heirathen getrübt worden ist, die ihr Großvater und Urgroßvater mit ausländischen Frauen, der eine sogar mit einer Zigeunerin, schlossen.

Sowie nun der auswärts gebildete Martin zur Hochzeit kommt und Emmeline ihn in seiner neuen Gestalt erblickt, schaudert sie, ihr Verstand, vor seiner gespenstigen Erscheinung zurück. Er ist eine Puppe, ohne Seele, der Stellvertreter der Dressirten oder Gebildeten unserer Zeit, die keinen innern Beruf zu dieser äußern Bildung besitzen und dazu doch von dem Unbedachte berufen wurden. Es ist eine feine Ironie des Dichters, daß in Gesellschaft Alt und Jung diesen Gliedermann interessant, solid und unterrichtet findet und nur Emmeline ihn für Das erkennt, was er ist, und ihn verachtet, weil er so ganz wie die andern Menschen sei. Das Verhältniß zerfällt also und der unglückliche Martin schreibt (S. 283) das seinen Zustand erklärende Wort an Emmelinens Vater.

Es ist hierauf natürlich, daß in der Stimmung, worein Emmeline also gekommen, sie grade durch ihre Verach-

Digitized by Google

tung Friedheim's dazu bewogen wird, sich an ihn wegzuwerfen. Die Frucht dieses Frevels ist ihr Sohn Wilhelm, das junge Deutschland, das sich endlich selbst wiedervernichten muß. Der Leser wird durch ihren Fall äußerst überrascht, ja erschreckt, da er vorher noch immer an ihre Errettung glauben durfte. Die rasche, meisterhafte Wendung, mit der der Dichter hier in der Scene, worin Emmeline ihrem Vater entdeckt, wie es mit ihr stehe, die Novelle in das Gebiet des Tragischen einführt, ist von der höchsten poetischen Schönheit und Wirkung, und man erfreut sich auch besonders an ihr Tieck's außerordentlicher Milde, mit der er, den väterlichen Fluch kaum andeutend, alles Gräßliche, Verletzende, was hier so nahe lag, vermied. Den ganzen Werth dieser poetischen Milde fühlt man erst dann recht, wenn man sich vorstellt, wie etwa ein moderner französischer Novellist sich bei der Schilderung eines solchen Verhältnisses benommen haben würde. Was Emmeline S. 291 sagt: „Die Natur, die Heiligkeit der Ehe, die Würde und Weihe des Menschen, Alles rächt sich jetzt an mir, weil ich alles Dies verspotten konnte. Er (Friedheim) war in meinen Augen der letzte aller Menschen", erklärt ihren Charakter völlig. Emmelinens Fall ist der Culminationspunkt der Novelle. Man schöpft wieder nach den höchlichen, aber doch immer edeln Spannungen, in die man von dem Dichter versetzt worden ist, frischen Athem; man wagt wieder um sich in die vergangenen Verhältnisse zurück und in die zukünftigen vorauszusehen; man gibt Emmeline auf und ist beruhigt. In dieser Stimmung läßt man sich auch das vorher Undenkbare gefallen, womit uns die Weisheit des Dichters überrascht: Emmeline als Grundmann's Gattin zu sehen.

Als wir Emmeline Jahre lang nach dieser Katastrophe wiederfinden, ist sie anders, aber nicht besser geworden, als sie war. Ihre Verachtung ihrer selbst und der Menschen hat sich consolidirt, und ihren Gatten haßt sie im Stillen, weil sie seine unendliche Großmuth gegen sie nicht ertragen kann. Sie ist ernsthaft, streng, ja trübsinnig und der Poesie abgeneigt, und betrachtet ihr früheres Dasein als erstorben, wie ja die beiden Extreme des Leichtsinns und des Trübsinns einander so nahe liegen und man so leicht aus dem einen wiederholt in das andere verfällt. Hier glaubt man besonders tiefere Blicke in die Allegorie zu thun. Emmeline ist von der Größe Grundmann's erdrückt, und eben über dessen unerforschlich tiefsinnigen mystischen Charakter ließen sich ganze Bücher schreiben. Die Seiten 302 und 303 sind dafür von Wichtigkeit.

In einem solchen Zustande ist der Mensch zu Allem fähig, das beweist Emmeline durch ihre Flucht mit Martin, den sie als solchen nicht wiedererkennt und mit dem sie bald nachher nothwendigerweise wieder zerfallen muß. Es ist merkwürdig, wie, seitdem die Novelle zur tragischen sich erhoben hatte, auch die Schreibart eine Gedrungenheit der Vollendung und eine Classicität kundgibt, wie sie in der deutschen prosaischen Literatur fast ohne Beispiel ist. Nur Göthe's „Wahlverwandtschaften" sind etwas dem Gleiches. Es steht in höchster Bedeutung kein Wort zu viel oder zu wenig da.

Die Energie der innerlichen Verzweiflung, mit der uns Emmeline in dem dritten Abschnitte der Novelle erscheint, ist unbeschreiblich. Ihr ganzes Wesen ist in Verachtung ihrer selbst und der Welt und Menschen zerfallen, und wie in ihrer Jugend ihre Seele allmälig in ihr verkümmert war, so kommt sie jetzt, in dem Gefühle ihrer eignen Seelenlosigkeit, zu der Ueberzeugung, daß ihre dereinstige Seele in ihrer Tochter, die sie aus der Verbindung mit Martin hat, wiederaufgelebt ist; alles noch Unsterbliche in ihr concentrirt sich in ihrer Liebe zu dem Mädchen.

Diese Charlotte ist mitten aus dem Schlamme des Lebens heraus lilienrein aufgewachsen; es liegt in ihrem Dasein eine Unschuld, wie nur wenige Dichter sie wol jemals dargestellt haben. Ihre Mutter, die, wie eine Tigerin über ihr Junges, über sie wacht, möchte einen Jeden ermorden, der sie nur scheel ansieht (S. 316), und so tritt der Gedanke: daß dieses Kind ihre eigentliche Seele ist, wie der reinste Demant der Dichtung hervor, um den herum sich die einzelnen Schönheiten dieses Abschnittes, die in Menge vorhanden sind, wie geringere Edelsteine fügen. Wie erbleicht und erbebt dieser Unschuld des Mädchens gegenüber das in Wilhelm vorgestellte Laster, das sie selbst lieben und anbeten muß und mit dem Charlottens unbewußte Schwesterliebe ein tiefes Erbarmen zu tragen sich gedrungen fühlt! Man könnte diese Novelle eine Apotheose der Unschuld nennen, so herrlich geht ihre Blüte aus dem Pfuhl des Lasters hervor. Charlotte ist wie der frische Schößling, der neben Emmelinen und neben einem abgestorbenen Baumstamme ergrünt. Sie ist eine nicht für sich, sondern für ihre Mutter blühende Magdalene, von welcher Erstern, der Heldin der Novelle, der Dichter, mit der größten Kunst, verstanden hat, das ermattende Interesse an ihr auf Letztere zu übertragen. Charlottens Liebe zu dem Gärtner ist ebenso vom tiefsten Sinn, und ihre Verbindung mit ihm beschließt in der Novelle auch die Allegorie, indem man in diesem Paare wol eine im besten Falle kommende Generation des wahren Volkes vorgestellt sehen dürfte. Das endliche Wiedererkennen und die Entwickelungen sind von großer Schönheit und beschließen das Ganze seiner würdig.

Ich gebe zu, daß es schwer sein mag, den großen Gedanken dieser das Volk verherrlichenden und also im besten Sinne demagogischen Novelle sogleich zu erfassen, aber eine unerläßliche Bedingung dazu ist freilich, daß man lesen kann, was so viele Leser an der neuern Literatur verlernt haben. Besonders auffallend ist es in dieser Novelle, was man aber auch bei andern Novellen Tieck's erfährt, daß das jedesmalige Lesen derselben neue eigenthümliche Schönheiten entwickelt, gleichsam als hätte der Dichter sie zu dem Ende so hineingelegt und so die Aufeinanderfolge der Wirkungen vorausberechnet können. Besonders groß in mehren seiner neuern Novellen und zunächst auch in dieser ist Tieck in Fixirung einzelner Gruppen und in Schilderung einzelner Momente, die

Digitized by Google

sich so scharf abgesondert, als wären sie in Marmor gegraben, herausstellen. Eine eigenthümliche Schönheit von „Eigensinn und Laune" aber ist die Eintheilung in drei Abschnitte, deren jeder gewissermaßen wieder eine Novelle für sich bildet, und die, sowol durch ihren wesentlichen Inhalt, als daneben auch durch Martin's kleines Hündchen verbunden werden, das in jedem Abschnitte einmal bedeutungsvoll vorkommt und durch die Art und Weise, wie dies geschieht, gleichsam den Barometerstand der Novelle angibt. Das novellistische Wahrzeichen des ersten Abschnittes ist Emmelinens Liebe zu dem ungebildeten Kutscher und ihre Verschmähung desselben nach seiner Bildung. Das der zweiten ihre ascetische Strenge nach ihrem Falle und ihr Übergang aus derselben in die zweite Liebe zu dem von ihr nicht wiedererkannten Martin. Das der dritten endlich die Möglichkeit der Existenz Charlottens in dem Hause ihrer Mutter und ihre Liebe mit dem Gärtner. Eduard von Bülow.

La Russie, la Pologne et la Finlande. Tableau statistique, géographique et historique de toutes les parties de la monarchie Russe prises isolément. Par *J. H. Schnitzler*. Avec trois plans lithographiés. Paris 1835.

Während wir von Königsberg her eine Statistik Rußlands durch den Prof. Schubert *) erhalten, gibt uns Hr. Schnitzler in vorliegendem Werke den zweiten Theil seiner Arbeiten über Rußland. Beide bestehen für sich. Der erste erschien 1829 unter dem Titel: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie accompagnée d'aperçus historiques". So lange wir vergeblich auf eine ausführlichere Bearbeitung der Statistik Rußlands in dem Lande selbst warten, müssen wir mit Dank jeden Versuch aufnehmen, welcher durch Zusammenstellung und Vergleichung zerstreuter Nachrichten und Angaben ein möglichst vollständiges Bild von den Kräften dieses ungeheuern Reiches zu geben strebt. Daß es eben nur bei Versuchen vor der Hand bleiben muß, ist Dem einleuchtend, welcher weiß, mit welchen Schwierigkeiten das Material zu einer solchen Arbeit herbeizuschaffen ist. Selbst an Ort und Stelle fehlen diese Schwierigkeiten nicht, ja, werden vielleicht noch fühlbarer, weil man im Stande ist, der Unrichtigkeit einzelner Angaben auf die Spur zu kommen und darin eine Veranlassung findet, bei den scheinbar zuverlässigsten Nachrichten Zweifel zu erheben, während man doch etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen nicht vermag. Indessen geschieht jetzt von der russischen Regierung selbst viel für die genauere Kenntniß der statistischen Verhältnisse des Reiches. So geben zum Beispiel einzelne Ministerien in ihren eignen Journalen fortlaufende Nachrichten über die ihnen zugewiesenen Zweige der Verwaltung und theilen Berichte mit, die ihnen aus den verschiedenen Landestheilen zugehen. Die „Dorpater Jahrbücher", welche leider im Auslande nicht die Unterstützung gefunden zu haben scheinen, die sie wol verdient hätten und deren sie zu ihrem Fortbestehen bedurften, hatten das Verdienst, Das daraus mitzutheilen, was ein allgemeineres Interesse in Anspruch nahm. Indessen scheint selbst die Regierung nicht die Mittel immer zu besitzen, genaue Angaben sich zu verschaffen. Sie wird, wie im Allgemeinen, so auch hier im Besondern von Mittel- und Unterbehörden, denen es an Eifer und Gewissenhaftigkeit fehlt, nicht genug unterstützt und stößt bei ihren Nachforschungen auf Vorurtheile und Bedenklichkeiten des Volkes, welches jedem in seinem eignen und der Wissenschaft Interesse gethanen Schritte irgend eine ihm selbst nachtheilige Nebenabsicht unterlegt. Auch einzelne Männer (z. B. Herrmann, Arsenieff, Engelhardt und Köppen in Petersburg) haben mit Fleiß gesammelt und zum Theil durch eigne Anschauung und an Ort und Stelle gemachte Untersuchungen die Kenntniß des Landes erweitert. Man darf erwarten, daß namentlich auch in der bei Pluchart in Petersburg erscheinenden russischen Real-Encyklopädie, die vorzüglich in der Absicht unternommen worden ist, genauere Nachrichten über Rußland zu verbreiten, reichhaltige Beiträge sich finden werden. Wenigstens berechtigen die bei Ankündigung des Werkes bekannt gemachten Namen der Mitarbeiter zu solcher Erwartung.

Obgleich Hr. Schnitzler jetzt nicht in Rußland lebt, so hat doch eine frühere Anwesenheit daselbst ihn in den Stand gesetzt, Vieles an Ort und Stelle zu beobachten, zu erforschen und zu sammeln und auch, wie es scheint, so weit die russische Sprache zu erlernen, daß er die in derselben abgefaßten Quellenschriften zu benutzen vermochte, welche ihm fortwährend auch in der Ferne zugingen. Indessen klagt er und, wir zweifeln nicht, mit Recht über die Theilnahmlosigkeit russischer Gelehrten an seinem Unternehmen. Mit Mistrauen und Geringschätzung pflegt man gemeiniglich in Rußland Das zu betrachten, was von Ausländern zur nähern Erforschung desselben unternommen wird, legt sich selbst allein das Recht und die Fähigkeit dazu bei und thut doch verhältnißmäßig nur wenig, um das Ausland aufzuklären. Vergleichen wir die beiden angeführten Werke Hrn. Schnitzler's miteinander, so müssen wir auffallend finden, daß er mit einer allgemeinen Statistik Rußlands begonnen und die specielle hat folgen lassen. Er scheint selbst das Nachtheilige dieses Verfahrens eingesehen zu haben, darum ist er nach Vollendung des ersten Werkes an Specialuntersuchungen gegangen. Wir wünschen nun, daß er die durch dieselben gewonnenen Resultate zusammenfassen und in einem neuen Werke zur anschaulichern Übersicht darlegen möge. Er selbst macht uns Hoffnung dazu.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Bücher. In dem ersten handelt der Verf. von den Slawen, im zweiten von den Nicht-Slawen unter russischer Herrschaft. Wir geben hier die Überschriften der einzelnen Capitel, in welche jedes Buch getheilt ist. Buch I, Cap. 1. Ursprung, erste Niederlassungen, Sprache und Sitten der Slawen im Allgemeinen. Cap. 2. Die Russen. Groß-Rußland oder Moskowiterland. Cap. 3. Weiß- und Schwarz-Rußland. Cap. 4. Klein- und Roth-Rußland. Cap. 5. Die Polen. Altes Königreich Polen. Buch II, Cap. 1. Die Letten. Lithauen, Podlachien, Kurland und die Hälfte von Liefland (welche letztern vom Verf. la Lettonie genannt werden). Cap. 2. Uralischer oder finnischer Volksstamm. Land der Tschuden, Großfürstenthum Finnland, Groß-Perm u. s. w. Cap. 3. Die Türken und Tataren. Altes Reich von Kaptschak oder der goldenen Horde. Wie sich aus dieser Übersicht ergibt, hat der Verf. als Eintheilungsgrund die Stammverschiedenheiten genommen. Nachdem er den Ursprung, die Schicksale und Eigenthümlichkeiten eines Stammes und seiner Abzweigungen dargestellt hat, bezeichnet er im Allgemeinen dessen gegenwärtige Wohnsitze und geht alsdann zur nähern Schilderung jedes einzelnen, in ihnen gelegenen Gouvernements in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht über. Da durch dieses Verfahren die gegenwärtige Eintheilung Rußlands mit der historisch-ethnographischen am leichtesten sich hat vereinbaren lassen (obschon nicht überall, ohne dem Ethnographischen einigen Zwang anzuthun), so können wir dasselbe nur billigen. Ausdrücklich müssen wir aber unsere Leser darauf aufmerksam machen, in dem Buche nicht etwa eine gleichmäßige Bearbeitung der einzelnen Theile des russischen Reiches zu suchen; ein Blick auf die gegebenen Inhaltsanzeigen der Capitel muß vom Gegentheil überzeugen. Während daher Großrußland (15 Gouvernements, darunter auch das petersburger) auf 355 S. abgehandelt ist, muß das Königreich Polen sich mit 15 begnügen,

*) Vgl. hierüber Nr. 14 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

auf welchen kein Wort von der Geographie und Statistik dieses Landes steht. Der Verf. gibt als Grund dieser Beschränkung an, daß der Raum eine ausführlichere Behandlung Polens nicht verstattet habe, und daß dasselbe nicht dargestellt werden könne ohne Beiziehung der zu Preußen und Östreich gehörigen Provinzen, die doch wiederum nicht in seinen Plan hätten aufgenommen werden können. Aber warum nahm sich der Verf. durch eine, in solcher Ausführlichkeit nicht hierher gehörige Darstellung Petersburgs (auf 102 S.) und Moskaus (auf 48 S.) zu viel Raum weg? warum versprach er auf dem Titel, was er im Buche selbst nicht geben wollte und nach seiner Meinung nicht geben durfte? Er muthet in der That der Gutmüthigkeit seiner Leser zu viel zu, wenn er sich mit solchen Gründen bei ihnen entschuldigt glaubt. Haben wir so auf der einen Seite Ursache, mit unserm Verf. zu rechten über die ungleichartige Verarbeitung des Stoffes, so müssen wir auf der andern seinen Fleiß anerkennen in Zusammentragung desselben. Ein augenfälliges Zeugniß dafür geben die vielen Citate unter dem Texte, die hier um so willkommener sein müssen, je häufiger darauf ankommt, zu wissen, auf welche Autorität die Angaben sich stützen. Ob er immer mit kritischem Takte und Scharfblicke das Vorgefundene gesichtet habe, mögen wir weder bejahen noch verneinen, da hier der Ort nicht ist, Beweise dafür oder dawider aufzustellen. Jedoch können wir nicht umhin, ihn an einer Stelle (S. 183) wenigens der Übereilung zu zeihen, wo er behauptet, Malte-Brun und Hassel hätten sich getäuscht, wenn sie sagten, daß die Newa nie vor dem 29. Oct. zufriere, da dies doch 1805 sogar den 16. Oct. geschehen sei. Der ganze Unterschied zwischen beiden Angaben liegt darin, daß von Hrn. Schnitzler nach dem Julianischen und von jenen nach dem Gregorianischen Kalender gerechnet wird. Nachahmungswerth scheint uns die Art, auf welche er die russischen Namen schreibt. Es herrscht darin auch bei uns Deutschen noch viel Willkür. Es sind nur zwei Grundsätze denkbar, nach welchen zu schreiben ist. Entweder wir geben Buchstaben für Buchstaben wieder, oder wir folgen der Aussprache der russischen Wörter. Ersteres läßt sich gar nicht durchführen, da wir für manche russische Buchstaben keine entsprechenden Zeichen haben, Letzteres verstattet wenigstens eine annähernde Bezeichnung. Hr. Schnitzler folgt daher dem letztern Grundsatze. Daher schreibt er Nefski, Volkhof, Pskof, Kief, Alexandrofsk anstatt Newsky, Wolchow, Pskow, Kiew, Alexandrowsk, wie diese Namen gewöhnlich in deutschen Werken geschrieben werden. Hier und da hat er auch den Accent angegeben (z. B. Iván); allein dies läßt sich in der französischen Sprache nicht streng durchführen. Im Deutschen ließe sich dagegen wol schreiben: Räsán, Poltáwa, Sawátoff, Tschernigoff, Ládoga, Narówa ꝛc.

Die drei lithographirten Beilagen geben Pläne von dem Nischni-Novgorod'schen Meßplatze, von Moskau und Petersburg. Über die beiden erstern können wir kein Urtheil fällen, den letztern haben wir aber ziemlich ungenau gefunden. So gibt z. B. die Stellung des Generalstabes und der Alexandersäule dem Winterpalast gegenüber eine ganz falsche Ansicht. 43.

Notizen.

In einem kleinen Aufsatz, den ein französisches Journal unter dem Titel: „Huit jours dans les montagnes entre Rome et Naples" mittheilt, befindet sich folgende merkwürdige Stelle: „Will man, so heißt es, Italien von der übeln Seite ansehen, so fehlt es ihm nicht an Entzauberung. Es ist ein Land etwas heißer und etwas schmuziger als Frankreich, ungeheuer arm in Vergleich zu England in Rücksicht der guten und comfortablen Lebensart. Rom ist eine verlassene, miserable Stadt, worin Bettler, Mönche, fremde Künstler und schnüffelnde Reisende umherlaufen. Kann es einen tödtlicher langweiligen und widerwärtigern Aufenthalt geben als Venedig mit seinen fauligen Kanälen, mit seinen traurigen Gassen, mit seinen gefängnißähnlichen Quartieren, die durch unsaubere Gräben geschieden sind. Man spricht viel von dem Zauber des Klimas. Glaubt doch ja den Dichtern und Malern nicht. Kälte, Nebel und Reif sind im Herbst in Venedig an der Tagesordnung. Florenz hat seinen Reifmond so gut als Paris. Neapel ist eine Stadt der Spitzbüberei und Ignoranz, der Saloperie und des Müßiggangs. Die Städte der Lombardei haben einen wahren Bastardcharakter, sie sind weder warm noch kalt, weder Süd noch Nord. In der römischen Campagna, in den toscanischen Maremmen, in den Sumpfebenen, die an das adriatische Meer grenzen, bei Venedig, Ferrara, Ravenna, in jenen Gegenden, die am meisten poetisirt werden, bekommt man blos um eines einzigen sentimentalen Abendspaziergangs willen, oder wenn man sichs einmal in den Sinn kommen läßt, sich unter einen Baum zu legen, sogleich das Fieber, und noch dazu ist dies Fieber prosaisch genug, Einen nicht umzubringen. Es macht dich blos krank, siech und schläfrig, und hinterläßt dir zu guterletzt einen contracten Körper und einen safrangelben Teint." Sollte man nicht glauben, wenn unter dem Aufsatz nicht der bekannte Name Léon Vidal stände, er rühre von einem gewissen deutschen Reisebeschreiber her?

Das „Journal des dames et des modes" wurde 1797 von la Mésangere gestiftet und ist sonach das ältrste existirende Modejournal. Es hat sich in der Sphäre, die es seit seiner Gründung behauptet, bis hierher erhalten, durch die Gewandtheit und Geschicklichkeit, womit es den Geist der Fashionabilität durch alle seine Metamorphosen verfolgte. Die ausgezeichnetsten Schneider und Modehelden haben ihm anderthalb Menschenalter hindurch ihre schönsten Kräfte und ihre edelsten Bestrebungen gewidmet. Es hatte während seines ganzen Daseins ein ewig frisches Colorit und eine kräftig-getreue Zeichnung aufzuzeigen. So hat es während 39 Jahren den vornehmen Rang einer Chronik der eleganten Welt behauptet und man darf es mit Recht den „Moniteur universel des dames" nennen; denn es wird einst für eine systematische Geschichte der Mode dieselbe durchgreifende Bedeutung haben, welche der „Moniteur" für die Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreichs hat. Als ein ewiger Jüngling steigt das „Journal des dames" mit jedem Semester aus den Wogen der Zeit wie Aphrodite aus dem Bade. Glücklicher ist es als der Hermaphrodit Janus, denn sein Alter ist eben seine wahre Jugend.

Thibaudeau's ausgezeichnetes Werk, in welchem eine unermeßliche Arbeit steckt: „Le consulat et l'empire ou histoire de la France et de Napoleon Bonaparte de 1799 à 1815" ist nunmehr mit dem 10. Bande geschlossen und darf sich, was den Eifer, Ernst und die Treue der Arbeit betrifft, mit jedem andern Werk seiner Gattung messen. Thibaudeau erzählt die Facta mit Einfachheit, aber mit sachgemäßer und ausdrucksvoller Einfachheit. Da er so nahe bei den Begebenheiten und bei den Helden gelebt hat, so hat er ungewöhnlich viel gesehen und gehört und Vieles unmittelbar aus der rechten Quelle, aus dem Munde der Staatsmänner zweier Epochen geschöpft. Seine Stellung hat ihm eine Menge von Kenntnissen verschafft, die er noch sehr durch das Studium unbekannter Documente vermehrt hat. In seinem Exil während der Restauration hatte er Zeit und auch die Stimmung, treu, eifrig und mit keuschem historischen Sinn zu arbeiten. Zwei Resultate wird man aus der Lecture seines Werkes stets mitbringen: einmal, daß er gut unterrichtet, und dann, daß er ein politisch gebildeter Mann ist. Wie nothwendig sind diese zwei Dinge für diese Zeit und für die Geschichtschreibung dieser Zeit! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 39. — 8. Februar 1836.

Andrea del Sarto. Von Alfred Reumont. Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Leipzig, Brockhaus. 1835. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Je mehr es zur Gewohnheit wird, daß einsichtsvolle Männer an Ort und Stelle in Galerien und Archiven und andern literarischen Urquellen einzelne Hauptfiguren der Kunstgeschichte ausmitteln nach ihrer Erscheinung, Wirksamkeit und Bedeutung, um desto zuversichtlicher läßt sich im Ganzen und Großen der Zusammenhang dieses höchst interessanten Gebiets menschlicher Thätigkeit und Ausbildung darstellen. Unter den italienischen Meistern hat in dieser Hinsicht Rafael Sanzio an Quatremère de Quincy, Pungileoni und Rumohr treffliche Bearbeiter gefunden, während sein Zeitgenosse Lionardo da Vinci sich der jüngsten wiener Monographie nicht eben rühmen dürfte. Andrea del Sarto ist wiederum glücklicher gewesen, indem er dem durch das „Kunstblatt" rühmlichst bekannten Forscher altitalienischer Kunst, Hrn. Reumont, der aber nur den französischen Namen hat und ein Deutscher und Preuße ist, in die Hände fiel. Die Materialien des Buches sind während eines längern Aufenthaltes in Italien und namentlich in Florenz gesammelt. Der Verf. erkennt zwar an, daß seine Arbeit auf Vasari fuße, dessen Biographie hier um so mehr Berücksichtigung verdiene, da er der Schüler des Andrea del Sarto war, seine wichtigsten Arbeiten beinahe immer vor Augen hatte und ein großer Bewunderer seines Talentes war. Aber die Erzählung des Vasari sei auch bei seinem eignen Meister weder vollständig noch genau; es ergeben sich gar manche Irrthümer und Lücken, von welchen sich dann freilich ein noch unvortheilhafterer Schluß auf die historische Treue anderer Theile des Vasari'schen Werkes bilden lasse, für welche demselben weniger nahe Hülfsquellen zu Gebote gestanden hätten. Unter den spätern Schriftstellern ist es vornehmlich Biadi, welcher durch Hervorsuchung verschiedener Urkunden auf das Leben und die Geschichte unsers Künstlers ein helleres Licht geworfen hat und dessen Fleiß der Verf. dankbar anerkennt, aber zu verhehlen, daß es noch größerer Geschichtskenntniß und einer strengern Kritik bedürfe, um die Darstellung des Andrea del Sarto genügend zu erörtern. Für das Wichtigste hielt Hr. Reumont, die Chronologie so viel als möglich herzustellen und demnächst eine Schilderung des Charakters und eine Beschreibung der wichtigsten Werke des außer Italien noch viel zu wenig bekannten ausgezeichneten Künstlers zu geben.

Andrea del Sarto wurde im Jahr 1488 zu Florenz geboren. Sein Vater war ein Schneider — daher der Zuname des Künstlers: del sarto — und befand sich in dürftigen Umständen. Im siebenten Jahre verließ Andrea bereits die Schule, wo er nur im Lesen und Schreiben nothdürftig hatte unterrichtet werden können, und kam zu einem Goldarbeiter in die Lehre, eine Beschäftigung, welche damals mit künstlerischem Sinne von den vorzüglichsten Meistern, namentlich der Bildnerei, Donatello, Verocchio, Cellini u. M., geübt wurde. Der Knabe fand aber mehr am Zeichnen der Modelle als an der Technik des Handwerks Geschmack. Ein florentiner Maler, Barile, nahm ihn bald darauf in seinen Unterricht und Dienst und übergab ihn nach drei Jahren der Schule des berühmten Piero di Cosimo. Dieser war jedoch ein besserer Colorist als Zeichner, und wiewol Andrea unter seinen Augen rasche Fortschritte, namentlich in der Technik der Malerkunst machte, so fand er doch an diesem Unterricht kein Genüge, sondern übte sich selbst in den Freistunden und studirte da und dort an den Werken der großen Meister seiner Zeit und der Vorwelt, des Masaccio, Ghirlandajo, Cosimo Roselli u. A., vornehmlich an den berühmten beiden Cartons Michel Angelo's und Lionardo's, welche zur Ausführung im Rathssaale des Palastes der Signorie bestimmt und damals zur Nacheiferung für jüngere Künstler öffentlich ausgestellt waren. Unter solchen Studien traf Andrea mit dem um wenige Jahre ältern Franciabigio zusammen, mit welchem er einen so engen Freundschaftsbund schloß, daß beide Maler zusammen wohnten und häufig zusammen arbeiteten, wie denn noch kurz vor dem Tode des Franciabigio ein solches gemeinschaftliches Werk von ihnen ausging: eine Verbindung, durch welche das bedeutendere Talent des Andrea einen brauchbaren Geführten und anschmiegenden Gehülfen erhielt, die Kunst des Franciabigio aber unstreitig aus dem Einfluß des Andrea, namentlich in der Behandlung der Gewänder und in Anordnung der Gruppen, Vieles gewann.

Nun eröffnete sich für Andrea eine Reihe bedeuten-

Digitized by Google

der Aufträge, die seinen Ruhm mitbegründet haben. Eine fromme Gesellschaft von Laienbrüdern zu Florenz, welche sich den heiligen Johannes den Täufer zu ihrem Schutzpatron erwählt hatte und die Compagnia del Scalzo genannt wurde, wünschte den kleinen Hof ihres Versammlungsortes mit Darstellungen aus dem Leben ihres Heiligen verziert zu sehen und bestellte dieselben bei Andrea del Sarto, der in einem Cyklus von Bildern die Taufe Christi, die Predigt und Volkstaufe des Johannes u. s. w. auf die nasse Wand malte. Ebenso sollten in der Vorhalle der Servitenkirche daselbst die dort angebrachten Lünetten mit Frescobildern ausgefüllt werden. Zwei ältere Künstler hatten damit begonnen, aber wenig zu Stande gebracht. Es war nun der Wunsch der Mönche, die Arbeit fortgesetzt zu sehen; und da Andrea, nachdem er mit seinem Freunde Franciabigio eine Wohnung in der Nähe des Klosters bezogen hatte, sich einmal zufällig in der Kirche befand, so dachte ein Bruder Sacristan, sich mit wenigen Kosten herauszuziehen. Er faßte den sanften, gutmüthigen Andrea von der Seite des Ehrgeizes, stellte sich aber auch, als ob er nur aus Theilnahme an ihm handle, und suchte ihn zu überreden, die Fortsetzung der Arbeiten im Vorhofe zu übernehmen und lieber an keine Bezahlung zu denken, sondern sogar, im Falle er nicht dazu ersucht worden, die Klosterbrüder um Uebertragung der Bilder zu bitten. Dies und Anderes wirkte auf den Künstler, der sich sofort schriftlich für das ganze Werk verpflichtete um einen sehr geringen Preis, den man ihm aber späterhin erhöhen müssen. Es sind dies die merkwürdigen Darstellungen aus der Legende des heil. Philippus Benizzi. Sein berühmtestes Frescobild ist aber die im Kreuzgange des Servitenklosters zu Florenz befindliche Madonna del Sacco, deren großartige Einfachheit die außerordentlichste Wirkung hervorbringt. Wer hätte nie von diesem Bilde gehört?

Die Gruppe besteht aus drei Figuren. Maria sitzt auf einer einfachen Stufe und streckt die rechte Hand nach dem Kinde aus, welches schon ein Bein über das ihrige geschlagen hat, um sich auf ihren Schoos zu setzen. Ihr Gesicht ist voll Anmuth und Schönheit und entfernt sich in etwas von dem bekannten Typus der frühern Jahre des Künstlers. Die Körperformen sind voll und kräftig. Hals und Brust umgibt ein weißes Tuch, durch welches das rothe Kleid schwach durchschimmert, während ein grüner Mantel um die Lenden geschlagen ist. Andrea verstand sich auf eine meisterhafte Behandlung der Gewänder. In diesem Bilde aber hat er die Mehrzahl seiner frühern und spätern Arbeiten übertroffen. Der Faltenwurf derselben ist so reich, so schön, so natürlich; sie umgeben den Leib mit so vieler Grazie, schmiegen sich mit einer solchen Weichheit an ihn an, ohne dessen Formen zu verhüllen, daß die Verschwisterung der Natur und Kunst nicht inniger sein kann. Der Leib des Kindes, dessen Geberde die Lebhaftigkeit der Bewegung zugleich mit ausdrückt, zeigt im Colorit wie in der anatomischen Zeichnung jenes Natürliche und Angemessene, welches die Kindergestalten unsers Künstlers vorzugsweise auszeichnet. Die dem rechten Winkel etwas zu sehr sich annähernde Stellung der Beine möchte allein zu tadeln sein. Auf der linken Seite sitzt in einer vortrefflich erdachten Stellung der heilige Joseph, in einem Buche lesend, mit dem Rücken und rechten Arme an einen hinter ihm liegenden weißen Sack gelehnt. Auch diese Figur kommt dem Werthe der übrigen gleich. Das Gesicht drückt den Ernst der frommen Betrachtung aus; Haar und Bart sind mit einer besondern Sorgfalt gemalt. Das Bild hat nicht wenig durch die Unbilden der Zeit gelitten, aber das Colorit ist noch immer kräftig und lebhaft, und die Figuren haben vieles Relief. Die denselben angehauchte einfache Grazie, die auch durch keine Spur von Geziertheit und Affectation gestört wird, hat der Künstler in keinem andern Werk übertroffen. Tizian soll bei seiner Anwesenheit in Florenz dieses Werk des höchsten Lobes werth erklärt haben.

Wie die Madonna del Sacco sein größtes Frescobild, so ist die Madonna del S.-Francesco — oder auch wegen der, durch einen nicht gut zu erklärenden Einfall des Malers am Fußgestelle, worauf die Gottesmütter steht, angebrachten Harpyen die Madonna delle Arpie genannt — sein werthvollstes und berühmtestes Ölgemälde. Dasselbe befindet sich in der Tribune der großherzoglich-toscanischen Galerie zu Florenz und ward durch Ferdinand de' Medici, ältesten Sohn des Großherzogs Cosmus III., im Jahr 1704 den Franciscanernonnen der Straße Pentolini zu Florenz für die ungeheuere Summe von 20,000 Scudi abgekauft.

Andrea hatte sich durch seine Verheirathung mit Lucrezia del Fede, der Witwe eines florentinischen Münzmachers, welche noch zu Lebzeiten ihres ersten Mannes in ein nicht tadelloses Verhältniß mit ihm getreten war, in eine Reihe von Widerwärtigkeiten hineingestürzt. Diese Frau hinderte ihn an der Unterstützung seiner armen Verwandten und stand seiner künstlerischen Ehrenbahn im Wege. Der König Franz I. von Frankreich hatte ihn 1518 an seinen Hof berufen und ihm einen fürstlichen Gehalt ausgesetzt, auch Bilder von ihm bestellt, sowie auch die Großen des französischen Hofes wetteiferten, sich Gemälde eines so berühmten Meisters, wie Andrea war, zu verschaffen. Aber die Sehnsucht nach seiner Catharina und die Briefe derselben trieben ihn nach Hause; er wurde durch Überschreitung des empfangenen Urlaubs wortbrüchig gegen den König und blieb seinem Weibe zu Liebe, die den gemachten Gewinn mit ihm verpraßte, in Florenz zurück. Seine Gutmüthigkeit scheint dem schlauen und herrschsüchtigen Geiste der Lucrezia stets unterworfen gewesen zu sein. Und doch verließ ihn diese, als er nach der Einnahme von Florenz durch die kaiserlichen Truppen 1530 an der Pest erkrankte. Er starb, ohne daß ihm nahe Jemand es bemerkte, 42 Jahre alt, und in der Stille ließ ihn die Brüderschaft von St.-Johannes dem Täufer in ihrem Grabgewölbe in der Servitenkirche beisetzen.

An verschiedenen Stellen seines Buches äußert der Verf. über die künstlerische Eigenthümlichkeit und Trefflichkeit des Andrea. Vielen Malern sind größere und glänzendere Gaben verliehen worden als ihm; aber wenige haben ihn in dem davon gemachten Gebrauche übertroffen. Er war von Natur auf das Einfache, Natürliche, Anmuthige hingewiesen. Er bildete sich in der Anordnung der Gruppen und Gewänder, im charakteristischen Ausdruck der Köpfe seinen eignen Styl. Seine natürliche Zeichnung sichert ihm allein schon ein großes Verdienst. Seine Gestalten sind fast ohne Ausnahme in Haltung und Anstand, seine Stellungen natürlich [illegible]

Digitized by Google

gezwungen, die Verkürzungen geschickt und richtig, der Faltenwurf der Gewänder großartig, reich und plastisch. Die Physiognomie ist voll Wahrheit und ungezierter Anmuth, die Außentheile vollkommen in der Zeichnung, Haar und Bart musterhaft ausgeführt. Seine Kinder und Engel sind mit einer Grazie gemalt, worin er mit Rafael wetteifert. Die Männerköpfe sind weniger nach der Antike studirt, als aus dem Leben der unmittelbaren Wirklichkeit selbst herausgegriffen und ergreifend wahr. In den Frauenköpfen, besonders den Madonnen, vermißt man das Ideal, den glühenden Affect, die erhabene, innige Frömmigkeit des Rafael und des Correggio; sie sprechen aber eine frische, blühende, echt kräftige Natur aus und erinnern großentheils an das Modell seiner schönen Gattin, daher sie auch untereinander in einer Familienähnlichkeit stehen.

Das Testament des Andrea und ein chronologisches Register seiner sämmtlichen Werke, soweit sie bekannt sind, nebst Angabe ihres jetzigen Ortes sind dem Werke angehängt, welches durch seine Vollständigkeit der Materialien und die Angemessenheit seiner Darstellung sich gleich sehr empfiehlt und jedem Freunde der ältern Kunst willkommen sein wird. 9.

Correspondenznachrichten.

Christiania, 11. Januar 1836.

Die Bevölkerung unserer Stadt ist seit drei Jahren von etwa 21,000 auf 24,000 Einwohner gestiegen, welches erfreuliche Ergebniß theils der Zunahme der Erwerbsquellen, theils der Ansiedelung vieler Auswärtigen zuzuschreiben ist, die am liebsten hier ihre Capitalien oder Pensionen verzehren wollen. Dazu kommt die alte löbliche Sitte des Normannes, sobald er nur die Aussicht hat, eine Frau ernähren zu können, sofort zu heirathen. Unsere vornehmsten Ausfuhrartikel sind geschnittene Bretter, Bohlen und Balken, und diese haben insonderheit in Frankreich wegen des Bedürfnisses der Marine den ergiebigsten Absatz gefunden. Zwar konnte das Storthing vom Jahre 1833 sich nicht zur Einführung einer völligen Gewerbefreiheit entschließen; diese besteht aber im Wesentlichen, wie denn auch dem Ausländer nichts im Wege liegt, sich hier anzusiedeln.

Im Anfange unserer neuen Staatseinrichtung gab es einen empfindlichen Mangel an Bewerbern zu geistlichen und civilen Bedienungen. Dieser hat dermalen ganz aufgehört, und groß ist die Zahl der Candidaten, die, da ihrer der Staat nicht dringend bedarf, bald auf diese, bald auf jene Art ihren Unterhalt verdienen müssen. Sonach fehlt es weder an Lehrern der Jugend, noch an Schriftstellern. Dessenungeachtet hat die Anzahl der an der hiesigen Universität Studirenden nichts weniger als abgenommen. Dagegen kann die Kriegsschule nicht die gehörige Anzahl von Offizieren, deren unsere Armee bedarf, liefern.

Wir haben gegenwärtig sechs Buchhandlungen und elf Buchdruckereien, zu welchen letztern wol bald noch die zwölfte kommen wird; doch nur zwei lithographische Pressen. Fast ausschließend sind diese mit der Herausgabe von Schul- und Erbauungsbüchern, Zeitschriften, politischen und ästhetischen Kleinigkeiten und andern Broschüren vollauf beschäftigt. Zwei Pfennig-Magazine, das eine mit Steindrücken, das andere mit Holzschnitten, welche wöchentlich herauskommen und größtentheils Uebersetzungen aus ähnlichen deutschen Schriften enthalten, erfreuen sich des zahlreichsten Publicums. Gar manche Zeitschrift ist angekündigt, angefangen, aber aus Mangel an Abonnenten nicht fortgesetzt worden, sodaß ihre Zahl seit drei Jahren eben nicht gestiegen ist, der Absatz mehrer älterer dagegen bedeutend zugenommen hat. Große Erwartungen hegte man von einem neuen politischen Blatte, das unter dem Titel des „Constitutionnellen" mit dem Anfange dieses Jahres alltäglich in einer Nummer herausgegeben werden sollte; bis jetzt ist aber keine solche erschienen.

Noch immer ist das „Norwegische Morgenblatt" die gelesenste politische Zeitung, indem es, ohne entschieden Partei zu nehmen, jeden wohlgeschriebenen Aufsatz, der Verfasser möge sich nun nennen oder nicht, veröffentlicht. Es enthält sonach nicht nur Rügen, Beschwerden und Beschuldigungen, sondern auch deren Beseitigung und Abweisung, überdies eine Mannichfaltigkeit von Nachrichten aus dem In- und Auslande und Beurtheilungen herausgekommener Schriften. Zu den seltenen Fällen gehört es, daß irgend ein zu heftiger Artikel eine gerichtliche Belangung zur Folge hat. Besonderes Interesse erregte ein Proceß, welchen sich das „Morgenblatt" durch einen Artikel über die dänischen Provinzialstände auf Anregung der dänischen Gesandtschaft in Stockholm zuzog, welcher aber in der ersten Instanz mit völliger Freisprechung endigte. Seit jenem Artikel ist das „Norwegische Morgenblatt" in den dänischen Staaten verboten, ohne daß jedoch eine Abnahme der Abonnenten verspürt worden ist. Das einzige Mittel, welches die Regierung zur Verhinderung der Verbreitung mißfälliger Blätter in den Händen hat, ist die Entziehung der Portofreiheit, welches denn gemeiniglich sehr hemmend einwirkt. In den letzten Jahren ist jedoch nur ein einziges Mal von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden, als sich nämlich das Oppositionsblatt: „Der Staatsbürger", einen nicht nur groben, sondern durchaus ungegründeten, in der Form eines Libells abgefaßten Ausfall gegen den Staatsrath Collett, Chef des Finanzdepartements, erlaubte. Gleichwol besteht diese Zeitung noch und ist nicht ohne Einfluß auf die Storthingswahlen gewesen, wie viele Mühe sich auch insonderheit unsere geschätztesten Publicisten, die Herrn Stabell und Fougstad, gegeben haben, diesem vorzubeugen.

Zur Beförderung literarischer Unternehmungen im Dienste der eigentlichen Wissenschaften ist unser Publicum nicht recht aufgelegt. Die vierteljährlich heftweise herauskommenden „Sammlungen zur Geschichte des norwegischen Volkes und seiner Sprache", welche die Alterthumskunde ungemein erweitert haben, werden indessen mit löblichem Eifer und Fleiße fortgesetzt. Justitiarius Berg, Capitain Munthe und Professor Lunth sind die vorzüglichsten Mitarbeiter an diesem gelehrten Werke. Sehr gründlich ist der im vorigen Jahre herausgekommene erste Theil einer Abhandlung des Oberstlieutenants Vosgräff über die Kriegführung der Alten, allein der Styl abschreckend. Ueberhaupt herrscht in unserm Offiziercorps das rühmliche Bestreben, in den militairischen Wissenschaften mit der Zeit fortzuschreiten und sich nicht nur alle neuern Entdeckungen zu eigen zu machen, sondern auch diese zu vervollständigen und zu erweitern. Die Feldzüge seit der französischen Revolution haben an dem Oberstlieutenant Meydell einen sehr scharfsinnigen Beurtheiler gefunden. Der auch in der deutschen Literatur als militairischer Schriftsteller ausgezeichnete Oberstlieutenant Bortenstein hat nach einer glücklich vollendeten Gesundheitsreise in Frankreich und seinem Vaterlande Hanover zur allgemeinen Freude seine gewohnte Thätigkeit wiederbegonnen. Unter den jüngern Offizieren macht gegenwärtig der bei unserer Kriegsschule angestellte Premierlieutenant Conradi durch eine mit gesunder Kritik und in einem gefälligen Vortrage verfaßte Beschreibung der Feldzüge Karl XII. in Norwegen einen günstigen Eindruck. Es unterliegt wol nun keinem Zweifel mehr, daß dieser kriegerische König nicht durch eine Kugel aus der belagerten Festung getödtet worden sei.

Ob eine Abhandlung des bei unserer Universität als Lehrer der Rechte angestellten Hrn. Schweigaard: „Sur la philosophie allemande", die er im vorigen Jahre während seines Aufenthaltes in Paris in eine französische Zeitschrift einrücken ließ, einiges Aufsehen in Deutschland machen werde, möchte zu bezweifeln sein. Dem mineralogischen Publicum wird gewiß ein

Digitized by Google

kurzer Bericht, welchen der auch im Auslande vortheilhaft bekannte Professor Kellgau von einer geognostischen Reise in der Normandie im verwichenen Sommer ertheilt hat, höchst willkommen sein. Noch ist als literarische Neuigkeit zu erwähnen, daß zu Ende des Jahres 1834 die erste in Norwegen, und zwar mit typographischer Schönheit gedruckte Bibel hier bei Gröndahl herausgekommen ist.

Unter unsern ästhetischen Erzeugnissen verdient ein polemisches Gedicht von Welhaven genannt zu werden, das den Titel „Norwegens Dämmerung" führt. Es enthält einen recht artig geflochtenen Sonettenkranz, in welchem er hauptsächlich das Gefühl für schöne Kunst, welches im politischen Treiben der Nation zu ersticken droht, hervorzuheben beflissen ist. Wegen mancher bittern Aeußerungen zog sich der Dichter eine Menge Feinde zu, welche ihn das ganze vorige Jahr hindurch behelligten. Unter diesen ist der genialische Dichter Wergeland, ein entschiedener und feuriger Patriot, der gefährlichste.

In den ersten Tagen des folgenden Monats wird Norwegens achtes ordentliches Storthing in hiesiger Stadt eröffnet werden. Auch auf diesem bilden die Bauern oder die Gutsbesitzer die Mehrzahl, da sich die Regierung nie erlaubt hat, einen Einfluß auf die Wahlen auszuüben. Von der Liberalität der letztern zeugt der Entwurf einer neuen Gemeindeverfassung, welche, zum Theil der in Preußen eingeführten nachgebildet, mit einer wirklichen Emancipation zu vergleichen ist. Diese wird der vornehmste Gegenstand der Berathungen des Storthinges sein. Bei dem blühenden Zustande des Landes und der Finanzen werden auch Vorschläge zu neuen öffentlichen Bauten, namentlich eines eignen Storthinggebäudes, vorgelegt werden. Auf jeden Fall wird unsere Stadt durch ein neues öffentliches Theater verschönert werden, indem das vorige im verwichenen November durch Fahrlässigkeit ein Raub der Flammen geworden ist. 44.

Mancherlei.

Höchst seltsam, wenn noch heutzutage gesprochen wird von einer Vollendung der Philosophie als einer durchaus sich begreifenden Wissenschaft und Wesenheitslehre, zu welcher sich alle frühern Lehren als Werden, Fortschreiten und allmälige Entwickelung verhalten. Ehedem zu Zeiten der französischen Revolution war ein solcher Traum verzeihlich, denn er hatte die ganze Welt ergriffen, Völker wie Gelehrte, und man erblickte im Phantasiebilde des eignen Zeitalters den höchsten Aufschwung unsers Geschlechts. Seitdem muß dieses Bild bei Allen, welche Erfahrungen machen und über sie zu denken wissen, verschwunden sein, und wenn einige Träumende es dennoch festhalten, dürfte man auf sie jene bekannten Worte anwenden: „sie haben nichts vergessen und nichts gelernt". Aber sobald irgend eine Voraussetzung die ganze Seele ergreift, wird das Vergessen wie das Lernen fast unmöglich, wovon französische Emigranten und deutsche Philosophen das Beispiel geben. Unter den letztern zwickten die Ältern mit ihrer Kant'schen Schere an den Zehren des Alterthums; man ändere die Voraussetzung und das Beschneiden hat ein Ende. Besser haben es die All-Eins-Verkünder, denn sie werden behaupten, sie hätten Alles vorausgesetzt, brauchten also nichts Anderes, und hätten Eines vorausgesetzt, bedürften also keines Zweiten. Daß die Unbestimmtheit dieser Voraussetzung mit dem Nichts zusammenfalle, und aus dem Nichts auch nichts entstehe, weder ein Sein noch eine Wissenschaft, wird ihnen nie einleuchten. Sie selber stehen gleich Andern in der Geschichte der Philosophie, welche grade jenen Wechsel der Voraussetzungen uns anschaulich macht und dadurch den Geist aus der eintönigen Schule ins vieltönige Leben versetzt. Solche Lebensgebilde mit wachem Urtheil aufzufassen und darüber die Mitwelt zu verständigen, die sich unter dem Mannichfaltigen verwirrt, ist die Aufgabe echter Philosophie, mit nichten durch eine einzelne Voraussetzung und deren Phantasiebild zu lösen oder zu beseitigen.

Begriff ist nicht ohne Bild, und kein Bild ohne Begriff. Empfindung und Bild sind zweierlei, sowie Empfindung und Begriff. Daß Bilder und Begriffe zu den Empfindungen treten, ist Charakter des menschlichen Bewußtseins zum Unterschied von dem thierischen. Empfindung ist Resultat des physischen Organismus, der Nervenerschütterung; Bild ist etwas Anderes, nämlich die Vorstellung des Zustandes in der Empfindung. Ein solches Bild vom Zustande in der Empfindung kann in Fliegen ohne Wirklichkeit der Empfindung, es ist Product der freien Thätigkeit des Geistes. Kinder weinen doppelt über einen Schmerz, wenn man sie beklagt; durch die Klage nämlich tritt das Bild des schmerzhaften Zustandes — gewiß nicht der Schmerz selbst — lebhafter in ihr Bewußtsein. Was für hinter der Sache kommt, geht bei den Ängstlichen der Sache voran. Bild ist ein Ganzes von Theilen, und dieses Ganze nach gewissen Merkmalen im Bewußtsein festgehalten, ist die Begriff. Nicht so bei der Empfindung; sie ist Einheit schlechthin, ohne Verhältniß des Ganzen und der Theile. Soll Letzteres stattfinden, so müßte es entstehen aus dem Bilde des Zustandes, wovon die einzelnen Empfindungen Theile wären. Unser geistiges Wirken beruht so sehr auf diesem Bildentwurfe, daß im Traume, wo die sinnliche Empfindung fehlt, aus dem Ganzen des Bildes sich die Theile entwickeln, aus dem Bilde des Zustandes der Empfindung die Empfindung selbst. Thiere können wol Empfindungen träumen, keine Bilder vom Zustande in der Empfindung, haben Sinneneindrücke ihrem Bewußtsein gegenwärtig, keinen Begriff. Glück und Unglück sind darum ohne Bedeutung für Thiere, denn sie beruhen auf dem Ganzen des Bildes von Zuständen, sind etwas Gemachtes, nichts Gegebenes. Herrschaft über die Bilder und Begriffe ist Weisheit, und der Stoiker verlangte sie ohne Rücksicht auf das Gegebene der Empfindung und mit vollkommenem Sieg über dasselbe.

Am kalten Herzenseise eines Menschen sind alle Schmelzversuche vergeblich, und man muß nicht wähnen, durch solche Wärme die Schmelzung zu befördern, vielmehr erzeugt sie im Gegensatz gegen dieselbe immer stärkere Kälte. Eher noch die Polarkälte auf die kleinere; denn was die letzte weniger hat als jene, ist eben etwas *mehr* Wärme, welche bei dem Gefrieren — nach dem Ausdruck der Physiker — *frei* wird, weswegen bei strengem Frost die Flüsse im Zufrieren dampfen. Erfolg davon ist, daß die kalten Herzen, in die Nähe noch kältern gebracht, den letztern *anfrieren*, mithin Herzensverbundenheit darstellen. Schlosser bemerkt über Napoleon und Talleyrand: Ersterer habe schwer und selten, der Letztere nicht an Tugend und Uneigennützigkeit geglaubt, und beide den Einfluß, welchen dieser auf jenen ausgeübt; aber wenn beide Individuen wirklich in obgedachter Weise zueinander hielten, so mußte nach Seelengesetzen Napoleon dem Talleyrand *anfrieren*.

Eitelkeit ist Selbstgenügsamkeit, welche leicht befriedigt wird, Hochmuth eine solche, welche nicht befriedigt werden kann. Die meisten Menschen tadeln und befeinden die Eitelkeit, verehren aber und dulden den Hochmuth, jenes vermöglich aus einigem Neid und Eifersucht, dieses aus einiger Bewunderung und Scheu. Ich meinestheils lobe mir die Verächtlichkeit der Eitelen (z. B. der Weiber im Putz) und fliehe das verdrießliche Wesen der Hochmüthigen. Nur dann wird die Eitelkeit lästig und widerlich, wenn sie in Prahlsucht ausartet wie bei den Juden.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 8. Februar 1836.

Poetische Literatur.

1. Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht von J. J. Königs. Erstes Bändchen. Vier Gesänge. Aachen, Mayer. 1835. Lexikon-8. 8 Gr.

Eine wirkliche Beurtheilung dieses Machwerks wäre eine dem Schaffen desselben fast gleiche Ungereimtheit. Tiefdunkle Nacht, von keinem Gedankenblitz durchzuckt, liegt auf diesem zerrissenen Knüppeldamm von grobzugehauenen Hexametern, auf welchen der Verf. seinen Helden, dessen Namen er, als ein wahrer marternder Prokrustes, oft in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Zeilen bald zweisylbig braucht, bald dreisylbig auseinanderzerrt, in die Seligkeit hinein- und darin herumkutschirt. Gott aber, den Hr. K. gleich S. 1, Z. 5 v. u., den „ewigen Throner" nennt, bewahre uns und auch ihn vor der unaussteblich langweiligen Partie dieser Seligkeit! Drum ist es ebenso consequent als höchst lahm, wenn es S. 6, Z. 5, von Friedrich heißt:

Unter den Seligen war er erwartet — —

insofern allerdings nach dem alten Spruche Gefährten im Elend — die Seligkeit des Hrn. K. ist aber das größte — ein Trost sind; drum beklagen wir auch Louis XIV. nicht, den Friedrich dort vermißt und sich deshalb nach ihm bei Henry IV. erkundigt, der (S. 7, Z. 6 fg. v. u.) höchst ledern antwortet:

— — — — noch ist das Lichtreich
Ihm verschlossen, der Ewige weiß es einzig, wann diesem
Wird der Zutritt hier, nach langer Läutrung, gewährt sein.

Kurz darauf wird Friedrich von Eloa mit einer Sendung beauftragt, oder vielleicht noch richtiger, er erhält ein Patent auf Avancement, und nun beginnt ein Gallimathias, der nicht größer gedacht werden kann. Da werden die Ereignisse der französischen Revolution und die daraus sich entbindenden Kämpfe in einer zähen, hyperphiliströs bakocken Allegorie uns vorgeführt, dazwischen wirft der Verf. gleich zu Millionen die Sonnen- und Weltsysteme wie eine Handvoll Nüsse hin; aber wir sehen in dieser Nacht nichts und glauben dem schwerfällig Nüchternen auf sein Wort nicht; endlich schweben auch die großen Herrscher, Helden, Dichter und Weisen aller Zeiten bald allein, bald in hellen Haufen einher; aber sie haben nichts als die Namen, die Figuren sind Wechselbälge, die das allerplatteste, langweiligste, gedunsenste dumme Zeug schwatzen. Wunder mag sich, wer darüber nicht hinaus ist, daß in unsern Tagen noch ein solches Mondkalb wie dieses sogenannte Heldengedicht zum Vorschein kommen kann, das, wie uns scheint, sein Dasein einem unbegreiflichen Misverständnisse des Klopstock'schen „Messias" und der Voß'schen Homerübersetzung verdankt. In einigen steifleinenen, seinen epischen Mustern entnommenen Figuren, Redensarten und Worten sucht Hr. K. oft über das Wesen des Heldengedichts. Der Erbärmlichkeit der Sprache des Ganzen entspricht die Ausführung, die in jeder Rücksicht von der entschiedensten Talentlosigkeit zeugt. Als Beispiele gleich der Anfang hier:

Hab' ich's nicht verwegen gewagt, zwei glänzende Helden
Selbst den Weisen parteilos zu singen, die tönende Wage,
Vaterländisch gesinnt, ich mußte sie halten, sonst schlug sie,
Überwiegend, nach einer anziehenden Seite, so hab' ich
Sie gehalten; die künftige Zeit entscheid' es mit Rechtssinn.

Die künftige Zeit wird sich wol hüten die höchst widerliche Bekanntschaft dieser Hexameter zu suchen. Wenn S. 9 und der redend eingeführte Homer sich rühmt, den Achill unsterblich gemacht zu haben wie Deutschlands Barden den Herrn, endlich sagt:

— — — so Friedrich, so wird es
Dir auch ergeh'n, es werden einst große Barden dich preisen
Und dein Ruhm verbreitet sich würdig über die Welt hin,

und der Verf. schmeichelt sich etwa zu diesen Barden zu gehören, so ist dies wol eine Idee, aber eine sogenannte fixe, die bekanntlich viel schlimmer als gar keine ist.

Der äußerst ungeschickte und fehlerhafte Versbau und die harte, spröde, mistönende Sprache machen das Lesen dieser beiläufig 68 großen Seiten zu einer peinlichen Arbeit, die man mit Ohrenbrausen, Kopfschmerz und Wüstheit des Kopfes büßt. Wir wollen uns der überstandenen Qual freuen und Niemand etwas Böses wünschen, nicht der Redaction d. Bl., der nächsten Urheberin unserer Leiden, ja nicht einmal Hrn. K., mit dem wir für immer abgeschlossen haben; wir rathen blos seinen Freunden und Hausgenossen, ihn, wenn sein Haus brennen sollte, aus den Flammen zu retten, aber seine Schriften und jedenfalls die noch der Welt angedrohten acht Gesänge dieses Heldengedichts hineinzuwerfen, sonst ist eine Menschenpflicht nur zum kleinsten Theile erfüllt.

2. Die Schlacht von Schönbund ein episches Gedicht von Konrad Hermanni. Soest. 1832. 8. 8 Gr.

Eine einfache Beschreibung der Schlachten von Ligny und Waterloo in Hexametern, unter denen im Verhältnisse weniger falsche bei Hrn. Königs richtige sind, was sehr viel sagen will. Die Sprache ist im Allgemeinen gebildet; des Verf. gesunder Sinn spricht sich auch in der Achtung aus, mit welcher er allenthalben der Feinde und ihrer Führer erwähnt.

3. Der Verschollene. Nachlaß aus Italien in zwei Gesängen. Berlin, Mittler. 1835. 8. 18 Gr.

Nach einer kurzen, aus Berlin datirten Erklärung erschien „Der Verschollene" während der Abwesenheit des Herausgebers vom Druckorte in Breslau als „Wanderer". Es hätte bei dem ersten Drucke bewenden können, denn diese willkürlich und unbestimmt hingeworfenen Skizzen sind an sich ohne Werth und dienen, da sie in keinem Zusammenhange untereinander stehen, keinem künstlerischen Zwecke. Die durchgängige Verworrenheit der Gedanken, die das Ungleichartigste herbeizieht und verbindet und vom Hundertsten aufs Tausendste kommt, läßt nicht einsehen, was der Verf. eigentlich, oder ob er überhaupt etwas gewollt habe.

4. Sagen und Legenden der Baiern, in einer Reihenfolge von Romanzen und Balladen. Herausgegeben von Adelbert Müller und Franz Xaver Müller. Regensburg, Reitmayr. 1835. Gr. 12. 16 Gr.

Die Herausgeber verdienen für die Veranstaltung dieser Sammlung, aus der man nur wenige Stücke, als ganz unbedeutend und gewöhnlich, herauswünschen möchte, Dank. Um so mehr ist zu beklagen, daß sie als Bearbeiter nicht einmal den billigsten Anfoderungen genügen. Von einem Treffen des Tons kann da keine Rede sein, wo alle Ahnung von dem Wesen der Ballade und Romanze, ja selbst alle dichterische Ausbildung fehlt. Wenn man trotz der ungebührlich breiten, ungeschickten und geschmacklosen Behandlung das Büchlein dennoch und mehre Stücke desselben mit Interesse durchliest, so ist dies blos der Unverwüstlichkeit des stofflichen Elements beizumessen. Die Verf. wollen dieser ersten Reihe noch andere folgen lassen. Zu wünschen ist, daß sie vor allen Dingen eilen, sich mit Dem bekannt zu machen, was seit 50 Jahren Deutschlands größte Dichter in der Ballade und Romanze geleistet, um die leicht zu erlangende Überzeugung zu gewinnen, daß ihre Talente dem Unternehmen nicht gewachsen sind. Mögen sie die Sagen lieber einfach, wie sie selbe erhielten, geben, oder von Berufenen behandeln lassen, oder mindestens unter Aufsicht Sachkundiger

Digitized by Google

bearbeiten; guter Wille und Liebe zur Sache reichen allein nicht aus.

5. Gedichte und Balladen, von Isid. Jos. Trichtl. Mit Bewilligung der Obern. Kaschau. 1832. 16. 8 Gr.

Die Obern sind zu beklagen, die ihre Erlaubniß zum Druck gegeben haben; denn sie waren unstreitig genöthigt, diese 94 Sedezseiten Stümpereien durchzulesen. Von Poesie, ja nur von einem richtig gebauten Verse ist hier nicht die Rede. Die unzähligen höchst auffallenden Sprachfehler, deren sich Hr. T. schuldig macht, zeigen, daß er nicht einmal Deutsch versteht. „Leonardo und Philippine. Eine Ballade in gereimten Hexametern und Pentametern" (S. 36—54) ist ein Monstrum, das jede Leseluft ertödten muß.

6. Christliche Siloah. Von G. C. Braun. Wiesbaden, Ritter. 1833. 8. 6 Gr.

Die Innigkeit des Gefühls, die diesen religiösen Gedichten abgeht, vermögen die übrigen guten Eigenschaften ihres Sängers nicht zu ersetzen. Gleich das erste: „Gott", ist etwas zu rhetorisch und steht deshalb dem Gedichte Derjawin's, das dieselbe Überschrift hat, an Schwunge weit nach. Die „Übersetzung des Stabat Mater" (S. 10 fg.) kann sich mit der ausgezeichneten Fouqué'schen nicht messen. „Maria's Leidenstag und Osterfest in fünf Abschnitten" (S. 15—30) hat manches Gute, befriedigt aber im Ganzen nicht; dagegen ist die Bearbeitung von Seneca's 41. Briefe: „Gott in uns", sehr ansprechend.

7. Tobias. Eine idyllische Erzählung in drei Gesängen, frei nach der heiligen Urkunde von Eduard Heinel. Königsberg, Unzer. 1832. Gr. 16. 10 Gr.

Das Muster treuer Anhänglichkeit an der Väter Glauben, aufopfernder Menschenliebe, unermüdlicher Wohlthätigkeit, frommen, gläubigen Sinnes und durch kein Leiden zu erschütternden, endlich herrlich belohnten Gottvertrauens, das uns der biblische Sänger in dem Buch Tobiä aufstellt, ist ein zu eigenthümlich gehaltenes, nur dieser Zeit, dieser Sinnes- und Denkweise entsprechendes Gemälde, daß jeder Versuch, wie sorgsam auch dabei verfahren wird, es einer ganz verschiedenen Zeit, ganz verschiedenen Lebens- und Denkformen anzupassen, als sehr mislich erscheint. Durch Verallgemeinern des in der damaligen Sitte, den Überlieferungen und den kirchlichen und weltlichen Vorschriften gegründeten Besondern, durch Weglassen oder Ändern so mancher Züge, durch Verwandlung der sinnlichen Begriffe und Ausdrücke, woran jene Zeit und der Orient überhaupt so reich ist, in abstracte geht vollends alle Eigenthümlichkeit und damit ein sehr Wesentliches verloren. Selbst der glatte, geleckte Hexameter entspricht dem Grundtone des Originals nicht und hätte wenigstens mit lyrischen Stellen abwechseln sollen. Wir zweifeln daher, daß der wackere, schon von anderwärts rühmlich bekannte Bearbeiter, der seine Aufgabe übrigens verständig, mit Geschmack und Einsicht gelöst hat, die Begeisterung, welche ihn für seinen Gegenstand erfüllt, vielen seiner Leser mittheilen werde.

8. Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. St.-Gallen, Huber und Comp. 1832. 8. 8 Gr.

Seit lange ist von Kunstlehrern festgestellt, daß Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Möglichkeit wesentliche Bedingung der Parabel sei. Darum gilt Jotham's Erzählung von den Bäumen und dem Dornbusch (Buch der Richter, 9), weil den Bäumen darin eine unmögliche Handlung beigelegt wird, für eine Fabel; Nathan's Rede an David (2. Buch Samuelis, 12) dagegen für eine wirkliche Parabel, weil die von einem Reichen verübte Ungerechtigkeit nichts Unmögliches ist. Auch daß die Fabel heiterer, die Parabel ernster und gemüthlicher sei, wird als ein, beide unterscheidendes Merkmal angeführt. Um so befremdender ist die Äußerung des Hrn. Z. (S. III): „Zwischen Fabel und Parabel machen Einige einen Unterschied. Von Belang ist er nicht; es ist gleich, wie das Kind benannt wird, wenn nur aus seinem Antlitz der Verklärungsschein der Geluugenheit strahlt." Mit diesem Wenn ist es immer eine kitzliche Sache, obgleich nicht geleugnet werden soll, daß die Parabeln des Verf., die aber nur zum Theil Parabeln, theils Fabeln und theils keins von beiden (z. B. „Das Menschenvölkchen", S. 81) sind, manches Sinnige bieten, was für mitunterlaufende gewöhnliche Gedanken entschädigt. Sie, wie Hr. Z. will, „in obern Schulclassen zu Sprach-, Schreib- und Denkübungen zu verwenden", scheint uns kein glücklicher Gedanke, auch wenn sie besser stylisirt wären; so versteht der Verf. nicht einmal die Abwandlung der zusammengesetzten Zeitwörter und schreibt z. B. (S. 26, Z. 6 v. u.): „Alles unterging" f. Alles ging unter, (S. 41, Z. 5 v. o.) „untergehen dabei", f. gehen dabei unter.

Die in drei Abtheilungen zerfallenden Gedichte erheben sich selten nur zum Mittelmäßigen: bei Schwulst und Bombast matte, verbrauchte Gedanken, unreine Reime, Gewalt, die allenthalben der Sprache angethan wird. Die erste Abtheilung: „Zum Zweck von Morgen- und Abendandachten für Schüler, daher populair", wollen wir als ganz unbedeutend übergehen. „In der zweiten Abtheilung ist Verschiedenartiges, jedoch meist auf höherer Stufe Gehaltenes, aus neuerer Zeit" (wird S. V. behauptet). Wollen sehen; da begegnet uns gleich (S. 101) „Freundschaft" und beginnt:

So lang mein dunkles Auge blickt,
Wird es in Augen blicken,
Wird in den dunkeln (?), wonnentzückt
Entzünden das Entzücken (!)

Des Anfangs würdig ist der Schluß:

Drum will in Gott und Freundschaft ich
Brennpunkten all mein Sinnen,
Tonen mögen ewiglich
Im Fuß vorüberrinnen.

Das Gedicht: „Fünf Sterne des Lebens" (S. 113 fg.), hat als großen Gedanken den nicht eben von dem hohen Standpunkte des Verf. zeugenden Refrain:

Das Göttliche ist für die Sternensöhne,
Das Menschliche ist für den Menschen hold.

Folgender (S. 116 ausgedrückte) wunderliche Gedanke gehört eben dahin:

Der Erdentod ist nicht der letzte Tod,
Auch jenseits wird das Auge Gräber blicken (!).
Getrost! es ist ein ew'ger Wecker: Gott (?).
Und alle Tode sind nur Lebensbrücken.
Was Geist ist, kämpfe! Sonnenthrone stehen
Als Kampfpreis lockend in den Sternenhöhen!

„Das höchste Orakel" (S. 115 fg.) und „Ein Seelengemälde" (S. 116 fg.) zeigen in ihrer Unklarheit nichts als Schwulst und Wortkram. Von einem „Glaubensschirm vor Zweifelsschlossen" lesen wir S. 115. „Die Berge", alphabetisch, in Distichen (S. 121 fg.), haben einzelne gute Gedanken. „Der Rheinstrom mit Anmerkungen" in Vierzeilen und mit „Pausen" ist ein höchst unglückliches Product. Die dritte Abtheilung (S. 125—154) enthält meistens Erstlinge der poetischen Versuche des Hrn. Z., welcher sagt: „Zur Entschuldigung ihrer Aufnahme mögen sie auf der Stirn tragen: man muß Vielen Vieles sein." Wir gestehen, nicht einzusehen, wie das mit — Nichts möglich ist.

9. Drei Gespräche in Versen über Unsterblichkeit; den Mond überhaupt und seine Bewohner insbesondere; über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von J. K. Lobisch. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1833. Gr. 8. 4 Gr.

Im Vorwort heißt es: „Die nachstehenden Gespräche sind am königl. Friedrichs-Gymnasium am Tage des feierlichen Redeactes in den Jahren 1831, 1832 und 1833 von einigen Schülern der zweiten Classe gehalten worden. Sie schienen bei den Zuhörern einigen Beifall zu finden." Dieser Beifall, wenn man anders den Verf. nicht zum Besten gehabt hat, ist uns fast so curios wie diese Gedichte. Wir wären ohne die obige Erklärung vom 5. April 1833 nicht abgeneigt gewesen, diese

Digitized by Google

Alexandriner für sehr alte Bursche zu halten, die ungefähr drei Menschenalter auf dem Leibe haben und Breslau noch vor der preußischen Besitznahme kennen. Aber freilich werden bei dem Gesalbader über den Mond (S. 20 fg.) Schröter und Gruithuisen erwähnt, und wir müssen den Urheber dieser „Gespräche" leider als Zeitgenossen hinnehmen.

10. Gedichte und prosaische Aufsätze von Elise Sommer. Büdingen, Darmann. 1833. 8. 20 Gr.

Die Dichterinnen geben ein gutes Zeugniß ihres gesunden Sinnes, welche ihr Talent nicht misbrauchen, den engern Raum zu überschreiten, der dem Anschauungsvermögen des Weibes einmal angewiesen ist. Mag ihre Laute in frohen Weisen Liebe und Glück tönen, oder in ernsten, wie bei der Sängerin der vorliegenden Gedichte der Fall ist, Empfindungen und Gedanken kund thun, welche die Verhältnisse des Lebens in ihrem Gemüthe erregen, der Charakter echter Weiblichkeit darf nicht verwischt sein. Dies Verdienst wird unserer Dichterin, der Freundin von Philippine Gatterer, fast so wenig als dieser abgesprochen werden können. Man muß es wol als ein Zeichen ihrer Bescheidenheit ansehen, daß sie, die längst mit Ehren Genannte, gleichsam nur mit einem Empfehlungsbrief ihres ehrwürdigen Freundes Justi versehen, sich wieder auf den lange von ihr nicht besuchten literarischen Markt wagt. An die „Pottischen Versuche" (Marburg 1806) und „Gedichte" (Frankfurt 1813) schließt sich die gegenwärtige Sammlung an, die vornehmlich theils Gelegenheitsgedichte, in denen die Sängerin bald durch Geburt, Stand und Verdienst ausgezeichnete Personen feiert, bald sich als Mutter und Freundin vernehmen läßt, theils gelungene sinnreiche Charaden enthält, die zum Theil etwas kürzer gefaßt sein könnten. In diesen wie in den andern Gedichten erfreuen „die zarten Gefühle und die herzliche, gebildete Sprache", die der geschätzte Vorredner als vorherrschenden Charakter der Dichtungen seiner Freundin bezeichnet. Die Briefe aus Darmstadt und von der Insel Rügen sind wie die übrigen prosaischen Aufsätze mit Geist verfaßt, gut geschrieben, voll feiner Bemerkungen und zeugen von der Bildung der würdigen Verf., die uns auch acht Gedichte ihrer Tochter, Frau Dr. Friederike Götze in London, mittheilt, in denen sich eine reine, klare, gebildete weibliche Seele ausspricht.

11. Liederkranz von Karoline Leonhardt. Dresden, Arnold. 1834. 8. 12 Gr.

Artige, gutgefaßte Gedanken und zärtliche Empfindungen zeichnen die meisten der hier zu einem Kranz gewundenen Lieder aus. Damit ist zugleich auch das Gebiet bestimmt, auf das sich die wahrscheinlich noch junge Sängerin vor der Hand wenigstens beschränken sollte. Leider drohen aber hier schon Novellen, Operntexte und Schauspiele. Eins der Art ist schon vom Stapel gelassen und ein Übernehmen steht zu befürchten. Möge die Dichterin genau die Stärke ihrer Schwingen prüfen, ehe sie höhere Flüge unternimmt!

12. Stundenblumen. Eine Sammlung Polterabendscenen und andere Festgedichte. Herausgegeben von Agnes Franz. Essen, Bädeker. 1833. Gr. 12. 10 Gr.

Die Parzen und Preciosa, Cornelia und Frau von Schlingen, die Horen und Pumpernickel, Amor und die Quäker, der Glaube und die kleine nichtsnutzige Kotzebue'sche Lasarilla, Liebe und Freundschaft, Zigeuner, Schulmeister, Bauern, Genien, Gegenwart und Zukunft u. s. w. sind in diesen neun „Polterabendscenen" bunt durcheinandergewürfelt, um ganz alltägliches Zeug abzuhaspeln. Das Büchlein ist bestimmt, Leuten aus der Noth zu helfen, die bei entsetzlich viel Behagen alles Witzes ermangeln. Der zweite, Festgedichte enthaltende Abschnitt ist so gewöhnlich als der erste, und man muß beklagen, daß eine Dichterin, die schon so manches Ansprechende lieferte, durch Herausgabe so matter Producte ihrem Rufe schadet. 4.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, von Friedrich Förster. Zweiter und dritter Band. Potsdam, Riegel. 1835. Gr. 8.

Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm I. von Friedrich Förster. Zweiter Band. 1835. Gr. 8. Preis des ganzen Werkes 7 Thlr. *)

Nun, da vorgenanntes Werk beendet ist, läßt sich darüber sprechen, inwiefern dasselbe den im Vorworte des ersten Bandes gemachten Verheißungen und geweckten Erwartungen, mit der Schilderung des Lebens und der Regierung Friedrich Wilhelm I. eine möglichst vollständige Biographie zu liefern, entspricht. Hier in der Zueignung des zweiten Bandes an den Kronprinzen von Preußen verkündigt der Verf., daß die höhere Anfoderung der Zeit sei: nicht vor dem Glanze des ungetrübten Sonnenlichtes der Wahrheit zurückzubeben; ob ihm aber derselbe nicht durch ein gefärbtes Glas erscheint, läßt er kaum zweifelhaft, wenn er bald darauf in der Vorrede Seite XIII sagt: „Mit redlicher Gesinnung und einer Vasallentreue, wie sie in dem Blute der Ritterzeit der Cid Campeador nicht edler bewährte, hat Friedrich Wilhelm I. sich Karl VI., in welchem er das Oberhaupt des deutschen Reiches ehrte, ergeben."

Wie solches geschehen, sollen (nach Seite XV) Urkunden ergeben, größtentheils aus dem gesandtschaftlichen und brieflichen Nachlasse des bekannten Gen.-F.-Marschalls Friedrich Heinrich Grafen von Seckendorf, deren Benutzung dem Verf. vom Präsidenten Freiherrn von Seckendorf zu Meuselwitz verstattet wurde. Die Hebung dieses Schatzes war mit großen Schwierigkeiten verbunden: es durfte nicht ein Wort gesprochen, auch das Niesen mußte zurückgehalten werden, „um nicht die halbvermoderten Urkunden vor sichtlichen Augen nach allen vier Winden zerstieben zu sehen" (S. XVI). „Die schwerste Aufgabe ward für den Verf. die Überwältigung des vorhandenen Materials, da ihm unter der Hand die Quellen zu Flüssen und Strömen anschwollen; doch nach Kräften suchte er sich über den eindringenden Wellen zu halten und überließ sich der vollen Strömung, da er nicht zu den gelehrten Pedanten gehört, die wie Karpfen stromauf gehen und, zur Quelle gelangt, auch noch die Quelle der Quelle aufsuchen, bis sie zuletzt auf dem Trockenen sitzen bleiben" (S. XVII). Noch entschuldigt Hr. Förster in dieser Vorrede die in der biographischen Darstellung öfter vorwaltende polemische Richtung. „War", sagt er, „die sonst so umsichtige wiener Censur liberal genug, um zu übersehen, daß in einem historischen Werke König Friedrich Wilhelm I. und sein Charakter mit Ausdrücken bezeichnet werden, deren Wiederholung hier der Respect vor dem vaterländischen Königshause verbietet, so sei es guten Patrioten gestattet, auf solche Schmähungen in gezirmender Weise zu antworten." Die Anmerkung weist nach, daß hier auf Hormayr's „Allg. Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zum zweiten pariser Frieden", Bd. 1, S. 14 und 15, gezielt wird. Wir halten dafür, daß der gute Patriot den Respect vor dem vaterländischen Königshause nicht verletzt, wenn er, wo ihn die hohe Verpflichtung des Geschichtsforschers dazu auffodert, die Fehler und irrigen Meinungen anderer Schriftsteller klar hinstellt und gediegen widerlegt. Greift man nach dem Geschichtswerke des damaligen östreichischen Historiographen, so geschieht dort auf den angezeigten Seiten Friedrich Wilhelm I. Erwähnung, als von seinem großen Sohne berichtet wird; hier sind die Worte: „Wie beengend und widersprechend waren nicht die Verhältnisse, in denen sich seine Jugend bewegte. Zuvörderst jenes soldatische steife und starre Zopfwesen des väterlichen Hauses, die Mosaischen Rechtsgrundsätze und die rohe Barbarei Friedrich Wilhelm's, der die Riesen der potsdamer Wachparade durch Seelenverkauf und Menschenraub aus ganz Europa zusammenbeschwor, die Weiber und

*) Vgl. den Bericht über den ersten Band in Nr. 337 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

tung Friedheim's dazu bewogen wird, sich an ihn wegzuwerfen. Die Frucht dieses Frevels ist ihr Sohn Wilhelm, das junge Deutschland, das sich endlich selbst wiedervernichten muß. Der Leser wird durch ihren Fall äußerst überrascht, ja erschreckt, da er vorher noch immer an ihre Errettung glauben durfte. Die rasche, meisterhafte Wendung, mit der der Dichter hier in der Scene, worin Emmeline ihrem Vater entdeckt, wie es mit ihr stehe, die Novelle in das Gebiet des Tragischen einführt, ist von der höchsten poetischen Schönheit und Wirkung, und man erfreut sich auch besonders an ihr Tieck's außerordentlicher Milde, mit der er, den väterlichen Fluch kaum andeutend, alles Gräßliche, Verletzende, was hier so nahe lag, vermied. Den ganzen Werth dieser poetischen Milde fühlt man erst dann recht, wenn man sich vorstellt, wie etwa ein moderner französischer Novellist sich bei der Schilderung eines solchen Verhältnisses benommen haben würde. Was Emmeline S. 291 sagt: „Die Natur, die Heiligkeit der Ehe, die Würde und Weihe des Menschen, Alles rächt sich jetzt an mir, weil ich alles Dies verspotten konnte. Er (Friedheim) war in meinen Augen der letzte aller Menschen", erklärt ihren Charakter völlig. Emmelinens Fall ist der Culminationspunkt der Novelle. Man schöpft wieder nach den höchlichen, aber doch immer edeln Spannungen, in die man von dem Dichter versetzt worden ist, frischen Athem; man wagt wieder um sich in die vergangenen Verhältnisse zurück- und in die zukünftigen vorauszusehen; man gibt Emmeline auf und ist beruhigt. In dieser Stimmung läßt man sich auch das vorher Undenkbare gefallen, womit uns die Weisheit des Dichters überrascht: Emmeline als Grundmann's Gattin zu sehen.

Als wir Emmeline Jahre lang nach dieser Katastrophe wiederfinden, ist sie anders, aber nicht besser geworden, als sie war. Ihre Verachtung ihrer selbst und der Menschen hat sich consolidirt, und ihren Gatten haßt sie im Stillen, weil sie seine unendliche Großmuth gegen sie nicht ertragen kann. Sie ist ernsthaft, streng, ja trübsinnig und der Poesie abgeneigt, und betrachtet ihr früheres Dasein als erstorben, wie ja die beiden Extreme des Leichtsinns und des Trübsinns einander so nahe liegen und man so leicht aus dem einen wiederholt in das andere verfällt. Hier glaubt man besonders tiefere Blicke in die Allegorie zu thun. Emmeline ist von der Größe Grundmann's erdrückt, und eben über dessen unerforschlich tiefsinnigen mystischen Charakter ließen sich ganze Bücher schreiben. Die Seiten 302 und 303 sind dafür von Wichtigkeit.

In einem solchen Zustande ist der Mensch zu Allem fähig, das beweist Emmeline durch ihre Flucht mit Martin, den sie als solchen nicht wiedererkennt und mit dem sie bald nachher nothwendigerweise wieder zerfallen muß. Es ist merkwürdig, wie, seitdem die Novelle zur tragischen sich erhoben hatte, auch die Schreibart eine Gedrungenheit der Vollendung und eine Classicität kundgibt, wie sie in der deutschen prosaischen Literatur fast ohne Beispiel ist. Nur Göthe's „Wahlverwandtschaften" sind etwas dem Gleiches. Es steht in höchster Bedeutung kein Wort zu viel oder zu wenig da.

Die Energie der innerlichen Verzweiflung, mit der uns Emmeline in dem dritten Abschnitte der Novelle erscheint, ist undeschreiblich. Ihr ganzes Wesen ist in Verachtung ihrer selbst und der Welt und Menschen zerfallen, und wie in ihrer Jugend ihre Seele allmälig in ihr verkümmert war, so kommt sie jetzt, in dem Gefühl ihrer eignen Seelenlosigkeit, zu der Ueberzeugung, daß ihre dereinstige Seele in ihrer Tochter, die sie aus der Verbindung mit Martin hat, wiederaufgelebt ist; alles was Unsterbliche in ihr concentrirt sich in ihrer Liebe zu dem Mädchen.

Diese Charlotte ist mitten aus dem Schlamme des Lebens heraus lilienrein aufgewachsen; es liegt in ihrem Dasein eine Unschuld, wie nur wenige Dichter sie wol jemals dargestellt haben. Ihre Mutter, die, wie eine Tigerin über ihr Junges, über sie wacht, möchte einen Jeden ermorden, der sie nur scheel ansieht (S. 316), und so tritt der Gedanke: daß dieses Kind ihre eigentliche Seele ist, wie der reinste Demant der Dichtung hervor, um den herum sich die einzelnen Schönheiten dieses Abschnittes, die in Menge vorhanden sind, wie geringere Edelsteine fügen. Wie erbleicht und erbebt dieser Unschuld des Mädchens gegenüber das in Wilhelm vorgestellte Laster, das sie selbst lieben und anbeten muß und mit der Charlottens unbewußte Schwesterliebe ein tiefes Erbarmen zu tragen sich gedrungen fühlt! Man könnte diese Novelle eine Apotheose der Unschuld nennen, so herrlich glänzt ihre Blüte aus dem Pfuhl des Lasters hervor. Charlotte ist wie der frische Schößling, der neben Emmelinen neben einem abgestorbenen Baumstamme ergrünt. Sie ist eine nicht für sich, sondern für ihre Mutter büßende Magdalene, von welcher Erstern, der Heldin der Novelle, der Dichter, mit der größten Kunst, verstanden hat, das ermattende Interesse an ihr auf Letztere zu übertragen. Charlottens Liebe zu dem Gärtner ist ebenso vom tiefsten Sinn, und ihre Verbindung mit ihm beschließt mit der Novelle auch die Allegorie, indem man in diesem Paare wol eine im besten Falle kommende Generation des wahren Volkes vorgestellt sehen dürfte. Das endliche Wiedererkennen und die Entwickelungen sind von großer Schönheit und beschließen das Ganze seiner würdig.

Ich gebe zu, daß es schwer sein mag, den ganzen Gedanken dieser das Volk verherrlichenden und also im besten Sinne demagogischen Novelle sogleich zu erfassen, aber eine unerlaßliche Bedingung dazu ist freilich, daß man lesen kann, was so viele Leser an der neuern Literatur verlernt haben. Besonders auffallend ist es in dieser Novelle, was man aber auch bei andern Novellen Tieck's erfährt, daß das jedesmalige Lesen derselben neue eigenthümliche Schönheiten entwickelt, gleichsam als hätte der Dichter sie zu dem Ende so hineingelegt und so, daß die Aufeinanderfolge der Wirkungen vorausberechnet werden. Besonders groß in mehren seiner neuern Novellen und zunächst auch in dieser ist Tieck in Fixirung einzelner Gruppen und in Schilderung einzelner Momente,

Digitized by Google

sich so scharf abgesondert, als wären sie in Marmor gegraben, herausstellen. Eine eigenthümliche Schönheit von „Eigensinn und Laune" aber ist die Eintheilung in drei Abschnitte, deren jeder gewissermaßen wieder eine Novelle für sich bildet, und die, sowol durch ihren wesentlichen Inhalt, als daneben auch durch Martin's kleines Hündchen verbunden werden, das in jedem Abschnitte einmal bedeutungsvoll vorkommt und durch die Art und Weise, wie dies geschieht, gleichsam den Barometerstand der Novelle angibt. Das novellistische Wahrzeichen des ersten Abschnittes ist Emmelinens Liebe zu dem ungebildeten Kutscher und ihre Verschmähung desselben nach seiner Bildung. Das der zweiten ihre ascetische Strenge nach ihrem Falle und ihr Übergang aus derselben in die zweite Liebe zu dem von ihr nicht wiedererkannten Martin. Das der dritten endlich die Möglichkeit der Existenz Charlottens in dem Hause ihrer Mutter und ihre Liebe mit dem Gärtner.

Eduard von Bülow.

La Russie, la Pologne et la Finlande. Tableau statistique, géographique et historique de toutes les parties de la monarchie Russe prises isolément. Par *J. H. Schnitzler*. Avec trois plans lithographiés. Paris 1835.

Während wir von Königsberg her eine Statistik Rußlands durch den Prof. Schubert *) erhalten, gibt uns Hr. Schnitzler in vorliegendem Werke den zweiten Theil seiner Arbeiten über Rußland. Beide bestehen für sich. Der erste erschien 1829 unter dem Titel: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie accompagnée d'aperçus historiques". So lange wir vergeblich auf eine ausführlichere Bearbeitung der Statistik Rußlands in dem Lande selbst warten, müssen wir mit Dank jeden Versuch aufnehmen, welcher durch Zusammenstellung und Vergleichung zerstreuter Nachrichten und Angaben ein möglichst vollständiges Bild von den Kräften dieses ungeheuern Reiches zu geben strebt. Daß es eben nur bei Versuchen vor der Hand bleiben muß, ist Dem einleuchtend, welcher weiß, mit welchen Schwierigkeiten das Material zu einer solchen Arbeit herbeizuschaffen ist. Selbst an Ort und Stelle fehlen diese Schwierigkeiten nicht, ja, werden vielleicht noch fühlbarer, weil man im Stande ist, der Unrichtigkeit einzelner Angaben auf die Spur zu kommen und darin eine Veranlassung findet, bei den scheinbar zuverlässigsten Nachrichten Zweifel zu erheben, während man doch etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen nicht vermag. Indessen geschieht jetzt von der russischen Regierung selbst viel für die genauere Kenntniß der statistischen Verhältnisse des Reiches. So geben zum Beispiel einzelne Ministerien in ihren eignen Journalen fortlaufende Nachrichten über die ihnen zugewiesenen Zweige der Verwaltung und theilen Berichte mit, die ihnen aus den verschiedenen Landestheilen zugehen. Die „Dorpater Jahrbücher", welche leider im Auslande nicht die Unterstützung gefunden zu haben scheinen, die sie wol verdient hätten und deren sie zu ihrem Fortbestehen bedurften, hatten das Verdienst, Das daraus mitzutheilen, was ein allgemeineres Interesse in Anspruch nahm. Indessen scheint selbst die Regierung nicht die Mittel immer zu besitzen, genaue Angaben sich zu verschaffen. Sie wird, wie im Allgemeinen, so auch hier im Besondern von Mittel- und Unterbehörden, denen es an Eifer und Gewissenhaftigkeit fehlt, nicht genug unterstützt und stößt bei ihren Nachforschungen auf Vorurtheile und Bedenklichkeiten des Volkes, welches jedem in seinem eignen und der Wissenschaft Interesse gethanen Schritte irgend eine ihm selbst nachtheilige Nebenabsicht unterlegt. Auch einzelne Männer (z. B. Herrmann, Arsenieff, Engelhardt und Köppen in Petersburg) haben mit Fleiß gesammelt und zum Theil durch eigne Anschauung und an Ort und Stelle gemachte Untersuchungen die Kenntniß des Landes erweitert. Man darf erwarten, daß namentlich auch in der bei Pluchart in Petersburg erscheinenden russischen Real-Encyklopädie, die vorzüglich in der Absicht unternommen worden ist, genauere Nachrichten über Rußland zu verbreiten, reichhaltige Beiträge sich finden werden. Wenigstens berechtigen die bei Ankündigung des Werkes bekannt gemachten Namen der Mitarbeiter zu solcher Erwartung.

Obgleich Hr. Schnitzler jetzt nicht in Rußland lebt, so hat doch eine frühere Anwesenheit daselbst ihn in den Stand gesetzt, Vieles an Ort und Stelle zu beobachten, zu erforschen und zu sammeln und auch, wie es scheint, so weit die russische Sprache zu erlernen, daß er die in derselben abgefaßten Quellenschriften zu benutzen vermochte, welche ihm fortwährend auch in der Ferne zugingen. Indessen klagt er und, wir zweifeln nicht, mit Recht über die Theilnahmlosigkeit russischer Gelehrten an seinem Unternehmen. Mit Mistrauen und Geringschätzung pflegt man gemeiniglich in Rußland Das zu betrachten, was von Ausländern zur nähern Erforschung desselben unternommen wird, legt sich selbst allein das Recht und die Fähigkeit dazu bei und thut doch verhältnißmäßig nur wenig, um das Ausland aufzuklären. Vergleichen wir die beiden angeführten Werke Hrn. Schnitzler's miteinander, so müssen wir auffallend finden, daß er mit einer allgemeinen Statistik Rußlands begonnen und die specielle hat folgen lassen. Er scheint selbst das Nachtheilige dieses Verfahrens eingesehen zu haben, darum ist er nach Vollendung des ersten Werkes an Specialuntersuchungen gegangen. Wir wünschen nun, daß er die durch dieselben gewonnenen Resultate zusammenfassen und in einem neuen Werke zur anschaulichern Übersicht darlegen möge. Er selbst macht uns Hoffnung dazu.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Bücher. In dem ersten handelt der Verf. von den Slawen, im zweiten von den Nicht-Slawen unter russischer Herrschaft. Wir geben hier die Überschriften der einzelnen Capitel, in welche jedes Buch getheilt ist. Buch I, Cap. 1. Ursprung, erste Niederlassungen, Sprache und Sitten der Slawen im Allgemeinen. Cap. 2. Die Russen. Groß-Rußland oder Moskowiterland. Cap. 3. Weiß- und Schwarz-Rußland. Cap. 4. Klein- und Roth-Rußland. Cap. 5. Die Polen. Altes Königreich Polen. Buch II, Cap. 1. Die Letten. Lithauen, Podlachien, Kurland und die Hälfte von Liefland (welche letztern vom Verf. la Lettonie genannt werden). Cap. 2. Uralischer oder finnischer Volksstamm. Land der Tschuden, Großfürstenthum Finnland, Groß-Perm u. s. w. Cap. 3. Die Türken und Tataren. Altes Reich von Kaptschak oder der goldenen Horde. Wie sich aus dieser Übersicht ergibt, hat der Verf. als Eintheilungsgrund die Stammverschiedenheiten genommen. Nachdem er den Ursprung, die Schicksale und Eigenthümlichkeiten eines Stammes und seiner Abzweigungen dargestellt hat, bezeichnet er im Allgemeinen dessen gegenwärtige Wohnsitze und geht alsdann zur nähern Schilderung jedes einzelnen, in ihnen gelegenen Gouvernements in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht über. Da durch dieses Verfahren die gegenwärtige Eintheilung Rußlands mit der historisch-ethnographischen am leichtesten sich hat vereinbaren lassen (obschon nicht überall, ohne dem Ethnographischen einigen Zwang anzuthun), so können wir dasselbe nur billigen. Ausdrücklich müssen wir aber unsere Leser darauf aufmerksam machen, in dem Buche nicht etwa eine gleichmäßige Bearbeitung der einzelnen Theile des russischen Reiches zu suchen; ein Blick auf die gegebenen Inhaltsanzeigen der Capitel muß vom Gegentheil überzeugen. Während daher Großrußland (15 Gouvernements, darunter auch das petersburger) auf 355 S. abgehandelt ist, muß das Königreich Polen sich mit 15 begnügen,

*) Vgl. hierüber Nr. 14 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

auf welchen kein Wort von der Geographie und Statistik dieses Landes steht. Der Verf. gibt als Grund dieser Beschränkung an, daß der Raum eine ausführlichere Behandlung Polens nicht verstattet habe, und daß dasselbe nicht dargestellt werden könne ohne Beiziehung der zu Preußen und Östreich gehörigen Provinzen, die doch wiederum nicht in seinen Plan hätten aufgenommen werden können. Aber warum nahm sich der Verf. durch eine, in solcher Ausführlichkeit nicht hierher gehörige Darstellung Petersburgs (auf 102 S.) und Moskaus (auf 48 S.) zu viel Raum weg? warum versprach er auf dem Titel, was er im Buche selbst nicht geben wollte und nach seiner Meinung nicht geben durfte? Er muthet in der That der Gutmüthigkeit seiner Leser zu viel zu, wenn er sich mit solchen Gründen bei ihnen entschuldigt glaubt. Haben wir so auf der einen Seite Ursache, mit unserm Verf. zu rechten über die ungleichartige Verarbeitung des Stoffes, so müssen wir auf der andern seinen Fleiß anerkennen in Zusammentragung desselben. Ein augenfälliges Zeugniß dafür geben die vielen Citate unter dem Texte, die hier um so willkommener sein müssen, je häufiger darauf ankommt, zu wissen, auf welche Autorität die Angaben sich stützen. Ob er immer mit kritischem Takte und Scharfblicke das Vorgefundene gesichtet habe, mögen wir weder bejahen noch verneinen, da hier der Ort nicht ist, Beweise dafür oder dawider aufzustellen. Jedoch können wir nicht umhin, ihn an einer Stelle (S. 183) wenigens der Übereilung zu zeihen, wo er behauptet, Malte-Brun und Hassel hätten sich getäuscht, wenn sie sagten, daß die Newa nie vor dem 29. Oct. zufriere, da dies doch 1805 sogar den 16. Oct. geschehen sei. Der ganze Unterschied zwischen beiden Angaben liegt darin, daß von Hrn. Schnitzler nach dem Julianischen und von jenen nach dem Gregorianischen Kalender gerechnet wird. Nachahmungswerth scheint uns die Art, auf welche er die russischen Namen schreibt. Es herrscht darin auch bei uns Deutschen noch viel Willkür. Es sind nur zwei Grundsätze denkbar, nach welchen zu schreiben ist. Entweder wir geben Buchstaben für Buchstaben wieder, oder wir folgen der Aussprache der russischen Wörter. Ersteres läßt sich gar nicht durchführen, da wir für manche russische Buchstaben keine entsprechenden Zeichen haben, Letzteres verstattet wenigstens eine annähernde Bezeichnung. Hr. Schnitzler folgt daher dem letztern Grundsatze. Daher schreibt er Neffki, Volkhof, Pskof, Kief, Alexandrofsk anstatt Newsky, Wolchow, Pskow, Kiew, Alexandrowsk, wie diese Namen gewöhnlich in deutschen Werken geschrieben werden. Hier und da hat er auch den Accent angegeben (z. B. Iván); allein dies läßt sich in der französischen Sprache nicht streng durchführen. Im Deutschen ließe sich dagegen wol schreiben: Räsán, Poltáwa, Sawátoff, Tschernigoff, Ládoga, Narówa ꝛc.

Die drei lithographirten Beilagen geben Pläne von dem Nischni-Novgorod'schen Meßplatze, von Moskau und Petersburg. Über die beiden erstern können wir kein Urtheil fällen, den letztern haben wir aber ziemlich ungenau gefunden. So gibt z. B. die Stellung des Generalstabes und der Alexandersäule dem Winterpalast gegenüber eine ganz falsche Ansicht. 43.

Notizen.

In einem kleinen Aufsatz, den ein französisches Journal unter dem Titel: „Huit jours dans les montagnes entre Rome et Naples" mittheilt, befindet sich folgende merkwürdige Stelle: „Will man, so heißt es, Italien von der übeln Seite ansehen, so fehlt es ihm nicht an Entzauberung. Es ist ein Land etwas heißer und etwas schmuziger als Frankreich, ungeheuer arm in Vergleich zu England in Rücksicht der guten und comfortablen Lebensart. Rom ist eine verlassene, miserable Stadt, worin Bettler, Mönche, fremde Künstler und schnüffelnde Reisende umherlaufen. Kann es einen tödtlicher langweiligen und widerwärtigern Aufenthalt geben als Venedig mit seinen fauligen Kanälen, mit seinen traurigen Gassen, mit seinen gefängnißähnlichen Quartieren, die durch unsaubere Gräben geschieden sind. Man spricht viel von dem Zauber des Klimas. Glaubt doch ja den Dichtern und Malern nicht. Kälte, Nebel und Reif sind im Herbst in Venedig an der Tagesordnung. Florenz hat seinen Reifmond so gut als Paris. Neapel ist eine Stadt der Spitzbüberei und Ignoranz, der Saloperie und des Müßiggangs. Die Städte der Lombardei haben einen wahren Bastardcharakter, sie sind weder warm noch kalt, weder Süd noch Nord. In der römischen Campagna, in den toscanischen Maremmen, in den Sumpfebenen, die an das adriatische Meer grenzen, bei Venedig, Ferrara, Ravenna, in jenen Gegenden, die am meisten poetisirt werden, bekommt man blos um eines einzigen sentimentalen Abendspazierganges willen, oder wenn man sichs einmal in den Sinn kommen läßt, sich unter einen Baum zu legen, sogleich das Fieber, und noch dazu ist dies Fieber prosaisch genug, Einen nicht umzubringen. Es macht dich blos krank, siech und schläfrig, und hinterläßt dir zu guterletzt einen contracten Körper und einen safrangelben Teint." Sollte man nicht glauben, wenn unter dem Aufsatz nicht der bekannte Name Léon Vidal stände, er rühre von einem gewissen deutschen Reisebeschreiber her?

Das „Journal des dames et des modes" wurde 1797 von la Mésangere gestiftet und ist sonach das älteste existirende Modejournal. Es hat sich in der Sphäre, die es seit seiner Gründung behauptet, bis hierher erhalten, durch die Gewandtheit und Geschicklichkeit, womit es den Geist der Fashionabilität durch alle seine Metamorphosen verfolgte. Die ausgezeichnetsten Schneider und Modehelden haben ihm anderthalb Menschenalter hindurch ihre schönsten Kräfte und ihre edelsten Bestrebungen gewidmet. Es hatte während seines ganzen Daseins ein ewig frisches Colorit und eine kräftig-getreue Zeichnung aufzuzeigen. So hat es während 59 Jahren den vornehmen Rang einer Chronik der eleganten Welt behauptet und man darf es mit Recht den „Moniteur universel des dames" nennen; denn es wird einst für eine systematische Geschichte der Mode dieselbe durchgreifende Bedeutung haben, welche der „Moniteur" für die Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreichs hat. Als ein ewiger Jüngling steigt das „Journal des dames" mit jedem Semester aus den Wogen der Zeit wie Aphrodite aus dem Bade. Glücklicher ist es als der Hermaphrodit Janus, denn sein Alter ist eben seine wahre Jugend.

Thibaudeau's ausgezeichnetes Werk, in welchem eine unermeßliche Arbeit steckt: „Le consulat et l'empire ou histoire de la France et de Napoleon Bonaparte de 1799 à 1815" ist nunmehr mit dem 10. Bande geschlossen und darf sich, was den Eifer, Ernst und die Treue der Arbeit betrifft, mit jedem andern Werk seiner Gattung messen. Thibaudeau erzählt die Facta mit Einfachheit, aber mit sachgemäßer und ausdrucksvoller Einfachheit. Da er so nahe bei den Begebenheiten und bei den Helden gelebt hat, so hat er ungewöhnlich viel gesehen und gehört und Vieles unmittelbar aus der rechten Quelle, aus dem Munde der Staatsmänner zweier Epochen geschöpft. Seine Stellung hat ihm eine Menge von Kenntnissen verschafft, die er noch sehr durch das Studium unbekannter Documente vermehrt hat. In seinem Exil während der Restauration hatte er Zeit und auch die Stimmung, treu, eifrig und mit keuschem historischen Sinn zu arbeiten. Zwei Resultate wird man aus der Lecture seines Werkes stets mitbringen: einmal, daß er gut unterrichtet, und dann, daß er ein politisch gebildeter Mann ist. Wie nothwendig sind diese zwei Dinge für diese Zeit und für die Geschichtsschreibung dieser Zeit! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 39. — 8. Februar 1836.

Andrea del Sarto. Von Alfred Reumont. Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Leipzig, Brockhaus. 1835. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Je mehr es zur Gewohnheit wird, daß einsichtsvolle Männer an Ort und Stelle in Galerien und Archiven und andern literarischen Urquellen einzelne Hauptfiguren der Kunstgeschichte ausmitteln nach ihrer Erscheinung, Wirksamkeit und Bedeutung, um desto zuversichtlicher läßt sich im Ganzen und Großen der Zusammenhang dieses höchst interessanten Gebiets menschlicher Thätigkeit und Ausbildung darstellen. Unter den italienischen Meistern hat in dieser Hinsicht Rafael Sanzio an Quatremère de Quincy, Pungileoni und Rumohr treffliche Bearbeiter gefunden, während sein Zeitgenosse Lionardo da Vinci sich der jüngsten wiener Monographie nicht eben rühmen dürfte. Andrea del Sarto ist wiederum glücklicher gewesen, indem er dem durch das „Kunstblatt" rühmlichst bekannten Forscher altitalienischer Kunst, Hrn. Reumont, der aber nur den französischen Namen hat und ein Deutscher und Preuße ist, in die Hände fiel. Die Materialien des Buches sind während eines längern Aufenthaltes in Italien und namentlich in Florenz gesammelt. Der Verf. erkennt zwar an, daß seine Arbeit auf Vasari fuße, dessen Biographie hier um so mehr Berücksichtigung verdiene, da er der Schüler des Andrea del Sarto war, seine wichtigsten Arbeiten beinahe immer vor Augen hatte und ein großer Bewunderer seines Talentes war. Aber die Erzählung des Vasari sei auch bei seinem eignen Meister weder vollständig noch genau; es ergeben sich gar manche Irrthümer und Lücken, von welchen sich dann freilich ein noch unvortheilhafterer Schluß auf die historische Treue anderer Theile des Vasari'schen Werkes bilden lasse, für welche demselben weniger nahe Hülfsquellen zu Gebote gestanden hätten. Unter den spätern Schriftstellern ist es vornehmlich Biadi, welcher durch Hervorsuchung verschiedener Urkunden auf das Leben und die Geschichte unsers Künstlers ein helleres Licht geworfen hat und dessen Fleiß der Verf. dankbar anerkennt, ohne zu verhehlen, daß es noch größerer Geschichtskenntniß und einer strengern Kritik bedürfe, um die Darstellung des Andrea del Sarto genügend zu erörtern. Für das Wichtigste hielt Hr. Reumont, die Chronologie so viel als möglich herzustellen und demnächst eine Schilderung des Charakters und eine Beschreibung der wichtigsten Werke des außer Italien noch viel zu wenig bekannten ausgezeichneten Künstlers zu geben.

Andrea del Sarto wurde im Jahr 1488 zu Florenz geboren. Sein Vater war ein Schneider — daher der Zuname des Künstlers: del sarto — und befand sich in dürftigen Umständen. Im siebenten Jahre verließ Andrea bereits die Schule, wo er nur im Lesen und Schreiben nothdürftig hatte unterrichtet werden können, und kam zu einem Goldarbeiter in die Lehre, eine Beschäftigung, welche damals mit künstlerischem Sinne von den vorzüglichsten Meistern, namentlich der Bildnerei, Donatello, Verocchio, Cellini u. M., geübt wurde. Der Knabe fand aber mehr am Zeichnen der Modelle als an der Technik des Handwerks Geschmack. Ein florentiner Maler, Barile, nahm ihn bald darauf in seinen Unterricht und Dienst und übergab ihn nach drei Jahren der Schule des berühmten Piero di Cosimo. Dieser war jedoch ein besserer Colorist als Zeichner, und wiewol Andrea unter seinen Augen rasche Fortschritte, namentlich in der Technik der Malerkunst machte, so fand er doch an diesem Unterricht kein Genüge, sondern übte sich selbst in den Freistunden und studirte da und dort an den Werken der großen Meister seiner Zeit und der Vorwelt, des Masaccio, Ghirlandajo, Cosimo Roselli u. A., vornehmlich an den berühmten beiden Cartons Michel Angelo's und Lionardo's, welche zur Ausführung im Rathssaale des Palastes der Signorie bestimmt und damals zur Nacheiferung für jüngere Künstler öffentlich ausgestellt waren. Unter solchen Studien traf Andrea mit dem um wenige Jahre ältern Franciabigio zusammen, mit welchem er einen so engen Freundschaftsbund schloß, daß beide Maler zusammen wohnten und häufig zusammen arbeiteten, wie denn noch kurz vor dem Tode des Franciabigio ein solches gemeinschaftliches Werk von ihnen ausging: eine Verbindung, durch welche das bedeutendere Talent des Andrea einen brauchbaren Gefährten und anschmiegenden Gehülfen erhielt, die Kunst des Franciabigio aber unstreitig aus dem Einfluß des Andrea, namentlich in der Behandlung der Gewänder und in Anordnung der Gruppen, Vieles gewann.

Nun eröffnete sich für Andrea eine Reihe bedeuten-

Digitized by Google

der Aufträge, die seinen Ruhm mitbegründet haben. Eine fromme Gesellschaft von Laienbrüdern zu Florenz, welche sich den heiligen Johannes den Täufer zu ihrem Schutzpatron erwählt hatte und die Compagnia del Scalzo genannt wurde, wünschte den kleinen Hof ihres Versammlungsortes mit Darstellungen aus dem Leben ihres Heiligen verziert zu sehen und bestellte dieselben bei Andrea del Sarto, der in einem Cyklus von Bildern die Taufe Christi, die Predigt und Volkstaufe des Johannes u. s. w. auf die nasse Wand malte. Ebenso sollten in der Vorhalle der Servitenkirche daselbst die dort angebrachten Lünetten mit Frescobildern ausgefüllt werden. Zwei ältere Künstler hatten damit begonnen, aber wenig zu Stande gebracht. Es war nun der Wunsch der Mönche, die Arbeit fortgesetzt zu sehen; und da Andrea, nachdem er mit seinem Freunde Franciabigio eine Wohnung in der Nähe des Klosters bezogen hatte, sich einmal zufällig in der Kirche befand, so dachte ein Bruder Sacristan, sich mit wenigen Kosten herauszuziehen. Er faßte den sanften, gutmüthigen Andrea von der Seite des Ehrgeizes, stellte sich aber auch, als ob er nur aus Theilnahme an ihm handle, und suchte ihn zu überreden, die Fortsetzung der Arbeiten im Vorhofe zu übernehmen und lieber an keine Bezahlung zu denken, sondern sogar, im Falle er nicht dazu ersucht worden, die Klosterbrüder um Uebertragung der Bilder zu bitten. Dies und Anderes wirkte auf den Künstler, der sich sofort schriftlich für das ganze Werk verpflichtete um einen sehr geringen Preis, den man ihm aber späterhin erhöhen müssen. Es sind dies die merkwürdigen Darstellungen aus der Legende des heil. Philippus Benizzi. Sein berühmtestes Frescobild ist aber die im Kreuzgange des Servitenklosters zu Florenz befindliche Madonna del Sacco, deren großartige Einfachheit die außerordentlichste Wirkung hervorbringt. Wer hätte nie von diesem Bilde gehört?

Die Gruppe besteht aus drei Figuren. Maria sitzt auf einer einfachen Stufe und streckt die rechte Hand nach dem Kinde aus, welches schon ein Bein über das ihrige geschlagen hat, um sich auf ihren Schoos zu setzen. Ihr Gesicht ist voll Anmuth und Schönheit und entfernt sich in etwas von dem bekannten Typus der frühern Jahre des Künstlers. Die Körperformen sind voll und kräftig. Hals und Brust umgibt ein weißes Tuch, durch welches das rothe Kleid schwach durchschimmert, während ein grüner Mantel um die Lenden geschlagen ist. Andrea verstand sich auf eine meisterhafte Behandlung der Gewänder. In diesem Bilde aber hat er die Mehrzahl seiner frühern und spätern Arbeiten übertroffen. Der Faltenwurf derselben ist so reich, so schön, so natürlich; sie umgeben den Leib mit so vieler Grazie, schmiegen sich mit einer solchen Weichheit an ihn an, ohne dessen Formen zu verhüllen, daß die Verschwisterung der Natur und Kunst nicht inniger sein kann. Der Leib des Kindes, dessen Geberde die Lebhaftigkeit der Bewegung zugleich mit ausdrückt, zeigt im Colorit wie in der anatomischen Zeichnung jenes Natürliche und Angemessene, welches die Kindergestalten unsers Künstlers vorzugsweise auszeichnet. Die dem rechten Winkel etwas zu sehr sich annähernde Stellung der Beine möchte allein zu tadeln sein. Auf der linken Seite sitzt in einer vortrefflich erdachten Stellung der heilige Joseph, in einem Buche lesend, mit dem Rücken und rechten Arme an einen hinter ihm liegenden weißen Sack gelehnt. Auch diese Figur kommt dem Werthe der übrigen gleich. Das Gesicht drückt den Ernst der frommen Betrachtung aus; Haar und Bart sind mit einer besondern Sorgfalt gemalt. Das Bild hat nicht wenig durch die Unbilden der Zeit gelitten, aber das Colorit ist noch immer kräftig und lebhaft, und die Figuren haben vieles Relief. Die denselben angehauchte einfache Grazie, die auch durch keine Spur von Geziertheit und Affectation gestört wird, hat der Künstler in keinem andern Werk übertroffen. Tizian soll bei seiner Anwesenheit in Florenz dieses Werk des höchsten Lobes werth erklärt haben.

Wie die Madonna del Sacco sein größtes Frescobild, so ist die Madonna del S.-Francesco — oder auch wegen der, durch einen nicht gut zu erklärenden Einfall des Malers am Fußgestelle, worauf die Gottesmutter steht, angebrachten Harpyen die Madonna delle Arpie genannt — sein werthvollstes und berühmtestes Ölgemälde. Dasselbe befindet sich in der Tribune der großherzoglich-toscanischen Galerie zu Florenz und ward durch Ferdinand de' Medici, ältesten Sohn des Großherzogs Cosmus III., im Jahr 1704 den Franciscanernonnen der Straße Pentolini zu Florenz für die ungeheuere Summe von 20,000 Scudi abgekauft.

Andrea hatte sich durch seine Verheirathung mit Lucrezia del Fede, der Witwe eines florentinischen Mützenmachers, welche noch zu Lebzeiten ihres ersten Mannes in ein nicht tadelloses Verhältniß mit ihm getreten war, in eine Reihe von Widerwärtigkeiten hineingestürzt. Diese Frau hinderte ihn an der Unterstützung seiner armen Verwandten und stand seiner künstlerischen Ehrenbahn im Wege. Der König Franz I. von Frankreich hatte ihn 1518 an seinen Hof berufen und ihm einen fürstlichen Gehalt ausgesetzt, auch Bilder von ihm bestellt, sowie auch die Großen des französischen Hofes wetteiferten, sich Gemälde eines so berühmten Meisters, wie Andrea war, zu verschaffen. Aber die Sehnsucht nach seiner Gattin und die Briefe derselben trieben ihn nach Hause; er wurde durch Überschreitung des empfangenen Urlaubs wortbrüchig gegen den König und blieb seinem Weibe zu Liebe, die den gemachten Gewinn mit ihm verprasste, in Florenz zurück. Seine Gutmüthigkeit scheint dem schlauen und herrschsüchtigen Geiste der Lucrezia stets unterworfen gewesen zu sein. Und doch verließ ihn diese, als er nach der Einnahme von Florenz durch die kaiserlichen Truppen 1530 an der Pest erkrankte. Er starb, ohne daß ihm nahe Jemand es bemerkte, 42 Jahre alt, und in der Stille ließ ihn die Brüderschaft von St.-Johannes dem Täufer in ihrem Grabgewölbe in der Servitenkirche beisetzen.

An verschiedenen Stellen seines Buches äußert der Verf. über die künstlerische Eigenthümlichkeit und Trefflichkeit des Andrea. Vielen Malern sind größere und glänzendere Gaben verliehen worden als ihm; aber wenige haben ihn in dem davon gemachten Gebrauche übertroffen. Er war von Natur auf das Einfache, Natürliche, Anmuthige hingewiesen. Er bildete sich in der Anordnung der Gruppen und Gewänder, im charakteristischen Ausdruck der Köpfe seinen eignen Styl. Seine natürliche Zeichnung sichert ihm allein schon ein großes Verdienst. Seine Gestalten sind fast ohne Ausnahme in Haltung und Anstand, seine Stellungen natürlich und

Digitized by Google

ngezwungen, die Verkürzungen geschickt und richtig, der faltenwurf der Gewänder großartig, reich und plastisch. Die Physiognomie ist voll Wahrheit und ungezierter Anuth, die Außentheile vollkommen in der Zeichnung, haar und Bart musterhaft ausgeführt. Seine Kinder nd Engel sind mit einer Grazie gemalt, worin er mit Rafael wetteifert. Die Männerköpfe sind weniger nach er Antike studirt, als aus dem Leben der unmittelbaren Wirklichkeit selbst herausgegriffen und ergreifend wahr. In den Frauenköpfen, besonders den Madonnen, vermißt man das Ideal, den glühenden Affect, die erhabene, innige Frömmigkeit des Rafael und des Correggio; sie sprechen aber eine frische, blühende, echt kräftige Natur aus und erinnern großentheils an das Modell seiner schönen Gattin, daher sie auch untereinander in einer Familienähnlichkeit stehen.

Das Testament des Andrea und ein chronologisches Register seiner sämmtlichen Werke, soweit sie bekannt sind, nebst Angabe ihres jetzigen Ortes sind dem Werke angehängt, welches durch seine Vollständigkeit der Materialien und die Angemessenheit seiner Darstellung sich gleich sehr empfiehlt und jedem Freunde der ältern Kunst willkommen sein wird. 9.

Correspondenznachrichten.

Christiania, 11. Januar 1826.

Die Bevölkerung unserer Stadt ist seit drei Jahren von etwa 21,000 auf 24,000 Einwohner gestiegen, welches erfreuliche Ergebniß theils der Zunahme der Erwerbsquellen, theils der Ansiedelung vieler Auswärtigen zuzuschreiben ist, die am liebsten hier ihre Capitalien oder Pensionen verzehren wollen. Dazu kommt die alte löbliche Sitte des Normannes, sobald er nur die Aussicht hat, eine Frau ernähren zu können, sofort zu heirathen. Unsere vornehmsten Ausfuhrartikel sind geschnittene Bretter, Bohlen und Balken, und diese haben insonderheit in Frankreich wegen des Bedürfnisses der Marine den ergiebigsten Absatz gefunden. Zwar konnte das Storthing vom Jahre 1818 sich nicht zur Einführung einer völligen Gewerbefreiheit entschließen; diese besteht aber im Wesentlichen, wie denn auch kein Ausländer nichts im Wege liegt, sich hier anzusiedeln.

Im Anfange unserer neuen Staatseinrichtung gab es einen empfindlichen Mangel an Bewerbern zu geistlichen und civilen Bedienungen. Dieser hat dermalen ganz aufgehört, und groß ist die Zahl der Candidaten, die, da ihrer der Staat nicht mehr benöthigt bedarf, bald auf diese, bald auf jene Art ihren Unterhalt verdienen müssen. Sonach fehlt es weder an Lehrern der Jugend, noch an Schriftstellern. Dessenungeachtet hat die Anzahl der an der hiesigen Universität Studirenden nichts weniger als abgenommen. Dagegen kann die Kriegsschule nicht die gehörige Anzahl von Offizieren, deren unsere Armee bedarf, liefern.

Wir haben gegenwärtig sechs Buchhandlungen und elf Buchdruckereien, zu welchen letztern wol bald noch die zwölfte kommen wird; doch nur zwei lithographische Pressen. Fast ausschließend sind diese mit der Herausgabe von Schul- und Erbauungsbüchern, Zeitschriften, politischen und ästhetischen Kleinigkeiten und andern Broschüren vollauf beschäftigt. Zwei Pfennig-Magazine, das eine mit Steindrücken, das andere mit Holzschnitten, welche wöchentlich herauskommen und größtentheils Uebersetzungen aus ähnlichen deutschen Schriften enthalten, erfreuen sich des zahlreichsten Publicums. Gar manche Zeitschrift ist angekündigt, angefangen, aber aus Mangel an Abonnenten nicht fortgesetzt worden, sodaß ihre Zahl seit drei Jahren eben nicht gestiegen ist, der Absatz mehrerer älterer dagegen bedeutend zugenommen hat. Große Erwartungen hegte man von einem neuen politischen Blatte, das unter dem Titel des „Constitutionnellen" mit dem Anfange dieses Jahres alltäglich in einer Nummer herausgegeben werden sollte; bis jetzt ist aber keine solche erschienen.

Noch immer ist das „Norwegische Morgenblatt" die gelesenste politische Zeitung, indem es, ohne entschieden Partei zu nehmen, jeden wohlgeschriebenen Aufsatz, der Verfasser möge sich nun nennen oder nicht, veröffentlicht. Es enthält sonach nicht nur Rügen, Beschwerden und Beschuldigungen, sondern auch deren Beseitigung und Abweisung, überdies eine Mannichfaltigkeit von Nachrichten aus dem In- und Auslande und Beurtheilungen herausgekommener Schriften. Zu den seltenen Fällen gehört es, daß irgend ein zu heftiger Artikel eine gerichtliche Belangung zur Folge hat. Besonderes Interesse erregte ein Proceß, welchen sich das „Morgenblatt" durch einen Artikel über die dänischen Provinzialstände auf Anregung der dänischen Gesandtschaft in Stockholm zuzog, welcher aber in der ersten Instanz mit völliger Freisprechung endigte. Seit jenem Artikel ist das „Norwegische Morgenblatt" in den dänischen Staaten verboten, ohne daß jedoch eine Abnahme der Abonnenten verspürt worden ist. Das einzige Mittel, welches die Regierung zur Verhinderung der Verbreitung misfälliger Blätter in den Händen hat, ist die Entziehung der Portofreiheit, welches denn gemeiniglich sehr hemmend einwirkt. In den letzten Jahren ist jedoch nur ein einziges Mal von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden, als sich nämlich das Oppositionsblatt: „Der Staatsbürger", einen nicht nur groben, sondern durchaus ungegründeten, in der Form eines Libells abgefaßten Ausfall gegen den Staatsrath Collett, Chef des Finanzdepartements, erlaubte. Gleichwol besteht diese Zeitung noch und ist nicht ohne Einfluß auf die Storthingswahlen gewesen, wie viele Mühe sich auch insonderheit unsere geschätztesten Publicisten, die Herrn Stabell und Fougstad, gegeben haben, diesem vorzubeugen.

Zur Beförderung literarischer Unternehmungen im Dienste der eigentlichen Wissenschaften ist unser Publicum nicht recht aufgelegt. Die vierteljährlich heftweise herauskommenden „Sammlungen zur Geschichte des norwegischen Volkes und seiner Sprache", welche die Alterthumskunde ungemein erweitert haben, werden indessen mit löblichem Eifer und Fleiße fortgesetzt. Justitiarius Berg, Capitain Munthe und Professor Lunth sind die vorzüglichsten Mitarbeiter an diesem gelehrten Werke. Sehr gründlich ist der im vorigen Jahre herausgekommene erste Theil einer Abhandlung des Oberstlieutenants Bosgräff über die Kriegführung der Alten, allein der Styl abschreckend. Überhaupt herrscht in unserm Offiziercorps das rühmliche Bestreben, in den militairischen Wissenschaften mit der Zeit fortzuschreiten und sich nicht nur alle neuern Entdeckungen zu eigen zu machen, sondern auch diese zu vervollständigen und zu erweitern. Die Feldzüge seit der französischen Revolution haben an dem Oberstlieutenant Meydell einen sehr scharfsinnigen Beurtheiler gefunden. Der auch in der deutschen Literatur als militairischer Schriftsteller ausgezeichnete Oberstlieutenant Bortenstein hat nach einer glücklich vollendeten Gesundheitsreise in Frankreich und seinem Vaterlande Hanover zur allgemeinen Freude seine gewohnte Thätigkeit wiederbegonnen. Unter den jüngern Offizieren macht gegenwärtig der bei unserer Kriegsschule angestellte Premierlieutenant Conradi durch eine mit gesunder Kritik und in einem gefälligen Vortrage verfaßte Beschreibung der Feldzüge Karl XII. in Norwegen einen günstigen Eindruck. Es unterliegt wol nun keinem Zweifel mehr, daß dieser kriegerische König nicht durch eine Kugel aus der belagerten Festung getödtet worden sei.

Ob eine Abhandlung des bei unserer Universität als Lehrer der Rechte angestellten Hrn. Schweigaard: „Sur la philosophie allemande", die er im vorigen Jahre während seines Aufenthaltes in Paris in eine französische Zeitschrift einrücken ließ, einiges Aufsehen in Deutschland machen werde, möchte zu bezweifeln sein. Dem mineralogischen Publicum wird gewiß ein

Digitized by Google

kurzer Bericht, welchen der auch im Auslande vortheilhaft bekannte Professor Keilhau von einer geognostischen Reise in der Normandie im verwichenen Sommer ertheilt hat, höchst willkommen sein. Noch ist als literarische Neuigkeit zu erwähnen, daß zu Ende des Jahres 1834 die erste in Norwegen, und zwar mit typographischer Schönheit gedruckte Bibel hier bei Gröndahl herausgekommen ist.

Unter unsern ästhetischen Erzeugnissen verdient ein polemisches Gedicht von Welhaven genannt zu werden, das den Titel „Norwegens Dämmerung" führt. Es enthält einen recht artig geflochtenen Sonettenkranz, in welchem er hauptsächlich das Gefühl für schöne Kunst, welches im politischen Treiben der Nation zu ersticken droht, hervorzuheben beflissen ist. Wegen mancher bittern Aeußerungen zog sich der Dichter eine Menge Feinde zu, welche ihn das ganze vorige Jahr hindurch behelligten. Unter diesen ist der genialische Dichter Wergeland, ein entschiedener und feuriger Patriot, der gefährlichste.

In den ersten Tagen des folgenden Monats wird Norwegens achtes ordentliches Storthing in hiesiger Stadt eröffnet werden. Auch auf diesem bilden die Bauern oder die Gutsbesitzer die Mehrzahl, da sich die Regierung nie erlaubt hat, einen Einfluß auf die Wahlen auszuüben. Von der Liberalität der letztern zeugt der Entwurf einer neuen Gemeindeverfassung, welche, zum Theil der in Preußen eingeführten nachgebildet, mit einer wirklichen Emancipation zu vergleichen ist. Diese wird der vornehmste Gegenstand der Berathungen des Storthinges sein. Bei dem blühenden Zustande des Landes und der Finanzen werden auch Vorschläge zu neuen öffentlichen Bauten, namentlich eines eignen Storchinggebäudes, vorgelegt werden. Auf jeden Fall wird unsere Stadt durch ein neues öffentliches Theater verschönert werden, indem das vorige im verwichenen November durch Fahrlässigkeit ein Raub der Flammen geworden ist. 44.

Mancherlei.

Höchst seltsam, wenn noch heutzutage gesprochen wird von einer Vollendung der Philosophie als einer durchaus sich begreifenden Wissenschaft und Wesenheitslehre, zu welcher sich alle frühern Lehren als Werden, Fortschreiten und allmälige Entwickelung verhalten. Ehedem zu Zeiten der französischen Revolution war ein solcher Traum verzeihlich, denn er hatte die ganze Welt ergriffen, Völker wie Gelehrte, und man erblickte im Phantasiebilde des eignen Zeitalters den höchsten Aufschwung unsers Geschlechts. Seitdem muß dieses Bild bei Allen, welche Erfahrungen machen und über sie zu denken wissen, verschwunden sein, und wenn einige Träumende es dennoch festhalten, dürfte man auf sie jene bekannten Worte anwenden: „sie haben nichts vergessen und nichts gelernt". Aber sobald irgend eine Voraussetzung die ganze Seele ergreift, wird das Vergessen wie das Lernen fast unmöglich, wovon französische Emigranten und deutsche Philosophen das Beispiel geben. Unter den letztern zwickten die Altern mit ihrer Kant'schen Schere an den Lehren des Alterthums; man ändere die Voraussetzung und das Beschneiden hat ein Ende. Besser haben es die All-Eins-Verkünder, denn sie werden behaupten, sie hätten Alles vorausgesetzt, brauchten also nichts Anderes, und hätten Eines vorausgesetzt, bedürften also keines Zweiten. Daß die Unbestimmtheit dieser Voraussetzung mit dem Nichts zusammenfalle, und aus dem Nichts auch nichts entstehe, weder ein Sein noch eine Wissenschaft, wird ihnen nie einleuchten. Sie selber stehen gleich Andern in der Geschichte der Philosophie, welche grade jenen Wechsel der Voraussetzungen uns anschaulich macht und dadurch den Geist aus der eintönigen Schule ins vieltönige Leben versetzt. Solche Lebensgebilde mit wachem Urtheil aufzufassen und darüber die Mitwelt zu verständigen, die sich unter dem Mannichfaltigen verwirrt, ist die Aufgabe echter Philosophie, mit nichten durch eine eingelne Voraussetzung und deren Phantasiebild zu lösen oder zu befestigen.

Begriff ist nicht ohne Bild, und kein Bild ohne Begriff. Empfindung und Bild sind zweierlei, sowie Empfindung und Begriff. Daß Bilder und Begriffe zu den Empfindungen treten, ist Charakter des menschlichen Bewußtseins zum Unterschiede von dem thierischen. Empfindung ist Resultat des physischen Organismus, der Nervenerschütterung; Bild ist etwas Anderes, nämlich die Vorstellung des Zustandes in der Empfindung. Ein solches Bild vom Zustande in der Empfindung kann übrigen ohne Wirklichkeit der Empfindung, es ist Product der freien Thätigkeit des Geistes. Kinder weinen doppelt über einen Schmerz, wenn man sie beklagt; durch die Klage nämlich tritt das Bild des schmerzhaften Zustandes — gewiß nicht der Schmerz selbst — lebhafter in ihr Bewußtsein. Was hier hinter der Sache kommt, geht bei den Aengstlichen der Sache voran. Bild ist ein Ganzes von Theilen, und dieses Ganze, nach gewissen Merkmalen im Bewußtsein festgehalten, ist der Begriff. Nicht so bei der Empfindung; sie ist Einheit schlechthin, ohne Verhältniß des Ganzen und der Theile. Sollte Letzteres stattfinden, so müßte es entstehen aus dem Bilde des Zustandes, wovon die einzelnen Empfindungen Theile wären. Unser geistiges Wirken beruht so sehr auf diesem Bildentwerfen, daß im Traume, wo die sinnliche Empfindung fehlt, aus dem Ganzen des Bildes sich die Theile entwickeln, aus dem Bilde des Zustandes der Empfindung die Empfindung selbst. Thiere können wol Empfindungen träumen, keine Bilder vom Zustande in der Empfindung, haben Sinneneindrücke ihrem Bewußtsein gegenwärtig, keinen Begriff. Glück und Unglück sind darum ohne Bedeutung für Thiere, denn sie beruhen auf dem Ganzen des Bildes von Zuständen, sind etwas Gemachtes, nichts Gegebenes. Herrschaft über die Bilder und Begriffe ist Weisheit, und der Stoiker verlangte sie ohne Rücksicht auf das Gegebene der Empfindung und mit vollkommenem Sieg über dasselbe.

Am kalten Herzensleise eines Menschen sind alle Schmelzversuche vergeblich, und man muß nicht wähnen, durch steigende Wärme die Schmelzung zu befördern, vielmehr erzeugt sich im Gegensatz gegen dieselbe immer stärkere Kälte. Eher noch wirkt Polarkälte auf die kleinere; denn was die letzte weniger hat als jene, ist eben etwas mehr Wärme, welche bei dem Gefrieren — nach dem Ausdruck der Physiker — frei wird, weswegen bei strengem Frost die Flüsse im Zufrieren dampfen. Erfolg davon ist, daß die kalten Herzen, in die Nähe zum noch kältern gebracht, den letztern anfrieren, mithin Herzensverbundenheit darstellen. Schlosser bemerkt über Napoleon und Talleyrand: Ersterer habe schwer und selten, der Letzte gar nicht an Tugend und Uneigennützigkeit geglaubt, und bedauert den Einfluß, welchen dieser auf jenen ausgeübt; aber wenn sich beide Individuen wirklich in obgedachter Weise zueinander verhielten, so mußte nach Seelengesetzen Napoleon dem Talleyrand anfrieren.

Eitelkeit ist Selbstgenügsamkeit, welche leicht befriedigt wird, Hochmuth eine solche, welche nicht befriedigt werden kann. Die meisten Menschen tadeln und befeinden die Eitelkeit, verehren aber und dulden den Hochmuth, jenes vermuthlich aus einigem Neid und Eifersucht, dieses aus einiger Bewunderung und Scheu. Ich meinestheils lobe mir die Verträglichkeit der Eitlen (z. B. der Weiber im Putz) und finde das verdrießliche Wesen der Hochmüthigen. Nur dann wird die Eitelkeit lästig und widerlich, wenn sie in Prahlsucht ausartet wie bei den Juden. Kl.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 8. Februar 1836.

Poetische Literatur.

1. Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht von J. J. Königs. Erstes Bändchen. Vier Gesänge. Aachen, Mayer. 1835. Lexikon-8. 8 Gr.

Eine wirkliche Beurtheilung dieses Machwerks wäre eine dem Schaffen desselben fast gleiche Ungereimtheit. Tiefdunkle Nacht, von keinem Gedankenblitz durchzuckt, liegt auf diesem zerrissenen Knüppeldamm von grobzugehauenen Hexametern, auf welchen der Verf. seinen Helden, dessen Namen er, als ein wahrer marternder Prokrustes, oft in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Zeilen bald zweisylbig braucht, bald dreisylbig auseinanderzerrt, in die Seligkeit hinein- und darin herumkutschirt. Gott aber, den Hr. K. gleich S. 1, Z. 5 v. u., den „ewigen Throner" nennt, bewahre uns und auch ihn vor der unausstehlich langweiligen Partie dieser Seligkeit! Drum ist es ebenso consequent als höchst lahm, wenn es S. 6, Z. 5, von Friedrich heißt:

Unter den Seligen war er erwartet — —

insofern allerdings nach dem alten Spruche Gefährten im Elend — die Seligkeit des Hrn. K. ist aber das größte — ein Trost sind; drum beklagen wir auch Louis XIV. nicht, den Friedrich dort vermißt und sich deshalb nach ihm bei Henry IV. erkundigt, der (S. 7, Z. 6 fg. v. u.) höchst lebern antwortet:

— — — — noch ist das Lichtreich
Ihm verschlossen, der Ewige weiß es einzig, wann diesem
Wird der Zutritt hier, nach langer Läutrung, gewährt sein.

Kurz darauf wird Friedrich von Eloa mit einer Sendung beauftragt, oder vielleicht noch richtiger, er erhält ein Patent auf Avancement, und nun beginnt ein Gallimathias, der nicht größer gedacht werden kann. Da werden die Ereignisse der französischen Revolution und die daraus sich entbindenden Kämpfe in einer zähen, hyperphiliströs bakocken Allegorie uns vorgeführt, dazwischen wirft der Verf. gleich zu Millionen die Sonnen- und Weltsysteme wie eine Handvoll Nüsse hin; aber wir sehen in dieser Nacht nichts und glauben dem schwerfällig Nüchternen auf sein Wort nicht; endlich schweben auch die großen Herrscher, Helden, Dichter und Weisen aller Zeiten bald einzeln, bald in hellen Haufen einher; aber sie haben nichts als die Namen, die Figuren sind Wechselbälge, die das allerhohlste, langweiligste, gedunsenste dumme Zeug schwatzen. Wundern mag sich, wer darüber nicht hinaus ist, daß in unsern Tagen noch ein solches Mondkalb wie dieses sogenannte Heldengedicht zum Vorschein kommen kann, das, wie uns scheint, sein Dasein einem unbegreiflichen Misverständnisse des Klopstock'schen „Messias" und der Voß'schen Homerübersetzung verdankt. In einigen steifleinenen, seinen epischen Mustern entnommenen Figuren, Redensarten und Worten sucht Hr. K. offenbar das Wesen des Heldengedichts. Der Erbärmlichkeit der Anlage des Ganzen entspricht die Ausführung, die in jeder Hinsicht von der entschiedensten Talentlosigkeit zeugt. Als Beleg stehe gleich der Anfang hier:

Hab' ich's nicht verwegen gewagt, zwei glänzende Helden
Selbst den Weisen parteilos zu singen, die tönende Wage,
Vaterländisch gesinnt, ich mußte sie halten, sonst schlug sie,
Überwiegend, nach einer anziehenden Seite, so hab' ich
Sie gehalten; die künftige Zeit entscheid' es mit Rechtssinn.

Die künftige Zeit wird sich wol hüten die höchst widerliche Bekanntschaft dieser Hexameter zu suchen. Wenn S. 9 und 10 der redend eingeführte Homer sich rühmt, den Achill unsterblich gemacht zu haben wie Deutschlands Barden den Hermann, endlich sagt:

— — — so Friedrich, so wird es
Dir auch ergeh'n, es werden einst große Barden dich preisen
Und dein Ruhm verbreitet sich würdig über die Welt hin,

und der Verf. schmeichelt sich etwa zu diesen Barden zu gehören, so ist dies wol eine Idee, aber eine sogenannte fixe, die bekanntlich viel schlimmer als gar keine ist.

Der äußerst ungeschickte und fehlerhafte Versbau und die harte, spröde, mistönende Sprache machen das Lesen dieser beiläufig 68 großen Seiten zu einer peinlichen Arbeit, die man mit Ohrenbrausen, Kopfschmerz und Wüstheit des Kopfes büßt. Wir wollen uns der überstandenen Qual freuen und Niemand etwas Böses wünschen, nicht der Redaction d. Bl., der nächsten Urheberin unserer Leiden, ja nicht einmal Hrn. K., mit dem wir für immer abgeschlossen haben; wir rathen blos seinen Freunden und Hausgenossen, ihn, wenn sein Haus brennen sollte, aus den Flammen zu retten, aber seine Schriften und jedenfalls die noch der Welt angedrohten acht Gesänge dieses Heldengedichts hineinzuwerfen, sonst ist eine Menschenpflicht nur zum kleinsten Theile erfüllt.

2. Die Schlacht von Schönbund ein episches Gedicht von Konrad Hermanni. Soest. 1832. 8. 8 Gr.

Eine einfache Beschreibung der Schlachten von Ligny und Waterloo in Hexametern, unter denen im Verhältnisse weniger falsche bei Hrn. Königs richtige sind, was sehr viel sagen will. Die Sprache ist im Allgemeinen gebildet; des Verf. gesunder Sinn spricht sich auch in der Achtung aus, mit welcher er allenthalben der Feinde und ihrer Führer erwähnt.

3. Der Verschollene. Nachlaß aus Italien in zwei Gesängen. Berlin, Mittler. 1833. 8. 18 Gr.

Nach einer kurzen, aus Berlin datirten Erklärung erschien „Der Verschollene" während der Abwesenheit des Herausgebers vom Druckorte in Breslau als „Wanderer". Es hätte bei dem ersten Drucke bewenden können, denn diese willkürlich und unbestimmt hingeworfenen Skizzen sind an sich ohne Werth und dienen, da sie in keinem Zusammenhange untereinander stehen, keinem künstlerischen Zwecke. Die durchgängige Verworrenheit der Gedanken, die das Ungleichartigste herbeizieht und verbindet und vom Hundertsten aufs Tausendste kommt, läßt nicht einsehen, was der Verf. eigentlich, oder ob er überhaupt etwas gewollt habe.

4. Sagen und Legenden der Baiern, in einer Reihenfolge von Romanzen und Balladen. Herausgegeben von Adelbert Müller und Franz Xaver Müller. Regensburg, Reitmayr. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Die Herausgeber verdienen für die Veranstaltung dieser Sammlung, aus der man nur wenige Stücke, als ganz unbedeutend und gewöhnlich, herauswünschen möchte, Dank. Um so mehr ist zu beklagen, daß sie als Bearbeiter nicht einmal den billigsten Anfoderungen genügen. Von einem Treffen des Tons kann da keine Rede sein, wo alle Ahnung von dem Wesen der Ballade und Romanze, ja selbst alle dichterische Ausbildung fehlt. Wenn man trotz der ungebührlich breiten, ungeschickten und geschmacklosen Behandlung das Büchlein dennoch und mehre Stücke desselben mit Interesse durchliest, so ist dies blos der Unverwüstlichkeit des stofflichen Elements beizumessen. Die Verf. wollen dieser ersten Reihe noch andere folgen lassen. Zu wünschen ist, daß sie vor allen Dingen eilen, sich mit Dem bekannt zu machen, was seit 50 Jahren Deutschlands größte Dichter in der Ballade und Romanze geleistet, um die leicht zu erlangende Überzeugung zu gewinnen, daß ihre Talente dem Unternehmen nicht gewachsen sind. Mögen sie die Sagen lieber einfach, wie sie selbe erhielten, geben, oder von Berufenen behandeln lassen, oder mindestens unter Aufsicht Sachkundiger

Digitized by Google

bearbeiten; guter Wille und Liebe zur Sache reichen allein nicht aus.

5. Gedichte und Balladen, von Isid. Jos. Trichtl. Mit Bewilligung der Obern. Kaschau. 1832. 16. 8 Gr.

Die Obern sind zu beklagen, die ihre Erlaubniß zum Druck gegeben haben; denn sie waren unstreitig genöthigt, diese 94 Sedezseiten Stümpereien durchzulesen. Von Poesie, ja nur von einem richtig gebauten Verse ist hier nicht die Rede. Die unzähligen höchst auffallenden Sprachfehler, deren sich Hr. T. schuldig macht, zeigen, daß er nicht einmal Deutsch versteht. „Leonardo und Philippine. Eine Ballade in gereimten Hexametern und Pentametern" (S. 36—54) ist ein Monstrum, das jede Leselust ertödten muß.

6. Christliche Siloah. Von G. C. Braun. Wiesbaden, Ritter. 1833. 8. 6 Gr.

Die Innigkeit des Gefühls, die diesen religiösen Gedichten abgeht, vermögen die übrigen guten Eigenschaften ihres Sängers nicht zu ersetzen. Gleich das erste: „Gott", ist etwas zu rhetorisch und steht deshalb dem Gedichte Derjawin's, das dieselbe Überschrift hat, an Schwunge weit nach. Die „Übersetzung des Stabat Mater" (S. 10 fg.) kann sich mit der ausgezeichneten Fouqué'schen nicht messen. „Maria's Leidenstag und Osterfest in fünf Abschnitten" (S. 13—30) hat manches Gute, befriedigt aber im Ganzen nicht; dagegen ist die Bearbeitung von Seneca's 41. Briefe: „Gott in uns", sehr ansprechend.

7. Tobias. Eine idyllische Erzählung in drei Gesängen, frei nach der heiligen Urkunde von Eduard Heinel. Königsberg, Unger. 1832. Gr. 16. 10 Gr.

Das Muster treuer Anhänglichkeit an der Väter Glauben, aufopfernder Menschenliebe, unermüdlicher Wohlthätigkeit, frommen, gläubigen Sinnes und durch kein Leiden zu erschütternden, endlich herrlich belohnten Gottvertrauens, das uns der biblische Sänger in dem Buch Tobiä aufstellt, ist ein zu eigenthümlich gehaltenes, nur dieser Zeit, dieser Sinnes- und Denkweise entsprechendes Gemälde, daß jeder Versuch, wie sorgsam auch dabei verfahren wird, es einer ganz verschiedenen Zeit, ganz verschiedenen Lebens- und Denkformen anzupassen, als sehr mislich erscheint. Durch Verallgemeinern des in der damaligen Sitte, den Überlieferungen und den kirchlichen und weltlichen Vorschriften gegründeten Besondern, durch Weglassen aber Ändern so mancher Züge, durch Verwandlung der sinnlichen Begriffe und Ausdrücke, woran jene Zeit und der Orient überhaupt so reich ist, in abstracte geht vollends alle Eigenthümlichkeit und damit ein sehr Wesentliches verloren. Selbst der glatte, geleckte Hexameter entspricht dem Grundtone des Originals nicht und hätte wenigstens mit lyrischen Stellen abwechseln sollen. Wir zweifeln daher, daß der wackere, schon von anderwärts rühmlich bekannte Bearbeiter, der seine Aufgabe übrigens verständig, mit Geschmack und Einsicht gelöst hat, die Begeisterung, welche ihn für seinen Gegenstand erfüllt, vielen seiner Leser mittheilen werde.

8. Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. St.-Gallen, Huber und Comp. 1832. 8. 8 Gr.

Seit lange ist von Kunstlehrern festgestellt, daß Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Möglichkeit wesentliche Bedingung der Parabel sei. Darum gilt Jotham's Erzählung von den Bäumen und dem Dornbusch (Buch der Richter, 9), weil den Bäumen darin eine unmögliche Handlung beigelegt wird, für eine Fabel; Nathan's Rede an David (2. Buch Samuelis, 12) dagegen für eine wirkliche Parabel, weil die von einem Reichen verübte Ungerechtigkeit nichts Unmögliches ist. Auch daß die Fabel heiterer, die Parabel ernster und gemüthlicher sei, wird als ein, beide unterscheidendes Merkmal angeführt. Um so befremdender ist die Äußerung des Hrn. Z. (S. III): „Zwischen Fabel und Parabel machen Einige einen Unterschied. Von Belang ist er nicht; es ist gleich, wie das Kind benannt wird, wenn nur aus seinem Antlitz der Verklärungsschein der Geluugenheit strahlt." Mit diesem Wenn ist es immer eine kitzliche Sache, obgleich nicht geleugnet werden soll, daß die Parabeln des Verf., die aber nur zum Theil Parabeln, theils Fabeln und theils keins von beiden (z. B. „Das Menschenmännchen", S. 81) sind, manches Sinnige bieten, was für mitunterlaufende gewöhnliche Gedanken entschädigt. Sie, wie Hr. Z. will, „in obern Schulclassen zu Sprach-, Schreib- und Denkübungen zu verwenden", scheint uns kein glücklicher Gedanke, auch wenn sie besser stylisirt wären; so versteht der Verf. nicht einmal die Abwandlung der zusammengesetzten Zeitwörter und schreibt z. B. (S. 26, Z. 6 v. u.): „Alles unterging" f. Alles ging unter, (S. 41, Z. 5 v. o.) „untergehen dabei", f. gehen dabei unter.

Die in drei Abtheilungen zerfallenden Gedichte erheben sich selten nur zum Mittelmäßigen: bei Schwulst und Bombast matte, verbrauchte Gedanken, unreine Reime, Gewalt, die allenthalben der Sprache angethan wird. Die erste Abtheilung: „Zum Zweck von Morgen- und Abendandachten für Schüler, daher populair", wollen wir als ganz unbedeutend übergehen. „In der zweiten Abtheilung ist Verschiedenartiges, jedoch meist auf höherer Stufe Gehaltenes, aus neuerer Zeit" (wird S. V. behauptet). Wollen sehen; da begegnet uns gleich (S. 101) „Freundschaft" und beginnt:

So lang mein dunkles Auge blickt,
Wird es in Augen blicken,
Wird in den dunkeln (?), wonnentzückt
Entzünden das Entzücken (!)

Des Anfangs würdig ist der Schluß:

Drum will in Gott und Freundschaft ich
Brennpunkten all mein Sinnen,
Tonen mögen ewiglich
Am Fuß voräberrinnen.

Das Gedicht: „Fünf Sterne des Lebens" (S. 113 fg.), hat als großen Gedanken den nicht eben von dem hohen Standpunkte des Verf. zeugenden Refrain:

Das Göttliche ist für die Sternensöhne,
Das Menschliche ist für den Menschen hold.

Folgender (S. 116 ausgedrückte) wunderliche Gedanke gehört eben dahin:

Der Erdentod ist nicht der letzte Tod,
Auch jenseits wird das Auge Gräber blicken (!).
Getrost! es ist ein ew'ger Wecker: Gott (?),
Und alle Tode sind nur Lebensbrücken.
Was Geist ist, kämpfe! Sonnenthrone stehen
Als Kampfpreis lockend in den Sternenhöhen!

„Das höchste Orakel" (S. 115 fg.) und „Ein Seelengemälde" (S. 116 fg.) zeigen in ihrer Unklarheit nichts als Schwulst und Wortkram. Von einem „Glaubensschirm vor Zweifelsschlossen" lesen wir S. 115. „Die Berge", alphabetisch, in Distichen (S. 121 fg.), haben einzelne gute Gedanken. „Der Rheinstrom mit Anmerkungen" in Vierzeilen und mit „Pausen" ist ein höchst unglückliches Product. Die dritte Abtheilung (S. 136—154) enthält meistens Erstlinge der poetischen Versuche des Hrn. Z., welcher sagt: „Zur Entschuldigung ihrer Aufnahme mögen sie auf der Stirn tragen: man muß Vielen Vieles sein." Wir gestehen, nicht einzusehen, wie das mit — Nichts möglich ist.

9. Drei Gespräche in Versen über Unsterblichkeit: den Mond überhaupt und seine Bewohner insbesondere; über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von J. K. Tobias. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1833. Gr. 8. 4 Gr.

Im Vorwort heißt es: „Die nachstehenden Gespräche sind am königl. Friedrichs-Gymnasium am Tage des feierlichen Redeactes in den Jahren 1831, 1832 und 1833 von einigen Schülern der zweiten Classe gehalten worden. Sie schienen in den Zuhörern einigen Beifall zu finden." Dieser Beifall, wenn man anders den Verf. nicht zum Besten gehabt hat, ist uns fast so curios wie diese Gedichte. Wir wären ohne die obige Erklärung vom 5. April 1833 nicht abgeneigt gewesen, diese

Digitized by Google

Alexandriner für sehr alte Muscheln zu halten, die ungefähr drei Menschenalter auf dem Leibe haben und Breslau noch vor der preußischen Besitznahme kennen. Aber freilich werden bei dem Gesaldaber über den Mond (S. 20 fg.) Schröter und Gruithuisen erwähnt, und wir müssen den Urheber dieser „Gespräche" leider als Zeitgenossen hinnehmen.

10. Gedichte und prosaische Aufsätze von Elise Sommer. Büllichau, Darnmann. 1833. 8. 20 Gr.

Die Dichterinnen geben ein gutes Zeugniß ihres gesunden Sinnes, welche ihr Talent nicht misbrauchen, den engern Raum zu überschreiten, der dem Anschauungsvermögen des Weibes einmal angewiesen ist. Mag ihre Laute in frohen Weisen Liebe und Glück tönen, oder in ernsten, wie bei der Sängerin der vorliegenden Gedichte der Fall ist, Empfindungen und Gedanken kund thun, welche die Verhältnisse des Lebens in ihrem Gemüthe erregen, der Charakter echter Weiblichkeit darf nicht verwischt sein. Dies Verdienst wird unserer Dichterin, der Freundin von Philippine Gatterer, fast so wenig als dieser abgesprochen werden können. Man muß es wol als ein Zeichen ihrer Bescheidenheit ansehen, daß sie, die längst mit Ehren Genannte, gleichsam nur mit einem Empfehlungsbrief ihres ehrwürdigen Freundes Justi versehen, sich wieder auf den lange von ihr nicht besuchten literarischen Markt wagt. An die „Poetischen Versuche" (Marburg 1806) und „Gedichte" (Frankfurt 1813) schließt sich die gegenwärtige Sammlung an, die vornehmlich theils Gelegenheitsgedichte, in denen die Sängerin bald durch Geburt, Stand und Verdienst ausgezeichnete Personen feiert, bald sich als Mutter und Freundin vernehmen läßt, theils gelungene sinnreiche Charaden enthält, die zum Theil etwas kürzer gefaßt sein könnten. In diesen wie in den andern Gedichten erfreuen „die zarten Gefühle und die herzliche, gebildete Sprache", die der geschätzte Vorredner als vorherrschenden Charakter der Dichtungen seiner Freundin bezeichnet. Die Briefe aus Darmstadt und von der Insel Rügen sind wie die übrigen prosaischen Aufsätze mit Geist verfaßt, gut geschrieben, voll feiner Bemerkungen und zeugen von der Bildung der würdigen Verf., die uns auch acht Gedichte ihrer Tochter, Frau Dr. Friederike Götze in London, mittheilt, in denen sich eine reine, klare, gebildete weibliche Seele ausspricht.

11. Liederkranz von Karoline Leonhardt. Dresden, Arnold. 1834. 8. 12 Gr.

Artige, gutgefaßte Gedanken und zärtliche Empfindungen zeichnen die meisten der hier zu einem Kranz gewundenen Lieder aus. Damit ist zugleich auch das Gebiet bestimmt, auf das sich die wahrscheinlich noch junge Sängerin vor der Hand wenigstens beschränken sollte. Leider drohen aber hier schon Novellen, Operntexte und Schauspiele. Eins der Art ist schon vom Stapel gelassen und ein Übernehmen steht zu befürchten. Möge die Dichterin genau die Stärke ihrer Schwingen prüfen, ehe sie höhere Flüge unternimmt!

12. Stundenblumen. Eine Sammlung Polterabendscenen und andere Festgedichte. Herausgegeben von Agnes Franz. Essen, Bädeker. 1835. Gr. 12. 10 Gr.

Die Parzen und Preciosa, Cornelia und Frau von Schlingen, die Horen und Pumpernickel, Amor und die Quäker, der Glaube und die kleine nichtsnutzige Kotzebue'sche Lasarilla, Liebe und Freundschaft, Zigeuner, Schulmeister, Bauern, Genien, Gegenwart und Zukunft u. s. w. sind in diesen neun „Polterabendscenen" bunt durcheinandergewürfelt, um ganz alltägliches Zeug abzuhaspeln. Das Büchlein ist bestimmt, Leuten aus der Noth zu helfen, die bei entsetzlich viel Behagen alles Witzes ermangeln. Der zweite, Festgedichte enthaltende Abschnitt ist so gewöhnlich als der erste, und man muß beklagen, daß eine Dichterin, die schon so manches Ansprechende lieferte, durch Herausgabe so matter Producte ihrem Rufe schadet. 4.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, von Friedrich Förster. Zweiter und dritter Band. Potsdam, Riegel. 1835. Gr. 8.

Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm I. von Friedrich Förster. Zweiter Band. 1835. Gr. 8. Preis des ganzen Werkes 7 Thlr. *)

Nun, da vorgenanntes Werk beendet ist, läßt sich darüber sprechen, inwiefern dasselbe den im Vorworte des ersten Bandes gemachten Verheißungen und geweckten Erwartungen, mit der Schilderung des Lebens und der Regierung Friedrich Wilhelm I. eine möglichst vollständige Biographie zu liefern, entspricht. Hier in der Zueignung des zweiten Bandes an den Kronprinzen von Preußen verkündigt der Verf., daß die höhere Anfoderung der Zeit sei: nicht vor dem Glanze des ungetrübten Sonnenlichtes der Wahrheit zurückzubeben; ob ihm aber derselbe nicht durch ein gefärbtes Glas erscheint, läßt er kaum zweifelhaft, wenn er bald darauf in der Vorrede Seite XIII sagt: „Mit redlicher Gesinnung und einer Vasallentreue, wie sie in dem Blute der Ritterzeit der Elb Campeador nicht edler bewährte, hat Friedrich Wilhelm I. sich Karl VI., in welchem er das Oberhaupt des deutschen Reiches ehrte, ergeben."

Wie solches geschehen, sollen (nach Seite XV) Urkunden ergeben, größtentheils aus dem gesandtschaftlichen und brieflichen Nachlasse des bekannten Gen.-F.-Marschalls Friedrich Heinrich Grafen von Seckendorf, deren Benutzung dem Verf. vom Präsidenten Freiherrn von Seckendorf zu Meuselwitz verstattet wurde. Die Hebung dieses Schatzes war mit großen Schwierigkeiten verbunden: es durfte nicht ein Wort gesprochen, auch das Niesen mußte zurückgehalten werden, „um nicht die halbvermoderten Urkunden vor sichtlichen Augen nach allen vier Winden zerstieben zu sehen" (S. XVI). „Die schwerste Aufgabe ward für den Verf. die Überwältigung des vorhandenen Materials, da ihm unter der Hand die Quellen zu Flüssen und Strömen anschwollen; doch nach Kräften suchte er sich über den eindringenden Wellen zu halten und überließ sich der vollen Strömung, da er nicht zu den gelehrten Pedanten gehört, die wie Karpfen stromauf gehen und, zur Quelle gelangt, auch noch die Quelle der Quelle aufsuchen, bis sie zuletzt auf dem Trockenen sitzen bleiben" (S. XVII). Noch entschuldigt Hr. Förster in dieser Vorrede die in der biographischen Darstellung öfter vorwaltende polemische Richtung. „War", sagt er, „die sonst so umsichtige wiener Censur liberal genug, um zu übersehen, daß in einem historischen Werke König Friedrich Wilhelm I. und sein Charakter mit Ausdrücken bezeichnet werden, deren Wiederholung hier der Respect vor dem vaterländischen Königshause verbietet, so sei es guten Patrioten gestattet, auf solche Schmähungen in geziemender Weise zu antworten." Die Anmerkung weist nach, daß hier auf Hormayr's „Allg. Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zum zweiten pariser Frieden", Bd. 1, S. 14 und 15, gezielt wird. Wir halten dafür, daß der gute Patriot den Respect vor dem vaterländischen Königshause nicht verletzt, wenn er, wo ihn die hohe Verpflichtung des Geschichtsforschers dazu auffodert, die Fehler und irrigen Meinungen anderer Schriftsteller klar hinstellt und gediegen widerlegt. Greift man nach dem Geschichtswerke des damaligen östreichischen Historiographen, so geschieht dort auf den angezeigten Seiten Friedrich Wilhelm I. Erwähnung, als von seinem großen Sohne berichtet wird; hier sind die Worte: „Wie beengend und widersprechend waren nicht die Verhältnisse, in denen sich seine Jugend bewegte. Zuvörderst jenes soldatische steife und starre Zopfwesen des väterlichen Hauses, die Mosaischen Rechtsgrundsätze und die rohe Barbarei Friedrich Wilhelm's, der die Riesen der potsdamer Wachparade durch Seelenverkauf und Menschenraub aus ganz Europa zusammenbeschwor, die Weiber und

*) Vgl. den Bericht über den ersten Band in Nr. 227 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

Mädchen von Spaziergängen mit dem Stocke an den Herd und an den Rocken nach Hause trieb, Friedrichen und seine Schwester, die nachmalige Markgräfin von Baireuth, in Anfällen seiner Zorneswuth mit Füßen trat, mit Fäusten schlug und anspie, die Geliebte seines Sohnes durch den Henker ausstäupen ließ und den Sohn, da er diese wahnwitzige Tyrannei nicht länger dulden wollte, die Hinrichtung des treuen Freundes mitanzusehen zwang. Dieser gekrönte Corporal hatte für Kunst und Wissenschaft eine so zarte Achtung, daß er Leibnitzen öfters für einen „närrischen Kerl" erklärte, den er nicht einmal zum Schildwachstehen hätte brauchen können, und den Hofnarren, der ihn nach der derben Väter Weise in dem Tabacksdampfe und unter den Bierkrügen des königlichen Cabinets durch immer schlagfertigen Witz zu erheitern hatte, zum Präsidenten der Akademie ernennen wollte." Der patriotische Respect, welcher solche auf vielfach verbürgte Thatsachen gestützte, wenn auch unter etwas greller Beleuchtung gemachte Andeutungen nachzuschreiben verbietet, ist gewiß nicht befähigt, in ziemender Weise zu antworten, und wird, wie wunderlich er sich auch windet, den Stein bösen Anstoßes nicht umgehen.

Der erste Band schloß mit einer Darstellung des Königs als Hausvater; dieser zweite zeigt zuerst in sieben Capiteln die Staatsgeschichte, dann die Staatsverwaltung und gibt in dem angehängten Urkundenbuche Auszüge aus der Correspondenz des Grafen von Seckendorf mit dem kaiserlichen Hofe über Friedrich Wilhelm I. (welche im dritten Bande fortgesetzt werden) und zwei geschichtlich werthvolle Documente vom 15. März 1727 und den geheimen berliner Tractat vom 23. December 1727; der dritte Band gibt Nachträge zu den beiden ersten, größtentheils aus dem Seckendorf'schen Nachlasse, besonders wichtig für die Lebensgeschichte Friedrich II., und dankenswerth, wenngleich das Werk den Charakter einer Lebensgeschichte dadurch verliert und das Zerrissene einer Materialiensammlung erhält. Warum vieles die Geschichtserzählung offenbar Unterbrechende in dieselbe eingeschaltet und nicht in das Urkundenbuch verwiesen ist, bleibt zweifelhaft. So mag mit der vollständigen Mittheilung der Instruction für das Generaldirectorium, welche über 80 Seiten einnimmt, des Guten fast zu viel geschehen sein nach der Meinung vieler Leser, wenn auch manches Curiosum aus derselben eingeschaltet zu werden verdiente.

Die Staatsgeschichte der Regierung Friedrich Wilhelm's hatte mit den Verhältnissen zu den auswärtigen Höfen keinen wichtigern Gegenstand als den des Ländererwerbes, wodurch der, Vergrößerung in und außer dem deutschen Reiche suchende König von Preußen mit dem kaiserlichen Hofe, dessen bekanntes Princip das Beharren auf dem Besitzstande war, in endlose Verhandlungen verflochten wurde. Immer recurrirt der König darauf: daß er dem östreichischen Hofe Hülfe leisten will — „gegen honorable Douceurs". Diese wurden gesucht; Glorie, Ruhe und Glück des deutschen Reichs waren nichtsgeltende Redeform. Um Ländererwerb drehen sich alle Dienstleistungen, und immer gelten die politischen Verbindungen dem Könige für die besten, welche in dieser Hinsicht die besten Aussichten darbieten und die reichsten Verheißungen machen. Für den höchsten Preis mußte Alles erkauft werden, und es war wahrlich andern Höfen, am wenigsten Östreich, zu verdenken, wenn es froh war, gänzlich vergessen zu können, daß es einen König in Preußen gebe (II, 147). Die Klagen, daß man nur in der Zeit, wo kein verheißener Beistand nöthig ist, schöne Versicherungen von der preußischen Standhaftigkeit zu erwarten, in mislichen Umständen auf die Freundschaft keine Rechnung zu machen Ursache habe, dennoch dieselbe immer theuer erkaufen müsse, (II, 154) sind nur zu gegründet. Prinz Eugen bezeugt „das große Odium, so durchgehend im Reiche wider den König gehegt wird". Doch der politische Patriotismus unsers Autors weiß Alles zur Verherrlichung seines Helden zu deuten, selbst wo die meusel-witzischen Quellen das Gegentheil ergeben. Jene eben gemachten Citate sind aus einem Abschnitte genommen, welcher „Die Angelegenheiten Polens, Project einer Theilung Polens vom J. 1710, Der löwendal'sche Tractat vom J. 1732, Theilungsplan von Polen vom J. 1732, Die Könige Stanislaus und August III. u. s. f. überschrieben ist und es recht anschaulich macht, wie seit 1656 die Theilung Polens, welche nach Pufendorf in jenem Jahre vom Könige von Schweden, Karl Gustav, in Vorschlag gebracht war, zu den Lieblingsplanen des brandenburgischen Hauses gehörte und, öfter angeregt, öfter bei Seite gelegt, nie vergessen wurde; ein lehrreicher Beweis, wie Großes in der Politik zu erlangen ist durch Festhalten eines Zweckes.

Hr. F. sagt S. 292 von der Baulust des Königs: „Wir freuen uns nur, wenn wir erfahren, wie in allen jenen Provinzialstädten Fr. Wilhelm's Name in gesegnetem Andenken sich erhalten hat und fortwährend gerechte Anerkennung findet." Viele der zuvor genannten Städte, in welchen der König bauen ließ, und noch andere, die hier angeführt werden könnten, kennt der Referent und hat seit vielen Jahren es sich zum Berufe gemacht, die Nationalstimmung der Nachwelt über die frühern heimischen Regenten zu erforschen; doch um so aufmerksamer dieses geschah, um so weniger kann er des Verf. patriotische Freude hinsichtlich F. Wilhelm's theilen. Anstatt des gesegneten Andenkens hat die Volkssage in allen Provinzen und Ständen dieselben Farben und zeigt einen Fürsten, dessen barbarische Härte, dessen roher Eigenwille, Geiz, Soldatendespotismus u. s. f. mit Schrecken erfüllen; die Spuren besserer Gesinnung, die Ausbrüche sogenannter Volksliebe und besserer Einsicht verlieren sich in kennenhafter Schwäche. Die königliche Passion für lange Kerlen überwog in ihren nachtheiligen Folgen allen Preis, welchen man seiner gesunden Urtheilskraft, seinem Gerechtigkeitssinne, seiner einfachen Gemüthlichkeit zuzuschreiben geneigt ist; die Gewaltthaten übertreffen die schauderhaftesten Scenen des Menschenhandels und der Seelenverkäufer; durch jene wurde ganz Europa, besonders Deutschland in Unsicherheit persönlicher Freiheit und des Hausfriedens versetzt und in eine Lage gebracht, die schlimmer war als ein wirklicher Kriegszustand. Bei solchen durch das ganze Leben gehenden Vorwürfen kann man kaum begreifen, wie Hr. Förster solche Freude daran haben kann, daß sich, nach S. 321, König Fr. Wilhelm zum Schutzherrn der evangelischen Kirche erklärte, „nicht nach politischen Rücksichten, sondern nach der innersten Überzeugung seines erleuchteten Geistes und nach dem Bedürfnisse seines frommen Gemüthes". Unwillkürlich wird man oft an den Styl der neuesten französischen Bulletins erinnert, deren der Verf. II, 28 gedenkt, welches die Redeform ist, mit welcher am leichtesten angestoßen wird. Die zum Grunde liegende Diktatfertigkeit läßt kein Vertrauen aufkommen. Die Art, wie sich F. Wilhelm in despotischen Rechtsverletzungen gefiel, erkennt man am besten, wenn man seinen unbegrenzten Haß gegen das Reichsgericht im Zusammenhange verfolgt. Jeder einzelne Proceß, deren er eine Unzahl hervorrief, documentirt dieses.

Eine nochmalige Revision der zur Geschichte Friedrich Wilhelm I. vorhandenen, auch durch dieses Werk bedeutend vermehrten Materialien und eine Bearbeitung derselben zu einer gediegenen Biographie wäre wünschenswerth. Kleine Übereilungsfehler mögen den Druckfehlern gleich geachtet werden; z. B. wenn nach S. 137, wo der König unter dem 30. Dec. 1733 dem Herzoge Leopold von Dessau soll geschrieben haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 40. — 9. Februar 1836.

Französische Romane.

Eine so bunte Büchergesellschaft, als sie nur je auf eines Recensenten Tisch gekommen, wartet schweigend und dem Anschein nach demüthig auf meinen Urtheilsspruch. Die Bücher gewähren, auch dem Einbande nach, den Anblick einer wahren Musterkarte, so wenig sie auch mit einzelnen Ausnahmen als Muster gelten können. Die nanschenanischen Fremdlinge machen als Ausländer Anspruch auf unsere Höflichkeit. Aber sie haben deutsches Gewand angezogen. Das Kleid macht den Mann. Sie sind germanisirt, zu deutschen Männern geworden und müssen sich demnach die Formen und Gesetze unserer innern Landeskritik gefallen lassen. Im Allgemeinen müssen wir an dieser französischen Colonie die Vorzüge anerkennen, die sie mit dem Charakter des französischen Volks überhaupt gemein hat: den feinen Takt, die graziöse Leichtigkeit, die nette reinliche Form, die praktische Lebensphilosophie, das innige Verständniß der einheimischen Gebräuche und Sitten und die fast überall hervortretende Bezugnahme auf höhere politische und sociale Interessen, welche als Folie den klaren Glasmassen der Romane untergelegt sind und somit die darauffallenden Lebensbilder mehr und lebendig abspiegeln helfen. Paris vor Allem, die dunkele, complicirte und dustige Hauptstadt mit ihren Tiefen und Untiefen, ihrem Kellerelend und ihrer Salonpracht, ihrer Gutmüthigkeit und ihrer Bosheit, ihren Reizen und Scheußlichkeiten bildet den Mittelpunkt, wohin und woher die Linien laufen, durch welche die Wirksamkeit der französischen Romanschriftsteller mit der Welt, die außer der Hauptstadt liegt, sich in Verbindung setzt. Den Wenigsten unter ihnen ist die Stadt ein Elysium; den Meisten erscheint sie wie der gifthauchende See von Ampsanctus, wo früher der Tempel der Mephitis stand. Jedoch bleibt ihnen Paris, in Liebe oder Haß, immer ein Gegenstand von höchstem Interesse. Die Sittenverderbniß der Metropolis liefert diesen Schriftstellern willkommene Opfer, die man noch einmal im Romane tödtet körperlich und geistig verderben läßt. Man darf in dem weitbauschigen, durchlöcherten Mantel Paris nur schütteln, um aus allen Falten interessantes Ungeziefer und schäbige Motten herausfallen zu sehen. Diese anatomisch zu zergliedern und unter das Mikroskop eines Romans zu nehmen, gewährt das höchste Interesse. Auch haben die französischen Schriftsteller noch den Vortheil, daß man sie nicht wohl Lügen strafen kann. Sie schildern die seltsamsten Caricaturen; sie weisen ihnen Paris zum Wirkungskreis an, in Paris das entlegenste Stadtviertel, in diesem Stadtviertel das schmuzigste Haus, in diesem Hause den elendesten Winkel; wer ist im Stande, diese Caricatur hier ausfindig zu machen und dem Dichter zu beweisen, daß die Figur nur eine Ausgeburt seiner Phantasie sein könne? Alles erscheint so natürlich, so wahr; Alles wird namhaft gemacht, man könnte es fast mit Händen greifen. Es ist in der That etwas Großes um eine weitläufige Stadt wie Paris. Ihre Dünste bedecken so viele interessante Schäden und Geheimnisse, von denen unsere deutsche Schriftstellerwelt, diese grämliche, verblichene, in sich gekehrte Stubenvegetation keine Ahnung hat. Die französischen Autoren erleben selbst, was sie beschreiben; sie stürzen sich in den offenen Strudel der Gesellschaft und treiben sich mit herum; sie sitzen am Bette der kranken Civilisation und fühlen ihr den Puls und verstehen ihre Krankheit, weil sie in der Mitleidenschaft begriffen sind. Wir Deutschen berichten nur nach Hörensagen und nach innern Gesichten.

Auf diese allgemeine Einleitung fußend, schreiten wir zum Einzelnen fort, indem wir ohne Wahl, die hier auch kaum stattfinden könnte, in unsere Büchergesellschaft hineingreifen. Der Rubicon ist überschritten, der Würfel gefallen, — also:

1. Mikrosen. Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Friedrich von Arth. Stuttgart, Weise. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Eine Sammlung von Erzählungen, welche sämmtlich der „Revue de Paris" entlehnt sind. Der Übersetzer läßt uns baldmöglichst einen zweiten Band hoffen. Wir möchten ihm vorher das Versprechen abnehmen, etwas wähliger zu sein und Das, was schon im Französischen dem Inhalt nach unbedeutend war, durch seine Übersiedelung ins Deutsche nicht noch unbedeutender zu machen. Französische leichte Waare, wie sie hier zum Theil geboten wird, verliert bei aller Gewandtheit des Übersetzers immer ein Weniges durch die Transportation an Reiz und Leichtigkeit. Die erste Erzählung: „Cölina", von Frédéric Soulié, ist trotz aller Verwickelung etwas öde, langgesponnen und dreht sich um eine nicht eben pi-

Digitized by Google

kante Schlechtigkeit eines Hrn. Durban, der ein abgefeimter herzloser Betrüger ist. Die zweite Erzählung: „Rog", von Léon Gozlan, stellt als Hauptcharakter einen knurrigen, aber gutmüthigen Hund von englischer Race auf, der vielfach verkannt, gemishandelt, getreten wird, aber zuletzt durch eine tugendhafte Handlung sich vor seinem Gewissen und dem Richterstuhle der Menschen rechtfertigt. Die Geschichte ist trefflich erzählt, foltert jedoch den Leser in der größern ersten Hälfte, wo eine verzweifelnde Mutter ein ihr geraubtes Kind durch ganz London sucht und nicht findet. Erst nach der Mutter Tode ist der alte Hund Rog so glücklich, die geraubte Lucy zuerst zu entdecken und in ihre Güter und Rechte wiederherzustellen. „Man muß es machen wie die Andern", eine Erzählung von Alphonse Karr, „Das Begräbniß des Milchmädchens", von Nisard, „Der Sohn des Millionnairs", von Thierry, sind sämmtlich Erzählungen von höchster Einfachheit, besonders die zweite, die nichts Anderes als einen ländlichen Begräbnißzug zum Gegenstande hat, jedoch ein zufriedenstellendes Maß Poesie und eine fast deutsche elegische Beschaulichkeit und Gemüthlichkeit entwickelt. Stoffhaltiger und musterhaft vorgetragen ist die folgende Erzählung von Eugène Guinot, unter dem Titel: „Susanne". Eine Taubstumme wird geheilt — aber wir dürfen das Wie, das auf einer delicaten Thatsache beruht, nicht verräthen —; sie ist geheilt, darf aber nicht sprechen — wir können das Warum, ohne die ganze Geschichte wiederzuerzählen, nicht nennen —; und weil sie sprechen kann, und doch nicht darf und nicht mag, welkt sie sichtbar hin und stirbt und ruft sterbend ein Lebewohl. Die benachbarte Skizze: „Der Provinzbewohner zum ersten Male in Paris", von Paul Vermont, ist in hohem Grade unbedeutend. Die tragische Anekdote: „Das Vermächtniß", von Eugène Guinot, schlägt mit ihren Effecten auf uns ein, trifft jedoch nicht; die letzte, von Roger de Beauvoir, unter dem Titel: „Cavalcada", erinnert bald mehr bald weniger an unsern Hoffmann und handelt von einer Kunstreiterin, die sich mit einem Prinzen verheirathet hat, aber von ihrem Pferde gleich darauf zu Tode geschleift wird. Etwas weißlich Aussehendes, greulich Verunstaltetes hängt am Sattel herab — das ist die todte Cavalcada! Man sieht, daß die meisten dieser Erzählungen für das tägliche Bedürfniß eines Journalpublicums geschrieben waren; warum übersetzt man sie? Die Franzosen hätten in der That viel zu thun, wenn sie die in unsern deutschen Journalen vorhandenen Erzählungen von gleichem Werth und Schlage in Frankreich einführen wollten. Sie begnügen sich mit dem Ihrigen — und haben genug daran.

2. Der Verstümmelte. Aus dem Französischen des Saintine nach der vierten Auflage ins Deutsche übertragen. Manheim, Hoff. 1835. Gr. 12. 18 Gr.

Ein Buch, welches dem Leser folternde Daumenschrauben ansetzt, welches auf jeder Seite eine Qual ist und am Anfang und Ende eine Pein. Wir kommen aus dem Jammer gar nicht heraus, aus einem Jammer, der uns gliedweise martert und bricht. Der Verf. schlägt uns mit Nesseln und bettet uns auf Stacheln. Dennoch hat das Buch, laut dem Titel, in Frankreich vier Auflagen erlebt. Wie das? Weil wir nach der Qual lüstern sind, weil uns das Prickeln der Grausamkeit behagt, weil unser philisterhaftes Leben so flau, so flach, so nüchtern, unser Fleisch so saftlos, unsere Haut so ertödtet trocken ist, daß nur Schröpfköpfe, Brennnesseln und Vielpfeffer durch ihre ätzende Wirkung unsere stockenden Säfte regeneriren können. Grausamkeit und Wollust sind Zwillings- und Buhlschwestern. Da liegt das Räthsel!

Das Buch enthält die Geschichte eines ausgezeichneten Dichters, dessen Namen man nicht kennt, der kein Buch, kein Grab hinterließ, der nur einen Kopf hatte, unsterbliche Gedichte zu entwerfen, aber keine Hände, sie niederzuschreiben, keine Zunge, sie vorzutragen oder in die Feder zu dictiren. Die Zunge ließ ihm der Papst Sixtus V. heißender Epigramme wegen ausreißen, die Hände ihm verstümmeln, und so stieß er ihn hinaus ins Elend. Dies fabelhafte verstümmelte Wesen hat nun keinen Ruheplatz als den Busen seiner treuen Geliebten. Überall, wo er sich niederläßt, wird er aufgejagt wie ein wildes Thier der Wüste. Er wird beleidigt, verhöhnt, kommt wiederholt in Todesgefahr; er kann sich weder mit der Zunge noch mit der Hand vertheidigen; er vermag nur in Geberden seinen Zorn und seine Wuth auszudrücken. Darum hält man ihn für einen Verrückten; man spottet seiner oder weicht ihm scheu aus, als einem von Gott Geschlagenen, Verfluchten. In einer einsamen Hütte lebt er mit seiner Geliebten; zu seiner Seite stirbt sie, er trägt sie auf seinen Armen fort, bis ihr Körper fault wird. Da heißt es, man habe ihn mit einer Frau ringen sehen; er habe sie erschlagen. Der Verstümmelte wird abermals flüchtig, lebt von nun an in den Alpeneinöden Kärntens, schreibt ein großes Heldengedicht aus, das, wie er fühlt, die Epopöen des Homer übertrifft, muß betteln, wird selbst von seinem Hunde verlassen, gesellt sich zu einer Schaar von Wallfahrern und kommt mit diesen nach Rom, in die Residenz seines Feindes. Alle Herrlichkeiten der Welt liegen in seinem Kopfe eingeschachtelt und kommen doch nicht an das Tageslicht; er hat einen ungebändigten Rachegeiz und kann ihn doch nicht befriedigen. Aber er befriedigt seine Rache. Sixtus liegt im Sterben; der Verstümmelte drängt sich in sein Gemach, stellt sich vor den Todtkranken, reißt seinen unseligen Mund auf, zeigt seine verstümmelten Hände. Da entsetzt sich der Papst über dem Menschen, der durch ihn zum Schensal ward; er faßt es ihn krampfhaft; der Schreck verschließt ihm den Mund, raubt ihm seiner Arme Kraft und gibt ihm den Todesstoß. Das Schlachtopfer und der Henker haben sich nicht einmal fluchen können. Es wird ein poetischer Wettstreit gehalten. Norsini, des Verstümmelten früherer Principal, tritt auf. Der Verstümmelte hört bekannte Verse, Verse, die er in seiner Jugend gedichtet. Sein Herz schwillt; Norsini wird gekrönt; der Verstümmelte strengt sich vergeblich an, seine Autorschaft durch Geberden und Mienen zu bezeugen; der antike Triumphwagen geht fast über ihn hinweg; die Pferde zerstampfen ihn.

Digitized by Google

Das Maß unserer Qual könnte nun voll sein; aber der Verf. spielt mit uns wie die grausame Katze mit der Maus. Der Verstummelte erscheint abermals in den Spelunken. Hier endlich hat ihm der Dichter den Tod bereitet, aber kein Grab. Man erwürgt ihn; denn man hält ihn für einen Zauberer. Niemand denkt an Bestattung. — Ich halte nicht für nöthig, über dies Buch des Schreckens weitere Bemerkungen hinzuzufügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Journalistik.

Zwölfter Artikel.*)

In England, wo sich das öffentliche Leben Europas entwickelte, entstanden die ersten politischen Zeitungen. Die Königin Elisabeth, als Spaniens Rüstungen die Insel mit einer Invasion bedrohten, kannte kein besseres Mittel, sich der thätigen Unterstützung und des Vertrauens der Nation zu versichern, als die freimüthige und offene Darlegung ihrer Politik, welche natürlicherweise die Landespolitik war, und benutzte den Einfall des Ministers Burleigh, um besondere Tageblätter, „Tidings", welches hier Tagesbegebenheiten bedeutet und auch unsere deutsche Benennung: Zeitung, hervorrief, erscheinen zu lassen. Indeß hatte den Einfall von seinem Gesandten in Venedig auch diese ihn von der dortigen „Gazetta" bekommen.

Während der Parteiungen und des Kriegs Karl I. mit dem Parlamente begann man die Wichtigkeit der „Tidings" recht zu fühlen; denn gleich in der ersten Periode vervielfältigten sie sich, erschienen täglich und dienten auf beiden Seiten, für die Parteisane und Interessenten, der Factionen zu unterrichten. Cromwell war indessen kein Freund derselben.

Das erste gedruckte englische Blatt: „The London intelligencer" erschien in der königlichen Druckerei 1639. Es scheint ausdrücklich die Absicht gehabt zu haben, die dem Hof und dem Parlamente nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen und gewisse Ansichten zu ersticken. Die Journalisten Karl's und Cromwell's waren Staatsschreiber oder Armeeadjutanten, Jesuiten oder predigende Rundköpfe, und die Redactoren zugleich Gerants, Eigenthümer, Kassirer und Buchhalter. Das Publicum hatte ursprünglich keinen andern Gewinn von den Zeitungen, als daß es seine Neugier befriedigte, bis sie zu Bekanntmachungen und Anzeigen aller Art dienten, welche ein neues Leben in Industrie hervorriefen. Der Herausgeber des Blattes wurde ein Unterhändler, Dragoman und Commissionair, welcher alle Geschäfte unter seiner Verantwortlichkeit abthat und blos das Geschäft anzeigte; er verkaufte die Waaren, er lieferte Dienstboten, er verschaffte Capitalien, er verkaufte Häuser und vermiethete Stuben, er verheirathete die Mädchen; — ja, auch dies, denn den pariser bureaux de mariage gehört keineswegs der Vorzug dieser Erfindung. Ich beweise das Gegentheil aus dem „Echo brittannique", das einen originellen Auszug aus den englischen Zeitungen liefert und hinterher die naive Bemerkung macht, daß sich in unserer Zeit schwerlich ein Redacteur mit so mancherlei Dingen befassen würde.

Frankreichs Journalistik begann 1623 mit den „Nouvelles ordinaires", die ein Arzt, Renaudot, herausgab, worauf im dreißigjährigen Kriege die noch bestehende „Gazette de France" auftrat, die bis zur Revolution die Stelle des „Moniteur" versah. Letzterer erhielt sich in seiner Gestalt und seinem officiellen Charakter von 1789, wo ihn Maret, der nachherige Herzog von Bassano, redigirte, bis diese Stunde. Er hat blos etwas an Umfang zugenommen und an Langweiligkeit, die das Erbtheil aller Amtlichkeit ist.

Was Deutschlands bescheidene löschpapierene und kleine Zeitungen betrifft, so muß ich ihnen nachsagen, daß sie noch nichts Gutes und nichts Böses angestiftet haben und vor der Hand trotz des hohen Ranges der „Allgemeinen Zeitung" auf der untersten Stufe der europäischen Journalistik stehen. Deutschland hat nur literarische und schönwissenschaftliche Journale, in denen die Politik historisch behandelt wird und das Temporaire, die Tagespolitik, wenig oder gar keinen Platz findet. Es scheint mir dies die bessere Methode zu sein, um allgemein und auf eine würdige Weise zu nützen und zu lehren. Sie muß nur verbessert, minder einseitig und bewegter werden. Der Styl ist zu träg, die Wahl der Gegenstände zu uninteressant, häufig nur auf einen kleinen Kreis berechnet. Die Belletristen müßten weniger vom Theater, mehr von der Welt, die Poeten mehr in Prosa als in Versen und die Professoren und Recensenten, anstatt für sich und ihre Bücher, zu der Gesellschaft sprechen, wie es in den trefflichen englischen Reviews und zuweilen in den französischen Revues und Journalfeuilletons der Fall ist. Es kommen zu viel kritische Zeitschriften in Deutschland heraus, die blos die Bibliotheken und Museen zu Lesern haben; wozu kann dies nützen? Literatur, Kritik, Kunst, Poesie müssen von Haus zu Haus, von Mensch zu Menschen wandeln.

Da sich die ersten Buchdruckereien in Mainz, Frankfurt, Köln, Nürnberg und Augsburg befanden, so erhielten diese Städte auch die ersten periodischen Blätter, ich glaube vor England und Frankreich. Das noch existirende „Frankfurter Journal" datirt von 1617, der „Kölner Welt- und Staatsbote" von 1620 und die „Postavisen" und der „Postreuter" von derselben Zeit. Nach ihnen kamen der „Hamburger Correspondent", die „Berliner Zeitung", die „Gespräche der Todten", die „Realzeitung", „Der schwäbische Mercur", die „Chronik" und endlich die „Allgemeine Zeitung" auf, die sich ihrer Vielseitigkeit wegen das größte Publicum von allen Zeitungen verschaffte.

In Zukunft darf es nur zweierlei streng geschiedene Zeitschriften geben: Zeitungen, oder Anzeige- und Nachrichtenblätter, und Journale, oder belehrende und Unterhaltungsschriften, die sich über alles Wissenswürdige und Interessante, folglich auch über die historische Tagspolitik verbreiten. Erstere werden vom Morgen bis zum Abend, letztere eine Periode hindurch leben und das Arsenal der großen Bücherliteratur sein; jene werden Gerants und Commis, diese Redactoren und Publicisten, Dichter und Prosaiker, Humoristen, Philosophen, Historiker, Juristen und Theologen zu Verfassern haben.

Da die Öffentlichkeit in England am größten ist, so darf man sich nicht wundern dort die besten und vollständigsten Journale und Zeitungen anzutreffen. Die Presse liefert, was das Publicum nur ahnt, und zwar correct und überaus schnell. Was die Minister, Lords und Deputirten um fünf Uhr im Parlament sprechen, wird um neun Uhr, in kolossalen Columnen sauber gedruckt, zum Thee servirt und außerdem Alles, was sich in den letzten 24 Stunden in London begab oder von außenher einging. Es ist aber nicht blos das Zeitgemäße und Politische an den brittischen Blättern zu loben, sondern auch das Literarische. Die Reviews und Magazines, selbst wenn sie nur in monatlichen Heften erscheinen, enthalten eine ebenso genaue und praktische Übersicht der politischen Ereignisse, als sie jene im Detail gaben, und außerdem, was die Hauptsache ist, einen Schatz von humoristischen kleinen Artikeln, historischen Abrissen, Reisebildern, Erfindungen, Poesien, Satiren, Novellen und Kritiken neuer Werke. Diese sind aber nicht lang und salbadernd, sondern kurz und aphoristisch. Was soll man mehr von einem Buche sagen, wenn man es nicht auszieht, wie es bei Erzeugnissen fremder Literatur geschehen kann.

Die französischen Journale haben nach und nach denselben Weg eingeschlagen, namentlich die „Revue des deux mondes", „Revue de Paris", Revue brittannique", das „Echo", die „Revue de Genève" und andere, wohin auch die karlistische „Mode" gehört. Das Übel ist, daß es augenblicklich in Paris häufig an guten Köpfen fehlt.

*) Vgl. Nr. II d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

kante Schlechtigkeit eines Hrn. Ourdan, der ein abgefeimter herzloser Betrüger ist. Die zweite Erzählung: „Rog“ von Léon Gozlan, stellt als Hauptcharakter einen knurrigen, aber gutmüthigen Hund von englischer Race auf, der vielfach verkannt, gemishandelt, getreten wird, aber zuletzt durch eine tugendhafte Handlung sich vor seinem Gewissen und dem Richterstuhle der Menschen rechtfertigt. Die Geschichte ist trefflich erzählt, foltert jedoch den Leser in der größern ersten Hälfte, wo eine verzweifelnde Mutter ein ihr geraubtes Kind durch ganz London sucht und nicht findet. Erst nach der Mutter Tode ist der alte Hund Rog so glücklich, die geraubte Lucy zuerst zu entdecken und in ihre Güter und Rechte wiederherzu[stellen]. „Man muß es machen wie die Andern“, eine [Erzählung] von Alphonse Karr, „Das Begräbniß des [Hundes]chens“, von Nisard, „Der Sohn des Mi[llionärs]“ von Thierry, sind sämmtlich Erzählungen [ohne] Sachkenntniß, besonders die zweite, die [den] ländlichen Begräbnißzug zum G[rabe] sehr zufriedenstellendes Maß Poe[sie] und durch gische Beschaulichkeit und [Humor] haltiger und musterhaft [ausgeführt], versendet zählung von Eugè[ne] Sue bedient sich der sanne“. Eine [Anzahl] dürfen das [Werk] nicht verr[athen] wir [es] der [Leser] [Illegible] [Illegible] [Illegible

Blätter
für
rarische Unterhaltung.

— Nr. 41. — 10. Februar 1836.

ische Romane.

ing aus Nr. 40.)

3. Wahre Geschichte aus den
chen Revolution von La Roche
..ourg, Expedition des Eremiten.
.. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

dem vorigen blutsverwandtes Buch, obgleich min-
craß, minder übertrieben, auch in der Sprache gehal-
, leidenschaftsloser und, weil es dem Boden der
lichkeit angehört, versöhnender und beruhigender. Es
hier doch wenigstens ein Kampf gegen das dro-
e Misgeschick statt, ein Kampf durch Gegenringen,
und Flucht; hier ist keine bloße Hingebung, hier
Handlung und in der Hingebung kein Fluch, sondern
t und Vertrauen auf eine waltende Vorsehung. Aber
sieht es den Personen, die zum Anfange des Ro-
s auftreten, sogleich an, daß sie dem Tode und dem
lücke geweiht sind; Cecilie von Roche-Blanche trägt
Todesurtheil auf ihrer Stirn. Sie ist nicht zu ret-
; der unheimliche Ton des Buchs verräth es. Es ist
vorn herein drückende Gewitterschwüle; man athmet
er; man sieht den tödtenden Blitzstrahl voraus. Nun
s doch wirklich eine Qual, 260 Seiten hindurch ein
ndes Wesen durch Mühe, Gefahr und Noth sich win-
zu sehen, nicht helfen zu können und in der Ferne
blitzende Beil der Guillotine zu schauen, das in den
n Hals der gequälten Frau blutig einschneiden soll.
sam verfährt die Qual im Leben, rasch thue sie's
Buch, das keine Folterbank sein soll. Der Roman
t zum Theil in der Vendée, unter Rückzug, Flucht,
t und verfolgten Heerestrümmern. Cecilie und ihr
mahl werden vor das Revolutionstribunal gebracht.
Gemahl, ein Vendéerhäuptling, blutet unter dem
. Für sie selbst spricht der Bürgerrepräsentant Frie-
Roger, der sie vordem geliebt hat. Das Revolu-
tribunal entscheidet: wenn die adelige Aristokratin
n Bürger, eben diesen Roger, ehelichen will, so soll
das Leben geschenkt sein. Cecilie aber zieht den Tod
und stirbt auf dem Blutgerüste, während die Trom-
n wirbeln. Dies ist die einfache rührende Geschichte.
n denke man sich dieselbe auf 260 Seiten ausgespon-
, und man wird eine Vorstellung von der Qual ha-
, die sie dem Leser in dieser Gestalt bereitet.

4. Die eiserne Lampe. Von Michael Masson (Michael Raymond). Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Crayen. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Einleitung verspricht weniger, als das Buch in der Folge leistet. Der Verfasser hat eine eiserne Lampe erstanden, bei deren Schein die Erzählungen, die hier geliefert werden, allmälig geschrieben sind. Daher der geheimnißvolle Titel. Die erste Erzählung nennt sich: „Die Stimme des Blutes", und ist, einige ermüdende Recapitulationen früherer, im Bereich der Erzählung selbst nicht liegender Ereignisse abgerechnet, mit jener hinreißenden Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt, die uns mitten in den Strudel der Begebenheiten versetzt und unsere Spannung bis zum Schluß nicht blos erhält, sondern auch steigert. Sodann: „Funfzig Jahre der Regierung, vierzehn Tage des Glücks", ein kleines Lehr- und Musterbuch für gekrönte Häupter, zugleich anziehend durch die Schilderung spanisch-arabischer Großherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, welche hier, fast bis zum prachtvollen Schwunge der Poesie gesteigert, in dem Bilder Abderaman I. und Alhakem's, seines Nachfolgers, uns entgegentreten. „Kaspar von Basse", eine Tradition der Landstraße von dem Straßenräuber Kaspar aus Basse, der, um seine Schwester glücklich und reich zu machen, Strauchdieb ward und die ganze Umgegend in Furcht und Schrecken setzte. Sie selbst weiß um das Vagabundenleben ihres sonst überaus gutmüthigen Bruders nicht und wird unschuldigerweise selbst seine Angeberin. Hierauf folgt: „Die goldene Kugel", ebenfalls eine Erzählung en miniature. Ein französischer Soldat will Franz I., den er für einen Ketzer hält, ermorden und zwar, weil er es so eines Königsmordes würdig hält, mit einer goldenen Kugel. Als sich jedoch Franz bei Pavia ritterlich mannhaft hält, gefangen genommen und gegen das Versprechen eines Lösegeldes freigegeben wird, überreicht Martero eben diese Kugel dem Könige, damit sie dazu diene, einen Theil seines Lösegeldes zu bezahlen. Die folgende Erzählung spielt in Schweden. Ein Bergknappe verliebt sich in die junge Schwedenkönigin Christine und will sein Leben an einen Handkuß setzen. Er wird daran verhindert und auf öffentlichem Markte gezüchtigt. Nun organisirt er eine Räuberbande, überfällt die Königin bei

Digitized by Google

Von Italien kann leider in Bezug auf die Presse kaum die Rede sein. Das Volk hat in Neapel, Mailand, Venedig, Genua, Florenz und Rom zur Genüge bewährt, daß es Sinn dafür und Talente dazu besitzt, wenn sie nur unterstützt würden — dies werden sie aber nicht. Es gibt nur zwei Blätter, die sich einigen Einflusses erfreuen und hier und da gute Originalien liefern, diese sind: „Omnibus" in Neapel und das „Eco" in Mailand. Die Censur allein verhindert ihr Emporblühen zur kräftigen Pflanze.

Über das Format der Journale und ihre organische Einrichtung ist schon viel gesprochen worden. Ich glaube, daß man in Bezug darauf die englischen Tafelblätter ebenso wenig als die heidelberger oder wiener „Jahrbücher" empfehlen kann. Die Größe der erstern hat ihren Ursprung im Stempel und andern Ersparnissen, die vor 100 Jahren nothwendig wurden, und in der Fülle der Materialien, die das unermeßliche London bietet. Vor 70 Jahren wäre man dort sehr in Verlegenheit gewesen, die Columnen voll zu schreiben, die jetzt täglich die „Times" enthalten und deren Inhalt nicht selten dem von 30 Octavbogen gleichkommt. Unsere deutsche Großquartform ist ohne Zweifel die schönste und bequemste für eine Zeitschrift.

Endlich ist die Art der Verbreitung von Journalen sehr verschieden in Europa. Während man sie in Deutschland durch die Posten und Buchhandlungen in Heften verschickt, versendet man sie in Frankreich blos durch die Post und bedient sich der Lesecabinete, und in England der Commissaire und Colporteurs. Es ist erstaunlich zu hören, daß die londoner Blätter keine Abonnenten haben und doch bis zu 10,000 Exemplaren täglich ein Journal absetzen! Aber es ist so. Man kauft täglich in den Debitbureaus ꝛc. die Zeitungsnummer für sieben Pence und wählt, wenn sie uns nicht gefällt, am nächsten Morgen eine andere.

Es kann nicht überflüssig sein, hier einige Notizen über das Materielle und den Organismus der größten europäischen Journale zu geben, da dies vorlängst schon in Bezug auf die französischen geschehen ist, die doch lange nicht die ansehnlichsten und umfangreichsten sind. Die „Times" sind in London und überhaupt das verbreitetste und größte Blatt. Sie liefern täglich 10,000 Exemplare, jede Nummer enthält eine halbe Million Lettern. Nach ihnen folgen der „Morning herald", die „Morning chronicle" und die „Morning post", welche hauptsächlich in der höhern Welt verbreitet ist. Die „Times" haben ein wirksames Personal, das der Staatsregierung eines kleinen deutschen Fürsten gleicht. An der Spitze steht ein Redacteur en chef als Präsident mit einem Unterredacteur oder Secondredacteur en chef, Substituten und drei Redactionsräthen, Gehülfen, Assessoren. Nach diesen folgen etwa zwei Dutzend Redactoren der Verhandlungen des Parlaments, der Gerichte und anderer Versammlungen, Reporters genannt, die etwa den französischen Stenographen gleichen und nicht mehr zu der Classe der eigentlichen Journalisten, sondern zu den Maschinenmenschen gezählt werden, und endlich die unabhängigen Autoren von Rang, Dichter, Juristen, Philosophen, Professoren, Recensenten, die sich ihre Aufsätze nach der Anzahl Zeilen, öfter mit einem halben, ja einem ganzen Schilling bezahlen lassen. Es sind die Feuilletonisten von Frankreich oder die Belletristen von Deutschland, denen ich ebenfalls ihren Schilling per Zeile wünsche. Die Reporters werden wöchentlich mit vier bis sechs Guineen bezahlt, die Redactoren aber haben fixe Gehalte von 400—1000 Guineen. In der Druckerei der „Times" werden beschäftigt: 40 Setzer, die 2½ Pfund, zwei Correctoren, die 3½ Guineen wöchentlich erhalten, ein Factor mit 8 Guineen wöchentlich und eine Menge von Männern und Kindern, die an der Schnellpresse arbeitern, Papier feuchten und falzen und die Exemplare austheilen. Hierzu kommt das Bureau und die Kasse des Journals, welche ebenfalls an zwanzig Menschen beschäftigen. Die Totalkosten der „Times" betragen wöchentlich über 250 Pfund St., während die des pariser „Constitutionnel" oder des „Journal des débats" noch nicht 2500 Francs und die der frankfurter Zeitungen nicht 400 Francs betragen. Es ist, wie gesagt, eine große Unordnung im Journalwesen und diese wird nicht aufhören, bis ihre Form, ihre Tendenz und ihre Bestimmung sich ändert. Europa muß streng gesonderte politische und literarische, das ist: blos tagsgeschichtliche, commercielle und allgemein politisch-literarische Zeitschriften, nicht solche Zwitterdinge und Krebsnaturen haben, wie sie jetzt, bleich und grau, zugleich in Branntweischenken und Museen liegen. Streben wir darnach, diese Form zuerst zu erringen, sie ist der Anfang der gesellschaftlichen Reform, die wir suchen. 18.

Notiz.

Wir theilen aus einem französischen Blatt einige statistische Details über die Circulation der weltbekannten Omnibus und ihre Einnahme mit. Nach einer durch eine neue Ordonnanz des Policeipräfecten von Paris gegebenen Definition sind die Omnibus „des entreprises de transport en commun". Die Einrichtung der Omnibus wurde autorisirt von Debellegarde und datirt vom Januar 1828 und October 1829. Der Erfinder derselben war ein gewisser Baudry, der anfänglich seine Hauptwerke in Nantes etablirt hatte und sie dann nach Paris übersiedelte, wo sie in Kurzem Beifall fanden. Das erste Debüt aber fiel nicht glücklich aus. Baudry fand es deshalb für gut, sich zu erschießen. Er war zu früh verzweifelt, denn hätte er sich den Tod gegeben, so ward sein zeitgemäßes Unternehmen von dem ausgezeichnetsten Erfolge gekrönt. Das ist das unglückliche Loos fast aller Erfinder; Andern wird es so oft zu ernten, was Jene gesäet haben. Die ersten Omnibus, welche in Thätigkeit waren, fingen bei den innern Boulevards an. Ihr Weg, oder, wie man es in der Omnibussprache nennt: ihre Linie, ging von der Madeleinenstraße nach der Bastillenplatz, von der Bastille nach dem Boulevard St. Germarchais, nach der Barrière du Trône, vom Carrouselplatz nach der Barrière Passy. In Folge der Omnibus erschienen sehr bald die Dames blanches und die Trycicles, welche letztere Art Wagen so genannt wurde, weil sie nur drei Räder hatte, zwei große in der Mitte und ein kleineres nach dem Kutscherstheil zu. Gegenwärtig haben sie wie andere Wagen vier Räder. Auf diese folgten die Favorites, die Orléanais, die Diligentes, die Ecossaises, die Béarnaises, die Carolines, die Citadines, die Batignolaises, und in allerneuester Zeit die Parisiennes, die Hirondelles, die Joséphines ꝛc. Alle diese Omnibus, sowol alter als neuer Stiftung, setzten ihren mehr oder minder activen Dienst mittels einer Anzahl von 578 Wagen, die einander folgen und sich kreuzen, von acht Uhr Morgens an bis Mitternacht. Einige besonders diejenigen des Boulevards, verrichten ihren Dienst mit bewundernswerther Präcision und machen ebenso wie die Particuliers, welche sich mit deren Entreprise beschäftigen, vortreffliche Geschäfte. Man kann annehmen, daß alle Tage 100,000 Personen mit den Omnibus hin- und herfahren. Die tägliche Durchschnittseinnahme, welche die Omnibus werfen, beläuft sich auf 50,000 Francs. 50,000 Passagiere kann man gleicher Weise auf die Fiakers und Cabriolets rechnen, und diese haben seit Errichtung der Omnibus in ihrer Wirksamkeit keineswegs verloren. Ihr Ertrag beläuft sich noch ebenso hoch wie sonst. Seit der heilsamen Revolution der Omnibus ist constatirt, daß 100,000 Personen, welche nach wie vor zu Fuß gegangen sein würden, jetzt von den Annehmlichkeiten der Fuhrwerke Gebrauch machen. „Ein kläglicheres Zeichen von dem fortschreitenden Wohlstand in allen Classen der Gesellschaft", bemerkt das Journal. Wir möchten wir aber nicht unterschreiben. Es sitzt vielmehr ein Mancher im Fiaker, der ökonomischerweise weit besser daran würde, wenn er zu Fuß ginge. Der Luxusartikel ist hier in Folge der industriellen Aufklärung zum Bedürfniß geworden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 41. — 10. Februar 1836.

Französische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

3. Eine Nacht von 1793. Wahre Geschichte aus den Zeiten der ersten französischen Revolution von La Roche St.-André. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein dem vorigen blutsverwandtes Buch, obgleich minder crass, minder übertrieben, auch in der Sprache gehaltener, leidenschaftsloser und, weil es dem Boden der Wirklichkeit angehört, versöhnender und beruhigender. Es findet hier doch wenigstens ein Kampf gegen das drohende Misgeschick statt, ein Kampf durch Gegenringen, List und Flucht; hier ist keine bloße Hingebung, hier ist Handlung und in der Hingebung kein Fluch, sondern Gebet und Vertrauen auf eine waltende Vorsehung. Aber man sieht es den Personen, die zum Anfange des Romans auftreten, sogleich an, daß sie dem Tode und dem Unglücke geweiht sind; Cecilie von Roche-Blanche trägt das Todesurtheil auf ihrer Stirn. Sie ist nicht zu retten; der unheimliche Ton des Buchs verräth es. Es ist von vorn herein drückende Gewitterschwüle; man athmet schwer; man sieht den tödtenden Blitzstrahl voraus. Nun ist es doch wirklich eine Qual, 260 Seiten hindurch ein leidendes Wesen durch Mühe, Gefahr und Noth sich winden zu sehen, nicht helfen zu können und in der Ferne das blitzende Beil der Guillotine zu schauen, das in den zarten Hals der gequälten Frau blutig einschneiden soll. Langsam verfährt die Qual im Leben, rasch thue sie's im Buch, das keine Folterbank sein soll. Der Roman spielt zum Theil in der Vendée, unter Rückzug, Flucht, Angst und verfolgten Heerestrümmern. Cecilie und ihr Gemahl werden vor das Revolutionstribunal gebracht. Ihr Gemahl, ein Vendéerhäuptling, blutet unter dem Beil. Für sie selbst spricht der Bürgerrepräsentant Friedrich Roger, der sie vordem geliebt hat. Das Revolutionstribunal entscheidet: wenn die adelige Aristokratin einen Bürger, eben diesen Roger, ehelichen will, so soll ihr das Leben geschenkt sein. Cecilie aber zieht den Tod vor und stirbt auf dem Blutgerüste, während die Trommeln wirbeln. Dies ist die einfache rührende Geschichte. Nun denke man sich dieselbe auf 260 Seiten ausgesponnen, und man wird eine Vorstellung von der Qual haben, die sie dem Leser in dieser Gestalt bereitet.

4. Die eiserne Lampe. Von Michael Masson (Michael Raymond). Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Crayen. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Einleitung verspricht weniger, als das Buch in der Folge leistet. Der Verfasser hat eine eiserne Lampe erstanden, bei deren Schein die Erzählungen, die hier geliefert werden, allmälig geschrieben sind. Daher der geheimnißvolle Titel. Die erste Erzählung nennt sich: „Die Stimme des Blutes", und ist, einige ermüdende Recapitulationen früherer, im Bereich der Erzählung selbst nicht liegender Ereignisse abgerechnet, mit jener hinreißenden Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt, die uns mitten in den Strudel der Begebenheiten versetzt und unsere Spannung bis zum Schluß nicht blos erhält, sondern auch steigert. Sodann: „Funfzig Jahre der Regierung, vierzehn Tage des Glücks", ein kleines Lehr- und Musterbuch für gekrönte Häupter, zugleich anziehend durch die Schilderung spanisch-arabischer Großherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, welche hier, fast bis zum prachtvollen Schwunge der Poesie gesteigert, in dem Bilder Abderaman I. und Alhakem's, seines Nachfolgers, uns entgegentreten. „Kaspar von Basse", eine Tradition der Landstraße von dem Straßenräuber Kaspar aus Basse, der, um seine Schwester glücklich und reich zu machen, Strauchdieb ward und die ganze Umgegend in Furcht und Schrecken setzte. Sie selbst weiß um das Vagabundenleben ihres sonst überaus gutmüthigen Bruders nicht und wird unschuldigerweise selbst seine Angeberin. Hierauf folgt: „Die goldene Kugel", ebenfalls eine Erzählung en miniature. Ein französischer Soldat will Franz I., den er für einen Ketzer hält, ermorden und zwar, weil er es so eines Königsmordes würdig hält, mit einer goldenen Kugel. Als sich jedoch Franz bei Pavia ritterlich mannhaft hält, gefangen genommen und gegen das Versprechen eines Lösegeldes freigegeben wird, überreicht Martero eben diese Kugel dem Könige, damit sie dazu diene, einen Theil seines Lösegeldes zu bezahlen. Die folgende Erzählung spielt in Schweden. Ein Bergknappe verliebt sich in die junge Schwedenkönigin Christine und will sein Leben an einen Handkuß setzen. Er wird daran verhindert und auf öffentlichem Markte gezüchtigt. Nun organisirt er eine Räuberbande, überfällt die Königin bei

Digitized by Google

einem Spazierritt und zwingt sie, ihm die Hand zum Kusse zu reichen. „Die", sagt Christine, „welche ich zum Handkusse lasse, nahen mir nur auf den Knien." Der Bandit küßt ihr kniend die Hand und büßt später sein sonderbares Gelüste mit dem Galgen. Hieran schließen sich interessante Bemerkungen über die Carmagnole und den Ursprung einiger Volksnamen und Volkssagen; eine anziehende Rheinreise, unter dem Titel: „Wolfrag, der Bandit", und eine Erzählung aus London: „Die beiden Verbrecher". Hier schildert der Verf. den bemerkenswerthen Umstand, daß ein Mann, der streng nach der Pflicht lebt, den Statuten der menschlichen Gesellschaft in Allem nachkommt und wegen seines gewissenhaften Verfahrens als Muster gepriesen wird, in seinem eignen Hause und in seiner Verwandtschaft Unglück auf Unglück und Verbrechen auf Verbrechen häuft, weil er die Liebe nicht kennt, die zuweilen, um sich selbst zu erfüllen, das Gesetz nicht zu erfüllen sich gezwungen sieht. Michael Masson ist unter den jüngern französischen Schriftstellern der reinste, der gemüthlichste, derjenige, in welchem der Quell der Poesie am ungetrübtesten sprudelt und die dichterischen Grundstoffe nicht mit fremdartigen Körpern versetzt, noch mit den Flittern und dem Rauschgold der Effecthascherei verdeckt und unkenntlich gemacht sind. Trotz seiner Simplicität reißt er hin; denn er erzählt lebendig, beobachtet scharf und faßt rasch auf wie ein Franzose. Die Seuchenluft, in der wir Deutschen verkümmern, ist in seine Poren nicht eingedrungen und hat sie für die äußern Eindrücke nicht verschlossen. Ich kenne unter den deutschen Schriftstellern nur Einen, der mit ähnlicher Lebendigkeit aufzufassen und zu erzählen wußte und seinen naturgetreuen Genrestücken eine psychologische Begründung gab. Ich meine den jetzt leider fast vergessenen Friedrich Rochlitz. Wir Deutschen haben in der letzten Zeit ein schwaches Gedächtniß bekommen, und doch bietet unsere Gegenwart so wenig, was unsere Vergessenheit entschuldigen könnte. Die Gewandtheit, mit welcher L. von Alvensleben übersetzt hat, ist anzuerkennen; aber es muß auch die fast beispiellose, in der That bewundernswerthe Flüchtigkeit gerügt werden, mit der er an einzelnen Partien zu Werke gegangen ist. Einige Stellen, die kaum eine Construction zulassen, fühle ich mich bewogen anzuführen. Die eine lautet so:

Aber hätte er nicht sagen sollen, daß Lapalice auch Jakob II. von Chabannes hieß; daß er vom edeln Geschlechte war; denn einer seiner Vorfahren, auch wie Jakob von Chabannes, starb an den Wunden, die er bei der Belagerung von Castillen empfangen hatte, welche er tapfer gegen Johann Talbot, den Achill der Engländer, vertheidigte.

Und noch grauenhafter:

1425 wurde ein Mann, der angeklagt war, den Enthusiasmus der Soldaten durch seinen Muth erregt, auf sein Haupt die Liebe des Volkes gezogen zu haben, das er durch seine Mäßigung im Siege gewann, und endlich nach den Rechten seines Herrn gestrebt zu haben, indem er sich in der Achtung der Fremden über ihn stellte; — ein Mann also, sagten wir, verfolgte 1425 traurigen Schrittes den Weg nach Venedig.

Hier rette sich, wer kann. Mir fehlt in diesem Labyrinthe von Worten der leitende Faden, und so an vielen andern Stellen von ähnlicher Construction, welche die Flucht bezeugen, auf der unser Übersetzer während seiner Arbeit fortdauernd begriffen war.

5. Priesterlist über Alles, oder die Republikaner, Machiavell und des Papstes Sohn. Ein historischer Roman von H. Auger. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 1835. 8. 2 Thlr.

Der Doppeltitel, in sich verwickelt, verspricht, was der Roman leistet: eine complicirte Masse, ein Knäuel von Begebenheiten, der kaum das Ende des Fadens finden läßt, ein Nebeneinander von Personen, welche an Wichtigkeit rivalisiren und den Autor in die Nothwendigkeit versetzen, sie auch auf dem Titel nebeneinander zu nennen. Ich glaube, daß es dem Verf. nicht minder schwer fallen mochte, einen passenden Titel zu diesem verworrenen Buche zu finden, als das Buch selbst zu schreiben; der Titel war eine mühselige Nachgeburt; das Buch ging voran. Aber wie? schwerfällig genug; je weiter es fortschritt, desto mehr Fettmasse setzte sich an, und der Stoff wuchs dem Verf., der anfangs gewiß nicht wußte, wohinaus er mit dem Buche wollte, sichtbar unter den Händen. Nun steht es vor uns und läßt den Fettwanst hängen; da ist noch kaum eine Form wahrzunehmen. Ich hätte dem Roman einen einfachen, aber lockenden Titel gegeben, den Aushängeschilden ähnlich, die man über die Pforte unserer deutschen Ritterromane befestigt, z. B. den Titel: „Cäsar Borgia Valentinois, der Verruchte, Sohn Alexander VI. verruchten Andenkens", oder einen ähnlichen, der den Nagel auf den Kopf träfe. Cäsar Borgia ist nun wirklich der springende lebendige Punkt in diesem Kugelthier, diesem ungestalteten Romane. Er ist dargestellt in seinen Verhältnissen zu den Kleinrepublikanern auf dem Berge Titan, zu den italienischen Großen und Herzogen, zu Macchiavell, mit dem er einige Male disputirt, zu seiner Schwester Lucretia, die er fleischlich liebt, und zu einem jungen Menschen, der sein eigner Sohn und der Sprößling eines Liebesverhältnisses ist, dessen weiblicher Bestandtheil hier ebenfalls unter dem Namen Madonna auftritt. Man hat anfangs wirklich Hoffnung, daß sich der Roman auf der geschichtlichen Höhe, worauf er sich befindet, fortdauernd erhalten werde; aber er fällt zuletzt die geschichtliche Hülle von sich und steht am Ende da kahl und bloß, ein splitternackter gewöhnlicher Roman man. Cäsar Borgia, eifersüchtig auf Astorre, den Günstling seiner Schwester, beschließt, diesen zu ermorden; er trifft dafür das unglückliche corpus delicti, seinen eigenen Sohn, in den Armen der Mutter, seiner ehemaligen Geliebten. Füge ich noch hinzu, daß in dem Buche auch eine geheimnißvolle grauenhafte Prophetin, Namens Zingitana, dunkle Sprüche raunt, so wird Jeder im Voraus überzeugt sein, daß wir hier mit einem echten, an Effect schlägen reichen Romane zu thun haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Diderot's Memoiren, Briefwechsel und Nachlaß.

Diderot ist unstreitig eine der hervorragendsten Geistesgrößen des 18. Jahrhunderts. Wenige Menschen haben einen größern

Digitized by Google

Ideenreichthum entfaltet und ihren Gedanken ein eigenthümlicheres Gepräge aufzudrücken gewußt. Auf gewisse Weise kann man ihn als den Vertreter der französischen Philosophie innerhalb seiner Zeit betrachten. Diderot ist nicht der unermüdliche, witzige Streiter, persönlicher Feind aller politischen und religiösen Vorurtheile wie Voltaire; er ist auch kein melancholischer, sinnender und träumender Jean Jacques, welchem die ursprünglichen Reize eines grünen Wald- und Unschuldslebens über Alles gehen; Polemik, Melancholie, Naturzustand, dies sind nicht Diderot's Götter. Sein Element ist, zu leben, und dieses versteht er im vollsten Sinne des Worts. Mit vollen Lungen athmet er und das Leben seines Jahrhunderts durchdringt ihn ganz und gar. Man sehe, wie er sich dabei benimmt. Wenn eine Encyklopädie bedarf, um das Ensemble der geistigen Kenntnisse auf Eingabe eines weiter fortgeschrittenen Geistes zu vereinigen, wer anders als Diderot faßt diesen für das damalige Frankreich so großartigen Gedanken? Diderot, der während seines ganzen Lebens es verstand, Jedermann Stich zu halten, den unbändigen Verlegern, der drohenden Policei, seinen muthlosen Mitarbeitern, der Zeit, der Langeweile, dem Bedürfniß, der Erschlaffung, der sich auf Alles einläßt, der selbst oft lernt, um unterrichten zu können, der sich mit Wissenschaft, Kunst, Handwerk, Industrie, mit chinesischer Geschichte, mit indischer Philosophie, mit politischen Fragen, kurz, mit allen Dingen in der Welt abgibt, seien sie auch noch so verschiedenartig, der arbeitet und Andere arbeiten läßt, der seinen eigenen Geschäften vorsteht und dabei die Dürftigen mit Gedanken versorgt. Denn von Diderot kann man mit vollem Recht behaupten, daß er die Hälfte seines Lebens hindurch die Vorrathskammer für Andere war. Dabei war er in dem praktischen Leben in allen streitigen und verwickelten Verhältnissen so sehr in Anspruch genommen, wie es nur ein Sachwalter der Negociant sein kann; er war ein Mann von Hülfsquellen und als solcher allgemein anerkannt, und so war Diderot, der Agegatte, der Vater von vier Kindern, der Liebhaber einer Frau, an die er ganze Bände schrieb, der Chargé d'affaires des abwesenden Barons Grimm, in Geschäften aller Art fast ausgedient, doch jederzeit bereit, dem Verlegenen oder Bedrängten behülflich zu sein, der sein geistiges Vermögen in Anspruch nahm. Ein lebhafterer Mensch als Diderot war in seinem ganzen Jahrhunderte nicht aufzutreiben. Reich war er niemals, und es fehlte ihm häufig an Geld, um seinen Damen angemessene Geschenke zu machen; alsdann nimmt er zu seiner Feder seine Zuflucht, welche ihn noch nie im Stiche gelassen hat; er verfaßt Predigten für die Missionarien, Memoiren für die Prokuratoren, Placate, Petitionen, Vorreden, ernsthafte und lächerliche Geschichten aller Art. Alles, was sich verkaufen läßt, kauft ihm gut, und wenn er seine Arbeit nicht verkaufen kann, so verschenkt er sie so gut wie seine Zeit ohne großen Kummer an Jeden, der sie haben will. Er steht jedem Schwätzer zu Diensten, sein Cabinet ist als ein öffentlicher Platz anzusehen; tritt nur ein und du bist gern gesehen, stehe zu deinen Diensten, was willst, magst du ein Metaphysiker, ein Architekt, ein Maschinenbauer oder ein Policeispion sein.

Diderot ist kein sinnender Denker, der sich mit abstracten Dingen als solchen beschäftigt hätte; aber er ist speculativer als alle seine Zeitgenossen, obgleich er nicht über Geist der Gesetze, nicht über gesellschaftlichen Vertrag, nicht über Sittlichkeit der Natur geschrieben hat. Aber er hat alle diese Materien, deren keine er erschöpft, geistreich und umfassend durchblickt, und gleich dem Tolus aus seiner Höhle ist sein scharfer Odem über das 18. Jahrhundert hinweggegangen und hat alle nur irgend inhaltreiche und wichtige Ideen in Bewegung gesetzt.

Der jetzt eben erschienene Briefwechsel Diderot's stellt diese reiche und scharfausgeprägte Persönlichkeit in ihr volles Licht, und für wenige Sammlungen dieser Art hat die Mitwelt Ursache, so dankbar zu sein als für diese. Welch eine Einfachheit der Sitte und Lebensweise, welch eine strenge und liebenswürdige Redlichkeit, welch ein tiefer, lodernder Enthusiasmus erscheint in diesen Memoiren! Es geht daraus unzweifelhaft so viel hervor, daß, wenn Diderot's Geist auch beiweitem nicht der denkwürdige gewesen wäre, der er war, er als der rechtschaffenste, zärtlichste, harmloseste und gutmüthigste Mensch seines Zeitalters schon auf eine unbedingte Liebe der Mit- und Nachwelt würde rechnen dürfen.

Diderot's Briefe an Mademoiselle Voland bilden die interessanteste Partie dieser Sammlung. Er hatte zehn Jahre lang Madame Puisieux mit uneigennütziger Anhänglichkeit geliebt und war von ihr hintergangen worden; für diesen Verrath gewährte ihm Mademoiselle Voland, eine Dame von seltenen Verdiensten, hinreichenden Ersatz, mit welcher er bis an seinen Tod verbunden blieb. Durch häufige Abwesenheiten von ihr getrennt, blieb er doch in stetem, innigem Zusammenhange mit ihr und die kleinsten wie die wichtigsten Ereignisse seines Lebens wurden ihr durch seine schnelle Feder bekannt gemacht. Mit ihr unterhielt er sich fortwährend über seine Lieblingsgegenstände, mit ihr durchfocht er alle jene Paradoxen, durch welche er in dem Kreise seiner Bekannten so wohlgefiel. Diese vertrauten Unterhaltungen mit einer liebenswürdigen Dame entfalten am besten die ganze Anmuth seines Charakters. Ein anderes Verdienst, das diese Briefe besitzen, ist, daß sie dem Leser ein vollkommen treues Bild von den bekannten Salons des Baron Holbach geben, welche Diderot, sobald es ihm seine anderweitigen Verbindungen erlaubten, regelmäßig zu besuchen pflegte. Mit Leib und Seele muß er hier den Beobachter gespielt haben, denn man wird aus seinen Schilderungen mit jeder dort figurirenden Persönlichkeit auf das genaueste unterrichtet. Diderot amusirte sich in diesem Cirkel häufig mit einem Schotten Hoop, den er nur den Vater Hoop zu nennen pflegte, weil er runzlich, dürr und abgelebt war. Der unglückliche Schotte hatte von dem Spleen unendlich zu leiden und sein melancholischer Humor stach auf eine seltsame Weise ab gegen die enthusiastische Lebendigkeit Diderot's, gegen den kaustischen und cynischen Geist des Barons und gegen die geistreiche Ignoranz der Madame d'Aisne, der Schwiegermutter des Barons; seltsame Contraste, welche oft die pikantesten Wirkungen hatten. Der Abbé Galiani, der berühmte und unerschöpfliche Geschichtserzähler, besuchte diese Cirkel ebenfalls. Auf diesen in jeder Gesellschaft mit Enthusiasmus aufgenommenen Weltmann bezieht sich folgende Stelle aus einem Briefe Diderot's an Mademoiselle Voland: „Ich wollte, Sie hätten ihm die Geschichte vom porco sacro erzählen hören. Es gibt in Neapel eine Congregation von Mönchen, denen es verstattet ist, auf Kosten des Publicums eine Heerde Schweine zu ernähren, deren Anzahl nicht bestimmt ist. Diese privilegirten Schweine werden zu Ehren ihrer Besitzer die heiligen Schweine genannt. Sie spazieren ungescheut und ungekränkt in allen Straßen umher, und man erweist ihnen die Zuvorkommenheit, daß man ihnen aus dem Wege geht; sie gehen ohne Zögern, und als müßte es so sein, in die Wohnungen und Zimmer der Leute und werden von ihnen mit der Achtung behandelt, wie es solchen Schweinen zukommt. Wenn eine Schweinsmutter Junge wirft, so thut man ihr alle Bequemlichkeit und Vorschub, wie sie leider oft menschlichen Müttern nicht zu Theil werden; derjenige, in dessen Hause das Kindbett stattfindet, fühlt sich dadurch geschmeichelt. Obgleich es streng verboten ist, ein Schwein aus dieser Heerde zu schlagen oder zu verletzen, so hatten doch einige muthwillige und vielleicht nebenbei auch hungerige Soldaten einst ein solches getödtet, geriethen aber, da der Vorfall in der ganzen Stadt großes Aufsehen machte, in Angst und Gewissensbisse, aus denen sie sich nicht anders als folgendergestalt zu helfen wußten. Sie legten das umgebrachte Thier ausgestreckt auf den Boden, wie man einen menschlichen Leichnam ausstreckt, kauften zwei große Wachskerzen und zündeten sie zu beiden Seiten an, bedeckten hierauf die unappetitliche Leiche mit einem großen Tuch und waren so unverschämt, sogar ein Crucifix als Insignie dieses noch unerhörten Paradebettes anzubringen. Es drängten sich viele Beschauer hinzu, welche die beiden Uebelthä-

Digitized by Google

ter auf Knien vor der verdeckten Leiche betend fanden. Auch die Policei erschien und fragte, wessen Leichenbegängniß man hier feiere, und die Geistlichkeit desgleichen hielt es für Schuldigkeit, sich darnach zu erkundigen. Die Soldaten sagten schluchzend und händeringend: „Ehrwürdige Väter, es ist einer unserer Kameraden gestorben, ein unersetzlicher Verlust!" Darauf sagten die Patres: „Dies ist der Lauf der Welt, die Guten müssen fort und die Bösen bleiben zur Strafe der Welt zurück." Aber, mein Kind, ich habe nicht den Muth, diese Geschichte zu beendigen. In meinem Munde würde sie wie eine Blasphemie klingen; aber unser Abbé wußte sie ansprechend vorzutragen, daß man an die dabei stattgefundene Versündigung gar nicht denken konnte."

Solche allerdings verfängliche und für die damaligen pariser Cirkel durchaus charakteristische Histörchen wechselten in der Holbach'schen Abendgesellschaft mit spitzfindigen und wahrhaft scholastischen Gesprächen, von denen denn Diderot immer das Haupt und die Seele war. Reich an Paradoxen, wie er war, behauptete er eines Tages, daß es unbegreiflich sei, wie man zwischen Leben und Tod eine so strenge Grenze ziehen könne. Nach seiner Meinung sei der Tod auch ein Leben und zwischen beiden nur der Unterschied vorhanden, daß man als lebendig in Masse existire, als gestorben aber das Leben sich zersetze und verflüchtige, ohne darum wirklich aufzuhören.

Daß es den Cirkeln, in denen sich Diderot bewegte, nicht an Frivolität fehlte, versteht sich von selbst, denn der Geist jener Zeit war frivol, und Diderot, der Verf. von „Rameau's Neffen", besaß für seine Person so viel Frivolität, daß er Denen, die davon weniger besaßen, allenfalls noch aushelfen konnte. Heutzutage, wo der Geist sich immer mehr aus der Conversation verliert, weiß man eine auf der Spitze des Materialistischen, Epikuräischen und Cynischen, aber mit Geist und Laune sich bewegende Conversation nicht mehr recht zu würdigen; bedenkt man aber, daß diese Leute, welche damals so rücksichtslos scherzten und schwatzten, Männer waren, welche den Geist ihres Jahrhunderts beherrschten und so ernsthaft und bedeutungsvoll auf dasselbe einwirkten, als irgend die menschliche Intelligenz bedeutungsvoll gewirkt hat, dann gewinnen auch jene Frivolitäten eine ganz andere Ansicht, und der zügellose Spaß selbst wird zum bittern Ernst und verliert so sein Verwerfliches. Heutzutage haben Tribune und Presse den freien und lustigen Ton der Conversation verschlungen und man hat selbst die leichte Kunst zu schwatzen dadurch verloren. Das Geschwätz hat sich jetzt in die Feuilletons der Journale geflüchtet; man schwatzt nun öffentlich und läßt sich dafür bezahlen, daß man die Leute langweilt. Trifft man aber unversehens in einem Salon mit jenen geistreichen Federhelden zusammen, welche so vortrefflich zu salbadern verstehen, von deren Lippen man die Ironie, die Sarkasmen, die Witze wie Honig fließen zu sehen erwartet, so erblickt man in ihnen nur stumme, verdrießliche Menschen, zu unwillig oder zu ungeschickt, um eine Unterhaltung zu führen, welche zu fesseln vermöchte. Wie richtig ist, was ein französischer Kritiker des nouveau régime bemerkt: „Die Politik hat den Franzosen um seine gute Laune gebracht; sie hat Alles verschlungen, und die Gegenstände, über welche sie sich verbreitet, verdumpfen und lähmen den Geist, anstatt ihn aufzuheitern. Wir waren sonst ein liebenswürdiges Volk, jetzt sind wir ein constitutionnelles Volk. So berühmt ehedem durch die Courtoisie unserer Sitten und Manieren, lassen wir jetzt in den Salons die Damen sich langweilen und grämlich werden; und in der That zu ungelenkig, um ihnen in der Conversation die Spitze zu bieten, ziehen wir es vor, unter uns mit wichtiger, trockener und feierlicher Miene die Tagesfragen der Tagespolitik leise und murmelnd zu besprechen, über welche sich, wenn man es recht nimmt, der Stumpfsinnigste so gut wie wir eine Ansicht bilden kann, wenn er es nur nicht versäumt, sein Morgenjournal zu lesen. Gott mag wissen, wie lange uns diese Manie noch beherrschen wird; aber gewiß ist es, daß, wenn sie nur noch einige Jahre anhält, wir die Gottesgabe eines heitern und beweglichen Geistes, die uns von zugsweise verliehen ward, einbüßen werden, ohne daß dann Dasjenige, was wir gegen diesen Verlust eintauschen, ihn ersetzen wird.

Eins der pikantesten Stücke in diesen Bekenntnissen Diderot's ist sein mit aller dialektischen Schärfe durchgeführtes Paradoxon über den Schauspieler. Diderot behauptet, der Schauspieler dürfe in dem Moment, wo er den Zuschauer recht im Innersten ergreifen will, nicht selbst ergriffen sein. Ist gleich diese Behauptung nur eine rein materialistische, denn der Schauspieler muß ja doch, wo nicht im Gefühle, doch im Geist und in der Erkenntniß von dem Inhalt Dessen, womit er die Menge ergreifen will, ergriffen sein, so ist doch die Art und Weise, wie Diderot, der stärkste Dialektiker des ancien régime, hier argumentirt, so glänzend, daß man über der enthusiastischen Form den Inhalt vergißt.

Seine Briefe an Falconet über das Bewußtsein der Unsterblichkeit sind merkwürdige Belege, insofern sie zeigen, wie Diderot mit all seinen pantheistischen Philosophen so fest an der Idee einer Perpetuität hielt, welche freilich nicht die Form einer theologisch-orthodoxen Unsterblichkeitstheorie hatte, aber als ideales Bewußtsein und im echt philosophischen Sinne erfaßt, auch mit Dem, was die hohle Menge Pantheismus zu nennen beliebt, sich vollkommen verträgt. Die Wärme, das Feuer, womit er seine Ansicht gegen Falconet's marmorene Syllogismen vertheidigt, macht seinem Gemüth wie seinem Talent die größte Ehre.

Am Schluß des letzten Bandes befindet sich eine kleine Komödie, in welcher Diderot sich selbst in seiner bewegten Häuslichkeit, wenn man so sagen kann, auf die anmuthigste Weise enrolirt hat. L.

Notizen.

Das mit der königlichen Bibliothek zu Paris verbundene Museum der Alterthümer hat eine werthvolle Acquisition gemacht. Dies ist der sehr gelungene Gypsabdruck eines alten Basreliefs, das sich auf dem Oelberge vorfindet und welches in jedem Fall aus dem höchsten Alterthum herrührt. Man ist der Meinung, daß dies Basrelief den König David in seinem wahren Costum seiner Zeit vorstellt. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß die Kleidung und die Mütze des Königs der Psalmisten und Psalmisten der Könige mit Schriften bedeckt sind, die aber durch die Zeit fast gänzlich verwischt worden. Die Mütze des Königs ist ungemein hoch und von seltsamer Construction.

Ein englisches Journal berichtet folgenden Vorfall: Ein gewisser Herr William Hewes speiste ruhig an der Table d'hôte des Hotel Parisot zu Manchester (Missuristaat). Es befanden sich bei Tische noch mehre Personen, die aber dem Herrn Hewes ganz unbekannt waren. Plötzlich kam es zwischen zweien, dem Doctor Gannary und Herrn Gelpin zu einem Wortwechsel, der mit den heftigsten Schimpfreden endigte. Auf einmal zog jeder von ihnen ein Pistol hervor und sie schossen quer über den Tisch hinüber aufeinander. Alle Gäste sprangen auf oder bückten sich über den Köpfen, um die Ladung zu vermeiden, nur Herr Hewes war nicht schnell genug, und so geschah es, daß dieser von der beiden Kämpfenden von einer Kugel getroffen und getödtet wurde. Bei Gelegenheit dieses entsetzlichen Ereignisses bemerkt der „Manchester herald" die trockene Bemerkung: „Man wähle diese Art, einen Streit zu schlichten, nicht laut genug tadeln. Schon die Straßenkämpfe sind übel genug, aber gar ein Duellkampf über Tisch mit geladenen (?) Pistolen ganz unverzeihlich." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 42. — 11. Februar 1836.

Französische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

6. Maria von Medicis. Geschichte der Regierung Ludwig XIII., 1610—42. Nach noch ungedruckten Handschriften des Cardinals von Richelieu und eines Benedictinermönchs. Von Lottin von Laval. Aus dem Französischen von August Schäfer. Zwei Bände. Mit zwei Abbildungen. Heidelberg, Groos. 1835. Gr. 12. 2 Thlr.

Ein langer pompöser Titel, bei dem Einem während des Lesens der Athem, während des Schreibens die Tinte, während des Denkens der Verstand ausgeht. Der Titel verspricht uns eine vollständige Geschichte der Regierung Ludwig XIII.; die Jahre 1610 und 1642 sollen die Barrieren sein, zwischen denen das Buch sich auf- und abtummeln wird. Zweiunddreißig Jahre! Welch ein langer Zeitraum! wie reich an Begebenheiten, Planen, Intriguen, Schandthaten! Das Buch muß nothwendig ein historisches sein! Aber wer um den Titel herum und in das Buch hineinschielt, erkennt an den langen Gesprächen, den verschönernden Zuthaten, den Überraschungen, an Abenteuern und den romanhaften Einfällen der hier auftretenden Personen, daß der geschichtliche Stoff, der concentrirte Weingeist der Geschichte in einem bedeutenden Maß klaren Romanwassers aufgelöst worden ist. Die Fettblasen der Historie schwimmen zwar kenntlich, aber zerstreut auf der Oberfläche umher. Weniger im ersten Bande, wo das historische Gefüge überwiegend ist. Die unterirdischen Hofintriguen, womit man sich als thätige und geheimnißvolle Mineurs entgegenarbeitet und dabei bald hier bald dort ein Pulverfaß springt und die Umstehenden vernichtet, sind wahr und lebendig genug geschildert. Der Verf. zeigt eine bedeutende Vorliebe für die Königin-Mutter, während der Cardinal Richelieu auf der untersten Stufe seiner Gunst steht. Auch im zweiten Bande gibt es historische Momente von hervorstechendem Gewicht; so die Scene, wo Richelieu durch seine Beredsamkeit das schwache Gemüth des Königs bearbeitet, über seine Feindin triumphirt und deren Verbannung nach Compiègne bewirkt, eine Scene, die auch in Raupach's „Cardinal und Jesuiten", einem seiner fleißigst ausgearbeiteten Stücke, ihre Wirkung nicht verliert. Aber die romantischen Bestandtheile drängen sich gegen das Ende immer mehr hervor und überwuchern und ersticken die Historie. Der Roman gibt seine anderweitigen Beziehungen auf und concentrirt sich um ein Liebesverhältniß, gepflogen zwischen Stelli, Grafen von Asvelio, Sprößling einer geheimen Neigung der Königin-Mutter, und Nysmi, dem weiblichen Sprößling einer geheimen Neigung Heinrich IV. Die erstere Annahme ist auf einen bloßen Verdacht gebaut. Laval fand in der Handschrift seines Benedictiners, daß man diesem zugeflüstert habe, die Königin-Mutter sei in eine geheime Ehe mit irgend einem edeln Herzoge getreten. Der Verf. sagt in einer Anmerkung, er wolle diese geheime Ehe nicht für unmöglich halten, wofür sie doch von Mehren wäre gehalten worden. So hätte unter Anderm Maria Stuart den Heinrich Darnley, Maria Luise, die Frau des größten Mannes in der Welt, einen bloßen Offizier ihrer Garden geheirathet. Dies sind nun zwar keine Beweise, aber der Verf. glaubt daran, weil er daran glauben will und dieser Glaube dem Fortgang seines Romans förderlich ist. Das zur Sprache gebrachte Liebesverhältniß endet sich übrigens traurig; die Königin-Mutter stirbt in der Verbannung; Richelieu überlebt seine Schlachtopfer, und der Verf. gesteht sich am Ende des Buches, daß er ein Problem nicht habe lösen können, nämlich das Problem, ob Richelieu's Erscheinen auf Erden ein Glück oder ein Unglück gewesen sei? Wenigstens hat Richelieu die Moral in Frankreich erschüttern helfen, wenn sie nicht vorher schon erschüttert genug war. Mit diesen Hofemeuten, diesen revolutionnairen Bewegungen einzelner Aristokraten gegeneinander, dieser Ecrasirung von Treue, Glauben und Liebe brachte man schon früher, aber besonders unter dem schwachsinnigen Ludwig XIII. die Sünde in die französische Geschichte, die man später mit der Guillotine und den republikanischen Hochzeiten so schwer gebüßt hat. Von dem Centrum ging die Fäulniß aus und verbreitete sich peripherisch. Wäre kein Richelieu gewesen, so würde Ludwig XIII. eine andere Wahl getroffen haben, bei der vielleicht Frankreichs Ruhm und Festigkeit nach außen schlechter und seine Moral nicht besser wäre berathen gewesen. Solche Fragen wie die oben berührte scheinen überhaupt nicht recht statthaft. Es macht sich zuletzt in der Geschichte Alles so, wie es muß, und wie es sich macht, so muß es sein. Richelieu war nur ein

Digitized by Google

nothwendiges Treib- und Tretrad, herumgetrieben und herumtreibend, bewegt und bewegend, bestimmt und bestimmend. Ein Rad greift in das andere, damit die Geschichte sich erfülle. So treffliche historische Partien dies Buch auch aufweist, so sieht der Titel: „Geschichte", doch sehr nach französischer Großsprecherei und Phraseologie aus. Der Verf. weiß sich zwar viel damit, daß ihm der Herzog von Broglie Manuscripte zugänglich gemacht hat, die unter der Restauration Hrn. Petitot verweigert wurden. Dennoch glaube ich, daß nicht Alles, was uns in dem Buche neu erscheint, auch das Verdienst der Wahrheit hat; das Werk trägt vielmehr partienweise einen so ausgebildeten romanhaften Charakter, daß die Phantasie daran ebenso viel Antheil zu haben scheint als die Geschichte. Es ist ein Mischwerk von beiden, woraus man jedoch etwas für die Geschichte lernt, wenn auch nicht die Geschichte selbst.

7. Eugenie. Ein Genrebild. Nach Balzac von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 2 Thlr.

8. Vater Goriot. Familiengemälde aus der höhern pariser Welt. Nach dem Französischen des Balzac. Herausgegeben von Friedrich von R. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 2 Thlr.

Zwei Ausströmungen eines und desselben romantischen Geistes, der sich in und mit der neufranzösischen Romantik ausgebildet hat und sie selbst bilden und gründen half. Was an unserm gesellschaftlichen Leben abgeschabt, durchlöchert und schadhaft ist, das vor Allem macht er zum Gegenstand seiner Betrachtungen, und eben solche Charaktere, die irgend eine krankhafte Richtung unserer Zeit repräsentiren, bearbeitet er am liebsten und eignet sie sich zu. Seine Charakterschilderungen haben etwas ungemein Gedrungenes und überaus scharf Markirtes, was zuweilen in eine übertriebene und unnatürliche Schroffheit ausartet. Verkommene, an Leib und Seele zu Grunde gerichtete oder in einer einseitigen Richtung ausschließlich beharrende Charaktere versteht er mit französischer Beobachtungs- und Auffassungsgabe auf dem Anatomirtisch seiner Romane zu zerlegen. Die Giftschwämme, die das versumpfte Paris zu Tage treibt, sind seiner ätzenden Romantik unterworfen. Den Schmuz der niedern Stände findet er auf, ohne ihn zu suchen; aber er schält auch die goldene Rinde von den höhern Ständen ab und gelangt auch hier auf Fäulniß und Würmerfraß. Mitten unter dieser giftausathmenden Sumpfvegetation findet er bald hier bald dort eine freundliche, gutmüthige Blumenstaude, die er nun als einen anmuthigen, tröstenden Gegensatz für seine romantischen Zwecke wohl zu gebrauchen weiß. Auch diese Gutmüthigkeit, die er schildert, erscheint nicht selten bis zu einem Extrem getrieben, das, wie in der Figur des Vater Goriot selbst, auch dem Leichtgläubigsten kaum möglich scheint. Das, was die bessern Gemüther kümmert und beugt, die Ich-, die Glanz-, die Geldsucht, kümmert und beugt auch ihn. Er bemerkt überall „die eiserne Hand unter dem Sammethandschuh, die eigentliche Persönlichkeit, den engen Egoismus unter der äußern Sitte, das Holz unter dem Firniß". Er bemerkt deutlich „das Ich der König, das unter dem Helmschmuck des Thrones beginnt und unter dem Federbusch des letzten Edelmanns endigt". Die Gesellschaft erscheint ihm „wie ein wahres Meer von Schmuz, in welches man gleich bis an den Hals einsinkt, wenn man es nur mit der Fußspitze berührt". Man könnte sagen, diese Klagen wären unwahr und ungerecht. Aber nicht der Gesunde klagt und stöhnt, sondern allein der Kranke. Die Verzweiflung über unsere gesellschaftlichen Zustände, der Überdruß, das Misbehagen sind nur Symptome einer Krankheit, welche unsere Totalorganisation ergriffen hat und immer weiter um sich greift. Das gesunde, harmonisch ausgebildete Volk der Griechen, das Volk der Lust und der That kannte diesen herben Ton der modernen Verzweiflung nicht. Selbst seine Klagen waren modulirt und harmonisch; die unserigen mit ihren schneidenden Dissonanzen zerreißen das Herz.

In der „Eugenie" schildert Balzac den Hausstand eines Geizhalses und das monotone, nur durch Intrigue bewegte kleinstädtische Leben, das jedoch unter den Einflüssen der Hauptstadt steht. Denn Paris ist die giftige Spinne, welche ganz Frankreich eingesponnen hat und in Knechtschaft hält. Nach Paris fährt man herüber und hinüber; in Paris macht man seine Geschäfte, seinen Bankrut, führt man seine Processe; aus Paris kommt das Unheil in Gestalt eines jungen Wüstlings über die Familien der kleinen Städte, aus Paris jeder Luftzug, der das stille Wasser des Provinzlebens in eine kräuselnde, strudelnde Bewegung setzt. Der Balzac'sche Roman ist ein Genrestück und stellt eine Familie dar, welche aus einem geizigen Alten, einer rechtschaffenen, bornirt gutmüthigen Hausfrau, einer Tochter von stiller Seele und sanftem Herzen und einer bejahrten Magd besteht. Der Geiz ist ein oft dargestellter Gegenstand; selten mag er jedoch mit gleicher Meisterschaft behandelt worden sein als hier von Balzac. Nicht der Geiz in seiner Ruhe, sondern in seiner Unruhe, wie er sich mit rastlosen Speculationen, Pfiffen und Ränken verbindet und allmälig bis zum Äußersten sich steigert, ist die Aufgabe, die der Verf. sich stellte und geschickt löste. Der habsüchtige Alte zeigt eine Leidenschaftlichkeit, eine Beweglichkeit, eine Glut der Empfindung, die eines edlern Gegenstandes würdig wären. Als er im Sterben liegt und der Pfarrer ihm die letzte Ölung zu geben kommt, beleben sich seine erloschenen Augen noch einmal bei dem Anblick der silbernen heiligen Geräthe. Er stirbt und mit ihm das Interesse an dem Roman. Was darauf folgt, ist unnöthig lang und gesponnen und gewissermaßen ein endloses Ende.

Vater Goriot ist ein bürgerlicher Lear, ein reicher Nudelhändler, der seine ganze Habe an seine beiden Töchter verschenkt und darüber selbst ins Elend, in die bitterste Armuth und in einen Kreis verworfener Menschen geräth, während seine Töchter in Übermaß der Lust und Üppigkeit schwelgen und, immer neuer Zuflüsse benöthigt, den gutmüthigen Vater fast bis auf das Hemd ausziehen. Der Roman hat einige Breiten und Unglaublichkeiten, so

Digitized by Google

denen Goriot's an Wahnsinn grenzende Kindesliebe gehört, aber auch starke, erschütternde Stellen, deren Kraft in der Sterbescene des verlassenen Alten fast zu einer Shakspeare'schen anwächst. Schildert der vortrefflich durchgearbeitete Roman ohne Übertreibung, so ist unsere höhere Gesellschaft ein Abgrund von Frechheit, Sünde und Elend, gegen den der glänzende Überzug von Luxus und Pracht nur um so trauriger absticht.

9. Monsieur Mayeux. Komischer Roman von Ricard. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Schröder. Zwei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1835. Gr. 12. 3 Thlr.

Ein recht französisches, frivoles und interessantes Buch! Nur einem Franzosen ist es möglich, bis zur Unanständigkeit frivol und doch interessant zu sein. Es geht ihm Alles so leicht vom Munde und von der Hand, daß er durch seine Anmuth mehr anzieht, als durch seine Frivolität abschreckt. Er weiß das savoir vivre immer zu bewahren; er weiß, daß seine Leser eine gute Gesellschaft bilden, in welcher Alles, nur keine Plumpheit erlaubt ist; er weiß mit Anstand unanständig zu sein. Ein Franzose kann uns zu allen möglichen Thorheiten verführen, weil die Absicht der Verführung nicht hervortritt und jeder liederliche Streich als eine Thatsache nicht ohne eine versteckte Ironie berichtet wird. Früher waren Romane wie dieser „Mayeux" gewöhnlicher und beliebter; die Julirevolution hat die Franzosen ernster gestimmt, sie hat ihnen eine Richtung nach innen gegeben und den innern Menschen mit den äußern Verhältnissen in Conflict gesetzt. Es sind zu viel Wünsche angeregt worden, zu viel Wünsche unerfüllt geblieben, es ist Alles auf eine so unerträgliche Halbheit gestellt worden, daß dieser Ernst, der nach einer Ganzheit, nach einer Ausgleichung der Principien und Ideen strebt, auch in den Franzosen übermächtig geworden ist. Was die Figur des Mayeux betrifft, so wissen wir, daß sie eine stereotype ist, der man die Lächerlichkeiten solcher par force für ihre Ideen begeisterten Juli- und Bewegungsmänner, die sich ebenso sehr für die unglücklichen Polen und für die angestrebte Freiheit als für die jungen Actricen und die Putzmacherinnen der Straße Vivienne interessiren, aufbürdet; und Monsieur Mayeux kann viel tragen, denn er hat einen Buckel, er ist eine gutmüthige Caricatur, eine aus vielen abgezogene ideelle Person, die Alles auf sich nimmt, was hundert Andere begangen haben und noch begehen. Monsieur Mayeux erscheint in diesem Romane als ein witziger, beweglicher und gutherziger Glückspilz, als ein spöttischer, verschlagener Kobold, von trefflichen geistigen Anlagen und einer rücksichtslosen Keckheit, welche im Gegensatz zu seiner kleinen Figur um so ergötzlicher hervortritt. Er hat sich in den Julitagen tüchtig gerauft, ist im Feldzug gegen die Beduinen am Atlasgebirge Lieutenant geworden, gewinnt als Advocat in Paris einen Proceß, bei dem sein erbliches Vermögen auf dem Spiele stand, hat seine Gegner zum Besten, setzt sein lustiges Leben und seine radicale politische Gesinnung fort, schmäht die Männer des juste-milieu und caressirt die Straußermädchen der Straße St.-Denis. Er hat alle Fehler und Vorzüge einer koboldartigen, buckeligen Natur. Sinnlich ist er bis zum Übermaß, aber mit selbstbewußter Freude. Der Roman ist kein Buch für Weiber und junge Leute. Was hälfe es, gegen die Unsittlichkeit des Buches predigen und davor warnen? Jede Warnung stachelt die Lüsternheit. Aber für die Menschheit ist durch einen solchen Roman nichts gewonnen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Eroberung Floridas unter Hernando de Soto, von Theodor Irving. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Die große Halbinsel, welche sich von der Grenze der Vereinigten Staaten aus, denen sie seit 1817 gehört, weit nach Süden erstreckt und, in der Richtung auf Cuba zu, den mexicanischen Meerbusen auf seiner östlichen Seite einschließt, wurde von Ponce de Leon, dem spanischen Gouverneur von Puerto-rico entdeckt, als er sich auf einem Zuge befand, um die sogenannte „Quelle der Jugend" aufzufinden. Weil dies am Palmsonntage (Pascha Florida) geschah und er, wie es heißt, die Küste mit Blüten bedeckt fand, nannte er das Land Florida. Bei einem zweiten Zuge ward er an eben dieser Küste getödtet. Einzelne Abenteurer steuerten später nach diesen Gegenden hin, ohne daß ihre Plane gelangen. Eine ordentliche Expedition mit einer ziemlich bedeutenden Kriegsmacht unternahm 1528 Pamfilo de Narvaez, durch seinen mißlungenen Zug gegen den Eroberer von Mexico bekannt. Kein besseres Glück lächelte ihm hier, Unfälle zu Lande und zur See rieben seine Truppen auf und er selbst fand dabei den Tod; fünf seiner Gefährten waren die Einzigen, welche nach unsäglichen, mehrjährigen Drangsalen nach Mexico gelangten. Die Berichte, welche sie über das große Land und seine Hülfsquellen nach Europa heimbrachten, weckten von Neuem den abenteuernden Geist des tapfern, aber größtentheils armen Adels, welcher damals, nach den glänzenden Erfolgen des Cortez und Pizarro, von nichts als Eldorados träumte. Einer der Gefährten des Bezwingers von Peru, Hernando de Soto, 1501 zu Villa Nueva de Barcarota geboren, einer alten Hidalgofamilie angehörend, beschloß seine in der neuen Welt gesammelten Schätze auch wieder in der neuen Welt aufs Spiel zu setzen. Durch Reichthum und Einfluß brachte er es am spanischen Hofe dahin, daß Karl V. ihn zum Gouverneur von Cuba und Florida mit dem Titel eines Adelantaden ernannte, und nachdem er eine für jene Zeit zahlreiche Schar von Rittern und Gemeinen aus Spanien und Portugal um sich versammelt hatte, schiffte er sich mit ihnen und seiner Familie am 6. April 1538 im Hafen von San-Lucar de Barrameda ein und langte zu Ende Mai bei Sant-Jago auf Cuba an. Beinahe ein ganzes Jahr wurde hier durch mannichfache Vorbereitungen in Anspruch genommen; erst am 12. Mai 1539 ging de Soto mit 1000 Mann Landtruppen und 350 Pferden zu Havanna unter Segel. Am 20. Mai warfen sie in der Heiligen-Geist-Bai an der Küste Floridas die Anker aus.

Die Geschichte dieser verhängnißvollen Expedition wird in dem vorliegenden Buche ausführlich erzählt. Es fehlt ihr das Großartige der Eroberungszüge gegen Mexico und das Reich der Incas, selbst das Romantische der Begebenheiten einiger der Gefährten des Entdeckers von Amerika; — es war ihr auch ein anderer Ausgang beschieden. Keine Hauptstadt war hier das Ziel der Gesammtanstrengung wie bei jenen Beiden; die Kräfte der Spanier, im gegenwärtigen Falle weit denen überlegen, womit Cortez die Macht des Montezuma stürzte, wurden allmälig bei einer Unzahl von Märschen und Angriffen aufgerieben, wovon keiner ein entscheidendes Resultat

Digitized by Google

herbeizuführen vermochte. Die völlige Unkunde des Landes macht die vielen Misgriffe erklärlich. Anfangs entsprach Das, was sie fanden, den Erwartungen der Abenteurer nicht, und fast überall warteten ihrer hartnäckige Kämpfe mit den muthigen Eingeborenen; später gelangten sie in schöne und fruchtbare Gegenden, die sie mit Wahrscheinlichkeit des Erfolgs hätten colonisiren können; aber die Hoffnung, ein peruanisches Goldland zu finden, trieb sie immer weiter, während ihre Grausamkeit gegen Solche, die ihre Heimat gegen die Fremden vertheidigten, ihre Treulosigkeit und Hinterlist gegen Die, welche sie als Freunde aufnahmen, und ihre unersättliche Habgier ihnen stets neue Feinde erweckten, denen sie an Kriegskunst und Bewaffnung freilich weit überlegen waren, die aber durch Menge, Localkenntniß, Beschaffenheit des von Sümpfen und Strömen durchschnittenen Landes und Besitz befestigter Plätze große Vorzüge voraus hatten. So wird die ganze Geschichte nur eine Erzählung blutiger Kämpfe, unersetzlicher Verluste und quälender Entbehrungen, wobei der Heroismus vieler Einzelnen keine dauernden Ergebnisse zu liefern im Stande war. Die Schlacht von Mauvila (oder Maville, 1540) rieb endlich einen großen Theil des Heeres auf. Wie sorglos die Spanier solche Expeditionen betrieben, zeigt u. A. der Umstand, daß sie nur Einen Wundarzt bei sich hatten, der dazu langsam und ungeschickt war und dennoch mehr denn 1700 Verwundete besorgen sollte, während weder Bandagen, noch Salben, noch überhaupt Arzneien vorhanden waren. Dagegen wurden sie von einer guten Zahl von Mönchen begleitet. Von diesem Tage an waren de Soto's Unternehmungen nur noch unbedeutend und sein Stern ging unter. Finstere Schwermuth bemächtigte sich seiner, und ein Fieber, durch Anstrengungen und Besorgnisse veranlaßt, machte in seinem 42. Jahre seinem Leben ein Ende, am Ufer des Missisippi, in dessen Strom seine Leiche versenkt wurde. Dies geschah 1542.

Die Reste des Heeres, von Don Luis de Moscoso geführt, beschlossen den Zug nach Westen fortzusetzen, wo sie die mexicanische Grenze zu erreichen hofften; aber nachdem sie bis in die unermeßlichen Büffelsteppen des Westens und bis an die sogenannten Rocky mountains vorgedrungen waren, sahen sie sich genöthigt, nach unsaglichen Gefahren, Drangsalen und Entbehrungen umzukehren. Unter fortwährenden Kämpfen erreichten sie wieder die Ufer des Missisippi, wo sie, mit großer Mühe und immer von den Eingeborenen bedrängt, einige Brigantinen erbauten, um den Ausweg aus einem Lande zu suchen, wo das Glück sich ihnen so feindlich gezeigt hatte. Am 2. Juli 1543 schifften sie sich auf sieben elenden Fahrzeugen ein; wie durch ein Wunder gelangten fünf dieser Schiffe nach langem Umherirren an die mexicanische Küste bei der Stadt Panuco — die von der so glänzend begonnenen Unternehmung Übriggebliebenen geschwärzt, runzelig, halbnackt, nur mit Häuten oder Fellen von Wild, Büffeln, Bären und andern Thieren bekleidet, sodaß sie kaum menschlichen Geschöpfen ähnlich sahen.

Die Geschichte der Expedition Hernando de Soto's, die sehr uneigentlich „Eroberung von Florida" genannt wird, ist von Irving größtentheils nach Garcilaso de la Vega und einem portugiesischen Historiker bearbeitet. Freilich ist sie nicht ergreifend wie Solis' „Conquista de Mejico": die oft geringfügigen Kämpfe der Spanier und Wilden sind im ersten Bande etwas breit erzählt, um so mehr, da sie sich immer mit weniger Abwechselung wiederholen; aber es mangelt nicht an interessanten Schilderungen, Details und Charakterzügen. Was man anfangs vermißt, ist eine klare Anschauung des Landes, in welchem man sich befindet und von dem wol ein allgemeiner übersichtliches Tableau hätte gegeben werden sollen; später kommt mehr Deutlichkeit in die Erzählung. Zu ernsten Betrachtungen geben übrigens die scharfbezeichneten Contraste zwischen den sogenannten Wilden und den Spaniern Anlaß, welche Letztere sich oft wie fahrende Ritter à la Don Quixote geberden, im Zelte Spielkarten aus Pergament machen, die, um alle Spiellustigen zu befriedigen, auf bestimmte Zeit in Reihe nach umhergeliehen werden, auf einigen ihrer Märsche jeden ihnen begegnenden Indianer tödten und, von den Eingeborenen in Masse begleitet, feierliche Processionen anstellen, um für die ausgedörrten Felder Regen zu erflehen. G.

Aus Italien.

Über den am 8. Juni 1835 auf Korfu verstorbenen Professor Giandomenico Romagnosi erfährt man durch die „Biblioteca italiana" folgende genauere biographische Angaben. Er wurde am 13. Decb. 1761 zu Salso Maggiore, einem Dorfe bei Piacenza, geboren, wo sein Vater, Bernardino R., eine Anstellung hatte. In seiner Kindheit zeigte er sich arbeitscheu und ließ die ausdauernde Thätigkeit seiner spätern Jahre nicht ahnen. Im Collegium Alberoni zu Piacenza machte er seit 1775 seine Schulstudien, vorzüglich auf Philosophie seine Aufmerksamkeit richtend, obgleich die Physik ihm mehr gefiel; 1781 ging er nach Parma auf die Universität und erlangte 1786 den Doctoraureusgrad im kanonischen und Civilrechte. Dem Worte, was seinem Namen zuerst Bedeutung verschaffte, der „Genesi del diritto penale" gab ein wissenschaftlicher Streit mit einem Freunde seinen Ursprung. Es erschien 1791 nach vielfacher Prüfung seines mit Gewissenhaftigkeit arbeitenden Verf. Indessen entging das Werk damals der Beachtung, und R. Ansehen des Vaters mehr als sein eigenes Verdienst verschaffte ihm die Stelle eines Prätors zu Trient (1793), die aber [illegible] Jahr der Bestätigung bedurfte. Dreimal ward sie ihm [illegible] tragen und als Anerkenntniß durfte er es ansehen, daß [illegible] Fürstbischof ihm 1797 den Titel eines Hofraths beilegte. Krieg war indessen ausgebrochen; die französische Regierung nannte ihn durch Matthieu Dumas zum Generalsecretair [illegible] obern Rathes (19. Nivose d. J. IX), veranlaßte aber [illegible] scheinlich dadurch die Untersuchung, welche nach der Rückkehr der alten Regierung 1800 gegen ihn verhängt wurde, [illegible] ren Ergebniß jedoch eine völlige Freisprechung durch das [illegible] ste Gericht in Innsbruck war. Bald darauf kehrten die [illegible] reichen französischen Heere zurück. Die gewichtigen Empfehlungen Macdonald's, M. Dumas' und des gelehrten Pastoret bei den Behörden, die Parma, Piacenza und Guastalla regierten, schafften R. einen Lehrstuhl des öffentlichen Rechts an der [illegible] versität zu Parma, und dieser neue Beruf wies ihm der schriftstellerischen Thätigkeit wieder zu, die er seit 15 Jahren aufgeben hatte. Seine „Introduzione allo studio del diritto pubblico" bewies für seine indessen gereiften Ansichten und bedingte zunächst seine Berufung nach Mailand (1806), wo er im Justizministerium eine ehrenvolle Stellung gegeben wurde. Mit der kurzen Unterbrechung einer einjährigen Professur in Pavia (1807) war er wirksam für eine Menge von Anordnungen und trug später noch als Professor an der Rechtsschule Mailand eifrigst bei, die Foderungen des europäischen Gesellschaftslebens auf die Formen des rechtlichen Verkehrs anwendbar zu machen. Nach dem Aufhören der französischen Herrschaft wurden die Rechtsschulen in Italien aufgehoben (1817) und R. verlor seine Stelle. Er beschäftigte sich mit Privatunterricht über sein Fach, ging dann nach Venedig, schrieb über [illegible] matisch-juristische Gegenstände („Sulla condotta delle acque"), fühlte sich aber in einer nicht bequemen Lage und nahm [illegible] 1824 den Antrag des Lords Guilford, als Lehrer an die [illegible] versität Korfu zu gehen, mit der lebhaftesten Bereitwilligkeit an. Obgleich seit 1812 an den Füßen gelähmt, zeigte er doch [illegible] publicistische Thätigkeit, die ihn zum Mitsprecher bei [illegible] Hauptfragen der Gegenwart machte, besonders in Tagesblättern. Er starb nach langen Leiden am 8. Juni 1835 und [illegible] Carate begraben, wo die Freundschaft ihm die heitersten [illegible] verschafft hatte. Über das Eigenthümliche seiner geistigen [illegible] tung, so weit es in seinen zahlreichen Schriften vorliegt, [illegible] das Augustheft der „Biblioteca italiana" für 1835 einen [illegible] renden Abriß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 43. — 12. Februar 1836.

Französische Romane.

(Beschluß aus Nr. 42.)

10. Percy, Graf von Northumberland. Ein historischer Roman aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts. Von der Prinzeß von Craon. Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Magazin für Industrie. 1835. 8. 3 Thlr.

Am besten folgt auf ein Weltkind wie Ricard eine fromme Dame, wie die Prinzessin von Craon. So treten die Polarenden unserer menschlichen Gesellschaft, pietistische Überspannung und fleischliche Lust, auch hier hervor, hier in der Romanenwelt, die man eines solchen gedoppelten Fruchtbodens nicht für fähig halten sollte. Der Roman der Prinzessin spielt am Hofe Heinrich VIII. von England, des Ehebruch- und Ehesüchtigen, des gekrönten Blaubarts, der die Religion mit Formeln und seine Weiber mit des Henkers Schwert abthat. Einen Tyrannen zu schildern, fällt den Franzosen nicht schwer, auch dieser sonst gutartigen Prinzessin nicht. Ebenso wenig mislingt ihr die sanftcolorirte Zeichnung der Anna Boleyn, die eine Zeit lang alle Herren am Hofe lüstern machte nach dem schönen Halse, den sie zuletzt vor dem Henker entblößen muß, um der liebreizenden Johanna Seymour den verlorenen Posten einer Königin von England einzuräumen. Das schreckliche Schauspiel einer Hinrichtung erschüttert die Nerven der Schriftstellerin und des Romans gewaltsam. Es bleibt von ihm nichts weiter übrig als einige Sterbescenen, fromme Gebete und gebenedeite Seelen, die schon theils im Himmel, theils auf dem Wege nach dem Himmel sind. Zu jenen gehören die Seelen der Königinnen Katharina und Anna, zu diesen die des Heinrich Percy von Northumberland. Dieser Percy, berühmter Ahnen Sproß, thut durch den ganzen Roman nichts als weinen, reisen und schreiben. Wenn er weint, so weint er um Anna; wenn er reist, so thut er's um Anna, wenn er schreibt, so schreibt er an Anna. Zuletzt geht er ins Kloster, ebenfalls um die todte Anna, die er ehemals geliebt hat. Der Mann streit zwar einmal auf: „Zu mir, ihr Löwen von Northumberland!" er ist aber in der That kein Löwe, sondern von einer so schwächlich sentimentalen Organisation wie nur irgend ein Thränen- und Gefühlsheld der deutschen Romantik. Die Franzosen übertreffen uns in Allem, sogar in der Schwäche. Der Roman beginnt mit dem leibhaftigen Satan, der den unglücklichen Percy in sein Netz ziehen will, was ihm jedoch nicht gelingt; er endet mit einem Chor von Engeln, der das Bett des sterbenden Percy umgibt, während Katharina und Anna im Himmel sich besprechen, und diese sich bereitet, die ringende Seele ihm zu lösen und zum Himmel zu führen. Einen solchen Glauben habe ich unter den Romantikern noch nicht gefunden! Diese überspannte, in Bildern umherschweifende Frömmigkeit wirkt in einem Romane keineswegs erquickend. Wir preisen darum die Verfasserin selig, aber nicht ihre Leser.

11. Das Testament. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 3 Thlr.

Ein verwickeltes Thema, welches jedoch für den Umfang von drei Theilen nicht verwickelt oder wenigstens nicht interessant genug ist, wird hier nach dem Contrapunkt der französischen Romantik wohl fugirt und sehr ausführlich behandelt. Das Interesse wird zum Anfang bedeutend angeregt, die Spannung erhält sich und wächst im zweiten Theile, dämpft sich aber durch das Heranziehen neuer Personen und Verhältnisse im dritten. Der erste Theil enthält einige anziehende Situationen, die bei aller scheinbaren Unschuld mit unserer Lüsternheit sich in Rapport setzen, aber mit französischer Liebenswürdigkeit und Grazie geschildert sind. Situationen wie die eines jungen Mannes mit einem reizenden 15jährigen Mädchen, das er als interimistischer Schutzpatron und Quasivater in stiller Nacht von der Straße mit- und bei sich aufnimmt, haben, wenn sie auch verfänglicher beginnen als endigen, immer etwas Verführerisches und die lüsterne Neugierde Spannendes. Der Roman gehört zu den complicirten, bei denen man nicht wohl anfangen kann, aufzuwickeln, ohne die kleinsten und geheimsten Fädchen und Fäserchen mit hervorzuziehen. Die Skizze könnte nur beweisen helfen, daß hier allein die Ausführung die Dürftigkeit des Inhalts versteckt, daß Mystificationen und Verwechselungen in reichlicher Anzahl vorhanden sind und daß die höchst verwirrte und verwirrende Testamentsangelegenheit zur vollkommenen Zufriedenheit Aller sich löst. Wer für Franzosen, Polen, Russen, Östreicher, Niederländer und Schweden sich gleich stark und unparteiisch

Digitized by Google

interessirt, der lese diesen Roman und lasse an einem gefährlichen Duell und einem Kreuzfeuer von vier ungefährlichen Hochzeiten sich genügen.

12. General Hoche. Scenen aus seinem Leben und seiner Zeit. Ein Revolutionsgemälde. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 18 Gr.

Ich schließe diesen Roman, der deutschen Ursprungs und Wesens zu sein scheint, an die bereits besprochenen französischen an, theils weil ich ihn seiner Schwächlichkeit wegen nicht allein mag stehen lassen, theils weil er wenigstens das Studium französischer Vorbilder verräth und in französischen Zuständen, Kriegszügen und Revolutionsabenteuern sich herumtummelt. Es geht mir bei der Beurtheilung von Romanen immer sonderbar; ich werde, je mehr ich unter den Händen gehabt, desto leichtfertiger und absprechender, sodaß der letzte, der mir in die Hände fällt, sich keines besondern Glückes zu erfreuen hat und wie ein Posthumus nur beiläufig und unväterlich behandelt wird. Sehr erklärlich, wenn man den Ärger eines Recensenten bedenkt, der, je weiter er in seiner Romanlecture fortrückt, desto mehr von der traurigen Wahrheit sich überzeugen muß, daß unsere neuern Schriftsteller des Schlechten und Jämmerlichen mehr hervorbringen, als sie vor ihrem Gewissen, vor dem Richterstuhl der Kritik und vor Gott selbst je verantworten können, und daß die Deutschen, langmüthigen Andenkens, nichts für unübersetzlich und unlesbar halten, was einmal gedruckt und geschrieben ist und doch besser ungeschrieben und ungedruckt geblieben wäre. Wenn irgendwo, so gibt es hier eine Zügellosigkeit der Presse, die betrübend ist und die uns drückt, weil sie drucken läßt, was nur irgend an Fadheit, schlammiger Gesinnung und ködernder Verführungslust in dem Raum weniger Bände angehäuft werden kann. Es gibt ehrenvolle Ausnahmen, und der vorliegende Roman, der, wenn er ein deutsches Originalwerk ist, mit manchem der besprochenen französischen sich messen kann, mag dazu gehören. Diese lebendig und nicht ohne historischen Geist geschriebenen Scenen sind indeß kein eigentlicher Roman; und doch ist dieser Roman auch wieder keine eigentliche geschichtliche Darstellung, sodaß man an dem Buche bald als an einem Romane, bald als an einer Historie verzweifeln muß. Es gibt Schriften von so besonderer Art — und dazu gehören mehre der weiter oben besprochenen —, daß es ebenso viel Muth erfodert, ihre Wahrheiten für wahrhaft, wie ihre Lügen für lügenhaft zu halten. Man glaubt Beides oder verwirft Beides, wie es eben kommt. Und doch weiß ich nicht, wo unsere Skepsis stärker und unser Glaube schwächer ist, ob auf dem profanen Felde des Romans oder dem heiligen Gebiet der Religion. Wir glauben jetzt entweder nichts oder Alles; Lüge und Wahrheit, Zweifel und Überzeugung sind in allen unsern Verhältnissen so nahe bei einander, daß wir sie nicht zu unterscheiden vermögen und kaum noch unsern Glauben für glaubhaft halten. 45.

Die Lebensfrage der Civilisation. Oder: Werden wir vom 3. August dieses Jahres nichts lernen? Von F. A. W. Diesterweg. Essen, Bädeker. 1836. 8. 4 Gr.

Das hier angezeigte Schriftchen umfaßt nur 46 Seiten und gibt sich nach den von uns verschwiegenen Titelworten als „Fortsetzung" und „zweiter Beitrag zur Lösung der Räthsel dieser Zeit", wonach es fast schwierig erscheint, für diese Anzeige in d. Bl. eine Stelle und von den Lesern derselben Theilnahme zu erbitten. Doch die Kürze, womit das reichhaltige Thema der Lebensfrage der Civilisation angedeutet und mit Freisinnigkeit der Beantwortung näher gebracht ist, eignet die Andeutungen recht eigentlich zum Gedankentausch, d. i. zur Unterhaltung. Die vom Verf. angegebene „Fortsetzung" hat der Vollständigkeit seiner gegenwärtigen Mittheilung keinen Eintrag, sondern ist nur Hinweisung auf eine Abhandlung, welche er vor fünf Jahren in Druck gab unter dem Titel: „Was fodert die Zeit in Betreff der Schulzucht?" Die sich von selbst ergebende Frage: Was ist seit 1830, dem an unerwarteten und wenig verstandenen Ereignissen so reichen Zeitpunkte, geschehen? beantwortet der Verf. zunächst als Bewohner Berlins und für Berliner (doch so, daß jeder sich für seine bürgerlichen Verhältnisse darnach die Antwort machen kann): 1) die Gesetze über Tumulte u. s. w. sind geschärft, und 2) der Magistrat hat die guten Bürger der Stadt angeredet und sie ermuntert, ihren Gesellen und Lehrburschen die Niederträchtigkeit des Tumultuirens vorzuhalten und sie zu warnen; das ist Alles, außer daß die „eingezogenen Gassenbuben und ähnliche Leute in den Armenhäusern die ungebrannte Asche kennen gelernt haben und hoffentlich Zeitlebens daran denken werden". Der Verf. muß also an den letzten 3. August erinnern, welcher beweist, daß solche mündliche und stockmeisterliche Ermahnungen wol einzelnen Excesse vorbeugen, aber die Gesinnung einer Masse Volks nicht umgestalten können. Der Freudentag der Geburtsfeier des Königs verging nicht ohne die schändlichsten Pöbelexcesse. „Da ein Tumult des Volkes Jeden bedroht und den Unschuldige dabei sein Vermögen, sein Leben einbüßen kann, so gibt dieses einem Jeden das Recht, zu sagen, was er darüber denkt, und für Den, welcher darüber ein gutes Wort sagen zu können meint, für den ist es Pflicht." Und dieses ist der Standpunkt, auf welchem sich Ref. dem Verf. anschließt.

Die Lection, welche der 3. August gab, ist nach des Verf. Schilderung: „Er hat die Straßen mit Blut befleckt, Angst und Schrecken unter die ruhigen Bürger verbreitet, mehr als Einen unter die Erde, mehr als Hundert in die Gefängnisse gebracht und noch nach vielen Tagen werden die Zuchthäuser davon zu erzählen wissen. Laßt uns überlegen, was wir daraus hätten lernen können." Der Verf. reducirt dieses auf folgende Sätze: 1) Es wohnt eine rohe Volksmasse unter uns, die nicht von Vernunft und Ehrfurcht vor dem Gesetze, sondern von Leidenschaften regiert wird. 2) Dieser Zustand ist gefährlich, denn es bedarf nur der Veranlassung, um den vorhandenen Brennstoff zu entzünden. 3) Dieser Zustand stimmt nicht überein mit der gepriesenen Bildung und Intelligenz (Glückseligkeit) unserer Zeit. 4) Er begründet gerechten Vorwurf gegen Die, welche Macht und Beruf haben, den Krebsschaden zu heilen, wenn sie nichts thun. Auf den Kern der christlichen Religion, auf den Himmelsspruch: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, soll die Lösung der Lebensfrage der Civilisation basirt werden durch Schule und Kirche. Jener wird zum Vorwurfe gemacht, daß ihr Besuch mit dem 14. Jahre aufhöre, nicht die ganze Erziehung bewirken könne, und daß der Lehrstand zu tief gedrückt stehe; der Kirche, daß sich die Erwachsenen dem Einflusse entziehen, und daß die Predigten Kunstwerke sind, welche das Volk keinen Sinn hat. Aus dem christlichen Principe der Nächstenliebe sollen alle Magistrate und Corporationen, denen Gott Macht, Ansehen, Einfluß, Vermögen gegeben, erklären: Wir wollen den Nächsten lieben als uns selbst und solches beweisen, indem wir den Pöbel aufhören lassen

Digitized by Google

Vernichtung seiner Elemente, als da sind: Armuth, Faulheit, Hang zur Bettelei und Mangel an sittlicher Kraft. Die Mittel hierzu sind:

I. Organisirt die Masse! „Die Herren Gesetzgeber haben verstanden, alte Institutionen aufzulösen, aber sie haben nicht verstanden, Positives, Reales an die Stelle zu pflanzen. Sie haben Alles rasirt.“ Zu dem Ausruf: „Wie glücklich waren die Bürger in jenen Zeiten, als Jeder wußte, wer ihm angehörte, als noch Jeder ein lebendiges Glied einer organisirten Corporation, Association war, sei es einer Innung, einer Zunft, einer Gilde!“ kann nur eine gar oberflächliche Bekanntschaft mit der Vorzeit verleiten. Die Organisationsvorschläge: „Jeder Bürger muß einem kleinen geschlossenen Ganzen angehören, in welchem jedes rechtschaffene Glied der Gesellschaft Sitz und Stimme hat. (Was fängt Hr. D. mit den nicht rechtschaffenen Gliedern an? Mit der Versicherung: „Wir besitzen die Mittel, sie zu vermindern, sie gänzlich auszurotten“, ist wenig gethan.) Sie berathen die Rechte ihres Vereins, denken an die Vervollkommnung ihres Gewerbes und stehen einander bei in Rath und That“, sind besser gemeint als umsichtig geprüft, indeß der Verf. darin Alles, was etwa Noth thut, findet: Sittenpolicei, Ehrengerichte, Unterstützungskassen, Fortbildungsanstalten in technischer Hinsicht, Gelegenheit zur Mittheilung und Berathung über allgemeine Lebensinteressen u. s. w.

II. Vollkommene Schulbildung: Unterricht und Erziehung. Voran Klagen über Heck-, Klipp- und Winkelschulwesen, wie sie hier gestellt sind, nur in Berlin zu finden, nicht in dem angegebenen Maße in der Provinz. Haupt- und Residenzstädte sind und bleiben die Centralpunkte des Sittenverfalls, und dennoch lassen die Regierungen es sich so sehr angelegen sein, die dort waltende, übertriebene, zum Elend führende Zusammendrängung der Menschen stündlich zu vermehren. Doch hiervon redet der Verf. nicht, auch nicht von der Verschiedenheit der Menschenbildung durch das Leben für das Leben, durch Familie und Haus im Gegensatze des Unterrichts in vorbereitenden Kenntnissen, in Fertigkeit, Kunst, Wissenschaft und Gewerbe, welche das eigentliche Gebiet der Schule sind. Er sucht seines Zweckes Erfüllung in erfahrenen, einsichtsvollen, kenntnißreichen, pädagogisch gebildeten, thatkräftigen Männern, welchen der Gedanke der Volks- und Menschenbildung zum Eigenthum des Charakters geworden ist; im unausgesetzten Schulbesuche vom 6. bis 15. Jahre, und auch dann soll der Schulunterricht, die öffentliche Erziehung noch fortgehen in verminderter Stundenzahl, wie der Verf. meint, zur Durchbildung der Massen durch Schul- und Lebensgemeinschaft.

III. Mitwirkung der Kirche. Auch nach der Confirmation Religionsunterricht und mehr praktische Predigten. Gelegentlich werden die Missionsanstalten erwähnt; von ihnen heißt es treffend wahr: „Es ist ein ins Weite gehendes, unbestimmtes, unsicheres Treiben, das für Menschen sorgen will, die tausend Meilen von uns entfernt leben. Haltet euch in unserer Nähe, an das Elend unter uns, vor unsern Thüren, innerhalb unserer Stadt, prägt unsern Heiden die Grundsätze der Religion und Tugend ein und helft sorgen, daß sie in eine äußere Lage kommen, welche man in Wahrheit als einen für so hohe Dinge empfänglichen Boden ansehen kann.

IV. Mitwirkung des Staats. Armenanstalten sollen und müssen aufhören. Fortan soll gegeben werden, nicht aus Barmherzigkeit, sondern um der Gerechtigkeit willen, nicht nach unsern Launen, sondern nach dem Bedürfnisse. Es ist ein Beweis unserer Jämmerlichkeit, Alles der Regierung aufzubürden. Ja wohl; aber wie, wenn die Regierungen erst Alles gewaltsam an sich rissen und dann, wenn ihre Kräfte versiegen und Vieles verdorben ist, die Rücknahme zum Gnadengeschenke stempeln wollen?) Die Regierung soll das Beispiel geben von der Anerkennung und Durchführung des Grundsatzes der allgemeinen Menschenliebe, soll nach Bezirken und Ständen die Massen organisiren; Entwickelung des Gemeingeistes und des Princips der Bürgerehre soll ihr anheimfallen. Der Gemeingeist soll hervorgerufen werden durch unmittelbare Thätigkeit aller Bürger an der Gestaltung des Gemeinwesens in gemeinsamer, öffentlicher, freier Berathung, durch Veröffentlichung aller Angelegenheiten des städtischen, des Gemeinde- und Staatslebens und durch erhebende, begeisternde Volksfeste.

So der Verf., mit dem man mehr übereinstimmt, wenn er freimüthig die Gebrechen der Zeit rügt, als wenn er Verbesserungsvorschläge beibringt. Um nur bei dem Vorschlage der allgemeinen Feste, womit das Werkchen schließt, stehen zu bleiben, lehrt nähere Betrachtung der Verschiedenheit des Culturzustandes der Einwohnerclassen, daß der Zweck der Allgemeinheit nicht zu erreichen ist, da Viele Das nicht ansprechen, befriedigen, erfreuen und erheben kann, was Andern in allen Beziehungen genügt. Wahre Volksfeste müssen vom Volke selbst ausgehen, durch dasselbe geschaffen werden; ihr Sinn geht schon von vornherein verloren, wenn die gnadenvolle Anordnung dazu von oben kommt. Je volksthümlicher sie zu werden beginnen, um so näher ist der Augenblick, wo politische Ängstlichkeit störende Eingriffe macht. Man denke nur daran, wie der Anschein da war, daß die Feier des 18. Octobers ein fortdauerndes, echtes deutsches Nationalfest wurde. Bald fand man den Vorwand, dessen hohen patriotischen Sinn für unstatthaft zu halten, und sorgte dafür, daß die Fest- und Siegesfeuer erloschen.

Die Nachträge beschäftigen sich mit der Vertilgung der Armuth unter Beibringung sentimentaler Anekdoten; wichtiger ist das gediegene Wort über Stellung und Lage der berliner Schullehrer, wonach der dortige Elementarschulunterricht hauptsächlich in den Händen von Schulunternehmern und von ihnen angenommener Hülfslehrer zu sein scheint, denen die Behörden nichts als die Erlaubniß ertheilt, in einem Stadttheile eine Schule errichten zu dürfen. Hier ergibt es sich gar deutlich, wie es zur Einseitigkeit führt, wenn man den Nationalstandpunkt beurtheilt aus den engen Grenzen der Hauptstadt, und doch wohnen und walten dort die Männer, welche Alles anordnen wollen und entscheiden zu können sich einbilden. Die schwächste Seite der Mittheilungen des Verf. bleibt die, wo er über speculative Wissenschaft und die Studien der Alterthumskunde abspricht, da er das Lernen und Wissen in das Gebiet einer engherzigen Nützlichkeit bannen will.

Als Nachschrift dieser Anzeige folgende Bemerkungen. Erziehung und Unterricht dürfen nie verwechselt werden; jene gehört dem Leben, dieser der Schule an. Die Grundlage aller Erziehung, mithin des Culturzustandes der Zeit, ist das Familienverhältniß; ohne häusliche Tugend ist keine bürgerliche denkbar. Die Musterbilder unsers Lebens in civilisirten Staaten sind die Staatsbeamten, welche den Stand der patriarchalen Ortsbehörden, der Magistrate, der Municipalitäten u. s. w. verschlungen haben. Das moralische Princip, die Grundlage jedes guten Haus- und Familienverhältnisses, ist bei den Staatsbeamten ganz vernachlässigt, ja Letztere werden für um so vorzüglicher gehalten, als sie gewisse Fähigkeiten, z. B. die Acten oder Processe zu führen, ohne Beachtung der Moral und des Familienglückes geltend machen; sie werden aus einer Provinz in die andere geschleudert und tragen mehr als Eine Schuld aus der einen in die andere; nur etwa bei bedeutenden Kassenveruntreuungen wird davon Notiz genommen, wenn die durch Dienstnachlässigkeit gewöhnlich mitverschuldeten, aber frei ausgehenden Vorgesetzten sich nicht mehr helfen können. Treue und Glaube ist durch die Beamten aus dem Staatsregimente gewichen. Wie die Beamten, so werden Kirche und Schule normalisirt zum Verderb beider: die alte Heiligkeit ist ihnen genommen; nun wird immer geflickt, gebessert und gekünstelt, die Verallgemeinerung stört das locale Bedürfniß. Man appellirt an die glückselige Vorzeit, greift nach einem von dorther überkommenen Flicken und will daraus ein modernes Schnürleibchen verfertigen u. s. w. 25.

Digitized by Google

Notizen.

Die Nachrichten, welche über die asiatische Expedition des Capitains Chesney eingehen, sind für den Erfolg dieses Unternehmens nicht so günstig, als man anfangs in England erwartete. Die Schwierigkeiten der Communication zwischen der syrischen Küste und dem Euphrat scheinen jetzt gewachsen und zahlreicher geworden zu sein, als man sich's in London berechnet hatte. Capitain Chesney und seine Gefährten sehen ein, daß es besser gewesen wäre, wenn man die von Stapel laufenden Schiffe zu Meer bis Bassora gelangen ließe, anstatt so vieles Geld zu verwenden, so viel unnütze Anstrengungen, um sie durch die syrische Wüste auf den Euphrat zu schaffen. Auch wird dieser Weg durch keinerlei Arbeit jemals ganz von Schwierigkeiten befreit werden. Wäre auch die Anlegung von Eisenbahnen und Kanälen möglich, wer bürgt für die Sicherheit der Sendungen mitten durch die Araberhaufen, welche im Besitz der Länder zwischen Kerkisch, Palmyra, Damask sowie zwischen Byr und Aleppo sind? Seit undenklichen Zeiten passirt hier Niemand, ohne Tribut zu entrichten, und die Unterhandlungen mit ihnen sind stets ebenso unsicher befunden worden, als es die Bedeckungen und Militairposten sind. Die Schiffahrt auf dem Euphrat ist ebenso wenig von Schwierigkeiten frei. Nicht nur befindet sich ein beträchtlicher Theil des rechten Ufers dieses Flusses in der Gewalt der unabhängigen Araber, welche die Fahrzeuge ebenso wie die Karawanen belästigen; nicht nur ist ein Theil derselben dem Räuberhandwerk ausschließlich ergeben, der zwar von den übrigen Stämmen verleugnet, aber nichtsdestoweniger im Nothfall von ihnen beschützt wird; sondern man hat auch die Bemerkung gemacht, daß die Dampfboote zu einer Kraft von 10—20 Pferden nicht so hoch hinauffahren können, als man voraussetzte. Überdies ist ein Theil des linken Euphratufers und beinahe das ganze Land Jezir stets von den Kurden gefährdet, welche noch weit schlimmer sind als die Araber. Die Pforte hat auf diese herumstreifenden Räuber gar keinen Einfluß, und die russische Regierung dürfte den ihrigen schwerlich zu Gunsten des britischen Handels benutzen. Nichtsdestoweniger fahren die Agenten zu Bassora, die englische Gesandtschaft und Capitain Chesney selbst in ihrem lobenswerthen Eifer für das Unternehmen fort, und die Zukunft wird lehren, ob sie die großen Schwierigkeiten desselben zu überwinden vermögen.

Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die im September 1835 zu Ende ging, ergab in diesem Jahr eine Quantität von 1,254,328 Ballen, oder fast 212,100,000 Kilogrammen. Von diesem Quantum wurden 175,000,000 Kilogramme ausgeführt, welche an Werth 40 Millionen Dollars oder 240 Millionen Francs betrugen. Von dieser Masse empfing England beinahe zwei Drittheile. In der ganzen Geschichte der Industrie gibt es kein Beispiel, was man diesem ungeheuern Fortschritte des Baumwollenbaues in den Vereinigten Staaten an die Spitze setzen könnte, es müßten denn die Baumwollenmanufacturen in England selbst sein. Im J. 1792 nahm die Ausfuhr der Baumwolle in Amerika ihren Anfang; in diesem Jahr beschränkte sie sich auf 189,316 Pfund.

Unter die abweichenden Erscheinungen der neuesten englischen Presse gehört das in Liverpool und London erschienene Buch von John Holland: „Cruciana, illustrations of the most striking aspects, under which the cross of Christ, and symbols derived of it, have been contemplated by piety, superstition, imagination and taste."

Seit langer Zeit hat kein Theaterstück einen so glänzenden Erfolg in Paris gehabt als Casimir Delavigne's „Don Juan d'Autriche", das vor einigen Wochen in Barba's Verlag erschien. Man führte es viermal in jeder Woche, seit der ersten Vorstellung, auf, und jedesmal mußte eine Menge Menschen aus Mangel an Plätzen zurückgewiesen werden. 11.

Bibliographie.

Algreen-Ussing, über die bürgerliche Stellung der mosaischen Glaubensgenossen in Dänemark. Aus dem Dänischen übersetzt, und allen deutschen Berathern des allgemeinen Wohles gewidmet. Gr. 8 Altona, Aue. 6 Gr.

Blum, K. L., Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients. Gr. 12. Heidelberg, Winter. 1 Thlr. 8 Gr.

Boczek, A., Mähren unter König Rudolph dem Ersten. Ein Beitrag zur Geschichte des fünfjährigen Zwischenreiches in den böhmischen Kronländern nach Otakars Tode 1278—1283, aus bisher unbenutzten Quellen. Nebst einem Urkunden-Anhange. Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Gr. 8. Prag, Haase Söhne. 15 Gr.

Brede, J., Die spanische ausgesetzte Schuld. (deferred Debt.) Ein Wink für Speculanten, enthaltend einen Nachweis zur augenblicklichen und künftigen Schätzung dieser und aller ähnlichen basirten Staatspapiere, namentlich der spanischen ultgestellten Schuldbriefe ꝛc. Gr. 8. Altona, Aue. 5 Gr.

Carus, C. G., Briefe über Göthe's Faust. 1stes Heft. Ein Vorwort und drei Briefe enthaltend. 8. Leipzig, L. Fleischer. 1835. 9 Gr.

Grundbegriffe, Drei einfache, der ältesten und einzig übergebliebenen Freimaurerei, worin der reine Endzweck des Bundens, in welchem alle Hieroglyphen sich auflösen, ausgesprochen ist. Den Geistlichen aller Confessionen, zur möglichsten Verminderung des nach den Zeichen der Zeit höchst wahrscheinlichen allgemeinen Abfalls, gewidmet vom Grafen C—nes, ächten Maurer der höchsten Grade und Malteser-Ritter. Nebst einer Zugabe: Advocaten-Spiegel (nach Knigge) betitelt, vermehrte Auflage. 8. Gera, Heinsius. 16 Gr.

Meyer, A., Historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthume Paderborn nebst Angabe der zur Abhülfe dienlichen und erwünschten Mittel. Mit einer autentischen Übersicht der Kornpreise und Abgaben-Verhältnisse der beiden letzten Jahrhunderte. Gr. 8. Paderborn, Crüwell u. Rempel. 16 Gr.

Nagler, G. K., Rafael als Mensch und Künstler. Mit Rafael's Bildniß, nach dem Original-Gemälde in der königl. Pinakothek zu München. Gr. 8. München, Fleischmann. 2 Thlr.

Natur, Die, ihre Wunder u. s. w. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenstände als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers. Aus dem Englischen des William Prout von Gustav Plieninger. Mit dem Umschlag-Titel: Bridgewater-Bücher. Bandparcelle III etc. Gr. 8. Stuttgart, Neff. Preis für die 5te bis 6te Bandparcelle 1 Thlr. 6 Gr.

Nicodemus, Das Büchlein von der Auferstehung. 8. Dresden, Grimmer. 8 Gr.

Pentzlin, Molierus redivivus. — Ein Sendschreiben an Herrn Doctor Krüger-Hansen in Güstrow. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 8 Gr.

Pohle, Ch. F., über das Einstudiren der Compositionen oder Aufschluß über die Geheimnisse des Vortrags für Pianoforte-spieler. Gr. 8. Leipzig, Klinkhardt. 12 Gr.

Sendschreiben an Karl Gutzkow. Von einem Freunde der Wahrheit. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1836.

1. Die Naturgeschichte des Erdkörpers, in ihren ersten Grundzügen dargestellt von Ch. Keferstein. Zwei Theile. Erster Theil. Die Physiologie der Erde und Geognosie. Zweiter Theil. Die Geologie und Paläontologie. Leipzig, Fr. Fleischer. 1834. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
2. Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A von Hoff. Dritter Theil. Nebst Zusätzen zu den beiden ersten Theilen. Gotha, J. Perthes. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Unserer Erde geht es wie den Reisenden. Beide sind über Geburt und Lebenslauf noch nie so streng examinirt worden als in der neuesten Zeit. Von dem Schnee ihres Polarscheitels bis herab zum sonnenverbrannten Gürtel und dem eisigen Südfuß hat man ihr Gewand durchsucht nach einem Reisepaß, und die alten, schlimm zerrissenen Fragmente, die man fand — Riesenknochen und Mäuseskelette, Felsgebirge und Wiesenthäler, ausgebrannte Vulkane und aus dem Meer gehobene Inseln —, hat man wie Papierschnitzel mühsam gesammelt und noch mühsamer zu einem leserlichen Ganzen zusammengepaßt. Es ist aber bekannt, daß die Fragmente des Erdreisepasses von den verschiedenen physikalischen Thorwächtern auf sehr verschiedene Weise zusammengesetzt worden sind, und daß also die Gesammtschrift, die sich ergab, sehr verschieden gelautet hat. Man muß sich ordentlich wundern, daß die Erde bei dem Allen ihr ruhiges Schweigen hat bewahren können, solchen Unsinn hat man zum Theil aus ihrem zerrissenen Wanderbuch herausgelesen. Daß aber selbst der Unsinn, den man in dieser Beziehung zu Markte gebracht hat, Käufer fand, ist weniger zu verwundern, wenn man den unendlichen Reiz des Geheimnisses, in das die Herkunft der Erde gehüllt ist, und das höchst Interessante dieser Untersuchung an und für sich nur einigermaßen hat kennen lernen.

Alle Ansichten über die Entwickelung der jetzigen Gestalt der Erde laufen aber, so sehr sie sich auch oft widersprechen, doch in zwei Pole aus. An dem einen stehen Diejenigen, welche der Erde bestimmt das Geständniß abgepreßt haben wollen, daß sie durch gewaltige allgemeine Revolutionen ihre jetzige Verfassung erlangt habe; an dem andern stehen Diejenigen, welche es der Erde bestimmt abgelauscht haben, daß sie nur durch allmälige Veränderungen, dergleichen wir jetzt noch beobachten, zu ihrer jetzigen Gestalt gelangt ist. Die Verfasser der beiden obengenannten Schriften, Beide zu den angesehensten Stimmführern in dieser Sache zu rechnen, stehen als Chorageten an den beiden Polen einander gegenüber. Wie die Policei oft in einem und demselben Reisepaß bald einen Demagogen, bald einen Philister erkennen will, so auch die beiden Herren. Kurz gesagt: Hr. Keferstein hält die Erde für einen Revolutionnair, Hr. von Hoff hält sie für einen friedlichen Bürger der allgemeinen Weltordnung. Beider Werke sind von hohem Interesse, und vorzüglich das des Letztern von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Werthe; Beide gehen, obschon der Umfang des von ihnen bearbeiteten Stoffes verschieden ist, auf geologische Resultate hinaus, und eben der schroffe Gegensatz, in welchem diese geologischen Ergebnisse zweier bewährter Geologen zueinander stehen, veranlaßt uns, Beider Schriften in Einer Anzeige zu verbinden.

Herrn von Hoff's Werk könnte als nur ein Theil von Hrn. Keferstein's Werk gelten; aber dieser Theil ist mit weit größerer Ausführlichkeit und Specialität behandelt, als dies bei Hrn. Keferstein der Fall ist. Hr. K. hat sich vorgesetzt, eine allgemeine Naturgeschichte unsers Erdkörpers, als eines großen Ganzen, in ihren ersten Grundlinien darzustellen. Die Naturbeschreibung im Allgemeinen setzt er voraus. Diese Naturgeschichte läßt er in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, von welchen die eine mit den verschiedenen Bewegungen, Veränderungen und Functionen, überhaupt mit dem Thätigen der Erde sich beschäftigt (Physiologie der Erde), während die andere zu ihrem Gegenstande die Entwickelungsgeschichte der Erde oder Geologie nimmt. Da sich aber die Geologie hauptsächlich auf die Thatsachen gründet, welche die beschreibende Geognosie liefert und meist nur als die speculative Geognosie erscheint, so ist als Grundlage der Geologie eine der Zeit gemäße Geognosie vorausgeschickt, die das geschichtliche Verhältniß der anorganischen Massen zueinander lehrt, aus denen die Erdrinde besteht. Da aber nächst den Gesteinen die organischen Wesen in der Geschichte der Erde eine gleich wichtige Rolle spielen, so sind auch die fossilen Organismen, mit denen sich die Paläontologie beschäftigt, wesentlich mitberücksichtigt. Die Physiologie

Digitized by Google

der Erde theilt der Verf. in die Physik der Erde und in die specielle Physiologie der Erde. Die Lehre von den functionellen Bewegungen der Erde, wovon die specielle Physiologie handelt, gehört zu den Eigenthümlichkeiten Hrn. K.'s und ist schon an andern Orten („Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt", Th. 5, Heft 1, und „Isis" von Oken, Januar 1831) von ihm ausgeführt worden. Er schreibt die Grundfunction aller organischen Wesen, den Athmungsproceß, auch der Erde, als anorganischem Körper, auf das bestimmteste zu. Er nimmt als ganz unzweifelhaft an, daß der unorganische Körper auf die atmosphärische Luft auf ganz analoge Art einwirke wie der organische, daß er nämlich den Sauerstoff derselben mit einer gewissen Kraft einathme, assimilire und dagegen Kohlen- und Wasserstoff ausströme. Die Einathmungskraft der Erde zieht die ganze unterste Luftschicht ein, diese ersetzt sich durch die folgende, und so findet eine allgemeine Bewegung nach unten statt. Er betrachtet diesen Proceß als die Kraft, welche die Atmosphäre unmittelbar an die Erde fesselt und welche verhindert, daß auch nicht ein Atom derselben von der Erde entweichen kann. Die Erde athmet ferner, auch den organischen Körpern analog, irrespirable Gasarten aus (er erinnert an die bösen Wetter in den Gruben), und treibt auch durch diese Ausathmungskraft die Wasserquellen hervor. Es gibt also einen eigenthümlichen Quellenbildungsproceß, der das Wasser und alle dessen feste und gasige Bestandtheile hervorruft. Mit der Einathmung und Ausathmung der Erde ist aber auch wie bei den thierischen Körpern ein morphologischer Proceß verknüpft. Der Rhythmus im Athmungsprocesse der Erde, welchen der Verf. nachzuweisen sucht, würde ferner mehre Erscheinungen, z. B. die Barometerschwankungen, erklären. Eigenthümlich ist ferner dem Verf. die Darstellung von der Function des Entwickelungs- und Evolutionsprocesses der Erde, wobei er 1) die Evolution der individuellen Körper und 2) die Evolution oder den Entwickelungsact der Erde als solcher und die Morphologie der Erdschichten unterscheidet.

Fast durchgehend aber stellt der Verf. seine physiologischen Untersuchungen so, daß er aus ihnen Belege für seine eigenthümliche Ansicht von der Entwickelungsgeschichte der Erde gewinnt. Dies geschieht besonders im dem Capitel, welches von den Erscheinungen handelt, die aus den gegenseitigen Verhältnissen entspringen, in denen die Erde mit andern Himmelskörpern steht. An das Factum, daß die Erde nicht in jedem Jahre mit demselben Punkte an ihrem Perihelium (wie kommt nur Hr. K. dazu, immer Periphelium zu schreiben?), oder mit dem Perihelium an derselben Stelle ankommt, sodaß dieses Fortrücken in der Ekliptik in 20,931 Jahren den ganzen Kreis der Ekliptik ausmacht, knüpft der Verf. mit Richard Phillipps die Ansicht, daß in dieser Periode die ganze Haupteinwirkung der Sonne auf die Erde von Nord nach Süd und von da wieder zurück wandere; daß dadurch namentlich die ganze Wassermasse der Erde gegen denjenigen Parallelkreis der Erde angehäuft werden müsse, auf welchen die Periheliumskräfte wirken, und daß in dieser überhaupt alle Thätigkeiten mit besonderer Energie auftreten.

Wir befinden uns gegenwärtig etwas über die Mitte einer Periode von circa 7000 Jahren vorgerückt, während welcher die maxima der Action und Reaction der Sonnen- und Erdkräfte in der südlichen Hemisphäre liegen, daher sich hier die Gewässer anhäufen, alles feste Land unter das Meer begrabend. Während dies seit 4000 Jahren geschehen ist und noch ferner mit geringer Abnahme noch 3000 Jahre geschehen wird, hat die entgegengesetzte Wirkung in der nördlichen Hemisphäre statt, welcher die Gewässer entzogen werden. Wie man diese Rechnung in die Zukunft, so kann man sie auch in die Vergangenheit führen, und immer ergibt sich das Resultat, daß unsere nördlichen Gegenden circa alle 20,000 Jahre einmal als tiefer Meeresgrund und als trockenes Land erscheinen; so auch die südliche Hemisphäre.

Da nun, nach des Verf. Meinung, die Geognosie ganz unzweifelhaft darthut, daß unsere Gegenden abwechselnd tiefen Meeresgrund und festes Land darboten, welche Zustände allmälig ineinander übergingen, und da vielfache Verhältnisse auf eine periodische Wanderung des Meeres führen, so nimmt der Verf. natürlich keinen Anstand, die astronomische Theorie mit den geognostischen Erfahrungen in Verbindung zu setzen. Hieraus aber will natürlich Hr. K. keineswegs das frühere tropische Klima Europas, das er mit der ihm eignen Zuversichtlichkeit als ganz unzweifelhaft voraussetzt, herleiten. Er nimmt dafür einen Kometen zu Hülfe.

Als die Hauptgrundlage der Geologie benutzt aber der Verf. die Geognosie, welche, wie sich von dem Rufe, in welchem der Verf. als Geognost steht, und von seinen vieljährigen eignen Untersuchungen erwarten ließ, mit vorzüglicher Gründlichkeit abgefaßt ist, obgleich auch hier eine gewisse Einseitigkeit als Folge vorgefaßter Ansichten sich bemerklich macht. Seine Geognosie will insofern ein neues System aufstellen, als die Formationen zum Theil auf eigenthümliche Weise parallelisirt werden. Weil sie eben als Grundlage der Geologie dienen soll, so ist stets die Bildungsweise der Straten und ihre etwa fernerweite Umbildungsart vorzugsweise im Auge behalten.

Doch wir wenden uns zu den geologischen Resultaten des Verf. Da Hr. K. der Erde ein organisches Leben zuschreibt, so ist nach seiner Kosmogonie die Erde auch als ein Organon erschaffen worden, entwickelte sich daher auch vom ersten Augenblicke an organisch und in den ersten Lebensregungen lag schon die Bedingung zu allen folgenden Erscheinungen. In der Entwickelungsgeschichte der Erde selbst (die zunächst nur die unserer nördlichen Halbkugel ist) unterscheidet der Verf. zehn Perioden, sämmtlich herbeigeführt durch den abwechselnden Einfluß der Periheliumskräfte, durch welchen von circa 20,000 zu 20,000 Jahren das Meer bald in der nördlichen, bald in der südlichen Hemisphäre angehäuft wurde. Als die älteste Schicht, das Urgebirge, wird die Killasformation angenommen (Thonschiefer und Grauwacke). Diese Formation ist während der ersten Erdepoche unter dem Meere gebildet; denn die nördliche Halbkugel war damals mit Meer bedeckt, während in der südlichen das Meer wahrscheinlich niedriger stand. Sie umschließt im Allgemeinen

Digitized by Google

Reste der Meerorganismen. Diese Killasperiode, wo die nördliche Halbkugel das Ansehen der jetzigen südlichen Hemisphäre haben mochte, dauerte wahrscheinlich etwa 10,500 Jahre. Es folgte die zweite Periode, die Epoche der Psephitformation. In dieser Zeit (von dem höchsten bis zu dem niedrigsten Stand des Meeres verliefen wieder die 10,000 Jahre) trockneten die von dem Killasmeer gebildeten Schichten aus, und es bildeten sich auch strichweise plutonisch-krystallinische Massen. Eine reiche Vegetation herrschte während dieser Zeit in der nördlichen Halbkugel. In der dritten Periode, oder der Epoche der Zechsteinformation, stieg das Meer wieder allmälig, vielleicht im Laufe von mehr als 10,000 Jahren, in der nördlichen Hemisphäre an, indem es sich aus der südlichen zurückzog. Das Meer dieser Periode wimmelte gewiß von Organismen verschiedener Art, von Korallen, Radiarien, Mollusken u. s. w., obgleich man, aus unerklärten Ursachen, selten Reste von Seefischen im Zechsteine, Berg- und Kohlenkalksteine findet. Während der vierten Periode (Epoche der Nebraformation), in welcher das Meer sich wieder von der nördlichen Halbkugel nach der südlichen zurückzog, herrschte üppige Vegetation, welcher gewiß auch die Animalisation entsprechen mochte. Im Muschelkalk der fünften Periode (Epoche der Jenaformation) finden sich nur wenige Versteinerungen, da das Meer damals nicht so hoch stand. In der sechsten Periode (Epoche der Keuperformation), während welcher das Meer abermals auf die südliche Halbkugel zurückwich, können außer den großen Sauriern in den wasserreichen Gegenden auch wol Löwen, Hyänen u. s. w. auf den Gebirgen gelebt haben. Es folgten nun als siebente und achte Periode die Epochen der Juraformation und die der Molasseformation, jede ungefähr wieder zu 10,000 Jahren anzunehmen. In der letztern Epoche findet sich die üppigste Vegetation (Europa hatte, was nicht zu vergessen ist, nach des Verf. Willen eine tropische Lage); in den Kohlen der Molasse und besonders in dem Süßwasserkalk, der sie begleitet, finden sich oft Reste von großen Landthieren, Elefanten, Rhinoceros, Biber u. s. w. Über die Molasseformation lagerte sich in der neunten Periode mit dem wieder 10,000 Jahre lang anschwellenden Meer die Kreide- und Flyschformation, äußerst reich an Versteinerungen der verschiedensten Gattungen. Die zehnte Periode ist die Epoche der tertiairen und gegenwärtigen Zeit. In diese Periode fällt als Zwischenact die große Erdrevolution, von welcher der Verf. in einem besondern Abschnitt spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Alte vom Thurm. Nach dem Englischen von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1835. 8. 1 Thlr.

Die Moral: daß das gute Princip im Kampfe mit dem Bösen doch immer den Sieg davontrage, findet sich in Schriften für die noch ungebildete Jugend mehrfach besser dargestellt als in einem Buche, welches hier der bereits gebildeten Welt dargeboten wird. Die Titelperson, „der Alte vom Thurm", greift nirgend in die Handlung ein und ist überhaupt eine durchaus überflüssige Figur in dieser Schmuggler- und Liebesgeschichte, welche zu Wasser und zu Lande gleich oberflächlich spielt, sodaß man weder hier noch dort heimisch wird, denn die Darstellung ist formlos und farblos. Außerdem wäre, wenn das Buch nun einmal durchaus für deutsche Leser gedruckt werden sollte, dem Setzer wol ein sorgfältiger redigirtes Manuscript zu wünschen gewesen.

2. Äjischa, die Jungfrau von Kars. Aus dem Englischen Morier's. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1835. 16. 3 Thlr. 18 Gr.

Äjischa, geboren zu Athen, ist die Tochter des Lords Wortley und wird, etwa ein Jahr alt, von ihrer griechischen Wärterin geraubt. Wozu dieser Raub, wird nicht recht deutlich gemacht. Die Griechin wird die Frau eines Türken, welcher sich, nachdem er einiges Vermögen erworben, nach Kars begibt und hier auf Äjischa's Erziehung Alles wendet, was in diesem Orte nur möglich ist, nämlich, nach europäischen Begriffen, außerordentlich wenig. Hier erscheint der junge Lord Osmond, der in Asien sich wie ein Engländer zu Vermehrung seiner Kenntnisse umhertreibt. Der Verf. bemüht sich in einem Vorworte, die Wahrheit der von ihm dargestellten Situationen zu retten, wiewol kaum Jemanden, der nur einige Reisebeschreibungen gelesen hat, ein Zweifel dagegen aufkommen wird. Die dargestellten Thatsachen, die eingestreuten historischen Sitten- und Charakterschilderungen mögen dem Verf. ohne Weiteres zugegeben werden; gleichwol hat Ref. dem Buche nicht jenes ungetheilte Interesse abgewinnen können, welches den „Hadschi Baba" begleitete. Der Grund hiervon mag wol nur darin liegen, daß die Fabelerfindung zu gewöhnlich ist und der Engländer, wie einzeln und oft höchst unbesonnen er auch den Türken gegenübersteht und dies selber fühlen muß, doch wirklich zu paladinmäßig erscheint. Selbst die Russen müssen seiner Größe nachgeben. Am meisten verletzt jedoch das so gewaltsame als wohlfeile Zerhauen des Knotens. Schon hat nämlich der Sultan die im Laufe der Begebenheiten mit der vermeintlichen Mutter nach Konstantinopel verschlagene Äjischa für sein Harem erkoren, als jene, so ganz einzeln und ohne Weiteres von der Pest befallen, ihr bisher sorgfältig bewahrtes Geheimniß ihrem Bruder vertraut und stirbt. Der Bruder verräth dasselbe einem Attaché der englischen Gesandtschaft; dieser findet in Äjischa seine längst verloren geglaubte Schwester, führt sie schnell und heimlich nach England in die Arme der Ältern, und gleich darauf erscheint Osmond, der jede Hoffnung, das Mädchen jemals wiederzusehen, längst aufgegeben hat, nach manchen Fährlichkeiten ebenfalls in London und die Geliebten werden vereint. Übrigens fehlt es dem Buche so wenig an eigenthümlichen Charakteren und interessanten Situationen, daß es neben der Masse fader und gefährlicher Romanenspeise, die täglich neu aufgetischt wird, als eine gesunde, nahrhafte Kost bestens zu empfehlen ist.

3. Pierce Falcon, der Ausgestoßene. Ein Roman von Emma Whitehead. Frei nach dem Englischen von L. v. Alvensleben. Drei Bände. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1835. 8. 4 Thlr.

Es ist leicht erklärlich, wie der Übersetzer vermocht werden konnte, den „Ausgestoßenen" auch der deutschen Lesewelt vorzuführen. Die Verfasserin hat in ihrem Vaterlande einige Aufmerksamkeit erregt, denn sie bethätigt neben Kenntniß der Menschen und ihrer Leidenschaften ein nicht ganz gewöhnliches Talent; eine gewisse künstlerische Anlage und Ausführung ist ihr nicht fremd, und dazu führt sie fast eine männliche Feder. Allein diesen und andern Eigenschaften und Fertigkeiten folgt nicht immer und nothwendig die Schöpfung eines guten Romans. Wir sehen in dem vorliegenden eine zu profaner Wohnung umgeschaffene Priorei, einen verfallenen Thurm, einen unheimlichen Platz in tiefem Walde, einen Edelhof, eine Meierei; wir sehen in diesen Räumen aus- und eingehen einen die Welt verachtenden, die Menschen aber liebenden Sonderling, einen der Spielsucht ergebenen Obersten mit zwei schönen Töchtern, einen Haufen Zigeuner, den in Nichtswürdigkeiten versunkenen Ausgestoßenen, einen Edelmann und einen dessen

Digitized by Google

Schwester classisch liebenden Gelehrten, und neben manchen andern Gestalten noch die Hauptfigur im ganzen Romane, den eigentlichen Ausgestoßenen Basil Forde. Eine so große Gesellschaft durch das drei Bände umfassende Leben zu führen, sie unablässig in Thätigkeit zu erhalten, ist jedoch eine nicht leichte Kunst, und Ref. muß gestehen, daß ihm ein merkwürdigeres Nichtsthun noch nicht vorgekommen ist als in diesem Romane. Der Grund hiervon liegt darin, daß den sämmtlichen Menschen kein Beruf gegeben ist; daß in ihrem Zusammenwirken und gegenseitigen Abstoßen kein lebendig-pulsirender Organismus waltet; daß uns daher keine Nothwendigkeit ihrer Erscheinung entgegentritt. Der überflüssigste Mensch im ganzen Buche ist die Titelperson, und das scheint die Verfasserin selbst gefühlt zu haben, denn diese Person kommt so äußerst selten zum Vorschein und verschwindet stets so schnell wieder, daß dadurch fast allein die Bezeichnung: „der Ausgestoßene" gerechtfertigt wird. Irgend eine Grundidee, die sich an und aus den Personen und Begebenheiten entwickelte, hat Ref. nicht entdecken können, denn die Menschen wie die Umgebungen sind zu ausgesucht, zu gemacht, als daß die Verfasserin bei dem Geschäfte, sie sorgfältig aneinanderzureihen, Zeit hätte gewinnen können, die Frage nach einer solchen Idee genügend zu beantworten.

4. König und Zwerg. Nationelles Licht- und Nachtstück aus Irland. Herausgegeben von Friedrich Adami. Suhl, Müller. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Ja freilich, ein „Licht- und Nachtstück"! Ein Prachtstück! So viel Pech-, Schwefel-, Hekla-, Vesuv- und Ätnaflammen, so viel Donnerschlag und Felsengekrach, Sturmgeheul und Wogengebraus, und überhaupt ein solcher satanischer Höllenlärm zwischen Torfmoor, Sümpfen und Lehmhütten ist dem Ref. in seinem ganzen Leben nicht vorgekommen, als in diesem poetischen Monstrum aufgetischt wird. Nachdem der Verf. in den dem Romane vorgedruckten Versen, welche die Gestalt eines Sonetts haben, ohne viele Umstände zum Herrgott exeirt worden, beginnt die Geschichte mit dem Morde eines irischen Pachters und seiner Frau, sowie mit gewaltsamer Entführung ihrer Tochter. Das Mädchen ist schön und gut, paßt also nicht in den Plan des Verf., wonach das Entsetzliche des Anfanges zum Greuel gesteigert werden muß: das liebe Kind erscheint daher erst bei Entwickelung der Geschichte wieder, um zu heirathen. Auf dem Zwerge, der aber neben seiner Kleinheit und der mit großer Farbenpracht ausgemalten Häßlichkeit außerordentliche Körperkraft und den höchsten Grad von Edelmuth besitzt, ruht der Verdacht des Mordes. Natürlich aber findet sich zuletzt, daß er nicht allein völlig unschuldig, sondern auch durch das ganze Buch äußerst thätig gewesen ist, den eigentlichen Mörder der wohlverdienten Strafe zuzuführen und nebenbei die Pachterstochter, welche er eigenhändig dem Mörder und Entführer abgejagt, vor diesem zu sichern; wie sich denn ferner noch ergibt, daß es ihr leiblicher Bruder ist. Der Mörder und Entführer ist der entsetzliche Taugenichts Doran, welcher von seinen Complicen den Ehrentitel „König" erhalten hat und natürlich zuletzt gehenkt wird. Ein Mehres von der Geschichte mitzutheilen, wird überflüssig sein; doch kann Ref. hier eine Bemerkung nicht zurückhalten, die sich ihm schon oft aufgedrungen hat. Es ist nämlich fast als ausnahmlose Regel anzunehmen, daß Schriftsteller, welche kein Anschauungs-, kein Darstellungsvermögen besitzen, diesen Mangel durch äußere, gewaltsame Mittel zu verstecken suchen, wohin ungewöhnliche Wort- und Periodenbildung sowie ebenso ungewöhnliche Figurenzeichnung gehören. In Beidem ist der Verf. Meister, und da Ref. das Buch doch gern empfehlen möchte, so geräth er wirklich in große Verlegenheit. Dasselbe als Unterhaltungslecture anzupreisen, ist nur bedingungsweise möglich: die Leser müssen nämlich die Kunst verstehen, bei den ihnen vorgeführten schönen und erhabenen Stellen sowie den greulichsten aller Greuel laut aufzulachen, und das ist doch bekanntlich nicht Jedermanns Sache! Es bleiben daher noch der Sprachforscher und der Caricaturmaler übrig, und Beide mögen sich denn freundschaftlich im Studium dieses Werkes theilen, wobei ihnen die feste Versicherung gegeben wird, daß sie der reichsten Ausbeute für jeden ihrer Zwecke sich erfreuen dürfen.

Durch die Worte auf dem Titel: „Nationelles" und „herausgegeben", soll wahrscheinlich glaubhaft gemacht werden, die Geschichte sei irischen Ursprunges. Ref. mag das nicht weiter untersuchen: er kann nur als ausgemacht anführen, daß dieselbe aus bekannten Romanen wiedergeboren ist. 46.

Etwas über den Buchhandel in Avignon.

Man hat neulich in deutschen Blättern Darstellungen über den französischen Buchhandel gelesen, aus welchen sich die große Verschiedenheit desselben von dem deutschen beurtheilen läßt. Hier geben wir noch einen kleinen Nachtrag, aus dem „Echo de Vaucluse" vom 18. Oct. 1835 genommen, wo von dem Buchhandel zu Avignon die Rede ist.

Der Buchhandel ist lange Zeit ein Hauptzweig der Industrie in Avignon gewesen; denn diese Stadt war mit dem Comtat Venaissin einem mächtigen Königreiche enclavirt, von welchem sie nicht abhing, und genoß die Privilegien und Freiheiten des Auslandes. Drucker und Buchhändler dieser Stadt betrieben daher die französischen Schriftsteller und Verleger fast wie es heutzutage die Buchdrucker und Buchhändler von Brüssel thun. Fand eine Schrift nur etwas Anklang, so wurde sie sogleich in Avignon nachgedruckt. Allein auch abgesehen von solchen Operationen, welche sehr an das Piratenhandwerk streifen, gab es doch auch in Avignon Druckherren, welche große und gute Unternehmungen zu würdigen und auszuführen wußten und durch bedeutendes Vermögen dem Gewerbe Schwung gaben. Die Vereinigung des Comtat Venaissin mit Frankreich am 14. September 1791 mußte die alten Überlieferungen der Vergangenheit durchaus verändern. Unter das gemeine Recht der Nation gestellt, hatte man nicht mehr die Vortheile des Auslandes. Aber wie eine einmal befestigte Industrie nicht mit einem Tage ihren Platz verändert und die Quelle dem Abhang des Wassers folgt, so wurde auch Avignon immerfort als einer der großen Hauptpunkte des Büchernachdrucks und des Buchhandels von Frankreich genannt. Man kann sich davon leicht durch die Menge von Brevets überzeugen, welche einer Bevölkerung von 30,000 Seelen — und wir sprechen nach den letzten Zählungen — gegeben worden sind; unter der kaiserlichen Regierung hatte Avignon kaum 20,000 Einwohner.

Wovon nährte sich aber diese Industrie? oder, um die Sprache des Geschäfts zu reden, was waren die Artikel der Kataloge von Avignon? Erbauungsbücher und classische Schriftsteller, folglich Bücher, welche im Allgemeinen öffentliches Gut sind und dem Ersten angehören, der sie druckt, ohne ihm doch das Eigenthumsrecht zu gewähren. Aus dieser Leichtigkeit der Concurrenz mußte nothwendigerweise die Entwerthung dieser Artikel entstehen; sie wurden mit großem Rabatt verkauft. Um sich zu behaupten und mit Vortheil zu handeln, mußte man darauf denken, es besser zu machen und zwar mit den mindesten Kosten. Dies ist nun von Seiten der avignoner Buchdrucker und Buchhändler geschehen; man hat die Ausgaben verbessert, den Preis unaufhörlich vermindert; aber eine andere Stadt ist in die Schranken getreten, welche jetzt mit Avignon darin wetteifert — Limoges. Der geringere Arbeitslohn in dieser Stadt und die daselbst bereits eingeführten Schnellpressen machen Avignon die Concurrenz ferner unmöglich. Überdies hat der Handel einen andern Gang genommen, der Buchhandel in Avignon leidet daher sehr und mit ihm die Gewerbe, welche davon abhängen. Es wird daher immer dringender nöthig, der Herausgabe solcher Bücher zu entsagen, welche öffentliches Gut geworden, sind und und nur Originalwerke zu verlegen. Auch könnte man sich wol zum Zweck gemeinschaftlicher Ausgaben vereinigen. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 45. — 14. Februar 1836.

1. Die Naturgeschichte des Erdkörpers, in ihren ersten Grundzügen dargestellt von Ch. Keferstein. Zwei Theile.
2. Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. von Hoff. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Unter dieser Erdrevolution versteht der Verf. die Sündflut, die unmittelbar vor dem Beginn der jetzigen geschichtlichen Epoche stattgefunden haben wird, die aber ihrem Hauptcharakter nach, des Verf. Meinung zufolge, nicht sowol in einer Alles bedeckenden Flut bestand, sondern vielmehr einen pyrotypischen Charakter trug, der bisher ganz übersehen wurde. Den Schichten, die man bisher gewöhnlich als diluvium, oder als das Resultat einer allgemeinen Wasserbedeckung betrachtete, schreibt Hr. K. größtentheils einen andern Ursprung zu. In dem Aufsteigen der Basalte und vieler Granite, welches er in eine sehr neue Epoche setzt, findet er die Zeichen einer außerordentlichen vulkanischen Thätigkeit der Erde. Die sogenannten zerstreuten Felsblöcke in den Umgebungen der skandinavischen Gebirge und der schweizer-savoyischen Alpen setzt er in Zusammenhang mit den plutonischen Auftreibungen und einer großen Flut. Vor dieser Flut und der damit verbundenen allgemeinen Erdrevolution hatte Europa, wie schon erwähnt, nach des Verf. Behauptung ein tropisches Klima; als Gründe für diese Behauptung liefert Europa, Sibirien u. s. w. ihm bekanntlich eine Menge von Fossilen aus einer, unserm Klima fremden Thier- und Pflanzenwelt. Die Untersuchungen des Verf. über diesen Punkt sind von großem Interesse.

Hatte damals Frankreich ein tropisches Klima, bewohnten Heerden von Elefanten, Rhinoceros u. s. w. ganz Europa und den höchsten Norden, selbst die Gegenden, wo jetzt ewiges Polareis herrscht, so konnten die jetzigen klimatologischen Verhältnisse nicht existiren, so erscheint Europa um 30—40° nördlicher gerückt; der jetzige Nordpol ist das Resultat dieser Verrückung, weshalb die ganze Erdaxe eine entsprechende andere Lage erhalten haben wird. Dieses großartige Phänomen, diese mächtige Veränderung der Erdverhältnisse ist entweder sehr allmälig oder plötzlich eingetreten. Unsere Ekliptik ist allmäligen Schwankungen unterworfen, die, wenn man sie sich fortgesetzt denkt, die Lage des Nordpols wesentlich verändern; aber unsern astronomischen Beobachtungen nach sind diese Schwankungen höchst unbedeutend und wahrscheinlich oscillirend, von diesen kann eine so außerordentliche klimatologische Veränderung nicht wohl abgeleitet werden. Die im Eise eingeschlossenen Pachydermen (man denke an das im Lenaeis gefundene Mammuth) und der Mangel an Übergangsformen zwischen den damaligen und jetzigen höhern Thieren sprechen für eine plötzliche Revolution, für eine plötzliche Verrückung der Erdaxe, wodurch unser jetziger Nordpol hervorgebracht wurde, wodurch mit einem Male die Gegenden, die ein warmes Klima genossen, unter Eis begraben wurden, die Thierwelt daher nicht auswandern konnte. Übrigens verweisen wir auf die Untersuchungen von Rhode („Über die letzte Revolution der Erde", 1819) und Klöden („Grundlinien zur Theorie der Erdgestaltung", 1824 u. 1829), wo noch anderweitige Beweise für die plötzliche Veränderung der Erdaxe aufgestellt sind und auch untersucht wird, an welchen Punkten die frühern Pole der Erde gelegen haben werden.

Die Ursache dieser großen Revolution, die vor Anfang der jetzigen geschichtlichen Zeit statthatte, sucht Hr. K. in der Annäherung eines Kometen.

Woraus auch die Nebelhülle der Kometen bestehen mag, immer ist sie etwas Materielles, das schwer ist, in dem Kräfte walten; stößt diese mit unserer Atmosphäre zusammen, so wird diese gedrückt, comprimirt, sie erhält dadurch größere Schwere und Dichtigkeit, die Assimilation wird gestört, heftige Orkane und Regengüsse werden die nächsten Folgen sein. Da aber jede Compression auch Wärme entwickelt, die aber wieder den Magnetismus (Thermomagnetismus), die Elektricität, den Chemismus u. s. w. erregt, so werden alle diese atmosphärischen Kräfte energisch werden. — Den Regengüssen werden außerordentliche Gas- und Wasseremanationen, den Orkanen vulkanische Auftreibungen entsprechen; die innere Wärme der Erde, die ganzen magnetischen, elektrischen und chemischen Verhältnisse werden gesteigert werden. Von welchen Ursachen die kleinen Schwankungen der Erdaxe herrühren, in deren Gemäßheit sich die Schiefe der Ekliptik ändert, wissen wir nicht; aber wahrscheinlich hängen diese doch mit den allgemeinen magnetischen Verhältnissen des Erdkörpers zusammen: tritt daher in dem Erdmagnetismus eine große revolutionnaire Veränderung ein, so wäre es möglich, daß hierdurch auch die Erdaxe sich veränderte und eine andere Lage erhielte, besonders wenn irgend ein Stoß von außen erfolgt.

Zu diesen geologischen und astronomischen Erörterungen fügt Hr. K. noch als historischen Beleg einen Excurs bei, worin er darzuthun sucht, daß die Traditionen fast aller Völker, wie die Bibel, eine solche Überschwemmung bestätigen, und daß die heiligen Bücher der Inder sie unmittelbar von einem Kometen herleiten.

Zum Schluß gibt Hr. K. noch eine Untersuchung über die Ursache, welche die Wanderung des Meeres bedingt, an deren Schluß er zu dem Resultate kommt,

Digitized by Google

„daß das Wasser, freilich höchst allmälig, aber fortwährend in der nördlichen Hemisphäre sich vermindert und analog in der südlichen ansteigen wird".

In zwei folgenden Abhandlungen über die vulkanischen Erscheinungen und die Erdbeben stellt er es als sehr wahrscheinlich dar, daß beide Phänomene verschiedenartiger sind, als man gewöhnlich annimmt, indem die Erdbeben in der unterirdischen Atmosphäre, die vulkanischen Phänomene in der festen Erdmasse ihren Sitz und daher ungleichartige Bedingungen hätten.

Vorzüglich verdienstlich ist die Paläontologie, welche der Verf. am Schlusse seines Werkes gibt und in welcher er auf 700 Seiten ein möglichst vollständiges Verzeichniß gibt von allen fossilen Organismen (es sind deren an 10,000 Arten aufgezählt), mit Angabe der Schichten, in welchen sie vorkommen, und der Schriften, wo ihre Abbildung und Beschreibung zu finden ist. An der Spitze dieses Verzeichnisses steht der fossile Mensch, dessen Vorhandensein so vielfach bezweifelt wird. Aus vielfachen Nachweisungen sucht es Hr. K. als fast unzweifelhaft darzustellen, daß es bereits in der tertiairen Epoche vor der Sündflut Menschen gab, daß aber dieselben, die vereint lebten mit Heerden von Elefanten u. s. w., einem andern als dem jetzt hier herrschenden Stamme angehörten.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um das große und allgemeine Interesse anzudeuten, welches Hrn. K.'s Werk für den Mann von Fach nicht blos, sondern auch für den Dilettanten, für den Philosophen und sogar für den Theologen hat. Nur darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die ganze Darstellung des Hrn. K. immer nur von einer bestimmten, viele bedeutende Zweifel nicht ausschließenden Grundansicht von der Natur und Geschichte der Erde ausgeht.

Was nun die oben angeführte Schrift des Hrn. Geheimen Conferenzrathes von Hoff betrifft, so bildet sie den Schluß eines Werkes, dessen zwei erste Theile bekanntlich schon in den Jahren 1822 u. 1824 erschienen sind und mit dem Preise der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und dem aller Sachverständigen gekrönt wurden. Der Zwischenraum von zehn Jahren, der bis zur Erscheinung dieses dritten Theils verfloß, hat durch die Menge von neuen, zum Theil sehr wichtigen Wahrnehmungen und Ansichten, womit er die Geologie bereicherte, vortheilhaften Einfluß auch auf die Vollendung dieses Werkes geübt. Hr. von Hoff trägt mit der ihm eigenthümlichen, wahrhaft verehrungswürdigen Bescheidenheit kein Bedenken, zu erklären, daß die geologischen Wahrnehmungen dieses Decenniums selbst manche Änderungen in seinen frühern Ansichten hervorgebracht haben. Doch steht die Grundansicht des Verf. noch fest, und befestigter sogar als in den frühern Theilen seines Werks.

Der dritte Theil enthält vorerst die fortgesetzte Geschichte der Veränderungen auf der Erdoberfläche, von denen das Menschengeschlecht Zeuge gewesen und uns Überlieferungen zugekommen sind.

Die vielbesprochenen Fragen über die erste Entstehung der Thäler, über die Bildung der Berge und Gebirgszüge und alle übrigen Gestaltungen, welche die ältesten auf uns gekommenen Urkunden menschlicher Überlieferung im Ganzen und Wesentlichen völlig so kennen, wie wir sie jetzt noch sehen, gehören nicht in diese Untersuchung. Dieselbe beschäftigt sich nur mit den Fragen: ob diese in ihren großen Zügen bleibende Gestalt in einzelnen Theilen von Menschen beobachtete Veränderungen erlitten hat und noch erleidet? worin diese bestehen? welche ihre unverkennbaren oder wahrscheinlichen Ursachen sind? und endlich vielleicht: ob wir von den Ursachen, die Veränderungen an einzelnen Theilen hervorbringen, auf Ursachen schließen dürfen, denen die Oberfläche im Ganzen ihre eigenthümliche Gestalt zu danken hat?

Es werden demnach in diesem dritten Theile die übrigen, das trockene Land und die Inseln treffenden Veränderungen untersucht. Es gehören dahin die Veränderungen der bezüglichen Höhe der Oberfläche, nämlich das allmälige Niedrigerwerden des Bodens durch chemischen und mechanischen Einfluß der Luft, sowie der in ihr enthaltenen Wasserdämpfe und des tropfbaren Wassers; die plötzliche Erniedrigung des Bodens durch heftige Regengüsse, Bergfälle und Erdfälle; die allmälige Erhöhung des Bodens durch die von den Erhöhungen der Erdoberfläche herabgeführten festen Bestandtheile, durch Stoffe aus der Pflanzen- und Thierwelt, wobei besonders die Torfbildung in Betracht kommt; ferner durch Korallenbildung, Flugsand und Dünen. Unter den Veränderungen, welche die Erdoberfläche erlitten hat, werden ferner untersucht die Veränderungen, welche die Landgewässer (Flüsse, Seen, Quellen) auf dem trockenen Lande hervorgebracht haben. Es kommen dabei in Betracht: Veränderungen in der Richtung und Lage der Flußbetten, Verlassen alter Flußbetten und Bildung ganz neuer, gänzliches Verschwinden eines Flusses; Verkleinerung, Vergrößerung oder überhaupt Veränderung der Gestalt von Landseen, Verwandlung stehender Wassersammlungen oder Landseen in Thäler mit einem fließenden Wasser, Überschwemmung von Thälern, oder Verwandlung trockener Thäler in Landseen. Das dritte Hauptstück, welches bei den Veränderungen des trockenen Landes in Erwägung gezogen wird, handelt von dem immerwährenden Schnee und Eis der Erdoberfläche, von den Gletschern sowol als dem Eis der Polargegenden. Der Verf. entscheidet dahin, daß in dieser Beziehung uns zu wenige und zu wenig genaue Überlieferungen zu Gebote stehen, als daß man daraus auch nur mit einiger Sicherheit auf eine allgemeine Abnahme oder Zunahme des Eises der Erdoberfläche schließen könnte. Er ergreift aber diese Gelegenheit, seine Gedanken über die allerdings sehr sinnreiche, aber doch gar nicht zu befestigende und vollends in der neuesten Zeit mit den albernsten Hypothesen verfochtene Theorie eines allmäligen Erkaltens der Erdoberfläche darzulegen: eine Theorie, die anzuerkennen Hr. von Hoff keineswegs abgeneigt ist. Er gründet sie nicht so [illegible] auf die Überbleibsel südlicher Thiergeschlechter, die man im Eise Sibiriens findet (würden auch nicht grade [illegible] z. B. das Mammuth, das mit Fleisch und Haut im sibirischen Eise gefunden wurde, für eine plötzliche Veränderung des Klimas sprechen?), als auf das Factum, daß Menschen in den Polargegenden leben.

Digitized by Google

Woher und wie — fragt er — kam der Mensch nach Grönland und an die fürchterlichen Ufer des Eismeers. Es ist doch in der That mehr glaublich, daß das Menschengeschlecht allmälig nach den Theilen der Erde sich hingezogen und über dieselben sich mehr und mehr verbreitet hat, die sich eines milden, glücklichen Himmels erfreuen; als daß es diese glücklichen, fruchtbaren, zum Theil in ewigem Frühling blühenden Erdstriche verlassen haben sollte, um sich neue Wohnungen zu suchen in schrecklichen vereisten Gegenden, von denen ein ewiger Winter jeden fremden Ankömmling sogleich zurückschrecken muß. (Aber muß man denn annehmen, daß die Menschen mit einem Male aus dem Lande des ewigen Frühlings gleich in die Gegend des ewigen Eises gezogen sind? Ist es nicht das Natürlichste, anzunehmen, daß das Menschengeschlecht sich allmälig ausgebreitet und nur schrittweise, ohne daß die einzelnen Generationen den klimatischen Unterschied merklich fühlten, sich nach Norden zuzog? Ref.) Dringt sich nicht fast von selbst die Vermuthung auf, daß die dünngesäeten, verkümmerten Menschenstämme, die man jetzt in den Polargegenden findet, nur Überbleibsel alter, großer und kräftiger Völker sind, welche diese Gegenden bewohnten, als sie noch warm und fruchtbar waren? traurige Überbleibsel und Nachkommen von Denen, die, als ihre Landsleute allmälig oder plötzlich sich in bessere Klimate zogen, nicht mit auswandern wollten oder konnten, und welche während einer langen Reihe von Menschenaltern, einer langen Folge von Geschlechtern, den Katastrophen, die ihre Wohnplätze trafen, oder den klimatischen Veränderungen, die mit denselben vorgingen, zwar nicht unterlagen, aber durch die Wirkungen derselben auf Geist und Körper allmälig ausarteten, herabkamen, keine Erinnerung und Überlieferung besserer Zustände bewahrten u. s. w. — Aus dieser (Buffon's) Theorie würde ganz natürlich folgen, daß in der Zeit, in welcher die innere Temperatur der Erde genügte, die Polargegenden warm und fruchtbar zu erhalten, die Äquatorialgegenden wegen der Hitze durchaus unbewohnbar sein mußten, und daß die Bewohnbarkeit der Erde nur an den Polen ihren Anfang nehmen konnte, von wo aus es den organischen Wesen vergönnt war, sich bei zunehmender Abkühlung der Oberfläche allmälig über ihre übrigen Theile zu verbreiten. So würde denn die Wiege des Menschengeschlechts nicht in Indien, oder Persien oder am Kaukasus zu suchen sein, sondern am Nordpol.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. Mit vier Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die genauern Prüfungen der Angaben über alte Künstler, die seit Winckelmann von scharfsinnigen Männern vorgenommen wurden und aus Junius' „Catalogus artificum" ein ganz anderes Buch machten, blieben nicht ohne Einfluß auf die neuere Kunstgeschichte. Vasari's Behauptungen, früherhin fast die einzige Autorität, wurden verglichen und erwogen, und mit dem Zweifel an seinen Angaben, auf den viele Thatsachen führten, wuchs die Kritik, die sich besonders auch auf Perioden hingewiesen sah, welche von ihm völlig vernachlässigt waren. Dieselbe exegetische Genauigkeit, die für die alte Kunstgeschichte durch Thiersch, Sillig, Letronne, O. Müller, Raoul Rochette, G. Hermann zur ersten Bedingniß bei Forschungen dieser Art war erhoben worden, wandte Baron v. Rumohr auf die neuere Künstlergeschichte an und Urkundenstudium ersetzte hier die für die Classiker eingeführte Hermeneutik. Um Zeitbestimmungen aufzufinden, mußte man Pergamente durchforschen, und selbst die näherliegenden Perioden boten noch Probleme, wo ohne paläographische Mühen kein Ausspruch zu thun war (man denke an Hemling oder Memling).

Der Verf. des vorliegenden Buches, ein in München lebender Künstler, der mit dem bewährten Talente für seine Kunst das sapere et fari in seltenem Grade vereinigt, schließt hier sich in seinen Forschungen dem Verfahren des Barons von Rumohr an, das er redlich auch da, wo er Bedenken gegen dessen Aussprüche hat, gegen Baron Rumohr selbst wendet. Bei einem achtmonatlichen Aufenthalte in Italien, namentlich in Pisa, Lucca, Florenz und Siena entstanden die vorliegenden Beiträge neben künstlerischen Arbeiten, mit deren Ausführung der Verf. durch den Kronprinzen Maximilian von Baiern beauftragt war. Ihm ist das Buch daher gewidmet.

Herr Förster sucht zunächst die Erscheinung des Nichola von Pisa, des Wiederherstellers der Kunst im Mittelalter, mit seiner Zeit in Übereinstimmung zu bringen, und durch ebenso gelehrte als überzeugende Deduction, die wiederholt die irrigen Angaben des Hrn. v. Rumohr berichtigt, weist er nach, wie Nichola, der 1233 ein Relief aus carrarischem Marmor an der Vorderseite des Doms zu Lucca ausführte, das eine Zeichnung (Taf. I, 1) versinnlicht, nicht im J. 1231 das Marmorgrab des heil. Dominicus von Calahorra (die arca di S.-Domenico im Dom zu Bologna) vollendet haben könne, wie Vasari und alle neuere Kunstschriftsteller arglos erzählen. Die Vergleichung des Einzelnen und die Erörterung der Umstände macht es wahrscheinlich, daß ein lombardischer Schüler des Nichola, aber erst um 1270, Urheber der Arca war. Ein Relief (Taf. I, 2), dessen Verwandtschaft mit dem Relief des Nichola auf den ersten Blick in die Augen fällt, zeigt, daß er sinnig wählend an Muster seiner Zeit sich anschloß, und erklärt hinreichend, wenn man das Eine mit dem Andern vergleicht, wie er, in den 30 Jahren, wo kein Zeichen seiner Künstlerthätigkeit nachgewiesen werden kann, zu der Tüchtigkeit reifen konnte, die 1260 die Kanzel im Taufhause zu Pisa hervorbrachte; sie gefiel dermaßen, daß sie ihm den Auftrag verschaffte, eine Kanzel für Siena in gleicher Weise zu fertigen (1266). Von einem spätern Werke für die Hauptkirche von Pistoja (verdungen 1273) erfährt man hier urkundliche Nachricht; doch haben die italienischen Kunstforscher noch keine Nachweisung gegeben, wohin diese bedeutende Arbeit gekommen ist, die schwerlich spurlos verschwunden sein kann. Man muß wünschen, daß diesem Mangel bald abgeholfen und ein gleich gewissenhafter Forscher auch dem Baumeister Nichola von Pisa dieselbe Gerechtigkeit zuwende, die hier dem Bildhauer zugewandt ist. — Der II. Aufsatz spricht über den Altarschmuck von S.-Jacopo in Pistoja, ein interessantes Werk vieler Goldschmiedemeister des 14. Jahrhunderts, von dem aber doch sehr zu wünschen wäre, daß eine Zeichnung der Beschreibung zu Hülfe käme. — III. „Nachrichten von einigen ältern Malern und Malereien in Pisa und Lucca" erwähnen eines Exulten in der Opera des pisaner Doms und einer ähnlichen Rolle, nach S. 82 den Arbeiten des Biduinus und anderer gleichzeitigen Steinmetze entsprechend, berichtigen einige Angaben des Hrn. v. Rumohr über die Malereien in Pier di Grado bei Pisa und beleuchten überhaupt die Anfänge der pisaner Kunstgeschichte, die noch manche Erörterungen zuläßt, da die authentischen Inschriften so viele Schwierigkeiten bieten. Auch die S. 89 beigebrachte ist noch nicht heil. — Durch den Namen schon anziehend, ist der IV. Aufsatz, „Cimabue" überschrieben, dessen Thätigkeit im Dom zu Pisa um 1302 hier aus Rechnungsbüchern nachgewiesen wird. Der Johannes bei der (majestas) Gestalt des thronenden Christus, an dem er sicher großen Antheil hatte, sind erwiesene und ursprüngliche Arbeiten des Meisters, dessen Hauptwerk jedoch stets das Madonnenbild in Sta.-Maria Novella bleiben wird. Vielleicht verschafft die Hinweisung auf einen kolossalen Petrus in trono in S.-Simone zu Florenz dem Bilde ausreichende Beachtung und endlich den so wünschenswerthen Taufbrief durch eine Zelle eines alten Rechnungsbuches oder ein ähnliches Document. — V. „Über die ältern Wandgemälde im Campo santo zu Pisa" berichtigt viele sehr verbreitete Angaben; das wichtigste ihrer Resultate ist, daß die Giotto bisher zugeschriebenen Bilder im Campo santo mit den Geschichten des Hiob dem Francesco von Volterra gehören. — VI beschäftigt sich mit Giotto di Bondone und Simon di Martino, denen volle Gerechtigkeit zuzuwenden eine schöne Aufgabe war. Man kann

Digitized by Google

dem Verf. das Verdienst nicht versagen, unbefangener Giotto's Leistungen gewürdigt zu haben als sein kunstgelehrter Vorgänger, der („Italienische Forschungen", II) mit entschiedener Abgunst ihn beurtheilt. Schon daß er die verschiedenen Kunstthätigkeiten Giotto's mehr berücksichtigt, ist eine Gerechtigkeit, die aber Hrn. Förster nicht über die Mangelhaftigkeiten getäuscht, zu denen sein Verfahren das Vorbild wurde. Sehr belehrend und aufschlußreich sind die Nachrichten über Simon von Siena (Simon di Martino, bei Vasari irrig Simon Memmi), den genauer zu charakterisiren Hrn. Förster ein glücklich aufgefundenes Bild in den Stand setzte, von dem jedoch so geheimnißvoll gesprochen wird, daß man nicht erfährt, wo es jetzt zu suchen sei. Ein Künstler, dem so überzeugend bedeutendes Verdienst nachgerühmt wird und der bisher nur aus vielfach von fremder Hand übergangene Arbeiten bekannt war, hätte auf alle Weise der Anerkennung gesichert werden sollen. Daß die Angaben über ihn im bekannten Werke von Lasinio über den Campo santo zu Pisa keinen Glauben verdienen, wird hier mehr als wahrscheinlich. — Nr. VII spricht über Ambruogio Lorenzetti; VIII über Niccolo Petri; IX über das technische Verfahren bei den Mauergemälden des 14. Jahrhunderts, immer klar, gründlich und überzeugend. Aber so Vieles man auch in allen diesen Beziehungen dem Verf. nachrühmen kann, doch muß man beklagen, daß er sein Buch so wenig bequem eingerichtet hat. Es fehlen Inhaltsanzeigen und Register, und daß die beigegebenen guten Umrisse auf Tafel II und IV zu S. 142, Tafel III zu S. 145 gehören, muß man errathen, da die Angaben in den Noten ebenso ungenau wie manche Citate sind. 40.

Notiz.

Hans Pfriem.

Wenn man vor mehren Hundert Jahren einen superklugen, Alles besser wissenden Mann bezeichnen wollte, so nannte man ihn Hans Pfriem. Luther hat ihn in einer seiner Predigten über das 15. Capitel der ersten Epistel an die Korinther aufgeführt. „Leidet doch", sagt er, „kein Sämann, daß ihm Einer einredet, wenn er den Samen ausstreut. Wenn nun Hans Pfriem daherkäme und spräche: Was machst du da, du Narr? Wirfst den guten Samen in Koth und läßt ihn verderben? Hast du nicht Kinder daheim, die ihn essen mögen? Er aber antwortet: Ja wohl, er soll mir nicht verderben. Er soll mir wol zehnfältig wieder heimkommen! Du Narr, spräche Hans Pfriem wieder, du bist nicht bei Sinnen; trage heim den Samen und backe Brot daraus. Du trittst Gottes Gabe mit Füßen!" Indessen von „dem Meister Klügel, der seine Hand in allem Sothe (Sode, d. h. Brühe) haben und löschen will, das ihn nicht brennt, und sorgen, was ihm nicht befohlen ist", haben wir auch namentlich ein altes Lustspiel in fünf Acten, erschienen in Leipzig 1603, geschrieben aber bereits 1582 und vermuthlich noch früher gespielt von den Fürstenschälern zu Grimma, in lateinischer Sprache versteht sich. Der Verf., Martin Haynecc[i]us Born *), war „Professor der kurfürstlichen Schulen daselbst", und der Titel der von ihm ebenfalls in gereimten Versen herausgegebenen Uebersetzung heißt: „Hans Pfriem oder Meister Kecks"; zu jener Zeit muß die Lachlust viel Stoff darin gefunden haben.

Der Fuhrmann Hans Pfriem, der da meinte, daß sich alle Welt nach ihm richten müsse, starb und soll nicht im Paradiese zugelassen werden, weil man seine Rechthaberei schon kennt. Jedoch Petrus den Rücken gewendet, seine Frau, Gostrata, nicht recht acht gaben und Hans Pfriem sich einzuschleichen gewußt. Man will ihn hinausjagen, aber er gibt gute Worte und verspricht Alles, was man will. Allein nun sieht er freilich wunderliche Dinge, womit man ihn auf die Probe stellt. Jungfrauen schöpfen Wasser in zerlöcherte Gefäße, die unten auslaufen und doch oben voll bleiben. Zwei Zimmerleute wollen mit einem Balken der Quer in ein Gäßchen hinein. Ein Fuhrmann, im Koth steckend, spannt zwei Pferde hinter den Wagen und zwei vor er vorn an. Dies gab seiner Ungeduld den Rest. Er tobt los. Aber die Himmlischen haben nur darauf gewartet, sich seiner zu entledigen. Durchaus soll er als Ruhestörer hinaus. Da faßt er endlich ein Herz. Er rückt Allen, die auf ihn eistürmen, ihre Gebrechen vor. Der selige Schächer mit am Kreuz, Maria Magdalene an ihre Jugendsünden, der Zöllner an seine Zöllnerstreiche, St.-Petrus an sein Leugnen, St.-Paulus an seine Verfolgungssucht, Moses an seinen Zweifel, ins gelobte Land zu kommen, u. s. w. erinnert. Alle gehen beschämt fort und schicken ihm die unschuldigen Kinder entgegen, denen er freilich nichts vorwerfen kann. Aber sie bringt er durch List zum Schweigen. Er theilt ihnen Pfefferkuchen, Äpfel, Nüsse, Birnen, Zucker, Mandeln aus und führt sie [illegible] daß sie vergessen, warum sie gekommen sind. Die Heiligen fühlen, daß sie auch gefehlt haben, und lassen endlich [illegible] grade sein. „Was soll man machen?" sagt Moses

— — Ihr seht, wie's steht.
Wie Alles nach seinem Willen geht.
Es glückt ihm, wie er selber will.

Kurz, die Heiligen im Himmel sehen ein, daß sie alle arme Sünder, wenn auch jetzt nicht mehr, doch auf Erden gewesen sind, und lassen Gnade für Recht ergehen, gleichwie ihnen selbst widerfahren ist. Hans Pfriem wendet sich an die Zuschauer:

Ihr Herrn von Gunsten lobesan,
Euch allen großen Dank wir han,
Euch erbarn Frawen und Jungfrawlein,
Das ihr uns habt gehort (gehört) so fein.
Und könnten wir's verschulden sehr,
Wir thetens gern in dienst und ehr,
Ade wolan, habt gute nacht,
Und euch den abend frölich macht ꝛc.

Zuletzt bringt er auch noch à la Terence die Bitte um ein plaudite bei:

Denn klatzet (klatschet) mit den Henden frei,
Das ihm vnd uns dieß Spiel gedey
Uns zu der Seelen Seligkeit,
Vnd ihm (Jesus) zu Ruhm in Ewigkeit.

Für jene Zeit ist die Handlung rasch, voll Abwechselung, und die Sprache, wie man sieht, recht gewandt und geschmeidig. Namentlich ist die Scene, wo die unschuldigen Kinder den Hans Pfriem vertreiben sollen, außerordentlich lebendig. Er küßt sie reiheherum; er gibt ihnen „ein Herzdrucklein vmb vnd vmb". Jetzt kehrt er die Tasche um:

Seht da, seht da, Thut nur gemach!
Da hat der heilige Christ beschert.
Seht Opffel, Birnen, groß vnd klein,
Seht Nüsse vnd Zuckerbrnelein ꝛc.

Mit einem Worte, als eines der ältesten Originallustspiele *), dessen Fabel aus dem deutschen Volksleben genommen ist, verdient der weniger gekannte „Hans Pfriem" „Komödien der Spielweis" sicher von Freunden der deutschen Schaubühne geachtet zu werden. 47.

*) Eigentlich hieß er nur Haynecc[i]us. So unterschreibt er sich auch in der Dedication. Born ist so viel als Bornensis, aus Borna gebürtig, dessen Rathe er auch „als Landsmann" das Stück gewidmet hat. Uebrigens hat weder Jöcher noch Guden etwas von ihm bemerkt, wol aber Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", Th. I, S. 119.

*) Was man in der Art früher auf Schulen und Universitäten gab, war meistens nur Nachahmung oder Uebersetzung des Terenz oder des Plautus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 46. — 15. Februar 1836.

1. Die Naturgeschichte des Erdkörpers, in ihren ersten Grundzügen dargestellt von Ch. Keferstein. Zwei Theile.
2. Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. von Hoff. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 45.)

In einem Anhang sucht Hr. von Hoff noch Buckland's Annahme einer plötzlichen, gewaltsamen, schnell vorübergegangenen und allgemein über die ganze Erdoberfläche verbreiteten Flut (er hält sie für die Noah'sche Sündflut) zu widerlegen und geht sodann zu dem eigentlichen Schlußstein des Werkes, dem geologischen Ergebniß, über.

Dieses geologische Ergebniß, das Resultat der ganzen durch drei Theile fortgeführten Untersuchung, bildet die interessanteste Partie des ganzen Werks und trägt den Stempel großen Scharfsinns, großartiger Auffassung und klarer Besonnenheit, wie die Untersuchung des Verfassers überhaupt, ganz besonders deutlich ausgeprägt. Wir können seine Ideen hier nur kurz andeuten. Sie bestehen ungefähr in Folgendem: Es sind im Laufe des Werks geschichtlich bewahrheitete Fälle in nicht geringer Menge aufgeführt von verschiedenartigen Veränderungen der Erdoberfläche. Diese Veränderungen — so weit wir sie durch Überlieferung kennen und nicht blos durch Anwendung von Ähnlichkeiten muthmaßen — erscheinen in Beziehung auf die ganze Erdoberfläche allerdings nur klein. Aber auch der Zeitraum, in welchem sie beobachtet worden sind, ist in der That noch nicht groß zu nennen; er umfaßt nur an 3000 Jahre. Erkennen wir aber die deutlichsten Spuren davon, daß in dem Zeitraum von der anscheinend ersten Ausbildung der Erdrinde bis zu jenem Zeitpunkt, da das menschliche Geschlecht zuerst angefangen hat, solche Veränderungen wahrzunehmen, ebenfalls schon Veränderungen vorgegangen sein müssen, die den uns selbst wahrnehmbaren vollkommen gleich sind, wie z. B. die Deltabildung, das Ansetzen von Land, das Zerstören der Küsten, die Erhebung und das Einsinken des Bodens u. s. w., so werden wir uns genöthigt finden, den Theil dieser Erscheinungen, von welchem wir selbst Zeugen sind, nur als eine Fortsetzung der schon früher eingetretenen und durch einen langen Zeitraum thätig gewesener Wirkungen ganz gleicher Ursachen zu betrachten. Nur muß man annehmen, daß jenen 3000 Jahren, in welchen die unbedeutenden, geschichtlich bewahrheiteten Veränderungen vorgingen, ein außerordentlich viel größerer Zeitraum (man denke an Hrn. Keferstein's 10 Mal 10,000 Jahre) vorausgegangen ist, in welchem die außerordentlich großen, aber immerfort durch dieselben Ursachen und allmälig hervorgegangenen Veränderungen sich ereigneten. Selbst die festen Felsmassen, in denen zahllose Überbleibsel von organischen Wesen und zwar vornehmlich von Geschöpfen, die blos im Wasser leben, begraben liegen und zum Theil selbst ganz in die Steinart verwandelt sind, die sie umschließt, sind kein Einwurf gegen diese Theorie. Sie stellen sich unverkennbar als ehemalige Bodensätze des Meeres dar; man hat das Entstehen ganz ähnlicher Gebilde auch in der neuesten Zeit, an einigen noch jetzt vom Meere bedeckten Punkten der Erdoberfläche, auf dem Grunde des Meeres wirklich beobachtet. Die Erhebung des jetzt trocken liegenden Landes mit den angeführten Felsmassen und selbst den höchsten Gebirgzügen mag allenfalls durch die noch jetzt im Innern der Erde thätigen Kräfte, welche sich in den Wirkungen der Erdbeben und Vulkane zu erkennen geben und die wir fast immer in der Richtung gewisser Linien sich äußern sehen, erfolgt sein, nur in ungeheuer großen Zeiträumen und wie jetzt noch in einzelnen Intervallen. Die mächtigen Felsblöcke, welche radienförmig von den skandinavischen Gebirgen ausgestreut zu sein scheinen, mögen bei der Erhebung der großen skandinavischen Gebirgsketten aus dem mit Eis bedeckten nordischen Meere emporgeworfen worden sein, Trümmer und Vorläufer des nachfolgenden, in ganzer Masse emporsteigenden Gebirges. Vielleicht wurden in und auf dem Eise diese Trümmer (ihre abgerundete Gestalt scheint auf eine lange anhaltende Bewegung zu deuten) fortgeschafft bis in ferne Gegenden, wo sie nach dem Schmelzen des Eises zu Boden fielen. Auch das Vorhandensein von Überbleibseln der organischen Schöpfung unter der Erdoberfläche wendet der Verf. zu Gunsten seiner Theorie. Die begrabenen organischen Reste zeugen schlechterdings gegen eine gewaltsame Katastrophe und zeigen vielmehr einen ganz ruhig und allmälig fortgeschrittenen Übergang verschiedener Bildungen ineinander, ein ganz folgerechtes Verhältniß der verschiedenen organischen

Digitized by Google

Erzeugnisse zu den Lagen und Örtlichkeiten, die ihrem Gedeihen angemessen war u. s. w. Ferner reihet sich die jetzt bestehende organische Schöpfung sehr gut und durch fast unmerkliche Übergänge der Bildungen an die begrabene an und scheint nur eine ununterbrochene Fortsezung derselben zu sein. Die Schwierigkeit endlich, daß Überbleibsel von Pflanzen und Thieren, die blos den heißesten Erdstrichen eigenthümlich zu sein scheinen, in den Erd- und Felslagern der kältesten Zonen, ja sogar im Eise begraben gefunden worden sind, sucht der Verf. theils durch die Annahme Lyell's zu entkräften, daß jene Überbleibsel, da sie bedeutende Verschiedenheiten von den ihnen ähnlichen, jetzt nur in wärmern Erdgegenden lebenden Gattungen zeigen — Elefanten im Pelz — wol solchen Geschöpfen angehört haben möchten, die auch in einem kältern Klima leben konnten; daß aber — und dies widerspricht der Ansicht Lyell's — allerdings eine plötzliche Veränderung angenommen werden müsse, um die Vernichtung dieser Thiere und die Erhaltung ihrer Überbleibsel in dem Zustande, in welchem wir sie finden, anzunehmen. Vielleicht daß eben „das Ereigniß, das die Felsblöcke auf die Ebenen der südbaltischen Länder führte, oder wenigstens ein diesem ähnliches, dort auch diese Thiergeschlechter vertilgt hat, deren Gebeine man in jenen Gegenden ebenfalls in Menge findet."

Nach allen diesen Untersuchungen kommt der Verf. zu der Ansicht, für welche er sich schon in den ersten Theilen geneigt bewiesen hat und die seitdem besonders von dem Engländer Lyell vertheidigt worden ist:

Fassen wir alle diese Wahrnehmungen zusammen, die sowol die Überlieferung als die Beobachtung der Natur darbieten, so glauben wir die Ansicht festhalten zu dürfen, daß zur Hervorbringung der größten Veränderungen auf der Erdoberfläche, die sich auf derselben von dem Zeitpunkte an ereignet haben, da der Planet überhaupt zur Aufnahme organischen Lebens geeignet war, es keiner ungeheuern, die jetzigen höchsten Berge übersteigenden Wasserfülle, keines Verlaufens derselben in große unterirdische Höhlen, keiner Meere von Säuren zu schneller Auflösung der Erden, keiner allgemeinen und plötzlichen, über die ganze Oberfläche verbreiteten Katastrophen, weder durch Feuer, noch durch Wasser bewirkt, keiner Veränderung der Lage der Erdaxe und keiner Zerstörung der ganzen organischen Schöpfung bedurft hat, sondern daß alle von uns wahrnehmbaren und wahrgenommenen, oder auf den Grund richtiger Naturbeobachtung vermutheten Veränderungen auf der Erdoberfläche nur durch die fortschreitende, im Ganzen zwar allmälig vor sich gehende, doch dann und wann, und hier und da auch schneller und auffallender sich offenbarende Wirkung der uns aus der Erfahrung bekannt gewordenen Kräfte der Natur, im Laufe großer, sehr großer Zeiträume hervorgebracht worden sind.

Ferner: daß das Ziel der Muthmaßungen, zu welchen alle diese Wahrnehmungen uns leiten, die Annahme einer ehemals allgemeinen, oder doch weit mehr als jetzt ausgebreiteten Wasserbedeckung der Erdoberfläche ist, und daß zu Erklärung einiger Erscheinungen, die durch diese Vorstellung allein noch nicht genügend aufgeklärt zu sein scheinen, man höchstens die Hypothese von einer ehemals größern eigenthümlichen Wärme des Erdballes und von seiner langsam fortgeschrittenen Abkühlung zu Hülfe nehmen mag. Weiter hinauf in die Geschichte des Erdballes vermögen, bis jetzt wenigstens, weder Überlieferung noch Naturbeobachtung den Weg zu zeigen.

Zu weiterer Begründung dieser Ansicht führt Hr. von Hoff noch folgende Umstände an: Eine allgemeine Katastrophirung der Erdoberfläche, nachdem dieselbe schon mit Pflanzen und Thieren bedeckt war, müßte Spuren der wildesten Zerstörung überall hinterlassen haben, und vornehmlich der Zerstörung der organischen Wesen, als der zerbrechlichsten aller natürlichen Erzeugnisse. Dagegen findet man in der Lagerung der zahlreichen Überreste der organischen Welt überall Regelmäßigkeit und Ordnung, die zartesten Pflanzen in deutlichen Abdrücken bewahrt, selbst in den jüngsten Erd- und Steinlagern die Gebeine der größten wie der kleinsten Thiere, Elefanten wie Mäuse, wohl erhalten, — aber unter allen keine Vögel; denn die wenigen Beispiele von fossilen Vogelknochen und Ornithelithen sind kaum zu rechnen, da sie sich zu denen der übrigen fossilen Geschöpfe des Thierreichs nicht wie Eins zu Tausend, vielleicht nicht wie Eins zu Zehntausend verhalten. Durch allgemeine Katastrophen würden auch die Vögel untergegangen sein; solchen, die sich auf gewisse Bezirke beschränkten, konnten sie sich leicht entziehen. Und endlich der Mensch! Müßten nicht, wenn eine allgemeine Katastrophe die ganze Erdoberfläche getroffen hätte, auch von diesem sich Überbleibsel finden? „Davon aber findet sich Nichts." Nur örtlichen Katastrophen konnte der denkende, vorsehende Mensch sich wol entziehen. Das Auftreten der ersten Menschen aber führt Hrn. von Hoff mit „dem Oberalten aller Geologen", Moses, in die früheste Zeit zurück, da Alles auf Erden zu seinem Empfang fertig war und vorerst von jeder Art Ungeheuer nur Ein Paar auf Erden neben ihm wandelte. Mit großem Interesse liest man hier die Untersuchungen über das Alter des Menschengeschlechts, und nicht ohne Bewunderung wird man (bei der Gelegenheit, wo der Verf. von dem schnellen Vergessenwerden der Vorwelt spricht) am Schluß dieses Werkes, mit welchem er sich ein Denkmal aere perennius gesetzt hat, die Worte des Verf. lesen: „Doch das schmeicheln wir uns doch nicht, daß unsere gelehrten Werke nach zweitausend oder mehr Jahren noch Leser haben werden? Vielleicht Göthe und Byron, — kaum Buffon und Humboldt, — gewiß nicht Leonhard, Hoff und Keferstein."

Diesem dritten Theile sind noch sehr reiche Zusätze zu den beiden ersten Theilen und ein Register für das ganze Werk beigefügt. K.

Briefe über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, geschrieben in den Jahren 1832 und 1833. Aus dem Französischen des Herrn von * * *. Zwei Bände. Berlin, Dümmler. 1835. Gr. 8. 3 Thlr.

Ein seltsames, nicht ohne Geist und Sachkenntniß geschriebenes Buch, worin sich die ultramontanen verfolgungssüchtigen Glaubensansichten der „Gazette de France" mit starren, jeder freien Staatsentwickelung feindseligen Grundsätzen des „Berliner politischen Wochenblattes" vermählen, und welches von Neuem den Beweis liefert, daß einem Parteihasse und Religionsfanatismus befangenen Geiste das Edelste und Reinste, wenn es sich nicht seinen Ansichten fügt, nur Stoff zu Verleumdung und Entstellung bietet.

Digitized by Google

der etwas dunkel gehaltenen Vorrede des Übersetzers läßt sich doch so viel entnehmen, daß, so angenehm und erwünscht diese mit dem giftigsten Hasse gegen alle republikanischen Einrichtungen erfüllten Mittheilungen seiner politischen Partei sein mußten, die durchaus katholische Färbung derselben den sonst ungetrübten freudigen Eindruck bedeutend schwächte, da der Verf. unverhohlen die Nichtigkeit und Bildungsunfähigkeit, welche dem protestantischen Principe innewohnen, auf jeder Seite seines Buches auszusprechen sich gedrungen sieht, und eine Umarbeitung desselben im Sinne jenes protestantischen Absolutismus den ganzen Charakter dieser Briefe vernichtet hätte. Der Fund, welchen alle Feinde constitutionneller Staatsformen an diesen Briefen gemacht hatten, war jedoch zu wichtig, als daß sie, wegen der religiösen Meinungsverschiedenheit, welche übrigens jedem Unbefangenen als eine unübersteigliche Kluft erscheinen muß, denselben so leicht wiederaufgegeben hätten, und so wurde denn das deutsche Publicum mit diesen in bittern Hohn und Sarkasmus gegen Alles, was nordamerikanisches Leben und Treiben heißt, getauchten Diatriben zur Berichtigung seiner falschen Ansichten beschenkt.

Wenn früher die Mrs. Trollope in ihrem krankhaften Spleen die Gewohnheiten des geselligen Lebens und die häuslichen Einrichtungen der Amerikaner zur Zielscheibe ihres boshaften Witzes machte und in dem unerschöpflichen Reichthum erdichteter Anekdoten über amerikanische Unbeholfenheit oder halbwahrer Beobachtungen über ein ihr gänzlich unverständliches Volksleben den Stoff zu einer umfangreichen Persiflage schöpfte, so begnügt sich unser Verf. nicht mit einer blos die äußern Erscheinungen berührenden Satire, welche leicht obenhin streifend auf augenblickliche Unterhaltung berechnet ist, sondern mit theils scheinbarer theils wirklicher Gründlichkeit läßt er sich in weitläufige Untersuchungen der religiösen, socialen und historischen Bedingungen alles dortigen Volks- und Staatslebens ein und verschmäht es selbst nicht, in die frühesten Zeiten der Entstehung dieser Freistaaten zurückzugehen, nur um desto sicherer seinen Todesstreich auf ihre Existenz führen zu können. Läge es in unserer Absicht, eine Berichtigung aller falschen oder entstellten Thatsachen und eine Widerlegung der halbwahren oder gänzlich irrigen Schlußfolgerungen aus denselben geben zu wollen, so würde sie jedenfalls den hier zugemessenen Raum einer Anzeige übersteigen und dürfte wol zu einem nicht minder umfangreichen Buche anschwellen, als das vorliegende selbst ist; überdies wäre es eine höchst überflüssige Arbeit, da die beste Widerlegung dieser schmähsüchtigen Angriffe in dem mit jedem Tage sich mehr befestigenden und immer höher steigenden Wohlstande und in der sich stets enger schließenden Vereinigung der einzelnen Bundesstaaten, welche selbst die neuesten und nicht unbedeutenden Zerwürfnisse nur mehr zu befördern scheinen, gegeben ist und eine Reihe unparteiischer und gründlicher Schriften von Verfassern aller Nationen, denen in neuester Zeit selbst ein deutscher Fürst beizutreten keinen Anstand nahm, Lob und Tadel über Alles, was dort dem Europäer sich als auffallend zeigt, in die rechten Schranken gewiesen hat. Um den Leser übrigens doch einen Begriff von dem in diesen Briefen herrschenden Geiste und der perfiden Behandlungsweise zu geben, womit der Verf. auch dem Schönsten und Edelsten einen Makel anzuheften weiß, mag es genügen, einige Stellen näher zu besprechen.

Die liebenswürdige Offenheit, welche der Verf. in das Geständniß seiner Ansichten legt, läßt mindestens keinen Zweifel über die Partei, deren Banner er trägt. So heißt es Bd. 1, S. 4: „Wissen wir einmal, was unsere Liberalen von einer Sache halten, so mögen wir den reinen Gegensatz davon unbedenklich (sic) als das Wahre betrachten!" — „Vernehmen wir, daß sie, wenn es sich von einer Masse zusammengewürfelter Menschen handelt, die sie eine Nation nennen werden, in rednerischen Phrasen die Weisheit der Verfassung, die Lauterkeit der öffentlichen Sitten, die Freiheit und Glückseligkeit preisen, welche jenen beschieden sind: dann mögen wir sicherlich glauben, daß jene Verfassung schlecht, daß die Sitten entartet, daß die angebliche Glückseligkeit nur die Hülle eines sehr reellen Elends, die Freiheit aber im Grunde nichts Anderes sei als die Zügellosigkeit des Pöbels oder der Despotismus der Demagogen." Nebenbei nennt er „Montesquieu den erhabensten der verirrten Geister und das „Journal de débats" das heuchlerischeste und pedantisch-albernste aller Journale." Wie vorurtheilsfrei er den Fuß auf den Boden der Vereinigten Staaten setzte, geht daraus hervor, wenn er sagt: „in einer gewissen Beziehung, ich meine, als eigentliche Principienfrage, stand meine Ansicht über die Republik der Vereinigten Staaten schon fest, ehe ich einen Fuß auf den Boden der neuen Welt gesetzt hatte; und was ich gesehen, erfahren und gelernt, die Thatsachen, das Leben, die ich in voller Unabhängigkeit (?) von der theoretischen Überschrift aufzufassen und anzuerkennen gewöhnt bin, werden die Richtigkeit meiner Ansicht darthun."

Die leeren Phrasen, welche der Verf. über die zügellose Roheit und Verworfenheit des amerikanischen Pöbels niedergeschrieben, finden in seiner spätern Äußerung die beste Widerlegung, wo er sagt, daß nirgend zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit eine so verhältnißmäßig geringe Militairmacht zu Gebote stehe als eben in den Vereinigten Staaten. Wäre das niedere Volk bis zu dem Grade von thierischer Roheit herabgekommen, so würde es bei diesem Misverhältnisse von Militairmacht zum souverainen Pöbel zu beständigen Ausbrüchen der Volkswuth kommen, wovon man jedoch in der Tagesgeschichte dieser Staaten nur selten und ungleich weniger als in unseren europäischen Ländern Beispiele findet.

Überhaupt drängt sich bei Lecture dieses mit fanatischem Ingrimm gegen Alles, was nicht von dem Heiligenscheine des Katholicismns und der Legitimität umstrahlt ist, ganz erfüllten Buches unwillkürlich die Bemerkung auf, daß es unter die größten und noch nie gesehenen Wunder zu zählen sei, wie eine Staatengesellschaft, deren innerste Grundlage so durchaus hohl und mürbe, deren Elemente aus so schneidenden und unverträglichen Gegensätzen gebildet sind, nicht Jahrzehnde, — das würde gänzlich unbegreiflich sein — sondern nur noch das nächste Jahr Bestand haben könne, und der Verf. scheint selbst zuweilen an seinen eignen Übertreibungen zu zweifeln, weil er nach Gründen sucht, wodurch das Fortbestehen einer solchen heillosen, von Atheisten und Schwärmern abwechselnd in Bewegung gesetzten Gesellschaft erklärlich wird. Hören wir denn seinen scharfsinnigen Grund: „Es ist in der That nicht zu bezweifeln, daß nicht allein in Frankreich, sondern in jedem andern Theile des alten Europa, kein Staat, keine Stadt, ja nicht einmal ein Dorf, aus solchen Elementen zusammengesetzt, ein corporatives Dasein nur von acht (?) Tagen erreichen könne. Allein hier sind es ganz besondere, vielleicht beispiellose Umstände, welche dieses Phänomen erklären und ihm auch vielleicht noch für einige Zeit seinen Bestand sichern: das numerische Verhältniß nämlich, das bei allen andern Völkern zwischen dem Pöbel und den verschiedenen höheren Ständen und gebildeteren Classen der Gesellschaft besteht, zeigt sich in den großen Städten der Union nicht. Hier ist er weit weniger zahlreich und obgleich er sich mit jedem Tage vermehrt und obgleich diese Vermehrung Denen, die ihrer Stellung nach befürchten können, von einer solchen bodenlosen Volkswuth verschlungen zu werden, von Zeit zu Zeit bange Sorgen erregt: so muß man dennoch der Wahrheit gemäß bekennen, daß er, theils seiner verhältnißmäßig unbedeutenden Anzahl, theils seines eignen Interesses wegen, welches mit jenem zweier andern Menschenclassen eng verbunden ist, die einen steten und unmittelbaren Einfluß auf ihn ausüben, — nämlich der Handelsleute und Handwerksmeister, im Ganzen und Wesentlichen innerhalb der Grenzen der öffentlichen Ordnung erhalten wird."

Demnach dürfen wir doch hoffen, daß das eigne Interesse, welches, so weit die Erfahrung uns hierüber belehrt, die Menschen wol immer zunächst leitet, auch den amerikani-

Digitized by Google

schen bodenlosen Pöbel noch eine Zeit lang in Schranken halten wird, bis er in jene thörichte Blindheit gerathen wird, gegen sein eignes Interesse die Flagge der Empörung aufzupflanzen.

Da der Verf. natürlich gegen Lafayette, den „Helden zweier Welttheile", als einen der würdigsten Repräsentanten der neuern Ideen, den bittersten Groll hegt, so läßt er keine Gelegenheit vorbei, ohne das Gift seiner Schmähungen und niedrigen Verleumdungen über ihn auszugießen, und die ohnmächtige Wuth, welche er dem Jubel und der freudigen Begrüßung eines großen Volkes entgegenstellt, würde sich nur possirlich und belachenswerth ausnehmen, wenn er sich nicht als den Vorkämpfer einer Partei kund gäbe, deren im Finstern wirkende Machinationen kein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke unversucht lassen.

Da, wo er von der zunehmenden Bevölkerung und dem fortschreitenden Entstehen von Städten und Dörfern im Innern des Landes zu reden Veranlassung findet, hätte sich wenigstens erwarten lassen, er würde dankbar die Bemühungen jener Auswanderer und Colonisten anerkennen, welche die Urwälder bewohnbar machen und der Civilisation neue Bahnen öffnen; allein statt dessen macht er sich über die bäuerischen und ungeschliffenen Manieren dieser Leute lustig, welche freilich nicht bei Ausrottung von Wäldern und bei der rastlosen Arbeit zur Gewinnung ihrer täglichen Bedürfnisse sich den feinen Ton der Faubourg St.-Germain, welcher unser Verf. wahrscheinlich angehört, aneignen können. So weit vernichtet Parteiwuth jedes billige Urtheil und jede richtige Würdigung einer Sache!

Im Gegensatze zu allen übrigen Reisenden stellt er denn S. 68 den paradoxen Satz auf: „Man hat mit Recht behauptet, dieses Land biete nur Dem günstigen Aussichten dar, der nichts besitze; doch muß man noch beifügen, wenn er zugleich der untersten Volksclasse angehört, kräftig und gesund ist und keine Art von Arbeit scheut, wozu man blos Körperstärke braucht."

Den größten Theil des ersten Bandes füllt eine ziemlich ins Detail gehende Darstellung der religiösen Verhältnisse und eine mitunter geistreich persiflirende Schilderung jener Unzahl von Sekten, die in den wunderlichsten und bizarrsten Schattirungen über alle Staaten der Union zerstreut sind. Der Verf. hat hier ein ergiebiges Feld gefunden, den Samen seiner katholischen Bekehrungswuth auszustreuen; leider befürchten wir nur, daß seine Versuche in einem Lande kein glückliches Resultat haben werden, dessen erste Bewohner es nur darum wählten, weil sie den religiösen Verfolgungen, die sie in der Heimat trafen, entfliehen wollten. Gleichwol räumen wir gern ein, daß der Verf. über den für die Sittlichkeit so höchst nachtheiligen Einfluß, welchen die religiösen Gebräuche einzelner Sekten nothwendig ausüben, ganz treffende Bemerkungen mittheilt, bedauern aber, daß es von denselben heißen wird wie von den Griechen: „Timeo Danaos et dona ferentes."

Vom achten bis zum dreizehnten Briefe hat der Verf. die undankbare Mühe übernommen, das so lange getäuschte Europa durch eine wahre und unbefangene Darstellung der eigentlichen Ursache der amerikanischen Revolution, sowie durch eine scharfe Zergliederung des seiner Auflösung immer näher rückenden Organismus dieser atheistischen Republik endlich auf die richtige Ansicht zu führen und den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß, was mit Verrath und Schlechtigkeit begonnen wurde, auch nur durch dieselben Mittel gemeiner List und weltkluger Pfiffigkeit erhalten werden kann, bis endlich, wenn das Maß der Sünden voll ist, die richtende Nemesis ihr unabwendbares Urtheil an diesem Volke „der Sünde und Lasterhaftigkeit" vollziehen wird. Um den Leser noch eine Probe von jener unbezähmbaren Wuth des Verf. zu geben, welche ihn antreibt, die geachtetsten und ehrenwerthesten Charaktere, wenn sie nicht seiner eigenen verfolgungssüchtigen Partei angehören, mit dem Geifer seiner Schmähungen zu überschütten, führen wir an, daß er selbst Chateaubriand, den „Helden der Legitimität", S. 266 mit Verunglimpfungen überhäuft, „weil es seine erste Sorge gewesen, das Schlachtfeld von Lexington, diese Wiege der amerikanischen Freiheit, mit einer wahrhaft religiösen Ehrfurcht zu besuchen"; auch entblödet er sich in seiner schamlosen Verleumdungssucht alles Edeln und Großen nicht im mindesten, von Lafayette S. 273 zu sagen: „Er war selbst so glücklich, bei der Niederlage von Brandywine, sei es von vorne oder von hinten, am Schenkel verwundet zu werden." Solche Ausbrüche des parteiischen Hasses, deren das Buch voll ist, charakterisiren am besten den perfiden Geist unsers Verf. Obschon der Verf. noch einen ganzen Band mit Verunglimpfungen der ersten Staatsmänner Nordamerikas und mit einer an Entstellungen und Übertreibungen jeder Art leidenden Darstellung der Gerichtsverfassung, der Städteverwaltung, des Erziehungswesens und der andern socialen Einrichtungen, sowie mit einer auf die Grundlage seines liebevollen Katholicismus basirten Vertheidigung des Sklavensystems gefüllt hat, so erscheint es dem Ref. doch einigermaßen widerlich als überflüssig, in die nähern Details dieser nur auf blinden Parteihaß berechneten Briefe noch weiter einzugehen, und er erlaubt sich, um von dem würdevollen Standpunkte des Verf. noch einen Begriff zu geben, folgende Stelle aus Bd. 2, S. 52 herzusetzen! „Wenn man seine Wanderung durch die Staaten des Königs vom Schlaraffenlande sehr bequem in einem träumerischen Viertelstündchen zu Ende bringt, so genügten auch mir wenige Seiten, um Ihnen eine genügende Vorstellung von der Gesammtgeschichte dieser sogenannten Nation zu geben, die, ein Kind von gestern, sich mit keckem Dünkel als Musterbild der Gesetze, der Sitten, vielleicht sogar der religiösen Einrichtungen, jenen alteuropäischen Nationen aufdringt, die durch den wohlbewahrten Schatz ihrer Traditionen die Erben von der Weisheit aller Jahrhunderte und ich möchte sagen, so alt wie die Welt selbst, geworden sind." Sapienti sat. K.

Mancherlei.

Der philosophische Theismus ließe sich vergleichen mit den alten ägyptischen Bildwerken strengen Styls, die in einförmiger Erhabenheit ausdruckslos und ruhend über die Gewässer fahren; das Christenthum wäre vergleichbar mit Bildwerken, die Bewegung und Ausdruck dem Auge darbieten, aber dabei gewisse Grenzen des ernsthaft Milden und Heiligen nicht überschreiten; das Heidenthum gliche den frei und ungebunden darstellenden Bildern jeder menschlichen Leidenschaft oder Begehrniß, der Lust oder des Schmerzes, nach Laune des Künstlers oder Kunstliebhabers. Im ersten herrscht ein starrer Ernst, im zweiten eine freundliche lebendige Hoheit, im dritten ist sinnengefälliges, oft auch leichtfertiges Spiel.

Einen Nutzen hat die Kenntniß der Geschichte, sie gewährt nämlich die Überzeugung, daß alles Reden, Schreiben, Thun nichts hilft gegen die Verkehrtheiten der Welt, welche alle Tage neu auferstehen, selbst wenn man sie vernichtet zu haben meint; weswegen Jemand, der lange genug lebt, lernt, alte Narrenkappen auf frischen jungen Schädeln sieht, die sich dann so damit brüsten wie einst ihre Vorgänger, die Todtengräber in den Gräbern.

Zu den Worten Salomo's: „Alles ist eitel", fügt ein Seitenspruch: „Alle sind eitel". Letzteres ist gut für die menschliche Gesellschaft, darum als eine anmuthige Beschaffenheit zu loben, in Schutz zu nehmen; mithin sind auch die Weiber nicht zu tadeln, denen Eitelkeit am häufigsten vorgeworfen wird, weil sie dieselbe am natürlichsten und geselligsten zur Schau tragen. K.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 15. Februar 1836.

Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Sechster Band. Die Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen von 1393—1407. Verfassung des Ordens und des Landes. Königsberg, Borntträger. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. *)

So interessant der in diesem Bande behandelte Theil der Geschichte von Preußen ist, indem in ihm grade die lebhaftesten Verhältnisse des Ordens mit den skandinavischen Reichen und andere wichtige Beziehungen abgehandelt werden, so übergehen wir doch diese Partie, um unsere Betrachtung ausschließend der Schilderung des Zustandes, der Verfassung des Ordens und des Landes unter dem Orden zuzuwenden.

Wenn Plato auferstanden wäre von den Todten in der Zeit der größten innern Blüte des Ordens, wo diesem noch die Aufgaben und Ziele, die er sich gesetzt, am lebendigsten gegenwärtig waren, er würde, hätte er irgend menschlich-billige Maßstäbe angelegt, dieses Institut anstaunen, er hätte in Preußen eine Annäherung an sein Staatsideal finden müssen wie sonst nie und nirgend auf der Welt. „Ein Bund tapferer Männer, die einen Staat so gründen und leiten, daß sie in Liebe, Gerechtigkeit und Entsagung in ihrem ganzen Leben einen göttlichen Dienst sehen; und unter der Leitung dieses Bundes, der die mannichfachsten Lebensbeziehungen gestattet, aber sie auch in einander nicht störenden Wegen erhält — Alles zu einem Ziele, und zu einem Ziele der Liebe und Gerechtigkeit gerichtet, weit über das irdische Dasein hinaus — was kann es der Idee noch Herrlicheres, Größeres geben! — und die Ausführung? so weit Menschen Ideale erreichen können, ist es hier geschehen, und wenn Misbrauch und zuletzt Ausartung eintrat, ist auch das nur ein Zeichen ursprünglicher Lebendigkeit und Kraft, denn nur das Todte, nur die Maschine kennt neben dem Gebrauch keinen Misbrauch und keine andere Ausartung als Unbrauchbarwerden durch Abnutzung.

Welche Fülle wahren Christenthums, man kann sagen lutherischen Christenthums in der ältern katholischen Kirche auch war, können herrliche Stellen des Gesetzes dieses Bundes beweisen. Wie schön lautet es nicht, wenn es heißt: „Man liest, daß Salomo den Tempel und Alles, was darinnen, mit Gold bedeckte und ließ wirken goldene Schilde. Das Gold ziert, die Schilde bewahren. Gebricht unserm Gotteshause das Gold der Minne, so sind wir unbewahrt und ungeziert, denn die Minne ist die Grundfeste geistlichen Lebens und tröstet und stärkt, die darin arbeiten, und ist die Frucht und der Lohn, die stets bleiben. Ohne die Minne sind weder Orden noch Werke heilig, sondern sie sind nur Scheinheiligkeit. Die Minne ist ein Schatz, mit dem der Arme reich ist, der ihn hat, und der Reiche arm, der ihn nicht hat. Hierum sollen alle Brüder mit Fleiß danach stehen, daß sie nicht allein einander nicht beschweren, sondern mit Minne, Dienst und Demuth gegeneinander Das üben, daß sie im Himmelreich erhöht werden, denn wie das Evangelium spricht: „wer sich hier erniedrigt, der wird dort erhöhet."

Da mag Mancher sagen: Ja! im Gesetze können schöne Worte stehen, aber wie dergleichen zur Erscheinung kommt, ist eine andere Sache! Die Erscheinung aber in diesem Falle ist dem Gesetze so adäquat, als es unter Menschen überall möglich ist. Mit Gottesdienst wurde der Tag begonnen und beschlossen; von der Mette zur Complete wurden alle Gebetszeiten gehalten und der Ordensritter fortwährend erinnert an den heiligen Geist, dessen Dienstmann er geworden, seit das heilige Blut Christi ihn aus der Sklaverei der Welt erlöst und zu einem Knecht Gottes gemacht hatte. Das Gesetz ermahnte zu frommer Andacht und rechter Innigkeit im Glauben, auf daß den Brüdern Das zu Herzen ginge, was sie mit dem Munde sprächen. War aber schon der tägliche Verkehr durch die Gebetszeiten wie an ein heiliges Gerüst gefestet, daß er nicht in Lockerheit und Unbekümmertheit um die Aufgaben des Ordens verwüchse, so sollte für den Ritter der christliche Festkreis des Jahres auch noch von tieferer Bedeutung sein als andern gewöhnlichen Menschen, und zu den allgemeinen Kirchenfesten kamen noch eine Reihe besonders vom Orden gefeierter Tage. Alle diese religiösen Begehungen waren nicht opera operata, neben denen das übrige Leben in aller weltlichen Aufgelöstheit herlief, sondern dies übrige Leben war treulichst entsprechend. Da war kein Unterschied unter den Ordensbrüdern als der der Würdigkeit. „In der gewöhnlichen Lebensordnung stand keinem Ordensbruder, er mochte fürstlichen, gräflichen oder gemeinadeligen Geschlechtes sein, vor dem andern ein Vorrecht oder ein Vorzug zu, sofern ihn nicht irgend ein bekleidetes Amt verlieh." Nicht einmal durch bessere Kleidung, Schmuck u. dergl. duldete man eine Abzeichnung des einen Ritters vor den andern. „Alles Kostbare und Auffallende am Kleide war untersagt und wurde nicht geduldet. Wer mit den ihm zuertheilten Kleidern, Waffen und anderm Bedarf unzufrieden nach bessern und schönern trachtete, hatte verwirkt, daß man ihm noch schlechtere gebe. Alle äußern Kleider mußten von geistlicher Farbe sein. Der Schnitt derselben war genau bestimmt." „Alles Pelzwerk durfte nur von Ziegen und Schaffellen sein."

Eben dieselbe Gleichheit und Einfachheit wie in der Kleidung war auch in der Beköstigung. Alle aßen gemeinsam in einem Versammlungs- und Speisesaal oder dem Remter des Convents, Alle dieselbige Speise. Keiner genoß einen Vorzug; selbst der Gebietiger und Comthur saß in der Regel mit an der Tafel seiner Conventsbrüder. Jeder mußte sich mit Dem bescheiden, was ihm nach zureichendem Maße seines Bedürfnisses an Speise und Trank gereicht ward. Kein Bruder durfte außerhalb des Convents speisen." — „Die Speisen bestanden aus guter und nahrhafter Hausmannskost ohne alle Leckerbissen oder sonstige feine Genüsse. Auf der Conventstafel sah man keinen Wein. Bier war das gewöhnliche Getränk. Nur an hohen Festen wurde besser gespeist und mitunter Meth getrunken."

Keiner durfte anders als der Andere angekleidet in den Speiseremter kommen; Keiner früher vom Tische aufstehen, bis Alle gespeist hatten. Während der Speisung durfte Niemand sprechen, aber es ward durch angestellte und besoldete Tischleser Lection gehalten, „damit, wie das Gesetz sagt, nicht allein die Gaumen werden gespeist, sondern auch die Ohren hungern nach Gottes Wort". Vor und nach Tische ward gebetet. Gewöhnlich wurden zwei Mahlzeiten, das Frühmahl und das Abendessen, gehalten; an Fasttagen trat aber an die Stelle des letztern eine Collation, d. h. ein Abendessen, wobei nur leichtere Speisen gereicht wurden.

Auch der Schlaf der Ritterbrüder war an die Regeln der Gleichheit so viel dies möglich gebunden und auch hier waren die Ordensglieder unter gegenseitiger Bewachung in Gemeinsamkeit. Die Schlafzeit war von der Complete bis zur Mette, in welcher Zeit Keiner sprechen durfte, außer wenn nothwendige Amtsverhältnisse, Feuersnoth u. dergl. zu Unterbrechung des Stillschweigens nöthigten. „Kein gesunder Bruder durfte auf Federbetten, Matratzen oder anderswie schlafen, als das

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 256 und 257 d. Bl. f. 1832. — D. Red.

Digitized by Google

Gesetz es bestimmte; jedem war ein Bettsack, ein Kopfkissen, ein Betttuch und eine leinene oder wollene Decke nebst einem Kissen zugewiesen." Jeder schlief in einem Bette allein und behielt dabei die Unterkleider an; auch mußte in dem gemeinsamen Schlafgemache stets Licht brennen, und weder Tags noch Nachts durfte ein Bett umhängt sein, damit jeder Zeit genaue Aufsicht möglich war. Ja! es durfte sogar überhaupt keiner etwas unter Verschluß in Kisten, Reisetaschen oder Schreinen haben, außer bei Verwaltung eines Amts, und die Thüren der Zellen oder Wohnkammern mußten weit gegattert und nie behangen sein, um stets hineinsehen zu können. Das ganze Leben eines Ritterbruders sollte durchsichtig sein wie Glas, damit man jeden Fehl darin, jedes mit dem Princip des Ordens nicht übereinstimmende sogleich bemerken und abstellen könne, und damit auch das Bewußtsein des Beobachtetseins der Schwäche des Einzelnen unter die Arme griffe. „Empfangenes Geld durfte der Conventsbruder nicht über Nacht behalten, mit Ausnahme Derer, die in des Hauses Geschäften Geld in den Händen hatten. Keiner durfte Geld in Besitz halten, um Rosse oder sonst etwas zu kaufen; wer es hatte, mußte es seinem Obersten geben, der ihm Pferde oder sonstige Bedürfnisse besorgte." — „Es stand nicht einmal dem Comthur zu, einem seiner Conventsbrüder Geld zu überlassen, um Essen und Trinken zu kaufen. Nach dem Gesetze war es keinem Ordensbruder erlaubt, für seine Wartung einen Jungen oder Knecht zu halten, sondern Jeder mußte Alles, was er bedurfte, selbst besorgen." Hunde zu eignem Vergnügen zu halten, war untersagt; ja! sogar die Jagd war untersagt außer auf Wölfe, Luchse, Bären und andere reißende Thiere, und hierzu durfte kein Hund gebraucht werden. Von Spielen waren nur Schachzabel und Zackunenspiel erlaubt; im übrigen waren die Ritter auf ihre Gespräche, auf Schießübungen mit der Armbrust nach dem Vogel, auf ihre Amtsverrichtungen und auf zufällige Erheiterungen verwiesen, unter welche letztere etwa das Anhören fremder reißender Spielleute und Liedsprecher u. dergl. gehörte.

Selbst auf Reisen war den Ritterbrüdern, denen überhaupt zur Pflicht gemacht war, untereinander und andern Menschen Muster zu sein in Zucht und Rechtschaffenheit, anbefohlen, übelberüchtigte Wirthe und Orte zu meiden, und wo sie es nicht konnten, sollten sie wenigstens nicht mit Frauen sprechen. Keiner durfte eine Frau küssen, „weil dies zu Unkeuschheit und weltlicher Minne ein offnes Zeichen ist"; selbst der Kuß der eignen Mutter und Schwester war keinem Ordensbruder erlaubt. „Weil viel Spazieren und Umherreiten der Seele nicht Nutzen bringe, sollte kein Gebietiger oder Comthur seinen Conventsbrüdern weiter zu reiten Urlaub geben dürfen, als bis in die nächsten zu beiden Seiten liegenden Ordenshäuser." — „Gelangte ein Ordensbruder in eine Stadt bei einer Ordensburg, so durfte er ohne Erlaubniß des Comthurs der Burg oder dessen Stellvertreters sich nicht in die Stadt begeben, es begleitete ihn denn ein anderer Bruder des Convents; auch mußte er jeder Zeit sagen, wo man ihn finde, wenn man ihn suchte."

Die Eigenthumslosigkeit der Ritter ging so weit, daß sie nicht einmal die ihnen wirklich zu eignem Gebrauch übergebenen Gegenstände, wenn sie abgenutzt waren, willkürlich verschenken durften. Alte Kleider z. B. mußten dem Trappier zurückgegeben werden, der den Regeln des Ordens gemäß darüber verfügte. Ebenso hatte der Ritter seine Pferde, seine Waffen u. s. w. nur zum Nießbrauch, und das Eigenthumsrecht daran stand fortwährend im Ganzen dem Orden zu.

Wir wollen nun die einzelnen Beispiele nicht weiter häufen, welche zeigen können, daß es dem Orden ursprünglich wirklich ernst war mit seinem Leben für höhere Zwecke, mit seinem Leben für eine Idee. In der Zeit, wo diese äußere Erscheinung einem wahrhaft vorhandenem innern Leben entsprach (und diese Zeit dauerte bei dem deutschen Orden in Preußen verhältnißmäßig lange genug), muß in der That dies ganze Ritterthum eine wunderbar-imponirende politische Gestalt gewesen sein, und keine leeren Worte waren es, wenn der Ordensmeister dem aufzunehmenden Ritter das Kreuz überreichend sprach: „Siehe, wir geben dir dieses Kreuz für alle deine Sünden. Wenn du beobachtest, was du versprochen, so machen wir dich des ewigen Lebens gewiß. Der Herr ziehe dir an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit."

Nun denke man sich die Schar dieser in ernstem, frommem Sinne zu den erhabensten Zwecken vereinten, aus den gebildetesten, die tapferste Gesinnung bewahrenden Familien hervorgegangenen Männer, durch ein strenges Gesetz gehalten und in die verschiedenen Convente vertheilt, welche in den einzelnen Ordensburgen (ursprünglich je 12 Ritterbrüder und ein Comthur) ihren Wohnsitz hatten. Man denke sich die allgemeinen Angelegenheiten des Ordens geleitet und verwaltet durch eine Reihe oberster Gebietiger des Ordens, sowie die Verwaltungsgeschäfte in den einzelnen Burgen und Gütern an die Ritterbrüder nach Ämtern vertheilt, und an der Spitze des Ganzen den Hochmeister — immer einer den andern, der Hochmeister die Gebietiger, die Gebietiger die Convente und wieder der ganze Orden den Hochmeister beschränkend und im rechten Gleise haltend — immer einer den andern in Liebe mahnend und unterstützend, aber keiner dem Schuldigen die Strafe störend, da die Strafe Gottes Recht ist — man denke sich Alles dieses und frage sich, ob wol in der ganzen Geschichte ein sittlicheres Regierungswesen vorhanden war als dieses. Die alle Gewalt und allen Reichthum in Händen hatten, waren persönlich die Ärmsten, die alles Recht handhabten und schützten, waren selbst fast bei jedem Athemzuge durch das härteste Joch des Rechts gebeugt, wenn ihnen die Liebe zu Gottes heiliger Ordnung dasselbe nicht sanft und leicht machte; und diese Gewalt und dieses Recht, wo anders hatte es seine letzte Quelle als eben in Dem, was man als Gottes Ordnung gläubig festhielt.

Sehen wir nun in dem Leben, in den Einrichtungen des Ordens selbst das christliche Element in aller Weise zum Ziele geführt und bei jedem Schritte als Alpha und Omega geltend gemacht, so ist im Lande dagegen für die Verhältnisse der untergeordneten Einwohnerclassen, des Landadels, der Städte, des Landvolks das germanische Lebenselement durchaus das überwiegende. Nichts zwar findet sich, was dem Christenthum den Weg verträte; es ist auch hier Alles in wesentlich christlichen Bahnen, aber Formen und Äußerungen des Lebens sind nicht mehr wie im Orden, man könnte sagen: gewaltsam christlich, sondern das Christenthum duldet hier deutsches Volkswesen in behaglicher Breite neben und um sich. Und inwiefern dieses mannichfaltig gestaltete, deutsche Leben vom Orden geschaffen, geschützt und geleitet wurde, ist deutlich, daß auch jeder Ordensritter unter dem Kreuze ein deutsches Herz tragen mußte.

Da tritt dann nicht blos im Orden, sondern auch im Lande, in diesem christlich-deutschen Colonialstaate wieder das grunddeutsche Element der Beschränkung des Regierenden, des Fürsten durch das Recht als durch ein Höheres, Göttliches und durch die Genossen des Ordens und des Landes, wie sie in verschiedenen Abstufungen und Weisen das ihnen zustehende, in den höhern Kreisen auch das Andern zustehende Recht schützen und halten und gegen den Fürsten vertreten, hervor. „Wie seine Handlungsweise als Oberhaupt des Ordens und sein Verhalten gegen die Brüder, so stand auch seine Landesverwaltung in ihrem Geiste und Wesen unter der Aufsicht der Gebietiger. Es war ihre Pflicht und lag in ihrem Rechte, den Meister zu ermahnen und zu warnen, wenn er das Land zu hart oder auch zu mild und nachsichtig regierte. Wollte er die seinen Landen und Leuten gegebenen Zusagen oder Brief und Siegel nicht halten, so konnten die Gebietiger ihn darüber zur Rede setzen und ihn darum weisen; hörte er ihre Warnung nicht, so erfolgte eine Anklage bei dem Meister von Deutschland und das Ordenscapitel richtete und strafte. Überhaupt hatte der Hochmeister in allen Dingen der Regentschaft, wenngleich als

Digitized by Google

Landesfürst immer wol die erste, doch keineswegs die einzige und allein entscheidende Stimme; er stand im ganzen Kreise seines Waltens stets unter dem Richterstuhle und dem Gesetze des Capitels. Wie alle Brüder des Ordens, so sollte auch er in allen Dingen seinen eignen Willen brechen, denn es hieß nicht im Gesetze: was der Meister will, sondern: was die Oberen gebieten oder heißen, das soll haben Gebotes Kraft."

Waren die Gebietiger aber die nächste Schranke, so ist zu denken, daß das Thun der Gebietiger selbst im Orden in ihr bestimmten und beschränkten Wegen gehalten war, und daß diese Schranken der Gebietiger auch mittelbar wieder Schranken des Fürsten wurden, ferner daß der landsässige Adel, der nicht im Orden war, allmälig, nachdem er anfangs nur Landrichter- und Landschöppenstellen gehabt, sich ebenso wie der Bürgerstand in dem von beiden Ständen gemeinschaftlich gebildeten Landrath eine landständische Stellung erwarb; daß endlich die eigentliche Rechtsfindung und Rechtsübung in verschiedenen Abstufungen bei allen Ständen und Classen der Einwohner, in den unter den Schultheißen bestehenden Dorfgerichten sogar in den Händen der Bauern waren.

Wenn man das Detail der Landesverfassung und Landesverwaltung des mittelalterlichen Preußens in gegenwärtig vorliegendem Bande so klar und schön geschildert sieht, ist es Einem, als sähe man einem hochgebildeten, feinen, ehrwürdig deutschen Gesicht so recht klar in die hellen Augen und nicht einem von der modernen Art, die mit ein paar Modefalten und mit oberflächlich herumschwimmendem Blicke das Äußerste des Staatslebens erreicht zu haben glauben, sondern Einem, in dessen Zügen sich das tiefe organische Innere, was aus der innigen Beziehung zu Gott und zu der Geschichte des Volks und seines Rechts das Leben schöpft, rein abspiegelt.

Wir müssen dieses Detail hier übergehen; fodern aber den künftigen Leser, der durch obige Worte sich nicht abgestoßen fühlt, dringend auf, an das Buch selbst zu gehen, und sind im Voraus seines Dankes überzeugt für den Genuß, den er darin findet. 49.

Poetische Literatur.

1. Gedichte. Von H. G. Studemund. Rostock. 1833. 8. 16 Gr.

Schiller, Bürger, Tiedge, Hölty und Matthisson sind die Muster unsers Dichters, der sich in die Werke seiner Vorbilder so hineingelesen zu haben scheint, daß man diese selbst in manchen gelungenen Stellen der vorliegenden Gedichte zu hören glaubt. In der ersten Abtheilung: „Doberan", heißt es gleich im ersten Gedichte: „Die Wiedergeburt zum Ruhme", S. 2:

Mit dem grünen Jugendkleide
Ziert der Lenz den Buchenhain.
In den großen Saal der Freude
Führet er seine Sänger ein.

Lerchen lehret er ihre Lieder,
Nachtigallen ihr Gedicht,
Bäche ihr Gemurmel wieder,
Wenn sein Hauch das Eis zerbricht.

So geht es, meist Schiller's Weise nachtönend, fort, die sich noch reiner im dritten: „Das Feuerwerk" (S. 8—12), und wieder vornehmlich im vierten: „Die Badereise" (S. 12—18), vernehmen läßt. Im letztern Gedichte wird am Schlusse, der von der Schiffahrt handelt, das aes triplex des Horaz mit Oehner's Ansicht im „Ersten Schiffer" zusammengegossen und endlich von dem, donnernde Kanonen, Congreve'sches Geschoß und ganze Heere durch alle Zonen führenden Schiffskoloß gesagt:

Trotzend auf die hanfnen Zwirne (!)
Bietet er der Flut die Stirne,
Fürchtet nicht Poseidon's Macht;
Aber mit dem Dreizack wühlet
Auf der Gott das Meer und spühlet
Ihn hinab in ew'ge Nacht.

In der zweiten Abtheilung: „Doberan betreffende Gedichte", zeichnen wir aus: „Die Luftfahrt" der Madame Reichard (S. 28 fg.), das „Dampfboot" (S. 34 fg.), gut und anschaulich dargestellt. „Der Gang nach dem Bade im Winter" (S. 46—51) ist ein completer Matthisson. Es beginnt:

Zu deiner Düne, heil'ger Meeresstrand,
Wohin im Lenz die Pilger freudig ziehen,
Wo an der Woge Saum, benetzt im Sand
Dann glatter Kiesel bunte Farben glühen;

Wo oft der hohen Woge mächt'ge Wucht
Zerberstend die Gestade überschäumet,
Und schnell verfliegend auf der wilden Flucht
Gefurcht das Bette höhern Fluten räumet;

Wo mit des Sturmes schrillem Angstgeheul
Der Brandung dumpfe Donner sich vermischen,
Getroffen vom gezackten Donnerkeil
Die weißen Wogenkämme leuchtend zischen u. s. w.

„Die Völkerschlacht" (S. 52—62), in der dritten Abtheilung, ist eine Mosaik aus Schiller und Tiedge. Letztern anlangend, höre man u. A. S. 55:

Bergend gießt die Nacht den schwarzen Schatten
Hin um manches leichte Hüttenhaus.
Was noch athmet, streckt erschöpft die matten
Glieder auf dem harten Strohpfühl aus.

Wie das Sternheer durch der Nächte Dunkel
Mit Millionen Flammenkerzen bricht,
Macht der Wachfeu'r glimmendes Gefunkel
Einen halben Erdkreis licht.

Die monologisirende Manier dieses Dichters finden wir S. 60 nachgeahmt:

Fallet Berge! — Weh, wer kann ihn zähmen
Seiner alten Garde wilden Muth?
Wer die erzumschienten Glieder lähmen
Seiner reitenden Gigantenbrut?

Sagt' nicht, Freunde, auf des Nordwinds Schwingen
Naht die skandinavische Batt'rie,
Und die Felsentöchter dort am Hügel singen
Immer lauter Blücher's Melodie u. s. w.

„Die Uhr" (S. 63—74) und „Das Schiff" (S. 127—136) sind freie Parodien des „Lieds von der Glocke", im Einzelnen nicht ohne Verdienst, im Ganzen nicht vorzüglich. Wir sind mit diesem Artikel schon so reichlich versehen, daß ein Geschäft hierin kaum noch rentirt. „Die Ritterburg im Mondschein" (S. 85 fg.) ist eine Mosaik aus Matthisson und Tiedge, die „Elegie" (S. 91 fg.) ganz in der Manier des letztgenannten Dichters. Eine andere (S. 89 fg.) hat zu viel Wörtliches von der bekannten Hölty'schen und muß als ein sehr schwaches Product bezeichnet werden. „Prinz Lieschen" (S. 107 fg.) ist ganz Bürgerisch. Durchgängig Tiedgisch sind wieder „Die Quellen" (S. 83 fg.), recht artig, ferner im Anhange „Das Burgfest zu Bützow" (S. 112—119) und „Erinnerung an Bützow" (S. 120—126).

Soviel im Allgemeinen über diese Gedichte, die sich lesen lassen, deren Verf. wir namentlich in der malenden und beschreibenden Poesie eine gewisses Geschick, eine poetische Gnade nicht abzusprechen wagen, der aber, daß er wahres Talent besitze, erst durch selbständigere Hervorbringungen zeigen muß. Um noch einiger Kleinigkeiten zu erwähnen, so erscheint uns (S. 2) dunkel:

Auch die Classiker des Lebens,
Speicher, hielt die Hand der Zeit

und etwas gesucht im „Abschied der Harmonie" (S. 31) „Der Setzerzunft Unsterbliche" für große Componisten. So beleidigen auch viele unnöthig gebrauchte Fremdwörter, z. B. (S. 4) „Brillantirt ein theures Zeichen", (S. 5) „In Elysiums kopirter Zauberscene", (S. 6) „Ein terrassirter Wald", (S. 11) „Brillantirter Name", (S. 15) „Perspectivisch schimmert", S. 23 steht gar

Digitized by Google

— die silberfarb'ge Pappelweide
Im brillantnen Gallakleide
Wie ein großer Lüstre da. (!)

(S. 25) „Schwäne ziehen mit sonorem Fluge", (S. 27) „Grauenlich klatscht selbst der sonore Schwan", der (S. 75) „sonore Flügel" hat, (S. 50) „Fronton", (S. 87) „Die Venen der großen Natur", (S. 122) „Die sterilen Hügel" u. s. w. Unrichtig und etwas gemein ist (S. 22):

O Hoffnung besserer Zeit betrüge
Kein kommendes Jahrhundert nicht!

2. Vermischte Gedichte ernsten und heitern Inhalts von G. R. Stark. Erstes Bändchen. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1834. 8. 20 Gr.

Der Verf., ein nürnberger Handwerksmann, ward, nach der Vorrede, durch den frühen Tod seines mittellosen Vaters verhindert, die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten. Die Neigung zur Dichtkunst blieb ihm auch in dem aus Noth gewählten Stande und verleiht ihm jetzt, bei vermehrter Muße, Trost und Beruhigung. Das ist freilich immer an sich schon tausendmal gescheiter, als wenn der ehrsame Meister, von dem vor ein paar Jahren auch in seiner Gegend herrschenden politischen Pips angesteckt, mitcrawallt (sit venia verbo, das unsers Wissens ein bekannter deutscher Staatsmann vor ungefähr vier Jahren in die Schriftsprache einführte) hätte und jetzt zu seinem und der Seinigen Unglück in einem bairischen Detentionshause säße, oder, noch davongekommen, mit französischen und schweizerischen Demagogen fraternisirte und von dem immer spärlicher werdenden Almosen politischer Propaganden das Leben hinbringen müßte. Wer keine Kunstwerke sucht und mitunter einen kleinen Verstoß übersieht, folgt nicht ohne Interesse dem oft von Witschel's Geist befeuerten Gedankengang unsers schlichten, frommgesinnten und gutmeinenden Verf. in den religiösen Gedichten und wird in mehren Gelegenheitsgedichten ihm eine gewisse Gewandtheit und einen den Kreisen, für die sie bestimmt sind, wohl angepaßten Ton nicht absprechen.

3. Ausgewählte Gedichte von Georg Nicolaus Bärmann. Hamburg, Perthes und Besser. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Niemand halte die Worte auf dem hintern Deckel des Umschlags für eine Äußerung der Bescheidenheit: „Als Manuscript für Freunde und Gönner auf Kosten des Verf. gedruckt". Gleich auf dem Titel liest man dagegen:

Wie der Autor es verfaßt hat,
Nicht, wie's frecher Diebstahl druckt,
Dem's nach Früchten fremden Fleißes
Stets in allen Fingern juckt.

Die bekannte Gries'sche Übersetzung dieser Stelle aus Calderon's „Mariamne" ist gut, Beruf genug für Hrn. B., der sich einmal nicht nehmen läßt, das schon Gethane noch einmal zu thun, die eben mitgetheilte schlechte zu liefern. Aber diese Stelle steht auch ganz ohne Sinn da; denn welcher Nachdrucker wäre wol so thöricht, diese Arbeiten, unter denen viele sogenannte Gelegenheitsgedichte und die sämmtlich sehr gewöhnlich sind, nachzudrucken? Hier träte wahrlich der Fall ein, daß man den Dieb bedauern müßte! Wenn auch die Franzosen ihr Riesenunternehmen, eine Sammlung deutscher Classiker zu veranstalten, ins Werk setzten, Hr. B. gehört nicht darunter, er kann ganz ruhig im großen Alsterpavillon seine Tasse Kaffee schlürfen und ohne Sorge sein, daß die Seinepressen sich an seinen Kindern vergreifen werden. Das einzige Stück des vorliegenden Bandes, was vielleicht etwa in eine der unausgesetzt erscheinenden Sammlungen von Poesien aller Art sich der Seltsamkeit wegen verlaufen könnte, ist die Übersetzung des „Gedichts an den Rum" (mit dem englischen Text, S. 196—201), 14 Vierzeilen in lauter zusammengesetzten Wörtern, z. B.

Flinnenmacher, Brustentzünder,
Wangaufdunser, Faulpilzfreund,
Unglückvater, Schmacherfinder,
Teufelsköder, Ehrenfeind u. s. w.

Um seinen „Improvisator im Glanz" (?) (S. 149—167) braucht ihn selbst der wasserreiche Langenschwarz nicht zu beneiden, und an den „Gedichten in Assonanzen", seiner Frau, bleibt ihm das litterarische Eigenthum gewiß. „Der Neujahrsgruß für Alle" (S. 5—7) ist ein ganz gewöhnliches, zum allgemeinen Gebrauch ausgearbeitetes Gelegenheitsgedicht, ohne alle Haltung, der „Neujahrsgruß an Hamburg" (S. 8—10) gezwungen und ordinair. Mehre andere blos Hamburg betreffende Gedichte, Pro- und Epiloge, Todtenfeier hamburger Künstler u. s. w. übergehen wir, da sie weder für das Allgemeine von Interesse, noch gelungen sind. Wenn es über die „Sängerwürde" (S. 41—43) unter Anderm also heißt:

(S. 42) Wenn ein Schwarm gedungner Kritikarchen
Dort den Krautkopf zum Genie creirt,
Und den echten Sohn Apoll's (Hrn. B.?) mit Schmarchen (!)
Zu des Pöbels Brudel (?) einquartirt.

so läßt sich von der Würde, dem Geist und der Bildung Dessen, der so singt, nur die allergeringste Meinung fassen. Um freilich Renommagen der Art müssen bei Hrn. B. nur zu oft der Schwung der Phantasie, die Glut und Innigkeit der Empfindung ersetzen; er liebt es einmal den Mund gewaltig voll zu nehmen und mit rauher, mistönender Stimme und mit einigem gewissen anmaßlichen, derben Gedunsenheit Fadaisen und Plattheiten vorzubringen. Als Probe einer merkwürdigen Denkführung seien noch hier die „Worte am Sarge eines Freundes" (S. 52—54) erwähnt. In der ersten Ottave heißt es, daß der Tod nicht Stand, nicht Jahre unterscheidet, und weil das nun Allen eine so gar unbekannte Sache ist, so wird es in der zweiten noch einmal mit andern Worten gesagt, die dritte lautet:

Und dennoch ist er (der Tod) furchtbar nur den Thoren,
Nur Schreckbild Dem, der Wahres (?) nicht erkennt;
Denn aus der Nacht erst wird das Licht geboren,
Und Sonnen gibt's nicht ohne Firmament;
Drum (Drum?) ist auch Frd'sches Ew'gem auserkoren
Vom ew'gen Lichte, das kein Wort benennt.
So kannst nur geistig von des Erdballs Auen
Du auf zum Lichtquell ew'gen Daseins schauen.

Was ist mit diesen ohne allen Zusammenhang willkürlich aneinandergekoppelten Tiraden, wie sie kaum ein gewöhnlicher Commißdichter mehr braucht, gesagt? Als „Hochgedanke" wird endlich aufgestellt:

Zu Gott empor muß, was von Gott gekommen,
Zum Staube, was dem Erdenstaub entblüht',
Und durch des Welterlösers Auferstehen
Ist uns bereit (?) ein ew'ges Wiedersehen.

Wer nun an Dem, was Hr. B. so ganz bestimmt weiß, noch zu zweifeln wagt, auf dessen Haupt falle der Nachtheil.

4. Das Buch der Liebe. Von E. M. Öttinger. Berlin, Krause. 1833. Gr. 12. 18 Gr.

In den „Minette" überschriebenen 70 Liedern spricht sich größtentheils eine gewisse reine Glut aus; die etwas zu lose Behandlung thut mehren Eintrag. „Babette" (73) hat uns minder angesprochen und L. 86 und 96 sind doch leichte, nichtssagende Spielereien. Nach Art des bei der vorigen Sammlung erwähnten „Gedichts an den Rum" preist Hr. Ö. hier im 100. L. das Lob des Champagners auch in 14, aus zusammengesetzten Wörtern bestehenden Vierzeilen, z. B.

Sorgentödter, Freudenspender,
Qualabzapfer, Menschenfreund,
Himmelschöpfer, Wonnesender,
Gramableiter, Grillenfeind u. s. w.

Trotzdem daß es gelungener ist als jenes, hat es doch auch manches Gezwungene und ermüdet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 47. — 16. Februar 1836.

souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—33), ou notes d'un voyageur, par Mr. *Alphonse de Lamartine*. Vier Bände. Paris 1835. *)

Als sich vor einigen Jahren die Nachricht verbreitete, daß der Dichter der „Méditations poétiques", des flachen, unpoetischen Lebens des Westens müde, seinen Flug nach dem Orient richten wolle, um die ermattete Phantasie an dem Anblicke einer wunderbaren Natur, an den Trümmern und Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit zu erstarken, da berechnete Mancher im Voraus die Resultate dieser Pilgerfahrt des gefeierten Sängers, und die Erwartungen steigerten sich im Verhältnisse zu den Mitteln, welche ihm, wie man wohl wußte, zur Erfüllung seines Gelübdes zu Gebote standen. Lamartine, von äußern Glücksgütern in hohem Grade begünstigt, war im Besitz umfassender Kenntnisse, konnte den Blick zu gleicher Zeit auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auf die Dinge dieser Welt und in das Unendliche richten, und verband mit der Fülle des dichterischen Gemüthes jene Freiheit des Geistes, welche sich selbst die Schranken setzt und nur ihre eignen Fesseln trägt. Seine Reise nach dem Orient war nicht eine kalt berechnete Speculation, nicht das Werk kleinlicher Eitelkeit, welche das Maß des Wissens zum Mittel der Befriedigung macht, sondern sie war der Wunsch seiner begeisterten Jugend, welcher mit dem Mannesalter zum festen Entschluß reifte und das Bedürfniß seines innern Lebens wurde; es sollte eine poetische Reise im erhabensten Sinne des Wortes sein. Man versprach sich in dieser Beziehung die glänzendsten Erfolge; man ging vielleicht mit Unrecht und aus Mangel an Klarheit über des Reisenden Absichten und Zwecke noch weiter; man hoffte, große Bereicherungen in wissenschaftlicher Beziehung, neue Aufschlüsse über das Alterthum und die gegenwärtigen Zustände des Orients und tiefere Blicke in das Leben und die Bedürfnisse seiner Bewohner zu erhalten. Theilnehmend folgten Freunde und Verehrer in den Gedanken dem Dichter zu den classischen Gestaden von Hellas, zu den Cedern des Libanon und zu den Pforten des heiligen Grabes, und mit Ungeduld sah man seiner Rückkehr entgegen, mit Ungeduld erwartete man die ersten öffentlichen Mittheilungen aus den heimgebrachten wissenschaftlichen und poetischen Schätzen. Über ein Jahr verging unter eiteln Wünschen und Hoffnungen, und diese Verzögerung steigerte noch mehr die Erwartungen und Ansprüche des Publicums. Durch das Erscheinen des Werkes unter obigem Titel sind sie — wir müssen es leider eingestehen — zwar nicht ganz getäuscht, aber doch schwerlich befriedigt worden.

Lamartine sagt selbst, er wolle weder ein Buch noch eine Reisebeschreibung, weder geographische noch historische Aufschlüsse und am allerwenigsten ein Gedicht geben. Dies Alles sei von Andern bereits vor ihm gegeben worden oder noch zu erwarten; er habe diese „notes", welche „exclusivement pittoresques" seien, nur für sich niedergeschrieben und sich nur schwer zu ihrer Bekanntmachung entschließen können. Wir erhalten daher eben weiter nichts als ein Gemisch von leicht hingeworfenen, abgerissenen Gedanken, flüchtigen Bemerkungen und kurzen Schilderungen der Natur, wie sie der Gang der Reise oder die zufällige Gemüthsstimmung des Dichters mit sich brachte, in der formlosen Gestalt eines Tagebuches. Schon diese äußere Einkleidung hat etwas Unbefriedigendes und Anstößiges und konnte auf den innern Gehalt des Werkes nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben. Es fehlt dem Ganzen der innere Zusammenhang, der goldene Faden eines leitenden Gedankens; anstatt daß durch ihn die Aufmerksamkeit und das Interesse gefesselt werden sollten, werden sie im Gegentheil durch die Aufnahme einer Menge gleichgültiger, unbedeutender Dinge, durch öftere Wiederholungen und durch eine gewisse Einförmigkeit der Schilderungen und der Gefühle gestört und ermüdet. Wir wagen es nicht, Lamartine dies zum Vorwurfe zu machen; wir würden es ihm aber hoch anrechnen, wenn er uns ein Werk, vielleicht von geringerm Umfange, aber von höherm wissenschaftlichen Werthe geliefert hätte, worin eine großartigere Auffassung des Gegenstandes, mehr Freiheit des Gedankens und weniger Beschränktheit des Gefühls vorgeherrscht haben würde. Wir meinen hiermit keineswegs, daß Lamartine seine Individualität hätte verleugnen oder unterdrücken sollen; es macht aber einen unangenehmen Eindruck, wenn man an der

*) Wir haben im vorigen Jahrgange unserer Bl. schon Einiges über Lamartine's Reise mitgetheilt, dieser größere Bericht aber ist ohne unsere Schuld so verzögert worden.
D. Red.

Digitized by Google

Stelle eines durchdringenden männlichen Sinnes, wie ihn unsere Zeit, die Betrachtung großer Vergangenheit und die vielversprechende Zukunft des Orients verlangt, mehr eine getrübte Phantasie und eine unkräftige, krankhafte Empfindsamkeit antrifft, deren Quelle am Ende doch nur getäuschte Hoffnungen und vergeblich erstrebte Ideale sind. Lamartine mag als Dichter, als Dichter der christlichen Gefühlswelt ein Recht mehr haben, den Drang seines Herzens, den Kummer seiner Seele zu offenbaren; allein wir meinen, daß es selbst hier eine Grenze gibt, deren Überschreitung das Heiligste entheiligen und profaniren kann; je tiefer, je inniger das Gefühl ist, desto mehr gehört es dem Heiligthum der Empfindung, nicht aber der Öffentlichkeit des großen Haufens an, welcher nur zu leicht Das für Eitelkeit und geistige Koketterie halten möchte, was in Wahrheit das Bedürfniß eines bedrängten Herzens war.

Wenn wir uns nicht täuschen, so gehört Lamartine zu jenen aufstrebenden Geistern, welchen die Gegenwart nicht genügen mag und welche, weil sie an ihr gleichsam verzweifeln, nicht mehr thätig in dieselbe eingreifen wollen, sondern schon mehr der Zukunft leben möchten, welche sie sich nach ihrem Sinne vergegenwärtigen. Daher z. B. jene Entsagung, womit er, als ihm seine Ernennung zum Deputirten zukam (Bd. III, S. 144), die Worte niederschrieb:

Je n'ai plus d'avenir personnel dans ce drame du monde politique et sociale, dont la scène principale est parmi nous.

Und gleichwol gesteht er selbst ein, daß er sich zum thätigen Eingreifen in die Gegenwart berufen gefühlt und nur gleichsam aus Verzweiflung in der Poesie Ersatz gesucht habe.

La poésie n'a été en moi que de l'action refoulée; j'ai senti, j'ai exprimé des idées et des sentimens dans l'impuissance d'agir.

Es ist wahr, Lamartine hat bittere Erfahrungen gemacht; mit dem Tode seiner Tochter, seines einzigen geliebten Kindes zu Beirut gingen ihm schöne und große Hoffnungen unter; unter dem Einflusse dieses Schmerzes schrieb er die angeführten Worte nieder und fügte ferner hinzu:

Mais aujourd'hui l'action ne me sollicite plus. J'ai trop perdu de tous les êtres auxquels ma vie active pouvait répondre, pour n'être pas dégoûté de toute personnalité dans l'action. Une vie de contemplation, de philosophie, de poésie et de solitude servit la seule couche où mon coeur pourrait se reposer, avant de se briser tout-à-fait.

Dieser Schmerz ist aufrichtig und gerecht, aber er führt leider auch zu Selbsttäuschungen und einer gewissen kraftlosen Resignation, welche dem Geiste unsers Werkes eine dunkle Farbe gibt. Abgesehen hiervon, finden sich darin natürlich einzelne sehr interessante Episoden, treffende Urtheile und phantasiereiche Schilderungen, welche man mit Vergnügen liest; der wissenschaftliche Gewinn bleibt dabei immer ziemlich beschränkt; Lamartine ist selten etwas tiefer auf einzelne Gegenstände eingegangen; Vieles ist nicht so ausgeführt, wie es zu wünschen wäre, manches Urtheil würde sich dann vielleicht anders gestaltet haben. Wir glauben selbst, daß das Erscheinen des Werkes in diesem Gewande der Aufnahme eines größern Gedichtes, welches Lamartine, wie es heißt, als die eigentlich poetische Frucht seiner Reise in den Orient in kurzer Zeit mittheilen will, nicht eben günstig ist. Die öffentliche Meinung, scheint es, ist dadurch im Voraus etwas dagegen eingenommen worden. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn Lamartine seine Reisebemerkungen noch einige Zeit zurückgehalten und dann in größerer Auswahl als Anmerkungen dem Gedichte beigegeben hätte.

Der erste Band beginnt mit der Abreise des Verf. von Marseille und gibt die leicht hingeworfenen Bemerkungen, welche er auf einer im Ganzen genommen glücklichen, bisweilen jedoch auch wenigstens Gefahr drohenden Fahrt über Malta, Griechenland, Rhodos und Cypern nach dem Hafen von Beirut an der Küste von Syrien zu machen Gelegenheit fand oder nahm. Die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er bei einigen Ausflügen von Beirut aus, wo er vorläufig sich und seine Familie angesiedelt hatte, nach dem Libanon hin machte, sind gleichfalls noch in diesem Bande enthalten. Wir finden hier, wie gesagt, ein buntes Gemisch von treffenden Bemerkungen, erhabenen Gedanken, lebendigen Schilderungen neben einer Menge einseitiger Urtheile, unbedeutender Sentenzen und überhaupt gleichgültiger Dinge, deren Weglassung dem Buche nur zum Vortheile gereicht haben würde.

Den Inhalt solcher Werke im Einzelnen genau anzugeben, würde weder dem Zwecke einer kritischen Anzeige noch den Interessen der Leser entsprechen; und so glauben wir namentlich den letztern hinlänglich Genüge zu leisten, wenn wir im Allgemeinen auf Einiges hinweisen, was uns am meisten anziehend oder auffallend erschienen ist. Wir rechnen hierzu z. B. des Verf. Aussichten in Frankreichs Zukunft, bei denen zwar immer die ideale Anschauungsweise des begeisterten Dichters vorherrscht, welchen aber doch eine charakteristische Wahrheit zu Grunde liegt, die man vielleicht als Zeichen der Zeit betrachten könnte.

Die Politik — schrieb Lamartine am 10. Juli 1832 auf der Rhede von Montredon (S. 28) — verfolgt uns selbst bis hierher; wie schön ist die Aussicht in Frankreichs nächste Zukunft; es wächst ein Geschlecht heran, welches, Dank der Zeit, der es angehört, sich ganz von dem Groll und den Beschuldigungen lossagen wird, womit wir uns seit 40 Jahren gegenseitig verfolgt haben; ihm verschlägt es wenig, daß man diesen oder jenen verhaßten Benennung unserer alten Partein aussagt habe; es hatte an diesem Hader keinen Theil und ist frei von Vorurtheilen und Rachegefühl. Es steht rein und [illegible] voll am Eingange einer neuen Laufbahn mit der Begeisterung für eine Idee; allein leider erfüllen wir diese Laufbahn bald mit unserm Hasse, unsern Leidenschaften, unsern alten Einseitigkeiten. Laßt uns ihm Platz machen diesem Geschlechte. Wie gern würde ich in seinem Namen diese Laufbahn betreten haben, wie gern würde ich meine Stimme mit der seinigen auf jener Tribune vereinigen, welche nur noch von Wiederhallen, ohne Echo in der Zukunft widerhallt und wo man sich nur mit Menschennamen herumschlägt! Es ist Zeit, den Kampfthurm der Vernunft und der Moral über unsern politischen Stürmen anzuzünden und das neue Symbol des gesellschaftlichen Lebens, welches die Welt zu ahnen und zu verstehen be-

Digitized by Google

laut, das Symbol der gegenseitigen Menschenliebe, die Politik als Evangelium, ins Leben zu rufen. Ich für meinen Theil habe mir in dieser Beziehung wenigstens keine Selbstsucht vorzuwerfen; ich würde dieser Pflicht selbst meine Reise, diesen Traum meiner Phantasie von 16 Jahren, aufgeopfert haben. Möge der Himmel Männer aufstehen lassen; denn unsere Politik entehrt den Menschen und macht die Engel weinen. Das Geschick gibt der Menschheit in Jahrhunderten eine Stunde zur Wiedergeburt; diese Stunde ist eine Revolution, und die Menschen verlieren sie damit, sich gegenseitig zu zerreißen; sie widmen der Rache die Stunde, welche Gott der Wiedergeburt und dem Fortschreiten bestimmt hat.

Gleich darauf spricht der Verf. seine Ansicht von der Julirevolution aus, deren Unvermeidlichkeit unter den gegebenen Umständen er in dem Hauptgedanken: „c'était une affaire de jours et d'heures", andeuten zu wollen scheint, und wobei er am meisten bedauert, daß die Partei der Royalisten, welche „so viel Talente, Einfluß und Tugenden in sich vereint habe", eine Sache zu der ihrigen gemacht, durch welche sie durchaus nicht compromittirt war, und daß sie sich berufen glaube, die Lösung der durch die Julirevolution gestellten Frage nach Kräften zu verzögern. Seine Ansicht von der religiösen Stimmung des heutigen Frankreichs gibt Lamartine bald darauf (S. 32) zu erkennen, wo er die seit der Julirevolution eingetretene Unterlassung des sonst üblich gewesenen Schiffsgebets am Abend rügt:

Seit der Julirevolution hält man kein Gebet mehr. Das Gebet ist auf den Lippen dieses veralteten Liberalismus des 18. Jahrhunderts, welcher an sich nichts Lebendes hatte als seinen blinden Haß gegen die Interessen der Seele, erstorben. Dieser heilige Hauch des Menschen, welchen die Söhne Adam's sich bis auf uns mit ihren Freuden und ihren Schmerzen überliefert haben, er ist in unsern Tagen des Haders und des Stolzes für Frankreich verloren; wir haben das göttliche Wesen in unsere kleinlichen Streitigkeiten herabgezogen. Der Schatten Gottes jagt gewissen Menschen Furcht ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pflegesohn. Ein historischer Roman aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien. Von J. van Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von Karl Eduard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1835. 8. 3 Thlr.

Wer kennt nicht jene charakteristische Eigenthümlichkeit der holländischen Malerschule, nach welcher sie ein vorzügliches Kunstverdienst in die buchstäblich treue Wiederholung der Natur und aller Einzelheiten ihres Scheins setzt und durch die genauste Ausführung aller Details die Aufgabe der Kunst zu lösen meint? Es ist interessant, wahrzunehmen, daß diese zum Sprichwort gewordene holländische Genauigkeit, die wol in der Geistesrichtung des Volks überhaupt ihren Grund haben muß, sich nicht etwa auf die Kunst des Malers und Bildners beschränkt, sondern auch in der redenden Kunst hervortritt und, wie nationelle Geistesanlagen pflegen, sich auch hier geltend macht. Hiervon geben die ersten Seiten dieses Romans eines holländischen Dichters sofort sprechende Beweise. Der Verf. schildert uns die beiden Ritter Ulrich von Daun und Handrick van Reede: „Auch der Zweite", meldet er uns, „war verheirathet, und hatte seine Frau, die sich zum zweiten Male schwanger befand, bei seiner Abreise in einem kränklichen Zustande zu Amsterdam zurückgelassen." Ein solches Detail, und so trockenwahr, hätte uns, glauben wir, selbst Cooper, dessen trockenwahrer Pinsel uns sonst nicht leicht etwas erläßt, doch wol erlassen, von Scott und seinen Schülern gar nicht zu reden.

Der Leser ahnt schon hieraus, daß uns der Verf. nichts schenkt, was ihm irgend bei uns anzubringen scheint. Das ist das große Grundgebrechen unserer Literaturperiode, nichts verschweigen zu können und den Geschmack total um seine consultative Stimme, welche eben das Schweigen an rechter Stelle lehrt, gebracht zu haben. Mit dem Allessagen sind wir so weit gekommen, daß, wenn von einem Hause die Rede ist, uns sofort berichtet wird, was in Küche, Keller und Rumpelkammer vorgeht und daß kein Livreeknopf und kein Kochtopf ungezählt hingeht. Mit einem Worte, unsere Romandichter müssen erst wieder schweigen lernen, ehe sie uns befriedigen können; denn von diesem Fehler der Zeit sind selbst die bedeutendsten unter ihnen nicht ganz und immer frei.

Wir kehren zu unserm „Pflegesohn" zurück. Aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien? Diese Bezeichnung gibt uns die Vorstellung eines engen, aber zugleich eines patriotischen Gesichtspunkts, und der Roman rechtfertigt diese Vorstellung. „Übersetzt von Karl Eduard"! Von dem Prätendenten? Allerdings prätendirt der Übersetzer etwas — daß sein Buch gefalle. Wir wollen sehen, ob es ein Recht dazu habe, so gut als das des schottischen Prätendenten auf die Krone Englands. Ist Poesie darin? Antwort: Nein! der stärkste Rechtsanspruch des Prätendenten fällt damit hinweg. Geschichte? Sittenmalerei? Body of the time? Antwort: Einigermaßen, erträglich, mäßig! Charakteristik? So wie sie der schwächere Theil der Romanleser nach seinem Geschmack findet, d. h. ohne alle Naturwahrheit. Gedankenfülle? Antwort: Nicht im Geringsten. Wissenschaft? Antwort: Ihr Gegentheil. Man darf nur S. 127 und alle die übrigen Seiten ansehen, wo der Verf. fremde Sprachen sprechen will und in Zigeunerkauderwelsch verfällt. Vorausgesetzt, daß er sich nicht hinter falschen Druck verstecken könne, klingt sein Italienisch wie Lingua franca und sein Spanisch wie Unsinn. „Bisogna de veder, si ha danaro" soll Italienisch sein! Man kann doch nicht bescheidener sein, als nur zu fodern, daß, wer eine Sprache schreibt, diese auch zu schreiben verstehe.

Nach Allem diesen bleibt von den Prätensionen dieses Romans nicht viel mehr übrig als die poetischen Capitelüberschriften und eine simple Unterhaltungslecture. Die Fabel ist von dem gewöhnlichen Schlage der Romanfabeln. Joan, der für einen Sohn des Spaniers Velascos gilt, des Barons Sonhoevel Pflegesohn, Held der Erzählung, Spielball des Jesuiten Eugenio und seines Verbündeten Ludwig, des Geheimschreibers Moritz's von Nassau, Liebhaber und Geliebter Ulrika's van Reede, weist sich endlich als der Sohn der Gräfin von Nassau, als Ulrich Graf von Daun und Vetter Moritz's von Nassau, des Statthalters, aus. Die Verschwörung zu Gunsten Spaniens und Roms, deren Haupt der Jesuit Eugenio und deren Glieder Ludwig, sein Zögling und sein Sohn, Magdalena (Schwester Clara), seine Mutter, der Amtmann Mom, Joan's Nebenbuhler in Ulrika's Gunst, zum Theil auch der Vicarius Ambrosius, van Blotbergen u. A. sind, scheitert endlich an Ludwig, des Geheimschreibers, Gewissensbissen. Der Verf. läßt diesen sogar seinen Vater erschlagen, was wir auf keine Art billigen können. Genug, das künstlich erregte Mißverständniß zwischen dem Prinzen, dem edeln Moritz von Nassau, und dem hitzigen, übereilten Bruder, wird ausgeglichen; Joan, unter Hochverraths Anklage, wird als unschuldig erkannt, als Graf von Daun beglückwünscht und als Ulrika's Gemahl hoffentlich glücklich. Dies ist in der Kürze der Stoff und Inhalt der Erzählung, die, um drei Bände zu füllen, zu vielem Esoterischen greifen und zu Chronik und Geschichtsbuch ihre Zuflucht nehmen mußte. Inzwischen besteht die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß die Epoche anziehend und die historischen Vorgänge beziehungsreich, wahr, nicht allzu bekannt und gut dargestellt sind. Gewöhnliche Romankunstgriffe, Prinzen im Incognito (Moritz von Nassau als Capitain Holtvast), Schurken, wie Mom im Tugendkleide, gefallene Nonnen, ge-

Digitized by Google

heimnißvolle Geburt und noch geheimnißvollerer Tod, falsche Möcher, Zauberei oder Hexen, Alles dies fehlt hier nicht, und so liest man sich am Ende selbst zu einigem Antheil an einer Erfindung fort, die auf den ersten Anblick wenig Bestechendes darbietet. Ja, wir vergessen selbst die störendsten Geschmacklosigkeiten, um uns zuletzt selbst über die Entdeckung von Joan's Unschuld und Eugenio's schauderhafter Ränke zu erfreuen. Der Holländer hat herwunderliche Ideen, sagen wir uns; indeß lächeln wir selbst, wenn der ehrliche Gheryt Maeßen dem verkappten Jesuiten (im zweiten Band) mit einem Ei in der Hand als Waffe zu Leibe geht und den Unbesiegbaren dadurch, daß er ihm diese Waffe an den Kopf wirft, wirklich widerstandlos macht, bändigt und gefangen nimmt, während der Inhalt des Eis ihm die Augen verklebt, sodaß seine Pistolen fehl gehen. Wohin, fragen wir uns, muß ein Romanschreiber am Ende gerathen, nachdem alle Mittel und Wege versucht sind? Nicht das Gelbe im Ei bleibt von ihm verschont, und wenn nichts mehr rege Theilnahme erwecken will, was bleibt ihm endlich übrig, als seinen Helden die Augen mit Eidotter zu verkleben? Doch, Scherz bei Seite, der Tod Eugenio's von Ludwig's Hand ist doch allzu naturwidrig erzählt, als daß wir ihn selbst bei guter und bester Laune entschuldigen möchten, und ebenso steifleinen, ebenso gemacht und naturverletzend ist die Entwickelung im Schlußcapitel. Unter dem charakteristischen Gesichtspunkte sind Prinz Moritz und Sonhoevel ohne Zweifel die besten Erfindungen, da, auffallenderweise und holländischen Nationalanlagen entgegen, die Personen aus den Volksständen dem Verf. wenig gelungen sind und unfreier, steifer, gedrechselter erscheinen, als wir nach Analogien aus den bildenden Künsten des Landes dies erwartet hatten. Weder Leun Wezer noch Geert, weder Clas Meinertz noch Maeßen haben diejenige rohe bäuerische Grazie, die Teniers' und seiner Landsleute Gemälde zeigen und die Deutsche und Engländer im Romane weit besser zu portraitiren wissen als der Verf. des „Pflegesohnes". Einen eigenthümlichen Werth erlangt indessen dieser Roman durch die poetischen Capitelüberschriften, die wir sonst mit ziemlicher Gleichgültigkeit zu überlaufen pflegen. Der Inhalt derselben ist nämlich fast ausschließlich aus holländischen Dichterwerken entlehnt, und da diese sich deutscher Übersetzungen nur sehr selten zu erfreuen haben, so hören wir hier eine Menge von Namen zum ersten Male nennen, von denen, nach diesen Pröbchen zu schließen, manche wol der Bemühung um nähere Bekanntschaft werth sein und vielleicht manchem Leser werth erscheinen möchten, wenn ihn das Idiom nicht zurückschreckt. Außer Bilderdijk, dem Wieland Hollands, lernen wir auf diese Weise durch größere und kleinere poetische Fragmente Spieghel, Bondel, den Horaz der Holländer, Langendijk, Jan de Regt, Cats und andere Poeten der sieben Provinzen kennen, von denen uns außerdem wol niemals etwas zu Gesicht zu kommen wäre. Wir haben uns dieser Bekanntschaft gefreut und danken dem Übersetzer dafür, indem wir es zugleich für Pflicht halten, unsere Collegen, die Romanschreiber, mit dem Finger auf dies Mittel hinzuweisen, das in ihre Hand gegeben ist, um sich für die Unsterblichkeit armer, sonst vergessener Poeten zweiten und dritten Ranges ein unermeßliches Verdienst zu erwerben. Ja, wir wundern uns, daß Dichter wie Der und Jener sich nicht gradezu bei berühmten Romanschreibern in Lohn und Brot geben, um durch passende Capitelüberschriften etwa in eben der Art berühmt zu werden, wie die Mücke auf dem Fittich des Adlers zur Sonne fliegt, oder das Heupferd auf dem Erntewagen triumphirend in das Scheunthor einfährt. 21.

Aus Italien.

Doctor Antonio Marsand, früher Professor der Statistik an der Universität zu Padua, wovon er noch einen Ruhegehalt zieht, und allen Literaturfreunden bekannt durch seine 1819 erschienene Ausgabe des Petrarca und durch seine „Biblioteca Petrarchesca" (1826), war so glücklich, an den König Ludwig Philipp seine Sammlung für Petrarca zu verkaufen, der sie in seine Privatbibliothek aufnahm. Bei der Abgabe dieses literarischen Schatzes in Paris besuchte er fleißig die große königliche Bibliothek, namentlich die Abtheilung der Handschriften, und entschloß sich, da er hier einen ungemein reichen, bisher weniger beachteten Vorrath fand, eine genauere Verzeichnung davon anzufangen. Er begann 1828, kehrte 1832 nach Italien zurück, um mancherlei Erörterungen für seine Arbeit anzustellen, wozu ihm die Bibliotheken von Mailand und Venedig von großem Nutzen waren, und kehrte aufs Neue nach Paris zurück, die letzte Hand an ein Werk zu legen, das unter Begünstigung des Königs der Franzosen unter dem Titel: „I manoscritti italiani della regia biblioteca parigina, descr. ed illustrati dal Dott. *Ant. Marsand*", 1835 zu Paris in der königl. Buchdruckerei in 4. erschienen ist. Sowol der Bibliothekverwaltung, als auch dem europäischen an Wissenschaft Antheil nehmenden Publicum ist dadurch ein Dienst geleistet, da bis jetzt ein wirklich brauchbarer Katalog über die Handschriftenabtheilung fehlte; und der Dienst wird wesentlich erhöht durch das Talent und die Gelehrsamkeit des Mannes, der ihn übernahm. Für Geschichte interessante Beiträge finden sich bei dieser Durchsicht meistens wol aus den Büchereien der alten Herzöge von Mailand dorthin gekommen; z. B. ein eigenhändiger Brief Cola's di Rienzo an die Stadtverordneten von Viterbo, seit dem von Brocchi aufgefundenen der zweite; eine bisher unbekannte Abhandlung von Galileo Galilei u. s. w.; aber auch für die von den Italienern jetzt so gepflegte Nationalliteratur ergeben sich zu beachtende Handschriften, und Freunde des Dante dürfen sich voraussagen, daß die Manuscripte der „Göttlichen Komödie" nächstens eine neue Ausgabe veranlassen werden, wo zwei oder drei Stellen durch ein umgestelltes Wort einen noch ebenso schwierigen Sinn bieten werden als in dem bisherigen Texte; denn von den deutschen Philologen scheinen die italienischen Dantisten das Unwesen erlernt zu haben, um ein paar Varianten willen gleich eine neue Ausgabe zu besorgen, die sonst sich an die vorhandenen anschließt, oft hinter ihnen zurückbleibt. Wirklich werden vom Prof. Marsand schon die Herren Jos. Campi, Jak. Ferrari und Pietr Tarraschini genannt, die für einen solchen Zweck in Paris leben und weiter nach England zu reisen gedenken. Mag wenigstens der Erfolg ihrer Forschungen ein so belohnender sein, daß sie eine reichere Ausbeute ihren künftigen Lesern anbieten können als so manche der neuern Ausgaben. Prof. Marsand hat in seinem Werke eine gelegentliche Geschichte des Wachsthums der pariser großen Bibliothek beigebracht, die als ihren jetzigen Bestand weit über 600,000 gedruckte Bände und 80,000 Handschriften angibt; 1785 unter Ludwig XVI. habe sie ungefähr 200,000 gehabt.

In der Kirche der Philippiner zu Palermo befindet sich ein Bild, die Anbetung des heiligen Wortes darstellend, von so ausgezeichnetem Werthe, daß man es für ein Werk Raffael zu halten geneigt ist. Selbst mit archivalischen Zeugnissen sucht diese Vermuthung wahrscheinlich zu machen Agost. Gallo („Sopra un quadro di Raffaello Sanzio posseduto dai PP. Filippini dell' Oratorio in Palermo. Osserv. storico-critiche." Palermo 1835, 12.); doch wären mailändische Kunstfreunde gemeint, nach dem Umrißblatte schließend, das Gallo's Schriftchen beigegeben ist, an lombardische Auffassungsweise dabei zu denken, obgleich sie den Werth der Composition sonst willig anerkennen. Ein Bild des Guercino Fermo und eines seines Lehrers Cigoli scheinen die Bestellung bei dieser Tafel gewesen zu sein. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 48. — 17. Februar 1836.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—33), ou notes d'un voyageur, par M. *Alphonse de Lamartine*. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Doch bald verliert der begeisterte Dichter Frankreichs Gegenwart aus den Augen und wendet den Blick der großen Vergangenheit jener Länder zu, an welchen ihn der leichte Kiel vorüberführt, oder die er mit seinem Fuße zu berühren gedenkt. Wer sollte wol zwischen der Südspitze Italiens und der Küste Afrikas dahinsegeln, ohne zwei großen Namen: Rom und Karthago, einige Augenblicke des ernsten Nachdenkens zu widmen? Und was dürften wir nicht in dieser Beziehung von einem Dichter erwarten, welcher große Momente wohl zu erfassen weiß und Zeit und Vergangenheit mit einem tiefen Blicke zu durchdringen vermag? Und was gibt uns nun Lamartine über Rom und Karthago? Nichts als das offene Geständniß, daß ihm weder das eine noch das andere je das Herz erwärmt habe und daß er kalt vorübergegangen:

Ich habe die Römer nie lieben können; ich habe für Karthago nie ein herzliches Interesse zu empfinden vermocht, ungeachtet seines Unglücks und seines Ruhmes. Hannibal ist mir nie anders erschienen als wie ein General der ostindischen Compagnie, welcher einen Feldzug zu Gunsten der Industrie macht, eine glänzende und heldenmüthige Handelsoperation auf den Ebenen des Trasimenus. Dieses Volk, undankbar wie alle selbstsüchtige Völker, belohnte ihn dafür durch die Verbannung und den Tod. Sein Tod war schön, er war erhaben, er söhnt mich mit seinen Triumphen aus, ich bin von meiner Kindheit an davon ergriffen gewesen.... Ich habe es später gefunden: das Geheimniß meiner Zuneigung oder Abneigung für das Andenken gewisser Völker liegt im Wesen der Einrichtungen und Handlungen dieser Völker selbst. Völker, wie die Phönicier, Tyrus, Sidon und Karthago, kommen mir wie Handelsgesellschaften vor, welche die Erde zu ihrem Vortheile ausbeuten und die Größe ihrer Unternehmungen nur nach dem materiellen und unmittelbaren Nutzen des Erfolgs berechnen; ich bin für sie wie Dante, ich blicke sie an und gehe vorüber:

Non ragionar di lor, ma guarda e passa.

Wir wollen nicht davon sprechen; sie sind reich und wohlhabend gewesen, das ist Alles; sie haben blos für ihre Zeit gearbeitet; die Zukunft braucht sich nicht um sie zu kümmern. Recepserunt mercedem.

Dagegen wendet der Dichter seine Zuneigung, seine Bewunderung ganz jenen poetischen Völkern zu, welche, „wie die Aegypter, die Juden, die Indus, die Griechen, die Politik idealisirt und in ihrem Volksleben dem göttlichen Principe, der Seele, die Herrschaft über das menschliche Princip, das Nützliche, zugestanden haben". Wir sind schon deshalb auf Lamartine's Ansicht von Griechenland, seiner wunderbaren Vergangenheit, seiner mühevollen Gegenwart und seiner Zukunft voll großer Hoffnungen nicht wenig gespannt und eilen mit ihm den classischen Gestaden von Hellas zu. Leider hat er davon nur einen kleinen Theil und zwar zu einer Zeit berührt, wo die Erinnerung an Griechenlands Ruhm und Größe nur noch zu sehr durch die traurigen Eindrücke getrübt wurde, welche die verhängnißvollen Ereignisse der nächsten Vergangenheit zurückgelassen hatten oder hervorrufen mußten. Kapodistrias war unter dem Mordstahle seiner Feinde in ein blutiges Grab gesunken und die Anarchie schwang noch einmal die hell lodernde Fackel über den kaum durch die ersten Segnungen des jungen Friedens beglückten Gefilden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unser Dichter mit trüben Gedanken den classischen Boden betritt:

Griechenland hat das Blut von Kapodistrias vergossen, der sein Leben seiner Sache gewidmet. Der Mord eines seiner ersten Bürger eröffnet ein Zeitalter der Auferstehung und der Tugend schlecht. Es ist schmerzlich, daß der Gedanke an ein großes Verbrechen einer der ersten ist, welche beim Anblick dieses Landes, wo man die Vorbilder der Vaterlandsliebe und des Ruhmes suchen will, die Seele erfüllen muß.

Mehr fällt es vielleicht auf, daß Lamartine's ganze Beurtheilung des griechischen Alterthums etwas Krankhaftes, Einseitiges und Beschränktes hat; er ist davon ergriffen, er läßt sich selbst zur Bewunderung hinreißen; allein die innersten Tiefen seiner Seele werden davon nicht berührt; sein Geist gehört einer andern Welt an, in welcher er seine Ideale sucht und sich bildet, der Welt des christlichen Gefühllebens, welche die großartigen Motive des Lebens der alten Welt nicht mehr verstehen mochte und konnte. Er gesteht selbst und mit Recht ein, daß ihm eine freie Ansicht von Griechenlands schönster Zeit durch falsche Begriffe und Eindrücke aus seiner Jugendbildung erschwert sei:

Griechenland — heißt es (S. 108) — ist für mich wie ein Buch, dessen Schönheiten dunkel blieben, weil man es uns lesen ließ, ehe wir es verstehen konnten.

Digitized by Google

Und gleichsam um nur zu zeigen, daß er nicht ganz gefühllos vorbeieilte, fügt er etwas kalt hinzu:

Jedoch hat nicht Alles seinen Zauber verloren. Für alle diese großen Namen ist in meiner Brust noch ein gewisses Echo zurückgeblieben. Etwas Heiliges, ein angenehmes Gefühl, ein Wohlgeruch (quelque chose de parfumé!) steigt mit diesem Horizonte in meiner Seele auf. Ich danke Gott, daß ich während meines irdischen Wandels dieses Land der Schöpfer großer Thaten, wie Epaminondas sein Vaterland nannte, gesehen habe.

Noch charakteristischer für Lamartine's Ansicht vom hellenischen Alterthume überhaupt scheint uns folgender Gedanke in Bezug auf die Religion der Griechen (S. 139):

Der religiöse Gedanke der Menschheit mischt sich in Alles und heiligt Alles; aber die Religion der Griechen, eine Religion des Geistes und der Phantasie, nicht aber des Herzens, macht auf mich nicht den geringsten Eindruck; man weiß, daß diese Götter des Volkes nur das Spiel der Poesie und der Kunst waren, erdichtete, geträumte Götter; es gab nichts Ernstes, nichts Wahres, nichts, was aus den Tiefen der Natur und der menschlichen Seele geschöpft gewesen wäre, vor Sokrates und Plato u. s. w.

Wir könnten wol fragen, ob man bei dergleichen Ansichten überhaupt für die Anschauung der altgriechischen Welt einen Standpunkt gewinnen dürfte, welcher eine großartige Betrachtung und ein tieferes Erfassen ihres innern Wesens möglich machte? Wir glauben nicht; und könnten Lamartine vielleicht als ein namhaftes Beispiel davon anführen, daß unter den Franzosen überhaupt jener natürliche Sinn, ja wir möchten hinzufügen, jenes männliche Gefühl, womit die großartigen Erscheinungen und namentlich das religiöse Leben der althellenischen Welt aufgefaßt und durchdrungen sein wollen, noch zu den Seltenheiten gehören mag. Wir wollen übrigens hiermit keineswegs sagen, daß sich nicht unter den Bemerkungen, welche der Verf. namentlich während seines kurzen Aufenthaltes zu Athen über Griechenlands Gegenwart und Vorzeit zu machen Gelegenheit fand, vieles Vortreffliche, Geistreiche und Wahre finde, und bedauern nur, daß wir uns begnügen müssen, hier im Allgemeinen darauf hinzuweisen. Eigenthümlich, obgleich schwerlich befriedigend, sind z. B. seine Ansichten über einige der alten Kunstdenkmäler, den Tempel des Theseus (S. 150), den Parthenon (S. 154) u. s. w.

Je mehr sich Lamartine dem Orient nähert, desto mehr, scheint es, findet sich sein Geist in seinem Elemente, desto reicher entfaltet sich seine Phantasie und desto belebter wird seine Darstellung. Man erwarte aber auch hier nicht etwa eigenthümliche Ansichten oder neue Aufschlüsse über den Charakter, die Sitten, die Lebensweise der Länder und Völker, welche der Verf. kennen lernte; er gibt dem Bekannten und oft Gesagten nur gleichsam ein neues Gewand durch die poetische, bisweilen religiös-erhabene Anschauungsweise, welche sein Werk eher zum Spiegel seines innern Selbst als zum Mittel der Belehrung macht, die man vielleicht darin suchen möchte. Die Lichtseite seiner Bemerkungen über den Orient scheint uns vorzugsweise eine lebendige, kräftige und bisweilen selbst großartige Schilderung der Natur zu sein; wir erhalten in den folgenden Blättern eine Reihe kleiner in sich abgeschlossener Gemälde, welche durch scharfe Zeichnung und lebendiges Colorit ungemein ansprechen, wenn auch auf der andern Seite öftere Wiederholungen eine gewisse Einförmigkeit hervorgebracht haben, welche auf die Dauer etwas Ermüdendes hat. Namentlich ist die Schilderung der ersten Eindrücke beim Anblick des Libanon (S. 198 fg.) und die Beschreibung der Umgegend von Beirut, wo sich der Verf. zunächst einige Zeit aufhielt, sehr anziehend, zumal da die Schilderung des Landes durch hier und da eingestreute Züge aus dem Leben seiner Bewohner nicht wenig gehoben wird. Der Aufenthalt in Beirut mußte natürlich schon wegen der Eigenthümlichkeit dieses orientalischen Lebens täglich neues Interesse gewähren, und wer sollte wol nicht noch ein Mal unserm Verf. mit Vergnügen bald in die Gemächer eines türkischen Frauenbades, wozu Mad. Lamartine eingeladen war (S. 221), bald zu den reichgeschmückten Hallen einer orientalischen Hochzeitfeier (S. 232), bald endlich zur Überraschung eines Harems (S. 240) folgen! Unter den Ausflügen, welche Lamartine kurz nach seiner Ankunft in die Umgegend machte, war der interessanteste ohne Zweifel der Besuch bei Lady Stanhope, worüber noch dieser erste Band (S. 242—268) vielleicht die anziehendste Episode des ganzen Werkes enthält. Wir wissten nicht, daß es bisher irgend Jemand so gelungen wäre wie hier dem reisenden Dichter, den Schleier, welcher das mysteriöse, bizarre Wesen dieser „Königin von Palmyra" umhüllt, wenigstens einigermaßen zu lüften und in ihr inneres Leben, man nenne es Verirrung, Überspannung, vielleicht selbst Eitelkeit oder geistige Koketterie, einen tiefern Blick zu thun. Seine mit ihr gehabte Unterredung, welche hier ausführlich mitgetheilt wird, und die daran geknüpften Bemerkungen sind als Beitrag zur Charakteristik einer merkwürdigen Individualität unserer Zeit und als Beleg zu einer eigenthümlichen Entwickelung oder, wenn man will, Verbildung des menschlichen Geisteslebens überhaupt gleich interessant, und wir würden daraus hier gern einige nähere Mittheilungen machen, wenn nicht bereits diese ganze Episode in allgemein gelesene deutsche Blätter aufgenommen worden wäre. Dasselbe gilt von dem Abschnitte über den Emir der Drusen, Beschir, am Ende des Bandes (S. 293—311), welcher als eine Skizze zur Zeitgeschichte dieses bis jetzt so wenig beachteten Orients die größte Aufmerksamkeit verdient.

Der zweite Band enthält Lamartine's Reise durch Syrien und Palästina nach Jerusalem, und von da wieder zurück nach Beirut, in den drei letzten Monaten des Jahres 1832. Geist und Art der Darstellung sind hier der des ersten Bandes gleich, und leider findet man auch in den Erwartungen, welche man von einer Schilderung des heiligen Landes aus Lamartine's Feder zu hegen berechtigt sein möchte, etwas getäuscht. Wir erhalten zwar auch hier ein lebendiges, treues Bild von der Natur, den Schönheiten des Landes, manche treffende Bemerkung über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zustände der christlichen und der mohammedanischen Be-

Digitized by Google

...terung, manchen originellen und erhabenen Gedanken, aber im Ganzen doch sehr wenig Hervorstechendes und Neues. Es gibt Beschreibungen des gelobten Landes, welche das wissenschaftliche, das religiöse, ja selbst das poetische Interesse weit mehr befriedigen als die hier gegebene. Wir dürfen dabei freilich nicht vergessen, daß Lamartine seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe unter sehr ungünstigen Umständen und selbst nicht ohne Gefahr vollbrachte. In Jerusalem und in der Umgegend wüthete die Pest um diese Zeit in so hohem Grade, daß der Verkehr der Reisenden mit den Einwohnern nur sehr beschränkt sein und der Besuch der heiligen Orte nur mit großer Vorsicht geschehen konnte. Dies gibt dem etwas trüben Geiste des Werkes in diesem Theile gleichsam eine noch dunklere Farbe. Gleichwol fehlt es unter den immer wiederkehrenden Naturschilderungen und christlich-poetischen Herzensergießungen nicht an Bemerkungen, welche von allgemeinerm Interesse sind und Beachtung verdienen. Wir rechnen hierzu namentlich die hier und da gestreuten Notizen über den Zustand der katholischen Klöster des heiligen Landes. Bei Gelegenheit der Abreise aus dem lateinischen Kloster zu Nazareth heißt es z. B. (S. 63):

Die Reisenden haben von diesen Klöstern des heiligen Landes ein romantisches und falsches Gemälde entworfen; nichts ist weniger poetisch, nichts weniger religiös, wenn man sie in der Nähe betrachtet. Ihr Gedanke ist groß und schön. Menschen entreißen sich den Annehmlichkeiten der Civilisation des Occidents, um an den Orten selbst, wo die Mysterien ihrer Religion sie Erde geheiligt haben, unter den Verfolgern ihres Glaubensstes ihr Dasein blosszustellen oder ein der Entsagung und dem Märtyrerthum geweihtes Leben zu führen. Sie fasten, sie wachen, sie beten unter den Verwünschungen der Türken und Araber, damit nur wenigstens noch ein Bischen christlicher Gebrauch an den Stellen aufsteige, wo das Christenthum seinen Ursprung hatte. Sie sind die Wächter der heiligen Wiege und des heiligen Grabes; der Engel des Gerichts wird nur sie an dieser Stelle finden, wie einst jene heiligen Frauen, welche am leeren Grabe wachten und weinten. Alles dies ist schön und groß im Gedanken; allein in der Wahrheit muß man fast alles Großartige dabei aufgeben. Es gibt keine Verfolgung, kein Märtyrerthum mehr; rund herum um diese Hospize gepflegt und dient den Mönchen eine christliche Bevölkerung; die Türken beunruhigen sie nicht, sondern sie beschützen sie vielmehr.... überdies stehen diese Klöster unter dem gefürchteten und unverletzlichen Schutze der christlichen Mächte, welche durch ihre Consuln repräsentirt werden. Beklagt sich der Superior, so schreibt der Consul an den Pascha und augenblicklich erfolgt, was Recht ist. Weit entfernt, daß die Mönche, welche ich im heiligen Lande gesehen habe, mir das Bild eines langen Märtyrerthums, womit man sie beehrt, dargeboten hätten, sind mir vielmehr als die glücklichsten, die geachtetsten und die sorgenfreiesten Bewohner dieser Gegenden erschienen. Sie bewohnen eine Art fester Schlösser, welche mit unsern alten Burgen des Mittelalters viel Ähnlichkeit haben; diese ihre Wohnungen sind unverletzlich, von Mauern eingeschlossen und mit eisernen Thüren versehen. Diese öffnen sich nur für die katholische Bevölkerung der Umgegend, welche dem Gottesdienste beiwohnt, was Unterricht empfängt und den Mönchen mit Achtung und Ergebenheit die Steuer des Alters darbringt. Ich bin nie in Begleitung eines Mönches durch die Straßen einer Stadt in Syrien gegangen, ohne daß Weiber und Kinder sich vor diesen Priestern niedergelassen und ihre Hand und den Saum ihres Gewandes geküßt hätten; und selbst die Türken haben sie nie auf irgend eine Weise beleidigt, sondern schienen gleichfalls von der Ehrfurcht ergriffen, welche sie auf ihrem Wege verbreiteten. Und wer sind nun diese Mönche? In der Regel Bauern aus Spanien und Italien, welche in früher Jugend in die Klöster ihres Vaterlandes eingetreten sind und in die langweilige Einförmigkeit des Klosterlebens wenigstens durch den Anblick neuer Gegenden etwas Wechsel zu bringen und daher nach dem heiligen Lande geschickt zu werden wünschen. Gewöhnlich dauert ihr Aufenthalt in den Häusern ihres Ordens im Orient nicht über zwei bis drei Jahre. Ein Schiff holt sie dann ab und bringt andere. Diejenigen, welche die arabische Sprache lernen und sich dem Dienste der katholischen Bevölkerung in den Städten widmen, bleiben längere Zeit und bringen öfters daselbst ihr ganzes Leben hin. Diese haben ganz die Beschäftigungen unserer Landpfarrer; aber sie finden bei ihren Umgebungen mehr Achtung und Ergebenheit. Die übrigen bleiben innerhalb des Bereiches ihrer Klöster oder machen bisweilen Wallfahrten von einem Kloster zum andern, bald nach Nazareth, bald nach Bethlehem, bald nach Jaffa oder dem Kloster des heiligen Johannes in der Wüste. Ihre einzige Beschäftigung ist der Gottesdienst und das Spazierengehen in den Gärten oder auf den Terrassen des Klosters. Bücher, Studien oder sonstige nützliche Beschäftigungen sind ihnen unbekannt. Die Langeweile zehrt sie auf; und im Innern der Klöster bilden sich Kabalen; die Spanier verwünschen die Italiener und die Italiener die Spanier u. s. w.

Dann folgen einige Worte über ihre Unwissenheit und ihre Einkünfte. Über die letztern heißt es (S. 67):

Alle zwei Jahre langt ein Schiff aus Spanien an, welches dem Pater Superior die Einkünfte überbringt, welche die katholischen Mächte, Spanien, Portugal und Italien, ihnen gewähren. Diese Summe, welche durch die frommen Gaben der Christen in Ägypten, Griechenland, Konstantinopel und Syrien vermehret wird, soll ihr Einkommen auf 300,000 — 400,000 Francs bringen. Dieses wird nach der Zahl der Mönche und den Bedürfnissen der Gemeinde unter die verschiedenen Klöster vertheilt. Die Gebäude sind gut unterhalten, und Alles zeigte in den Häusern, welche ich besucht habe, Wohlhabenheit und vergleichungsweise selbst Reichthum an. Übrigens habe ich in den Klöstern des heiligen Landes nichts Anstößiges bemerkt; Unwissenheit, Müßiggang und Langeweile, das sind die drei Wunden, welche man heilen müßte und könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die königliche Bibliothek zu Paris.

Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unlieb sein wird, etwas Specielles über die Einrichtung dieses großartigen Instituts zu erfahren, welches im Laufe der nächsten Jahre ebenfalls bedeutende Verbesserungen zu gewärtigen hat. Die königliche Bibliothek besteht aus vier Abtheilungen, 1) den Druckwerken, 2) den Manuscripten, 3) den Antiken und 4) den Kupferstichen, Karten und Plänen, letztere in zwei Sectionen. Die erste Abtheilung, der Druckwerke, reichhaltiger als die übrigen zusammengenommen, entbehrt, seltsam genug, noch eines vollständigen Katalogs, obgleich die Bücher ziemlich gut nach Classen und Rubriken geordnet sind. Man erheischt zu dessen Anfertigung einen Zeitraum von vier Jahren. Die Druckwerke, welche unter den Manuscripten, ziemlich unordentlich durcheinander im Generalkatalog aufgeführt sind, betrugen 1791 158,000 Bände, jetzt betragen sie über das Doppelte, nämlich 351,000 Bände; von andern hat man Specialkataloge, von vielen sind die Titel nirgend aufgezeichnet. Die letztern beiden Rubriken mögen sich leicht auf 150,000 Bände belaufen, ungerechnet noch die Broschüren (gegen 100,000), welche in 7000 Portefeuilles geordnet sind. Die typographischen Seltenheiten, Ausgaben des 15. Jahrhunderts, Velinausgaben und andere seltene Werke mit handschriftlichen Noten befinden sich gegenwärtig, den Augen des Publicums ganz ent-

Digitized by Google

zogen, ungeordnet an einem noch obendrein feuchten Orte und bedürfen so doppelt und dreifach einer passendern Aufstellung. Der Katalog der Velinausgaben ist von Van Praet angefertigt und auf dessen eigne Kosten im Druck erschienen. Von den Ausgaben des 15. Jahrhunderts existirt kein Katalog; ebenso wenig gibt es einen für die Ausgaben des Aldus, Etienne und Elzevir. Es existirt ein ziemlich guter Katalog über eine fast vollständige und höchst werthvolle Sammlung der holländischen Theaterstücke und einer über eine andere Sammlung der auf die Geschichte der Revolution bezüglichen Dramen. Eines Katalogs entbehren: 1) die in Frankreich gedruckten Bücher, welche auf dem Wege des dépôt légal, insonderheit seit 1816 hier niedergelegt, 2) ein großer Theil derjenigen Bücher, welche durch Schenkungen oder Vermächtniß an die Bibliothek gekommen sind, 3) viele confiscirte Bücher und solche, welche aus den Klosterbibliotheken oder von Emigrirten herrühren. Man kann annehmen, daß unter dieser Rubrik wenigstens 40—50,000 Werke noch unverzeichnet sind. Es befinden sich darunter sehr viele theologische Werke. Seit dem Jahre 1791 ist kein einziges juristisches oder theologisches Buch, kein einziger Roman in den Katalog eingetragen worden. Die Bedürfnisse dieser Hauptabtheilung der königlichen Bibliothek gründen sich insonderheit auf das Anschaffen neuer Bücher, auf den Einband, auf das Completiren defecter Werke, sowie das Wiederanschaffen solcher, die gänzlich verloren gingen. Die Zahl der broschirten Bücher beträgt 145,995 Bände. Bei 80,312 ist ein neuer Einband dringend nothwendig geworden. Die Einbandskosten für die letztern sind auf 150,000, für die erstern aber auf 260,000 Francs veranschlagt. Die incompleten Werke sind noch nicht bis zum dritten Buchstaben des Alphabets im Katalog aufgeführt. Nimmt man nach Maßgabe dessen eine Durchschnittsberechnung an, so kann man die incompleten Werke etwa auf 4248 schätzen, welche etwa eine Zahl von 25,816 Bänden geben würden, von denen man wenigstens 11,580 als fehlend annehmen kann. Unter den Werken, welche niemals im Besitz der Bibliothek gewesen sind, braucht man nur die Uebersetzung des Strabo zu erwähnen, um einzusehen, welche beträchtliche Lücken in dieser Rubrik noch zu ergänzen sind. Besonders im Felde der auswärtigen Literatur sind diese Lücken sehr fühlbar. Als Napoleon mit der Kaiserin Marie Luise im Jahr 1811 auf der Bibliothek einen Besuch machte, erstaunte er über die gewaltigen Defecte, welche man ihm andeutete, und versprach der Bibliothek zum Ankauf der fehlenden Sachen einen Fonds von einer Million Francs. Davon geschah eine Abschlagszahlung von 130,000 Francs. Das Uebrige unterblieb, da die Katastrophen der nächstfolgenden Jahre dem Kaiser sein Versprechen zu halten unmöglich machten.

Die Abtheilung der Manuscripte besteht aus vier Sectionen: griechische, lateinische, orientalische Manuscripte und solche in neuern Sprachen, namentlich französische. Die erste Section hat einen vollständigen Katalog; der Katalog der zweiten ist lückenhaft; von den beiden letzten Sectionen ist kein Katalog vorhanden. Man rechnet die Zahl der eines Einbands bedürfenden Manuscripte auf 10,000. Unter den indischen Manuscripten befinden sich zwei unvollständige Ausgaben des „Rámájana" und nur eine ebenfalls lückenhafte Handschriftdes „Mahabharata". Die chinesischen Bücher bedürfen gleichfalls eines Katalogs, mit dessen Anfertigung man beschäftigt ist.

Die Bibliothek besitzt eine reiche Sammlung neuerer Medaillen, die aus mehr als 10,000 Stücken besteht. Diese Sammlung ist im Laufe des Jahres 1838 vollständig geordnet worden. Dreitausend davon stellen eine Suite berühmter Männer vor, welche chronologisch nach den Ländern, denen sie angehören, geordnet sind. Siebentausend andere bilden eine historische Suite der großen und kleinen Staaten Europas, ebenfalls chronologisch geordnet. Man hofft, daß die Classification der französischen und anderer neuern europäischen Münzen in [illegible] des nächsten Jahres vollendet werden wird. Schmerzlich erinnert man sich noch der durch das Antikencabinet erlittenen Verluste. Der Zufall hat einige der im J. 1831 gestohlenen Goldmünzen wiederfinden lassen. Auch den goldenen Ring von Rennes, das Siegel Ludwig XIV., die Medaille von der Salbung Napoleon's und mehre andere Kostbarkeiten hat man wiedererlangt worden. Es stehe hier nach einem französischen Journal ein Verzeichniß der aus dem Cabinet gestohlenen und der in dasselbe zurückgelangten Münzen, welches noch immer eine sehr betrübende Bilanz gewährt:

	Gestohlen.	Wiederbekommen.	Rückstand.
Médailles d'or de Syracuse . .	54	—	54
Médailles de rois	18	10	8
Statères d'or	2	—	2
Médailles d'or des empereurs romains	94	7	87
Médaillons d'or des empereurs romains	2780	673	2107
Quinaires d'or idem			
Suite de France en or	165	24	141
Personnages illustres de France .	12	5	7
Jetons d'or de Louis XIV . . .	88	21	67
Papes en or	63	30	33
Allemagne, Espagne, Portugal et autres états d'Europe . . .	158	90	68
Suite uniforme de Louis XIV et Louis XV	454	261	193
La médaille des prix décennaux en or	1	1	—
La médaille du sacre de Charles X	1	—	1
Divers bijoux en or	4	4	—
Une cinquantaine d'objets du tombeau de Childéric . . .	10	10	—
			2783

Die geographische Sammlung der Bibliothek bleibt [illegible] hinter den übrigen Abtheilungen zurück. Die wichtigsten [illegible] Karten sind nicht darin enthalten, und man sagt, daß [illegible] Summe von 12—15,000 Francs hinreichen würde, um [illegible] Nöthigste und Beste in dieser Rubrik anzuschaffen.

Notiz.

Altenglische Sitte der Freistätten.

Ein altsächsisches Gesetz dauerte in England lange, bis [illegible] 15te Jahrhundert fort. Es bestand darin, daß ein Verbrecher, wofern er nicht des Hochverraths, der Gotteslästerung, [illegible] des Kirchenraubes beschuldigt war, sich in eine Kirche, oder [illegible] einen Kirchhof flüchten und darin 40 Tage unangefochten bleiben konnte. Nach Verlauf dieser Zeit stellte er sich vor [illegible] Coroner, legte ein volles Bekenntniß seines Verbrechens [illegible] schwor, das Reich zu verlassen und nicht ohne Erlaubniß des Königs zurückzukehren. Man brannte ihm sodann auf [illegible] Daumen seiner rechten Hand ein A (abjured bedeutend), gab [illegible] ihm, nach einem bestimmten Hafen, das Kreuz in der [illegible] eiligst zu wandern und weder links noch rechts vom Wege zuweichen. Hier im Hafen mußte er auf Überfahrt nach [illegible] festen Lande warten; gelang ihm das nicht gleich nach [illegible] Ebbe und Flut, so mußte er jeden Tag bis an die [illegible] Wasser gehen, gleichsam als wolle er versuchen, durch[illegible] Konnte er nun binnen 40 Tagen nicht fortkommen, so [illegible] er sich von neuem in die Freistatt stellen, wo sich das [illegible] Verfahren, mit Ausschluß des Brandmarkens, wiederholte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 49. — 18. Februar 1836.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—33), ou notes d'un voyageur, par M. *Alphonse de Lamartine*. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Im Folgenden ist die Beschreibung der Ruinen des ganz in Felsen gehauenen Castells Pelegrino der Kreuzfahrer (S. 99—109), unweit des Berges Karmel, nicht ohne wissenschaftliches Interesse. Bekanntlich herrscht über den Ursprung, die frühere Bestimmung und Benennung dieser wunderbaren Ruinen, welche man für griechisch, römisch oder jüdisch halten könnte, noch ein vollkommenes Dunkel, welches Lamartine nach eigner Anschauung nicht aufzuklären wagt. Jedoch spricht er sich im Allgemeinen gegen die Meinung aus, daß es vielleicht eine jener zur Wohnung der Todten bestimmten unterirdischen Städte (Nekropolis) gewesen sei, welche nach und nach in der Nähe großer Städte entstanden. Alles, was er davon näher betrachtet hat, deutet darauf hin, daß es der Aufenthalt der Lebenden war; seine Bemerkungen können bei weitern Nachforschungen mit Nutzen gebraucht werden; nähere Aufklärungen haben wir vielleicht bald von andern französischen Reisenden zu erwarten, welche Syrien in den letzten Zeiten mehr mit geographisch-historischen Zwecken besucht haben. Alles, was der Verf. hierauf über Cäsarea, Jaffa, Ramla, die Umgegend von Jerusalem und von dieser Stadt selbst sagt, ist zu unbedeutend, als daß wir hier besonders darauf aufmerksam machen sollten. Will man ungefähr im Allgemeinen wissen, welche Eindrücke Lamartine von der heiligen Stadt mit hinweggenommen hat, so braucht man nur seine S. 259 gemachten allgemeinen Bemerkungen zu lesen:

„Der Anblick der Umgebungen von Jerusalem läßt sich mit wenigen Worten zeichnen: Berge ohne Schatten, Thäler ohne Wasser, Land ohne grüne Bedeckung, Felsen ohne Schrecken und ohne großartige Bildung, hier und da ein grauer Steinhügel, welcher durch den zersprungenen Erdboden ragt, von Zeit zu Zeit dabei ein Feigenbaum, eine Gazelle oder ein Schakal, welche scheu in die Felsenspalten schlüpfen; einige Weinranken, welche auf der Asche des grauen oder röthlichen Bodens hinkriechen; in weiten Entfernungen etwa eine kleine Gruppe bleicher Ölbäume, welche auf die steilen Abhänge eines Hügels einen schwachen Schatten wirft; am Horizonte eine Terebinthe oder ein schwarzer Johannisbrotbaum, welche traurig und einsam das Blau des Himmels unterbrechen, und endlich die grauen Mauern und Thürme der Befestigungswerke der Stadt, welche man von Weitem auf dem Gipfel von Sion erblickt: das ist das heilige Land. Der Himmel ist hochgewölbt, rein, unbefleckt und von tiefer Färbung; nie schwebt ein Wölkchen vorüber, welches sich in dem Purpur des Abends oder des Morgens färben könnte. Nach Arabien hin öffnet sich ein weiter Schlund zwischen den schwarzen Gebirgen, durch welchen der Blick bis zu den blendenden Gewässern des todten Meeres und bis zu dem veilchenblauen Horizonte der Gipfel des Gebirges Moab schweift. Kein Windhauch murmelt in den Gipfeln oder den dürren Zweigen der Olivenbäume; nirgend hört man den Gesang der Vögel oder das Zirpen eines Heimchens in den kahlen Furchen; ein vollkommenes, ewiges Schweigen ruht auf der Stadt, auf den Straßen und auf dem Lande. So war Jerusalem die ganze Zeit hindurch, welche wir unter seinen Mauern zubrachten; ich habe dort nichts gehört als das Wiehern meiner Pferde, welche um unser Lager herum die Sonnenhitze nicht ertragen mochten und vor Ungeduld den Boden zu Staub aufwühlten, von Stunde zu Stunde den traurigen Ruf des Muezzin, welcher von der Höhe der Minarets die Zeit verkündete, oder die abgemessenen Klagetöne der türkischen Trauersänger, welche in langen Reihen die an der Pest Verstorbenen nach den verschiedenen Grabstätten um die Mauer herum begleiteten. Jerusalem, wo man ein Grab besuchen will, ist ja selbst das Grab eines Volkes, aber ein Grab ohne Cypressen, ohne Inschriften, ohne Denkmäler, dessen Stein man erbrochen hat und dessen Asche die Erde, welche es umgibt, mit Trauer, Stillschweigen und Unfruchtbarkeit zu bedecken scheint. Als wir es verließen, warfen wir noch mehre Male von jedem Hügel, von welchem wir es erblicken konnten, unsern Blick dahin zurück; und endlich sahen wir zum letzten Male, wie die Krone der Ölbäume, welche den Ölberg beherrscht und noch lange Zeit, wenn man die Stadt schon aus den Augen verloren hat, am Horizonte hervorragt, sich gleichfalls in das Firmament hinabsenkte und verschwand wie jene bleichen Blumenkränze, welche man in ein Grab wirft.

Selbst hierin ist Poesie, aber nicht die großartige Poesie, welche das Herz stärkt und erhebt, sondern jene traurige Schwärmerei, welche gleichsam nach Selbsttäuschung jagt und, in sich selbst kraftlos, am Ende den Geist aufreibt und das Herz zerknirscht; Lamartine, scheint es, gefällt sich darin; es ist sein poetisches Verhängniß, dem er trostlos entgegeneilt.

Von S. 264—269 finden sich einige treffende Bemerkungen über das arabische Nationalheldengedicht „Antar", zu deren Erläuterung im Anhange S. 381—426 aus dem Gedichte selbst ziemlich umfassende Auszüge gegeben werden, welche die Erfüllung des dabei ausgesprochenen Wunsches, daß das Ganze einen tüchtigen Bear-

Digitized by Google

heiter finden möge, nur förderlich sein können. Von geschichtlichem Interesse sind in diesem Bande noch die Bemerkungen über die Politik Ibrahim Pascha's in Bezug auf Syrien (S. 295 fg.) und die Skizzen über den Zustand der Völkerstämme des Libanon, von S. 343 an. Die Maroniten, welche, nach Volney, im Jahre 1784 120,000 Seelen zählten, betragen gegenwärtig wenigstens 200,000 und mehren sich fortwährend; ihr Gebiet umfaßt etwa 150 Quadratlieues, ist aber nie bestimmt abgegrenzt gewesen; die Stadt Zarkle hatte vor ungefähr 20 Jahren kaum über 1000 Einwohner; jetzt zählt sie 10—12,000 Seelen. Die Maroniten bilden mit den Drusen und den Metualis eine Art despotische Conföderation unter der Oberherrschaft des Emir Beschir; alle drei Stämme leben jedoch voneinander völlig getrennt und unterscheiden sich durch Sitten, Religion und Ursprung so, daß eine weitere Vermischung nie vorkommt. Das Land der Maroniten ist äußerst sorgfältig angebaut und überall zeigt sich große Betriebsamkeit. Jede Gemeinde hat an der Spitze ihrer Verwaltung und Rechtspflege einen Scheik, welcher als Lehnsvasall unter dem Emir steht, dem die höhere Verwaltung zukommt. Die Rechtspflege muß er jedoch mit der höhern Geistlichkeit theilen, welcher die Entscheidung über alle Dinge zusteht, wo das kanonische Recht mit ins Spiel kommt. Die Geistlichkeit besteht aus einem Patriarchen, welcher von den Bischöfen erwählt und von dem Papste bestätigt wird, einem Legaten des Papstes, den Bischöfen, den Äbten der Klöster und den Pfarrern. Die Weltgeistlichen und die Pfarrer dürfen sich verheirathen; nur den Bischöfen und der Ordensgeistlichkeit ist das Cölibat zur Pflicht gemacht. Die Zahl der Maronitenklöster am Libanon beläuft sich auf 200, welche etwa von 20—25,000 Mönchen bewohnt sind; sie sind arbeitsam und treiben vorzüglich Landwirthschaft; die Klöster sind jedoch nicht reich und nehmen nur so viel Mönche auf, als sie nähren können; sie stehen unter der unumschränkten Gewalt der Bischöfe, deren Sprengel aber sehr klein sind. Der Gottesdienst wird nach dem in Syrien gebräuchlichen katholischen Cultus und in syrischer Sprache verrichtet. Das Volk ist schön, gastfreundlich, treuherzig und tapfer. Die bewaffnete Mannschaft soll sich auf 30—40,000 Mann belaufen. Leider scheinen jedoch die neuesten Unruhen in Syrien, worin namentlich die Bewohner des Libanon mitverwickelt sind, der Verwirklichung der glänzenden Hoffnungen, welche Lamartine am Schlusse seiner Bemerkungen über die großartige Bestimmung der Maroniten in der Zukunft ausspricht, eben nicht günstig zu sein.

Die Bemerkungen, welche hierauf über die Drusen folgen, werden wenig zur Aufklärung des Dunkels beitragen, welches über ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte schwebt. Über ihren Helden Fakar-el-Din (Fakkardin) wird man besser durch Moriti's „Istoria di Faccardino, Grand-Emir dei Drusi" (Livorno 1787) unterrichtet als durch die hier gegebene Skizze. Was das Geheimniß ihrer Religion betrifft, so glaubt Lamartine gegen die gewöhnliche Meinung, welche sie nur für einen schismatischen Mohammedanismus hält, einen Fingerzeig darin zu finden, daß sie ihnen gestattet, die Culte aller Völker, mit denen sie in Berührung kommen, wenigstens zum Schein anzunehmen, und daß die Anbetung des Kalbes die einzige erwiesene Thatsache ihres eignen Gottesdienstes ist; der jedoch hieraus gezogene Schluß, daß sie vielleicht Nachkommen der Völker des Heiligen-Arabiens seien, welche die Juden bis zu dieser Abgötterei getrieben hatten, beruht wol noch gewichtigerer Gründe, um bis zur Wahrscheinlichkeit erhoben zu werden. Die Ausübung ihres geheimen Gottesdienstes ist ins undurchdringlichste Dunkel gehüllt. Entweihung wird unverzüglich mit dem Tode bestraft; die Priester sind verheirathet und die Organisation der Geistlichkeit ist hierarchisch; das Oberhaupt derselben hat seinen Sitz in dem Dorfe El-Mutra. Die Lehre von der Seelenwanderung hat unter dem Volk der Drusen mit allen ihren Verirrungen eines verrückten Phantasiespiels Eingang gefunden. Auch Frauen haben Zutritt zum Priesterthum; die Ehescheidung ist häufig und Ehebruch kann durch Geld losgekauft werden. Übrigens besitzen die Drusen dieselben Tugenden und Laster wie die Maroniten, Gastfreundschaft, Betriebsamkeit und Bildung, und schreiten mit ihnen auf derselben Bahn vorwärts, so lange sie der ungestörten Ausübung ihres Gottesdienstes versichert sind. Am untern Theile des Libanons haben sich erst in neuerer Zeit die Metualis, Mohammedaner von der Sekte Ali's, niedergelassen, über welche der Verf. blos einige allgemeine geschichtliche Notizen gibt. Noch kürzer ist er über die Ansarins an der Westseite des Libanons, worüber bereits Volney weitere Aufklärung gegeben; sie sind Götzendiener wie die Drusen; es findet sich unter ihnen z. B. die Verehrung des Hundes. Ihr Stamm ist jedoch sowol der Zahl als der innern Kraft nach sehr im Abnehmen und scheint seiner Auflösung entgegenzugehen.

Im dritten Bande setzt Lamartine sein Tagebuch erst im März 1833 mit der Reise nach Balbeck fort. Kurz nach der Rückkehr aus Palästina hatte er im November des vorigen Jahres seine einzige Tochter, ein in der schönsten Entwickelung begriffenes, hoffnungsvolles Kind, den Schatz seines Herzens, durch den Tod verloren und brachte daher den Winter in trauernder Zurückgezogenheit zu, worüber nichts mitgetheilt wird. Der dritte Band umfaßt die Ausflüge nach den Ruinen von Balbeck, den Antilibanon und Damask, einen Abschnitt über eine von Madame Lamartine unternommene Reise nach Palästina, dann die Fahrt von Jaffa aus über Cypern, Rhodus durch den Archipel und an der Küste von Kleinasien hin nach Konstantinopel, den Aufenthalt daselbst und endlich die Reise über Adrianopel, Philippopel, Sophia, Nissa und durch Serbien nach Semlin. Wir finden hier, wie sich erwarten läßt, eine Menge der anziehendsten und lehrreichsten Episoden, wie namentlich die ziemlich ausführliche Beschreibung der Ruinen von Balbeck, welche man natürlich im Zusammenhange lesen muß, untermischt mit kleinen Sittengemälden, wie z. B. der Schilderung der grotesken unsittlichen Pantomimen, welche der Emir vor

Digitized by Google

albeck zu Ehren des Reisenden aufführen ließ (S. 59); ener die Beschreibung des großen Dorfes Zabbani in r Wüste und des Aufenthalts zu Damask. Bekanntch ist es für Europäer sehr schwer und selbst gefährch, sich bis nach Damask zu wagen; bei den Damascenern hat sich der altorientalische Fanatismus und r Haß gegen europäische Sitten und Gewohnheiten noch ung in der ursprünglichen Kraft erhalten; sie betrachten n als die Stütze ihrer Religion und ihrer Freiheit und nd darin sogar so weit gegangen, daß sie bis jetzt noch e Aufnahme europäischer Consuln verweigern. Ein einger Europäer, welcher sich durch langen Aufenthalt daselbst gänzlich akklimatisirt hat, versieht unter der Rolle nes armenischen Handelsmannes die Geschäfte des Conlaragenten für Frankreich und einige andere europäische Staaten. Franzose von Geburt, Namens Baudin, und früher Begleiter der Lady Stanhope auf ihren Reisen nach en Ruinen von Palmyra und Balbeck, war er für Lamartine der einzige sichere Anhaltepunkt in dieser unwirthlichen Stadt. Mit seiner Hülfe und unter Beobachtung es strengsten Incognito und der gehörigen Vorsichtsmaßgeln ist es Lamartine gelungen, sich über Örtlichkeiten und Sitten von Damask ziemlich genaue Kenntnisse zu verschaffen; die Mittheilungen, welche er darüber macht, sind schon ihrer Seltenheit wegen vom größten Interesse, obgleich die günstige Gelegenheit, welche Lamartine besaß, den Wunsch rege macht, daß sie bisweilen etwas genauer und weniger fragmentarisch sein möchten. Selbst unter so günstigen Umständen, wie Lamartine dieses Wunder der Wüste besuchte, mag es freilich immer noch schwer sein, über gewisse Verhältnisse, welche uns Europäer vorzüglich interessiren, wie die innere Verwaltung, die städtischen Behörden, die Verhältnisse der verschiedenen Bürgerclassen zueinander, die Ausdehnung des Handels und der Industrie u. s. w. genügende Aufschlüsse zu erhalten. Nicht einmal über die Bevölkerung hat man bestimmte Angaben; sie schwanken zwischen 200,000 und 400,000 Seelen; Lamartine glaubt jedoch, daß man sie nach einem allgemeinen Überblicke auf 3—400,000 Seelen für die eigentliche Stadt, und auf eine Million mit Einschluß der Vorstädte und der damit zusammenhängenden Dörfer anschlagen könne. Die Zahl der Christen zu Damask, Armenier oder Griechen, beträgt 30,000; auch werden daselbst einige katholische Mönche geduldet.

Die Ruinen von Palmyra hat Lamartine, ungeachtet sich ihm eine gute Gelegenheit dazu darbot, leider nicht besucht. Auch konnte er sich den Cedern des Libanons nur auf 5—600 Schritte nähern, da die Masse des gefallenen Schnees das weitere Vordringen unmöglich machte. Sie haben mit dem Wachsthum der Jahrhunderte abgenommen; man zählte deren ehemals 30—40, dann 17 und später 12; gegenwärtig stehen nur noch sieben, deren Anblick sich in die biblischen Zeiten versetzen lassen dürfte; um sie herum wächst jedoch ein junger Cedernhain empor. Die ganze Episode über das gelobte Land (S. 172—203) enthält, außer einigen Nachrichten über das lateinische Kloster zu Bethlehem, nichts von Bedeutung. Ebenso war die durch häufige Stürme gefahrvolle Fahrt von Jaffa nach Konstantinopel zu schnell und unruhig, als daß Lamartine über die dabei berührten Punkte mehr als gewöhnliche Beobachtungen hätte machen können. Im Angesicht von Chios spricht er sich mit Entschiedenheit gegen die Meinung der Gelehrten aus, welche die Homerischen Gedichte zum Erzeugniß mehrer gleichgestimmten Geister machen wollen:

Es ist eine von jenen hunderttausend gelehrten Paradoxen, womit die Menschen den offenbaren Instinkt ihres innern Wesens zu bekämpfen suchen; für mich ist Homer ein einziger Mensch, ein Mensch, welcher denselben Laut in der Stimme, dieselben Thränen im Herzen, dieselben Farben in den Worten hat; ein Homerisches Menschengeschlecht annehmen zu wollen, scheint mir schwerer zu sein, als ein Riesengeschlecht zuzugeben; die Natur wirft ihre Wunder nicht in ganzen Reihen in die Welt; sie bringt einen Homer hervor und fodert die Jahrhunderte heraus, noch einmal ein so vollkommenes Ganze von Verstand, Philosophie, Empfindung und Genie hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 1. Febr. 1836.

Es ist lange nicht so viel Heterogenes zusammengekommen an unserm politisch-literarischen Horizonte wie diese Woche: Fieschi, der Königsmörder im Palast Luxembourg; Scribe, der Vaudevillist, in der Akademie; Victor Hugo, der Lafayette der französischen Literatur, am Pranger der fashionablen und tugendhaft gewordenen Kritik; Heine im „Journal des débats" als protestantischer Luther vor dem Reichstage in Frankfurt; Börne's erste Nummer der proscribirten Zeitschrift: „La balance", und endlich noch ein Sendschreiben des Simonistenpapstes an ebenbesagten Heine, von den Pyramiden datirt. Der Carneval kann sich nicht über Mangel an Skandal und Albernheit beklagen, die besten und die schlechtesten Köpfe ziehen an seinem Siegeswagen, sogar Köpfe, die auf ihren Schultern nicht mehr fest sitzen und wie blutige Macbeth'sche Gespenster an die königliche Tafel treten.

Es war gar nicht möglich, ein Billet zu einer Tribune der Pairskammer für die erste Sitzung zu bekommen; diejenigen, die käuflich geworden waren in den Händen der beglückten Verwandten und Bekannten von Deputirten und Aristokraten, hatten die Engländer ohne Ausnahme für schweres Geld an sich gebracht. Die Neugier, Fieschi zu sehen und zu sprechen, ist so groß, daß ein Geck von London besonders herüberkam, 2000 Francs dafür an die Wächter und Schließer bezahlte und dann glückselig wieder umkehrte. Wie gewöhnlich sind aber die Weiber noch neugieriger als die Männer, und ich wundere mich sehr, daß die tapfre Mistreß Trollope sich nicht zum außerordentlichen Schmaus herbeimachte, sie, die endlich doch so glücklich war, den genialen Beinamen: „la folle d'Amérique" zu erobern.

Die öffentlichen Urtheile stimmen darin überein, daß der verunglückte Königsmörder ein Mensch mit einer Seele von Eisen und einem Gewissen von Stein sei. Es imponirt ihnen, er setzt sie in Verlegenheit. Das Hübscheste an der Sache ist, daß es dem schrecklichen Manne fast grade wie manchem Genie ums Herz ist, versteht sich von der Classe, die man angefangen hat Talente oder speculative Genies zu nennen. Er ist eigenliebig, eitel und stolz, er betrachtet seine Mitangeklagten wie unterthänige Heloten und gemeine Werkzeuge zu seinem Unternehmen, er verlangt den Titel: „grand criminel", wie viele Emporkömmlinge des Landes andere Titel verlangen, als ihnen gesetzlich zukommen, und er bekennt sich ruhig und gefaßt zu Allem, dessen man ihn angeklagt hat. Jammerschade, daß er nicht orthographisch

Digitized by Google

schreiben kann, so ungefähr wie Lacenaire, der kürzlich sein Haupt aufs Schaffot legte, nachdem er vorher Oktaverime und eine Abhandlung über das höchste Wesen geschrieben hatte. Der literarische Nachlaß dieses poetischen Mörders ist nicht von den Polizei verboten worden, wie es anfangs hieß, die ganze Auflage wanderte sein sachte ins Publicum, das sie, wie allemal in solchen Fällen, aus Vorwitz verspeiste, gleichviel ob Geist oder Dummheit daraus redete.

Scribe ist gewiß der glücklichste von allen Coupletmachern, die da lebten, seit die Welt steht. Er ist so reich, als er sein will, so geliebt von Freunden und Frauen, als er sein will. Nun haben sie ihm noch die Ehre erzeigt, in den hohen, literarischen Senat einen aparten Stuhl fürs Vaudeville zu setzen, einen Stuhl mit elastischen Springfedern, wie Scribe ihn in seinem Schlafzimmer hat, um den Alp zu bannen, der sich in Gestalt von mexicanischen Vettern, Mündeln und Vormündern auf sein Herz legt.

Scribe kam sich in der Akademie wie weiland der Doge von Genua in Versailles vor, er wußte nicht, wie ihm geschah, als er die apfelgrünen Geister des 19. Jahrhunderts auf den Halbeirkelbänken sah, eine Rede von ihm erwartend. Er hatte wol schwerlich daran gedacht, daß er in die Nothwendigkeit versetzt werden könnte, eine Rede, oder was noch viel schlimmer ist, eine Lob- und Leichenrede zu halten, wie das so die Sitte in der hohen Gesellschaft der Vierzig verlangt, wenn ein Mitglied seine Lampe auslöscht und ein Nachfolger seinen Platz occupirt.

Der Vaudevillist zog sich mit einigen Lazzis und biographischen Skizzen aus der Affaire. Er resumirte die Leistungen des verewigten Arnault, der Napoleon's Freund und dem Napoleon Recensent seiner Trauerspiele war; er erzählte die Geschichte seiner Verbannung aus der Akademie zur Zeit der Restauration und die rührende Katastrophe seines Todes, der an der Seite seiner Tochter während des Pianospiels erfolgte — ein solches Thema war nicht für Scribe, den Lebemann, passend — und dann schloß er, um sich doch in etwas gleich zu bleiben, mit Vaudevillestrophen, die das Auditorium, das fast wehmüthig gestimmt war, lachen machten. Es war für mich ein Faschingsschauspiel wie ein anderes, oder vielmehr es war eine Komödie des Gymnase dramatique, die ausnahmsweise im Palast Mazarin aufgeführt wurde.*)

Die Frage ist nun nach der Scribe'schen Aufnahme im Literaturcollegium: Wird Victor Hugo ihm nachfolgen? Der Verfasser von „Notre-Dame" hat 1836 grade so viele Feinde, als der Vaudevillist Freunde hat. Neid und Kleingeisterei haben jetzt wider ihn das Visir erhoben, wie es vormals die antiken Vorurtheile in Molière's Tempel und die Ignoranz der Tagesschriftsteller thaten. Man könnte sagen, ein französischer Geck und eine englische Närrin, der Graf Molé und die Mistreß Trollope, ständen an der Spitze der Verschwörung. Um das Maß der Thorheit und des bösen Willens voll zu machen, hat sogar Herr Nisard in einem großen Artikel der „Revue de Paris" Victor Hugo alles Verdienst rein abgesprochen, ihn als einen bloßen Plagiarius dargestellt, der von Tag zu Tag gesunken und mit den letzten Werken rein durchgefallen sei. Die Beschuldigung ist so lächerlich, daß ich mich schämen würde, im Auslande darüber ein Wort zu reden, wenn es nicht zur literarischen Unterhaltung gehörte. Am Ende nennen die pariser Recensenten den Matador ihrer modernen Literatur, der allein so viel gelesen wird als die andern alle zusammen, Plagiarius, weil man in England und Deutschland gesagt hat, er sei der novellistische und dramatische Radicalreformer, der revolutionnaire Shakspeare Frankreichs.

Victor Hugo ist nichts weniger als zurückgegangen; denn seine letzten Dramen sind nicht minder verdienstlich als die frühern, und seine lyrischen Poesien, die aus früherer Zeit stammen und in der Jugend nothwendig besser gefallen als im reifen Alter, haben sogar im Auslande mit Recht gefallen. Seit wann hatten lyrische Poesien diesen Anklang gefunden, zumal französische, die man bei uns für gereimte Prosa hält? Bis jetzt war Béranger allein ein Dichter Frankreichs, ich meine ein Liederdichter, und Chateaubriand allein der Prosaiker, ein Schriftsteller, der eine Sprache hatte.

Der Brief Enfantin's an Heine ist eine Kritik der Literaturberichte dieses Schriftstellers, die ihm wol schwerlich gefallen hat. Er bekennt darin, daß er vergeblich in dem Buche sich über den Zustand der Intelligenz in Deutschland (sur l'état actuel des esprits en Allemagne) habe zu unterrichten gesucht; er sagt, daß Heine großes Unrecht gehabt, über Religion und Moralität zu spotten, und daß er das Privatleben gewisser schriftstellerischer Zeitgenossen als redlicher Kritiker hätte verschonen und für heilig halten sollen.

„Ich habe", schreibt der Simonist, „mit Ihnen alle die großen Sterne der deutschen Philosophie an mir vorüberziehen lassen, eine imposante Armee, aber auch nichts als eine imposante. Sie erlauben mir, der Meinung zu sein, daß jede tüchtige literarische Vergangenheit eine Geschichte ist, und daß die darin aufgetretenen Personen ihren Zweck erfüllt, ihre Rolle gespielt haben. Was mich weit mehr interessiren könnte, das wären die nun herangewachsenen und vielversprechenden Geister, die Dichter und Denker des 19. Jahrhunderts, der letzten Epoche, die Sie am besten kennen, mit denen Sie groß geworden sind. Indem Sie das schöne Geschäft übernehmen, dieselben mit ihren Brüdern und Freunden in Frankreich bekannt zu machen, welches eine lebendige Politik, ein religiöser Act wäre, würden Sie sich ein Vergnügen bereiten und die Furcht, die Ihre Zuchtruthe erregte, in Liebe verwandeln."

Am Ende der Epistel empfiehlt der Papst der wunderlichen Sekte seinem Freunde die Liebe zu seinem Christianismus und ersucht ihn, das Wort mangels seiner in Paris vom Apostel Rodriguez zu hören.

Das erste Heft von Börne's „Balance" beschäftigt sich vornehmlich mit Béranger und Uhland und Menzel's Franzosenhaß.*) 18.

*) Wir verweisen wegen Scribe's Aufnahme in die französische Akademie auf die folgende Nr. d. Bl. D. Red.

Notizen.

Die „Boston commercial gazette" gibt eine Übersicht von der Bevölkerung der vorzüglichsten Städte in den Vereinigten Staaten am Schlusse des vorigen Jahres. Dieser zufolge hat Neuyork 269,873, Philadelphia 200,000, Baltimore 92,000, Boston 78,600, Neuorleans 60,000, Charleston 34,500 Einw. Neuyork, das 1756 nicht mehr als 13,000 Einwohner hatte, zählte 1790 deren bereits 33,131, 1800 schon 60,489, 1810 = 96,373, 1820 = 123,706, 1825 = 167,059, 1830 = 203,000, und erreichte im vorigen Jahre in rascher, nur auf diesem Punkte der Erde vielleicht möglicher Zunahme die oben angegebene Einwohnerzahl. 4.

Bei Firmin Didot in Paris ist der erste Band der „Histoire de la réformation du seizième siècle" von Merle d'Aubigné erschienen, ein Werk, welches sich durch klare Anordnung und durch das Bestreben, in den wahren Geist jener Zeit einzudringen, vor andern seines Gleichen vortheilhaft unterscheidet.

Bei Leduc in Paris erschien vor Kurzem: „Der letzte Traum Bellini's", mit Text von Emile Deschamps, eine Composition, die durch den Reiz einer eigenthümlichen Melancholie allgemeinen Beifall erlangt hat.

Von Jules Lacroix, dem Verf. der Romane: „Une grossesse" und „Une fleur à vendre", ist ein neuer Roman: „Le tentateur" erschienen, der in Paris Beifall findet. 11.

*) Hierüber folgt nächstens ein besonderer Bericht. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 50. — 19. Februar 1836.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—33), ou notes d'un voyageur, par M. *Alphonse de Lamartine*. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Nicht ohne Theilnahme wird man S. 223 die Notizen über den hochverdienten Fauvel lesen, welcher, aus Athen vertrieben, zu Smyrna in Noth und Vergessenheit lebte; gleich darauf gibt das Zusammentreffen mit einigen St.-Simonisten in Smyrna Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über ihre Lehren und Verirrungen. Lamartine scheint ihre Rolle in der socialen Entwickelung unsers Jahrhunderts noch keineswegs für ausgespielt zu halten und meint, es hätte ihnen zur Erreichung ihres Zieles nur ein tüchtiges Oberhaupt gefehlt; sie werden zwar nicht als Körperschaft fortbestehen, aber früher oder später in den noch zu erwartenden Revolutionen der gesellschaftlichen Zustände im Einzelnen bedeutend hervortreten. Nach unserer Meinung ist der St.-Simonismus am Charlatanismus zu Grunde gegangen, vor welchem in Frankreich nichts aufkommen kann, was auf moralischen Grundlagen fußen will.

Der übrige Theil dieses Bandes ist fast ganz mit der Schilderung des Aufenthalts zu Konstantinopel angefüllt. Durch seine Verbindungen bekam Lamartine Gelegenheit, mehr zu sehen, als Franken bisher zu sehen gestattet war; er begleitete nicht nur den französischen Gesandten bei seinem Besuche in der Sophien-Moschee, sondern hat auch von dem Serail Gemächer betreten, welche vor ihm kein Fuß eines Franken berührt hatte. Die hierüber mitgetheilten Bemerkungen machen, im Verein mit den reizenden Gemälden der Ufer des Bosporus und den hier und da eingestreuten Urtheilen über die politische Lage des osmanischen Reiches, sowie die Persönlichkeit des Sultans und seiner Günstlinge, diese Schilderung von Konstantinopel zu einer der interessantesten, die man lesen kann. Vielleicht sind die von S. 264 an mitgetheilten geschichtlichen Rückblicke auf das Werden und allmälige Sinken des osmanischen Reiches hier weniger an ihrer Stelle. Im Einzelnen ist, außer dem Serail, die Beschreibung des Sklavenmarktes von eigenthümlichem Interesse. Das Fest, welches Graf Orloff vor dem Abzuge der russischen Land- und Seemacht im Juli 1833 zu Ehren des Sultans gab, veranlaßte Lamartine als Augenzeugen zu einigen Betrachtungen, welchen eine erschütternde Wahrheit zu Grunde liegt (S. 363). Die Reise von Konstantinopel durch Rumelien, Bulgarien und Serbien, nach der östreichischen Grenze, auf welcher Lamartine noch einige Wochen durch eine bedenkliche Krankheit zu Innikevi zurückgehalten wurde, gab nur zu einigen unbedeutenderen Bemerkungen Anlaß, unter welchen uns die über die bulgarischen Bauern (S. 374) als die interessantesten erschienen sind.

Der vierte Band endlich enthält eigentlich nur Documente, welche man als Ergänzung des ganzen Werkes betrachten könnte. Er beginnt mit einigen Notizen über den gegenwärtigen Zustand und die neueste Geschichte Serbiens, worüber man wenigstens in Deutschland besser unterrichtet ist; jedoch ist die Heldenlaufbahn Czerni-Georg's in der Kürze ziemlich genau geschildert und von dem Charakter und dem Wirken des Fürsten Milosch ein treues Bild gegeben; er ist gegenwärtig 50 Jahre alt. Die Bevölkerung Serbiens schlägt Lamartine etwa auf eine Million an.

Von weit höherer Wichtigkeit ist das darauf folgende ausführliche Tagebuch des Fatalla Sayeghir über seine Wanderungen und seinen Aufenthalt unter den Beduinenstämmen der großen Wüste, welches sich Lamartine durch glücklichen Zufall zu verschaffen wußte, aus dem Arabischen zuerst in die lingua franca übersetzen ließ und dann selbst in die französische Sprache übertrug; diese seine Übersetzung ist es, welche hier mitgetheilt wird. In einem kurzen Vorworte erfahren wir, daß der Ursprung dieses überaus interessanten Actenstückes eigentlich Napoleon zu verdanken ist, dessen Plane in Bezug auf die Wiedergeburt Asiens dadurch neues Licht bekommen.

Freilich — meint Lamartine selbst — waren diese Plane nur wie Blitzstrahl und ich bedauere dies; es ist klar, daß Bonaparte der Mann des Orients und nicht der Mann Europas war; man wird vielleicht lachen, wenn man dies liest, es wird Jedermann paradox erscheinen; aber man frage nur die Reisenden. Bonaparte, den man jetzt zum Mann der französischen Revolution und der Freiheit machen will, hat nie die Freiheit verstanden und ist Schuld daran, daß die französische Revolution nicht gelungen ist. Die Geschichte wird es auf jeder Seite beweisen, wenn sie einmal unter andern Einflüssen geschrieben wird, als die sind, welche sie jetzt dictiren. Er ist die verkörperte Reaction gegen die Freiheit Europas gewesen; eine ruhm-

Digitized by Google

volle, rauschende, glänzende Reaction — das ist aber auch Alles..... In Asien würde er Millionen von Menschen in Bewegung gesetzt und als Mann von einfachen Ideen mit zwei bis drei Ideen der Civilisation ein Denkmal errichtet haben, welches ihn tausend Jahre überlebt hätte.

Dem sei jedoch wie ihm wolle, genug, Napoleon hatte mehr oder minder klare Ansichten über seinen Einfluß auf die Völker Asiens und that Schritte, diesen früher oder später geltend zu machen. Einer dieser Schritte war, daß er einen Abkömmling der byzantischen Familie Laskaris, welcher sich nach der Eroberung von Malta an Bonaparte anschloß, ihn auf dem Feldzuge in Ägypten begleitete und sein Vertrauen in hohem Grade gewann, später mit geheimen Instructionen und sehr bedeutenden Geldmitteln als Kundschafter nach Asien schickte, um den Zustand und die Stimmung der Völkerstämme der Wüste zu erforschen. Laskaris verweilte zu diesem Zwecke zunächst einige Jahre in Aleppo, trat von hier aus im Februar 1810 seine Reise ins Innere an, besuchte unter vielerlei Fährlichkeiten alle Stämme Mesopotamiens und am Euphrat, und war nach siebenjähriger Abwesenheit eben im Begriff, Napoleon die Resultate seiner Beobachtungen zu überbringen, als er den Sturz seines Helden erfuhr. Voll Verzweiflung begab er sich nach Ägypten und ist einige Zeit darauf zu Kahira in der Vergessenheit gestorben. Seine Papiere sollen in die Hände des englischen Consuls gefallen und, weil man fürchtete, sie möchten den britischen Interessen in Asien nachtheilig werden, vernichtet oder in den geheimen Archiven zu London vergraben worden sein. Die einzige Frucht dieser Reise, welche endlich dennoch ans Tageslicht tritt, ist das hier gegebene Tagebuch des Fatalla Sayeghir, welcher in Aleppo mit Laskaris in Verbindung trat und ihm auf seiner ganzen Reise treuer Begleiter war. Nach dem verhängnißvollen Ausgange ihres Unternehmens war er, aller Mittel entblößt, in die Dienste eines Kaufmanns zu Latakia getreten, und von hier setzte sich Lamartine durch Vermittelung seines Dolmetschers Mazoyer, in den Besitz des Manuscriptes. Auf den Reichthum an neuen interessanten Aufschlüssen über das Leben und die Zustände der Beduinen in diesem Tagebuche brauchen wir kaum aufmerksam zu machen; einzelne Auszüge sind hier nicht am Orte und würden nur einen unvollkommenen Begriff vom Ganzen geben. Es ist am Ende eine tabellarische Übersicht der Beduinenstämme beigefügt, der zufolge sich ihre Zahl auf 45 beläuft, welche im Ganzen eine Bevölkerung von 1,020,000 Seelen in 102,000 Zelten umfassen.

Am Schlusse hat Lamartine noch einmal seine Ansichten über die politische Lage und die zu erwartenden Revolutionen Asiens und des osmanischen Reiches in einem „Résumé politique" zusammengestellt. Er geht dabei von der Idee aus, der Orient und die verwaisten Gegenden des türkischen Reiches müssen das Übermaß der Bevölkerung und der Kraft, woran der Occident wie an einer krankhaften Überspannung leide, in sich aufnehmen und so der politischen, gesellschaftlichen und geistigen Bildung Europas neue Wege öffnen. Die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Idee findet er durch den Zustand des osmanischen Reiches im Allgemeinen und die besondere Lage der Völkerstämme, welche es umfaßt, hinlänglich verbürgt. Er überblickt zu diesem Zwecke noch einmal die einzelnen Theile des osmanischen Reiches und kommt, nachdem er sich gegen jede Einmischung durch Gewalt der Waffen erklärt hat, zu dem Resultate, daß das vorgesteckte Ziel am leichtesten durch einen allgemeinen Congreß der Hauptmächte, welche Grenznachbarn des osmanischen Reiches sind, oder auf dem mittelländischen Meere gewisse Interessen haben, erreicht werden könne; dieser Congreß solle festsetzen, daß sich Europa aller unmittelbaren Einmischung in die innern Angelegenheiten der Türkei enthalte, sie ihrem eignen Lebensprincipe überlasse und nur im Voraus bestimme, über welche Theile dieses Reiches, wenn es sich durch eine plötzliche Revolution oder nach und nach auflöse, jede der genannten Mächte das Protectorat übernehmen solle; dieses Protectorat soll jedoch keineswegs die souverainen Rechte der bestehenden Ortsbehörden schmälern, sondern nur zu ihnen in das Verhältniß der Souverainetät treten und diese vorzugsweise zur Anlage von freien Städten, europäischen Colonien, Häfen und Handelsplätzen benutzen, während es auf der andern Seite das Dasein und die Elemente der Nationalität der Eingeborenen verbürgen, die einmal abgegrenzten Provinzen vor neuer Zerstückelung, feindlichen Einfällen und Anarchie bewahren und Handel und Industrie auf jede Weise unterstützen soll. Dieses ist ungefähr der Hauptgedanke, welchen Hr. Lamartine im Folgenden noch weiter auszuführen sucht. Er findet, daß der Ausführung gar keine Hindernisse im Wege stehen, und glaubt, daß Alles dazu hinlänglich vorbereitet sei. Die dabei ganz natürliche Frage, was denn aus den Türken werden solle? beantwortet er kurz damit: Sie werden sich entweder mit den abgefallenen Völkern vermischen, oder nach Konstantinopel und Kleinasien zurückziehen, wo sie gleichfalls unter ein europäisches Protectorat treten mögen u. s. w.

In der Theorie und auf dem Papiere sieht dieser Plan gar nicht übel aus; allein, wenn wir offen unsere Meinung sagen sollen, es ist am Ende doch nur eine philanthropisch-diplomatische Utopie, die außerhalb der Grenzen der Wahrheit liegt. Wir haben allenfalls Schauspiele, wozu dergleichen Protectorate im Kleinen führen, man braucht ja nur an Amerika und die ionischen Inseln zu denken; und wenn man nun ein solches Experiment im Großen ausführen wollte an einem Punkte, wo die Interessen der Politik, der Nationalität, der Religion noch so schroff einander entgegenstehen, da dürften die Resultate schwerlich anders sein, als ewiger Hader, Verwüsterung, Haß, Verfolgung, Greuel und Schandthaten aller Art und endliche Vernichtung. Hr. Lamartine hat zwar als Reisender und aus eigner Anschauung; aber er hat diese Zeilen unter dem Einflusse einer für das Wohl der Menschheit glühenden Phantasie niedergeschrieben; der Bund der Politik und Poesie bringt Chimären

Digitized by Google

hervor, welche, wenn sie je zur Reife gedeihen, sich als furchtbare Scheusale entsetzlich an der Menschheit, an ihren Urhebern rächen. Die Protectoren des Hrn. Lamartine würden nur zu schnell in jene „Sociétés leonines" ausarten, und im besten Falle würden wir doch nur eine Wiederholung der Theilung Polens in dem Gewande des industriellen Philanthropismus des 19. Jahrhunderts erleben. Das osmanische Reich geht seinem Geschick, wenn man will, seinem Untergange entgegen; allein die Weisheit wohlgemeinter Theorien dürfte es schwerlich überleben. Die dem vierten Bande beigegebenen Reisekarten sind nicht so fein und gefällig ausgeführt, wie man in Frankreich gewöhnlich dergleichen Dinge zu machen pflegt. 5.

Scribe's Aufnahme in die französische Akademie.

Mehre pariser Zeitungen verbreiten sich ausführlich über die jüngst erfolgte Aufnahme Scribe's in die französische Akademie und theilen dessen bei dieser Veranlassung gehaltene Rede mit. Manches treffende Wort wird bei dieser Gelegenheit über den berühmten Lustspieldichter gesagt, dessen seltenes Talent Frankreich seit einer Reihe von Jahren mit lautem Beifall, das Ausland mit gerechter Würdigung anerkannt hat. Unter dem Andere vernichtenden Feuer epigrammatischer Witze, das eine hochfahrende Kritik lange unbarmherzig auf ihn gerichtet, ward er groß und begrub mehre Generationen Kritiker, die sich alle Mühe gaben, ihm diesen Dienst zu erweisen. Das Glück, gleichsam als ob es Freude an dem gesunden Sinn des talentvollen Mannes hätte, bereitete ihm Erfolge, wie sie das Gewicht, besonders in unserer Zeit, wol kaum gehabt haben würde, segnete ihn reich mit Gütern wie kaum je einen Dichter und brachte ihn auf die höchste Staffel anerkannten Verdienstes in seinem Vaterlande, in die Akademie. Wir können Ad. Guézault im Allgemeinen Recht geben, der die vielen und glänzenden Erfolge des „vaudevilliste millionnaire" minder Dem zuschreibt, was sein Geist Feines, Glänzendes und Ungewöhnliches hat, als dem sichern Blick, mit dem er seine Zeit, was sie der Bühne und diese ihr bieten kann, aufgefaßt hat. Weit davon entfernt, die Bühne und das Leben reformiren zu wollen, strebt Scribe nicht ein ideelles, sondern ein treues Bild der Zeit zu geben. Sein richtiger Takt ließ ihn ebenso wenig zum überspannten sich versteigen (das neuerlich zum Feldgeschrei wider ihn erhobene „juste-milieu du sentiment" gehört hierher), als sein gesunder Sinn und gebildeter Geschmack ihn nie zum Rohen und Gemeinen herabsinken ließ. Die Akademie hat die öffentliche Meinung geehrt, daß sie einen von dieser so hoch gehobenen Mann, dessen lebendige Wirksamkeit noch in voller Kraft ist, in ihren geweihten Kreis rief. Kein Wunder, daß an dem zur Aufnahme bestimmten Tage mehre Stunden vor Eröffnung der Sitzung der Saal schon mit Zuhörern gefüllt und die Sitzung selbst eine der interessantesten und belebtesten seit lange war. Scribe hielt eine lange, sehr schön gefaßte und geistvolle Rede, die zugleich, den Statuten gemäß, die Lobrede seines Vorgängers Arnault war und deren Anfang wir hier mittheilen:

„Sie haben gelesen, meine Herren, daß, als die Republik Venua Ludwig XIV. zu trotzen wagte, der Doge gezwungen wurde, nach Versailles zu kommen und den König um Gnade zu flehen. Mit Staunen betrachtete er diese Gärten, deren Schönheit die Natur übertrifft, diese Springbrunnen, diese Orangenwälder, diese in den Lüften schwebenden Terrassen. Befragt, was ihn am meisten in Versailles in Verwunderung setze, erwiderte er: „Mich hier zu sehen!" Auch mich, meine Herren, sollte in diesem Kreise voll Ruhm und Verdiensten nichts mehr in Erstaunen setzen als meine Gegenwart, falls nicht Eine Betrachtung mich beruhigte und ermuthigte. Die Akademie, diese Deputirtenkammer der Literatur, hat gewollt, daß jede Gattung, die von der Charte Boileau's und den Gesetzen des guten Geschmacks anerkannt ist, in diesem Kreise von ihm selbst ernannte Repräsentanten habe. Wie nun in unsern gesetzgebenden Versammlungen der Abgeordnete eines unbedeutenden Fleckens auf einer Bank mit dem der größten und volkreichsten Städte sitzt, so hat die Akademie, indem sie mir den Zutritt zu dieser Versammlung gestattete, die unbedeutende Gattung, deren Vertreter ich bin, erhoben und geadelt, und nur darauf könnte ich stolz sein, wenn ein Verfasser von Vaudevilles überhaupt stolz sein dürfte. Ja, meine Herren, ich täusche mich nicht über die Natur meines Mandats; wenn ich Thalien lange Zeit auf einem untergeordneten Theater in Miniatur zu malen versucht habe, wenn ich es unternahm, einige größere Gemälde auf eine bedeutendere Bühne hinzustellen, so erwächst mir aus diesen Bemühungen doch nicht das Recht, mich für den Repräsentanten des Schauspiels zu halten. Sie brauchten nicht neue Vertreter dieser Gattung hierher zu berufen, wo bereits die Verfasser des „Haustyrannen", des „Advocaten", der „Schule der Alten" u. s. w. glänzen. Sie wollten nur nicht, daß der durch Laujon einst besetzte Stuhl länger leer bliebe, in ihm haben Sie bereits der Gattung der Chansons einen Adelsbrief ertheilt, und mit diesen Ansprüchen allein wage ich es, unter Ihnen Platz zu nehmen." Nachdem Scribe noch erinnert, daß er diesen Saal zum ersten Mal betreten, als er auf dem Lyceum Napoleon war und die Preise vertheilt wurden, er Arnault damals hier zuerst gesehen habe, dessen „Marius zu Minturnä" sämmtliche Zöglinge auswendig wußten. Aus den Händen des Dichters, dessen edle Haltung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, habe er den Preis empfangen, nicht ahnend, daß einst der Schüler den Platz des Lehrers einnehmen und diesem da einen Cypressenzweig auf das Grab legen sollte, wo er von ihm einen Lorber für die jugendliche Stirne empfing. Der letzte Theil der Rede ist der Wichtigkeit der Chansons durch die neuere französische Geschichte geweiht und nachgewiesen, daß sie der Freiheit der Presse vorausgegangen, ja dieselbe vorbereitet und sich überhaupt wirksamer und von größerm Einfluß erwiesen als die Bühne. Villemain löste die ihm gewordene Aufgabe, Scribe zu antworten und manche seiner Behauptungen zu widerlegen oder mindestens zu beschränken, mit anmuthiger Würde, Feinheit und an ihm bekannter rednerischer Gewandtheit. 4.

Erinnerungen an das Seebad auf Helgoland im Jahr 1834. In Briefen von Gotthold Salomon. Hamburg, Perthes und Besser. 1835. Gr. 12. 20 Gr.

Die kleine Oasis von Insel, die wir Helgoland nennen, hat es in der letzten Zeit zu einem poetischen Ruhme gebracht. Seit Heine ihre Bewohner Nomaden der Nordsee nannte, glaubt jeder echte Deutsche an die Heilkraft ihres Seebades und das hygiäische Geheimniß ihrer Sanddünen. Man weiß aber, daß der Glaube die beste Arznei ist, sodaß, wer halbkrank nach der Insel hinüberfährt, mindestens halbgesund zurückkehren wird. Salomon beschreibt mit einem reichen Maß Gemüthlichkeit und mit einer gewissen Unschuld und Jungfräulichkeit der Gesinnung die Felseninsel sammt Vorland und Düne; ihre Bewohner, die flotten Segler, die auf der Insel nur eine Interimswohnung haben und auf dem Meere stabil und heimisch sind, die Seepflanzen und Algen, die das felsige Eiland hier und da überpolstern, die Mineralien, Conchylien und Versteinerungen, die als Schmucksachen über diesen kolossalen Toilettentisch ausgestreut sind; die auch ungeladen willkommenen Gäste vom Continent und die geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen, die ihrer hier warten und deren es manche gibt. Aber er flicht

Digitized by Google

noch, freundlich geschwätzig, Manches ein, was nicht im geringsten zum Inventarium der Insel gehört, und er erzählt beredtsam, wie das gelehrte Stubensitzen die Glieder stärkt und wie so viele Gelehrte, die nicht in der Jugend und vor Kummer starben, ein bedeutendes Alter erreicht haben, und wie man den Geburtstag des Königs von Preußen unter Toasten und Gläserklingen hier gefeiert hat, und wie die größten Männer der neuern Zeit an gewissen Tagen im Jahre geboren wurden. Jeder Monat, der einen großen Mann hervorgebracht, wird, mit seinem Mann, aufgezählt, sodaß wir hier ein Geburtstagtableau haben, das eigentlich nicht zum Tableau der Insel gehört. Diese Redseligkeit ist aber so gemüthlich, so mit Humanität gesättigt und so einfach und herzlich, daß man dem guten Mann, vielleicht einem der trefflichsten Juden, zuzuhören nicht müde wird. Weniger kann man billigen, wenn der Verf. die den meisten Lesern ungenießbare nackte Nomenclatur der helgolandischen Flora hinzufügt; wenn er aber von einer leidlichen Kiefernallee spricht, die von Berlin nach dem Kreuzberg führt, während wir früher und jetzt nur eine Reihe dürftiger Laubhölzer gewahr wurden, so wollen wir ihm diesen kleinen Irrthum ebenso gern verzeihen, wie wir Gutzkow deshalb nicht scharf tadeln, wenn er die Neumärker von Krossen nach Zielenzig auf einer Chaussee fahren läßt. 45.

Notiz.

Älteres unter neuer Beziehung.

Im J. 1792 äußerte Georg Forster über den europäischen Handel, „daß sich in ihn allmälig die ganze Weltgeschichte aufzulösen scheine". Welche große Hebel des Handels sind seitdem neu entstanden: die Dampfschiffahrt, die Eisenbahnen, die Dampfwagen! Und nun denke man an die große Continentalsperre, an die deutsche Handelsvereinigung, an das Machtwort der materiellen Interessen, an den Frieden, der durch dieselben und durch die großen Bankiersgeschäfte schon 21 Jahre lang erhalten worden ist, und man wird eine nächste Wahrheit in Forster's Prophezeihung zu erkennen wol geneigt sein. 42.

Bibliographie.

Alpenknospen, dem Vaterlande gewidmet von einem Schweizerjüngling. 16. Bern, Jenni Sohn. 1835. 12 Gr.

Andreä, Joh. Val., Die Christenburg. Allegorisch-epische Dichtung. Nach einer gleichzeitigen Handschrift herausgegeben von *Carl Grüneisen*. (Aus dem 6ten Bd. der Zeitschrift für die historische Theologie besonders abgedruckt.) Gr. 8. Leipzig, Barth. 9 Gr.

Baader, F., über das Leben Jesu von Strauß, auf Veranlassung einer in der allgemeinen Zeitung (10. Jänner 1836) enthaltenen Anzeige dieser Schrift, aus einem Sendschreiben an Hrn. Doktor von Malfatti in Wien. Gr. 8. München, Franz. 3 Gr.

Bartels, F., Gulielmo, der Bandit von Rom. Romantische Erzählung mit Berücksichtigung historischen Hintergrundes. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Becker, K. F., Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik. Statt einer zweiten Auflage der deutschen Grammatik. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 1 Thlr. 20 Gr.

Bührlen, F. L., Der Flüchtling. Lebens- und Sitten-Gemälde aus der neuesten Zeit. 2 Thle. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 12 Gr.

Erzählungen aus der Copenhagener fliegenden Post. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. 5ter Theil. Ehestand. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 9 Gr.

Fichte's, J. G., nachgelassene Werke herausgegeben von J. H. Fichte. 3ter Bd. — Auch u. d. T.: J. G. Fichte's System der Sittenlehre, Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten und vermischte Aufsätze, aus dem Nachlasse herausgegeben von J. H. Fichte. Gr. 8. Bonn, Marcus. 1835. Subscr.-Pr. für die Abnehmer aller 3 Bde. 1 Thlr. 22 Gr.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. (1ter Band.) Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Gräbner, Testa Longa, das schreckliche Oberhaupt der Beati Paoli in Sicilien. Erzählung aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Neue Gedichte. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann von Fallersleben, Buch der Liebe. 8. Breslau, Aderholz. 12 Gr.

Koenig, H., Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Krug, Soll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen und insonderheit den Jesuiten anvertrauen? Eine kosmopolitische Frage beantwortet ꝛc. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. Geh. 6 Gr.

Napoléon, Précis des guerres de César, écrit par *Marchand* à l'île de St. Hélène sous la dictée de l'Empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon. In-8. Stouttgart, Metzler. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Übersicht der Kriege Cäsar's. Vom Kaiser auf St. Helena dictirt, niedergeschrieben von Marchand. Nebst mehren bisher noch ungedruckten Fragmenten von Napoleon. Aus dem Französischen. 8. Stuttgart, Metzler. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Olshausen, Erwiederung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Otto, G., Sanguinato oder Graf Miraldi und sein Beschützer. Räubergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Perty, M., über die höhere Bedeutung der Naturwissenschaften und ihren Standpunkt in unserer Zeit. Eine akademische Eröffnungsrede. Gr. 8. Bern, Jenni Sohn. 4 Gr.

Reise, Empfindsame, eines expatriirten Schwärmers durch Teutschland, Böhmen, Österreich, Italien, Ungarn, die Türkei ꝛc. in die elisäischen Felder. Herausgegeben von seinem Vetter. 8. Leipzig, Fest. 2 Thlr.

Riemann, C., Historische Novellen aus der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Toreno, Graf, Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien. 1ster Bd. Gr. 8. Leipzig, Lit. Museum. Geh. 2 Thlr.

Troxler, Der Baselerbehörden merk- und denkwürdiges Verfahren gegen einen Hochschullehrer im Jahre 1831. Zweiter Theil des Inquisitionsprozesses, ein neuer Beitrag zur Charakteristik und Geschichte der Zeit. Gr. 8. Bern, Jenni. 1835. 12 Gr.

— über das Verhältniß der Philosophie zur Religion. Ein Gespräch. Gr. 8. Bern, Jenni Sohn. 2 Gr.

Verurtheilung, Meine, zum Tode vom Kriegsgericht zu Lille, oder: die sieben merkwürdigsten Jahre meines Lebens zu Land und zur See, in französischen und englischen Kriegsdiensten zur Zeit Napoleon Bonaparte's. Wahre Geschichte. Von einem geborenen Sachsen. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 4 Gr.

Wiese, S., Drei Dramen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 6 Gr.

Wolff, O. L. B., Briefe, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 51. — 20. Februar 1836.

Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

Mehr als irgend andere unserer modernsten Literatur mögen sich die Novellen und Romane Scävola's dazu eignen, daß man von Seiten der Kritik sie in dem Nexus der Zeit, und wo nicht als eine selbständig eigenthümliche Richtung derselben, doch als ein besonderes und durch seine Abweichungen interessantes literarisches Symptom betrachte. Unsere gegenwärtige literarische Zeit ist in ihren Productionen überhaupt reich an Symptomen, weshalb es der Kritik zugemuthet werden muß, nicht an der Oberfläche, oder, um so zu sagen, an dem Schein der Erscheinungen stehen zu bleiben, sondern mit physiologischer und psychologischer Lust und Gabe, scheidend und unterscheidend, trennend und vereinigend in das Wesen des Einzelnen wie des Allgemeinen einzudringen. Darum wird unserer gegenwärtigen Kritik die undankbarere Mühe, sich oft mit Dem, was an und für sich weniger bedeutend ist, ausführlichst zu beschäftigen, und sich diese Mühe, in der Überzeugung, es müsse um der Erkenntniß des Allgemeinen und Totalen willen so sein, nicht verdrießen zu lassen. Einer frühern Epoche deutscher Kritik war es verstattet, einfacher bei ihrem eigentlichen und eigentlichsten Gegenstand stehen zu bleiben und sich um diesen, insofern er selbst bedeutend war, ausschließlich zu bekümmern. Damals war darum die Kritik weniger unlustig, war freier, persönlicher und kühner. Heutzutage aber ist es anders, und es fügt sich, daß der Kritiker, um des allgemeinen Quantums der zu gewinnenden und zu verbreitenden kritischen Einsicht willen, seine Kräfte, oftmals ohne Theilnahme an der Sache, die vorliegt, aufopfern und sich den Schein geben muß, als vertiefe er sich in den minder bedeutenden Gegenstand, während er sich doch, nur auf Anregung und bei Gelegenheit desselben vielmehr in die Lebenswirren und seltsamlich-vielgestaltigen Richtungen der allgemeinen poetischen und literarischen Gegenwart vertieft.

Aber in dieser Eigenthümlichkeit des heutigen kritischen Processes, welche frühern Decennien fremd war, liegt zugleich wieder für den Kritiker das unmittelbar Belohnende seines mühevollen Wirkens; denn in dem allseitigen Einlassen auf alles Erscheinende und jedes Symptom der Gegenwart entspringt ihm zuerst die unabweisliche Beobachtung, daß in dieser vielfach bewegten, heftig und oft unerfreulich, ja unheimlich gährenden und fluctuirenden Zeit, daß in dem ungeheuern Chaos lügenhafter Gestaltungen, welche die deutsche Poesie — jetzt mehr als je Meisterin im Scheinen — darbietet, doch ein reicher und gediegener Schatz des Geistigen und Gedankenvollen enthalten ist. Ist sich der Kritiker erst mit wahrer Überzeugung dieses Gedankens klar bewußt geworden, dann wird ihm seine unerfreuliche und höchst dürftig belohnte Arbeit nicht nur leicht, sondern es erwacht auch in ihm das wahre kritische, rasche, freudig fortstrebende Selbstgefühl, jener edelste Egoismus des Geistes, welcher in der Kühnheit der Vertiefung in Dunkeles und Unenthülltes seine Lust und Wonne findet, welche gleich dem wahrhaften Bergmann nicht von seinen Schachten, Stollen und Grubengängen sich scheiden kann, indem er bei jeder herausgebrochenen Schlacke, bei jedem Stück bunten Erzes, das von der diamantenen, dunkeln Gebirgswand ihm entgegenfunkelt, sich sagen kann, daß dies durch seinen Fleiß, durch seine Entäußerung, durch seine Aufopferung und durch das Licht seines Hauptes zu Tage gefördert wird. Je undankbarer aber eine große Arbeit in der gegenwärtigen Zeit erscheint und geachtet ist, je geringer der Lohn und die Mitfreude der Zeitgenossen bei einer solchen ist, desto mehr spannt sich der Geist des Arbeitenden auf die Nachwelt, desto mehr lebt er in dieser Zukunft, die sein Wirken einst verklären wird, und desto fester ist er von der unausbleiblichen Billigung dieser überzeugt. Dieser Gedanke ist ganz eigentlich eine Beflügelung der schaffenden, reproducirenden Kraft zu nennen. Es ist kein Trost zu nennen; denn der lebenskräftige Geist, der in und durch die Arbeit sich heiter und frei macht, bedarf keiner erbaulichen Trostgründe, es ist vielmehr eine großartige, immer fester im Gemüth sich einwurzelnde Idee, welche mit dem Geiste, der forschend in die Tiefe steigt, eines und desselben Geschlechtes ist.

Wenn deshalb die Kritik den Dichter — ich meine den Verfasser des vorliegenden Romans — dadurch ehrt, daß sie ihn in seinen modernen Bestrebungen, in seinem neuesten Werk nicht aus dem gesammten Nexus der Gegenwart gerissen, als eine bloße menschliche, zufälligerweise schriftstellernde und wiederum ganz zufälligerweise

Digitized by Google

Romane schreibende Person betrachtet, wenn sie mithin über die oberflächlichen Bestimmungen des Buchs und seines Verfassers und über das matte abgedroschene Reflexionsverhältniß der bloßen Autorschaft hinausgeht, und auch in dem Symptom der literarischen Zeit, als welches Beide, der Autor und sein Buch zu betrachten sind, sich nicht mit homöopathischer Leichtfertigkeit befriedigt, sondern von dem Symptom den letzten Schluß auf den physischen, seelischen und geistigen Gesammtzustand der ganzen Zeit macht, auf die — um sich ganz philosophisch auszudrücken — absolute Indifferenz des Krankseins oder Gesundseins aller modernen Poesie, in welcher und durch welche die Symptome als einzelne Äußerungen des bewegten Hauptzustandes begründet sind; wenn sie — um wieder die populaire Seite zu treffen — in ihrer Beurtheilung nicht sowol den besondern Verlauf dieser particulairen Geschichte und eigenthümlichen Lebensverwickelung wiederholt, als vielmehr den Ausgang auch dieses besondern Erzeugnisses von der allgemeinen Zeitverwickelung und von der allgemeinen poetischen Geschichte enthüllt und nachweist, so ist diese Verfahrungsweise der Kritik, welche Einigen zu ernstlich und zu weitausholend erscheinen kann, eben dadurch gerechtfertigt, daß in dem zu beurtheilenden Romane die Keime des allgemeinen Jetzt, oder auch seine Resultate, Folgen und Elemente, sei es nun in der Form der Vorzüge oder der Gebrechen, enthalten sind. Was von beiden überwiegt, Das eben ist es, was sich zeigen soll.

Fassen wir uns bei dieser Methode, welche grade in Anwendung auf den vorliegenden Roman doppelt nothwendig erscheint, so kurz als möglich, so müssen wir doch den Gattungen selbst dabei einiges Denken widmen, den Gattungen neuester deutscher Poesie nämlich, wie sie sich in dem Romane und in der deutschen Novelle überhaupt bezeichnen. Den Unterschied und die Einheit beider Dichtweisen zugleich festzuhalten, ist in den neuesten Zeiten um so nothwendiger, weil jetzt von den Dichtern, unbegabten und begabten, der früher schon antiquirte Roman auf Unkosten der Novelle, welche jenen selbst einst verdrängte, wiederaufgesucht und erweitert zu werden scheint. Es ist dies ein offenbarer Rückgang, bei welchem man zu untersuchen hat, ob er eine Reaction sei. Aus dem Göthe'schen Roman, welchen man als den Repräsentanten des deutschen Romans überhaupt anzusehen hat, entwickelte sich, als die deutsche romantische Periode verklungen war, unsere Novelle. Der Göthe'sche Roman aber, als eine poetische Totalität angesehen, zerfällt in vier Individualitäten, oder besser Individuen, welche bei aller Gleichartigkeit sich dennoch scharf voneinander abgrenzen. Unter die Form allgemeiner Bestimmungen gebracht, lassen sich diese so fassen, daß „Werther" die Widerwärtigkeit der Welt, „Wilhelm Meister" die Lehre der Welt, die „Wahlverwandtschaften" das Gesetz und die Sitte der Welt, die „Wanderjahre" die Verwirrung der Welt darstellen. Im „Werther" stemmt sich das Subject nimmt den Druck der Welt übel, verwandelt aus Schwäche diesen Druck zur eignen Gemüthsverstimmung, woran es zu Grunde geht. Im „Meister" schmiegt und biegt sich das Subject, läßt sich auf die Dinge ein und bezahlt eben um dieser Schmiegsamkeit willen nur Lehrgeld, ohne darüber unterzugehen. In den „Wahlverwandtschaften" ist dieser Untergang der Individuen, welche im Streit mit der Welt begriffen sind, wiederhergestellt, aber in höhern Maß; denn Eduard und Ottilie gehen nicht an ihren Betrachtungen, auch nicht an ihren Empfindungen, sondern an dem höchsten Verhängniß, an der Macht des Gesetzes und der Sitte zu Grunde. Weil aber nicht der Untergang, sondern die Erhaltung des Subjects das Wesentliche ist, so entsteht die neue Foderung der Poesie, daß der Zwang des Gesetzes und die Heiligkeit der Sitte nicht als absoluter Tod, sondern als zähe Prüfung erscheine, und in dieser sehen wir die Wanderenden begriffen. Daß alle Verhältnisse darin als Prüfende zur Sprache kommen, ist das Werthvolle an den „Wanderjahren"; daß aber die Confusion der Entsagenden nicht gehoben wird, ist ihre traurige Schwäche. In den „Wahlverwandtschaften" war das Bewußtsein als Selbstbewußtsein des in den Kampf mit der Welt verwickelten Individuums untergegangen; Eduard und Ottilie haben zuletzt gar keine Überlegung mehr, die Gedanken gehen ihnen aus, sowie einem schläfrigen Wächter das Nachtlicht ausgeht; sie haben alles Urtheil, alle Einsicht verloren, eine Art von geistiger Verrücktheit. Nach diesem Schluß mußte es den Dichter drängen, das verlorene Selbstbewußtsein wiederzugewinnen, dem Gemüth des Menschen wieder seine Ehre zu geben, und so erscheint als erste und wesentlichste Aufgabe der „Wanderjahre" die Foderung, daß die Entsagenden durch ihre Mühsale und Irrsale frei und mündig werden. Da es jedoch in dem ungeschlossenen Werk nicht bis zu dieser Mündigkeit kommt, so bleibt die Foderung als ungelöste Prämisse, als Vordersatz ohne Nachsatz, mit andern Worten: es bleibt bei der Confusion. Aber eben deshalb ist, historisch-poetisch betrachtet, wieder die Confusion das hauptsächliche und wahre Resultat, weil nämlich darin das Überschwanken des abgelebten Romans in die jüngere Form der Novelle und das Bedürfniß des Dichters, sich in die neuesten poetischen Conflicte einzulassen, wenn auch als Schwäche erscheint. Der dichtende Geist bei seinem Übergang von dem Roman zur Novelle hat demnach nichts Eiligeres und Nothwendigeres zu thun, als das Subject aus seiner beschwerlichen Verwirrung heraus, es in den Verhältnissen der Welt, ordentlicherweise und ohne mühselige Prüfung und Entsagung, unterzubringen und ihm bei dieser Einrichtung, wo das Spröde der Welt sich mildert und ihre Seiten gleichsam nur in einem gefälligen Spiegel sich ausnehmen, wieder zur Gewißheit mit sich selbst und zum Frieden zu bringen. Wenn deshalb in dem Roman das gegenseitige Widerspiel der Welt und des Individuums stets in seiner Schärfe obwalten mußte, so bedurfte die Novelle dieses strictem Bezugs der Welt zum Einzelnen und des Einzelnen zur Welt weit weniger, da es ihr ja hauptsächlich oblag, die Wirklichkeit in ihrer besonnenen objectiven Ruhe zu entfalten. Mit andern Worten: die Novelle bedurfte keines Helden; denn auf den einzelnen

Digitized by Google

Helden und sein Meinen kam es eben nicht mehr an, vielmehr darauf, daß Allen und Jedem ihre Bedeutung angewiesen und das Wechselverhältniß ihrer zur Welt eben als das allgemeine Leben dargestellt wurde. Um dieser allgemeinen Lebensregung willen, welche in der Novelle herrschend ist, wird es möglich, daß diese, in einem engern Kreise sich bewegend, doch die Totalität des Lebens stärker zeigt und besser entfaltet als der Roman, wo der Held, um zu seiner Befriedigung oder zu seinem Ende zu kommen, tausend Zustände als Einzelner durchmachen muß und doch nicht zu einem allgemeinen Resultat kommt, sondern dies erst ein anderes, das lesende Subject, durch Abstraction finden muß. In dem Roman bleibt das Selbstbewußtsein ein einzelnes, in der Novelle ist es ein allgemeines und liegt nicht in der Person, sondern in der Sache selbst. In dem Roman herrschen die Ereignisse, in der Novelle das Ereigniß, darum, weil dort der einzelne Held, der allein das Selbstbewußtsein repräsentirt, vieler Fälle bedarf, um zur Einsicht zu gelangen, die vereinten Individuen der Novelle aber, welche die Gesammtheit des Lebens, Lebensgefühls und Lebensbewußtseins repräsentiren, schon dem einzelnen Ereigniß die Allseitigkeit und allgemeine Bedeutung abzugewinnen vermögen. Hieraus wird auch der einfache Umstand klar, daß ein tüchtiger Roman eine Suite von drei und vier Bänden nöthig hat, eine gute Novelle aber kaum ein Drittheil dieses räumlichen Aufwandes braucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828, von C. G. Carus. Zwei Theile. Leipzig, G. Fleischer. 1835. 8. 3 Thlr.

Acht Jahre sind verflossen, seitdem der rühmlich bekannte Verf. diese Reise unternahm, die nun freilich etwas spät im Drucke erscheint. Hr. Carus aber hat, wie uns das Vorwort sagt, während der Fahrt „regelmäßig und wirklich Tag für Tag, Abends, ja Nachts, einfach, präcis und noch ganz vom frischen Eindruck neuerlangter Vorstellungen bewegt", seine Bemerkungen niedergeschrieben. Die Reinschrift derselben, hin und wieder ausgeführt, wurde dann im Freundeskreise vorgelesen, auch befreundeten Personen anvertraut und erwarb sich Dunst und dem Verf. die freundliche Auffoderung, sie auch einem größern Kreise von Lesern mitzutheilen. Er hat nun den Wunsch erfüllt und nach dem Rathe des alten Parsen im „Westöstlichen Divan" seine Kuchen ins Wasser geworfen, denn

Wer weiß, wer sie genießt!

Diese Kuchen, wie nun einmal Hr. Carus seine Reisenotizen nennt, sind ziemlich schmackhaft, und selbst in das auflösende Wasser der Kritik geworfen, bleibt ihnen noch einige Würze zurück. An Zeit, sie gehörig auszubacken, hat es nicht gefehlt, man könnte nach Obigem sie sogar etwas altbacken nennen, wol aber vermißt man mancherlei Zuthaten, zu welchen es die Schnelligkeit, mit der sie entstanden, nicht kommen ließ. Unser Verf. nämlich trat seine Reise am 1. April 1828 von Dresden an und am 13. August desselben J. finden wir ihn wieder in der Heimat. Diese Frist ist für Manchen zwar lang genug, um die Höhe Italiens kennen zu lernen und ein Buch über sie zu schreiben (exempla sunt odiosa!), doch für Niemand, um genau zu beobachten und aus der verwirrenden Masse der Eindrücke ein befriedigendes Bild zu gewinnen und Andern mitzutheilen. Wenn dies nun auch dem von uns sehr verehrten Verf. nicht gelungen ist, so sind wir doch weit entfernt, damit einen Tadel gegen ihn erheben zu wollen, vielmehr verlangt seine duft- und farbenreiche Gabe, deren Bedeutung wir richtig zu würdigen glauben, unsern aufrichtigen Dank; denn wir erhalten durch das vorliegende Tagebuch sehr interessante Andeutungen, schätzbare Notizen, flüchtige, doch das Rechte treffende Blicke, geistreiche Bemerkungen, malerische Auffassungen, wie man sie von einem mit der Natur und Kunst so vertrauten Mann nicht anders erwarten kann. Aber oft, wenn wir mehr begehren, wenn durch die Merkwürdigkeit der Orte und Gegenstände unsere Erwartung einer belehrenden und anregenden Mittheilung auf das höchste gespannt ist, bleibt diese aus, weil der Verf. alle die schönen Dinge, ohne dabei zu verweilen, oft nur im Fluge berühren konnte, oft auch nicht einmal dieses; denn er reiste nicht unabhängig, sondern als Begleiter des Prinzen Friedrich von Sachsen, und wiewol es als ein hoher Vorzug gelten muß, der Person eines so liebenswürdigen Fürsten beigesellt zu sein, so ist diese Stellung doch häufig dem Verf. hinderlich gewesen, mit Muße und Ruhe zu beobachten und zu genießen. Fürsten bei aller Empfänglichkeit für das Große und Schöne dürfen selten anders als auf den Flügeln der Eile fremde Länder besuchen, und ihre kunstsinnigen Begleiter kommen dann freilich oft genug in den Fall, von dem reich aufgetischten Mahle der Natur und Kunst fortgezogen zu werden, ohne auch nur einen Bissen genießen zu können. Allerdings hat eine solche Reise auch ihre Annehmlichkeiten, und wer an den guten Dingen dieser Welt Gefallen findet, dem werden die bequemen Reisewagen, der festliche Empfang und das Wohnen in fürstlichen Palästen, die Nachtmusiken, die üppig besetzten Tafeln u. s. w. gar wohl behagen. Gewiß war Hr. Carus solchen Genüssen auch nicht ganz abgeneigt, aber sie entzogen ihn, wie es scheint, so wenig als möglich höhern Zwecken, und wie kostbar dem Verf. seine Zeit war, beweisen nicht nur die beiden vorliegenden Bände, sondern auch die schon 1829 erschienenen „Analekten zur Naturwissenschaft und Heilkunde", welche die Ausbeute naturwissenschaftlicher, in Italien angestellter Studien enthalten.

Kaum 48 Stunden sind erfoderlich, den Verf. von Dresden nach Wien zu versetzen, wo er kaum zwei Tage verweilt. Dann geht der Flug über Bruck, Villach, Udine und Treviso nach Venedig, dessen Merkwürdigkeiten einen ganzen Tag in Anspruch nehmen. Sehr schnell folgen Padua (im Reiseplane nur zu flüchtigster Betrachtung aufgezeichnet), Vicenza und Verona aufeinander. In Parma will es den Verf. wie ein Traum bedünken, sich von der Witwe Napoleon's beherbergt und bewirthet zu sehen. In Modena, besonders aber in Florenz befleißen sich die befreundeten und verwandten Höfe den hohen Reisenden mit aller Zuvorkommenheit zu empfangen, und unser Verf. hat sein gutes Theil daran. Namentlich läßt er es sich in der schönen Stadt am Arno eine Woche lang wohl gefallen, wo er Alles in Eile aufsucht, was den Mann von Geschmack und Bildung interessiren kann. Der Großherzog, dessen Gediegenheit des Charakters und edle Persönlichkeit noch weiterhin sehr hervorgehoben wird, begleitet die Reisenden bis Siena, wo natürlich der Dom alles übrige überglänzt. Aber auch ein Abstecher nach dem berühmten Dom von Orvieto wird gemacht und der kurze Aufenthalt in der verfallenen Stadt ganz anmuthig geschildert. Endlich wird am 1. Mai Rom erreicht, der für den Prinzen eingerichtete Palast Genga bezogen, rasch von dem einen Wunder der Weltstadt zum andern geeilt, um nach zwei Tagen wiederabzureisen. Dann erst soll Neapel genossen werden, wenn hierzu drei Wochen hinreichend sind. Die Fahrt dahin beschreibt der Verf. sehr anziehend; mit dem Prinzen von Salerno, der seinem hohen Verwandten bis Capua entgegengekommen, wird Parthenope mit der Schnelle des Sturmwindes erreicht. Hier kann sich nun unser Verf. einigermaßen einrichten, zootomische Studien machen, skizziren und von seinem Hauptquartiere aus die nahen und fernen Umgebungen der reizenden Hauptstadt zu Lande und zu Wasser besuchen. Er gesteht aber selbst (I, 209), wie diese Reise eigentlich nur ein Überschlagen und Durchblättern wesentlicher Schönheiten Italiens sei, welches ihn in den Stand setze, fürs Künftige einmal einen

Digitized by Google

ihm angemessenen Reiseplan zu entwerfen. Inzwischen macht der Verf. sehr lebendig geschilderte Excursionen nach Salerno, Sorrento, Amalfi, Capri, Pompeji besteigt den Vesuv, sieht Puzzuoli, Bajä, besucht Procida, Ischia und läßt in Neapel selbst nichts unbesucht, was für ihn als Naturforscher, Arzt, Kunstkenner und praktischen Künstler nur irgend Bedeutung hat. Am 21. Mai finden wir ihn wieder in Rom, und bis zum 6. Juni, wo er es verläßt, nimmt er die kurze Zeit redlich wahr, alles Große und Herrliche der ewigen Roma sich einstweilen einzuprägen fin' a rivedere! denn mit diesem Abschieds- und Sehnsuchtsgruße scheidet Jeder von dort, der kein Nicolai ist. Entlassen wird er mit Eindrücken, wie nur Rom sie ertheilen kann: mit dem Schauspiel der Procession am Frohnleichnamsfeste und am Abende dieses Tages mit dem Feuerwerk auf der Engelsburg, was Beides vortrefflich geschildert ist.

Auf der Rückreise darf der Verf. vier volle Wochen in dem schönen Florenz sich dem Genuß der Natur- und Kunstschätze hingeben, mit Muße die mannichfachsten Studien treiben, Cicaden anatomiren, seinen Dante lesen, Gemälde der Galerie Pitti in anmuthiger Beschreibung analysiren, zeichnen und bald in der Stadt, bald auf den großherzoglichen Lustschlössern sich der Annehmlichkeiten eines feingebildeten Hofes und der auszeichnenden Huld des liebenswürdigen Großherzogs erfreuen. Endlich wird der reizende Aufenthalt verlassen, und die erste Station auf der Heimfahrt ist Pisa, von wo aus noch Livorno besucht wird. Über Lucca nach Spezia geht es mit gewohnter Eile nach Genua, wo ein Tag verweilt wird; auch Mailand mit seinem wunderbaren Dome kann kaum ein Paar Tage die Flüchtigen festhalten; doch werden der See von Como und der Lago maggiore beschifft, die borromäischen Inseln besucht, und nach einer nicht gefahrlosen Fahrt über die damals stellenweise verwüstete Simplonstraße bleibt Italien im Rücken. Die Reise durch die Schweiz schildert der Verf. mit besonderer Lebendigkeit und das Talent des Landschaftmalers zeigt sich auch hier in einem vortheilhaften Lichte. Vom Rheinfall bei Schaffhausen bis zur Elbbrücke in Dresden kommt wenig Bemerkenswerthes vor, und wer dem Verf. theilnehmend gefolgt ist, wird sich nun freuen, ihn umringt von den ihm entgegengekommenen Seinigen „ganz leicht wie von einer Spazierfahrt zurückkehrend in seinem Hause einziehen zu sehen".

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Diction in einem flüchtig geschriebenen Tagebuche manche Nachlässigkeiten zeigen müsse, die freilich in der Reinschrift hätten vermieden werden sollen. Im Ganzen aber ist der Vortrag des Verf. belebt und gebildet, wiewol nicht frei von einer gewissen Manier, die wir die göthisirende nennen möchten. Unaufhörlich kehren gewisse Wendungen und Worte wieder, wie bedenklich, merkwerth, opulent, dies letztere oft in der unpassendsten Zusammenstellung. Häufig ist auch gegen die Rechtschreibung des Italienischen gefehlt, und wenn der Verf. durchgängig Bordenone schreibt statt Pordenone, balchi statt palchi, Creti statt Credi u. s. w., so müssen wir hierin einen Fehler der sächsischen Aussprache erkennen. 50.

Literarische Notizen.

Galerie der Frauen Byron's.

Diese interessante Sammlung von Portraits der Heldinnen der Byron'schen Dichtungen wird noch immer fortgesetzt, und wir möchten sie Übersetzung des großen Dichters, und zwar eine sehr gewählte und gelungene nennen. Es sind die eignen tiefpoetischen, geweihten Gedanken des Dichters im Gemälde ausgedrückt. Es sind seine Frauenbilder, rein, beweglich, idealisch, leidenschaftlich, wie er sie im Geist empfangen und aus dem Gemüth hervorgebildet hat. Der Geist eines englischen Zeichners hat ihnen zwar nicht Leben, denn das hatten sie in viel höherm Maße von dem Dichter selbst empfangen, aber die körperliche Form verliehen. Er hat sie mit poetischem Auge gesehen und es hat ihn eben darum gedrängt, ihnen Züge zu geben.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche in deutschen Landen wol weniger befremdlich gefunden werden wird als etwa in Frankreich. Es ist auffallend, daß, während unsere Maler und Zeichner sich gern an die Schilderung der entlegensten, abweichendsten, oft auch verletzenden Scenen machen, während die Malerei selbst in Poesie so innig verwandt und befreundet ist, während schon vor 60 Jahren ein großer Deutscher über ihre Grenzen schrieb, es doch noch an eigentlichen Galerien aus den Werken unsrer Dichter mangelt. Wir haben allerdings sogenannte Galerien aus Shakspeare, Göthe, Schiller ꝛc., allein dies sind nur steife Nachahmungen der poetischen Scenen, bei denen die Malerei stets hinter der Poesie zurückbleiben muß. Wer denkt sich z. B. die Hexenscene in „Macbeth", die Kirchhofscene in „Hamlet", die Blocksbergscene in „Faust" ꝛc. nicht weit poetischer, nicht mit ergreifender in seiner eignen, dem unsterblichen Dichter nachschaffenden Poesie, als sie dort auf dem Kupferstich steht, wo Hamlet mit dem reichen wiener Milchgesicht, den Schädel des armen Yorik in der Hand haltend, aussieht wie ein sentimentaler Ladenstutzer bei einem Leichenconduct? wo Macbeth mit Banquo verblüfft vor den drei Hexen stehen, die sich mit ihren knöchernen Händen umschlingen? Selbst die Faust'sche Blocksbergscene, die Moritz Retsch in seinen Umrissen trefflich, geistlos ausgeführt hat, denkt sich ein poetisches Gemüth noch malerischer. Nein, dergleichen Galerien brauchen wir nicht, wir brauchen nur Gestalten, aus dem Gedicht des Dichters vom Zeichner herausgemalt, sodaß wir sie in ihrer Selbstständigkeit erkennen. Eine gemalte Desdemona, eine in Farbe und Form plastisch ausgeprägte Imogen, warum sollten sie nicht einen ebenso tiefen, warum nicht einen noch weit tiefern Eindruck machen als die heilige Elisabeth, als Laura, Beatrice und Fiammetta, die wir nur durch das trübe Glas der poetischen Leidenschaft und dichterischen Befangenheit erblicken. Wenn ich mir einen recht geistreichen Zeichner denke, der eine sachgemäße Einsicht in das Wesen der Caricatur und des Humors hätte, der etwas von der nächtlichen Gemüthsphantasmagorie Hoffmann's besitzen müßte und der zugleich, von Natur auf das Ernste gerichtet, von keiner Tiefe irgend einer Art geschreckt würde, und ich denke mir von diesem ausgeführt eine vollständige Galerie zu Shakspeare's Werken, welch einen Eindruck müßte eine solche in dem Beschauer hervorbringen? Falstaff, der alte, dicke vortreffliche Sir John! Corporal Nym, Lieutenant Pistol, Bardolph, der Friedensrichter und das ganze übrige Gelichter, Caliban, Stephano, Zettel der Weber, der gute Sir Evans, Bohnenblüthe, Motte und Senfsamen, der Aufschneider Parolles, Malvolio mit den scheußlich gelben Kniebändern, die verschiedenen Clowns, am meisten der charmante Narr aus dem einzigen „What you will", der so fein abgebildet sein müßte, wie er das süße Liedchen vom Regen singt — welch eine lustige Elite heiterer ursprünglicher Gestalten der sentimentalen Gestalten nicht zu gedenken. Allein es scheint, unsere Maler bekümmern sich weit weniger um die großen Weltdichter, als ihnen zukommt. Sie wissen eben nur in der prädestinirten Grenze ihrer Kunst, nicht von jener unendlichen Dichtkraft, welche die prädestinirte Grenze überschreitet, alles aufnimmt, in Alles eindringt, um sich in dem Allen die eigne, selbständige, wahrhaft geistige und freie Beschränkung zu suchen. Unsere Maler sind noch lange keine Dichter, und in einem einzigen Teniers'schen Bauernclub wehet noch immer mehr Poesie als in zwei Drittheilen mancher Kunstausstellung.

Cesare Servadio, einer der begabtern unter den heutigen italienischen Dramatikern, hat neuerdings bei Bauery in Paris zwei neue Stücke: „Die Östreicher in Genua" und „Liebe und Gefühl", erscheinen lassen; das erste, wie schon der Titel geben, politischen, das zweite bürgerlichen Inhalts. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 52. — 21. Februar 1836.

earosa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

In aller Kürze mögen wir wol hier die vorzüglichen Geister bezeichnen, welche, als Repräsentanten der ntschen Novelle, den abgelebten Göthe'schen Roman in mpfang nahmen, ihn in ihren Armen sanft verscheiden hen, seine Atome aber als unvergänglichen Nachlaß, als n altes und doch neues Testament in ihre geistigen chöpfungen aufnahmen. Bei dem ersten dieser unsterbchen Geister, bei Heinrich von Kleist, ist die Novelle ch abstracter Natur, weil auf der einen Seite sie noch mmer nicht von den Ansprüchen des einzelnen Subjects laſſen kann, auf der andern aber in der Großartigkeit nd Bedeutung des Ereignisses noch ihren vorzüglichen nhalt sucht. Dem zweiten Dichter, Ludwig Tieck, ist in einer Reihe von Novellen gelungen, die Verwirrung der geselligen Zustände dergestalt von der Betrachtung s darin lebenden und webenden Gemüths abzusondern, ß dieses sich nicht bis zum Tode und sittlichen oder stigen Zugrundegehen darein verstricken kann. Was in r Tieck'schen Novelle diese Wirkung vollbringt, ist die acht des Negativen, oder die Art und Weise, wie der ichter sich die Nichtigkeiten des menschlichen, bürgerlien, geselligen u. s. w. Lebens gegenseitig und untereinanr selbst aufreiben läßt. Weil nach dieser gegenseitigen elbstzerstörung des Nichtigen in der Tieck'schen Novelle Schlusse nichts übrig bleibt als das außerhalb stehende ewußtsein und die Summa der negativen Lebensweisit, die sich im Verlauf des Ganzen entfaltet hat, so darin die Reflexion das Vorzügliche und Bedeutungsle, und hierin ist der Grund zu suchen, warum Tieck's chtungen vor dem ästhetischen Richterstuhl eines neuen, durchaus gedankenvollen philosophischen Systems keine nade gefunden haben. Steffens hat in seinen Dichtunn im Gebiete der Novelle nicht die Tiefe und Energie Gedankens erreicht, welche seine philosophischen und turwissenschaftlichen Schriften bezeichnet. Allein inso- sind dieselben für die Geschichte der Novelle ganz eutend, daß sie die volle Gegenwart nach allen Richgen umfassen und eben dadurch dem scheinbar engern biete der Novelle die volle Breite des Lebens zurückeben haben, welche den Roman bezeichnete. Auf eigenthümliche und verschiedenartige Weise haben Hoffmann, Chamisso und Leopold Schefer ihrerseits den Roman zu Grabe bestattet, indem die ersten Beiden, ihrer geistigen Anlage unbedingt folgend, die Naturerscheinung nicht sowol als poetischen Gegensatz für den Geist, sondern als unmittelbare unterirdische Macht hingestellt haben, deren Einflüssen der Geist nicht zu widerstreben vermag; Letzterer aber die schwere und fast undankbare Aufgabe löste, die ewig maßlose Empfindsamkeit des Jean Paul'schen Romans in die sinnlich-sinnige, aber am vollen, reichen Irdischen haftende Beschränktheit der Novelle einzugrenzen. Alle drei genannte Dichter haben einen ideellen und sehr engen Bezug zu Jean Paul, dem es nie gelungen ist, Himmel und Erde in Eins zu gestalten. Hoffmann hob durch seine dämonische Naturansicht und Natureinsicht die müßige Naturschwelgerei des „Campanerthals", des „Hesperus" u. s. w. auf. Chamisso hat wiederum in dem einzigen „Schlemihl" die Hoffmann'sche Gespenstigkeit erheitert, und Leopold Schefer hat die ewig hinaufhimmelnden Seufzer der sentimentalen Helden Jean Paul's in ein gedanken- und blütenvolles Lebensgefühl verwandelt.

Von diesen wol nicht nutzlosen Vorbemerkungen über den poetischen Entwickelungsgang des deutschen Romans und der deutschen Novelle wollen wir unmittelbar den Übergang auf den vorliegenden neuesten Roman aus der beliebten Feder des rüstigen, aber noch mystisch-verhüllten Romanschriftstellers E. Scävola gewinnen. Um in unserer Darlegung der Motive desselben ganz inductiv zu verfahren, wollen wir uns von einer Stelle am Schluß desselben in unserer Beobachtung leiten lassen. Sie stehe deshalb im Auszuge hier. „Du kennst mich nicht", sagt Learosa, die Männerfeindin, zu dem Großvater ihres Florentin, den sie unter allen Männern, die ihr auf ihrem düstern und schuldbeladenen Lebenswege begegneten, einzig und allein geliebt, aber auch schmälig getäuscht und an den Abgrund des Untergangs geführt hat.

„Soll ich dich denn durch jeden Winkel meines schmachbedeckten Lebens hindurchführen? Muß ich dir sagen, daß ich nie anders als feindselig gewirkt habe auf Erden; daß selbst da, wo ich mit Thaten nicht sündigen konnte in meinen Klostermauern, ich mit Wünschen und Racheplanen gesündigt habe? Willst du mich ganz sehen, wie ich war? Die Mörderin, die zuverlässig wußte, der Trank, den sie empfing, werde den Keim ihrer Lasterthat zerstören, und dennoch ihn trank, um zwei Seelen zwischen sich und Gott zu stellen und keine andern als Blutspuren zu-

Digitized by Google

rückzulassen von ihrem Dasein auf Erden; die Betschwestes, die in ihrer Angst vor der Hölle das Giftfläschchen in den gefalteten Händen verbarg; die wollüstige Heuchlerin, die sich überredete, die Männer zu hassen, und dennoch fähig war, einen Mann so zu suchen, wie sie deinen Sohn gesucht hat; die schamlose Buhlschwester, die mit zugedrückten Augen von deinem Sohne Träume träumte, deren Geist ihr Blut jedem Manne gegenüber in Wallung jagte; die Menschenfeindin, die Jeden, der harmlos und liebreich ihr entgegentrat, gezwungen hat, weinend von ihr zu weichen, oder, in ein Ungeheuer verwandelt, ein höllenreifes Scheusal, sich fest zu klammern an mich, um nachzuziehen in die Hölle, die ich ihm öffnete" u. s. w.

Aber zu dieser furchtbaren Selbstanklage der unseligen Learosa müssen wir nun auch die Antithese vernehmen; diese liegt in den tröstenden Worten des alten Hochwart: „Sprich nicht, mein geliebtes Kind; um ruhiger zu werden, mußt du aufhören dich selbst anzuklagen. Du bist weder Mörderin, noch Abtrünnige von Gott. Du würdest mit dem klargedachten Vorsatz: jetzt geh' ich, meine Schwester zu ermorden, nie dich gedrängt haben, Florentin an ihrer Stelle zu empfangen. Du würdest nie deinem lebendigen Kinde den vergiftenden Saft eingeflößt haben, den du selbst trankst, um sein Werden zu verhindern. Du bist Sünderin gewesen, aber von allen Sünderinnen, die unter meinen Augen zurückkehrten zu Gott, sah ich keine, die vor der Sünde sich entsetzte wie du; keine, die der Engel des Leids Gott so genähert hat als dich! Nichts fehlt dir, um völlig Eins zu sein mit ihm, als der Glaube an dich selbst, der Glaube an deine vollendete Rettung. Das naturgemäße Sehnen nach innigster Vereinigung mit Geliebten, dieses Sehnen der Geister, ineinander zu verschmelzen zu einem Wesen, dieses Sehnen, das überall, wo Körper die Geister trennen, die Körper einander nähert und das Thier im Menschen aufregt mit seinem Verlangen nach thierischer Sättigung, dieses Sehnen mußte auch dich ergreifen und niederziehen; aber du hast dich erhoben, während Millionen, ja ganze Völker verblindet und verstumpft untergingen. Jener Verthierung des Menschen baut seit Jahrtausenden der indische Cultus Altäre; die Zeit der deinigen liegt hinter dir! Und diese Rettung dankst du der rauhen Hand, die dich hinausriß aus deinem verrätherischen Traumhimmel. Sie hat dich gerettet von dem seelenverderbenden Unglück, die Sünde lieb zu gewinnen unter Florentin's Küssen. Frage dich, was du heute sein würdest, wenn dein Betrüger dich nicht betrogen, wenn seine Sinne ihn überwältigt hätten? Wenn du jetzt seine heimliche Buhlerin wärest? er dein Mitschuldiger? Beide einander Entführer aus Gottes Nähe? Jedes im Auge des Andern deutlicher den Vorwurf lesend, ihn Gott entfremdet und der Sünde befreundet zu haben? Das frage dich, und dann antworte mir, ob deine Führung von Irre zu Irre nicht die eines wohlthätigen Engels war?

Hier haben wir nun sogleich eine doppelte und ganz entgegengesetzte Ansicht von dem Gemüthszustande und den eigenthümlichen Lebensverwirrungen unserer Heldin, und an diese haben wir uns ganz allein zu halten, weil die Dichtung Sedvala's dadurch in das ganz eigentliche Genre des Romans gehört, daß ihre Wesentlichkeit und wahre Pointe in dem Reflexionsverhältniß der äußern Begegnisse der Heldin zu ihrem innern Gemüthsleben besteht. Hier haben wir zuerst die grausame Selbstanklage des Mädchens und auf der andern Seite die lebenserfahrene Sophistik des alten Weltmanns Hochwart, welche mit ihrer paradoxen Weltansicht das wunde Mädchenherz zu trösten sich bemüht. Wir haben deshalb einfach zu ermitteln, ob die Wahrheit in der Selbstanklage, oder in der Sophistik liegt. Was nun die Facta ihres verwirrten und bewegten Lebens betrifft, die Learosa erzählt, indem sie sich selbst des Bösen zeiht, so sind diese vollkommen wahr. An ihren Händen haftet wo nicht Blut, doch der Tod Dessen, was zu herzen, zu pflegen, zu erhalten war; auf sie kann ferner, wenn auch nur in dem Verhältniß der Veranlassung und Folge, der Tod ihrer Schwester Johanna zurückgewendet werden; in ihrem Wesen und innersten Herzen findet ferner der ungeheure Widerspruch des Hasses von Allem, was männlich ist, und der wollüstigen Sehnsucht nach der Umarmung des Mannes wirklich statt. Endlich ist in ihren Lebensschicksalen wirklich das Ereigniß vorhanden, daß sie, die stets die Sünde Hassende, oder doch zu hassen Vorgebende, hinabgestoßen wird unter die Hefe der Menschheit und mit ihr gleichgesetzt wird. Es findet also in der That in dem Leben dieser Learosa, welche durch ein wunderliches Verhängniß den trübseligsten Intriguen und Cabalen des Weltlaufs in einem Alter anheimfällt, wo sonst die Jungfrau noch halb der Kinderstube angehört, eine große, eine seltene, eine fast räthselhaft erscheinende Erniedrigung statt, und diese Erniedrigung zu erkennen, die in tiefstem Sinne eine Selbsterniedrigung ist, ist wenigstens Das, was man von der Heldin des Stücks verlangen kann. Bei diesem Thatbestand wollen wir sehen, ob wir im Geiste der Sophistik des alten Hochwart, der sich tröstend dazwischenstellt, da schon Geist und Herz der Heldin gebrochen sind, und sie selbst schon an der Grenze des Jenseits steht, sie rechtfertigen können. „Du würdest nie", heißt es in der Apologie des Greises, „deinem lebendigen Kinde den vergiftenden Trank eingeflößt haben, den du selbst trankst, um sein Werden zu verhindern." So spricht das Urtheil des Weltlaufs; allein in diesem Urtheil sowie in dem Weltlauf selbst wohnt ja das leibhaftige Böse. Der alte Hochwart will ja die Selbstanklage der Sünderin vernichten durch das Element des zweideutigen Bösen selbst, das er in ihre Betrachtung hineinspielen will. Aber vor dem klaren lichten Gottesurtheil, das, von Ewigkeit her aller Sünde feind, aufrichtig und unwiderruflich das Böse verurtheilt, vor dem heitern, aber dem Sünder auch finstern Auge, das über Wolken schaut und ewig wacht; vor dem Flammenauge, das ins Innere blickt und von keiner Gaukelkunst jemals zu berücken ist: vor diesem gilt es ja ganz gleich, wie und wodurch der Mord geschieht, ob er mit martervollem Instrument, wovor dem Muthigsten bangt, oder mit kleiner Silbernadel, ob er in roth dahinfließendem Blute, oder leise und unmerklich durch innerlich wirksamen Giftsaft verhängt wird. Nur der zweideutige am Äußern, an der trügerischen Erscheinung festhaltende Menschensinn pflegt sich durch das versteckte Schleichen der Folgen bei dem grausamen Mord eher zu beruhigen, nur dieser erstarrt minder vor dem Gift als vor dem purpurnen Blutstrom, der den Boden färbt; nur dieser täuscht sich mit dem Doppelsinn eine That, in welcher es scheint, als vergifte die Mutter ihr eignes Leben, während sie wirklich und wahrhaftig nur des Kindes Leben mörderisch angreift. War nun die Mutter, welche

Digitized by Google

dergestalt sündigte, schon eine Heuchlerin in ihrer Sünde, so wird sie, sobald sie aufhört, diese als wirklichen leibhaftigen Mord des andern Lebens anzusehen, sobald sie nur im mindesten der zweideutigen Auslegung einen Einfluß auf ihr Gemüth zu verstatten anfängt, auch in ihrer Reue zur Heuchlerin; allein in dieser heuchlerischen Reue liegt nur die todte, die teuflische Beruhigung, die Ruhe eines Kirchhofs, der Frieden der Erstarrung des Herzens. Oder es möchte versucht, diese Reue in der Sünderin zu erwecken, von dessen Einreden läßt sich nicht sagen, daß sie sich um das unsterbliche Theil derselben verdient machen. Hören wir die Sophistik des Weltlaufs weiter: „Du bist Sünderin gewesen", heißt es, „aber von allen Sünderinnen, die unter meinen Augen zurückkehrten zu Gott, sah ich keine die vor der Sünde sich entsetzte wie du"; diese Worte bezeichnen die Hauptverwirrung in Leonora's Leben und Gemüth und sind, von der Seite der beruhigenden Tröstung angesehen, welche die Sünderin aufrichten soll, als die hauptsächlichste Verlockung anzusehen, geschehe sie nun aus eignem Irrthum oder in verführerischer Absicht. Die Sünde nämlich, als anfangs von außen wirkendes und hereindrohendes Princip, als Versuchung, welche allmälig von dem Menschengemüth Besitz nehmen will, stellt sich in ihrem Verlauf im Menschenherzen dergestalt, daß sie vollkommen, eine vollständige Sünde sein muß, wenn sie durch das Feuer der Reue und Buße zu einer vollständigen Heiligung führen soll. Hieraus folgt, daß da, wo nur eine Halbheit der Sünde in dem Gemüth stattfindet, auch wenn die Reue, die sogenannte Reue kommt, die Buße und Heiligung nur halb sein kann. Was ist aber eine ganze Sünde? Zur ganzen Sünde gehört nicht blos das ganze sündhafte Thun, auch die ganze Freude an diesem Thun, auch die ganze Lust an der Unthat gehört dazu. Zu seiner Sünde, sowie in seiner Heiligung muß der Mensch aufrichtig sein. Vor der Sünde aber als einem Abstractum, vor dem Begriff der Sünde sich zu entsetzen, und doch die concrete Sünde, das wirkliche Unrecht, den einzelnen Frevel zu begehen, dies ist wieder nur die Heuchelei; und die grimmigste Heuchelei ist, nachdem man anfangs vor dem todten Begriff erbebte, aber hierauf die lebendige Freveltat ausführte, endlich zuguterletzt sich selbst anzuklagen. Denn auf diese Weise bildet der sündige Mensch vor sich und hinter sich mit zweideutiger Vorsicht eine Sauvegarde scheinbar guter Regung, er findet in der Avantgarde des Abscheus vor dem Sündigen, und in der Arrieregarde der Selbstanklage einen Schein der sittlichen Genugthuung; in der unaufhörlichen Selbstbeschuldigung, indem er excentrisch gespannt, sein Vergehen übertreibt, läßt ihn ein dumpfes Gefühl eine Art von sittlicher Emancipation erkennen, die jedoch nur ein Phantom ist, weil sie den Menschen, weit entfernt, ihn vor dem zweiten Fall zu schützen, in eine unendliche Kette des Fortschritts der Sünde einführt, deren Schrecknis, Verwerflichkeit und moralisches Elend immer durch die sich wiederholende Selbstverabscheuung und Selbstanklage scheinbar aufgehoben wird. So schreitet dann der Verbrecher mit wahrhafter Grazie, um so zu sagen, in infinitum; seine jedesmalige Reue übertreibend, gelangt er nie zur wahren Erkenntniß des Begriffs der Reue und somit noch weit weniger zum wahren Begriffe der Buße. Die Reue, so will es das Sittengesetz, soll keine Gewaltthat, auch keine bloße Empfindung, sie soll vielmehr eine feste Gesinnung sein, und nur als solche schützt sie vor dem sittlichen Untergang.

(Der Beschluß folgt.)

Stenographie, Tachygraphie, Kryptographie, Dechiffrirkunst.

Diese Dinge stehen miteinander in sehr enger Verbindung, deshalb wollen wir bei Anzeige zweier neuer Werkchen über obige Künste einen Blick auf alle zusammen werfen, um so mehr, als alle eben auch Künste der Zeit, nämlich für unsere Zeit, und zugleich Erzeugnisse der Nothwendigkeit, des Bedarfs sind. Stenographie und Tachygraphie werden häufig miteinander verwechselt, oder vielmehr für ein und dasselbe gehalten. Nach der Ableitung aus der griechischen Sprache heißt das erste Wort Engschrift, das zweite Schnellschrift, und streng genommen würden sie danach eigentlich sogar sehr voneinander verschieden sein, denn eng schreiben ist ja nicht auch zugleich schnell schreiben. Wol aber könnte man das Zusammengedrängte durch Weglassung von Zügen erlangen, welche die Schrift weiter ausdehnen, und dies ist der Begriff der Stenographie; denn eine Schrift, welche sich nur mit den nothwendigsten Zügen begnügt, muß offenbar auch zugleich eine Schnellschrift abgeben. Überhaupt aber ist dieser Name neuerer Entstehung und rührt von den Engländern her, von derjenigen Nation, welche diese Kunst am längsten und vollkommensten geübt hat, da sie deren am ersten und meisten bedurfte. Was die Tachygraphie betrifft, so ist sie beiweitem älter und ihre Anfänge lassen sich bis in die Zeiten der Griechen zurückführen, ja man kann sie allenfalls noch weiter bis zu den Ägyptern verfolgen; vielleicht kannten auch die Juden ähnliche Schriftweisen, wenigstens muß man dies aus mehren Bibelstellen schließen, welche ganz deutlich von Schnellschreibern sprechen. Die Griechen benutzten die Geschwindschreibekunst hauptsächlich, um die Lehren ihrer Philosophen, die Reden ihrer großen Staatsmänner aufzuzeichnen, und namentlich wird der berühmte Xenophon erwähnt, als der Erste, welcher die Vorträge des Sokrates nachschrieb und so der Nachwelt aufbewahrte. Es bildeten sich die Geschwindschreiber sogar als eine eigne Kaste und vereinigten nach einigen von Schriftstellern jener Zeit aufbewahrten Angaben das Schnell- und Engschreiben. Denn so soll z. B. eine Abschrift des Homer bestanden haben, von welcher die ganze Iliade in einer Nußschale Platz hatte, welches Kunstwerk sogar Cicero in Augenschein genommen haben soll. Von zwei andern Schreibern wird erzählt, daß sie ein ganzes elegisches Distichon auf die Fläche eines Sesamkornes, welches nicht größer als ein Hirsekorn ist, mit goldenen Buchstaben zu schreiben vermochten. Dies war offenbar nur mit abgekürzten Schriftzeichen möglich, worin wenigstens auch der Begriff der Geschwindschreibekunst enthalten ist. Es sind sogar aus jener Zeit noch derartige Schriftzüge bis auf uns gekommen, aus denen man abnehmen kann, wie sehr man bemüht war, die Schriftzüge so zu bilden, daß sie leicht von der Hand ausgeführt werden konnten. Nur durch die Geschwindschrift wird es auch erklärlich, wie es möglich war, daß manche Gelehrte eine so gewaltige Anzahl von Büchern verfassen konnten, wie z. B. der Grammatiker Didymus, der 40,000 Bücher schrieb, welche, nach dem heiligen Augustinus, 6000 Bände oder Hefte bildeten. Die Tachygraphen wurden immer gebraucht, wo es galt, Vorträge schnell aufzuzeichnen, welche indessen bei gerichtlichen Verhandlungen von ihnen auch wieder in die gewöhnlichen Schriftzüge über-

Digitized by Google

getragen wurden. Von den Griechen kam die Kunst auf die Römer.

Das Staatsleben der Römer führte die Geschwindschrift als eine Nothwendigkeit herbei, um die öffentlichen Verhandlungen, namentlich aber die Reden aufzuzeichnen, welche im Senate gehalten wurden. Die Kunst wurde nach und nach mehr ausgebildet, theils durch die Schreiber selbst, theils durch Gelehrte, unter jenen wird besonders Tiro, Freigelassener und Schreiber Cicero's, unter diesen Mäcen und Seneca genannt; zuerst aber soll der Dichter Ennius nicht weniger als 1100 geschwindschriftliche Zeichen, oder, wie sie die Römer nannten, notae, erfunden haben. Von diesem Ausdruck rührt auch der Name notarii. Diese Notenschrift ist indessen nicht mit der sogenannten Siegelschrift zu verwechseln, welche blos in Setzung der Anfangsbuchstaben bestand. Übrigens hatten diese Geschwindschreiber zum Theil auch noch die Obliegenheit, das von ihnen Geschriebene, namentlich gerichtliche Verhandlungen, in gewöhnliche Schrift überzutragen. Wenn aber auch in diesen Noten eine große Willkür zu herrschen scheint, so ist es nicht so arg, als man früher glaubte; es hat sich sogar, namentlich durch Kopp's Untersuchungen, ergeben, daß bestimmte Grundsätze befolgt wurden, und bei einem tiefern Eindringen in diese Materie wird man inne, daß die römischen Geschwindschreiber den Gegenstand so richtig erfaßt hatten, daß man noch jetzt ihr System des genauern Studiums werth halten muß. Über die Tüchtigkeit der römischen Geschwindschreiber kann kein Zweifel obwalten, da zu viele gleichzeitige Zeugnisse da sind, sogar Lobgedichte, wovon wir eins unsern Lesern aus dem Ausonius in freier Übersetzung als dasjenige mittheilen wollen, welches sich am deutlichsten und umfassendsten über den Gegenstand ausspricht, oder mit andern Worten uns gleichsam auf den Schauplatz führt:

Behender Knab' der Flügelschrift
Komm flugs, zu meinem Dienst bereit,
Mit aufgeschlagnem Schreibbuch her,
Du, der die Fülle des Gesprächs
Mit wen'gen Pünktchen niederschreibst,
Als wär' ein einzig Wort gesagt.
Die blätterreichen Bände, sieh!
Ich öffne sie und schon entrauscht,
Dem dichten Hagelregen gleich,
Der schnell entflieh'nden Worte Strom.
Kein Laut entschlüpfet deinem Ohr,
Und nie versagt es dir den Dienst,
Doch — nimmer füllet sich dein Blatt.
Sanft gleitend rückt die Rechte nur
Leicht auf des Wachses Fläche fort.
Und sprech' ich viel, aus voller Kraft,
Umschweifend stets nach Redner Brauch,
Hast du das kaum gesprochne Wort
Schon schnell ins weiche Wachs gedrückt.
O, wär' zu denken mir vergönnt
So schnell, als deine Rechte fleucht,
Die jedem Wort aus meinem Mund
Voraneilt mit noch größrer Hast.
Wer hat mich dir verrathen, sprich!
Wer schelmisch Alles dir gesagt,
Was ich zu sprechen kaum gedacht?
Ist deine Hand der Aar, so mir
Tief aus der Brust Gedanken stiehlt?
Ist dies was Unerhörtes nicht,
Daß schon in deinem Ohre schallt,
Was sich noch nicht der Zung' entlöst?
Nicht Unterricht schafft solche Kunst,
Noch gibt es eine Hand, die je
So flüchtig das Gesagte schrieb.
Natur verlieh dir dies Talent,
Ein Gott gab dieses Kleinod dir,
Daß du zuvor mein Wort schon weißt
Und mein Gedank' auch deiner ist.

In den frühern Zeiten des Christenthums, als es so fest noch nicht stand, ward die Geschwindschrift noch scheu durch die Geistlichkeit; je mehr aber Papstthum und Pfaffenthum das Übergewicht gewannen, um so mehr kam mit andern auch diese Kunst in Verfall, ja die unwissenden Mönche verbrannten sogar derartige Manuscripte, weil sie solche nicht entziffern konnten; oder, wenn sie auch von dem Inhalt etwas ahnten, so wurde er doch um so mehr zum Feuer verdammt, als er vielleicht sich dazu eignete die Menschen klüger zu machen, und solche Klugheit paßt bekanntermaßen nicht zum Pfaffenthum, dessen glorreiche Herrschaft da und dort wiederauftaucht.

So lag denn geraume Zeit hindurch die Geschwindschreibkunst darnieder, bis der Benedictinerabt Trithemius sich mit der Tironischen Noten wiederannahm und der berühmte Cardinal Bembo die Wichtigkeit solcher Manuscripte herausfand. Aber noch immer lag die Kunst so zu sagen in der Wiege.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Von Thenot's „Traité de perspective pratique pour dessiner d'après nature" ist die 7. und letzte Lieferung mit erklärendem Text erschienen. Sie handelt vom Wolkenschatten, vom Mond- und künstlichen Licht, von der Reflexion der Gegenstände im Wasser, in Spiegeln u. s. w. Das Ganze ist eine angewandte Grammatik der Perspective zu nennen. Von desselben Verfassers „Cours complet de paysage" ist die 12. Lieferung erschienen (es soll das Ganze aus 15 Lieferungen bestehen, deren jede mit vier Kupfertafeln und erklärendem Text begleitet ist); ein sehr unterrichtendes Werk, bei welchem ebenfalls auf Perspective sehr gesehen ist.

Die „Revue des peintres" wird durch die 18. und 19. Lieferung fortgesetzt. Die besten Gemälde neuerer Künstler werden hier in Lithographien nachgebildet.

Von dem „Guide pittoresque du voyageur en France", welcher eine vollständige Beschreibung sämmtlicher französischen Departements mit Karten, 384 Ansichten und Portraits enthält, sind schon 64 Lieferungen bei Didot in Paris erschienen. Die Trefflichkeit der Kupferstiche und die Genauigkeit des Textes bei sehr mäßigem Preise (jede Lieferung 10 Sous) erklären die große Verbreitung des Werks. Das Ganze ist auf 110 Lieferungen berechnet.

In Paris rühren sich die Gelehrten und setzen sich warm. Cousin ist jetzt Director der Normalschule geworden, und ihm jährlich 6000 Francs bringt. Die Pfennigausgabe von Abälard'schen „Sic et non", die er veranstaltet, ist auch nicht erschienen. Von andern Gelehrten verspricht der Winter manches Interessante. Fauriel hat eine „Histoire du Midi", Maguin eine „Histoire du théâtre" in drei Bänden, Sainte-Beuve eine „Histoire de Port-Royal", welche ein sehr merkwürdiges Buch werden wird, versprochen. Der geistreiche, beredte und arbeitsame Michelet, der sich kürzlich in den Archiven von Toulouse umgesehen und die Denkmäler dieser Stadt studirt hat, setzt seine Geschichte von Frankreich fort. Die hierin vorherrschende Richtung auf die Vergangenheit scheint anzukündigen, daß man sich besinnen und nicht mehr bisher Alles von der Zukunft gewinnen will. In der That scheint die französische Literatur halb gezwungen, halb freiwillig von den Verirrungen allmälig zurückzukommen, welchen sie in einigen Jahren sich hingab. Man fängt an zu studiren, man achtet nicht mehr die Gelehrsamkeit, ja mancher Blick der wissenschaftlich Strebenden ist nach Deutschland gekehrt, und der Samen, welcher durch diese Studien ausgestreut wird, kann nicht ohne Früchte bleiben. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 53. — 22. Februar 1836.

Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 52.)

In dem Lichte, den diese Erkenntniß des wahren Wesens der Sünde und Besserung auf unsere Heldin wirft, erkennen wir nun ihren wahren Gemüthszustand. In ihrem 16. Jahre, also in einem Alter, wo sonst junge Mädchen als das Höchste, was ihnen, noch halb in der Kindheit, begegnen kann, die ersten reinen Seligkeiten der Liebe empfinden, wird Learosa durch seltsam widerwärtige Verhältnisse schon in die Ränke des verwickeltsten Weltlaufs gezogen. Sie wird, wie auch schon der Titel des Buches sie bezeichnet, zur Männerfeindin nicht blos durch den abscheulichen Betrug, der ihr gleich beim Eintritt ins Leben von Männern gespielt wird, sondern weit mehr durch eine prädestinirte Naturanlage, welche von dem Dichter, wol mit Absicht, räthselhaft gelassen ist. Man kann in dem Fortschritt ihres Lebens nicht eigentlich sagen, daß sie sich freiwillig, durch Entschließung in Schuld und Sünde verstrickt, vielmehr ist es ein Verhängniß, abermals eine unterirdische Prädestination, die zufällige Vereinigung der Umstände, was ihr Gemüth in dem Grade scheu und erbittert, daß es für abweichende Gesinnungen, für abnorme Thaten empfänglich und zu ihnen geneigt wird. Aber zugleich wohnt in Learosa von Haus aus eine sittliche Naturanlage, oder besser, der moralische Instinkt, den der Mensch, als ein Erbstück aus dem Paradies der Unschuld, aus der seligen Zeit der Kindheit mitbringt. Diese Unschuld, welche sich seltsamerweise so auf abstracte, man kann sagen starre Weise bei der immer mehr überhandnehmenden Trübe der sich drängenden Ereignisse doch erhält, bildet die wahre Basis von dem ungeheuern Widerspruch in dem Mädchen, den sie auf die Länge gar nicht auszuhalten vermag, der sie erdrückt, verwirrt, sie ähnlich einer Wahnsinnigen macht und sie endlich der wahrhaften Sünde in die Arme liefert. Von dem Gute ihrer ursprünglichen, angeborenen Unschuld spricht darum Learosa auch dann noch, wo sie in der That die Würdigkeit und die Berechtigung dazu schon verloren hat, und der „verrätherische Traumhimmel", in welchem sie nach den Worten des alten Hochwart befangen ist, besteht eben darin, daß sie sich aus dem Traum der Unschuld nicht herausfinden, sich in dem Strudel der Verwirrnisse nicht auf den Grund erkennen kann und sich, weil sie in der That frühe dem Weltlauf preisgegeben wurde, auch dann noch als eine Preisgegebene ansieht, wenn sie schon ein gut Theil von den Früchten des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen gebrochen hat. Nicht sowol ein geistiger Hochmuth entsteht für Learosa aus diesem ungeheuern Irrthum, als vielmehr ein fortwährender Selbstbetrug, der so entsetzlich-naiv ist, daß er wirklich bei dem einsichtsvollen Betrachter nur Entsetzen erregen kann. Mit der gerechten Genauigkeit des Psychologen angesehen, sind es eigentlich nur zwei böse Thaten, die Learosa in dem Verlauf ihres Lebens begeht: die erste ist der Kindesmord, oder die Tödtung ihres Embryo, welche des alten Hochwart Sophisterei beschönigen will; die zweite ist die Unterschiebung ihrer Person an der Schwester Stelle, um des wollüstigst von ihr begehrten Florentin Umarmungen zu genießen. In dieser letzten bösen That spielt auch gleich der plumpe Zufall die Rolle des Rächers und Vergelters, indem es der Sünderin nur so wohl wird, anstatt des Ersehnten den blödsinnigen Martin, ihren Stiefbruder, zu umarmen, welcher in seiner ganz blödsinnigen Liebe ebenso heiß und durstig nach ihren Umarmungen lechzt, wie sie selbst nach Florentin's. Aber dafür ist auch Learosa's Leben eine so unendliche Selbstverwirrung, eine so complicirte unschuldsvolle Heuchelei, daß jeder Schritt, den sie in dem dunkeln Labyrinth, das sie nicht versteht, wagt, von Unheil bezeichnet wird.

Diese Andeutungen mögen genügen, um alles Interesse in dem Leser für diese durchaus abweichende Frauengestalt zu wecken, das sie verdient. Es thut dem Beurtheiler leid, daß er fast schon die seinem Urtheil vorgesteckten Grenzen überschritten hat und nicht ganz ausführlich das innere Getriebe dieser weiblichen Seele zu Tage legen kann. Allein, da der Schluß der Anzeige nun wirklich drängt, so muß er sich nunmehr an den Dichter selbst wenden, um gegen diesen, wie es Noth thut, sein Zeugniß des Vorwurfs und der Anerkennung des Geleisteten abzulegen.

Unser Leser wird einsehen, warum grade diesem Roman eine so ausführliche Betrachtung des deutschen Romans und der deutschen Novelle vorangeschickt wurde. Es handelt sich nämlich darum, unserm vielgelesenen und be-

Digitized by Google

gabten Dichter die eigenthümliche Sphäre seiner Wirksamkeit anzuweisen. E. Scävola ist ein Romanschriftsteller im eigentlichsten, aber auch im modernsten Sinne; ein Novellist ist er gar nicht. Wir sahen das Wesen der Novelle darin bestehen, daß die ihr als poetischem Product einwohnende geistige Bedeutung nicht in die vorherrschende Persönlichkeit eines lebenden und erlebenden Helden, sondern in das allgemeine Resultat gelegt ist, welches die Zusammenstimmung, die Harmonie aller auftretenden Personen und ihrer Denkweisen darbietet. Von dieser Auffassung der modern epischen Dichtweise findet sich in E. Scävola nichts. Aber auch nicht der vormalige deutsche Roman und seine Sphäre ist es, auf welche er in seinem Dichten zurückgeht. Es ist wol der Roman, aber der Roman, der sich erst wieder aus den geistigen Conflicten der Novellenpoesie erzeugt hat, oder zu erzeugen beginnt. Denn nicht wie in dem Göthe'schen Roman ist hier das allgemeine Leben, dargestellt in dem einzelnen Subject, das als Held erscheint, die poetische Aufgabe; vielmehr sind es die Lebensereignisse des einzelnen Individuums. In dieser Ergründung aller Verwickelungen in den zusammentreffenden Ereignissen, in diesem Herausanatomiren der Nerven oder Fasern, aus denen das einzelne menschliche Dasein zusammengesetzt ist, in der Anordnung und Zusammenfügung der Scenen, welche, um das Nervensystem des daseienden Subjects hervorzuheben, sich vereinigen und bilden müssen, ist Scävola ausgezeichnet. Es ist ihm nicht allgemein um das Resultat zu thun, denn solche Erscheinungen wie Learosa sind nichts Allgemeines; nur um die Möglichkeit ist es ihm zu thun, daß es solche Erscheinungen gebe, und daß ihre Darstellung nichts Widersprechendes, nichts Unmögliches enthalte. Um die Seltsamkeit des Wirklichen und um deren Rechtfertigung ist es ihm zu thun. Darum gilt ihm in seinen Schilderungen neben dem innern Motiv auch das äußere Motiv ungemein viel. Aber in der Sammlung und Zusammenfügung der äußern Motive zu dem Ganzen der resultirenden Erscheinung verwickelt er sich deshalb in einen versteckten Materialismus und Fatalismus, der dem Zufall des Ereignisses eine größere Vollmacht einräumt, als ihm künstlerischerweise gewährt werden kann. Und eben weil, wie in dem vorliegenden Roman, dem äußern Motiv ein zu großer Spielraum verstattet wird, erscheinen die hauptsächlichen, die intensiven Zustände öfters unmotivirt, und man muß, wenngleich es zu populair zu klingen scheint, z. B. am Schluß der „Learosa" billig fragen: Wie kommt es, daß grade diese Person in diese Verwirrungen eingeführt wird.

In der Selbständigkeit — man könnte auch sagen, in der Rücksichtslosigkeit — mit welcher der Dichter hier verfährt, in der oft gewaltsamen Weise, womit er seine poetischen Maßregeln nimmt, in dem Aufsuchen des Seltsamen, welches eben um seiner Seltsamkeit willen, öfters Grauen und Schauder erregt, in der Art und Weise, wie der Dichter seine Personen durch die Schicksale, die ihnen begegnen, grausam behandelt, läßt sich mithin leicht ein Bezug des deutschen Romantikers auf die neuere französische romantische Schule entdecken, und man sieht an den Elementen, woraus seine Dichtung besteht, daß er über die alten Grenzen des Romans hinausgeht und aus der einzelnen, abweichenden, fast unberechtigten Anlage der Persönlichkeit Alles, was geschieht, herauszustruirt, dabei aber auch sich in den Widerspruch verwickelt, daß das äußere Motiv ebenso gewaltthätig auf das Individuum wirkt, als dieses auf die Ereignisse.

Aber das muß man dem Dichter unbedingt zugestehen, daß er in der consequenten Schilderung und Haltung der Scenen, in ihrer stetigen Gliederung und Gradation, in der allseitigen Erschöpfung des ihnen eingeprägten Inhalts eine außerordentliche Macht besitzt, in welcher viel ursprüngliche Poesie vorhanden ist. Und diese seltene Gabe wird dem Dichter immer einen vorzüglichen Rang unter unsern neuesten Romantikern und seinen Werken ein gewähltes und denkendes Publicum sichern. L.

Stenographie, Tachygraphie, Kryptographie, Dechiffrirkunst.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Erst in England mit Eintritte des 17. Jahrhunderts fing man an, sie eigentlich zu erziehen, und wir würden Seiten füllen können nur mit den Titeln der Anweisungen, welche für jener Zeit in England über Schnellschreibekunst erschienen sind. Man kann leicht denken, daß um so mehr verschiedene Systeme aufgestellt wurden, als die ersten nothwendig unvollkommen sein mußten; als diejenigen aber, welche den meisten Beifall fanden, sind die von Taylor und Mavor zu nennen. Das System des Erstern ist namentlich dasjenige, welches nach Frankreich und Deutschland übergepflanzt wurde und, wenn auch modificirt, den meisten der französischen und deutschen zu Grunde liegt. In England hat die Schnellschrift, sehr passend auch Kurzhand genannt, eine solche Aufnahme und Verbreitung gefunden wie nirgend anderwärts, und sie wird hauptsächlich dazu benutzt, die Parlamentsverhandlungen niederzuschreiben, welche auf diese Weise und mittels der Schnellpressen dem Volke in der kürzesten Zeit mitgetheilt werden. Wenn dabei dann hier und da der Tadel ausgesprochen ist, als ob es mit dem Nachschreiben der Reden doch so ganz richtig nicht zuginge, indem die gedruckten mitunter voneinander abweichen, so muß man nur bedenken, daß die Geschwindschreiber nicht immer gesetzt sind, um jeden Redner, der von seinem Platze spricht, genau verstehen zu können. „Wenn man einerseits die Schwierigkeiten, womit die Stenographen bei ihrer Arbeit zu kämpfen haben, billig in Anschlag bringt und andererseits erwägt, daß eine absichtliche Entstellung ungleich leichter nach als während der augenblicklichen Aufzeichnung vor sich gehen könne, und wenn man die öffentlichen Beweise ihrer Leistungen unparteiisch prüft, so muß den englischen Stenographen das Zeugniß gegeben werden, daß sie ihr Geschäft gewissenhaft und mit Geschicklichkeit vollziehen, und sollte auch öfter eine absichtliche Corrumpirung unterlaufen, so dürfte solche ungleich eher Denjenigen zur Last gelegt werden, welche die letzte Hand an die Redactionen legen, als ihnen selbst. Die Stenographen der verschiedenen Redactionen bilden in England eine Art Genossenschaft, die einen gewissen Standesgeist hat, der Denjenigen, welche ihr Geschäft gut versehen, besondere Achtung sichert; sie haben eine berufsmäßige Rechtlichkeit, und da eine Pflichtverletzung, deren sich Einer aus ihnen schuldig machte, dem Rufe der Gesammtheit schaden würde, so haben sie einen Abscheu vor eigenmäch-

Digitized by Google

iger Sichtung und Entstellung, ja, es besteht unter ihnen ein stets unterhaltenes Übereinkommen, sich zur Ergänzung mangelhafter Berichte gegenseitige Aushülfe zu leisten. Sie haben überdies als vorarbeitende Werkzeuge der Berichterstattung mit den Grundsätzen der Blätter, für die sie schreiben, sehr wenig zu schaffen, und die Anzahl derjenigen Individuen, welche in diesem Fache wahrhaft mit Auszeichnung zu arbeiten verstehen, ist immerhin noch zu gering, als daß die Redaction bei der Wahl eines Stenographen auf dessen politische Gesinnung und Übereinstimmung mit ihrer Parteifarbe und particulairen Meinung sonderheitliche Rücksicht nehmen könnte. Den Eigenthümern der Zeitungen endlich liegt selbst gar sehr daran, die Berichte wenigstens für sich auf das genaueste zu erhalten, um sich nicht Verwickelungen und groben Irrungen bloszustellen; nur hängt der Grad der Genauigkeit und Vollständigkeit der Nachrichten, die ein Blatt zu geben vermag, auch wesentlich von dem Aufwande ab, den es gemäß seines begründeten Rufes und der Größe des Absatzes auf die Berichterstatter machen kann oder will, um genaue Nachrichten sich zu verschaffen.“*)

Von England ging die Kunst auf Frankreich über, wurde auch hier mehr und mehr ausgebildet und wie dort in das Leben eingeführt, namentlich ward sie bald als Lehrgegenstand in die öffentlichen Schulen aufgenommen.

Nach Deutschland ward sie zuerst aus dem Französischen von Mosengeil, damaligem Landprediger, später Erzieher des regierenden Herzogs von Meiningen, verpflanzt. Horstig, Consistorialrath in Bückeburg, vereinfachte bedeutend die Schriftzüge, und Mosengeil gab in einer erweiterten Ausgabe seines Werkes bedeutende Verbesserungen an, welche indessen immer noch nicht hinreichten den Gegenstand so weit zu erschöpfen, daß die Sache praktisch brauchbar geworden wäre. Überhaupt fand diese noch nicht den Beifall, den sie verdiente, bis endlich die landständischen Versammlungen das Bedürfniß gewandter Stenographen mehr und mehr fühlen ließen. Es kamen dann auch mancherlei Anweisungen zur Stenographie zum Vorschein, deren Verf. theils das Taylor-Bertie'sche System, theils eigne zum Grunde legten; doch konnte sich keines einer besondern Aufnahme schmeicheln als das in der Anmerkung erwähnte von Gabelsberger, welches nicht blos als das Resultat langwieriger Forschungen im Gebiete der Grammatik und der Schreibekunst überhaupt erscheint, sondern auch bald genug als praktisch bewährt sich zeigte, indem nicht allein der Verf. selbst sich als erster Stenograph der bairischen Ständeversammlung sehr tüchtig bewies, sondern auch Schüler von ihm bei den Versammlungen der Stände anderer Staaten, namentlich in Sachsen, angestellt wurden. Gabelsberger's Werk wird unstreitig den Preis davontragen, aber es erfodert ein tiefes Studium und langjährige Übung, um nur einigermaßen in seiner Methode Fortschritte zu machen, daher denn für Diejenigen, welche nicht eigentlich Stenographen von Metier werden wollen, kürzere und faßlichere Anweisungen immerhin noch willkommen sein möchten.

Wir haben zwei Schriftchen dieser Art vor uns liegen.

1. Ausführliche Anleitung zur deutschen Geschwindschrift (Tachygraphie) in ihrer kürzesten und der Lage der schreibenden Hand angemessensten Form, oder die Kunst, mittels einfacher Federzüge so geschwind zu schreiben, als man spricht. Für Geschäftsmänner, Gelehrte, Studirende, Militairs, Reisende u. s. w. Von J. Nowak. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit acht lithographirten Tafeln. Wien, Sollinger. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

2. Leichtfaßliche Anleitung zur Kryptographie oder den verschiedenen Arten der geheimen Schreibekunst in Verbindung mit der Stenographie und Tachygraphie oder der Geschwindschreibekunst, und ihrer Anwendung für die mannichfaltigen Verhältnisse und Angelegenheiten des Staatslebens neuerer Zeit. Von H. A. Kernböffer. Mit einer Tabelle und einem Steindruck. Leipzig, Fort. 1835. 8. 18 Gr.

Was Nr. 1 betrifft, so darf sich dieses Schriftchen mit Recht eine verbesserte und vermehrte Auflage nennen, welche einen bedeutenden Vorzug vor der ersten hat, die Ref. eben damit vergleicht. Die letztere war zwar allerdings schon vorzüglich und als ein Schriftchen zu empfehlen, das sich vor vielen ähnlichen durch Faßlichkeit und Deutlichkeit auszeichnete, indessen klebten ihr noch mancherlei Mängel an, namentlich der geringe Unterschied zwischen den Zügen für d und p, der Mangel des r und der schwerfällige senkrechte Zug für t. Davon ist denn Manches beseitigt worden. Auch hat die neue Ausgabe besonders dadurch noch gewonnen, daß für zusammengesetzte Buchstaben, welche häufiger vorkommen, besondere Zeichen eingeführt sind. Eins, was Ref. in der alten Ausgabe auch nicht gefallen hat, nämlich die Vocalbezeichnung, ist aber unverändert geblieben. Die Beispiele zur Erläuterung der Buchstabenstellung sind ausführlich genug. Hinzugekommen ist außerdem in der neuen Ausgabe eine Vermehrung der Vorsylben, sowie der Endsylben u. s. w. Sehr in das Einzelne einzugehen hält Ref. aus dem Grunde für unthunlich, weil alles zu Sagende ohne Hinzufügung von Figuren, namentlich für den in der Sache nicht bewanderten Leser, unverständlich bleibt und eine Auseinandersetzung durch Worte zu umständlich ausfallen würde. Wenn aber Gabelsberger in seinem großen vortrefflichen Werke mit seltener Unparteilichkeit die erste Auflage empfahl für alle Diejenigen, welche sich die Stenographie nach dem bisherigen englisch-französischen System anzueignen geneigt wären, so kann diese zweite Ausgabe mit viel mehr Recht empfohlen werden, da die darin angegebenen Züge offenbar beiweitem mehr in der Hand liegen als die der ersten Ausgabe, daher die Schreibflüchtigkeit, welche doch immer gewünscht wird, auch mehr begünstigen. Freilich bleibt dieses System doch immer noch hinter dem Gabelsberger'schen zurück, was indessen nicht als directer Vorwurf gelten kann, vielmehr würden wir einem Jeden, der die Stenographie blos dazu benutzen will, um in weniger Zeit mehr zu schreiben, als mit gewöhnlicher Schrift möglich, grade das Gabelsberger'sche System nicht empfehlen, weil dasselbe ein zu tiefes und zu langes Studium und mehrjährige Übung erfodert, wogegen jeder mit nur einiger Aufmerksamkeit sich die Nowak'sche Schreibweise leicht aneignen wird, die wir eben namentlich allen Denjenigen empfehlen können, welche der Verf. auf dem Titel genannt hat.

Der Verf. von Nr. 2 hat, wie auch schon der Titel andeutet, sich beiweitem mehr mit der Geheimschreibekunst und dem Dechiffriren solcher Schriften als mit der Stenographie beschäftigt. Er meint für die Herausgabe seines Werkchens keiner besondern Rechtfertigung zu bedürfen, da die Vortheile der genannten Künste und ihr Einfluß auf Politik und Diplomatik von so anerkannter Wichtigkeit seien; er habe nur bei derselben die veränderten Umstände der Zeit und der bürgerlichen Verfassung im Auge gehabt und den daraus hervorgegangenen Anfoderungen zu entsprechen gesucht und zunächst die Geheimschreibekunst zum Zweck gehabt, sowie die Dechiffrirkunst, da diese negativ für erstere von Wichtigkeit sei; die Geschwindschreibekunst aber habe er einer ausführlichern Behandlung aus dem Grund nicht bedürftig gehalten, da über dieselbe mehre ausführliche Werke vorhanden seien. Die Diplomatiker und Verschwörungslustigen dürften sich nun allerdings über des Verf. Unternehmen sehr ärgern, daß er ohne Weiteres diese Geheimnisse aufgedeckt hat; indessen sind die angegebenen Geheimschriften größtentheils so bekannt, daß der Schaden nicht groß ist. Wol aber wird man die hier angegebenen Anleitungen aus dem Gesichtspunkte betrachten können, daß sie zeigen, wie man solche Dinge eben nicht behandeln müsse, um sich nicht zu verrathen. Alles aber, was geeignet ist Mistrauen zu erregen, wird auch dazu führen, das Geheimniß herauszufinden. Was die Dechiffrirkunst betrifft, so ist der Verf. lediglich bei der deutschen Sprache stehen geblieben; gewiß aber wäre es wichtig

*) Gabelsberger's „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie“ (München 1834).

Digitized by Google

gewesen, auch die französische zu berücksichtigen, da ja diese hauptsächlich die diplomatische Sprache ist.

In der Geschwindschreibekunst ist aber der Verf. nicht zu Hause, indem er gewissermaßen verlangt, daß Jeder sich selbst ein System bilden soll, und dazu einige Grundsätze aufstellt, die eben seine Unbekanntschaft mit dem Gegenstande verrathen. Gabelsberger dürfte ihn in seiner Einleitung oder im allgemeinen theoretischen Theil bald eines Bessern belehren. Diese Unbekanntschaft des Verf. hat denn auch die unnütze Aufzählung lateinischer und deutscher Abkürzungen herbeigeführt. Auch hat er sich eben das Ausfeilen seiner Schrift nicht sehr angelegen sein lassen, was man einem Lehrer der deutschen Sprache wol vorwerfen darf, denn ein S. 132 befindlicher Satz ist S. 136 ohne alle Noth ziemlich wörtlich wiederholt.

Man findet endlich in dieser Schrift auch noch zwei stenographische Alphabete, welche ebenfalls verrathen, daß der Verf. gar nicht weiß, worauf es ankommt, indem manche Züge so gebildet sind, daß sie in sich fast ebenso viel Züge enthalten als der durch sie zu vertretende deutsche Buchstabe. Demnächst fehlt es ihnen auch nicht an Widerspenstigkeit gegen den Federgang, oder mit andern Worten, sie liegen nicht in der Hand, und manche lassen sich auf diese Weise, wie sie der Verf. hat lithographiren lassen, beim Schreiben gar nicht darstellen, wie dies namentlich mit dem K im ersten Alphabet, sowie mit dem T der Fall ist. Endlich fehlt es auch nicht an sehr leicht möglichen Verwechselungen, und Ref. möchte wol behaupten, daß der Verf. selbst von diesen Zügen keinen weitern Gebrauch machte. Es ist hier nicht der Ort, dies Alles speciell nachzuweisen, auch ist es nicht thunlich aus dem bereits oben angeführten Grunde; Jeder aber, der nur einigermaßen diese Anweisung zur Stenographie mit Nr. 1 vergleichen will, wird ihre ganze Mangelhaftigkeit sofort einsehen, und da nun der vordere Theil des Werkchens eben auch nichts Besonderes enthält, so hätte das Ganze, ohne eine Lücke in der Literatur zu lassen, füglich ungedruckt bleiben können. Mehr zusammmengedrängt und das Ähnliche besser verbunden, möchte es für Kryptographie und Dechiffrirkunst allenfalls als Übersicht dienen.

51.

Russisches Hundert und Eins, enthaltend Erzählungen, Novellen, Märchen, Schilderungen russischer und morgenländischer Sitten u. s. w. Nach russischen Originalen von N—k—n. Erstes Bändchen. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Jedes tüchtige Streben gibt sich dadurch zu erkennen, daß es sich von Schwierigkeiten nicht zurückschrecken läßt. Die Schwierigkeiten der Einbürgerung russischer Originalwerke bei uns sind groß; aber der Verf. dieser erfreulichen Literaturgabe ist der Mann, sie zu heben und Ehre zu ernten da, wo Andere scheiterten. Eine eigentliche und im engern Sinne des Worts poetische Erzählung haben wir zwar in Rußland noch nicht erscheinen sehen; nichts, was an die Göthe'sche, Tieck'sche Novelle erinnerte, ist uns bis jetzt auf diesem Felde begegnet; aber von einem Garten, der soeben erst urbar gemacht worden ist, soll man auch nicht verlangen, daß er sogleich Aloeblüten und Passionsblumen hervorbringe. Das Gebiet der russischen Erzählung ist das der Sittenschilderung mit stark ausgeprägter moralischer Tendenz; auch in Deutschland nahm der Roman diesen Ausgangspunkt. Er ist die fruchtversprechende Bearbeitung des Bodens, der poetische Pflugschar, welcher die dichterische Ernte vorbereitet und möglich macht. In dieser Beschäftigung hat der russische Roman u. s. w. Übung erlangt; die sittenmalenden Romane Swinin's haben den Boden gut durchfurcht; er ist nun bereit, erfreuliche Früchte zu tragen, und das poetische Samenkorn keimt und bricht in frischen, grünen Halmen hervor.

In dieser Richtung hin kündigt sich nun auch die vorliegende Sammlung kleinerer Erzählungen, Novellen und Märchen aus russischen Zeitschriften und Almanachen als eine willkommene und erfreuliche Gabe an. Frische, lebendige, neue Darstellungsweise, treffliche moralische Tendenz, Neuheit der Charaktere und Sitten, sichere, lebensverständige Grundansichten, die das Nebelhafte und Unsichere fliehen, praktischer Verstand mit einem Wort, zeichnen diese wohlerfundenen und wohlgeschriebenen Erzählungen aus. „Das Gut Dätlowo" z. B. malt uns köstliche Scenen des russischen Provinziallebens. Die leichte Moral und die Herrschergewohnheit der höhern Stände wird hier zum Hebel einer Erzählung gemacht, die den Sieg der Tugend und das Unbefriedigende der Leidenschaft, selbst der glücklichen, ans Ziel gelangten Leidenschaft, in starken Zügen ausspricht. Der Geschmack des Verf. zeigt sich in der sorgfältigen Vermeidung alles Übertriebenen, und z. B. darin, daß Ochonin, wiewol in Sünde befangen, keineswegs so tief sank, daß ein glücklicher Ausgang der ganzen Verwickelung unmöglich würde. Diese Erzählung ist vorzugsweise russisch und thut helle Blicke in die nationalen Sitten nicht blos, sondern auch in nationale Charakterfehler und Tugenden thun. Die Lösung befriedigt; die verstoßene Geliebte wird Ochonin's Engel und sein Weib. Der Styl ist frisch, jovial, belebt, und schön ist z. B. (S. 34) der Vergleich der nordischen Schönheit mit der kurzen Purpur einer nordischen Sommernacht, welcher vergangen ist, sowie man seiner gewahr wird.

Die zweite Erzählung: „Der letzte Consul in Kaffa", nach tatarischen Sagen, trägt mehr einen tragischen Charakter. Der Untergang der Herrschaft Genuas am schwarzen Meer unter türkischen Waffen im 15. Jahrhundert lebt in seinen gestalteten tatarischen Volkssagen fort, die der Geschichte des letzten genuesischen Consuls zur Grundlage dienen. Graf Bocanera, stolz, den Kaffanern abgeneigt und von ihnen gehaßt, liebt das armenische Weib Kaprel Astiandochi's in Liebe entbrannt und hält sie in seinem Schlosse verborgen, während der beleidigene Kaprel sie auf andern Wegen verfolgt. Endlich entführt Squarciafico, der Rath Bocanera's, beleidigt von ihm, durch Verrath. Volksgunst erhebt Kaprel zum Commandanten; aber solcher stürzt er den Consul, und seine furchtbare Rache trifft die Beleidiger. Er läßt die Schuldigen zum Hungertode vermauern. Indeß nahen die Türken, von dem gleichfalls beleidigten Eminek geführt; Astianbochi, nach vollendetem Rachewerk in Lethargie verfallen, übergibt die Burg von Kaffa Frank-Asari; aber die Verräther finden von Achmed's, des Siegers, gerechtem Schwert den verdienten Tod. So endet die Sage mit dem tragischen Untergang aller Handelnden, der Schuldigen wie der Rächer ihrer Schuld. Eine anziehende Episode gibt sich in den Beschwörungskünsten des Griechen Pantajol, bei welcher Frische und Neuheit der Idee anziehen. Im Ganzen genommen, reicht der Stoff für das Gewebe doch nicht aus, und mancher überflüssige Einschlag hätte besser wol bleiben können. Der Styl dieser Erzählung verbindet sich gut mit dem tragischen Inhalt und dient dazu, die Wirkung der Sage zu erhöhen und ihr Nachdruck mitzugeben.

So erwarten wir denn noch viel Vergnügen und manche Belehrung von der Fortsetzung dieser bedeutenden und erfreulichen Sammlung, die sich durch den vorliegenden Band willkommen achtungswerth ankündigt, und der wir es daher einer gebührenden Empfehlung auch nicht fehlen lassen wollen, als darum bemüht, eine Lücke in unserer Kenntniß der jetzigen russischen Literatur auf eine angenehme Art auszufüllen.

Z.

Hierzu Beilage Nr. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 7. 22. Februar 1836.

Poetische Literatur.

. Gedichte von Friedrich Steinmann. Münster, Wundermann. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

In doppelter Hinsicht bezeichnend für den Dichter ist die eignung „An Wolfgang Menzel“:

Was mir die Muse freundlich hat gegeben,
Ich bring' es dir mit freudlich offnem Sinn,
Das Büchlein hegt mein erstes Sängerleben —
Ich hehlte nichts — vom ersten Anbeginn.
Es harret still mit schüchternem Verlangen,
Aus deinem Mund sein Urtheil zu empfangen.

ein Wort über die beiden letzten, Schiller's „Abschied vom Le- r“ entnommenen Zeilen. Wir bleiben bei dem „ersten Sän- leben“ stehen. Dieses begreift, da „Die Schlummernde“ S. 31), Matthisson's „Betender“ nachgebildet, die Jahrzahl 818 an der Stirn trägt, einen Zeitraum von 16 Jahren, eine rste Periode in jedem Leben, doppelt bedeutend für einen ichter und zu dessen Beurtheilung, da sie die frische Trieb- aft der Jugend und die zur Frucht sich bildende Blüte des ännlichen Alters umfaßt. Das „Ich hehlte nichts“, wol nur Bezug auf das letzte Drittheil dieses Bändchens hingewor- n, ist schlimm genug und wird Hrn. S. bei den Bessern und ebildeten, denen er durch seine Petulanz ein so großes Ärger- iß gibt, nicht zur Entschuldigung dienen.

Die erste Abtheilung enthält (35) „Minnelieder“, die bei viel erzerrtem doch einiges Ansprechende haben; die „Reiselieder“ (S. –80) und die „Vermischten“ (S. 31—60) bringen manches frische, äftige Lied. Dagegen hätten die „Recensentenlieder“ (S. 75—81), s witz- und saftlos und völlig vergriffen, wegbleiben sollen. Die eite Abtheilung: „Romanzen und Balladen“ (S. 85—154), fert manches Gelungene, selbst mehre schon früher gut bear- itete Stoffe haben hier durch eigenthümliche Behandlung uen Reiz erhalten. In der dritten Abtheilung: „Sonette“, e größtentheils sehr schwerfällig sind, beginnen die vorher on angedeuteten Schmähgedichte mit „Sonettendutzend“ an r. Rückert (S. 181—191), dem ein anderes an den Grafen laten (S. 192—202) folgt, in welchen diese beiden Dich- r auf eine hämische und grobe, aber nichts weniger als geist- lle und witzige Weise angegriffen werden. Es erregt eine chst ungünstige Meinung von dem Geiste, dem Urtheil und r Sittlichkeit eines Mannes, der selbst Dichter sein will, wenn ihm unendlich überlegene, weil ihre Eigenthümlichkeit eine dere als die seinige, ja von dieser himmelweit verschieden ist, rabzuwürdigen unternimmt. Wenn Hr. S. im zweiten So- tt an Rückert von „kritischen Katzen und ästhetischen Pudeln“ richt, so hat er hierbei gewiß an Jemand nicht gedacht, der m wol hätte einfallen sollen; und hätte es mit der am chlusse desselben Sonetts dem als Menschen und Dichter aus- zeichneten Rückert angedichteten Gemeinheit seine Richtigkeit, ss sollte ihm dieser denn anders zeigen als dem „Recensenten- chlein“? Abgesehen von der elenden Tendenz, würden diese onette, auf die Hälfte und minder reducirt, gewonnen haben, ßbarer und von Breite, Wiederholungen und Anstößigkeiten ier sein. Nachdem Hr. S. in dem „Sonettendutzend“ an laten, im 1., 3. und 4. Sonette die Vorliebe dieses Dichters r Italien und seinen Aufenthalt in diesem Lande mehr als länglich erwähnt und das gewöhnliche Gewäsch von Bandi- i, Meucheldolchen, Betteln, Taranteln, Skorpionen und chlangen wiedervorgebracht hat, nicolaisirt er (und zwar te Nicolaum) im 5. zum Überflusse noch also:

Ein schwerer Fluch ruht auf Italiens Landen:
Ein falsches Herz pocht unter dem Ornate;
Es plärrt der Mönch, es gurgelt der Castrate;
Nach Gut und Blut lechzen Banditenbanden.
Betrug, Verrath, Gift sind daselbst zu Handen,
Abbate's huld'gen dem Cicisbeate,
Getreuer Liebe Nachdruck und Plagiate,
Und jedes Hochgefühl kommt dort zu Schanden.
Begeistrung, todten Statuen und Bildern,
Classischer Boden, Trümmer großer Zeiten —
Sie sollen jeden Mangel dort ersetzen,
Das Niedre heben und das Schroffe mildern,
Die Leere füllen, Rosenkepp'sche streiten,
Das Herz erfreun, das sich nicht kann ergötzen.

Was mag Hrn. S.'s Herz, das aller Liebe ermangelt, wol überhaupt ergötzen? Der schon vor mehren Jahren in einer Zeitschrift dem ehemaligen Redacteur des „Freimüthigen“ errichtete „Triumphbogen“ in sechs unbeholfenen Sonetten ist auch unnöthigerweise hier wiederabgedruckt. In der vierten Abtheilung: „Xenien, Schwärmer und Leuchtkugeln“, setzt Hr. S. in Distichen und kleinen Gedichten das begonnene Geschäft des Verhöhnens und Schmähens in größerm Umfange fort. Selbst sein Protector Menzel erhält von dem „Ich hehlte nichts“ ein paar Pröbchen (S. 226). Es werden wenige bekannte Dichter und Schriftsteller sein, denen der Verf., der seine Bildung der neuern scutrilen Journalistik zu verdanken scheint, nicht etwas anhinge. Sehr gut kommt der Homeride Voß, am besten Müllner, Hrn. S.'s Ideal! und am schlechtesten Immermann weg. Doch wir mögen die Männer, von denen mehre im Glanz des höchsten Ruhms oder bedeutenden Ansehens stehen, nicht namhaft machen, in deren wohlfeiler Herabwürdigung sich Hr. S. gefällt. Wir glauben übrigens, daß es diesem mit seiner Petulanz und Frivolität selbst nicht so ganz Ernst sei, daß er vielmehr, ohne Gemüth und Urtheil, von schlechten Mustern verführt, zu den Leuten gehöre, welche, unbekümmert um den Schaden, ja diesen nicht einmal ahnend, den sie sich bei Allen thun, deren Achtung allein von Werth ist, mit jedem ihnen durch den Kopf fahrenden, anscheinend witzigen Einfall herausplatzen, aber sich allerdings dadurch den Unbedeutenden, ja wol gar den Verächtlichen zugesellen. Unter den von Persönlichkeiten freien Stücken dieser Abtheilung zeichnen wir „Poetisches Gabelfrühstück“ (S. 231), mehr noch „Moral“ (S. 232) und „Neue Jeremiade“ (S. 232 fg.) aus. In dem, Parodien enthaltenden Anhange ist der „Nördliche Divan“ (S. 284—286) nicht ohne Witz, das „Gänselied“ (S. 282 fg.) selbst gelungen.

2. Probeaccorde. Dichtungen von J. B. Goßmann. Zwei Theile. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Der noch junge Verf. schließt das den zweiten Theil einleitende, etwas patzig gehaltene und ganz unnöthige Streiche nach mehren Seiten versendende „Vorwort“ mit der Erklärung, er werde, „wenn diese Probeaccorde die Probe aushielten, seine eigentlichen Poesien dem Publicum vorlegen“. Er erklärt also selbst die vorliegenden für uneigentliche, und wir theilen ganz seine Meinung. In den verschiedensten Formen, in der Ode und im Hymnus, in der Ballade, Romanze und Elegie, in der antiken und modernen Elegie, selbst in der poetischen Epistel, im Sonett und im Liede wie im Epigramm versucht sich Hr. G. auf eine nicht eben zu sonderlichen Erwartungen berechtigende Weise. Am entschiedensten ist das Wesen der Ballade und Romanze verkannt, die in zu wässeriger Breite gehalten sind, wie das Sonett, das der Rundung und der sentimentalen, wie das Epigramm der witzigen Pointe entbehrt. Die Gelegenheitsgedichte erheben sich nicht einmal zum Mittelmäßigen. Den sämmtlichen Dichtungen geht alle Originalität ab, das schon tausendmal Besungene wird als Stoff wiederver-

Digitized by Google

arbeitet und keinem Gegenstand eine neue Seite abgewonnen. Als Surrogat für Geist und Witz dient dem Verf. bisweilen eine bis zur Grobheit gesteigerte Derbheit, vornehmlich gegen Die gerichtet, die etwa seine poetische Majestät nicht adoriren wollen. Mit welch argen Reden läßt er (I, 48 fg., El. 18) den armen Momus, der im Allgemeinen überdies so gar Unrecht nicht hat, von Apollo und Amor nach Hause schicken! „An einen Feind der Poesie" (I, 124 fg.) ergießt Hr. G. seine Galle in Distichen, die sich (S. 127) schließen:

O du alltäglicher Mensch, bejammernswürdiger Dummkopf,
Nur ein Phlegmatiker hat, sicherlich glaub's, dich gezeugt.
Sind dir Träumereien, phantastische Thorheit und Unsinn
Unsere Dichtungen, Thor, lasse sie liegen und geh!!

Das wollen auch wir thun, an die diese höfliche Rede nicht gerichtet ist, und dem Verf. blos sagen, daß es von seiner Seite noch großer Efforts bedarf, um, wie die Sachen jetzt stehen, einst nur unter dem Mittelschlag mitfortzukommen!

3. Ludwig Boccius hinterlassene Gedichte. Neubrandenburg, Dümmler. 1833. 8. 12 Gr.

Wenn der Verf. nichts weiter hinterlassen hat als diese ungefähr 4½ Bogen Gedichte und 1 Bogen Musik, so sind seine Erben wahrlich nicht zu beneiden. Blos für Freunde und nähere Bekannte des Verstorbenen kann das hier Gegebene wegen seiner durchaus persönlichen und localen Beziehung einiges Interesse haben. Wir wollen dem Dichter, der, wie der Herausgeber in der „Zueignung" sagt, nicht glücklich war im Leben, keine Nessel auf das Grab pflanzen durch tadelnde Angabe des Mislungenen. Unter den stralsunder Subscribenten ist uns das Prädicat: „Bürgerworthalter", als ein sehr bedeutungsvoll klingendes aufgefallen.

4. Wanderung durch Weimar. Eine Weihnachtsgabe. I. Von D. L. B. Wolff. Jena, Cröker. 1833. Gr. 12. 6 Gr.

„Der alte Grenadier" (S. 33 fg.) ist ein lebendig gehaltenes, ansprechendes Gemälde. In den übrigen Gedichten erscheint die Pietät, mit welcher der „deutsche Normalfürst", wie Zachar. Werner den unvergeßlichen Karl August nennt, und die großen Dichter gefeiert werden, welche die kleine Residenz an der Ilm verherrlichten, sehr gezwungen, die Behandlung überhaupt der Gegenstände nicht würdig. Die „Weihe", „Vor Göthe's Hause" (S. 18 fg.) und „Schiller's Wohnung" (S. 24 fg.) sind an Gemeinplätzen und hohler Reflexion zu reich. In dem Gedichte: „Die Kirche" (S. 9 fg.), gokelt der Verf. mit „Licht" herum und schwatzt viel von „Wahrheit", um am Ende Röhr „mit Ehrfurcht zu grüßen". Wenn diesem die Huldigung gefallen hat, so haben wir auch nichts dagegen.

5. Gedichte von J. C. Ränny. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Reichthum an guten Gedanken und artigen Einfällen, ungesuchter und gewandter Ausdruck zeichnen diese Gaben eines heitern, klaren, sinnigen und gebildeten Geistes aus. Die gute Laune, die dem Sänger fast nie untreu wird, läßt ihn grämlichen Ernst wie verletzenden Spott fliehen und es nur zu harmlosem und doch treffendem Scherz kommen. Der Witz wird nur so gehandhabt, wie er in einem winzigen Gedichtchen (S. 136) umrissen ist. Aus einer unbefangenen, aber immer würdigen Ansicht des Lebens und der Verhältnisse ist, wie allenthalben ersichtlich, unsers Dichters heitere und gesittete Lebensweisheit hervorgegangen. Der karg bemessene Raum gestattet nicht, Proben zu geben, deren Wahl bei der Menge des Ansprechenden und Gelungenen überhaupt schwierig ist. Von S. 223—257 gibt der Dichter noch „Scherz und Ernst. In Sprüchen." Diese sind fast sämmtlich witzig, geistreich und gut gefaßt. Hier einige:

(S. 228)

Wer nennt mir Den, der immer nur verliert
Und doch gewinnen wollte? — Wer sich ziert.

(S. 232)

Die Weisheit sei der Vögel,
Auf den du stellst den Fuß.
Die Klugheit sei der Zügel
Der Hand, die lenken muß.

(S. 238)

Gut ist das Beten, besser ist das Handeln.
Gut ist das Knieen, besser ist das Wandeln;
Doch fehlt die Kraft dir, fühlst du dich zertreten,
Dann besser ist's zu knieen und zu beten.

(S. 240)

Wie zierlich, wie gewandt
Der Spaz durch Hecken schlüpft,
Ein Bild des jungen Herrn,
Der um die Mädchen hüpft.

(S. 255)

Seht dort das junge Pärchen,
Wie froh, wie munter!
Sie schlüpft in den Pantoffel
Und er — darunter.

6. Lieder von Thomas Bornhauser. Trogen, Meyer und Zuberbühler. 1832. 16. 16 Gr.

Der Verf., ein schweizer Pfarrer, hat in neuern Zeiten den öffentlichen Blättern als politischer Enragé von sich zu reden gegeben. Wir erwähnen dieses Umstandes, weil dasselbe auch auf diese, bereits vor vier Jahren in der Schweiz herausgekommenen „Lieder" nicht ohne Einfluß geblieben ist, und zwar nicht immer zu deren Vortheil. Wenn der Verf. von Freiheit singt oder über politische, wahre oder vermeinte Unrechtigkeiten auflodert, so läßt er sich zu Ausbrüchen der Wuth hinreißen, die mit dem gehaltenen und gemessenen Ton anderer Gedichte in einem vollkommenen Widerspruch stehen und sich für einen Diener des Worts der Liebe am wenigsten ziemen, der „In der letzten Nacht des Jahres" (S. 11 fg.) so gut und beredt reflectirt, so würdig und voll Hingebung vernehmen läßt. „Zum neuen Jahre" (S. 12 fg.), „Die Feste" (S. 38 fg.), „Der Stein der Weisen" (S. 41 fg.), „Die Einladung" (S. 48 fg.), „Die Wünsche" (S. 82 fg.), „Der Trost" (S. 105 fg.) u. s. w. sind im Allgemeinen gut und voll guter Gedanken. Dagegen hat Hr. B. in „Meine seine Weise" (S. 62 fg.) wieder einen starken Raptus, wie S. 64 u. A. heißt:

Meine Leier riechet
Nicht nach Weihrauchduft,
Und um Gnaden kriechet
Sie vor keinem Schuft.

Hierbei kann man nur fragen, ob das gemeiner oder niedriger sei? Die Bundeslieder für den sempacher Verein 1823 und 1826 (56 fg.) feiern die Freiheit in etwas zu starken Ausdrücken. „Der ewige Jude. 1820" (S. 76 fg.) ist sehr schwach, „Die Nemesis" (S. 118 fg.) nicht undichterisch gehalten, „Das Gesicht" (S. 159—165), viel Entstellung und Irrthum mit kaum ein Fünkchen Wahrheit, aber nicht eben schlecht zu nennen, denn wir haben es hier mit der zum Theil wunderlichen politischen Ansicht des Hrn. B. nicht zu thun. Wegen bei dichtes: „Die Gefangenen in Nertschinsk" (S. 166 fg.) kann man zur Entschuldigung des Verf. anführen, daß ihn ein russischer Offizier zum Besten gehabt hat. Lügen sind, als Erfindungen, doch keine Poesie. Sehr hämisch ist „Bauernthueret" (S. 174).

7. Gedichte von Karl Baron von Schweitzer. Zwei Bände. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 1 Thlr.

Göthe that vor wol länger als zehn Jahren in einem Hefte von „Kunst und Alterthum" den merkwürdigen Ausspruch: „Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Nation viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Ansichten durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, sodaß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit

Digitized by Google

bedienen kann." Diese Worte des Meisters möchten, wie auf so manche Talente in neuerer und neuester Zeit, auch ihre Anwendung auf den Urheber der vorliegenden Gedichte haben, dessen Menge sammt der Verschiedenartigkeit der Behandlung, übrigens ohne allen eigenthümlichen Ton, von der Beweglichkeit eines Talentes zeugt. Hr. v. S. regte, wie uns noch erinnerlich ist, vor einigen Jahren mehre unbedeutende Journalisten und deren Anhänger aus allerlei Volk zu Zornergüssen gegen sich auf. Wir erwähnen dieses Umstandes nur, da der Verf. an mehren Orten (in einem Gedichte: „Den Feinden", II, 146, sucht er sich über diese zu erheben, was kein Kunststück ist) und vornehmlich im Vorworte darauf anspielt. Nachdem er nämlich u. A. gefürchtet hat, daß manche seiner Feinde sich an den Liedern rächen würden, tröstet er sich, in diesem Falle nöthigerweise, damit:

Doch es wird auch manche Seele
Minder streng mein Streben tadeln,
Milder richten meine Fehle
Und den Sänger lobend adeln.

Das wäre wieder übertrieben! Genügt dem Verf. ein unbestrittenes Urtheil, so lasse er seine Bedenklichkeiten wegen des Silbenzählens und der falschen Reime schwinden, in diesem Punkte wird ihm so leicht keiner seiner ultraliberalen Gegner etwas anhaben; seinen Styl anlangend, so ist derselbe nur etwas zu wortreich, übrigens „weiß sein mäßiges Talent", wie der Grosse sich ausdrückt, dessen Worte wir oben anführten, sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit zu bedienen"; seine Reflexion, nicht tief, kann doch immer als die eines gebildeten Weltmannes gelten; mistiger sieht es mit den dichterischen Bildern und Gedanken aus, deren Mangel eine stete Wiederholung der schon gebrauchten bedecken muß. Um des Verf. selbst willen hätten wir, da sich bei der Masse von Gedichten auf ein paar minder nicht anstoßen, „Das Lied der Propaganda" (II, 86 fg.) und „Der deutsche Michel" (S. 125 fg.) hinweggewünscht. „Alexander" (II, 203—207) in 58 Canzonen ist größtentheils zu matt und verdient mit den Zedlitz'schen Arbeiten keinen Vergleich.

8. Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte vom Ritter Braun von Braunthal. In drei Abtheilungen. Leipzig, Reimann. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Ritter von Braunthal hatte schon durch manches gefällige und ansprechende Gedicht sich bekannt gemacht, als durch die „Antithesen oder Hrn. Humor's Wanderungen u. s. w." die Freunde seiner Muse an ihm irre wurden. Um so lieber müssen diese die hier gebotenen dichterischen Erzeugnisse aufnehmen, in denen ein agiles Talent sich auf erfreuliche Weise in der Mannichfaltigkeit und dem Reichthum des Gegebenen kund thut. Das Bewußtsein des Dichters über seine Kunst gibt, wie noch anderwärts oft, namentlich im „Geheimnisse des Gesanges" (S. 7) und „Liederlust im Lebensschmerze" (S. 129) sich ausgesprochen. Einen Stein in dieser Beziehung wälzt sich, wie es scheint, der Verf. in den Gedichten: „An Hegel" und „Der Hegel'sche Dichter" (S. 158—161), vom Herzen. In „Helena oder Lieder der Liebe" (S. 96—124) begegnet uns neben viel Gewöhnlichem doch auch Gedachtes und Empfundenes. In dem letzten (18.) dieser Lieder: „An ihren Engel" (S. 121 fg.), das viel zu breit gerathen ist, bringt unser Dichter — und das geschieht ihm manchmal — von seiner Bildnerei zu viel mit. Nachdem er den Engel schon „namenlos als Himmelswesen", „Lootse vom Jenseitsstrande", „Seelenschiff zum fernen Lande" tituliert hat, nennt er ihn, damit noch nicht zufrieden, ferner:

Du Milder mit der Purpurblume
Des Mohnes der Vergessenheit,
Den nach verlornem Eigenthume
Ihr Kelch auf unsere Schläfe streut —
Du Lerchenton für unsre Freude,
Harmonica für unsern Schmerz,
Du Balsamine unserm Leide,
Oase für das glühnde Herz!

„Schwager Lenz und ich oder Frische Frühlingslieder" (S. 231—245) und die „Lieder aus Italien" (S. 246—259) enthalten des Sinnigen und Zartgedachten so viel, daß wir nicht anstehen, sie für die vorzüglichsten Stücke der ganzen Sammlung zu erklären. Was uns als Ballade, Romanze und Erzählung geboten wird, sowie Mehres, was man zur didaktischen Poesie zählen könnte, ist durchaus verfehlt zu nennen. Nichtsdestoweniger glauben wir, daß außer dem lobend Erwähnten noch mehre Gedichte, z. B. „Die Werkstätte der Seele" (S. 127), „Morgenlust" (S. 187), „Im Herbst" (S. 192), „Klage" (S. 335) u. a. m. Manche ansprechen werden. Möge es dem Dichter gefallen, künftig auf Haltung des Tons und auf Richtigkeit und Präcision der Form mehr zu sehen, damit nicht Stellen wie S. 21, Z. 4 u. 5 v. u., unangenehm auffallen. 4.

Maja. Bibliothek neuer Originalnovellen. Erster bis sechster Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Gr.

Diese Sammlung, die sich selbst den stolzen Namen: „Bibliothek", beilegt, strömt in den ersten Bänden frisch und aus vollem Quell; die Poesie ergießt sich in einem glatten, bis zum Grunde durchsichtigen Strome; es kräuseln sich die Wellen um freundliche, blühende Eilande; selten regt ein Windstoß die Wogen mächtiger auf. Der vierte Band bringt keine Originalnovellen mehr, sondern altfranzösische; der Strom zieht sich auf fremdländisches Gebiet. In den beiden letzten Bänden verliert er an Tiefe, was er an Breite gewinnt; Sandbänke bilden sich; die Ufer platten sich ab; das Wasser gleicht trübem, unerfreulichem Theewasser, das eine Dame uns zubereitet hat. Verliert der Strom schon jetzt an Mächtigkeit, so ist für die folgenden noch rückständigen Bände vollkommene Versandung nicht ohne Grund zu fürchten. Wir fangen bei der Poesie an.

W. Zimmermann beschenkt uns in den beiden ersten Bänden mit vier Originalnovellen, von denen die erste: „Der verliebte Philosoph", offenbar die schwächste ist. Die alte Lieblingsneigung der Deutschen, irgend einen langweiligen Pedanten vom Katheder hinwegzunehmen und als Centralpunkt und carikirte Hauptfigur mitten in eine Erzählung oder Novelle zu verpflanzen, macht sich auch hier geltend. Die Idee, einen solchen vertrockneten, knöchernen, hartschalligen Menschen, dessen Welt das Auditorium mit dem Katheder als höchstem Gipfel darin bildet, in einem schwachen Augenblick der Liebe anheimfallen und in diesem neuen Elemente allerlei thörichte und kindische Streiche ausüben zu lassen, ist zwar nicht so alt als die Welt, aber doch so alt als der deutsche Katheder, mithin verbraucht und gemisbraucht genug. Ein junges Mädchen, das uns als ein höchst liebenswürdiges Fräulein zur gefälligen Beachtung empfohlen wird, macht sich den unsaubern Spaß und treibt mit dem armen Tropf vom Professor ihre Kurzweil, indem sie sich nicht minder heftig verliebt stellt. In der That, eine liebenswürdige Dame, die sich nicht schämt, einem bejahrten vielerfahrenen Manne so unzart mitzuspielen. Hart wird der unglückliche Professor für seinen ersten unschuldigen Liebestaumel gestraft; er nimmt aus Verzweifelung einen Ruf nach Grönland an und als Trost einige Hundert Stück Sauerwasserkrüge mit auf den Weg.

„Grävenitz" heißt die zweite, trefflich durchgearbeitete Novelle. Sie trägt den Namen des ehrgeizigen, lüsternen und rachsüchtigen Weibes, um dessen böswillige Anschläge und Verbrechen die Novelle wie zum Knäuel sich zusammenzieht. Wir sehen Würtemberg unter dem Eigenwillen dieser stolzen Frau, der Maitresse des Herzogs, bang athmen; den Herzog selbst in unauflösbare Liebesbande verstrickt; die edelsten Männer nächt-

Digitized by Google

licherweile zu des Landes Befreiung zusammentretend; die Verschwörung entdeckt, ihre Urheber zersprengt oder getödtet oder mit harter Gefangenschaft bestraft; endlich die geschichtlich-poetische Gerechtigkeit, die zwar spät, doch sicher kommt und die Prachtzimmer der Dame in feuchte Kerkerwände, ihre Freude in Leid, ihren Stolz in Demuth rächend und strafend verkehrt.

„Das Modell", die dritte Novelle, ist durchgängig von Interesse und an einzelnen poetischen Schönheiten reich; am frischesten und von der lautersten Poesie durchglüht die vierte, die nach ihrem Helden den Namen „Nikodemus Frischlin" führt. Der treffliche Mann, ein Opfer seines Freimuths, wie so Viele in Deutschland, vom Kaiser Rudolf des Dichterlorbers werth geachtet, verfolgt von seinen gehässigen unverständigen Collegen, durch häusliches Glück nicht befriedigt, einer unschuldigen zarten Liebe sich hingebend für eine edle Jungfrau, verläßt sein Vaterland Würtemberg, um den an ihm versuchten meuchelmörderischen Anschlägen zu entgehen. Mit der Flucht Frischlin's endigt die Novelle. Die Worte, die der Verf. seinem Nikodemus über griechisches und deutsches Leben, nicht zum Vortheil des letztern, in den Mund legt, sind wahr und bezaubernd schön; der Moment, in dem es geschieht, großartig und hochpoetisch aufgefaßt. Es ist der Moment, in welchem ihm die Ausschließung vom Katheder bekannt, der kaiserliche Dichterlorber und das Diplom eines Comes palatinus überschickt wird.

Der dritte Band der „Maja" enthält Novellen und Erzählungen von Friedrich Seybold. Die erste: „Das Testament", bietet wenig Anziehendes dar; die langweiligen Wirrnisse und Verwickelungen müssen erst durch das Fegfeuer eines alltäglichen Maskenballs hindurch, ehe sie zur Klarheit sich läutern. Die zweite: „Der Gadmen", ist mit Leben und Wärme geschrieben, originell erfunden und erhält die Theilnahme des Lesers vom Anfang bis zum Ende frisch. Aus dem Gadmen, der als Bergstrom in den Schlüften des Gotthards braust, streckt der Geist des Ludovico Cajetani, eines italienischen Kaufmanns, der durch die Hand des Hirten Kuoni in den Wogen des Gadmen seinen Tod fand, die unsichtbaren rächerischen Arme aus nach Kuoni's Geschlecht. Der Mörder selbst, einer seiner Söhne, die von einem italienischen Reisenden verführte Tochter, sammt ihrem Söhnlein, sind bereits als Opfer gefallen. Dem letzten Kuoni droht ein gleiches Schicksal; er kann vom Gadmen nicht lassen, er schweift an seinen Ufern willenlos umher; es zieht ihn wie mit Gewalt nach dem Abgrund. In den letzten bürgerlichen Unruhen kommt der Verführer seiner Schwester in Kuoni's Hände; es ergibt sich, daß dieser Verführer zugleich der Sohn des Gemordeten ist; der heißhungrige Geist des alten Cajetani fühlt sich versöhnt; die Enkelin des Mörders heirathet den Enkel des Gemordeten. In die Zeiten früherer schweizerischer Unruhen versetzt uns die dritte Erzählung: „Die Mazza im Wallis"; die vierte „Der Johanniter", die zugleich die berühmte Vertheidigung der Rhodiser gegen die Türken in ihren Kreis zieht, auf die Insel Rhodus. Beide bilden, obgleich an Geist und Poesie nicht überreich gesättigt, eine freundliche und schon ihrer historischen Grundlage wegen anziehende Lecture.

Der vierte Band dieser Originalnovellen umfaßt altfranzösische unter dem Titel: „Historienbuch des Jongleurs", herausgegeben von O. L. B. Wolff. Hier finden wir, einige moderne Einschiebsel abgerechnet, die Treuherzigkeit, naive Einfalt und Einfachheit wieder, welche der Novelle so wohl stehen. Die erste hat einen tragischen erschütternden Ausgang. Jacque Legris, angeklagt, die Frau des Hrn. v. Carouges mit Gewalt zu seinem Willen gezwungen zu haben, kämpft mit dem erbitterten Gemahl auf Tod und Leben im Gottesgericht; dies entscheidet gegen ihn; er fällt unter dem Schwerte des hitzigen Gegners. Zu spät wird dem Marschall berichtet, daß der eigentliche Thäter ergriffen sei; der Leichnam des Unglücklichen wird während der Meldung an den Füßen vom Kampfplatze geschleppt, und dreimal rufen die Herolde laut: das ist das Gericht Gottes! „Der kleine Page" heißt die zweite und ist, besonders der ersten Hälfte nach, wo der kleine Page, der später berühmt gewordene Saintre, von einer liebesüchtigen Dame in die Schule genommen wird, ein Meisterstück einfach anmuthiger Erzählung. Die dritte: „Von dem Mönch, den der heilige Petrus liebte", ist eine alte treuherzige Legende in schlicht volksthümliche Reime gebracht; die vierte: „Das verhängnißvolle Veilchen", ein ineinandergewickeltes, den Typus des alten Ritterromans fest haltendes Gemisch von Abenteuern, Liebesfesten, Turniern, Zweikämpfen, Verleumdungen und einem über aus glücklichen Ende.

Über die beiden letzten, die Novellen der Frau von Glümer geb. Spohr enthaltenden Bände können wir uns im Allgemeinen aussprechen und kurz fassen. Wir zweifeln nicht, daß grade diese Novellen und Erzählungen dem gewöhnlichen Romanleser von Fach Genüsse darbieten werden, die uns versagt sind; wir zweifeln nicht daran, daß diese Dame nächstens zu unsern geachteten, sogenannt geistreichen Schriftstellerinnen gezählt werden wird, welche der Küche entlaufen sind und in ihrem stillen Museum der Poesie und des Frauhandwerks mit Glück und Erfolg pflegen; aber wir glauben ebenso fest, daß dieser Dame das innere Licht der Poesie keineswegs aufgegangen ist, und daß sie, gegen den Zenith der Dichtkunst gehalten, im Nadir des trockenen Hausverstandes steht; daß sie bis zum angenehmen Erzählungston wol durchdringen sein mag, aber schwerlich je mehr leisten wird, als glücklich zu erfinden und das Erfundene angenehm vorzutragen. A.

Notiz.

Die kostbarste Privatgarderobe.

Diese besaß vielleicht die berühmte Schauspielerin Lecouvreur in Paris in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie wurde zu 40,000 Thlr. taxirt und für 80,000 Thlr. an den Juden Duliz *) aus dem Haag verkauft, der damit der ihm angebeteten Sängerin Pelissier († 1749) an der große Oper in Paris ein Geschenk machte. Diese erschien nun auf der Bühne in einem der prachtvollen Kleider nach dem andern, und eine Zeit lang wurde die Oper hauptsächlich deswegen besucht. Indessen kein Genuß ohne Verdruß! Ganz Paris wußte, von wem und weshalb dies Geschenk erfolgt war. Es kam die Oper „Ulysses" aufs Repertoir. Das Wort: Ulisse, ließ sich nur zu oft aus dem Munde der Sängerin vernehmen, und ein hundertstimmiges „Duliz!" das dem französischen d'Ulisse vollkommen gleich kam, hallte jedesmal im ganzen Hause mit schallendem Gelächter wieder, sodaß Duliz in seiner Loge und die Geliebte auf der Bühne mehr todt als lebendig waren. G.

*) Duliz war einer der reichsten Juden seiner Zeit in Holland und sehr nahe mit den berühmten Pintos in Amsterdam verwandt. Mit allen Großen Hollands und Frankreichs in genauer Verbindung, ohne eigentlich Geschäfte zu treiben, machte er im Haag und Paris ein großes Haus und verschwendete Tausende einer schönen Actrice zu gefallen, deren er mehrere eine anbetete, so oft sie ihn auch zum Besten hatten. Man hat über ihn „Mémoires, anecdotes pour servir à l'histoire de Mr. Duliz" (London 1739), welche zur Kenntniß jener Zeit hübsche Beiträge geben und aus denen der mitgetheilte Zug entnommen ist. Die Pelissier führte ihn am ärgsten bei der Nase und kostete ihm mindestens 100,000 Thlr. Man hat darauf ein sehr hübsches Vaudeville aus jener Zeit: „Le triomphe de l'intérêt", worin sie unter dem Namen Fanchon und Duliz Jacquin figurirt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 54. — 23. Februar 1836.

The Portfolio; or a collection of state papers, illustrative of the history of our times. London, Ridgway. Nov. 28th 1835 — Jan. 2d 1836. Nos. I—V.

Das wären denn also die geheimnißvollen Hefte, die so pomphaft angekündigt worden, deren Inhalt die auswärtigen Journale fast unablässig beschäftigt und auch die Neugierde der Deutschen gereizt hat, zumal seitdem verlautet, daß auch von Deutschland darin die Rede sei. Schon im Äußern unterscheiden sie sich von allen andern Wochenschriften, indem sie sich durch das Format (Octav) und durch einen Haupttitel als werdendes Buch ankündigen und jedes Heft für sich in tiefblauem Umschlag mit einfachem Titel in goldenen Lettern einhergeht. Noch immer beharren die Herausgeber bei ihrem, vielleicht nicht ganz schwer zu durchschauenden Incognito und bei ihrem Stillschweigen über die ungleich schwerer zu lösende Frage, woher sie die Documente erhalten. Je mehr man gewohnt ist, in unsern Tagen durch den glücklichen Fleiß der Forscher fast jeden Zeitraum der neuern Geschichte aus Archiven aufgehellt zu sehen, desto mehr überrascht diese Mittheilung aus der allerneuesten. Wol war die Verwunderung nicht gering, als im Laufe des vorigen Jahres Klüber im Supplementbande zu den wiener Congreßacten die geheime Tripelallianz (England, Östreich und Frankreich) vom 3. Jan. 1815 lieferte. Aber dies Document war bereits der Geschichte anheimgefallen und die Echtheit durch den weit und breit geachteten Namen eines Veteranen der deutschen Publicisten verbürgt. Anderer Art war die Mittheilung, die im abgewichenen Spätjahre die Welt in Erstaunen setzte: der Abdruck des geheimen Vertrags von Unkiar-Skelessi, der, man weiß nicht wie, in den Anhang eines amusanten, plaudernden, harmlosen Buches, der Donaureise von Quin, gerathen war. Und nun dies „Portfolio"; es wird deutsche Leser etwa an das Schicksal der Kotzebue'schen Bulletins oder noch zutreffender an jene Depeschen erinnern, die einst die Dürftigkeit eines sächsischen Kanzellisten an einen preußischen Gesandten verrieth, und durch welche Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg rechtfertigte. Mit der ersten Enthüllung solcher Dinge wird es selten anders als per fas et nefas zugehen; eine Sache, mit der man nichts zu thun haben möchte. Anders stellt sich die Frage über das Recht der Benutzung Dessen, was einmal zugänglich geworden, und als im letztgenannten Fall der Sieger im dresdner Archiv die Originale nachsuchen ließ, machte Herzberg („Recueil des déductions etc.", I, 99) geltend, daß dem Beeinträchtigten oder Bedrohten auch ein Recht zustehe, sich die erfoderlichen Beweismittel zu verschaffen. *) An diesen letztern Fall wird man aber um so lebhafter erinnert, da man sich schwerlich überreden wird, daß der Inhalt des „Portfolio" vor der Publication der englischen Regierung ein Geheimniß geblieben. Auch die Ernennung des Hrn. Urquhart nach Konstantinopel, nachdem die allgemeine Stimme ihn als Verf. der bekannten Artikel über die östlichen Verhältnisse im „British and foreign review" bezeichnet hat, gibt Stoff zu vielem Nachdenken.

Was nun die Frage nach der Echtheit der vorliegenden Documente betrifft, so muß die Entscheidung einem Gebiete vorbehalten bleiben, das jenseit des Bereiches der literarischen Kritik liegt. Doch ist vielleicht auch der Kritik vergönnt, einige Winke zu geben. Vor allen Dingen müßte jeder Artikel mit seinen Ansprüchen einzeln und für sich betrachtet werden. Niemand wird die Ladung dieses Fahrzeuges, wie stolz auch seine britischen Wimpel wehen, in casco versichern wollen.

Die wenigsten Stimmen dürften sich für die Echtheit der Unabhängigkeitserklärung der Tscherkessen erheben, die jetzt in den deutschen Zeitungen die Runde gemacht hat. Es ist nicht zu leugnen, der Ton hat etwas Apokryphisches, wenngleich von guter rhetorischer Wirkung. Ein halbes Zugeständniß liegt wol selbst in der Anmerkung der Herausgeber (IV, 170), die Erklärung der Tscherkessen werde für sich selbst sprechen, wenngleich sie bisjetzt noch auf keinem ostensibeln Wege mitgetheilt worden sei. Darin mag ein Fingerzeig geboten sein, daß man diesem Aufsatze nicht denselben officiellen Ursprung beizulegen brauche, der von den übrigen behauptet wird. Es fragt sich, ob die Herausgeber nicht

*) Wer den Gegenstand weiter verfolgen will, mag eine kleine Schrift nachlesen, die ihn im Geschmack jener Tage, aber mit Einsicht behandelt, deren Titel man übrigens in Pütter's „Literatur des deutschen Staatsrechts" sowol als in Klüber's „Nachträgen" vermißt: „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn von der Heiligkeit der Archive" (1756, 4.).

Digitized by Google

gegen ihr eignes Interesse handeln, wenn sie errathen lassen, daß es ihnen nicht darauf ankommt, zur Abwechselung einmal sich einer Fiction zu bedienen. Die Form scheint so gewählt zu sein, um mit desto besserm Effect die Frage: „Wer sind diese Circassier?" zu beantworten: sie sind das einzige Volk von Novaja Semlja bis Tonger, vom kaspischen zum atlantischen Ocean, das einzige, das russischer Unbill mit Muth und Widerstand zu begegnen wagt. Der Zweck, die Aufmerksamkeit auf den Zustand dieser Stämme zu lenken, ist jedenfalls erreicht, und die Notizen, die im Aufsatz selbst und in einem erläuternden Artikel (V, 231 — 244) darüber gegeben werden, sind offenbar ernstlich gemeint. Sie gehen mehr ins Einzelne, stimmen aber im Wesentlichen mit Dem überein, was z. B. von Balbi („Abrégé" in der Übers. von Zeune u. A., III, 190 fg.), insbesondere nach Klaproth über die kaukasischen Stämme gesagt ist. Das Hauptfactum, die Stellung derselben gegen Rußland ist weniger unbekannt, als der Herausgeber vielleicht denkt, wenigstens in Deutschland, wo ein Handbuch (Volger's), das in Aller Händen ist, sich bündig also ausdrückt: „Die kaukasischen Nationen .... sind fast alle geschworene Feinde der Russen und manche mit Letztern in beständigem Kriegszustande." Über die Wichtigkeit dieser Thatsache kann kein Zweifel obwalten. Ein Blick auf die Karte zeigt die Pforten des Kaukasus, die Pässe von Wlady-Kawkas und Dariel, deren jeder (V, 233) durch hundert Mann verschlossen werden kann. Die Straße führt zunächst freilich nur nach Tiflis, ins Hauptquartier des Heeres von Georgien, wo die Iberer einst hausten „Iberi locorum potentes" (Tac. „Ann.", VI, 33). Von der Bedeutung dieser Pforten ist das ganze Alterthum voll; die Sage schrieb die erste, künstliche Befestigung dem Alexander zu, und die Geschichte der mittlern Zeiten hat Gibbon Gelegenheit gegeben, sie (in seinem 40. Capitel) darzustellen. Die Straße führt nach Persien.

Wenn nun nichts der Vermuthung widerspricht, die Erklärung der Tscherkessen sei von einem der Verhältnisse nicht unkundigen Manne, ohne die eigentliche Absicht, zu täuschen, erfunden, so dürfte es schon weit schwieriger sein, die gleiche Vermuthung hinsichtlich des ersten Documents, das die Reihe im ersten Heft eröffnet, durchzuführen. Dies gibt sich aus für einen Bericht des Grafen v. Bernstorff an den König von Preußen, datirt 29. Jan. 1831, über die Mittel, die Ruhe von Deutschland im Fall eines unvermeidlichen, auswärtigen Krieges zu erhalten, und über die Art und Weise, wie Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland zu solchem Endzweck zu benutzen habe. Diesen Aufsatz hat bis jetzt (so viel Ref. weiß) die deutsche Presse ignorirt; sei es, weil die englischen Blätter Dessen als einer reindeutschen Sache weniger Erwähnung gethan, oder weil man fürchtete, mit der Censur in Collision zu kommen. Diese Besorgniß möchte doch wol ungegründet sein. Denn wollte man den Aufsatz als echt ansehen, so scheint doch in der That nicht, daß in demselben irgend ein Staatsgeheimniß zu Tage gelegt oder sonst etwas enthalten wäre, was Preußen etwa zu desavouiren hätte, um nicht mit seinen offenkundigen Maßregeln oder Äußerungen in Widerspruch zu treten. Ja, es möchte einzelnen Vertheidigern des preußischen Systems vielleicht nicht ganz unwillkommen sein, wenn aus dem Feldlager der entgegenstehenden politischen Ansicht der Beweis geliefert wäre, daß auch in einem Aufsatz, der für keine Art von Öffentlichkeit bestimmt war, am Ende von nichts Weiterm die Rede gewesen, als was hier gesagt ist. Daß der Bericht aus dem Deutschen übersetzt ist, dafür scheinen manche Indicien zu sprechen. Außer gewissen, eigenthümlichen Wendungen auch eingestreute deutsche Worte: „die Besitzenden und Gebildeten", „Beamten-Personal", „Zoll- und Steuersystem", „verfassungsmäßig" und (es war einer englischen Presse würdig, für landesväterlich so zu drucken) „Landervalerlich". Entscheidend für die Thatsache der Übersetzung (denn hier dürfen auch Mikrologien nicht verschmäht werden) erscheint die Phrase (I, 35): „the art and manner", wo es offenbar „die Art und Weise" geheißen haben muß, ein Verstoß, der den ursprünglichen Blunders in Lord Gower's „Faust" dem „bold *friar*" (kühnen Freier) und andern mehr an die Seite zu stellen ist. Nun folgt daraus, daß aus dem Deutschen übersetzt worden, noch keineswegs, daß das Original echt gewesen; indessen entsteht die Frage, ob wol ein Falsarius so vielen Accent wiederholt auf den Ausspruch gelegt haben würde, daß Preußen einzig und allein streng gesetzlicher Mittel (I, 18, 30), daß es eines sittlichen Einflusses (I, 15, 31) zur Erreichung seiner Zwecke sich bedienen müsse. Ein Falsum pflegt doch kaum anders als in gehässiger Absicht unternommen zu werden; auch ist nicht abzusehen, welches Motiv die englischen Herausgeber haben könnten, ein obligates Compliment für die Loyalität der preußischen Regierung anzubringen. Wenn man übrigens unter jener Beschränkung den preußischen Minister die Vervollkommnung der Verfassung des deutschen Bundes in Aussicht stellen läßt, so gewährt es eine höchst interessante Parallele, daß in demselben Jahre unerschrockene Wortführer des constitutionnellen Princips denselben Gegenstand, man weiß, mit welchem Erfolg, in den Kammern von ihrem Standpunkte aus anregten, und daß selbst noch im Laufe des Jahres der „Briefwechsel zweier Deutschen" erschien mit den Ideen von preußischer Hegemonie, mit den Speculationen über das Fehlerhafte so vieler einzelnen Souverainetäten. Duo cum faciunt idem, non est idem!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Excentrische, von Friedrich Clemens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Wer da glaubt, in dem alten Apotheker Thaddäus den Excentrischen gefunden zu haben, der irrt sich. Wer dem auf diesen folgenden jungen Fürsten jenes Prädicat beizulegen geneigt ist, irrt eben so sehr. Der Präsident ist's, aus dessen Tagebuche von S. 77 an Fragmente mitgetheilt werden, ein Mensch, von dem man dergleichen gar nicht erwarten sollte. Wenigstens zeigt er sich lange Zeit hindurch fuchsweise durch-

Digitized by Google

), und da, wo wahrscheinlich nach des Verf. Meinung das
xentrische in ihm zur Erscheinung kommt, ist er schon ein
meiner Schurke. Er mordet den Freund, den Vater, und
blich, indem er zugleich den Apotheker ins Verderben stürzt,
ch den Fürsten, und das Alles geschieht wegen eines Mäd-
ns, welches ein besseres Schicksal verdient hätte, als in der
xentrischen Umarmung jenes Nichtswürdigen zu verderben.
f. mag die Geschichte nicht weiter berühren und nur der
rm, in welche sie gekleidet ist, als einer durchaus verfehlten
denken. Bis S. 58 befinden wir uns in einer Novelle à la
ffmann; bis S. 76 bilden Briefe des jungen Fürsten an
en bürgerlichen Freund in der Schweiz einen Übergang zu
n eigentlich excentrisch sein sollenden Präsidenten, Briefe,
sie etwa ein Hoffnung erweckender Primaner beim Abgange
Akademie schreiben mag. Am meisten störend ist die Brief-
m, in welcher der Criminalpräsident seine Pseudo-Excentri-
it zu Tage legt; oder vielmehr, diese Form bethätigt zu
icher Zeit eine Unwahrheit und eine Wahrheit. Eine Un-
hrheit, weil es dem Charakter widerspricht, solche Dinge,
sie oben angedeutet, sofort niederzuschreiben; eine Wahr-
t, indem, wenn wirklich ein Mensch dergleichen Greuel auf
Stelle brieflich mitzutheilen vermag, der Ausspruch des Ref.
bestätigt, daß nämlich der Briefsteller ein gemeiner Schurke
muß.

Wie überhaupt durch das ganze Buch eine unverdauete,
e Afterphilosophie stolpert, die etwa bei Menschen gefunden
rden mag, welche, in niederer Sphäre geboren und erzogen,
ter einmal hier und da Glocken läuten hörten, so tragen die
hlußworte des Buches namentlich noch eine Unschuld oder
pertinenz an der Stirn, die es in Zweifel stellen, ob man
belächeln oder verachten soll. „Auf einem größern Schau-
ze der Schöpfung", heißt es nämlich, „konnte vielleicht des
xentrischen Größe gedeihen, die in der Atmosphäre einer
de und unter ihren elenden Bürgern zu einem Rasenden ver-
pelte, vor dem die Vernunft schaudert, da sie ihre Rechte
ihm verloren." Auch der Verf. scheint sich dieses Rechtes
Abfassung seines Buches begeben zu haben.

Geschichten und Märchen für Jung und Alt, von Eduard
Duller. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag. 1835. 8.
Thlr. 6 Gr.

Die gegebenen 13 Geschichten und Märchen sind von ver-
ebener Tendenz und verschiedenem Werthe, doch lassen sie
leicht charakterisiren: es fehlt ihnen allen nämlich das kaum
bezeichnende Etwas, welches sie eben zur Sage (Geschichte)
zum Märchen machen sollte. Sagen, Legenden und Mär-
erfodern außer einem höchst einfachen Motive insbesondere
n Apparat, welcher sich für Jung und Alt sofort verständ-
darstellt, indem er eben nur als das verkörperte Motiv
bererscheint, und das vermißt Ref. in diesen Erzeugnissen
oft. Mit einem Worte: der Inhalt dieses Buches ist größ-
theils für die Jugend zu philosophisch, für das Alter zu
ereich. Es ist nicht zu leugnen, daß namentlich in den
rchen mancher schöne Zug aufleuchtet; allein dann ist es
ig genug Palingeneste schon bekannter Blumen des Kinder-
dieses. Indessen mag das Dargebotene in Einzelheiten
als eine unschuldige und ebenso anständige als ergötzliche
rhaltung angesprochen werden, und Ref. hebt zu diesem
ck den „Nürnberger Trichter" im ersten Bändchen und
zweiten die beiden ersten Märchen besonders hervor. „König
nbrinus" in diesem Bändchen enthält ebenfalls manches Er-
liche; Ref. muß aber offenherzig bekennen, daß er mit der
hichte des Bieres nicht vertraut genug ist, um dem Verf.
all folgen zu können.

Novellen von E. Ferrand. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12.
3 Gr.

Der Verf. ist dem Publicum schon durch mehrfache Er-
nisse bekannt und von den vorliegenden acht Novellen mö-
manche schon in Tagesblättern ihr Heil versucht haben.
kann das Gegebene nur etwa als Skizzen zu Novellen
ansprechen, wenigstens hat er sich den, größtentheils tragi-
schen, Schluß derselben nicht immer klar und genügend aus
dem Vorangegangenen entwickeln können und bedauert dies
um so mehr, als aus den meisten ein poetischer, märchenhaf-
ter Zauber glänzend hervorleuchtet. Warum dieser fast immer
mit Blut übergossen wird? Die Frage könnte lange Erör-
terungen hervorrufen! Hier sei es genug, daß eben durch den
blutigen Schluß im Verhältnisse desselben zur gegenwärtigen
Zeit eine — Untreue documentirt wird. Die dargestellten Be-
gebenheiten gehören nämlich durchaus der Gegenwart an, und
diese, mag sie besser oder schlimmer stehen als die Novellen,
sie folgt ganz andern Motiven als solchen, die um eines sü-
ßen Jugendtraumes willen der Vernichtung in die Arme schleu-
dern; sie will kaum einen Jugendtraum noch gelten lassen,
denn Poesie wird ihr mit jedem Tage fremder und fremder.
Sie ringt nach einem Ersatze für diesen Verlust, und was sie
erkämpft, verzweiflungsvoll umklammert, ach, das ist meistens
so irdisch, daß man doch gern jenen Novellen wie einem
Traumbuche sich hingibt.

4. Der Druckfehler. Erzählung von Gustav Nieritz. Ber-
lin, Vereinsbuchhandlung. 1835. 8. 16 Gr.

Der Verf. kann sich mit gutem Gewissen der am Schlusse
seiner Selbstbiographie angedeuteten Befürchtung entschlagen:
sie ist kein Druckfehler! Ref. gesteht, seit längerer Zeit nicht so
angenehm unterhalten worden zu sein als eben durch diese höchst
anspruchlose Erzählung, die überall ein recht schönes Talent
bethätigt. Der Held derselben, der Buchdruckergesell Wilhelm
Müller, wird auf einfache und natürliche Weise mit Per-
sonen in Verbindung gesetzt, welche seine Reise nach Paris zur
Folge haben, und die Julitage geben ihm Gelegenheit, eben
jene Personen, getreue Anhänger der Legitimität, der Volks-
wuth zu entreißen. Überdrüssig des französischen Wesens oder
Unwesens, kehrt er gleich darauf nach seiner Vaterstadt zurück,
und die Dankbarkeit jener geretteten Personen setzt ihn in den
Stand, die Druckerei seines inmittels verstorbenen ersten Prin-
cipals und ein von diesem erbautes Haus, welches wegen sei-
ner regelwidrigen Gestalt spottweise „der Druckfehler" genannt
wird, anzukaufen und sein braves Hannchen zu heirathen.
Das ist im Wesentlichen der Umriß dieser Erzählung; wollte
man jedoch hieraus den Schluß ziehen, dieselbe könne nicht wol
anders als mager und uninteressant sein, so würde man sich
doch getäuscht finden. Leser, welche durch die Glut und Flut
so mancher neuern Erscheinungen der unterhaltenden Literatur
nicht verirrt oder verwöhnt sind, werden an den mit gutmü-
thiger Naivetät, mit deutscher Treuherzigkeit dargestellten Cha-
rakteren und Begebenheiten sich wahrhaft erfreuen und gestehen
müssen, daß ihnen lange kein Druckfehler vorgekommen sei,
welcher sie mehr ergötzte als eben dieser.

5. Jacobina. Novelle von Phantasus. München, Franz.
1835. Gr. 16. 16 Gr.

Für einen Anfänger ist der Name „Phantasus" vom Verf.
kühn gewählt, wenigstens wird er durch vorliegende Novelle in
keiner Weise gerechtfertigt. Jacobina ist Verlobte eines jun-
gen Kupferschmieds, der auf die Wanderschaft geht. In der
Gegend von Staffelstein, ihrem Geburtsorte, hält frommes
Gesindel gottesdienstliche Conventikel; ein Schneider hat längst
nichtswürdige Absichten auf Jacobina und weiß sie in diese
Versammlung zu locken. Der Vorstand derselben, ein Seifen-
sieder, erklärt endlich, der Geist spreche ihm das Mädchen zu,
und der Schneider, von fanatischem Wahnsinn, Eifersucht und
Rache aufgestachelt, will lieber das Mädchen opfern, als sie
einem Andern überlassen. Er läßt sich daher in der Ver-
sammlung von demselben Geiste die Botschaft bringen, Jaco-
bina müsse den Kreuzestod sterben, und das Mädchen erleidet
ihn mit gläubiger Hingebung auf der Stelle. Der heimge-
kehrte Bräutigam, jede Hülfe kommt zu spät; sie stirbt und
die Anstifter dieses Mordes werden hingerichtet. Die einge-
webte Episode, welche in Frankfurt spielt, ist gradezu ekelhaft.
Einem Begabten mag es wol gelingen, aus diesem Stoffe

Digitized by Google

ein genügendes Gemälde vor Augen zu stellen. Es würde dazu vielleicht eben jetzt an der Zeit sein, jetzt, wo so mancher verborgen gelegene Gährungsstoff seine Kraft erprobt und unter Anderm auch sein verderbliches Gift durch heillose Sektirerei und Separatismus zu Tage legt. Der Verf. aber hat nichts weiter geliefert als eine Erzählung voll trivialer Gemeinplätze, roher Situationen und unnützer Einschiebsel. Würden namentlich die letztern, was sehr leicht geschehen kann, weggeschnitten, so eignete sich die Erzählung zur Aufnahme in einen Haushaltskalender für das Volk und möchte da nicht ganz ohne Nutzen sein. 46.

Notiz.

Wir entnehmen einem im vorigen Jahr in London erschienenen Werke: „A steam-voyage down the Danube, with sketches of Hungary, Wallachia, Servia and Turkey", von Michael Quin, einige interessante Züge.*) Der Verf. bereiste früher, im Jahr 1823, Spanien und theilte in einem eignen Werke damals seine Reisebeobachtungen über dies Land mit. Auf ähnliche Weise beschreibt er nun in diesem Werke die Erlebnisse seines Ausflugs in Ungarn, Serbien, der Walachei und Türkei, Gegenden, wohin erst seit Kurzem die Civilisation in Gestalt der Dampfschiffahrt gedrungen ist.

Am 24. Sept. 1834 schiffte sich Quin in Pesth ein. Seine Reisegesellschaft bestand aus mehren Tirolerfamilien, zusammengenommen gegen hundert Individuen jeden Alters, welche unter Leitung eines Arztes auf Veranlassung der Regierung nach Siebenbürgen gingen, um dort in den Bergwerken gebraucht zu werden, ferner einigen ungarischen Edelleuten, von guter Tournure und anständigen Manieren, welche sich leidenschaftlich mit dem Kartenspiel beschäftigten. In Begleitung dieser reiste auch unter Andern eine junge, schöne und liebenswürdige Gräfin, welche von ihrem Gemahl, der sich durch das Spiel ruinirt hatte, wieder zu ihren Ältern gesandt wurde. Von ihrem vormaligen Glanz, der nur sehr flüchtig gewesen war, hatte diese junge Dame nichts gerettet als ihre schöne Harfe und ihre französische Kammerfrau, eine kleine, gewandte Person, deren Reize schon auf der Rückreise begriffen, deren Lippen aber die beredtesten waren, welche man in Frankreich und im Departement der Kammerzofen finden kann. Unter den übrigen Passagieren befanden sich drei oder vier Kaufleute aus Triest und einige Abenteurer, deren eigentliches Gewerbe anzugeben sehr schwierig gewesen sein würde. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Hrn. Quin erregte aber ein anderer Passagier, der in der That, seinem Aussehen nach, die Bezeichnung einer „mystischen Person" verdiente. Hr. Quin beschreibt ihn so: „Sein Vaterland war die Moldau. Während der letzten Türkenkriege hatte er in russischen Diensten gestanden, in welcher Qualität aber, war unmöglich zu ermitteln. Ich bin der Meinung, daß es die eines Spions gewesen sein wird. Seine Aussprache fügte sich mit gleicher Geläufigkeit dem französischen, deutschen und italienischen Idiom an; er redete alle diese Sprachen mit derselben Fertigkeit. Er trug ein hellbraunes Kleid, das ihm, nach dem verblichenen Colorit zu urtheilen, sicherlich während der Türkenfeldzüge schon gedient hatte, denn es zeigte überall sehr tiefe und niederschlagende Spuren. Es zählte nur noch einen einzigen Knopf, und auch dieser war mitten entzweigebrochen. Es war überall geflickt und gestickt, und sein unangemessener Zustand hatte ihm einen Faltenwurf verliehen, der allen Regeln der Symmetrie schnurstracks entgegen war. Wie der Held so dasaß, wäre er ein Gegenstand des Mitleids gewesen, wenn er nicht selbst durch seine unverwüstliche gute Laune sich über alle Mängel seiner Dehors hinweggesetzt hätte. Seine Kleider, auf den Knien mit stattlichen Flicken versehen, zeigten zwar an andern Stellen aus Mangel an Zeuch große und unverhohlene Offenherzigkeiten; seine Stiefeln ließen zwar die Fußzehen mehr als errathen und sein militairischer Hut war in der That kaum mehr zu gebrauchen; allein das hinderte ihn geläufigen Schwätzer nicht, seinen Reisegefährten unaufhörlich zu versichern, daß er zu Hause noch einen ganzen Schrank voll Kleider besitze, die seiner würdiger seien, obgleich man Mühe hatte, dieser Versicherung Glauben zu schenken. Seiner Figur fehlte, beiläufig gesagt, der rechte Daumen, und an der linken Hand trug er eine Bandage; seit drei Wochen mindestens hatte sein Bart nicht die Bekanntschaft des Rasirmessers gemacht, noch sein Haar die eines Kammes; allein wenigstens in den Monaten hatte der arme Teufel sich das Gesicht und die Hände nicht gewaschen. Die Nase dieses Incroyable war eins das abenteuerlichste Glied seines Körpers und ward noch abenteuerlicher durch eine ungestalte Brille, die unstreitig den Kaliber nach zu den schlechtesten gehörte, welche zu finden sind. Mit einem Worte, jedes Quentchen an seinem Leibe kündigte Armuth und Unreinlichkeit so unumwunden an, daß ich mich anfangs wunderte, wie ihn der Capitain hatte an Bord nehmen können, der noch überdies ein strenger und sternlicher Mann war. Aber trotz seinem armseligen und schmuzigen Äußern, welches sich jeden Augenblick eine Blöße zu geben bestimmt war, besaß der Incroyable einen ganz eigenthümlichen Reiz, eine gewisse Attractionskraft, kraft deren er schon während seiner Anwesenheit am Bord die Aufmerksamkeit eines jungen hübschen Mädchens gefesselt hatte. Ebenso hatte er mittels seiner außerordentlichen Gabe die Zuneigung einiger jungen Kaufleute und der östreichischen Soldaten sich erworben, die sich an Bord befanden. Die Matrosen bezeigten ihm große Ehrerbietung, und er war ihr erklärter Liebling. In der That besaß der Incroyable vielseitige Talente. Er pfiff mit Geschmack, er sang gut und Beides, mit einem solchen verteufelten Anstand, mit einem so gelegten und ausgesuchten Aplomb, daß er in Kurzem seine Zuhörer zu seinen Bewunderern machte. Seine Hauptforce jedoch bestand in der Recitation einer Menge von Gedichten, die er in einem Album niedergeschrieben stets bei sich führte. Diese waren größtentheils anthologische Stücke aus deutschen Classikern, zum Theil auch Fragmente seiner eignen abenteuerlichen Poesie; doch waren eigentlich nur poetische Lappen, die den Zuhörern deshalb, weil es Lappen waren, um so erhabener erschienen. Seine Recitation unterbrach er häufig durch lange Commentare, die er auf ganz abrupte und bizarre Weise dazwischenwarf und welche häufig ein ungeheueres Gelächter unter den Zuhörern erregten. Dazwischen erzählte er auch Bruchstücke aus seinen weiten Reisen und führte innerhalb weniger Viertelstunden sein Auditorium von Konstantinopel nach Gibraltar, von Bukarest nach Petersburg, von Venedig nach Berlin, von Wien nach Madrid, von Kairo nach Paris. Er hatte Alles gesehen, war überall gewesen, nur in London nicht, was er mir unverhohlen gestand. Aber zugleich gelobte er, daß er vor seinem Tode durchaus noch diese Stadt sehen müsse. Zuweilen, und dies waren die Glanzpunkte seiner Recitation, gerieth der Redner in ein ganz eignes, man könnte sagen unterirdisches Feuer; sein Auge flammte sein Auge, seine Arme und Hände gestikulirten gewaltsam, seine Stimme ward vibrirend, weicher und schwelgerisch melodisch, und seine Diction gewann einen fast bewältigenden Reiz pittoresker Beredtsamkeit."

Dieser seltsame Mensch, der die ganze Reise auf demselben Fahrzeug mitmachte, war aber und blieb ein Incroyable, und war in keine andere Classe einzuregistriren als unter die geringe Zahl der geborenen Abenteurer, deren Heimat der Ocean des Lebens ist und die, je länger man ihre Gesellschaft genießt, desto unergründlicher werden. H.

*) Durch dieses Werk von Quin wurde zuerst, wie in dem ersten Art. d. Nr. erwähnt ward, der Vertrag von Unkiar-Skelessi im größern Publicum bekannt. Wir kommen auf dasselbe nach der deutschen Übersetzung zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1836.

The Portfolio; or a collection of state papers, illustrative of the history of our times. Nos. I—V.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Ohne Zweifel gehört es zu den Intentionen der Herausgeber, auf die öffentliche Meinung auch in Deutschland zu wirken. Sollte diese Tendenz etwa auf irgend einer Seite Anstoß geben, so wäre freilich das Bequemste, die Verbreitung und Besprechung dieser Hefte brevi manu zu verbieten. Aber man weiß ja, was bei solchen Maßregeln herauskommt. Es wird also nichts übrigbleiben, als die öffentliche Meinung über Dinge, mit welchen sie sich einmal beschäftigt, möglichst zu verständigen, aufzuklären und zu beruhigen. Wird doch selbst von den englischen Herausgebern (I, 10) die Intelligenz Derer, die sie als „ihre Gegner" bezeichnen, anerkannt. Es ist auch heutigen Tages gar zu schwer (wie redlich einige Politiker noch immer es sich angelegen sein lassen), die Völker zu überzeugen, daß sie eigentlich gar nicht fragen, sondern nur blindlings folgen müssen, um zu ihrem Heile zu gelangen. Am glücklichsten die Macht, die am wenigsten zu verbergen hat; denn wo die meiste Heimlichkeit, regt sich leicht die meiste Indiscretion. Und noch ist ja der alte, angestammte Fehl der menschlichen Natur nicht überwunden —

. . . . . To seek
Forbidden knowledge by forbidden means.

Weit kecker und nicht minder kunstvoll erfunden, wenn erfunden, wären die „Depeschen des Fürsten Lieven und des Grafen Matuszewicz, 1. Juni 1829" (IV, 71—186), „des Fürsten Lieven, 4. Jan. 1829" (V, 95—211) und „des Grafen Pozzo di Borgo, 10. Dec. 1826" (V, 213—229). Hier sind theils große Stellen, theils der vollständige Text eines französischen Originals zu Fuß der Columne beigedruckt. Es wäre nicht die erste französische Fabrikation; schwerlich wird es die letzte sein. Aber bedarf es denn dieser Depeschen, um darzuthun, daß es in jenen Jahren Rußlands Interesse war, Frankreich mit der Halbinsel zu beschäftigen, und daß es Rußland gelungen ist, ein englisches Ministerium nach dem andern (Tories und Whigs in gleicher Verdammlichkeit) in Unthätigkeit zu halten, während im Osten sich vorbereitete, was jetzt vor unsern Augen zur Vollendung reift? Selbst der Staatsrath Nebenius muß sich, wie es scheint, gefallen lassen, hier (IV, 169) seine Prophezeiung angeführt zu sehen, daß England, wenn es nächstens wieder Lust hat, zur See gebietend aufzutreten, das schwarze Meer verschlossen finden wird. Die Dardanellenfrage ist zur Lebensfrage für Englands Seemacht geworden. Daher auch das Bestreben der Herausgeber (IV, 158), fern zu halten, was die Berathung in den Strudel der Parteikämpfe herabziehen könnte, obgleich sie genug gesagt haben, um errathen zu lassen, daß die Tories wohl thun werden, sich den Abstimmungen ihrer politischen Gegner anzuschließen, um nicht durch weitere Mittheilungen sich dem Haß aller Derer, die auf Englands Ehre halten, bloßgestellt zu sehen. Die Sprache der Toryjournale seit Monaten zeigt, daß sie begriffen haben, um was es sich handelt, noch ehe der letzte, nicht mißzuverstehende Wink gegeben war. Eine Krisis ist zur Hand, ernst und schwer, die auch zu Hof und Herd der Fernen, der nicht Gefragten und kaum Gezählten zu kommen droht, wenn es nicht Preußens versöhnender Politik, wenn es nicht der unerschütterlichen Haltung oder (wir haben ja des Unvorhergesehenen so viel erlebt) einer imposanten Entschließung Östreichs gelingt, den Sturm zu beschwören. Möchte der Instinct auf Frieden deuten, der plötzlich im Herzen Deutschlands erwacht ist, die alten Adern seiner Ströme und neue, eherne, wer weiß ob luftige Bahnen zu beleben; eine Thätigkeit, aus deren emsigem und jetzt noch halb bewußtem Treiben, wenn die Kräfte sich nicht zersplittern, mit neuer Bedeutung der tausendjährige Traum der Verbindung von Rhein und Donau sich hervorhebt.

Mehre kurze Artikel (im 2., 3., 4. und 5. Heft) geben die verschiedenen Versionen der warschauer Rede mit Commentar. Am würdigsten hat, nach unserm Gefühl, der (stuttgarter) „Deutsche Courier" sich aus dieser Sache gezogen, indem er es verschmähte, hinterher den Artikel des „Journal des débats" zu geben, den er nur hätte geben dürfen, weil das „Journal de St.-Petersbourg" ihn aufgenommen. „Quodsi tacere, quae sentias, non licet, tacere plane licet."

Sehr merkwürdig ist der Aufsatz II, 57—92; III, 114—155), der unter dem Titel ein russischen Denkschrift oder einer russischen Note über den Zustand und die Aussichten Deutschlands in mehn deutschen Blättern erwähnt und in bedeutenden Auszügen in der ham-

Digitized by Google

burgischen „Zeitschrift für Politik, Handel und Handelsrecht" (herausgegeben von Dr. Asher, zweiter Jahrgang, viertes Heft, S. 110—121) mitgetheilt worden ist. Es lagen aber bei dieser Mittheilung nur die Partien zu Grunde, die noch vor dem Erscheinen des „Portfolio" im „British and foreign review" abgedruckt waren. Bei der Ansicht des vollständigen Artikels fällt zuerst auf, daß derselbe nicht datirt und nicht unterzeichnet ist. Die Aufschrift besagt: dies Memoire sei verfaßt unter der Leitung eines Ministers in Petersburg und mehren deutschen Regierungen confidentiell mitgetheilt; ferner, es scheine 1833 verfaßt und 1834 benutzt worden zu sein, vermuthlich nachdem die Staaten (welche?) dem preußischen (Zoll-) Verein beigetreten. Vermuthung gegen Vermuthung gestellt, liegt nach so ganz allgemeinem Bescheid der Gedanke ziemlich nahe, es möge dies Document überall so wenig als die famöse Erklärung der Tscherkessen „through any ostensible channel" mitgetheilt sein. Ein aufmerksamer Leser wird sodann sehr stutzig werden S. 86 (wo außerdem, Z. 3 v. o., dependence für independence gelesen werden muß), wo es heißt: die Opposition gegen Preußen in all den kleinern Staaten lasse hoffen („offers the hope"), daß der Zollverein früher oder später aufgelöst werden und eine allgemeine deutsche Zolleinrichtung unter der Leitung des Bundestags an dessen Stelle treten werde. „Und", fährt der Verf. fort, „wenn diese Einrichtung günstig für Preußen ausfallen sollte, so werden wir doch immer gewonnen haben („still we shall have gained"): erstens die Unabhängigkeit der kleinern deutschen Staaten, zweitens ihre finanzielle Emancipation von Preußen, und drittens großen politischen Einfluß für den Bundestag." Wer sind Wir, die da sprechen und denen diese drei Punkte zum Gewinn geschrieben sind? Zur Gewißheit indessen, daß man kein eigentlich diplomatisches Actenstück vor sich hat, gelangt man bei den letzten Seiten (III, 154): „Uns leidenden Zuschauern („to us suffering spectators") ist nur vergönnt (weil zu sehen, zu empfinden, zu combiniren selbst dem Geringsten nicht verweigert werden kann) auszusprechen, daß, wie schwierig auch das Problem des politischen Heils, die Möglichkeit einer Lösung dennoch nicht aufzugeben sei u. s. w." Das wäre die Sprache der russischen Regierung? oder die officielle Sprache irgend einer Regierung? Freilich haben die englischen Herausgeber dergleichen auch gar nicht behauptet, sondern das Mißverständniß ist nur aus einer unvollständigen Kenntniß des Documents hervorgegangen. Aber so wenig als eine „russische Note", ebenso wenig ist's auch eine englische Fabrikation. Von wem es auch herrühren mag, das Original des Aufsatze war deutsch geschrieben. Nicht nur sind an einer Stelle (II, 82) zwei Zeilen eines deutschen Textes gegeben, wo die verhaltene Animosität gegen Östreich mit den Worten sich Luft macht: „an Maximen hat es dem Haus Habsburg nie gefehlt, seine Thätigkeit war immer groß, selten seine Thaten", sondern es sind auch sonst manche Spuren einer nicht ganz sorgfältig revidirten Übersetzung blieben. Dem unverständlichen „statesright" (III, 126) ist zur Erläuterung das deutsche Wort beigegeben; aber was der Nordengländer sich bei „private right influence" (III, 129), privatrechtlichem Einfluß, denken soll, da laßt ihn selber zusehen. So hat das deutsche Wort Recht den Übersetzer verführt (II, 87), von der Einführung eines „common german right" zu sprechen, während er an einer andern Stelle (III, 139) richtig sagt: „a german code". Wem anders endlich als einem Übersetzer aus dem Deutschen konnte es begegnen, geistig mit geistlich zu verwechseln? So steht „spiritual" zweimal in einem Satz (II, 77), doppelt komisch, weil zufällig auch vom protestantischen Deutschland die Rede ist; und es scheint hier übersehen zu sein, da auf der folgenden Seite bald „intellectual" bald „mental", Beides richtig, dafür gesetzt ist. Vielleicht aber wird man das deutsche Original als eine Fabrikation in Anspruch nehmen wollen. Der einzige denkbare Zweck wäre, in Deutschland Haß gegen Rußland und namentlich in Preußen Mistrauen und Argwohn gegen Rußland zu erregen. Aber dann wäre neben vieler Kunst der Erfindung doch gar zu große Ungeschicklichkeit der Anordnung an den Tag gelegt, indem dem Document alle jene Kennzeichen abgehen, die dazu beitragen könnten, zu täuschen und es als diplomatische, von der russischen Regierung ausgehende Mittheilung betrachten zu lassen. Es ist sehr viel wahrscheinlicher, daß der Aufsatz wirklich (gleichviel von Wem) geschrieben ist, um den deutschen Mächten zweiten Ranges den Gedanken eines russischen Protectorats annehmlich zu machen. Inwiefern aber Ansichten des Cabinets von Petersburg darin enthalten sein, inwiefern der Verf. und sein Werk der Protection dieses Cabinets sich etwa erfreuen möchten, darüber hat Jedermann ganz und gar keinen Beruf, sich auf Vermuthungen einzulassen. Wohl aber ist's die Sache jedes Deutschen, sich um den Stern des politischen Heils zu kümmern, der hier verkündigt, um die neue Garantie deutscher Einheit, die hier dargeboten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesammelte Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts von K. E. Schubarth. Hirschberg, Nesener. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der geistreiche Verfasser findet nicht mehr recht ein weites Publicum für seine Reflexionen. Wer sich einmal auf irgend eine Weise so zu sagen mit seinen Gedanken festgesetzt hat, mit dem will man, selbst wenn er die Kreise seines Wissens wirklich erweitert, nicht gern fortwandeln, weil man nicht ganz mit Unrecht befürchtet, man möchte mit ihm doch immer nur einen Cirkelgang machen und sich immer um der um denselben Punkt drehen. Schubarth hatte in der so viel gefunden, daß dieser selbst darüber erstaunte und den damals jugendlichen Mann, welcher in Göthe's Poesie ganze Weltgeschichte, alle Religionen und alle Philosophien Resultat in nuce zu sehen glaubte, bange zu werden Er schrieb deshalb an Schubarth: „Gehen Sie doch aus mer, mein Werthester, aus meiner Sphäre hinaus. Sie sich beliebigst auch andere große Gestaltungen in Kunst Litteratur auf; ich brauche gar nicht zu befürchten, daß

Digitized by Google

kann doch einmal wieder zu mir zurückkehren werden.“ Schubarth warf sich auf Homer. Seine Forschungen wurden sehr interessant, allein Selbständigkeit hatte der Kern derselben nicht; Schubarth blieb in Göthe's Auffassungsweise befangen. Später trat er in die Schranken gegen die absolute Philosophie. Er wußte nicht, wie diese ihn wider Wissen und Wollen leitete, obschon er das größte Recht hatte, die Freiheit der Persönlichkeit gegen den Terrorismus der objectiven Vernunftnothwendigkeit zu vertheidigen. Ein schwacher Logiker blieb er ohnedies, und er gehörte zu denjenigen Antagonisten der neuesten Philosophie, die Hegel mit dem Worte des großen Friedrich: „Seht Ihr, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“, anmaßlicherweise abfertigte. Seitdem hielt Schubarth in Hirschberg Vorlesungen über den „Faust“ und dehnte seine Speculationen über das Thema immer weiter aus. Man fing an, weniger auf sein geistiges Thun zu merken, denn man wußte schon, daß die Apotheose Göthe's der Krystallisationskern aller seiner Ansichten bleiben würde. Schubarth hat so viel Schönes gesagt und gedacht, dessen Richtigkeit man jedoch nur zugeben kann, wenn man den Standpunkt seines Denkens und Fühlens theilt. Systematische Philosophen spinnen Alles aus einem abstracten Gedanken, einer theoretischen Anschauung und Idee, in der sie den Mittelpunkt der ganzen Erscheinungswelt sehen. Hebt die weiterschreitende Zeit dieses Centrum auf und verrückt es nach einer andern Stelle hin, so verziehen sich auch alle Kreislinien, je nachdem eben die Centripetalkraft der neuen Zeit einen andern Focus verlangt. Schubarth spinnt alle seine Gedanken aus der Persönlichkeit Göthe's, und es ist interessant zu beobachten, welche mannichfaltigen Kreislinien er um diesen einseitigen Mittelpunkt zu ziehen weiß. In dem vorliegenden Buche finden wir unter dem Titel: „Die Hauptrichtungen des menschlichen Geistes“, eine Philosophie der Geschichte in diesem Sinne. Wir finden nichts Neues, was uns nicht schon aus frühern Schriften des Verf. bekannt wäre; allein es ist hier, obwol in Aphorismen abgefaßt, eine völlige Zusammenfassung Dessen zu finden, was ein begabtes Individuum auf dem Göthe'schen Standpunkte über die Erziehung des Menschengeschlechts zu sagen vermag. Schubarth meinet, daß es die Aufgabe der modernen Menschheit sei, ihre Wesenheit vollkommen im Staatsleben auszuprägen, und hält es eben blos dem antiken Leben zu gute, sich staatisch in seiner Gesammtheit zu erfassen. „Daher“, sagt er, „der absolute unbedingte Charakter des antiken Staats und der nur bedingte des neuern Staates. Im antiken Staate ist mit dem Staatsbürgerthum die Idee des ganzen Menschen und seines Werthes erschöpft; im modernen Staate ist mit dem Staatsbürgerthum nur einer Seite von Anfoderungen an den Menschen genügt.“ Hiernach geht unserer modernen Geschichte alle Zukunft ab, und der Glaube an eine dereinstige vollendete Ausgleichung alles Menschlichen zu einer Gesammtbildung des innern und äußern Lebens wird hierdurch aufgehoben. Daß etwas Gebrochenes, Fragmentarisches in der modernen Menschheit von Anbeginn ihrer Geschichte liege und auch bis in die fernste Zukunft eine Bedingung ihrer Existenz sei, datirt sich aus dem Göthe'schen „Faust“, und es läßt sich über dies Grundfactum in den Ansichten des Verf. nicht weiter rechten, zumal da es dem Hange des Deutschen zum Abstracten und Ideellen so sehr fröhnt. Schubarth ist in Göthe's Ideenkreise so versunken, daß es vergeblich wäre, ihm die Nothwendigkeit eines Weiterlebens und eines Hinausgehens aus diesen Sphären zu beweisen. Die Blicke, die er von seinem Standpunkte aus thut, sind nur treffend, so lange dieser Standpunkt selbst Gültigkeit haben konnte. Was ihn aber gradezu schlägt, sind die Prophetensprüche seines Herrn und Meisters selbst. Göthe's Hinweis auf eine Weltliteratur, die der Schoos der Zukunft birgt, öffnet uns ganz andere Weiten der Reflexion, als sie in Bezug auf Göthe's eigne Poesie mit dem Blicke zu erfassen gestattet ist. Wie sehr aber Schubarth den Deutschen auf das blos Deutsche gewaltsam beschränken will, darin geht er z. B. so weit, daß er ausruft: „Lassen wir doch den Franzosen ihre Revolution, weil sie grade nichts Besseres haben konnten, nachdem sie einmal die Reformation, als sie ihnen dargeboten wurde, verschmähten. Wie kann es dem Deutschen Freude machen, nachdem er im Besitz des Höchsten sich befindet, was Genius und Originalität schufen, mit dieser Verhunzung, mit diesem Zerrbilde alles Dessen, was Genius und Originalität ist, sich zu befassen, blos weil es französischer Eitelkeit und Leichtfertigkeit beliebt, solche fratzenhafte Angestrengtheit und Großheit für das Höchste aller menschlichen Leistungen und Entwickelungen auszugeben.“ Wenn die französische Revolution nichts Anderes war als „fratzenhafte Angestrengtheit“, die weiter keine andern Quellen als „Eitelkeit und Leichtfertigkeit hatte“, so fehlt in der That der neuesten Geschichte des Menschengeschlechts alle Bedeutung, sowie denn Schubarth überhaupt in der großen Revolution keineswegs einen Wendepunkt zwischen neuerer und neuester Geschichte sieht. Er möchte den Deutschen weismachen, sie lebten noch immer in den Folgen der Reformation, und die Revolution sei blos Sache der französischen Nationalität gewesen. Dergleichen Beschränktheit kann nicht Wunder nehmen, wenn Jemand in den Gedankenkreisen einer literarischen Persönlichkeit der hinter uns liegenden Zeit befangen bleibt.

Außer der erwähnten Abhandlung finden wir in der vorliegenden Sammlung noch folgende kleinere Aufsätze: 1) „Nachtrag zu den Vorlesungen über Göthe's „Faust“, dreizehnte Vorlesung.“ 2) „Einleitung zu Vorträgen über neuere Geschichte.“ 3) „Über Göthe's „Faust“, als Einleitung zu Vorträgen darüber.“ 4) „Historische Reflexionen.“ 5) „Persönliches in biographischen Notizen.“ 6) „Ein Schlußwort.“ In Nr. 6 gibt der Verf. einige Grundlinien zu einer Selbstbiographie; er sagt darin, daß es dem einsichtigen Leser nicht entgangen sein könne, wie dem Verf. seine Schriftstellerei weniger Zweck sei, um nach außen bedeutend und glänzend zu wirken, als vielmehr Mittel und Bedürfniß der Mittheilung für seine eigne Ausbildung. Diese überflüssige Äußerung vernichtet nicht die Anfoderung der Zeit, den Verf. in irgend einem Zusammenhange mit der Gegenwart zu betrachten. Daß dieser Zusammenhang fehlt, ist der größte Tadel, der einen Schriftsteller treffen kann. Somit können die autobiographischen Aufschlüsse eines in seinem Denken isolirten und festgefahrenen Gelehrten kaum von allgemeinerm Interesse sein. Was Schubarth innerlich erlebte, hat er in seinen Schriften niedergelegt; seine äußern Erlebnisse überschreiten nicht den Kreis der Begebenheiten eines Stubengelehrten. In dem „Schlußworte“ finden sich einige Bemerkungen über „anführende Völker und vermittelnde Völker“. Zu Schubarth's Irrthümlichkeiten gehört auch, daß er den Unterschied zwischen Mischvölkern und Urvölkern zu abstract nimmt und jenen eine zu niedrige Stellung anweist, weil ihnen die Originalität nicht in gleichem Maße wie den Urvölkern zukomme. Die Deutschen nennt er ein Urvolk, Engländer und Franzosen Mischvölker. Wozu soll nun dergleichen dürftige Bestimmung führen, da die französischen und englischen Elemente in der neuern Geschichte doch wol nicht hinter den deutschen zurückstehen. Mit dergleichen Schulmeisterbestimmungen lockt man keinen Hund hinter dem Ofen. 52.

Wege zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle, von J. E. Biernatzki. Altona, Hammerich. 1835. 8. 1 Thlr.

So gut gemeint die Absichten des Verf. bei der Herausgabe dieses Büchleins sein mögen, so steht es doch, will man ganz streng verfahren, entweder über oder unter aller Kritik, denn der Verf. benimmt seinem Recensenten gleich im Voraus alle Möglichkeit zu kritisiren, indem er ihn in der Vorrede ersucht, zuvörderst gegen seine in dem Buche niedergelegten Glau-

Digitized by Google

densansichten, welche einmal in sein ganzes Sein, Denken und Fühlen verwachsen seien, nichts einzuwenden, ferner keine ästhetische Einheit von einer Schrift zu fodern, welche nur die Aufgabe habe, solche Leser in theologische Untersuchungen hineinzuführen, die einer strengwissenschaftlichen Auffassungsweise keine Aufmerksamkeit schenken. Es bleibt also, wenn der Verf. sogleich Beides, Form und Inhalt seiner Schrift, dem Recensenten verhaut, für diesen nichts übrig als der redliche Wille, woran er sich halten kann. Aber der redliche Wille bedarf und erfodert keine Kritik.

Da wir jedoch einmal dies Schriftchen anzuzeigen berufen sind, so muß uns dennoch der Verf. wohl oder übel verstatten, in aller Kürze ein wenig auf Form und Inhalt seines Büchleins einzugehen. Was die erstere anlangt, so ist das Modekleid der Novelle, in welchem der Verf. einhergeht, doch ein wenig zu nachlässig, auf der andern Seite auch ein wenig ungeschickt, so als ob es ein Kleidermacher vom Lande verfertigt hätte. Die Jugendliebe des Dr. Soreadi und der tugendhaften, aber schon ein wenig bejahrten Jungfrau Elise, die Geschichte von der Wasserfahrt, auf welcher ein würdiger Pastor Held und seine für eine Frau Pastorin fast zu routinirte Ehehälfte dieser Liebe Geheimniß und Lösung finden, sodaß sich der Doctor und die Jungfrau ehelichen können, ist doch gar zu einfach und abgedroschen. Warum wählte der Verf. dies Modekleid, wenn sein Wuchs sich nicht danach schickte, und zog nicht lieber den einfachen populairen Dialog eines Pastors mit einem Doctor, Apotheker oder Buchhalter vor? Wenn diese Drei und etwa noch die Frau Pastorin, um der Sache einen galanten Anstrich zu geben, zusammen vor der Hausthür saßen, so konnten sie, wenn der Abend lang war, viel Erbauliches zusammen schwatzen, ohne daß es zu einer Intrigue kam, die sich zu zimperlich ausnimmt, um eine hinreichende Folie für den erbaulichen Inhalt abzugeben; was den Inhalt betrifft, so müssen wir darüber uns in der Kürze ernsthafter äußern. Dieser Inhalt ist wirklich erbaulich und zeugt von einem gesunden praktischen Blick in den Beruf eines Geistlichen und in diejenigen Lebensverhältnisse, in denen sich ein solcher vorzugsweise bewegt. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn der Verf. nicht in seiner Gemeinde segensreich und umsichtig wirken sollte. Insofern jedoch die Aperçus desselben sich mehr in die sogenannte wissenschaftliche Theologie verlieren, stimmen sie nur ein altes und fast abgelebtes Lied an. Der theologische Standpunkt des Verf. ist nämlich der sogenannte supernaturalistisch-rationale oder rationalsupernaturalistische; es herrscht aber das supernaturalistische Element noch vor. Mag dieser Standpunkt für das eigne Herz, für das praktische Leben, für Häuslichkeit und Familie immer ersprießlich und heilsam sein; als kirchliche Theorie, als Doctrin und wahrhaft geistliche (d. i. doch geistige) Belehrung wird er sich stets nur dürftig ausnehmen. Es ist, wenn man einmal gewohnt ist, alle Theologie von dem höchsten Standpunkt der speculativen Wissenschaft aus zu betrachten, am allerbesten, sich auf diese Auffassungsweisen, welche von jeder wahrhaften Wissenschaft als etwas Flaues zurückgewiesen werden müssen, so wenig als möglich einzulassen, da auch sie eine Schwäche der Zeit sind, welche sich in dem Kampfe der Gegenwart selbst verlieren muß. Seine Unfähigkeit aber, auf etwas allgemein Geistiges und wahrhaft Ideelles geschickt einzugehen, beweist der Verf. in seiner Tirade über die deutsche Poesie (S. 174 fg.), wo er sich folgendergestalt ausläßt: „Viel trägt auch besonders die Poesie unserer Tage zu dem geringen Einfluß des göttlichen Worts bei. Sie schmückt unsere Schwachheiten und Untugenden mit dem blendendsten Glanze und zeigt sie uns in dem vollen Zauber der Verklärung, wie ihn nur die Erde zu geben vermag. Hätten die meisten unserer großen Dichter, wie einige wenige es thaten, dem Himmlischen zu seinem eigenthümlichen Reiz auch den irdischen gegeben, wir würden sie als die wirksamsten Beförderer des Reiches Gottes auf Erden anerkennen müssen, während jetzt ihr bedeutender Einfluß auf die empfänglichen Gemüther nur hindernd hervortritt. Sie haben die Finsterniß mehr geliebt als das Licht. Unsere Liebe zum Schönen drängt uns zu ihnen hin; aber indem wir ihnen unser Herz öffnen, muß sich dasselbe gewöhnen, jeder Nahrung durch den Geist Gottes zu entbehren. Durch unsere schönsten Poesien werden wir in eine Welt versetzt, deren Grund und Boden völlig unfruchtbar ist für die Saat dieses Geistes. Wir treten nur zu oft, wenn wir unsern besten Dichtern nahen, in ein fremdes Heiligthum, das, wenn es auch mit allem Reiz geschmückt ist, unser Gefühl für sich einzunehmen, doch uns kein Bild des Gottes zeigt, den wir verehren, sondern nur Götzenbilder, die eben erst allein durch jenen Reiz etwas für uns werden; sie würden ohne die harmonische Form, ohne die Melodie der Sprache, ohne dies ihnen geliehene Leben uns nur in einer traurigen Blöße mit allen Spuren ihrer innern Nichtigkeit erscheinen u. s. w."

Wenn der Verf. unter der deutschen Poesie unserer Tage die neuen und neuesten Frivolitäten des sogenannten jungen Deutschlands versteht, so mag er Recht haben, wiewol auch diesen Abnormitäten und Verzerrungen eine tiefere Wahrheit und ein tieferes Interesse abzugewinnen ist. Versteht er aber darunter, wie es den Anschein hat, unsere gesammte poetische Literatur, so muß man sagen, daß er nicht den richtigen Stand mitbringt, um sie zu beurtheilen. Es gibt in der Poesie ein Gottesurtheil, eine Gegenwart Gottes, welche man, sowie sie im heiligen Nachtmahl, nicht mit Fingern greifen kann. Es gibt grade in denjenigen poetischen Gestaltungen, welche den innersten Kampf und die tiefste Verworrenheit des Lebens abspiegeln, einen Gottesdienst, der nicht durch den Priester in Chorrock und Krause, sondern von den unsichtbaren, göttlichen, aber sich untereinander verklagenden Gedanken repräsentirt wird. In der Poesie der Völker erscheint so gut ein Weltgericht wie in der Weltgeschichte, und sie richtet weit nachdrucksvoller und vortrefflicher als jene matten Überzeugungen, die man heutzutage Rationalismus oder Supernaturalismus nennt. L.

Literarische Notizen.

Die indische Zeitung hat, nach Head, 568, der „Bengal Hurkaru" 954 Abnehmer. In Ostindien kommen 27, in Westindien 20, in Australien 17 Zeitungen heraus. China hat noch immer nur das „Canton-register". — In Konstantinopel erscheint, unabhängig von dem „Moniteur ottoman", eine officielle Zeitung in türkischer Sprache: „Tekwimi wekaji" (Übersicht der Ereignisse), deren Redacteur Esaad Effendi, Geschichtschreiber des türkischen Reichs und Verfasser eines geschätzten, vor einigen Jahren in Konstantinopel erschienenen Berichts über die Vernichtung der Janitscharen, ist. Diese türkische Zeitung, umfassender als der „Moniteur ottoman", die seit 1832 herauskommt, hängt unmittelbar von der Regierung ab; der Divan ernennt Redacteur und Mitarbeiter. — Eine neue Zeitung: „Kretische Blätter", ward vor Kurzem in Kanea auf Candia begonnen und ist in türkischer und neugriechischer Sprache verfaßt. Griechenland zählt jetzt im Ganzen fünf Zeitungen.

De Latouches' neuester Roman: „France et Marie, ou le mot d'ordre", zwei Bände, ist vor einigen Wochen erschienen, eine Übersetzung desselben von L. Kruse bereits angekündigt.

„Trois ans après", ein Roman von Mad. Tullie Masse neuse, ist in Paris sehr beifällig aufgenommen worden. Einstimmig findet des Baron Barchou de Penhoen's „Un automne au bord de la mer" die den frühern Werken dieses Schriftstellers gespendete Anerkennung.

In 18 der vornehmsten Abteien Portugals hat man 349,800 gedruckte Bücher und mehre Tausend zum Theil wichtige Manuscripte vorgefunden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 56. — 25. Februar 1836.

The Portfolio; or a collection of state papers, illustrative of the history of our times. Nos. I—V.

(Fortsetzung aus Nr. 55.)

Zuerst wird dem Bundestag, d. i. im Sinne der Denkschrift allen Bundesstaaten, mit Ausschluß von Östreich und Preußen, geschmeichelt mit der Bedeutung, zu welcher, nachdem er lange „durch Östreichs physische Übermacht im Süden, durch Preußens moralische Herrschaft im Norden niedergehalten worden", die Entschließungen des Jahres 1832 in innern und auswärtigen Beziehungen ihn erhoben. Wenn die Beschlüsse vom Juni 1832 als rettende Maßregeln gepriesen werden, so wird gänzlich verschwiegen, daß lange vor jenen Beschlüssen und ohne man überhaupt (am 21. Oct. 1830) gemeinsame Maßregeln und militairische Bundeshülfe für bedrängte Regierungen verabredet, im Augenblick der Noth die gestörte Ordnung überall durch die Bürgergarden hergestellt war. Wenn auch die nach außen hin gerichtete Energie des Bundes gerühmt wird, so weiß der Verf. dafür nichts Weiteres anzuführen als die Vermuthung („it may easily be *inferred*", II, 70), daß das Observationscorps an der Mosel nicht ohne vorgängige Billigung des Bundestags aufgestellt worden, und das Votum des Dankes (vom 6. Dec. 1832), worin dem König von Preußen auch ferner „die Wahrnehmung der Interessen des Bundes an dessen bedrohter nordwestlicher Grenze" vertrauensvoll anempfohlen wird, „damit die nach Lage der Ereignisse allenfalls erfoderlichen, verfassungsmäßigen weitern Beschlüsse des Bundes bei Zeiten gefaßt werden können" (s. Klüber, „Quellensammlung", Forts. S. 80). Aus solchen Prämissen wird dann (II, 72) der Schluß gezogen, der Bund werde im Stande sein, „sowol von östreichischem als preußischem Einfluß sich zu emancipiren und einen neuen, mächtigern Staat (im Gegensatz zu dem von Frankreich stets abhängigen Belgien) zu bilden, da er in Wahrheit die Interessen des gesammten Deutschlands repräsentirt".

Sodann wird untersucht, welche Entwickelung für diesen „neuen, mächtigern Staat" (der deutsche Bund ein Staat!) in einer nahen Zukunft („in a proximate future") zu erwarten sei. Unterschieden wird der Fall des Friedens und des Krieges; für den erstern wieder die Grundsätze des geistigen und die des materiellen Verkehrs. Mit Rücksicht auf den geistigen Verkehr wird eine Verschiedenheit der Grundsätze Preußens von den beengtern Östreichs behauptet und beschrieben. Ist hier wirklich von Grundsätzen die Rede? Der Grundsatz der Unterdrückung misfälliger Schriften ohne richterliches Erkenntniß auf administrativem Wege ist, so viel verlautet, beiden Regierungen gemein. Der Unterschied muß in der Anwendung liegen und scheint auch hier nicht constant zu sein, wenigstens seitdem in allen Zeitungen zu lesen, daß nicht nur die vergangenen und gegenwärtigen, sondern auch die künftigen Schriften deutscher Belletristen verboten werden. Dann hat der Verf. die allbekannten Phrasen von Protestantismus und Intelligenz aufgelesen. Aber hat nicht der Protestantismus im Kampf mit ähnlichen „Grundsätzen des geistigen Verkehrs" sich Bahn gebrochen, und hat es denn der Regierung Friedrich's des Großen an Intelligenz gefehlt? Diese Frage ist durch den gehässigen Seitenblick auf Östreich nothwendig geworden. Abgesehen jedoch von Maßregeln, die jetzt schon als vorübergehend bezeichnet werden, entsteht bei der besondern Tendenz der Denkschrift eine Frage, die auch nicht mit einem Worte berührt ist: wenn nämlich Rußland so viel besser als Östreich oder Preußen sich zum Protector des deutschen Bundes eignen soll, lassen etwa Rußlands Grundsätze des geistigen Verkehrs die der östreichischen und der preußischen Regierung an Liberalität so weit hinter sich? Was der Autor vom deutschen Volk, von deutschen Ständen, von deutschen Fürsten hält, geht aus dem Folgenden hervor (II, 77):

Die Fürsten der kleinen constitutionnellen deutschen Staaten, unterdrückt (oppressed) durch ihre ehrgeizigen gesetzgebenden Versammlungen, wie Ludwig XVI. durch seinen Nationalconvent es war, haben, in Erinnerung dieses großen, warnenden Exempels, jetzt selbst anerkannt, daß von der fernern Zügellosigkeit ihrer Kammern ihre Existenz oder Nichtexistenz abhängt. Sie bieten jetzt Preußen die Hand, um die Freiheit ihrer Kammern zu zügeln (to curb), während sie willig den allgemeinen Beschlüssen des Bundestags sich unterwerfen und nur in einem gemeinsamen Geist der Erhaltung dem Drang der Zeitumstände nachgeben.

Ferner, was aus den Verfassungen werden soll. Nur die besondern, localen und provinciellen Interessen dürfen in den Kreis der öffentlichen Discussion gezogen werden (II, 79). Vielleicht ist dem Autor (vielleicht auch dem „Berliner politischen Wochenblatte", das sonst nicht durchgängig mit ihm sympathisiren wird) mit der Notiz ge-

Digitized by Google

dient, daß Elisabeth von England ihr Parlament bedräute, sich nicht in Staatsaffairen zu mischen, und das zu einer Zeit, als in deutschen Landen ohne die Stände kein Gebietstheil veräußert, kein Bündniß geschlossen, keine Regentschaft aufgerichtet, kein Krieg geführt werden durfte. Dies zur Antwort auf die Behauptung, daß in den Verfassungen von Baiern, Würtemberg, Nassau, Baden und Weimar die englische und französische Verfassung fast Wort für Wort abgeschrieben sei, ohne Rücksicht auf die alten Institutionen jener deutschen Länder (II, 80). Hier ist erstens erbaulich, daß englische und französische Einrichtungen unbesehen in einen Topf gethan sind; sodann daß in fröhlicher Unbefangenheit angedeutet ist, die englische Verfassung stehe irgendwo (vermuthlich in den „Statutes at large") so compendiös beisammen, daß man sie Wort für Wort abschreiben kann; endlich daß von allen deutschen Rechten das ursprünglichste, wichtigste, das in alten Pergamenten verbriefte, vor den Pergamenten geübte Recht der Steuerverwilligung und Steuerverweigerung so gründlich ignorirt wird. Nachdem nun der Verf. sich überredet, daß die deutschen Fürsten gelernt haben, ihre Interessen von denen ihrer Völker zu unterscheiden, weist er jene auch an, ihre Interessen von den preußischen zu trennen, sobald nämlich erreicht sein wird, was sie veranlaßt hat, Preußen „die Hand zu bieten". Dies knüpft sich an die Grundsätze des materiellen Verkehrs, und es wird in der obenerwähnten Art die Auflösung des auf politische Folgen berechneten preußischen Zollvereins vorausgesagt.

Nun wird der Fall eines Krieges beleuchtet. Ein Krieg kann vom deutschen Bunde nur in Gemeinschaft mit Rußland, und nur gegen England und Frankreich geführt werden. Das wird als ausgemacht vorausgesetzt, und man sieht, es ist der Krieg um Principien, derselbe, den Canning gemeint hat. Wer in diesem Kriege der angreifende Theil sein, wer Deutschland zwingen wird, Theil zu nehmen, ist nicht gesagt. Der Verf. ist nicht ohne Besorgniß über den Ausgang. Die Principien, scheint es, sind eine gar gefährliche Sache. Wenn der deutsche Bund England durch wichtige Handelsconcessionen und Frankreich durch Abtretung des linken Rheinufers versöhnen müßte, so wäre das ein geringeres Unglück als der Triumph der französisch-englischen (!) constitutionnellen Principien; durch diese „würden die Demagogen Könige und Regenten von Deutschland werden" (II, 91)! Freilich eine anschauliche Lection, ein dringendes Motiv für die deutschen Fürsten (denn die Völker kommen natürlich nicht in Betracht), um auszuziehen und England und Frankreich sammt den Demagogen zu Paaren zu treiben. Aber, die Abneigung gegen jene Principien in allen Ehren gehalten: unter des Verf. Betrachtungen über Anziehung und Abstoßung der Staaten ist dennoch eine, die noch am meisten Wahrscheinliches hat, daß nämlich Östreich in England seinen alten Alliirten wiederfinden werde (III, 133). Nur würde es schwerlich eine Allianz zum Kriege werden, sondern vielmehr eine Allianz zur Erhaltung des europäischen Friedens.

Aber die Revolution muß in Deutschland auf die Weise bekämpft werden. „Meinungen werden mit Kugeln und Bayonneten nicht erschossen noch erstochen" (III, 121). Dieser Ton ist neu im Munde eines so legitimen Verfassers. Er fährt fort:

Darin liegt der größte Irrthum aller monarchischen Regierungen unserer Zeit; man hat noch nirgend dem Volk eine gute politische Bildung gegeben; auf den Universitäten hat man die Professuren der Politik unbesetzt gelassen, um der Verbreitung falscher politischen Theorien vorzubeugen, und doch führt die Geschichte so leicht zu falschen politischen Ansichten, wenn nicht bei den Studenten ein tiefer, wissenschaftlicher Grund gelegt ist.

Man empfiehlt dem Autor das Handbuch von Dahlmann, daraus er ersehen mag, wie es doch auf einer oder der andern Universität in politicis bestellt ist. Es scheint aber wirklich bedenklich: daß die Deutschen die Revolution um ihrer selbst willen lieben; z. B. bei den Polen (II, 64). Ist's wirklich der Fall? Der Wunsch, ein unabhängiges Polen zu sehen, kann doch an und für sich so revolutionnair nicht sein; denn der Fürst Metternich hat auf dem wiener Congreß erklärt, daß sein kaiserlicher Gebieter diesen Wunsch lebhaft gehegt und ihn nur großen Betrachtungen untergeordnet habe: „L'empereur ayant de nouveau..... *subordonné* ses vœux en faveur de l'indépendance de la Pologne aux grandes considérations etc." (21. Febr. 1815. Klüber, Supplementband, 48).

(Der Beschluß folgt.)

Zur Statistik von Belgien.

1. Tableau statistique du royaume de Belgique et de chacune des provinces en particulier. 20 Tabellen in gr. Brüssel.
2. Tableaux statistiques des patentables de la Belgique. 1833. Ebendas.
3. Recueil de documens statistiques. Erstes und zweites Heft. Ebendas. 1833.

Wenige Privatanstalten haben im Verlaufe einiger Jahre eine so lobenswerthe Thätigkeit an den Tag gelegt, eine so Ausdehnung gewonnen und so vieles nützliche Material ge wie das im J. 1830 von Herrn Phlipp van der Maelen Brüssel gestiftete Etablissement géographique. Im bourg de Flandre, dicht vor dem gleichnamigen Thore ge ter Stadt, liegt ein ansehnliches Gebäude, welches ganz Anstalt gewidmet ist. Sie umfaßt verschiedene Abtheil Geometer und Zeichner sind mit der Zusammenstellung, nung und Ausführung der zahlreichen Werke beschäftigt, che die Anstalt herausgibt; eine Menge Lithographen stets gehäufte Arbeit. Ein Lehrcursus ist mit dem Institut verbunden. Junge Leute von 14—18 Jahren zur Zahl von 150, werden unentgeltlich in folgenden ständen unterrichtet: Mathematik (mit Einschluß der und Hydraulik), Naturwissenschaften, Geographie und Zeichnen (Figur, Landschaft, Pläne und Karten, Arch und Lithographie. Eine mit allen standard-works wo hene Bibliothek geographischer, topographischer, statistis naturhistorischer Werke wird fortwährend mit dem Wer bereichert, was in diesen Fächern zu Tage gefördert wird fand hier bereits die neuesten, zum Theil sehr kos französischen, englischen und italienischen Erscheinung Gebiete der Erdkunde und Landkartenliteratur; auch von schen Forschungen ist Manches vorhanden. An diese sich schöne naturhistorische Sammlungen an, über die (namentlich Ornithologie und Entomologie), Botanik,

Digitized by Google

ägte, sowol Europas als anderer Welttheile, namentlich Amerikas, sich erstreckend; Sammlungen, welche sich fortwährend durch die Ausbeute von Reisenden vergrößern, die zum Theil auf Kosten der Anstalt nach fremden Ländern gesandt worden sind. Ein anstoßendes Gewächshaus überrascht durch eine reiche südländische Flora und gewährt die Aussicht auf einen zweckmäßig angelegten Garten und einen Theil der Stadt Brüssel. Dies ist nur eine leichte und unvollkommene Skizze einer Anstalt, welche allgemeine Beachtung verdient. Aus ihr sind zahlreiche Werke hervorgegangen, welche, wenn auch nicht immer fehlerfrei und in einzelnen Theilen manchen begründeten Ausstellungen Raum gebend, dennoch dazu beigetragen haben, das Studium der Erdkunde sehr zu verbreiten und zu befördern. Einige derselben sind von bedeutendem Umfang, so der „Atlas universel de géographie physique, politique, statistique", im Verhältniß von 1 : 1,641,886, aus 50 Blättern bestehend (eine der ersten Unternehmungen, welche freilich im Detail zahllose Verbesserungen zulassen dürfte), dann der „Atlas de l'Europe", im Maßstab von 1 : 600,000, aus 165 Großfolioblättern bestehend, dem erstgenannten hinsichtlich der Genauigkeit der Ausführung beiweitem vorzuziehen. Für die Niederlande im Besondern ist reiches Material vorhanden, z. B. eine Karte Belgiens in 42 Blättern mit den Städteplanen, eine Karte Hollands in 24 Blättern, industrielle und administrative sowie Specialkarten über die Scheldeufer, die Polders, die Kanäle u. s. w. Von besondern Werthe sind die geographischen und statistischen Druckwerke über die letztgenannten Gegenden. Obenan stehen die „Dictionnaires géographiques spéciaux des provinces de la Belgique", meist auf amtliche Angaben sich stützend. Sie umfassen in der Abtheilung der physischen Geographie: die Topographie, Hydrographie (nebst den Heilquellen), Boden, Agricultur, Meteorologie, Anthropologie und Bevölkerung; in jener der politischen die öffentlichen Anstalten, Gebäude, Straßen, Kanäle, Eisenbahnungen, Bergwerke, den öffentlichen Unterricht, Künste und Wissenschaften, Handel, Gewerbe u. a. Einer jeden der neun belgischen Provinzen ist ein eigner Band gewidmet, wovon die über Lüttich, Namur, Hennegau, Antwerpen und Westflandern bereits erschienen sind. Ein industrielles und administratives Handbuch für das Königreich wurde 1833 ausgegeben.

Aus dieser Anstalt sind auch die drei in der Ueberschrift dieser Notizen aufgeführten Werke über Belgien hervorgegangen, von welchen hier nun die Rede sein soll. Nr. 1 liefert in Tabellen eine leicht zu übersehende Statistik des gesammten Königreichs und jeder einzelnen Provinz und ist von großem praktischen Nutzen. Auf dem das Ganze umfassenden Blatte finden wir: Flächeninhalt in Hectaren (die Gewässer speciell berechnet) 3,252,058. 38. 70; Bevölkerung am 1. Januar 1831: 4,082,427; Zahl der Städte: 98; Gemeinden: 2640; Wohnungen: 684,657; Zahl der Senatoren: 51; Repräsentanten: 102; des Klerus im J. 1832 (1 Erzbischof, 4 Bischöfe, 4 Generalvicare, 37 Domherren, 2573 Pfarrer, 1633 Vicarien); Zustand der Schulen im J. 1831: 5387, wovon 861 in Städten, 4526 auf dem Lande, darunter 2805 öffentliche, 2582 Privatschulen, welche von 355,422 Kindern beider Geschlechter besucht wurden. Sodann finden wir die Angabe der in den Jahren 1825—27 mit den Schutzblattern Geimpften (40,253; 6469 wurden von den natürlichen Blattern befallen, wovon 427 starben); das Verzeichniß der Pferde, des Hornviehs ꝛc.; die im J. 1827 vor den Assisen und den correctionnellen Gerichten abgeurtheilten Fälle und Angeklagten. Bei ersteren kamen vor 594 Fälle, 800 Angeklagte, wovon 118 freigesprochen, 682 verurtheilt wurden (17 zum Tode, 200 zu Zwangarbeit). Steuern und Abgaben 1832, Budget desselben Jahres, Stand der Armee: 85,770 Mann mit Einschluß von 12 Bataillons mobilisirter garde civique. (Bei diesen Bevölkerungen ist indeß der nach dem Vertrag vom 15. Nov. 1831 Holland verbleibende Antheil von Luxemburg und Limburg mit 332,434 Seelen noch mitangenommen.) Die für die einzelnen Provinzen bestimmten Tabellen enthalten nun die weitern Details, wie die Bevölkerung nach Arrondissements und Districten, die Durchschnitts-Getreidepreise auf den Märkten von Brüssel, Antwerpen, Brügge, Gent ꝛc. in den Jahren 1825—30 ꝛc.

Das unter Nr. 2 angeführte Schriftchen gibt eine äußerst fleißig zusammengestellte Übersicht der Gewerbthätigkeit des Landes und umfaßt das Ganze der verschiedenen Zweige der Industrie und des Handels wie die Kategorien der Professionen und Handwerke in jeder Provinz, nach der Ende 1833 vorgenommenen Aufnahme. Die Gesammtzahl beläuft sich auf 279,830. In Einzelnes einzugehen, ist hier der Ort nicht. Aus den speciellen Übersichten mag nur noch entlehnt werden, daß die Zahl der gewöhnlichen Getreidemühlen 4136 beträgt, die der Schiffe und Fahrzeuge 5142; Brauer sind 2767 und Branntweinbrenner 830.

Es bleibt nun noch übrig, von der Sammlung statistischer Documente zu reden, von welcher seit 1833 zwei Hefte erschienen sind, denen allmälig mehre folgen sollen. Wir erhalten hier eine bunte Reihe von Aufsätzen und Tabellen von verschiedenen Verfassern, meist Beamten, welche sich alle auf Belgien beziehen, und wovon wir das Wichtigste der Reihe nach durchgehen wollen. „Über die Zunahme der Bevölkerung in den Städten der Provinz Lüttich, 1817—27", von Hrn. Courtois. Die bedeutende Vermehrung in den letzten Jahren dieser Epoche ist bemerkenswerth, wie auch die überwiegende Zahl des weiblichen Geschlechts. 1821 waren in Lüttich 21,476 Männer, 26,886 Frauen. Die Zahl der Heirathen in der Stadt Lüttich betrug in diesen 10 Jahren 3797, die der Geburten 18,075, die der Todesfälle 14,776. Die Bevölkerung der Städte Lüttich, Verviers, Huy, Stavelot, Herve, Limburg und Visé belief sich am 1. Januar 1817 auf 72,979 Seelen, am 1. Januar 1827 auf 88,074; Zahl der Heirathen 6193, Geburten 30,153, Todesfälle 24,327. Das mittlere Verhältniß der Todesfälle zur Bevölkerung variirte zwischen 1 : 12 (Verviers 1820) und 1 : 65 (Visé). Übersicht der Bevölkerung der Provinz Lüttich in den J. 1820, 1825 und 1830, nach officiellen Documenten, wonach sich für die 326 Gemeinden die Zahlen 314,630, 333,340 und 369,966 ergeben (darunter 369,048 Katholiken). — „Dampfmaschinen in Ostflandern" von C. Morren. Im Ganzen 78 (zu Gent 66, wovon 55 für die Baumwollenspinnerei) von 1805—30 herstammend, die meisten aus dem J. 1828. — „Zustand des öffentlichen Unterrichts in Belgien im J. 1832" von Hrn. Lesbroussart in Brüssel. Die drei Universitäten zählten 1829—30 1479 Studirende, 1831—32 nur 1039 (Gent 292, Lüttich 352, Löwen 395), die vier Lyceen (Athénées) zu Brügge, Brüssel, Namur und Tournay 1829—30: 876. Im Monat Februar 1832 besuchten die Elementarschulen der neun Provinzen, wovon die Städte von Westflandern wie die holländischen Städte Maestricht und Luxemburg jedoch ausgeschlossen, 355,422 Schüler, wie schon oben bemerkt worden ist. Die Tabellen geben das genaueste Detail der einzelnen Gemeinden. Das erste Heft schließt mit einer Übersicht des Verbrauchs der Hauptstadt an Lebensmitteln, Holz, Kohlen, Steinen ꝛc. — Im zweiten Hefte begegnen wir einer „Berechnung der Zunahme der Bevölkerung Brüssels, 1786—1832", von Hrn. Waefelaer zu Brüssel (1786 waren 2789 Geburten, 1832 3705); sodann einer „Administrativen Statistik der Provinz Lüttich" von Hrn. Visscher, die Jahre 1829, 1825 und 1830 vergleichend. Die Bevölkerung betrug in letztgenannter Epoche 369,936 (s. oben), Grundsteuer 548,713 Fl. 59 Cents, Personensteuer 330,868 Fl. 54 Cents, Gewerbsteuer 128,090 Fl. 72 Cents, Zahl der Schulen 334, Zöglinge 21,739. — Hr. Wellekens gibt die Zahl der Dampfmaschinen in dem auf dem linken Maasufer gelegnen Theil des lütticher Bezirks auf 60 an, wovon 22 aus der großen Fabrik des Hrn. Cockerill zu Seraing hervorgegangen; die Zahl der Kohlenbergwerke der ganzen Provinz im J. 1828 auf

Digitized by Google

101. In diesen waren 3915 Arbeiter beider Geschlechter beschäftigt, die von 40 Cents (Kinder, 2146 an der Zahl) bis 2 Francs 25 Cents Tagelohn bezogen. Die Wassermühlen in diesem Theile des Königreichs beliefen sich auf 208, die Eisenhämmer auf 20, Plattmühlen 16, Stabhämmer 6; die große Anstalt von Seraing nicht mitgerechnet, worüber die Data fehlten.

Durch fortgesetzte Lieferung solcher zuverlässigen und nützlichen Materialien wird Hr. van der Maelen sich immer mehr Ansprüche auf den Dank der Freunde der geographischen Wissenschaften erwerben. Alfred Reumont.

Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft. Von Julius Mützell. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8. 8 Gr.

Auf 42 Seiten bespricht der in der philologischen Welt durch sein Werk „De emendanda theogonia Hesiodea" rühmlich bekannte Verf. einen Gegenstand, der allerdings im Interesse der Zeit liegt und es wol verdient, nach manchen verwandten und ähnlichen Untersuchungen von Neuem zur Beurtheilung vorgelegt zu werden. An Eifer und an Liebe zu seiner Wissenschaft fehlt es ihm ganz und gar nicht, dafür zeigt auch seine Schreibart, der wir nur an manchen Stellen, namentlich im zweiten Theile, mehr Klarheit gewünscht hätten. An Wolf's unvergleichlicher Darstellung im „Museum der Alterthumswissenschaft" hatte er auch in dieser Beziehung ein vortreffliches Muster, dem er jedoch, wie wir glauben wahrgenommen zu haben, nicht hinlängliches Gewicht beilegt. Und doch ist diese Abhandlung nach unserm Dafürhalten das Schönste, was seit langer Zeit über die wahre Würde und Bedeutung der Philologie geschrieben ist.

Auf den ersten Seiten spricht Hr. Mützell über die allgemeine Anfeindung und wesentliche Verkennung, welche die Philologie in neuerer Zeit erfahren hat, und führt dazu einen Ausspruch Hegel's und mehre Stellen aus Göthe an, wobei er zugleich andeutet, daß die Idee einer Wissenschaft der Philologie von der Mehrzahl ihrer Anhänger nicht erfaßt sei. Darauf wendet er sich zum Historischen und geht an das „unerfreuliche Geschäft, nachzuweisen, wie, unserer Ansicht nach, das Bestehen der Philologie nach ihrer Entstehung und nach ihrer gegenwärtigen und frühern Erscheinung theils in sich, theils in Rücksicht auf den Begriff einer selbständigen und nothwendigen Wissenschaft nicht völlig gesichert erscheine". Er schildert zuerst die Entstehung dieser Disciplin in einem Zeitalter, in welchem „der menschliche Geist, übersättigt von den Erfahrungen des bewegten wie des behaglichen Leben (?), und unbefriedigt durch ihre Erscheinung sowie die dadurch veranlaßte Reflexion, zu der Ahnung an dem Bedürfnisse eines geistigen Lebens gelangte und nach einem inhaltsvollern Dasein zu streben begann". Wird auch gleich nicht ein Jeder in die folgende Schilderung des Verf. in allen ihren Theilen einstimmen, so wird er doch der Begeisterung desselben für die Philologie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Darauf folgt die Begriffsentwickelung des Namens der Philologie im Alterthume, worüber am ausführlichsten gesprochen wird, dann in dem 15., 16. und folgenden Jahrhunderten, wo aus dem 18. Jahrhunderte als die Träger der Philologie Bentley, Hemsterhuys und Ruhnken genannt sind, von unserer Zeit aber es zweifelhaft gemacht wird, ob man irgend Einem den Namen eines großen Philologen beilegen könnte (S. 24), während man wol von einem großen Grammatiker, einem großen Metriker, einem großen Archäologen u. A. zu sprechen Ursache hätte. Der Kampf einer wohen, unvollständigen Empirie mit der raffinirtesten, wenn auch oft bodenlosen Speculation habe zwar manches Treffliche erzeugt, aber auch eine Menge unbrauchbarer Leistungen, durch welche die Wissenschaft nicht gefördert, vielmehr in den Augen der Laien verächtlich geworden sei. Hieran schließt sich die Erörterung der drei Ansichten, die von Dem, was man unter Philologie zu verstehen habe, in den letzten Jahren besonders herrschend geworden sind, der linguistischen, der realistischen und der vermittelnden historischen. Allein keine derselben entspricht den Anforderungen, die unsere Zeit an eine Wissenschaft zu stellen gelernt hat. Der Name Philologie eignet sich aber vollkommen zur Bezeichnung einer Wissenschaft, sie ist nämlich „die Wissenschaft des inhaltvollen Wortes, sie ist die Wissenschaft der freien Manifestation des menschlichen Geistes durch Rede und Schrift" (S. 28). Als solche liegt ihr zunächst die Geschichte als die Wissenschaft der freien, menschlichen That, und die Philosophie, wenn sie als Wissenschaft des geistigen Lebens gedacht wird. Das Material müssen ihr diplomatisch-historische Forschungen schaffen und sichern; dann zerfällt die Wissenschaft der Philologie von selbst in zwei Haupttheile, deren erster über das Mittel der Manifestation, der andere von der Vermittelung des Inhalts durch die Form zu handeln hat. Zum ersten Theile gehört eine empirische Darstellung des gesammten Wörterschatzes einer jeden Sprache und eine empirische Darstellung der formellen Veränderungen, die an den Wörtern bemerklich werden. Dieser empirischen Darstellung muß zugleich eine speculative Epikrisis beigegeben werden, denn die Speculation setzt auseinander, „wie sich Das, was durch die Sprache von der geistigen Thätigkeit und ihren Resultaten manifestirt werden kann, zu Dem verhalte, was absolut zu manifestiren sei, die endliche Erscheinung zu dem Ewigen und Göttlichen, was in der Tiefe der Brust schlummert" (S. 35). Zum Schlusse entwickelt der Verf. in wenigen Worten, auf welchem Wege die classische Philologie zu dem höchsten, von ihm bezeichneten Ziele gelangen könne, wenn sie das „reiche Geschenk der Vergangenheit" richtig würdigen und die edelsten Kräfte nicht zwecklos zersplittern wollen. Das erste Bedürfniß bleibt für unsere Zeit, daß die Kritik der Classiker von diplomatischer Seite eine großartige, sichere Basis erhalte, das zweite ist ein System der philologischen Kritik, das dritte die Ausarbeitung von Compendien über alle Theile der classischen Philologie und der dahin einschlagenden Disciplinen. Mit diesen Bedürfnissen werden unstreitig die meisten Philologen einverstanden sein.

Es würde ungerecht sein, das reine, edle Bestreben des Hrn. Mützell verkennen zu wollen. Aber wir können doch in Folge mancher und vielleicht älterer Erfahrungen, als sie des Hrn. Verf. sind, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es grade jetzt, wo die Philologie ungerechterweise so vielfacher Ungunst zu erfahren hat, ganz an der Zeit ist, mehr für die Verbreitung derselben und für die lebendige Liebe zu ihr zu wirken, als Systeme und Begriffsentwickelungen aufzustellen. Überdies ist auch nicht Alles neu in Hrn. Mützell's Schrift, die historischen Theile sind anderswo ausführlicher dargestellt, und seine Ansicht über die Philologie als Wissenschaft theilen wol Manche mit ihm, wenn sie sich auch dieselbe in anderer Form, vielleicht auch mit klarern Ausdrücken entworfen haben. Wir erinnern hier nur an Bernhardy's gediegene „Encyclopädie der Philologie", die von Hrn. Mützell nirgend erwähnt ist, oder an manche geistreiche Andeutungen, wie die des marburger Hermann in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft", Jahrg. Nr. 26, 27. Und Männer, wie Gottfr. Hermann, Wilh. Lobeck, Ottfr. Müller, Böckh und andere Heroen der Philologie haben nicht Systeme aufgebaut, sondern durch Wort und Schrift ihrer Wissenschaft, deren Sinn und Bedeutung sie wenn auch in verschiedener Weise, wohl erkannt hatten, großen Ruhm und große Verbreitung geschafft. In gleicher Weise hat Fr. Jacobs seit Jahren gewirkt und der Alterthumswissenschaft mehr Freunde erworben, als es durch Aufstellung eines Systems oder philosophischer Begriffe irgend einer Schule, möge die Kant'sche oder die Hegel'sche sein, möglich gemacht wäre. Denn die Philologie ist nun einmal eine positive Wissenschaft, die von der Speculation bisjetzt nur in geringem Grade gefördert worden ist. Fr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 57. — 26. Februar 1836.

he Portfolio, or a collection of state papers, illustrative of the history of our times. Nos. I—V.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Die letzte Untersuchung endlich handelt von der Entwickelung des deutschen Bundes „unter gleichem oder ungleichem Einfluß Östreichs und Preußens". Ein gleicher Einfluß sei nicht denkbar, und gleich darauf die befremdende Aussicht, „daß über kurz oder lang der Einfluß der beiden Mächte paralysirt werden könne" (III, 124). Östreich wird auf alle Weise in den Hintergrund gestellt. Von Preußen aber heißt es, es werde vom Bundestage eine noch viel mächtigere Opposition als von Seiten des hiesigen Cabinets mit der Zeit zu erwarten haben; dieser Umstand könne das berliner Cabinet vielleicht zum Versuch veranlassen, die politische Macht des Bundestags zu schwächen und zu brechen; aber glücklicherweise werde aus solchem Grunde Östreich sich bemühen, den Bundestag in seiner Bedeutung und seinem Bestehen zu erhalten (III, 136).

Und daraus, eben daraus soll deducirt werden, daß die Unabhängigkeit der kleinern deutschen Staaten weder durch Preußen noch durch Östreich garantirt werden könne, daß die Garantie einer großen auswärtigen Macht also dem Bundestage willkommen sein müsse. Man hat in der That Mühe, sich zu überzeugen, daß dieser Schluß in dieser Weise wirklich gezogen ist. In jeder der beiden deutschen Großmächte liegt die Garantie gegen Unterjochung der schwächern durch die andere der beiden, und darum ist die Garantie einer dritten, auswärtigen Macht nothwendig! Dann heißt es, England, durch seine insularische Lage und als bloße Seemacht, eigne sich nicht; es bleibe also nur die Wahl zwischen Frankreich und Rußland.

Allerdings, was England betrifft, es würde sich bedanken für ein deutsches Protectorat. Schon die Verbindung mit Hanover hat der Nation Grund genug zur Unzufriedenheit gegeben und dem ersten, dem zweiten, dem dritten Georg Verdruß genug gemacht. Englands Politik ist rein nationell, also, wenn man will, rein egoistisch; welche Politik ist es nicht? Die deutschen Liberalen würden sich bitter täuschen, wenn sie glaubten, daß England zur Erhaltung der Verfassungen einen Finger rühren würde. England ist dabei nicht weiter interessirt, als insofern es bei einem Krieg der Principien nicht zweifelhaft sein könnte, für welche Seite die Stimmung der Völker in den Verfassungsstaaten sich entscheiden müßte. Aber Englands Politik besteht eben auch darin, einem solchen Krieg auszuweichen. Auch was die Unabhängigkeit einzelner deutschen Bundesstaaten betrifft, ist England nur in beschränktem Maße interessirt; etwa in Bezug auf die Mündungen der Elbe und Weser. Dann hat England im Allgemeinen das Interesse, daß die deutschen Staaten nicht unter die mittelbare oder unmittelbare Botmäßigkeit einer fremden Macht fallen, daß ein Deutschland erhalten bleibe, ziemlich gleichgültig, in welchen Abgrenzungen und in welcher Zahl von Einzelstaaten. Aber im Innern, überhaupt im größern Theile Deutschlands ist kein Vertrauen, kein Herz zu England, und es wird nicht anders werden, ein erfreuliches politisches Wechselverhältniß zwischen England und Deutschland wird nicht eintreten, bis England sein Handelssystem geläutert und über billige Grundsätze der Reciprocität sich mit den deutschen Staaten verständigt haben wird. Nach langem Säumen wird eine solche Verständigung von englischer Seite nicht eben (wie die aufgeregten Wortführer der Vereinsstaaten meinen) als das abgedrungene Resultat der Nothwendigkeit, wol aber als so sehr im englischen Interesse begründet erscheinen, daß man in Deutschland die dargebotene Hand zwar immer noch begierig, aber nicht als eine Freundeshand mit herzlicher Wärme fassen wird.

Ferner versteht sich allerdings von selbst, daß die Deutschen keine französische Garantie ihrer Bundesverfassung verlangen werden, ebenso wenig als eine russische. Der ungenannte Verf. freilich weiß eine Menge von Verdiensten Rußlands um die deutsche Freiheit aufzuzählen. Wenn man sie alle ohne Frage anerkennen wollte, so folgt daraus noch mit nichten die Nothwendigkeit eines russischen Protectorats. Es würde demnach unpassend sein, darüber weitere Worte zu verlieren, wenn nicht zugleich den Deutschen der Vorwurf des Undanks — des verächtlichsten Undanks, „the most despicable ingratitude" (III, 148) — gemacht würde. Es muß erlaubt sein, auf solche Beschuldigung ein Wort zu erwidern. Der Autor geht auf die Zeiten Katharina der Großen zurück, auf ihre „Garantie des westfälischen Friedens". War etwa die Art, wie sie das bairische Tauschproject unterstützte, im Geiste des westfälischen Friedens? Es soll unerhörte, un-

Digitized by Google

begreifliche Blindheit gewesen sein bei den deutschen Kurfürsten, daß sie nicht 1790 insgesammt sich Rußland in die Arme geworfen, wie im Jahr darauf ein einzelner (der von Trier) durch seine „merkwürdige Erklärung" gethan. Hält man denn die Deutschen für Kinder, oder für abgelebte Greise, von kürzester Erinnerung, daß man von solchen Dingen in solchem Tone zu ihnen spricht? Sind denn die Schriften jener Zeit vernichtet, sind die Urkunden und die Thatsachen ausgelöscht? Vielmehr sind sie Jedem zugänglich, und in bequemer Übersicht, in einem gangbaren Buche. Wer sich die kleine Mühe nehmen will, findet das Für und Wider im 37. und 38. Theil von Reuß's „Staatskanzlei". Der westfälische Friede war, wie üblich, auch im teschener Frieden (13. Mai 1779) erneuert und bestätigt. Rußland garantirte den teschener Frieden, ehe noch Kaiser und Reich beitraten, und ohne Auffoderung von ihrer Seite zur Garantie; das Reichsgutachten über den Beitritt enthielt (2. März 1780) eine Verwahrung wider nachtheilige Folgen; zudem scheinen die Ratificationen der Garantie nicht ausgewechselt zu sein. Darauf gründete sich die Prätension des russischen Cabinets zur Einmischung in Reichsangelegenheiten, die es fortan geltend machte. War's ein Wunder, wenn die Deutschen der auf solche Weise von außen herrührenden Einmischung nicht entgegenkamen? Johann Jakob Moser hatte noch bei Gelegenheit des teschener Friedens gewarnt: „je mehr auswärtige Garantien, je mehr Gelegenheit, daß fremde Mächte sich mit Grund oder doch einem Schein Rechtens in die innerlichen Staatsangelegenheiten mengen können". Wie vorsichtig, wie milde sprach nicht nach der bairischen Tauschsache noch Johannes Müller (in der „Darstellung des deutschen Fürstenbundes", Cap. 20) über Rußland:

Wenn die russische Regierung als prädominirende Macht Asien von Tyrannei und Barbarei frei machen, unter den Europäern aber die Beschützerin der Schwächsten und Gewährleisterin des guten Systems sein will, so hat letzteres eine neue und starke Grundsäule. Aber die Fürsten sind Menschen, ihre Maximen sind wandelbar; die Sache der Freiheit ist zu groß, zu viele sind ihre Gefahren, als daß die Hoffnung beruhigen könnte, irgend ein Cabinet werde seine rühmlichste und nützlichste Rolle allezeit kennen.

Es ist nachzuweisen, wie die Stimmung aufgeregter, entschiedener ward, und durch welche Umstände. Die Erklärung des Kurfürsten von Trier trug dazu bei; einseitig, wie sie war, stand sie im Widerspruch mit den collegialischen Principien des Kurvereins. Ein nahe liegendes Moment kam hinzu. Rußland hatte die polnische Constitution garantirt so gut als den westfälischen Frieden. Nicht Rußlands Feinde, nein, das russische Cabinet selbst zog die Parallele in dem Manifeste vom 18. Mai 1792:

C'est ainsi qu'ils ont en la perfide adresse d'interpréter l'acte, par lequel la Russie garantit la constitution légitime de cette nation, comme un joug onéreux et avilissant, tandis que les plus grands empires, et entr' autres celui de l'Allemagne, loin de rejetter ces sortes de garantie, les ont envisagées, recherchées et reçues, comme le ciment le plus solide de leurs propriétés et de leur indépendance.

Das galt für ominös. Häberlin schloß sein „Staatsrecht" (1797), nachdem er der Garantien und ihrer Folgen erwähnt, mit den Worten: „Der erste Schritt zu einer Behandlung des deutschen Reichstags wie weiland des polnischen zu Grodno wäre also dadurch geschehen. Complimentöse Schreiben und Schlüsse von Kreisen (freilich (vom schwäbischen und fränkischen) blieben aus; auch nicht die Noten vom Oct. 1799, auf die Verf. Werth legt, die übrigens doch nicht, wie er sagt, von vielen, sondern nur von einigen (sechs) und geistlichen Ständen ausgingen. Folgen die Mediation und die Entschädigungsplane, die von Frankreich, Preußen und Rußland (mit Ausschließung von Kaiser und Reich) berathen und dann der Reichsdeputation vorgelegt wurden. Was Rußland damals mitabgewendet, haben die Deutschen nicht verkannt. Nicht eben wie Undank klingt Gaspari's Worte („Deputationsrecess", I, 101):

Vermittler waren dem Reich in dieser Sache allerdings nothwendig, starke Vermittler, und in dieser Rücksicht, sofern in Betracht, daß man nicht weiß, wie weit ohne Rußlands Dazwischenkunft die französischen Foderungen gegangen sein würden, hat sich Rußland um das deutsche Reich ein unläugbares Verdienst erworben.

Das Reich fiel. Der Autor rechnet es dem Kaiser Alexander zum Verdienst an, daß er nicht mit Napoleon die Franzosen rühmen diesen, daß er nicht mit Alexander die Welt theilen wollen. Wer soll entscheiden? Über Napoleons (und Englands) Politik 1806 u. 1807 finden sich interessante, zum Theil documentirte Nachweisungen in einem alten Heft des „Edinburgh review" (Febr. 1813, No. 43). Die einheimischen Interessen sind bekannt, welche Rußland die Aufhebung des Sperrsystems und den Krieg mit Frankreich herbeiführten. Weiter wird die Proclamation von Kalisch als ein Zeichen „erhabener Aufopferung gerühmt. Aber die Proclamation sprach von dem Recht, das „aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes hervortreten werde", und in Wien beriethen die Regierungen und erst nur fünf, die Bundesacte. Endlich: Rußland kämpfte fort, nachdem Polen, der einzige Preis des Krieges, längst erobert war, und bis zur zweiten Einnahme von Paris. Allerdings; aber ein unabhängiges, nationales Polen, eine Barrière ward auch nicht hergestellt. Der Prinz Regent ordnete seine lebhaften Besorgnisse, der Kaiser von Östreich, der zur Erreichung „ein Opfer nicht gescheut hätte" (Klüber, Supplementband a. a. O.), seine andern Betrachtungen unter. Könnte dies Alles gegen Rußland gemeint sein? Nein, nur gegen den Vorwurf, der den Deutschen gemacht ist. Daß man aufhörte, von einer aufopfernden Politik eines für den andern zu reden! Politik, in ihrer besten Gestalt, ist Egoismus gemäßigt durch das Recht und gezügelt durch das Gewissen. Aber die Politik, die der Autor den deutschen Regierungen anpreist (denn die Meinung der Völker allgemein und laut dagegen verbirgt er nicht), die Politik läuft gegen das Recht, gegen den ausgesprochenen Bundeszweck. Und er begreift nicht, daß, wenn mit Hintansetzung des Bundes einer undeutschen, anti-nationalen Politik Raum gegeben werden könnte, dann, vielleicht augenblicklich, die

Digitized by Google

ferenz der Meinungen, der Streit der Interessen verschwinden und eine Coalition aller Parteien eintreten würde, um den Bundeszweck zu retten. Ein Staat, der ohne fremde Garantie nicht bestehen könnte, ist schon verloren. Ein Volk, das ohne fremde Garantie seine Freiheit nicht bewahren kann, verdient sie nicht. Der deutsche Bund bedarf keiner auswärtigen Garantie, so lange die beiden Großmächte dem Bund, so lange die Fürsten den Völkern, so lange die Völker sich selbst nicht untreu werden. Dann aber würde keine mehr retten.

C. F. Wurm.

Rafael als Mensch und Künstler. Dargestellt von G. K. Nagler. München, Fleischmann. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Über Rafael's Leben und künstlerisches Wirken etwas Genügendes zu geben, wird eine täglich schwierigere Aufgabe. Von allen Seiten mehrt sich das Material, das zur vollständigen Würdigung des Künstlers nicht unbeachtet gelassen werden darf, und mit diesen vermehrten Vergleichungspunkten wird das Urtheil über echt und unecht, über werthvoll und geringer ebenso erleichtert, als es zugleich schwieriger wird. Quatremère de Quincy konnte noch ein Leben Rafael's schreiben, das mit Beseitigung aller Literatur von den vielen Streitfragen über einzelne Werke fast keine Notiz nahm, sondern durch ein nach Grundsätzen der französischen Ästhetik motivirtes Urtheil die etwaigen Zweifel entschied und doch eine zweite Auflage erlebt hat. Aber schon sein gelehrter italienischer Übersetzer, Jos. Longhena, sah sich gedrungen, Vieles in ausführlichen Nachträgen genauer zu bestimmen, zu erörtern und zu ergänzen, was sein Autor mit genügsamer Zuversicht hingestellt hatte. Noch mehr als die Italiener fodern die Deutschen Begründung der Angaben, wenigstens da, wo ein Werk mehr auf Belehrung als auf das Schaffen eines rein ästhetischen Genusses angelegt scheint, und zu den erstern rechnet sich ohne Zweifel das Buch des Hrn. Dr. Nagler. Aber auch Vollständigkeit verlangen die Deutschen und genaue Benutzung Dessen, was der Verf. eines neuen Buchs als sein Material angab. In den beiden letztern Hinsichten genügt des Verf. verdienstliches Buch, das von vielem Fleiße zeigt, weniger den Ansprüchen, die daran zu machen wären; und wird auch Niemand von ihm fodern, daß es jede ästhetische Herzensergießung zu einem nach Rafael gestochenen Almanachskupfer beachte, so wäre doch die Bewältigung seiner Aufgabe grade durch die Art, wie er hier Spreu und gutes Korn gesondert, deutlicher zu machen gewesen. Er hat Proben gegeben, daß er Göthe's schönes Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,

verstanden hat, und selbst die von Andern entlehnten Urtheile sind mit Prüfung und Umsicht wiedergegeben. Doch vermißt man in der Literatur, die doch ganz einzelne Aufsätze berücksichtigt, Abhandlungen wie die von K. Mortzenstern über die Verklärung (Dorpat 1822), desselben Verf. geistreiche Belehrung über die Madonna des h. Sixtus in den „Dorpater Jahrbüchern" und selbst Duppa's „Leben des Rafael", das in England noch jetzt eine Autorität ist. Aber auch die von Dr. Nagler in der Vorrede aufgeführten Werke hat er keineswegs hinreichend benutzt; schwerlich hätte er sonst die Zweifel gegen die Fornarina in den Uffizi zu Florenz (S. 180) unerwähnt gelassen, die italienische Gelehrten vorgebracht haben; er würde über das bersaglio (S. 266) aus K. Förster's „Rafael" eine viel genügendere Erklärung haben beibringen können, in Bezug auf den Kindermord (S. 254) die Tapete nicht mit der Zeichnung verwechseln, die Marc Anton bald mit bald ohne Tannenbäumchen (chicot) und in den neuesten Tagen M. Steinla stach, wenn er den Aufsatz in Böttiger's „Artistisches Notizen-Blatt", 1831, Nr. 2, nachgelesen hätte; und über die dresdener Kapeten würde er genügender sprechen, wenn er den von ihm S. 248 erwähnten Aufsatz wirklich benutzt hätte. Auffallend ist es, daß er die cinque santi, Longhena's entschiedenem Zeugnisse S. 210 entgegen, nach Bologna statt nach Parma versetzt und der Zweifel gegen dieses Bild gar nicht gedenkt. Doch auch des Mastertthums der h. Felicitas in la Magliana, Julius II. Jagdschlosse, ist keine Erwähnung geschehen, obgleich der von Hrn. Nagler benutzte Gr. Lepel in seinem „Catalogue", S. 141, Nr. 32, die Stiche des Marc Anton danach anführt. Es sei dies nicht zum Nachtheile des wirklich nützlichen Buches gesagt, das namentlich über die Menge der R. zugeschriebenen Madonnen mit großer Klarheit spricht und eine Menge Notizen vereinigt, wie sie noch in keinem Werke über Rafael dem Ref. vorkamen; aber ohne Reisen durch alle Länder Europas, wie sie Hr. Passavant für ein ähnliches Werk seit einer Reihe von Jahren unternimmt, das er mit einem unerlaßlichen Kupferwerke zu begleiten gedenkt, wird weder Vollständigkeit im geschichtlichen Theile zu erreichen sein noch Sicherheit des Urtheils, die hier mehr als je zu wünschen ist. Vielleicht haben ähnliche Rücksichten gewissenhafte Sammler über Kunstgeschichte abgehalten, sich an ein allgemeines Künstler-Lexikon zu wagen, das wol ein Bedürfniß ist, aber schwerlich genügen kann, wenn es nur aus literarischem Apparate hervorging. Es wäre die Aufgabe einer deutschen Akademie; für die Hand eines Einzelnen scheint es ein zu gewaltiger Bogen. Doch mag Hr. Nagler beweisen, daß er der Mann ist, um ihn zu spannen. 40.

Notizen.

Méry in seiner „Italienischen Reise" gibt folgende interessante und poetische Beschreibung der Stadt Pisa: „Pisa erscheint mir so, als ob es ehedem eine Vorstadt von Livorno gewesen wäre, eine Vorstadt, in welcher die Musen und Künste ihren Sitz aufgeschlagen, die, des Geräusches der Werfte und Molos müde, des ganzen prosaischen Treibens von Handel und Industrie überdrüssig, sich in die Einsamkeit gerettet und ihre Kathedrale, ihre Thürme, ihre heiligen Ruhestätten der Todten dorthin mitgenommen. Pisa sieht aus, wie eine Stadt, die, des Weltlärms satt, sich auf das Land zurückgezogen. Sie ist der Einsiedler unter den Städten. Sie hat ehemals viel Aufsehen in der Geschichte gemacht, mit allen Völkern in betriebsamem Handelsverkehr gestanden, hat die Kette eines Hafens angeschmiedet an die Grundpfeiler ihrer Paläste, Wettrennen angestellt wie Olympia und mit dem Kreuz auf der Brust gekämpft um das Grab des Erlösers. Die Städte mit einer solchen Vergangenheit zeigen überall, wohin man das Auge wendet, große Narben. Pisa ist noch immer jung, grünend und kräftig. Es hat seine gefallenen Kinder und seine Trümmer begraben in dem eignen Schoose. Alles, was im Sonnenschein an ihr glänzt und strahlt, hat den Ausdruck der Schwermuth, aber ist stark, mächtig und für die Dauer gegründet. Seine Monumente sind von Erz wie die Thüren seiner Gotteshäuser. Man sieht ringsum nichts Ruinenhaftes, nichts, was den Einsturz droht. Übersieht man die Data, so wähnt man in einer Stadt zu sein, die erst am vorigen Tage fertig geworden ist und noch der Einwohner gewärtigt. Städte, welche durch Poesie und Kunst geadelt und geheiligt erscheinen, werden durch die Bewohner verdorben. Was an Pisa so wohl und würdig steht, ist eben ihre Einsamkeit, ihre Oede. Am interessantesten ist diese Stadt um die Mittagszeit, wenn nirgend in den Straßen, auf den Quais, auf den Brücken des Arnos kein lebendes Wesen zu erblicken ist. Es ist eine Vorstellung, ein Prospect eigenthümlicher Art, wenn man sich als der einzige Bewohner der Stadt vorkommt, all die marmornen Brücken, Paläste, die herrlich und großartig sich an beiden Ufern des Flusses erheben, still, ohne Laut und Leben, nur zum Himmel emporstrebend. Wenn man über die Arnosbrücke gegangen ist, betritt man eine Straße, wo einige

Digitized by Google

geöffnete Läden, einige Käufer und Verkäufer ein geringes Leben verursachen; weiter hinein nimmt Alles wieder den Charakter einer unbeschreiblichen Oede an. Dann kommt man in andere Straßen, die, um so zu sagen, auf die Enthüllung eines Geheimnisses vorbereiten, auf ein Erstaunen, das nahe bevorsteht; denn Pisas Herrlichkeiten finden sich in dem entlegensten Winkel aufgethürmt, der Glockenthurm (die torre torta), vielleicht des berühmtesten Baudenkmal in Europa, der Dom, das Battisterio, der Campo santo. Von ihm muß man sagen, daß es auf der ganzen Erde keinen rührendern Platz gibt als diesen. Hier ist die wahre Poesie des Todes, der Verwesung, der Auferstehung, ein echter, wahrhaft christlicher Todtenacker. Auf dem Campo santo ist der Tod lebendig, und hier ist die Erde Denen, die unter ihr schlafen, wirklich leicht. Hier fällt der Blick nicht auf zerstreutes Gebein, das umherliegt; die Erde scheint geweiht und den Würmern zu verbieten, ihr unterirdisches Wesen zu treiben; sie hat hier ein prächtiges Leichentuch von Rasen und Blumen, bekränzt mit den anmuthigsten Kreuzgewölben aus weißem Marmor. Dies ist die Erde, in welcher die alten pisanischen Kreuzesritter schlummern, mit gewappneter Hand und die Lenden umgürtet."

In Frankreich gibt es auch ehrliche Diebe. Unlängst wurde Herr François, ein Kaufmann in dem Faubourg St.-Germain, bei Gelegenheit einer Volkslustbarkeit um 1300 Francs baares Geld, eine goldene Uhr, einige andere Kostbarkeiten und ein schönes Violoncell nebst Musikalien bestohlen. Aller Bemühungen ungeachtet vermochte die Policei nicht, dem Diebe auf die Spur zu kommen. Da überbrachte nach Verlauf einer langen Zeit eine unbekannte Person dem Kaufmann ein Paket, worin sich zu seinem Erstaunen die entwendeten 1300 Francs in richtiger Münze, die Uhr nebst sämmtlichen Juwelen befanden. Dabei lag ein anonymes Billet, worin der galante Dieb erklärte, daß er nur das Cello und die Musikalien als Andenken behalten wolle. 11.

Bibliographie.

Beckers, H., über Carl Friedrich Göschel's Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit vom Standpunkte der Hegel'schen Lehre aus. Nebst einem Anhange über die Anwendung der Hegel'schen Methode auf die Wissenschaft der Metaphysik. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 16 Gr.

Brauer, E., Gedichte. 8. Carlsruhe, Müller. 1835. 12 Gr.

Decker, C., von, Die Truppenversammlung bei Kalisch im Sommer 1835. Nach den besten, an Ort und Stelle eingesammelten Materialien, aus militair-historischem Gesichtspunkte bearbeitet. (Mit gedruckten Schlachtordnungen, lithogr. Plänen und Musik-Beilage.) Gr. 8. Königsberg, 1835. (Bon.) 1 Thlr. 8 Gr.

Dieterici, W., Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preussischen Staate. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 4 Gr.

General-Liederbuch oder eine Sammlung von Tisch- und Bundes-, Trink-, Burschen- und Studenten-, Wein- und Punsch-, Bier-, Rauch- und Schmauch-, Jagd- und Berg-, Kriegs- und Soldaten-, Fischer-, Bürger-, Verlobungs-, Hochzeits-, Kindtaufs-, Jubelfests-, Silberhochzeits-, Geburtstags-, Fastnachts-) Sylvester-, Kirmes-, Ernte-, Winzer-, Tanz- und Ball-, Vaterlands-, Liebes- und Freundschafts-Liedern; Ständchen; Gesängen bei Einweihung, Aufnahme, Rückkehr, Scheiden aus der Gesellschaft; Morgen-, Abend-, Nacht-, Frühling-, Sommer-, Herbst- und Winter-Liedern; Arien aus Opern; ernsten und lustigen, deutschen und fremden Gesängen, von Jocosus Papageno. 4te vermehrte Auflage. Schmal 12. Leipzig, Friese. 6 Gr.

Helfft, J. J., Encyklopädisches Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architecten, Bauhandwerker und das bautreibende Publikum. 1ste Lieferung: A—K. Schmal gr. 4. Berlin, Duncker und Humblot. 1 Thlr. 16 Gr.

Herbst, F., Die Philosophie und deren Studium. Zwei Vorträge gehalten am Lyceum zu Freysing und seinen Zuhörern zum Andenken hinterlassen. Gr. 8. München. (Regensburg und Landshut, Manz.) 1835. 4 Gr.

Huth, F., Die ländliche Baukunst. Ein Handbuch für angehende Architekten, Baulustige und Gebildete, die sich über diesen Gegenstand belehren wollen. Mit 10 Kupfertafeln. 4. Leipzig, Friese. 1 Thlr.

Krabbe, O., Die Lehre von der Sünde und vom Tode in ihrer Beziehung zu einander und zu der Auferstehung Christi. Exegetisch-dogmatisch entwickelt. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 18 Gr.

Lachmann, K. H., Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros, von der Zerstörung Trojas bis zur ersten Olympiade. 8. Breslau, (Graß, Barth u. Comp.) 1 Thlr. 8 Gr.

Marquardt, J., Cyzicus und sein Gebiet. Drei Bücher. Mit 1 Charte. Gr. 8. Berlin, Th. Enslin. 1 Thlr. 8 Gr.

Monhaupt, Über den Gebrauch der reitenden Artillerie. Aus den hinterlassenen Papieren ꝛc. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 16 Gr.

Quin, Michael J., Dampfbootfahrt auf der Donau und Skizzen aus Österreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland ꝛc. Aus dem Englischen. 2 Bde. Gr. 8. Leipzig, Liter. Museum. 2 Thlr.

Rundgemälde, Politisches, oder kleine Chronik des Jahres 1835. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. 8. Leipzig, Fest. 9 Gr.

Sartorius, E., Rede am Krönungs-Feste den 22. August 1835 gehalten im großen Hörsaale der Universität. Gr. 8. Riga, Frantzen. 1835. 3 Gr.

Schäfer, H., Geschichte von Portugal. 1ster Bd. Von der Entstehung des Staates bis zum Erlöschen der echten burgundischen Linie, 1383. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 4 Gr.

Schmidt, E., über Begriff und Möglichkeit der Philosophie. Andeutungen zu einer Kritik des Erkennens und Denkens. Gr. 8. Parchim, Hinstorff. 1835. 1 Thlr. 18 Gr.

Seereise, Meine kleine, oder die Fahrt nach Helgoland. Seitenstück zu meiner großen Reise nach Österreich. Von **. Gr. 12. Leipzig, Fest. 16 Gr.

Statistik der deutschen Gymnasien für das Jahr 1835. Von Prof. Dr. Brauns und Dr. Theobald. Gr. 8. Cassel, Krieger. 1835. n. 20 Gr.

Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu, Leben Alfred des Großen, Königs in England. Den Söhnen des Verfassers gewidmet. 2te Auflage. Gr. 12. Münster, Aschendorff. 1 Thlr.

Türk, K., Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. 5tes Heft. I. Altfriesland und sein Volksrecht. II. Die dänischen Geschichtsquellen. — Auch u. d. T.: Altfriesland und Dänemark. Gr. 8. Parchim, Hinstorff. 1835. 21 Gr.

Vierjahn, J., Handbuch der Staatspapiere und der Geldwissenschaft aller Länder und Städte. 8. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 4 Gr.

Wechmar, E., Freiherr von, Zwei Trauerspiele. — Kaiser XII Tod, histor. Drama in fünf Aufzügen. — Leonardo, Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. Carlsruhe, Müller. 1835. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 58. — 27. Februar 1836.

Sir John Herschel's neueste Entdeckungen auf dem Cap, den Mond und seine Bewohner betreffend. Nebst kurzer Übersicht einiger neu entdeckter und beobachteter Doppelsterne und Nebelflecken. Hamburg, Erié. 1836. 8. 10 Gr.

Wir haben das Kopernicanische Weltsystem entdeckt, wir haben Dampfmaschinen und Rechenmaschinen erfunden, wir haben den Blitz gebändigt, das Feuer der Sonne zusammengezwängt, das Licht zerlegt, aus Luft Wasser, aus Wasser Erde gemacht; das Alles sind wahre Kleinigkeiten, ein bloßes Kinderspiel gegen die Entdeckungen, die Sir John Herschel auf dem Cap der guten Hoffnung, oder vielmehr, und dies ist noch ungeheuerer, die der Verfasser einer englischen Zeitschrift an seinem Schreibetische gemacht hat. Dieser Verfasser ist viel zu bescheiden gewesen, sich selbst als den Entdecker der neuesten Welt zu nennen; des unsterblichen Nachruhm hat er auf das Haupt eines großen Physikers seiner Nation oder vielmehr unserer (denn Sir John Herschel's Vater, Sir William Herschel, war zu Hanover geboren) gelegt, sich selbst in den Hintergrund stellend. Es ist dies so klug wie bescheiden; denn ohne die Bescheidenheit zu verletzen, kann er nun seine großen Entdeckungen selbst gebührend bewundern.

Die Vorrede der vorliegenden Schrift besagt erstlich, daß der folgende Aufsatz der Zeitung „The sun" *) entnommen ist, und gibt dann — nicht sowol damit Jeder den Stand unserer bisherigen Kenntnisse über den Mond erfahren, sondern damit Jeder die Glaubwürdigkeit des Aufsatzes mit der Glaubwürdigkeit eines in Aller Hände befindlichen, als zuverlässig anerkannten Werkes vergleichen könne, damit Jeder sehe, wie dumm wir bis diesen Augenblick gewesen und wie klug wir plötzlich durch ein englisches Journal geworden — den Artikel „Mond" aus dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon". Diese Mittheilung aus einem ebenso seltenen als kostbaren Werke gewährt überdies noch den Vortheil, die Broschüre um 15 Seiten zu verlängern.

Die eigentliche Abhandlung beginnt mit einer Bewunderung der großen, noch nicht ausgesprochenen Entdeckung.

*) Es heißt, der Aufsatz habe zuerst in dem „London and Edinburgh philosophical magazine and journal of science" gestanden, welches nicht wahrscheinlich ist, da dieses Blatt unter dem Einflusse Dr. Brewster's steht.

Seit der Stunde — heißt es —, wo das erste Menschenpaar seine Augen zum Anschauen der Glorie des Firmaments über seinen Häuptern geöffnet, hat das menschliche Geschlecht keinen Zuwachs erhalten, der sich auch nur von fern an erhabenem Interesse mit dem vergleichen ließ, zu dessen Erwerbung er (Sir John Herschel) auserkoren war, und wir glauben melden zu dürfen, daß seine Entdeckungen sich von beispielloser Wichtigkeit für einige der wesentlichsten Operationen des civilisirten Lebens bewähren werden.

Wie ahnungsvoll mysteriös sind diese Worte! Es heißt, ein großes Werk von Herschel, dessen unbedeutender Preis nur 10 Pfd. 10 Sh. sein werde, liege schon für die Presse bereit; die hier gemachten Mittheilungen aber habe der Redacteur des Journals von Hrn. Andrews Grant, dem Secretair des Hrn. Dr. Herschel. Hierauf wird auseinandergesetzt, aus welchen Gründen die Astronomen bis jetzt verzweifelt wären, Gegenstände von geringerm Umfange auf dem Monde durch Fernröhre erblicken zu können. Man bedenke in dieser Beziehung, daß wir nur dann einen Gegenstand überhaupt durch das Fernrohr erblicken können, wenn wir das von ihm ausstrahlende Licht mit dem Objectivglase des Fernrohrs auffangen. Der Mond entsendet nun, wie jeder leuchtende und beleuchtete Körper, von jedem seiner Punkte nach allen möglichen Richtungen Lichtstrahlen. Von diesen fällt natürlich nur ein unendlich kleiner Theil auf das Objectiv des Fernrohrs; da aber doch unter allen hier auffallenden Strahlen einige von jedem Punkte des Mondes sich befinden, so gibt das Fernrohr ein kleines Bild des ganzen Mondes hinter dem Objectivglase. Dieses Bild wird durch das Ocular betrachtet und erscheint, weil dieses ein Vergrößerungsglas ist, vergrößert. In der That ist in dem durch das Objectiv gemachten Bilde jeder uns zugewendete Punkt des Mondes abgebildet, weil zur Herstellung desselben jeder Punkt einige Strahlen beigetragen. Aber es ist leicht zu übersehen, daß die Deutlichkeit, mit der jeder Punkt des Mondes auf dem Monde selbst erscheint, in dem Bilde desselben, welches das Fernrohr gibt, sehr vielmal verringert sein muß; wievielmal, ergibt sich aus dem Verhältniß der Anzahl von Strahlen, die ein Punkt des Mondes wirklich aussendet, gegen die, welche auf das Objectiv des Fernrohres fallen. Je mehr vergrößert wir daher den Mond durch ein Fernrohr erblicken, d. h. je kleinere Theile seiner ganzen Oberfläche

Digitized by Google

sich im Fernrohr abbilden, desto lichtärmer und darum undeutlicher müssen uns diese Gegenstände erscheinen. Wäre der Mond ein so hellleuchtender Körper wie die Sonne und stände uns dabei nur ebenso weit entfernt, als wirklich der Fall ist, so würden wir mit Hülfe des Fernrohrs auch kleinere Gegenstände wol noch wahrnehmen können, indem dieselben immer noch Licht genug auf das Objectiv des Fernrohrs entsendeten, um deutlich in dem Bilde zu erscheinen.

Auch ein der Astronomie völlig unkundiger Leser wird einsehen, daß die Astronomen nicht ganz ohne Grund an der Möglichkeit verzweifelt sind, kleinere Gegenstände des Mondes zur Wahrnehmung zu bringen, und warum sich dieselben daher darauf beschränkt haben, nur die großartigsten Gegenstände auf demselben, nämlich die ungeheuern Gebirge, mit welchen derselbe bedeckt ist, zu beobachten. Aber die weitsichtigen Astronomen sind blind und thöricht gewesen. Wahrlich jedes Kind, das die Werkzeuge der Physik nur als Spielwerk gebraucht, hätte ihnen aus aller Verlegenheit helfen können. Das Mittel, trotz aller jener Einwendungen dennoch alle Gegenstände des Mondes bis zum kleinsten Sandkorne zur Wahrnehmung zu bringen, liegt so nahe, daß Keiner, der von der Wissenschaft nichts versteht, nicht begreifen wird, wie man nicht schon längst darauf gefallen. Erzählt man doch, daß Kinder das Fernrohr entdeckt; so ereignet es sich jetzt wieder, daß von einem Menschen, der gar nichts von Physik versteht, die großartigste Entdeckung gemacht wird; denn daß Herschel und Brewster die Entdecker sind, können wir uns unmöglich überreden lassen. Doch zur Sache. Wir sind bekanntlich im Stande, durch das Mikroskop die allerunbedeutendsten, wegen ihrer Kleinheit völlig unsichtbaren Gegenstände so zu vergrößern, daß sie in ihren kleinsten Theilen beobachtet werden können. Wir besitzen Instrumente, welche eine 17 millionenmalige Vergrößerung bewirken. Auch beim Mikroskop tritt zwar der Übelstand ein, daß wegen Mangels an Licht die vergrößerten Bilder der Gegenstände undeutlich werden; aber man hat ein sicheres Mittel, diesem Übelstande abzuhelfen. Der kleine Gegenstand, welcher durch das Mikroskop beobachtet werden soll, wird nämlich künstlich erleuchtet. Es wurde aber gesagt, daß, wenn ein Fernrohr gegen den Mond gerichtet ist, durch das Objectiv desselben ein Bild des Mondes hergestellt werde, und daß dieses es sei, welches man durch das Ocular beobachte. Wie nahe liegt es, mit diesem Bilde wie mit einem mikroskopischen Gegenstande zu verfahren, das ihm fehlende Licht durch künstliches Licht zu ersetzen. Die durch ihre Theorien verblendeten Physiker werden zwar Vieles einzuwenden haben. Sie sagen ganz einfach: daß beim Mikroskop, welches selbst nur ein Fernrohr, für nahe Gegenstände eingerichtet, sei, immer der Gegenstand selbst erleuchtet werden müsse, nicht das Bild desselben, welches beim Mikroskop ebenfalls durch das Objectivglas dargestellt werde; daß es vielmehr erste Bedingung sei, von diesem Bilde alles fremdartige Licht abzuhalten. Wenn man daher das mikroskopische Verfahren auf den Mond anwenden wolle, so müsse man einen ungeheuern Brennspiegel herstellen, welcher alles auf ihn fallende Licht nach dem Monde zurückwürfe, und ein solcher Brennspiegel müsse eine beiläufige Brennweite von 51,000 Meilen haben, oder man müsse zwischen Sonne und Mond eine Brennlinse anbringen, welche ungefähr den Durchmesser des Mondes hätte, also von 466 Meilen, und von der dann das ganze sonst auf den Mond fallende Sonnenlicht auf einzelne Punkte des Mondes concentrirt würde. Diese Linse könnte übrigens um so viel kleiner sein, je näher der Sonne sie stände. Da wir nun aber nicht zum Raume zwischen Sonne und Mond gelangen können, so ließe sich eine derartige Linse schwer anbringen, und da wir bis jetzt nur Brennspiegel herzustellen verstehen, deren Brennweiten höchstens nach Fußen gemessen werden, so dürfte die Errichtung eines Brennspiegels mit einer Brennweite von 51,000 Meilen ihre nicht unbedeutenden Schwierigkeiten haben u. s. w. Wir nehmen indeß, wie billig, auf solches Gerede gar keine Rücksicht, indem wir die Herren Naturforscher nur an des Colombos Ei erinnern. Genug die Entdeckung ist gemacht; wir wissen bereits, wie die Mondbewohner aussehen, und wer es noch nicht weiß, soll es sogleich erfahren. Ich führe nur noch aus der uns vorliegenden Schrift, welche mir vorliegt, an, indem ich die nähere Beschreibung des Herschel'schen Instruments übergehe, daß die Objectivlinse desselben ein Gewicht von 14,000 Pfund hat. Mit diesem Funfzehntausendpfünder hat Herschel, wie es heißt, den Mond erobert. Solches Vertrauen hat derselbe auf seine Unwiderstehlichkeit, daß er schon im Voraus eine Entomologie des Mondes versprochen hat. Zwar hat er bescheiden noch die Bedingung hinzugefügt, daß sich auf demselben Insekten befinden müßten; aber für einen Mann, welcher den Mond bis auf wenige Meilen Entfernung an die Erde heranziehen kann, ist es eine Kleinigkeit, auch solche unbedeutende Dinge, wie lunarische Flöhe und Wanzen sind, nöthigenfalls selbst zu erschaffen.

Bisjetzt haben die Physiker ziemlich allgemein angenommen, daß der Mond weder eine Atmosphäre noch Wasser habe. Die Widerlegung dieser Annahme ist das Geringste, was das Herschel'sche Teleskop geleistet. Die Mondatmosphäre hat aber die besondere Eigenschaft, daß sie Hrn. Herschel fast gar nicht bei der Beobachtung des Mondes gestört hat. Hieraus folgt, daß sie gar keine Strahlenbrechung und keine nach dem Monde zunehmende Dichte haben könne und noch vieles Andere, mit einem Wort, daß sie eine Atmosphäre sein müsse, die keine einzige Eigenschaft einer Atmosphäre hat. Nun nennen sie zwar ein Ding, welches keine Eigenschaft eines Dings hat, Nichts; indeß das bleibt sich gleich. Genug, der Mond hat eine Atmosphäre! Herschel hat ferner nicht nur die genauen Umrisse der Mondberge, ja der einzelnen Felsen beobachtet, sondern auch die Gebirgsarten unterschieden, aus denen sie bestehen. Das Mineralreich des Mondes ist aber beiweitem grandioser ausgebildet als das der Erde. Herschel bemerkte unter Anderm eine Art obeliskförmiger oder äußerst schlanker Pyramiden, die

Digitized by Google

ungeheuren Gruppen standen, über eine 30—40 Meilen lange Strecke ausgebreitet. Es waren ungeheure Ameisen, wie verdünnter Rothwein an Farbe und glühend wie brennendsten Sonnenlichte. Ihre Höhe variirt zwischen 60 und 90 Fuß; doch sah er auch einige von viel beträchtlicherer, fast unglaublicher Höhe. Gewiß gibt es auf dem Monde auch noch andere ebenso große Gebirge, aus edlern Edelsteinen bestehend, welche wir auf der Erde für die höchste Kostbarkeiten halten. Man stelle sich so ein meilenlanges Felsenthal, mit lauter ungeheuern Diamanten besetzt vor, eine sächsische Schweiz, wo statt der Sandsteine Rubinfelsen stehen. Ich übergehe die Schilderung der reizendsten Gegenden, welche Herschel mit seinem Auge durchwandelt; ich übergehe seine Entdeckungen im Pflanzenreich und beschränke mich auf die Mittheilung von der Beobachtung zweier merkwürdigen Mondthiere. Das erste vierfüßige Wesen, welches der Entdecker des Mondes mit unsterblicher Freude als seines-Gleichen begrüßte, war ein Landschwein.

Im Schatten der Bäume an der Südostseite sahen wir zahlreiche Heerden brauner Vierfüßler, die dem Äußern nach in Allem den Bisonochsen glichen, aber etwas kleiner waren als irgend eine Gattung des bos-genus, unserer Naturgeschichte. Ihr Schwanz war dem unsers bos grunniens ganz ähnlich; aber hinsichtlich ihrer halbmondförmig gekrümmten Hörner, des Buckels auf dem Rücken, der Größe der Wampe und selbst ihres zottigen Haares glichen sie vollkommen der Gattung, mit der ich sie zuerst verglich; doch war die Bildung ihres Vorderkopfes sehr unterscheidend (eine Bildung, die wir späterhin bei andern Thieren, welche wir noch entdecken, vorfanden): diese besteht nämlich in einem großen fleischigen Wulst oberhalb der Augen, der sich quer über die Stirn bis zu den Ohren erstreckte. Wir konnten diese haarige Bedeckung ganz deutlich erkennen; ihre Festheit war genau so wie der Stirnumriß der den Damen jetzt unbekannten Haube der Königin Maria von Schottland, und mittels der Ohren bewegbar. Der Scharfsinn Dr. Herschel's entdeckte sogleich, daß dies eine weise Vorrichtung des Schöpfers sei, um die Augen des Thieres gegen die zu großen Extreme des Lichtes und der Finsterniß, welchen alle Bewohner jener uns gegenüberstehenden Seite des Mondes periodisch unterworfen sind, zu schützen. Das zunächst von uns entdeckte Thier wurde auf der Erde für eine Mißgeburt gehalten werden. Es war bläulich bleifarben, von der Größe einer Ziege, mit Kopf und Bart wie diese und einem einzigen, ein wenig nach vorn gekrümmten Horne. Das Weibchen hatte weder Horn, noch Bart, aber einen viel längern Schwanz. Dieses Thier hielt sich in ganzen Heerden und namentlich an den steilern Abhängen der Bergwaldungen. Hinsichtlich des Ebenmaßes und der Zierlichkeit in seinen äußern Formen wetteifert es mit unserer Antilope, und gleich dieser schien es ein munteres, lebhaftes Geschöpf, das mit großer Schnelle sich bewegte und unzählige Possen, gleich einem jungen Lamme oder Füllen, auf den grünen Rasen dahinsprang.

(Der Beschluß folgt.)

Das Erbe von Toggenburg, oder der erste Bürgerkrieg der Schweizer. Historischer Roman von Friedrich Seybold. Zwei Bände. Stuttgart, Schweizerbart. 1835. 8. 3 Thlr.

Als wir das vorliegende Buch gelesen hatten, glaubten wir sehr zerstreut gewesen zu sein, denn an seinem Ende besaßen wir wenig oder nichts von dem Faden der Erzählung. Nur einige Momente standen klar vor uns: das Jahr 1439, der erste Bürgerkrieg der Schweizer, innere Zerwürfnisse, bei denen Östreich durch Bestechungen thätig ist, einzelne Namen verschiedener Personen, einzelne Züge aus ihrem Geschick, die wir nicht in Verbindung zu bringen wußten. Wir begannen daher eine Art Studium des Werks und, mit Betrübniß gestehen wir es, wir sind nicht viel klüger als zuvor dadurch geworden.

Es ist immer eine schwere und große Aufgabe, wenn ein Autor eine längst verschollene Zeit, die noch dazu höchst complicirt in allen ihren Beziehungen ist, wieder vor uns auferstehen lassen will, und es gehört dazu ein großes, selten anzutreffendes Talent. Denn wenn wir das Wort: „historischer Roman", lesen, so können wir darunter nicht blos verstehen, daß der Verf. seinen Schauplatz in irgend ein historisches Ereigniß gelegt hat, sondern daß er es sich zum Hauptzweck machte, die geschichtlichen Zustände, welche jenes Ereigniß herbeiführten, zu entwickeln, zu schildern. Das scheint uns auch die Absicht des Verf. gewesen zu sein, die uns jedoch nichts weniger als erreicht däucht. Derjenige, welcher sich nicht sowol die Geschichte Einzelner, die Entwickelung ihrer Charaktere, ihren Kampf mit dem Schicksal zum Gegenstand nimmt, als eben jenen Brennpunkt aus der Geschichte der Zustände der Menschheit, den man historisches Ereigniß nennt, muß ein großer Dichter sein, wenn er uns nicht langweilen will; denn, wie Göthe sagt: Leidenschaften und Gefühle kehren wieder, Zustände nie, und darum gehört ein größerer Dichtergeist dazu, sich in verschwundene Zustände als in immer wiederkehrende Leidenschaften der Menschen zu versetzen und sie richtig darzustellen.

Wenn der Verf. an einer großen Ideenfülle litte, wenn er in die Tiefen der Seelen tauchte und die Grenzen des Geschaffenen berührte, wenn er das Werden der ungeborenen Gedanken zeigte, dann dürften wir ihm Dunkelheit zu Gute halten; aber leider liegt die Dunkelheit, welche wir ihm vorwerfen müssen, nicht im Style, der, wie ein flaches Wasser, bis auf seinen Grund sehen läßt; sie liegt in der Erfindung, die dem Verf. selbst nicht klar geworden ist, sodaß sein Roman wie ein ungeborenes Ding zu betrachten, welchem nur die Presse, gleich der Hand, die Macduff aus dem Mutterleibe schnitt, Leben gab. Macduff aber besaß dennoch organisches Leben genug, fortzubestehen: eine Kraft, die wir diesem Buche nicht zusprechen können. Denn diese Dunkelheit, über welche wir uns beklagen, liegt nicht deshalb in der Composition, weil geheimnißvolle Motive in ihr walten, weil ein göttlicher Geist auf den Wassern ihrer Tiefe schwebt; sondern sie ist nur da, weil Confusion in des Dichters Ideen herrscht, weil er seine eigne Erfindung nicht zu beherrschen wußte, oder vielmehr — denn das klingt, als sei sie selbständig, eine Minerva, aus Jupiter's Haupt gesprungen —, weil er seine Erfindung nicht zu schaffen, nicht zu gebären verstand, weil sie, mit einem Worte, als Erfindung gar nicht vorhanden war. Die Geschichte, die er erzählt, leidet nicht an übernatürlichen Motiven, sondern an dem Mangel des Motivs; vielleicht die schlimmste Krankheit, an der eine Geschichte leiden kann. Anders wenigstens wissen wir uns ihre Erscheinung durchaus nicht zu erklären. Wir wollen unsere Leser nicht mit einer Darlegung der Fabel des Romans ermüden, die den Raum, welchen dieses Werk einzunehmen berechtigt ist, weit übersteigen müßte; denn wie ließe sich das ganz Verkehrte kurz darstellen? Es genüge, einige wenige der Personen des Romans in ihren Schicksalen vorzuführen.

Carmagnuola, ein Feldherr des Herzogs von Mailand, Phillipp Visconti, wird durch einen jüngern und unwürdigen Günstling verdrängt und wandert in die Schweiz aus, wo er verborgen und unbekannt mit seiner schönen Tochter lebt. Das erfahren wir am Anfange des Romans. An seinem Ende aber scheint Carmagnuola auf gewaltsame Weise durch den Herzog vom Leben zum Tode gebracht, ohne daß er die Schweiz verlassen hat und ohne daß wir den geringsten Grund dieser Handlung des Herzogs ahnen können; denn Carmagnuola's Tochter, die sich noch ruhig an demselben Orte der Schweiz befindet, wo sie früher mit ihrem Vater lebte, schwört Rache bei dem blutigen Haupte ihres Vaters und stiftet ihre Liebhaber an, den Herzog zu ermorden. Ganz unverständlich ist uns trotz der größten Mühe der Hergang dieser Ermordung

Digitized by Google

gebliebenen, wo ein Mörder immer an des andern Stelle tritt, ohne daß wir begreifen, warum. Der Herzog selbst ist eine sehr überflüssige Person in dem ganzen Drama der Geschichte. Umsonst macht der Verf. uns die Mühe, von Mailand in die Schweizerthäler und von den Gletschern nach Mailand hinüberzuspringen; Visconti thut der Erzählung gar nichts, und ob er fällt oder nicht, ist höchst gleichgültig; zwar will man ihn zum Kriege wider die Schweizer anstiften, aber er läßt sich nicht dazu bewegen. Der einzige Grund, den wir für seine Erscheinung finden, ist, daß sie Gelegenheit gab, den Hof von Mailand im Gegensatz zu den einfachen Schweizerhütten darzustellen: eine Darstellung die jedoch so sehr im Hintergrunde bleibt, daß sie dieses Motiv nicht rechtfertigt, welches überhaupt ein sehr aus der Luft gegriffenes sein möchte.

Adelgunde von Wellenberg tritt in einer Scene des Romans auf; sie scheint den Helden, der ihre Gefühle nicht theilt, zu lieben und reizt als eine der interessantern weiblichen Figuren des Buchs. Aber sie erscheint nur, um uns auf ewig zu entschwinden, und keine weitere Andeutung ihres fernern Geschickes begegnet uns; wir sehen einen Anfang ohne Fortsetzung, ohne Ende. Man werfe uns nicht ein, daß das ein treues Bild des Lebens ist, welches auch Einzelnheiten und Bruchstücke gibt; hier grade liegt der Gegensatz des Lebens und der Kunst; die Kunst hat einen Rahmen, der sie zu einem Ganzen macht, und ist Kunst nur durch ihre Beschränkung; das Leben aber findet seinen Rahmen nur in der Weltgeschichte, der für das Kunstwerk zu weit hinausliegt.

Wir führen einen dritten Beweis der Abwesenheit der Motive der Erfindung in der Geschichte des Helden selbst an. Das Buch heißt „Das Erbe von Toggenburg". Ein reicher Graf von Toggenburg, von dem wir sonst nichts erfahren, ist gestorben ohne Leibeserben; aber er hatte vorher vom Kaiser die Erlaubniß erbeten, seine Besitzungen durch Testament wem er wolle zu vererben. Der Graf muß also doch wol einen Grund für diesen Wunsch gehabt haben. Nach seinem Tode findet sich aber kein Testament und verschiedene Personen und Cantone oder Städte zanken sich um die Bruchstücke seines Erbes. Aber das Testament ist nur unterschlagen und ein Ritter von geheimnißvollem, ihm selbst unbekanntem Ursprung, der in dem Anfang des Buches schon als Held auftritt, tritt am Ende als Erbe von Toggenburg auf, d. h., ein alter Mönch und ein Eremit geben ihn dafür aus, das Testament findet sich wieder, welches die Gerichte erforschen und für echt erkennen; aber der Leser erfährt kein Wort davon, wer der Erbe von Toggenburg eigentlich ist, und der Verf. läßt es ihm auch nicht auf das entfernteste ahnen. Auf die Art ist es leicht, den Knoten einer Geschichte zu knüpfen. Dann quält der Held sich während des ganzen Werkes mit einer unglücklichen Liebe zu der Tochter eines Markgrafen von Hochberg, und der arme Ritter kann sie nicht erlangen, weil sie ihm zu hoch steht; aber der Erbe von Toggenburg darf auf Alles Anspruch machen, das Hinderniß ist gehoben, die Geliebte kann sein werden, das sagt uns der Verf. selbst. Was aber läßt er seinen Helden nun thun? Er läßt ihn großmüthiger, oder dummer Weise, denn wir sehen keinen Grund dafür, all seine Ansprüche auf das Erbe aufgeben und sagt uns in zwei Zeilen am Schlusse des Buchs, daß der Held „große Besitzungen in Schwaben und am Rhein erwarb, die er mit seiner Hand dem Hause Hochberg zubrachte und dadurch dessen Glanz und Macht ansehnlich mehrte".

Wie der arme Ritter diese Besitzungen erworben, davon erfahren wir kein Wort. Es muß ihm sehr leicht geworden sein, und wir begreifen nur nicht, daß er es nicht gleich anfangs gethan hat und erst ein paar Jahre hindurch vergebens schmachtete, bis er als der Erbe erklärt wurde; denn da dies Ereigniß seine Geburt nicht verhehlte und über diese nichts an das Licht kommt, da er andererseits die Erbschaft aufgab, so war er dadurch, daß man ihn als Erben anerkannte, um kein Haar breit weiter, und was er jetzt vermochte, konnte er auch erreichen.

Wir glauben eine Erklärung dieser Art, Romane zu schreiben, die uns wirklich noch nicht vorgekommen war, [illegible] zu finden, daß der Verf., wie wir vermuthen, eine und dieselbe Person mit dem Übersetzer von Balzac's Werken ist, es ist hier offenbar auf eine Nachahmung der Manier dieses Dichters angelegt. Aber wenn Balzac uns [illegible] von einem Ort zum andern thun läßt und uns dieselben Personen nach Jahren unter anderer Gestalt und Verhältnissen wiedervorführt, in seiner Erzählung ebenso viel verschweigt als sagt, so wird es uns doch immer leicht, ihm zu folgen, wir erkennen die alten Gestalten, von gewandter Hand hingeworfen, in ihrer Verkleidung wieder, wie wir in Lara den Conrad Corsaren erkennen müssen, und immer ahnen wir das geheime Motiv, was der Autor verschmäht, platt auszusprechen, das liegt schauerlich, dämonisch da und ergreift uns in seiner stummen Verschwiegenheit nur desto gewaltsamer; unsere Einbildungskraft ist ein dunkeler Raum gelassen, in den [illegible] in aller Wollust des Grausens oder allem Entzücken [illegible] stik, bewegt. Die Fäden zu dem großen Gewebe liegen [illegible] aber sie sind da, sie laufen fort wie die Glieder der [illegible] lichen Gestalt unter dem Faltenwurf, sie reizen, so [illegible] nur noch mehr; hier aber jagt man unsere Phantasie [illegible] in den Tod der Wüste, wo ihr höchstens noch der [illegible] staltet begegnet.

Das Einzige, was wir an dem Roman zu loben [illegible] wäre etwa, daß er in sittlicher Hinsicht äußerst rein [illegible] ist und keine Spur von Lüsternheit oder Unanständigkeit [illegible] ja, ein sehr verdächtiges Verhältniß jenes oben erwähnten [illegible] lings zu dem Herzog von Mailand wird in der Duft nur sehr bescheiden angedeutet; aber leider ist dieses [illegible] mehr ein negatives und, wie selten es auch in unsern [illegible] sein mögen, nicht hinreichend, die Masse der fehlenden [illegible] schaften unter seinem kurzen Mantel zu verdecken.

Am besten gefallen hat uns in dem Buche das [illegible] pacher Schlachtlied und die Art, wie es benutzt ist. [illegible] wir nicht wissen, wie der Verf. dazu kam, so [illegible] doch nicht an seiner Echtheit, und da wir uns nicht [illegible] es irgendwo angetroffen zu haben, so führen wir es [illegible] wiewol uns grade dieses Lied in seiner erschütternden, [illegible] entwurzelnden Urkraft dem modernen Machwerk den [illegible] den bittersten Vorwurf zu machen scheint.

Des Adels Heer war veste,
Ir' Ordnung dik und breit,
Das verdroß die frommen Gäste.
Der Winkelried do seit:
Sie hand Ir' Ordnung g'stoßen,
Wir mögen inbrechen nit.
So will ich ein Inbruch han,
Die Minen soll Ir's g'ziehen hin.

Hiemit do thät er fassen
Ein Arm voll Spieß behend,
Den Sinen macht er ein Gassen,
Sin Leben hat ein End.

Also begundenz z'brechen
Des Adels Ordnung bald,
Mit Hauen und mit Stechen;
Gott siner Seelen walt!

Da kam ein Bott gar endlich
Gen Österreich zu Hopf;
Ach edle Frau von Österreich,
Üwer Herr ligt uff dem Land.
Zu Sempach im Mute tot,
Ist er, mit Fürsten und Herren,
Von Puren g'schlagen z'tödt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 59. — 28. Februar 1836.

Sir John Herschel's neueste Entdeckungen auf dem Cap, den Mond und seine Bewohner betreffend. Nebst kurzer Übersicht einiger neu entdeckter und beobachteter Doppelsterne und Nebelflecken.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Das merkwürdigste Geschöpf, welches aber bis jetzt auf dem Monde entdeckt wurde, ist dasjenige, welches Herschel als Menschen des Mondes anerkannt hat, wir mit einem eben nicht sehr schmeichelhaften Beinamen. Es wird über dasselbe Folgendes mitgetheilt.

Endlich näherten wir uns — heißt es — der Gesichtslinie nach dem See hinaus, wo das Thal sich bis zu einer Meile in die Weite verengt und auf beiden Seiten eine Scenerie darbietet, welche sowol in pittoresker als romantischer Hinsicht über alle Beschreibung erhaben ist. Nur die Einbildungskraft, auf den Flügeln der Dichtkunst getragen, könnte Gleichnisse aufstellen, um die wilde Erhabenheit dieser Landschaft zu schildern, die dunkle Behemothklippen, gleich Wällen in der Luft, über den Abgrund steiler Abgründe ragten; Waldungen schienen sich selbst in der Luft auszudehnen. Auf der Ostseite war eine hohe baumgeschmückte Klippe, welche in einer krummen Linie, gleich drei Vierteln eines gothischen Bogens, herüberhing, und da sie von einer reichen hochrothen Farbe war, so war der Eindruck davon höchst fremdartig auf Geister, welche nicht an die Verknüpfung solcher Erhabenheit mit solcher Schönheit gewöhnt sind. Aber indem wir sie in einer Perspective von ungefähr einer halben Meile beschaueten, waren wir vor Erstaunen außer uns, vier aufeinanderfolgende Heerden großer beflügelter Geschöpfe, welche durchaus keiner Art von Vögeln ähnelten, mit langsamer gleichförmiger Bewegung von den Klippen auf der Westseite heruntergekommen und sich auf der Ebene niederlassen zu sehen. — Diese Linse, welche bald eingesetzt war, gab uns eine schöne Entfernung von einer halben Meile, und wir zählten drei Haufen jener Geschöpfe, von respective 12, 9 und 15, welche aufwärts gegen einen kleinen Wald nahe dem Anfang der östlichen Abgründe gingen. Wirklich waren sie menschlichen Wesen gleich, denn ihre Flügel waren nun verschwunden, und ihre Haltung im Gehen war sowol aufwärts als würdig. Nachdem wir sie in dieser Entfernung einige Minuten betrachtet hatten, gebrauchten wir die Linse II. 2., welche sie zu der anscheinenden Nähe von 80 Yards brachte; die klarste Linse, welche wir bis Ende des März besaßen, wo wir eine Verbesserung in dem Gasbrenner einführten. Ungefähr die Hälfte des ersten Haufens war vor unserer Leinwand passirt; alle übrigen konnten wir vollkommen genau und überlegend betrachten. Sie waren ungefähr 4 Fuß hoch, waren mit Ausnahme des Gesichtes mit kurzem, glattem, kupferfarbigen Haaren bedeckt und hatten Flügel, welche aus einer dünnen elastischen Haut ohne Haar bestanden, die hinten zusammengerollt von der Schulterspitze bis zu den Waden lag. Das Gesicht, welches von gelblicher Fleischfarbe war, zeigte eine kleine Veredelung gegen das des großen Orangutangs, da es offener und klüger aussah und eine weit größere Ausdehnung des Vorderkopfes zeigte. Indeß war der Mund sehr hervorstehend, obgleich dies etwas durch einen dicken Bart auf dem untern Kinnbacken und durch Lippen von weit menschlicherer Form als diejenigen irgend einer Species des Affengeschlechts verdeckt wurde. In allgemeiner Symmetrie des Körpers und der Glieder waren sie dem Orangutang unendlich überlegen, und zwar so, daß Lieutenant Drummond sagte, sie würden bis auf ihre langen Flügel sich ebenso gut auf dem Paradeplatze ausnehmen als einige der alten Coldstreymilizen. Das Haupthaar war dunkler als das Körperhaar, dicht, gekräuselt, aber augenscheinlich nicht wollig, und lag in zwei sonderbaren Halbcirkeln über den Schläfen des Vorderkopfes. Die Füße konnten wir nur sehen, wenn sie nacheinander im Gehen emporgehoben wurden; nach Dem, was ein so vorübergehender Anblick zu sehen gestattete, schienen sie dünn und sehr hervorragend an der Ferse. Indem sie auf der Leinwand vorübergingen, und wenn wir sie später sahen, waren diese Geschöpfe augenscheinlich in Unterredung begriffen; ihre Gesticulation, besonders die veränderliche Bewegung der Hände und Füße, erschienen leidenschaftlich und empathisch. Wir nahmen daraus ab, daß sie vernünftige Wesen seien, und wenngleich auf keiner so hohen Stufe stehend als andere, welche wir im nächsten Monat an den Ufern der Regenbogenbai fanden, doch fähig, Werke der Kunst und Erfindung hervorzubringen. Die nächste Ansicht von ihnen stellte sich noch günstiger dar. Sie fand am Rande eines kleinen Sees oder großen Stromes statt, welchen wir zum ersten Male das Thal hinab zu dem großen See fließen sahen; am östlichen Ufer erhob sich ein kleiner Wald. Einige jener Geschöpfe waren über das Wasser geflogen und lagen, gleich ausgebreiteten Adlern, am Saume des Waldes. Wir konnten nun bemerken, daß ihre Flügel eine große Ausdehnung besaßen und in der Structur Fledermausflügeln glichen, da sie aus einer halb durchsichtigen elastischen Haut bestanden, welche in krummlinigen Abtheilungen vermittels grader Halbmesser ausgespannt war, die durch die Rückenhaut verbunden wurden. Was uns aber am meisten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß die Membrane von der Schulter bis zu den Beinen hinunter zusammenhängend, obgleich in der Weite abnehmend, war. Die Flügel schienen völlig der Willenskraft unterworfen zu sein; denn diejenigen Geschöpfe, welche wir badend sahen, spreizten sich sogleich in ihrer völligen Weite aus, schwangen sie wie die Enten, um das Wasser abzuschütteln, und falteten sie sodann ebenso schnell wieder in eine compacte Form zusammen. Unsere fernern Beobachtungen hinsichtlich der Gewohnheiten dieser Geschöpfe (welche von beiden Geschlechtern waren) führten zu so beachtungswerthen Resultaten, daß ich es vorziehe, sie dem Publicum zuerst in Dr. Herschel's eignem Werke vorlegen zu lassen, wo ich Ursache habe, zu glauben, daß letztere vollständig und treu niedergelegt sind, so ungläubig sie auch aufgenommen werden mögen. Die drei Familien spannten dann fast gleichzeitig ihre Flügel aus,

Digitized by Google

und verloren sich in den dunkeln Ecken der Leinwand, ehe wir Zeit hatten, von unserm lähmenden Erstaunen zu uns zu kommen. Wir benannten die Classe dieser Geschöpfe mit dem wissenschaftlichen Namen: „Vespertilio-homo" oder „Fledermausmensch", und es sind ohne Zweifel unschuldige glückliche Creaturen, obgleich einige ihrer Vergnügungen sich nur schlecht mit unsern irdischen Ansichten vom Decorum vertragen würden.

Höchst würdig schließt die mondsüchtige Mittheilung mit der Beschreibung eines Kunstwerkes, und zwar eines Tempels, damit nach der Beschreibung des Mondochsen und des Mondmenschen einige mysteriöse Andeutungen des Mondgottes nicht fehlen.

Es war ein gleichförmig dreieckiger Tempel, aus polirtem Saphir, oder sonst einem ähnlichen, glänzenden, blauen Steine erbaut, der Myriaden goldene Lichtfunken zeigte, welche in den Sonnenstrahlen schimmerten und funkelten. Unsere Leinwand, obgleich 50 Fuß im Diameter haltend, war doch zu enge, um mehr als ein Sechstheil des Ganzen auf einmal aufzunehmen, und der erste Theil, welcher erschien, war ungefähr die Mitte einer seiner Seiten, in drei viereckigen Säulen bestehend, welche am Fuße 6 Fuß im Diameter hielten und sich schlank zu einer Höhe von 70 Fuß erhoben. Die Säulenweite betrug je 12 Fuß. Wir rückten sogleich unsere Vergrößerung so zusammen, daß sie den ganzen Bau in einer Ansicht gab, und wirklich war dieser nun sehr schön. Das Dach war aus einer Art gelben Metalls gebildet und in drei Abtheilungen getheilt, welche nicht aus dreieckigen Flächen, die sich nach dem Mittelpunkte neigten, bestanden, sondern wieder abgetheilt, gekrümmt und abgesondert waren, in der Art, daß sie eine Masse heftig bewegter Flammen darstellten, welche von einem gemeinschaftlichen Brandorte ausgehen und sich in wildwogenden Punkten (!) enden. Diese Darstellung war zu offen und zu künstlich ausgeführt, um auch nur einen einzigen Augenblick verkannt zu werden. Durch einige wenige Öffnungen in diesen metallenen Flammen bemerkten wir eine große Kugel von einer dunklern Gattung Metall, fast von einer trüben Kupferfarbe, welche sie einschlossen und scheinbar um sie herumragten, wie um sie hieroglyphisch zu verzehren. Auf jeder Ecke befand sich eine Kugel von augenscheinlich demselben Metall wie die große Mittelkugel, und diese ruhten auf einer Art Gesims, welche ganz neu in jeder uns bekannten Ordnung der Architektur, trotz dessen aber ungemein zierlich und ausdrucksvoll ist. Es glich einer halbgeöffneten Rolle, welche kühn vom Dache aufschwillt und weit über die Mauern in verschiedenen Voluten hängt. Es war von demselben Metall wie die Flammen und an jeder Seite des Gebäudes an beiden Enden offen. Die sechs Säulen an jeder Seite waren einfache, ebene Pfeiler, ohne Kapitäle oder Fußgestelle, oder irgend eine Art Verzierung; ebenso war von letzterer auch in keinem andern Theile des Prachtgebäudes etwas zu sehen. Es war nach jeder Richtung offen und schien weder Sitze, Altäre noch Opfergaben zu enthalten; aber es war ein leichter und luftiger Bau, 100 Fuß hoch von seiner weißen glänzenden Flur bis zu seinem glühenden Dache, und erhob sich auf einer runden grünen Höhe auf der Ostseite des Thales.

Ich will, wenn der Leser von seinem Erstaunen sich erholt hat, nur auf einige der unabsehbaren Folgen aufmerksam machen, welche aus dieser ungeheuern Entdeckung sich ergeben und alle Verhältnisse unsers Lebens umgestalten werden. Es leidet gar keinen Zweifel, daß wir uns binnen Kurzem mit den vernünftigen Bewohnern des Mondes in Rapport setzen werden, dieselben mögen nun Menschen oder Fledermäuse sein. Sie müssen offenbar Vernunft besitzen, denn wie könnten sie sonst so sinnreich allegorische und so kunstreiche Tempel erbauen. Gewiß kennen sie auch die Erde und ihre Bewohner längst; denn wie sollte ihnen ein so ungeheures Gestirn, wie die Erde für den Mond ist, welches noch dazu für die Mondbewohner Monate lang am Himmel steht, ohne zu verschwinden, nicht längst der wichtigste Gegenstand sorgfältiger Beobachtung sein. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Mondbewohner schon seit Jahrhunderten nur auf ein Zeichen von uns warten, um mit uns in Verbindung zu treten. Da sie alle Theile der Erde übersehen, besitzen sie besser als wir selbst, so besitzen sie jedenfalls genauere und richtigere Erdbeschreibungen und Erdkarten als wir; und da sie alle Begebenheiten der Erde ohne Zweifel mit höchst unparteiischem Auge seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden beobachtet haben, so werden sie eine Geschichte der Erde und ihrer Bewohner uns mittheilen können, welche unsere ganze bisherige Geschichtsschreibung reformiren muß. Das Bedeutendste scheint indeß dies, daß wir fortan mit Hülfe des Mondes auf die allerschnellste die entlegensten Gegenden der Erde selbst mit unserm Auge besuchen und mit den Bewohnern derselben in ununterbrochener Correspondenz stehen werden. Mit nicht viel geringerer Geschwindigkeit als mit der des Lichtes, welche bekanntlich über 40,000 Meilen in der Secunde beträgt, werden wir nach den entlegensten Theilen der Erde kommen und mit den Bewohnern derselben uns unterhalten können. Nichts ist leichter herzustellen als dieses. Man wird dem berühmten Entdecker der Mondwelt als einzig würdige Belohnung ein Privilegium zur Herstellung eines allgemein lunarisch-tellurischen Telescopischen Postwesens ertheilen wie einst in geringerer Ausdehnung dem Fürsten von Thurn und Taxis. Dasselbe wird an den verschiedenen Punkten der Erde, mit denen man direct correspondiren will, Riesentelescope aufstellen und auf der Oberfläche des Mondes werden ähnliche Postanstalten etablirt werden. Es ist klar, daß so gut wie man die Insekten des Mondes von der Erde erblicken kann, man ebenso gut auch die von den Mondteleskopen hergestellten Bilder irgend einer Erdgegend in gehöriger Stellung der Teleskope wird anschauen können und daß jede Nachricht mit der Geschwindigkeit des Lichtes über den Mond durch eine telegraphische Vorrichtung von dem einen in den andern Theil der Erde wird befördert werden können. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß die Ausführung dieses Mondpostwesens von den Regierungen wird übernommen werden müssen, und daß daher dieses ganze Postwesen zu einem Regal gemacht werden wird. Denn jedes der hierzu erforderlichen Teleskope kommt auf 70,000 Pfd. Sterling zu stehen, und uns in dem Evangelium der künftigen mondsüchtigen Zeit mitgetheilt wird, dürfte sich daher höchstens für einige britische Lords zum Privatgebrauch eignen. Ich will daher unsern berühmtesten klöralen Schriftstellern anrathen, sich vorläufig gegen die Einrichtung dieses Postwesens als Regal zu ereifern. Da, je größer das Licht, desto dunkler auch der Schatten ist, so darf es uns nicht verwundern, wenn der neue Quell des Glücks auch eine des Unglücks für uns wird. Ich will in dieser Beziehung nur eine einzige Andeutung geben. Man bedenke,

Digitized by Google

schrecklich es wäre, wenn ein bei dem Herschel'schen Mondswesen angestellter irdischer Jüngling, der ex officio alle Abende mondsüchtig werden müßte, in eine lunarische Schönheit sich verliebte. Daß die Monddamen von überirdischer Schönheit sind, liegt in der Natur der Sache. Man stelle sich lebhaft das ungeheuere Liebesweh besagten Mondjünglings vor, wie er immer wiederhinaufsehen muß, immer wieder die überirdische Schönheit seiner Geliebten bewundert. Es gelingt ihm sogar, Gegenliebe zu finden; sie theilen sich in den zärtlichsten Ausdrücken durch Mondstelegraphen die glühendsten Liebesversicherungen mit. Wie muß in diese Glut der Gefühle die Gräßlichkeit der Überzeugung hineinschneiden, dem geliebten Gegenstande nie als näher als bis zu einer Entfernung von 50,000 Meilen kommen zu können! Was gibt es Schrecklicheres, als die Geliebte immer zu sehen, sich mit ihr zu unterhalten, sie etwa nur einige Fuß von sich zu erblicken glaubt, will man begeistert in ihre Arme stürzen, dieselbe plötzlich wieder 50,000 Meilen weit entrückt zu sehen? Das ist mehr als Tantalusqual! Doch genug. Wir wollen uns das neugewonnene Glück nicht verleiden, indem wir ängstlich berechnen, was es uns kostet.

Es steht zu befürchten, daß es namentlich unter den Gelehrten noch eine große Anzahl geben wird, welche die ganze Entdeckung nicht glauben, ja sie sogar eine ebenso plumpe als boshafte Lüge nennen werden, so sehr dieselbe auch das untrüglichste Gepräge der Wahrheit trägt. Man halte dieselbe mit den Erzählungen eines Lucian und Münchhausen, welche Reisen nach dem Monde erlogen haben, zusammenstellen und gegen diese herabsetzen. In der That, der angezeigte Aufsatz hat nur durch seine Wahrhaftigkeit Werth. Eine Lüge kann nur von Interesse sein, wenn sie so kolossal wie Lucian's wahre Geschichten ist. Eine großartige Phantasie, die sich in Unmöglichem ergeht und der man das Bewußtsein von dieser Unmöglichkeit aus dem kecken und tollen Überschlagen ansieht, gewährt Belustigung, ohne zu beleidigen; denn der Leser behält das Gefühl, daß ihm der Autor im Ernste nicht zumuthet, seine überschwenglichen Lügen zu glauben. Wäre aber ein Buch wie das vorhergehende erlogen, so wäre von dem Redacteur einer Zeitschrift, so wäre es eine Perfidie gegen das Publicum; denn es ist klar, daß der Verf. die Meinung hegt, der Unsinn, den er vorbringt, werde Glauben finden. Durch eine scheinbar wissenschaftliche Begründung und dadurch, daß er seine Entdeckungen den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit unterlegt, sucht er bei den Lesern diesen Glauben zu gewinnen. Einige werden endlich behaupten, die Schrift sei eine boshafte Satire gegen Herschel. Aber abgesehen von der strafbaren Gemeinheit, die darin läge, einen von ganz Europa hochgeachteten Mann, dem wir in der That die wichtigsten Entdeckungen verdanken, als einen unverschämten, frechen Lügner darzustellen, so würde, wenn der Aufsatz satirisch sein sollte, doch eine Spur von Witz, wenigstens von feinsollendem zu treffen sein; es würde sich wenigstens eine oder die andere bedeutungsvolle Anspielung finden. Von alle dem habe ich aber keine Spur entdecken können. **Das Buch hat weder als Phantasiestück, noch als Satire, noch als Persiflage, noch als Pasquill irgend einigen Werth; und wenn ihm daher auch noch der Werth der Wahrheit abgesprochen wird, so hat es gar keinen.** 53.

Mémoires d'un officier d'état-major, par le baron *Barchou de Penhoën*. Paris 1835.

Diese Memoiren beschreiben die Expedition der Franzosen nach Afrika. Von allen Werken, welche den gleichen Gegenstand behandeln und uns bis jetzt zu Gesichte gekommen sind, geben wir unbedenklich diesem den Vorzug. Ein höchst gebildetes Urtheil, eine lebhafte, abgerundete Sprache, vor Allem aber die größte Unparteilichkeit in Schilderung der Charaktere und Zustände zeichnen es vor den meisten andern aus.

Der Verfasser, Hauptmann im Generalstab und Adjutant des Generallieutnants Berthezène, befand sich in einer Lage, wo er nicht nur richtig zu beobachten, sondern auch die Beweggründe der Handlungen zu erforschen im Stande war. Um nach seiner Rückkehr aus Afrika die Muße in der Quarantaine zu Marseille nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, schrieb er unter dem frischen Eindrucke des Erlebten seine Memoiren nieder und machte sie später durch den Druck bekannt.

In der Einleitung setzt er die Ursachen des Krieges mit großer Klarheit auseinander. Eine zweijährige Blokirung, von dem Ministerium Villèle angeordnet, hatte nicht den geringsten Erfolg und kostete Frankreich mehr als 14 Millionen. Erst zu Anfang des Jahres 1830 beschäftigte sich Fürst Polignac als Ministerpräsident ernstlich mit dem Gedanken einer Expedition nach Algier. Eine Commission, bestehend aus den Ministern, dem Admiral Duperré, den General-Inspectoren der Artillerie und des Geniewesens, dem General Valazé und mehren Stabsoffizieren der Land- und Seemacht, ward zusammengesetzt, von denen die Mehrzahl sich für, Admiral Duperré gegen die Unternehmung erklärten. Der Herzog von Angoulême entschied zu Gunsten der erstern Ansicht, worauf die Rüstungen begannen. Eine Anleihe von 80 Millionen sorgte für den nöthigen Kostenaufwand. So weit führt uns der Verfasser in seiner Einleitung und geht sofort zum ersten Buche über, dem er den Namen „Toulon" gibt.

Mit lebhaftem Interesse folgt man dem Verf. auf seiner Reise von Brest über Lyon nach Toulon. In letzterer Stadt angelangt, bot sich ihm ein eigner Anblick dar. Offiziere und Soldaten von allen Waffen bedeckten die Straßen, die Spaziergänge, die öffentlichen Plätze. Provenzalische, italienische, catalonische, maltesische, griechische Matrosen drängten sich in ihrer verschiedenartigen Kleidung vom Morgen bis zum Abend an den Ufern durcheinander. An die Stelle des Glockenschlages zur Bezeichnung der Stunden war der Klang der Trompeten und der Trommeln getreten. Munitionswagen und Geschütze durcheilten die Straßen; eine Menge von Transportschiffen und Barken fuhr unaufhörlich von dem Hafen nach der Rhede und von der Rhede nach dem Hafen. Von der Landseite schien es, als werde die Stadt durch ein zahlreiches Heer blokirt; von der Seeseite war eine unermeßliche Flotte hier versammelt.

Am 25. April trafen die Generale zu Toulon ein und übernahmen ihre Divisionen und Brigaden; auf den 1. Mai erwartete man den Dauphin zur Abhaltung einer Heerschau über das Heer und die Flotte.

Ehe der Verf. weiter erzählt, gibt er eine Charakteristik des Obergenerals Bourmont und des Admirals Duperré.

Bourmont war vor der Revolution Cavallerieoffizier, wanderte aus und machte unter dem Prinzen von Condé zwei Feldzüge mit. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er Theil an den Unruhen im Westen; dafür ward er auf Befehl des Kaisers als Gefangener nach der Citadelle von Besançon ge-

Digitized by Google

dopplet. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst gelang es ihm zu entkommen. Unter mannichfachen Verkleidungen flüchtete er sich nach Lissabon, wo er später in nähere Verhältnisse mit dem Herzoge von Abrantes trat und durch dessen Vermittelung beim Generalstabe des Generallieutenants Gérard angestellt ward. Ausgezeichnet durch Tapferkeit und wahrhaft militairische Eigenschaften rückte er zum Brigadegeneral vor. Im Feldzuge 1814 lieferte er den Russen ein rühmliches Gefecht und ward dafür zum Generallieutenant ernannt. Die erste Restauration ließ ihn in diesem Grade. Nach Napoleon's Landung war er Chef des Generalstabes des Marschalls Ney. Später ward ihm von Napoleon der Befehl einer Division übertragen. Vier Tage vor der Schlacht bei Waterloo ging er zu Ludwig XVIII. über. Dieser Schritt und die ministerielle Gemeinschaft mit dem Fürsten Polignac machten ihn in Frankreich unpopulair. Gleichwol zog ihn Karl X. dem Herzog von Ragusa vor, der sich gleichfalls um den Oberbefehl der nach Algier bestimmten Armee bewarb. Ebenso trug Duperré den Sieg über Rigny davon. Ersterm schildert der Verf. als einen Mann, dem das Gebiet der Politik von jeher fremd blieb, der aber als der wahrhafte Ausdruck eines vollkommenen französischen Seeoffiziers, sowol von Vorgesetzten als von Untergebenen betrachtet wurde.

Der Verf. theilt nunmehr die Organisation der Landtruppen in großem Detail mit. Unter dem Artikel „Administration" bemerkt man eine Druckpresse, einen Tag- und Nacht-Telegraphen und einen aerostatischen Apparat, der seit Fleurus nicht mehr bei den französischen Heeren figurirt hatte. Duperré, der in der Commission stets gegen die Unternehmung gestimmt hatte, entwickelte, seit ihm das Commando der Flotte übertragen war, eine ungemeine Thätigkeit. Den Geist der Truppen schildert der Verf. als vortrefflich; der bevorstehende Feldzug verstieß gegen keine politische Meinung, daher ward er von allen, auch den entgegengesetztesten Meinungen mit günstigem Auge betrachtet. Von Seiten der Marineoffiziere herrschte das größte Vertrauen in ihren Führer; alle vereinigten sich in der Meinung, daß er ausführen werde, was nur immer ausführbar sei.

Den Dey von Algier stellt der Verf. als wenig beunruhigt durch die Rüstungen der Franzosen dar. Obwol voll Vertrauen auf die Geschütze der Kasauba, rief er dennoch die Beys der Umgegend zur Vertheidigung von Algier auf.

Am 3. Mai traf endlich der Dauphin zu Toulon ein und hielt Heerschau über die Truppen und die Seemacht. Am 11. wurden die Truppen eingeschifft; eine Proclamation verkündigte ihnen den Zweck der Expedition. Widrige Winde verzögerten jedoch die Abfahrt bis zum 25. Mai. Der Abschied von dem französischen Gestade, die Schlachtordnung der Flotte, die Überfahrt und die Ankunft am 30. Mai im Angesichte der afrikanischen Küste, der Unfall der beiden Briggs Silen und Aventure, der Aufenthalt zu Palma, dies Alles wird von dem Verf. mit ebenso viel Klarheit als Lebhaftigkeit beschrieben.

Das zweite Buch führt den Titel: „Staouëli". Die Landung auf der Halbinsel Sidi-Ferruch ging ohne besondere Schwierigkeiten vor sich. Der Verf. erzählt einen merkwürdigen Zug, der von den Franzosen als ein günstiges Vorzeichen genommen wurde. Die Neuheit des exotischen Anblickes hatte sie gänzlich vergessen lassen, daß sie auf feindlichem Boden standen; bald jedoch wurden sie hieran erinnert. Sie gewahrten einen Araber zu Pferde, der die Vorposten umschwärmte; obwol er sich außer Schußweite bewegte, feuerte er dennoch seinen Karabiner als Zeichen der Kriegserklärung ab. Um zu zeigen, daß die Franzosen mit Geschütz versehen seien, ward eine Haubitze gegen ihn abgefeuert. Der Araber gewahrte das Feuer des Geschützes; um sich dem Projectil zu entziehen, setzte er sein Pferd in Galop in der Hoffnung, einen deckenden Hügel zu erreichen. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß die Granate ihn traf. Pferd und Reiter stürzten zusammen unter lautem Jubelrufe der Franzosen. Wol war dies ein günstiges Vorzeichen, denn noch an demselben Tage ward die Vorhut der Araber unter dem Bey von Titeri, 10,000 Mann stark, nach einem heftigen Kampfe, mit Verlust von 14 Kanonen geschlagen.

Mit großem Interesse folgt man der Beschreibung der ersten Bivouaks, wo sich das Kleingewehrfeuer der elitenden französischen Vorposten mit dem wilden Geheul der Schakals mischte; der furchtbaren Stürme, welche die Franzosen in den ersten Nächten auszuhalten hatten; endlich dem entscheidenden Treffen am 19. Juni, in welchem der Janitscharen-Aga in der Ebene von Staouëli, nicht ohne beträchtlichen Verlust für die Franzosen, geschlagen wurde. Selbst Krieger, welche die Schlachtfelder des Befreiungskampfes in den Jahren 1813, 1814 und 1815 gesehen haben, werden die Beschreibung des Schlachtfeldes bei Staouëli nicht ohne Interesse lesen, wovon wir hier nur einen gedrängten Auszug geben:

„Das Schlachtfeld, auf welchem sich der Feind den ganzen Morgen behauptet hatte, lag jetzt hinter uns. Auf unserm linken Flügel bot sich unsern Blicken ein grausiger Anblick dar. Ein großer Theil unserer Todten und leider auch viele unserer Verwundeten waren eine kurze Zeit in den Händen der Feinde geblieben; scheußlich verstümmelt fanden wir sie wieder. Köpfe, Füße, Hände waren denselben abgehauen, mit aufgeschlitztem Leibe schwammen sie in ihrem Blute. Die meisten erbittert hatten sich die arabischen Weiber, welche den Männern stets in großer Zahl folgen, gezeigt. Eine lag neben einer französischen Leiche, der sie das Herz aus dem Leibe gerissen hatte. Eine andere suchte sich mit einem Kinde auf dem Arme zu flüchten; von einer Kugel getroffen, stieß sie dem Kinde mit einem Stein das Hirn ein, damit es nicht lebend in unsere Hände falle; sie ward von den Soldaten mit dem Bayonnet niedergestoßen."

Nach erfochtenem Siege operirten die Franzosen so, daß das ganze feindliche Lager in ihre Hände fiel. Die Zelte waren größtentheils von blendender Weiße; einige glichen ihrer kegelförmigen Gestalt kleinen Pyramiden, andere waren länglich und hatten die Form der Schiffe. Auf einigen stand der Halbmond, auf andern eine vergoldete Kugel. In guter Ordnung standen sie durcheinander; gesattelte Pferde und Reiter galopirten umher. Auf der linken Seite befanden sich einige Hundert Kameele. In dem geräumigen prachtvollen Zelte des Aga fand das französische Hauptquartier hinreichende Unterkunft.

Während die Franzosen ihr Lager bei Staouëli bezogen und eine Straße von Sidi-Ferruch dahin führten, wurde der Belagerungspark ans Land geschafft. Manche blutige Affaire mit der Araber, wie der am 25. Juni, bei welchem der General Bourmont tödtlich verwundet wurde, mußten von den Franzosen zurückgewiesen werden. Die Beschreibung der Gefechtskämpfe, gänzlich abweichend von denen der europäischen Kriege, erinnert an diejenigen der Homerischen Helden. Am 28. Juni bemächtigten sich die Franzosen des Plateaus von Bonfarik, von wo aus sie endlich Algier zu ihren Füßen erblickten. Die Minarets, die Kasauba, das Kaiserschloß, der Hafendamm mit seinen furchtbaren Batterien waren deutlich zu unterscheiden. Die Umgegend prangte in der üppigsten Vegetation. Der französische Obergeneral benutzte die Begeisterung, welche der Anblick des Zieles der Expedition aller Gemüther bemächtigte, und ertheilte den Befehl zur Berennung der Stadt und des Forts.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Dem Vernehmen nach hat Börne bei seiner ehrsamen Verschlossenen Lebensweise, die er neuerdings in Paris wieder einige Bände Briefe im alten Styl componirt, denen wol kein deutscher Verleger seine Firma hergeben

Nach dem „Almanach général de médecine" beträgt die Anzahl der Ärzte und Chirurgen in Paris mehr als 1220, eine sehr geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß unter zehn Medicinern mindestens drei keine Praxis haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 60. — 29. Februar 1836.

Über die Petition der deutschen Theaterdichter und Componisten zur Sicherstellung ihrer Eigenthumsrechte.

Durch die öffentlichen Blätter ist eine Angelegenheit schon mehrfach zur Sprache gekommen, über die ihre Unternehmer sich vorgenommen hatten, bis sie durch die That ans Licht träte, ein Schweigen zu beobachten, welches in gewissen Dingen wohlthätiger wirkt als die günstigen Vorbereitungen durch die Presse. Wir meinen die von Leipzig und Berlin aus ergangene Einladung an die deutschen Dichter und Componisten für das reale Theater behufs einer einem hohen Bundestage einzureichenden Petition wegen Feststellung der Autorenrechte. Es ist über die Sache öffentlich gesprochen und verhandelt worden, auch sie ist in einem Fortgange, von dem man sich glückliche Resultate versprechen darf, also wird kein Siegel unerlaubterweise und voreilig geöffnet, wenn auch hier ein Wunsch darüber sich verlautbart.

Durch die in Berlin im Jahre 1833 anwesenden Dichter und Componisten wurde eine Commission ernannt, welche diese Petition vorläufig abfassen, demnächst vortragen und hierauf an die Dichter und Componisten in den übrigen deutschen Städten zu deren Begutachtung übersenden sollte. Es hielt gewiß schwer, in einer Angelegenheit, wo es durchaus an gesetzlichen Bestimmungen, ja an einem Herkommen, welches nur einigermaßen überall hält oder zu billigen wäre, fehlte, und wo die divergirendsten Ansichten über Das, was man erbitten sollte, unter den Bevollmächtigten herrschten, zu einer Übereinkunft zu kommen. Einige wiesen auf unsere Nachbarn, wo jedem dramatischen Dichter das Gesetz eine goldene Ernte sichert, wenn er nur einmal Erfolg gehabt hat; Andern war jede Foderung, welche nur einigermaßen die Willkür der Theaterdirectionen in Benutzung des schriftstellerischen Eigenthums und der Abfindung der Autoren beschränken konnte, bedenklich. Die Mitglieder des Comité, welche für ihre Personen wenig bei der Sache betheiligt und nur um der guten Sache selbst willen thätig waren, hatten eine schwierige Arbeit, bis man sich nur über die Principien einigte.

Endlich kam man in Folgendem überein und der Ausschlag war mehr auf Seiten Derer, welche nach der Meinung der Andern zu wenig, als Derer, welche nach der Meinung der Letztern zu viel foderten. Nach einer Darstellung des traurigen factischen Zustandes, wie er gegenwärtig ist, formirte man die Wünsche, welche zum Theil eine Festsetzung, zum Theil eine Abänderung desselben bezweckten, zu den zwei Anträgen: 1) daß durch gesetzliche Bestimmungen dem sogenannten Manuscriptendiebstahle vorgebeugt werde, was sich am besten dadurch thun lasse, wenn keine Theaterdirection für befugt erklärt werde, ein Drama im Manuscript aufzuführen, wenn sie nicht die schriftliche Erlaubniß des Autors aufzuweisen habe; 2) daß auch durch den Druck seines Theaterstückes der Verf. seiner Ansprüche auf Honorirung desselben sich nicht begebe, daß vielmehr jede Theaterdirection, welche das gedruckte Stück späterhin aufzuführen sich bewogen fühle, für diese (ganz verschiedenartige) Benutzung des geistigen Eigenthums des Verf. sich mit demselben noch abzufinden habe, gleich als wenn sie ein Theaterstück im Manuscript von demselben zur Aufführung brächte.

Daß beide Punkte das Loos der deutschen Schriftsteller, welche ihre Kräfte den realen Bühnen widmen, noch zu keinem goldenen machen, ist gewiß. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn diese zwei Bestimmungen gesetzlich festgestellt sind und wenigstens der Unredlichkeit und Unbilligkeit dadurch gesteuert wird. Daß gewissenlose Theaterdirigenten trotzdem die Schriftsteller übervortheilen können, kommt hier nicht in Betracht, denn auch die vortrefflichsten Gesetze lassen Schlupflöcher, und es galt nicht, damit anzufangen, allen Möglichkeiten der Übervortheilung und des Druckes vorzubeugen, sondern ein Princip aufzustellen, aus dem dereinst ein genügenderes Arrangement hervorgehen könnte. Um deshalb mußte auch die von vielen Seiten angeregte und auch im Comité unterstützte Ansicht, daß man ohne weitere Vermittelung auf eine gesetzliche Einführung eines Tantièmesystems dringen solle, unberücksichtigt bleiben. Die Mitglieder waren nicht zusammengetreten, um eine willkürliche neue Gesetzgebung zu schöpfen, wozu ihnen die innere Bevollmächtigung fehlte, sondern sie deuteten die ihnen unbestimmt ertheilte dahin: daß sie Dasjenige, was in dem bisherigen verschiedenen Gebrauche als tüchtig sich herausgestellt, sammeln, aussprechen und in eine Form bringen sollten. Ein Tantièmesystem, so billig und wünschenswerth es dem Anscheine nach ist und wie gute Früchte

Digitized by Google

es auch den dramatischen Schriftstellern bei unsern Nachbarn bringt, liegt doch bisjetzt ganz außer Dem, was sich bei uns von selbst gemacht hat. Dem Verhältniß zwischen Theaterdirectoren und Dichtern liegt bei uns das Kaufgeschäft, nicht ein Commissions- oder Societätsvertrag zum Grunde. Es wäre eine ganz neue Einführung, die, ohne natürliche Wurzeln, die künstlichste Sorgfalt und Pflege voraussetzte: etwas, was nicht erwartet werden darf, wenn man Gesetze macht. Zudem stellen sich bei der ganz verschiedenen Einrichtung der deutschen Theater locale Schwierigkeiten der Einführung eines allgemeinen Tantièmesystems in den Weg. Eine Controle wie in Rußland und Frankreich wäre zur Zeit unmöglich. Jene beiden Foderungen sind dagegen an sich nichts Neues, ihre Rechtmäßigkeit ist vielmehr schon dadurch anerkannt, daß die bedeutendern Bühnen sie in der letztern Zeit ohne andere Anfoderung als die der öffentlichen Stimme befolgt haben.

Daß man gestohlenes Gut nicht nutzen darf, ist ein Satz, der durch die ganze Welt gilt, und nur in dieser Anwendung allein im Mittelpunkt derselben, in Deutschland, nicht, weil unsere Juristen darin zufällig hinter denen des übrigen Europas zurückgeblieben sind, daß sie noch kein geistiges Eigenthum anerkennen, weil das römische Recht von einem solchen nichts weiß. Die Sitte ist hierin wie in so manchen Punkten besser als unser geschriebenes Gesetz. Die Directionen aller achtbaren Theater erkennen ein geistiges Eigenthum an und bringen keine Stücke zur Aufführung, insofern es ihnen bekannt ist, daß das Manuscript ohne Willen und Wissen des Verf. an sie gelangte. Das gewünschte Gesetz soll hinsichts dieses Punktes nur die umherziehenden Winkelbühnen zur Achtung des Eigenthums anweisen und zu gleicher Zeit Bestimmungen geben, nach denen auch die achtbaren Bühnen der Ungewißheit enthoben werden, ob ein Manuscript als rechtmäßig erworben zu betrachten ist: eine Ungewißheit, welche hier und dort wol noch zum Nachtheil der Schriftsteller spukt. Ebenso sind die vorzüglichern Bühnen Deutschlands, wie die von Wien und Berlin, seit einer Reihe von Jahren der gewonnenen Überzeugung gefolgt, daß der Autor auch durch den Druck eines Dramas nicht sein Recht verliert, alsdann dafür ein Honorar zu fodern, wenn sie dasselbe zur Aufführung bringen, und die kaiserlich-königliche Intendantur zu Wien sowie die königliche zu Berlin senden das Honorar auch für gedruckte Stücke dem Autor zu, selbst wenn derselbe keine specielle Anfoderungen deshalb an sie macht. Dies ist eine ehrenwerthe Concession, welche sowol der Billigkeit als dem Rechte gemacht wird. Denn es läßt sich, wiewol hier nicht der Ort dazu ist, auf das vollständigste erweisen, daß die Benutzung eines Dramas zur Darstellung eine durchaus verschiedene von der zum Lesen ist, und daß, wenn schon der Buchhändler gehalten ist, für eine zweite Auflage den Autor aufs Neue zu honoriren (indem nur angenommen wird, daß derselbe ihm das Manuscript zum Abdruck in so und so vielen Exemplaren verkauft habe), der Theaterdirector, welcher das Stück für einen ganz andern Kreis von Zuhörern und Zuschauern zu seinem Vortheile benutzt, noch weit mehr für dies ganz neue Nutzungsrecht verpflichtet wird, mit dem Verfasser sich darüber zu verständigen. Was die ersten deutschen Bühnen aus eignem Impuls für Recht erkennen, gilt aber leider noch nicht in der Mehrzahl der übrigen, und hier wird das Einschreiten des Gesetzgebers gewünscht, um Das, was von den Bessern als rechtmäßig anerkannt wird, zur allgemeinen Gültigkeit zu bringen. Dieser Punkt ist eben, wie er natürlich begründet, auch von einem wesentlichern Einfluß, als man vielleicht glaubt, auf die dramatische Kunst im Allgemeinen, was auszuführen andern Orts vorbehalten bleibt.

Der Entwurf der Petition mit diesen fünf Hauptanträgen wurde den in Berlin versammelten Dichtern und Componisten vorgelegt und denselben Rechenschaft über die verschiedenen Schwierigkeiten abgestattet, welche den Comitémitgliedern ihre Arbeit erschwert hatten. Die Petition, wie sie gefaßt war, wurde einstimmig gebilligt. Wiewol auch hier Stimmen für das Tantièmesystem sich regten, erkannte man doch die Gründe des Comité nicht darauf anzutragen an, indem durch eine Frage um ein Zuviel für den Augenblick auch das Wenige als Nothwendige gefährdet erschiene. Nachdem den gesetzlichen Vorschriften gemäß bei den hohen Behörden die schuldigen Anzeigen und Anfragen gemacht und von denselben für das Unternehmen die günstigsten Zusicherungen eingegangen waren, wurde an die bekanntesten Dichter und Componisten geschrieben, mit der Bitte, die in copia mit übersandte Petition bei allen Denen des Ortes circuliren zu lassen, welche als Verfasser, wenn auch nur Eines Stückes oder Einer Composition für die reale Bühne daran ein Interesse hätten. Es war in dem Schreiben auseinandergesetzt, weshalb in der Hauptsache in Berlin versammelten Autoren die Hegemonie der Sache ergriffen, während in andern Städten viele weit berufenere Männer dazu gewesen; es sei dies aber nicht aus Anmaßung, sondern geschehen, weil bei dem allgemein gefühlten Bedürfnisse doch irgendwo ein Anfang gemacht werden und die That dem Rathe vorangehen müsse, bei der Unmöglichkeit, alle deutsche Dichter vorher zu einem Concilium über noch nicht ausgesprochene Principien zu convociren.

Die Zuschriften hatten den günstigsten Erfolg. Von allen Seiten erkannte man das Zeitgemäße der Petition an und dankte für die übernommene Mühe des ersten Schrittes in dieser Angelegenheit, wiewol zu bemerken ist, daß auch hier von mehrern Seiten ein Antrag auf gesetzliche Feststellung eines Tantièmesystems gestellt wurde.

Mit mehr als hundert Unterschriften versehen, ist die Petition nunmehr auf gesetzlichem Wege an ihre Bestimmung abgegangen und die Hoffnung auf einen baldigen und baldigen Erfolg ist um so zuversichtlicher, da die Gesetzgebung über das literarische Eigenthum in Deutschland in diesem Augenblicke Gegenstand der Berathung

Digitized by Google

ie Petition in einer nahe dahin einschlagenden Angelegenheit daher zur gelegensten Zeit eingereicht ist.

So ist denn von Seiten des Comité nichts mehr zu thun. Vertrauensvoll können sie der Erörterung einer nicht unwichtigen Angelegenheit entgegensehen, die aus dem Bereich literarischer Disputationen in Sphären der Gesetzgebung entrückt ist, wo man ebenso die Steuerung gegen jede willkürliche Unbill, als die volle Berücksichtigung aller Interessen erwarten darf.

Es kann um deshalb nicht mehr darauf ankommen, daß die Unterschrift einiger Schriftsteller für das reale Theater fehlt. Die Sache wird den Fortgang haben, auf den jede gerechte und billige Aufforderung zum Schutz der Privatrechte in den deutschen Bundesstaaten hoffen kann. Nur lieferte das Ausbleiben von einzelnen Namen, die man gewiß erwartet, für die Comitémitglieder einen neuen traurigen Beweis, von welchen Rücksichten und Stimmungen Einzelne sich zurückhalten lassen, wo es in Deutschland eine allgemeine Angelegenheit gilt. Das Ansichkommenlassen ist freilich die deutsche Uruntugend; aber hier war Anfang und Aufforderung gemacht und die Saumseligen brauchten nur zuzugreifen. Wir übergehen mit Schweigen die trübseligen Gründe, die uns von mehren Seiten bekannt worden.

Es wäre Blasphemie gegen den deutschen Ernst und Sittlichkeitssinn, anzunehmen, daß diese Abwesenheit von Ernstsinn bei uns vorherrsche. Auch ist nicht Egoismus, sondern nur eine gewisse Apathie der Grund dieser Theilnahmlosigkeit. Die überwiegende geachtete Mehrzahl der Schriftsteller und Componisten für das Theater hat sich bereitwillig dem Unternehmen angeschlossen, und es gereicht den Comitégliedern zur besondern Freude, daß auch Männer darunter voranstehen, welche, in hohen Ehren und Würden, das Theater, für das sie in ihrer Jugend wirkten, längst vergessen zu haben schienen, aber mit innerer Genugthuung einem Schritte beitraten, durch den einer für unser civilisirtes Vaterland unnachvollen Ungerechtigkeit gesteuert werden soll. Vortheil wird dadurch Wenigen, Gerechtigkeit, so hoffen wir, Allen.

Nur ein Bedenken, ausgehend von einem Egoismus höherer Art, scheint beachtenswerth. „Der Nutzen des Gesetzes", sagten Einsichtige, „wird nicht den Dichtern, sondern den Fabrikarbeitern für das Theater zu statten kommen." Wir leugnen das nicht. Aber jedes Gesetz muß erst an das Brot denken, ehe es vom Marcipan spricht.

54.

Mémoires d'un officier d'état-major, par le baron *Barchou de Penhoën*.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Mit der Beschreibung dieser Unternehmung beginnt der Verf. sein drittes Capitel, das den Namen „Sultan-Calaci" (Kaiserschloß) führt und dadurch an die Unternehmung Karl V. erinnert. Gegen dieses feste Schloß ward der erste Angriff gerichtet. Aus der Darstellung des Verf. geht hervor, daß das französische Geniecorps diesen Angriff allzu leicht nahm, und nur hierdurch läßt sich der beträchtliche Verlust erklären, den die Franzosen in den ersten Tagen erlitten. Die feindliche Besatzung bestand aus 800 Türken und 1200 Arabern, die den Tranchéearbeiten der Franzosen ruhig und meist unthätig zusahen, weil sich in ihnen die sonderbare Idee festgesetzt hatte, es sei unmöglich, sich des Kaiserschlosses zu bemächtigen, außer mit Hülfe eines andern gleich großen und starken Schlosses.

Morgens um 3½ Uhr ertheilte eine Signalrakete das Zeichen zur Eröffnung des Feuers; in demselben Augenblicke demaskirten sich die französischen Batterien und spien aus einem Halbkreise ihre Flammen gegen das Schloß. Auf den ersten Kanonenschuß begab sich das französische Hauptquartier nach dem rechten Flügel der Tranchéen, auf die Terrasse des spanischen Consulathauses, von wo aus man den ganzen Angriff mit einem Blicke übersehen konnte. Zu gleicher Zeit erschien Hussein mit seinem Gefolge auf der Terrasse der Kasauba. Als um sechs Uhr der Nebel fiel, trafen die Schüsse der Franzosen besser. Die Geschütze der Feinde wurden zum Schweigen gebracht und der Commandant zur Räumung des Schlosses gezwungen. Hussein aber, ergrimmt über den Fall desselben, ließ die Zurückweichenden, welche sich nach der Kasauba wendeten, mit Kartätschenschüssen empfangen. Ein einziger Neger war in dem Kaiserschlosse zurückgeblieben; kaum hatte die Besatzung dasselbe geräumt, als er das Pulvermagazin anzündete und das Schloß in die Luft sprengte. Die furchtbare Verwüstung hielt die Franzosen nicht ab, sich auf den rauchenden Trümmern des Schlosses festzusetzen. Noch an demselben Tage knüpfte der Dey Unterhandlungen an, die wir nirgend so ausführlich und interessant dargestellt fanden als in dem vorliegenden Werke. Wir theilen unsern Lesern Einiges davon im Auszuge mit:

„Eben um die Mittagszeit gewahrten wir einen Türken mit einer weißen Fahne; seine elegante Kleidung verkündigte einen Mann von Rang: es war Mustapha, der Secretair des Deys. Vor den französischen Obergeneral geführt, erklärte er sich beauftragt zum Abschlusse einer Convention, kraft welcher die Regentschaft (vom Dey war schon nicht mehr die Rede) sich anheischig machte, die Kriegskosten zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß kein Franzose Algier betrete. Anstatt jeder Antwort zeigte man ihm die Trümmer des Kaiserschlosses und unsere Belagerungsarbeiten, welche mit Eifer fortgesetzt wurden. Man versicherte ihn, in zwei Stunden würden die Breschebatterien gegen die Kasauba fertig; man fügte hinzu, die einzige Grundlage jeder Capitulation sei die unmittelbare Übergabe des Platzes und der davon abhängigen Forts. Nach Verlauf von zwei Stunden kam der Secretair des Deys in Begleitung zweier Mauren und des englischen Consuls und Viceconsuls zurück. Der französische Obergeneral empfing sie, von seinem zahlreichen Generalstabe umgeben, unter dem Schatten einiger Bäume. Der englische Consul erklärte, er komme blos aus Freundschaft für Hussein, der ihn um seine Vermittelung gebeten habe. Der Fall von Algier sei unvermeidlich, Hussein selbst sehe das ein. Übrigens sei von dem hochfahrenden, unbeugsamen Charakter des Deys das Äußerste zu befürchten, wenn man ihm allzu harte Bedingungen machen würde. Es wurde kein Werth auf diese Äußerung gelegt, die auch andere Beweggründe haben konnte. Die Verhandlungen begannen unmittelbar mit den Abgeordneten, waren jedoch nur von kurzer Dauer, denn kaum nach einer Viertelstunde war man über folgende Punkte übereingekommen, die Hussein vorgelegt werden sollten: Die Kasauba und die davon abhängigen Forts werden am morgenden Tage den Franzosen übergeben; das Privatvermögen des Deys bleibt ihm; ebenso die Freiheit, sich mit seiner Familie zurückzuziehen, wohin es ihm beliebt. Dieselben Vortheile werden auch den Soldaten der Miliz bewilligt; ebenso die freie Ausübung der Religion, des Handels und der Industrie."

„In dem Augenblicke, als sich die Abgeordneten zu Hussein zurückzubegeben im Begriffe waren, entschlüpften dem Ober-

Digitized by Google

general einige Zweifel darüber, ob der Dey wol seine Zustimmung zu diesem Vertrage geben werde. Sogleich kehrte einer der Abgeordneten um und sagte mit ruhiger Stimme und ohne die geringste Gemüthsbewegung: „Willst du, daß ich bei meiner Zurückkunft dir in der einen Hand den Vertrag, in der andern seinen Kopf überbringe?" — „Da sei Gott für!" rief Herr von Bourmont aus, „daß ich den Tod irgend eines Menschen auf andere Weise als auf dem Schlachtfelde verlange."

„Die türkischen Abgeordneten und der französische Dolmetsch Braskewitz begaben sich sofort nach Algier. Nicht ohne Schwierigkeiten ward ihnen das Thor der Kasauba geöffnet. Zahlreiche Janitscharenhaufen standen in den engen Gängen. Nur mit Mühe gelangten sie in den großen Hof der Kasauba, woselbst sie den versammelten Divan antrafen; Hussein war von den ersten Würdenträgern der Regentschaft umgeben. Sein Gesicht und seine ganze Haltung drückten gleichgültige Ruhe aus."

„Auf erhaltenen Befehl tritt Braskewitz vor und liest einen Artikel um den andern ab: 1) „Das französische Heer wird morgen den 5. Juli 1830 um 9 Uhr Vormittags von der Stadt Algier, der Kasauba, sämmtlichen Forts und dem öffentlichen Eigenthum Besitz nehmen." Ein dumpfes Gemurmel läßt sich bei den ersten Worten hören; es wird stärker, als Braskewitz die Worte: „neun Uhr", ausspricht. Ein gebieterischer Wink des Deys stellt das Schweigen wieder her. Braskewitz fährt fort: „Die Religion und die Gebräuche der Algierer sollen respectirt werden. Kein Franzose darf eine Moschee betreten." Dieser Artikel wird mit allgemeinem, lautem Beifall aufgenommen. „Der Dey und die Türken haben Algier in der kürzesten Zeit zu verlassen." Bei diesen Worten erhebt sich drohendes Geschrei von allen Seiten. Die Janitscharen schwören, nicht zu gehorchen; sie verlangen die Stadt zu vertheidigen; der Dey erblaßt; er verläßt seinen Sitz, mischt sich unter die Empörer und stellt durch Drohungen und Überredung die Stille wieder her, worauf Braskewitz fortfährt: „Man garantirt ihnen ihr persönliches Eigenthum; auch steht es ihnen frei, den Ort zu bestimmen, wohin sie sich zurückzuziehen wünschen."

„Kaum haben sie diesen Pragraph vernommen, als sich hier und dort verschiedene Gruppen bilden. Die Unmöglichkeit, sich länger zu behaupten, leuchtet endlich ein und Hussein drückt als Zeichen der Beistimmung sein Siegel auf die Capitulation ꝛc."

Die Übergabe der Kasauba und ihres 48,000,000 Francs enthaltenden Schatzes, der Abzug der Janitscharen, Hussein's Benehmen nach seinem Sturze und seine Einschiffung nach Livorno, der Einzug der Franzosen in Algier, die Expedition des Generals Damremont nach Bona und dessen Gefechte mit dem Bey von Konstantine im Laufe des Monats August, endlich Bourmont's Recognoscirung von Belida füllen bei immer gleichem Interesse den Rest dieses dritten Capitels. Die Lage der Franzosen um diese Zeit schildert der Verf. mit folgenden Worten:

„Aus der Eroberung Algiers war der Armee kein unmittelbarer materieller Vortheil erwachsen; die Magazine der Stadt waren größtentheils gefüllt, aber mit Gegenständen, welche uns durchaus keinen Nutzen gewährten. So fand sich z. B. eine Menge Wachs und Baumwolle vor; Getreide war dagegen nur wenig vorräthig und dieses wenige meist verdorben; von Wein und gebrannten Wassern gar nichts. Das Mehl der landesüblichen Mühlen gab ein Brot, das nicht zu genießen war. Das von dem Bey von Titteri gelieferte Vieh war die einzige Hülfsquelle, welche uns zu statten kam. Daher mußten alle unsere Lebensmittel von Sidi-Ferruch bezogen werden. Mit unermüdlichem Eifer schaffte die Marine die nöthigen Vorräthe nach Algier; die Zufuhren der Landtruppen bedeckten Tag und Nacht die Straßen, welche beide Punkte verband; allein die außerordentliche Hitze machte diese letztere Operation höchst ermüdend, ja häufig tödtlich."

„Sonach hatte der Soldat nach der Eroberung von Algier ebenso sehr gegen das Klima zu kämpfen als während des Feldzuges selbst. Die kühlen Nächte, die unerträgliche Hitze am Tage, der Eiswind, der oft plötzlich vom Gebirge herwehte, entwickelten den traurigsten Einfluß auf die Gesundheit der Truppen."

„Nach jedem Gefechte hatte der Obergeneral, wie es im Dienst vorschreibt, die Gesuche um Grade und Decorationen für Diejenigen, welche sich ausgezeichnet hatten, an den Kriegsminister eingesendet. Allein 5—6 Wochen nach der Eroberung von Algier war noch immer nichts bewilligt, ja noch nicht einmal eine Antwort auf diese Vorschläge ertheilt worden. Man beklagte sich laut über diese Gleichgültigkeit. Keine Zerstreuung, kein geselliges Vergnügen trug dazu bei, diese üble Stimmung zu mildern, oder ihr eine andere Richtung zu geben. Religion, Sitten und Gebräuche umgeben jede türkische oder maurische Familie mit ebenso vielen, dem Fremden unübersteiglichen Schranken. Keine Parade, keine Heerschau, kein großes Manoeuvre beschäftigten die Armee. Der Obergeneral hatte gewissermaßen den Muth nicht mehr, sich den Truppen zu zeigen. Was hätte er ihnen sagen können? — Alle Spur aller Frohsinn, der sich während des Feldzuges auf allen Gesichtern gespiegelt hatte, war verschwunden; an seine Stelle waren Trauer und Entmuthigung getreten. Bei jedem Schritte sah man auf Scharen Kranker mit hohlen, eingefallenen Gesichtern. Fieber und Dysenterie hatten auf einen unglaublichen Grad überhand genommen. Ganze Compagnien, ja Bataillone waren dahingegangen und verschwanden beinahe gänzlich."

Im vierten Capitel: „Algier", beschreibt der Verf. die politischen und innern Zustände dieses Raubstaats unmittelbar vor und nach der Eroberung durch die Franzosen; er wirft einen Blick auf die Lage der Türken, Araber und Juden und ihre gegenseitigen Verhältnisse zueinander, schildert ihre Sitten, ihre Sprache und die sonderbaren Schicksale zweier Renegaten und eines alten Republikaners vom Jahre 1792, welche die Franzosen hier zufälligerweise antrafen, und entwirft dem Leser ein pittoreskes Bild der Stadt und ihrer Umgegend, wie der verschiedenen Straßen und Viertel derselben. Auch eines galanten Abenteuers, das ihm selbst begegnete, erwähnt er. In die Kasauba und ihre innersten Gemächer führt er den Leser und rollt das einförmige Leben des gestürzten Deys vor demselben ab. Die Begräbnißplätze der Araber und Juden, die umliegenden herrlichen Landhäuser und Gärten mit ihrem aus fruchtbaren Boden schildert er mit orientalischen Farben und wirft am Ende dieses Capitels noch einen geschichtlichen Blick auf die Expeditionen des Lord Exmouth im Jahr 1816, der Spanier unter O'Reilly und auf die verunglückte Karl's V. im Jahr 1541.

Im fünften und letzten Capitel beschreibt der Verf. die Rückkehr nach Frankreich, wozu ihn seine zerrüttete Gesundheit veranlaßte. Welche Überraschung für ihn, als er am 27. August 1830 nach einer 14tägigen Überfahrt von den Küsten von Marseille die dreifarbige Fahne wehen sah! Allgemeine Betrachtungen über das welthistorische Ereigniß der Julirevolution beschließen das treffliche Werk, das wir seines reichen Inhalts wegen deutschen Lesern nicht genug empfehlen können.

Literarische Notiz.

Die ganze Auflage des neuen Werkes von der Henriette Abrantes: „Scènes de la vie espagnole", zwei Bände, ist fast in dem Augenblicke des Erscheinens ein Opfer der großen Feuersbrunst der Rue du pot de fer im December vorigen Jahres. Der Verleger, Dumont, hat in den letzten Tagen des Juni den Wiederabdruck des Werks ausgegeben. Es ist bekannt, daß die Verfasserin lange und unter glänzenden Verhältnissen in Spanien sich aufhielt und daher vollkommen berufen war, ein treues Bild des spanischen Volks zu geben. Diese Erwartung wird auch durch die in Rede stehenden, von kräftigen Zügen und pikanten Anekdoten belebten und unterhaltenden „Scènes" nicht getäuscht.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 8. 29. Februar 1836.

Über Rumohr und den Begriff der Novelle.

weiter Band Novellen von C. F. von Rumohr. München, Franz. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Nach unserer unmaßgeblichen Meinung zerfällt die große Masse unserer gegenwärtigen Novellisten oder Erzähler in zwei Hauptclassen, nämlich in diejenigen, die schreiben können, und in andere, die es nicht können. Wir brauchen schwerlich erst zu erklären, daß wir unter der Kunst zu schreiben namentlich die drei Eigenschaften begreifen, welche sich in einem Buche durch eine correcte Art zu denken, eine angemessene Darstellung des Stoffes und den Ton der guten Gesellschaft kund geben. Erfindung und Wahl des Stoffes des Geschriebenen ist natürlicherweise nichts mit der Art zu schreiben gemein. Und so finden sich denn unter Denen, die schreiben können, ebenwie unter Denen, die es nicht können, wahre Talente, das heißt solche vor, die etwas Darstellbares zu erfinden oder zu erfassen fähig sind. Dagegen gibt es aber auch freilich Schriftsteller unter uns, und zu denen gehört leider die Mehrzahl der deutschen Erzähler, die weder schreiben können, noch etwas zu schreibendes bei ihren Productionen im Sinne haben. Um uns nicht in allzu große Verwicklungen und Abschweifungen einzulassen, führen wir hier keine Namen solcher Autoren beispielsweise an und sind überzeugt, daß sich unsere Leser deren leicht selbst die Menge nennen werden.

Hr. v. Rumohr hat sich in seinen frühern Schriften einen ausgebreiteten und wohlbegründeten Ruf als Kunstkenner und Kunstrichter erworben. Diese, sowie auch fast alle seine spätern Productionen, tragen das Gepräge eines edeln, auf eine seltene Weise hochausgebildeten Geistes und verrathen durchweg den feinen vielseitigen Weltmann und guten Gesellschafter. Nicht genug aber, daß Hr. v. Rumohr mit diesen gepriesenen Eigenschaften des Geistes und Verstandes und mit einer reichen Lebenserfahrung hervorgetreten ist, er hat sich auch noch jüngsthin im ersten Bande seiner Novellen, und zwar in der ersten Hälfte der schönen Novelle: „Sieg der Gesinnung", als einen wahrhaft geschmackvollen Dichter bewährt.

Ziehen wir nun aus der Summe dieser wesentlichen Verdienste das Ergebniß, daß es Hrn. v. Rumohr wie Wenigen gelang, seine edle Geburt durch seine Persönlichkeit zu rechtfertigen, und daß sein Name in der höchsten Aristokratie, nämlich der des Geistes, als keiner der unansehnlichsten anzuerkennen ist, so, daß er in der allgemeinen Verarmung an Geist wie ein wahrer Crösus an innerm Reichthum dasteht, so können wir es doch Jeder dagegen nicht ableugnen, daß auch Hr. v. Rumohr, wie so viele reiche Leute, mit seinem geistigen Reichthume nicht immer gut hauszuhalten versteht und sonderbarerweise Gefahr läuft, zufolge einer Berührung der Extreme durch Übergenialität sich derselben Fehler und Schwächen schuldig zu machen, die gemeiniglich nur der Geistlosigkeit eigenthümlich sind.

Indem wir uns erlauben, Hrn. v. Rumohr der Anneigung zur Übergenialität zu zeihen, wollen wir eben in Bezug auf ihn unter diesem Begriffe einen gewissen geistigen Übermuth verstehen, der da, weil seinem Inhaber der entschiedene Wille abgeht, sein schönes Talent einem einzigen Berufe zu widmen, denselben im Vollgefühle seiner gesunden Kräfte verleitet, sich für berufen zu halten, in allen Zweigen der Literatur zu wirken und Ausgezeichnetes hervorzubringen. Derselbe geistige Übermuth verführte Hrn. v. Rumohr nun auch bisweilen, im wahrscheinlichen Herniederblicken auf so mannichfache ohnmächtige Bestrebungen um ihn und neben ihm, nicht selten vielleicht sogar ohne innere Überzeugung und aus bloßem Widerspruchsgeiste, jede Eingebung einer augenblicklichen Laune oder eine länger gehegte Willkürlichkeit in der irrigen Meinung für das Rechte und Wahre auszugeben, daß es dem Geiste auch gelingen könne, das schlechthin Geistlose durch den bloßen Willen zu vergeistigen. Auf solche Weise gibt Hr. v. Rumohr seinem Publicum überdies eine Geringschätzung zu erkennen, die den unbefangenen Leser in der That in Verwunderung setzen muß. Wir können nicht umhin es auszusprechen, daß die neuerlichen Schriften des Hrn. v. Rumohr an zahlreichen Stellen die Empfindung erwecken, als wäre es Absicht des Verf., den Leser verholener- oder unverholenermaßen zum Besten zu haben; wenigstens dürfte die offenbare Bestrebung desselben, sich dann und wann einen Spaß mit ihm zu machen, bei seinem außerordentlichen Scharfsinne gewiß nicht aus einem misverstandenen Begriffe von Ironie erwachsen sein.

Es ist mit dieser Recension unsere Absicht, was wir hier vorläufig bemerkt haben, in nähere Beziehung mit dem zweiten Bande Novellen des Hrn. v. Rumohr zu stellen. Zu desto größerer Deutlichkeit wollen wir aber vorher noch aufs Gerathewohl und ohne damit seinen großen Verdiensten irgend zu nahe zu treten, an Dasjenige in seinen seitherigen Schriften erinnern, was wir bei unsern gegen ihn vorgebrachten allgemeinen Beschuldigungen unter anderm im Auge hatten. So tritt z. B. in den „Deutschen Denkwürdigkeiten" die wunderliche Verkünstelung des Styles ebenso willkürlich hervor, als sich die sprachlichen Ansichten des Verf. in einem der letztern Theile dieses Buches als unbegründet erweisen. In den „Drei Reisen nach Italien" konnte sich Hr. v. Rumohr bei seiner Polemik gegen einen Kunstkenner durch die seltsame Laune, seinen Gegner cavalièrement und mit Grobheit zu bekriegen, die Misbilligung des Publicums zuziehen. In wie komische Irrthümer ein geistreicher Mann durch den Wahn fallen könne, daß ihm vermöge seines Talentes zur Darstellung Alles gelingen müsse, hat Hr. v. R. in seiner so aller Ironie ermangelnden „Schule der Höflichkeit" gezeigt, und so sind wir auch überzeugt, daß derselbe durch die Erfolge einer seiner neuesten Schriften über lang oder kurz erkennen werde, wie die reichste Begabung doch nicht dazu ausreichen könne, aus einem an und für sich nichtigen Stoffe, wie dem einer gewöhnlichen Fuchsjagd, ein episches Gedicht zu machen. Die schmerzlichste Täuschung aber von allen, die es Hr. v. R. gewiß jemals gelungen ist, seinem wohlwollenden Leser zu bereiten, möchte wol diejenige sein, mit welcher er seine Novelle „Sieg der Gesinnung", dieses in der ersten Hälfte so meisterhaft ausgeführte Idyll, urplötzlich, so unvorbereitet, daß man kaum seinen Augen traut, aus bloßer Willkür in ein fremdes Gebiet hineinwirft, dessen unsagliche Widerwärtigkeit uns glauben machen möchte, gewissermaßen wie mit einem Zauberschlage auf einmal dem alltäglichsten Romancier in die Hände gespielt worden zu sein.

Hr. v. Rumohr hat mit diesem „Zweiten Bande Novellen" viel mehr eine polemische Absicht als eine poetische. Er führt uns nämlich damit in einen gebildeten Cirkel ein, der zwar der Angabe nach aus mehren Personen bestehen soll, eigentlich aber nur aus dreien besteht, nämlich aus einer Gräfin, die das sehr selten werdende Talent des Zuhörens zu besitzen scheint und dazu bestimmt wurde, diesen geselligen Kreis anzuregen, einem Dichter und einem Kenner. Eine vierte redende Person, denn die übrigen sind stumme, muthet uns der Verf. zu in diesem Kreise in einer Putzmacherin gelten zu lassen, welche indessen bald verschwindet und in der schnippischen Art und Weise, mit der grade sie den Bestand eines Unterschiedes im Begriffe von Erzählung und Novelle versicht, die Freunde dieser Ansicht verspotten zu sollen schien. In diesem gebildeten Kreise wird nun also besprochen und erörtert, was der Begriff von Novelle ei-

*) Über den ersten Band berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 351 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

gentlich sei, und ob sich derselbe wirklich von dem der Erzählung unterscheide, zu welchem Ende der Dichter mehre Prodenovellen mittheilt, die die Sache praktisch belegen sollen. Hr. v. Rumohr hat das Für dem Kenner, das Wider dem Dichter in den Mund geschoben, scheint aber persönlich selbst der Ansicht des Dichters ergeben zu sein, wiewol er sich immer noch eine Hinterthüre offen hält, und vielleicht, da seine Kritik in diesem Bande noch gar nicht beschlossen wird, sondern auf einen dritten und wol gar vierten Band hinweist, die noch erscheinen sollen, im Verfolge derselben seiner jetzt anscheinenden Polemik gegen Tieck noch die entgegengesetzte Wendung verleiht.

Wir haben es hier in unsern Auseinandersetzungen mit dreierlei zu thun. Erstens wollen wir den Autor auf seiner kritischen Bahn verfolgen, zweitens die uns von ihm angebotenen Novellen zu beleuchten versuchen und endlich drittens unsere eignen Ansichten von Novelle und Nichtnovelle mit wenigen Worten andeuten.

Hr. v. Rumohr läßt seinen Dichter gleich anfangs mit Unrecht behaupten, das allerdings bei den Italienern zuerst vorkommende Wort Novelle sei von ihnen gleichbedeutend mit Tagesgeschichte oder Klätscherei verstanden worden. Warum den verächtlichen Namen und nicht den zunächst liegenden Neuigkeit? Boccaccio, der Vater der Novelle, erzählte seinem Publicum neue Geschichten, Neuigkeiten, von denen doch nur sehr wenige, wenn ja welche, Klätschereien hätten genannt werden können. Allerdings ist der Begriff Novelle, wie ihn Tieck und wol auch schon Göthe gedacht haben, neu und erst in das Wort hineingelegt, wenn auch dieses Hineinlegen nichts weniger als willkürlich ist und auf dem Wege der Erfahrung aus dem Charakter der alten Novelle abgeleitet, bewirkt wurde. Boccaccio war zu seiner Zeit der einzige Erzähler in Italien, ebensowie Cervantes in Spanien. Hätte es damals in einem von beiden Ländern irgend solche Erzähler gegeben wie gegenwärtig bei uns, so würde das Volk wol auch für nöthig gefunden haben, ihre Productionen mit einem andern Namen als Novelle zu bezeichnen. Gegen unser gutes Wort Erzählung hat unser Dichter ein sehr unbilliges Vorurtheil, und es scheint beinahe, als wollte er blos aus dem einfachen Grunde keinen Unterschied zwischen Novelle und Erzählung einräumen, als weil ihm das Wort „Erzählung" durchaus verwerflich vorkommt. Er polemisirt sehr bitter gegen den aufgestellten Begriff der neuen deutschen Novelle, indem er sagt: ein solches Mittelding philosophischer und poetischer Darstellung sei eben nur ein Vehikel, gar viel blauen Dunst in die Welt und auf den Markt zu bringen. Die Beschränkung auf irgend eine ausgeschiedene Idee nach Art der Abhandlungen gewähre dem Autor Gelegenheit zu grenzenloser Verbreitung. Das Ungewisse und Schwankende in der Form erweitere scheinbar den Stoff, verhehle die Wiederholungen, verstecke das Unbefriedigende im erwarteten Ergebnisse. Wir wissen nun zwar nicht, wessen Novellen der Dichter hierbei im Sinne hat; doch scheint es uns, da Hr. v. R. nicht selbst spricht, als habe er also auf eine sehr feine Weise den Dichter mit diesen Worten einen gewissen Brotneid gegen einen Andern verrathen lassen wollen. Daß derselbe die besagte neue deutsche Novellenart „unter der Benennung von didaktischen, lehrreichen, belehrenden Novellen fürder als eine ganz eigne Gattung" der Novelle ansehen will, können wir nicht zugeben, da die reiche Fülle der Tieck'schen Novellen eben alle Arten derselben in sich faßt. Auf einem sprachlichen Irrthume beruht dieses Dichters Behauptung, daß Cervantes seine Novellen durch das Beiwort exemplares habe als musterhafte bezeichnen wollen. Eine solche Anmaßung konnte dem bescheidenen Dichter nicht in den Sinn kommen. Er wollte in seinen Novellen nicht besonders belehren und erbauen, sondern er nannte sie darum novelas exemplares, moralische Novellen, damit er seinen ernsten Landsleuten, die bei dem Worte Novellen nur an die für sie meist zu anstößig geschriebenen italienischen Novellen Bandello's und Boccaccio's denken konnten, durch diese Ankündigung im Voraus kein Aergerniß gebe. Allerdings hat der große Cervantes in seinen wahrhaft musterhaften Novellen die Brücke, welche von der italienischen Novelle zu der [illegible] herüberführt. Auf jeden Fall klingt es verwunderlich, wenn unser Dichter behauptet: ein gar nicht verwerflicher Schatz von Novellen der alten Art fände sich in der Literatur unserer Dorfkalender und Wandalmanachs. Von diesen Novellen würden die besten alljährlich wiederum abgedruckt, weil ihre Unerschöpflichkeit ihres Reizes außer Zweifel stelle, da man sie kenntlich mit immer neuem Vergnügen sie zu lesen pflegt. Durch unablässiges Nachbessern hätten sie eine Vollendung der Form und relative Reinheit der Sprache erlangt, welche sie werth machte, irgend einmal in schöner Ordnung gesammelt und gleichsam als Musterschrift abgedruckt zu werden. Wir wollen uns indessen gern bescheiden, da wir mit den Novellen kalendern des Nordens von Deutschland unbekannt sind, dieser mehr als ironischen Behauptung zu widersprechen; doch aber jeder Unbefangene gegen deren etwaige Anwendung auf unsere Gegend und die saft- und kraftlosen Geschichten unserer Volkskalender mit uns protestiren werde, glauben wir annehmen zu dürfen. Daß nach dem Dichter die Italiener ihre Novellensammlungen besonders als Vorbilder einer behenden und leichten Art der historischen Darstellung hochschätzen [illegible] dürfte wol nur eine moderne und auf wenige Novellisten zügliche Anschauungsweise sein, denn die alten Italiener selbst ten sich ihrer Novellisten an und für sich ohne weitere Anwendung, und den Styl des Boccaccio oder Bandello hat kein Historiker mit gerechtem Beifall nachgeahmt. Mit recht scheint ihm das Wort Anekdote mit Novelle synonym sein. Das griechische Wort ἀνέκδοτον, noch nicht heraus ben, mag allerdings, da das Zeitwort ἐκδίδωμι, heraus von dem es abstammt, auf Bücher angewendet worden dem lateinischen novus, novellus ziemlich gleichbedeutend wie denn ein Theil des römischen Rechts die Novellen constitutiones) auch in diesem Sinne so genannt Der Sprachgebrauch hat aber bei uns Neuern den chen Unterschied zwischen beiden Wörtern getroffen, dote nichts Anderes als merkwürdige Nachricht oder matische Klatscherei von jeher bedeutet hat, während nicht ohne den Mitbegriff der Kunst denkbar ist. Behauptung des Verf., daß die alten Franzosen Nouvelle gar nicht gekannt hätten, müssen wir widersprechen. Schon Ludwig XI. und die Königin Navarra nannten die ihrigen so, und daß das Wort gleichzeitig bei ihnen im Gebrauch war, könnte [illegible] weis sein, daß sie unter prosaischer Erzählung etwas verstanden haben. Wir machen an dem Dichter bei Hr. die auffallende Erfahrung, daß er geflissentlich alle die italienischen Novellen, die seine Behauptungen widerlegen ten, ignorirt, was inzwischen wol eben Kunstabsicht bei v. R. in seiner Charakteristik gewesen sein mag. Es denkt er einigemal nur an die unbedeutendern Novellen Boccaccio oder Sacchetti, und wenn er einmal erwähnt Novellen ihrer Kürze ungeachtet doch eigentlich ganz wunderbare Dinge seien, so hat dies doch keine andere Beziehung etwa auf einige Novellen des Giovanni Fiorentino, der bessern dieses Dichters sind. An einer andern Stelle uns Hr. v. R. zu verstehen, daß sein Dichter ignorire was Tieck in dem Vorberichte zur dritten Lieferung Schriften von seinen eignen Novellen sagt.

Was Hr. v. R. den Kenner über die Novelle [illegible] ist etwa Folgendes: „Der Form nach kann die Novelle dings nur in die Classe der Erzählungen versetzt werden unterscheide man, was eine Sache der Form, was dem Inhalte nach sei. Dem Inhalte nach unterscheidet Novelle von der Erzählung, zu welcher sie der Form nach hört, in den nachfolgenden Stücken. Die eigentliche Erzählung ist eben nur Erzählung. Sie entwickelt eine Reihe von Begebenheiten, welche, um nicht einzuschläfern, allerdings mit

Digitized by Google

höheres Interesse anregen, von geistreichen Gedanken, schönen Sentenzen und solchem mehr begleitet, unterstützt werden müssen. Doch Alles mehr aphoristisch und desultorisch, mit andern Worten, gleich als wie zufällig, aus den entwickelten Begebenheiten hervorgehend. In der Novelle knüpft sich nicht etwa der gestrichene Inhalt an die Begebenheit, diese vielmehr an die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt und darin hindurch gehalten, von allen Seiten besehen, gedreht, gewendet, gehandhabt wird, bis im gewissen Sinne nichts mehr daran bleibt; das heißt, bis die Idee, von welcher man ausgegangen, in sich selbst aufgehoben und erschöpft ist, gleich dem Wasserbrunnen nach einer sogenannten großen Wäsche. Unter diesen Umständen sind die Novellen mehr die Hervorbringung des Tiefsinnes als der Imagination; Gefühl, Anschaulichkeit, Handlung, sogar jedes freiere Aufsprudeln des Geistes ist eigentlich von der Novelle ganz ausgeschlossen und muß es bleiben, wenn nicht die kaum geborene Gattung alsobald wiederuntergehen soll. In eine Novelle gehört das Element des Wunderbaren, die Faselei des Tiefsinnes, die tiefsinnige Unvernunft, der lebhaft sprudelnde Witz, die Wortspiele und so viel Anderes, so dieser Gattung eigenthümlich ist und ihr den besondern Reiz verleiht, wie namentlich die Berufungen auf Solches, so noch gar nicht ausgesprochen, sondern für künftigen Gebrauch im Sinne behalten worden. Eine Novelle ist für mich, was in ihrer Art die berühmten Strudel und Wasserwirbel in der schottischen Meerenge, ein bewegter Abgrund voll unaufgeklärter, undurchdringlicher Räthsel, bei dessen Anblick ich mich fühle, wie Nachts im Bette, wenn's draußen stürmt." Man sieht hieraus, daß dieser sogenannte Kenner seinen Dichter mit dem besten Willen nicht zu seiner Meinung bekehren kann, da er, wie er es eingeständig ist und auch unbewußt zu erkennen gibt, gar keinen bestimmten Begriff von der Novelle hat.

Wir gehen nunmehr auf den andern Theil unserer Besprechung, auf die Novellen selbst, über. Das Beispiel einer echten Novelle, welches uns der Dichter gibt, ist nicht ohne Geschick zum Dienste seiner Absicht, wie er sich selbst ausdrückt, zusammengezimmert, wenn auch hölzern und langweilig. Sie ähnelt zwar manchen italienischen Novellen, doch diese sind eben die schlechtern, wie es denn ja gute sowol als schlechte Novellen gibt und geben muß. Der Inhalt der Novelle ist folgender. Ein dummer Bursche, der gern für einen Jäger gelten möchte, ohne daß er es ist, wird von Einigen der vermeintlichen Spur eines Hirsches nach in den Wald gelockt, während der Liebhaber seiner Braut ihm in seiner Abwesenheit diese entführt. Wie er nun, ohne zu ahnden, was vorgefallen ist, zurückkehrt, wird er selbst als vermeintlicher Entführer oder wol gar Mörder des Mädchens eingesteckt, bis das Paar, das sich hat trauen lassen, wieder zum Vorschein kommt und er also befreit wird, indem er, den ihm gespielten Betrug nicht merkend, seinem Nebenbuhler für die Errettung seines Lebens doch obenein dankbar ist. Was ist in dieser Geschichte wol Wunderbares, das doch natürlich wäre und sie also zur Novelle machte? Die Dummheit ist Blödsinn, der Betrug grob, das Liebespaar uns gleichgültig. Sie ist ein Schwank à la Langbein, eine Klatscherei, nichts weiter. Der Dichter hat zwar die kleinen Umstände der Begebenheit ziemlich genau nach Art der Italiener ausgeführt, aber er interessirt dabei auch nicht im mindesten, wie die Italiener es meistens in solchen unbedeutenden Fällen, und hat also, da die Geschichte an und für sich nichts ist, unpoetisch und nicht unterhaltend, nicht einmal eine gelungene Parodie geliefert, die selbst den Gegner seiner Ansicht zum Lachen nöthigte. Sie zerfällt überdies gänzlich in sich selbst, da die Braut des Dummen sich nach allen Umständen hätte ganz bequem entführen lassen können, auch wenn er nicht auf die Jagd gegangen wäre.

Die zweite, sogenannte „echt französische Novelle" ist ein witziger Spaß, der ebenso leicht echt als von Hrn. v. R. erfunden sein könnte. Eine Äbtissin nämlich beschwert sich beim Bischofe, daß es den Frauen nicht erlaubt sei, die Beichte zu hören, und dieser belehrt sie dadurch, warum dies eben nicht der Fall sein könne, daß er einem Mönche aufträgt, ihr zum Scheine zu beichten und dabei zu eröffnen, er lege alle Tage gleich den Hennen ein Ei auf den Hof. Die Äbtissin verwundert sich über diesen Umstand dermaßen und findet ihn so lächerlich, daß sie ihn ihren Nonnen nicht verschweigt, die denn fernerhin nicht unterlassen, wenn sie den Mönch wiedersehen, ihn damit aufzuziehen, bis der Bischof der Äbtissin die Sache aufklärt und ihr die Lehre gibt, daß man den Frauen unter solchen Umständen das Sacrament der Beichte doch nicht wohl anvertrauen könne. Diese kleine Geschichte ist im Charakter der vielen ähnlichen geschrieben, wie man sie im Mittelalter liebte, sie könnte aber ebenso wol für italienisch oder deutsch als für französisch gelten. Die dritte Novelle des Dichters: „Ritterssinn", ist nichts als ein Fragment aus einer Biographie Bayard's, einige Züge aus seinem Leben zusammengestellt und auf Art der alten Italiener oder der Chronisten vorgetragen. Die vierte Novelle endlich: „Eine Hand wäscht die andere", die den halben Band füllt und eigentlich allein etwas wirklich unterhaltend Erzähltes, während die drei andern Novellen nur absichtsvoll ausgespielte oder gefertigte Späße genannt werden können, hat Hr. v. R. mit seiner gewohnten Reife der Darstellung geschrieben, durch die er oft an Göthe's Darstellungsweise in den „Wanderjahren" erinnert. Eine Novelle kann man diese geistvolle Verspottung oder besser Schilderung eines Theils des literarischen Unwesens unserer Tage freilich nicht nennen, da sie nur eine abenteuerliche Geschichte ist. Der Inhalt derselben ist nämlich nichts mehr und nichts weniger, als daß ein junger, mit seinen Ältern früh zerfallener adeliger und schriftstellernder Abenteurer zerrissen und entblößt in eine fremde Stadt kommt und sich daselbst durch allerhand literarische Kniffe, deren allmälige sehr fein-berechnete Abwickelung der Zweck der Erzählung ist, mit Hülfe zweier anderer junger Literaten zu Geld und Ansehen bringt; in welchen Verhältnissen uns eben nichts von einer der Novelle unentbehrlichen Wendung oder Wunderbarkeit sichtbar wird. Eine Art von Verwickelung der seltsamen Geschichte und ihr Schluß wird dürftig genug dadurch herbeigeführt, daß der öffentliche gute Ruf des Helden unwahrscheinlicherweise plötzlich in Verdacht geräth, ehe aber noch irgend eine Folge daraus hervorgehen kann, ein junges reiches Mädchen, das er schon früherhin geliebt hat und das ihn liebt, dazu kommt und ihm ihre Hand anbietet, wodurch er dann bei einer daraus erfolgenden Versöhnung mit seiner Familie seinem abenteuerlichen Leben ein Ende setzt. Die ganze Erzählung ist mit großer Kälte wie ein Schattenriß behandelt und ihr erster Eindruck nur der einer unvorbereiteten und deswegen unbehaglichen Überraschung. Der gewöhnliche Leser wird dem Hrn. Verf. wahrscheinlich mit Undank dafür lohnen, denn wie Wenige lesen so etwas zum zweiten Male, und fast erst beim zweiten Überlesen dieser Erzählung kann man in die Stimmung kommen, den glänzenden Eigenschaften des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Es ist uns in jüngster Zeit oftmals begegnet, daß in unserer Gegenwart in geselligen Kreisen die eben jetzt auf vielen Seiten zur Sprache gekommene Frage erörtert wurde: Was ist Novelle? und welcher Unterschied besteht namentlich zwischen Novelle und Erzählung? bei welcher Gelegenheit wir dann mit einiger Verwunderung wahrzunehmen glaubten, daß manche Männer, die sich vermöge ihrer Beschäftigungen berufen fühlten, darüber ein Wort mitzusprechen, von Dem, was der Meister in dieser Dichtungsart über dieselbe geäußert, nicht die mindeste Kenntniß genommen hatten. Es scheinen uns die wenigen Worte, die Ludwig Tieck in dem Vorberichte vom elften Bande seiner Schriften über den Begriff der Novelle und warum er seine spätern Arbeiten so genannt habe, ausgesprochen, so klar und deutlich und genügend zu sein, daß wir es nicht für überflüssig erachten, wenigstens das hier-

Digitized by Google

her Gehörigste daraus hervorzuheben. Nachdem der Dichter nämlich über Gebrauch, Ursprung und Fortbildung des Begriffes Novelle Einiges gesprochen hat, fährt er in seiner Rede darüber also fort: „Boccaz, Cervantes und Göthe sind die Muster in dieser Gattung geblieben, und wir sollten billig nach den Vorbildern, die in dieser Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall oder gar Anekdote als gleichbedeutend brauchen. Das Wort Humor entstand gegen 1600 bei den Engländern zufällig, und jetzt können wir es in unsern Kunstlehren nicht mehr entbehren, um Productionen und eine Eigenschaft des Geistes zu bezeichnen, die weder mit Laune, Geist noch Witz charakterisirt sind. Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden als eine Erzählung, diese sich von Geschichte unterscheiden und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinern Vorfall ins hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich sein könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die, uns von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgetheilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen."

„Um uns an ein Beispiel zu erinnern. So ist in jener Göthe'schen Novelle in den Ausgewanderten der sich aufhebende Tabentisch, der das Schloß überflüssig macht, welches der junge Mann eine Zeit lang benutzt, um sich mit Geld zu versehen, ein solcher alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall, ebensowie die Reue und Besserung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, daß sie fast unnütz wird. Das sonderbare Verhältniß der Sperata im „Meister" ist wunderbar und doch natürlich wie dessen Folgen; in jeder Novelle des Cervantes ist ein solcher Mittelpunkt."

„Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die echte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet. Aber alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten sind dem klaren, dichterischen Auge gewiß nicht minder zur Poesie und edeln Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war, und es ist wol nur Verwöhnung einiger vorzüglichen Kritiker, in der Zeit selbst einen unbedingten Gegensatz vom Poetischen und Unpoetischen anzunehmen. Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantischem Interesse, so können wir dagegen die Bedingungen unsers Lebens und der Zustände desselben um so klarer erfassen."

Der Dichter des Hrn. v. Rumohr, von welchem wir oben gesprochen haben, gibt aus seinen Worten über die Novelle recht auffallend zu erkennen, wie sehr und wunderbar er die gegebenen Erklärungen misverstanden hat, indem er annimmt, der Unterschied zwischen Novelle und Erzählung liege in der Form der Darstellung. Sein Kenner scheint ihn zwar in diesem Punkte zu berichtigen, doch möchte er in keinen geringern Irrthum dadurch gerathen können, daß er im Allgemeinen annimmt, der geistreiche Inhalt, wie er Dasjenige nennt, von dem Tieck sagt, daß die Novelle (ebensowie die Erzählung) es als Darstellung von Nebensachen zuließe, sei ihr so wesentlich.

Allerdings ist es die Idee, die die Novelle von der Erzählung trennt, aber nach unserm Dafürhalten hat Tieck es absichtlich vermieden, diesen Ausdruck dabei anzuwenden, weil er so leicht misverstanden werden und fälschlicherweise so gedeutet werden könnte, als müsse die Novelle einen bestimmten moralischen Lehrsatz oder einen Gemeinspruch, womit die Kunst durchaus nichts zu schaffen hat, predigen. Es ist die Idee jener Wendung der Geschichte, die zugleich wunderbar und doch natürlich ist, welche die Novelle in ihrem Mittelpunkte scharf bezeichnet. Diese Idee, möchten wir hinzuzufügen wagen, findet sich auch fast in jedem höhern Bühnenkunstwerke vor und stellt es heraus, daß die Novelle und das Schauspiel diese Ideen als gleich vollendete Formen der poetischen Darstellung zu betrachten sind. Diese Idee ist, so zu sagen, der Lebensfunke der Poesie, welcher ein solches Kunstwerk entzünden muß. Daß, nach Tieck, die Novelle einen Vorfall ins hellste Licht stellen solle, konnte der Kenner des Hrn. v. R. nur so gewaltsam, wie er es gethan hat, misverstehen. Diese Anforderung will eben weiter nichts, als der Novelle die sorgfältigste, allseitig vollendetste Ausführung und Darstellung ihres Stoffes und Gegenstandes zur Bedingung machen, sodaß sie auch in diesem Punkte, dem Drama gegenüber, wie dieses sich gradezu als ein aus der innersten Tiefe erfaßtes Stück des menschlichen Lebens hinstellen soll.

In der Novelle ist also die Idee (jener wunderbaren Wendung) die Hauptsache, in der Erzählung, wie es sich von selbst versteht, die Erzählung selbst, der Vortrag, was jedoch gar nicht ausschließt, daß die Erzählung auch eine gewisse Idee in anderer Hinsicht verfolgen könne. Zu näherer Veranschaulichung unserer Ansichten einige Beispiele. Walter Scott's sogenannte Novellen oder Romane sind mehr oder minder gute Erzählungen. Wahre Romane, außer den Göthe'schen, dem „Don Quixote" und dem Hardenberg'schen, in seiner unterbliebenen Vollendung gedacht, kennen wir nicht. Musterhafte Erzählungen sind ferner manche z. B. der bessern Lafontaine'schen oder neuester Zeit einige vom Grafen Löben und Andern. Bei den Engländern nennen wir nur Goldsmith's „Vicar of Wakefield" eine solche; aus der neuern französischen Literatur fallen uns dabei grade die des Grafen de Maistre ein. Als Novellen dagegen außer den Tieck'schen wollen wir beispielsweise aus der neuern Zeit etwa „Der schwarze Fritz" von Amalie Pichler nennen, worin die großartige Gesinnung des jungen vornehmen Mädchens, den ihr als Kind verlobten ebenbürtigen Bräutigam, als sie ihn im erwachsenen Alter als einen zum Tode verurtheilten gemeinen Verbrecher wiederfindet, noch mit Liebe anzuerkennen, wunderbar und doch natürlich ist. Derselben Wendung zufolge glaubt in der alten italienischen Novelle vom Bildschnitzer, die Hr. v. R. übersetzt hat, der daß er ein anderer sei, als er selbst, und will ebenso in berühmten Vandello'schen von Karlo Montanini und Salimbene jener diesem seinem Feinde, der ihm jedoch das ben gerettet hat, um ihm nichts schuldig zu bleiben, seine ne Schwester preisgeben. Und diese Wendung findet sich, schon erwähnt, auch in allen Novellen des Cervantes, in meisten des Boccaccio und in sehr vielen alten und neuen, mehr oder minder bestimmt heraustretend, vor, auch die treffliche Novelle „Meister Dietrich" von C. M. tessa sich unter seinen übrigen derartigen Arbeiten als auszeichnet.

Wir scheiden von dem Buche des Hrn. v. R., dem wir durch die That bewiesen haben, daß es in unserer nung eine bedeutende Erscheinung ist, indem wir uns zum weitläufigen Widerspruche anreizen ließen. können wir aber noch den Wunsch nicht unterdrücken, daß Hrn. Verf. doch gefällig sein möge, in seinen fernern der althergebrachten deutschen Wortstellung ihr Recht und die persönlichen Fürwörter nicht wieder wie bisher nöthigerweise zu versetzen, damit man seine geistvolle ohne alle ärgerliche Hemmungen lesen könne.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 61. — 1. März 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Über das Leben Jesu von Strauß.

1. Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Tübingen, Ostander. 1835—36. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüther. Von Joh. Christ. Fr. Steudel. Besonders abgedruckt aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie. Tübingen, Fues. 1835. Gr. 8. 9 Gr.

3. Der Ischariotismus unserer Tage. Eine Zugabe zu dem jüngst erschienenen Werk: Das Leben Jesu von Strauß. Erster Theil. Von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Fues. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Das außerordentliche Aufsehen, welches sogleich bei seinem Erscheinen das erste der drei hier genannten Werke gemacht hat, wird uns vorläufig bei unsern Lesern entschuldigen, wenn wir etwas ausführlicher, als es der Bestimmung d. Bl. gemäß sonst bei Werken aus der eigentlich wissenschaftlichen Theologie zu geschehen pflegt, darüber berichten. Auch ist dasselbe in der That von einer Beschaffenheit, welche es nicht zuläßt, daß seine Wirksamkeit und der Antheil an ihm innerhalb des gelehrten Kreises, für den es zunächst bestimmt ist, beschlossen bleibe. Es gehört zu denjenigen Werken, deren Bedeutung nicht darin besteht, daß sie auf einem besondern wissenschaftlichen Gebiete eine neue Bahn brechen, auf der sich dann langehin die wissenschaftliche Untersuchung fortbewegt, sondern darin, daß sie in einer, genaume Zeit hindurch mit anhaltender, mühevoller Anstrengung und Aufgebot der verschiedenartigsten Kräfte verfolgten Richtung mit Einem Schlage eine Krisis herbeiführen, welche nicht umhin kann, auf eine oder die andere Weise die verhandelten Fragen zur Entscheidung zu bringen. Werke der erstern Art wirken oft lange im Stillen, in der Umgrenzung der Schule und der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung, ehe sie jenseit dieser Grenzen die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Anspruch nehmen; aber Werke der letztern Art, da es in ihrer Natur liegt, nur in ein hinreichend, eben durch die Gewohnheit des Zusehens bei der ihnen vorangehenden Forschung vorbereitetes Publicum einzutreten, verbreiten ihre Wirkung augenblicklich und unaufhaltsam, und die wissenschaftlichen Forscher selbst finden sich durch sie genöthigt, mit dem Inhalte und dem Ergebnisse ihrer Arbeiten offener und umfassender, als es wol sonst zu geschehen pflegt, vor das Publicum herauszutreten.

Der Titel des Buches ist nicht ganz passend: die rein negative Tendenz hätte sogleich können durch eine Überschrift, eine „Kritik der evangelischen Geschichte" oder eine andere ähnliche angedeutet werden. Dadurch hätte sich der Verf. sogleich von vorn herein verwahrt gegen Ansprüche, welche an ihn zu machen zwar nur ein Mißverständniß über den Charakter seines Buches veranlassen kann, aber ein durch den Titel selbst herbeigeführtes Mißverständniß. Wer, durch den Titel verleitet, eine Darstellung des positiven Gehaltes des Lebens Jesu erwartete, wird, wenn er nicht unbefangen genug ist, noch zur rechten Zeit das Versehen, welches der Verf. mit dem Titel begangen, gewahr zu werden, sich allerdings berechtigt glauben, von dem Verf. unter schwerer Anklage jenen Inhalt zurückzufodern, den Verf. zur strengen Rechenschaft zu ziehen, wie er den Gehalt, den bisher die Christenheit in dem Leben ihres Heilandes fand, ihr rauben konnte, ohne einen andern an dessen Stelle zu setzen. Unglücklicherweise für den Verf. wird das Mißverständniß, als habe er wirklich eine Darstellung jenes positiven Gehaltes geben wollen, als finde er gar keinen

Digitized by Google

wahrhaften Gehalt in den evangelischen Geschichten, der nicht in seine kritische Darstellung übergegangen sei, noch sehr genährt durch die Schlußabhandlung, die er (Bd. 2, S. 686 fg.) seiner Darstellung beizugeben für gut oder nöthig befunden hat. Da nämlich diese Abhandlung in gedrängter Kürze Dasjenige ausspricht, was dem Verf. für den wahren Inhalt oder für die philosophische Bedeutung der Mythen gilt, in welche, nach ihm, die Tradition das Leben Jesu von Nazareth gehüllt hat: so muß sie bei ihrer Stellung zu dem übrigen Inhalte des Buches den Schein erwecken, als beabsichtige Hr. Strauß in ihr das in dem übrigen Werke einseitig hervortretende negative oder kritische Element durch ein positives dergestalt zu ergänzen, daß beide gemeinschaftlich, der Ankündigung des Titels zufolge, den vollen Inhalt der evangelischen Geschichte wiedergeben. Nothwendig findet sich hiernach der Leser in der Meinung bestärkt, der Verf. schlage den Gehalt der Reden und Handlungen Jesu, welche seine Darstellung, als keiner kritischen Beleuchtung bedürftig, übergeht, für nichts an; er betrachte dieselben entweder als mit dem von ihm Beleuchteten unter die gleiche Kategorie des Mythus fallend, oder als, in der religiös-philosophischen Beziehung, deren Rechte die Schlußabhandlung vertreten will, gleichgültig und unerheblich. Da wir nun in dem Buche selbst mehrfache Spuren angetroffen haben, welche anzudeuten scheinen, daß dies die Meinung des Verf. nicht ist, so können wir nur seine Unvorsichtigkeit beklagen, welche, wie wir aus der Vorrede zum zweiten Bande erfahren, bereits für ihn persönlich so unangenehme Folgen gehabt hat. Wir können uns nämlich nicht überzeugen, daß die Maßregeln, die man in des Verf. Vaterlande gegen ihn zu ergreifen für nöthig befunden hat, Demjenigen gelten sollten, was wir für den wahren und eigentlichen Charakter seines Werkes erkennen, sondern wir halten für beiweitem wahrscheinlicher, daß sie dem bösen Schein gegolten haben, den er allerdings verschuldet hat.

Im Gegensatze dieses Scheines also gehen wir bei unserer Beurtheilung des Werkes von dem Gesichtspunkte aus, Hr. Strauß habe nur eine historische Kritik, aber nicht eine geschichtliche Darstellung des Lebens Jesu geben wollen. Hiernach modificirt sich sogleich die Notiz, die über den Grundcharakter des Buches schon vorlängst ausgesprochen und in das Publicum gedrungen ist: daß die Ansicht der evangelischen Geschichte, die sich in demselben durchgeführt finde, die mythische sei. Selbst wohlwollende Beurtheiler (wie Dr. Paulus in der „Allgem. Kirchenzeitung") haben dies so verstanden, als beabsichtige der Verf., die ganze evangelische Geschichte als Mythus darzustellen, Christum selbst, sowie uns, auch abgesehen von den ihm zugeschriebenen Wundern, seine ethische Persönlichkeit in dieser Geschichte entgegentritt, als eine nicht geschichtliche, sondern mythische Persönlichkeit erscheinen zu lassen. Solche Meinung konnte freilich nur allzu leicht entstehen, wenn die mythische Beschaffenheit der evangelischen Geschichte von vorn herein als eine Grund- oder Gesammtansicht ausgesprochen war, welche in [illegible] Darstellung durchzuführen die Aufgabe sei, statt, [illegible] eigentlich wol dem Charakter des Werkes gemäßer gew[illegible] wäre, als das Ergebniß einer von keinen Voraussetzu[illegible] oder zum Voraus gefaßten Ansichten, außer den [illegible] meinen einer historischen Kritik, [illegible] der überlieferten Thatsachen und der Urkunden ihrer [illegible] lieferung. Auch hier ist der Verf. von einiger Un[illegible] sichtigkeit nicht freizusprechen. Seine Einleitung, [illegible] er die „Genesis des mythischen Standpunktes" und [illegible] Gegensatz zu der orthodoxen und der rationalistischen [illegible] lichen Erklärungsweise schildert, gibt einen ähnlichen [illegible] stoß wie die Schlußabhandlung, indem sie (freilich [illegible] nur bei nicht ganz unbefangenen Lesern) den Sc[illegible] erweckt, als sei der Verf. zuvor auf anderm Weg, [illegible] auf dem der wissenschaftlichen Durchforschung seines [illegible] genstandes, zu der Überzeugung von der mythischen [illegible] schaffenheit dieses Gegenstandes gelangt und [illegible] denselben vielmehr mit der Absicht, diese seine Lieb[illegible] ansicht an ihm, wie man es nennt, durchzuführ[illegible] als, wie es sich gebührt hätte, die Ansicht des [illegible] standes erst aus der Betrachtung des Gegenstandes [illegible] tiren zu lassen. Nichts aber ist natürlicher, als daß [illegible] weiter der Verdacht sich knüpft, der Verf. mache [illegible] Lieblingsansicht weiter noch als billig, er werde [illegible] die Gesammtheit des ihm vorliegenden Gegenstand[illegible] strecken wollen; zumal wenn man findet, daß [illegible] sich nur mit Dem, was ihm für mythisch gilt, [illegible] tigt, und auch wirklich in allen Einzelnen in [illegible] lieferung mythische Elemente aufzuzeigen sucht. [illegible] hat dann gut versichern, seine Durchführung des [illegible] schen Standpunktes habe nicht zur Absicht, die [illegible] Geschichte Jesu für mythisch auszugeben, sondern [illegible] Alles in ihr kritisch darauf anzusehen, ob es [illegible] thisches an sich habe. Der Eindruck wiegt vor, [illegible] Ankündigung des mythischen Standpunktes als [illegible] machte, und man bleibt geneigt, Das, was in [illegible] und Bogen als eine Gesammtansicht angekündigt [illegible] auch auf die Gesammtheit des Gegenstandes zu b[illegible] und nicht blos das Einzelne, sondern das Ganze als [illegible] zes in des Verfs. Behandlung dem „mythischen [illegible] punkte" verfallen zu meinen.

Was der Verf. mythische Ansicht nennt, [illegible] ihm selbst nichts Anderes als das Resultat [illegible] unbefangenen historischen Kritik, die [illegible] aller und jeder Voraussetzungen zu Gu[illegible] der historischen Glaubwürdigkeit der [illegible] gelisten enthält. Einzig und allein in der [illegible] solcher Voraussetzungen besteht die Verschiedenheit [illegible] cips seiner Darstellung von den supernaturalistischen [illegible] rationalistischen Darstellungen; alle andere Verschi[illegible] ist eine Verschiedenheit nicht des Princips, sondern [illegible] sultates. Ein vorläufig gefaßtes richtigeres Begr[illegible] Natur und Wesen des Mythus kann allerdings [illegible] Fassung seines Princips dem Verf. zu statten [illegible] leichtern, ihm den Gewinn seiner Resultate, [illegible] ihm allenthalben die Möglichkeit gegenwärtig hält,

Digitized by Google

Entstehung der Erzählungen, deren factische Wahrheit er [illegible] mußte, befriedigend auf einem andern Wege zu erklären. Aber dadurch wird der Begriff des Mythus noch nicht zum Principe seiner Darstellung; ebenso wenig, wie die speculativ-dogmatischen Sätze der Schlußhandlung solche Principien für das Werk selbst enthalten, obgleich wir den Verf. in der Vorrede bekennen hören, daß, was auch seine volle Richtigkeit haben mag, ohne die philosophischen Studien er schwerlich jene „Befreiung des Gemüths und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen" würde haben gewinnen können, die in Wahrheit das allemeinige, wenn auch seiner Beschaffenheit nach durchaus negative Princip seines Werkes ausmache. Princip wäre die mythische Ansicht nur dann, wenn die Darstellung darauf ausginge, die Entstehung [illegible] positiven Gehalt der neutestamentlichen Mythen ständig nachzuweisen, zu zeigen, nicht nur daß Mythen in die evangelische Geschichte verwebt sind, sondern auch, wie sie entstanden sind und was sie sagen wollen, — im umfassendsten wissenschaftlichen Wortsinne, die Idee zu deuten. Dies aber ist nirgend der Fall; [illegible] wenn auch Hr. Strauß allenthalben, wo er einen mythischen Zug zu finden glaubt, durch Hinweisung auf Alttestamentliche, hin und wieder auch auf heidnische Analogien, auf messianische Erwartungen oder Verkündigungen, die etwas der Art zu fodern schienen u. s. w., eine Veranlassung zum Entstehen jenes Zuges nachzuweisen sich befliß, so kann doch er selbst solche Nachweisung nicht für eine eigentliche, wissenschaftliche Erklärung des Mythus geben wollen. Derjenige müßte von dem Gehalt und der Bedeutung nicht dieses Mythischen blos, sondern alles Mythischen eine armselige Vorstellung hegen, welcher in dieser Weise die Veranlassung einer Sage mit ihrem Kerne oder mit dem Grunde ihrer Entstehung verwechseln könnte; und wir vermögen uns nicht zu überreden, daß es eine so mangelhafte Einsicht gewesen sein, welche dem Verf. zu seinem kühnen Unternehmen den Muth geben konnte.

Haben wir hiernach die von dem Verf. gegebene Einleitung seines Buches, insofern sie (ohne tieferes Eingehen in das Wesen des Mythischen indeß) von dem Begriff einer mythischen Auslegung, sowie von deren bisheriger Anwendung auf die evangelische Geschichte handelt, mehr nur als eine vorläufige Rechenschafte über den Weg, auf dem er zu seinem Unternehmen gekommen ist, anzusehen: so würde die eigentlich gehörige Einleitung nunmehr in einer ausführlichen kritischen Untersuchung der Quellen der evangelischen Geschichte bestanden haben. Wir stehen hier. Strauß keinen allzu strengen Vorwurf dadurch machen, daß er solche Einleitung zu geben unterlassen. Was sich auf dem Wege äußerlicher Kritik ermitteln läßt, durfte er, da er zu dem Vorhandenen nichts Neues hinzuzusetzen hatte, als bekannt voraussetzen; die innere Kritik aber ließ sich der Natur der Sache nach von der Kritik der Thatsachen nicht trennen; sein ganzes Werk ist als die Ausführung solcher Kritik zu betrachten. Dennoch meinen wir, daß es für die Gestaltung des Werkes im Ganzen und für den Erfolg vieler Untersuchungen im Einzelnen von Nutzen gewesen sein würde, wenn der Verf. eine kurze Darstellung des schriftstellerischen Charakters der vier Evangelien und einige Andeutungen über die Art und Weise, wie die übrigen kanonischen Schriften des N. T. und auch selbst die Apokryphen, für die Kritik der evangelischen Geschichte zu benutzen sind, der eigentlichen Untersuchung hätte voranschicken wollen. Er meinte wahrscheinlich darum solches sich überheben zu können, weil er sich als des für ihn einzig möglichen Resultats einer vorläufigen Quellenkritik nur dieses bewußt war: die äußern Zeugnisse für die Abfassung der evangelischen Hauptschriften durch Augenzeugen der Begebenheiten oder durch Solche, die sie unmittelbar und vollständig von Augenzeugen erfahren hatten, sind ungenügend; wir müssen die Entscheidung auf innere Gründe ankommen lassen, und daß diese durchaus negativ ausfallen, zeigt die Untersuchung selbst, die zugleich, allenthalben, wo es erfodert ist, von den Nebenquellen einen Gebrauch macht, der sich durch sich selbst rechtfertigt und keiner ausdrücklichen Erläuterung bedarf.

Das Wahre möchte wol sein, daß die ausschließlich negative Tendenz des Verf. ihn weder, nach unserer obigen Bemerkung, zu einer ausdrücklichen Darstellung des positiv Geschichtlichen, was nach seiner Kritik noch stehen bleibt, noch zu einer positiven Auffassung und Charakteristik der Quellenschriftsteller kommen ließ. Wie nun dort ihn der Vorwurf trifft, nicht ausdrücklich genug die Grenzen seines Unternehmens abgesteckt, vielmehr in mehrfacher Beziehung so gehandelt zu haben, als ob er diese Grenzen nicht anerkenne, so trifft ihn hier der Vorwurf, nicht bemerkt, oder nicht berücksichtigt zu haben, wie eine positive Ansicht, die wir von dem eigenthümlichen Charakter und den charakteristischen Unterschieden der Quellenschriftsteller fassen, auch für die blos negative Kritik des von ihnen Überlieferten von Wichtigkeit ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Italien und Sicilien vom J. 1828—30. (Ein richtiges und ins Einzelne führende Handbuch für Reisende in Italien und Sicilien.) Von J. B. Hegemann. Münster, Deiters. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Rec. ist schon auf manches schlechte Buch über Italien gestoßen, aber ein Machwerk wie das gegenwärtige ist ihm noch nie unter die Augen gekommen. Beim Durchblättern — denn zum Durchlesen wird kein Mensch es bringen — ist's Einem grade, als wäre das nur zu oft beschriebene Land eine terra incognita wie das Innere Neuholands, und als wäre ein reisender Handwerksbursche auf die Idee gekommen, der wißbegierigen Mitwelt seine Erfahrungen zum Besten zu geben; — anders kann man nicht begreifen, wie irgend Jemand den Muth hat, eine solche Masse von Trivialitäten und Unsinn in die Welt zu senden und sich da, wo er etwas nicht anzugeben weiß, damit zu entschuldigen, er habe das Ding vergessen, oder es sei nicht in seinem Tagebuche notirt, während er sich doch in der Vorrede mit seinem Studium der Localschriftsteller und Guiden brüstet. Hr. Hegemann scheint ein Kaufmann zu sein, wenigstens läßt sein Jammer und „gerechter Ärger"

Digitized by Google

über den Umstand, daß man das in der goldenen Kammer zu Genua vergeudete Metall nicht auf Zinsen angelegt, dies vermuthen; daß er ein Neuling in der Literatur ist, darüber brauchen wir nicht erst in Heinsius' Bücherlexikon nachzufragen. Die Unbeholfenheit, womit Alles von A bis Z wie Kraut und Rüben durcheinandergeworfen ist, wird nicht selten komisch, und bewundern kann man nur Eines: die Ausdauer, womit der Verf., von Triest bis Girgenti, von Isella bis Otranto wandernd, dies grenzenlose Gewäsch debitirt. Er versucht sich in allen Fächern — Kunstkritik, Archäologie, Geschichte, Sittenschilderung — und in allen mit gleichem Glück. In Betreff ersterer haben seine Ansichten viel Neues. In da Vinci's Abendmahl „scheint die ganze Gesellschaft zu leben", er meint aber, es sei „Schade, daß es auf der Wand sitzt und vielleicht durch Vernachlässigung hin und wieder schon bedeutend gelitten hat". Die mediceische Venus gefällt ihm besser als „Lauro Farnese", und er glaubt, so schön könne wol nur Eva vor dem Sündenfall gewesen sein, obgleich dem Bildhauer „die heilige Offenbarung" gefehlt. Es dünkt ihn, Canova sei „durch den geschickten Baron Thorwaldsen, einen Dänen, vollkommen ersetzt", hörte sogar „behaupten, daß er seinen Meister übertreffen sollte" und freute sich seiner Bekanntschaft. Thorwaldsen wird sich gewiß nicht minder gefreut haben, ein so originelles Genie kennen zu lernen. „Kostbar" ist ihm Alles, vom Algardi, Bernini und Foggini, bis zum Buonaroti, dessen Victoria er zum Weibe macht, und zu den Kolossen auf Monte Cavallo. Daß er manche Dinge sieht, die gar nicht existiren, thut nichts zur Sache; z. B. das mediceische Landhaus Pratolino, Bildhauerarbeiten von Solchen, die nie den Meisel gehandhabt, einen Moses von Michel Angelo in St.-Agnes zu Rom, Bronzethüren von Ugolino und wer weiß was sonst noch. Seine historischen Kenntnisse sind nicht minder bewunderungswürdig. Er hat die Entdeckung gemacht, daß die vielgereisten Rosse von St.-Marcus im 18. Jahrhunderte den Türken zu Konstantinopel von den Venetianern abgenommen wurden; kennt nicht nur die Büste Michel Angelo's, sondern selbst Nero, Caracalla und Titus „ohne die Inschriften zu lesen"; findet es „unglaublich, daß Hannibal mit Elefanten die hohen Berge passirt, ehe er nach Italien kam" und sieht in der Peterskirche das Grabmal „eines Cardinal Duca aus der Familie Stuart". Er ist auch ein frommer Mann: „mit Rührung" sieht er „den ersten Heiligen" in St.-Karl Borromäus, dessen Koloß am Lago maggiore er für eine der schönsten Bildsäulen der Welt erklärt, und ärgert sich, daß in Rom die Katzen auf den Altären im Pantheon umherspaziren. Seine eignen Lebenserfahrungen sind nicht minder interessant, wobei wir freilich das Unheil, das ihn in Rom betraf, aufrichtig bedauern. Daß er Hunderte von Namen verstümmelt, Irrthümer aller Art mittheilt und dergleichen Geniestreiche mehr macht, welche aufzuzählen Niemand uns zumuthen wird, kommt bei den außerordentlichen wie eigenthümlichen Vorzügen des Buches natürlich nicht in Betracht. Hrn. Justus Perthes laden wir aber ein, eine so gute Gelegenheit zu benutzen und beim Druck des nächsten Jahrgangs des gothaer Almanachs seine Fehler zu verbessern, indem Hr. Hegemann ihn belehrt, daß der jetzt regierende Papst Caparelli und der König von Sardinien Karl Victor Emanuel heißt. Da der Verf. uns erzählt, daß er bei Seiner Heiligkeit Audienz gehabt, so fließt diese genealogische Notiz gewiß aus der besten Quelle.

Und ein solches beinahe 500 Seiten füllendes, jammervolles Buch wagt man 1835 zu schreiben und zu drucken — nicht etwa anspruchlos — nein, auf dem geschmacklosen Titel lesen wir, es sei richtig und ins Einzelne führend, und in der Vorrede blickt Hr. Hegemann vornehm auf Reigebaur hinab und corrigirt mit gelehrter Miene ein paar Irrthümer Vallardi's, den er doch an hundert Stellen ohne Weiteres abgeschrieben hat. Hätte er dies überall gethan, wir würden nicht solchen Unsinn zu lesen bekommen haben. Deutschland muß sich wahrhaft schämen, in einem Jahre ..... auf den Markt gebracht zu haben wie die [illegible] lage von Nicolai's unsterblichem Opus und Hrn. J. P. [illegible] mann's „richtiges" Handbuch — beide Werke unerreicht [illegible] ihrem Genre — Arcades ambo.

Notizen.

Die reisenden Engländer geben unaufhörlich Beweise, daß sie ihren Beruf nicht ohne ein hinlängliches Quantum von Narrheit betreiben können. Ein solcher, der in Frankreich reiste, besuchte unlängst die Provence und ließ sich in das dort gelegenen Schloß herumführen, welches ehemals der Frau von Sevigné gehörte. Er steigt eine alte morsche Holztreppe hinauf und fragt den Castellan: Ist dies dieselbe Treppe, auf welcher die berühmte Frau von Sevigné auf- und abging? — Allerdings. — Ist dies auch noch dasselbe Geländer, worauf sie ihre Hand zu legen pflegte? — Ganz gewiß. — Wird es nicht verkauft? — Wahrscheinlich. — Der Castellan [illegible] mit dem Eigenthümer, der natürlich einwilligt, und den Engländer kauft nun ein Stück altes faules Holz für 18,000 Fr. und nimmt es mit nach London, wo er vielleicht Zündhölzchen à la Sevigné davon machen läßt. Solche Dinge müssen die Franzosen für Schmeicheleien.

Auf dem in der Citadelle von Warschau zum Andenken des Kaisers Alexander errichteten Monument (ein 60 Fuß hohes Obelisk, der sich auf einem viereckigen Block aus Gußeisen erhebt) steht die Inschrift: „Alexander dem Ersten, Kaiser aller Reußen, dem Besieger und Wohlthäter Polens."

Literarische Anzeige.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die sechszehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

durch welche der achte Band dieses Werks, die Buchstaben O — Q umfassend, geschlossen ist. Die [illegible] Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Ungeachtet einer Menge in neuerer Zeit begonnener ähnlicher Werke und Nachahmungen hat sich das in meinem Verlage erschienene Conversations-Lexikon [illegible] einer besondern Theilnahme im Publicum erfreut, und die Redaction ist, unterstützt von einer großen Zahl ausgezeichneter Mitarbeiter, fortwährend mit Sorgfalt bemüht, den Anfoderungen der Gegenwart überall zu genügen.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 62. — 2. März 1836.

Über das Leben Jesu von Strauß.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Ref. hält für angemessen, den Lesern d. Bl. über en gegenwärtigen Stand der Evangelienkritik und über as Verhältniß unsers Verf. zu ihr eine kurze Notiz zu eben. Mit Ausnahme einiger Wenigen, die noch an er Überlieferung über die Verfasser der Evangelien, und ich Wenigerer, die an dem altdogmatischen Begriffe der Inspiration festhalten, sind die meisten wissenschaftlichen heologen unserer Zeit in Bezug auf die drei ersten, die sogeannten synoptischen Evangelien durch neuere Forschunen auf mehr oder minder abweichende Ansichten geführt worden. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo man ufsichtlich dieser in der Ansicht übereinstimmen wird, daß ir in ihrer Darstellungen solcher Art haben, die ihre Nachichten nur aus einer schon längere Zeit fortgepflanzten, ach verschiedenen Richtungen hin und in verschiedene Partien auseinandergehenden, und wahrscheinlich ganz der theilweise schon früher schriftlich aufgezeichneten Tradition geschöpft haben können. Es liegt in der Natur er Sache, daß der Erweis dieser Ansicht sich vornehmlich an die Kritik desjenigen Evangeliums wird knüpfen müssen, welches den Namen des Matthäus, also angeblich eines Augenzeugen, trägt. Über die Evangelien des Marcus und Lucas, auch wenn wir, was keineswegs bestritten ist, ihre angeblichen Verf. für die wirklichen wollen gelten lassen, besitzen wir ein gewichtiges Zeugniß (von Irenäus), welches ihre Abfassung erst nach dem Tode des Petrus und des Paulus setzt, also in eine Zeit, die, nach dem allgemeinen Charakter morgenländischer Erzählung, ihre sagenhafte Beschaffenheit keineswegs mehr unerklärlich bleibt. Was aber den Matthäus betrifft, so hat eine ansehnliche Reihe von Abhandlungen und Untersuchungen von Schleiermacher, de Wette, Dan. Schulz, Bleek und Schneckenburger Umstände ans Licht gebracht, welche die Abfassung dieses Evangeliums durch einen Augenzeugen für jeden Unbefangenen so gut wie zur Unmöglichkeit machen. Unser Verf. adoptirt das negative Resultat dieser Untersuchungen, ohne zugleich die Voraussetzungen zu adoptiren, welche die meisten jener Abhandlungen zu Gunsten anderer Evangelisten, insbesondere des Johannes, theilweise auch des Lucas, machen. Können wir nicht umhin, in dieser Beziehung die Gründlichkeit, Schärfe und Consequenz seiner Kritik, in welcher er, wie uns bedünken will, alle seine Vorgänger übertrifft, rühmend anzuerkennen, so können wir doch nicht auf gleiche Weise auch dies gutheißen, daß er unterlassen hat, von dem thatsächlichen Umstande Gebrauch zu machen, der, durch jene Untersuchungen ans Licht gefördert, vor allen andern geeignet scheint, als Anknüpfpunkt positiver Ergebnisse über Entstehung und Charakter der synoptischen Evangelien zu dienen. Wir meinen die von Schleiermacher in der Abhandlung: „Die Zeugnisse des Papias" („Theologische Studien und Kritiken" von Ullmann und Umbreit, 1832, Heft 4) gegebene Erklärung einer der urkundlichen Hauptstellen über den Ursprung der Evangelien, eine Erklärung, welcher mit Recht Lachmann (in derselben Zeitschrift, 1835, Heft 3, S. 577) eine Evidenz zuschreibt, daß sie nur ausgesprochen zu werden brauche, um jedem Unbefangenen einzuleuchten. Die Sache ist kürzlich diese. Wir besitzen ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, welches dem Apostel Matthäus die Abfassung einer Schrift in hebräischer Sprache zuschreibt, die weiterhin die vielfachsten Umarbeitungen oder Auslegungen erfahren habe. Der Ausdruck, der für den Inhalt der Schrift und von der Thatsache ihrer Abfassung gebraucht wird (τὰ λόγια συνετάξατο), ist ein solcher, der, ohne den Worten die geringste Gewalt anzuthun, vielmehr buchstäblicher sich an sie haltend, als bei jeder andern Deutung der Fall sein würde, von einem bloßen Niederschreiben und Zusammenstellen der Reden Christi, ohne irgend eine eigentliche Geschichtserzählung, verstanden werden kann. Ebenso ist der Ausdruck, der sich auf den Gebrauch bezieht, den Andere (unter diesen also wahrscheinlich auch unsere Evangelisten) von der Schrift machten (ἡρμήνευσεν αὐτὰ ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος), ein solcher, der eine beiweitem vollständigere und angemessenere Erklärung erhält, wenn er auf eine Verarbeitung jener urkundlich vom Apostel aufgezeichneten Reden zu einer Geschichtserzählung nach den Kräften eines Jeden, der solche unternahm, als wenn er von einer bloßen Übersetzung ins Griechische verstanden wird. Vergleichen wir mit dieser Notiz unser Matthäus-Evangelium *), so ist nach der Be-

*) Es ist wohl zu merken, daß sich über unser Evangelium keine so frühen Zeugnisse finden, und die frühesten, die

Digitized by Google

schaffenheit desselben und seinem Verhältnisse zu den übrigen Evangelien nichts wahrscheinlicher, als daß es seinen Namen daher erhalten habe, weil es das einzige ist, in welches die vom Apostel aufgezeichneten Reden des Erlösers vollständig und unverändert in treuer Übersetzung übergegangen waren. Dies als angenommen vorausgesetzt, so lassen sich hieran die fruchtbarsten Betrachtungen knüpfen über die Gründe der Abweichungen unsers vermeintlichen Matthäus von den beiden andern synoptischen Evangelisten auch in der Auswahl, Anordnung und Behandlung der erzählten Thatsachen. Ja, ein einigermaßen productiver Scharfsinn wird von hier aus leicht den Weg zu einer Charakteristik auch des Marcus und Lucas und eine Bestimmung ihres, auch nach den neuesten Untersuchungen noch so zweifelhaft und bestritten gebliebenen Verhältnisses untereinander und zu dem ersten Evangelisten finden. Einen interessanten Anfang zu solcher Betrachtung hat Lachmann in der vorhin erwähnten Abhandlung gemacht, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß dieser treffliche Gelehrte bei seiner fortgesetzten kritischen Beschäftigung mit dem N. T. diesen Untersuchungen noch eine weitere Ausdehnung geben möge. Von unserm Verf. aber, obgleich er den Lachmann'schen Aufsatz noch nicht benutzen konnte, wäre zu erwarten gewesen, daß seine Studien ihn, da ihm die Schleiermacher'sche Hypothese doch nicht unbekannt sein konnte, von selbst auf einen ähnlichen Weg hätten führen müssen, wenn er nicht alle und jede positiveren Elemente so schlechterdings hätte von seiner Untersuchung abhalten wollen. Daß, um nur bei jenem Hauptpunkte stehen zu bleiben, die Anerkenntniß der Reden Jesu im Matthäus-Evangelium als urkundlich apostolischer Überlieferung — abgesehen von ihrer unermeßlichen Wichtigkeit für die positive Anschauung der Persönlichkeit des Erlösers, welchen Umstand wir nachher noch geltend machen werden — auch für die negative Kritik des Verf. von Wichtigkeit gewesen wäre, getrauen wir uns allerdings beweisen zu können. Es ist in d. Bl. der Ort nicht, solchen Beweis zu führen; wir bemerken daher nur kurz, daß in den meisten Fällen zwar, wo es eine Differenz solcher Art zu entscheiden gilt, in welcher eigne, dem Heilande zugeschriebene Worte in Frage kommen, den Verf. sein richtiger Sinn für Matthäus gegen die übrigen Evangelisten entscheiden läßt, während die meisten neuern Kritiker, in Folge der aus oben erwähntem Grunde vorzugsweise gegen diesen Evangelisten gerichteten Kritik, umgekehrt zum Voraus gegen Matthäus eingenommen zu sein pflegen; daß aber dieser Sinn, da er blos im Einzelnen urtheilt und es verschmäht hat, sich sein Princip zum Bewußtsein zu bringen, im Einzelnen auch nicht selten irre führt. *)

Was es nun auch bei denjenigen Theologen, welche in Ansehung der synoptischen Evangelien einen [illegible] ten Charakter ihrer Erzählungen entweder wirklich zugeben oder zugeben könnten, doch bis jetzt noch zu hindern [illegible] chen Ausbreitung des „mythischen Standpunkts" kommen lassen, ist, von Seiten der Kritik, die [illegible] über das Evangelium des Johannes. Insbesondere [illegible] Schleiermacher und de Wette (wiewol Letzterer die Echt[illegible] auch dieses Evangeliums „nicht über alle Zweifel erhaben" hält) ist es in der wissenschaftlichen Theologie Ton geworden, dieses Evangelium, das angeblich exprobirte [illegible] niß eines Augenzeugen, als die Basis des Geschichtlichen im Leben Jesu zu betrachten und selbst den [illegible] für die Kritik der übrigen Evangelien von ihm zu [illegible] lehnen. An Zweiflern freilich an dem apostolischen [illegible] sprunge auch dieses Evangeliums hat es nicht gefehlt. Dennoch hat selbst Bretschneider mit seiner [illegible] durch alle Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns unterstützten Kritik nicht durchzudringen vermocht, [illegible] sogar sich selbst von der Behauptung und weitern Durchführung seiner Zweifel zurückgeschreckt gefunden. Unser Verf. verfährt hier wie allerwärts: ohne den Gesichtspunkt der Bretschneider'schen „Probabilien" zu beachten zu machen, oder sonst ausdrücklich über den Charakter des Johanneischen Evangeliums eine Gesammtansicht aufzustellen, geht er an die Kritik seines Inhalts im Einzelnen und zieht aus dieser Kritik allenthalben beiläufigen Schluß, daß diese Urkunde so wenig [illegible] der übrigen, ja (wenn Ref. den Verf. recht [illegible] weniger noch als eine der übrigen, von einem [illegible] zeugen herrühren könne.

Und hier nun ist es, wo Ref. einen der Hauptmängel [illegible] Werkes, einen der Punkte, an welchen sich eine weitere [illegible] setzte oder eine gegnerische Kritik vornehmlich wird zu halten haben, zu erblicken glaubt. Er für seine Person kann zwar [illegible] umhin, sich dem Gewicht der Gründe gefangen zu geben, [illegible] welche Bretschneider und Strauß die Unhaltbarkeit der Erzählungen dieses Evangeliums im Einzelnen, [illegible] seine Ungeeignetheit, gegenüber den synoptischen den [illegible] rang zu behaupten, den ihm die Annahme seiner [illegible] lichen Abfassung durch den geliebtesten Jünger des [illegible] unstreitig einräumen würde, im Ganzen, zu erweisen. Auch bekennt er, daß er, ganz abgesehen [illegible] aller wissenschaftlicher Kritik, und ehe er noch [illegible] Zweifeln dieser Kritik Kenntniß hatte, nie hat die [illegible] liebe Fichte's (in seiner „Anweisung zum seligen [illegible] und mancher Andern, die durch eine philosophisch [illegible] färbte Brille die evangelischen Gestalten betrachten, [illegible] das „Evangelium des Geistes" und für den Johannes [illegible] Christus im Gegensatze des synoptischen theilen. [illegible] Ihm ist grade umgekehrt von jeher der synoptische [illegible] stus, vorzüglich der des Matthäus, als eine [illegible] mächtigere und gewaltigere, in Wahrheit göttlichere

man auf dieses bezieht, gleichfalls nur von einer hebräisch abgefaßten Schrift sprechen, ohne über deren Beschaffenheit sich näher zu erklären.

*) Als Beispiel solchen Irrthums kann Ref. nicht umhin, des Verf. Behandlung der Parabel vom Gastmahl (Matth. 22, 2 fg. Luc. 14, 16 fg.) zu betrachten, wo Hr. Strauß für Lucas gegen Matthäus sich erklärt, während [illegible] Ergründung des Sinnes der Parabel auch hier die [illegible] ferung des Matthäus als die echtere erscheinen [illegible] (Vgl. „Theol. Studien und Kritiken", 1836, Heft 2, S.

Digitized by Google

stark entgegengesetzten, als der Johanneische. Endlich müssen wir noch sagen, daß auch einige derjenigen Resultate, auf die der Verf. kein besonderes Gewicht legt, die aber nur durch Zurseitestellung des Johanneischen Evangeliums gewonnen werden können, für uns etwas so schlagend Ueberzeugendes haben, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte das Entgegenstehende vollends hinweggeräumt werden, welches uns jetzt noch hindert, uns ohne Rückhalt zu ihnen zu bekennen. So vor Allem die (von Bretschneider ganz unbenutzt gebliebene) Ansicht, daß Jesus sein ganzes früheres Lehramt in Galiläa vollbracht habe und nur Einmal, nämlich zu seinem Ende, nach Jerusalem gezogen sei. Unser Verf., in dessen Gesichtskreis das Positive nicht fällt, was durch diese Annahme für das Verständniß des großartigen Lebens- und Todesplanes Jesu gewonnen wird, läßt hier, wie mehrfach sonst, die Entscheidung zwischen Johannes und den Synoptikern dahingestellt, nachdem er mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit und Umsicht nachgewiesen hat (Bd. I, S. 427 fg.), daß zwischen beiden ein wirklicher Widerspruch allerdings stattfindet, und die Synoptiker auf keine Weise so gedeutet werden dürfen, als ob sie die frühern Festreisen Jesu nur zufällig oder aus irgend einem Grunde übergangen, nicht aber entschieden nichts von ihnen gewußt haben.*) Trotz diesem Allen indeß hält sich Ref. nicht berechtigt, mit unserm Verf. die Tradition, welche den Ursprung des vierten Evangeliums auf den Apostel Johannes zurückführt, als eine gänzlich grundlose zu behandeln. Es hängt diese Tradition allzu eng zusammen mit Allem, was uns die Echtheit auch anderer aus dem apostolischen Zeitalter stammenden Urkunden verbürgt, von denen z. B. die Echtheit der vorzüglichern Pauliniſchen Briefe selbst von Hrn. Strauß (Bd. II, S. 629) als eine völlig unzweifelhafte mit Recht betrachtet wird. Geben wir zu, daß eine Annahme von so entscheidender Wichtigkeit, wie die über den Verfasser der Johanneischen Schriften*), in der christlichen Kirche grundlos entstehen konnte**), so ist der bodenlosesten Willkür in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte Thor und Thüre geöffnet. Auch ist die Behauptung, daß das Evangelium theilweise (allerdings nur in kleinern Partien, keineswegs durchgängig) ein Gepräge trägt, welches man gar wohl für das Gepräge der Augenzeugenschaft, wiewol einer durch Länge der Zeit und Unsicherheit der Erinnerung abgebleichten, ohnehin einer solchen nehmen kann, die, wie bei allen morgenländischen Erzählern der Fall ist, von der Foderung einer diplomatischen Genauigkeit der Erzählung keinen Begriff hat, mit nichten unstatthaft; ebenso wenig, wie jene, daß gleichfalls theilweise das Evangelium und durchgängig die Briefe durch einen wahrhaft edlen Ausdruck und seltene Schönheit der Empfindung sich empfehlen.***)

Ref., so wenig er sich im Stande findet — was auch seines Amtes nicht ist —, jetzt schon einen objectiven, wissenschaftlich ausgeführten Beweis dieser Hypothese zu geben, lebt dennoch seinerseits der Hoffnung, daß es früher oder später gelingen wird, über die Entstehung des Johanneischen Evangeliums eine Erklärung aufzufinden, welche, der oben erwähnten über das Matthäus-Evangelium in irgend einer Weise analog, den Johannes zugleich als Verf. und nicht als Verf. zeigt, und die Skepsis Bretschneider's und Strauß', ohne das unleugbar Triftige, Schlagende und Gewichtige in ihr zu verleugnen, in ihre richtigen Grenzen zurückführt. Daß in dem Evangelium, besonders gegen das Ende hin, die auffallendsten Suturen sich vorfinden †), kann einer aufmerksamen Betrachtung nicht entgehen. Es käme nur darauf an, diese Spuren so gründlich als unbefangen zu verfolgen, um vielleicht auf bisher ganz unerwartete Resultate zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zur Verstärkung der von dem Verf. für dieses Letztere angeführten Gründe können indeß noch benutzt werden die Stellen: Matth. 16, 21, wo die Verkündigung des Herrn, er müsse nach Jerusalem gehen, um dort zu leiden, zu sterben und wieder vom Tode aufzustehen, mit einem Nachdruck ausgesprochen wird, der schließen läßt, es sei seine Gewohnheit nicht gewesen, auch zu anderer Zeit, um anderer Zwecke willen dorthin zu wandern; besonders aber Marc. 11, 11, wo erzählt wird, daß der zum letzten Mal in Jerusalem Eingezogene sich (wie ein dort noch Unbekannter) überall umgesehen habe. Zur Widerlegung aber der von dem Verf. S. 444 für die entgegengesetzte, dem Johannes günstigere Meinung angeführten Gründe kann man die naheliegende, aber zu unserer Verwunderung ihm nicht beigefallene Vermuthung aufstellen, daß der letzte und einzige Aufenthalt Jesu in Jerusalem in der That von längerer Dauer gewesen, von der Sage aber oder auch von der Erzählung der Evangelisten, die ja überall keine chronologische Breite kennt und so vieles durch Zeit Getrennte unmittelbar zusammenreiht, in die Kürze gezogen sei. Ein anderer Umstand, welcher dem Ref. eine Beseitigung der apostolischen Autorität des Johannes-Evangeliums annehmbar machen würde, ist der von Hrn. Strauß mit Unrecht preisgegebene: daß, damit die Nothwendigkeit wegfiele, schon während des Erlösers Leben die christliche Taufhandlung ausgeübt zu denken, wovon die synoptischen Evangelien nichts wissen. Daß nämlich der Taufritus erst nach seinem Tode von den Jüngern recipirt ward, glaubt Ref. fast zuversichtlich aus dem doppelten Datum schließen zu dürfen, erstens, daß die Sage das Geheiß zum Taufen dem Auferstandenen in den Mund legt, und zweitens, daß Paulus (Röm. 6, 3) ausdrücklich sagt, Alle, die auf Christus getauft seien, seien auf seinen Tod getauft. Der Verf. des Johannes-Evangeliums könnte hiernach scheinen die Notiz, daß nicht Jesus selbst, sondern nur seine Jünger getauft haben, gehabt und (4, 2) nur falsch angewandt zu haben.

*) D. h. des Evangeliums und der Briefe; diese nämlich gehören, wie auch Bretschneider gezeigt hat, offenbar zusammen, dahingegen der Apokalypse wol nicht leicht Jemand mehr denselben Verf. mit jenen zuerkennen wird.

**) Nur wenige Ketzersekten, wie z. B. die sogen. Aloger, leugneten die Echtheit des Evangeliums.

***) Zu den Partien, von denen die letztgenannten Eigenschaften zu rühmen sind, zählen wir auch einige solche, bei denen von Augenzeugenschaft gar nicht die Rede sein kann, und die sich daher — sit venia verbo — als freie Dichtung ankündigen, z. B. die Unterredungen Jesu mit Nikodemus und mit der Samariterin.

†) Man denke nur an das: ἐγείρεσθε ἄγωμεν ἐντεῦθεν am Schlusse des 14. Capitels, sowie an das von Vielen ohnehin schon aufgegebene 21. Capitel.

Digitized by Google

Die Fürstengruft des Hauses Östreich.

Ein französischer Feuilletonist gab unlängst eine Beschreibung der berühmten Gruft der Capuciner in Wien, der Fürstengruft des Hauses Östreich, woraus wir als nicht uninteressant eine kleine Skizze entnehmen wollen. „Nachdem ich — erzählt Alfred Gros — in Begleitung eines stattlichen Mönchs in der Blüte des Mannesalters, etwa 30 Stufen hinabgestiegen war, befanden wir uns an dem Eingang des Souterrains, und sogleich drang ein starker und beschleichender Geruch auf mich ein. Ich untersuchte den Ort: zur Linken befand sich die Gruft der Maria Theresia, zur Rechten eine lange gewölbte Galerie, zu deren beiden Seiten sich Särge der Reihe nach und perpendiculair aufgestellt befanden. Starke eiserne Gitter, deren Thüren fest verschlossen waren, liefen als Scheidewand und Schutzwehr dazwischen hin. Dieser Theil ist der älteste der ganzen Fürstengruft; er enthält die Stammsärge. Mein Führer öffnete mir dies Allerheiligste. Alle Grabmäler sind in Bronze gehauen und mit Basreliefs geschmückt. Auf dem Grabmal Leopold I. befindet sich als besondere Zierde ein Crucifix, eine Krone und ein Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln den heiligen Staub scheint beschützen zu wollen. Das Grabmal der Maria Anna, Gemahlin des Kaisers Matthias und Stifterin des Klosters, ist von erhabener Einfachheit und sticht auf diese Weise von allen übrigen vortheilhaft ab. Joseph I. ruht in einem prächtigen Mausoleum aus massivem Silber, geziert mit allen Insignien seiner Macht und mit mehren Basreliefs von vorzüglich schöner Arbeit. Nicht weit von ihm zeigte mir der Capuciner einen Sarg, worauf der Name der Gräfin Karolina Fuchs eingegraben steht, der Gouvernante der Maria Theresia, zu deren Gunsten man eine ehrenvolle Ausnahme gemacht hat, denn die Gruft ist im strengsten Sinne nur für die Glieder der kaiserlichen Familie bestimmt. Da ich sah, daß mein Führer vor einer Thür vorüberging, ohne sie zu öffnen, machte ich ihn darauf aufmerksam. „Ach, sagte er, da drinnen befinden sich nur kleine Kinder, welche die Welt verließen, ehe sie von ihrem Rang eine Ahnung hatten." Als er das Gitter geöffnet, zeigte sich eine Menge kleiner bronzener Särge, in deren Mitte sich aber ein großer von ausgezeichnet schöner Arbeit befand. Dies war das Grabmal eines Erzbischofs von Trient, von der kaiserlichen Familie. Zu den Füßen seines Sarges stand eine Urne aus Bronze mit der Asche seines Herzens. Der Capuciner gab mir diese Urne in die Hände; sie war sehr leicht; als ich sie wieder niedersetzen wollte, bewegte sie sich unwillkürlich in meiner Hand. Ein leiser Ton ließ sich darin vernehmen, wie wenn man ein wenig Sand schüttelt. Dies war also der Staub dieses Herzens, der edelste Theil von der sterblichen Hülle eines Erzbischofs vom Geschlecht der abendländischen Kaiser! Der letztern Gruft unmittelbar gegenüber befindet sich die Thür, durch welche die Todten in diese Räume hinabsteigen; sie öffnet sich für Niemand als für sie, und bevor dem Sarge der Durchgang durch dieselbe verstattet wird, hebt man den Deckel auf, um durch den Hausmarschall die Identität des Leichnams constatiren zu lassen. Als wir zurückkehrten, machte mich in einiger Entfernung von der Treppe mein Führer auf einen einsamstehenden Sarg aufmerksam. „Dies ist, sagte er, der letzte Todte, den wir hier aufgenommen, die Leiche des Erzherzogs Anton; er muß hier so lange verziehen, bis sein Grabmal fertig ist." Der Sarg, der in einem dunkeln Winkel stand, war mit rothem Sammet bekleidet (die schwarze Farbe ist nur für die gekrönten Häupter), beladen mit Vergoldungen, Trophäen und Doppeladlern. Als ich mich näherte, bemerckte ich, daß es dieser war, der einen so eindringlichen Geruch von sich gab, in Folge der bei der Einbalsamirung verwendeten Spezereien. Ich hielt mich nicht allzu lange auf bei den Überresten dieses Sohnes, Bruders und Oheims mächtiger Kaiser, der an einer Indigestion verstarb; ich nahm mehr Interesse daran, die Gruft der Maria Theresia zu besuchen, welche sie selbst 25 Jahre vor ihrem Tode einrichten ließ. Diese Gruft ist elliptisch und empfängt von dem Plafond aus etwas Licht. Die Wände sind gemalt und ahmen den Marmor nach. Das Grabmal der Maria Theresia nimmt fast die ganze Gruft ein. Es ist ungeheuer groß und ganz in Bronze gehauen. Zwei Statuen in Lebensgröße ruhen auf dem Monument, dies ist Maria Theresia und ihr Gemahl, Franz Stephan. In den vier Ecken befinden sich Siegestrophäen und die östreichischen Adler; an beiden Seiten sind Basreliefs, welche die Krönung der Kaiserin in Prag, ihren Einzug in Presburg u. s. w., die Krönung ihres Gemahls in Frankfurt, seinen Einzug in Florenz darstellen. Ein genaues Betrachten ergibt, daß dies Monument der Asche Derjenigen, welche darin ruht, wol würdig ist. In den übrigen befinden sich 12—15 Särge von verschiedener Größe, ihre Kinder oder nächsten Verwandten. Zu den Füßen ihres Grabmals ruht Maria Christina, zu den Füßen des Kaiser Joseph II., dessen Sarg, ganz ohne Schmuck und gemeine Arbeit, der einfachste ist, den man sehen kann. Als ich kundigte mich nach der Ursache, mein Führer sagte: „Seit dem Tode Joseph II. befleißigt man sich der Einfachheit bei den Grabmälern, sowol aus Ökonomie, als um Platz zu ersparen, denn die Todten folgen hier schnell und zahlreich." Es war noch eine Gruft zu sehen, welche den Namen des letztverstorbenen Kaisers Franz führt. Sein Grabmal aus braunem Marmor ist von 11 andern Särgen umgeben, in welchen die Asche seiner drei Gemahlinnen und acht seiner Kinder ruht, die ihm sämmtlich vorangingen. Etwas weiter davon stand ein kleiner einfacher Sarg, der aber länger war als alle übrigen. Mein Führer sagte, als ich mich bückte, um die Aufschrift zu lesen: „Dies ist der König von Rom." Auf dem Sarge des Königs von Rom, dessen strenge Schmucklosigkeit das Herz erfüllt mit schmerzliche Empfindungen weckt, befindet sich folgende lange Inschrift:

Aeternae memoriae.
Jos. Car. Francisci ducis Reichstadiensis
Napoleonis Galliae imperatoris
et
Mariae Ludovicae arch. austr.
filii
Nati Parisiis XX. Mart. MDCCCXI.
in Cunabulis
Regis Romae nomine Salutati
Aetate omnibus ingenii corporisque
dotibus florentem
procera statura vultu juveniliter decoro
Singulari Sermonis Comitate
militaribus studiis et laboribus
mire intentum
Phtisis tentavit -
Tristissima mors rapit
in Suburbano Augustorum ad pulchram sedem
prope Vindobonam.
XXII. Julii MDCCCXXXII." H.

Literarische Notizen.

Augustin Chaho's „Voyage en Navarre pendant l'insurrection des Basques (1830—35)" macht wegen des gegenwärtigen lichen Interesse wie der in dem Buche mitgetheilten, von der gangbaren abweichenden Ansichten und neuen Aufschlüsse über Verhältnisse und Personen einiges Aufsehen.

Von Alfred de Musset, einem der gediegensten unter den jetzigen französischen Dichtern, erschien in zwei Bänden: „La confession d'un enfant du siècle".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 63. — 3. März 1836.

Über das Leben Jesu von Strauß.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Wir hoffen, daß unsere Leser uns diese, verhältnißmäßig für den Standpunkt dieser Bl. etwas weitläufig gerathene Exposition über das Verhältniß der vorliegenden Kritik zu ihren Quellen zu Gute halten werden. Wir hielten diesen Weg für den geeignetsten, um in der Kürze, was doch in diesem Falle jeder irgend theilnehmende Leser verlangen wird, einen Blick in das wissenschaftliche Fundament der Untersuchung zu eröffnen. Was nämlich den eigentlichen Inhalt des Werkes betrifft, so müssen wir uns hier mit einer allgemeinen Bezeichnung desselben begnügen; Auszüge oder Proben davon geben zu wollen, wäre um so unstatthafter, als dabei nothwendig das ernste wissenschaftliche Gepräge, welches des Verf. Kritik durchgängig trägt, verloren gehen und das etwa Mitgetheilte mehr oder weniger nur als eine frivole Curiosität erscheinen würde. Wir berichten daher nur kurz, daß Hr. Strauß die ganze Lebensgeschichte des Heilandes, von der Verkündigung und Empfängniß an bis zur Auferstehung und Himmelfahrt (nicht genau in chronologischer Ordnung zwar, sondern die einzelnen Thatsachen unter gewisse Hauptrubriken ordnend) Schritt für Schritt durchgeht, allenthalben damit beginnend, die evangelischen Erzählungen mit der sorgfältigsten Genauigkeit aneinander zu halten und die in ihnen etwa (freilich, wie sich findet, fast überall) vorhandenen Widersprüche mit einem Falkenauge, dem selten auch der kleinste Zug entgeht, aufzuspüren und mit einer Ruhe, Kaltblütigkeit und Besonnenheit, die wahrhaftig weder von Leidenschaft noch von bösem Gewissen zeigt, darzulegen. Hat er auf diese Weise die Unmöglichkeit dargethan, den Inhalt der verschiedenen Erzählungen gleichmäßig als historisches Factum festzuhalten, so geht er fort zur Entwickelung der innern Unwahrscheinlichkeiten, welche die eine oder die andere, nicht selten aber auch sämmtliche Erzählungen gleicherweise enthalten. Auch hier weiß er theils das offen vor Augen liegende Wunderbare nicht blos in seinem allgemeinen Widerspruche gegen die sonst bekannte natürliche Möglichkeit, sondern auch nach seiner fast allenthalben mehr oder weniger dazu sich gesellenden besondern Unzweckmäßigkeit in der jedesmal vorliegenden Umgebung und seiner Unvereinbarkeit mit anderweiten Voraussetzungen und Inhaltbestimmungen der evangelischen Geschichte zu schildern, theils Unwahrscheinlichkeiten anderer Art, die nicht als Wunder erscheinen, aber in der That nicht geringere Wunder sein würden als die gewöhnlich sogenannten Wunder, zu entdecken und an den Tag zu bringen. Ist nun solchergestalt die Erzählung nach allen Seiten hin zum Probleme geworden, so geht er an die verschiedenen möglichen Versuche zur Lösung des Problems. Diese sind allenthalben dreifach; die Erklärung jedes problematisch gewordenen Factums der evangelischen Geschichte ist eine dreifache: die supernaturalistische, die rationalistische oder natürliche und die mythische.

Die supernaturalistische Erklärung wird mit Recht von dem Verf. vornehmlich nach derjenigen Gestalt in Betracht gezogen, welche sie dem Rationalismus gegenüber und eben durch das Unternehmen, den Rationalismus wissenschaftlich zu widerlegen, unvermeidlich sich mit ihm in mehrfacher Beziehung auf gleichen Boden stellend, außerdem auch noch mit Elementen der neuern philosophischen Weltansicht durchzogen, neuerdings angenommen hat. Vor allen ist es Olshausen, dessen Erklärungen hier der Verf. anführt, und — wie es uns scheint, fast durchgehends mit Erfolg — zu widerlegen unternimmt. Von dem älteren Supernaturalismus hätte der Verf. ausdrücklicher, als er gethan, bemerken und hin und wieder vielleicht auch an Beispielen nachweisen können, wie zwar auch er, wenn er es unternahm, die Begebenheiten im Einzelnen als geschichtliche erklären und rechtfertigen zu wollen, sich in dieselben Übelstände wie der neuere verwickelt, wie er aber seinem eigentlichen Geiste und Sinne nach auf einer poetisch-religiösen Weltanschauung beruht, welche den streng wissenschaftlichen Begriff der factischen Wirklichkeit in seinem Unterschiede von der Wahrheit des Geistes, die sich auch in Dichtungen ausdrücken kann, gar nicht kennt und eben durch diese Bewußtlosigkeit gesichert bleibt vor dem vergeblichen Unternehmen, das poetische Wunder ausdrücklich als äußerliches Factum wissenschaftlich im Einzelnen bestimmen, festhalten und vertreten zu wollen. Im Reformationszeitalter war dies der Unterschied zwischen Luther und Calvin. Der durch und durch geniale und in seiner erhabenen Religiosität tief poetische Geist Luther's ließ nie sich einfallen, die Thatsachen der biblischen Offenbarung zum Object einer wissenschaftlichen Betrachtung und Behandlung zu machen, wäh-

Digitized by Google

rend der, zwar gleichfalls von hoher Religiosität erfüllte und geleitete Verstand Calvin's Meisterstücke einer Exegese gegeben hat, die, bei außerordentlichen, erst neuerdings wieder recht anerkannten Verdiensten in Bezug auf das Verständniß des Buchstabens denn doch fast überall auch den Geist zum Buchstaben verknöchern. Lebte Luther jetzt, er würde unbedenklich den Buchstaben allenthalben, wo es die Kritik fodert, als Mythus preisgeben und sein Christenthum nicht im Mindesten dadurch gefährdet glauben, Calvin aber würde auch jetzt noch, gleich unsern neuern geistvollen und von edelm Eifer durchdrungenen Supernaturalisten, den alten Wunderglauben in die Wissenschaft einzuführen und vor dem Verstande zu rechtfertigen sich bestreben.

Vollkommen ebenso schonungslos, wie die supernaturalistischen, beleuchtet Hr. Strauß die rationalistischen Erklärungen. Der Rationalismus nämlich hat auf dem Gebiete evangelischer Kritik ein eigenthümliches Phänomen erzeugt, ein solches indeß, welches dem Charakter, den diese Denkweise auch im Dogmatischen trägt, vollkommen entsprechend ist. Im Dogmatischen sind es nichts Anderes als Reste des alten positiven Glaubens, aus denen der Rationalismus seine Lehren von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit und seine Moral zusammenbaut; der einzig voraussetzungslose und consequente Rationalismus wäre, wie schon Lessing eingesehen hat, der Pantheismus. Ebenso nun, wie im Dogmatischen, hat sich auch im Geschichtlichen der Rationalismus unfähig erwiesen, sich von dem Gegebenen völlig loszumachen. Daher das Phänomen, daß einige seiner vornehmlichsten Vertreter (der Verf. betrachtet mit Recht den Dr. Paulus als den Repräsentanten aller übrigen), verzichtend auf alle eigentliche Kritik der biblischen Schriftsteller, den Aussagen dieser Schriftsteller buchstäblichen Glauben beizumessen fortfahren und ihre Widersprüche zu vermitteln, die Wunder aber, die sie erzählen, natürlich auszudeuten suchen. Das Gebäude, welches aus solcher Deutung hervorgeht, ist ein noch beiweitem abenteuerlicheres und unglaublicheres, als selbst der kühnste supernaturalistische Wunderglaube je zu ersinnen vermochte. Auch hat über einige Theile dieses Gebäudes die Zeit bereits gerichtet, andere aber sind, trotz ihrer handgreiflichen Abgeschmacktheit, fast schon in die allgemeine Meinung übergegangen, ja, wie z. B. die bei unbefangener Erwägung ihrer Consequenzen jeden gesunden Sinn empörende Hypothese von einem Scheintode des Gekreuzigten, von so geistvollen Schriftstellern wie einem Herder vertreten worden. Hätte Strauß kein anderes Verdienst, als diese Ansicht bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt und theils ausdrücklich, theils indirect durch Nachweisung des urkundlichen Thatbestandes, ihre völlige Grundlosigkeit ebenso sehr, wie ihre in der That allen Glauben übersteigende Trivialität — doch stets in einem würdigen Tone und mit der anstandvollen Rücksicht, welche der Gelehrsamkeit und dem rechtschaffenen Charakter eines Paulus gebührt — aufgezeigt zu haben, so wäre dieses Verdienst kein geringes, es wäre ein solches, welches von jedem über die Interessen seines Standpunktes aufgeklärten Bibelgläubigen höher als das Verdienst mancher orthodoxen Ausleger geschätzt werden müßte.

Was nun endlich die sogenannte mythische Ansicht selbst betrifft, so kommt diese, freilich, bei dem rein negativen Verfahren dieses Werkes, an jeder einzelnen Stelle schon genug zu Stande, indem nach Widerlegung der supernaturalistischen und der rationalistischen keine andere übrig bleibt. Es handelt sich dem Verf. nirgend darum, die wirkliche Entstehung der Sage zu erklären, die Fülle des in der Sage niedergelegten Inhalts, die geistigen Anschauungen, welche, wie die Sage aus ihnen, so umgekehrt sie wiederum aus der Sage hervorgehen, vor dem Blicke des Lesers auszubreiten. Noch weniger geht sein Unternehmen dahin, den Zusammenhang dieser Sagen untereinander und zu der geschichtlichen Grundlage darzulegen und gleichsam ein Gebäude, ein organisches, in sich selbst begründetes und beschlossenes Ganze der evangelischen Mythologie vor unsern Augen aufzuführen. Statt dessen begnügt er sich, überall nur eine Veranlassung zum Entstehen eines Mythus aufzusuchen. Solche Veranlassung findet er meist in alttestamentlichen Aussprüchen und Weissagungen, welche auf den Messias zu beziehen schon vor Christus unter den Juden gewöhnlich war; überhaupt in herrschenden Begriffen und Vorstellungen jener Zeit, mit denen das Object des christlichen Glaubens in Einklang gebracht werden sollte. Es steht nicht zu leugnen, daß nach dieser Behandlungsweise der Begriff des evangelischen Mythus einen Charakter von Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit zu erhalten scheint, welcher ihn kaum von willkürlicher Dichtung oder Erfindung unterscheidet. Indeß, den Standpunkt des Werkes als den rein theologischen vorausgesetzt, so war keine andere Behandlungsweise möglich, und nur dies bleibt zu wünschen übrig, daß der Verf., um auch hier den Leser in den richtigen Augepunkt zu stellen, die höhere Aufgabe einer religiösen und geschichtlichen Mythenerklärung und Mythendeutung ausdrücklich anerkannt und nur von den Grenzen seines Unternehmens ausgeschlossen hätte. Auch deshalb gibt er in der Vorrede das Geständniß, daß er wol wisse, daß viele Andere ein solches Werk mit mehr Gelehrter auszustatten im Stande gewesen wären, und es liegt wohl nahe, dieses Geständniß, wenigstens zum Theil, auf den hier erwähnten Punkt zu beziehen. Auch eine bloße Gelehrsamkeit, wäre sie auch die reichste und umfassendste, würde doch immer nur solche Data haben beischaffen können, die als äußerliche Anlässe oder Analogien zur Entstehung der Mythen zu betrachten sind; würde also, statt den Gehalt der Mythen innerlich zu fassen, nur immer mehr, insofern nicht ein Moment von höherer Abkunft hinzuträte, die mythische Ansicht zu veräußerlichen gedient haben.

Und hier nun sind wir nochmals darauf hingewiesen, mit allem Nachdruck auf die Grenze aufmerksam zu machen, innerhalb deren allein dem Werke Verdienst und Bedeutung zugeschrieben werden kann. Der Verf. die historische Skepsis in Bezug auf die evangelische

Digitized by Google

Ansichte bis zu einem Äußersten hinaufgetrieben; er hat mit einer Geistesstärke, die in der That unsere höchste Anerkennung verdient, nicht nur allen religiösen Vorurtheilen, auch solchen, die zum Theil aus sehr edeln und erfreulichen Motiven eben jetzt wieder neue Nahrung ziehen, Trotz geboten, sondern auch alle diejenigen Schranken, welche nur zu oft geistige Trägheit oder Bequemlichkeit der freien Forschung setzt, völlig niedergestürzt. Die ganze evangelische Geschichte ist durch ihn in einem Umfange und einer Vollständigkeit, wie noch durch keine bisherige kritische Forschung, zum Problem geworden; der klarste und unerbittlichste Verstand hat Alles in ihr in Frage gestellt und dem Dogmatismus, der sich bis dahin nur immer aus einem Schlupfwinkel in den andern flüchtete, endlich allen und jeden Ausweg verrannt. Was dem Verf. zu diesem Werke die Kraft und Ausdauer geben konnte, ist gewiß und wahrhaftig nicht der Lügengeist der Frivolität; es ist die Begeisterung für ein Positives solcher Art, welches selbstschöpferisch nur da Platz ergreifen kann, wo kein dogmatisches Vorurtheil ihm mehr im Wege steht. Aber so sehr wir dem Verf. Unrecht thun würden, wenn wir dies verkennen wollten, so wenig dürfen wir doch andererseits uns über das Verhältniß täuschen, in welches er sich zu jenem Positiven gestellt hat. Von einer neuen und fruchtbringenden Ansicht, die wir in dieser Hinsicht ihm verdanken sollten, kann nicht die Rede sein; das Positive, von welchem seine Kritik ihren Antrieb und ihre Berechtigung hat, ist einerseits ein schon vor ihm Vorhandenes und Gefundenes, von ihm, zum Behufe jenes rein negativen Gebrauchs, den er davon zu machen sich berufen fand, auf ein minimum Reduciertes; andererseits ein weder vor ihm noch von ihm selbst Gefundenes, sondern künftig erst zu Findendes. Von beiderlei Beziehungen der Kritik unsers Verf. müssen wir jetzt noch eine etwas bestimmtere Rechenschaft zu geben suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur deutschen Literatur in Frankreich.

Indem Ref. zur Anzeige der ersten vier Hefte der „Revue du Nord" schreitet, trägt er eine alte Schuld ab, nicht blos indem er einer längst bestandenen journalistischen Verbindlichkeit gegen die Redactionen sowol d. Bl. als der „Revue du Nord" nachkommt, sondern indem er eine Pflicht erfüllt, welche vaterländischer Sinn dem deutschen Journalismus gegen eine literarische Erscheinung auferlegen muß, die als Vermittler des geistigen Lebens der beiden bedeutendsten Nationen des europäischen Continents, und insbesondere als Verbreiter deutscher Literatur in Frankreich auftritt. Kann man uns auch vorwerfen, daß wir diese erfreuliche Erscheinung etwas spät begrüßen, so wird uns dafür den Vortheil haben, daß ein kleiner Verschub uns in den Stand setzt, sie in ihrem weitern Fortgang zu begleiten und so eine genauere und umfassendere Einsicht in ihren Plan und in ihr Wirken, sowie ein begründeteres Urtheil über sie zu gewinnen.

Ungerecht würde es sein, wollte man an ein Unternehmen, das eben erst begonnen, schon die Foderungen stellen, welche an dasselbe machen kann, wenn es Zeit und Gelegenheit gehabt, seinen Plan gehörig zu entwickeln und seine Versprechungen zu erfüllen. Um so erfreulicher ist es daher, wenn wir die „Revue du Nord" gleich auf eine Art beginnen sehen, die, was man auch an ihr noch aussetzen mag, zu den besten Hoffnungen berechtigt. Jeden schon, der sie in ihrem Erscheinen nur flüchtig verfolgt hat, muß die würdige Haltung und die richtige Tendenz dieser Zeitschrift, selbst bei manchen, bis jetzt unvermeidlichen Schwächen für sie eingenommen haben; denn es ist nicht zu verkennen, daß weniger belletristische Unterhaltung als Darlegung Dessen, was auf die tiefern Interessen der Wissenschaft, Kunst und des Lebens Bezug hat, ihr Hauptbestreben ist. Selten, und beinahe nur in den Lückenbüßern, findet man hohles Geschwätz, dem die Franzosen bisher doch so selten in ihrem Raisonnement über Deutschland, aus Sucht, immer etwas Geistreiches zu sagen, entgingen; fast nirgend Frivolität oder die forcirte Geistreichigkeit, welche sonst ein charakteristisches Zeichen der neu-französischen Schule sowie der „jungen Literatur" in Deutschland ist. Mit einem Worte, der wissenschaftliche und sittliche Ernst und der sich überall offenbarende gute Wille, nach Kräften das Beste zu liefern und die Franzosen dadurch mit Deutschland bekannt zu machen, verdienen vor Allem an diesem Unternehmen gerühmt zu werden.

Als Einleitung dient ein Aufsatz von Ph. Chasles: „Vom Norden und seinem Einfluß auf die heutige Civilisation", in dem man sich freuen wird, den Beweis zu finden, daß es auch in Frankreich Leute gibt, welche recht gut das Grundübel der heutigen gesellschaftlichen Zustände kennen, das freilich in Frankreich in einem noch weit stärkern Grade hervortritt als bei uns. Nach Art der neuern französischen raisonnirenden Schriftsteller über historische oder sociale Materien geht er von einem philosophisch historischen Axiom aus, das sich ihm durch die ganze Geschichte zu bewahrheiten scheint, und das er dann speciell wieder zu seinem Zweck, d. h. zur Erklärung der Stellung, welche die Völker des Nordens in welthistorischer Hinsicht einnehmen, in Anwendung bringt. Glücklicherweise ist dieser Grundgedanke kein leeres Spiel der Einbildungskraft oder eine hohle Abstraction ohne concreten Inhalt, wie es nur allzu häufig bei den theoretisirenden Schriftstellern der Franzosen sich findet — man denke z. B. selbst an Lerminier und St.-Marc Girardin —, sondern es spricht sich in ihm in der That eine tiefe Wahrheit aus. Es ist nämlich der Gedanke, daß der dualistische Kampf und wiederum die fortwährend versuchte Vermittelung zur Einheit zwischen Sein und Idee, Objectivität und Subjectivität, Positivem und Intelligenz, Glaube und Forschung, wie sie sich im Geistesleben des einzelnen Menschen offenbaren, auch im Leben der Menschheit, der Völker zur Erscheinung kommen und ihnen ihre welthistorische Stellung anweisen, je nachdem sie die Aufgabe von der einen oder der andern Seite zu lösen gestrebt. Doch lassen wir den Verf. selbst sprechen.

„Die geistigen Kräfte", sagt er, „sind natürlich in zwei einander fast immer bekämpfende Parteien getheilt, die nur im Verlauf der Zeit zu gegenseitigem Verständniß kommen. Die Zweifler trennen sich von den Gläubigen, die Analytiker von den Synthetikern. Mit einem Wort, der Protestantismus und der Katholicismus, Glaube und Prüfung sind alt wie die Welt. Schon in den alten metaphysischen Theorien Hindostans findet man Katholiken und Protestanten. Durch das Gleichgewicht dieser beiden Potenzen wird die Welt regiert; und hat die eine, zur Herrschaft gelangt, ihre Früchte getragen und scheint sich dann durch den Misbrauch ihrer selbst zerstören zu wollen, so wacht plötzlich ihre Gegnerin gleichsam verjüngt auf, um den Streit mit ihr zu beginnen, zu siegen und dann dasselbe Schicksal des Verfallens zu haben." — „Welche Idee nun hatte sich zu Ende des Mittelalters der denkenden Köpfe bemeistert? Welche Wunde gab es da zu heilen? Sahen diese Ärzte des gesellschaftlichen Körpers etwa wie wir die Anarchie der Ideen, die Herrschaft der Subjectivität, Jeden einen Herrn seines Glaubens und Misbrauch treibend mit diesem Recht, kein Band zwischen den Menschen, keinen Mittelpunkt für die Wissenschaften, keinen Stützpunkt, keine Gewißheit, nur das Chaos, das Nichts, den Zweifel? Nein, von diesem Übel war die Gesellschaft nicht ergriffen; nicht die Analyse, sondern die Syn-

Digitized by Google

these, nicht der Zweifel, sondern die Autorität war durch den langen Umlauf in den Adern des gesellschaftlichen Körpers zu Gift geworden." Dieser Kampf nun jener beiden, das geistige Leben der Menschheit bewegenden Principe, des katholischen und des protestantischen, wie sie der Verf. nennt, stellt sich nach ihm nirgend deutlicher dar als im Norden, vor Allem in Deutschland, und deswegen vorzüglich sei es nöthig, es genauer kennen zu lernen. „Es wird daher", fährt er fort, „das Bestreben der Verf. dieser Zeitschrift sein, die Dunkelheiten, welche aus den in Frankreich schlecht gekannten Örtlichkeiten und falsch verstandenen Sitten entsprungen, zu erhellen, die Wolken, welche gewisse Theorien einhüllen, zu zerstreuen, genauere biographische Nachrichten mit der Auseinandersetzung der Theorien und den von jedem Autor mitgetheilten Stücken zu verbinden. Es scheint, als habe die Natur zu den Menschen des Südens gesagt: Ihr werdet der Civilisation vorausgehen, den Weg bahnen, den Boden fruchtbar machen. Die ersten Strahlen der Poesie und Philosophie werden im Orient hervorbrechen. Euch gehören die Künste an im Verein mit dem Glauben. Ihr werdet allen andern Völkern auf dieser großen Laufbahn vorangehen. Dann, wann ihr angekommen sein werdet, wann diese schöne Morgenröthe der Civilisation ihre ersten Strahlen auf die erstarrte Welt geworfen haben wird, wann ihr genug hervorgebracht habt, um auszuruhen, wann Weichlichkeit und Verfall eintreten, dann wird, durch eure Stimme erweckt, euer Zögling, der Norden, sich erheben, nun die Reihe an ihm ist, seinen Lauf antreten und das Werk beendigen, und ihr werdet der Zögling eures Zöglings werden. Er wird durch sein Beispiel euere Fehler und Irrthümer bessern; ihr ginget mit dem Glauben und der Begeisterung zu Werke, er wird die Forschung anwenden, euer Denken selbst war eine andere Art von Poesie, seine Poesie wird nur eine andere Art zu denken sein. So werden die indo-germanischen Nationen das Licht der Bildung in das zum geistigen Grabe gewordene Indien selbst, ihre erste Wiege, wieder zurückbringen; so wird Italien, das das Rechtsstudium in Europa wiedererweckt, die Weisheit des Nordens, die Stimme von Gans und Savigny hören."

Dann bemerkt der Verf., daß die „Revue du Nord" weder das Organ irgend einer Schule oder Partei, noch das einer synkretistischen Ansicht, sondern vielmehr ein treuer Spiegel des Nordens, seiner Schöpfungen und Ideen, seiner Kämpfe, seiner Aussichten, seiner Rückblicke in die Vergangenheit, seiner Untersuchungen ꝛc., also vor Allem ein treuer Berichterstatter, rein historischer Tendenz sein solle, und schließt zuletzt, nachdem er sich über diese Tendenz weiter verbreitet, mit einem Aufruf an seine Landsleute zum ernsten und gewissenhaften Studium in Wissenschaft und Leben, das allein noch in dieser Zeit der Zerrissenheit zu einem sichern Haltpunkt führen und aus dem Labyrinth der Meinungen und Bestrebungen herausführen könne.

Auf diesen Aufsatz folgt eine Übersetzung des Märchens: „Die Reise in das Blaue hinein", aus Tieck's Novelle: „Das alte Buch", von einem der Redacteurs, Hrn. Spazier. Vorausgeschickt ist der Übersetzung eine Einleitung, welche sich über Tieck's Stellung zur deutschen Literatur, seine schriftstellerische Thätigkeit und das Eigenthümliche seiner Poesie verbreitet. Wir müssen gestehen, daß uns diese Einleitung mit ebenso viel Einsicht als Umsicht und richtigem, leidenschaftlosem Urtheil, überhaupt ganz passend als ein für Franzosen bestimmtes Aperçu, geschrieben scheint; um so ehrenvoller für den Verf., da Tieck in der genannten Novelle sich auf eine Weise ausgesprochen hat, die nur zu leicht auch die Leidenschaftlichkeit eines Andersgesinnten erregen konnte. Ob aber eine Übersetzung jener Novelle das Verständniß der deutschen Literatur fördern möchte, wagen wir dem Übersetzer gegenüber, dem sein Aufenthalt in Frankreich ein competenteres Urtheil geben muß, nicht zu entscheiden; glauben jedoch nicht, daß Tieck überhaupt zu den deutschen Schriftstellern gehört, welche zur Einführung in die deutsche Literatur für Franzosen geeignet sei, da er seiner Eigenthümlichkeit nach gar zu entfernt vom Charakter der Franzosen steht und wenig zur Vermittlung der beiden Nationalitäten dienen möchte. Ein anderer Aufsatz desselben Verf., der einen Abriß von Oken's allgemein literarischen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen gibt, verdient in sich dasselbe Lob, wie der vorige über Tieck's Thätigkeit, steht aber zu isolirt da, um so mehr, da er sich als ersten Artikel eines Aufsatzes über „Oken et la philosophie naturelle" ankündigt, von dem aber in den drei folgenden Heften nichts zu finden ist, obgleich eine gute, deutliche Darstellung der Naturphilosophie, wie schwierig auf der andern Seite eine solche Arbeit auch sein mag, ein höchst passender Artikel für ein Blatt wie die „Revue du Nord" sein müßte.

Der darauf folgende Artikel: „De la peinture religieuse moderne des Allemands", vom gefeierten polnischen Dichter Mickiewicz, hat denselben Fehler wie der vorige, nämlich daß er ohne Fortsetzung geblieben ist, obgleich er sich als „Einleitung zu einer Reihe von Artikeln über die deutsche Malerei" ankündigt. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als dieser erste Artikel, trotz mancher darin ausgesprochenen einseitigen Ansichten, so viel was höchst Geistreiches für die Folge erwarten ließe, und es für Deutsche sehr interessant sein müßte, das Urtheil eines so ausgezeichneten Fremden zu vernehmen, dessen Beobachtung und Urtheil, wie man schon aus dem Vorliegenden sieht, keineswegs auf der Oberfläche bleibt. Möge uns die Fortsetzung dieses Aufsatzes nicht verloren sein.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

William Hamy hat dem pariser Museum ein Cabinet mit einer seltenen und merkwürdigen Medaille geschenkt, die bei Gelegenheit der projectirten Invasion Napoleon's in England geschlagen wurde. Ein englisches Werk, das über die unter der Regierung Napoleon's geprägten Münzen und Medaillen handelt, gibt davon folgende Beschreibung: Der Avers stellt den belorberten Kopf Napoleon's und der Umschrift: „Napoleon empereur." Der Revers mit der Inschrift: „Descente en Angleterre." Hercules erstickt in seinen Armen eine Figur, die halb Mensch, halb Fisch ist. Darunter „Frappée à Boulogne, en 1804". „Man nimmt in der Regel an", sagt der Verf. jenes Werkes, „daß Napoleon niemals die wirkliche Absicht gehabt, in England einzufallen. Aus dieser Medaille scheint hervorzugehen, daß er nicht blos eine Expedition nur auf seinen unmittelbaren Befehl geschlagen werden England im Schilde führte, sondern auch, mit dem gewöhnlichen Selbstvertrauen, des guten Erfolgs einer solchen Voraus gewiß war."

Der Naturforscher Coxen, der von der zoologischen Gesellschaft zu London ausgeschickt worden, um das Innere von Holland zu untersuchen, ist bereits bis auf 150 Meilen ins Land hineingedrungen, längs dem Flusse Rammot hinauf. Die Gegend dort ist unfruchtbar und baumlos, die Ufer bewohnt eine Menschenrace von hohem Wuchs und feindseligem Charakter gegen Fremde. Unter den Gegenständen, welche jener Reisende gesammelt hat, befinden sich 26 Vögelarten, größtentheils Papageien und Papageien, worunter 20 neue Species.

Von Hrn. Knight, einem sehr geschickten englischen Gärtner, erhalten wir die Versicherung, daß die Kröten von wesentlichem Nutzen in den Frucht- und Gemüsegärten sind. Derselbe hegt diese Thiere in seinen Verzäunungen sehr gern und behauptet, daß sie hier eine Menge höchst schädlicher Insekten vertilgen. Er hat auch beobachtet, daß die Kröten vollkommen gut in einer Hitze von 43° R. aushalten können und auch da noch eine erstaunenswürdige Gewandtheit in Verfolgung ihrer Beute an den Tag legen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 64. — 4. März 1836.

Über das Leben Jesu von Strauß.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Der Verf. zeigt sich uns in der Schlußabhandlung als ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, und zwar derjenigen Gestalt derselben, welche, jetzt selbst von einem beträchtlichen Theile der Jünger dieses Philosophen aufgegeben und ausdrücklich bekämpft, von allen Seiten den Vorwurf des abstrusesten Pantheismus erfährt. Es gilt ihm für völlig ausgemacht, daß das Dogma von der Menschwerdung Gottes in Christo nichts weiter ist als ein sinnlicher, symbolischer Ausdruck für die philosophische Wahrheit, daß Gott im Geiste des Menschen überhaupt sich verwirkliche. Alle Mythen, die er in der evangelischen Geschichte findet, behandeln nach ihm nur unter mannichfachen Variationen dieses einfache Thema, und auch das Geschichtliche, was diesen Mythen zum Grunde liegt, hat nicht in sich selbst eine von anderm Geschichtlichen es unterscheidende reale Bedeutung für die Menschwerdung des Göttlichen, sondern ist erst durch die Sage zu solcher Bedeutung ausgeprägt. Er schließt in diesem Sinne sein Buch mit der Aufstellung eines „letzten Dilemma", welches sich auf die Stellung des Geistlichen bezieht, der, durch eigne philosophische Studien von der wahren Bedeutung jenes Dogma belehrt, dennoch zu seiner Gemeinde so predigen soll, als sei Gott nur in Jesu von Nazareth Mensch geworden. Dieses Dilemma bleibt auf seinem Standpunkte unauflöslich; er gesteht es sich mit lobenswerther Aufrichtigkeit, daß für Denjenigen, der einmal den Standpunkt des absoluten Begriffs erreicht hat, noch immer in den Ausdrücken der kirchlichen Vorstellung sprechen nicht viel besser als lügen ist; und dennoch kann er sich nicht verbergen, daß solche Lüge schlechterdings nothwendig scheint, wenn nicht alle kirchliche Religion mit einem Male aufgegeben werden soll.

Nach diesem freimüthigen Geständniß des Verf., welcher, der schreienden Dissonanz, in die sein Unternehmen ausläuft, sich recht wohl bewußt, für dieses Bewußtsein seinen Trost hat als, daß „diese Collision nicht durch den Eigensinn eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwickelung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt" sei, ist nun allerdings anzunehmen, daß, eben für dieses sein eignes Bewußtsein, der Werth und die Bedeutung seines Unternehmens einzig darin liegen konnte, den Sieg der Wissenschaft über den unwissenschaftlichen Glauben, des Begriffs über die Vorstellung, der freilich auf dem Gebiete der Philosophie schon vor ihm erfochten war, auf dem Gebiete der historischen Kritik noch einmal zu erfechten. Es ist durchaus nicht abzusehen, wenn man den Verf. mit den Ergebnissen seiner Schlußabhandlung streng beim Worte nehmen will, was für ein Vortheil aus seiner Forschung für eine noch fernerweite Entwickelung des Verständnisses der Religion resultiren soll. Der Geist, für den er kämpft, ist für ihn selbst nicht erst ein werdender, sondern ein schon vorhandener: es ist jener Geist, von dem die abstracten Speculanten meinen, daß ihm sein Recht nur dann geschieht, wenn er völlig von seinem Körper losgelöst wird; es ist derselbe Geist, gegen den die geistvollen Worte eines berühmten Theologen der entgegengesetzten Partei gesagt sind, welcher den „Geistesdränger" solchen Schlages, wie unser Verf., zurief: „Steckt denn, meine Herren, der Geist wirklich nur im Buchstaben, wie der Zuckerhut in der Emballage, oder nicht vielmehr ebenso wie der Geist im Leibe, sodaß auch nicht die kleine Zehe gestochen werden kann, ohne daß der Geist dabei zuckt?"

Wir sind hiermit noch einmal zu der Rüge jenes der Form und Gestalt, in welcher das Werk hervorgetreten ist, zum Grunde liegenden Misverständnisses zurückgekehrt, welches wir gleich am Beginn unserer Beurtheilung rügten; und wir sehen hier, wie allerdings dieses Misverständniß tiefer in der gesammten wissenschaftlichen Bildung und Denkweise unsers Verf. wurzelt, als wir dort noch voraussetzen konnten. Wie seine Kritik der evangelischen Geschichte sich selbstbewußterweise in ihm gestaltet und ausgesprochen hat, so ist dieselbe in der That mehr als nur Kritik, mehr als nur negative Vorarbeit für einen zukünftigen positiven Neubau des Gebäudes der evangelischen Geschichte. Es ist wirklich mit ihr diese Geschichte als Geschichte ein für allemal abgethan und sie behält fortan nur noch den Werth einer Parabel für die philosophischen Lehren, die an die Stelle des geschichtlichen nicht minder wie des dogmatischen Inhaltes des Christenthums von jetzt treten sollen. Dennoch fahren wir fort zu unterscheiden zwischen dieser selbstbewußten Gestalt und ausgesprochenen Tendenz des Unternehmens und Demjenigen, was, dem Verf. unbewußt, uns in

Digitized by Google

Wahrheit die Idee zu bilden scheint, von der das Unternehmen seine Bedeutung und seine Berechtigung hat. Wir haben oben von Spuren gesprochen, welche in dem Buche selbst auf die Anerkenntniß eines positivern Hintergrundes der evangelischen Geschichte hinweisen, als man nach dem ausgesprochenen Endresultate des Werkes bei dem Verf. suchen möchte. Wir meinten damit die öfter vorkommenden Stellen, wo in den Jesu zugeschriebenen Reden und Aussprüchen etwas dergestalt individuell Charakteristisches anerkannt wird, daß keine Sage so es habe bilden können; weshalb denn auch dieses Charakterische von dem Verf. da, wo er es wahrzunehmen glaubt, ohne Bedenken als Kriterium historischer Treue der Überlieferung benutzt wird. Zwar kann der Umstand einiges Bedenken erregen, daß Hr. Strauß auf die Anklagen Steudel's und Eschenmayer's, als hebe er alle und jede geschichtliche Bestimmtheit des persönlichen Charakters Jesu völlig auf, so ganz und gar nichts zu erwidern gewürdigt hat. Dennoch aber stehen wir nicht an, zu sagen, daß mit jenen Andeutungen der Verf. einen Anknüpfungspunkt hat stehen lassen für Untersuchungen, von deren Umfang und Bedeutung er beim Abfassen seines Werkes freilich noch keine Ahnung mag gehabt haben, denen aber ein mehr auf das Positive des christlichen Glaubensinhaltes gerichteter Sinn das Prognostikon stellen kann, daß durch sie Alles, was durch die negative Kritik zerstört schien, reiner und herrlicher als zuvor wiederaufgebaut werden wird.

Bei unserm Verf. hat die Anerkenntniß jenes geschichtlichen Elements nur den einfach rationalen Sinn, daß in der That eine großartige, geniale Persönlichkeit, ein welthistorischer Charakter erster Größe jener unter Pontius Pilatus gekreuzigte Nazarener sein mußte, den die Sage zu ihrem Heros machte und auf den die, übrigens nicht durch ihn, sondern durch eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit höherer Art gegründete christliche Kirche als auf ihren Grundstein sich zurückbezieht. Der Verf. befindet sich auch hier auf ganz gleichem Boden mit seinem philosophischen Meister Hegel, in dessen religionsphilosophischen Vorlesungen — obgleich auch dort der Sinn unzweideutig hindurchblickt, welcher den Christus der Gemeinde vielmehr als ein Geschöpf der Kirche, denn die Kirche als eine Schöpfung des persönlichen Christus betrachtet — doch Äußerungen von noch ganz anderm Umfang und Gewichte vorkommen, welche die Anerkenntniß der geistigen Heldengröße Jesu von Nazareth, die selbsteigne Erfahrung der göttlich belebenden Kraft seines evangelischen Wortes verrathen. Wo aber solche Erfahrung vorhanden ist, die wir, sei sie bei ihm auch noch so sehr in den Hintergrund zurückgetreten, doch auch unserm Verf. nicht ganz absprechen können, da ist auch die Bürgschaft vorhanden, daß der eigentliche Kern des Evangeliums, der persönliche Christus, nicht ganz in die „mythische Ansicht" verflüchtigt wird. Damit dieser Kern nach seiner wahren Kraft und Bedeutung erkannt werde — um uns des von Christus selbst ausgesprochenen Gleichnisses zu bedienen, als das Senfkorn, welches, das kleinste von allen Samenkörnern, gepflegt und gehegt zum hohen Baume aufwächst, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten —, bedarf es nur eines noch höhern Grades jener „philosophischen Unbefangenheit", als Hrn. Strauß durch Hegel's Lehre zu Theil geworden ist. Es bedarf des Vermögens, in die Tiefen geistigen Individualität und Persönlichkeit, sowie sich in dem eigentlichen Organ des Geistes, der lebendigen Rede, vor uns aufschließen, mit derselben Klarheit und Unerschrockenheit hinabzublicken, mit welcher Hegel in das nächtliche Reich der abstracten Allgemeinbegriffe hineinblicken gelehrt hat.

Die ungeheuere Thatsache der evangelischen Geschichte, welche der Verf. [illegible] hinwegzuinterpretiren sich unterfangen würde, bleibt für jeden unbefangenen Beurtheiler (wir verlangen absichtlich nichts mehr als nur Unbefangenheit) immer diese: daß Jesus Christus sich selbst mit klarster Besonnenheit als den Mittelpunkt der Weltgeschichte erkannte und aussprach, und daß der Verlauf der Weltgeschichte diesen Ausspruch seines Bewußtseins gerechtfertigt hat. Dies ist das wahre und einzige Wunder des Geistes, die vollständige und unwiderrufliche Beglaubigung seiner nicht mit andern Sterblichen ihm gemeinsamen, sondern ihm als Individuum eigenthümlichen Göttlichkeit, das Wunder, welches Jesus meinte, als er die geheimnißvollen, inhaltschweren Worte: dem wundersüchtigen Geschlechte solle kein anderes Zeichen gegeben werden als allein das Wunder des Propheten Jonas. Wer sich mit diesem Wunder nicht begnügen will, sondern außer ihm auch noch den Glauben an andere Wunder verlangt, dessen Gesinnung und Absicht mögen übrigens die trefflichsten sein, aber er steht in dieser Beziehung denn doch in Eine Reihe mit jenen, die, nicht merkend, daß Das, was sie sahen und hörten, auch ohne leibliche Wunder wirklich mehr denn Mensch war, von dem Göttlichen noch eine andere Beglaubigung forderten. Uns aber möge Keiner beschuldigen, auch wir in diesem unsern Glaubensbekenntnisse dächten von seinem organischen Leibe zu entkörpern trachten. Die biblische Geschichte bleibt der nothwendige, der adäquate Leib dieses Geistes, auch wenn sie nicht als unmittelbare historische Thatsache, sondern, dem größern Theile ihres factischen Inhalts nach, als sagenhafte Überlieferung verstanden wird. Sie bleibt in einem noch höhern und wichtigern Sinne solcher Leib, wenn man, die mythische Ansicht, die zwar auch nicht als eine gleichgültige, bloß äußerliche Zuthat betrachtet werden darf — hinwegnimmt als den geschichtlichen Kern dieser Schale nur die Persönlichkeit des Heilandes stehen läßt, sowie sie sich in den Reden der synoptischen Überlieferung, insbesondere [illegible] von uns als urkundlich apostolisch erkannten Johannes-Evangeliums kundgibt. Es ist nicht wahr, was Eschenmayer in seiner Gegenschrift gegen Strauß gesagt hat, daß nicht durch seine Worte, sondern nur durch seine Thaten Jesus habe wirken können. Die Worte des Lebens, die der Göttliche sprach, sind selbst seine Thaten, und es ist nicht unsonst, wenn auch die Kirche für göttliche Offenbarung keine höhere Bezeichnung [illegible]

Digitized by Google

[illegible] Wort [illegible] hat finden können. „Wie mit Donnerzügen haben sich diese Worte der Überlieferung eingeprägt, sie tönen durch dieselbe wie eine Donnerstimme hindurch und reißen mit einer Gewalt, der nichts Irdisches vergleichbar ist, die Pforten des Himmels vor uns auf. Sie sind das Brot, mit welchem Jesus in der Wüste die Fünftausend speiste, der Wein, mit dem er zu Kana die Hochzeitgäste fröhlich machte; sie der Brunnen jenes lebendigen Wassers, welches, wie der Herr die Samariterin lehrte, in das ewige Leben quillt. Man versuche es, unserm Zeitalter dieses in Wahrheit von dem Himmel herabgekommene Brot des Lebens, abgesondert von der Zukost, welche ihm, nicht durch seine Schuld, nachmachest geworden ist und ein für allemal nicht wiederaufgetragen werden kann, besser zugerichtet von neuem anzubieten, und wenn es dann noch dasselbe ausschlagen sollte, dann erst hat man ein Recht, über seine Verstocktheit und Herzenshärtigkeit Klage zu führen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur deutschen Literatur in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Dagegen würden wir sehr gern die Fortsetzung der drei vorliegenden Artikel des Aufsatzes lassen, welcher überschrieben ist: „Tableau de l'Allemagne actuelle", und zum Ziel hat, den schädlichen Einfluß der Reformation Luther's auf Nationalgeist in Deutschland in politischer, sittlicher und literarischer Hinsicht zu schildern. Zwar meint es der Verf. ehrlich mit seinem Gegenstand, und nirgend könnte man ihm einige böswillige Absicht ziehen; schon schwerer würde es ihm aber werden, sich von dem Vorwurfe zu befreien, er habe hier nur als Nachtreter einer Nuance der jungen politisch-literarischen Schule in Frankreich gemacht und sich mehr künstlich, vielleicht bewußt durch seine Stellung und seine Verbindungen in sie hineingelebt, in ihre Ansichten hineingearbeitet, als sie auf natürlichem Wege wieder aus sich heraus von Neuem erzeugt. Wir meinen mit jener Nuance diejenigen Literaten in Frankreich, welche bei all ihrer Verbindung mit der Partei der Bewegung und den Ideen der Zeit doch recht gut fühlen, wonach es der Zeit gebricht, und das religiöse Element mit dem revolutionairen, dem man sich nun einmal nicht entziehen kann, verbinden, und das letztere dadurch veredeln möchten; allerdings eine sehr ehrenwerthe und Anerkennung verdienende Richtung, die nur bis jetzt noch gar zu sehr blos in Allgemeinheiten sich bewegt und, statt aus dem Quelle bestimmter ethischer Gesinnungen und Bestrebungen, vielmehr aus einem poetischen Sehnen, dem die jetzige religionsarme Welt nichts bietet, entspringt und daher in der Religion mehr poetischen Genuß als Kräftigung des Charakters und Reinigung des Gemüths sucht. Natürlich ist es daher, daß dieser Partei der Katholicismus mehr sagt als der, vorzüglich auf das sittliche Element im Menschen gerichtete Protestantismus. Jene Ansicht nun sucht Hr. Spazier dadurch weiter zu begründen, daß er sich zu beweisen bemüht, wie der Protestantismus die traurigsten Folgen für Deutschland sowol in politischer, sittlicher und literarischer Hinsicht gehabt habe. Dieses Capitel ist bekanntlich schon in Deutschland zur Genüge behandelt worden, besonders zu der Zeit, wo die erste deutsche romantische Schule blühte, die in diesem Punkte eine sehr natürliche Ähnlichkeit mit dem eben charakterisirten Theile der französischen Romantiker hatte. Will man daher jetzt noch etwas über diesen Gegenstand sagen, so muß es erschöpfend und entscheidend sein. Was aber finden wir nun in dem Aufsatze des Hrn. Spazier? Nichts als die einseitigen Ansichten oder ganz falschen Behauptungen, welche katholisirende Schriftsteller und Hofprediger in Deutschland längst gegen den Protestantismus vorgebracht haben, mit den modernen politischen Ansichten in ein vages Raisonnement zusammengefaßt. Sollte diese Speise wol dazu dienen können, dem französischen Gaumen Appetit nach der deutschen Küche zu machen? Oder hält Herr Spazier eine einseitige Darstellung der Gegenstände, über welche ganz Deutschland selbst noch sich streitet, für geeignet, um dasselbe den Franzosen bekannter zu machen? Recht sehr thut es uns leid, daß uns der Raum nicht vergönnt ist, den Aufsatz in seinem Gedankengang Schritt vor Schritt durchzumustern und das Widersprechende, die falschen Voraussetzungen und Folgerungen, die einseitige oder ganz falsche Auffassung und Darstellung der Begebenheiten zu zeigen, und zu beweisen, daß der Hr. Verf., seine übrigen Leistungen und Bestrebungen in allen Ehren, weder seinen Stoff genug kannte, noch philosophisch-historisch genug gebildet war, um seiner Aufgabe hinlänglich gewachsen zu sein. Damit wir jedoch den Lesern, welche den Aufsatz nicht kennen, nicht ohne genügende Gründe zu urtheilen scheinen, so sei es uns erlaubt wenigstens einige Sätze daraus kurz anzuführen, um unser Urtheil zu rechtfertigen. Wir werden hierbei mit Übergehung des Raisonnements hauptsächlich das Factische berücksichtigen. So heißt es S. 243: „Es schien uns immer die Verurtheilung der Reformation in der politischen Geschichte Europas geschrieben zu sein und in der Geringfügigkeit der Eroberungen, die sie bei den civilisirten Ländern gemacht." Den protestantischen Theil Deutschlands und der Schweiz, Niederland, England, Schottland, Dänemark und Skandinavien muß Hr. Spazier wahrscheinlich entweder für unbedeutend oder für uncivilisirt ansehen. S. 243 und 244: „Das Princip der Reformation war ausschließlich zersetzend, der Fähigkeit, aufzubauen, ermangelnd, es war allmächtig im Zerstören." Nur wer die Thatsachen, welche das Wesen des Reformation begründen, völlig mißkennt oder nicht kennt und sich an einige zufällige Äußerlichkeiten hält, kann so etwas aussprechen. Dann behauptet der Verf. in einem Vergleich der Reformation mit der Entdeckung Amerikas, daß, sowie diese zwar für die Menschheit von großem Nutzen, für Spanien aber, von dem sie ausgegangen, vom höchsten Nachtheil gewesen, jene ebenfalls der Menschheit einen neuen Impuls gegeben, für Deutschland aber die Quelle alles Übels sei, und vergleicht dann, da er einmal aus den hinkenden Vergleichen nicht herauskommen kann, die Reformation mit einem vulkanischen Ausbruch, welcher nöthig sei, um den unterirdischen Kräften, die sonst die ganze Erde zerstören würden, einen Ausweg zu geben, die aber, wie eine Wohlthat für den ganzen Erdkörper, so ein Schrecken und Unglück für die Umgegend würden, in der sie ausbrächen. Hätte sich der Verf. nicht in den Kopf gesetzt, die Reformation durchaus zum Sündenbock alles Übels zu machen, was Deutschland betroffen hat, so würde er die Ursache jenes Übels und den Grund der Erscheinung, daß die Reformation nicht in jeder Hinsicht so ausgeschlagen, wie sie wol gesollt, nicht in ihr selbst, sondern in ganz andern Umständen finden, die von ihr nicht nur unabhängig waren, sondern auch ohne die Reformation, nur durch andere Mittel, dasselbe, oder wahrscheinlich noch größeres Unglück über Deutschland herbeigebracht haben würden. Denn wenn Hr. Spazier im dritten Hefte S. 429 sagt: „Die natürliche Entwickelung der historischen Complicationen Deutschlands würde ohne die Dazwischenkunft des Protestantismus zu einer viel ehren- und ruhmvollern Lösung geführt haben", und behauptet, „Deutschland habe im 16. Jahrh. eine an die kaiserliche Macht gebundene Constitution gehabt, stark genug, um den andern Nationen zu imponiren, und eine Volksrepräsentation, die dem Volke alle seine Freiheiten gesichert hätte", so kann man dies nur für Täuschungen halten, deren Entstehen bei einer blos oberflächlichen Kenntniß der Geschichte wol erklärlich ist, die aber doch auf weiter nichts als auf den Namen von historischen Phantasien Anspruch machen können.

Digitized by Google

Indeß alle diese Behauptungen verdienen in Vergleich mit den folgenden, in denen sich Unkenntniß der Sache selbst und schiefes Urtheil in einem noch viel höhern Grade verbunden findet, begründet genannt zu werden. Man höre (Heft 2, S. 247): „Deutschland ist anerkannt das Land, das am meisten von einem blinden Glauben an Autorität, jeder Art beherrscht wird, nicht allein religiösen und politischen, sondern auch literarischen und intellectuellen, und grade der protestantische Theil ist es, der sich durch seine Selbstverleugnung und seinen Gehorsam auszeichnet." (S. 248) „Ein auffallender Umstand ist es, daß die protestantische Bevölkerung Deutschlands überall erklärt, daß sie die gesellschaftliche Reform vom katholischen Süden erwartet. Dies beweist, daß der Protestantismus im Allgemeinen nie etwas mit der Freiheit der Völker gemein hat, was sich auch völlig durch die Geschichte bestätigt findet. England und die Schweiz mußten sich beinahe 200 Jahre vor Luther und Calvin das erstere von dem Joche seiner Könige, die andere von dem der Fremden zu befreien." (S. 249) „Die Geschichte zeigt, daß der Protestantismus überall in einem rückschreitenden Sinne wirkte, direct in den Ländern, wo er sich festsetzte, indirect bei denen, die ihn nicht annahmen, indem er daselbst eine Reaction bewirkte." (S. 250) „Mit Ausnahme Englands, wo die Nationalfreiheiten schon vor der Einführung des Protestantismus fest begründet waren, sind die protestantischen Staaten bis jetzt fortwährend vom vollkommensten Absolutismus beherrscht worden." (S. 251) „Der Kampf des Katholicismus für den Despotismus in Schottland war nur etwas Accidentielles, da es sich nicht um Religion noch Freiheit, sondern nur um die Nationalität zweier auf einander eifersüchtiger Völker handelte, von deren Glaubensverschiedenheit ihre Häupter nur einen politischen Gebrauch machten." S. 252 wird dem Protestantismus gar die Schuld davon aufgebürdet, daß der Katholicismus seit 300 Jahren sich mit dem Despotismus verbunden habe; den Katholicismus, früher immer Beförderer der Völkerfreiheit, habe der Protestantismus theils indirect, indem er eine Reaction gegen sich nöthig gemacht, theils direct in die Arme der Fürsten geworfen, weil er die geistliche Autorität zerstört. Ja, es fehlt nicht viel, daß Hr. S. dem Protestantismus auch noch die Gründung des Jesuitenordens schuld gibt. S. 254 heißt es ferner: „Durch die augsburgische Confession ward der Protestantismus eine stillstehendere und in gewisser Hinsicht versteinertere Religion, als es der Katholicismus in seinem Wesen gewesen ist."

Sähe man nicht, daß diese Irrthümer nur aus leidenschaftlicher Befangenheit in einer, selbst in ihrer Einseitigkeit in gewisser Hinsicht achtenswerthen Ansicht hervorgehen, deren Entstehen bei Naturen tieferer Gesinnung in Frankreich, bei dem jetzigen sittlichen und politischen Zustande desselben wol erklärlich ist, so würde diese willkürliche Miskennung des Wesens einer Begebenheit, welche einen der wenigen Glanzpunkte in der Geschichte Deutschlands bildet, eine ernstere Rüge verdienen. Wir begnügen uns daher mit dem oben Angeführten, indem wir glauben, daß jeder gebildete deutsche Leser leicht selbst das Falsche und Einseitige im Raisonnement des Verf. einsehen wird, das sich auch im Verfolge des Aufsatzes, wo er über andere Gegenstände sich verbreitet, gleichbleibt, und erlauben uns nur noch, den Verf. auf einige arge historische Böcke (denn lapsus calami kann man sie unmöglich nennen), die er geschossen hat, aufmerksam zu machen. Heft 3, S. 491, läßt er den Kaiser Maximilian mit der schönen Philippine Welser verheirathet sein; S. 488 wird Johann der Beständige bei Mühlberg geschlagen und gefangen genommen, und dann gar gesagt, Moritz von Sachsen sei zur Zeit der Schlacht bei Mühlberg katholisch gewesen und erst, nachdem sich der Kaiser entfernt, zum Protestantismus übergetreten, der ihn an die Spitze eines mächtigen Bündnisses von Fürsten und Städten gesetzt u. s. w. Heft 4, S. 8, behauptet der Verf.: „In Böhmen vertilgte der dreißigjährige Krieg die Spuren der [illegible] Sprache." Hier möchten wir ihm zurufen: „Interdum dormitat bonus Homerus", der mehre andere, zwar nicht so eclatante, jedoch immerhin [illegible] Verstöße über unsichtbare Unrichtigkeiten lassen wir [illegible] übrigen gar zu wenig auf beides Bezug habenden [illegible]

Zuletzt wollen wir die deutschen Leser noch auf [illegible] kel des Hrn. Kolaff, „Philosophie de la mythologie. Schelling" überschrieben, wenigstens aufmerksam machen, die Natur desselben keinen kürzern Auszug gestattet. [illegible] den darin nach Schelling's Vorlesungen die neuern [illegible] dieses Philosophen über Mythologie skizzirt entwickelt versucht. Es ist bekannt, daß dieser Artikel dem Prof. in Berlin Gelegenheit zu einem hämischen Artikel gegen ling in den berliner „Jahrbüchern" gab; hämisch genug Ausfall, da er Schelling das Falsche, was sein Verf. seinen Ansichten durch Darstellung und Missverständniß gern aufbürden und ihn dafür verantwortlich machen will, obgleich in dem in Rede stehenden Aufsatze Schelling's Idee recht gut herauszuerkennen und von dem Unrichtigen lenden oder Halbverstandenen, was sie durch ihre Darstellung bekommen hat, wie es denn mit fast allen gen Berichterstattungen zu gehen pflegt, leicht zu [illegible] Möchte dieser Aufsatz für Schelling eine Veranlassung dem Publicum ohne berufene oder unberufene Mittler die Ergebnisse seiner neuesten philosophischen Forschungen lich mitzutheilen und dadurch alle zeither entstandenen ständnisse mit einem Male zu beseitigen.

Von den übrigen Aufsätzen in der „Revue du Nord" ben wir noch als beachtenswerth aus: Lelewel's „Hist rallele zwischen Spanien und Polen", „Über die Zu östreichischen Monarchie von einem Magyaren", und menke von Peschier's historischen Arbeiten über die deutschen Literatur. Obgleich wir, [illegible] letztern gern Einiges zur Probe mittheilen möchten, uns doch versagen, da diesen Aufsätze der Gattung deutschen Leser theils weniger nahe liegen, theils nicht grade viel Neues bieten. Der übrige Inhalt „Revue du Nord" besteht zum Theil aus Übersetzungen aus dem Deutschen und auch einigen aus dem und Russischen, belletristischen, literarischen, politischen graphischen oder das gesellschaftliche Leben betreffenden tikeln; theils aus Übersichten und Kritiken der Erscheinungen in Deutschland, theils endlich aus spondenzen, Vermischtem und einem bibliographischen letin der französischen und auswärtigen Literaturen. in diesen kleinen Artikeln manches Unbedeutende und uns insbesondere die die slawischen Literaturen betreffenden, oder aus den slawischen Sprachen übersetzten schwache Seite der „Revue" zu sein scheinen, so ist zu leugnen, daß im Ganzen die Auswahl mit Takt sicht getroffen ist.

Aufforderung.

Die „Hanbversche Zeitung" vom Schluß des vorigen fang dieses Jahres (Nr. 299 von 1835 und Nr. 1 und 26 von 1836) enthält einen Aufsatz unter „Wolfgang Menzel wider Wolfgang Göthe's Schriften, besonders über Göthe's Verhältniß zur Naturwissenschaft", so viel gründlicher Einsicht, Wärme, Geist und [illegible] geschrieben ist, daß man den höchsten Wunsch [illegible] möchte diese höchst bedeutende Abhandlung über [illegible] größern Kreis von Lesern nicht unbekannt bleiben. [illegible] daher keinen Anstand, den Herrn Verfasser [illegible] dern, seine wahrhaft geniale kleine Schrift, als besondern Abdruck, baldigst allen sowol im Süden als [illegible] von Deutschland verbreiteten Freunden Göthe's allgemeinzugänglich zu machen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 65. — 5. März 1836.

Über das Leben Jesu von Strauß.

(Beschluß aus Nr. 64.)

Eine genauere Untersuchung, inwieweit die Arbeit unsers Verf. die Grenzen überschreitet, die wir hier als die wahrhaften einer echten historischen Skepsis angedeutet haben, ist nicht dieses Ortes. Daß bei seiner Auffassung der Aussprüche, in denen das Bewußtsein des Erlösers über seine göttliche Natur und seine weltgeschichtliche Bestimmung zunächst enthalten ist, jenes innerste Lebensmoment des Christenthums verloren gehen würde, fällt in die Augen; nicht minder, daß bei seiner Auffassung der Katastrophe in dem Leben des Erlösers, Leiden und Tod desselben aufhören würden, seine freie That zu sein. Wir geben zu, daß, die betreffenden Stellen für einzelne behandelt, das Verfahren des Verf. auch hier ganz consequent erscheinen mag; aber eine positivere geistige Auffassung nicht etwa irgend eines Begriffs oder Gedankenbildes, sondern des in dem ihm vorliegenden geschichtlichen Stoffe wirklich Gegebenen würde ihn von der Wahrheit und Wirklichkeit Dessen, was er jetzt wegleugnen möchte, überzeugt haben. Er hätte die Überzeugung gewonnen, daß, gesetzt auch, die Stellen, aus denen wir unmittelbar und zunächst die Kenntniß jener großen, auf das subjective Wissen und Wollen des Heilandes bezüglichen Thatsachen schöpfen, wären in der Gestalt, in welcher sie jetzt vorliegen, als rein geschichtliche nicht zu retten, sie jedenfalls doch einen andern geschichtlichen Grund haben müssen, als den er ihnen unterlegt. Doch machen wir dem Verf., abgesehen den eigenthümlichen Standpunkt seines Werks, nicht eigentlich einen Vorwurf darüber, auch hier den Becher des historischen Zweifels bis auf den letzten Hefen ausgeleert zu haben. Nur um sein selbst willen hätten wir gewünscht, daß er ausdrücklicher sich bewußt worden wäre und darauf hingewiesen hätte, wie Das, was er gibt, nur die eine Seite einer wissenschaftlichen Behandlung des Lebens Jesu ist.

Noch weniger dürfen wir nach allen jenen Zugeständnissen von ihm verlangen, daß er das Außerordentliche, was nach seiner Deutung beiweitem mehr, als nach der mit Recht von ihm verworfenen rationalistischen, in der Auferstehungsgeschichte als geschichtlich stehen bleibt, nach seinem ganzen Gewicht erkannt und gewürdigt haben sollte. Mit Recht betrachtet er als die Hauptquelle unserer Kenntniß dieser Begebenheit, als diejenige, gegen welche alle evangelischen Erzählungen zurücktreten müssen, die Paulinische Stelle im ersten Korinther-Briefe. Aus dieser aber erhellt unwidersprechlich, daß alle Erscheinungen des Auferstandenen in gleicher Reihe stehen mit derjenigen, welche nach seinem eignen Zeugniß Paulus selbst erlebt hat, daß sie mithin sämmtlich unter die Kategorie der Visionen gehören. Eine Annahme, die, könnte man hinzusetzen, im Grunde nicht einmal der Lutherischen, ebenso wie der alt-patristischen Orthodoxie widerspricht, welche, hierin in Widerspruch mit der Calvinischen, in welcher man die neuere rationalistische Hypothese vorgebildet finden kann, dem auferstandenen Christus ausdrücklich nur einen verklärten, pneumatischen Leib zuschreibt. Dieses selbst aber, was wir als ein vollkommen beglaubigtes historisches Factum betrachten müssen, eine magische Einwirkung auf eine so beträchtliche Anzahl von Individuen, unter denen sich selbst Fremde, erst neu durch sie zu Bekehrende befanden, verbunden mit der ungeheuren, welthistorischen Wirkung dieser Vision, ist etwas so höchst Wunderbares, in der Weltgeschichte so einzig Dastehendes, daß es Manchem vielleicht scheinen wird, als sei es ziemlich gleichgültig, bei der Annahme eines solchen Wunders nun auch die übrigen Wunder der biblischen Überlieferung mit in Kauf zu nehmen. Aber der große Unterschied bleibt, daß die strengste Kritik dieses Wunder für ein historisch beglaubigtes erkennen muß, während sie die übrigen nicht dafür erkennen kann, und daß bei diesem Wunder die Möglichkeit, einen rationalen, philosophisch begründeten Zusammenhang mit der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufes aufzufinden, keineswegs aufgegeben zu werden braucht, während bei den buchstäblich verstandenen Wundern der evangelischen Erzählung solche Möglichkeit schlechterdings nicht abzusehen ist. Jener Zusammenhang, welchen aufzufinden den Blicken, welche die Wissenschaft unsers Zeitalters schon so vielfach in die dunkleren Tiefen des Naturlebens gethan hat, gar so fern nicht liegt, ist derselbe, durch den auch die Annahme magischer Heilkräfte in Jesu und den Aposteln, einer durch magnetisches Hellsehen unterstützten Prophetengabe u. s. w., sich allerdings rechtfertigen läßt. Von der Einsicht in diesen Zusammenhang wagen wir zu behaupten, daß sie diese Wunder als die allerdings unentbehrliche Naturseite jenes ungeheuern Geisteswunders, welches die Er-

Digitized by Google

scheinung Christi und die Stiftung der christlichen Kirche für jeden Verständigen stets bleiben wird, erkennen läßt. Unser Verf., der, wie wir beiläufig aus Eschenmayer's Schrift (S. 58) erfahren, früher sich mit Untersuchungen über magnetisches Hellsehen keineswegs als Ungläubiger beschäftigte, hat dieses Element wol nur als zu seinem diesmaligen, rein kritischen, aber nicht auch positiv aufbauenden Unternehmen nicht gehörig zur Seite gestellt.

Das Werk hat sogleich bei seinem Erscheinen zwei Gegenschriften veranlaßt von Lehrern derselben Universität, von welcher Hr. Strauß seitdem sich zu entfernen genöthigt worden ist. Man kann es ihm verzeihen, wenn er in der Vorrede zum zweiten Bande von diesen Schriften mit einer Gereiztheit spricht, die einem unbefangenen Betrachter freilich als arge Befangenheit und Ungerechtigkeit erscheinen muß. Die Schrift von Steudel ist ein in seiner Art vortreffliches kleines Werk, welchem, da es sich nicht gegen die einzelnen Untersuchungen des Strauß'schen, sondern gegen dessen auch von uns gerügte Einkleidung und Gesammtgestalt richtet, eine Berechtigung diesem gegenüber durchaus nicht abgesprochen werden darf. Sein Zweck ist, auf die Unentbehrlichkeit eines geschichtlich beglaubigten Charakterbildes der Persönlichkeit Christi hinzuweisen und von diesem Gesichtspunkte aus die Unmöglichkeit, die historische Grundlage des Christenthums durch eine mythische zu ersetzen, klar zu machen. Wenn auch der Verf. mit allen Supernaturalisten den Irrthum theilt, als könne solches Charakterbild nur unter der Voraussetzung einer buchstäblichen Wahrheit der evangelischen Erzählungen gewonnen werden, so ist doch sein Gedankengang von dieser irrigen Voraussetzung ziemlich unabhängig geblieben und durch richtige und gediegne Ansichten bestimmt worden. Alles, was er gegen die mythische Ansicht geltend macht, ist, insofern wir es vielmehr nur als gegen jene Übertreibung der mythische Ansichten gerichtet betrachten, nach welcher es entweder gar keinen persönlichen Christus mehr geben würde, oder wenigstens nicht einen solchen, der im wahrhaften Sinne fähig war, die Gottheit im Menschen und in der Weltgeschichte persönlich darzustellen, durchaus wahr und beherzigenswerth und aus einem echten und innigen Verständniß des Christenthums nicht blos in seinen subjectiv gemüthlichen, sondern auch in seinen objectiven, weltgeschichtlichen Beziehungen geflossen. Auf keine würdigere Weise konnte die supernaturalistische Theologie unserer Zeit ihr vorläufiges Bedenken gegen das Unternehmen der Strauß'schen Kritik abgeben. Solches Bedenken abzugeben, hatte sich aber diese Theologie durch das von keinem Verständigen ihr zu bestreitende, hohe und vielseitige Verdienst, welches sie sich in unsern Tagen um Christenthum und Wissenschaft erworben hat und noch immer erwirbt, allerdings in unsern Augen wenigstens ein wohlbegründetes Recht erworben. Es versteht sich, daß hiermit das Eingehen in die wissenschaftliche Untersuchung selbst ihr nicht erlassen ist; freilich können wir nicht für wahrscheinlich halten, daß sie aus einem Streite über den eigentlichen Hauptinhalt jener Kritik als Siegerin hervorgehen wird, so klar wir auch überzeugt sind, daß ihre Gesinnung und das wissenschaftliche Streben, welches ihrer theologischen Richtung zum Grunde liegt, ein bedeutenderes, werth- und gehaltvolleres ist als das bloße Streben, sobald es sich von dem positiven christlichen Fundamente losreißen und für sich etwas Ein- Steudel'schen Schrift aber gereicht es zum nicht Ruhme, mit einem Takte, der nur aus gründlicher trautheit mit dem wahrhaften Kerne des Christ und der christlichen Theologie geflossen sein kann, die Punkte getroffen zu haben, die beim Studium Strauß'schen Werkes und beim Eingehen in seine suchungen allerdings vorläufig zu beherzigen sind, und wir können nicht anders als wünschen, von keinem der Leser des letztgenannten Buches und unbeherziget bleibe.

Nicht ganz dieselbe Bedeutung können wir Eschenmayer's zugestehen. Der würdige Hr. sich von seinem wohlgemeinten Eifer zu dem Entgegnung hinreißen lassen, dessen Unangemes dem wissenschaftlichen Charakter des von ihm Werkes er bei ruhiger Überlegung unstreitig nen wird. Auch ist diese Schrift nicht so frei sönlichkeit und moralischer Verketzerungsluft wie del'sche, welcher mit Unrecht Strauß diesen macht. Dennoch verdient auch in ihr die Gesi ehrt zu werden, die, ihr Heiligstes angegriffen in der Vertheidigung desselben lieber Besonn Raschheit und Wärme vermissen lassen will. *)

Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr.

Der Wunsch des Kritikers, von einem poetischen etwas Rühmliches zu sagen, ersetzt so wenig die Fähigkeit, als der gute Wille allein ein Kunstwerk hervorbringen. Diesen, den guten Willen, dürfen wir bei der Verf.

*) Unmittelbar vor dem Abdruck dieser Recension kam noch ein paar Blätter zu, unter dem Titel:
Über das Leben Jesu von Strauß, auf Veranlassung in der Allgemeinen Zeitung (10. Jan. 1836) Anzeige dieser Schrift, aus einem Sendschreiben Dr. von Malfatti in Wien, von Franz München, Franz. 1836. Gr. 8. 3 Gr.
Der Zweck dieser 14 Octavseiten einnehmenden in den Formeln Baader'schen Theosophie den sprechen, daß Hegel's Philosophie, wegen ihrer des blos idealen Momentes, nothwendig zu einer kung des realen Momentes im Christenthume wie sich an dem Werke von Strauß bethätigen möge, ses reale Moment sei indeß nicht mit der gemeinen tät oder der bloßen Historie zu verwechseln; es sei der (abstracten oder subjectiven) Ideen wie jenseit der Historie; darum dürfe man durch eine geist- und begrifflose Weise der Festhaltung des Geschichtlichen das Christenthum Angriffen der Gegner retten zu können. Verf. dies meine, oder welche Ansicht er über Strauß'schen Werke verhandelten Fragen habe, nur erfahren können, wenn es ihm gefallen den wirklichen Inhalt des Buches einzugehen, nicht gelesen zu haben scheint.

Digitized by Google

...stehen, die That ist hinter ihm zurückgeblieben. Ihre Erfindungen sind Wiederholungen schon dagewesener Erfindungen, ...nicht die Red., vielleicht unwissentlich, von Neuem zusammengelesen. Sie producirt mit einem Wort aus dem Gedächtniß, ...nicht aus ursprünglicher Anschauung und hält Gelesenes für ...innerlich Erlebtes. Wie Viele sind mit ihr in gleichem Fall, ...nur daß sie in dem Versteckspiel absichtlich zu Werke gehen und ...darin größere Fertigkeit erlangt haben! Wir wüßten nicht, was ...sich sonst Wesentliches gegen die vorliegenden Erzählungen einwenden ließe, als daß sie eben keine eignen sind. Die Sprache ...ist gut, der Vortrag nicht unangenehm. Die Sachen selbst ...sind mäßig unterhaltend; hin und wieder begegnet uns selbst ...eine gute Reflexion, eine treffende Bemerkung, nur ist uns das ...Alles schon vorgekommen. Doch — wie viel Neues trifft überhaupt Der an, welcher in unserer Literatur bewandert ist? ...Wie viel Mögliches haben die Hippel, Meißner, Feßler, Lafontaine, Schiller, Tieck, Göthe, Arnim, Hoffmann, Jean Paul und Fouqué erschöpft? Man muß den menschlichen Geist ...und seine Vielgestaltigkeit wahrhaft bewundern, die nach diesen Vorgängern noch Schilling, Tromlitz, Spindler, Clauren und ...Andere auf halbwegs neue Pfade führen und selbst „Zerrissene", „Beispiel Cicala" und „Liebesgeschichten" hervorbringen konnte. ...Scheint doch Tieck allein alle Felder der Novellistik, so weit ...sie der Kunst angehört, schon für sich ausgebeutet zu haben! ...Es ist es Nothwendigkeit, nicht Ungeschick, was uns zur Wiederholung zwingt, und namentlich stellt nach Lafontaine für ...Frauen sich kaum die Möglichkeit dar, noch etwas Neues aus ...ihrem Geiste zu bringen. Dieser Mann ist ihr großer Gegner, ...weil er größtentheils ihr Vorbild ist.

Unter den Erzählungen der Vers. ist die erste: „Leidenschaft bringt Leid", noch die ausgearbeitetste und beste. Ihre Reinheit hat uns indeß den Genuß verkümmert. Frauen sollten wenigstens immer durchaus rein schreiben, wie Mrs. Bray, Hedwike Lohmann, die Brun und die Hanke. Wir fodern keine großen Thaten von ihnen in Worten, aber sittliche Bilder fodern wir. Unter diesem Gesichtspunkt verträgt diese Erzählung keine Zergliederung, und wir hätten sie eher in einer Sammlung Clauren'scher Poesien gesucht, als hinter dem Namen einer Frau.

Die andern Erzählungen sind reiner, ohne darum besser zu sein, was wir höchlich bedauern. „Lisbeth, die schöne Holländerin", würde ganz passend in einem Erzählungsbuch zur Bildung des weiblichen Herzens stehen. Die Begebenheit ist ganz unbedeutend; ein schönes, armes Kind heilt einen Grafen von Augenschmerzen und wird darüber seine Braut. Hier verdient sowol Lob wie Tadel. Die dritte Erzählung: „Rosa", nimmt einen tragischen Ausgang, ohne uns eine Lehre oder einen Gedanken des Lebens, der Weisheit vorzuhalten, als etwa den, daß auch prinzliche Hochzeiten gestört werden können. Wir wissen, welchen Antheil Frauen an schönen Erbprinzen nehmen.

Vom Styl und von der Darstellung dieser in ihrer Erfindung unbedeutenden Geschichten läßt sich nur sagen, daß er flüssig feminenhaft ist und nicht zu viel Anstoß gibt. Das Kunstvermögen darin ist jedenfalls sehr gering. 21.

Aus Italien.

Der Fleiß der italienischen Akademien steht glücklicherweise in angenehmem Verhältnisse mit ihrer Wirksamkeit. Wie unermüdliche Schützen senden sie ihre Pfeile aus, unbekümmert darum, ob das europäische Publicum erst nach Jahr und Tag, oder ob es überhaupt nachsehe, wie oft sie ins Schwarze getroffen; und geht ein Pfeil zufällig verloren, so verlieren sie auch den Muth nicht, einen zweiten und dritten auf das unsichere Ziel abzuschießen. Früher mochte von vielen dieser gelehrten Gesellschaften gelten, was Baco von Verulam nicht ohne Beziehung auf sie sagte: „Artis magnissime ineptus usus est, ne ait malus". Man mißbrauchte lieber seinen Scharfsinn für Unbedeutendheiten, um ihn nur für etwas zu brauchen. Jetzt sind es meistens würdige Aufgaben, welche die Gelehrten dieser Vereine sich wählen, und doch findet sich Europa darein, erst nach Jahren die Denkschriften nachzulesen, deren Wirksamkeit entweder längst schon in der Wissenschaft und im Leben fühlbar sein sollte oder es wirklich schon ist. Man müßte es beklagen, wenn die Wahrheit nicht wie der Weihrauch eine gleich sich verbreitende und augenblickliche Kraft hätte. Um auch durch diese Blätter dem Fleiße der italienischen Gelehrten jenseit der Alpen gebührende Anerkennung zu sichern, sei angeführt, daß von den „Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino" (Turin 1834) der 37. Band erschienen ist (für die moralischen, geschichtlichen und philologischen Abhandlungen bestimmt), der außer ein paar numismatischen Abhandlungen von Drovetti und Gazzera, eine sehr hypothetische von Dureau de la Malle und eine finanzwissenschaftliche von Cibrario über den Staatshaushalt Savoyens im 13. und 14. Jahrhunderte bringt, dann eine philologisch unbedeutende von Manno liefert. Bis zum 8. Bande ist die Reihe der „Atti della R. Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti" (Lucca 1835) vorgeschritten, die alle vorgetragenen Aufsätze in ihrer ganzen Ausdehnung gibt. Die bedeutenden Beiträge dieser Sammlung sind geschichtliche von Trouffard und Grimaldi, algebraische von Franchini, und ein interessanter Bericht über die Dreiecksvermessung des Herzogthums Lucca von Bertini. Auch die fleißigen Naturforscher von Catania haben den 8. Band der „Atti dell' Accademia Gioenia di scienze nat." (Catania 1834) erscheinen lassen. Der Inhalt ist höchst mannichfaltig, und genügen auch wol die Deutungen nicht alle, die von den großen Erscheinungen beigebracht sind, so erregen doch sicher die Phänomene die Aufmerksamkeit. Naturforscher, die zum glücklichen Eilande einen Faustmantel finden, sollten nicht versäumen, dort wenigstens diesen Schriften alle Beachtung zu schenken, da nach dem Festlande jenseit der Alpen nur sehr wenige Exemplare kommen mögen.

Das Lehrbuch, das in den Vorträgen über Physik und Chemie im Collegio romano zu Rom zu Grunde gelegt worden ist: „Istituzioni fisico-chemiche di *G. B. Pianciani*, della Comp. di Gesù ecc." (3 Bde. Rom 1833), hat bei den gelehrten Mailändern mancherlei Ausstellungen erfahren; auch Gaet. Giorgini's „Elementi di statica" (Florenz 1835) findet man dort nicht unbedingt ihrem Zwecke, beim Unterricht der Kunstschule zu Florenz als Leitfaden zu dienen, entsprechend. Ritter Giorgini, einer der Vierzig der Società italiana, hat dort zum Theil Schüler vor sich, welche nur die Elemente der Mathematik kennen, und mußte sich durch diesen Umstand vielfach beschränkt sehen. Eine Prüfung von Giorgini's Grundsätzen wird sich in Italien aufdrängen, wenn die vom Ritter Borgnis angekündigten flachen Brücken mit weiten Bogenöffnungen werden in Ausführung kommen. Borgnis versichert, durch Beachtung eines allgemein bekannten, aber nicht genug berücksichtigten Grundsatzes der Mechanik ein Verfahren aufgefunden zu haben, um völlig geradlinige Brücken von 50 oder 100, auch wol 200 Meters Länge herzustellen, ohne daß irgend eine zwischenliegende Stütze von unten oder irgend eine Art Aufhängung von oben dazu nöthig wäre. Diese Brücken bestehen nach seiner Versicherung aus einer sehr großen Anzahl kleiner Stücke, bedürfen zur schnellsten Aufstellung weder Rüstungen, noch fliegende Brücken, noch Maschinen und lassen sich ebenso bequem nahe dem Boden als in bedeutender Höhe aufschlagen. Ihr Kostenbetrag sei, bei Gleichheit der Umstände, unverhältnißmäßig geringer als bei allen andern ähnlichen Brücken, namentlich als bei Eisendrahtbrücken, die jetzt für die wohlfeilsten gelten. Ihre Ausführung erfodere nicht Handwerker von ungewöhnlicher Geschicklichkeit; es reiche die aus, die man alltäglich vorfinde; und sie seien den bei Hängebrücken häufig so gefährlichen Schwankungen nicht unterworfen. Die Probe von dem Allen,

Digitized by Google

was H. Bougnis verheißt, gedenkt er nächstens in Valle Bezzo im Piemontesischen zu liefern, wo eine Brücke nach seinem Systeme die steilen Ränder eines tiefen Thales verbinden soll. Man muß wünschen, daß seine Erfindungen, die er in einem mit Zeichnungen begleiteten Werke der öffentlichen Prüfung vorzulegen im Begriffe ist, die vollste Anerkennung verdienen und finden. 40.

Bibliographie.

Alexis, W., Balladen. 8. Berlin, Dümmler. 20 Gr.

Auerbach, B., Das Judenthum und die neueste Literatur. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 12 Gr.

Bemerkungen über die ältere ständische Verfassung in Hessen und ihr Verhältniß zu der neuen Verfassungs-Urkunde dieses Landes. Mit besonderer Beziehung auf Pfeifer's Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 8 Gr.

Byron (Lord), Parisina. Aus dem Englischen von L. A. Frankl. Gr. 12. Wien, v. Hirschfeld. 6 Gr.

Diesterweg, F. A. W., Die Lebensfrage der Civilisation. Oder: über die Erziehung der untern Klassen der Gesellschaft. Erster Beitrag zur Lösung der Aufgabe dieser Zeit. 8. Essen, Bädeker. Geh.

Ehren-Tempel, Deutscher. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und herausgegeben von *Wilhelm Henninge*. 15tes Heft. Gr. 4. (Die Bildnisse von Maria Theresia, Matthisson, J. G. Eichhorn, D. M. Luther, J. P. Uz, L. v. Beethoven in Kupferstich.) Gotha, Henninge. 3 Thlr. 12 Gr.

Eschenbach, Wolfram's von, Leben und Dichten. Herausgegeben von San-Marte. 1ster Band. Parcival. — Auch u. d. T.: Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von San-Marte. Lexicon. 8. Magdeburg, Creutz. Subscr.-Pr. 1 Thlr. 20 Gr. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr.

Frankl, L. A., Cristoforo Colombo. Romantisches Gedicht. Breit gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 6 Gr.

Gesellschafter, Der, am Wasserglacis. Eine Reihe anmuthiger Erzählungen, Novellen und Humoresken von Lieblingsschriftstellern der eleganten Lesewelt. 2tes Bdchn. Gr. 12. Wien, v. Hirschfeld. 1835. 16 Gr.

(Godoy.) — Memoiren des Friedensfürsten — Don Manuel Godoy — Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evoramonte, vormaligen Premier-Ministers des Königs von Spanien, Generalissimus seiner Armeen, Groß-Admiral ꝛc. Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersetzt von *J. G. D'Esménard*. Aus dem Französischen von Dr. A. Diezmann. 1ster Bd. (1ste Hälfte.) 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Habel, E., Fragmente aus Briefen eines Reisenden. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Hase, K., Theologische Streitschriften. — Zur Kirchengeschichte. — 2tes Heft. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12 Gr.

Köhlermädchen, Das, aus dem Dornbacher Walde, oder: Die unterirdischen Gewölbe in Klosterneuburg, Volkssage aus den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 20 Gr.

Körber, Ph. von, Bilder aus der Lombardei. Gesammelt in den Jahren 1834 und 1835. Mit dem Portrait des Erzherzogs Rainer, Vicekönigs. Gr. 8. Wien, Pichler. 18 Gr.

Link, H. F., Propyläen der Naturkunde. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr.

Lücke, F., Dr. Gottlieb Jacob Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hie und da berichtigten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. Johann Ludwig Planck. Mit einem Brustbilde Dr. Gottl. Jac. Planck's. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1835. 1 Thlr.

Ludwig, C. F. E., Gebilde der Phantasie für Geist und Herz. Gr. 12. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 4 Gr.

Marryat (Captain), Japhet, der den Vater sucht. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bde. Gr. 12. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Matthei, Carl Chr., Medicinisch-psychologische Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emile de Roccière vor den Assisen in Paris im Jahre 1835. Mit Abbildung des Morell'schen Hauses. Gr. 8. Hamburg, Helwing. 12 Gr.

Möves, H., Gedichte. Nebst einem Abrisse seines Lebens großentheils nach seinen Briefen. 8. Magdeburg, Richshofen. 1 Thlr.

Maeller, Alexander, Die Fortbildung der Gesetzgebung, Geiste der Zeit, und über die Hindernisse derselben in Deutschland, mit Hinblick auf den deutschen Gesetz- und Zustand, und die legislatorischen Vorarbeiten; sodann zweckmäßigsten Mittel zu einer guten Gesetzgebung zu gelangen, mittelst Angabe der vornehmsten hieher den Literatur-Quellen für fremde und einheimische Gesetzgebung. Gr. 8. Köln, Leipzig, Berger. 12 Gr.

Müller, J., und W. Weitz, Die Aachner Idiotikon nebst einem poetischen Anhange. Gr. 12. Mayer. 1 Thlr.

Niemann, F., Gedichte. 8. Magdeburg, Hofen. 1 Thlr.

Originalien, Süddeutsche, Hahn, Hosch und Anton. Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben G. Barth. 4tes Heft. 8. Stuttgart, Beck u. Fränkel.

Quix, Chr., Schloss und ehemalige Herrschaft burg, die Besitzer derselben, vorzüglich die Freiherren von Gronsfeld, nebst den umliegenden Mit 49 Urkunden. Auf Kosten des Verfassers. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Richard, J. F., Gedichte in zwei Büchern. 1. Hieronymus Snitger. 2. Buch: Gedichte vermischten (Mit einer Vorrede von Dr. G. Buek.) Gr. 12. Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Schumacher, W., Maiblumen und Vermischte Schriften in Poesie und Prosa. 1stes rische und humoristische Gedichte. 8. Danzig, 16 Gr.

Semiramis. 8. Frankfurt a. M., Schmerber.

Tante Pontypool. Roman aus dem Englischen Richard. 3 Bände. Gr. 12. Aachen, Mayer. 4

Thiers, M. A., Geschichte der französischen Nach der fünften vermehrten und verbesserten Original von Ferd. Philippi. 1ster Theil oder 1ste bis Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. Jede Lief. 6 Gr.

Tholuck, A., Die Lehre von der Sünde und söhner, oder die wahre Weihe des Zweifels. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 12 Gr.

Thönissen, K., Kritik der Ansicht gegen die keit und Nothwendigkeit eines philosophischen Beweises Dasein Gottes. Eine gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Dä Mont-Schauberg. 10 Gr.

Volkstheater, Deutsches. In Manuscripten ben von *Joseph Schickh*, dramatischem Volksdichter. 1ste Lief. — Auch u. d. T.: Die schöne Holländerin. Lustspiel mit Gesang in drei Akten von *Joseph Schick* geführt im k. k. pr. Theater an der Wien zum am 3ten Juni 1835. 12. Wien, Kupffer u. Gingel. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 66. — 6. März 1836.

Suworow's Leben und Heerzüge. Im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster Theil. Wilna 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Charakter eines Volkes, welches sich nach allen Richtungen, also auch im Kriegswesen eigenthümlich entwickelt hat, spiegelt sich nothwendig in der Persönlichkeit populairer Heerführer wider, d. h. solcher, in denen jeder Landsmann liebäugelnd sich wiedererkennt, seine ganze Natur mit Schwächen und Vorzügen veredelt und potenzirt in großartiger Weise ihm geschichtlich gegenständlich wird. Jeder Feldherr, welcher die Attribute der Nationalität nicht an sich trägt, wird dem Volke, unter welchem er strebt, immer ein Fremder, ein Unbegriffener bleiben, selbst wenn sein Commandostab zu prunkenden Siegen winkt. Diese Übereinstimmung des sittlichen „Edlums" eines gebietenden Generals mit seiner Nation, eine wesentliche Bürgschaft für den Erfolg seiner Waffen, findet sich bei allen gepriesenen Helden des Alterthums, der mittlern und der neuern Zeit. Unter den Hellenen bei spröder politischer Geschiedenheit konnte nur der Stammgenosse dauernd kriegerische Bedeutung erlangen; Alexander glänzte als geistreicher Vermittler griechischer Eigenthümlichkeiten und that Allen genug; ein Hannibal als Führer der Römer ist so undenkbar als Scipio's humane, großmüthige Natur unter den Puniern. Die berühmten französischen Generale zeigten sich bis auf die neuesten Zeiten echt französisch als Repräsentanten der jedesmaligen Nationalrichtung: hofmännisch-chevaleresk unter Ludwig XIV., demokratisch-wild unter der Republik, mit dem Stolze des militairischen Verdienstes, zugleich mit der Liberalität des emporgekommenen Citoyen gegen Waffenbrüder im Kaiserreich. Spaniens ritterliche Kämpen, ihr Cid, Gonsalvo bis auf Riego, leben im Gesange fort; die Bürgernatur siegbekränzter Niederländer war dem Wesen ihres Volks ganz analog. Als der populaire deutsche Feldherr vor der Kirchentrennung, überall im Munde des sangreichen Volks, weil er ein echt deutsches, wir möchten sagen Bauerngepräge an sich trug, galt Georg von Frundsberg; Preußens Kriegshäupter vom alten Derfflinger und Dessauer, durch den siebenjährigen Krieg bis auf uns herab, haben alle dasselbe strenge Soldatengesicht und sind ein unverfälschter Abdruck der Sinnesart des Volks. Würde Blücher jene Begeisterung unter seinem Volke erweckt haben, hätte er statt seiner preußischen Derbheit die galantern, vornehmern Manieren fremder Offizierschulen, etwa der Briten, an sich gehabt? Nur dem östreichischen Staate fehlte es, ehe seine heldenmüthigen Erzherzoge in den wärmern Streit zogen, an national-populairen Generalen, die Zusammensetzung seiner Völker aus mannichfachem Gemische, der politische Argwohn des Hofes, welcher seit Wallenstein's eigenmächtigem Generalate die Heerführer bewachte und mit Beruhigung nur Fremden den Commandostab, wie Piccolomini, Montecuculi, Rabutin, Browne, Loudon u. s. w., anvertraute, sind Gründe, daß, den Eroberer von Belgrad etwa, Stahremberg und Wurmser ausgenommen, sonst löbliche Feldherren nicht das Spiegelbild einer möglich östreichischen Nationalität sein konnten. Der Türken Heerführer waren so lange das Schrecken der Welt, als sie national blieben.

Rußland hat bis auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts keinen aus der Summa volksthümlicher Beschaffenheit erwachsenen Feldherrn gehabt, weil bei den Russen das Kriegswesen sich nicht naturgemäß wie bei den übrigen europäischen Völkern ausbildete, sondern Peter I. eiserner Wille einen fremdartigen Militairstand schuf und das asiatisch-russische Wesen in Formen hineinzwängte, die dem Innersten der Nation unleidlich waren. Daher denn Peter außer dem herabgewürdigten Ezeremetjew, dem unglücklichen Dolgorukoi und dem figurirenden Golitzün nur Fremder sich bediente, welche bei aller besonnenen Accommodation an die russische Weise dennoch immer als Fremdlinge an Gesicht, Sprache, Religion, gesellschaftlicher Bildung dem russischen Volke nicht zusagten, nicht das Eigenthum des Volkes wurden. Selbst Münnich, der unvergessene Fortbildner der russischen Waffenmacht als einer europäischen, genoß bei allen Siegen weder der Gunst des Volkes noch des Heeres, obgleich er mit Bewußtsein seine mildere deutsche Natur ablegte, sich selbst ins Russenthum übertrug, und nur sein kirchliches Bekenntniß, freilich zum großen Aergerniß der Soldaten, bewahrte; die Abgeneigtheit der adeligen Russen gegen das Militairwesen ging noch so weit, daß der größere Theil der Offiziere nach dem belgrader Frieden eine momentan gebotene Gelegenheit, den Dienst zu verlassen,

Digitized by Google

haftig ergriff. Hätte Elisabeth diesen hochverdienten Deutschen einem unwürdigen Geschicke preisgeben dürfen, wenn er populair gewesen wäre und sein großartiges Schaffen nicht das Altmoskowiterthum unversöhnlich beleidigt hätte? Rumjänzow bei aller Tüchtigkeit war zu ruhig, philosophisch gelassen zu civilisirt, um dauernd den Russen zu imponiren, weshalb er andern, ihm nicht überlegenen Geistern weichen mußte.

Erst Alexander Suworow fand den modernen Militairgeist unter den Russen so weit durchgebildet und das Volksleben so eigenthümlich von demselben durchdrungen, daß es ihm in geistreicher Auffassung des Nationalcharakters und mit Würdigung vorhandener Verhältnisse gelingen mußte, eine Art Zaubergewalt über die Krieger auszuüben und zutrauliche Verehrung an seine bizarre Person, fatalistische Siegerzuversicht an seine bluttriefenden Fahnen zu knüpfen. Um ein wunderbares Geheimniß hatte der Sinnreiche die Natur seiner Landsleute belauscht und verstand dasselbe mit zur Gewohnheit gewordener, wohlberechneter Unbefangenheit anzuwenden, die unter andern Verhältnissen als Verrücktheit erschienen wäre; dies psychologische Räthsel, auf welches wir noch zurückkommen werden, gab den Ausschlag und befestigte in so scharf geprägten Zügen sein Bild in dem Gemüthe der Russen, daß Suworow so lange unter ihnen fortleben wird, als das russische Heer sich als ein Ganzes im geschichtlichen Bewußtsein bleiben wird.

Eine Natur wie Suworow's, welche in ihrer militairischen und sittlichen Genialität so mächtig an die von Plutarch geschilderten Helden erinnert und dessen letztes Wirken der großartigsten Katastrophe der neuern Geschichte angehört, mußte Aufsehen erregen in unserer historisch gespannten Zeit und Landsleute wie Fremde auffodern, Bewunderer und Neider, die Lebensmomente, Thaten und wundersamen Züge des russischen Heros darzustellen. Gegen die Mangelhaftigkeit der bisherigen Schilderungen, geflissentliche Verkleinerungssucht, Herabsetzung und Mißverständniß eifert unser Verf. in einer langen Vorrede, in der er aber auch Thucydides, Machiavelli, Johannes von Müller, Hume eine kritische Revue nicht ohne Geist passiren läßt, worauf wir hier jedoch nicht eingehen können. Sein politisches Bekenntniß legt der Verf. sehr offen dar, indem er die Flut von Schmähungen, welche sich über Suworow ergoß, daraus motivirt, weil sein Held (S. xv) „gegen die Idole der Zeit ankämpfte", „gegen den Revolutionsgeist in Frankreich und Polen, der als „ein böser Geist" seinen Widersacher „tödtlich hassen mußte". Eine verwandte Ansicht welthistorischer Begebenheiten beurkundet er auch (S. xxxiv), indem er Frankreich im J. 1793 und 1794 nicht durch den Terrorismus, nicht durch die extremen Maßregeln der Jakobiner, nicht durch seine dreifache Festungsreihe und seine natürlichen Grenzen gerettet werden läßt, sondern durch die Unfähigkeit der Feldherren der Alliirten. So ist denn der Schlüssel unserer historischen Composition vorangesetzt; die Fraction der politischen Partei, welcher Hr. von Smitt angehört, fahre die Diatribe gegen den Wahn Preußens bis 1806, welcher in dem formellen Bestande seines Heeres, aus dem Friedrich's Geist gewichen war, die Bürgschaft seiner Überlegenheit erkannte. Ist nun unsere Ansicht der Dinge zwar nicht in [illegible] Punkte, doch sonst um ein Merkliches verschieden, [illegible] ben wir dagegen unbedingt, daß Hr. v. S. die [illegible] wendigkeit [illegible], in ein ausführliches Bild [illegible] sammten Zeit die Figur seines Helden hineinzuzeichnen, eine Weise, die allein bewährt ist, das Walten eines das großartigste Getriebe eingreifenden Mannes zu verstehen und zu würdigen. Nach einer strengen Kritik der frühern Bearbeiter des Lebens Suworow's, Rulhière's, Beauchamp's, Dubocage's, Laverne's, des Staatsraths Fuchs, Glinka's, sowie derjenigen Schriftsteller, welche einzelne Epochen des Kriegslebens S.'s berühren (Ségur und Ferrand in bekannten Werken über Polen [illegible] besonders heiß mitgenommen), und nachdem er [illegible] handschriftlichen Schätze, welche ihm zu Gebote [illegible] die Sammlungen des Staatsraths Jasykow und [illegible] eben verstorbenen Senators, Grafen Dmitrij Iwanowitsch Chwostow, S.'s Neffen, berichtet hat, beginnt die [illegible] liche Darstellung, aus welcher wir, weil das [illegible] Deutschland wol nicht in viele Hände kommen wird, [illegible] Neue, Eigenthümliche und Interessanteste herausheben, mit gerechter Anerkennung der fließenden, lebendigen und würdevollen Schreibart des Verf.

Wie mehre vornehme russische Familien sich [illegible] ausländischen Ursprung beilegen, soll auch die [illegible] Suworow aus Schweden stammen, nicht jedoch [illegible] rik's Zeiten eingewandert sein, sondern erst 162[illegible] Gustav II. Adolf sollen sich Naum und Sumor [illegible] land eingebürgert haben. Wir vermissen in [illegible] men, welche mehr an die Waräger Trumor, [illegible] Dir und Oskold erinnern, den schwedischen Namen [illegible] sers Helden Vater stieg vom Gemeinen bis zum [illegible] rallieutenant und war mit Korf Statthalter des [illegible] reichs Preußen während der Occupation der [illegible] Alexander Wassiljewitsch (die richtige Angabe [illegible] burt ist der 13. Dec. a. St. 1729), vom [illegible] einen friedlichen Beruf bestimmt und demgemäß [illegible] las Leibnitzens und Wolff's Schriften und [illegible] seines scheuen, linkischen, den Büchern ergebenen [illegible] als Knabe den Spottnamen „Scheuvogel" [illegible] friedens Vater klagte bei dem Nachbar, dem [illegible] general Hannibal, einem Neger, dessen Charakter [illegible] aus den „Russischen Günstlingen" bekannt ist, [illegible] Sohn, „der nicht vom Dachzimmer herunter [illegible] sei". Der Afrikaner, um den Wunderlichen [illegible] lernen, kletterte die steile Treppe hinan: „Du [illegible] Brüderchen", sagte er zum jungen Menschen, [illegible] zeigst du dich Niemand? Was bist du für [illegible] ding, willst du klüger sein als Andere? [illegible] treibst du da?" Hannibal ging die ihm [illegible] cher, Karten und Zeichnungen durch, unterhielt [illegible] ternen mit den Worten: „Und wenn selbst [illegible] Kaiser Peter deine Arbeit gesehen hätte, [illegible] nach seiner Gewohnheit auf die Stirn [illegible]

Digitized by Google

ihre fort, mein Sohn, und kümmere dich nicht um die Reden modischer Leute!" Zum Vater zurückgekehrt, beruhigt er denselben über das absonderliche Wesen des Knaben, „der vielen andern, die jetzt gelobt werden, einst gleichen werde", und bewirkte durch seine Entdeckung, daß Alexander im 13. Jahre im Semenoff'schen Garderegiment eingeschrieben wurde. Nach zwölfjährigem Dienste, welche vom Tage der Einschreibung an gerechnet, wurde der junge Suworow Feldwebel. Im J. 1757 verwaltete er schon als Oberstlieutenant die Commandantenstelle von Memel, eilt aber von dort zum activen Dienste. Über die Motive des Rückzugs Apraxin's nach dem Siege von Großjägerndorf wird nur eine Andeutung gegeben. Die Schlacht von Zorndorf betrachtet der Verf. mit andern Autoren, will keinen Sieg der Preußen gelten lassen. Mögen die Offiziere des preußischen Generalstabs, welche den siebenjährigen Krieg militairisch darstellen, entscheiden. Ohne sich besonders auszuzeichnen, focht Suworow bei Kunersdorf, gewann dagegen später als Führer des Vortrabs die Zufriedenheit des Generals Berg. Mit schüchterner Eile geht der Verf. über den Wendepunkt des Jahres 1762 hinweg, die Thronbesteigung Katharina's hinweg, welcher Suworow die Kunde vom angetretenen Rückmarsche des Heeres überbrachte und zum Obersten des astrachanischen Regiments erhoben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

Neffe und Oheim. Novelle von Penseroso. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1835. 8. 4 Thlr 12 Gr.

Als Novelle ist das Buch um drei Bände zu lang und zu weitläufig; als Roman läßt sich dasselbe nicht betrachten, da es weder eine der mancherlei Bedingungen erfüllt, die eine selbst billige Kritik als unerläßlich ansprechen muß. Ref. würde einigen Dank damit erwerben, wollte er die in den vier Bänden enthaltenen Begebenheiten auch nur ganz kurz extrahiren; würde es sogar als unverdiente Strafe betrachten, müßte er wirklich sorgfältig Gelesene hier noch einmal wiederholen, so er denn überhaupt am liebsten das ganze Buch, dem jede Notwendigkeit der Existenz abgeht, ignorirte. Indessen soll solche nun einmal besprochen werden! Es sei daher die Andeutung genug, daß eine junge sächsische Dame voll unaussprechlicher, wahrhaft stummer Überschwenglichkeit zuerst einen ungarisch-griechischen Grafen voll Glut und Leichtsinn, und diese letztern Eigenschaft ihm den Tod gibt, den Oheim desselben heirathet, einen Mann, der Philosoph sein und etwas Weltschmerz laboriren soll. Im übrigen ist so viel Liebe, Milde, Zartheit, Sanftmuth und Verletzlichkeit mit so viel Plattheit und Rohheit gepaart und durcheinandergezerrt, daß das Buch, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, vielleicht einigen Lesern Stoff bietet, die Möglichkeit dieses ganz eignen Experiments zu analysiren, um hoch einigen Gewinn, sei er nun beschaffen, wie er wolle, davonzutragen.

Man hat schließlich dem Ref. einbilden wollen, in einer Novelle werde ein als Kritiker wohlbekannter Schriftsteller gezeichnet. Hatte der Verf. wirklich die Absicht, so etwas vorzustellen, so ist er zu beklagen, denn nichts weiter, hat er uns als ein abgeschmacktes Zerrbild, welchem die erste Bedingung alles Ähnlichen, durchaus abgeht.

Der Mann der Beispiele. Nach Michel Raimond's „Le mari intime", aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Erster Theil. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 5 Thlr 12 Gr.

Ref. muß gestehen, daß er anfangs vor den vier starken Bänden erschrak und kaum sich entschließen konnte, mit dem Lesen derselben zu beginnen. Als aber diese Scheu nur erst überwunden war, fand er sich wie von einem schönen, aber zugleich unheimlichen Zauber gefesselt. Der Verf. kennt die Welt und den Menschen und versteht die Kunst, sie zur Anschauung zu bringen. Nicht allein der bekannte französische gesteigelte Witz steht ihm zu Gebote, sondern ebenso sehr Humor und Ironie. Das verborgenste Gefühl, den heimlichsten Gedanken hat er belauscht, und beide finden ihr Organ in einem Dichter. Wir werden durch alle Grade des Komischen, Ernsten, Rührenden, Überraschenden und Erschütternden mit einer Wahrheit, einer Gewalt geführt, welchen zu widerstehen um so weniger möglich ist, als die vorherrschende dramatische Form und eine höchst gewandte Dialektik das Nächstkommende stets künstlerisch verstecken. Einen Abriß vom Inhalte des Buches zu geben, muß Ref. bei dem Umfange desselben sich versagen: die Sünde, mit allen ihren Gradationen, vom leisen, unfreiwilligen Aufdämmern der Leidenschaft bis zum vollendeten Verbrechen ist das Thema des ganzen Buches, wie solches schon in dem höchst passend gewählten Motto angedeutet wird.

Es sei übrigens keineswegs verhehlt, daß dieser Roman auch manche Gebrechen zeigt. Die durchweg dramatische Form, welche die allgemeine Richtung der Franzosen zum Raisonnement aufs Neue bethätigt, verleitet den Verf. nicht selten zu etwas flüchtiger Zeichnung der Situationen, der Umgebungen, und ebenso werden dadurch manche Personen wol zu sehr zurückgeschoben; es ist, mit einem Worte, dem Verf. besonders darum zu thun, sein Thema nach allen möglichen Seiten hin durchzuführen, und das hat ihn verleitet, sich der vorhandenen Personen, wie überhaupt der äußern Mittel hin und wieder etwas willkürlich zu bedienen. Inwiefern jedoch das eben Gesagte wirklich den Verf., oder, wenigstens zum Theil, den Übersetzer trifft, ist hier nicht zu entscheiden, da nach dem Titel ebenso wol eine Bearbeitung als eine dem Originale treue Übersetzung vorliegen kann. Hauptsächlich aber ist es der Schluß des Buches, der „Epilog", mit welchem Ref. sich nicht ganz befreunden kann. Wenn man nämlich früher im objectiven Anschauen der Zustände sehr oft vergißt, einen Franzosen vor sich zu haben, so wird man hier mit einem Sprunge nach Frankreich, oder, was gleichbedeutend ist, nach Paris versetzt. Der Verf. wird mit einem Male Politiker; alle Institutionen mit ihren Anhängseln, ihr Einfluß auf Sitte und Gesinnung, ihre Mängel, ihre Folgen, ihr Sturz, Alles wird in reißendem Fluge vorübergeführt, sodaß man glaubt, einem wohlgeordneten, brillanten Feuerwerke zugeschaut zu haben, welches aber gegen das Ende hin sich selbst entzündet und so eine ungeregelt aufprasselnde, auseinanderfahrende Feuermasse, Schrecken und Verwirrung verbreitend, dem plötzlich geblendeten Auge zeigt.

S. Trevelyan, oder die natürliche Tochter. Ein Roman von der Verfasserin von „A marriage in high life". Frei nach dem Englischen von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. 8. 3 Thlr.

Nicht selten finden wir Damen, welchen die angenehme Erzählungsgabe verliehen ist und die diese in so liebenswürdiger Weise geltend zu machen wissen, daß uns die Stunden wie geflügelt verschwinden und wir noch oft mit Entzücken an dieselben wie an einen blühenden Frühlingstraum zurückdenken. Wollten wir nun aber eine so vernommene Erzählung auf das Papier transferiren und dabei die ganze Persönlichkeit der Erzählerin vergessen, so müßten wir nicht selten gestehen, daß die Erzählung zwar nicht lang, oder gar langweilig, wol aber breit uns entgegentrete. Der Ursachen dieser Erscheinung gibt es mancherlei; sie lassen sich jedoch meistens auf Eine zurückführen. Mit wenigen Ausnahmen nämlich mangelt den schriftstellernden Damen mehr oder weniger die Gabe plastischer Darstellung, welche wir bei mündlicher Erzählung in der Persönlichkeit der Vortragenden großentheils ersetzt finden, wenigstens, von der Situation bestochen, nicht vermissen. Auf dem Papiere fällt

Digitized by Google

jedoch dieser Mangel sogleich in die Augen, und das ist denn auch der Fall bei dem vorliegenden Roman.

Die Geschichte selbst ist sehr einfach. Oberst Trevelyan wird in Indien von seinem sterbenden Freunde Howard zum Vormunde seiner Tochter, einem Pfande der Liebe von einer italienischen Dame, bestellt. Therese befindet sich in einer englischen Pensionsanstalt, erfreut sich jedoch auf Trevelyan's Veranlassung bei der Schwester desselben eines bessern Asyls, und hier findet er sie bei seiner Rückkehr. Die reizende Schönheit des 16jährigen Mädchens, ihre italienische Lebendigkeit und Naivetät lassen in Trevelyan's Brust bald ein anderes Gefühl als das der vormundschaftlichen Zuneigung aufkeimen. Das Mädchen wendet ihr Herz jedoch einem jungen schottischen Lord zu, und Trevelyan, wiewol er nach dem Testamente des Freundes das Recht hat, selbst nach ihrer mit dem 18. Jahre eintretenden Majorennität noch über ihre Wahl zu entscheiden, ist großmüthig genug, dieses Recht nicht in Anspruch zu nehmen. So wenig Aussicht dazu vorhanden ist, wird Trevelyan dennoch nach den Gesetzen der englischen Aristokratie Stammherr der Familie Launceston und heirathet die einzige Tochter des letzten Lords. Nach mehren Jahren kehrt Therese mit ihrem Gemahl von einem Ausfluge nach dem Continente zurück. Der Gemahl ist manchen Ausschweifungen ergeben und Therese's Lebendigkeit und Naivetät sind in Leichtsinn ausgeartet. Sie behauptet noch immer ihre weibliche Würde, aber eine von ihr belauschte Untreue des Gemahls gibt einem ihrer Anbeter gefährliche Waffen in die Hand. Sie willigt in Flucht, und schon taumelnd am Rande des Abgrundes, rafft sie noch einmal alle Kraft zusammen, indem sie Trevelyan, jetzt Lord Launceston, zu ihrem Schützer und Retter aufruft. Aber es war ihre letzte Kraft, sie erliegt einem heftigen Fieber. Trevelyan's Gemahlin, kalt, gemessen, stolz, gibt durch ihre Eifersucht Anlaß zu dem drückendsten Leben zwischen ihr und ihrem Gatten. Seine Gesundheit schwankt und er faßt den Rath eines Freundes gern auf, zu Wiederherstellung derselben unter Moore's Fahnen den Feldzug in Spanien mitzumachen. Dieser unglückliche Feldzug führt die englische Armee endlich nach Corunna, und noch kurz vor der Einschiffung haucht Trevelyan, von einer Kartätschenkugel getroffen, ein Leben aus, welches fortwährend mit der reinsten, rührendsten Liebe der unglücklichen Therese gewidmet war.

Inwiefern in diesen kurz angedeuteten Zuständen die Elemente eines guten Romans liegen, will Ref. nicht entscheiden, sondern nur anführen, daß der Verfasserin nicht das Talent, wol aber die Kraft dazu mangelt. Die Hauptperson, Trevelyan, ist nicht gerathen; sein Edelmuth, seine Reinheit und Größe sind nicht männlich, sondern so durchaus weiblich-passiv dargestellt, daß wir zuletzt in ihm nichts Anderes erblicken als ein Werkzeug zu Aufrechthaltung und Fortpflanzung der Familie Launceston. Therese steht immer noch zu sehr im Hintergrunde, und ihr Leben scheint nach den gegebenen Andeutungen wirklich zu interessant, als daß man dieses absichtliche Zurückschieben nicht bedauern sollte. Der Leser kann sogar gerechten Anspruch auf das Detail dieses Lebens machen. Sodann scheint es nach Thl. II, S. 29, als seien die Personen und Verhältnisse künstlerischer zu verknüpfen gewesen; wenigstens hängt, wie der Roman einmal ist, das an gedachter Stelle bezeichnete Bild nun ganz müßig da.

Welches aber auch die Gebrechen dieses Romans sein mögen, will Ref. doch das Buch allen nicht verwöhnten Leserinnen gern empfohlen haben. Die Verfasserin bethätigt überall eine natürliche, reine, edle Gesinnung, ein klares, warmes Gefühl für das Rechte, Wahre und Schöne, und solche Tugenden bedürfen eben jetzt der eifrigsten Empfehlung, wo der unnatürlichsten Verschwobenheiten so viele und in den blendendsten Farben schillernd auftauchen am literarischen Horizont. 46.

Notizen.

Die neapolitanische Zeitschrift „Omnibus" berichtet, daß ein gewisser Lorenzo Giordano aus Fiumara in Calabrien nach vielen und seit lange angestellten Versuchen ein Mittel gefunden habe, sechs Stunden auf dem tiefsten Meeresgrunde zu weilen und daselbst fast ebenso schnell wie auf dem Lande zu gehen. Der Mann erbietet sich, auf eigne Kosten seiner Kunst abzulegen, und verlangt als Belohnung ein Privilegium auf zwei Jahre und ein Drittel Dessen, auf seinen Wanderungen unter den Wellen aufzufinden möchte. Die Foderung ist in der That billig.

In dem an die Stelle des „Propagateur du Pas de Calais" getretenen Journale „Le progrès" wird aus Saint dem 9. Jan. gemeldet, daß in der Nähe dieses Ortes ein der an einer chronischen Krankheit gelitten hatte, am vor. J. in einen todähnlichen Schlaf fiel, in welchem derselbe bis zum 8. Dec. verblieb. Ein neues Beispiel vielen schon bekannt gewordenen, den gewöhnlich angenommenen Zeichen des Todes nicht sorglos zu trauen und den die Nothwendigkeit der neuerlich, besonders von Hufeland Anregung gebrachten Leichenhäuser zu erweisen.

Im Laufe des vor. J. ist in den französischen Sparkassen die Summe von 27,516,000 Francs niedergelegt worden, 13,670,000 in den pariser, 13,846,000 in denen der Departements. Blos 441,000 Francs wurden zurückgenommen. Das Gesammtcapital der 155 von der französischen Regierung autorisirten Sparkassen war am 31. Dec. vor. J. 82 Millionen Francs.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Erste bis **achte** Lieferung,

Aachen bis ***Costnm.***

60 Bogen in gr. 4. mit 207 Holzschnitten und Kupfer gestochenen Karten. 2 Thlr.

Sorgfalt in Wahl und Bearbeitung der Artikel, schöner deutlicher Druck, viele Abbildungen, besonders Portraits denkwürdiger Personen, und ein äußerst billiger Preis von nur 6 Gr. für jede Lieferung empfehlen dieses Werk aus.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorräthig.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 67. — 7. März 1836.

Suworow's Leben und Heerzüge. Im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Mit dem zweiten Buche, dem polnischen Conföderationskriege, erweitert sich die Biographie Suworow's zu einer Geschichte seiner Zeit, weil der Held jetzt schon merkwürdig und selbständig hervortritt. Mäßiger und ruhiger, als wir erwartet, schildert der Verf. Polens damalige Zustände, die Gründe des nothwendigen Verfalls, mildert sie hier und da die grelle Colorirung des russischen Verfassers und nennt den russischen Gesandten zu Warschau, Grafen Repnin, welcher Soltyk Zaluski u. s. w. aufhob, einen jungen Mann von heftig aufloderndem Charakter, der die „Geduld" verlor. Als nach der Schließung der Conföderation von Bar der Bürgerkrieg überall ausbrach, erscheint Suworow mit seinem Regimente auf dem blutigen Schauplatze und lehrt seine Soldaten sein bekanntes Axiom: „die Kugel ist eine Thörin, das Bajonnet aber ein braver Kerl" (S. 41). In dem fliegenden Kampfe bethätigte er, seit 1770 Generalmajor, im Kleinen wie später im Großen die Elemente seiner Kunst, Überblick, Schnelle und Nachdruck, hielt sich jedoch fern von der Grausamkeit des Obersten Drewitz, die er mit Recht verabscheut wird. Rulhière's Erzählung, er von Choiseul zur Anfeindung von Rußland erkauft, fand überall erbitterte Abweisung. Suworow, eigenmächtig in seinen Operationen, gerieth in Zwiespalt mit General Weimarn und mußte eine Zeit lang in Unthätigkeit schmachten, aus welcher er seinen ersten bekannten Brief an Bibikoff mit schwermüthigen Klagen schrieb, bald darauf durch die Bezwingung des Schlosses von Lanzkron die bekannte Katastrophe der Conföderationsunruhen beschleunigte. Eine Reihe von Briefen an seinen Bruder, nicht amtlichen Inhalts, lehrt uns das Innere Suworow's von nicht unerfreulicher Seite kennen.

Der Krieg gegen die Türken unter Rumjänzow im Jahre 1773, führt Suworow auf die Bühne, auf welcher er zuerst historische Bedeutung errang; er nahm durch Sturm Turtukai gegen ausdrücklichen Befehl, faßte in seiner originell-lakonischen Weise den Rapport an den Hofkriegsrath in den zwei Versen ab:

Preis sei Gott und Preis sei Ihnen,
Ich nahm Turtukai und bin drinnen,

ward aber nur durch die Gnade der Kaiserin in einem Kriegsgerichte geschützt. Noch vor Beendigung des Krieges, nach der Schlacht bei Kerludshi, deren Lorbern Suworow mit Kamenskij theilte, verließ er das Heer, angeblich in Folge geschwächter Gesundheit, mit größerer Wahrscheinlichkeit, weil er sich mit seinen Nebengeneralen nicht vertragen konnte (S. 152). In einer wohlausgeführten Schilderung des türkischen Heerwesens berichtet der Verf. von dem Zauberglauben der Türken das Ergötzliche (S. 161): ein gefangener Pascha habe inständigst um die Erlaubniß gebeten, ein Paar jener bezauberten Kanonen sehen zu dürfen, die sich von selbst lüden und abfeuerten. Ähnliches wird einige 70 Jahre früher von den Russen nach dem schwedischen Siege bei Narva erzählt.

Der vierte Abschnitt wirft einiges Licht auf eine bisher noch dunkle Periode der innern russischen Geschichte; Suworow kämpft gegen den verwegenen Kosacken vom Jaik, gegen Pugatscheff, welcher den Thron Katharina's erschütterte. Über Jemelka's früheres Leben erfahren wir nichts Näheres, auch nicht über seine Dienste im preußischen Heere; nur daß der Funke der Ehrsucht zuerst in seine Brust geworfen sei, als ein junges Mädchen von Tscherkask, dem er beim Pferdetränken geholfen, zum Dank ihm wünschte, einmal Kaiser zu werden. Auf seine Ähnlichkeit mit dem seligen Kaiser Peter III., die stutzend ein russischer Offizier zuerst bemerkte, baute der Kosack seinen ungeheuern Plan und führte ihn mit unsaglichem Blutdurst, zumal gegen Adelige, aus. Bereits nach mehrfachem Wechsel des furchtbaren Kampfes hatte sich der Oberst Michelson, „gleichsam Pugatscheff's böser Geist", an dessen Fußtapfen geheftet und ihn in die schauerliche Wüste jenseit der Wolga verfolgt, als Suworow auf Befehl der aufgeschreckten Katharina zur Bezwingung des Rebellen herbeieilte; bald erfuhr er, daß der Pseudopeter von seinen verzagenden Anhängern gebunden ausgeliefert sei, und begnügte sich, den Gefährlichen in einem Käfig, dann unter den ängstlichsten Vorbereitungen in Person nach Simbirsk zu begleiten. In Moskau ward die Hinrichtung des Anstifters eines Aufruhrs, der 100,000 Menschen das Leben gekostet hatte, vollzogen, und Katharina, aufathmend, verwandelte, um auch die Erinnerung zu verwischen, den Namen Jaik in Ural (S. 190).

Im Winter 1774—75 schloß Suworow eine Heirath

Digitized by Google

mit der Tochter seines alten Waffenbruders, Iwan Iwanowitsch Prosorowskij, die aber nicht glücklich ausfiel. Von seinen Kindern, Arkadius und Natalie, umfaßte er die letztere mit der zärtlichsten Vaterliebe, welche bei späterer Trennung einen höchst eigenthümlichen Briefwechsel hervorrief.

Erst damals, bei steigendem Range, wurde des Mannes tiefere Kenntniß und politische Einsicht unter der Hülle studirter Sonderbarkeit und räthselhafter Possen der Kaiserin und durch diese dem überraschten Potemkin bekannt, mit und unter welchem S. seine ruhmvollste Laufbahn begann. Der Verf. weist den Schlüssel dieser Narrenrolle in dem brennenden Ehrgeiz und dem Wunsche nach Auszeichnung nach, die dem Verdienste nicht zu Theil wurde, wenn nicht ein besonderer Reiz der Originalität dasselbe hervorstechend machte. Alle Wege der Originalität seien schon breit getreten und nur die häßliche Außenseite des Narren noch übrig gewesen, mit welcher sich denn S. mit Selbstverleugnung costumirte, und da sie ihm den Vortheil ungestrafter Freimüthigkeit gewährte, ihr, die ihm zur Natur geworden, treu blieb bis ans Ende. S. 102. Diese Erklärung ist scharfsinnig und psychologisch nicht zu verwerfen; es mag aber zur politischen Klugheit noch etwas Anderes hinzugekommen sein, der Narrenkappe S.s eine tiefere Bedeutung zu geben. Noch bis auf Elisabeth gehörte das Narrenwesen zur Belustigung des Hofes wie des Volkes. Wir kennen Peter I humoristische Rohheit gegen seine Possentreiber, wissen aus Beispielen, daß er, wie die Kaiserin Anna, für begangene Fehler angesehene, verdiente Leute, wie den Feldmarschall Czeremetjew, zur Resignation ihres Rechts als verständige Männer verurtheilte, ihnen die Rolle des Narren anbefahl. Es lag mithin nach russischnationaler Vorstellung etwas Entsühnendes, eine Buße im Narrenthum, und dieses Moment scheint der tiefkluge S. im Amte eines commandirenden Generals, wie er es, Leichen und Wunden nicht zählend, übte, in Anschlag gebracht zu haben. Konnte nicht dem Russen, welcher damals die europäische Kriegsweise noch nicht innerlich liebgewonnen, das Feldherrnamt, welches mit den Köpfen von Tausenden wie mit hohlen Nüssen schaltete und mit der „blanken Waffe", in Stürmen, Blut in Strömen vergoß, als etwas Unheimliches, Sündhaftes erscheinen? Würde der Würgengel, der commandirende General, in der Nacktheit seines entsetzlichen Berufes, die störrigen, vorurtheilsvollen Soldatenherzen zur freudigen Ergebung in dessen Todesgebot erwärmt haben? Aber indem einerseits der Untergebene die Blutschuld des Feldherrn durch eine Art von Verrücktheit gesühnt sah, andererseits die humoristisch tolle Spaßhaftigkeit seiner Person, die Komik seines äußern Erscheinens, den furchtbaren Ernst des Berufs parodirte, konnte ein solches Feldherrnindividuum den russischen Soldaten ein Übermaß der Selbstverleugnung anmuthen, ohne Murren und Weigerung zu erregen, ja, eine solche Vermittelung der Extreme menschlicher Naturen durch eine Grimace, ein Kikeriki vor der Fronte seines Heeres, denselben Seelenzwang ausüben, als ein Bonaparte durch Armeebefehle im Style der Pyramidenschlacht.

Der Raum gebietet uns, mit der Hervorhebung einzelner Stellen und der Angabe unserer abweichenden Ansicht haushälterischer zu sein; darum nur Andeutung, was der Freund ernster historischer Lecture in diesem Buche zu erwarten habe, und Biographisches. Potemkin's [illegible] Charakteristik und sein Walten in der Krim; S., Generallieutenant, überzeugt die Kaiserin, daß er noch ein Invalide sei, indem er ihr Boot rudert und einen Sprung thut wie Tell auf der Platte. Die weltberühmte Reise der Kaiserin in die Krim, nach mündlicher Erzählung und den bekannten Memoiren Ségur's; der Zauberer Potemkin als Landschafter; Briefe der Kaiserin an Joseph über den Eindruck der für sie ausgeputzten Welt. Der russisch-östreichische Türkenkrieg von 1787 wird mit seinen reichen Mannichfaltigkeit an handelnden Personen, [illegible] nen blutigen Resultaten geschildert. Lascy, der gefeierte Fürst de Ligne, der ritterliche Prinz von Nassau-Siegen, der überall hineilt, wo Kanonendonner erscholl; Alles getragen durch steten Rückblick auf die Politik der europäischen Mächte und belebt durch individuelle Zeichnung Dessen, was Suworow persönlich betrifft. Die Erstürmung von Otschakow S. 324, im härtesten Winter, wahrer Ausdruck der Wuth und der Verzweiflung auf der Gesichtern der Leichen grauenvoll versteinerte. Potemkin, während der Blutarbeit auf der Erde, den Kopf in die Hand gestützt, rief er von Zeit zu Zeit: „Gospodi pomilu!" Die Östreicher erobern unterdessen Chotin, nach einer Capitulation, welche die schwächliche Gutmüthigkeit des Heerführers beurkundet. Außer vollständiger Verpflegung und zahlreichen Transportwagen erhalten die Abziehenden noch täglich eine Quantität Taback, Zucker u. s. w., wenn sie zum gemeinschaftlichen Lustlager zögen. Joseph II., „ein unvergessener Name bei den Östreichern, so lange Gefühl der Dankbarkeit in ihrer Brust [illegible] (S. 341), im Jammer zertrümmerter Pläne. [illegible] dend ist, daß der Verfasser bei der reichen Anlage seines Werkes den schwedischen Krieg fast ganz übersieht, den alten Weiberkrieg", wie Potemkin in seinem Witze ihn nannte. Es handelte sich bei den Siegen Suworow's um Rußlands Supremat im Norden; darum möchte jeder Bewunderer russischer Größe die Krisis des Sommers ungern vergessen. Höchst anziehend sind die Briefe, worin S. unter verdrießlicher Spannung mit Potemkin um die fieberhaften Pulsen mörderischer Arbeit an seine [illegible] rige Tochter Natalie, ein kaiserlichen Fräulein in Petersburg, schrieb. Schwer hält, eine Auswahl zu treffen; kindlich-poetische Naturanschauung, Schilderung südlichen Scenerei am Liman, wo Wasser, Luft und Wald von Geschöpfen wimmelt; dann wieder humoristische Travestirung der Kriegsgreuel; so S. [illegible] 2. Juni 1788 an sein Töchterchen, die ihm [illegible] und neuen Helden erzählen und den Vater [illegible] jenen gleich zu setzen:

Ah, meine Natalie, welch ein Gedränge [illegible] Nachts im Ostschakow! Die Hunde [illegible] die Kühe stöhnen, die Wölfe (sic) blöken, die Ziegen [illegible] schlafe auf einer Erhöhung, — sie erstreckt sich weit [illegible] in den Liman. Wenn [illegible]

Digitized by Google

[illegible] sind sie um. Und ihren Hals [illegible], auf so gemüthliche [illegible] Weise. Die Segelstangen bis zu den Masten und die Segel eine Werst breit. Man sieht sie wie Taback rauchen; die Lieder singen sie so traurige. Auf manchem Boote zählt man [illegible] mehre als bei euch im ganzen Regiment. Augen, [illegible], graue, gelbe, blaue, graue; und ihre Flinten sind so groß [illegible] das Zimmer, wo du mit den Schwestern schläfst. Gottes Segen mit dir.

Und dann vom 17ten August:

Am Elias- und folgenden Tage waren wir mit den Türken im réfectoire. Ach der Tausend! wie sind wir da bewirthet worden. Wir spielten, warfen uns mit großen, bleiernen Kugeln und eisernen Kugeln, von der Größe deines Kopfs; wir hatten ganz lange Stecknadeln und gerade und krumme Scheren. Da hieß es, nimm die Hand in Acht, oder flugs ist sie ab, ja auch der Kopf. Es endigte mit einer Illumination, mit Feuerwerk. Hastatow (S.'s Adjutant) ist ganz zerkratzt. Nach dem Festin gingen die Türken fort, hu! gar weit — um nach ihrer Art zu Gott zu beten und weiter nichts. Leb wohl, meine Theure. Christus, unser Heiland, mit dir. —

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

„Revue britannique." December 1835. „De l'esclavage, de son origine et de ses résultats chez les peuples anciens et modernes." Über dies Sujet ließe sich leichter ein Buch schreiben als ein Journalartikel; fast ebenso schwierig wird es, die wichtigern Züge kurz zusammenzufassen und hier in einer Spalte mitzutheilen. Die Sklaverei hat ihren Sitz im Süden; sie läßt in dem Maße nach, als man nach Norden vorrückt; sie bildet einen Fortschritt in dem Leben der Völker. Der Sieger läßt dem Besiegten das Leben, das Nachdem wird menschlicher. In den Urzeiten ist die Sklaverei eine unvermeidliche Folge der Eroberung und ein Erhaltungsmittel. Athen zählte 400,000 Sklaven und nur 10,000 freie Menschen; in Sparta war das Mißverhältniß noch weit bedeutender. Zur Zeit, wo Horaz lebte, kostete ein gewöhnlicher Sklave 600 Francs. Marcus Antonius kaufte zwei Zwillingsknaben von ausgezeichneter Schönheit für 50,000 Francs. Sallust zahlte 80,000 Francs für zwei gelehrte Sklaven; dagegen wurde ein guter Schauspieler um 60,000 Francs verkauft. Crassus gewann durch den Verkauf seiner Gefangnen über 100 Millionen. Delos war der Mittelpunkt des Sklavenhandels jenen Zeiten; im Hafen lagen stets Schiffe in hinlänglicher Anzahl, um 10,000 Sklaven in einem Tage fortzuschaffen. Der Orient überflutete die ewige Stadt mit unzähligen Schaaren von Menschen, welche bereits durch die Knechtschaft entnervt waren, Syrier, Assyrier, Äthiopier, welche allmälig Gewohnheiten der Welt an den orientalischen Despotismus gezogen.

Die Engländer wurden durch die Sachsen zu Sklaven gemacht. Zur Zeit des Heptarchie waren drei Viertheile der britischen Bevölkerung Sklaven. Die mußten armen Engländer verkaufen ihre Kinder an die Juden; durch ein solches Gesetz unter Heinrich II., wurde dieser Handel abgeschafft. In Irland hörte die Sklaverei erst im 15. Jahrhundert gänzlich auf. Die meisten deutschen Bauern waren frei geworden vor dem 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1315 machte Ludwig X., König von Frankreich, alle Sklaven in seinen Domainen frei. Sogar alle europäische Gitter und Sprachen noch Spuren des asiatischen Despotismus, des byzantinischen Militairs, und des germanischen Feudalwesens.

Die verschiedenen europäischen Völker hielten seitdem einander die Wage; keine Nation hatte über die andere ein Übergewicht, welches nothwendigerweise Sklaverei des Schwächern zur Folge gehabt hätte. Die Entdeckung der neuen Welt änderte die Lage der Dinge. Der berühmte Bischof Las Casas nahm sich der Portugiesen auf Kosten der Neger an, diese waren bekanntlich kräftiger und stärker; auch trat der König von Spanien den Anführen des Prälaten bei. Ferdinand ließ 1511 eine Menge Schwarze, welche auf der Küste von Afrika aufgekauft worden, in seine transatlantischen Besitzungen schaffen. 1562 ließ Sir John Hawkins auf den Küsten von Guinea einige Hundert Schwarze mit Gewalt greifen und führte sie nach S.-Domingo, damals Hispaniola. Vor Ende des 18. Jahrh. war der Negerhandel zu drei Viertheilen in den Händen der Engländer; bis 1787 hatten ihre Schiffe jährlich über 40,000 Schwarze nach Amerika geführt. Die Zahl stieg von diesem Zeitpunkte an zuweilen bis auf 74,000. Gegenwärtig zählen die nordamerikanischen Freistaaten 2,800,000 Schwarze, darunter 130,000 Freigelassene; der Freigelassene, der seine Rechte in Anspruch zu nehmen wagte, der z. B. bei den Wahlen stimmen wollte, würde todtgeschlagen. Im Norden der Vereinigten Staaten nimmt die Zahl der Sklaven ab, im Süden wächst sie jährlich; hier ist eine Collision zwischen den Weißen und den Schwarzen unausweichlich: die Resultate lassen sich nicht voraussehen. 1829 befanden sich in Brasilien 2½ Mill. Schwarze und 850,000 Weiße. Der sehr weitläufige, an interessanten, mit Scharfsinn zusammengestellten Thatsachen reiche Aufsatz schließt mit der Aufforderung an alle europäische Mächte, den Sklavenhandel zu zernichten, widrigenfalls derselbe den Brasilianern und Spaniern in die Hände fallen und auf die Dauer die Zerstörung der britischen Seemacht herbeiführen würde.

„Revue des deux mondes." 1. Februar. Diese Nummer der beliebtesten unter den jetzigen französischen Zeitschriften liefert „L'Espagne en 1830", von Didier. Da dieses Land gegenwärtig der Schauplatz wichtiger politischer Ereignisse ist, so wird man einige interessante Facta und Mittheilungen über die merkwürdigern Männer hier wol gern lesen. Martinez de la Rosa wurde geboren zu Granada 1788; 1808 war er Professor daselbst, und flüchtete bei dem Einfalle der Franzosen nach Cadix. 1813 zeichnete sich Martinez de la Rosa als Procurador durch sein Rednertalent aus; nach der Rückkehr des Königs Ferdinand schmachtete er zwei Jahre im Gefängnisse, wurde in das Präsidium Penon de Velez deportirt, aus dem ihn der Umschwung der Dinge 1820 zog. Nach Ferdinand VII. Tod wurde Martinez de la Rosa bekanntlich an Zea's Stelle Minister; das sogenannte königliche Statut kam unter seiner Leitung zu Stande; in Folge dieses Statuts begann das politische Leben Spaniens sich freier zu bewegen. Der Krieg in den nördlichen Provinzen ist durch des Ministers Verschulden so bedeutend und hartnäckig geworden; er wollte die baskischen Provinzen demüthigen, zu seinen Füßen legen, wie er sich ausdrückte; die Basken haben seine Heere geschlagen und stehen gefürchteter als je auf dem Schlachtfelde. Martinez de la Rosa ist ein Redner, ein Literat, aber kein Staatsmann; in den kritischsten Tagen schloß er sich Stunden lang in sein Cabinet ein, um die Prydebogen seiner Reden zu corrigiren. Auch Alcala Galiano ist blos Redner, er spricht unaufhörlich, überall und über Alles, besondes zeigt er Witz und Geistesgegenwart, wenn es zu Persönlichkeiten kommt. Der Graf de las Navas, der in der letzten Zeit bekannt geworden, ist der Typus eines echten Oppositionsmannes: er chikanirt und neckt die Minister unaufhörlich. Der Pairshof, oder vielmehr die Kammer der Proceres hat wenig Einfluß, kein Redner von Bedeutung ist hier aufgetreten; Spanien ist ein ganz demokratisches Land. Mit Tyrrel trat kein neues System an die Spitze der Verwaltung, es war blos die Fortsetzung des vorigen. Toreno ist kein Revolutionsmann, er hat nicht die kräftige, unerbittliche Überzeugung, welche dazu gehört, er ist auch zu sehr Weltmann. Als Redner gehört er zu den ausgezeichnetsten Männern Spaniens, logische Kraft, bebende Dialektik charakterisiren zunächst sein Talent. Wenn man ihn aufs Äußerste treibt, sagt Didier, so wird sein Wort ein Dolch (sa langue a des coups de poignard).

Digitized by Google

— „Napoléon" von Edgar Quinet. Dieses neue Gedicht des Verf. des „Ahasverus" wird die Kritiker mehr beschäftigen als das Publicum. Quinet's etwas schwankende Muse hat einmal den Parisern nicht zu und paßt nicht zu der so bestimmten und scharf ausgeprägten Physiognomie des Helden, dessen Natur ganz nach außen war und der die Ideologen nicht minder haßte als die Republikaner. Was übrigens das Verdienst und das Leben dieses Gedichts ausmacht, was Quinet eine ausgezeichnete Stelle unter den heutigen Dichtern Frankreichs zusichert, ist erstens die Schwierigkeit des Unternehmens, die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt, und sodann ein nach allen Seiten hin reichlich ausströmendes poetisches Element; auch zeigen sich hier und da Stellen, in denen sich ein eigenthümliches Talent offenbart. Im Ganzen scheinen Corneille und Schiller am meisten auf seine poetische Bildung eingewirkt zu haben. Man stößt auf Bilder, die offenbar deutschen Ursprungs sind und sich mit dem Geiste der französischen Sprache nicht vertragen. Zu den Gelungensten gehört eine Ballade: „La Bohémienne", und das „Te Deum nach der Schlacht von Marengo".

„Revue de Paris." 31. Januar. „Victor Hugo en 1836", von Nisard. Der Kritiker hat unter dem Titel: „Etudes sur les poètes de la décadence", ein Manifest gegen die heutige französische Dichterschule geschrieben; seinen Ansichten nach ist gegenwärtig die Verfallzeit der französischen Poesie eingetreten, wie mit Lucan u. A. bei den Römern. Nachdem er solchergestalt die Romantiker in Masse befehdet, nimmt er sie nun einzeln vor, und zwar gleich das Haupt, a Jove principium. H. Nisard ist eigentlich, was wir einen Schulmann nennen; er ist maître de conférence an der Normalschule, mit ihm kann man schon Latein reden. Herr Nisard hat zu viel Latein und Griechisch gelesen, kennt zu wenig das Thun und Treiben anderer Völker und hat sich noch nicht auf den Standpunkt geschwungen, von dem aus man das Schöne und Große durch alle Formen erkennt. Er rechnet es Hugo zunächst als das größte Vergehen an, daß die Phantasie zu sehr bei ihm vorherrsche. Wer nur ein wenig die französischen Politessen bei Seite zu schieben und das dahinter Versteckte hervorzuholen weiß, der kann in dem Artikel des Hrn. Nisard mit großen Buchstaben lesen: „Herr Hugo, Sie haben einige gute Oden gedichtet, und man hat einige gute Beschreibungen von Ihnen, aber im Ganzen genommen sind Sie ein Narr!" O Herr Nisard! Sie sind kein Narr, aber ein Pedant. Sie müssen ja wissen, daß bei den Alten dichterische Begeisterung und Wahnsinn gleichbedeutend waren: mens insanior. Ihr classischer Rousseau sagt Ihnen:

Tel aux premiers accès d'une sainte manie
Mon esprit alarmé redoute du génie
l'assaut victorieux.

Doch ohe, jam satis! Herr Nisard!

Das „Journal de la cour et de Paris 1732—33" enthält einige gute Anekdoten. Ein junger Fahnenjunker (gentilhomme à drapeau) machte dem damaligen Dauphin seine Aufwartung. Der Dauphin fragte den Offizier, wie alt er sei. „J'ai huit ans", erwiderte der Krieger; — „Huit ans", sagte der Dauphin, „c'est commencer de bonne heure à servir le roi mon père." In der Schlacht bei Hochstädt war der Marquis von Charost in Gefahr gerathen; er verpflichtete sich durch ein Gelübde, wenn er der Gefahr entginge, Eremit zu werden. Ein glücklicher Zufall rettete den Marquis, der sich wirklich in eine Eremitage zurückzog. Die Frau Marquisin hatte sich unterdessen mit dem Herzoge von Luynes vermählt und erfuhr erst zwei Jahre nachher, als ihr erster Mann starb, daß sie im Ehebruch gelebt habe. Voltaire ließ die „Zaire" auf seine Kosten drucken, aber zuerst ohne Vorrede; diese wurde den Exemplaren vorgedruckt, die liegen geblieben waren und mit Hülfe der Vorrede Absatz fanden. Voltaire verstand sich aufs Spectuliren. In dieser Vorrede nannte er einen petit-maître: „Insecte qui rampe avec orgueil." — „Correspondance de Carrier pendant sa mission en Bretagne." Ein Beitrag zur Revolutionsgeschichte, bei welchem Einem die Haare zu Berge stehen. „Je suis le comte de mon opinion révolutionnaire, la guillotine est en permanence, les coupables sont foudroyés." So liest man auf jeder Seite der Berichte Carrier's an den Convent. Interessant sind seine Schilderungen der Generale im Heere der Republikaner. Kleber, heißt es, habe im Gefecht kaltes Blut und eine Tapferkeit ohne Gleichen; sein einziger Fehler sei: „d'être trop dur au jour de combat". Es war wol Kleber ein wahrer Würgengel in der Schlacht sein, wenn seine Grausamkeit selbst einen Carrier empörte. Von Lechelle heißt es: „Er hatte keine militairischen Talente, aber welcher gute Republikaner, welch trefflicher Gatte! Ich habe ihn auf seinem Sterbebette gesprochen, der über die zwei durch ihn verschuldeten Niederlagen hat sich todtet." Dieser Bericht schließt mit einer donnernden Tirade republikanischer Begeisterung: „Vorurtheil und Fanatismus stürzen zusammen vor der Vernunft, die Fackel der Philosophie verzehrt ihre Feinde. Das französische Volk hat den Blitzstrahl in Eure Hände gelegt: schlagt, schlagt zu, führt entscheidenden Streiche, die republikanische Ruhe soll Alle nieder, die sich geweigert, unter das Joch der Gesetze ihren Nacken zu beugen; alle Schurken sind im Gefängniß, ich werde Euch von meinem weitern Verfahren in Kenntniß setzen: Ihr sollt sehen, ob sie revolutionnair sind." — „Confession de Henri III." Es ist kaum nöthig daran zu erinnern, daß Heinrich III. durch Jacques Clement ermordet wurde. Nachdem die Aerzte den König verbunden, versicherten sie Seiner Majestät, in zehn Tagen würde er wiederhergestellt sein und zu Pferde steigen können. Sodann wurde seinem Bette über ein Altar errichtet, an welchem der Kaplan die Messe las; in der Zeit sprach Heinrich weinend aus mit lauter Stimme: „Herr Gott, wenn mein Leben meinem Volke und meinem Staate nützlich und gedeihlich ist, so erhalte mir es Tage; wo nicht, so nimm meinen Leib hin und mit ihm meine Seele und führe sie in dein Paradies. Dein Wille geschehe!" Als er in den letzten Zügen lag, fragten die Umstehenden: „Sire, verzeiht Ihr Denen, die Euch getödtet haben?" „Ich verzeihe ihnen", war die Antwort, „und bitte Gott, daß er ihnen ihre Fehler verzeihen, wie ich wünsche, daß er mir verzeihe."

Notiz.

Die Papyrusrollen im Museo Borbonico zu N.

W. Menzel sagt über dieselben in seiner „Reise nach Italien", S. 107: „Am meisten interessirten mich die Papyrusrollen, von denen noch so viele Schränke angefüllt sind. Ein paar Säle zu ihrer Aufbewahrung erfodert werden, wie geht man damit um? Nachdem man ein unleserliches Buch über die Musik mit unsäglichen Kosten noch mehr aufgerollt hat, ist man endlich so vernünftig geworden, mehren zugleich Versuche anzustellen, um nur voraus zu erfahren, wessen Inhalt wichtiger, welche Rolle des Aufrollens am meisten werth sei. Allein man findet nur von drei oder vier Rollen ein Endchen abgelöst. Diese Arbeit wird mit neapolitanischer Bequemlichkeit und Langsamkeit getrieben, und wenn sie so fortgeht, werden Jahrhunderten noch nicht wissen, was nur im jetzigen dieser Rollen steht, in denen möglicherweise noch manch unbarer Schatz des alten Wissens enthalten ist."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 68. — 8. März 1836.

suworow's Leben und Heerzüge. Im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 67.)

Als Rumjänzow, der gelassene, ruhig klare Feldherr, Oberbefehl verlor und in der Abgeschiedenheit des Landes mit der Angelruthe „am Bache saß", er, dessen Beruf es war, Städte zu nehmen, erhielt Suworow ein ausgedehnteres Feld, um vereint mit dem Prinzen von Koburg zu fechten. Der deutsche Fürst, voll Verlangen, den russischen General kennen zu lernen, bekommt ausweichende Antwort; bald betet, bald schläft der Russe. Erst nach dem glänzenden Siege von Fokschani, auf der Wahlstatt, sehen beide einander von Angesicht und schlossen eine Feldherrnfreundschaft voll herzlichen Vertrauens und ungefärbter Hochachtung. S. hatte den Prinzen nicht sehen mögen, um keiner Einrede gegen seine Plane Raum geben zu dürfen; äußerte offen seine Gründe, unterließ aber auch bei dieser Begegnung mit der östreichischen Gemessenheit nicht seine gewöhnlichen Possen. Die Schilderung der Schlacht am Rymnik, durch Russen und Östreicher Gemeinschaft errungen, ein reiches Bild, möchte auch den militairischen Leser befriedigen. Die geringe Angabe des Verlustes der Verbündeten erinnert an die Anekdote von S., wie er einst seinem Adjutanten auf die Frage, wie viel getödtete Türken er in die Relation setzen solle? erwiederte: „Schlag nur recht viele todt, wozu ihrer schonen? sind ja Ungläubige." Der Beiname Rymnikskij ward zum Gedächtniß dem russischen Feldherrn verliehen. Außer sich vor Freude, schrieb er an seine Tochter S. 416:

„Sag's den Schwestern (im Stift), ich habe das Fieber bekommen; — wie kommt es anders sein! Hast du gehört, mein Kind: — noch etwas von meiner großmüthigen Mutter — Geschrieben auf einem halben Bogen, als wenn es an Alexander Macedonier wäre; die Insignien des Andreas-Ordens, Rubel an Werth; und vor Allem, mein Täubchen, die Maße des Georgen-Ordens. Siehst du, was jetzt dein Vater seinem guten Herzen (!) für ein Mann ist; bald wäre das Freuden gestorben."

In der darauf folgenden Digression über S.'s Anlage als Feldherr mildert der Verf. den seinem Helden nachgesagten Vorwurf unnützer Aufopferung dahin: „Krieg könne nicht ohne Menschenblut geführt werden; wichten Zeit vergossen, vermindere es die Nothwendigkeit um das Zehn- und Hundertfache. Briefe im zärtlich plaudernden Vatertone, von eingefangenen, aufgefütterten Vögelchen, leckerm Obst; dazwischen denn wieder aus wunder Brust tändelnde Anspielungen auf den Krieg; einige Schreiben an Potemkin, von Koburg, vom bescheidenen Loudon dienen als Zugabe. An die Tochter unterzeichnet er sich jetzt mit dem ganzen Titel: „Graf Alexander Suworow Rymnikskij".

Der neunte und letzte Abschnitt des Buches, Feldzug von 1790, hat den Sturm auf Ismail zum Gegenstande; eine Schilderung der politischen Verhältnisse geht voran. Herzberg's Staatsweisheit, welcher die Erfolge der Russen gegen die Türken so wenig gleichgültig sein konnten als den heutigen Cabineten, wird mit einer Erbitterung gerügt, deren Verschuldung der preußische Minister mit den modernen Staatslenkern hinnehmen mag. Wohlthuend ist uns dagegen die Anerkennung unsers Joseph. „Sie werden Ismail nehmen, es koste, was es wolle", schrieb Potemkin an S. Am $\frac{2}{13}$ December 1790 sprengen zwei Reiter ins Lager der Russen, man hält sie für Kosacken; es ist S. und sein Führer, welcher in einem faustgroßen Bündelchen des Generals sämmtliches Gepäck trug. Das Verhängniß der trotzigen Türkenfeste ist jetzt erfüllt; das Buch der Geschichte hat ein Blatt mehr, blutgetränkt wie die türkischen Fahnen in der Festungskirche zu Petersburg. In epischer Erhebung schildert der Verf. die Thaten fanatischer Kreuzfahrer des 18. Jahrhunderts. Wir vermissen hier den sonst erzählten Suworow'schen Soldatenaufruf am Abend vor dem Sturme: „Morgen früh eine Stunde vor Tage werde ich aufstehn, beten, mich waschen, anziehen, alsdann krähen wie ein Hahn und Ismail stürmen." Matt und kühl, wie Meißner gegen Syrakuser, ist die hier S. 490 mitgetheilte Anrede: „Brave Leute, tapfre Krieger, damals (in Polen und in der Krim) thaten Sie Wunder, heute werden Sie sich selbst übertreffen." Jenes ist recht im Geiste S.'s, wie die Ablehnung des ihm vorgeführten reich gezäumten Pferdes: „Ich brauch' es nicht, ein donischer Klepper hat mich hergebracht, ein donischer Klepper wird mich forttragen." Aber jetzt, versetzte schmeichelnd ein General, wird er schwer an den neuen Lorbern zu tragen haben! „Der donische Klepper trug noch immer mich und mein Glück", antwortete S. wie Cäsar.

Digitized by Google

Daß schon kaum ein Menschenalter nach seinem Tode seine gelegentliche Kernreden die Authentie, ihre sichere Stelle in der Zeit verloren, ihre Urkundlichkeit einbüßten, wie die grands mots Plutarchischer Helden, Peter's und Friedrich's, erfahren wir hier. Sonst heißt es, S. habe der Kaiserin die Einnahme Ismails mit den zweizeiligen Knittelversen gemeldet:

Ihre Gott, Ehre Ihnen;
Ismail ist genommen, S. ist drinnen!

Unser Verf., welcher diese Verslein nach Turtukais Fall an Rumjánzow richten läßt, darf seinen Helden sich nicht wiederholen lassen und berichtet nur die Worte an Potemkin: „Die russischen Fahnen wehen auf Ismails Wällen", und an Katharina: „Das stolze Ismail liegt zu Ew. Majestät Füßen". Armer wackerer Zinckgref! wie steht es um die Glaubhaftigkeit deiner „Apophthegmata, der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüche" aus grauer Vorzeit! So mislich ist, aus flüchtigem Wort und vortretenden Zügen des Augenblicks eine sichere Geschichte zusammenzuweben, wenn nicht die geistige Auffassung des innerlichen Menschen, wie sie unser ehrenwerther Verf. bewährt, dergleichen Zufälligkeiten, im Spiele des Windes, geringschätzt und aus innen heraus ein Heldenleben construirt.

Mit Ismails Fall und einigen Belegen für Militairs vom Fach schließt der erste bis jetzt erschienene Theil. Wir überspringen, um zu einem zweiten wichtigen, in diesen Tagen über S. erschienenen Werke zu kommen, acht Jahre, nur andeutend, daß er als Gouverneur der eroberten Provinzen in Cherson blieb, darauf im März 1794 nach Polen geschickt wurde, Praga mit Kreuzfahrerwuth, wie eine Türkenfeste, stürmte und in patriarchalischer Zurückgezogenheit als Cincinnatus auf seinem Landgute Kantschanck bei Borowizk waltete, als Friedensstifter, Rathgeber, Freiwerber seiner Bauern, sehr häufig an Sonn- und Festtagen mit eigner Siegerhand die Glocke zur Kirche läutete und, um Welthändel scheinbar unbekümmert, über die politischen Verhältnisse schriftlich reflectirte. Bonaparte's Siegeslauf auf der Karte verfolgend, rief er oft aus: „Der Junge geht zu weit, es ist Zeit, ihn aufzuhalten!" Da trat Paul an die Spitze der zweiten Coalition gegen Frankreich, schickte seinen Helden mit einem russischen Heere nach Italien, und es begann 1799 jener großartige Kampf gegen die Revolution, welcher Europas Aufmerksamkeit in dem Grade spannte, daß selbst hiesigen Landes, wo man sich um Händel jenseit der Peene im Allgemeinen wenig kümmerte, die Schulknaben Partei ergriffen und als Suworowianer und Bonapartianer einander in die Haare geriethen. Der spätere Staatsrath Fuchs, aus der nächsten Umgebung des russischen Feldherrn, welcher schon früher einige verunglückte Versuche über S. bekannt gemacht hatte, gab im Jahre 1826 eine Geschichte des italienischen Feldzugs russisch in drei starken Bänden heraus, von denen die beiden letzten eine vollständige Sammlung aller Relationen und Proclamationen des Feldmarschalls, der Dispositionen zu den verschiedenen Gefechten, seinen Briefwechsel mit beiden Kaisern, mit Erzherzog Karl u. s. w., seine vertrauten Schreiben an bedeutende Personen in Wien, Neapel, London und Petersburg, die Anweisungen des Hofkriegsraths und des wiener und des petersburger Cabinets enthalten. Dieses vortreffliche Material, welches einem künftigen Geschichtschreiber des italienischen Krieges, von bleibendem Werthe sein muß, erschien, von einem preußischen Offizier übersetzt, unter dem Titel:

Correspondenz des K. K. Generalissimus Fürsten Italiski Grafen A. W. Suworoff Rymnikskij über die russisch-östreichische Campagne im Jahr 1799. Aus officiellen Quellen und Originalien ꝛc. Zwei Bände. Glogau. Heymann. 1835. Gr. 8. 4 Thlr.

über welche wir, Biographisches heraushebend, einen kurzen Bericht hinzufügen wollen.

Die Actenstücke, an der Zahl 516, beginnen mit politischen Bemerkungen, welche Suworow in der Einsamkeit seines Landlebens im Sept. 1798 dictirte, und enden mit einem Schreiben des Grafen Rostoptschin an Suworow, Petersburg im März 1800, 52 Tage vor dem Tode des Feldherrn. Alle sind vom höchsten historischen Interesse und verfolgen schrittweis den Gang der Begebnisse, mit unverdeckter Angabe innerer Motive, und rückhaltungsloser Äußerung über die namentlich vom östreichischen Hofkriegsrath begangenen Fehler. Die Heeresbefehle, einmal beurkunden des alten Helden Originalität und humoristische Ausdrucksweise. In amtlichen Schreiben nennt er Demonstrationen Kindereien genannt, der Abgrund des militairischen Methodismus enthüllt, Complimente nie gar nicht gemacht. Dagegen bleibt Kaiser Franz in milden Ernste und unabänderlichen Willen bei aller Rücksicht auf den eigensinnigen Mann bewundernswürdig. Schon im Mai 1799 tritt das Mißvergnügen über den Hofkriegsrath, welcher durch seine Weisheit aus der Ferne von 500 Werften Suworow's Pläne durchkreuzte, [illegible] in einem Schreiben an den russischen Gesandten in Wien, Grafen Andrej Kirilowitsch Rasumowski, mit dem er auf dem vertrautesten Fuße stand. Ein Auszug von Alessandria beginnt:

Der Feind wird mit dem kalten Eisen, Bayonnetten, beln, Piken in die Flucht geschlagen; die Artillerie [illegible] Belieben und braucht sich daher auch nicht an die Linie [illegible] ten. Ist der Feind geschlagen, zusammengehauen, so [illegible] verfolgt; Anstalten sind getroffen, daß die Sieger [illegible] Grütze kochen können.

Das heißt Zuversicht und winkender Lohn! Ein Mal S. 157: „Die Kosacken schreien bei der Balesarm, Pardon, Jetalesann." Großes Geschrei, kes Trommeln, Musik, wenn es angeht, wird [illegible] len. Schon im Juni steht S. mit dem leitenden nister Thugut, mit dem Hofkriegsrathe blank. (S. 218) über „das letzte unschuldige Lamm", [illegible] neral Rehbinder, nicht nach seinem Willen [illegible]

Der Zorn steht mit dem Monde und Castelli [illegible] wird aus mir? Zenith und Nadir werden zusammen [illegible] Sehr weise. Ich werde Cincinnatus, [illegible] zum Pflug Suche im Sarge Zuflucht!

Ihn setzen in komische Wuth die „Bestimmungen

Digitized by Google

...gen mit ihrem Worte „Unterkunft“ ... stand ihm ein ...kampf zwischen Dummköpfen und Schelmen. Me... mit er für einen ehrlichen Mann, Kray empfiehlt er ... seinen würdigsten Nachfolger. S. 226: „Gefiel es ... Macht seiner römischkaiserlichen Majestät, die Schild... in ein Rennthier zu verwandeln!“ Er gerieth ge... in Verzweiflung, hat Anfälle vom hitzigen Fieber, ... schon im Juli, wiewol nicht im Ernst, bei Paul ... Zurückberufung; er will nicht Mercenaire, Tagelöh... Executor irgend eines D. und T. (Dietrichsteins ... Thugut) wie K. (der Erzherzog Karl) sein. Nach ... Falle von Alessandria schreibt er an Fedor Wassil... witsch Rostoptschin: „mitten im Lauf der Siege habe ... Bellegarde, von Moreau gedrängt, auf gut deutsch ... Valenza verriegelt“; über die Vortheile Erzherzog Karl's: ... hätte dieselben verdoppeln, verdreifachen können; Bayon... bei mir stechen die Deutschen gut, warum anderwärts ... ganz anders!“ Nicht begütigten ihn die schmeichelhafte... Handschreiben des Königs Emanuel von Sardinien, der ... seinen „lieben Vetter“ nennt, nicht des Kaisers Bild... um es auf der Brust zu tragen. Nach dem Siege ... Novi werden die Dinge in der Schweiz unter Korsa... bedenklich. Masséna greift in das rollende Rad der ...schen Kriegsfortune, und das neue Geschick des Jahr...derts steigt mit General Bonaparte ins Schiff zu ...pandrien! Als das schwache Fahrzeug des Imperators ... die See sich stiehlt, schreibt den 31. August 1799 ...worow in dithyrambischem Wahnsinn an Woronzow ... London (Th. II, S. 102):

„Scheuen Sie die Hölle, welche Momus beherrscht, und die gegen ... des Jahrhunderts, ihren Rachen immer stärker bis an die ... aufreißend, ein neues Rom aufbaut, dessen Grundmauern ... höllischen Abgrunde nahe waren. Der verjüngte Pluto ... besiegt vom Enkel Ascheroth's, der sich weigerte, eine Brücke ... den Styx zu bauen und den Mantel in Unterkunft zu ... eilt! Diese ganze Woche habe ich das Fieber gehabt. —

Desselben Tages:

„Ich kann den eingestürzten Tempel der Themis nicht wie... aufbauen.

Sein dankbarer Kaiser verleiht ihm den Titel Italiiski, ... ihm dieselben militairischen Honneurs zu machen ... seiner kaiserlichen Person; das englische Volk singt im ... unter nach „Rule Britain“ Verse zur Ehre des Helden, ... dessen Gesundheit bei Feiermahlen, prägt Münzen ... dem Bilde Suworow's und der Umschrift: „Italia ...ata“. Sein Leben im Zenith geht abwärts; glück... für ihn, daß er die unversehrten Lorbern aus Ita... in die Alpen herüberbrachte! Aber ein Heldenspiel ... die Geschichte weniger; keinen Kampf S.'s und Na...'s! Paul, überworfen mit dem östreichischen Cabi..., tritt aus der Coalition, gibt den Gedanken auf, ...pa in die alten Fugen zu renken. Zögernd gehorcht ... zurückgerufene Held. Sein Verhältniß zum Erzherzog ... (der abwechselnd „königliche Hoheit“ genannt wird) ... an Spannung zu, als dieser die Schweiz verläßt. ... hochfahrende Greis rügt das in Karl's Briefen vor... kommene Wort „Rückzug“. Er habe sein ganzes Leben ...es Wort, wie Defensionskrieg, nicht gekannt! Suwo... rom, auf der Heimkehr durch die Alpen mit entblößtem Heere nach Augsburg gekommen, muß bei Maximilian Joseph von Baiern borgen, der aber nur 200,000 Florin zusammenbringen kann. Es ist um den 18. Brumaire! Der betroffene Erzherzog beschwört, den Marsch nicht zu beeilen. Umsonst. Am 19. Novbr. schreibt Rostoptschin an Suworow aus Gatschina:

Bonaparte ist wieder in der Hauptstadt der Bösewichter. Ich glaube jedoch nicht, daß er das Opfer jener siechen Regierung werden wird. Er will entweder römischer Dictator werden, oder auf den Thron der Bourbons. (Th. II, S. 114.)

Kaiser Franz, ungeirrt in seinem kaiserlichen Bewußtsein, durch kein Wort gegen den russischen Generalissimus sich erniedrigend, dankt für dessen Dienste und läßt ihm den Gnadengehalt von 12,000 Fl. für Lebenszeit. In Prag empfängt S. einen Brief des Siegers von Abukir:

Der heutige Tag hat mich zum stolzesten Menschen in Europa gemacht, denn Jemand, der sie viele Jahre hindurch gesehen, hat mir gesagt, daß es nicht zwei Menschen gebe, die in Gestalt, Äußern und Manieren einander ähnlicher sein könnten als wir Beide.

S. freut sich der Ähnlichkeit mit Nelson und erwidert den Brudergruß.

Eine bronzene Statue erwartet ihn in Petersburg, groß ist die Ungeduld des Kaisers; Prunkzimmer im Winterpalast sind ihm bereitet. S. eilt durch Polen und Lithauen; da wirft ihn zu Kobrin erst ein böses Fieber nieder, dann ein Blasenausschlag (Flictaena). Der bekümmerte Kaiser schickt ihm seinen Arzt. Am 18. März 1800 meldet S.: „Mit leisen Schritten kehre ich wieder aus der andern Welt zurück.“ Am gleichen Tage schreibt er seinen letzten Brief an Rostoptschin: „Ich bete und sinke mit stillen Thränen zu Seinen Erhabenen Füßen nieder.“ Aber unter den Vorbereitungen zum Triumphzug, als der Kranke unter unsaglichen Schmerzen langsam nach Petersburg reist, gewinnen seine Neider mit leisen Schritten das Ohr Paul's und den hochgefeierten Helden trifft vernichtend die kaiserliche Ungnade. S. hatte, statt nach des Kaisers Befehl die Generale in der Reihe zu Generalen du jour zu ernennen, den General Bagration beständig zu dieser Function bei sich behalten. Die Zurückgekehrten klagen; Paul's Zorn erwacht; er läßt vor der Fronte aller Regimenter bekannt machen, daß der Fürst Generalissimus Italisky wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle strengen Tadel verdiene. In Riga erfährt S. sein Unglück und Lebensmuth wie Kraft schwinden. In der Dämmerung des 2. Mai 1800 fährt er still in die Hauptstadt ein, wird nicht in den Winterpalast, sondern in das Haus seines Neffen, des Grafen Chwostow, gebracht. Einsam liegt auf seinem Sterbebette der Held, welchen Europas eine Hälfte fast vergöttert; nur heimlich wagen seine Freunde ihn zu besuchen. Die Krankheit verschlimmert sich und ohne Murren unterliegt ihr der Siebzigjährige am 18. Mai 1800. An demselben Tage steigt der Consul Bonaparte den St.-Bernhard hinab.

F. W. Barthold.

Digitized by Google

Empfindsame Reise eines erpreßten Schuldners durch Deutschland, Böhmen, Oestreich, Italien, Belgien, die Türkei ꝛc. in die elysäischen Felder. Herausgegeben von seinem Erben. Leipzig, Fest. 1836. 8. 2 Thlr.

In der Vorrede heißt es, daß der Verfasser ein unglücklicher, wahnsinniger Mensch gewesen sei, der in Folge seiner Gemüthskrankheit eines gewaltsamen freiwilligen Todes starb. Wir halten diese Aussage von ganzem Herzen für eine Mystification, die das Buch noch interessanter machen soll, als es bereits ist. Das Aufschreien der Verzweiflung, die durchbrochene Gedankenarbeit, das Abspringende im Pursiren der Ideen zeugen freilich davon, daß hier, wenn auch ein ursprünglich natürlicher, doch ein gemachter, künstlich Wahnsinn stattfindet. Auch der Wahnsinn hat seine innere Natürlichkeit, seine Consequenz, seine Grenze. Einen so forcirten, wie er in diesem Buche sich gibt, der zuweilen in die volksthümlichste Vernunftkälte umschlägt, gibt es wol nicht. Aber es ist nicht unsere Absicht, über diese fast augenfällige Mystification weitläufiger uns auszulassen, uns kümmert nur das Buch, sein Inhalt und seine Tendenz.

Das Buch hat jene formlose Breite, die bei unsern modernen Schriftstellern so beliebt ist; ein großer Behälter ist es, in dem Alles Platz hat, was hineingehört und nicht hineingehört; ein Sacktuch, das man ausbreitet, um Weltinteressen und persönliche Angelegenheiten, göttliche und menschliche Dinge, sinnliche und übersinnliche darauf zu packen, das Sacktuch darüber zu schlagen und dasselbe mit der Füllung zugleich als ein Monstrum von Buch in Kauf zu geben. Der Verf. hat Überdruß und Mißbehagen an der Welt, an sich und besonders den Weibern, deren Fleisch und Wein er mit Inbrunst liebt. Und er liebt sie dennoch! Der Verf. ist eine sinnliche Natur, die aus Übersättigung am Genuß verzweifelt. Diese Verzweiflung verfällt nicht selten ins Cynische. Um zu beweisen, daß der Mensch das unvollkommenste und häßlichste aller Thiere sei, räth der Verf., ihn in seiner natürlichen Lage auf vier Beine zu stellen, weil sein Gang auf zweien nur eine grobe Anmaßung sei. Haben wir das Menschenthier, fährt er fort, solchergestalt aufgestellt, so finden wir bei ihm das umgekehrte Verhältniß wie bei der Giraffe, und das Haupt tief zur Erde gesenkt, währenddem sein Steiß sich gegen den Himmel erhebt. Solche alle Anschauungen sind diesem in jeder Hinsicht selbstmörderischen Anonymus sehr geläufig. Man hätte ein Buch, welches sich bemüht, den Abscheu vor uns selbst und den herrlichen Gottesschöpfungen umher uns einzuimpfen und die ekelhaftesten Vorstellungen in uns lebendig zu machen, während an andern Stellen die Sinnlichkeit glühend und verführerisch an der weiblichen Form und in üppigen Scenen schwelgt, jedenfalls für gefährlicher halten können, als ein Dutzend anderer, deren Tendenz es ist, nur einzelne Zustände anzugreifen und die Zweckmäßigkeit derselben in Zweifel zu ziehen. Dennoch wäre es auch um dies Buch Schade, wenn man es zu den prohibirten und conscribirten Büchern gerechnet hätte. Es weist hier und da eine Masse von Humor, einen bedeutenden Vorrath von Geist und einen guten Theil Wahrheit auf. Die Länder und ihre Städte, die Städte und ihre Bewohner, die Bewohner und ihre Sitte, die Sitte und ihre Verirrungen werden uns auf eine interessante, lebendige Weise veranschaulicht. Anziehende Anekdoten wechseln mit Reflexionen oder den Anfängen von Reflexionen ab. Poesien mischen sich ein, so daß Alles wie in einem Chaos wild und bunt durcheinander liegt und auf Licht und Gestaltung inbrünstig zu warten scheint. In diesem Labyrinth von Reiseabenteuern und Reisegedanken sieht man sich umsonst nach einem rettenden Faden um. Ganze Länder überspringt der Verf.; er taucht im mittelländischen Meere unter, um plötzlich bei Konstantinopel aufzutauchen. Die [illegible] und ungesellige Stadt, [illegible] in [illegible] behaglichkeit [illegible] noch zur [illegible] hohelds Cultur des Nordens [illegible] Hier scheinen ihm nur Handelsleute, Rechnungsräthe zu hausen. Er betrachtet als ein [illegible] deutschen Südens, unser nöthiges Übel, wie wir die Nordamerikaner, denn die deutschen Gasthöfe [illegible] sen wollen. Aber dieses Berlin selbst, das, Gott weiß wo, im deutschen Auslande Jammer genug, daß wir in Deutschland selbst ein Ausland haben, so sehr im Credit gefallen ist, ihm schlechterdings nicht gefallen. „Schöne Häuser", sagt der Verf., „schöne Straßen, schöne Straßen, schöne Häuser — ist Alles! — Mein Gott, was für ein Volk! Es ist Sonntag, sie gehen hinaus, um schlechten Kaffee und Schnaps zu trinken — das nennen die Leute „Vergnügen". Das habe ich überall aufgeschrieben gefunden wie eine wahre Sache."

Man sieht, daß der Verfasser nirgend genießt, [illegible] recht ist. Wenn aber die Vorrede uns mit dem Selbstmord mystificirt, so müssen wir doch zugeben, daß der Autor zu den Glücklichen unter den Sterblichen gehört und, wie den Anschein hat, selbstmörderische Elemente in sich trägt. Er sagt selber von sich: „Ich verbittere mir nicht das Leben, sondern das Leben verbittert mich." Und in dieser Verbitterung und Menschenverachtung hat er sein wüstes Buch geschrieben, das durch seinen verzweiflungsvollen Inhalt eben so sehr anwidert, als es durch Gemüthstiefe, Witz und Stofflichkeit partienweise unser vollstes Interesse in Anspruch nimmt.

Literarische Notizen.

Röderer's „Mémoire pour servir à l'histoire de la société polie en France", das, wie mehre Schriften dieser [illegible] und hochgebildeten Mannes, nicht in den Buchhandel gekommen ist für die Bildungsgeschichte der höhern Gesellschaft in Frankreich von bedeutendem Werthe. Nachdem der Verf. in seinen Schriften gründlich nachgewiesen hatte, wie das Sittenverderbniß unter Franz I. und Ludwig XII. sich von dem Hofe über das gesammte Volk verbreitet, zeigt er in dieser Schrift, wie zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Hôtel Rambouillet ein Vereinigungspunkt von Personen, die sich [illegible] Stand, Rang, Geist, Talente und Sittlichkeit anzogen und demgemäß der Sitz der feinen Gesellschaft und selbst einer systematischen Opposition des unsittlichen Hofes wurde. Die Forschungen des Verf. über diese Periode sind sorgfältig, ja sogar ängstlich genau zu nennen; die fast allgemein gangbaren Irrthümer über „Les précieuses ridicules", daß Molière das Hôtel Rambouillet gestürzt habe, mehre Anachronismen Somaize's, andere irrige Ansichten Neuerer, besonders in [illegible] pädischen Werken u. s. w., finden hier Berichtigung. In der zweiten Hälfte der Schrift, wo Röderer das siècle Louis XIV. abhandelt, spricht er sich unumwunden über den schädlichen Einfluß aus, den Molière, Boileau, Lafontaine und Racine auf die Sitten ihrer Zeit ausgeübt haben, und erweckt durch seine Äußerungen darüber sogleich den Widerspruch der diesen Männern unbedingt huldigenden Franzosen, die überhaupt diesen [illegible] Abschnitte der Schrift willkürliche, gewagte und paradoxe Behauptungen vorwerfen, jedenfalls aber beklagen, daß [illegible] der drei Generationen sah, die Entwickelung der im Hôtel Rambouillet gegründeten geselligen Verbindung nicht durch alle Modificationen der Zeit bis zur Revolution hindurchgeführt [illegible]

Der Baron A. L. Coppens in Dünkirchen hat die [illegible] unter dem Titel „Algues" in Druck gegebener [illegible] Dichter Lamartine, dessen Schüler man ihn [illegible] könnte, zugeeignet. Leichtigkeit und Wohllaut der [illegible] dankenreichthum und Eleganz des Ausdrucks zeichnen [illegible] Sänger aus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 69. — 9. März 1836.

daß und warum Kant einen so allumfassenden Einfluß auf seine Zeit und das wissenschaftliche Leben in ihr gehabt hat, wie ihn Fichte, Schelling, Hegel weder gehabt haben, noch haben konnten.

Von Hermann von Keyserlingk.

Immanuel Kant, der große Königsberger, hat unleugbar mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" einen so wirksamen und allumfassenden Einfluß auf seine Zeit und das wissenschaftliche Leben in ihr ausgeübt, wie ihn kein Philosoph weder vor noch nach ihm gehabt hat. Denn nicht nur wurden alle Männer von Fach und Gelehrte, sondern auch überhaupt fast alle gebildete Männer aus allen Ständen mit so entschiedener Allgemeinheit von der kritischen Philosophie ergriffen, daß man wol mit Recht sagen kann, diese Philosophie sei in jener Zeit in wahrem Sinne des Wortes eine Volkssache gewesen.

Einen so allgemeinen und allumfassenden Einfluß auf die Gemüther und das wissenschaftliche Leben hat, wir bemerken dies kühn und werden auch gleich diese Behauptung begründen und erläutern, keine von den den vielen Philosophien, die seitdem ebenso schnell entstanden als untergegangen sind, gehabt, noch auch haben können. So war die theologische Welt, die vor Kant in eine dumpfe todtige Erstarrung versunken war und kaum ahnte, daß man von einer kritisch-philosophischen Untersuchung der christlichen Lehre und ihrer Wahrheiten die Rede sein könnte, durch Kant's Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft", wie durch einen elektrischen Schlag getroffen. Aus ihrem langen, tiefen Todtenschlummer aufgeschreckt, wollten die Theologen mit einem Male in Masse der in Deutschland aufgepflanzten siegenden Fahne der kritischen Philosophie huldigen. Vernunftreligion, Umformung der christlichen Religionswahrheiten nach den Principien der reinen, oder, wie man sich zu sagen pflegte, gesunden Vernunft ward das große Schlagwort der Theologen. In den Dogmatiken ward nun als eine Hauptaufgabe betrachtet und behandelt, aus den Grundwahrheiten und Lehren des Christenthums sowol im Allgemeinen als im Einzelnen das Unbegreifliche herauszuschaffen und in ein begreifliches Christenthum zu verwandeln. Dabei diente die menschliche, oder vielmehr Kant'sche „reine Vernunft" zur leitenden Richtschnur und Norm. Was die menschliche Vernunft nicht begreifen könne, sei auch überhaupt ungedenkbar, müsse also gedenkbar gemacht werden, indem es in Übereinstimmung mit dem Vernunftbegriff gebracht werde, dies war der bedeutsam klingende, aber im Grunde nichtssagende und außerdem in seiner Einseitigkeit ganz unrichtige Satz, um den sich gleichsam wie um einen Angelpunkt die nach dem Typus der Kant'schen Philosophie geformten und gemodelten Dogmatiken drehten.

Während so am Ende des vorigen Jahrhunderts die Theologie in theoretisch-wissenschaftlicher oder dogmatischer Beziehung ganz entschieden Rationalismus — d. i. Anwendung und Übertragung des Geistes und der Grundsätze der kritischen Philosophie auf die wissenschaftliche oder dogmatische Darlegung und Auffassung der Grundwahrheiten und Grundlehren des Christenthums — ward, machte sich dieser Geist und diese Richtung in ihr nicht minder in praktischer Hinsicht mit entschiedenem Übergewicht geltend und bemerkbar, indem fast von allen Kanzeln nur Moralphilosophie nach Kant'schen Principien gepredigt ward, wol gar Gegenstände aus dem Alltagsleben verhandelt und vorgetragen wurden. Die Moral sei im und am Christenthum das Wichtigste, die Hauptsache, dies war das Lieblingsthema aller Derjenigen, die sich vorzugsweise mit dem praktischen Theile der Theologie beschäftigten. Der Rationalismus, d. i. die kritische Philosophie im Priestergewande, hatte also in der theologischen Welt eine so entschieden überwiegende, fast allgemein herrschende Majorität erlangt, daß keine andere Richtung neben ihr laut werden konnte. Nicht minder groß und entschieden war der Einfluß, den die kritische Philosophie im Gebiete der Moralphilosophie erlangte und ausübte. Die Moralphilosophen, sie mochten sich nun mit der Moralphilosophie in wissenschaftlicher oder nur auf eine allgemein populaire Weise beschäftigen, sprachen und handelten insgesammt in ihren Schriften nur noch vom kategorischen Imperativ, den sie von allen Seiten beleuchteten und erörterten. Der dürre Pflichtbegriff ward zum höchsten Begriff, zum alleinigen Inhalt und Mittelpunkt der Moralphilosophie gemacht, die sich immer mehr in eine nüchterne Pflichtenlehre verwandelte.

Ebenso wurden die Juristen und Staatsmänner von dem übermächtigen Strome der kritischen Philosophie ergriffen

Digitized by Google

und fortgerissen, indem jene fast einmüthig die Nothwendigkeit eines Naturrechts anerkannten und das Naturrecht ins Gebiet der Rechtswissenschaft aufnahmen und bearbeiteten. Unter Naturrecht verstand man aber das Recht, wie es sich nach den Begriffen und Grundsätzen der reinen Vernunft entwickelt und als solches den Gegensatz von dem positiven, bürgerlichen Rechte bildet. Die Juristen huldigten also der Vernunft, indem sie dem Naturrechte, d. i. dem Vernunftrechte, willig den Vorzug vor dem bürgerlichen und positiven Rechte einräumten. Allerdings bedarf das bürgerliche und positive Recht der wissenschaftlichen Begründung, die vom Begriff ausgehen muß. Vollzieht man diese wissenschaftliche Begründung, so findet sich freilich, daß meist zwischen dem Rechte, wie es dem Begriffe gemäß sein sollte, und dem Rechte, wie es wirklich ist, keine Übereinstimmung stattfindet; aber dennoch wäre es verkehrt, das vernünftige Recht als den Gegensatz des positiven Rechts auffassen und betrachten zu wollen. In diesen Irrthum verfielen aber damals die Juristen. Gleichwol war schon viel gewonnen, daß sie aus ihrem gewohnten Schlendrian emporgeschreckt wurden, was ebenfalls durch den mächtigen und tief einwirkenden Einfluß der kritischen Philosophie bewirkt wurde. Was die Politiker und Staatsmänner betrifft, so huldigten sie gern den in Kant's „Ewigen Frieden" aufgestellten Grundsätzen und Ansichten und fanden sie ungemein praktisch und anwendbar. Die Kriege hörten zwar nicht auf, man gab aber doch zu, daß sie in jeder Beziehung vom Übel seien, und daß der ewige Friede unleugbar das nothwendige Ideal sei, nach dessen Verwirklichung die Staaten und Staatsmänner streben müßten, was auch keineswegs unausführbar oder unerreichbar sei. Die Staatsmänner verdammten also nicht den „Ewigen Frieden" von vorn herein als ein Hirngespinst, und wenn sie auch nicht die darin enthaltenen Grundsätze befolgten und anwandten, so gaben sie doch einmüthig und ohne Widerrede zu, daß man sie befolgen und anwenden könne und solle.

Am wenigsten wurden die Ärzte und Naturforscher von dem Mosisstab der kritischen Philosophie berührt, die auch vermöge ihrer innern Structur und Richtung auf diese Gebiete des Wissens keinen bedeutenden Einfluß ausüben konnte. Dagegen wurde die große Masse der Gebildeten und Dilettanten aus allen Ständen und Fächern von dem mächtigen Strome der kritischen Philosophie unwiderstehlich ergriffen und mitfortgezogen. Wer hätte nicht in der Zeit von 1790—95 der kritischen Philosophie mehr oder weniger gehuldigt, oder sich doch wenigstens mit ihr beschäftigt? Auch an die Kunstphilosophie und Kunstphilosophen ließ sie ihr mächtiges „es werde" ergehen. Diese beuteten wieder mit großem Eifer den gold- und erzreichen Schacht der „Kritik der Urtheilskraft" für sich aus. Sulzer ging mit seiner „Theorie der schönen Künste" voran; Schiller warf sich mit lebhaftem Eifer in die Arme der kritischen Philosophie und seine geistvollen und gedankenreichen Abhandlungen: „Über Anmuth und Würde", „Über das Naive und Sentimentale", sind die Früchte dieses Studiums.

Aber nicht lange sollte die kritische Philosophie ihre Alleinherrschaft über die Gemüther und im Reiche der Wissenschaften behaupten; denn rasch hintereinander traten Fichte, Reinhold, Schelling und Hegel auf: die kritische Philosophie ward gestürzt und — bald vergessen und vergessen. Aber keiner der genannten Männer einen so großen und allumfassenden Einfluß ausgeübt Kant. Fichte, obgleich schnell ein großes Reich im tigen Gebiete der Philosophie gründend, ward von Theologen sehr bald in den großen und kleinen gethan; sie wandten sich mit Schauder vom lismus ab, der nicht den mindesten Anklang bei nen fand, noch auch finden konnte. In Wahrheit, sollten auch die Theologen mit dem dürren, wes Ich, das sich unaufhörlich in dem nie endenden Kre von-sich-wissen-Wollens und doch nicht von-sich sen-Könnens bewegte und aufrieb? Ebenso wenig die Juristen mit diesem seltsamen Gespenst sonderlich anzufangen. Den Politikern und Staatsmännern „Der geschlossene Handelsstaat" ein wahrer Greuel. hatten sie Recht; denn hätten sie diese Ausgeburt ganz unpraktischen Sinnes beachten und die darin haltenen und ausgesprochenen Grundsätze und anwenden wollen, so würden die europäischen Sta bald auf gleicher Linie mit China gestanden haben. Ärzte und Naturforscher wußten vollends nichts mit gespenstigen Ich anzufangen, und die Masse der bildeten und Dilettanten gab den Idealismus bald weil sie weder dessen abstracten Inhalt, noch dessen struse Form und Sprache verstanden und zudem erstenmale durch den Streit zwischen Fichte und ling stutzig zu werden anfingen und nicht umhin ten, einige Zweifel gegen die Untrüglichkeit der Ph phie zu hegen. Aber ehe sie sich noch darüber klar konnten, war bereits der Fichte'sche Idealismus, Herrschaft etwa von 1798—1804 gedauert hatte, die Schelling'sche Naturphilosophie gestürzt. Nun, man, würde die oft verheißene Lösung des Räthsels erfolgen! Aber auch diese neue Fata Mo ging schnell vorüber, ohne daß man mehr Licht hätte als zuvor.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des Lordmayors von London.

Einer englischen Schrift, welche sich mit den al neuen Erinnerungen der britischen Metropolis vorzü schäftigt, entlehnen wir folgende Details über eine der nirtesten und eclatantesten Persönlichkeiten der civilisirten über den Lordmayor von London.

In der That ist der Lordmayor von London eine bedeutende Person. Niemand ist im Besitz einer größern sentation als er, und keine Würde hat sich durch alle nen und Restaurationen hindurch entschiedener und in ihrer Eigenthümlichkeit behauptet als die seinige. Denn unterschied sich die englische Revolution von 1688 von zösischen von 1789 merklich, daß sie nicht wie diese so mit allem Bestehenden keine Wirthschaft machte, vielmehr alte Freiheiten und verjährte Privilegien ruhig fortbestehen Seit 1688 ist die Stellung des Lordmayors zur Stadt London ebenso unumschränkt, als sie vor der englischen Revolution

Digitized by Google

...em Jahre findet, wie vormals mit aller althergebrachten ...acht die bedeutungs- und salbungsvolle Ceremonie seiner ...hl und Installirung statt. In jedem Jahre kehren jene ...alten Gebräuche und alle Symbole städtischer Vorrechte wieder, ...ne daß der Neuerungsgeist gegen diese immer neue Auferstehung eines fremdartigen, mittelalterlichen Costums in die Schranken tritt. Voll Begeisterung und Entzücken strömt die Menge ...hei und bewillkommt mit Schauern der Ehrfurcht den hochgeschätzten Industrieritter (im edeln Sinne des Worts), der in seinem goldenen Wagen, in seiner seltsamlichen Tracht, mit ...n barocken, wunderlichen Gefolge die bürgerliche Freiheit Altenglands repräsentirt. Mit welchen Augen würde man in Paris ein solches Schauspiel betrachten? Mit den luftigsten von der Welt; man würde es für eine Carnevalsharlekinade halten; man würde lachen und mit Calembourgs um sich werfen, und Alexander Dumas oder sonst ein Romantiker würde vielleicht ...Stück auf die Bühne bringen, wobei die alten gewerbsamen, emsig-bedächtigen Puddinggestalten der urgroßväterlichen Lordbürger nicht allzu gut wegkommen dürften. Die Würde des Lordmayors von London schreibt sich aus dem 13. Jahrhundert her. Man findet diese illustre Person zum ersten Mal erwähnt in einem Edict vom König Johann, kraft dessen auf ...suchen der Bürgerschaft die Weber aus London verbannt ...rden. Bestätigt wurde diese Würde zuerst durch die berühmte Charte von 1214. Der erste Lordmayor von London war ...ney Fitz-Alwyn, der in seinem Amt volle 23 Jahr verblieb. Der Lordmayor ist Londons erster Bürger. Im J. 1403 ...rde von den königlichen Advocaten zu Ely-House ein glänzendes ...ahl gegeben. Als bei dieser Gelegenheit der erste Lord des Schatz, Holborn, Baron Ruthven, dem Lordmayor den Ehrenplatz bei ...he weigerte, brach derselbe augenblicklich, im Gefühl seiner ...inkten Würde, sammt allen Aldermen und Sheriffs, die ihn ...leiteten, von der Tafel auf, und der beleidigte Lordmayor ...r seinen Begleitern noch an demselben Tage ein noch weit ...genderes Gastmahl. Der Vorrang des Lordmayors gründet ...auf seine absolute Unabhängigkeit; keine Veränderung in ...Verfassung kann seine Gewalt entkräften, seine Rechte schmälern. Sobald der König das Zeitliche gesegnet hat, nimmt er ...einem geheimen Rathe die erste Stelle ein und seine Autorität ...ht so lange schrankenlos, bis ein neuer König den Thron ...Englands einnimmt. Als Bürgermeister oder Consul der ...t London ist der Lordmayor der höchste Schiedsrichter, ohne ...n Zustimmung kein Beschluß der Corporation gültig ist. ...st beständiger Coroner, erster Richter in allen Tribunalen ...Commissionen, Präsident bei der Wahl der Aldermen, Conservator der Themse, kurz, er ist im Besitz von unzähligen Rechten und Vorrechten. Was die militairische Execution anlangt, ...übt er dieselbe Gewalt, welche die Lordlieutnants in den Grafschaften ausüben. Der Pomp seines Costums stimmt mit ...er hohen Würde überein. Als gewöhnliche Insignien trägt ...beständig eine doppelte goldene Halskette, oder ein kostbares, ...Edelsteinen besetztes Halsband. Bei feierlichen Gelegenheiten ...geht er in einer Robe von rothem Sammet einher, welche ...Staatsrocke des Lordkanzlers gleicht. Seine gewöhnliche ...Amtstracht ist ein Kleid von karmoisinrothem Scharlach, mit ...Art von Kapuze aus Sammet, im Sommer eine dergleichen ...von blauem Seidenzeuch, beide mit kostbarer Fütterung. ...allen Aufzügen, an denen er Antheil nimmt, wird ein Degen und ein Scepter von Gold und Silber feierlichst vor ihm ...getragen. Von allem Anfang war der Lordmayor eine persona sacro-sancta. Es stand sogar die Todesstrafe, wie auf ...Majestätsverbrechen, darauf, wer sich einer Beleidigung gegen ihn schuldig machte. Im J. 1399 wurden zwei nicht unangesehene londoner Bürger in Cheapside geköpft, weil sie bei ...em Aufstande den Sheriffs des Lordmayors Widersetzlichkeit bewiesen hatten. Ja, die Ehrenbezeigungen, die man der Würde dieses Beamten erwies, gingen so weit, daß 1479 ein gewisser Richard ...Reid eine Geldstrafe von 50 Pf. Sterling erlegen mußte, weil er zu nahe bei seiner Herrlichkeit auf die Knie gesunken war, obgleich dieser Kniefall bei Gelegenheit eines öffentlichen Gebets stattgefunden hatte, welches für Abwendung der damals herrschenden Pest vorgeschrieben war. Zu dem Gefolge des Lordmayors gehören: ein Kapellan, ein Nomenclator, ein Degenträger, ein Jäger, mehre Vorschneider der Speisen, Thürsteher und viele andere Offizianten von verschiedenem Rang, in dessen Ordnung diese höhere oder niedere Dienerschaft so eifersüchtig ist als der Lordmayor selbst. In den ältesten Zeiten hatte er auch seinen eignen Leibpoeten und Leibnarren, ohne welche er sich niemals öffentlich zeigte. Einer dieser Poeten war unter Andern der bekannte Burr-Ben, dessen Schicksale sich niemals ganz, wie es so vielen seines Standes ergeht, nach seinem Verdienste gestalteten. Einstmals beklagte er sich in einem Briefe, der auf die Nachwelt gelangt ist, bitter über den Verlust seiner Pension von 34 Pfund, welche, wie er sagt, grade hingereicht hätte, um seine Ausgaben an Senf und Holzapfelessig zu bestreiten.

„Die Volksbelustigungen an dem Tage, wo der Lordmayor in Westminster seinen Amtseid ablegte", heißt es in den „Reminiscences of the british Metropolis", „gewährten ein seltsames Schauspiel. Bei Gelegenheit der zweiten Ernennung des Sir Thomas Pilkington (1681) war eine ganze Menagerie in ungeheuern Käfigen rings um die öffentlichen Plätze und in den Straßen der Hauptstadt aufgestellt. Jeder Käfig war eine neue Arche Noah's, in welcher eine Menge der verschiedenartigsten Thiere hausten: Bären, Panther, Leoparden, Wölfe, Raubvögel; diese Insassen schrien, brüllten, heulten, brummten und krähten auf eine wahrhaft himmelschreiende Weise durcheinander. Aus den Fenstern der Häuser warf man zu mehrer Belustigung Hunde, Katzen, Kaninchen, Füchse in den Volkshaufen. Einer schleuderte dem Andern diese Thiere ins Gesicht, und der jüngere John Bull, mit andern Worten, die Gassenjungen fanden ein barbarisches Vergnügen darin, sie an den Wänden zu zerschmettern. Die Jongleurs, die Schiffer, die Pfeifer, Tänzer und Tambourinspieler trugen das Ihrige bei, um den allgemeinen Lärm zu vergrößern. Ganze Banden von Musikanten schweiften in den Straßen hin und wieder und begannen ihre Concerts vor den Gefängnissen der wilden Bestien, welche allmälig in die Teufelsmusik accompagnirend einfielen. Inzwischen drängten sich Hunderte von Cavalieren zu Pferde und unzählige Staatskutschen durch das Getümmel; in den Wirthshäusern begannen die Bacchanale, und wenn der Tag zu Ende ging, hatte die Trunkenheit ihr höchstes Ziel erreicht. Diese lärmenden Excesse waren jedoch selten von wirklichen Unglücksfällen begleitet, und man sah höchstens von Thierklauen zerkratzte Gesichter der unverwüstlichen Pflastertreter. Daß aber besonders Pelzthiere bei dieser Gelegenheit unter dem Pöbel eine große Rolle spielten, hatte seinen guten Grund darin, daß Sir Thomas Pilkington selbst Mitglied der Kürschnerzunft war und der Pöbel seinem Metier auf diese brutale Weise eine Ehre zu erweisen gedachte."

„Ungemeine Ceremonien fanden 1687 bei der Installation des Sir John Shorter zum Lordmayor statt. Man scheute bei Einrichtung dieser feierlichen Anstalten keine noch so bedeutenden Unkosten. Unter Anderm erbaute man ein Schiff von 145 Fuß Länge und 45 Fuß Höhe, mit 22 Kanonen. Dieses Schiff schmückte man dergestalt aus, als ob es mit einer reichen Ladung Bauholz (welches den vorzüglichsten Handelsartikel des neuen Lordmayors bildete) von Norwegens Küsten zurückkehrte. Man hatte auf einem der größten Plätze Londons ein Gerüst aufgeschlagen, welches dem stattlichen Fahrzeug zur Unterlage diente. Am Bord desselben zeigte sich ein Capitain und sein Lieutenant, zwei Kanoniere, ein Equipagemeister und eine große Anzahl von Matrosen. Jeder befand sich auf seinem Posten und es hätte eine vollkommene Täuschung stattgefunden, wenn nicht das Meer gemangelt hätte. Nach einigen Manoeuvres stellten sich die Matrosen in ihrer saubern Kleidung aus buntgestreiftem Zeuch auf dem Verdeck in Reihe und Glied. Der Capitain stand kostbar gekleidet auf

Digitized by Google

dem Schwabel des Schiffs, und begann mit seinen Collegen der Ankunft des Lordmayors. Als dieser erschien, blies die Trompeter eine Fanfare, die ganze Equipage salutirte und der Capitain hielt eine lange Rede, die der Lordmayor nicht minder salbungsvoll beantwortete.“ Ein ebenso außerordentliches Schauspiel war von Seiten der Goldarbeiterzunft veranstaltet worden. „Diese hatte eine ungeheuer offene Werkstatt erbauen lassen, worin Alles, was zu ihrem Handwerk gehört, vereinigt war. Verschiedene Gerüsten zur Rechten und zur Linken enthielten die Ambosse, Hämmer, Schmelztiegel, Schmieden, kurz alle Werkzeuge der Zunft. In der Mitte erhob sich eine Estrade, mit einem von Gold und Purpur schimmernden Sessel, auf welchem der heilige Dunstan, der Patron der Goldschmiede, figurirte. Er war in eine Robe aus feinem Batist gekleidet, über der er noch einen aus Gold und Seide gewebten Chorrock trug. Sein Haupt bedeckte eine goldene, mit Juwelen besetzte Mitra; in der Linken hielt er einen goldenen Krummstab und in der Rechten eine Kneipzange, wie die Goldschmiede sie gebrauchen. Hinter dem Heiligen waren in Folge eines seltsamen Anachronismus Orpheus und Amphion in Gestalt zweier Stadtmusikanten aufgestellt, die auf einer griechischen Lyra einige Weisen aufspielten. Auf der Vorderseite der Estrade zeigten sich der Großsultan und der Khan der Tataxei, welche dem heiligen Dunstan ihre Huldigungen darbrachten. Zu den Füßen des Letztern war eine Goldschmiede angebracht, deren Blasebalg ein Arbeiter bewegte. Alle übrigen Arbeiter in der riesenhaften Werkstatt schmelzten die Metalle, hämmerten, façonnirten, emaillirten, polirten, ꝛc. Sogar Bergleute waren vorhanden, die durch ihre Manoeuvres die Arbeiten in den Schachten vorstellten.“

In neuern Zeiten sind diese mythologischen Burlesken und größtentheils geschmacklosen Feierlichkeiten bei der Lordmayorwahl abgekommen. Nichtsdestoweniger geschieht diese noch heutigen Tages mit großem Ceremoniel und zwar in der Regel auf folgende Weise: „Um die Mittagszeit des festlichen Tages begeben sich der neuerwählte Lordmayor, sein Vorgänger, die Aldermen, die Sheriffs und andern Civilbehörden zuerst in die Parochialkirche des heiligen Laurentius, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen, und dann zu Wagen von Guildhall an die Ufer der Themse. Eine elegante Zugbrücke führt die Gesellschaft in eine geräumige, kostbar geschmückte Barke. Der Fußboden dieser Barke ist mit schweren Teppichen bekleidet, und ein transparentes, mit Gold durchwebtes Zelt ist über vergoldeten Pfählen ausgespannt; der Lordmayor und seine Escorte lassen sich auf einem Divan und zahlreichen Lehnsesseln nieder; die Nationalfarben und das Wappen der Stadt schimmern auf Flaggen an der Spitze des Mastes, der in der Mitte emporsteht, und an den vier Ecken des Zeltes neigen sich Fahnen und Oriflammen dem Wasser zu. Alle Gewerke Londons nehmen besondere Barken ein und eröffnen den Zug in langen Reihen, begleitet von dem besten Musikchor der londoner Garnison. Die Menge und die Ordnung dieser Barken, die taktmäßige Bewegung der Ruder, die Mannichfaltigkeit der Farben und Ziersrathen, die festlichen Anzüge aller Führleute der Themse, die in kleinen Kähnen hinterherfahren und mit ihrem fröhlichen Gesang den Fanfaren und Symphonien der Orchester antworten, das Gewimmel des Volks, Alles elektrisirt an einem solchen Tage und man wird unwillkürlich von dem allgemeinen Jubel mitfortgerissen. Im Angesichte von Westminster erfolgt die Ausschiffung, worauf man sich in das Innere der Abtei begibt. Ist die Ceremonie des Schwurs vorüber, so schreitet der Zug wieder feierlichst dem Landungsplatze zu; man steigt wieder in die Barke und die kleine bürgerliche Flottille fährt bis zur Blackfriarsbrücke. Dort wird der Lordmayor mit seiner Begleitung von den Waffenschmieden in Empfang genommen und mehre Anführer zu Pferde in glänzender Rüstung eröffnen den Zug nach Guildhall. Die andern Zünfte folgen den Vorreitern processionsmäßig zu Fuß, und der Lordmayor, die Aldermen, der Adel, nebst einem Gefolge von Edelleuten (Pages) beschließen den Zug in prachtvollen Karossen, mit vier aufgezäumten Pferden bespannt.“ In Guildhall hat ein glänzendes Gastmahl statt, dessen Kosten von der Stadt und dem Sheriff bestritten werden. Als Reminiscenz aus dem bei diesem Mahle ein Prolog von Gabriel, gesprochen der König selbst, die Minister, die fremden Gesandten und angesehensten Personen der Stadt, Bürgerlich und Adlig. Ein Ball, bei welchem die Gemahlin des Lordmayors präsidirt, beschließt die Festlichkeit.

Literarische Notiz.

Alfred de Montferrand hat unter dem Titel: „Fleurs sur une tombe“, eine dem Andenken der am 14. Jan. 1836 in Paris verstorbenen unglücklichen Dichterin Elise Mercœur gewidmete Sammlung, Gedichte und prosaische Aufsätze, herausgegeben. Die Beiträge röhren sämmtlich von bekannten Schriftstellerinnen, wie die Desbordes-Valmore, An. Ségalas, Amable de Sénancourt, Mel. Waldor u. A.; und von mehr oder weniger der bedeutenden Dichtern und Schriftstellern, wie Casimir Bignan, Lamartine, Ant. de Latour, Pongerville, Saint-Ange, Sénancourt, Villenave u. s. w. her. Der Ertrag der Sammlung ist Elise's Mutter bestimmt.

Literarische Anzeige.

An alle Abonnenten sind durch die Buchhandlungen und Postämter die ersten Nummern des neuen (siebenten) Jahrgangs des allgemein bekannten

Pfennig-Magazin

versandt. Auch in dem bevorstehenden Jahrgange wird die Redaction sich bestreben, diesem weitverbreiteten Blatte die bisherige ausgezeichnete, ja unerhörte Theilnahme zu erhalten und sich die Zufriedenheit aller Leser mit dem Gebotenen zu erwerben.

Der Preis bleibt wie bisher für den ganzen Jahrgang mit einer Menge von saubern Abbildungen, bei eleganter Ausstattung, zwei Thaler, wofür die Nummern wöchentlich oder monatlich geliefert werden.

Neu eintretenden Abonnenten wird die Nachricht willkommen sein, daß sie auch die frühern Jahrgänge zu dem ersten Subscriptionspreis (I. Nr. 1—52, 2 Thlr. II. Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III. Nr. 92—104, 2 Thlr.) sauber geheftet erhalten können.

Von dem

Pfennig-Magazin für Kinder

sind ebenfalls die ersten Nummern für 1836 versandt. Dieses Blatt erregt mehr und mehr die verdiente Theilnahmsamkeit aller Ältern und Kinderfreunde, denen es für den geringen Preis von 1 Thlr. jährlich eine so reiche Quelle nützlicher Belehrung und Unterhaltung für ihre Kinder hier geboten wird. Die vielen saubern Abbildungen, womit denen jede Nummer ausgestattet ist, werden gewiß stets neuen erneutem Vergnügen von den jungen Lesern beschaut werden.

Die ersten beiden Jahrgänge des Pfennig-Magazins für Kinder sind geheftet für den Preis von 1 Thlr. noch in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 70. — 10. März 1836.

daß und warum Kant einen so allumfassenden Einfluß auf seine Zeit und das wissenschaftliche Leben in ihr gehabt hat, wie ihn Fichte, Schelling, Hegel weder gehabt haben, noch haben konnten.

Von Hermann von Keyserlingk.

(Beschluß aus Nr. 69.)

Die Schelling'sche Philosophie hat aber doch, wird man sagen, einen größern und umfassendern Einfluß auf die Gemüther und das wissenschaftliche Leben gehabt als die Kant'sche. Keineswegs; denn was zunächst die theologische Welt betrifft, so hat sie hier zwar eine neue Richtung und Partei, nämlich die supernaturalistische, vorzüglich hervorgerufen; aber diese befindet unverkennbar sich im Verhältniß zum Rationalismus und zur historischen Schule in entschiedener Minorität. Demnach hat die Schelling'sche Naturphilosophie, oder, wie man sie auch nennen könnte, Anschauungsphilosophie, beiweitem nicht die allgemeine und umfassende Einwirkung auf die Theologie geäußert, wie sie die kritische Philosophie geäußert hatte. Auf die Rechtswissenschaft und Politik hat sie fast den mindesten Einfluß gehabt. Auf die Kunstphilosophie und Kunstphilosophen hat sie allerdings vermöge ihrer poetisch-phantastischen Natur und Sprache bedeutender eingewirkt als die nüchtern-verständige kritische Philosophie. Den größten Einfluß aber hat sie unbestritten auf die Ärzte und Naturforscher geäußert. Ein ganzes Nest von naturphilosophischen Naturforschern ward nur von der Sonne der Naturphilosophie erzeugt und ausgebrütet. Man kann eben nicht sagen, daß durch die Anhänger dieser Schule das Studium der Wissenschaften und überhaupt die wissenschaftliche Naturforschung sehr gefördert worden wäre; vielmehr hat man den Naturphilosophen, und zwar wol nicht mit Unrecht, den Mangel an Gründlichkeit und die schwülstig-phantastische Sprache, den schönklingenden, aber hohlen und gedankenleeren Bombast vorgeworfen. Dies mag auch der Grund davon gewesen sein, daß die Naturphilosophie im Gebiete der Naturwissenschaften eine, wenn auch glänzende, doch schnell vorübergehende Erscheinung ohne dauernden und bildenden Erfolg gewesen ist. Die Masse der Gebildeten und Dilettanten endlich vernahm dies neue philosophische Evangelium schon mit Mistrauen und Gleichgültigkeit. „Ist es auch wahr? und wie lange wird es währen?" dachten und fragten sie, und schon fingen tadelnde und anklagende Stimmen gegen die Philosophie laut zu werden an. „Dabei kommt nichts heraus"; „da drischt man leeres Stroh"; „das ist der Streit Don Quixote's gegen die Windmühlen, die er für Riesen hielt", ließen sich diese Stimmen theils vorwurfsvoll, theils spottend vernehmen. Wirklich dauerte auch das Schelling'sche Reich nicht lange, etwa von 1804—16.

Ein neuer Held war aufgestanden, und dieser neue, siegreiche Held, vor dem alle Philosophen der alten und neuen Zeit in den Staub sanken, war Hegel. Er hat aber doch gewiß einen größern und umfassendern Einfluß auf seine Zeit und das wissenschaftliche Leben in ihr ausgeübt als Kant, wird man sagen. Sehen wir uns zuerst wieder unter den Theologen um, so wüßten wir wenigstens nur zwei zu nennen, nämlich Daub und Marheineke, die der Hegel'schen Philosophie gehuldigt und sie auf das Gebiet der Dogmatik zu verpflanzen gesucht haben. Aber sie stehen vereinzelt da, ohne daß es ihnen gelungen wäre, eine Hegelisch-theologische Schule im Gebiete der wissenschaftlichen Theologie zu begründen; höchstens haben sie sich ein paar vereinzelte und wenig gekannte Anhänger erworben. Unter den Juristen ist uns eigentlich nur Einer bekannt, der zu dieser Fahne geschworen hat; wir meinen den Professor Gans in Berlin. Indeß wird man sich im Gebiete der Rechtswissenschaft vergeblich nach einer Gans-Hegel'schen Schule umsehen. Ebenso wenig hat diese Lehre im Gebiete der Naturforschung, der Staatskunst und Kunstphilosophie einen großen Anhang, oder eine lebhafte und allgemeine Aufregung veranlaßt. Die Masse der gebildeten Geschäftsmänner und Dilettanten hat vollends keine Notiz von einem Systeme genommen, das ihnen durchaus seiner abstrusen und schwerfälligen, scholastisch-schwülstigen Form und Sprache wegen unzugänglich und unverständlich sein und bleiben mußte.

An die Stelle der lebhaften und allgemeinen, ja einstimmigen Theilnahme, mit der vor etwa 50 Jahren die kritische Philosophie in Deutschland aufgenommen und begrüßt ward, ist unverkennbar eine ebenso allgemeine, ja fast einstimmige Gleichgültigkeit nicht sowol gegen die Schelling'sche oder Hegel'sche Philosophie, als vielmehr gegen die Philosophie überhaupt getreten, die

Digitized by Google

nur noch unter den Philosophen im eigentlichen oder engern Sinne des Wortes Anklang und Theilnahme findet. Es bedarf nur eines unbefangen beobachtenden Blickes, um dies als eine Thatsache und ausgemachte Wahrheit zuzugestehen. Es findet die Philosophie, oder vielmehr das Philosophiren keinen Anklang und Halt mehr im Volke. Mögen auch die Hegelianer noch so vornehm und wichtig thun und noch so gewaltig posaunen, daß sie zuerst und einzig und allein die wahre, reine, vollendete Wissenschaft der Philosophie begründet hätten, der ruhige Beobachter läßt sich durch dergleichen hochtrabende Redensarten nicht mehr irre machen. Er belächelt solche Prahlereien; denn er hat dergleichen seit den letzten dreißig Jahren schon zu oft und zu viele hören müssen. Er hat während dieses kurzen, aber ereignißreichen Zeitraumes am philosophischen Himmel schon mehr als einen glänzenden Irrwisch auftauchen und verlöschen sehen und kann sich daher nicht bereden, daß die Hegel'sche Philosophie mehr als ebenfalls nur ein glänzender Irrwisch gewesen sein sollte, der sogar schon verloschen ist. Kurz, man wird hoffentlich mit dem Verf. einverstanden sein, kein Philosophem seit und nach Kant, am wenigsten das Hegel'sche, hat diesen großen, allumfassenden und allgemein ergreifenden Einfluß auf die Gemüther und das wissenschaftliche Leben in Deutschland gehabt als eben das Kant'sche, noch konnte es ihn haben. Und warum dies nicht, wird man fragen. Dies Warum ausfindig zu machen, wird uns leicht gelingen. Man verfolge nur folgende Momente. 1790 wird die kritische Philosophie allgemein in Deutschland verbreitet und herrschend. Gewißheit und definitive Abschließung in Bezug auf alle dem Menschen wichtige Fragen verkündet sie mit dictatorischer Bestimmtheit; frische, rege, lebendige, allgemeine Empfänglichkeit von Seiten der Zeitgenossen kam ihr entgegen. Man glaubte gefunden zu haben, wessen man bedurfte und was man lange hatte entbehren und suchen müssen, nämlich Gewißheit und vollkommen genügende Überzeugung in Bezug auf die höchsten und wichtigsten Fragen. Man hielt jeden Zweifel für unmöglich. Da erfolgt 1797 oder 1798 Fichte's Auftreten, der Sturz der kritischen Philosophie und die Herrschaft des Idealismus. Man sieht ziemlich allgemein die innere Unhaltbarkeit der kritischen Philosophie ein, wendet sich mit seinem ganzen, vollen Vertrauen zu dem neuen Dictator im Gebiete der Philosophie und ist überzeugt, bei ihm und durch ihn eine befriedigende und für immer abschließende Lösung aller Räthsel und Zweifel gefunden zu haben. Aber auch aus diesem schönen Traume ward man nur zu bald emporgeschreckt und mußte mit Befremden und Erstaunen erleben, daß das neue Reich bald nach seinem Entstehen sehr heftig von verschiedenen Seiten her angegriffen und bekämpft wurde, bis es endlich durch die Schelling'sche Naturphilosophie nach kurzer Dauer 1804 und 1805 gänzlich gestürzt ward. Jetzt wird man doch endlich wissen, dachte und glaubte das Volk der Gebildeten und Dilettanten, woran man ist; jetzt wird man doch endlich ins Klare und Reine kommen. Man fing bereits an, sich dieser frohen Hoffnung gemüthlich hinzugeben, als man plötzlich zu seiner großen Verwunderung vernehmen mußte, daß es mit der Schelling'schen Naturphilosophie nichts sei und daß nun erst in neuester Zeit durch Hegel die Wissenschaft der Philosophie, der [illegible] Wahrheit und Gewißheit gefunden und begründet worden sei. Dies neue Evangelium ward seit 1819 von Berlin aus verkündigt und gepredigt. Doch auch diese Sonne ist seit 1832 verloschen; denn mit Hegel ist sein Philosophem gleich einem Meteore zerplatzt und verschwunden. So sind also seit 1790 — 1832, in etwa 43 Jahren außer den Nebensonnen und Nebensternen vier Hauptsonnen und Hauptsterne am philosophischen Himmel schnell nach einander auf- und untergegangen. Jeder rief: ich hab's allein, bei mir findet ihr allein Wahrheit und Gewißheit, und sah man näher zu, so war es Keiner. Die natürliche und unmittelbar nothwendige Folge davon war, daß sich die Empfänglichkeit und Theilnahme für das Philosophiren und für das philosophische Studium, die anfangs, naturgemäß, stark und lebhaft sein mußte, weil sie mit der innersten Natur des menschlichen Geistes auf das Wesentlichste verwebt ist, allmälig abstumpfen und endlich ganz verlieren mußte, je mehr man sich in Folge des unaufhörlichen Streitens und Anderns, Bekämpfens und Verdrängens der verschiedenen philosophischen Formen, des immer sich erneuernden Widerspruchs und der Allen gemeinschaftlichen anmaßenden Rechthaberei, die keinen Einspruch, keine Gegenrede dulden will, sondern über jeden Andersdenkenden, der in Abweichung den Bannfluch zu schleudern gemüthlich bereit ist, überzeugen zu müssen glaubte, daß es [illegible] mit der Philosophie und dem Philosophiren [illegible] Dazu kommt noch die politische Bewegung und [illegible] die natürlich alle Gemüther und Geister mehr [illegible] und bewegt als die leeren Wortgefechte der [illegible] Denn Jedem muß und wird es wichtiger sein, [illegible] diese große politische Krisis gestalten wird, da sein [illegible] liches Wohl und Wehe, das Wohl und Wehe [illegible] nen und des Vaterlandes auf das engste, [illegible] unmittelbarste mit der Lösung dieses großen [illegible] verknüpft ist, während die Streitigkeiten der [illegible] ner und Hegelianer über das absolute Sein [illegible] den, die Idee und den Begriff der großen Mehrheit gleichgültig und unbedeutend geworden sind als [illegible] etwa im Monde vorgeht.

Das Gesagte dürfte genügen, um unsere Behauptung, daß kein Philosophem einen so großen, allgemeinen [illegible] senden Einfluß auf seine Zeit und das wissenschaftliche Leben in ihr gehabt hat, noch auch haben kann, als das Kant'sche, zu begründen und zugleich die Unrichtigkeit von nachzuweisen.

Beitrag zu Kenntniß und zur Literatur des [illegible] Jerusalems.

Wenn wir einer Anzeige der Zu-Guttenberg'schen Buchhandlung zu Tübingen bei Gelegenheit einer Aufforderung zur Subscription auf eine neue Ausgabe der „Scripta notae Domini [illegible]

Digitized by Google

ge, sive Nova Hierosolyma, ab Emanu. Swedenborg", lauben beimessen dürfen, so „hat jetzt die „neue Kirche" die ufmerksamkeit aller Theile unserer Erdkugel durch das hohe nteresse, welches männiglich an ihren Lehren nimmt, auf sich gezogen. Von Schweden bis zu den Pyrenäen und bis nach alien zählt sie eine unendliche Menge von Theilnehmern, die ganzheim jene Grundwahrheiten bewundern, studiren, welche stimmt sind, das Christenthum und hiermit die menschliche Gesellschaft zu erretten; in Frankreich, Deutschland, Helvetien und sonders in England und Nordamerika aber beginnt das „neue usalem" selbst schon sich zu zeigen „in sichtbaren Gesellschaften, voll Kraft und Zukunft". Etwas Wahres muß wol an Sache sein, da nicht nur Swedenborg's zahlreiche Schriften lle insgesammt, theils einzeln neu aufgelegt werden, sondern die „neue Kirche" seit Kurzem ein eignes Jahrbuch („Die che", herausgegeben v. L. Hofacker; Tübingen 1834) ausgehen und einzelne Abhandlungen desselben in Form der beliebten Tractätchen verbreitet. Indem denn auch Ref. neuerdings e Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung richtete, kam ihm der neuesten Schriften jener Kirche zu Händen, betitelt: Rapports inattendus, établis entre le monde matériel et le monde spirituel, par la langue de la nature; ou transition G. Oegger, premier vicaire de la cathédrale de Paris, la nouvelle église du Seigneur, dite „la nouvelle Jérusalem"; et circonstances surnaturelles, qui ont accompagné marche" (Paris und Tübingen; dort bei Heideloff, hier Guttenberg, 1834). Das vorgesetzte Motto spricht zugleich Hauptdogma des neuen Jerusalems aus: „Pour l'homme y a d'autre Dieu que Jésus Christ, ou Dieu en rapport avec l'homme. Le Dieu du déisme n'est qu'un X inwable."

Ref. las diese in gutem Französisch (denn der Verf. Geistlicher an einer schweizerischen Schule) abgefaßte vom Anfang bis zum Ende und trug den Gewinn davon, daß er nicht nur mit dem Innern des neuen Jerusalems, auch mit den Wegen, welche dahin führen, bekannt wurde. Was letztere betrifft, so ward ihm klar, daß Phantasten und Gefühls-Philosophen und -Theologen, Mystiker, besonders die Liebhaber eines geheimen Hinterin den sämmtlich als inspirirt geltenden Worten der Bibel auf halbem Wege zum neuen Jerusalem befinden; auf dem Wege dahin aber alle Phantasten, Visionaire und Träumer, besonders die sogenannten magnetischen, alle Denkscheuen Denkschwachen und die physisch am Gehirn Leidenden. aber, bei denen die Vernunft das Prüfungs- und Richtmaß in Sachen der Seelenthätigkeiten überhaupt übt und bei Erklärung der heiligen Schrift insbesondere die verständige, historisch-grammatische Auslegungsweise lieben, außerdem auch am Gehirn gesund sind, können nie Mitglieder des neuen Jerusalems werden. Ref. liefert nun die Geständnisse (man die in Rede stehende Schrift wol nennen kann) des ehrlichen und wahrgesinnten Oegger, eines der ausgezeichneten Neu-Hierosolymitaner, indem er auf unmittelbaren Befehl des gegenwärtigen Herrn-Gottes-Jesu durch Judas Ischariot mittels Auflegung der Hände zu einem Herold des neuen Jerusalems auf dem Festlande ordinirt worden, in einer kurzen Nacht. Nachdenkend über die in der römisch-katholischen Kirche herrschenden Mißbräuche, die Quelle aller Übel in Frankreich, und zurückschaudernd insbesondere vor dem lieblosen Dogma der ewigen Verdammniß aller Andersdenkenden, ging Oegger einer mitternächtlichen Stunde, wo der Dom nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt war, gegen den Hochaltar heran und rief aus: „Wenn es wahr ist, daß hier einige von den Engeln oder Geistern, welche auf die menschlichen Geschicke einwirken können, gegenwärtig sind, so ziehe ich sie, wenn sie nicht Alles thun, was in ihrer Macht steht, um unserm verirrten Geschlechte ein Ende zu machen, zur Verantwortung vor dem Ewigen!" Nach diesem Gebet that Oegger das Gelübde, sich selbst auch von den geringsten Fehlern zu reinigen, und legte sich dann schlafen. Da erschien ihm im Traume („wie im A. und N. Testament", sagt er „ähnliche Traumgesichte vorkommen"), ein räucheriger, bleicher, in zerfetzte Lumpen kärglich eingehüllter, bleicher Jüngling (ein gefallener Engel) und rief ihm mit schrillender, malitiöser Stimme zu: „Du bist krank!" und wollte ihm mit einer ungeschlachten Spritze zu Leibe. Da erwachte Oegger, erzählte seinen Traum einem Freunde, einem Magnetiseur, und dieser verkündete ihm eine nahe bevorstehende Verfolgung, womit auch abseiten des Erzbischofs er nachher bedroht wurde. In der folgenden Nacht sah er im Traum einen weißen Engel, der ihm zurief: „Erst dann wirst du dieses Alles begreifen, wenn dir das dreifache Licht zu Theil werden wird!" Eben zu dieser Zeit bot sich ihm ein doppelter Umgang dar, einerseits mit dem protestantischen Consistorialrath Marron, der ihn zu seiner Kirche einlud, und andererseits mit dem Advocaten Gobert, einem Mitgliede des neuen Jerusalems, wovon Oegger, wie er versichert, damals noch gar keine Kunde gehabt. Gobert's Gattin aber hatte die Gabe der Extasen. Dieser Seherin nun erzählte er, was ihm begegnet sei. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er die (Swedenborg'schen) Bücher, welche sie ihm geliehen, nicht bereits studirt habe; sonst würde er wissen, was das dreifache Licht bedeute. Diese dritte Stufe des Lichts sei nämlich die himmlische, wo man, ohne daß man den Ort verändere, schon jetzt so glücklich wie die Bewohner des Himmels werde und mit denselben in Gesellschaft und Verkehr trete. Dann lud sie ihn ein, mit ihr zu einer andern Dame zu gehen, die auch Extasen habe und eben jetzt zur Stadt gekommen sei, weil sie einen höhern Wink erhalten habe, daß sie daselbst einem Freunde nützlich werden könne. Diese Dame gerieth nun auch aus Gefälligkeit gegen Oegger sofort in Extase, und er setzte sich mit ihr in Rapport. Sie schrieb ihm nachher (26. Oct. 1826): er solle, aber mit Glimpf, sein Vicariat niederlegen, übrigens sowol zum katholischen Cult sich halten, als auch die Morgenandacht der Protestanten besuchen (denn das neue Jerusalem ist allen der Liebe nachtheiligen Zertrennungen in der Christenheit durchaus abhold). Er solle hinfort als Laie leben. Großes, geistiges Heil stehe ihm bevor. Oegger studirte nun die Swedenborg'schen Schriften, in denen zwar er herrliche Sachen fand, doch aber über die neue Kirche nicht recht ins Klare kommen konnte, obgleich ein Hauptmann in der Infanterie (der arme Mann schnappte in der Folge über und starb im Irrenhause!), ein feuriger Jünger Swedenborg's, seine Beredsamkeit erschöpfte, ihm die Augen zu öffnen. Endlich gelangte Oegger indessen auch zu der Überzeugung, daß die meisten Gelehrten der neuern Zeit, z. B. Kant, Mesmer und Gall, alles Trefflichste, was sie geschrieben, nur bei Swedenborg zusammengeplündert hätten. Als er überdem noch hörte, daß dieser außerordentliche Mann bis zum letzten Athemzuge vor Gott und Menschen bekannt habe, daß er alle seine geistigen Erkenntnisse unmittelbar vom Himmel erhalten habe, und daß der Herr selbst (nämlich Jesus Christus, der einige sichtbare Gott) ihm erschienen sei, um ihn zu unterrichten, so behandelte Oegger fortan die Visionen und Unterhaltungen mit den Engeln (in Swedenborg's Schriften) nicht mehr mit Geringschätzigkeit. Bisher hatte er die Jünger des neuen Jerusalems nur für eine besondere Sekte unter den Protestanten gehalten; nun aber ward ihm klar, daß dieses die neue, schon in der Offenbarung Johannes angekündigte Kirche sei, welche in der Epoche der Erneuerung des Christenthums am Ende der Zeiten erscheinen solle. Besonders aber sprach ihn an das Dogma von der absoluten Gottheit Jesu Christi. Denn hierdurch werde die Christenheit aus der Noth errettet, worin das Dogma von drei wirklichen Personen jeden Nachdenkenden stürze; und hier lerne man das Tröstliche, daß die Gottheit aus ihrer metaphysischen und unendlichen Wesenheit heraustrete und sich auf eine oder die andere Art als Mensch oder Engel personificire, sodaß man nun in unmittelbarem Verkehr mit dem sichtbaren Gotte, der nun kein in alle Ewigkeit unfindbares X mehr sei (wie bei den Deisten ꝛc.), versetzt werde. Je länger, desto

Digitized by Google

fester überzeugte er sich, daß man nie sehen könne einen andern Gott, weder im Himmel noch auf Erden, als das Wesen welches man nennt Jesus Christus, der da ist zugleich Vater, Sohn und heiliger Geist, oder Gott-Schöpfer, -Erlöser und -Wiederhersteller, und daß nach seiner unendlichen Güte der Schöpfer, der nach seinem Wesen Unsichtbare, sich gemacht hat zu einem „zugänglichen Menschen" in einer unglücklichen Welt. „Denn", schreibt Oegger, „je mehr in einem System die grenzenlose Liebe des Schöpfers hervortritt, um desto mehr muß eine jede gesunde Philosophie geneigt sein, zu glauben, daß solches System der Wahrheit entspreche."

So ging ihm nun endlich, nachdem er schon seit Jahren zu Gott gefleht hatte, ihm zu offenbaren, was wahr sei im Christenthum, weil er überzeugt war, daß die Theologen die Wahrheit nicht besäßen, das helle, echte Licht auf; und als er dem Advocaten Gobert solches kund that, rief dieser im höchsten Entzücken aus: „Ja, wir haben die Wahrheit! Wir haben sie ganz! Studiren sie nur fortwährend unsere Schriften. Es sind deren freilich 20 Bände; aber sie werden dann nichts weiter vom Himmel zu erbitten haben, als vielleicht noch die Sehnsucht nach dem Guten, ohne welche selbst die Erkenntniß der Wahrheit nichts ist!" Oegger's Verbindung mit Gobert und dessen Gattin, die seit 30 Jahren in beständigem Rapport mit der Geisterwelt und den Engeln des Himmels gewesen und ihm in ihren Extasen alle ihr vorgelegten Fragen beantwortete, wurde nun unzertrennlich. Nur noch zwei andere Personen beteten mit ihnen in namenloser Wonne. Man hatte ja den ergreifbaren und zugänglichen (saisissable et abordable) Gott, den Gott des Deismus selbst, gewonnen! Hierauf legte Oegger, wiewol ihm dieser Schritt im Äußerlichen, besonders wegen seiner armen Angehörigen, sehr schmerzlich war, das Vicariat an der Kathedrale nieder. Besonders ängstigte es ihn, daß diese guten Leute meinten, er sei verrückt geworden, weshalb er ihnen denn von seinen Träumen, Visionen und avis supérieurs gar nichts eröffnen durfte. Während er nun so auf dem Pfade zum neuen Jerusalem freudig fortwandelte, erschien ihm im Traume sein Pathe, ein vorlängst gestorbener, getaufter Jude, aber im Brustbilde, sagte ihm die unangenehmsten Sachen über sein dermaliges Vorhaben und rückte ihm mit schrillender Stimme höchst maliciös alle seine kleinen bisherigen Schwachheiten vor. Dieser Vision folgten mehre ähnliche, und Oegger, der unterdessen eifrig fortstudirte, merkte nun, daß seine bisherigen Träume „hieroglyphische" seien, zu deren Deutung die „Sprache der Natur" (die allegorische, mystische Deutung) den Schlüssel darbiete; diese Sprache, wodurch die sichtbare Natur, die nichts ist als eine Zurückstrahlung eines andern, grenzenlosen Universums, mit der unsichtbaren Natur correspondirt; diese Sprache, welche man in der Welt der Geister redet, und mittels deren alles Dunkle aufgehellt wird; diese Sprache, wodurch man den geistigen Sinn der heiligen Schrift erkennt. Er erinnerte sich nun mehrer, sämmtlich emblematischer Träume seiner Mutter, sowie seiner eignen frühern Träume und unaussprechlichen Mittheilungen, welche, wie er jetzo es einsah, sich sämmtlich auf seine künftige Bestimmung bezogen hatten. (Mehre sind auf lithographirten Tafeln abgebildet und im Texte dann auch gedeutet. Swedenborg's „Dictionnaire des correspondances" half ihm hierbei.) Nach diesen und ähnlichen Vorgängen, die in Oegger's Buche ausführlich zu lesen sind, begab er sich, angewiesen durch seine und der Madame Gobert Träume und Extasen, im Jahre 1828 nach England, um zu London die neue Kirche näher kennen zu lernen und durch die erhabenste Offenbarung, wozu alles Frühere nur Vorbereitung gewesen, beseligt zu werden. Auf der Reise nach London, als er unterwegs in der Bibel das Gebet las, wodurch sich der Prophet Daniel in Rapport mit der Geisterwelt setzte, fühlte er plötzlich eine extatische Bewegung im Kopfe, die ihn besorgt machte, er werde überschnappen (bei den Magnetiseurs könne man diese Verzückungen kennen lernen!), aber eine Stimme im Kopfe beruhigte ihn wieder: „Sei getrost! der ganze Himmel blickt auf dich. In der ersten Herberge, in du einkehren wirst, da wirst du einen Bruder in den Herr finden!" Sein Blick ward in diesem Augenblick so hell, daß er die geheimsten Gedanken aller seiner Reisegesellschafter erkannte, wodurch eine Dame, der er den Text las, in höchst peinliche Verlegenheit gerieth. Doch dieses Alles waren nur Vorstände der natürlichen Extase gewesen. Jetzt erfolgte das Höchste. Er sank nach dem Abendessen in sanften Schlummer, sah sich aber sogleich in eine helle Wolke getaucht, fühlte sich in der unmittelbaren Gegenwart des Herrn, der sammt den Aposteln bei ihm stand, sowie auch einige andere seiner hingeschiedenen Gefährten, von denen mehre über zu heftigem Eifer für das neue Jerusalem verrückt geworden. Es erfolgte nun eine lange Unterredung mit dem Herrn, meistens über dogmatische Punkte, wo insbesondere die Lehre von der ewigen Verdammniß verworfen wurde, und zum Beweise dessen schloß der seinige sich damit, daß der Herr dem begnadigten Judas befahl, durch Auflegung der Hände Oegger zum Herold des neuen Jerusalem auf dem Festlande, wohin er nun auch zurückgekehrt sei, zu ordiniren. Drei Tage aber nach jener erhabenen Vision zu London ergriff ihn erst noch ein Gehirnfieber, während dessen die gefallenen Engel ihn in einer Reihe von Visionen höllisch necktem.

Dieser treue Bericht von Dem, was Hrn. Oegger begegnet ist, wird die Leser dieser Blätter über das neue Jerusalem und den Weg dahin aufklären können.

Notizen.

Reisende, welche die englischen Besitzungen in Cei... besuchten, beschreiben eine sehr merkwürdige Entdeckung. ... war ein See, der mitten in einer großen Ebene in ... trächtlichen Höhe über dem Meere liegt. Seine Gestalt ... und sein Umfang beträgt ungefähr drei englische Meilen. ... seiner Seiten begrenzt ein angenehm bewaldeter und ... gem Grün bewachsener Hügel. Auf der andern Seite ... Anhöhen steiler und höher, aber mit dichtem, schönem ... und Laubwerk gekrönt. „Zur Zeit, wo wir den See be... erzählt Hr. Pringle, „waren die Ufer des Sees rings ... und ein großer Theil seiner Oberfläche mit einer dicken ... rinde überzogen, auf welcher kleine Krystalle, weiß wie ... gleich Diamanten glitzerten. Man glaubte einen großen ... ganz gefrorenen Teich vor sich zu sehen, hin und wieder ... glänzenden Eisflocken bestreut. Dies täuschend winterliche ... sehn des Sees bildete einen seltsamen Contrast mit der ... Vegetation seiner Ufer. Hier ragten aus dem niedern ... werk hohe grüne Bäume, zierliche Akazien hervor und ... durch leuchtete das abwechselnde Grün herrlicher exotischer ... zen: die Portucalaria afra, ein Lieblingsnahrungsmittel ... fanten, die Crassula und mehre Gattungen der Aloë. ... tern waren von so herrlichem Wuchse, wie wir nie gesehen, ... chen wundervoll ab mit ihren blutrothen Blumenkronen. ... als alle zeigten sich die gigantischen Bouquets der Euph... die mit ihren laublosen Zweigen weit über das Buschwerk überrankten. Die untergehende Sonne übergoß dies ... Pflanzenensemble mit einem lichten Purpurglanz, der ... wahrhaft zauberische Wirkung hervorbrachte. Es mangelte ... an Zeit, um die salzige Rinde des Sees genauer ... untersuchen. Wir kosteten indeß von dem Wasser, das ... lend nach Lake schmeckte. Die Colonisten haben ihm ... den Namen Salt-pan gegeben, von dessen seltsamer ... fenheit unstreitig unterirdische Salzquellen die Ursache ... sind."

In dem neuerlich erschienenen „Leben Mirabeau's" ... behauptet, daß die italienische Aqua tofana, von so ... rer Berühmtheit, eine Zusammensetzung von Opium und ... nischen Fliegen gewesen sei.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 71. — 11. März 1836.

Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Zwei Bände. Hamburg, F. Perthes. 1834. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Bereits 20 Jahre, bevor dieses Werk — das wir gleich im Anfange unserer Beurtheilung wegen des Ernstes und der Hingebung, mit welcher es begonnen und ausgeführt worden ist, wegen der Gediegenheit der Forschung und der würdevollen Haltung der Darstellung als eine Arbeit bezeichnen müssen, welcher nur wenige Erzeugnisse der historischen Literatur unserer Zeit gleichgestellt werden können — dem Drucke übergeben wurde, durchflog der Verf. desselben beim Durchblättern der Briefsammlung Innocenz III. der Gedanke, „der Darstellung des gestaltigen Wirkens dieses Mannes, in welchem das Papstthum unbestritten, Beides, in innerer Entfaltung und nach Außen durchgreifenden Wirken, seinen Hochpunkt erreichte, Muße und allfällige Kräfte widmen zu wollen". Schon im Beginn der Ausführung dieses Gedankens wurde ihm klar, „daß das Leben eines Mannes, in welchem die Fäden aller folgereichen, ja selbst der minder wichtigen Begebenheiten seiner Zeit zusammenlaufen, dessen Stellung, in Verbindung mit seiner Persönlichkeit, in ihm gleichsam der Herzschlag der europäischen Menschheit bildet, getrennt von der im Leben bestandenen vielverflochtenen Verbindung mit den Hervorragendern seiner Zeitgenossen nicht anschaulich könne dargestellt werden", und seine Arbeit erweiterte sich demnach zu einem Bruchstücke der Geschichte Europas, „welche den einigenden Punkt, der alle Theile durchströmende Leben verliert, wenn man das Oberhaupt der Kirche aus ihr hinwegnehmen könnte", einer Darstellung, durch welche, wie er sagt, zweierlei aus dem Unternehmen selbst ungesucht hervorgehende Ziele erreicht werden mußten: einmal die Widerlegung mancher irrigen Meinung, befangenen Urtheils, verkehrter Äußerung über das Pontificat in diesen Jahrhunderten im Allgemeinen, über Innocenz III. im Besondern; dann die Vollendung der Umrisse, welche bereits andere Geschichtschreiber, namentlich Joh. von Müller, Wilken und Fr. von Raumer, von diesem Manne zwar getreu, aber dem Haushalt ihrer Werke gemäß, blos in Andeutungen oder höchstens in den wesentlichsten Zügen gegeben, zum vollständigen und sorgfältig ausgearbeiteten Bilde.

Bei einer Darstellung, welche die europäischen Staaten als Glieder des großen Christenvereins auffaßt, dessen Centralpunkt der Papst ist, welche vornehmlich die von diesem Punkte auf dieselben ausgehenden Einwirkungen darlegen soll, fragt man vor Allem nach der Ansicht des Verf. von dem Wesen der Kirche und des Papstthums. In der Überzeugung, daß der Geschichtschreiber seine Darstellung durchaus objectiv halten müsse, faßt er die Kirche in derjenigen Bedeutung, welche ihr durch die herrschende Ansicht der Zeit, welche ihr von der Geistlichkeit und namentlich von Innocenz III. gegeben wurde; er nennt sie einen geistigen Riesenbau, welchen Gregor VII. Umsicht, Kühnheit und Beharrlichkeit gegründet und die Klugheit und Thätigkeit seiner Nachfolger ausgeführt haben, welcher, auf einer geistigen Grundlage ruhend, auch die Blüte der geistigen Macht vereinigte und die überirdische Richtung des Menschengeschlechts in ihren Grundtiefen bis hinaus in die äußersten Verzweigungen erfassen, ordnen und zur Gesammtheit beleben sollte, er nennt sie das Princip des höhern Gesammtlebens des Menschengeschlechts, sodaß in ihr Alles und außer ihr kein Heil. Daß er mit diesen Ausdrücken nicht allein die Ansprüche, welche die römisch-katholische Kirche zur Zeit jenes Papstes machte, bezeichnen will; daß er vielmehr selbst die Ansicht hegt, sie sei zu solchen Ansprüchen berechtigt gewesen, dies geht nicht allein aus manchen Stellen seines Werkes mittelbar hervor, sondern wir glauben auch einen bestimmten Beweis dafür in der Äußerung zu finden, daß im Laufe der Zeiten das innere Wesen des Christenthums in Verbindung mit dem Gange des Menschengeschlechts sich seine äußere Gestaltung, die Kirche, dessen Träger und Pfeiler die Hierarchie gewesen sei, angebildet habe, und während er in der Vorrede zum ersten Bande erklärt: der Geschichtschreiber habe nicht darnach zu fragen, ob die den innersten Kern des Lebens Innocenz III. bildende Erkenntniß der höchsten Bestimmung des Pontificats, als einer zur Leitung der Kirche zum allseitigen Heil des gesammten Menschengeschlechts von Gott selbst geordneten Anstalt, dem wohlverstandenen Christenthum gemäß oder zuwider, und ob sie aus der Lehre des Stifters zu begründen sei, sondern diese Erörterung falle dem Dogmatiker oder dem Polemiker anheim, so spricht er dagegen im Verlaufe seines Werkes die Meinung: Christus, das unsichtbare Haupt der Kirche, habe derselben ein sichtbares, auf Erden wal-

Digitized by Google

tendes gegeben, durch welches und mit welchem einzig alle Glieder leben sollten, in einem Zusammenhange aus, in welchem man dieselbe nicht als angeführte Meinung der von ihm dargestellten Zeit, sondern als seine eigne auffassen muß. Indem wir uns nicht an diesem Orte auf eine Untersuchung über jene Herausbildung der Kirche des Mittelalters aus dem innern Wesen des Christenthums und über diese Begründung des Pontificats einlassen können, und auch um so weniger dazu verpflichtet sind, als auch der Verf. nicht auf eine solche eingeht, so glauben wir dagegen auf die Momente hindeuten zu müssen, welche auf die Entwickelung der Ansichten des Verf. eingewirkt haben. Zu diesen gehören nämlich außer der vielfachen, wahrhaft wohlthätigen, erhaltenden, schlichtenden und beschirmenden Wirksamkeit des Papstthums, außer der Consequenz, welche durch die Thätigkeit der verschiedenen Inhaber des päpstlichen Stuhls Jahrhunderte lang hindurchgeht, und der großartigen Persönlichkeit Innocenz III. auch die seichten und herabwürdigenden Meinungen neuerer Geschichtschreiber, in deren Berichtigung und Bestreitung er uns bisweilen auf der entgegengesetzten Seite über das richtige Maß hinüberzugehen scheint, und die Ereignisse der neuern Zeit. Um zu zeigen, daß dieselben einen so bedeutenden Einfluß auf seine Würdigung der kirchlichen Verhältnisse des Mittelalters ausgeübt haben, daß sie sogar ein sehnsüchtiges Bedauern über den Untergang derselben in ihm angeregt haben, erlauben wir uns, eine Stelle aus der Vorrede zum ersten Bande hier anzuführen, indem wir zuvor bemerken, daß diese mit dem 1. November 1833 unterzeichnet, und daß des Verf. Heimat die Schweiz ist.

Wie der Verfasser von der Zeit an, da bei dem Anwachs der Materialien das Bild dieser Vergangenheit in immer größerer Vollendung vor ihm aufstieg, dieser Geschichtschreibung die heitersten Stunden seines Lebens verdankt, so ward sie ihm in den letzten drei Jahren zum eigentlichen Troste. Nur über ihr konnt' er der Betrübniß vergessen, welche bei dem losgebrochenen Toben entfesselter Leidenschaften, bei dem wilden, wüsten Rasen blinden Gelüstes, bei dem Zertreten alles Rechts und bei der in erschütternder Ausdehnung sich offenbarenden Entsittlichung (in welchem Allem die Bewohner seines Vaterlandes den übrigen Völkern den Vorrang abzulaufen sich bestreben) so vielfältig und so gewaltig sein Gemüth darniederdrückte; nur über ihr der steigenden Bangigkeit sich erwehren, mit welcher er seit den wiederausgebrochenen Revolutionsstürmen in die Zukunft blickt. Wie mußte nicht er, wie muß nicht Jeder, welchem wohlbegründetes Recht, feste Ordnung und sittliche Würde die Pfeiler sind, auf denen der Werth und die Wohlfahrt des Menschengeschlechts sich erheben, gern in solche Zeiten sich hinüberflüchten, welche gegen alle (so lange Menschen auf Erden sind, nie zu vermeidende) Störungen von jenen ein kräftiges Gegengewicht anerkannten; in welchen die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmonisch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, und in denen ein aus dynamischen Kräften ausgehendes Gravitationsgesetz Allen die Wandelbahn bestimmte, an dessen Statt je länger desto mehr eine trostlose Atomistik zu treten droht.

Wir ehren die in diesen Worten sich aussprechende Gesinnung des Verf. und theilen seinen Unwillen über jene Erscheinungen; allein dennoch möchten wir nicht den gegenwärtigen Standpunkt der Entwickelung der europäischen Menschheit gegen einen um sechs Jahrhunderte zurückliegenden Zustand vertauschen, und gegen Dasjenige gehalten, was während dieser Zeit an wahrhaftem Gute der menschliche Geist erarbeitet hat, und was er in solchem Umfange bei der Fortdauer einer auch über das jetzige Gebiet herrschenden Monarchie nicht hätte hervorbringen können, erscheint uns die Frechheit und Zuchtlosigkeit leerer Subjectivität, welche in der neuesten Zeit leider auf eine so verderbliche Weise kundgegeben, nicht als ein Übel, welches jenen Gehalt aufzuwiegen im Stande wäre, und wir suchen die zwar langsame, aber sichere Heilung desselben nur in dem Fortschreiten der gemeinern geistigen Durchbildung und in einer auf sich gründenden bewußten Sittlichkeit. Zu jener Umgestaltung der Kirche und des Papstthums des Mittelalters im Gegensatze gegen die gegenwärtige Zeit scheint uns auch noch durch eine Befangenheit veranlaßt worden zu sein, welche dadurch entstanden ist, daß er sich gleich den von ihm dargestellten Gegenstand hineinversetzt hat. Wir wollen damit nicht diejenige Rüge aussprechen, welche er selbst erwartet, daß er nämlich Innocenz III. als historische Wahrheit rein objective Beweggründe unterlegt und diesen nach den von demselben klar erkannten Gesinnungen beurtheilt habe, sondern wir meinen, daß er das Papstthum und die Kirche nur in der Persönlichkeit dieses Papstes betrachtet, dabei darauf Rücksicht genommen hat, wie nachtheilig diese päpstliche Monarchie sich zeigte, als sie später in die Hände unwürdiger Päpste überging; denn schwerlich würde wol in ihm dieselbe Meinung von der heilsamen Wirksamkeit des Papstthums entwickelt, wenn er die Absicht gehabt hätte, einen der Päpste darzustellen, welche von ihm dargestellten völlig unähnlich waren.

Auch Demjenigen indeß, welchem nicht die äußerliche Gestaltung der Kirche als dem innern Wesen des Christenthums entsprechend erscheint, welcher den Papst als von Christus selbst gesetztes Oberhaupt derselben anerkennt und die Ansicht, von der jenes Wirksamkeit ausging, für eine irrige hält, muß der hohe Werth eines Werkes unverkürzt bleiben, wenn der Verf. es als den ersten Grundsatz des Geschichtschreibers aufstellt, daß Geschichte nicht gemacht, sondern geschrieben werden müsse, und welches die Wirksamkeit jener Zeit des Mannes, in dem das Papstthum culminirte, mit der gewissenhaftesten Treue aus den eignen Quellen derselben, sowie aus der großen Zahl anderer Darstellungen, sodaß der Leser ein der Zeit genau entsprechendes Bild erhält, daß ihm keine derselben fremde Ansicht aufgedrängt wird, und daß es ihm unbenommen bleibt, sich aus einer objectiv gehaltenen Darstellung ein Urtheil über den Inhalt derselben zu bilden. Diese Erkenntniß der Verf. als den innersten Kern der Natur Innocenz III. bezeichnet, ist bereits erwähnt worden. Derselben enthaltene Überzeugung sprach Innocenz selbst bei seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl in seinen Schriften aus; das Streben nach der Verwirklichung dieser Erkenntniß ist die Tendenz und der Inhalt

Digitized by Google

thätigkeit, nicht auch zum Maßstab der Beurtheilung die-
ser nicht Begriffe und Ansichten neuerer Zeit, sondern die
Gesinnung, welche der Papst selbst ausspricht, und die
Endzwecke, von welchen er auf das tiefste überzeugt war,
daß ihre Verfolgung die von Gott und durch sein Amt
ihm auferlegte Pflicht sei, genommen werden müssen, darin
wird jeder Unbefangene mit dem Verf. übereinstimmen,
mag er auch über die Überzeugung, welche Grundlage
und Quelle jener Thätigkeit war, anders urtheilt.

Der Darstellung der Zeit, während welcher Innocenz das
Oberhaupt der Kirche war, geht eine Einleitung voraus,
welche das erste Buch des Werkes bildet, und welche mit
schöpfender Ausführlichkeit und auf lebendig anschauliche
Weise die Entwickelung der großartigen Individualität
Innocenz darlegt und zugleich den Leser in die Verhält-
nisse und auf den Standpunkt jener Zeit versetzt. Eine
Untersuchung über das Geschlecht, welchem Innocenz
angehörte und über dessen frühere Geschichte auch hand-
schriftliche Mittheilungen benutzt sind, schließt sich zu-
nächst die Zusammenstellung der Nachrichten an, welche
über seine Kindheit und sein Jünglingsalter überliefert
worden sind, und die Geringfügigkeit derselben erhält
einigermaßen eine Ergänzung durch die Erwähnung der Ver-
hältnisse des Jünglings, deren Persönlichkeit auf die Ent-
wickelung desselben von wichtiger Einwirkung sein konnte
und ohne Zweifel gewesen ist, und durch eine sehr genaue
Darstellung des damaligen Zustandes der Studien zu Pa-
ris und Bologna, welchen Städten auch Innocenz seine
gelehrte Bildung verdankte. Der Einfluß, welchen darauf
die Verhältnisse und die herrschende Stimmung der Zeit,
namentlich die während des dritten Jahrzehnds seines Le-
bens zu neuer Energie erwachende Begeisterung für die
Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Un-
gläubigen, auf ihn ausüben konnten und mußten, wird
erwogen, und seine Gesinnung wird charakterisirt durch
ausführlichere Auszüge aus den Schriften, zu deren Ab-
fassung er seine Muße von kirchlichen Geschäften vor sei-
ner Erhebung benutzte, besonders aus seinem Werke: „Über
die Verachtung der Welt", in welchem das irdische, geist-
liche und sittliche Elend des Menschengeschlechts in stur-
zen Zügen und mit düstern Farben gemalt ist.

Seine Weltansichten zeugen von hohem Ernst, sein Urtheil
über Menschen und Dinge nicht selten von dem Ausdruck tiefen Unmuths über
menschliche Verirrungen. Nur sein Aufblick zu dem Wie-
derhersteller ertheilt dann, gleich einem heitern Lichtstrahl das
Gepräge.

Sodann werden die Angelegenheiten Siciliens zur Zeit
Heinrichs VI. erzählt, und ein ausführlicher Bericht über
die Wahl und Weihung Innocenzens zum Papste, in wel-
chem auch die am Tage der letztern von ihm gehaltene
Rede aufgenommen ist, beschließt die Einleitung. Die
Geschichte der Zeit des Pontificats Innocenzens selbst ist
in chronistischer Form behandelt, sodaß jedes Jahr densel-
ben ein Buch füllt, eine Anordnung des Stoffes, welche
allerdings zuweilen zu einer Zerreißung, die Erzählung von Begebenheiten, de-
ren Verlauf sich durch mehre Jahre hindurchzieht, öfter
zu unterbrechen und wiederaufzunehmen, welche indeß noth-
wendig erscheint, theils um die Mannichfaltigkeit in der
gleichzeitigen Thätigkeit des Papstes, theils um die Fe-
stigkeit und Beharrlichkeit, mit welcher er Jahre lang
ungeachtet aller Schwierigkeiten das einmal für nothwen-
dig Erkannte verfolgte, anschaulich zu vergegenwärtigen.
Was den Inhalt der Darstellung betrifft, so umfaßt die-
selbe zwar nur einen Zeitraum von 18 Jahren, allein
einen Zeitraum, in welchem die mannichfaltigsten, fast
sämmtlich unter päpstlicher Einwirkung sich entwickelnden
Ereignisse sich drängen, das Gebiet dieser Einwirkung
dehnt sich von dem skandinavischen Norden bis zu den
Ufern des Euphrats aus, und die Darstellung ist durch-
gehends ebenso ausführlich als gründlich. Abgesehen von
der großen Menge eigentlich kirchlicher Geschäfte bilden die
Hauptmasse der Geschichte Innocenz III.: die Wiederher-
stellung der päpstlichen Oberherrschaft in Rom und im
Kirchenstaate und die Behauptung derselben gegen die öf-
tern Versuche, dieselbe wiederum zu stürzen; die wohlthä-
tige und kräftige, auf Lehnshoheit und Vormundschaft
sich stützende Leitung der Angelegenheiten des sicilischen
Reiches; die durch viele Jahre sich hindurchziehende Ehe-
scheidungssache Philipp II. August von Frankreich und
Ingeburg's, welche „einen Kampf wankelloser Rechtlich-
keit und vorwurfsfreier Festigkeit in dem Schutze, welchen
Innocenz der Königin Ingeburg angedeihen ließ, gegen
eigensinnige Willkür in harter Behandlung, die sie von
ihrem Gemahl zu erdulden hatte", aufweist; die durch
zwiefache Königswahl herbeigeführte Entzweiung und in-
nere Zerrüttung Deutschlands; der Kreuzzug, welcher, auf
Innocenzens Betrieb vornehmlich unternommen, unerwartet
zur Gründung eines lateinischen Kaiserthums innerhalb
des griechischen Reiches führte; die Verhältnisse des Pap-
stes zum Könige Johann von England, und endlich die
Albigenserkriege. Während alle diese Ereignisse einerseits
ein vereinigendes Band und einen gemeinschaftlichen Mit-
telpunkt in der Person Innocenzens erhalten, so ist an-
dererseits auch die aus der genauesten Kenntniß der Zeit
und ihres Geistes geschöpfte ausführliche Darstellung der-
selben eine wesentliche Ergänzung zu allen bisherigen Be-
arbeitungen der Geschichte derjenigen Staaten, welchen diese
Begebenheiten ebenso sehr wie dem Papstthume angehö-
ren. Die Beurtheilung ist bedingt durch des Verf. bereits
erwähnten Grundsatz, daß dieselbe sich die herrschende An-
sicht der Zeit, die Ansicht, welche Innocenz von der Be-
deutung und den Pflichten seines Amtes hatte, zum Maß-
stabe nehmen müsse. Wie man nun auch von jenem
Grundsatz urtheile, welche Meinung man auch hege über
die Berechtigung des Papstthums zu der Entwickelung,
zu welcher dasselbe unter und durch Innocenz gelangte,
davon wird der Verf. den Unbefangenen überzeugen, daß
Innocenz — um uns der Schlußworte des Werkes zu
bedienen — die Macht, die er geübt, die Weise, in der
er alle Weltverhältnisse durchdrungen, und die Beharrlich-
keit, mit der er als oberster Schiedsrichter in dieselben ein-
gewirkt, nicht auf seine Person, sondern rein objectiv auf
die große, ihn und seine Zeit durchdringende Idee von der
Bedeutung und den Pflichten des Pontificats bezogen habe,
daß nicht die Stelle an ihn, sondern er an die Stelle auf-

Digitized by Google

gegangen sei, und auch Derjenige, welcher mit dieser Würdigung Innocenzens nicht durchgehends einverstanden ist, wird anerkennen müssen, daß des Verf. Arbeit ein Meisterwerk ist, welches, aus dem tiefsten Eindringen in die dargestellte Zeit hervorgegangen, diese in dem lebensvollsten Bilde vergegenwärtigt und keiner der vorzüglichsten Schriften über Begebenheiten, Zustände oder Personen des Mittelalters nachsteht, und er wird mit uns den Wunsch theilen, daß der Verf. (wozu er in der Vorrede zum zweiten Bande Hoffnung macht) baldigst in einem dritten Bande aus den reichen, von ihm bereits gesammelten Materialien eine besondere und ausführlichere Darstellung des Zustandes, namentlich des kirchlichen Lebens des Zeitalters Innocenz III. ausarbeite, zumal grade eine solche Darstellung die beste Rechtfertigung seiner Ansichten gegen manche Bedenken enthalten würde. 14.

Welche Folgen hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Von J. P. Fallmerayer. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 16 Gr.

Es darf wol als bekannt vorausgesetzt werden, welcher Meinung in Betreff der Abstammung der heutigen Bewohner des alten Griechenlands der Verf. vorliegender Schrift sei, d. h. daß er in dem ersten Bande seiner „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (1830) offen die Ansicht ausspricht, daß „auch nicht Ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands fließe"; daß vielmehr alles althellenische Leben in der allgemeinen Umgestaltung Griechenlands und seiner Bewohner seit dem 6. Jahrhunderte vernichtet worden und untergegangen sei. Diese, vorzugsweise auf die Geschichten seit dem 6. Jahrhunderte gegründete Ansicht (von welcher er durch die, seitdem in Griechenland gemachte Reise und durch die auf solche Weise vermittelte Autopsie der Erscheinungen der Gegenwart im Griechenland und in dessen heutigen Bewohnern nicht zurückgeführt worden) sucht er nun in gegenwärtiger Schrift, zunächst mit Beziehung auf Attika und Athen weiter zu begründen, indem er darin die Wirkungen näher betrachtet, welche die Einwanderungen der verschiedenen Völker seit dem 6. Jahrhunderte in Attika und in Griechenland überhaupt hätten hervorbringen müssen; obgleich die Gegenwart selbst lehrt, daß in den heutigen Bewohnern des alten Griechenlands nicht alles althellenische Leben in Folge jener Einwanderungen und durch das eingedrungene slawisch-albanische Element vernichtet worden sei. Zwar gibt Hr. F. grade auf diese Wahrnehmungen in Körperbildung, Sitte, Geistesanlagen und dergl. so viel als nichts (S. 107 fg.), und selbst die ihren Hauptelementen nach offenbar als eine Tochter der altgriechischen sich darstellende neugriechische Sprache gilt ihm gegen seine Ansicht so wenig, daß er statt dessen lieber ein slawisches Orts- und Flußnamenverzeichniß aufstellt (S. 73, 92), um daraus die völlige Vernichtung alles althellenischen Lebens im heutigen Griechenland und in dessen Bewohnern zugleich mit herzuleiten. Aber diese völlige Vernichtung wird dadurch ebenso wenig dargethan, als sie auch nicht als eine allein nothwendige Folge der Einfälle, der Durchzüge und der Festsetzung der slawisch-albanischen Stämme seit dem 6. Jahrhunderte betrachtet werden kann. Die Annahme eines solchen Ergebnisses kann vielmehr, insofern eine völlige Vertilgung alles und jedes [illegible] durch manche gewaltsame Deutung [illegible] freiwilliges und absichtliches Ablenken [illegible] mente begründet werden; ganz abgesehen davon, [illegible] F. selbst, nicht unfreiwillig, hin und wieder [illegible] gesteht, daß — natürlicherweise nicht [illegible] und ursprünglich altgriechische Elemente in [illegible] heutigen Griechenlands sich herübergerettet haben, daß er selbst auf solche Weise diejenige Meinung [illegible] Studien begründet, welche die allein richtige [illegible] daß nämlich das althellenische Leben allerdings [illegible] nicht ohne mannichfache fremdartige Beimischungen, [illegible] tzungen, in dem Volke der Neugriechen, wie auch [illegible] bendiger und deutlicher, in der Sprache [illegible] ten habe. Ob nun aber dieser althellenische [illegible] zum Theil entstellt auch sich derselbe in manchen [illegible] des neugriechischen Lebens findet, dem Geiste [illegible] Welt und Civilisation gegenüber sich selbst geltend [illegible] wirksam pflegen lassen werde, das hängt freilich [illegible] lands innern und äußern Verhältnissen ab.

Aus Italien.

Die Italiener legen Werth auf Briefe. Eine [illegible] ser Art von den Heroen ihrer Literatur wird nach [illegible] ten mit Ehrfurcht ans Licht gestellt, so unbedeutend [illegible] auch an sich sein mag. Glücklicher war daher der Eifer [illegible] den Bibliotheken Albani und der Universität zu [illegible] zahl Briefe von Galilei, Dati, Redi, Chiabrera, [illegible] galotti, Segner, Doni, Graziani und Marucelli [illegible] er unter dem Titel: „Lettere inedite di alcuni [illegible] demici della Crusca, che fanno testo di lingua" [illegible] 1835), herausgab. Sie sind sehr gemischt [illegible] Inhalt. Im Allgemeinen geistreicher sind die „Le[illegible] inedite di Gasp. Gozzi" (Udine 1835), dessen [illegible] man aus den Vorschlägen über öffentliche Schul[illegible] „Sulla riforma degli studj, scrittura due" [illegible] aufs Neue würdigen lernt. Nur in dem lombard[illegible] reiche konnte so entschiedene Mißbilligung der Ab[illegible] Öffentlichkeit kommen. Wie viel zaghafter wagt [illegible] den „Considerazioni sullo stato morale dell' Ital[illegible] d'introduzione alla morale pratica degli Italiani" [illegible] 1834) die Mängel anzudeuten, die nach seiner [illegible] gleichem Resultate führen.

Die Geschichte sei ein Roman, den man glau[illegible] man eine Geschichte, die man nicht glaubt — hat [illegible] gesagt. Nach diesem Satze arbeiten die heutigen [illegible] Italiens. Hr. Hyacint Battaglia konnte sich nicht [illegible] Geschichte Johanna I. von Neapel („Giovanna I. re [illegible] poli, storia del sec. XIV", Mailand 1835) dazu [illegible] zu denen er in den Pergamenten keine Autorität [illegible] Schöpfungen der Phantasie näher zu bringen, so sie [illegible] sonst mit den historischen Foderungen genommen [illegible] mehr ist einem bisher unbekannten Romantiker [illegible] zweiten Hälfte des obenaufgestellten Axioms im [illegible] Vicolungo, racconto di *Luigi Vigna* da Chivasso" [illegible] vara 1835) zu genügen. Es ist darauf zu wetten, [illegible] Geschichte nicht glauben wird. Vielleicht theilt [illegible] Schicksal mit Cesare Cantù, dessen neuestes Werk [illegible] donna d'Imbevera. Racconto di *Cesare Cantù* [illegible] 1835), an innerer Wahrheit auch keinen Überfluß [illegible] diesen Mangel durch so lebhafte Schilderungen aus [illegible] ersetzt, daß man den Mangel durch diesen Ersatz [illegible] gewogen glaubt. Ein noch bestehender Jahrmarkt, [illegible] Kirchweihfeste von Imbevera zusammenfällt und a[illegible] von Bergamo, Brianza u. s. w. vereinigt, hat [illegible] Stoff zu diesem Bilde gegeben, das zum Theil a[illegible] kein Grunde düsterer Kerkermauern ausgeführt ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

nabend, — Nr. 72. — 12. März 1836.

dem kaspischen Meere und in den Kaukasus. kommen in den Jahren 1825—26 von Ed. wald. Erster Band. — Auch unter dem Ti- Periplus des kaspischen Meeres. Erste Ab- g, den historischen Bericht der Reise auf dem hen Meere enthaltend. Stuttgart, Cotta. 1834. . 3 Thlr.

Beschiffung des kaspischen Meeres mit wissen- Absichten war seit vielen Jahren nicht wieder men worden, obgleich die letzten der dahin gerich- ditionen verhältnißmäßig geringe Resultate gelie- n. Der Verf. fand sich also schon in dieser zu einem neuen Unternehmen aufgefodert, und estimmt; als ihm an der Universität Kasan der der Thiergeschichte überwiesen worden war und radezu Pflicht scheinen mußte, das Dunkel zu welches sich über manche Verhältnisse des nahe- Binnenmeeres verbreitet. Die russische Regierung Unternehmen zu befördern und überließ dem die Dauer der Reise das größte der im Hafen achan vorräthigen Kriegsschiffe, um auf ihm seine zu machen. Nur mit großer Mühe gelangen Fahrzeuge über die Untiefen und Schlammbänke Mündung der Wolga, und bei dem schnellen Ab- der Tiefe des kaspischen Meeres überhaupt, dürfte fen wahrscheinlich sehr bald ganz aufgegeben wer- ie kleine Kriegsflotte der Russen ist schon dadurch g geworden, daß gegenwärtig überhaupt nur die lagge dort wehet, indem durch den letzten Krieg die n ihren alten Uferbesitzungen viele verloren haben. Besiegung jener Hindernisse wurde zuerst der Theil der Truchmenenküste besucht, von welcher im Innern zu einer Hochebene ansteigende Land fen bis zum Aralsee ausdehnt. Steile, aber alksteingebirge, theilweise große Anhäufungen von n der Küste, unfruchtbare Steppen im Innern, eben nicht glänzende Vegetation bilden den Cha- ieses Landes, und mit nicht sehr bedeutenden nen der östlichen Küste in ihrer größern Aus- Überhaupt wäre es ein großer Irrthum, viel s oder Ansprechendes in den Umgebungen jenes meers zu suchen, dem die Majestät des Oceans und das mit Ausnahme seiner südwestlichen Ufer nur von sumpfigen Niederungen, kahlen Sandbergen und wasserarmen Felsen umschlossen ist, die in ihrer Gesammtheit den wohlbekannten und oftbeschriebenen Stempel südrussischer Steppen tragen. Entbehrt denn doch selbst die Wasserfläche fast an allen Ufern die glänzende Färbung der Weltmeere und der unergründlich tiefen Gebirgsseen des mittlern Europas; denn das kaspische Meer ist so häufig von Schlammbänken durchzogen und die Tiefe auf denselben so gering, daß bei heftigen Winden der mit heraufgehobene Lehm weiten Strecken eine schmuzige Farbe gibt. Nur der Theil der Gestade, bis zu welchem die Ausläufer des Kaukasus sich herabstrecken, ist angenehm und mag sich mancher Erzeugnisse rühmen, die den Naturforscher anziehen können. Indessen wird die Freundlichkeit und größere Fruchtbarkeit dieser Gegend (des Dagestan) durch das unbändige Naturell der Eingeborenen völlig aufgewogen, die, wie überall am Fuße des Kaukasus, wol von den Russen in die Gebirgsschluchten zurückgedrängt worden sind, allein von ihnen nur mittels unaufhörlicher Wachsamkeit, großen Truppenmassen und langen Ketten von Forts unvollkommen im Zügel gehalten werden.

Von Tarki, am westlichen Ufer, wurde die Reise nach Derbent (nur erst seit 1796 von Rußland abhängig) fortgesetzt, einer bedeutenden Stadt von vielem historischen Interesse, denn manches Andenken und manche Inschrift erinnert an die Zeit, wo die einstigen arabischen Besitzer hier ein festgegründetes Reich gegen wilde Nachbarn durch riesenhafte Baue zu sichern suchten, z. B. durch Absperrung des Kaukasus mittels fortlaufender Mauern, und durch eiserne und strengbewachte Thore. Baku, ein mehr südlich gelegener bedeutender Ort ist sowol dem Physiker als dem Beobachter menschlicher Sitten und Aberglaubens von großem Interesse. Der Erstere erhält hier in den zahlreichen Naphtha- und Schlammvulkanen eine sonst sehr selten gebotene Gelegenheit zu interessanten Untersuchungen; der Letztere aber trifft hier auf zahlreiche Indier, die an der günstigsten Stelle dem alten Cultus der Feueranbetung leben und zu diesem Zwecke die weite Reise von ihrer fernen Heimat bis zu dem heiligen Orte machen, den sie oft vor dem Verstreichen mehrer Jahre nicht wieder verlassen. In einem klosterähnlichen Gebäude versammelt, ist es ihre Beschäftigung, andächtig das Feuer der brennenden Gas-

Digitized by Google

ströme anzubeten, wenn auch nicht als die Gottheit selbst, doch als Emblem derselben.

Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man dieses aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel in der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen, aber je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen daliegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer ——— und neben ihr nach außen steigen kleinere Flämmchen aus der Erde hervor. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu sein.

Das Innere dieses Feuertempels entspricht den Erwartungen des Ungewöhnlichen, die schon bei der Annäherung rege werden. Überall brechen helle Gasflammen aus der Wand und dem Boden hervor; fast unbekleidet gehen die braunen Pilger anbetend zwischen ihnen herum, glücklich in dem Gedanken, einen im fernsten Indien hochberühmten Wallfahrtsort erreicht zu haben, und nicht unzufrieden, wenn der Tod sie hier ereilt, wo ihr Leichnam von heiligem Feuer, statt eines andern Begräbnisses, zur Asche zerstört wird. Baku, dessen Beschreibung zu den gelungensten Theilen des Buches gehört, hat auch in Bezug auf Physik und Geologie dem Verf. sehr reichhaltigen Stoff geliefert, und mit Interesse wird Jeder das 7. Capitel, welches diesen Gegenständen gewidmet ist, lesen. Die Fortsetzung der Fahrt geschah in östlicher Richtung, und schon nach drei Tagen war die Truchmenenküste am balchanischen Golf erreicht, ein Land dem übrigen sehr ähnlich, höchstens geognostisch verschieden, sonst aber nur eine glühende Wüste, wo die Hitze pestartige Krankheiten erzeugt und auf den versengten steinigen Ebenen oder Bergen auch nicht ein Grashalm ergrünt. Hier war einst die Mündung des in der Vorzeit berühmten Oxus, der jetzt in großer Ferne einem andern Bette folgt. Sie zu erforschen, war der Zweck einer gefährlichen Expedition, welcher wegen der Nähe der verrätherischen Truchmenen nicht die gewünschte Ausdehnung gegeben werden konnte, die aber dennoch nicht ganz fruchtlos war. Einige Stämme desselben Volkes haben sich den Russen mehr genähert und stehen mit ihnen im Bündniß. Sie bewohnen eine nahe Insel (Tschelekän), welcher der nächste Besuch galt, und sind nur erst in den neuesten Zeiten dahin gekommen ihr seeräuberisches Leben aufzugeben.

Die südlichen Küsten des kaspischen Meeres sind die interessantesten, sowol in Beziehung auf ihre starke und handeltreibende Bevölkerung, als ihre reichere Natur. Die zwei persischen Provinzen Masenderän und Ghilan sind wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schöne häufig von persischen Dichtern besungen worden, besonders die erstere, als das Land der Rosen und des ewigen Frühlings. Klima und Boden würden in ihnen eine reiche Cultur (z. B. des Zuckerrohrs und ähnlicher halbtropischer Gewächse) erlauben, allein wie in allen vorzugsweis gesegneten Ländern, herrscht auch dort große Arbeitsscheu. Die Perser sind die Herren des Bodens und Niemand wird von ihnen irgend eine auszeichnende Leistung, einen anhaltsamen Fleiß erwarten, wenn er mit dem Charakter bekannt ist, welchen ihnen alle unsere Reisende mit seltener Übereinstimmung beilegen. Unserm Reisenden war es nur auf einem Punkte vergönnt, mit dem Lande vertrauter zu werden, denn die Perser verweigerten die Landung. Ist es nun auch kein Wunder, daß die Nachbarn Rußlands allen Besuchen der Russen, gesetzt sie auch im friedlichsten Gewande, entgegen sind, so bedauert man doch den Verf., der es wol verdient hätte durch die Bereisung der anziehenden Südküste Lohn für die Untersuchung der östlichen und westlichen Gestade zu erhalten, denn ein trauriges Meer bleibt das kaspische, eine abstoßende, im besten Falle langweilige Natur des größern Theils seiner Ufer, wir mögen nun zusammenstellen, was sich im vorliegenden Buche zerstreut findet, oder die nicht seltenen Berichte der vielen Reisenden vergangener Zeiten vergleichen. Höchstens mag der Naturforscher, aber auch dieser nur im beschränkten Maße, dort seine Rechnung finden. Um so verdienstlicher ist es, daß der Verf. solche Materialien zu der Zusammensetzung eines Berichts zu benutzen verstand, der in wissenschaftlicher Beziehung bedeutenden Werth hat, wenn das aus Langeweile lesende Publicum freilich oft zu geschrieben sein konnte. Der Gang der Erzählung ruhig und leidenschaftslos, die Sprache grade nicht glänzend, allein correct. Gegen die Ausstattung ist nur zu erinnern, besonders aber wird Vielen Kolorirkarte des kaspischen Meeres willkommen sein. Der Reisende bei Baku, überwinterte daselbst und besuchte den Kaukasus. Seine Beobachtungen über diese wird er im zweiten Bande seiner Reise mittheilen.

Kunstliterarische Neuigkeiten in München.

Das Narrenhaus von Wilhelm Kaulbach, erläutert von Görres. — Das artistische München. — Künstler von Dr. Nagler. — Neue Abhandlungen der philologischen Classe der Akademie der Wissenschaften. Festprogramm von Thiersch.

1. Das Narrenhaus ꝛc. mit einer Titelvignette, welche genannte beide Autoren in einem Schiff unter einem Hut und dem Motto:

Zwei Narren unter einem Hut
Der dritte sie bescheren thut.

außerdem mit einer großen Kupfertafel, auf welcher das Narrenhaus selbst, nach einer Zeichnung W. Kaulbach's von Merz gestochen vorgestellt ist. Letzteres genauer zu besprechen kann hier unsere Aufgabe nicht sein; wir haben es mit einer literarischen Beilage zu thun und melden nur hier, daß besagtem Blatte hat der Künstler eine Anzahl Menschen, auf verschiedene Weise um ihren Verstand und das Ihrige gekommen, dargestellt, und zwar geleitet von einer [illegible] und richtigen Erkenntniß der naheliegenden Quellen und mit einer Naturwahrheit und psychologischen [illegible] in keinem frühern Kunstwerk der Art anzutreffen ist. Religion und Ehrgefühl sind die drei Quellen, die, außer getreten, die Verkehrung des Geistes anzeigen. Der Künstler in einzelnen Bildern verfährt. Der Herr G. Görres, der Sohn des bekannten [illegible] eine Erläuterung geschrieben, denen er „Ideen über Wahnsinn" beigefügt. Die barocke Zusammenstellung hielt den Ref. lange ab, die sechs Bogen zu lesen. Nun er Solches gethan, kann er sagen, daß

Digitized by Google

...theil der Schrift viel Wahres und Schönes und auf ...sprache, auch selbst witzige Weise ausgesprochen ist. Der ...anfang ist ungefähr folgender: Es ist nicht zu verwun... daß ein Künstler ein Narrenhaus zum Gegenstand seiner ...wählt, da sämmtliche Menschen Narren sind und nur ...hervortreten einiger Soto-Nasen den Chor vermocht hat ...zum Worte zu kommen), dieselben einzusperren. Daß in ...verhältnißmäßig mehr Wahnsinnige und Selbstmörder ...als anderswo (eine dem Ref. unbekannte und durch den ...nicht historisch begründete Thatsache), gibt dem Verf. Ge...heit, sich als eifrigen Katholiken der Heimat der Refor...gegenüber zu erklären.

Die Frage, ob Wahnsinn ein für die Kunst würdiger Gegenstand ...wird nun erst ironisch mit Ja beantwortet, weil ja Alles im ...Leben, in Musik und Dichtkunst wahnsinnig sei und nur so ...Speise noch auf die Nerven wirke. Hierauf nimmt der Verf. ...ernsthafte Wendung und antwortet noch einmal mit Ja. ...durch den Sündenfall zur Fratze verzerrten Menschheit ...kein Bild vorgeführt werden, das sie wirksamer zur Be... brächte, als das Bild des Wahnsinns, und nun entwickelt ...Verf. seine Ansicht über den Unterschied der christlichen und ...lischen Kunst, der nicht in den Formen, sondern Ideen zu ..., in dem Hervortreten der Liebe, gegenüber der Trostlosig... erkennt eine tiefe schwere Trauer, die über den Gebilden griechischen Kunst liegt, und spricht von einer Auferstehung erlösten christlichen am jüngsten Tage. Trotz mancher un...ndlichen und verworrenen Aussprüche enthält diese Be...ung manchen hellen Blick in das Wesen und die geschicht... Bedeutung der Kunst. Die Rückkehr zu dem Menschen, dem höchsten Gegenstand der Kunst, führt den Verf. zur ...chtung des Wahnsinns, dem kräftigsten Ecce homo! und Narrenhauses, des wahrsten Tartarus, in welchem stets ...früchte vor den hungrigen Lippen hangen und vor den ...genden Händen zurückweichen. Die Beschreibung verschie...Arten des Wahnsinns zeigt zwar den Dilettanten, ist aber ...ig und reich.

Mit Hecker läßt sich mit dem Verf. sprechen, aber von ...an geht es uns mit ihm wie dem Fremden, der sich auf ...leuchtrundung in Sachsen vom Aufseher herumführen und ...Wahnsinn der Narren erklären ließ und da erst merkte, ...es mit dem guten Aufseher auch seinen Haken hatte. Es ...nämlich nun die Erklärung der abgebildeten Narren, aber ...tt in die Absicht des Künstlers einzudringen und sich von ...Standpunkt aus die Gestalten zu betrachten, bleibt der ...auf seinem engen Plätzchen sitzen, das zufällig ein Schmoll... über die französische Revolution, über die neue Literatur, ...über allerhand neue Erscheinungen, ja gelegentlich auch ...die Kirchenreformation ist. Nun wird der Kriegsnarr im ...e, seiner Physiognomie nach ein Deutscher, der nur von ...und Schlachten träumt, ein französischer Republikaner, ...auf irgend eine Höllenmaschine sinnt; der Narr, der sich ...einen König hält, ist gar Louis Philipp, oder Napoleon, ...dem Fall aber aus dem Revolutions- oder Reformir... hervorgegangen, dem irgend einmal Zumalacarregui die ...rne Krone vom Haupt reißen wird. Auf diese offen...erklärte und zuweilen ganz geschmacklose Weise werden alle ...e Gestalten des in seiner Art höchst ausgezeichneten ...werks als Vermittler der einzelnen feindlichen Einfälle des ...benutzt; ein Schuster, der sich für einen Philosophen ..., wird nicht undeutlich als Hegel bezeichnet, ein bank... Kaufmann als Opfer der von ihm bezahlten Revolu...; bei einem durch Wollust Zerstörten findet er die Beule, ...der Voltaire und Diderot ausgekrochen u. s. w. Ganz ...deutend wird aber der Verf., wo er Zerwürfnisse unter ...lern in München, die nur sehr Wenigen bekannt und für ...hand von Bedeutung sein können, mit in Scene zieht und ...in sich geknickte Gestalt eines durch verschmähte Liebe zur ...zweiflung gekommenen Jünglings auf den Künstler deutet, ...sich über den ihm gemachten Vorwurf der Genremalerei ärgere.

Ich übergehe die Erläuterungen der übrigen Gestalten, die sich von den bisherigen nicht unterscheiden. Der Künstler ist in keiner verstanden, seine Figuren sind alle einer ganz willkürlichen Deutung unterworfen, die sein in tiefstem Ernste gefertigtes Werk zu einer politisch-literarischen Carikatur herabwürdigen. Diese Erklärweise kann man bei ABC-Holzschnitten und dergl. geistreichen Köpfen verzeihen, aber nicht dem Verf. bei einem Kupferstich nach Kaulbach. Zur Erklärung aber der Erscheinung, daß der Künstler sein Blatt mit dieser Erläuterung ausgibt, bleibt nichts übrig als die Titelvignette.

2. Artistisches München im Jahre 1835, herausgegeben von Adolf von Schaden. Dieses Buch, ein Pendant zu dem von demselben Verf. herausgegebenen „Gelehrten München", ist zwar wie dieses ein literarisches Curiosum, entbehrt aber noch das wenige Salz, was jenes hat und das in dem ergötzlichen Selbstlob der Mitarbeiter liegt. Das ganze Unternehmen, eine höchst unbedeutende und klägliche Geldspeculation (die Mitarbeiter mußten auch Käufer der Buchs und Vorausbezahlter sein), wäre nicht der Rede werth, wenn doch nicht Mancher, durch den Titel verlockt, irgend Wissenswerthes und Neues dahinter zu finden hoffen könnte. Das wenige Ausführliche darin ist (mit Ausnahme der Nachrichten über Klenze, Olivier u. A.) aus frühern Schriften, namentlich aus dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit", ohne die Quelle zu nennen, abgeschrieben. Viele sehr ausgezeichnete Künstler, wie die Gebrüder Heß, Hermann u. A. fehlen, die meisten haben nur ganz kurze, gleichgültige Notizen über sich gegeben, wie Kaulbach, Rottmann, Schwanthaler u. A.; dagegen finden sich viel unbedeutende Namen, sogar von Schreibern, Messerschmieden u. s. w., mit ihren ausführlichsten Biographien unter den Künstlern. Der Gedanke, Nachrichten aus dem Leben der Künstler und zwar von ihnen selbst zu sammeln, ist lobenswerth und reizend. Allein seine Ausführung verlangt den Sinn und Verstand eines Vasari, und die Herausgabe gehört der Zukunft.

3. Das „Neue allgemeine Künstlerlexikon" von Dr. Nagler ist bereits bis zur zweiten Lieferung des dritten Bandes gediehen und reicht bis Cremona, Jeremias da. Da das Ganze auf sechs Bände angekündigt ist, so entsteht die Frage, wie die Inhaber der übrigen 21 Anfangsbuchstaben, unter denen noch das S, sich in den übrigen Raum theilen werden? Die Sache ist nicht ganz geschickt angefangen und fehlt vorzüglich eine Einsicht in die Kunst selbst und das Talent der gleichmäßigen Bearbeitung. Wo der Verf. viel Material hat, sind die Artikel lang, wo wenig, sind sie kurz. Doch gebührt ihm das Lob sorgfältigen Nachsuchens nach den hauptsächlichsten Daten, und dem Buche selbst das des bequemen Formats gegen den Riesen Füßli, zu dem man bei einiger Kurzsichtigkeit schon die Brille braucht.

4. Die Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der Akademie der Wissenschaften, erster Band 1835, enthalten mehre in kunstgeschichtlicher Beziehung interessante Aufsätze. Dr. Streber hat in einer lateinischen Abhandlung 55 ausgezeichnete altgriechische Münzen (im Cabinet des Königs), die bis in die Zeiten Trajan's und weiter reichen, einer neuen Untersuchung und Erläuterung unterworfen, dazu auch vier Tafeln genaue und schöne Abbildungen derselben gegeben. Von Hofrath Dr. Ludwig Schorn ist der Versuch einer vollständigen Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmale in Igel, nebst einer Abbildung, die leider nicht instructiv genug ist. Dr. Sulpice Boisserée hat einen sehr ausführlichen Aufsatz über die Beschreibung des Tempels vom heil. Gral in dem Heldengedicht „Titurel" geschrieben und eine Zeichnung dieses Gebäudes beigegeben, wonach es als eine große Rotonda mit Kuppel und Mittelthurme und 72 Randthürmen, im Styl des kölner Doms ausgeführt, erscheint. Die vom Hofrath Thiersch hierhergehörigen Abhandlungen sind über das Grabmal des Alyattes, des vorletzten Königs der Lydier, Vater des Krösus, das Herodot I, 93 beschreibt, und über die Vasa murrina der Alten. Herr

Digitized by Google

Dr. Othmar Frank hat über das Bild des Weltbaumeisters Visvakarman in einem der Felsentempel bei Illora in Indien geschrieben.

Daß diese Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe gesondert in einem Bande beisammen erscheinen, geschieht zufolge einer neuen Geschäftsordnung der Akademie von 1829, nach welcher eine Classe nach der andern auf ein Jahr die Reihe trifft, einen Band Abhandlungen herauszugeben, welches Loos im verflossenen Jahre auf die genannte fiel.

5. Noch eine andere, für die alte Kunstgeschichte interessante Schrift dürfte weniger verbreitet sein, da sie nur ein Gratulationsprogramm der Universität ist, dem königlichen Paare bei seiner silbernen Hochzeitfeier überreicht.*) Hofrath Thiersch hat in derselben (in lateinischer Sprache) mehre antike Kunstwerke neu erklärt. Das erste ist eine Wandmalerei aus den Bädern des Titus, zuerst herausgegeben und beschrieben in der „Description des bains de Titus etc." (Paris 1786). Thiersch erklärt das Bild mit Hülfe des Homerischen „Hymnus an die Ceres", als diese, wie sie von der Dienerin der Königin Metanira, Jambe, den Königssohn zur Pflege empfängt, bei welcher Erklärung freilich die fliehende Bewegung der als Jambe bezeichneten Dienerin außer Acht gelassen. Das zweite ist ein Vasengemälde von Wagenrennen und Faunentanz und wird mit Beiziehung Pindar'scher Hymnen die frühere Erklärung von Millingen berichtigt, wobei vorzüglich die klare Verbindung der Tänze von Faunen und Bacchanten im untern Theil der Vase (als Darstellung der Siegesfeier) mit dem darüber gemalten Wagenrennen und der Heimkehr des Siegers zu rühmen ist.

Ein herculanisches Vasengemälde (aus den „Pitture antiche d'Ercolano", Neapel 1757), auf welchem ein Greis mit einem Knaben, vor einem Altar sitzend, und zwei weibliche Gestalten, deren eine an ein Pferd sich lehnt, abgebildet sind, wird, den drei frühern Erklärungen des angezeigten Werkes ganz entgegen, aus Sophokles' „Ödipus auf Kolonos, auf diesen, Antigone und Ismene gedeutet, wobei freilich der Knabe unerklärt bleibt. Das Wandgemälde aus den Bädern des Titus (aus dem ob. Werk entlehnt), bekannt unter dem Namen von Venus und Adonis, erklärt der Verf. überzeugend für Phädra und Hippolyt mit Hülfe von Euripides „Hippolytos". Dagegen deutet der Verf. eine kleine anmuthige Sculptur, welche er während seines Aufenthalts in Griechenland in einem Grabe der Insel Nisyros gefunden, auf die jährliche Wiederkehr des Adonis zur Venus und begründet diese Erklärung aus der Adonisfeier des Theokrit. Endlich wird mit Hülfe des Nonnus die unter dem Namen des Mercurius berühmte Statue des florentinischen Museums als der Faun Ampelus bezeichnet, welcher Erklärung der Umstand zu Hülfe kommt, daß der ganze Flügelhelm, das einzige vorhandene Kennzeichen des Mercur, wie der Verf. bei seinem Besuch des Museums entdeckt hat, neu aufgesetzt ist. Nur über das Motiv der Stellung, Armbewegung und der kurzen Rollen in den Händen der Statue erfahren wir hier nichts.

Schließlich müssen wir noch die sinnreiche Wahl der Gegenstände für das Programm rühmen, da es bei der Gelegenheit überreicht wurde, als der König Ludwig mit seiner Gemahlin seinen neuen Palast bezog, dessen Gemächer bekanntlich mit Gemälden zu griechischen und deutschen Dichtern geschmückt sind. 56.

Notiz.

Einer lüttticher Zeitung zufolge hat die Provinz Lüttich gegenwärtig 216 Dampfmaschinen mit 5445 Pferdekraft, auf dem rechten Ufer der Maas 159 mit 2176, auf dem linken 77 mit 3269 Pferdekraft. Die stärkste dieser Maschinen, von denen nur 3 im Auslande gefertigt sind, hat 380, die schwächste anderthalb Pferdekraft, wie aus folgender specielleren Angabe erhellt; man zählt nämlich 18 von 100—300, 20 von 50—100, 38 von 20—50, 139 von 10—5, 1 von 1½ Pferdekraft. Nach diesem Verhältniß kann man die gesammten Dampfmaschinen Belgiens zu ungefähr 20,000 Pferdekraft annehmen; die stärksten findet man im Hennegau, zu Charleroi u. s. w. Frankreich hat nach einem officiellen Bericht 946 Dampfmaschinen, die sämmtlich nur 14,051 (keine hat über 100) Pferdekraft haben. Das kleine Belgien ist also dem großen Frankreich in dieser Beziehung zwölffach überlegen.

*) Ludovico primo Bavariae regi etc. et Theresiae reginae etc. tori genialis quinque lustra feliciter peracta pie gratulatur Universitas Ludovico-Maximilianea Monacensis, addita dissertatione, qua probatur veterum artificum opera veterum poetarum carminibus optime explicari. Monachii MDCCCXXXV.

Bibliographie.

Bartholmae, J. C., Lieder der Liebe für Schüler. Ein würdiges Weihnachts- Neujahr- Geburts- und Namenstags-Geschenk für Liebende, Freunde und Freundinnen. Dinkelsbühl, Walthr. 8 Gr.

Bibliothek, Englische. Eine fortlaufende Auswahl der anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften in sorgfältig bearbeiteten Übertragungen von L. Kreling. IV. Bd. 6 Hefte. Gr. 8. Carlsruhe, 2 Thlr. 16 Gr.

Gervinus, G. G., Über den Göthischen Briefwechsel. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr.

Guerike, H. E. F., Handbuch der Kirchengeschichte. 2te Auflage. 1stes Heft. Gr. 8. Halle, Gebauer. Subscr.-Pr. 8 Gr.

Hanke, H., Die Schwägerinnen. Roman. 2 Bde. Gr. 12. Hanover, Hahn. 1835—36. 2 Thlr. 20 Gr.

Jacobi, Chr. F., Historisch-pädagogische Reise durch Hessen und einem Theile von Preußen. (In 2 Theilen.) Gr. 12. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1836. 1 Thlr.

Loebell, J. S., Berlin und Hamburg, oder Bilder aus dem Leben. 1ster Theil. 8. Breslau, Friedländer.

Mäusch und Hannemuthe. Localposse in einem Act. Mit colorirter Abbildung. Gr. 12. Leipzig, Bergen.

Napoléon, Précis des guerres de César, écrit par M. *Marchand* à l'île de St.-Hélène sous la dictée de l'empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon. 16. Stuttgart, Brodbag. 18 Gr.

Pfennig-Encyklopädie für Kaufleute und Fabrikanten. Wörterbuch des Handels, des Fabrik- und Manufacturwesens, der Münz-, Maß-, Gewichts- und Waarenkunde, der Schiffahrt, der Wechsel- und Bankgeschäfte u. s. w. Nach den englischen des Mac Culloch, mit Benutzung französischer und deutscher Werke, in alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrter und Kaufleute unter der Redaction des A. Diezmann. No. 1. Schmal gr. 4. Leipzig, Fleischer's Verlagsexpedition. Der Jahrgang von 52 Nummern wöchentlich erscheinen, à 8 Pf. 1 Thlr. 10½ Gr.

Sorgenfrei, W. v., Versuch das menschliche Leben in seinen Hauptperioden, Auf- und Abstufungen, Ausgleichungen und Leidenschaften, dann Wechseln mittelst Spiegelglases — wie in einem Panorama zu betrachten. Mit Titel-Vignette. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 9

Stephani, H., Die Offenbarung Gottes durch Vernunft, als die einzig gewisse und völlig genügende. Zugleich den des Lichts und eines vernünftigen Christenthums. Gr. 8. Leipzig, Baumgärtner. 1835. 1 Thlr. 12

Wachsmann, C. von, Das Urtheil des Paris. Dramatisches Schauspiel in fünf Acten. Gr. 8. Breslau, Leuckart. 18 Gr.

Weil, J., Das junge Deutschland und die Juden. Frankfurt a. M., Jaeger. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 73. — 13. März 1836.

Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835.

— — Den ersten Ruhepunkt fanden wir in Nürnberg. Ein längerer Aufenthalt vor einigen Jahren hatte [illegible] mit dieser höchst anziehenden Stadt innigst befreundet. Als sich die Gebäude der Burg und die Thürme der Sebaldus- und Laurentiuskirche immer merklicher nähern und endlich der mächtige Thurm am Neuthor [illegible] willkommen hieß, empfand ich ein wahrhaft heimatliches Behagen. Wieviel auch Nürnberg von seinem altthümlichen Gepräge verloren haben mag, es hat noch [illegible] von dem Charakter einer kunst- und ehrenreichen [illegible] behalten, worin der antimoderne Genius loci [illegible] erkennen ist.

Der erste Besuch wurde den Kirchen abgestattet. Während einer heißen Mittagsstunde gewährte mir St.-Sebald in seinen ehrwürdigen Hallen wieder den erquickenden Genuß seiner Schätze. Noch ist Alles an seinem Platze, — Schnitzwerk und Gemälde an Pfeilern und Altären, die Glasmalereien in den Fenstern, die Tucher'sche Lampe, ja sogar das Chaos alter morscher Bänke, durch welche das Schiff der schönen Kirche so arg verunstaltet wird. Ich [illegible] Alles unverändert wieder, nur das Sebaldusgrab schien mir wie ein noch nie gesehenes Wunderwerk, und mächtiger als je ruhten meine Blicke auf dem kleinen Männlein mit Schurzfell und Hammer.

Nach Mittag wandte ich mich zuerst der Lorenzkirche und konnte nicht müde werden, ihren herrlichen Vorbau, die schlanken Thürme und zwischen ihnen das [illegible] Portal mit der prächtigen Fensterrose zu bewundern. Schade, daß der nebenstehende Wurzelbauer'sche Brunnen [illegible]erlos war und wahrscheinlich die Dürre das plätschernde Gespräch seiner ehernen Tugendgestalten zum Verstummen gebracht hatte! Im Innern der Kirche fand [illegible] eine heilsame Veränderung. Der geschmacklose Aufbau des Hochaltars war verschwunden, um durch einen [illegible]endern ersetzt zu werden, wozu der Himmel das Gedeihen schenke! Alles Übrige war so reizend wie sonst. Das Auf- und Abwandeln zwischen den herrlichen Pfeilern, die malerischen Durchblicke, die Betrachtung des Sakramenthäusleins von Adam Kraft, die Farbenpracht der Fenster und vor allen des Volkamerischen, — Alles dies ruft eine Stimmung hervor, die man gern so lange als möglich festhalten möchte.

Wer in den Straßen Nürnbergs lustwandelt, wird oft und gern stillstehen müssen, da an so vielen Häusern bald ein alter Erker, bald eine künstliche Steinhauerarbeit, bald ein zierliches Eckthürmchen, oder ein merkwürdiger Giebel die Blicke an sich zieht. Auf dem Marktplatz, von welchem man den hölzernen Bazar wegwünscht, erhielten die Frauenkirche und der mit Recht so genannte schöne Brunnen wieder den so oft schon dargebrachten Zoll der Bewunderung. Es wollte mich jedoch diesmal bedünken, als wären manche Restaurationen des Brunnens nicht ganz im Costume des Ganzen. Immer bleibt indessen das Werk erstaunenswürdig und Mit- und Nachwelt den Erhaltern und Wiederherstellern desselben zu hohem Danke verpflichtet. Auch der Brunnen mit dem Gänsemännchen durfte nicht unbesehen bleiben, aber leider mußte ich diesmal manchen Häusern vorbeigehen, deren Kunstschätze ich durch die Güte der Besitzer bei meinem frühern Besuche hier kennen lernte.

Schwerlich möchte in einer deutschen Stadt ein anziehenderer Ort gefunden werden als die Burg in Nürnberg mit ihren großen Erinnerungen und dem historischen Charakter ihrer Gebäude. Mit eignen Empfindungen nähert man sich den altergrauen Mauern und Thürmen, dem Schloßthor mit dem alten Doppeladler und tritt in den Burghof ein, in dessen Mitte die uralte, schon vom Vater Dürer's begrüßte Linde noch immer fröhlich auf alterschwachem Stamme grünt. Mit unsäglicher Befriedigung sah ich die bekannten Räume des Innern wieder, die seit dem letzten Besuche des Königs Ludwig nun wieder zur Fürstenwohnung geweiht sind. Die Aussicht aus den Fenstern auf die unten gelagerte Stadt ist wohl geeignet, das Herz eines deutschen Königs zu erfreuen. Gern verweilt man in dem Kaisersaale und in den andern Gemächern mit ihren merkwürdigen alten Öfen, vor den alten Bildern deutscher Meister, womit die Wände reichlich geschmückt sind. Werke von Dürer (unter andern seine als echt bestrittenen Apostel), Kranach, Holbein, besonders aber von Scheuffelin, Kulmbach, Penz, Burgkmaier u. A. geben hier genug zu schauen und zu denken. Nach dem Besuche der ehrwürdigen Burgkapellen, zuerst der byzantinisch-zierlichen Ottmarskapelle mit den vier

Digitized by Google

schlanken Marmorsäulen und trefflichen Bildschnitzereien, dann der halb unterirdischen Margarethenkapelle mit den niedrigen, dicken Säulen im schwerfälligen Style des 10. Jahrhunderts ließen wir auf der Burg-Freiung auch dem mildesten Abend sein Recht widerfahren und kehrten, von vielen Gedanken ernst und freudig bewegt, erst in tiefer Dämmerung in die stille Stadt zurück.

Am andern Morgen sah ich im alten Rathhaussaale die Dürer'schen Wandmalereien wieder, dann des Künstlers altes (weather-beaten) Wohnhaus, aber auf dem nach ihm genannten Platze fehlt noch immer zu dem schon daliegenden Sockel die Statue des großen Meisters, deren Ausführung nun endlich den Händen Rauch's anvertraut sein soll und mithin zu großen Erwartungen berechtigt. Länger verweilte ich diesmal in der benachbarten Moritzkapelle, die jetzt zu den ersten Merkwürdigkeiten Nürnbergs gehört. Dies alte Gebäude, welches nach manchen Schicksalen zuletzt als Holzmagazin diente, hat der kunstsinnige König 1828 in einen Bildersaal der altnieder- und oberdeutschen Malerschule verwandeln lassen, der jetzt gegen 150 früher in den Sammlungen zu München, Schleisheim und selbst Nürnberg vorhandene großentheils sehr merkwürdige Gemälde enthält. Mit besonderm Interesse sieht und studirt man an einem Orte, der als die Wiege deutscher Kunst zu betrachten ist, die Werke byzantinisch-niederrheinischer, alt niederländischer und deutscher Meister, unter welchen ich allein eines alten schwäbischen Meisters gedenken will, dessen Bekanntschaft ich hier zuerst machte. Er heißt Bartholomäus Zeitblom; seine beiden in der Moritzkapelle befindlichen Bilder die heil. Margaretha und heil. Ursula scheinen mir in Auffassung, Darstellung und Colorit zu dem Schönsten in ihrer Art zu gehören und sind jedenfalls köstliche Denkmäler einer wenig gekannten Zeit.

Nur zu schnell war die kurze uns in Nürnberg gestattete Frist verstrichen, nur zu bald schlug die Stunde der Trennung. Aber ich hatte doch das theure Bild der alten Stadt in mir lebendig aufgefrischt und für die Mappe der Erinnerung neue Blätter gewonnen. Den nächsten Aufenthalt gewährte Regensburg. In der Frühe eines trüben Morgens sahen wir die alte Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen sich längs der Donau vor uns ausbreiten, und bald befanden wir uns jenseit der sehr alten Brücke mitten in ihren Mauern.

Regensburg hat nicht wie Nürnberg die Heiterkeit, sondern nur das Finstere und Mürrische des Alters. In engen Straßen hohe Häuser, doch unter diesen manche alterthümlich sehr interessante. An sehr alten Kirchen kein Mangel, fast aber alle schmählich modernisirt. Namentlich gilt dies von den alten Reichsabteien St.-Emmeran, Ober- und Niedermünster, der alten Kapelle u. a. Im altitalienischen Style erbaut zeigt sich die jetzt unbenutzte, neben dem Dom liegende „alte Pfarr", die überdies noch in einem finstern Winkel ein wenig bekanntes Monument Peter Vischer's auf eine 1521 hier verstorbene Frau Tucher aus Nürnberg, in Form einer Bronzetafel mit Reliefs, besitzt. Wer das Andenken des deutschen Reichs in Ehren hält, der wird im alten Rathhaus den berühmten Re- und Correlationssaal nicht unbesucht lassen und in dem unscheinbaren Raume Stoff zur Betrachtung finden. Als das älteste Denkmal der Baukunst endlich dürfte wol das byzantinische Portal [illegible] schottischen Benedictinerklosters St. Jakob mit [illegible] Sculpturen, von fabelhaften Thieren und Menschen [illegible] zusehen sein, welches halb unter Bäumen versteckt [illegible] malerischen Anblick gewährt.

Das Herrlichste aber, was Regensburg besitzt, ist [illegible] schöner Dom, der zu Ende des 15. Jahrhunderts [illegible] geworden, zwar nicht mehr die ganze Reinheit [illegible] monische Eleganz des Spitzbogenstyls darstellt, aber [illegible] noch ein bewundernswürdiges Werk der deutschen [illegible] bleibt. Namentlich machen die schönen, grandiosen [illegible] hältnisse des ganz vollendeten Innern, die zu [illegible] hen Gewölbe leicht aufstrebenden Pfeiler und die [illegible] mit ihren Glasmalereien, welche eine heilige Dämmerung verbreiten, den unbeschreiblichsten Eindruck. Die [illegible] gemalten Fenster sind ein Geschenk des Königs [illegible] gen die münchner Glasmalerei auf einer hohen [illegible] Vollkommenheit. Dies gilt besonders von den [illegible] gesetzten Gläsern, die nicht nur durch die [illegible] Farben, sondern auch durch die Schönheit der [illegible] und Gruppen und den geschmackvollen Reichthum [illegible] Verzierungen der höchsten Bewunderung werth sind. [illegible] derbar ist die Beleuchtung, wenn die Sonne [illegible] Fenster glänzt und bunte Farbenbilder auf [illegible] und dem Fußboden erscheinen! Eigenthümlich [illegible] sind die steinernen, meistens sehr kunstreichen [illegible] mit welchen die Altäre überbaut sind, nicht min[illegible] auf gleiche Weise verzierter Brunnen, der an [illegible] sich schon mitten in einer christlichen Kirche eine [illegible] würdigkeit ist. Eben war man beschäftigt, den [illegible] des Königs zur Ausführung zu bringen und die [illegible] von allen geschmacklosen, Wände und Pfeiler entstellenden Monumenten, bretternen Galerien und andern [illegible] Baulichkeiten zu säubern und Alles zu entfernen, [illegible] ihrem ursprünglichen Charakter zuwider ist. Die [illegible] der Kunst und des Alterthums dürfen demnach [illegible] den Dom zu Regensburg in derselben großartigen [illegible] wie den Dom zu Bamberg bald von allem Unrath [illegible] Perückenzeit gereinigt und herrlich wiederhergestellt zu [illegible]

Auch der neuesten Zeit verdankt Regensburg [illegible] ansehnliche Gebäude. Die schönen Marstallgebäude [illegible] Fürsten zu Thurn und Taxis, die prächtige, mit [illegible] von Schwanthaler geschmückte Reitbahn sind jedem [illegible] eines Besuches werth. Der fürstliche Palast [illegible] ehemalige Benedictinerabtei nicht verleugnen und [illegible] darum gewissermaßen weltgeistlich aus. Der [illegible] große Garten ist dem Publicum geöffnet und [illegible] die anmuthigen Parkanlagen, von welchen [illegible] burg umgeben ist. Unter den hier aufgestellten [illegible] lern um die Stadt verdienter Männer muß [illegible] das Monument ausgezeichnet werden, welches [illegible] Primas dem Andenken Kepler's errichtet hat.

Einen neuen Glanz erhält die alte Stadt [illegible]

Digitized by Google

[illegible] Allerhöchstdenselben, welche König Ludwig [illegible] Stätte aufsuchen läßt. Mit [illegible] sehr gespannt, aber [illegible] Spannung legte ich den etwa meilenlangen [illegible] Stück, um hier die erste der kolossalen Kunstschöpfungen zu begrüßen, welche Baierns König ins Leben [illegible] Sie befindet sich auf dem linken, mit bewaldeten [illegible] Donauufer, neben dem Flecken Donaustauf, über welchen sich ein hoher Berg mit einer malerischen Burgruine erhebt. Auf der nächsten Höhe, mitten in einem Eichenwäldchen, doch dem Blicke frei, thront die Walhalla. Der etwas steil sich zum Flusse herabsenkende Berg trägt bereits die Substructionen zu prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden Treppen, welche hinauf führen sollen. Der Platz, ein großes Panorama gewährend, scheint wie herrlich gewählt und [illegible] ein Monument zu tragen, welches ein deutscher [illegible] aus eignem, hochherzigem Antriebe dem Ruhme Deutschlands errichten läßt. Meilenweit wird man den [illegible] Tempelbau aus weißem Marmor mit seinen 52 [illegible] Säulen erblicken, während man jetzt freilich nur [illegible] ein ungeheueres Bretterhaus sieht, innerhalb dessen der [illegible] wird, über welchen gewiß noch vier bis fünf Jahre zu seiner Vollendung hinrollen werden. Mit Bewunderung sahen wir das meist bis zum Dache fertige Rund, die hohen, von Riesensäulen umgebenen Marmorwände, kurz ein Werk, das schon jetzt durch seinen [illegible] majestätischen Charakter und die auch dem Laien [illegible] Trefflichkeit der Arbeit einen unaussprechlichen [illegible] macht. Unfehlbar wird es dereinst eine [illegible] nicht nur Baierns, sondern auch Deutschlands sein, [illegible] die Frage hervorlocken, warum ein herrliches [illegible] deutschen Männern und Frauen geheiligtes Gebäude [illegible] und nicht im deutschen Style erbaut ist, der [illegible] dazu, besonders in der Nähe Regensburgs, vor Allen [illegible] hätte. Höchst interessant ist auch die jetzige [illegible] der Walhalla. In einer kleinen bretternen [illegible] hausen und lärmen die unzähligen Arbeiter, na[illegible] bis Steinmetzen, welche die ungeheuern, in grossen Massen umherliegenden Blöcke aus den Marmorbrüchen des Untersberges behauen. Wir traten in einen grossen Schuppen, wo es am lebendigsten herzugehen schien, mußten aber in dem dichten Kalkstaube nicht die Anzahl [illegible] Raum die Gestalten der Werkleute erkennen. Allenthalben herrscht außerordentliche Thätigkeit, zu deren Belebung gewiß die öftere Gegenwart des Königs beiträgt, welcher häufig allein und incognito von sich einfindet, nur begleitet von der gerechten und bewußten Freude des Mannes, der den Lieblingstraum seiner Jugend sich immer [illegible] verwirklichen sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

Der Sagenkreis und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Erster Theil. — Auch unter dem Titel: Die Sagen von Eisenach und der Wartburg, dem Hörselberg und dem Reinhardsbrunnen. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring. 1835. 8. 1 Thlr.

Das alte Bekannte, Geschichtliche und Überlieferte, mit gutem Anschein eine gelungene Lösung vorbehaltend. Die Werke und Bewohner der Wartburg von Ludwig dem Springer an bis auf Junker Görge werden vorübergeführt; die bestimmtesten Gestaltungen sind die des Landgrafen Ludwig und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, die hier einmal, der Geschichte treu, einen liebevollen, gegen ihre fromme Schwärmerei nachsichtigen Gemahl hat, nicht wie es als Folie für die Heilige von Legendenschreibern und Nachsprechern als ein engherziger und rauher Tyrann verleumdet ist. Einige Spuksagen reihen sich den geschichtlichen Daten von Eisenach und der Wartburg an, so den Übergang zu der Sage von Hörselberg, dem Junker Tannhäuser und dem getreuen Eckart bildend, wobei jedes Wesentliche berührt und nur der Umstand vergessen ist, daß das Dorf Sattelstädt von Satansstätte den Namen erhielt. Mit dem Sagenkreis von Reinhardsbrunn schließt der Theil, dem bald ein zweiter gleich guter folgen möge, der manche geschichtliche Ereignisse und Überlieferungen in diesem vervollständige!

2. Der Bettler von Saint-Columba. Margarethe von Schottland. Zwei Novellen von Johanna Schopenhauer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Die Reise nach Italien. Von Derselben. Ebendaselbst. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Bettler, den man seltsame Schicksale zutraut, zu deren Enthüllung die Verf. uns Hoffnung gibt, verbindet seine Tochter, einer schamhaften, in sich zurückgezogenen Jungfrau des Mittelalters vergleichbar, mit einem Weltling unserer Tage, der die Gefühlvolle nur unglücklich machen kann, dessen Rettung das Verderben der unerfahrenen Gattin ist; im Eifer, den Jüngling dem Selbstmord zu entreißen, vergaß der Greis, daß ein Individuum, dem nur das Äußere gilt, Dasjenige vernichten wird, welches nur ein inneres beschauliches Leben kennt und liebt. „Margarethe von Schottland" lehrt, daß in den höchsten Ständen die Frauen noch mehr als in den niedern auf den Schein zu achten haben, daß das Sein wol ihnen selbst genüge, aber nicht der Menge, deren Urtheil auch für der höchsten Frau Zufriedenheit unentbehrlich ist.

„Die Reise nach Italien" ist eine wohl ersonnene, vielfach verwickelte, nicht gewaltsam gelöste Erzählung, sowol durch Erfindung als durch die handelnden Personen anziehend, von denen die so eigenthümlich liebenswürdige Mariuccia vor Allen unsere Gunst erwirbt, so sehr, daß wir ihr zu Gefallen das Romanhafte in der Novelle für romantisch gelten lassen.

4. Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. Dargestellt von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 3 Thlr.

Die Bilder theilen sich in das historische und das Genrefach. In jenem werden Hamburgs Bewohner aus der alten und der neuern Zeit, öfterer Ambos als Hammer, als schier unerreichbare Inbegriffe jeglicher Tugenden dargestellt und an ihren Feinden, blinden Heiden oder Maulchristen, wird kein gutes Haar gelassen. „Die erste Oper" konnte ausgeführter sein, so ist es eine sehr blasse Skizze von zu wenigen Strichen. „Die schönen Geister" tragen bestimmtere, aber vielleicht nicht ganz richtige Formen. Zwei Schauspielerinnen, die von ihren Zeitgenossen als sehr achtbare Frauen anerkannt wurden, die, das damals noch nicht besiegte Vorurtheil widerlegten, als sei Sittlichkeit und Schauspielerin unverträglich, diese ehrenwerthen Frauen erscheinen hier im zweideutigen Licht, dagegen wird dem trefflichen Übersetzer Bode ein höchst einnehmendes Wesen und männliche Schönheit beigelegt, was Personen, die ihn kannten — und deren gibt's noch — nicht zugestehen, vielmehr ihm ein vierschrötiges, überaus plumpes Äußere beimessen, das auch in der Jugend nicht schön sein konnte, sowie das derbste Betragen, das sogar in der Sturm- und Drangperiode für das Gegentheil von höflich galt. Die Genrebilder ermangeln des Humors und stellen öfterer die Stimmung, das Verhältniß des Erzählers als den Gegenstand selbst dar. Die lebendigsten, der Wirklichkeit abgelauscht, sind „Die Eisbahn", „Einschlachten", „Landhäuser", „Lootsen".

Digitized by Google

[illegible] Ein [illegible] [illegible] [illegible]

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 74. — 14. März 1836.

Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Ehe ein längerer Aufenthalt uns bei den Kunstschätzen Münchens fesseln sollte, folgten wir der Einladung der schönsten Herbsttage zu einem Ausfluge nach Salzburg. Als die Kette der blauen Berge mit ihren weißen Häuptern uns immer erhabener entgegentrat, als die Bauart der Bauernhäuser mit den Galerien und abgeflachten, mit Steine beschwerten Dächern, als Tracht und Ausdruck der Landleute die unmittelbare Nähe des schönsten Alpenlandes verkündeten und die Zauber der Gebirgswelt immer mächtiger wurden, schien auch die erfrischten Seelen mit neuer Lebensäther zu umwehen. Was man auch Schönes gesehen haben möge, das salzburger Land bleibt unvergleichlich schön. Zwanzig Jahre sind beinahe verflossen, seit ich es mit allem Entzücken der Jugend zum ersten Male betrat; aber einen tiefern und wundervollern Eindruck wie jetzt habe ich damals schwerlich empfunden. Unter dem blauen, tagelang durch kein Wölkchen getrübten Himmel, auf den frischgrünen Matten, in Mitten der riesenhaften Bergriesen, Wasserfälle und tosenden Felsenbäche, in milden Wehen der gewürzten Alpenluft schienen alle Mißklänge des Lebens verschwunden, vergessen und das ganze Dasein zu einer heitern Poesie verklärt zu sein. Ich glaubte nie ein herrlicheres Landschaftsbild gesehen zu haben als Berchtesgaden, wie es jetzt idyllisch zu den Füßen des schneebedeckten Watzmanns vor mir lag; die Fahrt auf dem romantischen Königssee dünkte mich wie ein neues, noch nie zuvor gekanntes Glück. Und Salzburg selbst, welche Lage, welche südlichheitere Stadt! Ängstlich suchten ich Alles, was schon einst mich dort entzückt hatte, wieder auf; ich schwelgte in den Aussichten vom Mönchs- und Capuzinerberge, von der Festung und hundert andern Stellen; ich erfreute mich der Straßen und Plätze, der stattlichen, leider nur zu weiß übertünchten Häuser mit flachen Dächern, der Brunnen und italienisch klingenden Kirchen, und unter diesen vor allen des Doms. Ein merkwürdiges Ereigniß sollte eben die sonst stille Stadt in ungewohnte Lebendigkeit versetzen, die Wahl eines neuen Erzbischofs. Wir waren Zeugen alles damit verbundenen Gepränges und eines ungeheuchelten Volksjubels, als diese Wahl auf den jungen, liebenswürdigen, von Land und Stadt hochverehrten Fürsten Joseph von Schwarzenberg fiel. Unvergeßlich wird uns auch der Abend dieses schönen Tages bleiben, da wir in dem reizenden Schwarzenberg'schen Aigen hinter dem prächtigsten Gebirgsamphitheater die Sonne sinken sahen und der ihrem geistlichen Fürsten dargebrachte Jubel der glücklichen Aigner uns noch lange bei der späten Heimkehr nachklang.

Und nun endlich, nach so tiefen, stärkenden Zügen aus dem Verjüngungsbecher der Natur, nach München, welches diesen Herbst nicht nur für mich, sondern auch für viele Tausende, die das allerdings einzige Octoberfest hinzog, die Losung zur Reise war. München ist wie Rom von einer Art Campagna umgeben, welche jedoch den großartigen Charakter der römischen entbehret. Die Stadt selbst besteht aus einem alten Kern und einem neuen, glänzenden Anwuchs. Dieser ist das München des Königs Ludwig, von welchem hier vorzugsweise die Rede sein soll. Was sich uns während eines monatlangen Aufenthaltes in Folge häufiger und langer Anschauung, in Folge von Erkundigung und Reflexion dort geistig festgestellt hat, das wollen wir in der Kürze jetzt berichten.

Zuerst gedenken wir der Architektur, welcher der König ein beinahe unermeßliches Feld zu den grandiosesten Schöpfungen angewiesen hat. Keine Residenz hat deren in der neuesten Zeit und so schnell nacheinander so viele und so glänzende erhalten, ohne von denen zu sprechen, zu welchen erst der Plan entworfen ist. Erstaunt betrachtet man ein Prachtgebäude nach dem andern, durchwandelt die aus hohen, prächtigen Wohnhäusern gebildeten, breiten, oft unabsehlichen Straßen und vermißt nichts als — das Volk, welches in diesen Häusern wohnen sollte. Wie sehr auch die Bevölkerung Münchens in den letzten Decennien gewachsen sein mag, sie ist jetzt von den ungeheuern Bauten beinahe überwachsen worden. Und wirklich soll sich die überspannte Bauluft der Münchner bereits gerächt haben durch den verminderten Werth der häufig so leicht und leichtsinnig aufgeführten, spärlich bewohnten Gebäude und durch den Verlust großer Capitalien. Aber der Kunstfreund braucht sich nicht in die Angelegenheiten des Staatswirths zu mischen, nicht die finanziellen Mittel der Bauunternehmer und den materiellen Werth der Gebäude zu untersuchen, er hat es lediglich mit dem Kunstwerth derselben zu thun.

Digitized by Google

Die größten Werke der Baukunst nehmen sogleich den Sinn gefangen, wenn man durch die prächtige Ludwigsstraße in München einfährt. Während rechts am Thore noch ein Bretterverschlag den ungeheuern Raum umschließt, auf welchem das Universitätsgebäude sich erheben soll, zeigt sich links halbvollendet die Ludwigskirche, gegenüber beinahe fertig das Blindeninstitut, ebenso die Bibliothek auf der linken Seite, ganz vollendet das Palais des Kriegsministeriums und die kolossalen Wohnhäuser zu beiden Seiten der Straße. Hier wie bei den andern großen Neubauten Münchens drängt sich die Bemerkung auf, daß es unserer Zeit an einem eigenthümlichen, entsprechenden Baustyle zu fehlen scheint, daß sie in dieser Beziehung bei vergangenen Zeiten und fremden Völkern borgen muß und gegebene Muster entweder blos nachahmt, oder aus der Verschmelzung mehrer Style Werke zu Tage fördert, die vor einem reinen Geschmacke nicht recht probehaltig sind. Das bestätigt sich auch in München, wo die Bauweisen der verschiedensten Jahrhunderte an einzelnen Exemplaren wiedergegeben sind und auch manche zwitterhafte Erscheinungen nicht fehlen. Zwei Architekten haben bisher die großen königlichen Bauten geleitet, die Herren von Klenze und Gärtner, von denen der erste mit entschiedener Vorliebe dem antiken, der andere dem mittelalterlichen Style ergeben ist. Die meisten öffentlichen Gebäude der Ludwigsstraße sind nach den Plänen Gärtner's aufgeführt und bezeugen das Talent eines Künstlers, der frei von aller Nachahmungssucht mit glücklichem Takt und feinem Geschmack die mittelalterlichen Formen zwanglos unserer Zeit anzupassen versteht. Dies zeigt sich zuvörderst an der im byzantisch-altitalienischen Style erbauten Ludwigskirche, deren Vorderseite in den ersten Octobertagen enthüllt wurde und eins der edelsten und charaktervollsten Bauwerke unserer Tage erkennen ließ. Sie wird dereinst mit ihren beiden Thürmen und von Arcaden getragenen Nebengebäuden einen großen Eindruck hervorbringen, der unstreitig viel größer sein müßte, wenn sie an einem freien Platze liegend nicht durch die gegenüberstehenden Gebäude beschränkt würde. Eins dieser Gebäude ist das Blindeninstitut, welches mit seinen wohlverstandenen byzantinischen Formen gewiß zur Freude aller Sehenden dasteht. In ganz eigenthümlicher Schönheit zeigt sich das Gebäude der Bibliothek und des Reichsarchivs, welchem Gärtner sehr glücklich den Charakter der altflorentinischen Sicherheit und Festigkeit, verbunden mit edler Zierlichkeit aufgeprägt hat. Es ist zwar nur aus Backsteinen erbaut, doch scheint das Material hier wahrhaft umgewandelt und macht mit seinem natürlichen gelbbräunlichen Farbentone eine treffliche Wirkung. Die Vertheilung der Masse ist meisterhaft, und weit entfernt durch die Einfachheit ermüdet zu werden, wandert das Auge mit Wohlgefallen auf der großartigen Fronte mit ihren zahlreichen Bogenfenstern umher. Die übrigen meistens sehr großen Häuser der Ludwigsstraße, zum Theil nach Klenze'schen Angaben erbaut, imponiren fast nur durch ihre räumlichen Dimensionen; irren wir nicht, so ist an allen mehr oder weniger der Mangel eines sichern, durchgebildeten Geschmacks und eine gewisse Phantasielosigkeit nicht zu verkennen. Ebenfalls von Klenze erbaut ist in der Ludwigsstraße der Palast des Herzogs Max, der zwar gefällige Verhältnisse zeigt, aber ebenso wenig den Charakter einer Fürstenwohnung trägt wie der nahestehende Leuchtenberg'sche Palast. Dieser hat nun ganz am Platze der Symmetrie zu Liebe, einen ganz gleichgebauten Flügel erhalten, wiewol dies Gebäude, hauptsächlich zu geselligen Vergnügungen und musikalischen Aufführungen errichtet, auch äußerlich schon seine Bestimmung kundgeben müßte. Daß die Architektur in dem neuen Stadttheile überhaupt etwas kalt und fremdartig erscheint, rührt gewiß von dem Mangel an Leben und Bevölkerung her, welchem man durch Verlegung der Universität dorthin einigermaßen abzuhelfen hofft.

Wenden wir uns jetzt zu den Gebäuden, welche zu künstlerischen oder religiösen Zwecken bestimmt, ihre Innenschmückung durch mehre Künste erhalten haben. Hier ist nun die von Klenze aufgeführte Glyptothek zu nennen. Kenner werden an der Architektur Manches auszusetzen finden, eine große Wirkung ist ihr indessen doch nicht abzusprechen. Ihr aus zwölf Sälen bestehendes Innere ist bekanntlich sehr prachtvoll, aber eben diese Pracht, alle Inhalt überstrahlend, häufig sehr getadelt worden. Es scheint dieser Tadel ziemlich grundlos, weil die prächtige und großentheils geschmackvolle Ausschmückung der Räume dem hohen Werthe dieser Antikensammlung nur eben gemessen ist und immer nur dienend, huldigend und unterbreitend, nie herrschend erscheint. Unter den mit emblematisch verzierten Deckengewölben, vor den mit farbigem Stucco lustro bedeckten Wänden, auf den kostbar mit Marmor ausgelegten Fußböden scheinen die Bildwerke der antiken Plastik nur eben recht an ihrem Platze zu sein. Die Aufstellung nach den historischen Entwickelungsperioden der Kunst ist musterhaft und fast alles in der Sammlung vorhanden, das nicht den größten historischen und artistischen Werth besäße. Vieles von dem, was früher zu den ersten Zierden des Louvre gehörte, was in Rom als köstlicher Privatbesitz in Palästen und Villen glänzte, das findet sich hier wieder vereinigt und macht die Glyptothek zu einem Museum, welches man auch nach dem Vatican mit Bewunderung und Entzücken betritt. Der ägyptische Antinous, die äginetischen Statuen, Apollo Citharoedus, Leukothea, der schlafende Faun, der himmlische Torso des Niobiden, die Medusa Rondanini, Jason u. s. w. sind nur einige Sterne erster Größe unter den vielen, welche in diesem Gebäude schimmern und durch ihre schlichte, großartige Herrlichkeit, trotz allen Umstellungen durch die Zeit, den königlichen Schutt, die Wände in Schatten stellen. Aber auch die neue Zeit hat die Glyptothek verherrlicht und hier Schöpfungen hervorgerufen, mit denen sie gleichsam eine neue Ära begonnen hat. Ich spreche von den Fresken des großen Cornelius, mit welchen die beiden mittlern oder Hauptsäle, schöne zu Versammlungen oder zum Aufenthalt bestimmte Räume, geschmückt sind. Die erhabene Idee, „die griechische Götter- und Heldensage in einer

Digitized by Google

…e von Gemälden darzustellen", hat Cornelius auf die …ste Weise gelöst. Gestalten, die wir bisher in in… Dueller Darstellung erblickten, zeigt er uns hier durch …Farbe belebt verbunden und handelnd; im Göttersaal …r Bildern aus dem Hesiodeischen Mythenkreise die drei …he der Kroniden, im Heldensaal die Sagen des troja… …n Krieges nach den Gesängen der „Ilias". Die un… den Händen der Philologie und Archäologie so oft …rrenden Dichtungen der Alten erblicken wir nun hier …ihrer vollen, kräftigen, lebensfrischen Poesie, und die …ßartigen, phantasiereichen Schöpfungen alle von dem …hem einer Begeisterung beseelt, die auch dem Beschauer …mittheilt. Diese Fresken gehören zu den Kunstwer…, welche selbst ihre Fehler adeln, wenn bei diesen zu …weilen der unaussprechliche Zauber des idealen Ganzen …erhaupt nur gestattet. Sind wir schon durch die Ge…alten des Olymps, des Oceans und vor Allen der Un…welt zur Bewunderung hingerissen worden, so steigt diese …h im Trojanersaale, wo uns das Gemälde der Zer…rung Trojas mit der tragischen Gewalt eines Äschylus …Shakspeare ergreift. Wer kann diese in ihrem Schmerz …einte Hekuba unter ihren verzweifelnden Töchtern ne…der Leiche des greisen Priamus anschauen, ohne die …hauer der tiefsten Rührung und ohne jenes Grauen …dem ehernen Schicksale zu empfinden, mit welchem …n die milde Kunst uns versöhnt! Der Reichthum …Bilderwelt, welcher sich an den Decken der Säle ent…t und auf die sinnigste Weise vertheilt und wahrhaft …nisch gegliedert ist, scheint unerschöpflich und jedenfalls …genug, nicht um zwei, sondern um zwanzig Säle …Kunstpalastes zu schmücken und hundert arme Kunst…ger auf Lebenszeit mit Ideen und Motiven zu verse…. Ganz Deutschland muß in diesen durch Auffassung …Ausführung gleich neuen Frescobildern den glänzen…Anbruch einer Kunstepoche verehren, die sich in un…n Tagen, und namentlich in München, immer herrli… entwickelt.

…r.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nordamerikanische Geschichte.

Die letzten Schriften über Nordamerika, von Damen und …Damen, hatten für mich ein unauslöschliches Bleigrau der …haglichkeit und Langeweile über den großen Landstrich von …nadischen Seen bis zum mexicanischen Meerbusen ausge…n. Ich gab mir alle Mühe, Farben zu unterscheiden; aber …bunt auch meine Karte colorirt ist, es blieb das monotone …, in welchem selbst die Blutstropfen, die hier und da aus …gegeißelten Rücken eines Negers, oder von den bleichen …n eines durch Volksjustiz strangulirten Opfers spritzen, …warmern Ton hervorbrachten. Nichts trat in die Augen …die geraden Linien und Winkel der mit Senkblei und …haur abgemessenen neuen Staaten, die Lynchgesetze, die …Millionen, die affectirte Prüderie und Religiosität, die aus …mmlungen und Kirchen ausgesperrten Schwarzen und …gen, die Aristokratie der reichen und sehr reichen Brüder …, die Jammertöne unserer armen deutschen Landsleute, die …ihr Heil gesucht und, wo sie anklopften, nur verschlossene …ihren fanden, um auf den Schwellen der Wucherer zu ver…machten.

Von Zehn, die aus Amerika das Heil der Erde erwarteten, darf man annehmen, daß Neun heute wissen, wie es von dort so wenig als aus dem Monde zu uns kommen wird und wie dieser gelobte Zustand einer Cultur ohne Bildung, eines Staates ohne Familienheiligthum, einer Religion ohne Gott und Liebe, einer Freiheit mit Negerketten und verkauften Menschendiensten, einer Gleichheit mit einem Geld- und Kastenaristokratismus, gegen den der schnödeste Feudaldruck im germanisirten Europa sanft ist, eines Rechts ohne Gerechtigkeit, einer Gerechtigkeit, die im todten Buchstaben ruht, wie dieser gelobte Zustand nichts ist als die schematisirte Barbarei des Egoismus, und wie Nordamerika, wenn es Das werden soll, was die Mehrzahl der europäischen Staaten bereits erreicht oder gar schon überlebt hat, noch blutige Revolutionen durchmachen muß, gegen welche diejenigen unbedeutend sind, die der pyrenäischen Halbinsel, die am längsten im Bildungsprocesse zurückblieb, noch bevorstehen. Auch die Oppositionsstimmen, welche die Gepreßten und Hoffnungslosen unter uns seit Jahren über das atlantische Meer wiesen, um von dorther Kühlung und Licht sich anwehen zu lassen, schweigen seit einiger Zeit still; auch sie scheinen dies ihr Eldorado, seitdem einige ihrer Emissairé zurückkehrten und ihnen ad hominem ein Bild von der Wirklichkeit der dortigen Freiheit entwarfen, aufgegeben zu haben, eine Freiheit, die keinen Aufschwung mehr hat, seit der goldne Bodensatz sie fesselt.

Aber eben weil die amerikanische Gegenwart der Idee von Freiheit, Gleichheit, von Bildung und Glückseligkeit so entsetzlich Hohn spricht und sich die Frage, wie ein Staat ohne sittlichere Fundamente, als der Eigennutz seiner Bürger, nicht schon jetzt in sich zerfällt, immer ernster aufdrängt, ward es mir Bedürfniß, einmal auf die amerikanische Vergangenheit zurückzublicken, auf jene glorreiche Epoche, wo die junge Freiheit in blutigen Kämpfen geboren wurde. Da doch ist Aufschwung, Uneigennützigkeit, Patriotismus, Opfer fürs Vaterland, da Enthusiasmus und, nach wirklichem Druck, wirkliche Freiheit. So haben wir es von der Schule überkommen, so glänzen uns im geläuterten Lichte edler Humanität die Namen und Thaten der Washington, Franklin, Lafayette, Kosciuszko, Pulawski u. s. w. Sie glänzen um so heller, unangefochten, weil die Greuel der darauf folgenden französischen Revolution der amerikanischen Tugend zur Folie dienen; man hat uns gesagt: seht, so nobel betrugen sich die Amerikaner, und so brutal, so wüthend die Franzosen. Meinem Bedürfniß, diese Vergangenheit mir wieder zu vergegenwärtigen, kam Dr. Heinrich Elsner's eben erscheinende Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges zu Hülfe.*) Wenn auch nicht aus neuen Quellen ein neues historisches Kunstwerk, sondern nur eine fleißige Zusammenstellung der Motive und Thatsachen des langwierigen Kampfes, war sie doch für mich neu, weil meine Kenntniß dieses Theils der Geschichte sich aus der Knabenzeit herschreibt, wo im generellen Nimbus einer historischen Thatsache die Details verschwinden. Ich durchlese sie daher mit Aufmerksamkeit, mit Erwartung; auf jeder Seite hoffe ich Das leuchtend im Morgenroth zu finden, was mir jetzt im Abendgrau farblos scheint: große Züge, kühne Thaten, schändliche Tyrannei und edle Aufopferungen, vor Allem, wenigstens im Anfange, eine großartige Gesinnung, welche unsern Großvätern das Recht gab, nach Amerika hoffend zu blicken, daß von dort eine neue Aera für das alte Menschengeschlecht anheben sollte, und unsern Vätern das Recht, mit Entsetzen die französische Revolution als rechtlos, grausam, verkehrt zu verdammen. Ach, aber auch der Nimbus der Vergangenheit verschwindet,

*) Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten. Mit den Lebensbeschreibungen der vier berühmtesten Männer derselben: Washington, Franklin, Lafayette und Kosciuszko. Nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet von Heinrich Elsner. Mit neun Stahlstichen. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart, Scheible. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

wenn man Schritt für Schritt die historische Wirklichkeit verfolgt; man entdeckt die traurige Verwandtschaft zwischen dem Amerika, das sich frei machte, mit dem sogenannt freien und wird von der alten Wahrheit aufs bündigste überzeugt, daß man einen Glorienschein nie zu nahe untersuchen muß.

Die Schrift des Dr. Elsner ist, wie manche andere historische Broschüren — die jetzt in Süddeutschland wie Pilze aus dem Boden schießen, vielleicht um von den Deutschen den Vorwurf abzuwenden, daß wir wenige Historiker haben! — zu einem bestimmten Partrizweck abgefaßt. Dagegen, obschon die Partei nicht meine ist, habe ich nichts. Ich lerne aus den Schriften meiner Gegner besser die objective Wahrheit als aus den Parteischriften Derer, die in ihren Ansichten mir näher stehen. Mit nicht geleugneter Vorliebe für die Sache der Amerikaner wird ihr Recht, ihre Tapferkeit, ihre Tugend, ihr Patriotismus ins hellste Licht gesetzt und die Engländer bekommen, wo es möglich, Unrecht und ihre Ausschweifungen werden mit den schwärzesten Farben geschildert. So wenig ich nun diese vertheidigen möchte und noch weniger die Gerechtigkeit ihrer Sache, so gelingt es dem Verf. doch nicht, für seine Amerikaner zu begeistern, eben weil ihre Sache selbst, schon in ihren ersten Anfängen so durchaus materiell, an die ordinairsten Geldinteressen geknüpft, aller höhern, geistigen Elemente bar ist.

Die Geschichte des Freiheitskampfes der Amerikaner ist so langweilig und aschgrau wie ihre heutige politische Existenz. Wie heut diese Republikaner, diese Urvertreter des liberalen Systems, um lumpige 25 Millionen Francs mit ihren alten Alliirten im System zu brechen Miene machten, wie sie es gewesen, die jüngst zuerst den Don Miguel anerkannt um nichts Anderes als einiger Handelsvortheile willen, während das liberale Europa mit Entsetzen sich von ihm wandte, so ist auch ihr ganzer Aufstand an nichts als kaufmännische Interessen geknüpft. Blutig, gräßlich war die erste französische Revolution, aber es kämpfte sich um große Ideen, um Das, was man mit Recht oder Unrecht das Wohl der Menschheit nannte; in Amerika um Thee und Stempelpapier! Die Franzosen warfen ein verjährtes, durch tausend Niederträchtigkeiten besudeltes Feudaljoch ab, einen die Menschheit entwürdigenden, nichtigen Druck des Übermuths, ein Regime der Bastille und der lettres de cachet, das ganz zu vertheidigen heut selbst einem Legitimisten nicht mehr in den Sinn kommt; die Amerikaner schüttelten ein mildes, väterliches Regiment ab, welches ihnen alle Freiheiten, Rechte, Gewinn und Vortheil ließ und gegen sie nichts verbrochen hatte, was nicht in der natürlichen Mangelhaftigkeit aller Colonialeinrichtungen liegt. Damit ist nicht gesagt, daß die Amerikaner im Unrecht gewesen, als sie sich emancipirten; nur ist ihr Recht kein solches, das zum Gefühle spricht und Anspruch hat auf die Bewunderung der Menschheit. Nach dem Buchstaben der Gesetze war ihre Revolution eine der frivolsten, ungerechtfertigtsten, die je auf dem Erdboden stattgefunden, mit den Motiven, die irgend ein europäisches Volk zum Aufstande antreiben, gar nicht zu vergleichen, und das einzige Recht, welches für sie spricht, ist das der Nothwendigkeit. Sie fielen vom Mutterlande ab wie ein reifer Apfel vom Baume, wie ein Sohn aus des Vaters Wirthschaft ausscheidet, wenn er sich selbst ernähren kann, heirathet und einen eigenen Hausstand bildet. Sie wurden frei, weil sie nach den Gesetzen der Natur nicht mehr gebunden sein konnten. Das ist ihr Recht, das ihre Größe. Das kann man in der Ordnung finden, aber nicht bewundern.

Nie ist der französischen Revolution mehr Unrecht geschehen, als indem man sie mit der amerikanischen verglich und sie in der sittlichen Rangordnung unter dieselbe stellte. Wie auf die Herrschaft des Directoriums und die miserabeln Geldinteressen bestehen ist jede Epoche der französischen Revolution [illegible] größer als alle Epochen der amerikanischen zusammengenommen. Ungeheuer hat jene erzeugt, aber Ungeheuer von menschlicher Größe, die von Ideen inspirirt waren, während die amerikanische nur mittelmäßige Talente und Charaktere hervorbrachte, wenn höchste Tugend die freilich sehr zu billigende der Mäßigung und Menschenfreundlichkeit war. Während jene voll großer Züge und Thaten strotzt, welche in alle Ewigkeit, so lange es eine Geschichte gibt, in derselben glänzen werden, [illegible] Schlachten, Stürme im Felde und auf der Rednerbühne, verliert sich hier alles Geschehene in planlose Hin- und Herzüge, Gefechte, Belagerungen und Verhandlungen, aus denen fast keine einzige leuchtende That auf einen Separatplatz in der Geschichte Anspruch macht. Neben der mangelnden Größe [illegible] es auch nicht an Greueln, aber jene leuchtenden Beispiele großartiger Selbstaufopferung sind selten! In der ganzen Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes ist der Antheil des neunzehnjährigen Marquis Lafayette die einzige poetische Erscheinung, und man ist in Europa doch nicht der Meinung, daß Lafayette zu den poetischen Charakteren der neuen Zeit gehört! Die amerikanische Ausdauer hat weit mehr einen karthaginiensischen als einen römischen Charakter, der Patriotismus hält Schritt mit dem Patriotismus. Die Milizen [illegible] sich und schlagen sich tapfer, aber sie drängen nicht in [illegible] Scharen wie die ausgehobenen Franzosen heran, und [illegible] laufen sie wieder nach Haus, weil die Löhnung [illegible] bleibt, und das grade in Momenten, wo ihre Feldherren den entscheidenden Schlag vorbereiten. Papiergeld wird wie dort gemacht, aber immer fehlt es den Amerikanern an Lebensmitteln, denn ihre patriotischen Lieferanten wollen damals, in der Zeit der ersten republikanischen Begeisterung, der Meinung, wie heut jeder gute amerikanische Patriot, daß die Welt ein Staat von Kaufleuten ist, und [illegible] mann der beste Weltbürger, der die andern am besten [illegible] Ohr haut.

Notiz.

Älteres unter neuer Beziehung.

Jacobi schreibt 1790 an Johannes von [illegible] „Wir sind ein armes Volk und ich sehe gar nicht ab, [illegible] besser mit uns werden soll. Das Menschenverständige wird [illegible] det allmälig ganz aus unserer Verfassung; alle ihre [illegible] tungen werden so sinnlos, so abgeschmackt, so [illegible] man oft mit einem: Herr, erlaube uns, daß wir [illegible] Säue fahren! von ihr Abschied nehmen möchte." Das hält er für ein altes und äußert sich darüber an Georg [illegible] in Mainz: „Die Verfassung vor dem westfälischen [illegible] war auch schlecht genug; aber sie vertrug Verbesserung, [illegible] gegenwärtige kann nur in Despotismus ausgehen, es [illegible] denn, daß die Causalität der reinen Vernunft sich [illegible] mächtigte und das tausendjährige Reich in Deutschland [illegible] Anfang nähme." Allein der reinen Vernunft hatte [illegible] schon in politischer Beziehung mißtrauen gelernt, denn [illegible] (1789) an denselben Forster: „Gott wolle uns Deutsche [illegible] einer solchen „manière fixe d'être gouverné par [illegible] bewahren, wozu Mirabeau zuerst seiner Nation, [illegible] andern Allen verhelfen wollte, ersterer auch wirklich [illegible] weit verholfen hat." — Weder die reine Vernunft [illegible] Despotismus haben unterdessen in Deutschland [illegible] gegeben; aber durch einen Kampf zwischen Beiden, [illegible] bald diese bald jene Macht vorherrschend ist, [illegible] besseren Zustand gewonnen, doch wird noch mancher [illegible] führt werden müssen, um das „Menschenverständige" [illegible] zuschaffen, wie nah es auch immer zu liegen scheint.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 75. — 15. März 1836.

Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835.

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

Unfern von der Glyptothek gegen Norden erhebt sich der stattliche, von Klenze erbaute Palast der Pinakothek, deren architektonischer Charakter sich mit Recht eines größern Beifalls erfreut. Unangenehm fallen jedoch die Laternen oder Glasaufsätze des Daches in das Auge, durch welche das Licht in die Säle geleitet wird. Diese, prächtig und zweckmäßig eingerichtet, sind nun beinahe fertig, um den großen Bilderschatz zu empfangen, welcher im nächsten Frühjahr hier einziehen soll. Wann diese den mehr als 9000 Gemälden in München, Schleisheim und Lustheim etwa 1600 auserlesene hier aufgestellt sein werden, dann wird die Pinakothek eine der merkwürdigsten Bildergalerien der Welt sein. Baiern besitzt Schätze der Malerei, die kein anderes Land aufweisen kann. Die Centralgalerie in München ist reich an Niederländern aller Art; Rubens z. B. läßt sich dort in allen Nuancen seines Genius studiren. Schleisheim wird das berühmte jüngste Gericht dieses Meistes senden und auf diese Weise ein großer Saal der Pinakothek ganz dem Rubens geweiht sein. Aber Schleisheim besitzt noch eine wahre Fundgrube von alten Kunstwerken, aus welcher das Gediegenste nach München wandern wird. Hier sind höchst interessante byzantinische und altitalienische Bilder sind dort aufgehäuft, besonders wichtig aber und fast einzig ist der Reichthum an auserlesenen Werken der alten oberdeutschen und, durch die Einverleibung der Boisserée'schen Sammlung, jetzt auch der niederdeutschen Schule, sodaß die Geschichte der deutschen Malerei wol nirgend vollständiger und glänzender documentirt ist. Auch dem kleinen, beinahe hermetisch verschlossenen Schlößchen Lustheim ist bis jetzt noch jedem Auge eine Sammlung von Gemälden, vorzüglich von italienischen Meistern, entgegen, welche der König seit 25 Jahren auf seinen Reisen erworben hat und in einem eigens dazu eingerichteten Saale der Pinakothek aufstellen wird. Was die Fama davon flüstert, die unter andern von „sieben unbestreitbar echten Rafaels" erzählt, grenzt ans Wunderbare; aber was läßt sich nicht von einem Könige erwarten, der mit den beschränkten Mitteln eines Kronprinzen schon das Wunder der Glyptothek ins Leben rief!

Auch die Pinakothek erhält den Schmuck der Frescomalerei in einem längs der Südfronte hinlaufenden Corridor oder einer Loggia, die mit ihren 25 Arcaden äußerlich dem Gebäude zur charakteristischen Zierde gereicht und inwendig in Bildern die Geschichte der neuern Malerei anschaulich machen soll. Jeder der 25 Bogen wird in seiner Kuppel und in seiner Lunette bildliche Darstellungen enthalten, von welchen schon Vieles vollendet ist. Nach den Skizzen von Cornelius hat Professor Zimmermann die Cartons entworfen und führt sie mit seinen Schülern in Fresco aus. Die Malereien sind im Verzierungsstyle gehalten und stellen in den Lunetten Hauptmomente aus dem Leben der Maler von Cimabue bis Rubens, in den Kuppeln mehr die leitenden Ideen und den Gang der Kunstentwickelung dar. Manches von diesen Bildern ist vortrefflich, namentlich die kürzlich fertig gewordenen, welche Scenen aus dem Leben Rafael's und M. Angelo's enthalten; weniger gelungen in der Ausführung scheinen die frühern, und gar nicht befriedigt hat mich das erste, dessen Gegenstand schon einigermaßen bedenklich ist. Es stellt den König Ludwig in antiker Tracht dar, wie er an der Hand des Genius der Poesie in den Hain der Kunst und Dichtung tritt, und Dichter und Künstler aller Zeiten (selbst Lebende sind portraitirt) sich um ihn in Gruppen versammeln. Am meisten hat mich unter diesen der arme Dante gedauert, der sich in einer sehr unbequemen Stellung befindet und so rothbraun wie eine Mumie aussieht. Mit Interesse sahen wir einen jungen Künstler zu, der eben aus dem Leben des Fra Giovanni da Fiesole den Moment darstellte, wie der fromme Maler die ihm vom Papste angebotene Bischofswürde ablehnt. Mit der Geschichte nimmt man es übrigens in dieser Loggia nicht sehr strenge, sonst würde man nicht, so schön auch die Sage beim Vasari klingt, Leonardo da Vinci in Franz I. Armen sterben lassen, da das Alibi des Königs bei dem Tode Leonardo's längst geschichtlich erwiesen ist.

Wir verlassen diesen Stadttheil, dessen öffentliche Prachtgebäude zum Theil ganz vollendet, oder doch der Vollendung nahe sind. Andere sind im Entstehen begriffen, zu denen während unsers Aufenthaltes der Grundstein gelegt wurde. Dahin gehören ein adeliges Damenstift, ein Priesterse-

Digitized by Google

minar, ganz besonders aber eine große Basilika nebst einem damit im Verbindung stehenden Benedictinerkloster, deren Erbauer Ziebland, ein ausgezeichneter Schüler Gärtner's, ist. Den schicklichsten Übergang zur Altstadt machen wir durch die Arcaden des Hofgartens und treten daher in diese Kunsthalle ein.

Das Gebäude des Bazars in der Ludwigsstraße hat nach dem Hofgarten zu einen Arcadengang, der fast 600 Fuß lang ist und Kaffeehäuser und Kaufläden enthält. Er ist neuerdings nach dem Entwurfe Klenze's ausgebaut und im pompejanischen Geschmacke verziert worden; seine Hauptzierde indeß sind die berühmten geschichtlichen und landschaftlichen Frescomalereien. Wenn es überhaupt die edle Absicht des Königs ist, die Kunst nicht zu einer Luxus- und Launensache, sondern zu einer Volksangelegenheit zu machen, sie aus dem Zwinger der Schlösser und Paläste in das öffentliche Leben einzuführen, ihr nationale Würde und Einfluß auf die Bildung und Veredlung des Volkes zu verschaffen, so tritt dieser Gedanke vor allen in den Arcaden hervor. Und daß der Zweck des königlichen Künstlers immer mehr und mehr erreicht wird, das bestätigt die tägliche Erfahrung, da man fast bei jedem Gange durch die Arcaden gemeine Leute und an Sonntagen dichte Gruppen des Landvolks vor den Bildern stehen und dieselben mit oft sehr treffenden Bemerkungen und großer Kenntniß der vaterländischen Geschichte erklären sieht. Es sind hier nämlich in 16 großen Feldern einige Hauptereignisse aus der bairischen Geschichte bis zu dem gegenwärtigen Jahrhundert von Cornelius' Gehülfen und Schülern unter der Leitung des Meisters in Frescobildern dargestellt, allerdings von ungleichem Werthe, aber im Ganzen doch sehr befriedigend und durch den darin beurkundeten Geist sehr achtungswerth. Eine Handlung des Krieges und eine des Friedens wechseln miteinander ab, wodurch eine gewisse Monotonie der Darstellung entsteht, indem einerseits nur Schlachten, andererseits das sehr ähnliche Gepränge, welches bei Belehnungen, Krönungen, Vermählungen und dergleichen stattfindet, hier sich wiederholen. Die Behandlung der Farben verräth hier und da noch manche Mängel der Technik und der noch nicht ausgebildeten Erfahrung, die Composition fast durchgängig eine kräftige und charakteristische Auffassung bei geringerer Rücksicht auf die Anmuth der Formen und des Colorits. Ausgezeichnet schön sind die kolossalen Figuren der Bavaria, der Flüsse Rhein und Donau, Main und Isar von Kaulbach, wie die Trophäen und Blumengewinde an den Eingängen der Halle von Neureuther.

Auf die historischen Malereien der Arcaden folgen 28 Frescobilder, die eine Reihenfolge von Ansichten aus Italien und Sicilien darstellen. Sie sind von Rottmann mit einem wahrhaft magischen Pinsel gemalt. Rottmann hat das Geheimniß entdeckt, die Wirklichkeit bei aller Treue zu idealisiren, die Natur wahr und individuell und doch dabei höchst poetisch aufzufassen und ihre zerstreuten Züge jedesmal in ein Bild von der reizendsten Anmuth zusammenzudrängen. Hier ist alle Glut des südlichen Himmels, aller Glanz des reinsten, sonnigen und aller Zauber des gedämpften Tageslichtes, aller Reichthum des hesperischen Bodens, alle durchsichtige Wärme der Luft und die geheimnißvolle Bläue des Meeres vor uns aufgethan. Ohne Überladung und Aufwand, oft mit scheinbar geringen Mitteln, selbst mit einigen Mängeln der Färbung, welche das widerstrebende Material nicht immer glücklich bemeistern konnte, aber stets mit entschiedener, hinreißender Wirkung ist hier wahrhaft Wunderbares geleistet. Ein Distichon von hoher Hand über jedem Bilde huldigt den Reizen der Gegend, welche ihre eigne Poesie wortlos, aber vernehmlich ausspricht. Man begreift leicht, daß es ein hoher Genuß sein müsse, in diesen Arcaden zu lustwandeln, die auch bei schlechtem Wetter eine sichere Zuflucht gewähren, und sich nicht nur an den Bildern, sondern oft auch an den Gruppen der aufmerksamen Beschauer zu ergötzen, denen hier Erquickung für Auge und Gemüth und eine reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung geboten ist.

Treten wir aus den Arcaden in den Hofgarten, so zeigt sich uns rechts die nördliche, noch im Bau begriffene Fronte der Residenz, bei welcher das bereits vorhandene benutzt und nur architektonisch neu eingefaßt und mächtig erweitert wird. So wird hier eine der prächtigsten Façaden entstehen, die Klenze im Styl des Palladio aufführt. Schon erblicken wir in der Mitte eine große Säulenstellung auf massivem Unterbau und sehen unter unsern Augen einen Palast wachsen, der die zu großen Hoffesten und dergleichen bestimmten Prachtsäle enthalten wird, während der König den bereits fertigen, nach Osten gelegenen, sogenannten Königsbau bewohnt. Schon sind die Künstler mit Entwürfen zur Ausschmückung dieser neuen festlichen Räume beschäftigt. Schwoor arbeitet an großen Cartons aus der Geschichte der Hohenstaufen, die mehre Säle einnehmen wird, Schwanthaler an Modellen zu Statuen und Basreliefs. So wird, um nur ein Beispiel der hier beabsichtigten Kunstherrlichkeit anzuführen, ein Festsaal zwischen Säulen 16 Fuß hoch, 10 Fuß hohe Standbilder berühmter bairischer Fürsten aus vergoldetem Erz enthalten und gewiß einer der prächtigsten Ahnensäle, doch nur des Wittelsbach'schen Hauses würdig sein.

Wir setzen unsern Weg fort, lassen die große Hofgartencaserne links und gelangen rechts nach einem hinter der Residenz liegenden Platze. An diesem zeigt sich uns die große, von Klenze erbaute k. Reitschule; wir aber wenden uns zu der ihr gegenüber liegenden Basilika oder Allerheiligenkapelle, die künftig mit dem Kloster in unmittelbarem Zusammenhange stehn wird. Diese Kirche (so darf man sie wol nennen) hat Klenze gebaut und zwar im byzantinischen Style, für den er große Vorliebe und auch wol nicht den richtigen Sinn hat. Das bestätigt sich Kennern schon an der Fronte durch manche auffallende Fehler und ungehörige Verhältnisse, zeigt. Dafür entschädigt das Innere, weniger durch Architektur als durch Materei, die unstreitig zu den herrlichsten in dem an Herrlichkeiten so reichen München

Digitized by Google

ört. Der König befahl, daß die Decke dieser Kapelle ist Gemälden aus dem Alten und Neuen Testamente auf Goldgrund im byzantinischen Style verziert werde, und Heinrich Heß hat mit seinen Schülern diese schwierige Aufgabe auf eine wundervolle Weise gelöst. Die Decke ist zwei Kuppelgewölbe, von denen das eine Darstellungen aus dem Alten, das andere aus dem Neuen Testamente enthält. Dort namentlich sehen wir die Geschichten Noah's, hier Christum in strenger Form von Cherubimchören umgeben, und im Kreise die Apostel, jeden einzeln auf einer Wolke sitzend. Auf den vier Zwickelfeldern der Kuppeln sind dort die vier Patriarchen, hier die vier Evangelisten kolossal dargestellt; in den Bogen über den Fenstern Geschichten des alten und neuen Bundes. Den Übergang von dem einen zum andern deutet das mittlere Bandgewölbe mit den kolossalen Gestalten der vier Propheten, und die Darstellung der Geburt Christi an. In der Nische des Hochaltars sind bis jetzt die sieben Sacramente und über ihr die sieben Gaben des heil. Geistes in meisterhaften Darstellungen fertig geworden. Die einfassenden Ornamente der Kreise und Bogen und die überlaufende Schrift mit den zu der Darstellung passenden Worten der Bibel sind durchgängig im Geschmack des 10. oder 11. Jahrhunderts gehalten, nirgend sklavisch nachgeahmt. Dieses große, jetzt seiner Vollendung sehr nahe Werk macht einen ganz eigenthümlichen, unbeschreiblich erhabenen Eindruck. Der Künstler hat den strengen Styl jener mittelalterlichen Zeit geistig veredelt, ohne in starren, ungelenken Formen wiedergegeben, und seine Figuren mit einer so seelenvollen Würde und Schönheit begabt, daß Niemand sie ohne Erhebung, Andacht und Rührung betrachten kann. Der Goldgrund verleiht ihnen einen fast überirdischen Reiz und nimmt, vorzüglich von unten her betrachtet, einen schönen, auch den Gemälden sehr günstigen Ton an. Künftig wird diesen noch die etwas gedämpfte Beleuchtung erhöhen, wann, wie wir hören, die Fenster ein mattes Glas erhalten, in welchem, analog den übrigen Ornamenten, schwarze, mittels Blei eingelegte Linien zarte Verzierungen gleich Federzeichnungen bilden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter. Eine geschichtlich-biographische Darstellung von Wilhelm Binder. Ludwigsburg, Nast. 1836. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Die Umrisse des äußern Lebens des Fürsten von Metternich sind um so bekannter, je mehr er die gegenwärtige europäische Politik durch seine Persönlichkeit auszubilden vorzüglich mitwirkte, ja gewissermaßen als deren Begründer in der neuesten Geschichte dasteht. Der politische Zustand Deutschlands und seines Bundes und die einflußreiche Wirksamkeit, welche Metternich früher sichtbarer auf denselben behauptet, kann kaum verkannt werden, wie auch das Glaubensbekenntniß des Beurtheilers lauten, von welchem Standpunkte man ausgehen mag. Mit jener allgemeinen Anerkennung ist aber zugleich die Unmöglichkeit ausgesprochen, schon jetzt das Leben des Fürsten von Metternich zu einer biographischen Aufgabe zu machen; nicht blos deshalb, weil seine glänzende Laufbahn noch nicht geschlossen, weil der Entwickelungsproceß der großen Ereignisse, denen seine Wirksamkeit angehört, noch im Werden begriffen ist: unmittelbar in das politische System der Gegenwart ist das Verbot verwebt, unbefangene Meinungen und Urtheile über dasselbe verlauten zu lassen. So legt die Loyalität Forderungen auf, neben welchen der Beruf des Biographen nicht bestehen kann. Wie sehr dieses hinsichtlich eines Mannes wie Metternich in Deutschland der Fall ist, braucht kaum bewiesen zu werden; um nur eine Thatsache in dieser Hinsicht hier anzuführen, so ist unbezweifelt der Culminationspunkt des Ruhmes Metternich's das selbständige Hervortreten Östreichs gegen die despotische Politik des französischen Kaiserthumes; von Metternich's öffentlichem Leben kann nicht im Zusammenhange berichtet werden, ohne zu zeigen, welche Ansicht er von Napoleon hatte, und gleich wichtig ist es bei der genauen Wechselwirkung der Meinungen beizubringen, wie sich Napoleon am Ende seiner Laufbahn über Metternich aussprach. Dieses hat Las Cases im dritten Bande seines Tagebuches unter dem 11. Februar 1816 verzeichnet; die nothwendige Vorsicht geht aber so weit, daß in der in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Übersetzung dieser Denkwürdigkeiten Band III, Seite 30, die Eingangsworte: „Hierauf kam er (Napoleon) an den Fürsten von Metternich. Er ist es, sagte er uns, der . . .", in einigen Reihen von Punkten, mit denen Censurverbote angedeutet werden, ausgehen. Dieses geschah im Jahre 1823, wo man noch besser wußte als heutzutage, was man von Napoleon's Urtheilen über Personen, welche ihn durchschauten, zu halten hat, und wo die Beschränkung der Presse noch nicht so viele leidenschaftliche Sachwalter fand als gegenwärtig, wo es doppelt unzulässig wäre, jene damals verschwiegenen Worte übersetzen zu wollen, wenn sie auch, wie wirklich der Fall ist, Metternich's Werthanerkennung indirect enthalten. Herr W. Binder sagt in den Vorerinnerungen, daß es, nach seinem Dafürhalten, bei Biographien, namentlich noch lebender Personen, vorzüglich darauf ankomme, daß der Verf. „der Wahrheit zu huldigen im Stande und guten Willens sei". Die Entscheidung über das im Stande sein überläßt Hr. B. wie billig der Entscheidung der Leser, wie wir es den unserigen überlassen, nach obigen Einleitungsworten zu beurtheilen, ob bei den bestehenden Verhältnissen der Schriftsteller geschichtliche Wahrheit über Gegenstände neuerer Politik zu erreichen strebt, wie gut auch der Wille beschaffen sein mag.

Den Namen soll die Familie Metternich von dem letzten sächsischen Kaiser Heinrich erhalten haben, indem ein Hauptmann der Leibwacht, Namens Metter, beim Kaiser durch einen verfälschten hochverrätherischen Brief, den er verfaßt haben sollte, verleumdet, über die Nachstellungen seiner Feinde siegte, da Heinrich unwillig den Brief zurückgegeben mit den Worten: „Nein! solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan." — Der Verf. bezeichnet diese Mittheilung als eine „uralte Legende, welche durch spätere Urkunden zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben wird". Welches sind diese spätern Urkunden? Daß von der Jugendgeschichte Metternich's nur kurze Andeutungen gegeben und erst ausführlicher berichtet wird, als er in den östreichischen Staatsdienst eintrat (1801), kann nicht getadelt werden; wenn man aber, je weiter man liest, findet, daß diese „Fürst Metternich und sein Zeitalter" genannte Schrift den Leser abfindet mit einer Lobschrift der östreichischen Politik, welche nicht über die officiellen Bekanntmachungen und Zeitungen Östreichs hinausgeht, so mag der Titel Manchen täuschen. Nicht so günstig als die Maßregeln des östreichischen Cabinets werden die anderer Staaten, wenn sie jenen nicht zusagen, besprochen. So heißt es vom Jahre 1805: „Leider aber wurden die Früchte des potsdamer Vertrags durch die Charakterhaltlosigkeit, welche der Minister, Graf von Haugwitz, in seinem Benehmen bei der Sache an den Tag gelegt hatte, größtentheils wieder zu nichte gemacht. Mit räthselhafter Langsamkeit bereitete Er, welcher überbringer des preußischen Ultimatums sein sollte, trotz Metternich's und Alopäus' freundlicher und ernster

Digitized by Google

Mahnung, seine Abreise vor; und als er endlich den 30. November in Wien angelangt, war Napoleon schon wieder zu einer Hauptschlacht gerüstet." Es wäre ein nutzloses Beginnen, hier den Vertheidiger der damaligen Politik Preußens machen zu wollen; doch die Beschuldigung der Charakterhalbheit Haugwitz' kann auf völligem Irrthum beruhen, wenn man annimmt, daß Haugwitz um jeden Preis Erhaltung des Friedens suchen mußte, weil großartiger Scharfblick ihm die Überzeugung aufdrang, daß das preußische Heer, wie es 1805 war und im folgenden Jahre erlag, gegen Napoleon keinen rühmlichen Krieg zu führen im Stande war. Dieses konnte und durfte er aber nicht aussprechen, und so opferte er den persönlichen Ruhm, um des Vaterlandes Niederlage nach Möglichkeit hinzuhalten, unbestochen von den Phantasmen der siegträumenden Jugend mit veralteten Ansprüchen. Mit vieler Gewandtheit weiß der Verf. bei Seite zu schieben, was unerfreuliche Schatten in das Zeitgemälde werfen kann, z. B.: „Es gehörte seiner Zeit zu den verbreitetsten Meinungen im Publicum, daß der Congreß durch die Differenz der Ansichten, welche sich in Beziehung auf die beiden Hauptfragen unter den Mächten kundgegeben hatte, bereits bis zur förmlichen Auflösung gekommen und nahe daran gewesen sei, sich selbst zu bekriegen, wenn nicht Napoleon's unerwartetes Wiedererscheinen zu Anfange des Jahres 1815 die Eintracht schnell wieder zurückgeführt hätte. Allein diese Gerüchte entbehrten, einfach gesagt, aller Begründung." Über jenen Congreß selbst wird gesagt: „Es handelte sich ja um nichts Geringeres, als während des Zeitraums von einem halben Jahre wiederherzustellen, was eine 25jährige Umwälzung, wobei alle geistigen und physischen Kräfte thätig gewesen, wodurch alle frühern Verhältnisse zerstört, alle Fugen auseinandergetrieben und alle Elemente neu geschaffen worden waren, vernichtet hatte. Möge kein Beurtheiler des Congresses, möge namentlich kein Beurtheiler des bei den deutschen Verfügungen so nahe betheiligten Fürsten von Metternich dieses Alles aus den Augen verlieren; dann wird sich Manches, was man ihm zum Tadel und Vorwurfe gemacht hat, als Werke der Weisheit oder der Gerechtigkeit, oder doch der unabwendbaren Nothwendigkeit bewähren." In der Stellung der Aufgabe scheint der größte Fehler zu liegen; denn der Wahn der Wiederherstellung des seit 25 Jahren Zerstörten verflocht in die unauflösbarsten Verwicklungen, und wäre vollständige Erreichung dieses Vorsatzes auch möglich gewesen, so konnte damit Niemand zufriedengestellt werden. Der Verf. beseitigt diese Bemerkung nicht, wenn er bemerklich macht, daß das östreichische Kaiserhaus in Beziehung auf das ehemalige deutsche Reich Recht und Pflicht, dasselbe wiederherzustellen, nie aufgegeben habe. „Und wie durfte Fürst Metternich", fragt dann der Verf., „dessen System einzig dahin gerichtet sein mußte, seinem Herrn das Ererbte und Erworbene dauerhaft zu bewahren und nach Innen stets fester zu concentriren, etwas Anderes anrathen als beharrliche Entsagung aller Versuchungen des Ehrgeizes nach Außen, Entfernung jedes feindseligen und zerstörenden Elements im Volksleben?" womit freilich wiedereingelenkt und weiterer Folgerung vorgebeugt wird. Man kann dem Verf. Recht geben, wenn er sagt: „Metternich ist der Schöpfer der politischen Größe Östreichs und des gewichtigen Einflusses, welchen diese Macht seit Begründung des gegenwärtigen Systems in Europa ausgeübt hat und fortwährend ausübt; er ist der Schöpfer einer Staatskunst, deren feste Stützen väterlich monarchische Grundsätze, weise Gesetze und durch die fortschreitende Zeit veredelte Formen sind, als deren glänzendste und wohlthätigste Eigenschaften wir die Gesetzlichkeit, Uneigennützigkeit und besonnene Ruhe erkennen." (S. 154.) Wo aber, fragt man, ist die Garantie der Verheißungen dieses trefflichen Systems, wo dessen Wirksamkeit und Tüchtigkeit, wo Hülfe und Rettung, wenn die väterlich monarchischen Grundsätze, die weisen Gesetze, die durch die Zeit veredelten Staatsformen jenem gelobten Lande gleichen, welches dem Moses verheißen war, zu welchem er aber nie gelangte? Die bestehenden Regierungen zur Basis des politischen Systems zu machen, ist nur dann in sich gerechtfertigt, wenn das Wohl der Völker darauf erbaut ist. Ist dieses der Fall in den verschiedenen Staaten Italiens? Und ist bei dieser Frage zu Metternich's Ruhm die östreichische Lombardei ausgenommen und nicht zu verkennen, daß bei den Revolutionsbewegungen 1831 die zur Schau getragene italienische Nationalfreiheit ein Phantom war, welchem M.'s Politik mit Recht entgegentrat. So sehen die Staaten dieses von der [illegible] reich gesegneten Landes die östreichischen Kriegsscharen mit gezogenem Schwerte da an ihren Grenzen, wo die Schritte nach jenen Verheißungen das Maß der menschlichen Geduld überfließen läßt. Wie hätten bei so sichtbarer Gefahr neuer Sekten, Carbonari, Reformers, Liberale, Botschafter der Revolutionspropaganda u. s. f. Theilnahme finden können, wenn das bestehende Unheil nicht gar zu martervoll wäre.

Nach jenen Andeutungen führt der Verf. seine Darstellung fort, mehr staatsgeschichtlich als biographisch, und doch nicht mehr panegyrisch als geschichtlich, bis zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Fürsten (am 8. Oktober 1834 stand M. bei den gegenwärtigen Angelegenheiten des östreichischen Staats ein Vierteljahrhundert vor), jedoch um so flüchtiger und kürzer, als er sich der neuesten Zeit nähert. Viele Deutschland unmittelbar betreffende Ereignisse, bei welchen M. gewiß bedeutend mitwirkte, sind gar nicht berührt, sowie man auch keine Aufschlüsse erhält über die Verhältnisse, in welchen er zu seinen Umgebungen, zu seinen Kaisern und besonders zum Ritter von Gentz stand. Der Einfluß des Letztern auf viele Zeitbegebenheiten ist nirgend gewürdigt und verdient es um so mehr, da er von Metternich in vielen Dingen abweichende Weltansichten und seine Individualität nicht aufgab, wenngleich er [illegible] sorgen wußte, daß sie zur rechten Zeit in Schatten trat. Überall sind der Punkte viele, hinsichtlich welcher man dieses gut geschriebene Büchlein unbefriedigt aus der Hand legt. Wie dieses in Bezug der äußern Wirksamkeit M.'s stattfindet, ist es noch weit mehr der Fall in Betreff der Persönlichkeit Fürsten, deren Anmuth und Zauber über alle Zeitgenossen vorstrahlt. Auf ganz verschiedene Weise war dieses der Fall mit dem Fürsten Hardenberg, welcher als Diplomat, ßern Ideenreichthum, mehr Vielseitigkeit, aber weniger keit, Consequenz und Halt hatte, daher er die Sicherheit, für welche er so eifrig besorgt war, am wenigsten wahrte. Und zwischen beiden Fürsten der neuen europäischen Politik der Revolutionsdiplomat, mit seiner zurückhaltenden Sarkastik, Talleyrand, von dem man die Strafpredigten Eremiten auf St.-Helena nachsprechen dürfte; doch sie zu nehmen, trägt Niemand mehr Verlangen.

Notizen.

Die 26 ersten Vorstellungen von Halévy's Oper: „Der Blitz", haben der pariser Opéra comique über 100,000 Fr. eingetragen. Der Erfolg ist dem gleich, dessen sich früher „Die weiße Dame" und neuerlich „Robert der Teufel" erfreuten.

Die jüngst erschienenen „Fleurs du Midi", ein Band Gedichte von Mad. Louise Colet, geb. Révoil, weisen dieser Dame unter der Muse aus der Provence einen hohen Rang unter den französischen Dichterinnen an.

Am 1. Jan. 1831 zählte die Ehrenlegion 42,894 Mitglieder, am 1. Oct. 1835 betrug deren Zahl 50,193, nämlich 7 Großkreuze, 219 Großoffiziere, 805 Commandeurs, 4,644 Offiziere und 44,524 Ritter. 25,801 erhalten Pensionen, 1 von 250 bis 20,000 Francs betragen, deren Größe aber nicht dem Grad Desjenigen abhängt, dem eine solche ertheilt ist, so beziehen 5 Großkreuze, 28 Großoffiziere und 219 Commandeurs nur jährliche Pensionen von 250 Francs.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 76. — 16. März 1836.

Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

So oft wir die Allerheiligen-Kapelle besuchten, so schwer fiel es uns jedesmal, auch nach stundenlangem Verweilen den zauberhaften Ort wieder zu verlassen. Wir müssen indessen unsere Kunstwanderung fortsetzen und wenden uns zu dem nahegelegnen Max-Josephs-Platz. Diesen schließen von drei Seiten das Theater, das neue Postgebäude und der sogenannte Königsbau ein. Das Theater zeigt eine edle Vorderseite, und diese würde sich besser ins Auge fallen, wenn über dem von acht korinthischen Säulen getragenen Peristyl nicht noch ein kleines Frontispiz emporragte. Das Innere des Hauses ist schön, geschmackvoll decorirt und gut beleuchtet; auf dem Vorhange ist Guido's Aurora aus dem Palast Rospigliosi glücklich copirt. Das Orchester behauptet noch seinen alten Ruhm, aber die Schechner-Wagen ist verbrannt und noch nicht ersetzt. Die Muse des Dramas scheint in München nicht glücklicher zu sein als anderswo; sie muß sich auch dort arge Verkleidungen gefallen lassen und schreitet nur selten als Göttin über die Bretter. An dem neuen Postgebäude wird noch rüstig gearbeitet; es ist das ehemalige Törring'sche Palais, welches jetzt zu seiner neuen Bestimmung umgebaut wird und namentlich eine mit 12 Säulen verzierte Vorderseite erhält. Aber die Hauptzierde des Platzes ist der fast ganz vollendete **Königsbau**. Es ist bekannt, daß König Ludwig Herrn v. Klenze die Aufgabe stellte, ihm einen Palast zur Wohnung zu erbauen, der von außen und innen allen Schmuck lediglich durch die Kunst erhielte und nichts an sich trüge, was der Mode oder dem Wechsel des Geschmacks unterworfen sei. Ob diese den kunstsinnigen Herrscher hochehrende Aufgabe ganz befriedigend gelöst worden, soll hier nicht entschieden, sondern nur mit wenigen Worten des Ganzen gedacht werden, dessen Beschreibung allein einen Band füllen kann. Die Vorderseite, bei welcher der Baumeister den Palast Pitti vor Augen hatte, ist aus Werkstücken von grünlichem Sandstein erbaut, der sehr angenehm ins Auge fällt. Man kann nicht umhin, die stattlichen Reihen der hohen Bogenfenster mit ihren kostbaren Scheiben von Kryallglas zu bewundern, aber die eigentliche Bewunderung fängt erst an und wächst mit jedem Schritte, wenn man durch das mittlere der drei hochgewölbten Thore in die Halle eingetreten ist, welche von 16 grauen Granitsäulen (Monolithen) mit weißen Kapitälern getragen wird. Es muß indessen befremden, in dieser Halle keine Treppe zu bemerken, keinen der Pracht des Ganzen angemessenen Aufgang zu den obern Räumen, — erst nachdem man durch mehre dem Dienst der Küche bestimmte Locale gegangen, gelangt man zu der zwar prächtigen, doch etwas eingekeilten Treppe, die zu den Gemächern des Königs führt. An dem Eingange finden wir die Devise des Königs: „Gerecht und Beharrlich", durch die schönen Karyatiden der Nemesis und Nike apteros von Schwanthaler symbolisirt, und treten in die kunstgeschmückten Räume ein. In den Zimmern des Königs haben die epischen und lyrischen Dichtungen der Griechen der Malerei einen unüberseh lichen Stoff zu bilderreichen Darstellungen geliefert, die, theils in Fresco, theils enkaustisch ausgeführt, selbst die Geschichte der Kunst an den gewählten Gegenständen veranschaulichen. So enthält der Fries im ersten Vorzimmer monochromatische Darstellungen aus dem Argonautenzuge in der Art altgriechischer Vasengemälde, die Malereien des zweiten, sämmtlich nach den Gesängen des Hesiod, sind nur buntausgefüllte Contoure ohne Schattengebung, und alten griechischen Wandgemälden nachgeahmt. Den Service-Saal schmücken Gemälde zu den Hymnen Homer's, den goldstrahlenden Thronsaal herrliche Reliefs von Schwanthaler zu den Pindar'schen Oden. Das Empfangzimmer ist dem Sophokles, das Schreibzimmer dem Äschylus, das Ankleidezimmer, reich an den anmuthigsten Bildern, dem „ungezognen Liebling der Grazien" geweiht, während sehr sinnig die Idyllen des Theokrit den Stoff zur Verzierung des Schlafgemachs liehen. In ununterbrochener Reihe folgen nun die Zimmer der Königin, zu deren Ausschmückung die Malerei den Stoff aus dem Gebiete der deutschen Muse entlehnt hat. Die beiden ersten Zimmer enthalten meisterhafte Darstellungen aus den Gedichten des Walther von der Vogelweide und aus dem „Parcival" des Wolfram von Eschenbach, der Service-Saal Bilder aus Bürger's Gedichten, der Thronsaal aus Klopstock's Werken, während der Salon, der Schlafsaal, das Schreibzimmer und die Bibliothek aus den Dichtungen Wieland's, Göthe's,

Digitized by Google

Schiller's und Tieck's eine fast unübersehliche Bilderwelt empfangen haben. Hinter den Zimmern des Königs befindet sich der Speisesaal, dessen Bilderschmuck den Gedichten Anakreon's entnommen ist. Die Räume des obern Stockwerks sind dem geselligen Vergnügen des Hofes gewidmet. Sehr heiter und geschmackvoll decorirt ist der ovale Tanzsaal, nicht minder die anstoßenden Zimmer, von denen das eine unter reichen Ornamenten eine Reihenfolge trefflicher Landschaften mit Scenen aus dem häuslichen, öffentlichen und dem Landleben der alten Griechen nach Aquarellzeichnungen von Rottmann, das andere einen Fries mit schönen Reliefs aus dem Mythus der Aphrodite von Schwanthaler enthält. Endlich steigen wir in das Erdgeschoß hinab, von welchem mehre große, zusammenhängende Räume, nicht zu Wohnungen bestimmt, sondern ausschließlich der Kunst geweiht, die berühmten Darstellungen aus dem Nibelungenliede von Schnorr enthalten. Bis jetzt sind indessen von den fünf Sälen des „Eingangs, der Hochzeit, des Verraths, der Rache und der Klage", nur der erste ganz und der zweite über die Hälfte vollendet; die Arbeit ruht einstweilen, da der Künstler, wie wir bemerkt, mit neuen Entwürfen zu den Gemälden der Hohenstaufen beschäftigt ist. Im ersten Saale erblicken wir auf den Wänden die Hauptcharaktere des Gedichts in trefflicher Zusammenstellung: König Günther und Brunehild, Siegfried und Chriemhild, Hagen, Volker und Dankwart, König Etzel und Rüdiger, Dieterich von Bern und Hildebrand, Siegmund und Siegelinde, Königin Ute mit ihren Söhnen Gernot und Giselher, alle voll tiefen ernsten Ausdrucks, in feierlicher, ahnungsvoller Haltung. Über dem Eingange zeigt sich der Dichter nachsinnend und schreibend, zu seinen beiden Seiten die Gestalten der Mähre und der Sage, denen er lauscht; im Bogen über dem Fenster Hagen's Abenteuer mit den Wassernixen, deren Prophezeiungen zugleich den Gang des ganzen Gedichts andeuten. Im folgenden Saale sind in vier großen Bildern Siegfried's Rückkehr aus dem Sachsenkriege, Brunhildens Ankunft zu Wormse, Siegfried's Vermählung mit Chriemhilden und wie er ihr Brunhildens Ring und Gürtel übergibt, großartig, doch dabei mit der seelenvollsten Anmuth dargestellt, aber Vieles noch unvollendet. Die drei andern Säle sind noch völlig leer, indessen die Cartons zu mehren Gemälden bereits fertig. — Dies möge hinreichen, wenigstens eine Ahnung der Kunstherrlichkeit zu erwecken, welche König Ludwig's Wohnung schmückt. Tage, ja Wochen lang hätte man zu thun, um sich in dieser Bilderwelt vollständig zu orientiren, in der so Vieles gleich beim ersten Anblicke sich mit zauberischer Gewalt in die Seele prägt. Tadler haben gemeint, daß diese Umgebung von Malereien zu bunt, zu überladen, zu zerstreuend sei und den Bewohnern dieses Schlosses das Gefühl der Behaglichkeit rauben möchte, was man in einer heitern, bequem und elegant eingerichteten Wohnung vor Allem erwartet. Ich kann diesen Einwand nicht gelten lassen, vielmehr glaube ich, daß das Aufschauen zu den Gebilden der Kunst mitten aus dem Treiben und Drängen des täglichen Lebens, dessen Druck auch in der Hofburg verspürt wird, eine ganz andere Erheiterung und Erhebung gewähren müsse als im Anblick prächtiger Meubeln, dergleichen allerdings in dem münchner Königsbau nur wenige zu finden sind. Auch dem sind ja Könige wie Dichter auf die Höhen des Lebens gestellt, wo die Region der Kunst und Poesie Schätze unmittelbarer und erschütternder als in alle Niederungen entfaltet. Glücklich dort und hier, wer sie mit echtem Sinne sich aneignen und genießen kann, wie selig, wer mitten im Überflusse darben muß!

Während unsers Aufenthalts in München wurde die Statue des Königs Max Joseph enthüllt; welche die Mitte des nach ihm genannten Platzes einnimmt. Sie ist bekanntlich von Rauch modellirt und von Stiglmayer gegossen, und ihrer Bestimmung vollkommen würdig. Der seinem Volke so theure, sprechend ähnliche König ist sitzend dargestellt, die Rechte zum Segnen ausstreckend, die ganze Figur wie die Gestalten der Bavaria und der Civitas publica nebst den vielen Reliefs am hohen Sockel sind durchgängig in dem edeln, kräftigen und doch gefälligen Style, der die andern Meisterwerke des gerühmten Künstlers bezeichnet. Die Stunde der Enthüllung des Monuments, welche wir an der Seite unseres Landsmanns zubringen durften, wird uns für immer unvergeßlich sein. Die ganze Feierlichkeit der Inauguration hatte an sich etwas sehr Rührendes und Erhebendes, was aber durch die Theilnahme des Himmels erhöht wurde; denn in dem Augenblicke, da [illegible] den blauen und weißen bairischen Wecken verhüllte, des Monuments niedersank, theilten sich die düsteren Wolken des Regentages und ein heller Sonnenstrahl umstrahlte die goldglänzende Statue des Vater Max. Dieser Sonnenstrahl fiel auch erlösend in die Seele des Künstlers und rief in ihr nach den Stunden ängstlicher Beklemmung und Erwartung die reinste und vollkommenste Freude hervor. Rauch sah sein Werk, dessen [illegible] im Ganzen er zuvor nicht zu bestimmen vermocht, [illegible] lich zu Tage gefördert, harmonisch in sich und in erfreulichsten Übereinstimmung mit den Umgebungen, fand in dem ergreifenden Eindruck, den es auf die versammelten Tausende machte, in dem Lobe strenger Kunstrichter und in den Glückwünschen seiner Freunde die süße Befriedigung, die der höchste Lohn des wahren Künstlers ist.

Auf dem Wege zur gewerbsfleißigen Vorstadt Au machen wir zuerst Halt am Isarthore, welches jetzt eine Zierde der Hauptstadt geworden ist, nachdem es [illegible] dem Einsturz nahe war. König Ludwig hat es wieder bauen und ausschmücken lassen, und so gewährt es mit seinen drei Thürmen einen stattlichen Anblick. Au ist indessen der der Vorstadt zugekehrte Theil [illegible] Kunst in Anspruch genommen, und wer von [illegible] in München einzieht, wird gleich mit einem [illegible] lichen Eindrucke empfangen. Längs dem obern [illegible] Mauer, in welcher sich die drei Eingänge befinden, der Einzug Ludwig's des Baiern in München nach siegreichen Schlacht bei Ampfing von Neher in

Digitized by Google

emalt; die ganze sich weithinziehende Composition ge-
ört durch frisches Colorit, schöne Gruppirung der Men-
chen und Pferde und lebendige im Ganzen herrschende
ewegung zu einer der bedeutendsten und anziehendsten
ihrer Art. Neben dem Hauptportal befinden sich die
einernen Statuen des Erzengels Michael und des heil.
eorg, der Besieger des geistigen und leiblichen Bösen;
ber den kleinern Seiteneingängen die Schutzpatrone Mün-
ens, die heil. Jungfrau und der heil. Benno, in Fresco
uf Goldgrund gemalt. Das Ganze bildet eine so wür-
ige, heitere und sinnige Erscheinung, daß man sie je-
esmal mit neuem Wohlgefallen betrachten muß.

Über die Isarbrücke, dem bretternen stallartigen Ge-
äude vorbei, in welchem sich das Lipperl- oder Volks-
heater befindet, gelangen wir auf den Mariahilf-
latz, wo eine große Kirche im Bau begriffen ist. Sie
ird nach dem Plane des Architekten Ohlmüller im rein-
n altdeutschen Style gebaut, damit neben dem antiken
antinischen und modernen auch dieser hier einen Re-
äsentanten finde, und verspricht dereinst ein ausgezeich-
tes Bauwerk zu werden. Einzig in ihrer Art wird sie
ch die Glasmalereien sein, womit ihre 19 hohen
enster geschmückt werden sollen. Drei von diesen sahen
ir bereits fertig auf der Kunstausstellung und Alles dadurch
etroffen, was bisher in diesem Fache geleistet worden
. Welch einen Aufschwung die Kunst der Glasmalerei
er neuesten Zeit in München durch die Künstler
at, Ainmüller, Wehrdorfer und A. und durch die
ühmungen Gärtner's, Heß's und Boisserée's genom-
n hat, kann sich Der nicht vorstellen, welcher nicht an
rund Stelle war. Die ganze Farbenpracht der alten
lasmaler, deren Geheimniß man verloren glaubte, ist
ht nur wieder ins Leben gerufen, sondern auch ihre
unst durch die Zeichnung, Composition und die ge-
ackvollen Verzierungen der Neuern beiweitem über-
offen worden. Wer namentlich so glücklich war, bei den
ären M. Boisserée und Bertram die in ganze Glas-
ln gemalten Bilder des heil. Christoph, des die heil.
ungfrau malenden heil. Lucas, der kölnischen Apo-
el u. m. a. aus ihrer ehemaligen Sammlung zu sehen,
r wird die Überzeugung gewonnen haben, daß hier die
unst das Non plus ultra erreicht hat, und gegen diese
lklärung der Farben in das reinste Licht alle noch so
änzenden Staffeleibilder nur matt und kalt erscheinen.
n den Fenstern der Pfarrkirche in der Au werden die
ben und Freuden Mariä in glänzenden Bildern dar-
stellt werden. Die drei fertigen Fenster sind für das
or bestimmt und enthalten die Geburt Christi, die
nzigung Christi und die Krönung Mariä, während
Apostel um ihr mit Blumen angefülltes Grab ver-
melt sind, nach meisterhaften Compositionen von
andolph, Fischer und Ruben. Vorzüglich ist das
te Bild von ausgezeichneter Schönheit und von einer
monie und Glut der Farben, die kaum ihres Glei-
n hat. Die Ornamente zu diesen Gemälden, meistens
n Ainmüller erfunden und gemalt, schließen sich durch
n darin beurkundeten Reichthum der Phantasie, durch
den Geschmack und das Geschick, mit welchem die Ele-
mente altertümlicher Muster zu neuen Zusammenstellun-
gen in denselben Style benutzt worden sind, den ersten
Kunstwerken dieser Gattung an. Die Glasmalereien für
den Dom zu Regensburg wurden den genannten Künst-
lern zu einer Vorschule ihrer neuesten Leistungen; schon
dort sind die spätern Bilder immer die schönern; jetzt
aber scheint die Technik vollendet und festgestellt zu sein,
und in einigen Jahren wird man nach der Pfarrkirche
in der Au wallfahrten, mit Entzücken die Wunder einer
gleich dem Phönix verjüngten Kunst zu schauen.

(Der Beschluß folgt.)

Materialien zur Geschichte Kaspar Hauser's. Gesammelt und herausgegeben von dem Grafen Stanhope. Heidelberg, Mohr. 1835. Gr. 8. 8 Gr.

Noch vor wenigen Jahren gab es nicht leicht in Deutschland eine Stadt von größerm oder kleinerm Umfange, in welche nicht Kaspar Hauser's Name gedrungen und viele Herzen, namentlich der Jungfrauen und Frauen, für das Schicksal des anscheinend so unglücklichen Find- oder Flüchtlings gewonnen hätte. Bedeutende Männer, vor Allen ein Feuerbach, waren für ihn in die Schranken getreten und die entgegenstehenden Bemerkungen Merker's, seine Annahme, daß Hauser ein Betrüger sei, wurden fast mit Unwillen vernommen und haben wol manches harte Urtheil über den spähenden Policeimann, der von seinem Quisquis praesumitur malus nicht lassen wolle, veranlaßt. Seit Jahr und Tag hat sich das Interesse an Kaspar Hauser merklich gelegt; nur die unumwundene Erklärung des Ritters von Lang in diesen Blättern vom J. 1834, Nr. 4, daß Hauser ein Betrüger gewesen sei und sich selbst ermordet habe, setzte noch einige Federn in Bewegung und veranlaßte sogar das baierische Kreis- und Stadtgericht zu Ansbach unter dem 21. Jan. 1834 durch einen öffentlichen Erlaß das Publicum zu warnen, einzelnen Zeitungsartikeln über Kaspar Hauser zu trauen, da nur die Justizbehörde actenmäßige Aufschlüsse zu geben im Stande sei. Jetzt gedenken die gelesensten Zeitschriften seiner fast gar nicht mehr und weit wichtigere, einflußreichere Begebenheiten scheinen seinen Namen einer wenigstens augenblicklichen Vergessenheit übergeben zu haben. Ref. hat nie zu Denen gehört, welche dem Schicksale Hauser's eine allzu große Aufmerksamkeit gewidmet haben. Er ist weder Jurist noch Polizeibeamter, aber ihn wollte es bedünken, als ob man gar zu viel Aufsehen von einem Falle gemacht hätte, der doch am Ende gar nicht so ungewöhnlich ist; denn wie oft sind nicht landläuferische Buben und elternlose Kinder der Policei in die Hände gerathen! Man hat sie in Arbeits- und Correctionsanstalten untergebracht, man hat sie beschäftigt und sie sind endlich für diesen oder jenen Geschäftskreis in der bürgerlichen Gesellschaft brauchbar geworden. Mit Kaspar Hauser würde vermuthlich ganz Dasselbe geschehen sein, wenn nicht ein Zusammentreffen von besondern Umständen ihm eine augenblickliche Wichtigkeit gegeben und die Gutmüthigkeit mehrer Personen dadurch Veranlassung zu den abenteuerlichsten Gerüchten über seine Herkunft und seine frühern Schicksale geworden wäre.

Kaspar Hauser's vornehmster und reichster Beschützer war bekanntlich der englische Graf Stanhope. Und dieser Graf selbst hat bereits im vorigen Jahre erklärt, daß er seinen frühern Pflegsohn für einen lügenhaften Menschen halte, dessen Betragen ihn gänzlich enttäuscht habe und dessen Angaben er jetzt nur einen sehr geringen Grad von Glauben beimessen könne. Dasselbe wiederholt er jetzt in den Actenstücken, welche den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmachen. Es sind folgende: 1) über Kaspar Hauser's Leben. Von ihm selbst ge-

Digitized by Google

schrieben. Dem Grafen Stanhope mitgetheilt von dem Präsidenten von Feuerbach. Getreu nach der Urschrift abgedruckt. 2) Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den königl. baierischen Gensdarmerie-Oberlieutenant Hickel, datirt München den 10. Febr. 1834. 3) Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den Hrn. Schullehrer Meyer in Anspach, aus Karlsruhe vom 27. März 1834. 4) Notizen über K. H.'s Geschichte durch den Grafen Stanhope dem Policeirath Merker mitgetheilt. 5) Auszug eines Briefes desselben an Merker, aus Heidelberg vom 14. Aug. 1834. *) 6) Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den Schullehrer Meyer in Anspach über den Tod des Kaspar Hauser. Wir wollen jetzt einige Hauptpunkte aus den Stanhope'schen Briefen herausheben, die allerdings von großer Wichtigkeit zur Feststellung eines sichern Urtheils in dieser so vielbesprochenen Angelegenheit sind.

Wir müssen zuerst bemerken, daß Stanhope keineswegs mit Haß oder mit Bitterkeit gegen Kaspar Hauser schreibt. Er bezeichnet ihn vielmehr als eine höchst auffallende und interessante Erscheinung, er nennt ihn lebhaft und naiv, gutmüthig und liebenswürdig und, dem Anscheine nach, treuherzig wie ein Kind, ohne jemals zudringlich, lärmend oder unruhig und daher lästig zu sein. Er war ruhig und gesetzt — von dem Wunsche beseelt, wie auch mit dem Talent begabt, Andern zu gefallen und Aufsehen zu erregen —, mit einem ganz richtigen Takte, der ihm immer zeigte, was er zu sagen oder zu thun hätte; mit einer wunderartigen Fähigkeit, Alles schnell und genau zu beobachten, mit einem Scharfsinne, welcher ihm die Mittel darbot, die Gemüther zu lenken; mit einer Besonnenheit und Gewandtheit, die durch langjährige Erfahrung, mit einer Schlauheit, die durch vielfältige Übung gebildet zu sein schienen, endlich mit einer Unbefangenheit, wodurch er bei keiner Veranlassung in Verlegenheit gerieth und immer Ausflüchte zu ersinnen wußte. Ein Beleg hierzu wird auf S. 108 gegeben. Kaspar Hauser wurde bei seiner Ankunft in Anspach (Ende November 1831) sehr kalt und unfreundlich von dem Präsidenten von Feuerbach empfangen, dem man berichtet hatte, daß er „hochmüthig" geworden wäre. Hauser hielt hierauf, und zwar in einem wohlgesetzten Vortrage, eine sehr lange Rede über seine Erziehung in Nürnberg und die Fehler, die er darin bemerkt hatte, und sprach mit solcher Geistesanstrengung, daß der Schweiß auf seiner Stirne ausbrach. Feuerbach hörte ihm geduldig zu, ohne ihm in die Rede zu fallen, warf dem Grafen Stanhope von Zeit zu Zeit einen Blick zu, der die Wirkung dieser Rede auf ihn genau bezeichnete, und war am Ende ganz umgestaltet. Diese große Gewandtheit machte aber den Grafen besonders mistrauisch gegen alle Angaben und Erzählungen Hauser's von seinen frühern Schicksalen während seiner Einkerkerung. So wollte er, so lange er sich in seinem Gefängnisse befand, immer gesessen und niemals sich ausgestreckt oder auf die Seite gelegt haben. Aber hätte er wol nach vieljährigem Sitzen dieser Art noch stehen und gehen können? wäre er dadurch nicht ganz verkrüppelt worden und hätten nicht die Beine, als man ihn aufrichtete, unter ihm brechen müssen? (S. 54.) Ferner stehen seine Geschicklichkeit, seine Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit als Reiter in offenem Widerspruche mit einer vieljährigen Einkerkerung; denn Hauser war nach sechs Wochen Reitunterricht wenn auch nicht ein schulgerechter, doch ein sehr sattelfester Reiter (S. 42). Und so ließen sich noch mehre handgreifliche Widersprüche aus der vorliegenden Schrift gegen die Meinung Feuerbach's, der nach einer Äußerung Stanhope's (S. 50) selbst in den letzten Zeiten seines Lebens an der Wahrheit der Hauser'schen Erzählungen zu zweifeln begann, anführen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieselben hatte Merker zum Theile in einer kleinen Schrift (Berlin 1834) abdrucken lassen.

Notizen.

Die magyarische gelehrte Societät hat eine für das Jahr 1834 erschienene magyarische Originalwerk ausgesetzte Prämie von 200 Dukaten dem Alexander Farkas aus Siebenbürgen für sein Werk „Levak amerikai utazás" (Nordamerikanische Reise) zugesprochen, doch hat sie dem Stiftungsfond derselben Societät geschenkt. Heinr. v. hat Iffland's Schauspiel „Das Testament" im 20. des „Külföldi Játékszin" (Ausländisches Theater) und das Honorar demselben Fond überlassen. — Die Gesellschaft hielt am 13. Septbr. 1835 eine öffentliche Sitzung, in welcher der Graf Joseph Dessewffy eine glänzende Gedächtnißrede auf den Freiherrn Vincenz von Berzewiczy, einen der Reformatoren der Beförderern der magyarischen Literatur, hielt. Schulz Döbrentai theilte eine von dem Secretair der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta eingegangene Nachricht vom 1. Jan. 1835 über den berühmten siebenbürgischen Reisenden Sprachforscher Alexander Csoma von Körös mit. Derselbe dachte tiefer ins Innere von Tibet zu reisen. Zwar waren 300 Dukaten, welche einige vaterländische Literaturfreunde diesem gelehrten Forscher zur Unterstützung auf seinen Reisen schickt hatten, durch Bankrott eines Handelshauses verloren gegangen, doch das bengalische Gouvernement zahlte für Durch die östreichische Gesandtschaft in London hat 50 Exemplare seines in Kalkutta erschienenen tibetanischen Wörterbuchs zur Vertheilung an höhere Schulen des östreichischen Kaiserreichs eingesandt, zwei davon hat er für das reformirte Collegium zu Enyad bestimmt, in seine erste wissenschaftliche Bildung erhalten hat. Exemplare gelangten durch den Erzherzog Palatin Societät.

Anfang 1835 verstarb in dem armenischen Lazarus bei Venedig der Geistliche Emanuel 1770 in der Gegend von Trapezunt aus angesehen Er trat sehr früh in den Orden der Mechitaristen besonders von dem Vardapet Gabriel Avetiniani, treffliche Grammatiken und Commentare zu schwierigen nischen Werken bekannt ist, gebildet; er erlernte mit mehre Sprachen, unter andern auch die griechische und ward Doctor der Theologie, Vardapet und Generalvi des Convents in Rom. Sein wichtigstes Werk ist sein Lazarus gedrucktes „Italienisch-armenisch-türkisches 1804. Ein „Armenisch-italienisches Wörterbuch", das digste aller frühern, ist, obgleich schon seit längerer Manuscripte vollendet, erst zur Hälfte gedruckt. Außerdem setzte er die „Äneis", Geßner's „Tod Abel's" und „Telemach" ins Armenische, gedruckt 1825 und 1826 Lazarus; auch hat er mehre Originalpoesien hinterlassen.

In dem Rudjänskischen Kupferbergwerke, dem Demidow gehörig, ist im Juni 1835 in den neuen Gängen des sobenannten Hoffnungsschachtes in 36 Faden eine Malachitmasse von bisher unerhörter Größe entdeckt worden. Sie ist 7½ Arschin lang, 3 Arschin breit und 2 Arschin mittlerer Höhe, man schätzt sie auf 1500 Pud. Die im Museum des Berginstituts zu Petersburg bisher als die größte bekannte Malachitmasse wiegt 170 Pud. Die neuentdeckte kolossale Masse ist noch nicht geschieden. Da sich Wasser zeigte und wegen des Gesteins hat man einen neuen Gang sechs Faden tiefer angelegt, das Wasser abzuleiten und die Masse von unten her in Schein nehmen zu können. Nach den Berichten von Sachverständigen ist sie von außerordentlicher Dichtigkeit und schöner Herr von Demidow hat befohlen, die Masse mit Sorgfalt Tage zu fördern und zu seiner Zeit eine genaue Zeichnung selben anzufertigen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 77. — 17. März 1836.

Mittheilungen eines Kunstfreundes von einer Reise nach München im Herbst 1835.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Die Kunstausstellung, so viel Schönes hier auch gegeben wird, läßt sich, vorzüglich in Hinsicht der Plastik, mit einer berliner durchaus nicht vergleichen. Das ist sehr begreiflich. Die namhaften Künstler Münchens sind viel zu sehr mit den großen Arbeiten in Kirchen und Palästen beschäftigt, als daß sie Zeit hätten, der Staffeleimalerei obzuliegen; höchstens stellen sie einige Cartons aus. Ganz anders verhält sich die Sache in Berlin, Dresden und zum Theil selbst in Düsseldorf, wo ein großer Theil der Künstler nur für die Ausstellung zu arbeiten scheint und hier seine Werke einzelnen Liebhabern und dem Kunstverein zu verkaufen hofft. Wo das Kunstleben sich mehr republikanisch gestaltet und der Einzelne, ganz auf sich selbst gestellt, den eignen Eingebungen und beschränkten Mitteln überlassen ist, da wird die Wahl und Behandlung der Stoffe ganz anders ausfallen als da, wo ein monarchisches Princip mit ergiebigen Kräften eingreift und der Genius eines Künstlerfürsten (gleichviel ob auf dem Throne oder vor dem Carton) die belebende Seele des Ganzen wird, die Bestrebungen der Kunst wahrhaft organisch gestaltet und dadurch Werke von unvergänglichem Werthe hervorruft, die nicht zur Einsperrung in die Prachtsäle der Reichen, sondern zum Genuß und zur Bildung des Volkes bestimmt sind. Daher mag auch eine große Verschiedenheit der Tendenzen in den Schulen zu Düsseldorf und München, und die geringe Anerkennung, die ihnen hier den düsseldorfer Leistungen ward. Baiern ist so glücklich, in der Person seines Königs die höchste Intelligenz für die Kunst zu besitzen; von ihr gehen alle Impulse schaffend und belebend aus; natürlich macht sich die Herrschaft der Idee dort geltend und übt, trotz aller Spaltungen und Neigungen zwischen den Einzelnen, eine unbeschreibliche Macht auf die Künstlerwelt aus. Daher entzündet dort an den großen der Kunst gestellten Aufgaben der Genius seine Fackel, das Großartige, Charaktervolle, Tiefbedeutsame in der Religion, Geschichte und Natur findet den vollsten Anklang, aber auch die Anmuth ist nicht ausgeschlossen und weiß nicht nur die heitern Spiele der Phantasie, sondern auch die ernsten Schöpfungen der Kunst mit ihrem Zauber zu beleben. Möge unsere Ansicht uns nicht den Vorwurf der Einseitigkeit oder Parteilichkeit zuziehn. Wir ehren jede wahrhaft künstlerische Bestrebung, jede echte Begeisterung für das Schöne, jede talentvolle Gestaltung desselben, wo sie uns auch begegnen mag, und weit entfernt, den düsseldorfer Künstlern ihr Verdienst schmälern zu wollen, wünschen wir so ausgezeichneten Talenten nur einen geistigen belebenden Mittelpunkt und ihrer Kunst einen angemessenen realen Boden, um auf diesem mit vereinten Kräften das Große und Schöne anzubauen.

Unter den vielen ausgezeichneten Ölgemälden der münchner Ausstellung darf eins nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der Einzug des Königs Otto in Nauplia von Peter Heß, welches mit dem vaterländischen, selbst welthistorischen Interesse eine seltene Schönheit der Composition, Färbung und Ausführung verband und deshalb stets von einer dichten Menschenmasse umringt war. Schnorr hatte einige Cartons zu dem Cyklus der Nibelungen ausgestellt, auch einen zu der Hohenstaufengalerie, und zwar in einer herrlichen, großartigen Composition Kaiser Friedrich Barbarossa, der über die geschleiften Mauern Mailands siegreich in die eroberte Stadt einreitet. Ein Werk aber vor allen wurde hier dem Erstaunen des Publicums dargeboten, welches wir vor seiner Veröffentlichung schon oft und lange, an der Seite des Meisters und allein, betrachtet, bewundert, studirt hatten, und das je länger je mehr in uns die Überzeugung befestigte, daß es in unserer Zeit einzig und unübertrefflich dastehe. Dieses Werk ist der berühmte Carton des jüngsten Gerichts von Cornelius, welches er neunmal vergrößert in der Ludwigskirche in Fresco ausführen wird. Eine Ilias nach Homer zu dichten und ein jüngstes Gericht nach Michel Angelo zu malen, scheint gleich unausführbar, und wenn auch das Letztere öfters, namentlich von Rubens, versucht worden, so konnte doch nur ein so genialer Künstler wie Cornelius, der die Wirkung seiner Arbeit nicht durch die Häufung überschwänglicher Massen, sondern durch die Kraft und Tiefe der Gedanken zu erreichen weiß, mit dem alten Florentiner in die Schranken treten. Cornelius hat den alten Typus der Darstellung des jüngsten Gerichts ziemlich beibehalten. Christus im Kreise der Patriarchen und Heiligen steht zwischen der knienden Maria und Johannes dem

Digitized by Google

Käufer, die Rechte den Seligen entgegenbreitend und mit der Linken die Verdammten zurückweisend. Unter ihm sitzt auf Wolken ein Engel mit dem geöffneten Buche des Lebens und Todes, während andere Engel gewaltig zu Gericht blasen. Tiefer unten steht der Erzengel Michael in seiner himmlischen Rüstung mit dem Schwert, die Erwählten und die Verworfenen voneinander scheidend. Eine schon von einer Teufelsgestalt erfaßte Seele sucht kniend sich am Mantel des Engels festzuhalten, der ernst und ruhig sein Schwert zwischen beide hält, und, wie es scheint, der Reue die Rettung vom ewigen Verderben nicht versagen will. Der Sturz der Verdammten auf der einen Seite zeigt bei aller Furchtbarkeit die herrlichsten, großartigsten Details, und bei allem Ausdruck wilder dämonischer Kraft doch immer des Meisters weise Mäßigung, die auch dem Schrecklichen einen Zauber der Milde verleiht; auf der andern Seite ist das Emporschweben der seligen, zart miteinander verbundenen Gruppen von unsaglicher Schönheit. Es kann nicht meine Absicht sein, diese tiefsinnige, gedankenreiche, Dante'schen Geist athmende Schöpfung hier näher zergliedern zu wollen; auch wird mit dürren Worten die Erhabenheit und Ideenfülle eines solches Werkes nicht geschildert oder erschöpft. Ich will hiermit nur allen Kunstfreunden zugerufen haben: Geht hin und schauet, oder lasset noch fünf Sommer hinschwinden, bis das Gemälde in Fresco vollendet sein wird. Dann wird ein Werk in der Glorie der Vollkommenheit dastehen, das der Meister lange in seinem Geiste heranreifen ließ und dessen Idee ihn schon erfüllte, als er vor zwanzig Jahren auf Spaziergängen in Rom mit dem Freunde von den Leistungen der Zukunft sprach. Wie herrlich hat sich diese Zukunft verwirklicht!

Nur mit ein paar Worten will ich am Schlusse zwei junge Meister erwähnen, deren Namen der allgemeine Ruf bald unter den gefeiertesten nennen wird und von denen der Eine nichts, der Andere nur wenig zur Ausstellung beigetragen hatte, — Kaulbach und Schwanthaler. Wenn eine reiche, lebendige, vorzüglich in ernsten Schöpfungen sich gefallende Phantasie und eine bewunderungswürdige Darstellungskraft den großen Künstler bezeichnet, so nimmt Kaulbach unter den Malern unserer Tage eine der ersten Stellen ein. Wir sahen seinen berühmten Carton der Hunnen- und Römerschlacht, die von den Geistern der Erschlagenen in der Luft gestritten wird, und können nur in die Versicherung aller Kunstverständigen einstimmen, daß hier eine der herrlichsten und wunderbarsten Compositionen geliefert ist. Graf Raczynski läßt die Zeichnung für sein großes Werk über die neuere Kunst in Kupfer stechen, aber er hat dem Künstler auch aufgetragen, ihm das Bild in sehr großen Dimensionen in Öl zu malen, was bei Vielen Zweifel an der günstigen Wirkung erregt hat. Schwanthaler gehört schon jetzt, noch in den Jahren kräftiger Jugend, jedenfalls zu den ersten Bildhauern unserer Zeit. Seine Productivität ist außerordentlich und durchgängig genial, sie möge sich auf antike, romantische oder moderne Formen erstrecken. Wir gedachten bereits seiner schönen Reliefs im Schlosse, wo außerdem auch Vieles nach seinen Zeichnungen, z. B. das Zimmer des Aristophanes, gemalt ist. Vier herrliche Arbeiten in Relief mit Gegenständen der Legende sahen wir bei den Herren [illegible] und Bertram, aber [illegible] viele für den König erst entworfene, kaum angefangene und wieder der Vollendung mehr oder weniger nahe Werke, daß er gewiß für Decennien vollauf beschäftigt ist. Er hat die gruppirten und einzelnen Figuren für das Giebelfeld und die äußern Nischen der Säulen, die sitzenden Statuen vor dem Eingange der Bibliothek, die oben erwähnten 16 kolossalen Modelle [illegible] Festsaals und 24 Statuen berühmter Maler [illegible] fern, mit welchen die Loggia der Pinakothek [illegible] werden soll. Von diesen letztern waren die kleinen, aus reizenden Gypsmodelle auf der Ausstellung. Zur Vollendung ziemlich nahe sahen wir die gewaltigen Figuren für das Giebelfeld der Walhalla, in welchen thronende Germania den Treuschwur ihrer Söhne, [illegible] Zahl und Embleme den Hauptstaaten Deutschlands versprechen, annimmt, während in den Ecken bei [illegible] spitzes die Götter der grenzhütenden Flüsse Rhein und Mosel bei ihren Urnen ruhn. Je schwieriger, je höher die Aufgaben, und je vielseitiger die Ansprüche, an die schaffende Thätigkeit dieses Künstlers gemacht werden, desto glänzender scheint sein Genie sich zu [illegible]

Ich bin am Schlusse, aber nicht am Ende. In flüchtigen Umrissen wollte ich den Reichthum seiner Schöpfungen nur andeuten, welche die neuere Kunst unter der Ägide eines geistreichen Herrschers in München gerufen hat und hervorzurufen nicht aufhört. [illegible] von jeher eine Freistatt der Künste, hebt schon ihr Haupt unter den deutschen Städten strahlend empor, wird in fünf oder zehn Jahren vielleicht einzig dastehen, die erst beabsichtigten oder begonnenen Werke alle vollendet sind. Die nächste Zukunft wird uns aber auch lehren, ob alle die Fülle von Geist und Talent, die ungeheuern Mittel, welche der hochherzige König geboten hat, nur zur Befriedigung egoistischer Launen und Liebhabereien bestimmt waren, oder ob durch sie ein höherer Zweck erreicht, ob durch den Genius [illegible] nen auch das Reich des Wahren und Guten [illegible] und ein geistig belebender und bildender Einfluß auf das Volk ausgeübt worden ist. Ich meines Theils zweifle nicht an dem Eintritt dieser gesegneten Wirkung.

Materialien zur Geschichte Kaspar Hauser's. [illegible] und herausgegeben von dem Grafen Stan[illegible]

(Beschluß aus Nr. 71.)

Ein ganz besonderes Gewicht legt Stanhope [illegible] es uns scheint, mit allem Rechte — auf die bei der [illegible] nehmung Hauser's in Nürnberg geführten Polizeiakten. [illegible] der Policeirath Merker hatte die Bekanntmachung [illegible] gehört, sie ward um so wünschenswerther, weil Stan[illegible] chert, von Feuerbach mehrmals die Worte gehört [illegible] „Wenn man die nürnberger Acten liest, so muß man [illegible] daß Kaspar Hauser ein Betrüger ist", zu daß [illegible] fügt hat: „Man sollte sie verbrennen". [illegible]

Digitized by Google

Kaspar Hauser, als er am 26. Mai 1828 Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr in Nürnberg anlangte, nach der Darstellung Feuerbach's in einem Zustande „vernunftloser Thierheit", der leere Blick seiner Augen hatte den Ausdruck thierischer Stumpfheit; er wußte seine Hände und Füße nicht zu gebrauchen, seine Fußsohlen waren mit frischen Blasen bedeckt, sein Gang war eine peinliche Mittelbewegung zwischen Fallen und Aufrechtstehen, an Worten und Begriffen hatte er einen gänzlichen Mangel. Dagegen berichten nun die glaubwürdigen, namentlich angeführten Personen, deren Aussage von aller Absichtlichkeit frei ist und die den Kaspar Hauser zuerst in Nürnberg gesehen haben, ganz andere Dinge (S. 50—66, 69 fg., 82—88 fg.). Er sah wohlgenährt und gesund aus wie ein gewöhnlicher Bauerbursche, er kam mit starken Schritten einen ziemlich steilen Berg herunter und ging recht ordentlich, weder gebückt noch wankend, er schien Alles zu verstehen, was man ihm sagte, und sprach selbst verständlich, wenn auch nicht gut, er schrieb seinen Namen mit Bleistift zwar nicht schön, aber leserlich, seine Augen waren in den ersten drei Stunden nicht empfindlich für das Licht, er zeigte (nach der Aussage des Gefängnißwärters Hiltel) einen mächtigen Verstand, er erlernte Alles gleich und vergaß es nicht wieder. Alle diese Bemerkungen wurden in den ersten Stunden nach Kaspar Hauser's Ankunft in Nürnberg gemacht, als er noch nicht auf die Policei gebracht war, und diese Stunden haben eine zwar kurze, aber doch ganz besondere Epoche in seinem Leben, die von der folgenden wesentlich verschieden ist. Es hätte übrigens wenig daran gefehlt, daß der Rittmeister v. W., dem Hauser zuerst aufstieß, den armen Jüngling zu Tode genommen hätte, und wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde die Welt aller Wahrscheinlichkeit nach niemals den Namen Kaspar Hauser's gehört haben. Auch ist es wol möglich, daß er immer ganz unbekannt geblieben wäre, wenn man ihn sogleich abgewiesen und ihm dadurch erlaubt hätte, sein Glück anderwo zu suchen. Aber es mußte sich grade treffen, daß der von den beiden Freunden, mit denen der Rittmeister eine Spazierfahrt gemacht hatte, bei der Policei angestellt war und von dort gebeten wurde, den Kaspar Hauser dorthin zu bringen. Als er in die Polizeiwachtstube kam, fing eine neue Epoche für ihn an, die ihm vielleicht sehr bedenklich schien, wie das wol bei den meisten jungen Menschen der Fall gewesen sein würde, sich plötzlich in policeilichen Gewahrsam versetzt sehen. Daher auch die Antwort, die er auf die Frage des Rottmeisters: „Wo kommen Sie her?" gab: „Das darf ich nicht sagen", ein junger Menschen ganz natürlich. Der Rottmeister fragte weiter: „Warum dürfen Sie es nicht sagen?" und Kaspar Hauser antwortete: „Weil ich es nicht weiß." Er war zuerst in der Wachtstube nicht verlegen, wurde aber nachher ängstlich, wollte fortgehen und sagte öfters: „Hamreisen". Der Rottmeister bemerkte gleich in ihm Hinterlist, hat ihm schon anfangs wenig Vertrauen geschenkt und glaubt noch bisjetzt, daß er sehr viel hat erzählen können und daß er nicht so aufrichtig gegen Andere war, als Andere sich gegen ihn zeigten. Dasselbe bezeugt auch ein anwesender Policeisoldat, ebenso der Policeidiener, der ihn am folgenden Tage vernahm. Dieser äußerte als Schlusse des Protokolls, daß Kaspar Hauser sich verstockt, verstellt und hinterlistig gezeigt habe. Dieser aber schien den Beamten nachher immer zu vermeiden, wollte ihn nicht wiedererkennen und sagte: „Er ist ein böser Mann." Ebenso wollte er zehn Tage später den Schuhmachermeister Weichmann, der ihn bei seiner Ankunft in Nürnberg zuerst entgegengetreten war, nicht wiedererkennen und sagte, als ihn derselbe still und aufmerksam betrachtete: „Warum schaust du mich so an?"

Als er später im Thurme eingesperrt war, blieb seine Lage, die Stanhope urtheilt (S. 115), noch immer mislich, bis ihm durch vielen Fragen Winke gegeben und dadurch eine Geschichte in den Mund gelegt wurde, die Mitleid sowol als Aufsehen erregen mußte, die ihm bei der Gutmüthigkeit der Nürnberger Hülfe verschaffte und für die Neugierde und Leichtgläubigkeit, welche überall zu finden sind, sehr anziehend war. Immer mehr kam er in die Rolle hinein, welche man in ihn gelegt hatte, und je länger er sie spielte, je schwieriger muß es ihm gewesen sein, sich wieder von ihr loszumachen, bis er endlich Lust daran fand und, wie der Professor Daumer, sein Erzieher, sagte, ihm „Lüge und Verstellung zur andern Natur wurden". So lange er in Daumer's Hause war (vom 18. Juli 1828 an), wurde unter dem ewigen Experimentiren, das man mit ihm anstellte, seine Lage immer sicherer, und wenn auch hin und wieder Einer sich zeigte, der ihn über seine frühern Verhältnisse ausfragen wollte, da stellte sich plötzlich Kopfschmerz ein und die begonnene Untersuchung mußte sogleich wiederaufhören. Weitere Fortschritte waren bei ihm nicht sichtbar, seine wunderartigen Fähigkeiten waren verschwunden, seine immer mehr und mehr gesteigerte Eitelkeit wurde immer weniger befriedigt und er war auf dem Wege, von der Welt ganz vergessen zu werden, als im Daumer'schen Hause der bekannte Mordversuch am 17. October 1829 geschah. Aus der ganzen Erzählungsweise des Grafen Stanhope (m. s. besonders S. 39) kann man abnehmen, daß derselbe nicht glaubt, Kaspar Hauser sei von einer fremden Hand verwundet worden. Auch in den beiden folgenden Epochen seines Lebens, als er unter der Aufsicht des Rathsherrn Biberbach und des Freiherrn von Tucher lebte, zeigte sich seine Eitelkeit und Lügenhaftigkeit, und als er an dem Tage, wo in Biberbach's Hause der Pistolenschuß vorfiel, durch welchen er eine Verletzung am Kopfe erhielt, wegen seiner Lügenhaftigkeit ernstlich zurechtgewiesen wurde, gerieth er in den heftigsten Zorn, schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch und sagte, er möchte lieber sterben, als eine solche Behandlung erleiden (S. 77). Dies scheint ein Ausbruch seiner wirklichen Natur gewesen zu sein, sowie ein Ausdruck der fehlgeschlagenen Hoffnung, seine früher so glücklich begonnene Rolle in derselben Art fortspielen zu können. Er verdient aber immer eine billige Beurtheilung und darf nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Betrüger genannt werden.

Mit dieser Sinnesart des Jünglings scheint nach Stanhope auch sein Tod in Verbindung zu stehen. Ein Fremder hat ihn nicht ermordet. Dagegen hat Stanhope eine Menge von Bemerkungen, theils aus der Art und Weise der Verwundung, theils aus dem Benehmen Hauser's vor und nach der That, theils aus andern Umständen angeführt, von denen wir hier nur die drei letzten (S. 104) angeben wollen. 1) Eine Wunde, welche von einem sehr scharfen und sehr feinen Instrumente und durch einen Druck, nicht durch einen Stoß beigebracht wurde, hätte tiefer, als man wollte, eindringen können, sobald der Widerstand eines stark wattirten Rockes und der übrigen Kleidung überwunden war. 2) Kaspar Hauser, der ungefähr acht Tage früher ernstlich von dem Schullehrer Meyer, in dessen Hause er sich damals aufhielt, zur Rede gestellt wurde wegen seines großen Hanges zur Lügenhaftigkeit und zugleich auf die Folgen dieses Hanges aufmerksam gemacht wurde, wußte, daß viele Personen ihn nicht als glaubwürdig betrachteten, daß selbst Graf Stanhope über viele Momente seiner Erzählung Zweifel hegte, konnte also eine genaue Prüfung aller seiner Angaben erwarten und hatte vielleicht die Absicht, durch einen angeblichen Mordversuch den Stempel auf die Wahrheit seiner Geschichte zu drücken, von Neuem allgemeine Theilnahme zu erregen und zu zeigen, daß er nicht in Sicherheit in Anspach leben könnte, sondern an einen andern Ort gebracht werden müßte. 3) Die angebliche Ermordung des Kaspar Hauser ist keineswegs als eine isolirte oder als eine von einer glaubwürdigen Person erzählte Thatsache zu betrachten, sondern steht in Verbindung mit seinen andern Angaben und mit seinem wohlbekannten Hange, Unwahrheiten zu sagen und Aufsehen zu erregen.

Über Hauser's Geburt, Ältern, Stand u. dgl. enthält Stanhope's Schrift keine Aufschlüsse. Man kann leider! auf diese und ähnliche Fragen keine andere Antwort einstweilen geben als die seinige: „woas nit". Muthmaßungen wollte der Verf. nicht mittheilen, es galt ihm, dem früher selbst so arg Getäusch-

Digitized by Google

[illegible] zur Andacht zur ähnlichen Aufschauung zu bewegen und [illegible] Wahrheit, so wie es in seinen Kräften stand, an den Tag zu bringen. Das nächste Interesse geben seiner Schrift die Mittheilungen aus dem Munde solcher Personen, die mit Kaspar Hauser zuerst in Nürnberg zu thun gehabt haben, auf deren Angaben die erste untersuchende Behörde wol nicht das gehörige Gewicht gelegt zu haben scheint. 7.

Musamerit. Ein novellistisches Pro et contra für Herren und Damen. Zusammengestellt von F. Nork. Stuttgart, Brodhag. 1835. 8. 21 Gr.

Man könnte sagen, daß an diesem Büchlein das Schätzenswertheste ist, daß Leute, die es nicht wissen, dadurch erfahren, was Musamerit sei. Musamerit heißen nämlich, laut der Vorrede des Verf., die Nachtwachen der wandernden Beduinen in der Wüste, welche sie durch gegenseitiges Märchenerzählen sich zu verkürzen suchen. Auf analoge Weise nennt nun der Verf. sein Büchlein Musamerit, weil darin Geschichtchen enthalten sind, welche von dem Verf. und seinen Gefährten auf der dresdner Nachteilpost zur Abkürzung der Langweile erzählt werden. Mit dieser Versicherung und Notiz kann sich, genau genommen, der Leser, der es mit sich selbst gut meint, beruhigen. Denn was die Erzählungen selbst betrifft, so gewinnt und verliert man nicht viel, wenn man ihren Inhalt weiß oder nicht weiß. Sie sind (sechs an der Zahl) zu Gunst oder Ungunst der „Evastöchter", wie sich der Verf. in seiner subalternen Weise ausdrückt, geschrieben; denn die Erzähler sind theils Verfechter, theils Ankläger des schönen Geschlechts. Einige darunter, vorzüglich „Weiberlist", sind im allerhöchsten Maße ordinair und so plebejisch-obsol, daß man von der Don-Juanerie des Verf. eben keine hohe Vorstellung erhält. Die kurze Stelle, wo Hr. F. Nork seine Reisegesellschafter schildert, mag von seinem Styl Zeugniß geben: „Drei rüstige junge Männer, alle von aufgeweckter Laune, bildeten meine Reisegesellschaft. Der eine, ein junger Militair, diente den andern Beiden zur Zielscheibe ihres Witzes wegen der gar zu zärtlichen Abschiedsscene, die er vor dem Posthause zu nicht geringer Belustigung aller Umstehenden mit seiner ihm kürzlich angetrauten Ehegenossin den Spöttern zum Besten gegeben. Der sentimentale Martinssohn erwiderte dem Giftigsten der beiden Spötter, dem Candidaten Eimann, seine schneidenden Glossen auf das Glück eines neugebackenen Ehemanns mit salzigen Bemerkungen über die kläglich-komische Figur, welche jeder alternde Garçon in der bürgerlichen Gesellschaft vorstellt, worauf der Angegriffene entgegnete, ein Hahnrei biete noch weit größere Kurzweil, und so lange es keine Assecuranzanstalt für Weibertreue gebe, ziehe er seinen gegenwärtigen Junggesellenstand jedem andern vor. Hierauf ließ sich Hr. Bauinspector Zwingler, mein dritter Reisegefährte, protestirend vernehmen und citirte eine Stelle aus den Sprüchen Salomonis" u. s. w. Dies ungefähr der Ton des Erzählers; es ist nur zu bewundern, daß die Reisenden über dieser Unterhaltung nicht noch früher eingeschlafen sind. 1.

Notizen.

Die letzterschienene englische Übersetzung von Göthe's „Faust" von John Anster wird von der englischen Kritik sehr gerühmt. Es heißt, daß dieselbe alle frühere Bearbeitungen dieser Art von Syme, Blackie, Taldok, Lord Francis Egerton u. A. durch die Geschicklichkeit, womit die charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Gedichts wiedergegeben sei, übertreffe. „So gut wie der Übersetzer des „Don Quixote", sagt das „Edinburgh review", „etwas von der Naturanlage des Cervantes in sich verspüren muß, wie man den Rabelais u. A. nicht in ein fremdes Idiom übertragen kann, ohne von dem Geist, der in „Pantagruel und Gargantua" lebt, selbst in etwas [illegible] muß auch der Übersetzer des „Faust" etwas [illegible] vielleicht gar etwas Mephistophelisches in sich tragen, sonst seine Arbeit nicht die Wärme und Größe des Originals [illegible] soll." Daß dies in der Anster'schen Übersetzung [illegible] in deren Vorgängern auf erfreuliche Weise [illegible] wird ihr von der englischen Kritik wol nicht mit Unrecht [illegible] gerühmt. Wir heben zu diesem Zweck aus der [illegible] Faust's Apostrophe an den Mond heraus, welche der [illegible] übersetzt so gibt:

Beautiful moon, oh would that now,
For the last time thy lovely beams
Shone on my troubled brow!
Oft by this desk at midnight bright
I have sate gazing for thy light;
Watched with sorrow through volumes dusty,
I sate 'mid papers — drowsily busied —
Alone — when thou friend of the friendless
Camest stilling in with placid looks —
O that upon some mountain height
I now were wandering in thy light!
Floating with spirits, like a shadow
Round mountain cave, o'er twilight meadow,
And from the toil of thought relieved,
No longer sickened and debarred,
In thy soft dew could bathe, and find
Tranquillity and health of mind! etc.

Man sieht, daß auch in dieser Stelle [illegible] ben zu ehren ist, und daß z. B. der deutsche „trübe [illegible] nur schlecht durch den „Friend of the friendless" [illegible]

In einem englischen Blatte [illegible] schicklichkeit der indischen Jongleurs [illegible] Nachdem der Mann seine gewöhnlichen Künste, [illegible] schlucken, Feuerverschlingen und andere [illegible] productirt hatte, nahm er ein mit Wasser gefülltes [illegible] mit weiter Mündung, sodaß das Wasser [illegible] er aber die Mündung nach oben wandte, war [illegible] mal wieder voll. Hierauf leerte er denselben [illegible] ihn von einem der Zuschauer aufs Neue füllen. [illegible] Jongleur denselben in seinen Händen, so wandte er [illegible] sehr da, es floß kein Tropfen Wasser heraus. [illegible] wurde zum Erstaunen aller Anwesenden mehrmals [illegible] ben Resultat wiederholt. Jedermann sah, daß [illegible] fällt war, kaum war es jedoch umgekehrt, so [illegible] ein Tropfen Wasser den Boden. Noch merkwürdiger [illegible] zweite Kunststück, welches der Jongleur producirte. [illegible] brachte einen großen Korb und steckte unter denselben [illegible] magere Hündin. Nach Verlauf einiger Minuten [illegible] den Korb hinweg und nun hatte die Hündin [illegible] sich. Diese wurden ebenfalls mit dem Korbe bedeckt, [illegible] sen Hinwegnahme eine Ziege zum Vorschein kam. [illegible] wieder durch ein starkes Schwein ersetzt, welches [illegible] durchgeschnittener Kehle erschien, die ihm aber unter [illegible] nißvollen Hülle des Korbes schnell wieder zugeheilt war. [illegible] rend dieser sämmtlichen Metamorphosen stand bei [illegible] Niemand als der Jongleur, welcher nichts that, [illegible] die Thiere auf- und zudeckte. Als man den Korb [illegible] mal hinwegnahm, war der Raum unter demselben [illegible] Ein anderer Jongleur warf 33 kleine Metallkugeln, [illegible] der andern, in die Luft, welche sämmtlich nicht [illegible] fielen. Als er die letzte hinaufwarf, erfolgte [illegible] Pause, hierauf begann der Jongleur stark zu [illegible] einen Zaubergesang anzustimmen, worauf denn [illegible] eine auf die andere, wie er sie hinaufgeworfen, [illegible] fielen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 78. — 18. März 1836.

Börne als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich.

Viele waren wirklich nach Börne's voriges Jahr im „Réformateur" erschienenen Manifest gegen Heine, in welchem er diesen seiner Gesinnungslosigkeit, seines Spottes über das Heiligste, seiner cynischen Preisgebung der Ehre des eigenen Vaterlandes und seiner, an die Franzosen zu eigner Erniedrigung verschwendeten Schmeicheleien wegen aufs bitterste angriff, der Meinung geworden, der Ton, den Börne in seinen „Briefen aus Paris" angenommen, sei theils das Erzeugniß einer unter den damaligen Umständen leicht zu erklärenden Leidenschaftlichkeit, theils mehr eine Maske gewesen, die er nur vorgenommen, um die Deutschen durch drastische Mittel in den Enthusiasmus zu bringen und ihnen dadurch einen Impuls zu geben; hinter dieser gemachten Wuth, hinter dieser einseitigen Leidenschaftlichkeit sei aber eine glühende Liebe für das Vaterland, ein mildes Herz voll der edelsten Gesinnungen, ein Kern fruchtbringender Ansichten verborgen, die nun hervortreten und ihre segensreiche Wirkung entfalten würden, da die Zeit der politischen Leidenschaft vorüber sei. Sei es doch bei der Liebe eine häufige Erscheinung, daß sie aus Mangel an Erwiderung oder aus Treulosigkeit des geliebten Gegenstandes in den wüthendsten Haß übergehe, jedoch im Grunde noch immer die alte Liebe bleibe, nur in verändertem Gewande; so müsse man auch Börne's Haß gegen Deutschland erklären; er sei nur die scheinbare Form seiner Liebe für Deutschland, sie bei ehester Gelegenheit in ihrer wahren Gestalt hervortreten werde. Alle diese schönen Erwartungen jener gutmüthigen Seelen, die so gern eine Aussöhnung zwischen ihm und dem beleidigten Deutschland vermitteln möchten, werden jedoch aufs grausamste durch die neusten literarischen Erzeugnisse Börne's in dem von ihm herausgegebenen Journal: „La balance, revue allemande et française", zu nichte gemacht. In ihnen sehen wir Börne in seiner wahren Eigenthümlichkeit; keine übertriebene Leidenschaftlichkeit, keine wahre oder fingirte Wuth läßt ihn besser oder schlechter erscheinen, als er ist. Das, was man unschlüssig war, als den Grundcharakter Börne'scher Rede- und Denkweise in seinen „Briefen aus Paris" anzuerkennen, nämlich eine vollkommene Negativität, einen Haß gegen alles Positive, einen Widerwillen gegen objective Schranke jeglicher Art, sei sie aus einem vernünftigen Grund entsprungen, oder dem Vorurtheile dienend, dies tritt hier viel reiner und ungetrübter als in jenem Buche hervor. Diese Negativität treibt aber bei ihm kein loses Spiel wie bei Heine, sondern ist sehr ernster Art. Als das Resultat der einseitigsten Verstandesthätigkeit, als die äußerste Abstraction, die ohne allen festen Halt in der Luft des reinen Nichts schwebt, und als der Gegensatz jeder unmittelbaren Erkenntniß, jedes unmittelbaren Gefühls, nur ihre eigne Nichtigkeit für eine Realität haltend, ist sie das legitimste Kind des politisch-socialen Rationalismus, wie er sich in unserer Zeit mehr oder minder consequent entwickelt hat. Werfe man dagegen nicht ein, daß Börne der gefühlvollste Mensch, daß seine Thätigkeit durchaus moralischer, ja rigoristisch moralischer Art sei; wir haben ja gar nicht behauptet, daß es Börne an einer Grundgesinnung fehle wie Heine; sie besteht eben in jener Anbetung des unbestimmten, reinen Nichts, die endlich aber zur völligen intellectuellen und sittlichen Nichtigkeit führen muß, und mit ihr ist eine dürre Moral und eine gemachte Sentimentalität wie die Börne'sche gar wohl vereinbar. Man betrachte nur beide. Besteht etwa jene Moral in der Verehrung eines unmittelbar gegebenen sittlichen Verhältnisses, wie Treue, Vaterlandsliebe, eine Verehrung des wahrhaft Höherstehenden u. s. w.? keineswegs, sie ist nichts als ein dürrer Formalismus ohne allen Inhalt, der ebenso indifferent gegen das positiv Gute als das positiv Böse und aus diesem letztern Grunde häufig für wahre Sittlichkeit gehalten worden ist. Börne wird nie unmoralisch sein — dazu fehlt ihm der schaffende Geist, der sich auch aufs Böse werfen kann —, aber auch ebenso wenig wahrhaft sittlich. Seine ganze Moral wird von äußern Zwecken bestimmt; heute sucht er das Christenthum mit den schlechtesten Witzen zu verhöhnen, weil es seinem Nivellirsystem entgegentritt; und morgen wird er der eifrigste Champion des Katholicismus, weil er gesehen, daß derselbe äußerer Zwecke wegen sich zufällig einigemal mit den politischen Gleichmachern verbunden hat. Es ist wahr, er hat noch nicht, wie Andere, Ehe und die damit in Verbindung stehende sociale Ordnung angegriffen; aber das blos, weil dieses Verhältniß seinen politischen Ansichten nicht hinderlich ist; er würde es morgen

Digitized by Google

thun, wenn er es passend für seinen Zweck fände; denn da seine Negativität nicht zugleich in allen Richtungen sich geltend machen kann, so kommt es nur darauf an, ob etwas derjenigen grade entgegensteht, welche eben bei ihm die vorwaltende ist, und dies ist seit 1830 die politische. So griff er im vorigen Jahre Heine wegen seiner Frivolität an, denn diese roch ihm nach dem Salon; jetzt lobt er dagegen Béranger's Lieder, denn diese riechen nach der Canaille. Ebenso wie mit Börne's Moral steht es mit der Gefühlsseite seines Charakters. Sie ist durchaus nicht aus einem Gemüthe entsprossen, was sich in die Dinge versenkt und mit ihnen identificirt; vielmehr ist sie die Sentimentalität, die eben nur wieder die Sentimentalität zum Gegenstande hat und über Gefühle gefühlvoll spricht. Es ist ein Gefühl ohne Realität, ohne bestimmten Inhalt, das sich willkürlich produciren läßt und eben einem Schriftsteller wie Börne, der nur in seiner beschränkten Subjectivität lebt, ein sehr brauchbares Werkzeug abgibt, um am passenden Orte den gehörigen Effect damit ad libitum hervorbringen zu können. Mit einem Worte, Börne's Moral wie seine Leidenschaftlichkeit, sein Witz wie seine Sentimentalität sind nur die glänzenden Lappen, mit denen er die Hohlheit seines Geistes und die Dürre seines Gemüths vor dem Publicum zu verdecken und seine Expectorationen, die ohne dieses Hülfsmittel als die fadesten Producte anmaßender Flachheit erscheinen würden, auszustaffiren sucht. Freilich sieht es da manchmal auch wie eine Affenkomödie aus, wenn Börne sein Vaterland — wenn man Deutschland, ohne es dadurch zu schmähen, so nennen kann — erst aufs äußerste prostituirt, einem Ham gleich seines Vaters Scham entblößt, sie mit cynischer Ehrvergessenheit den Fremden zeigt, um diese damit zu amusiren, und dann versichert, nur Deutschlands Unglück und das Mitleid mit demselben mache ihm dasselbe so theuer.

Diese vorläufigen Bemerkungen über Börne's Charakter mögen dazu dienen, den Leser auf den Standpunkt zu führen, von welchem aus die neuesten Erzeugnisse Börne's in der „Balance" zu würdigen sind. Daß dieser Standpunkt kein willkürlicher, sondern der ist, von welchem aus Börne's Denkweise und sein Treiben allein in seinem eignen, rechten Lichte erscheint, mögen folgende Auszüge aus der „Balance" beweisen, wobei wir im Voraus, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, bemerken, daß wir durchaus nicht der Meinung sind, als wäre darin nicht vieles Einzelne höchst wahr und treffend gesagt; wir werden dies ebenso wenig verschweigen als das Verwerfliche; nur das ist festzuhalten, daß es eben nur Einzelnes ist, was nicht hindern kann die Grundansicht Börne's als in ihrer Einseitigkeit nichtig und verwerflich zu bezeichnen, obgleich sich aus jener Einseitigkeit in ihrer Beschränkung manches Richtige entwickeln kann, was aber immer nur als ein Vereinzeltes richtig erscheint, nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen.

Die „Balance" eröffnet eine Einleitung, in welcher der Verf. vom babylonischen Thurmbau anfängt und den lieben Gott dabei zum Demokraten macht, der als Feind aller Centralisation, aller ausschließlichen Systeme und aller Alleinherrschaft in der Lebensthätigkeit der Menschheit mit allem Fleiß die Sprachverwirrung herbeigeführt habe, um die Einheit und Einförmigkeit der Menschheit zu verhindern. Sei jedoch einstens das Werk der Vorsehung vollendet, [illegible] werde wieder nur eine Sprache auf der Welt [illegible] zum großen „Misvergnügen" der verehrten Dämm[illegible] und des deutschen Adels, der sich dann schämen wird, die Sprache der Bürger zu sprechen und die plebejische Orthographie zu kennen". (Wir bemerken hierbei im Voraus, daß es Börne in der „Balance" nicht mehr, wie in den „Briefen aus Paris", auf die Fürsten, sondern auf den deutschen Adel abgesehen hat; ein charakteristisches Zeichen von der Abnahme seiner Energie, daß er grade an einer Classe seinen Muth versucht, [illegible] wie die Sachen jetzt stehen, dem gelegentlichen Spott allenfalls, nicht aber der systematischen Bekämpfung lohnende Erfolge verheißt.)

Die Theilung der Arbeit, dieser Grundsatz der [illegible] tionalwirthschaft, sei auf den Menschen seit der Schö[illegible] angewendet und die Arbeiten der Menschheit an [illegible] dene Völker vertheilt worden. Zwei Völkern, den [illegible] zosen und den Deutschen, seien die Hauptgeschäfte [illegible] theilt worden; jenen die Leitung der praktischen Ge[illegible] diesen die der theoretischen. Die Theorie ist schö[illegible] und zaudernd, die Praxis unüberlegt und übereilt, [illegible] her ihre Unverträglichkeit und die Trennung zwischen [illegible] nen beiden benachbarten Nationen. Es sei [illegible] Pflicht der ältern Männer beider Völker, diesen [illegible] auszugleichen und die Jugend beider Länder durch [illegible] seitige Achtung zu verbinden. Hierauf übernimmt [illegible] Verf., der zur Verwirklichung dieser Aufgabe gut[illegible] rechte Mann ist, da er wie Keiner darauf angelegt, [illegible] Deutschen im Auslande achtungswerth zu zeigen, [illegible] Gefühl, und er bricht in den Ausruf aus:

Wie schön wird jener Tag sein, an dem die Fr[illegible] und Deutschen sich auf den Schlachtfeldern, auf denen sie [illegible] mals ihre Väter gegenseitig würgten, niederwerfen und [illegible] und sich auf ihren gemeinschaftlichen Gräbern umarmen wer[illegible] Sind unwandelbare Freundschaft und ewiger Friede [illegible] allen Nationen denn Träume? Nein, Haß und Krieg [illegible] Träume, aus denen man einst erwachen wird!

um davon Gelegenheit zu nehmen, auf Vaterland[illegible] und Ehre und dergleichen Vorurtheile, über die er [illegible] hinaus sei, loszuziehen. Denn

welches Unglück hat nicht schon die Vaterlandsli[illegible] die Menschheit gebracht! Wie oft hat nicht diese lügne[illegible] gend alle anerkannten Laster an wilder Grausamkeit übe[illegible] Ist die Selbstsucht eines Landes weniger ein Fehler als [illegible] einzelnen Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine [illegible] zu sein, sobald sie gegen ein fremdes Volk geübt wird? [illegible] es eine Ehre geben, die uns verbietet uns [illegible] unser eignes Vaterland zu erklären, wenn [illegible] Recht gegen dasselbe ist? Ich liebe Deutschland, [illegible] unglücklich ist, und Frankreich dies nicht ist (?!?!); [illegible] gen bin ich ebenso sehr Franzose als Deu[illegible] Was mich betrifft, so bin ich, Gott sei Dank, [illegible] Narr der Vaterlandsliebe gewesen und habe [illegible] durch diesen Köder des Ehrgeizes der Könige, oder [illegible] tricier, oder der Völker fangen lassen.

Das gesellschaftliche und geistige Leben der Deutsch[illegible]

Digitized by Google

ist es dann weiter — leihet am Rhein und wird durch Kum-
er verzehrt, die die Franzosen nie gefühlt noch verstanden,
er nicht mehr fühlen und vergessen haben. Wenn es mir da-
r unglücklicherweise nicht gelingen sollte, die Sympathie der
anzosen für mein Vaterland zu gewinnen, so würde ich mich
ihre Selbstsucht und an ihr Interesse wenden, ihnen be-
eisend, daß ihre Freiheit und ihr Wohl, so lange diese
ihr auch in Deutschland begründet, nur schwankend sind, und
die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Bastil-
platze, sondern vielmehr an den Ufern der Elbe einen festen
und finden wird.

Dies sucht der Verf. dadurch zu beweisen, daß Deutsch-
nd allein die Freiheit Frankreichs gegen äußere Angriffe
herstellen und dadurch auch vor den innern Gefahren
s Volksdespotismus bewahren könne. Denn durch das
gentheil, dadurch daß Deutschland die französische Re-
ution bekämpfte,

hat es den Kopf eines wohlwollenden Königs (so
m spricht Börne jetzt, der noch vor ein paar Jahren alle
nige Europas unter die Guillotine bringen zu wollen schien!)
s Schafot gebracht; Deutschland hat die Franzosen zu Ver-
chen gezwungen und ihnen den Vorwand oder die Entschul-
ung zum Schreckenssystem gegeben.

Das monarchische Deutschland ist die Vorhut Rußlands gegen
ankreich, und Deutschland mit einer Volksregierung wird die
hut Frankreichs gegen Rußland sein. (Großen Dank für die
, welche Herr Börne seinem „Vaterlande" aufbewahrt!)
deutschen Fürsten haben in der That keine persönlichen
mpathien für den moskowitischen Zar; denn dazu haben sie
genug tyrannische Launen, sie sind zu aufgeklärt und
lich dazu. Man kann ihnen nichts vorwerfen als jenen
lichen Despotismus, der weder zu ihrem Greisenalter noch
dem Mannesalter ihrer Völker paßt. Aber diese häusliche
chtigkeit, diese alte Gewohnheit, nie in ihrer Herrschaft auf
Widerstand zu stoßen und immer einem blinden Gehor-
zu begegnen, dies ist die schwache Seite der deutschen Für-
, an der sie die Adelsaristokratie faßt und leitet. Diese
emüthige und unwissende Aristokratie möchte die Schmach
d die Verluste, die ihre Kameraden und Freunde in der
anzösischen Revolution erlitten haben, an dem deutschen Volke
hen; sie wird so lange, als das deutsche Volk zu schwach
d muthlos ist, um ihrem Einflusse auf die Regierungen das
gengewicht zu halten, die deutschen Fürsten zum Bündniß mit
ßland vermögen.

Ähnlich heißt es an einer andern Stelle zuvor: „Na-
leon wußte nicht, daß die deutschen Fürsten nicht selbst
gieren, sondern nur ein Spielball der Aristokratie sind."
nn macht Börne der deutschen Aristokratie, „die in
m russischen Autokraten den Propheten Gottes anbete
d siebenmal des Tages das Gesicht nach dem Mekka
Nordens drehe", den Vorwurf, daß sie Freiheit und
hre von jeder andern Regierung zum Opfer für ihre
undschaft und Allianz fodere; er, der sich einige Seiten
her etwas darauf zu gute gethan, daß die Ehre ihn nie
dern würde, sich für seine Zwecke in die Reihen der Feinde
s Vaterlandes zu stellen. Das Bündniß dieses ari-
atischen Deutschlands, meint nun der Verf. weiter,
Frankreich nicht suchen, sondern das des nationellen.

Aber wo sitzt diese deutsche Nationalität? Wo ist sie zu fin-
n? Was dient ihr zum Ausdruck ihres Gedankens und Wil-
ns? Wo ist die Einheit in ihren Handlungen? Welches sind
r Organe und Repräsentanten? — Frankreich, das sich's seit
0 Jahren zum Spaß macht, die Welt sich wie ein Kreisel
hen zu lassen, hat das Recht, jedes Volk, dem es sein Bünd-
niß anträgt, zu fragen: was habt ihr gethan? wozu könnt ihr
uns dienen? was könnt ihr uns helfen, welche Bürgschaft könnt
ihr dafür geben? In Wahrheit, Deutschland hat seit 300 Jah-
ren nichts gethan, es hat nur geduldig ausgehalten, was An-
dere mit ihm machen wollten.

Dafür sei Deutschland aber auch geistig noch nicht ab-
genutzt und werde einst den Sieg entscheiden.

Dann wird das Frankreich, das über nichts mehr erstaunt,
das Frankreich, das in drei Tagen das schwierige Werk von drei
Jahrhunderten improvisirt und aufgehört hat, sich über sich selbst
zu verwundern, dieses wird dann über das deutsche Volk erstaunen.

Zuletzt wird noch bemerkt, daß Frankreich nie zur
Ruhe und dadurch zum Genuß seiner Freiheit kom-
men werde, wenn es nicht durch ein Deutschland mit
Volksregierung gegen jeden Versuch auf seine Freiheit ge-
schützt und so der Mühe überhoben werde, stets dieselbe
mit der größten Anstrengung zu bewachen.

Frankreich — fährt dann der Panegyrist desselben fort —
hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und, was schlimmer
ist, es hat es gar nicht beurtheilt, sondern sich um dasselbe nicht
bekümmert. Deutschland dagegen hat die Augen immer nach
Frankreich gewendet gehabt, ohne es deshalb besser begriffen zu
haben (?). Anfangs verblendete Verwunderung sein Urtheil,
dann Haß und zuletzt eine sehr lächerliche (?) Verachtung. Die
Deutschen, die nie vorwärts schreiten, sind nie im Fall, einen
Schritt zurück zu thun, und deshalb machen sie den Franzosen
ihre Rückschritte so sehr zum Vorwurf.

Es ist quälend für einen ehrlichen Mann, der Wahrheit (?)
wegen gezwungen zu sein, schlecht von seinem Vaterland zu re-
den; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur einen
schmählichen Verrath. (Und mit Recht!) Hören jedoch Frei-
müthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu sein, wenn
man sie auf die Gegenstände seiner Liebe (!) anwendet?
Seitdem die Deutschen einen glücklichen Kampf gegen die Fran-
zosen geführt haben, sind sie von einer Nationaleitelkeit be-
fallen worden (Du lieber Gott, da ist Börne wahrhaftig der
Erste, der sie an den guten Deutschen bemerkt; wollte Gott sie
hätten etwas davon!), von der sie früher frei waren. Der na-
tionalen Empfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der
Ruhm voraus; einst wird zwar auch den Deutschen der Ruhm
nicht fehlen, bisjetzt aber haben sie noch nicht genug gethan,
um sicher zu sein, daß ihr Stolz nicht für Aufschneiderei ge-
halten werde. Durch die Besiegung Frankreichs hat Deutschland
nichts gethan, als statt des Joches aus fremdem Holz eines
aus einheimischem sich aufzulegen und den glänzenden Despotis-
mus Napoleon's mit der Scheidemünze seiner armseligen Tyränn-
chen zu vertauschen. Ist übrigens nicht in aller Na-
tionaleitelkeit etwas Kindisches und Abgeschmack-
tes? Ein einzelner Mensch kann über Das, was man von ihm sagt
und denkt, empfindlich sein, denn der Einzelne gilt nur Das, für
was er gehalten wird; da aber der Preis einer Nation immer
ihrem wahren Werthe gleich ist, so ist Eitelkeit von ihrer Seite
umsonst und nichts als ein Zeichen von Beschränktheit. (Warum
wendet dies Börne nicht hauptsächlich auf die Franzosen an, deren
aufgeblasene Nationaleitelkeit ja zum Sprüchwort geworden ist!)

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Haus Nowlan; oder: Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde von J. Banim. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

In England gilt „Das Haus Nowlan" von Banim für das vorzüglichste Werk dieses fruchtbaren Erzählers, von dem diese Bl. bereits eine genauere Charakteristik lieferten.*) Auch wir halten diesen Roman für ein feines Sittengemälde, für

*) Vgl. Nr. 208 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Digitized by Google

ein gedankenreiches, poetisches und aus guter Beobachtung hervorgegangenes Werk. Zwar sind die Elemente des Romans bekannt und nicht neu, aber ihre Zusammenstellung ist lebhaft, und wenn auch nicht überraschend, doch anregend. Der Grundgedanke, das Bild des Leidenshelden ist neu, löblich und frisch und kräftig aus unserer Zeit, aus dem Sittenzustande Irlands aufgegriffen, das sittliche Leben herrscht vor, und die Politik ist, was bei einem Engländer immer dankenswerth ist, episodisch behandelt. Alles Interesse des Romans concentrirt sich in zwei klar und lichtvoll gezeichneten Gemüthern, Hans Nowlan und Letty Adams. Ein junger Mensch, zum Priester erzogen, aber unter verderbten Umgebungen erwachsend, nimmt aus den letztern sinnliche Neigungen, Schwäche und Nachsicht gegen seine Leidenschaften in das Leben mit hinüber, und der Kampf dieser sittlichen Elemente gegen seinen Beruf, gegen sein besseres Gefühl, gegen die ihm andererseits anerzogene Frömmigkeit, die sich selbst von den klerikalen Äußerlichkeiten nicht frei machen kann, bildet das Hauptinteresse des hier entwickelten Bildes. Hans Nowlan, ohne alle gesellschaftliche Bildung, ohne alle Kenntniß des Lebens, pedantisch, steif, aber edel von Seele, macht denselben Eindruck auf die feingebildete, an allen Talenten der Gesellschaft reiche, aber in unedeln Umgebungen erwachsene Letty Adams wie St.-Preux auf Julien. Ja, das Verhältniß Beider ist hier eben dadurch sogar besser motivirt wie in der berühmten „Nouvelle Héloïse", als, wie gesagt, Letty besonders durch den Adel der Gesinnung, der ihr ein neues Schauspiel ist, bestochen wird. Beide kämpfen nun, etwa in derselben Weise, wie Julie und St.-Preux, beide glauben sich im gesicherten Besitz des Sieges über ihr Gefühl, als ein Augenblick den ganzen künstlichen Triumphbau umstürzt. Sie fliehen nach Dublin, der junge katholische Priester und Letty, die ihn für frei, wenigstens für nicht geweiht hält. Ein protestantischer Geistlicher traut sie. Nach einigen Wochen stillern Glücks oder vielmehr Stillstandes der Sorgen tritt das Elend in seiner grellsten Gestalt das unglückliche Paar an. Der Fluch seiner Kirche hat Nowlan aller Mittel zum Leben beraubt. Er verschwindet hülflos, und als einen wahnwitzigen Bettler finden wir ihn wieder, kniend an dem Bett, auf dem die Leiche seiner Letty und seines neugeborenen Kindes ruht; denn Letty's Herz ist von dem Namen einer „Kebse des entlaufenen Priesters" gebrochen.

Es ist ein Glück, daß der Verf. das Bild eines solchen Elends schnell an uns vorüberführt, um zu andern Gruppen zu eilen; ja, daß er es durch das originelle Gemälde des Wohlthätigkeitsvereins mildert, welcher Nowlan die letzten menschlichen Dienste leistet. Von Neuem verschwindet dieser. Eine weniger glückliche Erfindung, das Verhältniß seiner Schwester Peggy und Frank's, Letty's Bruder, nimmt unsere Theilnahme in Anspruch. Hier ist Alles naturwidriger, unwahrer, eigenthümlicher englisch. Von Charakteren wie Frank mag Irland Beispiele bieten; auf dem Continent, in Deutschland sind sie unverständlich, ja unmöglich. Wir versetzten uns gern in Nowlan's Lage; in Frank's vermögen wir es nicht. Ein junger Mensch von Stand und Erziehung, der zugleich Straßenkäufer und Gauner ist, ist uns ein undenkbares Ding. Solche Verworfenheit wie die Frank's wird, Gott sei Dank, diesseit des Kanals nicht angetroffen. Ja mehr, sie wird in der Natur selbst nicht angetroffen, welche in allen Dingen ungern bei dem Halben stehen bleibt. Ist Frank so verworfen, seine Schwester Letty zu verderben, um sein Erbtheil zu vergrößern, so wird er auch keinen Anstand nehmen, seinen Onkel zu Tode zu ärgern. Solche Charaktere kannte unser Schiller besser. Frank ist ein Franz Moor zu zwei Drittheilen fertig. Wir fragen, warum er es nicht ganz sei? Ebenso unglaublich, so naturwidrig, so zum Widerspruch anregend ist Peggy, das Opfer seiner einfältigen Bist und seiner Lüste. Liebte sie ihn, nun wohl, so möchte ihre Blindheit hingehen; sie wäre natürlich, denn die Leidenschaft macht blind. Aber Peggy liebt ihn längst nicht mehr, da sie sich albernerweise von Frank naführen läßt. Der alte Onkel ist von bemitleidenswerther Schwachheit; unvergleichlich dagegen sind die [illegible] mälde der Nowlans, des Aby Nowlan und des [illegible] Adams. Hier ist der Verf., der, wie wir sehen, Gutes mit [illegible] tem mischt, unerreichbar originell, weil er der Natur [illegible] Man braucht Irland nicht bereist zu haben, um die [illegible] seiner seltsamen Gemälde zu fühlen und davon ergriffen [illegible] werden, sowie man die Person nicht zu kennen braucht, [illegible] Portrait unter Phantasiebildern herauszuerkennen. Die [illegible] ist individuell bildend; sie gibt sich so oder so stets nur [illegible] mal und niemals copirt sie sich selbst. Sie ist zu reich [illegible] Ein solches Portrait ist Aby Nowlan und nur einmal [illegible] den; so die sich selbst genügende Familie Adams, die in [illegible] Schoos Alles hat, was ein Staat gebraucht, um sich [illegible] nug zu sein. Dies letzte Bild namentlich ist wirklich [illegible] haft und eine Zierde des Buches.

Gegen Ende der Geschichte verliert der Verf. die [illegible] Geschicke, zu denen sie angelegt war, aus den Augen [illegible] gibt sich romantischer Abenteuerhascherei. Zwischen [illegible] und Geschicken ist ein himmelweiter Unterschied, und [illegible] Talent gegeben ist, die letztern anziehend vorzutragen, [illegible] diese schöne Gabe doch ja nicht an den erstern verschwenden. Die Ermordung des Gefährten Frank's, die Soldatenrazzia in Dublin, die Leiden der beiden Schwestern Peggy und [illegible] dazwischen und der ganze abenteuerliche Schluß des [illegible] sind so schlecht erfunden als erzählt. Alles dies zerstört die großartige Geschichte des Priesters Nowlan gehalten [illegible] ten Kinderbildern. Und so fließt denn auch in diesem [illegible] nim's wiedel Edles und Gemeines, Großes und Gering[illegible] tes und Unbedeutendes zusammen, wie wir bei allen [illegible] hern Arbeiten wahrnehmen und beim „Peter aus der [illegible] früher in diesen Bl. ausführlich erörterten. Sein [illegible] nicht rein, nicht klar, nicht selbstbewußt; es ist [illegible] irdischen Stoffen gemischt, und jede seiner Hervorbringungen [illegible] sich durch einen schweren Bodensatz getrübt, der [illegible] dem gemeinen Romangute angehört. Wir bedauern [illegible] wenn wir nicht irren, dem altenglischen classischen [illegible] ding's, Goldsmith's, Richardson's und Smollett's [illegible] mand so nahe kommt als Banim.

Notiz.

Demoiselle Grisi in Paris ward seit einiger Zeit fast [illegible] Schritten von einem Unbekannten verfolgt, der am [illegible] d. J. sich sogar in ihre Loge drängen wollte, den [illegible] treibenden Onkel der Sängerin, Ragani, an der [illegible] wundete und dem hinzukommenden Director des [illegible] Theaters, Robert, einen Schlag versetzte. Nach der [illegible] erfolgten Verhaftung dieses Menschen, welcher Olivier [illegible] heißt, fand man bei demselben außer dem Stockdegen, [illegible] er Hrn. Ragani verwundete, noch zwei geladene Pistolen. [illegible] 19. Febr. vor das Zuchtpolizeigericht wegen des [illegible] gehens vorsätzlicher Verwundung und des Tragens [illegible] Waffen gestellt, führte er an, daß er mehrmals schon [illegible] selle Grisi habe sprechen wollen, um ihr seine Th[illegible] öffnen, aber abgewiesen worden sei. Überzeugt, daß [illegible] gewehrt, ihn anzunehmen, und entschlossen, sie, [illegible] hoffte, zu sprechen, habe er sich ihr bis in die Loge [illegible] übrigens aber nur den gegen ihn gebrauchten Gewalt[illegible] sich widersetzt. Dupuget's Vertheidiger, Ribelle, [illegible] daß sein Client Verf. zweier Werke: „Légendes de [illegible] d'Arc" und „Le démon de Socrate", sei (was allen [illegible] lichen Begriffen nach, als der Sache ganz fremd, [illegible] gesagt ist), und schloß seine Schutzrede mit der [illegible] (die sich zur Noth allenfalls hören läßt), Dupuget [illegible] glaubt, daß ihn Demoiselle Grisi liebe, und glaube [illegible] Das Gericht verurtheilte ihn nach kurzer Berathung, [illegible] zwiefachen ihm zur Last gelegten Vergehens schuldig, [illegible] nat Gefängniß und verfügte die Confiscation der ihm [illegible] menen Waffen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 79. — 19. März 1836.

Börne als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Nachdem nun so unser Gallomane in seiner Vergleichung Deutschlands mit Frankreich das erstere fortwährend in Schatten zu stellen und dabei nach Kräften dessen Superiorität in allem Menschlich-Großen und Erhabenen wegzuthun gesucht hat und im Folgenden fortwährend wegzuthun sucht, bemerkt er auf einmal, wahrscheinlich, daß nur jeder für Frankreich nachtheiligen Vergleichung vorhanden zu sein:

„Indem wir Deutschland mit Frankreich vergleichen, ist es durchaus unsere Absicht, die vorzüglichern oder geringern Eigenschaften des einen oder des andern darzuthun, denn dies würde nichts helfen.

„Frankreich und Deutschland — heißt es dann — müssen, stark und unabhängig zu sein, sich gegenseitig verstärken und eines vom andern abhängig sein. Im Allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Charakter vor, bei den Deutschen der Stoff; diesen kommt also die Entscheidung über Das zu, was gethan, jenen darüber, wie es gethan werden soll.

„Der treueste und vollständigste Ausdruck des gesellschaftlichen, sittlichen und intellectuellen Zustandes einer Nation ist in seiner Literatur zu finden.

„Deutschland Frankreich zu nähern ist unser Zweck, und die Vergleichung der französischen mit der deutschen Literatur wird der Punkt sein, von dem wir dabei ausgehen. Die Wahl dieses Punktes ist willkürlich hinsichtlich Frankreichs, gezwungen in Betreff Deutschlands. Die Franzosen sind ein thätiges Volk, ihre Literatur ist die Frucht seines Thatenlebens, und diese Frucht enthält das Samenkorn, welches der Nationalthätigkeit immerwährende Fortdauer gibt. Um Frankreich zu charakterisiren, steht es Einem daher frei, sowol von der Wurzel zu den Früchten aufzusteigen, als auch von den Wirkungen zu den Ursachen zurückzugehen. Die Deutschen sind jedoch ein leidendes Volk, der Baum ihrer Literatur wird einst Thaten tragen, aber diese Früchte sind noch nicht reif. Um Deutschland kennen zu lernen, gibt es nur ein Mittel, nämlich von den Ursachen zu den Wirkungen sich zu erheben, d. h. seine Literatur zu charakterisiren. Aber diese Trägheit der Deutschen ist ein wichtiges politisches Factum an sich, das nicht nur auf die Lage Deutschlands selbst, sondern auch auf die von Frankreich und ganz Europa den größten Einfluß hat.

„Die Deutschen bilden nur durch ihre Literatur, die seit 300 Jahren der einzige Ausdruck ihres gesellschaftlichen Lebens ist, eine Nation, und ihre ganze Lebensthätigkeit besteht in der Kritik. Lessing ist ein geborener Beurtheiler. Beurtheilen heißt sich außer sich selbst stellen, mit den Gedanken Anderer denken, mit dem Leben Anderer leben. Beurtheilen und beurtheilt werden ist die Bestimmung des Menschen. Was sollen aber die Deutschen beurtheilen außer Bücher und ihre Verfasser, Künstler und ihre Kunstwerke, Komödien und Bühnenspiel? Die Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten ist ihnen untersagt. Sie bezahlen Steuern, opfern das Blut ihrer Söhne auf dem Altar des Vaterlandes, wie ihre Poeten singen; aber das kümmert sie nicht, das gehört zur Politik.

Und nun ergeht sich der Verf. darin, Alles, was die Deutschen wirklich oder angeblich zu dulden haben, den Franzosen mit der größten Behaglichkeit vorzuerzählen, um wiederum mit der Phrase zu schließen: „aber das kümmert sie (die Deutschen) durchaus nicht, denn es geht die Politik an", und dadurch den Franzosen, die nach seiner Ansicht wahrscheinlich von den Zeiten der Karolinger bis 1789 einer athenienſischen Freiheit sich zu erfreuen hatten, zu beweisen, was für ein unter aller Kritik dummes und gefühlloses Volk die Deutschen sein müssen, die alle die ihnen angethanen Unbilden tragen könnten ohne zu mucksen.

„Die Deutschen — sagt er dann weiter — sind die Großmeister der Kritik; sie dienen Allem, was nur auf der Welt gedruckt wird, entweder als Richter oder als Advocaten; ihre Originalwerke selbst sind oft nichts Anderes als literarische Plaidoyers oder Gerichtshandlungen. — Sie verfahren in ihrer Kritik mit vieler Strenge, jedoch zu gleicher Zeit auch mit großer Gesetzlichkeit. Man muß jedoch eingestehen, daß diese Strenge der Deutschen in ihrem literarischen Urtheil häufig wild ist, die Gerichte ihrer Kritik zu häufig Hochgerichte und ihre Autoren Scharfrichter sind.

„Die Franzosen müssen dies wissen, um den Werth der Urtheile, die deutsche Gelehrte von Zeit zu Zeit über ihre eigne, wie über die Literatur und öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs ergehen lassen, richtig zu schätzen.

„In Frankreich ist ein geistreicher Mann wie der andere, und ein Narr ebenfalls wie der andere. Wenn man irgend ein französisches Werk liest, so glaubt man immer es schon gelesen zu haben. Das kommt daher, daß der Geist in Frankreich seine bestimmte Form hat; er bildet einen gesellschaftlichen Körper mit eignen Gesetzen, eigner Verwaltung und Justiz; die Thorheiten sind Verbrechen und die Verirrungen der Einbildungskraft Sünden an den Gesetzen des guten Geschmacks. In Deutschland ist dies ganz anders. Da herrscht in der Literatur wie im Privatleben eine absolute Demokratie. Jeder ist geistreich oder närrisch nach seiner besondern Art. Die Deutschen werden leicht über literarisches Königthum aufgebracht, machen sich über die Hofleute des guten Geschmacks lustig und geben nie der geistigen Aristokratie nach. Nicht daß die großen Schriftsteller, die Philosophen, die Dichter und die Künstler ersten Ranges des ihrem Verdienste gebührenden Ruhmes entbehrten und ohne Einfluß in der geistigen Gesellschaft wären, keineswegs; aber die Achtung, die man ihnen schenkt, ist nur

Digitized by Google

freiwillig und individuell und man unterwirft sich ihrer Oberherrschaft nur bedingungsweise und für eine Zeit.

Um die deutsche Literatur richtig zu schätzen, muß man nicht nur die berühmten Schriftsteller und die ausgezeichneten Werke kennen, sondern die literarischen Märkte besucht und sich unter den Haufen der Schriftsteller letzten Ranges gemischt haben. Da allein findet man den Nationalcharakter der deutschen Literatur und die Originalität, den Stolz und die Unabhängigkeit, die sie von allen Literaturen der Welt unterscheiden.

Dieses allein, der anarchische Zustand unserer Literatur, findet natürlicherweise Gnade vor Börne's Augen, und man sollte nun meinen, daß er an der deutschen Literatur wenigstens deswegen nichts Erhebliches zu tadeln finden würde. Aber nein, er würde sich ja schämen, den Deutschen in irgend einer Hinsicht einen Vorzug vor den Franzosen zugestanden zu haben, daher sucht er schnell etwas hervor, was jenes Lob, das er ihrer Literatur indirecterweise gespendet hat, um ein Bedeutendes, besonders in den Augen der Franzosen, die, wie er selbst sagt, gar keinen Sinn für literarische Unabhängigkeit haben, wieder herabsetzen muß, indem er hämisch die ebenso willkürliche als leicht zu widerlegende Behauptung, blos um die deutsche Literatur dadurch in Schatten zu stellen, vorbringt:

Es fehlt zwar Deutschland nicht an mit Recht berühmten Schriftstellern; aber es hat deren nicht in so großer Zahl als mehre andere Länder. Das Verdienst und der Ruhm Schiller's und Göthe's kommen keineswegs dem von Shakspeare, Calderon, Dante, Voltaire und Rousseau gleich. Es ist sogar unmöglich, daß so allgemein und vom ganzen Jahrhunderte anerkannte Schriftsteller jemals in Deutschland auftauchen können. Voltaire und die andern angeführten Schriftsteller glichen Brennpunkten, in denen sich alle Lichtstrahlen ihrer Jahrhunderte concentrirten. Sie waren nicht nur reich durch ihren eignen Geist, sondern auch noch durch den Geist ihres Landes; sie waren Könige, welche die literarische Gemeinde repräsentirten. In Deutschland aber, wo die Kirchenreformation seit drei Jahrhunderten alle Intelligenzen emancipirt, den Boden der Wissenschaft gleichgemacht und die geistigen Güter zerstückelt hat, da können literarische Berühmtheiten sich nicht mehr zu einer bedeutenden Höhe erheben, und große geistige Reichthümer können nicht leicht zusammengehäuft und lange Zeit erhalten werden ꝛc.

So salbadert der Verf. noch weiter fort — denn einen andern Namen verdient wol ein Geschwätz, welches bei absichtlicher Miskennung des Ganges der deutschen Literatur und ihrer vorzüglichsten Repräsentanten mit wenig Witz und viel Suffisance geführt wird, nicht — und geht dann zu einer Schilderung der literarischen Decentralisation Deutschlands und der in ihr herrschenden Mannichfaltigkeit, sowol hinsichtlich der literarischen Erzeugnisse als der Persönlichkeiten, im Vergleiche mit der Einförmigkeit der französischen Literatur, über, welche nur das schon hundertmal Gesagte mit andern Worten enthält. In dem darauf folgenden Schlusse heißt es dann:

Sollte uns gegen unsere Erwartung diese Ermuthigung (zur Fortsetzung der „Balance") fehlen, so würde sich nicht unsere Eigenliebe in ihrer Rechnung getäuscht fühlen, sondern unsere mit der Liebe zu Frankreich verschmolzene Vaterlandsliebe, und wir würden dann denken, daß die wahre oder falsche Meinung von der innigen Verbindung des Ruhms und des Glücks beider Länder nur unsere Überzeugung sei, die weder von den Franzosen noch von den Deutschen getheilt werde.

Wir hoffen dagegen, daß die Deutschen zu viel Ehrgefühl und die Franzosen zu viel Adel der Gesinnung besitzen, um einen Mann wie Börne als Organ in einer Sache anzuerkennen und zu unterstützen, die, wenn sie ihre höhern welthistorischen Idee entsprechen soll, nur von den edelsten und unbeflecktesten Persönlichkeiten beider Nationen zur Ausführung gebracht werden kann.

Alles, was wir oben im Allgemeinen über Börne bemerkten und ebenso allgemein in der „Introduction" bestätigt sahen, findet seine specielle Anwendung in den beiden folgenden Aufsätzen, „Béranger et Uhland" und „Gallophobie de L. Menzel" überschrieben. Gern gäben wir zum Beweis dafür einen Auszug aus dem erstern, doch die Länge desselben zwingt uns, mit einigen Bemerkungen über denselben uns zu begnügen. Vor Allem zeigt sich an ihm, wie überhaupt in dieser ganzen Lieferung der „Balance", in Vergleich mit Börne's frühern Schriften, eine auffallende Zahmheit und Blasirtheit; nicht mehr weder jene Berserkerwuth, noch die leidenschaftliche Bitterkeit, noch der beißende Witz, der selbst das Interesse seiner ärgsten Gegner in Anspruch nahm und wenigstens allgemeines Aufsehen erregte. Nichts von dem allen; wie Börne's Lieblingsland, Frankreich, vom Julienthusiasmus zur Ehrung des Justemilieu heradgestiegen ist, ebenso ist auch er vom ekstatischen Propheten zum zigeunerhaften Ausrufer der Revolution geworden und hat die revolutionnaire Posaune mit dem revolutionnairen Brummbaß vertauscht.

Dies ist jedenfalls sehr schlimm für ihn, denn auch seine frühere gewaltsame Metamorphose in einen revolutionnairen Titanen nur zu häufig an die Fabel von dem Frosch und dem Ochsen erinnerte, so konnte man doch immer noch glauben, eine tüchtige Gesinnung habe nur eine falsche Form angenommen, jetzt aber wird man das Gegentheil inne, nämlich daß eine solche Gesinnung entweder gar nicht vorhanden war, oder durch jene krankhafte Übertreibung völlig ausgetrieben worden ist und nun der leeren Jämmerlichkeit Platz gemacht hat. Wenn Börne früher die Könige wie Schulknaben behandelte, so mußte man lachen; wenn er aber einen der ersten Dichter und edelsten Männer Deutschlands hämisch als einen sentimentalen Gimpel und gutmüthigen Einfaltspinsel darstellt, so kann dies nur Ekel und Indignation erregen, und dies ist der Fall in dem erwähnten Aufsatz, „Béranger et Uhland". Niemand lasse sich darin durch das scheinbar Uhland gespendete Lob täuschen, es ist nur da, als um dem Ruhme Béranger's desto mehr Ehre zu geben und die Gelegenheit zu bieten, ein Aber desto tückischern Bemerkungen über Das, was wir Uhland's Dichtungen und seinem Charakter als das Schöne zu bewundern gewohnt sind, anzuhängen. Überall tritt Béranger als der höherstehende Weltmann, als der männlichere Dichter und als der Mann des Volkes, Uhland dagegen als ein beschränkter Bonhomme und ein in Vergangenheit und einem leeren Ideal schwebender Sonderling dargestellt, dessen Vorzüge sich durchaus nicht mit denen Jenes messen lassen; und das Alles, weil er den Pegasus nicht zur Schindmähre der Politik macht. Schon die unpassende Zusammenstellung beider Dichter musse

Digitized by Google

nur aus einem hämischen Hinterhalt hervorgehen. Die zufällige gemeinschaftliche Eigenschaft Beider, Lyriker und popular zu sein, kann einen ehrlichen Beobachter so wenig auf eine Zusammenstellung Beider bringen, als der Umstand, daß Uhland einige politische Gedichte gemacht hat, a die Grundeigenthümlichkeiten Beider sich e diametro entgegenstehen: auf der einen Seite Poesie als innerstes Wesen des Dichters und seiner Erzeugnisse, ideale Gesinnung und edle, reine Gesinnung; auf der andern die ausgesprochene Absicht, durch die Dichtung auf das äußere Leben und Treiben zu wirken, und gemeine Wirklichkeit, statt wirkliche Gemeinheit und frivoler Spott über das Heiligste. All dieses konnte jedoch Uhland nicht retten, denn nicht blos auf ihn war es abgesehen, sondern die Absicht war, Deutschland in den Augen der Franzosen herabzusetzen, indem man Das, was es noch Großes und Schönes hat, zu beschmuzen und in den Staub zu ziehen sucht; ein solches Verfahren aber verdient öffentlich gebrandmarkt zu werden, damit ein Jeder, wenn er auf solche Gebrandmarkten stößt, seinen Mitbürgern zurufe: Fur niger est, hunc tu caveto. Auch wird dieses Verfahren gar nicht dadurch entschuldigt, daß vieles Wahre in jenen Diatriben sei; denn erstens wird dieses Wahre durch Verdrehung und die ganze Art der Darstellung nur zu hämischer Insinuation; dann aber ist es ein Unterschied, wem man die Wahrheit sagt, ob Dem, den sie trifft, oder einem Dritten, dem jener dadurch zum Spott wird. Hätte Börne die „Balance" deutsch geschrieben, oder wollte er durch sie die Franzosen nicht über Deutschland belehren, so würde ein großer Theil jener hämischen Tendenz wegfallen, die so nicht zu verkennen ist. Er nennt die Deutschen immer unglücklich, aber muß er denn nicht — er, der doch sonst, wenn er will, gar sehr den Sentimentalen spielen kann —, daß man dem Unglücklichen die meiste Rücksicht und die zarteste Behandlung schuldig ist? Eben weil wir wissen, wo uns der Schuh drückt und welches die wunde Seite Deutschlands ist, wollen wir nicht, daß irgend Einer sie frevelhaft, blos um Schmerzen zu erregen, nicht um zu heilen, mit höhnischer Stirn und anmaßender Hand betaste. — Nun noch zwei merkwürdige Stellen aus diesem Aufsatz. S. 8 heißt es: „Die Franzosen sind frei und glücklich"! Da muß Heine lachen, wenn er, dem Börne die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er in den Salons des Justemilieu erscheine, dies liest. Entweder ist Börne verschmackt geworden, oder er sucht nach und nach einzulenken und mit der jetzigen Staatsgewalt in Frankreich auf guten Fuß zu kommen wie Heine; denn weder ein befangener Beobachter der französischen Zustände, noch ein befangener Republikaner kann dieses Urtheil unterschreiben. Wir sind in Deutschland schlimm daran, das ist wahr; aber nach dem Glück und der Freiheit der Franzosen sehnen sich jetzt nur noch Thoren oder Nichtswürdige. Die andere Stelle contrastirt durch das Wahre und Treffende der in ihr ausgesprochenen Ansicht merkwürdig mit den übrigen Aussprüchen und Ansichten Börne's und läßt unwillkürlich Zweifel in Betreff der Ehrlichkeit der letztern entstehen, indem man sich nicht zu überreden vermag, daß bei einem Manne das Richtigste und Wahrste mit dem Schiefsten und Irrthümlichsten aus demselben Geiste und demselben Herzen komme. S. 26 heißt es nämlich:

Wenn Béranger der treue Spiegel des öffentlichen Geistes seines Vaterlandes ist, so muß man eingestehen, daß es fast keine Religion mehr in Frankreich gibt. Die philosophische Schule Voltaire's, aus der die höhern Classen seiner Zeit ihre antireligiöse Wissenschaft schöpften, ist stufenweise herabgestiegen, bis sie zur Elementarschule geworden ist, wo sich das Volk des 19. Jahrhunderts unterrichtet. *) Jeder Freund Frankreichs muß durch diese Beobachtung mit Trauer erfüllt werden. Das häusliche Glück ist der Grund des öffentlichen Glücks, aber ohne Religion gibt es kein häusliches Glück. Dasselbe Band, was den Menschen mit dem Himmel verbindet, verbindet ihn auch mit seiner Familie.

Wer würde dies nicht unterschreiben? Aber gingen durch diese Behauptung nicht alle Lobpreisungen des französischen Lebens zu Grunde? Das merkt unser Verf. sehr wohl und sein Witz weiß da gleich einen Ausweg, indem er sagt:

Indem wir dieses öffentliche Unglück Frankreichs beweinen (Börne versteht, wie Garrick, auf der einen Seite des Gesichts zu weinen und auf der andern zu lachen), gibt es jedoch einen Ersatz, der uns tröstet. Bei einem so wenig unterrichteten Volke, wie den Franzosen, würde die Religion nur ein Aberglaube sein, der dem geistlichen und weltlichen Despotismus gefährliche Werkzeuge liefern würde. Besser ohne Religion als ohne Freiheit.

Wir überlassen es unsern Lesern, welche von diesen beiden, einander widersprechenden Behauptungen sie für begründeter halten wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Truppen-Versammlung bei Kalisch im Sommer 1835. Nach den besten, an Ort und Stelle eingesammelten Materialien, aus militair-historischem Gesichtspunkte bearbeitet von C. von Decker. (Mit gedruckten Schlachtordnungen, lithographirten Planen und einer Musikbeilage.) Königsberg 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es war zu erwarten, daß Kalisch seinen Homer finden möchte, und es hat ihn gefunden nicht ohne poetischen Anklang, wenn auch in ungebundener Rede. Das epische Talent des Verf. ist nicht zu verkennen und findet seinen Culminationspunkt in der gespannten Erwartung, worin er seine Leser zu erhalten weiß, während er in nicht nachlassender Bewunderung die Erscheinungen des prachtvollen Militairschauspiels vor sich vorüberziehen läßt und uns belehrt, was dort vorging und nicht vorging. „Die Manöverś sind nicht Schulmanöver zu nennen, weil die Rücksicht auf das Terrain mit hinzutrat (Ist die Rücksicht auf das Terrain vom Schulmanöver ausgeschlossen?); auch nicht Manöver im ausgedehnten Sinne, weil der Feind nicht markirt ward; auch waren sie kein Feldmanöver, weil nicht zwei Corps gegeneinander agirten. Mithin waren sie in die Kategorie von Corps- und Armee-Manövern im größern

*) Wie stimmt hiermit aber der Vorwurf überein, den S. 49 Börne Menzel macht, daß dieser den Voltairianismus noch immer in Frankreich als herrschend ansehe? Und wie kann Börne behaupten, Menzel sei in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zurück?

Digitized by Google

Gefechte zur Belehrung und Übung der höhern Truppenbefehlshaber in schneller Ausführung von Bewegungen nach einer taktischen Tendenz zu setzen" (S. 82). Nach dieser Feststellung war allerdings die kalischer Heerschau eine in ihrer Art einzig prachtvolle und kostbare Vorschule für die „höhern Truppenbefehlshaber". Hr. v. D. wird begeistert von der schönen Idee der hier von Neuem geknüpften Waffenverbrüderung zwischen russischen und preußischen Soldaten, ohne daß er uns erzählt, wie sie sich eigentlich im persönlichen Zusammenleben entwickelte. Was den gemeinen Mann betrifft, so konnte beim Vorhandensein der Gesinnung das Hinderniß der Sprachverschiedenheit leicht besiegt werden durch gastlichen Verpflegungsüberfluß, der wenigstens im preußischen Lager herrschte und im russischen nicht ganz fehlen durfte, sollte nicht jener Zweck gefährdet werden. Das traute Zusammensein der Offiziere dagegen, in welchem das Sprachhinderniß weniger fühlbar wurde, da die französische Sprache häufig hätte aushelfen können, wo im freien Austausch der Gesinnung, fern von der Dienstparade, Gesittung und Geist sich einten, machte wol nähere Andeutungen des Verf. nothwendig, wenn auch, wie er versichert, bei seiner Darstellung der militairisch-historische Gesichtspunkt vorwaltete. Doch man kann es sich wol denken, daß in dem militairischen Glanze, verbunden mit der herablassenden Gnade der beiden hohen Regenten, kaum Raum zu gewinnen war für Erwägungen jener Art, und so findet man sich befriedigt mit dem Schlußworte des Verf.: „Denn was aus dem Herzen kommt, geht auch wieder zum Herzen".

Nachdem Hr. v. D., mit den besten Nachrichten versehen, seine Leser belehrt über Vorbereitungen und Einrichtungen, Truppenverzeichniß, Formation, Dislocation und Lagerung, berichtet er von den Truppenübungen, welche mit der Ankunft des Königs von Preußen am 11. Sept. begannen und den 19. mit einem Armeemanoeuvre bei Opatowek endete, nachdem Tages zuvor ein imposantes Feuerwerk, bei welchem der Zufall Manches mißlingen ließ (die auf Tafel IV abgebildete Decoration war durch Beschädigung beim Aufstellen unbrauchbar geworden und das Bombardement der Stadt dauerte noch fort, nachdem das Vertheidigungsspiel längst aufgehört hatte), abgebrannt und Tages nachher in der Stadt Kirchenparade gehalten war. Am 22. Sept., als am Tage des Abmarsches der russischen Garden und der preußischen Truppenabtheilung, nochmaliger Gottesdienst erst nach griechisch-russischer, dann nach evangelisch-preußischer Liturgie, wo dann „der über die Versammlung und ihre gekrönten Häupter und die treue Verbrüderung beider Armeen ausgesprochene Segen den Schluß dieser echt-christlichen kriegerischen Feier machte."

Weit vollständiger, zusammenhängender und unterrichtender als in den bisher erschienenen Berichten, übersieht man hier die kalischer Heerschau, deren Hauptmomente durch die dem Werke beigefügten lithographirten Blätter und Plane verständlich gemacht werden. Die militairische Hymne, welche Theodor Hell dichtete, der Generaladjutant von Soumarokoff aber componirte, findet nebst andern diese Begebenheit feiernden Gedichten in einem Anhange ihre Stelle. Von jener ist merkwürdig, daß russische Militair-Sänger in deutscher Sprache sie haben singen müssen. Dieses Einlernen muß große Schwierigkeiten gemacht und viel Anstrengung gekostet haben, da die eigenthümliche Einrichtung der russischen Militair-Sänger-Corps so ganz auf die Nationalität berechnet ist. Indeß hier wurden alle Schwierigkeiten mit starkem Arme beseitigt. An der Stelle der großen Trommel gaben Kanonenschüsse den Takt des Grundbasses an (S. 98), als das Gedicht des Gardetrompeters Matuschew abgesungen wurde.

Wir schließen diese Anzeige mit den Schlußworten der Hell'schen Hymne:

Spende Segen, Gott, im vollsten Maß,
Friedrich Wilhelm! — Nikolas!

und bemerken nachträglich (was Hr. v. Docter nicht berührt), nach der Angabe der petersburger Zeitung, daß Kaiser Nikolas nach beendeter Heerschau die ausgegebene Losung des Tages: „Wir wollen gern das Unserige thun!" dahin abändern: „Habt Dank, Kinder! Der Kaiser ist zufrieden!"

Mit einer von Loos gearbeiteten Gedächtnißmünze auf die kalischer Heerschau ist den königlich preußischen Offizieren, welche jener beiwohnten, eine Schrift zugetheilt: „Die große Revue bei Kalisch, während der Anwesenheit Sr. Majestät, des Königs, vom 11.—22. Sept. 1835", welche nach den Tagen die Vorfallenheiten erzählt und die Mittheilungen der „Staatszeitung" vervollständigt und berichtigt. Wir würden diese Schrift officiell halten, wenn nicht die Worte der Einleitung: „Das Resultat dieser Prüfung enthalten diese Blätter, deren Authenticität ziemlich zu verbürgen ist", hiergegen Zweifel erregten; doch auch ohne Authenticität wird gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen keine begründete Ausstellung gemacht werden können. Bei diesem Umstande muß man es dem Verf. Dank wissen, daß er sich nicht in müssiges Lobpreisen ausgebreitet hat. Nachdem das Vorgefallene Tag für Tag angegeben ist, erhalten wir in den Beilagen den Front-Rapport der großen Parade am [illegible], eine Übersicht der Formation der combinirten Truppen des [illegible] Reservecorps und Listen der anwesenden preußischen Officiere und höchsten Herrschaft; dann folgt das Festgedicht des russischen Trompeters Matuschew, welches schon aus der obenangenannten Schrift, wie früher aus den Zeitungen, bekannt ist, und den Schluß macht die vom Gardeprediger Bollert am 22. Sept. beim Abmarsche der preußischen Truppen aus dem kalischer Lager beim feierlichen Gottesdienste gehaltene Rede, deren trefflicher Inhalt und mäßige Ausdehnung als zweckmäßig anerkannt werden muß.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Jahrgang 1836. Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 2 Bogen. Gr. 8. Preis des Semesters 1 Thlr. 16 Gr.

Die ***Allgemeine Bibliographie*** soll eine möglichst vollständige und schnelle Übersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des **gesammten Auslandes**, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Übersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Die bisjetzt erschienenen Nummern sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 80. — 20. März 1836.

Börne als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Der dritte Aufsatz der „Balance" ist gegen Menzel gerichtet. Dieser Schriftsteller hat in neuerer Zeit das eigne Unglück gehabt, von einem Theile seiner ehemaligen Parteigänger befeindet und von vielen seiner sonstigen Feinde gelobt zu werden; eine Erscheinung, die nur aus der falschen Stellung erklärlich ist, in der er sich bis vor Kurzem befunden hat und die ihn leider gegen seine Absicht in die entgegengesetzte falsche Lage zu bringen im Begriff ist; denn weder die ehemalige Freundschaft seiner neuen Feinde ist vortheilhaft für ihn gewesen, noch wird es die neue Freundschaft seiner alten Feinde sein. Dies ist die Folge davon, daß er seiner eignen tüchtigen Natur nicht überall treu blieb und äußerer Rücksichten wegen, häufig durch Leidenschaft verblendet, mit dem Falschen und Schlechten einen Compromiß zum Besten des Wahren und Guten eingehen zu können glaubte. Jetzt trifft ihn dafür die Nemesis; dies beweist das sogenannte junge Deutschland und Börne, die grade wegen Dessen, was gut und edel an ihm ist, aufgebracht gegen ihn sind. Eine seiner schönsten Seiten bildet nämlich seine reine Vaterlandsliebe und religiöse Sittlichkeit, und Jeder, welcher weiß, welchen Schaden die Gallomanie, besonders in der jetzigen Heimat Menzel's, dem wahren Liberalismus gebracht hat, wird seine Opposition gegen sie erklärlich und zugleich um so achtungswerther finden, da sie ihn in seinen nächsten Umgebungen nothwendigerweise viel Feinde unter Denen, die mit ihm nach einem Ziele, politischer Freiheit, streben, zuziehen muß. Hätte er von jeher Die, welche einen guten Zweck mit schlechten oder falschen Mitteln erreichen wollen, von sich fern gehalten, so würde er sich jetzt nicht zu einem Bruche mit ihnen gezwungen sehen. Unter diese gehört Börne. Denn da er nach seinem eignen Geständniß sich von der Narrheit der Vaterlandsliebe freigemacht hat, so ist es leicht erklärlich, daß er sie weder an Andern zu verstehen, noch viel weniger zu würdigen weiß. Menzel's Patriotismus muß ihm daher natürlich als Narrheit und sein Streben für Nationalität als Servilismus erscheinen; wie kann man auch von Einem, der absichtlich Alles, was seiner fixen Idee widerspricht, zu verdrehen keinen Anstand nimmt, verlangen, daß er über Äußerlichkeiten hinweg und auf das Wesen der Sache sehe; daß er z. B. einsehe, daß ein Widerwille gegen Franzosenthum, der aus dem tiefen Gefühl für deutsches Thun und Wesen, für vaterländische Sitte und Eigenthümlichkeit entsprungen ist, durchaus nicht mit dem Franzosenhaß des Legitimismus zu verwechseln und recht wohl mit glühender Liebe für Freiheit vereinbar ist, ebenso wie die aristokratische Feindschaft gegen Frankreich, wie die tägliche Erfahrung zeigt, aufs Beste sich mit französirter Sitte und Lebensweise verträgt. Es konnte daher nicht fehlen, daß Menzel's ehrenwerthes Streben Börne's unbedingter Gallomanie ein Dorn im Auge werden und bald eine passende Gelegenheit geben mußte, durch die Aufzählung von Deutschlands Schwächen den Franzosen ein Amusement als Revanche dafür zu verschaffen; denn, daß Mißvergnügen wie das folgende zur Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland beitragen könne, kann nur ein Thor glauben.

Indem wir — heißt es S. 49 — von Menzel's Verdienste sprachen, wollen wir für jetzt nur bemerklich machen, welchen Einfluß die Ansichten eines solchen Gelehrten auf seine Landsleute haben müssen, und zeigen, wie ungern wir daran gingen, ihm Fehler vorzuwerfen, die seine guten Eigenschaften zwar nicht aufheben, aber doch einen großen Theil derselben vernichten. Wir sprechen von seinem blinden Haß gegen Frankreich, dieser gefährlichen Leidenschaft, die seinen glänzenden Geist mit einem leichten Duft von Albernheit umgibt.

Wäre diese gehässige Leidenschaft Menzel's nur politischer Natur, so wäre es nicht nothwendig, wenigstens nicht dringend, sie zu bekämpfen. Aber dieser Haß ist eine wissenschaftliche, philosophische, religiöse, ja selbst mystische Leidenschaft, und um so gefährlicher, als sie von den reinsten Absichten beseelt ist (ob das Börne auch von sich sagen kann?) und nicht ahnt, daß man je Profit von ihren Lehren machen könne zu dem Behufe, dem Vaterland gefährliche Pläne durch sie auszuführen.

Dann wird Menzel seine Bekämpfung des jungen Deutschlands zum ärgsten Vorwurfe gemacht; denn in Börne's Augen ist es ein Verbrechen, irgend etwas zu bekämpfen, wenn durch diesen Kampf ein Nachtheil für seine Art von Freiheit entstehen könnte. Gelingt es nun gar dem Despotismus der politischen Policei, ein edles Streben selbstsüchtig zu seinen Zwecken zu benutzen, so ist dadurch über dieses von selbst der Stab gebrochen. Unter solchen Umständen verlieren alle Tugenden in Börne's Augen ihren Werth. Am meisten aber erzürnt er sich über den Ta-

Digitized by Google

del, den Menzel — und mit Recht, wie wir meinen — über einen napoleonisirenden deutschen Dichter, den Freiherrn von Gaudy, und über einen Elsasser ausspricht, der in deutschen Versen sein Vaterland, Frankreich, preist. Nachdem Börne einen Theil der Menzel'schen Kritik über Gaudy's Gedichte mitgetheilt, bricht er folgendermaßen aus:

Wie; ihr seid ein Volk von dreißig Millionen, und ihr beklagt euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? In der That, ihr seid zu bescheiden. Hat denn Napoleon die Engländer und Spanier, die seine Feinde, oder die Polen, die seine Verbündeten waren, verachtet? Aber seid ruhig, unglückliche Eunuchen der Nationalehre, die euch nicht angehört, und die ihr nur zum Vortheil eurer Sultane bewahrt; nicht euch (?), sondern die deutschen Fürsten (?) hat Napoleon verachtet.

Nachdem er darauf Menzel's bittere Bemerkungen bei Gelegenheit der Anzeige von Dietz's Gedichten übersetzt, fährt er mit Bezug darauf folgendermaßen fort:

Ganz schön! weint nicht, denn eine Frau weint; aber seinen Zorn in Schimpfreden ausstoßen, das thut nicht einmal eine Frau! (Wir möchten wol wissen, ob Börne hierbei an seine Schriften mit den Legionen darin enthaltener Schimpfreden gedacht hat?) Betragt euch als Männer, als Tapfere. Waffnet euch, muthige Vertheidiger der Nationalehre, nehmt Frankreich das Elsaß wieder ab! Aber haltet euch dazu, die Sache ist dringend. Bald werden der Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg für die väterlichen Bedürfnisse euerer Regierungen nicht hinreichen; darum nehmt Strasburg im Sturm, damit es für euern Patriotismus eine Citadelle mehr als Prytaneum gebe. Aber, bevor ihr euch den Gefahren des Ruhmes aussetzt, fragt doch, ob die Elsasser selbst Deutsche zu werden wünschen.

Soll denn der Dichter Dietz die Verantwortlichkeit für den westfälischen Frieden übernehmen? Haltet euch an die Vorfahren eurer Fürsten, die das Elsaß Frankreich überlieferten. War es eine Schlechtigkeit von Seiten Frankreichs, dasselbe anzunehmen? Ist es entehrend, wie eine Heerde verkauft und vertauscht zu werden, so fällt die Schande nicht auf Die, welche sie kaufen, sondern noch mehr auf die schöpsigen Völker, die sich verkaufen lassen. Darum packt euch, ihr ungeschickten Dilettanten der Nationalehre! Es ist keine Schande, von fremden Völkern besiegt, wol aber, ein Sklave in seinem eignen Lande zu sein. Die Ehre einer Nation besteht darin, frei zu sein; ein Volk von Lakaien hat kein Recht auf Achtung. Übrigens braucht ihr gar nicht zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß eure Nationalschande zu suchen. Sie lebt noch mitten unter euch; sie ist von gestern. Die Preßfreiheit ist in Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, eingeführt worden, und in Deutschland, dem Vaterlande Luther's, herrscht noch die Censur! Ihr seid hungrig nach Nationalehre, ihr kaut an Hermann's Siege über die Römer, ihr nährt euch jämmerlich mit der Asche eueres Ruhmes, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen euch täglich! Wißt, da ist die Schande, und da würde die Ehre sein.

Wer mag leugnen, daß in diesem Raisonnement nicht einiges Wahre sei; dasselbe ist aber hier in der Hand eines Schwarzkünstlers, der damit ein gaukleriſches Spiel treibt. Wir wiederholen es nochmals, wir sehen die Gebrechen, an denen Deutschland krankt, recht gut ein, wir wünschen aus innersten Herzen Das, was Börne nur vorgibt, eine Verbesserung des politischen socialen Zustandes Deutschlands; aber eben deswegen müssen wir jenes Verfahren Börne's als infam bezeichnen, da es, wenn es Erfolg hätte, die Deutschen durch Erniedrigung ihrer selbst unwürdig zu allem Hohen und zu einem Spott des Auslandes machen müßte. Gern würden wir der Einseitigkeit Börne's seine Gleichgültigkeit gegen den wahren Inhalt des deutschen Lebens, gegen dessen Tiefen in Wissenschaft und Kunst und gegen den hochsinnigen in ihm waltenden sittlich-religiösen Ernst, und seine Reizbarkeit die Anmaßung verzeihen, ohne Sinn des Wahren und Falschen als Reformator auftreten wollen, wenn sich nur bei seinem Irrthume wenigstens Ehrlichkeit des Strebens und Reinheit der Gesinnung fände. Ja, selbst seiner Gallomanie würden wir das Verkennen deutschen Lebens und Wesens und der Verhöhnung derjenigen Männer verzeihen, die das Herrliche in Deutschlands, seinen Mangel an politischer und socialer Einheit, eingesehen haben und es durch Bekämpfung der Ausländerei — mag sie nun den Rock des Kaiserthums oder der Legitimität anhaben — heben wollen, wenn jene Gallomanie nicht zugleich schonungslos das Edelste, was Deutschland sich rühmt — und um dessentwillen es trotz seinen jetzigen, eben nicht hoffnungsvollen politischen Zustand auf keine Weise mit dem gepriesenen politischen Leben Frankreichs vertauschen möchte — zu beschmutzen, vernichten, und dem Auslande das jämmerliche Schauspiel in elender Selbstschändung zu geben strebte. Und dazu ist, Gott sei Dank, kein eigentlicher Deutscher fähig, sondern nur eines jener Zwittergeschöpfe, welche unverschuldete Unglück, kein eigentliches Vaterland haben, noch durch das selbstverschuldete verunehrende einem Volke mehr anzugehören, und ohne Gott und Glauben zu sein.

Geschichte der Restauration von Lacretelle.

Das in vier Bänden erschienene Werk Lacretelle's über Restaurationsepoche ist trotz der anerkennungswerthen Thibaudeau's in demselben Gebiet keineswegs als zu erachten. Lacretelle ist ein talentvoller Mann, der in und enger Verbindung mit den Männern der Regierung standen hat. Er ward häufig selbst in die Hauptkämpfe deren Geschichtschreiber er geworden, verwickelt und in Interessen und Zwecke der Staatsgewalt eingeweiht. Seine Arbeit zeichnet sich durch neue, oft sehr pikante Gesichtspunkte aus, welche aus den geschätztesten Quellen mit Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit geschöpft sind. Seine Berichte sind von jenen gewaltsamen Vorurtheilen, welche bei dem Übergang des Empire in die restaurirte Monarchie der einseitigen Parteien entstanden und von ihnen gepflegt und gehegt wurden. Ein Hauptverdienst, das dem Verf. zugestanden werden muß, ist, daß er genau zu kennt, worauf es eben ankommt, und daß er ihnen Nebensachen hinzuzufügen weiß; die geringsten Details, die oft sind von Bedeutung. Wenn schon er nicht unter die politischen Historiker zu zählen ist, so ist er doch unstreitig unterrichteter und kenntnißreicher, der auf dem Boden zeitgemäßen Fragen und Interessen schwebt. Der mehr Klarheit als Tiefe, mehr Zierlichkeit und als Ernst und Würde; er besitzt weder die Eleganz Thibaudeau's, noch Villemain's, der in seinem Styl stets pretur blicken läßt, das er, ungeachtet der Geschmeidigkeit der Composition, die ihm reichlich zu Gebote steht, verstecken kann. Lacretelle's Ansichten sind nicht die der gen Liberalen, sie gehören vielmehr dem rationellen

Digitized by Google

u. Thibaudeau's Werk ist weniger elegant als das von L., trifft aber dasselbe an umfassendem Material, an Wahrheit und Eindringlichkeit der Darstellung. Es ist ein weit ausgedehnteres Werk, aber weniger correct, als Lacretelle's Arbeit. Thibaudeau, der ehrenvolle Veteran der französischen Tribunen, zeigt sich in dem seinigen so, wie er stets gewesen, als freimüthiger Gegner, im Namen des Freiheitsprincips von 1789, der gestürzten Dynastie, deren Regierung die reine Negation jenes Princips war. Lacretelle im Gegentheil war nie der Feind jenes Hauses, vielmehr von jeher ihm zugethan. Er hat seine Ansprüche und seine Persönlichkeiten als Geschichtschreiber und als Publicist vertheidigt. Er hat sogar auf die Thatsache der Restauration starke Hoffnungen für eine gemäßigte und vernünftige Freiheit gegründet, die er als loyales Mitglied der rechten Seite nicht ermangelte mit Gründen gegen die Oppositionspartei zu unterstützen. Als Journalist unterzog er sich innerhalb einiger Jahre sogar der Mühe einer Actenvertheidigung seiner Partei. Lacretelle war äußerlich bei dem Gouvernement hoch genug gestellt, um im Namen seines Charakters und seiner Talente Rathschläge zu ertheilen. Er that dies, aber, was er und seine Freunde äußerten, blieb fruchtlos. Übrigens konnte Ludwig XVIII. niemals im Ernst einen Schriftsteller seiner Zeit liebgewinnen. Wären zwei dazu geeignet gewesen, so waren es Michaud und Chateaubriand, aber auch da war er nicht im Ernst gewogen. Er betrachtete jeden Schriftsteller als einen Nebenbuhler, als einen Tadler (wenn er auch noch so bescheiden war) — und konnte man in solchen Epochen bescheidener sein als Chateaubriand? — durch welchen seinem Einfluß Eintrag geschah. Lacretelle sah sich, wie mancher Andere, mit seinem guten Rath zurückgewiesen, deshalb hielt er sich zuletzt mit seinen distinguirten Freunden in einer Entfernung. Die Geschichte der Restauration, mehr als jedes andern Zeitraums in der französischen Geschichte, verlangt nicht blos einen geschickten Darsteller; sie will einen parteilosen Urtheiler, wenn sie das Vertrauen des Lesers nehmen soll. Lacretelle entwickelt das innere Leben dieser Epoche, ihre Vorgänge, die Leidenschaften und Fehler ihrer Helden; um ihre Thaten zu beleuchten, vertieft er sich mit allem Eifer in das Biographische, denn aus den Zuständen des Individuums geht ja die allgemeine Handlung hervor. Das Geschichtliche der Congresse ist mit großer Sorgfalt behandelt, und diese figuriren zuerst unter den Ereignissen jener Epoche. Ihren Gesichtspunkt, ihre Zwecke herauszuarbeiten ist keine leichte Sache. Man mußte dazu, sowie L., im Strome ihrer Interessen und Systeme mitbegriffen gewesen sein und besonders die handelnden Notabilitäten persönlich kennen. Der Feldzug der Franzosen in Spanien und die Expedition nach Algier sind Ereignisse, welche L. mit Interesse in einem männlichen und farbenreichen Styl erzählt. In Behandlung einiger politisch-socialer Fragen, z. B. über die Majorate, über das Recht der Erstgeburt u. s. w., zeigt sich eine Meisterhand. Er bezeichnet den Tod Ludwig XVIII. als den Moment, wo die Ultrapartei und die des ancien régime in die Zügel der Regierung griff. Herrn von Villèle betrachtet er mit Unparteilichkeit, trotz der Affectation, womit er für einen constitutionellen Mann gelten wollte, als einen Menschen, dessen verborgene Ränke und gehässige Verwirrungen den Weg zum Jahre 1830 geöffnet haben, eine Bahn, welche Herr von Martignac, ungeachtet seiner bessern Ideen, nicht wieder zu verschließen vermochte. — Der vierte Band von Lacretelle's Buch umfaßt die Jahre von 1823—30, innerhalb deren Frankreich auf so traurige Weise durch die immer zunehmende Hinfälligkeit seiner Regierung und seiner Doctrinen bewegt wurde. 11.

Aus Italien.

Ein mailänder Buchhändler, Gasp. Truffi, gibt eine Sammlung von unterhaltenden Schriften heraus, deren erste Bände Briefe Napoleon's an Josephine, die nächsten „Der Scharfrichter von Bern" und die letzterschienenen ein „Leben Lord Byron's" ausfüllt. Man muß gestehen, daß die Perlen dieser Schnur eigen gewählt sind! — Für die Sammler des Auslandes dürfte das „Wichtigste davon die Vita di Giorgio Lord Byron compilata da *Gius. Nicolini*, vier Bände in 16., sein, weil es aus den bekannten Werken vom beliebtesten Übersetzer der Byron'schen Werke mit Geist zusammengestellt und selbst mit manchen in Italien traditionell bewahrten Anekdoten ausgestattet ist. Denn man darf nicht besorgen, daß die Schleier hier doppelt verhüllten. Das Buch nennt alle Namen der Handelnden und Mishandelten und geht in der Darstellung der Scenen wenigstens so weit als seine englischen Vorbilder.

In Venedig bei Missiaglia ist eine zweite Ausgabe der „Biografia universale antica e moderna, ossia Storia per alfabeto della vita pubblica e privata di tutte le persone che ebbero fama per opere, azioni, ingegno, virtù o delitti" seit 1834 im Fortschreiten, die trotz der reichlichsten Nachträge einem gelehrten Beurtheiler in der „Biblioteca italiana" (October 1833) noch sehr mangelhaft erscheint. Wenn auch eine Opera affato nuova, vermißt er doch noch die zu fordernde Vollständigkeit und in der Darstellung Kürze. Für die Besitzer der frühern Ausgabe sind die Nachträge in einem „Supplimento alla Biografia universale" (Venedig 1834) zusammengedruckt, das, wie das Hauptwerk selbst, heftweise ausgegeben wird.

Kein Zweig der Kunst in Italien wird von der Mehrzahl der Reisenden so obenhin angesehen als die jetzige Architektur. Kaum daß man durch die vielen Berichte die Namen der Baumeister erfährt, denen Bauten aufgetragen sind, von welchen in Frankreich und Deutschland alle Zeitungen voll wären. Eine Statistik der jetzigen Architekten von Neapel, Rom, Mailand, Florenz, Venedig ist daher weder leicht noch überflüssig, wenn auch alle Klagen gegen den jetzigen Zustand der Architektur in Rom im ersten Bande der „Beschreibung der Stadt Rom" (S. 615) Anwendung auf alle Städte Italiens fänden, was doch nicht zu behaupten ist; denn die Kirche S.-Pietro-Paolo zu Neapel, der Friedensbogen zu Mailand gehören zu den Werken, die jeder Zeit Ehre bringen würden, vieler einzelnen Bauten zu geschweigen. Für Leute, die sich geschichtlich, nicht ästhetisch über das jetzige Bauwesen Italiens unterrichten wollen, gab Wiebeking's „Geschichte" bisjetzt die reichhaltigsten Notizen; belehrende Nachträge wird man finden in Andrea Morselli's „Cenno storico-filosofico sull' architettura" (Mailand 1834). 40.

Bibliographie.

Anekdoten oder wahre Vorfälle beim Anmelden zu den Chemnitzer Eisenbahn-Actien im sogenannten Amtmann'schen Hofe zu Leipzig. 1ste Lieferung. 16. Leipzig, Glück. 2 Gr.

Baader, F., über den christlichen Begriff der Unsterblichkeit im Gegensatze der ältern und neuern nichtchristlichen Unsterblichkeitslehren. Aus einem Sendschreiben an Seine Durchlaucht den Erbprinzen Constantin Löwenstein-Wertheim. Gr. 12. Würzburg. (Stahel.) 1835. 4 Gr.

Bettina. (Bettina von Arnim, geborne Brentano.) Geistes- und Charakter-Gemälde dieser ausgezeichneten Frau, in sorgfältig gewählten Stellen des Vortrefflichsten aus ihren Briefen und ihrem Tagebuche. Toiletten-Geschenk für die Gebildetsten des weiblichen Geschlechts. Herausgegeben von J. Funck. Seitenstück zu: „Rahel". Gr. 12. Bamberg, Dresch. 20 Gr.

Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes u. s. w. Von *Franz Demmler*. (4te Lieferung.) 13tes bis 16tes Bändchen. Abentheuer eines jüngern Sohnes. Aus dem Englischen des Trelawney. 16. Stuttgart, Imle u. Krauß. 1835, 36. 12 Gr.

— — des Frohsinns, oder 10,000 Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel,

Digitized by Google

humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art, in Prosa und Versen, redigirt von Prof. Dr. J. M. Braun. IIte Section. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur. 1stes Bändchen. Gr. 16. Stuttgart, Köhler. Subscr.-Pr. n. 6 Gr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 2te Abtheilung. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage von Franz Joseph Mone. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr. Velinschreibpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Böhmen in den Jahren 1600 bis 1621. Historischer Roman in zwei Bänden nach Thibeaudeau. Bearbeitet von der Baronin von Mantenglaut, geb. von Cronstain. 2 Bände. 8. Gotha, Hennings u. Hopf. 3 Thlr.

Bucholtz, F. B. von, Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben. 7ter Bd. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp.

Callenius, G., Die Prinzen von Oranien. Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in fünf Acten. Gr. 8. Weimar, Voigt. 16 Gr.

Erwiderungen, Zwei, auf die Schrift: „Verfahren der Herzogl. Braunschw. Regierung wider Herrn Carl Geibel, Prediger der reformirten Gemeinde zu Braunschweig, beleuchtet von einem Freiwilligen." — Unter diesem Umschlagtitel werden nachstehende Schriften zusammengeheftet ausgegeben: Ansichten eines Unbefangenen über die Geibel'sche Angelegenheit; mit Beziehung auf die Schrift: „Verfahren der Herzogl. Braunschw. Regierung wider Herrn Carl Geibel, Prediger der reformirten Gemeinde zu Braunschweig, beleuchtet von einem Freiwilligen." (15 S.) — und: Die Dienstentlassung des vormaligen Predigers der reformirten Gemeinde zu Braunschweig, Carl Geibel, actenmäßig dargestellt von einem lutherischen Braunschweiger; mit Bezugnahme auf eine, über denselben Gegenstand in Lübeck erschienene, von einem „Freiwilligen" verfaßte, Broschüre. Gr. 8. (16 S.) Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Beide 4 Gr.

Forchhammer, A., Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein seit der Lutherischen Reformation. 1stes Heft. Gr. 8. Kiel, Schwer's Wittwe. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Forster, T., Ontophilos ou les derniers entretiens philosophe catholique. Gr. in-8. Aix-La-Chapelle. n et Comp.) 6 Gr.

ttenstein, B., Geschichte des spanischen Volkes. ängster Übersicht dargestellt. 1ster Bd. (1ste Lief.) ö. Mannheim, Hoff. Jede Lief. 6 Gr.

Hildebrandt, C., Rollino, der furchtbare Räuber in den Apenninischen Felsklüften. 3 Theile. 2te Auflage. 8. Quedlinburg, Basse. 3 Thlr.

Janin, J., Phantasiestücke. Aus dem Französischen von Alfred v. Vöge. 2ter Theil. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 4 Gr.

La Valette, Großmeister der Malteser, oder Muth und Liebe. Historischer Roman vom Verf. des „Albert von Meinstein" u. a. m. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Mailands Bedrängnisse im Jahre 1576. 8. Wien, Mechitaristen-Congreg.-Buchh. 1835. 8 Gr.

Neander's, Dr., Erklärung in Beziehung auf einen ihn betreffenden Artikel der Allgemeinen Zeitung nebst dem auf höhere Veranlassung von ihm verfaßten Gutachten über das Buch des Dr. Strauß: „Leben Jesu." 8. Berlin, Haude u. Spener. 4 Gr.

Ostergabe oder Jahrbuch häuslicher Andacht und frommer Betrachtung über Tod, Unsterblichkeit, ewiges Leben und Wiedersehen für das Jahr 1836. (III. Jahrg.) Herausgegeben von J. Chr. Ernst Lösch. 8. Nürnberg, Bäumler. 1 Thlr.

Passy, A., Zeitspiegel. Novelle. 8. Wien, Mechitaristen-Congreg.-Buchh. 1835. 20 Gr.

Proceß, Merkwürdiger, des Emil Clemens von La Bécière, Lieutenants im 1sten französischen Ulanen-Regiment, angeklagt wegen eines versuchten nächtlichen Überfalles auf die Person des Fräuleins Marie von Morell. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften dargestellt. 1ster Band. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 4 Gr.

Rave, B., Köln und E. Jerrmann. Ein origineller Beitrag zu Jerrmann's Schrift: Das Wespennest oder der Kölner Carneval, Fragmente aus meinem Theaterleben. Gr. 12. Aachen, Kohnen. 1 Thlr.

Rebenstein, G., Luftschiffkunst mit und ohne Hülfe der Akrostatik. Eine Abhandlung. Nebst Einladung an alle aufgeklärten, gebildeten Einwohner Bayerns zur Theilnahme an einem größern Unternehmen dieser Art. Gr. 8. Redaktion der Polytechn. Zeitung. (Leuchs u Comp.) 6 Gr.

Rogers, S., Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius. 8. Leipzig. (Steinacker.) 8 Gr.

Stahmann, F., Ahnungen, merkwürdige Träume, Erscheinungen, Nachtwandler und Nachtschwätzer, somit alle sonderbare Erscheinungen aus dem Gebiete der innern Natur. Eine interessante Schrift für Jedermann. Gesammelt und herausgegeben. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Sydow, W. von, über Frauenvereine und andere ihnen verwandte Hülfs- und Volks-Bildungs-Anstalten, wie sie sind und hie und da verbessert werden möchten, um den Forderungen der Zeit und des Gemeinwohls zu genügen. Mit einem Anhange tabellarischer Schemas zur Erleichterung der Übersicht bei der Geschäftsführung. Allen Menschenfreunden und Landes-Behörden zur Beherzigung empfohlen. Gr. 8. Voigt. 18 Gr.

Trollope, Frances, Paris und die Pariser im Jahre 1835. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. C. 3 Bände. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Vega, Lope de, Stern, Zepter, Blume. — Der Richter von Sevilla. Der beste Richter ist der König. Das Bauernmädchen. — Herausgegeben von Ernst Otto Hopp. Die Burg der Malsburg. (Wohlfeile Ausgabe.) 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Wander, K. F. W., Allgemeiner Sprichwörter-Schatz. Eine Sprichwörtersammlung mit Ordnung, Erklärung und Anwendung aufs Leben. Ein Beitrag zum menschlichen, insbesondere deutschen Lebens- und Sittengemälde, ein Hausbuch, ein Lehrer, eine zweckmäßige Gabe für alle Bücherschätze, ein gemeines Lesebuch für Jedermann. 1ster Band (in 2 Abth.). (I.: Das Sprichwort, betrachtet nach Form und Wesen, mit besonderem Titel: Christliche Glaubens- und Sittenlehre in Sprichwörtern. 1ster Theil. Die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften. Hirschberg, Zimmer. 1 Thlr. 12 Gr.

Weber, F. B., Historisch-statistisches Jahrbuch, mit Blick auf Nationalindustrie und Staatswirthschaft; mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, und namentlich des Preußischen Staats. 2ter Doppel-Jahrgang. Die Jahre 1832 und 1833. Mit 1 einzelnen (in 4.) und vielen eingedruckten Kupfern. (I. u. d. T.: Die Gewerbsindustrie und Staatswirthschaft in den Jahren 1832 und 1833; mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und namentlich des Preußischen Staats, historisch-statistisch dargestellt u. s. w. Gr. 8. Breslau, Max. 3 Thlr. 6 Gr.

Wohlfarth, J. F. Th., Abracadabra oder die höchste und letzte Stufe der höhern Weihe in die gesammten Wissenschaften der Magie. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 81. — 21. März 1836.

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Hallberger. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Wie ein frommes Kind, etwa ein unschuldiges Faust'sches Gretchen, ihren Kirchgang thut; oder auch wie der Fröhner in seinem schmuzigen Arbeitscostum, eingedenk seiner sechs Kinder, die Brot begehren, seinen Frohngang thut, so will der noch einmal auferstandene Verstorbene — ob es wol in der That sein vorletztes Auferstehungsfest sein mag? — einen Weltgang thun. Dies hat er selbst in seiner kurzen, vornehm-mystificirenden, aus der Exresidenz des Erdey datirten Vorrede. Wohlan, sein vornehmer Verstorbener in der bürgerlichen, anspruchslosen Maske eines räthselhaft-etymologischen Semilasso, wir wollen Sie auf Ihrem Weltgang, der hoffentlich nicht aus der Welt führen wird, begleiten. Ein Weltgang ist gewißlich eine schöne, fast erhebende Reise. Mag immerhin der Weltgänger sich's so vornehm bequem dabei machen, als es ihm sein Rang und sein Beutel erlauben. Mag Er, der maskirte Semilasso, der sich selbst als einen Mann „von hoher Statur, von schlanker, wohlgeformter Gestalt, mit vorwaltendem Cerebralsystem" schildert; mag er in seiner sonderlinglich-abenteuerlichen Reiselaune, „um den Hals einen bunten nachlässig geschlungenen Kaschmirshawl, im schwarzen military frockcoat, mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besetzt, in Pantalons von Nanking und leichten Stiefeln, deren Lack wie polirter Marmor glänzt", mag er immerhin in dieser „etwas pretentiösen Toilette" malerisch im Fonds des mit vier Rossen bespannten Reisewagens hingegossen, rechts und links mit potenzirter gräflicher Nachlässigkeit die immergrünen Kieferbäume lorgnettiren, durch deren geschlossene Reihen ihn seine Wanderstraße führt — mag dies alles —: es ist doch ein Weltgang, den er unternimmt, und wir, wir subalternen Wesen, die in der Diligence auf Coppeldämmen unheimliche Mächte durchstöhnen, müssen seine Absicht respectiren. Es wäre Thorheit, Verblendung wäre es, seine großartige Anlage zu verkennen. Denn er, da er mit einem Postzug die Welt durchfliegt, bescheiden genug ist, sich einen Gänger zu nennen, ein solcher bringt unverkennbar ganz abweichende Mittel mit, die Welt zu erfassen, und legt uns einen außergewöhnlichen Maßstab zu seiner Beurtheilung auf. Finden wir auch in dem ersten, an den Obersten von W. gerichteten Briefe dieses durch vielfache Episoden unterbrochenen Reisejournals nicht viel mehr als ein genaues Recept, wie man den echten arabischen Mokkakaffee in seinem Heimatlande zubereitet, so ist doch durchaus nicht zu leugnen, daß sich aus einer Tasse Kaffee gar Unsagliches entwickeln kann. Schwarze Gedanken sind doch in einer Gegenwart, wo der zusammengeschlossene Saum des Welthorizonts die Leibfarbe des Todes trägt, unstreitig die tiefsten Gedanken, und was kann es nächst dem urnächtlichen Colorit einer Todtengruft Schwärzeres geben als eine Tasse unverfälschten Mokkakaffees?

Indem so der abermals auferstandene Verstorbene, dessen „schlanke wohlgeformte Gestalt", gleich der Hydra sans comparaison, viele cerebrale Köpfe haben muß, seine unterirdische gespenstige, grabduftende, morgenhauchwitternde Heimat nicht verleugnet, erweist er sich zugleich in seiner lebendig-regsamen Reisebewegung als einen Mann, der seinem einmal angenommenen Penchant treu bleibt, und wir haben, wenn wir nur einen flüchtigen Blick auf das Inhaltverzeichniß dieser beiden ersten Lieferungen des „Vorletzten Weltganges" werfen, den ganzen, ungetheilten, deutsch-französischen, kosmopolitischen, unverwüstlichen, feinbeobachtenden, im halben Lebensüberdruß doch immer so rüstig liebenswürdigen Tuttifrutti-Fürsten wieder leibhaftig vor uns stehen.

Lassen wir ein kleines Fragment dieses Inhaltverzeichnisses einleitungsweise das Wort nehmen.

Zweiter Brief (Erster Abtheilung): Das Schlüsselloch als Operngucker. — Das Madonnenantlitz. — Patience! — Schau in den Mond. — Der Mops Leo. — Erwartetes Urtheil. — Das Schicksalsschloß. — Petersburger Angst. — Was denkst? — Il faut vous adresser ailleurs. — Vraiment? — Aufrichtigkeit Napoleon's. — Fi donc, post festum. — Affaire de jalousie des türkischen Kaisers. — Der Mensch siegt in der neuen Welt.

Auch in der alten, Hr. von Semilasso. Auch in der alten, Gott sei Dank, siegt der Mensch über die aufgeputzte, angeschminkte, antalentirte, genialisirte, englisirte und französirte Hofpuppe. Es ist nur wenig, Hr. von Semilasso, ein Mensch zu sein; aber es ist das granitene Fundament aller Weltgebäude, ohne welches die ganze Luft- und Wolkenperspective der wie Porzellanthürme sich überbietenden

Digitized by Google

Schnörkeleien und belles étages der Coterien-Architektur über kurz oder lang zusammenbricht. Ein Mensch zu sein; es ist die einzige kleine Thatsache, vor welcher die Heiligkeit des Scheins versinkt und dem Scheine der Heiligkeit seine Toilettenröthe erbleichen muß.

Aber wir stehen auf classischem Tutti-Frutti-Boden, und dies ist genug für alle Diejenigen, welche hoffnungsvoll, entsagungsvoll, phantasienvoll mit dem Claque in der Hand in den Antichambres stehen, um ihrer magnifiken Bewunderung, ihrem „embarras d'admiration" ein gedämpftes Ah! zu entlocken, bevor der Kammerdiener ihren noch unbekannten und unbeförderten Namen in das Cabinet des Protectors trägt. O meine Freunde, das Leben ist für Millionen Menschen nur ein Toilettentisch von riesenhafter Eleganz, vor dessen tausend Tiroirs, alle mit Potpourris, Schönpflästerchen, Flacons, eaux de mille impertinences gefüllt, die hoffnungsreiche, anwartschaftliche Seele sitzt und ihre Coiffure macht, ihren Teint säubert, ihre Dehors verbessert, ihre Waden stopft, bis um die Stunde, wo man in der capitale du monde zu Mittag speist. Monseigneur, ruft dann der Kammerdiener zur Thür herein: Es ist schon sechs Uhr! Aber um halb sieben Uhr klopft leise der Tod an und ruft: Nein, es ist Mitternacht! Darnach aber, in jenen Räumen folgt das Gericht, und Minos und Rhadamanth sprechen mit unerbittlichem Hohn zu der schönen, zagenden, feinbeobachtenden Seele: Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'a voulu.

In Baiern treffen wir, laut dem Reisejournal, zuerst die pseudonym reisende Standesperson. Am andern Tage seines Aufenthalts in Baireuth besucht er das Narrenhaus. Mit den Narren darf es kein geistreicher Mann verderben. Wenn auch die Geschichte der Narrheit, wenn die gigantisch-widerwärtigen Lucubrationen des Wahnsinns auch nicht vermögen, den feinbeobachtenden Geist in die finstern Abgründe, in die unheimlichen Schauer des Naturlebens und grausamer Selbstentfremdung zu versenken, so geben sie doch wol Demjenigen, der die „Manieren des Weltmanns" auch im Tollhause wiederfindet, einigen Stoff zu einer liebenswürdigen Equivoque, welche dieselben Damen, die bei Tortoni mit Pistolen nach Puppen schießen, veranlassen kann, noch einmal der fernen Zeit zu gedenken, wo sie noch ohne Champagner erröthen und ohne die Roulette erbleichen durften.

In dem Narrenhause zu Baireuth empfing die Reisenden ein Wahnwitziger sehr artig und bot ihnen mit wahrem Weltmannspli Stühle an. Als wir gingen, sagte er schwermüthig und halb leise zum Doctor: „Es ist noch immer keine Hoffnung da, daß er wiederkommt." Ich frug, wen er meine. Der Doctor fing an zu lachen. „Denken Sie sich", sagte er, „der Mann hat die sonderbare Einbildung, daß er einen Theil seines Körpers verloren habe, der, wenn ihn Adam im Paradiese nicht gehabt, Eva's Schöpfung überflüssig gemacht haben würde. Obgleich nun der arme Teufel ganz im Irrthum ist, so bleibt er doch dabei und glaubt, wenn sich das Gegentheil zu oft bemerklich macht, er träume."

Ein schöner Traum! O wie wünschenswerth Denjenigen, welchen der Traum des Gegentheils nie zur Wahrheit wird!

Vielleicht würde dieser kleine Zug einem Recensenten entgangen sein. Aber einen Weltgänger zu recensiren ist unmöglich. Man muß ihm, so weit die Füße tragen, folgen, und bei gesunden Beinen ist dem Folgenden, da wo der Postzug zu gewaltig über die Gefilde hinbraust, ein lebhaftes Entrechat erlaubt.

In Bamberg besuchte Semilasso das bei der dortigen königl. Studienanstalt befindliche Naturaliencabinet, hinsichtlich der Art und Weise, wie es nach und nach durch die aufopfernden Bemühungen des Directors Linder zu seiner jetzigen Vollkommenheit gediehen, sowie hinsichtlich seiner seltenen und kostbaren Ingredienzen eines der merkwürdigsten in Europa. Linder ist gegenwärtig ein heiterer Greis von 73, und erzählte dem Hrn. v. Semilasso, daß er gar oft bei der allerdürftigsten Unterstützung von Seiten der Regierung seine Kleider verkauft habe, um irgend eine dargebotene Seltenheit, welche ihm seinem Cabinet entgangen wäre, anzukaufen.

Schon längst — sagte er — habe ich mir aus Rücksicht auf mein Pflegekind — so nennt der edle Mann sein Cabinet — den Wein abgewöhnt, obgleich ich im Kloster Banz Kellermeister war und einem guten Glase Wein keineswegs abhold bin.

Einstmals erlebte der uneigennützige Mann einen lustigen Handel. Die Regierung hatte ihm für das Naturaliencabinet einen Jahreszuschuß von 15 Gulden bewilligt. Er kaufte einst für 24 Kreuzer eine ganze Fledermausart, bald darauf aber eine weit seltenere und kostbarere für 48 Kreuzer. Als er aber beides ersten berechnet hatte, erhielt er über die Fledermaus einen derben Verweis und man strich ihm schweif 24 Kreuzer, mit dem Bemerk, daß die Fäuse in so kurzer Zeit doch unmöglich um die Hälfte geschlagen sein könnten. Hierüber wurde der gute Alte gebracht und stellte in seinem derben Gegenargument Anderm die naive Frage auf: ob unter einer Heerde nicht ebenfalls einer mehr werth sein könne als der

In Bamberg und dessen schönen Umgebungen sich Semilasso ein kurzes Verweilen. Die Luxbur Paul's Walhalla bei Wunsiedel, wo er sich an Flasche trefflichen Felsenkellerbiers für den „Hesperus" für die „Unsichtbare Loge" begeisterte — ach, der keusche Genius braucht keine Burgunderweine! —, Geburtsstube, wo jetzt auch ein armer Schulmeister aus dessen Gehirn aber kein „Titan" hervorgehen Jean Paul's schönes Bild auf dem Rathhause, mit offenen liebevollen Blick und sanftem blauen Auge den mit Wärme in dem Reisejournal beschrieben; darauf folgt eine Episode, oder ein Klagelied, die Posteinrichtung betreffend, sowie der Abriß einer Maschine, das liebe Brot zu kneten. Ach, es spricht so gut von einer Brotknetemaschine, wenn man ger Verstorbener, als himmlischer Parvenu Palmbäumen Walhallas Tutti Frutti zu speisen ist! Von Bamberg aus fliegt der ungeduldige den ein ungestümes Verlangen nach fernen jagt, über Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, Saarlouis u. s. w. nach der großen Weltstadt, die er selbst versichert, von Zeit zu Zeit gern sieht,

Digitized by Google

Mephistopheles den Herrn Zebaoth. So ist denn Mephistopheles-Semilasso in Paris, Dank dem raschen Postwage, welcher trotz der bairischen Posthinderniße seine Schuldigkeit gethan hat, und dort begegnen wir ihm in seinem gentlichsten Elemente. Paris ist die Stadt der Wunder, der ausübenden Gewalten und jener sanften Gewalten, welche die ganze Natur des Menschen beschleichen, ine angestammten Neigungen so sanft entwurzeln, wie r besorgte Gärtner ein theures Gewächs aus der Erde ebt. Diese geheimen, dämonischen Mächte einer vornehmen Stadt! In ihrer Süßigkeit, in ihrer Eleganz, ihren ansprechenden Façons, in ihren anmuthigen Moen, in ihrem unaufhaltsam rollenden Heute-so und Morgen-anders, mit einem Worte, in dem Liebreiz, mit welchem man von ihnen hingerissen wird, geht ihr Despenstiges unter, und der feine Weltmann, wenn er sich in seinem auf der Chaussée d'Antin gemietheten Hause, atre cour et jardin, wenn er sich in seinen Salons und Speisesälen, alle mit conduits de chaleur geheizt, wenn sich in seinen mit Blumen und Orangen geschmückten Galerien umhertreibt, glaubt nur Angenehmes, nur seiner Würdiges, nur sein eigenes Verdienst, nur den Glücklich des Lebens zu genießen, während ihn doch in diesem Gefesseltsein der sublimirteste und raffinirteste Tyrann, der in all den tausend kleinen socialen Nichtswürdigkeiten ausgelernte, der in den Kniffen und Praktiken du beau monde von der Zehe bis zum Scheitel ganz beschriebene Naturgeist selbst gefangen hält. Paris ist die Stadt der Wunder. Von ihr gilt die Zaubermacht, welche in der Göthe'schen Novelle dem in Unschuld und Sanftmuthigkeit starken Kinde zugeschrieben wird. Sie macht es, daß

Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.

Deutschland sandte ja, wie wir uns Alle zu erinnern wissen, vor einigen Jahren einen kleinen Löwen, der früher Wandsbeck Geschichte der Revolutionen studirt hatte, ganz schwarz und fein costumirt in die Weltstadt, und seht an, was die wenigen Jahre dort aus ihm gebildet haben! Der Löwe Heine, den weder die göttinger Burschenschaft, noch das hamburger Rindfleisch, noch die berliner Weinstuben zu bändigen vermochten, der das seltsame Gespräch des alten Kaisers mit seinem Kunz von der Rosen einst niederschrieb; dieser feine schwarze Jüngling, vor dem Deutschland einst erschrak, würde er sich in Deutschland gezeigt haben? Würde er sich in München, in Berlin, in Kassel, Karlsruhe, in Meiningen, in Anhalt-Köthen gezeigt haben? Aber in Paris hat er es. Er würde noch in Deutschland durch sein Gebrüll entsetzen, wenn er bei uns geblieben wäre; aber in Paris, wo ihn der sublimirte sociale Natur- und Justemilieugeist beim Schopf gefaßt hat, in Paris, wo man sich nicht mehr über die wilden Füße der Damen lustig machen kann, weil sie jetzt keine haben, wo man ihnen gefallen und allen Vandalismus der Sitten ablegen muß, in Paris brüllt Heine wie eine Nachtigall. Und was wird einst aus dem kleinen Tiger Börne werden, einem noch weit unbändigern Thier? Auch ein loyaler Mann, wenn er Paris nicht vergißt. Denn Paris ist nicht die Stadt der Freiheit, wie einige zu Bedenkliche glauben. Da, wo der mächtigste von allen Göttern, da, wo der Augenblick herrscht, da ist man nicht frei. Und das ist sehr gut; denn es muß dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Familie Walldorf. Historischer Roman aus den Jahren 1813—15 von C. G. Meerfels. Magdeburg, Bühler. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Historische an der Sache ist, daß ein Pfarrerssohn, statt sich examiniren und zum Substituten des Vaters bestätigen zu lassen, in den Befreiungskrieg zieht, dabei verwundet wird, sein Mühmchen heirathet, abermals in den Krieg zieht und als Rittmeister auf seinen Lorbern ruht. Demagogische Umtriebe haben sicher den Mann so wenig wie seinen Freund, oder den Obersten, welcher so erbärmlich sich nach Humor abquält, befördert; dazu gehören denn doch einige Scrupel Begeisterung, etwas Phantasie, eine Ahnung von Ideen, wovon in dieser trivialsten Philisterei auch durch ein Frauenhofer'sches Teleskop nichts zu entdecken ist.

2. Wintergrün. Taschenbuch auf 1836. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine historische Novelle: „Die Verschworenen und ihre Gegner", von Maria Norden, füllt das Buch, aus bloßer Grille Taschenbuch genannt, aus; eine Erzählung, die besser unterblieben wäre, indem die Geschichte der unglücklichen Karoline Mathilde von Dänemark zur Genüge bekannt ist und feuriger, anziehender in mannichfacher Einkleidung behandelt wurde, als hier in ziemlich matter Darstellung geschah, welche Mattheit eine schläfrige Liebesgeschichte untergeordneter Personen noch eintöniger macht. Aus dieser Novelle wird Niemand sich einen deutlichen Begriff von der Lage der Dinge, den Ursachen, Folgen und Wirkungen jener Verschwörung machen können, wenn er nicht schon früher davon unterrichtet war. Von den dramatis personae selbst erfährt man nur so viel, daß der Regent — so wird er stets genannt — verstörten Verstandes und die Hoheit — so wird die Königin titulirt — überaus herrschsüchtig war, was denn in der Wirklichkeit schwerlich der Grundzug ihres Charakters gewesen ist.

3. Maximilian Emanuel und seine Baiern. Von Franziska von Stengel. Drei Bände. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie anders gehalten, wie warm und wahr ist diese geschichtliche Erzählung, die den Charakter des heldenmüthigen Kurfürsten in seinen großartigen und auch in seinen schädlichen Eigenschaften wiedergibt, die Prachtliebe, die Kriegslust, die er so geschickt zu beschönigen weiß. Zugleich werden Schauplatz und Zeitgenossen mitgezeichnet und der eigentliche Roman durch den ritterlichen Törring gut repräsentirt, den treuesten Diener seines Herrn; aber nicht instinktmäßig treu, er ist es mit Überlegung, mit Intelligenz, dabei unglücklich in seinen Neigungen, wie sich das für den ersten jungen Helden der Erzählung geziemt. Da die Hauptfigur nicht mit frauenzimmerlicher Parteilichkeit dargestellt ist, obgleich die Vers. ihre Vorliebe für Max. Emanuel nicht verhehlt, so muß man nicht mit ihr rechten, wenn sie Kaiser Joseph I. im gehässigsten Licht erblickt und alle Greuel der Besitznahme Baierns durch die Östreicher ihm zuschiebt, um nicht genöthigt zu sein, die erste Ursache davon in den Handlungen ihres Lieblings aufzusuchen.

4. Fliederblüten. Eine Sammlung von Erzählungen. Von Heinrich Schmidt. Drei Bändchen. Glogau, Heymann. 1835. 8. 3 Thlr.

Ehe man noch mit sich einig geworden, worin in der und

Digitized by Google

jener Geschichte die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit Hoffmann liege, ob in andern der Getränkte auch befugt sei, desperat zu werden und sich zu erschießen; ehe man dahinterkommt, was an den Leuten ist, wodurch sie zu Menschenfeinden, Bettlern u. s. w. geworden; ehe man nur Theilnahme an ihnen gewinnt, ist die Geschichte aus und damit auch die Kritik. Nur „Die Kinder des Südens" machen eine Ausnahme; die längste Geschichte ist auch die beste und der Gedanke neu und humoristisch, daß in einer nordischen Familie die Sucht, im Süden ihr Glück zu wähnen, gewissermaßen erblich ist, sowie der schlechte Ausgang des Wahns, der in den zuletzt damit behafteten Gliedern heiter und ausreichend geheilt wird.

5. Kornblumen. Gesammelte Novellen von H. G. Zehner. Drittes Bändchen. Hanau, Edler. 1835. 8. 1 Thlr.

Die längste dieser Novellen: „Die Leihbank und das Weltgericht", ist düster, aber nicht grausam; die Sünde des Vaters wird nicht an dem fast schuldlosen Sohne gerächt, dessen Geschick lange umnachtet war, aber nicht ihn in den Abgrund sinken ließ, dem der Vater anheimfällt, eine gerechte Strafe seiner Härte und der sophistischen Deutelei gesetzwidriger Thaten. Die dem Italienischen nachgebildeten kleinen Novellen sind wohl getroffen, in behaglicher Wohlredenheit, im Ton und Sinn der Originale, die Klugheitsregeln für die Ehe mit guter Laune spendend, ohne zu moralisiren, noch, was sehr nahe lag, Fehltritte als verzeihlich anzusehen, die nicht den Strauchelnden, sondern Den, der darunter litt, lächerlich und demakelt erscheinen lassen. „Janina" hat den Reiz des Ungewöhnlichen; „Humoresken" enthalten Philosopheme in gefälliger, faßlicher, ansprechender Einkleidung, der Humor ist ernster Natur, gedankenreich.

6. Novellen von Lembert. Wien, Tendler. 1836. 8. 18 Gr.

Die vaterländischen Novellen sind als in sich abgeschlossene häusliche Scenen zu betrachten, auf denen das Auge in einer bewegten, an Thaten und schrecklichen Ereignissen schweren Zeit ausruht. In der bedeutendsten darunter: „Der harte Spruch", wünscht man dem störrigen Maler einen andern Namen als Meister Pilgram, weil dieser leichtlich eine Verwechselung mit dem weit frühern gleichnamigen Baumeister der St.-Stephans-Kirche herbeiführen könnte. „Die Macht der Musik" hat einen zu modernen Anstrich, der um so unangenehmer auffällt, als man die Begebenheit, worauf die Erzählung sich gründet, die Befreiung eines deutschen Edeln aus türkischer Sklaverei durch die Ausdauer, Klugheit und den Muth seiner Frau, gewohnt ist, nicht im 17., sondern im Jahrhunderte der Kreuzzüge zu suchen. Die Erzählungen nach dem Französischen haben durch die freie Nachbildung nicht gewonnen, am wenigsten „Der Mörder". Balzac's „Maison rouge" geht aus einem Guß, der keine Schmälerung der Masse, der Ausführung verträgt, indem das Geahnte ungleich ergreifender, kräftiger wirkt als hier die Gewißheit, die den Eindruck abschwächt und vernüchtert. Auch der gemilderte Schluß ist dem Schauergemälde nicht angemessen.

29.

Notizen.

Über den im westlichen Afrika herrschenden Fetischismus gibt Mistreß Lee in ihrem interessanten Werk: „Stories of strange lands", folgende Details: Die Ceremonien, der Geheimdienst und die ausgedehnte Macht des Fetischismus sind den Institutionen der Inquisition nicht unähnlich. Überall und zu jeder Zeit müssen sich die Bewohner von Westafrika des Einschreitens dieser geheimnißvollen Macht versehen. Gleich dem alten Femgericht verschiebt diese ihre Rache nur, aber gibt sie, selbst wenn sie jahrelang schliefe, nimmer auf. Die Mitglieder des Bundes beobachten das strengste Geheimniß. Auch hier verschwinden die Opfer spurlos und kein Mensch wagt die Frage, was aus ihnen geworden sei. Die Priester sind die nahen Adepten, sie mischen sich in Alles und ziehen von Allem ihren Theil des Gewinns. Sie legen Geldbußen nach Belieben auf, sanctioniren die absurdesten Dinge und thun mit einem Wort unumschränkt. Man erzählt sich folgende Anekdote. Zwei Engländer in Sierra Leone äußerten einst gegen einen Priester den Wunsch, bei dem Geheimcultus gegenwärtig zu sein. Sie ließen sich dieses Vorhaben viel kosten und erlangten dadurch endlich die Erlaubniß, jedoch unter der Bedingung, daß sie nie eine Sylbe von Dem was öffentlichen sollten, was sie sehen und hören würden. Einige raume Zeit hielten sie ihr feierlich beschworenes Versprechen. Allein bei Gelegenheit eines festlichen Abends, wo der Wein heiter und gesprächig machte, waren sie unklug genug, gegen ihre Freunde auf ihr geheimes Wissen anzuspielen. So auch diese hingeworfenen Äußerungen ein Verrath zu nennen war, so wurden doch schon am andern Tage die Schwatzhaften vergiftet.

Keine Gegend der Welt ist reicher an ausgesuchten wohlschmeckenden Fischen als die Gewässer, welche zu dem Stromgebiet des Maranhon gehören. Einer der merkwürdigsten dieser Fische ist die Pacca marina, von 7 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite. Man trifft ihrer auch zu 8 und 9 Fuß lang an. Diese Fische werden am zahlreichsten bei hohem Wasserstand gefangen, zu welcher Zeit sie sich von dem am Ufer wachsenden Gras mästen und überaus fett werden. Das Fleisch wird gesotten und geröstet vortrefflich, und aus dem Buckel machen sich die Indianer Grabscheite und anderes Handwerkszeug. Nach den Nachrichten des Lieutenant Smyth, welcher diese Gegenden zuletzt bereiste, sind die Flußschildkröten in dem Maranhon und dessen Nebenströmen in solcher ungeheuern Menge vorhanden, daß es oft scheint, als ob die Ufer mit diesen Thieren gepflastert wären. Man genießt nicht blos ihr Fleisch, sondern bereitet aus ihren Eiern Öl. Alligatoren sind ebenfalls hier in Menge vorhanden und sehr reißend und gefährlich.

In London hat sich gegenwärtig unter dem Namen Foreign society eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck ist, eine Bibliothek der fremden Literatur anzulegen, welche fortwährend mit allen periodischen Blättern versehen ist. Es sind unter dieser Rubrik auch die englischen Colonien begriffen. Aus den Fonds sollen jährlich 1000 Pf. St. zum Ankauf fremder Bücher verwendet werden, sodaß zu erwarten steht, diese Bibliothek wird in kurzer Zeit die vollständigste Sammlung von Literaturerzeugnissen des Auslandes besitzen.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Erwiderung

auf die Schriften von Dr. Scheibel, [illegible] und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien.

Von

Dr. Hermann Olshausen,

Prof. der Theol. zu Erlangen.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers Abhandlung über die kirchlichen Verhältnisse in Schlesien erschien 1835 und kostet 8 Gr.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 82. — 22. März 1836.

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Semilasso wollte in Paris Heine's persönliche Bekanntschaft machen, traf ihn aber nicht an.

Was ich besonders bedauere, ist, daß Heine, den ich so sehr gern zu lernen wünschte, abwesend war, und als er einmal auf einige Tage in die Stadt kam, er mich und ich ihn zweimal verfehlt habe. Ein kurzer Brief, den er bei mir zurückließ und den er wegen meiner schlechten Federn nicht vollenden konnte, ist Alles, was ich von unserm modernen Lichtenberg in Paris mitnehme.

Es ist wirklich zu bedauern, daß sich zwei so sehr en vogue schwebende deutsche Schriftstellernotabilitäten nicht gesprochen haben, und ich möchte wol ihrem Rendezvous, wenn es stattgefunden, hinter der Gardine gelauscht haben, um zu beobachten, wie mächtig sich die ungleichnamig-freundlichen Pole nun anziehen.

Kaum angekommen in Paris, wohnte Semilasso der Feier des Julifestes bei und sah das imponirende Schauspiel einer pariser Truppenrevue, unter denen sich die militairische Haltung der Nationalgarde und die stattliche Municipalgarde zu Pferde, aus lauter alten Cavaleristen bestehend, mit vorzüglichem Glanze auszeichneten. Der König trat in der blauen Uniform der Nationalgarde, mit dem Stern und Band der Ehrenlegion an den Colonnen auf und nieder, sprach mit den Offizieren, grüßte das Volk, empfing Bittschriften.

Der Enthusiasmus der Truppen für ihn war offenbar ebenso aufrichtig. Man sah es ihren Mienen und hörte es ihrem donnernden Hurrah an, daß es nicht auf Commando erschallte, sondern aus dem Herzen kam. Auch unter dem Volk war nicht das leiseste Merkmal von Opposition mehr bemerkbar, wie es zum Theil bei den frühern Julifeierlichkeiten stattgefunden hatte. Übelgesinnte mochten wol darunter sein, aber sie wagten nicht mehr laut zu werden.

Sie sind leider im Jahr 1835 laut genug geworden. Semilasso ist, wie es sich erwarten läßt, ein großer Verehrer Ludwig Philipp's. Ob es aber ein Lob ist, welches er über diesen Fürsten ausspricht, wenn er sagt, daß dieser allein durch sein Genie den Radicalfehler der französischen Constitution (nämlich den Mangel einer wahrhaften Aristokratie, die fixe Idee unsers Weltmanns) noch heilire, welcher bei dem ersten schwachen oder übelwollenden Souverain in eine desto furchtbarere Anarchie ausbrechen müsse — ob dies ein wahrhaftes Lob für Ludwig Philipp sei, bleibe dahingestellt.

Während der Truppenparade „zog es Semilasso vor, sich unter das Volk zu mischen und sich, um besser zu beobachten, von der foule fortdrängen zu lassen". Ein junger Mann von der Nationalgarde, der grade keinen Dienst hatte, gesellte sich zu ihm, den er als einen Fremden erkannte, und machte ihn mit französischer Artigkeit auf alles Pikante aufmerksam. Der Leser erlaube, daß ich hier, und grade hier, den Verstorbenen noch einmal selbst sprechen lasse.

Mein Begleiter fehlte, wenn er vom König und seiner Familie sprach, im Respect alle Augenblicke; aber bei all dieser unziemlichen Vertraulichkeit war ihm sein König doch eigentlich mehr als Das, er war sein enthusiastisch verehrtes Idol. „Voyez notre Louis-Philippe", sagte er jeden Augenblick, „voyez comme il ôte son chapeau pour la millième fois devant notre garde nationale, mais il sait bien aussi, combien nous l'aimons."

Es hat aber deutsche Fürsten gegeben, und gibt deren, welche nicht tausendmal vor dem Volke den Hut zogen und doch eine größere Liebe besitzen.

„Si Charles X", sprach der Nationalgardist weiter, „avait fait comme lui, s'il avait conservé la garde nationale, il aurait pû être despote autant qu'il voulait, nous ne l'aurions jamais laissé tomber, il serait encore Roi aujourd'hui. Louis Philippe sait mieux nous apprécier."

Diese Worte sind wirklich wahr, sie sind ganz gewiß wahr, und doch kann es einen französischen Nationalgardisten geben, der von dem Entwickelungsgang der Weltgeschichte nichts versteht; und doch kann es einen deutschen Weltmann geben, der durch schöne Phrasen auf fremdem Boden sich mystificiren läßt.

Die Kreise, welche der Verstorbene während seines Aufenthalts in Paris besuchte, waren auserlesen. Besonders wird das Haus des reichen Barons Delmar als ein überaus comfortabler Aufenthalt gerühmt. Der Styl, in welchem dies geschieht, klingt freilich etwas steif und altfranzösisch.

Solide Pracht, geläuterter Geschmack, vollendeter Comfort vereinigt, und dazu eine schöne, herzensgute und angenehme Frau, welche die Honneurs dieser drei Dinge macht — das ist gewiß der Culminationspunkt eines zu recherchirenden Hauses, besonders wenn ein feines Discernement auch alles überlästige

Digitized by Google

davon abzuhalten weiß, was ich jedoch schon unter dem Comfort eigentlich mitrechne.

Das klingt ja fast, als ob man den Hrn. von R..... über eine grillirte Kalbskeule sprechen hörte; es klingt so behutsam-anerkennungsvoll-ängstlich, als ob der deutsche Weltmann befürchtet hätte, man möchte ihn in diesem comfortablen Hause auf einer deutschen Kleinstädterei ertappen.

Semilasso ließ sich auch bei dem König vorstellen. Ludwig Philipp ist ein feiner, sanfter Gesellschafter. Die Präsentation geschah ohne alle Etikette. Es war zierlich-häuslich in dem Salon. Die Königin nebst den anwesenden andern Mitgliedern der Familie und einigen Hofdamen saßen um einen großen runden Tisch, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf dem mehre Lampen standen, und beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten. Die Königin soll eine überaus liebenswürdige Frau sein, desgleichen Mad. Adelaide, die Schwester des Königs, eine Dame von großer Lebhaftigkeit. Der König unterhielt sich mit Semilasso noch lange privatim und sehr vertraulich. Er äußerte sich in Bezug auf Karl X. mit großer Entschiedenheit:

Die Freiheit der Presse ist das Palladium Frankreichs; „réprimer sévèrement la licence de la presse par les lois, oui; mais l'abolir, jamais. Au reste, on dit, qu'on me maltraite quelquefois, mais je me garde, de le lire."

Hr. von Semilasso findet dies groß; ich finde es weniger groß als natürlich, denn so schamlosen und nichtswürdigen Angriffen der Presse, wie sie Ludwig Philipp in neuerer Zeit erfuhr, ist nur durch die consequenteste Stille zu begegnen.

Von dem schönen Lustschloß Neuilly, das früher der Prinzessin Borghese gehörte, welche ihrer Meinung nach die schönste Frau in Europa war, das aber jetzt von dem Könige fast ganz umgestaltet ist, gibt uns der Verstorbene eine elegante Beschreibung, und da er auch noch im Tode ein Gourmand im auserwesentlichsten Sinne des Worts geblieben ist, so verfehlt er nicht, in seinem Briefe an die Frau Fürstin von C. etwas Häusliches zur Nachahmung mitzutheilen:

In dem Speisesaal fand ich ein Kamin zum Tellerwärmen bestimmt, von sehr zweckmäßiger Vorrichtung. In der Mitte seiner Höhe ist ein Rost, auf den die Teller gestellt werden, die Wärme kommt durch conduits de chaleur von unten. Thüren von Messing schließen das Kamin, und an den Seiten sind elegante Riegel mit Federn angebracht, in welche diese Thüren, wenn man sie öffnet, einschlagen, sodaß sie fest stehen bleiben und man nicht an sie anstoßen kann.

Bei der Wittwe Benjamin Constant's dinirte der Weltgänger in Gesellschaft Béranger's und Balzac's; der Erstere, eine gutmüthig heitere, aber echt französische Natur, aus dessen Munde die bon mots wie aus einem Springbrunnen hervorsprudelt; Balzac, ein kleiner dicker Mann mit kohlschwarzem Haar, jugendlich, ausgelassen lustig, zuweilen fast kindisch, so lange es im Scherz fortgeht; bricht aber der Ernst herein, so „nimmt er einen ebenso genialen als männlichen Ausdruck an", und man kann seine feurigen Augen sehen als die feinigen. „Hr. Lerminier, der elegante Philosoph, und noch einige andere ausgezeichnete Leute, completirten die Gäste." Ei, das wird aber Hr. Lerminier dem Hrn. von Semilasso sehr übel nehmen, daß dieser die Eleganz seiner Philosophie und die Philosophie seiner Eleganz die Gäste nur completiren läßt. Man ist allenfalls von den deutschen Philosophen gewohnt, daß sie, vom wahrhaftigen Geist so bewegt, nicht merken und nicht wissen wollen, daß man sie nur zum Completiren gebraucht; allein einen französischen Philosophen, und noch dazu einen von der neuen Weltordnung, und noch dazu einen, der so sussisant ist wie Hr. Lerminier, muß eine solche Behandlung à la verdrießen.

Es folgt in dem Reisejournal ein sehr interessanter Brief Semilasso's an Hrn. Varnhagen von Ense, aus man ersieht, daß Rahel's abgeschiedener Geist sich auch in der Weltstadt einbürgert. Derselbe Brief enthält nicht mit Gold zu bezahlende Anekdoten von, über mehr auf Unkosten der Frau von Staël, dieser unschreiblich eiteln Weibes, der man ihre Werke nicht mehr verzeihen konnte, sobald man ihre persönliche Bekanntschaft gemacht hatte; dieser wirklich schamlos-[illegible] Libertine, welche Napoleon bei der einzigen Audienz, er ihr in Italien ertheilte, fragte, indem er ihren zu gestellten Busen fixirte: „Madame, avez vous nourri vos enfans?" und sie dann stehen ließ. Wunderschöne Replik, die ihr Byron gab, der sie verachtete. Lamb hatte eben ihren skandalösen Roman „[illegible] geschrieben, durch welchen sie sich für Byron's Betragen rächen wollte. Frau von Staël läuft in einer Gesellschaft, indiscret genug, auf den Dichter zu: „[illegible] lord, je viens de lire l'ouvrage de Lady [illegible] Lamb. Eh bien, trouvez-vous votre portrait ressemblant?" „Madame", sagte Byron mit seinem [illegible] Hohnlächeln, „il le serait davantage, si j'avais donner plus de séances." So weiß der mächtige Geist in seiner indignirten Genialität immer das [illegible] muthig-aufgespreizte zudringliche Talent gebührend abzufertigen.

Semilasso machte auch bei Torloni die [illegible] Bekanntschaft des vertriebenen Herzogs von [illegible] Sie rauchten Beide eine comfortable echte [illegible] und Semilasso versichert, daß der Herzog [illegible] kein übler Gesellschafter sei, obgleich er die [illegible] habe, häufig ganz allein zu sprechen. Der [illegible] seinerseits des deutschen Urtheils über den [illegible] durfte es nicht; denn auch Deutschland hat [illegible] für einen apokryphisch-bösen Menschen gehalten. [illegible] blos das deutsche Volk, auch die deutschen Fürsten indignirt und missbilligend ihr Urtheil über [illegible] ben, nach welchem jene Entschuldigungsgründe [illegible] Benehmen des Herzogs vor, bei und nach [illegible] phe als unzureichend befunden wurden. Der [illegible] viel über Spanien und erzählte ein paar [illegible] liche Visite, welche er dem Leichnam des [illegible] der Gruft von Aranjuez abgestattet. Er [illegible] Verlangen gehegt, sich mit Augen zu überzeugen, Sage von der Hinrichtung des Don Carlos [illegible] und sich deshalb mit vieler Mühe vom König

Digitized by Google

aubniß erwirkt, die Gruft selbst in Augenschein zu nehmen. In der Voraussetzung, daß er bei den Mönchen Schwierigkeiten finden würde, wenn sie ihm den Sarg öffnen sollten, gab er sich für einen Östreicher aus, für welche Nation in Spanien Vorliebe herrscht, und sparte das Geld nicht. Auch hatte er Mühe beim Prior und mußte erst seine Absicht nach Vorzeigung der schriftlichen Erlaubniß vom König.

Die Särge — erzählte der Herzog — stehen ohne alle Zierde, wie Bücher einer Bibliothek in Zellen rechts und links. Bald kamen wir an den, der Don Carlos einschließt. Er ist mit rothem Sammet beschlagen, der ganz verschossen und mürbe wie Zunder geworden war, während sich der neben ihm stehende seines Vaters von schwarzem Sammet weit besser erhalten hat. Als der Sarg geöffnet war, zeigte sich ein ungewisses Resultat. In der That war dem Gerippe der Kopf von dem übrigen Körper getrennt; aber es war nicht zu ermitteln, ob die Zeit oder das Schwert es gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Kirchenbesuch.

Über Kirchenscheu klagen die Theologen heute, wie sie vor 0 Jahren und von jeher geklagt haben. Nun könnten freilich ie Leute wol zur Kirche kommen bei Theilnahme für Religion nd Christenthum, und man begreift nicht, warum sie sich heuen, da ihnen nichts übles widerfährt, und sogar im Fall e selber nichts glaubten, sie doch erfahren würden, was Andere laubten.

Religion und christliche Gesinnung verbinden sich naturgeäß mit kirchlicher Feier und Versammlungen der Gemeinde, odaß von der Theilnahme an diesen auf jene und von dem Dasein jener auf diese sich schließen läßt. Aber die Verbindung t keine nothwendige, es kann eine Religion im Geist und in er Wahrheit geben ohne kirchliche Zusammenkünfte und Feierlichkeiten. Das christliche Gebet ohnehin ist einsam, und das öffentliche Beten, wie es allen Kirchengebräuchen eigen ist, kann t sogar manches Gefühl beleidigen, insonderheit durch widernatürliche Verlängerung, da es am stärksten durch Kürze bedt. Doch fühlten die Einzelnen in dieser Hinsicht verschieden, nd Kirchengebete mögen der Mehrheit ganz angemessen dünn, nur werde die Möglichkeit zugestanden, daß Jemand ein hrist sei, der nicht in die Kirche geht. Das einfache Wesen er Religion erscheint im menschlichen Gemüth unter vielfachen ormen, sodaß sich Jeder hüte, seinen Nachbar zu verdammen, eil er eine andere Weise an ihm wahrnimmt. Wegen Einermigkeit des Katechismus und des darauf gestützten Unterrichtes rtheilt man gewöhnlich zu rasch über eine damit nicht zusamenstimmende Erscheinung.

In dieser Hinsicht dürften wol Jugendgedanken und Jugendgefühle als ursprüngliche Zeugnisse gelten, da die spätere eit Vieles ändert und im Schein vom Äußerlichen mehr ins nnere zurückdrängt. Eine Selbstbiographie sagt: „Wie entühen in den Knabenjahren jede Versammlung christlicher Gemeinden als hohe wahre Gemeinschaft der verschiedensten Menchen, welche sich mit den wichtigsten Angelegenheiten ihres Daeins beschäftigen und Gott ihre Herzen in Brudertreue entgegenwenden. War nun der Gottesdienst vorüber, so erwartete ch die Folgen; und zu meiner Verwunderung blieben Alle wie orher. Hatte man in der Kirche gehört von der Gleichheit ller Menschen vor Gott, vom Erwachen jedes Ranges und Standesunterschiedes, so wurden außerhalb der Kirchenhallen ne Unterschiede bedeutsam hervorgehoben von den Kirchengängern selber; hatte man die Nichtigkeit des menschlichen Lebens nd den Werth einer besseren Zukunft in der Kirche erwogen, as wirkliche Leben legte dennoch Werth auf sich und besorgte los das Gegenwärtige. Umherschauend in seinem Kreise, fragte ich der Knabe, ob ihm irgend eine Seele durch die Kirchennähe theurer geworden oder beispielwürdiger, und da er dieses nicht fand, däuchte ihm die Sache minder wichtig. Mit besonderer Stärke trat dies hervor in der Feier des Abendmahls, welches seiner ganzen Bedeutung nach einen Verein engverbundener Freunde darstellt, und man feiert es kirchlich mit Leuten, welche man wenig kennt, oder, wenn man sie kennt, vielleicht weder achten noch lieben kann. Solche Gedanken waren der Andacht und christlichen Erweckung allemal ungünstig, und die Frage lag nahe, wie viel das Ganze nütze?“

Der Erfahrene wird für die größere Menschenmasse, für die Form des Lebens im Staat diese Frage leicht beantworten, schwerer für das individuelle Bedürfniß. Gesetzt, Jemand entwickelt sich letzteres nach jenen Knabengefühlen und Wahrnehmungen, so kann für ihn die Entscheidung eintreten, daß er den Kirchenbesuch aufgibt. Überdem noch kann diese Entscheidung verstärkt werden durch Unzweckmäßigkeit und Geistlosigkeit kirchlicher Vorträge, durch ermüdende Wiederkehr höchst bekannter Gebräuche, ja selbst durch ein physisches Unbehagen in weiten Hallen bei rauher Witterung eines nördlichen Klimas.

Solche Ursachen wirken nicht gegen den Kirchenbesuch, so lange ihn die religiöse Andacht als etwas ihr Angehöriges in sich aufnimmt, und er ist daher nie ganz verschwunden, wie lange auch über seine Abnahme geklagt worden. Nur bei Einzelnen kommt dergleichen zum Vorschein, möglicherweise ohne Gleichgültigkeit gegen Religion; doch geben sie Andern ein übles Beispiel. Ob sie nun des Beispiels wegen sich zwingen sollen, und wie stark und wie oft, steht in Frage; sicherer ist, daß sie alles Anzüglichen gegen Kirchenfeier und deren Einrichtung sich zu enthalten haben, wenngleich sie für ihre Person zur Theilnahme keine entschiedene Aufforderung finden.

Darum scheint jede recht allgemeine Theilnahme und Wärme für öffentliche Kirchenfeier von Umständen abhängig, die auch stets in der Geschichte kenntlich gewesen. Herrscht in den Gemüthern eine entschiedene Werthschätzung des Äußerlichen, auch wol Bigoterie genannt, wie dergleichen besonders in der katholischen Kirche vorkommt, so ruht der Kirchenbesuch auf seinem eignen, von innerlicher Andacht ziemlich unabhängigen Grunde. Man hält das kirchliche Thun zum Heil der Seele nothwendig, mag es Gefühlen und Gedanken entsprechen oder nicht, die Theilnahme daran ist eine nicht zu erlassende Schuldigkeit, von deren strenger Verpflichtung Niemand sich lossagen darf, der Gegenwart und Zukunft bedenkt. Die protestantische Kirche, welche das Innerliche voranstellt, macht die bloße Grundlage des Äußerlichen wankend, wird aber dennoch die Kirchenglieder zum Besuch öffentlicher Feier anregen, weil innerliche Andacht und gottselige Gedanken dadurch befördert werden. Ganz entschieden drängt sich das protestantische Gemüth nur alsdann dem Äußerlichen entgegen, sobald das Dasein der Kirche in Gefahr kömmt, sobald ein würdiger Kampf für Freiheit des Gewissens und christliche Forschung geführt werden muß, weshalb zu Zeiten der Reformation alle Kirchen voll waren und gemeinsame Begeisterung an dem Erworbenen festhielt. Ein Ähnliches zeigten die ersten Christengemeinden unter Juden und Heiden, hier war eine große Sache, zugleich auch Gefahr, nur durch vereintes Streben zu bewahren und abzuwenden, Muth und eifrige Gesinnung erzeugend. Nie wird der ruhige Besitz äußerer Kirchengemeinschaft den Mangel solcher mächtigen Kräfte ersetzen und die triumphirende Kirche wird im Genuß ihres Triumphs schwächere Theilnahme finden als die streitende. Dasselbe gilt von allen Sekten, die sich im Schoos der Kirche erzeugen, sie üben auf den Geist eine frische Gewalt, haben Widersacher, mit denen Krieg zu führen, gegen welche zusammenzuhalten. Quäker und Herrnhuter, Puritaner und Methodisten klagen nicht über verminderten Kirchenbesuch, ja in unserer Zeit erfreuten sich Mystiker des Katholicismus lebendiger Gemeinschaft, erhöht durch Verfolgungen, und die Pietisten der protestantischen Kirche, indem sie von dem Allgemeinen mit einer besondern Überzeugung sich entfernen, halten desto fester zusammen durch Angriffe ihrer Gegner. Wird

Digitized by Google

überhaupt die Religiosität zur Parteisache, so ergreift sie eifrig den äußern Bestand der Partei und will von ihm nicht lassen. Schon wenn einzelne Geistliche im Gegensatz der Denkart stehen, wenden sich die Gemeindeglieder zum Einen oder Andern, und oft sehen beide Gegner ihre Kirchen gefüllt, da ihre Hörer Dasjenige hören und wiederhören wollen, wofür sie Partei genommen. Weder Klaus Harms noch Andere hätten starken Kirchenbesuch errungen ohne Polemik.

Durch das Verschwinden kirchlicher Controversen, durch größere Toleranz und religiöse Ruhe der Gemüther mußte deswegen der Kirchenbesuch abnehmen, ja dies ist nicht verwunderlich zu einer Zeit, wo man selbst gegen den Teufel nicht mehr, wie Luther, lärmt, wo man keine Fastenpredigten mehr hält gegen fleischliche Sünden, wo reformirte und lutherische Christen ihre Glaubensunterschiede und Gemeindetrennung ausgleichen. Die katholische Kirche verliert an Theilnahme durch das Aufhören der Ketzerverfolgungen, weil Jeder recht einsieht, wie viel Werth es habe, ein echtkatholischer Christ zu sein, sobald die Ketzer verdammt werden, und ein altgläubiger Spanier eilt mit verdoppeltem Eifer in die Messe, wenn er Zeuge eines Auto da Fé gewesen. Die protestantische Kirche hat neuerdings an der Vernunft und dem Rationalismus einen guten Gegenstand zur Belebung des Eifers, und jene Geistlichen, welche hiervon Gebrauch machen, dürfen sich Theilnahme und Anhänglichkeit versprechen. Wie ergreifend ist der Anblick, die von Vielen hochgepriesene Vernunft im Armensünderkleide ausgestellt zu sehen, und wie anziehend ist die Aufzählung der bösen Dinge, welche der Verurtheilten zur Last fallen! Sie ist ja die Ursache des Hasses, des Unglaubens, des Sinkens der Christenheit, und Alles wäre herrlich, wenn sie nicht wäre! Haß wirkt stärker als Liebe und ist auch oft beredter; man dürfte sich daher ihm schon anvertrauen.

Freilich erscheint bei solchen Mitteln zur Erhöhung des Religionseifers eine große Gefahr, daß nämlich derselbe seine Grenzen überschreite und traurige Ereignisse der Vorzeit wiederbringe, daß wenigstens in einzelnen Gemüthern die christliche Liebe verschwinde und Frömmigkeit in verwerflicher Begleitung sich offenbare. Allein die Wahrheit der aufgestellten Bemerkungen ist nicht zu verkennen und der Kirchenbesuch als solcher steigt. Nur würde ein wohlgesinnter Christ bedenklich sein, ob er sich stets darüber freuen solle.

Es gibt, unabhängig von äußern Gebräuchen und feierlichen Zusammenkünften, eine unsichtbare Kirche, deren Glieder durch rechtschaffene Gesinnung und stille Gottesfurcht zusammenhängen. Ob man sie häufig bei der äußern Kirchenfeier erblicke, hängt von Umständen ab, die im Allgemeinen unbestimmbar bleiben müssen, wiewol zu wünschen wäre, daß die fleißige Theilnahme daran aus der innern Gemeinschaft hervorginge. Wer von der unsichtbaren Kirche sich lossagt, verdient den Tadel aller Gerechten und Frommen; aber aus der bloßen Kirchenscheu ist eine solche Lossagung nicht zu folgern. Meistens begeht die Geistlichkeit, deren Amt das Äußerliche des Gottesdienstes ist, diesen Fehlschluß und steht dadurch in Zwiespalt mit einer Classe von Menschen, unter denen Redliche, Christlichgesinnte anzutreffen sind. Ungeachtet nun die gänzliche Abwesenheit eines äußern Kirchenverbandes nie heilsam genannt werden darf und immer einen Mangel fühlbar macht, wird dennoch mit ihr nicht alle Religiosität verschwunden sein, es kann mit ihr eine christliche Überzeugung im Herzen bestehen, Liebe und Frömmigkeit das Gemüth beherrschen und die Macht der Gewohnheit das Drückende der Entbehrung vermindern. 18.

Der deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. von S. Stuttgart, Balz. 1835. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Gr.

Das Buch hat einen doppelten Titel und der erste: „Felix Schnabel's Universitätsjahre", ein Hauff'sches Motto, worin die Erinnerungen an die Burschenjahre, als an eine Zeit voll poetischen Schmelz und goldhaltiger Ausbeute, herausbeschworen werden. Man sollte nun meinen, der Verf. werde die poetische Seite am Burschenleben auffassen und Das, was roh, ungeschlacht und grobzwirnig an ihm ist, abweisen oder dichterisch verklären. Nicht also! Sein Felix Schnabel ist ein gutmüthiger, aber wüster Held des Fechtbodens, der Kneipen, der Commerce, der Bier, Schnaps, Grog, Glühwein Alles für Gut nimmt und mit hundert Gurgeln herunterschlürft und mit hundert Mägen verdaut und, wenn es anständig ist zu sagen, wie mit hundert Strömen im Nothfall wieder von sich gibt. Jeder, der einmal einen Katzenjammer durchgemacht, weiß, in dieser Krankheitszustand von allen der am wenigsten poetisch ist; es liegt zwar eine Weltverzweiflung in ihm, aber eine nackte, fade, brechsüchtig-flaue. Diesen widerwärtigen Zustand müssen wir aber mit dem unglücklichen Schnabel durchaus leben! Nein! guter A. von S., beschwöre uns alle Erinnerungen an unsere Burschenjahre, nur die an unsere Katzenjammer nicht! Willst du jedoch, mit deinem Motto im Widerspruch, nicht das Poetische an der Burschenzeit hervorheben, sondern das blos Wüste, Rüde, Verliederte, und durch deine Erzählung von einem ähnlichen Thun abschrecken, so hast du, statt eines verführerischen, ein moralisches Buch geschrieben. Im Lebenslauf deines Helden predigt in umgekehrter Ordnung Moral. Seine Gaben, seine Kenntnisse in Bier- und Branntweinschenken verzettelnd, in Taback verdampfend, in Zweikämpfen verklopfechtend, ein reuevoller Mädchenverführer, verachtet bei seines Gleichen, geächtet von den Edeln und Guten, fällt er durchs Examen, schwelgt er weiter fort, verbuhlt sich, ohne Verfolgung einer Idee den Revolutionnair, bringt das Seinigen um Geld, Hoffnung, Trost und zieht endlich als gemeiner Soldat nach Griechenland. „Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der wird dem Kalbfell folgen müssen", schließt das Buch und somit die Sittenpredigt, die hier in den Gemälden der nacktesten, liederlichsten, aber lebendigst geschilderten Wirklichkeit aufstellt. Die Idee ist mit poetischen Stoffen versetzt; aber es gehört Genie dazu, sie herauszukosten. Jetzt, wo die studentische Welt kopfhängerisch wird, werden die Reihen derjenigen Alten werden, die bei der Erinnerung an ihre Burschenfahrten hell flackern und in ihre alte jugendliche Stimmung hinüber unter weißem Haar.

Notizen.

In der Grafschaft Cornwallis hat man vor Kurzem eine versandete Kirche von hohem Alterthum aufgedeckt, welche ganz wohl erhalten ist. Eine schön gearbeitete und reich verzierte Pforte von 7 Fuß Höhe und 2¼ Fuß Breite, welche in der Mitte des Schiffs in der südlichen Mauer befindlich, deutet auf altsächsischen Ursprung schließen. Seltsam, daß sich keine Spur von Fenstern zeigt; wahrscheinlich hielt man den Cultus hier nur zur Nachtzeit und bei Kerzenlicht. Um die Kirche wurden mehre Tausende menschlicher Gebeine gegraben.

Der Engländer Burton, welcher sich 16 Jahre in Indien aufhielt und dort Nachforschungen aller Art anstellte, ist vor Kurzem, mit literarischen und Kunstschätzen aller Art bereichert, in seinem Vaterland angekommen. Wahrscheinlich wird er sobald als möglich dieselben zur Kenntniß des Publicums bringen.

Ein Franzose, Rubichou, hat ein ausführliches statistisches Werk geschrieben, in welchem er sich nachzuweisen bemüht, in grade Das, was man bisher für die Reichthumsquelle Großbritanniens hielt, sein Handel, seine Industrie und sein Colonienwesen, die Ursache seines immer zunehmenden Elends, dagegen die einzige Wurzel seines Wohlstandes die Grundverfassung sei.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 83. — 23. März 1836.

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa.

(Fortsetzung aus Nr. 82.)

Das Interessanteste, was die Schlußblätter dieses „Vorletzten Weltgangs" darbieten, sind die in dem eingelegten „Sendschreiben des Fürsten von P..... M.... an den Autor dieses Buchs" enthaltenen Notizen in Betreff der bekannten Ehrensache, welche der Fürst im Herbst 1834 an der belgischen Grenze abzuthun hatte. Er ritt mit seinem Secundanten, dem ihm von dem General C..... empfohlenen Obersten C...., einem alten Soldaten Napoleon's, bis Verviers, eine Strecke von Lieues, wo sein Gegner mit seinen Secundanten seiner wartete. Die Zusammenkunft ging ruhig und würdevoll von statten; der Gegner erhielt nach kurzer Begrüßung einen Schuß in den Hals, der zwar nicht gefährlich war, aber einige Linien tiefer unfehlbar tödtlich geworden wäre. Auf dieses Rencontre (es war nach dem Bekenntniß des Fürsten das achte dieser Art in seinem Leben) bezieht sich eine merkwürdige Stelle in seinen Briefen, welche ausgehoben zu werden verdient. Er sagt:

„Ich betrachtete die Sache scharf; denn ich bin kein Jüngling mehr, dem der Leichtsinn am besten ansteht, und wenn ich das auch noch schätze und gebrauche, so geschieht es nunmehr mit Absicht und Reflexion. Du weißt, aus meinem Leben mache ich mir nicht viel. Dies kommt theils aus einem tiefen, natürlich religiösen Gefühl, das mir den festen Glauben gibt: wir sind ewig in Gott, und es folglich ganz gleich, wo und wie wir eben in seiner Welt in die Erscheinung treten, der Tod ist nur etwas für die Erde Wichtiges, aber in unserm ganzen Sein höchst Unbedeutendes — theils aus meiner individuellen Stimmung. Ich befinde mich in der Lage eines Mannes, der auf einem Ball grade so viel getanzt hat, um, ohne ermüdet zu sein, recht gern den Cotillon auch noch mitzutanzen, aber auch ebenso gern, wenn ein Freund ihn abruft, nach Hause gehen. Es kommt aber noch ein Aberglaube hinzu. Ich bin nämlich unwillkürlich von dem Gedanken beherrscht, daß ich in der nächsten Existenz zu einer hohen Stellung, zu etwas Großem bestimmt bin, und daß mein jetziges Leben nur dazu da sein soll, mir die Eigenschaften zu erwerben, die mir zu dem Großen noch fehlen. Dies Gefühl ist manchmal so stark in mir, daß ich kaum die neue höhere Bestimmung erwarten kann und daher die Gelegenheiten, die sie herbeiführen könnten, nichts weniger als für mich haben. Auf der andern Seite fühle ich mich aber auch noch nicht reif, und weiß daher im Voraus, daß das Ziel jetzt noch nicht gesteckt ist.

Es ist möglich, daß diese das Jenseits betreffenden Äußerungen nichts sind als der Ausdruck des unsteten Diesseits in der originell-geistreichen Standesperson. Es ist möglich, daß die Sehnsucht nach der höhern Stellung in jener Welt nur ein und derselbe Trieb ist mit dem Verlangen, welches den Weltgänger in ferne Welttheile zieht. Es ist also möglich, daß auch hier ein verlebtes Gemüth sich selbst täuscht. Allein es ist auch denkbar, daß hier ein von Natur höchst regsamer und lebendiger Geist über seine irdischen und socialen Neigungen hinausgeht und da Wurzel schlägt, wo nur die Geister in ihrer reinen nackten, intensiven Größe gebieten und Gesetze vorschreiben. Im letztern Falle sind diese Äußerungen höchst ehrenwerth, und ich wünsche aufrichtig dem Milchbruder Semilasso's, daß sein ferneres Leben an solchen erhebenden Momenten recht reich und überschwenglich sei.

Mit einer schauervoll-düstern Scene, welche der Herausgeber des „Weltgangs" in den Gewölben des vom Blitz geköpften Thurmes St.-Michel zu Bordeaux erlebte, will ich meine diesmaligen Bemerkungen über sein Buch beschließen. In der Gruft dieses Thurmes befinden sich einige und achtzig Leichname rund herum an den Wänden aufgestellt, welche vermöge der außerordentlichen Trockenheit und Wärme dieses unterirdischen Ortes vor aller Verwesung bewahrt worden und zu trefflichen natürlichen Mumien ausgetrocknet sind. Es sind mit Haut überzogene Skelette. Der Ausdruck auf den Gesichtern — wenn man die mit Haut überzogenen Schädel so nennen kann — hat sich in seiner ganzen Lebendigkeit und Energie erhalten. Fast bei allen sieht man noch die Empfindungen, welche sie beim Sterben bewegten, in den verschiedensten Nuancen. Die furchtbarste Erscheinung ist der Leichnam eines jungen Mannes, welcher lebendig begraben wurde. Alle Züge, Finger, Zehen sind im scheußlichsten Krampfe verzerrt; man sieht noch, wie der Elende in der Qual des leibhaftigsten Wahnsinns sich mit den eignen Nägeln zerfleischt hat. Daneben ist ein junger Knabe aufgestellt, mit ruhigem Engelsantlitz holdselig schlummernd. Weiterhin ein tapferer General und Chevalier de St.-Louis mit zwei tiefen Stichen in der Brust, die sich ein geringgeschätzter homme de robe ihm beizubringen unterstand. Man sieht noch, wie der stolze Ludwigsritter un-

Digitized by Google

ter kaltem, verachtendem Hohn über den unebenbürtigen Gegner sein Leben ausgehaucht hat. Der Riese unter dieser stummen Gesellschaft ist ein himmelhoher Lastträger, welcher sein point d'honneur in dem Aufheben einer ungeheuern Kiste suchte, die mehren seiner Kameraden zu schwer war, und sich auf diesem Felde der Ehre die Eingeweide zerplatzte. Lächeln Sie nicht, meine Herren, über diesen seltsamen Zug des Ehrgeizes; ein Lastträger schaut so weit, als ihn sein blödes Auge trägt. Er ist im Schrei des tödtlichen Schmerzes gestorben, dies zeigt sein entsetzlicher Anblick. Ihm zunächst zeigen sich die Reste einer armen gelassenen Dulderin, welche an den Folgen des Mutterkrebses starb, jener unsaglich qualvollen Krankheit, in deren jahrelanges nervendurchbohrendes Leiden die unerbittliche Natur den schauderhaften Gegensatz der Mutterseligkeit gelegt hat. Wie viele arme Frauen enden so, und Niemand, als etwa der Armenarzt, hat sie je dulden gesehen.

Indem wir nun zum Schluß der Anzeige von dieses ersten Bandes erster und zweiter Abtheilung unserm Verstorbenen eine letzte Bemerkung, welche aus seinen eignen Apperçus hervorgeht, nicht verhehlen wollten, kommt uns die schnell gefolgte dritte Abtheilung seines Buchs (1835, gr. 8., 2 Thlr. 8 Gr.) zu Handen, deren Inhalt, sich an Das, was die ersten beiden brachten, anschließend, uns zu noch eindringlichern Betrachtungen auffodert. In Betreff nämlich jener „Anschauungen seines Diesseits in einem Höchstes verheißenden Jenseits", wenn sie ihm in der That ein Ernst gewesen, wollten wir ihm den Rath ertheilen, diese recht stark und nachhaltig auf sich wirken zu lassen, damit er endlich den faden Hintergrund los werde, der bisher seine Tableaus einrahmte und entstellte; wir wollten ihn freundlich bitten, sich nicht ferner dem Publicum in jener mystificirenden Maske vorzuführen, sondern vielmehr nach dem priesterlichen Gewande zu streben, welches die wahren Söhne des Gedankens bezeichnet.

Allein die dritte Abtheilung seines Buchs ist es eben, welche uns belehrt, daß wir wol nie so glücklich sein werden, eine solche gesegnete Metamorphose in einem vielgelesenen Autor zu erleben. Möge der Leser selbst beurtheilen, ob diese Behauptung gegründet sei, wenn wir ihm den Beginn, Verlauf und Abschluß dieser dritten Abtheilung so viel als nöthig mitgetheilt und extrahirt haben werden.

In den Pyrenäen finden wir den halb mystischen, halb prosaischen Weltgänger wieder, und gleich sein erstes Schreiben an die Frau Fürstin von P..... M.... aus Argeles könnte uns irre an seiner markirten reiselustigen Persönlichkeit machen, wenn wir nicht dennoch das Stereotypische in dieser vornehmen Chamäleonsnatur festzuhalten wüßten. Semilasso schreibt nämlich, anscheinend in eben jener melancholisch-beschränkenden und beschränkten Seelenstimmung, in welcher Horaz sein: Ille terrarum mihi praeter omnes etc. sang, folgendergestalt:

Jetzt, meine theure Lucie, habe ich das Land gefunden, wo ich leben und sterben will! Hier laß uns, wenn ich nur ein wenig noch vorher die Welt gesehen, unsere friedliche letzte Hütte bauen, in diesem Lande, dessen Klima so [illegible] ist, daß man an 1000 Fuß hohen Schneewänden durch [illegible]felder und Weingärten hinfährt u. s. w., ein Land voll [illegible]scher Erinnerungen, wo man überdies wohlfeiler lebt, als in unserm Vaterlande, sodaß ein Besitzer von 10,000 Francs Revenus hier Equipage hält und ein ansehnliches Haus macht, das Land Heinrich IV., das Land romantischer Schönheit, das Land der Trüffeln und des Bordeauxweins, der Wachteln und Drosseln, der Forellen und der Seefische, der terrines de Nérac und der pâtés de Toulouse....; o, nach diesem Lande laß uns, Geliebte, ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland.*)

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium der öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1834. Petersburg, bei der Akademie der Wissenschaften. 1835.

Dieser Bericht schließt in sich: 1) Eine Übersicht der allgemeinen Verfügungen, welche sich auf alle oder auf mehre Theile des Ministeriums beziehen; 2) Die Angabe des Zustandes eines jeden dieser Theile insbesondere und der zu ihrer Vervollkommnung ergriffenen Maßregeln; 3) Tabellen und Berechnungen, welche umständlich darthun theils den Gang und die Fortschritte des öffentlichen Unterrichts in Rußland, theils den Umfang der dazu bestimmten Summen, theils den Verlauf und die Anzahl der bereits entschiedenen oder noch anhängigen Geschäftssachen.

Der Minister Herr von Uwaroff, dessen Umsicht die Anordnung und Leitung der Angelegenheiten in dem einschlägigen Kreise der öffentlichen Erziehung von dem Anfang anvertraut worden, hielt sich mit Recht überzeugt, daß auf eine vorsichtige, unübereilte und strenge Wahl der Schuldirectoren, als auf eines der vorzüglichsten Mittel, die Lehranstalten in einen blühenden Zustand zu bringen, das Hauptaugenmerk gerichtet sein müsse.

Außer den allgemeinen Maßregeln, welche die von der Regierung unterhaltenen Lehranstalten nothwendig machten, wurden auch die zweckmäßigen Verfügungen zur wirksamen Aufsicht über die Privatlehranstalten zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Die Jugenderziehung in den Privat-Pensionen und Schulen der Erziehung sollte, dies ward bezweckt, den öffentlichen Lehranstalten sich immer enger anschließen.

Hinsichtlich der Pensionen für das weibliche Geschlecht wurde auf die Grade ihres innern Werths, der Gründlichkeit im Unterrichte, der Aufsicht über die sittliche und physische Erziehung in denselben eine besondere Rücksicht genommen.

Um den Geschäftsgang in Ansehung der Privatlehranstalten zu erleichtern und alle die Organisation desselben betreffende Verhandlungen zu concentriren, wurden in Petersburg und Moskau berathende Versammlungen der Inspectoren dieser Anstalten unter Leitung der Universitätsrectoren eingeführt.

Der Kaiser wandte auch besondere Aufmerksamkeit auf die häusliche Erziehung und befahl, damit für immer eine Verbindung derselben mit der öffentlichen Erziehung begründet werde, eine Verordnung zu entwerfen, kraft deren von der einen Seite die Personen, welche sich mit Ehre und Nutzen dem Unterrichte der Jugend in Privathäusern widmen, zum wirklichen Dienst gerechnet, von der andern Seite aber die Verpflichtungen derselben gegen die Regierung, zur Ausgleichung der ihnen zustehenden Rechte und Privilegien, bestimmt würden.

Alle getroffene Maßregeln und Verfügungen in Übereinstimmung mit der sorgfältigen Verbesserung der öffentlichen Anstalten und mit der Veröffentlichung des innern Treibens der Privatschulen sollten vorzugsweise zur Bewirkung der Einheit und Gleichstellung aller einzelnen bisjetzt zerstückelt gewesenen Theile der Volksbildung führen. Zur Befestigung dieses unbedingten

*) Vergleiche Nr. 33 und 34 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

ndigen Zusammenhangs nach allen Kräften mitzuwirken, hielt
Ministerium für seine wichtigste Pflicht, von der zuver-
lichen Hoffnung beseelt, es werde durch den Eifer und
Thätigkeit der ausgewählten Männer, durch das Hin-
hen aller Wohlgesinnten zum allgemeinen Besten des Staates
einem und demselben Geiste, endlich durch hohes kräftiges
ußtsein des innern Werthes der Nation, dieses so wichtige
rkzeug in dem mannichfaltig zusammenwirkenden Getriebe
Staatslebens und in seinem Fortschreiten von Stufe zu
ufe mit Hülfe der Zeit und der Erfahrung in den Händen
Regierung sich stündlich immer kräftiger gestalten zum Heile
Vaterlandes.

An diese mit Freude und Hoffnung erfüllende allgemeine
rstellung schließt der Bericht diejenigen Verfügungen an, die
auf besondere Theile des Ministeriums des öffentlichen Un-
richts beziehen, woraus wir Einiges hier mittheilen wollen.
erste Stelle nimmt ein:

a. Petersburger Lehrbezirk. Auf der Universität
Petersburg befinden sich gegenwärtig 52 angestellte Lehrer
Beamte und 230 Studirende. Der petersburger Lehrbe-
, welcher aus sechs Gouvernements besteht, begreift acht
mnasien. Die Bibliothek der Universität faßt 21,751 Bände
sich. — Alle drei Gymnasien in Petersburg befinden sich
sichtlich der Vollständigkeit und guten Einrichtung des Un-
richts und ihrer moralischen und ökonomischen Verwaltung
einem gedeihlichen Zustande. — Es ward bei dem mit der
ahme der Bevölkerung in Petersburg steigenden Bedürfnisse
Bildungsmittel für die Jugend für nöthig befunden, daselbst
viertes Gymnasium zu gründen, wozu auch die Genehmi-
g des Kaisers erfolgte. Eine Summe von 120,000 Ru-
bildet die Grundlage und zu einer zweckmäßigen Ver-
ung sind die trefflichsten Anordnungen gemacht worden.

b. Moskauischer Lehrbezirk. Auf der Universität zu
kau befanden sich 168 angestellte Beamte und Lehrer und
Studirende; sie beförderte 200 junge Leute zu gelehrten
den. — Im moskauischen Lehrbezirke, der aus neun Gouver-
nts besteht, befinden sich ein Lyceum, ein adeliges Institut,
Gymnasien und bei diesen fünf Pensionsanstalten, 75 Kreis-
152 Parochial- und Dorfschulen u. s. w. — Die Univer-
bibliothek besteht aus 44,881 Bänden; im physikalischen
andern Cabineten erfreuliche Sammlungen, und wo Lücken
rt wurden, ward in Herbeischaffung der Gelder und in
dienlichsten Vorkehrungen die heilsamste Unterstützung dar-
cht. — Zur Erleichterung der Aufsicht über die Studiren-
insbesondere hinsichtlich ihrer Sittlichkeit und ihres Betra-
s wurde durch den Minister-Comité die Genehmigung aus-
rkt, einen Inspector aus der Zahl der Civil- oder Militair-
ten, die keine anderweitigen Ämter hätten, wählen und
fünf Gehülfen beigeben zu dürfen, welche gleichfalls nicht
einen andern Beruf gebunden wären. — Der begonnene
au für ein zweites moskauisches Gymnasium wird in die-
Jahre beendigt werden; zum Director eines neuen adeligen
tituts zu Moskau ward der vormalige Director des Gym-
ums zu Kaluga, der die besondere Aufmerksamkeit des Kai-
sich erworben hatte, gewählt. Der Antrag der Kaufmann-
t zu Moskau, auf ihre Kosten eine Schule für 50 arme,
ders verwaiste Kaufmanns- und Bürgersöhne zu stiften,
de genehmigt.

c. Charkowscher Lehrbezirk. Auf der Universität
Charkow befinden sich 54 angestellte Beamte und Lehrer und
Studirende, entlassen wurden 80 junge Leute mit verschie-
n gelehrten Graden. — Im charkowschen Lehrbezirke, der
echt Gouvernements besteht, befinden sich sieben Gymnasien,
denen das Orlowsche und das Poltawasche für die be-
geiten. — Die Universitätsbibliothek besteht aus 24,210
den und Handschriften, 230 geographischen und historischen
ten und Rissen. In dem Münzcabinet befinden sich 18,417
dallen und Münzen, in der botanischen Sammlung 102,900
mplare an Zahl u. s. w.

d. Kasanscher Lehrbezirk. Die Universität zu Kasan zählt 70 angestellte Beamte und Lehrer und 258 Studirende; im verflossenen Jahre beförderte sie 35 junge Leute zu verschiedenen gelehrten Graden, wobei die medicinischen mitgezählt sind. — Im kasanschen Lehrbezirke, der aus neun Gouvernements besteht, befinden sich neun Gymnasien, unter denen das zu Kasan, das zu Perm, das zu Wätka und das zu Pensa für die besten gehalten werden. — Die Universitätsbibliothek faßt 28,502 Bände und 241 Handschriften in sich u. s. w. — Seit der Mitte des Jahres 1834 gibt die Universität eine Zeitschrift unter dem Titel: „Gelehrte Anzeigen", heraus, welche die Thätigkeit und den Eifer der Universitätsmitglieder, zur allgemeinen Bildung mitzuwirken, an den Tag legt. — Der bei der Universität zu Kasan bestehende Baucomité fuhr mit Thätigkeit und Erfolg fort, die neuen Bauten nach den bestätigten Entwürfen auszuführen. Auf alle diese Arbeiten wurden 130,327 Rubel 17½ Kopeken verwandt. — Ein ausführlicher Entwurf zur Befähigung des ersten kasanschen Gymnasiums zu gründlicher Unterweisung der Jugend in der arabischen, persischen, tatarischen, türkischen und mongolischen Sprache ward der Prüfung vorgelegt. Man bezweckte dabei die Ausbildung von Beamten, welche, bei Vervollständigung ihrer Kenntnisse in den morgenländischen Sprachen, mit Vortheil in den asiatischen Departements des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, bei Gesandtschaften im Orient als Übersetzer und Dragomanen, ferner bei den Befehlshabern der an der asiatischen Grenze liegenden Gouvernements und Provinzen, bei den Khanen und Sultanen, die Rußland unterthan sind, und bei andern Behörden angestellt werden könnten. — Nach dem Inhalt desselben Entwurfs wird bestimmt, daß auf dem Gymnasium Kinder der Mohammedaner in der russischen Sprache und in andern für sie nöthigen Gegenständen unterrichtet werden sollen, wodurch die im J. 1830 beabsichtigte Errichtung einer besondern Section zur Bildung von Mohammedanern für den geistlichen Stand bei dieser Anstalt als überflüssig erscheint. Um den soeben dargelegten Entwurf ins Werk zu setzen, wird eine jährliche Zulage von 9200 Rubeln zu dem Etat des Gymnasiums nothwendig werden. — Nach genommener Rücksprache mit dem Minister des Innern wurde einem der Oberlehrer des Gymnasiums zu Astrachan aufgetragen, sich mit der reichhaltigen Auswahl von handschriftlichen Rollen oder Actenstäben, die sich im Archive der Gouvernementsregierung zu Astrachan befinden und in denen die Acten des 17. Jahrhunderts enthalten sind, zu beschäftigen. Nach den Aufschriften derselben zu urtheilen, sind von dieser Untersuchung wichtige Materialien für die vaterländische Geschichte, insonderheit für die Geschichte des Landes Astrachan, zu erwarten.

e. Dorpatischer Lehrbezirk. Die Universität zu Dorpat hat 68 angestellte Beamte und Lehrer und 524 Studenten; sie entließ mit verschiedenen gelehrten Graden 132 Individuen. — Im dorpatschen Lehrbezirke, der aus drei Gouvernements besteht, befinden sich vier Gymnasien, 155 Privatpensionen und Schulen, in denen 3750 Zöglinge unterrichtet werden. — Die Universitätsbibliothek faßt 58,986 Bände in sich. Der botanische Garten enthält an Pflanzen und Sämereien 11,585 Arten; in den einzelnen Cabineten wird ein erfreuliches Fortschreiten wahrgenommen und in den verschiedenen Abtheilungen des Kunstmuseums befinden sich 13,365 Gegenstände. — Die bestätigten neuen Verhaltungsregeln für die Studenten auf der Universität Dorpat, welche mit aller Genauigkeit auf der einen Seite die Obliegenheiten der Studenten und ihr Verhältniß zu der Universitätsbehörde und zu den Professoren, von der andern Seite aber das Maß der Verantwortlichkeit für Verletzungen ihrer Pflichten bestimmen, haben zur dauernden Befestigung der Ordnung unter den Studenten viel beigetragen und die Universität in ihrer Organisation wesentlich gefördert. — Auf den Vortrag des Finanzministers ward befohlen, daß, bei dem Mangel an Lehrern für den Unterricht in den agronomischen Disciplinen auf den Agriculturschulen, acht hierzu fähige junge Leute, um sich gehörig vorzubereiten, zuerst nach Dorpat zum Pro-

Digitized by Google

fessor Schmalz auf zwei Jahre, sodann aber noch auf ein Jahr ins Ausland auf irgend eine von den berühmten Agriculturschulen daselbst geschickt werden sollten. In die Zahl dieser Candidaten traten vier von denjenigen, welche bereits vorher bei Prof. Schmalz gehört hatten, ein, andere vier aber wurden aus der Zahl der entlassenen Zöglinge des Berg- und Forstinstituts nach Dorpat abgefertigt. — Diese Universität zeichnet sich ganz besonders durch ihre Thätigkeit in gelehrten Forschungen aus. Im J. 1834 gaben die Professoren der Universität mehr als 40 verschiedene Werke, Dissertationen und Reden heraus. — Die der Universität Dorpat und ihrem Lehrbezirke gemachten Geschenke bestanden vorzüglich in Büchern und andern Lehrmitteln. In der Zahl der Letztern befindet sich eine Mineraliensammlung, welche dem Gymnasium zu Dorpat vom Leibarzt Rauch geschenkt wurde. — Die Gemahlin des verstorbenen General-Lieutenants Klinger vermachte der dorpater Universität die von ihrem Manne hinterlassene Bibliothek, bestehend aus 5877 Bänden, mit der Bedingung, daß sie eine besondere Abtheilung unter dem Namen der Klinger'schen Bibliothek ausmachen solle. — Im Allgemeinen kann man über den Zustand der Privatlehranstalten in den Ostseeprovinzen nach Billigkeit sich dahin aussprechen, daß sie nützlich, ja vielleicht sogar unentbehrlich in einem Lande sind, wo das Gefühl des Bedürfnisses der Aufklärung durch alle Classen der Einwohner verbreitet ist. Der größte Theil dieser Anstalten befindet sich in dem Gebiete der Schuldirection zu Riga, ein anderer in dem der esthländischen und dorpatischen, ein dritter endlich in dem der kurländischen Direction. — Was nun die von dem Professoren-Institute an der dorpater Universität bereits abgegangenen und sich gegenwärtig zur Vervollkommnung in den Wissenschaften im Auslande befindenden Zöglinge betrifft, so wurden 1833 aus dieser Anstalt 13 junge Leute auf zwei Jahre nach Berlin gesendet und daselbst zuerst der Aufsicht des Prof. Kränichfeld, in der Folge aber der des Generalmajors Mansurow anvertraut. Die Zahl dieser Zöglinge wurde nach dem Willen des Kaisers durch zwei Candidaten und einen examinirten Arzt, welche, obwol sie nicht zu dem Professoren-Institute gehörten, ebenfalls nach Berlin geschickt wurden, vermehrt. — In Folge der Vorstellung des Generalmajors Mansurow wegen außerordentlicher Theurung aller Lebensbedürfnisse in Berlin und in Erwägung, daß die daselbst befindlichen jungen Leute sich außer dem Lebensunterhalte zur erfolgreichen Fortsetzung ihrer Studien auch mit den nöthigen Bildungsmitteln versehen müssen, bewilligte der Kaiser auf das Ansuchen des Ministers von Uwaroff zu den jährlich für jeden Einzelnen bestimmten 700 Thlr. pr. Cour. noch eine Zulage von 300 Thalern für diejenigen von ihnen, welche sich der Medicin und Mathematik gewidmet, für die übrigen aber von 200 Thalern. — Um nach abgelaufenem Termin des Aufenthaltes sämmtlicher Zöglinge des Professoren-Instituts im Auslande dieselben hinsichtlich ihrer künftigen Anstellung sicher zu stellen, und damit die Regierung von den Kenntnissen, die sie sich erworben haben, Nutzen ziehen könne, ward die Verfügung getroffen, daß die gegenwärtig vorhandenen und fernerhin noch vorkommenden unbesetzten Professoren- und Adjunctenstellen in denjenigen Wissenschaften, für welche sie sich vorbereiteten, bis zur Erlassung einer besondern Verfügung hierüber unbesetzt bleiben sollen.

f. Kiewer Lehrbezirk. Die Universität des heiligen Wladimir wurde am 15. Juli, als am Tage der Gedächtnißfeier des großen Apostels der Aufklärung in Rußland, feierlich eröffnet. — Das gelehrte Personal der Universität ward zum Theil aus Lehrern von den übrigen russischen Universitäten und von der geistlichen Akademie zu Kiew, zum Theil aus ausgezeichneten Lehrern an dem vormaligen volhynischen Lyceum zusammengesetzt. — Auf der Universität sind gegenwärtig 43 Beamte und Lehrer angestellt, die Zahl der Studirenden beträgt 62. — Im Kiewschen Lehrbezirke, welcher aus vier Gouvernements besteht, befinden sich ein Lyceum, sieben Gymnasien, bei deren einem eine Pension errichtet ist u. s. w. Überhaupt bestehen daselbst 25 Privatpensionen und Schulen, in denen 119 Lehrer und Aufseher 461 Zöglinge unterrichten. — Der Kaiser befahl, daß von den der aufgehobenen Universität Wilna zugehörig gewesenen Lehrmitteln Alles, was nach dem Eintheilung unter die dasige geistliche und medicinisch-chirurgische Akademie übrig blieb, der Universität des heil. Wladimir überlassen werden solle. Auch ward verordnet, daß die Sammlung von geodätischen Instrumenten, 82 Nummern an der Zahl, welche in der Folge nach Witepsk gebracht worden war, ebenfalls an diese Universität ausgeliefert werden solle. Bis 1835 befanden sich in der Universitätsbibliothek bereits 34,751 Bände u. s. w. Auf des Ministers von Uwaroff Verfügung wurde das Münzcabinet des vormaligen volhynischen Lyceums aus Wilna nach Kiew gebracht. Dies Cabinet enthält im Ganzen gegenwärtig auf 18,270 Münzen und Medaillen u. s. w. — Die beständige Jahreseinnahme der Universität des heil. Wladimir ist aus einzelnen Einkünften und Beiträgen bis zu 249,304 Rubel 64 Kop. gestiegen. — Die für den Aufbau der Gebäude der Universität bestimmten Summen von 550,000 Rubel Assign. betragen mit den hinzugeflossenen Überschüssen von 235,023 Rubel über 785,000 Rubel.

g. Weißrussischer Lehrbezirk. Der weißrussische Lehrbezirk, in welchem keine höhere Anstalt zum Mittelpunkt des Ganzen bestimmt ist, ist einer besondern Direction untergeben, die unmittelbar unter dem Bezirks-Curator steht. In diesem Lehrbezirke, welcher fünf Gouvernements und eine Provinz enthält, befinden sich 12 Gymnasien, bei deren einem eine Pension besteht u. s. w.

h. Odessascher Lehrbezirk. Im Richelieu'schen Lyceum und in den bei demselben befindlichen Gymnasialclassen sind 37 Beamte und Lehrer angestellt. — In dem odessischen Lehrbezirk, der aus drei Gouvernements und einer Provinz besteht, befinden sich fünf Gymnasien, 13 Privatpensionen und Schulen mit 608 Zöglingen.

i. Schulen jenseit des Kaukasus. Die Schulen jenseit des Kaukasus stehen unter dem Forum des Oberbefehlshabenden von Grusien und von den Provinzen jenseit des Kaukasus. — In den Provinzen jenseit des Kaukasus befindet sich ein Gymnasium nebst einer adeligen Pension bei demselben und 12 Kreisschulen.

k. Sibirische Schulen. Die Lehranstalten in den sibirischen Gouvernements sind der Oberaufsicht der dortigen Civilgouverneurs untergeben. — Es ward befohlen, daß man eine besondere Aufmerksamkeit auf den Mangel an Lehrern in dieser Gegend richte, und die Frage zur Erwägung vorgelegt, ob man nicht eine Anzahl Sibirier auf der Universität Kasan bilden lassen könne unter Verpflichtung derselben, für eine bestimmte Zahl von Jahren beim Lehrfache in Sibirien zu dienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Täglich beweist es sich, daß an kostbaren Alterthümern Frankreich der ergiebigste Boden in Europa ist, wenn wir das Mutterland aller antiken Kunst ausnehmen. Erst vor Kurzem grub man wieder auf der alten römischen Straße, die von Rheims nach Verdun führt, eine Vase mit 600 gallischen Kupfermünzen aus, größtentheils aus den Zeiten Julius Cäsar's, Trajan's, Hadrian's, Marc Aurel's, Antonius Pius' u. A. Die Bilder der Kaiser sind fast sämmtlich gut erhalten.

Von Herrn Hersart de la Villemarque sind mitten in einer Sacristei die werthvollen Ossian'schen Gedichte des Barden Guin-Clen aufgefunden worden, den man für den fabelhaften Merlin der alten romantischen Legende hält. Gedachter beabsichtigt, eine Übersetzung dieser poetischen Reliquien zu veranstalten. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 84. — 24. März 1836.

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa.

(Fortsetzung aus Nr. 83.)

Darf man dieser kleinen Excentricität und poetischen Naturschwärmerei des Weltgängers sowie einigen Besichtigungen alter Schlösser (in den Pyrenäen ist man mit dem Namen Schloß freigebig) und Landhäuser, welche Semilasso vornahm, Glauben schenken, so hat er die Absicht, etwa schon im nächsten Jahr von seinen kaum begonnenen Weltgängen auszuruhen, sich unweit Pau, Tarbes oder Barèges eine niedliche Villa einzurichten, einen kleinen Park zu schaffen und vielleicht nebenbei, als vergnügende Beschäftigung zwischen schwelgendem Naturgenuß und ernstem Gartenbau, eine kleine arabisch-pyrenäische Pferdeanstalt zu stiften, nach dem Muster derjenigen, deren ausführlicher Beschreibung ein großer Theil dieser vorliegenden dritten Abtheilung gewidmet ist. Allein dabei bleibt immer die große Frage, ob denn sogar den Melancholien und kleinen Rêverien unsers Weltgängers, in denen er ein Gesicht macht wie andere Menschen, zu trauen sei. Rêverien, welche, wie es sich aus dieser drittletzten Weltabtheilung ergibt, ebenso gut von einer Enzianleberpastete und von dem schlanken Bau einer halbarabischen Stute, als etwa von dem reizenden Thal bei Lourdes ausgehen können. Was mich betrifft — traue diesem Schein des Stilllebens, wer da will — ich traue ihm nicht. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann, der doch ausdrücklich erklärt hat, daß er zum vorletzten Male in der weiten Welt spazieren gehe, diesem Vorsatz so schnell untreu werden und sich selbst Lügen strafen wird. Es ist doch nichts leichter als die Annahme, daß, wer ausdrücklich zum vorletzten Male zu gehen behauptet, unmöglich seinem letzten Willen und damit verbundenen literarischen Testament so nahe sein kann. Weit eher ist anzunehmen, daß der Weltgänger in seinen unmotivirten Niederlassungsprojecten mit dem Publicum scherze, als daß er in der Voraussbestimmung seiner vorletzten Erscheinung, welche so hoffnungsvoll auf eine noch spätere Folge andeutete, mit dem deutschen Leser einen grausamen Spott getrieben habe. Was mich betrifft, so wenig als ich es wünsche, ihn, den geübten Weltmann, den „trefflichsten Lebenskünstler", wie ihn ein feiner Sanskritgelehrter nannte, nur zwischen Natur, Pferdezucht und chinesischen Kiosken so schnell und unvermuthet der Welt und seinen Freunden absterben zu sehen, ebenso wenig glaube ich daran, daß er so rücksichtlos an der Welt, die sich so ungetheilt und hingebend für ihn interessirte, handeln wird. Was mich betrifft, ich hoffe ihn noch weniger kritisch als begeisterungsvoll auf seinem wirklichen letzten und wirklichen allerletzten Weltgang zu begleiten, und die Welt der Gourmands darf hoffen, von seinem, was den Lebensgenuß anlangt, so hochberechtigten Munde noch manches gute Küchenrecept zu vernehmen. Was mich betrifft, ich glaube nicht an die Inconsequenz eines so anstellig-vielgewandten Geistes, und ich bin der festen Meinung, daß ich ihn in Kurzem am Cap der guten Hoffnung begrüßen werde. Wie einst, da es noch wirkliche Römer und eine wirkliche römische Geschichte gab, am Vorabend des blutigen Tages von Philippi Cäsar's Geist dem Brutus erschien und ihm zuversichtlich sagte: Bei Philippi sehen wir uns wieder, so weiß ich ganz gewiß, daß zwischen „Traum und Wachen" in der verflossenen Nacht sein Geist vor mir gestanden und mir ins Ohr geraunt hat: In Neuschottland finden wir uns wieder.

Wie dem aber sei, wir finden auch in dieser dritten Abtheilung unsern Semilasso ganz in der alten, legitimen, aber nonchalanten Weise. Denn kaum hat er uns eine recht naiv-traurige kleine pyrenäische Anekdote von einem stolzen Grafen und seinem guten Vasallen, die wir zur Kurzweil ausheben wollen, mitgetheilt, so gibt er uns gleich darauf den Küchenzettel von Bagnères, der in seiner großartigen Einfachheit also lautet:

Consommé aux oeufs pochés, deux truites, une au bleu et l'autre grillée, des ortolans en caisse, un fricandeau, une caille à la crapaudine, des pommes de terre à la maître d'hôtel, trois grives rôties, deux pots de crême à la fleur d'orange, des gâteaux aux confitures. Hierzu kommen als Dessert: des noix excellentes, des pommes de St.-Savin, du beurre très-frais et du fromage délicieux du pays, le tout arrosé d'une bouteille du vin de Bordeaux fort passable.

Die obenerwähnte Anekdote, welche Belleforêt, ein Dienstmann des Grafen von Foix, erzählt, lautet im naiven altfranzösischen Patois so:

Quand il dut partir (Armand de Béarn nämlich, der Vasall des Grafen, der ihn nach Orthez beschieden hatte), il vint à Jehan

Digitized by Google

de Béarn, son frère, présens les comparons: Monseigneur le comte de Foix me mande, irai si veux que ne rendiez le châtel de Lourdes qu'au roi d'Angleterre. Monseigneur naturel de même que je le tiens: ainsi le jura. Avint que le troisième jour, qu'il fut arrivé à Orthez, en présence de plusieurs chevaliers, ecuyers, le comte de Foix lui fit commandemens, de remettre le châtel pour le duc d'Anjou. Armand fut tout ébahi. Vraiment vous dois je foi et hommage, car je suis pauvre chevalier, de votre sang et de votre terre; mais le châtel, je ne rendrai jamais. Vous m'avez mandé, si, pouvez faire de moi ce que vous voudrez. A personne ne le rendrai je qu'au roi d'Angleterre. Quand le comte de Foix entendit cela, tenant sa dague: Oh, oh, traître, as tu dit que non! et le férit de cinq coups de sa dague, sans que les barons et chevaliers osassent aller au devant. Le chevalier disait: „Oh monseigneur, vous ne faites pas gentillesse", et mourut bientôt après.

Kann es eine kleine Geschichte voll traurigern Ernstes, voll ergreifenderer Schwermuth geben als diese? Ist es nicht, wenn man sie hört, als ob Einem selbst die „truites au bleu" im Munde stecken bleiben müßten? Da steht der treue Vasall, der wackere Chevalier Armand de Béarn vor seinem Grafen, der so wankelmüthig-grausam in seinen Befehlen ist. Ganz entmuthigt steht der Chevalier, erbleichend über die Zumuthung. Welche tiefgehorsame Ergebenheit des Dienstmannes — eine Devotion, vor der man erbeben muß —, mit der er zum Grafen spricht:

Vraiment vous dois je foi et hommage, car je suis pauvre chevalier, de votre sang et de votre terre; mais le châtel je ne rendrai.

„Ne rendrai...", also kein Servilismus, denn der Servilismus hat kein Aber. Aber dennoch stehen nach dem Gesetzbuch des Grafen von Foix auf ein einziges Aber fünf Dolchstöße. „Oh, oh, traître...", und die Barone und Chevaliers wagen es nicht, dazwischenzuspringen. Wie aber sagt der aus fünf Wunden blutende Armand de Béarn? „Oh, Monseigneur, vous ne faites pas gentillesse" — et mourut.

Nächst dem Küchenzettel und dieser kleinen Miniatur- über Frescoanekdote erfahren wir auch (S. 35) das prädestinirte Reiseunglück des Hrn. von Semilasso:

Weiß der Himmel, wie es kommt; aber ich mag noch so ärmlich auftreten, ich habe immer das Unglück, für vornehm, aber wenigstens für einen Engländer gehalten zu werden.

Es ist wirklich ein Unglück, wenn Einen nicht blos Lord Brougham und der Erherzog Karl von Braunschweig, mit denen man bei Tafel zusammentrifft, beim ersten Blick an den Federn erkennen, wes Geistes, wes Standes Kind man ist, sondern auch der maître d'hôtel seine Rechnungen darnach einrichtet, die dicke Maritorne des Gasthofs ihre Knixe darnach abmißt und sogar die Bettler in ihrem freiwilligen Servilismus auf der Straße ihre Honneurs darnach potenziren. Es ist wirklich ein Unglück, vornehm zu sein.

Auf Seite 45 erfahren wir ferner, daß Deutschland Gefahr lief, den Hrn. von Semilasso gänzlich einzubüßen. Das Unglück ereignete sich hinter Pierrefitte:

Man steigt hier fortwährend, zuweilen sehr steil, sodaß man zuletzt den Fluß (einen der Gaveströme, d'Azun oder de Pau) nicht mehr sehen kann, sondern nur noch in schwindelnder Tiefe dumpf brausen hört. Bei einer dieser jähligen Steigungen hatte ich einen unangenehmen Zufall. Der linke Strang des Geschirrs war losgegangen, ohne daß ich es bemerkte, und das Pferd, welches sich ohnedies ungeheuer anstrengen mußte, konnte das schwere Cabriolet nur an einem Strange wahrscheinlich nicht mehr erhalten, denn es gab plötzlich nach, und der Wagen fing an, anstatt sich vorwärts zu bewegen, rückwärts herabzurollen und das sich vorgebeugt strebende Pferd grausam mitzunehmen. Glücklicherweise blieb mir noch so viel übrig, das Fuhrwerk so zu dirigiren, daß es sich seitwärts gegen einen hervorstehenden Felsen richtete, der es aufhielt. Sonst wäre ich, zwar nicht ins Bodenlose gefallen, hätte aber eine sehr halsbrechende Rutschpartie nach unten machen können.

(Der Beschluß folgt.)

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

l. Pädagogisches Hauptinstitut. An dem pädagogischen Hauptinstitute befinden sich 45 angestellte Lehrer und Lehrer und 144 in der Bildung begriffene junge Leute, unter denen 49 Studenten sind, welche den vollständigen Cursus absolvirt und im Monat December des laufenden Jahres entlassen werden sollen. Diese Letztern beschäftigen sich außer den Studien der Vorlesungen mit dem Unterrichte in der untersten Abtheilung und üben sich so stufenweise in der Ausübung der Pflichten ihres künftigen Berufes. — Die Bibliothek des pädagogischen Hauptinstituts besteht aus 6128 Bänden. In dem physikalisch-mathematischen Cabinet sind 67 Instrumente und Modelle, sowie 102 Modelle enthalten; angewiesen sind zum Ankauf verschiedener zu demselben gehörender Apparate 1[illegible]. Im Mineraliencabinet befinden sich 4233 Fossilien verschiedener Art. Die Lehrmittel des Instituts wurden durch Ankauf zweier Sammlungen, einer zoologischen und einer mineralogischen, von dem Akademiker Trinius für 2900 Rubel angeschafft. Bücher wurden während des verflossenen Jahres für mehr als 16,000 Rubel angeschafft. — Die Ökonomie-Verwaltung des pädagogischen Hauptinstituts befindet sich in einem solchen Zustande, daß ungeachtet der gestiegenen Preise die Lehrmittel im vergangenen Jahre die im Etat für [illegible] festgesetzte Summe zur Erhaltung von 140 ausreichte.

m. Akademie der Wissenschaften. Die Akademie der Wissenschaften ließ auch im verflossenen Jahre nicht ab, mit Eifer und Strebsamkeit den Kreis ihrer Thätigkeit zu erweitern und ihren alten Ruhm in den Augen ihrer Vaterlandsgenossen und in der Meinung Europas aufrecht zu erhalten. Ref. beschränkt sich hier auf Struve's neue Messungen von 2726 Doppelsternen, Kupffer's Reise auf seiner Reise nach dem Kaukasus, die Fortsetzung des Werkes von Marschall Bieberstein über die Flora des Kaukasus. Überhaupt ziehen die Arbeiten der Akademie und ihrer Glieder die gerechte Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich. Die Bibliothek der Akademie erhielt einen Zuwachs durch 1[illegible] Geschenk eingesendeten Schriften, welche sich bis auf 600 [illegible]. Außerdem wurden durch den Ankauf Bücher aus verschiedenen Wissenschaften, welche die Akademie bearbeitet, zu [illegible] von 12,000 Rubeln angeschafft. — Bereichert wurden die Sammlungen und Museen der Akademie durch [illegible] werthvolle Geschenke. — Zur Erweiterung des [illegible] Sammlungen dieser Anstalt wurden über 25,000 [illegible] tragende Bauten unternommen, in Folge deren [illegible] räthliche Gegenstände, die sie besitzt, systematisch geordnet und 17 Zimmer einnehmen werden. — Die [illegible] Expedition brachte ihre Beschäftigungen zu Ende. [illegible] der vom Collegienassessor Strajew und von [illegible] Collegiensecretair Berednikow auf ihren Reisen [illegible] sammelten Acten historischen und juristischen Inhalts [illegible] bis auf 1500. Zur Herausgabe derselben sind bereits [illegible] gemacht worden. — Wissenschaftliche Reisen, die einen Gewinn versprechen, z. B. Beobachtungen rücksichtlich der

Digitized by Google

chen Veränderungen des Barometerstandes in der Nähe des Meeres anzustellen, eine Sammlung von naturgeschichtlichen Gegenständen für die Museen zu unternehmen, oder Kenntnisse der praktischen Astronomie durch einen längern Aufenthalt in Altona, Berlin und Königsberg zu erwerben, wurden durch die Akademie der Wissenschaften befördert. — Zugleich ließ dieselbe eine große Anzahl von den Werken, die sie herausgeben, unentgeltlich zum Besten des pädagogischen Hauptinstituts, der Gymnasien und der Gouvernementsbibliotheken verfolgen, im Ganzen zu einer Summe von 36,000 Rubeln.

n. Hauptsternwarte. Hierüber ist schon vielfach in öffentlichen Blättern gesprochen worden, und Ref. erlaubt sich daher aus den Verfügungen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts nur folgende Mittheilungen zu machen. Die von der Kommission zur Errichtung der Sternwarte eingereichten Bauanschlagungen wurden zu 1,340,446 Rubeln geschätzt. Der Akademiker Struve berichtet nach seiner Rückkehr aus dem Auslande, daß alle wichtigern Instrumente bei den berühmtesten Künstlern und zwar im größten Maßstabe bestellt seien, daß der das große Teleskop, welches Utzschneider in München arbeite, alle bisherigen Versuche weit übertreffen werde. Die dazu im Ganzen erfoderliche Summe ward mit Einschluß der Kosten des Transports bis Petersburg zu 231,428 Rubel 50 Kopeken berechnet.

o. Kaiserliche russische Akademie. Die Akademie zählt gegenwärtig aus 55 wirklichen und 17 Ehrenmitgliedern. In der Bibliothek befinden sich 4083 Bände und 112 Handschriften. — In den wöchentlichen Versammlungen der Akademie wird dieselbe fort, sich mit Verbesserung des russischen Wörterbuchs zum Behuf einer neuen Ausgabe desselben und mit Prüfung der bei ihr eingegangenen handschriftlichen Werke und Übersetzungen zu beschäftigen. Auf Vorschlag des Präsidenten ward beschlossen, kleine Schriften der Akademie drucken zu lassen, deren erstes Heft auch bereits erschienen ist. — Eines ihrer Mitglieder, Collegienrath Galiazow, ist zur Fortsetzung seiner gelehrten Beschäftigungen mit der höhern Philologie und Archäologie ins Ausland gereist. Er begleitet einen Versuch seiner archäologischen Untersuchungen unter dem Titel: „Archéologie égyptienne", im Drucke vor, deren Vorrede bereits gedruckt ist. Der erste Theil dieses Werks wird eine Prüfung der Theorie und des Systems von Champollion enthalten, der zweite hieroglyphische Zeichen und Mysterien der priesterlichen Sprechart, die unter dem Namen der heiligen Sprache bekannt ist, der dritte endlich ist insbesondere zur Erklärung dieser Sprache bestimmt.

p. Kaiserliche öffentliche Bibliothek. Sie besitzt gegenwärtig 395,199 gedruckte Werke und 16,941 Handschriften. In dieser Zahl befinden sich die aus den warschauer Bibliotheken herbeigeschafften 115,790 Bände. Das für diese Zahl von allen Bibliotheken im ganzen Reiche bestimmte Gebäude, welches an das frühere Haus der öffentlichen Bibliothek angebaut wurde, war 1828 von dem Architekten Rossi in der Länge von 42 und in der Breite von 7 Sachen angefangen worden und ist jetzt von außen und innen vollkommen vollendet.

q. Rumjanzow'sches Museum. Die Bibliothek des Rumjanzow'schen Museums besteht in 30,381 Bänden, 732 Handschriften, 636 Landkarten und in verschiedenen Rissen, Plänen und Ansichten. In dem Mineraliencabinet desselben, das nach dem Werner'schen Systeme geordnet ist, befinden sich 12,974 Nummern, im Münzcabinet 1594 Medaillen und Münzen. Überdies findet man in dem Museum verschiedene Seltenheiten von kunsthistorischen Gegenständen, von Kleidungen und Waffen der Südseeinseln des stillen Meers, von metallenen, irdenen und hölzernen ausgegrabenen und an verschiedenen Orten gefundenen Gefäßen, Geräthen, sowie auch einige Kunsterzeugnisse der Malerei und Sculptur aufbewahrt.

r. Gelehrte und literarische Gesellschaften. 1834 setzten folgende gelehrte und literarische Gesellschaften ihre Thätigkeit fort. Petersburg: Die pharmaceutische Gesellschaft, bestehend aus einem Director, 123 wirklichen Mitgliedern und 128 Gönnern und Ehrenmitgliedern. Die Bibliothek der Gesellschaft besteht aus 493 Bänden und 400 Journalen. Das Cabinet ist in vier Theile eingetheilt, von denen der botanische 2000 und der pharmakologische 480 Gegenstände in sich faßt. Zur Verbreitung pharmaceutischer Kenntnisse und zur Bildung von Pharmaceuten besteht bei der Gesellschaft eine Schule für Apothekerlehrlinge, 1834 mit 16 Schülern. Die mineralogische Gesellschaft. Diese Gesellschaft, welche jährlich 10,000 Rubel aus der Reichsrenterei erhält, besteht aus 266 Mitgliedern; sie hielt im vergangenen Jahre 18 Sitzungen, in denen 16 Schriften über Mineralogie und deren Hülfswissenschaften geprüft wurden. Sie gab sechs Werke heraus und bereitete zwei zur Herausgabe vor. In dem Cabinet der Gesellschaft sind ungefähr 9500 Exemplare von Fossilien vorhanden. — Moskau: Die Gesellschaft der Naturforscher, welche jährlich 10,000 Rubel erhält und unter dem Vorsitze des Generals von der Cavalerie Fürsten Galizyn steht. Sie zählte im vorigen Jahre 573 wirkliche Mitglieder und hielt 10 Sitzungen, in denen 13 Abhandlungen geprüft und der Veröffentlichung durch den Druck würdig gefunden wurden. Die Gesellschaft ließ 1834 sieben Bände ihres periodischen Berichtes nebst Kupfern und ein eignes bibliographisches Werk drucken. In der Bibliothek derselben befinden sich 2562 Bände. Die Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer, welche bei der Universität besteht. Sie hat 71 wirkliche Mitglieder und versammelte sich acht Mal; sie gab den sechsten Theil ihrer Arbeiten heraus und der siebente Theil befindet sich unter der Presse. — Kasan: Die Gesellschaft der Freunde der vaterländischen Literatur, bestehend aus 89 Mitgliedern. Sie hielt neun Sitzungen, in denen unter Anderm über die Maßregeln verhandelt wurde, durch deren Ergreifung die Thätigkeit der Gesellschaft gemeinnütziger und den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit entsprechender werden könne. Es ward beschlossen, ihr anstatt des bisherigen auf die Literatur bezüglichen Namens die Benennung der philologisch-historischen Gesellschaft beizulegen und zum Hauptgegenstande derselben die Sammlung und Herausgabe historischer und statistischer Nachrichten, insonderheit über den Osten Rußlands, sowie die Abfassung von Wörterbüchern über die Sprachen der jene Gegenden bewohnenden Völkerschaften zu machen. — Riga: Die literarisch praktische Bürgerverbindung, bestehend aus 76 Mitgliedern. Der Director derselben gibt eine Zeitung unter dem Namen „Stadtblätter" heraus. Die Bibliothek besteht aus 500 Werken. Die Gesellschaft unterhält eine Handwerksschule, in welcher 150 Schüler waren. Die Gesellschaft für lettische Literatur, bestehend aus 113 Mitgliedern. Sie hielt zwei Sitzungen. Die Herausgabe des Journals der Gesellschaft geht wie bisher fort. In der Bibliothek sind 464 Nummern enthalten. Die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer der Ostseeprovinzen, deren Organisationsstatut am 1. September 1834 genehmigt wurde. Ihr Zweck ist die Erhaltung und Vermehrung alles Desjenigen, was sich auf die Geschichte und Alterthümer der drei Ostseeprovinzen bezieht, zu befördern. — Mitau: Die kurländische Gesellschaft der Freunde der Literatur und Kunst. Sie besteht aus 244 Mitgliedern und hielt 19 Versammlungen. In der Bibliothek derselben befinden sich 8952 Bände, einige Hundert Landcharten und 3009 Manuscripte. Die kurländische Gesellschaft, Museum und Athenäum benannt, deren Zweck in der Sammlung von Büchern und Alterthümern in Bezug auf die Ostseeprovinzen besteht. Sie zählt 36 Mitglieder. Die Bibliothek derselben machen 1248 Bände aus. — Ehrenburg: Die esthländische literarische Gesellschaft, welche aus 40 Mitgliedern bestand und wie bisher sich mit Nachforschungen über die esthnische Sprache beschäftigte.

s. Öffentliche Gouvernementsbibliotheken. Die Idee öffentlicher Gouvernementsbibliotheken gehört dem Admiral Grafen Mordwinow an, welcher 1800 dieselbe dem ve-

Digitized by Google

rigen Minister des Innern mittheilte. Sein Vorschlag hatte zum Zweck, durch alle Gouvernements gründliche Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften zu verbreiten. — Im Mai 1834 wurde angeordnet, daß die Verzeichnisse der in die Gouvernementsbibliotheken aufzunehmenden ausländischen Bücher der vorgängigen Prüfung des Censurcomité über ausländische Schriften zu unterwerfen seien, und hiermit zugleich befohlen, daß die Bibliotheken selbst auch unter der Oberaufsicht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts stehen sollen. — Alle gegenwärtig bestehenden Gouvernements- und Kreisbibliotheken werden aus eignen Mitteln durch freiwillige Beiträge erhalten, welche zwar vermöge der Kürze der Zeit und der Neuheit des Gegenstandes noch nicht sehr bedeutend sind, jedoch das nützliche Fortbestehen der oft erwähnten Anstalten wenigstens an einigen Orten hinreichend verbürgen. — Außer den vielen Beiträgen, die die Freigebigkeit einzelner Gesellschaften und Privatpersonen gespendet, hat auch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften den Gouvernementsbibliotheken für 31,818 Rubel Bücher zu Geschenken bestimmt, die kaiserlich russische Akademie für 8775 Rubel, das Departement des öffentlichen Unterrichts für 13,335 Rubel. Diese Geschenke insgesammt betragen auf 62,516 Rubel an Werthe und geben für jede Bibliothek 580 Bände.

t. Ober-Censur-Collegium. Zu wiederholten Malen wurde den unter ihrem Forum stehenden Comités eingeschärft, strenge Aufsicht über solche Schriften zu führen, welche einen schädlichen Einfluß auf die gemeinere Classe des Lesepublicums haben können, und in dieser Rücksicht vorzugsweise der Tendenz der periodischen Schriften mit wachsamen Augen zu folgen. — Nach den Angaben des Comité für ausländische Censur wurden im Laufe des Jahres 1834 gegen 300,000 Bände von Schriften in fremden Sprachen ins Reichsgebiet eingeführt, beinahe 20,000 mehr als 1833. Überhaupt ist bemerkbar, daß die Einfuhr ausländischer Schriften mit jedem Jahre zunimmt. — Die Hauptsumme aller Druckbogen von Büchern und Zeitschriften, die 1834 erschienen sind, beläuft sich auf 14,537. — Die Zahl der Bücher wissenschaftlichen und das Lehrfach betreffenden Inhalts nahm zu, die Zahl reinwissenschaftlicher Werke jedoch blieb ungefähr dieselbe wie 1833; an Umfange stehen sowol jene als diese denen des vorigen Jahres nach.

u. Departement des öffentlichen Unterrichts und Kanzlei des Ministers. Das Departement des öffentlichen Unterrichts ist nach Verhältniß der Mittel zur möglich vollkommenen Einrichtung gediehen, alle Abtheilungen desselben zeichnen sich durch innere und äußere Ordnung aus. 1834 gingen bei demselben 14,066 officielle Papiere ein, von denen nicht ein einziges unbesorgt liegen blieb; der ausgefertigten Papiere waren 13,086. Im Archiv des Departements, das erweitert und noch mehr vervollkommnet wurde, gingen 8295 Actenstücke ein, sodaß die Gesammtzahl derselben sich gegenwärtig auf 54,132 beläuft. Bei Sichtung des Archivs des Educationsfonds, welches an das Departement des Reichsschatzes abgeliefert wurde, kamen 171 alte merkwürdige handschriftliche Acten zum Vorschein, unter denen einige bis zum 14. Jahrhundert zurückgehen. Sie bestehen in Gnadenbriefen über Privilegien, welche der ehemaligen Akademie, der Universität und andern Anstalten in Wilna, auch dem Jesuitenorden daselbst verliehen worden waren. Auf Verfügung des Departements des öffentlichen Unterrichts wurden im verflossenen Jahre 113,200 Exemplare verschiedener Lehrbücher gedruckt; hierbei strebte man besonders nach möglichster Herabsetzung der für dieselben angesetzten Kaufpreise, und dadurch wurde den Lernenden der Zugang zu den ihnen so unumgänglich nöthigen Hülfsmitteln der Bildung ansehnlich erleichtert. Übrigens ward als Regel angenommen, daß auf das Titelblatt jedes vom Departement verlegten Buches der Preis desselben gesetzt werden solle. — Der Bestand der Ökonomiegelder des Departements des öffentlichen Unterrichts bis zum Antritte des laufenden Jahres war 95,168 Rubel 94 Kop. Aus diesem Fonds wurden im verflossenen Jahre für Unterrichts- und gelehrte Anstalten unmittelbar 42,439 Rubel 52 Kop. verausgabt. — Die beim Departement bestehende Redaction des Journals des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts erreichte ihre Bestimmung. Diese Zeitschrift erwarb sich durch ihren Geist und Inhalt billigende Urtheile von verschiedenen Seiten und ersetzt besonders im Innern des Reichs das Lesen ausländischer wissenschaftlicher und das Studium betreffender Zeitschriften. Der Kaiser bestätigte unterm 9. Dec. 1834 das Regulativ für eine beim Departement des öffentlichen Unterrichts zu errichtende Commission zur Herausgabe der in der archäologischen Expedition gesammelten Acten und zur Verpflichtung dieser Commission zur Besorgung noch einiger anderer Aufträge in Beziehung auf Geschichte und Alterthümer Rußlands überhaupt. Nach Ernennung des Departementschefs, wirklichen Staatsraths Fürsten Schirinsky-Schichmatow zum Vorsitzer der erwähnten Commission wurden zu Mitgliedern derselben ernannt: der Hofrath Serbinowitsch, der Collegienrath Strojew, der außerordentliche Professor der petersburger Universität Ustrjalow und der Collegiensecretair Bertrams. Die Commission ging unverzüglich an ihre Arbeiten. Die Kanzlei des Ministers der öffentlichen Unterrichts führte die ertheilten Aufträge mit geziemender Treue und Pünctlichkeit aus. Ihre Geschäfte vermehrten sich bei Gelegenheit des am 6. Juni bestätigten Beschlusses des Ministercomité, wodurch Ministerium des öffentlichen Unterrichts die vorgängige [illegible] aller Werke und Übersetzungen überlassen wurde, welche dem Kaiser dedicirt werden sollen und nicht irgend einem [illegible] Administration ausschließlich angehören. Solcher Übersetzungen wurden 73 in diesem Jahre der Prüfung unterworfen; 48 derselben wurden angenommen und 20 [illegible] Eremitagebibliothek einverleibt. Die Zahl aller [illegible] Papiere, die 1834 bei der Kanzlei eingingen, betrug die der ausgefertigten 2049, und bis zum 1. Januar [illegible] auch nicht ein einziges derselben unerledigt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Ein französischer Gelehrter hat vor Kurzem in einer [illegible] Burgunds bisher unbekannte Briefe Voltaire's an [illegible] Personen aufgefunden. Manche Ereignisse aus des [illegible] gen Mannes Leben, z. B. der Vorfall in Frankfurt, [illegible] durch dieselben neues Licht. Auch Voltaire's Streit mit [illegible] gelehrten Zeitgenossen, dem Präsidenten des Brosses, worin [illegible] großer Theil dieser Briefe handelt, wichtig selbst für [illegible] Charakteristik zwei so berühmter Männer, macht das [illegible] für diese nächstens bei Levavasseur herauskommende [illegible] lung rege.

Zu der im Anfang März zu eröffnenden pariser [illegible] waren am 24. Febr. 3500 Gemälde, Zeichnungen und [illegible] Kunstgegenstände von beiläufig 1000 Künstlern geliefert [illegible]

Sophie Gay hat durch ihr neuestes Werk: „La [illegible] d'Egmont", den Freunden ihrer Muse ein sehr [illegible] Geschenk gemacht. Ebenso rühmen französische [illegible] Inhalts wie der Form wegen die unter dem Titel [illegible] souvenirs", erschienene Doppelnovelle der Mad. [illegible]

Von dem piemontesischen Trauerspieldichter [illegible] reneo, den Viele mit Manzoni und Niccolini in eine [illegible] sind zwei Trauerspiele: „Il conte Ugolino" und „[illegible] glia Foscari" in Turin erschienen, wo jüngst sein [illegible] „Adelgisa" auf dem Theater großen Beifall fand.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 85. — 25. März 1836.

vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa.

(Beschluß aus Nr. 84.)

Seite 71 findet sich in einem Briefe an die Fürstin von ... M. Hrn. von Semilasso's Entschuldigung wegen seiner vielen Mahlzeiten. Da diese Entschuldigung positiv an die Kritik gerichtet ist, so müssen wir davon Notiz nehmen: „Ich sage dir vorher, daß die Recensenten sich diesmal über meine vielen Mahlzeiten gar nicht werden zufrieden geben können. Sage ihnen jedoch, daß diesen wiederholten Actionen eine tiefere Absicht zu Grunde liegt. Ich bin nicht nur Mitglied der geheimen Gesellschaft zur Verbreitung schuldiger Bücher, sondern auch geheimes Mitglied der öffentlichen Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, und da es mir an anderer Gelehrsamkeit mangelt, so habe ich es unternommen, auf eine anmuthige Weise, wie nur absichtslos [illegible], gesunde Ideen über vernünftiges Essen, worin meine Landsleute noch etwas zurück sind, allgemeiner zu machen. Daher die häufigen Küchenzettel und zuweilen sogar angehangene Kochrecepte. Vergiß ja nicht, dies bekannt zu machen!

Abgesehen davon, daß eine solche Bekanntmachung für eine liebenswürdige Dame von Rang eine starke und unpriesliche Zumuthung ist, will ich dem Hrn. von Semilasso bei Gelegenheit dieser Tirade nur Folgendes bemerken. Derselbe spricht oft mit einem gewissen air dédaignant, mit einem mépris, der etwas stark nach altfranzösischer Emigrantenbildung schmeckt, von seinen Recensenten; Hr. von S. scheint eine specielle Marotte auf seine Recensenten zu haben. In Betreff dieser Marotte will ich dem Verstorbenen, dem Tutti-Fruttisten, dem Weltganger, sei er nun, wes Standes er will, nichts leugnen. Wenn nämlich die deutsche Kritik sich auf die neuesten Expectorationen des Hrn. von S. einläßt, so beleidigt sie diesen und ihm selbst eine in ästhetischer, in literarischer Hinsicht gewiß unverdiente Ehre. Die deutsche Kritik weiß nichts von Recensenten. Was soll überhaupt dieser verschabte, verlebte, ordinaire und in dem Sinne, wie es Hr. von S. meint, unpassende Ausdruck? Allein die deutsche Kritik hat leider die traurige Oblieenheit, sich um jede werthlose, dürftige, flache und affectirte Erscheinung ihrer Literatur zu bekümmern, welcher von Seiten eines gewöhnlichen oder blasirten Publicums die Ehre eines beifallsvollen Urtheils, die Ehre widerfahrt, gelesen zu werden. Diese unabänderliche Bestimmung der Kritik kann man das Fegefeuer derselben nennen, indem sie nämlich dadurch negativerweise geläutert wird zu höhern und würdigern Zuständen. Allein diese Nothwendigkeit, in welche sich die Kritik versetzt sieht, hebt damit die Foderung nicht auf, kraft welcher solche Productionen, wie der vorliegende dritte Band des „Weltganges" wegen ihrer unberechtigten Existenz, genau genommen, um Verzeihung bitten müßten. Warum also spricht Hr. von S. so geschraubt-nachlässig, so affectirt bei Seite setzend von seinen Recensenten? Unter Denen, die ihm die Ehre erzeigen, seine unersprießlich-vornehmthuenden Betrachtungen zu beurtheilen, sind gewiß Leute, die einen weit gerechtern Anspruch auf literarisches Ansehen haben als er selbst in seinen neuesten Schöpfungen. Vielleicht läge es auch in der geistigen Macht dieser seiner Beurtheiler, ihn literarisch zu annihiliren, wenn sie einem gleichgültigen Zwecke eine edlere Kraft widmen wollten. Dies erkenne Hr. von Semilasso an und sei z. B. vom Ref. überzeugt, daß dieser seine „häufigen Küchenzettel" und „sogar angehangenen Kochrecepte", mögen sie nun aus philanthropischen oder leckerhaft-persönlichen, aus unschuldigen oder zweideutigen Gründen herrühren, weit entfernt, sie ferner zu berücksichtigen, vielmehr ganzlich übersehen will.

In der als Beilage dieser dritten Abtheilung mitlaufenden „Chronik" verletzt Hr. v. S. durch Mittheilung schmuziger und empörender Anekdoten das sittliche Gefühl. Fragt man, was beabsichtigt er eigentlich mit der Ekel und Abscheu erregenden Geschichte von dem ungezogenen Sohne der Herzogin von Chablnes, wie mit der von dem Großfürsten Paul? so wäre die Erwiderung nicht ungerecht: eine großartige Heuchelei. Die Welt soll glauben, er selbst finde sich durch solche schauderhafte Züge empört; sie soll glauben, er geißele, indem er sie zusammenstellt, die Unthaten der großen Welt; sie soll wähnen, er stelle an den Pranger der Öffentlichkeit rücksichtslos Alles, was schändlich ist, ohne zu bedenken, daß die Sünder und Gottlosen seinem eignen Stande angehören. Dies und nichts Anderes will der Verf. der „Tutti-Frutti" dem tiers-état weismachen. Glaubt es ihm aber dieser? Nein, er glaubt es sicher nicht, wenn er vernünftig ist. Er glaubt nur daß er eine zweideutige Person sich gegenüber hat, die

Digitized by Google

auf eine leichtsinnige Weise aus Unthaten einen Scherz macht, über die der edle Mensch nur zu schaudern weiß. Er glaubt nur an die Frivolität eines Hof- und Weltmannes, dessen Gefühl es unberührt läßt, wenn ein durchlauchtiger Wüstling die Menschenrechte mit Füßen tritt. Ferner glaubt der gute loyale Bürger dem Weltreisenden, so unschuldig er sich auch anstellen mag, weiter nichts, als daß die Geißel, womit er den Übermuth seines eignen Standes, womit er die Greuel des Absolutismus und der Tyrannei, die Schandthaten einzelner Tyrannen zu verfolgen vorgibt, nur eine Larve ist, um sich hinter dieser ins Fäustchen zu lachen darüber, daß es noch immer Druck und Tyrannei und schmachvolle Leibeigenschaft in der Welt gibt, und daß hochgeborene Menschenverächter noch immer die einfach redliche Gesinnung verhöhnen, verspotten und mishandeln dürfen. Wer von meinen Lesern noch an dieser verkappten Gesinnung des Tutti-Fruttisten zweifelt, wem die Anekdote von dem siebenjährigen Prinzen von Chaulnes noch nicht Beweises genug ist, der lese nachträglich, was sub Nr. 20 der „Chronik" steht:

Die Gesellschaft will manchmal bravirt sein. Sie zollt ihre Bewunderung keineswegs Denen, welche in den alten gebahnten Wegen kriechen. In der Zeit, in welcher wir leben, muß man die Meinung mit Peitschenhieben führen.

Um meine Anzeige nicht mit einer zu großen Dissonanz zu schließen, will ich nach dem authentischen Berichte des Weltgängers die beklagenswerthe Geschichte erzählen, wie Frankreich einen seiner größten Chirurgen und, nach Dupuytren, unstreitig seinen größten Operateur in der Person des Arztes Delpeche zu Montpellier verlor:

Delpeche hatte einen jungen Mann in Folge der Clairvoyants machenden Krankheit operirt, und was man sagt, glücklich, obwol nur zur Hälfte. Ein Jahr darauf wollte der junge Mann sich verheirathen. Die Sache war so gut wie richtig, als es dem Vater der Braut einfiel, noch bei Hrn. Delpeche Erkundigung über das Betragen des jungen Menschen während seiner Studienzeit in Montpellier einzuziehen. Der Arzt beging den Fehler, denn ein Arzt muß discret sein wie [illegible] vater, zu entdecken, was stattgefunden. Der Vater brach auf die Verbindung ab, und der unglückliche Jüngling, dem seine Braut selbst das Geheimniß verrieth, beschloß zu sterben, aber nicht ohne Rache. Er reiste nach Montpellier und, mit Doppelpistolen bewaffnet, lauerte er dem verrätherischen Arzt auf, als er im Cabriolet seine Morgentouren begann. Sein erster Schuß tödtete Hrn. Delpeche auf der Stelle, da er aber seiner Sache ganz gewiß sein wollte, schoß er noch einmal in den Wagen hinein und tödtete mit dem zweiten Schuß den Bedienten des Doctors. Gewiß ein unerhörter Fall, daß zwei aufs Gerathewohl losgedrückte Läufe, jeder den immediaten Tod brachte. Die zwei andern trafen des Mörders eignes Gehirn. 1.

England und China.

Der 21. April 1834 ist ein merkwürdiger Tag in der Geschichte des chinesischen Reiches. Die hochweisen, steifen Herren Historiographen des Hofes zu Peking wissen das freilich nicht; ja sie würden einen fremden Barbaren, einen fremden Teufel oder Rothkopf — dies sind die Ehrenbenennungen der Europäer in China — auslachen, wenn er den Muth hätte ihnen dies ins Gesicht hinein zu behaupten, „Was geht uns der 21. April 1834 an", würde der weiseste Staatsmann des Mittelreiches, wenn er es der Mühe werth hielt, das dunkle Gehirn eines von der Weisheit der Blume der Mitte nicht zum zweiten Mal geborenen Barbaren zu erleuchten, „was geht uns dieser Tag an, an welchem die Engländer in der Art und Weise, wie sie bisjetzo ihren Handel mit uns betrieben, bedeutende Veränderungen vorgenommen haben? Die Barbaren dies ist uns seit langer Zeit bekannt, sind unerzogen, mögen sie ändern, wie und was sie wollen, — wir, uns ist doch wol die Hauptsache, wir lassen Alles beim Alten. werden die Ing ki li vor wie nach zwingen nur unter bestehenden Beschränkungen mit uns Handel zu treiben; ein Hafen und in diesem blos die schmutzigste der steht ihnen offen und nur an die Kaufleute können Waaren verkaufen, die wir dafür aufstellen."

Werden die Chinesen aber im Stande sein, die Engländer zu zwingen, Alles beim Alten zu lassen? Daran zweifle gar sehr. Hat nicht schon die bloße Vermuthung, daß der Herrschaft der ostindischen Compagnie in China ein Ende gehen, daß allen Engländern das Reich der Mitte Großbritannien aus zum Handel geöffnet werde, Untruhen hervorgerufen, die grabezu auf den Umsturz aller herkömmlichen Ordnung, aller Gesetze und Erlasse der Regierung zu zielen? Bei einer kleinen auf unsern Karten nicht führten Insel, Ling ting (d. h. der einsame Nagel) nahe bei der Tigerpforte oder der Mündung des Flusses, die europäischen Schiffe aufwärts nach Kanton fahren, seit vielen Jahren die Opiumflotte der europäischen schen Schmuggler, die aller donnernden, Tod und jedem Dawiderhandelnden drohenden Edicte der chinesischen gierung ungeachtet, jedes Jahr ungefähr drei Millionen Sterling für diese Geist und Körper zu Grunde richtende aus dem Lande der Blume der Mitte ziehen. Diese händler, an einen durch Gewalt erzwungenen Handel waren auch die Ersten, welche versuchten an andern Orten Fremden gar nicht erlaubt ist, den Fuß hinzusetzen, bindung zu eröffnen. Man sendete seit fünf bis sechs regelmäßig einzelne stark bemannte und bewaffnete ter aufwärts an die nordöstlichen Küsten des chinesischen ches und landete, wo man glaubte, gute Geschäfte zu und machte auch Geschäfte mit jedem Unterthanen des sohnes, der sich dazu herablassen wollte, der den Verbannung nach dem kalten Ilz und das hölzerne nicht fürchtete. „Was die Opiumschmuggler können, wir auch", sagten die andern Kaufleute, und man nun mit andern Waaren beladene Schiffe an die zu senden, um an Plätzen, wo es in früherer Zeit erlaubt war zu landen, wie in Amoz (Hiamen) u. da wo auswärtigen Kaufleuten niemals gestattet war durch Gewalt einen Handel zu erzwingen. Vergebens Hof der Directoren in Leadenhall-street *) alle misbilligt; sein Ansehen und seine Herrschaft ging Selbst die Beamten der Compagnie handelten in Jahren mehr nach eigenem Gutdünken, als nach tigen Verhaltungsregeln des am Herkömmlichen Hofes der Directoren.

So standen die Verhältnisse, als am 21. April Unterthanen seiner königlichen Majestät von gestattet wurde, an allen Küsten und Häfen, in und Ländern des chinesischen Reiches zu landen treiben. Aller Speculanten Augenmerk war nun gerichtet. Hier ist ein Land, hieß es, wo über Menschen wohnen sollen; hier eröffnet sich ein Abzugskanal für unsere Manufacturwaaren. fracht? Was gibt es Trefflicheres als Thee,

*) In dieser Straße ist das Haus der ostindischen zu London. Die Directoren der Compagnie heißen land scherzweise: die regierenden Herren von

Digitized by Google

old u. dgl.? Es wurden demnach alsbald von Liverpool aus einige Schiffe nach Kanton abgesandt, und es ward selbst berechnet, daß sie grade um die Zeit, wo das Privilegium der Compagnie in China aufhört, daselbst eintreffen. Groß und Klein richte sich nun über China, seine Regierungsweise, seine Finanzen, Producte und sonstigen Hülfsmittel zu unterrichten. Die Nachfrage nach geographisch-statistischen Werken über China war und ist demnach in England niemals stärker gewesen als in diesem Augenblicke. Diese Kauflust, um uns eines Ausdruckes der Börse zu bedienen, hat eine Masse unbedeutender Flugschriften über China hervorgerufen, und auch einige größere Compilationen, worunter die von Peter Auber noch immer die interessanteste ist. Peter Auber ist seit mehr als 20 Jahren Secretair der ostindischen Compagnie und war ausschließlich mit den politisch-commerciellen Verbindungen der Compagnie und der Hong-Kaufleute zu Kanton beschäftigt. Auch ist er, was bei einem Gegenstande, der wie die Chinafrage so leidenschaftlich behandelt wurde, von Wichtigkeit ist, ein wohlwollender, ruhiger Mann, dessen Berichten und Urtheil man eher Glauben schenken wird als den von Gewinnsucht und Haß gegen China erhitzten englischen Kaufleuten zu Kanton.

Sein Werk: „China. An outline of its gouvernment, laws and policy: and af the british and foreign embassies to and intercourse with that Empire" (London 1834), ist für den nach China handelnden Kaufmann recht brauchbar und auch der Kundige wird Manches darin finden, was hier zum ersten Male aus den Archiven der ostindischen Compagnie der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Was aber Herr Peter Auber über die Regierung, die Gesetze und Staatsverwaltung des chinesischen Reiches beibringt, ist ganz unbrauchbar. Auber verliert kein Wort von der Sprache der Blume der Mitte und geräth in eine wahrhaft lächerliche Verzweiflung über die verschiedene Orthographie der chinesischen Wörter. „Beinahe jeder Berichterstatter", sagt er im Verlaufe seines Buches, „schreibt die Namen der Kaufleute, der Städte, Örter, der Waaren und Münzen Chinas auf seine eigne Weise, — man weiß gar nicht, was man davon halten soll." Das Räthsel ist leicht gelöst. Keine Sprache ist ungeeigneter, fremde Laute wiederzugeben als die englische, weil ihre ganze jetzige Orthographie, ihr ganzes Lautsystem nicht mehr zu dem Alphabete paßt, und jeder, der nicht im Stande ist einen chinesischen Namen im Wörterbuch aufzusuchen, um zu sehen wie er in der Schriftsprache geschrieben und gesprochen wird, im Nachschreiben desselben vom Gehöre nach der ungebildeten Aussprache eines Provinzialen immer irren wird und muß.

Das erste Capitel, welches die Stelle einer Einleitung vertritt, gibt einen Überblick über den ganzen englischen Handel seit der Königin Elisabeth. „Die Chinesen sind eine der fünf Hauptnationen", beginnt das zweite Capitel, „welche den großen Continent Asiens und seine Inseln unter sich getheilt haben." Die übrigen vier Nationen seien die Indier, die Tataren, Perser und Araber. Man sieht, die historischen und ethnographischen Kenntnisse unsers Verf. könnten gründlicher sein. Sind denn die Tataren eine Nation und bleibt das Land gen Sonnenaufgang, d. h. Japan und Corea?

Es wird dann aus guten und schlechten Werken viel Zusammengelesenes über China aufgezählt, das für Niemand einen Werth hat und nur dazu dienen kann, Abenteuerlichkeiten und Albernheiten, die über China und die Chinesen in Europa umlaufen, zu vermehren. Der Anachoret Lao tse, dem Enthaltsamkeit und indisches Brüten über Alles ging, soll eine Epikuräische Moral gepredigt und Confucius soll wie Dr. Jackson, the learned author of „Jewish Antiquities", bemerkt, die Erscheinung Christi geweissagt haben. Der gelehrte Verf. der „Jüdischen Alterthümer" hat aber blos eine schlecht übersetzte Stelle der Memorabilien (Lun yu) des chinesischen Sokrates schlecht commentirt. Wir schweigen über die Pfauenfedern mit ihren verschiedenen Augen (Lächeln, sowie über die Knöpfe, die gelben gestickten Seidenläppchen, womit in China der verschiedene Rang angezeigt wird: die chinesischen Beamten werden aber nicht weniger über unsere lächerlichen Titel, über unsere Stickereien, über unsere kurze Beinkleider, Degen und Schnallenschuhe sich lustig machen. Noch mehr, sie werden sich ärgern über unsere unzüchtige Tracht, die beinahe jeden Theil des menschlichen Körpers bloslegt, und sie für den sichersten Beweis unserer Barbarei ansehen.

Die Holländer suchten bekanntlich im 17. Jahrhundert auf alle Weise die Handelsunternehmungen der Engländer zu hindern. Die Engländer dachten deshalb darauf, vermittels eines Freundschafttractats mit Portugal oder Spanien — Portugal war damals mit Spanien vereinigt — ihren Handel in Asien zu erweitern. Denn die frühern Expeditionen unter Sir Robert Dudley im J. 1596, der einen nie an seine Adresse gekommenen Brief der Königin Elisabeth an den Kaiser Schin tsong der Migdynastie (reg. von 1573—1620) bei sich führte, fiel zu unglücklich aus. Alle drei Schiffe sammt der ganzen Mannschaft, bis auf einen einzigen Matrosen, sind zu Grunde gegangen; und auch dieser Matrose ward, nachdem er den spanischen Beamten in Puertorico das unglückselige Loos seiner Gefährten geschildert hatte, von den Mördern seiner Kameraden vergiftet. Unterstützt von dem Gouverneur zu Goa segelte das englische Schiff, London genannt, von der Hauptfactorei der Compagnie in Indien, von Surat ab und kam im Juli des Jahres 1635 in Macao an. Es sind demnach jetzt grade zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem die Engländer zum ersten Mal auf chinesischem Grund und Boden die Anker auswarfen.

Durch einen Tractat zwischen Cromwell und Johann IV., König von Portugal, im J. 1654 ward es den Unterthanen beider Nationen gegenseitig gestattet, ungehindert in allen Häfen Ostindiens zu landen. Die englische Compagnie erwarb im J. 1664 ein Haus in Macao und von nun an beginnt ein, von mannichfachen Wechselfällen begleiteter regelmäßiger Handel mit China, der, nach der Vereinigung der beiden Compagnien im J. 1702, jährlich immer wichtiger und bedeutender geworden ist. Die vereinigte Compagnie der englischen nach Indien handelnden Kaufleute sendete Schiffe nach mehren Häfen des chinesischen Reiches, wie nach Ning po oder gewöhnlich Limpo genannt, nach Hia men oder Amoy, nach Tschusan und Kanton, wo seit dem J. 1715 ein regelmäßiger Handel stattfindet. Im November 1741 kam das erste königliche, oder englische Kriegsschiff nach Kanton, geführt von dem berühmten Commodore Anson. Anson hatte eine Audienz beim Generalstatthalter der Provinz Kuang tong und Kuang sie, konnte aber keine Erleichterungen, oder größere Freiheiten für die englischen Kaufleute in Kanton erlangen.

Die chinesischen Provinzialbeamten hatten viele Verdrießlichkeiten wegen der Fremden, die sich den Verfügungen der Centralregierung zu Peking nicht unterwerfen wollten. Sie trugen daher darauf an „diesen uncivilisirten Barbaren" eine Freiheit nach der andern zu nehmen und sie endlich so einzuschränken, daß sie sich ordentlich betragen mußten. Man errichtete gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die privilegirte Compagnie des Seehandels, die gewöhnlich sogenannten Hong*), mit der die Europäer handeln mußten und die zugleich für das gute, gesetzliche Betragen der Fremden Bürgschaft leistete; daher werden die Hong gewöhnlich auch Pao schang oder Sicherheitskaufleute genannt. Es wurde den Fremden nicht mehr gestattet, ihre Weiber mit nach den chinesischen Häfen zu bringen, der Zutritt in den andern Orten des Reiches verboten und auf Kanton beschränkt. Ein gewisser Herr Flint suchte die Ordre des Kaisers Kien long zu umgehen und doch mit Ning po einen Handel zu eröffnen. Auf Befehl der Regierung

*) Hong oder eigentlich Hing heißt im Chinesischen handeln oder Handel.

Digitized by Google

zu Peking wird er im J. 1786 unsern von Macao eingesperrt und drei Jahre lang, bis zum November 1762, gefangen gehalten. Es ward, während der Zeit seiner Gefangenschaft, ihm nicht erlaubt, weder einen Brief zu schreiben, noch wurden die Briefe, welche die Supercargo an ihn schrieben, angenommen. Man sieht hieraus, welch ein Schicksal Herrn Guzlaff, Lindsay und Andern droht, wenn sie der chinesischen Regierung in die Hände fallen und diese den Muth hat, nach dem Rechte des Mittelreiches mit ihnen zu verfahren. Bis vor einigen Jahren haben die Engländer, wenn auch mit einigem Widerstreben, allen Anordnungen der chinesischen Staatsregierung, wie sie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bestehen, sowie die Kaufleute der andern Nationen Folge geleistet. Seit dem J. 1830 geht man aber darauf aus, diese Anordnungen gewaltsamerweise zu ändern und Guzlaff (der vor Kurzem von den Kaufleuten in Kanton mit einer jährlichen Besoldung von 800 Pfund Sterling angestellt wurde), Lindsay, Innes und einige Andere spielen bisjetzt die vorzüglichsten Rollen in diesem neuen in Ostasien sich eröffnenden Schauspiele. Wenn die englische Regierung nicht kräftig einschreitet, so wird und muß sich dieses Drama mit einem Kriege gegen China, gegen seine bestehenden Institutionen, seine Sitten und herkömmlichen Gebräuche endigen, — ein Krieg, der den Untergang der regierenden Dynastie der Mandschu zur Folge haben kann. 61.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland.

(Beschluß aus Nr. 84.)

Der Schluß des Berichts an den Kaiser lautet:

„Ich wage zu hoffen, daß Ew. kaiserliche Majestät aus der ganzen oben dargestellten Thätigkeit des Ministeriums und aus der Durchsicht der überreichten Tabellen die Überzeugung zu schöpfen geruhen werden, daß unter Ihrer erhabenen Rechte die allgemeine Bildung in Rußland, gleichen Schritt mit den Bedürfnissen und dem Umfange des Reichs haltend, vorwärtsschreitet, ohne überflüssige Hast, aber auch ohne Zögerung, nicht fortgerissen durch uns fremde Theorien, sondern nach eignem Gesetze und in gerader unmittelbarerer Richtung auf das wahre Heil des Vaterlandes. Die unter Ihrem allerhöchsten Schutze im verflossenen Jahre ins Dasein getretenen Anstalten: die Universität des heil. Wladimir, 6 adelige Pensionen bei Gymnasien, 9 Kreisschulen für den Adel- und Bürgerstand, 78 Parochial- und Dorfschulen, in allem 94 öffentliche Anstalten; ferner die unter Jurisdiction der charkowschen Universität stehenden, nach dem Organisationsgesetze nebst Etat vom Jahre 1828 umgestalteten Gymnasien und Schulen; in den westlichen Gouvernements, die in einer neuen und bessern Gestalt aus den Trümmern der vormaligen, von römisch-katholischen Klöstern unterhaltenen Schulen, die fast alle aufgehoben und mit weltlichen vertauscht sind, hervorgegangenen Lehranstalten; in Verbindung hiermit die Einführung des wissenschaftlichen Unterrichts daselbst in russischer Sprache und die zur Ausbreitung gründlicher Kenntniß der vaterländischen Sprache sowol in diesen Gegenden als auch in den Ostseeprovinzen angewandten Aufmunterungsmaßregeln, endlich die Gründung der Sternwarte auf dem Pulkowaerberge: — alle diese Thatsachen liefern ebenso vorzügliche Beweise der allergnädigsten Aufmerksamkeit Ew. kaiserlichen Majestät für das mir allerhöchst anvertraute Ministerium, als sie zu gleicher Zeit die Stufe des Fortschrittes auf der Laufbahn der vaterländischen Bildung bezeichnen. Ganz besondere Beachtung aber verdient einerseits die allgemeine Verbreitung der Gymnasialpensionen, andererseits aber die sichtbare Zunahme der Parochialschulen, deren Zahl bis auf 661 gestiegen ist und welche zu Verbreitung von Elementarkenntnissen unter Leuten der niedern Classe im Geiste und nach Verhältniß ihres Standes so unentbehrlich sind. Hierzu kommt die erst jetzt der Jugenderziehung in den älterlichen Häusern und in den Privatlehranstalten gegebene feste Grundlage und die Errichtung öffentlicher Bibliotheken in mehren Gouvernements, ja sogar in einigen Kreisen."

„Im Laufe des Jahres 1834 wuchs die Zahl der [illegible] im Allgemeinen um 5816 Individuen, am allergrößten [illegible] sich die Vermehrung derselben in den Lehranstalten des [illegible]schen und weißrussischen Lehrbezirks, was ohne Zweifel [illegible] neuen Einrichtung dieser Anstalten und dem darauf gegründ[illegible] Zutrauen der Einwohner zuzuschreiben ist. Indeß muß [illegible] der von mir geforderten erhöhten Strenge bei den der Aufn[illegible]me auf höhere Anstalten vorhergehenden Prüfungen es [illegible] daß in Folge derselben während des Jahres 1834 beinahe [illegible] keiner Universität viel über die Hälfte Derjenigen, [illegible] sich zur Aufnahme gemeldet hatten, Zutritt erhielten. [illegible] wuchs die Zahl der Schüler auf den Gymnasien auf [illegible] um 4430. Im Allgemeinen kann man mit Befriedigung [illegible] folgern, daß bei der Verbesserung der Gymnasien, bei [illegible] der Überzeugung unter den höhern Ständen von der [illegible]lichen Nothwendigkeit einer vollständigen, gründlichen und [illegible]tionalen Bildung sowie bei Einführung der unter dem 4. [illegible] des vorigen Jahres Allerhöchst bestätigten Verordnung über [illegible] Gang der Beförderung zu den Rangclassen des Civil[illegible] die Zahl der gegenwärtig existirenden mittlern Lehranstalten [illegible] kurzer Zeit sich als ungenügend ergeben werde. Die [illegible] Nothwendigkeit der Eröffnung neuer Gymnasien in Kiew, [illegible] Minsk sowie in einigen weißrussischen Gouvernements ist [illegible] jetzt fühlbar und wird mit jedem Tage überall noch [illegible] werden; als Beweis dafür dient die in manchen Lehranstalten [illegible] dieser Art auf 100 — 140 in einer Classe sich befindende Schülerzahl."

„Zum Schlusse dieses allerunterthänigsten Berichts für das Jahr 1834 schätze ich mich besonders glücklich, vor Ew. kaiserlicher Majestät Zeugniß geben zu können, daß sich nicht allein das Personale des mir allerhöchst anvertrauten Ministeriums [illegible] theiltes und vollkommenes Streben, zur Ausführung der [illegible]nen Entwürfe des Ministeriums mitzuwirken, und lobenswerthe Thätigkeit in allen Verzweigungen desselben bemerkte, sondern bei andern Behörden und bei solchen Verwaltungen, welche [illegible] nem Wirkungskreise weniger nahe stehen, aufrichtige und [illegible] nahme fand. Ew. Majestät geruhten zu ersehen, daß [illegible] überall, und sogar in den von dem Unglück des Mißwachs heimgesuchten Gouvernements der Adel, auf die wohlthätige Absicht der Regierung eingehend, den Wunsch dringend an den Tag legte, auf seine Kosten Erziehungsanstalten zu errichten, welche sich auch bereits an vielen Orten gebildet haben und in voller Thätigkeit befinden. Andere schreiten in ihrer Entwickelung vorwärts und hierbei handelten viele örtliche Behörden übereinstimmend mit den Absichten des Ministeriums."

„Endlich halte ich es für meine heilige Pflicht, hinzuzufügen, daß beiweitem die Mehrzahl der in die Schulen zufließenden strömenden russischen Jugend immer mehr von dem [illegible] Streben beseelt wird, sich zu würdigen Söhnen des Vaterlandes zu bilden. Mit Vertrauen der ihr gegebenen Anleitung folgend, verdient sie durch Fleiß, Gehorsam und gute Führung die Aufmerksamkeit der väterlich für sie sorgenden Behörden. Abgesehen davon, daß die überall erfolgte Schärfung der Disciplin, Erhöhung unablässiger Thätigkeit und strengere Rücksichtigung in Bezug auf Sittlichkeit wie auf Geistesentwickelung für den ersten Augenblick dem Aufwallen der unerfahrenen jugendlichen Lebhaftigkeit wol neu vorkommen möchte, haben doch die Unterrichtsbehörden nirgend und bei keiner [illegible] Hindernisse und selbst bei Ergreifung von Maßregeln der Strenge begegneten sie nie einer Widersetzlichkeit. Es ist zu hoffen, daß das unter Ew. kaiserlichen Majestät wachsamen Augen heranwachsende Geschlecht, vom tiefen Gefühl seiner Pflichten gegen Gott und das Vaterland durchdrungen, in harmonischem Zusammenwirken sich mehr und mehr dem großen Ziele nähern werde, das Ew. Majestät so deutlich, so kräftig vorgezeichnet haben."

Ant. Th. Hartmann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 86. — 26. März 1836.

theoretisch-praktisch begründete und erläuterte Lehre vom Schönen, oder Ästhetik. Ein Handbuch zum Selbststudium von Hermann von Keyserlingk. Leipzig, Hartmann. 1835. Gr. 8. 21 Gr.

Wenn man eine vorurtheilsfreie Vergleichung anstellt schen den einzelnen Theilen, welche unter dem Gesammtnamen der Philosophie begriffen werden, so kann nicht lange verborgen bleiben, daß unter allen grade Ästhetik denjenigen Foderungen bis jetzt noch am wenigsten entspricht, welche man an eine Wissenschaft zu stellen berechtigt ist. Die Logik und Metaphysik, mit den untergeordneten Lehren, also die theoretischen Theile der Philosophie, haben nicht allein ihre sichern und genau bestimmbaren Principien, sondern vermögen sogar in der Bearbeitung dieser Principien größtentheils nach einer leitenden Methode fortzuschreiten, sodaß demnach wenigstens die beiden Hauptrequisite, Princip und Methode nämlich, vorhanden sind, um ein systematisches, wissenschaftliches Ganzes aus ihnen heranbilden zu können. Die Ästhetik dagegen entbehrt eine solche wissenschaftliche Sicherheit leider fast noch ganz, indem es, trotz einigen ausgezeichneten Bemühungen, noch nicht gelungen ist, die Grundelemente des Ästhetischen in vollständiger Anzahl, d. h. für alle möglichen Objecte aufzufinden, in denen solche, wie in den Tönen, Farben, räumlichen Ausdehnungen, Gedanken u. s. w., entweder einzeln oder verbunden zur Darstellung kommen. Diese Bewandniß muß den ersten Blick befremden, weil man zu glauben geneigt sein wird, daß Dasjenige, welches wie das Ästhetische scheinbar von selbst zugänglich ist und sich in so starken und starken Wirkungen zu erkennen gibt, auch wissenschaftlich seiner innern Natur und seinen Gründen nach nicht schwer zu bestimmen sein könnte; der aufmerksame Leser jedoch wird sich sogleich vom Gegentheil überzeugen, wenn er erlauben will, ihm nur ein Paar von den Hindernissen, welche vorzüglich sich der Ausbildung der Ästhetik als Wissenschaft entgegenstellen, namhaft zu machen. Wir werden auf diese Weise zugleich über den Werth der obengenannten Schrift desto schneller und sicherer zu urtheilen im Stande sein.

Ein bedeutendes Hinderniß liegt nämlich darin, daß die Untersuchung über das Ästhetische ihrem Charakter nach gänzlich von dem abweicht, wie er bei andern Gegenständen ist, wobei, wie man weiß, eine genaue Begriffsanalyse und alsdann die Verfolgung der einzelnen Beziehungen, durch welche die Begriffe miteinander nothwendig verbunden sind, mit mehr oder weniger Mühe das Richtige finden lassen. Die Veränderungen in der Natur z. B. führen uns auf den Gedanken der Ursache und Kraft; will man also wissen, was man bei diesen Ausdrücken Wahres denkt, nun, so bleibt nichts übrig, als den Begriff der Ursache und Kraft zu untersuchen und ihn mit seinem Beziehungspunkte, der Wirkung, zusammenzubringen, und die sich daraus ergebenden Resultate genießen ihrer Allgemeinheit wegen zugleich den Vortheil, für alle die einzelnen Fälle zu gelten, welche den Gebrauch des Begriffes Kraft veranlassen. Nun versuche man aber Dasselbe auch mit dem Ästhetischen so zu machen; man nehme also den allgemeinen Begriff des Schönen und frage nach seinem Inhalte und seinen Beziehungen: werden die Antworten zugleich auch Gültigkeit haben für das einzelne Schöne, welches hier in einem Gedichte, dort in einem Gemälde, dort in einem Musikstücke angetroffen wird? Dies ist schlechterdings unmöglich, und zwar deshalb, weil das einzelne Schöne, also Dasjenige, worüber wir grade Rechenschaft verlangen, von dem Inhalte des allgemeinen Begriffs der Schönheit viel zu entfernt steht, während es doch, wenn jene Untersuchungsart fruchtbar sein sollte, mit diesem wenigstens den meisten Punkten nach identisch sein müßte. Wie wenig dies aber der Fall ist, zeigt schon die scharfe Grenzlinie, welche zwischen den einzelnen Künsten gezogen werden kann, der zufolge eine jede von ihnen etwas ihr ganz eigenthümliches Schöne darstellt.

Wir können nun hieraus sogleich den Schluß ziehen, daß eine Ästhetik, welche mit der Untersuchung des Begriffes der Schönheit beginnt, in der Meinung, auf diese Weise ein einziges, für alles Schöne gültiges Princip zu besitzen, nicht auf dem rechten Wege ist. Eine solche Ästhetik befindet sich strenggenommen in einer ähnlichen Täuschung wie diese oder jene Psychologie, worin den ungleichartigsten Erscheinungen des geistigen Lebens ein Allgemeinbegriff als Ausdruck ihrer gemeinsamen realen Grundquelle vorangestellt wird. Denn ebenso, wie es sich dabei zeigen läßt, daß ein solcher Begriff nur durch eine Abstraction von jenen einzelnen Erscheinungen erst selbst

Digitized by Google

entstanden war, verhält es sich auch mit dem Begriffe der Schönheit; man hat ihn erst von dem einzelnen wirklichen Schönen gewonnen und macht ihn nun umgekehrt, nachdem man ihn hat, aber seinen Ursprung vergißt, zum Princip Dessen, dem er sein eignes Dasein verdankt! Vor dieser Täuschung ist nicht genug zu warnen, denn sie ist leider so allgemein, daß die wenigsten Ästhetiker davon frei sind.

Man wolle jedoch nicht glauben, als ob die Untersuchung des Begriffs vom Schönen mit dem Gesagten solle für völlig unnütz und überflüssig erklärt sein, vielmehr kann sie andererseits allerdings wol auf die rechte Spur führen; und zwar wie? Es muß folgende kurze Andeutung genügen. Das Schöne unterscheidet sich von dem blos Angenehmen dadurch, daß in seiner Auffassung jedesmal das Gefühl der Schönheit rein abgesondert werden kann von dem Stoffe, an welchem man die Schönheit findet, während dies bei dem Angenehmen nicht möglich ist; ferner gibt das Schöne jedesmal die Veranlassung zu dem einfachen Urtheile, daß es gefällt; und endlich läßt es sich nachweisen, daß, wo ein solches Urtheil vernommen wird, niemals ein einfacher Stoff, sondern eine gewisse (noch nicht näher bekannte) Form oder überhaupt ein Verhältniß von Mehrem vorliegen muß, in welchem Verhältnisse dieses Mehre, von dem jedes einzelne Glied an sich gleichgültig ist, die Gleichgültigkeit verliert und wohlgefallend wird. In diesen drei Umständen liegt also unmittelbar der Wink: suchet für die mannichfaltigen Stoffe diejenigen Verhältnisse zu finden, in deren Auffassung die beifällige Sprache des Urtheils gehört wird, und wie viele verschiedene dergleichen Verhältnisse sich zu erkennen geben, so viele Grundelemente des Schönen werdet ihr haben. Man bemerke, daß hierdurch zugleich die richtige Eintheilung der Ästhetik bewährt wird, welche nämlich nur von der Eintheilung des Stoffes abhängen darf, sobald die vorhin gerügte Gefahr, sich nur mit leeren Allgemeinbegriffen zu beschäftigen, nicht wiederkehren soll, und daß hiermit endlich auch die falsche Übertragung des Schönen von einem Gebiete in das andere aufhört. Dies wird sogleich deutlicher werden.

Während nämlich das genannte Hinderniß, weswegen die Ästhetik als Wissenschaft schwer wird, in der Abweichung von der gewöhnlichen Untersuchungsmethode anderer Gegenstände lag, erblickt man das zweite nun grade in der Beschaffenheit der Stoffe selbst und besonders in der Art und Weise, wie diese Stoffe theils unmittelbar sich darbieten, theils nach gewissen psychologischen Gesetzen den Auffassenden mit einer Menge von Nebenwirkungen überströmen, welche das eigentlich Ästhetische in seinen Grundbestandtheilen zu erkennen wo nicht ganz unmöglich, doch äußerst zweifelhaft machen. Rein zugänglich scheinen fast nur zwei zu sein, die Töne nämlich und die besondern Bestandtheile menschlicher Gesinnungen, welche Willen heißen, wenn man nicht einigermaßen noch die Farben dazu rechnen kann, obgleich bei diesen schon jedesmal ein fremdartiges Ästhetisches, das in räumlichen Verhältnissen liegende nämlich, mit ins Spiel kommt, weil wir die Farben nie ohne Begrenzung wahrnehmen. Von dem Ästhetischen, welches in den Willensverhältnissen liegt und in dieser Beziehung den Namen des Sittlich-Schönen erhält, wollen wir hier abstrahiren; dagegen können die Töne es am besten zeigen, wie jeder Theil der Ästhetik eigentlich beschaffen sein sollte, denn gute die Musik ist es, welche die Grundelemente ihres Schönen uns vollständig vorzulegen im Stande ist. Und doch noch beginnen schon bei ihr jene psychologischen Nebenwirkungen ihr Spiel zu treiben, wie sich dies nämlich durch die bekannte Thatsache verräth, daß man in den Musikstücken den Ausdruck entweder von gewissen begleitenden Gemüthszuständen, oder wol gar von Handlungen, ja von Naturschönheiten und andern Gegenständen zu finden geneigt ist, obgleich dies an sich durchaus nicht darin liegen kann. Nun nehme man aber eine schöne Statue und überlege, was bei deren Auffassung geschieht und worin das Schöne an ihr soll gesucht werden. Auf die Meinung, daß dieses Schöne vielleicht in dem Ausdrucke männlicher Hoheit und Würde, oder Herculischer Kraft, oder weiblicher Grazie, oder in dem treffenden Ausdrucke irgend einer interessanten Situation und dgl. m. liege, kann die Wissenschaft sich nicht einlassen; das mag der Beschauer immerhin dabei denken und der Künstler bezweckt haben, aber er bringt es hinzu, und es muß davon abgesehen werden, wenn wir die Schönheit der Statue für sich haben wollen, die eine rein räumliche und keine andere ist. Die Wissenschaft antwortet darauf vielmehr so: bei der Auffassung der Statue läuft unser Auge nach allen Dimensionen hin und zurück über die Oberfläche, und während dieser Bewegung unsers Blicks verschmelzen die durch entstandenen Vorstellungen in unserer Seele zu einem Gesammtbilde, und nur in der besondern Anordnung der materiellen Theilchen also, der zufolge unsere Vorstellungen gradeso verschmelzen, wie es in dem Gesammtbilde erscheint, kann der Grund liegen, weshalb das letztere für schön gilt. Jedermann weiß aber, daß diese Anordnungen der materiellen Theile hier ein zusammenhängendes Gewebe von den mannichfaltigsten Curven und Biegungen sind: wie soll man es machen, dieses Gewebe in seine letzten Theile aufzulösen? Dies müßte eigentlich geschehen; denn ähnlich, wie ein Musikstück aus seinen einzelnen Accorden und Tonverbindungen, deren jede ein einzelnes und selbständiges Moment der Schönheit des Ganzen zusammengesetzt ist, muß man auch von der Statue behaupten, daß sie die schöne Composition der einzelnen schönen Curven sei, wie diese hier den sanften Hals, dort die leichten Windungen des Fußes, dort der andere Wölbungen bilden, mit denen die Verbindung unserer Anschauungen harmonirt. Sollte aber dieses Beispiel noch nicht hinreichen, so könnte uns auch die Poesie noch größere Schwierigkeiten aufdecken, welcher freilich, wenn man auch bei ihr von dem Schönen abstrahirt, welches sie ebenfalls, wie Rhythmus und Reim u. dgl., nur zu ihrem Dienste oder zur Unterstützung ihrer eignen Schönheiten gebraucht, die Schwierigen sich zugleich noch ein anderes Hinderniß entgegenstellt, welches auf einer Täuschung beruht.

Digitized by Google

Man erlaube nämlich die Bemerkung, daß fast bei allem successiven Schönen, und zu diesem gehört auch das Poetische, unsere Vorstellungen in einen Zustand versetzt werden, den man am besten mit einem Fließen vergleichen kann, und daß in diesem eigenthümlichen Gemüthszustande ein bedeutender Theil desjenigen Reizes liegt, welchen man mit dem Namen des Interessanten zu benennen pflegt. Es ist nicht einmal nöthig, daß dabei eine sehr große Anzahl von Vorstellungen oder Empfindungen dargeboten werden, sondern man kann das gemeinte Phänomen schon in beschränkten Sphären erkennen, wie z. B. bei einem gewöhnlichen Tanze. Warum gefällt den Tanzlustigen mehr ein rasches als ein langsames Spiel? Unstreitig ist ihr Körper ebenso wie ihr Gemüth in dem Augenblicke, wo der Tanz beginnen soll, in einem gepreßten, gespannten Zustande, welcher gleichsam nur auf das Signal wartet, um den Druck abzuwerfen und in dem raschen Fluge seine Befriedigung zu suchen, in welchem der von den Bewegungen des Körpers rückgängig erzeugte Gemüthszustand von einem entsprechenden Fortgange der Töne unterstützt zu werden verlangt. Daß dabei in der That auf die eigenthümliche Bewegung der Gemüthszustände mehr ankommt als auf das Schöne der Tanzmusik, zeigt die bekannte Thatsache, daß die Tänzer bisweilen mit der elendesten Geige oder mit Pfeifen und Hälsergeklingel vorliebnehmen; und dieser in der Bewegung oder dem Flusse der Vorstellungen liegende Reiz nun ist es, welcher, natürlich auf das Mannichfachste modificirt, sich fast mit allem successiven Schönen verbindet, und, was wir besonders hervorzuheben beabsichtigen, bisweilen dessen Stelle allein vertritt und alsdann die Täuschung hervorbringt, man habe etwas Schönes, während es doch nur etwas Interessantes ist.

(Der Beschluß folgt.)

Rückblick auf die französische Literatur im Jahre 1835.

Romane hat es dieses Jahr in Paris geregnet; wir werden hier blos die sogenannten philosophischen und historischen besprechen. Der philosophische Roman ist das schnellste und bequemste Mittel, eine Doctrin zu verbreiten. Herr Balzac treibt angeblich auch philosophische Romane; seine Doctrin wird er wol nachsenden, bisjetzt hat sich nichts davon verspüren lassen. Seine im vorigen Jahre erschienenen Kunstproducte sind: „Le père Goriot", „Le lys dans la vallée", „La fleur des pois" und endlich „Le livre mystique", eine wahre Mystification. Die Dudevant (Sand) hat eine Philosophie und zwar eine durchsparente und hellleuchtende, obgleich sie sonst nicht seraphisch ist. Sie ist J. J. Rousseau ist kein so beredter Sophist aufgetreten. In ihrem letzten Roman, „André", hat sie indeß eingelenkt; dieser steht mit den frühern durchaus in keiner Verbindung. Wollte Gott, die Verf. hätte ihr verderbliches Apostolat den St.-Simonistischen Lehren aufgegeben.

„Isabel de Bavière", von Alex. Dumas, ist ein historischer Roman; es fehlt an Einheit, die Composition hat keinen Mittel- oder Stützpunkt, keine Figur, deren Schicksal die andern beherrsche und mit sich fortreiße. Die Darstellung ist, wie in allem, was Dumas schreibt, heftig, holpericht und uncorrect. „Grangeneuve", von Delatouche, ist so halb und halb durchgefallen; der Roman ist in der Anlage verfehlt und beruht auf einer Grundidee, die nicht Interesse genug hat. Die Handlung schleppt sich langsam und matt; im Style zeigt Delatouche stets seine Meisterschaft. „Flavien ou de Rome au désert" ein katholischer Roman, voll großartiger Schilderungen und ergreifender Scenen, der wol die bisjetzt genannten überleben wird. „Guiscriff ou scènes de la terreur dans une paroisse bretonne" ist ein ziemlich obscures Product von einem ziemlich obscuren Tagesschriftsteller, Carné. In „Stello" schilderte Alfred de Vigny früher die Leiden der Dichter, in seinem neuesten Buche: „Grandeur et servitude militaire", schildert er die Leiden einer andern Gattung von Parias, der Soldaten; es beruht auf der etwas atheistischen Grundidee, der Soldat finde seinen einzigen Trost, seine einzige Stütze in dem Pflicht- oder vielmehr Ehrgefühl. Von dem Verf. des „Eloah" hätten wir eine tröstlichere, dem religiösen Bedürfnisse der Menschheit entsprechendere Ansicht erwartet.

Unter den Reisebeschreibungen haben „Les souvenirs d'un voyage en Orient" von Lamartine wol das meiste Aufsehen gemacht. Das Werk wurde vielfältig getadelt: das Publicum fand es zu lang und zu monoton, die Kritiker vermißten beim Verf. die erforderlichen archäologischen und historischen Kenntnisse. Am unzufriedensten war der Verleger, Gosselin, der durch den Verlag einen fameux bouillon hintergeschluckt hatte, wie man sich hier ausdrückt. Von ganz anderm Gehalte ist „La correspondance d'Orient", von Michaud und Poujoulat, das vollständigste Werk, welches die Franzosen über Konstantinopel, Syrien, Palästina und Ägypten geliefert. Freilich fehlt die poetische Begeisterung, welche in Lamartine's meisterhaften Schilderungen blüht, glüht und duftet. Tocqueville hat in der Schrift: „De la démocratie aux Etats-unis", einen scharfen und gewissenhaften Beobachtungsgeist gezeigt, seine Absichten sind redlich; einfache und klare Eleganz zeichnen die stets dem Gegenstand angemessene Darstellung aus.

Seitdem die Poesie sich auch in der Prosa Luft macht, hat die Zahl der eigentlichen Poeten oder Versmacher abgenommen. Wir haben dieses Jahr kein neues Talent von einiger Bedeutung aufzuführen. Die Dichter, die etwas Tüchtiges geleistet, sind bereits seit längerer Zeit bekannt. Madame Tastu hat im Anfang dieses Jahres einen Band Poesien herausgegeben, welche in ihrem Talente weder Vor- noch Rückschritt zeigen; sie ist noch immer so anmuthig, so besonnen, so heiter wie früher, nur scheint der Verstand etwas mehr vorzuherrschen. Anton Deschamps, der Übersetzer des Dante, hat sich eine zu seltsame Dichtersprache geschaffen, übertrieben und schwülstig; in „Les dernières paroles" findet sich indeß manches recht zart Gedachte und tief Empfundene. Barthélemy und Méry haben, scheint es, haben ihre literarische Association aufgehoben. Außer der Übersetzung der „Aeneis" hat Barthélemy dieses Jahr ein Gedicht über das Attentat des Fieschi geschrieben unter dem Titel: „Le cinquième anniversaire", warm und lebendig; die Begeisterung ist so täuschend nachgemacht, daß man sie für wirklich halten könnte. Von Méry haben wir nichts finden können als eine Ode an Madame Lätitia und eine Anrede an den berühmten General Allard; seine übrigen Producte sind in Prosa und in der „Revue de Paris" mitgetheilt. Méry hat in der Versification viel Ähnlichkeit mit seinem Associé; sonst ist Barthélemy heftiger und verräth mehr poetische Kraft. Alfred de Musset ist vielleicht der originellste und am reichsten begabte unter den französischen Dichtern; wir nehmen V. Hugo nicht aus. Zu dem Besten, was er dieses Jahr gegeben, gehören zwei Balladen: „Lucie" und „La nuit de décembre", welche in der „Revue des deux mondes" erschienen sind. Unter dem Titel „Chants du crépuscule" hat V. Hugo eine Anzahl Erzeugnisse herausgegeben, die weder unter sich noch mit dem Titel immer im Zusammenhange stehen. Hugo ist sehr leicht verwundbar;

La haine monte à mon oeuvre
Comme un bouc au cytise en fleurs,

sagt der Dichter in seiner Erbitterung über die Feuilletons, die zu Zeiten freilich arg genug mit ihm umgehen. Die Böcke haben ihm auch bei Erscheinen der „Chants du crépuscule" wieder hart zugesetzt. Der Unparteiische findet in dieser Sammlung acht bis zehn Gedichte, die des Verf. würdig sind. Unter den

Digitized by Google

Debutanten hat man einen Hrn. Justin Maurice und eine Mademoiselle E. Favier bemerkt.

Im Fache des Dramas müssen wir uns auf Hugo, Dumas, Vigny und Delavigne beschränken; es sind die einzigen unter den Theaterdichtern, deren Werke literarischen Werth haben. Der hervorstechende Zug der Stücke von Dumas ist rasches Fortschreiten der Handlung; sie ruht fast immer auf kräftigen und elastischen Federn, die sie mit stürmender Eile der Katastrophe zutreiben; das Publicum hat nicht Zeit, über das Unwahrscheinliche seiner Mittel nachzudenken. Dieses Jahr ist kein neues Drama von Dumas erschienen. „Angelo, tyran de Padoue" wird von Einigen für das beste, von Andern für das schwächste Trauerspiel von Hugo erklärt; es ist nicht besser und nicht schlechter als die frühern und hat keinen größern Fehler, als daß es eben später gekommen ist. Hugo dreht sich wie jedes lyrische Originaltalent in einem gewissen Kreise von Ideen und Gefühlen herum, über die er nicht hinausschreiten kann, ohne alle Kraft und poetische Begeisterung einzubüßen. Die kurzen, oft zerrissenen Sätze seines Dialogs hat man mit Unrecht gerügt; lange Perioden hemmen den Gang der dramatischen Entwickelung der Gefühle. „Chatterton", von Alfred de Vigny, ist, im Vergleiche mit den Werken der beiden vorigen Dichter, ruhig und einfach zu nennen. Es fehlt an Handlung, an äußerm Pomp; der Dichter strebt nach etwas Höherm als nach Aufregung der Sinne; er zeigt uns das innere Leben seiner Personen und würde wol auf ein deutsches Publicum tiefer wirken als auf das pariser. „Don Juan d'Autriche" hat schon über 60 Vorstellungen erreicht. Delavigne wird von seinen drei eben genannten Rivalen, einzeln genommen, verdunkelt: er besitzt weder die stürmische Kraft Dumas', noch die Phantasie Hugo's, noch Vigny's tief und scharfblickende Analyse; auf der andern Seite steht er auch nicht unter dem ausschließlichen Einfluß einer vorherrschenden Fähigkeit: er hat seine mittelmäßigen, jedoch mannichfaltigen Eigenschaften in ein harmonisches Ganze verschmolzen, auch weiß er den Geschmack des Publicums mit der Gewandtheit eines vollendeten Hofmanns auszuspähen. Delavigne ist mit einem Worte gegenwärtig der eleganteste, der schlaueste und glücklichste der vier genannten Dichter.

Nie hat die Kritik eine so wichtige Rolle in der französischen Literatur gespielt als in den letzten 15 Jahren. Fast alle bekanntern Schriftsteller haben ihre Laufbahn mit dem Feuilleton begonnen. Zu den bessern französischen Kritikern gehört Sainte-Beuve; seine kritischen Studien vereinigen philosophische Tiefe mit blendendem poetischen Colorit. Die Aufsätze über Molière, Frau von Staël, A. de Vigny und Bayle, die er dieses Jahr in die „Revue des deux mondes" hat einrücken lassen, würden wir für tadelfreie Meisterstücke erklären, wäre die Darstellung nicht zuweilen geschraubt, überkünstelt, wären die Farben nicht zuweilen allzu dick aufgetragen. G. Planche und nach ihm Granier de Cassagnac sind systematische oder theoretische Kritiker; ihr Zweck ist nicht sowol, ein Buch zu recensiren, als die Anzeige desselben zu benutzen, um irgend eine Kunsttheorie aufzustellen. Planche ist für die „Chronique de Paris" engagirt. Charles Nodier, J. Janin, L. Weimar gehören zu den beliebtesten Schriftstellern. Unter den größern kritischen Schriften bemerken wir: „Etudes sur l'Espagne", von Viardot, mit Verstand und Sachkenntniß in einem festen, klaren Styl geschrieben; „Etudes sur les poètes latins de la décadence", von Nisard, eine etwas schwerfällige kritische Würdigung der spätern römischen Dichter und nebenbei eine Diatribe gegen die heutigen französischen Poeten. „Au delà du Rhin", von Lerminier; „Notices sur l'Allemagne", von St.-Marc Girardin; „Etudes sur Goethe", von Marmier: diese drei Werke sind in Deutschland zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, näher darauf einzugehen; wir bemerken blos im Allgemeinen, daß die Notizen von Girardin flüchtig sind; daß Lerminier, ein herrlicher Stylist, oft nicht die gehörigen Kenntnisse besitzt, und daß es bei Marmier sowol mit dem Style als mit den Kenntnissen hapert. Lerminier's Vorlesungen im Collége de France werden noch immer sehr besucht; seine blendende Phraseologie thut ihre Wunder. Ampère's Vortrag ist kalt und trocken; dagegen weiß er viel und hat Scharfsinn. Von allen Professoren der Faculté des lettres, wozu bekanntlich das Collége de France nicht gehört, hat St.-Marc Girardin die zahlreichsten Zuhörer; er spricht gut, obgleich die Nachäffung Villemain's oft allzu deutlich hervortritt. Jouffroy liest seit einiger Zeit nicht mehr und Michelet hat die Sorbonne mit der Normalschule vertauscht.

H.

Notizen.

Über den Baikalsee in Nordasien haben neuere Geographen interessante Bemerkungen gemacht. Der Baikalsee, welcher 1600 Fuß über dem Meere liegt, ist vielleicht eine der merkwürdigsten Graniteinsenkungen der Erde. Seine Tiefe ist bisjetzt noch nicht ermittelt worden; allein es ist erwiesen, daß man in der Mitte desselben und an dem nördlichen Ufer keinen Grund findet. Der Geograph Ritter erklärt den See für eine gewaltige Kluft, die das voneinander gerissene Gebirge aufgethan hat und in welche sich die umliegenden Ströme ergossen haben; das niedrige Ufer trägt Spuren höchst gewaltsamer Veränderungen und solche des grauen Alterthums. Ohne Frage entstand der See in Folge heftiger Erderschütterungen, und diese, die noch jetzt fortdauern mögen, hält man für die Ursache der mannichfachen innern Bewegungen des Wassers, welches überaus klar ist, daß der Blick bis in eine Tiefe von acht Klaftern dringt.

In Kalkutta geht man damit um, eine große öffentliche Bibliothek zu errichten zum Andenken an die Acte, durch welche die Freiheit der indischen Presse garantirt wurde. H.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

REPERTORIUM

der gesammten deutschen Literatur

für das Jahr 1836.

Herausgegeben

im Verein mit mehren Gelehrten von

E. G. Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Beigegeben wird:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland

Siebenten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Über alle in den deutschen Buchhandel gekommenen Schriften wird in dieser Zeitschrift möglichst schnell berichtet und ihr Inhalt in gedrängter Kürze charakterisirt werden, damit der Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht des Buchs ihm nützlich sein werde oder nicht.

Die beigegebenen literarischen Miscellen enthalten Personalnotizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. s. w.

Durch Verbindung der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** mit dem Repertorium wird eine vollständige und schnelle Übersicht aller neuen in Deutschland erschienenen, wie der für uns wichtigen interessanten Schriften der ausländischen Literatur mit sonstigen Notizen, die sich auf den literarischen Verkehr beziehen, gegeben.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 87. — 27. März 1836.

Die theoretisch-praktisch begründete und erläuterte Lehre vom Schönen, oder Ästhetik. Ein Handbuch zum Selbststudium von Hermann von Keyserlingk.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Es würde sich dies am besten zeigen lassen, wenn es hier Ort verstattete, speciell in ein einzelnes poetisches Werk selbst einzugehen; allein man überlege jetzt nur, was und wie viel eigentlich poetisch Schönes, das der Poesie selbstständig angehört, übrig bleibt, wenn wir außer dem nachgewiesenen blos Interessanten von ihm auch noch denjenigen großen Antheil wegnehmen, dessen Beurtheilung sich auf sittliche und moralische Gesichtspunkte stützt, und wie dieses der Poesie eigenthümlich angehörige Schöne soll gefunden werden. So viel leuchtet ein, daß die Poesie uns jedesmal mehr oder weniger große Massen von Gesinnungen und Handlungen, von leidenden und thätigen Zuständen, von Begebenheiten vorführt, welche sie alle Beziehungen von der kleinlichsten Beschäftigung des Lebens an bis zu den Höhen der religiösen Weltbetrachtung hinauf durchlaufen läßt. Welche Begriffe aber können diese Massen so zerspalten, daß man jede einzelne in ihrer besondern Eigenthümlichkeit erblickt und dadurch in Stand gesetzt wird, die singularen ästhetischen Verhältnisse selbst gar in ihnen klar zu construiren? Nein, auch hier scheint sich eine unüberwindliche Schwierigkeit der Ästhetik als Wissenschaft in den Weg zu stellen.

Im Grunde aber wäre dies nicht einmal so sehr zu bedauern; denn einerseits hat das Ästhetische vor jedem andern Theile des menschlichen Wissens den Vorzug, daß sein Werth und seine Gewißheit durch die Erkenntniß seiner Gründe weder vergrößert noch vermindert wird, sondern seine ursprüngliche, ihm eigne Evidenz mit demselben Glanze beibehält, auch wenn man sich keine Rechenschaft darüber geben kann, und andererseits gewährt die Einsicht in die, zwar immer nur relative, Unmöglichkeit einer Erkenntniß die wohlthätige Rückwirkung, nicht allein, daß man den Standpunkt seiner Wissenschaft nicht verschätzt, sondern daß man auch einige negative Resultate daraus mit Vortheil herleiten kann. Dies Letztere will hier sogleich noch geschehen. Nehmen wir nämlich die beiden Hauptgedanken des Obigen zusammen, so sieht man leicht ein, zuerst, daß die Ästhetik unmöglich, wie bei andern Theilen der Philosophie der Fall ist, eine Wissenschaft sein kann, in welcher man die Untersuchung an einem einzigen Hauptfaden fortspinnt, sondern daß sie sich wird mit einem Lande vergleichen lassen, welches aus einer Anzahl einzelner kleinerer Republiken besteht, die zwar zusammen den Einen Namen des Landes führen, deren jede aber für sich eine selbständige Regierung hat; und zweitens, daß, um in dem Vergleiche zu bleiben, diese Republiken der Ästhetik insgesammt den Charakter der Platonischen an sich tragen, d. h. mit andern Worten, daß die Ästhetik, als die Wissenschaft von den Grundelementen des Schönen, mit den wirklichen Darstellungen des Schönen in den einzelnen Künsten weiter nichts zu thun hat, sondern diese dem Geschicke und den Talenten der Menschen überlassen muß.

Mit dieser zweiten Folgerung soll nämlich die früher mehr als jetzt geltende Ansicht abgewehrt werden, als ob man an der Ästhetik eigentlich eine Kunstlehre habe, oder auch, als ob dieselbe eine Kritik des Geschmacks sei. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht würde sich Demjenigen, der sie noch besitzt, am leichtesten an der Ethik, welche nämlich auch ein Theil der Ästhetik ist, nachweisen lassen, indem es dabei klar am Tage liegt, daß weder die genaueste Kenntniß der Grundelemente des Sittlichen, noch die geschärfteste Kritik, welche man über die Gesinnungen und Handlungen der Menschen anwendet, als solche irgend einen Einfluß auf die eigne sittliche Beschaffenheit ausübt. Vielmehr ist selbst in der Moral ebenso wie in allen andern Künsten die praktische Ausübung etwas ganz Anderes als die theoretische Kenntniß, und Niemand konnte etwas Wahreres sagen, als Fichte in seiner „Sittenlehre", daß „auch zur Tugend Genie gehört". Dasselbe zeigt sich an der Musik, weil Jeder weiß, daß man die einzelnen Accorde leicht fassen und also die Grundelemente ihres Schönen wol kennen kann, ohne dadurch zu wissen, wie man ein Componist wird. Was aber die Geschmackskritik betrifft, so zeigt es sich, daß dieselbe die Ästhetik selbst nicht vertreten kann, ebenfalls durch die Erfahrung, daß die besten Kritiker oft von den ursprünglichen und einfachen Verhältnissen des Schönen wenig oder nichts wissen. Allein diese Ansicht hat auch, wie gesagt, in der Gegenwart, unter den Philosophen wenigstens, so ziemlich ihr Recht verloren und sie mag daher nur nebenbei erwähnt sein.

Digitized by Google

Dagegen wollen wir uns mit der erstern genannten Folgerung nun zu der besondern Darstellung hinwenden, welche wir in der Schrift des Hrn. v. K. von der Ästhetik erhalten haben, indem nämlich dabei sogleich der Hauptfehler sichtbar und verständlich werden wird, weswegen man schwerlich dieser Darstellung zugestehen kann, daß sie die Aufgabe der Wissenschaft gelöst habe. Jene Folgerung bestand darin, daß die Ästhetik nicht in einer einzigen geraden Linie ihren Inhalt erschöpfen könne, sondern daß sie aus einer Menge einzelner Wissenschaften bestehe, von denen keine mit der andern mehr gemeinsam habe als nur das allgemeine Merkmal, daß sich alle mit Auffindung der einfachen Grundverhältnisse des Wohlgefälligen beschäftigen; wie weit ist nun die Folgerung in der vorliegenden Schrift berücksichtigt, oder wie weit ist sie verfehlt? Darauf antworten uns die §§. 1 — 9 des ersten, allgemein theoretischen Abschnitts. Ihr Inhalt ist mit wenigen Worten dieser.

Um den Begriff des Schönen im Allgemeinen zu begründen, beginnen wir mit der Frage: was ist die wahre Wesenbestimmung des Menschen? Diese besteht, wenn man den Menschen in seiner nothwendigen Beziehung zum allvernünftig-alliebenden Weltgrunde, d. i. zu Gott, auffaßt, offenbar darin, daß er vollkommen und selig werde. Aus dem Wissen des Menschen von seiner Wesenbestimmung geht aber unmittelbar das Verlangen hervor, sie wahrhaft zu verwirklichen, und er wird dies vollständig erreicht haben, wenn die zwei verschiedenen in ihm zur Einheit verschmolzenen Wesen, nämlich Geist und Körper, der Idee des Vollkommenen gleichmäßig entsprechen, wodurch er absolut vollkommen und dadurch zugleich schön wird; denn die Begriffe Vollkommenheit und Schönheit sind ihrer Natur nach gleichlautende und identische. Allein, obgleich der Mensch zwar wissen kann, daß diese Idee des Vollkommenen und Schönen ein in sich schlechthin einziges Anschauen ist, so wird ihre Verwirklichung dennoch stets nur mit einseitiger Beziehung entweder auf den bewußtvernünftigen Geist, oder auf die sinnlich-körperliche Natur geschehen können, d. h. die schlechthin in sich einige Idee des Vollkommenen und Schönen erscheint dadurch in der Ausführung als eine zwiespaltige, es wird ein geistig und ein körperlich Vollkommenes und Schönes. Die geistige Schönheit besteht darin, daß der Menschengeist vollkommen in Übereinstimmung mit seinem Wesen, als mit einem bewußtvernünftigen, will und handelt. Um über diese Idee zum klaren Bewußtsein zu kommen, gibt es zwei Wege: einmal geschieht es nämlich dadurch, daß sie entwickelt und verdeutlicht, oder in Begriffe verwandelt wird, wie dies in der Ethik der Fall ist; zweitens dadurch, daß sie unmittelbar in ihrer Ganzheit und vollendeten Klarheit zur Anschauung gebracht wird, und dies geschieht durch die Phantasie in der Kunst. Sofern nun die Kunst überhaupt die Idee des Vollkommenen und Schönen in ihrer Beziehung auf den Menschengeist unmittelbar in vollendeter Klarheit hervorzurufen bezweckt, ist sie Geistes- oder Phantasiekunst. Zu dieser gehören die Dichtkunst und die Musik mit ihren Arten. Bezweckt dagegen die Kunst überhaupt die Darstellung der Idee des Vollkommenen und Schönen in Bezug auf die sinnlich-körperliche Natur des Menschen, so ist sie die materielle insbesondere, oder die Plastik. Endlich muß es noch eine dritte Hauptform geben, in welcher das geistig und körperlich Vollkommene in seiner untrennbaren Einheit veranschaulicht wird, und dies ist die Malerei.

Es gab eine Zeit, wo es für einen Chronikenschreiber Mode war, mochte er nun die Geschichte eines Landes oder auch vielleicht nur die seiner eignen Stadt beschreiben, den ersten Ring seiner Erzählung, wenn nicht an die Erschaffung der Welt, doch wenigstens an die Sündflut anzuknüpfen. Mit diesem Verfahren hat die soeben mitgetheilte Deduction in der That große Ähnlichkeit, und zwar so sehr, daß es überhaupt zu verwundern ist, wie schnell wir dabei zum Ziele gekommen sind. Aber der Leser muß wissen, daß ihm noch manche andere Ehren vorenthalten wurden, wie z. B. ein Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, oder Das über die wahre Menschennatur u. dgl. m., welches wir, wenn es interessirt, in dem Buche selbst nachzusuchen bitten müssen. Doch, abgesehen hiervon, so möchte es wol Niemanden entgegen sein, daß nun grade diejenigen Fehler, die wir in dem Vorhergehenden, als von der Ästhetik zu vermeiden, uns abstrahirt haben, in der Behandlungsweise des Werkes in der größten Blüte enthalten sind. Die beiden Allgemeinbegriffe: Schönheit und Vollkommenheit, welche zudem noch für identisch erklärt werden, was nicht der Fall ist, stehen an der Spitze; wir erfahren weder, was sie bedeuten, noch ist von irgendwelchen specifischen Differenzen des Schönen die Rede, sondern so ganz in der Unbestimmtheit, worin sie sind, ziehen sie sich durch Dichtkunst, Malerei und Plastik, als ob es für alle diese einzelnen Künste nur eine einzige Schönheit gebe, hindurch. Wir halten es nicht für nöthig, hierüber noch mehr zu sagen, eine solche Leerheit muß Jedem von selbst einleuchten.

Ebenso kurz können wir uns nun auch über die beiden noch übrigen Abschnitte des Buches fassen, von denen der letzte, der speciell theoretische, die Begriffe der Hoheit, Erhabenheit, Würde, Anmuth, Naivetät und Sentimentalität in Bezug auf das geistig Schöne, und die Begriffe Gesundheit, Vollständigkeit, Ebenmäßigkeit, genaue Übereinstimmung der Theile zu einem Ganzen und die Zweckmäßigkeit abhandelt. Es fehlt allen diesen Erörterungen an der Specialität, welche sich nach Ansicht des Rec. niemals wird erreichen lassen, bevor man nicht eine genaue Analyse anerkannter Kunstwerke, unterstützt von den Einsichten einer bessern Psychologie, als die gewöhnliche ist, wird vorgenommen haben. Der mittlere Abschnitt dagegen, der eine kritisch-geschichtliche Übersicht von dem Entwickelungsgange der schönen Künste enthält, verdient dasjenige Lob, welches dem Buche überhaupt kann gegeben werden; er zeigt von guter Bekanntschaft mit dem Gegenstande und veranlaßt daher den Wunsch, daß der Verf. ihn allein zu einer Schrift möchte verarbeitet haben. 70.

Gedichte von O. F. Gruppe. Berlin, Reimer. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verfasser der vorliegenden Gedichte, der sich namentlich in der Tropfen auf Tropfen anwachsenden lyrischen Monologie vortheilhaft auszeichnen, gehörte einem kleinen Dichterbunde an, der vor einigen Jahren zu Berlin aus nicht unbegabten Mitgliedern bestand, welche zwar nicht ganz so strapaziös wie der Hoffmann'sche Novellistenbund, aber doch wie Abraham und Goth einträchtig beisammenwohnten. Für Berlin war dieser stille Verein, eine Mittwochsgesellschaft en miniature, gross

ein gutes Zeichen, und wäre Berlin nicht ein gar zu unschmiegsamer Ort, an welchem auch die Geister, durch chronisches Stillschweigen bei Stehely und Josty verwöhnt, unschmiegsam und ungesellig werden, so hätte vielleicht nach Wackernagel's, Simrock's und des talentvollen Kugler Versperrung dieser harmlose Verein sich in andern Gliedern fortpflanzen können; so aber hat er sich aufgelöst, und es scheint nur, daß wir in den vorliegenden Gedichten Gruppe's einen Theil der Ergüsse vor uns haben, welche die poetischen Freunde sich in ihren geweihten Abendstunden mitzutheilen pflegten.

Was uns der Dichter in den vier Büchern seiner Sammlung gibt, sind Lieder, Balladen, Elegien und ein kleines Allerlei von Sonetten und invectivischen Gedichten. Unter diesen Gattungen sind unstreitig die Lieder die vorzüglichsten. Folgendes kleine ist als momentane lyrische Anschauung reizend und plastisch:

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer, stiller Nacht,
Die Passagiere schlafen,
Der Postillon fährt sacht.

Beim Försterhaus im Walde,
Was bläst der Postillon?
Die Passagier' erwachen,
Und meinen, 's wär' Station.

Er bläst so sanfte Lieder
Zum Fenster klar empor,
Es hallt der Wald sie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja, scheine Mond ins Fenster
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Posthorn und Mondenschein.

Ohne das Vorrecht der Kritik, Proben zu liefern, über Gebühr misbrauchen zu wollen, stehen hier nur noch zwei Gedichte diese Sammlung vom Liebesgenre. Das ernste:

Locke nicht so süß und selig,
Süße, süße Schmeichlerin;
Zieht es doch unwiderstehlich
Mich im Busen zu dir hin.

Kommst du, um mich noch zu retten
Aus der Wogen wildem Drang?
Oder willst du nur mich retten,
Du Sirene von Gesang?

Fliehen will ich! Wohin fliehen?
Zuflucht ist bei dir allein,
Und Gefahr und Rettung ziehen
Mich in deinen Arm hinein.

Ein anderes, nicht scherzhaft, aber mehr ad hominem und für die Widerwärtigen berechnet:

Rührt euch und schafft, erwerbet
Nach braver Männer Art —
Das Geld, das ist ererbet,
Das hab' ich stets gespart.

Vergeudet und verschwendet
Nicht so in Saus und Braus —
Was Gott mir zugewendet,
Trink ich im Stillen aus.

Und die unbänd'gen Triebe
Bezähmt und wehret ab —
Gott Dank! der für die Liebe
Mein heißes Blut mir gab.

„Nenn' bist du auch so leblos
So nüchtern und so lahm,
So schwunglos und so trieblos
Und so verzagt und zahm.

Bei Reichthum und bei Jugend
Bist du doch alt und arm,
Und bist bei aller Tugend
Ein Lump, daß Gott erbarm!"

Man sieht, daß man bei diesen Liedern mit ordinairen Rügen und Vorwürfen nicht ausreicht; denn wo Geist, Gemüth und Anlage zu lyrischer Gestaltung sichtbar sind, wie in den mitgetheilten Stücken, da ist der Dichter an und für sich über das Ordinaire hinaus. Allein eine allgemeine Rüge, wenn es so genannt werden soll, welche diese Sammlung als zu einer bestimmten Gattung gehörig trifft, läßt sich um so weniger unterdrücken, da ein großer Theil derselben wirklich werthvoll ist. Es gibt in Deutschland schon seit geraumer Zeit eine reflectirte Lyrik, welche insofern eigentlich das Widerspiel der einfachen Lyrik bildet, als sie von der Unmittelbarkeit der Empfindung nichts weiß. Man hat der Weber'schen Musik den Vorwurf gemacht, daß sie reflectirt sei, und hierin wollen allerdings die abstracten Anhänger eines großartigen, aber von ihnen selbst nur halbverdauten Systems, welche Gluck als die wahrhaft concrete Macht in der deutschen Musik verehren, einen scharfen Tadel aussprechen; allein immer bleibt es diesen entgegen ein factischer Beweis, daß das reflectirte Tongeträume im „Oberon" auch auf Solche eine entschiedene Macht ausübt, die in den Principien, nein, besser, die im Geiste jenes philosophischen Systems gebildet und erzogen sind. Es muß also doch mit diesen Tongedanken, welche eben keine Gedanken, sondern nur Reflexionen sein sollen, nicht so ganz seine Richtigkeit haben. Gibt es also wie eine Musik der Reflexion, so eine Poesie der Reflexion, was neuerdings von vielen Seiten constatirt worden, so muß ja die Stellung dieser zum allgemeinen Urtheil ganz dieselbe sein, und es kann geschehen, daß auch Diejenigen sie nicht unpoetisch finden, welche von der Energie des wirklichen Gedankens in Leben, Kunst und Wissenschaft durchdrungen sind. Auch wird sich der scheinbar hier obwaltende Widerspruch sogleich lösen, wenn man das Reflexionsverhältniß genau in dem nothwendigen Sinne einer neuesten Philosophie nehmen will, nach welchem es eine Stufe des Geistes gibt, wo er nicht aus seiner innersten und innigen Unendlichkeit, sondern aus dem Widerspiel mit dem Andern und Entgegengesetzten seinen Inhalt schöpft. Wollte man leugnen, daß auf dieser Stufe die Poesie unmöglich wäre, so müßte man erst aufzeigen, daß auf dieser der Geist nicht der Geist wäre. Solch Bemühen aber wäre leibhafter Unsinn.

Es gibt aber, entgegengesetzt der Reflexionspoesie, eine Poesie der geistigen Unmittelbarkeit, welche in der Grenze des Lyrischen am augenscheinlichsten ihren Vorrang geltend macht, weil eben alles Lyrische auf der Unmittelbarkeit der Empfindung beruht. Der lyrische Gedanke ist der unmittelbar-poetische Gedanke; wegen seiner Unmittelbarkeit ist er ganz in sich zusammengeschlossen und in sein eignes Wesen concentrirt; er ist mithin ein Totales, und eben deshalb, als Poetisches, ein Höheres als der Gedanke, der auf der Stufe der Reflexion in sich selbst und durch das Andere entzweigebrochen ist. Die deutsche Poesie hat einen Dichter, der diese Totalität der unmittelbar-gedankenvollen Lyrik auf das Entschiedenste und Großartigste ausdrückt, und dies ist Ludwig Uhland, der deshalb unzweifelhaft in neuester Zeit unser größter Lyriker ist und bleibt. In Uhland's Poesie findet sich nichts Zerstückeltes; solch ein einiges Wesen hat, Göthe ausgenommen, nie ein deutscher Sänger erschlossen. Darum hat er selbst ganz richtig von sich erklärt, daß in den „einzelnen Gestaltungen" sich „größeren Gedichts Entfaltungen" offenbaren, und was das Herrlichste ist:

— als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüth.

Neueste Zeiten haben, wie einen Umsturz aller literarischen Dinge, so auch einen Umsturz unserer Lyrik bewirkt. Hierdurch begreift es sich, daß sogar geistreiche Kritiker, denen die poetischen Fühlfäden nicht abzusprechen sind, sich in Einseitigkeiten verfesten und es mit pikanten Wendungen so darstellen

Digitized by Google

können, als ob es außer Göthe und Heine keine deutsche Lyrik mehr gäbe.*) Aber so liebenswürdig auch die fashionablen Teufelchen sein mögen, welche sich auf den Boulevards und Promenaden in schönen Stiefelchen und reinlichen Manschetten umhertreiben und uns lustigerweise in Bonbonspapierchen eingewickelt ihre nixenhaften Gedichtchen an den Kopf werfen, deren Oberstes ein ewiges Gefühl, das Unterste aber ein schlechter Witz ist, so sind doch diese losen Fäntchen weiter gar nichts als eben nur Reflexionsteufelchen, bei denen man allerdings eine große „Zerstreuung", aber nimmermehr ein ganzes „Gemüth" merken kann.

Der poetische Gedanke, als Reflexion genommen, ist freilich auch ein Gedanke, aber keineswegs so nobel und um ein gut Theil mattherziger als derjenige, der aus der bewußten Totalität des Geistes, aus dem Gefühl der einigen Monas schlank und schön, wie aus dem Nichts entspringt. Denn auch der Geist selber ist aus dem Nichts entsprungen, weil ja das Negative mit zu seinem eigensten und innersten Wesen gehört. Am deutlichsten spricht sich in unserm Dichter das Reflectirte seiner Dichtweise in den „Balladen" aus, welches großentheils nur bearbeitete Züge der Sage oder Geschichte sind. Die Uhland'sche Ballade ist etwas innerlich unendlich Reiches. Wie dieser ganze Dichter ein allgemeiner ist, sodaß also weder im Norden noch im Süden ausschließlich seine Heimat ist, sondern ganz Deutschland seine Gesänge in immer neuen Auflagen sich ans Herz hat dringen lassen, so ist namentlich seine Ballade das wahrhafte Individuum einer durchaus allgemeinen Gattung. Denn jene gewaltigen Mächte, welche in der alten Sage brausen und gebieten, haben sich nur metamorphosirt, sie haben ihre vergangenheitliche Form abgestreift; ihrem Wesen nach jedoch, weil sie geistige Mächte sind, sind sie noch in der Welt vorhanden. Darum ist die Ballade noch heute wie vor 500 und 1000 Jahren ein gegenwärtiges Moment deutscher Poesie (und auf das deutsch ist einiges Gewicht zu legen, denn der Franzose hat keine Ballade). Als solches faßte sie schon Bürger, der Vater unserer modernen Ballade, vor 60 Jahren; aber eben deshalb ist Alles, was in der leider zu trivial gewordenen Balladenform nur alte Geschichten von grauen Königen, Sängern, Rittern, Däumlingen, Gespenstern, Mönchen und Nonnen auftischt, oder nur matte Variationen einer und derselben Idee, eines und desselben Zuges aus mittelalterlichen Zeiten zum Besten gibt und immer wiederbringt, wie z. B. die Geschichte vom verführten Mädchen, vom Sohn, der den Vater erschlug, vom Wassermann, der sein irdisches Lieb holt, vom nächtlichen Reiter, der seine Braut entführt, vom eifersüchtigen Knaben u. s. w., eben darum ist all dieser tausendfache seichte Nachtrab als der neuerstandenen Gattung ungehörig von der Hand zu weisen. Wir wollen hier schließlich eine solche Ballade, die aber keine ist, zum Beweis hersetzen:

Schön Christel.

Der Mond so trübe durch Wolken scheint,
Schön Christel sitzt auf dem Bett und weint.

Zur Hochzeit ist geschmückt das Haus,
Doch zur Hochzeit bleibet der Bräutigam aus.

Da pocht es noch spät um Mitternacht
An Christel's Kammer, es pocht so sacht.

Und dreimal pocht es: wer kann das sein?
Die sittsame Christel läßt sie ihn ein?

Wol sprang mit Entzücken empor die Braut,
Doch sprach sie: „Wir sind ja noch nicht getraut."

Er sprach: „O öffne nur, liebes Kind,
Denn ich bin kalt wie die Todten sind."

Sie öffnete Schloß und Riegel sogleich,
Seine Stimm' ist heiser (!), sein Antlitz bleich.

Er sprach: „Ich schwur es, und komme zu dir;
Du aber, Liebchen, kommst du mit mir?"

Und wie zum ersten der Hahn gekräht,
Da sprach er: „Liebchen, es wird mir spät."

Sie nahm in Eile die Hochzeitschuh:
Er sprach: „Nun, Liebchen, muß ich zur Ruh."

Sie nahm in Eil das Hochzeitkleid:
Er sprach: „Nun ist es höchste Zeit."

Husch ging es dahin durch den schwarzen Wald,
Der Mond schien trübe, die Luft war kalt.

Husch über die Wiesen im lustigen Lauf
Zum Kirchhof ferne, die Thür sprang auf.

Da stand im Gewölb' ein offner Sarg —
In den Sarg hinein, der sie Beide barg.

Solcher Balladen besitzt Deutschland mindestens 20,000 Stück. Wie aber ein Mann, dem es nicht an Geist gebricht, dergleichen bloße Nachbildungen für Gedichte ausgeben kann, ist nicht zu begreifen.

Wäre Deutschlands poetische Jugend nicht so gänzlich der innern Gestaltung abgestorben, dann würde sie begreifen, wie wichtig und bedeutungsvoll auch für das neue poetische Jahrhundert die wahre echte Ballade ist, dann würde sie sie theuer genug achten können die wenigen Dichter, welche in dieser Gattung Ausgezeichnetes geleistet haben. Drei Viertheile von den Poeten, welche jeden Tag bei Sonnenuntergang ein halb Dutzend Gedichte in ihr Tiroir schieben, wissen nicht einmal, was eine Ballade ist, und sehr dankenswerth wäre es ihnen um dieses gröblichen Nichtwissens willen, wenn irgend ein poetischer Mann heutiger Zeit, anstatt seine wässerigen Originalien zum Besten zu geben, eine Sammlung aller fremden Balladen veranstalten wollte, welche unter uns diesen Namen verdienen.

71.

*) Vgl. den interessanten Aufsatz von Dr. Mises: „Heine als Lyriker", in Nr. 183—185 dieser Blätter f. 1835.

Notizen.

In einem Bericht an die asiatische Gesellschaft in Bengalen gibt Hr. Pittington Notizen über einen ungeheuern Fisch, dessen Existenz, wie es scheint, bisher den Naturforschern unbekannt war. „Ich lag", schreibt er, „im December 1829 unweit der Bai von Manilla vor Anker; da erhob sich eines Tages um die Mittagszeit auf dem Verdeck ein gewaltiger Lärmen; es hieß, das Schiff sei vom Anker los, und befinde sich über einer Korallen- oder Sandbank. Mehre Leute aus Manilla, die sich auf dem Schiff befanden, erklärten jedoch mit Ruhe, daß dies nichts sei als der Chacon. Bei genauerer Ansicht fanden wir wirklich, daß dies nur der schwarz- und weißgefleckte Rücken eines ungeheuern Fisches war. Der Hochbootsmann, ein verwegener Spanier, begab sich mit vier Begleitern in ein Boot, von wo aus es ihm gelang, den Fisch mit der Harpune zu treffen. Die Länge desselben, soviel man von ihm entdecken konnte, mußte mindestens 70—80 Fuß betragen, seine Breite etwa 30 Fuß. Der Rücken war gefleckt und glich, wenn das Thier sich still verhielt, täuschend einer Korallenbank."

Dem verstorbenen Admiral Rigny soll von seiner Familie auf dem Kirchhofe des père Lachaise ein kostbares Mausoleum aus weißem Marmor errichtet werden. Auf dem ersten Basrelief sollen Griechenland und Frankreich vorgestellt werden, weinend am Grabe des Siegers von Navarin. Das zweite zeigt den Admiral, wie er am Bord des Admiralschiffs Sirene die Schlacht beobachtet. Unter den Grundstein sollen eine Anzahl der für den Sieg von Navarin geschlagenen Denkmünzen gelegt werden.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 28. März 1836.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland. Zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. Erster Theil. Stuttgard, Löflund. 1835. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Bojardo —? Verliebter Roland —? Was ist das? Was sind das für Leute? — So mögen beim Lesen des Titels wol manche in der Romanenliteratur unserer Zeit sonst wohlbelesene Damen und Herren sich fragen, da es bei uns wie bei den alten Phäaken noch immer gilt, daß der neueste Gesang der süßeste ist, wo es denn bei der Sündflut von neuen Gesängen, die jede Messe uns bringt, wol sehr natürlich ist, daß die alten Gesänge so vergessen werden, daß ein großer Theil des heutigen Geschlechts auch nicht eine Ahnung von ihrem Dasein hat. So erlauben Sie denn, meine Damen und Herren, daß ich Sie unter der Hand mit den obgenannten Leuten einigermaßen bekannt mache.

Es war einmal, vor mehr als tausend Jahren, ein König der Franken, Namens Karl, der war ein großer Held, hatte in seinem Leben viele Kriege mit Sachsen, Longobarden, Sarazenen u. s. w. zu bestehen, die er alle besiegte, sodaß er sein Reich von der Raab in Ungarn bis zum Ebro in Spanien, von der Eider in Dänemark bis ans Mittelmeer ausdehnte und deshalb sich zum Kaiser krönen ließ und nach seinem Tode noch als Heiliger in der Kirche verehrt wurde. Damals nun war es nicht wie jetzt; es gab nicht so unsaglich viele überaus vortreffliche Fürsten, Kaiser und Könige, daß man den einen über den andern vergessen hätte; sondern, wenn der liebe Gott einmal so einen gegeben hatte wie jenen Karl, so nahm man das als eine seltene Gnade auf, nannte ihn den Großen, sprach ihn heilig nach seinem Tode, und Kinder und Kindeskinder erzählten sich noch Jahrhunderte lang von seiner Weisheit und von seinen Thaten. Auch vergaß man nicht die Helden, die ihm zur Seite gestanden, wie einst die starken Männer dem David, sondern auch von ihnen wußte man gar viel Rühmliches und Schönes zu erzählen. Und wie es denn mit solchen Erzählungen zu geschehen pflegt, daß Jeder hier etwas hinzusetzt, dort etwas wegläßt, der Eine noch das weiß, wovon der Andere nichts wußte, und also solche Erzählungen im Munde der reichsten und gewaltigsten Dichter — ich meine die erzählenden Großväter und Großmütter — wie die Schneelawinen im Gebirge immer größer und größer werden, so war endlich des Sagens und Erzählens von Karl dem Großen und seinen Helden oder Paladinen so viel geworden, daß es die sogenannten Dichter von Profession nicht mehr mitansehen konnten, sondern sich daran machten und in vielen, man möchte beinahe sagen hunderten von poetischen Erzählungen Dasjenige in bessere Ordnung zu bringen suchten, was schon im Munde des Volkes zur schönsten Dichtung geworden war. Nachdem nun schon viele solcher Dichter in Ernst und Scherz von Karl dem Großen und seinen Helden gesungen, da kam auch Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, der als wackerer und treuer Vasall vor beinahe 400 Jahren im Dienste der Herzoge von Ferrara lebte, und versuchte es, die schöne alte Sage noch schöner zu besingen, als es jemals vor ihm geschehen. Und da er ein gelehrter Mann war, der auch Griechisch verstand, wie er denn den Herodot übersetzt hat und aus einem Gespräche des Lucian eine Komödie: „Timon von Athen", gemacht hat, so verdroß es ihn, daß während von andern alten Helden, wie z. B. von den Rittern der Tafelrunde, so viel schöne Liebesmären erzählt wurden, von den Helden Karl's, und namentlich von dem ersten und stärksten derselben, dem Roland, immer nur ungefüge Lanzenstöße und Schwerthiebe berichtet würden, und er beschloß, was er, wie er sagt, in einem lange verheimlichten Buche des alten Erzbischofs Turpin von Rheims gefunden, der mit Karl gelebt und gefochten hatte, wie nämlich auch Karl's Helden nicht bloße Haudegen gewesen, sondern auch der zarten Minne gepflogen und sich adelig und fein gegen schöne Damen zu benehmen wußten, der bis dahin getäuschten Welt kund zu thun. Und deshalb schrieb er nun das schöne Gedicht, womit ich Sie bekannt machen möchte, und nannte es den „Verliebten Roland". Wenn Sie nun aber etwa meinen, daß Sie darin nichts als eine herzbrechende Liebesgeschichte vom Roland zu lesen bekommen sollen, so würden Sie sich gewaltig irren. Der alte Meister Bojardo liebte zwar die Frauen und erzählte gern von ihrer Schönheit, ihrer Tugend, und gelegentlich auch von ihren Schalkheiten und den bösen Streichen, die sie den Männern spielen, aber er vergaß doch darüber nicht, daß er Helden, und zwar Helden Karl's zu besingen habe, und daß

Digitized by Google

Karl sich zeitlebens viel mit den blinden Heiden herumgeschlagen habe und mit seinen Rittern ein rechter Schirm und Hort der Christenheit gewesen. Darum hat er nun fast die ganze Welt aufgeboten, daß sie in den Kampf träte gegen den Kaiser, damit eben aus der Größe der Gefahr die fromme Weisheit des Kaisers und die Tapferkeit seiner Helden um so schöner hervorleuchten möchte. Da läßt er zuerst eine wunderschöne Dame, Angelica, und ihren Bruder, Argalia, die Kinder des Königs Galafron von Kathay, bei Paris eintreffen, wo grade Karl mit seinen Rittern und auch einigen dazu geladenen Sarazenenhelden große Tafel hält. Er mit einer Zauberrüstung und Zauberlanze, die Jeden, den sie berührt, aus dem Sattel wirft, und sie mit ihrer übermenschlichen Schönheit hoffen alle Helden Karl's durch Waffen oder Liebe zu fangen, um dann mit ihren Heeren über den wehrlosen Kaiser herzufallen. Der Plan gelingt nur zum Theil, aber doch die Besten, Roland und Reinhold, folgen der Schönen nach Indien, wo sie, und namentlich Roland, die unglaublichsten Thaten zu ihrer Vertheidigung verrichten. Von der andern Seite kommt Gradasso von Sericana (ich bitte, mich nicht allzu genau zu fragen, wo diese Kaiserthümer liegen) aus dem Orient über Spanien und nimmt gleich den König Marsilio mit, um vereint mit ihm über Frankreich herzufallen. Drittens kommt Agramante, König von Afrika, der den Tod seines Vaters Trojan, welchen Roland einst erschlagen, zu rächen hat, und bringt einen jungen Helden, Rüdiger, mit, ohne welchen nach einem Schicksalsspruche der Zug nicht gelingen könne, und welcher der Stammvater des Hauses Este von Ferrara zu werden bestimmt ist. Endlich ist auch noch Mandricardo, König der Tataren, ganz allein nach Europa gekommen, um zu den Waffen Hektor's, die er schon besitzt, noch das ihm fehlende Schwert Roland's, Durindana, zu gewinnen. Wie nun diese und noch viele andere Fäden der Erzählung sich anmuthig durcheinander verschlingen und wieder lösen, wie die hundertmal abgebrochenen Geschichten immer zur rechten Zeit wiederaufgenommen werden, wie Ritter und schöne Frauen, Tapfere und Feige, Edle und Nichtswürdige, Zauberinnen und Ungeheuer, wie heiterer Ernst und mitunter etwas derber Spaß das Ganze beleben, erheitern und würzen, das mögen Sie zu Ihrer Ergötzung in dem schönen Buche, das Ihnen hiermit dargeboten wird, selbst nachlesen. So viel will ich nur noch sagen, daß der ehrliche Bojardo, der auch sonst ein höchst ehrenwerther Mann war, sein großes Werk (es sind zusammen 71 Gesänge) nicht zu Ende gebracht hat. Als die von jeher etwas unruhigen und nach fremden Ländern lüsternen Franzosen unter ihrem Karl VIII. 1494 in Italien einbrachen, um Neapel zu erobern, da brach der wackere Mann freilich sein Gedicht ab, und bald nachher, noch im nämlichen Jahre, brach ihm das Herz. Deßen Sie aber darum nicht verdrießlich, daß das Gedicht ohne Ende ist; haben Sie ja doch die Fortsetzung und den Schluß wahrscheinlich Alle gelesen, denn das ist nichts anderes als der köstliche „Rasende Roland", welcher Ihnen von der nämlichen Meisterhand schon vor Jahren ist dargeboten worden.

Nun wissen Sie, wer Bojardo und wer der verliebte Roland waren. Aber Eins wissen Sie noch nicht, weil es doch wol nicht bekommen, daß ein so gelehrter, wenn Sie mir einen Glauben schenken, so schönes Gedicht so gänzlich konnte in Vergessenheit gerathen, daß nicht allein so belesene Leute, wie Sie, vielleicht bis jetzt kein Wort davon gehört haben, sondern daß selbst das Ihnen hier geborene Buch auf dem Titel gestehen muß, es erscheine hier zum ersten Male ins Deutsche übersetzt. Und gestehen Sie es nur, Sie sind nicht abgeneigt, daraus den Schluß zu ziehen, es müsse mit der großen Vortrefflichkeit des Gedichts wol nicht so ganz richtig sein. Aber mit diesem Schlusse, meine hochgeehrten Damen und Herren, würden Sie sich abermals täuschen. Das Gedicht ist wirklich vortrefflich; nur, wie es mit schon manchen trefflichen und geistreichen Mann gehen haben werden, dessen Kleidung nicht die modernste, und dessen Benehmen in der Gesellschaft nicht das gewandteste war, und der daher von Solchen bespöttelt wurde, die grundliches Urtheil eben nur über Kleiderschnitt haben, so ist es auch dem guten alten Grafen gegangen. Er lebte, wie wir sagen würden, in der Provinz, auf seinem Schlosse, oder in dem kleinen Orte Scandiano in Ferrareſischen, und bediente sich daher zu seinem Gedichte der Sprache, die man nun eben daselbst redete; deßhalb hat ihn der Tod verhindert, die letzte Hand an sein großes Werk zu legen und also den Schnitt desselben etwas modischer zu machen, was er übrigens, wie manche andere seiner Gedichte zeigen, als ein fein gebildeter Mann ganz gut verstand. Sowie er es hinterlassen, wollte es nun den feinen Zungen der Haupt- und Residenzstadt der Sprache, Florenz, nicht recht munden und es haben sich denn auch bald dienstfertige Freunde, welche an dem Werke Allerlei, vorzüglich in der Sprache, zu meistern, zu glätten und zu putzen unternahmen, obwohl es denn, wie Sie gefälligst aus der Vorrede zu Ihnen hier dargebotenen Büchleins gar genau und gründlich erfahren können, zuletzt so verändert und umgestaltet wurde, daß es in diesen neuen Kleidern sich selbst nicht wiedererkannt hätte. Nehmen Sie nun noch hinzu, daß es dem armen Bojardo wie so manchen Andern gegangen, daß ihm nämlich sein Geistessohn allerdings etwas über den Kopf gewachsen ist, und daß seitdem noch viele andere Köche gekommen sind, die den Brei anders und jüngst wieder anders nach dem Geschmack der Leute zuzubereiten wußten, so werden Sie Sich hoffentlich nicht mehr wundern, daß ein so schönes altes Werk so lange in der literarischen Rumpelkammer gelegen, und werden es unserm trefflichen Publicisten Gries Dank wissen, daß er, der Ihnen schon so manches herrliche Geschenk gemacht hat, Ihnen auch diese, wahrlich nicht geringe Gabe anbietet. Was Sie erhalten, ist nämlich etwa nur ein Viertel des Ganzen, und Sie werden gestehen, es gehört unter andern Tüchtigkeiten, als da sind Talent, Uebung, Geist, Geschmack

Digitized by Google

Poesie, auch noch ein nicht geringer Muth dazu, in unserer Zeit der Pfennigsliteratur eine solche Arbeit zu unternehmen. Offenbar traut Ihnen unser wackerer Gries selbst zuviel von jenen Kindlichkeiten, namentlich die drei letzten zu, und Sie werden doch sein Vertrauen nicht zu Schanden machen wollen und werden, wäre es auch nur schonenhalber, wie man zu sagen pflegt, und um Ihren guten Ruf zu erhalten, ihn bei seiner sauern Arbeit dadurch unterstützen, daß Sie sein Werk, ich sage nicht blos lesen, sondern auch kaufen.

Sie erwarten nun vielleicht, daß ich Ihnen von dieser Übersetzung ein Langes und ein Breites rühme; allein Gott, mein Dünkel und Herrn, Ihren Sie Sich zum dritten Mal. Wahrlich, ich müßte ja Ihre Belesenheit und Ihren guten Geschmack gar nicht kennen, ich müßte Sie für wahre Barbaren halten, wenn ich glauben könnte, daß Ihnen unser alter Meister Gries unbekannt wäre oder meiner Anpreisung bedürfte. Erinnern Sie sich nur gütigst an seinen schon viermal immer zarter und frischer und lieblicher wiedergeborenen Tasso, an seinen schalkhaften Ariost, der auch schon zum zweiten Male seine Reise durch die Welt machte, an die Pracht seiner Übersetzung des Calderon (ob Sie auch seinen „Rinaldo" gelesen, will ich nicht so zuversichtlich behaupten), an so manche heitere und zarte Gedichte dieses ersten unserer Übersetzermeister oder Meisterübersetzer, und Sie werden dann Voraus überzeugt sein, daß er auch hier der Meister ist. Bis dahin glauben Sie mir denn nur auf mein Wort, Sie werden sich darin nicht zum vierten Male täuschen; und wenn sie sich an dem Rolando unsers Gries erfreut haben, so lassen Sie auch einen Gedanken des Dankes fallen auf Den, der Sie zuerst darauf aufmerksam gemacht hat, nämlich auf Ihren alterunterthänigsten

Nr. 63.

Sächsisches Expropriationsgesetz. Oder die Abtretung des Grundeigenthumes bei im Königreiche Sachsen anzulegenden Eisenbahnlinien, nach den darüber erschienenen Gesetzen bearbeitet und mit Hinzufügung rationell-landwirthschaftlicher Erläuterungen für Beamte, Taxatoren, Grundeigenthümer und alle sonstige Interessenten systematisch dargestellt von einem Kameralisten. Leipzig, Günz. 1836. 8. 10 Gr.

Eisenbahnen und Runkelrübenzucker, diese beiden Losungsworte des Tages, wovon alle Zeitungen und alle Unterhaltungen wiedertönen, werden hoffentlich das alternde Europa durch vermehrte Circulation und Genuß verjüngen und versüßen. Es ist aber eine ernste und wichtige Sache um die Eisenbahnen. Denn einerseits greifen sie gewaltig in die Sicherheit des Eigenthumes und das Recht der freien Verfügung über das Seine, indem sie das Obereigenthum des Staats in einer Ausdehnung, wie noch nicht dagewesen, zur Ausübung bringen und ohne Rücksicht auf Besitz, Genuß und Freude des Einzelnen ausüben, vielmehr durch Gewöhnung die Lehre populair machen, daß Alles, was Einzelne haben und lieben, dem gemeinen Besten willig zum Opfer gebracht werden muß. Andererseits ist es unleugbar, daß der Verkehr und die Cultur der Völker und des Menschengeschlechts bedingt sind durch die Möglichkeit der Berührung und des Umganges miteinander, daß also, wenn die Menschen auf den Eisenschienen zueinander fliegen können, jene auch zu Fuße vorschreiten muß, und daß hierdurch Dampfwagen und Dampfschiffe mächtige Hebel zur Beförderung der Mittheilung leiblicher und geistiger Bedürfnisse und Güter, des Handels, des Reichthums, des Wohlstands und der Verständnisse und Einsichten abgeben. Daß sie auch die Gefahr mitbringen, die Menschen und das edle Gut der Cultur der Gewohnheit mittelst dampfig zu machen, daß nur zur Vorsicht in der Anwendung anleiten, ihr aber nicht entgegengesetzt werden; denn es gibt kein irdisches Gut, das nicht auch seine Kehrseite hätte. Diese aber ebenso gut zu kennen als die Vorderseite und hiernach die erforderlichen Maßregeln zu erdenken und zu treffen, das eben ist der Beruf der Gesetzgebung.

Die leipzig-dresdner Eisenbahn ist weniger an sich als vielmehr rücksichtlich der weitern Nachfolge und der Anschließung eine überaus erhebliche Unternehmung, und es gereicht der sächsischen Regierung zur Ehre, daß sie, solches erkennend, geeilt hat, sich mit derselben zu beschäftigen und deren Ausführung zu sichern, vorzüglich durch die baldige Erlassung eines Gesetzes über die wechselseitigen Rechte und Pflichten der Unternehmer der Eisenbahn und derjenigen Grundeigenthümer, über deren Boden dieselbe gehen soll. Dieses Gesetz gibt zugleich für andere Länder, in denen derselbe Unternehmungsgeist sich bethätigen will, ein nachahmungswürdiges Muster ab, indem es auf ganz richtigen Grundsätzen beruht und in dessen Anwendung einfach und folgerecht fortgeht ist. Denn jedes solche Unternehmen bedarf zuvörderst der Billigung der Regierung, welcher seine Zweckdienlichkeit für das Land und die Angemessenheit des ganzen Planes zu prüfen obliegt. Sobald dies anerkannt ist, nöthigt das Gesetz unbedingt zur Überlassung des unentbehrlichen Bodens; aber ebenso entschieden bestimmt es auch die den Eigenthümern desselben zu gewährende Schadloshaltung. Dies gilt in gleicher Art von den schon vorhandenen Communicationsanstalten, welche von der Eisenbahn durchschnitten werden. Es wird die vollständige Entschädigung nicht blos für den ganzen Werth des Abzutretenden, sondern auch für die entgehenden Vortheile und die übernommenden Nachtheile, selbst für den zu entbehrenden Genuß gesichert; auf der andern Seite aber wird auch nur das Bestehende in Rechnung gezogen, das noch nicht Vorhandene oder Hingebildete beseitigt und die Unternehmung gegen Übertheuerung und Prellerei gesichert. Nur Eins scheint nicht nöthig, daß nämlich, wenn eine Partei sich bei der Bestimmung der Straßencommission nicht beruhigen will und die letztere alle Würderungsmomente schon registrirt hat, dennoch Alles bis zur Entscheidung der höhern Behörde liegen bleiben soll.

2.

Aus Italien.

Wie viel noch in Italien für Naturgeschichte zu erforschen war, ersieht man jetzt durch des Prinzen von Musignano, Karl Lucian Bonaparte: „Iconografia della fauna italica", ein Werk, das mit so verständiger Berechnung des Planes angelegt, mit so ausdauernder Geduld durchgeführt ist und fortwährend von so steigender Vollendung in den Abbildungen zeugt, daß es berühmten Werken des Auslandes den Platz streitig machen wird. Im December des vorigen Jahres waren neun Hefte der „Fauna" ausgegeben, jedes mit sechs colorirten Blättern in 4. begleitet, das Heft zum Preise von drei römischen Thalern (11 ital. Lire). Der Text ist im Preise des Heftes inbegriffen. Durch eine gründliche Analyse der einzelnen Artikel im Octoberhefte der „Biblioteca italiana" s. 1835 hat Prof. Gené zu Turin auf das Verdienst dieses Werkes noch mehr hingewiesen. Ein gleich werthvolles Unternehmen, das jedoch mehr praktische Richtung nach seiner Anlage hat, ist des Ritters Viviani, Prof. der Botanik zu Genua, Werk über die ebaren Schwämme Italiens: „I funghi d'Italia o principalmente le loro specie mangerecce, velenose o sospette, descr. ed illustr. con tavole disegnate e colorite dal vero, dal Dottore Dom. Viviani" (Genua 1834, fol.). Auch dieses

Digitized by Google

Prachtwerk erscheint in Heften, jedes zu 10 colorirten Steindruckblättern, für den Preis von 20 Francs. Merkwürdige Entdeckungen hat den Forschern im Gebiete der kryptogamischen Pflanzen die eigenthümliche Krankheit der Seidenwürmer, der calcino, verschafft, indem G. Balsamo Crivelli, Hülfsprofessor der Naturgeschichte zu Mailand, eine eigenthümliche Mucedinea vom Geschlechte Botrytis durch mikroskopische Beobachtungen auf Seidenwürmern, die daran gestorben, nachwies, die manche Räthsel dieser auffallenden Krankheit zu lösen scheint. Im Juliheste der „Bibl. ital." vom vor. Jahre hat er darüber ausführlich berichtet. Eben dort war auch Hoffnung gemacht auf einen, nachmals im Augustheste dieser Zeitschrift mitgetheilten Bericht über künstliche Befruchtung von Fischeiern von dem durch so geistreiche Untersuchungen berühmten Dr. Rusconi zu Mailand. Die folgenreiche Beobachtung ist dort in einem Briefe an den Prof. D. Weber zu Leipzig auseinandergesetzt und durch ein Kupfer erläutert.

Ein junger Venetianer, der seine Muße anders als die Meisten seines Standes meint verwenden zu müssen, hat nach manchen andern Büchern auch eins über das Jahrhundert des Perikles geschrieben: „Studj sul secolo di Pericle. Libri sei di *Tullio Dandolo*" (Mailand 1835). Das Buch wird einem Deutschen, der Ottfr. Müller's „Handbuch der Archäologie" fleißig gelesen und benutzt und die „Athenienſischen Briefe" noch nicht völlig vergessen hat, wenig Neues erzählen, denn die „Reise des jungen Anacharsis" ist des Verf. Hauptquelle gewesen, und selbst Lamartine ist nicht von ihm verschmäht worden, um der glänzendsten Zeit noch mehr Glanz der Rede zu geben. Aber eben in dieser Beziehung ist das Buch nicht unwichtig, indem man vergleichen lernt, wie die Italiener classische Aufgaben sich zu lösen verstatten und wie die Deutschen solche Aufgaben auffassen. Der Letztere braucht zu einem Paragraphen mehr griechische Bücher als jener zum ganzen Buche; und versteht der Italiener die Ursprache gar nicht, so thut das dem Unternehmen keinen Eintrag, wenn nur der Styl darunter nicht leidet. 40.

Bibliographie.

Barda, J. H., Guivanno Montobello der edle Räuberchef und Colomardo der Schreckliche, oder: Gräuelthaten eines seltenen Bösewichts. (Seitenstück zum Hundssattler.) 3 Thle. 8. 1835—36. Weimar, Tantz u. Comp. 3 Thlr.

Betrachtungen eines Landwirthes bei den fortwährenden Klagen über den in Deutschland herrschenden Nothstand, oder: Sind es die constitutionellen Formen und Verfassungen, durch welche die in Deutschland so lang entbehrte Wohlfahrt zurückgeführt und sichergestellt wird? 8. Holzminden, Erdmann. 12 Gr.

Bulwer's, E. L., Werke. Aus dem Englischen. 35ster u. 36ster Thl. Rienzi. 2 Theile. — Auch u. d. T.: Rienzi, der Letzte der Tribunen. Vom Verfasser des „Eugen Aram" u. s. w. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 2 Thle. 16. Zwickau, Gebr. Schumann. Geh. 12 Gr.

Curtmann, W. J. G., Gewerbsschulen für das weibliche Geschlecht. Ein Blick in die Zukunft und ein Vorschlag für die Gegenwart. Gr. 8. Offenbach a. M., Wächtershäuser. 6 Gr.

Duller, E., Der Antichrist. 2te Auflage. 2 Bände. 8. Leipzig, O. Wigand. In 1 Bd. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Eckensteher, Der poetisirende, oder die unterbrochene Nachtmusik. Schwank in 1 Akt im Berliner Dialect. Als Anhang: Der Rußbuttenmann und die Garde im erzgebürgischen Dialect, und Die trübe Brille. Launige Erzählung. Herausg. von Carl Eichhoff, Decl. ꝛc. 8. Leipzig, Glück. 2 Gr.

Groß-Hoffinger, A. J., Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Teutschland. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Hall, Gr. C., Der Geächtete. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. Gr. 12. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Hauer, H., Selbstbiographie. Mit dessen Bildniß. 2te verbesserte Auflage. 8. Quedlinburg, Zaunschlüpfer'sche Stiftsbuchh. 21 Gr.

Heyser, C., Die Kirchenverfassung der A. C. Verwandten im Großfürstenthume Siebenbürgen. Dargestellt und mit Urkunden belegt. Auf Kosten des Verfassers. Gr. 8. Wien, (Mayer u. Comp.) 1 Thlr.

Ideler, Die Sage von dem Schusse des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung. Breit 8. Berlin, Nauck. 1 Thlr.

Jovialis, Atellanen. Eine kleine Sammlung deutscher Dichtungen. 16. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Kletke, H., Gedichte. Gr. 8. Breslau, Max. 16 Gr.

Lenau, N., Faust. Ein Gedicht. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Liederchronik, Schwäbische, für Schule und Haus. 4. Stuttgart, Cotta. 8 Gr.

Loose, H., Gedichte. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 20 Gr.

Lorinser, C. J., Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. Besonders abgedruckt aus der „Medic. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen 1836. Nr. 1." Gr. 8. Berlin, Th. Enslin. 2 Gr.

Marryat's, Capt., sämmtliche Werke. 5ter bis 8ter Band. Jakob Ehrlich. Aus dem Englischen von C. Richard. 4 Bde. — Auch u. d. T.: Jakob Ehrlich, ein Seitenstück zu Peter Simpel u. s. w. 4 Thle. 16. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

— —, sämmtliche Werke. 10ter bis 12ter Band. Peter Simpel. 3 Thle. — Auch u. d. T.: Peter Simpel. Von Capt. Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Thle. Kl. 8. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1 Thlr.

— —, 13ter bis 15ter Band. Japhet, der einen Vater sucht. Aus dem Englischen von H. Roberts. 3 Thle. — Auch u. d. T.: Japhet, der einen Vater sucht. Von Capt. Marryat. Aus dem Englischen von H. Roberts. 3 Thle. Kl. 8. Ebendas. 1 Thlr.

— —, Der Pirat und Die drei Kutter. Erzählungen. Aus dem Englischen von C. Richard. 2 Bände. Gr. 12. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Müchler, K., Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen und seines Bruders des Prinzen Heinrich von Preußen. Mit 1 Bildniß. 8. Berlin, Zesch. 1 Thlr.

Ortlepp, Ernst, Rede des ewigen Juden, gehalten am Neujahr 1836 zur Beherzigung für Juden und Christen mitgetheilt. Nebst lithographirtem Portrait des ewigen Juden. Gr. 8. Leipzig, Schäfer. 4 Gr.

Rumohr, C. Fr. v., Hans Holbein der Jüngere, in seinem Verhältniss zum deutschen Formschnittwesen (mit einer aufgeklebten Titelvignette in Holzschnitt.) Mit Holzschn. zoginn. Gr. 8. Leipzig, Anstalt für Kunst u. Lit. 1836.

Schmid, H., Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben, denkende Leser herausgegeben. Gr. 8. Stuttgart, Rieger. 1 Thlr. 10 Gr.

Taschenbuch, Biographisches, deutscher Bühnen- und Künstlerinnen. Herausgegeben von L. A. 1836. 1ster Jahrgang. Mit 5 Portraits. 16. Fischer u. Fuchs. 1 Thlr. 12 Gr.

Zachariä, K. S., Die Souverainetätsrechte der Würtemberg in ihrem Verhältnisse zu den standesherrlichen genthumsrechten des fürstlichen Gesammthauses Hohenlohe. 8. Heidelberg, Mohr. 16 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 9. 28. März 1836.

reisen in Europa und im Morgenlande, von J. Berggren. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. H. Ungewitter. Zweiter Theil. (Mit dem Plan von Jerusalem und der Karte von Syrien.) Dritter Theil. Darmstadt, Leske. 1833—34. 8. 3 Thlr., für welchen Preis jetzt auch das ganze Werk zu haben ist.

Die vorliegende Reisebeschreibung hat bei allem Interesanten, welches sie gibt, doch einen Hauptfehler, an welchem übrigens die Reisebeschreibung selbst unschuldig ist. Sie ist nämlich veraltet, und zwar in mehrfacher Beziehung. Erstlich ist es dem Leser schon unbequem, daß ihn die Reise, von welcher er Neues erwartet, um 13 Jahre in der Zeit zurückführt. Hr. B. reiste nämlich schon im Jahre 1821 und schildert also das Morgenland unter Verhältnissen, die sich seitdem politisch sehr geändert haben. Von dieser Verspätung des Drucks mag der Verf. oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Übersetzer die Schuld tragen. Aber waran Beide unschuldig sind, ist der Umstand, daß in der Zeit, welche zwischen der Reise selbst und ihrer Veröffentlichung verfloß, Reisebeschreibungen, wie die von Burkhardt, Buckingham, Rüppell u. Andern ans Licht traten, die bereits so viel Aufklärung über jene Gegenden brachten, als Hr. Berggren's inzwischen erscheinende Beschreibung meist Bekanntes, wenig Neues bringen konnte.

Wir sehen zu Anfang des zweiten Theils den Reisenden zu Beirut, dem Berytus der Alten, ans Land steigen. Mit einiger Beklommenheit hört er die Klagen seines durch ein Empfehlungsschreiben zur Gastlichkeit bestimmten Wirthes, des schwedischen Consuls, der sich bitter über die Undankbarkeit der Reisenden ausläßt, von denen er für 20jährige Gastfreundschaft nichts gewonnen habe als einmal von zwei Engländern eine Kuse. Hr. Berggren reist bald ab über die Ebene el Bubjere, wo einst St.-Georg den Lindwurm besiegte, und wo dem Reisenden selbst, der von einer Ohnmacht befallen wird, von den theilnehmenden arabischen Reisegefährten, die vergeblich kaltes Wasser über ihn gießen, zur Wiederbelebung die Ader mit einem Brotmesser geöffnet werden soll, als er glücklicherweise aus einer Ohnmacht erwacht. Er befand sich bald wohl genug, um mit dem gastfreien gelehrten Bischof Marum die Gesundheit des großen Gefangenen auf St.-Helena zu trinken. In der Stille des Anturakloſters zwischen den Höhen des Libanon widmet nun Hr. Berggren, von dem päpstlichen Legaten Gandolfi gastlich aufgenommen, mehre Monate dem Studium der arabischen Sprache und geht erst am 11. Dec. 1820 nach dem Kloster Ain Warga. Im Allgemeinen findet der Verf. die Geistlichen der Maroniten sehr unwissend, aber gastfrei und von musterhafter Sittlichkeit. Im Kloster von Antura war dem Verf. von der toleranten Priorin selbst eine bleibende Wohnung neben den Zellen der Nonnen angeboten worden, und er rühmt, wenn auch nicht dies, doch die Einrichtung, daß jeder Nonne, deren er sehr schöne und blühende fand, der Rücktritt in die Welt freistht. Fast allgemein, und blos durch den Namen „eines Franken vom Ende der Welt" verleitet, hielten die Eingeborenen den Reisenden für einen Arzt, und ähnlich den Wilden in Afrika, die z. B. von den Reisenden Landers oft mit Gewalt eine Arzenei oder ein Amulet verlangten, drängten sich auch um Hrn. Berggren die Kranken und Gesunden und foderten, ohne sich durch seine Versicherung, daß er nicht Arzt sei, dies machen zu lassen, Hülfe für die Gegenwart oder die Zukunft. Ein junges, ebenso schönes als reiches Weib, das 3—4 Meilen weit hergekommen war, um ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit zu erhalten, wurde mit einer Dosis Mandragora abgefertigt. Zwölf Verlobte aber kamen mit ihren Bräuten herbei und verlangten von dem nordischen Paris die schwierige Entscheidung, welche von ihren Schönen die schönste sei. Ohne über die merkwürdige Sekte der Maroniten viel neue Aufschlüsse gesammelt zu haben, ging nun der Reise über den eisigen Winter des Libanons nach dem großen und schönen Damaskus, das Mohammed, als er es zum ersten Male aus der Ferne erblickte, so entzückend fand, daß er aus Furcht, das Irdische liebzugewinnen und das himmlische Schöne zu vergessen, sich nicht hineingetraute. Nachdem der Reisende gewissenhaft das Kellergewölbe, in welchem Ananias sich vor den Christenverfolgern versteckt, die zugemauerte Pforte in der Stadtmauer, wodurch der heilige Gregorius den heil. Paulus hinabgelassen haben soll, sowie in der Nähe der Stadt die Grotte der Siebenschläfer besucht hat, macht er einen Ausflug über die an Ruinen reiche Stadt Bosra nach Sveda, wo ihn das erhebende Gefühl ergreift, „im alten Vaterlande des frommen Hiob, im Lande Uz", zu wandeln. In Dejer-el-Lebben, d. h. dem Milchkloster, einer Gegend, wo sonst mit dem Überfluß der Milch die Felder gedüngt worden sein sollen, fand der Reisende jetzt keinen Tropfen Milch, um seinen Durst zu stillen; ein passendes Bild des Gegensatzes jener Zeit, wo Milch und Honig im Lande floß, und der jetzigen Zeit, wo in demselben Lande das Elend auf Ruinen weint. In Aleppo, wohin Hr. B. seinen Weg nun richtet, findet er mehr Bildung als in Damaskus, viele Sheiks sind wohl belesen, in den Kaffeehäusern sorgen Declamatoren, Sänger, Tänzer, Possenreißer u. s. w. für Unterhaltung, viele Franken halten sich des Handels wegen in der Stadt auf. Aber die Frauen bemalen sich häßlich mit Roth (Tamer-henna), eine Amme hatte sogar ihr langes kastanienbraunes Haar feuerroth gefärbt, und selbst Hausthiere, Hunde, Schöpse, Esel, mußten die Mode mitmachen, und die schönen weißen Angorakatzen liefen wie die Füchse umher.

Von Aleppo finden wir den Reisenden, ohne etwas vom Wie zu erfahren, plötzlich nach Ägypten versetzt. Er landet bei Tinah, in der Nähe des alten Pelusiums. Erst nach seiner Rückkehr aus Ägypten erfahren wir, daß der Verf. von Aleppo eine Reise nach Sidon unternommen hatte, deren Beschreibung er nun nachträglich gibt, und daß er aus dem von Kriegsunruhen wie von Naturrevolutionen aufgeregten, die Sicherheit der Europäer gefährdenden Lande nach Ägypten hatte fliehen müssen. Wir sehen unsern Reisenden, eine schöne 10jährige circassische Sklavin auf dem Rücken, durch das vom Nilsand seichte Meer an die ägyptische Küste waten. Der Nil schleicht zur Verwunderung des Verf., ohne ein Zeichen seiner Weltberühmtheit, gleich dem alltäglichsten Strom ihm entgegen und deutet nur durch seine trübe gelbliche Farbe auf die Nähe der Überschwemmungszeit. Aber überall um diesen Lebensquell Ägyptens, auf und an dem Nil wogte es von Menschen und Thieren. Überall sah man Büffelochsen im Strome sich badend oder durch den Fluß schwimmend, und viele Mädchen und Knaben, die auf dem Rücken dieser Ochsen an den reißendsten Stellen durch den Strom ritten. Nackte Kinder liefen umher, abschreckende Weiber wuschen sich und schwammen im Nil, bald mit ihrem irdenen Wasserkruge davonlaufend und nur in ein blaugestreiftes Hemd gekleidet, das vor dem Anblicke fremder Männer sich schnell in einen Schleier verwandelte. Noch am 15. Juli fand der Reisende die Deltagegend in frischem Grün prangend. In den anliegenden Dörfern fand er alle Arten von Eßwaaren zu den billigsten Preisen, aber nirgend das Gewimmel von Hühnern und Küchlein, womit die übrigen Reisebeschreibungen in Erinnerung der bekannten großen Backofen-Hühnerfabrikation Ägyptens das Land zu bevölkern pflegen. Die leichttrabenden ägyptischen Esel, auf welchen die Reisenden in Kairo einritten, vermochten sich kaum in den mit Menschen

Digitized by Google

angefüllten Straßen und Bazars hindurchzudrängen. Die arabischen Führer gingen voraus und bahnten mit Stößen und Schlägen den Weg, wobei sie unaufhörlich riefen: „Aufgesehen, den Rücken in Acht genommen! Seid so gut und macht Platz, würdiger Scheich! Aus dem Wege, Canaille! Macht Bahn, gute Freunde, hier kommen Franken! Siehst du nicht, du blinder Ochs! Schläfst du, Träumer! Salâmi-alejkum (Friede sei mit euch)!" Die Hitze fand der Reisende, im Widerspruche mit der gewöhnlichen Eigenthümlichkeit des südlichen Klimas, bei Nacht oft ebenso drückend als am Tage, besonders wenn der heiße und giftige Wind Hauva derischi (Châzim oder Samum) weht. Von dieser Hitze, die nie unter 30° R. im Schatten stand, und von dem lähmenden Hauche des Samum niedergedrückt, von den ägyptischen Plagen, der Ruhr, Nilkrätze und großer Augenschwäche, befallen, sah der Reisende die gesegnete Kornkammer der Welt mit sehr trübem Blicke an, und die Schmuz- und Schutthaufen, welche sich rings um die Stadt Kairo 30—40 Ellen hoch erheben, „in den Gassen die Scharen keuchender Hunde, das Gewimmel heulender Klageweiber, nackter verrückter Santonen, wunderverrichtender Derwische, liederlicher Tänzerinnen und Nymphen und unzähliger Schlangenbeschwörer mit lebendigen Schlangen, während man über sich ein Gekreisch von Millionen (?) Falken und Sperbern vernahm", dies Alles erfüllte unsern Reisenden mit Ekel und Widerwillen, und er scheint keine einzige frohe Erinnerung aus Kairo genommen zu haben, außer etwa die an den Sklavenmarkt, auf welchem er zahlreiche Sklavinnen aus Georgien und Circassien fand, deren ausgezeichnete Schönheit er gegen Volney's Verleumdung eifrig in Schutz nimmt, und an denen er den weißen blendenden Teint, die großen schwarzen strahlenden Augen, das lange flatternde Haar, den hochgewölbten Busen nicht genug zu loben weiß, und in deren bezaubernden Zügen er galanterweise hin und wieder Ähnlichkeit mit denen seiner schwedischen Landsmänninnen findet. Der Preis für die schönsten und schwersten (denn der Morgenländer taxirt nach dem Umfang der Formen) steigt bis zu 1200 Mark hamburger Banco. Aus seiner Niedergeschlagenheit vermag sich der Verf. nur einmal aufzureißen, um einen Ausflug nach den Pyramiden von Djize, Saqâra und Dahschur zu unternehmen. In den ehemaligen Todtenwohnungen bei Djize, in geräumigen Felsgrotten, ließ Hr. Caviglia (welcher auf Kosten einer Gesellschaft von zehn Franken in Kairo die Ausgrabungen bei den Pyramiden leitet) den Thee serviren, den Saal zum Nachtessen arrangiren, die Betten aufschlagen, und während Hr. Berggren, von Schauern der Vergangenheit ergriffen, an den Riesenmonumenten des Alterthums hinaufsah, trieben daneben die Araber ihren wohlgeordneten Handel mit den Gebeinen und Gütern der Todten. Von Kairo reist Hr. B. über Cypern ins gelobte Land und landet bei St.-Jean d'Acre. In Palästina scheint er die eigentlichen Vorbern seiner Reise sammeln zu wollen. Seine Beschreibung geht jetzt ins kleinste Detail, seine Schilderung gewinnt Wärme und Schwung. Er selbst erklärt, Golgatha und das heilige Grab sei das Ziel seiner Wallfahrt gewesen. Aber die frommen Empfindungen, welche den Pilger auf seiner Wallfahrt ergreifen, sind der unbefangenen Beobachtung des Reisenden wenig günstig. Dazu kommt noch der Übelstand, daß der Verf. bei der Ausarbeitung seines Werkes die Koryphäen der heiligen Geographie, Burckhardt und Buckingham, noch nicht gekannt zu haben scheint, wenigstens nirgend benutzt und so wirklich in vieler Hinsicht eine Ilias post Homerum gegeben hat. Zu bedauern ist ferner, daß der Verf. mehr Christ als Naturforscher ist; daß er zwar die Steine bei Nazareth, in welchen die Fußtapfen Jesu sichtbar sein sollen, sich von den Mönchen sorgsam zeigen läßt (noch obendrein mit der falschen Bemerkung, daß sie vom Tische Jesu herrührten, während von allen frühern Reisenden berichtet wurde, es seien die Spuren der Hände und der Füße Jesu, die er in den Felsen gedrückt, als er sich gegen seine Verfolger, die ihn vom Felsen herabstürzen wollten, gestemmt habe), daß er sich aber um die natürliche Beschaffenheit des Bodens fast nirgend kümmert, vielmehr entweder aus Absicht oder aus Mangel an Kenntnissen meistens alle physikalischen Schätze unbeachtet am Wege liegen läßt. Dagegen gibt der Verf., die Grenzen des Reisebeschreibers weit hinter sich lassend, viel zu ausführliche historische Berichte, namentlich eine vollständige Geschichte der Stadt Jerusalem, resp. des ganzen jüdischen Landes, der ersten Ausbreitung des Christenthums im Allgemeinen und in Palästina insbesondere, u. dergl. Dinge mehr, die theils in gar keiner Beziehung zur Topographie des Landes stehen, theils als allbekannt bei den Lesern vorausgesetzt werden mußten. Der unverkennbare Fleiß, mit welchem der Verf. die seinen Gegenstand betreffenden Quellen studirt hat, scheint ihn verleitet zu haben, die Früchte desselben zu breit vor seinen Lesern auszulegen, und in der Freude über seinen Fund — er mochte rein historisch oder traditionell sein — hat er sich nicht überwinden können, die gewonnenen Früchte mit dem scharfen Messer der Kritik zu zerlegen. So sagt er kurzweg: „Jerusalem soll zu Abrahams Zeiten, etwa 2023 Jahre nach Erschaffung der Welt, von Melchisedek gegründet und Salem genannt worden sein", ohne die Quelle (besonders 1. Mos. 14, 18) anzuführen und die Sage selbst als eine unwahrscheinliche zu bezeichnen, da sich für das Salem des Melchisedek viel wahrscheinlicher das Salim oder Salumias in der Nähe des Jordan annehmen läßt. Noch bedenklicher ist die Kritik des Verf. über die bekannten Stellen des Josephus, in welchen man Johannes den Täufer, Jesus, die Essener, Christen u. s. w. erwähnt findet, und welche der Verf. in seinem Buche vollständig lateinisch und deutsch mittheilt. Der Verf. — das wollen wir ihm vorher sagen — wird bei den Theologen schlimm ankommen, daß er den alten Streit um die Echtheit der Stelle des Josephus über Jesus („Antiq.", XVIII, 3, 3), der seit Hubert Giffanius (1559) bis zu Eichstädt (1812) mit den gelehrtesten Waffen geführt worden ist, jetzt auf einmal auskämpfen will, indem er sich kurzweg für die Echtheit der Stelle entscheidet. Wie will sich der Reisende gegen den gelehrten Gieseler wehren und gegen so viele Andere, die einstimmig die Stelle, wenn auch für echt, doch von Eusebius' Zeiten her interpolirt halten? Wie kann Hr. B. übrigens sich darauf berufen, daß alle die ältesten Manuscripte vom Josephus diese Stelle gleicherweise haben, da es erwiesen ist, daß alle Kirchenväter vor Eusebius von dieser Stelle nichts sagen. Die innern Gründe gegen die Echtheit der Stelle wollen wir hier gar nicht erwähnen. Sehr ungeschickt sucht auch der Verf. alles das, welches Josephus den Essenern ertheilt, ausschließlich den Christen zuzuwenden, indem er schlechtweg behauptet, daß Josephus unter Essenern Niemand anders als Christen verstehe, denn es habe viele Jahre gedauert, ehe man die Christen von den Essenern, Gnostikern (?), Ebioniten (?), Galiläern (?) und andern Sekten (also Christen von christlichen Sekten oder Bezeichnungen der Christen) unterschieden habe. Die Essener seien sonach eine jüdische Sekte gewesen, aber ihre Dogmen und ihr Wandel hätten sie ganz und gar mit den Christen verschmolzen, und die Glaubensnonnen beider Sekten über Unsterblichkeit, über das Sacrament des Abendmahls (also schon von Juden gefeiert?) und der Taufe (?) u. dergl. m. hätten vollkommen übereingestimmt. Wie kommt doch Hr. B. dazu, der gelehrten Theologie ins Handwerk pfuschen und auf seinem Spaziergang nach Jerusalem nebenbei das schwierige Dunkel der Kirchenhistorie aufklären zu wollen. Der Versuch, das Christenthum aus dem Essenismus abzuleiten, ist ja so oft (von Bengel) widerlegt und auch durch Richter's wunderliche Meinung, daß das Christenthum eine öffentliche Bekämpfung des Essenismus, dieser aber zusammenhängend mit den alten Prophetenschulen, dem Parsismus, den ägyptischen und griechischen Mysterien und dadurch mit dem Brahmaismus sei, schlecht vertheidigt worden.

Aber am eifrigsten zieht unser Kreuzesritter sein literarisches Schwert für die Echtheit des heiligen Grabes selbst. Woher es kommt, daß das jetzt verehrte Grab Christi von den

Digitized by Google

klerten Europas allgemein für unecht gehalten wird, das, er, „ist mir völlig unbegreiflich, indem diese Meinung ... den deutlichen und klaren Zeugnissen der heiligen ...rift, des Josephus und der Kirchenväter schnurstracks entge...läuft, sondern auch außerdem (?) auf eine unwürdige Weise ...Tradition verletzt, welche im innigsten Einklang mit der ...gleich steht". Sogar die Kreuze, welche bei der Grund...legung der heiligen Grabeskirche der frommen Helena zu ...salem aufgefunden worden sind, möchte Hr. B. für echt ...alten. Wir wollen weder unserm Reisenden den frommen ...lauben verbittern, noch unsern Lesern die Geduld ermüden, ...er bemerken müssen wir doch, daß Hr. B. die Hauptgründe ...gen die Echtheit des heiligen Grabes nicht widerlegt hat. Be...anntlich war grade nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der heil. ...chrift, die Hr. B. zu Gunsten seiner Behauptung aufruft, ...as Grab Jesu außerhalb den Ringmauern von Jerusalem (Joh. 19, 20, Hebr. 13, 12), während die jetzige heilige Gra...eskirche in dem mittlern Theile der heutigen Stadt Jerusalem ...eht und dieser höchst wahrscheinlich noch tiefer in der Mitte ...er alten Stadt gelegen hat. Wenn der Verf. dagegen geltend ...acht, daß Hadrian beim Wiederaufbau der Stadt auch den ...alvarienberg in die Ringmauern gezogen habe, so überlassen ...ir unsern gelehrten Theologen die ausführlichere Untersuchung ...rüber, ob man nach den vielfachen Zerstörungen der Stadt ...e jetzigen Ringmauern aufs Gerathewohl (denn alle historischen ...eweise fehlen) für die des Hadrian annehmen und ob man, ...enn dies auch angenommen wäre, das Grab so tief in der ...tadt suchen dürfte, als es sich wirklich findet. Der Verf. ...gt zwar ziemlich bitter, der Buchhändler Korte (der bekannt...h den ersten Zweifel gegen die Echtheit des heiligen Grabes er...ob) habe die Himmelsgegenden von Jerusalem verkehrt und ...s buchhändlerischer Speculation die heilige Tradition profa...irt, aber Beweise sind das nicht.

Mit großer Sorgfalt beschreibt Hr. B. die in der Passionsgeschichte merkwürdigen Punkte (es sind deren mehr als 70) in und bei ...er heiligen Grabeskirche, — die jetzt mit Eisendraht umwun...dene Säule, an welcher Christus im Hofe des Pilatus gegeis...elt, der Stein, auf welchem Christus balsamirt worden sein ...oll und welcher zur Hälfte im Besitz der Franziskaner, zur ...ndälfte im Besitz der griechischen Christen ist, ein Altar an der ...Stelle, wo Maria zuerst gestanden und geweint haben soll, als ...sie von der Kreuzigung kam, die Spalte im Felsen, welche ...eines Erdbeben bei Christi Tod entstanden und in welcher ...Adam's Haupt liegen soll. So lächerlich auch der Aberglaube ...in allen diesen Wunderdingen hervortritt, so muß man un...serm Reisenden doch Dank wissen für die äußerst genaue und ...ausführliche Beschreibung aller dieser Stellen, und die Geduld, ...welche er aus seiner frommen Stimmung geschöpft zu haben ...scheint, ist für die Topographie der heiligen Stadt offenbar er...sprießlich geworden. Wie verschieden von andern Reisenden ...der Verf. sieht und empfindet, das erkennt man besonders aus ...der Schilderung seiner Gefühle beim Eintritt in die heilige ...Grabeskapelle, — das erhabene Ziel und die liebliche Augen...weide der Pilger, wie er sie nennt. „Der wallfahrende Fremd...ling," sagt er, „kann gewiß nicht ganz ohne eine gewisse wun...derbare Empfindung und innere Anregung in diesen heiligen ...Kreis treten. Jeder Gegenstand bietet etwas ungewöhn...lich Schönes und Ehrfurcht Erweckendes dar, während Gold, ...Weihrauch und Myrrhen und die Töne der Hymnen, welche ...oben um die halbbeleuchteten düstern Gewölbe herumbefind...lichen Altarzellen abgesungen werden, die Gefühle über das Ir...dische emporheben und die Christen anmahnen, vor Christi ...Kreuz zu weinen und an seinem Grabe einem glücklichern Lande ...entgegenzusehen. Um Mitternacht begannen die Cymbeln und ...die Orgel aufzuwecken und lieblich ertönten von verschiedenen ...Seiten die Gebete und Lobgesänge wieder, während die fun...kelnden Sterne am blauen unverhüllten Himmelsgewölbe ...durch die offene Kuppel herabblickten auf Christi Grab. ...Von diesem Augenblicke an mußte ich mir mit fester Überzeu...gung sagen, daß „dieser Ort heilig sein müsse." Was soll man von solchen Schilderungen halten, wenn man die Berichte anderer Reisenden dagegenhält, welche versichern, daß das Betragen der Christenparteien (der römisch-katholischen, griechischen und armenischen), welche im getheilten Besitze dieser Grabesörter sind, wahrhaft abscheulich sei. „Hier", sagte Crome in seiner Beschreibung des Landes Palästina, „hört man nichts als Verwünschungen, bitteren Spott und Lästerungen von Christen gegen Christen. Das Heiligthum des Lehrers der Liebe gleicht einem Kerker, wo man wilde Thiere in verschiedene Käfige gesperrt hat, die mit tückischen Blicken sich einander ansehen, innerlich ergrimmt, daß sie den Gegner nicht zerreißen dürfen"; Heinrich Mayr fand die Auftritte, von denen man Zeuge wird, wenn man die Grabeskirche und das Grab besucht, so unfeierlich und anstößig, daß er versichert, wäre er ein Muselmann, so hätte er hier durch nichts bewogen werden können, Christ zu werden.

Zu den merkwürdigsten Raritäten katholischen Aberglaubens gehört in der Umgebung von Jerusalem besonders das Kloster zum heiligen Kreuze, von den Franziskanern la santa Croce genannt. „Es soll über der Stelle erbaut sein, wo der Baum wuchs, aus dessen Holze Jesu Kreuz verfertigt wurde. Es hat sonst nichts Merkwürdiges aufzuweisen, als eine recht hübsche Kirche mit einem Mosaikfußboden. Unter der Kirche zeigt man die Stelle, wo der von Loth gepflanzte merkwürdige Baum gestanden haben soll. Über derselben befindet sich der Altar, auf der Altartafel ist der Baum abgemalt, jedoch sieht man einen der größern Äste heruntergehauen. Dieser Ast sollte nämlich zum Tempelbau verwendet werden. Allein da es unmöglich war, das daraus gezimmerte Stück Holz anzupassen, indem es abwechselnd und unaufhörlich sich bald als zu lang, bald als zu kurz auswies, wurde es dem Rathe der Propheten gemäß als ein mit Fluch beladenes Holz in den Teich Bethesda geworfen. Es sank augenblicklich zu Boden und blieb da liegen, bis man es wieder auf der Wasseroberfläche schwimmen sah, als Christus zum Tode verurtheilt worden war, und zwar in dem Augenblicke, wo man nach Holz zum Kreuze sich umsah, in welches es sich ohne Schwierigkeit umformen ließ." Hr. B. findet in dieser Sage einige Ähnlichkeit mit der Eddamythe, in Betreff des Zweiges Misteltein, der Baldur's Todtschläger wurde.

Den Weg von Jerusalem nach Jericho, der, was die Menge der dort schwärmenden Räuber (Beduinen) anbelangt, jetzt noch ebenso gut wie vor 1800 Jahren Stoff zu einer Erzählung vom barmherzigen Samariter geben kann, konnte der Reisende nur unter einer Bedeckung von vier Reitern zurücklegen, und es bedurfte sogar einer Begleitung von 11 Reitern, um ungefährdet von Jericho ans todte Meer zu gelangen. „Die Ebene (nach dem todten Meere zu) war eine geraume Strecke sehr lieblich mit verschiedenen Baum- und Kräuterarten bewachsen und reich an Hasen, Gazellen und überhaupt allen Arten von Wildpret; jedoch eine Stunde Weges diesseit des Ufers, wo die Zunge des Meeres (Joh. 15, 5. 18, 19), oder die Wüste Juda (Joh. 15, 61. 16, 1 ꝛc.) und das Blachfeld (2. König 25, 4, 5) mit einer Breite von etwa einer deutschen Meile begann, wurde das Erdreich immer härter, und es war, als wenn es durch den Reif gefroren wäre, welches von überall umherzerstreuten, weißschimmernden Salzkrusten herrührte, unter denen eine lockere, mit Sand vermischte schwärzliche Erde sich befand, sodaß an verschiedenen Stellen die Pferde bis an die Knie einsanken und Mühe hatten fortzukommen. Außer einigen kleinen grünen Büschen mit scharfen zackigen Zweigen, die sogar ganz nahe am Meeresufer wuchsen, schien alle Vegetation erstickt zu sein. In der Nähe des Ufers, wo die Pferde wieder fest auftreten konnten, war der Boden mit einer Menge schönen weißen Salzes bestreut, welches die Beduinen auffammelten, um es dann in den Städten zu verkaufen. An verschiedenen Stellen finden sich auch hohe gediegene Salz-

Digitized by Google

säulen, von denen ganze Blöcke losgebrochen werden, um auf die nämliche Weise zu Markt gebracht zu werden." Die Steine, welche der Verf. fand, wenn, obgleich weit vom Wasser entfernt, im Allgemeinen sehr feucht, und von mehren, die er mit nach Schweden brachte, versichert er, sie seien sogar nach Verlauf von drei vollen Jahren noch nicht ganz trocken gewesen. Hr. Betzgen hatte den Muth, das Beispiel des Engländers Leghs nachzuahmen und sich in dem See zu baden. Die Erfahrungen, die er dabei machte, waren ganz dieselben, wie sie Hr. Leghs berichtet. Das Wasser war zäh und klebrig wie Öl und hatte einen so salzsauern und bittern Geschmack, daß Hr. B. der Augen wegen nicht untertauchen konnte; Leghs und seine Gefährten waren nach dem Untertauchen auf Augenblicke erblindet. Die außerordentliche Schwere des Wassers bestätigte sich auch hier, indem Hr. B. wirklich fand, daß er mit großer Leichtigkeit oben erhalten wurde; aber es war ihm, als habe er sich in dünnes Leimwasser gesenkt und mehre Tage lang blieben auf seiner Haut einige harzige Flecken zurück, die mit einem brennenden Schmerze verbunden waren. Bekanntlich vertheidigt Burckhardt, der übrigens den See nicht selbst besuchte, die Vermuthung, daß der Jordan sonst in das rothe Meer floß und daß erst der Untergang des Thales Siddim seinen Lauf unterbrach, seit welcher Zeit er nur unterirdischen Abfluß habe. Er stützt diese Ansicht besonders auf den Umstand, daß sich südlich von dem todten Meere, in gleicher Richtung wie der Jordanlauf, ein Thal (el Ghor) bis zum älanitischen Meerbusen herabzieht. Ohne Burckhardt zu erwähnen (und zu kennen) und ohne sich auf solche ausführliche Darstellungen wie dieser einzulassen, nimmt Hr. B. diese frühere Verbindung des Jordans und des rothen Meeres für unzweifelhaft an. Ein neuerer Erdbeschreiber, wenn wir nicht irren, K. Ritter, bemerkt dagegen: wenn man die Lage des jüdischen Landes betrachte, gewinne man die Überzeugung, dieser See müsse so alt sein als der Lauf des Jordans. Auch Hr. B. fand wie der genaueste Beobachter dieses Sees, Seetzen, keine Spur eines lebenden Wesens in diesem Wasser; die Araber versicherten, daß man hier nie einen Fisch oder Seevogel wahrgenommen habe. Wenn also Chateaubriand bei seiner Anwesenheit während der Nacht ein Geräusch vernommen haben will, das von Legionen kleiner Fische herrührte, so hatte wol mehr der Dichter als der Reisende gelauscht.

In dem durch seine räuberischen Einwohner übel berüchtigten Hebron fand Hr. B. nichts vorzüglich Merkwürdiges, ausgenommen den Tempel, der sich aus den Zeiten des alten Bundes noch erhalten hat und jetzt in eine Moschee verwandelt ist, in welcher die Türken den Gräbern Abraham's und seiner nächsten Nachkommen ihre Ehrfurcht bezeigen. Keinem Christen ist erlaubt, sich ihr auch nur zu nähern. Selbst die Terebinthe, unter welcher Abraham in Gegenwart von 40 Zeugen den Kauf wegen der Grabstätte, über welcher die Moschee stehen soll, abschloß, wird gezeigt. In Bethlehem, in der heiligen Grotte, wo noch jetzt die biblische Krippe gezeigt wird und ein Marmorblock, der dem Jesuskind zur Wiege gedient haben soll, obgleich Hieronymus versichert, die echte sei nach Rom geschafft worden, hier mitten unter den Denkmalen der wunderbaren Nacht, neben den angeblichen Gräbern des Eusebius, des Hieronymus, der Paula und der Eudoxia, feierte Hr. B. die Christnacht 1821. Drei Religionsparteien, Griechen, Armenier und Katholiken, halten in dieser unterirdischen Grotte der Reihe nach Tag und Nacht ununterbrochenen Gottesdienst. Als Hr. B. ankam, fand er die Weihnachtslichter schon angezündet und die Grotte auf das Schönste erleuchtet. Die Katholiken oder Lateiner begannen um Mitternacht ihren Gottesdienst in der St.-Katharinenkapelle mit dem Gesange Gloria in excelsis Deo. „Dann und wann ließen sich vom Chor herab aus dem Munde ausgezeichnet schöner Jünglinge, welche sämmtlich in weiße Mäntel gekleidet waren, deutsche Solostimmen vernehmen. Nachdem darauf die Messe gelesen worden war, ging man in Procession aus der Kapelle mit brennenden Wachslichtern in der Hand durch einen im Felsen ausgehauenen geräumigen Gang hinab in die Grotte, um unter Gebet und Gesang jede heilige Stätte in diesem unterirdischen Tempel zu besuchen, wo Gold, Räucherwerk und Myrrhen noch jetzt an die Opfer erinnern, welche von den Königen aus dem Morgenlande dem neugeborenen Weltheilande zuerst dargeboten wurden." Übrigens ist auch diese Stelle, wo der Verkündiger des Evangeliums der Liebe geboren worden sein soll, ein steter Tummelplatz des erbittertsten Hasses der drei Religionsparteien gegeneinander.

Über Rama und Cäsarea, durch die gepriesene Ebene Saron, deren Schönheit und Fruchtbarkeit auch Hrn. B. auffiel, reiste der Verf. nach St.-Jean d'Acre, wo er am 30. Jan. eintraf. Nach einer Überfahrt von vier Tagen landete er in Cypern (7. Jan. 1822). Fürchterliche Stürme begleiteten die weitere Fahrt nach Konstantinopel; zwei kostbare ägyptische Prachtmumien, die Hr. B. von Alexandrien mitgenommen hatte und die jetzt von dem Schiffsvolke für die Ursache des Sturmes gehalten wurden, mußte Hr. B. ins Meer werfen, aber vergeblich. Erst am 16. März gewannen die Reisenden den Hafen von Konstantinopel. Zu seinem Schmerze fand Hr. B. hier Alles verändert und „traf überall von Blut rauchende Henkersknechte und mit Christenleichen angefüllte Straßen und Gassen. Der Bosporus war mit Leichnamen besonders jener in Säcken ertränkten Griechinnen angefüllt, daß von den cyanischen Inseln bis hinab zum Leandersthurm keine Welle sich sträubte, ohne nicht ein Blutopfer mit sich zu führen." Bei diesem betrübenden Zustande der Dinge hielt der Verf. bei seinem Hofe um die Erlaubniß an, auf einige Zeit in die Heimat zurückkehren zu dürfen, und nach erhaltener Erlaubniß ging er ab, aber erst gegen Ende des Jahres 1822, „mit unbeschreiblicher Wonne Abschied von des Bosporus blutbespritzten Gestaden." Bei Smyrna wird gelandet und Hr. B. macht einen Ausflug nach Ephesus. Nach einer 45tägigen, durch fürchterliche Stürme gefahrvollen Seereise kommt er am 23. März 1823 auf einer französischen Fregatte in Toulon an und schließt hiermit seinen Reisebericht.

Bei manchen Anstößen, welche man in dem Buche findet, bleibt man ungewiß, ob sie der Schuld des Verf. oder der des Übersetzers beizumessen sind. Hiob und Joseph werden Patriarchen genannt, da doch dieser Name nur von den Stammvätern des jüdischen Volks, Abraham, Isaak und Jakob, und in weitern Sinne von den Familienhäuptern des Urgeschlechts vor der Sündflut, als Titel aber von den Oberhäuptern des Sanhedrins gebraucht wurde. Hinsichtlich des Hiob ist es noch nicht einmal unzweifelhaft, ob er wirklich eine historische Person oder nicht vielmehr eine erdichtete gewesen sei. Der alte Kirchenvater, der so oft angeführt wird, heißt nicht Origines, wie immer im Buche geschrieben wird, sondern Origenes; der pariser Astronom heißt Lalande, nicht Lalan. Hinsichtlich der alten Namen wäre es besser gewesen, die gebräuchlichste Schreibart beizubehalten und z. B. Tiglat-Pilesar zu schreiben statt Äglatphalasar. Ohne Zweifel eine Schuld der nachlässigen Übersetzung ist es, wenn es (I, S. 373) heißt, bei Gelegenheit bei Christi Kreuzigung sei „wahrscheinlich die nämliche entsetzliche Erderschütterung gewesen, mittels deren der Gott in dem Augenblicke der Schlacht bei Actium (bekanntlich im Jahre 31 vor Christo), im Judalande und dem Hymnus die Macht bezeichnete, unter welcher die Welt vor Augustus stille sollte" (?). Überhaupt hat man von der Nachlässigkeit des Übersetzers Manches zu leiden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 89. — 29. März 1836.

hristenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen, nebst andern wissenschaftlichen Mittheilungen von Großmann, Eisenstuck, Ammon, Paulus, Abegg, Mehring, Schläger u. A., und einer Predigt von Schleiermacher über die Sünde der Todesstrafe. Mit Bemerkungen von Professor Grohmann. Berlin, Reimer. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Die vorgedachte der Wichtigkeit des abgehandelten egenstandes wegen höchst interessante Schrift enthält ne Sammlung der in den sächsischen landständischen erhandlungen für und wider die Todesstrafe gehaltenen eden, zu welchen Prof. Grohmann in Hamburg durch ei der Kammer übersandte Schriften, nämlich durch ne Abhandlung: „Über das Princip des Strafrechts", nd durch eine andere, betitelt: „Bitte und Frage an die ndständische Versammlung des Königreichs Sachsen für e Abschaffung der Todesstrafe", die Veranlassung gege- n hatte.

Nach dem vom Oberhofprediger v. Ammon in der Kam- er erstatteten Bericht über die Ansicht des Professors Groh- ann beruht diese auf den vier Sätzen:

die Rechtsstrafe darf kein Recht des Menschen verletzen;
der Mensch hat ein Recht zu leben:
es ist also unrecht, Verbrecher am Leben zu strafen;
mithin muß die Todesstrafe aufgehoben werden.

egen diese Ansicht und Schlußfolge erhob sich zuerst mmon als Vertheidiger der Todesstrafe in einer nach serer Meinung zu wenig motivirten Rede, welche e Hauptsache, worauf es ankommt, nämlich den Beweis r Rechtmäßigkeit der Todesstrafe unwiderleglich zu hren, nicht erschöpfte. Die erste Antithese gegen die rohmann'schen Sätze lautet in dieser Rede so: „Die echtsstrafe kann als solche das Recht des Übelthäters r nicht berühren, weil sie einzig gegen sein Unrecht ge- htet ist." Diese Behauptung klingt etwas befremdend, nn die Strafe ist freilich blos gegen das Unrecht gerich- t, aber das Strafurtheil kann doch wol nicht das dem erbrecher zukommende Recht als Mensch und Staats- irger unerwogen lassen; es kann nicht so gegen das nrecht gefällt werden, daß es die der Rechtssphäre des erbrechers nicht berührte. Strafe würde bei dieser Annahme Willkür, nicht aber Recht sein. Unrecht würde mit Unrecht vergolten werden. Ohne zuerkanntes Recht hätte man am Verbrecher die willkürlichste oder unvernünftigste Wiedervergeltung genommen. Die Justiz wäre zwar kurz, aber sie wäre so mechanisch gegen das Unrecht gerichtet, daß sie einträte wie Druck und Gegendruck, oder Schlag für Schlag. Und in der That, der Redner will die Rechtsstrafe auch in diesem Sinne verstanden haben, denn er sagt selber:

> Mit allen bestehenden Rechten und Befugnissen des Übelthäters hat die Rechtsstrafe gar nichts gemein; sie wendet sich einzig und allein gegen das von ihm vollbrachte Unrecht. Wie der Delinquent das Recht des Andern geleugnet, so bejaht die Strafe das verletzte Socialrecht und verwirft dafür wie eine schmähliche Lüge und Unthat das begangene Unrecht, indem es dasselbe dem Thäter auf sein Haupt zurückgibt. Die Strafe ist nämlich ebenso nothwendig als Reaction der bösen That wie der Gegendruck eines gestoßenen Körpers u. s. w.

Der schlichte Menschenverstand fragt bei dieser Stelle: wozu räumt der Staat dem Verbrecher das Unrecht und das Vertheidigungsrecht denn ein? wozu nützt ihm überhaupt die ganze Summe seiner Rechte, wenn er sie grade in der Situation nicht gebrauchen könnte, wo er Gefahr läuft, die äußerste Beschränkung seiner Freiheit zu erfahren? Welcher Richter könnte eine Strafe rechtlich zuerkennen, der nicht die Rechte des Übelthäters seiner Rechtsverletzung gegenübergestellt und in dieser Vergleichung das Urtheil ermittelt und die Strafe darnach bemessen hätte? Die Rechtsstrafe kann also unmöglich in dem mechanischen Begriff von Ursache und Wirkung genommen werden, wie diese beiden in der Naturordnung erscheinen, deren Beziehung auf das Strafverhältniß einer blinden Wechselwirkung Raum gibt, welche aber in der Ordnung der Verstandeswesen, ohne Aufhebung der Rechtsidee, nicht denkbar ist.

In der Prüfung dieser Rede Seite 46 verwahrt Professor Grohmann den Begriff von Rechtsstrafe, von Ammon in obiger Stelle falsch gedeutet, mit der consequentesten Richtigkeit. Vermuthlich dürfte sich kein philosophischer Rechtslehrer finden, der die Ammon'sche Theorie des Strafmechanismus als Paradigma der rohen Naturkräfte vertheidigte und den Satz durchzuführen im Stande wäre: „die Strafe habe es blos mit dem Unrechte unter Ausschließung des Rechts zu thun, in dem Sinne nämlich,

Digitized by Google

daß das Strafurtheil das Recht des Verbrechers unberührt läßt".

Sowie diese erste Antithese mehr im Glanze des Ausdrucks als in der Sphäre der Wahrheit sich bewegt, ebenso läßt sich das Gleiche von der nächstfolgenden aussagen. „Begreiflich", sagt der Redner, „kann das Unrecht des Verbrechers so groß und schwer sein, daß es sein Recht, in der menschlichen Gesellschaft fortzuleben, gänzlich aufhebt." Fast möchten wir dem Redner die Voraussetzung der leichten Begreiflichkeit dieses Satzes verargen, denn entweder nimmt er selbst den fraglichen Gegenstand zu leicht, oder er drückt dadurch eine Unwichtigkeit desselben aus. Der Satz, den er behauptet und der ihm so „begreiflich" dünkt, ist in der gesammten Rechtskunde der schwierigsten einer, und ein solcher, den die größten Rechtsgelehrten bisjetzt nicht genügend erörtert, noch weniger aber so bewiesen haben, daß der Gegenbehauptung nicht ein weites Feld übrig bliebe. Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe muß so lange als hypothetisch angenommen werden, bis nicht die Zeit die getheilten Ansichten vereint. Der Redner irrt, wenn er im Beweise dieses zweiten Satzes das Strafrecht des Staats dem Rechte der Nothwehr gleichstellt, denn zwischen beiden ist ein wesentlicher Unterschied. Im Begriffe der Nothwehr liegt die gegebene strenge Nothwendigkeit, den fremden Gewaltthäter zu tödten. Aber treffen wir diese Nothwendigkeit auch im Staate und seinem Strafrechte? Nein. Im Staate ist diese Nothwendigkeit nicht gegeben.*) Die Nothwehr selbst besitzt das Tödtungsrecht nur, weil es außer ihm kein anderes Mittel gibt, die Rechtsverletzung abzuhalten. Gibt es für den Angegriffenen ein anderes Mittel der Selbstvertheidigung, ein solches, welches die unbedingte Nothwendigkeit zu tödten ausschließt, so verliert er das Tödtungsrecht und wird sogar selbst zum Mörder, wenn er dennoch davon Gebrauch macht. Wo also der Staat diese Nothwendigkeit nicht nachweisen kann, da fällt auch das Recht, am Leben zu strafen weg, denn der Staat kann den Zweck nicht durch das Mittel überbieten wollen. Der Grund, daß der Übelthäter, der das Leben verwirkte, eigentlich doch nur zwischen zwei Übeln gewählt hat, nämlich zwischen dem Verbrechen und der Strafe, rechtfertigt noch nicht die Tödtung, weil diese auf Handlungen gesetzt sein kann, die ganz fälschlich für Verbrechen ausgegeben sind und insofern zu wahren Justizmorden Anlaß geben. Kann der Fall der Unrechtmäßigkeit auch bei jeder andern Strafe eintreten, so reichen die Folgen doch nicht bis zur Vernichtung der Persönlichkeit. Des Lebens hohe Bedeutung, die schuldige Rücksicht für die ursprünglichen und unveräußerlichen Menschenrechte, die der Staat durch die Todesstrafe vernichtet, gestatten nicht, die Rechtmäßigkeit derselben auf den schwachen Grund zu bauen, daß der Verbrecher das ihm bevorstehende Schicksal kennt und somit blos selbstbeliebig wählt. Die von Ammon angegebene enorme Bösartigkeit des Verbrechers, „bei welcher die Gerechtigkeit sich in allen Freiheitsstrafen schon erschöpft hat, daher nichts übrig bleibt als die Hingabe des Lebens als Sühne für den letzten Frevel", ist ebenfalls kein haltbarer Grund für die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe; denn eine mit dem Leben des Leibes erkaufte Sühne nützt weder der Gerechtigkeit noch dem Staat; auch kann das Rechtsprincip sie nur dann verlangen, wenn dem Verharren im Frevel, der fortgesetzten rechtswidrigen That, von der Gesellschaft durch kein anderes Mittel als durch die Vernichtung der leiblichen Persönlichkeit des Missethäters abgeholfen werden kann. Solche Fälle sind jedoch weit seltener, als gemeinhin geglaubt wird. Die Gerechtigkeit kann somit den Tod des Verbrechers nur aus einer klar nachgewiesenen Vernunftnothwendigkeit heischen; wie aber vermöchte Jemand uns diese überhaupt zu zeigen? Nur Gott allein steht das Recht zu und er allein besitzt es auch, eine Gerechtigkeit als Vergeltung zu üben, die Gleiches mit Gleichem zurückgibt. Eben weil das menschliche Recht nur die That zu bestrafen und sie nicht im Zusammenhange mit der Gesinnung abzuschätzen vermag, soll es auch nicht zum Äußersten, zum Angriff auf das Leben, zu einer strictenWiedervergeltung schreiten, sondern sich begnügen, den Übelthäter blos unschädlich zu machen.*) Soll die Erzählung von Sabacos dem Pharaonen, der an die Stelle der Todesstrafe das Schiffziehen setzte, in Folge dessen aber das Reich eine Räuber- und Mörderhöhle wurde, bis sein Nachfolger die Regierung mit Wiedereinführung der Todesstrafe begann, sammt der Bemerkung: „daß vor einem Menschenalter dieselbe Erfahrung in den Jahrbüchern eines deutschen Volkes wiederkehrte", eine Anspielung auf die Abschaffung durch Kaiser Joseph und die Wiedereinführung der Todesstrafe durch Kaiser Franz I. Hofdecret von 1795 sein, so irrt sich der Herr Oberhofprediger von Ammon völlig, denn selbst die Erweiterung der Todesstrafen unter der Regierung Kaiser Franz I. im neuen Strafgesetzbuche von 1803 ist nicht als Folge der Vermehrung der Verbrechen entstanden. In der officiellen Regierungserklärung von eben diesem Jahre wird dieser Meinung mit den Worten widersprochen:

Se. Majestät wollen die Beruhigung, die Sie aus den einstimmigen Gerichtshöfen geschöpft haben, auch Ihren getreuen Unterthanen mitgetheilt wissen; wie nämlich, selbst unter dem Einflusse der bedenklichsten Umstände und Ereignungen die Anzahl der Verbrechen sich nicht vermehrt; daß also diese Erweiterung keineswegs auf den allgemeinen Charakter der Nation Bezug habe, dessen ihm eigene Gutmüthigkeit, Folgsamkeit und Liebe zur Ordnung Se. Majestät mit Vergnügen im Angesichte Europens die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen.

*) Wäre die Nothwendigkeit, am Leben zu strafen, unbedingt gegeben, so nämlich, daß der Staat ohne die Todesstrafe gar nicht bestehen könnte, so könnte eine Verwandlung derselben in eine andere Strafe gar nicht stattfinden und jede Begnadigung schlüge in Staatsgefährdung aus. Müßte andererseits nach Ammon die Strafe des Todes wie Action und Reaction der Naturordnung erfolgen, so würden die todeswürdigen Verbrecher nach Tausenden dem Hochgerichte zu überliefern sein.

*) Die Schwierigkeiten, welche sich bei der Todesstrafe rücksichtlich der Zurechnung ergeben, sind gleichfalls höchst beachtenswerth.

Digitized by Google

Hieraus wolle Hr. v. Ammon ersehen, daß sein Beispiel von Sabacco keinerlei Anwendung auf Östreich hatte. Über die Gründe jener Erweiterung der Todesstrafen waltet unter den Kennern des östreichischen Rechts kein Zweifel.

Hier möge auch die Äußerung des Abgeordneten Eisenstück, daß Kaiser Joseph die Todesstrafe nach zwei Jahren wiedereinführte, dahin berichtiget werden, das dies Kaiser Franz gethan, nachdem sie unter seinem ruhmwürdigen Oheim wol gänzlich abgeschafft, jedoch durch eine allerdings sehr harte Strafe des Schiffziehens ersetzt war.

(Der Beschluß folgt.)

Die pariser Schriftsteller und ihre Quartiere.

Man sagt in der Regel: Kleider machen Leute; man könnte ganz mit demselben Recht auch sagen: Wohnungen machen Leute. Die Wohnung adelt den Menschen noch mehr als das Kleid, und noch mehr als dieses erniedrigt sie ihn. Wer ein schlechtes Kleid besitzt, der kann zu Hause bleiben; oder er kann, wie Retif de la Bretonne, den Abend und das Dunkel der Nacht zu seinen Ausgängen benutzen. Wer aber in seinen vier Wänden nur Elend und Dürftigkeit erblickt, der ist ganz aus den Fugen des Lebens gerückt, denn er ist ohne Heimat, ohne das trauliche Gefühl der Heimat. Er ist mit Ekel bei sich selbst, und aus diesem Ekel vor der äußern Umgebung, die den Menschen so scharf bezeichnet, entspringen Unglück, Elend, Verbrechen und Verbrechen. Darum sagt die Sprache: die Höhle des Lasters; sie konnte sagen: die Lumpen des Lasters, allein sie spricht nur von Lumpen des Elends.

Wer aber nicht in Höhlen des Elends, sondern in hohen, hellen, geräumigen, heitern, eleganten und prachtvollen Gemächern seinen Tag zubringt, der hat Freude am Leben, Vertrauen und Hoffnung auf die Zukunft und heiteres Interesse an der Gegenwart. Selbst die Langeweile befindet sich wohl in schönen Zimmern, und ich glaube, sogar ein schlechtes Gewissen kann dort seine Stunden der Ruhe feiern, denn das ist ganz gewiß eine Lüge, wenn man sagt, auf Eiderdaunen und köstlichen Divans schlummere der Bösewicht unruhiger, und der Glanz des Äußern im schmachvollen Contrast zum chaotischen Dunkel der Seele drücke diese noch ängstlicher. Nein, im Gegentheil. Berst den Böswicht in das schmuzige Souterrain eines lastergeschwängerten Branntweingäßchens; dort werden ihn erst die furien seines Gewissens peinigen.

Die pariser Schriftsteller der beau monde sind nicht lasterhaft, das kann man ihnen ebenso wenig nachsagen als denen Deutschlands, welches keine beau monde besitzt. Aber einige von ihnen haben kleine Systeme des Lasters theoretisch und speculativ-poetisch in der Galerie ihrer Werke aufgestellt; darum ist allenfalls ein Übergang von den petites und grandes miséres der Welt und der Hauptstädte zu den Schöngeistern der capitale du monde in ihrer Häuslichkeit erlaubt. Folgen Sie mir deshalb, Leser, zu den Quartieren der pariser Schriftsteller. Betrachten Sie mit mir, wie diese Herren logirt, wie sie eingerichtet sind, wie sie in ihren Cabineten sitzen und arbeiten oder müßig sind. In unserm Deutschland gibt es in dieser Hinsicht nichts zu beobachten. Ein deutscher Schöngeist ist in seinem eignen Zimmer nicht zu Hause, denn er hat nicht immer einen Divan und einen Schreibsecretair, aber er hat immer Schulden und Gläubiger, welche nicht mit sich spaßen lassen. Ein deutscher Schöngeist ist deshalb genöthigt, seine Dichtungen auf der Straße zu erfinden und im Gasthof auszuführen. Nur einige wenige kostbare Stunden bleiben ihm um Mitternacht, wenn Alles schläft, sogar die Gläubiger. Dies ist die melancholische Zeit der deutschen Schriftsteller und man kann in ihren Werken genau die Stellen bezeichnen, welche um diese Zeit geschrieben sind. Sie zeichnen sich aus durch blasse Tinte, durch Menschenhaß und Reue, durch matte Hoffnungen, durch Öllecke, durch Sehnsucht nach der neuen Ordnung der Dinge, welche unter allen möglichen Privilegien und Freiheiten auch die Freiheit von Schulden bringen soll. Glückselige Epoche, du ultima Thule für alle bedrängten Dichtergeister, für die distressed poets unsers jungen Europas!

Wie anders ist es in der Stadt der Boulevards, der frischen Moden und der alten Thorheiten! Folge mir, Leser, in die Wohnung von Casimir Delavigne, dem Dichter der „Messéniennes". Sie befindet sich in der ersten Etage des Gebäudes des Conservatoriums. Du steigst eine lange und ernste, beinahe finstere Treppe hinauf und siehst dich am Eingang der Zimmerreihe von mehren alten Bedienten empfangen und angemeldet. Eine ehrwürdige Matrone von edler Gestalt und ein Knabe mit herrlichen blonden Locken begegnen dir. Dies ist Delavigne's Mutter und sein Sohn. Delavigne ist ein Vater wie Heinrich IV.; er liebt seinen Sohn mit königlicher Zärtlichkeit, und er würde sich wie jener gute Monarch keine Schwäche daraus machen, wenn du ihn in seinem Cabinet auf allen Vieren kriechend mit dem schönen Sprößling seiner Lenden auf dem Rücken überraschtest. Keinen auffallenden Wandschmuck findest du in Delavigne's Arbeitszimmer als ein gewaltiges Portrait Ludwig Philipp's, des Königs der Franzosen, und dies Gemälde wäre vielleicht der einzige Gegenstand, dessen Anwesenheit in diesen Räumen stören könnte, wo übrigens das Glück des häuslichen Friedens in vollem Maße waltet.

Willst du noch einen Dichter aus der Ursprungsperiode des Baumes der französischen Romantik sehen, so gehe zu Hrn. Alphonse de Lamartine; aber du wirst hier nicht soviel Tröstliches finden als bei dem Erstern. Lamartine, der religiöse und ernsthafte Mann im Gesang, ist ein eitler und dünkelvoller Mann innerhalb seiner vier Wände. Lamartine ist ein ausgemachter Aristokrat und weit eingebildeter auf seinen zweideutigen Adel als auf sein unzweideutiges Talent. Eine Schwäche, die man allenfalls einem Poeten, nimmermehr aber einem Franzosen des nouveau régime verzeihen kann. Darum ist auch in Lamartine's Wohnung ein Prunk zur Schau gestellt, der den Besucher eher unheimlich dünken als erfreuen kann.

Da wir einmal mit der ältern Garde den Anfang gemacht, so wollen wir einen Mann der ganz frühen Epoche, wir wollen den Beschützer Heinrich V., den schwermüthigen Bourbonenfreund, wir wollen Chateaubriand besuchen. Ein ernster melancholischer Luxus, wie er dem Manne geziemt, der einst Minister war, der durch Unglück und Exil wie durch seinen Ruhm geprüft ward, herrscht hier. Chateaubriand, ein Greis vom Alter gebeugt, empfängt dich mit wenigen stillen Worten und seine noch immer funkelnden Augen sagen mehr als diese. Blickst du aus dem Fenster des mit Eichenholz getäfelten Arbeitszimmers von Chateaubriand, so kannst du die hohen schlanken Bäume, welche vor dem Hôtel de Rens stehen, im Morgenwind rauschen sehen, du kannst die Wagen rollen hören, welche nach der Barrière d'enfer fahren, und die Vögelchen zwitschern hören, welche unter dem Dache des vielerfahrenen Mannes ihre Nester bauen.

Zu wem anders könnten wir uns jetzt begeben als zu den beiden Chorführern der jungen Romantik? zu wem anders als zu dem feisten Verfasser der „Eugenie Grandet" mit der wohlgenährten Mönchsphysiognomie, welche einigermaßen an das Colorit des Paters Franziskaner auf Hogarth's Thor von Calais erinnert? Es ist aber kein Katzensprung von der Rue Cassini nach der Place royale, aber dennoch gehen wir von Balzac zu Victor Hugo. Balzac wohnt eng, aber prächtig, wie Leute wohnen, denen es zu jeder Stunde ihres Lebens wohl ist und die keine ungeheuern Gemächer bedürfen, um darin ihre Grillen, ihre Sorgen auszulaufen. In einem seiner Romane gibt Balzac selbst folgende Schilderung seines Arbeitszimmers. „Die Hälfte des Boudoirs", heißt es dort, „be-

Digitized by Google

schrieb eine zarte gracieuse Cirkellinie, bis gegen den andern vollkommen quadratförmigen Theil abfiach (also eine Art von astrologischem Thurm), in dessen Mitte ein Kamin von weißem Marmor und Gold erglänzte. Den Eingang bildete eine dem Fenster gegenüber befindliche Seitenthüre, die ein reich tapezierter Vorhang umhüllte. Zum Schmucke des Zimmers trug besonders ein echter türkischer Divan bei, das heißt eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matratze, so breit wie ein Bett, ein Divan von 50 Fuß im Umfange, von weißem Kaschmir mit rautenförmig geordneten Troddeln in schwarzer und hochrother Seide. Die Lehne dieses ungeheuern Divans erhob sich einige Zoll über die zahlreichen Kissen, die durch ihre reichen Zieraten den Schmuck noch erhöhten. Das Boudoir war mit rothem Zeuche ausgeschlagen, über welchem gestreifter indischer Musselin ausgespannt war in Form einer korinthischen Säule, die durch abwechselnd hohle und runde Röhren gebildet ward, oben und unten durch hochrothe Bänder zusammengehalten, auf welchem schwarze Arabesken abgebildet waren. Unter dem Musselin erschien das Hochrothe rosafarben, eine beliebte Farbe, welche die Fenstergardinen ebenfalls trugen, die aus indischem, mit Rosataffet gefütterten Musselin bestanden und mit schwarzgeblümten hochrothen Frangen besetzt waren. Sechs hellrothe Armleuchter, jeder mit zwei Wachslichtern besetzt, waren in gleichen Zwischenräumen über dem Teppich angebracht, um den Divan zu erleuchten. Der Plafond, von dessen Mitte ein mattrother Kronleuchter herabhing, war funkelnd weiß und das Karnies vergoldet. Der Teppich glich einem morgenländischen Shawl, er trug die Zeichnungen des Orients an sich und erinnerte an die Dichtungen von Persien, wo er von Sklavenhänden gearbeitet wurde. Die Meubles waren mit weißem Kaschmir bedeckt, erhöht durch schwarze und hochrothe Zieraten. Die Pendeluhr, die Candelaber, Alles bestand aus weißem Marmor und Gold. Über den einzigen Tisch, der hier zu sehen war, lag ein Kaschmirteppich ausgebreitet. Elegante Stickereien enthielten allerlei Arten Rosen, weiße und rothe Blumen und endlich verschiedene Details, die alle der Gegenstand einer besondern mit Liebe gepflegten Sorgfalt zu sein schienen. Niemals hatte sich der Reichthum auf eine kokettere Weise dargestellt, um die Eleganz hervorzuheben und Wohlgefallen einzuflößen. Die Strahlen des Teppichs, dessen Farbe stets sich verwandelte und, je nachdem man sich hier oder dorthin kehrte, bald weiß, bald roth erschien, entsprachen den Wirkungen des Lichtes, das sich in die durchsichtigen Röhren des Musselins ergoß und einen magischen Glanz um sich her verbreitete." Und dies wäre denn vielleicht mit einigen Modificationen das Arbeitsgemach Balzac's, durchduftet vom Geruch des eau de mille fleurs und schmeckend, wie Börne sich ausdrückt, nach dem eau de mille impertinences, welches von der Lebensweise eines eingefleischten Romantikers unzertrennlich ist. Balzac pflegt zu Hause immer einen Schlafrock aus weißem Flanell zu tragen, der mit einer Kapuze zum Auf- und Zurückschlagen versehen ist und mit einem golddurchwirkten Leibgurt, um eine Taille hervorzubringen, wie sie sich für einen Mann schickt, der an seinem Spazierstöckchen für 1000 Thaler Kostbarkeiten trägt.

Victor Hugo ist kein so eingefleischter Liebhaber des Theaterprunks und, um es grade herauszusagen, kein so großer Narr als Balzac; doch ist seine Häuslichkeit ebenfalls nicht frei von Seltsamkeiten. In der zweiten Etage eines großen, aber dunkeln und winkligen Hauses gelangt man in ein ungeheures Quartier mit sehr hohem Plafond, ausmeublirt in dem Geschmack eines Mannes, der die Mischung der mittelalterlichen Ungestalt und Rumpelei mit der modernen Eleganz vorzüglich liebt. Du triffst einen gewaltigen Lehnstuhl mit damastnem Überhang und seltsamlicher Bildhauerarbeit, ein Sofa aus der Zeit Ludwig XIV., auf welchem der Verf. von „Marion Delorme" in einem grünen großblumigen Schlafrocke mit viel Behaglichkeit und einem Anstrich von Eleganz ausgestreckt liegt. Sein eigentliches Arbeitszimmer ist mit Gemälden und schönen Kupferstichen aller Art ausgeschmückt. Es befindet sich in dem entlegensten Theile der Wohnung, denn wenn Victor Hugo arbeitet, muß um ihn her die größte Stille herrschen. In den Stunden, welche er seinen Freunden und seiner Familie schenkt, ist er gewöhnlich von vielen Personen umgeben und sieht sich einen kleinen, ausgewählten Kreis von seinen Verehrern um sich, welche aus seinen Worten und Bemerkungen mit Wohlgefallen Stoff sammeln, um damit die Feuilletons des „Journal des débats" und die „Revue de Paris" zu füllen. Im engern Kreise seiner Familie, einer der schönsten in Paris, denn Victor Hugo hat reizende Kinder, nimmt sich der Schöpfer des Claude Frollo am besten aus.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der bekannte Publicist Graf Henri de Viel-Castel hat in Form eines Sendschreibens an den Grafen Grey eine Schrift: „De l'Angleterre et de la France", herausgegeben, die auf eine anziehende und geistvolle Weise den gesellschaftlichen und politischen Zustand Englands mit dem Frankreichs vergleicht und in einem Nachtrage von dem jetzigen Glanze und der eigenthümlichen Einrichtung der Oxforder Universität handelt.

Von dem Verf. der „Chroniques de l'oeil de boeuf" sind in zwei Bänden „Souvenirs d'un demi-siècle" herausgekommen, die als unterhaltend gerühmt werden. L.

Literarische Anzeige.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig erlaubt sich auf nachstehende schönwissenschaftliche Schriften, die soeben in ihrem Verlage erschienen, aufmerksam zu machen:

Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Fluchtling. Lebens- und Sitten-Gemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser ist durch seine frühern Leistungen bereits vortheilhaft bekannt.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. (Zweiter Band.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band dieser ansprechenden Sammlung erschien 1831 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste Sammlung dieser Gedichte, welche mit ungetheiltem Beifall überall aufgenommen wurde, erschien im vorigen Jahre (1 Thlr. 12 Gr.).

Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Von dem Verf. erschien früher in meinem Verlage der bekannte Roman „Die hohe Braut" (2 Thlr., 4 Thlr.), und binnen Kurzem haben wir von ihm einen neuen Roman: „Die Waldenser", zu erwarten.

Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Julius. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr und mehr finden die Leistungen des Verf. die verdiente Anerkennung. Im vorigen Jahre erschienen von ihm ebenfalls „Drei Trauerspiele". (1 Thlr. 12 Gr.).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 90. — 30. März 1836.

Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen ꝛc. Mit Bemerkungen von Professor Grohmann.

(Beschluß aus Nr. 89.)

In der dritten Gegenbehauptung Ammon's, nämlich: „Todesstrafe ist kein Verbrechen, sondern die nothwendige Wiederherstellung des Rechts", finden es wir ganz besonders wichtig, uns gegen die religiöse Argumentation zu erheben. Wie lange wird man noch das verkehrte Verfahren fortsetzen, für die Formen der einem immerwährenden Wechsel unterworfenen menschlichen Einrichtungen die Beweise aus den heiligen Schriften herzuholen; gleich als ob der göttliche Weltheiland ein irdisches Reich gestiftet und die Staatswissenschaften gelehrt hätte? Wie sehr wir auch dafür sind, daß das Christenthum durchgehends in die engste Verbindung mit unsern Einrichtungen gebracht werde, so leuchtet es doch deutlich ein, daß die wechselseitige Übereinstimmung ganz allein im Geiste des Christenthums gesucht werden müsse, indem bloßen Formen der künstlichen Staatseinrichtung die das irdisch Wechselvolle gänzlich ausschließende Gotteslehre keine Autorität verleihen kann, weil sie davon in sich nichts aufgenommen hat.

Allen von Ammon angeführten Stellen der heiligen Schrift zu Gunsten der Todesstrafe setzen wir, als den bündigsten Gegenbeweis, Christus' Lossprechung der Ehebrecherin entgegen. Nach dem Mosaischen Recht, von dem Christus selbst sagt, daß es den Juden wegen ihrer Herzenshärte sei gegeben worden, daher es auch für die Todesstrafe ohne Beweiskraft ist, sollte an der Ehebrecherin das Urtheil der Steinigung vollzogen werden. Hier ist nun wirklich der Fall der Todesstrafe im engsten Rapport mit Christi Ausspruch. Christus aber begnadigte und entließ die Verbrecherin mit der Mahnung, Buße zu thun. Welcher Rechtslehrer würde wol den Heiland einer rechtswidrigen Handlung zeihen, oder behaupten wollen, der Lauf der Gerechtigkeit sei durch sein Urtheil aufgehalten und die Erlassung der Todesstrafe ein unweises Sentimentalisiren gewesen?

Aus diesem Beispiele erhellet, daß der Geist des Christenthums nicht „den Tod des Missethäters, sondern seine Bekehrung" verlangt, denn Christus ist nicht in die Welt gekommen „um zu tödten, sondern um selig zu machen". Dem Religionslehrer, der jederzeit ein Friedensstifter sein sollte und deshalb nicht wohl das Wort für die Todesstrafe nehmen kann, ist die irrthümliche Exegese für die Todesstrafe aus dem Christenthume, er mag sie nun einzelnen Stellen oder dem Geiste entnommen haben, ohne Weiteres zu verargen, so sehr übrigens seiner anderweitigen subjectiven Überzeugung Achtung gebührt, weil im Reiche der wissenschaftlichen Forschung die Meinungsäußerungen der vollkommensten Freiheit genießen sollen.

Seine Behauptung, die Todesstrafe sei kein Mord, leidet keinen Widerspruch, so lange die Unrechtmäßigkeit derselben nicht erwiesen ist. Geschieht dies aber, dann erscheinen alle vorhergegangenen Vollstreckungen der Todesstrafe als ebenso viele Justizmorde, die zwar nicht dem Richter, wol aber dem Gesetze zu imputiren sind. Die Autos da Fè, die Hexenprocesse, der erfolgte Tod durch die Peinigung der Tortur u. s. w. sind ohne Weiteres hiernach zu beurtheilen. Man mag in der beklagenswerthen Verblendung der Menschen vor uns eine Entschuldigung für diese Greuel finden, nimmermehr aber wird man für sie einen gelindern Namen ermitteln können. Prinz Johann von Sachsen äußerte daher sehr gewichtig: „daß, wäre die Todesstrafe wirklich unrechtmäßig, sie sofort abzuschaffen sei, weil sonst jede Vollstreckung bis dahin ein Justizmord sein würde". Wenn hiergegen der Herr Minister von Carlowitz erinnerte: „daß eine Strafe, die sich auf ein Gesetz gründe, kein Unrecht enthalte und mithin auch, so lange das Gesetz nicht abgeschafft sei, nicht Justizmord genannt werden könne", so schließt das Gesagte doch die Möglichkeit nicht aus, daß das Gesetz selbst ein unrechtmäßiges sein könne. Hieraus eben ergibt sich die Wichtigkeit der Untersuchung über die Todesstrafe, deren Rechtmäßigkeit aus dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit, unserer Überzeugung nach, sich nicht erweisen läßt.

Ammon's Schlußbehauptung: „die Besserung des Verbrechers sei zwar der höchste sittliche, aber keineswegs der rechtliche Zweck peinlicher Strafen", wird von keinem Juristen geleugnet werden. Professor Grohmann verwahrt sich gegen den ihm hier gemachten Vorwurf: Besserung als Strafzweck angegeben zu haben, da er erstere doch

Digitized by Google

nur als inneres Merkmal des Strafrechts betrachte. Wir können übrigens die Ängstlichkeit, womit man der Besserung neben dem Strafzweck einen Platz anzuweisen sucht, nicht billigen. Da man sie vom Strafzwecke nicht ausschließen kann und es auch nicht soll, weil mit der bloßen Bestrafung des Verbrechers, als Mittel zur Aufrechthaltung der Gesetze, doch nur ein Theil der Aufgabe, der allerdings die Hauptsache betrifft, gelöset ist, so muß eine Criminalpolitik, die nach Veredlung strebt, die höchsten sittlichen Zwecke unstreitig in den rechtlichen Strafzweck uneigentlicherweise mitaufnehmen und insofern der Besserung die gehörige Rücksicht schenken. Dabei läuft sie nimmermehr Gefahr, daß die Besserung Rechtsgrund der Strafe werde, wol aber zieht sie aus der möglichsten Zulässigkeit der Besserung, daraus, daß letztere durch die Strafe erzielt werde, für ihren sittlichen Werth einen sehr bedeutenden Gewinn. Die Möglichkeit der Besserung eines Verbrechers ist durch die Abschaffung der Todesstrafe ungleich sicherer begründet als durch ihre Beibehaltung. Erstere räumt der Besserung die nöthige Zeit ein, letztere raubt sie und verhärtet nicht selten durch die Gewaltthätigkeit des Mittels das Gemüth. Eine Justiz aber, die der Gerechtigkeit Genüge thut und dabei Besserung erzielt, hat vor jener, die allein dem Rechtszwecke entspricht, unstreitig höhere Vorzüge. Ammon hat demnach mit der dürren Hinstellung eines an sich wahren Satzes, ohne alle Reflectirung auf die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe, sowie überhaupt mit seinen Antithesen gegen Grohmann nichts erwiesen. Sollten auch, was stets sehr zweifelhaft bleibt, ausreichende Rechtsgründe für die Todesstrafe sprechen, so dürften doch für ihre Zweckmäßigkeit im Allgemeinen keine aufgefunden werden. Schon aus letzterm Grunde dürfte sie daher verwerflich sein. Es wird die Zeit kommen, wo es unbegreiflich scheinen wird, wie die für den Staatszweck so ganz unnöthige Aufhebung der Persönlichkeit so lange zugleich als Sühne der Gerechtigkeit betrachtet werden konnte. Unsere Nachkommen werden über den langen Bestand der Todesstrafe einst eben das Erstaunen und vermuthlich die nämliche Entrüstung an den Tag legen, die wir als Genossen einer aufgeklärteren Zeit über die Gewissensgerichte, über die Tortur, Confiscation des Vermögens und die Galeerenstrafe mit Recht äußern. Wenn demnach aus wol sehr wichtigen Gründen die Abschaffung der Todesstrafe mehr einer künftigen Ordnung der Dinge, einem allgemeinen Ausdrucke der Volksgesinnung angehören dürfte, so verdienen die Discussionen darüber doch jetzt schon unsere vollste Beachtung, denn sie sind die Übergangsbrücke zum jenseitig Richtigern. Der menschenfreundliche Eifer, womit in der angezeigten Schrift Prof. Grohmann, ferner der Dekan Mehring, der Abgeordnete Großmann u. A. gegen die Todesstrafe in Entwickelung der stärksten Gründe sprechen, verdienen Dank und ihre Worte — ein reifliches Nachdenken. Die Behauptungen der Gegner geben dem Ganzen ein Colorit, das dem Denker die Licht- und Schattenseite des Gegenstandes höchst willkommen darstellt. Wir glauben demzufolge die Lesung dieser Sammlung verschiedener Stimmen für und gegen die Todesstrafe dem Juristen und dem Menschenfreund gleichmäßig bestens empfehlen zu müssen.

G.

Die pariser Schriftsteller und ihre Quartier.

(Beschluß aus Nr. 69.)

In der Straße Tournon wohnt der Jakobiner der französischen Romantik, der Verf. von „L'âne mort et la femme guillotinée". Jules Janin führt in der That ein arbeitsames Schriftstellerleben. Aus einem reich meublirten Zimmer in das andere kommt man endlich in das Cabinet, wo der geistreiche flüchtige Mann, wie Voltaire, im Bette arbeitet, und zwar unter dem Tumult von einem halben Dutzend und mehren jungen Leuten, die um ihn her scherzen und jubeln. Dies Alles stört den Arbeitenden nicht; ja, es scheint, als fließen ihm die Gedanken um so reichlicher, je toller der Lärm ist. Auch mischt er sich häufig in die Unterhaltung selbst, und ehe man sich's versieht, fliegt ein geistreiches Bonmot, ein flüchtiger Witz über das Papier aus seinem Munde. Janin's Haus ist ein steter Sammelplatz von jungen Menschen, die im Leben nichts Besseres zu thun haben als sich herumzutreiben; oft wird ihr Zudrang so groß, daß sich der geplagte Wirth, um die Liebe seines Volks zu erdrücken droht, in ein kleines, tief gelegenes Souterrain flüchtet, welches nur wenigen seiner Gäste bekannt ist. Hier nimmt alsdann der Erschöpfte sein Frühstück ein und schreibt ungestört und ungestört bei Kaffee und Schlürfen ein Kapitelchen an seinem neuesten Roman. Die graue Blousenredingote und eine blaue Mütze sind das Lieblingscostum Jules Janin's.

Kaum können wir die Zeit erwarten, ehe wir zu dem größten aller pariser Schriftsteller kommen; dies ist Dr. Bulwer Weimars. Er wohnt in der lärmenden Straße Vivienne, besitzt nur ein einziges, aber höchst elegant geschmücktes Zimmer. Dieses ist ohne alles Charakteristische, ohne alle Merkmale, an denen man den großen Geist seines Bewohners erkennen könnte. Es sieht darin aus wie in dem Boudoir einer Dame, die sich mit gar nichts beschäftigt. Nicht einmal, weil es ein Schriftsteller Das ist, was dem Fisch das Wasser, findet man Papier und Feder und ein Schreibzeug sind auf dem zierlichen Tischchen. Wozu bedarf auch Dr. Bulwer eines Schreibzeugs. Er ist sich selbst genug; er ist ein so großes Genie, daß er seine Gedanken mit unsichtbaren Flammenzügen in die Luft schreibt. Diese Chiffern kennt der Setzer des Löwe Weimars von Weitem und setzt sie aus dem Stegreif in die ihnen angewiesenen Columnen des „Temps". Ein solcher Autor, der nicht einmal ein Schreibzeug braucht, der als Merkmal aufweist, woran man ihm seinen Beruf nachspüren könnte, der kein Aushängeschild für sein Gewerbe bedarf, der sich dreist in seiner eignen Behausung für einen Fremden geben kann, der gar nichts ist. Und dies ist in der That der beste Stand für Geister von solcher Kraft wie Dr. Bulwer Weimars.

Niemand wohnt für seine geistige Individualität charakteristischer als Eugene Sue. Man steigt zu ihm empor auf einer Stiege, auf der es ein Wunder der Welt ist, wenn man nicht Hals und Beine bricht. Wie ein Dom ein Monument scheint auf dem Treppenvorsprung, gleich dem Geist Manfreds aus der Unterwelt heraufbeschworen, ein alter Bediente, der den Besuchenden in ein Zimmer befördert, worin es finster ist wie in Gehenna. Man braucht fünf Minuten und mehr Zeit, um sich so weit zu orientiren, daß man den Gegenstand wahrnehmen kann, wohnen keine Gypsbüsten auf Gypsbüsten, und Eugene Sue selbst ist erst recht Gypsbüste. Der Gypsköpfe befinden sich, behufs des Studiums der Phrenologie, eine ungeheure Menge in dem Gemach. In der zauberischen, aber unheimlichen Öde, welche hier Tag und Nacht miteinander schließen und keine Abwechselung kennen, wo die graue Dämmerung ist, von den dichten Gardinen der

Digitized by Google

[illegible] Muster [illegible] [illegible] [illegible]

die er sich über die schnöde Behandlung eines alten Obermedicinalrathes ergießt, der ihn etwas unbarmherzig im Vorzimmer warten läßt und dann mit kurzen Worten abfertigt. Beiläufig gesagt, wenn seine mündlichen Mittheilungen nicht geistreicher waren als seine schriftlichen, wir hätten es ebenso gemacht. Noch deutlicher verräth sich der kaum erst entpuppte Student in der Erzählung: „Das Duell", eine Studentengeschichte, die bis auf die burschikosen Ausdrücke herab so trivial ist, daß sie etwa nur in einem Commercehause ihr Glück machen kann. Wie lebendig und interessant erscheint dagegen die unter gleicher Überschrift erschienene Erzählung des Engländers?

Bei dem Allen können wir nicht umhin, einzugestehen, daß der Verf. in seiner Schrift manche nützliche Wahrheit niedergelegt hat, wie sich denn in dieser Beziehung namentlich das „Der Spieler" überschriebene Capitel durch manche treffende und wohl zu beherzigende Bemerkung auszeichnet, allein ein Anderes ist, die Wahrheit sagen, ein Anderes, ein geistreiches und unterhaltendes Buch schreiben. 32.

Schriften über Spanien.

Paris, im März 1836.

Drei Bücher über Spanien, jedes eine Quelle für den Schriftsteller und Dichter, der Bücher machen will, keines ein umfassendes und zeitgemäßes Werk, wie es das mit der pyrenäischen Halbinsel unbekannte gebildete Continentalpublicum braucht. Das eine ist die Geschichte der Revolution, in drei Bänden, vom nunmehrigen spanischen Exminister Toreno, der zwischen Martinez de la Rosa und Mendizabal liberalisirte; das andere eine minder corpulente, vortreffliche, aber einseitige Darstellung des Krieges in Navarra, wie sie speciell die Basken diesseit und jenseit der Pyrenäen interessiren könnte, von Augustin Chaho; und das letzte führt den Titel: „Scènes de la vie espagnole", und hat um so weniger befriedigt, weil es die längere Zeit in Spanien weilende Herzogin von Abrantes, eine geistreiche Vielschreiberin, zur Mutter hat und die Kritik im Voraus von ihr eine Galerie bunter und charakteristischer Bilder, Localscenen der wahrhaftigen und reichen iberischen Welt erwartete. Junot's Witwe hat uns in zwei starken Bänden zwei Novellen mit einer spanischen Mantilla und einigen Sombreros überwiesen. Das hätte uns meines Bedünkens auch Herr Balzac, Sand oder Sue ebenso gut und besser und schmackhafter geben können, obgleich keiner von ihnen je einen Fuß in die Reiche von Castilien und Navarra setzte.

Wir wollen, unsern Bedürfnissen von Zeit, Politik, Literatur und gesellschaftlichen Verhältnissen angemessen, in zwei Bänden, die uns ein Schriftsteller über das heutige Spanien darbietet, zunächst das Land, dann seine Geschichte und Alterthümer, endlich seine Bewohner, seine Sitten, seine Absonderlichkeiten, mit einem Worte alles Das kennen lernen, was wir davon nicht wissen und was uns unmöglich ein Kriegsbulletin oder ein diplomatischer Abgesandter sagt, der die schwarzen Augen der Königin Gobernadora und die Puppe der jungen Isabella kennen lernte. Nebenher gelüstet uns nach einem Gemälde des abenteuerlichen Zigeunerhofs des Prätendenten und seiner bekutteten Glaubensgrenadiere und legitimistischen Sansculotten, nach einem Abriß des madrider Hofs und einem Chiaroscurbild des an Erinnerungen und Naturschönheiten so reichen Andalusiens, das für den Norden Europas ein Persien, ein Indien zu nennen sein dürfte und wovon wir Alle nach den vorhandenen deutschen und französischen Schriften kaum eine Ahnung haben. Portugal mit seinem neuen liberalen Hofe, seiner jungen Königin und ihren alten Ministern, Lissabon und Oporto dürften dazu den Appendix bilden.

Was man aus dem Buche der Abrantes über Spanien lernen kann, ist sehr verschiedener Art. Sie beschreibt sehr schön die Stiergefechte — wer that das nicht von den Leutchen, die über die Berge Navarros gingen? — und schildert sehr angenehm die Romanintriguen einer adeligen Familie in den verödeten Goldhallen der Khalifen von Granada, die sie gesehen, in denen sie die Sagen der arabischen Turniere und das Lob der schönen Prinzessinnen von den Arabomanen *) erfahren hat. Wie lüstern ich dabei nach dem Alhambra, nach Cordovas Zauber, Sevillas Circus und Valencias Miedern wurde, das — geht die edle Dame nichts an, da ich die Motive schon Jahre lang bei mir trage.

Madame Abrantes verlor 300 Seiten, um uns in ihren „Scènes espagnoles" die Leiden und Freuden eines Stiefschwesters, die Inbrunst einer Actrice und die heterogene Neigung einer Herzogin zu conterfeien, die, wie sie sagt, zu ihrer Zeit Hofdame der Königin war. Je nun, was thut Europa mit diesem Abenteuer, woran das Beste und Originellste ist, daß sich ihre Hoheit in der Arena abmartert in Liebespein, während der verwegene Picador vier Farnesesche Stiere erlegt. Die Verfasserin ließ überall die schönste Gelegenheit verstreichen, das Tagesleben und die Volkssitten in den Provinzen darzustellen, das sie doch nothwendig zu tausend Malen beobachtete; sie verweilte kaum ein einziges Mal bei den riesigen, wundervollen, maurisch-gothischen Schöpfungen des Mittelalters, bei den römischen Ruinen, bei den Burgen und Schlössern Karl II. und Philipp V., bei den großen Malern der Halbinsel.

Im ersten Band habe ich eine Geschichte gelesen von einem castillischen Mönch, der eine zarte Schönheit furienhaft mit Liebe bestürmt und endlich am Altar selbst, vor welchem sie ihre Trauung vollziehen soll, den Dolch ihr ins Herz stößt. Ist dies nicht dramatisch, effectvoll, poetisch? Wir wollen Victor Hugo fragen, der in seiner „Notre Dame de Paris" ein Lied von satanischem Mönch improvisirte. Die Herzogin hätte in ihrer Novelle das offenbare Plagiat des Kirchthums und Glockentraums und andere Sächelchen weglassen können, es verhilft doch Alles dem Stückchen nicht zum ewigen Leben. Für Leihbibliotheken ist das Buch inzwischen ein passables Ding, namentlich für die deutschen, da unsere Schönen erst die Romantik der Stiergefechte anfangen.

Herrn Augustin Chaho, der selbst ein Baske ist, sind wir Dank schuldig für die poetischen und naturgetreuen Zeichnungen der karlistischen Parteihäupter, Zumalacarregui, Merino und Andere sind mit kräftigen Zügen und feinen Farben dargestellt. Ebenso das Volksleben und Guerillatreiben in den Bergen und Küsten. Wer das nicht gesehen und gleichsam mit den Bewohnern als Stammverwandter durchgemacht hat, der kann es so in der Seele nicht kennen lernen. M.

Literarische Notizen.

Mad. Desbordes-Valmore hat unter dem Titel: „Le salon de Lady Betty" in zwei Bänden eine unterhaltende Schilderung der Sitten der londoner feinen Gesellschaft gegeben.

Jules Lecomte gab unter dem Titel: „L'abordage" einen Seeroman in zwei Bänden heraus.

Der mailänder typographische Verein zur Herausgabe lit. Classiker hat kürzlich auch ein neues episches Gedicht: „La pace di Adrianopoli, ossia la Grecia liberata", geliefert, das der Dichter, Dominik Biorci, dem Kaiser Nikolaus, dessen Bildniß voransteht, zugeeignet hat. L.

Druckfehler.

In dem Aufsatze über Maurer, „Das griechische Volk u. s. w." ist in Nr. 347 d. Bl. für 1835, S. 1430, Sp. 1, Z. 9 zu lesen: Franz'schen Intrigue

*) Dies sind die Cicerone in Andalusien.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 91. — 31. März 1836.

Allgemeine Theater-Revue. Herausgegeben von August Lewald. Erster Jahrgang. Mit Seydelmann's Bildniß. Stuttgart, Cotta. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Den Herausgeber leitet bei diesem Unternehmen, laut Vorwort, der Wunsch, der Theaterkritik die ihr angemessene Würde wiederzuverschaffen, sie mit der Kunstgeschichte in Verbindung zu setzen und ihr die Bessern im Publicum zu gewinnen. Es soll dem Unhaltbaren kräftig entgegenstreben, was seit Jahren auf unbegreifliche Weise geduldet wurde und im Geleite der täglichen Erscheinungen der Bühnenwelt auftritt. Da bei unserer politisch-socialen Vereinzelung dem Übel von Einzelnen nicht gesteuert werden könne und keine Stimme stark genug sei, durch das Chaos von Stimmen zu dringen, solle dies als Mittel dienen, den Schall zu verstärken. Schriftsteller, welche sich dem realen Theater unwillig abgewendet, hätten sich mit dem Herausgeber verbunden u. s. w. Es liege überdem im Plane der „Theater-Revue" nach und nach eine Übersicht aller europäischen Bühnen zu geben, um an den fremden Maßstab den eignen zu legen und so nach Bedürfniß ergänzen und berichtigen zu können.

Einen französischen Minister, der jüngst in seiner Antrittsrede sagte: das Bestreben des neuen Ministeriums werde sein, Ordnung und Freiheit zu erhalten, fragten die Journale, ob je ein Minister sich den Kammern mit der umgekehrten Floskel präsentirt und gesagt habe: Ich will die Ordnung zerstören und die Freiheit unterdrücken? Den Unternehmer der „Theater-Revue" könnte man fragen, ob schon ein Redacteur ein Theaterjournal angefangen mit der ausgesprochenen Absicht: die Theaterkritik in ihrer Niedrigkeit zu belassen, sie außer allem Connex mit der Entwickelungsgeschichte der Kunst zu stellen und es nur auf den Beifall der Schlechten und die Theilnahme der Feilen abzusehen? Doch Floskeln gehören zu einem Programm. Laßt uns nach der That sehen.

Anhebt ein Aufsatz betitelt: „Ludwig Tieck und das deutsche Theater". Verf. ist Herr Gustav Schlesier, Inhalt eine Kriegserklärung gegen Tieck als Dramaturgen. Herr Schlesier beweist, daß es Zeitalter gibt, welche erfinden müssen. In einem solchen Zeitalter sind wir gegenwärtig, namentlich auch in Bezug auf das Theater. Tieck aber habe die Erfindung im Reiche der dramatischen Dichtkunst nicht nur durch nichts begünstigt, oder hervorgerufen, sondern er habe derselben sogar durch eine falsche Auffassung aller Kunst, wie durch Festhalten einer Anzahl Kunstvorurtheile und durch eine ganz irrthümliche Hinweisung der Dichter und Schauspieler auf ganz Unwesentliches und Unwahres den Weg und die Entwickelung unsers Theaters gesperrt. Zur Passivität von Anbeginn verdammt (!), habe er durchaus eine conservative, die Erfindung hemmende Einwirkung gehabt und das deutsche Theater, welches eigentlich sein Steckenpferd gewesen, selbst zerbrochen. (!) — Dies, hier mit kurzen Worten zusammengestellte Resultat wird in einem sehr langen, wort- und phrasenreichen Aufsatze auseinandergesetzt. Der Ideengang ist etwa folgender: In diesen Zeiten einer geistigen Krisis, seien im Kampfe reeller unreiner Interessen die Übelköpfe allerdings am rührigsten, und es gehöre noch in die Kinderjahre einer aufgeregten Epoche, aus Unwillen gegen misgestaltete Formen der Dinge die Summe der Überlieferung, den ganzen realen Inhalt wegzustreichen und den Bau der Welt täglich neu zu beginnen. (Vortrefflich!) Allein geistreiche Sünder schmiedeten in allen Bereichen menschlicher Thätigkeit, in allen Richtungen des geistigen und leiblichen Daseins Ketten; man habe Aufgefundenes gestempelt, gegen Erfindungen und Ergänzungen sich gesträubt und wie ein Kind geschrien, das gebadet werden soll. So sei es auch bei den großen Kämpfen des deutschen Theaters der Fall. Ludwig Tieck habe durch seine wichtige Stellung zu demselben den Fortschritt und die Zukunft desselben aufgehalten und zurückgeschoben. Nicht grade unmittelbar als Theaterdirector im kleinen Dresden, denn da könne er eher durch seine zugestandenen Kenntnisse in den Particularitäten verhältnißmäßig von Nutzen gewesen sein; aber vorzüglich durch seine opponirende Stellung gegen die aufkommenden neuen Erfindungen in der deutschen Dichtung. Das Unglück und der Verfall des deutschen Theaters sei durch den Verfall der dramatischen Poesie veranlaßt. In dieser spuke durchaus noch immer die Idealität und sie sei recht eigentlich die Grundwurzel alles Leidwesens, aller Verfehltheit der Neuern in der Kunst und den wichtigsten Richtungen des Geistes. Indem überall der Nebulismus seine Täuschungen ausgebreitet und mit dem Wachsen allgemeinerer, formellerer Bildung in alle Regionen fortgeschritten sei, habe man

Digitized by Google

die Übung verloren, das Wirkliche zu sehen. Dieser Trotz, diese Idealität sei namentlich der Kunst aufgedrängt worden, die ohne Hingebung an alles Menschliche und Wirkliche das unglücklichste Phantom unter dem Himmel sei. Herr Schlesier hält es nun für die größte Lüge, heut noch Tragödien im Sinne der eigentlichen, ursprünglich so benannten Idee zu dichten. Daher bekommen wir nichts Wahres, Tüchtiges, menschlich Gesundes auf der Bühne. Tieck sündige nun darin, daß er durch poetische, praktische und kritisch raisonnirende Wirksamkeit dem Unwesen des Nebulismus (?) und des Formenwahnsinns Vorschub gethan, ja der rechte Repräsentant desselben geworden sei. Um deshalb sei er der verführerischste, schadhafteste (sic!) Theil der europäischen Literatur. Man solle sich aber nicht kümmern lassen. Wer den Geist des Wirklichen ergriffen und nur dichterisches Talent habe, dem werde auch die Form zufallen, ohne daß er ängstlich darnach zu trachten brauche. (Vortrefflich. Ein Satz, als hätte ihn Herr S. nach einer Unterhaltung mit Tieck wörtlich demselben nachgeschrieben.) Wenige wissen nun, wie es Herr Schlesier weiß, wie unendlich Tieck's Einfluß das erbärmlich gewordene Theater und somit auch unsere Bildung und den allgemeinen Fortschritt retardirt habe, indem er der Lüge und dem Unwesentlichen das Wort geredet und dem alten Unwesen der Deutschen, die Form für die Sache zu nehmen, übermäßig gehuldigt habe. Und so weiter!

Der Aufsatz hat dem Verfasser in der Anfertigung gewiß Anstrengung gekostet; aber ich glaube, als er fertig war, glaubte er selbst an das thema probandum. Etwas gedrängter, und ich würde es für ein gutes Exercitium in einer Sophistenschule halten. Schade, daß ein factischer Vordersatz die schönen Schlußfolgen sammt und sonders todtschlägt. Tieck konnte das deutsche Theater nicht zerbrechen, da Alle, welche irgend mit dem Sachverhältnisse bekannt sind, wissen, daß, trotz seines berühmten Namens, trotz seiner dramaturgischen Thätigkeit, sein Einfluß auf die reale deutsche Bühne gleich Null ist und war. In Dresden, wo er amtlich wirken soll, kann er es nicht, wie Herr Schlesier selbst anführt, weil die Opposition des Überkommenen und des Schlendrians zu mächtig gegen ihn ist. In Wien gönnte der verdienstvolle Schreyvogel seinen Ansichten auch nicht den geringsten Eingang; die dortigen Schauspieler, stolz auf ihre Stellung und traditionellen Ruhm, wollten so wenig als die dortigen Dichter, die ihm aus andern Gründen entgegen sind, von seinen Eingebungen wissen. In Berlin hat Tieck eine bedeutende Partei; diese hat aber mit den dortigen Bühnen nichts gemein. Wenn die Intendanten der königlichen Schauspiele sowie einzelne Schauspieler dann und wann ihn um Rath angehen, oder die Miene annehmen, als horchten sie auf seine patriarchalische Weisheit, so geschieht dies, weil Tieck eine vornehme Autorität ist, der man, vermöge der eignen hohen Stellung unterweilen ein Compliment schuldig zu sein glaubt. Ja, sein Einfluß auf das dortige königliche und Privattheater ist noch geringer als in Wien und Dresden, weil beide berliner Bühnen gestündlich von Einflüssen abhingen, die weder mit der Kunst- noch der Volksbildung eine Gemeinschaft haben. Auf welche reale Bühne ist der Dramaturg denn Einfluß, wo retardirt er durch seine veralteten Kunstregeln die mächtig sich anbietende, jugendlich frische, kräftig aus dem Vollen schöpfende Erfindungskraft? In Hamburg, in München, Stuttgart, Leipzig, Braunschweig, Manheim, Berlin, Weimar? Herr Schlesier gehe bei den Directoren unserer und höre ihre Klagen: Wie wimmelt es von Talenten für das Theater, wir wollten, wir könnten die strebenden jungen Geister für unsere Theater und unsere Kassen schaffen, alles Originalstücke, aus dem Volksleben quellend, aber Ludwig Tieck retardirt diese Geister durch seine Kunstregeln, und Ludwig Tieck ist Schuld, daß das Volk keine Lust hat, nichts Wahres auf den Bühnen sieht und unsere Kassen leer bleiben. Mehre dieser Kassendirectoren würden bei Herrn Schlesier's Anfrage verwundert den Kopf schütteln: Wer ist der Tieck? Ich kenne ihn nicht. — So wirkt er vielleicht nur mittelbar auf die jungen Dichter, welche nicht für das wirkliche Theater schreiben. Eine Unmasse Tragödien, die nicht auf die Bretter kamen, wurde noch vor einigen Jahren in Deutschland gedruckt. Was kann da verdorben haben? Haben diese Pult-Tragödien den geringsten Einfluß auf unsere Volksbildung, auf unser Kunstleben geübt? Man meint, Tieck protegire Herrn von Uechtritz. Derselbe hat zwei Trauerspiele gedichtet, eines, das Glück gemacht, und eines, welches nicht durchgedrungen ist. Ergo, das sei Tieck's Einfluß; was ging denn verloren, ein Volksdichter, ein deutscher Victor Hugo? Wer Herrn von Uechtritz' großartig anstrebendes und doch einseitig befangenes Talent verfolgt hat, weiß, daß seine innerste Dichterkraft, ihrer innersten Natur nach, auf die Volksmassen nicht wirksam werden kann, indem er von jeher sich nur von den historischen Größen der mythischen Vergangenheit begeistert fühlte. Wo stecken denn nun die Scharen durch Tieck retardirter Talente? Herr Schlesier sagt sehr richtig, daß Heinrich von Kleist nicht der sogenannten romantischen Schule gehört, daß Tieck ihn, nach Kleist's Tode, sich angeeignet habe. Und hat der retardirende Tieck gethan, der im Kunstformlosen befangene, eine ihm fremde Größe, ohne äußern Anlaß hervorgehoben, weil er in ihm einen Fortschritt, eine ursprüngliche Kraft, einen Genius, der sich selbst seine Form geschafft, erbannte. Und doch hindert Tieck Erfindung und will nur gelten lassen, was sich in das Gewöhnlichen, traditionellen, eigensinnig festgehaltenen Formen bewegt!

Wozu Etwas widerlegen, was nichts in sich und an sich hat als müssige Worte, werden Einige sagen, und besser wie ich wissen, daß Tieck jede eigenthümliche Erfindungskraft, die sich selbst Bahn bricht und ihre eigenen Formen sich schafft, ehrt; wie ihm nichts widerwärtiger, als wenn matte Kräfte ihren Halbgeburten eine gültige, geltende Form geben, wie es ihn vor Allem anekelt, wenn Nachahmer in seinen eignen Kleidern

Digitized by Google

[illegible] Wem ein Gewächs bekommen, das nichts als [illegible] jener elegenen Jugendkraft ist, die den Mund [illegible] vor Sünden, Schaffen, Volksleben, und [illegible] nichts hier als dornichtige Disteln? — Dies braucht [illegible] Angriffe von dieser Seite nicht vertheidigt zu wer[illegible] das ist richtig; aber dem gegenwärtigen scheint mir mehr eine Selbsttäuschung als böser Wille zum Grunde zu liegen; auch unterscheidet er sich von andern bübischen Ausfällen gegen den Veteranen durch ein Bestreben des Verfassers, eine verglommene Liebe für den Dichter nicht ganz verlöschen zu lassen und sich über seine Verdienste nicht zu täuschen. Irr' ich mich darin, so thut mir wenigstens der Irrthum nicht leid. Auch scheint mir diese Kritik gegen Das, was mir früher von Herrn Schlesier in die Hand kam, ein Fortschritt sowol in Ausbildung als in Gesinnung; und man dürfte, wenn er die selbstgefällige Eitelkeit, die sich in Anklagen des Geltenden am Liebsten ergeht, mehr überwindet, einen noch weitern Fortschritt zur Selbsterkenntniß hoffen. Doch auch um den Kern von Wahrheit darin ist der Aufsatz für mich beachtenswerth. Den Wunsch, daß unser Theater aus der lebendigen Wirklichkeit sich regenerire, daß aus unserm Treiben, Thun, Denken ein poetischer Funke vorspringe, ein Geist, der selbst seine Form findet, ohne sie in dem Vergangenen aufzusuchen, nehme ich für Wahrheit der Gesinnung. Wer theilt ihn nicht! Etwa Tieck? — Aber er ist älter als wir. Er, der so viele Perioden deutscher Bildung mitgemacht, so viele Morgenröthen in Sturm und Wetter zerfließen sah, überläßt sich nicht mehr einer Illusion, die unsern zwanzigjährigen Jünglingen die wirklichen Sonne auch aus einem Moraste aufsteigen läßt. Die Lebendigkeit, welche Victor Hugo im Koth der pariser Gassen fand, gilt ihm für kein Lebenselixir. Auch das nicht als Fortschritt der Wahrheit, daß er den Königinnen und Fürstinnen ihren historischen Charakter (vielleicht einen falschen) ausblies und dafür die Seelen von pariser Vetteln (wahr und getreu, wie er sie auf der Straße fand) einhauchte. Die Erfindungskraft für das Theater ist in eben dem Verhältniß matt geworden, als die hohle Sehnsucht darnach in die Lärmtrommel schlägt. Weil er Ursprüngliches, Eignes, Selbstkräftiges nirgendwo, am wenigsten unter Denen, die darnach schreien, gewahrt, hält sich der alternde Tieck an Das, was wir besitzen, und, weil einmal das Theater sein Steckenpferd ist, an die Kunstregeln, die sich als echt bewährt haben. Mag er damit spielen, wer hat ein Recht, ihm die Erholung zu verbieten, wer wagt zu behaupten, daß Tieck in den Anweisungen, die er den Schauspielern mit freiwilliger Aufopferung ertheilt, das Wesen der Kunst sieht! Er bringt nur Ordnung in den großen Rückzug, den kein Bulletin zu einem Siegermarsch umlügt. Und doch leuchtet mir noch eine Wahrheit aus des Verfassers falscher Darstellung, die wehmüthige Wahrheit, daß ein Tieck seine Kräfte für ein Etwas verschwendet, wo er weder wirken kann, noch Dank erntet. Wahr, nur zu wahr, das deutsche Theater gewinnt nichts durch seine Anstrengungen; spurlos vergehen seine Versuche, großartige Schöpfungen der Vergangenheit in der Misère der Gegenwart ins Leben zu rufen; umsonst müht er sich ab, Schauspieler und Schauspielerinnen auf den rechten Weg zu bringen, sie krümmen sich bewundernd vor dem Dramaturgen, so lange sie Anstellung, Rollen, Empfehlungen erwarten, um, wenn sie seiner nicht mehr bedürfen, mit Undank ihm zu lohnen; und für dieses Opfer an Zeit und Mühe hat er nichts als einen kleinen Posten in Dresden, ein tägliches Spielzeug, das ihm mehr Aerger als Vergnügen macht und hatte Anklagen und Verlästerungen wie die des Hrn. S. zuziehr. Von seinem Ruhme werden sie freilich auch nicht ein Haarbreit schmälern, denn vielleicht schon übermorgen sind diese Dünste von einer neuen Zugluft auseinandergeblasen; aber wer ersetzt uns den Zeitverlust? Etwa die dresdener Hoftheaterkasse. Ob es denn in Deutschland kein Mittel gäbe, die 600 Thaler jährlich für den 62jährigen Ludwig Tieck aufzubringen, damit Deutschlands und Europas größter jetzt lebender Dichter die wenigen Jahre, die ihm die Natur noch schenkt, nicht nöthig hat den Schauspielerinnen das A B C ihrer Kunst beizubringen und sich, seiner Muse, der Gegenwart und der Nachwelt leben könne. Wie Vielen wäre mit diesen 600 Thalern an den Einen geholfen!

Man würde irren, wenn man aus diesem polemischen Aufsatz, der den Vorderreigen der „Theater-Revue" führt, auf eine gleiche Tendenz des Journals schlösse. Herr Lewald ist ein ebenso kluger als talentvoller Mann. Zweifelsohne ist es ihm um das Theater und sein Gedeihen in Deutschland zu thun; aber bei diesem Unternehmen hat er fürs erste schlau umhergeblickt, welche Meinungen für den Augenblick en vogue sind und durch welche Stimmen er seinem Journale ein gewisses Publicum gewönne. Dies ist freilich nicht die großartige Klugheit, welche für die Dauer baut; aber auf letztere kommt es auch bei einer Zeitschrift nicht an. Herr Lewald ist ein zu genauer, gewitzigter, praktischer Kenner des deutschen Theaters, als daß er nicht selbst über die jugendlichen Phantasien des Herrn Gustav Schlesier lächeln sollte. Er weiß nach dem Sprüchwort: wo Barthel Most holt, und ihm war zu seinen speciellen Zwecken in diesem Augenblicke der Most lieber als der Wein. Als Probe des neugegorenen theilt Herr Karl Gutzkow Scenen mit: „Hamlet in Wittenberg". Mögen sie Die genießen, welche sich der urkräftig emporsprudelnden Erfindungskraft der neuen Schule erfreuen. Jenem Angriffe folgen ganz tüchtige raisonnirende und referirende Artikel über das Theaterwesen in England von Dr. Woldemar Seyffarth, über das komische Volkstheater San-Carlino in Neapel von Wolfgang Menzel und die altdeutsche Nationalbühne nach der Gottschedischen Sammlung in Weimar von Peucer. Den Aufsatz über einen wenig bekannten Gegenstand: „Das böhmische Schauspiel in Prag", hätte ich noch umfassender und weniger statistisch als referirend gewünscht. In einem folgenden Bande wird diesem Wunsche vielleicht nachgekommen, sowie uns der Herausgeber auch gründliche Nachrichten über die Schaubühne in Madrid, Petersburg und Moskau verheißt. Seine eignen ver-

Digitized by Google

gleichenden Übersichten der deutschen Theater sind sowol des richtigen Blickes als der statistischen Notizen wegen schätzbar. Wozu aber der Aufsatz: „Seydelmann und die Theaterrecensenten"? Das heißt ohne Noth und Ursache sich abgeäschert. August Lewald ist ein Verehrer Seydelmann's, das ist brav und gut; denn Seydelmann ist ein tüchtiger Künstler, und es ist hübsch, wenn noch Jemand begeistert ist für etwas Tüchtiges. Er hat ein Buch über Seydelmann's Vortrefflichkeit geschrieben. Auch dagegen ist nichts einzuwenden, wenn nicht etwa, daß er durch zu starke Färbung Dem, welchen er nutzen wollen, hätte schaden können. Aber Seydelmann ist nicht geschadet. Er hat eine Triumphreise nach Berlin gemacht und *hat* gefallen. Einige kleine Blätter aber *sind* über ihn — nämlich losgefallen. Diese scheinen den erneuten Panegyricus auf Seydelmann veranlaßt zu haben. Mit großer Heftigkeit beweist darin Herr Lewald, daß er Recht gehabt, daß Seydelmann wirklich der große Künstler sei, den er in ihm gesehen, daß er es gewesen, noch bevor er nach Berlin gekommen, daß es gar nicht darauf angekommen, ob Berlin ihm den Preis ertheilt oder nicht, daß Berlin nicht mehr der Ort sei, um über den Ruf eines Künstlers zu entscheiden, daß man daselbst nichts mehr von der alten Kunst wisse und daher auch nicht urtheilen dürfe, ob Seydelmann den „großen Todten" gleichkomme oder sie übertreffe, daß von allen Kritikern nur Einer in der Rellstab'schen Zeitschrift „Berlin" (Prof. Gans) ihn richtig gewürdigt habe u. s. w. Das ist eine Polemik gegen Berlin, welche Berlin ertragen wird. Aber zugegeben, daß das Alles richtig, was soll der ungemäßigte Eifer gegen die kleinen berliner Blätter, die Herrn Seydelmann nicht das gebührende Maß Lob ertheilt oder ihn ungebührlich angegriffen haben? Wenn die Stimme von ganz Berlin nichts über Seydelmann's festbegründeten Ruf zu entscheiden hat, was irritiren seinen Verfechter alsdann die kleinen Blätter, die, wie eigentlich die gesammte Journalistik, daselbst ohne Einfluß sind? Und was nützt diese Polemik Herrn Seydelmann, der mit Ehren überhäuft Berlin verlassen hat? Angehängt ist ein lebendiger Bericht über das pariser Theatersemester vom Januar bis Juni 1835 und launige Theatercuriositäten aus einer vergangenen Zeit. 34.

Die Hauptsternwarte für Rußland.

Die kaiserliche Akademie zu Petersburg hat soeben einen zweiten Bericht über die Hauptsternwarte für Rußland erlassen, welche bekanntlich auf dem pulkower Berge bei Petersburg erbaut wird. An die Stelle des aus der Commission geschiedenen Akademikers Parrot trat der Akademiker Fuß ein, sodaß die Commission jetzt aus dem Präsidenten Admiral Greig und den Akademikern Wisniewski, Fuß, Struve und Lenz besteht. Behufs der künftigen Ausrüstung der Sternwarte mit vollkommenen Instrumenten erhielt Struve den Auftrag, eine Reise durch Deutschland zu machen. Über dieselbe hat er am $^{8}/_{20}$. Nov. der Commission Bericht abgestattet. Er verließ am $^{2}/_{14}$. Juni 1834 Dorpat, besuchte Königsberg, Berlin, Hamburg und Altona, Manheim, München und Wien, ging dann über Prag, Dresden und Leipzig nach Berlin zurück und traf am $^{10}/_{22}$. Oct. wieder in Dorpat ein. Er hat die Pläne der pulkower Sternwarte den Astronomen Bessel, Encke, Olbers, Schumacher, sowie dem preußischen Architekten Schinkel und dem Hrn. Alexander v. Humboldt vorgelegt; der letztere stimmte als Sachkenner der Meinung der Astronomen bei, daß für die Begründung des Museums in Alexandrien unter den Ptolemäern nie eine gleichumfassende Idee zum Wohle der Astronomie von einem Regenten großmüthiger befördert und zur Ausführung gebracht worden sei. Den großen Refractor von 15 pariser Zoll (14,4 engl. Zoll) freier Objectivöffnung, mit 15 Fuß Focalweite bestellte Struve bei Hrn. v. Utzschneider in München, wo es Hrn. Merz erst vor Kurzem gelungen war, die frühern Dimensionen der Objective Fraunhofer's wieder zu erreichen und sogar zu übertreffen. Struve fand dort ein Objectiv von 10½ pariser Zoll Öffnung und 15 Fuß Focalweite von vorzüglicher Güte vor. Die Ausführung des kleinern Refractors ist Hrn. Plößl in Wien nach der sogenannten dialytischen Construction übertragen worden. Die ersten dialytischen Fernröhre, die 1833 in die Hände der Astronomen kamen, erwarben sich durch vorzügliche Helligkeit und Schärfe in Bilder ungetheilten Beifall. Sie hatten 26 Linien Öffnung und 22 Zoll Brennweite. Plößl hat jetzt einige von 4 Zoll in Breite und gedenkt so bis zu dem bestellten von 7 Zoll gehen zu können. Die übrigen Instrumente sind zum Theil in Hamburg bestellt, mit Ausnahme der meteorologischen, welche sämmtlich von dem geschickten Mechaniker der Akademie Ehrengesohn in Petersburg gefertigt werden. Die Akademie hat diesem Berichte eine genaue Beschreibung der ganzen Anlage von Pulkowa beigegeben. Diese besteht aus der eigentlichen Sternwarte, den verbindenden Corridoren, den Wohnungen und den ökonomischen Gebäuden. Die eigentliche Sternwarte nimmt die Mitte ein und bildet ein Kreuz, von Ost nach West 230 Fuß, von Nord nach Süd 175 Fuß ausgedehnt. Die Hauptfaçade des Gebäudes liegt nach Norden, wo auch der Haupteingang sich befindet. Der mittlere Hauptsaal der Sternwarte ist ein abgestutztes Quadrat von 55 Fuß. Im Innern desselben befinden sich acht Pfeiler, auf welchen der große drehbare Thurm ruht. Der Saal ist daher im innern Theile von oben durch ein hohes Gewölbe begrenzt, außerhalb der Pfeiler niedriger und flach gedeckt. Die Beleuchtung des Saals geschieht durch die vier in den abgestutzten Ecken liegenden sehr hohen Fenster. Der freie Raum zwischen den Umfangsmauern und den Pfeilern ist zur Aufbewahrung kleiner Apparate bestimmt. In der Mitte des kreisförmigen Raums steht ein mit dem Fundamente unmittelbar zusammenhängender massiver Pfeiler erbaut, in dessen Nische die Hauptuhr der Sternwarte aufgestellt wird. Der auf einer Eisenbahn bewegliche Thurm hat den Durchmesser von 32 Fuß und eine innere freie Höhe von 30 Fuß. Der große Refractor wird hier seinen Platz finden und gewiß eine sehr constante Stellung haben, da das ihn tragende Gewölbe nebst den Pfeilern durch die Umfangsmauer des Saals gänzlich gegen Sonnenschein und Feuchtigkeit geschützt ist. Östlich und westlich an den Hauptsaal stoßen zwei große Säle für die Meridianinstrumente. Jedes ist durch auf einer Eisenbahn mit Rollen beweglichen Häuschen gegen Feuchtigkeit und Staub geschützt. Diese Säle sind aus Holz aufgeführt, um die Ausgleichung der innern Temperatur mit der äußern so wenig als möglich zu verhindern, wozu auch noch eigenthümliche Vorkehrungen getroffen sind. Auf zwei nach Süden zu anstoßenden Flügeln stehen die zwei kleinen Drehthürme für das Heliometer und den Verticalrefractor. Zwei lange Corridore verbinden die Wohnungen der Astronomen mit der eigentlichen Sternwarte. Alle Räume der Sternwarte werden durch Lufthelzung erwärmt. Es ist dafür gesorgt, daß eine einmalige Heizung des Morgens früh für die Erwärmung der heizbaren Locale ausreicht, daß an Tagen und in der Nacht, wenn beobachtet wird, kein Schornstein in der eigentlichen Sternwarte raucht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 92. — 1. April 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? Von George Friedrich Wiesand. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Bei den Volksaufständen in Chemnitz und Leipzig im Jahre 1830 waren Häuserstürmereien vorgefallen. Die dadurch Beschädigten waren deshalb um eine Schadloshaltung aus der Staatskasse eingekommen, worüber jedoch der damals versammelte Landtag sich dahin äußerte, daß es zunächst die Sache der betreffenden Gemeinden sei, für dergleichen Schäden aufzukommen. Diese Ansicht ist nicht allgemein getheilt worden, sondern hat Widerspruch gefunden. Um deswillen stellte der Hr. Verf. als Mitglied der ersten Ständeversammlung bei derselben den Antrag auf eine gesetzliche Bestimmung: „durch welche jede Gemeinde solidarisch verbindlich erklärt werden solle zum Ersatze alles jedem einzelnen Mitgliede durch tumultuarische Auftritte zugezogenen Verlustes, welchen die Gemeinde zufolge der von der vorgesetzten Behörde diesfalls bewerkstelligten Auffoderung hätte verhindern sollen und können, jedoch ihrer Schuldigkeit gemäß nicht verhindert hat". Das Gutachten der niedergesetzten Deputation fiel dahin aus, daß die politische Bedeutsamkeit und Wirksamkeit dieses Vorschlages nicht zu verkennen sei, daß jedoch dessen weitere Berücksichtigung zu der bevorstehenden Umarbeitung des ganzen Strafrechts mit überwiesen werden möchte, weil einerseits derselbe in dem gegenwärtig bestehenden Rechte nicht begründet sei, andererseits zu tief eingreife in das Rechtssystem und zu sehr zusammenhänge mit der ganzen politischen Stellung der Gemeinden, als daß er einzeln ins Leben gerufen werden könnte. Hiermit erklärte sich der Verf. aus dem letztern Grunde selbst einverstanden und es wurde darnach auch von der Kammer der Beschluß gefaßt. Dagegen bestritt jener die Richtigkeit des ersten Einwandes, fühlte dadurch seine Ehre als Doctor der Rechte angegriffen und behielt sich vor, in einer schulgerechten Abhandlung darzuthun, daß seine Motion in dem Rechte der Vernunft und des Vaterlandes allerdings wohl begründet sei. Auf diese Weise ist das vorliegende Werk erschienen, in welchem der Verf. sich indessen nicht blos auf jene streitige Frage beschränkt, sondern seine Untersuchung auf die ganze historische Entwickelung des Begriffes vom Landfrieden in Deutschland, und was zu dessen Aufrechthaltung bis hierher geschehen und angeordnet worden ist, erstreckt, auch noch die Gesetzesbestimmungen in Frankreich und England zur Erläuterung zu Hülfe genommen hat.

Wenn gleich nun wir dafürhalten, daß der Verf. bei weniger Wiederholungen und minder breiten Ausführungen wenigstens ein Drittheil des Raumes hätte sparen können, auch daß er Dasjenige, was zu erweisen gewesen, keineswegs erweislich gemacht habe, so dürfen wir ihm doch das Zeugniß nicht versagen, daß er seine Sache nicht blos als ein tüchtiger Sachwalter durchgeführt, sondern auch als Gelehrter eine erschöpfende und überaus gründliche Zusammenstellung alles Dessen dem Publicum geliefert habe, was die Gesetze, soweit deren Kenntniß hinaufreicht, über den Gegenstand enthalten. Er hat dadurch nicht blos seinem Vaterlande, sondern ganz Deutschland einen großen Dienst erwiesen. Es kann nicht fehlen, daß ein großer Theil der Volksvertreter bei solchen Gegenständen wie der Schuster über Apelles' Weintraube urtheilen muß, wo die umfassendste Kenntniß der vaterländischen Verfassung wie des natürlichen und positiven Rechts in allen einzelnen Bestimmungen und allen verschiedenen Zeiträumen nur ein gediegenes Urtheil zu Stande bringen können, und bei deren Abgange Vorur-

Digitized by Google

theil und Afterurtheil den Platz einnehmen müssen. Wer daher, diese besiegend, ein zuverlässiges, ausreichendes und gemeinverständliches Hülfsmittel zum Selbstunterrichte und zur Verbreitung jener Kenntniß darbietet; wer dies mit so sichtbarem Fleiße, mit so großer Sachkenntniß und mit so würdigem Ernste thut wie der Verf.; wer dabei den Zusammenhang seines Gegenstandes mit den höchsten Interessen des Staats und seinen Einfluß auf die Rechtssicherheit und die Ruhe Aller nicht aus den Augen verliert, sondern den Anfoderungen des echten Patriotismus und der sich selbst verleugnenden Tugend Genüge zu leisten trachtet: dem sei die Bürgerkrone ehrerbietig von jedem seiner Mitbürger zugestanden und sein Name hochgehalten, ohne daß dadurch das freie Urtheil sich befangen oder sich abhalten lasse, da Widerspruch zu offenbaren, wo die Wahrhaftigkeit ihn erheischt. Möchte daher ein Jeder, dem daran liegt, sich über den Gegenstand gründlich zu unterrichten, dies schätzbare Werk sich anschaffen; möge es mit dem Fleiße und der Aufmerksamkeit studirt werden, die der Verf. darauf verwendet hat; möge Niemand dabei ermüden oder über einzelne Theile hinwegeilen; möge ein Jeder das Einzelne darin und das Ganze wohl erwägen! Dann wird diese mühsame Arbeit belohnt sein, und es wird, was unvermeidlich ist, an diese Betrachtungen sich eine ganze Kette der wichtigsten Erwägungen und Einsichten über Staatseinrichtungen anschließen, weil der Gegenstand derselben die Elemente des politischen Organismus angeht. Darüber, daß der Vorschlag des Verf., zumal in derjenigen Erweiterung, wie ihn das Gesetz vom 10. Vendemiaire des Jahres IV der Republik in Frankreich in Ausführung gebracht hat, zu den kräftigsten Maßregeln gegen Tumulte und nichtswürdige Zerstörungen und Verletzungen in denselben gehöre, ist kein Zweifel gewesen und kann keiner obwalten. Ebenso wahr ist es (S. XV)

daß alle Diejenigen, welche auf dem Wege der Revolution, des Tumults, des Aufruhrs und der Empörung Deutschland in ihrem Sinne herstellen wollen, von der Hoheit und Reputation der deutschen Nation, von dem gemeinen deutschen Frieden und von dem durch Gehorsam, Treue und Vertrauen zu ihren Landesfürsten ausgezeichneten ehrlichen deutschen Namen, welcher seit den ältesten Zeiten ebenso hoch gestellt als rühmlich anerkannt wurde, sich weit entfernen und keineswegs in altdeutschem Sinne handeln.

Unleugbar ist, daß unter allen Mitteln zur Verbesserung des bürgerlichen Zustandes und selbst zur Wiederherstellung eines ganz erkrankten und zerrütteten Volkslebens die Revolution das furchtbarste, abscheulichste und unheilschwangerste ist, indem Länder dadurch in einen Zustand innerer Auflösung gesetzt werden, in welcher alle losgelassenen Furien des Bürgerkrieges, des Meinungshaders, des unversöhnlichsten Hasses und der empörten Leidenschaften wüthend die Einwohner und deren Gut und Wohl zerfleischen und durch die blutigsten Opfer in Jahrzehnden nicht versöhnt und beruhigt werden können. Frankreich, Spanien und die südamerikanischen Staaten zeugen davon. Zugestehen muß man, daß selbst die gewaltsamen Auftritte des Jahres 1830 in Sachsen zu denjenigen Ereignissen gehören, deren der Vaterlandsfreund sich schämt und deren Andenken er gern vertilgen möchte. Dennoch darf der Philosoph und der Politiker nicht unterlassen zu fragen: Wie und woher sind sie entstanden? Würden sie wol auch dann eingetreten sein, wenn durch sie unbestreitbar veranlaßten Reformen früher zu Stande gebracht worden wären? Welchen Antheil hatte also hat eine, wenngleich wohlgemeinte Beharrlichkeit im Bestehenden und die unverrückte Verehrung des geschichtlich entwickelten Rechtszustandes gehabt? Wäre es andem, daß Alles, was sich im Leben gestaltet und Raum gewinnt, vermöge seines Daseins schon gut und recht ist; oder kann jede Gestaltung und Erscheinung im Raume und der Zeit ihrer Natur nach nur eine bedingte Güte und Rechtmäßigkeit an sich tragen, welche durch alles Übrige, was zugleich mit da ist, bestimmt wird, sonach mit der Umgestaltung der Zeit und aller Verhältnisse unausbleiblich jedesmal modificirt wird oder ganz aufgehoben werden kann?

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider, nie die Frage.

Entweder also den Menschen, mit alleiniger Ausnahme Derer, die zur Gesetzgebung berufen sind, steht überall keine Befugniß zu, nach dem Rechte zu fragen, sondern sie müssen in blinder Unterwürfigkeit für Recht verehren, was ihnen dafür ausgegeben wird, und es bei Recht der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Herrentheilung, der Sternkammer und der Tortur in Ewigkeit glauben; oder aber sie haben eine Befugniß, mit dem Lichte ihrer Vernunft ebenso gut die Gewölbe und Rumpelkammern der Curie wie die der Kirche zu beleuchten und zu durchspähen und bei allem Vorhandenen die Sache und den Fortbestand seines Rechts in Untersuchung zu ziehen. Wer auf irgend eine Weise, sei es mittelbar oder mittelbar, hierin Einhalt thun und solches wehren will, versündigt der sich nicht dadurch an dem, Allen eingeborenen Rechte der Vernunft?

Aus dieser Untersuchungsbefugniß aber fließt auf keine Weise ein Anspruch, noch weniger ein Recht, seine Erkenntniß Andern aufzudringen, noch Andere zu verketzern oder zu schmähen, weil sie anderer Ansicht sind; noch weniger sich zum Gesetzgeber aufzuwerfen; noch weniger sich zum Richter in eigner Sache zu machen und seine Verhältnisse eigenmächtig zu bestimmen; noch weniger Andere zu regieren oder zum vermeinten Besten zu nöthigen; noch weniger ein unberufener Reformator zu sein. Man sollte meinen, Beides sei nicht immer gehörig unterschieden worden, und aus dieser Vermengung schreibe sich die Unsicherheit, Inzusammenhangslosigkeit und Verkehrtheit mancherlei Maßregeln her. Wie dem physischen Menschen Luft und Licht zum gesunden Gedeihen unentbehrlich ist, so widerwärtig ist dem innern

schen jedes Hemmniß der freien Vernunftthätigkeit und der allseitigen Beleuchtung ihrer selbst. Jede Untersuchung muß unbeschränkt bleiben; jedes sich aus ihr von selbst ergebende Lob oder Tadel erlaubt sein; jeder Wunsch oder Abscheu, der sich daran knüpft, gestattet werden. Was aber darüber hinausgeht, was in das Gebiet der Willensäußerungen tritt, das bewegt sich schon in dem Kreise der äußern Handlungen, mithin auch des äußern Rechtes, welches der Staatsgewalt zu bestimmen und zu handhaben obliegt, welches für alle Länder und Zeiten nimmermehr dasselbe sein kann, sondern sich ebenso wie die Menschen selbst nach Zeit und Ort und nach den Umständen richten muß, unbeschadet der Unveränderlichkeit und Allgemeinheit der Rechtsgrundsätze, auf denen es beruhen und nach denen es geprüft und gewürdigt werden muß.

Ausgemacht und gewiß ist hiernach, daß ein unablässiges Reformiren eine unerlaßliche Aufgabe der Staatsweisheit ist, so jedoch, daß nichts geändert werde, was noch gut ist, und daß ferner jede Änderung in einen allmäligen, möglichst wenig bemerkbaren Übergang aus dem abzustellenden in den einzuführenden Zustand ausgehe. Nur durch solches Reformiren sind Revolutionen, Tumulte, Zusammenrottungen zu verhüten (S. XVIII). Eine Umschaffung des bisherigen Rechts ist mehr oder minder von jeder Reform unzertrennlich, weil sie eigentlich das Wesen derselben ausmacht. Wer daher auf dem bestehenden Rechte eigensinnig beharrt, davon durchaus nicht abgehen, nichts aufgeben, dem öffentlichen Wohle ihr Opfer bringen will, wie dringend es die Zeit, die Umstände und die herrschende Meinung gebieten, der ist der Erzrevolutionnair, weil er das Ansehen des Rechts, der Obrigkeit und der bürgerlichen Ordnung in Zwiespalt und Widerspruch setzt mit den Anfoderungen der Vernunft, deren Stimme sich am Ende doch Allen vernehmbar macht, wie sehr und wie lange sie übertäubt werden mag, und weil jede zum Gehülfen der Unvernunft herabgewürdigte Macht des Ansehens entbehrt und die Würde einbüßt, worin sie gegründet ist. Was die Hochtories in England durch ihren Widerstand allein bewirken und was gleichmäßig der Erfolg eines jeden ähnlichen Widerstandes nach der Natur der Sache überall sein muß, ist, zu beschleunigen, was man aufzuhalten und zu hindern beabsichtigt, und anstatt eines allmäligen Überganges eine plötzliche Umwälzung herbeizuführen. Diese bereitet sich alsdann gemeinhin so still und unbemerkt, aber so sicher und unaufhaltsam vor, wie die Natur überhaupt in ihren Schöpfungen verfährt, sodaß gemeinhin selbst Diejenigen durch den plötzlichen Ausbruch überrascht werden, die am meisten von den entgegengesetzten Seiten dazu mitgewirkt haben, oft sich selbst unbewußt. Wer hätte noch vor zwei Jahren darauf wetten mögen, daß die Spanier ihre Mönche todtschlagen oder aus dem Lande jagen würden? Ist damit nicht allein schon die größte Revolution vollbracht, die Spanien erleben konnte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. **Die Verworfenen. Romantisches Nachtgemälde von Wilhelm Müller.** Kolberg 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Den Vorwurf der Weichherzigkeit kann man dem Verf. nicht machen, seine Juden, Parias und Neger werden zu so ansehnlichen Greueln gedrängt, zu solchen Ungeheuern durch Verhältnisse und verwilderten Trieb verteufelt, daß, kämen nicht gefühlte Stellen vor, wären nicht die Frauen hold und unverzerrt, man das Ganze für eine Parodie unserer heutigen Moderomane, als einen Versuch, die Sue, Janin u. s. w. zu übergreueln, ansehen müßte. Auch daß die „Verworfenen" frei von sittlichem Schmuze sind, löst den Verdacht. Jetzt ist das Buch peinlich; einige Übertreibung mehr, könnte es eine lustige Verspottung sein. Die Unbilden, welche die Juden erfahren, treffen sie zum wenigsten Theil als solche, wie denn überhaupt ihre Volksthümlichkeit nur sehr obenhin bezeichnet ist.

2. **Die Frau. Nach dem Englischen der Mrs. Norton von T. Bockerode.** Leipzig, Dörffling. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein junges schönes Mädchen liebt einen flachen Selbstling, heirathet jedoch einen Mann von weniger äußerer Annehmlichkeit, aber größerm Gehalte und entschiedener Herzensgüte, dessen Werth sie erst dann erkennt, als sie sich von dem Thörichten ihrer Neigung überzeugte und nicht länger von verderblichen Scheingründen den Abgrund, dem sie zueilte, verbergen läßt. Die einfache Geschichte gewährt tiefe Blicke in das menschliche, vor Allem in das weibliche Herz, zerreißt den Schleier, welchen Verweichlichung der Lüge umhängt, sie so als halbe Wahrheit sich einbildet, und gibt nebenbei eine Profilzeichnung der sogenannten guten Gesellschaft in England.
schwarze Augenlider, statt Wimpern u. s. w.

3. **Die Jüdin. Geschichte aus den Zeiten der Regentschaft. Von Eugenie Foa. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1835. Gr. 12. 2 Thlr.**

Der Mode zu lieb sind markirende historische Namen in die Geschichte verwebt, als der Regent, die Herzogin von Berri, Law u. A. m., die der Sache unbeschadet wegbleiben können; denn die Verstoßung der schöne Midiane von dem eifrigen jüdischen Vater, weil sie einen Christen liebt, ihre Rettung aus Feuersgefahr durch den Geliebten waren ohne die Einmischung jener Großmächtigen zu bewirken, und der schwermüthige Maler hätte mit seiner Jüdin in uneingesegneter Ehe leben, Alles, was ihm begegnete, erfahren können, ohne daß er von der Herzogin von Berri versucht wurde, schützend und beschützt dem einst so gewaltigen Law gegenüberstand. Freilich machen diese Einschiebsel die Erzählung pikant, sie haben das Verdienst, interessante Momente und Personen im Flug vorbeizuführen, von denen nicht unzugängliche, aber mehrbändige Memoiren ein ausgeführteres und wol auch genaueres Bild geben. Dagegen läuft manches Unziemliche mit unter, was unsere Verf. wegließ, nicht ohne sich dessen zu rühmen. Chronologische Schnitzer wollen wir ihr in einer Geschichte, die meistens freie Erfindung ist, nicht vorrücken; aber da, wo sie historische Belehrungen ertheilt, verlangt man mit Recht Genauigkeit, und so ist zu tadeln, daß sie die Mutter des Regenten immer, statt Madame, die Pfalzgräfin nennt, ihm statt fünf erwachsener Töchter nur drei gibt, seine Gemahlin eine Tochter der Valière, statt der Montespan nennt u. A. m. Einer Scene willen muß die Mutter der 17jährigen Jüdin, noch dazu eine Syrerin, Greisin mit weißen Haaren sein, welcher Übelstand durch eine kleine Änderung jener Scene leicht zu vermeiden war.

4. **Der Erzbischof von Madrid. Roman in zwei Theilen von Wilhelmine Sostmann.** Hamburg, Reßler und Melle. 1835. 12. 2 Thlr.

Sündigen einige Romane durch ein schleppendes Einerlei und dürftige Erfindung, so möchte man diesen „Erzbischof" eher eines Übermaßes von Mannichfaltigkeit zeihen, bei dem zuweilen die Wahrscheinlichkeit, nie der Antheil an den Handeln-

Digitized by Google

den verloren geht. Die Zeit des Vorgangs ist schwebend gehalten, man kann sie vom 17. bis über die Hälfte des 18. Jahrhunderts annehmen, indem bis dahin Sitten und Gebräuche in Spanien sich wenig veränderten, Stiergefechte mit muthigen Kämpfern, glänzende Hoffeste, königliche Jagden mit galanten Rittern, schönen Tänzerinnen und Reiterinnen, steifen Oberhofmeisterinnen vor wie nach gehalten wurden, sodaß ein Jeder befugt ist, den König, die Königin, die specielle, ihnen hier mangelnde Benennung zu geben. Der Erzbischof, vormals mit seiner Jugendgespielin und Muhme verlobt, heirathet vermittels eines gewagten Schrittes, der im Roman sicherer als in der Wirklichkeit gelingt, fast im Angesicht jener eine Andere, die ihm zweimal das Leben rettete, das ihr roher Bruder bedroht. Bei den Rettungen und der durch sie bedingten Verkleidung geht es wunderlich her; aber das Vergnügen an der günstigen Wendung der Dinge läßt kaum ein leises Kopfschütteln zu. Unser verlobter und vermählter Ritter leidet Schiffbruch, wie er als bestimmter Gouverneur von Mexico dorthin segelt. Seine Frau todt wähnend, denkt er fürder nicht an seine Würde, kehrt nach Spanien zurück, wird Mönch, Erzbischof und stirbt nicht eher, als bis er die Hände seiner Tochter und des Sohns seiner ihm früher Verlobten zusammenfügte. Beinahe bis dahin hatte diese in den Augen der Welt für seine Witwe gegolten, weil sie eher sich eine Gewissensehe mit ihm einreden konnte, als den Mann, welchen sie haßt, der sie überwältigte, für den Vater ihres Sohnes anzuerkennen, der ihn unter seinem Namen taufen läßt und endlich die Mutter zur Trauung bewegt. Das Gelungenste im Roman ist diese Juanita, die, ein harmloses, fröhliches Kind, zur liebenden Jungfrau erblüht, zur strengen Herrin erstarkt, allmälig sich verhärtet und an der Nebenbuhlerin das Unrecht straft, was ihr ohne das Verschulden jener zugefügt worden, das sie rach-, selbst ränkesüchtig macht, aber nie zum gemein boshaften Weibe erniedrigt. Die Schreibart ist, zumal in den Beschreibungen, zu schmuckreich — von den Blüten der Morgenröthe ist einigemal die Rede —, auch möchten hier und da gegen das Schulgerechte spanischer Sitte und Volksthümlichkeit sich leise Zweifel erheben lassen; doch solche leichte Narben bemerkt nur der prüfende Beobachter, und ein solcher hat unter dem lesenden Publicum, das gierig nach jedem neuen Romane hascht, dessen Werth nicht zum dritten Theil dem vorliegenden gleichkommt, nicht viel Gleichgesinnte.

5. Gottfried, der Sohn des Waldes, oder die Gewalt der Leidenschaft. Ein kleiner Roman von X. B. Z. Münster, Regensberg. 1835. 12. 18 Gr.

Ein frommes Mädchen wendet ihre Neigung einem verruchten Bösewicht und Räuberhauptmann zu, sie verläßt um seinetwillen das Haus einer gütigen Gebietrin, nimmt deren einzigen Sohn mit, den sie den Mishandlungen des Mannes, den er für seinen Vater hält, entzieht und ihn zu einem trefflichen Pfarrer bringt, der ihn zu seinem Nachfolger auferzieht. Die Erkennung seiner wirklichen Ältern würde bald geschehen, wenn der Räuber nicht so heimtückisch und der Verf. nicht so überaus freigebig mit Worten wäre (Gedanken hält er schon besser zu Rathe); so muß sich der gute Gottfried lange quälen, bis er als Erbe in das väterliche Schloß einzieht und die schöne ihm bestimmte Braut die Seinige nennen darf. Z.

Notizen.

Hahnenkämpfe sind für die Bewohner der Philippinen eine Lieblingsbelustigung sowie in dem ganzen indischen Archipel. In Java läßt man auch Wachteln miteinander kämpfen, und es ist merkwürdig, daß man zu diesem Endzweck am besten die Weibchen benutzen kann. Das Männchen ist zu furchtsam und läßt sich nicht auf Streit ein. Wie die Engländer, wetten bei dieser Gelegenheit die Javanesen beträchtliche Summen, und mancher Bemittelte hat sich dadurch ruinirt. Auch zwischen reißenden Thieren, besonders zwischen dem Büffel und dem Königstiger werden Zweikämpfe veranstaltet. Zu dem Ende sperrt man beide in einen geräumigen, starken Käfig, aus Bambus gezimmert, von ungefähr 10 Fuß Durchmesser. Das erste Rencontre dieser Thiere in dem engen Raume ist schrecklich. In der Regel ist der Büffel der Angreifende, der den Tiger mit furchtbarer Heftigkeit gegen das Gitterwerk des Käfigs drängt. Der Tiger wehrt sich anfangs nur gelassen, will aber seinem Gegner auf den Nacken zu springen. Nach dem ersten Angriff beginnt der Kampf mit mehr Gleichheit, in welchem gemeiniglich der Büffel die erste Zeit im Vortheil, der Tiger aber wegen seiner größern Gewandtheit gewöhnlich der Sieger ist. Man pflegt auch zuvor die Thiere durch das Gitterwerk hindurch zu reizen, was bei dem Büffel durch eine Ruthe von Brennessel geschieht, die so empfindlich sticht, daß auch ein viel zahmeres Thier dadurch in Wuth gesetzt werden könnte. Der Tiger wird mit spitzigen Instrumenten oder dadurch irritirt, daß man ihm Tabacksrauch ins Gesicht dampft, was er durchaus nicht leiden kann, oder ihm siedendes Wasser in den Leib gießt. In frühern Zeiten war es auch auf Java üblich, zum Tode verurtheilte Verbrecher mit Tigern kämpfen zu lassen. Die Körper dieser Unglücklichen wurden vorher mit Essig gerieben, dann zog man ihnen eine gelbe Jacke oder Weste an, bewaffnete sie mit einem Dolch und ließ sie in die Arena. Im J. 1812 wurden auf Befehl des Sultans von Yogyakarta zwei Männer wilden Thieren preisgegeben. Jeder ward mit einem Dolch versehen, dessen Spitze man jedoch vorher abstumpft hatte, und dann zu einem großen Tiger gelassen. Der erste der Männer ward auf der Stelle zerrissen, der andere aber wehrte sich mit seiner stumpfen Waffe ungefähr fast zwei Stunden lang; er brachte seinem Gegner viele Wunden im Kopfe, unter den Augen und Ohren bei und war zuletzt sogar so glücklich ihn zu tödten. Der Tapfere erhielt die Begnadigung und lebte noch eine Zeit lang auf der Insel.

In Paris wurden im Laufe des J. 1834 für 1,180,000 Francs Austern gegessen und an Wein 877,769 Hectoliter konsumirt. Auch die Bierconsumtion hat dort in neuester Zeit bedeutend zugenommen, denn es findet sich in den Zollregisterlisten dieser Artikel mit 120,552 Hectoliter angegeben. An Butter wurde für 500,000 Francs mehr verzehrt als 1833.

Dem berühmten General Wolfe, dessen Tod bereits im West durch sein treffliches Blatt verherrlicht worden, hat der Aylmer auf der Ebene von Quebeck ein Denkmal errichten lassen. Der Basis desselben ist der Stein eingemauert, an welchem gelehnt der heldenmüthige General sein Leben aushauchte. Darauf erhebt sich eine einfache Säule aus dunkelblauem Marmor von 7 Fuß Höhe und 2½ Fuß Durchmesser. Auf beiden stehen mit goldenen Buchstaben die Worte: „Here died Wolfe victorious.“ H.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 46 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

welche die 6te und 7te Abtheilung von: „Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste“ bilden, dessen 1te: Mechanik (9 Gr.), 2te: Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.), 3te: Pneumatik (6 Gr.), 4te: Akustik (6 Gr.), 5te: Optik mit (6 Gr.) enthält.

Leipzig, im April 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
Literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 93. — 2. April 1836.

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr ꝛc. Von George Friedrich Wiesand.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Viel, unendlich viel schlimmer aber als nicht reformiren ist es, unter dem Vorwande von Reformen oder von unabweislichen Bedürfnissen entweder Rückschritte zu thun, oder solche Neuerungen zu treffen, welche Rückschritte mit und nach sich ziehen. Wie man sich auch geberde oder seine wahren Absichten bemäntele, das tausendfältige Auge durchschaut jede Falte und Spalte. Die Entdeckung solcher Gleisnerei kann nur Haß, die darin erwiesene Geringschätzung des gegenseitigen Rechtsanspruches nur Groll, die dadurch verrathene Schwäche nur Verachtung erzeugen. Aller Credit ist ein Gut der Meinung und darum nicht weniger reell als jedes andere Gut, dessen Werthschätzung am Ende doch immer auf der Meinung beruht; den höchsten und mächtigsten, eben darum aber auch makellos zu erhaltenden Credit genießt die Majestät und das aus ihr entspringende obrigkeitliche Ansehen. Wahre Vaterlandsliebe kann deshalb nur das einzige Verlangen haben, daß jede Obrigkeit, sie sei gesetzgebend oder ausführend, sich durch ihre Handlungsweise in allen Stücken und ohne irgend eine Ausnahme den Beifall aller Vernünftigen erwerbe und erhalte, hingegen durch nichts diese Achtung verscherze und schmälere, ohne welche die Gewalt aufhört, eine Macht zu sein.

Keineswegs also besteht Patriotismus und Unterthanentreue darin, Alles schön zu finden und zu lobhudeln, was von Obrigkeitswegen geschieht. Denn jede Obrigkeit ist Mensch und dem allgemeinen menschlichen Gesetze unterworfen: „Irren ist menschlich, aber teuflisch, im Irrthum beharren!" Der wahre Patriot darf daher nicht still dazu sein, wo er Irrthum bemerkt; er wird und muß ihn mit der Bescheidenheit rügen, welche ihn die Erinnerung an seine eigne Gebrechlichkeit und Trüglichkeit einflößen muß; aber er wird um so freimüthiger darauf aufmerksam machen, je mehr er die Obrigkeit liebt und ihr Ansehen sein Wunsch ist, und je mehr er, wie der Kurfürst von der Pfalz seine Diener und Ritter einst ermahnte, in ihrer Seele erachtet:

Es ist stets besser, solchen innern Unruhen und bürgerlichen Kriegen zuvorzukommen und ihren Ausbruch abzuwenden, als sie zu unterdrücken, weshalb fleißig zu überlegen ist, welches die besten Maßregeln zur Erreichung dieses Endzweckes sind, und dieselben anzuwenden.

Nach dem Vortrage des Verf. (S. 207 fg.) sind das Übermaß von politischen Schriften und die Rücksichtslosigkeit und der Enthusiasmus in denselben seit der französischen Revolution, das ermittelte Dasein geheimer Gesellschaften zum Umsturze der Verfassungen in Deutschland, die durch Sand und Löning begangenen Gewaltsamkeiten, die Erstürmung der Wache zu Frankfurt am Main, und das Fortwirken einer in Frankreich ihren Ursitz habenden und sich über Deutschland verbreitenden Propaganda Erscheinungen, welche zusammen einen so mächtigen Zeitgeist offenbaren, daß die hohe deutsche Bundesversammlung nicht umhin gekonnt habe, sich gegen dessen Treiben noch enger zu verbinden und ihn durch die gefaßten Beschlüsse über die Auslegung der Bundesacte, die Censur, die Universitäten und das Einschreiten der bewaffneten Macht abzutreiben, um so mehr, da mit alle dem durchweg gar nichts Neues begonnen, sondern nur Maßregeln fortgesetzt worden, die schon von Kaiser und Reich für nöthig und nützlich erachtet wurden. Das Urtheil über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit an sich lassen wir hier billig ganz an seinen Ort gestellt, zumal, um darüber ins Klare zu kommen, viel mehr in Betracht zu ziehen sein würde, als wozu hier Raum ist. Nur allein das können wir nicht umhin zu bemerken, daß der Ursprung einer Einrichtung unter Kaiser und Reich ihr noch keinen Anspruch auf Lob und Beifall zu sichern vermag. Das heilige römische Reich war nicht nur selbst ein höchst gebrechliches Wesen, das nur darum so lange auf seinen Füßen gestanden, weil es von außen nicht frei stand und weil Niemand einen herzhaften Anlauf dagegen unternommen hat. Napoleon warf es um, ohne einmal die Arme aufzuheben. Alles Unglück über Deutschland ist daher gekommen, daß seine Könige nach der Ehre römischer Kaiser und nach der eisernen Krone gelüstete. Hätte es nie ein heiliges römisches Reich deutscher Nation, ein Unsinn, der sich furchtbar gerächt und im deutschen Kaiser selbst in sein Nichts aufgelöst hat, gegeben, auf welchem ganz andern Standpunkte würde die ehrenwerthe deutsche Nation stehen! Wer die bürgerliche Einrichtung und Verfassung des Staats

Digitized by Google

unter Karl dem Großen betrachtet und überschaut, muß wol sich grämen und schämen darüber, daß tausend Jahre vergangen sind, in welchen in dieser Beziehung kaum ebenso viel besser geworden ist, als sich auf der andern Seite verschlechtert hat. Es wäre eine Aufgabe, der Lösung des gelehrten und denkenden Verf. werth, zu erörtern: warum mannichfache Einrichtungen und Rechtsverhältnisse des urdeutschen Bürgerthums sich in England und selbst in Frankreich bis auf unsere Tage erhalten haben, welche in Deutschland selbst längst untergegangen sind, und welche Wirkungen dieses Fortbestehen und Aufhören derselben auf das Bürgerthum selbst und den Bürgersinn hat haben müssen und gehabt hat?

Doch lassen wir so ernste und so weitgreifende Betrachtungen! Statt dessen wollen wir lieber dem Herrn Verfasser und unsern Lesern zur Erbauung eins der neuesten Ereignisse erzählen. In ..., einer volkreichen Stadt, lebten 20 Ärzte, lauter äußerst rechtschaffene, wohlmeinende und in ihrem Fache ungemein geschickte Männer, die sich das leibliche Wohl ihrer Kunden gar sehr angelegen sein ließen. Um sich gegenseitig ihre Erfahrungen mitzutheilen, über neue Entdeckungen ihre Betrachtungen auszutauschen und sich in freundlichem Vernehmen zu erhalten, hatten sie eine regelmäßige Zusammenkunft in jeder Woche verabredet. Bei einer solchen machte nach einiger Zeit der Doctor ..... folgenden Vortrag: Unsere Religion macht es uns zur Pflicht, alle Menschen wie unsere Brüder zu lieben, und solches allen Denen zu erweisen, die wir erreichen können, mithin den sämmtlichen Mitbürgern unserer Stadt alle Dienste zu erweisen, die in unsern Kräften stehn, allen Nachtheil hingegen von ihnen abzuwenden und unser ganzes Dichten und Trachten hierauf zu richten. Wenn dem so ist und wir zugleichallseitig und gegenseitig von der Zulänglichkeit und Erprobtheit unserer medicinischen Kenntnisse und Praxis überzeugt sein dürfen, andererseits doch unleugbar bleibt, daß 40 Augen mehr zu sehen vermögen als zwei, so wird es zur Erfüllung dieses unsers Berufes dienen, daß wir unsere bisher vereinzelten Bemühungen zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigen und mit der ganzen Kraft dieser Gemeinschaft für die Gesundheit des lieben ... sorgen, dergestalt daß die Einsichten aller Einzelnen ein Gemeingut von Allen und Jeden werden, aber auch jeder Einzelne lediglich nur nach den von der Gesammtheit gefaßten Beschlüssen verfahren und curiren darf. Wenn solchergestalt ein Jeder von uns in jedem Andern als Arzt wiedervorgestellt wird, so fällt von selbst aller Grund der bisherigen freien Wahl des Arztes weg; wir werden vielmehr das Gebiet von ... unter uns nach Verhältniß des bisherigen Besitzstandes der Praxis eintheilen, sodaß ein Jeder nur in seinem Bezirke künftig prakticiren darf. Es versteht sich von selbst, daß, da unsere Vorsorge nicht blos die Heilung ausgebildeter Krankheiten, sondern auch deren Verhütung umfaßt, die ganze Diät der Stadtbewohner von uns gemeinschaftlich geregelt und angeordnet werden muß, was um so leichter ausführbar ist, weil dem menschlichen Organismus ein allgemeiner Typus zum Grunde liegt und selbst die erkennbaren Abweichungen davon sich nach gewissen Regeln classificiren lassen. Wir haben hiernach also eine Makrobiotik abzufassen und auf deren pünktliche Befolgung zu halten. Ein so frommes und tugendhaftes Unternehmen darf aber nicht durch den Unverstand oder den Eigensinn einzelner Widerspenstiger gefährdet werden; es ist religiöse Pflicht, dies durch ernste und empfindliche Strafen zu hindern. Um derwillen müssen solche Böswillige zuvörderst von aller ärztlichen Hülfe ausgeschlossen werden, bis solche entweder unentbehrlich wird, oder sie Buße thun. Kommen sie dann reuig, so möge eine strengere Diät, oder Purgiren, Vesicatorien und Moxen ihnen zur Zucht und Besserung dienen! Dies Letztere bleibe inzwischen ein Mysterium unseres Amtes! — Der Vorschlag fand im Ganzen Beifall und ging nach einigen Einreden durch; selbst bei den meisten Einwohnern von ... fand er Geschmack, Glauben und Folgsamkeit und die übrigen mußten sich fügen, da ... von auswärtiger Hülfe entfernt liegt. Die Makrobiotik wurde also mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, bekannt gemacht und eingeführt. Nichtsdestoweniger kamen häufig katarrhalische und rheumatische Zufälle, Beklemmungen und Asthenien der Eingeweide, Geschwüre und Blutschwäre u. d. m. zum Vorschein. Allemal, wenn dergleichen Krankheitszufälle sich etwas häufiger zeigten, war die Versammlung der Ärzte der Ansicht, daß solche gleichmäßige Erfolge durch eine vorhandene allgemeine Ursache erzeugt werden müsse. Man begnügte sich daher nicht damit, den Leidenden zu helfen, sondern es wurden überdies Präservative angeordnet und jedesmal die Strenge der Diät und ihrer Beaufsichtigung geschärft. Dies fing an Manchen lästig zu werden. Ein junger Mann, welcher aus Liebhaberei öfter in den Büchern seines Oheims, eines Ortsarztes, herumgestöbert hatte und ein aufgeweckter Kopf war, ließ ins Morgenblatt von ... einen Artikel einrücken, in welchem er zwar dem guten Willen und Eifer der Ärzte große Gerechtigkeit widerfahren ließ, doch aber vermeinte, es wolle ihm nicht in den Kopf:

a) daß man Blutschwäre und leichte Geschwüre nicht ruhig auseitern und sie, wie andere geringfügige Krankheiten, nicht lediglich der heilenden Kraft der Natur überlasse;

b) daß, wenn ein einzelnes Glied krank sei, und die Gesundheit des übrigen Körpers gar nicht angreife, dieses gleichwol wie krank behandelt werden solle.

c) Warum Er wegen der Schwächen und Gelüstchen seines Nachbars keinen Kaviar essen und dazu Rheinwein trinken solle, die ihm vortrefflich schmeckten und bekämen, überhaupt warum nicht jeder Einzelne genießen, thun und lassen können solle, was er begehre, verdauen und verantworten könne?

d) Warum, grade heraus, das Leben und dessen allseitiger Genuß wegen der Besorgniß des möglichen Mißbrauchs desselben verkümmert werden solle?

e) Wie eine zweckmäßige ärztliche Behandlung an und für sich auf die Fortschaffung der Symptome und Äußerun-

Digitized by Google

n eines Krankheitsstoffes und dessen Entwickelung, und ht vielmehr auf die Entfernung dieses erkrankenden offes und seiner Erzeugungsursache oder der Mittel iner Entwickelung gerichtet sein möge?

f) Ob nicht das strenge und zu allgemein eingeführte eginne selbst eine vielfältige Veranlassung zu Stockungen, eizbarkeiten, Schwächen und daraus entspringenden Krankeiten abgegeben habe; und ob es nicht wahrscheinlich sei, ß die Mehrzahl ohne dasselbe sich besser befinden würde s jetzt?

Man kann sich denken, welchen Spektakel das gab. er junge Gelbschnabel, so nannte man ihn, mußte inen Vorwitz büßen, selbst sein Oheim wurde sein Verläger; vergebens unterwarf er sich allen drastischen Einburgen, er mußte ... fliehen. Der Verein der Ärzte ierte diesen Triumph und fuhr mit unablässigem Ernste rt, seine Grundsätze geltend zu machen und befolgen zu assen. Doch immer mehr nahm von Tage zu Tage die rankheit und die Unzufriedenheit zu; das Andenken an enen Aufsatz lebte wieder auf, jeder einzelne Satz darin und seine Bekenner. Eines Tages, als frischer Stockfisch angekommen war, welchen die Ärzte verboten, versammelten sich die sämmtlichen Einwohner von ..., die Stockfisch bezahlen konnten, zu einem großen Schmause und beschlossen dabei, ihre bisherigen Ärzte nicht mehr zu befragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur italienischen Novellistik.

Die Novellieri oder Novellatori spielen eine wichtige Rolle in der italienischen Litteraturgeschichte. Fast gleichzeitig mit der eigentlichen Heranbildung der lingua volgare zur Schriftsprache, mit den ältesten treuherzigen Geschichtswerken in Chronikenform, die spätestens mit dem trojanischen Kriege ihre Relationen von Ausonien und Hesperien beginnen, sind die kleinen, ursprünglich höchst einfachen und schmucklosen Erzählungen, oft bloße Anekdoten, welche man Novelle nannte und die häufig nur aus einzelnen Capiteln dieser, auf solche Weise großentheils Volkseigenthum gewordenen Chroniken bestehen, wo sie von bürgerlichen und städtischen Ereignissen berichten. Ein glänzendes Dichtertalent bemächtigte sich sodann, nachdem die lingua di si durch ihren größten Meister urplötzlich auf eine Stufe der Vollkommenheit gehoben worden war, auf der sie alle übrigen des Occidents überstrahlte, dieser Gattung, vielleicht fast nur dieses Namens, und gab der Novelle, deren eigentlicher Schöpfer er war, jene Form und Tournure, die seinen Nachfolgern bis zur neuesten Zeit als Muster vorgeschwebt. Die Zahl Derer, welche sich in ähnlichen Darstellungen versuchten, ist sehr bedeutend; durch sie erlangte die italienische Prosa einen hohen Grad der Bildung und Feinheit, da der kleine Rahmen die sorgfältigste Ausführung zur unerlaßlichen Bedingung machte; der Dialog wurde lebendig und zierlich. Die Novelle vertrat bei dem Italiener die Stelle des Romans, welchen erst unsere Zeit dort aufkommen sah und dessen Element vielleicht nicht einmal ein eigentlich nationales genannt werden kann, sowie nicht zu bezweifeln ist, daß die Anregung von außen gekommen. Ob nun diese Novellieri bei der zahllosen Menge lüsterner Gegenstände, die sie behandelten, bei der Freiheit und nicht selten Frechheit, womit manche unter ihnen jeden Stand und jedes Verhältniß dem Spotte preisgaben, nicht einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des Volkes geübt, bei welchem sie unter allen Ständen verbreitet sind; ob nicht andererseits die weitgetriebene Sorgfalt einer allmälig fast conventionell gewordenen Form, welche namentlich durch sie und für sie geboten war, jene Erscheinungen hervorzurufen beigetragen hat, an welchen die aus verjährten Fesseln mühsam sich losringende italienische Literatur noch jetzt krankt, wo mancher unbedeutende Schriftsteller blos deswegen berühmt geworden ist, weil er eine Periode zu drechseln gewußt hat, deren Theile sich wie die Locken einer Alongeperücke verschlingen und aus deren Labyrinth nur ein Ariadnefaden führen kann, wo kleinliche Spielerei nur zu oft an die Stelle würdiger, männlicher Ausführung großartiger Conception getreten ist — alles Dies können und wollen wir hier nicht untersuchen, und die einfache Andeutung möge genügen. Sowie aber die Novellenliteratur einmal dasteht, bildet sie ein wichtiges Moment in der Entwickelungsgeschichte italienischer Sprache und Dichtung und darf in der Bezeichnung des Charakters und der Phasen derselben gewiß nicht übersehen werden. Wenn nun noch der Italiener mehr auf den Ruhm der Vergangenheit als der Jetztwelt angewiesen ist, und seine moderne Literatur, der glänzenden Bestrebungen Einzelner ungeachtet, dennoch eines regen Lebens zu entbehren scheint, so kann man ihm keineswegs Unrecht geben, wenn er seinen Novellen, die überdies in sprachlicher Hinsicht ihm ein Kanon sind, eine so große Bedeutung einräumt.

Berühmt war einst die Sammlung, welche der nun verstorbene Graf Anton Maria Borromeo zu Padua angelegt hatte, deren Verzeichniß: „Notizia dei novellieri italiani", mehre Auflagen erlebt hat (Bassano 1794 und 1805, dann London 1817, wo jene öffentlich versteigert wurde). In der reichen Trivulzio'schen Bibliothek zu Mailand (einem Denkmal der Liebe, welche der verewigte Marchese Gian Giacomo Trivulzio zu Literatur und Wissenschaften hegte), in der Reina'schen und Melzi'schen daselbst u. a. finden sich gleichfalls eine Menge Seltenheiten alter und neuer Drucke in diesem Fache. Der Stoff ist indessen so angewachsen, daß die Übersicht fast unmöglich wird, und so erwarb sich der gelehrte Bibliothekar an der Marciana, Bartolommeo Gamba, welcher schon so viel für Erutrung und bessere Benutzung der Testi di lingua gewirkt, ein neues Verdienst, indem er die Abfassung einer vollständigen Novellenbibliographie unternahm.*) Die erste Ausgabe erschien zu Venedig 1833 in blos 100 Exemplaren; die zweite mit vielen Zusätzen und Verbesserungen in Florenz zu Ende 1835, unter dem Titel: „Delle novelle italiane in prosa. Bibliografia di *Bartolommeo Gamba* Bassanese". Es ist ein Band von 321 Seiten gr. 8., dabei sind die Notizen so gedrängt als möglich, und bei Schriftstellern, deren Werke unaufhörlich wiedergedruckt werden, wie z. B. beim Boccaccio, nur die wichtigsten Ausgaben angeführt. (Vom „Decameron" mag es über 180 geben; 27 derselben sind beschrieben, von der für die erste gehaltenen an, die ohne Jahrzahl ist, und von der es vielleicht nur zwei ganz vollständige Exemplare gibt, bis zu der von Ugo Foscolo.) Von dem Reichthum der Novellenliteratur kann schon dies einen Begriff geben. Interessante Beiträge zu dieser zweiten Edition lieferte der Herausgeber derselben, Jos. Molini, die Schätze der Biblioteca palatina des Großherzogs von Toscana dabei benutzend, aus der er schon Mehres ans Licht gezogen, und über deren Handschriften er 1833 einen recht brauchbaren Katalog begann, welcher aber leider wegen Mangel an Unterstützung nicht fortgesetzt ward. Daß unter dieser Reihe, welche mit dem „Libro delle cento novelle antiche" beginnt und mit den Producten unserer Tage schließt, eine Menge literarischer Curiosa vorkommt, die denn

*) In England sind die italienischen Novellatori ein wahres Steckenpferd der Bibliomanen geworden. Nicht blos zahlt man unglaubliche Preise für ein paar Bogen, sondern veranstaltet selbst Drucke einzelner Inedita oder Rara, die dann gewöhnlich nicht in den Handel kommen und bald selbst Raritäten werden.

Digitized by Google

auch ein Gegenstand echt bibliographischen Ergötzens sind, braucht wol nicht bemerkt zu werden. Selbst ein Papst findet sich unter den Autoren, Aneas Sylvius Piccolomini (Pius II.) mit seiner ursprünglich lateinisch geschriebenen „Historia de duo amanti", die oft gedruckt wurde. An Berühmtheit aber übertrifft wol alle übrigen Luigi da Porto's Geschichte von Romeo und Julie, für deren erste Ausgabe (ohne Jahrzahl, vor 1535), 32 Blätter, Titel in schwarzem und rothem Druck mit Vignette, in England 15 Pfund gezahlt wurden. Es gibt davon eine in bibliographischer Hinsicht sehr interessante Ausgabe von Alessandro Torri (Pisa 1831). Einzelne Autoren haben sich über die Nachwelt zu beklagen, und darunter grade einer der wichtigsten, Franco Sacchetti; der Abate Follini zu Florenz hat Jahre lang der Wiederherstellung des sehr verderbten Textes desselben große Sorgfalt gewidmet, aber der Mann ist nun so alt geworden, daß zu befürchten steht, die Ausgabe werde nie erscheinen. So geht es nur zu oft in Italien, wo das Schriftstellern im Durchschnitt Kosten verursacht, da es kein literarisches Eigenthum gibt. Die Einrichtung des Gamba'schen Katalogs ist übrigens sehr bequem und passend: die verschiedenen Jahrhunderte, vom 14. bis zum 19., bilden einzelne Abtheilungen und die Nummern (Autoren, oder Anonyma, oder Sammlungen) gehen bis 510. Selbst ein Verzeichniß der auf Pergament gedruckten Novellen und ihrer Besitzer ist beigefügt. Ein sorgfältiges Register kommt dem Nachschlagen zu Hülfe.

Früher schon veranstaltete man Sammlungen des Zerstreuten, unter denen die bedeutendste die von Francesco Sansovino ist, welche zuerst zu Venedig 1561 gedruckt, der Königin Elisabeth (Isabella) von England gewidmet ist. Von den Gesammtausgaben (die übrigens nur die bekanntesten Schriftsteller enthalten und keine Vollständigkeit bezwecken können) ist noch immer die geschätzteste die von Poggiali, welche zuerst zu Livorno (mit der Firma: „London presso R. Taylor") 1791—98 in 26 Bänden erschien und zu Mailand 1817 nachgedruckt wurde. Ein höchst eleganter neuer Abdruck derselben (mit Beifügung der „Ecatommiti" des Giraldi) ist die zu Florenz 1833 in zwei starken Bänden erschienene Auflage, mit Vignetten ausgestattet, die auch schon ihren Weg nach Deutschland gefunden hat und ein wahres Drawingroom-Buch ist. Der geist- und erfindungsreiche Boccaccio, der witzige Sacchetti, die vortrefflichen Erzähler Bandello und Lasca, der unterhaltende, aber alle Schranken überspringende Firenzuola (Bischöfe und Äbte unter dieser losen Schar!) u. m. A. werden immer Lieblinge bleiben. Nachdem in endloser Wiederholung der Stoff, den die Quattro- und Cinquecentisten schon so reichlich ausgebeutet, vom 17. Jahrhundert an endlich in allen seinen Variationen erschöpft und abgenutzt worden war, sah unsere Zeit auch die Novellistik eine andere Richtung nehmen. Als Führer auf der neuen Bahn kann man den Grafen Cäsar Balbo zu Turin bezeichnen, den Verf. der trefflichen „Novelle d'un maestro di scuola". Ob die Ausbeute reich und lohnend sein wird, steht zu erwarten. G.

Bettina in England.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die englische Kritik gar häufig Blößen gibt, und eine gewisse Philisterhaftigkeit und Sterilität des Urtheils ist ihr oft anzumerken. Aber wir finden auch auf der andern Seite, daß im Allgemeinen ein gesunder Sinn ihr eigenthümlich ist, der sich nicht täuschen, verzerren und verkümmern läßt und gleichsam instinctmäßig das Wahre, wo nicht begreift, doch aufspürt und nach seiner Weise berührt. Wie sehr mangelt dieser richtige Instinct der deutschen Kritik, welche neuerdings so viel Trübes, Hindämmerndes, Verschwimmendes, so mannichfaltige Selbsttäuschungen und Schleifwege des Urtheils darbietet, die von der [illegible] des Verständigen und Vernunftgemäßen weit abirren. Es hat sich in neuesten Zeiten eine kritische Doppelsaction, des Jesuiten und Bettinisten gebildet, deren Bulletins wir oft [illegible] mit Vergnügen beendigt sehen, die jedoch, wenn man die Mühe nehmen will, sie nochmals zu durchlaufen, [illegible] centrisches und überschwengliches, auf der andern Seite [illegible] Verschrobenes, in Vorurtheilen Versteinertes, [illegible] sich selbst Verblüffendes enthalten haben, daß wir uns [illegible] nem so ruhigen, richtig anerkennenden und ausgleichenden [illegible] theil, wie wir es über die Briefe Betting's im Januarheft [illegible] „Foreign quarterly review" finden, mit unsern [illegible] Kadotagen zu schämen haben.

Unser englischer Kritiker fängt sein Urtheil [illegible] stark national an. Er sagt: „Bettina's Briefe sind deutsch, das darf dem Lesenden nicht aus dem Sinne kommen. Denn, wahrlich, wären dieselben in England erschienen als „Zum Denkmal" eines englischen Dichters bestimmt, so [illegible] dem Urtheil darüber nur folgende Alternative übrig: entweder man würde die Verf. für toll halten, oder man müßte das Ganze für einen Hokuspokus ansehen, angestellt, um [illegible] denken des Poeten lächerlich zu machen. Es läßt sich behaupten, daß die Erscheinung eines solchen Buches in England eine ganz unmögliche Sache sein würde, denn es [illegible] von denjenigen deutschen Productionen, die sich seit [illegible] des jungen Werther datiren und dergleichen zu uns [illegible] Frankreich herübergekommen ist." „Sagen wir", führt [illegible] „daß diese Briefe deutschen Charakters sind, so [illegible] uns fernere Details und sind einer großen Umschreibung [illegible] hoben, denn es läßt sich die üppige Ausschweifung der [illegible] und der Phantasie, es lassen sich die wilden und [illegible] Gedankenstürme (wild and irregular shootings), die [illegible] merischen, körperlosen Wolkenphantasien, welche verschwimmend über dem hergebrachten, gewohnten Weltlauf schweben, [illegible] aus nicht kürzer und bezeichnender ausdrücken." „In dieser Hinsicht müssen wir unsere Leser sehr ersuchen, die [illegible] lischen Scenarien über der Beachtung so seltsamer [illegible] nen Augenblick zu vergessen; denn there is a warm [illegible] of spiritual life beneath that volumed smoke of excitation, with which the heart of a man will be glad to sympathise, while the mere Englishman passes unconcerned or heeds merely to sneer."

„Bettina", fährt unser Reviewer fort, „ist aber bei [illegible] keine bloße Träumerin. Zu ihrer Gefühlswärme und Gedankentiefe, dem angeborenen Erbtheil ihrer Nation, gesellt sich eine italienische Lebendigkeit und eine unverwüstliche Fröhlichkeit, die man echt französisch nennen kann. Allerdings führt sie nicht wie Cordelia den Wahlspruch: Lieben und Schweigen, sondern sie redet viel, und Alles, was ihr auf der Lippe sitzt, [illegible] unwillkürlich über; auch sehen wir sie häufig mit ernsten Dingen kindisch und mit wahrhaftem Kinderspiele wunderwürdig thun; allein dies eben ist ja der Charakterzug wahrhafter Kindlichkeit und geistig-unbefleckter Jungfrauschaft. Dies macht sich selbst dann und wann in Kern- und Kraftausdrücken Luft, sodaß, ehe wir uns versehen, ein kleiner Fluch: Teufel! verdammt! über die Rosenlippen dringt. Allein dies Alles schadet dem Werth Bettina's nicht, und wir mögen uns drehen, wie wir wollen, immer müssen wir von ihr gestehen, daß sie ein tüchtiges Mädchen (an honest girl) ist; dieser Punkt aber ist der wahre Reiz des Buches. Göthe, mit all seiner Würde, höfischen Haltung und stets das Schickliche bedenkenden Vornehmheit spielt doch nur eine dürftige Figur neben dem warmblütigen Mädchen, das zwar häufig sich in Visionen ergeht, welche aber durch den wahren Prometheusfunken der Poesie, der ihnen einwohnt, gehoben und geadelt werden." H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 94. — 3. April 1836.

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zur Verhütung von Tumult und Aufruhr ꝛc. Von Georg Friedrich Wiesand.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Doch zurück zu unserm Werke! In dem zweiten Abschnitte desselben wird der Beweis geführt, daß die allgemeine oder philosophische Rechtslehre die beantragte Bestimmung nach dem Begriffe und Wesen des Staats unumgänglich erheische. Dieser Beweis ist sehr folgerecht geführt und daran nichts auszusetzen, vorausgesetzt, daß A) dem Verf. zugegeben wird, jeder Staat müsse ursprünglich auf Vertrag beruhen, was jedoch eine Menge von Publicisten nicht zugestehen wird, welche alles Regiment unmittelbar von Gottes Gnaden ableiten. Beide Theorien sind aber so himmelweit verschieden, daß in dieser die Unterwerfung und die gegenüberstehende Herrschaft das erste Element des ganzen Staatsrechts ist, in jener dem Unterwerfungsvertrage schon der Vereinigungs- und Verfassungsvertrag vorausgehen und denselben bedingen müssen. So entwickelt sich dann in beiden ein so entgegengesetztes Princip, daß dort leidender Gehorsam und Passivität der Unterthanen das Ziel aller Einrichtungen wird, hier Bürgersinn und freies Zusammenwirken aller Bürger nach Maßgabe der durch die Verfassung vorgeschriebenen Ordnung. Dort gibt es überhaupt nur Unterthanen, keine Bürger, noch eine Verbürgung, welche freie Thätigkeit voraussetzt. Dort wird L. 1 D. de Constit. Princip. das oberste Gebot: „Quod Principi placuit, legis habet vigorem", zu deutsch: Wie es dem Fürsten gefällt, gilt es als Gesetz; hier hingegen das bekannte: Salus publica suprema lex esto, Alles ist dem Gemeinwohle unterzuordnen. Hier kann eine Untersuchung Platz greifen, dort nur Ergebung. Es fragt sich daher vor allen Dingen in jedem Lande, welchem von beiden Principien seine Verfassung entspricht, und ob in dem Maße, daß eine Selbstbürgschaft der einzelnen Gemeinden stattfinden könne? Nach dem Gutachten der ständischen Deputation wird dies für Sachsen in Abrede gestellt, und es möchte kaum zu bestreiten sein, daß noch erst Mancherlei wieder oder neu eingeführt werden müsse, damit ein solches Gesetz in das Ganze passe und nicht überall eckig anstoße. Namentlich ist nicht zu leugnen, daß die Einwohner durch das Tumultgesetz vom 18. Januar 1791 in einen Conflict gesetzt sind, welcher ganz von selbst den gestellten Antrag unausführbar macht, indem es kategorisch einem Jeden anbefiehlt, sich bei entstehendem Tumulte zu Hause zu halten und von der Straße zu entfernen (S. 330). Denn wenngleich es etwas Anderes ist, auszugehen, um an dem Tumulte Theil zu nehmen oder sich ihm zu widersetzen, so ist diese Absicht doch eine äußerlich nicht erkennbare Willensbestimmung, welche also vorher und nachher erst in Gewißheit gesetzt werden müßte, was nicht angeht. Die finanzielle Rücksicht, daß die Bürger darum selbst mit den Waffen in der Hand den Tumultuanten entgegentreten sollen, weil, aller Orten von Seiten des Staats ausreichende Wehrkräfte zu unterhalten, zu unerschwinglichen Auflagen führen müßte, ist das allerschwächste Argument. Die drückendsten aller Auflagen sind immer alle persönliche Frohnen, daher eine Pflicht des Staats, diese nicht zu erheischen, sondern möglichst entbehrlich zu machen und eben dadurch jedem Unterthan die Sicherheit seiner Person, seiner Gesundheit und Nichtverletzung, seines Berufsbetriebs und selbst seines Lebensgenusses zu gewähren, die den Zweck des Staats ausmacht. Wenn auch im äußersten Falle, der nicht anders abzuwenden ist, jeder Unterthan verpflichtet, die Obrigkeit also befugt ist, deren persönliche Wehr zur Erhaltung des Staats aufzubieten, so entbindet dieses doch nicht von der Obliegenheit, es dahin nur in der höchsten Noth kommen zu lassen, vielmehr vorher alles Andere anzuwenden, was die Gesammtmacht des Staats aufzuwenden vermag. Es steht aber nicht dem Unterthan, sondern der Obrigkeit zu, solches zu beurtheilen, ohne deren ausdrücklichen Ruf jener ihr vor- und in ihre Befugnisse eingreift, wenn er Eigenmacht übt, die im Staate aufgehört hat zu bestehen. Überdies hat allerdings der Unterthan im Staate ein Recht darauf, daß er keiner Gefahr, am wenigsten einer Lebensgefahr ausgesetzt werde, die unabwendliche Noth ausgenommen, sodaß auch seine Verpflichtung zur werkthätigen Hülfsleistung sich innerhalb dieser Grenze hält und in der Regel ihm keine Obliegenheit anzusinnen ist, durch deren Erfüllung er selbst in Gefahr gerathen würde. Beides erkennt das Preußische Landrecht, II, 13, §. 2 und 20, §. 81, ausdrücklich an und die Landesverfassung des benachbarten Sachsens möchte etwas Anderes kaum

Digitized by Google

rechtfertigen. Eben diese Rücksichten aber führen darauf, daß

B) der Plan zur Ausführung der beabsichtigten Anordnung einen vollständig organisirten Staatskörper voraussetzt. Auch in dieser Beziehung macht sich die wesentliche Verschiedenheit der beiden Staatsrechtssysteme anerkennen. In der Autokratie gibt es keinen Organismus des Staats, sondern nur eine Organisation der Staatsbehörden; das Volk, in Beziehung auf den Staat, ist lediglich ein Aggregat willenloser Wesen. Eben darum aber ist es auch in allen seinen Theilen außer aller Verantwortung für Das, was geschieht; es muß die Folgen davon dulden, hat aber keine Verantwortlichkeit, welche allein der Obrigkeit obliegt, die über dem Volke steht und ihr Ansehen und Befugniß nicht von diesem, sondern von der Majestät zu Lehn trägt. Umgekehrt ist in einer Politäkratie (Bürgerstaate) das politische Leben nur durch die Organisation der einzelnen Theile zu immer höhern Gesammtheiten und Ordnungen möglich, deren jede ein selbständiges öffentliches Leben führt, aber zum Zwecke der Mitwirkung zum Ganzen und in derselben Analogie, dergestalt, daß zwar jedes einzelne Organ nicht ohne Vorsteher und Obrigkeit bestehen und sich bewegen kann, jedoch jede Obrigkeit nur den Träger der ihr von ihrer Gemeinheit übertragenen Macht und Ansehens ebendarselben darstellt, mithin auch alle Verantwortlichkeit zunächst auf der letztern haftet und diese nur ihren Rückhalt an das aber diejenigen Mitglieder nehmen kann, die ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind.

Es ist daher 1) Autonomie der Gemeinden die erste Bedingung der Ausführung des in Rede stehenden Planes, vorzüglich in Beziehung auf die Wahl und Controle ihrer Obrigkeiten, dann auf die zu treffenden Sicherungsanstalten selbst, endlich auf die Aufnahme der Mitglieder. So lange die Ortschaften von der Staatsgewalt gezwungen werden können, alles Gesindel, das sie nichts angeht, an- und aufzunehmen, um nur die Zahl der Einwohner zu vermehren, unbesorgt, wovon sie sich ernähren und welche Gefahren eine Menge leicht brotlos werdender, überall sich zu Hause findender, meistentheils sittenloser Menschen herbeiführt, so lange ist an keine Gesammtbürgschaft in den Gemeinden zu denken.

Auch 2) im Innern jeder Gemeinde selbst muß dazu schon eine vollständige Einrichtung vorhanden sein, damit jeder Einzelne genau weiß, was er zu thun und wem er zu folgen hat, widrigenfalls der Zusammenlauf einer ungeordneten Menge, in welcher ein Jeder auf seine Weise den Feind zu bekämpfen unternähme, nicht blos eine vergebliche und lächerliche Anstrengung, sondern auch das unfehlbarste Mittel zur Anarchie sein würde.

Es möchte daher wol gerathen sein, das Staatsgebäude nicht vom Dache, sondern vom Grunde anzufangen, und erst diejenigen Elemente herzustellen, welche in ihrer ungehemmten Wirksamkeit ganz von selbst dahin streben werden, das Ganze vermöge der gesetzlich ausgesprochenen Gesammtverbürgung des Daseins und des Habens jedes Einzelnen zu schließen.

Wenn der Verf. nun im dritten Abschnitte meint, daß man ganz mit Unrecht bei der Beurtheilung seines Antrages auf die Vorschriften des römischen Rechts im Schadenersatze zurückgegangen sei, theils weil diese nur für das Privatrecht gelten, und nicht im Staatsrecht, zu welchem die Aufgabe und Bestimmung gehört, überhaupt die Bestimmungen des römischen Rechts Betreff der Communen in Deutschland unanwendbar, indem die römischen und unsere Communen ganz verschiedene Dinge sind, um nach einer Richtschnur beurtheilt werden zu können; theils endlich weil hier sowol von dem Rechte des Schadenersatzes aus unerlaubten Gebaren, sondern von der gegenseitigen Haftung der Mitgenossen einer Commune die Rede, so muß man in alle Dinge tiefer eingehen, als es durch Gelehrsamkeit nicht verknöcherten, gesunden theils Freuen, womit dies Alles [illegible]. Die Verweisung auf die L. 6 D. de Administ. ad civit. partin. und die L. 14 D. ad Municip. Incol. möchte hingegen nur zu Curiosa [illegible] gereichen, da aus der Verfassung ihrer Urtheile noch keine Verbindlichkeit zu deren Anwendung hervorgeht, insofern nichts ihren Verfassung lediglich von den [illegible] abhängig und von den letztern dabei [illegible] begangen worden ist. Wie gründlich aber der [illegible] zeigt, daß das römische Recht in Deutschland [illegible] Hülfsrecht angenommen worden sei, und [illegible] eine niemals in Anwendung kommen dürfe, [illegible] ursprünglich deutsche, gleichviel ob geschriebene [illegible] geschriebene Rechtsnorm vorhanden ist, so mag [illegible] von doch im dem vorliegenden Falle Gewinn zu [illegible] eben weil es an einem vaterländischen Rechtsgrundsatz [illegible].

Zwar hat sich der Verf. im ganzen übrigen des Werks, grade dies zu erörtern, zur Aufgabe gemacht. Allein hier hat er in seinem Eifer, [illegible] meinhin dem Eifer geht, trotz aller Gelehrsamkeit [illegible] alten Männer (Citationen) dem Weg [illegible]. Allerdings bestand bei unserm deutschen Verfahren Rechtsverfassung einer Verbürgung der Person und Besitzes eines jeden Staatsgenossen durch die sämmtlichen Genossen einer jeden Hundertschaft, sowie eine Haftung des letztern für die rechtswidrigen Beschädigungen, [illegible] einer von ihnen verübt hatte.

Allein 1) ist gleich dem vorn herein zu [illegible] daß dies Alles auf Tumulten und Empörungen [illegible] hat, Dinge, welche in der heutigen Weltordnung [illegible] gar nicht vorkommen können, sondern auf Verbrechen durch Mord, Raub, Diebstahl und andere [illegible] auf die Personen oder das Vermögen der Bürger, der Einzelnen, im Zustande des Friedens [illegible] wenn der Friede nicht bestand, die bürgerliche [illegible] und die Mittel ihrer Handhabung aufgehoben [illegible] hörte von selbst, nach der Natur der Sache, [illegible] nach hinzuzutun in Frankreich und England, [illegible] genseitige Verbürgung auf. Es ist also einmal [illegible] deres, einem flüchtigen Verbrecher zu verfolgen [illegible] zuliefern, oder einer Empörung mit bewaffneter [illegible]

Digitized by Google

wesentlich erhöht und sich allenfalls in einen Bürgerlohn führen.

2) Jene altdeutsche Einrichtung ging

a) zunächst dahin, zu verhüten, daß ein Verbrecher nirgends aufgenommen und versteckt werden durfte, sondern überall gemacht und ausgeliefert würde, wohin er sich wenden mochte. Dafür war jede Hundertschaft zunächst civilisch verhaftet, mithin entlastet, sobald jener der Gerechtigkeit überliefert worden war, oder erweislich in eine andere Hundertschaft übergetreten, insofern durch einen Reinigungseid aller dabei geleistete Vorschub abgelehnt werden. War

b) der Verbrecher jedoch gar nicht ausfindig zu machen und von ihm der Schaden nicht vollständig einzubringen, so musste seine Hundertschaft für ihn als Bürge einstehen. Hier also handelt es sich überall nur um eine subsidiarische Vertretung, welche in der familienweis zu Stande gekommenen freiwilligen Vereinigung der Hundertschaften ihren Grund und mit dieser stand und fiel. Wenn nun der Verf. selbst eingesteht (S. 133 und 244), daß die alte deutsche Gauverfassung untergegangen sei und in neuerlichen Zeiten es keine Hundertschaften mehr gebe, so wird ihm wol selbst einleuchten, daß eben Das, was er der Bezugnahme auf römische Commun-Bestimmungen mit Recht entgegengesetzt hat, gleichfalls der Anwendbarkeit jener veralteten deutschen Anordnungen entgegenstehe. Denn

3) die Rechtsregel, daß jedes eingeführte Gesetz so lange bei Kräften bleibe, als es nicht ausdrücklich wieder aufgehoben worden, ist keineswegs zuzugestehen. Selbst in den Ländern, wo dieselbe gesetzlich ausgesprochen und der Einführung irgend eines ungeschriebenen Gesetzes gänzlich entgegenschlossen ist, hat es sich später ereignet, daß die Regierung selbst anerkennen müssen, es sei eine Verordnung gar nicht in Ausführung, oder wieder außer Gebrauch gekommen, womit das Ansehen der Entwöhnung entstanden ist. Bei der Statthaftigkeit eines ungeschriebenen Gesetzes versteht sich aber schon ganz von selbst, daß die Gewohnheit nicht mehr Ansehen üben kann als ihr Gegentheil, da das Entwöhnte von selbst eine Gewohnheit des Gegentheils wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelsterne. Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien, Beck. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

In einer Zeit fieberischer Aufregung aller Elemente des socialen Lebens, wie diese Aufregung den Hauptcharakter unseres merkwürdig unzufriedenen Jahrhunderts ausmacht, richtet sich mancher Blick sehnsüchtiger nach dem Sternenhimmel, um in das Gesetzliche seiner Ordnung und seiner Gestalten und in seine friedlich feierliche Erscheinung den Trost des stillen Gegensatzes zu jenem wüsten Treiben und seinem flüchtigen, unbefriedigenden Wechsel zu finden. Es wiederholt sich in seiner Art hier nun, was in den Culminationsmomenten des Individuums beobachtet wird: die entgegengesetzte Neigung zum Mysticismus ist dann gleichzeitig gewiß am größten. Die Verschiedenheit, als ein Gottesthum, lebt immer in diesen beiden verwandten Weisen und je mehr die Schale der irdischen Ver-

hältnisse voll ist, um so mehr muß sie entgegengesetzte Schale füllen.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die große Zahl populairer Schriften über Himmelskunde, welche wir jetzt an das Licht treten sehen, überaus zeitgemäß, und je mehr wir Littrow's Arbeiten wegen ihrer tiefern wissenschaftlichen Competenz bei der glücklichsten Klarheit der Darstellung darunter auszeichnen: um so gleich zeitgemäßer wird man es finden, wenn wir hier eine ausführlichere Kritik seiner neuesten populair-astronomischen Schrift über die Doppelsterne darbieten.

Der Gegenstand an und für sich ist glücklich gewählt. Herschel's (des Vaters und des Sohnes) verwundernswürdige Entdeckungen am Fixsternhimmel sind dem größern Publicum noch beiweitem nicht hinreichend vorgetragen worden, und Struve's gehaltreiche Schrift: „über Doppelsterne" (Dorpat 1827, 4.), ist mehr nur für Männer von Fach geschrieben.

Gleichwol verdient die Sache die allergrößte Aufmerksamkeit, und unsere Kenntniß vom Bau und der Einrichtung der verschiedenen Classen von Welten und von ihren gegenseitigen Beziehungen erhält dadurch eine unermeßliche neue Ausdehnung. Man findet nämlich, um nur erst den Begriff fest zu stellen, sehr viele Sterne am Himmel, die so nahe neben sich einen oder auch mehre andere Sterne haben, daß man sich veranlaßt sieht, sie für zusammengehörig zu halten. Dergleichen Doppelsterne oder vielfache Sterne könnten freilich auch wol nur scheinbar einander so nahe sein und sich, der Wirklichkeit nach, zwar fast in derselben Richtung, aber, was die wahre Entfernung betrifft, doch sehr weit voneinander befinden. Überschlägt man indeß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie viele Sterne im Durchschnitt auf einen Quadratgrad am Himmel kommen, so ergibt sich, daß ein Auseinanderstehen von nur wenigen Secunden sehr selten vorkommen kann. Dieser Umstand gäbe also schon Veranlassung, eine wirkliche Verbindung zwischen den Doppelsternen anzunehmen; eine solche Verbindung veroffenbart sich aber bei vielen dieser Sterne noch entschiedener durch eine gemeinschaftliche eigne (progressive) Bewegung und durch gleichzeitige Bewegung (rotatorische) umeinander. Die Doppelsterne lehren uns also, daß das Weltsystem nicht blos aus Sonnen und sie umkreisenden Planeten, sondern auch aus Sonnen bestehe, welche wieder Sonnen in ihrem Gefolge haben; und wir lernen also durch sie das Universum wirklich von einer ganz neuen Seite kennen. Schon Christian Mayer („Beobachtung von Fixsterntrabanten", Mannheim 1778.) machte auf diese Fixsternsysteme aufmerksam und seine durch den Titel des von ihm darüber geschriebenen Tractats bezeichnete Ahnung über die wahre Natur dieser Systeme ist durch die genauern Untersuchungen unserer Zeit bestätigt worden.

Diesen erhabenen Gegenstand nun, und zwar in der weitesten Ausdehnung, behandelt Littrow's vorliegendes Buch. Nach einer Einleitung über die scheinbare Größe und Anzahl der Fixsterne geht dasselbe zu den Doppelsternen, mit detaillirter Ausführung Dessen, was wir oben blos angedeutet haben, über. Die Fixsterne zeigen sich am Himmel äußerst ungleich vertheilt und erscheinen gegen die Milchstraße zu immer dichter gedrängt. Schon dem unbewaffneten Auge begegnen oft dicht mit Sternen besäete Himmelsgegenden (Sterngruppen), während sich andere Räume des Himmels dagegen ganz oder doch fast leer darstellen. Es ist aber äußerst unwahrscheinlich, daß jene auf so kleinen Räumen zusammengedrängten Sterne ihre Lage nur dem Zufall oder blos ihrer Stellung gegen unser Auge verdanken, und daß sie selbst untereinander ganz unabhängig sein sollten. Noch viel unwahrscheinlicher ist diese Voraussetzung bei den eigentlich sogenannten Sternhaufen, die beinahe alle die Gestalt von regelmäßigen, kegelförmig gebauten lichten Massen haben, welche sich durch starke Fernröhre in Tausende von kleinen Fixsternen auflösen, deren Dichte gegen den Mittelpunkt solcher Massen äußerst gleichförmig zunimmt. Wendet man auf die einzelnen so zusammengedrängten Sternhaufen, unter Berücksichtigung anderer, aus den Beobachtungen

Digitized by Google

bekannter Umstände, unserer obigen Andeutung gemäß, die Wahrscheinlichkeitsrechnung an, so lassen sich viele Billionen gegen Eins wetten, daß die betreffenden Sterne nicht zufällig und ohne nähere Verbindung so nahe zusammenstehen.

Allein nicht blos solche Gruppen und Haufen von Fixsternen, sondern auch selbst schon zwei oder drei derselben sind, wenn sie außerordentlich nahe beisammenstehen, nicht durch den bloßen Zufall in diese Stellung gekommen, sondern gehören ihrer Natur nach zusammen und stellen gleichsam ein isolirtes Sonnensystem am Himmel dar.

Wir kennen jetzt schon über 6000 solcher Doppelsterne oder sehr nahe beieinander stehender Sternpaare, und nach Struve's Schätzung kann man, im Mittel, auf je 40 Sterne einen Doppelstern rechnen. Hierbei ist noch zu bemerken, daß meistens der eine von den beiden solchergestalt ein Paar bildenden Sternen, gegen den andern, als Haupt- oder Centralstern zu betrachtenden, sehr klein ist, zuweilen aber auch beide Sterne fast oder ganz gleich groß gefunden werden. Ferner sind (oder scheinen) diese Doppelsterne im Himmelsraume ebenso ungleich vertheilt zu sein, als wir dies oben von den Fixsternen im Allgemeinen angeführt haben, und je mehr und mehr man sich der Milchstraße nähert, um so mehr nimmt, mit der Anzahl der Sterne überhaupt, auch die Anzahl der Doppelsterne zu.

Öfters findet man auch dreifache Sterne am Himmel so nahe beieinander, daß an ihrer physischen Verbindung nicht gezweifelt werden kann; und wahrscheinlich wird die Beobachtung noch lehren, daß eine solche Verbindung, vom einfachen Paare an, durch alle Verhältnisse bis zum Unendlichen fort besteht. Die physische Zusammengehörigkeit aller dieser Sternsysteme wird übrigens noch durch einen eigenthümlichen und höchst merkwürdigen Umstand bestätigt. Längst nämlich ist zwar bekannt, daß alle Fixsterne einer, wenngleich äußerst langsamen, progressiven Bewegung in der Unendlichkeit des Himmelsraumes unterworfen sind; die eigne Bewegung der Doppel-, Tripel- u. s. w. Sterne aber ist, sowol in Beziehung auf ihre Größe als auf ihre Richtung, bei den verschiedenen, das System bildenden Sternen dieselbe. Grade diese gemeinschaftliche eigene Bewegung gibt den schönsten Beweis ab, daß diese Sternenpaare ihre erscheinende große Nähe nicht dem Zufalle oder einer blos perspectivischen Stellung gegen unser Auge, sondern einem wahren Beisammensein und Zueinandergehören verdanken und ihre Duplicität also nicht blos optisch, sondern wirklich physisch ist. Allerdings gibt es aber auch nur scheinbare Doppelsterne, bei welchen diese physische Zusammengehörigkeit wegfällt und deren blos anscheinendes nahes Zusammenstehen lediglich von der Perspective abhängt; man könnte sie, in Beziehung auf jene wirklichen, physischen Doppelsterne, optische Doppelsterne nennen.

Man hat von Beobachtung der Doppelsterne durch Methoden, deren genauere Darstellung uns hier zu weit führen würde, die Entscheidung der hochwichtigen Frage gehofft: wie groß die Entfernung der Fixsterne von der Erde eigentlich anzuschlagen sei? Allein Alles, was in diesem Bezuge durch die sorgsamste Combination der Beobachtungsresultate hat ermittelt werden können, beschränkt sich bisjetzt darauf, daß der nächste aller Fixsterne wahrscheinlich nicht weniger als vier Billionen Meilen oder 20,000 Sonnenweiten von der Erde abstehe. Aber wie viel weiter? Das ist eine andere Frage, deren Beantwortung die Kräfte der heutigen Astronomie übersteigt. „Wenn daher Jemand behauptete, der vermuthet nächste Fixstern, z. B. Sirius, welchen man seines Glanzes wegen meistens dafür nimmt, sei noch hundert Billionen Sonnenweiten mehr von uns entfernt, so könnte ihm aus der Beobachtung nicht widersprochen werden; denn diese stimmt ebensowol mit jener kleinern als mit dieser größeren Entfernung überein.“ Also ist der heutige Stand der Wissenschaft in Bezug auf Bestimmung der Entfernung der Fixsterne von der Erde beschaffen.

Was hiernächst wiederum die Natur der physischen Zusammengehörigkeit der Doppelsterne betrifft, so besteht sie darin, daß der eine dieser Sterne, den wir daher den Sternsatelliten nennen wollen, sich um den andern nach den nämlichen Gesetzen bewegt, welche für die Bewegung der Planeten und Kometen unsers Systems um die Sonne gelten. Der Sternsatellit bewegt sich also um den Centralstern in einer Ellipse, in deren einem Brennpunkte der letztere liegt, und wird von diesem im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung angezogen. Newton's großes Gesetz der Gravitation gilt nicht etwa blos für unser Sonnensystem, sondern ist das allgemeine Gesetz der ganzen endlosen Natur. „Als Newton, der viele Jahre hindurch dieses Gesetz nur geahnt und so lange vergebens gesucht hatte, endlich durch einen glücklichen Zufall Licht in seinem Geiste sah und in sein Zimmer eilte, um die neu aufsteigende Idee durch Rechnung näher zu prüfen; als er da, im Verlaufe dieser Rechnung, die so eifrig gesuchte Wahrheit aus der Nacht, die ihn bisher umgeben hatte, immer näher treten, immer heller hervorleuchten sah; als er sich endlich schon beinahe im Besitze dieser Wahrheit und in großem Vorgefühl der wichtigsten Entdeckung befand, welche je ein Sterblicher gemacht hat: da ergriff ihn ein Beben aller seiner Nerven, die Wehmuth des Glückes kam über ihn, der Griffel aus seiner zitternden Hand und ein eben zu ihm hereintretender Freund mußte die begonnene Rechnung für ihn beenden. Warum hat der Genius der Menschheit, der ihn durchs Leben so wohlgewollt, warum hat er ihm nicht wenigstens in seiner letzten Stunde das Glück gegönnt, die wahre Größe, die endlose Ausdehnung seiner Entdeckung auf das ganze Universum der Fixsternwelten in ihrer vollen Herrlichkeit zu schauen!“

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Unter dem Nachlaß William Cobbetts, welcher am [illegible] auf seinem Landgute versteigert wurde, kam unter Anderm auch eine einfache Kiste vor, worin man, bei Eröffnung, menschliches Gebein vorfand. Der Auctionator, ein echter englischer Pfuscher, weigerte sich hartnäckig dieselbe zu versteigern: er wolle sich damit nicht befassen, und da er stets einen Abscheu vor Menschenfleisch gehabt, so wolle er auch mit Menschenknochen nichts zu schaffen haben. Man vermuthet, daß dies die Gebeine des berühmten Thomas Payne waren, dessen Sarglegung ebenfalls in der Versteigerung vorkam.

Das Comité zu Errichtung des Denkmals für Walter Scott beschäftigt sich jetzt mit Entscheidung einer Alternative. Man hat für diesen Zweck eine Summe von 6000 Pfund unterzeichnet, und es liegen bereits zwei Entwürfe vor. Der eine, von dem Architekten Rickmann aus Birmingham, ist im gothischen Styl mit dem kolossalen Standbild des Dichters, der zweite, von Herrn Playfair, ist ein ägyptischer Obelisk von 200 Fuß Höhe, der sich auf einer Basis von 50 Fuß erhebt. Man ist noch ungewiß, welchen von beiden das Comité wählen wird.

In Liverpool ist eine persona publica aufgetreten, die sich den Hypnologisten nennt. Sie hat ein System erfunden, mittels dessen man ohne Opiate und andere medicinische Mittel den schlaflosen Leuten einen gesunden Schlaf verschaffen kann. Wenn der Hypnologist seine Kunst wirklich versteht und für seine Praxis keiner Auslagen bedarf, so treibt er unstreitig das einträglichste Geschäft auf dem Erdenrund.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 95. — 4. April 1836.

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr ꝛc. Von George Friedrich Wiesand.

(Beschluß aus Nr. 94.)

4) Nicht sowol durch die Landeshoheit, als schon vorher durch die Ministerialität und Feudalität sind die Fugen des altdeutschen Bürgerthums und der bürgerlichen Verfassung gesprengt und ist der Heeresbann aufgelöst worden, von dessen Bestehen jene unzertrennlich war, sodaß mit dessen Eingehen die fortschreitende Verfassungslosigkeit und die Gestaltung eines neuen, auf Macht und Gewalt begründeten, Zustandes nothwendig parallel läuft. Die Ausbildung der Landeshoheit vollendete nur den gänzlichen Untergang des ältern Staatsverbandes, indem sie aus dem Chaos dieser Auflösung einen neuen Zustand schuf. Mit dem Begriffe der Landeshoheit an sich ist zwar nicht mehr Sinn zu verbinden als mit dem des heil. römischen Reiches deutscher Nation. Kein Stück Erde, wie groß oder klein es sei, kann Hoheit an sich tragen und kein Landbesitz Hoheit verleihen. Eigentlich aber soll damit auch nur gemeint sein, daß diejenigen Fürsten, welche Land und Leute hatten und unter Niemanden als Kaiser und Reich standen, nach und nach immer mehr von der Hoheit des Kaisers und, was nicht außer Acht zu lassen ist, des Reiches, das heißt eben der deutschen Nation, so weit sie zu einem Königreiche vereinigt war, an sich gebracht haben, je weniger Kaiser und Reich sie zu behaupten vermochten. Dies war auch unausweichlich, da in keinem Staate mehre Hoheiten bestehen können. So wie daher Kaiser und Reich die Landeshoheit aufkommen ließen, wurde eben dadurch ganz von selbst die Kaiserkrone eine Antiquität, welche zur Schau zu tragen nur eine kostspielige Last und eine Ironie auf sich selbst noch sein konnte und deshalb bei Seite gelegt werden mußte, sobald man darüber zur Besinnung kam. Es erhellt hieraus, daß, sowie die allerwichtigsten Staatsumwälzungen häufig unmerkbar vor sich gehen, sodaß sie erst in die Augen fallen, wenn sie beinahe vollendet sind, die staatsrechtlichen Verhältnisse ihrer Natur nach nicht blos auf geschriebenem Rechte beruhen können, und daß umgekehrt wiederum das geschriebene Recht nicht längere Dauer hat als diejenigen Verhältnisse, für welche es gegeben wurde. So wenig der Verf. wird behaupten wollen, daß die Landeshoheit der deutschen Fürsten und die Eingehung des deutschen Bundes darum keine Gültigkeit habe, weil nicht alle ansässige Freie, das heißt Adlige, davon auf dem Maifelde in Kenntniß gesetzt worden sind und ihre Zustimmung gegeben haben; so wenig er vorgeben wird, daß gegenwärtig jeder Bauergutsbesitzer, der alle seine Realverpflichtungen abgelöst hat, darum ein Baron werde, obgleich sonst jeder freie Grundbesitzer im Verhältniß zu den obrigkeitlichen Personen ein Baron hieß: ebenso wenig ist es zu rechtfertigen, daß die Vorschriften wegen Verbürgung der Hunderte noch fortbestehen, ungeachtet es keine Hundertschaften mehr gibt.

5) Daß die Stadt- und Dorfgemeinden in die Stelle derselben getreten wären und die Bürger- und Bauermeister die Stelle des Hundertmannes einnähmen, ist eine Täuschung, zu der nur eine übertriebene Vorliebe für das Alterthum hat verleiten können (S. 35 u. 165). Ein Bauer ist kein Bürger oder Burge (Plaja). So wenig ein heutiger Bürger einem alten Hundertmanne gleichkommt, dessen Stimme in der Staatsgemeinde so viel zählte als die jedes andern Staatsgenossen, ebenso wenig eine heutige Gemeinde einer Hundertschaft. In Gemeinschaft leben, Nachbarn sein, heißt darum noch nicht Gemeindegenossen sein. Der Edelmann in seinem Dorfe ist kein Gemeindemitglied; alle Eximirte und Schutzverwandte sind es nicht; die verschiedene Gerichtsbarkeit haben, sind es nicht, wie nahe sie sich wohnen. In den langen Gebirgsdörfern, die aneinander stoßen, sind häufig Einwohner verschiedener Gemeinden viel nähere Nachbarn als die Bewohner der entgegengesetzten Enden desselben Dorfes. Ein ganz wesentlicher Unterschied aber legt sich darin zu Tage, daß in der Hundertschaft nur die hundert Gutsbesitzer, die sie bildeten, für sich und ihre Angehörigen gegenseitig Bürge waren; in unsern Stadt- und Dorfgemeinden aber würde Jeder zu Bürgschaften kommen, zu deren Eingehung auch nicht im Allerentferntesten eine vermuthete Einwilligung zu denken ist.

6) Ebenso wenig hat damit das Gefolge zu schaffen (S. 136). Der Verf. hat ganz Recht, daß der Heerbann und die Gerichtsfolge, obgleich aus einer Verpflichtung entspringend, doch zwei ganz unterschiedene Obliegenheiten gewesen sind; und daß, wenngleich jener aufgelöst wor-

Digitized by Google

den ist, doch diese allezeit und bis auf die neueste Zeit fortbestanden hat. Allein, wenn nach dem Verf. die Erfüllung derselben von der Vernehmung des Hülferufes bedungen wird, so ergibt sich dies schon allein daraus, daß hier von gar keiner Gemeindelast die Rede ist, sondern vom einer Obliegenheit der einzelnen Gutsherrschaftsangesessenen (S. 160). Beim Landfriedensbruche soll nach der Verordnung des Jahres 1471 Jedermann in einem Umkreise von sechs Meilen zur Folge gehalten sein (S. 140). Die Folge ist also eine staatsbürgerliche, keineswegs eine Gemeindelast. Unleugbar macht die Unterlassung einer Pflicht ebenso verantwortlich, als die Begehung eines Unrechts, den daraus erwachsenen Schaden zu ersetzen. Allein

a) ist der Erweis des causalen Zusammenhanges zwischen Unterlassung und Schaden, mithin daß dieser ohne jene nicht sich ereignet haben würde, dazu ganz unerläßlich. Ferner

b) ist nur der Schade, den die Obrigkeit erlitten hat, ein unmittelbarer aus der unterlassenen Folge, weil weder die Gemeinde, noch sonst Jemand darauf ein besonderes Recht hat. Jeder Nachtheil, welcher einem Andern daraus erwächst, würde sonach nur ein mittelbarer Schade sein, dessen Erstattung nur dann gefodert werden könnte, wenn er absichtlich oder doch wissentlich verursacht wurde. Wenn aber dies der Fall ist, so findet ohnehin schon eine Schädenklage statt, ohne daß erst auf die unterlassene Folge zurückgegangen zu werden braucht.

c) In jedem Falle würde, da die Unterlassung jedes Einzelnen eine für sich bestehende Pflichtvernachlässigung ausmacht, dafern keine Verabredung hinzugekommen ist, auch nur ein Jeder für seinen Theil sich verantwortlich gemacht haben, nicht für die Übrigen mithaften dürfen (S. 353). Daß männiglich gleiche Verpflichtung und solche hintangesetzt habe, ist noch kein Grund zur Solidarität ihrer Verhaftung; noch viel weniger folgt daraus, daß einige, oder auch alle Gemeindeglieder eine solche Ungesetzlichkeit begangen haben, daß daraus eine Gemeindeschuld erwachse, da nicht die Gemeinde, sondern deren einzelne Mitglieder etwas begangen haben, was sie nicht als solche betraf.

Aus diesen Gründen ist denn auch in den Gesetzen auf die Hinterziehung dieser Unterthanenpflicht nur eine öffentliche, willkürliche Strafe gesetzt, womit der Retrahent der Obrigkeit verfallen ist (S. 141). Schon das sächsische Landrecht, B. I, Art. 53, besagt ausdrücklich, daß unter dieser Strafe die Buße mitbegriffen sei und dadurch mitgewonnen werde, welche für den angerichteten Schaden zu erlegen sein möchte, weshalb denn auch alle spätern Gesetze von 1526, 1622, 1652, 1689 und 1710 nur lediglich von einer öffentlichen Bestrafung dieses Staatsvergehens handeln (S. 314 und 316). Nur allein in dem Mandate vom 9. Octbr. 1570 wegen Aufgreifung der Landsknechte ist außer der Strafe die Erstattung des Schadens der Vergewaltigten vorbehalten, „damit der armen Leute Beschädigung abgewendet werde" (S. 347). Daß von einem solchen Pönalgesetze niemals eine analoge Anwendung gemacht werden dürfe, sondern dasselbe nur von dem ausdrücklich darin Vorgeschriebenen gilt, daß folglich mit dem Verschwinden der Landsknechte auch die Gültigkeit dieser Vorschrift aufgehört hat, bedarf keiner Ausführung.

Wenn nach alle dem der Verf. aber uns auch nicht überzeugt hat, daß nach ältestem Rechte Dasjenige Rechtens sei, was er durch seinen Antrag zum Gesetz gemacht zu sehen beabsichtigte (was nicht nöthig gewesen sein würde, dafern jenes schon war), so hat er dagegen um so eindringlicher nachgewiesen, wie wünschenswerth eine solche Verfügung ist, wie unsere Altväter mit ihrem klaren Rechtssinne solches erkannt haben und wie nach die traurige Rechtlosigkeit des Mittelalters, die auch armes Volk und Vaterland so traurig verkümmert, zurückgebracht hat, dies bestandene Recht hat verdrängt können. Möge jeder wackere Deutsche auf rechtlichem Wege das Seinige zur Wiederherstellung eines solchen Gesellschaftszustandes beitragen, in welchem die Wiederherstellung jener Rechtsanordnung möglich und angemessen wird! Den Weg dahin hat der hochverdiente Staatsminister von Lindenau gezeigt, dessen inhaltsreiche Worte in der Ständeversammlung vom 9. August nicht oft genug wiederholt werden können:

Daß bei der Menge und Wichtigkeit der dem Landtage vorgelegten, fast in alle Theile der Verwaltung eingreifenden Gesetze von Seiten der Regierung ein gewisses System verfolgt und als Zielpunkt im Auge behalten wurde, werde keiner Versicherung bedürfen. Dieses System, das ich namentlich für das meinige anerkenne, geht für den vorliegenden Gegenstand (Landesadministration) dahin, „die gesammte Landesverwaltung in eine Gemeinde-, Provinzial- und Staatsverwaltung zerfallen zu lassen". Da ich in der Gemeindeverfassung, als erste Instanz, zunächst das ausführende Princip erblicke und durch sie den wohlthätigen und folgereichen Grundsatz: „den Staat nicht mit Individuen, sondern nur mit Communen verhandeln zu lassen", zu verwirklichen hoffe, so würde es auch mein Plan und Wunsch sein, die Verwaltung der Communen so gut, frei und selbständig zu machen, als es mit dem gesammten Staatszwecke nur immer vereinbar ist. Hierher gehörte die Bearbeitung einer Städteordnung zu den nächsten Zwecken meiner hiesigen ministeriellen Laufbahn. Diese ist bereits ins Leben getreten, während eine Dorfgemeindeordnung der Berathung der Kammern vorliegt. Wenn ich also nicht irre und hoffe, damit dem Communalleben diejenige selbständige Fähigkeit gegeben zu sehen, die nicht allein zu einer guten Verwaltung der eignen inneren Angelegenheiten, sondern auch zur angemessenen Vollführung von Staatszwecken, namentlich der richtigen Vertheilung der Abgaben unter die einzelnen Individuen, erfoderlich ist, so muß ich doch auch nach Maßgabe der vorliegenden Erfahrungen die Überzeugung aussprechen, daß dieses hohe Ziel ohne Mitwirkung der Regierung nicht zu erreichen ist.

Heil dem Lande, dessen Minister solche Gesinnung hegen und in ihrem Amte bethätigen!

Die Doppelsterne. Gemeinfaßlich dargestellt von J. F. Littrow.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Gleichwie sich aber die Doppelsterne auszeichnen, meistens durch die sehr bedeutende Verschiedenheit ihrer Größe, ebenso, und noch viel auffallender, durch ihre Farben voneinander ab. Gewöhnlich hat der

Digitized by Google

ne oder Centralstern ein weißes Licht, welches aber sehr oft auch in das Gelbliche, seltener in das Röthliche fällt, während der ihn begleitende Sternsatellit meistens in einer blauen oder blaugrünen Farbe erscheint. Diese Fälle kommen am häufigsten vor; doch gibt es auch andere, wo der Centralstern weiß oder gelb, und der begleitende roth, oder wo jener orange, dieser blau ist u. s. w. Wenn man hiermit die Farben der einfachen Sterne des Himmels vergleicht, so findet man nur solche, welche in einem weißen, zuweilen ins Gelbliche oder Röthliche spielenden Lichte glänzen. Unter den röthlichen zeichneten schon die Alten den Arctur, Aldebaran, Pollux, Antares und das Orion aus, welche uns auch noch in der nämlichen Farbe erscheinen. Aber auch Sirius wird von ihnen als roth bezeichnet, während wir ihn blendend weiß erblicken. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Farben der Sterne mit der Zeit Veränderungen unterworfen sind, gleichwie sich ähnliche unverkennbare Veränderungen in der scheinbaren Größe dieser Weltkörper ereignen. Hieraus scheint zu folgen, daß sich auch in der physischen Constitution der Fixsterne mit den Jahrtausenden Revolutionen ereignen, über deren Natur wir aber bisjetzt natürlich nichts Näheres anzugeben wissen. Man sieht aber wenigstens, wieviel Stoff zu Beobachtungen und Schlüssen auch der künftigen Astronomie noch vorbehalten bleibt. *)

Die Geschichte endlich dieser großen Entdeckungen anlangend, so war es, nächst Christian Mayer, dessen Schrift darüber wir schon oben erwähnt haben, der ältere Herschel (Sir William), welcher um 1778 den Doppelsternen zuerst nähere Aufmerksamkeit schenkte. Anfänglich hielt er diese Gestirne blos für optisch doppelt (wie wir den Unterschied von physischer Duplicität oben erörtert haben). Allein er ward durch seine äußerst sorgfältigen Beobachtungen bald auf die Ueberzeugung geführt, daß diese Hypothese nicht genüge, um die Erscheinungen zu erklären. Er nahm vielmehr immer allgemeiner wahr, daß stets der eine eines solchen Paares von Sternen einer Bewegung in Bezug auf den andern unterworfen ist, und als er versuchte, diese seit einer Reihe von Jahren zurückgelegten Wege, seinen Beobachtungen gemäß, zu verzeichnen, oder eine Karte derselben zu entwerfen, so fand er sich nicht wenig überrascht, diese Wege der Sternsatelliten immer gekrümmt und mit ihren concaven Seiten gegen den Centralstern gerichtet zu sehen. Wie vollkommen er aber hiernach auch schon im Besitze der Wahrheit war, so wagte er es, bei der vollkommenen Neuheit der Idee doch noch nicht, dieselbe öffentlich vorzutragen, sondern setzte seine Beobachtungen noch fast 20 Jahre in der Stille fort, und trat erst dann, in zwei Aufsätzen in den „Philosophical transactions" für 1802 und 1804, mit der positiven Behauptung öffentlich hervor: „daß es Sternsysteme gibt, die aus zwei Fixsternen zusammengesetzt sind, von welchen sich der eine in einer regelmäßigen Bahn um den andern bewegt." Er nannte diese Sterne binaire Sterne (binary stars) zum Unterschied von Doppelsternen (double stars), mit welchen letztern er nur die schreinbaren oder optischen Doppelsterne bezeichnen wollte, wogegen der neuere Sprachgebrauch diesen Namen der Doppelsterne uneingeschränkt den blos optischen und wirklich physischen beilegt. Ja, Herschel ging in jenen beiden vortrefflichen Arbeiten gar schon so weit, die Umlaufszeiten einiger dieser Sternsatelliten um den Centralstern, z. B. von Castor (auf 334 Jahr) und von γ Virginis (auf 708 Jahre) anzugeben, Bestimmungen, welchen die neuesten Forschungen nur eine größere Genauigkeit hinzuzufügen hatte.

Wenige Zeit nachher (um das J. 1815) fing auch Struve zu Dorpat an, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und brachte, mit Hülfe seines schönen dreizehnfüßigen (sogenannten Riesen-) Refractors, das Verzeichniß der von ihm beobachteten Doppelsterne bald auf mehre Tausend. Seine, schon oben erwähnte Schrift: „über Doppelsterne", enthält das Detail seiner mühsamen Forschungen über diesen Gegenstand, dessen Interesse in dem Maße wächst, als man sich tiefer mit demselben beschäftigt.

Gleichzeitig begann der jüngere Herschel in Vereinigung mit John South, die Doppelsterne einer fernern Beobachtung zu unterwerfen. Sie bedienten sich dabei zweier ganz vortrefflicher Äquatoreale *), und sahen sich dadurch in den Stand gesetzt, schon 1825 ihre „Observations of 380 double and triple stars" (London) erscheinen zu lassen. Seitdem haben Beide, ganz besonders aber Herschel, diese Untersuchung eifrig verfolgt, und der Letztere hat eine sehr große Anzahl von neuen Beobachtungen in den Aufsätzen der astronomischen Gesellschaft zu London bekannt gemacht. In den drei letzten Jahren begann Herschel eine andere in das nämliche Gebiet gehörende, sehr wichtige und umfassende Arbeit, indem er die großentheils schon von seinem Vater entdeckten Nebelflecken des Fixsternhimmels einer neuen Beobachtung und Revision unterwarf, wozu er durch die, ihm eben von seinem Vater hinterlassenen unvergleichlichen Spiegelteleskope vorzugsweis ausgerüstet war. Nach seiner eigenen Versicherung hat er bereits über drittehalbtausend dieser Nebelflecken solchergestalt revidirt und dabei eine Menge der wunderbarsten Entdeckungen gemacht, deren Mittheilung von allen Astronomen, oder vielmehr von allen Denjenigen, welche Sinn für die Herrlichkeiten des Himmels besitzen, mit Sehnsucht erwartet wird.

Das Resultat dieser so höchst mühsamen Beobachtungen der Doppelsterne läßt sich also, wir wiederholen es, schließlich in die zwei, freilich unendlich wichtigen Sätze zusammendrängen:

1. Daß das Weltall, der frühern Annahme zuwider, nicht blos aus Systemen von Planeten mit einem Centralkörper bestehe, um welche jene Planeten kreisen, sondern auch Systeme von Sonnen enthalte, die sich um eine Sonne von höherer Ordnung bewegen.

2. Daß das Newton'sche Gesetz der Gravitation, dem zufolge diese Kraft nach dem directen Verhältnisse der Massen und dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen wirkt, nicht auf unser Planetensystem eingeschränkt sei, sondern von Stern zu Stern, von System zu System, durch das gesammte Universum seine Anwendung finde und also das allgemeine Himmelsgesetz abgebe.

Nur mit Mühe enthalte ich mich, bei Andeutung der Wunder, welche das Weltall solchergestalt unsern Blicken täglich in vergrößerter Fülle darbietet, des Ausdruckes aller der Empfindungen, zu denen die Betrachtung dieser großen und herrlichen Schöpfung jedes wohlgeartete Gemüth ganz unwiderstehlich hinreißt. Es sind Empfindungen der Verehrung und Anbetung des Unendlichen, gegen dessen unbegrenzte Macht und Herrlichkeit Alles, was wir sonst Erhabenes denken mögen, in ein unbedeutendes Nichts verschwindet. O, welch ein Gott ist der Herr, der Ueberheber und Beherrscher dieser Welten, dieser Systeme, wo sich Heere von Planeten um Sonnen, und der erhabenern Systeme, wo sich Sonnen um Sonnen höherer Ordnung bewegen, der hehre Baumeister dieses unendlichen Weltenalls,

. . . . . the glorious architect
In this His universal temple, hung

*) Hierher gehört ganz eigentlich die Geschichte des Sterns, welcher im November 1572 im Sternbilde der Kassiopeja plötzlich an einem Orte erschien, wo früher nie ein Stern gesehen worden war. Tycho, der denselben sorgfältig beobachtete, fand ihn anfangs so groß und hell, daß er selbst die Venus an Glanz übertraf und sogar bei Tage sichtbar blieb. Einige Zeit später wurde seine Farbe dunkler, Anfang des folgenden Jahres aber matt und mattet, und im März 1574 verschwand der Stern gänzlich aus dem Gesicht, ist auch seit der Zeit nie wiedergesehen worden. Welches wunderbare Schicksal hat ihn getroffen?

*) Bekanntlich Instrumente, welche zugleich eines Gestirns Abweichung und den Unterschied zwischen seiner und des Zenithes gerader Aufsteigung geben.

Digitized by Google

With lustres, with innumerable lights,
That shed religion on the soul; at once
The temple and the preacher! O how loud
It calls devotion!
Devotion, daughter of astronomy!
An undevout astronomer is mad!
Young's „Klagen", 9. Nacht, V. 994.
62.

Notizen.

Das „Foreign review" enthält eine Anzeige des Göthe-Zelter'schen „Briefwechsels", in welcher die schroffe Persönlichkeit Zelter's von Seiten des Referenten gut aufgefaßt ist. „Der Mann der Töne", heißt es hier, „ist so kurzweilig wie seine Kunst, er kommt uns vor wie ein Peitschenhieb, oder wie die Explosion eines Schwärmers. Vertrauensvoll auf seine eigne derbe Redlichkeit und seinen gesunden Sinn fußend, macht er keine weitschweifigen Complimente und Bücklinge, wenn er sich großen Leuten präsentirt, noch verzieht er den Mund zu einer Sonntagssprache und zu scientifisch-prätentiösen Phrasen; sondern er tritt ganz gradezu herein und spricht: Hier bin ich, Karl Friedrich Zelter, Professor der Musik bei der Singakademie zu Berlin; ich denke, Das und Das ist einfältig und Jenes ist eine Dummheit, und ist Einer meiner Meinung, recht gut, wo nicht, so läßt ers bleiben u. s. w. Dies ist der Humor der Derbheit, der aber gar nicht unangenehm ist, wenn er aus einem redlichen Herzen keimt. Zu diesem hatte Zelter vielleicht grade mehr Recht als ein Anderer, denn er war ein lebensthätiger Mann (a working man), der sich aus niedrigem Stande erhoben und es durch eigne Anstrengung zum Professor der Musik in der musikalischsten [illegible] Europas gebracht hatte. Sein Derbes war das Derbe des [illegible] und Das hauptsächlich war es, was Göthe, der sonst ganz anders [illegible], an ihn fesselte."

Die englische Kritik äußert sich überaus günstig über Ranke's Werk: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert". Das „Quarterly review" (Febr. 1836) enthält eine ganz ausführliche Kritik dieses Buchs. Gleich zu Anfang wird dem Verf. der Lobspruch gemacht, daß er mit der größten Klarheit und Umsicht diese verwickelte Periode behandelt und die innerhalb dieser Jahrhunderte stets auf- und abschwankende Macht des römischen Stuhls in allen ihren religiösen und politischen Extensionen lebhaft und eindringlich geschildert habe. Der Verf. dieser Anzeige gibt sich die freundliche Mühe, dem Geschichtschreiber Alles, was er von echten Quellen und Documenten in Wien, Rom, Venedig u. s. w. eingesehen und benutzt hat, treu nachzurechnen und ihm diese seine unermüdlichen Forschungen hoch anzuschlagen. Wirklich ist R. einer der fleißigsten Historiker und gewissenhafter als Viele. „Sollen wir", so lautet unter Anderm die Anzeige, „nach voller Anerkennung seines Verdienstes dem Verf. einen Vorwurf machen, so geschieht es wegen der Kürze seiner Darstellung. Eine Klage, die man sonst gegen deutsche Schriftsteller selten zu erheben braucht. Um so mehr, da der Verf. so ausgedehnte und mühevolle Studien gemacht und sein Sujet so viel eingeborenes Interesse besitzt, muß man wünschen, daß es weniger skizzenhaft und gedrängt sein möchte. Eine größere Fülle der Entwickelung, eine detaillirtere Exposition des Ganges der Ereignisse, der Motive und Influenzen wäre bei solcher Arbeit sehr dankenswerth gewesen. In einigen Theilen gleicht des Verf. Buch nur einem kühnen lebhaften Umriß zu einem ausführlichern Werke. Allein bei aller Gedrängtheit ist das Buch ein sehr werthvolles Geschenk. Die Forschung in demselben ist tief, die Genauigkeit außerordentlich, die Eigenthümlichkeit jedes Zeitalters rein und kräftig erhalten. Die Schreibart des Verf. ist klar, gefeilt und angenehm." Am Schluß dieser Anzeige heißt es: „Wir schließen mit [illegible] Erwartung (with anxious expectation) auf das Erscheinen [illegible] folgenden Bände, in der bestimmten Überzeugung, daß aus [illegible] Feder des Verf. nichts fließen kann, was nicht eine [illegible] Aufmerksamkeit verdiente. Von dem Alter des Verf., [illegible] viel uns bekannt, noch ein junger Mann ist, läßt sich [illegible] manche Bereicherung der historischen Kenntniß erwarten, [illegible] der vorliegende Band bürgt dafür, daß die folgenden [illegible] werthvoll im Stoff als anziehend in der Darstellung sein werden."

Die Eingeborenen der Bay of good success, [illegible] lich vom Cap Horn, haben die seltsame Sitte, [illegible] um den linken Fuß ein Stück Fell zu tragen, [illegible] fest als möglich zusammenschnüren. Die Folgen davon [illegible] gleiche Füße, der rechte ist weit stärker als der linke, [illegible] nen ein höchst abnormes Ansehen gibt.

Bibliographie.

Bábu, Der. Lebensbilder aus Ostindien. Aus [illegible] lischen übersetzt von Karl Andree. 2ter Band. 8. [illegible] zig, Schumann. 1 Thlr. 4 Gr.

Bayer, K., Zu Fichte's Gedächtniß. Gr. 8. [illegible] Brügel. 1835. 10 Gr.

Darstellungen des Aktien Anmeldung-Bezirks [illegible] Chemnitzer Eisenbahn. Mit Abbildung der Zwangs- [illegible] Anhang der Anekdoten. 16. Leipzig, Glück. 2 Gr.

Fahrten, Die, und Abenteuer des Kapitain [illegible] auf seinen Entdeckungsreisen nach den Gegenden des [illegible] Mit 6 Ansichten, 1 Karte und dem Portrait des [illegible] Roß. 16. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Feuerbach, L., Kritiken auf dem Gebiete [illegible] losophie. 1stes Heft. Kritik des „Anti-Hegel's". [illegible] u. d. T.: Kritik des „Anti-Hegel's". Zur Einleitung [illegible] Studium der Philosophie. Gr. 8. Ansbach, Brügel. [illegible] 10 Gr.

Gehe, E., Die Malteser. Drama in fünf [illegible] mit dem Umschlag-Titel: Vermischte Schriften von [illegible] Auch mit [illegible]ster Theil: Die Malteser, Drama. 8. [illegible] Gehe. [illegible] 18 Gr.

[illegible]lau, Appun. J. A., Die Religion der Römer [illegible]

Hartung, [illegible] 2 Theile. Gr. 8. Erlangen, [illegible] Quellen dargestellt. [illegible]

Enke. 2 Thlr. 12 Gr. [illegible]ovellen und Erzählungen. 1[illegible]

Heisen, Fr. von, [illegible] Ring. — Der Kattenfänger. [illegible] — Auch u. d. Titel: Der [illegible]more Md., Scheld und [illegible] Zwei Novellen. Gr. 12. Bal[illegible]. Dresden, Walther. 1 Thlr. 12 [illegible]ied vom Pumpkin[illegible]

Hermanow, S. A., Das [illegible]. Gr. 8. [illegible] Gönnern und Freunden allen gesun[illegible] Gr. 12. [illegible] Sueß. 3 Gr.

Hunde-Comödie, Neue romantisch[illegible] [illegible] die [illegible] burg. 6 Gr.

Kaebern, K. von, Erinnerungen [illegible] 18[illegible] in Schlesien, Kalisch und Töplitz, im Ja[illegible] Berlin, Lewent. 6 Gr.

König und Freiheit. Ein Sendschreiben [illegible] Propheten unserer Zeit. 8. Berlin, Plahn.

Laube, H., Die Schauspielerin. No[illegible] heim, Hoff. 1 Thlr. 4 Gr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. [illegible] Enthält: Boa Constrictor. — Auch u. d. T.: [illegible] Von C. Spindler. 1ster Band. 8. Stuttg[illegible] 1 Thlr. 18 Gr.

Tagebuch eines Preußischen Offiziers währe[illegible] nach Petersburg und seines Aufenthalts daselbst [illegible] der Alexandersäule. Zum Druck befördert von Fr. [illegible] Gr. 12. Berlin, Heymann. 20 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 96. — 5. April 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Erster Artikel.

Indem wir Schenk, Zedlitz, Raupach, Pannasch, Gisholtz und gleich wohllautende Namen unter denen der diesjährigen Vermehrer unsers dramaturgischen Literaturberges erblicken, hoffen wir mit Recht auf eine erfreuliche Ernte, auf eine namhafte Ausbeute. In der That sind von den dramatischen Notabilitäten, außer Immermann, den Themis einerseits und die Sorge für das Fortschieben eines Thespiskarrens an den unwegsamen Rheinufern andererseits von productiver Thätigkeit zurückhält, wenige unfruchtbar geblieben, und ihre Ehe mit der Muse Thalia ist meistens reich gesegnet gewesen. Wir beklagen aufrichtig so viele merkwürdige und edle Anstrengungen, so viele verlorene Mühen für die undankbare Welt, welche durch die Bretter angedeutet wird und die jeder im Gedächtniß der Zeit die kleinste Stelle einnehmen noch den tiefgesunkenen Wagen des Musengottes um einen einzigen Schritt weiter befördern werden! Wir bedauern die sichtbaren Mühen, bei deren bloßem Anblick uns schon ein sympathetischer Schweiß auf die Stirn tritt, die Aufrufe des Genius, die Nachtwachen, die Tagesarbeiten, das Ringen, Kämpfen, Feilen, Bessern, die Ermattung, die Erschöpfung aller Kräfte, das zerarbeitete Reimlexikon, die stumpfgeschriebene Feder, das leere Tintenfaß und das verwüstete Papier, das allen diesen Mühen hat dienen müssen, ohne einen andern Erfolg, als daß wiederum ein dramatisches Jahr voll geworden ist und sung[illegible] wir unsere Bücherschau von vorn anfangen können! Trostlos, peinvoll, entsetzlich! Von allen übrigen antisch[illegible]engungen in unserer Literatur scheint doch etwas ungen[illegible]stens außer dem bedruckten Papier übrig zu bleiim Ja[illegible]ein Fortschritt des Volksgeistes, ein Durchleben des [illegible]stes, ein abgethanes Tagewerk wenigstens. In der dschreiben[illegible]tischen Literatur aber, die es nicht mit der Ge, Plahn.[illegible]t, sondern mit der Vergangenheit oder mit dem erin. No[illegible]zu thun hat, ist selbst diese abgethane Arbeit he Werke.[illegible] bemerken. Nach all ihrem Wirken sind und u. d. T.:[illegible] wir stets grade so reich und so arm, als wir 8. Stuttg[illegible]es kommt nichts hinzu, es geht nichts ab von Schatze, dessen Kammer für immer mit Göthe's [illegible]schlossen und deren Schlüssel in die Woge der [illegible]versenkt scheint. Was bleibt dem Dramatiker da zu thun? Danaidenarbeit ist es, die er beginnt! Das Ohr des Volks ist ihm verschlossen; die Welt, unser Volk mag ihn nicht mehr hören, die Bühne lebt nur noch ein Scheinleben und die Dichtung ist verstummt aus Mangel an Zuhörern. Der Saal der Kunst ist leer und keine Anstrengung der Künstler vermag ihn mehr zu füllen. Ihre Worte tönen, aber sie finden kein Herz mehr; kein Gemüth erquickt sich mehr an ihrem Schalle, keine Seele dankt ihrer Anstrengung, kein Ohr läßt sich mehr von ihren Schmeicheltönen entzücken!

Dies ist ohne Hehl und ohne Übertreibung der Zustand der dramatischen Muse bei uns. Das Meisterwerk selbst erlangt kaum mehr ein schläfriges Kopfnicken, und nicht die schwächste Erregung folgt den herrlichsten Ergießungen. Wir sind vom Schönen abgestumpft, todt, scheinlebend gegen die kühnsten Flüge der dramatischen Muse; die Nemesis ist uns nichts mehr und die tönenden Tritte des Kothurns sind uns weniger als nichts. Wem nun der Muth zur Erklimmung des Musenberges nicht fehlt, der ist ein Bewunderungswürdiger oder ein Thor, je nach Umständen.

„Oder ein Papierverwüster", setzt unser unfreiwilliger Satyr im Dienst eines deutschen Buchhändlers gravitätisch hinzu.

Doch die Ästhetik nimmt das Wort: „Am schönen Wahn des Ideals, mit dem es die dramatische Muse zu thun hat, stärkt, reinigt, läutert und ergänzt sich das Leben. Dieser Wahn ist seine Blüte. Der Himmel, der dem Menschengeschlecht unserer Tage mehr als den frühern Geschlechtern zu versagen scheint — die Fähigkeit nämlich des ruhigen Genusses —, erhalte uns wenigstens diesen Quell der Lebensläuterung. Er erhalte uns die Kunst. Und wenn dann auch ihre ehemals sichtbaren Wirkungen und Einflüsse in unsern Tagen nur zu unsichtbaren, unnachweisbaren geworden sind, wir ahnen sie doch und erheben uns doch an ihnen. Ja, grade deshalb vielleicht, weil die Wirkung eine breitere in der Peripherie, eine allseitigere und gleichzeitigere geworden ist, weil die Einflüsse sanfter, minder stechend, allmäliger, mannichfacher geworden sind, entziehen sie sich unserm Auge, ohne darum im Leben von geringerer Bedeutung geworden zu sein. Weil ihr Einfluß ein täg-

Digitized by Google

licher, ja, ein stündlicher wurde, weil aus hundert kleinen Gebilden des Schönen, aus tausend unscheinbaren Erscheinungen nun die Wirkung der Schönheit ausstrahlt, und weil sie auf tausend Seelen einfließt, wo sonst nur Einzelne von ihr gerührt wurden, vielleicht grade darum nehmen wir sie minder wahr; etwa so wie in einem Lande, wo die Musik Nationaleigenthum des Volks geworden ist, am wenigsten von augenfälligen Anstalten für diese Kunst wahrgenommen zu werden pflegt."

In unserer Trauer über den Verfall, nicht sowol der Bühne, als der Wirkungen der Bühne, ist auch diese Ansicht wie ein Trost, eine Beruhigung; und sie würde es sein, selbst wenn sie noch unhaltbarer wäre, als sie uns erscheint. Denn etwas Wahres entdecken wir an ihr, und etwas Gewicht ist allerdings auf die verbreitete und allgemeiner gewordene Wirkung der Kunst überhaupt und der dramatischen im Besondern zu legen.

Und so steht denn Ansicht gegen Ansicht: die von dem großen und die von dem geringen Einfluß der Kunst auf die Lebensgestaltung unserer Zeit; und die Kunst geht, wie dies immer geschah, mitten durch diese Ansichten ihren ungehemmten Weg fort. Entschieden aber trennen sich ihre heutigen Zielpunkte in die beiden Richtungen der Befriedigung des Bühnengeschmacks einerseits, und Genugthuung der Kunstfoderungen andererseits; der Versuche, beide Richtungen in einem Streben zu umfassen, werden immer weniger.

Unsere Zeit begnügt sich sichtbar mit einer äußern Gestaltung da, wo sonst eine innere verlangt wurde. Im Roman ist dies am offenbarsten: Völker-, Sitten- und Länderschilderungen, ein Durchflug aller fünf Erdtheile, eine Campagne, ein Volksaufstand, kurz, das materielle Element des Romans leistet in den bedeutendsten Erscheinungen dieser Gattung für die mangelnde innere Gestaltung vollen Ersatz. Weniger auffallend, aber nicht minder wahr ist dies auch für das Drama. Das historische Ingredienz drängt das Charakteristische, das Genetische überall zurück, und ein neues Terrain zu finden, ist zu einem Hauptbestreben unserer dramatischen Dichter geworden. Diesen Grundgebrechen der Zeit zum Trotz, zu denen sich für das Lustspiel noch die Überraschungssucht zählen läßt, bietet uns das letzte dramatische Jahr wieder eine Reihe, wenn auch nicht genialer, doch würdiger Werke dar, an denen wir, wie gesagt, nichts so sehr bedauern als die darauf verwandte Mühe. Wir sagen absichtlich: die Mühe; denn was wir an den Erscheinungen des Tages zu allermeist vermissen, ist ihre Freiwilligkeit, oder wenn man lieber will, ihre Nothwendigkeit. Bedürfniß oder Caprice bitten wir nicht mit dieser Nothwendigkeit der Kunstäußerung zu verwechseln, welche in dem Drange schöner Gestaltung ihre Befriedigung findet.

Die Reihenführer: Zedlitz, Schenk, Raupach in der Tragödie; Elsholtz, Bauernfeld im Lustspiel; Angely, Herzenskron in der Posse bringen uns ihre werthvollen und in so mühseliger Zeit willkommenen Gaben; und schließt sich ihnen auch ein Schwarm Solcher an, die besser mit ihren Angeboten zurückhielten, homines trugis consumendi nati, poetische Nullen, oder, was noch schlimmer ist, poetische Wechselbälge, so steht es doch bei uns, ob wir von ihnen in der Literatur Notiz nehmen wollen oder nicht; denn, um mit Kästner zu reden, da es Häuser gibt, die Niemand bewohnen will, und Bilder, die Niemand sehen mag, warum soll es nicht auch Bücher geben, die Niemand lesen will?

Was das Materielle unserer Beurtheilungen betrifft — denn über unsern ästhetischen Codex haben wir schon früher ausführliche Rechenschaft gegeben —, so wählen wir unter zwei unvermeidlichen Übeln das kleinere und wollen lieber den Vorwurf sträflicher Kürze, als den ungerechtfertigter Länge auf uns laden.

---

1. Lieutenant von Katt, oder des Kronprinzen Flucht. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann Georg Schinnberger. Ulm 1834. 8. 6 Gr.

Wenn der Verf. des deutschen Styls ganz mächtig wäre, so hätte aus dieser Arbeit etwas Erträgliches werden können, denn mehrmals nimmt er Anläufe zu guten Situationen, zu samen Dialogen und passenden Verwickelungen. Mit dem Styl steht es jedoch bedenklich aus, und wenn die Censur dafür keinen Rath weiß, so wissen wir auch keinen. Der Gegenstand ist hinreichend bekannt, wiewol diese Episode in dem Leben des großen Preußenkönigs von seinen nachfolgenden Thaten fast verdunkelt, fast mit Vergessenheit bedeckt ist. So leuchtet in die Morgenröthe eines großen, ereignißreichen Tages an; ja ungewöhnliche Dinge geschehen schon in den Frühstunden eines bedeutungsvollen Tages. Das Stück selbst anlangend, so spricht der große Kronprinz ungefähr zu seinem Vater wie Don Carlos zu dem seinigen, General Katt etwa wie Lerma und der junge Katt beinahe wie Posa. Die Situation hat allerdings viel Verwandtes. Z. B. „Kronprinz: Die Natur ist keinen Regeln unterworfen, sie fließt (!) frei wie der Thau vom Himmel vom Herzen des Regenten, das weiß ich; daß nicht einmal im schönen Reiche der Vaterliebe Gleichheit herrscht, das fühl' ich; daß mein Antheil an Dem nicht vernichtet wird, was der König dem Bettler schuldig ist, was man Gerechtigkeit nennt, (fest) das fodere ich! — König: Wie kann Er sich erkühnen, einen Sturm in meiner Seele zu erregen? Kronprinz: Das sei ferne von mir; nur mögen Ew. Maj. bedenken... König: Er gibt mir nichts zu bedenken, sonst hat bei ihm das Denken aufgehört." Genug — Don Carlos im Spiegelbild; nur daß sich dort ein schöner Zug und hier eine Fratze zeigt. Sollen wir nun noch der rührenden Abschiedsscenen zwischen Katt und dem Prinzen (Posa und Carlos) gedenken, und wie dieser mit dem Ausruf: „O mein Gott — nur einen Augenblick hebe den Lauf der Zeiten auf", in Ohnmacht sinkt, als des treuen Katt Haupt fällt? Doch nein! Das Publicum nimmt wol mehr Interesse daran, wenn wir ihm sagen, daß Rec. zufällig die Nachkommen des Mannes kennt, der den großen Prinzen auf seiner Flucht einen Monat vor dem väterlichen Zorn verborgen hielt, und daß diese sich der spätern dankbaren Erinnerung der Nachfolger des großen Königs stets zu erfreuen gehabt haben. Auch den Verwandten des Opfers hat die königliche Gnade nie gefehlt. Das Stück ist gut gemeint und macht selbst dem unerbittlich strengen Vater, der sich selbst in dem Fall des Brutus glaubte, keine Unehre. Unser Glaube ist ja unsere Rechtfertigung, und so ist auch unser Verf. gerechtfertigt, der ein gutes Drama geschrieben zu haben glaubte.

2. Laura Grimaldi. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Aeschylus der Klytemnestra. Mannheim, Löffler. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Edel und würdig ist hier die Handlung eines Schurken (Marco Casanova), der den Vater, Anführer der carbonari

Leidenschaft gegen Venua, aus dem Kerker rettet und dafür sie seinen Haupt zum Opfer bringt, dramatisiert. Des Dogen Grimaldi Tochter Laura liebt den jungen Casanova; Antonello vertheidigt ihn vor dem Richterstuhl des Senats; allein der strenge Grimaldi vollzieht mit eigner Hand den Todesspruch gegen auch von ihm bewunderten Jüngling. Dieser Gegenstand, klar und kräftig entwickelt, ohne unnöthige Zwischenhandlung rasch durchgeführt, in schlechten Versen, doch in blühender Sprache vorgetragen, bildet das Drama, in dem sich eine contrastirende Charakteristik und rhetorischer Schmuck nach Art des Alfieri und Pellico genug zeigt, um den Verf. für einen bedeutenden dieser Genien zu halten. Hieraus ergibt sich auch der Gesichtspunkt, aus dem diese Arbeit beurtheilt sein will: die Reinheit und die kalte Strenge der italienischen Tragödie hat den Verf. bestochen, wie wir denn gern einräumen, daß sie ihr Bestrebendes hat. Indeß verwirft sie der Geschmack unsers Volks und selbst Collin mit seinen gefeilten Versen hat sie nicht zu Ehren bringen können. Um so minder kann es der Verf. mit seinen vernachlässigten Jamben, z. B.:

Sein Sohn wird in französische Dienste treten,

die beständig zu kurz oder zu lang treten und fast überall in ein widerliches Hinken verfallen. Wir haben der blühenden Sprache gedacht; auch an guten Gedanken fehlt es nicht, und der Dichter zeigt sich in der französischen Processrhetorik erfahren, indem er Cibbo den Helden anklagen, Antonello ihn vertheidigen und den Dogen die Verhandlungen resumiren läßt wie einen recht guten Assisenpräsidenten, und besser wie dies mitunter von diesen Beamten geschieht. Wir nehmen einen Passus aus Antonello's Vertheidigungsrede, um von Gedanken und Styl des Verf. doch eine Probe zu geben. Das Gesetz spricht den Tod aus, sagt er; doch:

Mit tiefer Weisheit haben unsre Väter
Sich selbst das Urtheil über Staatsverbrechen
Zurückbehalten: ein vieldeutig Wort.
Hier schwanket oft in ungewissen Nebel
Die Grenzen des Verbrechens und der Tugend,
Und wenn die Pflicht des Menschen und des Bürgers
In Zwiespalt sind, wenn Tugend zum Verbrechen,
Und wenn Verbrechen Tugend wird, wie kann
Im Voraus da die blinde Schrift entscheiden?

Die Katastrophe tritt rasch und lebhaft, jedoch ziemlich unmotivirt ein; Grimaldi's Dolch macht allem Streit ein Ende. Donna Laura stirbt edel und Antonello schließt das Drama würdig als Chor:

Doch diesen Jüngling deck' ein stilles Grab,
Im tiefen Herzen richte Jeder seine That.

Es ist nicht viel, aber einiges Talent darin und Geschmack, Gesinnung, Gefühl genug, um den Verf. von fernern Versuchen wenigstens nicht abzumahnen. Er kann wol noch einmal das Rechte treffen und unsern Beifall siegreich davontragen.

3. Nachlaß eines Geschiedenen. Zweites und drittes Bändchen. Inhalt: Die Künstler, Drama in vier Acten, und Carlo, Trauerspiel in fünf Acten.

Von dem Inhalte des ersten Bändchens dieser Nachlassenschaft ist bereits in Nr. 26 d. Bl. Rechenschaft gegeben worden; das zweite und dritte Bändchen, Dramatisches enthaltend, gehört erst hier zu unserer Cognition. Irren wir nicht, so erkennen wir an dem geschraubten, gezwickten und unnatürlichen Periodenbau den namenlosen Verf., todt oder lebend, bei dem die Kunstform nie ins Bewußtsein übergetreten ist. Es ist ein ganz eignes Ding um den dramatischen Styl. Jedermann weiß, daß er das Gemeine, Gewöhnliche, Alltägliche weniger verträgt als irgend eine andere Kunstgattung, und die Verständigen wissen, daß er ebenso streng das ganz Abweichende, Ungewöhnliche, Gemachte und Gewaltsame verwirft als jenes. Es sind die Mitteltöne zwischen Prosa und poetischem Ausdruck, die Laute, welche sich auf dem halben Wege zwischen der Sprache des Lebens und der der Kunst finden, die das Drama sucht; es ist das Halbgewöhnliche und Halbneue, was die Grundzüge im Styl des Dramas bildet, das verbotte Gebräuchliche, der von seiner Höhe herabgestiegene Volkston der Poesie, den das deutsche Drama sucht, begehrt und braucht. Diese ganz eigenthümlichen dramatischen Töne, welche Niemand so wie Schiller zu treffen wußte, kennt der Verf. nicht, wie sie in der That wenige unserer heutigen Dramatiker kennen, und unter diesen Wenigen am besten Raupach. Die verschiedene Wortfügung des Verf. aber wäre an und für sich genug, jede dramatische Wirkung zu zerstören, wären Situation, Charakteristik und Handlung auch die musterhaftesten. In ihr suchen wir ganz besonders den Grund, warum uns dieser „Carlo" widerwärtig wird, und warum das Publicum in Berlin, dem er sich von der Bühne herab zeigte, ihn auspfiff. Nichts ist in Wahrheit gefährlicher für ein dramatisches Gedicht als Sünden wider den natürlichen Ausdruck, wie folgende Verse darbieten:

Willkommen mir noch einmal süßer Morgen!
Laß mich bei dir des Glückes Stunden borgen (!),
Zu dir erheben, wenn von bangen Sorgen
Mein armes Herz sich retten muß und bergen.
Will das Geschick verknechten und verzwergen
Den bessern Sinn....

Das Drama: „Die Künstler", dem diese Verse entlehnt sind, bewegt sich in den bekannten Elementen unserer jungen Poeten, die, um ihren Genius kundzuthun, das Leben und seine Bedingungen anfeinden zu müssen glauben. Ungleich dem wahren Dichtergeist, der die Schmelzung zwischen Leben und Poesie, Wirklichkeit und Ideal sucht, bestreitet dies junge Geschlecht das Dasein und die Wirklichkeit von der Scheinhöhe des Ideals her, auf der es sich dünkelhaft seine Burg gegründet zu haben glaubt. Der erste Windstoß zerstiebt dies Wolkenbild, und da es nirgend seinen Fuß auf festen Boden setzt, so bleibt von ihm selbst im Reich der Gedanken nichts zurück als ein Irrthum solcher Art, daß man ihn nicht einmal einen schönen Wahn nennen kann. So sind diese Künstler, Julius der Maler, Mainfried der Tonkünstler und Bernhard der Dichter, aufgefaßt; arme, beschränkte, sich selbst unklare Wesen, deren Freude und deren Leid wir ohne Theilnahme sehen, weil sie, dem Leben fremd, ziellos und in verkehrter Richtung durch seine Wogen zu schwimmen trachten. Das einzige Löbliche an dem Stück ist noch, daß zuletzt wenigstens Alles gut endet und eine doppelte Tripelallianz uns wenigstens vor Pistolen, Kohlendampf und Giftfläschchen bewahrt, auf welche wir schon rechnen zu müssen meinten.

Aus dem „Carlo", Trauerspiel in fünf Acten, wissen wir selbst nicht so viel zu machen oder zu entlehnen als aus den „Künstlern". Das Ganze ist eine ungewöhnlich-gewöhnliche Geschichte von einer abwendig gemachten Braut, um deretwillen weder ein Papst noch ein Cardinal ins Feld zu rücken brauchten; in „Kabale und Liebe" haben wir das Alles viel wohlfeiler und mit viel geringerer Bemühung. Vor 20 Jahren hielt man dies Schiller'sche Stück für eine Verirrung; jetzt ist es ein Muster; es ist classisch für Natur und Wahrheit im Vergleich zu solchen Verirrungen wie dieser „Carlo", an dem nichts natürlich ist, nicht einmal sein Tod durch kaltes Eisen, denn eigentlich müßte er am Jammer sterben. Wir aber eilen zu etwas Bessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Von W. Dieterici. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der wohlverdiente und begründete Ruf, dessen die preußischen Unterrichtsanstalten, die niedern wie die höhern, im In- und Auslande sich zu erfreuen haben, muß die Aufmerksamkeit eines Jeden, der den Gang der Volksbildung im Auge be-

Digitized by Google

hält, auf ihre innern und äußern Verhältnisse lenken. Wenn schon die Betrachtung ihres gegenwärtigen Zustandes die freudigsten Empfindungen erregt, so gibt der Vergleich mit der Vergangenheit überraschende Resultate. Man blicke auf die Stellung der Universitäten (denn vom Elementarunterricht und den gelehrten Schulen wollen wir gar nicht reden) in den jetzt den preußischen Staat bildenden Ländern während der Epoche des französischen Übergewichts in Deutschland. Von den damaligen sechs Universitäten, Königsberg, Frankfurt a. O., Halle, Erfurt, Erlangen und Duisburg, hatte nur Halle Bedeutung und wurde durch den Krieg 1806 so zu sagen vernichtet; in der ganzen Rheinprovinz war bei der Besitznahme 1815 keine einzige außer Duisburg, welches den Namen nicht verdiente; Köln war nach jahrhundertelangem Siechthum eingegangen; Bonn, das unter dem letzten Kurfürsten dafür Ersatz bieten sollte, wurde mitten in seiner Bildung durch die Revolutionskriege unterbrochen. Bringt man alles Dieses, bringt man die Lage des Staats nach dem tilsiter Frieden in Anschlag, so kann man nicht genug die große Gesinnung bewundern, welche 1809 die Universität Berlin ins Leben rief — eine Gesinnung, welche zeigte, daß großes Unglück den Muth nicht gebeugt, die Hoffnung nicht vernichtet hatte, welche Bürge einer bessern Zukunft war. Was der edle König damals aussäte, was Wilh. von Humboldt, Altenstein, Beyme und andere Wackere an seiner Seite wirkten, trug schon nach wenigen Jahren die reichsten Früchte. Der wiedergewonnene und befestigte Friede erlaubte dann, dem Unterrichtswesen in den alten sowol als in den neuen Provinzen eine ganz andere Gestalt zu geben. Die Universität Berlin ging bald allen übrigen voran, Halle ward neu organisirt, schon 1811 war aus Frankfurt und Breslau eine vereinte Hochschule für das Herzogthum Schlesien gebildet worden, Greifswald, 1815 mit Schwedisch-Pommern erworben, ward mit seinen verhältnißmäßig reichen Dotationen erhalten; die ganz verwahrloste Rheinprovinz erhielt 1818 Bonn. So besitzt das Königreich sechs Universitäten (mit Einschluß der obengenannten Königsberger), welche, wenn wir die höhern Lehranstalten zu Münster und Braunsberg dazu rechnen, 1832—34 im Durchschnitt von 5362 Studirenden besucht wurden, 337 ordentliche und außerordentliche Professoren zählten und 1834 die Gesammtausgabe von 464,629 Thlr. 24 Sgr. verursachten. 1809—20 mehrten sich die Mittel der Universitäten durch 297,525 Thlr. neuer Dotationen.

Die Schrift des Hrn. Geh. Ober-Reg.-Raths Dieterici unterrichtet uns aufs vollständigste von der Geschichte und dem gegenwärtigen Zustande der hohen Schulen, in chronologischer Ordnung mit Greifswald (gegründet 1456) beginnend, mit Bonn (1818) endigend. Durch die Vergleichungen mit der frühern Zeit wird das Buch besonders interessant. Wir können ihm hier nicht in der Entwickelung seiner in das genaueste Detail eingehenden Resultate folgen, sondern müssen uns auf einige allgemeinere statistische Data beschränken. Die besuchteste Hochschule ist Berlin (im zweiten Semester 1834: 1800 Studirende), hierauf folgen in absteigender Linie: Breslau (829), Bonn (816), Halle (752), Königsberg (437), Greifswald (187). Jeder Studirende kostet dem Staat in Berlin 56 Thlr. (die Thalerbruchtheile sind weggelassen), in Breslau 76, in Halle 83, in Bonn 108, in Königsberg 141, in Greifswald 265 — Durchschnittsumme 89. Die Zahl der Lehrer betrug 1834 467, worunter 217 ordentliche, 99 außerordentliche Professoren, 108 Privatdocenten, 43 Sprach- und Exercitienmeister. Berlin hat die meisten, 149, Greifswald die wenigsten, 41; das Verhältniß der Lehrenden zu den Lernenden stellt sich dort wie 1 : 11^{926}, hier wie 1 : 5^{293}, im Durchschnitt 1 : 10^{01}. Die Durchschnittsumme des Gehalts 536 Thlr. Während 1797—1805 betrug die Zahl der Studirenden auf den damaligen sechs Universitäten 1562, die der Lehrer 195; das Verhältniß war 1 : 8^{02}. Die Hochschulen kosteten 1805 etatsmäßig 101,666 Thlr.

Von 1000 Studirenden 1832—34 waren Inländer [illegible] Ausländer 155. Auf je 2884 Einwohner des Staats kommt 1 Studirender. (Hierbei sind eingeschlossen: die Universität Münster, welche nur eine katholisch-theologische und philosophische Facultät besitzt, das Lyceum Hosianum für katholische Theologen zu Braunsberg und die bischöflichen Seminarien zu Trier, Paderborn, Posen, Gnesen und Pelplin.) Endlich die allgemeinsten Verhältnisse ins Auge, so kommt Schulknabe auf 11^{65} Menschen, und von den zur Schule [illegible] den Knaben widmet sich ungefähr der 248. den Studien.

Die Frequenz der deutschen Universitäten im Ganzen hat während der letzten Jahre abgenommen; am bemerkenswerthesten ist es bei einigen der kleinern deutschen Universitäten, wo freilich politische Umstände mitgewirkt haben mögen. Die Ansichten in dieser Hinsicht, sowie überhaupt in Betreff der Überfüllung mit Studirenden sind sehr verschieden. Verf. des vor uns liegenden Buches ist der Meinung, [illegible] durch Facta zu beweisen sucht, das richtige Verhältniß sei [illegible] weitem nicht überschritten worden, sondern stelle sich in [illegible] zen immer noch vortheilhaft, jedenfalls besser als z. B. [illegible] Gewerben. In einem Falle sogar, bei den katholischen Theologen, genüge die vorhandene Zahl nicht dem Bedürfniß; den Medicinern sei das Verhältniß günstiger als bei den [illegible] gelischen Theologen und Juristen, von welchen letztern es [illegible] heißt, ihr Verhältniß sei „immer noch nicht ein so überaus [illegible]“. Freilich hat man in dieser Hinsicht wol schon die entgegengesetzte Behauptung vernommen.

Alfred Reum[illegible]

Literarische Anzeige.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die siebzehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen

Real-Encyklopäd[illegible]

(Conversations-Lexik[illegible]

in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des neunten Bandes (M[illegible] — **Römische Literatur**) bildet. Die achte [illegible] lage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, [illegible] enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten [illegible] format, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, [illegible] jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schr[illegible] papier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 [illegible] 12 Gr. kostet.

Ungeachtet einer Menge in neuerer Zeit begon[illegible] ähnlicher Werke und Nachahmungen hat sich das in [illegible] nem Verlage erschienene Conversations-Lexikon [illegible] einer besondern Theilnahme im Publicum zu [illegible] und die Redaction ist, unterstützt von einer gro[illegible] ausgezeichneter Mitarbeiter, fortwährend mit Ern[illegible] müht, den Anfoderungen der Gegenwart überall zu g[illegible]

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockha[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 97. — 6. April 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

1. Alboin. Maximilian in Flandern. Dramatische Dichtungen von A. Pannasch. Güns, Reichard. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein wirklich kunstgebildeter Geist gibt sich auf den ersten Blick kund. So denn auch hier. Die Art, wie wir Alboin als Helden einer rohen Blutzeit, und wie wir Maximilien als Vater und Gatten mit zärtlichen und echtdeutschen Zügen des Gemüths ausgestattet sehen, zeigt uns sogleich den verständigen Künstler, richtiger Lebensbeobachtung voll. Alboin sucht sein Heldenthum nicht in hohlen Worten, sondern in Thaten. Er handelt; doch er handelt wie ein Volkshaupt des 7. Jahrhunderts. Gewiß bedarf es eines guten Schwunges der Phantasie, die Zustände dieser Zeit so sicher anzuschauen, um sie so fest und sicher wiedergeben zu können. Dies ist das Verdienst dieses Trauerspiels, gegen welches seine übrigen Verdienste verschwinden. Die Fabel entbehrt des tragischen Inhalts, die Charaktere stehen unserer Sitte, unserer Gefühlsweise zu fern, um uns ein recht lebhaftes Interesse abgewinnen zu können; aber „form and pressure", Gestalt und Abdruck der Zeit, müssen wir in diesem Stücke anerkennen. Man könnte hierauf entgegnen: Iphigenie, Orest und Thoas stünden uns noch ferner und wüßten doch den sensiblen Punkt in unsern Seelen zu treffen. Richtig! Aber hat man auch beobachtet, mit welcher Kunst Iphigenie, indem sie Griechin an Sitte und Ansicht bleibt, Deutsche an Gesinnung wird? Wie Thoas, der Barbar, sich in einem deutschen Gewaltfreund verwandelt, und wie das deutsche Freundschaftsgefühl in Orest verkörpert wird? Dieser Gipfel der Kunst, die, indem sie das Individuelle und Nationale aufrecht erhält, doch einerseits dem Idealen Genüge leistet und andererseits der Nationalität des Lesers nahe rückt, dieser Scheitelpunkt der Kunsthöhe ist allerdings nur dem Genius in seiner höchsten Bedeutung erreichbar. Es wäre verwegen, so viel von Jedem zu verlangen, und weder Gedanke noch Gewandtheit reichen dazu aus. Es ist dies das Theil des Genies, das seine eignen Ideen sofort und unwillkürlich in den schönsten und zweckmäßigsten Formen anschaut, ohne alle Bemühung, diese Ideen mit der äußern Erscheinung in Übereinstimmung zu bringen. Von dieser Höhe der Kunst gibt „Alboin" keine Proben, aber er gibt sie von verständiger Behandlung einer gut erfundenen dramatischen Thatsache und von richtiger Gegeneinanderstellung der Charaktere in zweckmäßiger Erfindung und Gruppirung. Daß König Alboin an seiner eignen schrankenlosen Rachbegier erliege, ist an sich tragisch und nebenher eine Bestätigung der Lehre, daß Der die Rache nicht erlangt, der sie unbegrenzt und schrankenlos sucht. Rosamunde dagegen ist ein der Zeit wohl angepaßtes Frauenbild und ihre Pietät ist dramatisch effectvoll. Die Sprache ist edel, der Vers gut. Mit Alfieri's Tragödie: „Rosmunda", die denselben Stoff nur später in der Zeit behandelt, verglichen, ist die vorliegende reicher, mannichfaltiger, dagegen aber auch minder concis und vielleicht minder wirksam.

In jedem Betracht steht das historische Schauspiel: „Maximilian in Flandern", in fünf Acten und mit einem Nachspiel: „Der Kaiser", höher. Zwar ist es wesentlich auf der Dramatik der Geschichte selbst gegründet, aber die Individualität des edeln und hochherzigen Maximilian leistet für diese mangelhafte Grundlage Ersatz. Der erste Act namentlich, welcher uns den edeln Fürsten als Familienvater vorführt, ist voll der schönsten Wirkung. Man kann ihn ohne Wehmuth und Neid nicht durchlesen. Zu den gelungensten Gestalten des Dramas rechnen wir den lustigen Rath des Königs, v. d. Rosen, der, wenn auch minder glänzend durch epigrammatischen Witz als der Narr im „Lear", doch stellenweis durch echten Humor, immer aber durch sein echt-deutsches Gemüth hinreißt, anzieht, befriedigt. Die übrigen Gestalten sind freilich, wie es unser Zeitgeschmack will, mehr äußerlich als innerlich charakterisirt; indeß verstößt doch keine gegen Regeln der Schicklichkeit oder unzweifelhafte Gesetze der Kunst. Die Verwickelung der Fabel wird durch die Liebe des Herzogs von Kleve zu Maria von Burgund, Maximilian's Gemahlin, hervorgebracht, welche der schlaue Gesandte Ludwig IX., Comines, benutzt, um des Herzogs Treue wankend und durch ihn die Herzen der Genter abwendig zu machen. Maximilian siegt über den Verrath und verzeiht ihn, nachdem er sich in diesem Streit sowol, als in seinen Beschäftigungen mit seinen Räthen Cuspinian, Stiborius Bilshofen, Suntheim und Jakob Fledniz als ein großer, vielumfassender Fürst gezeigt hat. Hier ist fast Alles zu loben: die Erfindung ist gut, die Behandlung des Stoffs kunstreich, die Sprache edel. Einige recitirende Partien, z. B. von dem Kampf des Königs mit dem unbesieglichen Ritter de Barre im zweiten Act, sind trefflich, und der Friede, den Karl VIII. bietet, schließt die ganze Handlung befriedigend. Es hätte des Nachspiels „Der Kaiser" nicht mehr bedurft, um das historische Bild Maximilian's vor uns abzurunden. Auf mehr als dies kam es dem Verf. diesmal nicht an.

5. Dramatisches und Lyrisches von Leo van Walthen. Stuttgart, Brodhag. 1835. Gr. 8. 21 Gr.

Arbeiten wie diese dienen uns zur Vermittelung, zum Übergang zu den wirklichen Kunstschöpfungen, deren wir in dieser Übersicht einige zu betrachten haben; wir erledigen sie daher auch in der Kürze, die allen Übergängen gebührt. In dem Trauerspiel: „Die Tempelherren", in vier Acten, ist die Anlage gut, die Charakteristik übertrieben, die poetische Idee unklar, die Sprache gut und bisweilen sogar dichterisch und blühend. Es würde ein versprechendes Werk für einen Anfänger sein; ob der Verf. sich zu diesen rechnet, wissen wir nicht. Der teuflische Bertrand hat etwas von dem Vater Robert der Teufel an sich, und das Interesse des Stücks gründet sich darauf, daß wir die Schandthaten dieses Blutmenschen bestraft, seine Plane vereitelt sehen. Solche Wichte sind von Hause

Digitized by Google

aus zum Untergange reif, und es lohnt wirklich der Mühe nicht, sie durch ein Gedicht davor bewahren zu wollen. Eine Idee kommt dabei kaum zum Durchbruch, denn selbst die Gerechtigkeit thut an ihnen blos, was ihres Amtes ist. Adelma und ihre Mutter, die erwählten Opfer des Bösewichts, sind gut und selbst zart behandelt. Alfred muß rein sterben, nachdem sich der Argwohn des Gelübdebruchs von ihm abgehoben hat. Doch er thut dies in Worten, die jedem deutschen Ohr überaus bekannt klingen:

Seht ihr der Helden Lichtgestalten winken...
Des Seraphs Fittich trägt mich leicht empor.
Empor... ich harre eurer in den Räumen
Der Ewigkeit... wollt nicht zu lange... säumen.

Der Verf. hat sich die Mühe gegeben, mehre Rollen durchzureimen. Dies ist ein Irrthum. Wir verweisen über Das, was der Reim im Drama zu leisten vermag, auf einen Aufsatz über Poggel's treffliche „Theorie des Reims" in Nr. 332—334 d. Bl. f. 1835. Der Reim hat keine oder eine ganz individuelle, ganz beschränkte Stelle in der Tragödie, und es wäre wünschenswerth, daß dies endlich allgemein und klar erkannt würde. Sein Charakter ist Nachklang der Gefühle, Vertiefung, Wurzeln in den Gedanken; der Charakter des Dramas ist Fortschritt, Widerstreit, ein Ziel. Beides verträgt sich nicht; es schließt einander aus.

Die lyrischen Zugaben sind nicht von Bedeutung. Lieder der Liebe, Naturbilder, vermischte Gedichte und zum Schluß erzählende. Die letzten sind die bessern, und das größere Gedicht: „Der Cid", würde seinen Werth behaupten, wäre der Held uns nicht zu bekannt. Das Gedicht: „In der Allee" gibt einen guten, wirklich poetischen Gedanken in der Weise von Fr. v. Gaudy, dem der Verf. sichtbar nachahmt. Jedoch hindert dies gute Vorbild nicht, daß ihm auch Abernheiten entschlüpfen, wie z. B.:

Die weiße Hand ward roth von meinem Kusse;
Es war, als schwankten Welten im Genusse (!)

wo das Kolossale des Bildes wirklich zum Lächerlichen wird.

6. Ein Theaterabend. Dramatische Studien von Fr. Peucer. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Moderne französische Lustspiele erträglich zu übersetzen, dazu gehört bekanntlich keine besondere Gunst der Grazien und Musen. Indeß leistet der Verf. doch mehr, als wir nach seiner ungenügenden Vorrede erwarten durften. Die Bezeichnung: „Dramatische Studien" für eine Übersetzung Scribe'scher und Mazères'scher Eintagsfliegen, denen der Bearbeiter wie seinen eignen Versuchen eine Wichtigkeit belegt, die weder diesen noch jenen beiwohnt, scheint nicht gerechtfertigt. Man nimmt diese Sachen jetzt leichter wie früher. Die Übersetzung des Lustspiels: „Die Familie Riquebour" ist nicht übel. Man erkennt leicht die Spuren mühseliger und etwas pedantischer Arbeit, die auf sich selbst Gewicht legt; da aber das Stück eine gute Idee versinnlicht, die jedoch unter uns keineswegs neu ist, war die darauf verwandte Mühe wenigstens nicht verschwendet. Anders ist es mit der zweiactigen Posse: „Scherz und Verlegenheit" (französisch: „Le farceur de société"), das weder in der deutschen Sitte einen Anklang noch als Kunstleistung den mindesten Werth hat. Es ist eins von den beim Billardspiel zusammengekugelten Stücken französischer Vaudevillefabrikanten und lohnt weder der Mühe näherer Betrachtung, noch auch der Übersetzung. „Jedes für sich" („Chacun de son coté"), dreiactiges Lustspiel von Mazères, hat etwas mehr Verdienst. Dieser Lustspielpraktikant hat überhaupt gute Einfälle, Weltbeobachtung und Geschick. Er arbeitet gleichartiger als Scribe, der ihm blos in kecker Erfindung überlegen ist. Trennung und Wiedervereinigung ist das Thema des Stücks, das sich durch gebildeten Ton und lebendige Wahrheit empfiehlt.

7. Die schöne Flaschnerin. Eine Posse. Tübingen, Osiander. 1834. 16. 6 Gr.

Kerniger, deutscher Witz stellt diese heitere Erfindung in eine unermeßliche Entfernung von den vorhergehenden französischen Possen. Welch ein Unterschied zwischen französischem und deutschem Witz! Beide verhalten sich zueinander wie die Welt und ein Gesellschaftssalon. Welche Fehler dies Stück auch habe, es erfüllt uns mit Achtung vor dem eigenthümlichen, nationalen, deutschen Witz, der diese Arbeit zu einer ebenso übersetzbaren macht, wie Jean Paul's Werke es sind. Eulenspiegel, nicht der verunstaltete, sondern der echte, Schusterlehrling, ist der Held des Stücks und wahrlich ein Heros von Witz. Wir haben schon einige Stücke dieses Genres von dem unbekannten Verf. erhalten, die uns durch die altthümliche Neuheit ihrer Auffassung und Behandlung, durch die hohe Selbständigkeit und Originalität ihrer Formen in Verwunderung gesetzt haben. Auch diese „Flaschnerin" zeichnet sich durch diese jetzt so seltenen Eigenschaften aus; ein Stück, im Geist unserer alten Lustspielschule, Hans Sachs oder Gryphius, aber in moderner und schicklicher Form. Wir können nicht allen den launigen Einfällen Till's in diesem Stücke folgen, aber er zeigt uns, daß der deutsche Witz noch nicht todt, daß er wiedergeboren werden kann, daß er ein heiterer, unterhaltender Spottgeist, ein Halbgott ist. Wir kennen den Verf. nicht, und es fehlt uns an Raum, ihn dem Leser durch und durch bekannt zu machen; aber eine ganz kleine Probe seiner Art und Weise müssen wir ihm doch geben. Till sieht Lucien, ein fahrendes Fräulein, wie sie im Personenregister heißt:

Doch seh, was streicht für ein rothes Mieder
Durch den gedrängten Markt hernieder.
Flink wie ein' Eidechs, schlüpfrig wie'n Aal
Schwänzelt es über den lärmenden Platz,
Da setzt's scharfe Reden ohne Zahl
Und setzt sich erst Einer zur Wehre, der hat's!
Man kann kein Dach so geschlossen legen,
Kein Gehege so eng, so schmal keine Furch',
So dicht keine Naht, ein scharfer Regen
Und ein lockeres Mädchen die bringen durch.

In diesen wenigen Versen schon gibt sich lebendige Auffassung und kräftige Gestaltung des Angeschauten kund. In Wahrheit, der Verf. und sein Held bringen uns auf den Gedanken, ob in dem alten Volksbuche vom Till Eulenspiegel nicht mehr Stoff zu dem wahren poetischen Lustspiel verborgen liegen möchte, als in allen Scribe-Melesville'schen Vaudevilles zusammengenommen. Es lohnte immerhin des Versuchs, und der Verf. ist sicherlich der Mann für diese Probe. Jeder Verständige weiß, daß das Lustspiel unter allen Völkern von Zeit zu Zeit einer Restauration bedarf, ohne die es versumpft, verloren geht. Solche Restaurateurs waren zu ihrer Zeit Gottsched, Lessing, Weiße, Kotzebue, Müllner, Raupach endlich. Jetzt grade fehlt es wieder an einem solchen, mit frischer Kraft, neuem Zeuge, neuen Ideen, und alle diese Nothwendigkeiten scheint uns der unbekannte Verf. mitzubringen. Seine beiden deutsch-alterthümlich-modernen Lustspiele öffnen den Eintritt in einen neuen Gedankenkreis, neue Lebensformen und neue wahre Sprachformen.

8. Dramatische Kleinigkeiten von Herzenskron. Erster Band. A. u. d. T.: Dramatische Beiträge. Wien, Lechner. 1835. Gr. 12. 21 Gr.

Der Verf. weiß, wie wir ihn seiner Leistungen wegen hoch gelobt haben, und wir selbst wissen, wie herzlich wir oft über seine gut angeeigneten Scherze gelacht haben. Inzwischen wird auch der tiefste Brunnen, wie das Sprüchwort sagt, erschöpft, und der schönste Vorrath lustiger Stücke geht zuletzt zu Ende. Die fünf Stücke dieses vierten Bandes, zeigen, bis auf eins, von allmäliger Erschöpfung. „Der Maskenball", Lustspiel in zwei Acten nach Théaulon, ist außer seinen englischen Caricaturen ohne Witz und gehört zu den schlaftrunkenen, ungenießbaren Stücken der französischen Schule, ohne Witz weder der Wahrheit, noch der Dichtung. Das zweite Stück: „Der Verstorbene", ist etwas, aber nicht viel besser. Wenigstens ist der Gedanke originell, einen Poeten künstlich verstorben zu lassen,

Digitized by Google

in auf einmal zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Viele Aspethorbeng haben unter uns denselben Weg mit Glück verfolgt. Launige Situation fehlt dem Stücke nicht und das ganze gibt eine erträgliche Ausbeute des Komischen. Das dritte Stück ist das bekannte „Die seltsame Wette", von Sédaine. Wir reuen uns nicht auszusprechen, daß wir dieses classische Lustspiel für das vollendetste Musterbild der französischen Conversations-Comödie, für ein unerreichbares Muster von gesellschaftlicher Feinheit halten. Unter den modernen Lustspieldichtern Deutschlands hat nur Einer, und auch dieser nur einmal, sich auf eine ähnliche Höhe emporgeschwungen; dies ist Töpfer in dem knarrigen Lustspiel: „Nehmt ein Exempel daran". „Die seltsame Wette" hat er jedoch freilich nicht erreicht, und in der That ist sie, unsers Dafürhaltens, ein solcher Glückswurf des Genius, daß es schwer halten wird, sie jemals zu erreichen. Die Feinheit der Erfindung und der Charakteristik in diesem Stück ist solcher Art, daß sie, auf dem Scheitelpunkt dieser Bestrebungen stehend, nicht den kleinsten Schritt weiter thun kann, ohne in Unnatur und Ziererei zu verfallen; so jedoch, wie es ist, gibt es die höchste Befriedigung, die das Conversationsstück überhaupt geben kann. Das Stück ist zu bekannt, als daß wir sein Verdienst hier analysiren dürften. Die Übersetzung ist nur mittelmäßig. Die beiden übrigen Stücke: „Bedienteneifer", Posse in einem Act, und „Victor", Lustspiel nach Scribe und Moreau, in ihrer sentimentalen Manier, die uns so ganz unleidlich erscheint, sind unbedeutend. Das Schlimmste, was einem Lustspiel begegnen kann, ist das: fade zu sein wie dieser „Victor".

9. Dramatische Werke von J. Ch. Baron v. Zedlitz. Dritter Theil. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 2 Thlr.

Die altnordische Legende vom Weißröschen (Turturell) ist wol nie zarter aufgefaßt worden als von dem Dichter in dem hier wiederabgedruckten tragischen Märchen: „Turturell". Wir dürfen die Sage selbst, aus der nordischen Heroenmythologie, als bekannt voraussetzen. In ihr fand der Dichter alle Elemente der Tragödie schon vorgebildet: den tragischen Untergang der Unschuld, von Gewalt und Verrath erdrückt, den Sieg der Gerechtigkeit — der alte König Branor, hier der Harfner, über Singald durch Gawin siegend, die Strafe der Schuld an Singald, das böse Princip, Königin Gylfe, bestraft, und endlich die zarte Naturliebe in Gawin und Turturell. Diese Elemente waren nur zu gruppiren und in Contrast zu bringen, und die Tragödie war, was die äußere That betrifft, fertig. Hierbei bleibt denn der Dichter auch, im Ganzen genommen, stehen und wendet wenig Mühe auf, etwa das äußere Ereigniß zu einer innern That, zu einem Vorgang in der Gemüthswelt zu erheben. Die Sache ist einfach und leicht erklärbar. Es fand sich zu viel in der Sage vorgebildet. Das Geschehende läßt nur eine Ansicht zu, es ist zu viel fester, gegen jede Umbildung spröder Stoff in der Mythe gegeben. Hier zeigt sich als wahr, was wir schon öfters als Behauptung hingestellt haben: der tragische Dichter kann die complicirte, festgestellte, basreliefartige Sage nur selten gut verwenden; er braucht vor allen Dingen die mehrfache Ansicht, vielseitige Auslegung zulassende That, das Dunkle der Motive, das Mystische, wenigstens das nicht voraus Erklärte in den Gründen der Handlung. Bemächtigt er sich aber der festen Mythe, so sei dies auf freie Weise; er nehme Anfang und Endpunkt aus ihr, und suche seinen poetischen Weg zwischen beiden selbst und freischaffend. Die Sprache ist schön, wie immer bei Zedlitz; Bilderreichthum, Eleganz, Natur, feste, sichere Zeichnung der Charaktere, ein lebhaftes Interesse in der Handlung, alles dies ist da; auch das Reflective fehlt nicht und findet sich an der rechten Stelle. Und dennoch fehlt dem Stück die höchste Weihe. Die Schuld davon suche der Vers. in seinem Thema. Am Schluß begegnet ihm eine etwas auffallende Reminiscenz, der alte Branor stirbt beinahe mit Johanna d'Arc's Worten:

Wie wird mir? Helle Farben glühn —
Die Gitter werden leicht . . . es heben Schwingen mich,
Der Himmel theilt sich . . . Engelskinder quillen
Aus Rosenwolken — Turturell . . .

„Herr und Sklave", Trauerspiel in zwei Aufzügen, mehr Scene als Drama. Said, der Sklave, wird von seinem Herrn, Arias unmenschlich gestraft und entehrt, und der Sklave bemächtigt sich seiner Gattin, seines Kindes, die er zu tödten droht, während Arias hinter einem Gartengitter ohnmächtig zusehen muß. Flehend stürzt er vor seinen Sklaven in Staub, und nun erdolcht sich dieser selbst. Zu einfach, zu kunstlos, zu gewaltsam ängstigend, und doch nicht tragisch. Sprache und Vers, der theils allitterirend, theils gereimt auftritt, sind wie gewöhnlich sorgfältig. Das Ganze ein Einfall, als Episode brauchbar, aber kein Sujet.

„Zwei Nächte zu Valladolid", Trauerspiel in fünf Aufzügen, lange bekannt und beliebt. Spanische Eifersucht und spanischer Haß aus verschmähter Liebe kann große Verbrechen hervorrufen. Ob beide als tragische Grundstoffe etwas Großes wirken können, hängt von dem Dichter ab, der sich ihrer bemächtigt. Hier liegen beide Elemente nackt und roh zu Tage, ja selbst nicht ohne eine kleine Beimischung des Lächerlichen, denn der vom Schlage gerührte Liebhaber in seiner Blende führt einige vis comica mit sich. Nebenher ist Garcia doch allzublind, als daß er uns nicht aus der tragischen Stimmung herauswerfen sollte. Einmal glaubt er seinen Bruder Nuñez, den er doch als Nebenbuhler und als Feind Estela's kennen muß, aufs Wort, und zweitens darf er ja nur die Wunde Don Jugara's ansehen, die unmöglich bluten kann, da dieser vom Schlage gerührt war, und die daher den Betrug sofort entdecken muß. Das Stück mißfällt uns auf alle Weise, doch ist es ein wirksames Bühnenstück, ausgezeichnet durch Vers und Sprache, und in der That auch durch guterstrebte Wirkung und rasche Handlung. Vom Wesen der Tragödie dagegen entdecken wir nicht viel darin, denn blanker, barer und selbstverschuldeter Irrthum ist kein zulässiger, wenigstens kein löblicher Hebel des Tragischen.

Wir haben der Sprache des verdienstvollen Verf. mehrmals rühmend gedacht; inzwischen können wir doch nicht leugnen, daß der spanische Stiefel des achtsylbigen trochäischen und allitterirenden Verses das Ohr des Dichters auch im leichtern Jambus an Wortstellungen gewöhnt hat, die uns oft widerwärtig genug erscheinen. Z. B.:

Dem Untergang entwinden,
Wenn mich hier Späher finden,
Kein Gott vermag! — Nicht weilen
Darf ich hier mehr — ich muß von hinnen eilen.

Bei dem so durchaus undramatischen, schwerfällig zögernden trochäischen Vers, den im Deutschen wenigstens nur Neuerungssucht und stumpfes Gehör in das Drama hat einführen können, sind wir an undeutsche Wortfügungen mehr gewöhnt, und lassen sie, als eine Bernini'sche Kunstverzerrung — nicht Verzierung — uns achselzuckend gefallen. Nur nimmt es uns Wunder, daß der treffliche Zedlitz von dieser Unform, schon ihrer Monotonie wegen seit Müllner's Tode in Verruf, noch nicht zurückgekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur russischen Literatur.

Über das Zeitalter des falschen Demetrius und die damaligen Verhältnisse Rußlands zu Polen sind neuerlich einige sehr wichtige Documente ans Licht gefördert worden. Der ehemalige Gardeoberst und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, Paul Muchanow, hat ein Manuscript des polnischen Krongroßfeldherrn, Stanislaw Zolkiewski, über den Krieg, den Polen wegen des falschen Demetrius mit Rußland führte, herausgegeben und eine russische Übersetzung beigefügt (Moskau 1835). Zwei Abschriften lagen dem Herausgeber vor, die eine befindet sich in der Zaluski'schen Bibliothek, jetzt in Petersburg, die andere hat Muchanow 1831 im Königreiche Polen entdeckt. Zolkiewski befehligte selbst die Polen in diesem Kriege, er stellt

Digitized by Google

den Demetrius als Betrüger dar, geht sehr ins Einzelne und gibt eine genaue Charakteristik der handelnden Personen, wie des Kniaz Mściſławski und des Kniaz Wasilewicz, auch eine ausführliche Beschreibung der Belagerung von Smolensk. Als Anhang findet man ein Schreiben des falschen Demetrius an Jan Sapieha, von 1610 aus dem Lager vor Moskau, und verschiedene Nachrichten über den Tod des Kniaz Wasilewicz. Beigefügt ist noch ein Bildniß des Wasilewicz nach einem moskauer Portrait und eine Ansicht von Smolensk aus jener Zeit. Außerdem sind von Ustrialow in Petersburg mehre „Berichte der Zeitgenossen über Demetrius" erschienen, u. a. ein Tagebuch der Marie Mniszak und der polnischen Gesandten.

Nikolaus Samailow hat der früher erschienenen „Geschichte von Kiew" eine Beschreibung und Geschichte des 1832 entdeckten goldenen kiower Thores Jaroslaw's, das aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammt, folgen lassen (Moskau 1834, nebst Abbildung).

Der moskauische Numismatiker A. Ażerkow hat eine Beschreibung seiner altrussischen Münzsammlung herausgegeben. Dieselbe besteht aus 450 Exemplaren und enthält noch lederne Geldstücke von 1456. Zum Muster dienten dem Verf. die Beschreibung der orientalischen Münzen von dem berühmten Akademiker Frähn. Die Sammlung ist getheilt in Münzen der Fürstenthümer Moskau, Twer, Rezan, Nowogrod und Pskow. Genaue Zeichnungen, historische Anmerkungen und genealogische Tabellen machen die Beschreibung um so schätzbarer.

Von den Lebensbeschreibungen der vorzüglichsten russischen Admirale, zugleich eine Geschichte der russischen Flotte, ist nun in Petersburg der dritte Theil erschienen. Unter den historischen Werken sind außerdem noch bemerkenswerth: Alex. Puszkin's durch lebhafte Schilderung sich empfehlende, doch nicht gründliche „Geschichte des Pugazewer Aufruhrs" (2 Theile, nebst Pugazew's Bildniß und Facsimile, Petersburg); ferner die von Grigoriew aus dem Persischen übersetzte „Geschichte der Mongolen von den ältesten Zeiten bis auf Tamerlan" (Petersburg); „Die Regierung des Zaren Alexiewicz und Geschichte des ersten Aufstandes der Strelizen" von W. Berch (2 Theile, Petersburg); die „Geschichte des donischen Heeres" von Wladimir Bronewski (4 Theile, Petersburg), in der sich zugleich eine Beschreibung des Landes am Don und der kaukasischen Mineralwässer befindet.

Unter den neuern geographischen Büchern sind auszuzeichnen: Nikol. Brussilow's „Beschreibung des Gouvernements Wologda" (Petersburg), ferner die von Nik. Nefedjew auf seinen Reisen gesammelten ausführlichen „Nachrichten über die Wolga-Kalmucken" (Petersburg, mit Kpfrn.) und die „Beschreibung einiger unbekannter Arten von Versteinerungen aus dem Salgirthale bei Sympheropol" vom Prof. Kutorga. (Petersburg, nebst Lithographie.) — Die beiden ersten für 1835 erschienenen Theile des „Journals für Bergwerkskunde" enthalten u. A. eine geognostische Übersicht des Bezirks von Piatigorsk oder der großen Kabardei von A. Perschkin, geognostische Beobachtungen in den Bergwerken von Miask und Zlatoust und Umgebung, von Lissenko; ferner eine Beschreibung des südlichen Uralgebirges von Hofmann und Helmersen, und eine Beschreibung der Salzgruben in der Moldau und Walachei, von Lisel. — Angekündigt ist eine von dem Viceadmiral Krusenstern revidirte und mit Anmerkungen versehene Übersetzung von Dumont d'Urville's „Reise um die Welt".

Unter den erschienenen technischen Werken findet sich eine „Anleitung zum Maschinenbau" für die Handelsakademie in Moskau von dem Collegialassessor Classen (2 Theile, mit Kupfertafeln). — Zur wissenschaftlichen Ausbildung des Militairs hat der Oberst J. A. Sewastianow eine „Descriptive Geometrie" (zweite Ausgabe, Petersburg, mit 14 Kupfertafeln) erscheinen lassen. Zu gleichem Zweck hat Nikol. Nawrocki eine Schrift „über die Wichtigkeit der Theorie der Kriegskunst, nebst einer Übersicht der Militairwissenschaften" in Moskau herausgegeben. — Wir nennen hier noch ein begonnenes naturgeschichtliches Werk, die „Organologie der Thiere" vom Dr. Szczurowski, deren erschienene erste Abtheilung das System der Verdauungsorgane enthält (Moskau, mit Kupfern).

Auch in der medicinischen Literatur wird immer Bedeutenderes erzeugt. Zu nennen sind: „Die Geisteskrankheiten nach den Grundsätzen der Psychologie von Dr. Rutkowski (2 Theile, Petersburg); „Das delirium tremens der Trunkenbolde" von Dr. Witt, Oberarzt im Hospital (Petersburg 1834), „Medicinisch-topographische Nachrichten über Petersburg" (Petersburg). Auch ist der zweite Theil von Prof. Czerukowski's „System der praktischen Heilkunde" in Petersburg erschienen.

Zur fortwährenden Erfassung der geistigen Fortbildung Rußlands dienen außer den „Dorpater Jahrbüchern", an deren Stelle 1836 eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Das Inland", herausgegeben von Dr. v. Bunge, erscheinen wird, und dem „Journal des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts", von welchem monatlich ein Heft erscheint und das die interessantesten historischen Untersuchungen über Rußland mittheilt, ganz besonders die von den einzelnen Ministerien dem Kaiser jährlich abgestatteten und der Öffentlichkeit übergebenen Berichte. Von diesen sind neuerdings wieder mehre erschienen. — Unter den Zeitschriften enthält Smirdin's „Lesebibliothek", von der 1834 7 Bände erschienen sind, wichtige historische Aufsätze, z. B. Materialien zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Rußland, Untersuchungen über alte russische Hochzeitgebräuche, Beschreibungen des Innern Rußlands, der Buriäten, des asiatischen Handels u. s. w.

Unter den belletristischen Werken hat ein Roman von Szczukin, der bereits durch einige andere vortheilhaft bekannt ist: „Angarskie porogi" (Die Wasserfälle der Angara) (Petersburg 1835) sich durch eine treue Beschreibung Sibiriens Beifall erworben. Gleichfalls durch treue Schilderung einiger niedriger gemeiner Charaktere, wie man sie unter den Beamten und dem Militair Rußlands antrifft, hat ein Roman von Nikolaus Grecz: „Die schwarze Frau" (4 Theile, Petersburg) Glück gemacht, obgleich er sich sonst nicht über das Gewöhnliche erhebt. — Zwei wichtige Werke sind die beiden neu erschienenen Sammlungen russischer Volkslieder. Die eine ist von dem moskauer Schauspieler Cyganow, der fast ganz Rußland durchreist ist, die andere von M. Marymowicz führt den Titel „Ukrainische Volkslieder"; beide erschienen zu Moskau. Die letzte Sammlung enthält 2500 Lieder, wovon ein Theil das Kriegsleben der Kosacken, der andere das häusliche Leben derselben schildert. Der erste Theil ist chronologisch geordnet, er enthält Lieder aus der Zeit, als die Kosacken den Polen unterthan waren, ferner aus Chmielnecki's Zeiten und reicht bis zur Aufhebung der Hetmanswürde 1764. 60.

Notiz.

Woher kommt der Name Grog?

Fast Jedermann trinkt einmal oder öfterer ein Gläschen Grog, aber woher diese Mischung von Wasser, Rum und Zucker den Namen hat und wodurch sie in Gebrauch gekommen ist, darnach fragt Niemand, und daher weiß selbst so Mancher nicht, warum er Grog grade so und nicht mit andern Buchstaben schreibt. Woher also kommt der Name für diese Mischung? Vom englischen Admiral Vernon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vor ihm bekamen die Matrosen den Rum rein und unvermischt, er befahl, ihn mit einer gewissen Menge Wasser verdünnt auszutheilen, was den Seeleuten außerordentlich mißfiel. Der Admiral trug gewöhnlich einen Rock von kameelharenem Zeuche (Grogram) und so nannten sie ihn nur, sobald sie ihn sahen oder von ihm redeten, den alten Grog, womit denn auch bald die Mischung von Wasser und Rum bezeichnet wurde, welche sie täglich erhielten. Allmälig blieb der Name, die letztere zu bezeichnen, obschon der alte Vernon und sein Flausrock längst vergessen sind. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 98. — 7. April 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

10. Schauspiele von Franz von Elsholtz. Zwei Theile. Zweite vermehrte und mit Göthe's Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Nicht umsonst hat Göthe dem Talent des Verf. eine warme, andauernde und lebendige Theilnahme gewidmet; wir zählen ihn vielmehr wol mit Recht zu den feinsten Geistern, die in Deutschland sich dermalen zu Priestern Thalia's geweiht haben. Die Weihe der Muse ruht in der That auf zweien seiner Dramen, die unter uns allgemein bekannt sind, auf dem fünfactigen Lustspiel: „Die Hofdame", und dem genialen kleinen Drama: „Komm her!" Beide Stücke finden wir hier wieder, und zwar das erste ausgestattet mit den Briefen, welche Göthe darüber zu wechseln würdigte, und welche, als eine sehr erfreuliche Zugabe, ebenso sehr von seiner regen Theilnahme für diese geistvolle Arbeit als von dem unvergleichlichen kritischen Sinn, von dem ungemein zarten Schönheitsgefühl des großen Mannes Zeugniß geben. Dieser Mittheilungen Göthe's über „Die Hofdame" sind neun, zugleich ebenso viele Proben seines milden, liebenswürdigen Charakters, seiner Gunst für aufkeimende Talente, seiner hohen, unbefangenen, selbstbewußten Kritik. Alles, was er anräth, ist Rath der Grazien. Wir müssen das Individuelle bei Seite liegen lassen, aber eines allgemeinen Wortes des großen Geistes wollen wir gedenken. „Ein dramatisches Werk zu schreiben", sagt G. im zweiten Briefe, „dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfange der Verstand vorwalten und Alles gleichmäßig durch eine lebhafte Einbildungskraft klar vorgetragen werden." Unerheblich scheinende Worte, die jedoch dem weitern Nachdenken sichere Spuren des Richtigen in tiefer Ergründung zeigen, wie dies bekanntlich die Art Göthe's ist.

Über „Die Hofdame" selbst haben wir uns in Nr. 117 d. Bl. f. 1831 bereits ausgesprochen; wir begegnen diesen Worten, welche der Verf. in dieser Ausgabe abdrucken ließ, hier wieder und unterschreiben sie zum zweiten Male. Dies Lustspiel ist ganz nahe daran, ein classisches zu sein, wie es denn gewiß eine der geschmackvollsten Arbeiten ihrer Gattung in unserer an Keulenschläge des Aftergenies gewöhnten und das Feine geringschätzenden Zeit ist. Nie ist die Ehescheu zarter und zugleich wirksamer durch sich selbst widerlegt worden.

Das kleine Stück: „Komm her!" deutet einen ungemein glücklichen Gedanken aus. Die übermäßigen Prätensionen der mimischen Kunst werden darin fein und trefflich verspottet. Ein Theaterdirector, der pathetischen Großthaten seiner Schauspielerinnen müde, prüft eine Engagement suchende Künstlerin dadurch, daß er ihr das Wort „Kommt!" in zwanzig, dreißig verschiedenen Situationen zu sprechen aufgibt. Eine alte Liebe krönt und löst das Ganze. Der Gedanke ist fein, originell und mit Geist durchgeführt; die vollendete Darstellung würde die höchste Prüfung eines mimischen Talents sein. Wie der Dichter seine Aufgaben zu stellen weiß, zeige nur die eine Probe:

Director. Es ruf' ihr Töchterlein die Mutter, dem sie schmollet.
Schauspielerin. Komm her!
Dir. Ihr Stiefkind nun . . .
Schausp. Komm her!
Dir. Ein Wagen rollet
Vorüber, und erfüllt mit Angst das Mutterherz.
Sie ruft dem Kinde zu:
Schausp. Komm her! — u. s. w.

Sprache und Vers sind von einem Fluß, der wahrhaft selten ist.

Zu dieser reizenden Kleinigkeit hat der Verf. selbst eine Parodie, halb im Geiste eines Pendants geschrieben, das einactige Drama: „Geh hin!" Dies ist mißglückt. Es ist ebenso unfein als jenes fein war, und warnt von Neuem kräftiglich vor allen Wiederholungen.

Im zweiten Theile schreitet der Verf. stark aus seiner Sphäre heraus. Das Trauerspiel: „Die Cordova", in fünf Acten und Trochäen, enthält gute Stellen; allein es ist gedehnt im Plane, gewaltsam in Situation und Charakterzeichnung, ohne rechte Wirkung, voll naturwidriger Charaktere. Leonor ist zu motivlos-bös, und Don Luis zu albern-schwachsinnig, als daß wir uns selbst der wirksamen Situation des vierten Actes erfreuen könnten. Die peinliche Langweiligkeit des trochäischen Verses und seine totale Unbrauchbarkeit im Drama ist uns nie deutlicher geworden, als in diesem Stück. Man lese nur folgende Stelle:

Inez: Wie sehr verdient der (!)
Edle diese — jede Liebe!
Doch Elvire, wie gebietend
Auch die Stunde mich hieher rief,
Wie verderbendrohend längres
Zögern wurde, so verletzt mich
Doch des Ortes Wahl — die Gattin
In des fremden Mannes Hause!
O! ich that nicht recht! Wenn plötzlich
Hier Le'nor erschiene und der
Graf, zur Rechenschaft mich fodernd u. s. w.

Es gehört nur ein halbes Ohr dazu, um zu erkennen, daß eine solche Sprache gradezu den Begriff des Dramas tödtet.

Das Lustspiel: „Der sprechende Hund", in drei Acten, besitzt Laune genug für einen Act. Schnell vorübergehend, würde die Wunderlichkeit des Planes uns ergötzt haben, in seiner langsamen Ausführung wirkt er entgegengesetzt. Gibt es einen Pastor in der Welt, der sich, verliebt oder nicht verliebt, durch die Furcht schrecken ließe, daß sein Hündchen seine verliebten Geheimnisse ausplaudern werde?! Die Grundidee eines Lustspiels muß nicht blos launig, heiter und ergötzlich, sie soll vor allen Dingen auch möglich sein. Hiernach ist dies Stück wol ein Einfall guter Art, aber kein Lustspiel zu nennen, wie gefällig auch die einzelnen Situationen erfunden und wie löblich Vers und Sprache sind. Der Plan ist und bleibt Widersinn.

Digitized by Google

Einen immerhin merkwürdigen Versuch macht der Verf. mit dem dritten Stücke dieses Bandes, dem französisch geschriebenen Vaudeville: „Les Anglais en France", mit Couplets, in einem Act. Wir wüßten kein Seitenstück zu dieser Kühnheit namhaft zu machen. Die Idee des Stücks ist auf gut Französisch gehandhabt und nicht übel; die Sprache will sich nicht vor unser kritisches Forum ziehen lassen, jedoch haben wir selbst bei flüchtiger Ansicht S. 234 einen grammatischen Sprachschnitzer bemerkt: de toutes les armes, que le ciel a mis (muß heißen mises) à la disposition d'une femme. Dieser bedenkliche Versuch hat Neuheit und Dreistigkeit für sich, läßt sich jedoch nicht zur Nachahmung empfehlen.

11. Dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande für das Jahr 1835. Von Heinrich Meyer. Zweiter Jahrgang. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 1835. 16. 1 Thlr. 6 Gr.

„Zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande" ist eben nicht Viel erfoderlich, und das Wenige, was diese Arbeiten bieten, reicht grade nur aus, den angegebenen bescheidenen Zweck zu erfüllen. „Der Liebe Zorn", Lustspiel in einem Act, behandelt ein uraltes Thema, von ewiger Frische jedoch. Drei Personen schwören ihren Geliebten Haß und Nichtachtung und enden in dem Schwure: Liebe und Treue! Die Behandlung ist munter und gefällig und dem Stück kann eine entsprechende Wirkung nicht fehlen. „Zwei Körbe und eine Hochzeit", Lustspiel in einem Act, ist minder gut geschrieben und in allem Betracht gewöhnlich. „Der Brief ohne Unterschrift" ist fein und hübsch, die sittliche Tendenz ist anerkennenswerth. „Der Herr Gevatter", in einem Act, streift in das Gebiet der Posse über und zeigt den Verf. auch auf diesem Terrain einheimisch. Er ist ein ganz gefälliges Talent, dem wir fast rathen möchten, sich einmal an einem größern Sujet zu versuchen. Für Jemand, der die Zügel fest in der Hand hält, dessen Beobachtung reif und dem die Idee künstlerischer Abrundung gegenwärtig ist, hat der größere Plan nicht mehr Schwierigkeiten als der kleine.

12. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1836, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Dreizehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine alte Bekanntschaft fodert zu nachsichtiger Beurtheilung auf, und mit Recht; denn, was diesmal fehlt, kann ein andermal gegeben sein. Das Drama „Caravaggio", in drei Acten nach dem Französischen, macht nur auf Bühnenwirkung, nicht auf Kunstwerth Anspruch; in letzterm Betracht läßt es, wie die meisten französischen Arbeiten dieser Art, nur peinliche Eindrücke zurück. Man sieht die Natur unter Verzerrung und Afterkunst erdrückt, untergraben. Caravaggio lehnt die Grafenwürde für sein Meisterbild ab; darauf hat er einen Ehrenhandel mit Arpinas, seinem Nebenbuhler, und um diesem stehen zu können, geht er in den Krieg, erringt den Ritterschlag, siegt dann hinter der Coulisse über Arpinas und führt natürlich die Braut und die Ehre nach Hause. Man kann den Stoff nicht arm oder undankbar nennen, er ist vielmehr das Gegentheil von beidem; aber die gänzlich poesieloſe Behandlung eines reichen, poetischen Themas gibt eben Das, was wir peinliche Eindrücke nannten, denn poesieloſe Köpfe verzerren am schlimmsten gewöhnlich das wahrhaft Poetische in ihren Stoffen. Das Stück ist in Versen, die Leichtigkeit und Gewandtheit zeigen. Für ihre Leere ihn verantwortlich machen zu wollen, wäre große Ungerechtigkeit.

Das zweite Stück: „Geliebt oder todt!" Lustspiel in einem Act, nach Scribe und Dumanoir, gewinnt uns mehr Theilnahme ab. Es ist ein heiterer und gut durchgeführter Grundgedanke, eine joviale, glückliche Parodie, die diese Arbeit belebt. Die Schwüre leichtfertiger Liebe, ihre künstliche, naturunwahre Schwärmerei, ihre übertriebenen Drohungen zu verspotten, ist der Komödie würdig, und wäre nur die Erfindung minder ängstlich und gezwungen, so würde dies Lustspiel musterhaft zu nennen sein. Die Sprache ist gefällig, frisch, lebendig und gibt Zeugniß von dem Geschick des Bearbeiters für Übertragungen dieser Art. Die Bühnen dürfen an dem letzten Stück eine gute Acquisition, und um so besser, als das Thema so gut für Deutschland paßt wie für Frankreich.

13. Drei Trauerspiele. Von G. Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn die Aufgabe des Tragöden sich darauf beschränkte, eine herz- und nierenerschütternde Sprache zu reden und Situationen zu erfinden, welche den Kampf der Menschenkraft gegen die Schicksalsgewalt auf erschütternde Art darstellen, so wäre der Verf. unstreitig zu den ersten Trauerspieldichtern unsers Volkes zu rechnen. Indeß, wiewol auch diese Aufgabe sich in der großen Foderung, die wir an den tragischen Dichter stellen, wiederfindet, so ist sie doch weder die alleinige, noch selbst die vorzüglichste unter den mannichfachen Aufgaben desselben. Wahrheit und Weisheit sind seine Göttinnen, alles übrige soll ihm blos dienstbar sein.

Nichtsdestoweniger gehören die tragischen Dichtungen, welche uns hier geboten sind, zu dem Vorzüglichsten, was dieser Zweig unserer Literatur uns seit längerer Zeit darbrachte. Ihr ausgezeichnetes Verdienst besteht in der Sprache innigster Empfindung. Zu keiner Zeit, und selbst nicht in Schiller's jugendlicher Hand, hat das Freiheitsgefühl und die Manneswürde eine glühendere Sprache gesprochen, einen größern Bilderreichthum, mehr neue, tieftreffende, niegehörte Töne zu ihrer Verfügung gehabt als in dem Trauerspiel: „Die Wilden und die Ansiedler". Die ungeheure Beleidigung, die einem von aller Zeit her freien Volksstamm Nordamerikas durch Gewalt und List vollen Schandthat widerfährt, welche ihn um seinen Fürsten und dann um seine Freiheit bringen, ist nie energischer gemalt worden als hier geschieht; es ist ein hohes, erschütterndes Gemälde, dieser Kampf des Naturrechts, der Natürliche zu Heimat, Boden und Fürsten, gegen die Rechtsverletzung der eindringenden Gesittigung, die nun doch wie eine andere Naturkraft jeden Widerstand vor sich niederwirft und mit unhaltbarer Gewalt über die ihr entgegengestellten Schranken hereinbricht. Dies Bild ist nicht allein groß, es ist auch tief aufgefaßt, voll innern Lebens und unverkennbarer Wahrheit. Cascahega, der Held in Ketten und im Angesicht des Todes der unbesiegbare Freiheitsstreiter, ist wie eine schöne Personification der Fürstenwürde, glühend und neu, aus der feurigsten und wahrsten Anschauung der Idee eines freien Fürsten hervorgegangen. Originell und meisterhaft müssen wir diese Gestalt nennen, und meisterhaft würde in der That das ganze Gemälde sein, hätte der Verf. sich bei der Schilderung seiner Widersacher, der Europäer, der Überladung enthalten. Doch hier hat ihn ein übertriebenes Verlangen, zu contrastiren, zu dem Unnatürlichen verlockt, und Lord Harrick und Lord Howe sind in demselben Grade mislungen, als die Gestalten Cascahega's und seiner Schwester Scheska trefflich sind. Der Verf. ist stark in der Charakteristik, wie diese Gestalten und die des treuen Tuttelgan bekunden; für die Erfindung zeigt sich in diesem Stück geringere Anlage, es sei denn, daß er diese Seite hier absichtlich vernachlässigt hätte, um die Charaktere noch mehr hervortreten zu lassen; aber Beweise Dessen, was er in der Sprache vermag, finden sich hier auf jedem Blatte. Die Rede Cascahega's vor dem Rath von Plymouth, S. 25, scheint mit flammenden Lettern geschrieben; sie ist von allgewaltiger Wirkung. Folgende Probe mag dies belegen:

Cascahega: Über euch
Streck' ich die blut'ge Hand zum Himmel auf,
Um Rache schreiend für mein heillos Elend. —
Geist, der auf Wettern fährt,
Der den Sternen, den Wassern gebietet,
Dem Wurm sagt: lebe, und der Seele: rede;
Deß Arm die Erde schüttelt,
Daß ihre Zacken stürzen,
Daß ihre Wellen brausen,

Digitized by Google

Allmächt'gen Geist, der in den Tiefen schafft,
Die Höhn erleuchtet und die Wälder heiligt —
Kennst Cadehega dich? (auf die Brust) Hier flammt dein Wesen!
So dring' mein Wort in Dieser Seelen,
Wie Sturm tobt in die grausen Tiefen der See —
Ich zeuge wider euch in meinem Grimm,
Ich zeuge wider euch in diesem Blut — —

Selbst der freiere Gebrauch des Verses steht solchen Stellen gut, der Gedanke in überwallender Fülle sprengt die Fessel der Form. In gleicher Weise ergreifend läßt der Verf. Schesta, die Schwester des Fürsten, sprechen; das unter heimtückischen Kugeln hinsinkende Fürstengeschlecht erfüllt uns mit Schauern und läßt den Eindruck zurück, den der Dichter beabsichtigte, den einer tiefen, menschlichen Trauer um eine Größe, die vor der siegenden Naturgewalt dahinsinkt.

Das zweite Stück: „Die Märtyrer", stellt sich eine andere Aufgabe. Hier nimmt die Erfindung, die Fabel, eine größere Bedeutung an und die Charaktere treten zurück. Es ist gewissermaßen die Gegenprobe von dem Talent des Verf., das sich auch hier bewähret findet. Die siegende Gewalt des Christenthums über Gemüther der verschiedensten Art und Form darzustellen, ist die Aufgabe des Dramas, und der Verf. zeigt den denkenden Dichter besonders darin, daß er eine Reihe von Charakteren und Seelenstimmungen ins Spiel setzt, welche alle durch den Geist des Christenthums mehr oder minder umgewandelt werden. Dies geschieht durch eine wohlerfundene, wirkungsvolle Fabel, welche sich auf dem günstigsten Terrain (in Ägypten), in der günstigsten Epoche (unter Kaiser Valerian, der erst Duldung, dann Verfolgung der Christen gebot) vollendet. Orcus, der ägyptische Oberpriester, verfolgt die Zwecke seiner hierarchischen Gewalt und die seiner Leidenschaft gleichzeitig, indem er Alethe, die Christin, erst zum Dienst in seinen Mysterien, dann zur Liebe nöthigen will. Der wohldenkende Proconsul Macranius und sein Sohn Alciphron, der aus den Hallen der Stoa unbefriedigt zu Christus übertritt, der Apostel Melanius, die Mittelcharaktere Demetrius und Cinna, und endlich die Repräsentanten des stets verfolgungssüchtigen, stets blutdürstigen Pöbels, Milo, Thersites u. s. w., der plötzlich bekehrte Scharfrichter und der Christ Polydor, alle diese Charaktere gruppiren sich um die reine, jungfräuliche Alethe zu einem höchst wirksamen Bilde. Auch hier kommt dem Verf. häufig eine Glut des Ausdrucks zu statten, die, zuweilen zwar an das Barocke streifend, doch im Ganzen von wahrhaft dichterischer Empfindung Zeugniß gibt. Besonders glücklich ist Alciphron, der Suchende, mit Zügen voll Kraft und Bedeutung ausgestattet. Aus Athen zieht ihn die Mähr nach Ägypten, daß in den Mysterien ein Mittel gelehrt werde:

Das, uralt wie die Erde, dem er es erschlösse,
Das ew'ge Leben barbereitet,
Dann anzeschaut im tiefsten eignen Sinn ....
Durchdräng' es bald mit Schauern und Entzücken
Der Seele nie erforschte, heil'ge Gründe;
Die Creatur verjünge sich in ihm,
Wärd' ihrer sich gewiß und ihres Schöpfers,
Und könne nimmer Tod, Verwesung schaun.

Und als ihm Macranius, der Vater, hierauf erwidert:

Folg' deinem Trieb, ich weiß dir nichts zu sagen;
Durchleben muß ein Jeder seines Lebens Maß,

stürzt er sich in diese Gründe — und findet Alethe, in der Anbetung Christi. Mit ihr stirbt er beseligt. An diesem Stück sind Fabel und Gesinnung gleich ausgezeichnet, und wenn der Verf. es nicht versäumt hätte, hin und wieder die Situation etwas klarer hinzustellen, seinen Ausdruck zu verdeutlichen und seinem Vers etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, so hätten wir an diesen „Märtyrern" zwar kein Bühnenstück, aber doch eine vorzügliche Gedankentragödie erlangt.

In dem dritten dieser Dramen: „Clothar und Sulamith", in drei Acten, scheint auf die Bühnenwirkung mehr als bisher von dem Verf. Rücksicht genommen zu sein. Das Glück ist von gesuchten, erhaschten Effecten nicht frei geblieben und zeigt den Mangel eines bestimmten Locals, einer sichern festen Farbe. Der Verf. scheint sich überhaupt zu ausschließlich in die Idee der Verfolgung vertieft zu haben und sucht seine tragische Wirkung zu einseitig im Kampf und Erliegen gegen eine überlegene Macht. Diese Vorstellung ist die leitende in allen drei Trauerspielen, welche in der That das ganze Arsenal dieses Gedankens erschöpfen. Es ist nicht gut, dreimal nacheinander dieselbe Idee zu versinnlichen. Abgesehen hiervon hat auch dies Drama sein Verdienst. Die einleitenden Todtengräberscenen sind nicht ohne Humor, der Charakter Jakob's ist stark und wild, Clothar tief und besonnen, Sulamith glühend und edel aufgefaßt, und selbst Ruben's Halbheit ist wahr und gut beobachtet. Doch die Fabel des Stücks leidet an Übertreibung, Excentricität und Naturwidrigkeit. Wo ist der Ort, wo Juden und Christen in der Art gegeneinander kämpfen, wie der Verf. allzu kühn voraussetzt? Wo ist nur irgend etwas den hier gesetzten Verhältnissen Analoges in der jüngsten Vergangenheit, die der Verf. doch ausdrücklich als seine Epoche bezeichnet, anzutreffen? Und doch ist dieser falschen Färbung zum Trotz wieder so viel Naturbeobachtung, wahre und tiefe Anschauung in diesem seltsamen Werk, daß unser Urtheil in die Irre geht, weil es den besonnenen Dichter dicht neben dem argen Phantasten erblickt. Die Todtengräberscenen z. B. enthalten Perlen, wie sie gewöhnlich nur in den Tiefen des poetischen Meeres gefunden werden, und könnten zu einer Fortsetzung des „Hamlet" dienen. „Wir Alle schulden Gott einen Tod", heißt es hier sehr schön; daher unsere Ahnungen, die nicht trügen. Jakob's Christenhaß entwirft folgendes kräftige Bild von Christi Jüngern:

Halb Lieb', halb Gall', halb Gnad', halb Sündenflut,
Am Sonntag heilig und am Alltag Teufel,
Am Markte Engel und zu Hause Thiere —
Daß mir ein Blitz von dieser Zunge führe,
Und schlag' euch todt, armselig Volk von Sündern!

Unser Urtheil, daß trotz unverkennbarer Anlagen dem Verf. zur wahren Dichtung für jetzt noch Ruhe, Maß und Besonnenheit fehle, verstärkt sich nach Durchsicht der unlängst erschienenen

14. Drei Dramen von E. Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Reich an denselben Schönheiten und Mängeln der eben besprochenen Trauerspiele. „Die Freunde", Trauerspiel in drei Acten, sind nicht voller an Wunderlichkeiten als an Schönheiten. Das Geheimnißvolle der Fabel, die Kraft der Charaktere, unter denen Pierre die Treue, Eugen die Freundschaft versinnbildet, der Reiz des Verses, die Glut der Sprache und einige, doch nur wenige glücklich erfundene Situationen zeigen die schon bekannten Gaben des Verf. in hellem Licht, indeß die Zerrissenheit des geschichtlichen Stoffes, der gänzliche Mangel an künstlerischer Ökonomie in den Empfindungen, die Haltlosigkeit des Ganzen unter dramatischem Gesichtspunkt und die sprachlichen und rhythmischen Unstatthaftigkeiten an andern Stellen die alten Mängel des Dichters wieder darstellen. Derselbe Mann, der so schöne Verse bildet wie die oben angeführten, schreibt auch S. 17:

Höchst unnatürlich, wider die Natur
Ist dies wahnsinnigste Menschengeschick!

Das Geschick Eugen's ist traurig, aber nicht tragisch: die Opfer des Krieges können nur in sehr seltenen Fällen die Stelle tragischer Helden vertreten; hier überdies ist der ganze Zuschnitt der Handlung dem novellistischen Gebiet, nicht der Tragödie angehörend.

Einen Fortschritt in besonnener Kunstbildung glauben wir in „Paulus", ein Drama, wahrzunehmen, nur ist auf die herkömmlichen Bedingnisse eines solchen wiederum gar zu wenig Rücksicht genommen. Der letzte Abschnitt, zu Rom, tritt als der poetis-

Digitized by Google

trefflichste hervor; Paulus predigt an die Athener hätte wegfallen können. Die Charaktere sind hier sanfter gefärbt und eben darum wahrer.

Das Drama „Beethoven" hat seinen besondern Werth, es ist ein Werk des Enthusiasmus, der sich, allerdings mit Glück, dramatischer Kunstgriffe bedient. Es ist das erste Mal, daß wir den Verf. auch dieser kleinen Hülfsmittel nicht verschmähen sehen, und auch dies mag bei ihm für einen Fortschritt gelten. Die Fabel wiederholt das Verhältniß von Tasso zu Eleonora; Adelaide ist die Scheu-Geliebte, der Quell der Begeisterung des großen Componisten. Das Stück endet ungefähr wie Göthe's „Tasso"; Beethoven's Ruhm empfängt seine Kränze und seine Sinfonia eroica ertönt über dem Schlummernden, Kampfesmüden. Dieser Stoff ist wol reine Fiction, wenigstens wissen Beethoven's älteste Freunde nichts von solcher Liebe. Auch hier fehlt es an sehr gelungenen Stellen nicht, wenngleich die Empfindung bis zum Hochtragischen nirgend heranstrigt.

Die Sünde der Überkraft, deren wir den ohne Zweifel talentvollen Dichter mehrfach geziehen haben, ist in unsern Augen stets eine verzeihliche, weil sie die Schwester einer poetischen Cardinaltugend, der kräftigen Empfindung, ist. Dictatur, Studium guter Muster und endlich die Alles heilende Zeit heilen dies Übel gewöhnlich ohne Mühe. Dann wird der Verf. fühlen lernen, daß es nicht immer des Äußersten im Ausdruck bedarf, um Theilnahme zu erregen und Eindruck zu machen, und daß man z. B. ganz wohl sich selbst Verderben wünschen kann, ohne grade darum „die Läuse Ägyptens" zu sich herbeizurufen; ja, daß Zügelung und Contrast grade die trefflichsten Mittel sind, den Eindruck, den der Dichter sucht, nach allen Seiten hin zu verstärken.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die „Literary gazette" enthält unter der Aufschrift: „Popular traditions of the Riesengebirge" einen kleinen Artikel über die Heimat und Persönlichkeit Rübezahl's, woraus wir, da er mit Sinn und seinem poetischen Gefühl geschrieben ist, einige Bemerkungen ausheben wollen. Man muß solche Züge ehren und sich aneignen, wo man sie findet. Die Sage, die alte Wundermär, die Natur mit ihren tausendfachen geistigen Formen, ihren Geistern und abenteuerlichen Geschichten, ist ein unerschöpfliches, aber auch tief-innerliches Feld, auf welchem man jedem Blick und jeder Enthüllung, sofern sie wirklich den Kern berühren, frohe Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. „Obgleich Rübezahl", heißt es, „im Allgemeinen zu der Classe jener vermittelnden Dämonen gehört, die in Wäldern und Einöden ihren Aufenthalt haben, so ist doch etwas in seinem wunderbaren und wunderlichen Wesen, was ihn von andern derartigen Genien unterscheidet. Die Kobolde, welche uns Shakspeare in seinen von wundervoller Poesie überschwellenden Phantasien geschildert hat, sind klein, wild, plump und wieder beweglich, sie spielen lauter lose Streiche, und treiben sich, recht con amore selbst genießend, in dem Mondscheindicticht der Wälder herum. Rübezahl dagegen, der Herr des Gebirgs, zeigt sich nur in riesenhafter Bildung. Es ist unleugbar, daß die Sagen des Riesengebirgs, weil sie sich an eine angemessene, gigantische Persönlichkeit knüpfen, nicht ohne das tiefere, oft rührende Interesse der andern Gebirgssagen sind; allein dennoch sind sie beiweitem nicht so ernst und tragisch wie die meisten der Sagen vom Harz. Sie haben ein Verdienst, das ihnen eigenthümlich ist, und das, wie dies überhaupt in diesem Gebiet der Fall ist, von der Localität und besondern Eigenthümlichkeit der Gegend unzertrennlich ist. Die Mehrzahl der Hochgebirge ist nämlich so beschaffen, daß die höchsten Punkte und Gipfel, die über die andern hervorragen, insgemein von unersteiglichen Felsen umgeben sind. Tiefe Thäler, wilde Schluchten, von wilden Thieren bewohnt, isoliren diese Hauptgipfel auf gewisse Weise von dem Ganzen und trennen sie ab von den niedern Theil des Gebirgs, welchen der Fuß des Menschen betritt und wo noch seine Wohnungen stehen. Nur einzelnen kühnen Individuen ist es gegeben (welche mit den Geistern und den Tiefen der wilden Einöden vertraut sind), diese heimlichsten und schauerlichsten Plätze zu betreten, welche dann das Geheimniß und schauerliche Wunder, was diesen einwohnt, ebenfalls theilen. In Rücksicht hierauf ist die Geologie des Riesengebirgs sehr verschieden. Eine weite, luftige, reichbewohnte Ebene liegt unmittelbar an dem Fuße seiner höchsten Gipfel. Nackte, nette Öden sind überall zerstreut, von ihnen aus kann man die zackigen Felsenspitzen, die steilen Abhänge, die düstern Tiefen des Gebirgs als etwas Nahes erblicken. Hier kommt also das Wunderbare in unmittelbare Beziehung zu dem Menschen und Das, was sich sonst als schreckliche, zerstörende und fast übermenschlich-unterirdische Macht erweist, erscheint nur noch als ein blasser Traum. Die Drohungen der fürchterlichen Geister verwandeln sich in lustige und unerschöpfliche Streiche und Späße; und anstatt des finstern Eindrucks, der in dem Gemüth gewaltsam traurig nachklingt, tritt in und an dem Wunderbaren selbst das Behagliche selbst hervor. Noch durch einen andern Zug ist das Riesengebirge von andern Gebirgen unterschieden. Fast alle deutsche Bergketten stehen in mehrerm oder minderm Zusammenhang. Der Harz schließt sich an die westfälischen Gebirge und an den Thüringerwald, und diese wieder stehen mit den böhmischen Ketten in Verbindung. Das Erzgebirge reiht sich an die böhmischen Berge. Aber das Riesengebirge bricht im Norden wie im Süden steil ab; es bildet also ein einfaches Hochland, auf welchem Stürme wüthen. Da zwei verschiedene Klimate, ein nördliches und ein südliches, auf demselben zusammenstoßen, so ist in meteorologischer Beziehung kein deutsches Gebirge merkwürdiger als das Riesengebirge. Südliche und nördliche Witterung, hier ebenso schnell abbrechend, stören das Gleichgewicht der Luft. Immer sammeln sich Wolken über und um die Häupter der Berge und hüllen sie in eine dichte Nebelkappe. Heftige Winde sausen auf den Gipfeln, welche von Nord und Süd hinblasen und von beiden Enden mit Gewalt zusammentreffen. Sturm und Regenschauer überraschen Einen hier, wenn man sichs am wenigsten versieht; schnell wechseln Trübe und Sonnenschein, ruhige Luft und Unwetter. Diese Erscheinungen gelten nun in der Umgegend für Capricen und Launereien des Geistes, der die Berge beherrscht, und auf diese Weise erhalten die Traditionen, welche sich darauf beziehen, sogleich einen mehr phantastischen als tragischen Charakter, der gleich ihnen keineswegs aller Ernst abzusprechen ist.

Folgendes ist die vergleichende Angabe der aus dem vereinigten Königreich Großbritannien nach Nordamerika ausgewanderten der Jahre von 1829—34 Ausgewanderten.

	Angekommen:					
	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.
in Quebeck:	15,945	28,000	50,254	51,746	21,128	[illegible]
in Neuyork:	11,501	21,433	22,607	28,283	16,800	[illegible]
Totalsumme	27,446	49,433	72,861	80,029	37,928	[illegible]

Die Ursache der bedeutenden Abnahme der Auswanderungen innerhalb der beiden letzten Jahre war unstreitig die Cholera, die ihren Weg auch nach Nordamerika genommen und Manchem die Überfiedelung bedenklich gemacht haben mag.

Der englische Bildhauer Francis Chantrey hatte bei Gelegenheit des Denkmals, welches zur Ehre Nelson's ein Vorgebirge bei Harmouth errichtet werden sollte, die Idee, auf dem Bild mit dem Stern auf der linken Brust, der des Nachts leuchtet werden sollte, als Pharus 150 Fuß hoch, auf einem weit in die See hinausragenden Damme und auf einem aus den Vordertheilen der dem Feinde genommenen Schiffe zusammengesetzten Fußgestell aufzurichten. Schade, daß eine so groteske Idee für die Ausführung zu kostspielig sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 99. — 8. April 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 98.)

15. Genoveva. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr.

Man könnte ebenso gut der Sonne ihr Licht, als den Raupach'schen Dramen ihren Bühnenwerth abstreiten; und doch nehmen sie meistens in rein künstlerischer Betrachtung nur einen untergeordneten Rang ein. Wie ist das zu erklären? Einfach dadurch, daß alle Dramen, Lustspiele und die Mehrzahl seiner Tragödien sich nur in der Region der täglichen Lebenserfahrung, wenn man will, der praktischen Lebensweisheit bewegen und nur höchst selten in das Gebiet wirklicher Poesie hinüberreichen. Dies Letztere ist der Fall in der „Tochter der Luft", deren Hauptgedanke jedoch Calderon angehört, und im „Tasso", der unstreitig die poesievollste Arbeit dieses Dichters darstellt und, wenn er auf den Unsterblichkeitstempel Anspruch macht, seine einzige Einlaßkarte repräsentiren würde. Denn auf Vorzeigung dieser „Genoveva" z. B. würde die kalte Tempelwächterin, Kritik, ihn ohne Weiteres zurückweisen müssen, während jedoch die deutschen Bühnendirectionen damit thun können, was sie wollen.

Dem allbekannten Stoff ist unsers Wissens keine neue Seite abgewonnen, es wäre denn, daß man den Umstand für neu wollte gelten lassen, daß Golo als ein junger Mensch und zur Hälfte als verführt erscheint, verführt durch die Unbefangenheit und den Leichtsinn seines Opfers. Es mag dies allerdings gut sein und der dramatischen Handhabung des Stücks eine gewisse Bedeutung geben; für die Poesie desselben ist die Erfindung jedoch ertraglos geblieben. Die echte Glut der jugendlichen Liebe vermag der allzu verständige Raupach nicht mehr zu malen, wenn er sie je zu malen wußte; wir erwarten das auch gar nicht von ihm und sprechen ihn frei davon, uns jemals mit einem Romeo zu beschenken. Sein Fach ist der Witz des Lebens, die historische Intrigue, ohne Darstellung der Zeit, die Charakteristik der Mittelmäßigkeit, oder, was er ganz vorzüglich versteht, die der Albernheit. Hierin ist Raupach groß, und seine beiden Gestalten des Till und des Schelle einerseits, sein sprachliches Verdienst andererseits, nebst vielen glücklichen Gedanken in den obenbezeichneten Tragödien, werden seinen Namen in der literarischen Welt länger erhalten, als der Hohenstaufen-Cyklus, „Erdennacht", „Olga" und „Cromwell" dies vermögen.

Wir möchten den „Tasso" geschrieben haben, aber nicht die „Genoveva"; denn nachdem ein Dichter etwas Ausgezeichnetes geleistet hat, ist ihm allenfalls wol das Schlechte erlaubt, aber nicht das Mittelmäßige, und die „Genoveva" ist auf alle Weise mittelmäßig. Die Intrigue ist ohne Neuheit, die Charaktere sind, wie ägyptische Götzenbilder, steif und klotzig, selbst die Sprache ist ohne den gewohnten Glanz und die gewohnte Anmuth, arm an Bildern und fürwahr nicht reich an Gedanken. Da diese Genoveva nur einen strafbaren Leichtsinn büßt, so sehen wir ihrem Schicksal mit geringerer Sympathie zu, als wenn sie rein und schuldlos vor uns stünde; ja, wir können sie von der Gedankensünde nicht freisprechen und ihr Gemahl ist offenbar nicht ganz im Irrthum. Doch sie büßt zu schwer, und das ist die Idee des Stücks. Die Entwickelung geht ziemlich schläfrig und ohne unerwartete Umschwünge vor sich, doch immerhin auf genugsam anziehende Art. Genoveva's Naivetät in den ersten Scenen, ihr schweres Leid in den mittlern und ihr Hochsinn in den Schlußscenen geben dem Stück seinen Reiz. Bisweilen weiß sie auch schön zu sprechen, wie in dem Auftritt mit den Mördern:

Ihr müßt? Ihr wollt mich morden?
Die Fürstin, eure Herrin wollt ihr morden?
Denkt ihr, ihr könnt's? Kein menschlich Aug' erträgt
Den Mittagsglanz der königlichen Sonne —
Habt ihr den Muth — durchbohret meine Brust!

und wie sie dann mit dem Ausruf:

O schonet — schonet mein! Was that ich euch? —

den Mördern zu Füßen stürzt! Oder wenn in der Schlußscene Vergebung und Demuth triumphiren:

In dieser Wildniß hab' ich ihn (den Stolz) verlernt.
Es fragt der Stein nicht: wessen ist der Fuß,
Den meine Schärfe ritzt? Noch fragt der Sturm:
Weß ist das Haar, in dem ich sausend wühle —
Noch fragt der grimme Wolf: fließt in dem Herzen,
Das meinen Hunger stillet, fürstlich Blut?
Ein Herr und König ist im Himmel droben —
Hier aber alles gleich geringer Staub.

Neben Genoveva sind alle übrigen Charaktere, der haltlose Golo nicht ausgenommen, der nicht einmal eine rechte Leidenschaft kennt, von entschiedener Schwäche, und dieser Fehler ist auch in ihre Sprache übergegangen. Das Stück darf sich daher auch auf der Bühne kein Glück versprechen, das schon der Stoff ihm verweigert, und unter den geschriebenen Dramen, die für die Gedankenbühne bestimmt sind, gehört es zu denen, welchen eine zweite Lecture selten oder niemals zu Theil wird.

16. Der Nasenstüber. Posse in drei Aufzügen. Von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835. 8. 16 Gr.

Das Lustspiel: „Der Nasenstüber", parodirt mit den gewöhnlichen Raupach'schen Witzspielen gegen Ehe, Policei, dramatische Kunst oder Unkunst und so weiter. On connait cela! Sowie Shakspeare, um der Königin Elisabeth ihren Liebling Falstaff verliebt zu zeigen, die „Lustigen Weiber von Windsor" schrieb, so schrieb Raupach seinen „Nasenstüber", um den Berlinern ihren Liebling Schelle, der zugleich ein echter Berliner ist, von einem Duell bedroht, vorzuführen. Jeder, der diesen liebenswürdigen Bader kennt, weiß zum Voraus, wie dieser sich vor dem Pistolenlauf ausnehmen und zu welcher Art von Späßen es dabei kommen wird. Diese Situation genügt Herrn Raupach, und er fragt nun nicht mehr darnach,

Digitized by Google

ob und welcher kolossale Widersinn in den Charakteren, in der Handlungsweise, in den Motiven seiner Figuren, Wall und Verrula u. s. f. liegen mag. Dieser Widersinn selbst scheint ihm ergötzlich, und er hat Recht; denn wenn er auch uns unkünstlerisch dünkt, so ist das unsere besondere Meinung, bei der wir höchstens Kritik und gesunde Vernunft, nicht aber das bühnenbesuchende Publicum auf unserer Seite haben. Genug daher, das Stück ist allerliebst, und wer über Meister Schelle vor Frohberg's Pistol nicht lacht, der hat überhaupt kein Zwergfell, und dem müssen wir mit Schelle selbst zurufen: „Herz oder Leber, mir gleich! Aber behalten Sie Ihre Eingeweide für sich, mein Herr!"

17. Tasso, ein romantisches Gedicht in vier Abtheilungen. Von Andreas Brummer. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Stoff des Tasso ist fast ebenso unerschöpflich als der des Faust, und in der Wahl seiner Stoffe zeigt sich der große Geist des Dichters von diesem und jenem. In diesem wogenden Gedankenmeer taucht immer wieder und wieder eine neue glückliche Insel auf, und irgend ein guter Kopf, den es nach Thaten des Geistes drängt, will sie erobern. Ein solcher guter Kopf ist der Verf. des vorliegenden dramatischen Gedichts, wie, ohne daß wir weiter lesen, uns sein Prolog „An Göthe's Grabe" erweist. Der gute Kopf ist stets ein bescheidener, und von der Bescheidenheit des Dichters spricht die erste schöne Strophe des Prologs:

Die Muse trauert an des Meisters Grabe
Und hütet den bethränten Aschenkrug;
Dem Meister folget ihr Gedankenflug.
Ich werde kaum für meine kleine Gabe
Aus ihrem Auge einen Blick gewinnen,
Aus dem die Thränen um den Meister rinnen.

Und doch, dieser Blick ist ihm zu Theil geworden. Die entschiedene Talentlosigkeit wagt sich nicht an diesen Stoff, wir haben noch nichts ganz Schlechtes mit der Überschrift „Tasso" gelesen; aber dieser „Tasso" gehört zu dem Besten, was wir darüber je gelesen haben. In der Form sorgfältig, fast übermäßig geschmückt, da das ganze Stück sich in einer Art von Sextine bewegt, die oft zur Fessel des Gedankens und namentlich an den unbedeutendern Stellen zum überflüssigen Schmuck wird, — im Gedanken reich, bewegt, mannichfach und vorzüglich durch Fülle poetischen Ausdrucks, wohlabgewogen in den Charakteren, und wenn auch gemächlich, doch nicht stagnirend in der Handlung, macht diese Arbeit auf tiefere Würdigung Anspruch, als ihr hier zu Theil werden kann. Mit höchster Zartheit ist das Verhältniß Leonorens zu Tasso vor uns entwickelt: ihr ganzer Irrthum ist, daß sie dem Verwunderten statt des Lorbers die Myrthe ins Haar drückt. Dies und die verschmähte Hand des Vetters Cäsar erregt des Herzogs Zorn gegen die Schwester und den Dichter. In diesem Zorn steht Alfons hier freilich minder groß und menschlich schwächer da, als ihn Göthe auffaßt, und wenn er S. 64 der Schwester nachruft:

Und würdest du dich aus dem Leben stehlen,
So laß ich dich im Tode noch vermählen —

so grenzt sein verirrter Wille freilich nahe an Barbarei des Willens. Indeß wird auch dieser Irrthum aufgehellt und endlich versöhnt, und während Tasso nach einem seligen Augenblicke die Geliebte für immer flieht, tröstet Alfons diese mit schönen und inhaltreichen Worten:

Und gäb' es auch für dich kein Wiederfinden
Und wenn dein Herz und auch dein Leben bricht . . .
Dein himmlisches Bewußtsein welket nicht.

Die Malerei sanfter Gefühle steht dem Verf. und seinem trefflichen Verse gut an, und sollte ihm auch Manches von Dem, was in der Brust des echten Dichters lebt, nicht ganz klar geworden, oder zur Klarheit in der Gestaltung nicht durchgedrungen sein, so gewinnen ihm so gelungene Stellen, wie Tasso's Lebensparabel S. 34 und 35, doch unsere Theilnahme und unsern Dank, wie sie beide dem in der Entwickelung begriffenen Dichtertalent gebühren wollen. Er lasse daher diesen Versuch nicht den letzten im Gebiet des Dramas sein.

18. Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Es gehört immer eine Art von poetischem Anlauf dazu, um über den Faust zu dichten, und da dieser nicht ohne Anstrengung und ohne Aufgebot aller Kräfte zu erlangen ist, so geschieht es, daß die poetische Größe des Stoffes für einen Augenblick auch wol den kleinen und unbegabten Geist über sich selbst hinwegheht. Diese Bemerkung wiederholt sich bei allen Arbeiten, welche den Tasso oder den Faust zum Gegenstand haben, wie wir dies im Vorhergehenden schon andeuteten. Diesmal jedoch ist dieser Stoff an einen potenten Geist gerathen, wie sich denn grade solche zur Wiederaufnahme dieses uralten Themas beständig angeregt fühlen müssen, so sehr, daß wir gradezu behaupten möchten, der sei kein Poet, dem nicht einmal im Leben ein „Faust" durch den Kopf gegangen sei. Bei dem Verf. der vorliegenden Tragödie ist es nahe dem gewesen, daß dies poetische Grundthema eine neue, eigenthümliche und also geniale Gestalt angenommen hätte. Mehrmals macht er den Versuch, den Faust in noch nicht erlebten Situationen uns vorzuführen, und es ist gewiß keine schlechte Erfindung, wenn er uns den Vater des Faust gibt, obgleich er diesen ziemlich genau nach dem Vater des Luther in der „Weihe der Kraft" modellirt.

Auch Bianca ist ein Gretchen mit neuen Lineamenten, und die Kupplerin Dujour ist eine Martha, zwar gröberer, doch immer nicht gewöhnlicher Art. Die Tragödie endet — und nach dem Ende des Faust forschen wir stets mit Recht besonders begierig — etwas schwach, mit Verzweiflung und Selbstmord im Wahnsinn. Es mag dies Faust's wirkliches Ende gewesen sein, insofern er überhaupt eins hatte; inzwischen ist es nicht poetisch genug. Der Tod von eigner Hand liefert kein Urtheil über Faust, und dies verlangen wir mit vollem Anspruch. Faust muß nach dem Tode des Leibes entweder — durch das Verdienst seiner strebenden Kraft, wie Göthe lehrt — im Himmel, oder durch den Mangel an Liebe, wie uns dünkt, in der Hölle der Selbsterkenntniß enden; mit dem Zuschlagen der Lebenspforte hinter ihm ist nichts gethan; Lohn und Buße fangen nun erst an für ihn.

Doch wir würden in einen Excurs über Poesie, Menschenaufgabe, Weltgericht und Weltgesetz überhaupt gerathen, wollten wir in diesem Thema fortfahren; wir nehmen daher die Leistung des unbekannten Verf. selbst zur Hand. Er hat in einem kecken Vers mit kecken Reimen, die etwas von Bürger'schem Geiste an sich tragen, für seine Gedanken eine neue Form gesucht. In dieser Weise gelingt ihm Vieles und Überraschendes; irgend ein kräftiger und wahrer Gedanke springt, auf Göthe'sche Art geharnischt, oft aus seinen kühnen Schlagreimen hervor. Die launigen Scenen zwischen Studenten, Bürgern und Gaunern sind reich an solchen glücklichen Erfolgen; der Verf. kennt die Welt und die Menschen, er greift sie kühn an, er neckt sie furchtlos, denn er weiß:

Es ist eben kein gefährlich Ding um die Rache
Von Leuten, die da erst rufen die Wache.

Doch auch seine tragischen Scenen nehmen an dieser prägnanten und kecken Kürze Theil, und das Gespräch Faust's mit seinem Schatten (Act. I, Sc. 4), der sich in Mephisto verwandelt, ist in poetischem Werth und im Anklang den schönsten Scenen des Göthe'schen Faust sinnverwandt.

„Ich will Klarheit — ruft Faust. Sprich, gibt's keine Wahrheit?"

Schatten. Doch — eine gibt's!
Faust (widlachend). Durch dich?
Schatten. Durch mich!
Faust. So sprich sie aus!
Schatten. Leben!

Digitized by Google

Faust erkennt dies als Wahrheit, und beschließt zu leben. „Fluch — ruft er — aller Wissenschaft!"

Wozu des Fluches! Sag dich los,
Dies Eine macht dich stark und groß!

antwortet sein Schatten.

Faust. Schweig, Ungeheuer; vor der Thräne
Der Menschensehnsucht nach dem Wahren!
Schatten. Geschaffnes Herz ist die Hyäne,
Lebt nur vom Tod, dem offenbaren.

Und weiter:

Faust. Nun denn, sag' an, was kannst du geben?
Schatten. Leben!
Faust. Und was gewährst du meinem Streben?
Schatten. Leben!

Der Pact wird fertig: Leben um Leben ist sein Inhalt. Faust fragt: „Der Zeit?"
Und der Schatten antwortet: „Die Zeit steht in der Ewigkeit!" Diese wenigen Verse geben den Kern des Gedichts. Faust lebt nun, aber er lebt unbefriedigt und stirbt in Verzweiflung; man sieht, wie weit der Verf. von Göthe abfällt!

Weiterhin folgen nun Scenen der Liebe, der Schwelgerei, des Genusses, theils kunstreich, theils bloße und blasse Nachahmungen Dessen, was wir Alle kennen. In letzterer Beziehung ist der Tod Graf Robert's, des betrogenen Gatten Bianca's, eine fast unerlaubte Wiederholung des Todes Valentin's, und die Hexe wird durch die Pariserin Dujour sehr farblos ersetzt. Doch treffen wir auch auf Gutes, Kernhaltiges und Selbständiges, wie die Gestalt Karl V., der sein eignes Leichenfest feiert, Anselmo, die Fischerin Rosa, die Spieler und selbst Wagner, der mit recht guter Individualität ausgestattet ist. Wir müssen hier schließen, aber nicht ohne den Lesern diese verdienstvolle und, im gewöhnlichen Wortverstande, originelle Arbeit zu poetischem Genuß empfohlen zu haben.*) 72.

Anekdoten aus dem spanischen Bürgerkriege.

Ein Engländer, Hr. Henningsen, der unter Zumalacarregui gedient und nach dem Tode dieses berühmten Feldherrn nach England zurückgekehrt, hat kürzlich unter dem Titel: „A twelvemonth's campaign with Zumalacarregui during the last war in Navarra and the Basque provinces of Spain" ein interessantes Werk in London herausgegeben. Hr. Henningsen ist ein Tory; blos politische Überzeugung hat ihn bewogen, gegen die spanischen Liberalen zu Felde zu ziehen. In seinen Augen ist Don Carlos ein Held, an dessen Triumphe nicht zu zweifeln sei. Der Krieg wird auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt; beide Parteien verdienen mit gleichem Rechte den Vorwurf kannibalischer Grausamkeit. Hr. Henningsen erzählt davon mehre Beispiele.

Zwei Töchter des Karlistenanführers Zavala waren den Christinos, welche Bilbao besetzt hielten, in die Hände gefallen. Diese führten in ihren Streifzügen gegen die feindlichen Tirailleurs beide Mädchen stets mit sich und schoben sie wie ein Schild vor, der sie gegen die Kugeln der Feinde schützte. Zavala konnte sich natürlich nicht entschließen, auf seine Kinder Feuer geben zu lassen, und war daher stets genöthigt die Flucht zu ergreifen. Er befand sich in der schrecklichsten Lage. Einerseits zwangen ihn die väterlichen Gefühle, dem Feinde das Feld zu räumen, andererseits spornten ihn die Vorwürfe seiner Truppen zum Kampfe an. Nach langem peinlichen Zaudern faßte er endlich einen verzweifelten Entschluß. Nachdem er seine Soldaten haranguirt, legt er sich im Gebüsche zwischen dem Dorfe Guernika und dem Meere in einen Hinterhalt. Die Christinos, davon benachrichtigt, rücken gegen ihn aus, die Mädchen sind wie gewöhnlich bei der Avantgarde. Zavala gibt mit fester Stimme, obgleich seine Augen sich mit Thränen füllen, den Befehl, zu schießen. Die Christinos ergreifen die Flucht, Zavala und seine Leute stürzen ihnen nach. Zwei Mann waren an der Seite der Mädchen getödtet worden; Zavala fand aber seine beiden Töchter unversehrt.

„Ein Detaschement Urbanos — wir lassen hier Hrn. Henningsen selbst sprechen — hielt auf der Grenze von Navarra ein Dorf besetzt, welches durch seine Anhänglichkeit an die Sache des Prätendenten bekannt war. Zumalacarregui wurde davon benachrichtigt in einem Augenblicke, wo seine Mannschaft ziemlich zusammengeschmolzen war. Es war ihm also unmöglich, etwas Ernstliches zu unternehmen, um das Dorf zu befreien. Da machte ihm ein verschlagener Schmuggler das Anerbieten, ihm einen Weg durch das Gebirge zu zeigen, sodaß er im Stande sein würde, den Feind zu überfallen und daher leicht zu besiegen. Der Vorschlag des Ximenes wurde angenommen. Man machte sich auf den Weg.... Der Feind hatte sich in der Kirche verschanzt. Ximenes, der einen seiner Söhne bei sich hatte, erfuhr, daß sein ältester Sohn die Urbanos anführte. Der Angriff wurde dessenungeachtet befohlen. Zwei Kanonen, die man aus Vittoria herbeigeschafft hatte, wurden gegen die Kirche gerichtet. Die Thüren stürzten ein. Als aber die Karlisten hineindrangen, fanden sie nur zwei bis drei Mann, die sich verspätet hatten, die übrigen hatten sich in den Thurm geflüchtet. Da man diesen nicht mit Sturm einnehmen konnte, so beschloß man Feuer anzulegen, und der Baron Los Vallos, der indessen herbeigekommen, wurde damit beauftragt. Es war bereits die Nacht eingebrochen, von Übergabe war bei den Urbanos noch keine Rede; im Gegentheile, vom Thurme herab schimpften sie auf die Schildwachen ihrer Feinde; sie nannten sie Gebirgsräuber, Mönchsbastarde u. dgl., und bedeuteten sie zugleich, den folgenden Tag würden sie die Truppen der Königin fortjagen.... Dem geschah aber nicht so. Bei Tagesanbruch fragte der Commandant der kleinen Besatzung, ob man ihm Quartier geben wolle? Nein! war die unbarmherzige Antwort. Die Hitze und der Rauch wurden mit jeder Secunde unerträglicher. Da ließ der Anführer fragen, ob man ihnen wenigstens den Trost der Religion vor ihrem Ende bewilligen würde. Man erwiderte ihm, daß dieses die Karlisten nie verweigerten. Die Urbanos ergaben sich. Es wurden Leitern gebracht, auf welchen die Karlisten den Thurm erstiegen, um die Waffen der Belagerten in Empfang zu nehmen. Einige derselben setzten sich zur Wehre und zwei bis drei Karlisten wurden verwundet. Dies war das Zeichen zu einem schrecklichen Gemetzel. Einer der Urbanos, der mit dem Bayonnete durch und durch gestochen war, fiel vom Thurme zerschmettert dicht neben mir nieder. Da indeß aller Widerstand nichts fruchtete, so ergaben sich die Urbanos in ihr Schicksal. Man führte die Anführer, zwei entschlossene, kräftige Männer, vor Zumalacarregui; der General fragte sie, ob die Garnison ihrem Befehle gemäß gehandelt habe. Der Eine, des Schmugglers Ximenes ältester Sohn, zögerte etwas mit der Antwort; sein Lieutenant, ein ehemaliger Schulmeister, hatte mehr Muth. „Ja, allerdings", sprach er mit Festigkeit. „So kann ich nichts für Euch thun", bemerkte ihnen Zumalacarregui, und gab ein Zeichen, sie abzuführen. „Denkt an meinen Vater und an meinen Bruder", schrie jammernd Lorenzo Ximenes; — „Wären Euer Vater und Euer Bruder von den Eurigen gefangen worden", erwiderte der General, „so würde ihre Treue für den König (nämlich D. Carlos) in Euerm Verrathe einen ohnmächtigen Fürsprecher gefunden haben." Ihr Loos war entschieden. Hierauf wendete sich Zumala gegen den Schulmeister, der sich wenig mit dem Tode zu beschäftigen schien, welcher seiner wartete, und eine Cigarre in seinen Fingern rollte. Der General nahm seine eigne Cigarre aus dem Munde und reichte sie ihm, damit er die seinige anzünde; sodann entfernte er sich, nachdem er die nöthigen Befehle zu ihrer Hinrichtung ertheilt hatte."

Wir haben diese beiden Thatsachen ausgehoben, weil sie wegen der Verwandtschaft zwischen den handelnden Personen

*) Den zweiten Artikel theilen wir im Juni mit. D. Red.

Digitized by Google

besonders hervorzuheben sind. An Hinrichtungen, Füsiladen, Entsamkeiten aller Art, die mit der größten Kaltblütigkeit begangen werden, bietet sonst der Bericht des Hrn. Henningsen einen schaudervollen Überfluß dar; unter andern entwirft er ein blutiges Gemälde von dem Gefechte bei Vittoria, wo O'Doyle von Zumalacarregui aufs Haupt geschlagen wurde. Die Karlisten stürzten auf die Christinos mit wüthendem Geschrei: A ellos! A ellos! Muera la Reina! Die constitutionellen Truppen ergriffen die Flucht nach muthigem Widerstande. Bald war die Ebene mit Leichen bedeckt. Hr. Henningsen zählte an einem einzigen Punkte, der vom Schlachtfelde abgelegen war, zwölf Dohte im Schatten eines in Blüte stehenden Gebüsches. Die Karlisten waren zuletzt von dem Morden dergestalt ermüdet, daß es ihnen an Kräften fehlte, ihre Henkerarbeiten zu vollenden und des Abends 82 Gefangene in den Bivouak brachten. Alle übrigen, mit Inbegriff von zwei Kaplänen, waren niedergemacht worden. Ausnahmsweise wurden die Gefangenen begnadigt.

Drei Monate nach diesem Gefechte sah der Verf. dieselbe Gegend wieder und war Zeuge eines empörenden Schauspiels; hier und da lagen ausgegrabene Leichen, welche die Vögel und Raubthiere bis auf die Knochen abgenagt hatten. Die Hunde selbst kamen aus den Ortschaften herbei, um ihren Antheil an dem schrecklichen Gastmahle zu nehmen. Die Pyramide, welche man dem Andenken O'Doyle's zu Ehren errichtet hatte, war umgestürzt. Zwei halbverzehrte todte Körper lagen unter den Ruinen; es waren allem Anscheine nach die überreste seiner Brüder.

Von Zumalacarregui entwirft der Verf. folgende Schilderung: „So streng er auch war und trotzdem, daß er seine Soldaten mit mühevollen Eilmärschen nicht verschonte, so wurde Zumalacarregui dennoch von seinen Soldaten vergöttert. Er hatte den Spitznamen El tio Tomas (der Onkel Thomas), wie Napoleon von seinen Soldaten le petit caporal genannt wurde. Er war selbst unter diesem Namen El tio bekannter als unter dem gothischen Namen Zumalacarregui; ohne Kleider, ohne Geld, ohne Lebensmittel wäre seine Armee ihm barfuß durch die ganze Welt gefolgt. Seit dem Kaiser der Franzosen hat kein Mensch einen solchen Einfluß auf die Massen ausgeübt. Die ganze Bevölkerung der insurgirten Provinzen zeigte dieselbe Bewunderung für ihn, die seine Soldaten beseelte. Er war 45 Jahr alt, von mittler Statur; aber da er sehr breite Schultern, einen kurzen dicken Hals hatte und stets nach Vorn gebückt ging, so schien er weit kleiner, als er war. Sein Profil erinnerte an die antiken Büsten, der untere Theil des Gesichts an Napolean, das Ganze war den Basreliefs nicht unähnlich, welche angeblich den Hannibal darstellen; die Haare waren sehr dunkel, ohne schwarz zu sein; der Schnauzbart verlor sich an beiden Seiten in den Backenbart; sein dunkelgraues Auge, welches sehr dichte Augenbrauen umschatteten, hatte einen sehr tiefen und schnellen Blick. Sein Anblick hatte etwas sehr Malerisches. Mit seiner Zamarra, einer Art Oberrock, der mit Pelz gefüttert ist, seinem Berret (baskische Mütze) glich er eher einem Emir als einem europäischen General. Sein weißes Pferd war Feinden und Freunden gleich bekannt; die besten Schützen der Truppen der Königin unterließen nie, darauf zu zielen; es wurde nie erreicht. Die Offiziere, die wie er Schimmel ritten, sahen ihre Pferde unter den Kugeln der Feinde stürzen, das seinige durch eine Art Wunder blieb unverwundet. Uneigennützigkeit gehört zu seinen Hauptcharakterzügen. Er hatte in den baskischen Provinzen bedeutende Kriegssteuern erhoben und hinterließ nicht mehr als 12—1500 Francs und fünf bis sechs Pferde. Sein Barbier war reicher als der Generalissimus. Welche Summe er des Morgens auch besitzen mochte, am Abend blieb ihm nichts übrig; er warf das Geld zum Fenster hinaus, wie man zu sagen pflegt; die Soldaten und Bettler drängten sich stets um ihn; er warf ihnen zu, was er bei sich hatte, und schrie gleichsam im Zorne: „Nehmt, nehmt! wenn ihr mir Alles genommen, dann werdet ihr mich in Ruhe lassen." Oft nahmen seine Adjutanten oder sonstige Subalternoffiziere gewöhnlich, was der Generalissimus im Kaffehause verzehrt hatte, zu bezahlen. „Ihr gebt über Eure Kräfte und mehr, als die Vernunft erlaubt", sagte zuweilen seine Frau zu ihm. „Geben", antwortete er dann, „ist das beste Mittel, Gott nachzuahmen." 41.

Notizen.

Auf der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Abtheilung der Kupferstiche und Holzschnitte, befindet sich die vollständige Sammlung der Kataloge aller pariser Kunstausstellungen seit Ludwig XIV. Diese Sammlung ist wichtig für die Geschichte der Kunst in Frankreich in den letzten 140 Jahren. Dem ersten dieser Kataloge von 1699 ist die Nachricht vorgedruckt: Mansard, Oberaufseher der königlichen Gebäude u. s. w. und Vorsteher der Akademie, habe Se. Maj. das Gesuch der Maler und Bildhauer um Erneuerung der sonst üblichen Kunstausstellungen vorgetragen, daß auf diese Weise die Künstler das Urtheil des Publicums über ihre Werke vernehmen und ein lobenswerther, dem Fortschritt der Künste so nöthiger Wetteifer unter ihnen sich erhalte. Der König habe sogleich seine Einwilligung gegeben, die große Galerie des Louvre als Ort der Ausstellung angewiesen und zu dem Behuf die prachtvolle Ausschmückung dieser schönen Galerie verfügt. Unter einem prächtigen Thronhimmel sah man die Bildnisse des Königs und des Dauphins und die Seiten der Galerie waren mit herrlichen Tapeten nach Rafael'schen Gemälden geziert. Das Verzeichniß dieser ersten Ausstellung führt 210 Nummern auf. Die zweite fand 1704 statt und war die letzte unter Ludwig XIV., der 1715 starb. Unter der Regentschaft hatte man keine einzige.

Unter der langen Regierung Ludwig XV. wurden 24 veranstaltet: 1737, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46, 47, 48, 50, 51, 53, 55, 57, 59, 61, 63, 65, 67, 69, 71, 73. Ludwig XV. starb 1774.

Unter Ludwig XVI. gab es 9: 1775, 77, 79, 81, 83, 85, 87, 89, 91.

Unter der Republik ebenfalls 9: 1793, 95, 96, 97, 98, 99, 1800, 1801 und 1803.

Unter dem Kaiserreich zählte man 5: 1806, 8, 10, 12, 14.

Unter Ludwig XVIII. 4: 1817, 19, 22, 24.

Unter Karl X. nur eine: 1827.

Seit der Julirevolution hat man 5: 1831, 33, 34, 36 und die eben eröffnete von 1836, welches die 59. ist, seit Ludwig XIV. die alte Gewohnheit öffentlicher Ausstellungen wiedereinführte, zu denen in 137 Jahren die französischen Künstler ungefähr 40,650 Gegenstände geliefert haben.

Die Bibelgesellschaften von London, Petersburg, Kalkutta und Colombo (auf Ceylon) haben, nach dem „Echo du monde savant", Ausgaben der heiligen Schrift in 158 verschiedenen Sprachen und Dialekten herausgegeben. Außer dem religiösen Hauptzweck, um dessen willen diese Übertragungen veranstaltet wurden, sind auch mehre derselben in orientalische Sprachen, in denen es an Schriften fehlt, wegen der zur Pflicht gemachten treuen Wiedergabe des Urtextes von unschätzbarem Werth für das Studium dieser Sprachen. Die von den verschiedenen Bibelgesellschaften seit 31 Jahren auf diese Unternehmungen verwandten Kosten sollen sich auf 13,000,000 Thaler belaufen.

O'Connell will Irland nicht blos politisch, sondern auch literarisch emancipiren. Unter seinen Auspicien wird jetzt eine wissenschaftliche Zeitung gegründet: „The Dublin review", deren Hauptredacteur Michael Quin ist, der sich bereits durch ein Werk über Spanien und im vorigen Herbste durch seine „Donaureise u. s. w.", von welcher schon eine deutsche und auch eine französische Übersetzung erschien, bekannt gemacht hat. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 100. —— 9. April 1836.

Schriften über die Vereinigten Staaten.

Reisen durch die Vereinigten Staaten und Obercanada. Von Tr. Bromme. Dritter Band. Baltimore und Dresden, Scheld und Comp. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Amerikanisches Magazin. Erstes Heft. Erster Mai. Herausgegeben von Karl Neidhard. Altona und Leipzig. 1835.

Beleuchtung des Duden'schen Berichtes über die westlichen Staaten Nordamerikas, von Amerika aus. — Auch u. d. T.: Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der westlichen Staaten Nordamerikas. Ein Schriftchen für gebildete Auswanderer von Gustav Körner. Frankfurt a. M., Körner. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Ehe wir zu Dem übergehen, was von obigen drei Schriften im Einzelnen zu sagen ist, sei uns vergönnt, erstens uns ganz speciell an den Verf. des erstgenanten Buches zu wenden, der Ref. diesen dritten Band dedicirt hat; sodann zweitens einige Worte im Allgemeinen über diesen ganzen neuen Zweig unserer Literatur, die Auswanderungsschriften, hinzuzufügen.

Hr. Bromme hat sein Buch dem Mitarbeiter Nr. 10 der „Blätter für literarische Unterhaltung" dedicirt; zufällig führte Ref. noch diese Nummer vor Kurzem — ob es beim Abdruck dieser Anzeige noch der Fall sein wird, vermag er aber nicht im Voraus zu sagen, da die Zeit des Abdrucks nicht von ihm abhängt und die Nummern dieser Zeitschrift — wohlgemerkt! — von Zeit zu Zeit wechseln. Sollte es nun also nicht der Fall sein, so bittet Ref. den Verfasser, nicht übel zu nehmen, wenn eine andere Nummer sich der Sache annimmt. *)

Die Dedication enthält zum Theil ein beifälliges Urheil über die bei der Anzeige der frühern Bände des Bromme'schen Reisewerkes mitgegebene Abhandlung über Auswanderung und Colonisation im Allgemeinen, wofür wir dem Verf. von Herzen danken, da er hier nach Allem, was wir sonst über ihn erfahren, ein competenter Richter ist. Zum Theil aber enthält die Dedication bittere Beschwerden über den Inhalt der Anzeige der frühern Bände. Wir wollen diese einzelnen Beschwerden durchgehen und uns bemühen, Hrn. Bromme überall die Rechenschaft zu geben, die er zu wünschen scheint und die wir glauben einem Manne schuldig zu sein, der — wie er es auch anfangen mag — es mit einer wichtigen Angelegenheit sehr redlich meint.

Er sagt: „er bedauere, daß ein Mann, der Alles, was seit 20 Jahren über Amerika in Deutschland, Frankreich und England erschienen sei, gelesen habe, so wenig mit Amerika bekannt sei und um die Statistik jenes Landes so gut wie gar nicht sich bekümmert habe; denn wäre dieses der Fall, so würde Ref. die Sammlung statistischer Angaben, die seine Reise enthalte, als die neuesten officiellen Nachrichten erkannt haben und nicht genöthigt gewesen sein, durch triviale Bemerkungen dieselben lächerlich zu machen, oder ihre Richtigkeit zu verdächtigen."

Zuerst hier die Versicherung, daß es uns nicht eingefallen ist, diese statistischen Notizen lächerlich machen zu wollen, und wenn wir, um augenfällig zu beweisen, daß unbelegte statistische Notizen einen praktisch untergeordneten, wissenschaftlich fast gar keinen Werth haben, die Verschiedenartigkeit der Quellen, aus denen dergleichen fließen können, durch Beispiele andeuteten, so sehen wir darin auch jetzt nichts Triviales. Hr. Br. müßte denn — was inzwischen sein Buch nicht ahnen läßt — sich so an abstractes Denken gewöhnt haben, daß jeder concrete Fall ihm trivial vorkäme. Ihm selbst aber, Hrn. Br., dürften wir hier in seiner Antwort eine kleine Ungenauigkeit, um nicht zu sagen Unredlichkeit, vorwerfen können, denn in unserer Anzeige finden sich die Worte: „wenn man so ziemlich Alles gelesen hat, was seit etwa 20 Jahren in Deutschland nicht blos, sondern auch in Frankreich und England über den sittlichen Zustand der Freistaaten und des britischen Amerikas erschienen ist" u. s. w. Diese Worte parodirt Hr. Br. ironisch in seiner Dedication so, daß er das so ziemlich und den sittlichen Zustand wegläßt, wodurch ein völlig anderer Sinn entsteht; denn was Ref. wirklich gesagt hat, kann er auch nun ohne Ruhmredigkeit wiederholen; aber was ihm Hr. Br. sagen läßt, könnte ihm nicht einfallen, denn da er genauer kennt, als Hr. Br. zu kennen scheint, mit welchen wunderbaren Schwierigkeiten selbst in Ländern, wo der detaillirteste und wohleingerichtetste Administrationsmechanismus stattfindet, die Herstellung genauer statisti-

*) Vgl. die Aufsätze von Chiffre 10 in Nr. 101—103 und 335—337 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Digitized by Google

scher Data zu kämpfen hat, und mit welchen weit höhern sie also in einem Lande wie Amerika, wo die Menschen noch wie der Flugsand durcheinanderziehen, bald hier sich sammeln und rasch zu Haufen anwachsen, dann dort schwinden, wo sie von außen stets neuen Zufluß erhalten und wo die Veränderung des Aufenthaltsortes so gar keiner Controle unterliegt, zu kämpfen haben muß, haben ihn in der That die statistischen Einzelangaben nie besonders interessirt. Daß er solche statistische Schriften, oder in umfassendern Werken grade diese Theile mit großer Aufmerksamkeit gelesen, von sich rühmen zu wollen, ist ihm nie in den Sinn gekommen; aber nochmals wiederholt er seine Behauptung: „wenn solche Dinge überhaupt einen Werth haben sollen, muß die Quelle der Angaben und die Zeit der Angabe speciell genannt sein"; dann erst kann man einen ungefähr-richtigen Überschlag machen. Die Angabe: „die Quelle seien die neuesten officiellen Nachrichten", genügt durchaus nicht; denn wenn zufällig diese neuesten officiellen Nachrichten vom Jahre 1830 sind, haben wir schon einen ganz anderen Maßstab dafür, als wenn sie von 1834 sind; vier Jahre, und darunter Auswanderungsjahre wie 1832 — 34, thun ungeheuer viel; man braucht nur den neuesten Reisebericht aus Missuri und Illinois im „Ausland" mit Dem zu vergleichen, was etwa vor vier Jahren über diese Gegenden gesagt ist.

Hätte es aber Hrn. Br. gefallen, uns zu sagen, ob diese neuesten officiellen Nachrichten von den Unionsbehörden oder von den einzelnen Staatenbehörden bekannt gemacht seien, in welchen Jahren dies geschehen sei, welche administrativen Vorarbeiten den Angaben zu Grunde lägen, von welchem Jahre diese Vorarbeiten seien — dann ließe sich Alles anders an, und man würde, wenn man allgemeinere Nachrichten über die Ansiedelungsrichtungen zu Hülfe nähme, noch nach einigen Jahren eine ungefähr richtige Überschlagsrechnung machen können; während eine solche Rechnung jetzt bei Zugrundelegung der Bromme'schen Notizen kaum irgendwie von Erfolg sein kann in Beziehung auf die Landschaften mit anwachsender Bevölkerung. Er entgegnet wahrscheinlich, um solche Genauigkeit sei es ihm auch nicht zu thun gewesen, sondern nur den Einwanderern einen ungefähren Maßstab in die Hände zu geben. Wohl! dann bedarf es aber auch dieser scharfen numerischen Form der Angaben nicht, und diese Form ist dann ein eitles Ding. Was sich übrigens Hr. Bromme unter „literarischer Selbständigkeit" denkt, wissen wir nicht zu sagen; statistische Notizen arithmetischer Art kann Niemand selbständig machen, als wer die Zählung unmittelbar vornimmt. Bei statistischen Angaben wollen wir also auch bei der sehr weisen, in Deutschland hergebrachten Unselbständigkeit bleiben, wollen uns auf unsere Quellen berufen und sie mit Namen citiren, wenn wir es auf Glaubwürdigkeit bei Andern wirklich absehen.

Alles, was wir an Hrn. Br.'s Buche auszusetzen haben, besteht nun außer der Nichtnachweisung der Quellen seiner statistischen Notizen darin, daß sein Buch ungleich gearbeitet ist; denn wollte er solche trockene Nachrichten geben, so gab er sie in weit zweckmäßigerer Form, wenn er seine Quellen gradezu übersetzte; wollte er Auswanderern ein vollständiges Hand- und Hülfsbuch geben, so konnte er Das, was er außer jener Statistik zu geben hatte, weit zweckmäßiger als eingehende besondere Aufsätzen zusammenstellen, die dann gleichmäßig in Haltung und von jenem Inhalte seines Buches nach jeder Seite verschieden sein konnten. Wollte er endlich als Unterhaltung gewährendes Reisewerk liefern, so hätte es überall eine reichere Bildung und namentlich eine höhere Bildung der Darstellung gehört, welche er nicht besitzt hat, trotz aller andern Gelehrten, deren Erwähnung er uns als Schild entgegenhält, in Beziehung auf welche er sich darauf beruft, daß sie sich nicht zu nennen pflegen, die er aber doch selbst nicht nennt.

Es kann übrigens ein Buch in seiner ganzen Anlage viel zu wünschen übrig lassen und dabei der Verf. nicht blos die redlichsten Absichten gehabt, sondern auch thatsächlich damit manchen Nutzen gestiftet haben, und in beiden Punkte gestehen wir gern dem Br.'schen Buche zu. Weit zweckmäßiger aber würde der Verf. gearbeitet haben, wenn er überall solche Monographien wie seine Skizze über Michigan geliefert hätte; dergleichen ist in noch höherm Grade brauchbar, dergleichen thut unsern Auswanderern noth, und wir sehen mit wahrer Sehnsucht der Erfüllung der Zusage entgegen, die Hr. Br. gegeben hat, für alle westlichen Staaten solche Monographien zu liefern. Gewöhnliche Tiraden auf deutsche Gelehrte, ihre Arbeiten auf dem Studirzimmer u. dgl. hätten wir dieses gern überall den Verf. zu sparen. Er hat es mit einem Manne zu thun, der seine guten Gründe hat, seinen Namen diesen Artikeln über Amerika nicht beizugeben, der ihm selbst aber, sobald er es wünscht, gern sich nennen und ihn überzeugen wird, daß, wenn er auch viel Lob! recht viel Zeit auf dem Studirzimmer zugebracht hat, er doch auch wenigstens ebenso viel Zeit andern Gegenden der Welt zugewendet und mancher Herren Länder, wenn auch Amerika nicht, gesehen, auch noch in nicht durch das Streben nach wissenschaftlicher Bildung in Kenntniß von und die Lust an der Natur und namentlich, worauf bei diesen Auswanderungssachen etwas ankommt, von und an Wald, Wiese, Garten und Feld verloren hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. Erste Sammlung. Einleitung. Menzel. Leipzig, Hinrichs. 1836. 8. [illegible]

Wir sehen den Verf. dieser mit ebenso viel leichtem Witz als schwerhaltigem Ernst geschriebenen Briefe sich [illegible] sich eine literarische Stellung erringen, die nach [illegible] hin von Wirksamkeit sein soll und es auch wirklich sein wird. Verf. sind die Resultate der neuesten [illegible] zum Eigenthum geworden, er steht mit seinem Denken [illegible] sammenhange mit den Ergebnissen des deutschen Geistes, [illegible] das sich, der schiedsrichterlichen Willkür der besonderen [illegible] lichkeit enthoben, vor dem objectiven Weltgeist [illegible] Denn das möchte das unleugbar Große der Hegel'schen [illegible]

Digitized by Google

spruche will, daß sie Alles, was in ihr die Gedanken erfaßt und findet, als vor den Augen des allgemeinen Geistes, wollen wir ihn Weltgeist oder Geist der Menschheit nennen, vollzogen und vollendet hinstellt. Darum die Sicherheit Hegel'scher Forschung auf dem Gebiete der Religion, weil ihr die Eintracht mit der Offenbarung nicht entzogen bleibt. Darum das Festhalten an Harmonie zwischen Wahrheit und Wirklichkeit. Darum aber auch die Rathlosigkeit des Hegel'schen Gedankens, wenn er auf ein Thema stößt, das noch im Werden seiner Wirklichkeit begriffen, sich dem Beschauer noch nicht als ein fertig in sich Ausgelebtes vor die Füße legt. Denn demjenigen Stoffe, dessen geschichtliche Wirklichkeit noch nicht in sich abgelaufen ist, läßt sich vom Hegel'schen Standpunkte nicht die Wahrheit ablauschen. Darum die nicht verleugnete, aber unsicher und schwankend gebliebene Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit, die den Meister des Systems mit der Feststellung der absoluten Ewigkeit des Geistes erledigt glaubte, während Göschel, um sie zu sichern, einen Schritt aus dem Systeme heraus und in die Unmittelbarkeit pietistischer Befangenheit des Glaubens hinein thun mußte. Darum Hegel's Rathlosigkeit in manchen Partien der Aesthetik, davon abgesehen, daß er seinem consequenten Denken zufolge den Begriff des Kunstwerks über die unmittelbare Production der Kunstschöpfung selbst erhob, während Hotho, derjenige seiner Anhänger, der sich vorzugsweise mit der Lehre vom Schönen zu beschäftigen Miene macht, doch irgendwie wieder zu einer Hochstellung der Subjectivität seine Zuflucht nahm, obschon er noch durch die Annahme einer männlichen und einer weiblichen Subjectivität sich gewissermaßen ein Loch offen ließ.

Aus diesem Wirren und Widersprüchen das Bleibende im Hegel'schen Gedankenleben hindurchzuführen und es vom zeitlich Hinfälligen des Systems zu sondern, dürfte sich für die jüngern Anhänger dieser Philosophie als eine wesentliche Aufgabe hinstellen. Daraus müßte sich die Nöthigung einer Polemik gegen das System selbst ergeben, denn der wahrhaft fortschreitende Gedanke muß seiner dialektischen Natur nach sich gegen sich selbst zu kehren Kraft und Muth haben. Das Sichinsichselbstverrammeln (ein Ausdruck, der nach Hegel'scher Wort- und Denkbildung ganz einfach gemacht werden darf) ist das Unheil des Hegel'schen Schuldenkens.

Hr. Marbach gehört nicht zu denjenigen Jüngern der Schule, die zu den Füßen des Meisters gesessen haben; bei ihnen ist halb Pietät, halb Gedankenschwäche das Motiv ihrer Stabilitätsmanier. Der Verf. der vorliegenden Briefe hat in freier Wahl, in Folge seiner philosophischen Forschung und auch äußerlich ganz von fern her den Hegel'schen Gedanken als nothwendiges Resultat des allgemeinen Geschichtsverlaufes erfaßt. Allein wir sehen nicht, daß der Hegel'sche Gedanke sich in ihm aus sich selbst herausorientirt. Vielmehr steht der Verf. in Hegel, mit einer unleugbar rüstigen Gesinnung gesichert, und orientirt sich auf diesem Standpunkte über die Welt der beiherlaufenden Erscheinungen. Beiherlaufende Erscheinungen waren für ihn bisher Gutzkow, Krug; in den vorliegenden Literaturbriefen Menzel und das junge Deutschland. Erwarten wir von ihm keinen Aufschluß über Hegel, keinen Fortgang des Hegel'schen Gedankens, wenigstens nach des Verf. bisherigen literarischen Leistungen, sondern vielmehr eine Anwendung desselben auf Phänomene in Zeit und Wirklichkeit, mithin ein Herabsteigen aus der Höhe der Speculation in die zufällige Irrthumswelt kleiner Interessen, und beiläufig ein Popularisiren der aus der Hegel'schen Philosophie gewonnenen Anschauungen. Heilsam ist das jedenfalls, es dient wesentlich zur Verbreitung und Offenbarung der in bestimmten Kreisen und von einem festen Mittelpunkt aus hervorgegangenen Wahrheiten. Der tiefern Forschung bleibt es freilich ein unabweisliches Bedürfniß, an dem Centrum selbst zu rütteln, weil jede neue Zeit ihr neues Centrum schlechthin verlangt. Die Schwächen des Systems liegen auch zu offenkundig am Tage, um mit einem unbefangenen Ignoriren derselben sich aus dem Kern der Lehre seine Welt zu construiren. Es gehört mindestens eine idyllische Naivetät dazu, von der ich nicht recht weiß, ob ich sie bewundern oder bedauern, für unschädlich oder für unverdienstlich halten soll. Schädlich und zweckwidrig wird sie erst in ihrer Dauer. Allein die Dauer ist ihr benommen, denn entweder verliert sie den Muth zu sich selbst, oder sie trägt die Bürgschaft gesunden Fortschreitens unbewußterweise schon in sich selbst. Dies ist bei dem Verf. der Fall, ohne daß er es weiß. Der achte von den zehn vorliegenden Briefen handelt von der Harmonie zwischen Geist und Natur und der Nothwendigkeit ihrer gegenseitigen Polarität, in der sie in Gegensätzen, aber in entgegengesetzter Gemeinschaftlichkeit verharren. Der Verf. hat dies populair faßlich an einem Beispiel vom Magnet nachgewiesen, nicht logisch gesichtet, auch nicht an den Problemen des tiefern Lebens aufgezeigt. Aber auch mit dem Beispiel, an dem sich sein Gedanke orientirt, ist er dem Hegel'schen Dilemma, wonach die Natur als das vom Geist Abgefallene erscheint, enthoben.

Es kommt uns nicht zu, die Anknüpfungspunkte in den Schriften des Verf. weiter aufzusuchen, in denen sich eben Ausgangspunkte in Bezug auf die Hegel'sche Philosophie für ihn selbst ergeben. Er hat es in einer frühern Schrift mit Krug, in seinen Briefen mit Menzel zu thun, und hier ist die Geltendmachung des positiven Gehalts in der Hegel'schen Schullehre durchaus ebenso preiswürdig als beherzigenswerth. Gegen das Nichtwissen hat jeder Standpunkt des Wissens sein gutes Recht geltend zu machen. Im Übrigen hat der Verf. so Manches von der vornehmen Schulmaxime des Hegel'schen Denkens an sich, daß wir nicht wissen können, inwieweit dies zu seinem bleibenden Eigenthum gehört oder nicht. Dazu gehört besonders das Verleugnen der Persönlichkeit, das bei den Hegelianern ebenso eitel ist als das kokette Hervordrängen des Ichs, das eine Zeit lang Mode war. An Göthe sieht der Verf. das gesunde Ausprägen einer Individualität, und er spricht doch von einer allgemeinen Weltanschauung, die er eine Göthe'sche nennt. Hierüber an dieser Stelle weiter zu sprechen, möchte jedoch zu fernab führen von dem eigentlichen Inhalt der Briefe. Nach unserm Dafürhalten ist der Geist der Gegenwart aus der Göthe'schen Weltanschauung ebenso sehr herausgetreten als aus dem Hegel'schen Begriff.

Es geht aus dem Bisherigen schon hervor, in welchem Sinne die Briefe über die jüngsten literarischen Erscheinungen geschrieben sind. Sie machen den positiven Gehalt der Hegel'schen Philosophie und der Göthe'schen Dichtungsweise gegen die ephemeren Erscheinungen der neudeutschen Polemik geltend, und wenn wir sagten, daß der Verf. sich einen literarischen Standpunkt erringt, der nach zwei Seiten hin sich als wirksam erweist, so meinen wir eben damit seinen doppelten Hinblick auf den tiefen Gehalt der letzten großen Offenbarungen des deutschen Geistes und auf die gährende Masse der jüngern Zeit. Es versteht sich, daß der Autor, da er sich seinem ästhetischen Empfinden nach ebenso sehr an Göthe lehnt, als sein Denken in Hegel basirt ist, die classische Schönheit der griechischen Welt besonders hervorhebt und feiert. Die Verklärung der Sinnlichkeit war wie in Göthe so in der Kunstanschauung der Griechen der Lebensnerv. Man wird den achten und neunten Brief mit dem größten Interesse lesen und dem Verf. in Allem huldigen, was er über den weltüberwindenden Geist des Christenthums sagt. Am eigenthümlichsten in seiner ganzen Anschauungsweise ist die durchlaufende Parallele von Leib und Geist. Wie er Natur und Geist als gegenseitig sich bedingende, polarisch relative Mächte des Daseins auffaßt, so sieht er auch Leib und Geist als Gegensätze an, die in ihrem Widerstreben nur die gegenseitige Erfüllung der Existenz ausmachen. Die Natur, welche nicht Geist ist, nennt er Lüge und Sünde, aber auch den Geist, der nicht Natur ist. Die Wirklichkeit des Geistes, sagt er, ist der Leib, die Wahrheit des Leibes ist der Geist. So ist die classische Kunst eine Vergeistigung des Leibes, die romantische eine Verleiblichung des Geistes. Vortrefflich ist die Charakterisirung des Katholicismus. Er ist nach des Verf. Deduction eine Verleiblichung des christlichen Geistes, in der sogar der

Digitized by Google

Begriff der Gegenwart Christi nicht anders als in der Person eines sichtbaren Stellvertreters sinnlich erschien.

In allen diesen Deductionen gibt der Verf. die Grundzüge zu einer Ästhetik, deren vollendete Durchführung uns lieber gewesen wäre als eine Polemik gegen Menzel. Denn Alles, was sich als Einleitung und allgemeine Orientirung in den Stoffen des geistigen Lebens ergibt, ist beiweitem das Wesentliche in den Briefen. Die Anwendung dieser Doctrin auf Menzel und Gutzkow ist fast erdrückend; sie bedurfte nur kleiner Pinselstriche. Insofern die Briefe fortgesetzt werden, wird es sich in Frage stellen, ob der Verf. die ganze junge Zeit begreift, und ob das jüngere Geschlecht sich nicht blos mit seinen Wirren und seiner zähneknirschenden Polemik, sondern auch mit seiner in tausend Herzen festgewurzelten, positiv mächtigen Zeitgesinnung in der Doctrin des Verfassers abgespiegelt finde. Ein neuer Zeitgeist läßt sich aber weder von Hegel noch von Göthe aus, sondern nur durch und in sich selbst rectificiren. Vor der Hand bedauern wir es, daß der Verf. nicht mit Börne und Heine sich die ersten Stadien seiner Betrachtung gesetzt hat und den Zeitgeist in zehn Briefen nur in denjenigen Erscheinungen anfaßt, die beim bloßen Anfassen sich als ziemlich morsch erweisen.

Der Verf. hat somit leichtes Spiel, indem er vorläufig weder die vor-Menzel'schen noch die nach-Menzel'schen Erscheinungen charakterisirt. In jenen liegen die Saatkörner, in diesen die Blüten, die eine fruchttragende Zukunft verheißen. Menzel steht mitten drin und gätet darin wie ein derber Landmann der, statt ein Gärtner zu sein, den Knüppel in die Hand nahm. An den alten Autoritäten hatte er gerüttelt, Börne und Heine der Welt gedeutet, bis er sah, daß überwüchsige Sprößlinge sich seiner Schere entwanden. Hr. Marbach charakterisirt ihn demnach als den egoistischen Philister der ganzen Periode. Der sechste Brief schildert seine Licht- und Schattenseiten, der siebente seinen „Geist der Geschichte". Der Verf. geht allerdings etwas cavalièrement mit ihm um; er sieht zu wenig die Nothwendigkeit ein, daß auch an Göthe's Thronsessel gerüttelt werden mußte, um das ewige Leben des Geistes, das mit ihm sich wollte einsargen lassen, wach zu erhalten. Müssen wir einen Anhänger der Hegel'schen Lehre daran gemahnen, daß das Leben des Geistes mehr werth sei als jedwede noch so mächtige geistige Persönlichkeit? Nur wenn man die Elemente auffaßt, die in Göthe'scher Poesie noch keineswegs zur Erledigung gekommen sind, kann man den Sinn der Jetztwelt begreifen. Der Verf. läßt auch hier den Zusammenhang der Zeitinteressen aus den Augen, hält sich mehr an ein einzelnes Buch, das Menzel schrieb, den „Geist der Geschichte", und hat denn freilich hier einen sehr leichten Spielraum, um den Kannibalismus der darin entwickelten historischen Ansichten aufzuweisen. In sehr würdigem Lichte steht der Verf., wenn er den beschränkten moralischen Standpunkt als ein dürftiges Armesünderstühlchen umstürzt. Menzel hat sich auf dies Stühlchen gesetzt und ist mit ihm zusammengebrochen. 52.

Älteres unter neuen Beziehungen.

Als 1790 die französische Revolution in die Niederlande drang, entstand auch ein Aufruhr in Lüttich, wo seit langer Zeit wol mancher Grund zu Klagen vorhanden war. Der Bischof von Lüttich schrieb damals: „Seit langer Zeit mangelte es den Lüttichern an Neuigkeiten; das war das Einzige, was ihnen zu einem Glücke zu fehlen schien, welches sie unter der sanftesten und gemäßigtsten Regierung, die jemals existirt hat, und an welcher ich gewißlich niemals etwas zu ändern gedachte, genossen." Wer hat hier Recht? die Lütticher oder ihr Bischof? Wol Beide; ganz ebenso wie 1830. Neuerungslustige, unruhige, müßige und hitzige Köpfe benutzen die Umstände und machen sich zu schaffen und arbeiten auf diese Weise Denen in die Hände, die ein langgefühltes Bedürfniß nach einem bessern Zustande zwar empfunden haben, denen aber die träge Gleichgültigkeit und die Macht der Gewohnheit den Mund verschließt, oder die ihre Klagen doch nur in Seufzern aushauchen, deren schwache Laute die Luft nicht erreichen, welche die Throne umgibt. In neuern Zeiten müssen erst die Hände, dann die Köpfe arbeiten, wenn es besser werden soll. Es hat viel zu sagen, ehe ein Mensch, der jahrelang in einem baufälligen Hause wohnt, bis selbe stützen oder reparirten soll; jeder hinzukommende Tag vermehrt das Gefühl der Sicherheit. Aber bricht der Sturm eine Stütze, dann wird er Hand anlegen und es einreißen, um sich ein neues nach Bequemlichkeit oder Laune zu bauen.

Lichtenberg machte Jacobi auf die ungewöhnliche Erscheinung des Kometen aufmerksam, den man am 10. und auch einmal am 18. Jan. 1793 in Göttingen gesehen hatte. „Er war", schreibt er, „mit bloßen Augen sichtbar und bewegte sich so schnell, daß er in 24 Stunden 34 Grade am Himmel durchlief, also wahrscheinlich der Erde sehr nahe. Mir fiel in Stelle des Tacitus („Annal.", XIV, 22) dabei ein: „Ein Kometengestirn erschien, von welchem man gemeiniglich glaubt, daß es eine Veränderung, die mit dem Könige vorgehe, anzeige." „Vielleicht", setzt Lichtenberg hinzu, „hat die ganze Geschichte dieses Aberglaubens kein treffenderes Beispiel aufzuweisen als dieses. Dieser wahre Courrierkomet kam, als sich der Kopf des armen Königs (Ludwig XVI.) zu Ende neigte und gleich nach der Enthauptung nicht mehr gesehen. Was will man in frühern Zeiten aus dieser Erscheinung gemacht haben? Man kann fragen, warum nennt der scharfsinnige L. dies Beispiel treffend, da es doch weder für noch gegen den Aberglauben beweist? Übrigens kann man hierbei sehen, daß selbst die Macht des Aberglaubens den materiellen Interessen weichen muß, da in der neuern Zeit die Erscheinung der Kometen nicht mehr so sehr auf Staats- und Regierungsveränderungen als auf die Wünsche der Weintrinker und Weinhändler bezogen wird. G.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Bücher-Lexikon,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. von

Wilhelm Heinsius.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis vierte Lieferung, Bogen 1—44.

Abaelardi—Hamisch.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Wilhelm Heinsius, 1812—29, kosteten früher 27 Thaler, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern zu beziehen.

Leipzig, im April 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 101. — 10. April 1836.

Schriften über die Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Was wir nun nach dieser speciellen Erörterung unsers Verhältnisses zu Hrn. Br. weiter über diese Auswanderungsliteratur im Ganzen zu sagen haben, concentrirt sich theils in ein Wehgeschrei über die Mishandlung der deutschen Sprache (und dieser Vorwurf trifft zum Theil Hrn. Br. auch), theils in ein Wehgeschrei über die rohe Gesinnung, die einem großen Theile dieser Schriften unterliegt; von diesem letzten Vorwurfe müssen wir allerdings Hrn. Br. ausdrücklich freisprechen.

Die Sprache wird mishandelt besonders dadurch, daß sich die Leute, die für Auswanderer nach Amerika schreiben, nicht, wie doch sonst Sitte ist, die Mühe geben, zu übersetzen, sondern daß sie einen völligen Mischmasch englischer und deutscher Worte anbringen, zum Theil einen Jargon schreiben, der beinahe schon an den deutsch-pennsylvanischen Bauer erinnert und auf jeden Fall Alles übertrifft, was man sonst von französischer Mengerei bei uns kannte. Um die Nebenbäche eines Baches, die Nebenflüsse eines Flusses u. s. w. zu bezeichnen, haben wir das untadelhafte Wort: Zuflüsse; unsern über Nordamerika schreibenden Landsleuten ist es aber zu schlecht, sie sagen lächerlicherweise: tributaries. Um einen Wald zu bezeichnen, wo die Bäume licht, in größern Zwischenräumen und ohne Unterholz stehen, haben wir das untadelhaft deutsche Wort: Lichtung; unsern Deutschamerikanern ist das Wort zu schlecht, sie schreiben: opening, oder Öffnung, was kein Mensch versteht. Statt Marschboden schreiben sie, mit rühmlicher Ausnahme Gerke's, bottom. Statt höher liegendes Land, upland, Aufland; statt Zaun, fence oder gar Fenze; statt Landgut, farm u. s. w. ohne Ende. Wenn ein Deutscher aus England zurückkehrt und sagt, er habe seine Mutterzunge vergessen, oder fragt: Wie thut Ihr thun? so lacht ihn Jedermann als einen abgeschmackten Menschen aus, ist aber Eichenöffnung (oak-opening) und Fenze (fence), und Aufland (upland) und Krik (Creek) u. s. w. nicht ebenso schlimm als „seine Mutterzunge vergessen" haben. Mit der Entschuldigung aber, daß man dergleichen Worte grade für die Auswanderer brauchen müsse, damit sie sie kennen lernten, soll uns Niemand kommen, denn wenn das der Grund sein sollte, müßten die Ausdrücke alle auch vorher erklärt werden und könnten sie in Parenthese oder zwischen Gedankenstrichen neben den deutschen Worten stehen; aber jenes geschieht selten und dies noch seltener, und das Ganze ist ein Erzeugniß theils schriftstellerischer Faulheit, theils einer einfältigen Ziererei mit fremdaussehenden Wortlappen.

Eine andere Art der Mishandlung unserer Sprache in vielen dieser Schriften rührt daher, daß die Verfasser selbst nicht regelrecht und gut Deutsch verstehen. Dies kann man, wenn die Verfasser den niedern Ständen angehören, nicht ihnen zum Vorwurf machen; denn oft haben sie wichtige Mittheilungen zu machen, oder glauben doch, solche zu machen zu haben, weshalb ihnen die Herausgabe ihrer Schriften nicht verdacht werden kann, während doch bei ihnen nach der alten Regel, daß wo nichts ist der Kaiser sein Recht verloren hat, nicht der Maßstab der Grammatik angelegt werden kann. Aber den Herausgebern solcher Schriften, die in der Regel gebildetern Classen angehören, und auf jeden Fall den Verlegern kann und muß aus solcher Sudelei ein Vorwurf gemacht werden. Keiner entschuldige sich damit, daß die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers habe bewahrt werden sollen, denn so grobe Verstöße gegen Grammatik und Sprachgebrauch, wie in vielen dieser Schriften vorkommen, gehören nicht mehr zur Eigenthümlichkeit; sie können unbeschadet der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks überall gebessert werden und sind, wo Herausgeber oder Verleger nicht für ihre Besserung sorgen, eine reine Sudelei. Was soll man aber dazu sagen, wenn selbst Leute, die den Titel eines Doctors der Rechte führen, wie Hr. Gerke, auf allen Bogen sich solche Sudeleien zu Schulden kommen lassen? Damit kann kein Inhalt der Schrift selbst ausgesöhnen; es ist eine Nachlässigkeit, die Niemand für etwas Anderes als für eine Grobheit gegen die gesammte deutsche Lesewelt halten kann, und wollen die Herren sich schriftstellerische Ungezogenheiten erlauben, so mögen sie auch gestatten, daß man sie deshalb mit dem Recht zur Rede stellt, was sie selbst darbieten.

Es scheint aber die Unbesorgtheit in dieser Hinsicht in Deutschland von Jahr zu Jahr weiter zu gehen. Sogar in sonst so leidlichen Übersetzungen, wie die von Washington Irving's „Tagebuch" in Berlin bei Veit u. Comp. erschienene, kommen Übersetzungsschnitzer der Art vor, daß

Digitized by Google

elk durch „Elendthier" (sic!) übersetzt wird, während dies doch in Amerika moose heißt, und das Wort elk in Amerika den Wapiti oder Rothhirsch (cervus major oder canadensis), eine unserm Edelhirsch unter den amerikanischen am nächsten kommende, aber größere Hirschart, die vom Elenthier sehr verschieden ist, bezeichnet; daß cotton-wood durch „Baumwollenstauden" übersetzt wird, während es doch eine der mächtigsten, gewaltigsten Baumgestalten Amerikas, eine Pappelart ist. Ganz gewöhnlich ist in andern Büchern der Fehler, das Wort Dutch, welches im größten Theile von Nordamerika im gemeinen Leben einen Deutschen bezeichnet, durch „Holländer" übersetzt zu finden, und wer ein Muster, eine wahre Vogelscheuche einer Übersetzungssudelei kennen lernen will, der sehe das 1832 in der Vogler'schen Buchhandlung zu Potsdam erschienene Büchlein: „Pickering's Führer für Auswanderer nach Amerika" an; denn dies ist an sehr vielen Stellen, wenn man nicht selbst so viel Englisch weiß, daß man die unsinnige Übersetzung sich zurückübersetzen kann, gar nicht zu verstehen.

Sieht man nun aber an der Handhabung der Sprache schon, daß man in diesem Zweige der Literatur, der Auswanderungsliteratur, nicht eben immer wohlunterrichteten Leuten begegnet, so tritt in der Gesinnung auch oft eine Gemeinheit heraus, die in den verschiedensten Abstufungen bis zur pöbelhaftesten Pöbelhaftigkeit fortgeht. Daß es in Deutschland nicht Jedem gefällt, ist eine Sache für sich; und daß Jemand, dem es hier nicht gefällt, der aber glaubt es anderswo besser finden zu können, dahin geht, ist natürlich. Niemand verdenkt beides den Leuten, Jeder wünscht ihnen Glück; wenn sie nun aber, sobald sie den Rücken gekehrt haben, auf alles Das, was Deutschland zur größten Ehre gereicht, blos deswegen schmähen, weil sie das Unglück hatten, daß ihnen das sonst Ehrwürdige ein paar Mal in Caricaturen begegnet ist, oder weil sie das Unglück hatten, daß das für das Volk im Ganzen Segensreiche für sie grade drückend geworden ist, so zeigt dies schon ein sehr beschränktes, einseitiges Urtheil. Doch solches Schelten auf das deutsche Gezücht gelehrter Stubenhocker, Alles beaufsichtigender und von oben scheel sehender Beamten u. dgl. mag noch hingehen, so lange die Leute dadurch nur sich blamiren und ihren engen Gesichtskreis kund geben; wenn aber in einer Schrift, die offenbar für Auswanderungslustige in niedern Kreisen veröffentlicht ist, wie in den „Briefen der Familie Steines", ein Apothekerjunge sich in der rohesten Weise über deutsche Verhältnisse vernehmen läßt, ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus macht, einem Arzt in Amerika vorzulügen, er verstehe ein gewisses Mittel zu bereiten, und es diesem, ohne es zu kennen, beliebig ins Tageslicht hinein bereitet, mag es den Kranken einen Erfolg bringen, welchen es will — wenn in einer solchen Schrift ein solcher Mensch als Hauptredner auftritt, und der Herausgeber Dellmann, welcher Lehrer an einem preußischen Progymnasium ist, die Schrift dem Publicum mit der Versicherung übergeben kann, daß dieser junge Mann zu den Gebildeten gehöre, so wissen wir nicht, was ärger ist, die Unbildung oder die Unverschämtheit des Herausgebers. Wir wollen die Schattirungen dieser Art Rohheit, wie sie durch die meisten dieser Schriften hindurchgeht, nicht weiter verfolgen, es sei genug, auf dieses Schandmuster hingewiesen zu haben. Horresco referens!

(Der Beschluß folgt.)

Bulwer.

Das „Monthly literary magazine" enthält einen [illegible] beherzigenswerthen Artikel über Bulwer, den beliebten und viel belobten Romanschriftsteller. Dieser Artikel ist um so erfreulicher, da er zeigt, wie auch in England die Kritik, [illegible] etwas ungelenk und oft bis zu einem wissenschaftlichen Ekel monismus materiell, aber dennoch nicht ohne [illegible] sicht grade in diejenigen literarischen Erscheinungen ist, welche eben, weil sie einige Jahre auf den Wogen des [illegible] Zeitgeistes hinbrausen, zu blendend und zu einschläfernd für das gewöhnliche Bewußtsein sind, als daß ihnen dieses [illegible] die Stelle anzuweisen vermöchte, welche ihnen gebührt. Unstreitig ist Bulwer sowol von seinen Zeitgenossen als von den Ausländern, unter denen die Deutschen in der Bewunderung nicht die Letzten waren, viel zu hoch angeschlagen worden, und unstreitig ist der über ihm, wenigstens auf eine [illegible] lang in Vergessenheit gerathene W. Scott ihm in vielen Hinsicht und in dem Beruf des Romanschreibers am allermeisten sehr überlegen. Walter Scott's Grundlage ist [illegible] Poesie, wenn auch W. Scott nicht immer poetisch ist. [illegible] „St.-Ronansbrunnen", in „Paul's Briefen an seine [illegible] ten" u. s. w. ist freilich eine so unsagliche Nüchternheit [illegible] handen, daß es schwer hält, an eine Poesie der Feder zu glauben, welche diese leidigen Reflexionen und schalen Bagatellen chen erschaffen hat; allein die stete Reaction Scott's [illegible] Heimat, nach der heimatlichen Geschichte, nach der [illegible] Localität der Schauplätze hin, auf denen er seine Begebenheiten vorführt, schon dieses Rückstreben nach einer a priorischen Basis ist selbst Poesie. Alle Völker, nemlich die [illegible] risch und poetisch gebildeten, alle, die den Culturzustand, den Kunstzustand ihrer nationalen Poesie erlebten, alle diese hatten einer gewissen Zeit ein absolutes Streben nach und Haften [illegible] Begriffe des rein Romantischen gezeigt. Diese Epoche hat [illegible] land erlebt und durchlebt; dieses Streben zeigt gegenwärtig Frankreich, und dasselbe repräsentirt in England [illegible] (Man vergesse nämlich nicht, daß hier von moderner [illegible] mithin von einer Reflexion der Romantik über sich selbst die Rede ist.) Betrachtet man Walter Scott und seinen [illegible] tern und seiner fühlenden Geistverwandten Washington [illegible] als die Repräsentanten dieser Richtung innerhalb der [illegible] Poesie, so sind diese beiden Leute schon durch Das, was [illegible] ben und wonach sie streben, durch ihren eigenthümlichen [illegible] gerechtfertigt, weil dieser an und und für sich nicht [illegible] Poesie besteht. Es ist in der Kunst wie im Leben [illegible] poetisch, das nicht darnach aussieht, und Andere, [illegible] spreizt und wichtig thut, anputzt, bügelt und schniegelt, [illegible] nen Funken Poesie. So ist z. B. ein Nachtwächter [illegible] Zeichen nach poetischer als ein Kleidermacher, der sich [illegible] mal wenn er sich tailleur oder taylor nennt, weit mehr [illegible] bildet. Bulwer, im Gegensatz zu W. Scott, ist nur [illegible] ventionneller Mann, scharfsichtig in Weltverhältnissen und [illegible] so kalt und von Natur objektiv, daß er, was er durchlebt, [illegible] zustellen vermag. Ist es nun gleich im Allgemeinen [illegible] Stufe moderner Kunst, wenn Einer plastisch genug [illegible] durchlebte Lust und das durchduldete Leid sammt den [illegible] gen Band, das sie verbindet, darzustellen, so ist das [illegible] der andern Seite die vornehme Welt oder die bürgerliche [illegible] überhaupt nicht das Leben oder die Welt an und für sich, [illegible] Derjenige, der einige Züge der beau monde, oder eine [illegible] therei innerhalb der cercles, eine perfide glänzende [illegible] keit oder ein complicirtes Verbrechen der bürgerlichen [illegible]

Digitized by Google

[illegible] mit Witz [illegible] versteht, hat deshalb noch nicht [illegible] und was dieses im Innersten zusammenhält ergiß.

Wollte man dies so glatt und schlechthin annehmen, so [illegible] z. B. eine Bulwer verwandte Erscheinung, so wäre der [illegible], der Baron Mischling, der kleine Mephistopheles in England, oder wie er sonst genannt wird, ebenfalls auf gutem Wege, die Welt und das Leben, wie sie an und für sich sind, zu ergreifen, während doch seine „Zetteltöpfe" immer nur wirkliche Töpfe, d. i. ordinairer Thon, sind, die nur dazu dienen, um verbraucht zu werden. Bulwer ist freilich mehr als der deutsche Verstorbene; aber mehr ist er nicht als ein elegantes Talent, das in leichte sociale Situationen eine gewisse Fülle von pikanten Reflexionen und Witzen zu legen und die gesellschaftlichen Zustände gerade um so viel zu deuten versteht, als hinreicht, sie frappant zu machen. Dieses Frappante der Zustände nimmt gar Mancher gutmüthig für Poesie; aber man sehe nur mit selbstbewußtem und sich dieser Beobachtung bewußtem Urtheil alle Bulwer'schen Schriften sichtend und richtend durch, so wird man finden, daß eben Alles, was für Poesie darin ausgegeben wird, nur in der originellen und eleganten Behandlung alltäglicher Zustände, gemeiner Verlegenheiten und [illegible] abgelebter Empfindungen besteht. Selbst der innere Mensch ist nur darin psychologisch-anatomisch skelettirt.

„Das Talent Bulwer's", sagt das „Monthly magazine", trägt den Charakter des Neuen, des Eleganten und eines Witzes, der in dieser Gestalt am eigenthümlichsten den Franzosen ist. Mit ihm beginnt eine neue Periode und eine neue Literatur in England. (?) Sein gefälliger und oft glänzender Styl, das leichte Gewebe seiner Entwürfe, das Ungezwungene der Zustände, die er dem Leser vor Augen führt, das Frappante und Flüssige seines Dialogs, dies Alles erinnert an keine frühern Gestaltungen des englischen Romans und bildet gegen Richardson's oder Fielding's Productionen etwas entschieden Neues. Eher möchte man eine geistige Verwandtschaft zwischen den Bulwer'schen Schöpfungen und Lesage oder Crébillon entdecken. Bulwer's Charaktere sind Gemälde in Wasserfarben (wörtlich ein wahrhaft bezeichnender, und ganz entsprechender Ausdruck), sie sind ohne Solidität und entbehren der wahrhaft künstlerischen Energie und Tiefe, obgleich man auf der andern Seite zugestehen muß, daß sie sich in dem Gewande, welches ihnen Bulwer umzuhängen weiß, gewandt und zierlich, ja selbst graziös benehmen. Einer Zeitepoche angehörig, wo die (vielleicht zu weit) vorgeschrittene Literatur zur seichten Journalistik und zum Zeitungsstyl entartet ist, faßt der Romandichter alle seine einzelnen Capitel wie eine Suite von Artikeln als Abhandlungen ab, deren jedes man mit den Vorstellungen von Totalität, wie sie jetzt gäng und gäbe sind, als ein Ganzes betrachten kann. Es ist eine Galerie von Bildern aus dem Leben gegriffen, d. h., wie auch ein einsichtsvoller Guckkastenmann seine Bilder aus dem Leben greift, deren eigentlicher Zweck und Seele doch nur das Amusement ist. Vor unsern Augen geht rasch diese Laterna magica mit ihren buntern oder trübern Gestalten vorüber, und man gelangt von einer Banditen- oder Zigeunertruppe, welche ihren rothwälschen Galimathias reden, zu einer öffentlichen Sitzung des Assisenhofs, oder in das Boudoir einer Dame von Welt, mit allem Zubehör der Toilettenbeschäftigung. Die englische Literatur besteht heutiges Tages, getreu der Richtung, welche die Industrie des Volks (in England so unerschöpflich) mit ihren „philosophischen" Principien eingeschlagen, nur aus einem großen und eingefleischten Fabrikwesen. Es wird Alles fabricirt, das gute Buch wie das schlechte. Der Verfasser stellt sich auch selbst nicht über den Begriff der Woge, er betrachtet seine Schöpfung wie ein guter Buchhändler seine Verlagsartikel, als ein Ding, welches geht, und sein Selbstgefühl, sein Stolz besteht nur darin, dieses: „Es geht und bringt etwas ein" sich recht oft vorzusagen. Diese Symptome sind jedesmal die Anzeigen eines großen Verfalls einer Literatur, sie sind die Form, wie die Literatur von einer Höhe, die sie mit Ruhm und Ehre bisher behauptet, allmälig herabsinkt.

Denn wer vom Geiste des echten Genius beseelt und getrieben wird, der wird sich nimmer dazu verstehen, „eine Menge glänzender Bruchstücke an einen Faden zu reihen, damit das Ganze als ein Halsband oder sonstigen beliebigen Schmuck diene". Alle frühern ausgezeichneten Romandichter sind stets erfüllt gewesen von einem ursprünglichen, immanenten Gedanken, welcher nicht nur den Empfängnißact ihrer Werke begleitet, sondern sich vielgestaltig in den einzelnen Erscheinungen, die das Ganze bilden und vollenden, fortsetzt. Welch eine ungeheure Welt von Gedanken ruht da noch immer für die Romantiker der Gegenwart und Zukunft im „Don Quixote" von Cervantes und in seinen Novellen. Welch eine Fülle von Gesichten, so störend und beängstigend für den trockenen Schleicher, die eine Masse von einfachen und sich selbst gleichen Ideen enthalten, bieten Rabelais' Schöpfungen dar! Richardson ist das Organ des Protestantismus, und Fielding, dessen Gegner, bekämpft die Scheinheiligkeit der Puritaner. Dagegen gewährt die Intelligenz Bulwer's nichts, was sich jener kräftigen Tiefe und Gedankenweihe irgendwie gleichstellen könnte, sondern sie greift ins Blaue hinein, gleich einem Kinde nach seinem Spielzeug, nach Gemälden, Bildern, Ideen, Gefühlen ohne Wahl und Ordnung. Für diesen gewandten Mann, und durch ihn für seine Leser, ist Alles Gold, was glänzt. Der unselige Hang, welcher jetzt bei allen (nicht blos bei den englischen) Romanschreibern eingerissen ist, Alles, was ihnen im Guten oder Bösen, in besserer und in schlimmerer Stunde, bei geistiger Sammlung oder in Katzenjammer einfällt, sogleich aufs Papier zu bringen und ihm ein Vehikelchen beizugeben, auf welchem es sich, ohne sich grade lächerlich zu machen, der Menge präsentiren kann, dieser unselige Hang greift verderblich in das Herz des Romans und schwächt Diejenigen, welche sich heutzutage leider dessen Vertreter nennen, aufs äußerste. Denn nur eine stete Sammlung, nur ein keusches Empfangen und redliches, gewissenhaftes Darstellen Dessen, was dem Geiste vorschwebt, nur dies verleiht der Schöpfung Halt und jene Kraft, welche den trüben Wellenschlag der Gegenwart überdauert. Fast alle englischen Romanschreiber der Gegenwart theilen diesen Mangel miteinander. Sie springen wie Possenreißer und Hanswürste durcheinander herum, und es sieht beinahe aus, als schrieben sie nur für sich selbst, nur um (ganz unbekümmert, was das Publicum und gar die Kritik dazu sagen mag) sich gegenseitig Grimassen zu schneiden. Es ist dies Verfahren eine unglaubliche Brutalität gegen das Publicum, wobei das Unglaubliche eigentlich darin besteht, daß Letzteres sich diese Grimassen gefallen läßt. Es ist, als ob das Publicum so ganz unmündig wäre, daß es sich durchaus Alles gefallen lassen müßte. Walter Scott ist der letzte Romanschreiber, der, ehe er schrieb, noch gedacht hat. Gegenwärtig besitzt England James Hogg, Thomas Hood, Theodor Hook, Galt, Normanby, Ainslie, Mrs. Gore, Mrs. Norton, Miß Landon und Andere. Diese alle tragen von Anfang bis Ende eine und dieselbe Farbe, nämlich den unvertilgbaren in die Augen springenden Stempel, daß ihre Erzeugnisse bloße Fabrikate, bloße Machwerke sind. Unter diesen seinen Collegen ragt Bulwer freilich wie ein Thurm um viele Ellen sichtbar hervor, aber dennoch ist er nur der Größte unter Collegen. Sonst amusiren sich die Einen an der abnormen Autobiographie, indem sie bei dem oft so ekelerregenden Anatomisiren der Menschengemüther und Charaktere dennoch vermöge ihres Talents im Einzelnen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln wissen. Alle, wie z. B. d'Israeli, mischen alle Gattungen bunt durcheinander, Lyrisches, Episches, Pathetisches, Lächerliches, Burleskes und sogar den leibhaften Unsinn. Dies ist der Humor, wie er geworden in Altengland! O William Shakspeare, wenn du doch ein halbes Dutzend Hamlet unter dieses Gesindel schicken könntest, oder einen einzigen Yorik, der ihnen im Nothfalle seinen eignen Todtenschädel an den Kopf würfe! Eine ziemlich zahlreiche Clique von aristokratischen Erzählern gefällt sich darin, die leichten Modeblüten zusammenzulesen und die Boudoirs und Putztische ebenso sehr bis auf das Skelett zu betais-

Digitized by Google

Ruhm, wie Andere mit den Menschengefühlen und Menschengesinnungen pflegen. Bei diesen Experimenten kümmern sie sich im Geringsten nicht darum, ob ihre vor vier Wochen erschienenen Novitäten schon nach einem Monat Maculatur sind. Und dieser Leichtsinn im Sichselbstübergehen, diese Ehrlosigkeit, welcher es ganz einerlei ist, ob sie Ruhm besitzt, ob sie einen Namen, eine literarische Existenz hat oder nicht, eben diese ist das allerfurchtbarste Symptom unserer geistig und moralisch ganz ausgemergelten literarischen Gegenwart."

Indem der wirklich geistvolle und edle Kritiker, dessen Gedanken wir hier wiedergeben, sich so und ähnlich über das Schriftstellerwesen seiner Nation äußert, fährt er noch viel beißender und nachdrucksvoller, aber immer sehr wahr und treffend also fort: „Ganz in demselben Maße und mit derselben Methode, wie gegenwärtig Herr Bulwer, traten um 1789, in demselben Jahre, wo man die Bäckerläden und die Bastille erstürmte, in Frankreich Louvet und Choderlos de Laclos mit ihren Schriften auf, die gewiß das schlechteste Zeichen dieses Jahres waren, weil sie der großen Bewegung und der ungeheuern Weissagungen desselben ganz unwürdig waren. Gerade wie Herr Bulwer waren die Girondisten Radicale mit Eleganz, theoretische und speculative Männer, deren Speculationen es aber schon an der Wiege vorgesungen war, daß sie sich nimmermehr realisiren würden. Es waren beredte Leute und im Phrasendrechseln die allergewandtesten, in ihrem Enthusiasmus für das Vaterland zu jedem heldenmüthigen und leidenschaftlichen Unternehmen fähig, aber vom Schicksal erlesen durch das Getriebe derselben Maschinen, welche sie in Bewegung gesetzt, zermalmt zu werden. Vermöge ihres Charakters als Sachwalter, Schriftsteller, Männer der Salons und geistreiche Schwätzer rechneten sie zu jeder Zeit sehr stark auf die Superiorität ihrer Talente, auf die Volubilität ihrer Zunge, d. h. ihrer Feder, und auf den Rhythmus ihrer Worte. Sie waren größtentheils erzogen in den monarchischen Sitten und Gewohnheiten, deren Feinheit und Reiz sie an sich trugen. Sie drechselten liebliche Verse und schrieben niedliche Romänchen. Aber diese flüchtigen und gehaltlosen Geschäfte begleitete eine glühende Begeisterung, ganz von derselben Art, als wozu sich heutigestags die Freunde des Herrn Bulwer bekennen."

„Es springt in die Augen, welche große Verwandtschaft zwischen den Romandichtern, die gegenwärtig in England florixen und zugleich Mitglieder des englischen Parlaments sind, und jenen Moderomantikern besteht, die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung waren. Diese wie jene sind populair in ihren Theorien, aber unpopulair in ihren Gewohnheiten und Sitten. Es sind Weichlinge, die den wüsten Traum von einer Republik träumen, Literaten, die nicht einsehen lernen, daß eine Demokratie alle ihre literarische Geltung mit einem Male aufheben würde. Als in den höhern Ständen erzogen, welche sie annihiliren möchten, erscheinen sie in stetem Widerspruch mit sich selbst, und dieser auffallende logische Fehler wird ihnen ganz gewiß noch theuer zu stehen kommen. (Ja wohl, denn wenn die Conjuncturen sich ungünstig zeigen, so werden sie es mit ihrer Existenz bezahlen.) Wer durchschaut nicht die oberflächliche Eleganz und die echte Aristokratie in „Pelham", „Devereux", „Eugen Aram" und in dem „Verstoßenen"? Hier wird man, so sehr man auch darnach suchen mag, den schulmeisterischen Ton und die dogmatische Redeweise, welche jeden aufrichtig radicalen Autor bezeichnet, nicht finden. Man sucht hier vergeblich Godwin's derbe Sprache, dessen Wort auf der englischen Societät wie ein eiserner Hammer auf einen Ambos herumschlug. Hier findet man nur Feinheit (finesse), Bildung, Aperçus, die nur leider ihre Oberflächlichkeit nicht verleugnen, angenehme Frivolitäten und das Alltägliche in dem glänzenden Rahmen einer gesuchten Form; poetische und literarische Tändeleien, Epigramme, die zuweilen spitzig, aber nie nachdrucksvoll und tiefbedeutend sind; endlich den allgemeinen übergreifenden Salonmaßstab der Charaktere und Ideen, die über Alles hinschattende und triumphirende Mittelmäßigkeit des gewandten Schöngeistes."

„Was soll man aber zu dieser triumphirenden Mittelmäßigkeit sagen, wenn sie sich trotz ihrem Selbstbewußtsein in kleine Passionen und Intriguen verspinnt, welche nicht grade zum literarischen Ruhm gereichen? „Die letzten Tage von Pompeji" ist ein Werk, welches einige Ansprüche macht und einige dieser Ansprüche verwirklicht hat. So viele und bedeutende Mängel dieses Werk hat, so hätte man doch Herrn Bulwer wohl den Entwurf, das Arrangement und die Gruppirungen dieses zugetraut. Allein es scheint, als wollte sich über den Leichenberge dieser versunkenen Stadt ein ähnlicher Proceß entspinnen wie der, welchen Herr Spontini, der königlich preußische Generalmusikdirektor einst mit einem wahnsinnigen Juden geführt haben soll, der ihm die Autorschaft seiner „Vestalin" streitig machte. Es liegt nämlich der schönen und nicht schönen Literwelt als ein merkwürdiges Actenstück die Requisition des gewissen Herrn Fairfield vor, welcher ein in Neuyork erscheinendes „Monthly magazine" redigirt. Dieser hat bei Gelegenheit der Erscheinung dieses Bulwer'schen Werks sich folgendergestalt vernehmen lassen: „Ich habe selbst ein Gedicht verfaßt, dessen Titel „Die letzte Nacht von Pompeji" lautet, und dies Gedicht ließ ich Herrn Bulwer sich in einer Abschrift zustellen. Dieser hat, ohne seiner Quelle Geringsten zu erwähnen, den ganzen Entwurf, alle Incidenzien die ganze Suite der darin enthaltenen dramatischen Begebenheiten seines Romans ab ovo usque ad mala [illegible] dicht entlehnt; alle Abänderungen die er damit vorgenommen, betreffen nur die Zeiten und Personen. In Hinsicht letztern Punktes ist er nicht einmal tadelfrei, denn die Charaktere handelten nicht anders als unter dem Einfluß besonderer Begebenheiten, die dazu erfunden wurden, um sie mit gehöriger Einheit auf die Bühne zu bringen." Geben wir nun auch dieser Reclamation nicht volles Gehör — denn der amerikanischer Journalredacteur, der noch dazu nicht allzu gelehrt erscheint, ist uns noch keineswegs eine gültige Autorität —, so bleibt doch der einmal angeregte Punkt immer kitzlich, und es wird bei dem allen doch für den Verf. Pompejis und seiner letzten Tage am ersprießlichsten sein, wenn man ihn mit Stillschweigen übergeht." L.

Notiz.

Nach einem von dem Civilintendanten von Algier der französischen Regierung erstatteten Berichte bestehen in [illegible] gentschaft 14 Unterrichtsanstalten, von welchen auf die Stadt Algier 11, mit 447, 1 auf Oran mit 62 und 2 auf Bona mit 68 Schülern kommen; Gesammtzahl 577. In vier dieser Anstalten zu Algier wie in der zu Oran und in den beiden zu Bona wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. Die Methode des wechselseitigen Unterrichts ist in den Anstalten eingeführt, in denen Kinder ohne Rücksicht auf Religion und Nationalität aufgenommen sind. In Algier besteht eine Schule des wechselseitigen Unterrichts für Knaben mit 50, eine für Mädchen mit 56 Zöglingen fast ganz aus Judenkindern. Eine neue Normalschule soll in dem Dorfe Kuba, über eine Stunde von der Stadt entfernt, bald eröffnet werden. Die meisten dieser Anstalten sind 1833 und 1834 errichtet worden. Eine neue wurde im April vorigen Jahres eröffnete und die bedeutendste ist, welche die afrikanische Besitzung den Franzosen verdankt, das Collége d'Alger, das 36 Zöglinge, worunter mehre in Afrika geborene, zählt. Hier werden die alten Sprachen sowie die französische, spanische und italienische, Mathematik, Zeichnen gelehrt. Es wird Alles aufgeboten, diese Anstalt zu [illegible], die in der Zukunft für die afrikanische Besitzung von großer Bedeutung sein dürfte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 102. — 11. April 1836.

Schriften über die Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Nach den in Beziehung auf die Masse der Erzeugnisse dieses Literaturzweiges gemachten Erfahrungen möchte Einem nun freilich alle Lust vergehen, sich weiter um denselben zu kümmern, denn schwerlich ist dabei mehr zunächst zu erreichen, als daß man pöbelhafte Äußerungen als Entgegnung erhält; allein theils erscheint es grade um so mehr nun als Pflicht, auf Leute hinzuweisen, die, wenn sie auch nicht eben die vollendetste schriftstellerische Bildung haben, doch offenbar Absicht und Mittel besitzen, vielfach der Auswanderung nützlich zu sein, wie Bromme, oder die selbst eine nach der wissenschaftlichen Seite ganz tüchtige Bildung und mehr, als gewöhnlich gefunden wird, gesunde Beobachtungsgabe haben, wie Körner; theils auch ist es, je ärger das sprachliche und sachliche Unwesen wird, je breiter sich unter einer gewissen Firma der Pöbel aufthut, um so mehr Pflicht, Protest gegen dies Unwesen einzulegen; weshalb wir nicht ermüden werden, tüchtigere Leistungen auf diesem Felde zu bezeichnen und Ungezogenheiten zu allgemeiner Kunde zu bringen.

Was nun die oben bezeichneten Werke im Einzelnen anlangt, so ist das unter Nr. 1 nur eine Fortsetzung, aber unter jetziger Sachlage ohne Zweifel der interessanteste Theil des schon früher begonnenen und auch in d. Bl. angezeigten Werkes; der interessanteste — denn wie man auch sonst über Duden als Schriftsteller urtheilen mag, für wie oberflächlich man sein politisches Geschwätz halten, für wie sehr ins Schöne gemalt man seine Schilderung des Missurilandes ansehen mag, immer wird ihm das gewissermaßen welthistorische Verdienst bleiben, der Auswanderung aus Deutschland nach Nordamerika eine bestimmte Richtung gegeben, dazu wesentlich beigetragen zu haben, daß sich die Übersiedler nicht ganz mehr so verlaufen wie sonst. Auch wir sind nicht der Meinung, daß der Missuri der am zweckmäßigsten gewählte Punkt war; aber da es nun einmal der gewählte Punkt geworden ist, da die deutschen Ansiedelungen in Missuri und Duden's Buch unwillkürlich dahin gewirkt haben, daß auch die Ansiedelungen der Deutschen, die nach keinem Sklavenstaate wollten, sich in der Nähe (im westlichen Illinois) zusammendrängten, halten wir es für die letzte Pflicht eines noch nicht aller Vaterlandsliebe baren Auswanderers, sich nach diesen Gegenden zu ziehen und den bedeutenden, dort schon für deutsches, ja für gebildeteres deutsches Leben gegebenen Stock zu vergrößern. Theils diese Gegenden aber, theils Gegenden, welche auf der Reise dahin nothwendig berührt werden müssen, schildert der vorliegende dritte Band des Bromme'schen Buches, welcher die Darstellung von Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas, Missuri, Illinois, Indiana, Ohio, Michigan und Canada enthält, jedoch so, daß die nördlichern dieser Gegenden, nämlich Indiana, Ohio, Michigan und Canada in raschem Überblick betrachtet werden, indem der Verf., wie schon oben gesagt, von Michigan bereits eine Monographie geliefert und von Indiana und Ohio zunächst dergleichen versprochen hat.

Was unsere früher ausgesprochene Ansicht betrifft, des Vorzuges der Canadas vor den Vereinsstaaten für Auswanderer, so haben sich seit einem Jahre die Verhältnisse dieser britischen Colonie immer bedrohlicher und Unsicherheit der nächsten Zukunft verheißender entwickelt; sollte aber jemals die Regierung die Macht verlieren, in Obercanada als die in Ordnung haltende Schranke dazustehen, so läßt sich das Schicksal dieser Colonie durchaus nicht ermessen, da besonders in den letzten beiden Jahren alle britischen Fabriken ihre unruhigen Taugenichtse, alle Kirchspiele fast ihre in Müßiggang und Trunkenheit verwilderten Auswürflinge nach Obercanada gesandt und dadurch zwar die Bevölkerungszahl rasch gesteigert, aber das Land auch mit der Hefe von Altengland übergossen haben. Diesen Zustand des Landes schildert schon Bromme in vorliegendem Bande, er ist aber — man kann beinahe sagen in stündlicher — zunehmender Entwickelung. War nun schon vor einigen Jahren jedes Individuum gebildeter Classen, welches aus Europa dahin kam, um sich dort anzusiedeln, jeder Art Neckerei durch den dahingekommenen Pöbel, der sich hier zu Hause fühlte und die bessere Gesellschaft als nicht dahin gehörig betrachtete, ausgesetzt *), so läßt sich ermessen, welches Schicksal allen gei-

*) Adrian's „Reiseseenen aus Amerika", Th. 1, S. 225 fg.: „Wenn sich vielleicht ein unglücklicher Handelsmann oder irgend ein Angestellter, der seines Dienstes müde war und das Leben in seiner ganzen bunten Fratzenhaftigkeit kennen gelernt hat, unter ihnen ansiedelt, so nehmen sie diese nicht nur nicht mit dem Wohlwollen und der

Digitized by Google

stig und geldlich Bemittelten droht, die sich dort angesiedelt haben, wenn der Vulkan, der im Innern dieser Bevölkerung kocht, einmal zu wirklichen Ausbrüchen kommt.

Ein eigenthümliches Verhältniß findet noch statt zwischen dem Bromme'schen Buche und dem Gerke'schen da, wo Beide das gleiche Thema behandeln, bei der genauern Schilderung nämlich von Illinois. Um Das, was wir meinen, deutlich zu machen, wollen wir zur Vergleichung den Anfang des 24. Abschnitts von Bromme und den 328. Paragraph von Gerke nebeneinanderstellen, mit der Bemerkung, daß sich das Ähnliche vielfach findet.

Bromme.

Der jetzige Staat Illinois wurde ursprünglich durch la Salle, einen unternehmenden französischen Reisenden, zu Ende des 17. Jahrhunderts erforscht und bekannt; französische Niederlassungen wurden hier zuerst zu Kaskaskia, Cahokia und einigen andern Orten gegründet, und diese fanden ihr Gedeihen fast lediglich durch den Landbau. — Die Ansiedelungen wurden blühend, erhielten aber unter Frankreich keine Wichtigkeit und wurden 1763 bei dem pariser Frieden nebst allen östlich vom Mississippi liegenden Ländereien an England abgetreten. Im J. 1784 cedirte der Staat Virginien alle seine zwischen dem Ohio, Mississippi und den großen Seen im Norden liegenden Ländereien der Union, unter der Bedingung, daß daraus nicht weniger als drei und nicht über fünf abgesonderte Staaten gebildet werden und diese in der Union mit denselben Rechten der Freiheit, Macht und Unabhängigkeit der andern Staaten aufgenommen werden sollten; 1789 wurde eine Territorialregierung eingeführt, und das Land erhielt den Namen des western territory — 1800 wurde der Theil des Landes, welcher die jetzigen Staaten Indiana und Illinois umschließt, zu einem besondern Territorium ernannt und diesem der Name Indiana gegeben. — 1809 wurde das Illinois-Territorium ein eignes Gouvernement errichtet und 1818 dasselbe als unabhängiger Staat in die Union aufgenommen.

Gerke.

Dieses Land (nämlich Illinois) ist zuerst von einem unternehmenden französischen Reisenden, dem La Salle, am Ende des 17. Jahrhunderts erforscht, und es wurden darauf zu Kaskaskia, Cahokia und einigen andern Orten Ansiedelungen zu Stande gebracht, die hauptsächlich vom Landbau lebten, aber nie recht wichtig wurden. Im Frieden von Paris 1763, welcher dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte, wurde das ganze östliche oder linke Ufer des Mississippi von Frankreich an England abgetreten. 1789 wurde über das Land zwischen dem Ohio und Mississippi eine Regierung eingerichtet, und das Land wurde das westliche Gebiet — western territory — genannt. 1800 wurde über den Theil dieses Landes, welcher jetzt Indiana und Illinois ausmacht, eine abgesonderte Landesregierung gesetzt und das Gebiet Indiana genannt. 1809 wurde Illinois zu einem abgesonderten Gebiete erhoben, und 1818 wurde es zu der Union als independenter Staat zugelassen.

Man sieht, obige Stelle ist bei beiden Schriftstellern mit Ausnahme weniger Zufügungen oder Auslassungen wörtlich dieselbe, oder vielmehr wörtlich aus [illegible] Original übersetzt. Die Übersetzung ist nicht ganz gesetzmäßig; aber beide Schriftsteller geben nicht an, wo [illegible] was sie übersetzen, aufhört und ihr eignes Product anfängt, sodaß man fast hinsichtlich beider Bücher [illegible] haupt nicht weiß was beiden Verfassern gehört und [illegible] nicht. Diese Art von Compilation ist sonst allerdings [illegible] das charakteristische Kennzeichen von Fabrikwaare in der Literatur betrachtet worden; wobei unbenommen bleibt, daß auch literarische Fabrikwaare sehr nützlich und ihre Herstellung sehr wohl gemeint sein kann.

Das oben sub Nr. 2 angegebene Journal mit [illegible] Prädicat von Fabrikwaare in jeder Hinsicht [illegible] müssen. Nur die Reise nach Michigan im Sommer [illegible] von Karl Neidhard hat darin einen selbständigen [illegible] scheint aber beinahe nur in ihren ersten Theilen wirklich stattgefunden zu haben — oder die Lage von Nies [illegible] auf der von Bromme seiner Schrift über Michigan beigegebenen Karte falsch (d. h. auf dem falschen Ufer des St.-Joseph) angegeben. Wer von Beiden Recht hat, mögen die beiden Herren unter sich ausmachen, zumal selbst bei der Gestalt, die diese Zeitschrift hat, Dank für den Bericht über das Leben und die Wohnsitze unserer frommen, schwäbischen Landsleute in Michigan. Sie sind einer der ehrenwerthesten Theile der deutschen Colonien in Nordamerika. Möge der Herr mit ihrem würdigen Prediger, Schmidt, sein, daß er alle von Europa auf seiner Heerde etwa hinzukommenden übeln Zuflüsse abwenden oder umzuwandeln und seine Heerde [illegible] ihrem guten christlichen und einfach-deutschen Wesen erhalten vermag.

Von den diesem ersten Hefte beigegebenen [illegible] ist die Zeichnung des zweiten und vierten aus [illegible] Werk über Nordamerika genommen, ohne [illegible] dieses mit einem Worte angedeutet wäre. Wo die [illegible] beiden her sind, ob nach Originalzeichnungen oder [illegible] vermögen wir nicht zu sagen; alle vier sind [illegible] ziemlich schlecht ausgeführt.

Das Bestreben, die Auswanderer nach Michigan [illegible] zuleiten, tritt in dieser Zeitschrift fast leidenschaftlich [illegible] jeden Fall so markirt hervor, daß man auf den [illegible] kommt, es sei noch ein anderes Interesse mehr [illegible] weise dahinter, so sehr Hr. Neidhard auch gegen [illegible] Unterlegung protestirt. Die Geschichte S. 54 [illegible] dem Hrn. C., dessen Ansiedelung in Missouri [illegible] sei, ist dummes Zeug, wie Duden bereits — [illegible] krankhaft um sich beißenden Weise — bargethan [illegible]

So sehr eine Zeitung, ein Journal, welches [illegible] setzt Nachrichten von dem Gedeihen und Befinden [illegible] zelnen Ansiedelungen von Deutschen in den [illegible] Staaten gewährte, Bedürfniß ist, da fast aus [illegible] son und Familien vieler Gegenden Deutschlands [illegible] ler nach Amerika gegangen sind, so muß doch die [illegible] bedeutend interessanter und gehaltreicher angefangen [illegible] den*) als von Hrn. Neidhard, wenn sie [illegible]

Zuvorkommenheit unter sich auf, welche Landsleute von geringerm Stande bei ihnen finden, sondern man haßt, beneidet, verfolgt sie — warum? sie waren Gentlemen, Herren. Sie wollen sich an ihnen wegen der Abhängigkeit rächen, in welcher sie in Europa gegen Vornehmere zu leben gewöhnt waren" u. s. w.

*) Als Probe, wie man Aufsätze in einer solchen [illegible] behandeln muß, bezeichnen wir namentlich den [illegible]

Digitized by Google

...soll. Ref., welcher Freunde und Bekannte über Amerika zerstreut hat in Preußen, in Mexico, in Missouri und Illinois, und eine Anzahl, deren jetziger Aufenthalt ihm völlig unbekannt ist, würde mit dem größten Interesse einer Zeitschrift dieser Art folgen, und in ähnlicher Lage befinden sich ohne Zweifel in Deutschland Unzählige.

Nr. 3 ist in jeder Weise auszuzeichnen. Die Schrift trägt nicht ein einziges Zeichen der Unbildung und Rohheit, die sonst so mancher Schrift über Amerika anhängen, an sich und sollte von Keinem, der nach den nordamerikanischen Freistaaten gehen will, ungelesen gelassen werden. Sie ist durchaus nüchtern, verständig, wohlmeinend abgefaßt, und ungeachtet Ref. die politischen Ansichten dieser Schrift entfernt nicht theilt, hält er dieselbe nach dem übrigen Inhalte nach doch für durchaus empfehlenswerth. Das Werk von Flint, welches Hr. Körner so nachdrücklich hervorhebt, würden wir deswegen in Deutschland nicht zum Ankauf empfehlen, weil es 10 Thaler kostet und nur das Mississippibecken behandelt, während man jetzt für 22 Thaler das schöne Werk von Hinton hat, in welches alle wirklich wichtigen Theile des Flint'schen Buches aufgenommen worden sind. 49.

Thomas a Kempis' Schriften.

Sind wiederholte Auflagen, neue Ausgaben, Übersetzungen in viele oder alle Sprachen der Welt eines Buches unwidersprechliche Zeugnisse für seinen innern Werth, wie sie es für manches treffliche Werk wirklich sind, so darf die Kritik nicht einen Augenblick sich bedenken, die obengenannten Schriften zu den vortrefflichsten zu zählen. Unter allen Schriften zeichnete die katholische Welt, welcher Thomas (Hamerken oder Hämmerlein, Malleolus, geboren 1380 oder 1388 zu Kempen im ehemaligen Erzbisthum Köln) angehörte, als vorzüglich seine vier Bücher „De imitatione Christi" aus, und sie sollen in alle Sprachen übersetzt und 1800 Mal gedruckt worden sein. (Siehe Krug's „Philosophisches Wörterbuch", Thl. 3.) Einen ungemein hohen Werth hatten sie gewiß für ihre Zeit, wie die Spener'schen, Arndt'schen für die ihrige. Sie bekämpfen den Alles, was den frommen Glauben und Aufstreben zu Gott verödete, in Begriffe zersplitternden Geist, welcher den Verstand lichtet und das Herz leer läßt, und geben der verkehrten, religiösen Richtung die Wendung auf das Praktische, Thätige, das mit dem Lichte Wärme und Kraft zum Guten verbindet. Seine übrigen Schriften, sämmtlich in lateinischer Sprache, fanden nicht so allgemeinen Beifall und wurden seltener gedruckt. Daß sich unter der Spreu auch manches Körnlein verliert, keine der Schriften dieses Verf. ganz werthlos sei, läßt sich voraussetzen, und insofern billigt Ref. das Unternehmen Johann Andreas Herderer's, welcher vor Kurzem „Auserlesene Schriften des ehrwürdigen Thomas von Kempis deutsch bearbeitet von Johann Andreas Herderer" von Neuem hat erscheinen lassen für das christliche Volk in Deutschland, dem er es weiht. (Erster Band. 1) „Leben des Thomas von Kempis", 2) „Die Nachfolge Jesu", 3) „Das Rosengärtlein", 4) „Das Lilienthal". Zimmern, Voigt. 1834. 12. 1 Thlr.) Fast will's uns dünken, als fühlte der deutsche Bearbeiter, den Dank des ganzen deutschen christlichen Volks nicht zu ernten, sondern nur etwa dem Theile desselben wohlzugefallen, der an der neuen Bearbeitung und Aufkochung alter, unschmackhafter, geistlicher Gerichte, wie des himmlischen Liebeskusses, der himmlischen Posaune, des Herzhammers, Paradiesgärtleins u. A. m. Behagen findet. Für unsere Vermuthung dürfte die „Anrede an das geliebte christliche Volk" (statt Vorrede) unbestritten sprechen. Nach dem Verzeichnisse der für diese Gesammtausgabe ausgewählten Schriften, an der Zahl 18, und der Vertheidigung des Titels kommt der Verf. auf den hohen Werth der vier Bücher „Von der Nachfolge Jesu" zu sprechen und stellt eine Menge elogia dieses Buches von berühmten Männern alter und neuer Zeit zusammen, die außer Leibnitz dem katholischen Glauben huldigten. Der verstorbene Bischof Johann Michael Sailer, ein Licht unter den Katholiken, spricht von ihnen mit ausgezeichnetem Lobe. Dies sind indessen die Urtheile Einzelner und können unmöglich ein ganzes Volk zum Ankauf dieser Gesammtausgabe gewinnen. Hr. Herderer wünscht nur dies und versucht zu dem Ende die Einwendungen, welche man dagegen machen könne, möglichst zu entkräften. Daß diese Bücher zunächst für Geistliche, namentlich Klostergeistliche verfaßt seien, gesteht er ein, findet aber, was diesen gesagt sei, Allen ohne Ausnahme heilsam, und führt eine Menge biblischer Stellen an, allgemeinen Inhalts, folglich Alle belehrend, warnend, tröstend. Finden sich denn nicht auch viele, die nur nach ihrer stehenden Deutung dem Klostergeistlichen gelten? Sonderbar! der Übersetzer will den Vorwurf, daß diese Bücher die drei Gelübde, der freiwilligen Armuth, des jungfräulichen Lebens und blinden Gehorsams gegen den Papst enthalten, beschwichtigen, indem er zugibt, der Christ müsse für die Welt thätig sein, in und mit ihr leben, die Ehe heilig halten und Gott gehorchen. Das widerspricht sich doch? Kann man Beides zugleich, ehelich und jungfräulich leben, im Kloster und doch auch in der Welt wirken? Ist nicht Gott gehorchen ein ganz Anderes als dem Papst? Wessen Glaubens der gute Mann lebt, darf nicht gesagt werden. Er meint es gut mit dem christlichen Volke. Glaube nur katholischerweise; denn außer der alleinseligmachenden Kirche ist kein Heil. Er will die Lectüre dieser Schriften dem Volke so recht annehmlich machen und es durch Kempen oder über Kempen nach Rom führen. Eine indirecte Proselytenmacherei.

Der Titel sagt, was man in diesem ersten Bande zu suchen hat, und Ref. darf zu seiner Freude nicht weiter davon sprechen. Das Leben des Ehrwürdigen faßt acht Seiten und ist aus Göbel's Leben des Thomas, welches der Übersetzung dieser vier Bücher voransteht, entlehnt. Befremdet hat Ref., daß der neue Übersetzer nicht zu wissen scheint, das berühmte Buch „De imitatione Christi" habe Thomas nicht geschrieben. Nicht etwa nur Zweifel dagegen, sondern die triftigsten Gründe sprechen dafür, daß schon früher Benedictiner und Augustiner über den Verf. desselben nicht sich vereinigen konnten, und daß eigentlich Gerson, Abt des Benedictinerklosters zu Vercelli in der Lombardei, 1240 dasselbe geschrieben habe. Nach Deutschland, das bestätigt man durch Zeugnisse, kam eine Abschrift, die Thomas a Kempis gemacht und wie damals gewöhnlich mit seinem Namen bezeichnet. Daher kam es, daß man lange den Abschreiber für den Verf. hielt. Ein späterer französischer Abschreiber las unter einer Handschrift Gerson, kannte diesen nicht, und er hielt, und mit ihm viele Andere, den berühmten Kanzler der pariser Universität, Gerson, für den Verf. 68.

Aus Italien.

Der Graf Ludwig Serristori zu Florenz, damals kaiserlich russischer Oberst im Generalstabe und bereits bekannt durch verschiedene geographische und statistische Arbeiten über Italien, die Küsten des schwarzen Meeres u. s. w., gibt gegenwärtig eine „Statistica d'Italia" heraus. Das erste und zweite Heft, die sardinischen Staaten und die Insel Corsica umfassend, sind

---

ginnenden über die Entdeckung der Quellen des Mississippi durch Schoolcraft und Allen. Wer Schoolcraft's „Narrative of an expedition through the upper Mississippi to Itasca lake" vor sich hat, wird keinen Augenblick anstehen, zuzugeben, daß sich ein weit interessanter und geographisch genauerer, belehrenderer Aufsatz hätte machen lassen, als hier gegeben ist.

Digitized by Google

bereits erschienen; das dritte und vierte sind unter der Presse und enthalten die Herzogthümer Parma und Lucca, das Fürstenthum Monaco, die Republik San-Marino und das Königreich beider Sicilien. Die übrigen italienischen Staaten werden in gleicher Weise nachfolgen. Des Grafen Serristori frühere Schrift: „Saggio statistico dell' Italia" (Wien 1832, mit 2 Supplementheften), ist zwar keineswegs vollständig und hat manche Mängel, welche auch bei einer solchen Arbeit — namentlich in dem getrennten Italien, wo die Materialien bisweilen so unzugänglich sind — nicht leicht zu vermeiden sein dürften, ist aber so passend angeordnet und im Ganzen so lobenswerth, daß man mit vollem Rechte sich von dieser neuen, viel umfassenden Arbeit ersprießliche Resultate und mannichfache Belehrung versprechen darf.

Die Verwahranstalten für die Kinder der ärmsten Volksclassen in Toscana, welche schon während der kurzen Zeit ihres Bestehens sich als so segensreich erwiesen haben, gelangen allmählig zu immer größerer Blüte. Gegen Ende vorigen Jahres wurde in Florenz die zweite eröffnet, wozu die gesammte Gesellschaft, namentlich die Damen durch eine Menge von Handarbeiten das Ihrige beitrugen. Die israelitische Gemeinde stand auf dem Punkte, auch für ihre Armen ein ähnliches Asilo zu eröffnen. Die Städte Livorno und Prato besitzen bereits ähnliche Institute. Neben diesen Bestrebungen für wohlthätige Zwecke scheint sich auch der Geist der Industrie, welcher, einzelne Gewerbzweige abgerechnet, so lange bei den italienischen Völkerschaften geschlummert hat, immer mehr zu regen. In Toscana haben sich Actiengesellschaften gebildet zur Errichtung von Eisenbrücken (zwei derselben sollen bei Florenz angebracht werden, eine oberhalb der Stadt, die andere unterhalb, wo sie dazu dienen werden, die längst gewünschte und vermißte leichtere Communication zwischen beiden Ufern des Arno zu bewerkstelligen und sowol sehr angenehm als nützlich sein müssen); zur Ausfuhr der toscanischen Weine, auf deren Vervollkommnung während der letztern Jahre von In- und Ausländern viele Mühe mit bedeutendem Erfolge gewandt worden ist und zu deren Berühmtheit blos das Bekanntwerden im Auslande fehlt; zur Erbauung von Dampfschiffen, deren größere Zahl sehr wünschenswerth ist, u. s. w. Alle diese Umstände dienen zur Bestätigung Dessen, was in Nr. 5 d. Bl. über den guten Geist und die Regsamkeit der Bewohner eines der schönsten Länder der Erde, denen man so Manches ungerechterweise Schuld gibt, gesagt worden ist.

In einer Notiz in Nr. 35 d. Bl. wird gefragt, ob Robert d'Azeglio, der Director der königlichen Gemäldegalerie zu Turin, Manzoni's Schwiegersohn und Verf. des Romans: „Ettore Fieramosca, o la disfida di Barletta", sei. Er ist dessen Vater; der jüngere Marchese d'Azeglio heißt Massimo und scheint von jenem die Liebe zur Kunst geerbt zu haben; denn neben seinem Talent als Schriftsteller, wovon der obige, auch in Deutschland bekannt gewordene Roman, bei allen seinen unleugbaren Mängeln, einen Beweis ablegt, hat er sich auch als Maler einen gewissen Ruf erworben und schon vor mehren Jahren zu den turiner und mailänder Ausstellungen Arbeiten geliefert. Die (übrigens nicht grade lobenswerthen) Lithographien der Originalausgabe seines „Fieramosca" sind nach seinen eignen Zeichnungen.

Hr. Joseph Micali, der bekannte Verf. der „Storia degli antichi popoli d'Italia", eines Werkes, welches auch im Auslande mehr Anerkennung gefunden hat, als sonst bei Arbeiten italienischer Gelehrten im Durchschnitt der Fall ist (der Verf. erhielt, was ein ziemlich seltener Fall sein mag, in kurzer Zeit sieben Orden von den Beherrschern Frankreichs, Preußens, Östreichs, Sardiniens u. s. w.), ist nach einer Reise durch Italien, Frankreich, England u. s. w. in seine Heimat zurückgekehrt, wo er sich, wie es heißt, mit einer Geschichte der italienischen Handelsstaaten im Mittelalter beschäftigt. Die Absicht ist bei ihm nicht neu: wir wissen, daß er schon vor vielen Jahren und länger, und vor der neuen Bearbeitung jenes obengenannten Werkes über das alte Italien, Materialien zu diesem Zwecke sammelte. Der Stoff ist ebenso reich, als die Ausbeute in jeder Hinsicht lohnend sein wird. An speciellen Arbeiten fehlt es nicht, und in des Grafen Baldelli Geschichte der Verbindungen Europas mit Asien bis zur Zeit des Unterganges des Khalifats (als Begleiterin seiner Ausgabe des Marco Polo), in Sauli's Geschichte der genuesischen Colonie zu Galata, in Serra's genuesischer Geschichte, namentlich in den Nachträgen im vierten Bande, in Depping's Geschichte des Handels zwischen Europa und der Levante, mancher andern nicht zu gedenken, ist auch in unsern Tagen schon manche Seite dieses Gegenstandes mit mehr oder weniger Geschick beleuchtet worden. Aber eine umfassende Darstellung, namentlich eine durch Urkunden begründete, fehlt noch immer. Freilich dürfte sie die Kräfte eines Einzelnen fast übersteigen, wenn sie auf eine, unsern gegenwärtigen Anfoderungen an die historische Forschung entsprechende Weise ausgeführt werden soll. Das Streben nach einem so hochgesteckten Ziele ist jedenfalls ehrenvoll und rühmlich.

G.

Notizen.

Einführung der Buchdruckerei in Rußland.

Später als in den andern Ländern ward die Buchdruckerkunst in Rußland eingeführt. Bis zu diesem Zeitpunkte wurden die Schriftzeichen auf Pergament oder Birkenrinde gemalt. Unter den Völkern slawischen Stammes kannten die Böhmen zuerst den Bücherdruck. Das Neue Testament ist das erste 1475 in Prag gedruckte Buch. In einer vor Kurzem der Akademie vorgelegten Beschreibung von Moskau geht Hr. von Ouvaroff auf den Ursprung der kostbaren Werke zurück, welche die Bibliothek der heiligen Synode zieren.

Der Zar Iwan II. Wassiljewitsch verfügte 1553 vornehmlich im Unwillen über die vielen Fehler, welche die heilige Schrift entstellten, die Anlegung einer Druckerei in Moskau. Mit vieler Mühe gelang es, Buchdrucker aus der Fremde dahin zu ziehen, wo endlich 1564 die erste, jetzt ungemein seltene Ausgabe des Neuen Testaments zu Tage gefördert ward. Anderthalb Jahrhunderte später hatte Peter der Große ein von ihm erfundenes Alphabet zu Stande gebracht, das gerade wie er es selbst vorgezeichnet hatte, in Amsterdam gegossen wurde. Mit dieser neuen Schrift ward die erste russische in Moskau erschienene Zeitung gedruckt. Alle Monate kam davon ein Duodezblatt von 4—6 Seiten heraus, aus Petitschrift, auf halbgeleimtem Papier gedruckt. (Welchen Werth muß damals das Maculatur gehabt haben!) Einige Jahre darauf ward in Petersburg eine Presse zum Druck der Ukase errichtet und bald nachher die petersburger Zeitung und der Kalender für 1717 gedruckt.

Wahrscheinlich kam die Holzschneidekunst zugleich mit der Buchdruckerei nach Rußland, denn das obenerwähnte in Moskau gedruckte N. T. ist mit vielen Figuren verziert, die aber sämmtlich von den ersten rohen Anfängen der Kunst zeugen. Der Notendruck datirt in diesem Lande wol nicht vor 1700; in Lemberg hatte man zuerst ein Buch der Art zum Behufe des Kirchengesangs; die Noten waren mit beweglichen Typen gesetzt.

Dr. Ludwig von Gay läßt seit 1835 eine politische und literarische „Nationalzeitung" in kroatischer Sprache in Agram erscheinen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
Literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 103. — 12. April 1836.

Das Buch von und über Ernst Ludwig Heim betreffend.*)

Es ist vor Kurzem ein Werk erschienen, das den Titel führt: „Leben des königl. preuß. Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler". Ich will es nicht wissenschaftlich recensiren; auch bin ich kein Arzt, aber ein paar einfache und fragmentarische Worte inniger Anerkennung möchte ich wol über dasselbe sagen.

Es ist ein recht deutsches Buch und handelt von einem durch und durch deutschen Manne. Deutsch! Das Wort ist für Manche fast unverständlich geworden, Einige haben es recht pausbackig und bramarbasirend oder wild und ungeschlacht ausgesprochen und auch so etwas darunter verstanden; Andere kleinmüthig und kleinlaut, oder pedantisch steif u. s. w. Dergleichen Redereien aber verwehen bald die Winde und nur die Wahrheit der Bedeutung wird bleiben. Kein Einzelner kann sie durch sein Leben ganz aussprechen, aber er kann uns doch das Ganze ahnen lassen, indem er den Mittelpunkt zeigt. Betrachten wir nur einmal diesen Heim, wie er uns hier in edel einfacher Sprache geschildert ist und wie Schreiber dieses durch das vorliegende Buch sein Bild aufgefaßt hat.

Tiefste Grundlage und Element des Lebens: Religion, und nach und nach religiöse Gesichertheit, feste Überzeugung, daß ohne dieses Element Alles nichts sei als tönendes Erz und klingende Schelle.

Erziehung streng, in einzelnen Erscheinungen zu streng und rauh, aber unendlich besser als jede körperliche und geistige Verweichlichung. Nähe der Natur, bei eng anschließendem Familienleben, durch Liebe geadelt. Penia (die Armuth) ist eine wirkliche Göttin, die viel Vortreffliches lehren kann. Der Deutsche kennt sie, und lächelt sie wol gar — wenigstens in der frischkräftigen Jugend — mit heiterm Ernste und freundlicher Ironie an. Das Leben hat nun einmal Sturm und Hagel, Wüstenhitze und Wüstendampf, spitzigen Ost- und lähmenden Nordwind genug, und wohl Dem, der von der Wiege daran gewöhnt worden ist. Gesundheit, wie wir sie hier bei H. sehen, ist selbst eine Tugend, zu der wir erzogen werden müssen. Anweisung zur Wissenschaft und zum tüchtigen praktischen Leben durch den Vater, durch die Mutter zur Liebe, die für alles Warum? und Wie so? zu hoch steht und keinen Zweck hat als sich selber.

Universitätsjahre. Wer sie nicht in allen ihren Beziehungen genossen, begreift kaum ihre Bedeutung, ihre Träume, ihre Freuden und Schmerzen. In ihnen reifen wir und empfangen meistens die Waffen und die Rüstung für unser ganzes Leben. Der Schritt weiter im Gebiete der Wissenschaften wird oft Sturmschritt, und welch' ein Entzücken, wenn wir Land! Land! rufen. Ist's auch zuweilen nur Meergras; nur immer weiter und weiter, endlich muß sich doch ein guter Landungsplatz bieten, und dann geht es abermals weiter, und selbst im Streben findet sich schon der Lohn des Strebens. Man lernt sich nie genug thun in der Wissenschaft, um so mehr aber die Wissenschaft lieben, weil man nie mit ihr zu Ende kommen kann.

Poesie. Gehört auch die mit zum deutschen Leben, oder das deutsche Leben in sie hinein? So frägt Niemand, der deutsche Geschichte und sodann deutsche Literaturgeschichte wirklich kennt und schon als Knabe durch Tacitus' „Germania" entzückt worden ist; aber wol wird man fragen: war sie auch in Heim's Leben, von dem hier doch die Rede ist? Bei dem ersten Anblick sieht es damit mißlich aus, und wenn wir einzelner Äußerungen von ihm selbst gedenken, oder der Klage des trefflichen Freundes Muzel, daß ihm Milton's „Verlorenes Paradies" nicht recht behagt hat u. s. w., oder wenn wir gar verlangen, er solle selbst höchst vortreffliche Verse gemacht haben, um für poetisch zu gelten, so weiß ich nicht, wie man ihm die Poesie vindiciren will. Wie aber, wenn wir Heim's Leben selbst für poetisch gelten lassen müßten? Es ist ein durchaus praktisches; aber diese Praxis geht von Ideen aus, und zwar meistens von wahrhaftigen, die selbst Platon für Ideen anerkannt haben würde, sollte auch mitunter der wörtliche Ausdruck derselben nicht immer genügen. Sein Standpunkt für die gedruckte Poesie ist rein ethisch. Er weint bei den herrlichen Darstellungen in „Werther" und über das Schicksal des armen Jünglings. Dann aber erhebt er sich und beurtheilt von jenem mo-

*) Es war bereits in Nr. 274—277 d. Bl. f. 1835 von diesem Werke die Rede. D. Red.

Digitized by Google

ralischen Standpunkte aus den Charakter des nicht heldenmüthigen Helden sehr wohl, durch die treffende kurze Bemerkung: „Mr. Werther is alazy fellow" u. s. w. (Th. I, S. 268). Wie wahr! Werther ist wirklich zu Grunde gegangen, weil er selbst und seine Umgebungen, die ihn vielleicht hätten retten können, aus seinem reizbaren oder stürmischen Jammer viel zu viel machten und das beste Heilmittel, das wenigstens vor der steten unseligen Selbstbespiegelung schützt, verschmähten: edle, strenge, ununterbrochene Arbeitsamkeit. Auf ein rein ästhetisches Urtheil ist es hier nicht abgesehen. Rührend ist auch das kleine und doch so vielsagende Wort in Heim's Tagebuch vom 7. März 1776, als er schon einer der vortrefflichsten Ärzte war und fast jede Stunde den Kranken widmete: „Sehr unruhig wegen Hektor's Tod geschlafen" (Th. I, S. 286), ein Geschick, das seit Jahrtausenden gewiß schon Tausende miterlebt haben. Was sollte wol auf mehr innere Poesie hindeuten: schöne Redensarten abrupfen von dem vollen, ewig duftenden Homerischen Todesbaum Hektor's, oder dieses Nichtschlafenkönnen? So meine ich denn also, es habe auch in dieser Hinsicht nicht so übel mit Heim gestanden; und wer vollends das eigne Leben selbst zu einem tüchtigen Kunstwerke zu bilden im Stande ist, dem wollen wir doch die Poesie nicht absprechen und uns in dieser Ansicht nicht irre machen lassen, sollte er auch mitunter selbst erklärt haben, er frage nicht viel nach Poesie. Selbst der trefflichste poetische Praktiker, Lessing, konnte zuweilen ordentlich eine Art von Vergnügen daran finden, sich selbst als Dichter Unrecht zu thun und wiederholentlich zu erklären, er sei durchaus kein Dichter, seine Schauspiele seien Plunder, den er Gott Lob vergessen habe u. s. w. Es gab ihm doch Keiner Recht. Wenn deshalb Heim auch selbst sich die Liebe für die Poesie abgesprochen haben sollte, so glauben wir auch ihm nicht, denn sein Leben aus Einem Guß, und im Großen und Ganzen die göttliche Idee ahnend und auf dieselbe hindeutend, widerspricht solchen einzelnen Äußerungen. Überhaupt wollen wir nicht vergessen, daß es doch eine ganz entsetzliche Sache wäre, wenn ein Volk weiter keine poetische Naturen hätte als die geschriebenen oder gedruckten Poeten (etwa 25, oder 50, oder 100), möchten diese auch noch so trefflich sein. Die Sache ist wol der Betrachtung werth und sollte hier blos leise berührt werden.

Familienleben. Davon ist in Deutschland recht oft die Rede gewesen, selten einfach und gut, öfter zu süßlich oder zu säuerlich. Über den Werth desselben kann nur der geistige Kern entscheiden, um den sich die Familie versammelt und der sie zu gemeinsamem Streben nach edler Bildung stets aufregt und zusammenhält. Ohne Echtheit und Wahrheit, aber auch ohne Zartsinn und reine Herzenshöflichkeit ist kein dauernd gutes Familienverhältniß möglich. Wie es hier im stillen Dorfe, in der Heim'schen Familie waltete, da schaue, lieber Leser, mit Andacht und Fröhlichkeit hinein, denn es ist gar fein und lieblich zu sehen, wie Alle für Einen und Einer für Alle steht. Wir wollen darüber nicht viel Worte machen, ja nicht einmal wenige, sondern uns nur innig freuen.

Freundschaft. Auch nach ihr haben die Deutschen stets gestrebt und manches Gute erreicht, oft aber hat es auch damit nicht recht fortgewollt und man hat sich meistens mit einem abgeblaßten Gemälde desselben begnügt. Mit einem kurzweiligen Manne speisen wir gern zusammen, es ist unser Freund. Wir wollen uns einmal wieder in dem guten uralten Freienwalde oder Eberswalde ergehen; es trifft sich, daß auch jener die Partie mitmachen kann, und wir freuen uns, wie billig, darüber noch mehr als etwa über den ersten Spargel im Frühling. Hat er vollends bei Blumberg, wo einst das treffliche Canitz'sche Ehepaar so glücklich lebte, einen gefühlvollen und bei Weronika einen witzigen Gedanken geäußert, und kann er uns endlich an dem Brunnenorte selbst das beste Wirthshaus anweisen, so bekommt er auch schon ein neues lobendes Beiwort, er wird unser „angenehmer" Freund. Solcher Leute nun recht viele an der Hand zu haben, ist ein höchst schätzbares Glück, und man darf uns beneiden, daß wir Freunde von allen Sorten haben, z. B. Spaßfreunde, Punschfreunde, Lecturefreunde, Witzfreunde, Frohmuthsfreunde u. s. w., alle diese sollen in ihrem guten und rechten Werthe bleiben, und sie müssen uns helfen, daß wir etwa gar sollten nebenbei auch mit — fatalen Freunden, oder gar mit solchen Freunden, die uns nicht anstehen können, behelligt sein. Indessen soll und muß es doch auch eine Freundschaft geben, die gar keines Beiwortes bedarf und wie der Krystall nichts weiter ist als krystallhell. Eine solche Freundschaft ist, um es mit Einem Wort zu sagen, eine ebenso vollständige Welt als die Welt der Liebe; nur anders beleuchtet. Man sagt, sie werde heutzutage selten angetroffen, hier aber habe sie uns aufgethan, und wir wollen noch oft und gern in sie hineinblicken.

Um Heim's Bild vollständig und genau aufstellen zu können, möchten vielleicht folgende harmlose Betrachtungen dienlich sein. Auch unter den ausgezeichneten Deutschen gibt es manche, die an einem steten gegenseitigen Dualismus und Pluralismus leiden, gegen den sie sich zuweilen mit Anstrengung kämpfen, aber ohne ihn jemals ganz zu besiegen. Sie sind z. B. körperlich krank und haben doch nicht den Muth und die Kraft, es mit gutartigem Anstande zu sein und von diesem Standpunkte aus zu leben und zu wirken. Oder sie sind arm und verlieren ihre Stunden im vagen Streben nach Reichthum, zu dessen Erwerb ihnen doch meistens das Talent fehlt, und der, wenn sie ihn auch hätten, sie doch nicht befriedigen würde. Oder sie sind reich und wissen sich nicht dabei mit Würde, Fröhlichkeit und Leichtigkeit zu benehmen, und Viele werden dabei engherzig, kleinlich, melancholisch, schwerfällig und langweilig. Viele sind rang- und titelsüchtig, aber je höher ihre Titel steigen, desto mehr forcirtes Wesen kommt in sie hinein, und man darf sie einer großen Grausamkeit anklagen, mit der sie auch nach außen hin ihre Unerfreulichkeit geltend machen. Andere sind sehr gelehrt und ziemlich verständig

Digitized by Google

ihrer Studirstube und umgeben von ihren Büchern Schweinsleder; aber auf der Straße wissen sie sich cht zu besinnen, und in Pyrmont oder in Karlsbad, hin sie nach dem ärztlichen Befehl keine gelehrten Bü- r mitnehmen dürfen, sind sie halb verlorene Menschen. ndere wissen selbst nicht recht, was sie eigentlich sind, bildet oder nicht gebildet; denn unter gebildeten Men- en machen sie etwas Bildung ziemlich mit; unter un- bildeten aber sind sie theils aus Höflichkeit, theils aus equemlichkeit und Desperation ungebildet genug u. s. w. ber auch unter den höhern Menschen hat es stets in eutschland viele gegeben, die an innern Misverhältnissen d Gegensätzen leiden, z. B. die überzarten, welche ar Flügel haben, aber keine tüchtigen Füße, die doch n einmal zum Wandeln in der lüneburger Haide wie n Besteigen des Brockens nöthig sind; die gemüths- nklichen, die sich in den Dornhecken des Lebens blu- gerizt haben und nun lieber ganz zu Hause blei- n; die halb-poetischen, die die wirkliche Welt für finsteres Gefängniß halten, in dem man nicht scher- n und nicht singen kann, und die sich deshalb auf ihre and täglich eine neue Welt machen, die ihnen allein Poesie erscheint. Mit einem Worte: die Menschen hen größtentheils in der Zweiheit und Vielheit und ithin in innerer Unzusammenhängigkeit, bald ruckweise d ins Wilde hinein arbeitend, bald müßig träumerisch ter; denn sie finden die Idee nicht, die allein jene elheit zu einem Ganzen auszubilden vermag. Heim tte diese Idee gefunden und sie leuchtete ungetrübt in in ganzes Leben hinein, welches deshalb wie aus Einem uffe ebenso frei als wohlbegrenzt erschien. Es war der in kindliche und unerschütterliche Christenglaube, der ihn es stärkte und erfrischte, und so wußte er im Großen d Höchsten immer, was er wollte und nicht wollte; nn dieses Wollen und Nichtwollen stand unter dem gött- hen Gesetz, das erfüllend wir allein frei sein können. r hatte den Muth, Er selbst zu sein, aber dieses Er lbst war durch große Kämpfe geläutert und deshalb des ieges werth gefunden. Wirklicher Sieg aber macht iter und bescheiden.

Keine Frage geschieht in der Welt so häufig als die: ie geht's? und keine wird so ungenügend beantwor- t. Meistens nur mechanisch oder doch nur in Beziehung f einzelne vorübergehende Zufälle und Zustände. Man gert sich über das schlechte Wetter, es geht also übel; r Schneider hat den letzten Frack zu eng gemacht, die agd läßt mit dem Essen eine halbe Stunde warten, e letzte Recension in der olmützer Literaturzeitung war kalt, die Sophas bedürfen neuer Überzüge, es geht so schlecht. Oder, im Gegentheil, der Minister hat ge- chelt, der Recensent hat sich enthusiastisch bewiesen u. s. w., geht also gut. So wankt und schwankt die gehaltlose ntwort. Ohne Zweifel hat man auch Heim oft gefragt: ie geht's? und ich weiß nicht, was er geantwortet; er das weiß ich, daß er hätte antworten können: fröh- h und getrost. Dieses Fröhlich- und Getrostsein, wird s aber nicht mit in die Wiege gelegt, sondern wir ler- nen es nur in inniger Hingebung an den höchsten Leh- rer, der göttlich groß und liebevoll diese freundliche Mah- nung hat an uns ergehen lassen. Heim war ihrer sich stets bewußt und zeigte durch sein ganzes Leben, daß er durchzuführen vermochte, was er klar eingesehen.

Vielleicht fragt mich noch ein Leser, ob ich denn den Verstorbenen so genau gekannt habe. Ich erwidere dar- auf, daß vielleicht nur wenige berlinische Bürger ihm in den äußern Verhältnissen so fern standen als ich, und daß ich in dem Vierteljahrhundert, welches ich mit ihm in Einer Stadt zubrachte, ihn kaum zwölfmal in grö- ßern Gesellschaften gesehen, gehört oder gesprochen habe. Allein es heißt hier mit vollem Rechte: „An ihren Früch- ten sollt ihr sie erkennen." So erschien mir das innere Princip seines Lebens immer deutlicher, und es wurde mir ein erfreuliches Geschäft, sein Leben und Wirken auch aus der Ferne zu betrachten. Dieses Buch brachte aber erst den schönen Zusammenhang in das Bild, und jeder aufmerksame Leser, hätte er auch Heim nie gesehen, und lebte er in Basel oder Memel, in Lissabon oder in Åbo, kann sich durch dasselbe einen ähnlichen Genuß verschaffen. Darum sollen wir aber auch nicht vergessen, dem Herrn Herausgeber für dieses Werk — ein fromm-fröhliches, un- terrichtend-ergötzliches, erquicklich-stärkendes Haus- und Fa- milienbuch — mehr als hergebrachter Weise, d. h. recht innig zu danken. Die scheinbare Leichtigkeit eines sol- chen Unternehmens ist wirklich nur eine scheinbare, und Anzeiger dieses kennt sehr wohl die mannichfaltigen Schwie- rigkeiten und großen Opfer von Zeit und Ausdauer, die selbst das bloße Wählen und Zusammenstellen der hier mitgetheilten Brieffragmente erheischt. Je reicher der Nachlaß, je schwerer die Verwaltung, und je leichter und schlanker ein Gebäude uns in die Augen leuchtet, um so mehr verdient der Baumeister Lob, daß er uns von sei- ner Mühe und seinen Zurüstungen so gar nichts merken läßt. Wir aber, die Leser, denen es so bequem ge- macht worden, wollen daran denken, weil es den Genuß erhöht.

Franz Horn.

Notizen.

Dem im vorigen J. zu London erschienenen Werke: „Visit to Iceland in the summer of 1834", von John Barrow d. J., worauf wir später etwas ausführlicher zurückkommen werden, entnehmen wir folgende statistische Bemerkungen. Der Verf. gibt die Gesammtbevölkerung Islands auf ungefähr 55,000 Seelen an. Dies ist freilich nur eine dürftige Bewohnerzahl für ein so ausgedehntes Land, dessen Flächenraum sich zu dem von Irland wie 1 zu 1¼ und drüber verhält; allein es ist zu be- denken, daß ein volles Drittheil dieses Landes wüst und ohne allen Nutzen liegt. Das Centrum der Insel besteht aus nichts als zahllosen Haufen von Vökuls, Schneehügeln, sodaß man nur 25,000 engl. □M. auf bewohntes Land rechnen kann; es kom- men mithin auf die engl. □M. nicht mehr als 2⅒ Kopf. Die Communication ist, namentlich in den Wintermonaten, fast ganz gehemmt. Gebahnte Straßen gibt es nirgend. Man kann die Bewohner Islands in zwei Classen theilen: Fischer und Hirten. Die Ausfuhr der Wolle ist beträchtlich, sie belief sich innerhalb der letzten Jahre auf 3—4000 Schiffspfund (zwischen 9—12,000 Centner). Dies würde für die Woll- ausfuhr einen Betrag zwischen 960,000—1,280,000 englische

Digitized by Google

Pfund geben. Allein außer der rohen Wolle werden auch noch jährlich gegen 200,000 Paar gestrickte Strümpfe ausgeführt und 300,000 Klapphandschuh ohne Finger. Die isländischen Schafe haben ein bewunderungswürdig feines Vließ, das die Pächter nicht sowol scheren, als vielmehr in jedem Frühjahr gleichsam abziehen wie eine leichte Haut. Die Anzahl der Schafe auf Island beträgt 500,000 Stück. Rindvieh 36—40,000, Pferde 50—60,000 Stück. Fuhrwerke und Zugvieh sind auf der Insel unbekannt.

In Edinburg ist vor Kurzem eine kleine philosophische Schrift erschienen, welche „Rathschläge zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" und wie solche ohne Geldaufwand dem Publicum zukommen können, enthält. Die Pointe dieser Vorschläge besteht darin, daß Kaufleute, Handwerker, Künstler ihren Rechnungen und Noten alles Wissenswürdige ihrer Kunst und ihres Geschäfts gleich beidrucken lassen. Der Leser, der darauf eingeht, erhält also, wenn ihm sein Schneider einen neuen Rock bringt, noch die Geschichte und Genesis der Beinkleider, die er nicht bestellt hat, gratis; desgleichen der Schuster theilt in seiner Schusterorthographie als Appendix der „Nota über ꝛc." Notizen über die Bildung und Entstehung der Stiefeln und Pantoffeln mit. Ob diese Gemeinnützigkeit mit den Ansprüchen der Society for the diffusion of useful knowledge übereinstimmt, wissen wir nicht.

Bei einer der letzten Versammlungen der Alterthumsforscher in London zeigte Hr. Kempe Zeichnungen von 32 gemalten Vasen und Lampen vor, welche in Peru, in den Grabmälern der Inkas gefunden und 1815 nach England gebracht wurden. Einige davon glichen den alten ägyptischen Gefäßen, wie deren dort ebenfalls in Grabmälern gefunden worden; andere hatten griechisches Modell und noch andere auffallende Ähnlichkeit mit den römischen Amphoris. Hr. Kempe äußerte hierüber die Meinung, daß diese alten Kunstwerke vielleicht durch die Phönicier nach Südamerika gelangt sein möchten, von denen sich vermuthen ließe, daß sie als see- und sternkundige Leute auch ohne Compaß die peruanische Küste erreicht haben könnten. 11.

Bibliographie.

Alsa-Bilder: Vaterländische Sagen und Geschichten, von *August* und *Adolph Stoeber*. 12. Strasburg, Dannbach.

Asmus, H., Die Räuber im Harzgebirge. Deutsche Originalerzählung. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Biernatzki, J. C., Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle. Gr. 12. Altona, Hammerich. 2 Thlr.

Dolz, J. Ch., Die neuesten Ereignisse von 1820 bis 1835; ein zweiter Nachtrag zu dem Abrisse der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte. 8. Leipzig, Barth. 7½ Gr.

Ehrenberg, C. G., Das Leuchten des Meeres. Neue Beobachtungen nebst Übersicht der Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung dieses merkwürdigen Phänomens. Ein in der Königl. Akademie der Wissenschaften im April 1834 gehaltener Vortrag, mit einigen Zusätzen gedruckt im October 1835. Gr. 4. Berlin, Dümmler. 3 Thlr.

Fischer, J. M., Die Grundbegriffe der Tonkunst in ihrem natürlichen Zusammenhange nebst einer geschichtlichen Entwickelung derselben. Ein Handbuch für alle Freunde der Tonkunst. Gr. 8. Hof, Grau. 16 Gr.

Fraser, J. B., Historische und beschreibende Darstellung von Persien, von den ältesten Zeiten bis auf die neueste, nebst einer genauen Übersicht seiner Hülfsquellen, Regierung, Bevölkerung, Naturgeschichte und des Charakters seiner Einwohner, insbesondere der wandernden Stämme; mit Einschluß einer Beschreibung von Afghanistan und Beluchistan. Deutsch von *Johann Sporschil*. Mit 1 Karte und Abbildungen von Jackson. 2 Theile. — Auch mit dem Umschlag-Titel: Edinburger Cabinets-Bibliothek u. s. w. 3ter u. 4ter Thl. 8. Leipzig, Hartleben. 18 Gr.

Freyberg, M. Freih. von, Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. 1ster Band. Gr. 4. Leipzig, F. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Grattan, Th. C., Agnes von Mansfeld. Geschichtliche Novelle. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bände. Gr. 12. Berlin, Duncker und Humblot. 3 Thlr. 12 Gr.

Kalisch, L., Barbiton, oder Stunden der Muse. 8. 12. Heidelberg, Oswald. 12 Gr.

Knebel's, K. L. von, literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von *K. A. Varnhagen von Ense* und *Th. Mundt*. 3ter Band. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Subscr.-Pr. für 3 Bände 4 Thlr. 12 Gr.

Land Luft und Wolkenreise, Humoristische, im Gebirge. Ein Bruchstück vom Taunus. von ? 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 16 Gr.

Leben und Reisen der ersten englischen Seefahrer Dampier, Cavendish und Dampier, mit einer Übersicht der früheren Entdeckungen in der Südsee und der Geschichte der Buccanier. Nach der zweiten Ausgabe übersetzt von Dr. *Diezmann*. Mit 3 Bildnissen. 2 Theile. — Auch mit dem Umschlag-Titel: Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Englischen von Dr. *Diezmann*, *Joh. Sporschil* und Anderen. 1ster u. 2ter Theil. 8. Leipzig, Hartleben. 18 Gr.

Limmer, Pastor, K., Bibliothek der Sächsischen Geschichte, gesammelt ꝛc. — Viertes Werk. Geschichte des Markgrafthums Meissen. Nicht Regenten-, sondern Landesgeschichte. — Auch u. d. T.: Entwurf einer urkundlich-pragmatischen Geschichte des Markgrafthums Meissen. Nicht Regenten-, sondern Landesgeschichte; mit erläuternden und berichtigenden Ansichten auf die gesammte Sächsische und Deutsche Geschichte. Ronneburg, Weber. 2 Thlr.

Mann, Karl, Jubel-Büchlein der evangelischen Reformation in Würtemberg. Mit den Lebensbeschreibungen und Bildnissen der fürstlichen und gelehrten Wahrheits-Zeugen. 1stes Heft. 8. Stuttgart. J. F. Steinkopf. 12 Gr.

Matthes, Joh. G., Das evangelische Kirchenjahr, in einer Reihe von christlich-religiösen Liedern. 8. Leipzig, F. Fleischer. 18 Gr.

Reichard, H. G., Monarchie, Landstände und Staatsverfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpunkten der Staaten- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. (In 2 Theilen.) 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 3 Thlr.

Schubert, F. W., Handbuch der Allgemeinen Staatskunde von Europa. 1sten Bandes 2ter Theil: Frankreich und das Britische Reich. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borträger. 2 Thlr. 20 Gr.

Theremin, F., Abendstunden. 2ter Band. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 8 Gr.

Vogt, R., Grund- und Aufriß des christlich-germanischen Kirchen- und Staats-Gebäudes im Mittelalter nach urkundlichen Urkunden und Zeugnissen dargestellt. 2te, durch einen Anhang vermehrte, Ausgabe bei Gelegenheit der Erscheinung des dritten Bandes der Monumenta Germaniae historica von G. H. Pertz. — Der Anhang mit der Überschrift: Grund- und Aufriß des philadelphisch columbischen Tempels auf Panama. Als Seitenstück zu der Schrift: Grund- und Aufriß. Bonn, Marcus. 20 Gr.

Voigt, J., Die Westphälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen, aus den Quellen dargestellt und durch Urkunden erläutert. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borträger. 1 Thlr.

Zapf, K., Wanderungen zu den Burgruinen des Rheingebirges. Eine Schrift für Freunde der Natur- und Alterthums. 8. Hof, Grau. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 104. — 13. April 1836.

Schriften über Frankreich.

1. **The monarchy of the middle classes or France social, literary, political. Second series. By *H. L. Bulwer*.** London 1836.
2. **Paris and the Parisians in 1835. By *Frances Trollope*.** Zwei Bände. London 1836.

Die erste hier genannte Schrift ist die Fortsetzung und, wie es scheint, der Schluß eines Werkes des Herrn H. L. Bulwer, über dessen Geist und Art bereits in Nr. 228 — 232 d. Bl. f. 1835 gesprochen worden ist. Die damals gemachten Bemerkungen überheben uns um so mehr einer Wiederholung unserer Ansichten, da der Inhalt des vorliegenden Bandes im Wesentlichen nur eine Bestätigung derselben ist. Wir räumen hier wie dort Herrn Bulwer Genauigkeit in der Angabe von Thatsachen, vielseitige Kenntniß des Gegenstandes und ein nicht selten treffendes Urtheil ein; wir vermissen aber Originalität der Auffassung, eine planmäßige, philosophische Durchführung, die dem Ganzen innere Einheit geben sollte, und Lebendigkeit der Darstellung.

Im Allgemeinen hält sich Herr Bulwer in diesem Theile seines Werkes, namentlich gegen den Schluß, fast noch mehr an die positive Seite seines Gegenstandes, als dies in der ersten Abtheilung der Fall war; einige Abschnitte sind nichts als eine trockene Zusammenstellung statistischer Notizen, welche durch einige karge Bemerkungen nur wenig Leben erhalten. Sonderbar ist es uns vorgekommen, daß der Verf. „Die Monarchie der Mittelclassen" als Titelwort dieser Abtheilung besonders herausgehoben hat, da, wie wir gleich sehen werden, nur einige wenige Capitel diese Wahl rechtfertigen. Denn nach einer kurzen Dedication nimmt Herr Bulwer den Faden seiner Darstellung zunächst da wieder auf, wo er ihn im dritten Buche der frühern Abtheilung hatte fallen lassen, und spricht folglich von den literarischen Zuständen Frankreichs in unserer Zeit. Seine Bemerkungen über die Geschichtschreibung und die dramatische Poesie hatten, wie man sich erinnern wird, den Schluß der ersten Abtheilung gebildet, und ohne nun ferner auf eine umfassendere und erschöpfendere Behandlung des Gegenstandes einzugehen, hebt er in den ersten Abschnitten dieses Theiles abermals zwei Seiten des literarischen Lebens in Frankreich heraus, nämlich die leichte und die periodische Literatur, die Presse.

Unter der leichten Literatur versteht Herr Bulwer vorzugsweise den Roman und die Novelle, über deren genetische Entwickung im Allgemeinen einige kurze Bemerkungen vorausgeschickt werden. Man glaube aber nicht etwa, hier etwas Neues oder Befriedigendes zu finden; der Sprung von den Milesischen Romanen bis zu Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris" wird auf drei Seiten gemacht, und im gleichem Verhältnisse ist auch die höchst magere Charakteristik der drei Hauptgattungen des Romans, des geschichtlichen, des beschreibenden und des Sittenromans, abgefaßt. Man sieht nur zu leicht, daß der Verf. diese Seite der französischen Literatur, deren Studium freilich manche Überwindung kostet, aber für die Erkenntniß der jetzigen Geistesstimmung und literarischen Gährung in Frankreich mehr Resultate liefert, als man glauben möchte, nur sehr oberflächlich berührt hat. Was wäre z. B. nicht allein über den Sittenroman, seine verschiedenen Nuancen, sein Verhältniß zum lesenden Publicum, seine glänzenden Seiten und unnatürlichen Auswüchse zu sagen gewesen? Weit entfernt aber auch, nur daran zu denken, sagt uns Herr Bulwer weiter nichts, als daß Paul de Kock in dieser Gattung ohne Nebenbuhler sei und am meisten die Wahrscheinlichkeit eines Platzes bei der Nachwelt für sich habe: ein Urtheil, welches, wenn es auch in gewisser Beziehung wahr sein mag, doch zur Charakteristik der Schule, welcher Paul de Kock angehört, so viel wie nichts beiträgt. Noch leichter hilft sich der Verf. über jenen extravaganten Theil der Romanschriftsteller hinweg, welche, da sie weder die Regeln der Charakteristik, noch eine planmäßige Durchführung des Gegenstandes, noch den Anstand der Sittenschilderung, wie sie in der neuern Romantik doch gewissermaßen zur Norm geworden seien, beobachten wollen, eigentlich gar keiner Schule angehören. „To write a calm criticism on such literature would be an impertinence." Will man aber einmal über einen Gegenstand wie die französische Literatur unserer Tage schreiben, so sollte man sich selbst vor dergleichen „Impertinenzen" nicht zu sehr fürchten. Das Dasein dieser extravaganten Literatur ist eine Thatsache, und zwar eine sehr merkwürdige Thatsache, deren Gründe und Wesen grade mehr wie manches Andere

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit und ernste Prüfung eines ruhigen und umsichtigen Kritikers verdienten.

Herr Bulwer läßt sich, wie gesagt, darauf gar nicht ein, will aber doch gern ein ungefähres Bild von dieser Literatur geben, und ist daher auf den fast komischen Gedanken gekommen, aus den markirtesten Charakteren und auffallendsten Stellen der gangbarsten Romane dieser Art eine dramatische Scene zu compiliren, welche sich nicht ganz übel zu einer Faschingsposse eignen würde, aber dem Zwecke, welchen der Verf. dabei vor Augen hatte, natürlich nur sehr unvollständig und einseitig entsprechen kann. Nachträglich sucht er noch die Ursachen und Wirkungen dieser „sonderbaren Verkehrtheit geistiger Fähigkeit" anzudeuten, wie uns scheint eben nicht mit besonderm Glücke. Er meint nämlich, der Hauptgrund läge darin, daß der größte Theil der „works of fiction" doch nur für „young men" und „kept mistresses" (femmes entretenues) geschrieben würde, da der bessere Theil des Publicums, welcher ehedem die Übertreibungen der Novellenschreiber durch seine Theilnahme begünstigt habe, jetzt mehr der ernstern Literatur zugethan sei, welche ihrerseits einen leichtern Styl angenommen habe. Dies führt natürlich zu der Schlußfolge, daß jene leichtfertige Literatur in Frankreich in demselben Grade bei dem Geschmacke des Publicums den Credit verloren, in welchem der Ernst, die Bildung und die Beschäftigungen der Franzosen zugenommen hätten. Über dieses Capitel wäre aber freilich noch viel zu sagen, und wir fürchten fast, daß Herr Bulwer in seinen Prämissen noch nicht das Rechte getroffen hat. Nicht übel ist jedoch folgende in einer Anmerkung beigefügte Charakteristik von vier Repräsentanten der neuesten Romanliteratur Frankreichs:

Herr Sue würde nicht ohne Kraft sein, wenn er nicht übertriebe; Herr Balzac voll Anmuth und ergreifend, wenn er sich nicht abmühte, fein zu sein, und sich nicht durch sein schlüpfriges Wesen erniedrigte. Herr Janin ist gewandt, witzig, glänzend, aber ohne Zusammenhang in seinen größern Werken; er spielt mit seinen eignen Phantasiegebilden wie der Schmied, welcher, nachdem er den Ambos mit aller Kraft gebraucht hat, mit der Arbeit einhält, um sich an den Funken zu ergötzen. G. Sand, oder — um eine Maske abzunehmen, welche Niemand mehr gelten läßt — Madame Dudevant ist in jeder Beziehung eine außerordentliche Person, und wenn sie die Züchtigung des Kritikers verdient, so gewinnt sie doch auch seine Bewunderung. Ihr Styl ist der beredteste der Zeit, und wenn er auch bisweilen etwas an moderner Affectation leidet, so trägt er doch auf der andern Seite nicht selten jene antike und heilige Färbung, welche Rom seinen Heiligen und Judäa seinen Propheten verlieh. Als Ganzes sind ihre Werke freilich falsch und gezwungen, allein sie enthalten Theile, welche natürlich, beredt und wahr sind, und einzelne Stellen, welche von den Empfindungen und der Erfahrung ihrer kühnen und schönen Verfasserin überströmen.

Schon im nächsten Abschnitte, über die politische Presse, ist Herr Bulwer mehr auf seinem Felde; die Charakteristik und kurze Geschichte der vorzüglichsten pariser Tagsblätter, des „Constitutionnel", des „Journal des débats", der „Gazette de France", der Quotidienne" und des „National", ist gelungen und treffend. Von noch höherm Interesse sind die darauf folgenden Bemerkungen über den Unterschied der englischen und der französischen Presse in Bezug auf ihren politischen Einfluß. Der Verf. ist ein erklärter Gegner des jetzigen Systems der englischen Presse, dessen Grundfehler sei, daß sie offenbar nur die Classe der Begüterten diene und die niedere Volksclasse von der Wirkung ihres Einflusses durch den zu hohen Preis der Tagesblätter ausschließe; sie beruhe folglich nicht auf dem geistigen, sondern auf der Geldmacht der Nation — ein Umstand, welcher ihr nothwendig eine falsche Richtung geben müsse und namentlich drei wesentliche Nachtheile habe: 1) seien die Journalisten weniger gebunden, weil sie weniger geachtet seien, und folglich sei auch ihre Verantwortlichkeit geringer; 2) erhielten die Tagesblätter dadurch, daß sie eigentlich nur im Besitz der Reichen seien, mehr Macht, als ihnen gebühre, und mehr Bewunderung zu unehrlichem Verfahren (to be less honest); 3) ließen sie die Interessen und Gefühle der großen Masse, welche sie nicht kaufen können, unbeachtet. Auf der andern Seite dagegen seien die Vortheile, welche dieses System zu gewähren scheine, eine offenbare Täuschung. Man glaubt z. B. die englische Presse sei weniger heftig, weniger revolutionnair als die französische; und nichten! sie ist im Gegentheil noch heftiger und gefährlicher, weil sie zum Volke in einer Sprache spricht, welche von Ansichten, Art und Ideen der Begüterten so weit entfernt ist, daß diese kaum ihr Dasein ahnen. Zum Beweise führt Herr Bulwer einige allerdings derbe Stellen aus dem „Poor man's guardian", einem weit verbreiteten Volksblatte, an, zu denen die französische populaire Presse kaum ein Gegenstück liefern dürfte.

Seid versichert — heißt es S. 48 — daß, wenn es etwas gibt, was eine heftige Erschütterung unter unsern Nachbarn verhindern kann, so ist es der niedere Preis der Tagesblätter, welcher jeder Lehre in jeder Wohnung Eingang verschafft. Wenn es dagegen irgend etwas, was unter uns selbst Erschütterungen hervorbringen könnte, so ist es die Spaltung zwischen den Sechs-Penny-Blättern, welche zur Frühstückstafel des Pairs gehören, und den Zwei-Penny-Blättern, welche zur Hütte des Handwerkers gelangen.

Hierauf hebt der Verf. die Vorzüge des Systems der französischen Presse bestimmter heraus, zeigt, daß ihre Macht in gleichem Verhältnisse mit ihrer Mäßigung wachse, und glaubt sie einer Regierung nur dann gefährlich, wenn diese die Grenzen der Mäßigung überschreite; Grund genug, warum sich Herr Bulwer schließlich mit ziemlicher Heftigkeit gegen die Verfolgungen erklärt, welche die Presse in den letzten Jahren in Frankreich erdulden mußte, und die übeln Folgen, welche er davon prophezeit, sind wenigstens bisjetzt, zum Glücke Frankreichs, noch nicht sichtbar geworden.

Die übrigen Abschnitte dieses, des dritten Buches, über dem religiösen und kirchlichen Leben Frankreichs in seinen verschiedenen Formen und mit seinen, sogenannten, sophistischen Auswüchsen gewidmet. Es konnte natürlich hier nicht die Absicht des Verf. sein, auf einigen Seiten einen Gegenstand zu erschöpfen, der an sich allein ein umfassendes Werk füllen könnte; es fehlt jedoch nicht an pikanten und treffenden Bemerkungen, namentlich über

Digitized by Google

ihr frühern religiösen Zustände und Geistesstimmungen; wir erinnern z. B. an das Urtheil über den „Génie du christianisme" von Chateaubriand, von dem es nicht bei am Ende heißt: „Er trug seine Meinung mit der ihm eigenen Anmuth zur Schau, mit welcher Madame Recamier ihren Kopfputz zu ordnen wußte; beide würden auf gleiche Weise Modeartikel." Dabei muß man nicht vergessen, daß um jene Zeit Madame Recamier wirklich einen Kopfputz erfand, welcher nach ihr benannt wurde. Bei der nähern Bestimmung des jetzigen religiösen Zustände vermissen wir etwas die geistige Auffassung des Gegenstandes. Die Classification der Bevölkerung Frankreichs in Solche, welche dem Christenthum noch ergeben sind, und Solche, welche es entweder mit Gleichgültigkeit behandeln, oder sich grade zu dagegen erklären, mag in ihren Resultaten ziemlich wahr sein, allein sie ist zu materiell und daher einseitig. Dagegen ist die Übersicht über die äußern und innern Verhältnisse der katholischen Geistlichkeit in Frankreich ziemlich befriedigend; es werden bei dieser Gelegenheit auch einige interessante Bemerkungen über Lamennais und seine Lehren in den „Paroles d'un croyant" gemacht. Über die protestantische Kirche, welche wenigstens in ihrer äußern Erscheinung wiederhervortritt, gibt der Verf. fast nur statistische Notizen, welche als weniger bekannt vielen Lesern willkommen sein dürften. Tiefer geht er auf den St.-Simonismus ein, welcher, wie manches Andere in Frankreich, durch den Charlatanismus verdorben, fast nur noch das Interesse einer Antiquität gewährt und allerdings, wie hier geschieht, nicht ganz unpassend mit Fournier's Lehre über die Verwandlung des Weltmeers in Limonade und desselben logischem Beweis für die zukünftige Erscheinung eines geschwänzten Menschengeschlechts in Beziehung gebracht werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Balladen von W. Alexis. Berlin, Dümmler. 1836. 8. 20 Gr.

Ob der Roman- und Novellendichter im Stande sein sollte, wir wollen nicht sagen, Verse zu machen — denn wer kann dieses in Deutschland nicht? —, sondern in gebundener Rede zu produciren, wenn er auf Dichtertalent im vollen Umfang Anspruch machen will: die Antwort auf diese Frage scheint zweifelhaft, ja durch Jean Paul's unsterbliche Werke mit Nein beantwortet. Und doch verdanken wir die vortrefflichsten Denkmale darstellender Prosa unsern größten Dichtern im engern Sinne des Wortes, einem Göthe, einem Tieck; in jedem Fall aber ist es erfreulich, wenn ein durch seine Leistungen in diesen Fächern anerkannter Schriftsteller wie Hr. W. Alexis den Beweis führt, daß er auch in jener concentrirten Weise zu dichten versteht, welche das classische Alterthum allein Poesie benannt hat.

Der Titel: „Balladen", den diese kleine Sammlung führt, sagt zu wenig, denn sie enthält auch Lieder und vermischte andere Gedichte, doch bilden episch-lyrische Mittheilungen den größern Theil und verdienen vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Lesers. Der Name Balladen ist ohne Zweifel absichtlich gewählt, denn die meisten dieser Gedichte ringen nach Wesen und Form dem Vorbilde des nordischen Sagenliedes nach, wie sich dem Ref. wohl erinnert, daß die zweite dieser Balladen von dem Verf. selbst einem Aufsatze im „Hermes" einverleibt war, in welchem er sich mit viel Geist und Studium über die Theorie der Romanzen- und Balladenpoesie verbreitete und wo das kleine Gedicht die Ansicht des Verf. zu veranschaulichen bestimmt war.

In dem kleinen Buche begegnet uns nun gleich beim Eingange eine sehr anziehende Dichtung: „Der späte Gast". Der Gedanke dieses Gedichts ist durch und durch poetisch. Eine Mutter sitzt allein in ihrer Hütte, die auf einsamer Haide steht; im Nebenkämmerlein liegt ihr kranker Sohn zu Bette; da klopft es am Thore, und mit dem Rufe: Mütterlein! verlangt eine Stimme Einlaß in der stürmischen Nacht. Nach allerlei Fragen, die der draußen Stehende beantwortet, muß die Mutter glauben, es sei ihr kranker Sohn, der im Fieber in die Mondnacht hinausgesprungen. Schwach vor Alter und Schrecken, ruft sie ihm, die Thüre aufzudrücken. Aber die Stimme antwortet:

Viel tausend Meilen wol bin ich von dir,
Öffnen kann ich nicht mehr die Thür,
Selbst wie der Wind bin ich leicht und schwach,
O mache zuerst mein kleines Gemach,
Und laß mich ein!

. . . . . .

Ich öffne geschwind, mein liebes Kind!
Wo bist du? — Es sauft vorbei der Wind. —
Der Wind weht fort mich, Mütterlein! —
Ihr Sohn lag blaß wie Mondenschein
Im Kämmerlein.

Es war der Geist des Knaben gewesen, der soeben in der Kammer verschieden ist. Die schauerliche Incommensurabilität des zeitlichen Lebens und des Geisterlebens, des Diesseits und des Jenseits, und wie beide doch wunderbarerweise miteinander in Berührung und Conflict kommen können, bildet die vortreffliche Idee dieses Gedichts, dessen Organismus auch ganz künstlerisch angelegt ist. Nur an der hier und da ungelenken materiellen Ausführung merkt man es, daß der Verf. gewohnt ist, seine Gebilde sanft mit breiterm Pinsel darzustellen, und daß er deswegen, wo er der Gattung der Ballade gemäß recht gedrängt, kurz und einfach erscheinen will, räthselhaft und unklar wird. So halten schon die ersten Worte den Leser auf:

Was klopft ans Thor? — Über die rothe Haide
Geht nur mein Sohn, und ich, wir Beide.

Man weiß bei diesen Worten nicht recht, ob die Scene im Zimmer ist, oder ob die Mutter vor dem Hause mit ihrem Sohne wandelt. Erst die folgenden Verse lehren uns den Sinn der Worte: Ich wüßte nicht, wer an unsere Hausthüre klopfen könnte; denn über die Haide *pflegt doch* außer meinem Sohn und mir Niemand *zu gehen*. Wer selbst Balladen gedichtet hat, weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten dieser Art ein Dichter zu ringen hat; aber auch, daß er diesen Kampf nicht scheuen darf, wenn ihn ein klarer und verständlicher Abguß seines innern Bildes in der Sprache belohnen soll.

An einem andern Umstand erkennt man in dieser Ballade auch noch den Romandichter. Ihm genügen die drei Personen der schauerlichen Situation, die Mutter, der Kranke und sein Geist nicht; es muß auch noch von einem Töchterchen die Rede werden, das die Mutter als kleines Kind im Moore verloren hat:

Bist du ein Unhold und locktest ins Moor
Meine Tochter, als ich das Kind verlor? —
Ich bin kein Unhold, ich bin dir verwandt,
Deine Tochter hab' ich Schwester genannt.
O laß mich ein!

Zur Erkennung des Geistes war dieser Umstand nicht unumgänglich nothwendig; die Einheit des Eindrucks stört er eher; aber in einer Novelle wäre diese weitere Person vielleicht nothwendig gewesen. Bliebe sie *hier* weg, so würde die für ihre Einfachheit schon etwas zu lange Ballade wenigstens um zwei Strophen kürzer. Auch die vorletzte Strophe ist ganz müßig und mit ihr fiele die Reminiscenz aus Bürger's „Lenore": „Sechs Bretter sind für mich genug", glücklich hinweg.

Digitized by Google

Ähnliche Ausstellungen ließen sich auch bei andern Balladen der Sammlung machen. Der Musterballade „Walpurgisnacht" sieht man's an der magern Ausführung doch ein wenig an, daß sie ein kleiner poetischer homunculus ist, der von einem Schwarzkünstler im Tiegel fabricirt worden, um den Genius zu lehren, wie er Balladen hätte schaffen sollen. Besonders arm sind in diesem Gedichte die Reime. Es ist schon recht, wenn mit dem Reime kein Prunk getrieben wird, aber gänzliches Verschmähen des Zaubers, der ihm innewohnt, beruht auf der Verkennung eines der mächtigsten Hebel unserer modernen Poesie.

Zu den trefflichsten Gedichten der kleinen Sammlung rechnen wir „Das letzte Lied", S. 15, wo ein Dichtergreis, von der Welt verstoßen, im Winterfroste unter Gesängen vom immergrünen Mai verscheidet; dann das symbolische Gedicht: „Die alten Götter", S. 22. Beim ersten Erscheinen in einem Almanache war dieses Lied nur „Die Alten" betitelt und auch im Anfange desselben:

In der Zauberhöhle im tiefen Schacht
Sitzen drunten die alten Götter in Winternacht —

ist das Wort: Götter, auch erst eine neuere Interpolation des Dichters. Das Gedicht selbst, däucht uns, hat an Vieldeutigkeit durch diese officielle Deutung verloren und schien vorher sinnvoller zu sein. Oder paßten die folgenden Strophen (es sind die zwei letzten) etwa blos auf die alten Götter?

Sie sehen, wie sich freut im Sonnenstrahl
Die Blume und der Mensch in Berg und Thal.
Doch fällt ein Strahl in ihren dunkeln Schacht,
Jammern sie laut und rücken tief in die Nacht.
Sie sehen die Wechsel der Geschlechter ziehn,
Nach dem Winter droben den Frühling blühn;
Bei ihnen bleibt es ewig Winter und kalt,
Ohne Wechsel tragen sie ihre Gestalt.

Und sendet Allvater von seinem Thron
Ihnen nieder einen schönen Erdensohn,
Um zu bringen in die dumpfe Gruft
Vom Lichte droben erwärmte Luft,
Dann sehen sie ihn an und seufzen schwer
Und rufen: „Ach wenn's doch wie ehmals wär'!
So wie es gewesen ist und es war,
Wollen wir's immer halten und immerbar!"

Die „Drei Larven", S. 37, sind ein Sinnbild voll Tiefe, aber nicht ganz zur Klarheit ausgeprägt. „Die Kindsmörderin" unsers Dichters S. 44 hält uns glücklicherweise keine rhetorische Vorlesung; sie singt eine Melodie voll bilderreichen Wahnsinns, wie sie zu einer solchen Stimmung paßt.

Die zweite Abtheilung von Gedichten, „Reminiscere" überschrieben, führt ein anspruchloses Wort ein:

Wie Erwachs'ne wol bisweilen
Noch erfreut ihr Kinderleid,
Baten die gereimten Zeilen
Auch mich um Barmherzigkeit.

Aber „Die drei Königssöhne" (in drei Balladen) haben die Kinderschuhe längst ausgetreten. Sie gehören zu den schönsten Dichtungen der Sammlung.

Als dritte Abtheilung des Buches sind ein paar spanische Romanzen durch folgendes Motto eingeführt, das zweierlei Tendenzen unserer Poesie ebenso wahr als witzig abfertigt:

Jüngst noch in dem Land Germanien,
Wenn man wollte sein ästhetisch,
Mußte man durchaus nach Spanien,
Und man war sofort poetisch.

Will man heute sein poetisch,
Muß man dichten Dissonanzen,
Damals hieß es Assonanzen,
Doch es ist derselbe Fetisch!

In Nr. IV ahnen einige Lieder nicht das Ge, wenigstens Volkslied, das wir in seiner ursprünglichen Gestalt nur ahnen, sondern das Handwerksburschenlied des 18. Jahrhunderts in seiner buntesten Mischung von Sentiment und Unsinn täuschend nach. Da singt „Friedericus Rex, unser König und Herr", eh er in den Krieg zieht:

Die Kaiserin hat sich mit dem Franzosen alliirt,
Und das römische Reich gegen mich revoltirt,
Die Russen seind gefallen in Preußen ein,
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landsleute sein!

Nun adjö Lewise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht.
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Unter den Torsos Nr. V hat man die Wahl zwischen Ernstem und Scherzhaftem. Wir schließen die Anzeige mit zwei Proben daraus, die beweisen, welchen Umfang von Ton das poetische Talent des Hrn. W. Alexis zu umfassen vermag:

Was träumt mein Vater.

Oben summte eine Biene umher,
Drunter ein Blümlein vom Thaue naß;
Das Blümlein schoß aus frischem Gras,
Auf grünem Hügel stand das Gras.

Unter der Biene, unter der Blume,
Unter dem frischen, grünen Gras,
Unter dem Hügel in kühler Erde
Träumt mein Vater, ich weiß nicht was.

Größe?

Groß war der Geist, der sie brach, die Formen, die ihr umengten;
Aber ein größerer war's, der sich mit ihnen vertrug.

Historische Notiz.

Kaiser Rudolf II. läßt seinen natürlichen Sohn tödten.

Daß der unglückliche Kaiser Rudolf II., gewarnt durch den Astronomen Tycho de Brahe, einer standesmäßigen Heirath abgeneigt war, weil ihm Gefahr von seinen nächsten Verwandten drohe, daß der Furchtsame deshalb wie ein Alberius sich entschloß, daß er aber nichtsdestoweniger einer spanischen Ehelichkeit fröhnte und die schönsten Weiber mit sich einschiffte, ist aus vielen verbürgten Nachrichten, namentlich aus den Daniel Eremita's und der Chronik des Paul Piasecius zu ersehen. Weniger bekannt dagegen ist eine Erzählung, die sich in den Briefen des gelehrten Polyhistor Jacobus Tollius, Professors zu Duisburg, finden, welcher auf Kosten des gelehrten Fürsten 1687 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Ungarn und Italien unternahm. („*Jacobi Tollii epistolae itinerariae etc. cura et studio H. C. Henniki.*" Amsterdam 1714. Mit Kupfern.) Eine sittliche Verirrung, wie die erzählende, sieht einem finstern, vielfach beängstigten Charakter nicht unähnlich. Auf dem Besuche der Gemäldesammlung des Hradschins sah Tollius zwei Bildnisse der Beischläferinnen Rudolf's und hörte die bekannte Weissagung Tycho's mit näherm Umstande, daß den Sprößlingen des Kaisers die grausamste und blutdürstigste Natur prophezeit worden, weshalb Rudolf, deshalb die Ehe fliehend, sich diese schöne Maitresse gewählt habe. Aber auch der von der Concubine geborene Sohn sei so wilder Gemüthsart gewesen, daß er als Jüngling seine liebte, die ihm nicht recht zu Willen war, auf eine unmenschliche Weise verstümmelt hätte. Um sich und die Welt von diesem Ungethüme zu befreien, habe Rudolf befohlen, ihn durch Öffnung aller Adern zu tödten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 105. — 14. April 1836

Schriften über Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Das folgende vierte Buch handelt von der „Vertheilung des Grundeigenthums", welche der Verf. als Grundlage einer „allgemeinen Vertheilung der Volksrechte" betrachtet. Der Gegenstand ist nicht weniger für England als für Frankreich eine Lebensfrage, und so sind die häufigen Seitenblicke auf England in diesem Abschnitte nur natürlich und willkommen. Als merkwürdiges Resultat seiner Untersuchungen, zu welchem er durch eine ziemlich scharfe Kritik von Macculloch's und Anderer Ansichten über diesen Gegenstand gelangt, hebt der Verf. die Thatsache heraus, daß die Vertheilung des Grundeigenthums, obgleich durch die neuern Erbgesetze, welche gleiche Vertheilung des väterlichen Gutes unter die Kinder verlangen, wesentlich begünstigt, in Frankreich doch verhältnißmäßig nur geringe Fortschritte gemacht hat. Eine S. 133 beigefügte Tabelle über die Zahl der mit der Grundsteuer behafteten Güter, nach den Departements, gibt dazu den schlagendsten Beweis. Mit Einschluß von Corsica betrug die Zahl der Landgüter, welche die Grundsteuer entrichteten, im Ganzen im Jahre 1815: 10,083,751; im J. 1826: 10,296,693; im J. 1832: 10,814,779. Hiermit sind zugleich die Besorgnisse der Gegner des französischen Gesetzes gegen die Primogenitur beseitigt, zumal da das gleiche Successionsrecht der Kinder keineswegs ein nachtheiliges System unnöthiger Zerstückelung des Grundbesitzes nothwendig macht, gegen welches überdies der Regierung hinlängliche Mittel zu Gebote stehen, ohne das Gesetz über die Gleichheit der Succession in seinem Wesen angreifen zu müssen. Gestützt auf diese Voraussetzungen, welche an sich unleugbare Thatsachen sind, sucht der Verf. im Folgenden die Irrthümer zu widerlegen, zu welchen eine Vergleichung zwischen Frankreich und England, und noch mehr Irland, in dieser Beziehung führen müsse. Verschiedenheit der Verhältnisse ergibt natürlich Verschiedenheit der Erscheinungen. Dieser Abschnitt ist uns wegen der Menge treffender Bemerkungen über die Verschiedenheit des Ackerbaues in beiden Ländern, das Verhältniß des Staatseinkommens zu der Bevölkerung, das Wachsthum der Armentaxe in England und den Zustand der in den Fabriken arbeitenden Volksclassen als einer der interessantesten und lehrreichsten unsers Werkes erschienen.

Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß der Verf. ein erklärter Vertheidiger der Theilung des Grundbesitzes ist, um begreiflich zu machen, von welchem Gesichtspunkte aus er die angedeuteten Gegenstände behandelt; auch das politische Heil Frankreichs beruht, nach seiner Meinung, auf der Vertheilung des Grundbesitzes.

Ein Land, dessen Bevölkerung aus Grundeigenthümern besteht, mag mancher Veränderung in Übergangsperioden ausgesetzt sein; eigentliche Erschütterungen wird es nicht mehr erfahren, und wenn daher die Revolution von 1830 von der von 1789 verschieden war, so lag der Grund darin, daß diese eine Revolution der Armen, jene eine Revolution der Grundbesitzer war. (S. 157.)

Wir fügen hierzu noch eine Stelle aus den Schlußbemerkungen, welche eine tiefbegründete Wahrheit enthält:

Das wesentliche und große Resultat des Systems der Vererbung, welches in Frankreich angenommen worden ist, ist, in Vergleich zu dem noch in England geltenden und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, noch von Vielen aus allen Ständen hochgehaltenen Systeme, nicht die ins Kleinliche gehende und gefährliche Vertheilung des Grundes und Bodens, sondern die Trennung desselben von dem Namen seines erblichen Eigenthümers. Der Boden einer Provinz ist vielleicht in 10 Jahren nicht mehr zertheilt, als er früher war; allein wenn er auch in 10 Jahren noch dieselbe Zahl Eigenthümer hat, so kann er sie dennoch 50 Mal gewechselt haben. Auf diese Weise hört die Verbindung auf, welche eine bestimmte Familie an einen bestimmten Boden knüpft, eine Verbindung, welche, was auch ihr barbarischer Ursprung sein mag, von uns lange Zeit für natürlich gehalten und mit zarter Achtung behandelt worden ist. So gehen die Gemeinschaften unter, deren Dasein noch an dem ehrwürdigen Eingange und an der alterthümlichen Vorhalle hängt, Gemeinschaften, welche, offen gestanden, der menschlichen Natur zur Zierde gereichen und dem gegenwärtigen Geschlechte, welches in sich selbst so wenig Befriedigendes hat, das Andenken vergangener Zeiten erhalten. So vergehen die Gefühle, welche vordem dem Bauer den Glauben gaben, daß er unter dem Schutze eines rechtmäßigen Beschützers geboren sei, Gefühle, welche, gleichviel ob sie dem Feudalismus oder der patriarchalischen Einfachheit angehören, am Ende doch aus einer stärkern Quelle als Vorurtheil entsprangen, selbst wenn sie nicht durch Philosophie geheiligt sein sollten. (S. 160.)

Hieran knüpft sich leicht eine kurze Apologie der englischen Aristokratie, welche um so achtbarer ist, je weniger der Verf. zu Denen gehört, welche Englands Heil für die Zukunft in ihrem Fortbestehen in alter Weise erblicken.

Im fünften Buche kehrt der Verfasser zur Schilderung der gesellschaftlichen Zustände zurück, welche zum Theil schon in der frühern Abtheilung des Werkes berührt wur-

Digitized by Google

den. Leider vermissen wir hier jene lichtvolle Anordnung, welche einen fruchtbaren Stoff in leichten Gruppen zu einem gefälligen Bilde zu vereinigen versteht. So ist z. B. gleich der erste Abschnitt, unter der Aufschrift: „Sitten", mehr eine bunte Zusammenstellung von Anekdoten, Charakterzügen, Witzworten u. s. w., als ein Sittengemälde, welches die Aufmerksamkeit durch seine Einheit fesselte. Institut, Pairskammer, Deputirtenkammer, ein Ball in den Tuilerien, eine Reception bei dem Minister, die Schilderung eines Mitglieds der Opposition, einer Schönheit aus der Kaiserzeit, eines Journalisten, eines Helden de l'ancien régime, eines Notars, einer literarischen Dame, einer philosophischen Modehändlerin, kurz aller marcanten Dinge, die der fremde Beobachter in Paris leicht vorfindet, geht hier in sonderbarem Gemisch durcheinander, ohne Zusammenhang und vernünftige Folge, ohne daß man am Ende eigentlich einen bleibenden Eindruck von Dem gewonnen hätte, was hier Herr Bulwer nun einmal „Manners" nennt. Concentrirter und folgerechter wird schon der nächste Abschnitt: „Young France", welchem einige geschickt eingeschaltete Scenen, wie das Verhör eines jungen Republikaners, die Aufnahme Alexander Dumas' bei General Foy, die Unterredung mit einem jungen misvergnügten Julihelden, einen ziemlich dramatischen Anstrich geben. Das leichtfertige „junge Frankreich" wird recht passend mit folgenden Worten geschildert (S. 196):

Dergleichen junge Leute gibt es viel in Frankreich, welche von großen und erhabenen Dingen schwatzen, die pyramidenartige Speculationen machen, ungeheuer in der Basis und an der Spitze kaum erkennbar. Mit Prophezeiungen über eine neue Zukunft, eine neue politische Sündflut und eine neue politische Schöpfung ziehen sie einher, die Noahs ihrer Zeit, welche die Arche des Heils von den Boulevards nach dem Palais royal, von dem Vaudeville nach den Variétés schleppen, sich in den Cafés herumtreiben, nach Grisetten liebäugeln, mit einer Reitgerte um sich herumhauen und Einem ins Gesicht sagen, man sei ein Dummkopf, wenn man nicht die Übertreibungen Victor Hugo's bewundert, oder ein Spitzbube, wenn man nicht eingestehen will, daß N. N. erster Consul der Republik sein sollte. Wollte ich einen Begriff von diesem Theile des jungen Frankreichs geben, so brauchte ich nur Demoiselle Dejazet in der Uniform Napoleon's zu zeigen!

Es gibt aber auch ein „junges Frankreich" mehr ernster Natur, mit derben Studien und tüchtigen Grundsätzen, dessen Hauptschwäche aber wieder eine gewisse Einseitigkeit ist, welche am Ende auch nur zu beschränkten Extravaganzen führt. Namentlich pflegen diese Leute den Weltlauf in der Regel nur nach den beengten Begriffen zu beurtheilen, welche ihnen ihre besondere Stellung in Frankreich eingibt, und übrigens mit der größten Intoleranz über Menschen und Dinge hinwegzugehen, welche eben nicht in den Bereich ihrer selbstsüchtigen Systeme fallen oder passen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cicero in seinen Briefen. Ein Leitfaden durch dieselben, mit Hinweisung auf die Zeiten, in denen sie geschrieben sind. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hanover, Hahn. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vorliegende Schrift ist mit so vieler Klarheit und Gründlichkeit abgefaßt, daß sie mit vollem Rechte in die Reihe der Schriften gestellt werden kann, durch welche in der neuen Zeit eine Anzahl von Gelehrten, wie Böttiger, Fr. Jacobs, Zell, A. G. Lange u. A., eine allseitigere Kenntniß des römischen und griechischen Alterthums zu verbreiten bemüht gewesen sind. Auch Hr. Abeken ist nicht blos einseitiger Pfleger der Schrift über Dante, seine Biographie Grieshach's in [illegible] genossen" und andern Aufsätzen zeigen hinlänglich, daß [illegible] das Gebiet anderer Wissenschaften und anderer ähnlicher Erkenntniß fremd geblieben sind. Gerade solcher bedarf aber die Alterthumswissenschaft, um in den [illegible] ihrer vornehmen Feinde, deren sie leider! jetzt so manche unter Gebildeten und Ungebildeten hat, würdig vertreten zu werden und dem Vorwurf zu begegnen, als enthalte sie nur [illegible] Plunder und unbrauchbares Gerülle, was in dem Zeitalter der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt gar nicht mehr in Betrachtung werth sei. Besondere Freude gewährt es [illegible], daß sich der Verf. der vorliegenden Schrift den [illegible] Gegenstande seiner Untersuchung gewählt hat, diesen großen und guten Bürger, an dessen Beurtheilung sich in neuer Zeit [illegible] che, selbst sein sonst für ihn sehr eingenommener Übersetzer, [illegible] land, versündigt haben. Das Härteste, was gegen [illegible] gebracht werden konnte, ist von Drumann in seiner [illegible] gen „Geschichte Roms" ausgesprochen worden, ohne daß diese Anklagen überall gutgeheißen worden sind, wie [illegible] uns nicht enthalten konnten, in Nr. 221 u. 222 [illegible] f. 1835 einige Bedenklichkeiten gegen die Urtheile des [illegible] Professors laut werden zu lassen, und nicht umhin [illegible] den, in ähnlicher Weise uns über die den Cicero [illegible] Stellen im zweiten Theile jenes Werkes zu äußern. [illegible] ken ist nun weit gerechter. In seiner durchaus auf [illegible] Zeugnisse aus Cicero's „Briefen" und den Geschichtsschreibern Zeit gegründeten Schilderung verkennt er nicht die [illegible] Schwächen in Cicero's Charakter, er nennt ihn leicht [illegible] reizbar, sanguinisch, er verdeckt nicht, daß Cicero an [illegible] Stellen seiner Reden übertreibt, er will ihn nicht [illegible] Vorwurf der Eitelkeit und des Selbstlobes überall [illegible] nehmen oder behaupten, daß das Schwanken zwischen [illegible] schiedenen politischen Parteien ihm als Tugend angerechnet [illegible] den müsse. Aber er weist auch mit Geschicklichkeit und [illegible] heit die Ursachen nach, durch welche sich eine solche Haltung [illegible] weise bei Cicero mit Recht entschuldigen lasse, zurück [illegible] Gefühl für Sitte, Recht und Ordnung, dann seine [illegible] terliche Liebe zu Pompejus, dem er selbst da treu blieb, [illegible] des von ihm so bewunderten Mannes Schwächen [illegible] oder sich selbst von ihm gekränkt sah, zuletzt den [illegible] Conflict, in welchen er dadurch mit Cäsar gerieth, [illegible] ßen Eigenschaften er zu gewissen Zeiten seine Achtung [illegible] sagen konnte, sodaß man wol annehmen darf, Cicero [illegible] beln sei in diesen und in andern Verhältnissen nicht [illegible] Resultat der tiefsten Wünsche und Gefühle des Herzens; daher konnte es bei seiner Natur nicht fehlen, [illegible] Wille, was er für Recht hielt, in einer so verderbten [illegible] durchzusetzen, ihn in Widerspruch, Halbheit, selbst [illegible] ler mitfortriß (S. 149, 242, 275, 324). Endlich [illegible] Verf. im Allgemeinen über die Stellen in Cicero's [illegible] durch welche die Leser beleidigt und in ihrem [illegible] stimmt werden könnten, die wahre Bemerkung: „Es [illegible] wenige Menschen gegeben, welche die geheimsten [illegible] ihres Herzens, eine Phantasie, die früher oder später [illegible] strern und strengern Gedanken und Willen wich, eine [illegible] an die man das Maß der Moral nicht legen darf, [illegible] sich in die Region des Willens nicht erhob, welche [illegible] in vertraulichen Ergießungen gegen einen Freund mit [illegible] Leichtigkeit, mit solchem Fluß auf das Papier [illegible] ßen, wie Cicero. Gar manche, auch ausgezeichnete, [illegible] ner mögen in schwachen Stunden von ähnlichen [illegible] Empfindungen angefochten sein, aber Niemand erlaubt sich diese Männer jener Leichtigkeit entbehrten, oder [illegible] hatten, dem sie vertrauten, wie Cicero seinem Atticus. [illegible] macht den Unterschied, daß bei wahrhaft großen Männern

Digitized by Google

[illegible] den Römischen Urbanität bald für immer entflieht, bei Cicero die trübe Stimmung, die Gegnerin solcher Muße, häufiger wiederkehrte" (S. 281 fg.).

Hr. Abeken hat seine Schrift in neun Abschnitte getheilt. Im ersten finden wir Cicero als einen in der vollen Kraft nach dem Höchsten strebenden Mann, er ist eingeweiht in die Künste der Politik, an Pompejus lehnt er seine Größe, und somit ist sein Schicksal entschieden, durch die Erhaltung des Consulats ist sein lebhaftester Wunsch befriedigt. Den Wissenschaften kann er nicht entsagen; aber sie sollen nicht die Schutzgöttinnen seines Lebens sein. In der zweiten Periode (Cicero als einflußreicher Consular) finden wir die Grundsätze entschieden fest, denen dies Leben gewidmet sein soll, doch mußte ihm allmälig klar werden, daß Pompejus nicht der rechte Mann für den Staat und daß Cäsar's kühnes Streben auf die Vernichtung des Bestehenden gerichtet war, in dessen Erhaltung Cicero sich gefiel und das er von dem Zusammenhalten der Optimaten erwartete. Hätte er sich und Pompejus, trotz des Letztern Schwäche, nicht als die Pfänder der Republik betrachtet, so würde ihm Clodius späterhin schwerlich so vieles Leid bereitet haben. Die dritte Periode, Cäsar's Consulat, zeigt, daß Cicero dieser Zeit nicht gewachsen war, seine Bürgertugend konnte Rom nicht retten. In der vierten sehen wir ihn in der Verbannung, ein trauriges Zeichen, wessen sich Der zu gewärtigen hatte, der an Rade der Zeit in die Speichen zu greifen sich erkühnte. Seine Briefe aus dieser Zeit haben zu vielen Vorwürfen Veranlassung gegeben, auch Hr. Abeken will ihn nicht völlig entschuldigen, aber er läßt uns zweierlei erwägen, einmal Cicero's leicht erregten Sinn und Geist, ohne die so Vieles in ihm und in seinen Werken uns nicht entzücken und erfreuen würde; dann, daß er ein Römer war, dem das Vaterland, für das er so Vieles gethan hatte, das einzige Element war, in dem er leben konnte (S. 117). In der fünften Periode hat ihn dies Vaterland wieder in seinen Schoos aufgenommen; mühsam sucht er sein altes Ansehen wiederherzustellen; aber nur durch Cäsar's Milde und Güte fällt einige Erquickung und einiger Glanz seinem Leben zu. Dankbarkeit dafür machte ihn Cäsarn geneigt; der auch die Klugheit hieß ihn das Opfer einer nähern Anschließung an den früher gehaßten Mann bringen. Ein Opfer war dies allerdings für Cicero, denn er hatte, was damals in Rom höchst selten war, ein Gewissen, und wie kalt und ruhig er auch mitunter über sein Abweichen von alten Grundsätzen spricht, so fehlt es doch nicht an Stellen in seinen Briefen, die in dieser Periode künstlicher und ausgearbeiteter sind, aus denen hervorleuchtet, daß ihm der Gewinn, dessen er sich freute, in täuschender zu sein schien und der Opfer, die er brachte, nicht angemessen. Aber er war durch die Gegenwart eingeengt und hoffte überdies, sich neben Cäsar's Gunst auch die des Pompejus erhalten zu können. Diese Zeit ist ein wichtiger Wendepunkt in Cicero's Leben (S. 141, 147, 160, 167). In der sechsten Periode sehen wir Cicero altrömischer Tugend nachstreben, seine Verwaltung der Provinz Cilicien war untadelhaft und eines Triumphs werth, um so mehr da diese Thätigkeit nur das Erzeugniß des Pflichtgefühls war. Denn seine Sehnsucht war auf die Rückkehr nach Rom gerichtet; im Lichte dieser Stadt allein glaubte er leben zu können; man möchte fast sagen, er sei Römer durch Rom gewesen, wie Montaigne von sich sagte, er sei Franzose durch Paris. Und grade diese Zeit gab Cäsar die Waffen in die Hände, mit denen er Cicero's Maximen und die römische Republik überwinden sollte.

Vom siebenten Abschnitte an tritt ein rascherer Umschwung der Begebenheiten ein. Der Bruch zwischen Cäsar und Pompejus war entschieden, Cicero war aus den ihm natürlichsten Gründen entschlossen, sich auf die Seite der Republik, d. h. des Senats und der Optimaten zu halten, also sich fest an Pompejus anzuschließen, der in der letzten Zeit wieder in der öffentlichen Meinung gestiegen war. Von Cäsar, noch mehr von dessen Umgebungen, fürchtete er den Umsturz der alten geliebten Ordnung, er sah nicht ein, wie eines großen Mannes Tugenden mit dessen Kleinheit Hand in Hand zu dem nun ihm und dem Schicksale gewebten Ziele gehen (S. 252). Als Pompejus Italien verlassen hat, befällt ihn die äußerste Unruhe; bald setzt er seine ganze Hoffnung auf Pompejus und auf dem Schrecken seines Namens, dann verzweifelt er wieder an ihm, schmäht den einst so Hochgefeierten; bald bewundert er Cäsar, bald verachtet er ihn, bald vergißt er sich ganz über dem Gedanken an des Vaterlandes Rettung, bald gestattet er sich nur an die eigne Rettung zu denken, sodaß Hr. Abeken wol Recht hat zu sagen (S. 264), daß es kaum ein reizbareres, bewegteres Wesen auf der Welt gegeben hat als das Cicero's. Eine wohldurchdachte Betrachtung über den Inhalt dieser ganzen Periode von S. 272—276 schließt diesen interessanten Abschnitt. „Als Mann des Staats mußte Cicero Cäsarn unterliegen, um so erquicklicher ist die Güte, mit der dieser ihn behandelte; und wir freuen uns, daß Ciceron bestimmt war, in einem würdigen Kampfe mit Cäsar's minder würdigem Nachfolger zu fallen."

Im achten Abschnitte begegnen wir den vielleicht trübsten und traurigsten Briefen der ganzen Sammlung, die Cicero an Atticus aus Brundusium vom Anfange des Novembers 706 bis zum Ende des Augusts im nächsten Jahre gerichtet hat. Es war der Kampf seiner Gefühle für Pompejus, die Furcht, wie Cäsar eine Annäherung von seiner Seite aufnehmen würde, die ihn so schreien ließ. Als er sich aber nach der Rückkehr nach Italien über seine Hoffnungen und über seine Kraft enttäuscht sieht, als er in Rom geschätzt und geehrt wird von Dem, den er als seinen Widersacher betrachtet, gegen den er laut und öffentlich sich erklärt hatte, da werden auch seine Briefe heiterer, sie athmen Ruhe, Ergebung, Freude am Leben und an seiner Familie, er selbst kehrt zu den Wissenschaften zurück und findet in ihnen und in idealen Schöpfungen Ersatz für das Verlorene und Trost in der mißfälligen Gegenwart. Er mußte sich allerdings überzeugen, daß er als Republikaner seine Freiheit nicht hätte können an einen edlern und großmüthigern Herrscher verlieren; aber doch war der Gedanke an die untergegangene Republik in ihm noch zu lebhaft und die nothwendige Unterdrückung der Pompejanischen Partei, wie mild auch immer Cäsar dabei verfuhr, schmerzte ihn zu sehr, als daß eigentlich ein inniges Verhältniß zwischen ihm und Cäsar entstanden wäre. Dazu kamen bei Cicero noch häusliche Verwirrungen, Geldverlegenheiten, die Trennung von seiner Gattin Terentia, der Tod seiner Tochter Tullia. Kurz, er wandte sich immer mehr von Cäsar ab, und die Ermordung des großen Mannes erregte in ihm Zufriedenheit, ja sogar Freude. Die auf S. 341 und 349 angeführten Stellen aus seinen Briefen sind entstellende Flecken, die seine politische Befangenheit deutlich zeigen, wie auch Hr. Abeken urtheilt. „Cicero erkannte nicht, daß Cäsar der Einzige war, der ohne weitere Stürme Rom zu dem Ziele zu führen vermochte, welchem es seit einem Jahrhunderte sich zuwendete, der ihm die grausame Zeit ersparen konnte, in der als Opfer zu fallen ihm selbst bestimmt war." Über Cäsar ist überhaupt Hrn. Abeken's Urtheil (S. 252, 304 u. a.) sehr richtig und ganz mit dem Drumann'schen Urtheile übereinstimmend.

Der letzte, neunte Abschnitt zeigt uns Cicero zuerst in seinen Briefen voll der ausschweifendsten Hoffnungen auf eine Wiederherstellung der Republik, wie sie in seinem Consulate und gleich nach demselben gewesen war. Bald aber erkennt er das Unvermögen des Brutus und Cassius, es schmerzt ihn tief, daß sie sich dem Antonius gegenüber so schwach zeigen; aber unsern Tadel über diese politische Kurzsichtigkeit entwaffnen die Worte an den Atticus: „Ich bin vom Weinen matt geworden" (S. 375). Das Mitleid weicht indeß der Bewunderung, als Cicero gegen Antonius auftritt. Bei Charakteren wie Cicero wird es sich selten finden, daß eine That die Folge und das Ende einer ruhigen Überlegung, eines Abwartens und Lenkens der Umstände ist, welche die That fördern müssen. Sie bedürfen vielmehr eines Impulses und dieser war gegeben, als Antonius im December 709 Rom verließ. Cicero's Haß gegen ihn war immer heftiger, leidenschaftlicher geworden, jetzt schwanden alle

Digitized by Google

Verlegenheiten, die ihn bis dahin gequält hatten nach Rom zurückzukehren. Er war jetzt überzeugt, daß sein Handeln dem Staate heilsam sein würde, und so erwies er sich auch von da an bis zu seinem Tode thatkräftig, unermüdlich, fest und ausdauernd (S. 391 fg.), wozu seine Briefe und die „Reden gegen Antonius" die trefflichsten Belege abgeben. Bald ermuthigt und unterstützt er durch seinen Rath den Decimus Brutus, bald ermahnt er wie ein Vater den jüngern Plancus, bald ruft er dem Cassius Beifall zu, bald beschwört er den Cornificius, sich nicht von seinem Posten verdrängen zu lassen: überall erkennt man in der Mannichfaltigkeit der Töne und Weisen, welche diese letzten Briefe Cicero's so anziehend machen, den Freund des Vaterlandes, den geist- und gemüthvollen Mann, den Meister in seiner Sprache. Aber Cicero's Hoffnungen scheitern eine nach der andern, die Schlacht bei Philippi entscheidet endlich das Schicksal Roms und Cicero's. Seine letzten fünf Lebensmonate hat Hr. Abeken in der Kürze geschildert, Cicero's Tod zuletzt in würdiger Weise dargestellt. Weissenberg's schönes Gedicht: „Cicero's Ende" („Neue Gedichte", S. 169) hätte einen schönen Schluß zu Hr. Abeken's Erzählung abgegeben.

Dies wäre die kurze Skizze von Cicero's politischem Leben, wie es der Verf. aus den uns übriggebliebenen Briefen dargestellt hat, deren Wichtigkeit, auch in stylistischer Hinsicht, von Hrn. Abeken an mehr als eine Stelle, namentlich auf S. 187, nach Morhof, Gesner, Scheller und Ernesti besprochen worden ist. Mit einer ähnlichen Belobung der Ciceronischen Briefe begann Böttiger 1785 seine schriftstellerische Laufbahn. *) Aber auch für Cicero's häusliches und Privatleben sind seine Briefe die reichhaltigste Quelle, weshalb auch unser Verf. diesem Theile die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet hat. Cicero's Empfänglichkeit für jedes edle Gefühl, seine humane Theilnahme, die edle Verwendung seiner Muße, seine Liebenswürdigkeit als Gatte, Vater und Freund gehen aus wahren, unverwerflichen Zeugnissen hervor, denen selbst Diejenigen ihre Beistimmung nicht haben versagen können, die sonst gern Alles an Cicero tadeln. Seinen Sklaven war er ein sehr gütiger Herr, die Liebe zu Tiro ist einer der schönsten Züge in seinem Leben, denn zärtlicher kann nicht leicht ein um den geliebten Sohn bekümmerter Vater schreiben (S. 239 fg.). Um so befremdlicher hat daher Vielen die kurze und kalte Anzeige vom Tode seines Vaters geschienen, da der Vater gewiß wacker war und Cicero seiner an mehren Orten mit unverstellter Liebe gedenkt. Hr. Abeken bemerkt dazu: „Wir dürfen eigentliche Herzensergießungen in den Briefen der Alten, wenigstens häufig, nicht erwarten; am wenigsten, wenn der Schreiber, wie dies bei Cicero der Fall war, in Staatsangelegenheiten verwickelt war oder ein großes Ziel im Staate zu erreichen trachtet. Das belebende Princip ihres ganzen Seins war das Öffentliche. Natürlich also, daß der Staat den vorzüglichsten Gegenstand der Unterhaltung zwischen Freunden machte" (S. 34). Darauf bezieht er sich auf ähnliche Äußerungen in den Briefen Winckelmann's und Göthe's sowie auf ein Wort des Letztern über seinen Briefwechsel mit Schiller, wobei Ref. noch der Stellen im Göthe-Zelter'schen „Briefwechsel" gedenkt, wo sich beide Männer über häusliches Unglück, z. B. über den Tod ihrer Söhne, schreiben. Endlich findet sich auch in Cicero's Äußerung über Pompejus' Tod (S. 273) dieselbe Kürze und Niemand wird sagen wollen, daß Cicero den Pompejus nicht herzlich geliebt habe. Eine grammatische Bemerkung über die Fassung der zuerst angezogenen Stelle erachten wir hier nicht an ihrem Orte.

Wir dürfen auch nicht übergehen, daß Hr. Abeken seine Darstellung durch ihre Bezugnahme auf neuere Forschungen und neuere Schriftsteller, besonders auf Göthe und Shakspeare, geschmückt hat; die Parallele zwischen Cicero und Byron (S. 282) will uns doch bei näherer Betrachtung nicht ganz wahr erscheinen. Dagegen ist die am Schlusse beigefügte Abhandlung über Cicero's Geburtsstätte von dem verst. Gymnasialdirector Abeken in Rom eine werthvolle Zugabe, die wir gern noch durch ähnliche Localmittheilungen erweitert gesehen hätten, wozu die Aufsätze von Hase über Cicero's Landhaus zu Arpinum in Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" f. 1824, von Sickler über Cicero's Begräbnißthurm in „Almanach aus Rom", I, 34—45, und Fr. Brun's „Sitten- und Landschaftsstudien", S. 320 fg., 329, reichen Stoff geboten hätten.

Die äußere Ausstattung des Buches entspricht dem innern Werthe desselben, das für Ältere unterhaltend und für Jüngere sehr belehrend ist. Herr Abeken hat hier gezeigt, wie die Schulmann (er ist Director des Gymnasiums zu Osnabrück) das Alterthum seinen Schülern lieb machen kann und wie dieselbe bei einer solchen Behandlung zu einer ewig frischen Quelle der trefflichsten Belehrungen und der fruchtbarsten Anregung für jugendliche Gemüther werden muß. L.

*) Dies in Leipzig (bei Sommer) gedruckte Programm: „De interpretatione Epistolarum Ciceronis ad diversos ex lectione statuaria" (27 S. 4.) dürfte nicht unwürdig an der Spitze der lateinischen Schriften Böttiger's stehen, durch deren Herausgabe Hr. Sillig sich ein großes Verdienst erwerben wird.

Notizen.

Lamartine ist derjenige unter den französischen Dichtern, der die meisten Eigenheiten, den größten Eigendünkel und die meiste affectirte Vornehmheit und Absonderlichkeit besitzt. Er hat ein Schloß in der Umgebung von Macon, das mitten in Weinfeldern liegt. Daselbst wird für alle Besuchenden eine offene Tafel gehalten, obgleich der Eigenthümer selbst den größten Theil seiner Gäste gar nicht zu sehen bekommt. Er reitet häufig zu Pferde, und immer müssen ihn zwei Diener begleiten, wenn er sinnend und meditirend in der Gegend umherreitet. Er ist so delicat in seinen geistigen Angelegenheiten, daß schon der geringe Umstand, das Rauschen eines Blattes stören kann. Mit dem Glockenschlag 10 legt er sich zu Bett, ist aber schon wieder auf und arbeitet bis 11 Uhr; während dieser Zeit ist jede Störung ein Verbrechen. Den Tag über thut er nichts. Offenbar ist Lamartine nervenkrank und dies übel wurde den Tod seiner 12jährigen Tochter verstärkt worden. Kurz, einem Wort: der religiöseste Dichter der Franzosen ist nicht glücklich.

Doctor Faraday, ein englischer Physiker, hat in einer seiner Vorlesungen über die Metalle erklärt, daß die Quantität Gold, welches in England seit der Thronbesteigung der Königin Elisabeth bis zum Jahre 1835 gemünzt worden, sich auf 3,353,568 Pfund beläuft (das Pfund zu 12 Unzen gerechnet) 1,594,078 Pfund, also ungefähr die Hälfte, wurden unter der Regierung Georg III. ausgeprägt. Die Anzahl der Goldstücke, welche seit 1558 geschlagen worden, beläuft sich auf 154,702,585. Dies Gold, in cubische Form zusammengedrängt, würde einen Raum von 14 □Fuß einnehmen. Doctor Faraday behauptet, daß es unmöglich sei, die Quantität Gold zurechnen, die jeden Tag, von 1492 — 1823, weggegangen sei. Das gesammte Gold, welches aus der neuen Welt nach Europa gekommen, kann man auf 1,225,000,000 Pfd. St. berechnen. Nach England gelangte es innerhalb der letzten Jahre allein für 1,600,000 Pf. St. jährlich. Dies Gold kam immer in sehr dünnen Blättchen an und wurde größtentheils zu Manufacturarbeiten und in Juwellierwerkstätten verbraucht.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat einen der Montyon-Preise für das laufende Jahr dem Vicomte de Villeneuve-Bargemont für sein publicistisch-statistisches Werk „über die Natur und Ursachen der Verarmung in Frankreich und Europa", bewilligt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 106. — 15. April 1836.

Schriften über Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

Der übrige Theil dieses Buches beschäftigt sich mit den Classen der französischen Gesellschaft und handelt in besondern Capiteln von der Mittelclasse, der Aristokratie und dem Zustande der arbeitenden Classe. Dies sind zugleich die Abschnitte, auf welche sich der besondere Titel dieses Bandes: „Monarchy of the middle classes", vorzugsweise bezieht. Doch verweilt der Verf. weniger bei den zwei ersten Classen, welche dabei eigentlich am meisten in Frage kommen, als bei der letztern. Wir finden hier eine Menge höchst interessanter Thatsachen über Sparkassen, wohlthätige Gesellschaften, das Armenwesen von Paris und in den Departements, über den gesellschaftlichen und moralischen Zustand der verschiedenen Handwerkerclassen, welcher durch eine tabellarische Übersicht veranschaulicht wird, Gewerkschulen und sonstige Lehranstalten für Handwerker, und endlich jene höchst wohlthätigen Schiedsgerichte der Handwerker, welche schon seit längerer Zeit in Frankreich unter dem Namen: Conseils des prud'hommes, bestehen. Wir können hier daraus ebenso wenig Auszüge geben, als es am Orte sein würde, einige Lücken, die wir bemerkt haben, auszufüllen. Den Schluß machen einige scharfe Bemerkungen über die „Gleichheit" in dem gesellschaftlichen und politischen Leben des französischen Volkes der Gegenwart. Das Wesentlichste davon liegt in folgenden Worten (S. 231):

Die gesellschaftlichen Vortheile dieser Gleichheit sind in der That groß; die politischen Folgen, welche daraus entspringen mögen, sind ungewisser; denn von den Franzosen gilt Folgendes: Die Ideen und die Gewohnheiten dieses Volkes sind wesentlich verschieden. Die Ideen stammen von der Revolution von 1789 her; die Gewohnheiten, die Sitten sind das Ergebniß einer längern Geschichte. Die Ideen verhindern es, daß der grand seigneur eine Überlegenheit über den Börsenmann annehme; die Sitten aber haben es mit sich gebracht, daß der Börsenmann sich allen Luxus und selbst etwas von dem Benehmen des grand seigneur zu eigen gemacht hat u. s. w.

Man dürfte daher wol Herrn Bulwer Recht geben, wenn er das herrschende System der gesellschaftlichen Zustände mit einem Worte „a system of compromising" nennt; ein Ausdruck, welcher sich selbst in Anwendung auf das System der Regierung, wenigstens in gewissen Beziehungen rechtfertigen ließe. Dieses „System of government" ist der Gegenstand des sechsten und letzten Buches unsers Werkes. Wir haben bereits oben bemerkt, daß hier der Verfasser fast ausschließlich statistisch zu Werke geht. Er sagt einige treffende Worte über die Centralisation der Verwaltung, geht dann zuerst die Civilverwaltung nach den verschiedenen Ministerien, der Finanzen, der Justiz mit Einschluß der Policei, des Handels, des öffentlichen Unterrichts und des Innern, durch, widmet der Militairverwaltung in allen ihren Zweigen, selbst mit Einschluß der Nationalgarde, eine ziemlich ausführliche Schilderung und kommt endlich wieder auf die Centralisation zurück, um ihre Licht- und Schattenseiten im Einzelnen genauer nachzuweisen. Im Ganzen durch eine scheinbare symmetrische Einheit ausgezeichnet, leidet das französische Verwaltungssystem an einer auffallenden Verschiedenheit in seinen Theilen, von denen einige rein demokratisch sind, während andere das monarchische Princip fast bis zum Despotismus ausgebildet haben. Das Letztere würde gefährlicher sein, als es wirklich ist, wenn nicht, wie der Verf. richtig bemerkt, in Frankreich sich der öffentliche Geist zu Gunsten der Intelligenz und der Freiheit erklärte, und wenn die Macht in den Händen des Königs läge, während sie in der That der Regierung des Königs (the king's government) angehört. Überdies liegt in der Verantwortlichkeit vor der Deputirtenkammer die sicherste Garantie gegen Misbrauch, vorausgesetzt, daß die Deputirtenkammer im Verhältnisse zur Regierung wirklich eine Stellung hat, der zufolge dieser die größtmögliche Freiheit, Gutes zu thun, verbleibe, ohne daß der Kammer die Macht, Übles zu verhindern, benommen sei. Zur nähern Erläuterung fügt Herr Bulwer noch einen Abschnitt über die Kammer bei, in welchem er, wie sich erwarten läßt, zu dem Resultate kommt, daß die Deputirtenkammer nicht die Stellung habe, welche ihr als Bürgin der constitutionnellen Monarchie unumgänglich nöthig sei. Zahlen geben dafür einen ziemlich unumstößlichen Beweis. Die Zahl der Wähler beträgt 173,185; von den Deputirten sind 204 im Dienste der Regierung, 218 mehr oder weniger unter deren Einflusse, 213 unabhängig. Die Rechnung ist freilich nur eine materielle und erleidet daher einige Modificationen, die jedoch am Ende in der Schlußfolge keine wesentliche Änderung machen.

Digitized by Google

Unter dem Einflusse dieser unerfreulichen Wahrheit scheint der Verf. auch die letzten übersichtlichen Abschnitte über die gegenwärtige innere Politik Frankreichs geschrieben zu haben. Weit entfernt, die Anwendbarkeit eines in gewissen Grenzen gehaltenen Systems des Widerstandes zu bestreiten, macht der Verf. doch in einigen schlagenden Bemerkungen auf die Gefahren aufmerksam, welche eine übel verstandene Durchführung desselben nach sich ziehen dürfte.

Es gibt im Staatsleben wie in Privatverhältnissen eine wuchernde Politik, welche, um augenblickliche Bedürfnisse zu befriedigen, zu große Summen von der Zukunft entlehnt. Möchten sich doch ja alle Minister vor dieser bewahren; sie rettet für den Augenblick, aber ruinirt am Ende und ist eines Volkes, welches die Freiheit liebt, und einer Monarchie, welche ganz dazu gemacht ist, mit Hülfe der Zeit und der Vorsehung die Freiheit mit der Ordnung zu paaren, gleich unwürdig.

In einer Nachschrift versucht der Verf. die Beantwortung der zwei Fragen: 1) inwiefern gleichen sich Frankreich und England gegenwärtig? 2) welche Periode der französischen Geschichte läßt sich der an die Seite stellen, welche bald in der englischen Geschichte eintreten wird und gegenwärtig an uns vorübergeht? Antwort: Gegenwärtig gibt es schwerlich zwei Länder, welche, bei scheinbarer Gleichheit der Institutionen, so gänzlich voneinander verschieden sind wie Frankreich und England; den Beweis gibt die weitere Ausführung. Und was die zweite Frage betrifft, so läßt sich allerdings eine Vergleichung zwischen Frankreich 1789 und England 1835 durch einige äußere Zustände rechtfertigen; allein die wesentlichsten Punkte, worauf sich der innere Gehalt des Gleichnisses stützen müßte, fehlen, denn

Frankreich hatte damals weder einen klugen, in constitutionnellen Principien erzogenen Monarchen, noch ein Volk von nüchternem Charakter, welches eine lange politische Bildung erhalten hat, noch einen kühnen und einsichtsvollen Minister, welcher sich durch die Schärfe seiner Ansichten ebenso sehr auszeichnet, wie durch die freie und männliche Art, sie in Ausführung zu bringen.

Also schließt Herr Bulwer ein Werk, welches, ungeachtet mancher Schwächen, welche die durch den Titel erregten Erwartungen täuschen, zu den bessern der raisonnirenden Tagesliteratur gehört. Obgleich mehr der liberalen Schule der Bewegung als den Grundsätzen einer übelverstandenen Reaction zugethan, hat sich Herr Bulwer durch ein sorgfältiges Studium des materiellen Theiles seines Gegenstandes durchgängig von jener vagen und nichtigen Art der Behandlung und des Urtheils frei gehalten, welche man jener Schule häufig und zwar mit Recht zum Vorwurf gemacht hat. Ruhe und sichere Haltung sind jetzt die besten Waffen, diesem Vorwurfe zu begegnen und auf der Bahn eines edeln Liberalismus für gesellschaftliche und politische Zustände Systeme zu verwirklichen, denen ihre Zukunft nicht fehlen wird.

Ganz anderer Natur, obgleich dem Inhalte nach Bulwer's Werke verwandt, ist die zweite oben genannte Schrift. Mistreß Trollope ist eine bekannte reisende Dame, welche wir bald an den Ufern des Ohio, bald am Rhein, bald in Hyde-Park, bald in dem Garten der Tuilerien treffen und der bei einem gewissen Talente leichter, als unter selbst gefälliger Darstellung ihr nomadenartige Schriftstellern wol nachgesehen werden muß, wenn auch die Eitelkeit dabei etwas mit im Spiele wäre. Genug, in dieses Mal begegnen wir Mistreß Trollope mit aller ihrer liebenswürdigen Geschwätzigkeit, mit allen ihren aristokratischen Vorurtheilen und weiblichen Schwächen mitten in Paris, wo ihr ein neunwöchentlicher Aufenthalt hinlänglichen Stoff gegeben hat, das Publicum über Alles, was sie auf diesem Welttheater gesehen, gehört, gedacht und beobachtet hat, so durch zwei Bände hindurch nicht unangenehm zu unterhalten. Zum Glück geschieht dies auf eine so anspruchslose Weise, daß nur die böswillige Kritik es ernstlich meinen könnte.

Denn sogleich in den ersten Zeilen gesteht die Verfasserin mit einem kleinen Seitenhieb auf den oben besprochenen Herrn Bulwer selbst ein, daß es ihr um mehr nichts zu thun sei, als „to skim lightly over the surface of things"; und dies geschieht denn auch am besten in der von ihr gewählten Form von Briefen, wo Ordnung und System, wie es eben Zeit, Zufall, Laune und Geistesstimmung mit sich brachten. Es ist dabei leicht etwas unberührt geblieben, was grade in der Zeit, welche die Verf. in Paris zubrachte, die Aufmerksamkeit des Publicums und vorzüglich der Fremden in Anspruch nahm; und es war dieses eine in mehrfacher Beziehung interessante Zeit. Es herrschte eine gleichsam durch die wiederkehrende Frühlingsluft genährte Spannung der Geister, der Aprilproceß war vor der Thüre und begann dann wirklich, man sprach von Complotten und Attentaten, von Krisen und Revolutionen, man steckte am Luxembourg des Morgens die Köpfe zusammen und lief sich des Abends an der Porte St.-Martin durch Stadtsergeanten mit Stockschlägen auseinandertreiben; man fuhr mit Zähneklappern in neumodischen Frühlingsgewändern durch große Schneehaufen nach Longchamp und lechzte gleich darauf am Namenstage des Königs nach etwas Schatten unter den noch dünn befiederten Alleen der elysäischen Felder; man las bei Mad. Recamier die Memoiren Chateaubriand's vor und hörte auf dem Boulevard St.-Denis den Père Auzou ein neues Christenthum predigen; man drängte sich in dem Passage Vero-Dodat, um den Minister Thiers als Gaukler zu belächeln, und bezahlte einen Franken in der Mairie des zweiten Arrondissements das Kunstwerk des unglücklichen Leopold Robert, die Pest zu bewundern: kurz, es gab überall etwas für Augen und Nachdenken, und Mistreß Trollope hat es nicht fehlen lassen, von Allem redlich Notiz zu nehmen; sie hat bisweilen sogar, Gott weiß, durch welche glückliche Täuschung, mehr gesehen und gehört, als eigentlich zu sehen und zu hören war.

Den Mittelpunkt ihrer politischen Betrachtungen bildet, wie sich denken läßt, eigentlich der so unendlich gefürchtete procès-monstre, auf den sie mehre Male mit Ingrimm zurückkommt. Wenn die unglücklichen Aprilhelden wüßten, daß sie neben der Verurtheilung

Digitized by Google

durch den Pairshof auch noch den aristokratischen Bann-
ch, der Mistreß Frances Trollope mit ins Exil oder nach
ing-Opullens nehmen sollten! Die Furcht, welche sie
unschuldigerweise eingejagt haben, hat sie ihnen
chlich entgelten lassen. So heißt es z. B. im 39sten
riefe, Bd. II, S. 140:

Ich muß gestehen, daß ich noch nicht recht darüber ins
äre bin, ob diese Herren in der ersten Instanz des Hochver-
hs angeklagt wurden, oder ob der ganze Proceß sich nur auf
e Anklage wegen Störung der öffentlichen Ruhe gründete.
ber es ist beim Himmel durch die Beweise und die eignen
ingeständnisse der Gefangenen klar genug, daß viele von ihnen,
enn sie auch nicht des Hochverraths angeklagt wurden, doch
erlich dessen schuldig waren; und da sie sämmtlich wiederholt
klärt haben, daß es ihr Wunsch sei, gemeinschaftlich zu stehen
er zu fallen, so muß ich bekennen, daß ich eben nichts sehr
ngeheures darin sehe, wenn man sie Alle als Verräther be-
ndelt.

Es wäre interessant, zu wissen, wie der Proceß aus-
gefallen wäre, wenn die Richter dem schönen Geschlechte
angehört und nach den Grundsätzen und unter dem
Vorsitze von Mistreß F. Trollope abgeurtheilt hätten.
Doch behält diese in ihrem Eifer gegen die Gefangenen
noch Zeit, auch an deren Vertheidiger zu denken, und so
erfahren wir hier unter Andern gelegentlich Bd. I, S.
101, die interessante und, wie es scheint, ganz unbe-
kannte Thatsache, daß wenig gefehlt hätte, daß der zu-
fällig in Paris anwesende Lord Brougham sich mit auf
die Bank der Vertheidiger der Aprilangeklagten gesetzt
hätte. Es war schon von den Freunden der Letztern
eine Deputation deshalb an den edeln Lord beschlossen
worden, als man auf die Vorstellung eines Mannes,
der Lord Brougham einst französisch plaidiren gehört hatte,
den Plan fallen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Lebenskunst für geistig beschäftigte Menschen, oder Unter-
suchungen über den gesunden und kranken Zustand
sowie über die in beiden zweckmäßigste Lebens- und
Behandlungsweise der Gelehrten, Künstler, Staats-
männer und Aller, die geistig wirken. Nach dem Fran-
zösischen des Reveillé-Parise bearbeitet von M.
Kalisch. Berlin, Hirschwald. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.
8 Gr.

Als einst im Jahre 1750 die Akademie zu Dijon die Preis-
aufgabe stellte: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und
Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe, und der
berühmte J. J. Rousseau in seiner bekannten und paradoxen
Preisschrift dies verneinte und die Menschen wieder in die Wäl-
der zurückverwies, kam die ganze gebildete Welt in Bewegung,
und es hätte nicht viel daran gefehlt, so hätte man den armen
Philosophen gesteinigt. Wenn man nun auch nicht leugnen
kann, daß der gute Mann in seiner misanthropischen Stim-
mung zu weit ging und das Kind mit sammt dem Bade aus-
schüttete, so läßt sich doch auch von der andern Seite nicht ver-
kennen, daß seinen Behauptungen etwas Wahres zum Grunde
liegt. Weit entfernt, den Nutzen, den die Pflege und Ausbil-
dung der Wissenschaften und Künste den Menschen gebracht ha-
ben, ganz in Abrede zu stellen, kann man doch auch nicht ab-
leugnen, daß das eigentliche Glück des Menschen darin nicht
besteht, daß dadurch Leidenschaften erregt worden, Bedürfnisse
sich erhoben, mit einem Worte viel Übel in die Welt gekom-
men ist, von dem der Mensch im Naturzustande nichts weiß.
Insbesondere muß man es beklagen, daß sich in unsern Zeiten
der Menschen ein solches Ringen und Jagen bemächtigt hat,
vermöge dessen einer dem andern nur an Vorzügen des Witzes
und Ausbildung der Verstandskräfte zu überbieten strebt und
man den Menschen nur nach diesen Vorzügen mißt, ohne dabei
die weit edlern Gaben des Herzens und die Vorrechte der gemüthlichen Ausbildung mit in Rechnung zu bringen. Wollte
man vollends die Frage stellen, welche Vortheile dem Einzelnen
die Cultur der Wissenschaften und Künste für sein physisches
Wohl, für seine innere Zufriedenheit und sein Lebensglück ge-
währen, so würde man fast mit dem genfer Philosophen ver-
sucht sein, sie zu verneinen. Freilich kommt viel darauf an,
wie es Jeder treibt, und wir würden es selbst für eine Versün-
digung an der geistigen Natur des Menschen erklären müssen,
wenn man daraus folgern wollte, daß in der Beförderung und
Ausbildung der Wissenschaften und Künste nicht auch die Quelle
mannichfaltigen Vergnügens und Beglückens liege. Mancher
im geistigen Genusse mäßige, dabei bescheidene, nicht um des
äußern Gewinnes arbeitende, sondern die Wissenschaft um ihrer
selbst willen liebende Denker würde die Stunden seiner stillen
Muße nicht gegen manche Krone vertauschen. Aber dergleichen
Beispiele gehören zu den Ausnahmen.

Schon die erste Bedingung, um sich dieses Lebens zu freuen
und glücklich zu sein, fehlt meistens Denjenigen, zu deren Be-
stimmung es gehört, sich in Wissenschaften und Künsten Aus-
zeichnung zu verschaffen, wir meinen körperliches Wohlsein.
Wenn auch der Mensch nicht wie das Thier dazu bestimmt ist,
auf Vieren zu gehen und in den Wäldern umherzuschweifen,
so läßt sich doch kaum eine verkehrtere, der Gesundheit nach-
theiligere Lebensweise denken als die, von Kindesbeinen an bis
ins späte Alter im Schulstaube, unter Büchern und Actenstö-
ßen zuzubringen. Ja, die Foderungen an einen sich dem ge-
lehrten und Künstlerstande widmenden Menschen sind so
groß, das Reich des Wissens so unermeßlich und dabei die
Spanne Zeit, die Jedem zur Erwerbung auch eines nur klei-
nen Theils dieser Summe des Wissens zugemessen, so kurz, die
Gelegenheit zu lernen so flüchtig, die Rennbahn zu gleichem
Ziele mit so vielen Concurrenten besetzt, von denen es jeder
dem andern zuvorthun will, daß kein anderer Ausweg mehr
übrigbleibt, als jenes köstlichste der Güter in die Schanze zu
schlagen und unaufhaltsam dem Ruf der Zeit und der Noth-
wendigkeit zu folgen. Ob die Gesundheit bei Mangel an Be-
wegung und reiner frischer Luft, bei kärglicher, unverdaulicher
Nahrung, übermäßigem Nachtwachen, bei stetem Druck auf Ma-
gen und Eingeweide, bei fehlender Erheiterung und geselligem
Umgang, unter steter Anstrengung des Geistes und fortwähren-
der Congestion nach dem Kopfe leide, ob sich dadurch nicht ein
unmerkliches Siechthum einschleiche und die ganze körperliche
Maschine zerrütte, kommt hier nicht in Betracht, wenn nur der
geistigen Ausbildung Genüge geleistet wird. In der That, der
Drang nach wissenschaftlicher Belehrung und Forschung ist bei
manchen Menschen so groß, daß sie als wahre Märtyrer und
Sklaven dieser geistigen Zwingherrschaft erscheinen. Leibnitz
verbrachte zuweilen dreimal 24 Stunden hintereinander auf
demselben Stuhle, um ein ihn interessirendes Problem zu lö-
sen. Der Astronom Lacaille erfand eine Art Gabel, in wel-
che er seinen Kopf einzwängte, und blieb in dieser Stellung
ganze Nächte hindurch, um den Himmel zu beobachten, ohne
einen andern Feind zu kennen als den Schlaf und die Wolken.
Tycho de Brahe hatte sich auf einer dänischen Insel ein Haus
mit einem Thurme bauen lassen, worin er 21 Jahre, fast ohne
jemals auszugehen, wohnte und ununterbrochen astronomische
Beobachtungen anstellte. Hierdurch aber zog er sich ein Bla-
senübel zu, an welchem er starb, als er, von Rudolf II. zu Tis-
sche eingeladen, ein gewisses Bedürfniß nicht zu befriedigen
wagte. Der berühmte Hellenist d'Anse de Villoison arbeitete
täglich 15 Stunden Griechisch, und als Laharpe ihn fragte,
worin seine Erholung bestände, antwortete er: „Wenn mir der

Digitized by Google

Kopf schwer wird, setze ich mich einige Zeit ans Fenster"; dabei wohnte er aber in einem der dunkelsten und schmutzigsten Gäßchen von Paris. Lipsius und Casaubonus wurden, wie Jos. Scaliger berichtet, von vielem Studiren ganz krumm. In der That, nur der Mensch, der in der Siedhitze, wie der Neger am Senegal, und in der Kälte, wo das Quecksilber erstarrt, wie der Esskimo, noch sein Leben fristen kann, vermag eine solche unnatürliche, gegen alle Gesetze des Lebens streitende Lebensweise zu ertragen, und was mehr ist, er erträgt sie mit allen davon abhängenden nachtheiligen Folgen für seine Gesundheit. Aber nur bei wenigen ist die Macht der Gewohnheit so groß, daß nicht früher oder später durch jene Entbehrungen an den zum Leben nothwendigen Bedingnissen, durch jene Anstrengungen des Geistes und einseitigen Überspannungen der Gehirnverrichtungen und des gesammten Nervensystems der ganze Organismus in Siechthum verfalle. Wenn wir auch nicht mit Stahl annehmen wollen, daß die Seele ihren Körper baue, so ist doch so viel gewiß, daß der verschwenderische Verbrauch der intellectuellen Kräfte dem Körper die zu seinem Bestehen und zu seiner Erhaltung nothwendigen Kräfte entzieht, und man irrt sehr, wenn man glaubt, die geistige Anstrengung an sich hätte für den Körper keine Nachtheile, wenn man diesem nur dabei die nöthigen Bedürfnisse an Licht, Luft, Bewegung, zweckmäßiger Nahrung u. s. w. nicht versage. Die einseitige Richtung nach dem geistigen Pole hin verkümmert ebenso gut das animalische Leben, als umgekehrt dieses das geistige. Mustern wir einmal die Lebensläufe unserer berühmten Staatsmänner, Gelehrten und Künstler; wie wenige finden sich darunter, die sich eines ungestörten Genusses ihrer Gesundheit erfreuen? Fragen wir einmal unsere Ärzte, ob nicht grade unter dieser Menschenclasse Gehirn- und Unterleibsleiden, Gemüthsstörungen, Seelenkrankheiten, Schlaflosigkeit u. s. w. am häufigsten vorkommen? und ob sich nicht der Heilung dieser krankhaften Zustände dadurch unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen, daß sie mit der Lebensweise derselben in der genauesten Verbindung stehen und ohne Abänderung dieser nicht beseitigt werden können? Im Organismus des Menschen hat jedes Glied, jede Verrichtung gleiche Geltung und das körperliche Wohl desselben beruht darauf, daß alle gleichmäßig geübt und zu harmonischer Verbindung angeregt werden, daß keine das Primat vor den übrigen behaupte. Jedes Surplus auf der einen Seite rächt sich durch ein Minus auf der andern, und wie weit auch die geistigen Kräfte die körperlichen überstrahlen, als gebunden an ein materielles Substrat, gehören sie mit zu dem Ganzen und stehen unter gleichen Gesetzen.

Aber die körperlichen Leiden sind nicht die einzigen Nachtheile, welche für den Menschen aus der einseitigen Ausbildung und Steigerung seiner geistigen Fähigkeiten entspringen. Auch die Ruhe des Gemüthes, der innere Seelenfriede, von dem ja nun unser ganzes irdisches Glück abhängt, wird dadurch auf mannichfaltige Weise gestört. Wüßte der Mensch die ihm von Gott verliehenen geistigen Kräfte in einem mit der Gesundheit verträglichen Zustande zu erhalten, wäre er im Stande, sich vor Misbrauch zu hüten, sich mit einer naturgemäßen Anwendung seiner Fähigkeiten zu begnügen, und verstände er, das ihm zu Theil gewordene reiche Maß des Lebens haushälterisch zu benutzen, dann wäre er freilich glücklich und beneidenswerth zu nennen. Aber der Durst nach wissenschaftlicher Erkenntniß und geistiger Vervollkommnung hat keine Grenzen, er wird zur Leidenschaft wie der des Trinkens. Der ausgezeichnete Mensch begnügt sich nicht damit, irgend eine große Entdeckung gemacht, neue Bahnen in der Wissenschaft gebrochen zu haben, einzelne Gebiete des Wissens zu beherrschen; er will weiter, das Ziel, das er erreicht, hat schon ein zweites hinter sich, welches auch erreicht sein muß, dieses ein drittes u. s. w., und je näher dem Ziele, desto mehr verdoppeln sich die Schritte, desto höher steigt die geistige Begierde, desto weniger Ruhepunkte gönnt sich die Seele. Dieses Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß ist aber nicht allein das Motiv, welches den Menschen zu solcher Überspannung seiner Geisteskräfte treibt. Jedem glücklichen Versuche zum vorgesteckten Ziele folgen auf die Leidenschaften auf dem Fuße. Ehrgeiz, Ruhmsucht, Habbegierde, Mißgunst und Neid mischen sich mit unter die Triebfedern der geistigen Anstrengung und verkümmern den edlen Genuß, der sonst wol als Lohn dafür zurückgeblieben wäre. Doch glücklich Der, dem noch ein solcher Genuß zu Theil wird, dessen Bestrebungen und Anstrengungen ihren Lohn in dem Anerkenntniß und in dem Beifall der Welt finden. Aber wie, wenn die Welt kalt daran vorübergeht? wie, wenn sich die Stimme des Misfallens und Tadels gegen die Schöpfungen erhebt, denen er den größten Theil seines Lebens geweiht, auf die er alle seine Hoffnungen gründete, mit denen er Lorbern zu ernten glaubte und statt deren er nur faule Früchte erntet? wie, wenn ihn die wankelmüthige Welt in seinen Tagen verwöhnt, ihn zu ihrem Schooskinde macht, seine Geisteproducte, seine Thaten zum Himmel erhebt und ihn im Alter den Rücken kehrt oder wol gar mit Verachtung lohnt? Das sind jene entscheidenden Momente im Leben des Staatsmannes, des Gelehrten, des Künstlers, wo das edle Herz fallen, wenn es vorhanden ist, sich von der Schlacke scheidet, und Wahrheit und Tugend ihren Triumph feiern über den nichtigen, vergänglichen Flitterstaat der Welt, und wo der wahre Gehalt der Seele und des Herzens hervortritt in einem Glanze, den die Menge zwar nicht zu würdigen versteht, der aber nichtsdestoweniger höher strahlt als alles Gepränge der Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der als ägyptischer Alterthumsforscher und Philolog rühmlich bekannte Tomlinson gab unlängst einige Details über das jetzt im britischen Museum befindliche Mumiengehäuse, welches früher zu Hrn. Salt's Sammlung gehörte und in dem Auctionskatalog als die Mumie eines Priesters verzeichnet war. Hr. Tomlinson versichert aber, daß der Priester einer der höheren Bewohner ist und es früher die Grabhülle eines ägyptischen Königs gewesen sei. Es ist bisjetzt der einzige königliche Mumiensarg, den man aufgefunden hat. Die hierauf bezügliche Inschrift befindet sich zwischen den Figuren der Isis und Nephthis und geht von oben bis unten. Die erste Zeile enthält wie gewöhnlich den Namen des Osiris. Die übrige Schrift enthält den Verstorbenen obenerwähnten Gottheiten und sagt, daß derselbe Amentoph oder Ina Entoph gewesen sei; wahrscheinlich, wie der Archäolog vermuthet, von der Dynastie der Osortisen, deren Zeitalter das 17. Jahrhundert vor Christo ist.

Ein großes Licht auf die Hogarth'schen Caricaturen wirft folgende Anekdote, welche Bischof Sandford von dem Künstler mittheilt. Hogarth zeichnete einst in einem Zimmer in Gegenwart mehrer seiner Freunde. Die Mutter des Bischofs befand sich darunter, eine damals noch sehr junge Dame. Sie äußerte den Wunsch, im Caricaturzeichnen Unterricht zu erhalten. „Nein, Mylady", sagte Hogarth, „das ist keine beneidenswerthe Kunst. Nehmt meinen Rath an und erlernt es nicht; durch lange Übung darin habe ich den reinen Genuß der Schönheit verloren; ich sehe Alles nur entstellt, und es scheint, als ob mir die Göttlichkeit des menschlichen Angesichts verloren gegangen wäre."

Der holländische Gelehrte Roorda van Eyringa, welcher in der literarischen Welt durch seine werthvollen Arbeiten über der malaiischen Sprache, hat dem König von Holland sein Wörterbücher und Grammatik der Sprachen von Krama, Ngoko, Modjo und Karri (wahrscheinlich Kawi) auf Java vorgelegt. Diese Werke werden den dortigen Civil- und Militairbeamten, sowie allen Fremden, welche die Insel besuchen, von erheblichem Nutzen sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 107. — 16. April 1836.

Schriften über Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Übrigens versteht sich von selbst, daß der strenge Topismus unserer Verfasserin auch überhaupt der ganzen Julirevolution eben nicht sehr gewogen ist. Sie führt bittere Klagen über den Fall der ältern Linie, kann aber auch auf der andern Seite nicht umhin, der jetzigen Regierung wegen der Klugheit und Standhaftigkeit, womit sie unter den schwierigsten Verhältnissen sich zu befestigen wußte, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ludwig Philipp scheint allerdings das Glück zu haben, daß er, nachdem ihm das Bürgerkönigthum manchen verbissenen Vorwurf eingetragen, am Ende doch von allen Seiten und nach allen Seiten mit überschwenglichen Lobsprüchen überhäuft wird. Da miteinzustimmen und die Sache gut anzugreifen, ist nicht so leicht mehr, da der Gegenstand etwas erschöpft ist, zumal seitdem Fürst Pückler bereits bis auf die silbernen Löffel und Teller des Julikönigs herabgekommen ist. Mistreß Trollope zieht sich noch mit ziemlichem Glücke aus der Sache, wenn auch sonst ihre politischen Urtheile eher die schwache Seite ihres Werkes sein dürften. Wir geben gern zu, daß selbst eine Dame in diesen Dingen ein geistreiches Wort sagen kann; allein es gehört denn doch etwas mehr Tiefe und etwas weniger Vorurtheil, als unsere Verfasserin besitzt, dazu, wenn man z. B. über das Getreibe der Parteien in Frankreich, über die Lebensfragen der Tagespolitik ein richtiges Urtheil fällen will. Mistreß Trollope scheint sich freilich nicht wenig darauf einzubilden, daß man sie in der That für une absolutiste enragée hält; dawider ist an sich gar nichts zu sagen, so lange man mit seinen Meinungen nicht lästig wird. Wenn man sie aber fast auf jeder Seite zur Schau trägt, so verwirkt man nicht nur sehr bald sein politisches Stimmrecht, sondern man verfällt auch zu leicht ins Lächerliche, was in der Politik um jeden Preis vermieden werden muß. So lesen wir z. B. Bd. I, S. 165, nachdem der unangenehme Eindruck des übeln pariser Straßengeruchs auf die feinern englischen Geruchswerkzeuge des Breitern geschildert worden, folgende Worte:

Vergnügungssucht ist bestimmt ein Beweis für geringere Bildung als jene emsige Sorge, unangenehme Eindrücke zu vermeiden; und sowie wir unter allen neuern Nationen in dieser zarten Sorge für uns selbst am weitesten gegangen sind, so kann es auch kommen, daß wir zuerst von unserer erhabenen Feinheit in jenen Schlund verschwundener und untergegangener Dinge versinken, welcher Rom und Griechenland verschlungen hat. So müssen die Reformbill und alle andern fürchterlichen Bills in ihrem Gefolge (all the other horrible bills in its train) erklärt werden!

Die beste politische Episode in dem Buche ist die ziemlich lange Nachschrift am Ende des zweiten Bandes, welche erst später, nach dem Attentate vom 28. Juli, beigefügt worden ist. Sie ist mit mehr Haltung geschrieben und enthält einige treffende Wahrheiten.

Doch hören wir Mistreß Trollope weit lieber über Dinge sprechen, die ihrem Gesichtskreise näher liegen und von ihr mit mehr Freiheit des Geistes beobachtet worden sind. Schon ihre Urtheile über das religiöse Leben, über Literatur, Kunst, Theater haben uns mehr angesprochen. Wer z. B. wissen will, wie eine Dame von gutem Geschmacke und aufgeklärten religiösen Principien die Religiosität der Pariser und die gepriesensten Prediger des Tages, die Abbés Coeur, Duguerry, Auzou und Lacordaire, beurtheilt, der begleite die Verf. im 8., 32., 45. u. 56. Briefe nach St.-Roch, der „église apostolique française" auf dem Boulevard St.-Denis, und Notre-Dame. Die Schilderung einer so eleganten Gemeinde, wie sich an Festtagen um Abbé Coeur in St.-Roch versammelt, ist schon an sich nicht ohne Reiz, wenn auch das Gewand der Frömmigkeit etwas zu leicht geschürzt wäre, als daß man nicht darunter die Koketterie entdecken sollte.

Die Literatur des Tages gibt der Verf. häufig Gelegenheit zu längern Betrachtungen. Ein strenges Urtheil wird über die sogenannte revolutionnaire-Schule im 9. Briefe, ein noch strengeres im 71. über die kleinern französischen Novellisten ausgesprochen; selbst Balzac kann ein ziemlich ironisches Lob nur nach unverhülltem heftigen Tadel erlangen. Werden Victor Hugo als Romanschriftsteller billigerweise anerkannte Vorzüge eingeräumt, so muß er dagegen als dramatischer Dichter mit der Schule fallen, welche ihn als ihren Meister verehrt. (Vergl. Brief 12 und 19.) Mit wahrer Theilnahme, obgleich nicht ohne sichtliche Wehmuth über einige Schwächen dieser ausgezeichneten Schriftstellerin, ist die Charakteristik der Mad. Dudevant (George Sand) entworfen. (Brief 63.)

Digitized by Google

Ein weites Feld für ein nicht ungeübtes Kunsturtheil bot die eben eröffnete Ausstellung in der großen Galerie des Louvre, wovon der 5. Brief handelt, welcher im 21. durch die Bemerkungen über die etwas spätere Ausstellung der Fabrikate der königlichen Porzellanfabrik zu Sevres, der Gobelins und der Tapeten aus der Manufactur von Beauvais eine willkommene Ergänzung erhält. Fast alle Theater von der großen Oper bis herab zum Vaudeville sind mit wenigstens einem Besuche und folglich auch mit einer geziemenden Kritik bedacht worden. Was über Demoiselle Mars gesagt ist, würde vielleicht mehr interessiren, wenn das Lob dieser einzigen Künstlerin nicht etwas zu den Gegenständen gehörte, welche man hier sujets abattus nennt.

Von der Bühne muß man Mistreß Trollope ins Leben folgen, um sie in ihrem eigentlichen Elemente zu finden. Wie artig sind z. B. jene Kleinigkeiten des gewöhnlichen Lebens beschrieben, welche den weiblichen Sinn vorzugsweise ansprechen. Kommt her und lest, Alle, die ihr euch Hüte, Kleider, Modeartikel und Putzsachen jeder Art aus Paris kommen laßt, lest und laßt euch von Mistreß Trollope sagen, daß mit allen diesen Dingen nichts gewonnen ist, wenn man sie nicht zu tragen versteht, wie sie die Pariserinnen tragen; laßt euch sagen, daß die größte Dame noch bei dem kleinsten Ladenmädchen der rue Vivienne in die Schule gehen kann und am Ende doch verzweifeln muß, durch Kunst eine Vollkommenheit zu erreichen, welche bei der kleinen Lehrmeisterin einfache Natur ist. Wollt ihr wissen, wie man ein leichtes Morgencostum mit Geschmack und nicht ohne Anstand trägt? Begleitet Mistreß Trollope auf einer Morgenpromenade nach dem Blumenmarkte bei der Kirche der bußfertigen Magdalene und, und laßt euch von ihr die petite maitresse mit der leicht aufgeschürzten soubrette zeigen. Wollt ihr sehen, wie man des Abends in gewähltem Gesellschaftskleide Einfachheit mit Grazie verbindet? Folgt Mistreß Trollope durch die Salons des Faubourg St.-Germain nach den Concerts Musard in der rue St.-Honoré oder in den Champs-Elysées! Eure Führerin bleibt bei solchen Ausflügen aber auch nicht blos bei dem Putze stehen, sie zeigt euch das Leben und Weben der Salons, läßt euch die nicht seltne pikante Unterredung in einer Fensterecke oder auf der Causeuse eines eleganten Boudoirs hören und macht euch mit der dame de l'empire und dem marquis de l'ancien régime, mit dem doctrinaire und dem républicain, mit dem juste milieu und dem légitimiste bekannt. Sie führt euch selbst in die classischen Soirées und Morgencirkel der Abbaye des bois ein, um euch Mad. Recamier in der Umgebung der ausgezeichnetsten Geister der Hauptstadt zu zeigen, und verweilt einen Abend in der soirée antithétique, um euch mit einigen Notabilitäten der verschiedenen Meinungen und Parteien bekannt zu machen. Genug, Mistreß Trollope wird sich den Dank Vieler verdienen, welche eine freundliche, gewandte Führerin durch die Herrlichkeiten der pariser Welt suchen, und so wäre es jedenfalls unrecht, wenn ihr eine grämliche Kritik gleich auf dem Fuße folgen wollte, um ihr die kleinen Unrichtigkeiten und Misgriffe aufzustechen, welche sich in ihre der Rede mit eingeschlichen haben könnten. L.

Lebenskunst für geistig beschäftigte Menschen ꝛc. Nach dem Französischen des Reveillé-Parise. Bearbeitet von M. Kalisch.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Aber wo finden wir im Strudel der Leidenschaften, im Treiben und Drängen der Menge nach einem gemeinschaftlichen Ziele, dem Ruhme, wo Jeder dem Andern den Rang abzulaufen strebt: wo finden wir den Menschen, der ruhig seinen Weg dahingeht, ohne zu verdrängen, noch sich verdrängen zu lassen, der, zufrieden mit seinem Schicksale, die Weisheit sucht um ihrer selbst willen; der keine Auszeichnung begehrt, weil er sich ihrer nicht würdig hält; den der Verlust des Ruhms und des Lobes der Menge nicht unglücklich macht, weil er ihre Vergänglichkeit kennt und weil er ihren Werth nicht höher anschlägt, als er angeschlagen werden muß? Wo finden wir den Menschen, der, mitten unter lauten Eitelkeiten aufgewachsen, bescheiden blieb und in einer Zeit, wo nur geistige Auszeichnung etwas gilt, einen höhern Lohn suchte als diesen? Vergebens rufen wir unsere Jugend in die Vergangenheit zurück und schlagen ihr das alte Buch der Geschichte auf, um sich daran zu begeistern an den erhabenen Beispielen stiller Größe und Tugend, die nicht nach schnödem Lohn der Welt geizt. Was sollen ihnen die alten bärtigen Bilder in einer neuen Zeit, neben so vielen Lockungen, Prämien und Sirenenstimmen der Eitelkeit? Was wollen wir, daß sie jenen Beispielen der Demuth, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit folgen sollen, während sie uns täglich mit Ehrenstellen, Sternen und Ordensbändern, Adel und gelehrten Diplomen spielen sehen?

Gestehen wir es uns nur, unser Streben nach Wissen, nach Erkenntniß ist ein Streben nach Ruhm und Anerkennung, nach irdischem Gewinn geworden, das uns so fest in seinen Klauen hält wie der Teufel die verlorene Seele. Und ernennen wir auch dieses irdische Ziel, was ist der endliche Lohn aller dieser geistigen Anstrengungen? Neben einem kränklichen Körper eine krankhafte Reizbarkeit des Gemüthes, Unzufriedenheit mit dem Leben und sich selbst, Leere des Herzens, Mangel an Menschenliebe, gekränkter Ehrgeiz, unbefriedigte Sehnsucht, Lebensüberdruß und Melancholie. Mit Wehmuth blicken wir auf das Leben vieler unserer größten Geister hin, wenn wir erfahren, wie sie einem solchen kranken Geistes- und Gemüthszustande zum Opfer fielen. Wie trüb und freudenleer muß es in dem Gemüthe des herrlichen Dichters Byron ausgesehen, wenn er von sich selbst gestand, er arbeite nur, um seine Gedanken der Wirklichkeit zu entziehen und sich in das Reich der Ideale zu flüchten, wie schrecklich auch diese oft seien. Diesen krankhaften Geisteszuständen begegnen wir aber auch in dem Leben anderer ausgezeichneten Männer. So sah Pascal beständig einen Abgrund neben sich, und Tasso schrieb an seinen Freund Catanea: „Wenn ich aufwache, glaube ich blitzende Flammen in der Luft zu erblicken, und zuweilen sind meine Augen so entzündet, daß ich das Gesicht zu verlieren fürchte. Andere Male höre ich ein Rauschen, Pfeifen und Klingen, dann das Tönen und Schwirren einer Glocke, als ob eine Uhr schlage. Im Schlafe bilde ich mir ein, daß ein Pferd auf mich losrennt und mich umstürzt, oder daß ich von ekelerregenden schmuzigen Thieren bedeckt bin. Alle Glieder thun mir weh, mein Kopf wird schwer; doch mitten in diesen Schmerzen und Aengsten erscheint mir bald die heilige Jungfrau schön als je mit ihrem in goldene Wolken gehüllten Sohne, bald kommt ein Kobold, der mich neckt und quält." Der berühmte und fleißige Haller quälte sich lange mit dem Gedanken, er sei zur Hölle verdammt wegen der Häßlichkeit seiner Seele. Peinlich

Digitized by Google

…ßer periodisch in die höchste Schwermuth. Swammerdam …ab seine berühmten naturhistorischen Untersuchungen auf, um …ch dem mystischen Thorheiten der Bourignon zu widmen; ja, …r ging so weit, seine 20jährigen Arbeiten über die Insekten …ch Feuer zu werfen, indem er die Enthüllung der göttlichen …eheimnisse als Kirchenraub und Gotteslästerung betrachtete.

Dies sind freilich nur extreme Folgen geistiger Anstrengung. …ber die Beispiele, wo Menschen auf diese Veranlassung ärger…, grämlich, menschenscheu, ungerecht gegen ihre liebsten Um…ungen werden, Mismuth und Unzufriedenheit über ihre Lage …ren „ in ihren geistigen Beschäftigungen und Berufsarbeiten …re Befriedigung mehr finden und so allmälig in eine Art …istiger Apathie und stiller Melancholie versinken, sind so häu…g unter der gebildetern Menschenclasse, daß man sie fast als …ne denselben eigenthümliche Krankheitsform betrachten kann.

Der Grund des Übels wurzelt in unserer ganzen heutigen …rziehung und in der einseitigen Richtung, die das Zeitalter …berhaupt gegen die Verstandesseite hin genommen hat; er liegt …efer, als daß hier mit einzelnen Rathschlägen und diätetischen …egeln etwas gethan sein könnte. Die Foderungen an die …erstandesbildung des Einzelnen müssen beschränkt werden, und …an muß zu der Überzeugung kommen, daß die Fähigkeiten …nd Kräfte der Menschen nicht nach allgemeinen Normen ab…schätzen sind, sondern sich gegenseitig ergänzen; man muß den …enschen als ein Ganzes nehmen, nicht einzelne Kräfte und …aben desselben einseitig ausbilden wollen, während man die …rigen brach liegen läßt, dem Körper wie dem Geist, dem Geist …e dem Gemüthe sein Recht angedeihen lassen, Ruhm und …uszeichnung nicht als Verlockungen zu dieser einseitigen Rich…ung obenanstellen, sondern Demuth, Ergebung, Einfachheit …r Sitten, Begnügsamkeit und Zufriedenheit als die sichersten …ürgen des innern Glücks in einer unvollkommenen Welt zur …asis aller Erziehung machen.

Indessen bis wir dahin gelangen oder vielmehr nicht ge…ngen, mag es immerhin vergönnt sein, den Einzelnen auf die …efahren zu großer geistiger Anstrengung und einseitiger Ver…endung seiner intellectuellen Kräfte aufmerksam zu machen …nd ihm den Weg zu zeigen, wie er derselben ein schickliches …egengewicht zu geben vermöge. Dies hat nun der Verf. in …r am Eingange genannten Schrift gethan. Sie zerfällt in …ri Hauptabtheilungen, von denen die erste die Physiologie …er die Erscheinungen des gesunden Lebens enthält, die zweite …er die Pathologie oder die Erscheinungen des krankhaften Le…ens, und endlich die dritte die Hygiene oder die Kunst geistig …wirken, ohne das leibliche Leben und die Gesundheit zu ge…hrden.

Im ersten Abschnitte, der überhaupt in einer für Laien zu …elehrten und nicht allenthalben verständlichen Sprache abge…ßt ist, bemüht sich der Verf. zu zeigen, wie dem Sinn- und …eistreichen besonders ein eigenthümliches Temperament zu…mme und bezeichnet als Grundgesetz dieses Temperaments ei…erseits eine angeborene nervöse Disposition mit daraus hervor…hender übermäßiger Thätigkeit des Nervensystems, welches …dlich über alle übrige ein bedeutendes Übergewicht gewinnt; …dererseits eine stufenweise, bis zum völligen Erlöschen zuneh…ende Verminderung der Contractilität. Dieses Gesetz als …orm für alle geistig beschäftigten Menschen angenommen, ist …s ganze Werk nur eine weitere Ausspinnung desselben, was …othwendig zur Monotonie und Einseitigkeit führt. Nicht alle …eistig beschäftigten Menschen sind deshalb sinn- und geistreiche …nd nicht alle Sinn- und Geistreichen kränkeln an dieser an…eborenen nervösen Disposition. Indessen läßt sich von der …ndern Seite nicht leugnen, daß es viele Menschen der Art …ibt, auf welche die von dem Verf. gelieferte Zeichnung vollkom…en anwendbar ist, ja wir möchten es als ein Hauptverdienst …s ganzen Buches herausheben, daß es eine, unstreitig auf …ele Erfahrung und vielseitige Menschenkenntniß gegründete …treue Schilderung dieser zartgebildeten, geistig prädominiren…n Menschenclasse entwirft. Unter Anderm enthält das 17. Capitel: „Über den Ausspruch des Aristoteles: die meis…ten berühmten Menschen leiden an Melancholie", viel Wahres. Die pathologische und diätetische Abtheilung des Werkes nähern …ich im Vortrage mehr dem populairen Tone und verdienen ih…res zweckmäßigen Inhaltes wegen von dem gesammten gebilde…ten Publicum gelesen zu werden.

Welchen Antheil der deutsche Übersetzer an der Bearbeitung des Buches habe, läßt sich nicht wohl bestimmen; dem Anscheine nach keinen großen. Außer der eingeschalteten und bekannten Abhandlung von Kant: „Von der Macht des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", haben wir seine Spur fast nirgend wiedergefunden, was um so mehr zu bedauern ist, als es wol der Mühe werth gewesen wäre, dem französi…schen Gewande hier und da durch die deutsche Schere einen andern Zuschnitt zu geben. 32.

Notizen.

In Tibet befindet sich eine große Sammlung aller heili…gen Bücher der Nachfolger des Buddha, unter dem Titel: „Kuh…gyour". Diese Sammlung enthält in tibetanischer Sprache die Werke des Buddha und seiner Schüler, die Acten ihrer Kirchenversammlungen, die Lebensbeschreibungen des Buddha, seiner Schüler und der Patriarchen, kurz das ganze Corpus der classischen Literatur dieser Religion. Es ist in Holz gegraben nach chinesischer Manier, und der Lama von Boutan, welcher die Rollen in Verwahrung hat, ließ von Zeit zu Zeit zu Nutzen der Tempel und theologischen Schulen, welche in den Klöstern gestiftet sind, einige Copien abdrucken. Erst vor wenigen Jahren ist diese Sammlung aus den Briefen des berühmten ungarischen Reisenden Csoma von Körös in Europa bekannt ge…worden, welcher sich acht Jahre lang in den Klöstern von Ti…bet aufhielt, um die Landesliteratur genau zu studiren. Er verschaffte sich eine Copie der Sammlung, die er mit nach Kal…kutta nahm, wo er den Katalog derselben nebst einigen Aus…zügen drucken ließ. Die asiatische Societät zu Kalkutta druckte auf eigne Kosten das von Csoma verfaßte tibetanische Wör…terbuch und Grammatik, um den Gelehrten den Schlüssel zu dieser wichtigen Literatur in die Hände zu geben. Aber dies konnte für Europa immer nicht von erheblichem Nutzen sein, in Betracht des gänzlichen Mangels an tibetanischen Büchern. Die königliche Bibliothek zu Paris besaß in dieser Sprache nur einige Blätter, welche die Kosacken auf einem ihrer Züge aus dem Kloster von Ablaket entwendet und mit nach Rußland ge…bracht hatten. Diese Blätter wurden der Bibliothek von der Kaiserin Katharina zum Geschenk gemacht. Die asiatische So…cietät zu Kalkutta wünschte diesem Übelstande abzuhelfen, und Umstände begünstigten glücklicherweise dieses gemeinnützige Un…ternehmen. Die ostindische Compagnie hatte in Nepaul einen Gesandten, Namens Hodgson, einen talentvollen und kenntniß…reichen Mann, welcher der orientalischen Literatur selbst Dienste geleistet durch seine „Memoirs on the religion of Budha" und durch Entdeckung der Sanskritoriginale von den Büchern, welche die Basis dieser Religion bilden. Seine Bekanntschaft mit den Mönchen zu Nepaul verschaffte ihm die Mittel zu einer Correspondenz mit den tibetanischen Priestern, von denen er sich eine vollständige Abschrift der großen Sammlung „Kuh…gyour" für die asiatische Societät verschafft hat. Für diese Sammlung, bestehend aus 100 großen Foliobänden, gedruckt auf in derselben Gegend gefertigtem Papier, bezahlte die asiati…sche Societät von Kalkutta 13,000 Francs. Um diesen Schatz in Europa für die gelehrte Welt am erfolgreichsten und zugäng…lichsten zu machen, schenkte sie denselben der asiatischen Societät zu Paris, und diese hat, um der Absicht der Gesellschaft von Kalkutta völlig zu entsprechen, die Sammlung in dem Cabinet der Manu…scripte der königlichen Bibliothek aufstellen lassen. Zum Beweis, wie dankbar die Gesellschaft zu Paris das werthvolle Geschenk aufge…nommen, hat sie der Societät von Kalkutta ein Gegengeschenk mit mehren ausgezeichneten Werken gemacht, deren Herausgabe

Digitized by Google

die französische Regierung veranlaßt hat. Darunter befinden sich ein großes Werk über Aegypten, ein anderes über Morea, der Thesaurus des H. Stephanus, die große Sammlung der historischen Documente, welche Guizot veranstaltet, die nachgelassenen Werke Champollion's und mehre andere ausgezeichnete dieser Art.

Über die Lakedivischen Inseln erhalten wir durch Herrn Wood, Lieutenant in der Marine der ostindischen Compagnie, folgende Details: Die Gruppe der Lakediven zerfällt in 15 kleinere Gruppen, im Ganzen 50 kleine Inseln, die größtentheils nichts als bloße Felsen sind. Die Gesammtbevölkerung beträgt ungefähr 7000 Seelen, welche fast gar keinen Verkehr mit andern Völkerschaften haben. Auch vertheilt sich diese Bewohnerzahl nur auf die acht größern Inseln. Die drei bedeutendsten sind Anderat, Cabaritta und Allain mit 1800, 1900 und 1900 Bewohnern; sie sind ungefähr drei englische Meilen lang und eine breit. Die größern Inseln sind reich mit Kokospalmen besetzt; die Fasern der Kokosnuß zu Stricken zu verarbeiten, ist eine Hauptbeschäftigung der Eingeborenen, die sich außerdem auch mit Anbau des Reises, mit Fischfang und dem Einsammeln von Kowriemuscheln beschäftigen. An Früchten gedeihen auf den Lakediven Orangen, Limonen, Papams, Betelnüsse u. A. Auch gibt es zwei Arten Baumwollenbäume. Die Eingeborenen sind arm und von friedfertigem Charakter, sie leben in Häusern von Stein, die aber ungemein niedrig sind wegen der heftigen Stürme, welche auf den Inseln herrschen. Die Kühe sind die einzigen vierfüßigen Hausthiere. An Federvieh gibt es außer den Hühnern den Brachvogel, die Krähe und eine schwarze, langgeschwänzte Papageiart. Die See ist reich an Fischen aller Art und Schildkröten. Muscheln und Kokosfasern tauschen die Eingeborenen auf der gegenübergelegenen Küste gegen Lebensmittel aus.

Die Königin Johanna I. von Neapel ist von Giacinto Battaglia zum Gegenstand einer historischen Novelle gemacht worden, die im vorigen Jahre zu Mailand erschien. Die schreckliche Katastrophe dieser Königin war wol würdig, zum Gegenstand einer historischen Novelle zu dienen. Marfuzzi hatte den Mörder des Andreas, Johanna's ersten Gemahls, zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht. Mit noch größerm Glück hat nun Battaglia die gesammte Geschichte der Johanna novellistisch bearbeitet, und seine Arbeit ist in mehren Journalen mit großer Bewunderung aufgenommen. Battaglia ist ein Mann von Geist und Talent. Er war früher mehre Jahre Herausgeber des „Indicatore", eines geachteten Blattes; auch schrieb er werthvolle Artikel in den mailänder „Figaro", unter denen vorzüglich die auf die Theorie der Musik bezüglichen von Tiefe der Einsicht und feinem Geschmack zeugen. Vielleicht wäre er der Einzige, der einem wesentlichen Bedürfniß der italienischen Literatur abhelfen und eine Geschichte der italienischen Musik schreiben könnte.

Der Chevalier Rifaud, rühmlich bekannt durch seine Reisen in Ägypten, Nubien und den benachbarten Ländern, in denen er 22 Jahr verlebt hat, hat eine Sammlung von mehr als 6000 an Ort und Stelle gefertigter Zeichnungen mit sich nach Amsterdam gebracht, welche mit vorzüglicher Kunst und Treue ausgeführt sind. Er hat bereits die Herausgabe seiner Reisen begonnen und sagt in der Ankündigung, daß er unter andern 60 Statuen aufgefunden, von denen die kleinste in Lebensgröße ist, und daß er eine große Anzahl Inschriften und hieroglyphische Tafeln copirt hat. 11.

Bibliographie.

Bagno, Das, von Toulon. Nach Le Bonnet vert par J. Méry frei übersetzt von Karl von Lützow. 8. Schwerin, Kürschner. 1 Thlr. 8 Gr.

Bernhard, F. J., Bibliographia theologica die Verzeichniß der theologischen Schriften Deutschlands und des Auslandes für Theologen und Buchhändler herausgegeben. 1ftes Heft, die Bibliographie von 1834 enthaltend. Gr. 8. Leipzig, Wetter und Rostock, Leopold. 16 Gr.

Beseler, G., über die Stellung des römischen Rechts zu dem nationalen Recht der germanischen Völker. Academische Antrittsrede. 8. Basel. 3 Gr.

Blumröder, C., Über das Irresein, oder anthropologisch-psychiatrische Grundsätze. Für Ärzte und Psychologen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 6 Gr.

Döring, H., Der Graf von Gleichen. Romantische Volkssage. — Nebst einem historisch-kritischen Anhang und einer anatomischen Beschreibung der neuerlich aufgegrabenen Gebeine vom Medicinalrath Dr. Thilow in Erfurt. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Gotha, Hennings. 12 Gr.

Eschenburg's, J. J., Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. 5te, völlig umgearbeitete Ausgabe von Dr. *M. Pinder*. Gr. 8. Berlin, Nauk. 1 Thlr. 8 Gr.

Goertz, E. C. A. Baron v., Die Einsetzung der Bekenner des jüdischen Glaubens in die Rechte der Menschheit nach ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit historisch beleuchtet. Gr. 8. Potsdam, Vogler. 18 Gr.

Hoffmann, K. J., Die Centralphilosophie im Grundrisse. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 8 Thlr.

Jullemier, A., Authentische Memoiren einer Hetäre; oder Geheime Mittheilungen aus der Sittengeschichte der vornehmen Welt. Nach der zweiten Auflage des Originals frei übersetzt. 2 Bände. 8. Meißen, Goedsche. 2 Thlr. 8 Gr.

Lutze, A., Karl X. Im Jahre 1832 in Schottland. Eine dramatische Scene. Anhang Gedichte. Gr. 8. Neustadt-Eberswalde. 8 Gr.

Möller, J. H., Leben der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern. Mit 13 Bildnissen dieser Fürsten. Gr. 8. Gotha, Hennings. 1 Thlr. 4 Gr.

Nork, F., Braminen und Rabbinen oder: Indien das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln. Eine Parallele für Bibel-Exegeten und Geschichtsforscher. Gr. 8. Meißen, Goedsche. 1 Thlr. 22 Gr.

Orlich, L. v., Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften. Mit 1 Portrait und 2 fac simile. Gr. 8. Berlin, Mittler. 3 Thlr.

Penny, G., Deutschlands schöne Literatur der Gegenwart und Zukunft. Eine Rede an das gesammte deutsche Lesepublikum. Gr. 8. Reutlingen, Mäcken jun. 6 Gr.

Ruhbart, G. Th., Ist Regino's Babenbergk die Altenburg bei Bamberg? — Blicke in die Urgeschichte der Stadt Bamberg. Gr. 12. Nürnberg, Campe. 8 Gr.

Shakspeare's dramatische Werke. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: König Lear. Trauerspiel in fünf Akten von William Shakspeare. Übersetzt von Leop. Pet. R. Leipzig, G. Wigand. Jedes Bdchn. 4 Gr.

Trummer, C., Anti-Rotteck. Ein Gegenstück zu des Abbé de la Mennais Worten eines Gläubigen. Eine Reihe von Fragmenten über des Professors von Rotteck Lehrbuch des Vernunftrechts. 8. Hamburg, Meßler u. Melle. 12 Gr.

Über die konstitutionelle Monarchie und die Entwickelung ihrer Grundbegriffe. Ein politischer Beichtspiegel von einem Abgeordneten einer süddeutschen Ständeversammlung. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 4 Gr.

Wirth, Fragmente zur Culturgeschichte. 2ter Bd. 1. Abth. Gr. 8. Kaiserslautern, Tascher. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 108. — 17. April 1836.

Über einige romantische Heldengedichte der Italiener und ihre neuesten Ausgaben.

Wenn in den letzten zwei Decennien oft von einer ropäischen Literaturgemeinschaft geredet worden ist, so t dieselbe wol nirgend so an ihrem Orte, als wo es ch darum handelt, ein gemeinsames und lange vernachffigtes Eigenthum in seinem ganzen Umfange zu erkenn und seines Besitzes sich zu erfreuen. Poesie und Sitte des christlichen Mittelalters können nur in ihrem ropäischen Zusammenhange richtig verstanden werden, und lle Untersuchungen über die Nationalliteraturen jener Zeit nnen wol Materialien herbeischaffen, aber niemals die olle Bedeutung auch des speciellsten Erzeugnisses in ihr ehöriges Licht stellen. Was in dieser Weise von den ittelalterlichen Literaturen überhaupt gesagt werden muß, as gilt vorzugsweise von den Sagenkreisen, aus welchen em 12. Jahrhundert abwärts so zahlreiche Heldengedichte n Prosa und Versen hervorgegangen sind, und wenngleich dieser anziehende Gegenstand schon seit Jahrhunderten namhafte Schriftsteller beschäftigt hat, so ist er och noch so wenig erschöpft, daß sogar viele der wichtigen und ältesten Werke dieser Art, nämlich die Mehrahl der altfranzösischen, noch immer ungedruckt sind. ber auch das schon zugänglich gemachte Material ist noch n wenig geordnet und zu umfassend, als daß der Einine bisjetzt mehr als theilweise Zusammenstellungen der Stücke unternehmen könnte, mit denen er zufällig näher ertraut geworden ist. Haben nun in den jüngsten Jahrhunden wildes Völkertreiben, mit immer wachsendem Eifer verfolgtes Sprachstudium, Reiselust und unfreiwillige uswanderung Manchen zu Literaturen hingeführt, denen r nicht durch die Geburt verwandt war, so sind dadurch icht nur frische, von überlieferten Gesichtspunkten unabängige Anschauungen, sondern auch vielfache Annäherunen zwischen verschiedenen Traditionen, Volksansichten und ebieten des Wissens gewonnen, die man als ebenso leie Schritte zur dereinstigen vollern Erkenntniß des Zuammenhanges und Wechselverhältnisses aller einzelnen Proucte und entfernten Nachklänge des mittelalterlichen Heldengesanges betrachten kann.

Verfolgen wir die dichterische Gestaltung und Verbreiung der Sagenkreise von König Artus und der Tafelunde und von Karl dem Großen und den Paladinen, so finden wir die ersten sich zum Gesange verkörpernden Elemente der Heldensage in den britannischen Inseln und der verwandten Bretagne. Nordfrankreich verleiht ihr darauf, unter secundairer Theilnahme der Provence, in behaglicher Breite die vollste Ausbildung, und schnell ist auch die deutsche Poesie geschäftig, nachbildend sich anzuschließen und den Stoff weiter zu verarbeiten, während Spanien kaum weiter als durch einzelne Romanzen an der allgemeinen Anregung Theil nimmt. Endlich übersteigt die Heldensage die Alpen und findet in Italien fast nur unter dem Volke, in den höhern Kreisen aber erst dann willige Aufnahme, als die Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts die Gealterte im heroisch-komischen Epos verjüngen. So stehen also England und Italien einander als Ausgangs- und Zielpunkt des romantischen Heldengedichts gegenüber, und wer diese beiden Literaturen durch erschöpfende Einsicht in alles Dazwischenliegende genügend zu verbinden wüßte, der würde für die Geschichte der Bearbeitung dieser Sagenkreise gewiß das Erwünschteste leisten.

Ein Versuch dieser Art, den neuerlich Panizzi in seiner für England bestimmten Ausgabe und Erläuterung der beiden großen, nach Roland benannten Heldengedichte des Bojardo und Arioste gemacht hat (London 1830, 8 Bände, 8.), verdient um so freundlichere Aufnahme, je seltener bei den Italienern die genauere und bis in die ältesten Zeiten hinaufsteigende Kenntniß fremder Literaturen, oder gar die Fähigkeit anzutreffen ist, einer fremden Sprache sich mit solcher Geläufigkeit zu bedienen, wie dies hier mit der englischen geschieht. Angemessen eröffnet Panizzi seine Bemerkungen über den Innamorato und Furioso nicht nur mit einer Nachricht von den frühern Leistungen italienischer Dichter in diesem Zweige der Literatur, sondern mit Untersuchungen über Natur und Ursprung des romantischen Heldengedichts überhaupt („An essay on the romantic narrative poetry of the Italians", als erster Band des obigen Werkes). So dankbar nun der Fleiß anzuerkennen ist, den Panizzi auf die verwandten Erzeugnisse fremder Literaturen und insbesondere auf den Reichthum der altenglischen Poesie gewendet hat, so ist doch nicht zu verschweigen, daß derselbe theils mehr auf die neuern Bearbeitungen als auf die alten Quellen wallisischer Dichtkunst gerichtet gewesen

Digitized by Google

und nicht nur mit dem handschriftlichen Vorrath, sondern auch mit der Mehrzahl der neuerlich zugänglich gemachten Schätze altfranzösischer Epik unbekannt geblieben ist, und daß derselbe theils auch den ihm zu Gebote stehenden Vorrath mehr um einzelne Zusammenstellungen daraus zu entnehmen benutzt, als seinem Wesen nach beherrscht hat.

Die Vermuthungen, die der Verf. über den Ursprung und die Ausbildung der Heldensage aufstellt, sind ohne Zweifel im Allgemeinen vollkommen richtig und großentheils auch bei uns schon ausgesprochen; nur geht er offenbar in der Verstandesrichtung zu weit, wenn er bis in das Detail die Facta erkennen will, welche den uns überlieferten poetischen Fictionen ursprünglich zum Grunde gelegen. Unzweifelhaft wurden in alter Sage Ereignisse späterer Zeit auf frühere Personen übertragen, einzelne Züge vielfach wiederholt und von einem Sagenkreise auf den andern übertragen (wie z. B. die Geschichte von den zwei Schachspielern, deren einer den andern mit dem Brete erschlägt, S. 65 fg.), mehre Individuen zu Einem verschmolzen und umgekehrt, ja in späterer Zeit schriftlicher Abfassung manche Beziehungen auf neuere Verhältnisse und Personen auch wol absichtlich eingeflochten. Jedes Bestreben, die Überlieferungen der Sage in der urkundlichen Geschichte nachzuweisen und aus dieser gewissermaßen zu rechtfertigen, wird aber nicht nur mislingen, sondern der Sage selbst ihren poetischen Charakter rauben, und eine nüchterne Alltäglichkeit, von allem Wunderbaren und Unwahrscheinlichen entkleidet, an die Stelle setzen. Als solch ein verunglückter Versuch muß wol trotz des großen Namens seines Urhebers (Vico's „Scienza nuova", erste Ausg., III, 33) der Einfall betrachtet werden, die übermenschlichen Kräfte der Heroen dadurch zu erklären, daß unter ihrem Namen ihre gesammten Dienstmannen mitbegriffen seien. Wenn aber ferner auch eingeräumt werden mag, daß in das Bild, welches die Heldenromane von Karl dem Großen entwerfen, zahlreiche Züge aus der Geschichte gleichnamiger Karolinger (namentlich des Karl Martell, Karl des Kahlen, Karl des Dicken und Karl des Einfältigen) verflochten sind (S. 93, 113 fg.), so wird dadurch noch wenig von der romantischen Gestaltung, welche die Geschichte des großen Kaisers gewonnen hat, erklärt, wenn wir berücksichtigen, daß dieselbe nur ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des zuletztgenannten seiner Nachkommen mit den wunderbarsten Begebenheiten geschmückt erscheint, zu denen die Schicksale keines seiner Namensgenossen den entferntesten Anlaß gaben. Noch weniger befriedigende Resultate möchten die Forschungen über die historischen Originale der in den Sagen vorkommenden Roland, Reinhold, Ogier, Gano und Turpin zu bieten vermögen. Auch bringt unser Verf. über den Erstern (S. 104) nur ganz Unbefriedigendes bei, und erwähnt dabei nicht einmal die sonst wol versuchte Zusammenstellung mit dem Normannenherzog Rollo. Gleiches gilt von Reinhold (S. 105) und Turpin (S. 129). Für Ogier finden sich aber zwei Vorbilder (S. 97, 103, 122), und für Gano gar deren drei, gleich willkürlich aufgegriffene (S. 74, 100, 106).

Zu einem Theile dieser falschen Herleitungen dürfte der Verf. auch dadurch verführt sein, daß er, die beiden großen Sagenkreise nicht gehörig scheidend, nicht nur die Geschichten von Artus und der Tafelrunde, sondern auch die von Karl und seinen Paladinen in Wales und der Bretagne entstehen und durch die Normannen über Frankreich verbreiten läßt. Beide Cyklen haben einen verschiedenartigen Charakter, der eine den der Heldenkraft im Kampfe mit Verrath, der andere den der Galanterie und Minne, daß schon dadurch ein verschiedener Ursprung mehr als wahrscheinlich gemacht wird, und es ist in hohem Grade glaublich, daß die ersten Romane, in denen auch unser Verf. mit Recht die früheste Quelle der Heldensage findet (S. 30), die Rolandsfeste in derselben Gegend feierten, die bis auf den heutigen Tag durch die Namen von Bergen und Thälern jenes Ereigniß in der Erinnerung der Einwohner lebendig erhalten hat. Von dort mag die Sage, wie Fauriel und Ferdinand Wolf vermuthen, nach der Provence gekommen und unter Einfluß der durch die Kreuzzüge angeregten Gesinnungen, theils epischer gestaltet, theils mit lebhafter Theilnahme der Geistlichkeit (S. 130, 131) in prosaischen Legenden aufgezeichnet sein, bis endlich die an der Bearbeitung einheimischer Überlieferungen bereits herangebildete nordfranzösische Poesie sich auch dieses dankbaren Stoffes bemächtigte. Angemessen ist es alsdann den Anfängen des sinkenden 11. Jahrhunderts, wenn die Heiden und Normannen, mit denen die Karolinger gekämpft, in Mohammedaner und Saracenen verwandelt (S. 54, 126 — 127, 243), und wenn die Paladine in einer fortwährenden Unabhängigkeit von dem ohne ihre Hülfe kraftlosen Kaiser dargestellt werden (S. 132 fg.).

Von Frankreich aus verbreiteten sich die Prosaromane und Heldengedichte weiter über Europa und noch im Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt Dante („De vulgari eloquio") als wesentlichsten Vorzug der französischen Sprache, „daß ihr Alles angehöre, was in ungebundener Rede in eine neuere Sprache übersetzt oder in derselben neu erfunden ist. Namentlich die Bibel, die Geschichten der Trojaner und Römer, und die wundervollen Fabeln vom König Artus, sowie noch andere Geschichten und Unterweisungen." Dante selbst hielt diese Sagenkreise in hohen Ehren, und gedenkt sowol des einen als des andern an mehren Stellen seines unsterblichen Gedichts. Unter dem Volke in Italien herrschten dagegen damals noch ausschließlich die Sagen von Troja (vgl. Panizzi, S. 140 fg.), von Alexander und von einheimischen an die römische Geschichte sich anschließenden Begebenheiten, für die besonders Cäsar, Konstantin und Attila Anknüpfungspunkte bildeten. Erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts scheinen die Erzählungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde ins Italienische übertragen und zum Theil mit Rücksicht auf die ebenerwähnten einheimischen Überlieferungen völlig umgearbeitet zu sein, wie namentlich von den „Reali di Francia" gilt. Bald darauf beginnen die ersten poetischen Bearbeitungen, wie namentlich die „Spagna", der „Buovo d'Antona" und die „Re-

Digitized by Google

Ancroja", doch [illegible] ausschließlich dem Kreis von Karl und seinen Paladinen zugewandt, während die Geschichte von Artus und der Tafelrunde kaum anders als in Prosa, die mystische Sage vom heiligen Gral aber gar nicht bearbeitet wird. Die Vernachlässigung der letztern erklärt sich einfach dadurch, daß Italien, nachdem es in der „Göttlichen Komödie" das tiefsinnigste religiöse Gedicht besaß, der sinnreichen Allegorien des Gral nicht mehr bedurfte. Auffallender ist es, daß die schönen und liebeszarten Geschichten der Tafelrunde nicht mehr, als geschehen, bearbeitet sind, da noch zu Sacchetti's Zeiten, wie sich bekanntlich aus einer seiner Novellen (S. 114) ergibt, von Tristan und Lancelot handelnde Lieder unter dem Volke verbreitet waren. Die Liebe mahnt indeß bei den italienischen Dichtern schon vor Petrarca die von dem Letztern bis zur haarscharfen Spitze abgefeilte, platonisirende Richtung an, und der übergroße Reichthum der in diesem Sinne verfaßten sentenzenreichen und sprachzierlichen Gedichte mochte, verbunden mit der Geringschätzung, derselbe Petrarca und andere Stimmführer gegen jene Romane nachdrücklich aussprachen, auch die Vorliebe des Volkes ihnen entfremden. So erklärt sich denn auch unabhängig von den etwas gesuchten Gründen, die der Verf. (S. 49, 50) angibt, warum unter den mittelalterlichen Sagenkreisen vorzugsweise der von Karl und seinen Paladinen bei den Italienern Eingang fand.

Jenen ersten epischen Gedichten aus diesem Cyklus, welche die prosaischen Romane ohne weitern Anspruch eben nur versificirt hatten, traten sofort die erhöhten Anforderungen der gelehrt gewordenen Zeit gegenüber, welche die naiv wunderbaren Erzählungen mit nüchternem Verstande sichteten und als schlecht ersonnene Lügen vornehm von sich wiesen. Das Volk ließ sich indeß die ihm liebgewordenen Geschichten nicht nehmen, und mit mancherlei Zusätzen und Umbildungen hat sich ein großer Theil dieser ersten Übertragungen bis auf die neueste Zeit als Volksbuch in Prosa und Versen erhalten. Ja, so lebhaft lieh ihnen die allgemeine Theilnahme, daß sie den Dichtern aller folgenden Jahrhunderte stets einen dankbaren und unerschöpflichen Stoff boten, der selbst bei der entschiedensten, gegen den Gegenstand der Darstellung gerichteten Ironie den Beifall der Leser ebenso sehr gewann, als die alten Volksfabeln in den sie verspottenden Gozzischen Komödien. Die Ironie war aber in Italien theils durch die ernsthaft gemeinten Übertreibungen und die fortwährend wachsende Breite ebenso nothwendig herbeigeführt als in Spanien zur Zeit des Cervantes, theils lag sie unbewußt ebenso in dem sich selbst widersprechenden Bestreben, die romantische Sage zu einem classischen Epos zu gestalten, als wir ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken können, wenn wir bei den Schriftstellern einer nur wenig ältern Zeit classische Begebenheiten im mittelalterlichen Gewande vorgetragen sehen.

Panizzi gibt (von S. 159 an) eine Analyse der ältern epischen Gedichte, die den in literargeschichtlichen Werken leider nur allzu seltenen Vorzug besitzt, daß der Verf. die Schriften, von denen er handelt, wirklich selbst sich aufmerksam gelesen hat und daher manche derselben in einem andern Lichte als seine Vorgänger sieht.

(Der Beschluß folgt.)

Texier's Reisen in Kleinasien.

Der unermüdliche Texier fährt in seinem lobenswerthen Eifer fort, Kleinasien genau zu erforschen, welche Hindernisse auch Krankheiten und Beschwerden aller Art ihm in den Weg legen. Auf ausdrückliche Verwendung der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hatte die Regierung eine Gondel, La mésange, zu seiner Verfügung gestellt. Zeitungsnachrichten aus dem Orient haben mehrmals die Schwierigkeiten erwähnt, welche gegen die Zulassung dieses Fahrzeugs ins schwarze Meer erhoben wurden, und unser Reisender, dessen Bestimmung zu sein scheint, sich dauernden Ruhm durch sein mühevolles Unternehmen zu erwerben, machte auf diese Weise auch das ihm wol gleichgültige Interesse der gewöhnlichen Tagespolitiker ein paar Mal rege. Bis einst das große und wichtige Werk, das nothwendig die Frucht dieser Reise sein muß, uns Kleinasien genauer als bisher in jeder Hinsicht kennen lehrt, die Resultate sorgfältiger, an Ort und Stelle angestellter Beobachtungen und interessanter Forschungen im Zusammenhange darlegend, mag jede Notiz willkommen sein, die wir den von seinen Bemühungen Rechenschaft gebenden Mittheilungen Texier's entnehmen. Zu beklagen ist, daß der unterm 25. Febr. vor. J. von Konstantinopel an den Minister des öffentlichen Unterrichts gesandte Bericht unsers Reisenden nicht wie der frühere bekannt gemacht wurde, von dem wir in Nr. 29 und 95 d. Bl. f. 1835 einen Auszug gaben. Aber auch andere neuere Berichte und Briefe desselben sind entweder gar nicht oder nur sehr unvollständig öffentlich mitgetheilt worden. Wir versagen uns die spätern ausführlichen Nachrichten unsers Reisenden über seinen Aufenthalt im Kloster von Cäsarea hier beizubringen, wovon in der obenerwähnten Nr. 95 d. Bl. f. 1835 die Rede war, um ihn nach dem Thal von Urgub zu begleiten. „Nach Übersteigung eines hohen Gebirgs", sagt T., „bietet sich den erstaunten Blicken die Stadt Urgub dar, welche an dem Eingange eines weiten Thales liegt. Man meint von Weitem, daß ihre Bewohner in kolossalen Bienenstöcken hausen, denn solchen gleicht die Menge regelmäßiger Kegel, von blendendweißer Farbe, die hier beieinanderstehen. Das mehre Stunden lange Thal ist mit diesen sonderbaren Gebilden bedeckt. Die Alten hatten hier eine Nekropolis errichtet, die, wenn man nach dem Umfange derselben schließen darf, bestimmt war, die Generationen mehrer Städte aufzunehmen. Die Tausende von Grabgemächern sind so geräumig und gut eingerichtet, daß die jetzigen Bewohner sie mit leichter Mühe in Häuser für sich haben umwandeln können. Zu Martchiann haben diese Kegel eine Höhe von 250 bis über 300 Fuß und da hier das Gestein, aus welchem sie aufgeführt sind, härter und dauerhafter ist, ward von den Alten auch mehr Sorgfalt auf äußere Verzierung dieser Grabstätten verwandt. Die Bewohner versicherten, durchaus nichts, nicht einmal Todtengebein in diesen Gräbern gefunden zu haben. Nach allen angestellten Untersuchungen ist weder die Zeit der Errichtung dieser Nekropolen zu bestimmen, noch anzugeben, wann man aufhörte, sich derselben zu bedienen. Der Umstand allein, daß man in mehren dieser Grabmäler in Stein gehauene Kreuze findet, läßt vermuthen, daß sie während der byzantinischen Periode noch benutzt wurden, sowie man auch an einer Stelle des Thales, Keuremé, Kapellen und Christengräber mit sehr gut erhaltenen Frescogemälden antrifft; daher auch der diesen Stätten, nach den religiösen Vorstellungen der Türken und Griechen, beigelegte Name Bin bir kilisia (1001 Kirche). Keuremé hat die meisten solcher Kegel, in den verschiedensten und wunderlichsten Formen; sie behalten, obgleich der Boden brennend rother Sand ist, doch ihre weiße Farbe. Kein Grashalm wächst hier, keine Quelle erfrischt diesen Boden. Ohne alle Vegetation, soweit das Auge reicht, scheint dieser unfruchtbare Strich einem andern Planeten anzugehören."

Digitized by Google

Was Texier unterm 25. Febr. vor. J. dem Minister des öffentlichen Unterrichts über den Berg Argäus und die vulkanische Beschaffenheit der Ebene von Cäsarea berichtet hatte, sollte nur zu bald und unheilvoll sich als richtig bewähren. Das entsetzliche Erdbeben, welches am 15. Aug. diese Gegenden heimsuchte, beschreibt der Reisende in einem aus Smyrna unterm 16. Sept. an Arago gerichteten Briefe, den dieser Gelehrte in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 19. Oct. vor. J. mittheilte. Nicht wie zu Strabo's Zeit, dessen Angaben T. immer bestätigt findet, stiegen vom Fuß des Argäus einzelne Flammen auf, sondern aus dickem Rauch, der sich da gelagert hatte, entbanden sich unter fürchterlichem Gekrach Feuersäulen; alle Dörfer, auf 30 Stunden im Süden des Gebirges haben entsetzlich gelitten, viele Menschen kamen um, die Stelle des Dorfes Kometzi nimmt jetzt ein See ein. Über 2000 Häuser stürzten in Cäsarea ein oder wurden beschädigt; die Stöße folgten mit solcher Gewalt und Schnelle einander, daß es war, als befände man sich zur Zeit eines Sturmes auf dem Meere. „Nach einem solchen Ereigniß", schreibt T., „muß der Zweifel gestattet sein, daß diese Gegend seit den letzten zu unserer Kunde gekommenen Katastrophen ruhig gewesen sei; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß, obschon in großen Zwischenräumen, dergleichen Ereignisse immer wiederkehrten, aber von den Bewohnern, wenn sie lange überstanden waren, völlig vergessen wurden."

Nach der Abreise von Urgub wurde das Ungemach des Reisenden auf das Höchste gesteigert. Der Strich, den er durchreist, ermangelt alles Holzes. Kuhmist ist das einzige Brennmaterial der Bewohner, denen große Ebenen wenigstens für ihre Viehheerden Nahrung bieten. Bald aber wird das Wasser so selten, daß Örter vom gänzlichen Mangel daran einen Namen bekommen. Auf den unfruchtbaren Gebirgen Lycaoniens gesellt sich den ohnehin kaum zu ertragenden Beschwerden noch das Fieber. T. schreibt: „Im Dorfe Devrent trafen wir nicht einen einzigen Bewohner; die Türken pflegen im Sommer in die nahen Gebirge zu ziehen, um da die schöne Jahreszeit hinzubringen; alle Häuser waren verschlossen. Wir mußten zum Nachtessen mit etwas gekochtem Rübenkräuterich vorliebnehmen, das einzige Gericht, was uns ein armer, zufällig im Dorfe gebliebener Türke zu schaffen vermochte. Aber genöthigt, unter freiem Himmel zu schlafen, zog ein heftiger Nachtregen mir Fieberanfälle zu, die mich während der ganzen Reise nicht verließen."

Nach Konstantinopel Ende Jan. des vor. J. zurückgekehrt, entwirft T. ein lebhaftes Gemälde von den immer mehr sich europäisirenden Sitten der Türken. Sein Wunsch, die Sophienmoschee zu sehen, wird endlich erfüllt. Die europäischen Großen, in deren Mitte er in Pera wohnt, nehmen ihn mit Güte und Wohlwollen auf, er macht sich mit der byzantinischen Baukunst vertraut und hat sich in der türkischen Sprache vervollkommnet. Die heiße Jahreszeit ist überstanden, der lästige, der Mésange bereitete Verzug gehoben. Da schreibt T. unterm 21. Juni aus Konstantinopel: „In ein paar Tagen reise ich nach Karaman ab, besuche die West- und Südküsten Kleinasiens, eile, wenn ich zu rechter Zeit Tarsus erreiche, ins Hauptquartier des Reschid Pascha bei Marasch und erbitte von diesem mir eine Eskorte, um Diarbekr und Kurdistan zu durchreisen. Ich werde, nachdem ich in Van und Erzerum gewesen, mich in Trebisond nach Konstantinopel einschiffen. Das ist ein großer Plan, den es rasch auszuführen gilt, ohne an die Hindernisse zu denken."

Es war T. nicht vergönnt, diesen Vorsatz ganz auszuführen; die geschickte Benutzung der Zeit und seine ausnehmende Thätigkeit aber haben nichtsdestoweniger für Alterthumskunde, Geographie und Schiffahrt merkwürdige, kaum erwartete Ergebnisse geliefert. Die Mésange hat bisher unbekannte Häfen und Meerbusen gefunden, Karten davon sind nun aufgenommen: der Golf von Bargylia, der noch auf keiner Karte steht, ist von ihr sammt den Ruinen der Stadt entdeckt worden. Ihr [illegible] sen und andere von T. im vorigen Herbst besuchte Städte, wie den prachtvollen Tempel des Apollo Didymus, [illegible] Jassus, Stratos, Kos, Termessus und die merkwürdigen Ruinen der Stadt Perga in Pamphylien, auf die bereits im vorigen Jahre der wackere Pascha von Adalia unsern Reisenden aufmerksam machte und jetzt bei der Untersuchung bereitwillig allen Vorschub leistete, u. s. w., wird der an den Minister des öffentlichen Unterrichts gesandte Bericht, dessen baldige Veröffentlichung verheißen wird, nähere Auskunft ertheilen.

Wir schließen für diesmal mit folgendem Artikel, den Texier in das „Journal de Smyrne" einrücken ließ:

„Längs dem Abhange des Sipylus bei Smyrna erheben sich Ruinen, die von Reisenden nur selten besucht zu werden pflegen. Die Stadt, die einst hier stand, wurde von einem der berühmtesten Könige des Alterthums beherrscht, dem Bruder Agamemnon's und Vater des Pelops, 150 J. vor dem trojanischen Kriege. Sein Grab, welches Pausanias beschreibt, und durch die Überlieferung so bekannte Grab des Tantalus, sieht man jetzt noch fast ganz erhalten an. Dies vor mehr als 3000 Jahren errichtete Monument ist also eines der ältesten Bauwerke. Die von Tantalus beherrschte Stadt hieß anfangs Tantalis, nachher Sipylus. Pelops, der Sohn des Tantalus, ward von dem phrygischen Könige Hyllus aus seinem Reich vertrieben, floh in den Peloponnes und ward der Stammvater des berühmten Geschlechts der Pelopiden."

„Ein gewaltiges Erdbeben zerstörte vor 2000 Jahren den Theil der Stadt, an dessen Stelle der See trat, den man noch da sehen. Die Befestigungswerke blieben unbeschädigt auf bis auf unsere Zeit gekommen. Man sieht auf den Gipfel des Berges sämmtliche Mauern der Wälle fast vollständig [illegible] einen in den Felsen gehauenen Graben und bis auf [illegible] ferien Platz, worauf der Tempel stand, führende Thür [illegible] polis. An dem Fuß der letztern ist das Plateau mit [illegible] mern von Mauern bedeckt und in gewissen Entfernungen [illegible] den sich terrassenartige Abstufungen zur Stütze der [illegible] liegenden Straßen der Stadt. Alle diese Bauten [illegible] Werkstücken, ohne irgend ein Bindemittel aufgeführt."

„Das Grab des Tantalus gehört zu den von [illegible] tumuli genannten Gebäuden. Es ist mit einem [illegible] Unterbau umgeben. Im Mittelpunkte ist ein [illegible] in welchem die Leiche des Königs sich befand. [illegible] Alterthumsfreunde sind dem Admiral Massieu de [illegible] schuldig, daß er das Grabbehältniß so vollständig hat [illegible] lassen, daß man dasselbe aufs Genaueste untersuchen [illegible] ist ein Saal, aus horizontal aufeinandergesetzten [illegible] aufgeführt und in vorspringenden Ecken zusammen [illegible] die regelmäßige Wölbung war diesen frühen Zeiten [illegible] Das Grab des Tantalus beherrscht die Nekropolis [illegible] lus, in welcher man noch 19 mehr oder weniger [illegible] muli wahrnimmt, die wahrscheinlich von den Römern [illegible] und durchsucht wurden. Die Lage dieser Ruinen [illegible] gaben der alten Geographen und Historiker, Strabo, [illegible] nias, Plinius u. s. w. verglichen, wird es unzweifelhaft [illegible] dies die Ruinen von Sipylus sind, einer der [illegible] Kleinasiens."

Notiz.

In einer der letzten Sitzungen der Akademie [illegible] schaften zu Paris legte Hr. Brochant eine [illegible] sche Karte von Frankreich vor, und las ein Memoire, [illegible] die Details der Operationen enthielt, deren er sich [illegible] tigung derselben bedient hatte. Die Karte ist auf [illegible] chenraum von $^1/_{500,000}$. Der Stich ist noch nicht vollendet.

Vandermaelen ist im Begriff, eine Specialkarte von [illegible] und seinen Umgebungen in neun Platten herauszugeben, welche einen Flächenraum von 10,000 Zoll befassen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 109. — 18. April 1836.

Über einige romantische Heldengedichte der Italiener und ihre neuesten Ausgaben.

(Beschluß aus Nr. 108.)

Die „Theseide" des Boccaccio (S. 159—190) gehört zwar nicht in den Sagenkreis, dem die übrigen italienischen Epopöen entlehnt sind, überträgt aber romantisches Ritterthum und Minne so vollständig auf den „Herzog von Athen" und seine Zeitgenossen, daß sie mit Recht als das erste Heldengedicht in Italien aufgeführt werden kann. Unerwartet wird gewiß den meisten Lesern das nachdrückliche Lob sein, das der Verf. im Gegensatz mit den meisten Schriftstellern über italienische Literatur dieser Jugendarbeit des Verf. des „Decameron" in reichem Maße ertheilt. Bei genauerer Betrachtung möchten die großen Schönheiten der einzelnen Liebesepisoden, namentlich der von Palämon und Archytas, allerdings eingeräumt werden müssen, übrigens aber im Einverständniß mit allen bisherigen Kritikern anzuerkennen sein, daß Boccaccio in diesem Gedichte, das in frostiger Breite und oft vernachlässigten Versen mit wenigem Geschicke antiken Mustern nachstreben will, seinen wahren Beruf durchaus noch nicht gefunden hatte. Ebenso ward früher einmal in Deutschland Boccaccio's „Fiammetta" über die Gebühr gepriesen; und auch hier wird die Zeit, indem sie das rechte Maß wiederherstellt, zum „Decameron" als zum wahren Meisterwerk des Dichters von Certaldo zurückführen.

Den wahren Mittelpunkt der Sagen von Karl dem Großen, nämlich die Verrätherein des Gano von Maganza, behandelt der „Morgante maggiore" des Luigi Pulci (S. 190—301). Diesem seltsamen und wenig erfreulichen Gedichte macht Panizzi mit Ugo Foscolo den Namen eines komischen streitig, und wenn man im Auge behält, wie die Ironie aller dieser Epopöen ursprünglich eine unbewußte ist, so kann man dem Verf. hierin beistimmen, ohne daß der Charakter des Gedichts dadurch wesentlich verändert würde. Die Irreligiosität des Dichters ergibt sich nach Panizzi's Berichten weit mehr noch aus den zwischen ihm und Franco gewechselten pöbelhaften Zanksonetten, als aus dem „Morgante", und wenn der Verf. die im letztern Gedichte so häufigen Geißelhiebe gegen die Geistlichkeit zu entschuldigen sucht, so ist es wenigstens kein Beweis der Achtung vor dem Glauben, wenn Pulci, angeblich unter Mitwirkung des Marsilius Ficinus, die christliche Dogmatik vom Teufel Astaroth predigen läßt. An der Gelehrsamkeit seiner Zeit scheint der Dichter so wenig Theil genommen zu haben, daß er nicht nur außer dem ebengenannten Marsilius auch der Hülfe des Polizian bedurfte, sondern offenbar macht er sich auch mit einem derben Materialismus über die Aristotelisch-Platonischen Streitigkeiten seiner gelehrten Freunde lustig, und bekundet durch die vulgaire, mit den Redensarten und Sprüchwörtern des gemeinsten Volkes überfüllte Sprache des Gedichts und durch seinen nichts weniger als geläuterten Geschmack die Sphäre, der er eigentlich angehört. Lobenswerth erscheinen außer einigen Episoden, wie z. B. der von Ulivieri und Forisena, fast nur die wohlgelungenen Charakterschilderungen, namentlich der gutmüthig derben Heldennatur des Roland und des galantern und dennoch ungestümen Reinhold.

Unbedeutender als der „Morgante" erscheint der „Mambriano" des Francesco Bello, des sogenannten Cieco da Ferrara (S. 303—375), dessen unreine Sprache und sonstige Barbarismen bei geringer Erfindung durch glückliche Phantasie und oft überraschenden Humor nur ungenügend aufgewogen werden. Am gelungensten ist die Gestalt des Astolfo, der hier zum ersten Mal in der galanten und ruhmredigen Ungeschicklichkeit auftritt, in der seine Figur seitdem stehend geblieben ist.

Beiweitem wichtiger als diese seine Vorgänger ist der berühmte, von Ariost in seinem unsterblichen „Furioso" fortgesetzte „Orlando innamorato" des Grafen Matteo Maria Bojardo, von dem wir nach fast drei Jahrhunderten während welcher er ungedruckt geblieben war, binnen dreier Jahre zwei neue Ausgaben erhalten haben*). Wenn nun auch diese allgemeinere Verbreitung des früher nur Wenigen zugänglichen Gedichts nicht geeignet sein möchte, ihm den Heiligenschein zu erhalten, mit welchem, besonders seit den Untersuchungen von Valentin Schmidt, die ernste, von ihrem Gegenstande begeisterte Romantik dasselbe im Gegensatz der leichtfertigen Epopöen Italiens geschmückt hatte, so bleiben ihm doch immer noch so viel eigenthümliche Schönheiten, daß es unsere Aufmerksamkeit und unsern Beifall darum nicht minder verdient.

Die Art, wie Bojardo die Geschichte des Mittelalters

*) Über die von Gries begonnene Übersetzung des Bojardo'schen Gedichts berichteten wir in Nr. 88 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

auffaßt, ergibt sich zunächst aus seiner „Storia imperiale", in welcher Panizzi (II, 49 fg.) mit Recht eine Bearbeitung des „Pomarium" von Gervasius Ricobaldus erkennt. Dies ohnehin schon an Fictionen und Verwechselungen reiche Buch erscheint nämlich in der Gestalt, die Bojardo ihm gegeben, mit allen Erfindungen der Sage ohne alle Kritik ausgestattet. An solche willkürliche Fortbildungen des Überlieferten gewöhnt, trug nun zwar Bojardo (der, wie schon Adolf Wagner darauf aufmerksam gemacht, in seinen Sonetten, Canzonen und Eklogen sich als in der erlesensten und feinsten Sprache wohlgeübt bewährt) die Rolandssage ganz im Volkstone und in der an Provincialismen und Wortummodelungen reichen Volkssprache vor; niemals aber konnte er dabei den vornehmen, classisch gebildeten Mann, den Freund seines Fürsten verleugnen, in dessen Munde die Volkssage sich nicht nur selbst überbietet und travestirt, sondern der auch zum Ergötzen des Hofes, für den seine Arbeit zunächst bestimmt war, die Erzählung wohlgefällig mit vielfachen komischen und nicht selten schlüpfrigen Situationen würzt. So ist denn Bojardo nicht nur durchaus nicht der allein keusche und gläubige Verkünder der ehrwürdigen Volkssage, sondern grade er hat zu der hofmäßig scherzenden Behandlung aller spätern Heldengedichte, mit alleiniger Ausnahme des Tasso, das erste Vorbild gegeben. Namentlich aber darin bewährt sich die höhere Bildung dieses Dichters, daß bei ihm zuerst die breite, nach Art der Volksbücher und Bänkelsänger, trotz alles fehlenden Interesses, gleich ausführlich sich fortschleppende Erzählung verdrängt ist und durch steten Wechsel, eingewobene Scherze und frappante Situationen die Aufmerksamkeit immer gespannt erhalten wird. Die wichtigste Neuerung indeß, die Bojardo in die romantische Epopöe eingeführt, ist, daß er die Liebe, der in den Geschichten des Karolingischen Sagenkreises nur ein untergeordnetes Interesse eingeräumt war, in den Vordergrund stellt, und freilich nicht innig und zart, wie sie in den Romanen von der Tafelrunde erscheint, aber frisch und naturkräftig schildert, wie sie sich für einen Roland ziemt, den er im Widerspruch mit aller Überlieferung zuerst als verliebt darstellt. Dem Bojardo ferner eigenthümlich und gleichfalls von seinen Nachfolgern wiederholt, ist die ausgesprochene Beziehung der vorgetragenen Geschichte auf die Fürstenfamilie, für deren Hof das Gedicht zunächst bestimmt war, wie sie hier durch die Verherrlichung des in den frühern Sagen kaum genannten und offenbar den sicilischen Normannen entlehnten Rüdiger von Reggio (Ruggieri di Risa), als Abkömmling Hektor's und Stammvater des Hauses Este, gewonnen ist.

Trotz dieser der Sage und zum Theil auch den Ansichten des Volkes entfremdenden Behandlung fand das Gedicht aus den schon oben erwähnten Gründen und zugleich auch wol deshalb den lebhaftesten Anklang im Volke, weil diese Schilderungen ritterlicher Sarazenenkämpfe in einem Augenblicke besonders zeitgemäß erscheinen mußten, wo die Türken den Occident bedrohten und in Otranto (1480) festen Fuß gefaßt hatten. Der „Orlando innamorato" wurde schnell nach seinem Erscheinen ein vielverbreitetes Volksbuch und alle die 15, jetzt indeß sämmtlich sehr selten gewordenen Ausgaben, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von diesem Gedichte erschienen, zeigen schon der äußern Ausstattung nach ihre Verwandtschaft mit den zahlreichen Drucken der „Reali di Francia", dem „Guerino il meschino" und anderweitiger Straßeneckenliteratur. So wimmeln sie denn auch gleich diesen von Druckfehlern und allerhand Umgestaltungen, die bald dem Misklang einzelner Verse abhelfen, oder barocke Wortformen vermeiden sollen, bald aber auch ohne einen andern Grund als den der Willkür eingeführt scheinen. Solche Exemplare waren es denn auch, welche die beiden neuen Herausgeber, Adolf Wagner in Leipzig und Panizzi in London, ihren Ausgaben, die ganz gleichzeitig bearbeitet wurden, obwol die leipziger drei Jahre später erschien, zum Grunde legen mußten. Dabei hatte Panizzi den Vortheil eines weit reichern Apparats, da er bei seiner Arbeit nicht weniger als sieben Ausgaben (die zwei venezianer von 1532, und die ebendaselbst erschienenen von 1538, 1539 und 1544, sowie die mailänder von 1518 und 1539) und die Bearbeitung des „Orlando innamorato" von Domenichi benutzen konnte, während Wagner'n nur die eine venezianer Ausgabe von 1527 zu Gebote stand, welche mit der bei demselben. Drucke erschienenen Ausgabe von 1538 und den beiden mailänder Drucken von 1518 und 1539 am nächsten verwandt, obgleich nicht völlig mit ihnen übereinstimmend ist. Panizzi dagegen befolgte vorzugsweise die Zoppino'sche Ausgabe von 1532 und die beiden Sabbio'schen von 1539 und 1544. Alle diese Drucke zeigen nun die wesentlichsten, oft ganze Reimzeilen völlig ändernden Verschiedenheiten, die in einzelnen Fällen selbst die sonst immer übereinstimmenden Ausgaben wieder einmal gegenüberstellen, und wenngleich die von Panizzi ausgewählten im Ganzen den Vorzug zu verdienen scheinen, so enthalten doch auch sie zu viel unzweifelhafte Interpolationen, um den unverfälschten Originaltext in ihnen suchen zu können. Bestimmte Principien der Wahl für den Herausgeber aufzustellen, hält unter solchen Umständen allerdings schwer und dürfte ein gereinigterer Text wol schwerlich anders zu erlangen sein als durch Vergleichung der unvollständigen, bei Bojardo's Lebzeiten erschienenen Ausgabe von 1486 (von welcher der Graf Gaetano Melzi das wahrscheinlich einzige Exemplar besitzt) und der gleich nach seinem Tode 1495, durch seinen Sohn besorgten, oder des ebenfalls gleichzeitigen Manuscriptes in der Trivulzio'schen Bibliothek. Übrigens hat Panizzi keineswegs den gesammten Vorrath seiner Materialien mitgetheilt, und beide Herausgeber haben auch nicht selten nach eignem Gutdünken selbst ohne weitere Bemerkung geändert. Die von Wagner angehängten Noten sind kärglicher, als sie sollten, die von Panizzi gegebenen gleichen aber mehr Excursen, in denen zum Theil die fremdartigsten Dinge gelegentlich mitabgehandelt werden. Bei den schwierigsten Stellen verlassen nicht selten beide.

Die Sprache des „Orlando innamorato" hat in der That nicht nur für die überfeinerten Ohren der Italiener im

Digitized by Google

16. Jahrhundert, sondern auch für unsere minder verwöhnten recht viel doch gar zu Provinzielles, Alterthümliches und wol auch ganz Willkürliches, und so lag es denn sehr nahe, etwas consequenter und einsichtiger, als bisher von Buchdruckergehülfen geschehen war, durch einen in der Dichtkunst selbst erfahrenen Mann jene Solöcismen bescheiden ausmerzen zu lassen. Dieser Arbeit unterzog sich in ganz verständiger Weise der Piacentiner Lodovico Domenichi, indem er nur, wo die ebenerwähnten Rücksichten es nothwendig erfoderten, an das Originalwerk Hand legte, weshalb denn sein „rifacimento" nur Berichtigung des letztern, wie von Panizzi mit Glück geschehen ist, vielfach gebraucht werden kann.

Während diese Bearbeitung binnen kurzer Zeit sehr zahlreiche Ausgaben erfuhr, schien eine zweite, um wenig Jahre ältere, nämlich die des Berni, völlig unbeachtet zu bleiben, obgleich sie bestimmt war, in den letzten hundert Jahren, man weiß nicht recht warum, in so vielfachen Ausgaben verbreitet zu werden, daß darüber das Original und der Domenichi fast ganz in Vergessenheit geriethen. Daß man den Berni mit Unrecht beschuldigt hat, den angeblichen Ernst des Bojardo durch zahlreiche Lasciviitäten befleckt zu haben, hat schon Ginguené erwähnt, und daß er sogar manche Unanständigkeiten seines Originals getilgt, haben Panizzi und Blanc sorgfältig nachgewiesen; daß er aber an sehr vielen Stellen den Ton noch etwas scurriler gehalten hat als Bojardo, dürfte ohne genügenden Grund geleugnet worden sein. Der Erzbischof Fontanini schilt in seiner „Eloquenza italiana" heftig auf Ceccarelli, daß er vor 12 Jahren (1725) diese scandaleuse und von der Kirche verdammte Arbeit des Berni wiederabgedruckt habe; Panizzi behauptet dagegen, der Berni'sche „Orlando" sei nie, sondern nur ein Büchlein des Vergerius verboten gewesen, in welchem sich die 18 ersten Octaven des 20. Gesanges fänden. Ohne für den Augenblick die zur Entscheidung des Streites nöthigen Mittel zur Hand zu haben, halte ich vorläufig den Fontanini in solchen Dingen für competenter. Das „rifacimento" des Berni ist übrigens erst fünf Jahre nach seinem Tode erschienen, offenbar ohne die letzte Feile erhalten zu haben, und seltsamerweise weiß man nichts von einem eigenhändigen Manuscript desselben. Auch hat der erste Herausgeber, Albicante, einen so schlechten Namen in der Literaturgeschichte, daß man ihm nicht ohne Grund außer den Stanzen 2—4, die unmöglich von Berni herrühren können, noch andere Schwächen, besonders in den ersten und letzten Gesängen, zur Last legt. Insbesondere die ersten 82 Stanzen finden sich in den ältern Ausgaben in zwiefacher Gestalt, ohne daß sich mit Sicherheit bestimmen ließe, ob eine von beiden, und welche wirklich von Berni herrühre. Der Streit indeß, ob der Orlando innamorato" durch diese Bearbeitung gewonnen oder verloren habe, den auch Panizzi mit Venturi, dem ältern Herausgeber von Bojardo's lyrischen Gedichten, zum Nachtheil des Berni entscheidet, dürfte leichter zu schlichten sein, wenn man berücksichtigt, daß der Bearbeiter besonders in den spätern Gesängen, außer den Einleitungsstrophen, die meistens wohlgelungen zu nennen sind, in der Regel nur die Härten des Originals, obwol mit sehr viel freierer Hand als Domenichi, zu tilgen gesucht hat.

Außer den bisher aufgeführten Heldengedichten handelt Panizzi (I, 376 fg., 399 fg., 402—411) noch von dem „Amadis" des ältern. Tasso, von dem „Rinaldo", der Jugendarbeit seines unsterblichen Sohnes, und von der neuesten Epopöe dieser Gattung, von dem „Ricciardetto" des Fortiguerra. Da er indeß über die beiden Ersten nichts erheblich Neues beibringt und ich über den Letztern noch anderwärts ausführlicher zu sprechen denke, so halte ich weitere Mittheilungen und Bemerkungen hier für überflüssig.

Karl Witte.

Beuchot's Ausgabe der Werke Voltaire's.

Im J. 1728 erschien die erste Ausgabe der Werke Voltaire's, sie bildete einen einzigen Duodezband, enthaltend den „Oedipe", einige unechte Stücke: „Hérode et Mariamne", „Le mauvais ménage" (von Legrand) und die „Henriade" nebst Kritik. Die neueste im vorigen Jahre beendigte Gesammtausgabe Voltaire's von Beuchot ist die 51. und enthält nicht weniger als 70 Bände. Die Vorreden, womit der Herausgeber jede Abtheilung seiner umfassenden Arbeit begleitet hat, enthalten beachtenswerthe Details über die Ausgaben, die bei Lebzeiten des Dichters einander folgten, und über deren Varianten, sowie über die nach 1778 erschienenen Ausgaben. Die Hauptvorrede besonders ist eine wirkliche bibliographische Abhandlung, ein pikantes Stück der Literaturgeschichte. Voltaire verfaßte seine „Henriade" in einem Alter von 25 Jahren; er wollte sie Ludwig XV. widmen, die Dedication war bereits abgefaßt, allein es erfolgte höhern Orts eine Verweigerung, deren Grund man nicht einsah, wodurch aber die Erwartungen und Pläne des Poeten merklich vereitelt wurden. Der Herausgeber citirt in der Vorrede zur „Henriade" ein Stück dieser Dedication, die höchst-voltairisch ist, d. h. voltairisch-25jährig, denn es gab eine Zeit, wo selbst der schlaue Voltaire seiner Sache noch sehr ungewiß war. Hundert Jahre später machte die Zeit die Kränkung wieder gut, welche Ludwig XV. dem Dichter angethan, denn bekanntermaßen wußte man 1824, bei Wiederherstellung der Statue Heinrich IV. auf dem Pont neuf, nichts Besseres in den Bauch des Pferdes zu legen als ein Exemplar der Henriade".

1784 erschien die zweite Ausgabe der Werke Voltaires in zwei Octavbänden. Diese ist nur eine Sammlung der vorher einzeln abgedruckten Sachen. Sie enthält außer der „Henriade", „Brutus" und den „Indiscret". Die nächste Ausgabe ist von 1758 in drei Octavbänden, wozu 1759 ein vierter Band kam, welcher literarische und poetische Miscellen, nebst einigen andern Fragmenten enthält, worunter sich einige Capitel aus dem „Siècle de Louis XIV" finden. Erst 12 Jahre später erschien dies Werk ganz und war das erste, das mit der vollständig beibehaltenen Orthographie Voltaire's herauskam. 1820 fiel es der guten Frau von Genlis ein, eine neue Herausgabe des „Siècle de Louis XIV" mit Abkürzungen nach der Weise der in dem Delphini zu veranstalten. Sie äußerte sich in der Vorrede, daß sie Alles hinweggenommen habe, was das Werk entstelle und verunehre, das sonst so lehrreich und voll interessanter Facta sei. Vor der Verstümmelung Seitens der Frau von Genlis war das „Siècle de Louis XIV" von Rom aus 1758 mit dem Interdict belegt. In der Ausgabe von 1759 erschien der erste Theil der „Russischen Geschichte", der zweite Theil erschien erst 1763. Von 1789 folgen einander die vermehrten und verbesserten Ausgaben der Voltariana fast Jahr für Jahr. Deshalb äußerte sich Fréron beim Erscheinen der Quartausgabe von 1763, auf welche er subscribirt hatte: „Wahrscheinlich wird dies nun die letzte Ausgabe von Voltaire sein." Er täuschte sich aber

Digitized by Google

sehr, denn seine Behauptung ward seitdem noch einige 20 Mal widerlegt. Keiner der ältern Ausgaben von Voltaire fehlt es an entstellenden Fehlern, was bei vielen von der Entfernung des Druckorts herrührt, denn Manches, das in Frankreich nicht erscheinen durfte, ward im Ausland, in Amsterdam, Lausanne u. s. w. gedruckt. Spätere Herausgeber schrieben diese Fehler dreist nach. Es war keine geringe Arbeit für Hrn. Beuchot, sich in diesem Überfluß von Irrthümlichkeiten zurecht zu finden. So findet man z. B. in der Ausgabe von 1759 geschrieben: „Notre Déscartes, né non pour découvrir les erreurs de l'antiquité, mais pour y substituer les siennes." Dagegen sagt Voltaire ausdrücklich: „Notre Déscartes né pour découvrir etc. et pour y substituer les siennes". Das Eine ist fast so absurd wie das Andere, und beweist nur, daß Voltaire nicht der Mann war, die überragende Persönlichkeit des Cartesius, oder eine wahrhaft speculative Philosophie überhaupt zu würdigen.

Einer besondern Erwähnung verdient die Ausgabe von 1777 (von Kehl); diese hob sich aus dem alten Gleis der vorigen, erhielt sich kritisch und ist insofern die anerkennungswertheste, da sie diejenige ist, welche auch die Arbeit des Herrn Beuchot sehr erleichterte; freilich fehlt ihr, wie es die Zeit mit sich brachte, ebenfalls noch gar Vieles. Die freisinnigsten Herausgeber mußten zu jener Zeit ebenfalls gar Manches unterdrücken. Das pariser Parlament war mächtig; man mußte bewirken, daß es durch die Finger sah, und deshalb alle gegen dasselbe gerichteten Invectiven unterdrücken, wie z. B. die Worte d'Alembert's vom 31. Julius 1762: „Enfin le 6 du mois prochain la canaille parlémentaire nous délivrera de la canaille jésuitique." Von dieser Ausgabe wurden 28,000 Exemplare abgezogen und zu derselben Zeit wurde zu Kehl noch eine zweite Ausgabe in 92 Duodezbänden mit 15,000 Abzügen veranstaltet.

1817 fing Herr Beuchot an, an einer Ausgabe Voltaire's zu arbeiten, die von Madame Perronneau in 50 Duodezbänden besorgt ward, aber er fand sich veranlaßt, diese Arbeit aufzugeben. Allein seine Studien für diesen Zweck blieben seitdem unausgesetzt. Sie schreiben sich schon von 1802 her. Herr Beuchot hat die bisher üblichen Classificationen der Herausgeber aufgegeben und verändert. Er hat die prosaischen Werke so viel als möglich chronologisch geordnet, selbst die kleinern Aufsätze, welche sonst immer unter der Firma der Mélanges historiques, Mélanges littéraires u. s. w. cursirten. Die anerkennungswerthe Sorgfalt, welche der Herausgeber auf die Revision der frühern Ausgaben verwendete, hat ihn in den Stand gesetzt, manche bedeutende Stelle, welche sich in ganz corrumpirtem Zustande vorfand, zu berichtigen. So unter Anderm in dem Briefe an Katharine II. vom 21. September 1770 schrieb Voltaire: „Ich habe vor längerer Zeit geäußert, daß, wenn je das türkische Reich zerstört würde, es von Seiten Rußlands geschehen wird"; dies hatte er in der That 1754 gesagt, allein in folgender Weise: „Wer hätte in dem verflossenen Jahrhundert sagen sollen, daß die Russen das ottomanische Reich würden zittern machen, und eine Armee von 40,000 Mann gegen Frankreich senden würden? Sie waren drei Jahrhunderte den Tataren unterworfen, und wenn je die Herrschaft von Konstantinopel fällt, so wird es durch ihre Hand geschehn. Die disciplinirten Russen werden die undisciplinablen Janitscharen besiegen, welche sie verachten." In den Gedanken über die öffentliche Verwaltung heißt es in einer Stelle eigentlich so: „Ein Fürst, der ohne Justizform und ohne Justiz Bürger einsteckt und um ihr Leben bringt, ist nichts als ein Straßenräuber, der sich von andern dadurch unterscheidet, daß man ihn Seine Majestät nennt." Diese Phrase durfte jedoch damals in dieser Form nicht gedruckt werden, und es blieb Voltaire, um die Stelle einzuschmuggeln, nichts übrig, als aus dem „Un prince" einen „Sultan", und aus dem „Votre Majesté" ein „Votre Hautesse" zu machen.

Sehr verdient hat sich um das Unternehmen Beuchot's Herr Clogenson, Mitglied der Deputirtenkammer, gemacht, der sich zwar auch mit einer Ausgabe Voltaire's beschäftigte, aber Herrn Beuchot dennoch seine ganze Correspondenz zur Benutzung überließ, welche ein sehr reiches volles Material darbot. Der Herausgeber hat in jeder seiner Vorreden Sorge getragen, die vorzüglichen Quellen anzuführen, aus denen er seine wichtigen Mittheilungen geschöpft hat. Solche Erscheinungen, wo sich ein ausgezeichneter Gelehrter so willig eines unechten Gelehrsamkeitsnimbus begibt, sind für anerkennungs- und nachahmungswerth. „Ich habe", sagt er in meiner Arbeit mit einiger Zuversichtlichkeit gesprochen. Ich aber Niemand diese Zuversichtlichkeit für Prätension halten. Ich glaube Einiges geleistet zu haben, aber wie viel fehlt noch zu Dem, was für eine gute Ausgabe Voltaire's geleistet werden kann. Niemand fühlt deutlicher, als ich, seine Unzulänglichkeit. „Es ist schrecklich, sagt Voltaire, wenn man genöthigt ist, in 14 Bänden immer Recht zu haben." Ein vollkommener Herausgeber dieses Mannes müßte aber sogar in 60—70 Bänden Recht haben. Wie der berühmte Bayle werde ich vielleicht sagen können: Je ne doute point, qu'outre mes pechés d'omission, qui sont infinis, il ne m'en soit échappé un grand nombre de commission."

Notizen.

Die russische „Landwirthschaftliche Zeitung" enthält seit längst einen Bericht über die Austrocknung und Bebauung der Sümpfen in der Umgegend von Petersburg und Zarskoe Selo. Kaiser Alexander I. hatte während seines Aufenthalts in England (1814) bemerkt, wie die Umgegenden von London überall angepflanzt und bebaut wären. Um auch Petersburg, das in seiner nächsten Umgebung noch ausgedehnte Sümpfe und Wildnisse zeigte, dieselben Vortheile zu genießen, ließ er 1818 einen Quäker, Namens Daniel Mollon kommen, der sofort mit Austrocknung von 326 Dessiatinen Sumpflandes in der Nähe von Groß-Ochta begann. Es waren zwar Spuren von frühern Versuchen der Art vorhanden, aber sie beschränkten sich auf die zur Anlegung von Straßen nöthigen Landstriche. In den folgenden Jahren wurden die Arbeiten rüstig fortgesetzt und endlich 1825 die, 1000 Dessiatinen enthaltende und zwischen der alten moskauschen Straße und der Newa, 14 Werst von Petersburg gelegene Ebene, welche unter dem Namen der szuzarschen Sümpfe bekannt ist, ausgetrocknet und urbar gemacht. So sind gegen 2000 Dessiatinen unfruchtbare und durch ihre Dünste schädliche Moräste noch und noch in Wiesen und Ackerland umgewandelt, deren Ertrag sich außer dem Getreide allein auf 40—50,000 Pud Heu jährlich beläuft.

In Kragujewac hat Fürst Miloſch von Serbien eine kleine Druckerei angelegt, welche bereits einen ziemlichen Verlagscatalog manch geliefert hat. Besonders sind deutsche Buchhändler dort angezogen worden.

Die Literatur der Dalmaten ist durch einen historischen Roman: „Milenko i Dobilla", welcher in Zara in zwei Bänden erschienen ist, bereichert worden. Der Verf. ist Marco Casotti. Der Roman spielt im 17. Jahrhundert; besonders ist die Charakteristik gerühmt. Gleichfalls in Zara bei Fassan ist eine „Geschichte von Dalmatien" von dem kaiserl. Major J. Cattalinich erschienen, welche für das Vollständigste angesehen wird, was man bisjetzt über dieses Land besitzt.

Der verabschiedete russische Oberst Michael Bachtin hat sein ganzes Vermögen, 1,500,000 Rubel, zum Besten einer zu Orel zu errichtenden Cadettenanstalt dem Kaiser von Rußland angeboten. Derselbe hat die Stiftung genehmigt und der Anstalt den Namen „Bachtin'sches Corps" beigelegt. Nach des Stifters Tode werden noch 2700 Bauern nebst bedeutendem den Gouvernements Orel und Kursk befindlichen Besitzungen an die Anstalt fallen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 110. — 19. April 1836.

le Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 2 Thlr.

Über einen zum ersten Male vor der Nation auftretenden Sänger ist leicht zu berichten. Es genügt, die Richtung, die er eingeschlagen, zu bezeichnen, sowie den Grad der Meisterschaft anzugeben, mit welcher er die Sprache in Wort-, Satz- und Versbildung beherrscht. Zu fernern Betrachtungen fühlt sich der Kritiker aufgefodert, wenn ein bereits von Vielen anerkannter, geachteter und geliebter Dichter, was einzeln erschienen, Anklang und Widerklang bei gleichgestimmten Seelen gefunden, nun gesammelt, geordnet, der Nation vorlegt. Nicht Hoffnungen an das Gute, Befürchtungen an das Schlechte, nicht Ermunterung und Warnung lassen sich anknüpfen, — sollte es würde als Leichtfertigkeit, wenn nicht Vermessenheit scheinen. Anerkennung und Verwerfung trifft hier nicht den Einzelnen, sondern zugleich alle Diejenigen, die ihm durch ihren Beifall Bedeutung gegeben haben.

Wer das eigne Leben geistigen Interessen geweiht hat, weil es ihm ein heiliger Ernst um dieselben ist, sucht solche auch bei Andern, ja setzt sie voraus. So auch klagt sich am besten, was echt sei und was nicht, alle Prachtlappen, welche eine unschöne Nacktheit zu verbergen umgehängt sind, zerfahren in der Feuerprobe des Gedankens. In allen Erscheinungen des Lebens, in denen nicht der leerste Zufall herrscht, muß sich — ein Gedanke gleichsam als Seele im Leibe, als Princip des Lebens nachweisen lassen. Den Gedanken herauszustellen, halte ich für die würdigste Aufgabe der Kritik. Das Zufällige ist das Gedankenlose, damit zugleich Dasjenige, welches wie an sich, so auch für sich kein geistiges Interesse hat, es ist in Wahrheit das Nichtswürdige.

Bei J. Kerner fühlen wir uns um so mehr veranlaßt, einen tiefen Gedankeninhalt als lebendiges Princip herauszusetzen, als wir ihn, wenn nicht als Haupt, doch als wichtigstes Glied einer eignen Partei erblicken, der sogenannten modernen schwäbischen Dichterschule. Von dieser ganzen Schule ist wenigstens zum Theil die Rede, wenn von dem Gedankeninhalte der Kerner'schen Dichtungen gesprochen wird. Als Stifter derselben pflegt Uhland angesehen zu werden, jener Dichter, dessen Gefühle so innig wie seine Verse, und so tief sind, wie sein Witz scharf ist; und gleichsam eine Einladung zum poetischen Vereine ist in dieses Sängers schönem Liede enthalten:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Wenn ich nicht irre, so soll das Charakteristische an der sogenannten neuern schwäbischen Schule sein, daß alle zu ihr sich bekennenden Dichter im edelsten und erhabensten Sinne Natursänger sein wollen. Wie Natur und Schicksal an ihr Herz schlagen, soll es frei Schmerz und Wonne ausklingen, und diese Klänge sind Lieder. Aber eben hierdurch ist auch der Begriff einer Schule aufgehoben. In der Schule wird gelehrt und gelernt, dem Natursänger sind Schulzwang und Zucht zuwider. Er singt, wie die Lerche in das Sonnenlicht hineinjubelt, und verachtet den Gimpel, der in der Stube des Voglers pfeifen gelernt hat. Aber ein Verein kann immerhin zu Stande kommen, ein Concert wie das tausendstimmige der Vögel in Wald und Hain.

Aber zunächst drängt sich die Frage auf, ob denn Singen und Dichten dem Menschen überhaupt natürlich sei. Wäre dieses der Fall, so müßte, scheint es, im höchsten Affecte des Gefühls von selbst das Lied in der Brust des Menschen erwachen und herausschallen. Aber in der höchsten Lust wie im tiefsten Schmerz verstummt vielmehr der Mensch, ein Ach und O ist Alles, was sich der gepreßten Brust entwindet. Und dennoch scheint wiederum die Poesie die unmittelbarste Sprache der Natur. Bringe, sage dem Menschen, welcher im Übermaße des Schmerzes verstummt ist, das rechte Lied, und du wirst sehen, wie der Starrkrampf seiner Seele verschwindet, es macht ihn wie durch einen Zauber frei von den unsichtbaren Banden, die ihm die Brust zusammenpreßten. Woher hätte das Lied diese wunderbare Kraft, wenn es nicht ursprüngliche Natur wäre. Geschichte und Erfahrung bestätigen diese Annahme. Jugendliche naturwüchsige Völker haben keine Literatur und keine Schriftsteller, aber sie haben Lieder. Jeder Einzelne in einem solchen Volke ist ein vollendeter Ausdruck des Ganzen, eine Incarnation des Volksgeistes, darum gehört das Lied dem Ganzen, dem Volke, ist nicht das Eigenthum des besondern Individuums. Auch der junge Mensch, dem die Kraft des Lebens noch nicht gebrochen

Digitized by Google

ist, in dessen Busen das erste unsterbliche Gefühl, — die Liebe sich regt, fühlt sich getrieben, den stummen unsäglichen Drang laut werden zu lassen, ihn in Worte, in Verse, in Lieder zu fassen. Die Sprache ist nicht Eigenthum des Einzelnen, sondern des Volkes, sie ist der Ausdruck des Volksgeistes, der im Einzelnen lebendig wird, und so geben wir dem Gefühle dadurch, daß wir es in Worte fassen, auch eine universelle (volksthümliche) Bedeutung. Wem dieses gelingt, wer sein individuelles vereinzeltes Gefühl in dieses universelle Dasein zu erheben vermag, oder es vielmehr gar nicht anders hat als in universeller Weise, der ist ein Dichter. Der Einzelne, welcher aus seinem nur ihm angehörigen Gefühle nicht herauskann, vermag darum auch nicht es in Worte zu fassen, verstummt im Drange der Gefühle. Nicht Jeder, der an seine Geliebte oder am Grabe seines Vaters einmal ein Lied sich ausgepreßt, ist darum ein Poet, die Anerkennung der Nation erst macht ihn dazu, dies, daß sein Liebeslied allen liebenden Herzen eine Lösung und Deutung der stummen Sehnsucht enthält. Bei Völkern, in denen noch jeder Einzelne das fertige Gepräge des Ganzen ist, ist Jeder ein Dichter, welcher das Gefühl in Worte faßt. Wir aber leben in einer Zeit, in welcher die Einzelnen sich individualisirt haben, geistig Verschiedene in Neigungen, Leidenschaften, Gefühlen sind. Aber dies ist nur äußerlich, das Allgemeine durchzieht Alle wie die Luft des Vaterlandes. Wo Eine Sprache ist, da ist auch Ein Geist. Noch jetzt trägt jeder Einzelne das Gepräge des Einen allgemeinen Geistes, aber das Gepräge ist beschmuzt, verwischt. Alle Einzelnen desselben Volkes sind wie Glocken nach Einem Grundton gestimmt; aber der Schmuz endlicher Interessen haftet an den Meisten und verstimmt sie, daß sie keinen reinen Ton zu geben vermögen. Dichter sind Glocken, frei von dem Schmuze der Endlichkeit, welche den Ton rein anschlagen, und alle übrigen Glocken tönen mit, wenn jene klingen, und so geht das Lied des wahren Dichters von Mund zu Mund, von Herz zu Herz in seinem Volke.

Singen und Dichten zwar ist natürlich; aber es ist nicht Jeder natürlich, und darum kann nicht Jeder singen und dichten. Gegenwärtig ist Unnatur das Häufige, Natur das Seltene bei den Menschen. Von Natur aber hat der Mensch universelle Bedeutung, die besondern, endlichen Interessen kommen erst mit der Unnatur. Darum ist nur Der ein wahrer Dichter, welcher ein universeller Mensch ist, und jeder wahre Dichter kann nur ein Naturdichter sein. Des deutschen Dichters Natur ist, ein Deutscher zu sein, und nur insofern er dies ist durch und durch, ist er ein Dichter seiner Nation. Warum hat man von schwäbischen Dichtern gesprochen? Sie haben als Deutsche Alle allgemeiner deutscher Sprache sich bedient, so müssen sie auch in ihrem geistigen Dasein über die provinziellen Unterschiede sich erhoben haben. Auch hat Uhland in seinem vorhin angeführten Liede nicht von einem schwäbischen, sondern von einem deutschen Dichterwalde gesprochen. Wir kommen dahin, jenen Namen der schwäbischen Dichter als einen nur ganz zufälligen, Äußerlichkeiten entnommenen, bedeutungslosen zu erkennen.

Wenn Poesie Natur, ja die reinste und universellste Natur ist, so besteht die Kunst des Dichters, und (genauere Betrachtung würde dies zeigen) alle wahre Kunst in nichts Anderm, als in dem Hingeben an die ursprüngliche geistige Natürlichkeit. Die Reflection muß im Dichter so überwunden sein, daß er nicht die Worte zum Ausdrucke des Gefühles sucht, sondern kraft seiner geistigen Natur sie schafft. Das Talent sucht und wählt gut, das Genie ist unmittelbar in der Freiheit des Geistes und schafft. Platon sagt, der die Sprache erfunden, müsse der größte Philosoph gewesen sein, denn in ihr sei so die Wahrheit ausgeprägt, daß man mit der Sprache zugleich alle Wahrheit erkenne. Der Geist des Volkes ist der große Philosoph, der Schöpfer der Sprache, und dieser ist es, der allseitig lebendig, allmächtig im Dichter wirkt. Die Poesie ist darum unmöglich ein Product der Krankheit, sondern allein der Kraft und Fülle der Gesundheit.

Menzel's neueste Schmähreden gegen Göthe sind hervorgerufen durch eine briefliche Äußerung Göthe's gegen Zelter, die bekanntlich erst vor Kurzem publicirt wurde. Göthe sagt:

> Aus der Region, in welcher Uhland waltet, möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezeichnendes hervorgehen. Wundersam ist es, wie sich diese Dichter einen gewissen sittlich-religiös-poetischen Mittelmantel zu schicken umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Gedanke herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.

Wir können dem Dichter des „Faust" wol zumuthen, daß er wisse, was das Menschengeschick Bezwingendes sei. Für Hrn. Menzel ist es ein Wort, ein leeres Wort, welches er und Viele, die er gelobhudelt, niemals seiner Bedeutung nach auch nur geahnt haben. Es ist nicht eine emphatische Redensart, es ist die That des wahren Dichters, weil er, ein Genie, unmittelbar in der Freiheit des Geistes ist und schafft. Jetzt frage es sich zunächst, ob das Urtheil Göthe's denjenigen Dichter trifft, der uns Veranlassung zu den vorhergehenden Betrachtungen gegeben, indem wir den Streit in Bezug auf Uhland gern bei Seite liegen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. Entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834 von Legationsrath Tietz. Zwei Theile. Koburg, Sinner. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es gibt eine Klasse von Büchern, welche vorzugsweise vor die Gerichtsschranken eines kritischen Instituts zu gehören scheint, das weniger für die Gelehrtenrepublik als für das gebildete Laienpublicum bestimmt ist. Nächst den Geschichtswerken, welche der Literatur im engern Sinne, wie die Franzosen das Wort nehmen, angehören, rechnen wir dahin diejenigen, welche an sich unbedeutend und ohne Werth für die Wissenschaft, dennoch eine größere Wichtigkeit erhalten als manches gediegene Buch, daß sie vorzugsweise vom größern Publicum gelesen werden, welches mehr unterhalten als blos belehrt sein will und daher nicht nach Dem greift, was sich durch Gründlichkeit, Scharfsinn

Digitized by Google

mit Liebe entgegnet. Da mehr dem Verfasser der Correspondenznachrichten bleibt und in einem gefälligen Gewande anziehend sein Thema mit Lebendigkeit behandelt, desto leichtern Eingang findet man in weitern Kreisen. Auf diesem Wege kann viel Gutes gewirkt, viel Weltkenntniß verbreitet werden, er bietet aber auch Gelegenheit zur Unterstützung oberflächlicher und mangelhafter Ansichten, verderblicher Grundsätze, halber und ganzer Unwahrheiten. Es ist daher nöthig oder doch heilsam, daß vielverbreitete und vielgelesene literarische Blätter auch auf solche an sich unbedeutende Productionen ihre Aufmerksamkeit lenken, um das größere Lesepublikum bald vor dem Schädlichen zu warnen, bald mit dem Bessern bekannt zu machen. Sie haben dabei vorzüglich Rücksicht zu nehmen auf die Gesinnung, in welcher dergleichen Schriften abgefaßt sind, und auf den Geist, der daher in ihnen weht.

Aus diesem Grunde haben wir es auch für angemessen gehalten, die in Rede stehende Schrift etwas näher zu betrachten, welche offenbar im Interesse einer gewissen Macht geschrieben ist, deren Dienste sich der Verf. ergeben zu haben scheint. Ob er derselben wirklich damit gedient habe, möchten wir bezweifeln, bemerken sie jedenfalls nicht um Freunde dieses Schlages, die selbst einer guten Sache nur schaden können, weil ihnen der Ernst und die Tüchtigkeit der Gesinnung abgeht.

Der Verf., ein geborener Preuße und, so viel wir wissen, jetzo selbst sächsischer Legationsrath, hielt sich in den Jahren 1832 und 1833 in Petersburg auf und machte von da aus, wie er selbst berichtet, als Courrier eine Reise nach Konstantinopel und Nauplia. Diese Courrierreise soll in Verbindung gestanden haben mit den vom Fürsten Suzo, griechischem Gesandten am russischen Hofe, in Petersburg gepflogenen Verhandlungen. Den 5. Januar 1834 traf er in Konstantinopel ein, den 16. Januar brachte ihn der russische Kriegslugger Schiroka nach Nauplia, wo er, wie es scheint, im Mai desselben Jahres sich noch befand. Im ersten Theile seiner „Skizzen" schildert er uns Petersburg und dessen Umgebungen und beschreibt seine Reise von Bucharest über den Balkan nach Konstantinopel. Über seine Fahrt von Petersburg nach Bucharest erfahren wir nichts Näheres. Der zweite Theil führt die Leser nach Konstantinopel, welches der Verf. zweimal im Jahre 1834 besuchte. Die Fahrt nach Napoli di Romania und der Aufenthalt daselbst geben den Stoff zur andern Hälfte des zweiten Theiles. Der Titel des Buches deutet schon an, daß hier eine gewisse Vollständigkeit, ein innerer Zusammenhang nicht zu erwarten ist. Dadurch ward es dem Verf. möglich, ohne zu sehr und zu auffallend gegen die Wahrheit zu verstoßen, nach Gunst oder Ungunst die Licht- oder die Schattenseiten hervorzuheben. Gewandtheit in der Auffassung des Äußerlichen an den Erscheinungen sowie im Ausdrucke ist ihm nicht abzusprechen, dabei thut sich aber oft eine Leichtfertigkeit kund, die dem Deutschen am wenigsten ansteht. Er ist ein unterhaltender Erzähler und versetzt uns oft durch lebendige Schilderungen mitten unter seine Umgebungen, aber darüber hinaus geht sein Verdienst nicht. Da er es selbst indessen wahrscheinlich nur auf eine interessante Unterhaltung abgesehen und seine Leser in einem Salon um sich versammelt gedacht hat, in welchen freilich Unanständigkeiten auch nicht gehören, dürfen wir auch keine höhern Foderungen an ihn machen. Indem wir Einzelnes aus dem Buche selbst mittheilen, werden wir hier und da Gelegenheit haben, unsere Gegenbemerkungen einzuschalten.

Wir begleiten zunächst den Reisenden nach Petersburg. Ein mehrjähriger Aufenthalt in dieser Kaiserstadt setzt den Ref. in den Stand, hier über Dies und Jenes ein Wort mitzusprechen. Wie billig, ist unser Reisender voll von Bewunderung der Größe und Pracht, welche ihm von allen Seiten entgegentritt. Ein Jeder wird sie mit ihm theilen, ohne aber darum geblendet zu werden; dies scheint dem Verf. bisweilen begegnet zu sein. Er fährt von dem kaiserlichen Lustschlosse Strelna auf einer schönen Chaussee zwischen eleganten Villen, die sich ununterbrochen auf beiden Seiten aneinanderreihen und von denen jede mit einem kleinen Park umgeben ist, der sich von der Landstraße mit durch niedrige Eisengitter scheidet, bis zum Stadtthor. In der prosaischen Wirklichkeit ist das leider nicht ganz so. Die Chaussee ist ursprünglich schlecht gebaut. Mächtige Steine, wie sie am Meeresufer gefunden werden, dienten zur Grundlage, eine dünne Steine- und Sandschicht war gewöhnlich bald zu Koth gefahren, der im Sommer in Gestalt von dichten Staubwolken über der Straße selbst und über deren Umgebungen schwebte oder von den häufig herrschenden Winden lästig aufgejagt wurde. Im Frühjahre 1835 waren einzelne Strecken der Chaussee nur mit Hülfe hölzerner Brücken zu passiren, und man entschloß sich endlich, einen Neubau der Straße zu beginnen. Mit den eleganten Villen hat es auch eine eigne Bewandtniß: einzelne, namentlich die in größerer Entfernung von der Stadt und von der Straße und ihrem Staubgebiete auf einer Anhöhe liegenden, sind wirklich reizend. Eine große Anzahl gibt aber ein unfreundliches Bild der Hinfälligkeit menschlicher Dinge. Sie sind nämlich meistentheils aus Holz gebaut und im neuen Gewande äußerst zierlich und oft sehr geschmackvoll. Aber bald kommen die Tage, welche nicht gefallen, beschleunigt durch die Strenge des Klimas. Der Holzbau verfällt nach und nach, schmückt aber nicht in seinem Verfall wie steinerne Ruinen die Landschaft, sondern verunziert sie. Dazu kommt der oben erwähnte Staub, welcher alles Naheliegende auf eine häßliche Weise colorirt. Unwahr ist es übrigens, wenn der Verf. sagt, dergleichen Villen zögen sich ununterbrochen rechts und links an der Landstraße hin, denn sie sind namentlich auf der Seite des Meerbusens durch weite Strecken wüsten oder morastigen Landes unterbrochen; unwahr, was er von den niedrigen Eisengittern fabelt: wir haben nur wenige bemerkt, dagegen viel hölzerne Latten- oder Pfahlzäune. Zwei Sommer hindurch hat Ref. in der Nähe dieser Chaussee die nordische Villeggiatura genossen, gesteht aber ehrlich, daß er sich nicht mit Sehnsucht daran erinnert, obschon er ihr manche Reize zugesteht, die nicht überall sich darbieten. Sie werden aber durch zu viel Schattenseiten aufgehoben. Kleine Übertreibungen und Ungenauigkeiten, wie die gerügten, läßt der Verf. sich bisweilen zu Schulden kommen. Wir heben nur Einzelnes heraus. Er empfiehlt den deutschen Reisenden mit Recht den Gasthof des Herrn Heide auf der Wasilij-Insel, weil es wirklich für dieselben keinen bessern Gasthof gibt, aber nicht, wie er behauptet, weil sie dort die vaterländischen Hotels mit ihren Annehmlichkeiten nicht vermissen werden. Der Fremde ist in Petersburg schlecht aufgehoben, wenn er in einem Gasthause absteigen muß, und er wird sich deshalb oft nach der Heimat sehnen, die er überhaupt mehr als anderwärts hier schätzen lernt. Wie gesagt, ist er noch am besten bei Heide aufgehoben. Fälschlich theilt Hr. Tietz dem Nefsky-Prospect eine schwedische und eine finnische Kirche zu. In einer Seitenstraße befindet sich aber eine Kirche, welche zugleich beide Namen trägt. Eine neue holländische Kirche am Nefsky-Prospect mit der goldenen Überschrift: Servatori (sollte heißen Salvatori) sacrum, ist erst 1834 fertig geworden, daher konnte sie der Verf. noch nicht mitaufführen. S. 9 gibt der Verf. der kasanischen Kathedrale 95 kolossale Granitsäulen im Innern (vielleicht auch nur Druckfehler), während sie deren nur 56 hat von 35 Fuß Höhe. Nach S. 14 hat das Winterpalais nur zwei Auffahrten nach der Seite des Generalstabes zu, während noch zwei ähnliche auf der entgegengesetzten Seite an dem Newaufer sich befinden, wozu noch die Hauptauffahrt den Admiralitätsgebäuden gegenüber kommt.

Wir erfahren auf derselben Seite, daß „der Herrscher des Ostens, der Zar, mit schützenden Schwingen und mit scharfem Blicke über 70 Millionen seines unermeßlichen Reiches wacht", eine der Hyperbeln, deren sich der Hr. Legationsrath als Redefigur gern zur Ausschmückung der Erzählung bedient. Der wahre Diplomat nimmt dergleichen Dinge nicht so genau. Gibt auch der petersburger, von der kaiserlichen Akademie herausgegebene, Kalender von 1835 die Zahl aller Bewohner des russischen Reiches in

Digitized by Google

Europa, Asien und Amerika zu 68 Millionen an, so klingen doch 70 Millionen voller und passen noch besser zu dem Bilde des Zar, der über ihnen schwebt. Wir sind im Allgemeinen mit dem Bilde einverstanden, welches der Verf. von dem Kaiser Nikolaus entwirft, finden es aber weder vollständig noch mit kräftigen Strichen gezeichnet. Wir stimmen bei, daß der gegenwärtige Kaiser von Rußland oft verkannt worden ist, leugnen aber zugleich nicht, daß es an gegründeter Veranlassung dazu nicht gefehlt hat. Um den mächtigen Herrscher des Nordens richtig zu beurtheilen, muß sich der Ausländer ganz in seine Lage versetzen können. Indessen fragt es sich doch noch, ob nicht das Ausland das Recht hat, ein Urtheil von seinem Standpunkt aus, unter Beachtung seiner Interessen, zu fällen. Nur sollte dem Kaiser nicht persönlich so Vieles zur Last gelegt werden, was ihn doch nur als Repräsentant Rußlands und der Interessen dieses Reiches trifft. Wenn wir sehen, daß viele menschenfreundliche, rechtliche, unterrichtete und einsichtsvolle Männer an des Kaisers Nikolaus Charakter irre geworden sind, können wir nur mit Unwillen die schnöden Abfertigungen lesen, welche unser Reisender sich gegen Die erlaubt, welche seines Glaubens nicht sind. So spricht er in dieser Beziehung unter Anderm die Hoffnung aus, das Geschrei umwühlender Maulwürfe dürfte jetzt auch wol in das lächerliche Nichts zurückgesunken sein, dem es angehöre. Verlangt man Mäßigung im Urtheile, so gebe man zunächst selbst ein Beispiel derselben! Durch heftige und gemeine Ausfälle gegen Andersgesinnte leistet man der Partei, welche man vertheidigen will, die schlechtesten Dienste. Daß der russische Kaiser übrigens von seinem Volke verehrt und geliebt wird, ist auch im Auslande bekannt; es brauchte daher der Verf. nicht zu grundlosen Behauptungen seine Zuflucht zu nehmen, um uns dies zu beweisen. Denn grundlos ist allerdings die wiederholte Aussage desselben, daß der Kaiser in Petersburg oft vom lauten Jubelrufe der Menge empfangen werde. Ref. hat fast drei Jahre in Petersburg und in dessen Nähe gelebt und an allen Hauptfeierlichkeiten Theil genommen, aber nie hat derselbe einen andern Ruf als den ordnungsmäßigen der Truppen vernommen. Anfangs wunderte er sich allerdings über dies Schweigen des Volkes, von dessen Liebe zu seinem Herrscher er immer hörte; allein es erklärte sich durch das fast tägliche Erscheinen des Kaisers in den Haupttheilen der Stadt und durch den Charakter des Volkes selbst, welches nicht in Begeisterung fortgerissen wird zu lärmender Äußerung seiner Empfindungen der Verehrung und Liebe. Auch wurde von hochgestellten Personen versichert, daß der Kaiser selbst in Petersburg solche Äußerungen des Beifalls nicht haben wolle, während er sich in Moskau, wo er seltener erscheint und also eine solche Belästigung sich wol gefallen lassen kann, dem Volksjubel hingibt. Ref. hat ebenso wenig erfahren, daß der Kaiser oft auf der Straße von bärtigen Russen angeredet und zum Vertrauten ihrer Angelegenheiten gemacht wird, wie es unser Berichterstatter gesehen haben will. Das mag vielleicht in Moskau und in dem Innern des Reiches überhaupt vorkommen, aber ob in Petersburg, daran hat Ref. allen Grund zu zweifeln. Eine besondere Bittschriftencommission nimmt alle Anliegen, die dem Kaiser unmittelbar vorgetragen werden sollen, in Empfang, untersucht ihren Inhalt, erledigt sie im geeigneten Falle selbst oder trägt sie dem Kaiser vor.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sonne Kinder. Eine Hypothese. Unbefangenen Bibelfreunden und Naturforschern zur Prüfung vorgelegt von S. C. Wagener. Potsdam, Horvath. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Eine gute Hypothese, wenn sie sich auf Thatsachen stützt, die die Erfahrung als wohlbegründet dargethan hat, und nicht mit anerkannten Naturgesetzen in Widerspruch steht, hat nicht allein viel Anziehendes, sondern sie kann selbst eine Zeit lang die Stelle der ausgemachten Wahrheit vertreten, so lange bis tiefere Forschungen dieselbe entdeckt haben. Nur was soll man zu einer Hypothese sagen wie die des Verf. vorliegender Schrift, entblößt von aller Wahrscheinlichkeit, gebaut auf bodenlosen Grund? In der That, die Gedanken stehen einem still ob der Kühnheit, mit der unser Herr Superintendent eine Hypothese auf die andere gethürmt hat.

Die Sonne hat Bewohner. Bei einer furchtbaren Explosion dieses Gestirns ist unsere Erde und mit ihr einige Sonnenbewohner ausgeschleudert worden. Letztere, in eine ohnmächtige Erstarrung hingesunken, wurden von schützenden, oft später zum Steine verhärtetem Schlamme wie Krösus eingeschlossen und bis dahin erhalten, wo die zur Ruhe gelangte Erde Pflanzen hegen, Thiere ernähren und Menschen bestehen konnte. Die den Strix stets bespülenden Meereswellen schlossen ihn allmälig auf und die gefangenen Sonnenkinder traten heraus wie Venus-Urania aus dem Meerschaum, ohne Zweifel ein wenig betäubt und verblüfft von einem Fall von nicht weniger als 20 Millionen Meilen, aber, wie es scheint, doch ohne Rippen- und andere Brüche. Nicht auf der Erde, sondern in der Sonne war ihr Paradies, von den sie glücklicherweise noch einige Reminiscenzen mit herausgebracht haben, namentlich die Sprache und die Baukunst. Der Verf. nimmt nämlich an, daß die Ursprache und Baukunst der Völker aus der Sonne stammen; ja, die Zeitrechnung der Brahmanen, nach welcher dieses Volk schon 200,000 Jahre als selbstständiges Volk existirt haben soll, bezieht sich nach ihm auf keine irdische Vorweltlichkeit, sondern schließt die Existenz derselben in die Sonne mit ein.

Wir haben des Hrn. Superintendenten Hypothese weiter nachgespürt und gefunden, daß unsere Sonntagskinder wahrscheinlich nichts Anderes sind als Nachkommen seiner Sonnenkinder, Kinder des Lichts, denen noch die Glut jenes heißen Gestirns adhärirt; und wer hätte wol auf dieses Prädikat größere Ansprüche zu machen als unser hypothesensprühender Verf. selbst?

R.

Literarische Notizen.

Die Ankündigung einer neuen Ausgabe von Norvins bekannter „Histoire de Napoléon" veranlaßt den Grafen von Mosbourg, in einem Schreiben an die Redaction des „Temps" zu erklären, daß in dem genannten Werke die Angaben über den König Murat fast sämmtlich entstellt oder unrichtig sind. Der Graf Mosbourg, ehemaliger Minister des heldenmüthigen Königs, will, sobald seine Geschäfte es erlauben, längst schon vorbereitete, mit bisher ungedruckten Documenten begleitete Denkwürdigkeiten über das Leben und die Thaten seines ehemaligen Gebieters herausgeben, um die ungenauen und falschen Nachrichten, ungerechten Beschuldigungen und Verleumdungen zu widerlegen, welche selbst in geachteten Geschichtwerken über den unglücklichen Fürsten sich finden.

„Mademoiselle de Montpensier, histoire de la Fronde (1652)" ist der Titel eines neuen Romans in zwei Bänden von Theodor Muret. Der Verf. hat den an sich dankbaren Stoff mit Geschick bearbeitet und so ein sehr belebtes und anziehendes des Gemälde geliefert.

Von Ant. Métral, dem Verf. der „Expédition des Français à Saint-Domingue" ist unter dem Titel: „Les éléphans" in zwei Bänden ein sehr verdienstliches Buch über die Elephanten in Afrika und Amerika erschienen.

Die beiden ersten jetzt herausgekommenen Bände der „Souvenirs et mémoires de Madame la comtesse de Boigne" fertigen die davon gehegte Erwartung vollkommen. Feinheit der Gedanken und ein reiner einfacher Styl, wie man ihn heutzutage in Werken der Art nicht mehr findet, zeichnen diese Denkwürdigkeiten einer höchst interessanten Frau aus, die viel gesehen und gedacht hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 111. — 20. April 1836.

Die Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Ist Kerner ein wahrer Dichter, so müssen wir bei ihm hingeben an die ursprünglich geistige Natürlichkeit finden, und diese drückt sich aus in Kraft, Gesundheit des Geistes, in einer gewissen, auch noch den Schmerz verklärenden Heiterkeit und in vollkommener Beherrschung der Sprache. In der Zueignung seiner Gedichte sagt Kerner:

Herz vom Herzen weggerissen,
Wandelnd in der Fremde bang,
Ward dein Stern, dein frommer Glaube,
Meiner in den Finsternissen,
Meine Liebe, mein Gesang;
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich dich errang.

Jetzt, was kaum ich sah in Träumen,
Bildete sich wirklich aus:
An dem Berg der Frauentreue
Winket unter grünen Bäumen
Freundlich unser kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus.

Und dahin sind Schmerz und Sehnen,
Die das Lied in mir erregt,
Auch das scherzende, — entsprungen
Ist auch dies nur stillen Thränen,
Nur dem Gram, der mich bewegt.
Herz! — und ich hab' ausgesungen,
Weil du allen Schmerz gelegt.

In diesen Worten spricht Kerner über seinen eignen Dichterwerth sich aus. Er hat ausgesungen, sowie sich der Schmerz gelegt, alle seine Lieder, auch die fröhlichen, sind Kinder des Grams. Dies ist grade das Entgegengesetzte von Dem, was wir als das Eigenthümliche des wahren Dichters gefunden; bei diesem entspringt das Lied aus der heitern geistigen Gewißheit seiner selbst, auch das thränenvolle, schmerzenreiche Lied, auch dieses! Oder ist die Natur des Menschen also weinerlich und schmerzerfüllt, daß, wer eben am natürlichsten ist, d. h. der Dichter, der auch am meisten Schmerz und Thränen habe? Ist die Krankheit Natur; ist nicht vielmehr alle und jede Krankheit Unnatur, so sehr, daß sogar auch umgekehrt alle Unnatur Krankheit ist? Die Poesie ist das Lächeln durch Thränen, die Heiterkeit, welche allen Schmerz überwindet, und der sollte ein Dichter sein, welchem das Lied verschwindet, wie er dem Gram enthoben ist? Wollen wir uns das Herrlichste, Göttlichste, welches wir Menschen haben, die Poesie, zu einer Krankheit machen lassen?! Auch von der Beherrschung, welche Kerner über die Sprache ausübt, geben die angeführten Worte eine Probe. Ich frage jeden Leser auf sein Gewissen, ob er die erste der angeführten Strophen *versteht*, ob ihm mehr als eine Nebelgestalt erscheint, ob irgend ein Kunstgebilde in bestimmten Formen vor seine Seele tritt? Sind alle Gedichte Kerner's von der Art wie das angeführte, so ist er wahrlich kein wahrer Dichter, oder die Poesie selbst eine Krankheit, ein Elend, ja das Elendeste, was der Mensch hat. Denn dies ist der Gedanke, der allen seinen poetischen Erzeugnissen, wie er selbst sagt, zu Grunde liegt. Er sagt:

Einer Glocke zu vergleichen
Ist des Sängers armes Herz,
Soll's in Harmonie ertönen,
Muß es leiden Schlag und Schmerz!

Wo nicht Gesundheit, Kraft, Heiterkeit ist, — wie soll daher das *Menschengeschick Bezwingendes* kommen? Mit Jammern und Thränen ist nichts gethan, nur die That bezwingt das Geschick. Eins der am meisten charakteristischen Lieder Kerner's scheint das nachfolgende zu sein:

Jünglingstrauer.

Wol hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht,
Noch nie mir stille Freude
In Wink und Kuß gebracht;
Doch liebt mich wol dies Sternlein,
Bleich zitternd durch die Nacht.

O seht, es blickt so freundlich,
Hält still in seinem Gang,
Und lauschet voller Liebe
Oft meinem kleinen Sang;
Da schau' ich wol mit Thränen
Des Himmels Blau entlang.

Bald kommst du, trautes Sternlein,
Und wandelst still umher,
Und blickst in meine Zelle,
Die stehet öd' und leer,
Und blickst auf meine Harfe,
Die tönet nimmermehr.

Dann ragt aus einem Hügel
Ein kleines Kreuz von Stein;

Digitized by Google

Du schwebst vorbei, und liebend
Küßt es dein milder Schein,
Und wonniglich erzittert
Im Hügel mein Gebein.

Was gibt es Erbärmliches, wenn ein solcher mondfahler Jüngling nicht erbärmlich ist; was sind „deprimirende Unpotenzen", wenn nicht solche Jammerverse, was ist ein „poetischer Bettlermantel", wenn der von Justinus Kerner nicht! Wahre Poeten tragen Königsmäntel stolz und muthig, auch im Unglück noch erhaben.

Ich weiß sehr wohl, daß man das Liebäugeln mit dem Tode, das Herumwinseln um das Grab, das Seufzen und Jammern über die Last des Lebens, ein in lauter Thränen zerfließendes Herz, an dem auch nicht eine compacte gesunde Faser ist, daß man dieses Alles neuerer Zeit für etwas gar Schönes, Zartes befunden und gepflegt hat, ich kann aber in dieser Anerkennung eben nichts weiter erblicken, als einen neuen Beweis, daß unser Jahrhundert wie an der Cholera, so an der Pest der Unsittlichkeit leidet. Denn eine kräftige Sitte macht das Gefühl der Einzelnen stark, groß, ermannt zur That und ist am meisten abhold der krankhaften Sentimentalität. Das aus dem Übergreifen sinnlicher Natur entspringende Laster ist wahrlich ein erfreulicheres Zeichen der Zeit als eine so allgemeine Erschlaffung und Ermattung, welcher der Muth der Tugend so sehr wie die Frechheit des Lasters abgeht. Dies Spielen mit Gefühlen, diese Überschwenglichkeit an Thränen ist die tiefste Lüge, die Lüge gegen sich selbst und Andere. Wem der Geist durch Unglück wahrhaft also bis zum Tode darniedergedrückt ist, wie dieses in den Kerner'schen Gedichten vorgestellt wird, dem fällt das Dichten nicht ein, und am wenigsten wird er mit seinem Schmerze öffentlich heraustreten, sondern er stiehlt sich so unbemerkt als möglich aus der Gesellschaft der Menschen und aus dem Leben.

Es ist nicht zu leugnen, daß J. Kerner ein großes Talent zum Versmachen besitzt und vielen Beifall gefunden hat. Das Erste ist nicht allein die Ursache des Letztern, sondern es ist das Unglück der Gegenwart, welches Erscheinungen wie die von Justinus Kerner begünstigt. Um eigentlich die Jämmerlichkeit der Richtung, von welcher hier zunächst die Rede ist, in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, muß man die übrigen Werke Kerner's mit seinen Poesien zusammenstellen. Welche Schöpfung der Lüge, zum Glück in sich selbst so nichtig, wie es eben ihr Ursprung mit sich bringt! Diese Lüge ist übrigens nicht im Bewußtsein Kerner's; das Krankhafte an ihm ist, daß er sich selbst diese Lüge ist. So könnte man ihn am Ende mehr bedauern als verdammen. Wir sollen Keinen, der an einer ansteckenden Krankheit leidet, herzlos verdammen, wir sollen ihn bedauern; aber wir sollen ihn von den Versammlungsplätzen der Menschen vertreiben, damit er die Pest, die ihn ergriffen, nicht auf Andere übertrage. Durch das Schönthun mit allerlei Jämmerlichkeit, durch die schale Gleichgültigkeit, die man Billigkeit, Humanität u. s. w. genannt hat, ist zu lange allem Unkraut, üppig zu wuchern, Zeit und Raum gelassen worden. So hoch ist es emporgeschossen, daß der Geist der Lüge uns die ganze schmälige Lollhaustuche von Hexen und Zauberern und wie all der Unsinn weiter heißt, wieder über Augen und Ohren zu ziehen versucht. Und derselbe Hr. J. Kerner, der hier aus seinen zerknitterten und verwaschenen Herzen Lieder, wie auf einem vollgeweinten Schnupftuche Thränenwasser ausgeudet, ist es, welcher mit Gespenstern und Teufeln auf bestem Fuße lebt und sie gar zu gern wieder zu Ehren auf Erden bringen möchte. G. O. Marbach.

Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. Entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834 vom Legationsrath Tietz.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Aus der Geringschätzung, mit welcher der Hr. Legationsrath bei vielen Gelegenheiten, auf seine Landsleute, auf ihre Sitten und Charakter herabsieht, ergibt sich, wie wenig wahrhaft Deutsches in ihm sein mag. Da ist keine löbliche Eigenschaft anderer Nationen, die ihm nicht Gelegenheit zu ungerechtigen Seitenblicken auf uns Deutsche abgibt. Er rühmt die russische Gastfreundschaft, und mit Recht. Fehlt sie etwa den Deutschen? Kann sie uns deshalb abgesprochen werden, weil die berliner Hausfrau, wie der Verf. sich ausdrückt, wenn etwa zufällig um die Zeit, wo die Suppe erscheinen sollte, ein Bekannter erscheint, in Verlegenheit kommt? Es ist hier nicht der Ort, den Unterschied der russischen Gastfreundschaft von der deutschen auseinanderzusetzen. Jedenfalls wird diese gepriesene Tugend nicht allein daran erkannt, daß der Magen des Fremden reichlich angefüllt und der Gaumen gekitzelt wird. Wir haben wichtigere Dinge zu thun, als einen oder mehre Tage in der Woche jedem Fremden unser Haus zu öffnen, daß er von 4 Uhr Nachmittags an vom Schalchen (kaltem Backwerk mit Liqueur) zum Diner, von diesem zum Thee und zum Spieltische oder Tanze bis tief in die Nacht hinein es sich darin wohlsein lasse. Das ist allerdings ein recht bequemes Schlaraffenleben für müßige Gesellschaftsmenschen, wir können solche Institutionen in Deutschland aber nicht brauchen und rathen daher Jedem an, dem es in dieser Hinsicht nicht bei uns gefällt, zu den nordischen Fleischtöpfen zurückzukehren, nach denen sein Herz sich etwa sehnen mag.

Unter den Eigenschaften, welche den Russen auszeichnen, wird gewöhnlich vorzüglich seine Geschicklichkeit (besser Anstelligkeit), Gelehrigkeit und Furchtlosigkeit aufgezählt. Auch unser Ref. spricht davon. Er erwähnt das Talent des Russen für Musik und leitet einen Beweis dafür von der Thatsache her, daß jeder Recrut das Instrument blast und zwar in kurzer Zeit mit großer Vollkommenheit, für welches er bestimmt wird. Es ist wahr, daß man bei der Recrutirung der Militairmusiken keine oder doch wenig Rücksicht nimmt auf Befähigung und Liebe zur Sache. Ein einfacher Befehl qualificirt den dazu gehobenen Mann. Es ist Sache des Musikmeisters, diesen Befehl in Wirksamkeit zu setzen. Ausdauer und Zwangmittel haben wol auch mit wenig Ausnahmen das Unternehmen der Abrichtung gelingen. Von einer „großen Vollkommenheit" kann nur die Rede sein, wo natürliche Anlagen und Neigung auf halbem Wege entgegenkommen. Es ist aber dem Ref. von einem der Sache Erfahrenen versichert worden, daß es in den meisten Fällen unendliche Mühe koste, zu einem erfreulichen Resultate zu gelangen. Dazu soll noch der Übelstand kommen, daß die Musikbanden häufig Subjecte zugewiesen werden, welche körperlicher Mängel wegen zum gewöhnlichen Kriegsdienst nicht gut zu brauchen sind. Solche, die eine schwache Brust haben, unterliegen daher bald der zu großen Anstrengung beim Blasen

Digitized by Google

man rechne dazu noch die Strenge und Feuchtigkeit des Klimas[2]), und Zeit und Mühe sind verloren. Dem vielfältigen Gebrauche, welchen der Russe von seinem Beile zu machen versteht, wird auch eine zu große Beweiskraft für die Überlegenheit der Geschicklichkeit des Russen über den deutschen Zimmermann zugestanden. Je roher und ungebildeter eine Nation, desto einfacher ihre Werkzeuge. Ist es ein Wunder, wenn der Bilde mit dem unvollkommensten Werkzeuge alles Mögliche anzufangen weiß, während der civilisirte Europäer sich höchst ungeschickt bei dessen Handhabung geberdet? Des Letztern Kraft besteht in der Intelligenz, welche ihm die Mittel verschafft hat, seine Werkzeuge zu vervollkommnen, sodaß sie ihm Zeit und körperliche Anstrengung ersparen und zugleich seiner Arbeit das Gepräge größerer Vollendung geben. Man versetze den deutschen Zimmermann in gleiche Lage mit dem russischen, und er wird, auf das Beil beschränkt, nach einiger Übung Ähnliches, ja Gleiches leisten. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der gerühmten Verwegenheit des Russen. Der Verf. hat dieselbe im vortheilhaften Lichte gezeigt, es möge uns erlaubt sein, die Kehrseite unsern Lesern vorzuhalten. Jene Verwegenheit hat Sorglosigkeit zur Grundlage und diese wieder Mangel an Kenntniß und Berechnung der Gefahr, kurz Mangel an Umsicht. Dazu einen Beleg! Als im Frühjahr 1835 auf dem Isaaksplatze eine der großen hölzernen Buden abgebrochen werden sollte, welche zu den Belustigungen des russischen Carnevals (der sogenannten Butterwoche, Maslinitza, welche beiläufig unser Reisender sehr gut schildert) gedient hatten, begannen die Arbeiter nach ihrer beliebten Manier zur Abkürzung des Geschäfts die stützenden untern Balken wegzunehmen, damit der obere Theil von selbst hereinstürze oder doch ohne große Mühe im eigentlichen Sinne niedergerissen werden könne. Es ward an das Gefährliche des Unternehmens, wie gewöhnlich, erinnert. Allein: Neboss! d. h. Fürchte dich nicht! Plötzlich stürzte nun der nur schwach gestützte obere Bau zusammen und begrub eine bedeutende Anzahl Arbeiter unter seinen Trümmern, sie für ihre Verwegenheit bestrafend. Die wachsamste Policei kann nicht überall gegenwärtig sein und also ähnlichen Unglücksfällen, die fast bei jedem Niederreißen eines Gebäudes, wie Ref. als Augenzeuge versichern kann, sich ereignen, vorbeugen. Wollte der Verf. ein unparteiischer Berichterstatter sein, so hätte er uns solche Schattenseiten, die ihm nicht entgehen konnten, nicht verschweigen sollen.

Interessant wird unsern Lesern die einfache Art sein, auf welche der russische Maurer gewöhnlich die Häuser anstreicht. Wir theilen sie mit, wie sie unser Reisender schildert: „Oben unter dem Dache oder zu einem der Dachfenster hinaus wird ein Balken mit einer Rolle gesteckt, durch welche ein Strick gezogen wird, sodaß die beiden Enden zur Erde niederreichen. An dem einen Ende befestigt man ein kleines Querholz; auf dieses setzt sich der Russe, es mit den Beinen beschreitend, bindet sich um den Leib dann noch an den Strick fest, hängt an seinen Sitz das Gefäß mit der Farbe, steckt seinen an langer Stange befestigten Pinsel in den Gürtel, und nun zieht er am andern Ende des durch die Rolle gehenden Strickes sich selbst nach Belieben in die Höhe. Hat er seinen gehörigen Platz erreicht, so befestigt er diesen Strick an seinem Sitze und beginnt auf seinem unsichern, schwankenden Standpunkt singend seine Arbeit. Mit den Füßen schiebt er sich dann wol an der Mauer seitwärts, so lang es nur möglich." Eine interessante Classe Menschen sind die Handel treibenden Russen. Sie haben eine unverkennbare Anlage zu ihrem Geschäfts, namentlich zum Kleinhandel. Wir geben eine kleine Handelsscene, die gewissermaßen als stereotyp für alle gelten kann, zum Besten. Der Kaufmann steht an seinem Laden und fodert unter Bücklingen und andern Höflichkeitsbezeigungen den Vorübergehenden zum Kaufe auf. Mit größter Fingerfertigkeit nennt er lobpreisend alle seine Verkaufsgegenstände her. Jener thut, als ob er die Einladung nicht beachte, und wirft höchstens einen gleichgültigen, ja geringschätzigen Blick auf die gelobten Waaren. Dies genügt, um festgehalten zu werden. Der Fremde tritt ein. Die Waaren werden mit unermüdlicher Geduld und Gefälligkeit vorgezeigt. Neue Lobpreisungen von Seiten des Verkäufers, denen der Fremde Ausstellungen entgegensetzt. Endlich fragt dieser nach dem Preise eines Gegenstandes. „Sie erhalten es sehr billig, mein Herr, für nur 30 Rubel." Der Fremde bemerkt lächelnd, daß dies ein ungeheurer Preis für solche schlechte „russische Waare" sei. Das beleidigt den Bärtigen nicht im Geringsten. Er weiß sich zu helfen und versichert, es sei nicht russische, sondern gute deutsche Arbeit. Der Kauflustige schüttelt ungläubig den Kopf und bietet kaltblütig 10 Rubel. Mit halb wehmüthiger Stimme versetzt der Russe zärtlich: „Batuschka (Väterchen), das ist zu wenig, das ist wahrlich zu wenig." Jener verläßt den Laden ohne Weiteres. Kaum ist er einige Schritte gegangen, so folgt ihm der Verkäufer nach und sucht ihn zur Rückkehr durch Nachgiebigkeit zu bewegen. „Gib 20 Rubel, Väterchen!" ruft er. „Ich gebe nicht einen Kopeken mehr", ist die bestimmte Antwort. Neues Nachlassen des Verkäufers. „15 Rubel!" Unterdessen setzt der Fremde seinen Weg gelassen weiter fort. Doch der Bärtige läßt ihm nicht Ruhe, er eilt ihm aufs Neue nach und führt ihn am Arme zurück, indem er sich seufzend mit 10 Rubel zufrieden erklärt, aber vielfach betheuert, daß es wahrlich zu wolfeil sei. Doch der Handel ist einmal geschlossen und die Höflichkeit begleitet den Fremden bis vor die Thür, wie sie ihn hereinnöthigte. Bei Schilderung einer solchen Scene, die wir mit etwas veränderten Worten wiedergegeben haben, meint unser Reisender, es wolle ihm nicht recht einleuchten, wie Ausländer ein solches Verfahren Betrügerei nennen könnten. Es werde ja Niemand gezwungen, den verlangten Preis zu zahlen, ihn zu fodern, sei des Kaufmanns Pflicht, die doch nur auf Egoismus basirt sei! Wir brauchen keinen Commentar hierzu zu liefern, der Leser wird ihn sich selbst machen können.

Indem wir hier unsere Bemerkungen über Einzelnes aus den „Skizzen", welche Petersburg betreffen, abbrechen, können wir nicht umhin, die Lesung derselben, ungeachtet der Ausstellungen, die wir uns erlaubt haben, anzuempfehlen. Sind auch fast überall nur die Lichtseiten hervorgehoben, geht der Verf. auch nicht tiefer auf den Grund mancher Erscheinungen ein, können wir seinen eingestreuten Reflexionen auch meistentheils nicht beipflichten und leidet auch sein Styl an Incorrectheit und Flüchtigkeit, wie die oben gegebene Probe schon zeigen kann, so sind doch die mitgetheilten Thatsachen, so weit wir sie beurtheilen können, im Allgemeinen der Wahrheit gemäß, sowie die meisten Schilderungen treu und lebendig, und das ist etwas, was man nicht in allen Schriften über die nordische Kaiserstadt antrifft. Abschnitte, wie der über das peterhofer Fest, über die russischen Hochzeiten u. a. m., wird man nicht ohne Vergnügen lesen. Am meisten hat uns jedoch der Bericht über die Reise nach Konstantinopel und über den Aufenthalt daselbst angesprochen, nachdem die Gewöhnung an die Gesellschaft des Reisenden uns etwas toleranter gegen seine Betrachtungsweise und seinen Styl gemacht hatte. Ein anmuthiges Bild erhalten wir nicht von der Walachei. Auf dem Lande soll sich das Elend in seiner schrecklichsten Nacktheit zeigen. „Ein walachisches Dorf", sagt der Verf., „ist das non plus ultra der ekelhaftesten Unreinlichkeit und der Erbärmlichkeit und besteht aus Löchern, in die Erde gegraben, über die ein Dach von Stangen sich befindet, welches selten mit Stroh, gewöhnlich mit Rasen bedeckt ist." Warum dies so sei, sucht der Verf. daraus erklärlich zu machen, daß der Walache wisse, er werde die Früchte seines Fleißes nicht genießen, welche ihm die Griechen, als Pächter der Bojaren, unter verschiedenen Titeln wegnähmen. Die polnischen Juden sollen in Vergleich mit diesen Griechen „höhere Wesen" sein. Auch die Bojaren selbst erscheinen in sehr ungünstigem Lichte. Sie vergeuden in Bucharest das von ihren Unterthanen erpreßte Geld auf sinnlose Weise durch Spiel, durch Bestechungen, um irgend eine hohe Charge im Divan des Fürsten zu erlangen, durch Unterhaltung

Digitized by Google

rines Harems von Maitressen u. s. w. Auch ihre Frauen sollen der Liederlichkeit im hohen Grade ergeben sein und die Männer sollen sie nicht besser haben wollen. Es will uns jedoch bedünken, als ob unserm Reisenden solche Verhältnisse nicht unwillkommen wären. Gibt er doch hier und da nicht undeutlich zu verstehen, daß er sie zu seinem Genuß zu benutzen weiß. Eingestreute Klagen über sittlichen Verfall sind daher am Ende doch nur hohle Phrasen, die man der öffentlichen Meinung zum Opfer darbringt. Dafür einen kleinen Beweis! Die bulgarischen Weiber sind, nach dem Verf., durchgängig schön, die Form ihres Gesichts gleicht den Zügen der Inselgriechinnen, sowie der Körper an die herrlichen üppigen Formen der Türkinnen erinnert. Dazu kommt ein geschmackvollphantastischer Anzug, der mehr enthüllt, als verbirgt. „Als mir", erzählt unser Reisender weiter, „nach türkischer Sitte nach dem Essen unser weibliches bulgarisches Prachtexemplar Wasser zum Waschen der Hände präsentirte und mir dann das Handtuch darreichte, konnte ich nicht unterlassen, unter diesem kleinen Deckmantel den schönen, vollen, üppigen Arm zu drücken, den ich schon geraume Zeit mit einiger Lüsternheit observirt hatte." Wir errathen nach dieser Stelle die Erfahrenheit des Verf. in Sachen der Galanterie; an andern Stellen, die wir nicht mittheilen mögen, enthüllt er sie schon mehr.

Da wir noch einigen Raum für Griechenland gewinnen wollen, halten wir uns bei Konstantinopel nicht auf, sondern begleiten den Herrn Legationsrath sofort nach Nauplia. Hier hat er ein fruchtbares Feld, um seine Galle darüber auszugießen. Der Präsident und seine Gemahlin haben vorzüglich seine Ungnade auf sich geladen. Aus andern Mittheilungen wissen wir, daß gegen Beide vielleicht nur allzu gegründete Beschwerden sich erheben lassen, und daher mag der Verf. in vielen Fällen nicht Unrecht haben. Allein das Gewicht seiner Anklagen wird dadurch sehr verdächtig, daß Nichtachtung seiner Person und Zurücksetzung der Repräsentanten Rußlands von Seiten der Angeklagten großen Antheil daran hat. „Außer bairischen Militairs sieht man in den Soirées des Grafen A. noch englische und französische Marineoffiziers. Die russischen mußten das Glück entbehren, von dem englisch-griechisch-deutschen Regentschaftspräsidenten eingeladen zu werden." Auf die Engländer wird nicht minder losgeschlagen, nicht etwa blos insofern sie einen vielleicht verderblichen und ausschließlichen Einfluß ausüben, sondern weil sie überhaupt nicht nach des Verf. Sinne sind. Die russischen Flotteoffiziere kommen selten ans Land und nie hat man gehört, daß in der Stadt irgend ein Exceß von ihnen begangen wurde, was auch von den französischen gerühmt wird. Dagegen hat der Verf. oft junge englische Offiziere total betrunken und Ungebührlichkeiten von ihnen ausüben sehen. Aber kommen etwa die Griechen selbst und ihr Land besser weg? Mit nichten. Nur für Einzelne gibt es Ausnahmen. Diese werden dann ebenso sehr gepriesen, als die übrigen seinen bittern Tadel erfahren. Eine Mitte zwischen beiden Extremen gibt es nicht. Der Verf. meint, nur wenn man stark aufträgt, gewinnt man das Interesse der Leser. Der große Haufen des griechischen Volkes strotzt von Schmuz. Unser Reisender sah daher mit Vergnügen am Morgen des 6. Januar alten Styls, wie die „Hellenen" ins Meer sprangen, weil sie so „doch wenigstens einen Theil ihres Schmuzes los und ledig (man sieht, der Verf. nimmt es mit der Correctheit des Ausdrucks nicht so genau) wurden". Nachmittags roch er nun mit einem Bekannten noch die widrige Ausdünstung des Meeres, welche von jener Abwaschung herrührte. Die Genügsamkeit des Griechen ist dem Verf. ein Greuel. Das Sprüchwort sage: „ein Grieche werde fett, wo ein Esel verhungert." Alles grüne Gras wird von den Griechen mit Appetit verspeist und „man könnte ein Bataillon griechischer Soldaten viel leichter unterhalten als deutsche, indem man sie nur wie Schafe auf die Weide schickt". Am schlimmsten ist es in der Fastenzeit. „Hauptdelicatessen sind dann: Malvenblätter, die mit Pfeffer und Salz, dann Schnecken, die mit Knoblauch gekocht werden. Zwiebeln, wie Kastanien in der Asche gebraten, fehlen auch nicht; wer junge Disteln — veritables Eselsfutter, — und jedes Garten- und Feldunkraut liebt, kann in diesen Artikeln ein sybaritisches Mahl halten." „In den Verkaufslocalen sucht sich der schmuzige Lebendiger das Ungeziefer vom Leibe ab zur Freude der Vorübergehenden." Der griechische Landwein ist ein „garstiges Gesöff". Fürwahr, Herr Tietz hat für Griechenland Das werden wollen, was Nicolai für Italien geworden ist. Der verehrte Leser glaube darum ja nicht, daß wir ihn auf gleiche Linie mit diesem stellen wollen. Dem Einen wie dem Andern würde dadurch Unrecht geschehen.

Unsere Aufgabe ist erfüllt, wenn aus dem Mitgetheilten erhellt, in welchem Geiste die „Erinnerungs-Skizzen" geschrieben sind. Wir hoffen es und wollen darum die Sammlung von Beweisstellen weiter nicht vermehren, wiederholen aber schließlich, daß das Buch Vielen unter Vorbehalt eignen Urtheils eine unterhaltende und sogar belehrende Lectüre gewähren wird.

W.

Notizen.

Giovanni Rosini, der Verf. der „Monaca di Monza" und „Luisa Strozzi", hat neuerdings seine dramatischen Stücke herausgegeben, von denen einige bereits mit Glück über die Scene gegangen sind, in zwei Bänden („Saggi di comedie"), sowie eine Sammlung lyrischer Gedichte: „Nuove rime d'un vecchio poeta", in einem Bande. Der erste Band der Theaterstücke enthält die metrischen, der zweite die in Prosa; unter letztern ist unstreitig „Torquato Tasso" das werthvollste; ein anderes: „Neffe und Tante", ist eine unbedeutende Nachahmung von Picard. Das dritte: „Die unerwarteten Folgen eines Duells", hat mehr Originalität. Die drei metrischen Stücke sind: „Die Abenteuer des Gil Blas", „Der unkluge Pascha" und der „Geizige", eine gelungene Übersetzung von Molière's bekanntem Lustspiel.

Bei Gelegenheit der historischen Forschungen des Professors Kopp in den Archiven und Bibliotheken, die älteste schweizerische Geschichte betreffend, gedenkt eine englische Zeitschrift unseres ausgezeichneten Niebuhr und gibt ihm unter andern das Prädicat eines „profound investigator". Man kann schwerlich das innerste Wesen der Niebuhr'schen Forschung kürzer und bezeichnender ausdrücken, als in diesen Worten geschieht.

Eine londoner Caricatur stellt eine junge Lady an ihrem Pianoforte sitzend vor, hinter ihr steht ihr Liebhaber. Die Lady fragt: „Mr. Jenkins, sind Sie musikalisch?" „Nein, Dame", entgegnet der Gentleman, „ich selbst bin es nicht, aber ich besitze eine Tabacksdose (a snuffbox), die es im hohen Grade ist."

Das „Journal des conseillers municipaux" enthält einen statistischen Artikel über den Weinbau in Frankreich. Hieraus geht hervor, daß Frankreich 1833 auf 2,134,818 Hektaren (ein Hektar zu ungefähr 200 □Ruthen) Wein erbaute. Auf diesen Flächenraum erntete man 4,056,119 Tonnen Wein (die Tonne zu 1000 Litres), oder 4,056,119,000 Litres Wein. Die Cultur der Weinstöcke, welche öfters auf einem, jedem andern Feldbau ungünstigen Boden geschieht, beschäftigt 2,249,246 Winzer und Weinbauer. Der Gesammtertrag dieser Cultur beläuft sich auf die ungeheure Summe von 655,000,000 Francs.

Ein Kaufmann in Pearl Street gab unlängst folgende Definition von Experimental- und Naturphilosophie: „Experimentalphilosophie", sagte er, „ist, wenn ein Mann vom andern eine Note discontirt haben will; Naturphilosophie, wenn dieser es ihm abschlägt." H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 112. — 21. April 1836.

Die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Von F. C. Dahlmann. Erster Band. Staatsverfassung, Volksbildung, Göttingen, Dieterich. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Den Schreiber des folgenden Artikels fesselte das Buch, das er hier anzeigt, schon durch den Namen des Verfassers, weil ihn bewährte Schriftsteller, die ihm einmal von Interesse und Nutzen waren, mehr anzuziehen pflegen als interessante Büchertitel. Es fesselte ihn aber auch persönlich darum, weil er sich zu Zeiten wol selbst mit dem Entwurfe einer rein wissenschaftlichen Staatslehre trug, die den besten Theil seines Lebens beschäftigen sollte. Er würde für dieses Werk das Gebiet der Geschichte in seinem ganzen Umfange durchwandert und aufgenommen haben; er würde gesucht haben, aus der ungeheuern Summe der Erfahrungen, aus dem Unsteten, Flüchtigen, Wiederkehrenden, Besondern, das Gesetzmäßige und Allgemeine festzuhalten, aus den vollendeten Völkergeschichten die unvollendete Geschichte der Menschheit zu errathen, aus dem Ganzen die Theile wie aus den Theilen das Ganze, aus den Staaten den Staat zu erklären; er würde sich nicht gescheut haben, die Analogien der Geschichte des dichtenden und denkenden Menschen für die des handelnden zu Hülfe zu nehmen, und selbst den himmlischen Staat der Nationen, den die gläubigen Erdenbewohner unbewußt und sicher construiren, zur Erläuterung des weltlichen, über den sie sich in Theorie und Praxis abquälen, zu benutzen. Er würde gesucht haben, Das, was sich in der Entwickelung der Völker und Staaten als nothwendig und naturgesetzlich herausstellt, in sein Gemälde allein aufzunehmen, um hauptsächlich damit Denen zu opponiren, die im Leben oder in der Wissenschaft an dem Staate Alles künsteln und an dem großen Wege der Natur ihre zwerghaften Wegweiser aufstellen, die nicht über den nächsten Grashalm hinwegsehen. Seine Staatslehre würde gleichbedeutend mit einer Geschichte des Staats, seine Geschichte des Staats gleichbedeutend mit einer Philosophie der Geschichte, und sie würde zu einer Philosophie der Menschheit, oder, was einerlei ist, des Menschen, der nöthigste Grundstein geworden sein. Denn die rein wissenschaftliche Politik sollte nichts sein als eine Philosophie des politischen Theils der Geschichte, wie die Ästhetik die Philosophie der Dichtungsgeschichte sein müßte. Allein zu andern Zeiten kam ich von diesen hohen Planen demüthig zurück, weil ich einsah, daß Alles, was man bisher von Wissenschaften oder Theorien mit diesen Titeln geschmückt hatte, kaum die Spur der rechten Forschung, geschweige irgend ein Ziel gefunden hatte; daß also aller Riß und Construction des aufzuführenden Gebäudes fast von der ersten Linie an begonnen werden müsse, und daß am Ende das (geschichtliche) Material lange noch nicht nahe genug gebracht war, um an ein solches Werk nur denken zu können. Die kindischen Versuche, die hier und da gemacht wurden, schreckten desto mehr ab und die Foderungen der Gegenwart riefen auch immer lauter von solcherlei Unternehmungen zurück.

Eine solche wissenschaftliche Politik ist die Dahlmann'sche nicht, sondern sie ist eine praktische. Die Politik ist ihm in seiner Behandlungsart, nach seinem eignen Ausdrucke, Gesundheitslehre; in jener Behandlungsart würde sie der Physiologie entsprechen, oder dem Theile derselben, der neuerdings als Geschichte des Lebens abgetheilt ist. Und daß sie eine solche wissenschaftliche Politik nicht ist, ist für uns so gut und ersprießlich, wie es, scheint mir, natürlich ist, daß sie es gar nicht werden konnte.

Dies halte ich nämlich darum für natürlich, weil sich eine Wissenschaft, die ganz auf Empirie ruhen soll, am besten erst an einem gewissen Schlusse der Erfahrungen bildet, und zwar von möglichst eignen und lebendigen, in zeitlicher oder nationaler Nähe gesammelten Erfahrungen, weil doch jede in Fremde, Ferne und Alterthum gesuchte mehr oder minder todt für uns ist. Die Schriften des Plato und Aristoteles über den Staat sind unstreitig die erste Grundlage für eine solche philosophische Staatslehre; denn Plato's bester Staat soll nur ein vollkommeneres Abbild des besten Menschen sein (um so vollkommener, je mehr das Große reicher an Kräften ist als das Kleine), und seine verschiedenen Classen und Stände stellen die verschiedenen Seelenkräfte des Menschen dar. Es würde sein Werk für einen wissenschaftlichen Entwurf der angedeuteten Art von der größten Wichtigkeit geworden sein, wenn er nur die Requisite für eine solche Untersuchung, welche Aristoteles in vorzüglichem Grade be-

Digitized by Google

saß, mit den seinigen vereinigt hätte, wenn er nämlich in Beurtheilung der menschlichen Natur so sicher gegriffen hätte wie dieser Letztere, nicht den ruhenden und philosophirenden Menschen allein in Aussicht genommen, sondern den alle Thätigkeiten zugleich übenden Menschen. Beide Griechen schufen also, absehend von dem unmittelbaren Nutzen und der praktischen Anwendung, Werke von rein wissenschaftlichem Werthe, allein Beide schrieben auch in Zeiten, wo die griechischen Staaten im abnehmenden Lichte standen, ja eigentlich erloschen waren. In dieser ihrer Stellung zu den wirklichen Staaten, die ihre nächste Erfahrung berührte, unterscheiden sich diese griechischen Staatslehrer auf eine höchst charakteristische und merkwürdige Weise von unserm neuesten deutschen Politiker, mit dem wir uns hier unterhalten; sie unterscheiden sich ebenso von dem größten Staatsweisen der mittlern Zeiten, von Machiavelli. Sie haben in ihrem Vaterlande zu ihrer Belehrung die Geschichte untergegangener Völker, Machiavelli in dem seinigen die von untergehenden, Dahlmann im seinen vortretend die Geschichte von aufgehenden oder mindestens noch vorschreitenden Völkern, und nicht leicht hat sich ein Staatslehrer in einer solchen Lage, wie dieser Letztere und überhaupt alle deutschen politischen Schriftsteller, befunden. Jene Griechen haben ihre heimischen Verfassungen und Staaten ruhig resignirend aufgegeben, der Italiener verzweifelt an den seinen, der Deutsche hofft von den deutschen. Plato, am Grabe der hellenischen Städte vom ersten Namen, zeugt in der Idee einen jungen, neuen Staat, mit gleichgültiger Unentschiedenheit, ob sich dieser geistige Staat je den Körper finden wird; Aristoteles sammelt Lebens- und Diätsregeln aus der Krankheitsgeschichte der hingestorbenen Staaten und hinterläßt sie den folgenden Geschlechtern; Beide haben auf die fernste Zukunft gleichsam gerathen: Plato in seiner Abtrennung des Menschen vom Bürger und der höhern Stellung des Erstern; Aristoteles in seinen Divinationen vom Königthum zu einer Zeit, wo noch wenige Erfahrungen so bestimmt eben auf die große Umwälzung nach dieser Staatsform hinwiesen. Machiavelli am Sterbelager seiner italienischen Nationalität und Unabhängigkeit braucht verzweifelte Curen, um die ersterbenden Lebensgeister vielleicht noch einmal zu erwecken, er braucht schneidende Instrumente, um die lebensgefährlichen Auswüchse zu entfernen, er hat kein anderes Mittel als Revolutionen; Dahlmann, an gelähmten Gliedern beschäftigt, für deren Herstellung die Lebenskräfte des Gesammtkörpers Hoffnung genug übrig lassen, empfiehlt allmälige und vorsichtige Behandlung, kann „keine Wagestücke" in seiner Heilmethode gestatten und zweifelt in keiner Weise, das Staatsleben von so augenblicklicher oder theilweiser Hemmung befreien zu können. Die Alten, von dem jungen Tode ihrer Städte ergriffen, nehmen leicht zur höchsten Aussicht in der Aufgabe der Staaten ihre Dauer; Machiavelli, erschüttert von dem schlaffen und erbarmungswürdigen Siechthum seines Nationalkörpers und eines jeden seiner Theile, und am meisten seines schwachen Hauptes, setzt Alles in die Wiedererlangung einer jungen Lebenskraft, einer durchgehenden Gesammt-Macht; für Dahlmann ist das „höchste Darstellbare im Staate der Fortschritt". Dies halte ich für die Seele der verschiedenen — wenn man's so nennen will — Systeme der genannten Staatslehrer und finde, daß Jeder in seiner Stellung gleich recht hat und nach seinem Gesichtspunkte ungefähr gleich consequent verfährt.

Wenn nun Dahlmann also auf einen Staatenkörper, der ihm nahe steht und auf dessen Fortleben er hofft, unmittelbar wirken wollte, so mußte er, wie Machiavelli, und noch mehr wie dieser, vor Allem praktischer Arzt sein und konnte die strenge Wissenschaft nur hinter sich haben und allenfalls zu Hülfe nehmen, wo ihn die lebendige Erfahrung verließ. Wenn er daher auch einsieht, daß alle „Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hindrängt", so nimmt er doch sogleich wieder durch sie seinen Durchgang „auf eine Gegenwart, auf seine Gegenwart, seinen Welttheil, sein Volk". Er beschränkt sich auf die Behandlung des Einen Kranken, der ihm wichtig und bedeutend genug ist, um darüber alle andern zu vergessen. Er ist der Erste, der es einsieht, daß ein deutscher Staatslehrer nur eine deutsche Politik schreiben kann; daß mit Allgemeinheiten und Gemeinplätzen, die für alle Fälle passen sollen und in der That für keinen passen, in Sachen des praktischen Lebens nichts geschafft sei; daß, „weil die Menschheit in jedem Zeitalter neue Zustände gebiert, sich kein Staat grundrichtig darstellen läßt, außer mit den Mitteln und unter den Bedingungen eines bestimmten Zeitalters, außer gebunden an die Verhältnisse einer unmittelbaren Gegenwart"; daß, wo man ja zu seinem Unterrichte für diese gegebenen Zeiten und Umstände die Erfahrungen der Vergangenheit und der Fremde benutzt, man auch in dieser Vergleichung des Alterthums am besten nicht „über das unmittelbare Bedürfniß der Aufgabe hinausgeht und nur anerkannt historische Verhältnisse hervorhebt". Dem guten Aristoteles schien es hirnlos, wenn sich die Spartaner um die Verfassung der Skythen kümmern wollten; allein unsere deutschen Politiker belehren uns aus Peru und Kamtschatka und zeigen Kunstgriffe für Hierarchien und Patriarchien; zu Hause elend berathen, beriethen wir alle Dinge der Welt und unsere Staatslehren voll verklauselter Vorsichtigkeiten sollten überall gerecht sein, während Niemand bei uns daheim unsere eigenen Zustände mit vaterländischem Sinne erwog; man rang „nach theoretischen Siegen auf dem großen Schlachtfelde praktischer Niederlagen".

Ein Mann, der sich so entschieden an Volk und Vaterland mit seiner Lehre schließt, könnte gar kein Systematiker und Wissenschaftler von so ausschließender Art sein, daß er die praktischen Foderungen an die Wissenschaft ablehnen könnte, und er bewährt durch jene Unentschiedenheit seinen bestimmten Beruf zur praktischen Politik. Er würde sich abkehren von der Staatslehre, die nichts mit dem vaterländischen Staate, von der Theologie, die nichts mit der Jugenderziehung, von der Theologie, die nichts mit der Kanzel zu thun haben wollte, sowie er sich gegen „das stolze Überheben über den Staat,

Digitized by Google

nd dessen Bedarf erklärt, das sich auf dem Boden des Wissenschaftlichen zeigt; gegen die Rechtsgelehrsamkeit, welche, sich selbst Zweck, viel zu gut sei für die Rechtsanwendung, gegen die Historie, die viel zu vornehm sei, m bis auf den heutigen Tag zu gehn, auf eine Gegenart, die für viel zu schlecht gelte, um verstanden zu werden". Es ist eine Beschränktheit, einer Wissenschaft im Flusse des Lebens einen Zweck in sich selbst zu geben. Keine Richtung des menschlichen Geistes, nicht Religion, icht Wissenschaft, nicht Kunst und nicht Staat, sollte ch je von dem Ganzen so abtrennen, denn nur da ist der echte Mensch, wo das Fachwerk getilgt ist und wo alle eistigen Kräfte auf die Gesammtbildung des ganzen Menchen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirenden Kräfte vor Allem bedeutend ist. So ist's mit em Leben der Völker, und wo sich in alten gesunden eiten je eine Wissenschaft für sich selbst constituirte, gehah's, nachdem das Volksleben erstorben war. Aber nst war die griechische Poesie, die den Selbstforderungen er höchsten Kunst entsprach wie keine andere, stets auf en praktischen Gebrauch bezogen; so ging ihre Philoophie von dem Leben und Menschenverkehre aus und rer Weltweisen Leben war ihnen wichtiger als ihr System. Wo eine Wissenschaft oder eine Kunst unverohlen von dem Geiste der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da ist sie ihrer Wirksamkeit cher und kann die höchsten Zwecke in sich vollkommeer befriedigen als in der Absonderung und Isolirung. Schiller hatte gewiß von der Poesie und ihrer Unabhängigkeit würdige Vorstellungen, allein je fester er sich sein unstideal gestaltete, desto enger schloß er sich an die nabweislichen Foderungen der nächsten Umgebung an nd opferte sogar lieber die Reinheit der griechischen Form s die Wirkung auf die Menschen der Zeit, sicherer, uf diesem Wege groß und unsterblich zu werden als uf jenem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marco Visconti, ein historischer Roman aus dem 14. Jahrhunderte. Von T. Grossi. Aus dem Italienischen durch O. von Czarnowsky. Zwei Theile. Aachen, Kohnen. 1835. Gr. 12. 3 Thlr.

Im ruhigsten Fluß der Rede ergießt sich diese musterhafte rzählung, wie ein breiter Strom zwischen lieblichen Ufern, er einen historischen Boden hin, der nicht reicher und anzieender gedacht werden kann, und den der erfindende Geist des Verf. it der reizendsten Staffage geschmückt hat. In der That, die talieiner haben binnen wenigen Jahren in der romantischen rzählung erstaunende Fortschritte gemacht, und diese kaum ein ecennium alte Literatur fängt an, jenseit der Alpen mit ihn Koryphäen in England, Deutschland und Frankreich um Palme des Sieges zu ringen. Nachdem die Hemmungen, elche anfangs die Sprache entgegensetzte, einmal besiegt sind, chdem das Idiom einmal für die Bedürfnisse der modernen rzählung gebrochen worden und die nöthige Kürze, die nöige Klarheit des Periodenbaus erlangt hat, zeigt sich bei den alienern, welchen Vorzug auch auf diesem Literaturgebiet eine ssische Bildung und die vertraute Bekanntschaft mit dem Althume, die Erziehung durch Dante, Tasso und Ariost, wie sie allen gebildeten Italienern gemeinsam ist, und wie viel ein natürlicher, angeborener Kunstsinn, der nicht minder ein Nationaleigenthum aller Italiener ist, welchen Vorzug, sagen wir, diese Eigenschaften auch auf diesem Gebiete mitzutheilen vermögen, jener unfertigen Halbbildung gegenüber, welche in Deutschland sich des historischen Romans bemeistert hat, um ihm eine ganz unkünstlerische Gestalt zu geben. Die ruhige Klarheit, die geschmackvolle Einfachheit, die sichere, der künstlerischen Gestaltung so günstige Beherrschung der Gefühle und Zügelung der Phantasie, welche Rosini und Grossi auszeichnen, gibt ihnen unendlich viel Mittel zum Siege über ihre deutschen und französischen Nebenbuhler und Waffen selbst gegen die Heroen Englands und Amerikas in die Hand, die ganz und gar nicht zu verachten sind. Dies ist die Wirkung, wir sind davon überzeugt, einer langen Beschäftigung mit dem Alterthume und einer innigen Vertrautheit einerseits mit der alten Kunst, deren Charakter Ruhe und Beherrschung sind, andererseits mit ihrer eignen Literatur, die stets diesen Charakter des Alterthums siegreich zu behaupten gestrebt hat. Entfernt nun diese Anlage die Italiener auch von den tiefsten Quellen der Poesie, wie wir nicht leugnen wollen, so sichert sie sie dagegen auch vor den Verirrungen einer fesselosen Phantasie und vor denjenigen Excentricitäten, die man unter uns einst für Elemente der Poesie, für Nothwendigkeiten gehalten hat, aber — dem Himmel sei Dank! — nicht mehr hält. Erziehung bildet eine zweite Natur in uns aus, und so verdankt auch Grossi der Erziehung durch das Alterthum wol jene köstliche Ruhe der Darstellung und des Styls, die wir als einen hervorstechenden Zug an diesem Werke der romantisch-historischen Muse rühmen mußten.

Niemand argwöhne hieraus auf einen Mangel an phantasievoller Erfindung; denn nicht diese, sondern nur das Phantastische wird durch diese Eigenschaft ausgeschlossen; das Phantastische, das überhaupt nirgend eine Stelle in der Kunst hat und grade hin als ein wilder Auswuchs, als ein Eindringling in ihr Gebiet erscheint. Das Leben schildern, die Gefühle erheben, Tugend und Wahrheit lehren, zur Weisheit und Mäßigung anmahnen, angenehm unterhalten, die Natur in ihren Werken malen — alles dies kann geschehen, ohne den Pinsel in jenen phantastischen Farbentopf zu tauchen, aus dem noch nie eine wahre Farbe hervorkam, der noch nie ein echtes Gemälde zu bilden vermochte. Gegen das Grelle, Grasse, Unziemende, Unschöne aber ist der Italiener immer empfindlicher geblieben, als die übrigen Völker es waren, aus keinem andern Grunde, als weil er bei größerer Sensibilität mehr wahren, echten Kunstsinn in seiner Natur vorfand, als irgend ein anderes modernes Volk, mindestens aber als Engländer und Franzosen ihn je besaßen.

Doch genug der allgemeinen Bemerkungen; betrachten wir nun das vorliegende Werk unter diesen Gesichtspunkten etwas näher. Nicht leicht sind wir irgendwo auf eine bessere Verschmelzung des Historischen mit dem Romanelement getroffen als hier. Der geschichtliche Stoff, einfach, großartig, bedeutend in sich, lehnt sich an das Erfundene hier und trägt es dort, ohne jemals jene grelle Sonderung sichtbar werden zu lassen, die das Grundgebrechen der deutschen Romantik bildet. Der Verf. greift nicht zum Geschichtsbuch, wenn ihm der Faden ausgeht; er ruht nicht als Abschreiber von den Mühen der Erfindung aus; er dichtet historisch und erzählt Geschichtliches dichterisch. Das ist das Kriterion des Berufs!

Mailändische Kämpfe sind der historische Grundstoff. Der junge, talentlose und schwache Azzo Visconti wird von seinen Oheimen, als Vicar Kaiser Ludwig's des Baiern, auf dem Herrscherstuhl von Mailand behauptet, der nach dem stärkern Recht der Volksgunst eigentlich Marco Visconti, dem tapfersten und edelsten Vorkämpfer Italiens gegen die Kaisermacht, gebührte. Die Schilderung Marco's ist vortrefflich; er ist Held und Mensch, groß und schwach zugleich, ein wahrhafter Charakter seiner Zeit und als Romanheld von seltener Positivität und

Digitized by Google

Kraft der Handlung. Er, sein Vetter Ritter Ottorino und dessen Schildknappe Lupo sind die eigentlich handelnden Personen des Romans, alle drei überaus gelungene Bilder. Es ist die Zeit des Interdicts. Die Greuel, welche der Bann Nikolaus V. auf Mailand häuft, treten ungesucht und so kurz skizzirt, wie Greuel es immer sein sollten, aus dem Bilde hervor. Die Verwirrung in Kirche und Staat ist mit einer Wahrheit geschildert, die uns diese Zeiten mit zu durchleben zwingt. Eine Episode aus diesen Schreckensscenen eröffnet den Roman auf solche Art, daß wir uns sogleich in medias res versetzt finden, und im natürlichsten, ungesuchtesten Verlauf reihen sich die Begebenheiten aneinander, alles Gewaltsame vermeidend, stets von echtem Schönheitssinne geleitet, bis ans Ende. Marco wirkt im Geheimen gegen den Kaiser, dem er eine Zeit lang laut huldigen muß. Er nimmt endlich Lucca ein und wird hier zum Signore erwählt. Schöne Darstellung, wie der Mensch das gewonnene Gut nicht achtet, um einem ersehnten, versagten nachzustreben! Auf dem Herrscherstuhle von Lucca verlangt Marco nach dem geringern von Mailand — warum? Um unter seinen Freunden und Angehörigen zu glänzen, hervorzuragen. Und dies ersehnte Gut entgeht ihm immer und immer. Zuletzt fällt der Held als Opfer Azzo's, seines Neffen, oder der guelfischen Partei, die ihn fürchtet, erdolcht und zum Schloßfenster hinausgestürzt, sodaß die Welt nicht weiß, ist er ein Opfer der Feindschaft oder seiner eignen unglücklichen Liebe zu Bice. Diese Liebe ist der romantische Hebel der Erzählung. Als Jüngling hat Marco Ermelinden geliebt, die durch eine anziehende Verkettung von Umständen des Grafen Oldrado bei Balzo Gattin und Mutter Beatrice's (Bice's) geworden ist. Bice liebt Ottorino, den Günstling Marco's. Dieser sieht sie, entbrennt in Liebe an ihrer Ähnlichkeit mit Ermelinden und an alten Erinnerungen. Aber edel, wie er ist, kämpft er gegen Entsagung. Bice wird Ottorino's Gattin; aber Lodrisio's Verrath entreißt sie Beiden und die Ärmste stirbt im Kerker, oder eben befreit aus diesem.

Dies ist der Inhalt des Romans. Die Kunst der Charakterzeichnung hat selten ein wahreres Bild hervorgebracht, als der Verf. in Oldrado del Balzo, Bice's Vater, hinstellt, der Prototyp aller Charakterschwäche, Unschlüssigkeit und besorgter Achselträgerei, dabei voll Gefühl eingebildeter Wichtigkeit und immer in Sorge, einer der kämpfenden Parteien einen Anstoß zu geben, selbst bei dem unbedeutendsten Schritt. Oldrado ist ein Meisterstück der Federzeichenkunst und stellt den Verf. in die erste Reihe der Charakterzeichner. Auch Marco, Ottorino, Lupo sind von trefflicher Haltung und namentlich ist die Scene, wo Lupo, seine Hinrichtung erwartend, seine letzten Verfügungen trifft, von unleugbarer Meisterschaft. Die hochromantischen Auftritte, Bice mit Marco auf dem Feste in Mailand, der Auftritt in der Kirche zu Monza, der Sturm von Limonta, Bice's Auffindung und Rettung aus dem scheußlichen Kerkergrabe, das Turnier zu Mailand, wo Ottorino seinem Beschützer Marco unerkannt unterliegt, der Seesturm und Schiffbruch in den ersten Capiteln, die verschiedenen, trefflichen Volksscenen in Limonta, Monza, Mailand, alle diese schönen und so verschiedenartigen Zeichnungen thun eine Meisterschaft kund, die wir in Deutschland für selten, in Italien dermalen noch für unerreicht halten. In vielen Beziehungen stellen wir den Verf. unbedenklich über seine Vorbilder Manzoni und Rosini; er ist edler als der Erste, kürzer und kräftiger als der Letzte, und nährt in sich mehr von der ewig schönen Form in Gestaltung und Darstellung als Beide. Die ihm ganz eigenthümliche Ruhe der Darstellung, einigermaßen den abendlichen Landschaften Claude Lorrain's vergleichbar, ist ein wahrhaft beneidenswerthes Besitzthum und steht grell der unruhigen Zerrissenheit der Franzosen Sue, Balzac und Janin, der prolixen Breite der Engländer und Amerikaner Banim, Cooper u. A. und der genialen Erfindung nachspringenden Hast der Deutschen Storch, Spindler und anderer Namen dieser Kategorie gegenüber. Auf Naturzeichnung und weibliche Charaktere dagegen versteht sich kein Italiener und also auch der Verf. nicht, ein doppelter Mangel, der den in italienische Verhältnisse Eingeweihten natürlich und erklärlich scheint. Die Natur ist zu schön in Italien, um zur Nachahmung durch die Kunst anzureizen oder Hoffnung des Erfolgs zu geben; auch die Griechen malten die Natur nicht und Italien hat keine großen Landschafter hervorgebracht. (?) Gefühl für Naturschönheit und Naturreiz ist überhaupt ein ausschließlicher Besitz des Nordländers und hängt, wie es scheint innig mit der Sehnsucht nach der schönen Natur, mit der Entbehrung ihrer beständigen Gegenwart zusammen. So wenigstens erklärt es sich, warum die Alten dieses Gefühls entbehrten und warum kein wahrhaft großer Landschaftmaler in einem schönen Lande geboren wurde. (?) Was die weibliche Charakteristik betrifft, so ist es ebenso erklärlich, warum diese in den italienischen Romanen fehlt, oder doch eine trostlose Monotonie bedeutet. Diese Monotonie ist wirklich in der Erscheinung der Frauen Italiens vorhanden. Es gibt nur einen weiblichen Charakter in Italien; die Verschiedenartigkeit in den weiblichen Charakteren, welche Deutschland z. B. darbietet, ist in Italien nicht anzutreffen oder zeigt sich wenigstens in der Gesellschaft nicht; diese bietet nur immer dieselbe Naivetät, dieselbe Heiterkeit, dieselbe frohe, unbesorgte Genußliebe ohne alle jene Schattirungen von Tiefsinn, Trotz, Reizbarkeit, Stolz, Tugendübermuth u. s. w., welche die Frauen Deutschlands und Englands zu einem Cabinet von Chamäleonen machen, in dem nicht ein Exemplar dem andern ganz ähnlich ist. Nur Deutsche und Engländer haben daher auch weibliche Charaktere voll Wahrheit und Individualität aufzustellen vermocht, und selbst der kräftigen Franzosen, wie V. Hugo einer ist, mißglückt diese schwere Aufgabe noch immer. E.

Notizen.

Silvestre in Paris bereitet die Herausgabe nachstehender merkwürdiger Werke der ältern französischen Literatur vor: „Le chanson de Roland", nach dem Manuscript der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford, zuerst von Francisque Michel; „Gaufridi de Monumeta Vita Merlini", herausgegeben von F. Michel und Thomas Wright; „Cy commence un miracle de nostre dame de Berthe, feme du roy Pepin, qui ly fu changee et puis la retrouva", „Le mystere de S. Crespin et S. Crespinien", beide nach den Manuscripten der königl. Bibliothek, von Michel; „Roman de Robert le diable", mit Holzschnitten; „Le Tracas de la Foire de Pré", wahrscheinlich nach der rouener Ausgabe von 1620; „Le Voyage du pays Sainct Patrix, auquel lieu on voit les peines de purgatoire, et aussi les joyes de Paradis", nach einer londoner Ausgabe mit Holzschnitten.

Die merkwürdigste Liste der in England im 12. Jahrhundert üblichen Trinkwörter gibt Wace in seinem „Roman de Rou", wo er das Zechgelag im englischen Lager in der Nacht, welche der Schlacht von Hastings vorherging, also beschreibt:

Tote nuit maugierent e burent,
Unkes la nuit el lit ne jurent,
Mult les véissies demener,
Treper et saillir et chanter;
Lublie crient, e weissel,
E Laticome, e drincheheil,
Drinc hindrewart e drintome,
Drinc helf, e drinctome.

Wenn man auf das Ende der Schlacht von Hastings blickt, so theilt sich diesem lauten Zechgelag der Sachsen ein düsterer, fast gespenstiger Zug mit. Denn die Helden alle, welche damals in Zelt ihr drinchelf und drintome schrien, speisten und tranken die nächste Nacht im Paradiese. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 113. — 22. April 1836.

Die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Von F. C. Dahlmann. Erster Band. Staatsverfassung, Volksbildung.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Dahlmann ist so weit entfernt von einer solchen Überhebung der Wissenschaft über das Leben, daß er mit Machiavelli übereingestimmt haben würde, wenn dieser die Ordner wirklicher Staaten über die Entwerfer von Staaten auf dem Papier, die Staatsmänner über die Staatslehrer setzt; er ist so entfernt von der Überschätzung einer einzigen bestimmten Richtung des Menschen, daß er nicht den Staat, „wiewol nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe steht als die Staatsordnung", über Alles Andere setzt, daß er den „seiner höhern Bestimmung getreuen Menschen dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Person, nur nicht das Opfer seiner höhern Bestimmung selber bringen heißt", daß er also den Bürger nicht jedem andern menschlichen Beruf überordnet; und hierin stimmt er mit Machiavelli nicht überein, gegen den er daher auch eine abhorrescirende Stellung einnimmt: mit Recht, da er ein Praktiker ist und da er, unter so ganz andern Verhältnissen lebend, die praktische Wahrheit der Machiavelli'schen Lehren für diesen Moment und diese jetzigen Verhältnisse bestreiten muß; mit Unrecht, wenn er ein blos historischer oder wissenschaftlicher Beurtheiler wäre, weil, sowie man sich in Machiavell's Zeiten und Lagen versetzt, die vor ihm liegende Geschichte mit unwidersprechlicher Klarheit seine Grundsätze und Wahrheiten, so traurig sie sind, vorschreibt und die nach ihm gekommene Geschichte seine Aussprüche als Wahrheiten, seine Vorschriften als die einzig möglichen anerkennt. Entfernt zwar von dem Schwindel unserer weltbürgerlichen Jugend, die uns nun die Verschmelzung der Nationen zu Universalmonarchien oder Republiken predigt, entfernt von dem lächerlichen Dünkel, unabhängig von einem vaterländischen Boden, der Welt und Menschheit unmittelbar leben zu wollen, ist doch darin Dahlmann ein echter Deutscher, daß er jene Staatsstände der alten Welt in ihrer Straffheit nicht anerkennt, daß er vielmehr über Alles hoch hält, wenn der Mensch das Reich, dessen geborener König er ist, die Beherrschung seiner eignen Seele, wohl verwaltet und ein Bild des guten Staates in seiner Familie zeigt, da ein solcher die öffentliche Sitte verbessert, welche die Trägerin aller freiheitlichen Einrichtungen ist und auch unter einer Despotie ein unverletzliches Gebiet der Freiheit bewahrt.

So sehr nun jeder Aufgeklärte diesen Grundsätzen huldigen wird, so sehr wäre es übrigens vielleicht an der Zeit, diese Aufklärung in Bezug auf die politischen Bestrebungen der Zeit unter uns ein wenig zu verleugnen. Denn sollte ich hier die obige Ansicht ein wenig von ihrer Kehrseite zeigen, so ist es unleugbar, daß sich die verschiedenen Richtungen der Menschen successiv in einer natürlichen Reihenfolge, und stets unter Vorwaltung einer Einzigen entwickeln und daß es zum jeweiligen Gedeihen jeder einzelnen, wie die Menschen einmal sind, das Beste ist, wenn sie eine Zeit lang überschätzt wird. Daß die Reformation, so viel an ihr war, das religiöse Leben über Alles setzte, dies hatte zwar den Nachtheil, daß wir um die großen gemeinschaftlichen Segnungen, die sie in Staat und Leben nicht minder als in der Kirche hervorzurufen versprach, vorerst betrogen wurden, allein für die Festsetzung echt religiösen Sinnes war es doch von ungemeinen Folgen; daß die deutsche Wissenschaft sich selbst über Alles hielt, hat uns zwar um eine fruchtbare Religions- und Erziehungs-, Staats- und Rechtslehre gebracht, allein für die Festsetzung echt wissenschaftlichen Geistes war diese Wendung wol unvermeidlich; daß die poetische Kunst Göthe's sich über dem Jahrhundert fühlte, hat zwar hervorgebracht, daß sich nachher die romantische Kunst von der Gemeinschaft mit der Wirklichkeit ganz lossagte, allein den echten Kunstsinn haben wir doch dieser Strebsamkeit und Überhebung zu danken. Nach den Jahrhunderten unserer religiösen, scientifischen und artistischen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergessend jämmerlich versinken ließen, bleibt uns fast nichts übrig als die politische Richtung; wenigstens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu diesen materiellen Interessen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten nach dem Rechten und Nützlichen. Daß diese materiellen Interessen an die Tagsordnung gekommen seien, schreit die ganze Masse; daß die politische Richtung, daß „der Staat zu dem Deutschen gekommen sei und durch eine schwere Leidenszeit Genugthuung von ihm genommen habe für die lange Vernachlässigung; und daß diese Richtung nicht wieder untergehen werde", er-

Digitized by Google

kennt unter den Häuptern auch Dahlmann an; denn auch ihn beschäftigt mit Nachdenken jene „überraschende Gleichzeitigkeit im Baueifer für veränderte Verfassungen, welche die Regierungen und die Regierten ergriffen hat, da die Kräfte und Formen, welche wie Klammern den Staat des Mittelalters zusammenhielten, gleichzeitig nachlassen". Was würde es nun schaden, wenn der Staatsmann, der uns das deutsche Staatsleben aus Schlaf und Apathie erwecken wollte, uns die Vorzüge des politischen, des thätlichen und praktischen Lebens ins Licht setzte, ja als die höchsten priese? wenn er den Staat und die Wirksamkeit im Staate, diese uneigennützige Thätigkeit im Ganzen, über Alles setzte, und dadurch, falls es ihm gelänge uns zu überreden, uns den dunkeln Dünkel über unser sogenanntes geistiges Leben verleidete, unsere Geister ermuthigte nach diesem Berufe zu greifen, und unsere Energien anspornte, für diese Wirksamkeit thätig zu sein? Denn wo könnte auch eine solche stachelnde Ansicht nützlicher sein, wo wäre sie nöthiger als in diesem Zweige für dieses unser Vaterland? So lange nicht die größten Köpfe der Nation es würdig und lockend finden, sich auf diesem Felde zu versuchen, sich ins praktische Staatsleben zu werfen, so lange harren wir vergebens auf ein deutsches Staatsleben. Wo aber wären unsere Staatsmänner, die sich mit den ersten unter unsern Gelehrten oder Dichtern auf Eine Stufe stellen dürften? Und ist es nicht eine gewöhnliche Sitte, daß man die versprechenden Talente unter der Jugend dem Katheder und der Schule bestimmt, die im Staate und für das praktische Leben sind, was die Klöster in der Kirche und im religiösen Leben? Und bestimmen sich nicht Die, welche sich unter unserer Jugend als Genies dünken, selbst zu Allem, nur eben niemals zur ruhigen und sichern Thätigkeit im Staate? Haben nicht unsere großen Dichter einen Vaterlandssinn wie den römischen tief unter aller Detestation gesehen? Und haben nicht unsere großen Historiker mitleidig auf die thätliche Größe eines Alexander neben der gelehrten seines Lehrers geblickt und nur diese eine ewige, jene eine vergangene genannt, da doch auch sie zwar nicht Schwarz auf Weiß der Ewigkeit überliefert, aber in unvergeßlichen Denkmalen und Folgen eines ungeheuern Eingriffs in die Menschheitsgeschichte ewig geblieben ist und bleiben wird, so lange die Welt dauert, und des Aristoteles Schriften immerhin! Unser Verfasser selbst auch kennt diese Seite unserer Zeit sehr genau.

Die Kluft — sagt er — zwischen Wissen und Können, Kraft des Verstandes und Kraft des Charakters ist ungeheuer groß gewarden. Die am meisten von Tapferkeit lesen und lehren, sind sie tapfer? bringen sie wirklich dem Vaterlande Opfer? Ist nicht die Mehrzahl der Wissenden mit ihrem Wissen mehr äußerlich behängt als davon durchdrungen, gehemmt dadurch in ihrer Bewegung, statt daß der Widerschein der edelsten Beschäftigungen sich in jeder That des wahrhaft Wissenden abspiegeln sollte? Wo ist Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, das den gelungenen Menschen bezeichnet?

Zwar nicht so gradehin auf dem kalten Wege der Lehre, noch auf dem heißen der jugendlichen Begeisterung sucht Dahlmann Interesse am Staate, Lust am politischen Leben, Freude am Vaterland, Hoffnung auf die bürgerliche Zukunft zu begründen, aber er thut es mit dem warmen und steten Feuer der Besonnenheit und des Gemüths, mit dem er an Familie und Nation hängt, mit dem er die tiefsinnige Trefflichkeit unserer heimischen Stammverfassung uns auseinanderlegt. Das ist in seinem Buche das Schöne, vielleicht nicht für den Gelehrten, aber desto mehr für den Menschen, daß er mit Demonstrationen weniger als mit Consequenz, nicht mit moralischen Sentiments, sondern mit Charakter, früher auf das Herz als auf den Verstand, auf den echten Patriotismus als auf die politische Erkenntniß, auf den Gemeinsinn als für die Staatsweisheit wirkt. Sein ganzes Buch ist nur eine einzige Lobrede auf diese neuere deutsche Verfassungsform; es übt eine Kraft, die mit der politischen Gegenwart versöhnt; man fühlt (mehr, als man es unter den vielen Gebrechen im Wirklichen gleich einsieht), wie gegründet der Preis dieser Verfassung sei, welcher Tiefsinn diese neuen Verhältnisse, welche Fülle von Erfahrungen in wie vielen Jahrhunderten sie gebildet haben, wie naturgemäß sie sind, welche Garantien sie in sich für die Dauer und das Wohl der Staaten bieten. Es gilt dem Verfasser nicht, in gleichmäßiger Ausführlichkeit auf jeder Form, jeder Vorschrift, jedem Verhältnisse zu verweilen, um trocken zu belehren, sondern er geht darauf aus, vor Allem Geist und Sinn der gegebenen Verfassung erkennen zu lassen, und was sein Werk mit einzelnen Sätzen und Ansichten, Lehren und Ideen nützen wird, wird nichts sein gegen Das, was es durch Versöhnung und Beruhigung, durch Erweckung des Vertrauen und einer politischen Denkart thut, die sich im Ganzen des Staatswesens mit Zufriedenheit fühlt und auch unter hemmenden Umständen keine Bemühung für verloren hält, die aus Ernst und gutem Willen [illegible] Einsichten, Kenntnisse fehlen uns nicht; das weiß der Verfasser sehr gut, der darum manches Problem hat liegen lassen, das um der Vollständigkeit willen ein Anderer breit beredet hätte; aber der Abschluß unserer Kenntnisse, das Vertrauen auf unsere Einsichten, der Muth, sie lebendig wirken zu lassen, die Überzeugung fehlt uns fast allgemein; aber diese spricht aus jeder Zeile dieses Mannes, dem man ansieht, daß er seine Weisheit nicht [illegible] in libris et literis, sondern auch in curia et foro [illegible] melt hat. Alles ist bei ihm Eine Grundansicht und Gesinnung; er ist nicht ein Eklektiker, wie fast alle unsere Staatslehrer, der vage Principien zusammenliest und an einem Orte billigt, was er nach dem andern hätte tadeln sollen; an seinen Sätzen läßt sich wenig nichts mäkeln, man muß seinen Standpunkt theilen oder verwerfen und mit ihm Alles; er ist ein Staatsmann, der Uniform schafft, kein Staatswissenschaftler, der streut sammelt und nebeneinanderstellt. Die Klarheit voll Bestimmtheit der Foderungen scheidet ihn von den politischen Handbüchern mancher liberal Verschrienen; die Entfernung von allem Barocken, Neuerungssüchtigen und Extravaganten von den Träumen unserer jungen Welt; die

Digitized by Google

deutsche Gemüthlichkeit und der Familiensinn von dem „heimatlosen, familienlosen, revolutionnairen Sinne, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht", und sie verbündet ihn der Vaterlandsliebe, „die ihre Wurzeln in den Örtlichkeiten schlägt, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten".

Durch diese menschliche und nicht blos wissenschaftliche, gelehrte Totalität, mit der unser Staatslehrer zu wirken strebt, sieht er sich von selbst veranlaßt, unzähligen gelehrten Aufgaben den Rücken zu kehren, und er gewann uns, daß wir es gestehen, auch hiermit nicht am geringsten. Er verschont uns Gott Lob! mit Citaten und Gelehrsamkeit; er vertraut seinem eignen Wissen und seiner Einsicht, und hält sich nicht für verpflichtet, seine Gewissenhaftigkeit zu beeidigen und zu bezeugen, seine gelehrte Waare marktschreierisch zu preisen, daß sie aus dieser und jener vortrefflichen Quelle genommen sei, diesen und jenen vornehmen Käufer gefunden, sondern er verkauft à prix fixe und läßt laufen, wem das nicht recht ist. Die Theoretiker werden kommen und zanken, daß er nichts über Entstehung der Staaten und Colonien geredet, keinen Zweck des Staates deutlich angegeben, nichts von der vollkommenen Verfassung gesagt, daß er von den Urrechten der Menschheit nichts abgehandelt habe. Man wird ihn nach den verschiedenen Urverfassungsformen fragen und sich wundern, daß er die drei so kurz abgefertigt, daß er die Ausartungen mit ihnen verschmolzen habe; man wird streiten, daß er unrichtig die Dreiheit der Staatsgewalten, die Andere geviert haben, auf zwei reducirt. Die Universalpolitiker werden zürnen, daß er die Juden in einem Paragraphen, die Weiber in einer Parenthese abgethan, und daß er die Frage der Weltrepublik nicht erühre. Man wird fragen, wo denn die Ochlokratien und Timokratien geblieben seien? Krug wird seine dynamischen und mathematischen Vertretungssysteme, Pölitz das Capitel von der Prinzenerziehung, Zachariä vielfache Distinctionen und den einherrschaftlichen Freistaat vermissen; und wenn der Verfasser so fortfährt, fürchtet er's nicht im zweiten Theile mit allen Kameralisten und Staatsrechtslehrern zu verderben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Schürzenräthsel von Wilhelm Bruckbräu. Stuttgart, Brodhag. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wiewol eben kein Adonis an Spröddigkeit, schreckte uns doch der mehr als seltsame Titel dieses Buches lange zurück; denn wir haben einen angeborenen Haß für Alles, was, wie die Franzosen sagen, sich affichirt, und die Gemeinheit, die sich fichirt, kann darunter wol nicht das Liebenswürdigste sein. Desto mehr waren wir überrascht, Das, was wir fürchteten, in der größten Zahl der kleinen Aufsätze und Erzählungen, welche uns dies Werk bietet, wenigstens nicht offenbar zu finden, obgleich der Ton, in welchem sie gehalten, vermöge einer innern Nothwendigkeit, von der sich der Autor nicht losmachen zu können scheint, oft an das Clauren'sche streift. Namentlich zeigt sich der Schluß des Werkes dieser innern Nothwendigkeit immer mehr zu, und die Reihe von Aufsätzen, welche mit dem Sinnt, den der Verf. „Damenköder" überschrieben, hätte er seiner Ehre füglich weglassen können; um so mehr als das Beste darin aus Balzac's „Physiologie du mariage" entlehnt, ja, so viel wir uns erinnern, übersetzt ist; das einzige Werk Balzac's, von welchem wir urtheilen, daß der französische Dichter, sowol seinem ethischen als poetischen und philosophischen Werthe nach, besser gethan hätte, es ungeschrieben zu lassen, und mit welchem wir nicht vermuthet hätten, daß die deutsche Literatur sich vorzugsweise schmücken würde.

Wenn wir mit einem Worte aussprechen sollen, was dieser Gattung deutscher Dichter fehlt, um größere Dichter zu sein, als sie sind, so müssen wir sagen: sittliches Gefühl. Nicht daß wir uns damit zu der Meinung jener Pedanten bekennen wollten, welche Poesie und Moral für eins und dasselbe halten, und die Poesie gleich wie bissige Hunde anfallen, sobald sie mit jener hausbackenen Philisterei, welche sie Moral nennen, nicht identisch auftritt; aber allerdings müssen wir bekennen, daß es unserer Meinung nach einen Punkt gibt, wo beider Strahlen sich in einem Focus vereinen; nur liegt dieser Punkt viel höher hinaus, als jene Pedanten annehmen. Uns scheint er in Folgendem zu bestehen:

Sobald wir dem Leben und seiner Erscheinung die Ethik nehmen, bleibt nichts als der materielle Werth übrig, und wir sehen nur noch das schreckliche, ewig wiederkäuende, verschlingende und wiedererzeugende Ungeheuer, vor dem schon Werther zurückbebte; alle zu erreichende Befriedigung reducirt sich dann auf eine rein sinnliche, die uns am Ende so auf die Gegenwart und ihre Empfindung beschränkt, wie es das Thier ist, und Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und Hoffnung aus dem menschlichen Leben verbannen würde. Was aber ist Poesie anders, als Leben in höchster Potenz? Darum kann sie nie, will sie nicht gegen ihr eigen Fleisch wüthen, Das, was allein das Leben auf das Höchste zu potenziren vermag, ganz verleugnen. Daher verflacht sich, sobald das moralische Gefühl aus der Brust des Dichters verbannt ist, natürlicherweise auch seine Poesie; er empfindet das Leben nicht mehr in seiner höchsten Potenzirung und kann es nicht mehr in dieser wiedergeben.

Dieser Empfindung und ihrer Überzeugung begegnen wir auf jeder Zeile des Werks des Hrn. Bruckbräu, und darum sind auch die Charaktere, die er zeichnet, flach, nichtig, gehaltlos; selbst Diejenigen, welche er als Tugendhelden darstellt, handeln mitunter höchst leichtfertig, und indem auf diese Weise die Kraft, die Individualität der Charakterzeichnung fehlt, ist es auch unmöglich, daß das Ereigniß seiner Erfindungen sich jemals so mit dem Charakter der Personen vermähle, daß ein Kunstwerk daraus entstehen könnte. Denn wenn ein Geschick in einem tragisch angelegten Stoffe sich auf keine Weise mit dem Charakter verbindet, aus ihm entwickelt, so ist damit der Begriff des Tragischen aufgehoben und das Kunstwerk, der Verf. beliebe es nun Novelle oder Roman oder Erzählung oder Fragment oder sonst wie zu nennen, ist eben kein Kunstwerk, sondern ein zufälliges, ein rein Äußerliches, ohne innere Nothwendigkeit. Nur in einer der Erzählungen des Verf. begegnen wir dieser innern Nothwendigkeit, und da hat sie ihm das wirkliche Ereigniß des Lebens gegeben, nicht seine Erfindungskraft: in der Geschichte des Andrea oder des Marschalls Masséna, welche vermuthlich aus französischen Memoiren entlehnt ist, wo entweder wirklich Masséna oder sonst einer der Napoleon'schen Helden, Stoff und Idee dazu gegeben haben mag.

Es würde den uns gewährten Raum überschreiten, die Anatomie all dieser Aufsätze und Erzählungen zu liefern; in einigen spukt Hoffmann's Geist, eine Äußerung, die wir unsere Leser bitten, nicht als ein Lob hinzunehmen. Eine Nachahmung Dessen, was an sich zwar originell und auffallend, in künstlerischer Hinsicht aber vielleicht unverantwortlich ist, und was nur durch seine Neuheit befriedigen, nur durch sie den allgemeinen Beifall erlangen konnte, kann nur auf Abwege führen. In andern dieser Aufsätze hat sich's der Verf. sehr leicht gemacht und die Fabel der Erzählung so locker geknüpft, daß der Zusammenhang nicht deutlich zu ersehen ist, wie z. B. in der „Alten Schachtel" und einigen andern; wieder in einigen ist die Schürzung des Knotens durch Gleichheit der Namen

Digitized by Google

verschiedener Personen bewerkstelligt, was bei der Häufigkeit der Müller, Krause, Schneider, Schmidt ꝛc. sich mehr als einmal in Deutschland zutragen mochte; deshalb ist es aber dem Dichter nicht erlaubt, dieses Motiv gleich zweimal hintereinander zu benutzen und sich auf diese Weise seinen eignen Einfall zu stehlen, wie hier in der sogenannten Novelle „Rebena" und in der darauf folgenden „Perlblauen Liebeserklärung" geschieht. „Hungertortur" ist ganz abgeschmackt, und Niemand wird errathen können, was er davon halten soll, vorzüglich da „ausgestanden und erzählt" darunter steht. Selbst ein einfacher Schwank will doch eine Art Sinn, wenn auch einen grotesken, in Anspruch nehmen. Am besten finden wir: „Die Dame und ihr Pächter, Nachtstück aus dem Jahre 1831", „Schein täuscht, ein Criminalfall" und „Der Mädchenstecher", ohne darum die ganze Erfindung und Behandlung dieser Erzählungen rechtfertigen zu wollen; überall fehlt es hier an der Charakterschilderung, an jenen tiefen psychologischen Blicken, welche das Unwahrscheinliche, Wunderbare und Auffallende dieser Erfindungen nicht nur wahrscheinlich, sondern wahr machen würden; aber wenigstens liegen hier doch Stoffe, die ein größerer Dichtergeist zu etwas Großem verarbeiten könnte, es sei nun, daß seine eigne Phantasie oder Erlebtes Hrn. B. die Erfindung eingegeben habe. In der Erzählung: „Die Dame und ihr Pächter", ist der Anfang, die Darstellung des Beginnens der Meuterei auf der Brücke, ganz vortrefflich, und wir bedauern, daß der Stoff nachher so sehr in das Flache hineingezogen wird. Wie gemein ist die Schilderung des fürstlichen Wüstlings, den der Verf. zu seinem Kammerdiener sagen läßt: „Der feilen Waare bin ich bis zum Ekel satt, ich will jetzt eine lilienreine Unschuld, eine makellose Tugend in den von der heuchlerischen Welt sogenannten Schlamm des Lasters tauchen, damit es sich zeige, wer mächtiger sei, seine Getreuen zu beschützen, der Himmel oder die Hölle." So spricht kein Mensch, selbst nicht zu seinem unwürdigen Kammerdiener, weil er so nicht zu sich selbst reden würde; oder, wenn Einer so spräche, so wäre er kein Mensch, sondern ein Unding, welches kein Gegenstand für die Kunst sein kann, die sich immer das Menschliche zum Ziele setzen soll, weil sie ein Anderes auf Erden nicht kennen und begreifen kann; denn auch die Inspiration hat ihre Grenzen. Wie oft soll man den Leuten, die sich zu Kunstjüngern, vielleicht Meistern zählen, wiederholen (es hat es ihnen schon der alte Lessing gesagt!): wenn Ihr ergreifen wollt, so malt nicht schwarz oder weiß, malt uns Übergänge. „En mariage comme en littérature", sagt Balzac, „l'art est tout entier dans la grâce des transitions." Es gibt im Lebendigen kein ganz Schwarzes oder ganz Weißes; das Absolute ist kein Lebendiges, es ist ein Todtes. Wie viel poetischer und psychologischer wäre die Erzählung geworden, wenn wir den Fürsten bei dem Tode des treuen, uneigennützigen und dadurch ganz armen Dieners von Rührung ergriffen gesehen, wenn wir gesehen hätten, wie er dem Scheidenden in redlicher Meinung verspricht, für die verlassene Tochter zu sorgen, wenn wir gefühlt hätten, wie eine stille Neigung zu dem schönen Kinde, ihm unbewußt, schon hier mitsprach; dann hätten wir auch den sterbenden Vater begriffen, der uns jetzt wie ein Pinsel erscheinen muß, der seinen Diamant den schlimmsten Händen vertraut. Später hätten wir in der Brust des Fürsten die erwachende Leidenschaft zu dem schönen Mädchen gesehen, den Kampf mit dem Stolz des Standes, den Vorurtheilen der Geburt, den Kampf der bessern Gefühle mit üppigen Gewohnheiten, sophistischen Grundsätzen, der sich am Ende, als er ihr heimliches Verständniß mit Alberto erfährt, in Bitterkeit über den Undank des Pfleglings, in Zorn und Verzweiflung, bis zu dem Wahnsinne steigert, der Gewalt brauchen will. Der Sprung vom Balcone, der diese Scene endigt, durfte auch nicht schon im Anfange der Geschichte erzählt und so die ganze Lösung im Voraus gegeben werden. Aber von Allem diesen ist hier nichts zu finden. In der Seele des Fürsten bringt das Leben nicht die mindeste Veränderung hervor, wie viel Gelegenheit hier auch zu den erschütterndsten Peripetien gewesen wäre; er bleibt gleich schlecht, von Anfang bis zu Ende. Das junge Mädchen, welches uns als ein Tugendspiegel dargestellt wird, schließt das Liebesverständniß mit dem englischen Ritter sehr leichtsinnig hinter dem Rücken ihres fürstlichen und väterlichen Wohlthäters ein, dessen üble Absichten ihr bis dahin noch nichts verrathen hatte, dem sie Alles verdankte; und doch könnte auch ihr Charakter hier nicht nur durch die Gewalt der Leidenschaft, sondern auch durch eine Ahnung der verrätherischen Absichten ihres Wohlthäters gerettet und gerechtfertigt werden. Die Rolle, welche der Verf. den englischen Gesandten spielen läßt, ist eine für einen Gesandten, er sei nun ein englischer oder ein anderer, ganz unzulässige, wie denn überhaupt die Verhältnisse der großen Welt sehr willkürlich genommen sind. Kurz, der Verf. behandelt seine eigne Erfindung wie ein Instrument, welches er nicht zu handhaben versteht.

Ebenso bedürfte der Criminalfall: „Schein täuscht", der größten psychologischen Entwickelung, um „wahr" zu sein. Erfindungen dieser Art lassen sich nicht leicht hinerzählen, denn das Detail wird erst ihr Schöpfer, ihr Rechtfertiger, welcher die Bedingungen ihres Daseins ausspricht und festhält. In andern Händen könnte etwas Großes aus dieser Erzählung werden. Die ungeheure That des jungen Grafen, für die er ganz anders büßen müßte, wird hier behandelt wie eine leichte Verirrung, und schon auf Moses' uralten Tafeln stand das Gebot: „Du sollst nicht falsch Zeugniß geben", als einer der Grundzüge der Gesetzgebungen der Völker! Karl müßte wenigstens, lange ehe er die bettelnde Cäcilie fand, die mißhandelte Geliebte gesucht haben, um wieder gut zu machen, wenn sie ihm vergeben können sollen.

Alles Gesagten ungeachtet, war es uns in der Wüste unserer modernen Literatur schon erfreulich, Motive zu finden, wenn wir sie auch verkehrt behandelt sehen mußten. Die Form der des Verf. ist eine ausgeschriebene, nur wünschten wir seinem Style mehr Würde; freilich gibt man sich diese nicht, wie wir das bereits oben bemerkt; sehr förderlich aber würde dazu schon sein, wenn uns der Verf. die häufigen faden Wortspiele ersparen wollte, in denen wir meistens nicht einmal den Schatten eines Witzes entdecken konnten. So spielen Kinder mit dem bloßen Schall der Worte, ohne weitere Bedeutung zu erzielen, weil es eben nur der Schall ist, der ihrem Ohr auffällt. Wir führen hiervon nur folgendes Beispiel an, welches nicht das einzige ist, das an gänzlicher Bedeutungslosigkeit leidet:

„Ich schlürfte also nach dem Dessert eine Tasse Kaffee, hellodernd (?) in bläulicher Flamme vom brennenden Rum, der sich vom gewöhnlichen Ruhme durch den praktischen Umzug unterscheidet, daß man ihn bequem in Flaschen abziehen kann, behaglich hinunter" ꝛc.

Notiz.

Ein kürzlich in Neapel erschienenes Werk: „La antichità di Pesto e le più belle ruine di Pompei, descritte, misurate e disegnate da *Francesco de Cesare*", ist für den Kunstfreund und Alterthumsfreund in gleichem Grade interessant und macht die Schriften von Mazois, Clarac, Millin, Gell u. s. w. über Pompeji entbehrlich. Auf 10 Kupfertafeln sind die Alterthümer Pästums: die Tempel Neptun's und der Ceres, die Basilika und andere bedeutende architektonische Überreste genau abgebildet und in dem beigegebenen Text sorgfältig beschrieben. Auf gleiche Weise ist mit dem aus 2000jährigem Schlafe wiedererweckten Pompeji verfahren, dem 44 Kupfertafeln gewidmet sind, welche Abbildungen der Bäder, des kleinen Theaters, des Amphitheaters, der verschiedenen Tempel, des Forums, der Propyläen, sowie der unter den Namen des Diomedes, des Sallust, des Pansa, des Fauns, der Ariadne u. s. w. bekannten Häuser geben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 114. — 23. April 1836.

Die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Von F. C. Dahlmann. Erster Band. Staatsverfassung, Volksbildung.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Überhaupt ist der Verfasser kein Mann, der die Meinung theilen könnte, als ließe sich jedes Staatsverhältniß objectiv bestimmen und mit Verstandesgründen belegen; er will nicht Alles machen und verordnen, sondern er überläßt auch etwas der Gelegenheit und den Umständen zu thun; er scheut sich nicht einen guten Bestand als Autorität statt eines guten Grundes zu citiren, und weist z. B. lieber auf den guten Sinn der Engländer in Bezug auf die Frage der Ministeranklagen, als auf die Versuche in Frankreich, die Gegenstände der Anklage festzusetzen. Es gibt daher keinen grellern Gegensatz als Dahlmann, wenn er sein Band der Moralität zwischen Regierung und Volk schlingt, etwa Murhard gegenüber zu stehen, der jeden Misbrauch der Staatsgewalt und daher jede Empörung des Volks unmöglich machen will durch Staatsordnungen! Es gibt keine bestimmtern Unterscheidungszeichen, als wenn man betrachtet, wie unsre renommirtesten Staatslehrer an unsern heutigen Verfassungen stets das Künstliche bewundern, wo Dahlmann ihr Naturgemäßes hervorhebt, wie sie den Staat stets als ein mechanisches Kunstwerk denken, für dessen Handhabung nichts wünschenswerther sei, als die Kunstgriffe und Kniffe geschickter Staatsmänner zu kennen, die politische Schlauheit etwa eines römischen Hofes zu durchschauen, die Verwaltungsorganisation etwa eines Napoleon, die das Leben nach einer einzigen Form zuschnitt, einzuführen, während Dahlmann den Staat stets als homogen mit dem Volke, als ein lebendiges Ganze, denkt, das seine Bahn instinctmäßig durchläuft, anderswo anders, und dem man nur das Gesetz entnimmt, die Nothwendigkeit ablauscht, das lange Bewährte und Unbewährte absteht. Es gibt keinen grimmtern Widerspruch, als, über die Frage von der Verschmelzung der Völkerschaften unter östreichischer Herrschaft mittels der deutschen Sprache, Zacharia zu hören, wie Joseph's Versuch hierzu für werth der Wiederholung hielt, und Dahlmann, der diesen Versuch nicht wiederholt wissen will. Denn überall preist dieser die neuen Verfassungen und das Königthum nur unter der Voraussetzung, daß der Herrscher („Staatskönig") der natürlich angestammte Fürst seines Volkes, eines einheitlichen, stammmäßigen Volkes sei, daß die Erbmonarchie „eine natürliche Wurzel in dem Verhältnisse dieses Fürstenhauses zu diesem Volke habe, weil sie sich keineswegs auf eingetauschte Seelen und geraubte Kronen überträgt"; und er zeigt warnend auf das neue Beispiel Belgiens, wie „sich Naturverhältnisse nicht spotten lassen", und blickt schaudernd mehrfach auf die tragischen Katastrophen des zerfleischten Polens. Das Verhältniß, das er zwischen Regierung und Volk sieht, ist nicht ein strengrechtlich fixirtes, nicht ein einseitiges Zwangsverhältniß, sondern das moralische Band der Ehe, die gegründet ist auf Wahlverwandtschaft, auf Billigkeit und Nachsicht, deren Scheidung undenkbar, zu deren Eintracht kein Mittler nothwendig ist, deren Hausrechte und Pflichten nach den natürlichsten Regeln geordnet und geschieden sind.

Indem der Verfasser, auf den Grund dieser Voraussetzung ursprünglicher Gemeinschaft von Volk und König und der Naturgemäßheit in allen ihren Verhältnissen und Berührungen, das fast idyllische Gemälde unserer Verfassungen, voll gemüthlicher Eindrücke, aufzieht, zeigt er uns eben damit den dunklern Hintergrund, der in unserm Vaterlande die Ausführbarkeit dieser Verfassung beengt und begrenzt. Ländermassen liegen gedrängt in und an den deutschen Staatenbund, welche der Gleichartigkeit der Völker entbehren, welche der Gleichartigkeit der Verfassungen entbehren müssen: „Östreich, welches keine allgemeine Reichsstände mit gesetzgebender Gewalt haben kann, Preußen, welche diese haben kann, aber nicht hat, und das, wenn man will, constitutionnelle Deutschland, dessen Einwohner Verfassungsrechte besitzen". Die einzelnen Glieder, welche kein Dasein außerhalb des Bundes haben, haben keine selbständige auswärtige Politik; der Bund schreibt ihnen ein Contingent und die dazu nöthigen Steuern vor, „er beschränkt die ständische Steuerbewilligung in einem der wichtigsten Punkte, das will sagen, er beschränkt die Ausführbarkeit der guten Verfassung". Der Bund, um seiner eignen Existenz willen, bedarf eines Oberaufsichtsrechts zur Erhaltung der innern Sicherheit wie der äußern; dies aber bedroht die Verfassungsrechte der einzelnen Staaten nothwendig, „denn die Erfahrung aller Zeiten hat hinlänglich gelehrt, daß

Digitized by Google

es nichts im Gemeinwesen gibt, was sich nicht unter dem Begriffe der Sicherheitssorge befassen läßt". An dieser gefährlichen Stelle nimmt daher auch Dahlmann einen Ton der Entschiedenheit an, den er sonst nur mehr über die verkehrten Verhältnisse auswärtiger Völker, oder in den Verhältnissen des deutschen Vaterlandes braucht, wo er einen erworbenen und in seinem Werthe anerkannten Besitz zu vertheidigen und in dieser Vertheidigung einen herrschenden Geist im Volke zum Mitkämpfer hat, wie z. B. in der Sache des freien Unterrichts u. dergl.

Die einzige lebendige Grenze — sagt er — gewährt hier der Inhalt der deutschen Verfassungsurkunden, welcher durch das Gewissen der sie verbürgenden Fürsten gewahrt wird, und dessen Verletzung das Recht gegen jeden Minister, welcher sie aufopfern würde, begründete. Da vermöge des Bundesrechts organische, d. i. bleibende Einrichtungen nicht durch Überstimmung, sondern allein durch Einstimmigkeit, das will sagen, auf dem Wege des Vortrags zu Stande kommen können, und keine einzige deutsche Landesverfassung einem Provisorium unterworfen ist, so ist auch in den Bundesordnungen nichts enthalten, was der Gewissenhaftigkeit und dem Pflichtgefühle Gewalt thäte. Hier aber steht auch der unüberschreitbare Grenzwall zwischen Bundesgewalt und Bundesstaat; die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wiederabgeändert werden. Denn käme es je dahin (errorem hostibus illum!), daß die Stimme Derer obsiegte, welche von Bundeswegen verbündigt wünschen, keine Verantwortlichkeit hindere den Minister seine Zustimmung zu einem Bundesbeschlusse zu geben, welcher mit seiner verbürgten Landesverfassung im Widerspruche steht, würde die den Feinden des öffentlichen Rechts gefällige, Religion und Vernunft gleichmäßig verwirrende Lehre offen aufgestellt, das Gewissen des Fürsten allein habe über das Dasein der Verfassungsrechte zu entscheiden und der Unterthan müsse sich auf alle Fälle beruhigen, so wäre damit ein Grundsatz aufgestellt, altem und neuem deutschen Rechte gleichmäßig widerstreitend, die wohlthätige Einheit des Staats, welche der Mitregierung der Stände ein Ende gemacht und den zusammenhängenden Staatshaushalt begründet hat, erschiene dann als ein Leiter blos zur Willkürherrschaft, und wer die Geschichte zu deuten weiß, sähe im Geiste das deutsche Volk durch dies gleisnerisch angepriesene Mittel gegen Revolutionen einer Umwälzung, die den Welttheil erschüttern würde, entgegengeführt.

An verschiedenen Stellen des Werkes ist ferner an die unglücklichen geschichtlichen Erinnerungen Deutschlands gewiesen, welche die innere politische Lage so mislich machen. Es wäre auch thöricht sich die Bedenklichkeiten über unsere Gegenwart und Zukunft sparen zu wollen, welche sich desto mehr aufdringen, je mehr man überzeugt davon ist, daß die „Zukunft Europas an den Bestand und die Macht der erblichen Königreiche geknüpft ist, weil dieses das einzige Band der Gewohnheit ist, welches durch die Dauer immer fester geworden ist in der tiefer dringenden Überzeugung". Denn es ist auch thöricht, sich leugnen zu wollen, daß eben darum die Sache der Bewegung und der Aussicht auf Angriffe auf dieses Königthum so gut steht, weil sehr wenige Throne in Europa auf einer alten Sympathie mit dem Volke ruhen, wenige Dynastien in frischer physischer Blüte und Kraft stehen. Auch in Deutschland sind viele Unterthanen in den neuen Ereignissen neuen Regenten gegenübergetreten; alte Stammabtheilungen, alte Rechte, alte Gewohnheiten hat man in der neuen Ordnung der Dinge nicht geschont und nicht schonen können, neue Wohlthaten hat man nicht viele an die Stelle gesetzt und die erzeugten oft mit Mistrauen, mit Rücknahme und mit Zögerung verkümmert. Gewohnheiten, Sitten, jede ältere Grundlage, auf der sich weiter bauen ließe, fehlt; und es gehörten die günstigen und ungünstigen Stürme in dem ganzen Welttheile dazu, um uns plötzlich für manches Absolute ein unerwartet gedeihendes Neue zu geben, um an die Stelle der bedenklich militairischen Verwaltung von Preußen im vorigen Jahrhundert die jetzige, um an die Stelle unserer alten ständischen Verfassung die heutige repräsentative treten zu sehen, eine Wendung, die noch vor 20 Jahren bedeutende Staatsmänner für unmöglich gehalten hatten. So schwanken wir im unentschiedenen Werden und Bilden der Verhältnisse zwischen Hoffen und Fürchten, zwischen Gutem und Bösem.

Deutschlands Reichsverfassung erkrankte hoffnungslos in Zwiespalte, als es an der Zeit war, dem Staatsleben des Mittelalters zu entwachsen; seine Territorialverfassungen waren schon starr geworden vor dem Untergang des Reichs, nicht hierauf eine lange Fremdenherrschaft zu erdulden hatte und nach deren Entfernung kein Reich wieder werden sollte, sondern werden, was es nie zuvor gewesen, ein Bund von souverainen deutschen Staaten, in welchen zum großen Theile Fürsten und Unterthanen sich als Fremde gegenüberstanden. Hier mußte nun auf einer Brandstätte ein politischer Neubau unternommen werden. Es geschah in der Bundesacte, in den Verfassungsurkunden der einzelnen Bundesstaaten. An diesen ist viel und mit Recht getadelt worden; das erstorbene Naturleben, die noch junge Kunst liegen nur zu klar am Tage; allein die Nothwendigkeit der Sache an sich selber wird allzu von Denen verkannt und mit den umwälzenden Neigungen der Zeit zusammengeworfen, welche überall in Deutschland unbeschränkte Regierungen pflanzen möchten und den Staat bald als Vaterhaus, bald als Kirche übertünchen. Wäre es nach ihrer Ansicht gelungen in dem Grade, wie sie wollte, durchzudringen, so hätten sich an keinem deutschen Damme die Wogen des Jahres 1830 gebrochen.

In dieser Lage des Vaterlandes, in der sich unverträgliche Elemente durchdringen sollen, wo bald das Alte bald das Neue als das Beste gepriesen wird, jetzt der Stillstand und jetzt ein springender Übergang frischet, mußte der Staatslehrer wol natürlich jenen oben angegebenen Mittelpunkt seiner Lehre finden, nach dem er nicht im Quietismus und nicht im Revolutionssinn, nicht in Beruhigung beim Alten und nicht in gewagten Versuchen mit dem Neuen das Heil sucht; er will nicht das Hergebrachte halten, wo es veraltet und jede Grundlage dafür geschwunden ist, nicht die Neuerung furchtsam meiden, wo sie von den Umständen dringend gefodert wird; er will nicht das Stationaire und nicht das Allzubewegliche, nicht den Ruhestand und nicht den Sprung, sondern das Fortschreiten, und zwar das vorsichtige Fortschreiten, die stätige Entwickelung. Es will die Richtung nach dem politischen, die unter uns aufgegangen ist, geleitet und gezügelt sehen, damit sie „Bildung gewinne, nicht materialistisch wuchere", er will sie aber nicht dämpfen und unterdrücken, damit sie nicht einst gewaltsamer ausbreche. Er ruht auf dem Erfahrungssatze aller Geschichte, der die Grundlage jeder echten Staatsweisheit sein muß, daß man ein Volk in seinem Bildungsgange nicht hemme und

Digitized by Google

icht hetze; er ist auch darin ein echter deutscher Mann, daß die deutsche Langsamkeit zur That respectirt, weil sie icht vom Vergessen der Thaten begleitet ist, sondern von einer Beharrlichkeit, die Gedanken auszuarbeiten", e im Leben verwirklicht werden sollen. Es war ein Jahrundert, bemerkt er, von Huß zu Luther, aber man hatte icht vergessen, wofür Jener gestorben war; es sind drei ahrhunderte von Hutten zu uns, und wieder tauchen undert Verhältnisse für uns auf, die schon jenen beäftigt hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Soll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen und insonderheit den Jesuiten anvertrauen? Eine kosmopolitische Frage beantwortet vom Prof. Krug. Leipzig, Kollmann. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Der Verf. der vorliegenden Broschüre, der gern jede Gegenheit ergreift, bei den wichtigen Fragen, die unsere Zeit twegen, seine Stimme mitabzugeben, spricht sich hier über n für die Erziehung der jungen Generation allerdings höchst nflußreiches Thema aus, von dem man hätte glauben sollen, aß es bereits zu den abgemachten und antiquirten Streitpunkn gehöre. Allein die für unsere Zeiten fast unerklärliche und vielem Betracht nur beklagenswerthe Erscheinung, daß in aiern den Mönchsorden von Neuem die Erziehung der Jurend anvertraut wird, flößt die ernstliche Besorgniß ein, daß ach der so übel berüchtigte Orden der Jesuiten mit seiner alen Schlauheit und Verdrehung aller sittlichen Grundsätze wegstens in einem oder dem andern katholischen Lande wiederufersthen könne. Diese Besorgniß wurde durch folgende in ehren öffentlichen Blättern abgedruckte Nachricht aus Wien och gesteigert, in welcher es heißt: „In Folge eines Verächtnisses von 400,000 Conv.-Gulden, welche zu Verfügung er Regierung mit dem Bedingnisse gestellt wurden, die Erzieung der Jugend in irgend einer Stadt Östreichs den Jesuin zu übergeben, widrigenfalls diese Summe den Jesuiten im erzogthume Modena zu gleichem Zwecke überwiesen werden ll, geht hier seit mehren Tagen das Gerücht, daß diesen Ordensbrüdern ihre hiesige Kirche mit dem dort bestehenden Conicte, welches ihnen ehemals gehörte, wieder zurückgegeben ürde."

Wir wissen nicht, wie weit dieses Gerücht gegründet ist; llein daß obigem Vermächtnisse Folge gegeben werden dürfte, heint uns außer Zweifel und ganz natürlich, obgleich die Geer der Jesuiten über Obscurantismus, den man wahrlich nicht eabsichtigt, schreien würden. Man vergesse nicht, daß es jedem amilienvater freisteht, seine Kinder in ein ihm beliebiges Erehungsinstitut zu schicken, und daß demnach der Wahlspruch der iberalen: „Bürgerliche und religiöse Freiheit durch die ganze elt", auch hier seine Anwendung findet. Unser Verf. führt n den Beweis, daß dieser an und für sich ganz richtige Satz icht so gedeutet werden dürfe, als könne es dem Staate gleichültig sein, ob seine künftigen Bürger zu unsittlichen und irreligiösen Menschen erzogen würden, und daß die religiöse wie die irgerliche Freiheit in den Gesetzen der Vernunft ihre natürlien und nothwendigen Schranken habe, jenseit welcher sie ufhört, vernünftige oder wahre Freiheit zu sein.

Aus den bekannten „Briefen Joseph II." (Leipzig 1822) wern in Beziehung auf den Jesuitenorden zwei Briefe Joseph II., r eine an den französischen Staatssecretair, Herzog von Choiseul, r andere an den spanischen Minister, Grafen von Aranda, mitgeeilt, welche den hellen und umsichtigen Blick dieses seiner Zeit so eit vorangeeilten Fürsten beweisen und leider! auch in unsern agen beherzigenswerthe Worte enthalten. Die Beantwortung r Frage, ob es überhaupt rathsam und den Bedürfnissen der Zeit angemessen sei, die Erziehung der Jugend, sei es nun den Jesuiten oder irgend einem andern Mönchsorden zu übergeben, hat der Verf. mit Recht dahin abgegeben, daß 1) das Mönchthum auf einem durchaus falschen Principe beruhe, das auf die Mönche selbst einen schädlichen Einfluß haben und sie in der Regel unfähig machen muß, tüchtige Jugenderzieher zu werden; 2) daß das Mönchthum heutzutage in der Meinung tief gesunken, ja in völligen Miscredit verfallen ist, theils durch Ausschweifungen der Mönche, theils durch die Einsicht in das Widernatürliche und Unzweckmäßige des Mönchthums selbst; 3) daß das Mittel, welches man hier anwenden will, gar nicht allgemein anwendbar ist. Der Verf. macht hierbei sowol die Thatsachen der vielseitigsten Erfahrung gegen das Widernatürliche einer Erziehung durch Mönche geltend, als er auch aus der Geschichte der spanischen Inquisition beweist, zu welchen unmenschlichen Greueln der überwiegende Einfluß der auf Ausrottung aller andern religiösen Meinungen hinarbeitenden Mönche und Geistlichen überhaupt geführt hat. Schließlich spricht sich der Verf. noch über die zu einer gewissen Celebrität gelangte, Unglück und Barbarei für die Zukunft unsers Geschlechts verkündende Weissagung des berühmten Geschichtsforschers Niebuhr dahin aus, daß man das Heil nicht von Wundern, sondern von der Anwendung zweckmäßiger und das Übel wahrhaft heilender Mittel erwarten müsse; „der Himmel wird dir helfen, wenn du dir selbst zu helfen suchst."

Obwol Ref. in dieser Broschüre über den freilich schon allzu oft behandelten Gegenstand nichts Neues gefunden hat, so ist doch das Bekannte mit richtigem Takte und gesundem Urtheil zusammengestellt, wodurch sich dieselbe Allen, die sich für diesen wichtigen Gegenstand interessiren, als zeitgemäße Lecture empfiehlt. 48.

Notizen.

Die Schule der anglo-lateinischen Dichter, die im 12. Jahrhundert schrieben, rührte unstreitig von dem normännischen Klerus her, der mit nicht minderer Hast als der Eroberer selbst, von den englischen Bisthümern und Abteien Besitz ergriff. Leland erwähnt vieler zierlichen Gedichte, welche zu seiner Zeit entstanden, und noch jetzt befindet sich auf der Bibliothek zu Oxford ein Manuscript von Gedichten Godfrey's, Priors von Winchester, der 1107 starb. Godfrey war besonders ausgezeichnet durch seine Epigramme, unter denen viele an Zierlichkeit, Reinheit und Gefeiltheit denen des Martial gleich zu achten sind, dessen Werke Godfrey unstreitig sehr studirt hatte. So z. B. das Epigramm, welches Warton aus dem Oxford-Manuscript mittheilt:

Pauca Titus pretiosa dabat, sed vilia plura:
Ut meliora habeam, pauca det, oro, Titus.

Camden hat in seinen „Remains" mehre Epigramme Godfrey's abgedruckt, unter andern folgendes, das ebenfalls ganz Martialisch ist:

Druse, comedisti quem misit Silvius hircum,
Vel tibi non nasus, vel tibi nasus olet.

Daß keiner seiner Zeitgenossen in der epigrammatischen Kunst dem Godfrey gleichkam, ist ausgemacht, besonders an Anmuth und Feinheit ließ er sie alle weit hinter sich zurück. Daher auch Leland von seiner Schreibart sagt: „Stylo dulci et familiari utebatur." In einer der neuesten Nummern von „Fraser's magazine" wurde behauptet, daß die Sujets der französischen Fabliaux des 13. Jahrhunderts schon zu einer frühern Zeit im Lateinischen existirt hätten und zu dessen Beleg ward aus einem alten cambridger Manuscript ein Epigramm mitgetheilt, das ein solches Sujet enthielt. Die dortige Behauptung hat ihren guten Grund, denn es finden sich unter den anglo-lateinischen Epigrammen nicht wenige Sujets der spätern Fabliaux. So ist z. B. das nachstehende in drei verschiedenen ältern Epigrammen

Digitized by Google

vorhanden: „Ein Kaufmann war in ein entlegenes Land gezogen, während dessen seine Ehegattin zu Hause ihre Familie auf eine illegitime Weise um eins vermehrt hatte. Der Kaufmann war natürlich bei seiner Rückkehr über dies Phänomen sehr überrascht, sie aber nicht lässig, eine Entschuldigung zu finden. Es war damals die Zeit der Wunder und sie erklärte mithin ihrem Gespons ganz treuherzig: es sei ihr eines Tages eine Schneeflocke in den Mund gefallen und diese habe, wie einst der himmlische Regen die Danaë, ihren Leib befruchtet, sodaß sie einen Sohn geboren. Der Kaufmann gab sich damit zufrieden; da aber der Knabe größer geworden, nahm er ihn mit auf eine seiner Reisen und verkaufte ihn in die Sklaverei. Der erschrockenen Mutter aber sagte er ganz ehrlich bei seiner Rückkehr: Mein Kind, du weißt, daß dein Knabe aus einer Schneeflocke entsprungen war; da er nun mit mir in ein heißeres Land kam, so ist er an der Sonne geschmolzen." Das Epigramm, das dies Sujet zuerst enthält, ist zur Zeit Johann's ohne Land von einem unbekannten Verfasser gedichtet und kann zugleich als Muster epigrammatischer Prägnanz dienen. Camden theilt es mit:

Rebus in augendis longe remorante marito,
Uxor macchа parit puerum; post multa reverso,
De nive conceptum fingit: fraus matua, caute
Sustulit, asportat, vendit, matrique reportans
Ridiculum simile, liquefactum sole refingit.

Die neuesten Nachrichten aus Neusüdwales in Betreff der Expedition zu Ausforschung dieses Landes unter Major Mitchell, der sich an der Spitze von 24 Mann jetzt im Innern desselben befindet, lauten einigermaßen ungünstig. Die Expedition verfolgte den Lauf des Darlingstroms bis zu 32° 41′ Breite und 142° 24′ Länge, hatte aber ein unangenehmes Zusammentreffen mit den Eingeborenen, wobei drei der Letztern auf dem Platze blieben. Dies verhinderte den weitern Fortgang der Expedition, sodaß also die Annahme des Capitains Sturt, daß der Darlingstrom weiter hinauf sich mit dem Murrayfluß vereinige, noch immer unerwiesen bleibt. Mit Bedauern vernimmt man, daß der die Expedition begleitende Botaniker Cunningham in jenem Gefecht von den Schwarzen erschlagen wurde.

Zu Mons in Belgien hat sich eine Gesellschaft von Bibliophilen gebildet, mit dem Zweck, unedirte literarische und historische Documente herauszugeben und selten gewordene Drucke wiederaufzulegen, freilich mit besonderer Rücksicht auf das nationale und örtliche Interesse. Die Anzahl der Mitglieder ist auf 25 beschränkt. Sie hat bereits damit begonnen, ein Manuscript von 1681 herauszugeben, welches von der Regierungsgeschichte der Grafschaft Hennegau vom Tode des Erzherzogs Albert an (gest. am 25. Juli 1621) handelt.

Der als Verf. mehrer guter Elementarbücher über französische und deutsche Sprache nicht unbekannte englische Schriftsteller Daniel Boileau durchschnitt sich vor einiger Zeit zu London die Kehle und mußte in einem höchst beklagenswerthen Zustande ins Hospital geschafft werden. Er verübte diese That in der Verzweiflung, weil man ihm eine Woche vorher seine Manuscripte und wenigen Kleider, sein einziges Besitzthum, abgepfändet hatte. Er war ein sanfter, redlicher Mann und über 70 Jahre alt. 11.

Aufruf an die Verehrer Beethoven's.

Zu allen Zeiten hat man es für eine heilige Pflicht gehalten, große Männer durch Errichtung würdiger und lange dauernder Denkmale zu ehren und so den Dank und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auch auf die nachkommenden Geschlechter zu vererben. Gegen wen aber möchte diese Pflicht mehr und eher erfüllt werden müssen, als gegen einen Mann, dessen Ruhm durch die außerordentlichsten Schöpfungen in [illegible] einer schönen und edeln Kunst nicht nur zu allen gebildeten Völkern Europas, sondern selbst in ferne Welttheile gedrungen ist, dessen Name zuerst genannt wird, wenn von dem tiefsten und erhabensten Schwunge der Phantasie, wenn von dem endlosen Strome künstlerischer Erfindungskraft, und wer [illegible] wenn von der Vollendung der Musik als selbstständiger Kunst die Rede ist, mit Einem Worte: gegen Ludwig van Beethoven! Neun Symphonien, unbestritten das Herrlichste, was die Instrumentalmusik aufzuweisen hat; die unvergleichliche Oper „Fidelio"; Claviercompositionen, mit welchen für dies Instrument eine neue Ära begann; Ouverturen, Quartette, Messen, Oratorien, Cantaten, Lieder u. s. w.; wer kennt sie nicht, diese ewigen Zeugen eines eigenthümlichen, neue, ungekannte Bahnen brechenden und überall nur das Höchste und Edelste erstrebenden Geistes! Selten hat ein Künstler so bedeutsam, so denkwürdig gewirkt, wie Beethoven. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, nichts aufzuzeichnen, was nicht von Grund aus neu und den höchsten Anforderungen entsprechend wäre, und sein gewaltiger überreicher Genius ließ ihn wenig einen schon betretenen Weg wählen, daß er in seinen zahlreichen Werken nicht einmal sich selbst ähneln mochte, geschweige denn einem Andern. Dadurch gab er der ganzen musikalisch-künstlerischen Thätigkeit eine neue folgenreiche Richtung, sodaß die Kunst nicht nur durch ihn selbst Riesenschritte machte, sondern daß auch sein glänzendes Beispiel auf die mit und nach ihm lebenden Künstler von entscheidendem heilsamen Einfluß war und sein wird.

Eine so äußerst seltene, wohlthätige und weithin [illegible] Erscheinung verdient es, auf eine seltene und außerordentliche Weise gefeiert zu werden, nämlich durch ein plastisches, möglichst großartiges Monument. Über den dazu geeigneten Ort kann kein Zweifel sein. Die Stadt Bonn am Rhein, welcher der unsterbliche Künstler das Licht der Welt gab, und die überdies durch ihre anmuthige Lage ausgezeichnet, von zahllosen Fremden besucht ist, scheint zu dem Unternehmen in gleicher Weise berechtigt, wie verpflichtet, und es ist zu diesem Ende hier ein Verein zusammengetreten, welcher die Genehmigung der betreffenden hohen königl. Ministerien erhalten hat. Da dasselbe aber, wenn es nur einigermaßen des großen Mannes würdig sein soll, große und bedeutende Mittel zur Ausführung verlangt, so richten die Unterzeichneten an alle Freunde Beethoven's die Bitte, durch ihre thätige Hülfe, sei es durch Privatsammlungen von Geldbeiträgen, oder durch eigens zu diesen Zweck zu veranstaltende Concerte und Bühnenvorstellungen unser Vorhaben geneigtest realisiren zu helfen. Wir glauben, mit Zuversicht annehmen zu können, daß nicht allein die Freunde der Tonkunst solche Vorstellungen zahlreich besuchen, sondern auch, daß die mitwirkenden Künstler gern die Gelegenheit ergreifen werden, dem entschlafenen Meister, dem sie so viele und hohe Genüsse verdanken, durch ein kleines Opfer ihre Verehrung und ihr dankbares Andenken zu beweisen.

Sämmtliche Redactionen von Zeitungen und [illegible] werden gebeten, zur Förderung eines, die deutsche [illegible] interessirenden Zweckes, gegenwärtigen Aufruf unentgeltlich zurücken. Den Unterzeichneten wird es eine angenehme [illegible] sein, über den Fortgang des Unternehmens von Zeit zu Zeit öffentlich Nachricht zu geben.

Bonn, an Beethoven's Geburtstage, den 17. December.

Bonner Verein für Beethoven's Monument.

Der geschäftsführende Ausschuß:

A. W. von Schlegel, Präsident. Freiherr [illegible] de Claer. Gerhards. Kneisel. Nöggerath. von Salomon. Walter.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 115. — 24. April 1836.

die Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. Von F. C. Dahlmann. Erster Band. Staatsverfassung, Volksbildung.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Wer fortschreiten will, muß vor Allem auf Einem Fuße sicher und fest stehen, ehe er den zweiten aufhebt zum Weitergehen. Keine Wahrheit hat Dahlmann lebendiger empfunden; sein ganzes Buch ist daher eine Schutzrede, ja in der geharnischten Kraft, die er hier gebraucht, eine Schutzwaffe für Das, was wir auf unserm constitutionellen Wege in Deutschland erlangt haben. Wir haben oben gesehen, wie er die Unantastbarkeit der Verfassungen, dem Bunde gegenüber, verfocht; überall steht er auch fest gegen Die, welche die östreichischen Einrichtungen auf deutschem Boden allgemein machen wollen, gegen Die, welche uns neben dem Mangel an Selbständigkeit und freier Bewegung gegen außen auch noch die innere Entwickelung hemmen und verkümmern wollen, und „Sicherheit und Wohlfahrt der deutschen Staaten mittlern und untern Ranges" sieht er nur darauf beruhen, daß dieser Parteistimme kein Gehör gegeben werde. Er preist unsere deutschen Stände (und er erwartet die nämliche Anerkennung von der parteilosen Stimme der Zukunft)

minder um Das, was sie schufen als was sie verhinderten, und darum, daß sie gefährlich unbestimmten Wünschen endlich doch eine fruchtbare Richtung auf die wirkliche Lage des deutschen Lebens abgewannen, daß sie einer kleinen Pflanzschule tüchtiger deutscher Staatsmänner schon das Dasein gaben, daß sie, durch Erfahrung klüger geworden, sich mit der Zeit bequemten einige Gemächer der Freiheit nach Gelegenheit des Orts wohnlich auszubauen.

Selbst was Vernunft und Selbstgefühl verlangen, die Freiheit der Presse, opfert der vorsichtige Mann vorerst der Sicherheit auf; „wie die deutschen Dinge neu begründet in nicht sorgloser Jugend stehen, muß sich die Forderung des Selbstgefühls der Erhaltung des Guten, welches wir noch besitzen, unterordnen". Er sucht in unsern neuen Verfassungen hauptsächlich das Garantirende herauszuheben; von diesem Gesichtspunkte aus setzt er die alten Staaten den neuern entgegen, besonders Rom, in dem sich das Eigne und Beste der alten Staatsweisheit concentrirt, das nicht Spartas stehende Aristokratie, nicht den raschen Wechsel der Dinge in Athen kannte, das bei aller Anlage zur lacedämonischen Verfassung fast alle Nuancen der attischen durchlief, das die Dauer der neuern Staaten, wenn auch nicht ihre volle Mischung der Formen hatte, das ein factisches Gleichgewicht der Gewalten aufwies, aber keine Sicherheit und Gewähr dafür, indem das Gegengewicht von Adel und Volk blos auf Herkommen ruhte, nicht auf Übereinkunft und Gesetz. Das Alterthum legte der menschlichen Entwickelung und den allgemeinen Menschenrechten nirgend Zwang an, weil es sich unter der sichern Leitung des Instincts bewegte und bildete; die neuere Zeit trat jener freien Regung der Kräfte vielfach entgegen, und es war eine nothwendige Wendung, daß die vollkommenern und natürlichern neuen Verfassungen Bürgschaften dafür boten, daß diese willkürlichen und unnatürlichen Hemmungen nicht wiederkehrten. Überall nun kämpft das Werk des Verfassers für die Sicherheit jener menschlich freien Entwickelung und für die Sicherheit der Staatseinrichtungen, unter denen wir jene zu erreichen hoffen und die wir uns ohne Gewalt, ohne Anmaßung, langsam, rechtlich erworben, oder wohlverdient empfangen haben. Es gehört ein gewisser politischer Sinn dazu, wenn eine solche Sicherheit werden soll, deshalb sehen wir den Verfasser durch die Gesammtwirkung seines Buches auf diesen hinarbeiten; es gehört eine gewisse geistige Macht dazu, um diesen Sinn und politisches Interesse rege zu halten, und unter dieser Überschrift würde ich die Frage der Preßfreiheit lieber abgehandelt haben, wie Spittler that, dessen Namen ich ungern neben den von Gentz und Adam Müller vermißte, da seine fragmentarischen Vorlesungen so charakterisirend für die Zeit ihrer Entstehung sind. Diese geistige Macht in Deutschland zu wissen, ist Dahlmann daher unangenehm und unerfreulich. Denn so gefährlich es zwar ist, plötzliche Redefreiheit zu gewähren, wo viel Verkehrtes, wenig Vertrauen und keine Gewöhnung an Freiheit ist, so demüthigend ist's doch, selbst nicht bei strengern Gesetzen, selbst nicht wie jene Alten mit dem Stricke um den Hals reden zu dürfen. Allein man kann sich dessenungeachtet nicht gegen den Satz wehren, daß wir nothwendig diese Freiheit entbehren müssen, so lange nicht eine physische Macht sie schützt. Das ist daher der nächste Schritt, den unser Staatslehrer zu gehen mit vielfacher Umständlichkeit lehrt und dabei endlich den Fuß führt, daß Preußen Reichsstände ein-

Digitized by Google

führen soll, damit es freie Presse haben könne; freie Presse einführen soll, damit es Reichsstände haben müsse. Es hat die Macht zu dem Einen, die Gelegenheit zu dem Andern, die Auffoderung zu Beidem. Wir harren vergebens auf die Kraftregung im Allgemeinen, auf die Übung und Thätigkeit, die uns zu den ersehnten Garantien des öffentlichen Lebens das Wichtigste sind, so lange Beides in Preußen fehlt; vergebens auf eine Gleichmäßigkeit, Harmonie und Befriedigung in diesem öffentlichen Leben, so lange nicht allein die verschiedenen Staaten nach allen Richtungen voneinander abweichen, sondern auch der wichtigste Staat unter allen höchst ungleich organisirt mit Gemeinde- und Militairwesen, allen übrigen vorausgeht, im Verfassungswesen zurückbleibt, im Unterrichtswesen Miene macht zurückzugehen, in äußerer Politik sich entfremdet. So scheint auch, neben der größern Identificirung des constitutionnellen Deutschlands mit seiner Einen Großmacht die größere Separation von der andern mit Recht als wünschenswerth angedeutet, wie auch zu Beidem die Fingerzeige sogar im Factischen der Gegenwart liegen. Deutschland hat jede eigensinnige Richtung von je verschmäht; es hat die Republik wie ein Gewand fallen lassen, es hat die Aristokratie über den Kopf geschoben, es wird auch wol das absolute Königthum ablegen.

Im Allgemeinen wäre es wol besser gewesen, wenn der Verfasser etwas heller geschrieben hätte; man ist aus seinen frühern Schriften eine behaglich-klare Darstellung gewohnt, und hier ist er gedrungen, knapp und einigemal fast räthselhaft geworden; gewisse Schlagworte und Schlagsätze sind ihm eigen, die oft voll bildlicher Anschauung und treffender Wahrheit sind, einigemal auch bei Manchem durch Unverständlichkeit unbefriedigte Neugierde erregen werden. Dies geht die Schreibart an; allein selbst in der Ansicht wäre hier und da größere Bestimmtheit und Schärfe zu wünschen gewesen. Ich glaube, das Capitel vom Oberhause wäre ein solches, wo, nach meinem Auge zu urtheilen, die Umrisse etwas derber gezeichnet sein konnten. Das Princip der doppelten Kammer bestreitet kein Vernünftiger, die Schwierigkeit der Frage liegt in der Zusammensetzung des obern Theiles. Der wenig preiswürdigen Zusammensetzung unserer deutschen ersten Kammern, die der Verfasser sehr wohl durchschaut, konnte er freilich kein Muster absehen. Das englische Oberhaus und die dortige Stellung der Geburtsaristokratie überhaupt scheint er zwar nicht als Muster für Deutschland nehmen zu wollen (denn wie könnte er auch?), allein er scheint doch nicht frei von dem Gedanken an die Herstellung einer ähnlichen politischen Institution in Deutschland. Dies würde ich rein für den Versuch der Wiederbelebung eines hinsterbenden Körpers halten, für den nicht einmal mehr eine Atmosphäre da ist. Aristokratien als dauernde Staatsgewalten, nicht als bloße vorübergehende Phasen der historischen Entwicklung, wie sie zu bestimmten Perioden in allen Nationen erscheinen, haben überall nur an solchen Stellen Bestand gehabt, wo sich verschiedene Volksstämme übereinander lagerten, wie es in Sparta, Rom, Spanien, England der Fall ist, und wo die untern Schichten Stämme bildeten, welche mit einer veralteten oder unentwickelt gebliebenen Bildung diese latifundähnliche Richtung des gesammten Staats hervorriefen. Wo diese untern Schichten überlegene Anlage und Bildung behaupteten, wie in Italien, wo eine solche Mischung von ungleichartigen Racen gar nicht stattfand wie in Deutschland, da ist die Aristokratie nur eine historische Erscheinung, die vorübergeht; sie repräsentirt nur die ganze Bevölkerung zu Zeiten, wo sie körperlichen und geistigen Vorzügen nach wirklich allein den activen Theil der Nation bildet, und zieht sich zu andern Zeiten in die Unbedeutendheit zurück, in der sie einst die untern Stände hielt, wenn nun diese ihrerseits so in den Vorzug treten, daß sie ihren Vorzügen nach das Volk allein darstellen. Jeder, der uns den Geburtsadel zu hegen und zu pflegen heißt, hat es gut auf die Geschichte zu pochen. Wir haben fast kein anderes Muster der Entwicklung repräsentativer Verfassung als England; den unbefriedigenden Gang der Dinge in Frankreich ist es ebenso leicht auf die Rechnung des Untergangs der alten Aristokratie zu schieben als auf jedes beliebige Andere, weil auch eine Menge anderer Kräfte in diesem Lande durch Eigenthum oder Überreizung zu Grunde gingen, in dem gemeinsamem Verderb in der That die Quelle des gemeinsamen Elends liegt. Nordamerika würde nicht einmal ein Gegner gern anführen. Das Beispiel italienischer Staaten, die nicht so ganz zu ihrem Nachtheil in der des aristokratischen Flors von ganz Europa die Aristokratie zur Seite schoben, ist nicht so leicht in gebührenden Anschlag zu bringen; in Deutschland haben wir erst Alles zu erwarten. Nichts aber, scheint mir, begünstigt auf diesem Boden eine selbständige Bedeutung des Adels als solchen, und ich glaube, wir sollten uns darüber nicht täuschen, wenn wir auch den Verlust dieser materiellen und moralischen Kraft bedauern. Wir müssen das Augenmerk ganz dahin wenden, wo sich ein Ersatz für das Abgehende bietet. Wir wollen sehen, wie selbst in England in dem großen Conflicte mit der Industrie sich die Aristokratie weiterhin stellen wird, und ob sich die bewegliche oder unbewegliche Gütermacht den fodernden Bedürfnissen der Zeit besser wird zu accomodiren wissen. Und den Mittelstand, in dem sich jetzt alle Säfte und Kräfte concentriren, erkennt auch sonst Dahlmann überall in seiner ganzen Bedeutung an.

Die unumschränktere Fürstenherrschaft hat den alten schroffen Gegensatz der Stände beseitigt. Der Kriegsadel war [illegible] von seinen Grundlagen verrückt, als die Reformation der Geistlichkeit eine ganz andere Stellung zum Volk und zur Regierung gab, auch da, wo sie nicht durchdrang; der Drang nach allgemeinem Unterrichte entwickelte sich fast ungestüm; auch die kastenartigen Unterschieden fremd, denn das Talent [illegible] dem Boden jedes Standes. Der Bürger kauft das Gut, tritt, wie ihn Glück und Geschick trägt, in den Handelsstand, den des höheren Gewerbes, wird Geistlicher, tritt in den fürstlichen Rath. Nicht anders der Bauer, und auch als Bauer zugleich, nach Art und Gelegenheit des Landes, Handelsmann, Fabrikant, Schiffer; die Stadt ist aufs Land hinausgegangen.

Und anderswo:

Fast überall im Welttheile bildet ein weitverbreiteter, an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der [illegible]

Digitized by Google

kenntniß; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung.

So hat denn auch dieser wirklich regsame Theil der Nationen überall in dem Kammersysteme seine geordnete und lebendige Vertretung ohne Schwierigkeit gefunden; die Natur selbst zeigte den einfachen Weg, während die Kunst das Mittel noch nicht gefunden hat, die gleichberechtigte obere Kammer auch zu einer gleichbedeutenden zu machen. Die zweite Kammer stellt, was sie soll, das Princip des Materiellen, des Praktischen, des Instinctmäßigen, des Unmittelbaren, des Beweglichen völlig dar; die erste hat weder den Gegensatz des Idealen, noch des Theoretischen, noch des Einsichtigen und Erfahrungsmäßigen und nur allenfalls den des Unbeweglichen geltend zu machen gewußt. Allerdings würde ein Adel, dem der unruhige Erwerb, der gemeine Dienst fremd und höhere Staatsbildung Lebenszweck wäre, der wesentlichste Bestandtheil dieser Kammer sein, allein woher sollen wir ihn nehmen, wenn wir nicht etwa wie gewisse Staatslehrer mit mehr Posse als Ernst die Emporhebung des Gelehrtenadels oder nach dem Muster wilder Völker ein Examen empfehlen wollten, dessen Überstehen erst adlig erklärte. So wird man sich, fürchte ich, dabei trösten müssen, daß die schwächere Bedeutung der aristokratischen Vertretung etwas so Natürliches und Unvermeidliches ist, wie es einst, wo der Adel Alles galt, die mangelhafte Vertretung der Städte war. Dergleichen traurige Wahrheiten zu verbergen oder nur zurückzuschieben, halte ich für so übel, als ich das Hervorheben des bestehenden Guten für nützlich halte. Vielleicht hat der Verfasser etwas zu viel auf der gemüthlichen Betrachtung verweilt. Wir haben (da es uns an aller politischen Gymnastik fehlt, die auch nicht auf dem bloßen Wege nach Ausbildung der Verwaltung erlangt wird) Kräfte zu wecken vor Allem; dies geschieht durch Behagen weniger als durch Unmuth. Die schlechte Seite von gegebenen Verhältnissen blos darstellen, verzehrt den Muth und die Kraft, ehe man sie braucht; die gute blos, so beruhigt man sich vorschnell dabei, ohne sie überhaupt zu brauchen. 73.

Entretiens sur le suicide, par Mr. l'abbé *Guillon*. Paris 1835.

Es gibt Schriften, die schon vor ihrem Erscheinen des Erfolgs gewiß sind, weil sie einem allgemeinen Wunsch, ja Bedürfniß entsprechen. Ein solches ist das Buch des Bischofs von Marokko. Der Name und Stand des Verf. könnten vermuthen lassen, daß diese Unterhaltungen nur eine beredtsame Homilie, ein im strengen Sinne katholischer Sermon gegen den Selbstmord seien; allein die Lectüre derselben belehrt eines Andern. Der Verf. ist kein bloßer Religiöser, der mit den Waffen der Kirche streitet; er kennt auch die allgemeinen Waffen des vernunftgemäßen Gedankens. Übrigens ist, seinem eignen Bekenntniß zufolge, sein Werk historischen Ursprungs. Es wurde schon 1802 bei Gelegenheit des versuchten Selbstmords eines jungen Literaten abgefaßt, welcher wol der gäng und gäben Tagesphilosophie seinen starken Tribut abgetragen hatte. In seinem Blut gebadet, ganz ohne Bewußtsein fand ihn der Arzt, der anstatt des Kreischirurgus zur Stelle gerufen worden, und leistete ihm bei seiner Verwundung die erste Hülfe. Dieser Arzt ist der Verf. des Buches selbst, der erst später, nachdem er eine Weile Medicin studirt, sich dem geistlichen Stande widmete. Für diesen Kranken war die Schrift des Abbé eigens geschrieben und er wollte, nachdem er zur Einsicht gekommen, die Geschichte seines Selbstmordes und seine Dankbarkeit veröffentlichen. Sein diesfallsiger Brief an den Herausgeber bildet das Vorwort des Buchs und zugleich dessen beste und eindringlichste Empfehlung. Die Unterhaltung selbst darin wird geführt von einer Dame von Geist, die jedoch in falschen, sogenannten Philosophismen befangen ist, und einem Priester, welcher diesen Irrthümern die Grundsätze einer gediegenen Philosophie entgegenstellt. Unter der Maske des Letztern ist der Verf. selbst nicht zu verkennen. Es werden anfangs alle Ursachen des Selbstmords aufgezählt. Auf der einen Seite: Spielsucht, Jähzorn, Lüderlichkeit, Langeweile und Ekel am Leben, Gewissensunruhe nach begangenen Verbrechen. Diese bezeichnet der Verf. als causes honteuses und als den Ursprung der suicides bourgeois. Auf der andern Seite sind: Liebe, Schamgefühl, Glückswechsel, Patriotismus die Quellen der suicides de distinction. Hier werden von dem Verf. mannichfache Anekdoten eingewebt, welche mit vieler Anmuth und Eleganz erzählt sind. Auch jene edle und ehrenvolle Art des Selbstmordes, oder vielmehr der Selbstaufopferung unterwirft der Verf. einer vernunftgemäßen Prüfung, deren Beispiele Cato, Brutus, Cassius u. A. sind. Er zeigt, wie selbst die That dieser Männer eigens dem Alterthum angehörte. In neuerer Zeit sind solche Fälle nicht mehr in dem Maße berechtigt. Napoleon würde darum eher kleiner als größer erscheinen, wenn er sich auf Helena das Leben genommen hätte.

Was der Verf. über eine andere Varietät des Selbstmordes sagt, die unter unserer heutigen Jugend besonders üblich ist, ist durchaus beachtenswerth. „Eine thörichte Jugend", heißt es, „hat sich in dem Gedanken berauscht, daß sie besser sei als ihre Vorfahren. Hin- und herschwankend zwischen einem brutalen Materialismus und einem vagen Deismus, hat sie jede Autorität als ein lästiges Joch von sich geschüttelt und sich für absolut unabhängig erklärt. Wen sie jedoch um so mehr für ihren Herrn und Gebieter anerkennt, das sind ihre eignen, sinn- und zügellosen Leidenschaften. Das Ende vom Liede ist, daß man sterben will, wie man gelebt, ohne zu wissen, was zu glauben, was zu verwerfen sei. Man stellt sich kaltblütig und gleichgültig entgegen einer dunkeln Zukunft, jenem „unentdeckten Land, von wannen kein Wanderer wiederkehrt". Mit der Spitze des Dolches schreibt man ein confuses Testament nieder und sendet es einer Mutter, einer Schwester ꝛc., oder setzt damit einen theilnehmenden Freund in Verlegenheit. In langen Zügen genießt man die Wollust, mit der Einziggeliebten zu sterben. In Übereinstimmung mit ihr bereitet man sich, gleichsam vorkostend, langsam den Gifttrank zu, oder schärft sich das Messer, das zu dem trübseligen Ende führt." 11.

Literarische Notizen.

Unter den Auspicien angesehener und berühmter Gelehrten und Schriftsteller, wie der Baron Barante, Thierry, Villemain, Mignet, Fauriel, Michelet, Paul Lacroix, Salvandy, Baron Taylor u. A., und unter der Hauptredaction von Paquis hat in Paris eine „Collection complète d'histoires de tous les états européens" begonnen; ein Unternehmen der von Heeren und Ukert geleiteten „Geschichte der europäischen Staaten" vergleichbar, die, wie leicht begreiflich, mitbenutzt wird. Das Werk, von dem bereits der erste Band der Geschichte Spaniens erschienen ist, läßt dem Äußern nach kaum etwas zu wünschen übrig. Es wird elegant im größten Lexikon-Octav in gespaltenen Columnen auf sehr schönes Papier gedruckt und soll in 20—25 Bänden zu 750—800 Seiten die Geschichte der einzelnen Staaten auf eine dem jetzigen Stande der Wis-

Digitized by Google

senschaft und der allgemeinen Bildung angemessene Weise liefern. Diese gleich so unbestimmt angegebene Bändezahl dürfte jedoch schwerlich ausreichen. Mitwirkung von Botta, Lingard und Luden wird verheißen; diese besteht darin, daß die genannten fremden Gelehrten die Übersetzungen ihrer in diese Sammlung aufzunehmenden Geschichten durchsehen und die Resultate ihrer späteren Forschungen in Anmerkungen, Zusätzen und Berichtigungen darin niederlegen, sodaß die Übertragung gewissermaßen noch Vorzüge vor dem Original erhält. Ebenso bedenklich als die wörtliche Benutzung von Lingard's „Geschichte von England" muß die Aufnahme der Luden'schen „Geschichte des deutschen Volks" erscheinen, wenn es, wie der Prospectus vermuthen läßt, blos auf eine Übersetzung dieses umfangreichen, nur zu langsam vorrückenden Werkes abgesehen wäre, dessen Werth für uns Deutsche noch dadurch erhöht wird, daß es ein nationales ist und sein soll und so seinem eigensten Wesen und Zweck wie seinem Umfange nach dieser für Frankreich zunächst bestimmten Staatengeschichte nicht wohl entsprechen kann. Pfister's fleißig und treu verfaßte „Geschichte der Deutschen", an der Schlosser („Archiv", II, 249 fg.) tadelt, daß es weder Handbuch noch Lesebuch, der Vortrag zu trocken und die Masse der Einzelheiten zu dicht zusammengedrängt sei, dürfte dem Zwecke entsprechen, wenn ein Bearbeiter gefunden würde, der dem Werke die von dem genannten Kritiker darin vermißte innre Verbindung wie Leben und Bewegung zu geben im Stande wäre.

Der erschienene erste Band der Geschichte von Spanien, bis ins 11. Jahrhundert gehend, ist nach Dunham, Aschbach und Lembke bearbeitet. Wie in der Geschichte Rußlands Karamsin, Strahl und der unzuverlässige Levesque zu vereinigen seien (den Letztern mag die Redaction der französischen Staatengeschichte ja fallen lassen!), wer Hammer's „Geschichte des osmanischen Reichs" würdig bis zu unsern Tagen fortführen, wo eine Geschichte Ungarns von Hormayr, deren Benutzung verheißen ist, herkommen soll? das sind Fragen, deren Beantwortung wir erwarten müssen. Das Unternehmen verdient jedenfalls Beachtung und, wenn es erst weiter vorgeschritten, ausführliche Besprechung.

Der neueste, anfangs April erschienene zweibändige Roman von Camille Bodin: „Une passion en province" ist durch gute und natürliche Erfindung wie durch geschickte Ausführung gleich lobenswerth. 4.

Bibliographie.

Ducange, V., Schloß Teufelslager oder Isaurine und Jean-Pohl. Ein Roman von L. von Alvensleben. 2 Theile. 8. Altenburg, Exped. d. Eremiten. 2 Thlr.

Fischer, C. P., De Hellenicae philosophiae principiis atque decursu a Thalete usque ad Platonem. 4. Tubingae, Fues. 16 Gr.

Gedichtete, Der. Historischer Roman von der Verfasserin des „Bukkanier" ꝛc. Nach dem Englischen von H. Roberts. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr. 12 Gr.

Göschel, C. Fr., Die siebenfältige Osterfrage. Zum Ostermorgen 1836. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 10 Gr.

Handbuch, Genealogisch-statistisches, für Zeitungsleser und zum Hausgebrauch. Mit der Genealogie der regierenden Häuser und Standesherren und der kurzen Statistik der Monarchien und Republiken. Für 1836. Gr. 12. Leipzig, Rauck. 12 Gr.

Hoffmann, J. D., Eduard und Julie, oder Der Sieg der Erkenntniß. Ein lyrisch-philosophischer Roman in 2 Bänden. 1ster und 2ter Theil. 8. Altenburg, Exped. d. Eremiten. 2 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, J. G., Über die Bevölkerung, welche die Annahme der Bevölkerung erregt. Der Königlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegt am 22. Oktober 1835. Gr. 4. Berlin. 1836. n. 8 Gr.

Horae Belgicae. Studio atque opera *Henrici Hoffmann* Fallerslebensis, Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door *Diederic van Assenede*. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann v. Fallersleben. Gr. 8. Lipsiae, Brockhaus. n. 1 Thlr.

— —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Casel ende Elegast. Edidit et illustravit *Hoffmann* Fallerslebensis. Gr. 8. Ebendas. n. 12 Gr.

Lichtenfels, J. Ritter von, Auszug des Wissenswürdigsten aus der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Wien, Heubner. 1 Thlr.

Riedel, K., Polemische Erörterungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur veranlaßt durch den Vernichtungskampf der Tendenzen der neuesten Literatur gegen sich selbst in der Schrift der H. H. Menzel und Gutzkow. 8. Nürnberg, Campe. 16 Gr.

Riemann, C., Der Löwe vom Drachenfels und die Ritter vom Siebengebirge. Eine Sage aus den Zeiten Rudolphs von Habsburg. Seitenstück zum Hasper a Spoda. 2 Thle. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr 18 Gr.

Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. Herausgegeben von Frdr. Frhrn. von Biedenfeld. 1ster Theil. Königs- Ritter- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba. 2 Bändchen. — Auch u. d. T.: Königs- ꝛc. bilder nach Don Telesforo de Trueba von Ferd. Frhr. von Biedenfeld. 2 Bändchen. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr.

Schmalz, J. C. St., Das Jubiläum der Buchdruckerkunst im Jahre 1840! Nebst geschichtlichen Nachrichten über die Jubelfeiern in den Jahren 1540, 1640 und 1740, und Ankündigung eines Lexikons sämmtlicher Buchhändler und Buchdrucker, von Erfindung der Buchdruckerkunst an. Gr. 8. Limburg, Bassé. 8 Gr.

Schmidt, F., Über Eisenbahnen und Banken, ihre Vortheile und Nachtheile. Ein Wort zur Beherzigung für diejenigen, welche an dem Gemeinwohl theilnehmen oder mit ihren Capitalien bei diesen Unternehmungen interessirt wollen. Gr. 8. Zittau, Rauwerck. 6 Gr.

Stimme aus Hamburg, oder: Randglossen und Berichtigungen zu Adolf Beurmann's: hamburgischen Curiosa, dessen Skizzen aus den Hansestädten. Nebst einem Anhange über einige moderne und andere Tendenzen. 8. Hamburg, Berendsohn. 15 Gr.

Tieck, L., Der junge Tischlermeister. Novelle in drei Abschnitten. Erster Theil. Kl. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. für 2 Thle. 3 Thlr. 8 Gr.

Tinius, J. G., Der jüngste Tag, ob, wie und wann er kommen wird? in physischer, politischer und theologischer Hinsicht aus der Natur und Bibel erklärt. 8. Zeitz. 1 Thlr.

Vogt, K., Neoplatonismus und Christenthum. Untersuchungen über die angeblichen Schriften Dionysius des Areopagiten, mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen. 1ster Theil. Neoplatonische Lehre. Gr. 8. Berlin, Hertz. 1 Thlr.

Werz, A., Der Gebrandmarkte. Eine Erzählung. 4. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

— —, Der Thurm der sieben Straßen oder der Ausgang des Hauses Oberardesca. Eine Erzählung aus den Zeiten der Gibellinen- und Guelfen-Kämpfe. 8. Ebendas. Lüderitz. 1 Thlr.

Zschokke, L., Die Mamelucken-Braut. Romantische Erzählung aus dem Feldzuge Bonapartes nach Ägypten und Syrien. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 116. — 25. April 1836.

Ludwig Storch.

Der Diplomat. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Pauline von Belfis. Erzählung von Ludwig Storch. Gotha, Müller. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Novellen. Von Ludwig Storch. Vier Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

Der Caricaturist. Novelle von Ludwig Storch. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Das „Für Manche" geschriebene Vorwort zu Nr. 1 eginnt der Verfasser mit der Erklärung, wie er mit sehr roßem Vergnügen vernommen habe, daß hier und da gewisse Leute sich über manche Stellen einer seiner frühern Novellen, die unser gesellschaftliches Unwesen etwas scharf ügten, bitter beklagt und weidlich auf ihn geschimpft ätten.

Ich hasse nichts mehr — fährt er fort — als diese ekelaften gesellschaftlichen Coterien, die stinkenden Gräber alles essern öffentlichen Lebens; ich hasse die Menschen, die sich die lauwärmige Ausbildung des erbärmlichsten Kleinigkeitsgeistes um großen Ziel gesetzt, deren faulendes Austerleben sich um latschen, Kartenspielen und Thee dreht; ich hasse diese enge ngstliche Bürgerwelt voll scheinheiliger Lumpe, voll breitmaulier Gesellen, die nur immer sich selbst und ihre großen Verienste um Welt und Menschheit im Auge haben, die ewig ber Freiheit radotiren, schwadroniren, raisonniren, und zu ause von einem lieben „lieben Gänschen" geleitet, mit ekelafter Breite den Liberalismus zur ungenießbaren Wassersuppe auen.

Wir können nun zwar nicht umhin, den Leser wegen Mittheilung dieses Bruchstückes um Nachsicht zu bitten; s erschien uns aber dasselbe für den Grundton der Werke es Hrn. St. so bezeichnend, daß wir uns, aller Bemklichkeiten zum Trotz, nicht enthalten konnten, damit ne Probe seiner Schreibart abzugeben.

Wir gestehen nichtsdestoweniger, daß wir, im Allgeeinen gesprochen, über diese cynischen Kraftäußerungen ne gewisse Freude empfunden haben. Wer möchte nämch heutzutage nicht mit Erschrecken die reißenden Fortschritte wahrnehmen, welche diejenige Art von Bildung, ir meinen jene seichte Oberflächlichkeit und verderbliche Glätte, in der Welt macht, die sich in ihrem anmaßlichen Wesen so gern für das Echte und Wahre ausgibt und dennoch weiter nichts ist als der Deckmantel der äußersten Leerheit und der Erbfeind alles Geistes, dessen Dasein sie unablässig bestrebt ist, zu ihrer ebenen Oberfläche herabzuziehen. Mit Besorgniß hatten wir zugesehen, wie sich diese sogenannte Bildung bestrebte, alles Charakteristische in und an dem Menschen allmälig in Grund und Boden hinein durch die Anfoderung an Jeden zu vernichten, jene Glätte und Geschmeidigkeit über Alles hoch zu stellen, und um nur nirgend rechts oder links wo anzustoßen, lieber dermaßen alles Eckige oder Hervorstechende an sich selbst abzuschleifen, daß am Ende eine jede Besonderheit im Allgemeinen unterginge und alle Menschen, wie in einer großen Dampfmaschine erzeugt, einander ähnlich würden. Doch siehe da, wie die Nemesis waltet! Eben die Literatur, welche diesem Ziele geistiger Gleichheit so sehr nachstrebt, muß einen Autor hervorbringen wie Hrn. St., der ihr erstes Grundgesetz also, wie wir gezeigt haben, verletzt und in seiner Art und Weise sich auszudrücken mit keinem andern Schriftsteller als mit dem seligen Cramer zu vergleichen ist, nur daß freilich Hr. St., 40 — 50 Jahre später als Cramer schreibend, unter den veränderten Zeitumständen jetzt nicht wohl einen gleich hohen Grad von Volksthümlichkeit wie zu seiner Zeit Cramer in seinen Schriften erlangen wird.

Was nun diesen unsern Verf. anlangt, so müssen wir, auf jene Äußerungen zurückkommend, ihn allerdings bedauern, daß, wie daraus offenbar wird, er nur die schlechte Gesellschaft vor Augen hätte, derweil die Entfremdung von wahrhaft guter, nicht blos abgeschliffener Gesellschaft sich an Jemand, der in der edeln Dichtkunst etwas leisten will, jederzeit und zwar auf das empfindlichste rächt. Wäre die gute Gesellschaft Hrn. St. irgend näher getreten, so könnte eine solche Erbitterung auf verbildete Menschen eben nicht in ihm aufgekommen sein, und er würde dieselben, als ein nothwendiges Übel, mit gleichgültigen Augen an sich vorübergehen lassen.

Hr. St. schildert in der Novelle: „Der Diplomat", einen Menschen geringer Herkunft, der sich durch nichtswürdige Streiche eine diplomatische Laufbahn eröffnet. Indem der Verf. nun auf mehrfache Weise zu verstehen gibt, daß dieser Titelheld ein gewisser diplomatischer Gat-

Digitized by Google

tungscharakter sein solle, so verräth er seine Befangenheit in der aus Unwissenheit hervorgehenden hier und da bemerklich werdenden Volksansicht von der Diplomatie, die da, unfähig wie so viele Menschen in der Regel sind, zu begreifen, daß Moral und Politik nothwendigerweise auf einander entgegengesetzten Grundsätzen beruhen müssen, die innere und äußere unerläßliche Politur eines Diplomaten, die auch dem Besten unter uns nicht übel ansteht, wann sie sich mit seinem Werthe vereinbaren läßt, mit innerer Leerheit oder Schlechtigkeit verwechselt, oder insofern von ihr nicht zu unterscheiden vermag, als der gemeine Mann immerhin geneigt ist, einer ihm fremdartigen oder unbegreiflichen Erscheinung eine schlimme Deutung zu geben.

Der Diplomat des Herrn Storch sagt von sich selbst: Ich bin ein Sanguiniker. Ich verachte die Bürgercanaille, das Adelspack, ich verachte das Pfaffenvolk, die Soldaten; meine Brust ist bis oben voll Menschenverachtung. Aber nicht vergebens hat mir Gott Genie verliehen, ich brauche es dazu, sie alle zu übertölpeln. Wären die Menschen, wie sie sein sollten, glauben Sie mir, ich wäre der Liberalste; aber ist denn dies erbärmliche Volk werth, daß man zum Märtyrer für dasselbe werde? Nein, hinunter mit ihnen unter meine Füße, und über ihre Köpfe, heimlich hohnlachend, hinweg! Ich bin geschaffen, sie zu beherrschen und mir ein schönes, bequemes, großes Leben zu bilden.

Er zieht dies Ergebniß seiner Lebensansichten aus einer mehr als 20 Seiten langen, der Diplomatie zum Trotz in den rohesten Ausdrücken abgefaßten Verschmähung aller Stände, und wird uns sonach als der vollkommenste Menschenverächter oder Egoist vorgestellt. Ist nun also dieser vermeintliche Diplomat nicht allein der Ausbildung seiner Grundsätze, sondern auch deren Ausführung oder Anwendung gemäß nichts weniger als ein Neuling in seinem Berufe, so erstaunt man doch über die Inconsequenz, mit der der Verfasser diesen Charakter handeln und wie unbesonnen er ihn von seinen Planen abweichen läßt. Der Inhalt der Erzählung ist nämlich, daß der Diplomat von einem andern jungen Manne, der früher Demagog gewesen, in seinen Absichten durchkreuzt und überlistet, sowie mit auffallend schwachen Motiven und mehren Unwahrscheinlichkeiten um eine Verlobte geprellt wird. Soll diese Unbeholfenheit eine Satire auf die Diplomaten sein, so ist sie wenigstens als solche nicht einleuchtend genug dargestellt. Die einzige Schilderung, welche in dieser Erzählung gelang, ist die der darin handelnden gemeinen, das heißt, alltäglichen Naturen, die der Verf. wol aus unmittelbarer Wirklichkeit gegriffen hat. Höhere Charaktere kennt er nicht, und wenn er deren zeichnen möchte, wie etwa in dieser Erzählung eine junge Gräfin, so mißrathen sie ihm gänzlich. Überhaupt zeichnet sich dieses Buch durch eine Kette unreiner Verhältnisse aus und bietet dem Leser auch nicht einen Ruhepunkt, der in ihm ein wohlthuendes Gefühl aufkommen ließe. Der Verf. scheint auf einige wirkliche Begebenheiten anzuspielen, und es ist, davon abgesehen, für seine politische Bonhomie charakteristisch, wie er unternimmt, sich über den Wirkungskreis eines großen lebenden Dichters, in abgeschmacktester Zusammenstellung desselben mit den absichtsvollen Bestrebungen eines Adam Müller und Friedrich Schlegel in seiner letztern Lebenszeit zu äußern.

Nr. 2. In dieser zweiten Erzählung treten die ebenerwähnten Fehler des Verf. noch unangenehmer als in Nr. 1 hervor; unreine Verhältnisse, verzerrte, widrige oder unmögliche Charaktere, flüchtig geschürzte Verwicklungen machen ihre Bestandtheile aus, und zu dem Allen kommt noch ein recht brandiger Beischmack von neufranzösischer Romantik, den Hr. St. sich wahrscheinlich für verpflichtet hielt, der während der französischen Revolution vorgehenden Erzählung als Localfarbe zu vermischen. Die ganze Erfindung der Geschichte ist übrigens dünn alltäglich als die Ausführung vernachlässigt.

Nr. 3. Vergebens war unserer anfänglich genährte Hoffnung, in der ersten der in diesen vier Bänden mitgetheilten 11 Novellen dem Verf. unsern guten Willen, ihn auch zu loben, zu bethätigen. Der Eingang der „Tintenseppchen" benannten Novelle ist nämlich mit einer Mäßigung und Haltung geschrieben. Auch der Grundgedanke der Geschichte, den sonnambulen Zustand eines Menschen insofern zu seiner Verführung mißbrauchen zu lassen, als man ihm glauben macht, eine höhere Eingebung nöthige ihn zum Verbrechen, ist einer Novelle nicht unwürdig. Aber die Ausführung ist eben auch wieder so unendlich schwach, übereilt und verschoben in ihrer Entwickelung, daß die Kritik gar nichts dazu sagen kann. Der Sucht, vornehme Personen und Verhältnisse zu schildern, von denen er nicht die mindeste Kenntniß besitzt, fröhnt der Verf. auch hierin auf eine sehr naive Weise. Von Allem, was geschieht und gesprochen wird, ist auch nicht das Geringste in der Wirklichkeit vorhanden; Sphären also möglich; es ist eine Frage derselben. Wenn es Hr. St. ehrlich mit sich meint, so lasse er vor allen Grille ab, etwas ihm so Fremdartiges schildern zu wollen. Die nächstfolgende Erzählung: „Die Blutsverwandtschaft, ein Nachtstück", hat uns trotz ihrer unerhörten Übertreibungen minder Widerwillen als die andern hat eingeflößt. Denn wenn auch das Laster und die Thorheit der niedrigsten Sinnlichkeit darin so sehr con amore ausgemalt sind, daß die Pinselstriche des Künstlers verholt Klecksе werden, so ist doch eine Art von Kraft für derlei Darstellungen daraus erkennbar. Die Novelle, welche in den vorbesprochenen Novellen des Verf. gebildeten Sinn beleidigen muß, weil sie sich in Nebenissen kund gibt, die nur die gewandteste Feder [illegible] kann, ist hier am rechten Orte. Hr. St. hat [illegible] alte Märchen von einem jungen Menschen, der sich [illegible] höllischen, ihm in Gestalt eines schönen Weibes [illegible] nenden Wesen mit einem Ringe verlobt, den [illegible] den Finger steckt und den er bis zu der zu [illegible] einigung von ihr bestimmten Frist nicht wieder [illegible] den kann, nach seiner Eigenthümlichkeit behandelt. [illegible] Eigenthümlichkeit ist zwar keineswegs der [illegible] wandt, wir stehen jedoch nicht an, sie in [illegible] ten zu lassen, wenn der Verf. in ihr nur [illegible] selts einigermaßen solcherlei Räthselchen [illegible] wie er sie einem menschlich gebildeten [illegible]

Digitized by Google

...ldert uns ein wohl, allerdings das rohe...
...ndenleben treu. Man sieht, er hat es miterlebt, ...
...zeichnet nach der Natur und deswegen gelingt es ihm. ...
...wird ihm Mehres gelingen, wenn er sich nicht mehr ...
...Verhältnisse hineinschrauben will, die ihm fremd sind, ...
...wenn er nichts Anderes mehr zu Papiere bringt, als ...
...s er vorher innerlich an sich selbst erlebte. Wir wünsch...
...n, diese Erzählung würde ins Französische übersetzt; bei ...
...nem pariser Publicum würde der Verf. jetzt gewiß all...
...meinere Ehre damit einlegen als bei einem deutschen. — ...
...ie nächstfolgende historische Novelle: „Die Verschwörung ...
...r Pazzi", ist eine etwas ausgeschmückte Erzählung jener ...
...kannten Begebenheit. Wir bringen dabei in Erinnerung, ...
...ß, wenn ein Dichter ein historisches Factum, gleichviel ...
...r zu einer Novelle oder zu einem Drama, behandeln ...
...ll, er dasselbe zu einer künstlerischen Einheit auch wirk...
...ch zusammenfassen und die Lücken ausfüllen muß, welche ...
...e Geschichte in dem innern Leben der Begebenheit offen ...
...ßt. So ist hier zwar dargestellt, daß die Pazzi vor ...
...em endlichen Ausbruche ihrer Verschwörung mehre gün...
...ige Gelegenheiten ungenützt vorübergehen ließen, die bei...
...en Medici zu morden; es hätte uns aber nothwendiger...
...eise klar gemacht werden sollen, welcher Verbindung von ...
...nsichtbaren Gründen gemäß sie ihren Vortheil nicht wahr...
...nahmen. — „Das Mädchen von Hereford" nennt Hr. ...
...t. sonderbarerweise eine historische Novelle. Es ist näm...
...ch eine Bearbeitung der bekannten englischen Volkssage ...
...n einem jungen Mädchen, das unglücklich liebt und ...
...ibt und dessen Schatten dann allnächtlich in einem ...
...ahne eine gewisse Strecke eines Flusses entlang bis zu ...
...r Stelle fährt, wo sie ihren Geliebten zuerst gesehen ...
...nd nach seinem Tode sich in den Wellen selbst den Tod ...
...geben hatte. Wir erinnern uns, diese Sage vor meh...
...n Jahren in einem englischen Werke viel besser als ...
...ier erzählt gelesen zu haben, wo Hr. St. nur ein Ge...
...ebe der losesten Willkürlichkeiten dazu geschaffen hat. ...
...ie Sage von dem Mädchen von Hereford ist ein Bal...
...den-, aber kein Novellenstoff. — Der Gedanke, durch eine ...
...artnäckige Vorliebe für den Buchstaben y und dessen ...
...eibehaltung in der deutschen Schriftsprache, sowie ande...
...rseits durch eine ebenso eigensinnige Beharrlichkeit in ...
...ssen Verwerfung in einer Familie Zwist und Unheil ...
...stehen zu lassen und also den Knoten einer Novelle ...
...schürzen, ist kein unglücklicher. Die Ausführung des...
...ben in der „J und Y" überschriebenen Erzählung des Hrn. ...
...t. ist großentheils gelungen. Nur vermissen wir, beson...
...s in der zweiten Hälfte derselben, eben die löbliche ...
...läßigung wieder, die der Verf. so gar nicht finden zu ...
...nnen scheint. Es war unnöthig, die wohlangelegte Er...
...ählung durch Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibung in ...
...s Gebiet der Posse hinüberzuspielen, und der heitere ...
...herz wird am Ende durch die widerwärtige Entwickelung ...
...s Schicksals der alten Haushälterin und des Buchhal...
...s Meyer fast zerstört und aufgehoben. Der Verf. ...
...tte so leicht mildern und das Niederträchtige ins Ko...
...ische umstimmen können. — „Der Brandbrief" ist eine ...
...rt von Criminalgeschichte, mit welcher geheime Intriguen ...
des Familienlebens einiger vornehmen Häuser in Verbindung stehen. Auch sie ist, wie alles Derartige, was Hr. St. zu schreiben versucht, unrein und unerfreulich. Gemeine Bosheit, unrichtige Charakteristik und der seltsame, durch nichts erklärte Krankheitszustand eines jungen Grafen, der weder die Nacht noch überhaupt Dunkelheit vertragen kann, machen ihre Bestandtheile aus. Dieser letztere Umstand ist wol einmal in der Wirklichkeit vorgekommen, Hr. St. hat davon gehört und bringt ihn hier gelegentlich an. Er übersieht aber, daß die bloße Auffassung wunderbarer Ereignisse und deren Nacherzählen noch nicht den Dichter macht. Wer eine Novelle schreiben will, bedarf solcher Ereignisse allerdings; aber er muß das Beste erst aus sich selbst dazuthun, an und für sich sind sie nichts als Material zu seinem Baue. So steht auch hier der Zustand des jungen Mannes als nackte Seltsamkeit da und wird mit der Erzählung nirgend zu einem Ganzen vereint. — „Der Ritter vom silbernen Schilde" ist eine sehr mittelmäßige Rittergeschichte, wie ihrer vor 50 Jahren Dutzende geschrieben wurden. Ein Fräulein wird ausstaffirt, ein guter Ritter, den sie liebt, siegt; ein böser will ihn meuchelmorden, wird aber zuletzt in einem Volksaufstande selbst getödtet. Dies ist der ganze Inhalt, der nur durch die verbrauchten Kunstgriffe gewöhnlicher Romanciers zu einer gewissen langen Weile ausgedehnt wird. — „Des rothen Königs Traum" erkennen wir als eine theils freie, theils wörtliche Übersetzung aus dem Englischen, und zwar aus „The romance of history: England, by *Henry Neale*", welches Buch vor etwa acht Jahren erschienen sein mag. — In der Novelle „Lebensversicherungen" zeigt sich der Verf. von einer Seite, die ihm keine Ehre zu bringen vermag. Ihr Inhalt ist Verworfenheit in jeder Art. — Auch die folgende: „Der Diebstahl", worin ein junger Mann als vortrefflich und großgesinnt gepriesen wird, der sich mit Verleugnung aller Grundsätze ohne Weiteres durch einen Spielverlust verleiten läßt zu stehlen, läßt uns vor Verwunderung darüber nicht zu Worte kommen. — Die letzte Erzählung dieser vier Bände: „Reinhardsbrunn" überschrieben, die wahrscheinlich nach einer alten Sage die Entstehung des Klosters dieses Namens schildert, ist beiweitem die beste von allen und von einem, wenn man will, romantischen Hauche überweht. Daß darin Landgraf Ludwig von Thüringen, nachdem er den Pfalzgrafen von Sachsen, um dessen Weib zu besitzen, getödtet hat, 20 Jahre lang glücklich mit ihr lebt und sodann erst anfängt, über seine Mordthat Gewissensbisse zu empfinden, ist freilich eine starke Dosis beigemischten Müllner's, indessen greift doch dieser Übelstand nicht grade tiefer in die Erzählung ein.

(Der Beschluß folgt.)

König und Freiheit. Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unserer Zeit. Berlin, Plahn. 1836. 8. 21 Gr.

Dies Büchlein muß man durchaus selbst lesen, um an seine Existenz zu glauben, — und wenn man es liest, glaubt man es doch noch nicht. Die literarischen Erscheinungen dieser

Digitized by Google

Zeit sind so kunterbunt, daß man schier irre wird, ob sie da sind oder nicht. Es ist träges Chaos, in dem sich die Stoffe, statt einer Geburt nachzuringen, neutralisiren, aus geistiger Faulheit und aus Hang zum Putreseiren. Der Liberalismus nahm einen Anlauf, um die Welt zu erobern, und da er sie nicht erobern konnte, trat er sie mit Füßen, aber mit zierlichen Entrechats, bis er sich verstauchte. Der Absolutismus machte einige Menuetschwenkungen, bis er sich auch wieder in seinen Großvaterstuhl herabließ. In dem vorliegenden Büchlein über König und Freiheit sehen wir einen absoluten Anonymus im Großvaterstuhl alttestamentlicher Salbaderei der Ruhe pflegen. Es ist spaßhaft, daß sie Alle zu Stuhle gehen. Der Liberalismus nahm sein Kinderstühlchen und that, was er nicht lassen kann. Der Absolutismus sitzt schläfrig im Ruhesessel. Der Verf. des in Rede stehenden Buches spricht im altbiblischen Style über den Royalismus, als hätte die Gegenwart gar keine Sprache mehr für solche Dinge, und als ließe sich der Glaube, daß der Wille eines Königs die beste, ja einzige Garantie für die Freiheit sei, durch nichts Anderes als salbungsvolle Kanzelmaximen predigen. Er hat den Beweis seiner Lehre mit dem Dunst eines emphatisch erkünstelten Redepomps und dem Schwall orientalischer Bildersprache eher verdeckt als geführt. Es ist vom hohen Ernst der Sprüche Salomonis hier ein Schritt weiter gethan, der die Sache zur Burleske macht, ohne Wissen und Wollen. Lange Zeit fuhr mirs durch den Sinn, es stecke hier ein Schalk dahinter, ich witterte die Parodie einer Capucinerpredigt; allein dem ist nicht also, das tragische Schicksal, komisch zu werden, hat den Verf. wider Willen ergriffen, er ist unschuldig, nur sehr unbrauchbar. Es ist nämlich nichts trostloser als ein Versuch, den Royalismus durch Bibelstellen zu unterstützen; es steckt dahinter der entnervte Glaube, derselbe habe alle Kraft und allen Anspruch zur weltkräftigen Existenz verloren, was doch keineswegs der Fall ist. Wenn ein frommer Mann, den das Volk nach seinem Tode für einen Heiligen halten soll, nicht kraft seines Lebens sich den Geruch der Heiligkeit verschafft hat, so hilft es nichts, seine matte Leiche zu sanctioniren. Wenn der Royalismus sich von pfäffischen Handgriffen und Manipulationen bestreichen lassen soll, so steht es schlimm mit ihm, was doch nicht der Fall ist. „Sintemal und alldieweil" ist eine schlechte Logik für die Politik; die Gesinnung der Bewußten dieser Zeit ist zu gesund, um sich nicht mit einem kräftigen Gelächter über derlei altbackene Stumpfheit zu sichern. Das Motto des Verf. ist: „Salomo spricht: Um des Landes Sünde willen werden viel Änderungen der Fürstenthümer; aber um der Leute willen, die verständig und vernünftig sind, bleiben sie lange." Salomo aparte, und Politik aparte! Salomo in Ehren! allein um unser politisches Glaubensbekenntniß mit seiner Weisheit zu rectificiren, fehlt uns doch das Laster der Geduld. Die Geduld nennt man eine schöne Tugend. Das ist sie auch, so lange sie nicht zum Laster wird, und ein Laster wäre es, wenn man abgeschmackte Bücher mit Geduld hinnehmen wollte. Man höre, aber man schlafe nicht: „Kennt Ihr die Sorgen eines Königs? Ihr kennt sie nicht, und doch ist Euer Mund unverständig und vorschnell im Urtheilen, Wägen und Schätzen seiner Pflicht und Euer Geschwätz gar voll von seinem Thun. Das Volk wohnt im Herzen des Königs, wie ich Euch zuvorgesagt, und hat allda eine Stimme wie ein Kind, das zu seinem Vater spricht. Der König stehet hoch, Ihr aber stehet tief. Nun lässet der Baum wol eine Frucht fallen, den Durstigen zu erquicken; aber ein Wind erfasset den Apfel und macht aus der Erquickung ein schmerzlich Leid. Es löset sich am Berg eine Schneeflocke ab und wälzt sich hinab als ein Berg vom Berge und erdrückt Alles auf seinem Wege, also daß er verderbt des Königs Wohlmeinung. Also wird aus dem warmen Strahle ein Blitz, und der König, welcher den Ersteren gesandt, kann nichts für den Verderb des Letzteren. Wahrlich, ich sage Euch —" nichts weiter. Als Spaß sehr gut, sowie es in der Shakespeare'schen Komödie heißt: gut gebrüllt, Löwe, — zum Spaß nämlich, als Ernst sehr schlecht. Dieser Gallimathias ist langweilig, weil keine Methode darin ist. Ein Royalismus, der kein historisches Element hat, ist ein Schemen, den die Salomonische Weisheit aufhäft. Man kann in dem ganzen Buche nichts finden als eine Profanation der altbiblischen Frömmigkeit und eine mattherzige Verzagtheit an der [illegible] gesunder Weltlichkeit.

Notizen.

J. Bosworth, britischer Kapellan zu Rotterdam, [illegible] ein für Literatur und Sprache wichtiges Werk herausgegeben, unter dem Titel: „The origin of the Dutch; with a sketch of their language and literature, and short examples, teaching the progress of the language. By the rev. *J. Bosworth*. London 1836. (Nur 100 Abdrücke zum Verkauf.) Die Schrift ist eine Frucht seines Aufenthalts in Holland und mannichfachen Verkehrs mit dessen Gelehrten und Literaten. Sie zeugt von großer Verehrung für holländische Bildung und Sprache, welche letztere der Verf. durchaus nur als einen Dialekt des Deutschen zu betrachten scheint. Er gibt zuerst eine Digression über Sprachen im Allgemeinen, ihre Entstehung, ꝛc., geht dann auf die Deutschen über, deren Ursprung sowie über ihren Namen er manche Muthungen hegt. Hierauf verwebt er in seinen Vortrag einen Abriß der deutschen politischen Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit. Diesen folgen Proben der Sprache aus verschiedenen Zeitaltern und Literaturepochen, in chronologischer Folge, die mit den niederdeutschen Psalmen aus dem Jahre 800 beginnen und mit Abschluß des 16. Jahrhunderts endigen. Diesen schließen sich andere Proben neuerer Schriftsteller an, und den Beschluß macht eine kurze Abhandlung über die verschiedenen Dialekte. Unter den von Bosworth mitgetheilten Schriftproben befindet sich auch ein Bruchstück aus Hugo Grotius' Buch „De veritate", wie dies ursprünglich in [illegible] Versen von ihm abgefaßt worden. Wir wollen die Stelle, worin er sein Vaterland apostrophirt, als sprachliche Merkwürdigkeit hier ausheben:

Neemt niet onwaerdig aen dit werkstuk mijner handen,
O, des aertdbodems markt! O bloem der Nederlanden!
Schoon Holland! Laet dit eigen in plaets van mij hij u,
Myn koningin! ik teen noe als ik kan noch nu
De liefde die ik heb altydtot u gedragen,
En draeg, en dragen sal, voorts, alle mijne dagen als

übrigens bildet die in Rede stehende Schrift Bosworth's [illegible] Theil der Einleitung, die er seinem angelsächsischen [illegible] voranschicken will, dessen Erscheinung, man weiß nicht [illegible] welchen Gründen, noch immer verzögert wird. Ein [illegible] buch der anglo-sächsischen Sprache könnte zu keiner [illegible] Zeit kommen als eben jetzt, zumal wenn der [illegible] mäßig gestellt würde. Bosworth hat auf diesem [illegible] nen Nebenbuhler zu fürchten, aber Viele, welche [illegible] punkt kennen, den jetzt das Studium des Anglo-[illegible] einnimmt, würden ihn für die Beschleunigung seines [illegible] Dank wissen.

In der neuesten londoner Gemäldeausstellung hat [illegible] von Cooke: das Gemach des Alterthümlers, viel [illegible] macht. Es ist ein höchst Erbliches Stillleben, in [illegible] den guten, ehrlichen Jonathan Oldbuck leibhaftig [illegible] hen. Alles liegt, wie bei diesem, in bewunderung[illegible] Unordnung herumverstreut, und er selbst sitzt zuf[illegible] alten Herrlichkeiten mit so vielem Comfort, daß man [illegible] kömmt, auch ein Alterthümler zu werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 117. —— 26. April 1836.

Ludwig Storch.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Nr. 4. Es that uns beinahe leid, so viel als bisher von uns ...dergeschrieben ward, über Hrn. Storch's frühere Schrif... gesagt zu haben, als wir dessen neueste: „Der Caricatu...", zu Ende gelesen hatten. Wenn er in dem Maße wie ..., von einem Jahre zum andern, fortfährt die Gren... aller Mäßigung zu überschreiten und die Gesetze der ...glichkeit und Wahrscheinlichkeit zu verhöhnen, so sind ... doch begierig zu erfahren, wohinaus er am Ende ... diesem Wege gelangen wird? Der Plan des Bu... selbst ist dieser: Ein deutscher Prinz hat seinen recht...igen Sohn in bürgerlichen Verhältnissen, mit seiner ...urt unbekannt, und zwar als Künstler erziehen las..., um ihn vor den gewöhnlichen Gefahren zu hüten, ... denen das Sittliche oder Geistige in Fürstensöhnen un...geht. Der junge Mann ist aber dagegen in ein an...es Äußerste verfallen und, anstatt ein Künstler, Ca...caturist und Demagog geworden. Er bringt sich als ...lcher aufs Zuchthaus, verzichtet, als er eine Weile da ...essen, freiwillig auf den ihm zufallenden Thron und ...f die Hand einer Prinzessin, welches beides ihm sein ...ater anbietet, und wandert mit dessen Bewilligung nach ...merika aus. Die Ausführung dieses schönen Planes ...st ist durchweg Caricatur. Wir müssen uns enthalten ...über etwas zu sagen, denn wir verhehlen nicht, daß ... uns auf Caricaturen, die wir nicht eben als Pro...ucte der Kunst ansehen können, ganz und gar nicht ver...hen. Die Charaktere der handelnden Personen sind in ...ser Novelle bis zur äußersten Unnatur verzerrt und nur ...ige recht tief gemeine Naturen aus der niedern Sphäre ... dem Leben gerathen. Der Verf. nimmt im ersten ...heile einmal einen Ansatz, als ob er einen etwas grö...ern Aufwand von Ernst und Kräften in dieser Novelle ...chen wollte; aber er sinkt damit alsbald gänzlich zur ...sse herab. Die politischen Ansichten, die er, nur frei... der Form nach, sehr ungeschickt kund gibt, enthalten ...nches Wahre, wenn sie auch mitunter verwunderliche ...inge vorbringen, von denen wir gern Einiges hier heraus...hoben haben würden, wenn wir nicht streng darauf halten ...llten, jeden etwaigen Vorwurf des Hr. St., wie z. B. den ...nes parteiischen Herausreißens aus dem Zusammenhange, ... vermeiden. Der Haupteinwurf gegen solche excentrische politische Raisonnements, wie sie in dieser Novelle die Oberhand behalten, bleibt immer der, daß, wie nach dem alten Sprüchworte nichts Neues unter der Sonne geschieht, auch unsere gegenwärtige, vielen Menschen so nagelneu vorkommende Zeit in dem Laufe der Welt schon öfters mit ihren wesentlichsten Erscheinungen dagewesen ist und eben kein anderes als ein geschichtlich begründetes Resultat hervorbringen wird. Es ist nicht die Aufgabe unserer Zeit, mit Umstürzung aller Vergangenheit ex tempore etwas Neues zu schaffen, sondern sie will hauptsächlich nur die Masse verderblicher Misbräuche abschaffen, die sich aus den letzten beiden Jahrhunderten herschreiben; sie will sich jetzt von den bösen und schädlichen Substanzen reinigen, die ihre bisherigen Leiden veranlaßt, und hat sie sich endlich von den sie drückenden Übeln befreit, so wird es die schönste Folge ihrer wiedererlangten Gesundheit sein, daß sie all das Edle und Große der ältern Vergangenheit erkennt und sich wieder aneignet, indem sie die in ihren Meeresabgrund versunkenen alten Schätze und Kostbarkeiten zu Tage fördert. Die neue Zeit wird sich eben darin als solche zu erkennen geben, daß sie sich wie ein Phönix aus der Asche aller frühern zu erheben strebt. Inwieweit ihr dieses Streben gelingen wird, muß vor der Hand noch dahingestellt bleiben. Dies ist die Lichtseite ihrer Eigenthümlichkeit. An einer Schattenseite wird es ihr nicht fehlen. Es hat eben eine jede Zeit, wenn auch eine mehr als die andere, ihr Gutes und ihr Schlimmes. Zu dem Glauben an ein unbedingtes Fortschreiten des Menschengeschlechts, der heutzutage so viele Anhänger findet, können wir uns nicht zwingen. Die gemeine Menge wird immerdar eine gemeine Menge bleiben, wie es in der Natur der Sache liegt, die Edlern werden nur für Einzelne im Verhältniß zur Masse da sein und wirken, und nur der Einzelne wird die Farbe seines Jahrhunderts und seiner Zeit angeben, oder ihren Grundton anschlagen.

Fassen wir nun nach dem bisher Gesagten unser Urtheil über Hrn. St.'s vorgenannte Schriften mit wenigen Worten zusammen, so sind wir der Meinung, daß selbige schon aus dem Hauptgrunde der Lesewelt nicht wohl empfohlen werden können, weil das darin herrschende Sittlichkeitsgefühl sich als ein sehr zweideutiges ausweist.

Digitized by Google

Dann hat der Verf. aber auch einen entschiedenen Mangel an Beruf, die höhern Stände, von denen er recht eigentlich wie der Blinde von der Farbe spricht, zu schildern, denn nach den etwaigen Caricaturen eines kleinen Hofes und einer kleinen Stadt möchten sie denn doch wol nicht im Ganzen zu beurtheilen sein. Bürgerliche Verhältnisse eignen sich für die Feder des Verf. ebenso wenig, denn er stellt uns darin zwar manche Menschen dar, wie sie allerdings sind; diese Caricaturen sind aber ebenso wie jene erstgenannten in ihrer Art der eigentliche Auswurf der Gesellschaft an innerer Gemeinheit, und sollen gar nicht oder doch nicht in solcher Weise vom Dichter geschildert werden. Wir verlangen von diesem allerdings Wahrheit und Wirklichkeit, keine sogenannten Tugendhelden und Erträumungen; aber, versteht sich, eine veredelte Wirklichkeit. Die bürgerliche Welt des Hrn. St. wird durch den Hauch der Kleinstädterei, der darüber hinweht, verpestet. Er besitzt, wie es scheint, ein warmes Naturgefühl, einen regen Sinn für die edle Einfalt des Landlebens. Hat er nun, bei einem wahrscheinlich kräftigen Lebenstriebe, ein wirkliches Talent zum Schriftsteller in sich, so möchten wir wünschen, daß er es, frei von dem gemeinen Wesen und der Peinlichkeit kleinbürgerlicher Verhältnisse, auf dem Wege zu entwickeln suchte, welchen er in der besprochenen Erzählung „Reinhardsbrunn" eingeschlagen hat, und durch eine strengere Wahl und Sichtung seiner Ausdrücke, sowie überhaupt durch eine edlere Mäßigung seiner selbst, sich und seinem Publicum eine etwas höhere Achtung schenkte. 75.

Washington Irving.

Von dem Verf. des „Skizzenbuches" ist die dritte Nummer der „Miscellanies" erschienen, die Legenden von der Eroberung von Spanien enthält und welcher der Verf. wieder die ganze Fülle seines anmuthig-romantischen Geistes eingehaucht hat. Einleitend spricht er sich also aus: „Spanien ist ganz eigentlich das Land der Poesie und der Romantik, wo sogar das alltägliche Leben den Anstrich des Abenteuerlichen gewinnt, wo die kleinste Spannung und Aufregung den Dingen das Colorit des Extravaganten und der kühnen Unternehmung mittheilt. Zu allen Zeiten sind die Spanier hochfahrenden und prahlerischen Geistes gewesen, von hochstrebenden Gedanken, pomphaften Worten und tapfern (wenngleich nicht ohne etwas Gascognerthum) Thaten und Gesinnungen. Ihre stets heroischen Richtungen haben die kühlere Auffassungsweise ihrer Nachbarn überflügelt, und ihr hitziges Temperament hat ihnen Unternehmungen bestehen helfen, die der besonnenern Überlegung vielleicht unmöglich gewesen wären. Seit der Zeit, daß das Land von den Arabern occupirt und beherrscht wurde, ging eine starke Beimischung orientalischer Gemessenheit in den Nationalcharakter der Spanier über und drückte ihnen vor allen europäischen Nationen ein ganz eigenthümliches und abweichendes Gepräge auf. (Man kann auch sagen, daß sich in so abgeschlossener Eigenthümlichkeit kein anderes Volk bis auf die neuesten Zeiten behauptet hat. Ein Zug, der nicht ohne Sterilität und etwas geistige Beschränktheit ist und welcher die spanische Nation, ebenso sehr wie er sie von andern unterscheidet, auch ihnen unterordnet.) In dem vorliegenden Bändchen hat der Verf. versucht, in die zauberischen Quellen der alten spanischen Chronik etwas tiefer einzudringen, als insgemein von Denen geschehen ist, welche in neuesten Zeiten die thatenreiche Periode der Eroberung bearbeitet haben. Auf diese Weise läßt sich hoffentlich der Charakter der Nation und des Zeitalters in ein deutlicheres Licht stellen. Der Verf. hat seine Ansicht in die Form von Legenden gebracht, für die er freilich nicht die volle Authenticität der klaren Geschichte in Anspruch nehmen kann, aber dennoch theilt er nichts mit, was nicht auf [illegible] schem Grunde ruhte. Alle hierin enthaltenen Begebenheiten, so wie absonderlich und abenteuerlich man sie auch erzählen mag, finden sich in den weisheitsvollen und ehrwürdigen Büchern weiland Chronikenschreibenten verzeichnet, wo sie Sitte für Sitte mit anerkennungswerthen Wahrheiten und oft lehrreichen Randbemerkungen begleitet sind."

Die zwei Legenden, welche das Bändchen enthält, behandeln die Geschichte des Don Roderich und die maurische Eroberung Spaniens. Aus ersterer heben wir folgende wunderbare Episode aus:

Geschichte des wunderbaren und geheimnißvollen Thurmes.

Die Morgensonne glänzte prächtig über den [illegible] und spitzen Thürmen von Toledo, als König Roderich auf [illegible] Thor der Stadt ritt, an der Spitze eines zahlreichen [illegible] von Kriegern und Cavalieren, welches über die Brücke [illegible] über das tiefe und felsige Bett des Tajo führt. Die [illegible] schlugen die Straße ein, die zwischen den Gebirgen [illegible] durchzieht, und befanden sich bald im Angesicht des [illegible] schen Thurmes. Von diesem berühmten Gebäude haben [illegible] ten Araber und spanischen Chronikenschreiber allerlei [illegible] geschichten berichtet und „ich bin sehr geneigt zu [illegible] setzt der ehrwürdige Agapida hinzu, „daß manche [illegible] Ganze für eine absichtlich erdichtete Fabel ansehen werden, einer orientalischen Phantasie entsprungen ist. Allein [illegible] nicht meine Sache, ein Factum zu widerlegen, welches [illegible] Vätern und Begründern unserer Nationalgeschichte [illegible] lassen wurde, ein Factum, das eines der merkwürdigsten [illegible] nisse in dem Leben des großen Roderich bildet. Nur ein [illegible] fertiges und unbesonnenes Gemüth", fährt der biedere [illegible] fort, „verwirft ohne Überlegung die Wunder. Für den [illegible] den Geist ist die ganze Welt in ein Mysterium gehüllt. [illegible] wedes Ding hat seinen Typus und sein Wunder. [illegible] kenden Gemüthern erscheint der nekromantische Thurm [illegible] nes jener wunderbaren uralten Denkmäler, auf denen [illegible] den ägyptischen und chaldäischen Pfeilern, die ewige [illegible] der Menschheit in Zügen verborgener Weisheit und [illegible] Prophezeiung eingegraben steht, aus jenen längst verklungenen Zeiten, wo der Mensch sich noch des unmittelbaren [illegible] mit den Gottheiten erfreute und unmittelbaren Antheil [illegible] ren Offenbarungen nahm." Der in Rede stehende [illegible] von runder Gestalt und außerordentlicher Höhe und [illegible] hob sich einsam auf einem luftigen Felsen und war [illegible] hängen, Felsenvorsprüngen und Klüften rings umgeben. [illegible] Grund ward getragen von vier metallenen Löwen, [illegible] größer war als ein Ritter zu Pferde. Die Wände [illegible] kleinen Stücken Jaspis und mannichfarbigem Marmor [illegible] die alle nicht größer waren als eine flache Mannshand, [illegible] sie waren mit solcher Kunst zusammengefügt, daß man [illegible] eine einzige ungeheure Steinplatte hätte nehmen mögen. [illegible] sie mit zierlicher Kunst zusammengepaßt waren, [illegible] lerlei kriegerische Scenen, Heroen vor, welche [illegible] verrichteten u. s. w. So glatt und glänzend war [illegible] fläche dieser Steine, daß, wenn sie vom hellen [illegible] beschienen wurden, das Auge des Beschauers von [illegible] zu erblinden drohte. Von Erstaunen bewegt, langte [illegible] mit seinem Gefolge am Fuße des Berges an. Hier [illegible] ganz schmaler Weg, durch den lebendigen Felsen [illegible] einzige Eingang zum Thurme. Er war fest verschlossen [illegible] ein Thor von massivem Erze, das mit unzähligen [illegible] Schlössern bedeckt war, welche die Vorfahren des [illegible] angebracht hatten. Zu beiden Seiten des Portals [illegible] beiden alten Hüter des Thurmes, jeder mit einem [illegible] Schlüsselbund versehen. Sobald der König sich in [illegible] befand, befahl er ihnen, das Thor zu öffnen. [illegible]

Digitized by Google

...sse, mit langem Silberhaare bedeckt vor diesem Helden zu ...Knie!" riefen sie aus; „was verlangst du von uns, o Kö... willst du alles Unheil, was in diesem Thurme haust, be... und die Erde in ihren Grundfesten erbeben machen?" ...ch der ehrwürdige Erzbischof Urbino nahm das Wort und ...wor den König, von einem Unternehmen abzustehen, vor ...chem der große Cäsar selbst zurückgeschreckt sei. So uralt ...das Geheimniß dieses Thurmes, daß die furchtbaren Mächte ...jenigen, der es zu lüften wagte, gewiß als einen großen ...evler bestrafen würden. Die jungen Ritter dagegen, von ...engier und Durst nach Abenteuerlichem entflammt, ermunter... den König, seinem Vorsatz treu zu bleiben. Da rief der ...nig aus: „Komme, was da will, ich bin entschlossen, das ...heimniß dieses Thurmes zu enthüllen!" So sprechend, befahl ...den Hütern noch einmal mit starker Stimme zu öffnen. ...ittternd gehorchten die beiden Alten, aber ihre bebenden Hände ...rmochten nicht die Schlösser zu öffnen; sie drehten vergeb... die Schlüssel hin und her, die ungeheuern, seit Jahrhun...ten eingerosteten Federn spotteten ihrer schwachen Kräfte. ...ndlich, da alle die jungen Ritter ihre vereinten Kräfte an...engten, gelang es ihnen alle Schlösser zu sprengen; aber ...on neigte sich der Tag, so lange hatten sie bei dieser Arbeit ...gebracht. Als nun auch das letzte Schloß gewichen war und ...e alten Wächter mit zagendem Gemüthe das große Thor öff...n wollten, da bot sich ihnen ein neues Hinderniß dar: die ...isenthür wich und wankte nicht. Da strengten sich die jun... Ritter alle an, um mit vereinter Gewalt sie aufzureißen, ...ein vergebens. Ungeduldig sprang nun der König von sei...em Roß, und kaum hatte er mit einer Hand die eherne Pforte ...rührt, da sprang sie, wie von selbst, sogleich auf, knarrend ...nd pfeifend in ihren rostigen Angeln. Ein kalter, feuchter ...indzug pfiff heraus und ein dumpfes unterirdisches Getöse ...ß sich vernehmen. Wie ein finsterer Abgrund gähnte das ...öffnete Thor den Rittern entgegen; da befahl der König, daß ...an Feuer anzünde, um die ängstliche Finsterniß zu lichten. ...Als dies geschehen war, trat er, wiewol mit zagenden Schrit...n, in das Innere des Thurmes. Er gelangte in eine Halle, ...n deren entgegengesetztem Ende sich eine Pforte befand, und ...or dieser auf einem Piedestal stand eine riesenhafte Figur, ...on Bronzefarbe und von schrecklichem Aussehen. Sie hielt eine ...ngeheure Keule, womit sie unaufhörlich auf den Boden ...ampfte, was einen so furchtbaren Ton gab, daß es allein ...em weitern Eindringen zurückschrecken konnte. War die Ge...alt ein lebendiges Wesen oder ein Werk der Zauberkunst, dies ...ß sich nicht unterscheiden. Auf ihrer Brust war eine Rolle ...geheftet, worauf mit riesengroßen Buchstaben geschrieben stand: ...Ich thue meine Schuldigkeit." Der König trat mit kühnem ...uth an die Gestalt heran. „Wer du auch seist", sprach er, ...wisse, daß ich nicht komme, um dies Heiligthum zu verletzen. ...Daher beschwöre ich dich, laß mich hindurchschreiten ungefähr...t." Da stand der Riese ganz ruhig und ließ den König und ...in Gefolge ungekränkt durch das Thor. Sie kamen jetzt in ...n geräumiges Gemach von seltener und kostbarer Bauart, ...elches schwer zu beschreiben ist. Die Wände waren ringsum ...it den kostbarsten Edelsteinen belegt, so künstlich zusammenge...gt, daß daraus eine wundervoll glatte Oberfläche entstand. ...ie leichtgewölbte Kuppel schien wie durch sich selbst getragen, ...e war durchaus besetzt mit Edelsteinen, leuchtend wie die ...terne des Firmaments. Nirgend im ganzen Gemach war ...olz oder irgend ein gemeines Baumaterial zu finden. Auch ...aren keine Fenster oder sonstige Öffnungen für das Tageslicht ...rhanden, sondern ein glänzendes Zauberlicht verbreitete sich ...rch den Raum, das von den Wänden ausstrahlte. In der ...itte der Halle stand ein Tisch von schneeweißem Alabaster ...nd der kostbarsten Arbeit, auf welchem in griechischen Charak...ren zu lesen stand, daß Hercules Alcides, der Thebaner, die...n Thurm im Jahre der Welt 3006 gegründet habe. Auf ...em Tische stand ein goldenes Kästchen, ganz mit Edel...einen besetzt und mit einem Schlosse von Perlmutter verse...hen, in welchem folgende Worte eingegraben waren: „In die...sem Kästchen ist das Mysterium des Thurmes aufbewahrt. ...Nur die Hand eines Königs kann es öffnen; aber er sei gewarnt, denn wunderbare Begebenheiten werden ihm offenbar werden, die sich noch vor seinem Tode ereignen werden." Der König ergriff rasch das Kästchen, aber der fromme Bischof trat noch einmal dazwischen, um ihn zu warnen. Da sprach jedoch der König: „Was ist es, das mir offenbar werden soll? Entweder ist es Gutes, das soll mich sehr erfreuen; oder es ist Böses, dann will ich mich davor hüten." So sprechend, sprengte er schnell das Schloß. Inwendig in dem Kästchen fand er nichts als ein leinenes Gewand, zusammengefaltet zwischen zwei kupfernen Tafeln. Beim Entfalten sah er, daß Figuren von Männern zu Pferde darauf gemalt waren von wildem Aussehen, bekleidet mit Turbans und buntfarbigen Kleidern nach der Weise der Araber, mit Säbeln an der Seite, Bogen und Köcher am Hintertheil des Sattels hängend, Bannern und Fähnchen von den verschiedenartigsten Devisen. Bei diesen Figuren war mit griechischen Schriftzügen zu lesen: „Betrachte, König, diese Männer, sie werden dich von deinem Thron jagen und dein Reich unterjochen." Bei diesem Anblick erschrak der König sehr und wäre fast umgesunken. Während nun auch die Ritter das Gewand beschauten, war es, als ob die Gestalten auf demselben lebendig würden, als ob ein Tumult und kriegerischer Lärm entstände, man hörte wie aus der Ferne und undeutlich den Ton der Cymbeln und Kriegstrompeten und sah wie im Schattenbild eine Armee in Schlachtordnung heranrücken. Bald ward das Geräusch lauter und deutlicher. Das leinene Gewand rollte auf, ward größer und erweiterte sich zu einem mächtigen Banner; es füllte die Halle, es rauschte in der Luft und war einer großen durchsichtigen Wolke zu vergleichen. Die Schattengestalten wurden alle lebendig, wilder und wilder ward das Kriegsgeschrei. Ob aber das Ganze ein lebendiges Gemälde oder eine Geisterschar von Kriegern war, durch Zauberei zusammenberufen, das konnte Niemand sagen. Sie erblickten vor sich ein weites Schlachtfeld, wo Christen und Moslems im hitzigen Kampfe begriffen waren. Sie hörten das Schnauben und Stampfen der Streitrosse, das Blasen der Trompeten und Clarinetten, das Schlagen der Cymbeln und den betäubenden Schall von tausend Trommeln. Die Schwerter, Keulen und Streitärte erklangen, zwischendurch vernahm man das Schwirren der Pfeile, das Sausen der Lanzen und Schleudern. Das Heer der Christen war sehr in die Enge getrieben und wurde von den Ungläubigen hart gedrängt. Die Standarte mit dem heiligen Kreuze war zu Boden geschmettert, das spanische Banner lag unter den Hufen der Rosse. Die weite Luft hallte wider von dem Siegsgeschrei der Heiden, von dem Ächzen der gefallenen und sterbenden Christen. Unter den fliehenden Schwadronen gewahrte Roderich einen gekrönten Krieger, der ihm den Rücken zuwendete, dessen Waffenschmuck und Devise aber seine eignen waren; er ritt auf einem weißen Hengst, welcher seinem eignen Kampfroß auf das Genauste glich. In der Verwirrung der Flucht ward der hohe Reiter abgeworfen und nicht mehr gesehen, das Kampfroß allein jagte wild durch das Schlachtgetümmel. Roderich begehrte nicht mehr zu sehen, er floh schreckenvoll aus der verhängnißreichen Halle, von seinen nicht minder entsetzten Rittern gefolgt. Sie flohen durch das äußere Gemach, wo die gigantische Figur mit der dröhnenden Keule indessen von dem Piedestal verschwunden war. Als sie sich jenseit des Eingangs befanden und die freie Luft erreicht hatten, fanden sie die beiden alten Thurmwächter entseelt am Boden liegen, als ob sie von einem Blitzstrahl zu gleicher Zeit getödtet wären. Die ganze Natur, die vordem klar und heiter gewesen war, befand sich nun im wildesten Aufruhr. Der Himmel war ganz durch Wolken verfinstert, Krachen des Donners erfüllte die Luft und die Erde war ganz mit Regen und Hagel überschwemmt. Der König befahl, das eherne Thor zu schließen; aber das Thor blieb unbeweglich, und Niemand hatte Lust, länger dauer zu

Digitized by Google

verödlich, denn das Gebäude im Innern des Thurmes wurde immer furchtbarer. Der König und sein Gefolge sprengten zurück nach Toledo, vom Sturm und Hagel verfolgt. Ringsum dröhnte das Gebirg und hallte vom Donner wider; quer über den Weg lagen die stärksten Bäume entwurzelt und der Tajo rauschte und wüthete über seine Ufer hinaus. Es schien den entsetzten Rittern, als ob die Legion der Geister aus dem Thurme sich mit dem Sturme vermischt hätte und sie verfolgte. Denn mitten unter Donnerschlägen und Windsgeheul war es ihnen, als vernähmen sie noch den dumpfen Wirbel der Trommeln, das Schnauben der Rosse und das rasende Pfeifen der Wurfspieße. So gelangte denn der König mit seiner Schar in höchster Unordnung, vom Sturme gepeitscht, über die Tajobrücke, und die Schar ritt in wüster Verwirrung in das Thor von Toledo ein, als ob sie von einem übermächtigen Feind verfolgt würde. Am nächsten Morgen war der Himmel wieder heiter und die ganze Natur wieder ruhig und friedlich geworden. Da ritt der König zum zweiten Mal aus dem Thor von Toledo, begleitet von seinen Rittern und einer zahllosen Volksmenge, und schlug den Weg nach dem nekromantischen Thurm ein, denn es drängte ihn mit Angst, das eherne Thor, aus welchem solch Unheil geströmt war und das Land überschwemmt hatte, zu verschließen. Aber schau, als man zu Angesicht des Thurmes gelangte, welch neues Wunder bot sich dem Auge dar. Ein Adler erschien hoch in der Luft, so als ob er vom Himmel herabkäme. Er trug in seinem Schnabel einen Feuerbrand, den er auf dem Gipfel des Thurmes niederfallen ließ, indem er das Feuer mit seinen mächtigen Schwingen anschürte. Nach einer kleinen Weile borst das ungeheure Gebäude auseinander und die Flammen schlugen leuchtend und glänzend, die Sonne am Himmel fast verdunkelnd, daraus hervor. Nicht eher ließ die Flamme nach, bis Stein für Stein verzehrt und von dem Ganzen nur ein Haufen Asche übrig war. Hierauf kam eine gewaltige Flucht Vögel angeflogen, klein von Gestalt und von schwarzer Farbe, die den Himmel wie eine düstere Wolke im Heranfliegen verdunkelten. Diese ließen sich rings um die Asche nieder und verursachten mit ihren Flügeln einen solchen Wind, daß aller Aschenstaub in die Luft und im ganzen Reiche Spanien umherflog, und der Ort, wohin ein Theil dieser Asche fiel, ward mit Blut getränkt. „Und dessen erinnern sich (der Mönch Agpaida spricht nämlich) noch alte Leute und Die, so diese Geschichte zuerst aufzeichneten, daß, auf wen dieser Staub fiel, der ward in der Schlacht geschlagen, als die Araber nun einfielen und von dem Land Besitz nahmen, und daß die Zerstörung des Herculesthurmes das Vorzeichen von Spaniens Untergang war. Lest alles dies", so beschließt der ehrliche und vorsichtige Mönch seine Erzählung, „in den Schriften selbst nach, welche die Quellen unserer Geschichtschreibung sind: in der Chronik des Mauren Rasis, in dem Werk, welches den Titel führt: Der Untergang von Spanien, geschrieben von dem Mauren Abulcasim-Tarif-Abentarique. Lasset euch ferner dienen mit dem ehrwürdigen Beda und andern spanischen Geschichtschreibern, welche dies Ereigniß beschrieben haben, und ihr werdet finden, daß ich nichts mitgetheilt, was nicht vorher und vielfach unter der Aufsicht und Sanction unserer heiligen Mutter Kirche veröffentlicht war. Gott allein erkennt die Wahrheit oder Falschheit dieser Dinge. Ich meinestheils rede nichts, außer was ich aus alten Zeiten her niedergeschrieben fand."

Es thut uns aufrichtig leid, nicht auch einen Auszug aus einer andern nicht minder interessanten, altspanischen Familienlegende geben zu können, welche der Verf. gleichfalls in diesem Bande seiner „Miscellanies" mittheilt. W. Irving bleibt sich und seiner poetischen Richtung doch immer treu; er ist vielleicht der consequenteste aller neuesten poetischen Schriftsteller, nicht blos seiner Nation, sondern überhaupt. Immer doch derselbe freundliche Ernst im Dichten und Sinnen, immer noch dieselbe jugendlich-zarte Anschauung, immer noch die Krankheit seiner Phantasien und die alte herrliche Gabe, das wahre Geistige in der Poesie herauszufinden und hervorzuheben. Wir sehen, wie nicht blos in Frankreich, wie auch in England selbst neuerdings das Suchen und Verfolgen des [illegible] heuerlichen überhandnimmt, wie man in Deutschland [illegible] minder das Abnorme, das sogenannte Pikante, Das, was am wenigsten erwartet wird, mühsam erstrebt, wie man sich abmartert, neu und frappant zu sein, und seine [illegible] sige Armseligkeit, seine gemüthliche Bedürftigkeit grade dadurch am deutlichsten manifestirt, daß man in dem Nahe liegenden, in dem Ursprünglichen und Längstdagewesenen die Poesie nicht sieht und nicht findet. Für diese sich Verirrenden alle kann Irving Leiter und Führer, Vorbild und Muster sein. Welche Einfachheit, welche Reinheit und Anmuth in seinem Styl! Woher kommt diese? Ist sie zufällig? Ist sie sein Privilegium und Monopol? Nein, sondern sie keimt aus dem wahren Bedürfnisse des poetischen Geistes, aus dem offenen Sinne für Alles und Jedes, was vom Hauch der Poesie durchdrungen ist. Nicht ist das Pikante, das Außerordentliche, das Seltsame, nach dem er ving aufsuchte, um zu frappiren. Er sucht nichts, aber findet Alles auf seinen Wegen, und dies ist das wahre Kennzeichen des echten Dichters. Er wandelt in der Natur; was vor uralten Zeiten war, so ist sie ihm neu. Ihm reden die Bäume und Gewässer, und altes Trümmerwerk gibt ihm Kunde niß von dem gestorbenen Leben, was sich einst froh und [illegible] hier bewegte, da noch der Vergangenheit heiterer Tempel [illegible] Die Völker und die Orter haben ihre Sagen. Aber [illegible] deutungsvolle, das wahrhaft Ewige aus ihnen heraus [illegible] den Moment der Gegenwart herauszubilden, das ist [illegible] nigkeit, und wie er dies vollbringt, daran kann man [illegible] ster erkennen. Als ein solcher wirkt in diesen Räumen [illegible] er ist vielleicht der in sich selbst beruhigteste Dichter der [illegible] wart, und dieser innere Schöpferfriede ist eben in der [illegible] gen, sturmvollen Gegenwart das sicherste Kennzeichen des [illegible] ren Dichters. Was übrigens, abgesehen von der Darstellungsweise Irving's, an der spanischen Sage an und für sich Bewunderungswürdige ist, ist die geordnete Klarheit [illegible] und die poetische Verständigkeit, welche mit recht offenen [illegible] aus jedem einzelnen ihrer Züge hervorblickt. Dies ist das [illegible] rakteristische aller südlichen Legenden. Bei dem ewig [illegible] genden der umgebenden Natur hat der Geist der Poesie [illegible] mit behaglicher Ruhe alle Züge und Momente bis zur [illegible] rischen Plastik herauszubilden.

Literarische Notizen.

In Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg [illegible] ein Werk in mongolischer Sprache drucken. Es ist eine [illegible] sage, die bei den Mongolen sehr beliebt ist: die Geschichte [illegible] Thaten des Gesser-Khan und seiner heroischen Abenteuer. Auch der europäischen Lesewelt dürfte eine Bearbeitung [illegible] Werkes Interesse gewähren.

Die arabischen Reisebeschreibungen Abufaala's werden [illegible] in Petersburg von dem dortigen Professor-Adjunct [illegible] mit russischer Übersetzung herausgegeben.

Die finnische Literatur ist neuerlich durch zwei [illegible] reichert worden, das eine ist eine Übersetzung des Trauerspiels der Sappho von Erich Alex. Ingman (Helsingfors 1850), das andere ist das erste finnische Trauerspiel, eine Nachahmung Shakspeare's „Macbeth" von Fr. Lagerwall. Die Handlung ist hier nach Finnland übertragen.

In der kasaner Universitätsdruckerei ist eine [illegible] Grammatik von Joseph Kowalewski erschienen, welcher Staatskosten China und die Mongolei bereist hat. Gegenwärtig wird auch eine in vier Theile getheilte mongolische Chrestomatie von denselben Verf. gedruckt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 118. — 27. April 1836.

humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im J. 1832. Ausgeführt und beschrieben von Joseph Freiherrn von Auffenberg. Zwei Theile. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Ich hörte einmal in den Bädern von Lucca eine hübsche und geistvolle Piemontesin Hippolyt Monpour's tolle Romanzen: „Madrid" und „Une Andalouse dans Barcelonne" singen, zu welcher Alfred de Musset einen ebenso tollen Text geliefert hat. Eine Tonhetze, wobei die Stimme sich beinahe überschlug und der Athem ausging, ein Schreien und Rasseln und dann wieder ein lieblicher Accord, Originalität, aber bisweilen welcher Art! — so waren diese vor ein paar Jahren sehr beliebten Compositionen beschaffen. Die Erinnerung an den Eindruck, den sie auf mich machten, wurde wieder lebendig in mir, als ich die „Pilgerfahrt" des Hrn. von Auffenberg las.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Dichter, wenn er den Plan zu einem großen Werke gelegt, wenn er weit und breit seine historischen Data erforscht, gesichtet, verglichen, wenn er sich in den Geist und Charakter der Zeit hineinzudenken gestrebt hat, auch die Localität, Land und Orte, wo die Begebenheiten, die er schildern will, sich ereignet, kennen zu lernen sucht, daß ihm daran liegt, sich gewissermaßen mit dem Häuslichen zu familiarisiren, um zu einer, klarer Anschauung zu gelangen. Häufiger aber noch mag es geschehen, daß der Schriftsteller, ohne vorherige Intention, von seinen Wanderungen die Idee zu einem Werke mitbringt, daß das Interesse an der Örtlichkeit auch das Interesse an der Geschichte in ihm erweckte, indem diese durch jene, und jene wieder durch diese an tieferm Eindrucke gewinnt, indem das Dagewesene wieder in die Gegenwart tritt, das Factum auch in einen sonst leicht übersehenen Nebendingen Bedeutung erlangt, die Bilder der Geschichte sich plastischer gruppiren, lebendiger färben und mit charakteristischem Relief herausstellen. Hr. von Auffenberg aber hat das Ding umgekehrt. Fünf Jahre lang, wie er selbst sagt, arbeitete er an einem dramatischen Werke, welches die ganze Geschichte des Untergangs der Maurenherrschaft in Spanien umfaßt und unter dem Titel „Alhambra" 1829 erschien, — gab dann, als eine Art Nachgeburt, einen Roman: „Die Fürstin von Toledo", welchen er selbst mit seltener Offenheit einen „unglücklichen" nennt (ein Urtheil, das die Kritik längst unterschrieben) — und jetzt erst unternimmt er, wie Chateaubriand eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, eine nach den Orten, welche seine Phantasie lange Jahre bewohnt, wo sie umhergeschweift unter den Geschöpfen einer vergangenen, glänzenden Zeit. Braucht man sich zu wundern, wenn er mehr denn einmal aus seinen Himmeln fällt? wenn das Alhambra des von Ferdinand VII. beherrschten Granada nicht mehr das der Zegris und Abenceragen ist? Das hätte er vorher wissen und sich die beim ersten Besuche des Palastes Boabdil el Chicos gewonnene, nicht eben auf die geschmackvollste Weise ausgesprochene Erfahrung sparen können: „Kommt ein Dichter endlich in Person an Orte, die lange seinen Träumen vorgeschwebt, so verfällt er in den deplorabeln Zustand der Dyspepsie, wo das Gangliensystem mit dem Cerebralsystem in Conflict geräth."

Man muß sich an die Darstellungsweise des Verf. erst gewöhnen, ehe man sein Buch genießbar finden kann. Der Anfang erregte nicht die günstigste Meinung in mir; der Ton ist geschraubt, der Humor forcirt und die allerunbedeutendsten Dinge, welche jedem Schnellpostpassagier begegnen, werden breitgeschlagen. Das Buch würde nichts verloren haben, wenn der ganze Eingang, von der Bramala bis zur Abfahrt der perpignaner Diligence weggeblieben wäre; denn Das, was wir über Lombardei und Genovesato vernehmen, ist gar seicht, und wäre nicht Gustav Nicolai's Buch da, so könnte man sich über Einiges sogar ärgern. Aber freilich, mit genanntem classischen Schriftsteller wird sich Keiner in eine Nebenbuhlerschaft einlassen wollen, am wenigsten ein Dichter wie unser Verf. Wenn ich an Hrn. Nicolai denke, so fällt mir jedesmal eine Geschichte ein, von der es mir leid thut, daß sie ihm nicht passirt ist. Einer meiner Bekannten, der auch Extrapost fuhr, wurde am Thore von L. angehalten: „Passaporti! Niente per la dogana?" war die oft gehörte Bewillkommnung. Der Paß wurde hinausgereicht; ein Paolo sollte das Gewissen des Beamten beruhigen, wenn er etwa Contrebande passiren ließ. Kaum war der Paolo in die halboffene Hand geglitten, so machte der Italiener gewaltige Kratzfüße und rief laut: der Wagen der Eccellenza möge nur immer weiter fahren. Bei der Ankunft im Hotel merkte mein Herr erst, daß er statt

Digitized by Google

der Silbermünze einen kaiserlichen Dukaten gegeben hatte. Wäre das Hrn. Nicolai begegnet, welcher Stoff zu einem neuen Capitel — über Zudringlichkeit, Gewissenlosigkeit, Fremdenquälerei, schlechte Beleuchtung und was sonst noch.

Hr. von Auffenberg ist ein etwas sonderbarer Reisender, wenn wir nicht etwa Dies und Jenes auf Rechnung des Humors zu setzen haben, welchen der Titel uns verkündigt. Nach Italien zieht er, bis an die Zähne bewaffnet wie ein türkischer Spahi, mit einem ganzen Arsenal, das er als aus folgenden Piecen bestehend beschreibt: ein kleiner Pandurensäbel, zwei ansehnliche Pistolen, zwei kleine Terzerolen, ein wirklicher Dolch à la Muley Hassan, und ein Messer mit einer schuhlangen, sehr spitzigen Klinge. Als man aber bei Valencia den gräßlichen Mordversuch auf ihn macht, wodurch diese Pilgerfahrt längst schon so bekannt geworden ist, hat er nichts bei sich als ein Taschenmesser mit einer zwei Zoll langen Klinge. In der Via-mala „brüllt" er „aus allen Kräften" ein Rex tremendae majestatis; auf der Victor-Emanuelsbrücke singt er „mit etwas tremulirender Stimme" ein „Freut euch des Lebens"; auf dem Dampfboot des Lago maggiore stimmt er „mühevoll, zwischen Bariton und Baß schwebend, aber aus Leibeskräften" die Barcarole: „Amis, la matinée est belle" aus der „Muette" an, und so in Einem fort regalirt er Reisegefährten und Leser mit erlaubten und verbotenen Liedern, bis sie's satt haben. In Mailand macht er Skandal im Theater, erschreckt Nachts ruhige Leute auf der Straße, die ihn für einen Bravo halten; läßt sich in Marseille von Domino spielenden Petitmaitres „bête" schelten; besteht alle möglichen seltsamen Abenteuer, wobei er sogar die Rolle des ägyptischen Joseph spielt; benimmt sich so sonderbar, daß er für einen Tollhans oder einen Ingles gehalten wird, und bringt sich in allerlei unnöthige Verlegenheit und Gefahr, indem er von der Constitucion und Ayme Granada spricht und in der Tabacksfabrik zu Sevilla Contrebande raucht. Es ist Schade, daß man sich durch eine Menge von Geschmacklosigkeiten, durch ein ganzes Heer von Exclamationen und Gedankenstrichen und so viele bedeutungslose Conversationen durcharbeiten muß, um das Gute, das Neue und Erfreuliche zu genießen, welches dies Buch enthält.

Es fehlt nicht an Schriften über Spanien, aber über die Lebensweise in diesem halbcivilisirten Lande, über die Art zu reisen, über eine Fülle von Nebenumständen, die sich auf Sitte und Charakter beziehen, gibt, so viel dem Rec. bekannt ist, keines so genügende Auskunft in lebendiger Auffassung und Schilderung als Hrn. von Auffenberg's persönliche Erzählung seiner Schicksale in Catalonien, Valencia, Granada und Andalusien. Manchen mit weniger Muth und geringerer Ausdauer begabten Weltlustigen möchte freilich seine Beschreibung und Das, was er selbst erlebt, von einem solchen Unternehmen zurückschrecken. Aber sogar die 23 Messerstiche, die er Mittwochs nach Ostern vor den Thoren von Valencia erhielt und wovon er in der Casa de la misericordia wunderbar genas, konnten unsers Verf. poetische Sehnsucht nach der Mohrenstadt und Cordova Moschee nicht schwächer machen.

Wir können uns hier nicht bei den einzelnen Schilderungen aufhalten, welche Hr. von A. von Städten und Gegenden auf seiner Tour entwirft. Er ging über die Pyrenäen nach La Junquera, Gerona, Barcelona, bis Villafranca und Tarragona nach Valencia, von da nach Granada, nach Santa Fe, Malaga, mit einem Sprung nach dem afrikanischen Ceuta, nach Cadix, Sevilla und Cordova, wo die Erzählung ein Ende nimmt. Die Wege waren meist entsetzlich, die Posteinrichtungen, wo es deren überhaupt gab, erbärmlich; mit Maulthierkarawanen wurde ein Theil von Valencia und Granada durchzogen. Die Beschreibungen lesen sich angenehm und haben Leben und Farbe; aber manchen derselben fehlt in einzelnen die nöthige Bestimmtheit der Ausführung. Man bekommt keine recht klaren Anschauung und es ist Einem, als wäre das Bild lange hinterher entworfen worden, als Umriß und Lage des Einzelnen in der Erinnerung sich zu verwirren begannen. Zwar liebe ich die Art der Darstellungen nicht, wo bei jedem Gegenstande, den das Auge von irgend einem Standpunkte erblicken kann, Längen- und Breitengrade angegeben und bei jedem Gebäude die Dimensionen bemerkt sind — wobei Karte oder Plan ebensowol als Surrogat dienen dürften —; die Deutlichkeit des Bildes ist und bleibt indeß jedesmal ein Haupterforderniß. Worin aber der Verf. Vorzügliches geleistet, was seinem Buche so viel Interesse, nebst Lebendigkeit und Bewegung verliehen hat, das sind seine Skizzen von Auftritten und Festen, seine aus dem Leben gegriffenen Charakterzüge, seine individuellen Erfahrungen. Wir sehen Südspanien und seine Bewohner von Angesicht zu Angesicht. Viel Trost ernten wir nicht dabei, und nicht wenn wir den Umfang der tiefwurzelnden Übel und die unheilbare Zer- und Verstörung ins Auge fassen, so können wir wehmüthig in das „O patria dolorosa!" des schmerzhaften Negro einstimmen, welches Hr. von A. von dem schmerzenreichen Heiligenbilde in der Kathedrale von Cordova wegnahm und am Schluß seines Buches in einer sich gut lesenden Übersetzung mittheilt.

Gern würden wir länger bei Stiergefechten und Messerspielen, in Fundas, Ventas und Posadas verweilen, obgleich Niemand Lust haben möchte, sich mit Hrn. von A. zu den Höllen Ollas und den Gospachos zu setzen, aus kaltem Wasser Essig, Öl, Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Brot und fremdartigem Grün componirt, welche man ihm in Granada bei der reizenden Mercedes auftischte, welche ihm für 4 Duros (span. Thaler) die „Alhama" und den „Ultimo sospiro del moro" vorsang; bleibt aber dem Rec. nur eben noch Raum für eine der Skizzen, wovon die erste, ein kleines Gemälde, Art und Weise zeigt, wie man in Südspanien reist. Die Karavane befindet sich in der Sierra von Loja zwischen Alcoy und Carrascoy, zu deutlicherer Bezeichnung auch Sierra mala geheißen.

Das Aufsteigen in die Sierra ist nicht steil, sondern der Weg erhebt sich allmälig und geht in vielen Windungen

Digitized by Google

des dem pferdemäßigen Einbruch verursachte, war der Gesang rings der vordern Burros (Maulthiere) weiter, der in Terzen [illegible] Scala auf und ab flog und den Sinn hatte: „Morgen [illegible] ich sterben", Auf einmal verstummten alle Gesänge. [illegible] Royalist (Escorte) flog aus, Ramón (der Führer) winkte [illegible] ihm zu folgen. Lautlos und eilend schritt Alles dahin. [illegible] vernahm nichts als die Glocken der Maulthiere. Oben [illegible] wir an einer Venta vorbei, in der kein Licht zu sehen [illegible] Unter der Thüre erblickte ich einige weiße Gestalten. Es [illegible] dies eine der berüchtigtsten Räuberherbergen. Das öde Pla[illegible] war vom Monde beschienen; aber Niemand grüßte ihn. [illegible] unsichere Licht spielte seltsam in den Olivenhainchen und [illegible]sträuchen. Kein Lüftchen ging; die Hitze war drückender als [illegible] Tage. In immer tiefere, beschattete Rambias und Schluchten [illegible] senkte sich nun der schlechte, steinige Weg, und nach einer [illegible]stunde kamen wir an ein wahres Höllenthor — die Garganta [illegible]schlucht) genannt. Vom Nachthimmel sah man nur einen schmalen [illegible] Streif. Die Arrieros hatten sich sämmtlich vorgezogen an [illegible] Spitze der Karavane; der Royalist schritt weiter zurück mit [illegible] dahin, und ich bemerkte, daß er den Hahn gespannt hatte. [illegible]en Augenblick erwartete ich nun, aus dem oder dem Gebüsch, aus der oder der Schlucht Schüsse fallen zu hören. [illegible]ein Geld hatte ich in Creditbriefen auf Granada bei mir; [illegible] trug ich 20 Napoleonsdor in meiner Schicksalsgurte auf [illegible] Leibe, um mich nöthigenfalls abzufinden; auch hatte [illegible] eine Schelmenuhr in Valencia gekauft, die drei Piaster [illegible]rte, aber nicht ging; doch sah sie brillant und wie von Silber aus, und konnte im ersten Augenblick einen günstigen Eindruck bewirken. In der Garganta war es Nacht, wie in einem [illegible]lfischbauch. Auf einmal hörte ich ein Chi! Chi! (Still! [illegible]ll!) vornen. Jetzt gute Nacht, dachte ich; der Royalist wird [illegible]drücken und fortlaufen, beim Ramon finden sie nichts, und [illegible] wird es übler gehen als in Valencia. Neues Chi! Chi! [illegible] mit den Burros vornen hielten. Das Chi! ging wie ein [illegible]flüstern; — schnell in den Karren! rief Ramon und warf mich [illegible]nein; — wenn es kracht, nehmen Sie ihre Bagage vor die [illegible]ust. Vada nada! Demonio! (Fort, nichts! Teufel!) Eine [illegible]gvolle Pause von drei Minuten entstand. Da tönte vornen [illegible] fröhliches „Ará! Ará Burro!" — eine Menge Nationallieder [illegible]llen ein, und Ramon sagte, tiefaufathmend: Hay nada! Vaya! [illegible]ber, comer, divertisse! ('sist nichts! Vorwärts! Trinkt, [illegible]t, beluſtigt euch!) In meinem Leben habe ich keinen länzern und fröhlichern Schluck Wein genommen als jetzt. Auch Ramon trank zum ersten Male und gab den Schinken mir und [illegible] Royalisten zum Besten. Am Ende der Garganta standen [illegible] Halbdunkel sechs Caballeros (Wegelagerer), die schwerlich [illegible]egen astronomischer Betrachtungen da waren. Was vornen sich [illegible]ereignet hatte, erfuhr ich nie; wahrscheinlich entrichteten die [illegible]Carristen einen plausibeln Zoll. Der größte der Caballeros [illegible]agte dumpf: Vayan con Dios! (Geht mit Gott), und wir ließen es an dem gehorsamsten: Buenos tardes (guten Abend) [illegible]nicht fehlen.

Von der Thätigkeit und dem Geschäftseifer des Spaniers gibt folgende Anekdote eine ergötzliche Probe:

Ich lernte in Granada unter vielen Fremden auch einen sehr lebhaften Franzosen kennen, der auf feines englisches und französisches Papier bedeutende Bestellungen annehmen sollte, vorzüglich auf ein Haus dabei Hoffnung gesetzt hatte, nun aber sehr unglücklich und mit ganz Spanien zerfallen war. Er sah [illegible] schwarz und erzählte mir unter heftigem Mienenspiel: Denken Sie einmal, wie es mir ging. Ich komme an einem schönen Samstag hier an mit den besten Hoffnungen. Am Tage der Ankunft macht kein guter Commissionnair eine Visite, es würde solches eine ängstliche Eile verrathen. Nun ging ich also am Sonntag in das uns befreundete Haus. Aber am Sonntag wird nicht von Geschäften gesprochen. Ich kam am Montag — es war Correo (Posttag) — man hatte keine Zeit, auch ist es nicht conforme, an diesem Tage mehr zu besorgen als die Post. Ich kam am Dienstag; es war Festtag von, Gott weiß, welchem Patron — eigentlich allen. Ich kam am Mittwoch: es war halber Festtag, man sprach zwar von Geschäften, schloß aber nichts ab. Ich kam am Donnerstag, da war Feiertag [illegible] und Niemand zu Hause als zwei alte Sabenbrüder. Ich kam am Freitag; es war halber Festtag und zugleich Unglückstag, an dem nichts von Bedeutung verhandelt wird. Ich kam am Samstag — wieder Correo und nichts! Am Sonntag war Sonntag und ohnehin nichts. (Den Rest der Hindernisse bitten wir Den, welcher etwa neugierig sein sollte, im Buche selbst Bd. II, S. 114, nachzulesen.) Nun bin ich volle 11 Tage hier, habe 22 Duros verzehrt und noch für keinen Real Geschäfte gemacht.

Wer weiß, daß z. B. in Portugal das Volk die Wochentage erster Festtag, zweiter Festtag u. s. w. nennt, wird dies gern glauben.

Eine Menge charakteristischer Volkslieder sind eingestreut — vom alten bekannten „Ayme Alhama!" zum gleich streng verpönten „Yo que soy contrabandista!" — wodurch indeß, sowie durch die auf jeder Seite vorkommenden spanischen Redensarten das Buch ein etwas buntscheckiges Aussehen bekommt. Der Styl ist wenig gefeilt; die Legion von Setzfehlern aller Art spielt manchen üblen Streich. Die politischen Anspielungen und mysteriösen Personen verleihen dem Werke namentlich jetzt, in der Epoche des Kampfes und der Umwälzung in jenem unglücklichen Lande, noch ein Nebeninteresse.

Wenn ich an Robert's reizende Bilder aus Granada und Andalusien, Gail's herrliche Ansicht der Moscheen-Kathedrale Cordovas denke und mich dabei des Alhambra *) Washington Irving's und vor Allen Huber's erinnere, so will ich zwar eben nicht behaupten, daß Hr. von Auffenberg von seinem überreichen Gegenstande den möglichen Vortheil gezogen und ihm all seine glänzenden Seiten abzugewinnen gewußt habe; aber ich erkenne doch gern das mannichfache Verdienst seiner Leistung an. 6.

Johann Erich von Berger's Leben von H. Ratjen. Mit Andeutungen und Erinnerungen zu J. E. von Berger's Leben von J. R. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 8. 16 Gr.

Diese wenigen Bogen sind das Denkmal eines würdigen Verstorbenen, von vorurtheilsfreien und aufrichtigen Freunden gesetzt. Sie waren so glücklich, von einem tadellosen, der Erforschung der Wahrheit und Wissenschaft, aus eignem Triebe, ohne Eigennutz und Eitelkeit gewidmeten Leben nichts verschweigen, nichts beschönigen zu dürfen. Berger, 1772 zu Faaborg auf Fünen geboren, war der Sohn eines sehr verständigen, wissenschaftlich gebildeten, allgemein geachteten Cavaleriegenerals, erhielt eine vortreffliche Erziehung und ging im Herbst 1788 nach Kopenhagen, um die Rechte zu studiren, wo er bei seinem Abgange, im Prüfungsexamen, die erste Censur erhielt, 1791 nach Göttingen, wo er besonders mit Spittler in freundschaftlicher Verbindung stand. Reinhold's „Briefe über die Kant'sche Philosophie" gewannen ihn für diese, womit er sich auch seit 1792 in Kiel lebhaft beschäftigte und mit Niemann, Hegewisch, Ehlers, Hensler und Krendelenburg befreundete. Schon damals erwachte der Wunsch in ihm, sich dem akademischen Lehrfach zu widmen. Wenigstens gab er seinen frühern Plan auf, Diplomatie und Staatsökonomie zu seinem Beruf zu machen, worin es ihm sonst, bei den Gönnern und Freunden seiner Familie, an schneller und glänzender Beförderung nicht gefehlt hätte, und ging 1793 nach Jena. Dort

*) Der, die, das Alhambra? Alle drei Geschlechter kommen vor, und das ist doch wahrlich zu viel.

Digitized by Google

umgeben ihn jugendliche, spätershin berühmt gewordene Freunde, die hier genannt sind. Reinhold, Fichte und Steffens galten viel bei ihm. Er sah die französische Revolution, wie viele ehrenwerthe Männer, nur von ihrer glänzenden theoretischen Seite und seine 1795 dänisch und deutsch erschienene Schrift, über die Angelegenheiten des Tages, setzte ihn großen Mißverständnissen aus. Vielleicht haben ihn nur die Warnungen seines sehr gemäßigten, welterfahrenen Vaters, von dem vortreffliche Briefe eingerückt sind, von heftigern Äußerungen abgehalten. Mit seinem innig verbundenen, zu früh verstorbenen Freunde, dem Brandenburger Hülsen, machte er eine Reise in die Schweiz und verlebte den größten Theil des Jahres in Zürich. Hier entstand in ihm der Entschluß, ein freies Landleben zu führen, wobei ihm sein unabhängiges, von seiner 1788 verstorbenen Mutter ererbtes Vermögen begünstigte; er kehrte im Herbst 1797 nach Jena zurück, widmete sich den Naturwissenschaften und hielt Schelling sehr hoch. In Flottbeck, in der Nähe Altonas, studirte er Landwirthschaft theoretisch und praktisch unter Staudinger. 1800 ging er als Auscultant in die Rentenkammer nach Kopenhagen, diente 1801 unter den freiwilligen Kriegern, kaufte ein adliges Gut bei Kiel und verheirathete sich mit der Gräfin Anna Holk, der liebenswürdigsten, reizendsten und lebendigsten ihres Geschlechts. Die Ehe blieb kinderlos. 1809 reiste er nach Göttingen, um durch Gauß in die Astronomie eingeführt zu werden; 1814 ward er Professor dieser Wissenschaft in Kiel und 1816, nach Reinhold's Tode, auch Professor der Philosophie. 1829 besuchte er mit seiner Gattin Paris, wo ihm sein Schwager, der Minister Portalis Gelegenheit gab, die bedeutendsten Gelehrten kennen zu lernen. Seine Vorlesungen waren sehr beliebt und besucht. Sein unablässiges Streben, zu Belehrung und Besserung der Menschen beizutragen, ging in Erfüllung. Er war zweimal Rector der Akademie, 1821 und 1833. Am 22. Febr. des letzten Jahres starb er, nach kurzem Krankenlager, allgemein betrauert. Das glückbringendste Eigenthum eines glücklichen Erdenlebens, seine Gattin, ist ihm bald im Tode gefolgt. Die Richtung seines Hauptwerkes: „Grundzüge der Wissenschaft" (4 Bände, Altona 1817—22), hat Dr. Thomson von S. 47—52 genügend dargelegt. Die Andeutungen und Erinnerungen zu seinem Leben, von seinem jenaischen Universitätsfreunde, dem Conferenzrath Rist in Schleswig, zeichnen sich besonders aus durch meisterhafte Schilderung einer Periode, mit der keine spätere, wenige frühere zu vergleichen sind, und deren Gepräge von Berger vielleicht deutlicher trägt als irgend einer seiner Zeitgenossen. „Das Geschlecht der Männer aus der Mitte der Siebziger Jahre wuchs zu äußern und innern Kämpfen heran, die ihres Gleichen nicht gehabt und die selbst ihrem Alter noch keine Rast gönnen wollen". Aus den von diesem psychologischen Beobachter gegebenen Aufschlüssen geht sein verstorbener Freund als einer der wahrheitsliebendsten, anspruchslosesten und frömmsten Skeptiker hervor. Diese Biographie eines unabhängigen philosophirenden Gelehrten darf den gelungensten an die Seite gestellt werden. 8.

Aus Italien.

Das Haupt der Medusa, das durch seinen Anblick in Stein verwandelte, ist von einem glücklichen Italiener, Girolamo Segato aus Belluno, man weiß nicht wo, aufgefunden worden, und ein Zeugniß des Prof. der Chemie, Jos. Gazzeri zu Florenz, des Prof. Betti, eines Physiologen ebendaselbst, dann der Professoren Ant. Targioni Tozzetti und Ferd. Zanetti, alles namhafter Leute, die in Florenz in Ehren und Würden stehen, versichert, daß Segato durch seinen Fund im Stande ist, Thiere und Theile derselben sowol im normalen als im pathologischen Zustande zu einer steinartigen harten Masse zu verwandeln, sie unveränderlich dadurch zu machen und für die längste Dauer zu erhalten. Ein eigner gedruckter Bericht eines Advocaten Jos. Pellegrini („Dell' artificiale riduzione a solidità lapidea e inalterabilità degli animali, scoperta da Girol. Segato, nat. dell' avvoc. Gius. Pellegrini", Florenz 1835) setzt die Sache noch genauer auseinander, indem er hinzufügt, daß nicht von Segato erfundene Verfahren auf ganze thierische Körper ebenso wie auf ihre Theile einwirke; daß es die einen wie die andern hart macht und ihnen eine beinahe völlig steinartige Härte beibringt, die um so größer ist, je weicher und fleischhaltiger sie früher waren. Haut, Muskeln, Nerven, Blut, Fett, Blut u. s. w. — Alles erliegt der wundergleichen Umwandlung; und was das Wunder noch ungleich vermehrt, ist, daß es gar keiner Entfernung der Eingeweide bedarf, um diesen Zweck zu erreichen, sondern daß sie gleiche Härte mit den andern Theilen annehmen, sogar eine größere. Man glaube nicht, daß die Verwandlung mit einer Veränderung der Farbe, der Gestalt und des Charakteristischen im Allgemeinen verbunden sei, nein, sie bleiben bei allen Thieren und ihren Theilen dieselben. Auch der Geruch leidet nicht von diesen Leichen, weil alle Zersetzung aufhört; sowie denn überhaupt die Kraft dieser Umwandlung der Art ist, daß es die schon begonnene oder selbst vorgerückte Verwesung aufhält und die Macht der Zeit, der Atmosphäre und der Insekten von diesen verwandelten Körpern abhält. In einem veränderten Grade angewandt, ist es im Stande, den biegsamen Körpern diese Eigenschaft zu lassen, aber sie immerhin an Unzerstörbarkeit nicht verlieren. Der Erfinder versichert, daß außerdem kein Haar ausfällt, daß kein Vogel eine Feder, kein Fisch eine Schuppe dadurch verliert und selbst feinsten Insekten ihre einzelnen Decken behalten.*)

Mit einer neuen Sammlung gothischer Sprachfragmente aus den Palimpsesten der Ambrosianischen Handschriften ist Cardinal Mai stiglione unter dem Titel: „Gothicae versionis Epistolarum S. Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta c. anotatt. edd. *Carolus Octavianus Castillionaeus*" (Mailand 1835, 4.) hervorgetreten. Man muß Muth und die Ausdauer eines Gelehrten bewundern, der seine Studien im Vaterlande so wenig Theilnahme findet, und ergriffen wird und doch im gewissenhaftesten Fleiße nicht

Über Owaihi und viele andere Inseln des Südmeers unterrichten fleißige Zeitungsleser seit Capitain Cook mehr zu sagen über Sardinien, dessen natürlicher und gesellschaftlicher Zustand doch so sehr der Aufmerksamkeit werth scheint. Erst in der neuesten Zeit hat man durch den Obersten Marmora und einige andere Italiener mehr erfahren. Doch fehlt noch viel, daß über die Geschichte der Insel in den letztverflossenen Jahrhunderten uns unterrichtet glauben dürften. Daher ist es ein Geschenk für Geschichtsfreunde, daß Ritter Cibrario ... rin aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts einige manches Spreu doch auch fruchthaltigen Beitrag in dem „Joann. Fr. Farae de chorographia Sardiniae l. II, Codibus Sardois l. IV." (Turin 1835) gegeben hat. Die Kritik findet viel zu prüfen; doch sie hat es mehr mit Sachen als mit Urtheilen zu thun und ihre Mühe wird reichlich vergolten scheinen. Ein gleich abgeschiedener Winkel der Erde ist die Insel Giglio, das alte Igilium der Römer, vor Miglien von Porto S.-Stefano entfernt, dem nächsten Hafen der toscanischen Küste. Der gelehrte Statistiker Baldassare Chiana, G. Giuli, gibt davon im Julihefte der „Antologia italiana" f. 1835, eine Beschreibung, die um so erwünschter erscheint, weil sie auf sehr genauen Angaben beruht. Denn eine Ardinghello'sche Insel der Glückseligkeit darf man nicht erwarten.

*) Girolamo Segato, geb. zu Belluno in der Delegation ... ist am 2. Febr. d. J. zu Florenz gestorben und hat ... des mailänder „Echo", das Geheimniß seiner ... balsamirens mit ins Grab genommen.

Hierzu Beilage Nr. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 10. 27. April 1836.

Die Schlacht bei Nördlingen und Belagerung dieser Stadt in den Monaten August und September 1634. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs bei Gelegenheit der Secularfeier dieser Begebenheiten von Joh. Friedrich Weng. Mit einem Vorworte und Pläne des Schlachtfeldes von Friedrich Wilhelm Doppelmayr. Nördlingen, Beck. 1834. 8. 15 Gr.

Ausgestandener Drangsale wegen pflegt man in der Regel kein Erinnerungsfest zu feiern; man ist froh, wenn der bittere Kelch da, wo er einmal angesetzt werden muß, ausgeleert worden ist, sowie es der menschlichen Natur eigenthümlich ist, ungern auf Das zurückzublicken, was einem Einzelnen oder einer Gemeinschaft Schaden und Nachtheil gebracht hat. Die Schlacht bei Nördlingen und die mit ihr zusammenhängenden Ereignisse gießen den Deutschen wahrlich keine erhebenden patriotischen Gefühle ein, weil ihre Folgen den zerstörenden Krieg durch Verkettung der Umstände außerordentlich verlängerten und den Franzosen den Zustand einer verfaulten Verfassung des heiligen römisch-deutschen Reichs so deutlich kennen lehrten, daß Ludwig XIV. nachmals seinen Muthwillen an demselben ausüben konnte. Richelieu lernte ja erst nach dieser Schlacht die Deutschen recht kennen und wies durch seine strengbefolgte Politik dem Sohne seines königlichen Herrn recht die Bahn, die er gegen Deutschland betreten sollte. Dies Alles zu feiern, hatten die braven Nördlinger keineswegs im Sinne, sondern sie bezweckten laut des Vorworts von Hrn. D. durch eine am 27. August 1834 angestellte Feier die Erinnerung an die Tapferkeit ihrer Vorfahren in der 18tägigen Vertheidigung der fast unhaltbaren Stadt gegen ein übergroßes Belagerungsheer, um dadurch die Gemüther zu freiwilligen Beiträgen für Erbauung einer Halle auf dem schönen Friedhofe und zwar zum Ersatze der uralten St.-Emeranskirche, welche am Schlachttage, den 27. August 1634, eingeäschert worden war, zu stimmen. Dieser löbliche Sinn rief nun vorstehende Schrift zu Tage, welche Ref. um so begieriger zur Hand nahm, als ihm die darin geschilderten Ereignisse, besonders die verhängnißvolle Schlacht vor mehren Jahren ernsthafter Anlaß zu weitläufiger Forschung gewesen waren. Nachdem er das Büchlein aufmerksam durchgelesen hat, legt er nun den Eindruck desselben auf ihn selbst mit einer gedrängten Charakteristik den geneigten Lesern d. Bl. vor.

Hr. Weng, der Verf. dieser 258 Seiten zählenden Schrift, gab sie in drei Lieferungen heraus, woran man leider! bemerkt, daß er sich nicht des Stoffes vor Ausarbeitung, sondern erst im Laufe derselben bemächtigt hat, sonst würde, so zu sagen, mancher hinkende Vers nicht in der letzten Lieferung nachgeschlichen sein, wie sich im zweiten Nachtrage der dritten Lieferung kundgibt. Denn der zur Beschreibung der Schlacht aus dem „Theatrum europaeum" entlehnte Abschnitt konnte nicht blos bei Beschreibung derselben selbst benutzt, sondern auch die Wiederholung dieses eben nicht seltenen Schlachtberichts gänzlich unterbleiben, und der Nachtrag zum Wegweiser auf dem Schlachtfelde hätte füglich an passender Stelle, wie auch die Folgen der Schlacht rücksichtlich der nächsten Umgebung Nördlingens in den ersten Nachtrag eingewebt werden können. Im übrigen aber liefert die Schrift für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs manchen bisher ungekannten schätzbaren Beitrag und künftigen Bearbeitern desselben möchte sie auch in Rücksicht der topographischen Beschreibung des Schlachtfeldes eine willkommene Hülfe sein, sofern sie den Platz selbst zu sehen gehindert würden, während aus den alten unbehülflichen Schlachtberichten, sogar aus dem Horn'schen keine recht klare Anschauung der Örtlichkeiten hervorgeht. Statt nun die ausführliche Inhaltsanzeige abzuschreiben, sei es uns vergönnt, bei Angabe der einzelnen Abschnitte gleich das Wichtigste hervorzuheben und darauf aufmerksam zu machen.

Der Verf. beginnt seine Arbeit mit der ersten Theilnahme Nördlingens an den Leiden des dreißigjährigen Kriegs, welche das Restitutionsedict im J. 1629 über Deutschland verhängte. Aus urkundlichen Nachrichten wird erzählt, daß bereits am 6. Oct. 1628 zwei kaiserliche Commissaire zu Nördlingen erschienen, mit der dem Stadtrathe im Voraus verrathenen Anklage: Kaiser Ferdinand II. habe erfahren, daß der Magistrat eine parteiische Justiz führe und die geistlichen Güter nicht der Absicht ihrer Stiftung gemäß verwalte; deshalb hätten sie Auftrag, die Bürgerschaft gründlich zu befragen. Diese, vom Magistrate aufgefodert, die Wahrheit zu sagen, wußte nichts als Lobenswerthes über ihre städtische Obrigkeit zu erzählen. Darauf foderten die Commissaire die Viertelsmeister und Geschworenen selbst auf, jeglichen Einwohner, der unzufrieden mit seiner Behörde sei, an sie zu weisen; aber nun strömten laute Klagen über Unsicherheit der Landstraßen durch die kaiserlichen Soldaten aus ihrem Munde. Da man nicht darauf gefaßt war, sondern die Bürgerschaft mit ihrer Obrigkeit lieber entzweit gesehen hätte, so verlangten nun die kaiserlichen Beauftragten die Herausgabe der beiden Bettelklöster der Karmeliter und Barfüßer, welche ohnehin die Habsucht nicht reizen konnten, die Aufnahme eines kaiserlichen Statthalters und die Besetzung des Magistrats zur Hälfte mit Katholiken. Allein ein tüchtiger Rechtsgelehrter aus Ulm führte im Namen der Stadt das Wort so kräftig und umsichtig, daß die beiden lästigen Gäste, welche in 14 Tagen der Stadt 500 Gulden gekostet hatten, den 20. Oct. Nördlingen unverrichteter Dinge verließen. Den Beitritt zum leipziger Schlusse lehnte diese Reichsstadt ab, weil sie erst sehen wollte, ob der Kaiser ihre Verfassung schützen würde, wie denn auch nachher die schnelle Abreise des kaiserlichen Generalcommissairs sie vor ansehnlichen Beiträgen zur Stärkung des kaiserlichen Heeres bewahrte. Tilly, der im Winter von 1631—32 auch in Nördlingens Mauern verweilte, wird vor allen andern katholischen Generalen als verständig, großmüthig, ja als Retter der Stadt gepriesen; nur wurden seine Verfügungen, klagt der Verf. im zweiten Abschnitte: „Die kaiserlichen Soldaten in Nördlingen", nicht immer befolgt. Der dritte Abschnitt: „Die Schweden in Nördlingen" belehrt uns zuerst von des Königs Gustav Adolf Anwesenheit daselbst. Auf seinem Marsche von Nürnberg nach der Donau nämlich traf dieser König am 24. Sept. 1632 dort ein. Man hatte ihm ein Kaufmannshaus zur Wohnung zugerichtet, 100 Mann neugeworbenes Stadtvolk in das Thor, durch welches er einziehen würde, gelegt und 300 uniformirte junge Bürger bewehrt, mit Musik und fliegenden Fahnen vor der Stadt aufgestellt. Der König erschien in Begleitung seines Reichskanzlers, des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, des Herzogs Julius Friedrich von Würtemberg, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, der Grafen (nicht Fürsten, wie Hr. Weng sagt) Friedrich und Kraft von Hohenlohe, zweier Grafen von Öttingen, des moskowitischen und anderer Gesandten. Die reitende Bürgergarde empfing ihn zu Eheringen und die Fußgarde vor der Stadt mit fröhlichem Vivat und als ihm im Thore der Magistrat bewillkommnet hatte, wandte er sich den Graben hinauf, stieg bei einer neuerbauten Schanze vom Pferde, betrat deren Höhe, um, auf einem Steine niedergelassen, die herrliche Gegend zu bewundern, vorzüglich aber nahm er die Mauern, Graben und festen Werke der Stadt in Augenschein, weshalb er auch um die ganze Stadt ritt, äußernd, sie könne sich wol eine Zeit lang gegen eine ganze Armee vertheidigen. Nun erst „hielt er an der

Digitized by Google

Spitze seines Gefolges den Einzug in Nördlingen, wo er sich oft und viel umsah, über die Freudensbezeigungen der Bürger gerührt schien und die Leute freundlich grüßte. Er ritt einen Schimmel, der kurze Zeit darauf bei Ingolstadt unter ihm erschossen wurde, war in der Montur eines gemeinen schwedischen Soldaten und zeichnete sich von seinem Gefolge blos durch eine sehr weiße Feder aus, die er auf seinem grauen Schwedenhütlein trug." Seine Gemahlin kam eine Stunde später, von zehn schön gekleideten Trabanten mit vergoldeten Partisanen begleitet und im Gefolge von 18 Kutschen Frauenzimmer nebst 29 Packwagen. Am folgenden Morgen früh 2 Uhr brach der König schon wieder auf, sobald ihm die Nachricht vom Verluste des Städtchen Rain hinterbracht worden war. Am 10. Oct. kam er des Nachts mit seiner Gemahlin und Armee aus Baiern wieder zurück und verweilte etliche Tage, seine Gemahlin aber bis zum 16. Oct. in Nördlingen. Dieser Aufenthalt charakterisirt den König insofern, daß er seine dem dasigen Bürgermeister und dem Rathsadvocaten schon im April d. J. zu Augsburg versprochenen Dotationen jetzt schon erfüllen wollte und auch die Schenkungsurkunde (über Kleinnördlingen, das deutsche und ellwangische Haus mit ihren Unterthanen, Einkünften, Gaben und Freiheiten) in seiner Reisekanzlei ausfertigen ließ; die Kanzlisten aber, welche erst ein Geschenk von den Herren des Rathes erwartet und keines bekamen, legten die Urkunde dem Könige nicht zur Unterschrift vor; daher erst Oxenstierna am 6. Januar 1634 die Sache beendete (S. 51 fg.). Sodann erhob er den nördlingischen Superintendenten auf Vorstellung seines Hofpredigers Fabricius, der von des Stadtgeistlichen großer Anhänglichkeit an den Protestantismus viel Rühmliches gehört hatte, zum Inspector aller Pfarreien in den pfalzneuburgischen Landgerichten, in welchen sich die Schweden bereits festgesetzt und die katholischen Geistlichen vertrieben hatten. Auch dieser Superintendent erhielt, außer einem goldenen Ringe, vom Könige die Schenkung eines Freihofes zu Utzmemmingen. Gustav Adolf verließ am 11. die Stadt und ritt „geistliche Psalmen mit heller Stimme singend" zum Thore hinaus. Von seiner Gemahlin Person, Sitte und Umgebung melden die städtischen Chroniken nichts. Vermuthlich, meint der Verf., lebte sie die sieben Tage in Nördlingen sehr eingezogen und war nur für ihre nächste Umgebung sichtbar. Was nun zweitens den Aufenthalt der Schweden in Nördlingen und im Ries überhaupt bis zur Belagerung anlangt, so weiß der Verf. nichts Ruhmvolles von ihnen zu erzählen; nur die beiden, den König geleitenden Regimenter, das grüne und gelbe, sollen musterhafte Mannszucht gehalten haben, alle übrigen Truppen aber entsprachen rücksichtlich ihrer Zucht den hohen Erwartungen nicht, die man sich in der Ferne von ihnen gemacht hatte, und erkalteten den Feuereifer der Bürger gar sehr, als sie wahrnahmen, daß die Beschützer ihres Glaubens um kein Haar besser waren als dessen Unterdrücker. Namentlich wird der bekannte Oberst Sperreuter in den Chroniken mit gräßlichen Farben geschildert, nichtsnutzige Streiche werden von ihm erzählt und er gewöhnlich ein Leuteschinder und Beutelräumer genannt. Ebenso schelten die alten Nachrichten einen Neffen des großen Staatskanzlers Oxenstierna, der sich im Dec. 1632 in Nördlingen aufhielt und durch sein unflätiges Betragen die Einwohner außerordentlich reizte. Die Truppen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, zu denen auch Sperreuter gehörte, wurden verklagt, als der Herzog im October 1633 auf seinem Marsche nach Regensburg Nördlingen besuchte. Mehre benachbarte Städte stimmten heftig in das Jammern ein, allein die Truppen erhielten bloße Verweise, weil man dem „Räubergesindel" in Ermangelung des Soldes durch die Finger sehen mußte. S. 70 bemerkt der Verf.: „Wo die Kaiserlichen hinkamen, verjagten sie die protestantischen Geistlichen, und wo die Schweden Sieger waren, setzten sie die katholischen Priester ab." Dies mag wenigstens von den Schweden nur mit Einschränkungen behauptet werden können, wenn sie auch in andern Dingen weniger zu vertheidigen sein dürften. Zum Beleg hiezu theilt Ref. folgendes im Ries allgemein bekannte Liedchen (225 fg.) mit:

Der Schwed' ist g'kommen,
Hat Alles mitg'nommen,
Die Fenster eing'schlagen,
Das Blei fortgetragen,
D'raus Kugeln gegossen
Und Alles erschossen!

Von der Barbarei der Schweden vor und nach der Schlacht bei Nördlingen, wozu der genannte Abschnitt und der Anhang sattsame Belege liefern, wenden wir uns mit dem Ref. zu im vierten, die Belagerung der Stadt erzählenden Abschnitt. Des Verf. Quellen hierzu waren Chroniken, die Tagebücher, welche während der Belagerung von mehren Bürgern geführt wurden, deren wesentlicher Inhalt mit einer vom Ref. aus mehren Jahren benutzten Handschrift übereinstimmt, und die nördlinger Rectors Mayer 1636 gehaltene lateinische Rede, welche bekanntlich Meister in Göttingen 1756 herausgegeben hat. Dessen Nachrichten legt er zum Grunde und ergänzt das übrige aus den Handschriften ein. Kurz vor der Belagerung erhielt Nördlingen erst jedoch interimsweise eine schwedische Besatzung von 500 Mann unter dem Oberstlieutenant Daubitz auf Anlaß Herzog Bernhard's mit der beistehenden Ermunterung: „Die Bürger sollten sich nur etliche Tage halten, der Herzog schwöre bei seiner fürstlichen Ehre, Treue und Glauben, Er wolle sie entsetzen. Wofern Er das nicht thäte, so solle ihn Gott am jüngsten Gericht darum strafen und die Bürger Rache über Rache schreien. Sollten aber die Nördlinger das schwedische Quartier abschlagen und ihnen von den kaiserlichen Soldateska etwas begegnen, so wollten die schwedischen Feldherren entschuldigt sein und die Bürger solches verantworten lassen." Das kaiserliche Belagerungsheer erschien am $^{6}/_{16}$. August 1634, der König Ferdinand von Ungarn, Gallas, Piccolomini und andere hohe Offiziere nahmen das Hauptquartier im Schlosse zu Reimlingen. Sie warfen vor vier Thoren ebenso viele Hauptschanzen auf und gruben den die Stadt berührenden Arm der Eger ab. Daher behielt Nördlingen zur Bereitung des Mehles blos drei Roßmühlen und die Apothekermörser, die aber nicht den nöthigen Bedarf fertigen konnten. Kein Wunder, wenn schon am vierten Belagerungstage der Hunger, besonders unter der ärmern Volksclasse fürchterlich wurde. Brot wurde aus Kleien, Lein und den Abgängen gedroschenen Getreides gebacken. Auch gewöhnte man sich an Aas und endlich an Menschenfleisch. Die daraus entstandenen Seuchen rafften im Laufe der Belagerung ungefähr 2000 Einwohner hinweg. Die Brutalität der Besatzung und der Mordgeist einzelner Einwohner vermehrte den Jammer. Der Verf. nennt die Stadt unhaltbar, das grobe Geschütz auf den Thürmen und Bastrien schlecht beschaffen und schlecht bedient, die bewaffneten Bürger ungeübt und zaghaft, und schreibt auf einen sehr schlechten Zustand der kaiserlichen Artillerie, weil sie die Stadt nicht bezwingen konnte. Der tapfere Commandant schlug bis zur Schlacht vier Auffoderungen zur Übergabe herzhaft ab, wußte sich auch der List eines Landsknechts, ihn ins feindliche Lager locken wollte, zu entziehen, und sprengte am 25. August einen siebenmal wiederholten Sturm auf die Bresche ab, wobei die Weiber ihren Männern auf den Wällen Pulver in den Schürzen zutrugen. Einer fiel ein Schwefelfunken in dieselbe, wodurch viele jämmerlich verbrannt wurden. Die in die Stadt geworfenen Kugeln hatten 134—135 Pfund Schwere, ja eine Handschrift nennt Granaten von 200 Pfund. Während der 18tägigen Belagerung wurde in den Kirchen unterbrochen und alle Nachmittage auch vor dem Sturme Betstunde gehalten. Am Schlachttage geschah kein Angriff auf die Stadt; daher thaten die Belagerten einen Ausfall mit gutem Erfolge und leiteten die Eger wieder in die Stadt. Nach der Niederlage der Schweden am 27. August wurde auf alle Bereitschaft zu längerer Vertheidigung der Stadt aufgegeben, dennoch gewährte der König von Ungarn am 29. August

Digitized by Google

freiem Accord, von dem mehre Punkte nicht gehalten wurden. Zwei Tage nachher kam auch Ferdinand mit dem Cardinalinfanten „in einem silbernen Kleide mit großem Pomp in die Stadt, stieg in der Gastwirthschaft zur Hölle ab und begab sich von da unter dem Geläute aller Glocken zu Fuß in die Kirche", und nach gehaltenem Hochamte kehrte er ins Hauptquartier zurück. Die Stadt wurde nun etliche Tage lang geplündert, ungeachtet ihr 50,000 Thlr. Contribution auferlegt waren.

Hierauf geht Hr. W. im fünften Abschnitte zur Beschreibung der Schlacht über, wozu ein eben nicht preiswürdiger und abscheulich lithographirter Plan beigegeben worden ist. Nach Behauptung des Verf. wurden hierzu benutzt nicht nur alle bisher aufgefundenen Nachrichten, von denen aber keine unbenannte namentlich aufgeführt ist, sondern auch, wie das Vorwort meldet, ein entdeckter Schlachtbericht, welcher „höchstwahrscheinlich von einem Augenzeugen und gefangenen schwedischen Offiziere herrührt". Ref. hat aber durchaus keine neuen Aufklärungen über diese Begebenheit in deren Schilderung gefunden, und obschon der Verf. umständlich in derselben ist, so findet sich im Wesentlichen über Zwiespalt zwischen Bernhard, dem und andern schwedischen Feldherren, über Anfang, Fortgang und Ende des Treffens nichts weiter, als was bereits in Rühs's „Bernhard" darüber gegeben worden ist, welches Werk auch mit mehren dort befindlichen hier wörtlich wieder mitgetheilten Anmerkungen benutzt wurde; nur will Hr. W. diesen in Angabe der Streitkräfte nicht Recht geben, sondern behauptet, auf seine sehr widerspruchsvollen Chroniken gestützt, die Schweden wären 24,000 und die Kaiserlichen 60,000, wenn nicht 80,000 Mann stark gewesen. Letztere völlig unwahrscheinliche Angabe über die Kaiserlichen hat der Verf. auch in einer Anmerkung des Kirchenbuches zum Namen des eingetretenen Commandanten Daubitz gefunden, während Grün's Tagebuch über Herzog Bernhard's Feldzüge die gesammte feindliche Macht 50,000 Mann schätzt. Da Ref. hier nicht einen Schulmeister abgeben will, sondern gern Jeglichen in seinen Forschungen über eine Masse widerspruchsvoller Angaben nach seinem kritischen Takte gewähren läßt, so braucht er auch nicht auf die allgemeine Regel, wie zu sicherer Basis zu gelangen, aufmerksam zu machen, sondern bedauert, daß Hr. W. nicht den nöthigen Fleiß angewandt hatte, um seinen Quellen auf eine, wenn nicht wahre, doch sehr wahrscheinliche Spur gekommen zu sein. Was bei Röse über des Rheingrafen langsamen Marsch und Ausschweifungen gesagt wird, bestätigt der Verfasser mit seinen Tagebüchern und Chroniken, die übel auf jenen zu sprechen sind. Übrigens bespricht er die drei militairischen Operationspläne der Schweden gegen die Kaiserlichen, erspäht aber, daß sie auch einen vierten von der augsburger Straße her wählen konnten; daß sie den schwierigsten unter allen wählten, bestätigt auch der Verf., sowie aus seiner Beschreibung des Schlachtfeldes jedem Unbefangenen die Niederlage der Schweden und das rasche Ende des Kampfes vollkommen einleuchtet. Was er zur Erklärung mancher vorgefallenen Fehler auf schwedischer Seite wie z. B. S. 145 sagt, ist freilich nur Vermuthung. Ref. ist und bleibt die ganze Schlacht noch ein widriges Abbild der gleichzeitig Ränke schmiedenden Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. Da dem Verf. reichhaltige städtische Nachrichten über Nördlingens Schicksale bis zum westfälischen Frieden zu Gebote standen, so schließt er seinem Werkchen einen Nachtrag über diesen Gegenstand an, worin man die Kostbarkeit der kaiserlichen und bairischen Bestallungen erkennt; und als sich die Einwohner beklagten, warf man ihnen (S. 184 fg.) vor: „Ihr Nördlinger klagt immer mit vollem Bauche und könnt der Hoffahrt noch wohl pflegen. Bei euch ist noch keine Noth vorhanden, weil ihr noch große Kränze, goldene Ketten und Ringe, silberne Gürtel und stattliche Kleider tragt und zu Donauwörth Korn und Mehl einkauft. In Nördlingen geht man mit großem Prangen einher, sonderlich das Weibsvolk trägt Reifen und Hauben mit goldenen Borten, auch Krügen, welche man auf acht Gulden anschlägt."; S. 189 wird die Schlauheit erzählt, welche den in der Schlacht gefangenen Generalmajor von Rosenstein aus den Händen der Kaiserlichen zu Nördlingen rettete. Er ließ nämlich seine Wache durch seinen Bedienten besoffen machen. Als nach der Schlacht bei Alerheim 1645 sich Nördlingen an den Duc d'Enghien ergab, mußte sie sich in einer öffentlichen Schrift rechtfertigen und das Gutachten dreier Juristenfacultäten einholen, was Alles der Verf. aus guten Quellen erzählt und dadurch manche ausgestreute irrige Nachrichten berichtigt. Der (S. 218). erwähnte Kuhkrieg der Nördlinger war für jene Zeiten keine ungewöhnliche Erscheinung.

Die übrigen Nachzügler des Werkchens, welche eine fragmentarische Schilderung der Grafen Gallas und Horn und des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar beschließt, hat Ref. bereits im Eingange erwähnt. Auch ein lithographirtes, auf dem Titel zu erwähnen vergessenes Bildchen der untergegangenen St.-Emeranskirche ist dem Schlusse beigegeben, dagegen das versprochene Subscribentenverzeichniß, was kein Unglück ist, weggelassen worden. Schließlich bemerkt Ref. noch über das im Ganzen correct gedruckte Schriftchen, daß der Verf. manchen historischen Schnitzer, den er sich hin und wieder zu Schulden kommen läßt, vermeiden konnte, da ihm doch kritische Hülfsmittel zu Gebote standen. Selbst die Verlegenheit (S. 50) wegen des 1632 hingerichteten Obersten Mutschefall, von dem er nicht weiß, wie es zuging, daß ein Mann desselben Namens in der Empörung des schwedischen Heeres 1633 thätig sein konnte, hätte er sich ersparen können. Letzterer zwar ebenso, aber auch Mutschenfahl und Mutschlaff oder Mitschlaf genannt, hieß eigentlich Miglav oder Mieglav, ebenso auch der Enthauptete, den man gewöhnlich für einen Bruder des Erstern hält. Daß Hr. W. (S. 51) Tilly noch im Oct. 1632 gegen Gustav Adolf kämpfen läßt, ist hoffentlich ein Versehen, ebenso auch wol Breitenstein statt Breitenfelde bei Leipzig, gleichwie (S. 94) es falsch ist, daß Oxenstierna einem Generale Altringer (wir finden ihn in Urkunden auch Aldringen geschrieben) eine Schenkung gemacht habe. Ferdinand II. genießt bei Hrn. W. immer die Ehre eines römischen Königs, zu der er doch erst 1636 gelangte, und dergl. wie auch einiger chronologischen Vergehen mehr, womit wir die Leser nicht aufhalten wollen. Ein wenig Studium mehr hätte diese Dinge gar leicht beseitigen können; dankenswerth bleibt aber immer die gegebene Mühe, dem gebildeten Publicum ungekannte handschriftliche Nachrichten über ein so historisch-wichtiges Ereigniß unverdrossen mitgetheilt zu haben, wobei vor zu großer Vernachlässigung gedruckter Hülfsmittel, wie sie auch in größern Quellenwerken neuerdings sehr sichtbar geworden, füglich gewarnt werden muß. 69.

Selbstbiographie eines Landpredigers, aus dessen Tagebuche und Erinnerungen. Ältern, Erziehern, Lehrern und der heranwachsenden Jugend insbesondere gewidmet. Erster Theil. Jugendgeschichte eines Landpredigers. Zweiter Theil. Der Student oder der akademische Cursus eines Landpredigers. Dritter Theil. Der Candidat oder Candidatenleben eines Landpredigers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1831—35. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. ist ein schlichter, redlicher und ehrenwerther Mann, den man lieben und achten muß, auch wenn man seiner theologischen Ansicht und Richtung nicht durchgängig beistimmen kann. Man liest seine Lebensbeschreibung, die hier bis an die Erlangung eines Amtes und natürlich auch an die Heimführung einer holden „Luise" reicht, gern, da er sich gibt, wie er ist, selbst mit seinen Schwächen und Verirrungen. Tief dringt er nirgend ein. Er tadelt viel an dem Unterricht auf dem Gymnasium, besonders den Mangel der religiösen Be-

Digitized by Google

lung, worüber freilich die Klagen sehr häufig sind, sagt aber nicht, wie es besser wäre, oder was ein Jüngling unter ähnlichen Umständen thun solle. Er scheint ein Mann mit lebhafter Einbildungskraft und regem Gefühle zu sein, dem daher der Glaube Alles gilt und das Gebet Wunder bewirkt. Wie er denn (I, 21) bekennt, er habe als Knabe sein Anliegen, wenn ihm etwas gefehlt und er sich Dieses und Jenes gewünscht, dem Vater im Himmel vorgetragen; seine vertrauungsvolle Hoffnung sei in der Regel erfüllt worden, und sein Glaube an die Erhörung seiner Bitte sei mit jedem Tage gewachsen. Ja, als er einst die ihm anvertrauten Enten Abends nicht fand und traurig heimkehrte, fiel es ihm aufs Herz, er habe nicht gebetet. Er suchte am folgenden Morgen betend die geliebten Thiere und fand sie nach wenigen Minuten, gesteht aber doch zu, daß sie vielleicht vorher hinter dem Schilfe gesteckt haben und die Sache natürlich zugegangen sei. Daß ein solcher glaubensfester Jüngling, der in seiner Erziehung mehr zum Empfinden als zum klaren Denken geleitet wurde, erschrak, als er nun auf der Universität von Mythen, Philosophemen ꝛc. in der Genesis und Matthäus 1, Luc. 1 und 2 hörte, ist begreiflich, und ebenso, wie er lange mit Zweifeln zu kämpfen hatte, bis er endlich als Candidat sich für den gemäßigten Supernaturalismus entschied. Die Empfängniß Jesu von dem heiligen Geiste, die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde und Versöhnung, von den wundervollen Wirkungen des heiligen Geistes waren ihm besonders wichtig; doch erklärt er sich über einige dieser Dogmen nachher nicht eben streng kirchlich, und es sollte uns nicht schwer werden, ihn vor dem Richterstuhle der alten Orthodoxie zum Ketzer zu machen. Man sieht indeß, in welchen Grenzen er stehen geblieben ist. Mit einigen Inconsequenzen muß man Nachsicht haben, z. B. wenn er Th. III den Satz annimmt: „Gründe den Glauben, und die Moralität wird von selbst erfolgen"; und Th. I sagt: „Lebe so, daß du freudig an Gott und Unsterblichkeit glauben kannst, so wird dieser Glaube dir werden". Seine Studien hätte er wol etwas näher angeben mögen. Schriften von Herder, von Harms, Strauß („Glockentöne"), von Luther, Schubert, Rosenmüller, Köppen's „Philosophie des Christenthums" haben ihn vorzüglich gebildet. Wir ehren diese Männer, aber unsere großen Theologen und Kanzelredner scheint er gar nicht zu kennen. Harms macht es ihm dennoch gar zu bunt, daß er die Vernunft ganz herabwürdigt, da sie doch das Organ, das Licht aufzunehmen, sei, dieses aber freilich von oben herabkommen müsse. Aber wenn nun dieses Auge nicht dafür empfänglich wäre und die Vernunft nichts von göttlichen Ideen in sich trüge, wie wollte sie denn erkennen, ob es echte oder täuschende Strahlen wären, die ihr zuströmen, da sich auch der Teufel in einen Engel des Lichts verstellen kann? Die Lüge (III, 27), sich für einen Cousin einer Familie ausgeben zu lassen, den Rath (S. 105), keinen Finger breit von dem Glauben der Väter abzuweichen (dann that Luther auch unrecht, daß er dem alten Glauben nicht treu blieb), die Strafpredigt, die der Verf. den Leuten (S. 5) hält, die er sehr freigebig „Leugner Christi" nennt, da er doch als Candidat die Zuhörer nicht näher kannte und nicht den Beruf hatte, ein absprechender Sittenrichter zu sein, indem er die Welt noch viel zu wenig zu beurtheilen verstand: das mögen unsere angehenden Prediger doch ja nicht nachahmen. 25.

J. A. Güldenstädt's Beschreibung der kaukasischen Länder. Aus seinen Papieren gänzlich umgearbeitet, verbessert herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von Julius Klaproth. Berlin, Stuhr. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die russischen Kanonen, die in der neuesten Zeit sich den Weg durch die wilden und unbekannten Thäler Kaukasiens gebahnt haben, sind von sprachlichen Geographen bedeutend. Sie haben die wilden Bewohner unter die russische Herrschaft gebeugen, ohne das Gebiet zu einer Eroberung der Wissenschaft zu machen. Nur aus diesem Grunde konnte der berühmte Klaproth die alte Güldenstädt'sche Beschreibung, die er eigentlich schon vor 20 Jahren neu herausgeben wollte, noch immer für jung genug halten, um sie als eine Hauptquelle für die Kenntniß jener Länder dem Publicum von Neuem zu geben. Die neuern Schilderungen geben nur einzelne Züge zu dem Bilde jener Länder, während Güldenstädt's Beschreibung eine vollständige, bis ins Einzelne genau ausgeführte Zeichnung des ganzen Landes ist. An Vollständigkeit ist besonders in Beziehung auf das Land der Lesghier, auf Kachethi, Ghuria und Mingrelien, noch schwerlich übertroffen, aber natürlich sind viele Einzelheiten theils veraltet, theils der neuesten Zeit noch ausführlicher beschrieben. Klaproth's nachbessernde Hand hat indeß diesem Übelstande großentheils geholfen.

Die grundgelehrte Feder des Verf. und des Herausgebers gibt sich übrigens, wie natürlich, nicht zu einem Gemälde um ein hinreißendes Gemälde wild-romantischer Gegenden entwerfen. Wem nach einer angenehmen Schilderung der mit bedeckten Gebirge mit ihren lachenden Thälern, der grünen, von 5000 Fuß hohen Felsen gebildeten Engpässe der Porta Caucasia und Porta Caspia und der wilden, rauhen und doch zum Theil ehrlichen Bewohner gelüstet, in dem vorliegenden Werke sich schlecht befriedigt. Der Geograph von Fach erhält in diesem Werke eine Masse Materiallien, eine nach aller Beziehung gründliche und genaue Beschreibung des merkwürdigen Landes und Volkes.

Georgien, russisch Gruſien, d. h. Provinz, und durch alberne Verstümmelung Grusinien genannt, scheint von Natur zu dem glücklichsten Lande bestimmt, während Plünderungen und Verwüstungen räuberischer Türken, Perser und Kaukasier zum unangebautesten, entvölkertsten und unmächtigsten christlichen Staate machen. Die Vertheidigungsmaßregeln der Einwohner, die steinernen Thürme, welche den Dörfern stehen und in deren untersten Stockwerk bei nächtlichen Überfällen die Frauen flüchten, während vom obern Stockwerke herab die Männer zur Abwehr kämpfen, sind nicht sinnsam genug. Die Rohheit der Völkerschaften wird durch den fortwährenden Verfolgungskriege immer vermehrt und selbst dem Christenthum, das die Anhänger durch strenges Fasten und einige äußere Gebräuche befolgen, werden Viele untreu, um sich dadurch der türkischen Sklaverei, in welche die Christen bei den Überfällen der Türken abgeführt werden, zu entziehen. Auch in dieser Beziehung hat sich jetzt Manches gebessert, und zwar zum Bessern. Sehr genau sind die Nachrichten aus der georgischen Chronik, die 650 Fortsetzungen umfaßt, über die Genealogie der königlichen Familie vom 17. Jahrhundert an. Unter dem König Mirian zu Anfang des 4. Jahrhunderts wurden die Georgier durch drei Frauen, Nino, Rhipsime, Sidonia zum Christenthum bekehrt. Sie haben Heiligen zu Pferd, Giorgi (den heiligen Georg?), Dmitri und Theodori. Nirgend findet man Schulen.

Nach den allgemeinen, mehr historischen Bemerkungen über Georgien folgt nun die Beschreibung der einzelnen Theile, Semo Karthli, Kwemo Karthli, Somcheti, Kachethi, Tschina Karthli, des Königreichs Imerethi, der Fürstenthümer Ghuria und Mingrelien, des Landes der Suanen. Die Beschreibung der Thier- und Pflanzenwelt des Kaukasus beschränkt sich auf eine trockene, 15 Seiten lange Aufzählung der Namen. Es wird hierauf noch eine Geographie und Landeskunde des Kaukasus gegeben, in einigen Grabmälern und Felsensteinen die Spur früherer Bewohner des Kaukasus gefunden und endlich eine 50 Seiten lange Sammlung kaukasischer Wörter in einer vergleichenden Zusammenstellung der kaukasischen Mundarten gegeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 119. — 28. April 1836.

Der Staat und der Landbau. Beiträge zur Agricultur-Politik von Friedrich Bülau. Leipzig, Göschen. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Staat und die Industrie. Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolicei. Ebend. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die guten Bücher, wenn man das Wort nicht im engsten Sinne nimmt, lassen sich auf dem heutigen Standpunkte der Literatur in drei Classen abtheilen. Einige — und das sind die besten oder die eigentlich guten — haben einen wissenschaftlichen oder Kunstwerth für alle Zeiten, andere stiften einen großen Nutzen, ohne einen hohen wissenschaftlichen oder artistischen Gehalt zu besitzen, und wieder andere — und deren Zahl ist nicht zu groß — fesseln unser Interesse, ohne daß man ihnen einen bedeutenden Gehalt oder eine umfassende Nützlichkeit zusprechen könnte. In der Regel beruht bei Büchern der letzten Art Alles oder doch fast Alles auf der Wahl eines Gegenstandes, der grade die Geister beschäftigt, und auf der gewissen Gewandtheit der Darstellung, die eine sanfte und gefällige Beleuchtung des in Rede stehenden Objects bieten kann. Die beiden Schriften, über welche wir unsre Leser zu unterhalten gedenken, gehören ganz und gar in die dritte Kategorie der literarischen Leistungen. Die Themata werden so abgehandelt, daß weder der Sachkenner eine Berichtigung oder Vermehrung seines Wissens, noch das große Publicum eine praktische Belehrung oder Einsicht gewinnen kann; denn es findet sich nicht mehr, als was die Männer von Fach bereits ausgemacht haben, und dieses ist möglichst allgemein und abstract gehalten. Aber der Leser empfängt eine ansprechende Variation über Themata, die überall ihm in die Ohren klingen. Zehnten, Frohnden, Güterzerlegungen und Separirungen, Zunftwesen, Gewerbebildung, Bevölkerung, Armenwesen, das sind Capitel, welche jetzt in jeder Gesellschaft zur Sprache kommen und worüber sich selbst der Schöngeist orientiren muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, das Steuerruder der Conversation zu verlieren.

Der Verf. hat sich mit ästhetischem Sinne der Aufgabe unterzogen, die Streitfragen der politischen Ökonomie für die gebildete Conversation zuzurichten, und diese der literarischen-Unterhaltung gewidmeten Blätter sollen nicht mit Unrecht angeln, ihm die gebührende Anerkennung angedeihen zu lassen. Doch ein bischen Medisance ist die Würze der Unterhaltung, auch der literarischen, und so mag der Verf. entschuldigen, wenn der Ref. in sein Referat auch ein bischen Tadel hineingerathen läßt; vermuthlich ist er auch Recensent und hat sich öfters schon Ähnliches gegen Andere, vielleicht gegen den Referenten selbst, zu Schulden kommen lassen.

Das erste Büchlein beginnt mit „Betrachtung über den volks- und staatswirthschaftlichen Werth des Landbaues". Ich gestehe, daß ich mich etwas schämte, diese Aufschrift zu lesen. Sollte denn der Werth des Landbaues wirklich verkannt werden, fragte ich mich wiederholt. Ich konnte trotz dem Verf. nur mit Nein antworten. Die Theoretiker haben den Landbau stets als die Urproduction gefeiert; selbst die Mercantilisten Genovesi, Stewart, Busch haben das gethan. Alles, was die sogenannten Mercantilisten behaupten, reducirt sich darauf, daß Ackerbau allein kein Volk reich, gebildet, politisch bedeutend mache. Und Smith's Schule hat selbst in dieser Beziehung den Landbau vertheidigt und für ihn unter allen Umständen die Fahne erhoben. Die Praktiker, die Regierungen, haben allerdings sich mehr auf die Stadtwirthschaft gestützt und das Land nicht selten in den Hintergrund gestellt; ich finde aber nicht, daß national- und staatswirthschaftliche Principien die einzige Ursache waren. Wolle man doch nicht vergessen, daß die Staatsgewalt im Antagonismus mit den Landherren sich erhob, und daß der aus Klugheit demokratisirende Monarchismus sich der Fabrikation und Handlung annahm. Alle Aristokraten waren Sprecher des Landes, und sohin ist der Landbau nicht blos den finanziellen, sondern auch den politischen Bestrebungen hier und da zum Opfer gefallen. Sowie die politische Reibung der Stände zu Ende ging, hörte auch das einseitige Begünstigen eines oder des andern Gewerbes auf. Doch weiter! Um den Landbau in seine ganze Würde einzusetzen, fodert der Verf. eine Umgestaltung der historischen Verhältnisse; freie Dismembration und Zusammenlegung, Gemeinheitstheilung, Lösung der Zehnten, Frohnden, Veräußerung der Domainen u. s. w. liegen in seinem Wunsche. Es ist nicht zu leugnen, daß ohne Entfesselung Desjenigen, der den Boden eigentlich bebaut, an eine blühende Agricultur wenig zu denken sei; aber außerordentlich schwer ist die Umkehr der historischen Ei-

Digitized by Google

genthums- und Rechtsverhältnisse für Jeden, der nicht etwa mit dem bekannten Anfechter der Ackerbauverhältnisse, Weichsel, alle Grundherrlichkeit und Grundpflichtigkeit für einfache Betrügerei, Anmaßung und Rechtsverdrehung erklären mag. Der Verf. hat nicht selten sich zur Verletzung der beatorum possidentium hinreißen lassen, z. B. wenn er bei der Gemeinheitstheilung die Köpfzahl als Regulativ aufstellt; und dennoch fodert er zur Entschädigung der Berechtigten behufs völliger Befreiung und Begüterung der ackerbauenden Classe so Vieles, daß vielleicht die ackerbauende Classe ein absolutfreies Eigenthum an Person und Grundstück um diesen Geldpreis sich leicht nicht wünschen könnte. Es gibt im Erzherzogthum Östreich nur emphyteutisches Eigenthum an Bauergütern, die Grundpflichten sind zwar regulirt, aber nicht ganz und gar auf Geldprästationen zurückgeführt, und dennoch wird der Verf. daselbst ein weit blühenderes Landvolk, eine höher gesteigerte Agricultur wahrnehmen als in jenen Gegenden Preußens, wo der Bauer durch Landabtretungen und Geldleistungen sich zum ganz freien und zu keinerlei Dienst verpflichteten Eigenthümer des Grundstückes erhob. Nicht selten habe ich in den glücklich auseinandergesetzten Dörfern die Bemerkung gehört: die Zukunft werde erst die Frucht ernten, die gegenwärtige Generation richte sich zu Grunde, um der kommenden ein schöneres Dasein zu bereiten. Derlei Äußerungen beweisen jedenfalls, daß man den Preis empfindet, den man für das neue Recht zahlen muß, und warnen zwar nicht vor der Modification der bestehenden Verhältnisse, aber doch vor ihrer schleunigen Abkaufung um jeden Preis.

Zu Ende des Büchleins (S. 202) kommt der Verf. auf einen Punkt, von dem ich nächst einer billigen Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse am meisten für den Landbau und seine Betreiber hoffe.

Die Gemeindeverfassung ist eine wichtige Grundlage des gesammten Staatsgebäudes. Aber für keinen Theil des Volkes mag ihre vernünftige und den natürlichen Verhältnissen angemessene Anordnung so einflußreich sein als für die Bewohner des Landes. Die städtische Bevölkerung umfaßt viele Mitglieder, die zu dem Staate in einer viel nähern Beziehung stehen als zur Gemeinde. Der Bewohner des Landes ist mit der Gemeinde verwachsen, sie ist das Nächste, was außerhalb seines Hofes ihn angeht; und je enger der Kreis ist, den sie bildet, desto inniger umschließt er ihre Glieder. Fremd und kalt gehen die Bewohner der Städte aneinander vorüber, und die Bewohner desselben Hauses kennen sich oft kaum dem Namen nach. Das Nachbarverhältniß auf unsern Dörfern enthält aber noch manche schöne Anklänge der verschwundenen Zeit eines herzlichern Volksthums. Hier kann eine gute Gemeindeordnung gar kräftige Wurzeln schlagen. Aber sie muß auf die Eigenthümlichkeiten des Landes berechnet, einfach, freisinnig, der natürlichen Gestalt der Verhältnisse angemessen sein. Sie muß das Hausrecht des Einzelnen vor den Eingriffen der Gemeinde, das Recht der Gemeinde vor den Eingriffen des Staates schützen. Nirgend wäre engherzige Bevormundung gehässiger, lästiger. Möge die Ordnung des Gemeindewesens überall den Bauer zu dem stolzen Bewußtsein erziehen, daß er Herr, Herrscher, König in seinem Hause ist, und mögen die einfachen Angelegenheiten ländlicher Gemeinden den freien Zusammentritt ihrer biedern Genossen überlassen bleiben. Bei Anordnung des ländlichen Gemeinwesens dürfte eine höhere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu wenden sein, der bisher über Gebühr vernachlässigt worden: die Feldpolicei. Ihrer zweckmäßigere und [illegible] tigere Gestaltung würde den Landmann vor vielen [illegible] und Nachtheilen sichern und zahllosen Streitigkeiten und [illegible] seligkeiten vorbeugen. Die Gemeindeordnung muß aber [illegible] bei der Gemeinde stehen bleiben, sie muß eine Bezirksein[illegible] in sich schließen und durch zweckmäßige Begrenzung der [illegible] zirke die Gemeinden vereinigen, denen natürliche Bezüge [illegible] ein gemeinschaftliches Interesse geben u. s. w.

Wunderbar, daß der Verf. diese Andeutungen [illegible] konnte, ohne sich zu ihrer Ausführung verbunden zu [illegible] ten. Eben weil eine ländliche Gemeindeordnung [illegible] sich schließt, was die Erhebung der landbauenden [illegible] voraussetzt, ist seine Schrift ohne Grundlinien [illegible] sern Ordnung ein unvollständiges und vages [illegible] Herreden über Dieses und Jenes geworden. [illegible] sogar über Güterthellung und Arrondirung, [illegible] den und Zehnten u. s. w. eine praktischere Erörterung [illegible] ihm bekommen haben, wenn er das Tableau einer [illegible] lichen Gemeinde hätte Strich für Strich aufnehmen [illegible] sen. Es ist gewiß sonderbar, daß er von den [illegible] tigen Verhältnissen der Gemeinde sprechen konnte, [illegible] der großen Gutsbesitzer zu erwähnen. Die [illegible] mögen noch so frei dastehen, noch so sehr sich [illegible] Leistung an große Gutsbesitzer losgemacht haben, [illegible] den dennoch das Bedürfniß eines gewissen Verbandes [illegible] nes gewissen verfassungsmäßigen Verhältnisses zu [illegible] ßen Nachbarn nicht abweisen können. Wie will [illegible] kleine Gemeinde das nöthige Brenn- und Bauholz [illegible] wenn sie keine feste Beziehung zu Denjenigen haben [illegible] die die Waldungen besitzen und allein pflegen [illegible] Wie will sie sich der tausend Unbequemlichkeiten und [illegible] fährdungen entledigen, welche der große Gutsbesitzer [illegible] Ansetzung von Taglöhnern u. s. w. auf seinen Gemeinden [illegible] herbeiführen kann, wenn sie den großen Gutsbesitzer [illegible] einen ihr gleichgültigen Ausmärker antieht und jede [illegible] ziehung zu ihm vermeidet? Die Unterthanschaft war [illegible] Hinderniß des Gedeihens der landbauenden Classe, [illegible] Wegräumung der Menschenfreund segnen muß; [illegible] gewisser Gutsverband ist natürlich, allen Parteien [illegible] theilhaft, und ihn absolut verwerfen oder außer [illegible] sen, heißt nichts Anderes als den Beweis liefern, [illegible] das tiefere Verständniß der ländlichen Verhältnisse [illegible] Blicke noch verschlossen ist. Man hat Ursache, [illegible] jeder Gelegenheit auszusprechen, denn herrschende [illegible] theile und Meinungen bilden die größten Hindernisse [illegible] ler einsichtigen Gesetzgebungen. Es ist erstaunlich, [illegible] lange die preußische Regierung das Volk auf eine [illegible] liche Gemeindeordnung warten läßt, und ich müßte mich [illegible] sehr irren, wenn der Grund der Verzögerung ein anderer [illegible] wäre als das Bewußtsein, den Gutsbesitzern ihre [illegible] Stellung nicht anweisen zu können, ohne ihnen [illegible] und die herrschende Meinung zu gleicher Zeit [illegible]

(Der Beschluß folgt.)

Über den Göthe'schen Briefwechsel. Von G. G. [illegible] vinus. Leipzig, Engelmann. 1836. Gr. 12. [illegible]

Mit keinem Dichter verfuhren die Götter [illegible] Göthe. Da er lebte — ein langes, schönes Leben — [illegible] Weihrauch, Anbetung, Auszeichnung aller Art. [illegible]

Digitized by Google

Widerwärtigen laut geworden sind, lassen ihn die Götter fern. Unter diesen Widerwärtigen neuester Jahre, müssen wir uns gestehen, waren manche, welche hierzu nicht der Sache ernstes und eingeborenes Widerstreben, sondern der lautere oder unlautere subjective Widerwille gemacht hat. Es wurden Stimmen laut, in deren heftiger Entgegnung nicht minder gefahdert wurde als in der sich breit machenden, stagnirenden Vergötterung der unbeholfenen Anbeter, und gewiß ist es, daß unter dem wahrhaft Antigöthe'schen sich bisher fast nichts gezeigt hat, was man als im wahren Geist der Kritik empfangen und vollendet bezeichnen könnte.

Hiervon aber macht die kleine vorliegende Schrift eine höchst rühmliche und gänzliche Ausnahme. Gervinus ist keiner der antigöthe'schen Schreier; er ist ein Mann von Geist, der sich durch die Literatur und ihre Geschichte redlich und mit trefflichen Resultaten hindurchgearbeitet. Davon gibt dies Büchlein unter Anderm Zeugniß, und eben darum müssen wir gleich dem Plan desselben unsere vollkommene Anerkennung zutheilen. Es handelt sich nämlich dem Verf. darum, in diesen Blättern, welche er selbst nur als „flüchtig und anspruchlos" bezeichnet, die nach allen Richtungen hin zerfließende Breite der Göthe betreffenden und von ihm ausgegangenen Briefe in ein geistiges Centrum zu bringen, bei welchem es allerdings nicht direct auf ein individuelles Charakterbild abgesehen ist, das sich aber doch freiwillig, naturgemäß und gleichsam unter der Hand während des Verlaufs der Sache zu einem solchen gestaltet. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich in seinem Vorwort, daß er zu seiner Abhandlung nichts als den „Briefwechsel Göthe's mit Lavater, Schiller, Zelter und Bettina, die Briefe an Merck, Knebel's Nachlaß, das verdächtige (?) Buch von Falk und einiges andere Zerstreute" benutzt habe. Wir haben es also mit einer strenggeistigen Monographie zu thun, welche einem äußerlich beschränkten, innerlich aber (weil ja die literarischen Briefwechsel Dasselbe sind, was in der Politik die Memoiren) dynamisch-mannichfaltigem Gebiete entwachsen ist. In derselben aber lassen sich wieder drei Hauptmomente Göthe'scher Zeit unterscheiden: zuerst nämlich die weimarische Vorperiode oder die eigentliche Genesis der Göthe'schen Bedeutsamkeit, bei welcher, weil in jeder Genesis, in allem Werden ein natürliches Moment stark übergreift, alle Äußerlichkeiten von des Dichters damaliger Stellung, seine Lebensordnung, die Hofsitte, das Hin- und Herspiel der mehr oder minder bedeutenden Ereignisse, die ihn selbst berühren, die Verwickelung und Metamorphose der Zustände, insofern sie auf seinen Zustand wirken u. s. w., gebührend aufgenommen sind. In diesem Abschnitte erfahren wir mithin wahrhaft Gründliches über die Art und Weise, wie der Dichter, einer solchen Stellung bisher ungewohnt, sich in dem weimarischen Leben einzubürgern, wie er seine durchaus flüssige Individualität diesem Treiben anzubilden und vielleicht auch dies Treiben selbst zu sich heraufzubilden wußte. Wieland, der Liebling der Herzogin Amalia, einer „Dame von Welt, von unruhiger Bildungs- und Unterhaltungssucht, aber doch von milder Lebensansicht und großer Toleranz gegen Alles", war damals das Factotum von Weimar. Wir wollen nicht entscheiden, ob es mehr natürliche Folge als feine, berechnende Speculation war, daß sich Göthe mit großer Schnelligkeit mit Jenem auf einen convenablen Fuß setzte. Nothwendig war es für den Emporstrebenden gewiß, und Wieland, die milde, leicht überfließende Natur, erschwerte ja solch Bestreben nicht im Mindesten, wenngleich er sich späterhin selbst nicht ohne Kränkung gestehen muß, daß er mit Göthe's wachsendem Einfluß nach und nach anfängt entbehrlich zu werden. Göthe aber sehen wir, kaum nachdem er sich mit Wieland zu stituiren gewußt, in die allgemeine Beweglichkeit des weimarischen Lebens recht con amore einstimmen und wie im Höchsten, so im Niedrigsten sich allgeschäftig umhertreiben. „Die entferntern Freunde weichen bei diesem Leben in Nebel. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — diese ganze treffliche Wirthschaft" hat den Dichter jetzt ganz und gar. Ein vollkommenes Gehenlassen, wobei einigen Freunden bange wird und über das der kaustische Merck, dessen Persönlichkeit wir nicht anders als imponirend gewahr werden, seine Glossen macht.

Diese Vorperiode, denn so muß man sie bezeichnen, bildet das erste Moment der vorliegenden Schrift. Das zweite, höhere, für Göthe selbst weit intensivere, aber im Innern nicht so befriedigende — weil es jetzt zur poetischen Selbsteinkehr kommt —, hebt an mit der Bekanntschaft Schiller's. Auf wahrhaft kunstvolle Weise hat hier der Verf. aus dem breiten Briefwechsel zwischen diesen beiden Größten ein effectvolles, Licht und Schatten wohl vertheilendes, stets das Bedeutsamste zum Niveau der Betrachtung erhebendes Centralbild aufgestellt. Es ist hierin vielleicht das Treffendste enthalten, was je über das so sehr complicirte Reflexionsverhältniß Schiller's zu Göthe und Göthe's zu Schiller ausgesprochen worden. Hierüber hat man von jeher viel ungewaschenes Zeug geschwatzt und vorgebracht; es hat nicht an Göthomanen gefehlt, welche behaupteten: wäre nicht zu dieser Zeit Göthe's mächtiger Einfluß gewesen, so wäre, wer weiß was, aus Schiller geworden; stets in Zweifeln, in Bedenklichkeiten, in Unklarheiten über sich selbst und die Welt befangen, habe Schiller jeden Augenblick sich selbst zu verlieren gedroht; ein Strudel des Geistes, aus welchem ihn nur Göthe's ruhige Retterhand, sein ganz in sich selbst einiges Dasein, seine selbständige, stets das Rechte mit Leichtigkeit ergreifende Persönlichkeit befreit habe. An diesem ganzen, einigen, sonnenklaren Bilde, das er fort und fort angeschaut und sich gegenübergestellt, habe Schiller sich immer wiedererhoben, wenn der Boden unter ihm erbebt und er zu versinken gemeint habe. Dergleichen hat man viel vorgebracht, und es ist nur dabei zu bewundern, wie nicht schon das einfache, doch bedenkende Lesen des Briefwechsels selbst gegen solche sonderbare Vorurtheile hat zeugen können, da doch jetzt ein literarisch durchgebildeter, feinforschender Mann in einem kleinen Schriftchen auf ungezwungene Weise die Sache in ihr gehöriges Licht stellt. Denn der Verf. (wofür wir ihm nicht genug danken können, weil er den innersten Kern der Wahrheit trifft) leitet, frei von allem subjectiven, störenden Raisonnement, die Sache so, daß es sich deutlich ergibt, wie in dem schönen Wechselverhältnisse zwei so edler und seltener Geister nicht Göthe, sondern vielmehr Schiller die wahrhaft stärkere Natur gewesen. Wenn hier (in dieser Bildungsepoche, im höchsten Sinne, für Beide) Einer wankt und unklar ist, so ist es Göthe; wenn hier Einer der fortwährenden Mahnung, daß er in dem Vielen nur sich selbst festhalte, bedarf, so ist es wieder Göthe; wenn Einer der Beiden sein Streben, wo nicht verkennt, doch zersplittert, so ist Er es, und ihm am meisten thut es Noth, daß ihm seine eigne gehaltvollere Vergangenheit im Spiegel gezeigt werde. Denn Schiller's durchaus kräftige, vielleicht weit einseitigere, aber desto unverrückbarere Natur war sich in keinem Momente ihrer Bildung, ihres Strebens unbewußt. Insofern sie in diesem nie erschlaffte, hat sie wirklich die höchste Aufgabe des Lebens gelöst, denn als ein Immerstrebender erweist sich der Mensch in seiner wahren Bedeutung. Göthe jedoch, der weit weniger Irrende, der unbefangen und ohne Schmerz fast stets das Richtige Ergreifende, wie oft, wie gar oft erschlaffte er, insonderheit in dieser Periode, in seinem Streben! Ihm war damals das Höchste, das Einzige, sein innerster, heiligster Lebensberuf zuwider; an diesem fand es keinen Geschmack. Darauf, auf dieses Eine, weist ihn Schiller unaufhörlich hin und wird in diesem Zurechtweisen gar oft unbequem. Göthe zersplitterte seine Thätigkeit damals in einem fast leeren Planeformiren, in Anfängen von Idyllen, Epopöen, poetischen Ergüssen der mannichfachsten Richtung. Göthe kannte damals nur ein Asyl, in welchem sich sein durchaus anschauender Geist befriedigen konnte. Dies war die bildende Kunst. Darum war ihm — mag er sich drehen und wenden, wie er will — in je-

Digitized by Google

ner Periode Meyer viel werther als Schiller. Denn mit dem Erstern konnte er ja in seiner anschaulichen Weise von dem an und für sich Ruhevollen und Beruhigenden sich unterhalten, während ihn der Letztere immer und immer gleich einem aufmerksamen Wächter zum Wirken und Schaffen aufrief. Göthe aber wollte damals nicht schaffen; er wollte anschauen. Göthe's ganze Productivität, so unendlich reich sie ist, ist nur eine immanente Folge seines Anschauens. Sie ist der wahrhafte Typus poetischer Emanation. Es ist ihm Alles entflossen in Ruhe, ohne Kampf. Darum ist ihm von jeher, vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn die Geschichte ein verschlossenes Feld gewesen, während Schiller sich dieser auf die großartigste und mühevollste Weise bemächtigte und bemächtigen mußte. Der Kampf der Ereignisse unter sich, das Gegensätzliche der Weltgeschichte, der Widerstreit wieder des Ereignisses, als Thatsache, mit dem Menschlichen als Individuell-Geistigem, dies widerte Göthe an, und aus diesem Ekel muß es hauptsächlich erklärt werden, daß er in keinem Sinne national geworden, was Schiller im vollsten ist.

Es thut weh, diese Parallele — zumal sie der Verf. unserer Schrift so reich und erschöpfend ausgeführt hat — sogleich fallen lassen zu müssen; allein der Raum, dem diesmal enge Grenzen gesteckt sind, verlangt es. Wir müssen nunmehr auf das dritte und Schlußmoment Göthe'scher Bildung kommen, was sich in der Schrift des Hrn. Gervinus zugleich als ein dritter Abschnitt hervorhebt. Diesen „großen und höchstmerkwürdigen Wendepunkt" bildet nämlich der Übergang Göthe's von Anschauung und Betrachtung zu Beschaulichkeit und Contemplation. Historisch nachgewiesen ist dies die Epoche der „Wanderjahre", eine Epoche, die für Göthe's ganzes späteres Leben anhielt. Der contemplative Göthe, das ist unser Spätgöthe. Diese Contemplation hebt aber bereits auf der italienischen Reise an: „Denn es ist gleich die nächste Folge, daß Göthe anfängt, sich Reisebündel von Acten anzulegen, worin er alle öffentlichen Papiere, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Komödienzettel, Verordnungen, Preiscourante u. s. w. einheftet, seine Bemerkungen hinzufügt, diese mit der Stimme der Gesellschaft vergleicht, seine eigne Meinung mit dieser berichtigt, die neue Belehrung wieder ad acta nimmt und so Materialien für einen künftigen Gebrauch zu erhalten hofft!" Dieses Verfahren ist der Grundstein zu der spätern Ängstlichkeit, womit er auf Tagebücher und Notizen hielt. Alles ist ihm von jetzt an „bedeutungsvoll und symbolisch, wundersam und zum Theil incalculabel". Aber diese Betrachtungen alle geschehen mit vollkommenster Ruhe; der in früheste Periode so leidenschaftlich erregte Mann hält sich von nun an in einem vollkommen imperturbablen Gleichgewicht und von diesem Standpunkt aus, den Göthe Zeit seines Lebens nicht mehr verläßt, bildet sich jene oft wunderliche, abstruse, spätgöthe'sche „Redeweise, die ihm selbst auffällt, und die Räthselhaftigkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit, die er desto mehr seinen Worten gibt, je mehr er sich selbst deutlich scheint, die ganz eigenthümliche Euphemistik seines Styls und oft der Märchenton und Anklang an den Spinnrocken und Lehnstuhl der Amme." Es bilden sich Lieblingsausdrücke, die ihm fortan bis zum Grabe treu bleiben, sodaß er „sich ergeht, wenn er etwas erörtert; daß er meldet, wenn er schreibt; daß er weset und nicht ist oder lebt, und jene Übergangsformel der Behaglichkeit: und so, und der Talisman: und so fortan, den er um diese Zeit jedem seiner Briefe anhängt".

Wie Göthe in dieser für sein ganzes Leben entscheidenden Epoche mit dem dämonischen Kinde Bettina sich befassen konnte, ist erklärlicher, als wie er damals so hingegeben auf Zelter's höchst derbe und (außer einem guten und „verständigen" Generalbaß und Dem, was man Mutterwitz nennt) in der That wenig darbietende Persönlichkeit eingehen konnte. Dessenungeachtet sehen wir dem Kinde sowol als dem Director der berliner Singakademie gegenüber den ganzen nebulosen Spätgöthe sich producirend und zwar weniger sich ergehen in diesen Verhältnissen, als vielmehr durch sein würdevoll balancirendes bonmotiges Wesen beiden so himmelweit verschiedenen Naturen imponiren; denn Zelter ist zwar eine solche, die sich gegen Alles wehren, „aber auch wieder mit Allem vertragen". „Er und seine ganze Existenz und sein Treiben und Beschäftigen um Göthe und seine Schriften. Er gewöhnt sich in Nachahmung von dessen Styl allerlei hohle Redensarten an; er mästet sich an seinen Sentenzen ab und verwässert sie; er liest kaum etwas Anderes als die Schriften seines Freundes; er hält gehorsamst Allem das Ohr hin, was ihm dieser, oft ganz Unverständiges, mittheilt, plaudert wie ein Staar getreulich nach, was er ihm mit aufgehobenem Finger vordocirt; es ist ihm im zweiten Theile des „Faust" Alles sonnenklar, nur daß er es nicht wiedersagen kann ꝛc." Er wird wild, wenn man über Göthe fabulirt, grob, wenn man ihn tadelt, eifersüchtig, wenn man ihn lobt. Er liebäugelt mit dem Boten, der ihm ein Schreiben von Göthe bringt. „Fühltest du den Schmerz", schreibt er, „womit ich dich liebe, so würdest du davon verbrennen." Göthe's Excentricitäten, passender für Bettina, wären in einer Natur wie Zelter's ganz unerklärlich, wenn man es nicht so betrachten müßte, daß aus dem omnipotenten Heiligenschein, der den damals in Nebelwolken und Orakelsprüche gehüllten Dichter umgibt, Alles dies wahrhaft emanirt. Dieses unwillkürliche Bezaubern subalterner Naturen kitzelte damals den schon veraltenden Göthe; allein es ist und bleibt auch seine wahrhaft lächerliche Seite, die ihm die unparteiische Nachwelt nie verzeihen und die sie nie aufhören wird zu bespötteln. Wir wollen schließlich nur aufmerksam machen auf Das, was der Verf. unserer einsichtsvollen Schrift in deren letztern Blättern über die hypergeniale Erscheinung Bettina's sagt. Es ist vortrefflich, wie er die mittelalterlich-romantische Natur und Begabung dieses seltsamen Mädchens recht aus ihrer innersten Seele heraus construirt. So viel ist ganz gewiß, daß dieser Abschnitt das Beste und Erschöpfendste ist, was bisher über den ganzen Charakter geäußert worden.

Möchten folgende Tage viel solcher Monographien bieten, dann wäre unserer Literatur für jetzt geholfen. L.

Notizen.

Nach Ch. Dupin's Angaben werden in Frankreich, seit Broussais' Heilmethode, die man schon oft einen Vampyrismus genannt hat, in diesem Lande eine so große Herrschaft ausübt, eine ungeheure Menge Blutegel gebraucht. Frankreich selbst und England konnten schon lange nicht genug liefern, dann selbst Deutschland und Ungarn den Bedarf nicht decken. Man hat bis in die Moldau und Walachei gehen müssen, um sich dergleichen zu verschaffen; in Bukarest sind Aufbewahrungen angelegt worden, aus welchen die Blutegel durch Post nach Frankreich geschafft werden. Bis 1828 führte Frankreich über 1 Million derselben aus. Wie sich das geändert, und welche Masse Blut alle Jahre den Franzosen allein von Blutegeln ausgesogen werden mag, zeige folgende Übersicht der Ein- und Ausfuhr dieser Thiere:

	Eingebracht	Ausgeführt
1820	—	1,157,970
1823	320,800	1,188,855
1827	33,634,494	196,950
1833	41,654,800	868,650
1834	21,885,965	879,100

Als Verf. des in Deutschland unter dem Titel: „Sir John Herschel's neueste Entdeckungen u. s. w.", berüchtigt gewordenen, in Nr. 58 und 59 d. Bl. nach Gebühr abgefertigten Machwerks nennen französische Blätter einen gewissen Nicolet, von Geburt Franzose, der sich jetzt in den Vereinigten Staaten niedergelassen hat. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 120. — 29. April 1836.

Der Staat und der Landbau. Beiträge zur Agriculturpolitik von Friedrich Bülau.

Der Staat und die Industrie. Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolicei.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Das zweite Büchlein des Verf. beschäftigt sich vorzüglich mit den städtischen Verhältnissen und insbesondere mit den Interessen der sogenannten kleinen Bürger. In dieser Beziehung eröffnet natürlich eine Erörterung über die Zustände der Bevölkerung die Discussion. Die Ansicht der Population hat wirklich sehr merkwürdige Phasen gezeigt. Aristoteles hält eine dichte Bevölkerung für das größte Übel. Thomas von Aquino nimmt dieselbe gegen Aristoteles in Schutz. Bossuet erklärt die Menschen schon für den Staatsreichthum, und Vauban spricht dasselbe in seinem „Dixme royale" S. 22 aus. Die Volkszahl galt bald allgemein für den Träger des Volkswohles und der Staatsmacht. Nur Stewart warnte vor Überschätzung. Malthus fühlte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts berufen, die Volksvermehrung von ihrer Schattenseite darzustellen, und nun verbreitete sich ein panischer Schrecken vor Übervölkerung. Der Verf. sucht über die Malthus'schen Theorien zu beruhigen. Ich glaube, daß er sich einen großen Theil seiner Mühe ersparen konnte; die Übervölkerung ist es nicht, die den Stadtbewohnern die Ruhe raubt. Dagegen wäre es gut gewesen, wenn der Verf. von den Erscheinungen einer starken Bevölkerung ausführlich gehandelt hätte. In der That ist die große Concurrenz in allen städtischen Geschäften für den Einzelnen etwas unbequem, und diese große Concurrenz ist doch offenbar nur eine Folge der so überaus dichten Städtebevölkerung.

Die Gewerbefreiheit, über welche sich der Verf. unmittelbar darnach ausläßt, ist durch die stärkere Bevölkerung eben eine physische Nothwendigkeit geworden. Der Verf. ist für manche Beschränkungen der Gewerbsbefugnisse, indem er zwischen objectiver und subjectiver Gewerbsfreiheit unterscheidet und nur die erste als unbedingt anspricht. Gewiß würde manche Bemerkung an Halt gewonnen haben, wenn sie auf das Lebensgesetz der Population gegründet worden wäre. Die Stiftung einer Familie muß gewissen natürlichen und moralischen Gesetzen gemäß vor sich gehen, wenn das Volk eine sittliche Regeneration gewärtigen soll. Wird aber jegliche Ordnung in der Ausbildung, in der Begründung eines eignen Herdes u. s. w. ausgeschlossen, so fehlen alle moralische Gegenreize gegen nachtheilige Menschenvermehrung, es mangeln alle Garantien einer mannhaften Bevölkerung. Schon das Wort: Ökonomie, hätte darauf aufmerksam machen sollen, daß die wirthschaftlichen und häuslichen Verhältnisse überall im innigsten Zusammenhange gedacht und betrachtet werden müssen.

Der Verf. ist sogar freien Gewerbsvereinen, freien Corporationen der verschiedenen Gewerbsgenossen nicht abhold. Wunderlich ist es aber, daß er ihre Zulässigkeit und Nothwendigkeit so wenig aus den obersten Principien dargethan hat. Die Worte, die derselbe zur Begründung ländlicher Gemeinden ausspricht, führen auf Gilden oder Innungen in den Städten. Weil wirklich die Einwohner der Städte, wie er sagt, so fremd und kalt aneinander vorübergehen und die Einwohner desselben Hauses oft sich nicht dem Namen nach kennen, so thut es Noth, die zerstreuten Einzelnen nach gemeinschaftlichen Interessen zu sammeln, wenn das Stadtleben ein echtes Communalleben werden soll. Die Vortheile der Corporationen sind nicht rein politischer Natur, wie der Verf. glaubt oder zu glauben scheint; nur durch gehörige Anstalten von Seiten der Meister läßt sich eine gediegene Bildung der kleinen Gewerbsleute erwarten. Der Verf. hofft in dem folgenden Capitel: „Über Gewerbsbildung", alles Heil von Schulen; aber die Industrieschule kann nur allgemeine Kenntnisse geben, die praktische Erlernung der Geschäfte kann nie außerhalb der Werkstätte gewonnen werden. Man kann sich nicht laut genug für die technischen Schulen erklären, weil der Gewerbsmann der gegenwärtigen Zeit einen großen Fonds von Intelligenz in das Geschäft einlegen muß; aber man überläßt sich dem gefährlichsten Irrthum, wenn man durch Schulunterricht die Lehr- und Gesellenjahre surrogiren zu können glaubt. Bewahre uns der Himmel vor Beamten, die aus der Schule heraus in Rathsposten treten, und behüte uns Gott vor Schneidern, Schustern, Tischlern u. s. w., die ihr Metier in der Schule gelernt haben. Es wäre dieses eine complete Umkehr aller natürlichen Verhältnisse. Auf eignen Füßen stehen zu lernen, muß Aufgabe des heutigen Gewerbsmannes sein. Doch scheint mir der Verf. zu weit

Digitized by Google

zu gehen, wenn er in dem folgenden Abschnitte jegliches Schutzsystem inländischer Industrie verdammt. Das Wort Schutz wird freilich im gemeinen Leben in einem Sinne genommen, der mit Bevormundung und Prohibition identisch ist. Allein die Systeme der Handelspflege sind bekanntlich sehr mannichfaltig, und es ist schlechterdings unzulässig, mehre unter einen Namen zu bringen. Ich glaube, man muß auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft drei Systeme der Handelspflege unterscheiden: a) das Prohibitivsystem, b) das System absoluter Handelsfreiheit, c) das eigentliche Schutzsystem. Wenn man die Sache beim Lichte betrachtet, so haben sich nur die Physiokraten für absolute Handelsfreiheit ausgesprochen, dagegen Adam Smith, Say, Rau und andere Meister des Industriesystems nur das freie Schutzsystem in das Auge gefaßt. Freier Handel muß das Princip sein; aber ein Schutz der concreten Volks- und Staatsinteressen muß ihm zur Seite gehen. Die absolute Handelsfreiheit spricht sich immer nur bei Denjenigen aus, die die volkswirthschaftlichen Gegenstände nur im Allgemeinen und somit auch nur obenhin betrachten. Je tiefer sich der politische Ökonom in das Detail einläßt, desto mehr Gründe zum Schutze concreter Interessen stellen sich ihm dar. Man sieht das nirgend besser als bei Rau. Dieser verdiente Schriftsteller geht mehr wie jeder andere in das Detail, er nimmt in der Volkswirthschaft alle Gewerbe im Einzelnen durch; daher ist auch seine Wirthschaftspflege von einer so positiven Art, daß er, gegen Lotz gehalten, ein Anhänger der alten deutschen Schule zu sein scheint.

Den Schluß setzt der Verf. mit Recht in das Armenwesen; dieses ist der Schlußstein des heutigen Städtewesens geworden. Man hat sonst nur Theorien des Reichthums aufgestellt; heutzutage schlug die Staatswirthschaftslehre um und liefert fast nur Theorien der Armuth. Wie ich glaube, ist mit allgemeinen Theorien der Armuth wenig geholfen; sie deduciren das Übel, das aus tausend Quellen fließt, meistens nur aus einer einzigen Quelle. Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Ursachen der um sich greifenden Verarmung folgende: a) der auf den Handel berechnete Betrieb fast aller Gewerbe, der natürlich durch Stockungen des Absatzes auch Erschütterungen des Nahrungswesens der beschäftigten Menschen begründet; b) die Zunahme der Ausgaben aller Familien, ohne daß bei der hochgesteigerten Concurrenz in allen Geschäften sich auf eine Vermehrung der Einnahmen rechnen ließe; c) die harte Art und Weise, wie man die Städte zur Aufnahme aller unsichern Menschen und zu ihrer Ernährung nöthigt, wodurch eine Überbürdung der geringern Bürger und sohin neben der äußern auch eine innere Vermehrung der Armen entsteht. Die Leitung des Armenwesens muß vorzüglich auf Verstopfung dieser drei Armuthsursachen gerichtet sein. Der Verf. hat gefühlt, daß die übliche Vorschrift, der zufolge jede Commun ihre Armen zu nähren hat, mit der absoluten Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. s. w. collidiren müsse. Er schlägt deswegen vor, die Armenversorgung zu theilen, die angesessenen Armen den einzelnen Communen, die unangesessenen Armen einem allgemeinen Fonds zu überweisen. Dieser Vorschlag dürfte jedoch kaum ausführbar sein, indem er über kurz oder lang zu einer allgemeinen Armentaxe führte, die das Übel bekanntlich überall nur vergrößerte. Es ist sonderbar, daß man die Lösung der Schwierigkeiten meistens auf dem verkehrten Wege sucht. Man bildet sich ein, den Frieden und die Erwerbsfreiheit der Menschen desto mehr zu sichern, je leichter, rascher man das Heimatsrecht erwerben läßt. Und die Erfahrung lehrt grade in England, Dänemark und Mecklenburg, daß bei einiger Macht der Communen die Brotsuchenden nichts so sehr fesselt als die Kürze der Zeit, in welcher das Heimatsrecht erworben wird. Sie schiebt eine Commun der andern die Leute zu, ehe sie ein Jahr an dem Orte saßen.

Ich habe die Leser raisonnirend durch den Inhalt der beiden Schriften durchgeführt; ich hoffe, daß sie mit ihrem Cicerone nicht ganz unzufrieden sind. Aber der Verfasser? Die kritischen Referate sind so sehr von ihrem ursprünglichen Zwecke abgewichen, daß ein Autor, der nicht sein Lob aus jeder Zeile schimmern sieht, sehr häufig sich über den Recensenten beschwert. Am Ende werden selbst die mittelmäßigsten Bücher so oft bis zu den Wolken erhoben, daß der Verfasser eines guten Buches einen gerechten Anspruch auf Auszeichnung machen kann und in dem rigorosen Referenten ein fatum libelli erkennen darf. Ich wünsche ein Genüge zu leisten, wenn ich das Verdienst einer geschmackvollen Darstellung nach Gebühr würdige. Nur selten stören Citate, die kein Leser nachschlagen mag, Citate seltener alter Schriften, Citate der eignen Schriften und Dissertationen, und noch seltener stößt man auf gewisse Herbeiziehungen kleiner Umstände von sentimentalem Gepräge, z. B. „der ach! so glücklichen Dorfjugend, die auf Bäumen und im Freien den Körper üben kann" oder „des schönen Verfassungsfestes" in einem Dorfe bei Leipzig, wo der Prediger auf der Kanzel allein von Politik sprach. Im Allgemeinen ist der Styl ebenso klar und correct, als die Behandlung der Gegenstände würdig und verständig ist. M.

---

1. Über Karl Friedrich Göschel's Versuch eines Beweises der persönlichen Unsterblichkeit, vom Standpunkte der Hegel'schen Lehre aus. Nebst einem Anhange über die Anwendung der Hegel'schen Methode auf die Wissenschaft der Metaphysik. Von Hubert Beckert. Hamburg, Perthes. 1836. Gr. 8. 16 Gr.
2. Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Dresden, Grimmer. 1836. Gr. 12. 6 Gr.
3. Das Büchlein von der Auferstehung. Von Nicodemus. Ebendaselbst. 1836. 8. 8 Gr.

Nachdem es lange den Anschein gehabt, als wäre unter Gelehrten und Nichtgelehrten das Interesse an Gott und göttlichen Dingen ziemlich ganz in den Hintergrund getreten, ist ein solches, welches vor der Regsamkeit weltlicher Interessen, vor Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Kammerverhandlungen u. s. w. nicht aufkommen könne, hat sich plötzlich in den verschiedensten Regionen des Lebens ein Kämpfen und Streiten um Gott, Geist und Unsterblichkeit erhoben, welches nur erfreulich ge-

Digitized by Google

nicht zu allen Zeiten; denn es möchte vielleicht auch zu gleicht [illegible] geführt haben. Ich habe hier nicht nur [illegible] reiche Unsterblichkeitsliteratur, mit der uns die [illegible] Zeit beschert, vor Augen, sondern meine, daß derselben [illegible] Reaction, welche diese hervorgerufen, auch die Streit[illegible], die man um Pantheismus und Persönlichkeit Gottes, [illegible]lich-religiös geheiligte Institute, wie die Ehe, ja um die [illegible]lichkeit des Christenthums geführt hat, angehören. In ei[illegible] breitern und, wenn man will, niederern Sphäre hat sich end[illegible]ch eine ähnliche geistige Aufregung nicht sowol durch Schrift [illegible] durch Wort und That kundgethan; ich meine die religiös[illegible]n Unruhen, wie sie zum Theil noch in Schlesien, Preußen, [illegible]r Schweiz stattfinden. Wie traurig indeß auch aller dieser [illegible]bewegungen Resultate zum Theil sein mögen, so sind sie im [illegible]langen doch wahrlich ein erfreuliches Zeichen, daß wir aus der [illegible]ttigen Lethargie, die uns lange daniederhielt, erwachen, denn [illegible]s Tüchtige, Wahre und Gute wird in dem Siege, den es sich [illegible] errungen hat, seine lebendige Kraft bezeigen.

Was den Streit um Unsterblichkeit betrifft, so wurde er auch die Hegel'sche Philosophie indirect veranlaßt. Einige Gegner dieser Philosophie haben nämlich behauptet, daß Hegel die Persönlichkeit Gottes sowol als die Unsterblichkeit der Seele läugne. Diese Gegner Hegel's fanden eine Bestätigung, vielleicht auch Veranlassung ihrer Beschuldigung in dem Umstande, daß Einige, die sich für Schüler Hegel's ausgaben, in der That gegen Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele disputirten. Zu diesen gehörte Dr. Richter, welcher meinte, die Hegelianer (Hegel selbst war bereits todt) hätten nur nicht den Muth, ihre Lehren, welche die Unsterblichkeit negirten, grad heraus zu sagen, und hielt sich daher für berufen, mit Freimuth dieselben auszusprechen. Ja, derselbe etablirte sogar ein Journal, welches seine Lehre und Meinung im Publicum ausbreiten sollte. Nachher trat Heine mit seinem Evangelium des Pantheismus auf, welches er von Spinoza ableitete und als dessen Anhänger er Göthe und Hegel nannte. Im zweiten Hefte des „Salon" wird die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit geleugnet, das Christenthum beschimpft und auch nebenbei das sittliche Institut der Ehe profanirt. So war denn das junge Deutschland nicht einmal originell in seiner unsittlichen Weise des Auftretens, sondern nur plumper als Heine, und es unter der Fahne, die mit Göthe's und Hegel's Namen [illegible]ziert wurde, gegen Christenthum und Sittlichkeit in den Kampf [illegible]g, auf dem es schmählich erlegen, indem die Polizei der Regierungsstätt und der Sittlichkeit des deutschen Volkes zu Hülfe geschickt wurde.

Gewiß ist es, daß in einer Philosophie, welche, wie die Spinoza's, Natur und Menschengeist Erscheinungen Gottes nennt, sobald nicht die zeitlich und räumlich unendliche Ausdehnung von Natur und Geist zusammengefaßt wird zur Einheit, die Persönlichkeit Gottes, die Unsterblichkeit, mithin das Christenthum aufgelöst wird. Es fällt auch nicht schwer, einzusehen, daß in einer solchen Philosophie die Freiheit des Geistes verloren und der Geist selbst in seiner Allheit zu einer blossen Regel, zu einer starren Nothwendigkeit gemacht ist. Wäre nun die Hegel'sche Philosophie in der That in angegebener Weise pantheistisch, so müßten wol alle die angegebenen Vorwürfe von ihr getragen werden. Es gehört aber eine schülerhafte Unkenntniß, wie sie Hrn. Dr. Richter, Heine und dem jungen Deutschland in mehr als dieser Beziehung anzusehen ist, der eine dünkelhafte Selbstgefälligkeit dazu, welche einen grossen Philosophen schulmeistert, ohne seine Werke gelesen und verstanden zu haben, Hegel des Pantheismus anzuklagen. Die Idee der Alleinigkeit liegt allerdings wie im Christenthum selbst und in jeder wahren Philosophie seit Thales, so auch in der Hegel'schen ausgesprochen; aber grade darin besteht der Fortschritt des philosophirenden Geistes durch Hegel, daß diese Alleinigkeit in dem von ihr selbst geschaffenen Gefühle der Persönlichkeit zusammengefaßt ist. Der Gott Spinoza's ist ein leerer Abgrund, in den alles Endliche stürzt, ohne ihn füllen zu können, oder, was Dasselbe, ihne unendliche Fülle, die sich eben wegen ihrer schlechten Unendlichkeit nicht selbst besitzt; es ist Hegel's Werk, jener Lehre ihren Inhalt, diesem Inhalte seine Form gegeben zu haben. Die grosse Arbeit der Weltgeschichte ist bisjetzt gewesen, das Bewußtsein der Persönlichkeit herauszustellen, und die Krämpfe der Revolutionen, welche Europa durchwüthen, diese ganze Umwerfung aller Lebensverhältnisse, an der wir noch laboriren, sind nichts weiter als die Wehen, unter denen die Persönlichkeit geboren wird. Die erste Reaction des erwachenden Weltbewußtseins (im Gefühle hatte sich die Persönlichkeit im Christenthume bereits den Sieg errungen) brachte es mit sich, daß man über Gestalt und Form des Geborenen seinen ewigen Inhalt vielfach übersah. So mußte es denn der Fall sein, daß die Philosophie dieser Zeit nach allen Seiten hin besonders mahnen mußte, daß der Inhalt nicht vergessen werde, als dessen Form die Persönlichkeit allein Wahrheit und Wirklichkeit habe. An der Persönlichkeit halten Alle fest, daß es aber nur der Alleinige Gott ist, welcher wahre Persönlichkeit sich und dem Menschen in ihm zu geben vermag, dies Bewußtsein über den Inhalt der wahren Persönlichkeit hat die Hegel'sche Philosophie ausgesprochen. Aber so ist es von jeher aller Philosophie gegangen, daß Gegner und oberflächliche Freunde die polemische und äußerliche Seite misverstanden, den speculativen Gehalt aber gar nicht verstanden haben, dessen Erkenntniß sie doch allein dahin führen konnte, zu wissen, ob die Philosophie Das sei, was sie sein soll und will: das höchste Bewußtsein der lebenden Menschheit, die sich auf unmittelbare Weise als dieselbe in tausend Gestaltungen regt. Die Gegner hätten schon daraus entnehmen können, daß Hegel sich doch unmöglich einen unpersönlichen Gott habe vorstellen können, daß derselbe ihnen das Ärgerniß der Methode, welche von dem Inhalte selbst bestimmt sei, angethan hat. Solche Methode hat alles Allgemeine, welches sich personificirt oder individualisirt, ja sie ist nichts anders als das sich Verpersonificiren des unendlichen Inhalts. Der Begriff Baum z. B. hat nur Wahrheit in dem Baum da, den ich greifen und sehen kann, und dies Wachsen, Von-innen-heraustreiben des lebendigen Baums, also daß ihn nicht äußerlich Einer formirt, sondern er sich selbst, indem, was dem Keim ein völlig innerlichst Verschlossenes war, sich äußert als Das, was es ist, — dies ist die Methode. Hätte Hegel die Persönlichkeit Gottes bezweifelt, so hätte er nimmermehr von einer Methode gesprochen; denn die Methode drückt aus, daß der Geist nicht von einem Andern bestimmt werde, sondern von sich selbst, und damit ist er nicht nothwendig, sondern frei. Was weder sich selbst bestimmt, noch von einem Andern bestimmt wird, ist todt, zuletzt nichts. Der letztern Art ist der Gott der Pantheisten, welcher das Andere seiner selbst in unendlichem Proceß und damit eben nichts ist, sodaß sie die Kirche mit Recht nicht Pantheisten, sondern Atheisten genannt hat.

Von den Schülern Hegel's hat zunächst und zumeist Göschel sich angelegen sein lassen, den Lehrer gegen die gemachten Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, indem er aus dem Gehalte der Hegel'schen Philosophie sowol als aus den Worten Hegel's darthut, daß die persönliche Unsterblichkeit nicht nur nicht von Hegel geleugnet, sondern ausdrücklich und vornehmlich gelehrt sei. Darüber hat sich nun Komisches ereignet. Als Gegner der Hegel'schen Philosophie nämlich sind herausgetreten: Schelling, Weiße und J. H. Fichte, welche darin einig sind, daß Hegel die persönliche Unsterblichkeit leugne. Jeder von diesen bildet sich jedoch ein, daß Er die grosse Entdeckung gemacht habe, und Göscheln suchen sie nun zu überreden, daß er die Persönlichkeit und Unsterblichkeit nicht von Hegel, sondern von ihnen gelernt habe. Der gutmüthige Mann soll allzu viel (eine kindische) Pietät für Hegel haben, daß er sich bemüht, alle Lorbeerkränze, die seine Gegner im Streite gegen ihn erfochten, dem Haupte seines Meisters zu vindiciren. Untereinander machen sich jene gleichfalls große Complimente wegen ihres Scharfsinnes, suchen aber doch in aller Freund-

Digitized by Google

stehen sich gegenseitig zur Hand und Boden; aus dem sie stehen, wegzugehen und dafür Einer dem Andern seinen Standpunkt unterzuschieben. Niemals hat noch die Einseitigkeit der Meinung so in das Gebiet der Philosophie hineingespielt als gegenwärtig. Der Unterschied dieser Gegner untereinander ist nur der, daß Schelling und seine Zuhörer (denn von seiner neuen Philosophie hat man bisjetzt nur gehört, nicht gelesen) Hegel schlechthin verwerfen nach Inhalt und Methode seiner Lehre und dafür auf ein großes Mysterium verweisen, in dessen Besitz sie selber seien, immer versichernd und noch einmal versichernd, solches sei das Echte, Rechte, Wahre. Weiße und Fichte dagegen meinen, Hegel sei vortrefflich in der Methode; der Form, der Inhalt seiner Lehre tauge nur nichts, in das Hegel'sche Gefäß hätten sie einen ganz neuen Inhalt gethan, und dieser, lassen sie merken, sei das große Unbekannte, was die Schellingianer vielfach angedeutet.

In der vorliegenden unter Nr. 1 angezeigten Schrift geht nun Hr. Beckers, ein Verehrer Schelling's, darauf aus, Göschel's Schrift über Unsterblichkeit zu widerlegen; nicht so, daß er zeigt, die Unsterblichkeit sei nichtig, sondern so, daß gezeigt werde, wie sie Göschel vom Standpunkte der Hegel'schen Philosophie weder erweise noch erweisen könne. Zuerst sucht derselbe nun zu zeigen, daß nicht Hegel, noch Fichte, noch irgend ein Anderer als Schelling der Erfinder der Persönlichkeit in der Philosophie sei. „Wir glauben mit vollem Grunde behaupten zu können, daß Alles, was seither über die Persönlichkeit und die damit zusammenhängenden Ideen in philosophischen Schriften verhandelt worden, nur Nachklänge der in dieser Beziehung durchaus nicht neuen, sondern vielmehr schon alten und gleichsam verjährten (!) Lehre Schelling's sind. Ja selbst, wenn bei Hegel von diesen Ideen im Ernst (als wenn ein Philosoph auch zum Spaß philosophirte!) die Rede wäre und sein könnte, so hätte doch nur Schelling den Funken hierzu entzündet." Was ist unwürdiger in der Wissenschaft als ein solch Gerede und Gestreite darüber, was Hegelisch, oder Schellingisch, oder Fichtisch, oder Weißisch sei, während Das, worauf es allein ankommt, unerörtert bleibt, nämlich, ob es philosophisch sei. Für die Leser, welche die hier berührten philosophischen Streitigkeiten interessiren, wird genug gesagt sein, wenn sie erfahren, daß sie in der Schrift des Hrn. Beckers wiederum vielfache Beziehungen auf die große unbekannte, längst emphatisch verkündete neue Philosophie Schelling's finden, ohne daß jedoch Hr. B. die Pietät soweit verletzt hätte, etwas von dem Mysterium zu verrathen. Er begnügt sich nur, abermals zu versichern, daß es alle Anfoderungen menschlichen Geistes auf weit vollkommenere Weise befriedige als je eine Philosophie, und als alle außerhalb des geweihten Kreises Stehenden ahnten.

Außerhalb der philosophischen Streitigkeiten, wenn auch auf einem ursprünglich philosophischen Boden erwachsen, steht die kleine Schrift von Dr. Mises (Nr. 2). Sie enthält ein geist- und phantasiereiches Gemälde von dem Leben der Geister nach dem Tode sowol in ihrer Beziehung zu dem Geiste der Geister, wie zu lebenden und verstorbenen Menschen. Sie zeichnet sich durch einfache, aber doch dem Gegenstande angemessen würdevolle Sprache aus. Die reiche Phantasie ist von einem scharfen Verstande gezügelt; weder philosophische Kunstworte, noch mystisch räthselhafte Beziehungen stören den heitern Eindruck des Ganzen. Es ist nicht zu leugnen, daß eine pantheistische Weltanschauung, ähnlich derjenigen, welche die im Spinozismus stehen gebliebenen Schüler Hegel's ausbreiten, zu Grunde liegt; aber das Bedeutungsvolle des Schriftchens ist das Streben, in dem pantheistischen Elemente die Persönlichkeit nicht untergehen zu lassen. Das Mangelhafte dabei scheint nur dieses zu sein, daß der geistreiche Verfasser gewisse rationalistische Annahmen mit zu großer Schonung behandelt, ja, daß er in ihnen noch selbst befangen erscheint. Daher kommt es denn auch, daß das Aufgehen der Persönlichkeit nicht völlig widerlegt, sondern allerdings als das Ziel des Geistes, welches jedoch in die weiteste Ferne hinausgerückt sei, angedeutet wird. Ohne dieses würde er keinesweges zu den Christlichen Gedanken, welche die Persönlichkeit gleich sehr anerkennt wie die Einheit des Gottesgeistes, indem sie die Menschen der Unsterblichkeit theilhaftig macht, als lebendige Glieder des Einen, Fleisch gewordenen Gottes, welcher ist Christus.

Die christlich-kirchliche Lehre hat nun Nicodemus in seiner Nr. 3 angezeigten Schriftchen gegen Dr. Mises in Schutz zu nehmen gesucht, wie er selbst sagt. Alle Mängel, welche mit Vergnügen in der Schrift von Dr. Mises nicht fand, sind bei Nicodemus im reichsten Maße zu finden. Philosophische und mystische Beziehungen und Redensarten trüben das einfache Bild, welches die Bibel, tiefster Bedeutung voll, von dem gibt, was nach dem Tode gibt, und dazu kommt noch ein gänzlich verunglücktes, zur nichtssagenden Spielerei werdendes Streben, die Phantasie des Verfassers von Nr. 2 zu überbieten. Ref. gesteht gern, daß ihm vielleicht der Sinn dafür fehle, solches Hin- und Herfahren zwischen unausgesprochenen Gedanken, wie sie seinem Verstande in der Schrift von Nicodemus erscheinen, geistreich und gedankenvoll zu finden. Ich gestehe, daß ich das Meiste gar nicht verstanden und daß dasselbe daher Manchem vortrefflich erscheinen könne, der einen geübtern und schärfern Verstand hat. Damit sich nun Jeder prüfen könne, ob ihm die Weisheit des Hrn. Nicodemus zugänglich sei, setze ich einige der vielen Stellen her, die ich nicht zu begreifen vermag:

„Der Geist ist das Erste von allem Seienden; Alles, was ist, hat seinen Ursprung von dem Geiste, und auch die Materie ist, zwar nicht ein Geschöpf des Geistes, aber doch ein Ding, was nur durch den Geist und in dem Geist ist, und nicht sein wenn der Geist nicht wäre." — „Der Begriff eines Geschöpfes, das mit Vernunft und Seele, aber nicht zugleich mit Geist begabt ist, ist denkbar, nicht minder denkbar wie der Begriff eines Geschöpfes, welches mit Seele, aber nicht mit Vernunft begabt ist." — „Der Vernunft soll der Mensch gehorchen, nicht aus freier Liebe, sondern wie der Hund, aus dem dunkeln Instinct des Gehorsams gegen eine höhere Macht." — Die Seelen der Nichtgläubigen sollen eine Seelenwanderung durch mehrfache Gestalten (daher ihr gespenstisches Umgehen) antreten, welches aber ihr endliches Loos sei „dies zu errathen, kann billig dem Sinne des Verständigen überlassen werden."

Literarische Notizen.

Auf dem Drurylane-Theater macht ein neues Stück: „Chevychase", nach der alten berühmten Ballade dieses Namens ziemlich wüst bearbeitet, ungeheures Furore. Die Processionen, agirenden Pferde, Spectakelscenen aller Art übertreffen alles Bisherige und stechen selbst die „Jüdin" aus. Die englische Theaterkritik seufzt über den Verfall der Bühne wie einstmals die berliner bei Gelegenheit Joko's und der Tourniaire'schen Kunststücke; aber die Anschlagzettel verändern den schwarzen Druck in rothen, was allemal ein Zeichen von vorzüglichem Gehalt eines neuen Unsinns ist. Ein Theaterzettel des Drurylanetheaters von Ende Februar oder Anfang März lautet also: Montag: „Pizarro"; Dienstag: „Die Chevy-Jagd"; Mittwoch: „Das eherne Pferd"; Donnerstag: „Die Chevy-Jagd"; Freitag: „Masaniello"; Sonnabend: „Die Chevy-Jagd"; Sonntag: „Die Belagerung von Rochelle"; Montag: „Die Chevy-Jagd". Die alte Leier, die sobald Niemand anhört.

Von A. Spiers erschien in London: „Study of english poetry". Wer aber eine wirkliche Kritik oder Geschichte von Bedeutung über die englische Poesie in diesem Buche sucht, wird sich täuschen; es enthält nur eine langgedehnte Einleitung über englische Versification und eine Chrestomathie aus englischen Dichtern vom 13. Jahrhundert an bis auf die Gegenwart.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 121. — 30. April 1836.

Jacop van Maerlant.

Drei Bruchstücke von Jakob's van Maerlant Rymbibel oder Scholastica aus einem alten Manuscripte herausgegeben von Ernst Kästner. Göttingen, Dieterich. 1834. 4. 12 Gr.

Zu derselben Zeit, als die empörten Belgier vor lauter Patriotismus die Sprache ihrer Vorfahren verabscheuten, und als die beleidigten Holländer vor lauter Patriotismus zur Förderung und Pflege des Studiums ihrer eignen ältern Sprache und Literatur nicht kommen konnten, zeigte sich in Deutschland rege und wahrhaft erfolgreiche Theilnahme dafür. Seit 1830 erschienen Hoffmann's „Horae belgicae" Pars I und II und Jakob Grimm's „Reinaert"; Mone lieferte in seinen „Quellen und Forschungen" (I. Th., S. 148 fg.) ein merkwürdiges, schönes Gedicht aus der deutschen Heldensage, und im Aufseß'schen „Anzeiger" für 1834, Sp. 299—306, drei Reinhardsfabeln; mancherlei ähnliche Funde gelangten in gute Hände zu dereinstiger Veröffentlichung, und Einiges kam bereits zum Vorschein: die Überbleibsel eines Gedichts aus dem Sagenkreise Karl's des Großen, welche Maßmann in seinen „Denkmälern" (I. Heft, S. 155—157) bekannt gemacht hatte, erhielten einen neuen Zuwachs durch Benecke's Mittheilung in Wigand's „Archiv", IV. Bd., S. 363—369. Und so hat dies Studium von Jahr zu Jahr an Freunden und Förderern gewonnen. Auch die nächste Zukunft wird ergiebig sein. Mone bearbeitet seine reiche Ausbeute aus belgischen Bibliotheken; Kausler in Stuttgart beschäftigt sich mit der Herausgabe des poetischen Theiles der berühmten komburger Handschrift, und Hoffmann gibt eben jetzt den dritten und vierten Theil seiner „Horae belgicae" heraus, von denen der erstere „Floris ende Blancefloer", nach Inhalt und Darstellung vielleicht das schönste altholländische Gedicht, enthält, während der Inhalt des vierten Theils das interessante Gedicht von „Caerl ende Elegast" bildet.

An diese Bestrebungen deutscher Gelehrten schließt sich auch Hr. Kästner an. Er fand vor einigen Jahren unter einem Haufen alter Pergamente und Papiere, die aus dem aufgehobenen Franciscanerkloster in Bielefeld herrührten, acht Bogen Pergament mit Bruchstücken aus Maerlant's „Reimbibel", und von diesen liefert er hier einen Abdruck. Es sind im Ganzen 2240 Verse. Das erste Fragment beginnt mit dem 14. Capitel des 1. Buchs Samuelis und die übrigen zwei Fragmente enthalten ohne sonderliche Unterbrechung die Fortsetzung. Die kleine bescheidene Gabe können wir als einen willkommenen Beitrag zum Studium der altholländischen Sprache betrachten, sie liefert größere Theile aus einem weit verbreiteten, viel gelesenen Werke des namhaftesten altholländischen Dichters, als bisher gegeben wurden. Da diese Ausgabe nur für Kenner der mittelniederländischen Literatur bestimmt ist, so soll sie doch für die Nichtkenner derselben nicht ganz spurlos vorübergehen, indem sie uns veranlaßt, über den Altvater der holländischen Poesie und über diese selbst Einiges mitzutheilen.

Die altholländische Poesie gehört hauptsächlich den Gegenden an, welche zwischen Maas und Schelde liegen; die südlichen Grenzpunkte sind rechts Mastricht, links Antwerpen, Mecheln und Brüssel, die nördlichen das Stift Utrecht. Sie entwickelte sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts und erreichte ihre Blütezeit in den nächsten Jahrzehnden des folgenden. Sie ist viel reicher und bedeutend älter als die niederdeutsche (niedersächsische), aber viel ärmer und jünger als die mittelhochdeutsche Poesie, und steht dieser beiweitem nach, was Ursprünglichkeit des Stoffes oder eigenthümliche Behandlung fremden Stoffes anbetrifft; sie hat nicht diese Frische und Lebendigkeit der Darstellung wie die hochdeutsche, entbehrt auch den großen Reichthum fester grammatischer Formen und jene nie genug zu bewundernde mannichfaltige Wiederkehr streng beobachteter Reime, kann sich auch in Betreff der Reinheit nicht mit der hochdeutschen vergleichen, da sie beiweitem mehr romanische Wörter in sich aufgenommen hat als diese.

Dessenungeachtet behauptet die altholländische Literatur einen ehrenvollen Platz. Sie besitzt viele Reimchroniken von bedeutendem geschichtlichen Werthe und mancherlei Bearbeitungen heimischer und fremder Sagen, die meisten freilich von nur theilweise poetischem Werthe, einige dagegen den besten Gedichten aus der Zeit unserer Hohenstaufen gleichzustellen, ebenso vollendet, rein und nett in der Form und mit hochpoetischen Bildern und Zügen reichlich ausgestattet. Daneben gewährt sie dem allgemeinen germanischen Sprachstudium eine reiche Ausbeute und dem

Digitized by Google

Literaturforscher ein ergiebiges Feld. Auch sie füllt einen großen Zeitraum in der europäischen Cultur mit aus, gehört einem merkwürdigen selbständigen deutschen Volksstamme an und bildet die Anfänge einer Literatur, worin die deutsche Dichterwelt im 17. Jahrhunderte nach Opitz's Vorgange die erhabensten nachahmungswürdigsten Musterbilder fand, nämlich der jetzigen holländischen Literatur. Noch besonders beachtungswerth ist für den Literaturhistoriker die so früh schon vorwaltende praktische Richtung in der alten Poesie. Dramatisches findet sich gar nicht, Lyrisches nur spärlich. Überall zeigt sich dagegen große Vorliebe für das Erzählende und Didaktische in weitestem Umfange, mit dem Lehrgedichte beginnt und schließt gewissermaßen das ganze Gebiet altholländischer Dichtung, und als Hauptrepräsentant dieser Gattung darf Maerlant angesehen werden, zu dem wir nun übergehen.

Jacop van Maerlant, ein Flamländer von Geburt, dichtete in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, besonders seit 1270, und starb (zufolge einer Grabschrift) zu Damme 1300. Dies sind die wenigen, aber zuverlässigen Nachrichten über ihn. Ob Maerlant sein Geburts- oder sein späterer Aufenthaltsort war, und welches Maerlant gemeint sei, läßt sich nicht bestimmen; er selbst sagt in seinem „Geschichtsspiegel", er habe zu Maerlant den „Trojanischen Krieg" gedichtet. M. ist einer der ersten holländischen Dichter, die sich ihrer Muttersprache zur Schriftsprache bedienten; er ist aber auch zugleich der fruchtbarste unter allen seinen Zeitgenossen und den zunächst folgenden spätern Dichtern, und eben darum kann er der Schöpfer der mittelniederländischen Poesie genannt werden, eine Ehre, die ihm schon das 14. Jahrhundert freudig zuerkannte. Seine Sprache ist die damals in Flandern übliche Volkssprache, die aber wie diese durch den Einfluß des benachbarten Romanischen und durch die frühe Neigung der Niederländer nach Frankreichs Sprache und Sitten verdorben ward. Er selbst spricht sich deutlich genug darüber aus im „Leben des heiligen Franciscus":

und weil ich ein Flamländer bin, so bitte ich gutherzig Diejenigen, die dies Niederländische lesen werden, daß sie nachsichtig gegen mich sind, wenn sie darin hin und wieder ein Wort lesen, das in ihrem Lande nicht gehört wird. Man muß wegen der Reime verschiedene Sprache in Büchern aufsuchen, deutsch, niederländisch (im Originale: duuts, dietsc), brabantisch, flämisch, seeländisch, wälsch, latein, griechisch und hebräisch, um Reim und Sinn hübsch zu erhalten.

Man könnte sich dies Gemisch bei einer Sprache, die dem Einflusse so vieler ungleichartiger Elemente ausgesetzt war und von ihnen nicht unberührt bleiben konnte, noch gefallen lassen, wäre nur irgend ein Streben nach Wortreinheit und nach Genauigkeit in den Reimen sichtbar. Maerlant wählt nicht erst lange, er greift gradezu; eine Unmasse lateinischer und französischer Wörter, die vielleicht nur hier und da im Volke, ja vielleicht gar nur bei der Geistlichkeit gebraucht wurden, bürgert er ein, und benutzt jede provinzielle Aussprache, um seine Reime schnell und leicht herauszubringen. Darum denn auch dies Ungenaue, Schwankende im Reimen, was sich auf keine festen Regeln zurückführen läßt; während im Mittelhochdeutschen viele Wörter durch den Reim als verschiedenartig [illegible] hen, können hier beliebig die Vocale in den meisten Wörtern gedehnt und gekürzt werden. Maerlant erleichtert sich nun noch seine Reimkunst durch eine Menge Flickwörter, insgemein auf Reimsylben ausgehend, zu denen sich ganze Wörterreihen leicht finden. Alle Augenblicke bringt er besonders in seiner „Reimbibel" und seinem „Geschichtsspiegel" an: sonder waen, over waer, dats waer, wel wair waer, des sijt ghewes, sijt seker das, dat verstaet, [illegible] wane, wi lesent dus, alse wijt horen, alse men leest, als ict weet, als ict las, als ict versta, als ict verna, als ict vant, als ict merke, als ict come, als ict kinne. Da er nun noch meist fremde Stoffe wählt und auf Wahrheit und nützlichen Lehren strebt, und Beides selten findet, so bietet er wenig Phantasie auf und nimmt sich keine fremde sonderlich in Anspruch. Seine einfache, fast derarme Darstellung hat ganz das absichtliche Gepräge seiner Ansichten über Poesie und schien den Zweck zu genügen, die er damit erreichen wollte. Darum wird sie denn auch so leicht trocken und langweilig, er weiß seinem Stoffe weiter nichts Poetisches zu leihen als den Reim. Aber auf allen seinen Werken ruht ein Hauch der Gesinnung, den man lieben, eine Wärme des religiösen Gefühls, die man verehren muß. Er will überall erbauen, überall belehren, und weil er seine Zeit, ihre Fehler und Gebrechen, ihre Wünsche und Bedürfnisse genau kennt, viel wußte und das Beste wollte, so konnte er leicht ein wirksamer Schriftsteller und nun noch durch den Gebrauch der Muttersprache ein recht erfolgreicher werden. Besonders ist sein Augenmerk auf den Laienstand gerichtet. Um diesem eine bessere und vollständigere Kenntniß der heiligen Schrift beizubringen, schrieb Maerlant seine „Reimbibel" nach Petrus Comestor. Er ward gewiß von der Geistlichkeit mit scheelen Augen deshalb angesehen, und aus vielen seiner Äußerungen erhellet, daß er auch ihrem Hasse und ihrer Verfolgung nicht entgehen konnte. Dennoch ließ er sich nicht irre machen. Nach Vollendung der „Reimbibel" schrieb er die „Heimlichkeit der Heimlichkeit" und den „Bestiarius"; durch jenes Werk wollte er über das Verhältniß der Landesherren zu ihren Unterthanen richtigere Begriffe verbreiten, durch das Naturbuch für die Kenntniß der Natur bei seinen Landsleuten Sinn erwecken und ihnen zugleich die Auffassung anerkannter Meister zugänglich machen. Späterhin beabsichtigte er ein umfassenderes historisches Wissen zu verbreiten, als seine „Reimbibel" vermochte, und darum übersetzte er 1283 den „Geschichtspiegel" des Vincentius von Beauvais. Bei seinen andern Werken, die in eben diese Zeit fallen, dachte er zunächst an häusliche Erbauung, wie im „Leben des heil. Franciscus", aber er erweiterte seinen Zweck und wollte nebenbei auch belehren. Diese Absicht tritt im „Wapen Martijn" recht hervor; der Dichter läßt Martin und Jakob sich unterhalten über allerlei Gegenstände der Theologie, Moral und Politik.

Aus dieser ascetischen und didaktischen Richtung, aus diesem ernsten Streben nach Wahrheit, aus dieser Vorliebe für das Wissen erklärt sich Maerlant's Haß gegen

Digitized by Google

in mäßigem Romane, mit dessen Wiederholung sich seine Zeitgenossen fleißig beschäftigten und deren Lesung das Publicum so sehr belustigte. So sagt er im „Leben des heil. Franciscus“:

Diese Welt geht zu Ende, wie mich dünkt, mit großer Schande, nach Dem, was uns der Apostel darüber sagt, worin es so geschrieben steht: „in den letzten Zeiten werden die Leute toll werden, daß sie sich selbst lieben und nichts weiter suchen als Gewinn, daß sie sich von der Wahrheit abwenden und Possen und Fabelwerk lehren. Nun merkt Alle und sehet ein, ob es nicht so in der Welt zugeht? Zwei Dinge lieben wir am allermeisten, und solches lehret uns der böse Geist: unsern Leib und unsere Habe; wohl gekleidet und wohl geschuhet, gut essen, trinken, sanft schlafen, das lieben die Laien mit den Pfaffen, und so lieben wir uns selbst ꝛc.“ Darum erbarme dich, Herr Gott, daß wir um dieses faulen Sackes und dieses kurzen Gemaches willen unsere edele Seele vergessen, für die deine Seite durchstochen ward! Kaum ist Der mir bekannt, der jetzt lebt und Wahrheit liebt. Aber Tristran und Lancelot, Perceval und Walwein, erdichtete Namen und ungeborene, davon wollen die Leute hören; von Liebespossen und Streit liest man durch die Welt weit und breit. Das Evangelium ist uns zu schwer, weil es das Rechte und Wahre verkündet.

Schon in der „Reimbibel“ bittet er Gott um Vergebung, daß er sich vor Zeiten mit Lügendingen verunreinigt habe, mit dem Dichten der „Thaten Alexander's“ und des „Trojanischen Krieges“, und seinem „Geschichtspiegel“ hat er ein eignes Capitel einverleibt, worin er diese Richtung der Zeit rügt (tscheelden tegben die boerlerera).

Bei solchem Streben und Wirken mußte dem Jacop van Maerlant seine Gelehrsamkeit sehr zu statten kommen. Er verstand außer seiner Muttersprache, und diese, wie wir gesehen haben, in ihren verschiedenen Mundarten, auch Latein und Nordfranzösisch; den „Trojanischen Krieg“ übersetzte er aus dieser Nachbarsprache. Der Umfang seiner Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehörte zu den seltenen Erscheinungen seiner Zeit und sein früher Ruhm wird dadurch erklärlich. Deshalb dürfen wir aber doch noch nicht annehmen, daß sich M. alle diese Dinge als Laie zu eigen gemacht und ausgeübt habe. Er gehörte gewiß zu dem Stande der Kleriker, Leute, die weiter nichts als den niedrigsten Grad der Geistlichkeit, die niedern Weihen hatten und sich zu vielerlei weltlichen und geistlichen Verrichtungen gebrauchen ließen. Das Verhältniß dieser zu der Klerisei, besonders zu den Ordensgeistlichen, mochte nie ein sonderlich gutes sein; beide standen sich häufig feindselig entgegen, und die Kleriker, mehr dem Volke angehörend, oft auch Vertreter der Interessen des Laienstandes, mußten mitunter viel leiden von der Geistlichkeit. Nur so erklärt sich, daß auch Maerlant dem Haß und der Verfolgung nicht entgehen konnte. Desungeachtet bewahrte er bis an sein Ende eine edle Freimüthigkeit und schonte Niemandes, wo er sich zum Tadel berufen fühlte. In dem schönen Gedichte vom Morgenlande („Van den lande van overse“), worin er die ganze Christenheit zur Wiedergewinnung des heiligen Grabes aufruft, sagt er sogar von Papst und Kaiser:

Die Kirche von Rom ist solchermaßen gefräßig, sie ist trunken, ganz rathlos ist das Haupt der Christenheit. Sie hat kein Glück, das ihr angehört, Kaiser, König noch Prälat, das nicht durch Habgier aller guten Sitten beraubt ist.

Bei alledem steht jedoch Maerlant nicht blos, sondern in seiner Zeit: mit blindem Glauben hangt er an Allem, was er in Schriften, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hat, vorfindet; er erzählt mit der größten Unbefangenheit, zumal aus dem Leben der Heiligen, aus der Geschichte von Reliquien u. dgl., als ob Niemand daran zweifeln könne, z. B. in der „Reimbibel“:

Die Beschneidung unsers Herrn war dem Könige Karl um seines Ansehens willen vom Engel Gottes gebracht, dies las ich, wo ich es gesucht habe; und er (Karl) brachte sie darauf nach Achen. Nun glaubt man in Wahrheit, daß sie in Antwerpen ist, da zeigt man sie, dessen seid versichert.

Maerlant will aber, wie jeder Mann, der wie er so viel für seine Zeit gewirkt hat, auch durch seine Zeit erklärt und verstanden sein. Wir dürfen also wol in das große Lob und die Anerkennung einstimmen, die ihm bald nach seinem Tode zu Theil wurde. Im „Dialoge von Jan und Rogier“ (in der komb. Hdschr.) heißt es:

Nun ist Jacop van Maerlant todt; manches gute Gedicht aus ihm floß; darum hoffe ich, ist er in Abraham's Schoos dafür aufgenommen und entflohen dem höllischen Sumpfe.

Und im „Laienspiegel“ des Johannes Dekens wird er gradezu der Vater der niederländischen Dichter genannt:

Jacop van Maerlant die vader
es der dietscher dichter algader. 65.

Handschriftliche Materialien zur portugiesischen Geschichte.

Von dem Vicomte von Santarem, von dessen Nachrichten über die Monumente und Bücherschätze der portugiesischen Klöster in Nr. 300 d. Bl. f. 1835 die Rede war, erschien vor einiger Zeit: „Introduction au tableau élémentaire des relations politiques et diplomatiques du Portugal avec les différentes puissances du monde, depuis le commencement de la monarchie Portugaise jusqu' à nos jours.“ (Paris 1836). Der Verf. bemerkt darin, er sei seit 14 Jahren mit diesem Werke beschäftigt, von welchem er hoffe, daß es eine empfindliche Lücke einigermaßen auszufüllen dienen werde. Die ältern geschichtlichen Documente über Portugal sind wenig gekannt und wenig benutzt. Überdies haben diese verschiedene Unglücksfälle betroffen. Die von Peter Alfarbe, Prior des Klosters von Santa Cruz zu Coimbra und durch den König Don Alfonso I. zum Reichshistoriographen ernannt (am 13. Jan. 1145), angefangenen und von seinen Nachfolgern bis 1460 fortgesetzten Chroniken wurden zu dieser Zeit aus dem Kloster gestohlen. Die von dem Bischof von Ceuta, Giusto Baldino, einem italienischen Mönch, unter Alfons V. geschriebenen historischen Commentare waren bei dessen Tode (1457) ebenso wenig zu finden als die aus den Archiven entnommenen, auf Befehl des Königs ihm anvertrauten Documente und Denkschriften. Während der spanischen Occupation wurden aus den Archiven der Torre de Tombo neun große Kisten mit Urkunden nach Simancas in Spanien gebracht. Viele Handschriften gingen überdies durch Fahrlässigkeit zu Grunde. Durch das Werk des Hrn. von Santarem darf man nun wenigstens ziemlich vollständig über das noch Vorhandene unterrichtet zu werden hoffen. Neben den vielen Druckwerken, in denen er Stoff zu finden glauben konnte, namentlich den portugiesischen, spanischen und französischen Annalen und Chroniken, untersuchte und verzeichnete er 1) die Handschriften der königl. Bibliothek zu Lissabon, besonders aus Depeschen, Minister- und Gesandtencorrespondenzen, Tagebüchern, Verhandlungen, Verträgen, Memoiren ꝛc. bestehend; 2) die der Bibliothek von S. Vincenz de

Digitized by Google

Hora, welche u. A. eine aus 26 Foliobänden bestehende Sammlung von Autographen enthält, worunter sich die Correspondenz des Königs Johann III., der Königin Katharina und der Könige Sebastian und Heinrich mit ihren nach Spanien, Frankreich, Deutschland, Rom, Fez ꝛc. gesandten Botschaftern und Agenten (es sind Depeschen von 75 derselben vorhanden) befinden; 3) die Manuscripte der öffentlichen Bibliothek zu Lissabon, welche 5500 Codices zählt, worunter viele Correspondenzen aus dem vorigen Jahrhundert, und u. a. die Ausgabenverzeichnisse der Ministerien von Johann I. bis auf Don Emanuel; 4) die der Familie Infantado, meist Depeschen und Berichte von dem Ende des 15. Jahrhunderts bis zum utrechter Frieden; 5) die des Klosters Jesu; 6) die der Torre de Tombo, über deren Schätze die „Mémoires authentiques pour l'histoire des archives du royaume" (Paris 1819) Auskunft geben. Noch sind die meist aus Depeschen und Relationen bestehenden Handschriften der Familie da Ponte zu erwähnen, unter denen sich besonders viele auf die englischen und französischen Angelegenheiten beziehen. Die königliche Bibliothek zu Paris und die französischen Archive enthalten vieles werthvolle Material für die portugiesische diplomatische Geschichte, wovon Balbi in seinem „Essai statistique" und die Acten der königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon bereits Erwähnung gethan haben. 6.

Notizen.

Auf dem Drurylane-Theater in London macht gegenwärtig eine Tragödie: „Der Profoß von Brügge" Aufsehen; sie soll gut angelegt und von vielem tragischen Interesse sein. Die Hauptperson ist der Profoß, den die Kritik einen plastisch durchgearbeiteten Charakter nennt, welcher durch Macready's treffliches Spiel noch mehr hervorgehoben wird. Die übrigen Hauptpersonen sind die Tochter des Profoßes (dargestellt von Mrs. Tree), Bouchard, sein Eidam (Cooper), Thanemar, sein bitterer Feind, und ein alter Agent (von Meadow gespielt), um den sich eigentlich die ganze Ver- und Entwickelung dreht.

„Jean-Jean", eine Parodie auf „Don Juan d'Autriche", hat in Paris keinen großen Erfolg gehabt. Das Ding ist albern genug: Don Juan ist in Jean-Jean verwandelt, Querada in Queradi, Philipp II. in Floridor, Karl V., oder Pater Arsène in Père Obscène, Policeicommissair u. s. w. Die Mönche sind zu kleinen Mönnchen geworden, die allerhand falsche Bärte tragen; Florinde ist zu einer Fleurdinde geworden, Tochter eines Juden, der mit Ketten und Stöcken handelt; die Gouvernante Florindens heißt in der Parodie Dame Inutile u. s. w.

Ein französisches Journal gibt über das Verhältniß der Geschwindigkeit der Bewegung im Raum folgende vergleichende Bestimmungen:

Ein Mann geht in der Secunde	4	Fuß.
Ein gutes Pferd mit Sattel und Zeug	12	"
Ein Rennthier am Schlitten auf dem Eise	26	"
Ein englisches Racepferd	43	"
Ein Hase	88	"(?)
Ein gut segelndes Schiff	19	"
Der Schall	1083	"
Eine 24pfündige Kanonenkugel	1300	"
Die getheilte Luft, wenn sie in ihren Raum zurücktritt	1300	"

Walsingham erzählt von einer Hungersnoth, welche unter der Regierung Eduard II. in London ausbrach und die in der That furchtbar gewesen sein muß. Der König und die Pairs versammelten sich zu verschiedenen Malen im Parlament, um dem Unheil möglichst zu steuern, konnten aber nichts Erhebliches dagegen thun. Der Hunger war so schrecklich, daß man alle Hausthiere ganz öffentlich stahl, und heimlich sogar die Kinder, um sie zu verzehren. Mit Schauder vernimmt man, daß in den Gefängnissen die Verbrecher sich untereinander in Stücke rissen und verschlangen. Es war bei Todesstrafe verordnet, daß kein Korn Getreide zum Branntweinbrennen und Bierbrauen verwendet werden sollte, und wäre dem nicht so gewesen, so hätten zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung umkommen müssen. Um das Unglück zu krönen, brachen noch die Cholera, vom Mangel an guter Nahrung und von verdorbenen Säften herrührende Krankheiten aus, und namentlich wüthete die rothe Ruhr dergestalt unter dem Volk, daß es an Lebenden fehlte, um die Todten zu bestatten.

Lord Melbourne hat dem gelehrten Übersetzer von Rask's „Anglo-sächsischer Grammatik" und Caedmon's „Metrical paraphrase", Benjamin Thorpe, einen Jahrgehalt von 150 Pf. St. ausgesetzt. U.

Bibliographie.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. 3te Auflage. 1ster u. 2ter Theil. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 18 Gr.

Cervantes, Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studentenschaft-Novelle. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 6 Gr.

Chaho, A., Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. 1830—35. Deutsch von L. v. Alvensleben. Mit dem nach der Natur gezeichneten Portrait Zumalacarreguys. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Dumas, A., sämmtliche Werke. 2ter Band. Reisedrücke I.— Auch u. d. T.: Reiseeindrücke. Deutsch von L. H. C. Die Schweiz. 16. Leipzig, Engelmann. 9 Gr.

(Grunewalt.) — Historgre von den Hasenmeichel und Asinus-Freters, vertelt von Georg Grunewalt. Zum neuen herausgegeben, ins Hochdeutsche übersetzt, auch durch eine Einleitung und Anmerkungen erläutert durch Carolus Nordhusanus. 8. Sondershausen, Eupel. 1835. 12 Gr.

Gudrun. Ein episches Gedicht. — Programm und Festgesang. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. Geh. 9 Gr.

Heilmann, R., Gedichte. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. Geh. 16 Gr.

Hugo von Maltiz und Kunigunde von Weißenau. Eine Geschichte. 8. Nordhausen. 1 Thlr.

Klaiber, Ch. B., Die neutestamentliche Lehre von der Sünde und Erlösung. Ein Versuch. 8. Stuttgart, Belser u. Fränkel. 2 Thlr. 16 Gr.

(Mickiewicz.) — Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithauen. Eine Schlachtschitz-Geschichte aus den Jahren 1811 und 1812. In Zwölf Büchern. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. 2 Bände. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Neumann, C. F., Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur, nach den Werken der Mechitaristen frei bearbeitet. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 15 Gr.

Philibert, F., Leuchtkugeln aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie und Politik. Biographisch-kritische Erörterungen. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Ravensberg, O. v., Der böhmische Krieg. Tragödie in fünf Akten. Des dreißigjährigen Krieges erster Theil. Berlin, Reimer. 20 Gr.

Trechitius, F. O., Philosophie des A. B. C. Ein ABC-Buch für Erwachsene. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 12 Gr.

Wurm, Ch., Gedichte. Gr. 12. Nürnberg, Schrag. 15 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 122. — 1. Mai 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Rabelais.

Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doctoren, Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob Regis. Erster Theil. Text. Mit des Autors Bildniß. Leipzig, Barth. 1832. Breit gr. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

Schon lange haben wir dieses vortreffliche Buch bei uns liegen und uns in dieser Zeit manchesmal und sattsam daran ergötzt, nur zu einer Anzeige desselben konnten wir es nicht bringen, hätten auch vielleicht jetzt noch nicht uns zu einer entschlossen, wenn uns nicht das Gewissen sowol als der verehrte Redacteur d. Bl. an die übernommene Verpflichtung stark gemahnt hätten, und wenn wir nicht hätten fürchten müssen, durch längeres Zögern die Gunst des Letztern gänzlich zu verscherzen. Aber wir gestehen es, lieber wäre es uns gewesen, wenn wir, nachdem wir einmal so lange gezaudert, noch das Erscheinen des zweiten Theils des vorliegenden Werkes hätten abwarten dürfen; denn gewiß, aus der Einleitung und den Anmerkungen, die dieser enthalten wird, würden wir mit leichter Mühe und zu größter Belehrung unsern Lesern den besten, gründlichsten Bericht über Rabelais, die klarsten Aufschlüsse über sein Werk, über die Beziehungen, die es vollauf enthält, über das Verhältniß endlich, in welchem es zu seinem Zeitalter steht, haben geben können. Und wir bekennen, diesmal hätten wir gern geplündert; denn um gründlich und gehörig über Rabelais zu sprechen, muß man ein langes und anhaltendes Studium auf ihn und seine Zeit verwendet haben; dessen aber können wir uns nicht rühmen. Wir haben vor dem Erscheinen dieser Übersetzung uns wol an das Original gemacht und Manches darin gelesen; aber die Schwierigkeiten, die sich gar zu oft und groß dem Verständniß und dem raschen Lesen entgegenstellten, schreckten uns oft von dem Buche wieder ab, denn wir sahen es nur zu gut ein, daß wir ohne eine längere, fleißige Beschäftigung mit demselben es nicht zu Dem bringen könnten, was die Hauptbedingung ist, um ein Werk, ganz voll Scherz, Witz und Munterkeit, sowie man soll und auch möchte, zu genießen, zu dem ungehemmten, behaglichen Lesen, wo man nur da verweilt, wo man will, und doch sicher ist, nichts Wesentliches unberührt und unverstanden gelassen zu haben. Nun könnte man sich vielleicht über die Schwierigkeiten, die bei Rabelais eine Menge der mannichfachsten geschichtlichen Beziehungen bieten, durch den Gedanken, es sei jetzt unmöglich grade hier Alles zu verstehen, hinwegsetzen; aber die Schwierigkeiten, die in der Sprache liegen, nicht blos in der Alterthümlichkeit derselben, sondern namentlich auch in der Art, wie Rabelais mit unbegrenzter Herrschaft über sie schaltet und sich ihrer ihrem ganzen Inhalte und Umfange nach bedient, bald aus provinziellen Mundarten, bald aus der gewöhnlichen Umgangssprache aller Kreise, bis zum niedrigsten herab, seinen Bedarf nimmt, bald mit unerschöpflicher Laune sich seine Wörter ebenso kräftig als gewandt zusammensetzt und bildet: — diese Art von Schwierigkeiten ist um so hinderlicher, je mehr sie den Leser auffodert, sie zu überwinden, je überzeugter man ist, daß man dies, wolle man den wahren Genuß haben, thun müsse, und je ärgerlicher man, vollends wenn man der nöthigen Hülfsmittel entbehrt, davon absteht. Aber selbst wenn man Hülfsmittel hat, bleibt die Sache doch noch immer schwer, wie wir selbst erfahren haben, als wir den französischen Rabelais in der sehr splendiden édition variorum, besorgt von Esmangart und Eloi Johanneau (9 Bde., Paris 1823.) zu lesen begannen; hier schwimmt ein schmaler Text über einer breiten Menge historischer und philologischer Noten; auch Einleitungen u. dgl. sind gegeben. Man arbeitet sich nun wol ein

Digitized by Google

Stück gewissenhaft durch, erhält bald mehr bald minder glaubwürdige Aufschlüsse, denen zu opponiren man sich auch bisweilen versucht fühlt; und wenn man das eine Weile gethan, sieht man mit Schrecken, wie wenig vorwärts man gekommen ist, und mit wahrer Bekümmerniß, wie schwach der Eindruck ist, den man sich mühsam errungen hat, eben deshalb schwach, weil man die Mühe, die dieses Erringen kostete, nicht so schnell verwinden kann. Kurz, man sieht ein, daß diese Art stataristischen Lesens für ein Buch nicht taugt, von dem der Autor selbst sagt: „denn ich mit Stellung dieses sehr herrlichen Buches kein ander nach mehr Zeit verthan noch verdorben hab, als die ich mir zu Einnahm meiner Leibesnahrung fürbestimmt hätt, nämlich während Essens und Trinkens. Auch ist dies just die rechte Stund, da man von so erhabnen Dingen und tiefen Scienzien schreiben soll." Und wenn wir auch jetzt nicht mehr grade ebendenselben Genuß von dem Buche haben können, den es den Zeitgenossen gewährte, weil uns dieselbe Sinnesart fehlt, so ist es doch zu betrübend, Auffoderungen des Autors an die Leser zu lesen, als: „nun so erlabt euch dran, lieben Schätzlein: leſt's fröhlich all zu Liebestrost und Nierenfrommen"; oder: „nun wohlan! zu gutem Wohlseyn thut mir itzt einen derben Huster, trinket drey Schluck, schüttelt die Ohren freudiglich, und ihr sollt Wunder sagen hören vom edeln und guten Pantagruel", und dabei immer an die Arbeit denken zu müssen, die Einem diese Wunder machen werden. Das wissen wir freilich, daß öfter wiederholte, fleißige Beschäftigung auch bei einem solchen Buche es zuletzt dahin bringt, das Verständniß desselben zu erschließen und jene Leichtigkeit zu gewinnen, die dazu nöthig ist, sich desselben, sowie es selbst es fodert, zu bemächtigen. Aber, da einmal einem Jeden ohnedem Eines oder Mehres zugetheilt ist, so kann eben nicht Jeder Alles auf diese Weise studiren, was er gern kennen lernen, oder woran er sich eben nur erfreuen möchte, und bisweilen thut es recht gut, die Freuden des Genusses ohne der Arbeit Süßigkeiten zu haben. Deshalb ist es nicht dankbar genug anzuerkennen, wenn ein Mann, der Lust, Kraft, und was sonst noch für Mittel dazu gehören, besitzt, die Arbeit unternimmt und, wenn er sie beendigt hat, sich nicht mit dem stolzen Selbstbewußtsein begnügt, einen Genuß zu haben, wie ihn kein Anderer hat, sondern diesen Genuß auch Andern mitzutheilen befliſſen ist.

Ein solcher Mann aber ist Hr. Regis, dem wir die gegenwärtige Übersetzung verdanken, die es uns so wesentlich erleichtert, wir können wol sagen, erst möglich macht, den Rabelais und in ihm eine der bedeutendsten Erscheinungen in der ganzen französischen Literatur so, wie es sich gebührt, kennen zu lernen. Nicht als ob nun jedwede Arbeit verschwunden wäre; das kann weder noch soll es der Fall sein, denn jedes wahrhafte Geisteswerk, zumal aber eines, das, in ferner Zeit und bei einem fremden Volke entstanden, nicht unmittelbar die volle Wirkung auf uns zu äußern vermag, bedarf, um ganz begriffen und genossen zu werden, des Studiums; aber die Arbeit, die es jetzt kostet, ist die anmuthige aufregende, die eben in einem Studium liegt, bei dem man die Möglichkeit des Gelingens sieht und bei dem man sich sogleich an das Innere wenden kann; der unbequemen, abspannenden Mühe des Abarbeitens, um nur erst bis an dieses Innere zu gelangen, sind wir nunmehr überhoben. Einen Wunsch haben wir noch, daß wir nicht allzu lange mehr auf den zweiten Theil des Werkes warten dürfen, der uns außer Anderm Das, was uns jetzt noch besonders fehlt, bringen wird, die, so weit dies jetzt überhaupt noch möglich ist, vollkommenste, gründlichste Belehrung über die geschichtlichen Beziehungen, die sich überall in Rabelais bald offener, bald verdeckter hindurchziehen. Man können diese Belehrung von Niemanden besser, ja in Deutschland wenigstens von Niemanden anders ertheilt als von dem Manne, dessen Übersetzung es bezeugt, daß er ein vieljähriges, genaues Studium auf seinen Autor verwendet hat; dessen Übersetzung aber auch schon hinlänglich bekundet, daß er seinen Autor nicht blos im Gemeinen und Großen richtig verstanden und aufgefaßt, sondern daß er ihn auch durch und durch bis auf das Mark durchschaut und ganz und gar bis auf die feinste Faser erkannt hat. Wenn wir dieses selbst unsern Lesern erst beweisen müßten, so würden wir nicht nur eine ausgedehntere, bis ins Einzelne gehende Ausführung nöthig haben, sondern auch ebenso eingeweiht in das Original sein müssen, als Hr. Regis selbst es ist. Aber wir meinen, es gibt Übersetzungen, die so schlagend den Leser davon überzeugen, daß in ihnen das Rechte und Wahre in der rechten Weise überall getroffen ist, daß er gar nicht einmal die Veranlassung in sich fühlt, das Original zu vergleichen, um sich jene Überzeugung zu bewähren. Die Zahl solcher Übersetzungen ist freilich auch bei uns Deutschen, die wir uns so gern unserer Übersetzungsfertigkeit rühmen, nur gering; aber wahrlich, wenn irgend eine, gehört die vorliegende mit in diese Zahl. Eine solche Übersetzung zu liefern, genügt nicht blos Fleiß, Eifer und Gelehrsamkeit, nicht die genaueste Kenntniß des Originals, nicht Fertigkeit in der fremden und der eignen Sprache, diese können erst dann lebendig wirken, wenn den Übersetzer eine gewisse Verwandtschaft des Geistes befähigt, den rechten Ton sogleich und durchgehend zu treffen und wiederzugeben; wenn er die Kraft des Geistes hat, einen fremden Geist nicht nur bis in das Innerste durchdringen, ihn vollständig zu erfassen, sondern auch wiederzugeben und in die andere Sprache so hinüberzutragen, daß es scheint, als sei er gar nicht erst hinübergetragen worden. Erst wo dieses vereint stattfindet, entstehen Übersetzungen, die wir wahrhaft frei nennen können, obwol sie auch die treusten sind; die den Eindruck des Originals auf uns machen, weil uns aus ihnen ein kräftiger Hauch ursprünglichen Geistes anweht, weil wir in ihnen ein eignes Schaffen des Übersetzers wahrnehmen und durchgängig fühlen, wie der Übersetzer ganz der Eigenthümlichkeit seines Originals bemächtigt, wie er ganz Eins mit seinem Autor geworden ist.

Und eben dies finden wir in dem vollsten Maße in dieser Übersetzung des Rabelais. Daß der Übersetzer die große

Digitized by Google

Schwierigkeiten des Verständnisses überwunden, den Sinn
e Worte richtig getroffen hat, kann nur das Werk an-
strengten Fleißes und mühsam erworbener umfassender
Belesenheit sein; daß er aber so ganz in den Geist des
Rabelais sich versetzt und aus ihm heraus übersetzt hat,
daß er, jeder Spur der Mühe und Arbeit ledig, sich frei
bewegt, und ihn diese Freiheit das ganze umfangreiche
Werk hindurch nie verläßt — denn wir möchten die Stel-
len sehen, wo man ein Fallen aus dem Ton nachweisen
könnte —, dazu gehörte die bedeutendste geistige Kraft, die
dennoch vielleicht hätte ermatten müssen, wenn sie nicht
in jener innern Verwandschaft mit dem Autor Nahrung
und Erregung immerfort gefunden hätte; und dies weist
auch dieser Übersetzung eine so hohe Stelle neben ihrem
Originale an. Die erstaunliche Gewalt und Gewandtheit,
mit welcher Hr. Regis die deutsche Sprache handhabt,
müssen wir, obschon sie mit der übrigen Trefflichkeit der
ganzen Übersetzung dieselben Quellen hat, Geist und Ge-
lehrsamkeit, dennoch besonders erwähnen, weil bei Ra-
belais so wesentlich viel darauf ankommt, und weil sie
so bedeutend dazu beiträgt, der Übersetzung jenes frische,
kräftige Leben zu ertheilen, das uns aus ihr so wohlthä-
tig anspricht. Wer das Original auch nur soweit kennt
wie wir, wird es recht und allein richtig finden, daß die
ganze Übersetzung in der Sprache an das Alterthümliche
streift; daß hier weder von Ziererei noch von Steif-
heit die Rede sein kann, versteht sich nach Dem, was wir
über diese Übersetzung bereits gesagt haben, wol von selbst.
Jenes Alterthümliche liegt weniger in einzelnen Worten
und Formen, als in der ganzen Stellung und Fügung
der Worte und Sätze, die an die deutschen Schriften des
16. Jahrhunderts erinnert und unumgänglich nothwendig
war, um der Übersetzung den Ausdruck derber, kernhafter
Kraft und unbefangener Natürlichkeit zu bewahren, den
wir im Originale finden, der aber auch überhaupt der
ganzen Zeit des Rabelais eigenthümlich ist. Daß der Über-
setzer sich in diesem Tone durch das ganze Buch hindurch
gleichmäßig erhält, stets frei und ungezwungen, als spräche
oder schriebe er selbst eben niemals anders, ist kein gerin-
ges Zeugniß für seine Tüchtigkeit. Nicht minder aber er-
hellt diese auch aus der Art, wie sich im Einzelnen des
Übersetzers Herrschaft über die deutsche Sprache und ihren
ganzen Reichthum zeigt. Diese Herrschaft, auf genauer
und umfassender Kenntniß des ganzen Sprachgebiets be-
gründet, war freilich unentbehrlich zur Verdeutschung ei-
nes Schriftstellers wie Rabelais, der, wie wir schon be-
merkten, noch nicht durch eng abgegrenzte Bezirkung auto-
ritativer Schriftsprache gehemmt, frisch und derb mit voller
Hand aus dem Schatze von Wörtern und Ausdrücken
schöpft, den landschaftliche Mundarten nicht weniger als die
Redeweisen der verschiedenen Stände ihm bieten, und der,
wo dieser seiner humoristischen Laune noch nicht hinreicht,
in Bildung und Zusammensetzung neuer Wörter und Aus-
drücke nie verlegen ist. Der Übersetzer steht auch hier sei-
nem Autor um nichts nach; je größer aber in dieser Hin-
sicht die Schwierigkeit für ihn war, da er doch meist
durch mühsame Forschung Das gewinnen mußte, was
dem Autor das Leben selbst reichlich darbot, um so mehr
müssen wir die Freiheit von jeder Beklemmung, das Ent-
fernsein von trockener, ängstlicher Nachbildung bei steter
Bewahrung strengster Treue, die lebendige Frische der
Übersetzung bewundern. In diesem, wie in jedem Stücke
gewährt sie den Eindruck des Originals; der vollkommenste
Erfolg ist erreicht, und doch gewahren wir nirgend eine
Spur der Arbeit, die es kosten mußte, um zu diesem
Erfolge zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Tempelhöhlen Indiens.

Im Süden der Präsidentschaft Madras in der Nähe des Ortes Mahabalipuram befindet sich eine Anzahl von Tempeln, welche unter dem Namen der sieben Pagoden bezeichnet werden, und die, obgleich außerordentlich merkwürdig für den Gelehrten und Alterthumsforscher, doch die Celebrität der unterirdischen Tempel von Salsette, Elephanta und Doulatabad nicht erlangt haben. Wenn man sich der Stadt Tripalur nähert, so zieht sich auf einer großen Ebene eine lange Hügelreihe hin, neben welcher nordwestlich die große Straße vorbeiführt. Unweit dieser zeigt sich eine Gruppe kleiner Pagoden aus Stein erbaut, welche für das Auge eine angenehme Wirkung hervorbringen. Von hier an zieht sich die Straße durch ein dichtes Gehölz und demnächst durchschneidet sie eine reiche Ebene, wo Hügel, Thäler, Gewässer und Buschwerk sich zu einer anmuthigen Landschaft vereinigen. Das Meer dient dem heitern Gemälde zum Hintergrunde; zur Rechten erhebt sich stolz die Hügelreihe von Mahabalipuram, auf welcher ein Dorf liegt, von dem aus man die ganze reizende Umgegend überschauen kann. An diesem Orte pflegen in der Regel die Reisenden anzuhalten, um die näher zu beschreibenden alten Denkmäler in Augenschein zu nehmen. Dieser alterthumliebenden Reisenden sind bisher nur wenige gewesen, und es haben nur eine kleine Anzahl von Europäern sich hierher gewagt, obgleich Mahabalipuram nur zwei Tagereisen von Madras entfernt liegt. Ein Theil des Wegs ist mit gehauenen Steinblöcken bedeckt, welche im Voraus den Reichthum des Orts andeuten, den man besucht. Je näher man seinem Ziele gelangt, desto mehr häufen sich diese durcheinandergeworfenen Trümmer, und bald nehmen wichtigere Gegenstände die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Man bemerkt zuerst einen mächtigen Steinblock von fast 30 Fuß im Durchmesser, der über dem Abhang eines kahlen Felsens schwebt. Der Raum, den er unten einnimmt, beträgt nicht viel über einen Fuß, und es ist kaum zu begreifen, wie er auf diesem schmalen Punkte, mit seiner ganzen übrigen Masse in das Thal hinabgeneigt, sich erhalten kann. Nicht weit von diesem Felsenblock findet sich eine Pagode, aus Steinen erbaut, die aus demselben Gebirge gebrochen sind. Die Arbeit an dieser Pagode ist merkwürdig und zeugt von großer Geschicklichkeit.

Eine moderne Statue aus Stein, ähnlich dem, woraus die Pagode selbst erbaut ist, scheint am Eingange derselben nur deshalb aufgestellt zu sein, um die Plumpheit und Ungelenkigkeit der bildenden Kunst bei den modernen Hindus gegen die Eleganz ihrer Vorfahren recht contrastiren zu lassen. Diese Statue, oder vielmehr dieser grob zugehauene Steinklumpen stellt die elefantenköpfige Gottheit vor, welche von den Hindus unter dem Namen Ganisa verehrt wird. Da der Cultus dieser Gottheit noch jetzt besteht, so findet man ihre Bildsäule fortwährend von den Einwohnern des benachbarten Dorfes mit Blumen und Guirlanden bekränzt. Auf der Pagode selbst befindet sich eine Inschrift in unbekannten Characteren, und diese Pagode bildet eine Art von Vestibul, durch welches man in das Innere einer ziemlich geräumigen Höhle gelangt. Diese Aushöhlung ist unstreitig durch Menschenhände geschehen; sie ist ungefähr 25 Fuß lang, 6—8 Fuß breit und 10 Fuß hoch.

Digitized by Google

Der Eingang zu derselben wird von Säulen getragen, die eine merkwürdige Architektur verrathen; zwischen ihnen befinden sich Nischen mit Götterbildern. In einer dieser Nischen, zur Linken gleich am Eingang, ist die vierte Incarnation des Wischnu dargestellt; der Gott ist in Gestalt eines Bären abgebildet, die Sonne und der Mond in menschlicher Gestalt. Das Weib des Gottes und einige andere, zum Theil räthselhafte Figuren bilden das Gefolge des Wischnu. Die Nische gleich zur Rechten entspricht der soeben beschriebenen und stellt die dritte Incarnation des Gottes vor, welcher diesmal die Gestalt eines Zwergs angenommen hat. Der Gott war nämlich, um einen mächtigen Riesen zu überwältigen, genöthigt, sich der List zu bedienen. Er erschien deshalb seinem Feinde unter der Gestalt des Zwergs und bat ihn demüthig, daß er ihm so viel Erde bewilligen möchte, um einen seiner Füße darauf zu stellen. Der Riese bewilligte ihm mit Verachtung das Achtfache seiner Bitte, und kaum hatte der Gott von dem ihm zugestandenen Raume Besitz genommen, als er sich schnell bis zur Höhe des Himmels vergrößerte und in dieser Gestalt den Riesen bezwang. Der Künstler hat auf seinem Bildwerk den Moment gewählt, wo Wischnu mit dem einen Fuß den Himmel berührt und mit dem andern seinen Feind zerstampft. Eine dritte Nische stellt Wischnu's Weib im Bade vor. Die Göttin sitzt auf einem Lotus und ist von einer großen Anzahl Elefanten umgeben, welche Wasser zutragen. Die mittelste Nische ist leer, die andern alle sind fast ganz zerstört.

Etwas oberhalb dieser Höhle findet sich eine andere, die man nicht betreten kann. Von da gelangt man zu dem Singa-Suam (Niederlage des Löwen). Der Löwe, aus Granit gehauen, liegt bezwungen da, mit gespaltenem Rücken, und man glaubt, daß hier an diesem Orte zur alten Zeit Gericht gehalten worden sei. Hinter dem Löwen etwas links befinden sich zwei Säulen, welche ein großes ganz verfallenes Gebäude, wahrscheinlich einen Palast, unterstützen. Nicht weit von dem Löwen ist eine in Stein gehauene ovale Cisterne von 10 Fuß Länge und 9 Fuß Breite, welche das Bad des Braminen genannt wird. Jenseit dieser Cisterne entdeckt das Auge mehre kleine Höhlen, welche wahrscheinlich zu nichts Anderm als zum Aufenthaltsort der Arbeiter gedient haben, die bei der Erbauung dieser Kunstwerke beschäftigt waren. Die Aussicht von dem Berggipfel, wo sich diese Höhlen befinden, in die umliegenden Thäler ist köstlich. Das vortrefflichste und merkwürdigste Monument dieser ganzen Gegend aber befindet sich ein wenig jenseit des Dorfes. Es ist dies ein ungeheuerer Felsen, welcher sich kühn und drohend gen Himmel emporthürmt. Dieser ist bedeckt mit Sculpturwerken, deren Figuren in haut relief, in natürlicher Größe, von überaus zarter Arbeit und den schönsten Verhältnissen sind; diese Bildwerke stellen die Kriege Krischna's und seines Bruders Arjun vor, und der Bildhauer ist hier ganz derselben Tradition gefolgt wie der Verfasser des „Mahabharata", wovon diese Kriege eine Episode bilden. Die Figur, welche den Arjun, auf einem Beine stehend, mit abgemagertem Leibe, in der Büßung begriffen vorstellt, ist von vortrefflicher Arbeit. Sonne und Mond finden sich wie gewöhnlich auch hier in menschlicher Gestalt vorgestellt. Unterhalb dieser Sculpturen ist eine kleine Pagode, worin ein Bramin sitzend und lesend vorgestellt ist. Übrigens ist der Zugang zu diesen herrlichen Denkmälern indischer Kunst keineswegs leicht und ohne Schwierigkeit, auch bedarf man wegen der Natur des Terrains einer geraumen Zeit, um sie alle genügend in Augenschein zu nehmen. Als Cicerone des Reisenden dient ein Brahmine; allein außer diesem ist es nothwendig, noch einen Lastträger mitzunehmen, da die unaufhörlichen Verschlingungen und Klüfte, die sich auf dem Wege zeigen, für den ungewohnten Fuß außerordentlich ermüdend sind. Näher am Meere befanden sich viele andere herrliche Denkmäler, welche aber durch die Gewalt des an diesen Küsten besonders wüthenden Elements weggespült und zertrümmert worden sind. 80.

Literarische Notizen.

Mit Anerkennung heißen französische Kritiker das unter Alfred de Montferrand's Leitung herauskommende Journal: „Les femmes", willkommen. Diese Zeitschrift, von welcher alle Monate drei Bogen mit zwei Lithographien erscheinen, liefert eine Reihe interessanter, mit Geist verfaßter Aufsätze vorzüglicher Schriftstellerinnen wie Mad. A. Dupin, Eug. Foa, la Baronesse von Carlowitz, Sophie Mazure, Jul. Benard, Mad. Clemence Robert u. s. w. Sehr gerühmt wird die in der Februarlieferung mitgetheilte „Revue littéraire" der Mad. Caroline Angebert.

Mit dem Anfangs April herausgekommenen dritten und vierten Bande hat Em. Souvestre sein im vorigen Jahre begonnenes, mit Beifall aufgenommenes Werk: „Les derniers Bretons", geschlossen. Die in diesen Bänden geschilderten Verhältnisse des Handels, des Gewerbfleißes und des Landbaues bilden ein Gemälde der Bretagne, das ebenso treu ist als unterhaltend und belehrend.

Die mit ihrem Gefolge von Unheil zu so traniger Berühmtheit gekommene Landung der französischen Auswanderten bei Quiberon (1795) hat Ed. Menard von Nantes zum Stoff eines historischen Romans benutzt, der im April unter dem Titel: „Quiberon", in zwei Bänden erschien.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Alexis (W.), Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8. 4 Thlr.
2. Anleitung zum Selbststudium der Akustik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 12 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.
3. Anleitung zum Selbststudium der Pyronomik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.
4. Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.
5. Anleitung zum Selbststudium der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 18 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

   Nr. 2—5 bilden die 4. bis 7. Abtheilung von „Der Führer durch das Reich der Wissenschaften und Künste". 1ste Abth. enthält: Akustik (9 Gr.), 2te: Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.), 3te: Pneumatik (6 Gr.)
6. Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
7. — —, Das Haus Nowlan; oder: Hang und Gabe. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
8. Beer (Michael), Sämmtliche Werke. Herausgegeben (mit einer Biographie und Charakteristik) von Eduard Beer. Schenk. Mit dem Bildniß des Dichters. Gr. 8. Cart.
9. Bericht vom Jahre 1835 an die Mitglieder der literarischen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Eppe. 8. Geh. 10 Gr.
10. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniß und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit Abbildungen, Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis vierte Lieferung. 1834—35. Geh. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 123. — 2. Mai 1836.

Rabelais.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Wenn wir glauben, daß Hrn. Regis seine Arbeit durch eine genaue, vertraute Bekanntschaft mit Fischart's Werke, köstlicher Bearbeitung des Rabelais nicht unbedeutend erleichtert worden sei, so meinen wir dadurch sein eigenes, großes Verdienst bei Denen, die Fischart und Rabelais kennen und sie mit der gegenwärtigen Übersetzung vergleichen, nicht im mindesten zu schmälern. Wir würden auch kein Wort darüber, was wir unter jener Erleichterung verstehen, hinzufügen, wenn wir nicht weiter annehmen könnten, daß vielen unserer Leser, namentlich von Fischart nichts weiter, oder doch nicht viel mehr bekannt ist als der Titel seines Buches, den freilich deutsche Literaturgeschichten zur Genüge angeführt haben, — und wir nicht daher leicht ein Misverständniß fürchten müßten. Das ganze Verhältniß von Fischart zu Rabelais ist von der Art, daß die Hülfe, die er einem Übersetzer, der wie Hr. Regis genauste Treue nicht nur dem Geiste, sondern auch den Worten nach bezweckte, im Einzelnen gewähren konnte, kaum in Anschlag zu bringen ist. Zwar kann und muß Einzelnes bei Beiden übereinstimmen, aber deshalb ist keineswegs anzunehmen, der neuere Übersetzer habe sich bei Fischart erst Raths erholt. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so würde doch schon deshalb diese Unterstützung nur gering sein, weil Fischart's Werk blos das erste der fünf Bücher des Rabelais enthält. Sie schwindet aber noch mehr durch die Eigenthümlichkeit Fischart's. Dieser beabsichtigte nichts weniger als eine eigentliche Übersetzung des Rabelais zu geben, um damit seinen Deutschen die bloße, genaue Kenntniß eines fremden Werkes möglich zu machen, wonach das Streben der damaligen Zeit wol auch sehr wenig ging. Er wollte vielmehr, ohne sich an strenge Treue zu binden, indem er das erste Buch des Rabelais dem Deutschen vollkommen aneignete, seinen Landsleuten und Zeitgenossen ein Lesebuch zur Ergötzung, Lust und Lehre geben, ebenso wie es Rabelais mit seinem Buche den seinen gegeben hatte. Daß Fischart diese Absicht erreicht habe, daß ihn Die, für die er schrieb, geliebt und in ihm, was ihnen behagte, gefunden haben, daß sein Buch ein Buch des Volkes geworden sei, dafür zeugen schon die vielen Ausgaben, die dasselbe in seiner und der nächstfolgenden Zeit erlebte; von 1575—1631 finden sich zwölf bei Ebert verzeichnet, und wir zweifeln, ob diese Zahl für alle hinreiche. Die Unterdrückung des alten, frischen und heitern Volkslebens durch den dreißigjährigen Krieg und die veränderte Richtung des Geschmacks, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland in der Literatur sich geltend machte, trugen wol am meisten dazu bei, es zu verdrängen. Eine neue Ausgabe ist seitdem nicht erschienen, und wir stehen in dieser Hinsicht gegen die Franzosen zurück, bei denen fortwährend, ungeachtet der Charakter ihrer Literatur in mancher Hinsicht sich noch entschiedener änderte, und trotz manchen wegwerfenden Urtheils, das auch Wortführer in der Literatur, wie Voltaire, über Rabelais fällten, dieser sich doch bis auf unsere Zeit unverwüstlich erhielt; wie denn noch eben jetzt das Erscheinen einer neuen Ausgabe bei Didot gemeldet wird. Wir können, ob wir schon die großen Schwierigkeiten einer neuen Ausgabe Fischart's anzuschlagen wissen, denn doch den Wunsch nicht bergen, daß jetzt, wo ein so schönes und fruchtbares Streben dahin gerichtet ist, die Schätze unserer ältern Literatur zu heben, doch auch Fischart uns wiedererweckt werden möge; und daß namentlich der Mann, den Alles wie vielleicht nicht wieder einen Andern dazu befähigt, Wiederhersteller Fischart's zu sein, eine Hoffnung, die gewiß Viele mit uns theilen, nicht zu nichte werden lasse. Fischart „visirte", um uns der sehr bezeichnenden Worte des Titels zu bedienen, das Buch, „wie es etwa M. Franciscus Rabelais französisch entworfen, auf den teutschen Meridian, vertirte es ungefärlich oben hin, wie man den Grindigen laußt", und gab auf diese Weise der deutschen Literatur ein Werk, für das uns, namentlich für den Anfang — denn gegen das Ende schließt es sich etwas enger an das Original an —, nicht einmal der Ausdruck Bearbeitung hinlänglich bezeichnend scheint. Er sagt selbst in der Vorrede (die Ausgabe von 1575, gegen welche spätere noch vermehrt und theilweise verändert sind, liegt uns vor): „doch bin ich an die Wort und Ordnung ungebunden gewesen, und mich begnügt, wann ich den Verstand erfolgt; auch hab ich (der Autor) etwan, wann er aus der Nühwaid gegangen, castrirt, und billig vertirt, das ist umgewandt", und er läßt hier noch etwas weg, was bei seiner Arbeit sehr wesentlich ist, nämlich, daß er seinen Autor weit weniger castrirt als vielmehr ansehn-

Digitized by Google

lich erweitert hat. Wir glauben, daß die Geschichte der Literatur kaum noch ein Beispiel eines Werkes wie Fischart's aufzuweisen hat, das, aus innigster Durchdringung zweier brüderlich verwandter und doch auch durch die Nationalität hinlänglich geschiedener Geister entsprungen, so eng vereinigt und so gelungen, Beides zusammen, Bearbeitung eines fremden Werkes und hinwieder vollkommen Original wäre. Das erste Buch des Rabelais bietet Fischart den Stoff und alle Grundlinien für sein Werk, ja er nimmt es im Wesentlichen ganz auf; aber jede Zeile, wir möchten sagen jedes Wort des Rabelais gibt ihm den Anlaß zu eigner Schöpfung, die sich bald in der Art der Übersetzung selbst, bald in kleinern und größern Zusätzen zeigt. Mit einer unendlichen Fülle tüchtigen Witzes, gemüthlichen, echt deutschen Humors, derber komischer Kraft ergeht er sich von Rabelais aus ganz nach eigner guter Laune; die Lust, die er selbst an Rabelais' Buche empfand, läßt er gern und ungehemmt gewähren; was sie in ihm erweckt und hervorruft, das verwebt er mit dem Fremden so eng und innig, daß sich an eine Scheidung nicht füglich denken läßt. Hierin leitet ihn immer sein eignes deutsches Wesen und die Rücksicht auf seine deutschen Landsleute, für die er schreibt. So ist, um doch ein Beispiel anzuführen, in dieser Hinsicht charakteristisch gleich im Anfange des Buches die Erweiterung, zu der ihm die Verheirathung des Vaters des Gargantua, Grandgousier, Anlaß gibt. Rabelais sagt kurz davon: „Als er zu seinen Tagen kommen, nahm er zum Weibe Gurgelmilten, die Tochter des Königs der Millermahler, ein schönes Trüserle, hübschen Visiers"; Fischart, der überhaupt mit dem „Grandgauchier" sich viel weiter beschäftigt, läßt sich dadurch zur Einschaltung eines ganzen Capitels (in der erwähnten Ausg. 13. Blatt) bewegen, überschrieben: „Mit was wichtigen Bedenken unser Held Grandgauchier zu der Eh hab gegriffen, und sich nicht vergriffen", welches Capitel denn ein wahres Ehzuchtbüchlein ist, so schön und köstlich, so eingegeben und erfüllt von dem Gefühl der Heiligkeit, Würdigkeit auch Lustigkeit einer rechten Ehe, wie es Rabelais und überhaupt ein Franzose sicher nicht hätte geben können. So erweitert er aber auch das bei Rabelais „Les propos des beuveurs" überschriebene Capitel (bei Regis: „Die Trinker-Gespräch", 4 Seiten) so, daß es vor uns steht wie ein großes ausgeführtes Bild von unserer Vorfahren fröhlicher Weinseligkeit; „Das trunken Gespräch, und gesprächig Trunkenzech, ja die trunken Litaney, und der Säuffer Pfingstag mit ihrer weingängen Zungenlös, schönem Gefräs und Getös" (18 Blatt); die Schilderung einer deutschen Zechgesellschaft des 16. Jahrhunderts, mit ihrem trunkenen Muthe, mit all ihren auserlesenen derben Späßen, muntern Reden, schönen Trinksprüchen — und Liedern, so frisch, lebendig und leibhaft, daß wir uns beim Lesen zusammennehmen müssen, um nicht einen kleinen Hieb mit abzubekommen.

Aber wir haben uns zu weit von dem Punkte, von dem wir ausgingen, ablocken lassen und müssen uns nun kurz über Das erklären, was wir unter jener Erleichterung meinten, die Fischart einem neuen Übersetzer des Rabelais gewähren konnte und, wie wir glauben, auch Hr. Regis gewährt hat. Sie besteht unsers Erachtens darin, daß ihn Fischart sogleich auf den rechten Ton aufmerksam machte, den die Übersetzung, sollte sie vollkommen sein haben müßte; daß er ihn von Anfang herein dazu leitete, der Sprache jene an das Alterthümliche sich anlehnende Haltung zu geben, die der gegenwärtigen Übersetzung so unvergleichlich wohl ansteht. Wir sind davon überzeugt, daß diese Unterstützung eine sehr wesentliche sei; aber nicht minder sind wir es auch davon, daß nur wahre, natürliche Anlage dazu befähigte, daß ebenso viel Gewandtheit als Kraft dazu gehörte, jenen Ton nicht blos anzuhören, sondern ihn auch eben nur in dem rechten Maße, wie es für eine treue und eine jetzige Übersetzung sich ziemt, durchklingen zu lassen und ihn so fest sich zu eigen zu machen, daß, da Fischart, wenn er es wollte, nur der kleinsten Theil der Arbeit hindurch Geleiter sein konnte, dennoch nirgend eine Abweichung oder Unterbrechung sich wahrnehmen läßt.

Es sollte uns lieb sein, wenn wir durch Das, was wir über die Übersetzung des Hrn. Regis gesagt haben, etwas dazu beitrügen, auf sie eine größere Aufmerksamkeit, als ihr bisjetzt zu Theil geworden zu sein scheint, zu lenken. Sie zu loben haben wir nicht beabsichtigt. Lob fühlten wir uns bei einem Werke, wie das des Hrn. Regis ist, nicht competent; nur nach Kräften sie in ihrer Trefflichkeit, die aus den nachher mitzutheilenden Proben freilich noch deutlicher erhellen wird, zu schildern, war unser Wunsch. Bei Dem, was wir jetzt noch über Rabelais und sein Werk, wie wir es namentlich durch Hrn. Regis haben kennen lernen, sagen werden, bitten wir unsere Leser, sich an das Bekenntniß, das wir im Eingang unserer Anzeige ablegten, zu erinnern. Die Pflicht, unsere Anzeige nicht unvollständig zu lassen, und ebenso die Pflicht, denen unserer Leser, die Rabelais noch nicht kennen, über den Inhalt seines Buches zu berichten, was sie in ihm zu finden haben, erlaubte uns nicht, diesen Theil unserer Anzeige ganz zu umgehen; Besseres und Vollständigeres würden wir freilich geben können, wenn uns Hr. Regis schon mit dem zweiten Theil seines Werkes beschenkt hätte.

Das Leben des Franz Rabelais fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts (er war um 1487 geboren, † 1553), das Erscheinen seines „Gargantua und Pantagruel" in die Zeit der Könige Franz I. und Heinrich II. Die fünf Bücher nämlich, aus denen das Ganze besteht, erschienen nicht auf einmal, sondern einzeln; das erste Buch soll in der Gestalt, wie es jetzt das Werk eröffnet, erst nach dem zweiten (dieß also wol schon vor 1535, in welches Jahr Ebert, dem wir sonst folgen, die Ausgabe beider setzt) erschienen sein; vermuthlich (nach Charles Nodier im „Temps", 1834, 16. Jun.) war Rabelais selbst auch der Verfasser „der großen erschröcklichen Chronik des ungeheuern Riesen Gargantua", von welcher er im Prolog zum zweiten Buche als von dem Werke desselben spricht, und arbeitete diese Jugendarbeit so

Digitized by Google

zu dem jetzigen ersten Buche, „dem unschätzbaren Leben des großen Gargantua, Vaters Pantagruels“ und den übrigen Büchern, die den größten Beifall bei den Zeitgenossen, freilich nicht bei allen, fanden (aus dem einen Jahre 1542 führt Ebert drei Ausgaben an), folgte 1546 das dritte, dazu 1548 ein Theil des vierten, dieses vollständig 1552; das fünfte und letzte erschien erst nach Rabelais' Tode und ist ihm daher von Einigen abgesprochen worden; ob aus gewichtigen historischen Gründen, lassen wir nicht. Der Ton, in dem es geschrieben ist, kommt uns zwar bisweilen von dem der frühern Bücher abzuweichen, minder jovial, heftiger und schärfer zu sein; das uns jedoch noch keineswegs dazu bestimmen könnte, Rabelais, dessen es doch vollkommen würdig ist, nicht für den Verfasser zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte von Hessen. Von Christoph von Rommel. Vierter Theil, erste Abtheilung. — Auch unter dem Titel: Neuere Geschichte von Hessen. Erster Band. Kassel, Fr. Perthes von Hamburg. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., bekanntlich einer unserer geachtetsten deutschen Historiker, der eine ausführliche gründliche Landesgeschichte als die beste Trutzwaffe gegen innern und äußern Despotismus ernannte, begann dies Werk kurz nach der Befreiung Hessens vom ausländischen Joche und hat damit trotz großer Schwierigkeiten, mehrer Versetzungen, mehrer Veränderungen der Form und der Verleger rüstig und unermüdet fortgefahren. Alles Wichtige, was Land, Volk und Regentenhaus angeht, ist Geschichte des Staats und muß so urkundlich und so umfassend als möglich dargestellt werden. Der Verf. ist wie kein Anderer unter Landsleute in dieser vaterländischen Geschichte zu Hause und damit im Stande, seinem Vaterland ein Werk anzubieten, wie es wenige deutsche Staaten von diesem Umfange, aber auch in dieser tiefen Ergründung des Stoffes haben möchten. In einem solchen Falle, wo ein Mann gefunden ist, der mit Vornehmniß, Urtheil, unermüdlichem Fleiße, mit der besten Gelehrheit, auch das noch Unbekannte aus seinen Schlupfwinkeln hervorziehen zu können, mit Unparteilichkeit und tüchtiger Gesinnung für sein Vaterland und seine Aufgabe ausgerüstet ist — einem Falle, der sich in solcher Vereinigung des Erfoderlichen selten ereignet —, sollte der Staat und dessen Oberhaupt selbst sich dieser Gunst erfreuen wie bemächtigen und ein solches Unternehmen in jeder Weise fördern. Ebenso sehr würde es ungereimt sein, über den Umfang des Werkes, welches sich allerdings, nach dem vorliegenden Bande zu schließen, leicht noch auf sechs gleich starke Bände erstrecken könnte, mit dem Verf. herumrechnen oder zu markten; gleich als ob sich Jemand gegen seinen Führer beschweren möchte, daß des Merkwürdigen zu viel in dieser oder jener Stadt aufgehäuft sei. Jede bisher ungedruckte Urkunde, jede noch unbekannte historische Thatsache ist ein Baustein zum Tempel der vaterländischen Geschichte, eine Bereicherung des geistigen Schatzes des Volks mehr, und in den Tagen, wo große Institutionen und Unternehmungen wie der ein gemeinsames Band um Deutschland schlingen, soll der Gewinn eines seiner Stämme an geistigen Gütern billig als ein Gewinn fürs Ganze betrachtet werden.

Was nun die äußere Form dieser neuern Geschichte Hessens betrifft, so ist die unsers Bedünkens zweckmäßige Abänderung getroffen worden, daß die Noten gleich unter dem Texte und die Beilagen gleich hinter jedem Hauptstücke des Textes eingereiht sind, zugleich aber der Inhalt summarisch gleich nach der Vorrede angezeigt ist. Ein Register über das ganze Werk (dessen erste vier Theile von dem neuen Verleger, zu dem wir dem Werke wie dem Verf. Glück wünschen, jetzt, statt 8, um 5 Thlr. abgelassen werden) würde dann dessen Gebrauch ungemein erleichtern. Von der Gewissenhaftigkeit des Verf. zeigen auch die Berichtigungen und Zusätze (unter letztern besonders ein merkwürdiges Schreiben Landgraf Philipp's an Luther und Melanchthon über die hessische Kirchenreform), welche von S. 845—864 abgedruckt sind.

Das erste der beiden Bücher dieses Bandes schildert als eine schickliche Einleitung zur neuern hessischen Geschichte dieses Land überhaupt, wie es Landgraf Philipp 1567 seinen Söhnen hinterlassen, nach der gemeinsamen Staats- und Landesverfassung. Hr. v. R. bemerkt gleich anfangs, daß dem genannten Landgrafen zur Vollkommenheit seines Ruhms nichts zu fehlen scheine, als daß er nicht im Vorgefühl der Zukunft die ungetheilte Macht seines Landes einem Einzigen vererbt habe. Aber der Verf. weist auch nach, wie schwierig damals eine solche Sache war, wie fast überall der Versuch dazu gescheitert ist, und belegt aus einer beigebrachten Urkunde von 1539, daß Philipp allerdings den ernsten Willen dazu hatte. Nachher änderte er aber seine Gesinnung und der Mißgriff mit der Doppelehe wucherte auch in dieser Beziehung reichlich fort; denn den Söhnen von diesem „mit Wissen und Zulassung seiner Gemahlin (Christine von Sachsen) genommenen Zuweibe“, welches er erst nach der Landgräfin Tod seine eheliche Gemahlin nennt, wurden später nicht nur große Besitzungen zugetheilt, sondern es wurde auch den jüngern Söhnen der eigentlichen fürstlichen Ehe zu Liebe die schöne Ländervereinigung auseinandergerissen und zerstückelt. Über Titel, Wappen und Besitzungen jener Zubrüder aber hat es nachher mit den jüngern Landgrafen Streit genug gegeben, bis endlich die Natur durch den Tod jener den Streit über sich nahm und endete. Landgraf Philipp hatte selbst Verdruß genug von der Sache und gab einst einem dieser Zusöhne, als dieser fußfällig um Titel und Wappen eines Landgrafen bat, eine so handgreifliche Resolution, daß dieser von seiner Foderung für immer abstand. Wenn Margarethe von der Sala „ihren salischen Kopf aufsetzte“, wie er es nannte, und ihre verzogenen Söhne ihr und ihm trotzten, war er mehrmals, durch Kummer und Zorn erschöpft, seinem Ende nahe. Die echten Söhne nannten ihre Halbbrüder nur Ismaeliten und gaben ihren Consens zu deren Dotirung mit Grundbesitz nur nach einer geheimen schriftlichen Protestation, daß sie gezwungen worden wären.

In der Theilung erhielt der älteste junge Landgraf, Wilhelm, ungefähr die Hälfte des Ganzen (Niederhessen mit Kassel), Ludwig ein Viertheil (Oberhessen mit Marburg), und die Landgrafen Philipp und Georg das letzte Viertheil oder Katzenellenbogen. Ersterer („Lips, du sollst Rheinfels haben, denn du trinkst gern“) hatte zu Rheinfels, letzterer zu Darmstadt seinen Hauptsitz. Die sieben Söhne von der Margarethe bekamen die Städte, Schlösser und Ämter am Vogelsberg an der Grenze von Oberhessen und an der obern Grafschaft. Hierauf verbreitet sich der Verf. über die gemeinsamen Anstalten der Gerichts- und Kirchenverfassung, die Universität (eine Beilage enthält eine Übersicht der wichtigsten Lehrer nach den Facultäten), gemeinschaftliche Landtage, ihre Verfassung und Wirksamkeit (eine lange Beilage S. 289—263 gibt eine Übersicht des Inhalts der gemeinschaftlichen Landtags, sowie eine andere S. 271—285 eine Steuertafel von ganz Hessen). Sehr beherzigungswerth ist auch heute noch die mannhafte Gesamterklärung S. 192 gegen die sächsische Formula concordiae, die ja den Papisten gleiches Recht gebe, auf eben der Tradition zu beharren, von welcher Luther uns weggeführt habe. Ein wichtiges Hausstück (7) handelt von der hessischen Schutzgerechtigkeit, dem Lehnhof, den Vasallen, Landsassen und Rittern, und die zwölfte Beilage gibt eine sehr dankenswerthe Übersicht der vornehmsten hessischen Vasallen, Landsassen und Rittergeschlechter (S. 366—451) in alphabetischer Ordnung.

Das zweite Buch hat es nun mit der Linie Hessen-Kassel

Digitized by Google

unter dem Landgrafen Wilhelm IV. oder Weisen (1567—1592) zu thun. Man lernt in ihm einen höchst biedern, kräftigen und verständigen Fürsten kennen, der ohne die Worte eben viel zu wiegen, gewöhnlich in seinen Bescheiden und Briefen den Nagel auf den Kopf trifft. Scheint nun allerdings die biographische Anlage des Werkes oder die Darstellung nach Fürstenregierungen als Zeitabschnitten den Foderungen an eine Landesgeschichte nicht zu entsprechen, indem eigentlich der Fürst nur ein Drittel des historischen Raumes neben Land und Volk oder höchstens die Hälfte neben dem Staat fodern könnte, so muß man bemerken, daß bei einem Werke von diesem Umfange und bei der Weise, wie der Verf. bei der Regierung des Fürsten die ganze innere und äußere Geschichte mit auffaßt, dieser Vorwurf seine Kraft verliert. Denn es werden in einzelnen Abschnitten ebenso gut die Reichs- als die Staats- und Religionsverhältnisse nach außen, dann Landesgebiet und dessen Vergrößerung, Regierung, Policei und Landesvertheidigung, Kammergüter, nutzbare Rechte, Einnahme und Ausgabe, Hofstaat, Bauten, Anlagen, Gewerbe geschildert. Wilhelm als Gelehrter und Beförderer der Wissenschaften, sein Verhältniß zu seinen Brüdern, Gemahlin, Erziehung seines Sohnes und letzte Anordnungen machen den Beschluß. Besonders interessant sind in den Beilagen die Etats der Ausgaben und Einnahmen, Besoldungen, Preiscourants u. s. w. Die großen Verdienste Wilhelm's um Staatswirthschaft werden hervorgehoben, und es dringt sich seine Ähnlichkeit darin mit seinem Zeitgenossen August von Sachsen auf, obgleich wir dem Verf. kaum beistimmen möchten, der Wilhelm in diesem Punkte über alle deutsche Fürsten setzen zu wollen scheint. Solche in das Einzelnste eingehende Darstellungen eines Landes sind herrliche Beiträge zur allgemeinen deutschen Geschichte, die ja nur in ihrem culturhistorischen Theile aus solchen Specialitäten einzelner Länder musivisch zusammengesetzt werden kann. Solche statistische Schilderungen einer vergangenen Zeit machen erklärlich, wie eigentlich eine Landsgeschichte nur eine in Bewegung gesetzte Statistik, diese aber eine stillstehende Geschichte sein solle.

Aber auch die allgemeine Geschichte gewinnt reiche Ausbeute, indem durch diese aus archivalischen Quellen geschöpften Darstellungen manche Punkte, z. B. über den niederländischen Krieg, über die Religionskriege in Frankreich, über die englisch-französischen Bemühungen zu einem allgemeinen Religionsbunde vielfache Erläuterungen und Zusätze erhalten. Es sei erlaubt, hier durch einige Züge die sonst lange nicht genug gewürdigte Individualität Wilhelm's näher zu bezeichnen. Seinem Vater begegnete Wilhelm mit der größten Pietät, wenngleich er von diesem sehr knapp gehalten wurde und jährlich kaum mehr als 5—600 Gulden zu beziehen hatte, wie er bei seiner Verheirathung den Ständen im Vertrauen eröffnete. Schon in seiner Kindheit weinte er in den Freudenjubel der Kasseler, als die gefangenen Fürsten von Braunschweig durch Kassel geführt wurden, und gedachte an Solon's Wort zu Krösus und an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge (S. 456). Wie fromm und männlich erklärte er sich gegen das kaiserliche Interim; aber er schloß damit: „Bei der papistischen Messe zu stehen, wie bei einem Narrenspiel, wolle er sich nicht beschweren, wenn er dadurch seinem heißgeliebten Vater die Freiheit verschaffen könne, um deren willen er bereit sei, selbst in die Gefangenschaft zu treten." Dabei ist (S. 461) ein Bericht eines Spaniers an den Kaiser über Hessen merkwürdig, der nach Besichtigung des Landes gradezu erklärt, daß, wenn Philipp in seinem Lande geblieben wäre, er wol nicht zu überwinden gewesen wäre. Nur den hessischen Landwein hielt der Spanier für natürlichen Essig. In der Kalendersache erklärte sich Wilhelm motivirt dagegen und bemerkte, wie die Päpste die Unfehlbarkeit ihrer Kirche, welche den ältern Kanon angeordnet, auf das Spiel setzten. In Hessen entstanden sonderbare Irrungen mit den benachbarten Mainzern, als Letztere sich zum Christtag rühmten: ihr Christus sei schon 14 Tage alt und könne bald in der Stube herumlaufen, wenn der evangelische erst geboren wäre (S. 496). Über die Bluthochzeit zu Paris, welche die Papisten eine Execution der tridentiner Schlüsse nannten, entsetzte sich der ehrliche Wilhelm, erklärte sich sehr stark darüber und war auch mit seiner Ansicht gegen Heinrich von Anjou hin zu dessen Wahl auf den polnischen Königsthron er viel beigetragen hatte. Aber er läßt auch Heinrich III. nachher vor einem geschorenen Kopfe (d. i. Mönche) warnen. Ebenso nachdrücklich sprach sich Wilhelm gegen August's sächsische Convertiten aus, als eine ungesetzliche Verdammung so vieler anständiger Kirchen, als eine verhängnißvolle Einführung neuer fremder Dogmen, die in der heiligen Schrift nicht begründet seien. Auch die harten Maßregeln August's von Sachsen gegen Johann Friedrich den Mittlern von Gotha und dessen Kinder (deren er sich besser als der Vormund annahm) konnte er nicht billigen, so wenig wie den kläglichen Proceß gegen den Kanzler Crell.

In seinen Ausdrücken war der Landgraf oft sehr naiv. Als ihn Johann von Zweibrücken bei seinem Regierungsantritt um eine Instruction bat, schrieb W. unter Anderm: „Unsere Liebden seien nicht zu hochmüthig in der Regierung, sonst möchten sie oben anstoßen und fallen, bücken sich auch nicht zu tief, sonst sieht man derselben in den Hintern." Einen weitläufigen Antrag von Pfalzgraf Johann Kasimir's Kanzler um das verabredete Geld für seinen Herrn unterbrach der Landgraf mit den langen einleitenden Förmlichkeiten mit den Worten: „Lieber, ja, meinen freundlichen Gruß und alles Gute zuvor! und was weiter?" Der Kanzler: „Geld, gnädiger Herr!" Landgraf Wilhelm: „Wie viel?" Der Kanzler: „100,000 Gulden." Landgraf Wilhelm: „Will Euch die Hälfte geben." Der Kanzler: „Ihr mich unterthänig bedanken."

Nach S. 702 betrug die ganze Einnahme von Wilhelm's Landesantheil 157,528 Gulden, der Geldsold der Staatsdiener 2186, der Hofdiener 4429 Gulden. Dafür war aber auch die höchste Besoldung damals nur 200 Gulden. Dabei speiste man auf (noch vorhandenen) zinnernen Tellern und entbot dem Kurfürst August, der ihn mehrmals besuchte, er müsse sich mit einem sauern Trunk Weins und schmaler Tractation begnügen und empfiehlt wegen einer Durchreise August's durch Kassel mit einem dortigen Obersten, daß die Heimlichkeiten zu Kassel und Zapfenburg rein gefegt würden (S. 722).

Notizen.

Eine neue Caricatur des unermüdlichen H. B., der jetzt in den Tagesereignissen der englischen Politik tausendfachen Stoff für seine Arbeiten findet, stellt Burdett vor als Don Quixote, wie er auf der treuen Rocinante vorsprengt, um die Galeerensklaven zu befreien. Diese sind niemand anders als O'Connell, Lord Melbourne, Lord Russell, Spring Rice, Sir John Hobhouse u. s. w., die, mit Handschellen geschlossen, sich an einer langen Kette führen.

Im Laufe des vorigen Jahres erschienen in Frankreich 6700 Werke in französischer, deutscher, englischer, spanischer, italienischer, portugiesischer, griechischer und lateinischer Sprache. Die Anzahl der Kupferstiche und Lithographien beläuft sich auf 1049, und auf 250 die der musikalischen Werke.

Drurylane und Coventgarden haben neuerdings in London große Musikfeste gehalten. Auf letzterer Bühne ist ein wahrhaftig ganz verrücktes Drama unter dem Titel: „Quasimodo", zur Aufführung gekommen, worin der Küster von Notre Dame die Hauptrolle spielt. Die Musik ist großentheils aus Weber's „Preciosa" (!) untergelegt. Die Engländer verbitten sich zwar unaufhörlich den französisch-romantischen Nonsens, es scheint aber, daß sie binnen einiger Zeit ihren Meistern keine Schande machen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 124. — 3. Mai 1836.

Rabelais.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

Aus Literaturgeschichten ist hinlänglich bekannt, daß Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" unter die Classe der satirischen Romane gehöre, und wir sind weit entfernt, an dieser Benennung mäkeln zu wollen, beabsichtigen vielmehr nur, da satirische Romane sehr verschieden aussehen können, diesen etwas genauer zu betrachten. Wer es nicht lassen kann, bei Roman an eine kunstvoll angelegte Geschichte mit gehöriger Verwickelung, bedingt durch Ineinandergreifen von Charakteren und Ereignissen, und mit vollständig abschließendem Ende zu denken, wird sich bei dem Roman des Rabelais ziemlich getäuscht finden. Rabelais hätte nach manches Buch zu den fünfen schreiben können, ohne zu einem nothwendigen Ende zu gelangen, wie er denn auch mit gutem Rechte vor dem dritten Buche den günstigen Leser bittet, „mit seinem Lachen bis zu dem 73. Buche fein hauszuhalten". Und streng genommen ist das jetzige Ende des fünften Buches nur der Schluß einer Episode, die freilich eigentlich schon mit dem siebenten Capitel des dritten Buches beginnt. Dies, und wie einfach die Geschichte überhaupt sei, wie schlicht und gerade der Faden in ihr fortlaufe, wird aus dem Folgenden erhellen, was wir jedoch keineswegs für einen Auszug des Buches, der uns sehr mislich scheint, ausgeben wollen. Vom Gargantua, dem Sohne des alten Königs Grandgoschier führt das erste Buch den Titel; seine Geburt, seine Erziehung, seine Studien in Paris, der Krieg gegen den König Pikrocholus, dessen Besiegung sind die Hauptpunkte dieses Buches, das mit der Belohnung des hülfreichen, kriegerischen Mönches Bruder Jahn durch die Erbauung der Abtei Thelem schließt. Die folgenden Bücher handeln nun von den „erschrecklichen Heldenthaten und Ebentheuern", oder, wie es vom dritten an heißt, „von den heroischen Thaten und Rathen des guten Pantagruel". Der alte Gargantua verschwindet nicht ganz, tritt aber in den Hintergrund; die Geschichte seines Sohnes Pantagruel beginnt ebenmäßig von dessen Geburt; seine ersten Jugendjahre werden kurz berührt; er kommt nach Paris und „findet den Panurg, den er sein ganzes Leben lang lieb hätt", bei dessen erstem Auftreten man es aus der Liebe, mit welcher der Autor ihn schildert und bei ihm verweilt, fast schließen möchte, daß er eine sehr bedeutende Rolle in dem Folgenden spielen werde. Und so ist es auch in der That: nach dem Kriege gegen die Dipsoden spielt er die Hauptrolle, die andern Personen bleiben freilich, und Pantagruel namentlich; es ist auch nicht anders zu erwarten, als daß dieser, wenn Rabelais noch weiter geschrieben hätte, wieder an die Spitze getreten wäre, und wir nannten daher jene zweite Hälfte, freilich die größere des ganzen Werkes, nur eine Episode; in dieser aber bis zum Ende des Buches ist Panurg der Held. Er möchte gern freien, die Angst vor der Hahnreischaft aber bewegt ihn, sich an alle mögliche Orakel zu wenden, ob er freien solle oder nicht, keines genügt ihm; endlich wird der Beschluß gefaßt, das Orakel zur göttlichen Boutelge zu befragen. Die Rüstungen zur Meerfahrt — denn jenes Orakel ist auf einer fernen Insel — machen den Schluß des dritten Buches. Diese Meerfahrt selbst, auf der Panurg von Pantagruel und allen bisherigen Gefährten, namentlich dem Bruder Jahn, begleitet wird, füllt das vierte und fünfte Buch. Wunderlich und abenteuerlich genug ist diese Reise und vielleicht das Tollste und Barockste, was die übermüthigste Phantasie und der ungezügeltste spottende Humor je in Satire und Allegorie ersonnen haben. Wir können das Einzelne hier nicht erwähnen, nichts erzählen von der Insel Plattnasien, woselbst der verständige Pantagruel die Fassung über die Tollheiten, die ihm begegnen, beinah verliert; nichts von Notarien und der seltsamen Lebensart der Schick-aner, von dem prachtvoll drastisch geschilderten Seesturm, von dem Reiche Fastnacht's, von dem Kriege zwischen den Würsten, die auf dem Grimm-Eiland ihren alten Stammsitz haben, und den Köchen, an welchem unsere Reisenden thätigen Antheil nehmen, nichts von der Papfeiger und der Papimanen Eiland, von dem Wohnorte Junker Gaster's, ersten Kunstmeisters der Welt, von dem Läut- und Prello-Eiland, von Verwahrsam, wo Krellhinz, der Erzherzog der Katzenbälger, dessen Vorfahr Verres, wohnt, von dem Eiland Hodi, wo die Weg unterwegen, von den Brummbrüdern und andern merkwürdigen, erschrecklichen und wundersamen Dingen; denn schon diese trockene Anführung hat uns zu weit geführt. Im 33. Capitel des fünften Buches landen die Reisenden endlich in Laternien, wo sich das Orakel der göttlichen Boutelge in einem prächtigen Tempel befindet; die Priesterin Bakbuk interpretirt das Ora-

Digitized by Google

telwort „Trink" durch ein „ganz natürliches Feldfläschlein voll Falernerweins, das sie Panurgen bis auf den Boden ausziehen ließ". Alle reimen in poetischem Wahnsinn, Panurg erklärt reimend seinen Entschluß zu freien in den energischsten Ausdrücken, und in dem 47., dem letzten Capitel des ganzen Buches, nehmen sie von Bakbuk Abschied und verlassen das Boutelgendrakel.

Dies sind die wesentlichsten Punkte in dem Gange der Geschichte, die uns Rabelais erzählt; eine Menge kleinerer Ereignisse, die dieselben untereinander verbinden, haben wir freilich unerwähnt lassen müssen; wir haben auch durch unsere Übersicht nicht zeigen können, wie Rabelais jene wunderbaren Geschichten erzählt. Um aber unsern Lesern davon, von der Darstellungsweise, von dem Styl des Rabelais und von der Eigenthümlichkeit, die sich darin ausspricht, einen Begriff zu geben, halten wir es für gerathener, hier eine größere Probe folgen zu lassen, als selbst uns in einer Charakteristik zu versuchen. Wir könnten zwar von alle Dem, was wir in Rabelais' Buche finden, sprechen, von der jovialen Laune, von der Fülle scharfen Spottes und Witzes, von der Unerschöpflichkeit an lustigen Einfällen und komischen Situationen, von der derben, für unsere Augen oft nur zu derben und nackten Kraft und Natürlichkeit, von der sinnlichen Anschaulichkeit der Schilderungen, der kecken, tüchtigen Zeichnung der Charaktere, von der trefflichen Wirkung, welche die übermüthige Verbindung der phantastischsten Übertreibungen mit der gewöhnlichen Wirklichkeit hervorbringt; wir könnten über die Art, wie Rabelais die französische Sprache für seine Zwecke meisterhaft handhabte, uns äußern und beiläufig bemerken, von welcher Wichtigkeit Rabelais für die Bildung französischer Prosa gewesen; wir könnten dann mehr ins Einzelne gehen und Manches da anmerken über die humoristische Genauigkeit in den übertriebensten Zahlen, z. B. der in einer Schlacht Gefallenen, Dessen, was ein Held aß oder trank, über die Ausführlichkeit in Aufzählungen, z. B. der Spiele, die Gargantua spielte (S. 68—70), des Befundregisters der Liberey zu St.-Victor (S. 208—214), der verschiedenen Mantien (S. 440), der doppelten Cujonsreihe (S. 443 u. 452), und von dem Duett, in welchem Panurg und Pantagruel dem Narren Triboullet Ehrentitel geben (S. 493 fg.); wir könnten von den satirischen und nicht satirischen, von den feinen und groben Witzen R.'s reden; wir könnten über seine Zoten und deren verschiedene Species ein besonderes Capitel schreiben, wenn der Raum zureichte. Wenigstens aber könnten wir alle die Bemerkungen wieder machen, die bald mehr, bald minder vollständig und treffend über R. von Denen gemacht worden sind, die über ihn gesprochen haben. Ob wir aber eben damit die Eigenthümlichkeit des R., ob wir seine innerste Natur und Wesen dargestellt hätten? ob aus unserer Schilderung es unsern Lesern klar sein würde, was das Wörtlein Pantagruelismus bedeute, das eben R.'s „specifische Eigenschaft und individualisch Wesen" in aller Hinsicht bezeichnet, wie Shandismus die Eigenthümlichkeit Sterne's? Wir zweifeln daran und trauen uns die Geschicklichkeit nicht zu, zumal, nachdem wir so mancherlei über R. gelesen haben, worin von jenen Dingen allen die Rede war, und die Einsicht, die wir daraus erlangten, mit dem Wissen vergleichen, das wir von R. hatten, als wir sein Buch selbst gelesen. Darum lieber eine Probe, die freilich kein volles Bild des ganzen R. geben kann, weil sie nur ein einzeln Stück ist, aus der aber doch seine Darstellungsweise, der ihm eigne Ton sich deutlicher herausstellt wird, als wir ihn durch unsere Worte zu schilden vermöchten. Wir wählen dazu einige Stellen aus der Schilderung des Seesturms um so lieber, als diese Stellen auch sich zu den trefflichsten gehören und wir doch durch ihre Mittheilung gegen den Anstand, der in unserm [illegible] schen Unterhaltung herrscht, nicht zu derb zu verstoßen fürchten müssen; es ist eben nur ein kleiner Anflug von R.'s sonstiger Unanständigkeit darin. Die Reisegesellschaft ist auf hoher See (S. 642):

Pantagruel saß ganz tiefsinnig und schweigsam dort. Bruder Jahn gewahrt' es, frug ihn, woher ihm ein so ungewohnte Schwermuth käm', als der Steuermann am Tanzen des Schiffs auf dem Hackbord eine tyrannische Donner-Bö und jähes Wetter im Anzug spürt', also flugs alles auf die Beine bracht, [illegible] Matrosen, Baarer, Bootsknecht als auch uns andre Passagiere, die Segel reefen ließ, Misan, Kreuz, Breefock, Mars, Bramsegel, Unterblind; Bulienen niederhohlen, Fock und Vorstag, den Fockmast saansmast streichen, von allen Raaen durft weiter nichts als die Wevelingen und Wandtau bleiben. Bald fing die See an hoch zu gehen, vom tiefsten Abgrund auf zu tosen; die hohen Wellen gen peitschten uns um die Schiffsbäuch; der Nordwest, [illegible] von einem rasenden Blast, von schwarzen Schwarken, [illegible] chen Wasserhosen, tödtlichen Wirbeln, pfiff durchs Gestag. Es oben donnert', wettert', regnet', blitzt' und schloost der Himmel, die Luft verlor den Durchschein, ward verdunkelt, dick und [illegible] tig, daß wir weiter kein Licht als von den Wetterstrahlen, Blitzen und feurigen Wolkenrissen vor Augen sahn. Die [illegible] tägiden, Thyellen, Presteren und Lälapes entflammten alles um uns her mit pfoloenten, helicischen, argeten und andern [illegible] schen Feuern. Keiner konnt mehr aus den Augen scheun, [illegible] ging uns alles im Kreis herum: die schrecklichen Typhones [illegible] ben alles Meer zu Bergen auf. Glaubt nur, uns dünkt', [illegible] alte Chaos wär wieder kommen, darin Feuer, Luft, [illegible] Erd, all' Element in widerspenstigem Aufruhr tobtm.

Bei solchem Wetter nun verliert Panurg allen [illegible] chen Muth, den er sonst gehabt.

Nachdem Pantagruel vorläufig zum großen Gott, den [illegible] fer Aller um Schutz gefleht und sein Gebet mit heiser [illegible] öffentlich verrichtet hätt, hielt er den Mastbaum, auf den [illegible] des Steuermannes mit beiden Armen fest umschlungen. [illegible] der Jahn, bis auf Wams entkleidet, half den Matrosen, [illegible] thäten auch Epistemon, Ponokrates und die übrigen. [illegible] allein saß heulend und winselnd nach wie vor auf seinem [illegible] auf dem Verdeck. Bruder Jahn kam die Courß entlang, [illegible] ihn da sitzen und sprach zu ihm: Kreuz Gottes! Panurg, [illegible] Kalb, Hans Greiner, Hans Heulaus, weit gescheiter wär [illegible] hülfst uns hie, statt daß du so flennst, wie n' alte [illegible] auf deinen Geilen da hockst wie ein Buschgott! — [illegible] bubu, antwort Panurg, Bruder Jahn, mein Freund, [illegible] ster Vater, ach ich ersauf, ich ersauf, mein Freund, [illegible] Mit mir ist's aus, mein geistlicher Vater, mein Freund, [illegible] aus; euer Fochtel kann mir nun nix mehr helfen. [illegible] wai. Jetzt sind wir über's Fis hinaus, über alle Ziel, [illegible] bebebubu, auwai, auwai! itzt sind wir unterm Gesims, [illegible] ach ich ersauf, mein Vater, mein Ohm, mein Alles! [illegible] lauft mir das Wasser durch den Kragen in die Schuh. [illegible]

Digitized by Google

ch, hühühühahahahaha, ich ersauf. Auwai, auwai, hühühühühü, bebebubu bobubobu hohohohoho, auwai, auwai! Schaut s, itzt mach ich den Gabel-Baum, die Bein zu Berg, das upt zu Thal. Wollt Gott, ich wär itzt in dem Huker der hon, feisten, hochwürdigen Concilien-Väter, die uns heut morn begegnet sind! Ach, was für fromme, lustige, speckfette, be Leut das waren. Hololololololo, auwai, auwai! Die Sans-Well da (Herr straf mich nicht!), ich mein die Gottesell, wird uns das Schiff einschmeißen. Auwai, Bruder Jahn! ein Vater, mein Freund, Beicht! seht, ich kni schon: Conser. Euern heiligen Segen. — Hui, Rabenaas, in's drey Teufels Namen! schrie Bruder Jahn, itzt schier dich her und hilf! z, wird's bald? — O nicht fluchen! mein Freund, mein Vas, sprach Panurg, nur jetzt nicht! Morgen soviel du willt. Hololo auwai, das Schiff zieht Wasser; ich ersauf, auwai, wai! Bebebebebebubububu, itzt geht's auf'n Grund! Auwai, wai! Achtzehnhunderttausend Thaler Leibrent gäb ich drum, w mich aufs Trockne brächt, bedreckt und bekleckt, wie ich da , trotz Einem in meinem Dreck-Nest. Au, auwai, Confiteor! n ein Wörtlein von Testament, oder Codizill zum mindesten. Daß doch dem Hahnrey gleich tausend höllische Teufel in den ingen schlügen! rief Bruder Jahn. Kreuz Gottes! schwatzest itzund von Testament, itzt da wir in Noth sind und uns Herz zu fassen ziemt, nun oder nimmer? Wird er bald gehn? ho Teufel! ho Comit, mein Schatz! Ah, wackrer Arsin! Hieher, Gymnast, da auf den Kuhl! Bei des Herrn chnam, heut gehts uns nah zur Kehl. Schaut hin, die Lam ist auch aus. Das geht Kopf über zu allen Legionen Teufe. — Auwai, auwai, wehklagt Panurg, bububu, auwai, hier s muß gestorben seyn? Hoholo, ihr lieben Leut, ich ersauf, sterb. Consummatum est. 'S ist aus mit mir. — Ei lirum, rum, schrie Bruder Jahn; pfui, wie er aussieht, der Mistmarx, der häßliche Greiner! He, Ohrlamm! daß dich der nner und's Wetter! Schau zur Scantol. Hast dich blessirt? nz Element! Bind an den Beting, da so rum, ins drey ufels Namen, hoch! so, mein Sohn. — Ach, sprach Panurg, Bruder Jahn, mein geistlicher Vater, mein Freund! nicht hen! ihr sündigt schwer. Auwai, auwai, bebebebububu. Ich sauf, ich sterb, meine Freund! ich vergeb allen Menschen. Ade! mmaus! u. s. w.

Wir müssen des Raums wegen abbrechen, so gern ir den Panurg noch fortjammern ließen, wie er die Erinnerung einer „schönen, großen, kleinen Kapell, da weder eu wachsen soll noch Stroh", gelobt, wie er sein Testament machen will und alle Leute des Alterthums aufzählt, enen am Meerstrand ein kostbar Cenotaphium errichtet orden, worauf ihn denn Bruder Jahn, der keine Gefahr chent und rüstig beflissen ist, ihr zu wehren, entsetzlich iffelt. Nur den Anfang des 23. Capitels, „wie nach iberstandenem Sturm Panurg den lustigen Bruder macht", önnen wir unmöglich weglassen, er ist nöthig zur Vervollständigung der Figur, die Panurg damals spielte.

Ha ha! — rief Panurg —, das geht ja gut. Der Sturm t vorbey. Ich bitt recht schön, o laßt mich doch zuerst hinaus! ich möcht gern mein Sach ein wenig verrichten. Kann ich euch twa hie noch wo helfen? Gebt her, laßt mich den Block da roppen. Muth hab ich satt, gewiß! Furcht wenig. Nur her, ein Freund! nur immer her! auch nicht für einen Stüber furcht. Zwar, diese Decuman-See vorhin, die über Back und Schanz schlug, hat mir den Puls ein wenig alterirt. Segel streichen! wohl bedacht! Wie, Bruder Jahn? und ihr schafft ir? Ist's jetzt zu trinken Zeit? Wer weiß denn, ob nicht Sanct Martins Mantelträger uns noch ein neues Wetter braut? Muß ch euch etwan noch dorten helfen? u. s. w. Ha ha! bei Gott! as geht ja gut. Muß ich noch helfen? nur her! nur her! ch werds schon machen, oder es müßt ja vor'n Teufel seyn!

Und dann, als er erfahren, daß die Schiffsplanken nur zwei Finger stark:

Meßt ihr nur die Gefahr nach der Furcht-Ell. Ich für mein Theil, ich kenn kein Furcht. Courag' vollauf: nicht Lamms-Courag', nein, Wolfs-Courag'; ein Mörderherz! Nur mit Gefahr treib ich kein Scherz.

Die Andern bedienen ihn dafür, am meisten Bruder Jahn, „der ihm darthät, daß er sich während des Sturmes ohne Ursach geängstigt hätt; denn", versichert er ihm, „es ist dir gar nicht beschieden im Wasser zu sterben: du wirst ohnfehlbar einst hoch in Lüften aufgehenkt, oder lustig gebraten bei einem hellen Feuerlein, wie ein Feldbischof".

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Pest.

Dr. A. Brayer stellt in seinem Werke: „Neuf années à Constantinople", als Resultat seiner Beobachtungen, den Satz auf: „Die Pest ist eine von den bei uns herrschenden wenig verschiedene Epidemie und während meines neunjährigen Aufenthalts in Konstantinopel war dieselbe nie contagiös." Kein Wunder, daß demzufolge der Verf. weder von Präservativen noch von Vorkehrungen irgend einer Art, ihrer Verbreitung zu wehren, etwas wissen will. Die Pest von 1815 war die erste, welche B. zu beobachten Gelegenheit hatte; sie war minder verheerend als die 1812 wüthende, welche nach den Angaben des damaligen französischen Botschafters bei der Pforte, Grafen Andréossy, in der türkischen Hauptstadt sammt Pera, Galata und Skutari 150,000 Menschen hinraffte.

Wenn die Pest wirklich ausgebrochen ist, die Hospitäler in Pera sich füllen und die Leichenzüge in der großen Straße der Franken häufiger werden, ziehen sich die europäischen Gesandten in ihre Hotels zurück, alle Personen ihrer Umgebung und ihres Gefolges werden genau consignirt, die Besuchenden in der Regel abgewiesen, alle gepolsterten Meubles, Teppiche u. s. w. aus den Wohnzimmern entfernt; kein Brief, der nicht mit Storax geräuchert ist, wird eröffnet. Fleisch und alle Lebensmittel taucht man vor allen Dingen in Wasser; Geld wird auf einer Art Zählbret in Empfang genommen und sogleich in ein Gefäß voll Wasser geworfen. Räucherungen im Großen werden nicht leicht in Konstantinopel angeordnet, weil man dadurch gegen die Vorurtheile des Volks zu verstoßen fürchtet, das sein Heil von Talismanen und ähnlichen Ausgeburten des Aberglaubens erwartet.

Den Hospitälern in Pera, die der französische Botschafter unterhält, stehen Armenier vor, die zugleich Ärzte und Priester sind und die man fast allgemein abbés de la peste nennt. Diese wackern Männer erfüllen ihre zwiefache Pflicht mit rastlosem Eifer, ohne Furcht, ja oft ohne die nöthige Vorsorge für sich selbst: einer derselben, Dom Courban, der schon bei mehren Epidemien, unter andern bei der von 1812, sich ausnehmend thätig bewies, trägt als Präservativ gewöhnlich nur ein Safransäckchen auf der Herzgrube und an jedem Arme ein Fontanell. Den widrigsten Gegensatz zu diesen bilden die andern und zwar sehr zahlreichen Ärzte Konstantinopels, die sich durch ihre übertriebene Vorsicht verächtlich machen. Mit Kräutersäckchen versehen und übermäßig parfumirt, wagen sie nicht die Kranken zu berühren oder deren Puls zu fühlen, sie getrauen sich oft nicht einmal über die Schwelle des Kranken und beobachten denselben nur von außen; treten sie aber in die Wohnung, so werfen sie eine Handvoll Storax auf glühende Kohlen, um mit dem Rauch davon ihre Kleider zu reinigen. Dies Verfahren ist um so lächerlicher, da es bei einer wahrhaft contagiösen Affection ganz unnütz sein würde. Man versuche einmal ein noch nicht geimpftes Kind durch Räucherungen und ähnliche Mittel vor den Blattern zu schützen; Dasselbe gilt von

Digitized by Google

dem Scharlach und den Masern. Dr. Hildebrand verbreitete durch einen schwarzen Anzug, dessen er sich einige Wochen früher in Wien bedient hatte, das Scharlachfieber in ganz Podolien, und doch hatte derselbe vor der Abreise dahin seine sämmtlichen Kleidungsstücke mehrmal durchräuchern lassen.

Die auf der einen Seite so vorsichtigen und ängstlichen Peroten begehen, wie Dr. B. bemerkt, auf der andern die größten Unvorsichtigkeiten, welche die Pest allenthalben verbreiten würden, wenn sie ansteckend wäre; ebenso höhnen die Verhältnisse alle Vorsichtsmaßregeln. Man erwäge in dieser Hinsicht z. B. nur folgende Punkte: das Ab- und Zugehen der Dragomans bei der Pforte und den verschiedenen Gesandtschaften in Pera; die Aufzüge am Fronleichnamsfeste im heißesten Sommer; den nie unterbrochenen Handels- und politischen Verkehr; die unausgesetzten Verrichtungen der Zölle, der Bank und die Angelegenheiten der Schiffahrt; die Umtriebe des Eigennutzes und der Liebe; das Umherlaufen der Sprachschüler und der Sofias; die unersättliche Gewinnsucht der Juden, die sich der Kleider an der Pest Erkrankter oder Gestorbener bemächtigen; den beständigen Besuch der Kirchen und Moscheen, der Häfen und Märkte; die neugierige oder müßige Volksmasse, die sich zu den Leichenbegängnissen der Reichen gaffend drängt; das Säugen der Kinder von pestkranken Müttern; die Ausschweifungen der Franken und Griechen; die unbegreifliche Sorglosigkeit der Muselmänner — diese und ähnliche Umstände *) beweisen, daß viele Türken mit Recht die Contagiosität der Pest leugnen.

Unter der Bevölkerung Peras, einem Gemisch von überspannten Griechen, thätigen, aber leichtgläubigen Armeniern, knechtischen und unwissenden Juden und der Masse merkwürdiger Sujets aus allen Ländern, die man mit dem Namen Franken bezeichnet, herrschen die wunderlichsten Vorstellungen über die Entstehung der Pest: bald sollen dieselbe in der Luft umherfliegende Thierchen erzeugen, unsichtbares Gewürm, bald feine Stoffe, ja sogar Phantome. Auf einem Kaffeehause belehrte den Dr. B. ein Armenier, die Pest sei eine schwarze Frau, die Nachts die Unglücklichen angrinse, welche sie sich als Opfer ausersehen. Mit der zuversichtlichen Versicherung, er wisse davon zu erzählen, erhob er sich, auf sein Bein zeigend, mit den Worten: „Betrachtet meinen Gang!“ B. sah, daß er hinke. „Wohlan“, fuhr Jener fort, „hört, was mir begegnet ist. Ich war gesund und munter, als vor einigen Jahren in meiner Nachbarschaft die Pest ausbrach; mehre meiner Freunde erkrankten, einige kamen davon, andere starben. Ich schmeichelte mir bereits, verschont zu bleiben, als einst mitten in der Nacht mir eine große, schwarz gekleidete Frau erschien. Ich erkannte sie sogleich für das Gespenst der Pest, von welchem mein verstorbener Vater oft gesprochen hatte. Da ich die Schreckgestalt auf mich zukommen sah, um mich zu fassen, stand ich auf, öffnete das Fenster und ward bald inne, daß ich auf die Straße gefallen war. Ich pries mich schon glücklich, mit einem Schenkelbruch davongekommen zu sein; aber offenbar hatte das Gespenst mich berührt, denn am folgenden Tage hatte ich die Pest. Ohne meinen Fall, ohne den Beinbruch war ich verloren.“ Das ist fast ein so sicheres Mittel wie gegen Zahnweh das Halsbrechen.

Brayer war klug genug, seine Ansichten von dem Wesen der Pest weder in Pera noch in Skutari offen auszusprechen, und hütete sich wohl die von den türkischen Ärzten genährten Vorurtheile oder die von ihnen einmal als unumgänglich nothwendig angenommenen Vorsichtsmaßregeln bei Behandlung der Kranken, wie unnütz sie seiner Überzeugung nach waren, zu verachten. Ein entgegengesetztes Benehmen würde ihm nur geschadet und alles Zutrauen geraubt, ja man würde ihn selbst wie einen Pestkranken geflohen haben. Darum unterließ er nie, wenn er den Puls eines Kranken fühlen wollte, die Finger in Oliven- oder Mandelöl zu tauchen. Desgenettes, Clot und Lachèze in Kairo haben diese und ähnliche Vorurtheile besiegt und es dahingebracht, daß sie die von der Pest Befallenen wie andere Kranke behandeln, sich ihnen ohne Umstände nähern, sie mit bloßen Händen betasten u. s. w.

Würden Desgenettes und Valli sich wol mit dem Eiter einer Pestbeule ungestraft haben impfen, Bonaparte die Leistenbeulen befühlen, Larrey, Parisot und Clot-Bey eine Menge der Pest Verstorbner secziren können? müßten nicht viele Doctoren und Ärzte in Konstantinopel an der Pest sterben, wenn dieselbe wirklich ansteckend wäre? Nicht ein Einziger dürfte, behauptet B., sei während seines langen Aufenthalts daselbst der Pest erlegen. Ein Feuilletonist, der sich als ein unfähiger praktischer Arzt und als galanter Mann zeigt, nimmt hier die Gelegenheit wahr, den Frauen wegen ihres zärtlichen Verstandes, der sie vor manchen Vorurtheilen der Männer bewahre, Schmeichelhaftes zu sagen, und führt als Beispiel Josephine an, die ohne alle Furcht den rasch aus Ägypten zurückkehrenden Bonaparte fest in ihre Arme schloß; dagegen weigerte sich Cäsaras, den Helden zu sehen, und Sieyes hatte nicht Unrecht, die Übertreter der Quarantainegesetze erschießen zu lassen.

Über die Quarantainen und ähnliche staatspolizeiliche Vorkehrungen bringt B. und der nur erwähnte Feuilletonist manches Beachtenswerthe bei. Letzterer läßt sich u. A. vernehmen: „Wenn in neuern Zeiten die Pest irgendwo ausbricht, so wird gleich behauptet, dieses Schiff, dieser Reisende, dieser Flüchtling, jener Schmuggler habe sie eingeschleppt. Es müßte aber die Pest allenthalben hausen, wo gehandelt und gereist wird. Wieviel Reisende gibt es, die sich zu verbergen, den Augen der Behörden zu entziehen wissen; Kaufleute, tausend Auskunftsmittel ersonnen, die Zollgesetze zu umgehen und den Unbequemlichkeiten und Mackereien der Quarantainen und anderer Sanitätsmaßregeln auszuweichen. Trotz der Strenge und Wachsamkeit auf einzelnen Punkten sind unzählige Übertretungen nicht abzuleugnen, und durch dieselben müßte die Pest überallhin verbreitet sein und in den See- und großen Handelsplätzen fortwährend wüthen; doch blieb London seit 1665, Marseille seit 1720 davon befreit. Die Holländer haben zu Ende des 18. Jahrhunderts, und nur dem Dringen der andern Mächte nachgebend, Quarantaineanstalten in ihren Häfen errichtet. Ebenso befinden sich die Vereinigten Staaten bei alle Sanitätsgesetze ganz wohl und handeln direct mit den Türken direct, ohne daß je die Pest in Neuyork oder Philadelphia ausgebrochen wäre. Wenn mindestens die Maßregeln gleichförmig, die Quarantainen von gleicher Dauer und die Anstalten auf gleiche Weise eingerichtet wären, so könnte die Möglichkeit solcher Vorkehrungen blos in Zweifel gestellt werden. Brayer aber, der mit Beispielen belegt, wie abweichend von einander die gesetzlichen Vorschriften, wie ungleich die Handhabung derselben an den verschiedenen Orten ist, erklärt die Quarantainen für völlig unnütz.“

*) Der jetzige Sultan hielt 1836 über mehre Tausend Mann Truppen Revue, bei welcher Gelegenheit über 100,000 Menschen auf einem mäßigen Raume bei 22° R. zusammengedrängt waren, und die damals herrschende Epidemie ward nicht heftiger.

Notizen.

In Mitau sind in lettischer Sprache Kirchengesetze für die lutherischen Gemeinden des russischen Reiches und in [illegible] eine Kirchenagende für dieselben erschienen.

Am 21. November 1835 starb zu Helsingfors in [illegible] Alexander Chemiotte, einer der gelehrtesten Orientalisten Europas, 54 Jahre alt, ehemaliger Professor in Kasan, [illegible] der asiatischen Gesellschaften zu Paris und London. Sein Hauptwerk ist die ausführliche Geschichte der arabischen Chalifen unter den Abassiden: „Historia Abassidarum“ (Paris 1[illegible]), außerdem aber hat er noch Vieles in polnischer, [illegible] und französischer Sprache geschrieben, auch hinterläßt er [illegible] Interessante.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 125. — 4. Mai 1836.

Rabelais.

(Fortsetzung aus Nr. 124.)

Wir dürfen hoffen wenigstens eine Seite des Rabelais durch die mitgetheilten Stellen in ihrer ganzen Stärke vor Augen gebracht zu haben: die Art, wie er seine Helden redend und handelnd darstellt; und wir meinen, es lasse sich aus ihnen ein Schluß auf die Trefflichkeit seiner Charakterschilderung, auf die Sicherheit, Gewandtheit, auf die Kraft und Lebendigkeit, die darin herrscht, machen. Dem Äußern nach sind freilich jene Helden die enormsten und gewaltigsten Riesen, ja, wenn die Figuren, die in den „Songes pandrolatiques" (die wir aus dem Abdruck der alten Ausgabe, Paris, R. Breton, 1565, in Esmangart's Ausgabe kennen, und die wol auch aus dieser, nur zu sehr verkleinert, auf dem Umschlag der gegenwärtigen Übersetzung gegeben sind) von diesen Helden gegeben werden, von Rabelais, wie wol glaublich, selbst sind, haben wir uns unter ihnen überhaupt nicht einmal wahre Menschengestalten zu denken. Dies thut indeß nichts für ihr Inneres, diesem nach sind sie nicht mehr als Menschen, höchstens von etwas größerm Format, und man darf sich durch die Riesenhaftigkeit ihrer Leiber, ihrer Kraftäußerungen, ihrer leiblichen Bedürfnisse und Begierden, am meisten im Trinken, nur ja nicht irre machen lassen. Wenn wir nun auch nicht von alle den einzelnen Figuren, unter denen auch die Nebenfiguren nicht vernachlässigt sind, sprechen können; wenn wir selbst den guten, ehrlichen, tüchtigen Zecher Gargantua ganz übergehen wollen, so müssen wir doch von den drei Helden, die wir in den vorigen Stellen schon kennen lernten, noch einiges Nähere bemerken: vom Pantagruel und Panurg, die erst vom zweiten Buche an auftreten, und vom Bruder Jahn, der schon im ersten von großer Bedeutung ist. Nur nebenbei bemerken wir, daß Esmangart den Pantagruel auf Heinrich II., wie den Gargantua auf Franz I., den Panurg, der von Andern auch wol für Rabelais selbst gehalten worden, auf den Cardinal von Lothringen, Karl von Guise, den Bruder Jahn auf Rabelais' Beschützer, den Cardinal Jean de Bellay deutet; mit welchem Rechte, lassen wir gänzlich dahingestellt sein. Das Verhältniß dieser drei Charaktere zueinander ist trefflich; trotz ihrer Verschiedenheiten gehören sie ganz zueinander; einer hebt den andern, und so scharf, genau und vollständig eben jeder einen ganzen und besondern Mann darstellt, so stimmen sie doch wieder alle drei so zusammen, daß sie eben in dieser Vereinigung ein vollkommnes Ganze bilden. Pantagruel ist im Ganzen ernsthaft und solid; er freut sich an den Scherzen und Streichen seiner Gefährten, aber er sucht die Weisheit darin auf, der er überhaupt nachjagt; er hat etwas Nachdenkliches, und man könnte sagen etwas Pedantisches in seinem Wesen, dabei aber ist er nobel, ansehnlich, gefaßt, ritterlich und im höchsten Grade gutmüthig, sodaß er seinen Gesellen gern nachzieht und nachgibt, denn auch von einer gewissen Schwäche ist er nicht frei. Es ist anfangs ganz unbegreiflich, wie nun dieser an dem Panurg, dem Ausbund aller Verschmitztheit, Frechheit, Aufschneiderei und Lüderlichkeit so großes Gefallen findet; aber freilich wenn man die Klugheit, Gewandtheit, das Genie dieses Panurg, genauer kennen gelernt hat, erklärt es sich. Um dem Panurg nicht Unrecht zu thun, müssen wir auch noch bemerken, daß er keineswegs immer so furchtsam gewesen, als wir ihn in den obenangeführten Proben haben kennen lernen; es ist etwas Eignes, aber ein meisterhafter Einfall, der auf das glücklichste ausgeführt wird, daß Panurg die Courage, die er früher hatte, wenn auch keine blinde, sondern kluge Courage, von dem Augenblick an gar nicht mehr zusammenhalten kann, wo ihn der Gedanke zu freien zuerst ankommt. Der Gedanke, der unmittelbar mit diesem zugleich entspringt, Hahnrei zu werden, ist ihm, vor dem selber bis dahin kein Weibsbild sicher gewesen, so fürchterlich, daß er ihn ganz einnimmt und daß alle seine andern Eigenschaften sich nur gewaltsam neben dieser Furcht hervorzudrängen vermögen. Wie Panurg gewesen sei, sagen wir mit des Autors Worten am besten (S. 221): „Pantagruel, mit seinen Leuten und etlichen Schülern in philosophischem Zwiesprach begriffen", trifft ihn zuerst vor der Stadt: „einen Menschen von schöner Statur, und wohl formirt in allen Leibesproportionen, aber an mehren Stellen elend zerlumpt und so übel zugericht, daß er den Hunden entlaufen schien, oder vielmehr einem Äpfelbrecher aus dem Perche-Land ähnlich sah". Pantagruel erkennt sogleich, was zu ihm sei: „Er ist bei meiner Treu nicht arm, als durch Unglück; denn ich sage euch, seiner Physionomi nach zu schließen, hat ihn die Natur aus einem reichen und ade-

Digitized by Google

ligen Geschlecht erzeugt. Aber die Fata der Wißbegierigen haben ihn so in Dürftigkeit und Mangel gebracht." Ihn jammert seine Noth, er redet ihn an, worauf jener in einer Menge von Sprachen hintereinander antwortet und so trefflich debutirt. Darauf wird Freundschaft geschlossen. Pantagruel kleidet ihn in seine Farben S. 253 „und ließ ihm einen stattlichen Anzug nach damals üblicher Landsart machen, ausgenommen, daß Panurg den Latz an seinen Hosen drei Schuh lang und nicht rund zu haben begehrt, sondern viereckt, wie auch geschah; und trug ihn schwunghaft. Und pflegt öfters zu sagen, die Welt hätt' noch den Nutzen und hohen Ersprieß der langen Lätz gar nicht erkannt: die Zeit würd aber eines Tages ihnen noch lehren, wie alle Ding zu ihrer Zeit erfunden wären." (Wie wichtig dieser Latz beim Panurg ist, sieht man am besten aus dem siebenten Capitel des dritten Buches, „wie Panurg", als er zu freien beabsichtigt, „den Floh im Ohr trug und seinen prächtigen Hosenlatz abthät", auf den er doch „sonst seine letzte Zuflucht, gleichwie auf einen heiligen Anker, in allem Unglücks-Schiffbruch setzt".) Übrigens aber war Panurg (S. 254)

mittlerer Leibesstatur, weder zu groß noch zu klein; er hätt eine etwas gebogene Adlernas, in Figur eines Scheermesserstiels und stund damal in seinem 35. Jahr oder da herum. Fein war er euch zum Vergulden wie ein dräthen Spinnweb, dabei von Person ein gar stattlicher Mann, nur etwas weniges lüderlich und von Natur mit der Krankheit behaftet, die zu der Zeit Geldmangel hieß, der Kummer ohn Gleichen. Gleichwol hätt er an 63 verschiedne Mittel sich Geld zu machen, soviel er jederzeit bedurft, davon das gewöhnlichst und ehrlichste noch der Weg des heimlichen Mausens war. Ein Taugnichts, Gauner, Saufaus, Strotter und Pflastertreter wie keiner mehr in ganz Paris; im übrigen der bravste Knab auf Gottes Erden.

Kürzer als über diesen, können wir von Bruder Jahn sprechen, der sich in dem Seesturm ganz in der Weise wie stets zeigt, das Musterbild eines ritterlichen, oder vielleicht besser soldatischen Mönches, das andere Schriftsteller oft nachgeahmt haben sollen; so erscheint er gleich bei seinem ersten Auftreten, wo er nur mit seinem Kreuzstock eine fürchterliche Niederlage unter der Schar des Pikrocholus, die seines Klosters Weingarten plündern, anrichtet und nicht weniger 13,622 erlegt, „ohne Weiber und Kinder, wie sich allezeit von selbst versteht", und so schildert ihn Rabelais dort folgendermaßen (S. 88):

Bruder Jahn von Klopffleisch mit Namen, ein junger Hach, ein Wagherz, rüstig, wacker, wohlgemuth, behend, keck, hitzig, lang und hager, wohlgespaltenen Munds, erheblicher Nas, ein derber Horashetzer, Vigillenbürster und Meßabzäumer: in Summa alles zusammen zu fassen, ein echter Mönch, so jemals einer, seit die mönchenzende Welt mit Mönchen bemönchelt gewesen, erfunden ward; im übrigen ein Kreuz-Lateiner bis an die Zähn in Brevier-Materien.

So gern wir nun auch noch eine größere Stelle ausheben, um das Verhältniß, in welchem diese drei Hauptcharaktere zueinander stehen, und damit den vortrefflichen Eindruck, den ihre Zusammenstellung macht, recht ins Licht zu stellen, so müssen wir dies doch unterlassen, um unsere Anzeige, die so schon zu ziemlicher Länge gediehen ist, nicht ganz über das Maß hinauswachsen zu lassen. Aufmerksamere Leser, die mit uns gleichen Gefallen an der Benennung: satirischer Roman, gefunden, müssen ohnedem schon bemerkt haben, daß wir zwar schon viel über den Roman, über den satirischen noch fast nichts gesagt haben; darum eilen wir dies noch nachträglich zu thun. Es gehört eben kein sehr scharfer Blick dazu, zu erkennen, daß das Buch des Rabelais nicht blos tolle, lustige, abenteuerliche Geschichten und närrisches Zeug enthält, sondern daß es, und eben in diesen Geschichten und durch sie, ein Bild der eignen Zeit des Rabelais gewährt, sowie sie ihm vorlag und wie er sie auffaßte, von ihm in eigner Manier gemalt. Inwieweit die einzelnen wirklich historischen Personen, Thaten, Ereignisse dieser Zeit von Rabelais copirt worden sind, inwieweit er seiner Laune und Phantasie gefolgt sei, und inwieweit demnach die spätern Herausgeber mit ihren historischen Deutungen Recht haben, unter denen keiner weiter geht als Eckmann, der zu jeder Person das historische Original, zu jeder Geschichte die historische Grundlage, zu jedem Einfall den historischen Anlaß nicht blos sucht, sondern findet, darüber enthalten wir uns jedes Urtheils, wenngleich wir überzeugt sind, daß in diesem Deuten zu weit, bisweilen wol auch über die Grenze der Möglichkeit des Findens gegangen und die freie erfinderische Laune des Dichters viel zu wenig respectirt worden ist. Auch darauf machen wir nur aufmerksam, wie reichen und fruchtbaren Stoff jene Zeit, die ja auch für Frankreich der Übergang von einer alten zu einer neuen war, dem satirischen Dichter bieten, ja, wie eine solche Zeit der Gegensätze und der Gährung fast nothwendig einen satirischen Dichter hervorrufen mußte; und wie erweckend, fördernd und entwickelnd in dieser Hinsicht auf Rabelais seine eignen Erlebnisse wirkten, wie diese ihn nicht blos seine Zeit in allen ihren Theilen und Richtungen kennen lehrten, sondern ihn auch eben dazu, sie in der Weise, wie er es gethan, darzustellen, auffoderten. Über alle diese Punkte, die freilich bei einer Beurtheilung des Rabelais von der größten Wichtigkeit sind, werden wir ohnedem dann, wenn Herr Regis uns mit dem zweiten Theile seines Werkes beschenkt, sprechen müssen und durch ihn besser sprechen können, als wir es jetzt vermöchten, wo uns keine als sehr leicht zugängliche Quellen, aus denen wißbegierige Leser leicht selbst schöpfen können, zur Hand sind. Bei Stellung seines Buches hatte Rabelais eine doppelte Absicht, sowol sich selbst und Andern zu Lust und Ergötzung zu schreiben, als seiner Zeit- und Landesgenossen ein Bild vorzuhalten, in welchem sie sich, freilich wunderlich genug verkappt, aber doch halb nicht minder treu getroffen, in ihrem ganzen Wesen und Treiben, Dichten und Trachten erkennen und mit Gottes Hülfe daraus belehren sollten. Aus diesem Grunde vergleicht er im Prolog des ersten Buches dasselbe mit den kleinen Specereibüchslein von wunderlicher Gestalt, Silenen genannt, und deshalb sagt er zu seinen Lesern:

Nach des Hundes Fürbild (wann er am Wege ein Markbein fand) ziemet euch Klugheit, daß ihr fein riechen, wägen und schätzen mögt diese edeln Schriften vom dicken Schmer, den man leichtlich pürschen mag, schwer aber treffen: dann mit fleißigen Lesens und steter Betrachtung das Bein eröffnet und den substantialischen Mark daraus sauget, dies nämlich, das

Digitized by Google

) unter diesen Pythagoräischen Symbolis verstanden hab, in
isser Hoffnung, daß euch solch dessen witzigen und erleuchten
ab? Denn ihr sollt wol einen andern Schmack und tief ver-
egnere Lehr drin finden, die euch höchst überschwengliche Sa-
ment und schaudervolle Mysterien offenbaren wird, beides
s unsere Religion, als Welt- und Regentenstand, wie auch
Hauszucht angeht.

Freilich ist auch hier bei ihm der spottende Ton, frei-
verlacht er gleich darauf die mühvolle, fruchtlose Ar-
Derer, die dem Verf. Allegorien „entkielholen", an die
selber nicht gedacht, aber seine rechte Meinung ist doch
ilich genug. Das Vorzügliche aber in der Art, wie
jene doppelte Absicht erreicht, liegt darin, daß er die
den Theile, in die sie sich zerlegen läßt, eben nicht selbst
legt, daß er sie vielmehr mit einem Zuge und in
vereinigt verfolgt; daß er nie erst die lustige Fabel
n nachher die ernsthafte Moral erzählt, sondern daß
eides, Lust und Lehre, Spott und Ernst, bei ihm
mer so verbunden und so miteinander verwachsen ist,
ß man gleich Beides zusammen hinnehmen muß, oder
nes. Bei ihm ist nicht die lästige Weise mancher
nlichen Satiriker, bei denen jeder Witz, jeder Scherz
Mühe gibt, uns zu versichern, er scheine blos lustig,
aber im Grunde höchst ernsthaft, und man möge
ja nicht von dem Schein auf die eigentliche Natur
Verf., die solide sei und sich nur aus Aufopferung für
gemeine Beste so thöricht stelle, schließen; eine Weise,
freilich den guten Namen der Satire selbst, recht ohne
Schuld, in eine Art poetischen Miscredits gebracht
. Von solchem Wesen ist bei Rabelais keine Spur,
gibt sich im Ganzen nicht die Mühe, besser zu scheinen
Die, die er schildert, er gesellt sich vielmehr zu ihnen,
wenn er Einer von ihnen wäre, die Verkehrtheiten,
rheiten, Schwächen und Fehler gereichen ihm zur Er-
lichkeit, nicht deshalb, weil sie eben Fehler sind und
sich darüber erhaben fühlt, sondern weil sie doch im
und viel Lustiges, Spaßhaftes haben, weil er wenig-
ns nicht ernsthaft dabei aussehen will; und auch da,
in seiner Verspottung der tiefste Ernst liegt, wo er
inge, die er haßt, mit dem schärfsten, schneidendsten
ott angreift und seinem Hasse opfert, tritt dieser Ernst
ungeschickt und störend hervor; auch hier bleibt Ra-
ais bei seinem guten Humor, das Gefühl der Überle-
heit und eignen Behaglichkeit bewahrt ihn davor, eben
s ernsthaft zu werden, und an die Stelle der lustigen
une, mit welcher er Das, was ihm blos lächerlich vor-
mmt, selbst zu billigen und mit zu genießen scheint,
tt dann nur der übermüthigste Spott und Hohn gegen
Gegenstände seines Zornes. So bildet aber auch jene
nige Verschmelzung der beiden Elemente in Rabelais'
atire ein volles, kräftiges Ganze, das uns nie an die
stlosen satirischen Bestrebungen erinnert, in denen Ernst
d Scherz ängstlich zusammengeleimt wird, und in denen
er dem Bemühen, ja immer Beides zu sein, ja immer
zeigen, daß eben Alles Satire sei, was man sage, und
bei stets das rechte Maß zu bewahren, weder rechter
rnst noch rechter Scherz ist. Rabelais ist immer Beides
sammen, so zusammen, daß man nicht sagen kann, wo
Eines anfängt oder aufhört. Ob man Das für Satire neh-
men werde, was er schreibt, scheint ihn gar nicht zu kümmern, ihm selbst gereicht das Schreiben zur Lust, und er scheint nur die Absicht zu haben, seinen Lesern dieselbe Lust zu bereiten; dabei kennt er ein Maß gar nicht, er läßt die Zügel schießen, er bindet sich an nichts, er kennt keine Schranke für die Ergüsse seiner Lust und Laune, seines Scherzes und Spottes, mindestens überspringt er sie alle. Dies Alles aber entspringt aus Rabelais', wie wir schon sagten, nicht definirbarer Pantagrueliſtischen Weise, zu sein, zu leben und sich das Leben und Treiben um sich zu beschauen: er scheint für sich selbst Alles abgethan zu haben, es ist ihm wohl in seiner eignen Haut, er fühlt sich selbst gesund und behaglich, und so kann er auch dem tollsten Treiben um ihn herum ruhig zuschauen, so mischt er sich selbst mit darunter und treibt's eben mit wie die Andern, so stößt er auch Das, was ihm etwa ans Herz greifen könnte, mit dem Fuße von sich; wenn er sich einmal ärgert, so wird er doch nicht mürrisch und verdrießlich, er macht seinem Ärger derb und tüchtig Luft und ist gleich wieder so unbefangen und munter wie zuvor; „doch Der hat einen Sparren, dem was zu Herzen geht", scheint sein Symbolum zu sein; zwar kann er auch grimmig und zornig werden, am meisten wird er's gegen die Pfaffen, namentlich gegen die Theologen der Sorbonne, die ihn wol gern zum Feuer gebracht hätten, gegen die ihm aber das Vergnügen, das die Mächtigsten im Staate, selbst die Könige Franz I. und Heinrich II., an seinen Büchern fanden, Schutz gewährte; aber es ist immer der Zorn und Grimm, in dem sich eine gute Natur, die sich in ihrem Innern sicher, von Außen gedeckt weiß, einmal erleichtert; nie finden wir bei ihm jenen verbissnen Ingrimm, der am eignen Herzen zehrt und aus dem Gefühl des Widerwärtigen und zugleich der Ohnmacht, dies zu vernichten, entsteht. Rabelais hat gar nicht die Absicht, zu vernichten; ihm ist's genug, Das, was sich ihm feindlich entgegenstellt, sich vom Halse zu schaffen und es zum Gelächter und Gespött dadurch zu machen, daß er es in all seiner Schwäche und Lächerlichkeit getreulich abmalt. Guten Gesellen Lust und Vergnügen zu machen stellt er als sein Hauptbestreben voran, gute Lehre und Rath in seinem Buche zu finden überläßt er Jedem, der es liest, selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Elisabeth. Als Handschrift gedruckt. Berlin 1835. 8.

Die Worte des Titels: „Als Handschrift gedruckt", legte das Gebot auf, diesen anmuthigen Sonettenkranz als ein süßes Geheimniß zu bewahren, an welchen die Literatur unsers Zeitalters ihre Ansprüche nie aufgeben konnte, während doch keiner der dem Verf. befreundeten Empfänger dieser poetischen Liebesgabe berechtigt war, ihr Dasein zu veröffentlichen. Erst jetzt, wo der Kreis der Bekanntschaft sich vergrößert und die vege Theilnahme für diese Gedichte sich auf vielfache Weise kundgegeben hat, entschließt sich der Verf. dieselben dem Buchhandel zu übergeben, indem er verheißt, mehre aus mancherlei Bedenklichkeiten zuvor zurückgelegte oder erst später wiederaufgefun-

Digitized by Google

dene Gedicht der neuen Auflage hinzuzufügen. Man kann daher folgende Mittheilungen als Bericht über die schon der Publicität übergebenen Gedichte, wie als Ankündigung der verheißenen betrachten.

Diese „Erinnerungen" sind Blütenkränze des Lebens und der Liebe eines hochherzigen Mannes, in welchem das Zeitalter einen Staatsmann verehrt, der für die Befreiung Deutschlands und Preußens von fremder Herrschaft, für die Aufrechterhaltung der Völkerwohlfahrt und für Geistesfreiheit fördernde Nationalität fortzuwirken nie aufhörte, indeß er die großen Momente des Befreiungskriegs und des damaligen Hohen Aufschwunges des preußischen Volkes mit Pindar'scher Begeisterung besang. Nur zu groß ist die Bescheidenheit des Verf., wenn er im Vorworte sagt: sein Dichterleben sei sehr früh in einem mühsamen Geschäftsleben untergegangen, während er in dem Ruhme nicht übertroffen wird, die schwierige Verbindung eines vielfach verketteten Berufslebens mit dem flüchtigen Frieden der Dichterwelt ohne Beeinträchtigung des einen oder der andern gepflegt zu haben zu reicher Blüte und schöner Frucht. Nur darüber möchte Ref. mit ihm rechten, daß er hier nur eine Auswahl der Sonette gab, die andern Weisen, Episteln, Oden, Lieder u. s. w., aber der nur „vielleicht" verheißenen vollständigen Sammlung seiner Gedichte vorbehält.

Die ersten beiden Abtheilungen des Gegebenen enthalten die Vorspiele eines schönen Liebesbundes, der in beinahe 59jähriger Ehe bethätigte, daß er da seine Heimat habe, wo nichts verblüht und verwelkt, und wo die Feste der Liebe nicht untergehen. So konnte der Dichter am Schlusse des Vorwortes von der verherrlichten Elisabeth sagen: „Wenn Ihr verklärter Geist aus den Wohnungen ihres Friedens, wie ich ahne, auf die Beschäftigungen unsers irdischen Lebens theilnehmende Blicke wirft, so wird sie in diesem mit tiefer Wehmuth ihr gewundenen Todtenkranze die Liebe wiedererkennen, von der sie einst schrieb: „Was die zarte Leonore nur als Wunsch ausspricht, ist mir gewährt. Das Gedächtniß einzig schöner Stunden lebt in deinem Gemüthe, und du erkennst, welch einen Schatz von Treue und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann."" — Diese Geliebte begrüßt der Dichter im Herbste 1788:

Der Herbst ist da mit seinen Schauern allen,
Es braust der Sturm, das Haff*) geräth in Zorn,
Der Regen schwellt zum Strom des Baches Born,
Der Herbst ist da, die gelben Blätter fallen.

Verflattert ist der braune Hagedorn,
Die wilde Ros', und wo der Nachtigallen
Geheim verseufzte Töne starben, schallen
Dem Rehe nach die Peitschen und das Horn.

Ach! Alles welkt und endet und vergeht.
Auch ihr verblüht, ihr, meine Blütentage,
Kornblumen gleich, gleich Feldmohn weggeweht.

Doch die ich thränenvoll im Busen trage,
Die Schmerzensblume wächst, und blüht empor.
Du bist nicht irdisch, holder Blumenflor!

— und feiert ihren Todestag, den 12. Julius 1835:

Die Nachtigallen hörten auf zu schlagen,
Der Rosenflor des Jahres war verblüht:
Da war sie auch verstummt, mein süßes Lieb,
Entblättert meine Ros' aus goldnen Tagen.

Ihr habt sie nicht von mir hinweggetragen!
Es gibt ein einsam stilles Traumgebiet,
Aus dem sie nie, seit funfzig Jahren, schied,
Da ruht sie sanft, umspielt von schönen Sagen.

Sonst war umpflanzt von zarter Blumenlust
Ihr Ruhebett' an meiner heitern Brust;
Nun weht es leis' aus Ahnens hohen Palmen.

Geist Ros, für sie mein Gebüsch Ruh!
Nun thut es immer kalt vom Engelsflügel,
Und um mich her ist Alles todt und still. L.

*) Das Gedicht ist in der Nähe des Frischen Haffs gedichtet.

Notizen.

„Alimentiveness" (Geschmächtlichkeit) hat man in England ein neuentdecktes phrenologisches Organ benamset, bei sich i oder nahe bei dem Gaumen befinden soll. Dieses bestimmt die physischen Appetite, deren Varietäten wir in der Trunkenheit, Völlerei, im Tabacksrauchen, im Hunger, Durst und manchen damit in Verbindung stehenden Krankheiten, wie z. B. der Wasserscheu, wahrnehmen. Hoffentlich wird Eugen Sue, der unermüdliche Forscher im Gebiete der Physiologie, aus dieser neuen Erfindung drei neue Romane machen.

Die für die Mahlzeiten festgesetzten Stunden haben sich innerhalb zweier Jahrhunderte merklich verändert. Bis zu der Regierung Franz I. pflegte man zu sagen:

Steh' auf um fünf, iß Mittag um neun,
Des Abends um fünf, und zu Bett um neun,
So wirst du ein Mann von neunzigundneun

Dieser Brauch ließ aber bald nach; nur wenige Personen dinirten noch gegen 10 Uhr und soupirten gegen 6 Uhr. Karl aß regelmäßig um 10 Uhr zu Mittag, zu Abend um 7 Uhr, legte sich sammt seinem Hofstaat um 9 Uhr zu Bett. Eine mahnte das Löschglöckchen, die Feuer auszuthun, was in Winter um 6 Uhr, im Sommer zwischen 8—9 Uhr geschah. Die Voraltern der heutigen Engländer würden das heutige Frühstück ein Mittagessen und das Mittagessen ein Abendessen genannt haben. Es ist eine seltsame Thatsache, daß in den Collegien zu Oxford, wo von den Stiftern Fonds für die Mahlzeiten der Schüler ausgesetzt sind, eine größere Summe für das Abendessen als auf das Mittagsbrot gerechnet ist, ein Zeichen, daß ersteres die Hauptemahlzeit war.

„In dieser Welt", sagt Dwight, „sind wir Kinder, die an dem Ufer eines mächtigen Stromes stehen. Wir wenden unsern Blick aufwärts und abwärts, zur Rechten und zur Linken; wir unterscheiden gar manche Windung, und bemerken, wie er bald sichtbar wird, bald sich verbirgt und ganz aus unserm Auge verschwindet. Da wir fern von seinem Ursprung und fern von seinem Ausfluß sind, so bilden wir uns vergebens eine Vorstellung von der wahren Schönheit und Größe seines ganzen Laufes. Wir stehen im Anschauen verloren, erstaunt und müssen endlich uns bescheiden. In solchem Zweifel befangen, kommt uns ein Bote vom Himmel, der uns von der Natur, von dem Fortgang und von der Mündung des Stromes ins Meer Kunde gibt. Er führt uns zurück auf die Quelle und zeigt uns von ferne auch den unermeßlichen Ocean. Fragst du nach dem Strom? Er ist das irdische Sein. Fragst du nach dem Boten? Es ist die heilige Schrift. Fragst du nach dem Weltmeer? Der Himmel ist's, in dessen Unendlichkeit Alles endigt."

Michel Angelo pflegte in Betreff der Nachahmung des Künstlers zu sagen: „Wenn man nicht nach sich selbst zu arbeiten versteht, so wird man nie aus den Werken Anderer bedeutenden Vortheil ziehen." Man zeigte ihm ein historisches Gemälde, dessen einzelne Theile aber sämmtlich aus andern Werken copirt waren. Einer seiner Freunde fragte ihn um seine Meinung davon. Er antwortete: „Es ist gut, aber am Tage des Gerichts, wenn alle Bilder sich den Körpern wiederanfügen werden, wird von demselben nicht viel bestehen." Dies könnte man in potenzirter Bedeutung von den meisten heutigen Geistesproducten sagen. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 126. — 5. Mai 1836.

Rabelais.

(Beschluß aus Nr. 125.)

So redet er die Leser seines Buches vor demselben an:

Ihr Leser dieses Buches Lobesan
Thut ab von euch Affect und Leidenschaft,
Und wann ihr's leset, ärgert euch nicht daran:
Denn es kein Unheil noch Verderben schafft.
Die Wahrheit zwar zu sagen, musterhaft
Ist wenig drin, wenn wir nicht Lachen meinen.
Den Text erwählt mein Herz, und weiter keinen.
Geh ich den Kummer, der euch nagt und feißt,
Handl' ich von Lachen lieber denn von Weinen
Dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist.

Er kennt die Trübsal seiner Zeit, er kennt die Kämpfe, sie erschüttern, er weiß es, wie Viele daran krank wund daniederliegen, und so spricht er denn bescheidlich von sich, daß er ja nur seine Pflicht als Arzt thue, wenn er den armen Kranken Labe und Linderung bringe, „und schon durch sein frohes, heitres, holdes, lauteres, offnes Angesicht den Kranken erfreu". „Wie nun", fügt er hinzu, „unmöglich, daß ich selbst zu allen Kranken gerufen werden, selbst alle Kranken in Cur könnt nehmen, was für ein Hundsneid ist es doch, den armen Kranken und Schmachtenden dies weder Gott, dem Kölle, noch sonst wem schädliche Vergnügen und heitre Kurzweil zu entziehen, so sie aus Anhörung sothaner unsern Bücher in meinem Absein schöpfen möchten." — Unter so vielen tapfern, beredtsamen, heldenherzigen Leuten, die itzt vor ganz Europens Augen und Antlitz diese bedeutsame Fabel und Tragikomödie spielen", will er, wie er im Prolog zum dritten Buche sagt, nicht allein ein müßiger Zuschauer verbleiben, „sondern sein alles soviel in ihm nach Kräften mitsteuern." Wie Diogenes bei der Belagerung von Korinth, um nicht müßig zu sein, in Fässel gerollt (u. s. w. — denn wir können hier die 20 Zeilen Verba, die beschreiben, was Diogenes Alles mit seinem Fässel vorgenommen, nicht abschreiben, s. S. 340), so hantir' auch er mit seinem Fässel, zu dem er alle guten Pantagruelsbrüder einladet:

Wohlauf, ihr Brüder, zu diesem Wein! in vollen Zügen, liebe Kindlein, trinket davon. Schmeckt er euch nicht, so laßt ihn stehen. Ich bin keiner von denen beschwerlichen Lifferloffers, die ihre Landsleut und guten Kunden mit Macht, Parforsch, Schimpf und Gewalt auf karus, ja, was schlimmer noch, auf Aus zu saufen gewältigen. Ein jeder ehrlicher Zecher, ein jeder herliche Gicht-Hahn, wenn er Durst hat, kommt an mein Faß; braucht keiner zu trinken, wer nicht Lust hat; hat er Durst, und der Schmack behagt den Gaumen ihrer Herrlichkeiten, lässet sie trinken frank und frei, frisch und getrost, des Weins nicht schonen, ich geb's umsonst. Dies ist mein Satz. Und sorgt auch nicht, der Wein möcht ausgehn, wie auf der Hochzeit zu Cana, weiland in Galiläa, soviel ich euch zum Hahn herauslaß, füll ich wieder zum Spund hinein; so ist mein Fässel nie auszuschöpfen, denn es hat einen lebendigen Quell und eine immer fließende Ader.

Merkt aber wohl, was ich gesagt, und was für eine Art von Leuten ich dazu eingeladen hab! Denn nach dem Beispiel des Lucilii, welcher für keinen Menschen weiter, als nur für seine Tarentiner und Consentiner zu schreiben betheuert, hab' ich's auch lediglich nur für Euch ihr Zecher von dem ersten Schnitt, und freilehnherrliche Gicht-Patienten itzt angestochen. Die Nebelbalger und dorophagischen Schlecker haben wol so der Hummeln im Arß genug, und offene Schnappsäck für ihr Waidwerk die Hüll und Füll; laßt sie dem nachgehn, wächst hie nix für sie. Von Muckenseichern und Mollenköpfen, da sagt mir auch nix, ich bitt euch um der liebwerthesten vier Backen Willen, die euch erzeuget, wie auch des erwecklichen Schraubenzäpfleins, so damal sie in eins verband. Viel weniger von den Kuttenkleppern, obschon sie all caduk, venerisch, grindkrustig, mit unauslöschlichem Durst und unersättlicher Schlingwuth geplagt sind. Warum? weil sie nicht Gottes, sondern des Bösen, und zwar deß Bösen sind, von welchem wir alle Tag zum Herrn um Erlösung rufen, wiewol sie zu Zeiten als Bettler sich stellen; doch selten schneidt ein alter Aff' eine gute Frat. Fort Köder! räumet mir das Feld! Mir aus der Sonnen! Zum Teufel Canaill'! Kommt ihr Spür-Arß schon wieder her, visirt meinen Wein, beseicht mein Faß? Schaut her, hie ist der Stock, den ihm Diogenes nach seinem Tod per Testament zur Seit ließ legen, euch Grabgespenster, euch Cerberus-Hund kreuzlahm zu bläun und heimzuleuchten! Fort dann ihr Schleicher! Auf die Schaaf, hatz, hatz ihr Köder! Scheert euch naus, was Kutt heißt, ins drei Teufels Namen! Schu! Seid ihr noch da? Ich verfluch mein Theil an Papimanien, wo ich euch krieg. Rrrurrrurrrurruh! Huß, huß! Na wirds bald? daß ihr doch Zeit eures Lebens nicht pferchen könntet als unterm Kantschuh, nimmer brunzen als auf der Wipp, euch nimmer wärmen, als wenn man euch mit Knitteln walkt!

Diese Stelle, aus der die energische Art deutlich genug erhellt, wie Rabelais seinen Zorn gegen die Kuttenbrüder, die ihm durch Anschwärzungen und Verketzerungen das Leben schwer machten, ausläßt, könnte uns leicht den Weg zu einer Darlegung der verschiedenen einzelnen Partien, aus denen das Gemälde, das er von seiner Zeit gibt, besteht, bahnen. Wir könnten zeigen, wie er eben keine Seite des Lebens der damaligen Zeit unbeachtet und ungeschildert gelassen, wie freilich die Ketzerriecher und

Digitized by Google

neben ihnen die Rechtsverdreher die Hauptgegenstände seiner Satire seien, wie aber nicht weniger das Pfaffenwesen überhaupt, insbesondere das der Mönche, wie das Treiben der Gelehrten, das Hofleben, die Politik und Religion, das Privatleben in allen seinen Einzelnheiten ihren Platz gefunden; wir könnten nochmals darauf aufmerksam machen, wie er, wenngleich er überall auf Wesen und Kern der Sachen geht und so auch in dieser Hinsicht „aller Quintessenz Abstractor" ist, doch nie ins Abstracte verfällt, sondern wie alle jene Seiten vertreten werden durch eine Menge grotesk aussehender, aber wahrer, lebendiger, leibhafter Gestalten. Wir würden dann, verbunden mit Dem, was wir über den Ton seines Buchs gesagt, einen ziemlichen Commentar zu den Worten des Thuanus geliefert haben, die zu dem Bessern gehören, was über Rabelais gesagt worden ist und die wir deshalb in einer Note anführen*); aber wir können eine solche Darlegung nicht mehr wagen und hoffen, darüber wie über manches Andere in unserer etwaigen Anzeige des zweiten Theiles noch Gelegenheit zu sprechen zu haben. Nicht einmal über die Vorwürfe, die ihm schon in seiner Zeit gemacht worden, als befördere sein Buch Gott- und Sittenlosigkeit, und als habe er eben deshalb geschrieben, können wir weiter sprechen und unterdrücken einen eignen Versuch in der beliebten Manier der „Rechtfertigungen", in dem wir die ernste Seite des Rabelais und in ihr seine protestantische, freilich nicht recht durchgebildete Ader darzustellen wünschten, um lieber die Worte, mit denen ihn Fischart, der ihn am besten kannte, schon vertheidigen mußte, hier noch anzufügen:

So wißt demnach — sagt Fischart in der Vorrede, und wir sagen es ihm nach — daß er, Franz Rabelais, bei vielen einen bösen Ruf hät, als ob er ein gottloser Atheos und Epicurer sei: Welches ich dann in seinem Werth beruhen lasse, dann heilig ist er nicht gewesen: gleichwol daß man solches und ärgeres aus seinen Schriften zu schließen gedenket, dessen entschuldigt er sich aufrechtlich in einer Dedicationsepistel an den Cardinal von Castillon (sie steht vor dem vierten Buch), darin er das Vorhaben solcher Bücher — scheinlich anbringet, und meint dabei, daß von wegen des Schmuzes die Real nit hinzuwerfen sein, noch die Kern von wegen der Spreuer; es steh einem jeden frei daraus zu lesen, was er will; wann er schon einen sich heiß hinten lecken, soll er ungezwungen sein: besser ein Fenster aus als ein ganz Haus, sagt der Probst, da man ihn warnet, er würd' sich blind saufen. Ist derwegen er nicht allein dieser Beschönung, sondern auch seiner Lehr, Wohlbelesenheit, Arzneierfahrung, und fürnämlich seines diogenischen, kurzweiligen Lebens und Schreibens halber bei hohen Leuten liebgehalten worden, bei den Königen in Frankreich, allen Gelehrten und Poeten, ja auch bei den Geistlichen, wie gehört, ja bei den Frauen, der Königin von Navarra. Dann ihr auch dies beineben wissen sollt, daß er ein Doctor der Arznei gewesen, und deshalb ihm ein schlecht Gewissen gemacht, etwan von natürlichen Sachen natürlicher zu reden, auch etwas Gurgellantischer zu waifelen, zu kröpfen und sich zu beweinen, dieweil er als ein Physikus sein Natur im ersten Grade trocken befunden und das Heilpflaster als ein Arzt auf die grimme Weinwunden zu Handen gehabt.

Der „Atheos", der er übrigens wahrlich nicht ist, mag dem Rabelais in unserer aufgeklärten Zeit nicht eben viel Schaden bringen; er verdankt jenen Namen wol am meisten dem Misbrauch, wie wir's nur der Kürze wegen nennen, den er durch freilich recht komische Anwendung biblischer Stellen bisweilen treibt, und dann wol dem Haß seiner Feinde, der Kuttenbrüder, die ihm mancherlei in seinen Büchern recht hämisch aufstachen und auslegten. Der „Epicurer" dagegen, der er übrigens auch nicht ist, wenn auch oft im grandiosesten Style schalkt, wird seinem Buche und damit auch dieser Übersetzung am meisten im Lichte stehen, während er zu seiner Zeit ihm wol im Ganzen gar nicht schadete. Mindestens eine Seite, von welcher sich eben der „Epicurer" zeigt, wird genügen, das Buch selbst bei Denen nicht in Aufnahme kommen zu lassen, die es sonst ohne Schaden und ohne sich schämen zu müssen, lesen könnten; denn ein Buch für die Jugend ist das des Rabelais überhaupt, ein Buch, das Frauen lesen könnten, wenigstens jetzt nicht mehr; hielt es doch selbst Fischart für gerathen, selbst die Frauen seiner Zeit an das Vergnügen zu erinnern, so ihnen Boccaccio und Straparola gewährt, und darum auch sein Buch, das dem Rabelais hier nichts nachgibt, nicht zu verwerfen. Wir meinen die Art, mit welcher Rabelais alles Natürliche, aber nicht etwa blos Essen und Trinken schildert, und die Witze, die er darüber zum Besten gibt; wir meinen namentlich die Masse von Zoten, wie man sie nun einmal nennt, von denen er wimmelt, die übrigens nicht etwa zufällige Auswüchse seiner Laune, sondern ein wesentliches, nothwendiges Element seines Witzes sind. Es gibt zwar moderne ästhetische Versuche, die auch der Zote ihr Recht widerfahren lassen; bei Aristophanes, der in mancher Hinsicht ein Pantagruelist ist, schickt man sie sogar im Griechischen, weniger bei Voß, und philosophisch wird der einmal existirenden gewiß der passende Platz im Weltgebäude anzuweisen sein; ja, man mag alles Dies in thesi gelten lassen, aber in praxi, und in solcher Praxis? Denn ärgere, kolossalere Zoten als bei Rabelais, bei dem es fast Grundsatz zu sein scheint, nicht Natürliches unverschwiegen zu lassen, wird man schwerlich aufzutreiben wissen; was hilft es, daß sie fast alle komisch, die meisten witzig, nur wenige vielleicht unnütz sind: alle ihre Vortrefflichkeit hilft ihnen zu nichts gegen die Zucht, Sitte und Anstand unserer Zeit, die es schlechterdings nicht vertragen kann, daß ein Schriftsteller seinen Helden noch mit etwas Anderm als Kopf und Fuß ausstatte; die es wenigstens verlangt, daß alles Andere mit dazu gehörigen Verrichtungen, denn Einiges kann man doch nicht entbehren, mit gehöriger Decenz behandelt werde. Ja, wenn Rabelais nur frivol wäre, wenn er seinen Helden ein leichtes zerrissenes Hemdchen umwürfe; Mode könnte er zwar darum nicht werden — denn Gott sei Dank, so gesund ist unsere Zeit, daß die Frivolität wenigstens aus der Mode ist — er könnte sich aber doch noch eher sehen lassen. Aber Zoten — wie gern nähmen wir sie

*) **Irridendi artem homines, sicut ajebat propriam amplexus, democritica libertate et scurrili interdum dicacitate scriptum ingeniosissimum fecit, *quo vitae regnique cunctos ordines, quasi in scenam sub fictis nominibus produxit et populo deridendos propinavit.***

Digitized by Google

den Vorwurf vom Rabelais, wie gern suchten wir die Nothwendigkeit dieser Art des Witzes in einem Buche, das eine Zeit darstellt, wo sich auch kein Mensch geschämt haben kann, zu deduciren und scheu die Preiswürdigkeit der Rabelais'schen Z. (wir schreiben das Wort hier nicht mehr aus) zu beweisen; aber hier fehlt uns etwas mehr als der Raum. Wir haben zu den Beispielen, die wir zur Schilderung des Rabelais gegeben, solche Stellen ausgewählt, in denen nur ebenso viel von jenem Element sich vorfindet, als überhaupt nothwendig war, um wirklich das Buch des Rabelais zu charakterisiren, als wir auch nicht vermeiden konnten, wenn wir nicht eine der wenigen ganz ernsten Stellen mittheilen wollten, zu deren Übergehung für diesmal wir unsere Gründe hatten. Der gewissenhafte Leser wird es sich, wenn er jene Proben genau liest, selbst sagen können, ob er das ganze Buch lesen darf. Wir haben unserer Pflicht genug gethan, selbst auf die Gefahr hin, dem trefflichen Werke des Hrn. Regis die Leser zu entziehen, die wir ihm durch unser wohlgegründetes, wenn auch unzulänglich ausgesprochenes Lob vielleicht gewonnen hatten; die rechten Leser, die er selbst haben will, gewiß nicht, und wir hoffen, es gibt deren eine Anzahl, die keinen Anstoß nehmen und sich an der Poesie, in welcher Gestalt sie auch auftrete, erfreuen. Und so haben wir unserer Anzeige nichts weiter als die Wiederholung unsers Dankes an Hrn. Regis und den Wunsch hinzuzufügen, daß er doch ja nicht lange mit Herausgabe des zweiten Theils seines Werkes, mindestens nicht so lange zögern möge, als wir leider auf die unverantwortlichste Weise mit der Anzeige dieses ersten gezögert haben. 13.

Die Zeugung der Himmelskörper, deren Wachsthum, Nahrung, Alter und Todesarten. Nachgewiesen aus den Hypothesen der Astronomen und Physiker, von F. Nork. Meißen, Goedsche. 1835. 8. 18 Gr.

Die Physiker haben seither sich viel darauf eingebildet, daß sie in dem Reiche der Natur eine leblose oder unorganische und eine lebende oder organische Natur unterschieden und das organische Leben wieder eintheilten in ein vegetabilisches, ein animalisches und ein psychisches. Auch haben sie sich wol so weit erhoben, ein Leben anzunehmen, welches das ganze All durchströmt, ein Gesammtleben als „das Manifestiren einer innern Einheit der Natur". Aber sie haben dieses Gesammtleben als etwas Ideales genommen, nicht als etwas Reales. Auch hat es Leute gegeben, welche Phantasie genug besaßen, um, wie die Wilden noch jetzt thun, die Weltkörper für eine Art lebender Wesen zu halten oder, wie die Dichter, bildlich ein Heer lebender Gestirne heraufzuführen. Aber die Sache wird jetzt anders. Herr Nork hat das ideale und poetische Leben der Weltkörper bei den Haaren ergriffen, den Schleier abgerissen und ein reales Leben ans Licht gebracht.

Er erklärt zwar nicht, welchen Unterschied er zwischen den gewöhnlichen Begriffen von unorganischen und organischen Naturkörpern mache; er schreibt auch, wie er ausdrücklich sagt, nicht für Gelehrte; aber er erklärt die Himmelskörper geradezu „für selbständige, aller Wahrscheinlichkeit nach belebte Wesen", und setzt sie also in die Reihe des Organischen, und zwar ist ihm das kosmische Leben augenscheinlich ein wirklich thierisches. Also Thiere sehen wir allnächtlich über den Himmel kriechen. Die Sterne, sagt Hr. Nork, unterscheiden sich von uns nur in der Körperform, in der längern Lebensdauer, in der Art zu wachsen, in ihren Bewegungen, in ihrer Weise sich fortzupflanzen. Sie zeugen, geschlechtslos wie die Blattläuse und Polypen, durch sich selbst, ohne Beihülfe eines Individuums von anderm Geschlecht. „Die Fische und Seethiere leben im Wasser; wir, die Landthiere und Vögel, schwimmen in der Luft, die Himmelskörper im Äther." Der Bau unserer Erde gibt Symptome des Lebens wie wir, nur in sehr vergrößertem Maßstabe kund. „Sie transpirirt wie andere animalische Wesen (warum führt Hr. Nork nicht auch den z. B. von Keferstein angenommenen Athmungsproceß der Erde an?); die Stelle des Bluts vertritt das Wasser, welches durch ihre Gebirgsadern fließt; ihr Pulsschlag ist Ebbe und Flut, die Metalle sind ihre Nerven, die Steinkohlen ihre Muskeln, die Salze ihre Knochen, und die Eingeweide stellen die Erdformationen selbst vor. Ja, man kann auch die Erdbeben als eine der Kolik oder Epilepsie vergleichbare Nervenkrankheit angeben. Die Erdrinde vertritt die Stelle der Haut, die Berge sind ihre Warzen, Blattern, die Vulkane mit Eiter gefüllte Bläschen, die zeitweise zum Aufbruche kommen, die Bäume sind die Haare der Erde, Thiere und Menschen aber die von ihrem Safte lebenden Insekten (der geneigte Leser mag sich für den Vergleich bedanken) u. s. w." Auch Abnormitäten kommen vor wie in der Pflanzen- und Thierwelt; so der Ring des Saturns, so manches Doppelgestirn, das unwillkürlich an die siamesischen Zwillinge erinnert. Die Meteorsteine sind (ihr kosmischer Ursprung wird als erwiesen angenommen) unreife, nicht zur Ausbildung gelangte Weltkörper, ganz ähnlich dem durch Abortation abgegangenen Fötus der Animalien. Hr. Nork bedauert die Himmelskörper, daß sie stumm zu sein scheinen wie die Fische, tröstet übrigens, daß die Sprachlosigkeit der Sterne noch keineswegs erwiesen sei. Einen andern Einwurf gegen die Belebtheit der Erde, nämlich den, daß sie gefühllos scheine, wenn auch die Bergleute ihr tief in die Haut bohren, widerlegt der Verf. dadurch, daß er sagt, die Erde habe ebenso wenig wie das Pferd Arme, um sich die stechenden Insektchen abzuwehren. Ein Hauptbeweis für das Leben der Himmelskörper ist aber ihre Bewegung; denn Bewegung ist Zeichen des Lebens, die Sterne bewegen sich, folglich haben die Sterne Leben. Die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung wird mit einem Scherze abgefertigt.

Die ganze Theorie aber, die wir hier treu und ehrlich mitgetheilt haben, ist dem Verf. vollkommener Ernst, und da es ihm nicht um Definitionen zu thun ist, sondern nur um die Behauptung, daß die Sterne belebt sind, so geht das ziemlich gut. Grade den Hauptcharakter des Thieres, welcher darin besteht, daß es einen Willen hat und sich mittels desselben, also durch einen innern Impuls bewegen kann, läßt der Verf. ganz unberücksichtigt und übersetzt sehr naiv den Begriff: „willkürliche Bewegung", in Bewegung überhaupt, und weil die Himmelskörper Bewegung haben, so sind sie belebt. Also der Stein, wenn er fällt, und das Wasser, wenn es fließt, sind wol auch Thiere? Überhaupt springt es augenblicklich in die Augen, daß der Verf. die Wirkungen von rein physischen und chemischen Kräften ohne Weiteres für thierische Processe nimmt und so kurz zu seinem Ziele kommt.

Dabei hat Hr. Nork Muth und Selbstbewußtsein genug, fast das ganze Collegium großer Astronomen zum Zeugen für seine Wahrheit aufzurufen. Was werden Herschel und Laplace sagen, daß sie noch für die Thiernatur der Welten zeugen sollen, blos weil sie die Ansicht von der Bildung der Sterne aus dem Lichtnebel vertheidigt haben! Hr. Nork nimmt die Genesis der Himmelskörper, wie sie dieselben erklärt haben, geradezu für eine organische Zeugung, obgleich wieder von dem anfänglichen Glühen und Schmelzen der Weltkörper, von der Zersplitterung und andern rein mechanischen oder chemischen Processen gesprochen wird. Da Hr. Nork sagt, daß sämmtliche Planeten einmal gebrannt haben, läßt sich nunmehr auch der Beweis führen, daß es brennende Thiere gibt. Das Wachs-

Digitized by Google

thum der Himmelskörper wird durch Aggregation erklärt, z. B. dadurch, daß Monde auf die Erde gefallen sind, und eben dadurch gibt der Verf. selbst wieder ein Zeugniß gegen seine Theorie; denn grade das Wachsen von innen nach außen ist ja ein charakteristisches Merkmal der organischen Naturkörper, während die unorganischen nur durch Ansetzung von außen wachsen. Mit Sorgfalt sind die meisten Hypothesen über die ursprüngliche Gestalt unsers Planeten zusammengetragen; aber mag unsere Erde, wie Leibnitz will, ehemals eine Sonne, oder nach Whiston ein Komet, mag sie eine Wasserkugel oder gleich ein fester Kern gewesen sein, immer findet sich von einem thierischen Leben, wie der Verf. darin erkennen will, keine Spur. Daß das Wachsthum in der planetarischen Welt ebensowol wie in der organischen ungleich sei, wird ad oculos demonstrirt durch die verschiedene Größe der Himmelskörper. Auch der Bauch der Himmelskörper ist hohl, und auf der Haut der Erde lassen sich deutlich Poren und Hautaufritzungen (die Höhlen verschiedener Art) unterscheiden; auch ist von dem Verf. der „Unterwelt" gehörig bewiesen, daß das Innere der Erde von organischen Wesen bewohnt ist. Als Futter weiß Hr. Nork den Weltkörperthieren nichts Anderes anzuweisen als Weltenstoffe (?) und Theile der Sonnenatmosphäre.

Über das Alter der Weltkörper werden ebenfalls viele Hypothesen citirt, und auch hier ist dem Verf. Hr. Gruithuisen mit seinen phantasiereichen Conjecturen und Hr. Schmitz mit seiner reformirten Astronomie besonders willkommen. Mit Ausführlichkeit wird dargethan, daß der Geburtstag der Erde nicht zu erfahren sei, weil das einzige Kirchenbuch, worin er eingetragen ist, nämlich die Bibel, nicht ganz glaubwürdig in diesem Stücke erscheine.

Nächstdem werden die verschiedenen Hypothesen über die wahrscheinliche Todesart der Erde aufgeführt. Buffon meint, daß die Erde, immer weiter von der Sonne sich entfernend, zuletzt, d. h. in ungefähr 93,000 Jahren, erfrieren werde, Gruithuisen läßt sie in Feuer aufgehen, Olbers prophezeit ihr einen Tod im Wasser. Hr. Schmitz aber erzeigt dem großen Buffon die Ehre, seine Erfrierungstheorie zur Anerkennung zu bringen, und es ist somit ausgemacht, daß die Weltkörper wie die organischen Wesen den Tod der Kälte und der Erstarrung sterben. Wahr ist allerdings, daß sehr viele Thatsachen für eine allmälige Abkühlung unsers Erdkörpers zu sprechen scheinen.

Übrigens müssen wir der Belesenheit des Verf. Gerechtigkeit widerfahren lassen und ebenso seiner Gewandtheit und naiven Dreistigkeit, womit er die Meinungen der Physiker für Dinge, an die sie selbst gar nicht gedacht haben, zum Zeugniß anwendet. Überhaupt, wenn Hr. Nork nicht so erstaunlich ernsthaft wäre, so würden wir gern glauben, daß hinter seinem Ernste der Schalk lauere, der im Stillen das Volk der Leser auslacht, wenn es die schönen und mit frappanten Scheingründen ausgeschmückten Märchen bona fide für Wahrheit hält und darob im stummen Erstaunen sitzt. Das Buch wird sein großes Publicum finden. Die Wissenschaft aber hat mit der Theorie des Verf. nichts zu schaffen; denn wenn auch Humboldt sagt: „Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben verbreitet", oder wenn die Naturforscher die Natur als ein großes, lebendiges Ganzes betrachten, insofern sich in ihr ein allgemeines Leben durch ein fortwährendes Wirken mehrfacher Kräfte nach bestimmten Gesetzen äußert, so sind sie weit entfernt, dadurch den Weltkörpern ein thierisches Leben geben zu wollen. Dieses Gesammtleben ist gleichsam der göttliche Hauch, der durch das ganze All schafft und webt, sodaß es nichts absolut Todtes gibt; aber etwas ganz Anderes ist ein eigenthümliches organisches Leben, wie es der Verf. den Sternen vindicirt.

Übrigens ist der Verf. nicht der Erfinder der von ihm vorgetragenen Idee, und es wundert uns doch, daß seine Belesenheit oder seine Sincerität nicht so weit gegangen ist, ein Buch anzuführen, das schon im Jahre 1761 zu Amsterdam unter dem Titel: „De la nature", erschien und ganz wie [illegible] die Theorie von einem thierischen Leben der Sterne ausführlich erläutert und, noch consequenter als Hr. [illegible] auch auf das Steinreich ausdehnt: „Les plantes engendrent des pierres, les métaux produisent des minéraux, comme les animaux engendrent leurs semblables etc." Ferner: „Je suis porté à croire les globes célestes des corps animés d'une vie particulière, avec la force d'en produire de semblables. Les astres enfanteraient des astres, les astres engendreraient des astres, les astres mûriraient." K.

Notizen.

„Le chemin le plus court" von Alph. Karr und „Deux séjours" von Fr. Soulié, beides zweibändige Romane, sind in der bekannten Manier dieser nicht unbefähigten Schriftsteller, die ihr Publicum haben und demselben alle Jahr ein paar solcher Bändchen empfehlen. Dagegen wird der einbändige Roman: „Une fatalité", von Alfred Leseadieu, ein Product der Hoffnungslosigkeit, man mag nun auf das Buch oder auf den Verleger des Buchs sehen, wirklich für den Leser sehr fatal.

Gleichzeitig mit der „Correspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II, le président de Brosses et autres personnages", herausgegeben von Foisset de Beaune, ist ein Savaneur noch ein anderes höchst interessantes Buch: „Voltaire il y a cent ans", Briefe aus Italien in den Jahren 1739 bis 1740 von Charles de Brosses, in zwei Bänden erschienen. Die Herausgabe dieser Briefe, welche bisher nur Wenigen und unvollständig bekannt waren, hat der Herausgeber, Th. Colomb, mit Originalien vervollständigt.

Mad. Allart, der schon seit lange die Verbesserung und bessere Stellung ihres Geschlechts im Leben am Herzen liegt, stellt in „Settimia", Roman in zwei Bänden, ein Ideal der Weiblichkeit auf.

Nach dem „Standard" ist das Verhältniß der täglich und wöchentlich herauskommenden englischen Blätter ihrer politischen Farbe nach folgendes: es erscheinen

in London	21	conservative,	21	liberale	Blätter
in den Provinzen	66	—	104	—	—
Irland	38	—	37	—	—
Schottland	21	—	27	—	—
Wales	3	—	3	—	—
auf den Inseln	4	—	9	—	—

Einer jüngst angestellten Berechnung zufolge zählt man in sämmtlichen französischen Bühnen, Tänzer und Tänzerinnen mitgerechnet, ungefähr 4000 active Mitglieder. Rechnet man zu dieser Zahl Unternehmer, Directoren, Regisseurs, Kassirer, Dirigenten des Orchesters, Souffleurs, Figuranten, Choristen, wirklich angestellte Musiker, Inspectoren, Contraleurs, Logenschließer, Theaterdiener u. s. w., so dürften bei den Bühnen Frankreichs 10—11,000 Personen angestellt sein.

Woher das Wort Stiefel kommt.

Ein Freund der Etymologie berichtet in Nr. 27 des Leipziger „Echo", Julius Cäsar habe einen Preis für die Erfindung einer bessern, mehr vor Nässe schützenden Fußbekleidung als die bis dahin beim römischen Heere übliche ausgesetzt. Von mehren ihm vorgelegten Mustern habe er endlich der Form, welche unsern Stiefeln am nächsten kommt, den Vorzug gegeben und ausgerufen: „Isti valent!" Von diesem Ausrufe stamme das italienische Wort stivale und unser Stiefel her. Mr. le docteur Kremsier se remue dans son tombeau!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 127. — 6. Mai 1836.

über die Entwickelung des öffentlichen Rechtes in Deutschland durch die Verfassung des deutschen Bundes, von P. A. Pfizer. Stuttgart, Liesching. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Daß die Kenntniß der Verfassung des deutschen Bundes bei allen Denjenigen, die nicht berufshalber zu einem tiefergehenden Studium genöthigt sind, nur selten über die allgemeinsten Umrisse und Grundzüge hinausreiche, ja, daß oft gar kein Interesse in der Masse der Nation für diesen Bund vorhanden sei, ist eine Klage, die wir und gewiß auch alle unsere Leser nicht selten vernommen haben, die aber auch gar leicht zur Anklage sich verwandelt. Da ereifern sich die Einen über den geringen Sinn der Nation für politische Interessen, für politische Bewegung, und meinen, niemals werde sich Deutschland von seiner politischen Philisterei, wie sie es nennen, befreien. Sie wiederholen den Ausspruch unserer Nachbarn: vor allem Denken kämen wir niemals zum Handeln. Die Andern dagegen laden alle Schuld auf den Bund. Seine innere Leblosigkeit und Dürre, die bei aller Gewaltsamkeit einzelner Kraftäußerung doch von der Unnatur in der Zusammensetzung und von der künstlichen Verwickelung seiner Verhältnisse unzertrennlich sei, halten diese für den alleinigen Grund jener Gleichgültigkeit. Auf ihrer Seite befindet sich unser Verfasser. Männlich frei, mit allen Waffen einer scharfsinnigen Reflexion, des Spottes, ja selbst der Bitterkeit der Indignation greift er den Bund an. Er sieht in ihm das alleinige Hinderniß eines gemeinsamen politischen Nationallebens unsers Volkes, einer freiern politischen Bewegung in Deutschland, und indem er für dieses in Begeisterung erglüht, geht er gegen jenen, wir möchten sagen auf Tod und Leben, in dem Kampf. Der Bund selbst, oder vielmehr dessen Repräsentanten haben sich bisher nicht der ihnen zu Gebote stehenden Waffen gegen den Angreifenden bedient. Der hierfür competente Gerichtshof Würtembergs hat „nach sorgfältiger Prüfung" dem Buche die Debitserlaubniß ertheilt. Frei können wir daher uns aus demselben unterrichten; gewiß ist der Gegenstand einer genauern Betrachtung werth.

Da treffen wir zunächst auf einen geschichtlichen Überblick der frühern Perioden deutscher Staatsgeschichte, der uns wol zu einem Prüfstein für des Verf. Fähigkeit, eine geschichtliche Entwickelung des deutschen Bundesrechtes und seiner praktischen Beziehungen vorzuführen, dienen kann. Denn auch wir ziehen es vor, die menschlichen Dinge, wie jener alte Weise sagt, nicht zu beweinen und nicht zu belachen, sondern sie zu verstehen; und wo anders als in der Geschichte könnten wir eine bessere Quelle der Erkenntniß dieser Verhältnisse finden? Gestehen wir aber nur von vorn herein offen, daß uns dieser geschichtliche Überblick des Verf. keineswegs befriedigt. Die Urfreiheit der alten Deutschen steht lobgepriesen an der Spitze, diese Freiheit, deren Bewunderung für eine Kinderei zu erklären wir uns nicht scheuen. Denn können wir jene an die Scholle geknüpfte Urfreiheit, deren Princip Naturnothwendigkeit war, für Freiheit im wahren Sinne des Wortes erklären? Hätten die germanischen Stämme sich nicht aus dieser spröden Naturfreiheit erhoben, niemals wären sie ein weltgeschichtlich bedeutendes Volk geworden, niemals in die Bahn der geistigen Entwickelung getreten, die uns doch, denken wir, zu einer ganz andern Freiheit geführt hat, als auf einem Bauerhofe zu sitzen, zu jagen, zu trinken, an das Eisen an unserer Hüfte zu schlagen und in wenig gebundener Willkür uns zu ergehen! Wahrlich, es heißt der Geschichte der Menschheit ins Angesicht schlagen, es heißt mit dem Worte Freiheit einen Afterdienst treiben, wenn wir unsere Zustände in Vergleich zu jener germanischen Ur- oder Unfreiheit herabsetzen und mit dem Verf. lobpreisend berichten, daß, wer unbekannt mit der Geschichte früherer Jahrhunderte, den gegenwärtigen Zustand der deutschen Nation ins Auge faßt, es sich nicht träumen lassen würde, die Deutschen seien einst das freiste Volk der Erde gewesen; daß in den Wäldern der Germanen die Freiheit ihre Heimat gehabt. Nun fühlt der Verf. wohl, daß dieser altgermanischen Freiheit doch etwas zur Vollkommenheit gefehlt, nämlich, wie er sich ausdrückt, der Sinn für Einheit, der den Einzelnen den Zwecken der Gesammtheit unterordnet; aber er sieht nicht ein, daß grade dieser Mangel dem Princip jener Freiheit selbst nothwendig, ihr immanent und vorzugsweise daher eben das charakteristische Merkmal derselben ist. An diesen von ihm ganz abstract aufgefaßten Begriffen von Freiheit und Einheit und ihrem ebenso abstract aufgefaßten Gegensatze bindet er denn auch bei der Betrachtung der ganzen deutschen

Digitized by Google

Staatsentwickelung kleben, indem er sie nur als einen fortdauernden Kampf zwischen jenen in dieser Art dürren, dürftigen Principien darstellt, in welchem bald die Freiheit, bald die Einheit unterliegt. Die altgermanische Freiheit ging aus Mangel an Einheit durch Karl den Großen zu Grunde. Durch ihn siegte die Einheit und blieb während der ganzen Dauer des alten deutschen Reichs die überwiegende, bis sich die zurückgedrängte Freiheit durch Zerstörung der Einheit, nämlich des Reiches, rächte, aber selbst im Augenblick ihres Triumphs einem ausländischen Eroberer, Napoleon, zur Beute ward. Das ist in nuce der Gang der ganzen deutschen Staatsentwickelung, wie sie sich aus der Betrachtung des Verf. ergibt!

Hätte sich Pfizer nicht an diesen abstracten Begriffen von Einheit und Freiheit, mit welchen er in voller Verwirrung spielt, festgerannt; hätte er nur die Trennung der Stämme in Deutschland als ein nothwendiges Moment der Entwickelung des deutschen Geistes gefaßt und endlich sich nicht jene willkürliche Auffassung der Geschichte angeeignet, die in der ganzen politischen Entwickelung unseres Volkes von Anbeginn bis auf die neuesten Zeiten nichts weiter als eine Unterdrückung des Volkes durch Priester, Adel und Fürsten sehen will: so würde seine geschichtliche Einleitung unserm Ermessen nach weit besser gelungen sein. Denn allerdings stellt er in derselben auch die Hauptmomente der politischen Entwickelung heraus: den Untergang der alten Volksverfassung durch das Emporkommen des Lehnswesens, die mit diesem sich ausbildende Reichsverfassung, dann die aus beiden hervorgehende Landeshoheit, die sich immer mehr und mehr vom Reiche isolirt und sich zuletzt durch die Auflösung des Reiches in eine völlige Souverainetät umwandelt. Aber alle diese Momente sind bis zur Verkrüppelung in die Zwangsjacke seiner abstracten Begriffe eingeschnürt, und daß diese ganze Entwickelung kein Verlust der Freiheit, sondern der Bildungsweg zur wahren Freiheit ist, davon findet sich bei ihm keine Ahnung, weil er nicht bemerkt, daß die wahre vernünftige Freiheit nur zugleich mit dem wahren, vernünftigen Staat ins Leben treten kann und dieser Staat sich erst aus jenen Verfassungen in der neuern Zeit herauszubilden begonnen hat.

Die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland, welche, was niemals zu vergessen ist, keineswegs als ein Werk der Willkür Einzelner, sondern als ein Product des Volksgeistes selbst betrachtet werden muß, diese Entwickelung hatte also im Anfange unsers Jahrhunderts dahin geführt, daß trotz des niemals verloren gegangenen Bewußtseins von einem gesammten deutschen Volke doch dieses Volk sich nicht in einem Staat zusammengefaßt, sondern in eine Reihe größerer und kleinerer vollkommen souveraine Staaten gruppirt hatte, die nach innen mehr oder weniger die Form der absoluten Monarchie annahmen, nach außen hin aber der Herrschaft Frankreichs unter der Form eines Protectorats unterlagen. Nur Österreich und Preußen waren diesem nicht formell unterworfen. Die lange Dauer der Tyrannei Napoleon's diente indeß dazu, den Nationalgeist der Deutschen gegen ihn und die Franzosen überhaupt zu empören, die einzig würdigen Kriege von 1813 — 15 machten seiner Herrschaft in Deutschland ein Ende; aber die geistige Bewegung der Nation, die vor und während derselben ins Leben getreten war, dauerte, wie es stets in Zeiten großer Aufregung geschieht, auch nach dem Siege gegen Frankreich fort. So Vieles war verändert, man konnte sich nicht in die ruhigern, constantern Bahnen des Lebens alsobald zurückfinden, eine Menge excentrischer, ihnen zu befriedigender Hoffnungen und Ideen war aufgeregt, die jener Zeit zum Vorwurf zu machen wir so weit entfernt sind, daß wir vielmehr jene Jahre als eine der erhabensten Perioden deutscher Geschichte betrachten, daß wir ihrem Andenken für immer in den Gemüthern des Volks erhalten wünschen. Aber das verlange man nicht von uns, daß wir der lebendigen Fortbewegung der Geschichte uns eigensinnig widersetzen und die ganze Aufregung für immer festgehalten wünschen, oder uns gar für die damals herrschende unklare, vage und abstracte Auffassung von Ideen ganz ebenso begeistern sollen, als wir es für sie in ihrer Wahrheit bereit sind. Wir haben hiermit vorzugsweise jene Ideen von Deutschlands Freiheit und Einheit im Sinne, deren Nennung kein Deutscher unbewegt vernehmen soll, mit denen aber, abstract und roh aufgefaßt, ein Spiel getrieben wird, zu welchem wir uns nicht hingezogen fühlen. Auch Pfizer ist noch in ihnen befangen; diese Befangenheit aber ist es, die ihn hier ungerecht macht gegen Alles, was seit 1815 in Deutschland geschehen ist, und welche uns bei aller Achtung, die wir vor seinem ernsten Streben haben, bewegt, uns gegen die Tendenz seines Buches zu erklären. Mit dieser abstracten Ideen von Einheit und Freiheit geht er an die Beurtheilung der Entstehung und bisherigen Thätigkeit des Bundes heran.

Die Einheit Deutschlands sollte nach den Siegen über Napoleon ins Leben gerufen werden, das war der Wunsch, wenn man beide einmal trennen will, der Fürsten ebenso gut als der Völker, es war zugleich die Forderung einer gesunden, für die Unabhängigkeit und politische Freiheit aller europäischen Staaten sorgenden Politik, die wohl erkannt hatte, daß nur das Centrum unsers Welttheils, das gesammte Deutschland, den Schwerpunkt geben könne für unser europäisches Staatensystem. Und schon hier kann man erkennen, wie wenig mit jenen Worte, mit dem abstracten Begriff Einheit gemacht ist. Auf hundertfache Weise konnte einseitige Reflexion diesen Begriffe einen Inhalt geben, und in der That finden sich der Erklärungen, was Einheit sei, der Forderungen Dessen, was zu ihr gehöre, gar viele und gar widersprechende. Die meisten dachten dabei an die Herstellung der deutschen Reichsverfassung und bedachten nicht, wie sehr man während des Bestehens des deutschen Reiches über Mangel an Einheit und Einigkeit geklagt hatte, bedachten nicht, daß so viele Elemente dieser Verfassung durch den ganzen Gang der frühern Entwickelung unerträglich zu Grabe getragen waren; daß endlich die ganze Form, aber

Digitized by Google

wenn man mit Hegel lieber will, die Unform der deutschen Reichsverfassung nicht mehr den Foderungen entsprechen konnte, die man von dem vernünftigen Begriffe Staat aus aufstellen mußte. Diesen Foderungen hätte für ganz Deutschland genügt werden können, wenn man mit Aufhebung aller kleinern Souverainetäten es in einen monarchischen Staat vereinigt hätte. Die Unausführbarkeit hiervon leuchtete aber augenblicklich ebenso ein, wie die Organisation der Art, eine solche gewaltsame Construirung der Einheit dem deutschen Volksgeiste widersprechen und, wir behaupten es dreist, seine organische Fortentwickelung gehemmt hätte. So blieb denn keine andere Form für die allgemein geforderte Einheit übrig als die Errichtung eines Bundes, in welchem sich sämmtliche souveraine Staaten Deutschlands vereinigten. Sein nächster Zweck konnte bei Aufrechthaltung aller jener Souverainetäten kein anderer sein, als daß einerseits alle einzelnen Bundesstaaten nach außen hin einer für alle ständen und so Deutschlands äußere politische Freiheit sicherten; daß andererseits aber nach innen zu dieselbe politische Freiheit der einzelnen Bundesstaaten in einer rechtlichen Gemeinschaft festbegründet und solchergestalt jede rechtswidrige Beeinträchtigung des einen durch den andern verhindert würde. Für die Erreichung des erstern ward eine Bundeskriegsverfassung errichtet, welche die Verpflichtungen der Glieder für einen etwaigen Krieg bestimmte; für die des letztern gaben alle Staaten zunächst gegenseitig das Recht der Waffengewalt auf und verabredeten, ihre Streitigkeiten durch den Bund friedlich vermitteln zu wollen. Daß die Einrichtungen für beide Zwecke nur langsam ausgebildet werden und ins Leben treten konnten, liegt in der Natur der Sache. Denn hatte man sich einmal (und wie konnte man anders?) entschlossen, die Souverainetät von 38 an Macht höchst ungleichen Staaten in Deutschland anzuerkennen, so war damit zugleich einerseits nach innen auf eine größere Beweglichkeit, auf eine raschere Lebensthätigkeit des die Einheit Deutschlands repräsentirenden Bundes verzichtet, andererseits aber auch nach außen eine thätige und einflußreiche Stellung des Bundes in der Politik der allgemein-europäischen Verhältnisse unmöglich geworden.*) Beides ist von vorn herein so einleuchtend, daß wir hier jede weitere Auseinandersetzung für überflüssig halten und diejenigen unserer Leser, die eine solche wünschen sollten, auf die in dieser Beziehung scharfsinnige Kritik der Organisation des Bundes verweisen, welche Pfizer in vorliegendem Buche gegeben hat. So bleibt denn nur die Frage übrig, ob eine nach beiden bezeichneten Seiten hin kräftiger wirkende Form der Einheit Deutschlands ausführbar und wie sie ausführbar sei? Pfizer entscheidet sich für die Bejahung der erstern, er versucht eine ausführliche Beantwortung der zweiten Frage. Wir unsererseits müssen uns gegen Beides erklären.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ist ja der Bund nicht einmal bei der einzigen Gelegenheit, die während seines 30jährigen Bestehens für ein kräftigeres Auftreten gegen das Ausland sich ereignete, bei welcher es darauf ankam, einem Bundesfürsten den Besitz eines Bundeslandes, Luxemburg, zu sichern, kategorisch eingeschritten.

Skizzen aus dem heutigen Spanien.

Als Lord Elliot und Oberst Gurwood das Hauptquartier Zumalacarregui's zu Aserta am 24. April erreichten, machten sie dort die Bekanntschaft eines jungen Landsmannes, welcher sich ein Jahr vorher als Volontair den Karlisten zugesellt hatte. Er zeichnete sich durch galante Ritterlichkeit und anmuthiges Betragen aus, begleitete eine nicht unbedeutende Charge in der Armee und hatte sich der Auszeichnung erfreut, daß ihn Don Carlos selbst mit dem Orden des heiligen Ferdinand geschmückt hatte. Dieser junge Mann, dessen militairische Kenntnisse und Gewandtheit im Sprechen verschiedener Sprachen Oberst Gurwood ausführlich beschreibt und lobt, hieß Henningsen und ist der Verfasser der in Nr. 99 d. Bl. bereits besprochenen Schrift. Der Verf. hat in derselben seine militairischen Erfahrungen und Beobachtungen während jenes abenteuerlichen Feldzugs niedergelegt; die Schrift ist interessant, schon wegen der romantischen Vorliebe, mit welcher Henningsen dem Carlistenchef ergeben ist. Er selbst nennt diese ritterliche Zuneigung gegen einen Führer „des Soldaten erste Liebe" („the soldier's first love, that love which, once widowed, can never again find a place in the heart"). Deshalb fühlte sich denn der junge Engländer nach dem Tode Zumalacarregui's ebenfalls verwaist, und in Trauer über den Untergang des Mannes und misvergnügt über das Schwanken, was durch diesen Fall in die Sache gerieth, nahm er seinen Abschied, um dem Gefallenen in der in Rede stehenden Schrift ein vorzügliches Denkmal zu setzen. Indem wir uns auf den oben erwähnten Aufsatz eines andern Mitarbeiters beziehen, beschränken wir uns hier darauf, das Interessanteste hervorzuheben, was der Verf. über den Charakter und die überaus markirte Persönlichkeit Zumalacarregui's mittheilt. Ein englisches Journal spricht sich, gewiß nicht unwahr, über diesen Mann folgendergestalt aus: „Schon die bürgerlichen, administrativen und finanziellen Talente Zumalacarregui's wären hinreichend gewesen, ihn zu Dem zu machen, was man in dem modernen Spanien als ein Wunder ansehen kann, zu einem großen Mann. Er war ein vollkommener Mathematiker und in einigen Branchen der höhern Technik vorzüglich erfahren. Er hatte nicht vergebens unter Wellington und gegen Soult und Masséna gedient und war oft während seines spätern Garnisonlebens ein Gegenstand des Spottes seiner Kameraden, wegen des unermüdlichen Eifers, mit welchem er seine Tage und Nächte dem Studium der großen Meister in der Kriegskunst widmete. Und dennoch hätten ihm seine tiefen Einsichten, seltnen Fähigkeiten und sein noch seltner Fleiß vielleicht nur wenig geholfen, hätte er nicht jene räthselhafte und unbeschreibliche Gewalt über die Gemüther der Menschen besessen, welche immer das untrügliche Kennzeichen des wahren Genies ist. Hierzu kam noch seine äußere Erscheinung, welche auf das lebendigste an die Homerischen Helden erinnerte, sowie der Umstand, daß er in seiner ganzen Persönlichkeit gleichsam die Leidenschaften, Vorurtheile, Vorzüge und Fehler seiner ganzen Nation concentrirte. Diesen Zug finden wir in sehr vielen kriegerischen Helden wieder, und er ist es, den man als die aprioristische und innere Popularität des Helden bezeichnen kann. Man kann füglich sagen, daß Zumalacarregui das ernste gothische Ritterthum und die längst untergegangene chevalereske Gediegenheit des spanischen Mittelalters in seiner Person repräsentirte."

Der Verf. unsers Buches selbst gibt von der Erscheinung seines Helden mit enthusiastischem Ergötzen, das ihm aber sehr gut ansteht, folgende Details: „Zumalacarregui war ein Mann in wahrer, kraftvoller Lebensblüte; er stand im 45. Jahre seines Alters. Er war nur von mittler Statur; aber in Betracht der großen Breite seiner Schultern, seines vollen kräfti-

Digitized by Google

gen Nackens und der Haltung, die er sich angewöhnt, sah er größer aus als er war. Zu diesem Aussehen trug noch die Zamarra, oder das Pelzwamms, das er stets trug, Vieles bei. Sein Profil hatte etwas Antikes; der untere Theil seines Gesichts war fast so gebildet wie Napoleon's, und der ganze Ausdruck seiner Züge hatte große Ähnlichkeit mit den alten Basreliefs, welche den Hannibal vorstellen. Sein Haar war dunkel, ohne schwarz zu sein; sein starker Knebelbart floß mit dem Backenbart zusammen, und seine dunkeln grauen Augen, von starken Brauen beschattet, hatten einen eigenthümlich-unruhigen und innerlichen Glanz. Insgemein hätten sie einen ernsthaften, schwermüthigen und gedankenvollen Ausdruck; aber wenn er um sich herschaute, so schien es, als ob ihr Feuer sich der ganzen Linie des aufgestellten Bataillons mittheilte. Es war ein einziger Feuerblick, der die Reihen überflog; aber diesem einzigen entging nicht das Geringfügigste. In seiner Unterhaltung war er in der Regel kurz und abgebrochen; sein Betragen war stets von einem strengen Ernst begleitet; dies mochte eine Folge der mannichfaltigen Mühseligkeiten und Gefahren sein, die er während seines bewegten Lebens erduldet hatte. Ein bürgerlicher Krieg wie der, der gegenwärtig das nördliche Spanien verwüstet, solche stets sich erneuernden Blut- und Mordscenen, der Tod seiner Parteigänger, die ewige finstre Nothwendigkeit, an den eignen Landesgenossen Repressalien zu üben, grausam und rücksichtslos gegen alles moralische Gefühl, öfters sogar gegen Freunde zu verfahren, die unzähligen Strapazen und Entbehrungen, die heißen Sonnenbrände des Sommers und die Stürme des Winters, die Leiden und Gefahren, in die er die Seinen unaufhörlich verwickelt sah, dazu die ungeheuere Verantwortlichkeit, welche ihn belastete, dies Alles zusammengenommen mag in kurzer Zeit beigetragen haben, Zumalacarregui's ganze Natur innerlich und äußerlich zu verwandeln. Unter den Fröhlichen sah man ihn selten lächeln; allein er verstand die größere Kunst, in der Gefahr zu lächeln, wenn die Kugeln um ihn her niederfielen, ohne ihn zu verletzen. Furcht kannte er nicht. Er war mitten im Gekümmel, sobald sein Pferd ein wahres Merkmal und Zielpunkt für den Feind war; daher kam es, daß alle dem seinigen an Farbe ähnlichen Pferde unter ihren Reitern niedergeschossen wurden. Nur das seine blieb unversehrt; denn den Muthigen begünstigt die Schlacht. Z. wußte in dringendster Gefahr den wahrhaft richtigen Moment zu ergreifen, deshalb hat er den glücklichen Ausgang mehr als einer Schlacht entschieden und oftmals seine kleine Schar durch einen verwegenen Handstreich in Sicherheit gebracht."

„Des Generals ungewöhnliche Gesichtsbildung, seine hervorstechende Zamarra und die seltsame Kopfbedeckung, die aus der Ferne einem rothen Turban glich, gaben ihm eher das Ansehen eines orientalischen Häuptlings als eines europäischen Generals. Man hätte sich unter seiner Person den Skanderbeg an der Spitze seines albanischen Heers denken können, und sicherlich konnten dessen halbbarbarische Horden nicht wilder im Anzug und der ganzen Erscheinung sich ausgenommen haben als die Karlisten in dem frühern Theile des Feldzugs. Mir erschien Z. in seinem Charakter und seiner ganzen Denkweise sowie in Costum und Benehmen immer wie der Held eines längst verflossenen Jahrhunderts. Er gehörte einer, der unserigen entlegenen Periode an, wo die Tugend wie das Laster in der menschlichen Gesellschaft selbständiger und ausgeprägter erschien; er theilte noch den ganzen Enthusiasmus des Mittelalters, sowie er auch durch das Ungewöhnliche und Energische seiner Gesichtsbildung gleichsam zu Abenteuern prädestinirt schien. Er glich in seinem ritterlichen Muth, in seinem sich stets gleichen Ernst, in seinem uneigennützigen Eifer ganz einem Kreuzfahrer."

Wir fügen dieser Skizze des Karlistenfeldherrn nur noch als Gegenbild die Schilderung bei, welche Hr. Henningsen von dem [illegible] Pfarrer von Castillon macht: „[illegible] gegenwärtig 62 Jahre alt, wurde geboren zu [illegible] und verlebte seine frühesten Jugendjahre in dem niedrigen Stande eines Ziegenhirten. Er hatte in einer benachbarten Stadt irgend einem kirchlichen Institut eine untergeordnete Stelle erhalten, bis ein befahrter Geistlicher, in dem Jünglinge [illegible] keiten entdeckend, ihn für die Kirche zu erziehen beschloß. In sechs Monaten schon machte dieser unter der Leitung seines Lehrers so ausgezeichnete Fortschritte, daß er die Weihen empfing und als Pfarrer in seinem Geburtsdorfe angestellt ward. Es schwer es fallen mag, den Beruf zur Wissenschaft und die Fähigkeit zum Häuptling eines Freicorps in einer und derselben Person zu vereinigen, so fand diese Vereinigung doch hier statt. Merino focht mit uneigennütziger Tapferkeit in den Reihen gegen Napoleon und kehrte mit dem Rang eines Brigadiers zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste nach beendigtem Feldzug in die Heimat zurück. Zumalacarregui ist ihm als einem kühnen und unternehmenden Führer Gehorsam schuldig verfahren. Er äußerte sich einmal nach dem Gefecht bei Miranda: „Wenn wir alle Leute hätten, die der Priester [illegible] hat, so könnten wir, wenn es uns beliebt, nach Madrid marschiren." Merino ist der wahre Typus eines Guerillachefs; von kleiner Statur, aber stahlfestem Körperbau, kann er den größten Strapazen widerstehen und ist in kriegerischen Übungen aller Art wunderbar gewandt. Seine Kleidung ist durchaus [illegible] lich als kriegerisch und erinnert weit mehr an den Pfarrer von Villaviado als an den Brigadegeneral Merino. Er trägt eine lange schwarze Kutte, runden Hut und ein Reitschwert. Der einzige Luxus, den er liebt, besteht darin, daß er stets ausgezeichnetes Pferd reitet. Er besitzt zwei vortreffliche Hengste, die nicht blos wegen ihrer vorzüglichen Schnelligkeit, sondern auch weil sie wie Gemsen die steilsten Abhänge [illegible] klimmen berühmt sind. Sie sind beide stets gesattelt und gezäumt, und das eine, welches Merino reitet, ist stets von dem andern gefolgt. Sieht der Reiter, daß das eine ermüdet, [illegible] schwingt er sich mit unglaublicher Gewandtheit auf das andere und das zuweilen im gestreckten Galopp. Er führt auf seinen Zügen einen ungeheuern Doppelhaken an seinem Leder mit mehren Kugeln und großem Pulverumfang geladen wird. Er gibt ein Getöse wie ein Geschütz, und kann [illegible] auf gewöhnliche Weise abgefeuert werden, sondern der Schütze hält den Kolben unter den rechten Arm gedrückt und faßt den Lauf mit der Linken. Die Christinos sandten einen Obersten, Namens Royos, entgegen, der ehemals Parteigängerchef gewesen war, ungefähr in Merino's Art. Dieser Mann, von gigantischer Natur, war gut mit der Gegend vertraut und von unverzagter Entschlossenheit. Merino hielt mit ihm eine Unterredung und erschoß ihn beim ersten Scharmützel mit seiner Trombone. Mistrauen war ein Grundzug seiner Seele; sein volles Vertrauen genoß nur einer, und dies war ein alter Diener, der bereits über 40 Jahre [illegible] gegeben gewesen war. Jeden Abend, wenn er seine Truppen gemustert und beordert hatte, ritt er gegen die Nachtzeit mit [illegible] alten Diener hinweg und kein anderer Mensch wußte, wo er seinen Weg nahm. Dies hat zu dem Gerücht Anlaß gegeben, daß der Priester niemals schlafe, außer etwa einige Minuten gegen Mitternacht. Diesem Gerücht schenken Castillier vollen Glauben, und es wird allerdings von einer Landsmann, der niemals raucht und Wein trinkt, [illegible] haft. Merino ist einfach, fast patriarchalisch in allen Gewohnheiten; aber seine Heldenthaten sind nicht [illegible] Grausamkeit. Ein unabwendlicher Anhänger der Sache, [illegible] sich einmal ergeben hat, hat man in ihm stets einen [illegible] und mitleidslosen Feind gefunden. Er hat nur ein [illegible] seine Gefangenen, dies heißt: sterben."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 128. — 7. Mai 1836.

Über die Entwickelung des öffentlichen Rechtes in Deutschland durch die Verfassung des deutschen Bundes, von P. A. Pfizer.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Mit einem allgemeinen Satze beginnt er seine Deduction. Nur aus solchen Staaten, behauptet er, müsse ein wahrer Staatenbund bestehen, die einander gegenseitig nicht entbehren können, weil sie die Macht und Größe zu einem selbständigen Leben außer dem Bunde nicht besitzen. Oder wenn bei einzelnen das eigne Interesse und Bedürfniß für die freiwillige Erfüllung der Bundespflicht keine hinreichende Bürgschaft gewähre, so müsse solche wenigstens mit überlegener Macht erzwungen werden können. Dergleichen Staaten wären im deutschen Bunde nun Östreich und Preußen. Sie hätten kein wahres gegenseitiges Bedürfniß untereinander, und zum Bunde, dem jeder einzelne von ihnen an Macht überlegen sei, ständen sie nur in einer zweideutigen „amphibienartigen" Stellung, da beide in Wahrheit mehr die Natur europäischer Staaten als rein deutscher Bundesglieder hätten. So wären denn auch ihre Interessen mehr eigne als deutsche, ihre Politik mehr eine preußische und östreichische als deutsche, und da sie doch einmal die mächtigsten Glieder des Bundes wären, müßte sich dieser einer ihm eigentlich fremden Macht unterwerfen. Nun könne man von keiner dieser Mächte verlangen, daß sie ohne irgend eine Entschädigung ihre europäische Stellung aufgebe und zu Gunsten des deutschen Bundes ein rein deutscher Staat würde. Dies wäre nur denkbar, wenn man eine derselben gänzlich aus dem Bunde ausstoße, der andern aber eine einflußreichere Stellung in demselben gewähre. Hierzu passe Preußen (aus leicht einzusehenden, in dem Buche näher entwickelten Gründen) besser als Östreich, und darauf geht denn auch der Vorschlag des Verf., Preußen soll nach Ausscheidung Östreichs ein Protectorat im Bunde erhalten, eine Hegemonie, eine solche Centralgewalt über denselben, daß diese einerseits eine größere, jetzt unmögliche Einheit des Bundes herbeiführe, ihm auch zugleich eine einflußreichere Stellung in der europäischen Politik gewähre, andererseits Preußen aber auch vollkommen entschädige für die Macht, das Ansehen und den Einfluß, den es bisher als ein europäischer Staat besessen! Wir sehen, wie weit den Verf. seine Lieblingsidee von Deutschlands Einheit hinreißt, wie diese, wie sie losgerissen von wahrer Betrachtung der historischen Entwickelung unseres Volkes war, auch die jetzigen einmal gegebenen Verhältnisse gänzlich ignorirt und zur Entwerfung von Plänen führt, welche wir nicht anders als Träumereien nennen können. Wir wollen die Unmöglichkeit, daß Östreich, eine Macht, welche, wenn sie sich auch in wesentlichen Punkten den Richtungen echt deutschen Geisteslebens entfremdet hat, doch auf deutschem Boden gewachsen und fortwährend auf Deutschland hingewiesen ist, sich jetzt von diesem trenne, gar nicht in Anschlag bringen, wir wollen auch nicht in nähere Erwägung ziehen, daß Preußen, sei die Centralgewalt in Deutschland, die ihm der Verf. zuweist, noch so groß, unmöglich diese seiner jetzigen politischen Stellung gleichachten könne; wir wollen nur untersuchen, was denn für Deutschland gewonnen wäre, wenn die von dem Verf. vorgeschlagene Organisation des Bundes wirklich ins Leben träte. Da springt denn zunächst in die Augen, daß die gewünschte Einheit doch niemals eine solche sein, niemals Deutschland zu einem Staate machen und ihm alle die Vortheile gewähren würde, welche man an einem solchem rühmt und auf die es der Verf. eigentlich abgesehen hat. Stets würden und müßten (denn es ist ihre Natur) die Bundesglieder ihre Besonderheit geltend machen gegen die Centralgewalt, ein Kampf würde entstehen zwischen ihnen und dieser, der nur mit der Zertrümmerung des Bundes oder mit der Erringung einer wahren Herrschaft von Seiten Preußens endigen könnte. Auf diesen Kampf wären beide Theile, der Natur der Dinge nach, hingewiesen. Und setzen wir den Fall, daß Preußen nach einem solchen gewaltsamen Kampfe siegte, so hätten wir wol einen Staat (die jetzigen deutschen 36 Souverains könnten etwa wol mediatisirte Standesherren, Mitglieder der ersten Kammer werden), der nach innen und außen eine imposante Stellung einnehmen würde; aber wir fragen, ob unsere deutsche Geistesbildung, die doch wesentlich mit eine Frucht unserer politischen Getrenntheit ist, ob deren Weiterentwickelung aufzuopfern sei gegen diesen politischen Vortheil? Nein, täuschen wir uns nicht über unsere wahre Bestimmung, greifen wir nicht gewaltsam ein in die Entwickelung der Dinge; auch ohne den Bund ist, wenn auch langsam und mit vieler

Digitized by Google

Schwierigkeit, so doch ohne Gewaltthat, mit freundlicher Übereinkunft Vieles und nicht Unwichtiges für Deutschlands innere allgemeine Interessen ins Leben getreten, und in Beziehung nach außen vergessen wir nicht, daß Deutschland bei aller Getrenntheit niemals auf längere Zeit seine politische Freiheit verloren hat. Erkennen wir daher mit Ruhe und Zufriedenheit die Lehre der Geschichte an, daß Deutschland in seiner Gesammtheit bis jetzt nicht berufen ist eine große activ-politische Rolle in Europa zu spielen, daß für diese Preußen und Östreich es vertreten, daß ihm selbst aber wesentlich die innere, geistige Entwickelung des Gedankens übertragen ist, durch welchen Beruf wir uns wol für den Mangel eines politischen Gesammtlebens entschädigt halten können. Auch dieses wird, unserer Überzeugung nach, einst nicht ausbleiben, aber:

Langsam und ruhig erwächst der kräftige Eichbaum,
Jahrhunderte noch Schatten zu spenden den Enkeln!

Wenden wir uns jetzt zu dem andern Standpunkte, von welchem aus Pfizer den deutschen Bund betrachtet, nämlich dem der Freiheit. Daß auch in diesen Partien des Buches manches schiefe Urtheil, mancher schwärmerische Vorschlag sich findet, werden diejenigen unserer Leser uns glauben, die mit uns die unhistorische, rein subjective Betrachtungsweise des Verf. tadeln.

Groß waren die Erwartungen, mit denen der deutsche Bund in dieser Beziehung begrüßt ward, denn der Grundacte nach, versprach er nicht nur für die äußern Verhältnisse Deutschlands, sondern auch für die innern, so weit es die einmal garantirte Souverainetät der einzelnen Staaten zulasse, zu sorgen. Daß eine Wirksamkeit der Art unendlich schwierig sein würde, konnte man indeß voraussehen. Der Bund hat, wir müssen es gestehen, fast gar nichts hierfür gethan; Alles, was für diese innern Interessen geschehen ist, ist durch freie Übereinkunft der Glieder geschehen, konnte auch bei einmal anerkannter Souverainetät derselben wol nicht anders geschehen. Von allen diesen innern Interessen aber, deren Förderung man durch den Bund erwartete, erregte keins eine größere Theilnahme als das im 13. Artikel der Bundesacte berührte: es sollen in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen. Denn der Geist, die Richtung des Jahrhunderts ging darauf hin die frühere absolut-monarchische Staatsform abzustreifen. Wenn nun Pfizer glaubt, daß die Realisirung dieses Artikels, daß die Verfassung des Bundes überhaupt in Bezug auf diese innern Angelegenheiten besser organisirt und ins Leben getreten sein würde, wenn neben der Bundesversammlung gleich von vornherein auch eine Kammer der Abgeordneten aller deutschen Länder zusammenberufen wäre, so ist dies eine Chimaire. Denn abgesehen von dem ungeheuern Zwiespalt der Meinungen und Interessen, der in dieser Kammer noch mehr als in der Versammlung der Fürsten und ihrer Minister hervorgetreten wäre, so war die politische Bildung jener Zeit noch gar nicht fähig für die Auffassung eines vernünftigen Staatsbegriffs. Wir verweisen den Verf. und den Leser nur auf die Verhandlungen der württembergischen Ständeversammlung von 1815 und 1816, in denen [illegible] ganz deutlich hervortritt, daß wol die Regierung, aber nicht die Stände, und diese nicht im allergeringsten einen Sinn und Begriff von Dem hatten, was zu einer vernünftigen Verfassung gehört. Das Verfassungswerk selbst ward den einzelnen Ländern selbst überlassen. Mehre Verfassungen traten ins Leben, jeder Staat suchte sich so gut zu helfen, wie er konnte. Eine Verwirrung der Begriffe, ein daraus hervorgehendes unruhiges Treiben konnte nicht ausbleiben; Jedermann weiß, wie seit den karlsbader Beschlüssen der Bund immer strenger und schärfer, nicht allein dagegen, sondern gegen das constitutionnelle Leben überhaupt eingeschritten ist, und wer es nicht wissen sollte, findet darüber in vorliegendem Buche eine gute übersichtliche Auskunft. Daß der Bund sich zu diesen Maßregeln einigen konnte, beweist, daß er auch fähig ist, in entgegengesetzter Richtung mit Nachdruck zu handeln, daß daher Pfizer's Anklage nicht den Bund, sondern den Willen des Bundes trifft. Vergessen wir aber auch bei einem solchen Tadel nicht, daß die europäischen Weltverhältnisse Preußen und Östreich mehr oder weniger die Bahn vorgeschrieben haben, die sie eingenommen, und daß der Wunsch Pfizer's ebenso unmöglich zu realisiren als unweise ist: der Wunsch, es sei besser, der Bund [illegible] in Trümmern, es sei besser, Preußen und Östreich [illegible] von demselben getrennt, falls nur Würtemberg [illegible] freiere constitutionnelle Entwicklung fände.

Solchergestalt sehen wir denn wol, daß die im Eingange unsers Aufsatzes erwähnte Klage über die Ungültigkeit der Deutschen gegen den Bund ihren Grund hat; daß aber die Anklage, wie sie Pfizer [illegible] mehr als über das rechte Ziel und Maß hinausgeht. Nicht umhin können wir zum Schlusse noch anzudeuten, daß bei aller Opposition, die wir gegen das Buch zu nehmen, nach innerster Überzeugung gezwungen sind, wir der Person des Verf. unsere Achtung nicht versagen können, und daß wir hoffen, daß Das, was uns [illegible] trübt, nur Krämpfe der Zeit sind, die bald ausgetobt haben werden!

Zur neuern französischen Literatur.

Voyage en Navarre pendant l'insurrection basque [illegible] par *Augustin Chaho*.

Im östlichen Theile der Pyrenäen, von den Flüssen durch den Adour, von den Spaniern durch den Aragon, Nebenfluß des Ebro geschieden, lebt ein altes und wenig bekanntes Volk, welches zu häufig von den Völkern übersehen wird. Die Basken haben eine scharf [illegible] Nationalität, die sie gegen mehr als zwanzig feindliche behauptet haben. Jenseit und diesseit der Pyrenäen [illegible] sich die Sitten und Gesetze und selbst die Bevölkerung blieben starr und unerschütterlich. Eine eigenthümliche hat dieses Volk nicht; nur in kritischen Epochen [illegible] glanzvolle Stelle ein und versinkt dann wieder in [illegible] Dunkel. Über Ursprung, Abstammung und [illegible] ken sind die Geschichtschreiber nicht einig. Man hat in [illegible] Spuren der phönicischen Sprache und Mythologie gefunden und daraus geschlossen, sie seien eine tyrische oder karthagische Colonie. Die castilischen Schriftsteller, das National-

Digitized by Google

weisen ihnen eine viel frühere Entstehung an. Es existirt Geschichte der Basken unter dem Titel: „Histoire des ...abres", von einem rühmlichst bekannten Philologen, Biret. Darin heißt es: „Man zählt heutzutage noch 800,000 ...n, welche mit ihrer Sprache, vielleicht der einzigen Ur... in Europa, aus Asien herübergekommen." Eine Thatwelche diese Behauptung bestätigt, ist, daß Perron bei ...olden Einwohnern von Vandiemensland ein Verzeichniß ...27 Wörtern gesammelt hat, welche sämmtlich der baskischen ...che angehören. Bidassouet sucht mit einem großen Aufvon Gelehrsamkeit darzuthun, daß das Hebräische, Chal..., das Sanskrit, kurz alle Sprachen des Orients von dem ...schen herstammen; selbst das Griechische ist weiter nichts ...n baskischen Jargon, und in den nordischen Sprachen lasssich eine Menge baskischer Elemente nachweisen. Die Bas...stammen demnach aus Asien; ihr Stammvater Aitor ist ...mand anders als Adam. Diese Angaben werden mit Recht ...weifel gezogen. Andere führen ihre Abstammung bis zu ...s oder Japhet hinauf. Wie ist aber dies asiatische Volk ...Europa gekommen? Dies läßt sich durch geologische Be...tungen erklären. Die pyrenäische Halbinsel hing ehemals ...dem Festlande zusammen. „Als sich die Meerenge von ...altar aufthat", sagt Bory de St.-Vincent in seiner ...graphie Spaniens, „und sich das mittelländische Meer mit ...Ocean ins Gleichgewicht setzte, mußte der aquitanische Ka...austrocknen und der nördliche Theil der Halbinsel erhielt ...ebenfalls Einwohner." Auf diese Weise wurde die baski...Nation, die vor dieser Katastrophe zu Asien oder Afrika ...te, europäisch. Eilen wir jedoch aus diesen fabelhaften ...n in die positivere, historische. Horaz sagt: „Cantabrum ...ndum juga ferre nostra." Seitdem hat der Cantabrer ...ets halsstarrig und ungebeugt gezeigt, sich weder unter ...dem Großen noch unter Napoleon geschmiegt. Heutzu...versucht er ganz allein die Sache des Don Carlos gegen ...uadrupelallianz, mit einer Hartnäckigkeit, die mehr Muth ...Einsicht verräth. Was haben die Gesetze und Immunitäten ...Basken mit dem salischen Gesetze, dem absoluten Königthum ...und dem Feudalwesen gemein? Die baskischen Provinzen ...das einzige Land in Europa, wo das Feudalwesen nie ge...ßt. Nie hat es daselbst Edelleute noch Vasallen gegeben; ...Familienoberhaupt ist Herr oder Patriarch. Der Verf. „Voyage en Navarre" ist ein Basle und folglich sehr ...sein Volk eingenommen. Sein Reisebericht ist eher male... als belehrend. Die Beschreibung der Sitten, Feste, Tänze, ...nastischen Übungen ist jedesmal in den Rahmen einer Er...lung gefaßt. Man findet interessante Notizen über die Jun... von Navarra und den etwas idealisch gehaltenen General ...balsarreguri.

Pranco et Marie, par *De Latouche.*

Ein neues Buch vom Verf. der „Fragoletta" ist immer ...freuliches Ereigniß in der französischen Literatur. In ...nco et Marie" wie in den frühern Romanen, nimmt die ...tik eine bedeutende Stelle ein; in „Fragoletta" werden die ...en der Franzosen in Italien und Frankreichs Zustand un... dem Directorium geschildert; in „Grangeneuve" wahnen ...n Kampfe zwischen dem Berge und der Gironde bei. ...Helden von „Pranco et Marie" ist die Verschwörung von ...rge Cadoudal. „Pranco" ist das mot d'ordre oder die ...on des englischen Schiffes, welches den Conspirator nach ...Normandie bringt; „Marie" ist der Name eines jungen ...chens, welches sich zufällig auf demselben Fahrzeuge einge... hat. Marie de Chavigny wird von dem alten Bastenac-Lavarenne, dem sie sein verstorbener Freund und Unglücksgefährte Chavigny empfohlen, nach Frankreich zurückgeführt. ...junge Roger, dem Marien's Hand bestimmt ist, wird in ...Verschwörung des George Cadoudal verwickelt und zum ...e verurtheilt. Eine junge Witwe, Roger's erste Geliebte, ...rathet ihn, ohne daß sie ihn eben liebt, blos um ihm ...Leben zu retten. Marie, welche unterdessen bei ihrem ...Beschützer in der Provinz Berri wohnt, verliert diesen; der alte Graf Lavarenne überträgt seinem Sohne Roger die Vormundschaft über Marien. Diese hat von Roger's Heirath nichts erfahren, was allerdings ein wenig unglaublich scheint; eine tragische Katastrophe wird durch die Entdeckung des Geheimnisses herbeigeführt. George Cadoudal ist etwas zu sehr idealisirt; er war ein Mann, wie sie in Revolutionen wol aufzutreten pflegen: ein Fanatiker von unerschütterlicher Festigkeit, der sich vor keinem Mittel scheute, das ihn zum Zwecke führen konnte, sonst aber war er ein ziemlich bornirter Mensch, welcher dem Adel und den Pfaffen aus instinctartiger Ergebenheit zugethan war, der nicht überlegte, was er that, warum und wozu er es that. Dieser Roman ist, wie Alles, was De Latouche hervorbringt, ein Werk gewissenhafter, fleißiger Kunst; er behauptet darin den längst ihm zugestandenen Rang unter den ersten französischen Stylkünstlern.

Scènes de la vie espagnole, par Madame la duchesse *d'Abrantès.*

Zur Zeit, wo diese Scenen spielen, war das spanische Leben, um mich des Ausdrucks der Verfasserin zu bedienen, noch ziemlich poetisch; das Volk hütete sorgfältig den Schatz des alten Glaubens und der alten herkömmlichen Sitten. Die „Scènes" bestehen aus drei Romanen, in welchen die Leidenschaften und Gebräuche des Volkes mit der Erzählung geschickt verwebt sind. Eine dieser Novellen führt den Titel: „L'Espagnole". Eine Spanierin, deren Vater, Brüder und Gatten unter den Kugeln der Franzosen gefallen sind, bietet einem französischen Regimente, welches ihr Dorf eingenommen hat, vergifteten Wein an; da der Oberst einiges Mistrauen zeigt, so trinkt sie selbst von dem Wein und läßt ihr Kind davon trinken.

Les confessions d'un enfant du siècle, par *Alfred de Musset.*

Hr. Alfred de Musset ist ein Sonderling, der zuweilen die Originalität erringt, nach der er strebt. Seine Manier ist ein wahrer poetischer Dandysmus; sie verräth eine gesuchte Fahrlässigkeit, eine elegante Indolenz; es ist etwas Gemachtes, das natürlich sein soll. Einige kleine Gedichte, unter denen „Rolla" das gelungenste ist, haben sehr gefallen; seine dramatischen Sprüchwörter lesen sich gut und zeigen zuweilen echten Humor; im Ganzen genommen reducirt sich aber seine Originalität allzu oft nur darauf, daß er Dichter nachahmt, die bisher wenig nachgeahmt worden, unter denen wir besonders den cynischen Regnier anführen. „Les confessions d'un enfant du siècle" sind nicht als seine, d. h. Musset's eigne Beichte zu betrachten, wie er es ausdrücklich in der Vorrede erklärt; ebenso wenig ist es die Beichte eines Kindes dieses Jahrhunderts, indem sie nicht die Spur der Jetztzeit hat. Was Alfred de Musset uns hier sagt, ist zu allen Zeiten von Kindern gesagt worden und Niemand hat sich weiter daran ergötzt. Octave liebt eine Frau, die ihn betrügt; er wird liederlich, berauscht sich im goldenen Becher des Lasters und zerreißt an allen Disteln und Dornen das Gewand seiner Unschuld. Dann verliebt sich Octave zum zweiten Male, quält aber seine Geliebte durch Zweifel, Eifersucht und Mistrauen, daß sie sich von ihm losreißt. Das passirt in allen Jahrhunderten. Octave, als er von der Veränderung, die in dem Herzen seiner Geliebten vorgegangen, überzeugt ist, dejeunirt mit ihr bei den Frères provençaux drückt ihr die Hand und verläßt sie, um nach Italien zu reisen. Das Buch schließt mit diesem Dejeuner und zwar ziemlich sans façon.

Un automne au bord de la mer, par *Barchou de Penhoën.*

Man verdankt diesem Verfasser bereits zwei Schriften, welche nicht ungünstig aufgenommen worden sind: einen Bericht über die Expedition der Franzosen gegen Algier 1830 und eine vergleichende Beurtheilung der englischen Revolution 1688 und der französischen Julirevolution. In beiden Schriften zeigt Penhoën, ehemals Stabsofficier, ein gesun-

Digitized by Google

des Urtheil, verbunden mit einer fruchtbaren Phantasie; auch besitzt er philosophische Bildung, wie sie wol selten bei einem Franzosen angetroffen wird, was freilich nicht viel sagen will, jedenfalls aber redliches fleißiges Streben nach Erkenntniß der Wahrheit verräth. Das angekündigte Buch kann man, im Verhältniß zu den nicht gewöhnlichen, mannichfaltigen Geistesvorzügen des Verfassers, schlecht nennen. „Un automne au bord de la mer" enthält einzelne Bruchstücke, die weiter keine andere Verbindung haben, als daß sie sämmtlich am Ufer des Meeres und in einem und demselben Jahre geschrieben worden sind. Das beste darunter ist überschrieben: „Un vaisseau à la voile", eine Art geschichtlicher Übersicht der nautischen Kunst in ihrem Verhältnisse zu den Fortschritten der Civilisation.

Le Banian, roman maritime par *E. Corbière*.

Nebst Eugene Sue und Jal kennen wir nur Corbière als Verfasser von Seestücken. Unter diesen Dreien ist Letzterer der besonnenste und nüchternste; Poesie findet man eben nicht in seinen Schilderungen, dafür fällt er auch nicht wie Sue ins Übertriebene, Verzerrte, und sein Styl ist nicht mit Bildern überladen; seine Matrosen fluchen nicht von der Frühe bis in die Nacht hinein; seine Corsaren sind keine Menschenfresser, sie haben nicht wie Sue's Helden Byron und Schiller gelesen. Corbière schildert die Seeleute eben wie sie sind. Der Held der oben angezeigten Geschichte ist ein junger Mann, der das literarische Handwerk treibt, aber nicht viel damit aufsteckt; kein Buchhändler will sein Romane drucken und kein Theater seine Dramen aufführen. Gustave, so heißt der junge Literat, wird dieser Lebensart überdrüßig und schifft sich nach der Insel Martinique ein, und hier beginnt eine Reihe von Unfällen, welche den Abenteuerer heimsuchen und die im Hospitale enden. Sue erzählt eine ähnliche Geschichte, hat also schon das Verdienst der Erfindung voraus, auch ist seine Darstellung wärmer, lebendiger und colorirter.

Archives curieuses de l'histoire de la société polie de France, par *Roederer*. *)

In einem wenig bekannt gewordenen Werke: „Conséquences du règne de François I", wies Röderer nach, wie sich die Sittenverderbniß vom Hofe aus über die ganze Nation verbreitete; in den „Archives curieuses" schildert der Verf. die société polie, die sich im Anfange des 17. Jahrhunderts in Paris bildete. Es ist die so berüchtigte société de Rambouillet, die in demselben Jahre entstand, wo Heinrich IV. mit Maria von Medici verbunden wurde. Hier kam zum ersten Male der Adel mit den Literaten in Berührung; die schöne, junge und geistreiche Marquise von Rambouillet öffnete ihr Hotel den Personen ihres Standes, welche ihren Abscheu gegen die Intriguen und die Sittenlosigkeit des Hofes theilten, den unterrichteten und geistreichen Männern von jedem Range; die ersten Schöngeister, die hier auftraten, waren Malherbe, Racan, Gombault; auch der Grammatiker Vaugelas besuchte das Hotel Rambouillet. Man war der brutalen Liebschaften Heinrich IV. müde; es entwickelte sich eine förmliche Reaction gegen die Liederlichkeiten dieses Fürsten und seines Zeitalters; die platonische Liebe kam an die Tagesordnung; die Neigung Ludwig XIII. für Madame d'Hautefort und Mademoiselle de Lafayette gehört zu den reinsten, übersinnlichsten Leidenschaften, die je ein Herz empfunden. Unter der stürmischen Regentschaft der Maria von Medici erhielt das Hotel Rambouillet einen Zuwachs an berühmten Männern, wie z. B. Balzac, Voiture, Chapelain, Armand Duplessis. Die Herrschaft der hommes des lettres beginnt. Unter Richelieu erscheint Corneille im Hotel Rambouillet; hier las er seine Tragödien, ehe er sie aufs Theater brachte. Hierauf verfällt das Hotel Rambouillet allmälig. Unter der Fronde hielt sich die société polie nur mit Mühe aufrecht, es sah damals ebenso schlecht mit den Sitten als mit der gesetzlichen Ordnung aus. Der Herzog von Orleans an „Mesdames les comtesses maréchales dans l'armée de fille, contre le Mazarin". Mazarin ließ seine schönten aus Italien kommen und in Paris manoeuvriren, jüngste wurde gegen Ludwig XIV. losgelassen; es war schöne und sehr gefährliche Kriegsmaschine, die wirkung that. Nach der Fronde erhoben sich die Hotels de Richelieu und das Haus der Madame de Lafayette; ren Nachahmungen des Hotels Rambouillet. 1645 précieuses auf, über welche mehre Schriften vorhanden, royaume de coquetterie", vom Abbé d'Aubignac, „Le et le petit dictionnaire des précieuses" von Somaize. Die Stadttheile, wo die précieuses wohnten, hatten Namen; das Faubourg St.-Germain hieß Petite Athène, Place royale hieß Place dorique, die Cité Place Das Hotel Rambouillet stand da, wo sich heute das du vaudeville befindet. Man hat fälschlich Molière als Feind des Hotels Rambouillet geschildert, die Mühen in „Les précieuses ridicules" ist die Madelaine de Scudery und die Marquise von Rambouillet, die damals 80 Jahre alt und in tiefster Zurückgezogenheit lebte. Voiture war der phäe dieser gelehrten Gesellschaft; um eine neue zu gründen reichte es hin, daß er sich ein einziges Mal darin zeigte. précieuse hatte ihren eignen Voiture; ein armer Teufel darin den Voiture und erhielt dafür ein gutes Mittagessen Woche und alle Jahre einen neuen Rock. St.-Evremont den précieuses: „Elles font contester leur mérite à tendrement leurs amans sans aucune jouissance, et à solidement de leurs maris avec aversion." Die ging von Paris in die Provinzen über. Hr. Röderer nach, daß „Les précieuses" zuerst in der Provinz gespielt daß die Marquise de Rambouillet viel Gefallen daran daß Molière für die echten précieuses die größte Achtung

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese Schrift ist nicht in den Buchhandel gekommen.

Berichtigung und Zusatz zu Nr. 114 der „Blätter für literarische Unterhaltung".

In der Anzeige meiner Schrift: „Soll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen und insonderheit den Jesuiten anvertrauen?" hätte der Anfang des zweiten Absatzes von den Worten: „Wir wissen nicht" bis zu den Worten: „... seine Anwendung findet", nicht von den vorher mit „ ... führten Worten aus der Leipziger Zeitung durch ... dieser Zeichen und Abbrechung der Zeilen getrennt werden sollen, weil sonst leicht ein Misverständniß entstehen könnte; gehört Alles unmittelbar zusammen. Weder ich noch ... censent, sondern der Berichtstatter der Zeitung allein ... jenen Worten.

Übrigens war es mir bei Herausgabe dieser ... Schrift nicht darum zu thun, etwas Neues aufzustellen, ... dern die Herstellung eines Alten mit Hülfe der ... toritäten und der triftigsten Gründe (gleichviel ob ... neuer) zu verhindern. Denn wovern es den Jesuiten, ... deren es aus bekannten Ursachen jetzt gar viele gibt, ... wäre, in der ersten und größten Residenz- und Universitätsstadt Deutschlands ein neues Jesuitenseminar mit Rücksicht auf ihren Besitzungen zu errichten, so wäre dieses Beispiel ... berechenbaren Folgen gewesen. Es ist aber, dem ... Dank! nicht gelungen. Die Regierung ist so klug, ... das hinterlistig angebotene Geschenk von 400,000 Gulden ... lehnen oder es doch dahin zu verweisen, woher es kam — ... lien, wo die restaurirten Jesuiten nun einmal ... den. Mögen sie auch ferner bleiben, wo sie sind! In ... land können wir sie nicht brauchen.

Frey.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 129. — 8. Mai 1836.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Friedrich Groos. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 12. 18 Gr.

Unterricht in zweckmäßiger Selbstbehandlung bei beginnenden Seelenkrankheiten. Von Johann Christ. Aug. Heinroth. Leipzig, Vogel. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Selten nur findet die Würde der Psychologie, als einer selbständigen, von der somatischen Anthropologie unabhängigen Wissenschaft, ihre volle Anerkennung bei den Ärzten unserer Zeit. Die meisten sind in der Betrachtung der körperlichen Natur zu sehr befangen, als daß sie das selbständige Dasein des Seelenlebens hinlänglich verstehen vermöchten, und gewöhnt, den Menschen nur als ein körperliches Wesen zu betrachten, erblicken sie in den Erscheinungen der Seele nur eine höhere oder feinere Entwickelungsform des körperlichen Organismus. Unsere Ärzte sind daher noch fast die einzigen Vertheidiger des Materialismus, während die Nichtigkeit dieses Systems fast ohne Ausnahme von allen freiern und tiefern Denkern längst erkannt und gezeigt worden ist. Nur der Mangel an einer freiern philosophischen Bildung und die Abgestumpftheit vieler Ärzte für die tiefere Beobachtung des geistigen Lebens konnte sie noch in dieser materialistischen Ansicht festhalten. Eine rühmliche Ausnahme von dieser unter unsern Ärzten herrschenden materialistischen Beschränktheit machen die beiden Verfasser der hier angeführten Schriften, die in einer Reihe früherer Werke sich schon längst als glückliche psychologische Forscher und als geistreiche Denker bewährt haben. Beide haben in ihren frühern Schriften die höhere geistige Natur des Menschen in ihrer Unabhängigkeit von dem Körper nachdrücklich verfochten. Heinroth ist dabei freilich von dem entgegengesetzten Extrem des Mysticismus nicht frei und verwirrt daher häufig seine psychologischen Beobachtungen durch religiöse Phantasien. Groos dagegen neigte sich früher selbst noch zu dem Materialismus hin und hat sich erst allmälig immer mehr davon frei gemacht. Die gegenwärtige Schrift hat vorzüglich den Zweck, diesen seinen jetzt errungenen freiern Standpunkt vollständiger auszusprechen.

Die Schrift von Groos besteht aus einer Reihe von philosophisch-psychologischen Abhandlungen, die zwar nicht eigentlich untereinander zusammenhängen, aber sich doch alle an die Idee eines höhern geistigen Wesens in dem Menschen anreihen. Der Verf. wollte durch sie seine früher zerstreut ausgesprochenen Ansichten über die geistige Natur des Menschen unter Einen Gesichtspunkt stellen und ihnen zugleich durch die von ihm neugewonnenen Ansichten ein höheres Gepräge aufdrücken (Vorrede S. IV). Die erste Abhandlung ist überschrieben: „Blicke in das Seelenleben, vorzüglich auch in seiner Beziehung auf die Theorie von den Geistesstörungen", und enthält vorzüglich eine Bekämpfung des Materialismus, in specieller Beziehung auf eine Abhandlung des Dr. Blumenröder (in Friedrich's „Magazin für Seelenkunde", Heft 10), worin dieser gegen den Verf. den Materialismus verficht und über alle Selbständigkeit des Geistes, über den religiösen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, als baaren Aberglauben den Stab bricht. Der Verf. behandelt sein Thema nicht allein sehr klar und treffend, sondern auch mit einem gemüthlichen Witz und einer edeln Wärme für die höhere ideale Bedeutung des menschlichen Lebens. Er gründet seine Ansicht hauptsächlich auf die Unterscheidung des höhern universellen und des individuellen Charakters des Menschen. Sein universeller Charakter ist die Vernunft — das die ganze Menschheit begeistigende allgemeine Princip —, das Vermögen der allen Menschen eingeborenen (?) allgemeinen Grundideen des Wahren, Guten und Schönen. Der individuelle, organisch-bedingte Charakter des Menschen ist der Verstand, das Vermögen der mehr oder weniger richtigen Anwendung jener allgemeinen Grundideen auf die besondern Fälle, welche durch die Sinnenerfahrung herbeigeführt werden. S. 29 heißt es:

> Im Verstande, insofern er organisch bedingt, daher in jedem Menschen ein anders modificirter ist, — ertönt die heilige Stimme der Vernunft jetzt nur im Nachhalle, leuchtet das Sonnenlicht der Ideen nur gebrochen durchs Medium der Organisation in einem einzelnen zersplitterten Strahle ꝛc.

Der Materialist nun sieht im Menschen nur den individuellen Charakter, den Verstand, die organische Bedingtheit; aber so sehr er den universellen Charakter auch ignorirt, er kann ihn doch nicht ablegen, er kündigt sich ihm an in der Sittlichkeit und Religion. In diesem Sinne sind auch die beiden folgenden Abhandlungen über „Persönliche Fortdauer nach dem Tode", und „Das übersinnliche Ich, das sinnliche Ich und die Sinnenwelt

Digitized by Google

(Idealismus und Realismus)" ausgeführt. Allen seinen mit geistvoller Dialektik, oder mit sinniger Selbstbeobachtung oder mit lebendiger Begeisterung gegebenen Erörterungen liegt die alte, durch keine neuere Speculation erschütterte Idee von einem der natürlichen Erscheinungsweise des menschlichen Lebens zu Grunde liegenden idealen Sein an sich, von einem Noumenon hinter dem Phänomenon zu Grunde, wiewol er diese Idee selbst nicht in voller Klarheit ausspricht und entwickelt. Denn ist einmal dieses Verhältniß vollkommen klar gemacht, hat man sich über den Unterschied zwischen der natürlichen und idealen Ansicht von dem menschlichen Leben, oder zwischen der Erscheinung und Idee oder dem Sein an sich desselben verständigt, so erscheinen dann alle materialistischen, naturalistischen und deterministischen Theorien so gänzlich als ungenügend, alle Versuche, aus der körperlichen Bedingtheit des Seelenlebens die Körperlichkeit desselben darzuthun, als so völlig nichtig, daß sie einer höhern wissenschaftlichen Beachtung gar nicht mehr würdig sein können. Daß jedoch auch dem Verf. in der Auffassung jenes Verhältnisses noch einige Dunkelheit übrig geblieben sei, beweist die letzte Abhandlung über „Moralische Freiheit und Nothwendigkeit". Hier glaubt der Verf. sich für einen sogenannten vernünftigen Determinismus oder einen religiösen Vernunftdeterminismus erklären zu müssen. Er versteht nämlich unter der Freiheit, wie so viele Andere, aber irrig, den vernünftigen oder intelligenten Trieb, den Trieb zum Guten.

Die Freiheit des menschlichen Geistes besteht — sagt er S. 139 —, in einer von der göttlichen Vorsehung durch günstige Außenverhältnisse veranstalteten Entbindung des angebornen intelligenten Triebes zum Guten, also in einer durch das heilige Gesetz der Nothwendigkeit hervorgerufenen Activität des Geistes. Also — setzt er hinzu —, nur der Tugendhafte ist frei, weil nur er insoweit ein wirkliches Agens ist. Der Lasterhafte besitzt nur Freiheitssinn ꝛc.

Hieraus ergibt sich folgende Theorie des Verf.: Ursprünglich liegt im Menschen der intelligente Trieb zum Guten (wie im Erkennen die Vernunft) als Gabe von Oben, als göttliches Princip. Aber dieser Trieb kann nur thätig werden durch Vermittelung des sinnlichen Menschen (des Verstandes). Der sinnliche Mensch aber steht unter dem Gesetz der Naturnothwendigkeit — Erziehung, Umgang ꝛc. bestimmen ihn, er ist hier nur ein passives Wesen. In Hinsicht seiner Äußerung oder Thätigkeit also steht auch der intelligente Trieb unter dem Gesetz der Nothwendigkeit; aber er wird frei in dem Grade, als der intelligente Trieb von dem sinnlichen Menschen entbunden wird und als Activität hervortritt, nur so weit also, als der intelligente Trieb als solcher thätig ist, so weit ist der Mensch frei. Hiergegen ist aber einzuwenden, daß die Freiheit nicht dem Triebe, sondern dem Willen, der über die Triebe herrscht, unter ihnen wählt, angehört. Wäre die Freiheit nur in dem vernünftigen oder guten Triebe, so wäre es undenkbar, wie dann die Sünde, die aus andern Trieben hervorgeht, zurechenbar wäre, und was der Verf. dafür bemerkt, befriedigt durchaus nicht. Der Mensch ist frei, insofern er durch seinen Willen Herr seiner Triebe ist. Dies ist freilich nur eine beschränkte Freiheit, und es gibt einen höhern Standpunkt der Beurtheilung, aus dem auch alle Acte des Willens als bedingt durch natürliche Ursachen, der Wille selbst nur als Naturkraft erscheint, der mithin zu einem ethischen Determinismus führt. Aber dieser gilt doch nur für das natürliche Menschenleben als Phänomenon. In dieser beschränkten Freiheit des Willens aber steht die ideale Freiheit, nach welcher wir den Menschen seinem übersinnlichen Wesen nach, als absolute Causalität, als schlechthin unabhängig von aller (auch psychischer) Naturnothwendigkeit denken. Diese ideale Freiheit liegt in den Anforderungen des Gewissens. Diese nun scheint der Verf. hauptsächlich zu meinen, daher er sie den „Funken des göttlichen Geistes" nennt. Aber diese ist nicht ein allmähliges Freiwerden, ein Entbundenwerden von sinnlicher Bedingtheit, sondern ein Freisein des Menschen in der Idee, und nur in der Erscheinung ist der Mensch theilbedingt frei. Alle Hinweisung auf Verhältnisse der Abstammung, Erziehung, Umgang ꝛc. treffen nur den sinnlichen Willen in seiner Erscheinung, nicht aber die Idee der Freiheit selbst. Denn hinter allen Entschuldigungen aus den drängenden Einwirkungen dieser Verhältnisse tritt doch immer die höhere Anforderung des Gewissens hervor, unbedingt das Gute von uns fodernd, also nur absolute Kraft in uns voraussetzend, die mehr ist als alle sinnlichen Mächte der Natur. Von diesem idealen Standpunkt aus schwindet also der Determinismus ebensowol in Moral als der Materialismus, und der Verf. würde daher auch diesen Irrthum ebensowol noch abgeworfen haben, wie den des Materialismus, wenn er nur seine Theorie von dem universellen und individuellen Charakter des Menschen schärfer zum Unterschied zwischen dem idealen und natürlichen Charakter entwickelt und consequent auf das praktische Leben angewendet hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Zur neuern französischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 128.)

La chronique de Jean d'Auton, publié par *Jacob le bibliophile*.

Diese Chronik handelt von den ersten Jahren Ludwigs XII. und seiner Feldzüge in Italien. Man kannte bisher blos das Ende derselben; der Bibliophile Jacob hat den ersten Theil aufgefunden: „Le prémier propos de Jean d'Auton". Er handelt unter den glänzendsten Auspicien eröffnete Feldzug nahm aber, namentlich für die Franzosen ein schmähliches Ende.

La femme et la démocratie de notre temps, par Madame *Hortense Allart*.

Madame Allart hat Romane geschrieben, die nicht schlecht waren, aber kein großes Aufsehen gemacht haben; nun hat sie sich in eine höhere Region gewagt. Zu diesen historischen Studien fehlt es ihr nicht, und sie weiß das Gelernte mit Talent zu combiniren; glänzende Gedanken, geistvolle Zusammenstellungen sind nicht selten; allein wenn man das Buch gelesen, so fragt man sich, was Madame Allart eigentlich damit gewollt hat. Nicht allein der allgemeine Zweck des Buchs bleibt dunkel, sondern auch über einzelne Fragen, die sie sich stellt, bleibt sie die Auflösung schuldig, so daß man nicht, mit wem sie es hält, ob sie dem natürlichen oder

Digitized by Google

n weiblichen Geschlechte mehr Fähigkeiten zugesteht, und so
e über den äußerst delikaten Punkt der Treue scheint sie nicht
e sich im Reinen zu sein, und wäre man berechtigt, irgend einen
chluß zu ziehen, so würde er gegen die Treue ausfallen.
an liest seit einigen Jahren häufig in Journalen und Bü-
n von emancipation de la femme. Auch Madame Allart
ll emancipirt sein, und verlangt, daß es ihr ganzes Ge-
lecht werde. Und die Emancipation ist nichts Geringeres,
s daß den Frauen das uneingeschränkte Recht der Ehescheis-
ng zugestanden werde. Dahin sind die pariser Frauen durch
e St.-Simonistischen Lehren geführt worden. Was über die
emokratie, über Aristokratie, Julimonarchie gesagt wird, kön-
n wir füglich übergehen, ohne unser Gewissen mit dem Vor-
rf zu belasten, der Welt neue und wichtige Wahrheiten vor-
enthalten.

Histoire des lettres avant le christianisme, par *Amédée Duquesnel*.

Die Geschichte der literarischen Kritik in Frankreich be-
nnt erst mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im
i. Jahrhundert war die französische Sprache noch nicht voll-
indig ausgebildet. Um diese Zeit aber beginnt die sogenannte
naissance; man studirt die Alten, griechische und lateinische
eologismen nehmen in dem Altgallischen überhand, sowie
utsche Neologismen in dem heutigen Französisch. Die Revolu-
n fängt an mit Ronsard und wird fortgesetzt durch Rabelais,
ontaigne und Malherbe; hierauf kommen Corneille, Bossuet
d Racine. Der erste Kritiker in dieser Periode war Boi-
u; er hatte ein tiefes Gefühl für das Schöne und Wahre
d wußte seine Kunstansichten in correcten und geistreichen
rsen auszudrücken; allein diese Ansichten waren sehr be-
ränkt. Auf Boileau folgten Voltaire und Laharpe; ihre Kri-
dreht sich gleichfalls in einem sehr engen Kreise herum —
ßlose Parallele zwischen Corneille und Racine, Exclamationen
r die unerreichbaren Schönheiten der Alten, Diatriben ge-
Shakspeare u. s. w. So blieb es bis zum Anfange des
genwärtigen Jahrhunderts. In Folge der literarischen Um-
älzung, welche mit Chateaubriand und Frau von Stael be-
nn, erweiterten sich die kritischen Ansichten der Franzosen;
haben erkannt, daß die literarische Kritik sich nicht auf die
unstform beschränke; daß sie sich zum Schönen verhält, wie
e Logik zur Philosophie, wie die Philosophie der Geschichte
r Geschichte. Das hier angezeigte Werk Duquesnel's gibt einen
ennvollen Beweis von den Fortschritten, welche die Franzosen in
r literarischen Kritik gemacht. Bisjetzt ist nur der erste Theil
s auf 12 Theile berechneten Werks erschienen. Der nächste Zweck
s Verf. ist, zur religiösen Bildung der heutigen Generation bei-
tragen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die
nst, theilt er diese in sieben Hauptformen ein: Poesie, Be-
samkeit, Musik, Architektur, Sculptur, Malerei, Tanzkunst.
dann gelangt er zu der großen Epopöe des jüdischen Alter-
ums, zur Bibel. Der Orient wird kaum berührt; in einer
ständigen Geschichte der Literatur vor Christus durften aber die
ßen orientalischen Dichter nicht fehlen; auch beschäftigt sich
Duquesnel als Ästhetiker zu sehr mit der religiösen und mora-
schen Seite der Bibel und vernachlässigt das Künstlerische,
e poetische Form.

Histoire du chancelier D'Aguesseau par *A. Boullée*. Zwei Bände.

D'Aguesseau und l'Hopital besaßen die Tugenden, wel-
e ihrem Zeitalter mangelten: sie waren tolerant in einer
eit, wo der Fanatismus wüthete, unbestechlich und tugend-
aft inmitten eines verderbten Hofes. Es sind die beiden
größten Repräsentanten der französischen Magistratur. Die
übrigens höchst verdienstvolle Arbeit Boullée's zeigt D'Agues-
eau blos als Advocat und als Kanzler; er war aber
mehr als ein gewandter Geschäftsmann als ein beredter
Magistrat; er hatte als Gesetzgeber großartige, geniale
Ansichten. Obgleich unter Ludwig XIV. absoluter Regierung
aufgewachsen, hörte er nicht auf, die Könige zu ermahnen, das
Volk an der Regierung des Landes Theil nehmen zu lassen.
Dieser Tatte ungeachtet verdient das Werk alles Lob; es ist
mit umsichtigem Fleiße und Gewissenhaftigkeit verfaßt, wie
dieses aus den angehängten Belegen, Noten und sonstigen Do-
cumenten erhellt.

Histoire de la marine, par *Eugène Sue*.

Dieser Schriftsteller war ganz dazu geeignet, eine gute
Geschichte der Marine in Frankreich zu schreiben. Fürs erste
besitzt er die dazu erforderlichen speciellen Kenntnisse, sodann
haben ihm mehre der höchsten Beamten des Ministeriums die
wichtigsten Documente zur Benutzung auf längere Zeit über-
lassen, und diese Documente sind von solchem Werthe, von
solcher Vollständigkeit, daß Hr. Sue beinahe weiter nichts zu
thun gehabt hätte, als sie abzuschreiben und zu ordnen. Er
hat es aber unter seiner Würde, unter seinen poetischen Kräf-
ten gehalten, eine einfache Geschichte zu schreiben und dafür
einen historischen Roman geliefert, oder vielmehr ein Mittel-
ding zwischen Geschichte und Roman, für das wir keinen Na-
men finden.

Voyage aux Indes orientales, par le Nord de l'Europe, les provinces du Caucase etc., pendant les années 1825, 1826, 1827, 1828 et 1829, par Mr. *Charles Bélanger*.

Der Verfasser ist Ritter des persischen Sonnenlöwen-
ordens und Director des botanischen Gartens zu Pondi-
chery. Am 9. Januar 1825 reiste er in Gesellschaft des
Gouverneurs der letztern Stadt, Vicomte Des Bassyns, von
Paris ab, begab sich über Deutschland, Östreich, Mähren,
Schlesien und Polen nach Rußland, durchwanderte Podolien,
sah Odessa, Taganrog u. s. w., setzte seine Reise endlich über
den Kaukasus nach Georgien und von da nach Persien fort,
wo er fünf ganze Monate verweilte; gegen Ende September
ging er nach Bombay, von da über die Gatesgebirge u. s. f.
und langte endlich zu Pondichery an, nachdem er, wie man
sieht, eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte. Seit Chardin hat
kein Franzose so viele Länder in Asien besucht. Sein Buch ist
in Hinsicht auf Persien das einzige französische Document von
einigem Werthe. Bisjetzt ist nur der erste Theil erschienen,
welcher den Leser an den Grenzen Persiens läßt.

Traductions d'ouvrages orientaux par MM. *Stanislas Julien*, *Bazen*, *Brosset*, *Garcin de Tassy*, *Langlois*, *Pauthier*, *Reynaud* et *Slane*.

Reynaud gibt in Verbindung mit Slane auf Kosten
der asiatischen Gesellschaft, unter den Auspicien der geogra-
phischen Gesellschaft von Paris, eine Übersetzung der Geographie
des Abulfeda heraus. Der Text ist mit der berühmten
Handschrift auf der Bibliothek zu Leyden verglichen worden.

Pauthier gibt den zweiten Theil des „Essai sur la philosophie des Hindous" nach Colebrooke heraus; er enthält die Erklärung der Mimansa, Vedanta und der buddhistischen und anderer heterodoxen Lehren.

Der „Haridansa", Geschichte des Hari oder Wischnu, ist ein sehr langes Gedicht, die Fortsetzung eines andern gleichfalls sehr langen Gedichts: „Mahabharata", welches über 200,000 Verse enthält. Diese beiden Werke enthalten alle mythologische, historische und religiöse Überlieferungen Indiens. Die Epoche, wo diese Gedichte verfaßt oder gesammelt worden, ist sehr ungewiß; auch mangeln bestimmte Nachweisungen über die Jahrhunderte, in welchen die politischen Begebenheiten, die in beiden Werken erwähnt werden, sich zugetragen. Dazu kommt noch, daß die historischen Begebenheiten stets mit einer sehr verwickelten Mythologie umhüllt, daß übernatürliche Personen dabei im Spiele sind, deren symbolische Bedeutung nicht auszumitteln ist. Hrn. Langlois verdanken wir die vollständige Übersetzung des „Harivansa". Es ist auf Kosten des Comité der Übersetzungen orientalischer Werke von Großbritannien und Irland in der königlichen Druckerei zu Paris gedruckt worden.

Garcin de Tassy hat die Abenteuer des Kamrup übersetzt. Dieses Gedicht wurde i. J. 1170 der Hedschra (1756 nach

Digitized by Google

der christlichen Zeitrechnung) von Zaheim-Uddin, einem indianischen Moslems, verfaßt; es besingt die Liebe des Kamrup, des Sohnes des Königs von Aude, und der Kala, einer Tochter des Königs von Ceylon; beide Liebende sind ebenso berühmt in Indien wie Antar und Ibla, Joseph und Zuleika in Arabien. Die Geschichte oder vielmehr Fabel ist folgende: Kamrup und Kala, obgleich durch große Länderstrecken voneinander geschieden, erblicken sich in einem Traume, verlieben sich ineinander und versprechen sich ewige Treue. Die Prinzessin schickt einen ihrer Diener aus, den Geliebten aufzusuchen; der Kronprinz von Aude seinerseits macht sich auf den Weg mit sechs Freunden, worunter zwei Minister, ein Geistlicher, ein Maler, ein Juwelier und ein Musiker sich befinden, um die schöne Kala und das Land, wo sie wohnt, auszukundschaften. Sie werden von einem Sturme überfallen; Kamrup und seine sechs Freunde müssen sich durch Schwimmen retten. Jeder landet an einer besondern Insel. Nach vielen Mühseligkeiten und wunderbaren Begebenheiten finden sie sich endlich wieder und erzählen sich ihre Abenteuer; zuletzt gelingt es ihnen die schöne Kala ausfindig zu machen, die der glückliche Kamrup endlich heirathet. Die Erzählungen der sechs Freunde, welche zum Theil an die Odyssee und an die Reisen Sindbad's erinnern, sind im Grunde das Gedicht selbst, wozu die Liebe des Prinzen zur schönen Kala nur den Rahmen gibt. Das Buch bietet ein sehr interessantes Gemälde indischer Sitten dar.

„Mémoires inédits relatifs à l'histoire de la langue géorgienne." — „Art libéral ou grammaire georgienne." Beide Werke sind theils übersetzt, theils verfaßt von Brosset dem Jüngern. Dieser Orientalist hat auf langen Reisen wichtige Forschungen angestellt, in der Absicht, den Europäern die ihnen bisher fast gänzlich unbekannt gebliebene georgische Sprache zugänglich zu machen; er hat sogar den Text nebst seiner Übersetzung, sowie die Sprachlehre, die er verfaßt, eigenhändig lithographirt.

„Livre des récompenses et des peines", aus dem Chinesischen übersetzt von Stanislas Julien.*) 41.

Notizen.

Der Oberst Allen in den Vereinigten Staaten war ein entschiedener Religionsverächter; er glaubte an nichts, und war nur dem Namen nach ein Christ; dennoch errang einmal die Offenbarung über sein verhärtetes Gemüth einen wunderbaren Sieg. Es fügte sich nämlich, daß seine Tochter erkrankte und ihrem Ende sich näherte. Als kurz vor ihrem Tode der Vater trauernd an ihrem Bett saß, richtete sich die Kranke plötzlich auf, und sagte mit festem Ton: „Vater, da ich meiner Auflösung nahe bin, so sage mir jetzt, ob ich deinen Worten, oder Dem glauben soll, was mich meine Mutter gelehrt hat." Diese Frage erschütterte den Obersten furchtbar. Ein großer Kampf arbeitete sichtlich in seinem Innern. Endlich sprach er, die Hand des Kindes ergreifend, mit Thränen im Auge: „Mein Kind glaube du, was dich deine Mutter lehrte." Von diesem Augenblick an glaubte der Obrist an Jesum Christum.

Von Victor Delarue sind „Illustrations de l'armée française" erschienen mit Zeichnungen und Stichen von Raffet und Lanta, worin alle Helden der Napoleon'schen und vor-Bonaparte'schen Zeit figuriren. „Pourquoi", ruft der „Temps" aus, „jeter ces héros toujours dans un plan reculé, pourquoi ne les placer jamais qu'à la seconde ligne? La France ne leur doit-elle pas assez?"

Das Supplement zu „Bent's literary advertiser" für 1835 enthält Listen der neuen Bücher, Kupferstiche ꝛc., welche im Laufe dieses Jahres zu London herauskamen. Die Zahl der Bücher beläuft sich auf 1400, mit Ausnahme der neuen Auflagen, Pamphlets, periodischen Schriften u. s. w. Es sind 130 mehr als im Jahr 1834. Die Zahl der Stiche beträgt 100 (mit Einschluß von 47 Portraits), davon sind 15 in Schwarzmanier, 75 in Mezzotinto, 10 in Aquatinta, Kreide u. s. w.

Angestellte Ausgrabungen unweit Lothbury, Cheapside und andern Stadttheilen von London haben eine ansehnliche Zahl heute an römischen Reliquien gegeben; hauptsächlich sind es Ringe und andere Ornamente, samische Gefäße und irdene Krüge von vorzüglicher Arbeit. 11.

*) Hierüber theilen wir bald einen größern Aufsatz eines andern Mitarbeiters mit. D. Red.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

11. Altdeutsche Blätter von *M. Haupt* und *H. Hoffmann*. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

12. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrg. 1835. Nebst den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

13. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. In vier Theilen. Erster und zweiter Theil. 1834—35. 8. 5 Thlr.

Der dritte Theil wird binnen Kurzem erscheinen.

14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis siebente Lieferung. A bis O. 1833—35. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

15. Dictionary, a complete, English-German-French. On an entirely new plan, for the use of the three nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 2 Thlr.

16. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 1 Thlr.

Nr. 15 und 16 sind einzelne Theile des unter Nr. 8 erwähnten Handwörterbuchs.

17. Elias (W.), Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

18. Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Theile. Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über „die Hofdame" versehene Ausgabe. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

19. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—35. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Rande (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Ersch. Erster bis sechsundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Ersch und A. G. Hoffmann. Erster bis zwölfter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von A. G. Hoffmann und L. F. Kämtz. Erster bis sechster Theil.

Den frühern Subscribenten, welchen eine oder mehrere von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Subscribenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 130. — 9. Mai 1836.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Friedrich Groos.

Unterricht in zweckmäßiger Selbstbehandlung bei beginnenden Seelenkrankheiten. Von Johann Christ. Aug. Heinroth.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Aus diesem rein theoretischen und größtentheils speculativen Gebiete der Seelenlehre führt uns die Schrift Nr. 2 in das praktische Gebiet der Psychiatrie. In diesem Fache hat der Verf. bekanntlich hauptsächlich gearbeitet und seine Ansichten darüber in zahlreichen Schriften ausgesprochen. Wie man auch über die zum Theil sehr eigenthümlichen Ansichten des Verf. urtheilen möge — und auch Rec. gehört, mit ihnen in vieler Hinsicht gar nicht einverstanden zu sein —, so verdient doch ohne Zweifel die Stimme des so vernommenen Redners immer wieder ihre Beachtung. Diesmal aber erregt schon der gewählte Gegenstand die besondere Aufmerksamkeit. Daß angehende Seelenkranke an sich selbst ein zweckmäßiges Heilverfahren ausüben, scheint so großen Schwierigkeiten zu unterliegen, daß man fast an der Möglichkeit zu verzweifeln geneigt wird. Schon die Selbsterkenntniß von dem Dasein einer Seelenkrankheit wird äußerst schwierig, da die Seelenkrankheit in den meisten Fällen von irgend einer Seite her das Selbstbewußtsein trüben wird. Ferner aber wird die Heilung der Seelenkrankheit grade ihrem wichtigsten Theile nach psychisch sein, nämlich kräftige und consequente psychische Zucht, während doch durch die Seelenkrankheit unvermeidlich die besonnene Selbstbeherrschung, als das Organ der Selbstbehandlung oder psychischen Zucht, gestört oder gelähmt ist. Man muß also sehr begierig darauf sein, wie es bewährten Psychologen und insbesondere Psychiatern gelungen sei, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Nur die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur, nur die schärfste und feinste psychologische Beobachtung, scheint es, konnte dem angehenden Seelenkranken den Weg zeigen, wie auch seinem getrübten Organ der Selbstbeobachtung doch die beginnende Krankheit offenbar werden könne; nur sie konnte beurtheilen, für welche Kennzeichen der Seelenkrankheit auch der Seelenkranke noch Empfänglichkeit haben könne, und nun grade diese in voller Klarheit hervorheben; nur sie konnte die psychischen Kräfte ermitteln, die auch bei der Seelenkrankheit noch unangetastet sein möchten und von denen also auch in dem schon krankhaft gestörten Seelenleben eine Umwandlung und Regeneration desselben ausgehen könne; nur sie konnte solche Mittel auswählen, deren Gebrauch auch dem Seelenkranken möglich seien. In dieser Weise ausgeführt, konnte das Thema allerdings äußerst interessante psychologische Untersuchungen veranlassen. Aber von dem Allen erhält man nichts in der vorliegenden Schrift, und Rec. fand sich völlig in seiner Erwartung getäuscht. Statt jener ganz speciellen psychologischen Beziehung auf das Verhältniß des Seelenkranken zu sich selbst, findet man nichts als ganz allgemeine Betrachtungen über Seelenkrankheiten nebst breiten, salbungsreichen, religiösen und moralischen Darstellungen. Diese Vertauschung des psychologischen Standpunktes mit dem moralisch-religiösen zieht sich fast durch das ganze Werk hindurch und hat ihren Grund in den aus den frühern Werken des Verf. schon bekannten Ansichten über das Wesen der Seelenkrankheit. Er gründet nämlich die Seelenkrankheit auf die Freiheit der Seele und läßt sie so mit der Sünde zusammenfallen. Daher denn auch der von ihm vorgeschlagene Weg der Heilung der Seelenkrankheit kein anderer als der moralisch-religiöse sein kann. In dieser Ansicht liegt allerdings die sehr bedeutende Wahrheit, daß die Seelenkrankheit ihrem Grund und ihrem Wesen nach in der Seele selbst zu suchen ist, und deswegen ist die kräftige Opposition Heinroth's gegen den weit verbreiteten Irrthum sehr zu billigen, als wenn die Seelenkrankheit nur auf Störungen des körperlichen Organismus, namentlich des Gehirns beruhe, die Seele selbst hingegen als einfaches Wesen gar nicht erkranken könne. Die Seelenkrankheit ist nicht blos psychisches Symptom einer körperlichen Krankheit, sondern die Seele selbst als von dem Körper substantiell verschiedenes Naturwesen ist erkrankt. Allein Heinroth irrt darin, daß er Körper und Seele einander entgegensetzt als Naturnothwendigkeit und Freiheit, also damit, daß er die Seelenkrankheit von dem Körperleben abgesondert hat, sie ohne Weiteres in die Sphäre der Freiheit versetzt zu haben glaubt. Die Seele aber, als Gegenstand der psychologischen Erfahrung, ist so gut den Gesetzen der Naturnothwendigkeit unterworfen als der Körper, denn die Seele ist nicht weniger ein Naturwesen als der Körper. Gesund oder krank ist

Digitized by Google

die Seele nur, insofern sie ein Naturwesen ist; die Freiheit aber, nämlich die höhere, moralische, reicht über die Natur hinaus, gehört dem übernatürlichen Wesen der Seele als Geist, ist also dem Schicksal des Gesund- und Krankseins gar nicht unterworfen.

In diesem Sinne entwickelt der Verf. zuerst in der Einleitung das Bild des gesunden Lebens überhaupt. Der Grundbegriff der geistigen Gesundheit ist ihm religiös-sittliches Leben (S. 6), ja er rechnet dazu sogar den Glauben an Christum und die Erlösung (S. 7). Die nähere Ausführung des Wesens der Gesundheit nach der physischen, ästhetischen, intellectuellen und praktischen Seite hin ist mehr eine religiös-moralische Würdigung der Seelenkräfte als eine psychologische, also mehr nach teleologischem Maßstabe als nach naturwissenschaftlichem. Die Gesundheit der Seele aber ist der Zustand derselben, welcher ihrer Natur, nicht ihrem Zweck entspricht. Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte. Der erste handelt von den krankhaften Zuständen der Seele, der zweite von der Selbsterkenntniß, der dritte von der Umgestaltung des innern Lebens, der vierte von der Umgestaltung des äußern Lebens. Der erste Abschnitt möchte noch der interessanteste sein, denn er gibt doch eine klare und allgemein verständliche Ansicht von dem Wesen der Seelenkrankheit und ihren verschiedenen Formen; obgleich er gar nichts Neues enthält, denn alles Dies ist schon ausführlicher und vollständiger in den frühern psychiatrischen Schriften des Verf. gesagt worden. Im ersten Capitel dieses Abschnitts, der es mit der Erläuterung der Vorbegriffe zu thun hat, weist er zuvörderst sehr treffend das Vorurtheil ab, als ob die Seele als einfaches Wesen nicht erkranken könne, und bestimmt als den für Körper und Seele gemeinsamen Begriff von Krankheit die Störung der natürlichen Functionen derselben; allein dann folgt der falsche Unterschied, daß körperliche Krankheit auf Naturnothwendigkeit, geistige auf Freiheit beruhe. „In allen Krankheiten des Körpers leidet der Mensch als Naturwesen, in allen Krankheiten der Seele leidet er als freies oder persönliches Wesen" (S. 62). „Die Seele", sagt er, „ist nur krank, sofern sie nicht nach dem Gesetz der Persönlichkeit (d. i. der Freiheit und Sittlichkeit) lebt." „Seelenkrank ist der Mensch, wenn er seine Seelenfreiheit auf längere Zeit verloren hat" (S. 66). Diese Seelenkrankheit ist nie eine Wirkung des Körpers; die Seele kann wol den Körper krank machen, nie aber der Körper die Seele (S. 65). Hier zeigt sich sichtbar die Einseitigkeit der Ansicht des Verf.; denn kann die Seele auf den Körper, so kann auch der Körper auf die Seele wirken, wo Wirkung ist, da ist auch Gegenwirkung. So liegen so klare Beispiele von Entstehung mancher Seelenkrankheiten aus rein körperlichen Ursachen, z. B. aus Gehirnverletzungen, vor, daß man die Augen der Theorie zu Liebe absichtlich verschließen müßte, um sie abzuleugnen. Zugleich aber ist auch ein Widerspruch in dieser Theorie bemerkbar; denn auf der einen Seite wird die Seelenkrankheit als ein Zustand der Freiheit oder der Person als freien Wesens bestimmt, und auf der andern Seite soll sie doch darin bestehen, daß der Mensch seine Freiheit auf längere Zeit verloren hat, also wäre es doch ein Zustand der Nichtfreiheit.

Auf die Darstellung des Wesens, der Arten und Grade der Seelenkrankheiten im zweiten Capitel folgen in den übrigen Capiteln dieses Abschnitts Untersuchungen über Bildung, Verlauf und Ausgänge der Seelenkrankheiten, über die Zeichen herannahender Seelenkrankheiten, über die Schwierigkeiten und Hindernisse der Heilung beginnender Seelenkrankheiten und über günstige Aussichten zu Beseitigung beginnender Seelenkrankheiten durch richtige Selbstbehandlung. Allein der Verf. hält sich in der Behandlung dieser für seine Aufgabe so äußerst wichtigen Gegenstände so sehr nur in ganz allgemeinen Raisonnements, daß man sich unmöglich davon befriedigt finden kann, namentlich in Rücksicht auf den speciellen Zweck des Verf. für angehende Seelenkranke. Denn schwerlich wird ein Solcher hier die ihm angemessene Belehrung über seinen eignen Zustand finden, schwerlich wird er an den hier angegebenen Zeichen der herannahenden Seelenkrankheit seine eigne zu erkennen vermögen. Die Schwierigkeiten der Selbstheilung sind zwar in einer Reihe von Nummern nacheinander aufgezählt, aber wie diese Schwierigkeiten zu überwinden seien, wird der angehende Seelenkranke schwerlich hier lernen. Denn was ganz allgemein hier behauptet wird, der Candidat der Seelenkrankheiten habe noch Bewußtsein und damit Gefühl, Scham, Ehrgefühl, Selbsterhaltungstrieb, Trieb nach Thätigkeit, Hoffnung, Gefühl des Unglücks, Furcht vor der Zukunft u. s. w., so sind dieses freilich Elemente, auf welche sich die Seelengesundheit wieder entwickeln läßt; aber das Bewußtsein wird doch immer, so weit als die Seelenkrankheit schon eingetreten ist, getrübt, mithin auch die andern dadurch bedingten psychischen Elemente nur gestört und geschwächt vorhanden sein. In den folgenden Abschnitten sollen dann die einzelnen Momente der Selbstbehandlung selbst entwickelt werden; hier aber verliert der Verf. sein eigentliches Ziel fast ganz aus den Augen. Im zweiten Abschnitte, der von der Selbsterkenntniß handelt, erfahren wir so gut wie nichts davon, wie der angehende Seelenkranke seinen krankhaften Zustand zu erkennen vermöge, sondern der Verf. verliert sich in ganz gemeine Betrachtungen über Selbsterkenntniß überhaupt, in pietistisch-moralische Klagen über die Selbstsucht der Menschen und die daraus hervorgehenden bösen Neigungen, verdorbene Phantasie, schwachen oder verkehrten Verstand, verderbten Charakter, schlechte Gesinnung, Passivität des Willens, die dem sündhaften Menschen den Blick in das Innere verdunkeln; überhaupt wird von der moralischen Selbsterkenntniß die Rede, aber nicht von der psychischen Erkenntniß der Seelenkrankheiten. Ferner wenn im dritten Abschnitte von der Umgestaltung des innern Lebens gehandelt wird, so wird dem angehenden Seelenkranken Anleitung etwa dem angehenden Seelenkranken Anleitung gegeben, wie er seinen krankhaften Zustand umgestalten solle, sondern wir erhalten wieder nur ganz allgemeine moralische, salbungsvolle Ermahnungen zur

Digitized by Google

staltung des sündhaften Lebens; der ganze Abschnitt ist nur eine religiös-moralische Ascetik, die für den Seelenkranken keinen Werth hat. Denn mag auch die moralische Zucht und Umbildung ein wesentliches Moment in der Heilung der meisten Seelenkrankheiten sein, so ist mit diesem allgemeinen moralischen Gerede nichts für angehende Seelenkranke im Besondern ausgerichtet, denn der Seelenkranke bedarf auch in moralischer Hinsicht einer ganz andern Behandlung als der Gesunde. Endlich der vierte Abschnitt, der von der Umgestaltung des äußern Lebens handelt, gibt uns, statt specieller Vorschriften für die körperliche Lebensweise der Seelenkranken, wieder zuerst nur ganz allgemeine diätetische Regeln, ohne nähere Beziehung auf Seelenkranke (der Verf. warnt unter Anderm S. 306 dagegen, keine Nadeln oder Knochensplitter unter die Speisen zu bringen!), fügt dann ebenso allgemeine moralische und Klugheitsregeln über allerlei äußere persönliche Verhältnisse hinzu, z. B. über das Geschäftsleben, das gesellige Leben, das Leben in der Einsamkeit, und schließt mit erbaulichen Betrachtungen über Leben und Tod. — Man muß es ernstlich bedauern, daß ein Schriftsteller, der wahrhaft Gediegenes und Nützliches zu leisten vermag, sich durch überhäufte Schriftstellerei verleiten lassen kann, so schwache Erzeugnisse dem Publicum darzubringen.

Heinrich Schmid. *)

Völker- und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit; eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Ed. Widenmann und Wilhelm Hauff. Erste bis sechste Lieferung. Stuttgart, Cotta. 1835. Gr. 8. 5 Thlr. 7 Gr.

Ref. hat sich früher bei einer andern Gelegenheit in diesen Blättern schon einmal über das Wünschenswerthe solcher Mittheilungen, wie die vorliegenden sind, geäußert, obwol dort es von auszüglichen Reiseberichten und fast gar nicht von Originalaufsätzen die Rede war. Hier haben wir eine Sammlung von Reisebeschreibungen zu begrüßen, die zum Theil schon an dieser Gelegenheit gedruckt, überall aber (auch die übersetzten) voll Interesse erscheinen. Es scheint, die Hrn. Redacteure seien schon aus eignem Antriebe eine allgemeine Regel bei dem Unternehmung, die Ref. sich die Freiheit nehmen würde, allgemein für Ähnliches als Grundbedingung auszusprechen, nämlich, daß solche Reisebeschreibungen, die Einem speciellen Zweige des menschlichen Wissens vorzugsweise dienen, von den solchen Sammlungen ausgeschlossen werden müssen. Eine Reise, die vornehmlich der Botanik gewidmet wäre, für eine solche Sammlung beschreiben oder, wenn sie bereits beschrieben wäre, übersetzen zu lassen, würde gewiß nicht ganz zweckmäßig sein, und noch unzweckmäßiger wäre es, sie für eine solche Sammlung in Auszug zu bringen. Man hätte dann nichts Halbes und nichts Ganzes; der Mann von Fach grade könnte den Auszug nicht brauchen; der Laie vermißte in den Auszügen die belebende Seele des Ganzen. Diese Auszugsmethode besonders ist es und die Wahl blos speciell interessanter Reisewerke, was eine in ihrem Beginn sehr freundlich aufgenommene Sammlung ähnlicher Art, die es zu langen Reihen von Bänden gebracht hat, endlich hat einschlafen lassen. Also: keine Auszüge, aber eine tüchtige Auswahl, wie sie die Ankündigung bereits verheißt: „Schilderungen des Zustandes fremder Länder, ihres geistigen, politischen und sittlichen Lebens", das ist das allgemein Interessante, worüber sich Jeder zu unterrichten bemüht ist, und inwiefern dann die Natur des Landes nothwendig bedingendes Fundament des geistig-sittlichen Lebens ist, mag auch von ihr die Rede sein. Nur keine nautischen Erörterungen, keine botanisch-physiologischen Untersuchungen in die Bände einer Sammlung von Reisebeschreibungen. Dergleichen fodert selbständige Behandlung.

Das erste Heft enthält eine sehr lebendige, einsichtsvolle und wohlmeinende Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland. Irren wir nicht, so sind uns Schilderungen aus derselben oder aus einer nahverwandten Feder in verschiedenen Artikeln des „Regensburger Herold" begegnet, einem Blatte, welches neben manchen weniger empfehlenswerthen Seiten sich doch grade durch sehr tüchtige Correspondenzartikel aus Irland und aus der Schweiz auszeichnet. Nur etwas mehr Sympathie für die Schlagfertigkeit der faustgerechten Irländer hätten wir dem Hrn. Verf. gewünscht. Das, was er Factionen in Irland nennt, jene kleinen mit den großen politischen Fragen nicht zusammenhängenden Parteiungen, sind ein Element der Bewegung, was sich jedes Volk wünschen sollte. Unsere alberne Blutscheu bringt eine Gefahr sittlichen Einfaulens mit sich, und unter den Dingen, die man einem Menschen Böses zufügen kann, ist offenbar ein frischer Angriff mit seinen Folgen das Geringste; ein hämisches Einklemmen in widrige Verhältnisse ist weit unchristlicher, und dies wird der Verf. überall an der Tagesordnung finden als Satisfactionsweise, wo Volkssitte und politische Ordnung die frischen Angriffe unmöglich machen.

Ein Interesse anderer Art, obgleich kein minder großes, gewährt der Inhalt des zweiten Heftes, welches das reiche, aber freilich noch sehr im Argen liegende, neue Colonieland der Franzosen in Algier schildert und eine schöne Karte desselben beifügt.

Das dritte Heft schildert für die Politik der neuesten Zeit oder vielmehr der Zukunft nicht minder wichtige Gegenden als Irland und Algier; nämlich die nordwestlichen Gegenden Ostindiens, und was weiter in nordwestlicher Richtung sich anreiht. Es ist Alexander Burnes' „Reise in Indien und nach Bukhara", welche, nur ein wenig anders geordnet, das dritte Heft füllt und wahrscheinlich auch einem spätern Hefte noch als Inhalt dienen wird, oder zweien, denn es ist die Absicht der Herausgeber, dem zweiten Bande auch die „von dem Journal der geographischen Gesellschaft in London in Abkürzung mitgetheilte Reise auf der Nordwestgrenze von Indien durch Dschudpur und Dschaisulmir anzuhängen, damit sämmtliche Arbeiten und Reisen Burnes', so weit sie bisjetzt zur Öffentlichkeit gelangt sind, dem Publicum übergeben werden.

Das vierte Heft enthält Irving's „Ausflug auf die Prairien", der nun in Übersetzungen und Auszügen freilich schon so bekannt und verbreitet ist, daß man ihn kaum hier wieder hätte erwarten sollen; indeß gehört allerdings diese Reisebeschreibung zu den anziehendsten nicht nur, sondern auch dem Inhalt nach recht eigentlich hieher, und die Übersetzung ist bedeutend besser als die berliner.

Das fünfte Heft enthält „Reiseschilderungen aus südlichen Gegenden" von Alfred Reumont. Der geistreiche Verf. hatte bekanntlich, als der Gesandtschaft eines großen deutschen Hofes angehörig, Gelegenheit, längere Zeit in Italien und unter den interessantesten Verhältnissen, in gleicher Eigenschaft in Konstantinopel zu leben, und seine Schilderungen gehören zu dem Anziehendsten, was die neueste Reiseliteratur geliefert hat.

Endlich im sechsten Hefte begegnen wir einem Bekannten aus dem „Ausland" wieder, wo seiner Zeit der „Blick in die Heimat, geschrieben zwischen Oct. 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko" abgedruckt wurde,

*) Wir theilten in diesem Aufsatze den letzten Beitrag unsers seit dahingeschiedenen Mitarbeiters mit. D. Red.

Digitized by Google

die wir dort schon mit Vergnügen lasen und nun mit noch größerm in weiterm Zusammenhange überblicken. Schade nur, daß diese Briefe grade in Mexico abbrechen.

Wenn die spätern, uns noch nicht zu Gesicht gekommenen Hefte immer gleich interessanten Stoff bringen, wie diese ersten sechs, hoffen wir einen ungehemmten Fortgang dieser Sammlung, deren Herausgeber uns doch bei dem Interesse, was in neuester Zeit für Deutschland das mittlere und nördliche Amerika durch so viele dahin stattgehabte Auswanderungen erhalten hat, recht bald die neuesten wichtigen Reisebeschreibungen, welche Nordamerika betreffen, mittheilen mögen: „Impressions of America" von Tyrone Power (2 Bde., London 1836) und „Six months of a Newfoundland missionary's journal" von Ed. Wix (London 1836). 49.

Literarische Notizen.

Adrien Hope, ein junger talentvoller Schriftsteller, hat einen historischen Roman in zwei Bänden: „La mort de Mirabeau", herausgegeben. Ebenso lieferte der schon durch mehre beifällig aufgenommene Leistungen in diesem Fache bekannte Baron von Bilderbeck einen neuen Roman in zwei Bänden: „Jacques Coeur, argentier de Charles VII".

Jules Janin's neuer, kürzlich erschienener Roman: „Le chemin de traverse" (2 Bände), soll, nach dem Urtheil eines französischen Kritikers, sich vor den frühern Productionen dieses Lieblingsschriftstellers durch gute Anlage und vornehmlich durch richtige Führung der Handlung auszeichnen.

Madame Sophie Pannier, bereits durch den mit Beifall aufgenommenen Roman: „Le prêtre", und den mit einem Preis beehrten „Ecrivain public" bekannt, hat kürzlich einen neuen Roman in zwei Bänden: „L'athée", herausgegeben, der in den höhern Kreisen Aufsehen erregt und in den pariser Salons viel besprochen wird. Die talentvolle Verfasserin hat den gewählten Stoff, die Wiederbekehrung eines in den tiefsten Unglauben versunkenen jungen Mannes zum Christenthum durch eine von ihm angebetete liebenswürdige Frau, geschickt zu benutzen und demselben durch gut angelegte und motivirte Situationen, wie durch das rege Wechselspiel erhabener und zärtlicher Empfindungen ein Interesse zu geben verstanden, das dem in einem lebendigen, blühenden und bilderreichen Styl geschriebenen Roman auch die Anerkennung des größern Publicums erwerben wird. 4.

Bibliographie.

Armin, Burg Frankenstein. Vaterländische Romaneske aus den Zeiten Kaiser Friedrich Barbarossas. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 3 Thlr.

Bechstein, L., Gedichte. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Bechstein, L., Die Reisetage. Aus meinem Leben. 2 Thle. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 2 Thlr. 16 Gr.

Bilder und Träume aus Wien. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 2 Thlr. 8 Gr.

Bornhauser, Th., Heinz von Stein oder die Schlacht an der Schwarzach. Gr. 16. Zürich, Siegfried. 8 Gr.

Christen, F. C., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Deneken, A. G., Die Bremischen Bürgermeister Daniel von Büren, der ältere und Daniel von Büren der jüngere. Eine geschichtliche Darstellung aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 8. Bremen, Heyse. 10 Gr.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Gutt, M., Über deutsche Zeitmessung. Mit einem Anhang über die tragischen Versmaße. Gr. 8. Wien, Beck. 12 Gr.

Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, Venezianische Nächte. 1. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Hengeler, P., Gedichte humoristischen Inhalts in schweizerdeutscher Sprache und im Schwyzer Dialect. 8. Zürich, Siegfried. 16 Gr.

Jerrmann, Ed., Reue und Bekenntnisse. — Ein Annavals-Schreiben an den Er-Kompagnie-Chirurg, Redakteur des Welt- und Staatsboten und Champion des Klinger Annavals, Herrn Dr. B. Rave. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 8 Gr.

Koenig, H., Die Waldenser. Ein Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Lessing, M. B., Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Nebst Vorschlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 14 Gr.

Lewald, A., Aquarelle aus dem Leben. 2 Thle. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 3 Thlr.

Der Hamburger Bürgermeister Heinrich Muun über Rechte Licentiat oder Darstellung und Beurtheilung seiner öffentlichen Wirksamkeit. Eine biographische Skizze aus den letzten dreißig Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, als Beitrag zur Hamburgischen Geschichte jener Zeit. Gr. 8. Hamburg, A. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Pfeiffer, W. B. E., Jugendklänge. Gr. 8. Elberfeld, Kübler. 1835. 21 Gr.

Rellstab, L., 1812. Ein historischer Roman. 2te Auflage. 4 Bände. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Thlr.

Scävola, Emerentius, Die Kreolin und der Neger. Galerien romantischer Bildwerke. — Erste Galerie. 3 Bände. Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Desalines. — 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr. 12 Gr.

Schiff, H., Glück und Geld. Novelle. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Stier, R., Darf Luthers deutsche Bibel unrevidirt bleiben? Eine Erwiederung auf Herrn Pfarrer Dr. Schott's Äußerungen in seiner Geschichte der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers. 8. Halle, Schrödel'sche Sohn. 8 Gr.

Theater-Witze und Schauspieler-Fahrten. Devrient's Spitzeder's Manen gewidmet. Ein Büchlein zur angenehmen Kurzweil. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 12 Gr.

Uechtritz, F. v., Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht. Gr. 12. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr.

Unsterblichkeit, Unsere, und der Weg zu derselben. Von einem evangelischen Geistlichen. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 6 Gr.

Wangenheim, F. Th., Der Mönch. Historischer Roman. — 1ster Theil. Der Hof zu Palermo. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 16 Gr.

Wessenberg, J. H. von, Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit. Aarau, Sauerländer. 1 Thlr. 16 Gr.

Widmann, K., Die Fehler der neuhochdeutschen Sprache dargestellt. Gr. 8. Regensburg und Landshut, Manz.

In mehren deutschen Zeitungen ist die Nachricht [illegible] worden, daß Herr Professor Friedrich von [illegible] Berlin die zweite Reise nach England, die er vor [illegible] getreten hat, wie die erste auf Kosten der preußischen [illegible] mache; die Red. d. Bl. weiß aber aus zuverlässiger [illegible] daß zwar die preußische Regierung Herrn von [illegible] liberale Weise Urlaub bewilligte, derselbe aber die [illegible] beider Reisen, ohne den geringsten Zuschuß, aus eigenen [illegible] bestreiten muß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 131. — 10. Mai 1836.

ersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

Die Abenteuer Telemach's, Sohnes des Ulysses. Travestirt von Dr. v. Wagemann. Zwei Bände. Ulm, Ebner. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Gedanke, den „Télémaque" des lieben sanften Fénelon zu travestiren, liegt so nahe, daß man sich wundern muß, n erst jetzt ausgeführt zu sehen. Die Weisheit Mentor's, in das elzwasser der Schulfuchserei getaucht, schreitet so genirt einher e ein Mensch, den das Beinkleid oder ein anderes Kleidungsdrückt und kneipt. Dem gehorsamen Zögling legt sie die ungsjacke an, sodaß er an die gepuderten und behaarbeutelt Knabengestalten aus weiland Weiße's Kinderdramen lebhaft nnert. Noch weniger kann man sich des Lächelns erwehren, n man im Original liest, was der gute, treffliche Bischof der Liebe sagt, woraus unwiderleglich hervorgeht, daß er ar ein großer Psycholog war, noch die gewaltige Flamme Erfahrung kannte. Selbst die Kupferstiche, welche einige ihere Ausgaben des vielgelesenen Buchs zieren, haben etwas leres, Lächerliches, zum Travestiren Einladendes. Dem 18jähzen, ungeheuerlich tugendhaften Prinzen entquellen die goldenen prüche der Weisheit und Frömmigkeit wie einem 50jährigen holischen Geistlichen, und durch das ganze Buch zieht sich e Schönthuerei mit der Tugend, die mit dem Geiste der ten, in welchem doch vorzugsweise hier hätte gesprochen wern sollen, scharf contrastirt und die jede schäkernde Charis jagt. Hr. v. Wagemann, dies und wahrscheinlich noch viel ehr fühlend, hat sonach ziemlich leichtes Spiel gehabt, die halten, die ihm halb und halb entgegenkamen, ins Burke zu verzerren, jedes Ereigniß zu einem ergötzlichen Schwank mzugestalten, und dem Helden, dem er Schritt vor Schritt ht, einen Henri quatre zu machen oder einen modernen Frack anzulegen. Es ist dies größtentheils mit Glück geschehen; nanentlich wendet er den Hebel des Anachronismus recht glücklich n; nur widerfährt ihm hin und wieder die Unannehmlichkeit, daß er die antike Natursteinfarbe zu dick und grell übermalt nd sehr häufig die Grazie im etwas übelriechenden Wasser manständiger Scherze ersäuft. Es ist des heitern Witzes so iel in der Bearbeitung, daß er solche Dinge wol entbehren konnte. Wie witzig ist z. B. S. 79 der Rath, den Narbal dem Telemach gibt, er solle sich für einen Schneider aus Lyon ausgeben, und solcher lustigen Einfälle finden sich dutzendweis. Ganz glücklich ist ferner der Gedanke, den Inhalt jedes Buchs in der wortmengerischen Sprache des 17. Jahrhunderts anzugeben. So lautet der Inhalt vor dem ersten Buche: „Telemach, von Minerva unter der Figur eines alten Hofmeisters oder Gubernatoris begleitet, abordiret nach erstandenem periculosen Schiffbruch auf der Insula der Göttin Calypso, bieweliche noch wegen der Abreise ihres Liebhabers Ulyssis sehr consterniret ist, aber den Sohn desselben favorabel empfängt, sich alsbald in ihn verliebet, und ihme die Unsterblichkeit offeriret; auch bittet sie ihn, ihr seine Aventuren zu erzählen, was er nicht refusiren konnte, fängt derohalben an, seine gehabten Fatalitaeten auf dem Meere und in Sicilien auszukramen, sonderheitlich, daß man ihn und seinen Gubernatorem, Mentor benamset, daselbst wie respective zwei Ochsen schlachten wollte, was Mentor durch ein quasi miraculum noch abwenden thäte." Um dem Leser aber Geist und Kleid der ganzen Travestirung zu geben, mögen einige Strophen hier eine Stelle finden, mit welchen das vierte Buch beginnt:

Die Göttin, die bisher den Fant
Mit Herzenslust hört sprechen,
Nimmt jetzt den Anlaß sehr galant,
Um ihn zu unterbrechen:
Mon cher ami, beginnt Kokett,
Ihn streichelnd wie die Katzen:
„Die Zeit ist da, du sollst im Bett
Ausruhen von Strapazen."

„Du bist es, dem dein Vater weicht
An Weisheit und Kurasche.
Du steckest den Achilles leicht
Zum Frühstück in die Tasche.
Im süßen Schlummer soll die Nacht
An dir vorüber wandeln,
Mir aber, die vor Kummer wacht,
Schmeckt sie wie bittre Mandeln!"

„Den heilgen Moriz ruf' ich an,
Daß er dich lasse träumen
Von neugebacknem Marcipan
Und Krapfen auf den Bäumen.*)
Nun geh mein lieber Telemach,
Zur Qual für mich geboren,
Mit Mentor in dein Schlafgemach,
Und leg dich auf die Ohren." u. s. w.

2. Gedichte vermischten Inhalts. Von Johann Martin Bauer. Gera, Schumann. 1835. 8. 18 Gr.

Eifrig suchten wir bei diesen vermischten Gedichten den reinen poetischen Nettoertrag aus dem Brutto des Worts und der Emballage des Reims zu sondern; es fand sich aber leider kein Kern, nichts Gediegenes, und der Verf. wolle es uns zu Gute halten, wenn wir sie außerhalb des Bereichs der kritischen Sichtung stellen. Dennoch haben sich Subscribenten gefunden!

3. Schattenrisse aus Waller's Tagebuch. Von Friedrich Heinzelmann. Magdeburg, Creutz. 1835. 8. 21 Gr.

Freunde gemüthlicher Poesie finden bei Durchsicht dieser „Schattenrisse" Zusagendes und Wohlthuendes. So passend auch der Titel des Büchleins, dessen Schluß nicht einmal vor uns liegt, sein mag, so hätte es Ref. doch noch lieber: Blätter und

*) Je prie Morphée, de vous envoyer des songes légers. Diese Hinweisungen auf die Worte des Originals finden sich überall unten notirt.

Digitized by Google

Blättchen aus dem Skizzenbuche eines reisenden Malers genannt; denn in der That sind es lose, kaum zusammenhangende Blätter, hier mit heitern Landschafts- und Naturgemälden, wie der Wechsel des bekränzten Jahres sie schafft, als dem Meer, dem Sternenhimmel, dem Jägerhause, der Schäferhütte, dem Schacht, der Waldesfrische, des Stromes goldenen Wogen mit Schifflein bedeckt, der breiten, belebten Fahr- und Landstraße, dem städtischen Markt und seinem Getümmel, dort wieder mit einzelnen Gestalten, als dem Musensohn, der Schäferin, dem Bergmann, dem Zecher, dem Krieger u. A., über deren Lippe der lyrische Erguß, wie er aus ihrer Sphäre quellen muß, anmuthig hinströmt. Es sind aber hier auch ganze Scenen halb drastisch und plastisch aus dem bunten, vielbewegten Menschentreiben dargestellt, als das städtische Leben und Genießen, der Fasching, das anarchisch-moderne Treiben, die Kirche, die Schule, eine Feuersbrunst, ein Leichenzug, eine Schützencompagnie, Geschrei und Fidelbogen aus der Kneipe u. s., an die sich des Dichters eigne Reflexion echt lyrisch, sinnig und gefällig anreiht. Es sind die Bilder der Laterna magica, oder besser die des Kaleidoskops, die sich beim Drehen immer neu gestalten und in denen sich hier der Strahl der Poesie prismatisch bricht: eine Art von Wanderung durch den Markt des Lebens, die ein treuer Beobachter ohne Brille anstellt, und wo er hin und wieder selbst um Freundschaft und Liebe mit handelt und wirbt. Die eingestreuten Lieder verrathen Talent für die Romanze, und das Ganze bewegt sich auf jambischen Füßen, bald mit dem Schmucke des Reims, bald ohne denselben zierlich und ohne Keuchen und Stolpern dahin. Auch kann hier mancher Dichter lernen, wie die Poesie ohne den chemischen Proceß philosophischer Pedanterie das Leben von Schlacken reinige und kläre. Proben erlasse uns der Leser.

4. Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser. 1835. 8. 18 Gr.

Wie auch die Kritik zerren und zupfen möge, um eine Seite an diesen Balladen und Romanzen zu finden, die leicht anzugreifen sei: sie genügen vollkommen den Ansprüchen, die man vernünftigerweise an diese Dichtungsart machen kann, und haben auch Göthe und Uhland viel bessere geschrieben, so bieten sie doch kaum solche, die, wie diese, so viel Haltung zeigen, deren Stoff so wohl gewählt oder erfunden wäre, die solche Prägnanz in einer fast epigrammatischen Spitze haben, und welche so klar bekunden, daß ihr Verf. die Koryphäen ihres britischen Mutterbodens fleißig studirt und begriffen habe. Er braucht uns deshalb in dem Vorworte „An die Leser" gar nicht zu versichern, daß er schon als Knabe gern in verlassenen Klosterhallen und Burgen geweilt, mit dem Schweigen der Nacht über Särgen gebrütet und über alten Büchern geträumt habe; davon zeugen schon die Lieder selbst. Überdies kennt er das Gemüth und die feindlichen Mächte, die es bekämpfen oder von demselben bekämpft werden. Er weiß das Entsetzliche mit wenigen Pinselstrichen ohne Grellheit zu malen. Er kennt die Zeiten und gibt jeder die ihr zukommende Farbe, Costumirung und Gestaltung. Sehen wir auf die Form, so tritt uns in vielen der altenglische Rhythmus entgegen, in andern waltet die iberische Assonanz, und in noch andern die zweiversige und zweireimige Strophe, in deren Form man so gern den Balladenstoff gießt. Romanzen und Balladen sind im Munde des Volkes entstanden; sie sollen dahin auch zurückgehen. Der Mehrzahl nach können es die hier gebotenen füglich, sind auch einige über dem geistigen und gemüthlichen Horizont der Menge. Die östreichische, ungarische, böhmische und deutsche Geschichte hat den Stoff geliefert; doch werden auch Fremdlinge aus Frankreich, Italien, der Schweiz und Spanien mit Glück eingebürgert. Schwer läßt sich bestimmen, wo der Verf. selbst den Stoff erfunden; wo er es gethan hat, ist es mit Geist geschehen; selbst da, wo er wie in „Witekind" (S. 190) vom Historischen abweicht, zeugt die Behandlung von Kenntniß der Welt und des trotzigen und verzagten Dinges, welches wir das Menschenherz nennen. Als großartig und ergreifend bezeichnen wir „Die beiden Todten zu Speier" (S. 55); als Grauen erregend „Die Kirche zu Falster" (S. 71), sowie die „Todtenschenke" (S. 31), als rührend die „Begegnung", einen komischen Contrast bietend „Die beiden Mütter" (S. 95); als ganz voll die Fieberphantasien des sterbenden Reiters unter dem Titel: „Erhörung" (S. 116), als sinnig die „Glückinsel" das Böglein" (S. 129), als nicht in das Buch gehörig gegen das Schlußwort: „Die Recensenten". Die schlagende Pointe in „Berrechnet" (S. 179) ist mittheilbar:

Ein kluger Rechner, so Nacht als Tag
Allein über seinen Zahlen lag.

Kaum kam mehr die Feder aus seiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand.

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte sich silbern gefärbt sein Haar.

Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, bist du bereit!
Zum Rechnungsabschluß ist's eben Zeit."

Da wankte hinaus er aufs grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch sich beschauen die Welt.

„Wie blühn doch die Blumen so bunt und licht —
Und sah vor den Ziffern die Rosen nicht!"

„Wie zwitschern die Vögel im frohen Spiel —
Und hörte nur schreien den Gänsekiel!"

„Wie schimmern die Wolken im goldnen Schein —
Und sah nur das Schwarz von der Dinte allein!"

Und reuevoll schickt er den geist'gen Blick
Auf all' die verrechneten Stunden zurück,

Und findet, als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben verrechnet sich hat.

5. Höllenlieder von Leopold Feldmann. München, Weber. 1835. Gr. 12. 8 Gr.

Verschmähte und verrathene Liebe ergibt sich à la dem Teufel, und wir charakterisiren die 50 Nummern des gleichermaßen kleinen Büchleins in folgendem Distichon, dessen einziges Verdienst in der Alliteration zu suchen:

Hört doch, herhorchende Herrlein! Herr Heinrich Heine — spukt er;
Und sein höllischer Hund heult hier gar herzhaft: Hm, hm!

6. Kleinere epische Dichtungen von Wilhelm Smets. Aus Düren. Mont-Schauberg. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Schon einige Male haben wir die poetischen Leistungen des Herrn W. Smets in d. Bl. besprochen, wobei es uns leid that, daß wir ihm Das, was nach Horaz den Dichter macht, einem großen Theile nach absprechen mußten. Von dem hier Gebotenen (es sind Romanzen und Balladen, Erzählungen und Schilderungen, Parabeln und Legenden) sagt der Verf. in einer Zueignung: Mittag des Lebens heiße sein Lebenstag; die Zeit rufe ihn aus seinen letzten schönen Träumen wach; es füge sich nicht mehr, in Liedern nur zu träumen, und schließt:

Nun denn, so nehmt auch diese freundlich hin, —
Ein andrer Geist ist's und ein andrer Sinn.

Die letzten Worte enthalten insofern eine Wahrheit, als eine minder Reizbarkeit des Gemüths, weniger Polemik, und wir möchten sagen, mehr Objectivität sich bekundet; der Dichter des Lebens Mittag stehend und also immer noch an einer schwänglichen Gefühlswärme krankend, hat es doch für mehr mit dem Liede und dem Leben außer ihm als mit sich zu thun, und eben deshalb haucht uns hier ein anderer, mit Freude sagen wir, besserer Geist und Sinn entgegen. Unter den Romanzen und Balladen sind nennenswerth „Die todte Hand", und die Romanze vom Philister und Poeten wäre recht gut erfunden, wenn nur in den philiströsen Motiven und dem pedantischen Treiben eine Gradation stattfände, und etwa der pikanteste Zug als Schlußstein gesetzt wäre. Die Romanzen auf Napoleon, obwol sie der Zeit nach etwas zu früh kommen, haben uns doch angesprochen, namentlich „Die

Digitized by Google

unſers Standbild auf der Siegesſäule des Vendômeplatzes" (1835), und „Das Grab der Zehntauſend zu Waterloo". Nicht ohne wahres Gefühl iſt die Romanze vom Rosmarin (S. 43), und die „Lebensbilder" (S. 44), mit welchen die Romanzen und Balladen ſchließen, ſind ein elegiſcher Erguß, den wir Tendenz und Inhalt nach echt lyriſch nennen müſſen. Unter den Erzählungen ſind einige Stücke nach Lamartine, Delavigne und Delphine Gay recht gewandt bearbeitet, aber auch manches ſterile Hiſtörchen. Unter den Parabeln und Legenden iſt manches Gute, aber auch taube Nüſſe, die der Verf. mit ſorglich geſchickter Hand vergoldet, indem er ſie für kernhaltig hält und ausgibt. Zu wünſchen bliebe mehr Kühlheit und Beſonnenheit und weniger Überſchwänglichkeit des Gefühls, über die der Verf. nicht Herr werden zu können ſcheint.

. Wilhelm und Roſina, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. München, Franz. 1835. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Es würde gänzlich gegen Sitt' und Herkömmlichkeit ſowie gegen die Tendenz des ländlichen Gedichts ſein, auch wenn es, wie vorliegendes, acht Geſänge auf 278 enggedruckten Seiten zählte, wenn deſſen Verf. einen künſtlichen dramatiſchen Knoten ſchlingen und denſelben zu des Leſers Überraſchung mittels einer durch den Bau des Ganzen bedingten Kataſtrophe oder durch einen Deus ex machina löſen wollte; wenn aber, wie hier, Wort, Ereigniß und Handlung in allerländlichſter Ländlichkeit und Einfalt ohne jeglichen Reiz der Überraſchung auf einander folgen, ſo wird die Natur faſt zu natürlich und die Einfalt zu einfältig. Auch in der Idylle darf der ſchaffende Genius das Idealiſiren nicht vergeſſen, ſonſt hört ſie auf ein Kunſtwerk zu ſein. Der Leſer beurtheile den einfachen Stoff. Roſina, die Tochter des wohlhabenden Landmanns Johann Balthaſar Schmidt, der ſie mit einem reichen, aber wenig liebenswerthen Nachbar verheirathen will, liebt Wilhelm, des Vaters Großknecht. Der Vater entdeckt, beide Liebende im Walde unſichtbar belauſchend, ihr Einverſtändniß, berät ſich deshalb mit ſeiner verſtändigen Gattin, welche für das Beſte hält, Freunde und Verwandte zu ſich zu bitten und dieſe um Rath zu fragen. Der Verwandtencötus, nebſt dem Pfarrherrn, entſcheidet mit Ausnahme einer alten Baſe, Roſina müſſe Wilhelm's Gattin werden. Als Nebenfiguranten agiren Fritz, Roſina's Bruder und Schmidt's Hausgeſinde. Der Verf. ſelbſt gibt ſeines Werkes Inhalt mit den Anfangsworten:

Horchet aufs Neue (?) dem Kampf, in einfachländlichem Kreiſe,
Herzlicher Neigung mit emſigem Trieb nach vergrößertem Wohlſtand;
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verſtändniß,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung,
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarrherr
Weiſe geſchlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen verſöhnet.

Dann ruft er die Muſe der Wahrheit um Huld und Beiſtand an, und dieſe Muſe zeigt ſich ihm nicht ungewogen. Sie enthüllt ihm die lautere Wahrheit im Gewande des wirklichen Lebens, läßt ihn Geiſt, Gemüth und Sitte des biedern Landvolkes ſchauen und offenbart ihm heiter,

Wie auch in ſolchem Kreiſe die Frucht des irdiſchen Daſeins
Wächſet und reift, und zeitliches Thun ins Höchſte verklärt wird.

Im Ganzen iſt Klarheit, Haltung, Ruhe, und der Hexameter ſchmeichelt dem Ohre. Die Lecture läßt dem Herzen eine Befriedigung zurück, die es immer empfindet, wenn man, ſich dem verfeinerten Treiben moderner Sitte entreißend, eine kurze Zeit einmal in einer Unſchuldswelt geweilt hat.

8. Gedichte von Guſtav Schneiderreit. Breslau, Aderholz. 1835. 8. 1 Thlr.

Bei dieſem wahrſcheinlich noch jungen Sänger offenbart ſich eine Hinneigung zum Reflectiren, das aber von den Fittichen der Phantaſie nie emporgehoben wird und deshalb immer etwas froſtig bleibt, ſowie eine Weltanſchauung, der zwar das Prädicat: verſtändig, nicht abzuſprechen iſt, die aber durch der Poeſie prismatiſchen Zauberſtrahl ſelten gefärbt wird, und ſo bleibt beim Leſer die Unbehaglichkeit der Nichtbefriedigung im Gemüthe. Iſt der Verf. wirklich noch jung, ſo iſt nicht darauf zu rechnen, daß die Zeit jene Fehler verbeſſere, denn ſie finden ſich eher bei alternden Dichtern: er wende alſo ſein Talent (denn das iſt ihm nicht abzuſprechen) auf die Ausbildung des innern Sinnes, damit ſein Auge etwas ſchärfer ſehe, ſein Ohr ein wenig leiſer höre und ſein Herz etwas inniger empfinde, meide jedes unwürdige Spiel mit Dichtungen nach Gloſſen, wobei die echte Begeiſterung unfehlbar untergeht, fliehe den Hiatus, ſtudire Geiſt und Form des Sonetts und liefere mehr ſolcher artigen Sachen wie etwa: „Werth der Tugend" (S. 34), „Schön" (S. 36) und „Marie" (S. 176).

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Vereinigten Staaten von Nordmerika. Aus dem Engliſchen überſetzt von Aug. Leb. Herrmann. Zwei Theile. Mit den Facſimiles der unter der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikaniſchen Union befindlichen Unterſchriften. Leipzig, Hartleben. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nordamerika ſteht gegenwärtig als ein mächtiger, immer mehr aufblühender Staat vor uns, der die Aufmerkſamkeit, Theilnahme und Bewunderung Europas erregt und unvermeidlich erregen muß. Nach außen mächtig und im Innern eine faſt vollkommene Freiheit in kirchlich-religiöſer und bürgerlich-politiſcher Beziehung darbietend, kann es nicht befremden, muß vielmehr als ganz natürlich erſcheinen, daß es faſt eine unwiderſtehliche, gleichſam magnetiſche Anzugskraft auf Europa ausübt und die Zahl der Auswandrer aus Europa, namentlich aus England, Frankreich, Deutſchland, mit jedem Jahre größer wird. Unſtreitig ſind dabei Viele in ihren überſchwenglichen Hoffnungen und Erwartungen entweder ganz oder doch größtentheils getäuſcht worden. Denn ſtatt die Hände in den Schoos legen zu können, wie die Meiſten wol geglaubt haben mögen, haben ſie mit der angeſtrengteſten Thätigkeit und Ausdauer arbeiten müſſen, oder ſind zu Grunde gegangen. Amerika iſt allerdings kein Eldorado, keine Platoniſche Republik; es iſt eben nur ein menſchlicher Staat, ein Menſchenwerk, und hat als ſolches wie jedes Menſchenwerk nothwendig ſeine Unvollkommenheiten und Schattenſeiten; aber es hat ſeine großen und eigenthümlichen Vorzüge. Ob es dieſe behalten wird, und ob ſich nicht im Laufe der Zeit ebenfalls eigenthümliche und verderbliche Übelſtände und Misverhältniſſe in Folge der jährlich wachſenden Bevölkerung, des zunehmenden Wohlſtandes und Reichthumes und des dadurch unvermeidlich entſtehenden Luxus im innerſten Leben des jungen Staats entwickeln, deſſen Wohlſein, Ruhm und Beſtand bedrohen und gefährden, wol gar zerſtören werden, darüber kann nur die Zukunft entſcheiden. Sollen wir aber nach den ſeitherigen Erfahrungen und Ergebniſſen der Menſchen- und Staatengeſchichte urtheilen, ſo wird auch Amerika dieſem nothwendigen Looſe und Schickſale aller von unvollkommenen und ſündigen Menſchen herſtammenden und gegründeten Anſtalten und Einrichtungen nicht entgehen.

Was nun das geſchichtliche Daſein und Leben dieſes jungen, merkwürdigen Staats betrifft, ſo kommen in demſelben alle diejenigen Erſcheinungen und Momente nicht vor, die im geſchichtlichen Leben der germaniſch-europäiſchen Staaten einen ſo wichtigen und weſentlich entſcheidenden Einfluß auf den Geiſt und Charakter derſelben, auf deren geiſtig-wiſſenſchaftliche, bürgerlich-politiſche, häuslich-geſellſchaftliche Entwickelung, Ausbildung und Geſtaltung gehabt haben, ſodaß man von ihnen mit Recht ſagen kann, ſie ſeien das wahre geiſtig-belebende Lebensprincip, gleichſam die Seele und der geiſtige Lebensodem derſelben geweſen. Amerika hat kaum eine chriſtliche Kirche und alſo noch viel weniger ein Papſtthum; es

Digitized by Google

hat kein Mönchswesen, keine geistlichen Ritterorden, kein Lehns- und Ritterwesen, keine Kreuzzüge, keine Religionsstreitigkeiten und verderblich verheerende Religionskriege, keine Universitäten, keine Akademien der Wissenschaften und Künste; kurz, es hat kein Mittelalter gehabt. Muß man nun allerdings einerseits zugeben, daß ihm dadurch all die verderblichen und zerstörenden Kämpfe erspart worden sind, durch welche die germanisch-europäischen Staaten im Mittelalter heimgesucht und mehr oder weniger erschüttert und bewegt worden sind, so läßt sich dagegen andererseits nicht leugnen, muß vielmehr zugestanden werden, daß es auch den großen geistig bewegenden Hebel entbehrt hat, den die von uns angeführten Erscheinungen und Begebenheiten für Europa bildeten, das ohne Ein- und Mitwirkung dieser Momente schwerlich eine solche geistige Entwickelung und Bewegung gehabt haben würde, als wirklich der Fall gewesen, und somit auch schwerlich den hohen geistig-wissenschaftlichen Bildungszustand erreicht haben würde, den es wirklich jetzt einnimmt.

Referent hat oben gesagt: „Amerika hat *kaum* eine christliche Kirche"; er hätte richtiger sagen sollen, es hat gar keine christliche *Landeskirche*, und kann auch keine haben in Folge des von der Regierung der Vereinigten Staaten praktisch angenommenen und befolgten politischen Grundsatzes der vollkommenen Duldung aller und der vollkommenen Indifferenz gegen alle, demzufolge sie sich zu keiner bestimmt-gegebenen kirchlichen Form bekennt und keine von Staatswegen unterstützt und begünstigt. Dies ist nun keineswegs weder eine so hohe politische Weisheit, noch ein so großer und neidenswerther Vorzug, wie es oft von den immer zahlreicher werdenden Anhängern und Bekennern nicht sowol der religiösen Duldsamkeit als vielmehr der vollkommensten Gleichgültigkeit in Bezug auf kirchlich-religiöse Verhältnisse gepriesen wird; es ist vielmehr die stärkste Schattenseite im amerikanischen Staatskörper, der dadurch der mächtigsten und belebendsten Triebfeder zu einer höhern geistigen und wahrhaft menschlichen Entwickelung und Bildung entbehrt. Die Vereinigten Staaten können daher eine hohe Stufe materiellen Wohlseins erreichen, aber die höhere und wahre Bestimmung des Menschen und der Völker, geistig-sittliche und wissenschaftliche Vollendung, wird schwerlich in ihnen auch nur erkannt, geschweige denn erreicht werden können, weil dazu die erste wesentlich nothwendige Grundbedingung fehlt: Vorhandensein und kräftiges Leben einer christlichen Landeskirche, die eines solchen christlich-kirchlichen Lebens Form und Gestaltung ist, zu der sich die Regierung nebst der großen Mehrheit des Volkes bekennt und an welcher die Regierung einen thätig-lebendigen und besonders fördernden Antheil nimmt, indem sie nur dadurch eine wahrhaft-christliche Regierung ist, daß sie, indem sie sich als einen nothwendig integrirenden Theil einer christlichen Kirche anerkennt und betrachtet, zugleich anerkennt, daß es eine höhere und wichtigere Bestimmung für Menschen und Völker gibt, als nur gleich den Thieren des Feldes zu essen und zu trinken, bürgerlich-politische Rechte und Freiheiten und materielles Wohlsein zu haben. Man kann also in dem angegebenen Sinne mit Recht sagen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, weil sie sich grundsätzlich zu keiner christlich-kirchlichen Form bekennt, nicht in und mit irgend einer christlichen Kirche lebt, im Grunde keine *wahrhaft christliche* ist, und daß den Vereinigten Staaten die belebende Seele, der geistige Lebensathem fehlt, der von einer christlichen Landeskirche ausgehen würde und allein von einer solchen ausgehen kann. Es ist daher nicht zu verwundern, vielmehr natürlich, daß sich in den Vereinigten Staaten noch keine Spur von einem sich entwickelnden höhern geistigen Leben in Wissenschaft und Kunst geäußert hat, noch auch sich äußern kann und wird: nur was mit der gemeinen Wirklichkeit einen nahen und engen Zusammenhang, was einen unmittelbaren Bezug und Einfluß auf dieselbe hat oder haben kann, findet in der körperlich-starren Welt der Nordamerikaner Anklang, Eingang und lebhafte Aufnahme; wogegen Alles, was auf den Geist und das geistig-wissenschaftliche Element im Leben des Menschen Bezug hat, daselbst weder gekannt, noch viel weniger geachtet, oder liebevoll geschätzt und gepflegt wird, weil es keinen unmittelbar praktischen Nutzen hat.

Mag daher Amerika seine großen unverkennbaren Vorzüge vor Europa haben, die Niemand wird leugnen wollen, als sie sind einerseits der größtmögliche Grad von bürgerlich-politischer Freiheit, mit der sich jedoch andererseits gleichzeitig eine schändliche, die Freistaaten und deren Regierung gleichsam spöttisch verhöhnende und herabwürdigende Duldung und Begünstigung der Sklaverei verbindet; ferner das Nichtvorhandensein von stehenden Heeren und Staatsschulden und eine ebenso einfache als wohlfeile Verwaltung: so hat dagegen Europa den großen Vorzug vor Amerika, daß in ihm — es ist hier natürlich vorzugsweise von den christlichen Staaten die Rede — ein geistig-wissenschaftliches Leben lebt und wirkt, das Amerika nicht hat noch hat. Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika kann daher nicht ein so hohes, anziehendes Interesse haben, als sie die Geschichte der europäischen Staaten, namentlich der germanisch-europäischen Staaten haben wird und muß, und zwar nicht blos deshalb nicht, weil sie erst begonnen hat, sondern auch und zwar weit mehr noch, darum nicht, weil sie fast bis zur Armuth einfach, mager und trocken ist, eben weil es ihr an solchen gehaltvollen, geistig-bedeutsamen, geistig und lebendig anregenden Erscheinungen und Momenten gänzlich fehlt, wie sie im geschichtlichen Leben der germanisch-europäischen Staaten vorkommen. Das kurze geschichtliche Leben der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist so einfach, ruhig und prosaisch einfach, daß es uns kaum einen flüchtig vorübergehenden Antheil gewinnen kann, wie wichtig und einflußreich sich auch schon jetzt das Dasein dieses jungen, mächtig emporblühenden Staats in Bezug auf das alternde Europa erweist und unstreitig in der Zeit noch mehr erweisen wird. Der Antheil, den der denkende Beobachter der Menschengeschichte natürlich und unvermeidlich an dem Dasein und jugendlichen Leben der Vereinigten Staaten nimmt, kann sich daher nicht auf die Gegenwart oder Gegenwart, sondern wesentlich nur auf die Zukunft beziehen, der der junge Staat entgegengeht, auf die Stellung und Rolle, die er in der Folge gegen Europa einnehmen wird. Besonders aber kann England die rasch wachsende Größe und Macht der jungen Freistaaten nur mit ruhiger und ängstlicher Besorgniß betrachten, weil es in ihr einen dereinstigen Erben im Welthandel und seinen dereinstigen Besieger in der angemaßten Meeresherrschaft zu erkennen nicht umhinkann. Daher muß das Dasein und Leben dieser jugendlichen Staats von der größten Wichtigkeit und Bedeutung für jeden Engländer sein, der ein wenig über die nächste Gegenwart hinausblickt; denn ein solcher wird sich sagen müssen, daß in jenem kräftigen, verständigen und ruhigbesonnenen Jünglingsstaate ein lachender Erbe des greisen Englands emporwachse, der vielleicht schon nach 50 Jahren ihm den Dreizack aus den zitternden Händen winden wird. Ob übrigens Europa dabei viel gewonnen haben wird, wenn Amerika England's Stelle einnimmt und den Dreizack schwingt, steht noch sehr dahin.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die auf Befehl der Margarethe von Östreich durch Lemlombar in einem edeln und anmuthigen Styl (von 1511—36) aufgeführte merkwürdige, im Allgemeinen nicht nach Verdienst bekannte Kirche von Brou bei Bourg-en-Bresse hat in einem zierlichen, fließend versificirten Gedichte („L'église de Brou etc.", Bourg 1835) E. de Moyria. Wie dieser an den Ufern des Ain geboren und voll Bewunderung des äußern wie im Innern würdig gezierten Gebäudes, hat Edgar Quinet zu der Dichtung seines Landsmannes eine gutgefaßte Einleitung geliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 132. — 11. Mai 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

9. Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Es ist doch ein gar hübsches Talent, niedliche Duodezgefühle dutzendweis sammeln zu können, sie aufzuputzen und in einen poetischen Rahmen zu fassen, daß es ein Bildchen für die Geliebte werde. Ebenso artig ist es, in jeder wechselnden Erscheinung der Natur, in jedem Ereigniß des bunten Lebensspiels ein Häkchen zu entdecken, an welches sich mit gewandter Hand eine Galanterie, ein Wortspiel, eine überraschende Antithese, ein sentimentales Spitzchen hängen läßt. Dieses Talent hat Hr. E. Ferrand unbestreitbar. Er hat noch ein anderes. Er schaut nämlich auf seiner poetischen Laufbahn auf H. Heine, als auf einen Vorfechter, hütet sich aber fein genug, daß er nicht spucke und sich räuspere wie jener, damit ihn nicht etwa ein Grobian von Kritikus dem servum imitatorum pecus beizähle. Mit einer gewissen Discretion weiß er sich von Heine'scher Stimmung nnd Geberdung nur so viel anzueignen, daß man darauf schwören möchte, Heine habe nicht den geringsten Antheil an seinen poetischen Schöpfungen und Alles sei auf seines eignen Herzens Grund und Boden gekeimt und gewachsen. Einiges ist schon in der ersten Sammlung abgedruckt, die wir in d. Bl. angezeigt haben. Vieles ist ansprechend und sinnig, z. B. „Verklungen" (S. 237):

Einst hab' ich mit geblendetem Blick
Von Frühling und Leben und Liebesglück
Viel leichte Lieder gesungen.

Jetzt sank von meinen Augen die Nacht,
Jetzt seh' ich das Leben in Frühlingspracht:
Doch sind meine Lieder verklungen.

Wenn der Schluß des letzten Liedes sich also vernehmen läßt:

Ob wol ein Andrer Antheil nehmen wird
An meiner Liebe wicht'gen Neuigkeiten,
An dummer Lust und lächerlichem Schmerz,
An vielen heißen Thränen um ein Nichts,
An hellem Freudejauchzen um ein Nichts,
An starrem Grimm, der kalt die Brust durchkrampft,
An stillem Weh, das leis' am Herzen nagt,
An stiller Lust mit ihrem Frühlingslächeln,
Und wie sich Liebe sonst noch zeigen mag —
Ob Andre auch erfreun und schmerzen wird,
Was oft mein Herz mit Lust und Leid erfüllt, —
Ich wünsch' es wohl, doch ich erwart' es nicht —

so ist es wahrscheinlich, daß der bescheidene Wunsch in Erfüllung gehen und der Dichter sein theilnehmendes Publicum finden wird, wenn auch ein 50jähriger Griesgram oder ein schwer zu befriedigender Kritiker den Kopf schüttelt.

10. Gedichte von Hugo Hagendorff. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12. 18 Gr.

Zwischen diesem und dem vorigen Sänger ist eine nicht geringe Gemein- und Brüderschaft in Apoll, denn dieselben Miniaturbildlein aus Natur und Menschenleben, dieselbe Leichtigkeit und Geschicklichkeit, einer an sich unbedeutenden Erscheinung eine Handhabe anzudrehen, durch welche sich das poetische Walzeninstrument in Bewegung setzen läßt, dasselbe discrete Naschen aus Heine'scher Vorrathskammer, selbst in jedem Buche eine Composition von einem Tonsetzer, dieselben kurzen Rhythmen, derselbe Druck, dasselbe Papier, derselbe Verlagsort — und doch auch unterscheidende Merkmale. Hagendorff bewegt sich in einer etwas weitern Sphäre. Er tuscht seinen Gebilden einen elegischen Anflug an und hängt nicht selten um den üppigen Rosenstrauch der Liebe einen schwarzen aber durchsichtigen Flor. Es spricht für ihn, daß er einer Mutter seine Lieder wie Perlen aufgereiht hat; denn mit Perlen will er sie ja wol vergleichen wissen, da er sie in zwei Schnüre theilt und vor jeder Schnur eine Rubrik, nämlich einmal „Erinnerungen an Rügen", und das zweite Mal „Balladen und Sagen" vorhergehen läßt. Ferrand's Balladen sind zarter gehalten. Unter H.'s Liedern erinnern schlagend an Heine: „Mein Herz ist ein Bergwerk" (S. 46) u. s. w.; „Die Braut" (S. 81); und „Hängen" (S. 54); oder ist das nicht Heinisch, wenn das Lied also tönt:

Ich ging am Galgen vorüber
Im blassen Mondenschein,
Es tanzten die armen Sünder
Den schauerlichen Reihn.

„Was willst du unter den Todten?"
Rief ein Gespenst mir zu.
„Stör' doch nicht unser Vergnügen
Und laß uns hübsch in Ruh'!"

„„Ihr Herren, das nennt ihr Ruhe'"",
Sprach zähneklappernd mein Mund,
„„Wenn ihr also spectakelt
In mitternächtlicher Stund'?""

„Ei," rief der eine Erhängte,
„Wir sind wol lustig und froh
Im Tode, weil uns im Leben
Jedwede Freude floh."

„„Ach'"", rief ich, „„auch mein Leben
Ist längst so freudenleer;
Bin ich im Tode fröhlich,
Was soll ich da leben mehr?""

So dacht' ich und warf die Schlinge
Um meinen Hals behend',
Er (sie) aber zerriß in Stücken (Stücke)
— Mein Traum war schon zu End'.

Ich rieb erstaunt die Augen,
Da — sah ich dich, schönes Kind,
Und ohne Weiteres hängt' ich
An deinen Hals mich geschwind.

Digitized by Google

11. Das todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen von J. N. Charleswang. Darmstadt, Heil. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Es möchte nicht leicht sein, aus dem Titel des äußerlich gut ausgestatteten Büchleins, der wol bezeichnender gewählt sein könnte, den Inhalt zu errathen; doch berichtigt ein für Nichtbriten angeblich in London vor dem Schutte des niedergebrannten Parlamentshauses geschriebenes Vorwort jede durch den Titel etwa veranlaßte irrige Meinung hinsichtlich des Stoffs des Gedichts. „Ich sah", heißt's da, „den Bau der Volksgröße lodern; was ich dabei empfunden, geb' ich wieder. — Ich träumte! Mehr als Traum dürft Ihr nicht fodern. Vom Herzen nehmt, was ich zu Herzen spreche, und sollt' ein eing'ges Blütchen Euch behagen, so will ich gern dem Lob der Frucht entsagen." So eröffnet der Verf. der bildenden Phantasie ein reiches, weites Feld, indem er in die lange Iliade der englischen Geschichte sich versenkt, die Schatten der bedeutendsten Könige heraufbeschwört, auf die wichtigsten Ereignisse hindeutet, sie mit der Geschichte der Menschheit in eine Art von Verbindung bringt, die gepriesensten Volksredner und Vertreter, die im Parlamente gewirkt haben, mit der hier nöthigen Kürze charakterisirt (Chatam, Fox, Pitt, Burke, Canning) und über das Ganze den Schleier reflectirender Tiraden webt. In einzelnen Theilen nimmt dies Lied einen erhabenen Flug und manches „Blütchen" muß da dem Leser behagen. Ein politisches Glaubensbekenntniß ist nirgend abgelegt, und es läßt sich schwer entscheiden, ob er zur Fahne der Whigs oder Tories schwört. Indessen kommt es bei einem Deutschen und einem Dichter darauf gar nicht an. Wird aber das Buch in England gelesen, da möchte das Publicum Parteinahme heischen und bei manchen Stellen anstoßen, z. B. bei dem begeisterten Encomium Napoleon's. Die Sprache ist des Stoffs würdig und der Verf. weiß den Vers zu bilden; aber was die Form betrifft, so mußte er nach dem Vorbilde altitalischer Dichter das Ganze nicht in 130 Canzonen theilen, sondern es eine Canzone (mit 130 Stanzen) nennen.

12. Maiblumen und Bergfrüchte oder vermischte Schriften in Poesie und Prosa von Wilhelm Schumacher. Erstes Bändchen: lyrische und humoristische Gedichte. Danzig, Gerhard. 1835. 8. 16 Gr.

Der Titel und dessen Erklärung ist das Beste an diesem auf Kosten des Verf. gedruckten Buche; denn von ihm sagt das Vorwort: „Maiblumen": heitere Phantasieerzeugnisse unter dem Sonnenstrahle des Humors, der frohen Empfindungen; „Bergfrüchte": Geisteserzeugnisse, gereift auf dem Berge der Lebensansicht, unter dem brennenden Strahle der Weltereignisse, oder entkeimt in nächtigen Stunden, in Momenten des ernsten Nachsinnens, der Begeisterung an der reinen Brust des Genius — das ist es, was hier den Freunden der deutschen Poesie, den Denkern, den Scherzliebenden dargeboten wird." Wenn nur gehalten wäre, was in dieser Selbstrecension, die so sinnig klingt, versprochen wird. Aber die unparteiische Kritik darf es nicht verschweigen, daß der Freund der deutschen Poesie in den Gedichten lyrischen und zeitbezüglichen Inhalts sowie in den Balladen so manche Blume findet, welcher der schöne Duft und die zarte Farbe abgeht; denn das Meiste ist zu materiell, zu derb, und hat je ein Dichter Göthe's Rath: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht", unbefolgt gelassen, ist es Hr. Schumacher. Dagegen läßt sich in der Sprache eine gewisse Energie und im Geiste vieler Gedichte eine kerngesunde Lebensansicht nicht verkennen, die der Classe von Lesern zusagen wird, die an die heilsame hausbackene Nahrung der Dichter aus dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts gewöhnt ist, und wir wünschen, daß es unter den Subscribenten recht Viele der Art geben mag. Noch behaglicher werden die humoristischen und satirischen Schwänke auf diese Classe wirken. Sie schwimmen muthwillig im Elemente einer danauischen Spaßmacherei; doch ist jeder unsittliche Scherz, auf den wir hier zu treffen fürchteten, gänzlich verbannt. Mehr Duft, Farbe und Wohlgeschmack also, lieber Dichter, in deine künftigen „Maiblumen" und „Bergfrüchte"! Mehr Streben nach dem Ideal und Festhalten desselben! Mehr Verklärung des Menschen- und Naturlebens, und es wird dir ein Blatt aus Apollo's Kranze zufallen!

13. Fünfundvierzig Gedichte für Deutsche von Georg Leisler. Darmstadt, Heil. 1835. 16. 6 Gr.

Aus dem Umstande, daß dieses Heftlein der Großmutter des Verf. dedicirt werden sollte, wie auch aus innern Gründen schließen wir, daß er noch sehr jung sein müsse und hier seine poetischen Erstlinge biete. Eine treffliche Gesinnung spricht in der Dedication an die Manen der Verklärten und ein poetischer Sinn in den aus historischen Stoffen gewebten Gedichten obenein. Da so viele deutsche Jünglinge heutzutage ihre Gedichte durch den Druck veröffentlichen lassen, warum sollte es Herrn Georg Leisler verboten sein?

14. Gedichte von Wilhelm Julius Schröder. Zweite Auflage. Karlsruhe, Marx. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verf. dieser Gedichtsammlung erzählt in einem Anhange in sehr gereizter Stimmung, wie sein glühender Wunsch, dieselbe gedruckt zu sehen, durch neidische Buchhändler und die Cabale der Freimaurer (?) lange (irren wir nicht, 20 Jahre lang) vereitelt worden sei. Ob diese Anklage Grund habe, lassen wir dahingestellt sein; hat sie aber auch Grund, so mußte er nicht vergessen, daß es tausend deutschen Musenlehrlern nicht besser als ihm ergangen ist. Wir brauchen nur an Klopstock zu erinnern, welchem der alte Hemmerde in Halle das Manuscript des ersten Gesanges der „Messiade" mit den Worten zurückgab: „Poemata, lieber Herr Klopstock, wollen wir gar nicht; es mag sie kein Mensch!" Habent et sua fata libelli. Überdies mußte die Erfahrung, daß sich auf jeder Autorbahn mehr Dornen als Rosen finden, Hrn. S. nicht übellaunig machen und sein Herz mit einer Säure und Bitterkeit erfüllen, die nicht blos einen störenden Einfluß auf die freie Entfaltung der Phantasieschwingen übt, sondern auch gar leicht auf die Vermuthung führt, er überschätze sein Talent und schlage seine Leistungen zu hoch an. Soll Ref. sein unbefangenes, unparteiisches Urtheil über diese Gedichte sagen, so muß er gestehen, daß sie sich immer dem Bessern nähern, was unsere Literatur in diesem Fache in neuerer Zeit aufzuweisen hat. Sie sind im eignen Gemüth empfangen, geboren und gesäugt; nirgend in Form und Geist eine Spur von Nachahmung. Eine nicht geringe Zahl ist antik gemessen, und der Vers ist mit Kunde und fehlerfrei gebildet. Die Natur, vorzugsweise die nordische, ist mit scharfem Auge beobachtet und mit lebendiger Treue dargestellt. Mehr als ein Dutzend Stücke sind plastischen, farbigen Blumen vergleichbar, die in den gemeinen Teppich eines schönen Gefühls gewebt sind. Doch haben wir den Mangel des Reims und der Assonanz, deren Reiz und Wirkung der Dichter nicht zu würdigen oder zu kennen scheint, oft recht schmerzlich vermißt. Sehen wir das Einzelne durch, so zeigen sich, den geharnischten Anhang nicht mitgerechnet, sieben Abtheilungen. I. „Marienblumen", fromme Ergüsse, welche die Jungfrau Maria feiern. Der göttliche Sohn wird mit ein paar Sonetten abgefertigt; sie gilt dem Dichter Alles: nicht blos ist sie ihm Führerin zum Himmel, sondern auch die Muse, die Liedspenderin. Unter Anderm wird ihr zugemuthet, sie solle dem Dichter die abhold gewordene Geliebte wieder zuführen. Einmal wird bei ihr angefragt (S. 44), ob man in den himmlischen Versammlungen auch von den Erdenleiden spräche? Der fromme Sinn, der in allen diesen Marienliedern weht, dämmert häufig, wie in der „Bergpredigt" (S. 39), oder im „Medaillon" (S. 41) u. a., in die unpoetischen Nebel mystischer Träumerei hinüber. Doch es reiht sich in diesen Rosenkranz auch manche echte Perle, so ist z. B. „Der Kölnburger Dom" recht ansprechend. „Die Himmelsboten" (S. 31) voll poetischer Schönheit, aber auch überspannt in Gedanken der „Marienlieder" an. II. „Sinngedichte". Manche sinnig, z. B. S. 72 „Die Dichter":

Digitized by Google

ugendlich unerfahren sind selber im Alter die Dichter:
Darum kommen sie auch schlecht in der Unterwelt fort.
Brüchonland schmückte die Götter des Himmels mit ewiger Jugend;
Aber von Erdennoth frei wohnten sie auf dem Olymp.
kamen sie einmal herab, die Thäler der Erde zu schauen,
Wurden vom Volke sie wie vornehme Gäste begrüßt.
Also kommen die Dichter als Gäste so leidlich durchs Leben;
Aber als Bürger der Welt machen sie wenig Figur.

II. „Schriftgemälde oder Kometenkinder" (1811) bestehen aus nicht duftlosen) Evangeliumsblumen, prophetischen (nicht unetischen) Gemälden und Salomonischen Gedichten. Bei allen ist an genöthigt zu bemerken, daß die Sprache des heiligen Oriinals unerreichbar bleibt, besonders fühlbar wird das bei den Salomonischen Liedern, die unnachahmlich sind. Was die Benennung: Kometenkinder, betrifft, so hat der Komet von 1811 inen Einfluß auf den Dichter damit angefangen, daß er ihn eben einer Fülle anderer poetischen Schöpfungen auch die bibschen Nachbildungen einflößte. IV. „Angelica", bietet eine Reihe otischer Gemälde, ein ganz artiges juste milieu zwischen überwenglichem Gefühl und gemüthlichem Geplauder. V. „Histoische Gemälde", sollten billig nur historische Skizzen benannt in. VI. „Elegische Gedichte". „Der Strandkirchhof" verspricht Anlage und Ausführung mehr, als er am Ende gibt und ästet. Viel Gefühl haucht aus: „Die Jahre der Kindheit" (S. 236) nd: „Die Friedensthür" (S. 246). VII. „Idyllische Gedichte", orunter treffliche Naturschilderungen des Nordens von Euroa. „Die Spätlinge" (S. 303) schildern des Dichters Schickl und Thun:

hät erst drängt ihr den Keim aus des Dichters männlicher Seele,
Lieder der Andacht, hervor, Lieder der Wehmuth und Lieb!
ß! ihn hielten zurück, in der Pflege des himmlischen Samens,
Schicksal, Jahrhundert und Zeit, daß er verzweifelte schier.
ab wol Mancher, der viel prophezeit von dem sinnigen Jüngling,
Wies iha ins Alltagsgebiet thatloser Seelen zurück.
ertet nun endlich hervor aus den Föhrenwäldern des Nordens,
Lieder, und frischet daheim wieder sein Angedenk auf.
rüßt und erzählet von ihm dem kindervergessenen Deutschland,
Daß er im Auslande nicht ewig der Ruhe gepflegt.
uft den Gespielen ins Ohr, er habe die goldenen Träume
Seiner Jugend für sie und für Europa geträumt.

Diese Verse bestätigen das über des Dichters Sinn und Wesen den gefällte Urtheil.

5. Herzenserhebungen in religiösen Gesängen, zur häuslichen Erbauung für Gebildete, von Elias Gerhard Julius Hundeiker. Magdeburg, Bühler. 1835. Gr. 12. 18 Gr.

Wem das lauwarme juste milieu zwischen der starren ogmatik der Stabilitätstheologen und dem mystischen Gewinl der Bluttheoretiker unserer in theologischer wie in politischer insicht zerrissenen Zeit in der heiligen Poesie nicht behagt, r nehme diese Lieder nicht zur Hand, noch führe er das Buch r Erbauung in seinen Familienkreis ein, wozu es besonders estimmt ist. Indessen würde die Kritik befangen oder parteisüchtig sein, wenn sie nicht anerkennen wollte, daß manche er hier dem frommen Sinn gebotenen Lieder Gellert'sche Diction, Leichtigkeit und Schwung haben, nur daß ihnen der Gedankenreichthum und die Gefühlsfülle dieses trefflichen Liederdichters abgeht, sowie denn ebenso wenig im Abrede gestellt werden kann, daß die Lieder klar für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, rhythmisch richtig und frei von mystischem Dünseln, Nebeln und Schwebeln sind, ja einige, als Nr. 25, „Bestimmung des Menschen zur Unsterblichkeit" überschrieben, nd Nr. 30, „Kreuzestod Jesu Christi", sind dem Besten zuzuzählen, was in dieser Gattung erschienen ist. Aber wie oft fehlt jenes Pathos und jene hohe Begeisterung, die dem Liede Himmelsschwingen anbilden, auf denen der Mensch der Erde und ihrer Noth entschwebt. Vieles wird durch den, alten Kirchenmelodien angepaßten Rhythmus zu eintönigem Geleier, saftlosen Phrasen, matten Gemeinplätzen und zu gereimten Dogmen. Eine Überschrift, wie S. 163: „Jesus fodert nicht viel von uns", bringt wahrlich den Leser allein schon um jedes schöne überirdische Gefühl. Dazu kommt, daß die Sprache der heiligen Schrift, die der religiösen Poesie so viel Reiz, Kraft und Farbe gibt, nicht aus ihnen haucht und spricht. In zehn Rubriken führen sie den Leser wie in einem bequemen, Schritt vor Schritt gezogenen Wagen durch das ganze Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Der geistreiche Vorredner, Hr. Bischof Dräseke in Magdeburg, apostrophirt sie am Schlusse seines Vorworts also: „Es wandern mit euch zwar viele, von hoher Begeisterung eingehauchte Gesänge alter und neuer Zeit. Wie aber ihr einem jeden seinen Platz gönnt, es sei neben euch, es sei über euch, so werden nicht weniger die andern euch gern in ihrer Gesellschaft sehen und hier in euerm Schwunge, dort in eurer Einfalt, hier in eurer Lieblichkeit, dort in euerm Ernste geschwisterlichen Anklang spüren. Das allerschönste Loos freilich wäre euch gefallen, wenn es dem doppelten Vorzuge eurer dogmatischen Parteilosigkeit und eures metrischen Wohllauts gelingen sollte, in Häuser, wo man lange kein geistliches Lied mehr gesungen hat, das Wohlgefallen daran und das Verlangen darnach zurückzuführen", welchen freundlichen Worte und Wünschen wir nur unser fiat und Amen hinzuzufügen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem Englischen übersetzt von Aug. Leb. Herrmann. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Ein solcher in die nächste Zukunft vorausschauender, das Sachverhältniß einfach auffassender und vollständig erkennender Engländer ist nun auch der ungenannte Verfasser der „Geschichte der Vereinigten Staaten", mit der uns die Übersetzung des Herrn Professor Herrmann bekannt macht und die uns Anlaß und Stoff zu dem von uns gemachten geschichtlich-politischen Bemerkungen gegeben hat. Referent muß es von vornherein als einen großen, rühmlich anzuerkennenden Vorzug des gedachten Werkes hervorheben, daß es mit der größtmöglichsten Ruhe und Unbefangenheit Recht und Unrecht von beiden Seiten abwägt, die Thaten, Personen und Begebenheiten würdigt und beurtheilt. Der Verf. erscheint in dieser geschichtlichen Darstellung nicht als Engländer, sondern nur noch als Mensch, den man wegen seines gesunden, ruhigen, klar-verständigen Urtheils achten und wegen seines kräftigen, sittlich-politischen Rechtsgefühls, das sich überall ebenso entschieden als unumwunden ausspricht, lieben und ehren muß. Er hat in seinem verdienstlichen Buche die Geschichte der Vereinigten Staaten mit einer fast zu großen Umständlichkeit, Genauigkeit und Breite behandelt und dargestellt, die, wenn auch in vielfacher Hinsicht anziehend und lehrreich, doch auch auf die Dauer fast ermüdend ist. Im Grunde ist das aus zwei Bänden bestehende Werk nur eine Geschichte des großen Kampfes zwischen dem Mutterstaate England und dem Tochterlande Amerika, der die Losreißung und Unabhängigkeit des letztern vom erstern zur Folge hatte: allerdings ein Ergebniß von einer unermeßlich großen Wichtigkeit.

Fast drei Viertheile des vorliegenden Werks sind der Geschichte dieses Krieges gewidmet, der dadurch allerdings wichtig, anziehend und lehrreich ist, daß sich drei Millionen Menschen — mehr zählte damals Amerika nicht — gegen das reiche und mächtige England erheben, daß hier ein kleines, von allen Hülfsmitteln entblößtes, armes Volk, anfangs ohne alle äußere Unterstützung und Hülfe, jahrelang einen ungleichen Kampf gegen das übermächtige, überreiche England, gegen dessen steggewohnte, wohlgerüstete, gut gekleidete, bezahlte, verpflegte, reichlich mit Allem versehene und wohldisciplinirte Heere und Flotten besteht. Ohne alle militairische Disciplin und Ordnung, ohne kriegerische Zucht und Haltung,

Digitized by Google

schlecht gekleidet, noch schlechter und armseliger nur mit Jagdflinten und verrosteten Gewehren bewaffnet, schlecht verpflegt, meist mittelmäßig angeführt, fast unbekleidet und ohne Sold kämpft hier eine zusammengelaufene Schar gegen ein regelmäßiges, tapferes, wohldisciplinirtes, krieggeübtes, reichlich verpflegtes, mit allen Bedürfnissen und einer zahlreichen Artillerie auf das vollständigste versehenes, von einer mächtigen, die See und Küsten beherrschenden Flotte kräftig unterstütztes englisches Heer mit hartnäckiger Ausdauer und nie verzagender Standhaftigkeit. Denn die Amerikaner sind keineswegs in diesem ungleichen Kampfe die verzogenen Schooskinder des Glücks; umgekehrt vielmehr haben sie und ihre Anführer beständig mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen; ihre kleinen Heere, die oft nur 1500, 2000, 5000 Mann, nie aber über 10—12,000 Mann stark waren, wurden oft von den Engländern, die meist ebenso schwach und oft noch schwächer waren als ihre Gegner, geschlagen, zerstreut und selbst gänzlich zersprengt, und oft schien ihre Besiegung und Unterwerfung unvermeidlich zu sein; gleichwol setzten sie den verzweifelten Widerstand und Kampf mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und Ausdauer fort, wurden aber auch, wenn ihnen der Sieg lächelte, nicht übermüthig, sondern blieben stets kalt, ruhig und besonnen. Begünstigt wurden die Amerikaner nur durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres weitgedehnten Ländergebiets und durch die große Entfernung von Britannien. In Folge des letztern Umstandes war es für England ebenso schwierig als kostspielig, bedeutende Truppenmassen nach dem Kriegsschauplatze zu versetzen, und in Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Kriegsschauplatzes mußte ein Vor- und Eindringen in das mit großen Wäldern, Wüsten, Seen, Sümpfen und Flüssen bedeckte, äußerst dünn bevölkerte Land mitten zwischen einer feindlichen Bevölkerung für ein Heer nothwendig mit großen Hindernissen, Schwierigkeiten, Gefahren und Entbehrungen verbunden sein. Die englischen Heere konnten daher wol vordringen, aber nicht sich dauernd behaupten; sie konnten Siege über ihre Gegner erfechten, aber da diese immer von Neuem wieder mit gestärktem Muthe und frischen Kräften erstanden, mußten sie endlich unter der Last ihrer eignen Siege erliegen. Mit diesen den Amerikanern und ihrer Sache günstigen Verhältnissen verband sich nun noch der Umstand, daß sie das Glück hatten, einen wahrhaft großen Mann unter sich zu finden, oder vielmehr, um das Verhältniß mehr einer wahrhaft christlich-philosophischen Anschauung gemäß zu bezeichnen, daß die göttliche Vorsehung ihnen einen wahrhaft großen Mann in Georg Washington zugeführt hatte. Was aber diesen Helden zu einem wahrhaft großen Manne stempelte, war nicht sowol sein glänzendes Feldherrngenie — er war kein Cäsar, Hannibal oder Napoleon —, noch seine ausgezeichnete Staatsklugheit, sondern seine reine Vaterlandsliebe, seine hohe und seltene Uneigennützigkeit, Selbstverleugnung, Gerechtigkeitsliebe, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, Festigkeit, Umsicht und ruhige Besonnenheit. Er verzweifelte nie an der Sache seines Vaterlandes, ward niemals weder übermüthig noch verzagt, und so war er es hauptsächlich, dem Amerika den Sieg, Unabhängigkeit nach außen und Freiheit nach innen verdankte. Amerika siegte hauptsächlich durch sich selbst; denn als Frankreich, Spanien und Holland sich für den werdenden Freistaat erklärten, so war es schon eine ganz entschiedene Thatsache, daß England nicht mehr an eine Besiegung und Wiedereroberung seiner ehemaligen Colonien denken könne.

So ergaben sich aus diesem merkwürdigen und so höchst ungleichen Kampfe zum ersten Male die großen Wahrheiten, daß ein Volk, sobald es sich einmal einmüthig des Entschlusses und Willens bewußt ist, seine Unabhängigkeit und Freiheit vertheidigen zu wollen, sei es auch noch so klein, schwach und arm, selbst von einem weit überlegenen Feinde nicht besiegt werden kann, und daß wohldisciplinirte, wohlgeübte und krieggewohnte Heere selbst von undisciplinirten und ungeübten Milizen und Jägern geschlagen werden können. Die wichtigste und größte Folge aber, die aus diesem denkwürdigen Kampfe hervorging, war, daß gewisse Ideen und Meinungen über bürgerliche und politische Rechte und Freiheiten durch die Franzosen nach Europa übergetragen wurden und dort einen wichtigen Einfluß auf die Richtung und den eigenthümlichen Entwickelungsgang der französischen Staatsumwälzung hatten. Abstrahirt man aber von diesen großen Folgen und Wirkungen, die man auch nur zu ahnen weit entfernt war, und von den angeführten folgenreichen Ergebnissen und Momenten, so hat der Krieg selbst als solcher, vom strategisch-militairischen Standpunkte aus betrachtet, nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Die sehr ausführliche, umständliche und bis in die kleinsten Einzelnheiten genau eingehende Darstellung des Verfassers von allen Schlachten, Gefechten, Scharmützeln, Belagerungen, Zügen, Märschen, Gegenmärschen und Parteigängerstreichen dieses langwierigen Krieges wird daher fast unvermeidlich ermüdend. Doch durchgängig bekundet sich die große, achtungswerthe Unparteilichkeit, das klare, sachkundige, praktischgesunde und tüchtige Urtheil des Verf. in Darstellung, Würdigung und Beurtheilung der Begebenheiten und Menschen. Namentlich wird das politische Moment in diesem großen, folgenreichen Ereignisse, die Ansichten und Ursachen, die anfangs die Widersetzlichkeit, dann den Widerstand und endlich die offene Empörung von Seiten der Colonisten wider das Mutterland verursachten und fast gewaltsam herbeiführten mit großer Klarheit und Unbefangenheit dargelegt, entwickelt und beurtheilt. Der Verf. thut dar, daß es im Grunde nur die großen Misgriffe der englischen Minister und des Parlaments waren, die den Colonisten die Widersetzlichkeit und den Widerstand fast gewaltsam aufnöthigten und sie gleichsam wider Willen zu den entscheidenden Schritte, sich für unabhängig zu erklären, hintrieben. Kurz, das gehaltvolle und belehrende Buch verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; man wird sich bald mit der etwas zu umständlichen Ausführlichkeit und Weitläufigkeit des Verf. vertraut machen und mit seinen Urtheilen und Ansichten, die durchweg von einem gesunden, klaren Verstande und hohem Gerechtigkeitsgefühle zeugen, befreunden und nicht umhinkönnen ihnen beizustimmen; man wird das gehaltvolle und lehrreiche Buch nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Referent kann es mit gutem Gewissen als ein tüchtiges und gediegenes Werk empfehlen. Auch die Übersetzung ist fließend und ungezwungen und verräth einen mit dem Geiste der englischen Sprache vertrauten Mann.

Hermann von Keyserling.

Notiz.

In Athen haben sich 1835 zwei wissenschaftliche Gesellschaften gebildet, eine naturhistorische und eine medicinische. Die erstere bereichert ihr Museum, nach der Mittheilung des „Courier“ vom 1. Januar 1836, mit den verschiedenen Seltenheiten des reichen Naturreiche Griechenlands. Die Mitglieder der andern Gesellschaft, theils Ärzte und Wundärzte, theils Apotheker, kommen zweimal des Monats zusammen, um über die in Griechenland herrschenden Krankheiten, deren Ursachen, Heilmittel u. s. w. Nachforschungen anzustellen und einzelne Aufsätze über seltene Krankheiten und andere wichtige Gegenstände einander mitzutheilen. Der genannte „Sotir“ sieht in diesen Anstalten des wissenschaftlichen Lebens in Griechenland wenigstens einen guten Grund. Außer jenen beiden Gesellschaften wurden auch noch im vorigen Jahre drei Lehranstalten, für Anatomie und Physiologie, für Geburtshülfe, und für Chemie und Pharmacie, in Athen gegründet. Das erwähnte Blatt rühmt den Lehrer an der ersten, D. Maurokordatos, besonders nach, daß er in Betreff der Anatomie und Physiologie die altgriechische Nomenclatur eingeführt habe.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag. — Nr. 133. — 12. Mai 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

6. Deutsche Harfe. Gedichte von Löffel. Kassel, Luckhardt. 1835. 8. 16 Gr.

Es liegt den Gedichten, in denen wir keinen einzigen Harfenton gespürt haben, größtentheils eine Art von Disposition zum Grunde, wodurch sie deutlich und populair werden. Sie reflectiren gern; aber ihre Reflexion ist aus der Sphäre des Alltagslebens geflossen. Die Lebensansichten entbehren ganz des Idealischen. Der Ironie fehlt die Grazie und im „Guckkastenliede" (S. 36) wird sie plump. Die „Vorhalle des Himmels", (S. 40), wo Seelen aus verschiedenen Ständen sich zankend unterreden, beleidigt alles bessere Gefühl. Dem Offizier, dem Kaufmann, dem Pastor, dem Schullehrer, dem Landstande, dem Schauspieler und besonders aber einem Jesuiten geht es vor des heiligen Petrus Tribunal sehr übel. Er sagt ihnen:

Und nun, Ihr Cavaller (?), das sei euch gesaget!
Euer Plätzchen im Himmelreich wird nur ganz klein,
Und wenn Ihr euch künftig nicht besser betraget,
So jag' ich euch Alle zur Hölle hinein.

Da gewahrt aber der das Schlüsselamt führende Apostel einen Schwermüthigen, welcher sich ihm als einen Polen zu erkennen gibt, der für Freiheit im Felde der Ehre gekämpft habe.

Petrus (gefühlvoll):
Komm, biederer Streiter, vergiß deiner Schmerzen,
Dein wartet hier oben der herrlichste Lohn!
Du starbst für die Freiheit mit edlem Herzen,
So sei denn der Nächste zum himmlischen Thron! —

Die Pforten des Himmels thun sich auf, und durch den Strahlenkranz schwebt ein Seraph. Der Pole breitet niedersinkend die Arme nach ihm aus; jener deutet nach oben, und durch die Hallen des Himmels tönt es teuflisch „Einst!")

Erwiß spricht der Leser mit uns: Ohe jam satis est!

7. Nachtfalter und Weltlieder. Von Ernst am Ende. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1835. 12. 12 Gr.

Die Benennung dieser Lieder ist treffend und bezeichnend. Sie haben wirklich eine Phalänennatur. Sie sind düster gestalten, scheuen der Freude und Hoffnung rosiges Tageslicht und erwecken hin und wieder durch ihre Wahrheit ein heimliches Grauen. Die wilde, hoffnungslose Schwermuth, die sie athmen, ist nicht jener erkünstelte Wahnsinn, jenes mit Scharfsinn berechnete Delirium, jene mit grellen Flittern und phantastischen Blumen geputzte Verzweiflung, wie sie aus Shakspeare oder von Heine's Nachäffern aus dem „Buche der Lieder" geholt wird, sondern sie tritt als ein wahres Gefühl auf, das wirklich eine Zeit lang in des Dichters Gemüth heimisch gewesen sein mag. Dem „Präludium zu einer Ode an den Teufel" (S. 9), einem „Accord auf der Satansharfe" (S. 22) und „Satans Wiegengesang und Siegesklang" (S. 24) fehlt Haltung, und entkleidet man die in ihnen herrschenden Gedanken von der Emballage dagewesenen Phrasen- und Bilderkrams, so bleibt wenig solider Nettoertrag. Die in einer zweiten Abtheilung folgenden „Weltlieder" sind ebenfalls treffend bezeichnet; nur sind einige unter ihnen, z. B. „Schön und schöner", etwas zu weltlich, zu lüstern, zu lasciv. Überhaupt contrastiren sie gewaltig und unwohlthätig mit den ihnen vorangeflogenen Phalänen. Haben wir nun auch nichts eben Ausgezeichnetes in der ganzen Sammlung gefunden, so braucht sich doch der Verf. ihrer durchaus nicht zu schämen, auf welche Ansicht man leicht geleitet werden kann, wenn er in dem kurzen Vorworte sagt: er sehe sich, um manchen vorauszusehenden Misverständnissen vorzubeugen, zu der Erklärung veranlaßt, daß sämmtliche Gedichte einer frühern Periode seines Lebens angehörten, deren Beziehungen, Interessen und Ansichten hinter ihm lägen. Das klingt wie ein Widerruf früherer Lebensansichten und Gefühle, deren er sich zu schämen Ursache habe, oder wie ein Desavouiren derselben. Das heißt zugleich, dem Leser zumuthen, er solle sich auf den Standpunkt stellen, den der Verf. früher einnahm, den er aber, als einen niedern, längst verlassen hat. Das Buch mußte mithin ungedruckt bleiben, oder der Dichter mußte sich deutlicher erklären.

18. Saitenklänge, oder Dichtungen meiner Musestunden. Von Friedrich Koitzsch. Dresden, Arnold. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Keiner, dachte Ref., indem er in einer Mußestunde die „Musestunden" des Hrn. Koitzsch durchblätterte, Keiner ist beklagenswerther als ein Referent, der ein Buch lesen muß, wo, wie hier, gleich der Anfang mit seinem füll'n und will'n, seinem leucht't, statt leuchtet, seinem Lebestrom (S. 14), seinem preißend, statt preisend, seinen häßlichen Reimen, als Weiden und Läuten, Bergen und Lerchen ꝛc. das Ohr zerreißt und das Gemüth mit Widerwillen füllt. Indessen söhnte uns die fortgesetzte Lecture mit dem Geschick aus; denn das Buch bot Kurzweil, und ganz besonders gefiel es uns auf der „Kegelbahn", wohin wir mit Vergunst den Leser auch führen wollen. Er höre:

Da drüben beim Nachbar, da lebt sich's so gut,
Da fließen die Grillen, da kommt froher Muth.
Kommt mit mir zum Nachbar, 's sind freundliche Leut',
Da schieben wir Kegel, 's ist Sonntag ja heut.
Nun spute euch wacker, und säumet nicht so,
Bei'm Fallen der Kegel, da wird man erst froh —
Erst froh! — Tralalalala — tralalalala!

Schon klappern die Kegel, der Nachbar schaut aus,
Wo bleiben die Gäste, zu füllen das Haus?
Es winket so lockend die sandige Bahn,
Es blühen gar duftig viel Röslein daran.
Nun spudet euch ꝛc.

Nun Kegelbub rolle die Kugeln herein!
Lieb Röschen vom Nachbar, sie führet den Reihn,

Digitized by Google

Sie trifft euch das Herz gleich auf'n einzigen Stich,
Da schauet — getroffen! — Das nenn' ich Geschick!
Auf sputet dich Kegelbub ꝛc.

Schaut nur den Gewatter, den Tausendsass,
Zielt auch nach dem Herzen — und trifft den Papa! (den König)
O jerum, Frau Nachbar, die Kugel läuft krumm,
Mein Kirchen, sie fährt um die Eck' herum!
Da gibt es ein Häufeln und lustig Halloh,
Wie wird man beim Fallen der Kegel so froh —
So froh ꝛc.

Da lob' ich den Vendir, der macht's gar gescheut,
Spielt seine Methode wie immer auch heut.
Doch sagt, was (?) gilt wieder das Jubeln und Freun?
Pog Mielchen! Der Nachbar warf eben die Neun'.
Auf sputet euch ꝛc.

Das ist euch ein Leben! Das ist eine Lust!
Der Kegelbub schreiet aus fröhlicher Brust.
Der Himmel lacht heiter durchs laubige Grün,
Die Vöglein singen, die Röslein sie blühn.
Ach bliebt' es doch Sonntag, wär's immer nur so!
Beim Fallen der Kegel, da wird man erst froh,
Erst froh! — Tralalalala — tralalalala! —

Hätten wir nun noch Zeit und Raum, so führte ich dich, lieber Leser, auch in ein Hirtenthal, wo das Echo von folgendem Liedesrefrain widerhallt: „Klingklang — klingklang — wau wau wau — Hätt' ich nur erst eine Frau"! Auch zeigten wir dir, wie Bruno um Brunhildens Hand freit wie um die Taube der Geier, oder wie hin und wieder ein Fuß zu viel mit unterläuft, oder wir theilten dir lustige Aphorismen mit; so aber müssen wir uns sputen, wie der Kegelbub, das Gebiet der Lyrik verlassen und dich in die höhern Regionen des Epos führen. „Napoleon" (ein Epos in sechs Gesängen) nämlich tritt auch auf. Hier sind wenigstens Spuren einer edlern Imagination und einige Weizenkörner unter der Spreu zu finden, namentlich im letzten Abschnitt: „Der Abschied von St.-Helena", welches zur Ehre der Wahrheit hier gesagt sein soll. Dagegen hat des Verf. Witz und Humor in einer dritten Abtheilung wiederum den blauen Sonntagsrock der Handwerksgesellen an, und wir bezweifeln, daß er ihn bei fortgesetztem poetischen Streben je mit der Tunica des heitern Flaccus vertauschen wird.

19. Die Tänzerin. Von F. Paludan Müller. Aus dem Dänischen übersetzt. Kiel, Schwer's Witwe. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Kotzsch's „Saitenklänge" boten dem Leser doch noch mühevers süßende Ghaselen und lustige Schnodahüpferl; hier aber schleicht uns die trägste Langweile gähnend entgegen und jeglicher poetische Hauch scheint über ein Mohnfeld zu wehen, dessen schlafbringender Wirkung auch der rüstigste Geist nicht widerstehen zu können scheint. Man urtheile. Der Däne hat folgenden ärmlichen Stoff: ein junger Graf liebt die Tänzerin Dione, bekommt deshalb Unannehmlichkeiten mit der Mutter und ein Duell mit einem boshaften Nebenbuhler und wird erstochen, worauf die Geliebte freiwillig in den Fluten endet, auf 142 Großoctavseiten zu drei Gesängen und fast 450 Stanzen ausgesponnen. Weiß nun der Himmel, wie es kommt, daß man diese Dione, trotz der ihr nachgerühmten Liebenswürdigkeiten nicht liebgewinnen kann, und daß man sich für den Grafen Charles ebenso wenig interessirt, der in der That hier wie ein Geck, dort wie ein Schwächling und dort wieder wie ein fester Mann erscheint. Das allerlangweiligste Reflexionsgewäsch läßt die Erzählung nicht von der Stelle rücken; das Auge ermüdet sich in der Eile des Suchens und Überschlagens. Der Ton wechselt chamäleontisch die Farbe. Hier ist er sentimental, dort humoristisch, hier polemisch, dort satirisch, und dieses Abschweifen, diese Haltungslosigkeit wird durch Einmischung fremder Idiome noch buntscheckiger. Aber auch der Übersetzer oder vielleicht nur Bearbeiter hat kein Meisterwerk geliefert. Er beherrscht weder die Wortform, noch ist er Meister in der Versund Reimkunst. Gedank' und Wort holpern gewaltig; der Styl hustet und knarrt wie ein Fuhrwerk im Winter; unmelodische Reime beleidigen das Ohr, und unter die Füße mischen sich am Schlusse der Stanzen gewöhnlich dem Italienischen nachgebildete Sdrucciolen, die sich widerlich vernehmen lassen. Belege dazu lieferte jede Seite, jede Stanze. Zur Probe nur S. 7:

Jetzt kommt die Zeit, wo Thalia schleicht auf Krücken,
Weil's immer einerlei, gar traurig summt
In Dramen und in kleinen Einactstücken,
Wo's immer kommt, wie's in der Heimat kommt.
Wenn Alltagsscenen immer uns beglücken
Und Mancher, der, sich spiegelnd, leise brummt —
Wo häuslich Wesen scheint das stärker Ziehende;
Den Geist und das Gefühl zugleich Fixirende.

Die zuversichtliche Verheißung und lächerliche Selbstgefälligkeit des dänischen Verskünstlers S. 11:

Für drei Gesänge ward mein Sang gemacht;
Sie sind durchwebt mit mancher Episode (?),
Worin Moral und Scherz vermischt gebracht;
So war's beim Ariost bekanntlich Mode:
Man liest hier keine triste Wunderode,
Weil eigner Geist der Leier Ton bewacht,
Durch ihre Seiten stürme, tobe, rase
Mein Lächeln, Weinen — möglichst doch mit — grase —

kann man nur mit dem Lächeln des Mitleids lesen.

20. Die Liebenden. Ein Gedichte in neun Gesängen. Von E. Elias. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 12. 16 Gr.

Wenn der Verf. dieses Gedichts, dachten wir beim Lesen der in Prosa geschriebenen Dedication, in nachfolgender gedrängter Rede ebenso affectirt und ekstatisch sich geberdet wie in ungebundener, so wird sein Gedicht wenig Herzen und Ohren finden; zu unserer Freude erfüllte sich jedoch diese Befürchtung nicht. Die Einfachheit des Stoffes, die wir bei dem gleich besprochenen Werke, das sich dem Epischen nähern sollte, tadeln mußten, gereicht dem vor uns liegenden Buche grade zur Zierde und zur Empfehlung. Ein junger Beamter, Walter genannt, Sohn einer Witwe in einem am Rheinufer gelegenen Städtchen, lernt auf einem Kirchweihfeste, wo er sich mit seiner Mutter und der würdigen Pfarrerfamilie seines Orts befindet, Bertha, Tochter eines Bürgers und Kaufherrn aus einem jenseit des Stroms gelegenen Städtchen, kennen und lieben. In einem stürmischen Spätherbstabend, wo die drängenden und aufhäufenden Eisschollen die Überfahrt bedenklich machen, läßt sich Bertha über den Strom setzen, um die Tante in einem Städtchen zu besuchen, wohin auch der Geliebte zu kommen versprochen hat. Während ihres Aufenthaltes daselbst löst der Frost und der Sturm noch mehr die Bande des Eises, sodaß er fast ganz unfahrbar wird. Aber Walter führt die noch heute sehnende Bertha inmitten der stürmischen Nacht in einem Kahnchen durch tausend Gefahren zurück nach der Wohnung der sich kümmerten, angstvoll harrenden Ältern, welche sie ihm zur Belohnung als Verlobte an das Herz legen. Etwas lose damit gewebt ist die Episode der Liebe eines jungen Arztes zur Pfarrerstochter Auguste. Der Schluß wird rasch und doch etwas zu unvorbereitet herbeigeführt. Die Hexameter sind kein Meisterwerk, aber sie genügen überall billigen Ansprüchen und beleidigen nirgend das Ohr. Eine Probe belege unser Urtheil aus S. 88, wo der Verf. Bertha's Fahrt über den Strom schildert:

Wer nicht vertraut den Gefahren des Stroms schon frühergewagt,
Hätte wol Zagen erfaßt und sich bänglich dem Schiffel entlassen.
Nicht so, die sich dem Nachen und seinen erfahrenen Lenker
Jetzo vertrauten. Es saß, fest ein in den Mantel sich hüllend,
Wenig geneigt, sich gegen die Schläge des Windes zu sträuben,
Bertha zur Seite des Dieners, von liebender Wärme umfangen,
Schweigend, da dem Gefährten sie nicht zu erwidern vermochte,
Fühlte, vom Sturme umtobt, nur die Lieblichkeit seiner Nähe
Höher, wo leicht in der Barke hinüber zum Dörfchen sie alle.

Digitized by Google

Glühend im Purpurlichtschein auf der glühenden Fläche des Stromes.
Lieblicher Kühlung umweht und von röthlichen Lichtern des Himmels;
Sah nach dem Thurme hinüber, wo oft ihr entgegengeleuchtet,
Blickend aus dunkelndem Grün und umspielt von den Gluten des Abends,
Ragend jetzt geisterhaft auf aus verödeter, schweigender Landschaft,
Doch auch Pharus noch jetzt zu dem friedlichen Hafen der Liebe;
Dachte der seligen Tage, die dort sie mit Wallern verlebte,
Und des geheiligten Abends, am Strande die Stelle gewahrend,
Wo an dem wehenden Strom beim erblassenden Reigen des Tages —
Da das ermüdete Licht schon den strahlenden Himmel verlassen
Und mit unwirksamen Gluten verglühte im purpuren Westen,
Nur an dem Strande die Weide sich lispelnden Hauchs noch bewegte,
Badend das silberne Haar in der goldenen Schale des Stromes —
Sie sich dem Jüngling ergab und der Liebe Unendlichkeit fühlte,
Von ihm glühend umfaßt an dem schlagenden Busen sie ruhte,
Athem mit Athem gemischt, süß hauchend die Seufzer der Liebe,
Dringend ans selige Herz, es umwehend mit heiligem Feuer;
Er mit bebendem Kuß ihr die stammelnden Lippen berührte,
Und auch die ihrigen willig der süßen Berührung begegnet.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im April 1836.

Die politischen Ereignisse haben oft wunderliche Folgen. Die Republik schlug Frankreich in Ketten, unter Robespierre peitschte die Tugend und schnitt den Leuten die Köpfe ab; die französische Revolution, welche den Despotismus vertrieben, zeugte den gewaltigsten Despoten, und die Julitage, welche die französische Geistlichkeit von ihrer politischen Herrschaft herabstürzten, machten sie mächtiger als zuvor. Es ist aber nicht an weltlicher Macht die Rede, sondern von der Macht, die im Geiste ausgeht und ewig ist wie dieser.

Unter der Restauration war der Klerus in seiner bequemen Präponderanz eingeschlafen; der Fall Karl X. weckte ihn aus seinem übermüthigen Schlummer. Die katholische Religion war niemals in Frankreich ihrem Sturze nahe; in der Kammer wurde darauf angetragen, den Dienern der Kirche die Besoldungen zu entziehen; ohne Dupin's energischen Widerstand war es vielleicht um die gallicanische Kirche gethan. Da sahen die bessern Köpfe unter ihren Dienern ein, daß, um das Verlorene zu ersetzen, um ihr Dasein für die Zukunft zu sichern, der Himmel allein nicht ausreiche, daß sie im Gegentheil den Himmel schützen müßten. Der Zeitpunkt, nach der verlorenen intellectuellen Herrschaft zu ringen ist günstig: die literarischen Fehden sind bedeutungslos geworden, die politische Faction hat das Septembergesetz 1835 zum Schweigen gebracht. Zum eigentlichen Katholicismus, wie ihn die strengen Dogmatiker der Sorbonne wollen, kehren wol die Franzosen nicht wieder zurück; aber wenn auch nicht alle glauben, so zweifeln doch schon viele, und das ist schon viel. Läßt sich irgendwo in einer Kirche ein beredter Geistlicher hören, so drängen sich die Zuhörer um seine Kanzel. Die Franzosen haben von jeher treffliche Kanzelredner gehabt, die zugleich zu ihren besten Schriftstellern gezählt werden. Bossuet hat nebst Corneille seiner Sprache das Gepräge gegeben, das sie bis auf den heutigen Tage geblieben. Seine „Oraisons funèbres" sind wahre Trauerhymnen über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge; in keiner Sprache vielleicht gibt es erhabenere Worte, als die, womit er seine oraison funèbre auf Henriette von England beginnt: „Celui qui règne dans les cieux et de qui relèvent les empires etc." Bourdaloue, ein gelehrter Dogmatiker, hat in seinen Predigten die Lehren seiner Kirche aufs vollständigste entwickelt. Fénélon, Massillon sind inniger, herzlicher, poetischer. In der Trauerrede auf Ludwig XIV. zeigte sich Massillon als einen würdigen Nachfolger Bossuet's. Beim Anblick des Sarges, in welchem der mächtige Monarch ruhte, der so lange Europa mit seinem Ruhm erfüllt hatte, rief er aus: „Dieu seul est grand, mes frères." Die sublimen, einfachen Worte brachten eine solche Wirkung hervor, daß der Redner selbst, von der allgemeinen Erschütterung ergriffen, die von ihm ausgegangen, innehalten mußte. In neuern Zeiten machte der Missionnair Bridaine durch seine gewaltige, bilderreiche Sprache Aufsehen. In den Bruchstücken, die von den Reden des wenig bekannten Missionnairs übrig geblieben, finden sich wahrhaft lyrische Stellen; so sagt er einmal in einer Predigt über das jüngste Gericht: „Die Ewigkeit! Wißt Ihr, was das ist, die Ewigkeit? Es ist eine Uhr, deren Pendel unaufhörlich durch die Stille des Grabes spricht: Immer, niemals, niemals, immer und immer. Während des Laufes der Jahrhunderte erhebt von Zeit zu Zeit ein Verdammter die Stimme und fragt: Wie viel Uhr ist es? — Die Ewigkeit, antwortet ein Anderer." Das 18. Jahrhundert brachte indessen keine Kanzelredner hervor, die sich neben den vorher genannten halten könnten. Sie predigten eine zierliche, akademische Moral, ein weltliches Christenthum. Voltaire und die Encyklopädisten hatten den Glauben eingeschüchtert, selbst bei den Nachfolgern der Apostel.

Die heutigen Kanzelredner fühlen recht wohl, daß zwischen dem Katholicismus und den Rationalisten kein Vergleich möglich ist; jener muß fallen oder siegen, daher sie nicht ein einzelnes Dogma, eine einzelne Wahrheit aufs Gerathewohl erklären, sondern sie fangen von vorn an, sie haben das ganze Gebäude des religiösen Glaubens neu aufzuführen. Unter den Predigern, die am mächtigsten wirken, stehen die Abbés Lacordaire und Coeur obenan. Lacordaire ist jetzt ungefähr 35 Jahr alt, er war erst Advocat; als er Priester geworden, wollte er nach Amerika, um die Lehren seines Meisters Lamennais in aller Freiheit verbreiten zu können. Letzterer hielt ihn davon ab. Zur Zeit der Julirevolution war Lacordaire Almosenier in einem Collegium zu Paris; ein Bericht über den moralischen Zustand der jungen Leute dieser Anstalt veranlaßte seine Entfernung. Nach der Reise, die er in Gesellschaft Lamennais' nach Rom machte, sagte er sich von seinem Lehrer los. Seinen Ruf als Redner begründeten die geistlichen Vorträge im Collegium Stanilas. Dieses Jahr versammelte er seine Zuhörer ein einem größern Local, in den weiten Hallen der Kathedrale, die oft für die herandringende Menge nicht Raum genug hatte. Obgleich sich Lacordaire von seinem ersten Lehrer getrennt, so befindet er sich noch immer unter dessen intellectueller Herrschaft. Die logischen Deductionen des Abbé Lamennais machen den Stoff seiner Vorträge aus; die Darstellung gehört ihm eigen. Seine Bildung ist noch nicht vollendet; wie es heißt, begibt er sich nach Rom, um daselbst in der Einsamkeit des Klosters seine Kenntnisse zu erweitern und zu befruchten.

Der Abbé Coeur ist ein Canonicus aus Nantes und gleichfalls ein Dreißiger. Im Jahr 1835 ließ ihn der Pfarrer der St.-Rochuskirche nach Paris kommen, um die Fasten hindurch in seiner Kirche zu predigen. Der Abbé Coeur spricht zunächst für reife Personen, während Lacordaire sich an die Jugend wendet: Alles, was sich auf die Tradition, die Entscheidungen der Concilien, den Text der heiligen Schrift bezieht, läßt Ersterer weg; er stellt das Dogma in seiner allgemeinsten, abstractesten Form auf und weist dessen genauen Zusammenhang mit den allgemeinen Thatsachen der geschichtlichen Überlieferung nach. Sein Auditorium ist weniger zahlreich als das Lacordaire's; er hat nicht wie dieser das Verführende des Vortrags, das Begeisternde in Blick und Haltung. Abbé Coeur ist ein einfacher Mann mit einem gutmüthigen runden Gesichte, mit unharmonischer Stimme und unangenehmer Aussprache; aber man muß sich durch diese äußern Mängel nicht abschrecken lassen, allmälig vergißt man das Alles. Er erinnert gleichfalls an Lamennais. Dieser große Geist hat zuerst dem französischen Klerus gezeigt, auf welche Art heutzutage die Theologie sich mit dem Unglauben messen kann.

Digitized by Google

Ich bin jetzt in der That in Montgenhait, wie ich erst der Kathedrale ins Théâtre du palais royal komme. Die szenischen Spiele sind den französischen Geistlichen ein Gruel; Frauen dürfen nicht einmal in ihren Kirchen musiciren: der Bischof von Périgueux hat einen scharfen Verweis erhalten, weil er in der letzten Charwoche bei Aufführung einer Passionsmusik Damen zu singen erlaubt hat. Dergleichen ist vielleicht in Frankreich noch nie vorgekommen. Daß aber Eunuchen zu St.-Peter singen, daran stößt sich die fromme Weiberschen der Kirche nicht. Und am Ende ist's doch noch moralischer, ein Complet von Mamsell Déjazet singen zu hören als Motetten von Castraten, und somit gehen wir keck ins Theater, und nachdem wir Lacordaire's Beredtsamkeit die verdiente Ehre erwiesen, applaudiren wir Alcide Tousez und Madame Dénis, oder Cadet Buteux, oder la Gaudriole, denn diese drei Rollen und noch ein halbes Dutzend dazu spielt die Déjazet in den „Chansons de Désaugiers". Dieser war bekanntlich ein witziger und dem Trunke ergebener Liederdichter aus dem Kaiserreiche, der erste in seiner Gattung, ehe Béranger kam; der erste, so lange es blos galt, die Grisetten, den Champagner, die Krüffelpasteten zu besingen, der aber verblich und fast verlosch, als Béranger die Chanson mit dem Feuer der lyrischen Begeisterung durchglühte und den Sturz Napoleon's und die Katastrophe von Waterloo besang. Diesen Bonvivant haben einige lustige Vaudevillisten zum Helden eines Schubladenstücks gemacht. Die Idee ist nicht übel; das Publicum hört mit Vergnügen die meisten Gesänge dieses Dichters, von denen mehre so populair geworden, daß Mancher sie singt, ohne zu wissen, von wem sie sind; das Werk hat den Künstler absorbirt. So ging's Daniel de Foë, der über seinem „Robinson" ganz vergessen worden war. Die beiden ersten Acte sind ergötzliche Tableaux: das erste zeigt uns Cadet Buteux, einen jener lustigen, unwissenden und witzigen pariser Jungens, die nicht lesen noch schreiben können, und die mancher Akademiker um ihre Phantasie und originelle Auffassung beneiden könnte. Ein Engländer durfte in einem Stücke aus dem Kaiserreiche nicht fehlen. Ein Lord besucht Désaugiers, dieser ist abwesend. Cadet Buteux — Mamsell Déjazet — gibt sich für den Dichter aus. „Qui êtes vous?" fragt ihn der Schifferjunge. „Je suis Mylord Dogue." „Nom d'un chien!" sagt darauf der Franzose, und Alles bricht in Lachen aus. „Mon père, il être une jambe du parlement" (er will sagen: un membre); in diesem Tone geht's fort. Zuletzt packen sie sich. „La petite boxe", schreit der Mylord Dogue; „je être dans un fouror, la petite boxe, la petit boxe!" Mylord fällt, wie sich das von selbst versteht. Désaugiers tritt ein und fragt nach der Ursache dieses Lärms. „C'est Monsieur qui ramasse quelque chose", sagt Cadet Buteux. Der Engländer wird hierauf von einigen 20 Lakaien und Mägden bestürmt, die ihn für Désaugiers halten und ihm Einladungen zum Essen bringen. Mylord Dogue wird wüthend, fährt wie eine Dogge unter die hetzende Dienerschaft und läuft unter großem Gelächter des Publicums zur Thüre hinaus. Das zweite Tableau heißt: „Monsieur et Madame Dénis, ou les époux du dixhuitième siècle." Hier sehen wir die Déjazet im Bett; ihr gegenüber liegt Monsieur Dénis. Nachdem sie sich einander einen guten Morgen zugehustet, beginnt ein sehr närrisches Gespräch, das damit endigt, daß Monsieur zu Madame sagt: „Vous êtes une vieille coquette", worauf die Antwort lautet: „Et vous, vous n'êtes plus rien du tout." Nun kommt Désaugiers und bringt Madame ein Bouquet; es ist ihr Namenstag. Dann werden die Bettvorhänge zugezogen, und nach Verlauf von zwei Minuten erscheinen die Taufpathen der Mad. Dénis und ihr Liebhaber, ein Friseurgehülfe, sodaß man nicht weiß, woran man ist, und nur allmälig, nicht ohne Überraschung, gewahr wird, daß beide junge Leute noch soeben als Monsieur und Madame Dénis im Bette lagen; gleich darauf nehmen sie dieselben Stellungen wieder ein und singen das bekannte Lied an:

Quoi! vous ne me dites rien,
Mon ami, ce n'est pas bien:
Jadis étoit différent,
Souvenez vous en (bis).
Pétais sourde à vos discours
Et vous me parliez toujours.

Darauf erwidert Monsieur Dénis:

Eh! monsieur j'ai eu le corps
Cinquante ans de plus qu' alors:
J'étais un petit volcan,
Souvenez vous en (bis).
Mais on fait les premiers jours
Ce qu'on ne fait pas toujours.

„Les chansons de Désaugiers" sind für die Bühne geschrieben worden, „L'enfant du faubourg" für Achard, und er spielt trefflich in dem schlechten Stück. Ein Vaudeville, der während eines ganzen Actes hindurch im Bagno spielt und mit dem Morde endigt! Dagegen ist „Actéon" eine lustige Posse, wo Alcide Tousez an die Reihe kommt. Er ist als griechischer Jüngling gekleidet und führt Bogen und Köcher. Die komische Gesicht, die lange Nase, die schielenden Augen, die tragikomiale Stellung machen den närrischsten Contrast mit der klassischen Tracht. Diana ist seine Geliebte; allein sie verschmäht ihn, sie liebt Endymion, sie schickt den Centaur Chiron aus, ihn aus Arkadien zu holen. In Arkadien wohnt Monsieur Endymion im fünften Stocke u. s. w. Als Aktäon die Diana im Bade belauscht, wachsen ihm, wie bekannt, die Hörner aus der Stirne heraus. Actäon macht die Bemerkung, daß Jäger doch noch nie gesehen, daß Jäger Hörner tragen, worauf der Centaur erwidert: bei den Chasseurs der Nationalgarde kommen dergleichen wol vor.

(Der Beschluß folgt.)

Zur böhmischen Literatur.

In rascher Folge erscheint das „Böhmisch-deutsche Wörterbuch" vom Professor Joseph Jungmann in Prag; es ist bis zum Buchstaben G auf 852 Seiten in 4. fertig. Das Äußere ist ausgezeichnet schön und entspricht dem innern Werthe des Werkes vollkommen. — Außerdem ist in böhmischer Sprache eine „Allgemeine politische Geschichte der ersten hundterte" von Smetanow in Prag erschienen, die in der Vorschrift des Museums" für vortrefflich erklärt worden ist. — Schabi's „Geographie" ist in einer gutrn Bearbeitung von [illegible] (erster Theil, Prag 1835) herausgekommen. — Die neuern Nummern der böhmischen „Zeitschrift des Museums" in Prag enthalten manches Interessante. Aus Handschriften gibt Hanka aus Zborza eine Beschreibung der Belagerung Malta's durch die Türken im J. 1566. Jaroslaw Langer beschreibt [illegible] Landesgewohnheiten und theilt böhmische Volkslieder mit. P. Schaffarik's hier mitgetheiltes Urtheil über das älteste Dramaterium in polnischer Sprache dürfte den Streit, welchen Herausgeber desselben, Graf Dunin Borkowski, mit Kopitar in den „Wiener Jahrbüchern" geführt hat, wol zum Schweigen gebracht haben. — In dem fortwährend erscheinenden Journal „Kwety czeskie" (Böhmische Blüten) finden sich altböhmische Gedichte des Micklewicz und Niemcewicz in polnischer Übersetzung, ein neuer Beweis des endlichen gegenseitigen Verständnisses der slawischen Literatoren. Der Herausgeber Wenzeslaw Pospissel beschreibt in geistreichen Zügen seine Reise durch Galizien; besonders interessant ist die Beschreibung Lemberg's und der Umgegend. — Graf Sternberg ist von der Direction des Museums in der 13. allgemeinen Versammlung von Neuem zum Präsidenten auf sechs Jahre erwählt worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 134. — 13. Mai 1836.

bersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 133.)

. Gedichte von Franz von Elsholtz. Berlin, Nicolai. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Große Dinge in schlichter Einfalt thun, meinte Johannes n Müller, sei das Merkmal wahrer Größe. Ziehen wir dies Axiom aus dem Gebiete des ethischen und politischen Lebens in das der Poesie, so gewinnen wir dadurch eine Ansicht nsichtlich der vor uns liegenden Gedichte, welche mit Aufbietung geringer Mittel das Hohe und Schöne darstellen und erchen. Sie wiegen sich nicht auf jenen Flammen der Begeisrung, die auch das kältere Gemüth durch und durch erwärm und vor dem trunkenen Auge in prismatischem Farbenspiel er in kaleidoskopischem Wechsel schimmern und so die Seele er die Kreise der Alltäglichkeit hoch emporheben; sie setzen ch suchen ihr Verdienst ebenso wenig in der Großartigkeit d Neuheit ihrer Bilder oder in der Erhabenheit ihrer metaysischen Natur; sie scheinen es im Gegentheile zu verschmän, die kunstreichen und alterthümlichen Waffen aus dem Jem zugänglichen Rüsthause der Poeterei zu holen und aufzuhen; sie behängen sich nicht mit den Lappen affectirter Liebnoth, erotischen Delirirens, stachlichter Ironie und fieberanker Freiheitsexpectorationen, die sich mit leichter Mühe aus r Werkstatt rüstiger Tagespoeten auflesen und verarbeiten las: ihr Verdienst ist wohlthuende Besonnenheit, Nüchternheit ne Schalheit und jenes klare Selbstbewußtsein, das sich selbst der hebenden Stunde durch das Zuströmen überschwänglichen fühls nie aus den Schranken der Anmuth und Wahrheit ingen läßt und somit stets den Stoff beherrscht. Ebenso it sich in ihnen keine Spur der Einwirkung irgend einer hule, irgend einer Zeit, irgend eines Vorbildes wahrnehmen. ufsprossen auf dem eigensten Bodens des Gemüths, stehen sie sunden, kräftigen Wuchses da, und der Vorübergehende labt an ihrer Farben- und Duftfülle. Die Werke des Dichters d immer sein Leben selbst, und so wollen auch gegenwärtige eder als trauliche Gedächtnißsteine, Säulen, Urnen und Kränze trachtet sein, die jedes frühere Bild aus des Dichters Leben halten, an seinen Platz stellen, ihm seinen Namen geben und in einen entsprechenden Rahmen fassen. Der Verf. ist gleich n Hausvater, der aus dem Schatze seines Gemüths Altes d Neues hervorbringt; denn das Früheste, was er hier bie, ist aus dem Jahre 1810 und das Letzte aus 1833. Die it scheidet indessen die Eigenthümlichkeit der ältern Erzeugnisse n den neuern und jüngern so wenig ab, daß, wären die Jahzahlen nicht dabei gesetzt, man schwerlich das Jugendlichherbe n dem Gereiften zu unterscheiden vermöchte, woraus einesteils ersichtlich ist, daß der Dichter mit der Feile späterer Zeit s Junge mit dem Alten in ein schickliches Verhältniß gesetzt, dernteils aber, daß er seine Eigenthümlichkeit bei allen Einwirkungen und Einflüssen einer auch in ästhetischer Hinsicht vielfach bewegten, wechselvollen Zeit männlich und treu gerettet habe. Außer der Zueignung werden uns Lieder, Balladen und Legenden, vermischte Gedichte, Huldigungen, Denk- und Sendeblätter und Räthselspiele geboten. Von keiner Gattung zu viel, und das ist löblich. Auch einige französische Gedichte, wie S. 12 „Sympathie", S. 76 „Le profit d'avoir tort", S. 77 „Les yeux bleus" und S. 78 „Mystère" bekunden, daß der Verf. die Sprache beherrsche und in diesem Zweige der Literatur wohl belesen sei. Nur wird die Muse nie die französische Sprache sprechen lernen. Unter den Liedern ist in „Erwartung" (S. 10) die Unruhe des liebenden Mädchens so lebhaft und wahr geschildert, daß man des Wartens Pein mitfühlt. „Kaffeegruß im Freien" (S. 33) ist so sinnig und artig, wie „Unschuld" (S. 34) zart gedacht ist. Bei den Balladen und Legenden hätten wir die meisten Ausstellungen zu machen. Aus wenigen weht der Balladengeist; sie verschwimmen nicht selten in das Gebiet der versificirten Anekdote; wir vermissen die Kurze und Prägnanz im Ausdruck, und der Verf. hat nicht blos oft unglückliche Stoffe gewählt, sondern es scheint ihm selbst die Geschicklichkeit zu gebrechen, diese Stoffe zur poetischen Idee zu erheben und zu verklären und als solche auf das Gemüth wirken zu lassen. Der (wahrscheinlich) anachronistische Scherz in „Eberhard von Raubers" (S. 64), der mit Kaiser Karl V. nach Spanien zog und dort den seltsamen, hier erzählten Strauß hatte und sich nach dem heimischen Weserstrande, zu seinem Rauchtaback und Lagerbier (!) zurücksehnt, ist hier durchaus nicht an seiner Stelle. Desto ansprechender sind die vermischten Gedichte; nur daß hin und wieder die etwas zu scharfsinnige Reflexion das weiche und glühende Gefühl in der frostigen Sphäre des conversativen Witzes untergehen läßt. In „Bild des Lebens", „Kahn und Ruder", „Was nicht wechselt" (S. 81—85), offenbart sich dagegen Gefühl, Weichheit, Phantasie und Glühen in den reinsten Effecten. „Das Liebste im Leben" ziehen wir auch dahin. Dagegen ist wiederum in „Metempsychose" das Bild der in die Lorbern Virgil's verwandelten Schönen etwas schielend und mithin effectlos. Wie der Verf. den äußern Erscheinungen die geistigste Ansicht abzugewinnen weiß und wie zart sich Wort und Gedanke verweben, beweise S. 95 „Das Kreuz":

Da stehst du, Kreuz, von rohem Holz gezimmert,
So ruhig, kalt, bewußtlos stehst du da,
Der Klage taub, die deinen Fuß umwimmert,
Dem Aug' ein Dorn, das dich errichten sah.
Da stehst du auf dem kalten Fußgestelle,
Von Todtengräbers Händen auferbaut,
Ein Markstein auf des Todes düstrer Schwelle,
Der düstrer selbst durch deine Winkel schaut.

Warum ein Kreuz denn auf dem Aschenhügel,
Warum nicht eines Engels Lichtgestalt,
Der aufwärts schaut mit ausgespanntem Flügel,
Im Blick die Bitte: „Vater, rufe bald!"

Digitized by Google

Warum nicht einer Urne zart Gebilde,
Von der Cypresse dunklem Grün umhegt,
Von der Cypresse Grün, die in's Gefilde
Der Ewigkeit ihr Saatkorn niederlegt?!

Weil Er an deinem Schmerzenpfahl gelitten,
Weil du die heilige Schulter wund gedrückt.
Drum wird uns nun auf allen Lebensschritten
Dein starres Bild zermalmend vorgerückt.
Und weil du Dornen hast am Haupt getragen,
Drum willst du, Kreuz, ein Dorn nun selber sein,
Aufs Neue stets die Brust uns blutig schlagen
Mit der Erinnerung verjährter Pein?!

Doch was erblick' ich? täuscht mich dunkles Bangen?
Du regst dich! wie zwei Arme streckst du aus!
Was Arme hat, o Kreuz, das kann umfangen,
Und was umfängt, ist eines Geistes Haus.
Nun seh' ich deinen Sinn sich erst enthüllen:
Uns sanft umschlingen will dein Doppelarm.
Wer gläubig kommt, dem wird sich's schön erfüllen,
An deinem kalten Busen ruht er warm!

Bei den Gelegenheitsgedichten hat der poetische Bildner eine Klippe zu meiden, an welcher er leicht scheitert: die witzige Galanterie nämlich und die Lobhudelei, die das Rauchfaß so gewaltig schwingt, daß das labende Arom in betäubenden Qualm oder in einen widerwärtigen Geruch sich verwandelt, wodurch die Bescheidenheit des Besungenen gar jämmerlich zu Tode geräuchert wird. Wer kennt nicht namentlich die berliner Rauchfässer, die schon in den Foyers der dortigen Theater aufgestellt sind? Auch die vor uns liegenden Huldigungen, Denk- und Sendeblätter sind nicht ganz frei von den genannten Rauchwirbelsäulen, um so mehr, da sie an höchste und hohe Personen und berliner Theaterhelden und -Heldinnen gerichtet sind. Dennoch nennen wir ein paar Blätter, wo das Herz spricht. Das erste ist in das Gedächtnißbuch der Ottilie von Göthe niedergelegt und überschrieben: „Mir fällt nichts ein"; das andere ist auf den Geburtstagsfestaltar der Mutter des Dichters niedergelegt und heißt: „Leere Hände". Die Räthsel haben wir nicht gelesen; sie sind aber gewiß vortrefflich. Trotz aller dieser Ausstellungen und kritischen Andeutungen zögern wir keinen Moment, Hrn. von Elsholtz unter den Reihen unserer Nationaldichter einen Ehrenplatz anzuweisen.

22. J. C. Castelli's Gedichte. Einzige, vollständige Sammlung in sechs Bänden. Mit Castelli's Bildniß. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Dichter à la portée de tout le monde weiß Aller Wünschen und Ansprüchen zu genügen. Dem Kunstgenossen gibt er die rechte Mitte zwischen platter Popularität und idealer Sublimität; dem Recensenten entreißt er die Waffe durch den Beifall der Menge, durch Beobachtung der Form und leichte Versification; den etwas stumpfen und schwachen Leser weiß er geschickt zu sich emporzuziehen; den zur Erholung Gedichte lesenden Geschäftsmann zieht sein rosiger Humor, seine zierliche Naivetät an; der Sanguinische ergötzt sich an den harmlosen Schwänken und der durch Alles hin sich ausbreitenden Behaglichkeit; der Phlegmatische belächelt die Anekdoten, Einfälle, Epigramme und Sarkasmen; der Cholerische ergeht sich im Gebiete der Balladen, der Trinklieder und Dithyramben; der Melancholische wol sogar erquickt sich am frischen Colorit heiterer Lebensansicht; die Jugend ergötzt sich an den guterzählten Geschichten und Märchen oder am Dufte erotischer Blumen, und der Greis an der Gediegenheit der ethischen und empirischen Reflexionssätze; seine Muse hat wie Schiller's Mädchen aus der Fremde für Jeden eine Gabe. Ein solcher Dichter ist Hr. Castelli in Wien, längst bekannt nicht blos im Südosten, sondern auch im Südwesten und Norden Deutschlands als Lyriker, Dramatiker und Erzähler. Hr. Castelli ist reich. Eine Sammlung seiner Gedichte, früher in fünf Bändchen erschienen, ist rasch vergriffen durch Declamatoren und Leser aus allen Ständen. Jetzt liegen sie in sechs zierlich und correct gedruckten Bändchen vor uns. Was noch mehr ist, unter den gebotenen Schätzen ist kein Katzensilber und kein unechter Schmuck; bei seinem Reichthum wiederholt er sich nicht, wohl wissend, welche Pfeile aus Apollo's Köcher er bereits verschossen; Reminiscenzen kennt er gar nicht; es scheint ihm in der ihm eigenthümlichen Art, sich poetisch zu produciren, unmöglich, auf das selbst gewebte Gewand irgend einen entwandten Zierath zu setzen. Die Sammlung läßt sich als ein wahres Vademecum für den bessern Gelegenheitsdichter betrachten; aber es sind auch Funken in jedes poetische Gemüth, erweitert die Ansichten in das wirkliche Leben, eröffnet neue, regt an und ist, läßt er gleich ein ganzes Gebiet der schaffenden Phantasie unbebaut liegen, durch Vielseitigkeit in Erstaunen. Die alte Verständlichkeit und Ideenklarheit, die Züge leichter Ironie, der harmlose Humor, die gefällige Behaglichkeit, die französische, zierliche Naivetät, die überraschenden Antithesen und Wortspiele, die dialektischen Witzfunken, das gemüthliche Schwätzen und das Talent, die Wahrheit lachend zu sagen, treten uns in Fülle aus allen sechs Bändchen entgegen. Häufig setzt ein witziges und behältliches Refrain mehre verwandte Gedanken in einen entsprechenden Rahmen, und andere Gaben tragen ihr witzig durchgeführtes Thema als Motto vor jeder Strophe. Alles, was in das Gebiet des Witzes und des Scharfsinns gehört, die Fabel, die Allegorie, das Epigramm, das Anekdotchen, das Märchen, der Schwank, der Einfall, das Räthsel, ist in Fülle und guter Waare geboten, und man ergeht sich behaglich wie in einem hübschen Garten.

Und so käme denn hier die Kritik mit ihrem Aber oder ihrem langgedehnten Schade! nicht hinterher? Allerdings muß sie es, wenn auch ungern. Schon daß Hr. Castelli Allen gefällt, ist schlimm. Als Phocion durch eine seiner Reden dem Volke ganz besonders gefallen hatte, fragte er einen kundigen Freund, ob er denn irgendwo gegen die Regeln der Rhetorik angestoßen? Überdies berühren unsers Dichters eigenthümliche Gaben, seine Behaglichkeit, seine Gewandtheit, seine Allerweltsmoralphilosophie, sein Naivetät und sein Witz nur die Oberfläche des Lebens; wo die Tiefe an köstlichen Schätzen birgt, bleibt unangetastet. Seine Begeisterung trägt stets das Kleid eines artigen Stubenmädchens, höchstens eines arkadischen Hirtenmädchens, aber nie das Gewand Siona's oder der delphischen Pythia. Nirgend fühlt man sich aus dem behaglichen Element des seminarischen Treibens und Schaffens in die Ätherräume des Erhabenen, des Ideals oder des Heiligen gehoben. Fast nirgend ein Zug vom Sentimentalität und Romantik oder von jener Melancholie, die auf dunkelm Grunde des Regenbogens Farben spielen läßt. Der hier gebotene Kranz enthält liebliche Blumen, aber der Cirkel der Ewigkeit gebricht dem Kranze. Wir meinen, es sei zweifelhaft, ob die Nachwelt Hrn. C. unter die Heroen die Dichtkunst zählen und sein Andenken auf solche Art als in Chrestomathien aufbewahren werde. Bescheiden fühlt er das auch wol selbst; denn im sechsten Bande am Schlusse des Gedichts: „Mein Portrait", sagt er:

Wohin man einst mich wird begraben,
Macht mir (!) nicht bang, es gilt mir gleich.
Auch Grabeszier verlang' ich keine,
Ganz einfach steh' auf einem Steine:
„Hier liegt ein Mann, der treu ergeben
Der Kunst gewesen und der Ehr',
Er war nie viel in seinem Leben,
Und jetzo ist er gar nichts mehr.

Ebenso bescheiden nennt er die früher erschienene Sammlung seiner Gedichte: „Poetische Kleinigkeiten"; seine Dramen heißen „Sträußchen", und seine „Lebensklugheit in Hafelnüssen" schickt ebenso willig auf den Kranz der Unsterblichkeit zu verzichten wie seine „Gedichte in niederösterreichischer Mundart", von denen der vor uns liegenden Sammlung nicht eines einverleibt ist, die aber Muster von glücklicher volksthümlicher Behandlung eines Idioms genannt werden können. Viel, viel möchten wir

Digitized by Google

us der Sammlung anführen, wenn wir alles Nette, Gesandte, Witzige, Comfortable und Allerliebste bezeichnen wollten; daher nur folgende Andeutungen, Hinweisungen und kleine Inhaltsstellungen. Im ersten Bande ist die „Fabel" (S. 45) höchst witzig. Die „Sachen und Sächelchen aus der Zeit des Freiheitskrieges" haben zu ihrer Zeit sicher gefallen und gefallen wol noch. „Was für ein Weib soll man nehmen" (S. 102) ist ein benutztes Reimspiel auf iren, „Alte und neue Poeten" (S. 107) gar hübsch. Der „Schutzengel" (S. 165) ist, was wenigen nachzurühmen ist, sehr zart gedacht. Mancher Schwank erschien uns minder ergötzlich, weil wir ihn schon kannten, wie auch manches Epigramm, das von weiland Haug's rüstiger Feder schon aufgetischt war. Im zweiten Bande: „Caprice" (S. 85) ist eine instpide Spielerei; hübsch dagegen „Amor's Tod" (S. 100), eine Legende, nebst „Die Namen" (S. 201). Die „Wehrmannslieder" sind frisch und keck in eigner Weise gesungen. Im dritten Bändchen notiren wir: „Der schönste Ton", ein Trinklied, und „Peter Szapary", Ballade genannt, ist aber nur Anekdoton. Die Epigramme auf Knaster sind schwülstig und gesucht. Im vierten Bande möchten wir gern das empfindungathmende Lied nach Göthe's Dahinscheiden (S. 122) hier mittheilen, wenn es der Raum gestattete. Eine artige Allegorie ist „Des Dichters Schiffahrt" (S. 142) und „Das alte Lied zum neuen Jahre" (S. 190) ist allerliebst. Im fünften Bande bemerken wir blos, daß die Epigramme ihre Spitzen fast immer auf Weiber und Ärzte kehren; im sechsten aber findet sich S. 52 ein ergötzlicher Schwank unter dem Titel: „Gute Seite eines schlechten Werkes". „Das Buch des Schicksals", ein gutgezähltes und anziehendes Märchen von S. 79—97 muß gefallen. Höchst leicht und witzig scherzt er S. 159 in „Der Dosenstürmler". *)

79.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Das größte Theaterereigniß ist die Aufführung der „Hugenotten". Noch gegenwärtig, nach einigen 20 Vorstellungen, zankt man sich um die Plätze. Es ist eine immense Partitur, durch die man wie durch einen großen Zaubergarten wandelt, ohne Zeit zu haben, sich nach dieser und jener Blume umzusehen: man schreitet fort und fort, man genießt, ohne zu forschen warum. Es würde ein besonderes Studium nöthig sein, und zwar ein wiederholtes, um alles Schöne und Große in der Musik der „Hugenotten" nachzuweisen. Scribe's Text hat einige dramatische Situationen, indeß fehlt es an Einheit und Klarheit. Man versteht die faßlichste Handlung einer Oper jemedies nur mit Mühe, da die Worte meist in den Tönen untergehen. Die „Hugenotten" sind aber außerdem sehr verworren. In den letzten Decorationen im fünften Acte ist eine sehr schöne Aussicht von Paris. Man studirt ein neues Ballet für Madem. Taglioni wieder auftreten oder fliegen; gegenwärtig hinkt sie noch immer, sie könnte höchstens als ange bolteux erscheinen. Das Théâtre français gibt bald ein neues Trauerspiel von Decavigne: „Un famille aux temps de Luther", nach Werner's „24. Februar". Im Cirque olympique wird gegenwärtig eine Epopöe aufgeführt: „La Jérusalem délivrée". Man thut wohl, ehe man hineingeht, das Gedicht zu lesen und sich mit den herrlichen Strophen die Phantasie gegen den Unsinn des Textes wohl zu verwahren. Wenn man es über sich gewinnen kann, den Text zu überhören, so hat man einen hohen Genuß beim Anblicke des wunderherrlichen Schauspiels, das sich da entfaltet. Nie sind so viel Lanzen, Helme, Schilder und Küraſſe auf einer Bühne zusammengebracht worden, so viele und schöne Pferde, und so viel Krieger zu Pferd und zu Fuß. Es ist eine Hölle zu sehen, bei deren Anblick Einen das Gewissen in der That ängstigt, und eine Armide, über welche man die Hölle wieder vergißt.

Die religiöse Aufregung, deren wir im Anfange erwähnt, zeigt sich immer fruchtbarer und mächtiger in der Literatur. „Les poésies religieuses" von Turquety machen einiges Aufsehen. Man hat Lamartine etwas Ketzerei vorgehalten und der Vorwurf ist gegründet: einige Äußerungen in der „Reise in den Orient" zeigen deutlich, daß er es mit dem Dogma ebenso genau nicht nimmt; er ist ein Christ, aber kein römischer und kein gallicanischer, und wenn er nicht mit Luther einverstanden sein mag, so ist es wol zunächst darum, weil Luther die Kirche ihres poetischen Schmuckes beraubt. Turquety tritt hingegen als ein Apostel auf, der sich an den Text, an das Wort hält; er ist ein orthodoxer Dichter, den die bewundernde Aufmerksamkeit, welche sich neuerdings in Frankreich auf den großen Reformator gerichtet, bis ins Innerste seines gläubigen Gemüthes empörte, sodaß zornschäumende Strophen daraus hervorschlugen, wie die Wellen des Oceans unter dem Andringen des Sturmes. Unter seinen übrigen Gedichten haben wir bemerkt: „La course de la mort" und „Le prêtre". In diesen und andern ist Dichtkraft und Schwung nicht zu verkennen; aber es weht durch die schönsten Strophen ein Geist des Zornes und der fanatischen Zanksucht, der widerlich ist wie der eisige Aprilwind, welcher gegenwärtig durch die blühenden Baumäste fährt. Auch Kedrel dichtet in diesem Geiste:

Depuis Martin Luther jusq'au siècle où nous sommes,
Ces cultes à plaisir inventés par les hommes
Sont plus ou moins petits...

Sie sind Alle hinter dem armen Luther her. Bossuet ist in Rom nicht verhaßter als Luther bei den Katholiken in Paris. Kedrel hat den fanatischen Eifer Turquety's, ohne dessen Talent zu besitzen. Dagegen hat Madame Collet mehr Talent als alle Beide zusammen und ist gut, fromm und liebend; ihr ist die Poesie in Gestalt eines Engels erschienen. Sie hat erst einen Band Gedichte herausgegeben: „Fleurs du midi", welche ihr eine Stelle neben Madame Tastu zusichern. Wir wünschten sehr, daß eine unserer deutschen Dichterinnen diese lieblichen Blumen unter den nordischen Himmel verpflanzte. Dann haben wir noch „Les méridionales" von Thévenot, auch ein Barde oder vielmehr ein Toubadour aus der Provence; es sind weiche, duftende Poesien, die unter dem glühenden Himmel der Provence sich farbenreich entfaltet, aber denen die leidenschaftliche Energie abgeht, welche in der Regel die Einwohner dieser Gegenden charakterisirt. Wir erinnern uns kaum etwas Lieblicheres, Melodischeres gelesen zu haben als folgende Verse aus dem Gedichte „Dolce far niente":

C'est le colibri qui se pose
Sur la branche du laurier rose,
Et qui dort tendrement bercé
Par la brise légère et douce
Que la vogue marine pousse
Après que l'orage a passé.

Zuweilen läßt sich Thévenot durch seine Phantasie zu höchst bizarren Vergleichungen hinreißen; so nennt er eine Schöne:

— — harpe d'or faite femme,
Améthiste incrusté en un châton d'azur.

Ich bin noch lange nicht fertig mit Aufzählen der jüngsten katholischen Dichter; seitdem die Künstler merken, daß das religiöse Dichten so guten Fortgang hat und Abnehmer findet, bekehren sie sich alle. Wie kann daher Fleury in der Vorrede zu „Les feuilles du siècle" sagen, die Poesie sei heutzutage eine Thebais geworden, wohin die Seele ihre Begeisterung und ihre reinen Gedanken rette? Da ist eine Thebais, wo ein Einsiedler dem andern den Weg verrennt; eine lärmende, prunkende Thebais, wo man den Herrn besingt, um seine schöne Stimme zu zeigen. Wir haben bereits außer Edmond de Fleury eine bedeutende Anzahl poetischer Cönobiten genannt, die meistens in den Salons von Paris leben; nun kommt noch

*) Der zweite Artikel folgt im Juli. D. Red.

Digitized by Google

Léger Noel mit seinen „Amertumes et consolations". Dem jungen Mann scheint eine Schöne arg mitgespielt zu haben; aber er trägt seinen Kummer in Geduld, ja, er ist erfreut darüber:

Vous qui n'avez jamais souffert pour une femme
Oh! Dieu vous a maudit, car vous n'avez pas d'ame
Pour comprendre et sentir.

Ferner Dugué, der, wie er selbst sagt, noch in dem Alter ist, wo man zwischen dem Manne und dem Kinde mitteninne steht; er scheint seine „Horizons de la poésie" im Fieber geschrieben zu haben. Der Titel ist etwas ambitiös. Sehr bescheiden nennt De Lorgerie seine Versuche „Une étincelle"; aber mit der Bescheidenheit allein ist es nicht gethan, und um die Correctheit, den Verstand und den Anstand bei ihm schlecht bestellt. „L'album des Thibaudières" ist eine Sammlung poetischer Compositionen, welche bei Preisvertheilungen von Schülern declamirt worden, die zugleich die Verf. sind. „Le dix-neuvième siècle", eine fromme, wohlgemeinte, aber platte und langweilige Satire, die allenfalls der Kirche dazu dienen könnte, daß man das Lesen derselben als Buße auferlege. Die Thebais ist schon ziemlich angefüllt, wie Sie sehen, und wir haben noch Viele nicht genannt und können sie nicht nennen. Indeß dürfen wir die „Heures de poésie" von Théophile de Barbot nicht übergehen: verständig und nicht ohne Phantasie, von geübter Hand; in seinen Strophen an Chateaubriand sagt er zu diesem, indem er von Napoleon spricht:

Il règne sur la terre, et toi dans la pensée.

Chateaubriand ist heutzutage für Frankreich, was Voltaire in seinem Zeitalter war. „Les poésies de l'âme" von Madem. Favier, „Inspirations, souvenirs et regrets", ich weiß nicht mehr von wem, „La neige au cimetière" von Paul Autran — Alles das ist in Eine Form gegossen; die Gedichte schweben alle auf Seraphsflügeln, schimmern im Glanze des Morgen- oder Abendsterns und senden Seufzer nach den himmlischen Regionen, oder lassen Thränen auf einen Grabhügel strömen.

Fieschi beschäftigt noch immer die Neugierde der Hauptstadt. Sein Kopf ist in Gyps abgegossen zu sehen; den ganzen Kerl haben sie nebst seinen Gehülfen in Wachs bossirt. Man betrachtet sie aus der Ferne mit unwillkürlichem Grausen, wie man den großen Königstiger hinter seinem eisernen Gitter im Jardin du roi beschaut. Der Tod hat den Ausdruck in den Zügen Fieschi's wenig geändert: statt jener stupiden Ruhe, die sich gewöhnlich über das Angesicht der Enthaupteten verbreitet, athmen sie dieselbe brutale Kraft, dieselbe finstere Ironie wie im Leben. Drei rühmlichst bekannte Künstler haben den Kopf gezeichnet, Dumoutier und Debout haben den Schädel in Gyps abgegossen, Lelut, Arzt im Bicêtre, hat ihn secirt, Dumoutier, Professor der Phrenologie, hat das Resultat seiner Beobachtungen in einem umfassenden Berichte niedergelegt. „Fieschi", heißt es darin unter Anderm, „machte sich wenig aus dem Leben. Für seine Kinder, für seine Freunde, für den Ruhm hätte er es leicht hingegeben. Das Lebensorgan ist bei ihm verhältnißmäßig sehr unbeträchtlich. Die größte Breite des Kopfes ist da, wo die Organe des Muthes ihren Sitz haben. Nächst diesen sind die Organe des Stolzes und der Eitelkeit am meisten entwickelt. Man stelle neben Fieschi's Kopf die Köpfe von Männern, welche nie durch Ruhmsucht oder Rivalität aufgeregt worden und Fieschi's Kopf wird da erhaben erscheinen, wo die der andern deprimirt sind. Er war der Begeisterung, selbst dem Fanatismus zugänglich; unversöhnlich im Hasse, ziemlich gleichgültig in der Wahl der Mittel, ihn zu befriedigen; indessen entschied er sich leichter zum Verrath als zum offenen Angriffe. Bei Fieschi spielt das Zerstörungsorgan nur eine untergeordnete Rolle; List, Eitelkeit, Stolz und Festigkeit herrschen vor." 41.

Literarische Notizen.

„Le démon du Midi, chronique espagnole", in zwei Bänden, von Alfred de Serviez, ist ein düsteres Gemälde der Regierungsschaft Philipp II., mit allem Haß, allen Greueln und blutigen Kämpfen dieser Epoche. In dieselbe, bei den Franzosen noch immer so beliebte Kategorie gehört auch Ernst Zschokke's zweibändiger Roman: „La caravane des morts". Der Verf. hat bereits durch seine „Stréga" (1833) und durch sein „Village sous les sables" (1834) gezeigt, daß er sich in Darstellung des Unheimlichen gefalle.

Bei dem Verleger der Gesammtausgabe von Pigault-Lebrun's Werken in 85 Bänden, Barba in Paris, ist auch eine Biographie dieses heitern Schriftstellers: „Vie et aventures de Pigault-Lebrun" von J.-R.-B. erschienen. L.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

20. Examen critique de l'ouvrage: „De l'etat actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par M. *Frédéric Thiersch*." Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das erwähnte Werk von Thiersch erschien 1833 in meinem Verlage in zwei Bänden und kostet 4 Thlr.

21. Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Gr. 8. Geh. 11 Gr.

22. Förster (Ernst), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

23. Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Gr. 12. Geh. 20 Gr.

24. Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Somadeva. Sanskrit und deutsch von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

25. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

26. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 15, 16, 27.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctur ist die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

27. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

28. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausg. von O. A. Schulz. Erste bis letzte Lieferung. Bogen 1—50. Abaelardi—Fränkel. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosten über 97 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigen Preisen abgegeben.

29. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Gr. 4. (Elberfeld.) Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 135. — 14. Mai 1836.

Proceßacten in der gegen den Professor David angelegten Rechtssache. Herausgegeben von C. N. David. Erste und zweite Lieferung. Kopenhagen 1835.

Die Anklage des Generalfiscals Treschow zu Kopenhagen gegen den Professor der Staatsökonomie, Christian Georg Nathan David, bildet ein kleines Gegenstück zu den zahlreichen Preßprocessen in Frankreich, welche mit der völligen Freigebung der Presse, und besonders seit dem Gesetz vom 9. Sept. 1835 gegen die Herausgeber öffentlicher Blätter stattgefunden und dort fast alle mit Verurtheilungen zu Gefängniß und Geldstrafen geendigt haben, sodaß man bald eigne literarische Zuchthäuser wird anlegen müssen. Die Vergleichung kann auch noch weiter fortgesetzt werden. Auch in Dänemark wurde durch das Rescript vom 4. Sept. 1770 die Censur völlig aufgehoben, aber durch die Verordnungen vom 1. Oct. 1771, 20. Oct. 1773, 4. Dec. 1790 und durch die Verordnung vom 27. Sept. 1799 strenge Strafen gegen die Vergehungen derselben eingeführt und diese in den ersten Jahren sehr scharf gehandhabt, sodaß Viele die Censur zurückwünschten. Einen gleichen Gang nahm die Sache in England, wo auch nach dem gänzlichen Aufhören der Censur im J. 1694 strenge Gesetze gegen Libelle existirten und in manchen Fällen mit großem Nachdruck zur Anwendung gebracht wurden, bis in der neuern Zeit auch hier eine weit größere Nachsicht eintrat. Indessen wurden doch in England von der Königin Anna an bis in das J. 1817 nur 128 Criminalprocesse wegen Preßvergehen eingeleitet (die Privatklagen, versteht sich, nicht gerechnet), und seit Erskine's berühmter Vertheidigung des Lechanten von St.-Asaph (1792) sind die Verurtheilungen sehr selten geworden.

Professor David wurde am 30. Dec. 1834 auf königlichen Befehl von dem Generalfiscal verklagt, weil er in der Zeitschrift: „Das Vaterland", die neuerlich eingeführten Provinzialstände in verschiedenen Aufsätzen als unzureichend dargestellt und die Stände aufgefodert hatte, sich selbst eine höhere Aufgabe zu stecken und ihren Wirkungskreis zu erweitern, indem es bei der Unbestimmtheit der Verordnung vom 15. Mai 1834 (wodurch die Provinzialstände eingeführt wurden) von ihnen abhangen werde, wie weit sie ihr Wirken ausdehnen wollten, sowie es auf dem Volke beruhen werde, welche Kraft es in die Beschlüsse seiner Auserwählten legen wolle. Es werde den Ständen ein Leichtes sein, das Recht und die Freiheit zu erwerben, die es dahin bringen würden, daß das Volk in seinen Auserwählten Herr in seinem eignen Hause werde. Die Wichtigkeit des Petitionsrechts der Stände liege darin, daß dadurch die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes mit aller Sicherheit, welche das Bewußtsein eines gemeinschaftlichen Wirkens gebe, und mit aller Macht, womit der vereinte Geist und die vereinte Kraft der ganzen Nation sich geltend zu machen wissen würden, an das Tageslicht gezogen würden. Da aber die Stände mit manchen Hindernissen zu kämpfen haben könnten, so sei es doppelt wichtig, daß sie dem bösen Willen, wo er sich auch finden möchte, nie Gelegenheit zum Spott und nie einen Vorwand zur Hintansetzung gäben, und sie müßten in dieser Hinsicht vorsichtig sein. In einem andern Aufsatze war dann die Nothwendigkeit ausgeführt worden, die verschiedenen Regierungsfächer voneinander abzusondern, weil das Zutrauen des Volkes zu seiner Regierung nicht vorhanden sein könne, wenn es nicht von der Erkenntniß der Kraft und der Gerechtigkeit der Regierung im Ganzen wie in ihren einzelnen Handlungen ausgehe. Um aber zu dieser Erkenntniß zu gelangen, müsse das Publicum die Functionen der Regierung bis in die innern Fibern verfolgen können, und dieses könne nicht geschehen, wenn sie in dem Organismus des Staatskörpers nicht abgesondert lägen. Auch bürgerliche Freiheit könne bei einer Staatsverfassung nicht bestehen, in welcher die gesetzgebende und die ausübende Macht in einer Person vereinigt sei, was bekanntlich in Dänemark seit dem Königsgesetz von 1661 der Fall ist. In einem Aufsatze: „Was kann das helfen!" habe der Professor David die Mittel angeben wollen, wie die Misbräuche abgeschafft, die bestehenden Einrichtungen verbessert und dem Vaterlande eine helle Zukunft geöffnet werden könne. Dabei habe er mit beispielloser Verwegenheit darzuthun versucht, daß das Volk könne, was es wolle, wenn es nur Muth habe, denn Muth gebe Glück. Dem dänischen Volke fehle freilich noch sehr der Einigungsgeist, und es sei noch nicht gewohnt, sich als einen Verein von Bürgern zu betrachten, welche durch das Band des Staates zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken sollten. Man vergesse

Digitized by Google

Léger Noel mit seinen „Amertumes et consolations". Dem jungen Mann scheint eine Schöne arg mitgespielt zu haben; aber er trägt seinen Kummer in Geduld, ja, er ist erfreut darüber:

Vous qui n'avez jamais souffert pour une femme
Oh! Dieu vous a *maudit*, car vous n'avez pas d'ame
Pour comprendre et sentir.

Ferner Dugué, der, wie er selbst sagt, noch in dem Alter ist, wo man zwischen dem Manne und dem Kinde mitteninne steht; er scheint seine „Horizons de la poésie" im Fieber geschrieben zu haben. Der Titel ist etwas ambitiös. Sehr bescheiden nennt De Lorgerie seine Versuche „Une étincelle"; aber mit der Bescheidenheit allein ist es nicht gethan, und um die Correctheit, den Verstand und den Anstand bei ihm schlecht bestellt. „L'album des Thibaudières" ist eine Sammlung poetischer Compositionen, welche bei Preisvertheilungen von Schülern declamirt worden, die zugleich die Verf. sind. „Le dix-neuvième siècle", eine fromme, wohlgemeinte, aber platte und langweilige Satire, die allenfalls der Kirche dazu dienen könnte, daß man das Lesen derselben als Buße auferlege. Die Thebais ist schon ziemlich angefüllt, wie Sie sehen, und wir haben noch Viele nicht genannt und können sie nicht nennen. Indeß dürfen wir die „Heures de poésie" von Théophile de Barbot nicht übergehen: verständig und nicht ohne Phantasie, von geübter Hand; in seinen Strophen an Chateaubriand sagt er zu diesem, indem er von Napoleon spricht:

Il règne sur la terre, et toi dans la pensée.

Chateaubriand ist heutzutage für Frankreich, was Voltaire in seinem Zeitalter war. „Les poésies de l'âme" von Madem. Favier, „Inspirations, souvenirs et regrets", ich weiß nicht mehr von wem, „La neige au cimetière" von Paul Autran — Alles das ist in Eine Form gegossen; die Gedichte schweben alle auf Seraphsflügeln, schimmern im Glanze des Morgen- oder Abendsterns und senden Seufzer nach den himmlischen Regionen, oder lassen Thränen auf einen Grabhügel strömen.

Fieschi beschäftigt noch immer die Neugierde der Hauptstadt. Sein Kopf ist in Gyps abgegossen zu sehen; den ganzen Kerl haben sie nebst seinen Gehülfen in Wachs bossirt. Man betrachtet sie aus der Ferne mit unwillkürlichem Grausen, wie man den großen Königstiger hinter seinem eisernen Gitter im Jardin du roi beschaut. Der Tod hat den Ausdruck in den Zügen Fieschi's wenig geändert: statt jener stupiden Ruhe, die sich gewöhnlich über das Angesicht der Enthaupteten verbreitet, athmen sie dieselbe brutale Kraft, dieselbe finstere Ironie wie im Leben. Drei rühmlichst bekannte Künstler haben den Kopf gezeichnet, Dumoutier und Debout haben den Schädel in Gyps abgegossen, Lelut, Arzt im Bicêtre, hat ihn secirt, Dumoutier, Professor der Phrenologie, hat das Resultat seiner Beobachtungen in einem umfassenden Berichte niedergelegt. „Fieschi", heißt es darin unter Anderm, „machte sich wenig aus dem Leben. Für seine Kinder, für seine Freunde, für den Ruhm hätte er es leicht hingegeben. Das Lebensorgan ist bei ihm verhältnißmäßig sehr unbeträchtlich. Die größte Breite des Kopfes ist da, wo die Organe des Muthes ihren Sitz haben. Nächst diesen sind die Organe des Stolzes und der Eitelkeit am meisten entwickelt. Man stelle neben Fieschi's Kopf die Köpfe von Männern, welche nie durch Ruhmsucht oder Rivalität aufgeregt worden und Fieschi's Kopf wird da erhaben erscheinen, wo die der andern deprimirt sind. Er war der Begeisterung, selbst dem Fanatismus zugänglich; unversöhnlich im Hasse, ziemlich gleichgültig in der Wahl der Mittel, ihn zu befriedigen; indessen entschied er sich leichter zum Verrath als zum offenen Angriffe. Bei Fieschi spielt das Zerstörungsorgan nur eine untergeordnete Rolle; List, Eitelkeit, Stolz und Festigkeit herrschen vor." 41.

Literarische Notizen.

„Le démon du Midi, chronique espagnole", in zwei Bänden, von Alfred de Serviez, ist ein düsteres Gemälde der Herrschaft Philipp II., mit allem Haß, allen Greueln und blutigen Kämpfen dieser Epoche. In dieselbe, bei den Franzosen noch immer so beliebte Kategorie gehört auch Ernst Fouinet's zweibändiger Roman: „La caravane des morts". Der Verf. hat bereits durch seine „Stréga" (1835) und durch sein „Village sous les sables" (1834) gezeigt, daß er sich in Darstellung des Unheimlichen gefalle.

Bei dem Verleger der Gesammtausgabe von Pigault-Lebrun's Werken in 85 Bänden, Barba in Paris, ist auch eine Biographie dieses heitern Schriftstellers: „Vie et aventures de Pigault-Lebrun" von J.-N.-B. erschienen. L.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

20. Examen critique de l'ouvrage: „De l'etat actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par M. *Frédéric Thiersch*." Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das erwähnte Werk von Thiersch erschien 1834 in neuer Verlage in zwei Bänden und kostet 4 Thlr.

21. Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

22. Förster (Ernst), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

23. Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Gr. 12. Geh. 20 Gr.

24. Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upkosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Somadeva. Sanskrit und deutsch von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

25. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

26. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 6, 16, 27.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctur ist die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

27. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

28. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausg. von O. A. Schulz. Erste bis letzte Lieferung. Bogen 1—30. Abaelardi—Fränkel. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosten früher 27 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigen Preisen abgegeben.

29. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Gr. 4. (Elberfeld.) Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 135. — 14. Mai 1836.

Proceßacten in der gegen den Professor David angelegten Rechtssache. Herausgegeben von C. N. David. Erste und zweite Lieferung. Kopenhagen 1835.

Die Anklage des Generalfiscals Treschow zu Kopenhagen gegen den Professor der Staatsökonomie, Christian Georg Nathan David, bildet ein kleines Gegenstück zu den zahlreichen Preßprocessen in Frankreich, welche mit der völligen Freigebung der Presse, und besonders seit dem Gesetz vom 9. Sept. 1835 gegen die Herausgeber öffentlicher Blätter stattgefunden und dort fast alle mit Verurtheilungen zu Gefängniß und Geldstrafen geendigt haben, sodaß man bald eigne literarische Zuchthäuser wird anlegen müssen. Die Vergleichung kann auch noch weiter fortgesetzt werden. Auch in Dänemark wurde durch das Rescript vom 4. Sept. 1770 die Censur völlig aufgehoben, aber durch die Verordnungen vom 1. Oct. 1771, 20. Oct. 1773, 4. Dec. 1790 und durch die Verordnung vom 27. Sept. 1799 strenge Strafen gegen die Vergehungen derselben eingeführt und diese in den ersten Jahren sehr scharf gehandhabt, sodaß Viele die Censur zurückwünschten. Einen gleichen Gang nahm die Sache in England, wo auch nach dem gänzlichen Aufhören der Censur im J. 1694 strenge Gesetze gegen Libelle existirten und in manchen Fällen mit großem Nachdruck zur Anwendung gebracht wurden, bis in der neuern Zeit auch hier eine weit größere Nachsicht eintrat. Indessen wurden doch in England von der Königin Anna an bis in das J. 1817 nur 128 Criminalprocesse wegen Preßvergehen eingeleitet (die Privatklagen, versteht sich, nicht gerechnet), und seit Erskine's berühmter Vertheidigung des Lechanten von St.-Asaph (1792) sind die Verurtheilungen sehr selten geworden.

Professor David wurde am 30. Dec. 1834 auf königlichen Befehl von dem Generalfiscal verklagt, weil er in der Zeitschrift: „Das Vaterland", die neuerlich eingeführten Provinzialstände in verschiedenen Aufsätzen als unzureichend dargestellt und die Stände aufgefodert hatte, sich selbst eine höhere Aufgabe zu stecken und ihren Wirkungskreis zu erweitern, indem es bei der Unbestimmtheit der Verordnung vom 15. Mai 1834 (wodurch die Provinzialstände eingeführt wurden) von ihnen abhangen werde, wie weit sie ihr Wirken ausdehnen wollten, sowie es auf dem Volke beruhen werde, welche Kraft es in die Beschlüsse seiner Auserwählten legen wolle. Es werde den Ständen ein Leichtes sein, das Recht und die Freiheit zu erwerben, die es dahin bringen würden, daß das Volk in seinen Auserwählten Herr in seinem eignen Hause werde. Die Wichtigkeit des Petitionsrechts der Stände liege darin, daß dadurch die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes mit aller Sicherheit, welche das Bewußtsein eines gemeinschaftlichen Wirkens gebe, und mit aller Macht, womit der vereinte Geist und die vereinte Kraft der ganzen Nation sich geltend zu machen wissen würden, an das Tageslicht gezogen würden. Da aber die Stände mit manchen Hindernissen zu kämpfen haben könnten, so sei es doppelt wichtig, daß sie dem bösen Willen, wo er sich auch finden möchte, nie Gelegenheit zum Spott und nie einen Vorwand zur Hintansetzung gäben, und sie müßten in dieser Hinsicht vorsichtig sein. In einem andern Aufsatze war dann die Nothwendigkeit ausgeführt worden, die verschiedenen Regierungsfächer voneinander abzusondern, weil das Zutrauen des Volkes zu seiner Regierung nicht vorhanden sein könne, wenn es nicht von der Erkenntniß der Kraft und der Gerechtigkeit der Regierung im Ganzen wie in ihren einzelnen Handlungen ausgehe. Um aber zu dieser Erkenntniß zu gelangen, müsse das Publicum die Functionen der Regierung bis in die innern Fibern verfolgen können, und dieses könne nicht geschehen, wenn sie in dem Organismus des Staatskörpers nicht abgesondert lägen. Auch bürgerliche Freiheit könne bei einer Staatsverfassung nicht bestehen, in welcher die gesetzgebende und die ausübende Macht in einer Person vereinigt sei, was bekanntlich in Dänemark seit dem Königsgesetz von 1661 der Fall ist. In einem Aufsatze: „Was kann das helfen!" habe der Professor David die Mittel angeben wollen, wie die Misbräuche abgeschafft, die bestehenden Einrichtungen verbessert und dem Vaterlande eine helle Zukunft geöffnet werden könne. Dabei habe er mit beispielloser Verwegenheit darzuthun versucht, daß das Volk könne, was es wolle, wenn es nur Muth habe, denn Muth gebe Glück. Dem dänischen Volke fehle freilich noch sehr der Einigungsgeist, und es sei noch nicht gewohnt, sich als einen Verein von Bürgern zu betrachten, welche durch das Band des Staates zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken sollten. Man vergesse

Digitized by Google

noch zu sehr, daß doch eigentlich durch den Charakter des Volkes sowol die Form als der Geist der Regierung bestimmt werde. Auf das Volk selbst komme es an, welche Form die Regierung nach und nach annehmen werde. Fühle ein ganzes Volk das entschiedene Bedürfniß einer gewissen Veränderung in der Verwaltung, so werde diese auch nicht ausbleiben. Die bewaffnete Macht sei, wenn die Cultur des Volkes eine gewisse Stufe erstiegen habe, kein Mittel mehr, dies zu hindern. Der Soldat lasse sich nicht so leicht gegen seine Mitbürger gebrauchen, und wo das Volk über eine gewisse Veränderung einig sei, da werde sie auch vorgenommen werden. Sie sei dann ein Resultat der Totalentwickelung des Volkes. So werde also die Form der Regierung (die Verfassung) durch den Charakter des Volkes bestimmt, nicht weniger aber auch der Geist derselben (die Verwaltung), welche beide voneinander unterschieden werden müßten, da ein guter Geist in einer schlechten, und ein schlechter Geist in einer guten Regierungsform sein könne. Sei nun das Volk träge und stumpf, gleichgültig gegen seine Rechte, finde es sich ohne Widerspruch darein, wie Sklaven, die keine Rechte haben, oder wie unmündige Kinder, die ihre Angelegenheiten noch nicht besorgen können, behandelt zu werden, so werde die Verwaltung denselben Geist zeigen, werde das Volk und zwar mit Recht geringe achten und es entweder völlig tyrannisch behandeln, oder doch eine gelinde vormundschaftliche Gewalt ausüben. Wenn aber das Volk bei jeder Gelegenheit zeige, daß es seine Rechte kenne, daß es Willkür, Aufschub und Nachlässigkeit nicht unbeachtet lasse, wenn es sich als freie Männer bewähre, die ihre gesetzmäßigen Rechte handhaben können und wollen, so werde auch gehörige Notiz von ihm genommen werden; die Verwaltung werde sich alsdann bemühen, die vernünftigen Foderungen des Volkes zu befriedigen, sie werde einsehen, daß sie dem Volke Rechenschaft davon schuldig sei, wie die Angelegenheiten desselben verwaltet würden, diese Rechenschaft möge nun in juridischer oder blos in moralischer Rücksicht gefodert werden können. Der Generalfiscal trug wegen dieser Äußerungen, die er als Lästerung der Regierung, als verfassungswidrig, als Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten betrachtete, auf Bestrafung des Professors David nach den Verordnungen vom 27. Sept. 1799 §. 1, 2, 3 und vom 30. März 1827 §. 7 (Todesstrafe, Zuchthausstrafe von 4—8 und von 1—3 Jahren) an, indem er die Bestimmung, welches der dort erwähnten Verbrechen der Angeklagte begangen und welche Strafe er verwirkt habe, dem Gericht überließ.

Wir haben die Zeitschrift des Prof. David nicht vor uns, und es ist immer schwer, aus einzelnen hervorgehobenen, aus dem Zusammenhange genommenen Stellen ein richtiges Urtheil über die eigentliche Absicht des Verf. zu fällen. Dergleichen herausgerissene Stellen können gefährlicher lauten, als sie gemeint sind, und als man sie findet, wenn man den ganzen Ideengang des Schreibenden übersieht und die vorangehenden und nachfolgenden Beschränkungen und genauern Erklärungen einzelner Stellen zugleich mit ihnen auffaßt. Es ist schon schlimm genug, wenn Recensenten diese Unart begehen, um ein ungünstiges Urtheil zu rechtfertigen; wenn aber gar auf solche Weise ein richterliches Strafurtheil erlangt wird, so ist dies eine unverzeihliche Ungerechtigkeit. Es gibt keinen Schriftsteller von einiger Bedeutung, welchen man nicht auf diese Weise zu Allem machen könnte, was man nur will, zum Gottesleugner, zum Prediger des Unglaubens und der Unsittlichkeit, zum Revolutionnair und was etwa noch für Verbrechen ihm schuld gegeben werden sollen. Als Wieland, Herder, Göthe und ihre Freunde junge Männer waren und mit kräftiger, aber auch zuweilen kecker Hand an manche alte Celebrität und manche solche Autorität anstießen, gab es gar Viele, welche ihrem ganzen Thun und Dichten gern ein Ende gemacht und sie mit dem Interdict belegt hätten. Umgekehrt ist es auch sehr wol möglich, daß die Tendenz des Verf. gefährlich und selbst bürgerlich strafbar ist, ohne daß sich dies in den einzelnen Stellen nachweisen ließe, wenn nämlich ein Mann dieser Art klug genug ist, die Leser zu seinem Ziele zu führen, ohne dieses selbst auszusprechen, und Stellen vermeiden, welche die Strahlen seiner Gedanken in einen Brennpunkte zusammenziehen und auch dem Kurzsichtigsten, was man sagt, ein Licht aufstecken. Es wird freilich einem Ankläger schwer werden, die Belege zur Anklage zusammenzustellen, wenn er es mit einem Gerichtshofe zu thun hat, welcher nach rechtlichen Beweisen und Beweisen urtheilen und nicht ohne sie verdammen will.

Dergleichen gefährliche Tendenz im Allgemeinen wissen die Aufsätze in der Zeitschrift des Prof. David nicht gehabt haben, weil nach einer schriftlichen Verhandlung, in welcher der Angeklagte sich selbst gegen den Fiscal verantwortete, aber auch durch einen Rechtsfreund antworten ließ, der Fiscal eine Replik und Prof. David eine Duplik übergab (das sind die hier mit dem Text in deutscher Übersetzung abgedruckten Schriften), das Landobergericht auch Hof- und Stadtgericht zu Kopenhagen den Ankläger mit einem Theile seiner Klage abwies, soweit diese zwei andere Aufsätze betraf, weshalb ihre Anklage in der königlichen Resolution vom 11. Juli 1834 nicht befohlen worden war, von dem andern Theile aber den Beklagten freisprach, jedoch zu Bezahlung der Proceßkosten verurtheilte. Der Fiscal hat von diesem Urtheil an das höchste Gericht appellirt, dessen Entscheidung noch bevorstand.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

1. Bilder aus Frankreich vom Jahre 1831. Beiträge zur Beurtheilung unserer Zeit von Anton Fahne. Bonn, Habicht. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Gr.

Das, was der Titel dieses Buches verspricht, wird man nicht darin finden, und kann nicht umhin, es etwas anmaßend zu finden, wenn diese Reiseberichte „Beiträge zur Beurtheilung unserer Zeit" genannt werden; denn die vielen Declamationen gegen französische Declamationen, an welche letztern das Ohr sich nun schon sattsam gewöhnt hat und über die selbst der ständige Franzose, wenn er aufrichtig ist, im Stillen lachen muß, können auf eine solche Charakterisirung schwerlich Anspruch machen. Eher möchten wir jenen Titel den letzten

Digitized by Google

angestehen, welche über die religiösen und sittlichen, öffentlichen und häuslichen Verhältnisse der Südfranzosen manche gute Beobachtung mittheilen. Hr. Fahne ist kein großer Franzosenfreund; er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, der Tricolorfahne und Madame Liberté etwas anzuhaben; das Volk ist ihm zu fanatisch, wetterwendisch, unzuverlässig, schmuzig, leichtfertig, fanatisch, anmaßend und unwissend — selbst, was Viele kaum glauben möchten, unhöflich. Das ist nun eine lange Reihe von Untugenden, und so wenig wir Lust haben, mit ihm in die Schranken zu treten, um zur Vertheidigung unserer unruhigen Nachbarn den Degen zu ziehen, so können wir doch nicht umhin, ihm bemerklich zu machen, daß es ihm nicht völlig möglich gewesen ist, den französischen Volkscharakter in seinem wahren Wesen kennen zu lernen. Nur im Fluge ist er durch den äußersten östlichen Streifen des Landes geeilt, ohne dessen Herz zu berühren, und hat sich dann eine Zeit lang in den Städten der Provence und des Languedoc aufgehalten; aber der Provenzale unterscheidet sich in hundert wesentlichen Dingen von dem Bewohner der Gegenden zwischen Loire und Ardennen, vom Elsasser wie vom Westfranzosen. Es ginge ebenso gut an, den Italiener zu beurtheilen, wenn man, von Triest nach Ancona gefahren, im Tavolier d'Apulia oder am tarentinischen Meerbusen verweilt hätte. Wenn wir hiervon absehen und überdies manchen übereilten Ausspruch, manches unüberlegt Hingeworfene mit der Lebhaftigkeit des Verf. entschuldigen wollen, die sich überall kund gibt, so müssen wir doch erkennen, daß seine Schilderungen von Land, Leuten und Begebnissen anziehend und lebendig, seine Darstellungen plastisch, seine Erzählungen gut vorgetragen und unterhaltend sind, wobei man ihm denn ein hier und da eingeflochtenes Romänchen schon zu Gute hält. Manches Detail, wenn es auch der Wahrheit gemäß sein mag, hätte er füglicher weggelassen, statt es, wie wol vorkommt, mit einer gewissen Lust und Freude auszumalen.

Die Reise geht von Strasburg über Besançon nach Lyon, wo da auf der Rhone nach Avignon, Nismes, Montpellier, in die Seebäder von Cette (das eigentliche Reiseziel, wie es scheint), über Balaruc wieder nach Montpellier, Marseille, Aix, Gap, Grenoble, Genf und Chamouny. Über den Süden Frankreichs vernehmen wir das Meiste, und der Verf. stimmt so ziemlich in Betreff dieses „sonnverbrannten Landes" mit einem jung gestorbenen deutschen Dichter (W. von Normann) überein, welcher irgendwo davon sagt: „Dem schmuzigen Hause gleicht des Nordes Brust." Zu den hübschesten Schilderungen im Buche gehört die der Rhonefahrt, von der es übrigens am Ende heißt: „Man hat wol versucht, die Rhein- und Rhonegegenden in Vergleich zu stellen, allein ein Vergleich dieser Art ist nur im Einzelnen, nicht aber im Allgemeinen möglich. Die Rheingegenden in ihren interessantesten Theilen sind im Grunde nichts weiter als ein vom Flusse durch eine erhöhte Ebene gewaltsam gegrabenes Bette. Dieses, welches als ein mehre Meilen neben dem Flusse laufendes Gebirge erscheint (? — das Bette läuft neben dem Flusse?), hat seinen Reiz mehr in der Mythe und Geschichte als in der Natur. (? Und unsere Landschaftsmaler, wo nehmen denn die den Reiz her?) Die Städte, Ruinen und Burgen regen mächtige Erinnerungen auf; während die Augen sich an dem lieblichen Grün der bis zum Scheitel belaubten Berge erfreuen, eilt die aufgeregte Phantasie mit uns durch die Jahrhunderte der Geschichte. Die Bilder sind überall romantisch, aber Großartiges haben sie nichts (?). Das haben aber die Rhonegegenden. Da sind schroff geschnittene Formen, gewaltige Massen, denen die Mythe und Geschichte zwar nicht fehlen, wol aber das Leben der Natur. Man darf keine üppigen Matten der Schweiz, kein dichtes Weinlaubdach des Rheins suchen und keine Regsamkeit der Geschöpfe. Die Berge sind kahl, ohne Gesträuch, schon unangenehm durch das widerliche Gelb der Verwitterung; nur der unterste kaum bemerkliche Fuß ist mit Wein bedeckt. Menschen und Thiere vermißt man fast ganz. Die Rhone selbst ist ein überaus wilder Strom, fast bis zu seinem Ausflusse nicht ordentlich eingebettet. Die Schiffahrt auf ihr ist nicht ohne alle Gefahr, denn sie hat viele seichte, viele klippige Stellen und einen bedeutenden Fall. In 10 Stunden legt man mit dem Dampfschiffe die Strecke von Lyon bis Avignon zurück, aufwärts braucht ein Dampfschiff für obige Strecke (181½ Lieues) sieben Tage."

Die Schilderung des Lebens und Charakters der Provenzalen ist ohne Zweifel das Beste und Durchdachteste im Buche. Die Nachtheile, welche das Centralisationssystem den Provinzen bringt, werden mit Recht hervorgehoben; doch wissen wir nicht, ob dasselbe auf die mangelhafte, zum Theil ganz verwahrloste Bildung dieser den Einfluß übt, welchen der Verf. annimmt. Wie sehr diese Bildung übrigens vernachlässigt ist, weiß man längst zur Genüge durch Moralstatistiken und selbst durch officielle Berichte; man blicke nur in Guerry's Buch. Grade auf den Süden mag es seine Anwendung finden, daß Frankreich ein glänzendes System, aber wenig Institute habe. Man muß nur nicht sogleich Alles der Verfassung aufbürden wollen, wie der Verf. zu thun geneigt scheint. Für Vieles kann weder Verfassung noch Regierung, für Vieles kann selbst das Volk nicht, mag man auch die Beschuldigungen der Trägheit, Unwissenheit, Sittenlosigkeit vielleicht ebenso schwer von ihm abwälzen können wie von andern Bewohnern des Südens. Aber der Nordländer geht gewöhnlich zu weit. Daß die Natur dem Provenzalen eine seltene Capacität verliehen hat, erkennt auch unser Verf. an; sollte er aber wol Recht haben, wenn er glaubt, allem Übel wäre abgeholfen, wenn die Erziehung besser gepflegt würde?

Es läßt sich nicht leugnen, in Frankreich liegt Manches im Argen, selbst von dem Gutscheinenden ist hier und da nur die Außenseite gut; das grenzenlose Politisiren ist da, wo es völlig an die Stelle ernster Beschäftigung und gründlicher Kenntniß getreten ist und Talent und Zeit in seinen verschlingenden Wirbel reißt, ein großes Übel; wer wird aber nach nur oberflächlicher und ganz einseitiger Bekanntschaft sich erkühnen, das hier ausgesprochene Urtheil in seinem ganzen Umfange zu unterschreiben, wo die Franzosen ein Volk genannt werden, „dem jedes Eindringen, jede Abstraction von der Natur fast versagt ist, das, vom Zeitgeiste fortgerissen, ohne Kraft, ihn sich anzueignen, erwarten muß, wohin es verschlagen werden soll"?

8. Reise von London über Paris, Lyon, Avignon, Aix, Nizza, Turin, den Simplon und einen Theil der Schweiz. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1834 von Adalbert von Bornstedt. Berlin, Plahn'sche Buchh. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 21 Gr.

3. Pariser Silhouetten, gezeichnet von Adalbert von Bornstedt. Nebst einer aphoristischen Übersicht der Monumentalgeschichte von Paris. Leipzig, O. Wigand. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn der Verf. der vorerwähnten „Bilder aus Frankreich" Volk und Regierung auf einen Haufen wirft und gegen beide loszieht, so hält Hr. v. Bornstedt sich namentlich an letztere als Quelle des Übels. Er behauptet, die Anschuldigungen gegen die Franzosen seien thöricht; sie hätten am meisten gewechselt, weil sie immer schlechter als die meisten andern Völker regiert wurden. Das ganze Land verlange nach Frieden und Ruhe, nach materiellem Wohlsein und geistiger Thätigkeit; Duldung allein könne die Leidenschaften abkühlen. Frankreich habe nie eine Musterverwaltung gehabt; in Frankreich werde noch heute und jetzt vielleicht mehr als unter allen frühern Regierungen (?) in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf das empörendste gewuchert, geschachert, erkauft und verkauft. Jeder Beamte wolle Fortune machen, jeder Minister ein Vermögen für die Stürme der Zukunft erwerben; der öffentliche Schatz, die zu vergebenden Ämter und Stellen seien eine ungeheuere Weide für alle zweibeinigen Vielfraße der Beamtenwelt. Und so geht es nun fort mit Beschuldigungen gegen Unordnung und Verschwendung in der Verwaltung, gegen die Verschleuderung der Hülfsquellen des Landes, die administrativen Misgriffe, den Mangel an Verwaltungsmechanik und Sicherung für die Zukunft. Die Zeit allein, meint er, kann das Gute,

Digitized by Google

was alle Parteien (?) zur Erbauung des politischen Staatensystems herbeitragen können, reisen und benutzen lassen. Es ist keine seltene Erscheinung, daß Fremde, selbst wenn sie eben nicht leichtfertig sind und wenn sie ein gewisses Beobachtungstalent besitzen, in ihren Urtheilen über ein Land, von welchem sie sich einige Kenntniß zu eigen gemacht, höchst einseitig sind und das Kind mit dem Bade ausgießen. Haben wir doch in unserm Deutschland Beispiele genug davon gehabt; haben wir nicht fast ebenso oft lachen müssen über den Enthusiasmus, welchen unser Land und unsere Verhältnisse bei einem ausländischen Touristen erregt haben, wie über die Trollopismen (wir entlehnen das Wort der Yankeegrammatik, die es dem Namen einer bekannten Schriftstellerin nachgebildet hat, welche Hr. v. Bornstedt hartnäckig eine Miß nennt, während sie längst Mistreß ist), die von manchen Seiten her über uns ergangen sind. Vielleicht würde es unsern überrheinischen Nachbarn ebenso gehen, wenn sie sich mehr um Das bekümmerten, was man im Auslande über sie drucken läßt, während auch das fadeste, ungereimteste Zeug, was jenseit des Kanals über Deutschland geschrieben wird, in Deutschland sogleich einen dienstwilligen Übersetzer findet. Die letztern Bemerkungen sollen indeß nicht Hrn. v. Bornstedt treffen; seine Bekanntschaft mit Frankreich datirt sich nicht von heute und gestern; er hat fünf Jahre in dem Lande gelebt, und seine „Pariser Silhouetten" zeigen wenigstens, daß er die Hauptstadt kennt, ihre Topographie wie ihre Bewohner. Aber von dem ersten Vorwurf können wir auch ihn nicht ganz freisprechen.

Der Haupttheil der Begebnisse der „Tagebuchblätter" liegt mitteninne zwischen zwei folgenschweren Ereignissen: der Emeute zu Lyon und dem Attentat Fieschi's. Das ist ein ominöser Rahmen; aber was von ihm eingefaßt wird, befaßt sich glücklicherweise im Allgemeinen nicht ferner mit der Politik, wenn wir eine Skizze der Parteienstatistik Frankreichs ausnehmen. Nach dieser ist der Süden meist karlistisch, in manchen Städten selbst in der niedern Volksclasse fanatisch, mit einigen wenigen Republikanern, Anhänger des juste milieu nur ein Theil der Beamten. Der Westen ist fast durchgehends karlistisch, die übrigen wenig zahlreich. In der Normandie ist das juste milieu am belebtesten, Karlismus findet sich fast nur in einigen alten Familien, Republikanismus ist fast null, mit Ausnahme Rouens. Die Departements um Paris meist rechte Mitte; die Hauptstadt selbst so getheilt, daß sie eine eigne Statistik erfodern würde. Republikaner fast nur in Städten wie Grenoble, Strasburg, Metz, Dijon, auf dem Lande ohne Einfluß, dagegen vorherrschend in Burgund. Lyon, Centrum der arbeitenden Republik. Die Republik selbst ist aber, wie man weiß, auch in einzelne Nuancen geschieden, von den Lafayettisten bis zu der Société des droits de l'homme.

Die Reiseroute ist auf dem Titel so vollständig angegeben, daß wir sie nicht näher zu bezeichnen brauchen. Es ist eben nichts Hervorstechendes oder besonders Neues in dem Buche, aber es liest sich gut und ist verständig geschrieben. Lange Schilderungen wie die der sardinischen Staaten fallen aus dem Ton und gehören in ein geographisches Handbuch; sie schmecken überdies gar zu sehr nach Compilation und können doch nichts Vollständiges geben. Auf Einzelnes können wir uns nicht einlassen, so wenig wir auch in Alles einstimmen; indeß müssen wir doch ausnahmsweise bemerken, daß es wie eine gewaltige Confusion in Betreff Genuas und Venedigs aussieht, wenn es in der Beschreibung der Aussicht von der Superga heißt: „Dorthin liegen die Berge von Genua in Duft gehüllt, und hinter den Bergen zaubere ich mir die marmorne Stadt und das adriatische Meer mit seiner bunten Dogenhoheit und dem grauen Andreas in der Darsena." Und dann das leidige Aufsuchen von Parallelen! Der Baron Bosio, der bevorzugte Bildhauer der Kaiserzeit, wird nicht nur mit Pradier und Foyatier (in dem Buche, worin überhaupt, sowie noch mehr in den „Silhouetten", viele Namen verstümmelt sind, steht Foyatier) in Vergleich gestellt, sondern noch zum Überfluß bemerkt, er sei „keineswegs mit Canova, Thorwaldsen, Dannecker, Rauch, ja kaum mit Tieck zu vergleichen". Wer nun glaubte, Bosio habe eine Ähnlichkeit mit Friedrich Tieck, würde sich schön getäuscht finden. Es ist freilich leicht und wohlfeil, so eine Phrasenreihe in Parade aufzuführen.

Die „Pariser Silhouetten" vermögen zwar beineswegs ein vollständiges Tableau der französischen Hauptstadt zu geben, worauf sie übrigens auch keinen Anspruch machen; enthalten aber eine Menge von Bildern und Bildchen, viel Unterhaltendes, manches Originelles, nichts tief Gedachtes, aber Stoff zur Unterhaltung und auch wol zur Belehrung. Da erfährt man gar manche Dinge aus dem Gebiete der Moral- und Socialstatistik, aus den Redactionsbureaux und Theaterparterres, von Autoren und von Gebäuden, und von Gott weiß was noch; wie viel Abonnenten das „Journal des débats" und die „Gazette de France" haben, und welches die Meinungsverschiedenheiten der Journale der einzelnen Parteien sind; was es mit pariser Hilfsfleiß auf sich hat, wo man zu 18 Sous und wo nicht unter 15 Francs speisen kann — Almeroth und Rocher de Cancale; welche Erscheinungen die verschiedenen Gattungen von Gamins sind, die politischen, literarischen, religiösen und industriösen; wie die Rue Pierre Lescot eine cour des miracles unserer Zeit ist; welche Eintheilung die Stadt hat und vor welchen Häusern und Gesellschaften man sich in Acht nehmen muß; wie der Justizpalast und die Cafés aussehen, und woraus die Einrichtung einer Grisettenmansarde besteht. Da ist nun freilich Vieles, aber auch viel Bekanntes und schon Gelesenes, denn Hr. v. B. hat sich nicht genirt, Material von Diesem und Jenem zu nehmen, wobei er sich übrigens als einen Flaneur zeigt, der die Augen hübsch offen hält. Wenn nun einerseits das Buch zu dem Vorwurfe Raum gibt, daß es zu sehr zusammengestoppelt sei, so kann man andererseits nicht umhin, zu bemerken, daß manche Artikel der durch die Überschrift erregten Erwartung nicht im Entferntesten entsprechen; so glaubt man über Madame Dudevant (George Sand) — die man hier unbegreiflicherweise mit Lady Morgan, Mrs. Trollope und Lady Esther Stanhope(!) zusammengestellt findet, während man irgendwo sie, Frau von Staël und Rahel als die außerordentlichsten Frauen des Jahrhunderts aufgeführt findet — etwas zu vernehmen, und liest ein paar Seiten über Debureau, den Heros Jules Janin's. Von den Bemerkungen über die Theater (wo eine Anmerkung zu Schröder-Devrient's Namen gemacht wird, welche sich ohne Zweifel auf die Georges beziehen soll) und die Oper ist nicht viel zu sagen, wenn auch die Notizen über Rubini, Tamburini, Lablache, Santini, Iwanoff und die schöne Giulia Grisi Manchen interessiren mögen. Beiläufig gesagt, in Italien vermag man sich noch nicht recht zu begreifen, wie Letztere auf solche Weise furore machen, ihre Schwester Giuditta hingegen, neben ihrem Talent als Sängerin eine ausgezeichnete tragische Schauspielerin, so wenig Beifall finden konnte. Die Ungher, welche man als Parisina in der Donizetti'schen Oper sehen muß, hat als Maria Bolena Glück gemacht, aber nicht in dem Grade wie die Grisi.

G.

Notiz.

Scarpa und Rasori.

Diese beiden berühmten Gelehrten witzelten während ihrer Anstellung bei der Universität Pavia immer aufeinander, oft nicht selten die eigentliche Bedeutung ihrer Namen in Frage hergab. Als einst Rasori gelegentlich ein Witzwort auf Scarpa losließ, antwortete dieser schnell: „Eh, qualche volta potrà il *rasojo* il filo!" (O, es kommt schon einmal die Zeit, wo das Schermesser schartig wird), worauf jener sogleich erwiderte: „Sarà sempre buono da tagliare una scarpa." (Es wird noch immer gut genug sein, einen Schuh zu zerschneiden.)

G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 136. — 15. Mai 1836.

Proceßacten in der gegen den Professor David angelegten Rechtssache. Herausgegeben von C. N. David. Erste und zweite Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Die Verurtheilung des Prof. David zu Bezahlung der Proceßkosten ist dadurch motivirt, daß derselbe in einem für das größere Publicum bestimmten Blatte sich über Materien von so großer Wichtigkeit und Bedeutung auf eine so zweideutige Weise geäußert hat, daß sie einer nähern Erklärung bedurften, um nicht in einem allerdings tadelnswerthen Sinne verstanden zu werden. Dies ist bei einigen der ausgehobenen Sätze allerdings der Fall, und der Prof. David scheint dem unmittelbaren Einflusse des Volkes auf den Geist der Verwaltung in manchen Stellen eine größere Ausdehnung zu geben, als derselbe in der Regel haben kann. Aber im Ganzen ist Das, was der Prof. David sagt, nichts Anderes, als worüber die ganze denkende Welt einverstanden ist, was sich gar nicht leugnen läßt, was alle Parteien für sich anführen und was sich mit der Heiligkeit der bestehenden Verfassung, welches immer die Form derselben sei, nicht nur sehr wohl verträgt, sondern diese Heiligkeit und Unverletzlichkeit sogar noch mehr ins Licht setzt und befestigt.

Indem der Verf. sagt, sowol die Verfassung als die Verwaltung eines Staats werde durch den Charakter des Volkes bestimmt, sagt er grade Dasselbe, was auch die historische Jurisprudenz, und was eine angesehene philosophische Schule behaupten: daß die Gesetze, wozu doch wol die Verfassungsgesetze auch mitgehören, weniger mit einer sich ihrer selbst bewußten Willkür von den Menschen gemacht werden, als sich durch innere stillwirkende Kräfte, aus dem Charakter der Völker heraus entwickeln müssen. Ebendasselbe drückt Hegel in den Worten aus, daß Alles, was die vernünftige menschliche Natur in einer gegebenen Entwickelung fodere, auch zum äußern Dasein gelange, und alles äußere Existirende also auch dieser vernünftigen Natur gemäß sein müsse. Es ist daher weit richtiger, zu sagen: wie das Volk ist, so muß auch seine Regierung sein, als umgekehrt: wie die Regierung ist, muß auch das Volk sein; wenn man nämlich in dem letztern Ausdrucke nicht eine bloße Wiederholung des vorigen, sondern Das finden will, daß die Regierung dem Volke ihren eignen Charakter aufdrücke und dieser nicht vielmehr im Wesentlichen durch den Volkscharakter bestimmt werde, welcher daher auch rückwärts aus dem Charakter der Regierung geschlossen werden kann.

Zwar bedürfen auch diese Sätze einer genauern Bestimmung, und man kann weder der zum Selbstbewußtsein gelangenden Vernunft der Völker, welche durch die verfassungsmäßigen Autoritäten repräsentirt wird, die Fähigkeit absprechen, die Gesetzgebung durch ausdrückliche Satzungen und, wenn es nöthig ist, durch ein Ganzes derselben (Gesetzbücher) fortzubilden, noch kann man die große Einwirkung verkennen, welche ausgezeichnete Regenten und Minister auf die schnellere Entwickelung und selbst den Charakter ihres Volkes gehabt haben. Aber immer müssen auch jene Gesetze, wenn sie wirkliche lebendige Wirksamkeit, nicht blos eine erzwungene und vorübergehende haben sollten, und ebenso die Thätigkeit der Regierung für die Erhebung und Bildung des Volkes dem Charakter und der jedesmaligen Bildungsstufe angemessen gewesen sein. Denn neue Gesetze sollen nicht ein neues Recht machen, sondern das schon im Volke vorhandene Recht zur äußern formellen Gültigkeit erheben, das abgestorbene hinwegräumen und für entstandene neue Verhältnisse auch die nöthigen Bestimmungen im Zusammenhange mit dem Ganzen des geltenden Rechts hinzufügen. Die Thätigkeit der Regierung aber kann das Volk nur zu Demjenigen wecken und antreiben, wofür es bereits Empfänglichkeit besitzt, und selbst die gewaltsamen und despotischen Maßregeln, welche zuweilen ergriffen worden sind, wie die Bekehrungen durch die Gewalt der Waffen, die Austreibung der Mauren aus Spanien u. dgl., haben zwar Vieles zerstört, aber sonst verhältnißmäßig wenig ausgerichtet.

Wenn also der Prof. David sagt, wie er in seiner Antwort auf die Klage des Fiscals anführet: das ganze bürgerliche Leben des Volkes wird von dem Geiste der Regierung geordnet, geleitet und bestimmt, dieser aber richtet sich wiederum nach dem aus der Totalität des bürgerlichen Leben hervorgehenden Charakter des Volkes und stützt sich auf denselben: so ist das etwas ganz allgemein Anerkanntes und Richtiges. Es ist ein arges Misverständniß, wenn man glaubt, in dieser Ansicht läge die Behauptung, daß das Volk befugt sei, die bestehende Staatsverfassung umzuändern, da dieses grade dadurch ausgr-

Digitized by Google

schlossen wird. Denn der Charakter eines Volkes ist nicht der Wille desselben; seinen Charakter kann ein Volk auch mit dem entschiedensten Willen nicht auf einmal umändern, und auch bei einer allmäligen Umänderung wird doch noch Vieles derselben widerstreben. Ist nun die Verfassung des Staats durch den Charakter des Volks bedingt, so ist sie grade deshalb von dem Willen desselben unmittelbar und direct nicht abhängig, und nur das Letztere, eine Befugniß des Volks zu beliebiger Änderung seiner Regierung, ist es, was man überall als eine zu Unordnungen und Erschütterungen führende Lehre bestreiten muß.

Aber wenngleich der Charakter eines Volkes nicht durch den bloßen Willen desselben und beliebig umgestaltet werden kann, so kann er doch auch nicht unverändert bleiben. Ein Volk soll wie der einzelne Mensch sich zum Bessern fortbilden; es kann durch äußere unglückliche Umstände in eine moralische Verschlechterung gerathen. Mit diesen Veränderungen muß auch der Geist der Regierung und oft selbst die Form des Staats eine andere werden, und einer jeden möglichen Staatsform wird ein möglicher Zustand eines Volkes gegenübergestellt werden können, in welchem sie für dieses bestimmte Volk und für diesen bestimmten Abschnitt seiner Geschichte desselben angemessener als jede andere gewesen ist oder sein wird. Daraus folgt also auch die Nothwendigkeit, daß die Regierungsform den Veränderungen, welche sich in dem Charakter des Volkes ereignen, nachgebe, oder die Unmöglichkeit einer wahren (denn Namen und Formen bleiben noch lange dieselben, wenn auch das Wesen ein anderes geworden ist) und völligen Stabilität. Diesem allgemeinen Gesetze ist die sogenannte unumschränkte Monarchie ebensowol unterworfen als jede andere Regierungsform, und es war daher ein ganz ungegründeter Vorwurf, welcher dem Prof. David in der fiscalischen Klage gemacht wurde, daß er die Verfassung verletzt habe, indem er von Schranken der königlichen Macht sprach. Dergleichen Schranken liegen nicht nur in dem Zwecke der Staatsgewalt an sich, indem sie nur dazu da ist, die sittliche und rechtliche Ordnung aufrecht zu halten (innere aus der Natur des Staats hervorgehende Schranken), sondern es gibt auch kein Volk, in welchem nicht der obersten Gewalt in dem Charakter des Volkes, in den Sitten und Gebräuchen, in den Religionsbegriffen und einer dadurch einflußreichen Priesterschaft, in der Rechtsverfassung und deren feststehenden Formen gewisse äußere, moralisch unübersteigliche Schranken an die Seite gesetzt wären. Dafür beruft sich Prof. David auf eine hier vollkommen gültige Autorität, die Schrift des Staatsministers Ancillon: „Über den Geist der Staatsverfassungen", wo S. 46 ganz Dasselbe gesagt wird.

Überhaupt aber liefert die ganze Verhandlung zwischen dem Generalfiscal und dem Angeklagten auch wieder einen Beweis jenes großen Misverständnisses zwischen Theorie und Praxis, welches, obgleich so alt als das Erwachen wissenschaftlichen Nachdenkens unter den Völkern, doch in der neuesten Zeit größer und unheilbringender, als es jemals war, geworden ist. Dazu haben am meisten die äußern großen Weltbegebenheiten und der Mißbrauch beigetragen, welchen man von manchen Aussprüchen der Theorie gemacht hat; aber an der Fortdauer dieses Misverständnisses möchte nunmehr auf der andern Seite vorzüglich die unvollständige Kenntniß und unrichtige Eintheilung der Theorie schuld sein, indem sie das Mistrauen gegen die letztere erregt und unterhält. Dieses Mistrauen ist für die Regierungen wie für die Völker von den größten Nachtheilen, die sich, wenn ihm nicht bald Einhalt gethan wird, immer mehr vergrößern. Die Regierung muß die Summe der Einsicht und geistigen Bildung des Volkes in sich vereinigen, und nicht blos ihres Volks, sondern auch fremder Völker, der Menschheit im Ganzen; und das Volk muß durch die Inhaber und Träger der Wissenschaft und der geistigen Kraft belehrt und erzogen werden. Das ist die natürliche Ordnung der Dinge, welche den gelehrten Stand in seinem ganzen Umfange, den Klerus in seiner alten und eigentlichen Bedeutung an die eine Seite der Regierung und an die eine Spitze des Volks stellt und zu dem ersten Stande im Staate macht. Wird diese natürliche Ordnung der Dinge verkehrt wird, kann nur Unheil daraus entstehen, wie es sich von der Zeit an bewiesen hat, als der Klerus in diesem alten und wahren Sinne in mehre Abtheilungen aufgelöst wurde und von seiner äußern Stellung immer mehr zurückgedrängt worden ist. Aber noch hat er dieselbe nicht ganz verloren; es sind in allen Staaten noch Überbleibsel und Anhaltepunkte für dieselbe übrig, und sie ist durch die Natur der Verhältnisse so tief begründet, daß sie auch endlich wieder ganz in dieselbe eingesetzt werden wird.

Der gelehrte Stand leidet selbst am wenigsten bei der jetzigen Spannung, weil die eigentlichen Höhen seines Berufs von keiner blos äußern Gewalt erreicht oder so niedrig werden können und der wissenschaftliche Geist immer, wenn auch in Wenigen, selbst unter dem härtesten Druck fortlebt, ja an Tiefe dadurch nicht selten gewinnt. Aber jenes Mistrauen ist dennoch eine traurige Erscheinung; traurig, wenn es ungegründet, noch traurige, wenn es gegründet wäre, und beide Theile sind schuldig Alles zu thun, was zu Hebung desselben beitragen kann.

Dazu gibt es aber zwei Präliminarpunkte, welche von beiden Seiten zugestanden und festgehalten werden müssen. Der eine ist die unbedingte Anerkennung des Bestehenden im Staate und der absoluten Unrechtmäßigkeit jedes Versuchs, daran irgend etwas auf gewaltsamem Wege zu ändern, oder auch nur Stimmen auf dem Volke dafür anzuregen. Man wird nicht bestreiten können, daß in den Staatseinrichtungen Manches veraltet, Manches von Anfang an ungerecht gewesen, Manches im Laufe der Zeiten ungerecht geworden sei. Die Pflicht der Regierungen ist es, dies zu bessern; die Befugniß des Volkes ist, in gesetzmäßigem Wege die Abstellung der Mißbräuche und Gebrechen zu erbitten; aber nur der Weg der Überzeugung, nicht der Drohung, auch der leisesten, ist der gesetzmäßige. Daher war es auch in dem Falle des Prof. David gewiß nicht zu billigen, daß er die Erweiterung

Digitized by Google

er den Provinzialständen eingeräumten Wirksamkeit und
e etwa nöthigen Reformen in der Staatsverwaltung
em Volke in einer Weise an das Herz legt, als
unte Beides durch den Muth desselben und durch das
lück, welches den Muthigen beisteht (fortes fortuna
vat; aide toi, le ciel t'aidera) erlangt werden. Auf
elche Weise das Volk zeigen soll, daß es seine Rechte
nne, und daß es sie zu behaupten entschlossen sei, ist,
ie es scheint, in den angegriffenen Aufsätzen nicht näher
ngegeben und dem Scharfsinne der Leser überlassen, und
ch war grade dabei eine genauere Erklärung höchst
thig, um dem naheliegenden Misverständnisse vorzu-
rgen, als solle das Volk hierzu eine drohende Stellung
nehmen. Grade hier mußte also, weil der Prof. Da-
h nicht für Gelehrte, sondern für das Volk schrieb, ge-
au das Erlaubte von dem Unerlaubten geschieden wer-
n, indem es unleugbar auch eine Menge Gelegenheiten
bt, wo das Volk, oder vielmehr die Einzelnen aus dem-
lben, männlichen Freimuth an den Tag legen können,
sonders durch eigne strenge Redlichkeit und unbestechliche
chtlose Wahrheitsliebe. Diese beiden, auf den ersten
blick bloße Schutzwaffen sind zugleich die schärfsten An-
ffswaffen gegen alle Misbräuche der Verwaltung.

Der zweite Präliminarpunkt ist aber die Überzeugung
n der praktischen Unschädlichkeit aller Theorie, sobald
cht ein unmittelbares Aufregen zum gesetzwidrigen Han-
n damit verbunden wird, und insbesondere von der
nglichen Vergeblichkeit alles Sorgens für eine ferne Zu-
nft. Ob man den Staat z. B. für ein Product der
aturnothwendigkeit, oder für ein Ergebniß einer Ver-
nftnothwendigkeit, oder endlich für einen vertragsmäßig
schlossenen Verein ansieht, ist für die Praxis des Staats-
bens höchst gleichgültig; denn aus allen diesen An-
hten lassen sich Folgerungen ableiten, welche der Hei-
gkeit des Bestehenden entgegen oder gemäß sind. Gott
t mir die Welt in die Hand gegeben, kann jeder Er-
erer sagen und hat es gesagt; das Volk hat mich zum
errscher erwählt, hat jeder Usurpator für sich angeführt,
wie sich Ludwig XIV. u. XV. auf den Urvertrag ihres
ammes mit dem französischen Volke beriefen. Besteht
r Staat vermöge bloßer Naturnothwendigkeit, so ist
ch die Thatsache der Umänderung das allein Entschei-
nde; ruht er auf einer Vernunftnothwendigkeit, so ist
ur Das gültig, was der Vernunft gemäß ist; gründet
sich auf Vertrag, so muß dieser seiner Natur nach
n schlechthin unwiderruflicher sein. Alle diese Theo-
en stehen in Hinsicht auf die Festigkeit der Staats-
erfassung einander gleich; das von Gott verliehene Recht
hützte Jakob II. nicht so gut, als Wilhelm III. und
as Haus Hanover durch die sogenannte Souveraine-
t des Volkes geschützt worden sind. Über diese Dinge
ann man die Gelehrten ruhig discutiren lassen. Auch
in von göttlicher Verleihung abstammendes Herrscher-
echt darf nicht zum sittlichen Verderben des Volkes
mißbraucht werden und ist um kein Haarbreit aus-
edehnter als die von dem Volke übertragene Gewalt.
nd auch das souveraine Volk muß vor allen Dingen
der Obrigkeit unterthan sein und gehorchen, und darf sich
nicht darauf berufen, daß die Gewalt derselben von ihm
selbst abstamme.

Man hat zuweilen davon gesprochen, daß zwar nicht
eine äußere Revolution, aber eine innere durch die Über-
zeugungen des Volkes wirkende vorbereitet werden solle,
welche ohne alle Erschütterung die Verhältnisse umgestal-
ten werde. Vor einer solchen hat sich keine Regierung
zu scheuen, sie kann weder gemacht noch gehindert wer-
den; sie ist kein Werk der Menschen. Wohin aber die
Vorsehung unsere Nachkommen in längerer oder kürzerer
Zeit führen werde, dies kann vernünftigerweise kein Ge-
genstand unseres Sorgens sein. 76.

Thomas Moore's Geschichte von Irland. *)

Demjenigen, dem die zahlreichen ältern Werke über ir-
ländische Geschichte unbekannt geblieben sind, können die eigen-
thümlichen Schwierigkeiten entgehen, welche der Verf. einer ge-
nügenden Geschichte von Irland zu beseitigen und zu überwin-
den hat. Jene ältern Werke nämlich haben sämmtlich das
Charakteristische, daß sie, anstatt ihren Gegenstand aufzuhellen
und von allen Seiten zu beleuchten, ihn vielmehr verwirren
und dunkler machen. Einige davon scheinen wirklich nur in
der Absicht geschrieben zu sein, um die Chronologie confus zu
machen und die historischen Facta zu entstellen. Zu diesem Be-
hufe darf man nur die Arbeiten von Keating, Ledwich und
O'Flaherty lesen. Es gehört eine außerordentliche Geduld
dazu, um diese Bücher wegen der sich von Seite zu Seite
häufenden Widersprüche und Unangemessenheiten zu Ende zu
bringen. Unbedingt zu unterschreiben ist, was ein Kritiker
über den Charakter der alten Geschichte von Irland sagt: „Die
Vermischung der Wahrheit und der Fabel in der alten Geschich-
te Irlands ist merkwürdig, nicht nur wegen der Kühnheit,
sondern auch wegen der Allgemeinheit, in welcher sie Platz ge-
griffen und sich ausgebreitet hat. Die wunderlichsten Begeben-
heiten sind hier mit den scheinbarsten Thatsachen so eng ver-
webt und so künstlich zusammengestellt, daß es selbst den be-
denklichsten Forscher schwer fallen würde, das anatomische Messer
der Kritik anzusetzen und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.
Steigen wir in die entferntern Zeiten hinauf, so begegnen wir
Traditionen in der Gestalt von reinen Erdichtungen, die aber da-
bei eine so ernste und gewichtige Miene angenommen, daß wir,
wenn wir ihnen auch allen Glauben versagen, dennoch genö-
thigt sind, immer auf dieselben, wo nicht als auf Autoritäten,
doch als ein Beweis von Nichtautorität zurückzukommen. Die
Fabeln der alten Barden und die Dunkelheiten und Übertrei-
bungen der nüchternsten Chronikenschreiber erscheinen uns fast
auf gleiche Weise unglaublich, und wäre es nicht möglich ge-
wesen, von außen her Licht zu verbreiten, so hätte die Geschich-
te von Irland für immer eine unzusammenhängende, unent-
wirrbare Masse von Legenden bleiben müssen." Mehr als ir-
gend ein anderer Schriftsteller eignete sich Th. Moore durch
eigenthümliche Begabung und gelehrte Kenntnisse dazu, Ir-
lands Geschichtschreiber zu werden. Er hatte sich frühzeitig
mit dem dämmerungsvollen Charakter alter irländischer Tradi-
tion, mit all den Fabeln, Wundern und Legenden der alten
Urbewohner des Landes vertraut gemacht. Wie tief der Ge-
schichtschreiber, dem es überhaupt um Tiefe zu thun ist, diese
ersten historischen Dämmerungen, diesen Urquell der Sage, wel-
cher sich allmälig in den heitern Strom der wirklichen Geschich-
te auflöst, zu ergreifen verstehen müsse, leidet keinen Zweifel;
und wie ein solches Gemüth wie Th. Moore's zu Ergründung

* The history of Ireland by Thomas Moore. Erster Band.
London 1835.

Digitized by Google

jener Urzustände der Nationen, wo sie kraft des Mythus und der Sage an die Unterwelt ebensowol wie an den Himmelgrenzen, besonders geeignet sein müsse, ist ebenfalls einleuchtend. Bedeutende Studien, dahin zielend, hatte überdies Th. Moore schon bei Aufsuchung der Materialien zu seinem „Leben des Captains Rock" gemacht, und schon das Resultat, welches dies Werk gab, ließ in ihm, dem Dichter, den Beruf zum Geschichtschreiber genau erkennen. Fernerhin kamen ihm unleugbar außerordentlich zu statten seine ausgebreitete classische Gelehrsamkeit, seine eigenthümliche Stellung, und sein hohes Interesse an seinem Geburtslande, seine ganze politische und literarische Bildung sowie seine ausnehmende Vorliebe für die orientalische Literatur.

Der erste im Druck erschienene Band dieses ausgezeichneten Werkes, welches mit dem dritten Band geschlossen sein soll, beginnt mit dem Ursprung des irischen Volkes, den Th. Moore von den Celten herleitet, und geht bis auf das 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung herab. Mit großer Gelehrsamkeit und einem in der Geschichtschreibung nicht gemeinen Scharfsinn prüft der Verf. die vielfachen verschiedenen Theorien, die über manche Seite der irischen Alterthümer aufgestellt worden sind, z. B. über die druidischen Denkmäler, über die Baalfeuer, über die heiligen Berge und Tempel, über die Verwandtschaft der irischen Sprache mit der phönicischen, über die alten Chroniken und ihre Authenticität. Wie er bei diesem schwierigen Unternehmen keine Mühe und Anstrengung gescheut hat, so haben seine diesfallsigen Untersuchungen auch zu außerordentlichen Resultaten geführt, und man kann sagen, daß es ihm gelungen ist, dem jahrhundertalten Aberglauben, der sich in diesen Räumen recht eingenistet hatte, ein Ziel zu setzen. Zuweilen sieht man auch, wie in dem Verf. der poetische Genius unwillig gegen die Foderungen ankämpft, welche der kalte und klare Historiker an ihn macht, und wie schwer es dem Dichter wird, den Letztern und in diesem die Nothwendigkeit siegen zu lassen. Dies offenbart sich besonders bei der bekannten milesischen Sage. „Es ist", sagt der Verf., „ein unangenehmes und niederschlagendes Geschäft, und das namentlich für Denjenigen, der frühe zu der Gewohnheit gelangte, die alten Ereignisse seines Geburtslandes nur durch den Spiegel der Poesie und poetischen Begeisterung zu erblicken, wenn ihm nun auf einmal der kühlere und unerbittlich-streng-historische Geist die Zumuthung macht, nicht nur seine eignen langgehegten Täuschungen über diesen Gegenstand aufzugeben, sondern auch Andern, die weit weniger Beruf zu dieser Metamorphose haben, ihre Lieblingsansichten zu entreißen. Es war kein Wunder, daß der irische Volksgeist und Volksglaube so lange eine Sage hegte und pflegte, die dem Stolze der Nation nicht anders als schmeicheln konnte. Ein Volk, welches stets gegen ein ungünstiges Geschick zu kämpfen hatte, mußte die erträumte Epoche der milesischen Sage mit Begeisterung aufnehmen, wo der Ruhm der Waffen und der Künste und alle Segnungen der Civilisation im Gefolge ihrer heroischen Ahnen von den Küsten von Spanien her ankamen, sodaß bisher Niemand, außer den gemeinen Herabwürdigern Irlands von der herrschenden Partei, je daran gedacht, die Authenticität einer Legende in Frage zu ziehen, an welcher eine ganze Nation eifrig hing und die die traurige Bestimmung hatte, durch das Phantom historischen Ruhms für den Verlust der wirklichen Unabhängigkeit und der wahren Größe zu beruhigen. Selbst in unsern Tagen unterließen die gelehrtesten Geschichtsforscher, die das alte Irland beschrieben, es nie, die Fabel von der milesischen Bevölkerung miteinzuflechten, und manche von ihnen versuchten es sogar, dieselbe zur historischen Wahrheit zu erheben. Allein gerade unter ihren Händen mußte das Trugbild verschwinden, und alle Anstrengungen des Scharfsinns mußten scheitern indem dasselbe sich in keiner Weise von den für ihre respectiven Mutterlande gemachten Erfindungen eines Ogygia, Boiardo, Geoffrey, Monmouth und Auberi unterschied, es sei denn, daß es mit etwas mehr Kunst verwebt und dem begeisterten Volke adoptirt wurde, dessen Ehrgeiz es schmeichelte und dessen verletztem Stolz es zum Trost gereichte.

Alle in den ersten Theil einer irischen Geschichte gehörigen Materien sind von Th. Moore sorgfältig und mit dem größten Fleiß behandelt und dargestellt. Er hat das unbestrittene Verdienst, solche Elemente wie den alten Charakter der Irländer, ihre Sprache, die Oghamsche Schrift, die ursprünglichen Einwohner des Landes, die Gebräuche Dänemarks, die Heroen und das Barbenwesen, die Religion und Gesetzgebung, die innern und auswärtigen Kriege, die Einführung der christlichen Religion, die Mission des heiligen Patrik, die irische Poesie und Musik, den Fortschritt der irischen Missionsgesellschaften im Auslande, das Leben und den Charakter des Johann Scotus, den Ackerbau, die Künste und die natürlichen Hülfsmittel Irlands, die Gesetze von Brehon u. s. w. von Allem von den alten Entstellungen und den unwürdigen Behauptungen gereinigt und zu dem Range historischer Glaubwürdigkeit erhoben zu haben.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

30. Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 21 Gr.

31. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1835. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

32. Kalenderstreit, Der, in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. 8. Geh. 2 Thlr.

33. Keßler (Georg Wilhelm), Leben des Königl. Preuß. Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Carl Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

34. König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Acten. Nach Casimir Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter v. Frank. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

35. Kühne (F. G.), Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

36. Locmaria (Graf von), Die Guerillas. Aus dem Französischen übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

37. Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. 8. 1 Thlr.

38. Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 15. Jahrh. Vom Verfasser der Nonne von Monza (Sieben Novellen). Nach dem Italienischen bearbeitet. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

39. Lüttwitz (Freiherr von), Biographie des Königl. Preuß. Staatsministers Freiherrn von Schuckmann. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

40. Meinhold (Wilhelm), Gedichte. Zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

41. Neumann (Wilhelm), Schriften. (Kritiken, Aufsätze und der Roman: „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit.") Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 137. — 16. Mai 1836.

Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein eherner Sieger schläft auf dem eroberten, zertretenen Boden ein; da wachsen über Nacht die Blumen empor und fesseln den Grimmigen mit Rosenketten. Seine Macht ist hin, er ist nicht mehr Wütherich. Es heißt, glaube ich, in dem Gedicht, das ich meine, die Liebe habe das gethan; es ist aber nur die Natur, die anmuthige und gewaltige, die in ihren stillen, ewigen Gesetzen der strebenden Kraft des Menschen, der sich dagegen auflehnen will, spottet. Ein schöner Gedanke, echt dichterisch, aber nicht der höchste, den der Mensch fassen soll, und nicht die größte Idee, welche ein Dichter aussprechen kann. Ich halte Anastasius Grün, wenn auch nicht für unsern ersten lyrischen Dichter, doch für einen der süß begabtesten. Der Honigseim der Natur strömt in anmuthigem Fluß durch seine Lieder; das frische, liebende Gemüth des Sängers mit seiner hellen, durchsichtigen Auffassung der Gegenstände weiß Das, was uns Andere stört, trübt, zerreißt, auf eine so harmlose Weise zu bewältigen, daß wir uns verwundert fragen können: warum kam uns nicht dieselbe Erleuchtung? Es gingen doch viele dichterisch hoch und höher als er Begabte ihm voran, und trotz derselben Naturanschauung, trotz dem gleichen Bilderreichthum, den sie ihnen bot, verstanden sie es nicht, die Unbilden des Lebens darin zu umhüllen, und gingen als Zerrissene unter. Woher gelingt es ihm nun allein, auf so leichte Weise aus den Strudeln und Wirbeln der Herz und Seele zerschneidenden Collisionen zwischen Gefühl und Gefühl, Tradition und Selbsterkenntniß das sichere Ufer zu gewinnen? Ist dies Ufer eine Fata Morgana? Keineswegs. Es ist die grüne Natur, mit singenden Nachtigallen, duftenden Rosen, rankenden Reben, perlendem Wein. An diese echte wahre soll sich der Mensch halten, und dann ist er gerettet aus allen Zweifeln, aus aller Ungerechtigkeit, Verknöcherung, Pedanterei. Dieser Gedanke kehrt in allen seinen Liedern wieder. Die Welt mit allen ihren verjährten Einrichtungen, dem Feudalismus, der Priesterherrschsucht, der Tyrannei der Formen und Gesetze ist Schutt und wird Schutt, und über dem Schutt keimt, grünt und blüht das junge, frische Leben der Natur empor. Das ist der Trost, die Ewigkeit, die Verheißung, die Religion. Und so selig ist der junge Dichter in diesem Glauben, daß ihn, den Glücklichen, auch nicht der leiseste Zweifel an der Untrügbarkeit, an der Allgenügendheit desselben beschleicht. Wie ein Bacchus vor dem Thyrsuszuge rauscht er als freudetrunkener Sieger daher, immer lächelnd, immer heiter, und spottet in seiner Sicherheit unser Aller, die wir nicht dies Heil erkennen. Ihr unglücklichen Geister, von denen wir sonst der Meinung sind, daß sich in euch die Blüte der Menschenbildung offenbart habe, daß ihr grade diesen leichten Ausweg nicht erkanntet und untergingt oder zerstörende Kämpfe ausfochtet, um aus der Nacht eurer Zweifel das wahre Licht der Erkenntniß zu gewinnen! Warum, ihr Sokrates, Cato, Brutus, ihr christlichen Märtyrer, Huß, Luther, Shakespeare, und du Phantom, was Jahrhunderte menschlichen Strebens in sich verschlingt, Faust, weshalb erkanntet ihr nicht, daß ihr leeres Stroh draschet, und hörtet den Nachtigallen zu Liebe zwitschern, sahet im Frühling den Weißdorn ausschlagen, horchtet dem summenden Maikäfer zu und im October dem gährenden Most, und mit einem Male wäret ihr ans Ziel gelangt, und die Weisheit, die Freiheit, das Glück lag vor euch da?

Die Weisheit des Dichters ist nicht so ganz neu. Außer andern gab es auch einen dichterischen Philosophen, oder philosophischen Dichter, der Jean Jacques Rousseau hieß; und derselbe wollte uns auf ähnliche Weise aus den Ketten der europäischen Bildung losreißen. Seiner Zeit war er ein Prophet, und seine Wirksamkeit war noch bedeutender, als Anast. Grün's Verse schön sind und lieblich klingen. Aber es erhoben sich auch bald Bedenken gegen den Naturdienst, den er predigte, und Einige meinten, die Cultur mit allen ihren Übeln sei doch besser, als daß die Menschen wieder in die Wälder und Höhlen zurück und Eicheln essen sollten. Ja, es kam eine andere Meinung auf, daß die Natur, die Rousseau meinte, gar nicht so schön und edel sei, als man glaubte, und daß die Aufgabe des aufrechtstehenden, zum Himmel aufschauenden Menschengeschlechts die sei, sich ein neues Dasein zu wirken und zu schaffen. Den Weg nannte man Bildung, Industrie, Gesetz, Staat und meinte, jene Aufgabe bedinge ein immerwährendes Fortschreiten. Noch Andere schüttelten um deshalb den Kopf zu jenem gepriesenen Naturdienst, weil in ihm der Untergang, das Verderben, die Sünde, der Teufel versteckt liege. Der

Digitized by Google

Geist schwebe über dem Wasser, und sei nicht eins mit dem Wasser, wo Welle und Welle sich überschlagen. Von diesem Geiste finde sich wol Einiges abgespiegelt in den unwandelbaren Gesetzen der Natur; aber das sei doch nur ein Theil von dem ewigen Ganzen, und dieser, von keinem Naturgesetz zu umfassende, zu beschreibende Geist werde dem Menschen nicht anders klar als durch Offenbarung. Wenn diese sich wieder in die Gesetze der Natur kleide, so sei das eine Herablassung für unsere Schwäche, kein Eingeständniß, daß der Geist der Natur unterworfen sei. Nicht aus Nachtigallengesang, Blumenkelchen und Weinreben strahle und töne uns die ewige Wahrheit, sondern aus dem Reiche des Unsichtbaren blitze sie hervor, und durch Gnadenwahl durchzucke sie die Brust der Erwählten. Ja, Einige gingen in ihrem Widerwillen gegen den Naturdienst so weit, daß sie, einer uralten, falschen Tradition folgend, die Natur grabezu für eine Schöpfung des Teufels erklärten, worin sie schon um deshalb irrten, weil die Apostel des Geistes selbst erklärt, daß er auch den Heiden nicht ganz verborgen sein dürfe, weil er sich in der Natur, die vor Aller Augen läge, offenbart habe. Genug, über die Unhaltbarkeit jener Lehre war man damals von allen Seiten im Reinen, und wenn auch nicht Alle das Heil in der Offenbarung suchten, so wußten sie doch, daß es weder im rauschenden Urwald, noch im Duft eines Rosenbeetes zu finden sei. Seitdem sind wieder andere Zeiten gekommen; Einige haben den vergrabenen Götzen abermals aufgeschaufelt und beten ihn als Emancipation des Fleisches, oder wie die neuen Floskeln und Namen heißen, an.

Unsere Erbsünde verlangt immer wieder und wieder Götzenbilder, so viele Moses auch vom Horeb herabsteigen und die goldenen Kälber uns zerschlagen; aber den Dichtern ward diese Versündigung gegen das erste Gebot stets am wenigsten scharf angerechnet. Sie haben von Alters das Recht, ihre Götter zu haben neben dem ewigen Einen, den Olymp neben dem Himmel, und Zeus neben Jehova anzurufen ist ihnen vergönnt. Darum will ich, wenn ich zu Jenen gehörte, die den Geist über dem Wasser anbeten, den Dichter Anast. Grün nicht verdammen um deshalb, daß er ihn nur im Wellenspiel verehrt. Vom Gotte ist auch darin, es ist nur nicht der Gott selbst, der unergründliche, unendlich reiche, in seinen Offenbarungen so unerschöpfliche, daß die Schöpfung, die wir zu kennen glauben, dagegen ein Tropfen im Weltmeer wird. Grün's Gesänge haben mich von je erquickt, ich war einer der Ersten, der auf sein schönes Heldengedicht: „Der letzte Ritter", aufmerksam machte und, wenn er seine Kraft zusammenhielte, Bedeutendes voraussah. Zersplittert hat er nun zwar nicht seine Kraft, sie aber auf einen engen Ideenkreis zusammengedrängt: unsere Entwickelungsgeschichte allmitelnander ist Schutt, nur in der Natur, die von Anfang war und ewig sein wird, ist Geist, Freiheit, Heil, Ewigkeit. Hat Luther, den er in „Der letzte Ritter" so schön feiert, seine Gigantenkraft aus nichts Anderm geschöpft als aus der Natur, aus dem dunkelgrünen, schauerlichen Harzwalde, wo er geboren, erzogen ward? Seine gefeierten Schweizerhelden, ja, sie mögen aus Schneeluft und Alpengrün ihren Geist, ihre Freiheit gesogen haben; es ist auch nichts Anderes daraus geworden als die helvetische Republik mit Landammännern, Zünften, Cantonabsperrungen, tiefstaler Revolution und demokratischen, von ihren Priestern am Spinnrad geführten Urcantonen. Zu der Leuchte, die Luther entzündete für die ganze alte Welt, holte er das Licht aus einem andern Quell; er kniete vor dem Geiste, der über dem Wasser schwebt, und der gab ihm die Kraft, die ehernen Fesseln zu zerreißen und den Buchstaben todt zu schlagen, der den Geist gefangen hielt. Wie hätte der derbliche, kernige Augustinermönch gelächelt, wenn man ihm gesagt, er solle bei Nachtigallen und Rosen um die ewige Wahrheit anfragen. Noch freute ich mich über die „Spaziergänge des wiener Poeten"; denn das Herz des jungen Dichters darf anders schlagen als das des ergrauten Staatsmannes, und der Jünglingszorn war so inniger Liebe voll, so viele Hoffnung, so süße Täuschung keimte unter ihm empor. Was konnte aus diesen Keimen wachsen! Aber es wurden keine Stämme; nur ein lachendes, immer heiteres Blumenmeer von allen Farben, das im Frühlingswinde Kelche, Blätter, Knospen lustig schlug um den Schutt. Darin ist der Dichter gewachsen, ich meine in der Zerstörungskraft. Was vorhin ihm Ahnen waren, ist jetzt Schutt, die ganze alte Welt mit Dem, was sie verehrte und ihr heilig war. Er hat es bewältigt und ist selig in der Zerstörung. Seine Rose und sein Rosmarin trösten den von Blütenduft Trunkenen. Ein glücklicher Dichter. Ich kenne ihn noch nicht persönlich; ich wünschte, er schriebe Memoiren, daß wir wüßten, wie er lebt in dieser Welt voll Schmutz, wie er sich abhält das Meer von Übeln, das an seine Brust wie an unser Aller schlagen wird. Ob die grünen Alpenmatten, die Eiswinde von den Gletschern, die rauschenden Föhrenwälder an den Granitklippen seiner heimischen Berge wirklich genug sind, um ihn die Roheit und Engherzigkeit der Menschen vergessen zu lassen!

An intensiver Kraft, an Tiefe und Innigkeit der Auffassung hat er unbedingt gewonnen, und er wird ein gewaltiger Maler; Farben wirft er mit dem Pinsel hin und es steht Feuer auf der Leinwand. Aber je größer dieser Anschauungsreichthum wurde, je freier, tiefer sein Blicke in den Organismus des Gewordenen und Gewinnen dringen, je kecker der reifgewordene Geist mit den Dingen und Verhältnissen spielt, um so verwunderlicher wird der enge Kreis seines Himmels darüber. Ist so viel Schutt und Ruinen sollten doch Dünste und Gluten die Atmosphäre anders färben, wie die über einem Trümmerbrand anders strahlt als über einer eingeäscherten Hütte.

Ein Gedicht: „Fünf Ostern", macht den Schutt dieses Schutthaufens, absichtlich des Themas wegen, nicht weil der Dichter es für sein bestes erklären könnte. Nachdem er mit Städten, Klöstern, Mönchstraditionen und Märchen fertig geworden, soll sein Schutthaufe die ganze Welt umfassen. Hier erscheint Christus. Also endlich doch eine Idee über der Natur. Als Richter der Todten? Als

Digitized by Google

Gottes, ihm zur Rechten sitzend? Mit nichten. Nur als Zuschauer, als müßiger Zuschauer. Im Oriente gibt uns der Hirte die Kunde:

Es walle Jesus Christus, ungesehn,
Zu Ostern jährlich um die Morgenstunde
Im Auferstehungskleid auf Ölbergs Höhn;
Und seh' hinab nach seines Wandelns Thale,
Das ihm ein Kreuz und Leichentuch einst wies,
Wo Zion stolz geprangt im goldnen Strahle,
Granitnes Bollwerk, das sein Fluch zerblies.

Christus ist nichts als die Staffage zu einem tableau mouvant. Er sieht die Zeiten an sich vorüberziehen, und greift nicht im entferntesten in dieselben ein. Zuerst sieht er die Schutthaufen des von Titus zerstörten Jerusalem zu seinen Füßen, und der Bach Kedron klagt hochpoetisch den Fall Zions, und wie vom Zusammensturz der hohen Burg das fruchtreiche Land umher, von grauem Staub bedeckt, zur Wüste geworden. Fort zogen die Nachtigallen, die Rosen,

Fort zogen auch die bunten Jahreszeiten,
Kein Lenz ist, wo nichts keimt, nichts grünt und glüht,
Es will kein Herbst die kahle Flur durchschreiten,
Denn kein Verwelken gibt's, wo nichts geblüht.

Fort alle Farben, fort auch alle Töne!
Und alles, alles Leben fortgedrängt!
Ich blieb allein zurück, als eine Thräne,
Die an dem Auge der Vernichtung hängt.

Daß dies geschehen ist, weil Zion an dem Verkünder des Heiles gefrevelt, erzählt der trauernde Bach nicht. Doch erkennt Christus selbst, daß dieses Schutt- und Aschenfeld nur neugepflügtes Ackerland sei, und

Er sieht daraus den Baum der neuen Lehre
Mit tiefer Wurzel, ries'gem Säulenschaft
Sich steigend wölben über Land und Meere
Und weithin streuen Schatten, Früchte, Kraft.

Das zweite Mal sieht Christus das fromme Heer der Kreuzfahrer; beim dritten Male ist das Kreuz wieder von den Zinnen gestürzt, und der Halbmond strahlt von Salomonis Tempel:

Dem Stein gilt's gleich, welch Zeichen man ihm wählte,
Ob er als Tempel, Dom, Moschee euch dien'!
Vom Menschen lernt' er's ab, daß gleich ihm's gelte,
Tritt Mönch, Levite, oder Derwisch ihn.

Aber voll Haß begegnen sich am Orte der Erniedrigung, gleichgedrückt vom Moslem, Christ und Jude. Es ist der ewige Jude, der voll aufjauchzenden Ingrimms zum Christen spricht:

Voll Lust ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns Beid' in dich zu theilen wissen:
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits sein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend sich,
Aus deines Königs stolzer Krone sinken,
Der dich auch treten kann, so wie du mich!

Der Jude verflucht den Frieden und die Versöhnung, welche der Christ nach Jahrtausenden Krieges ihm bieten könne, einen solchen Zustand endige nicht ein Friedensaugenblick:

Hier ist mir wohl! Hier sind wir gleich, wir Beiden,
Verschmäht, getrieben gleich, in diesem Land!
Doch unserm Tritte selbst des schnöden Heiden
Reich' ich dir nicht zum Frieden meine Hand. —
Genug der Rast! Wie labt des Schlummers Bronnen!
Laßt sehn, wie die Geschäft' am Grab dort stehen! —
Kauft Goldmonstranzen, Rosenkranz, Madonnen!
Kauft Kreuze, schmucke Kreuze, blank und schön!

Beim vierten Male erblickt Christus wilden Sektenstreit um sein Grab, und der Stock des Janitscharen muß Frieden stiften zwischen dem Mönch aus Rom, dem Griechen, Kopten und Armenier. Ein fränkischer Mönch betet allein in Andacht, und diese Andacht ruft den Sieger unter den Pyramiden zur Rettung des heiligen Grabes und seiner Priester herbei. Aber Bonaparte's Siegesfittig rauscht nur vorüber; die Schmach bleibt. Da steht Christus zum fünften Male auf dem Ölberg, und ein anderes Ostern voll Segen, Heil und Blütenpracht liegt um ihn ausgebreitet. Überall Friede, Glück, Ernte, Naturüppigkeit, ein Arkadien, wenn der Ausdruck für dies nicht Auszudrückende paßte.

Das ist ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette sprießt, und rauscht, und keimt,
Als gält' es jetzt, geschäftig einzubringen,
Was starr im Schlaf Jahrtausende versäumt.

Ein Glücklicher aus der Zahl der zufriedenen Erdbewohner (die vermuthlich Alle in freundlichen Hütten wohnen) gräbt ein eisernes Instrument auf, was Keiner, auch der älteste Mann nicht, kennt. Es ist ein verrostetes Schwert. Das tausendjährige Reich von Glück und Frieden ist also angebrochen; außer dem Kriege und der Justiz und den Administrationsplackereien gibt es nun vermuthlich auch weder Vornehme noch Reiche, keine Burgen und Paläste, Jeder baut seinen gleichen Landtheil und schneidert und schustert sich selbst. Künstler sind daher gar nicht nöthig, denn wer hat so viel vor dem Andern voraus, um einen Rafael und Palladio bezahlen zu können! Auch mit der lästigen Wissenschaft wird es vorbei sein, dann zum Exempel fällt die Historie ganz weg, da es gar keine Erinnerung gibt. Das Geschlecht lebt nur in der Gegenwart; höchstens existiren Dichter, die von der Wonne der augenblicklichen Existenz singen. Nur frage ich, wem es möglich ist, sich in diesen Sonnenschein zu versetzen: Wird da nie Miswachs kommen? Wird es keine Gewitter geben, Überschwemmungen, Feuersbrünste? Oder aber, gesetzt, daß auch der Himmel immer auf das Reich des Glückes, das keine Geschichte kennt, lacht — d. h., die Sonne scheinen läßt, wenn es noth thut, und regnen desgleichen, und zwar für einen Jeden besonders —, gibt es denn gar keine Krankheiten, physische, wie psychische? Gesund, meinethalben, kerngesunde mögen die Menschen sein bis zu ihrem Tode, der aber allerdings auch im tausendjährigen Reich erfolgt — und er muß um so bitterer sein, wo man solche Süßigkeit verläßt —; aber die Seelenkrankheiten, existiren auch die nicht? Wird Keiner von Grillen geplagt, jagt Keiner eine Phantasie nach, die ihn glücklich und unglücklich macht? Vertragen sich alle Temperamente zusammen — ich meine nur die in einer

Digitized by Google

Familie, in einem Hause — wie nach einem Maß gestrichene Bausteine? Gibt es keine unglückliche Liebe? Stimmen die Ältern, die Verhältnisse immer in die Wünsche der Liebenden? Gewiß. Aber muß sie auch mich lieben, wenn ich sie liebe? Vielleicht. Wird damit also alle Erfahrung der Dichter zu Schanden, daß die Neigungen sich in der Mehrzahl nicht begegnen, sondern eine die andere abstößt? Nebst der Geschichte wäre dann auch die Poesie annullirt. Nein, ich glaube nicht, daß das tausendjährige Reich so weit geht, mathematisch-hermetische Gesetze auch für die Herzen zu constituiren. Wahrscheinlich gibt es Liebesschmerz, und was hilft dann alles Glück der Welt, nämlich, daß es keine Robottbauern, keine Justizjarien, keine Censur, keine Soldaten gibt, wenn mit ihnen auch alle Executionsmittel wegfallen, um mir das Herz der Einen, die mir mehr werth ist als alle Weizenfelder und Veilchentriften, zu verschaffen? Ja, wird da nicht in solchem Schmerze der ganze Rosengarten umher zur Hölle mit Giftbrodem, während ein Liebender von heut in unserer höchst unvollkommenen Welt den Trost hat, daß er nicht allein unglücklich ist, daß Alle um ihn her leiden, vom Wurm bis zum Könige, Jeder sein Pack Schmerz über die Ungerechtigkeit und Unvollkommenheit in sich trägt. Welche Wonne, welche Erhebung ist da die Erinnerung! Jeder Märtyrer kann in seinen Qualen an ein großes Vorbild in der Geschichte denken, der Liebende adelt sich seinen Schmerz aus den herrlichen Bildungen der Poesie, er wird ihm verklärt in den Gestalten einer Julie, eines Käthchen, Werther, und sie Alle sprechen mit dem Briten:

When we our betters see bearing our woes,
We scarce our miseries think be our foes!

Diese Seligkeit im Schmerz kennen die vom tausendjährigen Reiche nicht. Es muß sehr langweilig dort sein!

Nächst dem verrosteten Schwerte wird auch ein verwitterter Stein von seltsamer Form ausgegraben — ein Kreuz. Niemand weiß, was es gewesen, was es bedeutet. Aber doch durchschauert die Lebenden eine Ahnung, daß es etwas Wohlthätiges war. Sie pflanzen es auf einen Hügel, und bald ist es so von Rosen überrankt, daß man nichts mehr von der Kreuzform gewahrt. Und gesetzt, es wäre möglich, daß das Christenthum dereinst so in Fleisch und Blut des Menschengeschlechts übergegangen sein könnte, daß es aller Form entbehren möchte, könnte dann auch die Erinnerung an sein positives Erscheinen jemals erlöschen? Aber sei es möglich — denn wir bewegen uns hier im Reiche der Unmöglichkeiten —, ist denn nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz die süßeste Würze des gegenwärtigen Wohlbehagens? Die Wunde, die der Liebende für die Geliebte empfing, ist ihm ein theueres Wahrzeichen; die Religion sollte dessen entbehren können? Sie sollte sich nicht der Kämpfe, die sie veranlaßt, durch die ihre Märtyrer gedrungen, erinnern müssen, wollen? Das ganze Dasein, auch der Funke des Göttlichen darin, sollte sich einlullen lassen in ein harmloses Pflanzenleben, und die endliche, irdische Erlösung bei aus dem Paradiese verstoßenen Geschlechts, damit es weiterbeite im Schweiße des Angesichts, sollte eine Rückkehr sein zu träumerischer Unthätigkeit? Das und nichts Anderes ist, trotz der Pflugschar, des Dichters goldenes Zeitalter. Wenn auch die Hände arbeiten, der Geist, der gegen tiefe Klippen und Riffe mehr anzukämpfen hat, ist todt. Hier schwöre ich auch zur Fahne der Bewegung und rufe: Kein Rückwärts! Wenn Jene von einer Emancipation des Fleisches faseln, so könnte man, was der Dichter meint, eine Emancipation der Vegetabilien nennen. Nur ist das Resultat ein anderes, wenn ein Dichter Bilder meint, oder wenn Einer, der durch eine philosophische Schule lief, die unverdauten Hefte durchträumt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ohrfeige. Novelle von Dr. Schiff. Hamburg, Magazin für Buchhandel. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es ist eine alte Geschichte; just nicht zum Herzenbrechen, aber das Herz treibt doch darin sein Spiel. Es kommt eine dicke Tante vor, welche viel Gefühl besitzt, sodaß man an der Corpulenz ganz irre wird; ferner eine nachsichtsvolle charmante Mutter, die mit dem hoffnungsvollen Sohn in gemüthiger Stille kokettirt; ein mercantilisch-gesinnter Vater, der im Nothfall seinen Billets im Comptoirstyl ein gut Papier als N. N. und Comp. beilegt; ein Hofmeister, der sehr in Gunsten steht bei Papa und Mama und eigentlich ein Gimpel ist; hiernächst ein munteres bralles Linchen, welche so natürlich ist, daß sie den guten Sohn und Zögling so nach und nach bezaubert u. s. w. Heinrich — das ist der gute Sohn — fängt an seine Mutter immer zu schreiben: „Liebe, süße Mutter!" Er muß mit seinen pecuniairen Verhältnissen gut stehen, denn er schreibt unter Anderm: „Der arme Mensch (er spricht von seinem Hofmeister, dem Rittmeister) wird alt und grämlich; er hat kein Geld, darum dünkt Geld ihm das höchste irdische Gut, und als er mir vorpredigte, Linchen habe 50,000 Thaler, der liebe Vater wolle sein Geschäft vergrößern, ihn anstellen, es wir Alle würden glücklich sein, da — übermannte mich der Unmuth, ich nahm meinen Hut und ließ ihn stehen." Wohl Dem, der so schreiben kann in diesen Eisenbahn- und Dampfschiffzeiten. Wohl Dem, den im Ernste der Unmuth übermannt, wenn man ihm eine runde, hübsche, schwarzäugige Braut mit 50,000 Thalern, die noch dazu seine Cousine ist, zur Frau anbietet. Die beste Figur in der ganzen Novelle ist der steife Engländer Sir John Oldstown. Er ist eigentlich ein Spitzbube, der falsche Staatspapiere, Banknoten und dergleichen macht; aber er ist ein recht dicker, charmanter, traitabler, phlegmatischer Spitzbube, mit dem sich umgehen läßt.

Zum Schluß bin ich der Meinung: Hr. Schiff hat wirkliches Talent für die Novelle, er muß aber eine gewisse Ruhe, eine gewisse Breite und ein gewisses unfreiwilliges Cavillen erst loswerden. H.

Literarische Notiz.

Der kleinrussische Dialekt scheint sich zu einer gebildeten Schriftsprache erheben zu wollen. Es erschienen im Jahr 1834 in diesem Dialekt: „Powesti", Erzählungen von Gogol (Moskau 1834), in denen viele interessante Züge über die Ukrainer, Kosaken und Kosacken vorkommen. In Charkow erschienen kleinrussische Sprüchwörter: „Poslowicy". Die in Petersburg von Grebenko herausgegebenen kleinrussischen „Erzählungen" („Prykaski") sind Gedichte von geringer Bedeutung. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 138. — 17. Mai 1836.

Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün.

(Beschluß aus Nr. 137.)

Im ersten Liederkranze der Sammlung — „Der Thurm m Strande" ist er überschrieben — parodirt sich der Dich- r gewissermaßen selbst. Der Sänger ruht am abendli- en Gestade der Adria unter einem morschen Thurme er Vorzeit, an dem unter Moos und Schlinggeflecht Venedigs Wappen vorblickt. Er träumt sich in die Zei- n, wo in diesem Kerker die unschuldigen Opfer der Ty- nnei geschmachtet, und die Seufzer Aller, die von der rgwöhnischen Venetia gelitten haben können, werden rüh- nde und bittere Klagelieder. Eines der lieblichsten ist ie „Entstehung der Kette". Die Liebe erfand sie, näm- ch Rosenketten; die Liebe starb, und der Haß ahmte sie ach, doch aus Eisen. Um deshalb flüstern die Ketten em Gefangenen die Mühen ins Ohr:

Wie selbst im Haß ein Fünkchen Lieb' entzunden,
Wie selbst der Haß bei Lieb' einst ging in Lehre.

uch die Anrede an das Gesicht des Kerkermeisters, das nstere, verwitterte, böse, aus dem der Gefangene den ergrabenen Stempel der Humanität herausliest wie aus em Tempelschutte seine Götter, ist ein Gedicht voll schö- en Gefühls und echter Erhebung. Desgleichen die „Bot- haft der Freiheit". Der Jubelnde beschließt, mit erneuter raft das Versäumte nachzuholen und sich neue Liebe nd neues Leben zu erringen:

Da nahm sein Todfeind schweigend ihn am Arme
Und stellte ihn vor einer Quelle Spiegel:
„O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!
Auf Wang und Stirn der Knechtschaft Furchensiegel!"

nd er kehrt in den Kerker zurück. Aber es war gar ein Kerker. Ein silberhaariger Greis antwortet ihm auf ie Frage, wer in den Finsternissen des Thurmes geächzt abe:

Geächzt hat Niemand als die Wetterfahne,
Wenn sie der Wind gedreht im spröden Gleise;
Geklirrt hat nichts hier als von dem Altane
Die Becher all in luft'ger Brüder Kreise.

Der Thurm war ein Leuchtthurm, und die Klagen sind msonst in Verse gebracht; der Dichter hat in des Lich- es Heiligthume von Finsternissen gesungen, die nur aus em eignen Sinne hervorgingen.

„Eine Fensterscheibe" heißt der zweite Cyklus; bedeu- tungsreiche Lieder. Es wird ein verfallenes Kloster geschil- dert mit dem ganzen Bilderreichthum des Dichters. Um- rankt ist es von Epheu und den Pflanzen der Zerstörung; die ungeheuern Quader sind losgebrochen; unversehrt ist aber eine Fensterscheibe. Ein Bettler schenkte einst dem rei- chen Abte, als Fürsten, Grafen und hohe Frauen Gold und Juwelen zum Klosterbau spendeten, einen erbettelten Pfen- nig, und der Abt verwandte ihn zu Einer Scheibe, auf die der Schalk den Wunsch sprach, daß es dem Hause nicht an Licht fehlen möge. Die Mauern sind Ruinen, die Fensterscheibe ist ganz geblieben, und durch sie fällt unter Vermittelung des Dichters auf Das, was in den dunkeln Zellen und Hallen gewesen ist, ein seltsames Licht, in dem vorhin Keiner die Dinge, so hier vorgegangen, betrachtet hat. Mit schalkhafter Laune läßt der Dichter uns in die geheimsten Schlupfwinkel eines alten Klosters blicken; aus den Zellen und Refectorien streift der Blick auf die ganze Feudalwelt, welcher das Klosterinstitut an- gehörte, und indem er den Schutt des Gewesenen zusam- menhäuft, will ich nicht verschwören, wie viel von dem gegenwärtigen er mit unter demselben begräbt. Ich weiß nicht, was mehr in diesen Gedichten zu bewundern ist, der dreiste Pinsel, der warme Duft, wie er die Realitäten des alten Klosterlebens malt, oder der dämonische Takt, mit dem er moralisch das Positive daran todtschlägt. Er lebt vertraut in den innersten Adern der Gewesenheit, und auf dem Felde, wo er operirt, gibt es keine Contreminen gegen seine Minen. Ein Protestant könnte nicht so an- greifen, ihm fehlte die Kenntniß und, wie die Sachen jetzt stehen, die specielle Malice. Es ist eins der gereif- testen Gedichte des Verfassers. Welch ein Bild:

Im Beichtstuhl sitzt ein Priester zu Gerichte.
Glaubt nicht des Jünglings ros'gem Angesichte!
Ein Eisfeld ist sein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin sich nur der Himmel schaue!

Und eine Wüste ist's, die schrankenlose,
Die öde, kahle, ohne Quell und Rose,
Draus nur die Pyramide: Gott, sich hebet,
Doch einsam, düster, grau und unbelebet.

Ein lockig Mägdlein kniet zu seinen Füßen,
Ihr Herz ihm ganz und reuig aufzuschließen;
Drin hat die Sünd' ein Gärtlein, ein gar schönes,
Voll Rosenhecken und voll Quellgetönes.

Durch die Beichte zieht die Sünde aus dem Mägdlein

Digitized by Google

aus; aber sie zieht mit Rosenfarbenschein in des Jünglings Herz, und die Pyramide: Gott, beginnt zu wanken. Welche andere harmlose Portraits dagegen in dem Ahnensaal der Äbte, mit dem Meisterstück des wohlbehaglichen, dickwanstigen Protoabtes! Der Referent fühlt sich in Verlegenheit, wenn er das Vorzüglichere zur Mittheilung auswählen soll; Eines überbietet in Rembrandt'scher Schlagschatten und Denner'scher Physiognomik das Andere. Am kühnsten und am meisten dämonisch erhebt sich der Dichter in der Lehre, die der strenge Abt dem Priesterjüngling gibt. Er schildert die Macht des Kirchenfürsten, wie er die Welt gleich Puppen am Drahte gelenkt habe.

„Das Puppenspiel beginnt, die Kerzen flammen,
Ihr Bänke brecht der Menge nicht zusammen.
Den Priester decken des Theaters Wände:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände!"

„Des Chaos Nacht, des Paradieses Zweige,
Die Schlang' und das berühmte Blatt der Feige,
Der Fels von Löschpapier, des Meeres Wogen,
Sie kommen all an seinem Draht gezogen."

„Der Engel, dem von Weingeist brennt der Schädel,
Der liebe Herrgott selbst im Wolkennebel,
Der ölgetränkte Mond, sammt Sonn' und Sternen,
An seinem Drahte mußten gehn sie lernen."

„Ein Guß von Streusand wird als Sündflut taugen!
Streut so viel Sand dem Volk nicht in die Augen!
Der transparente Regenbogen nahte
Dem wasserscheuen Noah jetzt am Drahte."

„Ein Engel packt dort Habakuk beim Schopfe!
Sieh Judith mit des Holofernes Kopfe!
Horch, Josua schießt mit Posaunen Bresche!
Elias reist in brennender Kalesche."

„Die Krone Saul's, des Makkabäus Degen,
Die Harfe David's weiß sein Draht zu regen,
Den hohen Priester mit Papierscher', Brillen,
Bereit des Herrn Beschneidung zu erfüllen."

„Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's längst des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn' und Bänken."

„Die Hand ließ Christum aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!
Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten
Ach, wurde so zur Himmelfahrt von Würsten!"

„Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Äpfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspieles tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände."

„Ob wir aufs Neu auch Sonn' und Mond polirten,
Neu Evens Baum mit goldner Frucht staffirten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände:
Ein Puppenspieler zsige nicht die Hände."

So sprach der finstre Mann zu dem Gesellen
Im Angesicht des Monds, des glänzendhellen,
Indeß die Nachtigall im nächsten Flieder
Die Jungen lehrte ihre ew'gen Lieder.

Der Commentar ist überflüssig. Aber neben diesen dämonischen Anschauungen fehlt es auch nicht an tief innigen, aus vollem Dichtergemüth entsprungenen.

Und doch ist das „Cincinnatus" überschriebene Gedicht noch bedeutender, sowol was dichterische Begeisterung als die Tiefe des Inhalts anlangt. Im Golf Neapels liegt ein amerikanisches Schiff, der Cincinnatus, zur Abfahrt in die neue Welt bereit. Vor dem Schiffe des Capitains, von deutscher Abkunft, bewegt sich eine Reihe der alten in Schutt zerfallenden europäischen Welt, und eine andere des in Jugendfrische (so heißt es) prangenden Amerikas. Die Strophen wechseln in bunter Folge. Wo das Licht und wo der Schatten nach der Intention des Dichters hinfallen soll, ist unschwer zu errathen. Denn die Wahrheit, die in des echten Dichters Brust ist, ist mächtiger als die angezwungene Intention des Verstandesmannes. Alle glühenden und echten Farben leuchten auf den neapolitanischen Bildern heraus, während der Charakter des Gezwungenen in den amerikanischen unverkennbar wird.

Beschäftigen wir uns zuerst mit diesem. Begraben die Welt hier ist Schutt; wo ist das frische Jugendleben des Dichters in Nordamerika? In den aufgeackerten, gebrannten Urwäldern, in den abgelassenen Wasserbetten, den rectificirten Bächen und Flüssen, den verscheuchten, gejagten, ausgerotteten Ureinwohnern, denen doch nicht mehr ein Platz zum Grabe bleibt? Ist es in den Kanonen, in den Kaufleuten, in den schwarzen und weißen Sklaven? Steckt es in der Industrie oder dem Ungeziefer, die Häuser baut nur bis morgen, dieser, den Vater, Bruder, Schwester weniger gelten als ehrliche Procente? Kennt Graf Auersperg die neue Welt aus Cooper's Romanen? Las er keine der neuesten Berichte, sprach er nie mit seinem Landsmann und Blutsverwandten, Nikolaus Lenau, hat ihn dieser nicht von der geistigen Verkümmerung der Deutschen erzählt, die in den Ruinen ihres Vaterlandes kühn blicken wie nie, und dort matt und schlaff in das tägliche Einerlei des Broterwerbes starren, ohne geistige Erhebung und Erquickung? Wenn der Liberalismus, der vor drei Jahren in der Luft war, auf Amerika als das Land des Heiles blickt, so ist dies erklärlich; ihm lag die Freiheit in der Abschaffung aller monarchischen Formen und in der Niedrigkeit der Abgaben, welche dem Handel und der Industrie die möglichst geringen Schranken setzen. Das bot, das bietet die neue Welt; was aber diese Welt der Industrie, ist für die Natur mit allen patriarchalischen Banden und Verinnerungen längst in das Raritätencabinet gesperrt ist, das Dichter Anast. Grün Grünes bietet, begreife ich nicht. Es klingt wol poetisch, wenn er des Pflanzers Hütte an der Grenze der Cultur schildert, den silberhaarigen Patriarchen mit der Axt im Kreise der Seinen; aber malt er auch die viehische Abgestumpftheit nach langen Tage voll Arbeit und den Sinn, der nach Wochen, Monden, Jahren dieser Lastarbeit dem thierischen Instinct sich wieder nähert? Den Ansiedlern ist der Urwald nur der Rest des Chaos, den sie zerschlagen, niederschmettern, um Brot für Morgen zu säen; in den Wipfeln rauschen ihnen keine Geisterstimmen, die Nachtigall schlägt ihnen die Rose duftet nicht für sie. Mag den Dichter die Erfindung einer Milizrevue wirklich begeistern, warum soll er denn nicht in Uniform stecken? Immerhin, ich habe nichts dagegen. Doch, es gibt einen Punkt, ein [illegible]

Digitized by Google

[illegible] dem des Amerikaners Vaterlandspoesie in Flammen [illegible]
Vorsicht — der Thor. Bei einer Schale läßt der Dich-
ter Freudenthränen aus den Augen des Patrioten brechen,
hierauf erhebt er sie zum Himmel der Freiheit. Man
muß gestehen, das Symbol ist weit hergeholt, charakteri-
stisch genug für den ganzen amerikanischen Lebensbaum,
er alles Eignen, Ursprünglichen entbehrt. Und charak-
teristisch auch um deshalb, weil Amerikas Dichter genö-
thigt ist, um sich in die volle Begeisterung für seinen
Stoff zu versetzen, das Krümlein Geschichte hervorzuholen,
as noch da aufzufinden ist. Doch, mag auch gegen ihn
icht ungerecht zu sein, mitten im gemachten Lobe des
uen Saints, läßt er ironisch den krausen Negerkopf vor-
ucken.

„Wir kehren zum Schutt zurück. Ein Pfuscher kann
um Künstler werden, wenn er den Smaragdglanz des
eapolitanischen Golfs copirt, ein Künstler kann an der
ölle, am Reichthum des Stoffes scheitern. Anast. Grün
t nicht gescheitert. Diese Bilder überstrahlen an Wärme,
lanz und Tiefe der Auffassung die Bilder eines Catel,
et doch seine besondere Kraft in der Portraitirung der
eapolitanischen Meere hat. Wir sehen den Rückschlag
es Sonnenstrahls, wir hören das Kochen des Vesuvs,
ir fühlen die warme Luft aus Meer und Boden uns
nhauchen. Welch ein gigantisches Gedicht: „Der Vesuv
ls Freier des verschütteten Pompeji"; fast ein überwältigen-
er Bilderreichthum. Ein solches wird überall, zu jeder
eit seine Bewunderer finden. Als die Gabe und den
eist des Dichters bezeichnender enthebe ich aber Folgendes
ür die Leser, welches an eine jüngste und letzte Begeben-
eit in der neapolitanischen Geschichte erinnert. Der nea-
olitanische Soldat in den bourbonischen Lilien unterhält
ich mit dem Gerippe, das, den Speer in der Knochen-
aust, vor Pompejis Thor Wache steht, über Treue, Liebe
nd Aufopferung fürs Vaterland. Der Lebende erklärt
ie Begriffe für Narrenthum:

„Auch ich bin einst in Waffen schon gestanden,
Der Freiheit Banner rauschte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern sich der Deutschen Glieder."

„Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Brust entgegentragen,
Ei hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall so schön geschlagen!"

„In ihre Reihn, hoch in der Faust den Degen,
Wär' ich gestürzt, von Todesmuth entglühet;
Ei hätte nur, hart neben meinen Wegen,
Nicht eine Rose gar so schön geblühet!"

„Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen;
Ja, herrlich ist's im Feld des Ruhms zu sinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht gesehen
So schön und voll an grüner Hecke winken!"

„Das Leben ist das Schönste doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und sieh, auch dankbar sind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Rosenhaine!"

Er sprach's; doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tausendjähr'ge Wächter ihm entgegen! —
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Rosen, Nachtigallen hegen.

Daneben lese man die herrliche Ode des Pizzarro. Wie versteht es der Dichter, dämmernde Gedanken, für die Andere kaum noch Worte fanden, in klaren, vollen Bildern zur Anschauung zu bringen. Dies ist überhaupt seine besondere Kraft, Alles, was er sieht, auch uns in prangendem Bilderreichthum sehen zu lassen. Oft überschüttet er uns mit Gleichnissen. Schutt ist nicht alles Das, was er dafür ausgibt; aber seine Gedichte: „Schutt", sind eine der bedeutendsten, geistvollsten und eigenthümlichsten Schöpfungen, welche die letzte Zeit im weiten Reiche unserer Literatur zu Tage gebracht hat.

W. Häring.

Die Rolle der Diplomatie bei dem Falle Polens. Ein belehrendes Beispiel für alle Völker. Von einem ausgewanderten Polen. St.-Gallen und Leipzig, im Bureau des Freimüthigen. 1835. Gr. 8.

Vergebens sucht man in vorliegendem Buche die Auskunft, welche der gewählte Titel verspricht; denn während man, durch diesen verleitet, genauere und verbürgte Nachrichten über das Verhalten der europäischen Mächte zur letzten polnischen Revolution erwartet, werden hier diese Verhältnisse ganz beiläufig und nur, wie sie bereits längst bekannt sind, erwähnt. Statt ihrer aber wird das Verhalten der polnischen Aristokratie, ihr Einwirken auf den Gang und Untergang des letzten polnischen Freiheitskampfes ausführlicher geschildert. Weil nun diese Aristokratie allerdings auf eine mächtige Unterstützung der europäischen Diplomatie hoffte, mit dieser in fortwährender Verbindung blieb und nur auf diesem Wege den Zweck des Aufstandes erreichen wollte, hat der Verf. den doch immer täuschenden Titel gewählt. Wir kennen bereits die Vorwürfe, welche die polnischen Volksfreunde, oder vielmehr die Partei, welche ein freies Polen durch eine Gesammterhebung der Nation, durch einen Kampf auf Leben und Tod erringen wollte, der Aristokratie gemacht hat, welche sich gleich anfangs der Leitung der Dinge bemächtigte; auf das lebhafteste, leidenschaftlichste finden wir sie hier wiederholt. Auch dieser Pole rechnet ihr allein die Schuld von dem abermaligen Zurücksinken Polens unter die russische Herrschaft an. Und es läßt sich nach allen Nachrichten, die vorliegen, freilich nicht leugnen, daß die Richtung, welche die Aristokratie verfolgte, daß die Männer, welche durch sie emporgehoben wurden, allerdings nicht fähig gewesen sind, Polen zu retten. Sie griffen zu halben Maßregeln, wo entscheidende Noth thaten. Wie viel Schuld hierbei die Persönlichkeit der Einzelnen, ihre Unfähigkeit, ihre Parteisucht, ihren Ehrgeiz trifft, können wir, denen eine genauere Kenntniß des Schauplatzes fehlt, nicht beurtheilen; aber wol können wir die Bitterkeit, die gereizte Stimmung, die übertriebenen Ideen, die uns in diesem Buche entgegentreten, entschuldigen, wenn wir den freienzerreibenden Schmerz eines Mannes bedenken, der von Neuem die Vernichtung aller Hoffnungen auf die Freiheit seines Volkes miterleben mußte. Dagegen müssen wir auch von unserm Standpunkte aus behaupten, daß das Factum, daß jene Aristokratie sich der Leitung der Dinge bemächtigen konnte, daß die Art und Weise, in welcher sie diese Leitung führte, und wie die Partei der Volksfreunde sich gegen sie stellte, schlagender als alles Andere beweist, wie wenig das gesammte Polen zur Freiheit reif war. Denn nicht kann diese im Sturm der Begeisterung gewonnen werden; nur ein Bildungsgang langer Jahre führt zu ihr, und auf diesem Bildungsgange sind die Polen längst fast hinter allen andern europäischen Völkern zurückgeblieben. Hierin liegt der innerste Grund von Polens jüngstem Untergange, denn die Weltgeschichte ist auch das Weltgericht. 74.

Digitized by Google

Improvisationen des Hrn. de Pradel in Paris.

Die Improvisationen, welche de Pradel dem pariser Publicum gibt, sind in der That staunenswerth. Man bemüht sich umsonst, dem Manne eine Methode oder einen Mechanismus irgend einer Art abzusehen. Ein Kopf, dessen Äußeres wie der eines andern gebaut ist, schließt ein Etwas in sich ein, das von der sonstigen Wirkungsart des Geistes eine eigne Ausnahme macht.

Der kleine Saal auf der Straße de la victoire ist zwar bei diesen Improvisationen immer, und zwar von einem ausgesuchten Publicum fast angefüllt; aber man drängt sich doch nicht hier wie zu den sonstigen Schauspielen, z. B. zu den Beduinen. Auf den ersten Anblick scheint dies für eine so civilisirte Nation eine Schande zu sein. Aber bei weiterer Reflexion ist es leicht, sich die Ursache des geringen Eifers für diese Leistungen zu erklären. Unser neugieriges und abgestumpftes Publicum bedarf der Schauspiele, welche die Augen reizen; man muß es durch tours de forces oder durch Dramen, in welchen schlechte Leidenschaften mit all ihren Consequenzen bis auf die Spitze getrieben werden, aufregen. Nichts davon zeigt sich in Eugen de Pradel; die wunderbare Arbeit, welche er vornimmt, geht nicht vor den Augen des Publicums vor; Alles arbeitet im Innern des Dichters; es ist ein Geheimniß zwischen seiner Seele und seinem Gehirn, ein Räthsel, für welches der Improvisator selbst das Wort nicht hat, und welches für immer Jedem ein Geheimniß bleiben wird. Wie ganz anders würde das sein, wenn der Zuschauer Zeuge dieses wunderbaren und raschen Mechanismus des Innern werden könnte! Dann würden alle Phänomene der äußern Welt in Schatten treten; de Pradel könnte seine Versammlungen dann auf dem Champ de Mars veranstalten und von dem Ende der Welt würden Zuschauer herbeiströmen. Aber der Zuschauer sieht nur die Resultate der Arbeit; die Tragödie, die man ihm vorträgt, erscheint ihm blos mehr oder weniger bedeutend. Es kommt ihm wenig darauf an, daß es in einer Viertelstunde oder in drei Monaten gemacht ist; er sieht, er hört, er beurtheilt nur das Werk, und er drängt sich zu den Tragödien des Hrn. de Pradel nicht mehr als zu denen von Racine. Man sage heutzutage zum Publicum: Man wird Ihnen eine Maschine zeigen, die in einer Viertelstunde einen jener schönen indischen Shawls verfertigt, in welche Sie, meine Damen, so sehr verliebt sind, — und das Publicum wird in Menge herbeilaufen, um die Modelmaschine zu sehen; aber man verstecke diese Maschine hinter einen Vorhang und bringe nun nach Verlauf einer Viertelstunde einen Shawl hervor, zu welchem die Damen den Stoff selbst ausgelesen und mit ihren Augen geprüft haben, — und siehe da, kein Mensch wird sich in Bewegung setzen, dies zu sehen. So ist es auch mit der Improvisation des Hrn. de Pradel: man sieht das Product des Mechanismus, und dies Product ist eine ganz natürliche Sache; aber der Mechanismus mit seinen Triebfedern kann nicht vor die Augen treten.

Die letzte Improvisation de Pradel's war sehr merkwürdig. Man hatte ihm den Tod des Cinq-Mars zum Stoff einer Tragödie gegeben. Diese Tragödie durfte nur aus einem Acte bestehen, und man weiß wohl, wie schwer es ist, eine dramatische Handlung in einen so engen Raum einzuschließen. Der Improvisator fand jedoch das Mittel, ein interessantes Drama, das vorzüglich durch die Wahrheit der Charaktere anzog, hervorzubringen. Der schwache und unentschlossene Charakter Ludwig XIII., die Biegsamkeit und Gewandtheit Richelieu's, die List und Falschheit des Pater Joseph, die edle Entsagung des Cinq-Mars und seines Freundes de Thou wurden von dem Dichter mit vieler Energie geschildert, und eine Menge glänzender Verse erregten zu mehren Malen die lebhaftesten Beifallsbezeigungen.

Hr. de Pradel schloß die Versammlung mit Boutrimés und Couplets. Es ist merkwürdig, wahrzunehmen, wie leicht und spielend der Improvisator über Das hinwegkommt, was für jeden Andern unübersteigliche Hindernisse sein würden. Zum letzten Couplet hatte man dem Improvisator die Worte Vers und Parapluie aufgegeben. Sogleich trug derselbe acht sehr witzige Verse vor, welche so schlossen:

Pour échapper à mon travers,
Quand je serai pleuvoir de vers,
Prenez tous votre parapluie.

Die Zuhörer zeigten durch einen langen Applaus, daß sie sich wol hüteten, seinen Rath zu befolgen. L.

Bibliographie.

Anderson's, H. C., Umrisse einer Reise von Copenhagen nach dem Harze, der Sächsischen Schweiz und über Berlin zurück. Aus dem Dänischen übersetzt vom Verfasser der Improvisatorin Anemonen ꝛc. Herausgegeben von F. W. Genthe. Gr. 8. Breslau, Richter'sche Buchh. 1 Thlr.

Ballhorn, G. F., Über Declamation, in pädagogischer und diätetischer Hinsicht, auch als Beitrag zur Erziehungskunde. 2te vermehrte Auflage. 8. Hannover, Helwing. 8 Gr.

Beurmann, E., Ein Wort an die Herren Deputirten Oelrichs und Watermeyer, als Anhang zu meinen Eilfen an den Hansestädten. 8. Hanau, König. 5 Gr.

Chamisso's, A. v., Werke. 4 Bände. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 4 Thlr. 12 Gr.

Diesterweg, F. A. W., Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) Oder: Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten. Dritter Beitrag zur Lösung der Judenfrage dieser Zeit. Gr. 8. Essen, Bädeker. 8 Gr.

Erzählungen aus der Copenhagener fliegenden Post. Aus dem Deutsche übertragen von L. Kruse. 6ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Heiberg, J. L., Ein Jahr in Copenhagen. Novelle. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Kruse. 2 Thle. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Hoffmann, W., Das Leben Jesu kritisch bearbeitet von D. F. Strauß. Geprüft für Theologen und Nichttheologen. 1ste Lief. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 12 Gr.

Kruse, L., Der Geisterbanner. Eine Erzählung. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

— —, Schweres Mitwissen. Der Dieb. Zwei Erzählungen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Kurz, H., Gedichte. 8. Stuttgart, Halberger. 1 Thlr.

Lange, J. P., Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondre der Kindheitsgeschichte Jesu, mit Beziehung auf „das Leben Jesu von D. F. Strauß." Eine beleuchtende Abhandlung. Gr. 8. Duisburg, Schmachtenberg. 16 Gr.

Norden, Maria, Der Brand von Pera und die Verbrennung zu Kairo. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Ohnesorgen, Freimund, Bilder aus dem Kriegsleben von 1813, 1814 und 1815. Nach historischen Begebenheiten erzählt. 3ter Theil. Gr. 12. Berlin, Bechtold und Hartje. 1 Thlr. 12 Gr.

Ortlepp, E., „Hymne an Gott" und: „Das Kreuz oder „Die Religionen". Zwei religiöse Dichtungen, als Beiträge zu den der Religion gewidmet. Gr. 12. Leipzig, Hartknoch. 6 Gr.

Völker, H. L. W., Das Thüringer Waldgebirge nach seinen physischen, geographischen, statistischen und topographischen Verhältnissen geschildert. Ein Wegweiser für Reisende und Merkwürdigkeiten des Thüringer Waldes und seiner nächsten Umgebung. Mit 1 Karte vom Thüringer Waldgebirge. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 3 Thlr.

Wilson, C., Benjamin Brail's Seereise. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bde. Gr. 8. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 139. — 18. Mai 1836.

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 4 Thlr.

Wir möchten jedem hingeschiedenen deutschen Dichter, er es verdiente, für seinen Nachlaß eine so treffliche Ausstattung gönnen, wie sie dem unserer Literatur zu früh entrissenen Verfasser des „Paria" und „Struensee" durch die Sorge des Herausgebers und Verlegers zu Theil geworden ist. Druck und Papier wetteifern mit den schönsten englischen und französischen Ausgaben, und das ausführliche Vorwort des befreundeten Dichters, Biographie und Kritik zugleich, stimmt durch seine mit inniger Freundschaft für den Verstorbenen gepaarte Wahrheitsliebe und Mäßigung im Lobe den Leser zum Voraus günstig für den Überblick, der ihm hier zum ersten Mal über die nun in der geschlossen vor uns liegenden Leistungen eines der schönern Glieder unserer echten jungen deutschen Literatur zu Theil wird. Ja, Michael Beer war ein edler Geist. Wenn man den langen und doch nicht ermüdenden Gang durch den Garten seiner Dichtungen vollendet hat, so stimmt man mit Überzeugung in die Worte der Dichterin ein, deren Lied Ed. von Schenk am Schluß der „Biographie und Charakteristik" seines Freundes mittheilt:

Wohl, Michael, warst du ein Lied; sein Tönen
War eine schöne, gottdurchglühte That,
Der edle Mensch, der Liebling der Kamönen,
In Andrer Glück legt' er des Himmels Saat....

Du sangst so schön! Dein Paria vertheidigt
Der Menschheit Stern mit eines Engels Muth;
Du hattest dich vor Gott fürs Recht beeidigt
Und hieltst den Schwur mit treuer Herzensglut.

Die Glut ist kalt! — Doch nein, nur aufgeflammet
In alles Lichts urew'gen Ocean,
Nur heimgekehrt zum Tag, dem sie entstammet,
Hinauf, hinauf geht alles Schönen Bahn.

Michael Beer zeigt sich in seinen dramatischen Werken, die seinen Namen der Nachwelt überliefern werden, durch die Wahl sittlich-dichterischer Stoffe, durch den Adel der Gesinnung, den er zu ihrer Bearbeitung mitbringt, durch das Studium seiner Charaktere und deren sorgfältige Durchbildung, durch die Einmischung einer dem deutschen Gefühl nicht anstößigen Lyrik ins Drama, durch den edlern Schritt seines Kothurns und seine blühende Diction, vielleicht auch durch einige zu Tage liegende Nachahmungen und Fehler als einen unzweifelhaften Schüler Schiller's, ohne daß ihm damit auf der einen Seite der fördernde und ergänzende Fortschritt mit seiner Zeit, der immer auch ein Gewinn des dichtenden Menschengeistes ist, auf der andern eine durch die Schule unverkümmerte Eigenthümlichkeit und entschiedene Persönlichkeit abgesprochen werden soll.

Göthe hat seinen Freund Schiller im Zelter'schen „Briefwechsel" einen Alles veredelnden Geist genannt. Die rühmlichste Ähnlichkeit, die Beer als Schüler mit diesem Meister in allen seinen Hauptwerken zeigt, ist eben diese, und auch Schenk's Charakteristik, welcher nicht nur den Dichter, sondern auch den Menschen gekannt hat, stimmt damit überein.

Was seine innere Persönlichkeit betrifft — sagt Hr. von Schenk S. XXVII —, so erschien dieselbe als durchaus edel. Man kann sagen, er war eine nicht nur von jeder Gemeinheit entfernte, sondern ihr grade entgegengesetzte Natur. Eingeboren war ihm ein Herz voll Güte und Milde, eine warme Liebe nicht blos für Diejenigen, die ihm durch Bande des Blutes oder der Freundschaft näher standen, sondern auch für alle Menschen überhaupt, die ihm der Achtung oder des Mitleids würdig schienen; ein reger Sinn für Wohlthätigkeit, vor Allem ein lebendiges Streben nach Wahrheit, Schönheit und Tugend. Angeeignet aber hatte er sich eine strenge Rechtlichkeit selbst in den unbedeutendsten Dingen, eine Wahrhaftigkeit, die nicht der kleinsten Lüge, nicht einmal im Scherze, fähig war, eine seltene Unbefangenheit des Urtheils über Andere, besonders über die Werke anderer Schriftsteller, wenn er auch mit diesen nichts weniger als befreundet war, vor Allem aber die tiefste Scheu vor jeder Art von Prunk und Öffentlichkeit in Bezug auf wohlthätige Handlungen..... Freundschaft gehörte zu den wesentlichsten Elementen seines Daseins; er war nie liebenswürdiger als im traulichen Gespräch mit einem gleichgestimmten Freunde; alle reichen Quellen seines Geistes und Gemüthes öffneten sich da von selbst und sprudelten in ihrer ganzen Fülle, ohne Absicht, ohne Zwang und ohne Anspruch.

Es gewährt eine wohlthuende Empfindung, auf diese Weise zu erfahren, daß der Mensch im Dichter den Dichter nicht Lügen gestraft habe, und man mag die Unabhängigkeit der Poesie von der Moral im Interesse der Selbständigkeit ersterer vertheidigen, wie man will, so wird diese Ansicht doch nur insoweit sich geltend machen können, als sie allerdings mit Recht behauptet, daß nicht jede Frucht der Poesie gleichsam auf den ersten Anbiß sich durch einen Sittlichkeitsgeschmack legitimiren müsse;

Digitized by Google

aber im Kern der Frucht und in der Wurzel des Baumes, dem sie entstammt, muß allerdings die Sittlichkeit wohnen, so gewiß bei Gott Tugend und Schönheit eins sind. So haben bei beschränkterer Erkenntniß auch die Alten schon geurtheilt, und jene angeblich so fleischeslustigen Helden haben doch nie vergessen, an ihren größten und beliebtesten Dichtern den Adel ihres Gemüths und die Reinheit und Würde ihres Lebens als eine Ergänzung ihres Dichterruhms zu preisen und hervorzuheben.

Nach dieser Abschweifung, zu welcher die Veranlassung bei gegenwärtigem Stande unserer Literatur nicht fern liegt, wenden wir uns den Gedichten des Verfassers zu und werfen nach der Ordnung, in welcher sie in dieser Sammlung aufeinanderfolgen, einen Blick auf sie. Bei den beiden ersten Stücken: „Klytemnestra" und „Die Bräute von Aragonien", wollen wir uns nicht lange verweilen. Beiden hat Ed. von Schenk's Charakteristik die Nativität mit voller Unparteilichkeit gestellt und sie als hoffnungsvolle aber mangelhafte Vorstudien des Dramatikers geschildert. Als Beer die erstere Tragödie dichtete, war er noch nicht 18 Jahre alt. Kein Wunder, daß der frühreife Jüngling mit seiner Arbeit Aufsehen machte und auf dem Hoftheater zu Berlin (8. Dec. 1819), von den besten Künstlern unterstützt, lauten Beifall erntete. Mit Recht tadelt Schenk die gänzliche Modernisirung der grauenvollen Fabel, zu welcher der junge Dichter, wenn er einigermaßen Neues liefern wollte, gewissermaßen genöthigt war, und gesteht, daß die ganze Mischung von Liebe, Weichherzigkeit und Rachgier, wie sie in Beer's „Klytemnestra" erscheint, der antiken Tragödie fremd ist. Feuer in Auffassung seines Gegenstandes wie im Ausdruck, Adel und Gewandtheit der Sprache und Bühnenkenntniß wollen auch wir dem Dichter bei diesem seinen ersten Versuche nicht absprechen.

In den „Bräuten von Aragonien" findet Schenk ein sichtbares Fortschreiten, aber auch einen Misgriff in der Wahl des Stoffes, dessen Hauptgedanke Göthe's „Braut von Korinth" entlehnt ist. Es wird vortrefflich von ihm bemerkt, daß der schauerliche Reiz dieses Gedichtes ganz auf der geheimnißvollen gespenstischen Erscheinung der todten Braut im Schlafgemache des Bräutigams beruhe, während alle vorangegangenen factischen Momente, der religiöse Wahn und die Schwäche der Mutter, die Eifersucht der Schwestern, die Begünstigung der einen und die Unterdrückung der andern nur kurz angedeutet sind. In dem Drama dagegen sind grade diese, das sittliche Gefühl verletzende Momente vier Acte hindurch bis in die kleinsten Fäden ausgesponnen, während die nächtliche Erscheinung des Geistes der Geliebten nur einen flüchtigen Moment bildet. Auch übersieht Schenk's Kritik die Ähnlichkeit dieser Tragödie mit Schiller's „Braut von Messina" nicht, so wenig als die unsichere Charakterzeichnung und den Mangel an spanischem Religionsenthusiasmus bei aller südlichen Glut. Er erkennt nur eine höhere Stufe in innerer und äußerer Führung der Handlung, scenischer Anordnung, gesteigertem Interesse und lebendigerer Sprache an.

An jene Tragödie reiht sich in unserer Ausgabe „Paria" an, der von Schenk mit Recht nicht mehr ein Schritt, sondern als ein Sprung bezeichnet wird. An diesem Stücke bethätigt sich wie an den [illegible] Werken des Alterthums und der neuern Zeit der Segen eines hohen, neu und glücklich gewählten Standes. Nicht nur beredte Sprache und [illegible] wird, wie der alte Lehrer der Dichtkunst sagt, Dem Theil, der sich eines solchen fruchtbaren Keimes, einer Idee bemächtigt hat, cui lecta potenter erit res, sondern sein Gedicht selbst dehnt sich zu einem Rahmen aus, in welchen künftige Geschlechter eine Fülle poetischer Anschauungen und Gefühle einfassen, an die der Dichter selbst nicht gedacht hat und welche man doch seinem Dichterwerke verdankt, ja, welche ohne dieses schwerlich in die Geistern, die von Zeitalter zu Zeitalter an einer solchen Dichtung fortschaffen, erzeugt worden wären. So haben die Homerischen Gesänge, so manche Kunstwerke der Alten gewirkt und fibriren noch immer poetisch fort; so wirken auch neuere auf eine Idee, oder auch nur auf einen frappant wahren Gedanken, auf eine dauerhafte Gesinnung oder Lebenserfahrung gegründete Dichtungen. An Molière's „Tartufe" knüpft sich noch auf den heutigen Tag was empörende Heuchelei und Misbrauch des Heiligen von edelm Zorn in den Gemüthern rege mache, und die Komödie hat mittels der inwohnenden Kraft ihrer Idee dankens nach anderthalb Jahrhunderten selbst noch Siege erfechten helfen. Die Macht der Idee ist es, den poetisch so unvollkommenen „Don Carlos" zu heben noch immer wunderthätigen Mittel erhebt, wo es sich um jugendlichen Enthusiasmus für bürgerliche und Gewissensfreiheit handelt, und wir hegen die feste Überzeugung, auch Beer's „Paria" eine befruchtende Kraft der Art in nicht geringem Maße beiwohnt, daß manche Einbildungskraft und manche Empfindung sich an ihm noch entzündern wird, wo es sich um Kampf für die unveräußerlichen Menschenrechte, wo es sich um Ergründung und Bekämpfung des furchtbarsten Aberglaubens, des moralischen, handelt, der in Benascar auf eine Weise dargestellt ist, wie man sie nur von einem Meister erwarten kann. Die Vorzüge in der einen Wagschale wiegen viele [illegible] und namentlich das fast gänzliche Nichtvorhandensein [illegible] dischen Costums und -tiefösstlicher Färbung auf. Im gen wird man mit der Charakteristik Schenk's [illegible] einstimmen, daß ein ausgezeichnetes dramatisches [illegible] dazu gehörte, eine in ihren factischen Voraussetzungen [illegible] hohem Grade verwickelte Fabel, in welcher die [illegible] gischen Eigenthümlichkeiten der Indier, [illegible] einer ganzen Kaste des Volkes lastende göttliche [illegible] liche Fluch und das Selbstaufopfern der Witwe [illegible] Scheiterhaufen des Gatten sich wechselseitig [illegible] bedingen, in einen einzigen Act, in eine [illegible] und in den engen Raum einer Hütte [illegible] gen und dabei doch diese ganze Handlung [illegible] Klarheit und erschöpfender Vollständigkeit [illegible] und vorüberzuführen. Auch das Costüm [illegible] zeichnung schon die geübte Hand des [illegible]

Digitized by Google

[illegible] ist wahr, und endlich wird von der Kritik des [illegible] mit Recht gerügt, daß, wenn vielleicht der Abfassung dieses Werkes noch eine Nebenabsicht zum Grunde lag, dieselbe doch nur durch die Sache selbst angedeutet ist und nirgend in subjectiver Rhetorik hervortritt. (S. XXXIII.)

Allerdings hätte der Dichter die Apologie seines Glaubens und des jüdischen Volkes, um die Sache deutsch zu sagen — denn wir sind zu keiner so schonenden Behandlung dieses Verhältnisses verpflichtet wie der befreundete Biograph —, nicht zärter behandeln und seine Vorwürfe gegen die Christenheit nicht schonender und eindringlicher dagegen einkleiden können. Überhaupt bildet Werner's Verhältniß zu Christen und Christenthum gegen die Feckheit mancher seiner Glaubensgenossen einen wohlthätigen Contrast.

Es lag in den äußern Verhältnissen seines Lebens und in dem Gang seiner Bildung — erzählt S. XXVIII Schenk von ihm —, daß ihm ein heiterer Theismus, der dem Herzen eingeborene und durch Vernunft befestigte, thätige Glaube an einen, in der Natur und in der Weltgeschichte waltenden Gott die höchste und genügende Religion erschien, während ihm die großen und tiefen Geheimnisse seiner angestammten sowie der christlichen Religion unenthüllt geblieben sind. Daß ihn manche rohere Erscheinungen derselben und der Misbrauch ihrer Formen zurückstießen, geht aus mehren seiner Gedichte und einzelnen Stellen seiner Schauspiele hervor; doch war seine gründliche, echt deutsche Bildung immer von der Seichtigkeit des französischen Deismus, um so mehr von dem Atheismus der französischen Encyklopädisten unberührt geblieben. Nie habe ich aus seinem Munde irgend einen Spott über Heiliges, oder auch nur ihm heilig Geachtetes vernommen und ihn einmal von einigen Worten des herrlichen Buches: „Von der Nachahmung Christi", welches durch einen Zufall in seine Hände kam, so ergriffen gewesen, daß er unwillkürlich fortlas und dasselbe für eines der schönsten erklärte, die er jemals gelesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La vérité sur les Centjours, par *Lucien Bonaparte*. London und Paris 1835.

Man würde sich unangenehm täuschen, nähme man diese Schrift in der Erwartung zur Hand, darin eine geheime Geschichte der Hundert Tage von einem der Hauptacteurs dieses großen Dramas geschrieben zu finden. In der betreffenden Beziehung ertheilt uns solche eben keine neuen, seither noch unbekannten Auskünfte; vielmehr könnte man sie als ein Plaidoyer des Verf. betrachten, worin derselbe gewisse gegen ihn in den „Memoiren des Generals Lamarque" erhobene Anschuldigungen zu widerlegen und abzuweisen sucht. In diesen Memoiren nämlich wird gesagt, Lucian Bonaparte sei es gewesen, der in den Kaiser gedrungen und ihn endlich vermocht habe, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen; hierbei aber habe ihn lediglich die Hoffnung geleitet, während der Minderjährigkeit seines Neffen, Napoleon II., an das Ruder der Staatsgeschäfte unter dem Titel Regent berufen zu werden. Diese Beschuldigung nun weist der Verf. mit Unwillen zurück, versichernd, daß, weit entfernt, dem Kaiser zur Abdankung gerathen zu haben, er sich diesem Schritte ganz im Gegentheil aus allen Kräften widersetzte. Freilich denkt er jetzt anders über die Sache, indem er sowol rechtlich als factisch die Abdankung gutheißt. Der Inbegriff aber der von Lucian Bonaparte zu dem Behufe entwickelten Theorie läßt sich in folgenden Worten wiedergeben: König durch das göttliche Recht, würde Ludwig XVIII., arm, herumirrend und von Allem entblößt, nur eine Niederträchtigkeit begangen haben, hätte er zu Gunsten irgend eines Andern den Thron entsagt, der nicht sein ausschließliches Eigenthum war, sondern seinem ganzen Hause gehörte. Napoleon aber, unter dem Kaisertitel durch Volkswahl zum Staatsoberhaupte berufen, konnte dem Volke die Krone zurückgeben, die ihm von demselben war übertragen worden.

Indessen beschränkt sich Lucian nicht darauf, sich allein zu rechtfertigen. Auch den vielverrufenen Fouché, man sollte es kaum glauben, bemüht er sich zu vertheidigen. Nicht etwa, als läge ihm daran, diesem Manne bei der Nachwelt einen guten Namen zu verschaffen; er behandelt ihn sogar ziemlich schonungslos. Allein der Wahrheit vor Allem sei Ehre! Und somit soll denn die Welt, die so gern an Verrätherein glaubt und die deren überall beim Sturze Napoleon's gewahrte, erfahren, daß ihm Fouché während der Hundert Tage mit Treue und Ergebenheit diente. Zwar gibt der Verf. zu, daß derselbe geheime Agenten in seinem eignen Namen beim Fürsten Metternich unterhielt; auch daß er zu Gunsten von Napoleon's Sohn Unterhandlungen angeknüpft hatte und somit den Vater um des Sohnes willen zu verrathen schien. Allein gleichwol verrieth er ihn nicht; denn der Kaiser wußte um das Geheimniß und der Minister handelte nur unter seiner geheimen Ermächtigung; denn seine Absicht war es wirklich — so glaubt wenigstens L. B. —, zu Gunsten seines Sohnes der Krone zu entsagen, sofern Fouché's Vorschläge bei der östreichischen Diplomatie Billigung und Unterstützung gefunden hätten. Gegen diese Meinung sprächen nun freilich alle zur Zeit umlaufenden und am meisten beglaubigten Gerüchte, wie auch die Thatsache, daß Fouché unmittelbar nach den Hundert Tagen als Polizeiminister in die Dienste Ludwig XVIII. übertrat. Wie dem jedoch auch sei, man gewahrt keinen Grund, der L. B. veranlassen könnte, gegen eigne Überzeugung diesen Mann ausser Schuld zu setzen. Und man erinnere sich des Prinzen von Conti Worts, die Voltaire uns aufbewahrt hat: „Dergleichen Leute, nämlich die Tagesschriftsteller und politischen Kannengießer, lassen uns gemeinhin alles Das sagen und thun, was sie an unserer Stelle gesagt und gethan haben würden."

Was die Hauptperson anbelangt, so wird man es dem Bruder des Kaisers wol nicht verargen, daß er dessen Betragen grade in dem Punkte rechtfertigt, wo dasselbe am häufigsten angegriffen wird: es ist dies Napoleon's plötzliche Rückkehr nach Paris in Folge der Schlacht von Waterloo, die von vielen Seiten einen so heftigen Tadel hervorrief, zumal da es noch möglich schien, eine Armee zusammenzuziehen und den Feind aufzuhalten. Weit entfernt jedoch, diesen Schritt als einen Fehler anzusehen und ihn als solchen zu entschuldigen, stellt ihn L. B. vielmehr als einen Act der erhabensten Aufopferung dar. „Napoleon", sagt er in dem Betreff, „kannte sehr wohl die persönlichen Gefahren, denen er sich aussetzte, indem er sein Feldlager verließ, um sich nach Paris *allein inmitten der Factionen* zu begeben, die seine Niederlage kühn gemacht hatte. Beeilte er sich gleichwol nach der Hauptstadt zurückzukehren, so geschah es lediglich, um den Spaltungen vorzubeugen und alle Franzosen unter dem nämlichen Banner zur Vertheidigung des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu vereinigen. Sollte indessen diese Erklärung der Motive, welche den Kaiser bei dem letzten Acte seines politischen Lebens leiteten, dem unbefangenen Geschichtsforscher nur wenig genügen; sollte es diesem vielmehr bedünken, daß Napoleon, nachdem er die letzte Schlacht versucht und verloren, sein Geschick als erfüllt betrachtete, und daß er nur nach Paris zurückkam, um zu erfahren, wo zu sterben seine Bestimmung sei; sollte nämlich, wie wir schon oben andeuteten, der Inhalt dieses Buche seinem Titel nur sehr unzureichend entsprechen: so bleibt dasselbe schon um deswillen eine merkwürdige Erscheinung, weil man gewiß sein kann, daß es wirklich von der Hand der berühmten Person geschrieben ist, die sich als dessen Verfasser nennt. Wir wollen daher, bevor wir von dem Buche scheiden, noch einen flüchtigen Blick auf

Digitized by Google

die politischen Digressionen werfen, zu welchen L. B. sich veranlaßt findet und die vornehmlich Frankreichs gegenwärtige Verfassung und die Julirevolution betreffen.

Wie allen Personen, die viel gesehen, viel nachgedacht und große Revolutionen, denen sie nicht fremd blieben, erlebt haben, scheint auch unsern Verf. etwas von den verschiedenen Meinungen anzukleben, die zu den unterschiedlichen Epochen der Revolutionsperiode die gangbarsten waren. Indessen darf man L. B. nur nachrühmen, daß er ganz erstaunt und empört über den Enthusiasmus ist, den die Schreckensregierung von 1793 noch jetzt einigen verirrten Köpfen einflößt. Er, der alle Greuel jener Regierung mit ansah, ist noch jetzt mit Haß und Abscheu gegen jene blutige Epoche erfüllt. Dagegen verehrt noch jetzt der Mann vom 18. Brumaire Sièyes' seltsame Conceptionen; besonders aber gefällt ihm jener Großwähler (grand-électeur), der Napoleon bekanntlich mit Verachtung verwarf. Er begreift ferner nicht, wie eine Regierung auf „populaire Legitimität" Anspruch machen könne, wofern sie nicht mittels Abstimmung des Volks in Masse materiell erwählt worden sei. Von diesem Principe ausgehend aber betrachtet er die Revolution von 1830 nur aus dem Gesichtspunkte eines Factums, „weil sie die unerläßliche Taufe der allgemeinen Abstimmung (votation universelle) nicht erhalten habe". Im Wesentlichen huldigt L. B. republikanischen Ideen, was man wol hauptsächlich seiner persönlichen Stellung zuschreiben muß, da er die jetzige Regierung als ein Hinderniß seiner Rückkehr nach Frankreich betrachten darf. Gleichwol entwischt dem aufgeklärten Manne, der England sah und dessen Verfassung kennt, ein Ruf der Sympathie und der Bewunderung für die constitutionnelle Monarchie. Das vornehmste Hinderniß aber, das der Begründung einer solchen Monarchie bei den Franzosen im Wege steht, gewahrt L. B. in dem Vorurtheile des Volkes gegen die erbliche Pairie. Diese Pairie aber hält er nicht nur an sich für eine vortreffliche Institution, sondern er gewahrt in ihr auch die verlässigste Schutzwache der Freiheit und Ordnung. „Der große Grundbesitz", heißt es in diesem Betreff mit Bezugnahme auf England, „regiert durch das Haus der Pairs, das durch die Übertragung des Gebiets, wovon ihm der größte Theil gehört, erblich ist. Der kleine Grundbesitz regiert durch das Haus der Gemeinen. Um aber jene Gewalten des großen und kleinen Grundbesitzes im Gleichgewichte zu erhalten, steht an der Spitze des Staats ein Oberhaupt, das unwandelbar, erblich und mächtig wie die Pairie ist; ein unverantwortliches Oberhaupt, das herrscht und nicht regiert (qui règne et ne gouverne pas) und gleichsam zum Schlußstein des gesellschaftlichen Gewölbes dient. Ist aber die Monarchie, also verstanden, nicht die beste aller Regierungen, vornehmlich da, wo sich großer Grundbesitz beisammen findet?... Bemerken wir aber noch, daß je mehr Festigkeit das aristokratische Element dem Staatsgebäude ertheilt, desto gefahrloser auch das Stimmrecht ausgedehnt werden kann. Daher zählt England 800,000 Wähler." 17.

Bemerkung.

Es gibt in der neuesten Literatur Bücher, denen man nicht zu nahe tritt, wenn man von ihnen aussagt, daß sie nichts Anderes als reine Erzeugnisse körperlicher Üppigkeit sind, die da, von einem krankhaften Zustande gezwungen, anstatt auf natürlicherm Wege sich vermittels des Geistes abhilft. Ihre Verfasser sind recht eigentlich von den Worten trunken, anstatt daß der wahre Dichter, wenn man will, vom Geiste trunken ist. Daher der Unsinn ihrer sich unbewußt selbst schreibenden Worte, die wie die Füße eines Seiltänzers verwegen und in gewisser Hinsicht künstlich genug nebeneinander hinklettern. Sie haben dem Bates abgelauscht, zu sprechen, was die Form angeht, und fügen nun die leeren Worte ebenso wie er die inhaltschweren zusammen, daher ihre Willkür, die Manche für Genialität ansehen. Sie schreiben nicht eigentlich für den großen Haufen, der immer das Frische, Genialische liebt. Die Lebendigkeit, welche in solchen Büchern verlautet, ist etwas dem Ähnliches, wenn ein alter dicker Gock mit den Beinen schlenkert, um zu zeigen, daß er noch jung sei. Bücher der Art hangen viele miteinander nach denselben Gesetzen zusammen, wie eine Anzahl Ratten zu einem sogenannten Rattenkönig. Man könnte von den Autoren sagen, die Worte seien in sie gefahren wie in der Bibel die Lust in die Säue. L.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

42. Olshausen (Hermann), Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner überhaupt zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung der Ansichten über diese Zeitereignisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

43. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1835. 52 Nrn. (Nr. 1—143.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834. Nr. 1—52. 1 Thlr. 12 Gr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834, Nr. 53—104. 1 Thlr. 12 Gr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

44. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrgang 1835. 52 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Nr. 4. Velinpapier. 1 Thlr. Der 1ste Jahrg., cart., hat gleichen Preis.

45. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine ed. *Hermannus Brockhaus.* Pars I. cont. textum sanscritum. Gr. 8. Velinp. Geh. 1 Thlr.

46. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. Erster bis fünfter Band. 1832—35. Gr. 8. Subscr.-Pr. auf weißem Druckp. 14 Thlr. 16 Gr. auf Velinp. 29 Thlr. 8 Gr.

47. Raumer (Karl von), Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

48. — —, Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dessen Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Aufl. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

49. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Vierter bis sechster Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

50. Reumont (Alfred), Andrea del Sarto. Mit dem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

51. Sarsena, oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Beförderung und Schließung derselben, in dem ersten, und die Einrichtung in dem zweiten und dritten der St.-Johannisgrade, wie auch die höhern Schottengrade und Andreasritter, rein und wahr niedergeschrieben von einem wahren und wohlunterrichteten Bruder Freimaurer. Aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen und unverändert zum Drucke übergeben. Zweite Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 140. — 19. Mai 1836.

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Der „Paria" hatte in Berlin am 22. Dec. 1823 zum ersten Mal die Bühne betreten und nicht blos durch das vollendete Spiel Wolff's als Gadhi und der Crelinger als Maja, sondern auch durch seinen eignen Werth eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht, die sich bald über alle Bühnen Deutschlands verbreitete. Ein Aufsatz Göthe's voll Anerkennung leitete es in Weimar ein; gedruckt erschien das Stück zum ersten Mal in der „Urania" für 1826.

Zwischen den „Paria" (1823) und „Struensee" (1827) fällt der Aufenthalt des Dichters in Paris. Sein Biograph hebt es als ein großes Zeugniß für die Tüchtigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung hervor, daß er in Mitte einer anziehenden Umgebung durchaus deutsch geblieben und wol manche Tugend der Franzosen, insbesondere die Einheit des geselligen Tones, jedoch keinen Zug des Charakters ihrer Dichtungen sich aneignete. Eine Reise nach Genua und Livorno führte ihn 1826 das erste Mal nach München und des Herausgebers Freundschaft entgegen; den Rückweg nach Berlin nahm er über Wien, wo er sich mit Grillparzer und Zedlitz befreundete, verweilte dann wieder 1827 mehre Monate im schönsten wissenschaftlichen und künstlerischen Verkehr in München, wo er auch von König Ludwig mit besondern Wohlwollen aufgenommen wurde. Im Sommer dieses Jahres finden wir ihn in Bonn und Düsseldorf im Umgang mit A. W. Schlegel's und Immermann's, dessen Genius und Charakter er liebend verehrte. Hier schloß er den „Struensee" ab und kehrte noch vor Ende des J. 1827 nach München zurück, um dort sein Werk zur Darstellung zu bringen. Die Diplomatie scheute vor dem Stoff; aber der König trat auf die Seite des jungen Dichters, und am 27. März 1828 ging „Struensee" über die Bühne, und Urban, Eßlair und die Fries verklärten ihn durch ihr Spiel. (Vgl. S. XV—XIX.)

Damals lebte Heinrich Heine in München und schloß sich mit Wärme an Schenk und Beer an.

Obwol seine politischen Ansichten — sagt der Erstere S. XXI — den unsrigen und seine religiösen den meinigen fast entgegengesetzt waren, so wurde doch diese Meinungsverschiedenheit für Augenblicke wieder unter dem Wehen des poetischen Genius vergessen, der unter uns seine Flügel schlug. Wenn Heine theils seine ältern, theils neugedichtete Lieder mit dem Tone innigster Empfindung oder wehmüthiger Ironie vortrug, glaubte man eine Nachtigall zu vernehmen, die sich verirrt hat, indem er bald die sehnsüchtigste Wehklage über die Vergangenheit und den verlorenen innern Frieden, bald über die Gegenwart den zerreißenden Spott der Verzweiflung erhob.

Heine und Schenk eröffneten die Kritik über den „Struensee", Jener mit einer von Witz und Humor sprudelnden Recension im „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", Dieser in der „Abendzeitung", und seitdem gewöhnte man sich, den „Struensee" als das beste Werk des Dichters zu betrachten. Es ist auch gewiß nicht zu leugnen, daß, während der „Paria" mehr einem glücklichen Wurfe des Genius verdanken mag, die Haupt- und Staatsaction im „Struensee" tieferer Studien, höherer dramatischer Kunst und überhaupt größerer Dichterkräfte bedurfte, und daß der Dichter diese auch wirklich in Ausübung gebracht hat. Wir stimmen auch gern in Ed. von Schenk's Lob ein, daß schon die Wahl des Stoffes in poetischer Hinsicht eine glückliche zu nennen ist, nicht blos darum, weil hier der rasche tragische Sturz eines einzelnen Mannes zugleich eine Umwälzung in den innern Zuständen eines bedeutenden Reichs hervorbringt, sondern auch, weil in dem Helden des Stücks sich ein ganzes Zeitalter widerspiegelt, weil der Held ein Held unserer Zeit ist, die kaum einen andern Kampf mehr kennt als den der politischen Grundsätze. Wir erkennen auch das Tragische des Stoffes an, indem der Fall des Helden ein selbstverschuldeter ist, sowol durch sein blindes Vertrauen auf eigne persönliche Kraft und Wirksamkeit, als auch durch seine Leidenschaft zur Königin, welcher er grade im entscheidendsten Momente seines Wirkens den empörten Garden gegenüber seine Festigkeit wissentlich opfert und hierdurch sich und der Königin Untergang bereitet. (S. XXXIII, XXXIV.)

Nur über diese Leidenschaft vermögen wir nicht so günstig zu urtheilen, wenn wir auch anerkennen, daß das Verhältniß der jungen Königin zu Struensee mit der äußersten Zartheit behandelt ist. Nicht in diesem Verhältniß scheint Ref. ein Fehler zu liegen, sondern in dem psychologischen Verhältniß jener Liebe zu Struensee's übrigem Charakter. Bei einem ehrgeizigen und wirkungssüchtigen Menschen tritt die Leidenschaft nicht in einer so sentimentalen, weichen, den Gegenstand der Liebe anbetend verehrenden Gestalt hervor, sie müßte vielmehr auch et-

Digitized by Google

was von hochfahrendem Stolze, etwas vom Ehrgeiz, der den ganzen Menschen sonst beseelt, an sich haben, was auch bei einer von einer Königin erwiderten Neigung eines Unterthans, selbst bei weniger herrschsüchtigem Charakter, ganz begreiflich gewesen wäre. Aber bei einem Struensee vollends sollte eine Liebe der Art mehr seinen Zwecken dienend als diese hindernd und ihn beherrschend erscheinen. Das große Vorbild Beer's, Schiller, hat sich wohl gehütet, thatkräftigen Menschen, wie einem Wallenstein, einem Tell, eine solche ideale Neigung als geistzersplitternde Zugabe beizugesellen, und in Göthe's „Egmont" ist doch eigentlich nur Klärchen die Liebende und der Held der Genießende. Folgende Worte scheinen uns z. B. durchaus ein mit Struensee's ganzem Wesen und Streben unvereinbarer Widerspruch (II, 15):

— — was kann ich sagen,
Als daß ich ewig Euer Sklave bin.
Laßt mich den Tod aus Euern Augen trinken,
Laßt diese Hand, die ich zum Eidschwur hebe,
Euch treu zu dienen bis zum letzten Hauch,
Laßt sie vom Rumpfe mit dem Richtbeil trennen,
Was sind mir Tod und Qualen jetzt? Ich hörte
Die süße Melodie von Euern Lippen,
Die mich ins Leben ruft. Der Zauberquell
Glanzwogender beglückter Hoffnung strömt
Hernieder, und ich denke Euch allein,
Und lebe nur und athme nur für Euch.

Die Geschichte nöthigte gewiß nicht zu einer solchen Darstellung jener wol überhaupt nur dem Dichter angehörigen leidenschaftlichen Neigung. Überhaupt ist uns die große historische Treue, welche Schenk an dieser Tragödie rühmt, etwas zweifelhaft; Beer müßte denn durch die gründlichen Vorstudien zu dieser Arbeit auf andere geschichtliche Resultate gekommen sein, als aus den bekannten Darstellungen jener Katastrophe hervorgehen. Historisch scheint das Verhältniß Ranzau's und Struensee's z. B. ursprünglich ein anderes gewesen zu sein, als es im Stücke angegeben wird, und er selbst erscheint in der Geschichte allerdings als ein Feind des Adels, aber als ein solcher, der es nicht verschmähte, ein Erbe des Adels zu werden, nicht nur ein Erbe seiner Macht, sondern auch seiner Eitelkeiten, seiner Titel und Ehrenauszeichnungen. Diese Eigenheit in Struensee's historischem Charakter läßt sich nicht leugnen, seine Erhebung in den Grafenstand spricht am lautesten dafür; dennoch hat der Dichter, hierin Schiller auch ähnlicher als Shakspeare, hier die historische Treue der Idealisirung seines Charakters aufgeopfert.

Dagegen ist er — sonderbar genug — durch einen historischen Charakter, den er genommen hat, wie er ihn vorfand, zur poetischen Nachahmung Schiller's verführt worden. Schenk rühmt die Gegensätze Ranzau's und des Obersten Köller: Jener ein Aristokrat im edelsten Sinne, stolz und freimüthig, den freisinnigen Minister offen und aus Grundsätzen befehdend, nur mit Widerwillen in die gegen ihn sich anspinnende nächtliche Verschwörung eingehend, ihn vor ihrem Ausbruche warnend, nach seinem Fall seine Rettung vom Tode, ja seine Befreiung auf das edelmüthigste versuchend; Köller dagegen scheinbar Struensee's Freund, heimlich sein Verräther und die Haupttriebfeder seines Sturzes. Dieser letzte Charakter bildete für einen von Schiller auch sonst nicht ganz unabhängigen Dichter eine augenscheinliche Klippe; es war die drohendste Gefahr, daß aus diesem Köller ein Buttler werden würde, und er ist es theilweise geworden, trotz der Vorsicht des Dichters, seiner Rache zum Motiv nicht Ehrgeiz, sondern — sentimentale Jugendliebe zu geben. Nicht in diesen Motiven, sondern in der auf der Scene dargestellten Situationen kommt jene Ähnlichkeit zum störenden Ausbruch. Oder meint man nicht eine bekannte Scene aus „Wallenstein" zu lesen, wenn man (III, 2) auf folgenden Dialog stößt, den Struensee und sein Freund, Graf Brandt, miteinander führen:

Brandt.
Die Stille unsrer Feinde ängstet mich,
Und dieses Fest, das wir bereiten, wibert
Mich an mit seinen Larven. Welchen Trapp
Hast du in dieser Nacht — wär' sie vorüber! —
Die Posten anvertraut? Doch nicht dem Köller,
Der eben von dir ging?

Struensee.
Ich wählte ihn
Vor vielen Andern, keinen Treuern kenn' ich,
Und kein ergebner Regiment. Ihm hab' ich
Die Posten anvertraut.

Brandt.
So widerruf' es!
Nimm, ich beschwör' dich, den Befehl zurück!

Struensee.
Daß ich ein Thor wär', diesem Ahnungsfieber,
Das plötzlich dich ergreift, den kräftigen
Entschluß zu beugen! Gib mir deine Gründe;
Mir ist der Köller ein bewährter Mann.

Brandt.
Ich trau' ihm nicht.

Struensee.
Ich aber darf ihm trauen.
Ich kenn' sein rauhes, redliches Gemüth,
Sein deutsches Herz. Ihm ward kein starker Geist,
Der selbst das Große will; er ist's gewohnt,
Sich Dem zu unterordnen, dem es glückt,
Mit stiller Übermacht ihn zu bezwingen.
Mir war's vergönnt, ich hab's erfahren, Freund,
Den Zauber über ihn zu üben. Ruhig
Hat er, ich weiß, die liebste Neigung mir
Geopfert, schwieg und duldete im Stillen.
Ich hab' es redlich ihm vergolten, hab' ihn,
Wie ich's vermocht, befördert und erhoben.
Er grollte nicht, da er durch mich gelitten;
Nun, da er Dank mir schuldig, sollt' er mich
Verrathen? Nimmermehr!

Brandt.
Wenn's stiller Haß
Und lauernde, geheime Rache wäre,
Was dir wie Treu' erscheint?

Struensee.
Das traue Leuten zu,
Ich such' es nicht in einer Menschenseele,
's ist in der meinen nicht.....

Diese Scenenparallele setzt sich noch weiter fort und fällt am Ende auch den jungen Pagen Detlev an, der die Stelle des Wallenstein'schen Kämmerlings vertritt. Denn wie Köller mit seinen Offizieren kommt, Struensee in seiner Wohnung zu verhaften, tritt ihnen der Page mit einem Licht und gezogenem Degen entgegen.

Digitized by Google

hörte nichts, als daß er sagte: „Morbot nicht den heil'gen Schlaf!" Da er den Schlüssel zum Zimmer seines Herrn nicht ausliefern will, wird er wie jener Kammerdiener von Köller niedergestoßen, sodaß sein Körper die Schwelle deckt, und Köller schreitet über den Leichnam. Inzwischen darf nicht verschwiegen werden, daß der Dichter selbst, wenigstens in Beziehung auf die erste der hier berührten Scenen sich seiner Nachahmung bewußt geworden ist. Nachdem nämlich das Werk in der Gestalt, wie es auch hier abgedruckt ist, schon mehrmals dargestellt und schon im Druck erschienen war, wurde ihm von Freunden bemerkt, daß durch das Verschwinden seines Helden in der Mitte des dritten und dessen Wiedererscheinen erst in der Hälfte des fünften Aufzuges das Stück an dramatischem Interesse verliere. Als daher das Stück 1833 in München wiederaufgeführt werden sollte, arbeitete er kurz vor seinem Tode einen Theil des dritten Aufzugs um, und mit solcher Abänderung, welche der Herausgeber (S. 509—520) mittheilt, wurde das Stück bald nach seinem Tode in Regensburg gegeben. In dieser Umarbeitung nun ist die oben mitgetheilte Scene hinweggefallen, die Ermordung Detlev's jedoch unverändert geblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Strafrechtsfälle bearbeitet von Anton Bauer. Erster Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

In diesem Theile werden sechs Relationen bekannt gemacht: die Sache des Baurathe Bandhauer wegen der nienburger Kettenbrücke, des Dr. Reinganum wegen Preßvergehen, des Forstgehilfen Dill wegen Tödtung eines Holzfrevlers, eines Beamten wegen Entwendung von Depositengeldern, einer Räuberbande im Lande Hadeln und des Tischlers Wendt zu Rostock und seiner Gesellen wegen Giftmordes, Brandstiftung und Diebstahls.

Wenn schon die hier besprochenen Criminalfälle sämmtlich ihres Gegenstandes wegen die Aufmerksamkeit des Publicums verdienen, so nimmt diese doch vorzugsweise der letztgenannte in Anspruch, welchem dieserhalb hier auch eine ausführlichere Betrachtung geschenkt werden soll.

Der Tischlermeister Wendt war 1785 zu Anklam geboren; seit 1814 wurde er Meister in Rostock, verheirathete sich hier mit einer unehelichen Tochter der Küchenthal und erzeugte mit dieser drei Kinder. Er stand in dem Rufe eines ordentlichen und fleißigen, etwas nährigen Mannes. Im Laufe der Untersuchung sollen sich Beweise der Schlechtigkeit seines Charakters ergeben haben; erwiesen erscheinen als solche, daß er durch seine Maitresse Boutellien, Tauben, Bretter und Futter für seine Schafe von dem Wagenfabrikanten Haak, dessen ganzes Vertrauen er besaß, sowie Steine von den Thüren der Nachbarn habe wegnehmen lassen, sodann daß er bei der Contribution defraudirt und seinen Leuten angeblich bezahlte Steuern abgezogen habe. Am 21. Oct. 1830 begab Wendt sich auf eine, ihm von seinem Anwalte als durchaus nothwendig geschilderte Reise nach Anklam. Es war zu dieser nur auf dringendes Verlangen zu überreden gewesen. Fünf Tage nach seiner Abreise erkrankten des Mordes beim Genusse des Kaffees acht Hausgenossen, unter diesen die Ehefrau Wendt und der Lehrbursche Heeser. Letzterer rief den Arzt herbei; Wendt bekam einen Boten und kehrte in der Nacht vom 27. bis zum 28. Oct. zurück. Die übrigen Hausgenossen wurden hergestellt; die Ehefrau Wendt starb aber am Morgen des 30. Oct. Ihr Mann suchte die Leichenöffnung zu verhindern, weil er fürchtete, „daß etwas vom Leichnam mit genommen und es ihm sehr leid sein würde, wenn nicht Alles mit begraben würde".

Daß die Wendt an genossenem Arsenik gestorben, ist höchst wahrscheinlich, wenngleich nach den S. 281 fg. mitgetheilten Erklärungen des Stadtphysikus Krauel und des berühmten Stromeyer, der ausdrücklich (S. 282) erklärt, „daß der in der Glasröhre Nr. 1 befindliche, anscheinend metallische Anflug wirklich kein metallisches Arsenik sei", es zweifelhaft bleibt, ob in dem Schlunde der Speiseröhre und dem Magen überhaupt Arsenik enthalten gewesen. Allein diese Ungewißheit — so war die Ansicht der Facultät — vermag der rechtlichen Gewißheit des Thatbestandes des Giftmordes keinen Eintrag zu thun, denn theils könnte die Wendt das Gift ausgebrochen haben, theils ist die wirkliche Auffindung von Gift im Leichname nur dann erforderlich, wenn der Gerichtsarzt die Frage blos nach physischen Merkmalen beurtheilen soll; hier aber liegt die Thatsache der Vergiftung bereits als völlig erwiesen in den Acten. „Es würde", heißt es S. 235, „daher unter diesen Voraussetzungen selbst die Gewißheit, daß die Leiche kein Gift enthielt, den Thatbestand nicht zweifelhaft machen, wie viel weniger also, wenn es wie hier blos unsicher ist, ob in der Leiche Gift zu finden war." Wenngleich nun dergleichen Argumentation so leicht nicht allgemeinen Beifall erwarten kann, so ist doch aus andern Gründen die Thatsache der Vergiftung nicht wohl zu bezweifeln, und es verhielt sich mit dem Hergange, wie aus den Acten mit beinahe evidenter Gewißheit hervorgeht, folgendermaßen: Wendt hatte seit Jahren Arsenik gegen Ratten im Hause; bei seiner Abreise beging er die Unvorsichtigkeit, dies Gift in einem Schranke auf der Diele liegen zu lassen; seine Frau, welche aus diesem Schranke Kaffee und Cichorien holte, vergriff sich höchst wahrscheinlich (dies ist Vermuthung und von allem soeben Gesagten allein nicht actenmäßig) und vergiftete auf solche Weise sich und sieben Hausgenossen. Sie würde über ihre Verwechselung leicht Aufklärung gegeben oder sich der Art derselben entsonnen haben, wäre der Umstand, daß Gift in diesem Schranke gewesen, vor ihrem Tode bekannt geworden. Allein ihr Mann hatte von seiner großen Unvorsichtigkeit geschwiegen; als später sein Geselle Saal ihn aufmerksam darauf machte, das geschehene Unglück rühre doch nicht von dem Gifte her, welches er im Hause habe, hatte Wendt erwidert, er wolle es lieber nach dem Keller bringen.

Dieser Transport ist die Ursache des wider Wendt erhobenen Verdachtes des Giftmordes. Saal hatte gleich dem Gerichte angezeigt, sein Meister habe Gift gegen die Ratten gelegt. Wendt, darüber befragt, hatte das Gift im Keller nachgewiesen, jedoch nicht gesagt, daß er es erst nach seiner Rückkunft vom Dielenschranke dahin gebracht habe. Der Bursche Heeser gab diesen Umstand am 7. Jan. 1831 an; Wendt gestand denselben und ließ dabei für verdächtig gehaltene Äußerungen fallen, z. B. es sei nicht seine Absicht gewesen, seine Frau zu vergiften. Diese Äußerung klang gewissermaßen einfältig; sie war jedoch eigentlich ganz begründet, wenn man jene vorher aufgestellte Aufklärung des Falles als wahr annimmt. Am 31. Jan. wurde Heeser zur Vermeidung von Collisionen verhaftet. Dieser Mensch, aus der Hefe des Volks, Bastard eines spanischen Soldaten, 18 Jahre alt, wird als leichtsinnig und unsittlich geschildert; bei allen Streitigkeiten und Unbilden der Arbeiter eines frühern Brodherrn hatte er sich herauszureden und die Strafe auf die übrigen zu bringen gewußt, selbst wenn er Urheber oder doch Haupttheilnehmer gewesen (S. 169). Erklärbar ist, daß dieser Mensch über seine Verhaftung in eine sonderbare Aufregung gerieth; er hatte nichts begangen, als daß er einen ihm bekannten wahren Thatumstand bekannt machte. Am 17. Febr. erklärte er: Wendt sei der Bösewicht; dessen Frau habe auf dem Todbette zu ihm, dem Heeser, gesagt: Mein Mann ist an meinem Unglücke schuld. Wendt habe auch seine Mutter vergiftet. Als ihm von Seiten des Gerichts bemerkt wurde: Wendt könne doch abwesend seine Frau nicht vergiftet

Digitized by Google

haben, angeboten, er Wendt habe Hülfe gebeten und gerne an dem Gesellen Theil.

Vier Wochen später, am 16. März, gibt Heeser an: Wendt habe ihm 14 Tage vor der That auf dem Taubenboden Gift gegeben, um es seiner Frau beizubringen, die in Hinsicht des Todes seiner Mutter Bescheid wisse. (Dies wäre allerdings ein denkbarer Beweggrund zur Ermordung gewesen; auffallend ist, daß man denselben, da doch ein besserer ermangelte, ganz fahren ließ, um so mehr, da die Vergiftung der Mutter doch wenigstens als wahrscheinlich angenommen und Wendt dieserhalb nur ab instantia absolvirt ist.) Wendt habe ihm versprochen, er solle Geselle werden, und er wolle ihn schön kleiden. Er wolle während der That verreisen und dann könne man das Gift in den Keller werfen.

Heeser hatte bei seinen Aussagen am 17. Febr. Wendt schon mehrer Unredlichkeiten beschuldigt. Am 17. März wurden nunmehr Wendt diese Betrügereien vorgehalten. Plötzlich nun ward Heeser herbeigeführt und auf eine, auch von der Facultät für höchst unzeitig erklärte Weise mit Wendt confrontirt. Wir werden über Das, was am 17. März im Gerichte vorgefallen, nur sehr dürftig unterrichtet, und grade ist dies der wichtigste Theil in der ganzen Processgeschichte, denn Wendt hat behauptet, ihm wären bei dieser Confrontation die speciellen Umstände, welche er später angegeben und sodann widerrufen hat, bekannt geworden. Nun heißt es zwar, erst Tags darauf habe Heeser erklärt: er selbst sei der Gehülfe Wendt's gewesen; es könnte also scheinen, er habe diesen bei der Confrontation nur im Allgemeinen der Mordthat beschuldigt. So viel aber geht aus der hier mangelhaften und dunkeln Relation hervor, daß Heeser die That mit allen Umständen dem Wendt vorgehalten, nur sich selbst noch nicht als Gehülfen genannt habe. Wol aber hat er schon damals angegeben, sein Meister habe ihm den Antrag gemacht, seine Frau zu vergiften. Hr. Bauer räumt selbst ein, daß mehr vorgegangen ist, als das Protokoll besagt. Es heißt zwar S. 287, im Confrontationsprotokoll stehe nicht, daß die nähern Umstände Wendt am 17. März 1831 bekannt gemacht worden, es wird aber S. 288 hinzugefügt. Nun hat zwar Wendt, nachdem Heeser abgeführt worden, auf nochmalige Befragung laut des Protokolls versichert, diesen weder mit der Vergiftung beauftragt, noch demselben versprochen zu haben, daß er ihn zum Gesellen machen und kleiden wolle, wonach also anzunehmen ist, daß Heeser wenigstens dieses Versprechens in der Confrontation erwähnt haben muß, wohin auch die Stelle des Protokolls weist, in welcher gesagt wird, Heeser habe namentlich angezeigt, wie er von Wendt bestimmt worden sei, das Gift in den Kaffee zu schütten. Von den besondern Umständen, die Wendt später angeführt hat, und aus deren Angabe man die Glaubwürdigkeit seiner Zugeständnisse herleiten wollte, bleibt also nur noch die Unterredung auf dem Taubenboden, als bei jener Confrontation nicht vorgebracht, nach. Eine solche Unterredung hat nun aber vor Wendt's Abreise wirklich stattgefunden; er hat bei dieser seinen Gesellen zur Sittlichkeit ermahnt, welches nun freilich dem Hrn. Bauer (S. 276) durchaus unwahrscheinlich vorkommt. Ihm ist sogar die Verschiedenheit der beiderseitigen Geständnisse ein Beweis, daß Wahrheit zum Grunde liege, so z. B. die verschiedene Angabe: ob das Gift in Nr. 1 oder Nr. 2 geschüttet sei; ob Wendt das Gift aus der Westentasche, oder wie Heeser (S. 284) sagt, aus der Hosentasche genommen habe; ob Wendt einige Tage vor der Abreise oder am Morgen derselben den Heeser zur Mordthat gedungen habe.

Am 19. März bekannte Heeser auch, er habe das am 28. Nov. 1830 in Wendt's Hintergebäude ausgebrochene Feuer angelegt. An diesem Tage wurde Wendt verhaftet. Am 22. April widerrief Heeser seine Beschuldigung, er [illegible] Wendt für völlig unschuldig und bat um [illegible] den Gefängniß und die Brandstiftung begangen; [illegible] die Wendt gedroht habe, ihn bei Meisters [illegible] verklagen, letztere weil Wendt ihn zweimal [illegible] Schon den ganzen Sommer über habe er den Drang [illegible] gespürt, Jemand durch Gift ums Leben zu bringen. [illegible] nicht stehen wollen, indem es ihm aufs Herz gefallen, [illegible] Wendt dann unschuldig sitzen bleiben werde. Lust [illegible] aber gefiel es Heeser, diese Aussage zurückzunehmen; [illegible] sich zu nahe gethan, indem er die Schuld allein auf sich genommen; Wendt habe ihn nicht allein zum Gifte, sondern auch zur Brandstiftung verführt, auch seine Mutter, die Gevatterin sei durch eine vergiftete Biersuppe gemordet, die er, Heeser, auf Wendt's Geheiß habe beibringen müssen. Dann [illegible] am 21. Febr. 1832, bat Heeser um Verhör und gab an, [illegible] Meister verdiene keine Schonung. Er müsse noch [illegible] 29. Oct. 1830 sei Wendt zu ihm, als er mit den [illegible] Mitchens im Bette gelegen, gekommen und [illegible] schmeichelnd und streichelnd („er streckte mich") gebeten, [illegible] kranken Frau noch Gift im Camillenthee zu geben. [illegible] dere Heeser hatte dies abgeschlagen. Die Facultät zieht [illegible] Heeser habe also nur den Versuch des Giftmords [illegible] Wendt aber denselben vollführt; ein Schluß, welcher [illegible] tigen Folgen gewesen, da nun Wendt nicht allein [illegible] tueller Urheber, sondern auch als Mörder verurtheilt, [illegible] aber von der Todesstrafe befreit geblieben ist.

Zugleich behauptete Heeser damals, auch Gaul sei [illegible] dieser habe ihn, als sie zusammen in der Schenke [illegible] zu überreden gesucht. Zeuge der deshalbigen Unterredung [illegible] der verhaftete Bursche Pohl gewesen; dieser aber leugnet Alles bei der Confrontation.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Es ist bekannt, daß bis auf die neuesten Zeiten [illegible] Schauspieler in Paris excommunicirt waren und ihnen ein christliches Begräbniß verweigert wurde. Manche [illegible] dürfte es aber sein, daß bis kurz vor der Revolution [illegible] Sacrament der Ehe ihnen geweigert ward und sie [illegible] sich in dessen Theilhaftigkeit fühlen mußten. Gewöhnlich [illegible] sie vor, dem Theater entsagen zu wollen, verließen es [illegible] Weile, ließen sich dann trauen, um bald darauf von [illegible] zu betreten. Der Vorwand nutzte durch zu häufigen [illegible] sich ab, sodaß der Erzbischof von Paris, Christophe [illegible] mont, fernerhin ihn nicht mehr gelten ließ und sich [illegible] die Verwendung hoher Gönner des sehr beliebten Schauspielers Molé, der sich mit Mlle. Eginay verheirathen wollte, endlich blieb. Durch Bestechung eines seiner Gehülfen [illegible] ter vielen andern Papieren auch der Erlaubnißschein [illegible] Trauung untergeschoben, den er, ohne ihn so [illegible] übrigen ihm schon bekannten Blätter nochmals zu [illegible] unterzeichnete und sein Übersehen an dem Pfarrer, [illegible] ung verrichtete, bestrafen wollte, sodaß es schwer wurde, [illegible] unschuldigen Mann dem Zorn des hohen Kirchenfürsten [illegible] ziehen. Nur die Mitglieder des Théâtre italien hatten [illegible] Kirchenbann zu fürchten, vermuthlich weil die [illegible] ler dieses Theaters wirklich Italiener waren, die in [illegible] mal niemals die Verweigerung der Sacramente [illegible]

Jeden Morgen, wenn der letzte Herzog von [illegible] venteur von Paris, sich barbirte, rief er in [illegible] ganzen eigens dazu versammelten Dienerschaft: „[illegible] Cossé, Duc de Brissac, Dieu t'a fait gentilhomme, [illegible] t'a fait duc, fais toi la barbe, pour ne faire [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 141. — 20. Mai 1836.

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Noch müssen wir auf eine Nachahmung Schiller's aufmerksam machen, die uns an einer noch größern, weil innern, Unstatthaftigkeit zu leiden scheint. In der letzten Scene des Stücks prophezeit nämlich der zum letzten Gange bereite Held, wie der sterbende Attinghausen im „Tell", die Zukunft folgendermaßen:

Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt, die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie ems'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die eh'rne Wuth.
Der Henker ruht — doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt; — ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, — sie muß erscheinen;
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß.

Daß ein Attinghausen prophezeit, ein frommer, längst zur Einkehr in den Geist angewiesener Greis, in einem Zeitalter, das an Weissagungen glaubte und gewöhnt war, das begreift man; es erschüttert in Schiller's „Tell" den Hörer und erscheint zugleich nicht unnatürlich. Aber daß mitten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein der Weltlichkeit, sei es immerhin im besten Sinn, hingegebener Mann, aus seiner jugendlichen Laufbahn durch Intriguen herausgerissen, mit den unmittelbaren Aufgaben seiner Zeit und seines Staats beschäftigt, auf einmal, wo er das Schaffott besteigen muß, mit einer solchen Ahnungsgabe ausgestattet sein soll, welche die Ereignisse des kommenden Jahrhunderts nicht etwa in rationeller Allgemeinheit, sondern bis aufs speciellste Detail hinaus (Ludwig XVI. Guillotinirung — Napoleon — St.-Helena — heilige Allianz) vorhersagt: zu dieser Erfindung war kein psychologisch und kein ästhetisch bedingender Grund vorhanden, und sie ist durchaus als verunglückt anzusehen.

Übrigens wollen wir von „Struensee" nicht scheiden, ohne mit Schenk anzuerkennen, daß die Charaktere, die sich um den Helden des Stücks reihen, mit großer Einsicht und Kraft entworfen, festgehalten und gegeneinandergestellt sind, und dies insbesondere von den beiden Königinnen gilt, indem Karoline Mathilde im vollen Nimbus der Jugend und Schönheit des Körpers wie der Seele erscheint, aber auch mit jener Mischung von Ehrgeiz und Leichtsinn, Muth und Schwäche, welche den Charakter so vieler geistvoller Frauen schwacher Könige bezeichnet hat; Juliane Marie dagegen befahrt und kalt, schlau und vorsichtig, ränkespinnend und entschlossen dargestellt ist, daher zuletzt siegend über den ganzen Zauber ihrer reizenden, aber unklugen, unentschlossenen, nur dem Gefühl des Augenblicks folgenden Nebenbuhlerin. Die beiden Scenen zwischen dem (übrigens nicht ganz historisch aufgefaßten) Vater und Sohn Struensee werden auch mit Recht als die schönsten und erschütterndsten des Stücks bezeichnet, in den Volksscenen des dritten Acts mehre echt komische, lebendig gezeichnete Figuren hervorgehoben, und endlich wird der Dichter besonders dafür belobt, daß er den schwachsinnigen König Christian nicht auf die Scene gebracht hat, weil seine Erscheinung mit der königlichen Gewalt und Würde unvereinbar gewesen wäre. (Vgl. S. XXXIV u. XXXV.)

Michael Beer hatte in München, wie uns sein Biograph erzählt, auch die Idee zu einer andern Tragödie: „Kaiser Albrecht", gefaßt und die Studien dazu auf der Bibliothek bereits begonnen, als seine Abreise im Juni 1828 diese Arbeit für immer unterbrach. Nach wechselnden Aufenthalten in Berlin, am Rhein und in Frankreich, wo er die Julirevolution erlebte, kehrte er gegen Ende 1830 nach München zurück und trug sich mit der Idee einer neuen Tragödie, die er erst „Der Zeuge" und dann „Schwert und Hand" nannte, ein Werk, das er schon im April 1831 vollendete. (S. XXI — XXIII.)

Er las es mir — erzählt Ed. von Schenk — unmittelbar nach seinem Abschlusse vor. Er hatte sich hier auf ein ganz neues Feld gestellt und ein bürgerliches Trauerspiel geschaffen, allein mit einem großartigen historischen Hintergrund aus der neuern Zeit. Dieser Hintergrund ist in kühnen, aber festen Umrissen angelegt, der Weltkampf gegen Napoleon in Spanien,

Digitized by Google

Rußland und Deutschland, die Restauration in Frankreich und die Rückkehr des Kaisers aus Elba sind mit großem Geschick in die Handlung verflochten, und diese selbst ist in den ersten Acten anziehend, spannend und fortreißend. Allein der plötzliche moralische Fall des weiblichen Hauptcharakters von der reinsten und strengsten sittlichen Höhe bis in die Tiefe des Ehebruchs, bis zum Entschlusse, aus den Armen eines edeln ruhmgekrönten Gatten mit dem frühern Geliebten zu entfliehen, ist gewissermaßen der Wurm, an dem diese sonst köstliche Frucht erkrankt, und der auch auf keine Weise auszuschneiden ist, eine Unmöglichkeit, die um so mehr zu bedauern ist, da das Werk an drastischer Wirkung, besonders des letzten Actes, sowie an Kraft und Schönheit der Sprache seine frühern fast übertrifft. (S. XXIII und XXXVI.)

Das Stück wurde am 30. April 1832 zum ersten Mal (in Berlin) dargestellt und dann mehrmals wiederholt; der Erfolg war, wie seine Freunde ihm vorhergesagt: die drei ersten Acte erhielten den größten Beifall, der aber während der beiden letzten erkaltete, obgleich das Spiel der Crelinger als Eleonore unübertrefflich war. Das Trauerspiel erscheint in dieser Gesammtausgabe zum ersten Mal gedruckt. Indem wir in den Haupttadel Schenk's vollkommen einstimmen, möchten wir dieses Stück auch in seinen übrigen Beziehungen nicht so ganz als einen Fortschritt des Verfassers in der dramatischen Kunst rühmen. Er hatte sich von jenem übermäßigen und lyrischen Pathos, das in seinen frühern Stücken, selbst zum Theil noch im „Paria" herrscht (wo es jedoch am wenigsten stört), im „Struensee" weit mehr losgesagt und seine Darstellungsweise war zu einer löblichen Objectivität gediehen, die besonders da, wo Personen aus den niedern Ständen auftreten und ihrem Gesichtskreis wie ihrer Bildungsstufe gemäß handeln und sprechen sollen, auf annehmliche Weise fühlbar wird. In „Schwert und Hand" aber hat sich dieser Vorzug wieder ganz verloren, und Herr und Diener vom Jahr 1815 schreiten den gleichen, gravitätischen Kothurnschritt einher. Der Bediente des Generals versteht nicht nur alle sublimen Gefühle und Gedanken seines Herrn, sondern antwortet ihm nicht selten in gleichen Herzensergießungen, die keine geringere Geistes- und Gemüthsbildung voraussetzen. Hören wir den Livreebedienten sprechen, der vielleicht an demselben Tage seinen Herrn bei der Tafel servirt hat:

Steh' ich vor meinem Herrn, und sehe vor mir
Den hohen ritterlichen Mann, den Adel
Der krieg'rischen Gestalt im kräft'gen Sommer
Der besten Jahre, seine Güt' und Milde,
Gepaart mit seinem Heldenmuth, die Größe
Der Thaten und des Namens, den das Land
Mit stolzem Jubel nennt — so frag' ich mich:
Darf sich ein Weib dem Einzigen vergleichen?
Von allen in dem Vaterland darf keine
Sich eines solchen Gatten rühmen! Himmel!
Und dieses Weib verräth Euch!

General.

Dietrich! Dietrich!
Soll ich dich hassen?

Dietrich.

Hasst mich wenn Ihr könnt,
Nur prüft! — und duldet's nicht, daß Eure Ehre
Ein Spottlied ihres Buhlen werde!

General:

Hölle!
Schließ deine Thore fester! Deine Scharen
Umschwirren mich mit fürchterlichem Hohn!

Dietrich.

Wenn ich mir denke, daß die nächste Stunde
Zu ihren Füßen den Verräther findet,
Wenn er es wagt, mit frechen Armen sie
An seine Brust zu ziehn, mit seinen Lippen
Den Mund entweiht, den Euer Kuß geheiligt —
Vielleicht mit trunknem Ohr denselben Eid
Vernimmt, den sie Euch jüngst geschworen —

General (vor sich hinstarrend).

Scheusal,
Jetzt blick' ich dir ins Auge. Ungethüm,
Laß ab von mir, schlag' deine eis'gen Krallen
Nicht in mein blutend Herz! O Eifersucht,
Du foderst meine Seele — nimm sie hin,
Entsetzliche! u. s. w.

Der Schüler Schiller's verbirgt sich auch in seinen Fehler nicht; er hat, was wol auch seinem edlen Meister hier und da begegnet ist, zu viel verdeckt mit der Idealität nicht in die nothwendige Übereinstimmung mit der Natur zu bringen gewußt. Dagegen sind die übrigen desselben Trauerspiels hinreißend schön und mustergleich, und wir können nur bedauern, daß hier nicht der Raum für ihre Analyse ist.

In welche Zeit die beiden dieser Ausgabe einverleibten Lustspiele: „Nenner und Zähler" und „Der neue Ritter Toggenburg" fallen, sagt uns der Biograph nicht. Auch die genauen Bühnenkenntniß, von welcher sie zeugen, auf dem reifen Humor und Witz, der lebendigen Charakterzeichnung und der Leichtigkeit des Dialogs zu urtheilen, sind es spätere Arbeiten, jedoch theilweise in der breiten und leichtfertigen Manier Kotzebue's. In „Nenner und Zähler" berechnet der herabgekommene Gatte eine reiche und gemeinen Frau, Herr Hannibal, die Zahl der mit seiner Frau erduldeten kränkenden Vorwürfe auf 10,000, nimmt auf diese Zahl ein Lotterieloos, gewinnt mit demselben das Rittergut und wird hierdurch wieder zum Herrn seiner Frau, deren Sklave er war. In diesem entscheidenden Moment wird wirklich der komische Humor des Dichters tieferer Art, und der erneute Muth des alt gewordenen armen Mannes erinnert an die besten Darstellungen Molière's, ja die Worte des diesen Handel beobachtenden Doctor Wandel's, die wir hier belauschen dürfen, dünken uns recht hochpoetisch:

Arthur (leise zu Wandel).

Welch eine wunderbare Veränderung in diesem Manne!
Ich erstaune!

Wandel.

Ich durchaus nicht. Wissen Sie nicht, daß der edelste Löwe, wenn er Blut sieht, wieder seine alte grimmige Wildnatur zeigt? Die Despoten und Reichen dieser Erde sind zahmte Raubthiere, wenn sie Krone und Gold nicht haben. Geben Sie ihnen Beides wieder, und sie fletschen die Zähne noch ebenso geschickt als zu der Zeit, wo sie noch die Felle in den Wäldern die sorglose Beute zerfleischten.

„Der neue Ritter Toggenburg" ist ein angenehmes kleines Intriguenstück, nach Gewohnheit der modernen Komödie carikirt.

Digitized by Google

Nachdem der Dichter von Berlin aus 1832 noch eine Reise nach Baden-Baden, dann an den Rhein und nach Frankreich gemacht, kehrte er gegen Ende des Jahres nach München zurück. Ideen zu neuen Werken („Mazarin", ein historisches Schauspiel, „Die Amazone", ein Lustspiel) tauchten auf und verschwanden wieder; seine Stimmung war, wie er selbst sagte, durch die Prosa der ihn umgebenden Gegenwart unpoetisch geworden. Über den Vorbereitungen zu einer Reise nach Griechenland, wo sich sein Dichtergeist wol aufgefrischt hätte, ergriff ihn ein Nervenfieber, dem er am 22. März 1833 im 33. Jahre seines Lebens (er war am 19. August 1800 zu Berlin geboren) erlag.

Die vorliegende Ausgabe schließt mit Beer's vermischten Gedichten und der Skizze eines Künstlerauftrages. Unter jenen findet sich manches Schöne, wenig Eigenthümliches. Schenk hebt „Die Wallfahrt zur Mutter", die Distichen der Griechen „An den König von Baiern", die Hymne an Melpomene", die Legende „Der fromme Rabbi" und einige Balladen und Sonette heraus. Die „Elegien aus Genua" sind eine Nachahmung der „Elegien aus Rom", die hätte unterbleiben können. Für die Unterdrückung eines Distichons in denselben darf der Schatten des Dichters seinem befreundeten Censor Dank wissen.

Nicht als lyrischer Dichter, als Dramendichter wird Michael Beer in der deutschen Literatur leben und den ersten Namen sich nicht fern stellen und mit Ehre unterordnen. Die gerügten Fehler lassen sich vergessen über dem Adel und der innern Fülle seiner Dichtungen, sie verschwinden bei dem Gedanken an seine kurze Dichterlaufbahn und der billigen Voraussetzung: emendaturus, licuisset, erat. 33.

Strafrechtsfälle bearbeitet von Anton Bauer. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Das Heeser'sche Geständniß ist das einzige directe Zeugniß gegen Wendt. Von den vielen Varianten desselben hat man als eine festzuhalten gesucht. Man hat sich nicht an die Unwahrscheinlichkeit gestoßen, daß Wendt einen solchen Burschen in allen diesen Unthaten bestellt haben sollte, die er doch füglicher selbst hätte vollbringen können, da zu denselben durchaus kein Kraftaufwand erfoderlich gewesen. Man hat nicht einmal daran Anstoß genommen, daß Heeser selbst von dem, ihm als vergiftet bekannten Kaffee ruhig mitgetrunken hat. Man hätte daraus wenigstens Anlaß nehmen können, unter den vielen in dieser Untersuchung figurirenden Verbrechen, auch einen gestrichenen Passus über Heeser's versuchten Selbstmord einfließen zu lassen. Diese Selbstvergiftung macht es denn auch sehr unglaubhaft, daß Heeser wirklich die Vergiftung vorgenommen habe. Dazu kommt die Unwahrscheinlichkeit seiner Aussage und daß diese sich in Allem widerspricht. So heißt es S. 285: Heeser habe das Gift in der sehr dunkeln Küche eilig eingeschüttet, und S. 188 finden wir eine sehr umständliche Beschreibung, wie er den weißen Arsenik auf dem Boden der Kanne habe liegen sehen, den Deckel abgelegt, die Kanne geschüttelt, das Wasser wieder in den Kessel gegossen und gesehen habe, daß der Arsenik eine grünliche dunklere Farbe durch Anfeuchtung bekomme. Auch ist es ganz ungewiß, ob Gift von ihm in den Theekessel gethan sei; „hierüber variiren seine Aussagen sehr" heißt es S. 286. Das müssen sie aber nicht, wenn man in einer Capitalsache ein Urtheil fällen will; die Wahrheit hat nur eine Sprache; finden dergleichen Widersprüche in solchen Sachen statt, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß der Erzählung keine Wahrheit zum Grunde liegt. Am 15. Mai 1831 wurden Wendt die Hauptindicien vorgehalten, wie auch ihm bedeutet, daß er bei vorauszusehenden Widersprüchen sich Strafe zuziehen würde. Er äußert nun: „Denken Sie mal, wenn ich mich nun schuldig bekenne und es ergäbe sich, daß ich hierin nicht das Rechte gesagt, welchen Vorwürfen würde ich mich dann aussetzen! Lieber als daß ich noch lange im Gefängnisse sitze, will ich Alles zugestehen (nicht: gestehen, wie Inquisit sehr richtig unterschied); vor Gott aber begehe ich mit solchem Zeugnisse eine Lüge". Das Wort Alles ist von der Facultät als sehr wichtig aufgefaßt, da darin auch ein Bekenntniß der Brandstiftung liegen soll (!) (S. 313.) „Ich will lieber bekennen, daß ich an Allem schuld bin, da ich mich doch verloren sehe; aber Gott weiß, daß ich doch keinen Theil an der Sache habe." Am folgenden Tage bekannte er auf die Versicherung des Gerichts, daß man für seine Kinder thunlichst sorgen wolle, und daß das Urtheil seiner Mitbürger ihn schon gerichtet habe: „So will ich denn zugestehen, um die Vergiftung meiner Frau gewußt und diese veranlaßt zu haben." Als man es doch für nöthig hielt, ihn um einen Grund zu befragen, rief er erst aus: „Ach du barmherziger Gott!" und setzte nachmals hinzu: „Die Bosheit meiner Frau hat mich veranlaßt, ihr nach dem Leben zu trachten. — Ich bitte, mich vor allen Dingen dem Heeser und dem Saal gegenüberzustellen, bleiben diese dann bei ihren Behauptungen, dann will ich weiter gar nichts bestreiten und mich ganz gefangen geben, obgleich ich unschuldig bin. Wenn ich Nein sage, werde ich Schläge bekommen." (Dies bezieht sich auf die S. 281 erwähnte Anwendung von Röhrchenhieben — warum sagt man nicht noch zarter Röhrchen hiebchen?)

Am 24. April 1832 erklärte Wendt: er habe im Gefängnisse die Sache überlegt und beschlossen, derselben ein Ende zu machen, indem er sich für schuldig bekenne. Im Gerichte habe der Präses ihm das Herz weich gemacht und so habe er bekannt. Im articullrten Verhör blieb er beim gänzlichen Ableugnen. Seinen Widerruf, wenn von einem solchen in Betreff eines Geständnisses mit Reservation der Unschuld überhaupt die Rede sein kann, hat er mit einer Gemüthsstörung motiviren wollen. Inwiefern man die grenzenlose Einfalt dieses Unglücklichen so zu nennen berechtigt sei, ist eine Frage, die allerdings bei der Lage der Sache eben nicht von entscheidender Wichtigkeit ist; sein ganzes Benehmen scheint hinlänglich aufgeklärt. S. 270 werden die mit den Geständnissen verknüpften Versicherungen der Unschuld durch den in der Seele des Inquisiten vorherrschenden heftigen Kampf zwischen der Überzeugung von Unvermeidlichkeit des Bekenntnisses und der Scheu vor demselben erklärt. Hat doch auch die Registratur wenigstens bemerkt, daß dem Inquisiten anscheinend mehrmals ein Geständniß auf den Lippen geschwebt habe! Die Facultät ist selbst der Ansicht, daß kein vollkommen beweisendes Geständniß vorliege; das fragliche Geständniß habe nach Art. 22 der Carolina nur die Natur einer Anzeige, mithin liege hier nur ein künstlicher Beweis vor. Allein der Art. 22 sei indirect außer Kraft gesetzt, indem die von ihm in solchem Falle hier anzuordnende Folter abgeschafft sei. So mußte der arme Wendt sogar beklagen, daß er des Beneficiums der Folter nicht einmal theilhaftig werden konnte!

Es hat aber Wendt, außer Vergiftung seiner Ehefrau, noch vier andere Capitalverbrechen begangen: 1) Ermordung seiner Mutter. Heeser soll von Wendt und dessen Ehefrau Gift bekommen und dies im Januar 1830 in die Bierfuppe der alten Stegemann geschüttet haben. Hier liegt nun Heeser's Geständniß vor, dies ist aber völlig glaubwürdig, da er, nicht wissend, daß er Gift hineinwerfe, hier als Zeuge, nicht als Mitschuldiger, erscheint. Es stimmt auch mit allen Umständen überein, denn Bierfuppe hat die Stegemann sich wirklich ge-

Digitized by Google

Recht! Höchst verdächtig sind S. 222 die „sehr stinkenden Excremente" dieser alten Frau und im Ganzen acht Verdachtgründe ähnlicher, wenngleich geringerer Art. Die Stegemann ward am 6. Oct. 1851 ausgegraben, man fand aber keine Spur von Arsenik. 2) Versuchte Ermordung der Küchenthal. Diese geschah am Tage vor Vergiftung der acht Personen durch Genuß von Kaffee. Heeser hat dies Gift hineinpraktizirt und zwar auf Wendt's Geheiß; er bekannte dies aber erst nach dem 6. Oct., also zu einer Zeit, da Wendt alle seine Bekenntnisse zurückgenommen hatte und bei hartnäckigem Ableugnen aller Anschuldigungen blieb. Motive hatte Wendt bei seinem Geize, die 72jährige alte Frau aus dem Wege zu bringen. Überhaupt ist bei seinen verschiedenen Verbrechen ein consequent durchdachter Plan nicht zu verkennen, wie Hr. Bauer scharfsinnig bemerkt. 3) Culpose Vergiftung der sieben Personen, die mit der Wendt den Arsenik im Kaffee genossen. Hier wäre allenfalls das merkwürdige Problem eines dolus indirectus durch ein Beispiel gelöst, und, was Heeser betrifft, ein Zusammentreffen von Conaten des Mordes und Selbstmordes. 4) Brandstiftung. Am 23. Nov. 1850 brach Feuer in Wendt's Hinterhause aus. Heeser hatte dies wieder aus Gefälligkeit gegen seinen Brotherrn angelegt und zwar — um den Verdacht der vier Wochen vorher geschehenen Mordthat auf die im Wendt'schen Hause wohnende Familie Wilhelms zu lenken!! Die Brandstiftung litt, um diesen Zweck zu erreichen, als der Gifttransport ruchbar geworden, auch keinen Aufschub; so wird S. 311 der Einwurf des Defensors widerlegt, daß es doch mehr als unwahrscheinlich sei, Wendt würde von allen seinen Gebäuden das nicht versicherte Hintergebäude haben anstecken lassen. 5) Entwendungen und kleine Unredlichkeiten mögen als erwiesen angenommen werden.

Das göttinger Erkenntniß lautet dahin: daß Inquisit Wendt in Betreff der Ermordung seiner Mutter von der Instanz loszusprechen, der Ermordung seiner Ehefrau und Verletzung mehrer Personen durch Gift, und der Brandstiftung schuldig zu erkennen und mit dem Rade vom Leben zum Tode zu richten. S. 329 wird mit Humanität der Zeiten entschuldigt, daß nicht auch auf wohlverdientes Zangenreißen und Schleifung zum Richtplatze erkannt sei. Heeser wurde wegen begangenen Versuchs des Giftmordes und wegen Brandstiftung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt; Saal freigesprochen und ihm der Arrest als Strafe wegen verübter Unredlichkeiten angerechnet. Daß Wendt ruhig blieb, als ihm ein solches Urtheil verlesen wurde, und blos sagte: „Der Weg der Gnade bleibt mir doch am Ende wol noch offen", wird S. 336 noch als Beweis mehr seiner Schuld angeführt. Nach diesem Maßstabe muß Heeser seine Unschuld treffend bekundet haben, denn er tobte entsetzlich.

Als man vor Voltaire die Richter des Calas mit dem Einwurfe entschuldigte: „Das beste Pferd kann straucheln", entgegnete er nichts als die Worte: „Aber ein ganzer Stall!" Wir wollen auch weiter keine Bemerkungen hinzufügen, wir versagen es selbst dem Leser nicht, wenn er uns der gröbsten Entstellung in unserer Relation beschuldigt, verlangen aber dann von ihm zu unserer Satisfaction, daß er das Buch, welches nach der Vorrede zur Belehrung dienen soll, selbst lese. Man wird finden, daß Ref. noch schonender gegen die Richter verfahren, als diese, daß sie vom Zangenreißen abstrahirten.

Belegen wollen wir dies übrigens doch noch durch ein Beispiel, indem wir wörtlich einen Punkt herausheben. Als Wendt in der Nacht, ehe seine Frau starb, zu Heeser, der mit Otto Wilhelms im Bette gelegen, gekommen, sich aufs Bette gesetzt und so viel gebeten, er möge der Frau doch noch Gift im Camillenthee bringen, hatte Heeser dies standhaft verweigert. Da sei Wendt nach einer Viertelstunde wiedergekommen und habe ihm 20 Thlr. aufs Bett gelegt. Heeser blieb standhaft, nahm jedoch die 20 Thlr. und führte damit ein flottes Leben beim Krüger Rink (S. 206). Nun hebt er als Verdachtsgrund, daß Heeser mehr Geld ausgab, als seine Verhältnisse erlaubten, welches sich aus dessen Angabe erklärt, daß Wendt, um ihn theils zur Ausführung der Mordthaten, theils zur Verschwiegenheit zu bestimmen, ihm reichlich Geld gegeben habe. Heeser sagt in dieser Hinsicht aus, er habe beim Krüger Rink ein flottes Leben geführt. Auch habe er schon früher, daß er bei Letzterm Faro gespielt, sowie daß er sich mehre Kleidungsstücke für das von Wendt erhaltene Geld angeschafft habe. Diese Angaben werden dann auch durch folgende Aussagen theilweise bestätigt (?!): Der Krüger Rink und dessen Frau sagen aus: Heeser habe bei ihnen im Jahre 1850 vor und nach dem Tode der Wendt verkehrt, indessen einen auffallenden Aufwand zu machen. Er habe gespielt habe, könnten sie so genau nicht sagen. Der Schuhmacher Haak bezeugt, daß er für Heeser für 3 Thlr. 8 Gr. ein Paar Stiefeln gemacht, welche noch vor dem Tode der Wendt bezahlt worden seien. Zum Leichenbegängnisse der Wendt habe Heeser beim Kleiderhändler Riemann eine schwarze Weste für 40 Schill. gekauft. Beim Hutmacher Lansemann habe er im Jahre 1850 einen seidnen Hut für etwa 2 Thlr. gekauft, welche er baar bezahlte und sich eine Bescheinigung darüber ausstellen ließ, indem er vorgab, daß er solche der Frau Commerzienräthin B., welche ihm das Geld zu dem Hute gegeben habe, einhändigen müsse. Da sich nun aber die Unwahrheit dieses Vorwandes ergab und dem Heeser deshalb Vorhalt geschah, erklärte derselbe, er habe jenes Geld von Wendt genommen, welches er vom Meister bekommen, und dieser habe ihm gerathen, ein solches Geschenk vorzuschützen.

Nach allem diesen gebührt also der Bezichtigung [illegible] ein hoher Grad der Glaubwürdigkeit und sie bildet ein starkes Indicium wider den Inquisiten Wendt. Ja, Heeser, im Laufe des Jahres, da die That geschah, [illegible] Paar Stiefeln, eine Weste und einen Hut kaufte, [illegible] verdächtig.

Schließlich kann übrigens Referent zur Beruhigung des Publicums, dessen Theilnahme an dieser Angelegenheit [illegible] gewinnen möchte, hinzufügen, daß am 14. Jan. 1853 ein änderndes Erkenntniß der Facultät zu Heidelberg [illegible] Wendt ist wegen Ermordung seiner Ehefrau der Instanz absolvirt, wegen der andern Verbrechen aber völlig freigesprochen worden. Das Urtheil gegen Heeser ist bestätigt. Wendt hat ein neues Rechtsmittel wider das ihn noch nicht völlig freisprechende Urtheil eingelegt. Er ist auf freien Füßen, aber durch die fünfjährige Haft verarmt und noch in den Augen seiner Mitbürger, denen der Verlauf der Sache nicht gehörig bekannt ist, mit einem Makel behaftet, deren Vertilgung hoffentlich die Publicität, welche dieser Angelegenheit zu wünschen ist, vertilgen wird.

Notiz.

Englische und französische Journalistik.

Die Zahl der Journale, welche in England mit Stempel erscheinen, beträgt 356; die Zahl der bezahlten Stempel beläuft sich jedes Jahr auf 36 Millionen. In den Vereinigten Staaten, wo man keine Stempelabgabe hat, existirten 1850 1200 Journale und man schätzte die Zahl der in diesen Jahre ausgegebenen Exemplare auf 75 Millionen. So kommt in England bei einer Bevölkerung von 24 Mill. jährlich auf jedes Individuum 1½ Exemplar, in Amerika aber auf jede Person 3 Exemplare. In England kommt ein Journal auf [illegible] Bewohner, in Amerika auf 10,000; aber die Circulation eines Journale ist in England viel leichter als in den Vereinigten Staaten.

Hierzu Beilage Nr. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 11. 20. Mai 1836.

Über den jetzigen Stand der Geologie.

Vierter Artikel. *)

Die Geologie ist dasjenige Studium, welches die physikalischen Wissenschaften und die Naturgeschichte miteinander verbindet; sie umfaßt nicht alle Details dieser Studien, aber sie ist auch in keinem von ihren Hauptsätzen fremd. Eine ausführliche Übersicht von den jährlichen Fortschritten einer so umfassenden Wissenschaft geben zu wollen, die keine Stunde derselbe bleibt, ist kaum eine Arbeit für einen Menschen; hier müssen wir uns, den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, nur auf Allgemeines und auf Hauptsachen beschränken. Der vom Hr. Boué der Société géologique de France am 17. und 24. Febr. und 7. April 1834 vorgelegte Jahresbericht der Fortschritte vom Jahre 1833, welcher den fünften Band des „Bulletin" jener ausgezeichneten Gesellschaft von Geologen aller Nationen bildet, ist 32 Bogen stark und dennoch weit entfernt, Ansprüche auf absolute Vollständigkeit machen zu können. Von den Jahren 1834 und 1835 ist bisjetzt noch kein Bericht erschienen. Der Präsident der geologischen Gesellschaft zu London, der jährlich im Februar in einer allgemeinen Sitzung eine Übersicht der Fortschritte der Wissenschaft vom vorhergehenden Jahre geben muß, kann sich jetzt nur auf Das beschränken, was die Gesellschaft selbst geleistet hat, da sein Bericht sonst Bände füllen würde.

Unter den allgemeinen Werken über Geologie nehmen Lyell's „Principles of geology: being an inquiry, how far the former changes of the earth's surface are referable to causes now in operation" (3. Aufl., London 1834; 4. Aufl., 1835, 4 Bde., mit sehr vielen Karten, Kupfertafeln und Holzschnitten) unstreitig den ersten Rang ein. Dem Verf. wurde für diese ausgezeichnete Arbeit von der königl. Gesellschaft der Wissenschaft die große goldene Medaille zuerkannt. Das Werk erscheint in diesen neuen Auflagen sehr verbessert und vermehrt und mehr abgerundet, und wir halten es für erfoderlich, hier eine kurze Übersicht seines Inhalts mitzutheilen. Nach einigen Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Gegenstände der Geologie folgt eine Skizze über die Fortschritte der Meinungen in der Wissenschaft, von den Zeiten der frühesten bekannten Autorn bis zu unsern Tagen. Aus dieser historischen Skizze scheint hervorzugehen, daß die ersten Geologen eine Reihe von phantastischen Theorien aufstellten, deren Irrthümer Hr. Lyell größtentheils einer gemeinschaftlichen Quelle zuschreibt, nämlich dem vorherrschenden Glauben, daß die frühern und die jetzigen Ursachen der Veränderung sowol hinsichtlich ihrer Beschaffenheit als auch hinsichtlich ihrer Kraft verschieden, oder mit andern Worten, daß die Ursachen, durch welche die Erdrinde und ihre bewohnbare Oberfläche zu entfernten Perioden verändert worden, gänzlich verschieden von den Operationen seien, durch welche die Oberfläche und die Rinde des Planeten jetzt eine stufenweise Veränderung erleiden. Darauf werden die Vorurtheile betrachtet, welche die Annahme dieser Nichtübereinstimmung zwischen den ältern und neuern Ursachen herbeigeführt haben, und der Autor zeigt, daß weder die angenommene Allgemeinheit gewisser sedimentairer oder aus den Gewässern abgesetzter Formationen, noch die verschiedenen, ehedem auf der nördlichen Hemisphäre herrschenden Klimate, oder die behauptete stufenweise Entwickelung des organischen Lebens diese Annahme auf irgend eine bestimmte Weise unterstützen.

Die vielen Sätze von allgemeinem Interesse, die bei der Discussion dieser Hauptfrage dargestellt worden, sind, um die Wißbegierde des Lesers zu reizen, sehr weitläufig auseinandergesetzt. Um den Beweis zu führen, daß die bei der Umänderung der Erdrinde thätigen Kräfte ihrer Natur und Stärke nach zu keiner Zeit anders als die jetzt wirkenden waren, geht der Verf. nun zuvörderst zu einer möglichst umfassenden Darstellung der Veränderungen über, die innerhalb der geschichtlichen Zeit sowol in der unorganischen als organischen Welt stattgefunden haben. Die Veränderungen, welche die unorganische Welt erlitten hat, zerfallen in zwei Theile, in die, welche wässerige Ursachen, Flüsse, Quellen, die Meeresflut und die Meeresströmungen, und in die, welche feurige Ursachen, die Vulkane und Erdbeben, veranlaßt haben. Auch werden die wahrscheinlichen Ursachen der Vulkane und Erdbeben betrachtet.

Die Abhandlung über die Veränderungen der organischen Welt zerfällt auch in zwei Theile, deren erster alle Fragen umfaßt, die sich auf die Verschiedenheit der Species und die ihrer Dauer bestimmten Grenzen beziehen. Der zweite erklärt die Processe, mittels deren die zu irgend einer Periode existirenden Thiere und Pflanzen erhalten werden. In der ersten dieser Abtheilungen erklärt Hr. Lyell den Ausdruck: Species, und bestreitet die Behauptung, daß eine Species nach und nach durch unmerkliche Veränderungen in dem Verlauf der Jahrhunderte in eine andere verwandelt worden sei. Auch geht er in eine vollständige Untersuchung der Frage über die beschränkte Dauer der Species ein. Er zeigt, daß die geographische Vertheilung der Species partiell sei, und daß die fortwährend sowol in der belebten als leblosen Schöpfung vor sich gehenden Veränderungen nothwendig zu ihrem Erlöschen beitragen müssen. Ob die aussterbenden Species durch neue ersetzt werden, ist ein Thema, über welches keine Speculationen gewagt werden; es ist aber bemerkt, daß, wenn auch von Zeit zu Zeit neue Species eingeführt worden und ebenso oft als andere verloren gegangen, wir doch nicht erwarten dürfen, die Thatsache während der beschränkten Periode unserer Beobachtungen feststellen zu können. In der zweiten Abtheilung werden die verschiedenen Umstände untersucht, unter denen Wasser- und Landpflanzen und Thiere, sowie auch der Mensch und seine Werke fossil werden.

Das vierte Buch des Werks endlich umfaßt die Beschreibung der eigentlichen geologischen Denkmäler. Zuvörderst werden die tertiairen Formationen vollständig untersucht und classificirt, dann die secundairen und primairen Gebirgsarten kürzer beschrieben. Es folgt aus diesen Betrachtungen, daß die die Erdrinde zusammensetzenden Felsarten theils durch feurige, theils durch wässerige Ursachen und andere durch den vereinten Einfluß beider Agentien entstanden sind, indem die feurigen sowol auf als unter der Oberfläche wirkten. Es ist außerdem gezeigt worden, daß die fossilen Reste bestimmter Thiere und Pflanzen vollständig in aus dem Wasser abgesetzten Schichten von verschiedenem Alter eingeschlossen seien, und daß folglich nicht immer gleiche Species auf der Erde geblüht haben. Durch die Hülfe dieser Fossilien hauptsächlich ist man im Stande, die Gebirgsarten chronologisch zu ordnen, und eine sorgfältige Vergleichung der zahlreichen organischen Reste der tertiairen Formationen gibt uns Beweise von einer stufenweisen Einführung der noch lebenden Species und von einem ebenfalls nur langsamen Erlöschen der früher existirenden. Auch ist es klar, daß während der tertiairen Epoche nie ganze Vereine von Species gleichzeitig von weit ausgedehnten Gegenden weggeführt und andere vollkommen verschiedene an ihrer Stelle erschaffen sind. Die Hartmann'sche Übersetzung des Werks ist vollendet. Lyell wird auch bald ein populaires Werk unter dem Titel „Elements of geology" herausgeben.

Mit dem Lyell'schen Werke eng verbunden und von höch-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 239 u. 240 d. Bl. f. 1831, den zweiten in Nr. 263 f. 1832, den dritten in Nr. 113 f. 1834.
D. Red.

Digitized by Google

ster Wichtigkeit für die Geologie ist des, als Geologen rühmlichst bekannten Geheimraths von Hoff zu Gotha „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche", von welcher der dritte und letzte Band im Laufe des Jahres 1834 erschien. Es gereicht dieses Werk deutschem Fleiß und Scharfsinn zu hoher Ehre. Der Raum erlaubt uns nur, folgendes geologisches Ergebniß daraus mitzutheilen:

„Weder Überlieferung noch Beobachtung der Natur in ihren Erscheinungen geben Beweise für eine einmal erfolgte oder wiederholte allgemeine Umwandlung (Katastrophirung) der Erdoberfläche und für Zerstörung einer ganzen organischen Schöpfung; überwiegende Gründe dagegen erlauben nicht nur, sondern erfodern sogar, daß man die Veränderungen, welche man auf der Erdoberfläche wahrgenommen hat und noch wahrnimmt, nicht nur auf einzelne Theile und Gegenden derselben beschränkt betrachten muß, nicht minder, daß man sie keinen außerordentlichen Naturwirkungen, welche aufgehört haben, sondern allein der Wirkung derjenigen Kräfte zuschreiben darf, durch die man noch jetzt alle und jede Naturerscheinungen hervorgebracht sieht, und daß die für uns unermeßliche Größe der Zeiträume, in welchen diese Kräfte allmälig und immerfort gewirkt haben, genügt, die Veränderungen durch eben diese Kräfte hervorbringen zu lassen."

Ein drittes Werk, welches von der Geologie im Allgemeinen handelt, ist Keferstein's „Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt" (2 Theile, Leipzig 1834). Der Verf. begreift unter der Naturgeschichte des Erdkörpers vier verschiedene Lehren, die er Physiologie des Erdkörpers, Geognosie, Geologie und Paläontologie nennt. Die erstere handelt von den Bewegungen und Wechselwirkungen, welche zwischen den Theilen des Erdganzen und den Himmelskörpern stattfinden; die Geognosie gibt eine übersichtliche Darstellung der Lagerungsfolge der Gebirgsschichten, mit Anführung der vom Verf. als Parallelformationen betrachteten Gebirgsbildungen; die Geologie liefert die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers; die Paläontologie, die Lehre von den organischen Körpern, die sich in den verschiedenen Gebirgsschichten als Versteinerungen finden, enthält ein vollständiges Verzeichniß aller bisjetzt bekannt gewordenen Versteinerungen, naturhistorisch und in den einzelnen Abtheilungen alphabetisch geordnet, aber ohne Bezeichnung der diagnostischen Merkmale, nur mit Angabe der Formationen und der Werke versehen, in denen Beschreibung und Abbildung zu finden sind. Im ganzen Werke sind Beobachtungen, zum Theile eigenthümliche des Verf., mit theoretischen Ansichten vermischt, die aber eben keine Vertrautheit mit den neuern und bessern Ansichten in der Wissenschaft beweisen.*)

Hr. Bergrath Kühn in Freiberg, der seit Werner's Tode die Geognosie an der dortigen Bergakademie lehrte (seit einem Jahre hat Dr. C. Naumann diese Professur erhalten), gab im Jahre 1834 den ersten Band eines „Handbuches der Geognosie, mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues" heraus, welches mit großem Fleiß ausgearbeitet worden ist, sich aber zu sehr an die ältern, noch von Werner aufgestellten Ansichten hält, um zeitgemäß und um eine wirkliche Bereicherung der Literatur der Geologie zu sein. Der zweite Band wird demnächst erscheinen. Der würdige Oberbergingenieur D'Aubuisson de Voisins zu Toulouse begann bereits 1828 eine neue Auflage seines großen geognostischen Werks herauszugeben, allein es veranlaßten ihn Gründe, die Fortsetzung derselben dem Civilingenieur zu Paris, Amédée Burat, zu übertragen. Das Werk ist unter dem Titel: „Traité de géognosie, ou Exposé des connaissances actuelles sur la constitution physique et minérale du globe terrestre, contenant le développement de toutes les applications de ces connaissances, et mis en rapport avec le premier volume, publié en 1828" (2 Bände, mit 17 Kupfertafeln, Paris 1834—36), erschienen und bildet ein sehr vollständiges und fleißig gearbeitetes Handbuch der Wissenschaft. Der dritte Band enthält noch die neueste Darstellung seiner Theorie der Gebirgserhebungen von Hrn. Elie de Beaumont und eine sehr vollständige Arbeit über die Erzgerstätten von Dr. J. Fournet. — Das schon im vorigen Jahre nicht erwähnte und einen Theil der, bei Schweizerbart in Stuttgart erscheinenden „Allgemeinen Naturgeschichte" bildende „Lehrbuch der Geognosie und Geologie" vom Geheimrath v. Leonhard in Heidelberg ist, 54 sehr enggedruckte Bogen stark, im Jahre 1835 vollendet und gibt einen neuen Beweis von der ausgezeichneten literarischen Thätigkeit und den großen Kenntnissen des berühmten Verf. Jetzt beschäftigt er sich mit einer populair abgefaßten „Naturgeschichte der Erde", von welcher das erste Heft bald bei Schweizerbart erscheinen und auch in Äußern ganz vorzüglich ausgestattet sein wird. — Rozet, Hauptmann, königl. französischer Ingenieurcapitain und Professor der Geologie am Athenäum zu Paris, gab bereits 1830 ein Elementarwerk über Geologie heraus. Im Frühling des vorigen Jahres erschien von ihm „Traité élémentaire de géologie" (mit einem Atlas und 13 Kupfertafeln). Es soll noch ein Theil folgen, der die theoretische Geologie enthalten wird, wogegen der erste vorliegende, fleißig gearbeitete Theil die geologischen Thatsachen ohne theoretische Ansichten enthält. — Omalius d'Halloy gab eine zweite Auflage seiner vortrefflichen „Éléments de géologie" (Paris 1835) heraus. Im Jahre 1834 erschien von ihm ein erster, 56 Bogen starker Theil der „Elemente der unorganischen Naturgeschichte", welcher, als Einleitung in den zweiten Theil oder zur Geologie, die erforderlichen Lehren aus der Astronomie und Meteorologie und ein Lehrbuch der Mineralogie enthält.

Außer diesen größern und vollständigern allgemeinen geologischen Werken erschienen auch eine ganze Reihe kleinerer, von denen wir aber nur die wichtigern anführen können: John Phillipps' „Guide to geology" (London 1834, 2. Aufl. 1835). Eine ganz kurze, für den ersten Unterricht berechnete Darstellung der auf Thatsachen beruhenden Elemente der Geologie, nebst denjenigen theoretischen Ansichten, die sich aus jenen Thatsachen ergeben. — Dasselbe läßt sich von des Dr. Hartmann „Lehrbuche der Geologie" (Nürnberg 1835) sagen, welches den zweiten Theil der Mineralogie und Geologie bildet. — Dr. Thomson zu Glasgow gab in dem dritten Theil seines „System of chemistry" ebenfalls einen Abriß der Geologie, welcher die erste Hälfte von dem ganzen Bande seiner „Outlines of mineralogy, geology et mineral analysis" (London 1836) bildet. — J. Lawrence schrieb ein interessantes Bändchen unter dem Titel: „Geology or a popular sketch of the progress, leading features and latest discoveries of this rising science" (London 1835). — Dr. Bernh. Cotta vertheilte als Manuscript „Geologische Glaubensbekenntniß 1835" (Dresden 1835), welches verschiedene Ansichten enthält. — Hr. Triger in Mans gibt heftweise aus: „Cours de géognosie appliquée aux arts et à l'agriculture". Es werden bisjetzt neun Lieferungen von diesem trefflichen Werke erschienen sein.

Nicht minder zahlreich wie diese allgemeinen Werke sind die über einzelne Gegenstände der Geologie, bei denen wir wieder nur auf das Wichtigste und Interessanteste beschränken müssen. De la Beche, von dessen „Manual of geology" 1834 eine französische Übersetzung von Brochant de Villiers erschien, hat uns mit zwei neuen trefflichen Werken beschenkt. Das erste führt den Titel: „Researches in theoretical geology" (London 1834). Hartmann in Schweig hat jetzt eine deutsche Bearbeitung davon geliefert. Das Verhältniß der Erde zum Weltsystem, ihr einst feuerflüssiger Zustand, ihre chemischen Bestandtheile, die Centralwärme, die Thätigkeit der Atmosphäre, der fließenden und Meereswasser, die chemischen und mechanischen Veränderungen, welchen die Erdarten bei diesem Allen unterliegen, Schichtung, Theilung,

*) Vgl. die ausführlichen Mittheilungen über Hoff's und Keferstein's Werke in Nr. 44—46 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Verwerfungen, Erdbeben, Vulkane, Lebensbedingungen organischer Wesen, Verbreitung ihrer fossilen Reste, Versteinerung derselben: dieses sind die wichtigsten der allgemeinen Betrachtungen, mit welchen sich der Verf. beschäftigt. Er geht dann zur Eintheilung der Felsarten in aus Feuer und aus Wasser entstandene über und verfolgt deren Verhalten nach den einzelnen Formationen und deren Gliedern der Reihe nach, mit Rücksicht auf die obenerwähnten allgemeinen Erörterungen. Er stimmt fast überall mit den Lyell'schen Ansichten überein, stellt dieselben von verschiedenen Seiten dar und betrachtet die Thatsachen von andern Gesichtspunkten. Das andere Werk des Hrn. De la Beche umfaßt unter dem Titel: „How to observe geology" (London 1835) eine „Anleitung zum Beobachten in der Geologie" und ist unter diesem Titel auch soeben zu Berlin in einer deutschen Übersetzung erschienen. — Der als Geolog rühmlichst bekannte Dr. Ami Boué gab am Schlusse des Jahres 1835 einen „Guide du géologue-voyageur, sur le modèle de l'Agenda geognostica de Leonhard" (2 Bde.) heraus, welcher ausführlicher als das Werkchen des heidelberger Professors und allen reisenden Geologen zu empfehlen ist. — Zu den vorzüglichsten Werken über einzelne Gebirgsformationen oder Classen von Gebirgsarten gehören die folgenden beiden: H. S. Woase's „Treatise on primary geology; being an examination both practical and theoretical of the older formations" (London 1834), und Friedrich von Alberti's „Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers und die Verbindung dieser Gebilde einer Formation" (Stuttgart 1834). Sehr wichtig und vorzüglich wird Murchison's Werk über die englische Grauwackenformation werden, welches wir nun recht bald erwarten dürfen. — Von hohem geologischen Interesse sind auch Prof. Reich's „Beobachtungen über die Temperatur des Gesteins in verschiedenen Tiefen in den Gruben des sächsischen Erzgebirges" (Freiberg 1834). Ausführlich wird Prof. G. Bischof in Bonn in seiner bald erscheinenden „Wärmelehre des Innern der Erde" über diesen Gegenstand handeln. — Der alte geistreiche Meister Steffens hat das zweite Heft seiner „Polemischen Blätter zur Beförderung der speculativen Physik" (Breslau 1835) der Geologie gewidmet und sagt viel Interessantes; allein das Gesagte muß mehre Jahre im Manuscript gelegen haben, denn wir vermissen die neuesten und geläutertern Ansichten über die Geologie in den Aufsätzen. — Eine andere polemisch-geologische Schrift ist Chr. Kapp's „Neptunismus und Vulcanismus, in Beziehung auf v. Leonhard's Basaltgebilde" (Stuttgart 1834). Sie ist eine Vertheidigung der vulkanischen Bildung des Basalts in poetisirend-sarkastischer Sprache. Nur ein gänzlich wässeriger Geist kann die wässerige Bildung des Basalts noch vertheidigen wollen; allein wir begreifen nicht, wie man gegen solche Schwachköpfe auftreten kann, die jeder vernünftige Geolog bedauern muß; wir sind ganz erstaunt, in des Prof. Glocker zu Breslau „Mineralogischen Jahresheften" (Nürnberg 1835) S. 475 auf eine nochmalige Revision der Gründe für die vulkanische Entstehung des Basalts angetragen zu sehen!

Eine sehr wichtige Abtheilung der geologischen Literatur bildet die Beschreibung der geologischen Verhältnisse einzelner Länder und Gegenden; allein wir würden mehre Seiten bedürfen, wollten wir mehr als das Wichtigste und Interessanteste davon erwähnen. — Von den „Mémoires pour servir à une description géologique de la France" erschien der zweite Band (Paris 1834; der erste Band erschien 1830). — Eine höchst wichtige Arbeit ist Studer's „Geologie der westlichen Schweizeralpen mit geologischem Atlas" (Heidelberg 1834). — Über die geologischen Verhältnisse des Harzes enthält Dr. Zimmermann's Werk: „Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbkunde" (2 Bände, mit geologischer Karte, Darmstadt 1834) vortreffliche Bemerkungen; über die Griechenlands die „Section des sciences physiques, de géologie et de minéralogie", der „Expédition scientifique de Morée" von Boblaye und Virlet (Paris 1834). — Gumprecht lieferte interessante Arbeiten in seinen „Beiträgen zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens" (Berlin 1835). — Von Cuvier's und A. Brongniart's „Description géologique des environs de Paris" ist die dritte Auflage 1835 erschienen, in welcher auch andere, dem pariser ähnliche, tertiaire Gebirge in Deutschland, der Schweiz und in Italien beschrieben worden sind. — Über die geologischen Verhältnisse Deutschlands im Allgemeinen gibt der erste Band von Voltr. Hoffmann's „Deutschland und seine Bewohner" (Stuttgart 1835) eine gute gedrängte Übersicht; eine noch gedrängtere von ganz Europa das Werk desselben Verf. „Europa und seine Bewohner" (Stuttgart 1835). — Die „Encyclopaedia of geography" von Hugh Murray (London 1834—35) enthält nicht nur einen allgemeinen Grundriß der Geologie, sondern auch Übersichten der geologischen Verhältnisse der verschiedenen Länder der Erde vom Prof. Jameson in Edinburg. — Prof. Hoffmann, der Wissenschaft leider im Februar d. J. entrissen, lieferte eine schöne „Geognostische Übersichtskarte des Landes zwischen Magdeburg und Kassel" (Berlin, Schropp, 1835) und der schon obenerwähnte und fleißige Geognost Gumprecht, der Muße und Geldmittel der Wissenschaft zu widmen vermag, hat eine „Geognostische Karte von Sachsen, Schlesien, einem Theile Böhmens und der Rheinlande in 30 Blättern; zur östlichen und westlichen Erweiterung der geognostischen Karte vom nordwestlichen Deutschland vom Prof. Fr. Hoffmann" entworfen, wovon bereits eine Reihe von Blättern in demselben Verlage erschienen sind, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was wir in dieser Art besitzen. — Die lange erwartete geologische Karte von Sachsen wird jetzt vom Prof. C. Naumann nebst Erläuterungen herausgegeben; die von Frankreich wird noch dieses Jahr erscheinen und von England werden die trefflichen Karten des General-Feld-Zeugmeisteramtes, auf Kosten der Schatzkammer, durch de la Beche, der zu dem Ende die geologischen Verhältnisse des Landes nochmals untersucht, geologisch illuminirt werden.

Wir wenden uns endlich zu einer andern sehr wichtigen Abtheilung der geologischen Literatur, zu der Versteinerungskunde, die nicht minder reich als die übrigen ist. Prof. Bronn in Heidelberg lieferte bisjetzt vier Hefte seiner „Lethaea geognostica, oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen" (Stuttgart 1834—35). Der Name des Verf. ist eine hinreichende Empfehlung für dieses vortreffliche Werk. Von allgemeinem Interesse für die Versteinerung sind auch: Link's „Urwelt und das Alterthum" (2. Aufl., Bd. I, Berlin 1834) und Leukart's kleine Schrift: „Über die Verbreitung übriggebliebener Reste einer vorweltlichen organischen Schöpfung, insbesondere die geographische Verbreitung derselben in Vergleich mit den noch jetzt existirenden organischen Wesen" (Freiburg 1835). — Von der neuen (vierten) Auflage von Cuvier's „Recherches sur les ossemens fossiles" erschienen bisjetzt (1834 und 1835) vier Bände. — Th. Hawkins gab „Memoirs of ichthyosauri and plesiosauri, extinct monsters of the ancient earth" (London 1834) im größten Folio heraus, welche als Prachtwerk erwähnt zu werden verdienten. — Von Dr. Agassiz's classischen „Recherches sur les poissons fossiles" sind bisjetzt fünf Lieferungen erschienen, und mehre andere im vorigen Bericht (auf S. 458) erwähnte Werke über einzelne Theile der Versteinerungskunde sind fortgesetzt und zum Theil vollendet. — Leop. von Buch, der unermüdliche Forscher, der bereits 1832 eine classische Arbeit: „über die Ammoniten und Goniatiten in den ältern Gebirgsschichten", lieferte, beschenkte uns 1835 mit einer ebenso trefflichen Arbeit: „über die Terebrateln, mit einem Versuche, sie zu classificiren und zu beschreiben". Beide sind besondere Abdrücke aus den „Abhandlungen der physikalischen Classe der Akademie der Wissenschaften" aus den Jahren 1830 und 1833. Unter den fossilen Überresten einer frühern Urwelt sind die Ammoniten und Terebrateln von höchster Wich-

Digitized by Google

tigkeit, weil sie durch die ganze Reihe der Gebirgsformationen und bis zur gegenwärtigen Schöpfung hindurchgehen. Für den Systematiker sind sie beiweitem die schwierigsten.

Von Zeitschriften sind von besonderer Wichtigkeit für die Geologie: v. Leonhard's und Bronn's „Jahrbuch für Mineralogie und Geologie" (jährlich 6 Hefte); Karsten's „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Berg- und Hüttenkunde" (jährlich 3—4 Hefte); die „Annales des mines" (jährlich 6 Hefte); das „Bulletin de la société géologique de la France" (Bd. VI, 1835) und die „Proceedings of the geological society of London". 78.

Hyder Aly, Sultan von Mysore. Historischer Roman von C. Morvell. Drei Theile. Leipzig, Leo. 1833. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Auch das Körperloseste aller Dinge auf Erden, der Roman, muß dermalen der Nützlichkeitstheorie huldigen. Bei einem Roman fragt man jetzt nicht mehr: Wie unterhalte ich mich bei ihm? Wie erhebt er mein Schönheitsgefühl? Wie steigert er mich zur Vergessenheit der irdischen Noth und Armuth? Wie begeistigt er mich? — sondern man forscht: Was lerne ich aus ihm? Wie erweitert er meine Kenntnisse? Was gibt, was lehrt er mich Neues? mit einem Wort: Wie nützt er mir? Wir wollen diese Fragen nicht gradehin verwerfen; aber der Kunst und ihren Interessen sind sie nicht förderlich gewesen. Die historischen, die beschreibenden Romane entsprangen aus diesen Fragen, und ob diese der Sache der schönen Künste genützt haben oder nicht, das ist jedem Einsichtsvollen unzweifelhaft. Doch gegen die Richtung der Zeit zu eifern, ist Thorheit; denn jede Periode hat ihre Aufgabe, und die der unserigen ist auf das Nützliche im directen und unbildlichen Sinn gerichtet.

Der vorliegende Roman gibt uns die Geschichte des edeln Hyder Ali, Sultans von Mysore, im leichtesten romantischen Gewande, wie es schwachen Erfindungskräften so besonders zusagt. Je nachdem man die Aufgabe des Romans auffaßt, kann man ihn daher verwerfen oder beloben. Er ist als eine, in mehren Theilen fictive, nicht eben ganz geschichtliche, daher unzuverlässige, im Ganzen genommen aber anziehende und wahrheitsmäßige Darstellung des Lebens und der Thaten des Sultans von Mysore und der verworfenen, kein Mittel scheuenden, vor keiner Unthat zurückbebenden Politik der Engländer in Indien nicht zu verachten. Er stellt uns im Gegentheil so ziemlich auf den richtigen Standpunkt, um die letzten Zuckungen der Nationalität in der Bevölkerung Hindostans vor ihrer gänzlichen Unterjochung zu beurtheilen, in den Verwickelungen der Intrigue, welche die indischen Fürsten umspann und sie in die Hände der Engländer lieferte, klar zu sehen, den Widerspruch zwischen Sitte des Orients und des Occidents zu überblicken, uns an dem Bilde kindischer Unschuld und kindischer Eitelkeit, welche letztere ganz besonders den habgierigen Planen der Engländer zu Hülfe kam, zu ergötzen und uns an dem Anblick eines großen, edeln und selbständigen Charakters, wie der Hyder Alk's in seinem Wesen und Ursprung gewiß war, zu erfreuen. Wir sehen ferner in diesem Bilde die Franzosen unter der heldenmüthigen Anführung Labourdonnaye's auf der Seite des Rechts mit geringen Kräften siegreich kämpfen und, was sonst ein seltenes Schauspiel ist, mit den Waffen siegen und durch die Intrigue besiegt werden, ein Gegenbild Dessen, was wir von ihnen in Europa zu sehen gewohnt sind. Wir wohnen ihren wahrhaft heldenmüthigen Kämpfen bei, unter welchen der Seekampf Labourdonnaye's an der Küste von Koromandel in der That zu den anziehendsten Bildern dieser Art zu rechnen ist, die wir kennen; wir vernehmen das Schwanenlied indischer Sitte, indischer Poesie, Nationalität und des indischen Dogmas; wir sehen in seinen Ursprüngen den Aufbau einer Macht, deren Grundpfeiler der Betrug und die Hinterlist sind, und die jetzt eine wahrhaft erstaunende Größe erreicht hat, wenn man erwägt, daß eine Handvoll Abenteurer ihre Gründer waren. Von allen diesen Seiten ist das Bild, das der Verf. uns liefert, anziehend und lehrreich.

Auf der andern Seite ist sein darstellendes Talent gering, sein Eingehen in die Sitte und die Denkweise des Volks, das er uns schildert, weder tief noch besonders geistvoll und da, wo er sich auf Phantasie und Erfindungskraft verläßt, nur Erfreuliches anzutreffen. Er hat gelesen und Gelesenes wiedergegeben; aber der schöpferische Blick, welcher den Dingen die neue und für sich geltende Gestalt gibt, mangelt ihm. Alles erscheint mehr äußerlich, als in seinem innern Wesen betrachtet, und dem Verf. geschieht, was dem berühmten Maler bei seinem Bilde des römischen Lebens in „The last days of Pompeji" begegnet ist, daß er ein Skelett für ein belebtes Wesen gibt. Um sich hiervon zu überzeugen, bedarf es nur der Lesung einiger Capitel, wie z. B. der Capitel 17 und 18 in zweiten Theile, in welchen uns ein Bild des indischen Kastenwesens gegeben werden soll. Die Grundzüge darin sind richtig, es ist auch wahr, daß der Hindostaner von keinem Kastenunterschied unter den Mitgliedern einer Kaste etwas weiß; aber nichtsdestoweniger ist es falsch, wenn der Verf. auszuführen sucht, daß der Millionnair im Kaufmannstande und der halbnackte Bettler sich auf derselben gesellschaftlichen Stufe erblicken, und der Oberpriester der reichsten Pagode vor dem büßenden Jogi um Obdach und Lagerstätte keinen Vorrang einnehme. Hier ist ein glückliches Durchdringen der äußern Rinde der Verhältnisse den Verf. eines Andern belehrt haben, und indem er beispielsweise den Fürsten- und Kriegerstand in seiner Abhängigkeit von dem Kaufmannstand erblickt hätte, würde er neue Verhältnisse aufgefunden haben, die das anscheinend richtige Bild, das er gibt, gradezu umgekehrt und nun erst naturwahr gemacht hätten.

Wie dem jedoch auch sei, der Unterhaltung suchende Leser läßt sich auf solche Prüfungen nicht ein. Er ist zufrieden, von Scene zu Scene geführt zu werden, wenn diese selbst nur ihren Reiz haben, und in der That fehlen diesem Romane die anziehenden Seiten nicht. Dahin rechnen wir ganz besonders die Kriegsscenen, die Kämpfe zur See, wo dem Verf. Gelegenheit und Darstellung zu statten kommen. Die gesellschaftlichen Zustände des Orients leiden überall, wenn man sie nicht ganz national aufzufassen weiß, wie in Morier's Werken, an Steifheit, Magerkeit und Monotonie und kommen der romantischen Verwickelung wenig entgegen. Trotz der guten Auffassung einiger weiblichen Charaktere, z. B. der armen Mirjam, welche die falsche Nachricht von Hyder Ali's Tode in die Flammengrube trieb, und einiger andern, ist dieser Seite des Romans auch hier wieder die unbedeutendste. Sie steht dem Charakterbilde Hyder Ali's, dieses Mannes, der den weichlichen indischen Fürsten und dieses Heeren von Sklaven Fügung, Weisheit und Kraft unter den blutdürstigen europäischen Siegern, beiweitem nach.

Der Schluß des Romans ist ein heiterer und versöhnender. Hyder Aly, nach endlosen Stürmen in dem Hafen des Friedens und des Glückes, an der Seite der holden Hoheit, im Besitz des edelsten Freundes, glücklich angelangt. Die versöhnlichste Tendenz des Verf. ist sichtbar eine antiquirende. Er mag daher die dunkeln Schatten wol etwas allzu stark gefärbt haben und ein wenig zu viel mit Blut und Brandfackeln, mit den Farben des Verraths und des Treubruchs malen; zwischen bleibt als Totaleindruck doch so viel als Lichtgemälde zurück, daß allerdings nicht leicht schrecklichere Kämpfe mit Sieg gekrönt worden sind und die verworfenste Politik nicht leicht irgendwo mehr Triumphe erlangt hat als in englischen Ostindien.

Die Diction des Verf. ist gebildet, aber ohne Kraft, mehr oft breit und ungefällig, und der Werth seines Buches ist daher mehr in Dem, was er gibt, als in der Art, wie er es gibt, zu suchen. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 142. — 21. Mai 1836.

Hegel und das größere Publicum.

Hegel's vermischte Schriften. Herausgegeben von F. Förster und L. Baumann. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8.

Hegel's Vorlesungen über Ästhetik. Herausgegeben von H. G. Hotho. Erster Band. Ebendas. 1835. Gr. 8.*)

Das größere Publicum des Philosophen begreift auch diejenigen, welche ihn nur von Hörensagen kennen (unter uns gesagt, nicht wenige von Denen, die seine Farbe sagen) und in dieser Kenntniß ihre Theilnahme befriedigt finden, schließt daneben die Verstehenden und Selbstthätigen nicht aus und ist also mit diesem kleinern Kreise zusammen in der That das ganze Publicum. Hierin ist nun diese Philosophie folgendermaßen ihr Leben und ihre Bewegung: rund herum am äußersten Rande des Kreises sind Leute, die ihren Namen wissen und gebrauchen, aber mit weniger Bewußtsein als etwa den Namen ihres Hundes, den sie doch kennen, wenn er ihnen vorkommt, während Viele die Hegelei im Munde führen, als seien sie mit ihr wie Du und Bruder, oder, nach Shakspeare, kannten sie so gut, als wenn sie sie gemacht hätten, und wenn nun ein Stück davon vorkommt, so merken sie's nicht, es müßte denn dazu gesagt sein. Die Zahl unserer Landsleute, die sich in diesem Falle befindet, ist Legion auf Kathedern und gewöhnlichen Rohrstühlen, um nicht bis zu den Bretstühlen herabzusteigen. Sodann rückt das zweite Glied an, welches eine Vorstellung von Hegel hat: der Folioheft pflegte ihm aus der Rocktasche zu gucken, er sagte immer: „Also, meine Herren", und ist preußischer Staatsphilosoph, nicht liberal, sondern Monarchist aus Begriff; auch stabil, denn er hat gesagt: Alles, was wirklich ist, das ist vernünftig. Diese Herren schreiben zum Theil Bücher aus ihrer eignen Phantasie und denken: das wird nun wol Hegel'sche Philosophie sein, oder ziehen mit witzigen Reden gegen „Magister für Sich" und „An Sich" los, wie Don Quixote gegen die Windmühlen von La Mancha, und meinen ihn mit seinem ganzen System in den Sand gelegt zu haben. Dieses zweite Glied mit seiner Vorstellung von dem Philosophen hat eine unrichtige, denn wäre die Vorstellung richtig, so gehörte sie schon in den letzten engern Kreis. Die richtige Vorstellung von Hegel, oder genauer von diesem System ist ein Besitzthum der Wahrheit, aber noch als Unentwickeltes, so ist ungefähr ein Theolog, der irgend eine Hegel'sche Entwickelung der Idee liest und nun darin seine christliche Wahrheit wiederfindet, in dem Falle sich nun die Vorstellung zu machen: die Hegel'sche Philosophie sei wol eine andere Weise der Offenbarung der Wahrheit, und darin würde dann der Mann eine richtige Vorstellung von unserer Philosophie, d. h. der Philosophie unserer Zeit haben, — der Philosophie unserer Zeit, welche gar nicht allein die Gedankenentwickelung des großen Verstorbenen, sondern diese Weise der Gedankenentwickelung, des Denkens ist, welche Weise auch wiederum Hegel nicht als Original erfunden hat, sondern wozu er durch den Geist der Zeit gedrungen und gezwungen wurde. Männer, welche eine solche Vorstellung von der neuesten Philosophie haben, können leicht in dem Falle sein, ihn besser zu verstehen als Philosophen von Profession, selbst wenn sie Schüler zu sein behaupten. Solche Auffassung der Philosophie totalisirt und systematisirt zum Voraus, nämlich so: Jeder Mensch, der religiösen und Schönheitssinn hat, erhebt sich darin schon zum Geiste und zu Gott, so ist er auch ohne Philosophie des Höchsten theilhaftig. Dessen ist er sich aber bewußt als des vorzugsweise Reellen und Wahren, worauf er alles Andere bezieht. Der Religiöse findet in der Vorsehung die Vernunft, welche Geschichte und Leben beherrscht; denn er appellirt an die Vorsehung, wo er nicht unmittelbar den vernünftigen Hergang oder überhaupt einen rechten Gang bemerkt. Ebenso die ästhetische Ansicht heißt nichts gut, was den Geist in seinem Anschauen des Lebens, der Natur, der Begebenheit nicht befriedigt, erhebt, erheitert, welches denn wiederum nichts Anderes sein kann, als eben in alledem das Wahre. Ohne Religion und Schönheitssinn, wer ist aber, der es wäre? und diese, so Viele damit ausgerüstet sind, sind Alle in der Wahrheit und wiedergeboren aus dem Geiste. Wie sie aber in ihrer Anschauungsweise, der religiösen oder der ästhetischen, welcher sie nun vorzugsweise folgen, Alles auf dies ihr einiges Bewußtsein beziehen, so werden sie auch sogleich das

*) Diese beiden Bände bilden den 17. und 10. Band von Hegel's Werken und zugleich die 7. Lieferung derselben.
D. Red.

Digitized by Google

geistige Band der Philosophie fühlen, sowie nur erst eine einzige Entwickelung sie in das Innere der Sache einen Blick hat thun lassen. In dem engern Kreise des philosophischen Publicums sind die so beschriebenen Leute eine sehr ehrenwerthe Classe. Zuletzt aber kommt der eigentliche Focus dieser Geistesbewegung, die wirklich Philosophirenden, welche Bewegung dann die neueste Philosophie ist; wirklich Philosophirende sind aber Die, welche den Gedanken zum vollständigen Selbstbewußtsein bringen, sodaß die Wahrheit, welche ohnehin dem Menschen nicht fremd ist, in dem Gedanken mit der Gewißheit ihrer selbst noch das Bewußtsein über diese Art der Selbsterzeugung (der Vermittelung) mit sich führt: es sind Die, welche Methode haben. Ja, die Methode! das ist es freilich, aber was ist es? Nun könnte einem braven Manne, der, ohne incommodirt zu werden, diesen Artikel zu lesen gedachte, bange werden, es möchte nun der unendliche und unergründliche Strom Hegel'scher Speculation mit all den vielverwünschten dunkeln Worten sich über ihn ergießen und das Geheimniß der Methode ebenso geheimnißvoll offenbaren. Das wäre hier sehr unmethodisch, denn das Denken, wie es mit Selbstbewußtsein vor sich geht, das und nichts Anderes, der wahre Gedanke des Gedankens und seine Entwickelung aus dem Anfang zur Fülle — ecco Signori — wenn das Methode ist, und es ist Methode, würd' es sich hier wol schicken dieselbe zu lehren, hier, wo nicht die Natur des Denkens, sondern ein bestimmtes Denken und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen in Frage steht? Es ist aber nicht umsonst gesagt, daß die rechten Logiker die neueste Philosophie sind, denn, meine Herren, das darf man wol so versichern, daß die neueste Philosophie die Kunst richtig zu denken für die ihrige ausgibt und darin die Sache selbst setzt, was Sie ohne Zweifel alle miteinander sehr vernünftig finden werden; höchstens werden Sie spaßhaft hinzusetzen: wenn's nur wahr ist! Vielleicht wäre auch diese Anmerkung ein Zeichen der Zeit für die Philosophie; aber es handelt sich hier nicht um zerstreute Zeichen, sondern um die ganze lebendige Sache. Wir sind auch schon weiter darin, als es scheinen mag; denn ist nicht das Publicum der Philosophie in unserer Beschreibung zuletzt selber zur Philosophie ausgeschlagen? Der methodisch Denkende, der wirklich Denkende ist ja nicht Hinz oder Kunz, sondern ihr Unsterbliches, ihr bewegter Geist, und nun, meine Herren, wenn hier die Rede ist von der neuesten Philosophie und ihrem Verhältniß zur Zeit, von Hegel und seinem Publicum, wovon anders wird dann die Rede sein als davon, wie sich der Geist unserer Zeit (Zeitgenossen) zu dem Geiste der neuesten Philosophie verhalte?

Wenn wir uns die Sache aber genau überlegen, so haben wir hiermit in der That ein wunderliches Wort geredet. Geist unserer Zeit! neueste Philosophie! Welche Zeit ist unsere Zeit, da die Zeit nichts Anderes ist als das ewige Verschlungenwerden des Jetzt: vom Hernach, sodaß es wol schwerlich ein Unseres hierin geben kann? Denn wenn es das Jetzt ist, so ist es gleich hernach nicht mehr, und das Hernach selbst wird es doch wol nicht sein können? wenn es aber auch wäre, auf diesem folgt auf dem Fuße sein Hernach, welches es nicht nur zum Jetzt, sondern zum Gewesenen herabsetzt. Ist ein Stand in dieser Bewegung? wird euch nicht schwindlicht, lieben Freunde? Aber haltet nur nicht, es ist umsonst, die Cur ist homöopatisch.

Ebenso wunderlich reden wir von einer neuesten Philosophie. Denn ohne Zweifel, meine Herren, ist die Philosophie der denkende Geist, der Geist also in jener Bewegung des Denkens, welches Denken, wenn es sich nicht bewegt, gar nicht ist. Welches ist denn nun diese neueste Bewegung? wird es nicht wie die Wellen im Meer sich unaufhörlich überstürzen und selbst im Zuschauer am Ufer nicht dazu kommen lassen, zu sagen: dies ist nun die letzte? Wo ist ein Punkt in unserm eignen Denken, bei dem wir Halt! rufen könnten? Ist also soll irgend eine Philosophie die neueste sein! Dies gesetzt, dies wäre sie nun, dies, was wir hier zu denken im Begriff sind, wie wollen wir uns damit als die letzten behaupten?

Die wahre Gegenwart ist die Ewigkeit, es ist das Jetzt, welches sowol vorher als nachher ist, nicht die todte Reihe der verschlungenen Augenblicke, die nur in dieser Öde selbst todt wären, ein solcher Gedanke wäre gar kein Gedanke, sondern das ist die Ewigkeit: die Bewegung dieser drei, welche nicht aufhören, auseinander und in sich zurückzugehen. Eben diese Bewegung, wenn sie innehalten könnte, wenn sie sich selbst tödten und in Langeweile auflösen könnte, wäre sie nicht die ewige, sondern die sich beendigende; so aber, indem sie sich selbst verschlingt, gebiert sie sich ewig wieder, und die Gegenwart selbst ist diese Bewegung selbst, nicht das Einhalten gegen die Bewegung. So hat denn auch der Gedanke keine Zeit und kein Alter, oder eine Neuheit und Nach, vielmehr ist er die Ewigkeit in der eigentlichsten Erfüllung; denn er ist das sich selbst bewegende Denken, welches wie die Zeit auseinander und nicht in sich zurückgeht; der Denkende trennt seinen Gedanken von sich, dieser Gedanke aber ist nichts Anderes als die Thätigkeit des Denkens, und diese wiederum ist der Denkende selbst; denn wenn wir auch sagen wollten „der Denkende", es wäre nichts Anderes, sondern immer nur dies Eine. Dies aber ist das Thätige und die Thätigkeit, welche eben darum ewig ist, weil sie sich nicht beendigt, indem sie sich unterscheidet, sondern in dieser Bewegung sich selbst erhält. Die neueste Philosophie also, wenn sie der Gedanke wirklich ist, ist sie diese Bewegung des Gedankens, der nicht durch diese Bewegung überwunden wird, weil er diese Bewegung selber ist. Das Vorher des Gedankens, die Gedanken der Vorzeit sind nur seine, des gegenwärtigen Denkens, Gedanken, das Vorher geht ihm nicht verloren, und wenn er in Wahrheit die Bewegung des Ewigen ist, so ist auch das Hernach sein eigen, denn das eben macht ja den Begriff der Gegenwart. So ist es freilich nicht, wenn man sagt: die gegenwärtige Philosophie statt des gewöhnlichen Ausdrucks: die neueste. Sie ist diejenige, die

Digitized by Google

h in der Bewegung des Ewigen erhält, weil sie diese ewegung selbst ist.

Und nun was ist von unserer Zeit, dem gegenwärtin Geschlecht, zu sagen im Verhältniß zu diesem Ewin? Nichts Anderes, was auch Jeder fühlt, als daß von dem Ewigen in der Form des Gedankens in seim Innersten beherrscht wird, nicht mehr von den Ideaı wie die schönen Griechen, nicht mehr von dem genügmen Glauben unserer Väter; unsere Zeit ist die hilosophische und unser Gott der Gott der Wahrit. Aller Kampf des Entgegengesetzten in Politik, Reion und Kunst sucht sich in dem Gedanken zu verklän, und das höchste Interesse hat in Allem der wahre egriff der Sache. Selbst die Frömmsten können sich der hilosophie nicht ganz entschlagen, und die Idee schlägt e Bajonette nieder. Dies Bewußtsein brauchen wir der egenwart nicht vorzuhalten; sie hat es, und darin hat ihren Stolz.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

Memoiren eines Flüchtlings, oder Continental-Chiaroscurgemälde von August Trarel. Zwei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1835. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Herrn Trarel fehlt es gewiß nicht an Geist, an Beobachngsgabe und namentlich an einer nicht gewöhnlichen Leichtigit der Auffassung; aber Aufsehen machen, scheint ihm die auptsache zu sein. Wegen einiger Aufsätze in französischen itungen von den preußischen Justizbehörden verfolgt, nahm er e Flucht und scheint seitdem umherzuirren, denn wir haben rnommen, daß er in Griechenland gewesen und Manches von rt in Zeitschriften hat drucken lassen, und im vorliegenden uche finden wir ihn in Belgien, Frankreich und der Schweiz; ß er nun ein Flüchtling ist, soll für ihn ein Titel, vielleicht r ein Verdienst werden, und da der Graf Barbé-Marbois ein Journal d'un déporté non-jugé" herausgegeben, so kann er ol mit „Mémoires d'un fugitif" auftreten. Da geht nun n buntesten Gemisch eine Menge von Dingen an uns vorber, ich glaube es würde schwer sein, im „Conversations-Lexim der neuesten Zeit und Literatur" einen Gegenstand aufzuden, worüber der Verf. nichts sagt: von der preußischen Poei zum Erbey von Algier, von der flandrischen Malerschule n Dom Miguel, vom fetten Donnerstag zu Ludwig Börne, on Lord Seymour's Bär zu dem reipoldswyler Schweizermädel; olitik, Religion, Philosophie, Literatur, Theater, bildende unst, Alles durcheinander, manches Geistreiche und viel Verirrtes, manches Vernünftige und viel Unverdautes und Unerbauliches — Alles aber mit großer Keckheit und Assurance, nd nicht ohne savoir-faire aufgetischt, obgleich das Beste vom avoir-faire, den Leser nicht zu ermüden, dennoch in der Feder eblieben ist. Da das Buch, wie man auf dem nachträglich ngeklebten Titel liest, mit Genehmigung des königl. würtemb. Ober-Censur-Collegiums erschienen ist, so wollen wir, da uns blos eine literarische Censur zusteht, an Manchem, was anstößig scheinen könnte, ruhig vorübergehen. Dem Ober-Censur-Collegium scheint aber Einiges doch zu arg gewesen zu sein, wenigstens lassen die zahlreichen Cartons und Lücken in den beiden Bänden es vermuthen. Der Verleger hat übrigens, wol ohne es zu wissen und zu wollen, den Recensenten ins Handwerk gegriffen und das Pflegekind nicht übel charakterisirt, indem er auf einem farbigen Zettelchen bemerkt, die „aus besondern Gründen" weggebliebenen Blätter schadeten dem Zusammenhange nicht.

2. Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien, von E. Norder. Erster und zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Während eine Menge neuer Reisewerke nichts als Raisonnement und gar politisches geben, finden wir hier eine ungeheuere Zahl Facta verzeichnet. Dies Buch ist gewissenhaft und fleißig geschrieben und sichtlich das Werk eines Mannes, welcher Viel gelesen hat; es enthält genauere und bessere Beschreibungen und Schilderungen von Natur und Kunst als viele andere, und wir möchten es einem Reisenden, welcher weder Zeit noch Beruf gehabt hat, sich ausführlich vorzubereiten und doch die geschichtlichen und literarischen Beziehungen neben allgemeinern Reisezwecken nicht ganz aus den Augen lassen will, als Begleiter empfehlen. Auf die Form des Gebotenen muß er dabei nicht gar zu genau sehen und es als eine Art Repertorium, als ein Tausend und Ein von Notizen und Daten betrachten; denn das Buch ist freilich sehr pedantisch, macht sich mit Citaten und Gelehrsamkeit gar zu breit und hat, während es dem Vorwurf des Zusammenstoppelns von Nachrichten jeder Art aus guten und schlechten Autoren nicht entgehen kann, wenig Eignes und Eigenthümliches — unter welchem Wenigen man ihm die mislungenen Witze zudem noch gerne schenken würde. Die beiden ersten Theile enthalten die Reise von Berlin über Dresden nach Prag und München, durch Würtemberg und Baden nach Strasburg, von dort nach Lyon, durch die Provence nach Marseille, über Nizza nach Genua und Florenz. Bei den äußerst zahlreichen Eigennamen, Citaten in fremder Sprache, welche dies Buch wie viele andere sehr buntscheckig machen, ist die grenzenlose Ungenauigkeit des Drucks um so unangenehmer.

3. Aus dem Reiseportefeuille eines Deutschen. Herausgegeben von Erich Gothenburg. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Erié. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Rec. bekennt, daß er schon gleich eine günstige Meinung von diesem Büchlein hatte, als er das Portrait des Stenterello von Florenz als Titelkupfer erblickte, welchen unser Verf. ebenso sehr zu Ehren zu bringen sich bemüht wie Wolfgang Menzel San-Carlino zu Neapel — vide Lewald's „Theater-Revue". Die interessante, aber noch wenig bekannte Persönlichkeit dieser florentinischen Volksmaske wird folgendermaßen getreu geschildert: „Der Name Stenterello kommt von dem Verbum stentare, welches als Neutrum barben, nothleiden, als Activum so viel als es Einem sauer machen bedeutet. Beim Stenterello sind beide Beziehungen des Wortes anwendbar. Es liegt schon in seinem Namen, daß er dürr und mager sei. Eine Gesichtslarve trägt er nicht, denn bei ihm ist, wie bei den meisten komischen Masken, die Gesichtsmimik eine Hauptsache. Charakteristisch sind: breite, schwarze Augenbrauen, die an den Wangen heruntergehen; das Haar der kleinen röthlich braunen Perücke ist glatt zurückgestrichen und läuft in einen dürftigen Zopf aus, der wie ein Ferkelschwänzchen im Nacken spielt. Die Kleidung ist knappanliegend: eine lange Weste unten offen, darüber eine fast ebenso lange Jacke mit Schößen, welche nicht zugeknöpft wird, enge Hosen bis unters Knie, Schuhe und Strümpfe. Sein Hut ist ein kleines niedriges Dreimasterchen von Filz. Der Stenterello spricht natürlich den niedern florentiner Dialekt und selbst am Hofe des Großsultans gibt er die florentiner Localitäten für gangbare Münze aus. Fragt man ihn z. B. in Konstantinopel beim gerichtlichen Verhöre, wo er geboren, so antwortet er nicht: in Florenz, sondern nennt das Gäßchen und strömt über von genauen Details. Der Stenterello ist ein Perpetuum mobile; nur in kritischen Momenten, als komisches Tableau, auf einige Secunden mobilstill. Sehr gelenkig und von rascher Beweglichkeit muß er sein, aber nicht graziös, ja kaum geschmeidig, sondern immer spitzwinklig und nach Gliederpuppenart. Die Arme hält er fast immer im Ellenbogen, bald stumpf, bald spitzwinklig eingezogen und vom Körper etwas entfernt. In allen Verhältnissen beträgt er sich mit gleicher Unbefangenheit, am glänzendsten Hofe thut er wie zu Hause, und die

Digitized by Google

Welt besteht für ihn aus lauter Seinesgleichen. Auch in der größten Bedrängniß bleibt er derselbe; nie erregt er Mitleid, und man ist mit ihm gutes Muthes, selbst wenn er gehangen werden soll."

Dies ist ein Theil der Portraitirung dieses Volksgünstlings, in welchem der gemeine Florentiner sein eignes carikirtes Ich für zwei Grazie im Teatro del Giglio, für vier in Ognisanti bewundern geht und dessen Bildniß, mit Deckfarben und breitem Pinsel gemalt, man an der Ecke der Casa Ricasoli an der Carrajabrücke bewundern kann, wo Meisterwerke wie „Ginevra regina di Scozia, azione drammatica a gran spettacolo, con Stenterello" auf den Abend verkündigt werden. Rec. war nun überdies daran, ganz aus seiner Rolle zu fallen, d. h. ein bischen Rührung zu empfinden, als er sich mit dem Verf. auf der von Orangen und Oleander umgrünten Terrasse des Rafael'schen Palastes wiederfand, welchen „Jannoctius Pandolfinius Episcopus Troianus" baute, und in dem, die Aussicht auf die Hügel von Fiesole und in die Via Salvestrina hinab gewährenden Eckstübchen, als er selbst mit der Gräfin Nencini zusammentraf, von der Hr. von Stendal in einem seiner Bücher sagt „Rien de plus beau que Mesds. Nencini, Mozzi —" und wie die andern nun meist passirten Schönheiten heißen mögen. In eine solche Stimmung versetzt, sieht er denn gern dem Hrn. Gothenburg (?) Manches durch die Finger — das viele Wesen, was er mit seinem Ich und seinem Bojarn macht, das Studium von Rotteck's „Weltgeschichte" und seine ebenso überflüssige als höchst mangelhafte Skizze der florentinischen Historie, deren Eingang schon ein sehr ungünstiges Vorurtheil erweckt, wenn man unter den Quellenschriftstellern Pignotti für Althetrurien, Borghini für Altflorenz erwähnt, Villani und Guicciardini nur so nebenbei als hors d'oeuvre genannt findet. Indeß wir wollen zufrieden sein mit dem Ansprechenden, was uns geboten wird, und das übrige, darunter auch die vielen Excurse, von denen man oft nicht begreift, woher sie kommen, bei Seite gestellt sein lassen.

Die Reise geht von Dresden nach den Taunusbädern, über den Bernhardin nach Mailand, Brescia, Verona, Venedig, dann Toscana und im Fluge nach Rom und Neapel. Aber nur der Theil, welcher von Toscana handelt — und er ist der größere — lohnt die Mühe des Lesens und enthält etwas mehr und Anderes, als man in hundert Büchern findet.

4. Bilder aus der Lombardei. Gesammelt in den Jahren 1834 und 1835 von Philipp von Körber. Mit dem Portrait des Erzherzogs Rainer. Wien, Pichler. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Sehr unbedeutend, nüchtern und schlecht stylisirt, also eben keine Bereicherung der zahlreichen Literatur, die sich mit Oberitalien beschäftigt. Nach einer höchst ungenügenden Skizze der Geschichte Mailands finden wir eine nach den Mustern der „Guides des voyageurs" abgefaßte Beschreibung dieser Stadt, Schilderungen von Bergamo, Lecco, der wormser Straße, dem Hügellande Brianza, endlich einige Betrachtungen über italienische Musik, an deren Schlusse der „Herr Hofrath von Rochlitz" als Autorität angeführt wird. Vergebens sucht man nach etwas Neuem oder wenigstens in anziehender Form Gebotenem: das hundertmal Vernommene berührt auch hier wieder das Ohr. Doch lernen wir, Ausonius sei „eigentlich ein Franzose" (!), lesen eine italienische, in Klammern deutsch mitgetheilte Anrede des h. Ambrosius an Kaiser Theodos, vernehmen, daß der Dom „ein Gebäude aus dem frühesten Alterthume", daß S.-Lorenzo ein „Octagon" (sic) ist, daß Abraham die Hagar „aus seiner Hütte" verstößt und dergleichen mehr. Wozu sollen solche Bücher dienen?

5. Tagebuch einer Reise von Bahia nach Afrika, von C. H. van Zütphen. Düsseldorf, Schreiner. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Ein anspruchloses und gutgemeintes, aber mit äußerster Unbehülflichkeit geschriebenes Büchlein. Der Verf. reiste an Bord eines Handelsfahrzeuges am 3. März 1831 von Bahia ab, um die Verhältnisse des Küstenhandels von Guinea kennen zu lernen, sah am 1. April Afrika, besuchte viele Negerdörfer und europäische Niederlassungen und langte am 15. Juli wieder in Bahia an. In geographischer Hinsicht ist uns das Büchlein nichts zu lernen, ebenso wenig in ethnographischer. Hr. v. Z. kam nicht ins Land und berichtet fast nur unbedeutende persönliche Ereignisse, woraus freilich so viel hervorgeht, daß es ihm bei dieser Expedition nicht eben erträglich war. Daß der düsseldorfer Herausgeber oder Corrector nicht wenigstens für die Ausmerzung der Sprachfehler und Germanismen gesorgt hat, ist unbegreiflich.

Das einzige Interessante bietet der mercantilische Theil, welcher sich über Handel und Handelsgegenstände an der afrikanischen Westküste verbreitet. Die am meisten dort gangbaren Waaren sind hiernach folgende: amerikanischer Rauchtabak in Pipen, Branntwein von Zuckerrohr, deutsche lange Gewehre, auch kleine englische, Essen in Stangen, Messer, Schießpulver, namentlich blaue und weiße, englische ordinaire Leinwand, ordinaire Feld- und Schubladenspiegel, Nähnadeln, Pfeifen, Talg, kölnisches Wasser, Hornkämme, Steingut, Gewehre, amerikanische Baumwollenwaaren, Blechlampen u. s. w. Man tauscht dagegen ein: Sklaven (diese werden als Hauptartikel aufgeführt, namentlich in Onim und Petit Siestro), Elfenbein, Gold, Palmöl, Häute, Matten u. s. w. Die bekanntesten Plätze sind: Rio Nuñez, Petit Siestro, Berlibi, Denner, Rio S.-Andre, Rio S.-Fresco, Kottru, Eberbi, Apollani, Bocowe, Butri, Elmina, Onim, Ajudá, Agué. Der ganze Handel scheint ziemlich mühsam und zeitraubend zu sein. Der Verf. bemerkt, daß man langsam zu Werke gehen und sich für manche Tage an einem Orte liegen bleiben, auch vor den Negern im Allgemeinen sehr auf seiner Hut sein müsse, weil sie meist sehr diebisch und höchst gewandt sind. Bei Dixcove heißt es dagegen ausnahmsweise, es sei „ein netter Platz und nette Leute, die Wohnungen seien reinlich und die Neger durch Gastfreundschaft und Freigebigkeit ausgezeichnet. Dann muß freilich in Afrika ein unverwüstlicher Fonds von Herzensgüte stecken, wenn er unter dem Zulauf des Gesindels aller Art, das diese Küste besucht, solche Eigenschaften zu bewahren vermocht haben soll.

Die beigefügte Karte, nach einer englischen copirt, stellt den Küstenstrich vom Cap Palmas bis zur Mündung des Gaboon-Flusses dar.

Literarische Notizen.

Quérard's mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitetes bibliographisches Werk: „La France littéraire etc." ist bis zum 7. Bande (der bis Ke geht) vorgeschritten. Dasselbe umfaßt nicht blos die literarischen Arbeiten französischer Gelehrten und Schriftsteller, sondern auch die ausländischer, welche in französischer Sprache verfaßt sind. Sehr schätzbar und interessant sind die Angaben über wenig bekannte Schriften und deren Verfasser und ausnehmend reich die Notizen über die Werke berühmter Schriftsteller, wobei die verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare, Widerlegungen u. s. w. angeführt sind. Die durchgängig getroffene zweckmäßige Anordnung erleichtert den Gebrauch des für Gelehrte und Bibliographen schätzbaren Werkes.

Von den „Mémoires sur la restauration" ist der 3. Band von Abrantès sind Ende Aprils der dritte und vierte Band erschienen.

Sismonde de Sismondi hat „Etudes sur les constitutions des peuples libres" herausgegeben.

Capefigue's Schrift: „La ministère de M. Thiers, la chambres et l'opposition de M. Guizot" ist in den letzten Tagen des Aprils in Paris ausgegeben worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 143. — 22. Mai 1836.

Hegel und das größere Publicum.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Nun ist Hegel ein großer Arbeiter im Weinberge des Herrn gewesen und steht mitten in dieser Arbeit unserer Zeit als ein neuer Hercules. Nicht als ein absonderlicher Grillenfänger steht er da, sondern ein Mandatar des gegenwärtigen Geistes und nur im Dienste des Gedankens.

Darum ist es sehr erfreulich, in seinen „Vermischten Schriften" einen Punkt zu finden, der ihn an das Leben und die Zeitgenossen anknüpft, sodaß man theils sieht, wie er auch außerdem bei Troste ist (was Manche sonst allerdings bezweifelt), z. B. in den Briefen an seine Frau, an Ghert in Amsterdam, an Göthe, an einige jüngere Freunde, und in den Kritiken, z. B. über Raupach's „Bekehrte" und „Wallenstein", woraus man denn doch wahrnehmen kann, daß er nicht nur die Sprache seiner Göttin, sondern auch die der „andersredenden Menschen" spricht. Dies ist überall gemeinverständlich und dennoch keineswegs gemein, was sonst so oft zusammenwächst.

Wichtig ist sodann ein Brief an Duboc, worin er diesem lernbegierigen Manne eine kurze Notiz von seiner Denkweise gibt, die vielen Zeitgenossen in ähnlicher Stimmung ebenso willkommen sein dürfte, als sie jenem Manne war.

Witzig, was sonst nicht seine Art ist, findet man den Aufsatz aus dem „Morgenblatt": „Wer denkt abstract?"

Ein strengeres Ansehen haben die Recensionen, ausgenommen die über Hamann's Schriften, welche einen goldenen Werth darin hat, daß Hegel so aus dem Mittelpunkte einer uns jetzt schon fernen Zeit heraus der Nachwelt eine Fackel über diese höchst pikante Erscheinung hinterläßt. Man gewinnt hier ein Urtheil über Hamann und seine Zeit. Dasselbe ist mit F. H. Jacobi der Fall, der schwerlich in einem andern Lichte so gut zu beleuchten war.

Noch eine andere höchst erfreuliche Seite haben die Berichte an das preußische Ministerium des Unterrichts namentlich der über die Errichtung einer kritischen Zeitschrift; ferner der aus der „Staatszeitung", abgedruckte Aufsatz über die englische Reformbill, aus dem man ebenso sehr unsere als die englischen Staatsverhältnisse schätzen lernt.

Es ist nun noch übrig, mit ein paar Worten des zweiten Werkes unserer Überschrift zu gedenken, der „Vorlesungen über die Ästhetik", welchen wir in ihrer Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit lieber gar keine als eine so widrig radotirende Vorrede wie die Hotho'sche gewünscht hätten; ein nackter Bericht über die Textesquellen und wie man damit umgegangen — weiter, dächt' ich, hätten die Herren selten etwas zu sagen nöthig, hier gewiß nicht.

Die Ästhetik ist diejenige philosophische Disciplin, welche jeder belletristische Recensent, jeder bonarum artium studiosus, ja jedes Frauenzimmer als die ihrige behandelt, und wenn nicht hat und entwickelt, so doch voraussetzt; wir können hier also schwerlich unpopulair werden, wenn wir diese Wissenschaft, wie sie bei Hegel auftritt, etwas näher signalisiren. Die eigentliche Kritik wird ohne Zweifel der knarrende Beiwagen des „Morgenblatt" unter der Rubrik: „Philosophische Schriften", bringen, oder gar schon gebracht haben.

Alle tiefern Blicke in die Phasen des ästhetischen Begriffs (nach dem alten Ausdruck, „in die verschiedenen ästhetischen Gegenstände") verdanken wir ohne Zweifel der neuern, der gegenwärtigen Philosophie, von welcher wir Solger's „Erwin", Jean Paul's „Vorschule" aus Schelling's Atmosphäre, Weiße's „Ästhetik", obgleich sie im Princip aus Hegel zurücksinkt, nicht ausschließen können. Im Gegentheil, die genannten Schriften werden selbst neben der jetzt erscheinenden Hegel'schen nicht überflüssig, sie sind in andern Beleuchtungen wirklich die Sache. Bei Solger fehlt der Ausgangspunkt und die Verständigung darüber; er verdunkelt sich durch den undialektischen Dialog, dessen Nothwendigkeit man an keiner Stelle seines Fortschrittes einsieht, und weiß zuletzt die Schönheit nicht zu retten aus der Aufhebung ihrer selbst, der Ironie, gleichwie uns in der Zeitlichkeit der Augenblick unrettbar durch sich selbst zu Grunde geht. Das Buch ist aber ein Zeichen der Zeit, indem es mächtig auf den Mittelpunkt der dialektischen Bewegung lossteuert, daher dies Platonisiren im Dialog, und ebendaher die Unruhe der Ironie; es ist auch keineswegs durch und durch unwahr, sondern voller Weisheit und Tiefe. Dann kommt Jean Paul's „Vorschule"; aber so eifrig er auch der Philosophie ihres großen Erneuerers anhängt, sie ist nicht philosophisch, nicht Entwickelung aus einem Guß, sondern desultorisch, dennoch aber ein Schatz tiefer Beobachtung und genialer Erfahrung, dem keineswegs das geistige Band

Digitized by Google

fehlt, nur daß es oft noch unbewußt, oft locker und fast gelöst sich hindurchschlingt und die ästhetische Idee als die sich stetig entwickelnde nicht ausgedrückt und vorgeführt wird. Dies, was die Methode der weitergegangenen Philosophie ist, wurde für Ch. H. Weiße die Aufgabe, nur mit der ausdrücklichen Erklärung: das sich stetig Entwickelnde sei keineswegs „der sich selbst entwickelnde Begriff", sondern Weiße findet den logischen Begriff, das reine Denken „leer" und trennt das Denken von seinem Inhalt. Es wird in seiner „Ästhetik" dadurch verhindert, „daß der Eine absolute Gegenstand, der Geist, wie er sich als schön bethätigt", die Objectivwelt wirklich erobert und besiegt. So ist allerdings der Zwiespalt, daß nur Eine Idee durch alle Phasen, z. B. die verschiedenen Künste, hindurchgehen soll, daß aber diese Idee keineswegs die vollkommene, die Eine ist, sondern nur die Wissenschaft von dem Geiste, welcher einen fremden Inhalt anerkennt. Darum bleibt dieser Inhalt auch fremd und der Stoff mysteriös. Die Schönheit ist ihm mehr als Wahrheit, denn das Schöne sei wahr, das Wahre aber nicht schön zu nennen, während doch in der Welt gar nichts Anderes schön ist, als eben die Erscheinung des Wahren für die Sinne und Vorstellung. Der Irrthum ist nämlich der, daß allerdings das Wahre, welches nicht erschiene, nur ein mögliches Wahre wäre; es kann aber auch als Geist für den Geist im Gedanken erscheinen und ist dann ebenso wirklich als bei seiner Erscheinung in etwas Schlechterm als er selbst, während die Schönheit die Erscheinung der Wahrheit durch das Äußerliche in Vorstellung und Anschauung ist. Die Erscheinung des Geistes im Gedanken, seiner wahren unsinnlichen Objectivität, ist nicht mangelhaft und abstract gegen die Schönheit, welche der sich in der wahren sinnlichen Erscheinung wiederfindende Geist ist; vielmehr ist die wahre sinnliche Erscheinung nur dadurch wahr, daß das schlechte Object ganz in das bessere, den Gedanken, verwandelt worden ist. Wegen dieses Radicalmangels aber, welcher auf einem Misverständniß der Natur des Gedankens oder der Hegel'schen Logik beruht, wie dies auch Göschel in dem „Monismus des Gedankens" aufs deutlichste schon dargethan hat, — soll durchaus nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet sein, im Gegentheil, es finden eine Menge geistreicher Entdeckungen und Ausführungen in diesem Buche, denen man, um sie rein zu erhalten, nur eben jenen Misverstand abnehmen muß, was allerdings da möglich ist, wo nicht die ganze Sache auf dem Zwiespalt ruht. Sprachlich und stylistisch ist das Buch sehr unvollkommen, ja Vielen gewiß ungenießbar.

Alle diese Unvollkommenheiten der drei Vorgänger fallen bei Hegel vollständig weg; ja, wenn man von der Darstellung ausgehen will, so ist diese sogar einladend auch für noch nicht geschulte Leute, so einfach, gefällig und deutsch (was man auch anderswo, freilich mit Unrecht vermißt). präsentirt sich die Untersuchung; leichter ist schwerlich ein anderes Buch von Hegel geschrieben. Die Sache sodann ist diese. Zuerst: die Idee, der philosophische Gegenstand, ist es auch hier. Sie ist absolut, wenn sie, die Thätigkeit (Subjectivität) und ihr Gegenstand (Objectivität) in eins gesetzt ist; das aber ist der sich ewig bethätigende Geist. Dieser ist in sich ewig befreiende, denn zur Thätigkeit gehört der Gegenstand als Widerstand, die Überwindung des Gegenstandes und Widerstandes ist freilich darin schon gesetzt, daß der Geist den Gegenstand nur geschaffen, nur gesetzt hat, er ist aber immer sich befreiend, denn der Gegenstand bleibt nie stehen, sondern die Schöpfung ist nur diese Thätigkeit, welche das Gesetzte nicht gesetzt sein läßt, sondern vielmehr in Thätigkeit erhält, die absolute Thätigkeit wird also nicht fest in einem Werk, sondern befreit sich fortdauernd davon. So ist sie ihrer Ewigkeit sicher, denn nur das kann ewig sein, was seine Bethätigung nicht endigt. In diese Thätigkeit des befreiten, d. h. sich befreienden, absoluten Geistes erhebt sich der Mensch aus seinem Denken, wenn er ebenfalls sich befreit zur Einheit von Subject und Object. Das geschieht im Denken des Gedankens, im Schauen der Schönheit, in der Andacht, wenn sich zu Gott erhebt und mit Gott vereinigt. Das sind die drei Weisen, in welchen das Absolute für uns wirklich wird. Das Absolute als Gedanke ist die Wahrheit, das Absolute als Erscheinung in der Außenwelt ist die Schönheit. Die Schönheit also ist der Geist, welcher in das Object nur den Geist anschaut. Das Object ist also nun selbst Geist, es ist die Anschauung selbst, welche die Thätigkeit des Geistes ist; nicht der Marmor ist schön, sondern der Geist, den er zeigt; wenn er nicht als der Geist verstanden wird, so ist er ein schlechter Stein, der Gedanke in seiner größten Stagnation, schlechte Objectivität, schön ist er nur, so oft und so lange er gedacht, d. h. verstanden wird als Geist. So ergibt sich denn der Mangel des Naturschönen, und daraus das Bedürfniß des Ideales, die Verkörperung der Idee, die ganz Auge ist. Für die Bestimmtheit des Inhalts, Handlung, Situation und Stoff ergeben sich daraus hier die reichsten Consequenzen. Dann mit dem ersten Theile bricht die Begriffsentwickelung ab. Er, der Begriff, hat sich vollkommen erwiesen als Ideal und als Kunstproduct. Nun beginnt im zweiten Theile ein historisches Fortgehen und Darstellen der unvollkommenen Gestaltungen des Begriffs in den verschiedenen Gestalten der Symbolik, ja das Symbol nicht der wirkliche Körper der Idee, sondern ihr willkürliches Zeichen, also die Symbolik die unvollkommene Erscheinung der Idee sei. Formell ist dieser Empirismus, gleichsam die Naturgeschichte der Kunstidee dann nur zum wirklichen Ideal, was im dritten und letzten Theile zu erwarten ist. Auf diese Weise bekommt die hegelsche Ästhetik einen positiven Inhalt, der jedem neuen Begriff gebracht wird. Der Reichthum in diesem ersten Bande überraschend, auch die Beispiele auf unsere größten und beliebtesten Classiker. Unter Hegels Zeitgenossen wird auch das eine Erkennung finden, wie Schiller seine Anerkennung und Liebe nicht

Digitized by Google

hörer, vielmehr auch gerechte Kritik. So unterscheidet Hegel selbst sich von vielen Constructionspedanten seiner Schule, die jeden Fetzen von Göthe vergöttern. Die Art her, wie das Positive mit großer Arbeit zur Herstellung er Idee verbraucht und verarbeitet wird, ist wahrhaft ristotelisch, und es ist also nicht umsonst gewesen, daß Hegel das Lob dieses gleichgesinnten Mannes gesungen at. Wir müssen sehr gespannt sein, endlich das ganze erk zu haben; denn das wird leider nach und nach ge-iß, daß die Herausgabe seines Nachlasses sehr schleichend iter geht.

Auf diesem Wege, den wir eben bezeichnet, läßt dann Hegel manche Phasen der ästhetischen Idee vorüber, die um Theil in den obengenannten Werken angeregt, zum heil sogar schon vortrefflich erörtert sind; und es scheint ist, als könnte man prophezeien, sie würden auch in r Fortsetzung nicht zur Sprache kommen können. Über-aupt ist wol der Begriff des Künstlers oder des Geistes, er sich die schlechte Objectivität zur schönen macht, über e Kunst im engern Sinn hinauszuführen, um z. B. le Begeisterung der Liebe für eine wahre gelten zu lassen, as Komische außer der Komödie, die Landschaft außer m Gemälde, den Menschen außer dem Kunstproduct e ästhetische Anschauungen nicht nur gelten zu lassen, ndern auf den Begriff zu bringen, welcher z. B. we-igstens im Komischen, im Erhabenen u. s. w. gewiß nicht nter der Abhandlung der Naturschönheit erledigt wird. ine Antwort, wenn auch verneinend, muß der zweite and enthalten, den wir auch darum ungeduldig erwar-n, damit die Prärogative Derer, die zu seinen Füßen esessen, aufhöre; denn jetzt gehört der Mann uns llen und auch sein Ruhm ist unser.

Arnold Ruge.

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende April 1836.

Das literarische Gezänk zwischen den Classikern und den omantikern ist vorüber; Aristoteles liegt unter den Trümmern er drei Einheiten begraben. Es hat mit Aristoteles eine eigne ewandniß: er gilt mit Recht für den scharfsinnigsten, um-assendsten Geist des Alterthums, und wo es vorwärts gehen soll, uß man ihn erst aus dem Wege räumen. Descartes mußte n aus der französischen Schule vertreiben, um der neuern hilosophie Bahn zu brechen, und erst nach einer 200jährigen Sklaverei hat sich die französische Tragödie der Bande entledigt, ie ihr im Namen des Stagiriten waren angelegt worden. Seit „Hernani" und „Henri III" sind alle Schranken eingestürzt, lle Wege stehen dem Genius offen zum Guten und Großen, Ab-urden und Erhabenen, Grausigen und Barocken; es kann ein Jeder seine Flügel ausdehnen, so lang sie ihm gewachsen sind. Man kann Dramen in Prosa und in Versen schreiben, der Alexandriner kann sich verzerren und verrenken wie ein Groteskkünstler, sich mit Blumen kränzen oder die Narrenkappe auf-setzen, tanzen und springen, oder zürnen und wehklagen und wie es ihm einfällt durch alle Töne der poetischen Tonleiter klingen. Ja, wären wir selbst noch in jenen Zeiten, wo Schild-wachen auf der Bühne standen, um im Nothfall materielle An-griffe gegen die romantischen Dramen zurückzuweisen, so würde ein Trauerspiel von Delavigne in kunsthistorischer Hinsicht von keiner großen Bedeutung sein; Delavigne ist nämlich ein eklek-tischer Dichter, d. h. er wählt aus beiden Systemen, was ihm das Beste scheint, also was seiner Bildung und seiner Organi-sation zusagt; da nun Jeder anders gebildet und anders or-ganisirt ist, so würde eine eklektische Schule zuletzt wunderliche Sachen in die Welt setzen. Das letzte Trauerspiel Delavigne's, welches dieser Tage im Théâtre français aufgeführt worden ist, gewinnt indeß in anderer Beziehung einige Wichtigkeit. Wir haben bereits berichtet über das Bestreben der katholischen Geist-lichen, sich in geistiger Hinsicht geltend zu machen; sie schmücken ihre Kirchen, sie unterhalten ihr Publicum mit Musik und Gesang und beredten Kanzelvorträgen; sie lassen kein Mittel unversucht, um die Blicke der Menschen wieder gegen die Hölle und das Paradies zu richten und Gott Vater und den Teufel in ihre alten Rechte einzusetzen. Die Materialisten, welche von Beiden nichts wissen wollen, fangen an sich über diese Symptome eines Rückfalls in religiöse Starrheit zu beunruhigen, und haben sich bei Delavigne ein Drama bestellt, um die Pfaffen zu ärgern, und dieses Drama wurde blos in einem Aufzuge ge-schrieben, damit es zur gehörigen Zeit fertig sein konnte und gleich nach den Fasten aufgeführt wurde, denn die Fasten sind die Epoche, wo die Kanzelberedtsamkeit ihre größten Triumphe feiert. Dieses Trauerspiel heißt: „Une famille aux temps de Luther"; die Scene geht in Deutschland vor, die Personen sind aus Italien. Wahrscheinlich hat Delavigne die Deut-schen für zu gutmüthig gehalten, um Einem darunter einen Brudermord aus Religionshaß aufzubürden; vielleicht auch hat er sich gescheut, Deutsche zu schildern, da er weder unsere Sit-ten, noch unsere Sprache kennt. Die Italiener hat er nach Augs-burg versetzt, wol weil er von der augsburger Confession gehört und weil die Lehre Luther's in Italien keinen Eingang gefunden.

Beim Aufrollen des Vorhanges sind wir in einem wohl-habenden Hause; allein aller Luxus ist daraus verbannt, im ernsten Style der Decoration spricht sich der strenge Purismus der Bewohner aus. Dieser sind nur vier: Thecla, die Witwe eines römischen Nobile; einer ihrer Söhne Luigi, dessen Tochter Elsi, und Marco, ein alter Diener. Thecla und Luigi haben sich zu Luther's Lehren bekehrt, Marco gehört zu der zahlreichen Classe von Menschen, gegen oder für welche Lamennais sein Buch: „De l'indifférence en matière de religion" geschrieben. Elsi, das sanfte 15jährige Mädchen, ist die personificirte Vol-taire'sche Moral. Diese anmuthige Gestalt führt eigentlich das Schwert gegen die Katholiken. Sie spricht Sentenzen, wie man sie im „Oedipe" und „Mahomet" findet, Gemeinplätze über Toleranz, Fanatismus und Philanthropie, die, in brillante antithetische Formen eingekleidet, vor der Revolution die Geister mächtig aufregten, heutzutage aber nicht über das Théâtre français hinaus tönen und auch hier blos der Luft sonore Schwingun-gen mittheilen. Paolo, Thecla's anderer Sohn, wird erwartet. Zur Stunde, wo Thecla und Luigi in die Kirche gegangen sind und Elsi eine kranke Nachbarin besucht, trifft Paolo ein. Ein finsterer Gedanke umdüstert seine Seele. Er hat bereits in der Ferne vernommen, sein Bruder sei dem väterlichen Glauben untreu geworden. Möge das Gerücht falsch sein, denn er hat am Fuße des Altars geschworen, er wolle Luigi dem Verderben entreißen, ihn zur Kirche zurückführen, durch Gründe, durch Bitten, oder durch einen Dolchstoß, um wenigstens seine Seele zu retten. Diese bangen Ahnungen verschwinden bald wieder: Paolo wird von dem alten Diener, dann durch Thecla und Luigi aufs herzlichste empfangen. In diesen liebenden Herzen kann unmöglich die Ketzerei Wurzel geschlagen haben, Paolo überläßt sich ohne Rückhalt der Freude des Wiedersehns, ein unbesonnenes Wort der unbefangenen Elsi stürzt ihn in seine frühern Zweifel zurück, oder vielmehr er kann nicht mehr zwei-feln, sein Unglück ist gewiß, seine Verzweiflung bricht in Kla-gen, in Vorwürfe, in Schmähungen auf Luther aus; Luigi jagt seinen Bruder fort, Elsi bringt eine Versöhnung zwischen ihnen zu Stande, beide Brüder fallen sich in die Arme. Unglücklicherweise ent-fallen der Mutter einige Worte, aus denen Paolo schließen muß, den kommenden Tag werde Luigi öffentlich den Glauben seiner Väter abschwören. Sein Verdacht wird durch Luigi selbst be-

Digitized by Google

stätigt; zur Nachtzeit dringt Paolo in das Schlafzimmer seines Bruders und ermordet ihn. Die Mutter flucht dem Mörder und dieser entflieht. Als Kunstwerk, aus dem Standpunkt des Verf. betrachtet, finden wir meist nur zu loben. Der Vers ist rein und fließend, nicht zu sehr geputzt und gefeilt, die Charaktere mit logischer Consequenz durchgeführt, das Ganze spannt und hat einige echt tragische Momente. Im übrigen ist „Une famille aux temps de Luther" weiter nichts als eine Nachahmung von Voltaire's „Mahomet".

„La marquise de Prétintaille" ist eine Satire auf den Adel; die Vaudevillisten würden besser thun, Satiren aufs Volk und auf dessen Höflinge und Schmeichler zu machen, dann wäre doch noch das Verdienst des Muthes und allenfalls einiges Interesse dabei, oder auf den Bürgerstand, denn dieser ist's doch, der jetzt in Frankreich regiert, und der Bürgerstand geht doch am Ende aus dem Volke hervor und verliert sich wieder in dasselbe. Da lobe ich mir den Künstler, der den Capitain von der Nationalgarde gezeichnet, im Augenblicke wo er zum Exerciren geht. „Tendre époux, bon père", heißt die Aufschrift; „il bénit sa femme et ses enfans au moment de partir pour l'exercice à feu." Die Idee ist köstlich; der alte wohlbeleibte Herr blickt gerührt zum Himmel auf; die Kinder liegen vor ihm auf den Knien, das jüngste hält einen Polichinell, der gleichfalls kniet und sein Theil vom väterlichen Segen empfängt. Doch gehen wir zum neuesten Vaudeville des Palais royal zurück, welches wie so viele andere einer chanson von Béranger nachgebildet ist. Die Déjazet spielt die Marquise. Abgesehen von dem Talente der Schauspielerin, so thut die vulgaire Nachlässigkeit in Ton und Manieren, das sans-gêne in der Haltung, das man bei ihr gewohnt ist, hier treffliche Wirkung; der Gegensatz mit dem grandiosen, impertinent vornehmen Anstande, den sie als Marquise annimmt, reizt unwiderstehlich zum Lachen. In einem Stücke, wo die Déjazet auftritt, dreht sich's in der Regel um Zoten und lüsterne Späße; die Marquise hat Langeweile und sucht Zeitvertreib; und für eine junge Dame gibt's keinen angenehmern als die Liebe. Madame denkt mit Entzücken an einen jungen Cousin, den sie als einen blühenden Abbé mit rosenrothen Wangen und wohlbestellten Waden gekannt hat und dessen Ankunft sie mit Ungeduld entgegensieht. Der Cousin erscheint; aber aus dem blühenden Abbé ist ein Musketier geworden, und der Musketier hat ausgeblüht; die Marquise sieht sich in ihren Liebesillusionen aufs widerwärtigste getäuscht. Jean Grévet, ein junger, derber Bauerbursche, hält sie dafür schadlos, und zuletzt singt Mamsell Déjazet die Moral des Stückes, daß nämlich ein junger, frischer „vilain" einem abgelebten „gentilhomme" vorzuziehen sei. „Actéon" macht immer noch Furore in diesem Theater; es ist in der That das tollste Zeug, was nur ein paar jugendliche Phantasien, vom Champagner erhitzt, ausbrüten können.

Die eigentliche französische Musik will noch nicht aufkommen. Auber scheint erschöpft, seine Partituren überbieten sich an Mattigkeit, an Alltäglichkeit, an Jämmerlichkeit. Er hat in der letzten Zeit drei oder vier Opern geschrieben, welche in der That kaum anzuhören sind. Gestern ist ein bisher unbekannter Componist vor dem Publicum aufgetreten, er heißt Grisard. Seine Musik zur Oper: „Saraou l'orpheline", scheint nur ein pasticcio von Auber's besserer Musik zu sein. Das Weitere darüber sowie über das Sujet erlassen Sie mir wol. Im Théâtre français wird ein Stück von Rosier einstudirt: „Le procès criminel", ein Lustspiel, worin der Verf. sich über die Manier der Damen, die Assisen zu besuchen, lustig macht. Es ist die Frage, ob eine solche Neugierde ausgelacht zu werden verdient, zumal von einem dramatischen Dichter, denn die Damen besuchen am Ende die Sitzungen der Assisen aus denselben Gründen, welche sie ins Theater treiben, und dann steht zu bezweifeln, ob sich auf solchen Grund ein anziehendes Lustspiel bauen läßt. Mlle. Mars ist krank, sie ist auf dem Lande. Sie mag sich nicht wenig über den Beifall der Dordal in „Angelo" geärgert haben. Die große Künstlerin ist nichts weniger als verträglich im Leben. In dem neuen Stücke, welches das Théâtre français angenommen: „La vieillesse d'un grand roi", hat die Mars die Rolle der Maintenon übernommen. In der großen Oper beschäftigt man sich mit einem Ballette für die Taglioni, und in der Porte St.-Martin ist man gegen ein neues Drama von Alexander Dumas: „Don [illegible] aufgeführt werden.

Dieser Tage war ich auch seit langer Zeit einmal wieder in einem Theater der Boulevards, in der Gaîté. In den Volkstheatern sieht es bunt genug aus. Man sieht die Frauen im Parterre, was sonst nicht gebräuchlich wird; sie kommen besuchen das Theater unbegleitet; wenn sie sich auf einige Augenblicke entfernen, so binden sie ihre Schnupftücher an die Bänke, ganz wie die Studenten. Die Gallerien und selbst die ersten Logen sind mit Schönen besetzt, die Hauben [illegible] kaum taucht hier und da ein Hut auf; es wird [illegible] gegessen, Saucissons werden gespeiset und mit Wut [illegible], damit die Nerven gehörig gespannt sind, um den schrecklichen Übergängen des Melodrams zu widerstehen. Übrigens ließ sie uns an diesem Abende wenigstens noch gnädig ab. Ja, in „La laitière" [illegible] sogar die Entwickelung zu einer glücklichen Heirath, [illegible] dagegen in: „Les infidélités de Lisette". Auf den [illegible] erwarteten wir lüsterne Späße und zweideutige [illegible], wir wurden aber bald enttäuscht, und zwar in [illegible] die anmuthigste Art. Cyprien, ein junger angehender [illegible] narist, lernt in einem Dorfe bei Paris ein hübsches [illegible] kennen und verliebt sich in sie. Diese unschuldige Liebe [illegible] Lisette und dem jungen Mann, der mit düsterer Ahnung [illegible] Schwelle des Grabes stand, in das er lebendig versenkt [illegible] sollte, und den ein frisches, gutes Landmädchen wieder [illegible] Leben und zum Glücke zurückführt, hätten wir auf der [illegible] fenen Bühne der Gaîté nicht zu finden vermuthet. [illegible] eilt mit Lisetten nach Paris. Dies geht 1786 vor. [illegible] ten Act wird bereits die Carmagnole gesungen; Lisette [illegible] wie Charlotte Corday, man ruft: Vive la nation! [illegible] soll aufs Schaffot geführt werden; um ihn zu retten, [illegible] Lisette einen Andern. Ihren verzweifelten Geliebten [illegible] sie auf, gegen die Preußen in den Krieg zu ziehen, in [illegible] Champagne eingerückt sind. Der dritte Act führt uns in [illegible] Zeiten der Restauration. Ein Offizier im blauen Rock, [illegible] das rothe Band im Knopfloche, lahm und grau von [illegible] kommt in dasselbe Dorf, wo Cyprien Lisetten kennen [illegible] Er sieht ein junges Mädchen, dessen Ähnlichkeit mit [illegible] überrascht; der alte Invalide ist Cyprien, das Mädchen [illegible] Lisettens Tochter, Lisette selbst ist vor Kummer gestorben. [illegible] nur die unausstehlichen Couplets weggeblieben, so wäre [illegible] Scene recht gut, und wäre einige Poesie im Style, so möchte [illegible] wir „Les infidélités de Lisette" den bessern neuern [illegible] schen Dramen zuzählen. Der Saal der Gaîté ist mit [illegible] kratischem Luxus decorirt; in den Schauspielern begegnet [illegible] der Demos derb und vierschrötig mit mächtigen [illegible] Damen sogar breitschultrig, mit Stimmen, wie sie [illegible] Sprachrohre eines Corsaren nicht gewaltiger schallen [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Sir William Gooch, Gouverneur von Williamsburg, [illegible] einst die Straße hinab in Gesellschaft eines Freundes, [illegible] gerssklave begegnete ihnen, dessen Gruß der Gouverneur [illegible] freundlich erwiderte. „Ich sehe", sagte der Freund, [illegible] Notiz von einem Sklaven nimmst." „Soll ich [illegible] gegnete Jener, „mich an guten Sitten von [illegible] übertreffen lassen?"

Der Marchese Spinola fragte einst den Sir [illegible] an welcher Krankheit sein Bruder gestorben sei. „Er [illegible] er nichts zu thun hatte", erwiderte dieser. „O", [illegible] „das ist mehr als hinreichend, um alle Generale in der [illegible] heit zu tödten."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 144. — 23. Mai 1836.

heist der Geschichte. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Liesching. 1835. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Herr Menzel hat vor Kurzem siegreich gegen eine gemeine, unde Richtung unserer Literatur die Grundfesten unseres anzen Volkes, die christlichen und deutschen Elemente seines ewußtseins vertheidigt und sich bei allen Wohlmeinenen einen ehrenvollen Stand dadurch erworben. Wenn nter diesen der Eine oder der Andere auch über manche on Menzel's Proceduren in diesem Kampfe den Kopf geüttelt hat, ist doch das Wohlgefallen an der Frischheit es entrüsteten Zuschlagens, die Freude über die unbeinnliche Empörung gegen das Gemeine, was sich aufhun wollte, so überwiegend, daß jenes Kopfschütteln der chtung, die sich Menzel bei ihnen erworben hat, keinen Eintrag zu thun vermag. Eine andere Gattung von euten aber rührt sich; sie werfen nun nachträglich Menzel mit Koth, machen ein paar Derbheiten, ein paar elbstgefällige Äußerungen geltend und geberden sich, als sei Menzel wirklich ebenso gefährlich als Die, welche er eben n Boden geschlagen und literarisch vernichtet hat. Wer ind denn diese Leute? — Sie alle zu kennen und zu harakterisiren wäre in der That viel verlangt; aber wir werden nicht irren, wenn wir unter ihnen junge Hunde hen, die gern dadurch zu einiger Bedeutung kommen möchten, daß Menzel die Gnade hätte, von ihrem Gebell Notiz zu nehmen — wenn wir unter ihnen alte Hunde ehen, die mit matten Herzen ihr Lebelang nach Dem sich ihnten, was das junge Deutschland den Muth hatte, radezu auszusprechen und zu verlangen, sie aber nicht; nun sehen sie sich durch Menzel den Bissen vor dem Munde weggenommen und heulen. Endlich werden darunter auch eine Partie alte Weiber sein, denen angst wird, sowie ihnen in der Gesellschaft neue Proceduren vorkommen; die zahlreichste Classe aber dürften darunter Die ausmachen, welche in einer Zeit, wo die tiefsten Grundlagen des sittlichen Völkerlebens brechen und wanken, als ollte der jüngste Tag kommen, ihre Tage mit Strohhalmphilosophie und Novellengeschmiere zubringen und ine schriftstellerische Hurerei gegen den heiligen Geist treiben, die allerdings mit ihnen selbst der Teufel holt, soch Das, was Menzel verficht, das Siegende bleibt, wie es das Siegende ist. Wüßte man nicht ungefähr, aus welchen Federn alle die jüdischen (wenigstens christlich sind sie nicht) Lumpenartikel über die Folgen der Beschlüsse gegen das junge Deutschland kommen in öffentlichen Blättern, man sollte wirklich glauben, die Nation nehme an diesen Leuten einen andern Antheil als den des Ekels.

Wir müssen diese Erklärungen vorausenden, weil wir bei der bereitwilligsten und unumwundensten Anerkennung der Talente, der geistigen Frische und des tüchtigen Willens des Herrn Dr. Menzel doch bei der Anzeige der Schrift, deren Titel über diesem Aufsatze steht, nicht umhinkönnen auch gegen ihn eine Anklage zu erheben, und weil es uns leid thäte, mit jenen Widersachern Menzel's auch nur entfernt in einen Korb geworfen zu werden.

Die Anklage, die wir erheben, ist die, daß man es diesem Geist der Geschichte nur zu sehr ansieht, daß er vor dem Kampfe gegen das junge Deutschland niedergeschrieben ist. Entweder müßten wir annehmen, daß Menzel seine Federn schneide, wie es ihm persönlich beliebe, und daß jenes Vortragen christlicher Interessen nur eine Waffe sei gegen seine Gegner, die er nach dem Kampfe wegwerfen könne, nicht aber ein Stück von ihm selber — entweder müssen wir das annehmen, oder wir müssen glauben, daß bis auf diesen Kampf auch Menzel sich von jener babylonischen Hure allgemeiner Bildung soweit hat verlocken, sich durch sie so hat imponiren lassen, daß es erst eines solchen herben Gegensatzes bedurfte, um ihn zu dem Bewußtsein des unermeßlichen Werthes zu bringen, welchen das Christenthum für unsere Geschichte, für unser Volksleben hat, welchen selbst noch die traurigen Reste des Christenthumes im ordinairen Rationalismus haben würden, wenn vom Christenthum nur dieser übrig bliebe. In der That, es sind ganz unvereinbare Aussprüche, wenn es S. 158 heißt: „Wie die kostbare Perle in rauher Schale, schlummerte im Judenthum das Christenthum"; und wenn wir S. 167 lesen:

> Jene beiden großen Kirchen des Morgen- und Abendlandes, das Khalifat und Papstthum, waren freilich sehr irdische Verhüllungen des wahren Christenthums, aber sie waren doch nothwendige Übergänge zu edlerer Entwickelung. Der Islam bekämpfte trotz seiner Verwilderung die noch ältere heidnische Barbarei und brach einer künftigen christlichen Befreiung wenigstens durch die Lehre von dem Einen Gott die erste Bahn.

Das Letztere wollen wir allerdings zugeben, daß nämlich das mohammedanische Wesen seine welthistorische Be-

Digitized by Google

deutung habe in der Zerstörung des ältern — aber der Gott der Mohammedaner ist selbst nur ein Gott der Zerstörung, dessen Begriff gewonnen wird, wenn alle Mächte durch den Proceß des abstrahirenden Verstandes in eine abstracte, leere Allmacht aufgelöst — alle organischen Bildungen zertrümmert, und nur die Abstracten, die capita mortua in Ein caput mortuum vereinigt werden. Und sind denn nicht auch weite Länderstrecken christlichen Glaubens dessen durch den Mohammedanismus beraubt, und ist nicht ein Greuel der Sünde, des Mordes, der Knabenschändung, der frechesten Grausamkeit überall dem Halbmond gefolgt — sind nicht alle Völker, die sich ihm gebeugt, nach wenigen Jahrhunderten in sich verrottet und verfault? Von dem Papstthum kann man höchstens sagen, daß es, wie die alte jüdische Hierarchie, in starrer, schneidender äußerer Schale die Perle evangelischer Lehre eingeschlossen und allerdings einerseits dem Auge fest verborgen, andererseits aber auch lange Zeit allein gegen die unreifsten Sekten geschützt hat; aber das Khalifat eine Verhüllung des wahren Christenthums zu nennen und dem Papstthum zu parallelisiren, das geht doch weit!

Fängt man aber erst damit an, die Sünde als das Nothwendige in der Welt zu achten und die Mannichfaltigkeit unsers jetzigen Lebens als Folge und Ausgeburt der ersten Sünde für köstlicher zu halten, als die Eine, ungebrochene Harmonie, wie sie in Gott zu allen Zeiten war, wie sie in Christi Seele war mitten in der Tausendfältigkeit der sündigen Menschheit, wie sie in Jedes Seele sein soll, der eine wahre Rebe ist von seinem Weinstock — dann freilich muß man auch den Dienst Tervigant's und Mohammed's dem des Sohnes Gottes und der reinen Magd an die Seite setzen und beide als nothwendige Glieder, als gleiche Glieder der Weltgeschichte zu begreifen suchen; dann nur kann man, wie S. 45 u. 46 geschieht, indische, persische und griechische Sagen ohne Weiteres mit der heiligen Geschichte parallelisiren.

Es kommt uns nicht in den Sinn, Herrn Menzel den Vorwurf machen zu wollen, als habe er nicht auch schon bei Abfassung dieses Buches Augen gehabt für die Kluft, welche die jüdische Geschichte von den heidnischen Sagen, die das Evangelium vom Koran trennt. Sehr schön sagt er S. 49: „In allen andern Sagen erscheint der erste Mensch abhängig von der Natur, nur in der Bibel ist er ursprünglich Herr der Natur" u. s. w. Durchaus wahr sagt er S. 50: „Alle andern Sagen sind endlich ohne eine Prophezeiung, nur die Genesis öffnet sich der Zukunft in der beständigen Hindeutung von Adam auf den Messias, vom ersten Menschen zum höchsten und vollkommensten." Aber das Eine fehlt, der feste, unerschütterliche Glaube, daß Christus nicht blos der vollkommenste Mensch, daß er der Sohn Gottes, daß er selbst wahrer Gott sei.

Daß doch der Streit, in den Herr Menzel gekommen ist gegen das Unkraut des bösen Feindes, in ihm selbst die Einsicht heranführen möchte, daß eben auf dem Boden der Anerkennung jedes entstellten Lümpchens Geist, bei welchem Volke es sich auch, in wie schmuziger Umgebung es sich auch finden möge, die eigenthümliche [illegible] ihre Wurzeln getrieben hat, die von der [illegible] Philosophie her an unser Volk gekommen ist und an ihm frißt wie ein stinkender Krebs. [illegible] Franzosenwesen eifert er, wie durch ein gewissen [illegible] auf griechische Sprache und Form[illegible] Nothzucht erlittene habe, hat er früher so [illegible] und wie durch diese philologischen Bestreben auch [illegible] christlichdeutsche Gesinnung vielfach Nothzucht [illegible] he, ja, wie mit ihnen eigentlich an unsere Jugend zum Theil eine fortgehende Knabenschändung [illegible] wird, könnte er allenfalls seinen übrigen [illegible] nach zeigen; warum nun sich imponiren lassen [illegible] sen indischen Träumereien, oder gar dieser [illegible] mohammedanischer Sinnlichkeit, die doch so [illegible] des Teufels ist wie Wally und Consorten? [illegible] dieser ganze Gutzkow'sche Streit, wie ein [illegible] Milch des Menzel'schen Geistes gefallen sein und [illegible] her darin gemischten Elemente scheiden! Er hat [illegible] Hammer erhoben und damit gegen den [illegible] gebildeten Narren geschlagen, daß er sich doch [illegible] Ruhm noch schönere Kränze erwerbe in fortgesetztem [illegible] für die wahren, gesunden Grundfesten unsers [illegible] Daseins!

Ein Eingehen auf das Einzelne des vorliegenden [illegible] ches kann von einer Anzeige nicht wohl verlangt [illegible] Es sind geistreiche Gedanken aneinander gereiht, [illegible] sich um gewisse Punkte gesammelt. Fern von [illegible] ben, einen nothwendigen, strengwissenschaftlichen [illegible] halten und selbst der Tendenz nach sehr verschiedener Natur, sollen sie wol überhaupt mehr anregen als belehren; wovon die weitere Folge ist, daß sie uns mehr Zweifel erzeugen, als Überzeugungen befestigen. [illegible] einem Buche dieser Art läßt sich kein Auszug geben, [illegible] dern nur eine allgemeine Angabe des Ganges; [illegible] es läßt sich sogar nur cum grano salis entscheiden, [illegible] wir wünschen eifrig, daß Herr Menzel bald Gelegenheit nehmen möge, eine seinen zuletzt entschieden andern Richtungen auch entschiedener entsprechende [illegible] neue Auflage oder neue dasselbe Thema behandelnde [illegible] drucken zu lassen.

Die Punkte, um welche sich Menzel's [illegible] Geschichte sammeln, sind bezeichnet als fünf. [illegible] Das erste ist ein astronomisches Problem, [illegible] wir unsern Lesern wenig referiren können, in [illegible] cherheit nur referirt, wer eine Einsicht in die [illegible] welche Einsicht aber Ref. fehlt. Hier also [illegible] terer doch zu einem Excerpt gezwungen, um [illegible] für die weitere Ausführung von Wichtigkeit [illegible] diesem Abschnitte auszuheben. Es heißt:

Obgleich die Erde, von der Sonne [illegible] die Flamme bewegt, kehrt sie doch ihre [illegible] gleichen Seite des Himmels zu, und zwar [illegible] den das meist feste Land sich anhäuft, der [illegible] mels, die am meisten Sterne zählt, [illegible] aber der sternenarmen Südseite des [illegible] kennen wir ein Gesetz der Erde, das [illegible] gen uns sichtbaren Sternenwelt [illegible]

Digitized by Google

muß als daß Gegen- bis zum ca. die Sonne bleibt; auch die Sonne mit ihrer oft unmittelbaren Aequatorialwirksamkeit nur ein Übergewicht der Aequatorialthätigkeit über die Polarthätigkeit und eine Kontraktirung des Ostens und Westens, nicht aber ein Übergewicht des Nordpols über den Südpol hervorbringen konnte, welche beide Pole in Bezug auf die Sonne gleich sind und deren Unterschied nur aus einer höheren Ursache herleiten. Daß diese Ursache aber dieselbe ist, welche auf der Nordseite des Himmels die Sterne in größerer Zahl gehäuft hat, ist klar, und wir dürfen mithin den Schwerpunkt der uns sichtbaren Welt in der Richtung des Nordpols suchen.

Nun wird in dem Folgenden gezeigt, wie trotz dieses älteren die Sonnenkraft überwiegenden Weltgesetzes, doch alles Leben auf der Erde an die Sonne gebunden und ihr Werk sei. Nur der Mensch mache von diesem Sonnendienst bis auf einen hohen Grad eine Ausnahme und kehre zurück zu dem älteren Sternendienst. Nicht wie die edelsten Erzeugnisse der übrigen Natur sich nach den Äquator hindrängten, fänden sich da die edelsten Racen der Menschheit, sondern auf der Nordhälfte der Erde sieht sie zu Hause; auch sei der Mensch nicht gleich der übrigen Natur mit seiner Thätigkeit ganz an den Stand der Sonne gebunden.

Dies Alles beweist, daß der Mensch als die Quintessenz der Erde auch jene uralteste, den Sternen verwandte Erdkraft, die von der Sonne unabhängig und ihr feindlich ist, angenommen hat. Und damit ist von der Naturseite aus der wunderbare Zwiespalt im Menschen und seiner Geschichte schon vorherbestimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Das bedeutendste unter den neuern Producten der Literatur ist wol: „Un chemin de traverse", von J. Janin. Es ist ein Roman, freilich nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Handlung ist hier nur Nebensache; der Verf. unterbricht seine Erzählung, wenn es ihm einfällt, um seinem Witze, seiner Laune, seinem Humor die Zügel schießen zu lassen: Janin ist ein Humorist und hat einige Ähnlichkeit mit Sterne und J. Paul. Hier ist in kurzen Zügen das Sujet, insofern es uns klar geworden, denn es ist schwer, diesen brillanten, labyrinthisch sich verschlingenden Ergüssen eines reich ausströmenden Talents immer auf den Grund zu sehen. In einem kleinen Dorfe an der Rhone leben zwei junge Leute von niederer Herkunft: Prosper Chavigny, der Sohn eines Winzers; der Andere, ein Findelkind, heißt Christophe. Dieser ist le frère ignorantin und Schulmeister im Dorfe. Christophe hat einige Ähnlichkeit mit Wuz, nur daß Jener, mit größern Fähigkeiten begabt, nach einem höhern Ziele strebt. Er studirt, er erwirbt sich Schätze des Wissens, die er seinem jüngern Freunde Prosper mittheilt. Dieser wandelt eifrig auf der Bahn fort, welche ihm eröffnet ist; allein ihm ist nicht genug zu wissen, er will das Wissen nützen, er will sich emporschwingen, sein Glück machen. Neben diesen beiden Hauptfiguren stehen Chavigny's Vater und Mutter; Beide, jener in seiner bäurischen Würde, die Mutter mit ihrem überlegenen Verstande trefflich gezeichnet. Überhaupt würden wir diese ländlichen Scenen für meisterhaft erklären, wenn nicht J. Janin's brillantirte, kokette, mit Blumen und Bändern und Flittern überladene Darstellung mit dem einfachen Dorfleben einen widerwärtigen Contrast bildete. Diese paßt schon besser zum pariser Leben, dessen Kenner sie ist. Der Ehrgeiz treibt Prosper nach Paris, hier geht er zu Grunde. Die Lehren sind Dutzend, deren Originalität [illegible] Werk des frère ignorantin. Prosper wird ein homme à bonnes fortunes, ein Duellant, ein Schurke; er nimmt einen Sprung, um sich emporzuschwingen, einen chemin de traverse. Auch Christophe geht nach Paris: Paris, la cité des abîmes, wie sie ein pariser Schriftsteller nennt: „Ce Minotaure à qui la province envoie tous les ans sa jeunesse, pour qu'il la souille et la dévore." Aber es sind nicht ehrgeizige Absichten, die ihn dahinführen. Christophe ist abgesetzt, man hat ihn aus seiner Schule gejagt. In der Nähe von Paris stößt er auf einen glänzenden Jagdzug. Ein Herr von Chabrillant reitet den armen Christophe nieder, indeß wird er von der Familie aufgenommen, gepflegt, als Freund, als Bruder behandelt, eine Demoiselle Chabrillant verliebt sich in ihn, Christophe wird ihr Mann, dann Gesandtschaftssecretair und endlich Staatsrath. Christophe hat den geraden Weg genommen; demnach wäre dann die Moral des Romans, daß man, um sein Glück zu machen, weder Weiber verführen, noch sich duelliren, noch sich zum Atheismus bekennen muß, sondern daß man sich von einem großen Herrn muß überreiten lassen. Dieses Mittel, Christophe zum Zielé zu führen, ist ein ganz äußeres und hängt nicht im mindesten mit der Tendenz des Buches zusammen, die im übrigen nur zu loben ist. Dem ehrgeizigen Chavigny konnte ja derselbe Zufall ebensowol dasselbe Glück zuführen. Ein besonderes Verdienst dieses Romans ist die Reinheit der Sprache: in dieser Hinsicht ist Janin besonders den Ausländern zu empfehlen, um sich in einer Zeit, wo das Französische von den bessern Geistern sogar arg gemißhandelt wird, den wahren Geist der Sprache anzueignen. Sodann findet man geistreiche Betrachtungen, allerliebste Gemälde, pikante Paradoxa, daneben aber auch manches Verfehlte, das jedoch unter der blendenden Hülle der Darstellung verschwindet.

Nächst „Le chemin de traverse" nennen wir noch „Les mémoires de la comtesse Merlin", wovon der dritte und vierte Band erschienen ist, und „Les derniers Bretons" von Emile Souvestre, eine lebendige Schilderung der Sitten der Niederbretagne, und vor Allem die zweite Ausgabe von „Marie", dieser trefflichsten aller französischen Idyllen, die wir unbedingt neben Voß' „Luise" stellen und die wol verdiente in Deutschland einen Übersetzer oder eine Übersetzerin zu finden. Eine höchst ergötzliche und zeitgemäße Satire wird unter folgendem Titel angekündigt: „Leçons et modèles de prospectus et d'annonces, avec des notices critiques sur la littérature contemporaine." Der Verfasser nennt sich Mr Puff, er treibt ein sehr einträgliches Gewerbe auf Kosten der Literatur und der Literaten, er ist courtier littéraire und entrepreneur de réputations. Der Mann ist bei jedem neuen Unternehmen unentbehrlich: soll ein Journal gegründet werden, so stampft er auf den Boden, und die Abonnenten erscheinen scharenweise; er hat ein untrügliches Mittel, einem neuen Buche 10,000 Abnehmer im Voraus zu sichern, noch ehe es geschrieben ist. Herr Puff besitzt eine umfassende Gelehrsamkeit, die sich durch scharfsinnige Zusammenstellungen und weitausholende Untersuchungen deutlich kundet, denn er geht bis zu Kadmus hinauf, den er als den Erfinder der Annoncen und Prospectus betrachtet, aus dem sehr plausibeln Grunde, weil Kadmus die Buchstaben erfunden. Die Überschriften einiger Capitel sind sehr pikant, wie z. B. folgende: „Theorie des literarischen Ruhms"; „Von den Affichen und Annoncen bei den Griechen und Römern"; „Wer der erste Verleger gewesen"; „Warum Alcibiades seinem Hunde den Schwanz abschneiden lassen"; „über den Prospectus bei den Karthagern, mit einer Beilage über die fides punica der französischen Buchhändler"; „Beweise, daß die Hieroglyphen weiter nichts waren als ägyptische Annoncen", „Charlatanismus des Plato, mit Anmerkungen von einem Pair von Frankreich"; „über die Bulletins der großen Armee in Bezug auf den Styl der literarischen Annoncen". Die Annoncen kamen unter Villèle auf, welcher die Journale zwang ihr Format zu vergrößern; um sich dafür schadlos zu halten, rückten sie bezahlte Anzeigen

Digitized by Google

ein. In dem Capitel über diese Epoche findet sich ein Fragment der „Mémoires inédits" des Buchhändlers Ladvocat, welcher die Geschichte seiner Größe und seines Untergangs erzählt; dann folgen die angekündigten „Leçons et modèles", es sind deren 200, einer jeden Formel ist ein Commentar beigefügt. Das Werk existirt nur erst noch im Manuscripte und dürfte wol nie gedruckt werden: welcher Buchhändler würde wol den Verlag übernehmen?

In einer der neuesten Lieferungen des „Dictionnaire de conversation et de lecture" haben wir in dem Artikel „Femme" manches Interessante bemerkt, und zwar insbesondere folgende Schilderung, die eine berühmte Frau von ihrer Person gibt: „Ich habe einen kleinen Fuß, er ist rasch und behende, aber unsicher, die Hüften sind sehr in die Höhe gedrängt (relevées), sodaß ich beinahe darüber erröthe, ich habe eine breite Brust (superbement meublée), der Mund ist vielleicht ein wenig groß; man sieht deren tausend, die weit schöner sind, aber keinen mit einem so verführerischen, zärtlichen Lächeln. Meine Stirne ist groß, die dichten, sehr gebogenen Augenbrauen geben ihr ein majestätisches Ansehen. Zum Glücke temperiren meine breiten Augenlider dies Alles, indem sie die Augäpfel, die mir nur allzu feurig sind, mehr als zur Hälfte verhüllen. Die Adern schwellen wol 20 Mal des Tages an, so oft ich aufgeregt werde: sie bilden dann einen Buchstaben, der wie ein Ypsylon aussieht. Meine Haare sind unzählbar, und so lang, daß ich unter ihnen mich verbergen könnte: sie sind mein bester Schmuck; ich zweifle, ob je eine Frau mehr zur Lust geschaffen und sie weniger genossen." Diese Frau ist Madame Roland, dieses Portrait entwarf sie wenige Tage vor ihrer Hinrichtung. Descartes liebte besonders die schielenden Frauen, Montesquieu und Benj. Constant die häßlichen. Dies läßt sich erklären: sehr beschäftigte Gelehrte finden sich durch eifersüchtige Regungen gestört; der Besitz einer Häßlichen bleibt unangefochten.

Guizot ist zum Mitgliede der Académie française ernannt. Der Exminister ist gegenwärtig mit Gründung eines neuen Journals beschäftigt; es soll den Titel führen: „L'Europe politique et littéraire". Er selbst wird den politischen Theil besorgen, das literarische Fach wird von V. Hugo geleitet. „Il ne suffit pas que nous ayons la chambre", äußerte sich Guizot in Beziehung auf dieses Journal, „il faut que nous ayons la France entière."

(Der Beschluß folgt.)

Semiramis. Frankfurt a. Main, Schmerber. 1836. 8. 12 Gr.

Wir haben in deutschen Landen die Erscheinung Bettina's mit Lebhaftigkeit, vielleicht mit zu großer Lebhaftigkeit aufgenommen und dieser in der That seltenen Erscheinung ihr vollstes Recht widerfahren lassen. Denn auf der einen Seite waren wir im Stande, den Enthusiasmus, das fabelhafte Sichselbstverlieren und Wiederfinden, das innerste Pulsiren einer so seltenen Natur zu würdigen und da, wo nicht richtig, mindestens verzeihlich zu finden; auf der andern Seite aber wußten sich die Einsichtsvollern den gleich abnormen Zauber, welchen der Gegenstand der Verehrung hier übte, sowie das Eigenthümliche seiner nivellirenden Poesie grade in diesem Verhältniß gleichfalls zu deuten. Im übrigen haben wir uns sogar das Ungeschlachte, Widerliche, Süßliche, oder andererseits anerkennungslos Herabsetzende, was von so vielen Seiten über dies Verhältniß geäußert wurde, mit deutscher Langmuth gefallen lassen. Nun aber, nachdem sich die Extreme einigermaßen beruhigt und hinsichtlich dieses Punktes ausgeglichen haben, müssen wir uns die zweiten, dritten, vierten und fünften, zum Theil verballhornten Editionen Bettina'scher Empfindungen herzlich verbitten. Was sollen wir denn mit dem Drum- Herumgerede über Das, was sich begeistert in Worten, vielleicht in gedrängter Kürze geben ließe? Und was sollen wir gar mit sterbenden Dexter sagen, welche aus der ganzen poetischen Begeisterung wieder ein künstliches Gedicht machen? Sie, die in poetischer Liebe und Ruhe ganz zerfließt, zum poetischen in wohlgesetzten Stanzen zerfließen lassen?

Solch ein Gedichtlein liegt hier vor. Was soll man mit anders thun, als es abweisen? Hier ist Bettina gar nicht mimamis geworden, oder besser gemacht. Nimmt Gott sie zu sich empor, zu seinem Thron, nachdem sie ihre ersten Jugendjahre in sehnsüchtigem Vorträumen zugebracht. Das ist, daß diese Träume in keine unleidlichen Bezug [illegible]. In der trocknen Person des „Evil" treten Dichtungen [illegible] an das dämonische Kind nicht glauben wollten. Die [illegible] an Bettina" gedichtet stark. Am meisten [illegible]

Selbst des Lobes reiche Spendung
Nahm zuweilen falschen Lauf,
Oder trat in seiner Wendung
Als geheimer Tadel auf ꝛc.

Diese feine Wendung hat allerdings unsere Nahmen [illegible] weise nicht genommen.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 188.)

52. Scävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. 3 Theile. 8. 5 Thlr.

53. — —, Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman. 3 Theile. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

54. Schmid (Heinrich), Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

55. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Luden, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse der Anna Jagellonica und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram. 8. 20 Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (1827—31. Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 1 Thlr. 12 Gr.

56. Tasso (Torquato), Befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

57. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit [illegible] Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von [illegible] rentius Scävola, X. Freiherrn von Gleichen und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geh. 2 Thlr.

Auber's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt.

sind die frühern Jahrgänge der Urania, [illegible]—[illegible], welche bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammen [illegible] Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 6 Gr. [illegible] weit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. [illegible] kostet 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 145. — 24. Mai 1836.

Geist der Geschichte. Von Wolfgang Menzel.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Das zweite Problem wird bezeichnet als theologisches. Hier wird wunderbarerweise ausgeführt, wie die Geschichte sich bis ans Ende der irdischen Zeit in horizontaler Linie fortbewege, die einzelnen Menschen aber in diese Linie nur eiträten, um sie in Kurzem wieder zu verlassen und in ein höheres Leben überzugehen. Die horizontale Linie der Geschichte würde so durchschnitten von unzähligen perpendiculairen Linien der einzelnen Seelen, die während ihres Durchganges durch dies Erdenleben die Geschichte wirkten, dann aber sie hinter sich ließen. Es ist dies eine Phantasie, die darauf beruht, daß angenommen wird, eine Kluft trenne das Diesseits und Jenseits in der Art, daß wol vom Diesseits eine Beziehung zum Jenseits, nicht aber umgekehrt stattfinde. Diese letztere Beziehung des Jenseits zum Diesseits, meint Menzel, müsse die natürliche Entwickelung des im Keime des Erdprincips liegenden Lebens nur stören; wir seien unsterblich — aber diesseits erlebten wir nur Irdisches. Der Verf. meint, es sei im Christenthum die muthige Ansicht zum Siege geführt worden, der Mensch müsse ritterlich mit dem Bösen in den Kampf gehen und den Himmel erobern. Die muthigste Ansicht ist allerdings zu allen Zeiten die gewesen, die ihre Wurzeln im Christenthum schlug; auch hat das Christenthum seine Anhänger in den Kampf gestellt gegen das Böse; aber, daß sich der Christ den Himmel erobern könne in diesem Kampfe, hat noch kein Christ geglaubt und ausgesprochen, denn nicht die That an sich, sondern die Gesinnung, welche die That beseelet, der Glaube — und in solchen Lagen, wo der lebendige Glaube in äußere Thaten auszubrechen gehindert ist, also der Glaube ganz allein — hat zu allen Zeiten als das zum Himmel Führende gegolten, noch aber hat es keinen Gläubigen gegeben, der nicht auch die lebendigste Überzeugung davon gehabt hätte, daß sein Aufwachsen im Glauben oder sein Gelangen zum Glauben von so sehr seiner Willkür und seiner eignen Herbeiführung entzogenen Umständen abhange, daß die Ehre desselben der Gnade Gottes allein bleiben müsse. Glaubt der Mensch aber so, dann wird ihm auch zwischen Diesseits und Jenseits keine Kluft mehr sein, dann wird ihm eine isolirte Entwickelung des im Keime des Erdprincips liegenden Lebens als etwas Verworfenes, am Ende auch nur als eine Rehabilitation des Fleisches erscheinen, und er wird in Christo nicht mehr nur den vollkommensten Menschen wahrnehmen, sondern den wahren Sohn Gottes und Gott selbst, wie denn überhaupt keine Wahl ist, als so an Christus zu glauben — oder anzunehmen, er sei ein Betrogener oder Betrüger gewesen, der nur auch edle, ersprießliche Dinge gelehrt. Der vollkommenste Mensch aber ist er dann auch nicht, wenn er nicht Gott ist.

Wenn nun Menzel vollends sagt, an jener muthigen Ansicht des christlichen Glaubens sei nichts reel als die Wirkung, so nimmt er das jetzt wol zurück; oder wenn er das Unglück haben sollte, wirklich dabei stehen bleiben zu müssen, daß im Glauben nur ein Ahnen, nicht ein festes Wissen sei, wie es Abraham über den Euphrat, Moses aus Ägypten führte und David von Christo singen ließ, so schreibt er doch wol nun solche Dinge nicht mehr; denn er hat an dem jungen Deutschland gesehen, was an unbedachten, lockern Äußerungen der Alten die Jugend für eine Nahrung gewinnt. Es ist ein altes Sprüchwort, an kleinen Riemchen lernen die Hunde Leder fressen — in der That aber hätte weniger noch das junge Deutschland die literarische Ruthe verdient als die alten Herren, welche für diese Generation in Deutschland die Riemchen geschnitten haben von Moses Mendelssohn bis auf Zschokke u. s. w.

Wir wollen nun die Parallelisirung des Zuges des Menschen zu Gott und der Ewigkeit mit der Beziehung der Richtung der Erdachse zum Pol des Fixsternhimmels als einen geistreichen Einfall (vor welcher Gattung geistiger Thätigkeit sich aber Der, der es ernst mit sich meint, besser hütet) gelten lassen, und inwiefern mit diesem Einfall allerdings etwas Wahres angedeutet werden soll, unterschreiben wir, daß durch diese höhere Beziehung ein tragischer Zug in die Geschichte komme. „Durch den Tod und durch das Böse ist der erhabene Kampf und das tragische Schicksal der Geschichte bedingt." — „Der Kampf wird immer dauern und immer erhabener werden." — „Die Erde wird nicht selig einschlafen und im Himmel erwachen; sie wird in Feuersglut zerstört werden."

Das dritte Problem wird als mythologisches bezeichnet. Wie der vorhergehende Abschnitt sich besonders mit dem Ende der Geschichte beschäftigte, so dieser mit

Digitized by Google

dem Anfange, mit dem Paradiese und mit dem Sündenfall. Daß das Leben im Paradiese als ein glückliches, somnambules Traumleben bezeichnet wird, setzt einen eigenthümlichen Gebrauch des Wortes somnambul voraus; so schön als Jemand, der die Geschichten der Bibel von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Sündflut als Adams- und Noahs-Sagen ansieht, diese Dinge behandeln kann, sind sie hier behandelt. Es sind schöne Stellen auch in diesem Abschnitt; aber wir wollen hoffen, daß Gott es so fügt, daß an den vielen Riemchen, die auch hier geschnitten werden, keine jungen Hunde Leder fressen lernen, sondern daß sie sich Herr Menzel gelegentlich in eine Geißel zusammenbindet und sich selbst das Fleisch ein wenig damit peitscht.

Am besten, das gestehen wir offen, hat uns die Behandlung des vierten oder genealogischen Problems gefallen, wo der Verf. überall ein natürlich bewahrtes Auge für natürliche Dinge bewahrt hat. Nur glauben wir nicht an die Vortrefflichkeit des Mischsystems. Daß sich mischende Racen anfänglich Widerwärtiges erzeugen, liegt daran, daß hier nicht Liebe, sondern nur wüste Lust die Mischung herbeiführt. Jeder natürlich-reine Mensch hat vor fremder Race einen körperlichen Ekel. Daß sich, wo die Racen gemischt sind, allmälig Schöneres erzeugt, ist natürlich und Gott zu danken — aber das Schönere erscheint doch immer nur so in Vergleich mit den ersten Blendlingen, oder mit der zuerst auch zu der Mischung verwendeten schlechtern Race. Herr Menzel erwartet von allgemeinerer Kreuzung der Racen noch viel Ersprießliches für die Menschheit; Ref. erwartet nur Schmuziges und wachsende Gemeinheit davon. Die Beispiele aus der europäischen Völkergeschichte, wie Griechen, Engländer u. s. w. dürfen nicht angeführt werden; die gemischten Stämme sind hier nur Glieder einer großen Stammfamilie.

Das letzte, das historische Problem, gibt einen Umriß des Ganges der Weltgeschichte im Ganzen, der viel Schönes und Richtiges, aber auch manches Halbwahre und Schiefe enthält und auch nicht ganz ohne Riemenschneiderei abgeht. Herrlich und ganz vortrefflich aber ist die Erörterung Dessen, was wir gegenwärtig als unsern herbsten Feind zu betrachten hätten, dies sei nämlich: die Gemeinheit. 49.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 144.)

2. Mai 1836.

Vorgestern wurde in dem Theater der Porte St.-Martin ein neues Drama von Alexander Dumas gegeben: „Don Juan de Marana". Ein kolossales Werk, ohne Maß und Verhältniß; gewaltiges Leben kocht darin, aber nie schlägt es in ruhigen Pulsen; es zuckt und braust durch die finstern Abgründe wie Feuerströme in den Schlünden eines Vulkans, prasselt auf in erschreckenden Flammen und erschüttert zuweilen die Seele, daß das Höchste und Heiligste darin wankt. Dem Dinge ist übel beizukommen, man weiß es nicht zu fassen und nicht zu nennen; eine Tragödie ist es nicht, obgleich es an tragischem Stoffe nicht fehlt. Man huellip sich, man vergiftet, fast keine Scene, die nicht mit Morden beginnt, zum Morde führt oder vorbereitet; fast keine Person sieht der andern gegenüber, als auf Mittel zu sinnen, sie zu verderben; aber auch soll es gar manches Wunderliche und Grausige zu sehen und zu hören geben. Statuen führen Gespräche miteinander und fahren gen Himmel auf oder versinken in die Unterwelt, die geöffneten Thore des Paradieses thun sich auf, die ewigen Harmonien Gottes lassen sich vernehmen, es spricht die heilige Schrift, es sprechen die Todten, sie schreien, klingen und singen, die Posaune des Gerichts erschallt, und alle diese Gaukeleien, diese Träume, diese Scenen der Lust und des Mordes, diese tolle, kräftige, zuweilen sublime Poesie geht unter in einer kindischen Phantasmagorie. Das Ganze vorüber in den mannichfaltigsten Gestalten; bald geht die phantastische Caricatur Hoffmann's daraus an, bald die von Lewis; hier sind Anklänge von Bürger's „Lenore", aus Göthe's „Faust", oft auch aus Mérimée's Theater, sind Albernheiten in herrliche Bilder gefaßt; man glaubt das Klagelied eines gestürzten Titanen zu hören, dann den Gesang eines wahnsinnigen Seraphs. Man sieht in Gräber die düstern Mysterien des Grabes hinab, die finstern Phantoms fährt über alle Saiten unsers Innern. Wäre Verstand in dem Gedichte, so könnte es Einen wahnsinnig machen; zum Glücke wird Einem dabei doch zuletzt nicht anders zu Muthe als beim Puppenspiele, wo der Teufel den Hanswurst holt.

Jetzt aufgemerkt, wenn ich bitten darf: der Vorhang der Porte St.-Martin geht in die Höhe, das zweite Bild braust uns entgegen und Alles ist „Tohu wa bohu". Wir sehen sich nach den Personen um: dort stehen sie auf einem Fußgestelle; sie selbst sind von Marmor. Das ewige Leben klopft seit drei Jahrhunderten in dem Steine fort. Die mystischen Statuen sind das gute und böse Princip, der Dämon und der gute Genius des Hauses Marana. Der gute Genius ist eine schöne Frau mit schneeweißem Gewande und [illegible]. Solches gute Princip ist eigentlich für einen Don Juan [illegible] zu ihren Füßen liegt der böse Genius; sie setzt ihn [illegible] Atlasschuh auf die Brust. Der Dämon, dem das Athmen was schwierig wird, bittet um Gnade und Luft; [illegible] kann ihm aber mit dem besten Willen nicht helfen: [illegible] selbst fast so übel daran als der Teufel; der Herr [illegible] dieses Piedestal gebannt, wo er nun schon drei [illegible] verweilt. Dreihundert Jahre in einer Stellung, [illegible] der Erzengel Michael in Rafael's bekanntem [illegible] dauern und stets die gehörnte Bestie zu seinen [illegible] da möchte der geduldigste und robusteste Seraph [illegible] und Langeweile kriegen. Sieger und Besiegter sind [illegible] schen Banden aneinander gefesselt, die nur dann [illegible] wann ein Marana aus freiem Antriebe ein Verbrechen

Die steinernen Geister verstummen: ein [illegible] geht im Hintergrunde auf. Don Juan feiert [illegible] Franzosen haben den Don Juan zu einem Gast[illegible] Spanier muß über einen solchen Zechbruder [illegible] Deutscher wird ihm die Lust von Herzen gönnen [illegible] Es ist eine ganz französische Debauche: Gastmahl, Wein und Liebchen, Zitherspiel und Küsse, [illegible] üppige Dirnen. Don Juan ist die Seinige müde, Vittoria und zieht Carolina an den [illegible] Alle wechseln ihre Buhlen, leichtsinnig, [illegible] teilt die Rosenkränze über den Häuptern der [illegible] linge. Eine Draperie öffnet sich, der [illegible] Gaste erscheint: „Monseigneur Don [illegible] meurt". Diese Worte tönen dumpf und [illegible] Gesänge und frevelnden Gelärme. Der [illegible] zu einem Priester: Die Leiche [illegible] aus einem Hause, durch dessen Gemächer [illegible] des widerhallen. Anstatt dem Opfer das [illegible] ihm noch ein zweites gebracht. Zum [illegible] mordetet, und zwar ein Priester; [illegible] ter den Blumenketten des Gastmahls

Digitized by Google

sich in den ersten Stunden, im Taumel mit den tollsten Possen treiben. Das möchte allenfalls schon zur Katastrophe eines ganz honnetten Trauerspiels auswachsen und ein Publicum müßte sehr unbedingt sein, wenn es sich damit nicht begnügte. Bei Mozart sind's nur Präludien.

Don Martez schreitet durch den Saal: es ist der Geistliche, den der Diener gerufen. Bei der Scene mit dem ehrwürdigen Vater müssen wir etwas verweilen, auf ihr beruht das ganze Drama; von hier geht das Band aus, welches sich bis zu Ende durchzieht. Nicht um eine Idee handelt es sich, nicht um den Besitz einer Geliebten, nicht um das Schicksal einer Nation; wird Don Juan den Vater beerben, wird sein älterer Bruder erben, werden Beide theilen? das ist die Frage, zu deren Lösung Himmel und Erde in Bewegung gesetzt werden. Don Juan hält den Beichtvater des Sterbenden auf: „Mein Vater läßt Euch rufen, um Euch ein Testament zu dictiren, welches meinen Bruder Don Joses zum Universalerben einsetzen will. Don Joses ist ein Bastard; ich bin des Grafen einziger ehrmäßiger Sohn; mein Vater will ein Verbrechen begehen, und Euch ist es, ihn daran zu hindern." Zugleich bringt Don Juan mit Drohungen und Versprechungen auf seine Redlichkeit ein. Der Vater tritt ins Zimmer des Grafen, schreibt die Feder und hält sie dem Geiste zum Unterzeichnen hin. Don Juan, der die Scene von dem Saale aus beobachten kann, stürzt in das Zimmer, ersticht den Priester und entreißt seinem Vater das Testament; die beiden Statuen fangen an sich zu regen, der böse Feind kann endlich einmal wieder ausschnaufen und das Rückgrath wieder gerade richten, das seit 300 Jahren mit dem Beine des Seraphs einen rechten Winkel bildet; er macht sich in aller Eile davon und schlüpft zwischen die sich aufthuenden Bretter. Der gute Genius faßt die musicirende Rohre zusammen, weht mit den Flügeln, wovon der rechte etwas schneller schlägt als der linke, und verschwindet in den Klöstern.

Don Juan eilt bleich und entstellt in den Saal zurück, den ermordeten Mönch hat er über den Balcon ins Wasser gestürzt. Don Juan handelt wie ein echter Cavalier, ganz ganz schon: er schlägt die Leute todt und wirft sie zum Fenster hinaus. Das mag auf der Porte St.-Martin oder wol auch in Spanien hingehen, anderswo würde die Polizei sich drein legen und das Drama etwas in Unordnung bringen.

Don Joses, der Bastard, will zum Vater eilen, auch diesen hält Don Juan auf. Endlich erhebt sich aus dem Seitengemache die Stimme des Sterbenden; Don Joses stürzt hinein. Kaum ist Don Juan allein, so erscheint der böse Genius, der jetzt wieder befugt ist, ihn in Versuchung zu bringen; der gute Genius kehrt auch wieder; Beide haben den Weg hin und her ziemlich schnell zurückgelegt. Der gute Genius will den Don Juan bekehren, der böse, der ihn zum Bösen lockt, versteht dabei sein Handwerk besser; er siegt, Don Juan beschließt, seinem Bruder selbst das Letzte zu rauben, das ihm bleibt, nämlich die schöne Teresina. Er macht sich mit seinem Gefolge auf den Weg nach Villamayor, einem seiner reichsten Klöster. Die Scenen, die sich hier entwickeln, beginnen wieder wie in der ersten Scene mit Scherz und galantem Getändel, Musik und Gesang. Paquita heißt die braune, muthwillige, feuerängige Cameriera; sie schmeichelt ihrer Gebieterin, weiß ihre Reize und lehrt sie mit dem Fächer kokettiren. Teresina hat ihren Fächer verloren; auf der Promenade ist sie einem Cavalier begegnet, der ihr mit zärtlichen Oeillades so zugesetzt, daß ihr in der Angst und süßer Verwirrung der Fächer entfallen ist. Hierauf hört man eine Serenade, man hört an die Thür pochen, ein Page erbittet um Erlaubniß für Don Juan, der schönen Teresina aufwarten zu dürfen. Die Erlaubniß wird verweigert. Don Juan gewinnt die Camerierq, die ihn ins Schloß einläßt, an Teresina's Thür setzt er ein Schmuckkästchen nieder. Teresina, darüber entrüstet, schickt Paquita weg — um sich in diesen Heimlichkeiten zu berauschen. Der böse Geist, der nie weit ist, wenn ein schönes Mädchen Präsente annimmt, erscheint und entflammt ihre sündige Begierde nach den Schätzen. Teresina schmückt sich damit, Don Juan überrascht sie, nimmt sie in die Arme, küßt sie, und es ist hohe Zeit, daß Paquita erscheint, die Ankunft des Bräutigams zu melden. Hierauf beginnt die Controverse zwischen dem guten und bösen Genius aufs Neue und der gute zieht abermals den Kürzern. Alle Drei treten ab. Don Joses und seine Braut erscheinen; sie gesteht ihm beschämt ihre Untreue. Die redliche Liebe des naiven Kindes thut Einem nach so viel Gräßlichkeiten wohl; indeß je holder diese Gestalt, je grausiger scheint die Nacht, die sie umfängt. Die Rivalität der beiden Brüder bricht in Streit und Insulte aus: „Tu te souviens trop que je suis ton frère, et pas assez que je suis gentilhomme", ruft endlich Don Joses aus; „Du bist weder mein Bruder noch ein Edelmann", entgegnet ihm Don Juan und wirft ihm das Testament, dem die Unterschrift des Vaters fehlt, ins Gesicht, läßt ihn hinausführen und durch seine Leute mit Ruthen peitschen. Don Juan entführt Teresina. Don Joses, der seinen Henkern entflohen ist, will dem Räuber nacheilen; alle Thore sind verschlossen, er ruft den bösen Geist um Hülfe an. Dieser erbietet sich, ihn in das Grab seines Vaters zu führen, den er dann bitten könne, das Instrument zu unterschreiben. Damit ein Todter schreibe, muß man ihn lebendig machen; um ihn lebendig zu machen, lehrt der böse Genius, muß man des Abgeschiedenen herrschende Leidenschaft aufregen, dann kommt die Seele von selbst wieder. Es fragt sich nur, wie man eine Leidenschaft erwecken könne, wenn die Seele nicht zu Hause ist? Beide versinken.

Ein Wolkenvorhang rollt durch den Hintergrund und brennt in himmlischer Glorie. Eine sehr große Treppe windet sich in die Lüfte, Engel steigen auf und ab, die Chöre der himmlischen Heerscharen erschallen. Jetzt erhebt sich das Stück in die nebelhafte Region der Mystik. Der gute Genius wird aus Liebe zu Don Juan ein Mädchen; die Mutter Gottes sendet seine Seele in die Leiche einer soeben verschiedenen Klosterjungfrau. Die Nonne ist schön, sie liebt Don Juan; die heilige Jungfrau handelt hier etwas unvorsichtig. Von den himmlischen Heerscharen führt uns der Dichter wieder in lustige Gesellschaft. Don Juan tritt in ein Wirthshaus, die Zeit wird ihm lang. Donna Teresina, die er entehrt hat, hat sich in den Manzanares gestürzt. Er nimmt Platz am Tische, bekommt Händel mit Don Sandoval. Sie spielen; Don Juan gewinnt dem Gegner Alles ab, selbst seine Maitresse, und Ines, so heißt sie, geht den Handel ein; doch will sie sich ihm nicht ergeben, bevor Sandoval todt ist. Don Juan geht hinaus und man hört unter den Fenstern den Schrei eines Sterbenden. Ines schüttet Gift unter den Wein, den sie hat bringen lassen. Don Juan füllt einen Becher damit an und bittet Ines zuerst davon zu trinken; sie gehorcht; als er sie erbleichen sieht, lacht er höhnisch: „In der That, meine Schönste, Sie haben mich für einen Schuljungen von Salamanca gehalten — haben Sie mir noch eine Commission für diese Welt zu geben?" Sie bittet ihn, ihre Schwester Martha, Nonne im Kloster der heiligen Jungfrau zum Rosenkranze, von ihrem Absterben zu benachrichtigen. Diese letzte Scene ist zu verschiedenmalen ausgepfiffen worden.

Don Joses und der Geist verfolgen ihre unterirdische Wanderung. Im Gewölbe angelangt, kniet Don Joses vor einem Grabe nieder, auf welchem die Statue seines Vaters ausgestreckt ruht; er reicht ihr das Testament hin und bittet es zu unterschreiben. Die Statue erhebt sich, nimmt die Feder, schreibt und sinkt wieder hin. Don Joses verschwindet nebst seinem Begleiter.

Kloster. Don Juan sucht Schwester Martha auf; er schlägt ihr vor, sie zu entführen; sie willigt ein und entfernt sich, damit ihre Abwesenheit beim Abendgebete nicht bemerkt werde. Don Juan, der allein in der Kirche geblieben, hat eine Vision. Die Statue der Ines faßt ihn an den Haaren und hält ihn schwebend in die Luft. Fünf Gespenster, zwischen denen ein Sarg steht, erheben sich; es sind die Geister des Don Martez,

Digitized by Google

Carolina's, Vittoria's, Teresina's und Sandoval's. Ein Engel senkt sich herab; er fragt, ob Niemand für Don Juan um Gnade bitten will. Der Sarg öffnet sich, der alte Graf Marana richtet sich auf und betet für seinen Sohn. Don Juan wird durch dieses Gesicht zu sich gebracht; er scheidet von Schwester Martha, um seine Verbrechen in der Einsamkeit abzubüßen.

Wir sind jetzt in einem Trappistenkloster; der Mond scheint auf ein großes Crucifix; hinter den Mauern des Hofes erheben sich rauhe und öde Gebirgsmassen. Don Juan, als Trappist gekleidet, irrt in der nächtlichen Stille umher; er betet wieder; er kehrt zur Tugend zurück. Don Joses erscheint, und hier beginnt eine sehr ergreifende Scene. Don Juan will seinen Bruder umarmen; dieser stößt ihn zurück und zeigt ihm das Testament. Don Juan freut sich seines Glücks. Don Joses wirft zwei Degen zur Erde und fodert ihn zum Zweikampfe. „Tue moi", sagt Don Juan und Don Joses wirft ihm das Testament ins Gesicht, wie er ihm früher gethan. „Gott, gib mir Demuth", ruft Don Juan; er reißt ihm die Kapuze ab. „Gott, gib mir Geduld"; er schlägt ihn mit der flachen Klinge. „Gott, du verläßt mich", ruft Don Juan in wilder Wuth aus, greift zum Degen und ersticht seinen Bruder.

Martha hat nur noch einige Augenblicke zu leben. Die heilige Jungfrau sendet ihr einen Engel, um ihre Seele zu retten. Von ihm erfährt sie, daß Don Juan seinen Bruder erstochen. Martha überlegt, daß sie kein anderes Mittel habe, um ewig mit Don Juan vereinigt zu bleiben, als ihm zur Hölle zu folgen. Sie verpfändet ihre Seele an den bösen Geist, unter der Bedingung, daß er sie nach dem Tode einige Stunden zum Dasein erwecke, damit sie ihren Geliebten noch einmal lebendig erblicken könne; nachdem der Contract geschlossen, zieht Satan triumphirend von dannen. Don Juan kommt auf seiner Flucht in die Zelle, wo die todte Martha ruht. Er ruft ihr zu. Martha, dem Versprechen des Teufels gemäß, kehrt zum Leben zurück und läßt sich von ihrem Geliebten entführen. Sie kommen an ein Schloß, am Ufer eines Sees. Niemand kommt ihnen entgegen. Martha streckt die Hand aus, eine Menge Bediente eilen herbei. Don Juan will seinen Trappistenrock gegen ein reiches Costum vertauschen: ein Diener führt ihn in ein prächtiges Gemach. Auch Martha entfernt sich, um sich umzukleiden.

Der Teufel steigt aus der Erde, zieht magische Kreise, illuminirt das Schloß, reich besetzte Tafeln erheben sich, nebst zahlreicher und glänzender Gesellschaft. Don Juan erscheint reich gekleidet, er geht wieder wie früher auf galante Abenteuer aus. Mehre Frauen locken ihn an, nehmen ihre Masken ab und verschwinden: es sind seine frühern Maitressen. Entsetzen faßt ihn, das Haar sträubt sich auf seinem Haupte, glühendes Fieber verzehrt ihn; er bittet um Wasser, aber er kann nicht trinken. „Was ist das für Wasser?" fragt er. „Die Thränen, die durch dich geflossen sind." Er fodert Wein. „Was ist das für Wein?" „Das Blut, das du vergossen." Er wendet sich schaudernd ab; das blutige Phantom Sandoval's steht vor ihm.

Martha tritt auf, bleich wie eine Todte, mit einem Kranze von weißen Rosen in den Haaren. Sie entdeckt Don Juan, daß sie unsterblich war, ehe sie ihn geliebt, daß sie ihm zu Gefallen sich der Versuchung blosgegeben. Sie beschwört ihn, zu Gott zurückzukehren; aber er sieht in dem Engel nur das schöne Mädchen. Diese Liebe eines unsterblichen Geistes entflammt seine Sinne mit unbändigen Begierden.

Es wird Nacht, Blitze zerreißen die Wolken, die Erde bebt unter den Schlägen des Donners. Don Juan reißt Martha zu einem Marmorbette hin. Sandoval tritt ihm in den Weg mit einem flammenden Schwerte. Don Juan zieht; er fällt. „Rache!" ruft eine Stimme. „Barmherzigkeit!" ruft eine andere Stimme. „Gerechtigkeit!" ruft ein Engel, der mit ausgebreiteten Flügeln über den Leichen Don Juan's und Martha's schwebt. Die drei Worte leuchten in Flammenschrift durch die Finsterniß und das Dunkel.

„Don Juan de Marana" ist mit großer Pracht in Scene gesetzt. Costume und Decorationen erreichen das Glänzendste, Reichste, was die große Oper gegeben. Wenn bei [illegible] wenigstens 30,000 Francs einbringt, so ist die Direction [illegible] Verlust; es braucht ihr aber dafür nicht bange zu sein: [illegible] doch Franconi mit seinen Spectakelstücken so viel Glück, [illegible] die sind in literarischer Hinsicht das langweiligste Gebräu, was sich erdenken läßt.

Bibliographie.

Angelstern, W., Das Testament. Ein Roman. 3 Bde. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1 Thlr. 12 Gr.

Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium für Gebildete aller Stände. I. Geologie von M. J. de la Roche. Aus dem Englischen von F. Rebbeck. Mit einer Vorrede von H. von Dechen. Mit 133 in den Text eingedruckten Original-Holzschnitten. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. Asher. 1 Thlr. 16 Gr.

Benzenberg, J. F., Rother's Bericht über die [illegible] Verwaltung der Preussischen Staatsschulden seit dem Jahre 1820. Gr. 8. Düsseldorf. 12 Gr.

Bredow, F., Johann Ernst Plamann, [illegible] Erziehungs-Anstalt zu Berlin, Doctor der Philosophie, [illegible] licher Professor, Mitglied der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Aus seinen hinterlassenen [illegible] ren und Briefen dargestellt. Mit Plamann's Portrait. Breslau. 8 Gr.

Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz. Aus dem [illegible] nischen Museum für Philologie. Gr. 8. Bonn, Eduard [illegible]

Denkschrift über die Feier des Erinnerungsfestes [illegible] maligen freiwilligen Krieger aus dem heiligen Jahre 1813, 1814 und 1815, gehalten am 17. März 1836 zu [illegible] hausen. Gr. 8. Nordhausen. 4 Gr.

Diez, F., Grammatik der romanischen Sprachen. [illegible] Theil. Gr. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 12 Gr.

Froriep, R., Bemerkungen über den [illegible] Schulen auf die Gesundheit. Mit 1 Steindruck. Berlin, Th. Enslin. 6 Gr.

Frühlingsalmanach. Herausgegeben von Nicolaus [illegible] nau. 1836. 16. Stuttgart, Brodhag. 2 Thlr. 16 Gr.

Heeringen, G. v., Winterblumen. — Die [illegible] Wittwe. Kleine Reisebilder. Iwan. 8. Gotha, [illegible] 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmeister, Der Jude Wolff. Eine [illegible] Gotha, Müller. 1 Thlr. 4 Gr.

Philalethes. Zwei Gespräche in Beziehung auf [illegible] Jesu von Strauß. 8. Leipzig. 6 Gr.

Pilger-Klänge einer Heimathlosen. M. 8. [illegible] ler. 16 Gr.

Platner, E., Zur Erinnerung an Dr. [illegible] bedissen. Gr. 8. Marburg, Elwert. 1836. 1½ [illegible]

Stieglitz, H., Dionysosfest. Lyrische [illegible] Berlin, Veit u. Comp. 12 Gr.

Suabedissen, D. Th. L., Die Grundlehren [illegible] physik. Aus dem Nachlaß von [illegible]. Gr. 8. [illegible] 18 Gr.

Varnhagen von Ense, K. L., [illegible] Hans Karl v. Winterfeldt. Mit Winterfeldt's [illegible] Berlin, Dunder und Humblot. 1 Thlr. 8 Gr.

Welcker, F. G., Über die Gruppirung [illegible] ihrer Kinder. Mit 1 Steindrucktafel. Aus dem [illegible] Museum für Philologie. Gr. 8. Bonn, [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 146. — 25. Mai 1836.

Grabbe.

1. Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Aschenbrödel. Dramatisches Märchen von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner. 1835. Gr. 12. 16 Gr.

Nach dem Gesetz der Schwere sinkt, was im Sinken ist, in jedem Momente mehr, indem sich die Fallschnelligkeit in diesem Momente mit derjenigen des vorhergegangenen multiplicirt u. s. f. Auf ähnliche Weise scheint unsere dramatische Literatur in einem fortdauernden Sinken begriffen zu sein; sie überhaupt sich fast in ihrem Sturze. Was nicht vorwärts will, geht zurück. Das ist das gemeine Loos der Dinge. Aber es ist zu bedauern, wenn man sich dabei, wie in unserer dramatischen Literatur, übereilt. Nun ist nicht zu leugnen, daß einzelne Talente, wie besonders Grabbe und Immermann, dieser gemeinen Verderbniß Trotz bieten, indem sie von unserer reellen Bühne sich lossagen und sich ihre eigne ideelle schaffen. Aber der Theil der Literatur, den sie vertreten, steht im Ganzen; sie halten sich nur für sich, als Einsiedlermänner, man möchte sagen als Diuumviri, aufrecht; sie können die Fallsucht, woran die dramatische Literatur im Ganzen und Großen leidet, nicht heilen. Sie haben sich jetzt nah aneinandergeschlossen; zwei Männer jedoch bilden noch keine Phalanx; sie haben vielleicht einen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, aber nicht auf den der Mitwelt, die einmal für das Drama, als die höchste Blüte der Poesie, keinen Geruchssinn hat. Man war wenigstens beflissen, ihr diesen Mangel an Theilnahme für die dramatische Poesie einzubilden und einzureden, und man hat es geglaubt. Die einheimischen Bühnen und Bühnendichter unterließen nichts, was den Tast- und Gefühlssinn der Menge abstumpfen, die Theilnahme der Bessern schwächen und dem Geschmack überhaupt eine verkehrte Richtung geben konnte. Unsere Bühnen befinden sich in dem verworrenen, mit fremdartigen Stoffen versetzten Zustande, der einer völligen Auflösung und Desorganisation ähnlich sieht. Was Schiller's Nachfolgen, die ihn bis zur gedankenleersten Form verdünnten und breit schlugen, gesündigt, was Grillparzer, Müllner, Houwald und so manches sich zerblätternde und zerfaserndes Talent Raupach's, der es auf den Bretern sich häuslich bequem gemacht und im Schlafrock zwischen den Coulissen sich sorglos niedergelassen hat, verfehlt haben, das möge ihnen der Himmel verzeihen — vor dem Richterstuhl der Kritik können sie keine Gnade, kaum eine Entschuldigung finden, die das Verdammungsurtheil zu mildern im Stande wäre. Das Verderben unserer Bühne datirt sich seit Müllner und Grillparzer und schreitet in Raupach unaufhaltsam vor. Die echte Tragödie lebt nur im und vom Buchhandel, nicht auf der Bühne. Wir verlieren dabei nicht so viel, als man denkt. Eine Aufführung bleibt immer mangelhaft, oft hinter unserer Erwartung; das Geistige im Stück selbst wird mitverkörpert und leidet dadurch. Den reinsten Genuß gewährt uns die Lectüre. Warum verbreitet man die irrige Meinung, ein Drama ohne bühnliche Darstellung sei etwas Todtes, Nichtiges, eine Schale ohne Kern? Will man etwa so die dramatische Poesie auch auf dem Boden, wo sie allein noch mit Ehren bestehen kann, nämlich im Buchhandel, ausrotten? so schreckt man allmälig Dichter, Leser und Buchhändler, zum Verderben der Poesie, zurück. Die griechischen Trauerspiele sind für uns nicht aufführbar, aber wir lesen und genießen sie. Ein gutes Drama, dargestellt oder nicht dargestellt, bleibt immer ein Kunstwerk. Es ist die concentrirteste Poesie, ihr Gehirn, wie die Blumenkrone das Gehirn der Blume ist. Lied und Epos, Handlung und Betrachtung, Gedanke und Form durchdringen sich hier wechselsweise und werden eins. Wehe der Zeit, welche die Urthat und Urkraft des Dramas verkennt! Es ist eine Gedankenfülle, ein Fonds von Mannheit, eine nachhaltige Wirkung in ihm, denen wir in unsern neuesten Romanen und Novellen umsonst nachspüren.

Diese Urthat und Urkraft der dramatischen Poesie macht sich auf eine sieghafte Weise in Grabbe's „Hannibal" geltend. Der Mangel an Form ist hier nur scheinbar; aber die Form ist originell und aus der Art schlagend. Eine Einheit, dem Wesen nach, ist vorhanden, jedoch nicht körperlicher Art; sie beruht in dem geschichtlichen Fortgang der Handlung, die durch Kampf und Gegenkampf bis zum endlichen Untergang des Helden zwar ruckweise, aber in allen einzelnen Punkten durch geschichtlichen Zwang bedingt, fortschreitet. Die fünf Tableaus, die Grabbe vor uns aufstellt, können als ebenso viele Acte des Trauerspiels angesehen werden. In der Ent-

Digitized by Google

nerie selbst wie in der Sprache macht sich etwas ungemein Lakonisches, kurz und kräftig Abspringendes bemerkbar. So wurde es allein möglich, den reichhaltigen Stoff in den möglich kleinsten Raum zusammenzudrängen und — ein beachtenswerthes Beispiel in unserer Zeit! — überall zu verdichten und in compact hervortretende Gruppen und Massen lichtvoll zu vertheilen. Einzelne moderne Effecte und witzähnliche Schlagsentenzen drängen sich ein; die ernsthafte Würde der Tragödie hält im Ganzen sich aufrecht. Wir geben ein kritisches Résumé. Die genialen Sonnenlichter und die hypergenialen Sonnenflecke werden bei dieser das Einzelne aus dem Ganzen ausscheidenden Behandlung deutlicher hervortreten.

Das erste Tableau trägt die Überschrift: „Hannibal ante portas!" Man weiß, daß man mit diesem Schreckensruf die schreienden kleinen römischen Kinder zu beschwichtigen suchte. Die Überschrift ist pikant und gut gewählt. Zuerst eine Scene in Karthago selbst. Alitta, eine edle Tochter Karthagos, überredet ihren thatenfaulen Geliebten, ins Feld zu ziehen.

Rom — sagt sie zum Brasidas — ist mir im Traum erschienen, vorige Nacht, glaubt's! Es leuchtete mit seinen Ziegeln: eine rothe Sonne, Alles verschwemmend! Dann wieder war's 'ne Wölfin, mit Augen, groß, weit, wie das Meer, wenn es sich mit seinen stillen Riesen nach dem Sturme hinsehnt, und in den Augen lagen versunkene Städte.

Brasidas hört's, nimmt Abschied, geht. Nun fängt sich Alitta an zu grämen, klagt und weint. Die Scene endet so:

Alitta (ruft): Hanna!
Hanna (eine alte Sklavin, kommt). Herrin!
Alitta. Bleib heut bei mir und flicke. (Hanna setzt sich und flickt.) Wie, flickt sie mit meinen Thränen?

Dieser Schluß ist schwächlich, modern spitzfindig, matt und gesucht. Sodann eine zweite Scene, darstellend einen großen Marktplatz in Karthago. Buntes Gewimmel; Höker und Hökerinnen, Sklavenhändler und -Käufer, Ausrufer und Zierbengel, Alles modernisirt, voll Genußsucht, Wollust und Krämergeist. Ein Bote bringt die Nachricht von dem Siege bei Canná. Man ruft ihm zu, nicht so laut zu schreien. Man schreit aber um so lauter über eine eben aus dem innern Afrika gekommene Menägerie, bestehend aus Kameelen, Pferden und Straußen, schnobernden Elephanten, knirschenden Löwen, brüllenden Panthern und prächtigen Giraffen. Dritte Scene: Karthago, Abend. Drei karthaginiensische Häuptlinge conspiriren gegen Hannibal, während ihre eignen Interessen dreiseitig auseinandergehen. Daher gegenseitige Ironie, Verdacht, lauernder Argwohn. Der junge Gisgon nennt die beiden Alten, Hanno und Melkir, heimlich greise Ziegenböcke. Die Scene hat etwas Unnatürlich-Gewaltsames. Vierte Scene: Rom, Capitol; Senatsversammlung. Echtrömische Kürze und Kraft, trotzige Bündigkeit, graubärtige Standhaftigkeit. Der erste Consul schlägt die beiden Scipionen als Proconsuln vor. Der Senat: Du sagst es — Heil Euch Jünglinge, Proconsuln! Somit sind sie ernannt. Grabbe hat hier die geschichtliche Wahrheit umgangen. Scipio Africanus war nicht, wie bei Grabbe, unter den Erwählten. Die beiden Proconsuln fielen in Spanien; denn es war der 24jährige Publius Cornelius Scipio als Feldherr und Vernichter der afrikanischen Macht auf. Fünfte Scene: Vor Rom. Hannibal ärgert sich über die römischen Feinhütten, die er nicht erobern kann, über [illegible] zähe Lederbeutel und über einen Sklaven, der ihm gleich Briefe vom Großvater Barkas und ein [illegible] ges Danksagungsschreiben des hohen Rathes von Karthago bringt.

Hannibal. Kerl, tritt nicht links hin, Sprecher, wo mein rechtes Auge — Thrasymene (ganz Karthago, und es ist wahr) schlug das andere mit Blindheit.
Bote. Ja, Herr! sagn sieht's Euch auch an.
Hannibal (nachdem er ihn eine Zeit lang [illegible] Du bist ein doppelter Kerl!
Bote (bestürzt, besieht sich). Herr, ich wüßte nicht — doppelte Gliedmaßen? Nein — Er sagt's aber — Bal, was wäre dran?
Hannibal. Es ist. Du bringst zugleich Nachricht von Barkas und dem ihm feindlichen Synedrion. Hannibal tritt dem Boten auf, in seinem Namen, das Großsiegel [illegible] send zu berühren.
Der Bote. Herr! ich küsse die Füße.
Hannibal. Nein! sie werden leicht schmutzig.

Sodann ruft Hannibal den Negerhäuptling Tanx und bittet ihn, für den möglichen Fall, um schnelleres des Gifts. Tanx hat eins, welches, wie er prahlt, [illegible] Gedärm zu einem wimmelnden Schlangennest macht. [illegible] diese sonderbare Weise lernt Hannibal einen seiner treuesten und redlichsten Diener kennen. Der vollzogene Accord verringert und dämpft sich am Schlusse [illegible] abermals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen dargestellt von J. M. Thiele. Zweiter Band. Mit 80 Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. 1835. Royalfolio. 20 Thlr. *)

Die Fortsetzung des für den Künstler, Schriftsteller und Verleger gleich ehrenvollen Werkes umfaßt den Zeitraum von 1815—30 und enthält die Geschichte der Ausbildung des Künstlers bis zu der hohen Kunstblüte, worin sich durch ihn [illegible] die von ihm begründete Schule die Plastik des 19. Jahrhunderts darstellt. Die äußere Geschichte dieses Zeitraums ist einförmig und nur durch einen Sommeraufenthalt [illegible] in Neapel und durch jene größere Reise durch die Schweiz, Deutschland in seine nordische Heimat und von da über Berlin, Breslau, Warschau, Wien und Venedig wieder nach Rom, sowie durch den Besuch in München zur Aufstellung des Leuchtenberg'schen Denkmals unterbrochen. Im übrigen lebt der berühmte Bildner sein einfaches, aber anmuthiges Leben in der großen Welt- und Kunststadt, wie solches von unserm Landsmann in den Jahren 1834 und 1835 an 12 Monate in Künstlers Umgebung zugebracht hat, mit der [illegible] Ausführlichkeit des örtlichen Details beschrieben und [illegible] hört mit zu dem Außerordentlichen, daß der von [illegible] actuell, politisch und literarisch angesehensten Personen [illegible] und geehrte Mann so schlicht in seinem Hauswesen lebt und [illegible] daß den an seiner Pforte Anpochenden gemeiniglich er [illegible] schließt und seine eignen Kunstwerke wie die seltenen [illegible]

*) Über den ersten Theil wurde in Nr. 251 d. Bl. f. [illegible] berichtet.

Digitized by Google

ch Einsprüchen von Kunstfreunden, die er besitzt, mit der offensten und freundlichsten Einladung zeigt, ohne weder das unerträgliche Selbstgefallen, noch die viel unerträglichere Demuth zu nennen, worein sich sonst die Charaktere auch der tüchtigsten Künstler zu theilen pflegen; daß er sich zwar mit Wohlgefallen wie mit Gewandtheit in den Salons der vielen großen Häuser bewegt, die sich in Rom den Winter über ansiedeln, aber mit derselben Liebe und mit besonderm Behagen die ungezwungenen Kreise und Feste seiner nordischen und deutschen Landsleute und jüngerer Künstler besucht und sich nicht sperrt, an ihren Jahrestagen, Abschiedsschmäusen, Scherzen, Liedern und Tänzen Antheil zu nehmen; daß er sich den Studien junger Talente mit wohlwollender Aufmerksamkeit widmet und ohne den Meister spielen zu wollen, wozu er doch von Natur und Geist geeignet ist, im Tone des berathenden ältern Freundes ihre Ideen zurecht bringt, ihre Arbeiten verbessert und sich dazu weder Zeit noch Geduld gereuen läßt. Referent findet aus eignen Erinnerungen eines längern Aufenthalts in Rom und in des Meisters Nähe Alles, was über dessen Persönlichkeit gesagt ist, so treffend wahr und sprechend lebendig, daß er auf diesen Abschnitt besonders aufmerksam machen will.

Als einen der rührendsten Züge, wie treu Thorwaldsen einen anspruchslosen und kindlichen Sinn bis ins reifere Mannesalter sich bewahrt habe, mögen unsere Leser Dasjenige anerkennen, was der Verf. bei Gelegenheit seiner Rückkehr nach Kopenhagen erzählt. Als er die ernsten, schwarzbraunen Mauern Charlottenburgs, wo das Local der königl. dänischen Akademie der Künste sich befindet, und das Thor wiedersah, durch welches er einst in den Tempel der Kunst getreten war, strömte sein gerührtes Herz von wiedererwachten Jugenderinnerungen über. Das erste bekannte Gesicht, welches ihm begegnete, war das des alten Pförtners, desselben, der ihm ehemals bei seinen ersten Übungen in der Modellschule so oft zum Modell gedient hatte. Als er das ehrwürdige Haupt des Greises erblickte, warf er sich innig bewegt dem Alten in die Arme, küßte ihn herzlich und, setzt unser Verf. sinnreich hinzu, legte in diesem Kusse auf die Lippen des geringen Mannes eine dankbare Anerkennung der Bedeutung des Ortes. Ein anderes Beispiel der schönen menschlichen Erkennung und der Aufmerksamkeit, womit Thorwaldsen jedes Zeichen des Schönen auffaßt, dessen Unschuld ihn ergriffen hat, giebt der Verf. aus derselben Zeit seines Besuches in der Vaterstadt. In einem der Familienkreise, worin der Künstler damals öfters mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen wurde, hatte es sich, daß kurz vor seiner Abreise der Tod ein liebenswürdiges Kind, einen fünfjährigen Knaben, den zärtlichen Eltern raubte. In seinem Kummer suchte der Vater sich und die tiefgebeugten Mutter dadurch einigen Trost zu verschaffen, daß er das Bild des Kindes nach den fast erloschenen Zügen malen lassen, weshalb er nach Charlottenburg ging, um einen daselbst wohnenden Maler zu bitten, ihnen das schwache Bild ihrer verlorenen Freude durch seine Kunst zu bewahren. Da aber der Maler erklärte, daß er diese Arbeit nicht übernehmen könne, die auch vergeblich gewesen wäre, weil das Kind in Krämpfen gestorben war, so sah der betrübte Vater sich auch dieses Trostes beraubt. Er wollte eben Charlottenburg verlassen, als ihm Thorwaldsen im Thorwege begegnete. Unser Künstler, der den Kummer in seinem Gesichte las, redete ihn an und fragte ihn nach der Ursache. Als er darauf erfuhr, daß der schöne Knabe, mit dem er so oft gebost und gescherzt hatte, gestorben, und der Vater erzählt hatte, in welchem Geschäft er gekommen sei, erwiderte er mit Rührung: „Senden Sie mir eine Gypsmaske von seinem Gesicht, und ich werde thun, was ich thun kann!" Dies geschah. Als aber einige Zeit verstrich, ohne daß der Vater in dieser Sache etwas von Thorwaldsen hörte, so vermuthete er, daß der Künstler, dessen Arbeit nahe war, sich entweder seines Versprechens nicht erinnerte, oder daß die Maske ihm nicht die gehörige Leitung hätte geben können. Dies war aber nicht der Fall. Einige Tage vor seiner Abreise ließ Thorwaldsen den Vater zu sich bitten, und als dieser in des Künstlers Werkstatt eintrat, wurde er durch den Anblick der schönen und ähnlichen in Gyps abgegossenen Büste seines geliebten Kindes überrascht. Unter Anderm hat der Verf. aus dem Munde des damaligen Reisegefährten Thorwaldsen's, des Professors und Historienmalers Lund in Kopenhagen, auch die Anekdote aufgezeichnet, welche sich auf dem Wege zwischen Schaffhausen und Stuttgart ereignet hat. Auf der letzten Station, Waldenbuch, ersuchte ein junger Mann den Postillon um die Erlaubniß, mit nach Stuttgart zu fahren. Der Kutscher schlug ihm seine Bitte ab und wollte weiter fahren. Als Thorwaldsen aber durch seine Fragen erfahren hatte, daß der junge Mann ein Bildhauer sei, bot er selbst ihm einen Platz bei sich in dem Wagen an. Während des Gespräches sagte der Fremde, daß er ein Schüler von Dannecker sei, und gewährte so, indem er von seinem Meister redete, Thorwaldsen eine angenehme Unterhaltung. Der junge Künstler erzählte, daß er nach einem Aufenthalt in Tübingen nach Stuttgart zurückkehre, um den berühmten Bildhauer Thorwaldsen, den man daselbst erwarte, zu sehen. „Sie können ihn gleich sehen", unterbrach ihn Lund, „er sitzt Ihnen gegenüber." Doch scheint unser Erzähler nicht erfahren zu haben, daß der Schüler Dannecker's, von dem er erzählt, der nachmalige Professor der Bildhauerkunst an der Kunstschule des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M., Zwerger, aus Donaueschingen gebürtig, gewesen ist, dessen feiner plastischer Sinn und meisterliche Behandlung des Marmors von seinen römischen Zeitgenossen aus dem vorigen Jahrzehnd, wie von seinen jetzigen Mitbürgern anerkannt ist. Um aber zu diesen Andeutungen der menschlichen Charakteristik Thorwaldsen's noch einen Zug über sein Bewußtsein des Künstlerberufs zu fügen, sei nur an den merkwürdigen, wahrhaft antiken Ausspruch erinnert, den er in heiterm Kreise Demjenigen seiner Freunde zurief, der ihm vorgeworfen hatte, er sei zwar ein großer Meister, aber mit dem Marmor wisse er doch eigentlich nicht umzugehen, — den Ausspruch: „Bindet mir Arme und Hände, so will ich mit meinen Zähnen die Statue aus dem Steine nagen!"

Was nun in künstlerischer Hinsicht den vorliegenden Theil besonders wichtig macht, ist der unverkennbare Entwickelungsgang der plastischen Meisterschaft in Thorwaldsen. Zwei Richtungen sind es aber vorzugsweise, in welchen sich derselbe darlegt, das Studium der Antike und die Behandlung des Christlichen. In der erstern Richtung hatte sich, was unser Verf. zu bemerken vergessen hat, schon bei dem 1811 entworfenen großen Einzug Alexander's im Quirinalpalaste der reine Formensinn der Alten dermaßen in Thorwaldsen reproducirt, daß er unter Anderm z. B. die Gestalten und Gruppen der Pferde so bildete, wie man sie nachher auf den von Lord Elgin aus Griechenland entführten Friesen des Parthenon erblickte, sodaß also, wer die Chronologie der Studien unsers Künstlers nicht kennt, in die Versuchung gerathen muß, Dasjenige, was er ganz unabhängig geschaffen hatte, als eine Nachahmung jener herrlichsten Vorbilder aus der Schule des Phidias anzusehen, mit welchen Thorwaldsen doch erst geraume Zeit nach der Ausführung seines eignen Werkes bekannt worden ist. Einen sehr entschiedenen Einfluß auf die innigste Vermählung seines Genius mit der Antike haben jedoch späterhin die von Haller, Link, Cockerell u. A. entdeckten äginetischen Giebelstatuen durch den Umstand ausgeübt, daß von dem damaligen Kronprinzen, jetzigen Könige Ludwig von Baiern, der sie angekauft hatte, diese merkwürdigen Bildwerke unserm Künstler zur Restauration anvertraut wurden. Es wird erzählt, daß er mit großem Mistrauen in sich selbst an diese Arbeit geschritten, aber während der Arbeit so dafür begeistert und am Ende so mit sich zufrieden gewesen sei, daß er auf die Frage, wo die von ihm ausgebesserten Stellen seien, mit Selbstgefühl antwortete: „Ich erinnere mich ihrer nicht mehr und kann sie nicht sehen." Die Freude an dem hohen Charakter und ernsten Style der archaistischen Kunst der in Äginа gefundenen Götterbilder gab der Statue der Hoffnung ihre Entstehung, welche eine freie, großartige Nachbildung

Digitized by Google

Kunstleben ist. Streng und gewichtig in der Haltung des Körpers, im Wurfe der Gewandung, in der Bewegung der Glieder, in dem Ausdrucke des Angesichts, in der Bedeutung des Attributes, verleugnet dieses hehre Standbild doch nimmermehr den feinen Geschmack einer gereiftern Kunstbildung; denn z. B. die Haare sind streng geordnet, ohne steif zu sein; die Züge ernst und ruhig, ohne kalt und starr zu erscheinen, da sie im Gegentheil, wie der Verf. richtig bemerkt, Vertrauen und Furcht in sanftester Vereinigung darstellen. Aber das Alterthümliche war es nicht sowol, wobei die Aufmerksamkeit des Meisters an den äginetischen Kunstwerken gefesselt bleiben konnte, sondern die herrlichen Fortschritte einer freiern Durchbildung, einer kühnern Naturnachahmung, eines schönentwickelten physiognomischen Lebens und einer vom klaren Bewußtsein getragenen und regierten Bewegung. Von dieser Seite sind die berühmten Werke der griechischen Sculptur gepriesen, sofern sich in ihnen nicht nur ein schöner physischer Organismus zeige, sondern das Leben selbst in seiner raschesten Bewegung und in seiner freisten Vereinigung mannichfaltiger Zustände und Motive, namentlich das Vergangene und Zukünftige, jenes durch seine Nachwirkung, dieses durch seine Andeutung und Zurüstung in dem Momente der Gegenwart verknüpft sich zu erkennen gebe. Die mehrfache Handlung, einem und demselben Gedanken oder Zwecke untergeordnet, ist die große Aufgabe vollendeter Kunst, worüber Lucian den Diskuswerfer des Myron, Andere andere Kunstwerke der besten Zeit des hellenischen Alterthums angerühmt haben. In die Reihe dieser trefflichsten Bildwerke ist nach allgemeinem Urtheile der besten Kenner des Alterthums der Argustödter Mercur von Thorwaldsen und nach diesem so manches Andere getreten, was er mit geistvoller Hand geschaffen hat. Durch eine seltene epische Composition, heißt es bei Thiele, hat der Künstler bei Mercur in der augenblicklichen Handlung angedeutet, was schon geschehen ist und was sich bald ereignen wird. Mercur hat die Flöte gespielt, das Ungeheuer ist eingeschlummert, und leise läßt er jetzt seine Syrinx von den Lippen sinken, während sein Auge vorsichtig späht, ob der günstige Augenblick gekommen sei. Halb sitzend, halb stehend, bereit die Gelegenheit des Augenblicks zu benutzen, erhebt er sich leise auf der linken Zehe, und während die Rohrflöte die linke Hand beschäftigt, klemmt er die Scheide des Schwertes zwischen die rechte Ferse und den Baumstamm, worauf das Bein noch ruht, um auf diese Weise die tödtende Waffe unbemerkt zu entblößen. Es läßt sich in der That keine in ihrer Thätigkeit mannichfaltigere, in ihrer Intention einfachere Gestalt denken, und mit Recht hat man gesagt, dieser Mercur sei „deshalb mit dem Schwert umgürtet, um vielen Hunderten moderner Marmorbilder durch seine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen".

Zu gleicher Zeit beschäftigte den Künstler der aus dem Vaterland an ihn ergangene Auftrag christlicher Statuen für die Kopenhagener Schloßkapelle und die Bestellung eines Frieses aus der heiligen Geschichte durch den Kronprinzen von Baiern für eine in München zu erbauende Kirche. Das letztere Unternehmen ist bisjetzt nur in zwei Reliefscenen zur Ausführung gekommen; die Bestimmung der kolossalen Bilder nach Kopenhagen ist dahin verändert worden, daß dieselben der dortigen Frauenkirche zugewiesen sind. Die Statue des Erlösers, bekanntlich so groß, daß der berühmte Ehristus von Dannecker ihr nur bis an die Brust reicht, stellt den Herrn an dem Tage der Auferstehung und in dem Momente dar, in welchem er, unter seine Freunde eintretend, ihnen zuruft: Friede sei mit euch. Die Apostel sind, theils mit apostolischen, theils Martyrattributen ausgestattet, in kleinerm Verhältnisse, doch noch immer kolossal behandelt. Das Taufbecken wird nach dem Vorbilde mittelalterlicher Darstellungen von einem Engel getragen, welchen Thorwaldsen zweimal modellirt hat, das eine Mal stehend, das andere Mal kniend. Christus ist vor dem Altare aufgestellt, an den Wänden der Langseiten vor je sechs Nischen die Apostel, die Mitte hat auf der [illegible] Kapelle führt, ein Relief wie die [illegible] der andern gegen den Eingang gerichteten [illegible] stellung im Relief, wie der Auferstandene den [illegible] erforscht, ob er ihn lieb habe. Bei dem [illegible] sollen zwei Propheten und zwei Sibyllen ihre [illegible] Im Giebelfelde wird die Predigt des [illegible] mannichfaltigen Gruppen von Zuhörern zu sehen [illegible] sem Werke hat der Meister eine Fülle von [illegible] entfaltet, einen Ernst und eine Würde der [illegible] achtet, eine Erhabenheit und Anmuth miteinander [illegible] in Allem zugleich den uralten Typus, den die [illegible] die antike Kunst für ihre Gegenstände in Anspruch [illegible] treu und wahrhaft beibehalten, daß Diejenigen, welche [illegible] stik etwas den christlichen Kunstelement Fremdartiges [illegible] belieben, kommen, sehen und sich für besiegt [illegible]

Ein ähnliches großartiges Unternehmen ist [illegible] storbenen Cardinal Consalvi bestellte Denkmal [illegible] Pius VII., welches kühn den Meisterwerken [illegible] in der Peterskirche aufgestellt sind, gegenüberstehen [illegible] fer dem segnenden Papste, dessen Mantel mit [illegible] der Apostel dermaßen umrandet ist, daß die Zehen [illegible] und Paulus grade auf seiner Brust ruhen — ein [illegible] reiches Moment, dessen unser Verf. wol hätte gedenken [illegible] — sind namentlich die beiden allegorischen Figuren [illegible] rischen Weisheit und göttlichen Stärke bewundert. [illegible] Jene, mit dem geschuppten Panzerhemd über dem [illegible] terkleide gerüstet und vom Lorbeerkranz die Stirne [illegible] im offenen Buche und hält den Zeigefinger der [illegible] Lippen, indeß die Eule zu ihren Füßen an die [illegible] erinnert. Diese faltet die reinen Arme über der [illegible] und blickt betend empor mit zuversichtlichem Hauch, [illegible] die Löwenhaut wie ein Schleier oder Mantel [illegible] den Rock umgürtet, während sie die Keule, das [illegible] bloßen Naturkraft, unter den Fuß tritt. Eine [illegible] greifendere Symbolik ist dem Ref. aus neuerer Kunst [illegible] entgegengetreten, und sie mag den kommenden Geschlechtern [illegible] gen von der Höhe der Kunst in unsern Tagen und [illegible] lischen Südländer belehren von der christlichen Kraft [illegible] nes nordischen und protestantischen Künstlers.

Möge dem großen Manne sein Lebensfaden [illegible] gefristet und seine jugendliche Kraft erhalten werden, [illegible] auch bereits neuer Stoff vorhanden liegt, einen [illegible] der Fortsetzung unsers Werkes zu veranlassen. [illegible] es eben jetzt die großartigsten Nationalmonumente, [illegible] sich sein Geist beschäftigt, das Denkmal Konradins [illegible] ben für den Mercato in Neapel, welches der [illegible] von Baiern bestellt hat, das Denkmal auf [illegible] Stadt Mainz und das Standbild Schiller's für [illegible] Dazu kommt, was neuere Reisende und [illegible] dem Imposanten der Statue Byron's, von der [illegible] mythologischer Compositionen, z. B. der Nemesis, [illegible] mals für Rafael u. A. mehr erzählen, [illegible] anders zu erwarten steht, als daß dieser [illegible] sein Schaffen nur mit dem Dasein aufgeben werde.

Miszellen.

Die Menschen sind in ihren Urtheilen [illegible] und oft räthselhaft. So machte es [illegible] Frankreich, von dem man dies am wenigsten [illegible] Vergnügen, sich allerlei Bestien als [illegible] nach Paris zu verschreiben. Er correspondirte [illegible] mit Schweden, Dänemark, Sicilien, [illegible] u. a. und bezahlte unter andern ein [illegible] mit 4500 deutschen Gulden. Sobald die [illegible] geworden waren, machten sie ihm [illegible] ging es auch Ludwig XV. mit seinen

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 147. — 26. Mai 1836.

Grabbe.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Zweites Tableau: „Numantia und Capua.“ Die Ruinen Numantias, noch glühend und dampfend. Wie nimmt die Zerstörung von Numantia in den zweiten punischen Krieg? Wer ist dieser Scipio der Ältere? etwa Scipio Africanus major? und wer dieser Scipio der Jüngere? etwa Scipio Africanus minor? Der Verf. hat hier fast über hundert Jahre und die fernliegendsten Personen und Ereignisse zusammengemischt. Das Genie hat aber sein Recht, die Geschichte seinen Zwecken unterzuordnen. Es lag in Grabbe's Plan, die grausame Sklavenhändlerin Roma in ihrer Alles beizenden, Individuen, Reiche und Städte zerfressenden Gewalt darzustellen. Wer zweifelt, daß es ihm gelang, da er die Zerstörung Numantias in den Kreis des Dramas zog? Numantias Ruinen predigen ebenso laut, wie die Karthagos, Roms verwüstende Tyrannei. Auch mildert die Theilnahme an Numantias Schicksal das Mitleid für das sinkende Karthago, ähnlich wie Gloster's Blendung dem Unglück Lear's parallel läuft, das Mitleid der Leser auf zwei Individuen vertheilt und somit, in Bezug auf jeden Einzelnen, zum Vortheil des Ganzen schwächt. Die römischen Feldherren scherzen brutal genug um die dampfenden Ruinen herum, während man die Gefangenen mit Geißelhieben forttreibt. Alles Scenen voll Feuer und Kraft, bis auf die bekannte mit Allucius, die des Scipio allerdings prahlsüchtig genug ausgeschriene Großmuth nicht überzeugend hervortreten läßt. Auch der Lustspieldichter Terenz ist eine wackere lebensvolle Figur. Zweite Scene: Capua. Hasdrubal bringt dem Hannibal ein paar elende Tausend Mann Hülfstruppen, die sich an den glänzenden Stern Hasdrubal wie ein jämmerlicher Kometenschweif anhängen. Hannibal sagt selbst:

--Ich möchte sehr irren, oder ich kenne die hagern Finger, die mir diese Spreu aus dem Weizen gesucht. Als ich den Haufen musterte, ward vor all den Buckeln, schiefen Beinen der Krüppel und den Brandmalen der Galeerensklaven mein Herz scheu.

Man bringt dem Hannibal Nachricht, daß sein Bruder Hasdrubal über die Alpen gen Italien ziehe. Hannibal tadelt den Zug.

Hasdrubal — sagt er —, du wirst auf den schwindelnden Stiegen genug alte Bekannte finden, frisch und unverwest, aber schlechte Wegweiser, wegen ihrer Füße von Eis, ihren Augen von Glas.

Das ist ein gesucht frostiges, eisig-gläsernes Bild!

Dritte Scene: Straße in Capua. Hannibal ist ab-, der frühere Despot der Stadt eingezogen. Die Bürger rufen: Freiheit! Der Despot hält eine pomphafte Rede, nennt sich den rechtmäßigen Vertreter der Gesammtfreiheit, räth seinen Kindern, den Bürgern, wohlmeinend, nach Hause zu gehen, und läßt Einen von ihnen, seinen Schulkameraden, der nicht gehen will, in Fesseln werfen. Der Gefesselte nennt den Despoten einen gemästeten Schuft, eine klebrige, an ihrem eignen Schleim so hoch gekrochene Schnecke. „Wär' ich doch durch Hannibal erdrosselt“, fährt er endlich fort, „er war doch nur ein Fremder, aber dieser einheimische“ — und Knebel verstopfen ihm den Mund.

Drittes Tableau: „Abschied von Italien.“ Erste und zweite Scene: Thal bei Casilinum. Hannibal läßt die Wegweiser, die ihn irregeführt, kreuzigen und sodann die berühmten 4000 Ochsen, mit brennenden Reisbündeln ausstaffirt, gegen die Römer treiben. Nun gibt's im römischen Lager selbst eine vortrefflich gelungene, komische Scene. Der bornirt biedere Fabius will dem Stator soeben acht durchaus weiße Schafe opfern.

Ein Flamen. Wir haben solcher Schafe nur sieben. Das achte starb vorige Nacht.

Fabius Maximus. Ein todtes Schaf! Schlimmes Auspicium! Großes Unglück!

Reiterfeldherr. Wir können ja dem Gott dazu geloben, nächstens das achte nachzubringen.

Fabius Maximus. Gut bemerkt. Opfert vorerst die sieben, das achte versprecht auf nächstens.

Nun stürmen die 4000 Ochsen die Höhen herauf, mit Gebrüll, in voller Furie und mit brennenden Reisbündeln. Fabius hält sie für Reiter.

Fabius Maximus. Eine Reiterei mit Fackeln! daß dich, die springt. Und das Geschrei! Hätt' ich nur einen punischen Gefangenen zur Hand, der es mir übersetzte.

Reiterfeldherr. Es lautet, als schrien ein paar Tausend Ochsen.

Fabius Maximus. Ochsen? die könnten das nicht.... Sieh hin, genau: sie tragen Mützen mit zwei Zipfeln, Schilde wie Bretter vor den Köpfen — so ist das Wappen Micas, es sind neu angekommene Uticenser.

Darauf zieht Fabius Cunctator ab. „Wir müssen den Tag erwarten“, sagt er, „um diesen Herren erst

Digitized by Google

in die Augen zu sehen und ihre schwachen Seiten zu ergründen."

Dritte Scene: Weite schöne Flur bei Cajeta. Volk. Lustiges Spiel der Atellanen. Hannibal ist gegenwärtig und lacht herzlich mit. Aber er fühlt sich allzu wohl; er ahnt ein Unheil.

Ein als karthagischer Krieger verkleideter Römer (der unter dem Mantel ein Packet zu halten scheint, tritt an Hannibal's Seite; für sich) Es steht neben dir!

Hannibal. Mein Glück wäre verblendet, säh' ich des Bruders theures Haupt!

Der Römer (wirft ihm den Kopf Hasdrubal's vor die Füße). Hier ist es!

Alle Umstehende. Entsetzen!

Hannibal. Gut! das Schauspiel endet, wie es muß. Mit einem Theaterstreich!

Ja! mit einem Theaterstreich, wie Grabbe das schreckliche Ereigniß darstellt. Er hat hier glücklich einen modernen Effect erhascht! er hat einen gewöhnlichen Theatercoup angewendet; er hat hier mit der Geschichte gespielt und sie ins Lächerliche gezogen. Als C. Claudius das Haupt des Hasdrubal unter die karthaginensischen Vorposten werfen ließ, rief Hannibal ahnungsvoll aus: ich erkenne Karthagos Schicksal! — nicht mehr, nicht weniger, und doch ebenso viel, als Grabbe ihn auf zwei Seiten radotiren läßt.

Vierte Scene: Capua. Der Despot unter seinen Sklaven. Er nennt sie seine Freunde und läßt seine Kostbarkeiten einpacken; denn die Karthager kehren zurück. Die Sklaven murren.

Despot. Tolles Gewinsch — Was gibt's?

Erster Sklav. Zerrissene Ketten! (Man packt den Despoten erbarmungslos in die Kiste mit hinein.)

Von hier an ist Hannibal mit seiner Abfahrt beschäftigt. Bewegte bunte Scenen, voll Arbeit, rasch wechselnd. Hannibal steht auf dem Schiffe und blickt nach Italien.

Brasidas. Dieses Capua hat eine herrliche Bucht.

Hannibal. Die Schiffe riechen noch stark nach Pech und Theer. Das ist gut und natürlich. Aber weiter.

Brasidas. Die blauen Berge in der Ferne —

Hannibal (für sich). Was spricht er von meinen zorngeschwollenen Adern?

Das ist gesucht; alles Übrige vortrefflich, wahr und lebendig.

Viertes Tableau: „Gisgon." Hannibal kehrt nach Karthago zurück; er durchbricht die Ränke des Melkir und die Ketten des Hafens, erscheint in der väterlichen Halle und begrüßt den alten Barkas mit einem Fußfall.

Barkas. Enkel! Deine Stirne ein sturmerstarrtes Meer!

Hannibal. Es stürmte lange drüber hin, bis endlich der Frost kam und die Wellen stehen blieben.

Barkas. Dein Haar weißlich.

Hannibal. Es geht meinem Kopf wie dem Eisen, — glüht man es zu arg, wird's weiß.

Sodann das römische Lager in der Nähe von Zama und die bekannte Unterredung zwischen Scipio und Hannibal; endlich die Schlacht von Zama, die Niederlage der Karthager, die faule Ruhe der Aristokraten und Edeln, die Faxade des Melkir. Hannibal erblickt den Hanno, Gisgon und Melkir auf den Mauerzinnen, reckt die Hand gen Himmel und sagt dann stehend abwärts zur Küste. In der folgenden Scene sehen wir die riesige eherne Bildsäule des Moloch. Ihre Hände glühen roth und dampfen. Kinder, die geopfert werden, Weiber, die ihre Kinder zum Opfer hergeben sollen. Es soll sich der Edelste des Volks zum Flammentode fürs Vaterland weihen. Melkir schiebt den höchstrebenden Hanno und Gisgon vor: Das Volk beißt und läßt den Melkir hoch leben.

Gisgon. Melkir, Erhabener! wie bescheiden du bist, wie bescheiden wie jede Größe!

Hanno. Die Sterbenden rasen wirklich! Er lobt seinen Mörder.

Gisgon. Du, der älteste der Drei-Männer, geschmückt mit den verdientesten Ehren, du, der für ganz Karthago gelten kann —

Melkir. Danke, hör' auf!

Gisgon. Hast dich heute selbst übersehen.

Hanno (athmet auf). Aha! der göttliche Jüngling!

Gisgon. Karthagos Volk ernannte dich, die Größten zum Opfer zu wählen, und du dachtest kaum, daß der Mächtige weit größer sein muß als alle seine Erwählten. Drum —

Das, was nun folgt, ergibt sich von selbst. Das Volk jubelt: „Gisgon! Weisester der Männer!" und Melkir wird zum unfreiwilligen Opfertode abgeführt. Gisgon, edles patriotisches Gemüth, so lange verblendet und irregeleitet, macht sich nun frei. Die Römer fodern neue Kinder; Gisgon gewährt, so lange er kann; er bietet 20,000 Talente an die Römer aus eignen Mitteln; aber Karthago geschleift werden soll, erhebt er sich in seiner Würde und bietet Krieg. Wir lassen Grabbe selbst sprechen.

Gesandter. Rom liegt auch nicht am Meer —

Hanno. Was! das Meer! unsere Mutter! unsere Amme, an deren Wogenbusen wir uns groß gesäugt, die uns fortwährend ernährt, sollen wir missen?

Gisgon. Hanno, wirst du poetisch?

Hanno. Und du wider deine Art so tief prosaisch?

Gisgon. Wer würde das nicht bei so guter [illegible] Prosa?

Aber Gisgon thut mehr als klagen; er ruft ganz Karthago in die Waffen, emancipirt die Sklaven, [illegible]stert die Frauen, macht die Hallen der Götter zu Kriegswerkstätten, schmilzt ihre Bildsäulen zu Waffen, [illegible]. Man sieht, daß Grabbe den Untergang Karthagos in [illegible] Zeit zwischen den ersten punischen Krieg und den Tod Hannibal's mitten hineingefügt hat. Am übelsten kommt [illegible] bei die Scipionen weg. Man kann sie gar nicht [illegible] unterscheiden. Grabbe spricht bald von einem ältern, bald von einem jüngern Scipio, bald von den Scipionen im Allgemeinen. Was kümmert sich Grabbe um [illegible] der Geschichte? Nur ihre große, allgemeine Idee, die Rundung seiner Tragödie selbst lag ihm am [illegible]

(Der Beschluß folgt.)

An essay on the origin and formation of [illegible] languages. Containing an examination [illegible] nouard's theory on the relation of the [illegible] nish, Provençal and French to the Latin. [illegible] *George Cornewall Lewis.* Oxford [illegible]

Das vorliegende Werk ist gewiß eines der [illegible] auf jeden Fall aber fleißigsten, welche die [illegible] verflossenen Jahre zu Tage gefördert hat. Der [illegible]

Digitized by Google

...gen, Lehren zusammenfaßt, eine sprachvergleichende Übersicht der romanischen Sprachen, in Betreff ihrer Entstehung und Entwickelung, aufgestellten Ansichten, vorherrschend hiermit ihre verschiedenen Theorien und gibt zuletzt die Resultate seiner eigenen Forschungen. In mancher Hinsicht stimmen seine Beobachtungen mit den Ansichten Schlegel's überein, der vor einigen Jahren über denselben Gegenstand in Paris eine kleine Abhandlung herausgab, welche jedoch nicht so viel Ruf erlangt hat, als man ihn dem Namen des Verf. hätte erwarten dürfen. Hr. Lewis stützt sich hierauf und läßt dann eine genaue Analyse des Raynouard für ein Wörterbuch der romanischen Sprache gesammelten Materials folgen. Raynouard bemühte sich zu beweisen, daß nach dem Einfall der Barbaren die romanische Sprache die lateinische in der Lombardei, in Frankreich und Spanien verdrängte, und daß die Fragmente der Poesie der Troubadours, die wir besitzen, die ächtesten und unzweifelhaftesten Documente für das Vorherrschen dieses Dialekts darbieten. Daraus, als aus einer gemeinschaftlichen Quelle, flossen alle verschiedenen europäischen Sprachen, deren Basis das Lateinische war, und in ihren respectiven Idiomen, sowie in der gegenwärtigen Ähnlichkeit einzelner Wörter findet sich die Spur, nicht nur in der Identität des Ursprungs, sondern es muß hieraus auch ein gemeinsamer Typus hervorgehen, auf welchen sie sämmtlich zurückzuführen sind und woraus man wieder die einheimischen physiologischen Varianten und Varietäten folgern muß. Der Forscher romanischer Sprache hat mithin als eigenthümliche Arbeit das Unterscheiden des Mannichfachen und das Einigen des Verschiedenen zu einem Gemeinsamen. In der weitern Ausführung dieser Theorie greift Raynouard unter Anderm die Behauptungen Maffei's an, welche dieser in seiner „Geschichte von Verona" aufgestellt hat. Maffei behauptet, daß in Italien nach der Consolidirung des römischen Kaiserreichs zwei verschiedene Sprachformen vorherrschten, welche sich den fabelhaften Strömen des Alterthums in denselben Thal flossen, für immer nahe und doch für immer getrennt. Da eine, also die eigentliche Schriftsprache herrschte in den Höfen der Regierungen, sowie in den gebildeten Cirkeln; die andere bürgerte sich unter den niedern Ständen ein, existirte aber als Schriftsprache nicht bis zum Mittelalter, wo sie als italienische Sprache ihre Sanction erhielt ꝛc. An sich ist freilich dieser Sprachproceß ganz einfach. Es ist immer die eine Sprache, die in neue Formen übergeht, vielmehr sich selbst neu bildet. Dies geschieht einmal unwelgerlich durch Aufnehmen fremder Elemente, sodann auch durch Ausartung innerhalb der selbst, durch Deterioration der alten hergebrachten und der classisch constatirten Formen. Solche (auch streng grammatische) Ausartungen finden sich in einer scharf ausgeprägten Sprache zu allen Zeiten und in jeder Epoche derselben. Sallustius, ein vortrefflicher Lateiner, schreibt in einem Anfall der Manie: „Caput de aquila"; Papiscus, den Bonami citirt, sagt: „Tantum de chartis" anstatt „Tantae chartae", auch in den Werken der größten römischen Schriftsteller, ja der größten Sprachkünstler, bei Terenz, Virgil, Cicero finden sich Ausdrücke wie: Fulgor ab auro — Fores a me — Satis hoc tempore dictum habeo de Caesare — Idque se jam effecturum habere etc. Quintilian warnt die Schüler vor den fremden Idiomen und Barbarismen nachdrücklich und ermahnt sie, sich nicht an Autoritäten wie Catull und Persius zu halten. Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der merovingischen Könige, beklagt sich, daß er unfähig sei, das Lateinische in völliger grammatischer Reinheit zu schreiben, und Sidonius Apollinaris, der im folgenden Jahrhundert schrieb, lobpreist den Avitus wegen seines Bestrebens, von dem Gallischen das Rauhe des Celtischen ((squamam Celtici eruoris) abzuschleifen. Für die andere Seite gelten die sehr beachtenswerthen Worte des Präsidenten de Brosses: „Les invasions", sagt dieser, „sont le fléau des idiomes, comme celui des peuples, mais non pas tout à fait dans le même ordre. Le peuple le plus fort prend toujours l'empire, la langue la plus forte la proie aussi, et souvent c'est celle du vaincu, qui soumet celle du conquérant. La première espèce de conquête se décide par la force du corps, la seconde par celle de l'esprit."

Die Gründe und Einwürfe, welche der englische Verf. gegen Raynouard geltend macht, sind mit großer Klarheit und Einsicht entwickelt. Er sagt: „Raynouard ist allerdings nicht der spätern Meinung (Maffei's nämlich) zugethan, daß das Romanische oder Italienische als Sprache der gemeinen Stände des alten Italiens existirt habe, ungefähr in derselben Gestalt, wie es im 13. Jahrhunderte als völlig bestimmte Volkssprache vorkommt. Seine Ansicht ist, daß das Lateinische durch den Einfluß der Deutschen in einen gleichförmigen Dialekt umgeschmolzen worden, als welcher es einige Jahrhunderte lang gesprochen wurde und zuletzt um die Zeit der Regierung Karlmann's sich über das ganze westliche Europa verbreitete; daß ferner diese Sprache unverändert in der Sprache der Troubadours und in der frühern provençalischen Litteratur aufbewahrt ist und nach und nach sich in die verschiedenen Typen des Italienischen, Spanischen, Französischen, Portugiesischen, Neuprovençalischen und deren Dialekte auflöst, welche indirect allerdings von dem Lateinischen, direct aber vom Romanischen abstammen und die Formen dieser Sprache in verschiedenen Stufen der Treue beibehalten haben. In Betreff des ersten Satzes dieser Hypothese liegt die Frage auf der Hand, wie sich denn Raynouard die Entstehung einer gleichförmigen Sprache auf den Trümmern der lateinischen vorstelle? Sprachen verbreiten sich durch Colonisation oder durch Eroberungen. So wurde die griechische Sprache in Kleinasien, Afrika, Italien, Sicilien und Gallien ausgebreitet, die lateinische in Gallien und Spanien, die spanische und englische in Nord- und Südamerika und Westindien. Aber wo waren die Eroberungen und Colonien der Provençalen? Oder soll man meinen, daß das Romanische von der Provence aus durch den Einfluß der Troubadourlitteratur verbreitet wurde? Aber die Nationen lernen die Sprachen nicht von den Dichtern (wenigstens nicht in diesem äußerlichen Sinne, wie es hier gemeint ist), am wenigsten von ausländischen Dichtern und Sängern, und so muß sich für die Verbreitung der provençalischen Sprache wol ein anderer Grund auffinden lassen als der Ruf der provençalischen Minstrels. Wenn andererseits Raynouard nicht voraussetzt, daß das Romanische von der Provence als von einem Centrum ausging, so muß er dafürhalten, daß, als die Römer zu verschiedenen Zeiten den größten Theil von Italien, Sicilien, Sardinien, Corsica, Gallien und Spanien überzogen, sich mit verschiedenen teutonischen Stämmen vermischten, sie ihre Sprache innerhalb der eignen Grenzen derselben verbarben, während sie von dem fremden Einfluß unbeschadet blieb; dies heißt aber ein gewaltiges Wunder annehmen, denn germanische Invasionen hätten dann grade das Entgegengesetzte von Dem geleistet, was bei dem Thurmbau zu Babel stattfand. Wenn R. meint, daß von einem gemeinsamen Centrum aus das Romanische über ganz Westeuropa übergriff, so widerspricht ihm darin die Geschichte vollkommen, er müßte denn annehmen, daß zufällig alle Völker in Spanien, Gallien, Italien ꝛc. übereingekommen wären, sich eine und dieselbe Sprache zu bilden, was lächerlich sein würde."

Auf seine eigne Ansicht übergehend, sagt Hr. Lewis noch Folgendes: „Es gibt vielleicht kein auf Sprache überhaupt bezügliches Problem, was eine vollständigere Lösung zuließe als die Frage, auf welche Weise sich die modernen europäischen Sprachen aus dem Lateinischen gebildet haben. Abweichend von dem Ursprung der meisten Sprachen beruht der ihrige in einer reinhistorischen Periode. Die Sprache der eingeborenen Bevölkerung, die Veränderungen, welche sich in ihrer politischen Verfassung zutrugen, die Abstammung und die Sprachen der einfallenden Völker und der andern fremden Nationen, welche mit ihnen in Berührung kamen, Alles ist fest bestimmt und wohl bekannt, und obgleich die frühern Stufen dieser lateinischen Dialekte, wenn sie nur barbarische und unbestimmte Jargons

Digitized by Google

wenn, entstanden aus dem Zusammentreffen des Einheimischen und Fremden, gesprochen nur unter ungebildeten Personen, deren man sich nie als Acten- und Büchersprache bediente, nicht allein (mit Ausnahme einiger wenigen Worte) gänzlich unbekannt, sondern selbst ohne alle Hoffnung auf Wiederentdeckung verloren gegangen sind, so sind doch die Begebenheiten, welche ihren Ursprung begleiteten und veranlaßten, wirkliche historische Thatsachen; eine historische Gewißheit, die uns zwar in unsern positiven Behauptungen über jene Sprachdialekte vorsichtig zu sein gebietet, aber auch in den Stand setzt, wenigstens negative Resultate zu gewinnen und unbedenklich viele Hypothesen von der Hand zu weisen, welche allenfalls haltbar sein möchten, wenn wir es nur mit der Sprachforschung und nicht auch mit der gleichzeitigen Geschichtsforschung zu thun hätten. Mit den romanischen Sprachen verhält es sich meiner Meinung nach ganz einfach. Sie verdanken ihren Ursprung alle einer gemeinsamen Ursache, nämlich der permanenten Unterjochung eines lateinisch redenden Volks durch teutonische Stämme, und es ist in ihrem Charakter nichts enthalten, was nicht erklärt werden könnte, ohne eine nähere Verwandtschaft anzunehmen. Sie sind untereinander grade insoweit ähnlich, als man von Sprachen, die von einem gemeinsamen Original abstammen, erwarten kann, und wiederum voneinander grade in dem Grade verschieden, als man von solchen, die sich zwar unter gleichen Umständen, aber unabhängig voneinander bildeten, voraussehen darf."

Dies ist die kurze und bündige Ansicht des Verf. von der Sache. Interessant sind auch die nachträglichen Bemerkungen seines Recensenten im Januarhefte des „Edinburgh review", zum Theil berichtigende, zum Theil ergänzende. „Die Sprache", sagt dieser unter Anderm, „welche aus der Vermischung fränkischer, vandalischer, hunnischer und lombardischer Dialekte mit dem lateinischen Stamme, auf welchen sie gepfropft wurden, entstand, nannte man die romanische zum Unterschied von dem Jargon der Barbaren auf der einen und von dem reinen römischen Idiom (das anfing außer Gebrauch zu kommen und in den Schulen als todte Sprache behandelt wurde) auf der andern Seite. So finden wir, daß das Französische, Spanische, Italienische und sogar die englische Sprache, jede für sich die romanische genannt wird, und das in Documenten aus jenen Zeiten, die man der Vergessenheit entrissen hat. Die Notiz, welche Nitard im dritten Buch seiner Geschichte des Vertrags zwischen Karl dem Kühnen und seinem Bruder Ludwig, deutschem König, gibt, mag zu Unterstützung dieser Behauptung angeführt werden. „Sacramenta", sagt dieser Geschichtschreiber, „quae subter notata sunt, Ludovicus Romana, Carolus vero Teudisca lingua juraverunt, ac sic ante sacramenta circumfusam plebem allocuti sunt, alter Romana, alter Teudisca lingua." Erstere ist hier die Sprache der Unterthanen Karl des Kühnen, letztere die in dem Lande seines Bruders einheimische. Gleicherweise ist auf dem Epitaph Gregor V., der 999 starb, der Unterschied ganz deutlich. Dort heißt es:

Usus Francigena, vulgari, et voce Latina
Instituit populos eloquio triplici.

Hier ist die Francigena das Teutonische und die Vulgaris die romanische Sprache. Noch merkwürdiger ist das Document bei Ducange, das uns auf das 13. Jahrhundert herabführt und die sehr ausgedehnte Bezeichnung des Wortes Romanisch in das klarste Licht setzt. Es ist nämlich das im J. 1213 von Jakob I., König von Aragonien, gegebene Edict gemeint, welches die Übersetzungen der Heiligen Schrift in die romanische Sprache, als den gemeinen Landesdialekt, verbietet: „Statuimus, ne aliquis libros Vet. et Novi Test. in *Romancio* habeat, et si aliquis habet, tradat eos loci episcopo comburendos, quod nisi fecerit pro haeretico habeatur." Auch in dem „Specchio di vera penitenza", von Jacopo Passavanti, im J. 1354 verfaßt, befindet sich eine Klage über die Bibelübersetzungen in die vulgare Sprache, worin [illegible] wie in der „Con nessuno sapre, [illegible] Beachtenswerth ist auch die Erklärung des Ferreto [illegible] der im J. 1284 schrieb, daß er seinen „Tuscy" [illegible] in der „Lingua Francica, cioè Romana, come più [illegible] e più commune che tutte le altre lingue". [illegible] toritäten kann man das Zeugniß des Dante [illegible] im 12. Capitel seines „Convivio" sich [illegible] über [illegible] Klagt, die mit Hintansetzung ihrer Muttersprache [illegible] provençalische Idiom befleißigten. Und in seiner [illegible] des Arnoldo Daniello („Purgatorio", Gesang 26) [illegible] Überlegenheit dieses Dichters über seine Zeitgenossen in [illegible] den Zeilen:

Questi ch'io ti scerno
Col dito —
Fu miglior Fabro del parlar materno:
Versi d'amore e prose di Romanzi
Soverchiò tutti.

Ebenso günstig, was gleichfalls als Beleg dienen kann, [illegible] sich Petrarca über Arnault Daniel:

Fra tutti il primo Arnaldo Daniello,
Gran maestro d'amor, ch'alla sua terra
Ancor fa onor col suo dir nuovo e bello.

In Frankreich wurde die romanische Sprache [illegible] Norden durch die Franken, im Süden durch die [illegible] Saracenen und Westgothen. Daraus entstanden [illegible] beide derselben Wurzel entsprungen, oder vielmehr [illegible] Zweig desselben Baumes, von welchem das [illegible] Stamm war. Der eine dieser Dialekte (die Langue [illegible] das Romanisch-Wallonische, war vorherrschend in [illegible] Loire, der andere (Langue d'oc) oder das Romanisch- [illegible] çalische war das Idiom des südlichen Frankreich. [illegible] Districts, wo einer dieser Dialekte herrschend war, [illegible] zur Unterscheidung desselben Prädicats. Aus [illegible] entstand, begünstigt und gepflegt durch die [illegible] haltung des Raymond Berenger, die Poesie [illegible] der Troubadours, deren Sprache aber doch [illegible] Schrift- und Verfassungssprache noch weniger [illegible] senschaft geworden ist."

Notizen.

Nach dem Berichte des russischen Ministeriums [illegible] lichen Unterrichts gab es 1834 in sämmtlichen [illegible] die das Reich getheilt ist, nämlich in den [illegible] Moskau, Dorpat, Kasan, Charkow, Weißrußland, [illegible] Odessa, sowie in den abgesonderten Verwaltungen [illegible] kaukasien und Sibirien 6 Universitäten, 3 Lyceen, [illegible] nasien, 410 Kreisschulen (4 mehr als 1833), 651 [illegible] schulen (1833 nur 583), 4054 Lehrer und 75,448 [illegible] Im Ganzen 1543 Lehranstalten. Zu gelehrten [illegible] befördert 495, darunter kein Doctor der Theologie, [illegible] Medicin und Chirurgie.

Die vom Kammerherrn von Demidow [illegible] hat die Akademie der Wissenschaften das [illegible] ke von Sidonski: „Einleitung in die [illegible] phie", zugesprochen. Der Verf. gibt sich [illegible] lichen Kenner der philosophischen Schulen [illegible] kennen. Den zweiten Preis erhielt der [illegible] sein neues Werk: „Historische Übersicht der [illegible] mächten vom 15. Jahrh. bis auf unsere Zeit."

Die Bibliothek des asiatischen Museums [illegible] in Petersburg hat eine ansehnliche [illegible] Staatsrath Baron Schilling von [illegible] lung asiatischer Bücher erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 148. —— 27. Mai 1836.

Grabbe.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Fünftes Tableau: „König Prusias." Der König [illegible] auf dem Thron. Tiefe Stille. Ein Höfling niest.

Prusias. Was vernehm' ich?

Höfling. Großer Monarch, verzeihe — Ich — ein unwiderstehlicher Drang —

Prusias. Jeden Drang der Natur kann die Kunst besiegen..... Dein Prusten, gar klingend wie eine Anspielung auf meinen und meiner Ahnen Namen —

Höfling.... Ich prustete nicht, ich nieste nur.

Prusias. Der Verdacht schon gilt bei Königen für ein Vergehen.

Der Höfling wird auf 20 Jahre vom Hofe verbannt, damit er seine Sitten bessere; darauf läßt der König den im Schutz stehenden Hannibal ein, [illegible] seine Feldzüge und wirft ihm besonders vor, daß [illegible] des einstimmig [illegible] ei- [illegible] dieser Gegend durch [illegible] des Systems entbehrt habe. [illegible] vertilgt, entkame [illegible]

Prusias. Das System nur i[illegible] rücken Mittelasiens [illegible] Richtschnur müssen sich Heere richten, [illegible] jüngten Erdkreis, so [illegible] stirbt nicht, geschah ihm auch ein [illegible] einzelne Familien [illegible]

Hannibal. Hoher Herr, dein Wissen [illegible] ihrer Lage, [illegible] tiefen Praxis — [illegible] Be-

Prusias. Ja wohl. Mein Vater ließ mich am byzantinischen Hofe als Ehrenoffizier bei der Leibwacht erziehen.

Der ergötzliche, steif gebildete, kunstkennerische Prusias läßt zugleich die Situation, in welcher er mit Hannibal sich befindet, von einem Hofmaler aufnehmen. Später erscheint ein Höfling und meldet, daß ein römischer Abgesandter da sei, daß römische Kriegsschiffe an den Küsten kreuzten, daß man die Auslieferung des Hannibal verlange.

Prusias. Lächerlicher Pomp! Was wünscht das römische, so trotzig angekommene Bürgersubject?

Höfling. Die Auslieferung Hannibal's.

Prusias. Wird nimmer bewilligt. Er ist mein Gastfreund.

Aber er bewilligt die römische Foderung dennoch, wenig Augenblicke nachher, und liefert seinen Gastfreund aus. Hannibal nimmt nun Gift, nachdem ihm Turnu den Untergang und den 27tägigen Brand Karthagos in hochpoetischem Style erzählt hat.

Die Flammen — sagt er — wogten hin und her, als wäre aus allen Löwen Afrikas Einer geworden, und spiegelte er sich mit seinen Mähnen im Meer!.... Die Paläste donnerten einer nach dem andern ein, die Flammen reckten sich nach dem Himmel, als wollten sie ihn mitverbrennen..... Die Gipfel des Atlas standen immer taghell vor dem sie durchfunkelnden Brand, mit ihren Klippen, Felsen und Waldungen! Es erschienen die Thiere der Gebirge und Wüsten: entsetzliche Schlangen ringelten sich auf an den Bäumen, Löwenaugen, Hyänen starrten in das Feuer.... Die Scipionen kamen zu Zeiten, und es sah prächtig aus, wenn die brennende Stadt in dem Brustharnisch des Jüngern, der auf einer Anhöhe des Lagers stand, sich abspiegelte. Er wußte sich auch so zu drehen, daß Jedermann das sah, und kam oft. Als er aber in der siebenundzwanzigsten Nacht kam, wurde er wehmüthig.

Hannibal ist todt. Prusias erscheint und declamirt mit gedämpfter feierlicher Stimme:

Jetzt ist der Moment in das Leben getreten, wo es Das zu thun gilt, was ich in mancher Tragödie ahnungsvoll hingeschrieben: edel und königlich sein gegen die Todten!

Er nimmt seinen rothen Mantel ab, deckt den Todten damit zu und spricht:

Grad so machte es Alexander mit Darrios.

Das Gefolg (will Beifall jubeln). O —

Prusias. Wartet — diese Falte am Zipfel des Mantels liegt nicht recht. Auch sie zu bessern, sei mir nicht zu niedrig!

Das Gefolg. Hoch Prusias, größter der Könige!

Mit dieser schneidenden Ironie schließt die Tragödie ab. Grabbe schaltet mit dem Stoff der Geschichte willkürlich, aber ihrem Geist beugt er sich und läßt in Demuth alle seine Schritte von ihm bestimmen und leiten. Als ein erhabener Mensch vom reinsten Seelenadel erscheint der geniale Hannibal selbst. Die verrufene fides punica, welche seine Feinde ihm vorwerfen, ist sogar von den Römern so wenig documentirt worden, daß Grabbe nicht nöthig gehabt hat, seinen Helden damit zu verunstalten. Die einzelnen Fehler des Stückes entspringen nothwendig aus der eigenthümlichen Auffassung und Anschauung des Verfassers, gehören in seine Individualität, mithin zu den liebenswürdigen, und sind angeboren, nicht erworben, nicht gemacht. Der Bau des Ganzen ist etwas massenhaft, unzierlich; Grabbe's Figuren haben Glieder, die kolossal sind, aber oft der Bänder und Gelenke entbehren; meist sind sie nur in starken schroffen Umrissen angedeutet, skizzenhaft, ohne Füllung. Die Thatsache geht bei ihm der Gesinnung vor, die Gesinnung dem Raisonnement, das Raisonnement dem Sententiösen. Wir rühmen vor Allem seine schlagende Kürze, seine Bündigkeit im Ausdruck, sein mannhaftes Gemüth und seiner oft knorrigen Sprache Schrot und Korn: Vorzüge, die heutzutage, wo man sich gern ausläßt, auswässert und verdünnt, selten sind, obgleich sie uns noth thun. Die weichliche deutsche Sen-

Digitized by Google

timentalität hat er glücklich überwunden; aber das lyrische Element scheint ihm leider gänzlich zu fehlen oder nicht genug ausgebildet zu sein. Dieser Mangel an echt lyrischen Momenten ist weniger bemerkbar im „Hannibal", wo er sie umgeht, als in dem dramatischen Märchen „Aschenbrödel", wo er sie sucht, oder sich doch ihrer nicht gänzlich entschlagen kann.

Grabbe hat sein dramatisches Märchen „Aschenbrödel" in unsere moderne Zeit verlegt. Es ist kaum glaublich, was er ihr, was er unserm Glauben zumuthet. Das Dasein der barockesten Zauberwelt, einer Welt von Feen, Gnomen und fabelhaften Verwandlungen soll hier durch die Poesie glaublich und möglich gemacht werden. Aber er selbst vernichtet den wunderbaren Bau; er kreuzt diese phantastische Welt mit der nackteſten, zumal modernen Wirklichkeit, und indem sich beide innig verschlingen, tödten sie und heben sie sich gegenseitig auf in liebend gehässiger Umarmung. Hierzu kommt, daß Grabbe's allerdings schöpferische Phantasie des romantischen Schwunges und eines lyrischen Grundstoffs gänzlich entbehrt, sodaß die in unser Werkeltagsleben gezogene Welt von Sonntagskindern, Feen, Geistern und Geistergläubigen des anschaulichen Lebens und der poetischen Wahrheit ermangelt. Der Duft dieser phantastischen Genossenschaft wird von den dichten, dunstigen Nebeln der niedern Lebenskreise verschlungen. Grabbe's Phantasie treibt hier ein verzweiflungsvolles Spiel; sie ironisirt unsere modernen Zustände und zugleich sich selbst; sie erstickt in ihrer eignen Fettmasse. Aber diese Ironie bleibt bei alledem phantastisch, ergötzlich, ausgelassen; sie bedient sich der Fa[illegible] welt, um unsere reelle lächerlich zu machen. Die [illegible] schen Fechterstreiche, die Grabbe ausübt, fallen und [illegible] gut und schnurgrade; aber sie treffen auf eine verb[illegible] Weise auch das Unschuldige, z. B. das harmlose N[illegible] Schneider und das Abgelebte, z. B. die Walter [illegible] manen oder den radicalen Siebenpfeiffer. Die gro[illegible] litischen Weltverhältnisse liegen außer seiner Ang[illegible]. Er wendet sich am liebsten gegen die Einzelnen, gegen die Vedetten und verlorenen Posten, gegen abgeschnitten Marodirende, gegen Invalide und schon auf den Tod Verwundete. Eine treffliche Episode bildet die Katze, welche in eine Zofe, und die Ratte, welche in einen Kutscher verwandelt wird. Diesen Rattenkutscher hält man für den Walter Scott.

Junger Elegant (dem er vorgestellt wird). Sie also sind der große —

Kutscher (sieht aufmerksam nach einer Dielenritze). Ich wollt', ich wäre kleiner.

Alter Herr. Lieben Sie auch unsere etwas zurückgebliebene, magere, deutsche Literatur?

Kutscher. Mager? Es ist die dickste.

Alter Herr. Sie beschäftigen sich damit?

Kutscher. Ich fresse sie.

Baron. Das ist 'ne Metapher!

Alter Herr..... Sie lieben vorzüglich?

Kutscher. Die Folianten über den westfälischen Frieden, Zepernickii Repertorium juris feudalis, Muelleri Promtuarium u. dgl., — das jetzige Zeug in Octav und Duodez freß ich nur wie dieses (er schluckt einen Band von Kenilworth hinunter) aus Noth, es ist zu klein und sättigt nicht.

Junger Herr. Mort de ma vie, das Gelée ist ja wie ein Buch!

Eben dieser Rattenkutscher verschlingt dem Juden Isaak, der auch vortrefflich gezeichnet ist, eine Anweisung auf 80,000 Thlr. Der Jude zieht ein Messer und will ihm den Schein herausschneiden.

Rüpel. Isaak, er ist nicht kauscher.

Isaak. Nicht kauscher mit 80,000 Thlr. in bar?

Die Zofe (springt vor). Und ich will ihn zerreißen.

Rüpel. Tödte doch Niemand um lumpiges Geld, Isaak.

Isaak. Lumpig?..... Mit 80,000 Thlr. kann ich in keinen Staaten binnen einem Jahre machen lassen drei Millionen Kinder!.....

Rüpel. Haltet den Shylock am Bart! Schneidet ihm, er bringt den Kerl um (Isaak wird am Bart gefaßt).

Isaak. Den Bart abgeschnitten! So, nun bin ich wieder frei! Den Schein!..... O, nun verbaut er mir — laßt meinen Arm los — nun verbauet er von Sekunde zu Sekunde immer mehr an dem Schein. Soll ich ihn [illegible] schächten, laßt mich ihm doch geben ein Brechmittelchen — Ha, hier Talg, Öl, Thran, sauf, friß, sauf! Nicht saufen!

Kutscher. Öl, Talg, Thran! Danke (er frißt in Gier hinunter). Das schmeckt!

Isaak. Au wai geschrien! Er säuft und frißt [illegible] Ratz. Mein Schein bekommt nur Flecke (Kutscher entwischt).

Zofe. Schurr — Schnurr (springt durch ein [illegible] terdrein).

Isaak. Die hat auch viel an dem Wechgrauen zu [illegible] gewiß Alimente oder Satisfaction; ich muß machen, daß [illegible] zuvorkomme (er rennt hinaus).

Solcher tollen überlustigen Späße weist das Märchen viele auf, zum Theil jedoch auch allzu compacte und [illegible] zarte, begünstigt dann so, als ob wir uns in [illegible] ung des Raymond [illegible]nden. Auch Aristophanes nur [illegible] der Troubadours, deren [illegible]; aber er opferte dabei den Gesetzen Schrift- und Verfassungen [illegible] senschaft geworden ist, [illegible]nigstens der Form und den [illegible] ...ze der Schönheit unter. Seine [illegible] ... eine lose Hetäre, immer den Bemühungen [illegible] ...heit. Grabbe athmet jedoch in einer andern, [illegible] nordischen Luft, die ihm besonders seinen lyrischen [illegible] gänzlich benimmt. Was er von Romantik und [illegible] aufwendet, ist gemacht, nicht ursprünglich und [illegible] schwer und unter Anstrengungen von seiner sonst [illegible] funden Brust. Vieles, wie die Form des Märchens [illegible] er von Tieck, dem er an komischer Kraft, aber [illegible] poetischer Feinheit und Grazie, gleich kommt. [illegible] dramatischen Märchen sind es jedoch nicht, [illegible] wohlthun. Jeder Dichter hat sein richtendes [illegible] Das wird unserm Dichter von selbst sagen, [illegible] Genie den Zug hat. Großartige Stücke, wie [illegible] nibal", können und müssen die Ehre unserer [illegible] Poesie früher oder später retten und als [illegible] dienen, womit sie allmälig aus Sumpf und [illegible] emporschnellt. Der Sauerstoff ist der Luft, [illegible] met, ausgegangen. Grabbe scheint uns [illegible] sein, diesen Mangel an Lebensstoff ihr zu [illegible] auf eine künstliche Weise, sondern durch [illegible] turgemäßen Gebrauch seiner ursprünglichen [illegible] lagen.

Digitized by Google

die Offenbarung, oder: die großen Lehren des Christenthums, nachgewiesen in den Sagen und Urkunden der ältesten Völker, vorzüglich in den kanonischen Büchern der Chinesen, von P. J. Schmitt. Landshut, Manz. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Gesellten, empfindenden, willensfähigen Wesen, den Erdbürgern, die man Thiere nennt, ist das Bewußtsein ihrer Bedürfniß unentbehrlich; und der Mensch wäre das hervorragendste und unglücklichste unter diesen, wenn ihn die Natur, die ihnen sprachlosen Verwandten Triebe, Eigenschaften und Fähigkeit beigelegt hat, welche zu deren Erhaltung hinreichen, nicht mit der Vernunft begabt hätte, wodurch er sich über sie alle und über die leblose Schöpfung erhebt. Durch sie lernte er sich und seine Umgebung verstehen und ihr verständlich werden, vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten, sich zurechtfinden, wo er geirrt, aufrichten, wo er gestrauchelt hatte, seine Erkenntniß erweitern, ahnen, wissen und glauben, was ihm nicht vergönnt ward zu wissen. An die Wahrnehmung beschränkter Sinne gebunden, folgerte er oft zu viel, oft zu wenig aus ihr, ah sich in Erwartungen wie in Besorgnissen getäuscht, erkannte früh seine Abhängigkeit von einer höhern Macht, bewarb sich um ihre Gunst, machte viel kindische Versuche, um sie zu gewinnen, und lernte durch gereiftes Nachdenken würdigere Begriffe von dem unsichtbaren Wesen zu fassen, das seine Macht, Weisheit und Güte nie durch sein Werk offenbart. Diese Fortschritte geistiger Bildung würden ohne Sprache nicht möglich, ohne Schrift nicht von Dauer gewesen sein, denn wo diese sich nicht zu jener gesellt, muß jene zurückbleiben, und die Vernunft bedarf beider Dienerinnen. Diese Thatsachen sind älter als alle Geschichte; denn schon in den frühesten Sagen zeigt sich der Gebrauch der Sprache und der Überlieferungszeichen, Unterscheidung des Guten und Bösen und ein großer Abstand zwischen den Sitten und der Lebensweise getrennter Völkerfamilien. Nur, wie die Volkssagen des Morgenlandes einstimmig berichten, ein zahlreiches Menschengeschlecht dieser Gegend durch allgemeine Wasserfluten von der Erde vertilgt, entkamen wenig Gerettete auf den hohen Bergrücken Mittelasiens und verbreiteten sich von dort über den verjüngten Erdkreis, so müssen viele Jahrhunderte vergangen sein, ehe einzelne Familien zu Staaten sich ausbildeten, und die Verschiedenheit ihrer Lage, ihrer Schicksale, ihrer Verhältnisse brachte auch in ihren Begriffen, Sitten und Gewohnheiten so auffallende Verschiedenheiten hervor, daß die Spuren einer gemeinschaftlichen Abkunft, wenn solche jemals stattgefunden, nicht mit Zuverlässigkeit nachzuweisen sind. Das Menschengeschlecht, auf wie viel oder wenig Personen und Erdfläche es auch bei seinem Ursprunge angewiesen war, konnte nicht aus eigner Kraft entstehen und ward übermenschlicher Leitung seiner ersten Schritte. Aber diese Leitung und Pflege, unsern Stammältern schwerlich begreiflicher als uns und von ihnen zwar gefühlt aber nicht enträthselt, ist der Kunde des Erdenlebens unerforschlich. Was uralte Überlieferungen davon berichten, sind Vermuthungen, den Volks- und Zeitbegriffen angemessen, die sie erzeugten. Aus allen ergibt sich Verehrung der Gottheit und Sinn für die Unterscheidung des Guten und Bösen. Will man das Ur-Offenbarung nennen, so ist nichts dagegen einzuwenden. Auch gegen die Thatsache nicht, daß dieser Sinn sich nicht überall gleich rein erhalten, aus unzähligen Ursachen ausgeartet, verwildert oder verkünstelt sei, und alle Völker, die sich durch Bildung auszeichnet, in den großen und leitenden Grundsätzen der Sittlichkeit übereinstimmen, welchen die gereifte Vernunft nicht widersprechen kann. So durfte der Stifter des Christenthums, der wohlthätigste Lehrer der bewohnten Erde, ein Sittengesetz verkündigen, das in seinen Hauptpunkten mit jedem zusammentrifft, welches diesen Namen verdient, und der verständige Lindal hatte ganz Recht, in einem vielgelesenen und vielangefochtenen Buche den Satz aufzustellen, das Christenthum sei so alt als die Welt. Nur wenn von hoher, vorsündflutlicher, patriarchalischer Weisheit die Rede ist, welche den ganzen Erdball erleuchtet habe, und von der, was sich hier und da bei den gebildetsten heidnischen Völkerschaften findet, nur ein dürftiger Abglanz sei, scheint uns weder die Verehrung der Gottheit noch das Sittlichkeitsgefühl hinreichend, mit Hrn. Schmitt diese Hypothese für Gewißheit auszugeben.

Das hat ihn jedoch nicht abgehalten, aus den besten französischen und englischen Quellen, und mit fleißiger Benutzung deutscher Schriftsteller, die seiner Meinung zugethan sind, eine lehrreiche und unterhaltende Übersicht der chinesischen Literatur und Religionsparteien zu entwerfen. Erstes Hauptstück, von den Chinesen überhaupt. China ist bekanntlich das äußerste östliche Festland Asiens und so groß, daß es in seinen 15 Provinzen mehre Himmelsstriche umfaßt. Die Chinesen selbst nennen sich das Mittelpunktland. Erwiesene chronologisch bestimmte Geschichte beschränkt Confucius, der fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, auf etwa 1100 Jahr v. Chr. Diese Zeitrechnung, glaubt Hr. S., sei von den Chaldäern entlehnt, und sucht sie überall mit der Mosaischen zu vergleichen. So verjagt er die Erfindung ihrer Schriftzeichen in die Zeiten Abraham's und erklärt die Chinesen für eine Colonie vor der Ebene Sennaar. Der großen Überschwemmung, Sündflut genannt, erwähnen ihre Schriften. Die chinesische Fabelwelt stimmt mit den Überlieferungen des Morgenlandes in manchen Stücken überein. Vom Könige Yao an wird sie etwas glaubwürdiger und Hr. S. umständlicher. Altchinesische Literatur. Inhalt ihrer kanonischen Bücher, Kings genannt. Zweites Hauptstück. Religionslehren der Chinesen. Ideen des höchsten Wesens, Tien oder Himmel genannt, wodurch sie aber nicht den materiellen Himmel, sondern den höchsten ordnenden allmächtigen Verstand bezeichnen und ungemein würdige Begriffe damit verbinden. Die Schöpfung der Welt und des Menschen hat Ähnlichkeit mit der Mosaischen Darstellung. Die Erde entstand durch den Hauch Gottes und der Mensch ward aus gelbem Thon gebildet. Opferdienst, vom Kaiser als Oberpriester verrichtet, zuerst auf Höhen, später in Tempeln, doch ohne Götzenbilder und Abgötterei. Würde des Menschen. Unsterblichkeit der Seele. Glaube an Erscheinungen. Trank der Unsterblichkeit. Künftige Vergeltung, Belohnung und Strafe. Die heilige dreifaltige Dreieinigkeit ist uns in den chinesischen Überlieferungen nicht begreiflicher geworden als in vielen andern. Auch ihr Paradies der alten Menschen ward von vier Flüssen gewässert, war ein schwerlich Blumengarten und hatte einen Baum des Lebens. Dort [illegible] die Zeit der Unschuld. Abfall der Menschheit, Erbsünde durch ungemäßigte Begier nach Wissenschaft entstanden, wozu die große Schlange des Rauchhauses, des Bauches, verführte. Verheißung eines künftigen Erlösers, eines großen Heiligen, der von einer Jungfrau geboren werden soll und in Buddha, zufolge seiner Anhänger, wirklich geboren worden. Es ist sonderbar genug, daß so viele Völker und Zeiten nichts als Glück und Heil von Jungferkindern erwarten, die nicht da sind, und die, welche da sind und ihre Mütter gering achten und verfolgen. Sie hätten sie doch wenigstens auf die Probe nehmen sollen. Der Werth der Jungfrauschaft wird hochgehalten, ihren Segen strebt man zu verhindern. Gute und böse Geister. Die Grundsätze der Sittlichkeit bei den Chinesen haben von jeher in verdienter Achtung gestanden und Hrn. S.'s Auswahl derselben ist wohl getroffen. Die Ehrfurcht gegen das Alter, die Liebe der Kinder zu ihren Ältern ist in keinem Lande gesetzlicher und wird in keinem treuer befolgt. Schöne Bruchstücke aus ihrer religiösen Poesie. Sie sind lyrischer, idyllischer, didaktischer Art; ein Nationalepus, gleich den Hindus, besitzen die Chinesen nicht. Wir erlauben uns, aus dem „Chi-king" den kurzen Gesang einer Schäferin aufzunehmen:

Nicht mehr; o Tchong-tse, komm nicht mehr,
Zerbrich nicht mehr die Weiden im Dorf.
Ich darf dich nicht lieben! Es hält mich die Furcht
Des Vaters; es hält mich, o Tchong-tse, die Furcht
Der Mutter; und ach, es möchte mein Herz

Digitized By Google

Ich wenden zu dir! Und wie dürft' ich doch dir
Vergessen das Nest des Flatterns, das Muth,
Da die Mutter gesagt? O Schongetse, nicht mehr,
Ich verspräche dich, steig' auf die Mauer nicht mehr,
Zerbrich unsre Mandelverbäume nicht mehr!
Ich darf dich nicht lieben, o Mühlig-tse, es thät
Mich die Furcht vor den Müttern; es möchte mein Herz
Sich wenden zu dir! Und wie dürft' ich doch je
Vergessen das Wort, so die Müttern gesagt?

Ein überaus zart gehaltenes kleines Naturgemälde schildert den Schmerz einer Schwalbenmutter, deren Jungen flügge geworden sind und das Nest verlassen haben.

Die Mutter kam heim zum verödeten Nest.
Sie jammerte laut, sie klebte, sie flog
Vom Dache zum Baum, vom Baume zum Dach.
Sie flatterte hin, sie flatterte her,
Sie fastet den Tag, sie kreuzet die Nacht.
Ach Schwälbchen, du hast vergessen, wie du
Die Mutter einst verlassest: auch so
Hat ängstlich geklagt, als die Jungen entflohn!

Tragisch naiv und beruhigend ist die Heldenthat eines Kindes, das seine Mutter gegen den Angriff eines Tigers vertheidigt und rettet. Die Klagen einer Frau, die von ihren Schwiegereltern mishandelt, von ihren Gatten vernachlässigt wird, sind ein Spiegelbild des ehelichen Lebens. Die Schule der alten Weisen ist anschaulich geschildert und gut erzählt. Lao-tsen. Tao. Confucius, 551 v. Chr. im Königreich Lu, jetzt Chantong, geboren, Zeitgenosse des Pythagoras, Oberaufseher der Kornvertheilung, Staatsbeamter und Philosoph, zog sich im 67. Jahr seines Alters in die Einsamkeit zurück und starb im 75. Menzius, richtiger Meng-tsen. Sinnlustige Sekte des Tao-sea, von alchymistischen und magischen Träumereien und Versuchen umgeben. 65 Jahr v. Chr. führte Kaiser Ming-ti die Sekte des Fo aus Hindostan ein, wo er sie aufsuchen ließ, indem er sich auf eine Prophezeiung des Confucius berief, in Westen werde man den Heiligen finden. Man sagt, das Hauptgeheimniß ihrer Lehre bestehe in der Entdeckung, aus der Leere und dem Nichts sei Alles hervorgegangen und Alles müsse dahin zurückkehren. Der wirkliche Fo starb an der Schwelle seines 80. Jahres, die gläubige Menge läßt ihn 8000 Mal geboren werden, selbst unter Thiergestalten, als Affe und Elefant erscheinen, und errichtet ihn unzählige Tempel, die von unzähligen Bonzen bedient werden und viel Zulauf finden. Eine neue, seit dem 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstandene Schule sucht die alten Glaubenslehren philosophisch zu erklären. Man sieht, es geschieht nichts ganz Neues unter der Sonne und besteht nichts Altes ganz unverändert, auch in China nicht. 8.

Mancherlei.

Spruch von einer Philosophie wider die verheißenen Schätze der Philosophie, von einem Gedankenfund gegen den Gedankenfund Vieler, und du nennst Weisheit. Für Gläubige wie für Schatzhüter — nicht für Ungläubige und Schatzverächter — müssen fortwährend Paragraphen der Schulphilosophie vorhanden sein; eine frisch zur Gegenwart tretende Jugend, die Vergangenes nicht gesehen, muß Systeme haben, woran sie sich abarbeitet, und ihre Lehrerinnung muß dergleichen haben, woran sie sich ausarbeitet. Jene sucht das Schwerste und Verworrenste für ihre lebendige Kraft, wird aufrechtgehalten durch Hoffnung und Verheißungen, bis sie in späteren Jahren Alles fallen läßt und sich wenig mehr darum bekümmert; diese [illegible]

Philosophie, [illegible] als die [illegible] Mühe, Alles [illegible] als Andere, [illegible] Kraft, Begeisterung bewegt, [illegible] aber der Himmel [illegible] Erde; nach der Theorie des Beharrungsgesetzes [illegible] stände auf der Meinung des Augenblicks [illegible] der gewöhnlichen Erfahrung [illegible] der Passatwinde bewegt sich der Wind nicht [illegible] sondern das Haus bewegt sich gegen den Wind, [illegible] einer nach Westen abgefeuerten Kanone [illegible] Kugel gegen die Fahrung, sondern diese gegen [illegible] Meinung wollte auch die Gegner der Bewegung [illegible] lehre, die philosophische Wahrheit erfahren [illegible] scheinverstande abtrotzen. Ehrung gewonnen [illegible] habe bei allen Dingen das Absurde aufzusuchen, [illegible] physische Wahrheit zu finden, was allerdings für [illegible] me, z. B. das Hegel'sche selber, den Schlüssel [illegible]

Die Skeptiker in ihrer Dialektik nahm sie [illegible] einzelnen und Hegel's Dialektik reihe sie [illegible] auf jeden Fall ist Philosophie [illegible] kennen, und wer es nicht kennt, ist eben [illegible]

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 [illegible] Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen [illegible] und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

58. Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für [illegible] wegen, verfaßt von der durch königliche [illegible] vom 22. November 1833 ernannten Commission [illegible] derselben unterm 28. August 1834 an das [illegible] Departemente der Königlichen norwegischen [illegible] geben. Auf Veranstaltung des Gesetzcommittés [illegible] der königlichen gnädigsten Resolution vom 1. [illegible] aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. [illegible] (Christiania.) Geh. 12 Gr.

59. Dasselbe. Zweite, veränderte Ausgabe. Gr. 8. [illegible] nia.) Geh. 12 Gr.

60. — —, Motive zu dem im Jahr 1834 [illegible] Vorschlage zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich [illegible] wegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission [illegible] Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. [illegible] nia.) Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

61. Walch (Heinrich), Das Gelübde. Novelle. [illegible] 8. 3 Thlr. 12 Gr.

62. Wiesand (George Friedrich), Von [illegible] über öffentlichen Sicherheit, Mittel und Maßregeln [illegible] zur Verhütung von Unruhen und Aufruhr, [illegible] terung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde [illegible] einem Mitgliede derselben den Ersatz [illegible] Schaden zu ersetzen? Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

63. Wiese (C.), Divi Trevirenses. [illegible]

64. Wigand (Paul), Die [illegible] thums Minden, der Grafschaft [illegible] der Herrschaft Rheda und des [illegible] ten, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen [illegible] gründung und den Urkunden [illegible] 3 Thlr. 12 Gr.

65. Zeitgenossen. [illegible] unserer Zeit. [illegible] Gr. 8. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 149. — 28. Mai 1836.

Leichenhäuser oder keine?

Es muß die Gewohnheit, die Todten in die Erde zu egraben, von jeher etwas Abschreckendes für die Menchen gehabt haben, sonst würde sie, da sie so nahe liegt, hon von unsern Voráltern andern Methoden, die Leichame aus der Nähe der Lebenden hinwegzuschaffen, vorezogen worden sein. Bekanntlich half man sich aber eber damit, sie einzubalsamiren, zu verbrennen, ins Wasr zu werfen, ja, die Kolchier hingen ihre Verstorbenen, Felle genäht, an Bäumen auf, und die Gauren oder erser von der alten Religion zogen sie, nach Chardin, uf einen hohen Thurm und gaben sie da den Raubvöeln und der Luft preis. Die Sitte des Einbalsamirens nd Aufbewahrens der Leichen in Familiengrüften findet ol ihren natürlichen Grund in der Anhänglichkeit der Menschen aneinander, und in dem Wunsche, seine Anhörigen auch nach dem Tode nicht ganz von sich getrennt zu wissen, und wer es erlebt hat, wie schmerzlich s mancher Mutter wird, sich von ihrem geliebten Kinde, nachdem Gatten, sich von seinem treuen Weibe zu trenen, möchte wol wünschen, daß jene alte Sitte auch unter uns einheimisch geblieben wäre. Das Bewußtsein, eine geliebten Todten um sich zu haben, sich aus ihren berresten noch nach Jahren ihre freundlichen Züge vergegenwärtigen zu können, mußte für Viele etwas Linderndes nd Tröstliches haben.

Aber der Widerwille gegen das Beerdigen der Todn muß noch einen andern Grund haben als den Bunsch, ihnen nahe zu bleiben. Gestehen wir es uns ur, es liegt etwas Unheimliches, Abschreckendes darin, n eine schwarze Kiste eingeschlossen und in die Erde einscharrt zu werden. Es ist weniger der Gedanke des odes, der uns schreckt, als der des Versinkens in die acht des Grabes, des Ausgeschlossenseins von aller Gemeinschaft mit dem Leben. Licht und Wärme sind die iden nothwendigen Attribute des Lebens; obwol nun eide mit dem Tode für uns verloren gehen, so sträubt sich och unser Gefühl selbst noch bei dem Gedanken an den od gegen eine solche Trennung von allem Lebendigen, nd uns schaudert vor der Idee, tief unten im kalten rabe zu liegen, wohin kein Lichtstrahl, kein Ton eines rbenden Wesens mehr dringt. Mancher unter uns würde s daher gewiß vorziehen, wenn dereinst sein Leichnam lieber in den Ocean, den Raubfischen zur Speise geworfen, oder verbrannt oder wol gar den wilden Thieren zur Beute dienen würde. Die Zerstörung, wie sie täglich unter unsern Augen und unter den Einflüssen vor sich geht, welche auch das Leben auf der Erde bedingen, hat weniger Abschreckendes für unser Gefühl, als jene unterirdische, dem Leben scheinbar entzogene. Sie schließt sich auch mehr der Idee an eine zu hoffende Umwandlung im und zum Lichte an als diese.

Ein weiterer, und wol der Hauptgrund unsers Widerwillens gegen das Einscharren der Leichen in die Erde beruht endlich auf der Furcht, lebendig begraben zu werden. Alle andern Arten, die Todten von den Lebenden zu entfernen, verbrennen, einbalsamiren, ins Wasser werfen, den Thieren preisgeben, so widrig sie auch sonst dem Menschen sein mögen, erwecken doch nicht diese schreckliche Vorstellung. Alles will der Mensch, nachdem er den letzten Kampf in diesem Leben bestanden, lieber über seinen Leichnam ergehen lassen, ja selbst der Gedanke, unter dem anatomischen Messer wiederzuerwachen, tritt als ein weniger fürchterliches Bild vor seine Seele, als das des Wiedererwachens im Grabe, ohne Licht, Luft, Wärme, mitten unter Todten, ohne Mittel, sich den Lebenden kundzugeben, und mit der unabweisbaren Aussicht, zu verhungern und zu verdursten. Fürwahr, der Gedanke, nach dem Tode von den Eumeniden verfolgt zu werden, kann kaum schrecklicher sein.

Nachdem nun einmal die Sitte des Beerdigens, als die in mancher andern Hinsicht vorzüglichere und bequemere, unter allen civilisirten Nationen einheimisch geworden war, mußte man wol ernstlich darauf denken, die damit verbundene Gefahr des Lebendigbegrabens abzuwenden. Das Natürlichste war, daß man die Todten lange genug über der Erde ließ. Schon bei den Römern war es Sitte, sie sieben Tage lang aufzubewahren und sie während dieser Zeit dreimal zu waschen, zu salben, zu räuchern, zu küssen, zu beweinen und sie mittels starkschallender Buccinen und Trompeten anzuschreien, um stärker auf ihre Gehörorgane zu wirken. Lykurgus setzte sogar die Zeit, die Todten, ehe solche begraben wurden, zu beweinen, auf 11 Tage. Man sieht hieraus, daß die Alten uns in dem Abwarten ihrer Todten und in der Wahl der Mittel, das vielleicht noch hier und da ver-

Digitized by Google

borgene Leben wiederanzufachen, wahrhaft beschämten. Aber die Sitte, die Leichname so lange liegen zu lassen, ohne sie aus dem Bereich der Lebenden zu entfernen, konnte nicht allgemein werden; sie ist wenigstens mit unserer jetzigen häuslichen Einrichtung nicht zu vereinbaren. Welchen Nachtheilen der Gesundheit würden sich die Lebenden aussetzen, wollten sie ihre Todten sieben oder gar 11 Tage in ihren Häusern aufbewahren? Wie würden sich diese Nachtheile steigern bei ansteckenden Krankheiten, zur Zeit von Epidemien? Man mußte demnach auf andere Mittel denken, das Lebendigbegraben zu verhüten. Als ein solches Mittel ist nun in neuern Zeiten die Todtenschau empfohlen und in mehren Staaten wirklich gesetzlich eingeführt worden. Der Nutzen solcher Anstalten ist nicht zu verkennen. Besonders gewähren sie den Vortheil, daß die Todten nicht sogleich nach ihrem Absterben aus den Betten genommen, in kalte Kammern auf Stroh oder Breter gelegt werden können, sondern bis zur Ankunft des Leichenbeschauers liegen bleiben müssen. Auch können sie in medicinisch-gerichtlicher Hinsicht nützen, indem gewaltsame Todesarten dadurch leicht ans Licht gezogen werden können. Aber ihren eigentlichen Zweck, das Lebendigbegraben zu verhüten, erreichen sie nur zu einem kleinen Theil. Diesen würden sie nur dann vollkommen erreichen, wenn man die Leichname so lange liegen ließe, bis die unzweideutigsten Merkmale der Fäulniß an ihnen zu bemerken sind. Aber wie könnte man den Lebenden zumuthen, sich den damit verbundenen Unannehmlichkeiten in ihren eignen Wohnungen auszusetzen, besonders in solchen Wohnungen, wo oft kaum Raum genug für die Lebenden vorhanden ist? Wie leicht würde sich dadurch, besonders in Zeiten, wo ansteckende Krankheiten herrschen, das Ansteckungsgift verbreiten? Ferner, sollen dergleichen Anstalten das Lebendigbegraben wirklich verhüten, so darf das Amt eines Leichenbeschauers nicht Chirurgen oder Laien in der ärztlichen Kunst übertragen werden, denn es ist keine so leichte Sache, den Scheintod von dem wahren zu unterscheiden, wie man sich dies gewöhnlich denkt. Auch reicht ein einmaliges Beschauen der Leiche von Seiten des Arztes nicht hin, es muß dieses so oft geschehen, bis die untrüglichsten Zeichen der Fäulniß bemerkt werden. Wie viele Ärzte müßten da als Leichenbeschauer angestellt werden? Wo wollte man solche hernehmen auf dem Lande, an Orten, wo keine Ärzte sind? Und mit welchen Kosten würde das verbunden sein? Eine Leichenschau aber ohne sichere Garantie, eine solche, die sich blos an einige ungewisse und trügliche Zeichen des Todes hält, bleibt Stückwerk, kann, wenn sie auch besser ist als gar nichts, wenigstens die Gefahr, lebendig begraben zu werden, nicht ganz und gar abwenden.

Nachdem sich nun auch die Todtenschau als ungenügend erwiesen hatte, kam man auf den Gedanken, Leichenhäuser zu errichten, in welche die Leichen gebracht, hier unter genaue Aufsicht gestellt und so lange aufbewahrt würden, bis sich deutliche Merkmale der beginnenden Fäulniß wahrnehmen ließen. Meines Wissens war Thierry der Erste, der diese Idee auffaßte, die dann von dem großen J. P. Frank weiter ausgebildet und auch von Hufeland in Weimar zuerst realisirt wurde. Dies geschah im Jahre 1792, also vor 44 Jahren. Nur wenige Städte, namentlich Frankfurt a. M., Mainz, Berlin, München, Eisenach folgten seinem Beispiele, selbst das unter Hufeland's Leitung errichtete Leichenhaus (ein zweites zweckmäßiger eingerichtetes wurde im Jahre 1824 eröffnet) kam bald wieder in Verfall, als uns eine kleine, recht zweckmäßige Schrift:

Das Leichenhaus in Weimar. Nebst einigen Worten über den Scheintod und mehrere jetzt bestehende Leichenhäuser, sowie über die zweckmäßigste Einrichtung solcher Anstalten im Allgemeinen. Von Karl Schwabe. Mit drei Kupfertafeln. Leipzig, bei 1831. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Gr.

berichtet. Es ist in der That seltsam, wie ein Buch, in sich so tüchtig und einem allgemein gefühlten Bedürfnisse so entsprechend, in der Ausführung mit so wenig Schwierigkeiten verbunden, so geringe Beachtung finden konnte. Indessen auch das kleinste Samenkorn, mag es auch Jahre lang in der Erde gelegen, keimt endlich doch hervor, wenn es in sich Keimfähigkeit besitzt und der befruchtende Sonnenstrahl darauf einwirkt. So sehen wir auf einmal in unsern Tagen die fast erloschene Idee zur Errichtung von Leichenhäusern wieder unter uns erwachen. Sie gehört jetzt mit zu den Gegenständen des Tagesgesprächs, man will nicht zurückbleiben in der Errichtung einer nützlichen Anstalt, man sucht, man zieht Parallelen zwischen ihr und dem Institut der Todtenschau, mit einem Worte, die Sache scheint dem Siege gewinnen und unter ein günstigeres Gestirn getreten zu sein, wie damals, als ihr J. P. Frank und Hufeland das Wort redeten. Wundern wir uns nicht darüber, daß die Furcht, lebendig begraben zu werden, laut sich aussprechen weisen, sie wird dem Menschen nicht Ruhe lassen, bis dagegen sicherzustellen, und sollte auch alle Jahre nur ein Fall vorkommen, wo Jemand, der für todt hielt, wieder zum Leben erwacht, oder sich längere Zeit in einem solchen Zustande befindet, in der Möglichkeit eines solchen Erwachens zuläßt. Solche Fälle sind aber vorgekommen und kommen noch, und wir auch einer Menge älterer Geschichten keine beimessen wollen. Noch im Jahre 1833 ereignete ein solcher Fall im Krankenhause zu Paderborn, dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt:

„Ein in dem hiesigen Krankenhause verstorbener Mann, Kaspar Kreide aus Berne — so sagt Schmidt, der Arzt dieser Anstalt — konnte erst nach dem scheinbaren Hinscheiden beerdigt werden, weil sich nicht eher als am dritten Tage Leichenerscheinungen einstellten, die man als sichere Todeszeichen anzusehen pflegt. Die scheinbare Leiche hat am dritten Tage nach dem letzten Athemzuge plötzlich die Augen geöffnet und einige Minuten einen unregelmäßigen Puls gehabt, dann aber lassen. Am zweiten Tage exprimirte der Todte [illegible] stinkendes Faeces. Kleine Brandwunden, die [illegible] versuche beigebracht worden waren, [illegible]

Digitized by Google

schaden und übelm Lage nach gestiegen. Am fünften Tage ist der Erblaßte die Hand verbrannt, am sechsten und siebenten Tage hat sich ein halbseitiger, durchaus nicht reichender Schweiß eingestellt. Nach dem siebenten Tage haben sich in einem großen Umfange des Rückens pemphigusähnliche Blasen gebildet. Die Glieder sind beständig biegsam, die Lippen 18 Tage roth geblieben. Die Stirn war neun Tage in verticale Falten gelegt und die ganze Physiognomie in dieser ganzen Zeit nichts weniger als leichenhaft. Neunzehn volle Tage hat sich in einem warmen Zimmer weder Leichengeruch noch eine Spur von Todtenflecken gefunden, ohne daß ein besonderer Grad von Abmagerung als Erklärungsgrund dieses negativen Zeichens vorhanden gewesen wäre. Dazu kommt noch, daß der Tod dieses jungen Mannes Jeden im Spital überrascht hat. Ein kleines bereits geheiltes Wechselfieber und noch vorhandene Brustbeschwerden, welche in Schwindsucht überzugehen drohten, ohne schon wirklich Schwindsucht zu sein, waren die Ursache der Aufnahme dieses übrigens gesunden Menschen."

Der arme Mensch konnte freilich nicht wieder zum Leben erweckt werden. Aber ich frage Jeden meiner Leser, glaubt er, daß er während jener 19 Tage wirklich todt gewesen sei? Glaubt er nicht, daß er nicht noch Bewußtsein gehabt haben könne? Und nun denken wir uns ihn unter andern Umgebungen, nicht unter den wachsamen Augen eines Arztes; wäre er da nicht ohne Weiteres beerdigt worden?

In der That, man darf sich nur das schaudervolle Bild eines solchen Beispiels vor die Augen rücken, um das Nützliche und Beruhigende, was mit der Errichtung von Leichenhäusern verbunden ist, in seinem ganzen Umfange zu erkennen. Und doch gibt es Leute, welche es auch hier nicht unterlassen können, den Geist des Widerspruchs eine Rolle spielen zu lassen, und der guten Sache hemmend in den Weg treten. Es mag sich wol der Mühe lohnen, hier die hauptsächlichsten Einwürfe, die man dagegen vorgebracht hat, etwas näher zu beleuchten.

Man hat gegen die Errichtung von Leichenhäusern vorzüglich eingewendet: 1) daß sich die meisten Menschen dagegen sträuben würden, den für todt gehaltenen Menschen seinen Angehörigen zu entreißen und ihn vor seiner Beerdigung in ein fremdes und gewiß allgemein gescheutes Haus zu bringen. Allein dem läßt sich leicht dadurch abhelfen, daß man Jedem, in dessen Haus sich dazu ein schicklicher Platz findet, nachläßt, seinen Todten so lange in behalten, bis sich die untrüglichsten Merkmale der Fäulniß an ihm wahrnehmen lassen. Indessen sind einmal Leichenhäuser errichtet, so wird es gar nicht lange dauern, bis die Scheu dagegen verschwunden ist, und man wird es dann gewiß vorziehen, die Leichen lieber dahin zu bringen, als sie so lange im eignen Hause zu beherbergen. 2) Man wendet ein, daß die Errichtung von Leichenhäusern in großen und volkreichen Städten, unmittelbar in der Stadt selbst, oder in nahe gelegenen Kirchhöfen großen Schwierigkeiten unterworfen sein würde, theils weil da überhaupt täglich viele Sterbefälle vorkommen, theils weil nicht selten Epidemien Platz greifen, wodurch diese Orte immer mit vielen Leichen versehen und mit faulichten Ausdünstungen geschwängert und umgeben sein würden, welche einen beständigen Stoff zu Epidemien sowol für Städte selbst als für die nahe gelegenen Orte befürchten ließen. Allein abgesehen davon, daß in keinem wohleingerichteten Staate die Kirchhöfe in den Städten selbst, oder dicht bei denselben angebracht werden dürfen, läßt sich den Leichenhäusern eine solche Einrichtung geben, daß alle faulichten Ausdünstungen schnell abziehen und daher nicht zu Infectionsherden werden können. Man wirft 3) ein, daß der wahre Leichengeruch, als ein wesentliches Merkmal der beginnenden Fäulniß, in Leichenhäusern nicht genau für jeden, in so engem Raume zusammengeschichteten Körper angegeben werden könne, denn selbst die Zeit, in welcher die Leichen dahin gebracht und darin schon aufbewahrt sind, könne nichts entscheiden, indem nach der verschiedenen Ursache des Todes und nach vielen andern Umständen die Fäulniß bei einigen früher, bei andern später überhand nehme. Aber der Geruch der Fäulniß ist ja nicht das einzige Merkmal, woran wir den wahren Tod erkennen, es gibt deren noch mehre und wichtigere. Man hält 4) die faulichten Ausdünstungen der Leichen nachtheilig für die Gesundheit der Leichenwärter. Allein in gut eingerichteten Leichenhäusern haben die Wärter nicht nöthig stets um die Leichen zu sein; sie haben ihr eignes Zimmer, durch das sie die Leichen beobachten können, und es sind Wecker angebracht, durch die sich ihnen das geringste Lebenszeichen der Leiche kund gibt. Man hat 5) eingewendet, man könne sich auf die Sorgfalt und Geschicklichkeit der Leichenwärter in Beobachtung aller Veränderungen an den Leichen keineswegs verlassen, theils weil sich zu einer solchen Bestimmung nur rohe und ungebildete Leute verstehen würden, theils weil alle Aufmerksamkeit auch bei dem besten Willen allmälig erkalten würde, da sich der Scheintod nur selten ereignet, sonach würde aber der ganze Zweck einer solchen Einrichtung nach und nach verloren gehen. Hierauf läßt sich erwidern: Die Anstalt muß unter der täglichen Controle eines Arztes stehen, jedes Versehen eines Leichenwärters muß strenge gerügt und nach Befinden bestraft werden. Es müssen Prämien auf die Wiederbelebung eines Scheintodten gesetzt werden, um den Eifer der Wächter immer wach zu erhalten. Sollten aber auch diese ihre Pflicht nicht immer strenge beobachten, so ist dadurch der Zweck der Anstalt noch nicht ganz vereitelt. Dieser besteht ja hauptsächlich darin, die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens zu verhüten, und wird schon dadurch erreicht, daß die Leichen bis zur beginnenden Fäulniß liegen bleiben. Endlich erstreckt sich die Aufmerksamkeit der Wärter vorzüglich nur darauf, daß er die Töne des Weckers nicht überhöre; man wird daher insbesondere nur darauf zu sehen haben, daß einer von ihnen immer im Hause gegenwärtig ist. Man hat 6) gesagt, die faulichten Ausdünstungen in den Leichenzimmern würden das Wiedererwachen der Scheintodten eher verhindern, als erleichtern. Allein dem läßt sich gewiß leicht

Digitized by Google

abhelfen durch gute Ventilatoren, durch Öffnen der Fenster und öfteres Räuchern. Man fürchtet 7), daß durch den zeitigen Transport ins Leichenhaus ein schlummerndes Leben wol eher zum Verlöschen, als zur Erweckung kommen könne, um so mehr, wenn man fortfahre, sich selbst in größern Städten mit einem Leichenhause zu begnügen, welches noch dazu weit vom bevölkertsten Theil der Stadt entfernt sei. Darauf entgegnen wir, daß ein zu früher Transport ins Leichenhaus weder nöthig noch räthlich. Man kann immerhin die Leichen 24 — 48 Stunden in ihren Wohnungen liegen lassen. Übrigens sind wir ganz damit einverstanden, daß ein Leichenhaus für eine größere Stadt nicht zureicht. Was hindert aber deren mehre zu errichten? Der geringe Kostenaufwand kann doch wol bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht in Betracht kommen? Grade in größern Städten wird der wohlhabendere und gebildetere Theil der Bewohner für eine so wichtige Anstalt um so lieber beisteuern, als er nunmehr der Furcht, lebendig begraben zu werden, enthoben ist. 8) Aber wie soll es in kleinern Städten und Ortschaften gehalten werden? Gewöhnlich sind diese zu arm, um den Aufwand zur Errichtung und Unterhaltung eines solchen Leichenhauses, sowie zur Anstellung eigner Leichenwärter zu bestreiten. Allerdings sind hier die Schwierigkeiten größer, aber auch der Aufwand geringer. Ein kleines Local zur Aufbewahrung einiger Leichen findet sich an jedem kleinen Orte (eines größern bedarf es hier nicht), das nöthige Material für Feuerung u. s. w. ist leicht herbeigeschafft. Das Amt eines Leichenwärters übernimmt der Todtengräber gegen den Genuß freier Wohnung, und sollte auch fürs erste die Beaufsichtigung der Leichen nicht mit der erfoderlichen Strenge gehandhabt werden können, so ist schon genug erreicht, dadurch, daß die Todten nicht vor Ablauf einer längern Zeit beerdigt werden. Man hat 9) eingewendet, daß, wenn wirklich Scheintodte in einem Leichenhause mitten unter Leichen erwachen sollten, sie vor Schrecken und Entsetzen erst von dem wirklichen Tode ergriffen werden würden. Allein a) kehrt das Leben nicht auf einmal in vollem Maße zurück, sondern erst allmälig; b) wird es in einem gut eingerichteten Leichenhause nicht an tröstender Zusprache und schleuniger Hülfe fehlen; und c) fragen wir jeden Unbefangenen, ob er nicht lieber mitten unter Leichen, mit der möglichen Aussicht, den Lebenden wiedergegeben zu werden, als im Grabe erwachen will? 10) Sagt man, es scheine das Bedürfniß der Leichenhäuser nicht so groß, als man zu glauben geneigt sei, weil grade in Städten, wo man ihre Anlage vorzüglich erwarten könne, es an einer hinreichenden Menge von Ärzten nicht fehle, welche die Kranken entweder behandelt haben, oder doch wenigstens den wirklich erfolgten Tod constatiren können, und die wenigen zweifelhaften Fälle leicht in den Stadtkrankenhäusern oder an einem sonst dazu geeigneten Orte beobachtet werden können. Hierauf läßt sich erwidern, daß leider viele Ärzte nicht sind, wie sie sein sollen, daß die meisten sich kaum die Mühe nehmen, den Todten ein Mal, viel weniger drei bis vier Mal nach seinem Alleben zu sehen, wie sie doch thun müßten, um sich von dem als sichern Merkmal des Todes, der Fäulniß, zu überzeugen, sondern vielmehr mit dem letzten Hauche des Kranken davoneilen; daß wirklich Viele auch nicht die Zeit haben, sich länger dabei aufzuhalten; und daß viele Kranke sterben, ohne nur einen Arzt zu Rathe gezogen zu haben. Was aber die zweifelhaften Fälle betrifft, die man in Stadtkrankenhäusern u. s. w. überweisen soll, so entsteht hier die wichtige Frage: was sind denn zweifelhafte Fälle? Das ist eben der schwer zu lösende Punkt, um dessentwillen die Errichtung von Leichenhäusern ein so unendliches Bedürfniß ist. Wenn, wie in dem oben erwähnten Fall des Kaspar Kreide, keine Zeichen der Fäulniß eintreten, die Leiche allmälig Faeces entleert, Emphysem, emphigusartige Blasen bekommt u. s. w., so kann nicht in solchen Fall zweifelhaft. Aber wissen wir an Scheintodten seines vermeintlichen Todes, daß diese Erscheinungen eintreten werden? Und würden sie beobachtet werden, wenn der Kranke außerhalb des Hospitals gestorben wäre? Endlich wendet man 11) ein, man habe die Erfahrung mehrer sehr gut organisirten und viel benutzten Leichenhäuser vor sich, in denen noch kein für todt Gehaltener erwacht sei. Es ist in der That unbegreiflich, wie man mit diesem seichten Grunde gegen das Bedürfniß der Leichenhäuser auftreten mag. Gottlob, so häufig kommen denn doch die Fälle nicht, daß man in den wenigen (nicht vielen), erst seit wenigen Jahren bestehenden Leichenhäusern, in denen noch dazu nicht alle Todten aufbewahrt werden, dergleichen wieder zum Leben Erwachte beobachtet haben müßte. Genug, daß Fälle der Art vorkommen, es sei nun in oder außer den Leichenhäusern. Gesetzt, es käme auf 100,000 Todte nur ein solcher Fall, sollen wir deshalb keine Leichenhäuser errichten? Nur nicht der Eine sein, den ein so schauderhaftes Loos trifft!

Darum bauen wir immerhin Leichenhäuser, damit wir uns Alle dereinst mit der Beruhigung zum langen Schlaf niederlegen können, im Grabe nicht wiederzuerwachen.

Anekdoten.

Ein großer Gourmand erkrankte, weil er sich den Magen verdorben hatte. Er wandte sich an einen Arzt. „Ich will Sie heilen", sagte dieser, „wenn Sie mir folgen wollen." „Ei wohl", sprach der Kranke, „wenn mir so stehlt ein Pferd, dann wird man Euch verhaften, mich stecken, und es wird Euch nichts übrigbleiben, als eine strenge Diät zu halten." Der Gentleman hatte also ein Pferd zu stehlen.

Ein in der heiligen Schrift bewanderter Geistlicher in einer guten Stadt liebte es sehr, in Gesellschaft auf biblische Dinge und biblische Charaktere zu kommen. „Ich behaupte", sagte er bei einer gewissen Gelegenheit, „Simson der stärkste aller Menschen gewesen ist." „Ei nun", antwortete ihm ein witziger Freund, „ich weiß einen noch stärkern." „Und wer sollte das sein?" fragte Jener gespannt. „Ihr selbst, Freund, denn Ihr habt schon den ganzen Schopf gekriegt."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 150. — 29. Mai 1836.

1. Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Neue Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ebend. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Man erlaube dem Referenten, der Anzeige dieser Gedichte einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, welche vielleicht bei Beurtheilung von Gedichten weiblicher Autoren früherhin mehr als billig übersehen worden, aber grade zur gerechten Würdigung von Sammlungen wie die vorliegenden Vieles beitragen.

Es hat nämlich in einigen neuern kritischen Büchern und modernen kritischen Köpfen die Ansicht Raum gewonnen, als ob die Poesie an und für sich, ihrem Geschlecht und ihrer Natur nach das Weibliche, ja wol gar das Ewigweibliche sei. Hat man sich gleich bei diesem geäußerten Gedanken nicht eigentlich etwas Festbegrenztes und in sich Geschlossenes, mit einem Worte keine durchgreifende Idee gedacht und sind eben darum solche zierlichs Schiefheiten wie die Annahme einer *bräutlichen* Poesie, einer *Poesie* der *Ehe* u. s. w. zum Vorschein gekommen, so kann doch eben ein *trüber* Gedanke in Zeiten, wo eine ganze Literatur im Trüben schleicht, um so ersprießlichere Lucubrationen veranlassen, und wenn einmal hinter dem ansprechenden Worte, hinter dem nomen der Gattung ein tieferer Gedanke gesucht und herausgegrübelt wird, so ist wenigstens, um den Begriff selbst zu retten, ein firmes und gewissenhaftes Aufsuchen des Widersprechenden und Unzulänglichen nothwendig. Hiernach behaupten wir, daß die Poesie durchaus nicht weiblicher Natur, vielmehr ihrem wahren Wesen nach *männlich* ist.

Die Poesie ist der leibhaftige Genius; wer hat je geleugnet, daß der Genius männlichen Geschlechts sei? Betrachtet Äschylus, lest seinen „Gefesselten Prometheus"; betrachtet Cervantes, lest seinen „Don Quixote"; betrachtet Shakspeare, lest „König Lear", „Hamlet" und „Heinrich IV."; versucht es, diesen Dichtungen — wir verlangen nicht, daß es mit den Meistern selbst geschehe — das Prädikat weiblich beizulegen, gewiß wäre dieser Versuch zu seltsam, zu unmotivirt, zu abnorm, um nur etwas für sich zu haben. Denn jenen Gedichten sieht es ja doch deutlich an der Stirn geschrieben, daß es Werke reifster und durchgebildetster Männlichkeit sind. Aber vielleicht könnte man entgegnen wollen mit Sophokles' „Antigone", mit der indischen Weltanschauung, mit dem Kalidasa und Hariri, mit Hafis und dem Schenken, welche uns vornehme Geister unserer eignen Literatur so trefflich gedeutet haben, vielleicht wären anstatt Cervantes Calderon, anstatt „Hamlet" und „Lear", „Romeo und Julia" zu citiren; vielleicht ließe sich sagen: dies sind doch wahrhaft weibliche Schöpfungen, und weiblich müssen die Geister sein, welche sie erschufen; ja, ein Spötter könnte sich zuletzt wol auf die Gesichte der prevorster Dame berufen, welche die Geister in Reifröcke und in Courierstiefeln eintheilt. Aber seht euch vor, Deutsche, die ihr so gern Alles bespöttelt und doch auf der andern Seite so manches Abenteuerliche mit Ernst verfechtet, daß ihr euch nicht täuscht; denn solch Weibliches, wie in der „Antigone" und „Iphigenie" waltet, solch Weibliches, wie in den Schmetterlings- und Blumenaugen der indischen Poeten spielt und schillert, solch Weibliches, wie Julia offenbaren und Desdemona, und Justina in dem wunderbaren Stück vom wunderthätigen Magus, solches vermag eben nur von der gediegensten Männlichkeit auszugehen. Nehmt Göthe; — es ist nicht zu leugnen, er ist, besonders in seinen spätern Jahren, oft sogar weibisch, das ist nicht zu ändern; das kommt davon, wenn man als deutscher Poet zugleich Staatsminister ist, wenn man den jungen aristokratischen Damen seine Schreibfedern schenkt und sie Einem dafür im Ernste die Cour machen. — nehmt Alles in Allem; was in Göthe's Werken nach Strickstrumpf und Pompadour schmeckt, euch wird dennoch nach Abzug dieser altersschwächlichen Seite noch so viel Männlichkeit in dem 83jährigen Menschen übrig bleiben, daß ihr euch und euern guten Freunden in Verlegenheiten damit aushelfen könnt.

Der Poet, der Mensch kann weibliche Neigungen, weibliche Stimmungen, weibliche Eigenheiten, ja, sogar weibliche Gebrechen (denn diese sind meist liebenswürdiger als die unsrigen) haben, aber die Poesie als solche ist männlich.

Einen gemeinsamen und unvertilgbaren Zug gibt es, der allen Dichtungen der Damen eigenthümlich ist und an welchem man Alles bald erkennt, was aus weiblicher Feder geflossen ist: dies ist der Zug der *Entsagung*, so innig mit dem ganzen Wesen und allen Verhältnissen des Weibes verwachsen, daß er auch von seiner productiven Kraft unzertrennlich ist.

Digitized by Google

Deutsche Kritiker sind in Betreff dieser den Dichtungen der Frauen eingeborenen Entsagung öfters zu weit gegangen; man hat dem Weibe seine Entsagung zum directen Vorwurf gemacht. Aber dies ist ein ungerechter Vorwurf, so lange er eben nur dem Weibe gilt. Denn auf [illegible] beruht ja doch die Entsagung zunächst: nämlich auf dem Gefühl der schwächern Geschlechtlichkeit (wenn uns dieser Ausdruck verstattet ist) und dann auf jener Passivität des Edelmuthes, durch welchen wir das Weib sich im Leiden bis zur höchsten Stärke erheben, dem Manne nicht nur gleichen, sondern ihm die Spitze bieten und seine thätige Kraft überdauern sehen. Und so können wir dieses anmuthige Ewigweibliche, welches uns Gestalten wie Desdemona, Ophelia, Cordelia und Imogen so reizend und anziehend, und nicht blos dies, sondern so bewundernswürdig macht, gar füglich auch als die eingeborene Entsagung des Geschlechts fassen, welche sie zum Überwinden des Bedrohlichen wie zum standhaften Abweisen der Versuchung gleich fähig macht. Denken wir uns das reine Gegentheil von dieser Fülle entsagenden Muthes, denken wir uns ein weibliches Gemüth ohne alle Entsagung, welchem statt dieser nur der hochmüthige Anspruch ans Leben einwohnte, so haben wir grade die Caricatur des Weibes, das Unweibliche selbst.

Wir haben hierbei natürlich den reinen Begriff des Weibes vor uns, der in seiner wirklichen Klarheit allerdings das Reinste ist, was es auf Erden gibt. Mit diesem Begriff reichen wir jedoch nicht aus, wenn wir das Gebiet der Kunst, das Gebiet der Poesie betreten. Denn hier hören ja die Geschlechter auf, sich für sich zu repräsentiren, vielmehr finden sie sich nur wieder in einem Höchsten und Allgemeinsten. Weil die Poesie eben ein *solches* ist, so muß es ja dem Dichtenden vor Allem und ausschließlich um das *Erringen* dieses Höchsten zu thun sein, das ist mit anderm Worte: um den *Besitz*, welcher das stricte Gegentheil der Entsagung ist. Es ist hier nicht mehr von dem Leben und seinen Zuständen, es ist von dem Geistigen selbst und seinen geistigen Mächten die Rede.

Die Poesie, *alle* Poesie, stamme sie aus welchem Erdwinkel sie wolle, ist der *volle Besitz*. Und was besitzt denn die Poesie? Zuerst besitzt sie das warme, reiche, innige, grünende, blühende Leben. „Ich bin der Knab' vom Berge" — „Der Berg, das ist mein Eigenthum" — grüner Wald, offenes Feld, Thal und Höhe, Nebel und Heitre, Wasser und Land, Luft und Feuer, das ist ihr eigen. In dem Wasser leben Geschöpfe, in dem Walde geht Wild, in den Lüften schweben Vögel, auf dem Berge und im Thal sprießen Millionen heimliche Pflanzen; die sind dem Dichter. Fragt nur Ludwig Tieck, was er aus Lilien und Glockenblumen, fragt Göthe, was er aus Nacht und Nebel, fragt Shakspeare, was er aus Mondschein und grünem Walde gemacht hat. Von den Bergen geht man hinab, wenn die Sonne untergegangen ist, und wandelt nach den Städten zu, deren Thürme im Abendlicht funkeln. Da klopft man ans Stadtthor, begierig nach der Herberge, es wird geöffnet, und man tritt in angenehme Wohnungen, [illegible] der Menschen — Menschen! welche Unendlichkeit [illegible] sitzes in einer Stadt, wo Menschen wohnen. [illegible] der unsterbliche Kasperle, den Charles Nodier [illegible] zeichnet, hat hölzerne Menschen, und dies [illegible] alle; aber Pollichinell, der unsterbliche Dichter, [illegible] dige, leibhaftige Menschen, und diese sind [illegible] sein Eigenthum.

Dagegen der Entsagende, d. i. ein Dem Entsagende, was als das Höchste der Kunst, nicht des [illegible] ren Daseins, von Neuem errungen werden soll, [illegible] cher besitzt nicht sich selbst in der Menschheit. [illegible] warum entsagte er denn?

Edle Frauen, zu deren Stellvertreterin ich, mit [illegible] mit Recht, auch die Verfasserin der [illegible] zähle, mögen mich wegen dieser Behauptung [illegible] wärtig halten. Ich will mit Ernst zu deuten [illegible] es meine. Ich meine, das Centrum der [illegible] Seele, des weiblichen Gemüths, Wesens, [illegible] druck man lieber will, beruht auf dem [illegible] schlechtlichen, auf der Persönlichkeit, [illegible] als Weib festhält, auf dem Ichsein, nicht [illegible] Einzelne, sondern als Mitglied und Theilhaberin [illegible] schlechts. In diese Betrachtung, daß sie ein [illegible] sie *das* Weib, aber als *das* Weib auch [illegible] *dieses einzelne* Weib ist, versenkt sich das [illegible] merdar; von dieser Betrachtung kommt es [illegible] Nehmt ihm das Leben — wohlan, wir haben [illegible] so viele, daß edle Frauen das Leben geringer [illegible] Männer —, aber diese Reflexion in sich [illegible] ihr dem Weibe nicht nehmen. Daß sie sich [illegible] flectirt, nicht als dieser Einzelne Mensch, [illegible] Wesen der Gattung, als Trägerin des [illegible] enthebt sie von Anfang der niedern Sphäre [illegible] mus und ist ihr herrlicher Vorzug, daß sie [illegible] Geschlecht athmet und denkt und ihre [illegible] Welt nie aus der Besonderheit des geschlechtlichen [illegible] punkts zur höchsten Allgemeinheit, in welcher [illegible] Geschlecht verschwindet, sich erhebt, bis [illegible] letzter Mangel, dem sie sich nicht entheben [illegible] gleich nun das dichtende, denkende, [illegible] Weib auch das Streben zeigt, sich zur [illegible] heit des Gedankens und Bildens, [illegible] sonderheit in dem Geiste selbst verschwindet [illegible] Glorie untergeht, zu erheben, so gelingt [illegible] geschlechtlichen Particularität willen [illegible] len Sinne, und sie gelangt zu [illegible] mente des Begriffs, das Einzelne, [illegible] meine in einen Focus zusammengefaßt [illegible] gegenwärtigen Augenblicke ihres [illegible] Wer aus dieser Unmöglichkeit die [illegible] des folgern wollte, wolle selbst nur [illegible] Angelegenheiten des Geistes. [illegible] daß die höchste Würde, die [illegible] barkeit des Weibes nächst [illegible] Dichters u. s. w.; sondern [illegible] ruht. Das Weib ist [illegible]

Digitized by Google

die Mutter Gottes, nicht ihre Gebete sind das Verdienst der Sünder, sondern der Umstand, daß sie des Gekreuzigten Mutter ist, und das in Ewigkeit. Und so ist das einfache, unschuldsvolle Dasein der Jungfrau Maria auch in der That das schönste Gedicht der christlichen Religion zu nennen, und auf Grund dessen ließe sich zwar eine Zeit denken, wo Frauen nicht mehr dichten, aber die Zeit, wo sie aufhören sollten der schönste Gegenstand des Gedichts zu sein, diese Zeit läßt sich nicht als künftig denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Essay on the mineral waters of Carlsbad for physicians and patients by Chevalier *John de Carro*. Prag 1835.

Dr. de Carro sorgt mit unermüdlichem Eifer dafür, daß der Ruhm der karlsbader Quellen bei den Ausländern bekannt werde, und von seinen vielen Schriften zu Ehren der Quellen, denen er seine Thätigkeit gewidmet hat, dürfte leicht das zierliche Buch, das die Überschrift nennt, am meisten dem Leserkreise zusagend sein, für den es berechnet ist. Man muß gestehen, in jeder von Dr. de Carro's Schriften eine Erwähnung der Lobkowitz'schen Ode (in Distichen!) anzutreffen; sie ist sein Malerzeichen und fehlt auch hier nicht. Aber kurz und genügend ist zusammengestellt, was der Fremde von Karlsbad zu wissen wünscht, und in glücklicher Mitte bewegen sich die Angaben über die Örtlichkeit, die Quellen, ihre Analyse, des Verf. Zweifel an den verschiedenen Theorien, die zur Lösung der Frage vorgebracht wurden, wie heiße Quellen entstehen. Allgemeiner gehalten ist noch die geschichtliche Angabe über die Weise des Gebrauchs in verschiedenen Zeiten, wobei der Verf. auf seinen „Almanac de Carlsbad" nur zu verweisen brauchte, um manche Angaben zu belegen; doch mehr ins Ärztliche eingehend das Capitel „Mode of action of the waters". Hr. de Carro ist Arzt und ist Badearzt. Es möchte schwer sein, sich in diesen beiden Beziehungen von allen Befangenheiten frei zu halten. Ein Arzt würde in manchen Ansichten des Verf. Stoff zu Rede und Gegenrede finden, aber diese Blätter sind keine medicinische Zeitschrift. Es sei genug, hier angedeutet zu haben, daß neben den allgemeinern Angaben auch ins Einzelne gehende Bemerkungen nicht fehlen. Zwei Zugaben sind diesen vielfach interessanten Belehrungen beigefügt, die man sicher als „süße Nachkost zu dem reichen Mahle", um mit Pindar zu reden, anerkennen wird. Das erste ist ein Aufsatz von Dr. Corda zu Prag über die mikroskopischen Geschöpfe, die am Rande der karlsbader Quellen entdeckt wurden, mit zwei Kupfertafeln, und ein zweiter vom Prof. Presl zu Prag über die Flora der Umgegend. Über den ersten mag ein gelehrter Physiolog das Wort nehmen, der so gütig war, uns als Folgende zuzustellen, und den Werth des zweiten mögen Botaniker an Ort und Stelle erproben. Mit einem Worte ist nur noch bemerkt, daß das ganze Büchelchen ein Muster elegenter Ausstattung ist, welche den Haase'schen Pressen zu Prag die höchste Ehre bringt. Nur S. 79 Z. 8 von unten muß 1816 statt 1716 gelesen werden, weil später vom Arzte des Feldmarschalls Blücher die Rede ist, der den hier besprochenen Kranken behandelte.

Der durch ungewöhnliche Fertigkeit im Beobachten und Zergliedern mikroskopischer Naturgegenstände ausgezeichnete A. J. E. Corda zu Prag untersuchte im Sommer 1834 die Thermalinfusorien zu Karlsbad. Auf der jetzt so vorgerückten und namentlich durch (des in Ägypten gewesenen) Ehrenberg's in Berlin unermüdete Forschungen so weit gediehenen Kenntniß dieser Thiere hat man endlich eingesehen, wie unrichtig und der Naturforschung zuwider man bisher verfuhr, die Größe zu einem Classenkennzeichen zu machen. Dadurch, daß man dies bei den Infusorien that, eine Classe nämlich aufstellte, welche durch nichts Anderes als durch ihre mikroskopische Kleinheit zusammengehalten wurde, hatte man die falsche Ansicht erworben, diese Thiere seien nothwendig sehr einfach gebaut, bis sich unwiderleglich zeigte, daß es unter ihnen, wie unter allen übrigen Thierclassen, Thiere der verschiedensten Organisation, höchst einfache, aber auch höchst zusammengesetzt gebaute, mit mannichfaltigen Organen versehene gebe. Kleinheit und Größe ist bei den Naturkörpern nur in Beziehung auf unsere Sinne wichtig, für die Natur selbst verschwindet der Unterschied von klein und groß gänzlich.

Die Thermalinfusorien von Karlsbad finden sich in jenem grünen, gallertartigen Wesen, welches die Röhren und Ausgüsse des Sprudels überall bedeckt und aus unzähligen, zierlich gebauten Infusorien zusammengesetzt ist, meist dem Thierreiche, weniger dem Pflanzenreiche angehörig. Ihre Größe ist zwischen 0,000015 und 0,009, also zwischen einem Funfzehnmillionstheilchen und einem Neuntausendtheilchen des pariser Zolles. Sie leben in der Nähe der heißen Quellen selbst; jenes gallertartige grüne Wesen enthält nur ihre Leichen in verschiedenem Grade der Erhaltung und Zerstörung. Doch darf man ebenso wenig bei den heißen Quellen von Karlsbad als bei irgend einem andern reinen Wasser glauben, dieses selbst sei davon erfüllt; dies ist keineswegs der Fall, sie halten sich nur an den Rändern der Quellen und Teiche auf, da wo eine feste Substanz ihnen zur Anhaftung dient. Daher ist nichts unrichtiger als die gewöhnlich gehörte Meinung, wir verschluckten mit jedem Trunke Wasser eine Unzahl kleiner Thiere: das helle klare Wasser enthält keine solchen, und eine große Anzahl derselben müßte das Wasser trübe und gefärbt machen.

Die Beschreibung der Thiere, die in dem grünen Überzuge an den karlsbader Quellen gefunden werden, gibt Corda, durch treffliche, von ihm selbst ausgeführte Zeichnungen erläutert, indem er die einzelnen Formen und Organe naturhistorisch und anatomisch genau beschreibt, wohin wir ihm nicht folgen können. Schon in ihrer äußern Structur gibt sich der Unterschied kund, daß manche derselben mit einer harten panzerähnlichen Bekleidung versehen, andere nackt sind; ebenso mannichfache Formverschiedenheiten zeigen sich in den Organen der Bewegung, der Ernährung, der Fortpflanzung.

Corda untersucht durch ein zusammengesetztes Mikroskop, von Pistor und Schinck in Berlin gebaut und mit trefflicher Mikrometrie versehen, von 1000—3000facher Vergrößerung; denn eine blos 600fache Vergrößerung ist zu diesen Untersuchungen nicht zu brauchen. Auch die von Plößl in Wien und von Chevalier in Paris gebauten Mikroskope sind vorzüglich. Wer aber mit solchen Mikroskopen arbeiten will, muß durch jahrelange Übung erst lernen vor den Täuschungen sich zu hüten, denen das stark bewaffnete Auge so sehr ausgesetzt ist. Kl.

Braunschweigische Geschichten, bearbeitet und herausgegeben von Karl Friedrich von Vechelde. Erster Theil. Helmstädt 1835. 8.

Die Bedeutsamkeit Braunschweigs unter den norddeutschen Städten ist geschichtlich sehr überwiegend. Die Selbstständigkeit, in welcher sich Braunschweig viele Jahrhunderte hindurch zu erhalten wußte, ungeachtet der einstürmenden Fürstengewalt, bis endlich nach vielen Kämpfen Herzog Rudolf August die Unterjochung ins Werk richtete (1671), verleiht der Geschichte der Stadt eine Eigenthümlichkeit, in welcher das Wesen des deutschen Bürgerthumes in seinen verschiedenen Entwickelungsperioden erscheint. Hieraus ergibt sich das Bedürfniß einer gutgearbeiteten Geschichte Braunschweigs, ein Bedürfniß, das leichter ausgesprochen als erfüllt ist, obgleich der Reichthum des Materials dazu einzuladen scheint. Hr. v. V. führt durch vorliegende „Braunschweigische Geschichten" die Aufgabe der Lösung näher, indem er aus den Quellen (auch handschriftlichen) ein-

Digitized by Google

zelne Partien der Vorzeit seine Vaterstadt bearbeitet. Wir erhalten hier eine Übersicht der Belagerungen, welche Braunschweig seit 1080—1758 erlitt. In einem zweiten Aufsatze, der, wie die erste, interessante Züge der Kriegsrüstungen damaliger Zeit vergegenwärtigt, verweilt der Verf. ausführlich bei der achtmonatlichen Belagerung der Stadt am Ende des 15. Jahrhunderts. Dann wird der Aufstand der Braunschweiger im Jahre 1374 erzählt. Auch der Anhang gibt manches Denkenswerthe, besonders unter der Überschrift: „Privilegien, Freiheiten, Rechte, Zugeständnisse, Pfandschaften, Erwerbungen und Huldebriefe der Stadt." Den Schluß macht Tafelmaker's Bericht über die Erbauung des Thurmes der St.-Andreaskirche, aus welchem wir die eine Stelle mittheilen: „Im Jahre 1518 wurden von einem ehrbaren Rathe zwei Bauherren bestellt, nämlich der ehrbare Kämmerer Hans Bere und ich, Barward Tafelmaker. Wir bauten 14 Jahre, und uns ward genug dazu gegeben. Auch waren wir der Meinung, weil die Leute so willig dazu hergaben, daß wir den andern Thurm gleichfalls zu bauen anfangen wollten, und hatten bereits einen neuen Steinbruch auf dem Elme abräumen lassen und begannen zu brechen. Da fing Dr. Martin Luther zu schreiben an, daß die guten Werke nicht verdienstlich, sondern sündlich wären. Nun wollte Keiner mehr dazu geben. Wir mußten den Bau stehen lassen, und unsere Herren setzten andere Leute bei der Kirche an." Das Verzeichniß der braunschweigischen Fürsten und ihrer Familienglieder, welche in der Burgkirche zu St.-Blasii in Braunschweig ruhen, ist wol dasselbe, das vor mehren Jahren von einem Kirchendiener dem Drucke übergeben und den Reisenden dargeboten wurde.

Von der Fortsetzung dieser „Geschichten" lassen sich interessante Mittheilungen erwarten, da der Verf. im Stande zu sein scheint, von dem Denkwürdigen zu dem Wichtigern zu führen. Dahin rechnen wir auch die im Vorworte verheißenen Berichte über die Begebenheiten späterer Zeit und die Rechenschaft über die benutzten Quellen.

Der geschmackvoll gezeichnete und lithographirte Umschlag stellt auf der Vorderseite die Andreaspfarrkirche zu Braunschweig im Jahre 1545, die Rückseite im Jahre 1835 dar und theilt die Nachricht mit, daß diese Schrift zum Besten jener Kirche dem Drucke übergeben ist. 25.

Literarische Notizen.

Theodor Benazet behandelt in seiner Broschüre: „Question d'Orient", einen Gegenstand, welcher der englischen und französischen periodischen Presse schon seit längerer Zeit reichlichen Stoff gegeben hat. Neues enthält die Schrift nichts, sogar viel Falsches und Schiefes und gibt den liberalen Regierungen die gewöhnlichen, schon bis zum Ekel vernommenen Rathschläge zur Aufrechthaltung des von Rußlands mächtigem Umsichgreifen bedrohten europäischen Gleichgewichts.

Ein junger französischer Schriftsteller, Eduard Stern, hat soeben einen Roman in zwei Bänden: „L'hérétique et l'apostat, ou les matines de la Saint-Barthélemy", herausgegeben, in welchem die Sitten des 16. Jahrhunderts und der damalige Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus auf verdienstliche Weise geschildert sind. In derselben Epoche spielt auch Victor Boreau's einige Zeit früher erschienener Roman: „Le massacre de Vassy". Ein längerer Aufenthalt in jenen Gegenden hat den Verf. in den Stand gesetzt, sich mit den Örtlichkeiten und den an Ort und Stelle gangbaren Traditionen vertraut zu machen und so dem lebendig gehaltenen Gemälde jener gräßlichen Begebenheit durch einzelne Züge wie im Ganzen den Anstrich der Treue zu verleihen.

Mad. Louise de Constant hat soeben einen Roman: „Deux femmes", herausgegeben, der von dem Talent der Verfasserin, einer Schwester des unvergeßlichen Benjamin Constant, [illegible] Ch. Nodier führt in einer geistreich abgefaßten [illegible] neue Schriftstellerin bei dem Publicum ein.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1835 in [illegible] Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Nachstehende Werke sind ferner im Laufe d. J. in [illegible] Preise ermäßigt:

Bibliothek classischer Romane und Novellen bei Italiens [illegible] biographisch-literarischen Einleitungen. 22 Bände. Gr. 12. 1825—30. Geh. Früherer Preis 15 Thlr. 5 Gr., jetzt 8 Thlr.

Einzelne Romane sind jedoch nur zu den früheren Preisen zu erhalten.

Feßler's (J. A.) Geschichten der Ungern und ihrer [illegible] 10 Theile. Mit 5 Landkarten. (Gegen 570 Bogen.) [illegible] 1815—25. Früherer Preis 30 Thlr., jetzt 15 Thlr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Aus d. [illegible] von Funck.) Vier Theile. (114 Bogen.) Gr. [illegible] — 24. Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt 4 Thlr.

Karamsin (Nikolaus), Geschichte des russischen [illegible] Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. [illegible] (253 Bogen.) Gr. 8. 1820—32. Früherer Preis [illegible] 20 Gr., jetzt 11 Thlr. 20 Gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, [illegible] geben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, C. [illegible] ter und Fr. Teichmann. Drei Bände. (97 [illegible] Gr. 8. 1818—25. Früherer Preis 4 Thlr. 12 Gr., [illegible] 2 Thlr.

National-Magazin, Das, der Gesellschaft für [illegible] meinnütziger Kenntnisse. Mit vielen Abbildungen [illegible] Cart.

Die Fortsetzung dieser Zeitschrift erscheint mit dem [illegible] ganzen vereint. Der erste Jahrgang desselben bildet [illegible] schen Band, dessen Preis ich von 2 Thlr. auf [illegible] mäßigt habe.

Reim-Lexikon, Allgemeines deutsches. Herausg. [illegible] Peregrinus Syntax. Zwei Bände. (12 [illegible] Lexikon-8. 1826. Früherer Preis 6 Thlr., jetzt [illegible]

Rohlwes (Johann Nikolaus), Von [illegible] Mit zwei Kupfern. (23 Bogen.) Gr. 8. [illegible] — —, Pferdeheilkunde und Kriegspferdekunde [illegible] leitung zum Beschlagen der Pferde und [illegible] Hufe u. s. w. Zum Selbstunterricht [illegible] (97 Bogen.) Gr. 8. 1823—25. Früherer [illegible] Werke 6 Thlr. 16 Gr., jetzt 3 Thlr.

Schmalz (Friedrich), Erfahrungen im [illegible] wirthschaft gesammelt. Sechs Theile. (101 [illegible] 1814—24. Früherer Preis 6 Thlr. 14 Gr., [illegible]

Shakspeare's Schauspiele erläutert, [illegible] Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. [illegible] Preis 8 Thlr., jetzt 3 Thlr. 12 Gr.

Dr. Martin Luther's Werke. In [illegible] Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zwölf [illegible] 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Herabgesetzter [illegible] 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke, [illegible] nen Gebrauch berechneten Auswahl. [illegible] A. Koethe. Sechs Theile. 8. (107 [illegible] F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr.

Wenn beide Werke zusammengenommen [illegible] haus in Leipzig bezogen werden, [illegible] erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 151. — 30. Mai 1836.

1. Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Neue Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

Ich habe in zwei zierlich ausgestatteten Sammlungen ichte einer Dame vor mir liegen, welche, wenn man Poesie als Eigenthum des einzelnen Dichtenden, nicht dem höchsten Gesichtspunkt einer allgemeinen Welt- sie betrachtet, unstreitig zu den vorzüglichern Gewächs- gehören werden, welche die kleine abgeschlossene Welt s bescheidenen Sängergemüths aufzuweisen haben kann. ht man jedoch in seinem Urtheil von der Poesie als allgemeinen Weltmonas aus, dann sind — um ganz n zu sein — diese Gedichte nur verhältnißweise gut, mit Rücksicht anerkennungswürdig, nur bedingungs- se Gedichte zu nennen. Ein unbefangener, vorurtheils- er, die Sache (d. i. den innern Gehalt alles Geisti-) über Alles schätzender Kritiker kann den Gedichten der fin Hahn keinen andern Lobspruch machen als den, was ihnen abgeht, nur der Mangel alles Weibli- ist; ein Unvermögen, welches die Dichterin auch dem Geistreichsten ihres Geschlechts theilt.

Als weibliche Gedichte verleugnen sich besonders die der der ersten Sammlung nicht. Man liest der Inhaltsanzeige folgende Rubriken: „An meine er", „Glück der Armuth", „Vertrauen", „Die hl", „Lebensbilder", „Trostlosigkeit", „Mein Ruhe- ", „Die Wünsche der Liebe", „Leben und Lieben", rablied", „Erstes Begegnen", „Hoffnung", „An die tur", „Bei Dir", „Mitleid", „Bitte", „An meine n", „Traurige Liebe", „Bekümmerniß", „Letzter Trost", ste und letzte Liebe", „Genügsamkeit", „Die Thränen", unruhiger Erwartung", „Ein Plätzchen nur", „Die herin" und „Entsagung". Das letzte Gedicht stehe hier:

Wollet ihr denn, Wünsche, nimmer schweigen,
Hast du, Herz, Entsagung nicht gelernt?
Sei bereit in Demuth dich zu beugen,
Wenn auch Freud' und Hoffnung sich entfernt.

Denkst du immer nur der eignen Freude,
Immer nur, was dich entzückt, betrübt?
Armes Herz, die Eigenliebe meide,
Glücklich ist, wer Andre nur geliebt.

Wer für Andre lebt sein ganzes Leben,
Seiner selbst zu keiner Stunde denkt,
Ganz sich weiht dem innigsten Bestreben,
Das in Andrer Wohlfahrt sich versenkt —

Wessen lange Wanderschaft hienieden
Einem Opfer gleichet ohne Lohn,
Der erfüllt sein Dasein! Heil'gen Frieden
Trägt er dann im stillen Herzen schon,

Und es wallt sein Fuß zwar noch auf Erden,
Doch sein Haupt umgibt schon Himmelsschein,
Und der Engel, der er einst soll werden,
Zog schon jetzt in seine Hülle ein.

Also werde, Herz! Schau nur gelassen
Auf die Trümmer deines Glücks herab;
Denn der höchste Wunsch, den du kannst fassen,
Wird gewiß erfüllt, er heißt — das Grab.

Durchaus charakteristisch für das Weibliche dieser Gesänge, die sich aber fast durchgängig durch einen guten und theilweise vortrefflichen Versbau auszeichnen, charakteristisch für alle Frauengedichte überhaupt ist das Gedicht „Prometheus" (S. 282). Wir wollen es deshalb ganz hierher setzen:

Auf dem rauhen Felsenbette
Schmachtet der Titanensohn,
Und der Geier und die Kette
Ward dem Mächtigen zum Lohn,
Der mit kecken, starken Händen
Sich den Göttern gleichgestellt,
Himmelsfeuer wollt' entwenden,
Selbst zu schaffen eine Welt.

Und der alte Titan lieget
Jetzt auf einem harten Pfühl,
Und der Gott, der ihn besieget,
Treibt mit ihm ein grausam Spiel.
Also ist's: wer Großes wollte,
Groß zu leiden sei bereit;
Denn der neid'sche Gott, er grollte
Nimmer mit der Niedrigkeit.

Aber warum ohn' Erbarmen
Kehret er auf mich den Groll? —
Warum gießt er mir, der Armen,
Leidensbecher übervoll? —
Warum kann ich mich nicht retten
Von der dornenreichen Bahn?
Warum schmiedet er in Ketten
Mich dem Felsen Schicksal an?

Ach, um so viel Schmerz zu tragen,
Bin ich kräftig nicht genug,
Stih auf Himmelspfad zu wagen,
Zittert meines Genius Flug.
Wo die Götter Schätze hüten,
Blieb dem Sinne unbekannt,
Denn es fielen Wunderblüten
Mühlos nur in meine Hand.

Digitized by Google

Nicht zum Kämpfen, noch zum Ringen
Ist gemacht der schwache Arm,
Und der Geist kann nicht bezwingen
Jedes Leid und jeden Harm.
Heimisch nur in Lied und Liebe,
Bin ich furchtsam wie ein Kind,
Fliehe aus dem Weltgetriebe,
Jage dort, wo Stürme sind.

Dennoch ward des Schmerzes Siegel
Auf die Stirne mir gedrückt,
Er umweht mit Rabenflügel
Dieses Haupt zur Erd' gebückt.
Weil zwei Blumen ich gebrochen,
Die auf meinem Weg erblüht,
Ist der Fluch mir ausgesprochen,
Vor dem jede Wonne flieht.

Zu gebeugt, um ihn zu wenden,
Kann ich nichts, gar nichts mehr thun,
Als nur flehn: er möge enden,
Ich auf so viel Schmerzen ruhn.
Nage denn, du grimmer Geier,
Nage, bis das Herz mir bricht,
Süße Liebe, traute Leier,
Ach, warum schützt ihr mich nicht!

Ein Menschenalter vor diesem Gedichte schrieb Göthe seinen „Prometheus“:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst —

Dies ist der wahre Prometheus. Prometheus ist kein Entsagender; er ist vielmehr das gerade Gegentheil der Entsagung; er ist der leibhafte Trotz, und in diesem Trotz der unaussprechliche Hohn gegen die Gottheit:

Mußt mir meine Hütte doch lassen stehn,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Aber eine Frau, selbst die gebildetste, feinfühlendste Frau konnte die ewige Geschichte des Prometheus nicht in dieser kolossalen Wahrheit und Wirklichkeit ergreifen; denn es liegt in der Natur des Weibes, Alles, auch das Kühnste, Ungeheuerste, Allgemeinste und Concreteste nur in Bezug auf sich zu denken, mit andern Worten, jeden Gedanken nur in der subjectiven Form des Gefühls zu haben. Es ist ein echt weiblicher, wenn schon künstlerisch nicht zu billigender Zug, das Schicksal des Prometheus an das eigne Leibwesen zu knüpfen. Aber Prometheus ist nicht der vom Schicksal leidende, geplagte Sterbliche, sondern der ewige Kampf des Göttlichen mit dem Menschlichen im Individuum, welches sich mit dem Sieg der Gottheit und darum freilich mit dem Zerfleischen der Menschenbrust endigt.

(Der Beschluß folgt.)

Reise nach Italien im Feldzuge 1835 von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 2 Thlr.

Manche werden dies Buch mit gespannter Erwartung in die Hand nehmen und sich darin völlig getäuscht finden. Der Name Menzel ist in diesen jüngsten Tagen zu einem Feldgeschrei geworden. Uns liegt es nicht ob, über die Parteiungen der neuesten Litteratur zu urtheilen, nachdem von allen Seiten her Rede und Gegenrede, zuletzt zu Ekel und Überdruß, vernommen worden sind; der Streit hat sich nun so ziemlich gelegt: die eine der Parteien, welcher man eine Richtigkeit beizulegen sich bestrebte, die sie nicht gehabt, hat gewissermaßen das Feld geräumt. Das Einzige, was wir hier bemerklich machen wollten, ist, daß Wolfgang Menzel auch unter den Gegnern, welche sonst, an literarischen Angelegenheiten wenig Antheil zu nehmen pflegen, eine gewisse Verstimmung hervorgerufen hat. Es handelte sich um die Opposition gegen Göthe und dessen verderblichen Einfluß handelte, hielt der Streit sich in engeren Kreisen; als aber der Abgeordnete von Bahlingen, jetzt mit mehr in der gewohnten Minorität, sondern einer überwiegenden Stimmenmehrheit, namentlich von Seiten der Ungelehrten, [illegible] wiß, als eifernder Strafprediger in gerechter Entrüstung und den Leuten die Verlockungen des Fleisches, die offene und die Bosheit des Satans mit starken Worten [illegible] in grellen Farben malte, da glaubte jeder Leser der „Allgemeinen Zeitung“ Partei nehmen zu müssen. Als nun gute Gesellschaft, wo der Kampf, mit des Mannes bekannter Leidenschaftlichkeit geführt, im Stuttgarter „Literaturblatt“ tobte, die [illegible] erschien, mag es geschehen sein, daß Viele noch den [illegible] Buche des berühmten Fastenredners griffen und [illegible] in politischer und moralischer, in sozialer und wissenschaftlicher Beziehung etwas sehr Pikantes zu lesen hofften.

Hr. Menzel befindet sich, wenn wir das Beste [illegible] hervorheben wollen, auf seinem ihm vortheilhaftesten Gebiete, kennt Land und Volk nicht, worüber er schreibt, [illegible] flüchtiges Durchstreifen der Halbinsel vom Brenner bis [illegible] konnte ihm unmöglich Muße lassen, mit sich selbst einig zu werden über die Eindrücke, die er empfing, den Standpunkt aufzufassen, die vielen Eigenthümlichkeiten zu verstehen, [illegible] nur zu empfinden. Von politischen Verhältnissen [illegible] zu lernen, als er, welcher sich mit der von der [illegible] unzertrennlichen deutschen Geschichte ernstlich [illegible] mit der Tagesgeschichte fast unausgesetzt beschäftigt, bereits davon wußte oder wissen sollte, dazu war [illegible] kurz; die Individualität des Volkes kennen zu [illegible] sich nicht auf der Piazza und an den öffentlichen [illegible] der Osterie oder beim Umspannen der Postpferde [illegible] zeigt, dazu war gleichfalls die Zeit zu kurz. Bei [illegible] gen an Kunstgegenständen ist so viel, daß selbst die [illegible] men als möglich Vorbereitete bei rascher Durchsicht [illegible] wird; die Mannichfaltigkeit des Landschaftlichen, die [illegible] Eindrücke der Geschichte lassen das Gemüth nicht zur [illegible] Ruhe kommen — und doch soll nun, wenn man [illegible] kaum drei Monate hat widmen können, darüber [illegible] es soll ein Bild davon gegeben werden. Können [illegible] mit Mühe und Noth zu Stande, so ist es ein [illegible] Schattirt. Hr. Menzel gibt, um hierbei [illegible] gend ein Bild, ebenso wenig in seiner [illegible] des Golfs von Bajä, als indem er die [illegible] Kraken vergleicht — den doch Niemand [illegible]

Wir wollen nicht verneinen, daß der [illegible] chen Orden befiehlt, dem [illegible] zu lassen. Es hat die ganze [illegible] Volk jenseit der Alpen nur halbe [illegible] übeln, welche namentlich dem Fremden [illegible] zu fallen pflegen, ohne daß dieser sich [illegible] Quelle nachzudenken und wenigstens [illegible] wo er sich mit Leidlosen oder gar [illegible] Aber er ist auf wenige [illegible] und nirgend zeigt sich auch nur [illegible] gehen, ein Versuch, [illegible] und Erklärung des [illegible] leicht möglich, einen [illegible] zu finden. Letzteres [illegible] er sich keine Zeit [illegible] wir nicht schon gewohnt [illegible] entschiedenste Meinung [illegible] derholt, daß sein [illegible]

Digitized by Google

blicken. Weil der deutsche Buchhandel bessre eingerichtet ist der italienische, und weil bei uns mehr tractirt wird, halten wir uns für cultivirter. In Italien können wir noch Cultur lernen; aber freilich, auf so kurzhaltenden Reisen bei so wenig Umgang mit gebildeten Italienern wird die Beute nicht groß sein. Der Verf. sucht sich zwar auf S. durch Erklärung seiner Ansicht vom protestantischen Kirchenwesen zu schützen vor der Beschuldigung der Parteilichkeit; ht er aber, einen unabhängigen Standpunkt gewonnen zu , indem er in einer burschikosen Declamation seine Klein- Ansicht von der großartigen Gastfreiheit des jetzigen Papstes bebittirt? Wahrlich die Gebrechen der römischen Kirche groß; nur hat Hr. Menzel in Kurzsichtigkeit und Beschränktheit grade die unrechte Seite angegriffen. Die Römer en sich durch die den Fremden eingeräumten Vorzüge ebenwenig zurückgesetzt als eine arabische Familie, wenn der Hausvater dem Gaste das Beste vorlegt und den Seinigen entzieht. Es ist offenbarer Undank von Fremden, wenn sie nur leeres Schauspiel sehen, da wo eine Fülle reinen Sinnes entfaltet, und die gewaltige Wirkung auf das Volk vernommen, und selbst darüber spotten, so wohl aufgenommen zu

Dies führt uns auf manches Andere, was Rom betrifft. ist es, daß des Verf. Schilderung der Peterskirche zu ach ist, ein Gebäude zu umreißen, welches bei allen seinen lern doch immer größern Eindruck macht, je öfter man es Unrichtig aber ist es beiläufig, daß das strasburger ünster unter der Kuppel stehen könne, ohne sie zu berühren; Menzel verwechselt es mit dem wiener Stephansthurm. trefflich wäre übrigens die Bemerkung, die Kirchen Roms nicht Tempel, sondern Paläste Gottes, wenn damit nur neuern bezeichnet und die vielen *vor* Michel-Angelo erbauausgenommen wären, von dessen Zeit an katholische Christ fast überall ähnlich gebaut haben, protestantische aber zehn schlechter. Man würde von Rom einen falschen Begriff mmen, wenn man dem Ausspruche des Verf. (dem der byzantinische Theil nicht mehr ins Mittelalter gehört): das Mittelter mache sich im Bau der Stadt gar nicht bemerklich, ben beimäße. Freilich wundert man sich über einen solchen ispruch weniger, wenn man vom Pantheon als einem vollmmen erhaltenen antiken Tempel liest, und wenn man 101) die störenden, offenen Fernsichten in den griechischen atern und in den Amphitheatern der Römer erwähnt findet. der gegenwärtigen Zerstörung des obern Theils der Scena der einschließenden Mauer kann man freilich in die Ferne n — aber wol auch, als die Theater unversehrt waren? ige Übersichtigkeit setzt es doch aber voraus, wenn Hr. M. dieser Stelle das Amphitheatr in Rom in den Adel hinzieht, welches augenscheinlich durch eine hohe Einfassungsmer geschlossen war, die zum Theil noch steht. S. 99 heißt gar das Theater in Herculanum ein Amphitheater, wobei n das Hinabsteigen in das ernste Grab der alten Stadt äußlich und prosaisch geschildert wird, und wobei die (wie es heißt) e Ausnahme die Kleider der Reisenden befleckenden Wachsspuren eine große Rolle spielen! Gleiche Gründlichkeit findet in allen Beschreibungen von Gebäuden, nirgend ein ästhetisches Eindringen in das Wesen derselben, nirgend eine Schilderung, welche das Besprochene plastisch vor des Lesers gen brächte; überall gestaltlose Zerrissenheit im Urtheil, wenn n so etwas Urtheil nennen kann.

Landschaftliche Schilderungen und die Auffassung ihrer natürlichen Eigenthümlichkeit sind eben nicht die starke der Verf.; doch möchten wir einzelne darunter, wie r amalfitaner Küste, der Lage Genuas, u. s. w., andern ziehen. Denn, aufrichtig gestanden, wenn wir sogenannte Kunsttheile von ihm vernehmen, welche die mediceische Venus zu einer bekannten „Pariserin" und den Laokoon zu einem „schreienden alten Manne" machen (S. 191, 192), oder wenn er n Portrait Masaniello's für den interessantesten Gegenstand in der Gemäldegalerie des Museo Borbonico erklärt, so verdunkelt dies ebenso sehr unsere Meinung von seiner Kennerschaft, wie seine Bemerkung, Bulwer's zusammengestoppeltes Buch: „Die letzten Tage Pompejis", sei „wohlgelungen" (und das, nachdem er Pompeji und Neapel gesehen!), und Cicero sei „tödtlich langweilig" (S. 136), von seiner antiquarischen Kenntniß und classischen Bildung Zeugniß gibt. Dieser Eindruck, welcher manchen andern Ausspruch, den man sonst gern gelten lassen möchte, als bloße Spiegelfechterei erscheinen lassen muß, wenn Eines nicht das Andere auf die grellste Weise Lügen strafen soll, kann selbst durch manches Lesenswerthe, was wir über die fremden Künstler zu Rom und über modernes Kunstwesen, und in einer theoretischen Abhandlung über Schönheit und geistigen Ausdruck des menschlichen Körpers wie über plastische und malerische Ideale lesen, nicht verwischt werden. Hr. Menzel aber geberdet sich sehr dictatorisch. S. 144 sagt er, es sei „der Ehrgeiz der geschmacklosen neuen Römer" gewesen, das Pantheon in die Luft zu stellen, womit denn sans gêne dem Bramante rechts, dem Michel Angelo links eine Ohrfeige gegeben wird.

Es ist damit ein anderer Vorwurf verbunden, welcher das Buch oder den Verf. trifft: der gänzliche Mangel an Poesie und Wärme des Gefühls, so viele Worte auch oft gemacht werden. Ein Ausspruch in der, wenn man pathetisch gestimmt ist, gutgeschriebenen Vorrede, wonach jeder Deutsche Italien „mit einem grausam wollüstigen Gefühl" betreten soll, ließ uns so etwas schon gleich fürchten. Hr. Menzel ist eiskalt geblieben, er mag sagen, was er will. Man bekommt bei ihm keine Ahnung davon, wie jede Scholle italienischen Bodens die antike Geschichte, die mittelalterliche Romantik auferstehen läßt. Erhabenheit und Schönheit vermögen keinen tiefen Eindruck auf ihn zu machen, er fertigt sie vielleicht gar mit einem schlechten Witz ab. Oder zeugen etwa gegen diese unsere Behauptung Stellen wie jene, wo er Neapel zwischen Vesuv, Solfatara und Montenuovo mit einem „Vogelnest zwischen alten und neuen Maulwurfslöchern", oder die Kuppel der Peterskirche mit einem „Affen auf einem Bären" vergleicht?

Hr. Menzel hat keinen Wegweiser liefern wollen, wir dürfen daher nicht mit ihm rechten über Vollständigkeit oder Unvollständigkeit seiner Angaben. Seine Eile war allzu groß; auf dem Raum von 16 Seiten werden wir von Florenz nach Bologna, Ferrara, Padua, durch Tirol bis Stuttgart geführt. Was man dabei erfährt und lernt, mag jeder Leser selbst denken. Eine Probe ist die Schilderung Bolognas. Der Verf. kommt dort Abends spät an. „Am andern Morgen besahen wir den Dom, die Gemälde ꝛc. und fuhren unter den Strömen des wiederbegonnenen Regens mit der Post weiter." Und damit ist's abgemacht! Aber, was wir selbst bei der größten Kürze zu verlangen ein Recht haben, ist Richtigkeit der Angaben. Hr. Menzel aber sieht und hört nicht nur Vieles falsch, sondern baut darauf seine unwiderruflichen Schlüsse. Wir müssen ins Detail eingehen, denn man möchte einen solchen Leichtsinn und solche Anmaßung kaum für glaublich halten. Der heilige Karl Borromäus wird sich für das über seine Kanonisation ausgesprochene Urtheil (S. 23) eben nicht bei dem Verf. bedanken, hätte aber wol ebenso vielen Anspruch auf gerechtere Würdigung wie die sehr oberflächlich abgefertigte Galerie der Brera. Unrichtig ist, wenn es heißt, man finde in Italien selten niederländische Bilder: in Florenz mangeln sie keineswegs, ebenso wenig beim Cardinal Fesch in Rom und anderwärts. Wie das herrliche Amphitheater in Verona, das gegen 23,000 Zuschauer faßt, den Vorwurf der Kleinlichkeit verdient, mag der Verf. erklären. Die neapolitanischen Städte nach dem einen Orte Fondi, wo der Reisende blos visitirt worden und sogleich abgereist ist, zu modeln (wie S. 65 geschieht), ist bei den zahlreichen gewerbthätigen Städten des Königreichs eine große Dreistigkeit. Es ist, als wollte man nach einem Ziegel ein ganzes Haus beurtheilen; als gäbe

Digitized by Google

Elsterwerda für die preußischen, Illingen für die würtembergischen oder Taucha für die sächsischen Städte einen Maßstab ab. Einen solchen Maßstab hat aber ein Schnellreisender immer in der Tasche und kann sich natürlich nicht darauf einlassen, nach dem Grunde von Erscheinungen zu fragen, die ihm neu und seltsam vorkommen. So geht's ihm in Betreff der Sitte, die Füße mit Lumpen zu umbinden (S. 66), welches, beiläufig gesagt, der Schlangen wegen geschieht. Den die Fremden bestürmenden Gassenpöbel nennt er wie Gevatter Nicolai: die Männer und Frauen, als gäbe es sonst keine anständigen Leute in den Städten, und nach seiner Beschreibung Neapels müßte man es für ein Bettlernest halten, wenn man S. 82 findet, die meisten wohlgekleideten Männer seien Fremde. Den Neapolitanerinnen ist er nun überhaupt nicht hold, und seine abscheuliche Schilderung einer südländischen Schönheit auf S. 67 ist als Typusgestalt unwahr, so viel Nachlässigkeit auch das Klima herbeiführen mag. Über die Bettelei ist zu bemerken, daß sie für eine Stadt wie Neapel, wo sie erlaubt, eben nicht auffallend arg ist, und daß die Bettler nur dem ganz Fremden lästig fallen, aber nie dem Einheimischen. Hr. Menzel hätte leicht erfahren können, wie groß die Zahl der Lazzaroni ist, desgleichen, daß sie wirklich eine Zunft sind (was er verneint), welche sogar ihr Oberhaupt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus Frankreich.

Abbadie's Bemühungen für den languedocschen Dialekt.

Vor Kurzem ist ein Herr Abbadie aus Toulouse als Vertheidiger des languedocschen Patois aufgetreten und verlangt, daß das Idiom der Clémence-Isaure, der heitern Mainteneurs und des Dichters Goudouly in seine alten Privilegien wiedereingesetzt werde. Er drückt sich darüber so aus: „Den Dialekt von Languedoc in der Sprache der Literatur des Südens wiederherzustellen, dieses Idiom gemeinschaftlich mit dem französischen Idiom in den Werken der Kunst zu adoptiren, ohne sie jemals zu vermischen oder durch ein übelverstandenes Amalgam sie in Gefahr setzen, eines durch das andere auszuarten, alle Vortheile, welche uns die Handhabung der französischen Sprache gibt, zu bewahren, aber endlich der Sprache unserer Väter ihre lange Zeit verkannte Nationalität zurückzugeben, sie aus ihrer gegenwärtigen Erniedrigung zu ziehen und sie von der Bude in den Salon zu erheben und von dem öffentlichen Platze in die Akademie, das ist mein Vorhaben. Denen, welche das Languedocsche wie ein Jargon und unedles Patois behandeln, werde ich sagen, daß sie den Dialekt nicht kennen, den sie verachten, und daß es ihnen an Nationalsinn fehle. Wenn in dem Saale der Berühmten meine Blicke auf unsern zwei größten toulousischen Dichtern verweilen, so empfinde ich zwei ganz entgegengesetzte Gefühle. Vor dem Bilde des Campistron, des bloßen Nachahmers der Sprache des Racine, finde ich mich gedemüthigt durch die Erinnerung unserer literarischen Sklaverei; aber ich erhebe meine Stirn mit gerechtem Stolze wieder von dem Bilde Goudouly's, unsers Dichters von Languedoc, unsers einzigen wahrhaft nationalen Dichters, der das Idiom, das ich beklage und wiedereinzuführen versuchen möchte, unsterblich zu machen verstanden hat. Denen aber, welche mir eine Art von Verjährung entgegenstellen werden, erwidere ich: die Sprache des Goudouly und Johann ist nicht ausgestorben, sie hat sich stets unter den ärmern Classen erhalten, das heißt, unter der Mehrzahl unserer Bevölkerung in Languedoc. Die Existenz einer Sprache aber ist weniger auf den Gipfeln, als in den niedern Reihen des gesellschaftlichen Körpers zu suchen. Der Gipfel eines Baums kann wol erschüttert werden, wenn die Wurzeln sich immer noch lebendig in den Schoos der Erde senken, der Stamm ist keineswegs verdorrt und kann sich von Neuem in einer Krone von Laub und Blüthen [illegible] Académie des jeux floraux, die nach vor [illegible] ausgegrabenen Asche des Goudouly den Triumph [illegible] bestimmte, werde ich sprechen: seid getreu dem [illegible] Ursprungs und bewahrt jedes Jahr eine eurer Blumen [illegible] jenigen eurer Preisbewerber auf, welcher sich als würdiger [illegible] folger des toulousischen Tasso zeigen wird."

Erhaltung historischer Denkmäler.

Wir haben schon früher die Bemühungen für die [illegible] tung historischer Monumente berührt und können jetzt [illegible] darauf bezügliche Nachrichten geben. Der Verwaltungs- [illegible] Societät für Erhaltung französischer Denkmäler veranstaltete am 30. Jan. dieses Jahres. Die Societät votirte einstimmig [illegible] Bischof von Mans ein Dankschreiben für den Antheil, [illegible] er in seiner Diöcese zu historischen Studien gegeben hat, und ernannte diesen Prälaten zum Mitglied des [illegible] dieser Gesellschaft; für einzelne Gegenden und Städte wurden [illegible] Conservatoren und neue Mitglieder ernannt, [illegible] Ausgabe für 1835 vorgelegt. Letztere bezieht sich [illegible] auf Restaurationen von Kirchen, Kapellen u. s. w., [illegible] die Gesellschaft kunstverständigen Mitgliedern die Last [illegible] trägt. Den 14. Sept. 1836 wird die Gesellschaft [illegible] liche Versammlung zu Blois halten. Hr. von [illegible] Haupttriebfeder dieses Vereins, trug in jener Versammlung des Verwaltungsrathes einen interessanten Bericht über die [illegible] mente und Museen mehrer französischen Städte, sowie [illegible] tigsten belgischen vor, welche er 1835 in Begleitung mehrer [illegible] freunde besucht hat, sprach über den Styl der Schlösser [illegible] Städten, über den Zustand ihrer Erhaltung und die [illegible] raturen. Er tadelte vornehmlich die in dem Capitelsaal [illegible] den Klosters von Noyon ausgeführten Arbeiten, sowie [illegible] der Kathedrale von Soissons und beklagte die Zerstörung [illegible] St.-Jean in Soissons, die so reich an Sculpturen war. [illegible] licherweise hat man noch das Portal der Kirche [illegible] der reichverziertesten in Frankreich. Hr. von [illegible] auch sehr das Verfahren, Kirchenkapellen mit [illegible] kleiden, dessen Farbe zu den gothischen Säulen [illegible] und sie mit Pilastern und griechischen Ornamenten [illegible] sehen, die zu dem gothischen Styl nicht stimmen wollen. [illegible] ser Unfug kommt vorzüglich in Belgien vor. Hr. [illegible] beschloß seine Vorlesung mit Bemerkungen über die [illegible] verschiedenen Architekturstyle in Frankreich. Hr. [illegible] empfahl die genaueste Sorgfalt für die Tapisserien der [illegible] Mathilde zu Bayeux (ein in seiner Art einziges [illegible] Vorzeigen an Fremde. Hr. Dupuis Vallet, [illegible] der Gesellschaft der Antiquare des Westens, hat die [illegible] Klosters von Montreuil-Bonin in Poitou gelenkt, [illegible] Erhaltung derselben zu sichern; eine Handlung [illegible] eifers, welche ehrenvolle Anerkennung verdient.

Zu St.-Jean d'Abbetot existirt eine Abtei [illegible] Styls aus dem 11. Jahrhunderte, erbaut unter [illegible] Eroberer. Sie hat unter dem Chor eine Krypte, [illegible] täle einen seltsamen barbarischen Styl haben, [illegible] jener Zeit. Die Kirche stand unter dem Patronate [illegible] von Tancarville. Der erste derselben, Raoul, [illegible] und Oberkammerherr Wilhelm's des Eroberers, [illegible] in seiner Gründungsurkunde der Kirche von St.-[illegible] Boncherville an, die er gegen 1050 erbaute.

Studien.

Die Rechtsfacultäten, welche im J. 18[illegible] zählten, hatten 1834 4897, 1835 5137. [illegible] Medicin hatten 1833 2015, 1834 2446, [illegible] Die Collegien hatten deren 1834 67,175, [illegible] Fortschritt des Primairunterrichts ist noch [illegible] der männlichen Jugend, welche die Primair- [illegible] trug 1820 959,340, 1832 1,209,715. [illegible] zu Ende 1834 war die Zahl auf 1,[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 152. — 31. Mai 1836.

1. Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Neue Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

(Beschluß aus Nr. 151.)

In dem „Nachtliede" (S. 57) ist die Reminiscenz Göthe's Nachtgesang, in dem Schluß des „Keine Fra[u]" überschriebenen Gedichts die Reminiscenz an Heine, wie überhaupt mancher fremde Anklang nicht zu ver[meiden]. Doch dies ist kein Vorwurf. Es kann ein Ge[dicht] auf einer fremden Idee beruhen und doch vortreff[lich] sein.

Ein schönes, herzliches Gedicht findet sich S. 129: „Wiegenlied einer polnischen Mutter", das wir hier lei[der] nicht mittheilen können. Es beweist, wie andere Ge[dichte] dieser Sammlung, z. B. die „Canzonen zu Zedlitz' [Todtenkränzen]" (S. 85), „Die Priester zu Sais" [(S.] 191), „Sappho" (S. 235), die „Dichterlieder" [(S.] 256), die Romanzen vom König Enzio (S. 157), „Freiheitslieder" (S. 143) u. a., daß die Dichterin [nicht] blos bei matten Seelenzuständen stehen bleibt, son[dern] auch die bedeutungsvollern Momente und Gestalten [des] Lebens zu erfassen bemüht ist.

Eben diese Seite der vorliegenden Dichtungen berech[tigt] zu einem motivirten Urtheil, welchem ein höchster [und] allgemeinster Maßstab zum Grunde lag, und dem [sich] schließlich nur das noch beifügen läßt, daß diesen [Dich]tungen theilnehmende Leser und Freunde, besonders [unter] dem weiblichen Theil der höhern und gebildetern [Stände], nicht mangeln werden, da ein edles, empfäng[liches] und gefühlvolles Herz sich von selbst den Eingang [in] die Gemüther Derer bahnt, welche mit Vorliebe der [Sphäre] des Herzens angehören, obgleich auch diese Sphäre [oder] die einseitige Richtung einer schönen Seele nur als [untergeordnetere] Stufen jenes Geisterreiches zu betrachten [ist], aus dessen Kelche, wie der Dichter sagt, der Gott[heit] selbst ihre Unendlichkeit schäumt.

Nachdem wir so ein ausführlicheres, unbefangenes [und] wol nicht unmotivirtes Urtheil über die erste Samm[lung] der Gedichte der Gräfin Hahn-Hahn gefällt haben, [wobei] es uns hauptsächlich darum zu thun war, ihre [Dichtweise] als eine echt- und edel-weibliche zu bezeichnen, [haben] wir noch in der Kürze und in Verbindung mit [dem] bereits Gesagten der „Neuen Gedichte" von der[selben] Verfasserin zu erwähnen, welche von der Verlags[buch]handlung in derselben anerkennungswerthen Form wie die frühere Sammlung ausgegeben worden sind. Den Hauptinhalt dieser neuen Sammlung bilden „Reiseskizzen" und ein langer Liederkranz: „Der Kampf auf der Wartburg": Aus dem ersten Genre wählen wir zwei Gedichte aus, das eine um seiner einfachen Vorzüglichkeit willen; das zweite, um daran eine kurze, widersprechende Bemerkung zu knüpfen:

Andreas Hofer.

Zu Innsbruck in der Kirche
Steht Max, des Kaisers, Grab,
Umringt von hohen Heeren
Mit Kron' und Herrscherstab.
Phantastische Gestalten
Sie zeigen drunter sich,
Sowie der große Alfred
Und Held Theoderich.

Und zu des Grabmals Füßen
In schlichter Landmannstracht
Steht fern ein Marmorbildniß
Und hält getreulich Wacht:
Das ist der Andre Hofer
Der echte Sohn der Treu;
Ihm ziemet wol die Ehre,
Daß er dort Wächter sei!

Für Treue kämpft' und starb er,
In Treue hing er ganz
An seinem frommen Glauben
Und an dem Kaiser Franz.
Er ahnte nichts vom falschen,
Verderbten Freiheitsschein,
Er wußte nur, man müsse
Treu seinem Kaiser sein.

Doch wäre ich die Witwe
Des Wirths im Passeyrthal,
Ich hätt' gesagt zum Kaiser
Und ein für allemal:
Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofer's Krone,
Die strahlt im reinsten Glanz.

Die brachten ihm die Engel
Vom allerecht'sten Gold,
Als dort auf Mantuas Wällen
Sein Blut ist hingerollt;
Denn der Verheißung schönste
Steht in der Bibel schon:
Bist du getreu zum Tode,
Wird dir des Lebens Kron'.

Digitized by Google

Auch das zweite kleine Gedicht muß um des darauf zu begründenden Tadels willen ganz hier stehen:

Der Gletscher an die Sonne.

Was streust du deine Rosen
Auf mein erstarrtes Haupt,
Daß Stürme wild umtosen,
Dem Lenzschmuck ist geraubt?

Was strahlen deine Gluten
An meine Brust von Erz? —
O, wisse, Flammenfluten
Erwärmen nicht mein Herz.

Längst bin ich abgeschieden
Von Lebenslust und Weh',
Zu stillem, eisgem Frieden
In stiller kalter Höh.

Und deine Rosenschleier
Wehn mich vergeblich an,
Dem aller Welten Feuer
Das Eis nicht schmelzen kann.

Drum soll mich nicht umziehen
Ein falscher Liebesschein;
Kann ich nicht liebend glühen,
Laß kalt und todt mich sein.

Ein solches Gedicht, das man dessenungeachtet nicht schlecht nennen kann, vermag einer ganzen Sammlung Eintrag zu thun. Es ist weniger das Gesuchte der Reflexion, als vielmehr das Unwahre der Anschauung, was dabei zu tadeln ist. Denn ein Gletscher, dessen schneebedecktes Haupt von warmen freundlichen Sonnenstrahlen beschienen wird, ist gar kein trostloses, vielmehr ein sehr erfreuliches und erhebendes Bild — ein Bild, bei dem es Einem nicht kalt und todt im Herzen, sondern warm und lebendig wird, weil es die Macht der Lebenswärme selbst ausdrückt, die, wie in die dunkle Tiefe, so in die kalte Höhe dringt. Gewiß, wenn einmal die Dinge der Natur ihre poetische Sprache führen sollen, so wird der Alpengletscher ganz anders reden, er wird sich in seiner kalten Höhe nicht einsam und verlassen, sondern dem Himmel und der ewigen Sonne näher fühlen. Wenigstens will es mich bedünken, daß ich, wäre ich ein Gletscher und der Reflexion fähig, mich in meiner Bergesgipfelhöhe, wo ja die Freiheit wohnt, recht froh und frei befinden würde. Möge die geachtete Verfasserin den Referenten, weil er solche Dinge aufflicht, nicht der Kleinlichkeit beschuldigen. Dergleichen Dinge gehören zu den poetischen Verkehrtheiten, welche sich ein begabtes Gemüth um so weniger darf zu Schulden kommen lassen, da ihm ja andere Mittel, seine Anschauungen in die Form der Gedanken zu bringen, zu Gebote stehen.

Wie mächtig die Verfasserin der Form des Verses sei, mögen nachstehende Strophen aus einem größern Gedicht: „Der Fischer", belegen.

Wie eine Stimme bittre Klagen
Bisweilen aus der Tiefe spricht
Und, von dem Nachtwind fortgetragen,
Sich an der fernen Klippe bricht,
Und wie die Sterne niederthauen
Gleich goldnem Regen auf die Flut,
Als müßten sie das Wunder schauen,
Das auf verhülltem Grunde ruht —

Das macht mich Armen so verlangend,
Durchzittert so mein heißes Herz,
Daß ich, bald jubelnd, bald erbangend,
Vergehen möcht' in Lust und Schmerz.
O, theile diese Einsamkeiten
Nur eine einzge kurze Nacht!
Daß sich auf stillen Wellen breiten
Wo nichts als unsre Liebe wacht.

Was den „Kampf auf der Wartburg" anlangt, so suchen die Verfasserin hier in einen modernen Einkleidung, doch mit beibehaltener lyrischer und sonstiger Individualität der Helden, zusammengeschlossen hat, so will [illegible] rent nicht bergen, daß es mit solchem Moderniren [illegible] scharfausgeprägter poetischer Formen allerdings [illegible] liche Sache ist. Denn die Verfasserin verhält sich in dem vorliegenden Fall nicht referirend, episch zusammenfassend, wie es für diesen einfachen Stoff am genügsten [illegible] wie etwa die Schreiber einer gereimten Chronik, sondern sie läßt jeden Kämpfer in seiner abgeschlossenen lyrischen Persönlichkeit gelten und auftreten. Dadurch aber, daß es die moderne Dichterin ist, die sie so auftreten läßt, wird eben die ganze Persönlichkeit modernisirt, die scharfe Eigenthümlichkeit wird stumpf oder gebrochener, und alle die schönen Helden, Wolfram, [illegible] Herr Walter und Meister Klinsor, der Meister [illegible] dieser ritterlichen Gesellschaft, sowie Herr Ofterdingen, vor Allen Sentimentale und in Liebesglück und [illegible] traum Befangene, werden zu bloßen Romanfiguren, die im zeitgemäßen Kleiderschnitt sich nicht allzu [illegible] ausnehmen.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß auch auf die Verfasserin der in Rede gewesenen Liedersammlung [illegible] in unserm Urtheil über sie nicht verfehlt [illegible] schließen wir unsere Anzeige. Damen sind [illegible] lich; allein es gibt einsichtige und richtig [illegible] Frauen, denen kein falsches Selbstgefühl den [illegible] für das Vorzügliche verkümmert.

Reise nach Italien im Frühjahr 1835 von [illegible] Menzel.

(Beschluß aus Nr. 351.)

Hr. Menzel greift alles Mögliche mit [illegible] heit an. So finden wir S. 64 einen [illegible] auf die italienischen Geographen, und wir können [illegible] sichern, daß Italien die vortrefflichsten [illegible] welche der Ammann'schen von Schwaben nicht [illegible] daß es seine eigne Schuld ist, wenn er sich [illegible] reiste. Unmöglich aber kann er die Lücke [illegible] selber verkehrten Schildderung der [illegible] haben. Er nennt S. 79 den südlichsten [illegible] Chiaja) die Nordseite des Ufers, [illegible] kann, wenn er darunter, daß die Nordseite [illegible] gegen Mittag liegt. Dagegen nennt er die [illegible] die Südseite. Der schlechteste Plan hätte [illegible] fusion bewahren können! Bei der Ausfahrt [illegible] Limo soll der Höhenzug des Posilipp, der [illegible] Stadt nach Norden sperren. Die [illegible] Bergzuges ist noch Niemanden [illegible] Eine Hochebene von vulkanischem [illegible] Felsen, fällt aber selbst so [illegible] ohne künstliche Treppen gar nicht [illegible]

Digitized by Google

ichtig heißt es (S. 127), das Ufer bei Amalfi sei uralte Lava, s es doch gewöhnlicher Apenninenkalk ist. Lava bildet keinen Tropfstein, und Hr. Menzel selbst hat die Tropfsteinhöhlen ucht. Den hochrothen Saum an der Brandung bilden kleine adeschwämme, welche sich dort ansetzen; unser Verf. sieht für Seemoos an. So steht es mit geographischen und naistorischen Bemerkungen.

Wir würden den Leser zu ermüden fürchten, wenn wir ssahren wollten, auf diese Weise alle übereilten und falschen theile in diesem Buche anzuführen. Aber einige andere chüsse ins Blaue und lieblose Bemerkungen dürfen wir doch ht übergehen. Die aufs Gerathewohl hingeworfene Beschulgung der Mönche, die ihm gemein und dumm vorkommen, ht sehr gut neben der Schilderung der Todtenbrüderschaften, n denen es (S. 84) heißt, sie garantirten sich gegenseitig ürliches Begräbniß. Als Historiker sollte Hr. Menzel sser wissen, welches menschenfreundliche, innig-religiöse Inut eine solche Todtenbrüderschaft ist, welcher Dinge dieselbe ch in den Wohnungen der Armen annimmt, und wie die rnehmsten sich nicht scheuen, die Leiche des Aermsten zu abe zu tragen. Bei Dem, was er über den Charakter der apolitaner sagt (die er S. 85 als Hungerleider darstellt, hrend sie füglicher für das Gegentheil gelten können), wollen nicht verweilen. Von den Puppentheatern heißt es, man he dort ohne Unterschied das tollste Zeug (S. 66), und damit die Beschreibung fertig. Besser kommt S.-Carlino weg, ur gibt das hier Gesagte kein Bild des neapolitanischen Lustels. Der Pulcinellamaske geschieht keine Erwähnung. Von n Bemerkungen über Rom war schon oben die Rede. Nach §. 260 erhält der Fänger der Bannbulle Ablaß; Hr. M. eiß nicht auf wie lange, Andere aber wissen gar nichts davon. ie Federschirme, welche hinter dem Papste getragen werden, stehen in der Wirklichkeit ganz aus weißen Pfauenfedern; ser Verf. sah Straußenfedern mit bunten Pfauenfedern unterlicht. Wenn es vom Perugino heißt, er sei in Perugia „zu ause" gewesen, so könnte dies leicht ein Mißverständniß verlassen. Die Beschreibung von Florenz ist sehr unbedeutend nd gibt wiederum nicht das geringste Bild von der alterthümchen Stadt. Der Glockenthurm ist nicht „schwarz und weiß schenkt" — Hr. Menzel hat den rothen Marmor daran überhen. Die Fürstenkapelle bei S.-Lorenzo, wo man, so viel r wissen, in der Wirklichkeit die Decke mit Fresken ziert, i Hrn. Menzel aber vergoldet, wird ein achteckiger Thurm) genannt, der Garten Boboli in „del popolo" umgetauft nd dabei die Erläuterung gegeben, er sei ein Volksgarten. Deshalb sollte man nicht von nun ab den Tuileriengarten Jarin du peuple nennen? Wir schlagen das Amendement vor. ie Madonna della Seggiola (denn diese muß wol gemeint sein) at wol noch Niemand „Madonne von der Tonne" betitelt. m Hafen von Livorno steht nicht Franz, sondern Ferdinand I. n falschgeschriebenen Namen und Irrthümern, wovon wir anche gerne für Druckfehler halten möchten, fehlt es nicht: Borghetta statt Bocchetta, Filigano statt Filigare, Bern. uigi Milanese statt Bern. Luini aus Mailand, Mariotto al atinelli statt Albertinelli, Sassaferrato (wiederholt) statt assoferrato, scalgatore statt scaricatojo (Ausladeplatz), Mazzano Antigrano statt d'Antignano, Dori statt Doni u. v. A. Hr. Menzel als Geograph und Kunstkenner, gibt Hr. Menzel sich nicht als Historiker Blößen, wenn uns auch hier und da einige hingeworfene Bemerkungen dieser Art mehr erfreuen können. Champollion wird er nicht studiren, denn die ägyptischen Alterthümer erwecken ihm Schaudet. Der Streit Fallmerayer's und seiner Gegner über die Abstammung der heutigen Griechen scheint ihm „unpraktisch"; käme es bei allen geschichtlichen Forschungen auf den praktischen Nutzen an, so thäte man wohl daran, zwei Drittel derselben ohne Weiteres liegen zu lassen. Die nähere Stimmung der Sicilier mit dem Ghibellinismus zusammenzubringen, wie S. 83 geschieht, zeigt Unkenntniß der gegenwärtigen Zustände. Die Stimmung der Sicilier hat nichts mit historischen Erinnerungen zu thun; sie beruht lediglich auf den jetzigen Verhältnissen. Daß der Sicilier die Unabhängigkeit seiner Insel wolle, ist eine Erfindung. Veränderung will er, weil seine heutige Lage ihm allerdings nicht behagt.

Wird man, nach den hier gelieferten Proben, uns beschuldigen, die vorliegende Reise nach Italien zu streng beurtheilt zu haben? Hrn. Menzel's Kenntnisse und Scharfsinn sind uns Bürgen, daß er ein ganz anderes Buch geliefert haben würde, hätte er sich mehr Zeit genommen; aber grade aus diesem Grunde, und wenn wir bedenken, daß Manches in seiner Reisebeschreibung recht verständig und wahr ist, müssen wir ihm um so mehr eines unverzeihlichen Leichtsinnes anklagen. Man sollte oft glauben, er sei wirklich zu einer richtigen Erkenntniß gekommen; aber gleich darauf wirft das gewöhnliche anmaßende Absprechen die gute Meinung wieder über den Haufen. Gott bewahre uns vor den Reisenden, die in einer Stadt ankommen, umspannen und zu Mittag speisen, sich nichts ansehen und, nachdem sie einigen Bettlern auf der Straße begegnet sind, den ganzen Ort ohne Weiteres für ein Lumpennest erklären! Hr. Menzel weiß sich übrigens seine Aufgabe ziemlich leicht zu machen. Er sagt z. B.: „Über Tirol hat Hr. Lewald, über Rom Hr. Kölle ein gutes Buch geschrieben" — ergo, lieber Leser, brauche ich weiter nichts darüber zu sagen. Freilich, auch über andere Orte und Gegenden Italiens gibt es ebenso gute und auch wol noch bessere Bücher, und das Menzel'sche wäre überhaupt füglicher ungeschrieben geblieben. Italien wird zwar nicht darunter leiden, und der Italiener ist schon gewöhnt, von den Fremden übel und undankbar behandelt zu werden; wol aber der Ruf des Verf.

In einem Anhange finden wir die bekannte Recension von Nicolai's Reise aus dem „Literaturblatte" wiederabgedruckt. Sie ist vernünftiger und gefällt uns besser als das Buch selbst. In diesem Wiederabdrucke können wir indeß nichts als eine neue Probe Menzel'scher Consequenz sehen. Davon gibt auch seine italienische Reise einen spaßhaften Beweis; selbst im Museo Borbonico kann er seinen Groll gegen Göthe nicht vergessen: er findet dessen Physiognomie „philiströs" wie die des Kaisers Titus. Muß man da nicht unwillkürlich wieder an das junge Deutschland denken, von welchem Wolfgang Menzel der Philister unserer Literatur genannt wird? Letzterer hat zwar Nicolai heftig und nicht ohne Erfolg bekämpft, aber er kann doch eine gewisse geistige Verwandtschaft mit ihm nicht verleugnen, und Beide haben einen gemeinsamen literarischen Stammvater: es ist der alte Friedrich Nicolai. 82.

Notizen.

Die Bartholomäusnacht.

Acht bis neun Stunden vor dem Anfang des Gemetzels stieg Karl IX. mit dem Könige von Navarra, dem Fürsten Condé und andern Edelleuten in eine Schmiede, die er unter seinen Gemächern hatte anlegen lassen und wo er oft in Hemdsärmeln arbeitete. Er begann zu schmieden wie gewöhnlich, theilte den Umstehenden die Arbeit zu und verrieth nicht durch die mindeste Bewegung das schreckliche Geheimniß, das auf seiner Seele lastete. Dieselbe Gleichgültigkeit zeigt sich in einem Briefe, den er gleich nach der Katastrophe an seinen Gesandten zu Rom, Ferails, schreibt; das Schreiben ist zu drei Vierteil mit nichtssagenden Dingen angefüllt. Erst am Ende, gleichsam als Postscriptum fügt der König hinzu: „Übrigens muß ich Euch melden, daß einer von des Admirals Feinden denselben ermordet; darauf ist ein Aufruhr entstanden, mehre Personen sind dabei ums Leben gekommen." Der Herzog von Guise leitete das Volk, Katharina von Medici führte die Truppen des Königs an. Die Glocke des Stadthauses auf dem Grèveplatz gab das Zeichen, welches die Kirche St.-Germain l'Auxerrois, dem Louvre gegenüber, wiederholte. Die Bürgerschaft nahm es auf sich, das Morden anzufangen, welches die Kirche verantwortete. Die Bürger erfüllten die übernommene Pflicht mit einer

Digitized by Google

Pünktlichkeit, mit jener unerbittlichen Wuth, welche des Blutvergießens stets in den Volksmassen aus- ist in den Archiven des Stadthauses von Paris läßt sich, daß während der acht Tage vor dem 15. Sep- 92 in der Nähe von St.-Cloud, Auteuil und Chail- Leichen beerdigt wurden; zwischen dem 24. August und 5. September müssen nothwendigerweise weit mehr en worden sein; außerdem eine große Anzahl, wie eine Chronik sagt,

— — furent par eau
Envoyés à Rouen par bateau.

Ich Périsière wären an 100,000 Menschen in Frankreich ngekommen, was etwas übertrieben scheint. Dem Zeug- nisse dreier katholischer würdiger Schriftsteller, Adrian, de Serre und de Thou, zufolge beläuft sich die Anzahl der Opfer in Al- lem auf 50,000.

Wichtigkeit der Bierbrauerei in England.

Da Bier das Hauptgetränk der Einwohner von Großbri- tannien ist, so hat die Bierbrauerei stets einen wichtigen Zweig des englischen Gewerbfleißes ausgemacht. Die Hopfensteuer wirft jährlich 410,000 Pf. St. ab; 51,273 Acres Landes sind dem Baue dieser Pflanze eingeräumt; der Ertrag wird auf 30 Pfund Sterling per Acres veranschlagt. Außer den 18—14,000 Privatleuten, welche für ihren Gebrauch brauen, sind bisjetzt 135,000 Bierbrauerlicenzen ertheilt worden. Zu London allein werden jährlich 2,000,000 Faß zu 36 Gallonen consumirt; davon liefert eine einzige Brauerei, die der Her- ren Barclay und Perkins, beinahe den vierten Theil. Diese ungeheuere Anstalt nimmt einen Flächenraum von 10 Acres Landes ein, besitzt 126 Kessel von 500—4000 Tonnen und be- zahlt über 180,000 Pf. St. Abgaben jährlich. 41.

Bibliographie.

Alexis der Jüngere, Novellen. 8. Zerbst, Kummer. 21 Gr.

Almanach für Geschichte, Kunst u. Literatur von Tirol u. Vorarlberg, herausgegeben von A. Emmert. 1ster Jahrgang. 1836. Mit 5 Bildern. Gr. 12. Innsbruck. 1 Thlr. 12 Gr.

Ameis, K. F., Was kann die wahre Bildung unserer Zeit vernünftigerweise von den Gelehrtenschulen verlangen, da- mit in der Jugend frühzeitig die rechte Richtung für ein geeig- netes Berufsleben erzeugt werde? Eine im pädagogischen Ver- eine gehaltene Rede. 8. Magdeburg, Creutz. 6 Gr.

Angely, L., Neuestes komisches Theater. 1ster Band. 8. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1 Thlr. 16 Gr.

Bacherer, G., Elisabeth Cromwell. Tragödie in fünf Akten. 8. Karlsruhe, Müller. 18 Gr.

Baines d. j., E., Geschichte der britischen Baumwollen- manufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zu- stand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Ch. Ber- noulli. Mit 12 Stahlstichen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 3 Thlr.

Balladen, Altschwedische, Märchen und Schwänke sammt einigen dänischen Volksliedern übersetzt von G. Mohnike. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Beer, A. T., Erzählungen und Novellen. 3 Bände. Leipzig, Focke. 3 Thlr. 12 Gr.

Belani, H. E. R., Liebe und Berufstreue. Doppelno- velle aus den Papieren eines jungen Arztes. 2 Bändchen. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 12 Gr.

Bismark, Graf von, Die Kaiserlich Russische Kriegs- macht im Jahre 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Mit 3 Stahlstichen. 8. Carlsruhe, Creuzbauersche Buchh. 1 Thlr. 18 Gr.

Böhrend, H., Launen froher Stunden, poetische Versu- che der Gewissenhaftigkeit. 16. Gera, Schumann. 6 Gr.

Bülau, F., Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 1 Thlr.

Byron, Ritter Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Engli- schen. Im Versmaß des Originals übersetzt von J. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Dannemann, J. W., Betrachtungen über das Wesen des Christenthums in seinen mannichfaltigen Erscheinungen nach seinem Verhältniß zum Supranaturalismus, Rationalismus und Rationalismus. Allen nachdenkenden Freunden Evangeliums gewidmet. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 16 Gr.

Dumas, A., Der Mann des Ruhms, oder: Drei Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde in 5 Abtheilungen, mit dazu gehörenden Nach dem Französischen ꝛc. zeitgemäß für die deutsche eingerichtet von G. R. Bärmann. 8. Hamburg, für Buchhandel, Musik u. Kunst. 1 Thlr. 8 Gr.

Fabricius, C. F., Die Acht und Bann- zählung aus Stralsund's Vorzeit. 1ste Abtheilung. führung der Kirchenverbesserung. — Auch u. d. T.: führung der Kirchenverbesserung in Stralsund. lung, nebst zwei Anhängen, die chronologische zählten Begebenheiten und die Stralsundische Schulordnung von 1525, in jetziger Schriftsprache von ꝛc. 8. Stralsund. 1 Thlr. 12 Gr.

Gretschel, C. C. E., Leipzig und seine Umgebungen schildert. 2te Auflage. 16. Leipzig, F. Fleischer. 1

Herloßsohn, C., Gesammelte Schriften. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Der Ungar. Historischer Gemälde aus der Zeit der Hunyades. 3 Theile. 4. Lit. Museum. 4 Thlr.

Juli-Revolution, Die, und ihre Folgen. Gr. 4. Gropius. 4 Gr.

Kraus, L. A., Ueber die Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. Gr. 8. Göttingen, terich. 3 Gr.

Lorenz, Wilhelmine, Anna von Kronenstein. scher Roman. 8. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr.

Minstrel, Der. Taschenbuch erzählender ausgegeben von J. R. Vogl. Mit Beiträgen von mann, Braun R. v. Braunthal u. s. w. 16. dikt. 20 Gr.

Penseroso, Die Gebirgsreise. Novelle. 3 Leipzig, Wienbrack. 4 Thlr.

Seyffarth, W., Dick Brown, ein Seeräuber. 8. Stuttgart, Cotta. 1835. 1 Thlr. 20 Gr.

Sternberg, A. Freih. v., Galather. Ein Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Streitfragen, Die, über den Schulunterricht vom Dr. Lorinser und betrachtet vom Standpunkte lehre und der Weltgeschichte von einem alten Berlin, Heymann. 4 Gr.

Terpen, C., Skizzen nach dem Leben. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Testis, Hl., Aelthels Thorheit, Weisheit, unserer Zeit. 16. Hamburg, Hereth. 20 Gr.

Thün, L. Graf v., Die Nothwendigkeit einer Reform der Gefängnisse, mit Hinweisung auf Einführung derselben in einigen Ländern, beleuchtet ꝛc. Gr. 8. Prag, Kattinger.

Waihinger, J. C., Ueber die Bedeutung, sich die mythische Auffassung der Person Sendschreiben an Hrn. D. F. Strauß. 10 Gr.

Weiske, J., Handwörterbuch der lateinischen das Latium majestatis. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck von F. A. Brockhaus in

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 153. — 1. Juni 1836.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Dritter Theil. Neustadt a. d. O., Wagner. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr. *)

„Soll je eine vernunftgemäße Verfassung und Verwaltung in einem Staate wahre Geltung und dauernden Bestand gewinnen, so müssen alle anwachsende Mitglieder desselben zur Einsicht, Erkenntniß und Ausübung ihrer Pflichten und ihrer Rechte, mit einem Worte, zur Freiheit, Tüchtigkeit, Sittlichkeit und Religiosität erzogen werden. Im ersten Abschnitte dieses dritten Theiles, die Erziehungs- und Unterrichtslehre enthaltend, legten wir insbesondere an den Tag, daß die Erziehung gleich beim Eintritte des Kindes in die Sinnenwelt anfangen muß und zum Hauptzwecke hat: dasselbe von dem dunkeln Selbstgefühle in das volle Selbstbewußtsein, von diesem in die volle Selbsterkenntniß und von dieser zu der vollen Selbstgesetzgebung durch die gehörig entwickelte Vernunft und das ausgebildete Gewissen zu erheben; daß die häusliche Erziehung, wo und so weit immer möglich, die Grundlage der öffentlichen sein sollte; daß durch die Erziehung alle Anlagen und Kräfte des Menschen, die physischen, geistigen, sittlichen und religiösen, harmonisch entwickelt werden müssen, welches nur durch eine besonnene, auf eine wahre Kenntniß der ursprünglich reinen und unverdorbenen Menschennatur gebaute Erziehungskunst geschehen kann; daß jeder vernunftgemäß eingerichtete Staat vor Allem für eine allgemeine Nationalerziehung zu sorgen die heilige Pflicht hat; daß die Kinder aller Staatsbürger ohne Unterschied der Geburt, des Vermögens und des Standes in der allgemeinen Volksschule dieselbe Grunderziehung und denselben Unterricht genießen sollen; daß es eine Unterrichtswissenschaft und eine Unterrichtskunst wirklich geben müsse, wenn Erziehung und Unterricht ihren Zweck, allseitige Entwickelung und Bildung zum Menschen und Bürger, nicht verfehlen sollen; daß die Turnkunst oder Gymnastik einen wesentlichen und nicht zu vernachlässigenden Theil der allgemeinen Nationalerziehung ausmacht; endlich, daß es außer der für Alle bestimmten Volksschule noch mancherlei andere Lehranstalten im Staate geben muß, in denen der junge Staatsbürger sich für den von ihm gewählten besondern Beruf vorbereiten und bilden kann, als da sind: Gewerbsschulen, Gelehrtenschulen und Universitäten, von deren zweckmäßiger Einrichtung wir auch gehandelt haben."

„Im zweiten Abschnitte, die Kirchenrechtslehre enthaltend, nahmen wir als durch die Geschichte der Menschheit außer Zweifel gesetzt an, daß auch eine religiöse Anlage dem Menschen inwohnt, und daß demzufolge Menschen, die ungefähr auf derselben Culturstufe stehen, sich mehr oder weniger übereinstimmende Ansichten von göttlichen Dingen gebildet haben, in religiöse Vereine — Kirchen — zusammentreten; dann gaben wir die aus dem Vernunftrechte geschöpften Gründe an, warum der Staat allen seinen Genossen nicht allein Religions- und Gewissensfreiheit, sondern auch alle bürgerliche und politische Rechte zu gewähren schuldig ist, letzteres jedoch nur, insofern sie fähig und willens sind, alle Pflichten eines Staatsbürgers zu erfüllen. Darauf wiesen wir geschichtlich nach, daß die Urverfassung der christlichen Kirche eine freie, eine republikanische war, die aber durch die steigende Gewalt der Priesterschaft allmälig in eine Aristokratie, sodann durch das immer mächtiger werdende Papstthum mit seinen Greueln in eine absolute Monarchie entartete, welches denn die Reformation herbeiführte. Endlich zeigten wir, wie die evangelisch-protestantische Kirche, namentlich in Deutschland, sich bildete, und wie dieselbe nach und nach unter einem Cäsareopapat zu einer Staats- und Policeianstalt erniedrigt wurde. Zuletzt machten wir auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die evangelisch-protestantische Kirche vom Staate zu emancipiren und von Grund aus zu reorganisiren."

Also hat der Verf. selbst in der Vorrede den inhaltsschweren Inhalt dieses dritten Theiles seines Werkes angegeben, und wir könnten uns, nachdem wir nur noch angeführt haben, daß derselbe ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, damit begnügen, wenn nicht die Wichtigkeit desselben in der gegenwärtigen Zeit und die Gediegenheit und Trefflichkeit der ganzen Ausführung uns die angenehme Pflicht auferlegte, unsere Leser mit derselben vertrauter zu machen, um von dieser reichen Mahlzeit auch Denen, die nicht selbst dazu kommen können, ein bescheiden Essen zuzustellen, mehr noch um einen Vorschmack zu liefern, dessen Reiz nicht verfehlen kann, an die Tafel selbst zu locken.

Merkwürdig übrigens ist die Übereinstimmung der Gedanken, bis auf geringe Ausnahmen, mit dem schon 1807 erschienenen „Antiplatonischen Staate", von welchem es für einen ausführlichen Commentar angesehen werden könnte, wenn nicht sonst erhellete, daß beide Verfasser, ohne voneinander zu wissen, auf gleichem Wege die gleiche Ausbeute gemacht haben.

*) Vgl. die Mittheilungen über den ersten und zweiten Theil dieses Werkes in Nr. 312—315 und 360—362 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Digitized by Google

Herrlich ist die Grundlage, welche der Verf. gleich vorn herein durch seine Begriffsaufstellung von der Erziehung für sein Werk gelegt hat (S. 1): „Sie ist eine, von der Geburt des Kindes anfangende und bis zur Mündigkeit fortgesetzte, absichtliche Mitwirkung der Ältern, Erzieher und Lehrer, um durch dieselbe die naturgemäße und stetige Entwickelung, Ausbildung und Stärkung aller geistigen und körperlichen Anlagen, Kräfte und Vermögen des jungen Weltbürgers zu fördern, damit er durch die Ausbildung des Selbstgefühls zum Selbstbewußtsein, durch dieses zur Selbsterkenntniß, durch diese zur Selbstregierung und durch diese zur vollen Menschenwürde in Gottesähnlichkeit durchdringe und gelange. Zweck der Erziehung ist demnach, ihm behülflich zu sein, seine Bestimmung als Mensch und Bürger, d. h. als ein geselliges freies, sittliches und religiöses Wesen zu erfüllen." Das Meiste für diese Aufgabe wirkt und liefert die Natur; die Erziehung hat aber zu beseitigen, was die selbstthätige Entwickelung des Zöglings hemmen oder stören würde, und ihm mit Bedacht den Stoff darzubieten, woran er seine physischen und geistigen Kräfte zu üben, stärken und auszubilden vermag. Da überdies ein Jeder, der in einem Staate geboren wird, zugleich in die bürgerlichen Verhältnisse eintritt, so muß er durch die Erziehung auch für diese geschickt gemacht und gebildet werden. Es steht sonach das ganze Erziehungswerk mit dem Stande der Nationalcultur und mit der Landesverfassung jedesmal in dem innigsten Zusammenhange.

Überaus anwendbar und fruchtbar sind die Regeln, welche der Verf. im zweiten Capitel für die erste körperliche und überhaupt für die häusliche Erziehung aufstellt. Möchten doch alle Ältern, vorzüglich alle Mütter sie kennen und beobachten! Nur Einiges davon mögen wir besonders herausheben.

„Der Gehorsam muß in den ersten Jahren der Kindheit unbedingt geleistet werden." Kein Eigenwille, kein Eigensinn, kein Trotz, keine Tücke darf geduldet werden. Aber hier wird am meisten gefehlt. Die Begierde und die Sinnlichkeit wird von den Wärterinnen und Ältern selbst erregt und genährt, und die eigne Schwäche macht ein gleichmäßig freundlich-ernstes Benehmen gegen die Kinder meistentheils unmöglich. Doch kann man leicht erkennen, wie das Kind von drei Monaten schon recht gut zu unterscheiden weiß, wie seine Umgebungen gegen es sind.

„Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit sind die Grundzüge jedes sittlichen und rechtlichen Charakters; an diese müssen wir daher die Kinder von Anfang an gewöhnen."

„Euer höchstes Bestreben, ihr Ältern und Lehrer sei, die Kinder zur Selbsterziehung anzuleiten", damit sie, erstarkt in ihren eigenthümlichen Anlagen, diese selbst zu benutzen, aber auch zu beherrschen lernen, wo deren einseitige Richtung auf Abwege führt. „Erweckt darum in ihnen frühzeitig religiöse Gefühle, lehrt sie in jeder Lage des Lebens festhalten an Recht und Pflicht, und es wird ihnen nie der vertrauensvolle Aufblick zu dem allweisen und allgütigen Lenker unserer Schicksale fehlen, ohne den vielleicht Manches von ihnen in der Stunde der Prüfung sinken, oder der Verzweiflung zum Raube werden würde."

Die häusliche Erziehung, ohne allen geregelten Unterricht, gegen dessen zu frühen Beginn der Verf. mit Recht eifert, soll bis zum siebenten Jahre dauern und dann der Besuch der öffentlichen Schule beginnen, welcher dem Privatunterrichte beiweitem vorzuziehen ist, da dieser immer zur Einseitigkeit im Denken und in der Gesinnung hinneigt, jener hingegen daran gewöhnt, die Aufmerksamkeit aus der Zerstreuung zu sammeln und auf bestimmte Gegenstände zu heften, seine Thätigkeit einer allgemeinen Vorschrift zu unterwerfen und einige Besonnenheit mit der Kraftanwendung zu verbinden. Vom zehnten Jahre an will der Verf. durchweg die Beschränkung der Erziehung auf das älterliche Haus entfernt wissen und an ihre Stelle die öffentliche Erziehung treten lassen. Wenn er aber hierbei zwischen Knaben und Mädchen keinen Unterschied finden lassen will, können wir ihm darin nicht beistimmen. Die Frau gehört zunächst und ihr Leben lang ins Haus, und nur mittels desselben nimmt sie Theil am öffentlichen Leben; sie muß deshalb auch für das Haus im Hause erzogen werden. Für den künftigen Mann umgekehrt ist es wichtig, daß er nicht blos für sein Haus, sondern auch für das Staatsleben ausgebildet werde, in welches sein Bürgerthum aufgehen soll.

„Der größte Irrthum der bisherigen Erziehung und ihre unzweideutige Bekenntniß ihrer Unmacht besteht darin, daß sie eingestehen muß, wie nach ihrer kräftigsten Wirksamkeit der Wille ihrer Zöglinge dennoch ungeregelt und zwischen dem Guten und Bösen schwankend bleibe, da doch der Wille in seiner sittliche Grundwurzel, der Menschenwürde ausmacht. Die Erziehung muß im Gegentheile grade dahin gerichtet sein, daß sie auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernähme, die Willkürlichkeit (Freiheit ist unrichtig; beides sind Gegensätze, indem aus der Ablegung der Willkür die Freiheit erblüht) gänzlich vernichtet und eine strenge Nothwendigkeit der Entschließung und Unmöglichkeit des Entgegengesetzten in ihr hervorbringt, sodaß auf einen solchen festen Willen sicher zu rechnen ist. Alle Bildung muß nach Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Charakters nun nicht mehr wird, sondern ist und nicht anders sein kann als wie es ist, streben. Wer einen ausgebildeten Willen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit und kann in keinem möglichen Falle anders wollen. Für ihn ist die Willkür vernichtet und aufgegangen in die Freiheit der Nothwendigkeit. Diese Nothwendigkeit muß die Erziehung selbst mit absoluter Nothwendigkeit erzielen." Dies ihre höchste Aufgabe.

Das bloße Ermahnen und Predigen führt dahin nicht. „Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung unabhängig von ihr seine Richtung genommen. Ermahnest du mit deiner Ermahnung zusammen, so kommt sie zu spät; wäre auch ohne sie Dasselbe geschehen. Steht sie mit ihm im Widerspruche, magst du ihn höchstens auf einige Zeit betäuben und anhalten; wie die Gelegenheit kommt, wird er sie und folgt seiner angenommenen Richtung. Es ist vergeblich zu sagen: fliege! zu Dem, der keine Flügel hat; es wird all dein Zurufen keinen Fuß über den Boden emporheben. Aber entwickele, so viel du vermagst, seine geistigen Kräfte, befördern und lasse ihn dieselben üben und kräftigen, so wird er ohne alle Mahnung nicht anders können noch wollen als recht handeln. Das erste Merkmal einer guten Erziehung ist es, wenn sie eine besonnene und sichere Kunst entfaltet, einen starken guten und festen Willen im Menschen auszubilden."

„Der Mensch kann nur Das wollen, was er liebt. Die Liebe ist der einzige und unfehlbare Antrieb seiner Willkür in aller seiner Lebensregung. Die bisherige Staatskunst und ihr entsprechende Erziehung setzte als zuverlässige und allgemeine Annahme geltende Regel voraus, daß Jedermann sein eigenes leibliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte daran sittlich durch Furcht und Hoffnung den guten Willen, den Gehorsam und das Interesse für das gemeine Wesen. Da wirken äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Dinge, der Mensch dennoch innerlich selbstsüchtig, folglich verderbt, weil eben darin die Schlechtigkeit besteht, daß man sinnliches Wohlsein über Alles liebt und nur durch Furcht und Hoffnung für dasselbe, sei es nun im gegenwärtigen oder einem künftigen Leben, bewegt werden kann, so muß durch Erziehung an die Stelle dieser Eigenliebe eine andere in den Gemüthern der heranwachsenden Nation gepflanzt und gehegt werden, die Liebe zum sittlich Guten und um seinetwillen, nicht um seiner Nützlichkeit willen." Das heißt: gefallen am Wahren, Rechten, Guten und Schönen, die Liebe zur Menschheit, die Ergebung und Richtung in Gott durchdringe alle Fasern des

Digitized by Google

endlichen Herzens, so wird es nie zweifelhaft ein, was es wollen, leiden und thun soll.

„Ein Wohlgefallen, welches antreibt, die Verwirklichung es Gegenstandes oder Zustandes seiner Vorstellung zu wünschen, tzt ein Bild davon voraus, welches dem Geiste vorschwebt. enes Vermögen also, Bilder selbstthätig zu entwerfen, welche keineswegs bloße Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder derselben zu werden geschickt sind, zu pflegen, ist ein wichtiger Beruf der Erziehung. Es wird gepflegt dadurch, daß ie Gegenstände dieser Bildnerei nicht blos an sich, sondern auch ls ein Vorwurf der geistigen Kraftanstrengung wohlgefallen, eß sie materiell und formell schön sind."

Damit sie schön sein können, müssen sie den Regeln der eistigen Schönheit entsprechen. Diese in den Zöglingen zu erweckende bildende Kraft ist folglich eine Thätigkeit nach festen egeln, welche ihnen bis zur Einsicht ihrer Möglichkeit und othwendigkeit in unmittelbarer Erfahrung an sich selbst kund erden. Es bringt diese Thätigkeit sonach die Erkenntniß der llgemeinen und ohne Ausnahme geltenden Gesetze mit sich und chtet sich darnach. Der Zögling lernt in ihr und durch sie, ch die Gesetze des Rechten, Guten und Schönen zu vergegenärtigen und seine Geistesthätigkeit nach ihren Vorschriften zu rauchen, ohne andere Rücksichten einzumischen oder unterzuhieben. Die Ausbildung des Erkenntniß- und des efühlsvermögens des Zöglings ist das Mittel nd der Erfolg dieser Übung. Die Erkenntniß selbst t dabei nicht sowol der Gegenstand und das Ziel derselben, ls vielmehr die unausbleibliche Wirkung und das Ergebniß dier Übung. Darum ist auch jene nicht selbst und unmittelbar das, was die neue Erziehung im Auge zu behalten und zu rstreben hat, sondern dieselbe geht zunächst nur auf Anregung egelmäßig fortschreitender Geistesthätigkeit durch Übung aller eelenvermögen. Sie beabsichtigt nicht die Kenntnisse, sondern iese fallen ihr von selbst zu; nicht im Lernen bewegt sie sich, ndern im Selbstbelehren; nicht durch das Gedächtniß läßt sie eistige Schätze erwerben, sondern durch das gesammte Erkenntißvermögen. „Das blos leidende Empfangen lähmt die Erenntnißkraft, ertödtet sie und verdirbt den sittlichen Sinn in Grund und Boden, wogegen es lediglich die eigne Bethätigung er geistigen Vermögen ist, die da Lust an der Erkenntniß, rein ls solcher, hervorbringt und so auch das Gemüth der sittlichen Bildung offen erhält."

„Bisher war der sinnliche Genuß der erste Antrieb, welcher angeregt und gebraucht wurde, weil man außerdem den Zögling gar nicht bearbeiten und Einfluß auf denselben gewinnen zu können meinte; sollte hinterher der sittliche Antrieb entwickelt werden, kam derselbe zu spät und fand das Herz schon eingenommen und angefüllt von einer andern Liebe. Durch ie neue Erziehung soll umgekehrt die Bildung um reinen Wollen das Erste werden, damit, wenn päterhin doch die Selbstsucht innerlich erwachen der von außen angeregt werden sollte, diese zu pät komme und in dem schon für das Gute eingenommenen Gemüthe keinen Platz für sich finde. Denn ob zwar die Sittlichkeit nicht selbst auf jene geistige Thätigkeit geht, so ist dennoch jene Liebe dazu die allgemeine Form nd Beschaffenheit des sittlichen Willens. Um deswillen ist diese Weise der geistigen Ausbildung durch Selbstthätigkeit eine unmittelbare Vorbereitung zu der sittlichen, indem sie zugleich die Wurzel der Unsittlichkeit ausrottet, da sie sinnlichen Genuß niemals zu einem Antriebe werden läßt, sondern auf Selbstthätigkeit um der Thätigkeit willen und auf das Gesetz derselben, um des Gesetzes willen bringt und aus der Erkenntniß desselben dessen Liebe gebiert."

„Ginge indessen die Erziehung nicht weiter, würde sie höchstens treffliche Bearbeiter der Wissenschaften und entschlossene Männer erziehen, in denen die Selbstsucht keine Macht hat. Es ist aber klar, daß diese freie Geistesthätigkeit eben in der Absicht entwickelt wird, damit der Zögling mit derselben frei das Bild einer sittlichen Ordnung des wirklichen Lebens entwerfe, dieses Bild mit der ihm schon zur Natur gewordenen Liebe umfasse und durch dieselbe angetrieben werde, es in seinem und durch sein Leben darzustellen. Ob eben dieses Bild richtig sei, ist von einer Erziehung, die nur selbst ein richtiges Vorbild davon besitzt, am leichtesten zu beurtheilen; ebenso ob es eine Frucht des eignen Nachdenkens des Zöglings ist und nicht blos dem Unterrichte einer Schule nachgebetet; ferner ob es zur gehörigen Klarheit gebracht worden sei, welche die Lebhaftigkeit der Vorstellung und das Feuer der Liebe zu derselben entzündet. Denn darum eben handelt es sich, daß diese Liebe eine so innige werde, daß es dem Zöglinge, nachdem er der Leitung der Erziehung entlassen und selbständig geworden, schlechterdings unmöglich sei, diese Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen seinen Kräften für deren Erhaltung und Beförderung zu arbeiten." „Diese Sittlichkeit, zu welcher er erzogen ist, steht ihm als das Erste und Unabhängige vor, nicht so, wie die bisher oft beabsichtigte Gesetzmäßigkeit, angeknüpft an einen andern, nicht sittlichen Trieb, dessen Befriedigung sie zur Magd dient. Sie selbst ist die besonnene und sichere Kunst der Erkenntniß und Übung der Sittlichkeit. Diese geistige Gewöhnung bleibt ein aus dem Leben des Zöglings unaustilgbarer Besitz und die unauslöschliche Leuchte seiner sittlichen Liebe. Wie groß oder gering die Summe der Kenntnisse sein möge, die er aus der Schule mitbringt, einen Geist, der sein ganzes Leben hindurch jede Wahrheit, deren Erkenntniß ihm nothwendig wird, zu fassen vermag und welcher ebenso der Belehrung durch Andere empfänglich als der eignen Überlegung fähig bleibt, hat er aus derselben sicher mit fortgebracht. So wird er sein Leben als ein ewiges Glied der Offenbarung des göttlichen Lebens und jedwedes andere geistige Leben als eben ein solches Glied erkennen und heilig halten und nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott Leben, Licht und Seligkeit, in jeder Entfernung von demselben aber Tod, Finsterniß und Elend finden. Mit einem Worte, diese Entwickelung bildet ihn durch sich selbst zur Religion und Religiosität hindurch." „Die Ewigkeit bricht dem Menschen, es ist an der Zeit dies einzusehen, nicht erst jenseit des Grabes an, sondern er befindet sich in ihr mitten in der Gegenwart."

Solchergestalt schafft sich diese Erziehung selbst die Zuversicht, daß die Religion, so oft das Bedürfniß eintritt, ihren Zöglingen unfehlbar zum Antriebe werden werde, weil dieselben so gebildet sind, daß keine Erkenntniß in ihnen kalt und todt bleibt, sondern jede nothwendig sogleich eingreift in das Leben, sowie das Leben derselben bedarf, und die Möglichkeit abzusehen ist, daß sie selbst ins Leben trete. „Diese Erziehung erscheint also nicht blos als die Kunst der Bildung zu reiner Sittlichkeit, sondern als die Kunst, den ganzen Menschen durchweg zum Menschen auszubilden, indem sie einerseits den lebenden Menschen bis in die Wurzel seines Lebens hinein aus sich herausbildet, keineswegs aus ihm einen bloßen Schatten und Schema eines Menschen macht, andererseits indem sie alle nothwendigen Bestandtheile der Menschenvollendung ohne Ausnahme und gleichmäßig ausbildet." Die Klarheit des Verstandes und die Reinheit des Willens sind gleich sehr und immer zugleich der Gegenstand ihrer Mühen. Auf diese Weise trachtet sie, aus jeglichem Zöglinge einen nach seinen Anlagen möglichst vollkommenen Menschen zu schaffen. Welche besondere Gestaltung aber diese allgemeine Menschlichkeit in jedem Einzelnen weiter annehme, ist kein Gegenstand der allgemeinen Erziehung mehr.

Daraus, daß die sinnlichen Antriebe aus der Erziehung verbannt werden sollen, folgt mit nichten, daß Lob und Tadel und selbst Strafen in derselben außer allem Gebrauche sein müßten; aber sie dürfen nur so angewendet werden, daß sie dem Kinde nicht als Bewegungsgründe, sondern als unausbleibliche Folgen seiner Handlungsweise erscheinen. „Was ist es doch, was dem Schmerze der Züchtigung beim Kinde noch die Scham

Digitized by Google

hinzufügt, und was ist diese Scham? Offenbar ist sie das Gefühl der Selbstverachtung, die es sich zufügen muß, da ihm das Mißfallen seiner Ältern oder Erzieher bezeugt wird. Daher es denn auch mit der Erziehung zu Ende ist, wo die Bestrafung von keiner Scham begleitet wird, und jene als eine Gewaltthätigkeit betrachtet wird, über die der Zögling mit hohem Sinne sich hinwegsetzt und ihrer spottet. Dies ist das Band, was die Menschen in der Einheit des Sinnes verknüpft, und dessen Entwickelung grade einen Hauptbestandtheil der Erziehung zum Menschen ausmacht, keineswegs ein sinnlicher Trieb, sondern das Bedürfniß und Verlangen gegenseitiger Achtung. Dieser Trieb, im Kinde ausgehend von unbedingter Achtung vor der erwachsenen Menschheit, gestaltet sich zu der Begierde, von dieser geachtet zu werden und an ihrer Achtung, als seinem Maßstabe, abzunehmen, inwiefern es auch sich selbst achten dürfe. Dieses Vertrauen auf einen fremden, außer uns befindlichen Maßstab der Selbstachtung ist der eigenthümliche Grundzug der Kindheit und Unmündigkeit, auf dessen Vorhandensein ganz allein die Möglichkeit aller Belehrung und Erziehung der nachwachsenden Jugend sich gründet. *Der mündige Mensch hat den Maßstab seiner Selbstschätzung in sich selbst und will von Andern geachtet sein, nur inwiefern sie sich erst selbst seiner Achtung würdig gemacht haben;* bei ihm nimmt dieser Trieb die Gestalt des Verlangens an, Andere achten zu können und Achtungswürdiges hervorzubringen. Wenn es nicht einen solchen Grundtrieb der Menschen gäbe, woher käme doch die Erscheinung, daß es dem auch nur erträglich guten Menschen wehe thut, Menschen schlechter zu finden, als er sie sich dachte, und daß es ihn tief schmerzt, sie verachten zu müssen, da es ja im Gegentheile der Eigenliebe wohlthun müßte, über Andere sich erheben zu können? Diesen letzten Grundzug der Mündigkeit herzustellen, soll das Ziel des Erziehers sein, sowie auf den ersten bei den Zöglingen sicher zu rechnen ist. Denn die Erziehung ist nur erst dann wirklich vollendet, wenn eben diese Mündigkeit wahrhaft hervorgebracht worden ist. Bisher sind viele Menschen ihr ganzes Leben hindurch Kinder geblieben; Diejenigen, welche zu ihrer Zufriedenheit des Beifalles ihrer Umgebung bedurften und nichts Rechtes geleistet zu haben glaubten, als wenn sie dieser gefielen. Ihnen hat man als starke und kräftige Charaktere die Wenigen entgegengesetzt, die sich von fremdem Urtheile unabhängig zu machen und sich selbst zu genügen vermochten. Man hat diese in der Regel gehaßt, indeß man jene zwar nicht ehrte, aber sie dennoch liebenswürdig fand."

Daß ein nach diesen Grundsätzen allgemein erzogenes Menschengeschlecht ein ganz anderes sein würde als das jetzt lebende, und der Zustand der menschlichen Gesellschaft ein ganz anderer, als in welchem wir leben, mag ebenso wenig in Abrede gestellt werden, als es unverkennbar ist, daß es so um ein Unermeßliches besser sein würde als dermalen. Allein Eigensucht, Vorurtheile und Schwäche des Verstandes und des Charakters werden der Verwirklichung einer solchen Volkserziehung noch lange in den Weg treten. Gleichwol ist schon viel gewonnen dadurch, daß ihre Erkenntniß zur Sprache gebracht und das Verlangen darnach angefacht worden ist. Das Gute macht sich selbst Bahn, indem es allgemach in immer mehr Köpfe und Herzen eindringt, bis an der Spitze der Staatsverwaltungen und auf den Sitzen der Volksvertreter Männer aufstehen, welche, voll des Gedankens, dem Eifer seiner Ausführung Bahn machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine englische Schule der Höflichkeit.

Ein vor Kurzem in London erschienenes Büchlein unter dem Titel: „Hints on etiquette and the usages of society, with a glance at bad habits. By *Aymyos* etc." liefert auf 62 Duodezseiten eine Schule der Höflichkeit, welche allerdings im Vergleich zu Dem, was Hr. v. Stamohr unter uns in diesem Genre geleistet, nur plump und dürftig erscheinen. Der Verf. verbreitet sich mit englischer Breite über die Art und Weise, wie, und die Umstände, wenn man einige gesellschaftlicher Visiten Karten abgeben soll. Auch findet er es noch zu erwähnen, daß man bei Vorstellungen nie eine subalterne Person der vornehmern und nicht eine [illegible] vorzustellen, eine Regel, die in London wahrscheinlich noch Niemand gekannt hat. Gegen das Tabackrauchen eifert er so heftig als König Jakob von Schottland. Man soll keinesfalls rauchen, daß der Taback nicht in die Kleider zieht, soll sich den Kopf waschen und den Mund ausspülen, bevor man in Gesellschaft geht. „Welcher delicate Mann will sich in Gespräch zu einer Dame wenden, wenn er nach Tabacksgeruch und doch ist der Tabacksgeruch ebenso widerlich. Wer in Tabak raucht, zeigt sich als den widerwärtigsten Pseudostutzer und sonstiger Pöbel." Was das Tanzen so verlangt der Verf. einen ruhigen und geistigen Tanz, Wüthen und Rasen, Gesticuliren und Arbeiten mit dem Leibe. Der Verf. ist mithin ein Feind der Galoppade hat in London ganz besonders großen Spielraum sich formen, wo es in den feinsten Privatkreisen an der nung ist, daß ein galopirendes Paar über das Dem Ref. erzählte einst ein deutscher Ehemann, einem glänzenden Ball befand, welchen die Mutter quis Londonderry gab, wie dort in der Galoppade Paar so schrecklich zu Boden fiel, daß die Dame gleichsam leblos liegen blieb. Gutmüthig sprang Nähe stehende Deutsche hinzu, um der Verletzten und war eben im Begriff, ihrem Partner, der ganz und hölzern wieder aufrecht stand, einen als ihn noch zur rechten Zeit der Lord, der ihn rückzog und unwillig ihm zuflüsterte: „Mein hier für indiscret, wenn man Leuten aufhilft, liegen. Unsere Damen gewähren für solche Dank." Nun, wo man so rücksichtslos waltzt, dings das Tanzreglement des Hrn. Agogos sein.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in handlungen des In- und Auslandes zu haben:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823—1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der reiche Inhalt dieses Werks bietet einen Beitrag zur Charakteristik und Kenntniß des großen der sich in seinen Unterhaltungen und Gesprächen schiedensten und bedeutendsten Gegenstände des senschaft und Kunst so ganz offen aussprach.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 154. — 2. Juni 1836.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Dem Bedenken, woher die Kosten einer solchen allgemeinen Erziehung zu erschwingen sein möchten, begegnet der Verf. ganz richtig damit, daß grade ihre Allgemeinheit und Gleichförmigkeit eine große Menge von Verspliitterungen der Mittel vermeiden läßt, welche die jetzige Einrichtung des Erziehungswesens verursacht. Wäre aber auch dazu eine Abgabe von den Einwohnern zu erheischen, so müssen dieselben ohne großes Nachdenken sich überzeugen, daß sie durch diese einzige Ausgabe die meisten übrigen auf die wirthschaftlichste Weise besorgen oder vermeiden, und daß sie binnen Kurzem die Hauptausgabe ausmachen werde. Denn viele Ausgaben für andere Staats- und Policeianstalten müssen in dem Maße wegfallen oder sich doch verringern, als der Erfolg einer solchen Erziehung sich ausbreitet. Es kann deshalb auch keinem Zweifel unterliegen, daß jeder Einwohner zu dem Aufwande dieser wichtigsten aller Staatsanstalten beizutragen verbunden ist, gleichviel ob er selbst Kinder hat oder nicht, und ob er für dieselben davon Gebrauch macht oder nicht.

Ob aber der Staat befugt sei, alle Ältern zu nöthigen, ihre Kinder in die Staatserziehungsanstalten zu bringen, diese Frage läßt der Verf. hier (S. 108) unentschieden. Weiterhin verneint er geradezu dieselbe (S. 610), weil dadurch die persönliche Freiheit der Ältern, namentlich auf die geistige Entwickelung ihrer Kinder, beschränkt werden würde. Allein an einem andern Orte (S. 463) ist er, tiefer in die Sache eingehend, anderer Meinung, wie denn auch der ganze Zuschnitt des Planes darnach gemacht ist, daß kein künftiger Staatsbürger davon ausgeschlossen werden dürfe. „Keine Anstalt des Staats liegt in der That demselben so nahe als die Volksschule, welche den höchsten Zweck seiner selbst zu verwirklichen in den heranwachsenden Bürgern beginnen muß. Alle übrige Anstalten, durch welche Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, Person und Eigenthum geschützt, bürgerliche Gewerbe und Künste befördert werden sollen, stehen zwar sämmtlich im innigsten Verhältnisse zum Staate, fördern jedoch dessen Zweck entweder nur theilweise oder nur mittelbar, wogegen die Schule, welche dem Staate treue und tüchtige Bürger, einsichtsvolle Vertreter und Beamten des Volks erzieht, ganz und unmittelbar den höchsten Staatszweck grade da erfaßt, wo in den zarten Pflanzen die Veredelung der ganzen Art durchgreifend möglich, ausführbar und erfolgreich ist. Wer die im ewigen Fortschreiten begriffene Cultur auf irgend eine Weise hemmt oder hindert, handelt dem göttlichen Willen entgegen und wird verderblich." Ist sich der Staat nun bewußt, wie vorauszusetzen ist, daß die Volksschule so eingerichtet ist, wie es die möglich beste Erziehung zur fortschreitenden Cultur allgemein erheischt, so würde er sich selbst offenbar einer Unsittlichkeit theilhaftig machen, wenn er irgend Jemanden gestatten wollte, seinen Kindern diese Bildung vorzuenthalten; er darf hierin dem Einzelnen so wenig eine bessere Einsicht beimessen als bei allen andern Policeimaßregeln; er kann nicht zugeben, daß irgend Jemand ihm in den Weg trete, seine Jugend zu braven Bürgern heranzubilden. Die Kinder sind kein Eigenthum der Ältern. So wenig diese jene dem Staate vorenthalten oder entziehen dürfen, ebenso wenig mögen sie ihm in der Erziehung zum Bürgerthume vorgreifen.

Dies ist um so unwidersprechlicher, da das Schulwesen, welches die gleiche Grunderziehung aller Staatsbürger bezweckt, nach dem Verf. (S. 114) seinen bedeutenden Einfluß auf alle übrige Staatsverwaltungszweige ausübt, „sodaß eine ihres hohen Berufs würdige und demselben gewachsene Regierung in demselben das Volk, das sie zu regieren hat, im Keime erblicken und alle Zweige ihrer Verwaltung, welche die Leitung eines reifen Volkes zum Bedürfnisse macht, in demselben vorbereiten muß."

Indem der Verf. nun auf den Kreis der Unterrichtsgegenstände und die Methode übergeht und die Beides regierenden Grundsätze auseinandersetzt, vermissen wir hierbei diejenige Klarheit und Bestimmtheit, welche sonst demselben eigen und stets die Gefährtin einer richtigen und deutlichen Erkenntniß ist, daher hier auch Ausdrücke häufiger vorkommen, welche eine vielfache Deutung zulassen, z. B. „in den Mittelpunkt des Lebens setzen". Hätte der Verf. nicht am Schlusse die Anwendung von seinen Regeln in einem Beispiele selbst abgespiegelt (S. 248), würde uns Manches unverdaulich geblieben sein. Mit Zuhülfenehmung dessen aber haben wir uns folgende faßliche Regeln abgezogen.

Aller Volksunterricht muß von der Anschauung ausgehen und an diese sich beständig haltend fortschreiten, weshalb die Mittel dieser Anschauung möglichst vielseitig, reich und umfassend, zugleich aber auch der jedesmaligen Begriffssphäre der Kinder entsprechend sein müssen. So soll bei dem allerersten Unterrichte das Modell eines einfachen, aber in seinen Theilen zusammengesetzten und mit allem Zubehöre versehenen Bauerhauses die Anleitung geben, alles Dasjenige vorzunehmen, was dem ganzen Familienleben angehört, und die Kinder anzuleiten, darüber nachzudenken und nachzufragen, von welcher Beschaffenheit es ist, woher es entsteht, wie es geworden ist und wozu es dient?

Es soll die Mittelstraße zwischen Armseligkeit des Wissens und Vielwisserei gehalten und beiweitem mehr in die Tiefe der Erkenntniß als in die Breite gegangen werden. Der vollendete Volksunterricht soll außer dem Lesen, Schreiben, Zeichnen und Gesang, Naturbeschreibung und Naturlehre, Körperlehre, Erdbeschreibung mit Statistik, Ökonomie, Technologie, Geschichte, Rechnen, Messen, Gesetz- und Staatsverfassungskenntniß, Sitten- und Religionsunterricht, Wohlanständigkeitslehre und Dichtkunst umfassen.

Allein alle diese Doctrinen sollen nicht als besondere Wissenschaften vorgetragen, nicht von Wissenschaft zu Wissenschaft, oder von Lehre zu Lehre fortgeschritten, noch weniger irgend eine nach einem Systeme schulgerecht abgehandelt werden, sondern der Lehrer soll sie insgesammt in großer Ausdehnung inne

Digitized by Google

haben und aus dem Reichthume seines vielseitigen Wissens jedesmal nach Anleitung der einzelnen Merkmale des gewählten Gegenstandes der Anschauung und nach Maßgabe der Fassungskraft seiner Schüler Dasjenige auswählen, worin sie, mehr fragend und erzählend als vortragend unterwiesen werden sollen. Dabei jedoch der Lehrer sich selbst einen Leitfaden zur Beobachtung der Ordnung und des Überganges vom Leichtern zum Schwerern entwerfen muß. Er muß also darauf sinnen, was aus seinem Wissensvorrathe auf der Bildungsstufe seiner Schüler dazu taugt, daß sie es sich aneignen und durch dessen Erkenntniß ihre Geisteskräfte üben? „Systeme gesonderter Lebenskenntnisse, selbst wenn sie mit Verstandesübungen verbunden sind, nehmen in Trivialschulen immer nur einseitig die Geisteskräfte in Anspruch; das Gemüth bleibt ungerührt, die Anwendung und die Lebensweisheit unbeachtet, und die Ausbildung für die Menschheit unterbleibt."

„Der Unterricht muß stets von dem Grundsatze ausgehen, die Gegenstände des geselligen Lebens in einer bestimmten Abstufung vom Familienverbande bis zum Völkerbande zu umfassen, damit sie insgesammt, so weit sie in diesem Kreise sich befinden und wirksam sind und des Wissens und Erkennens würdig und wichtig, darauf bezogen werden und dadurch eine vollständige Erkenntniß dieses Lebenskreises hervorgebracht werde." Mit dem Fortschreiten der Classen erweitern sich solchergestalt beständig die Kreise des Wissenswürdigen und des Unterrichts.

„Der schlimmste Feind des Jugendunterrichts war bisher das Schulmeisterthum. In unserer Zeit wird dasselbe verdrängt durch einen andern Feind desselben, der fast noch schlimmer ist, die Methodensucht. Jenes achtete den menschlichen Geist gar nicht, sondern nahm nur das Gedächtniß, den Mund und die Hände in Anspruch. Durch die Methodensucht wird aber der menschliche Geist ohne Hinblick auf seine Bestimmung einseitig gefesselt, oder in einen künstlichen Mechanismus eingepreßt. Dem Methodenmanne ist es nicht um das große Ziel des Menschenunterrichts zu thun, sondern nur darum, den herkömmlichen Fachunterricht in den Schulen zu erleichtern und die Fortschritte zu beschleunigen." Allein dieser Tadel trifft doch nur die Übertreibung und den Misbrauch des Methodenwesens. Jeder in Materie und Form geordnete Unterricht muß an und für sich eine Methode befolgen; ohne Methode ist kein Lehrplan denkbar oder ausführbar. Unter mehren Methoden muß es aber für jede Disciplin eine relativ beste geben. Um daher nicht das Kind mit dem Bade auszugießen, darf der Nutzen des richtigen Gebrauchs nicht über den Tadel des Misbrauchs übersehen werden. Richtig aber ist, daß die für einen Gegenstand dienliche Methode darum noch nicht für einen andern verschiedenartigen tauglich ist, und daß zur Vollendung des Unterrichtszweckes eine Methode der innigen Verbindung aller verschiedenen Fächer der Wissenschaft zu dem einen Zwecke der Kenntniß des menschlichen Lebens und Seins unentbehrlich ist, welches nach vollendetem Unterrichte in den einzelnen getrennten Disciplinen nicht mehr, oder doch nur schwer zu erzielen sein würde. Darin eben besteht der Unterschied der wissenschaftlichen Ausbildung von dem Trivialunterrichte der Form nach, daß jene nothwendig systematisch geschehen muß, dieser rhapsodisch die einzelnen Früchte der Wissenschaft nach äußern Veranlassungen verbinden kann. „In der Volksschule muß das hauptsächliche Bestreben dahin gehen, daß der Lebenstrieb durch die Entwickelung des Vernunftvermögens seine Erleuchtung und seine Form der Bewußtwerdung erhalte, um in derselben mit Bewußtsein fortzuwirken. Die Natur war bis dahin die Schule des Kindes. Wenn es aus dieser in eine andere versetzt wird, darf in der neuen nicht alsbald ein entgegengesetzter Gang eingeschlagen werden, sondern es muß nur in angemessenen Abstufungen der Gang jener mehr aufgeklärt und verdeutlicht werden. Aller Unterricht muß so angelegt werden, daß er immer eine praktische Beziehung für das Leben erhält. Auf jeder Stufe des Unterrichts sind die Unterrichtsgegenstände als Zweige der Gesammterkenntniß eines mensch-lichen Lebenskreises zusammenzufassen und als zusammengehörig in der natürlichsten Verbindung zu behandeln. Es soll der Mensch und das Kind durch sich selbst, durch eigne Betrachtung seiner selbst und der Natur um ihn, durch eignes Erkennen der und seines Geschlechts im All, durch eignes Empfinden, Festhalten der Idee des Göttlichen, das Vorbild des Wollen seines wahren Lebens in seiner Seele erzeugen, stufenweis immer mehr zu dieser Höhe und Stärke zu erfassen, ist die Aufgabe einer richtigen Unterrichtsmethode; in Benutzung des Lebenstriebes und seiner Wirksamkeit zu Thätigkeit ist der Weg, den sie einschlägt."

Im zwölften Capitel, einem der schönsten und belehrendsten, setzt der Verf. ausführlich nicht allein die Vortheile, sondern Unentbehrlichkeit der Gymnastik oder des Turnens für die genderziehung sowol für die körperliche als auch für die bildung des Gemüthes und des Charakters auseinander, hat deshalb auch den Ausspruch Plato's zu seinem Motto wählt. „In der Erziehung müssen Gymnastik und der einen Seite und die Musenkunst nebst aller Wissenschaft auf der andern gleichmäßig zusammenwirken." Er zeigt, wie viele körperliche Übel und Gebrechen durch das Turnen theils gehoben, theils verhütet werden, wie die Muskel- und Nervenkraft dadurch gestärkt, die Brust erweitert, das arterielle Blut, als die Quelle des erhebenden Leibeslebens vermehrt, die Sinne und die Aufmerksamkeit geschärft, der Geschlechtstrieb, in dessen Reizbarkeit die hauptsächlichste Ursache der Zeitübel besteht, zum Schweigen gebracht, der Sinnenreiz geschwächt, Gewandtheit und Entschlossenheit dadurch erworben, und Muth und Männlichkeit gehärtet wird. Wahrlich, es war der Anfang einer bessern Zeit, als die Regierungen die Turnanstalten beförderten, mit deren Unterdrückung alle Rückschritte begonnen haben, von denen wir noch nicht wissen, wohin sie führen werden.

Im folgenden Capitel erörtert der Verf. die eigentliche Bestimmung der Gewerbschulen, als des den Gewerbtreibenden über den Grund und die Hülfsmittel und die Beschaffenheit der Gegenstände ihrer Hantirungen zu ertheilenden Unterrichts und der Übung der dazu dienlichen Fertigkeiten und Vorkenntnisse. Er unterscheidet sie noch von den polytechnischen Anstalten, für welche jene nur als Elementarschulen anzusehen sind. Sie sollen nach ihm von den Lehrlingen neben der praktischen Unterweisung ihrer Hantirungen besucht werden, und dieselben haben in wöchentlich neun Stunden im Zeichnen, der Mathematik, Experimentalphysik, technischer Chemie, Naturgeschichte, Geo- und Menschenkunde, Klugheitslehre und Religion Unterricht zu empfangen.

Ähnlich diesen Gewerbschulen mögen denn auch andere Unterrichtsanstalten für besondere Zweige solcher Kunst- und Wissenschaftsausübungen bestehen, deren die Gesellschaft und der Staat zu ihrem Wohlleben bedarf, als da sind Handels-, Kriegs- und Künstlerschulen, auch Seminarien. Ja, es wäre wol zu bedenken, daß im Grunde für die Betreibung vieler Fächer ein sehr unnützer Aufwand in der Vorbereitung dazu getrieben wird, welcher denn wieder größere Ansprüche begründet, und daß der Gesellschaft viel damit gedient sein würde, jenen wie diese zu vermindern. In den meisten praktischen Fächern sind es immer nur Wenige, welche einer wahrhaft wissenschaftlichen Ausbildung bedürfen, das heißt einer solchen, welche über Grund und Ursache des gesammten Inbegriffs des Wissens in einem Fache Rechenschaft gibt und damit zugleich zur weitern Förderung desselben befähigt. Die Allermeisten nehmen doch nur im Leben die Lehrsätze der Wissenschaft auf Treu und Glauben an und benutzen sie für die Anwendung. Für diese Meisten ist die jetzt übliche wissenschaftliche Ausbildung eine Verschwendung an Kräften, Zeit und Geld; man stifte für sie Schulen, in denen sie, was sie brauchen, lernen, zugleich aber es gehörig zu brauchen geübt werden. Dahin rechnen wir die

Digitized by Google

…ungen und Accoucheurs, die Bauinspektoren, die Bergleute von …fesser und alle Rechtskundige für die Notariats- und Actuariatsgeschäfte. Doch darf diese Maßregel auch nicht zu weit getrieben werden, damit der Schlendrian auch nicht dort Raum gewinne, wo es in der That um ein bewußtes Verständniß der Wissenschaft sich handelt, wie z. B. bei allen Richterposten, oder praktischen Ärzten und den Predigern.

Noch verdient eine Bemerkung des Verf. große Beherzigung. Jetzt wählt jeder junge Mensch sein künftiges Berufsfach, wenn es sein mindestens kennt, oder es wählen für ihn Ältern und Verwandter, ohne sich sonderlich darum zu kümmern, ob er dazu die erforderlichen Anlagen besitze. Nirgend ist diese traurige Erscheinung häufiger zu machen als in den Schullehrerseminarien. Dadurch gehen viel Kräfte nutzlos verloren, welche am gehörigen Orte verbraucht nutzbar werden könnten, und es kommen, was noch schlimmer ist, viele schlechte Subjecte ins Amt, wo der Schaden nicht zu berechnen ist, den sie stiften. Dies ist aber der guten Policei unstreitig zuwider. Diese darf zwar nicht so weit gehen, wie die Recruten für die russische Harmonie-Musik, alle junge Leute nach ihren Anlagen in die verschiedenen Aemter vertheilen und die brauchbarsten für jedes aussuchen zu wollen (S. 505). Es mag nicht einmal Denen, welche aus eigenen Mitteln die Kosten ihres Studiums erschwingen, verwehrt werden, dies nach ihrem Belieben zu treiben und es demnächst von ihrer Prüfung abhängen zu lassen, ob sie zu einer Anstellung tauglich sind, oder nicht? Aber zweierlei wäre doch nöthig und nützlich. Einmal, daß Diejenigen, welche für ein Fach gar kein Talent haben, bei Zeiten davon abgehalten werden, und zu dem Ende eine Vorprüfung eingeführt werde; und zweitens, daß zu öffentlichen Unterstützungen und zu Anstalten, die auf öffentliche Kosten unterhalten werden, nur solche Zöglinge gelassen werden, welche vorzugsweise Anlagen und Geschick dazu zu haben, die Besten am ersten. Die Menge der Studirenden hat weder der Wissenschaft noch dem Staatsdienste Vortheil gebracht.

Die Gelehrsamkeit, und zu ihrer Förderung die Gelehrtenschulen, wovon das vierzehnte Capitel handelt, betrachtet der Verf. als dem Berufe, „vermöge dessen sie die wissenschaftliche Bildung der Menschheit an sich zu fördern habe, mithin bei dem Errungenen nie still stehen dürfe, sondern im Bewußtsein ihres Zweckes das Gute und Böse in jeder Zeit sichten, jenes fördern und vermehren, dieses bekämpfen und vertilgen müsse, damit durch einen stets fortgehenden Kampf der Gelehrtenschule gegen alles Verderbliche des jedesmaligen Zeitgeistes das Gute immer mehr rege und das Göttliche im Menschen immer mehr hervortrete. Würde die Gelahrtheit überhaupt in irgend einer Zeit aufhören, für das Bessere zu ringen und zu kämpfen gegen das Schlechte, so würde sie die Schuld des Rückschrittes der Menschheit auf sich laden, eine Sünde, welche, gegen das ganze Menschengeschlecht begangen, viel größer sein würde, als jedes ein Verbrechen gegen einen Einzelnen. Da die Menschen nie so gut sind, als sie sein und werden sollen, so muß auch die Bildung derselben zur Vollkommenheit fortdauern; und da sie nie so schlecht sind, daß das Gute bei ihnen keinen Eingang mehr fände, so kann auch die tröstliche Hoffnung den schwankenden Muth wiederaufrichten, daß der mühevolle Kampf nicht vergeblich sein werde. Was der Mensch nicht zu vollenden vermag, das beginnt er dennoch im Vertrauen auf Dessen Macht, der herrlich Alles hinausführt. Denn es ist noch kein Werk aus Gott, alles unvernünftigen Gegenstrebens ungeachtet, jemals untergegangen."

„Soll die Gelehrtenschule für die Annäherung an das Ideal der Menschheit, für das Vollkommenere gegen das Unvollkommene kämpfend, thätig mitwirken, so darf sie keine einzelne Art der Geistesstructur vernachlässigen, sondern sie muß nach einer gleichmäßigen Ausbildung und Stärkung aller menschlichen Kräfte streben, mithin die physische, intellectuelle, ästhetische und religiöse Ausbildung mit gleichmäßiger Sorgfalt behandeln. Der Mensch soll zu einer organischen Ausbildung seiner Kräfte gelangen, was eine ebenmäßige, nebeneinander fortlaufende Behandlung aller seiner Vermögen erfodert." „Das Ziel der intellectuellen Cultur, die klarste Erkenntniß der reinen Wahrheit soll auch für die Schule das Ziel des menschlichen Wissens sein, womit jedoch die Entwickelung des Schönheitssinnes und Gefühls und die Bethätigung der gewonnenen Ideen des Guten nicht ausgeschlossen werden. Reine freie Geistesbildung soll das Leben des Geistes in sich gestalten und in allen Verhältnissen des Seins und Wirkens zur Erscheinung bringen."

Erwägend die einzelnen Gegenstände des Unterrichts auf den Gelehrtenschulen, urtheilt der Verf. sehr richtig, daß die Philosophie in keinem ihrer Theile dahin sich schicke. Möchte indessen hiervon nicht mit der empirischen Psychologie eine Ausnahme gemacht werden, eben weil sie mehr eine Erfahrungs- als speculative Wissenschaft ist?

Dagegen ist der Verf. durchaus für die Mathematik, jedoch nur beschränkt auf alle Theile der reinen Mathematik bis zur Analysis und mit Ausschluß aller angewandten Mathematik.

Als die Hauptdisciplin sieht er die Betreibung der alten Sprachen an, wofür er die Benennung der Humaniora überaus passend findet, weil nichts formell zur Schärfung und Stärkung der Geistesvermögen so viel wirke als das Eingehen in die Regeln einer fremden ausgebildeten Sprache und in die ihr verschiedene Begriffsbezeichnung in derselben, und weil der jugendlich kräftige und erhabene Inhalt der alten Classiker zugleich materiell den Verstand und das Gefühl in Anspruch nehme. Er rühmt insonderheit an den alten Classikern (S. 480), daß sie Nüchternheit und Schwulst, an welchen Extremen die neuere Literatur oft leidet, vermeidend, sichtbar dahin getrachtet haben, aus jedem ihrer Werke ein Kunstwerk zu machen und demselben grade so viel Schmuck zugetheilt zu haben, als der Gattung angemessen war, zu der es gehörte, sodaß an diesen vollendeten Meisterstücken der redenden Künste das Schönheitsgefühl und der Geschmack auf vielfache Weise geübt und gebildet werden mögen. „Der Jüngling befindet sich unter Hellas und Roms großen Geistern, die, obgleich mit männlicher Einsicht und Weisheit, dennoch aber mit jugendlicher Wärme zu ihm reden, in einem Kreise, wo er heimisch werden möchte. Stoff und Form in harmonischer Schönheit, Freiheit im Denken und Handeln, Einigung der Wissenschaft und des Lebens ziehen den für höhere Eindrücke Empfänglichen mit mehr als magischer Kraft an sich. Der Geist eines Volkes, welches sich organisch ausgebildet hat, sodaß die Bildung von der niedrigsten Stufe der Menschheit immer weiter und weiter geschritten ist, ohne irgend eine Stufe zu überspringen, muß eine allgemein bildende Kraft auf die Völker äußern, welche diesen auf eine seltene Höhe gebrachten Entwickelungsgang verfolgen und jene Bildung in sich aufzunehmen versuchen." „Die schlechte Kunst der Buchmacherei wirkt auf die Literatur so nachtheilig als Brotstudium und todte Gelehrsamkeit." Auf die Erscheinung der Schriften bei den Alten hatten weder Gelehrtenstolz, noch Büchermessen, Buchhändlerspeculationen oder Honorare Einfluß. Was Jahre lang durchdacht, ergründet, im Leben selbst erprobt und bestätigt worden war, das legten die Schriftsteller der Alten für Mit- und Nachwelt in ihren Kunstwerken nieder, deren Form den Gesetzen der Schönheit durch unermüdetes Bestreben entsprach." Als reine Nahrung für Geist und Herz soll daher das Studium der Classiker die Hauptbeschäftigung auf den Gelehrtenschulen abgeben und dabei das Schreiben und Sprechen des Griechischen und Lateinischen geübt werden; weil eben diese Übungen am meisten das Eindringen in den Genius der fremden Sprachen erleichtern. Das Hebräische und ein paar neuere Sprachen sollen zwar ebenfalls daneben getrieben werden, jedoch nur so, daß sie den Alten nicht viele Zeit wegnehmen. Obenan aber stellt der Verf. die Muttersprache, deren gründliches grammatisches Studium sowie häufige Stylübun-

Digitized by Google

gen. Alle Versuche und Übungen in der Fertigkeit beschränkt er lediglich auf die Muttersprache.

Wenn aber auch dem Verf. darin Recht gegeben wird, daß die Muttersprache allein nicht zu der vielseitigen und gründlichen Übung der Geisteskräfte ausreicht, welche die Schule erfordert, und daß durch das Studium der alten Sprachen wegen der in einem fremden Idiom für den Lernenden sich findenden größern Schwierigkeiten der Geist nicht nur strenger geübt, sondern auch auf eine eigenthümliche Weise, da diese altclassischen Sprachen im Munde der Lebenden ausgestorben und nur durch tiefes Eindringen in ihren Sinn und durch glückliche Gewandtheit in ihrem Gebrauche wiederzubeleben sind, geweckt, genährt und ausgebildet wird, so folgt doch aus alle dem nicht, daß das Betreiben derselben die Hauptbeschäftigung auf den Gelehrtenschulen abgeben müsse. Vielmehr hat der gelehrte Pauli längst mit Gründen, die der Verf. keineswegs entkräftet hat, dargethan, wie nachtheilig diese Gewohnheit ist. Allerdings ist die Kenntniß der alten Sprachen ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Gelehrten vom Fache wegen des Quellenstudiums; und da sie um deswillen einmal getrieben werden müssen, so ist es zweckmäßig, sie zugleich zum formalen Bildungsmittel zu benutzen, aus dieser Ursache auch das Schreiben in denselben zu üben. Das Sprechen hingegen kann ganz beseitigt werden, zumal, wie der Verf. selbst eingesteht, sie zur Sprache der Wissenschaften nicht mehr brauchbar sind. Über jenen Zweck hinaus verfällt man folglich in den Fehler, das Werkzeug über das Werk zu stellen und zu vernachlässigen. Die heidnische Denkweise ist von Grund aus eine ganz andere als die christliche. Was die alten Classiker in diesem Betrachte wegen dieses Unterschiedes als formale Verstandesübung voraushaben, das wird beiweitem rücksichtlich der Vernunftübung mehr eingebüßt, indem es offenbar einen Widerspruch enthält, die jungen Seelen erst ganz in den Geist des Heidenthums einzuweihen, damit dieser demnächst wieder durch das Eindringen in den Geist des Christenthums ausgetrieben werde. Die alten Sprachen sollten auf der Schule daher nur so weit cultivirt werden, als zum leichten Verständnisse Dessen erforderlich ist, was in diesen Sprachen geschrieben worden. Die dadurch zu erübrigende Zeit wird nützlicher auf das gründlichere Studium neuerer Sprachen und auf solche Realien gewendet werden, deren Entbehrung einen unleugbaren Mangel bewirkt, als da sind Rechts- und Verfassungskunde, Anthropologie, Archäologie, vaterländische Antiquitäten und Mythologie, Experimentalphysik und Elementarchemie, physische Geographie und Statistik. Jede Sprache hat ihren eignen Genius, deren sorgfältige Vergleichung eine treffliche Übung abgibt; jede hat ihre verschiedenen Zeitalter, eine jede ihre großen Classiker. Nur diese dürfen in allen Sprachen den jungen Leuten in die Hand gegeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brillenlose Reflexionen über das jetzige Heilwesen, nebst Beleuchtung der dem Kaiser Franz, dem Erzherzog Victor Anton und dem Prinzen August von Portugal zu Theil gewordenen Behandlung. Von Krüger-Hansen. Güstrow, Opitz, 1835. Gr. 8. 14 Gr.

Wie in seinen frühern Schriften, so scheint es der Verf. auch in dieser darauf angelegt zu haben, die ganze heutige Medicin bei Laien als eine Art von methodischer Giftmischerei zu verschreien und verdiente Männer, unter denen sich zum Theil ehrwürdige Namen, wie v. Stift, v. Vogel, Horn befinden, auf die gemeinste Art zu verunglimpfen. Nur zu deutlich leuchtet daraus die Absicht hervor, durch fortgesetztes Geschrei die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen und sich das Ansehen zu geben, als sei man der Auserkorene, der Gewaltige, für den selbst der Tod Respect haben müsse. Die

[illegible] Angriffe auf die Leibärzte der auf den [illegible] Thronen hohen Häuptern und die Behandlung ihrer [illegible] uns, die sich — heautidida dicta! — auf nicht [illegible] auf einige magere Zeitungsartikel gründet, [illegible] den gehörigen Calat und gibt, mit den Schein [illegible] nen Größe und Infallibilität im Gegensatze, nicht [illegible] zu verstehen, wem eigentlich jene gelehrten [illegible] sorge für ihre Gesundheit anvertrauen sollten.

Daß es der Medicin noch an Manchen gebricht, [illegible] als vollendete Kunst und Wissenschaft begehren zu [illegible] es unter den Ärzten, wie unter andern Künsten [illegible] und schlechte gibt, welche den Namen eines [illegible] verdienen, gibt jeder Vernünftige zu; daß es [illegible] Wissenschaft und deren Ausübung nicht so [illegible] der Verf. vorgibt, geht schon daraus hervor, [illegible] yer's interessanten „Beiträgen zur medicinischen [illegible] Staatsarzneikunst" die Lebensdauer der Menschen gegen ehemals offenbar zugenommen hat, [illegible] europäischen Hauptstädten die wahrscheinliche [illegible] laufenden Jahrhundert über 29 Jahre beträgt, [illegible] abgewichenen Jahrhundert kaum auf 8—10 [illegible] Solche Berechnungen sprechen offenbar lauter als [illegible] über Verfall der Arzneikunst; denn wollen wir [illegible] Resultat auch nicht allein ihrem wohlthätigen [illegible] ben, so beweist es doch so viel, daß sie nicht, [illegible] glauben machen möchte, als verheerende und [illegible] tenz einwirke. Der Verf. beweise uns zum [illegible] glaubigte und wahrhafte Berechnungen aus seiner [illegible] sich das Verhältniß der von ihm gründlich [illegible] Ungeheilten und Todten stellt, denn mit Angabe [illegible] licher Fälle und glücklich behandelter Epidemien [illegible] gedient. An seinen Früchten wollen wir ihn [illegible] seine Behandlungsweise wirklich Vorzüge vor der bisher [illegible] bar gewesenen, so kann er sicher darauf rechnen, daß [illegible] erkennung finden wird. Aber das wahre Verdienst [illegible] bescheiden und gerecht gegen Andere, es hält es unter seiner Würde, sich durch Schimpfen und Klatschen Einen [illegible] Menge zu verschaffen, die leider nur zu oft den Schein für die Sache hält und in rein wissenschaftlichen Dingen kein Urtheil hat.

Notiz.

Die Macht der Beredtsamkeit.

Im Leben des Cicero (Cap. 29) erzählt Plutarch einen Zug von der Macht, die dessen Beredtsamkeit geübt habe. Er hatte den Ligarius zu vertheidigen, der Cäsar's Feind und Anhänger des Pompejus war. Die Verurtheilung war schon gut als gewiß, die Vertheidigung nur zum Schein gewählt worden. Allein Cicero sprach nach Angabe des Plutarch ergreifend und schilderte eine Scene aus der pharsalischen Schlacht so lebendig, daß Cäsar erbleichte und [illegible] die er in den Händen hatte, unwillkürlich zu Boden [illegible] ließ. Es ist wahrscheinlich die Stelle im 3. Capitel [illegible] für den Ligarius gewesen, wo er einen andern Anhänger des Pompejus, Tubero, den Cäsar längst begnadigt hatte, mit nacktem Schwerte überall auf dem Schlachtfelde nur die Seinigen aufsuchen läßt, diesen zu ermorden. Ob die Anekdote wahr sei, ist zu bezweifeln, insofern Cicero in den Briefen, die Plutarch selbst (z. B. ad familiares, VI, 12, 14) nicht kannte, sondern ihm nur überhaupt meldet, daß Cäsar sich sehr mild über ihn geäußert habe. Ist sie jedoch begründet, so gibt sie einen überraschenden Beweis von der Macht, die Cicero's Beredtsamkeit übte, insofern er [illegible] de da sollte, wo er am [illegible] Tubero begnadigt, der ihm [illegible] tete, um wie viel mehr [illegible] nur dem Feinde abgenommen [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 155. — 3. Juni 1836.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Treffend übrigens bezeichnet der Verf. (S. 416) die Grenze des Sprachunterrichts auf der Schule und auf der Universität. „Dort soll Sprachkenntniß, hier Sprachforschung (Philologie) getrieben werden. Wenn er aber ferner der obersten Schulclasse dennoch die reine und vergleichende Sprachlehre zuweisen will (S. 402), welche doch nichts Anderes ist, als entweder eine synthetische oder analytische Philosophie der Sprache und schon einen überreichen Schatz von Sprachkenntnissen voraussetzt, so greift er damit offenbar der Philologie und Philosophie, also der Universität vor. Eine ganz andere Foderung ist es, daß besonders die Muttersprache, aber auch die übrigen, nach einer philosophisch geschriebenen Grammatik behandelt werden müssen.

Nächst dem Sprachstudium erklärt der Verf. den pragmatischen Unterricht in der allgemeinen und vaterländischen Geschichte für diejenige Disciplin, worauf die Schulzeit zu verwenden ist, und verlangt ferner, daß die christliche Religion, vornehmlich die Moral der Lehre Jesu, aus dem Neuen Testamente selbst entnommen, ununterbrochen fortgesetzt werde, worin man ihm nur beipflichten kann. Aber er warnt auch, „daß Derjenige nie diese Wahrheiten sich zu eigen machen werde, der sie ohne Nachdenken und ohne eigne Geistesanstrengung erlernen zu können wähnte. Denn dadurch, daß Andere vor uns gedacht haben, ist uns zwar die Arbeit des Denkens erleichtert, doch sind wir derselben nicht überhoben worden. Grade hier, wo selbständiges Denken zum wahren Wissen so nothwendig ist, lassen sich Viele aus Hang zur Träumerei oder auf Anrathen Derer, denen sie höhere Einsicht zutrauen, in einen, vernünftigen Wesen unwürdigen Seelenschlaf einlullen. Verstand und Vernunft müssen bei der religiös sittlichen Erkenntniß theils dem Gefühle vorausgehen, theils ihm stets zur Seite stehen, wenn nicht ein fehlerhafter Mysticismus, eine gefährliche Schwärmerei einreißen soll. Intellectuelle Cultur bereitet einen vernünftigen Glauben vor. Denn sie entwickelt uns die Gründe von Allem, was ist und gedacht wird, und überzeugt uns dadurch, daß sie bei dem Streben nach Wahrheit in die höchste Sphäre menschlichen Denkens gebracht wird, wo das Wissen sich dem Glauben unterordnen muß, von der Nothwendigkeit des religiösen Glaubens. Dieser religiöse Glaube, auf welchen uns Geist, Gemüth und Wille führen, wird um so mehr auf das Besserwerden der Menschen hinwirken, je größer die Herrschaft ist, welche er über das ganze Sinnenleben nach und nach erlangt hat, indem er es wechselseitig in seiner Entwickelung unterstützt und fördert. Aber auch nur da, wo der Geist die reinste Wahrheit erforscht, das Gemüth die vollkommenste Schönheit liebt und der Wille das Heiligste in der That zu erringen strebt, kann ein vernünftiger, der Gottheit und Menschheit würdiger Glaube gefunden werden.“ „Es muß deshalb in der Schule auf den Religionsunterricht aller übrige Unterricht so bezogen werden, daß das religiöse Princip, sowie es die Ideen des Wahren und Schönen zugleich in sich faßt, auch alle Unterrichtsgegenstände für intellectuelle und ästhetische Cultur durchdringe und ihnen eine höhere Weihe gebe. Ganz vornehmlich gilt dies von der Geschichte. Schon das möchte ein Beweis für den großen Einfluß der Weltgeschichte auf die Moralität sein, daß sie zur Erläuterung der einzelnen Gebote des Sittengesetzes dadurch wesentlich beiträgt, daß aus ihr Beispiele hergenommen werden, welche durch die Wahrheit des Geschehenseins alle erdichtete an Kraft übertreffen. Die christliche Moral müsse für die Schüler der Maßstab sein, an welchen sie die Handlungen, die in der Geschichte erzählt werden, zur Beurtheilung zu halten gewöhnt werden.“ „Aber die größte Aufmunterung für den Christen, das Sittengesetz zu befolgen, liegt in dem Gedanken, daß Gott, der Schöpfer und Erhalter des menschlichen Daseins, sowol die Gesetze der Vernunft als der reinen Lehre Jesu dem Menschen gegeben hat, damit er durch deren Befolgung seine Bestimmung erfülle. Das Leben in Gott, oder die ungestörte Richtung des Geistes und Gemüthes auf ihn, und das Bestreben, im Denken, Wollen und Thun das Abbild Gottes zu sein und in allen, auch noch so schwierigen Lagen im festen Vertrauen auf seine Leitung der menschlichen Schicksale auszuharren, wird die jungen Gemüther für die christliche Religion erwärmen. Der Lehrer wird dem Schüler zeigen, daß Religion ohne Augend undenkbar und eine Gotteslästerung sei, und daß der Eudämonismus (die Lehre vom Genusse) alle Augend aufhebe und von Gott immer weiter entferne.“

Das Wesen der Universitäten (S. 491) besteht nach dem Verf. darin, daß durch dieselben nicht blos in Kenntnissen unterwiesen wird, wie auf den Schulen, noch daß die vorhandenen Kenntnisse weiter verarbeitet werden, welches Geschäft er hauptsächlich den Akademien zuweist, sondern daß auf ihnen die Einsicht in die Natur der Kenntniß überhaupt und aller Zweige derselben eingeleitet, gepflegt und bearbeitet, daß die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange mit philosophischem Geiste aufgefaßt und durchdrungen werde. „Diese Erzeugung und Erziehung liegt ihnen ob, und damit bildet sie den Übergangspunkt zwischen der Zeit, wo durch eine Zugrundlegung von Kenntnissen durch eigentliches Lernen die Jugend erst für die Wissenschaft vorbereitet wird, und derjenigen, wo der Mann in der vollen Blüte des wissenschaftlichen Lebens das Gebiet der Erkenntniß erweitert und schöner anbaut“, oder davon Anwendung für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft macht. Allein so richtig hier die Bestimmung der Universitäten angegeben ist, so wenig kann man zugeben, daß Akademien bei dem heutigen Stande der Wissenschaft noch ein Bedürfniß sind, ausgenommen solche, worin praktische Theile derselben oder der freien Künste geübt werden, z. B. Berg-, Bau-, Malerakademien. Außerdem gehören Akademien nur dem Jünglingsalter der Wissenschaft an. In ihrem Mannesalter, wenn die Wissenschaft ein nationales Ge-

Digitized by Google

meingut geworden ist, werden sie, nach ihren Leistungen in der Erfahrung, ein herkömmlicher Luxusartikel, dessen Erübrigung zwiefachen Nutzen bringen würde. Da die Wissenschaften lediglich durch ihre Erforschung selbst zu vervollkommnen sind, so ist jeder wahrhafte Gelehrte ein geborener Akademiker, und die Lehrer an den Hochschulen sind es von Amtswegen, weshalb denn auch die Universitäten, insofern nicht von ihrer Bestimmung für die Studirenden, sondern von der Gesammtheit der Lehrer und ihres wissenschaftlichen Berufs die Rede ist, mit Recht allgemein Akademien heißen.

„In Betreff der studirenden Jugend hat es die Universität mit der Einleitung eines ganz neuen Processes und mit der Beaufsichtigung seiner ersten Entwickelung zu thun, eines wahrhaft geistigen Lebensprocesses. Die Idee der Wissenschaft in den mit zureichenden Kenntnissen ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiete, dem jeder sich vorzugsweise widmen will, sodaß es ihnen zur Natur werde, Alles aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzusehen und in einen großen Zusammenhang, der Einheit und Allheit der Erkenntniß einzutragen, damit sie lernen, in jedem Denken sich der Grundsätze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen, selbst zu forschen, zu erfinden und hervorzubringen, oder mit Bewußtsein und Sicherheit anzuwenden, allmälig in sich ausarbeiten, das ist die Aufgabe der Universitäten."

„Die Hochschulen leiden je länger desto mehr darunter, wenn der Staat sie als Anstalten ansieht, in welchen die Wissenschaften nicht um ihrer selbst, sondern um seinetwillen betrieben werden; wenn er das natürliche Bestreben derselben, sich ganz nach den Gesetzen zu gestalten, welche die Wissenschaft fordert, mißversteht und hindert, und sich fürchtet, dafern er sie sich selbst überließe, würde sie bald Alles in dem Kreise eines vom Leben und von der Anwendung weit entfernten Lehrens umdrehen, und es würden die Zöglinge in die bürgerlichen Geschäfte nicht hineinwollen, noch hineinpassen, aus welcher Furcht seit längerer Zeit die Staaten sich leider der Sache über Gebühr angenommen haben." „Wo aber eine Regierung die Universitäten, den Mittel- und Ausgleichungspunkt aller Erkenntniß, zerstückt und durch Einführung von Specialschulen an deren Stelle die wissenschaftlichen Bestrebungen zu vereinzeln und aus ihrem lebendigen Verbande herauszureißen trachtete, da darf man nicht zweifeln, die Absicht oder wenigstens die unbewußte Triebfeder eines solchen Verfahrens sei auf Unterdrückung der höchsten freien Bildung und alles wissenschaftlichen Geistes gerichtet, die unausbleibliche Folge davon aber das überhandnehmen eines handwerksmäßigen Wesens und kläglicher Beschränktheit in allen Fächern."

Die akademische Freiheit, und mit ihr also auch die Möglichkeit ihres Mißbrauches, ist der Athem des Lebens der Hochschulen, und ihnen zum letztern ebenso unentbehrlich als dem Körper. Sie besteht auf Seiten der Lehrer in der uneingeschränkten Bearbeitung der Wissenschaft und der ungehinderten Mittheilung der Ergebnisse dieser Arbeiten, auf Seiten der Studenten in der nur überwachten, aber durch keine Vorschriften abgenöthigten, sondern aus eigner Selbstbestimmung hervorgegangenen Benutzung des Berufes der Hochschule. „Man darf nicht vergessen, daß das Lernen an und für sich, wie es auch sei, nicht der Zweck derselben ist, sondern das Erkennen; daß dort weder blos das Gedächtniß angefüllt, noch blos der Verstand beschäftigt werden soll, sondern daß ein ganz neues geistiges Leben, der wahrhaft wissenschaftliche Sinn in den Jünglingen, wie es in jedem kann, entstehen und erwachsen soll. Alles gelingt aber durchaus nicht im Innern, sondern der Mensch muß nur angestellt werden in der Temperatur völliger Freiheit. Gewiß nun durch Liebe und Glauben, und dadurch, daß man ihn empfänglich annimmt für beides, der Mensch unter das Gesetz der Liebe und des Glaubens gebracht werden kann, nicht durch irgend eine Gattung Zwang äußerer Umgebungen, so auch zur Wissenschaft durch keinen Zwang äußerer Umgebungen, welche ihn ihrer Natur nach [illegible] ren Erkenntniß, welche ihn ihrer Natur nach [illegible] Dienste äußerer Autorität, indem dieselbe [illegible] wirken und deshalb ihn auch mit der Voraussetzung [illegible] daß er sich durch Selbstbestimmung frei [illegible] vermögen werde." Dieses Gebot muß dahin [illegible] schen Einrichtungen durchgreifen und auch in [illegible] Lebensverhältnissen der Studenten durchscheinen. [illegible] men, möchte in dieser Beziehung die akademische [illegible] lich darin bestehen, daß die Studenten sich unter [illegible] alle Dem entfernt halten, was sonst in der Gesellschaft [illegible] nenz ist; daß sie sich also an die durch diese [illegible] ten nicht binden, sondern eine eigenthümliche Sitte [illegible] wobei jugendlicher Frohsinn, selbst Übermuth und [illegible] sigkeit auf die sonst zwingenden Verhältnisse des [illegible] Lebens den Ton angeben. Möge man ihnen [illegible] währen und selbst einige Unbequemlichkeiten nachsehen, [illegible] gröbern Excessen steuernd! Dies ist unumgänglich nöthig [illegible] Zeit, wo der Mensch sein besonderes Talent [illegible] sich seinen Beruf bildet und aus dem Zustande [illegible] Unterworfenseins in ein selbständiges Leben übergeht, [illegible] zugleich diejenige, wo sein Charakter sich festsetzt, [illegible] müth eine bestimmte Richtung annimmt und [illegible] Denkweise sich entwickelt. Daß also hier [illegible] Selbständigkeit sich auch äußerlich ausspreche, ist [illegible] mit die Gelehrten nicht den alten Vorwurf [illegible] am wenigsten sehen, was ihnen vor den Füßen [illegible] sie lernen, sich selbst, wie sie werden, [illegible] und zu bestimmen. Darum eben sorgt man, [illegible] milie zu entfernen, damit nicht das Gemüth [illegible] ihre Selbstentschließung überwältige; darum [illegible] zurück von allen Verbindungen des öffentlichen [illegible] dieser großen Gewalt nicht aber anheimfallen, [illegible] erstarkt sind, ihr eigenthümliches Dasein, [illegible] nenden ziemt, in derselben zu wirken. [illegible] umsonst sein, wenn sie sich nicht während [illegible] einer Lage befänden, wo sie ganz ihrem [illegible] fühle anheimgegeben sind, wo nichts [illegible] Gesellschaft, der sie noch nicht angehören, [illegible] sie allerdings wäre, ihre Neigungen [illegible] und Ordnung des Lebens versuchen und [illegible] mächtig jede Lust und Liebe in ihnen zu [illegible] durch allein werden sie fähig, in der [illegible] und Stellung selbst richtig zu wählen [illegible] messen sich selbst frei zu bestimmen."

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Ausbreitung und [illegible] mation in Spanien im 16. Jahrhundert. [illegible] Englischen des Thomas M'Crie [illegible] Anmerkungen begleitet von Gustav [illegible] Nebst einer Vorrede von F. C. Baur. [illegible] Brodhag. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Das katholische Spanien und die [illegible] von jeher zwei so unvertragliche Dinge [illegible] wol mancher Leser dieser Blätter wundern [illegible] so dickes Buch über die kirchliche Reformation [illegible] habe schreiben können, wo Reformirte und [illegible] Volke noch immer als Ketzer angesehen [illegible] gion eine nur geduldete ist. Aber es [illegible] wunderbar, daß im 16. Jahrhunderte [illegible] sichtes auch in die Nacht Spaniens [illegible] im J. 1536 Menschenzahl durch ein [illegible] und Nonnenklöster in Spanien [illegible]

Digitized by Google

er- und mündliche Werke [illegible] von den Fortschritten der Reformation Luther's in Spanien zu hören, um so interessanter ist die vorliegende Schrift eines gelehrten schottischen Theologen, der sich bereits durch sein „Leben des Reformators J. Knox" (1811), welches Planck in das Deutsche übersetzte (1817), und durch eine „Geschichte der Reformation in Italien" (1827), die zwei Jahre später von G. Friederich ins Deutsche übertragen worden ist, als einen wackern Protestanten gezeigt hat. Die vorliegende Schrift reiht sich ganz besonders den vor einigen Jahren über die Waldenser und die mit ihnen verwandten Religionsparteien erschienenen Büchern Dieterici's u. A. an.

Zwei gründlich gearbeitete Abhandlungen, eine Übersicht der Kirchengeschichte Spaniens bis zur Reformationsperiode und eine Übersicht des Zustandes der Literatur in Spanien bis zu dieser Periode machen den Anfang des Werkes. Das dritte Capitel handelt von der Inquisition und andern Hindernissen der Reformation in Spanien. Stehende Inquisitionsgerichte wurden im Laufe des 13. Jahrhunderts in Aragonien eingeführt und verbreiteten sich von da nach Navarra; doch war ihr Verfahren einfach und unterschied sich sehr wenig von dem vor gewöhnlichen Gerichtshöfen, bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts das dringende Bedürfniß, dem Abfalle der vom Judenthume Bekehrten Einhalt zu thun, die Einführung der neuen der spanischen Inquisition veranlaßte. Die Dominikaner Felippe de Barbaris und Alfonso de Hogeda waren dabei besonders thätig, der erste Generalinquisitor aber war Torquemada unter der Regierung Ferdinand's des Katholischen, der seit dem Jahre 1483 sein Geschäft in Aragonien und Castilien, ob in Sevilla oder in Segovia, darüber streiten die Spanier, wie einst die griechischen Städte über den Geburtsort des Homer, begann und allein im Laufe des ersten Jahres nach Llorente's Angabe 2000 Menschen lebendig den Flammen übergab, ebenso viele im Bildnisse verbrannte und 17,000 andere zu verschiedenen Strafen verurtheilte. Nach einer mäßigen Berechnung, da man Ursache hat zu glauben, daß Llorente's Berechnung noch weit hinter dem wahren Stande der Sache zurückgeblieben sei, wurden von 1483 an bis 1517, wo Luther auftrat, 5,000 Personen lebendig, 8700 im Bildnisse verbrannt und 69,723 mit andern Strafen belegt, woraus sich die Summe von 191,423 Personen ergibt, welche von den verschiedenen spanischen Inquisitionstribunalen innerhalb 36 Jahren verurtheilt wurden. Über die Scheußlichkeit, Ungerechtigkeit und Willkür dieser sogenannten Glaubensgerichte setzen wir jetzt nichts hinzu, da Llorente's Werk, welches M'Crie vorzugsweise benutzt hat, auch in Deutschland hinlänglich bekannt ist. Dasselbe gilt von der Beschreibung der vier großen Autos da Fe (das erste wurde 1559 gehalten) zu Sevilla und Valladolid, von dem Sanbenito, der Schandkutte und den übrigen Foltern und Grausamkeiten, wo Llorente der Führer des Verf. gewesen ist. Nur der gräßlichen Folter des burro oder der escalera wollen wir noch gedenken. Es war dies eine hölzerne Maschine in Gestalt einer Rinne, in welche der Körper eines Menschen paßte, ohne einen andern Boden als einen querdurchlaufenden Stock, auf welchem der rückwärts sinkende Körper vermöge des Mechanismus der Einrichtung sich bog und krümmte und, da die Füße viel höher zu liegen kamen als der Kopf, das Athemholen sehr mühsam wurde. Die entblößten Arme und Beine wurden hierauf von dem Nachrichter 8—10 Mal mit hänfenen Stricken so stark umschnürt, daß diese, noch ehe der Spannstock in Anwendung kam, bis auf die Knochen ins Fleisch eindrangen und das Blut herausspritzte. Überdies breitete man dem auf der Folter Liegenden ein Stück feine, durchnäßte Leinwand über das Gesicht und goß ihm mittels eines irdenen Gefäßes, das unten eine Öffnung hatte, Wasser in Mund und Nasenlöcher, nachdem man ihm einen ebenfalls durchnäßten Lumpen bis tief in die Kehle hineingestopft hatte, auf welchen das Wasser so langsam tropfte, daß nicht weniger als eine Stunde nothwendig war, um nur ein halbes Litre einzugießen, obgleich es ununterbrochen herablief. In diesem Zustande fand der Leidende keine Zwischenzeit zum Athemholen; jeden Augenblick bemühte er sich zu schlucken, um ein wenig Luft zu gewinnen, aber da ihn der nasse Lumpen daran hinderte und das Wasser zugleich durch die Nasenlöcher eindrang, so begreift man leicht, wie sehr durch diese Vorrichtung die wichtigste Lebensfunction erschwert wurde. Und ein Institut, das solche Martern gebot, konnte durch das Gesetz Ferdinand VII. vom 1. Oct. 1823, welches die frühern die Inquisition aufhebenden Decrete widerrief, factisch ins Leben gerufen werden!

Den genauesten Untersuchungen zufolge waren Alfonso Valdez, ein Ritter und königlicher Secretair in Neapel, und Juan Alfonso Valdez, ein Priester und Secretair Karl V., die Ersten, welche die Ansichten Luther's entschieden zu den ihrigen machten und sie in Spanien zu verbreiten suchten, nachdem schon in den Jahren 1519 und 1520 eine Anzahl Luther'scher Schriften in spanischer Übersetzung von Antwerpen aus in Spanien bekannt geworden waren. Dieselbe Ansicht theilten Francesco de Angelis und Alfonso de Virves, Beide angesehene Geistliche, die mit Karl V. in Deutschland gewesen waren; selbst der spanische Gesandte in Rom, Juan de Manuel, hatte zu Gunsten Luther's berichtet, ganz besonders aber wirkte die Übergabe des protestantischen Glaubensbekenntnisses auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530. Da erkannten viele Männer von Bedeutung, selbst des Kaisers Beichtvater, der ein geborener Spanier war, daß sie bisher getäuscht worden seien, und der anwesende spanische Adel verlangte eine Untersuchung durch fromme und unparteiische Männer. Trotz aller Bemühungen, Verbote und Strafen von Seiten der Inquisitionsgerichte fanden sich doch gelehrte und muthige Spanier, die dem Evangelium den Eingang in Spanien zu bereiten strebten. Rodrigo de Valer, Juan Gil oder Doctor Egidius, Francisco San-Roman, die drei Brüder Enzinas, Constantine Ponce, Francisco Zafra, Carlos de Seso und Andere werden in M'Crie's Schrift als Solche genannt, die in höhern und niedern Ständen unter Karl V. Regierung sehr thätig für die neue Lehre waren. Und zwar mit vielem Glücke, denn in allen bedeutenden Städten Spaniens, in Sevilla, Valladolid, Salamanca, Toledo und in allen Provinzen, ganz besonders in Aragonien, hatten sich durch Rang und Gelehrsamkeit hochgestellte Personen für die neue Lehre erklärt, es wurden viele Privatzusammenkünfte gehalten und die wachsame und ergwöhnliche Inquisition entdeckte sie nicht. Hatte doch Karl V. den obengenannten Constantine Ponce selbst zum Beichtvater! Über die Ansichten dieses Fürsten selbst hat sich M'Crie erst da, wo er vom Ende seiner Regierung und der Niederlegung der Krone spricht, geäußert und aus spanischen Schriftstellern nachgewiesen, daß Karl durchaus den Protestanten abgeneigt gewesen sei und es innig bedauert habe, nicht strenger ihre Verfolgung betrieben zu haben. Wir hätten gewünscht, daß der Hr. Übersetzer, der sich durch literarische Nachträge und Anmerkungen um das Original verdient gemacht hat, bei dieser Gelegenheit auch die Schriften neuerer Historiker, namentlich Raumer's und Ranke's benutzt hätte; denn die Bemerkung wäre keineswegs überflüssig gewesen, daß Karl nicht etwa gleichgültig (assez indifférent nach Ancillon's Urtheil in seinem „Tableau des révolut. du système politique de l'Europa", II, S. 59) gegen die Religionsneuerungen war, sondern nur ebenso wenig ein Protestant nach dem Sinne eifriger Prediger als ein Katholik nach dem Wunsche des römischen Hofes. Denn sein religiöses Glaubensbekenntniß wandte er nicht leicht von den Gesetzen seiner Politik.

Mit dem Regierungsantritte Philipp II. (1598) begann die Verfolgung und Unterdrückung der Lutheraner in Spanien. Als erstes Opfer der Inquisition fiel Constantine Ponce und nun wütheten die furchtbaren Tribunale schonungslos in Sevilla, Valladolid, Logrono, Saragossa, Barcelona und andern Städten, Autos da Fe gehörten zum Glanz der maurischer Hofhaltung und unzählige schuldlose Opfer starben für ihren Glauben. Eine lange Reihe derselben hat M'Crie aufgezählt, bei deren Schicksalen der Leser mit dem innigsten Bedauern verweilen muß.

Digitized by Google

ketzerische Bücher wurden streng verboten, ja selbst die Einfuhr orthodoxer Pferde aus Spanien untersagte die Inquisition (S. 243). Im Jahre 1570 war die Unterdrückung der Reformationslehre in Spanien vollendet.

Aus der Geschichte der folgenden Jahre bis auf unsere Zeit hat M'Crie nur Weniges erwähnt. Die letzte Person, die den Flammen übergeben wurde, war ein unglückliches Weib, das zu Sevilla am 7. Nov. 1781 den Feuertod starb. Im 19. Jahrhunderte ward Antonio Solano, Vicar zu Esco, von der Inquisition wegen seiner theologischen Grundsätze hart angeklagt und zur Auslieferung an die weltlichen Gerichte verurtheilt. Aber der damalige Generalinquisitor, Arce, Erzbischof von Saragossa, ein vertrauter Freund des Friedensfürsten und selbst geheimer Ungläubigkeit verdächtig, suchte ihn auf alle Weise vom Feuertode zu retten, bis ein Fieber, welches den Eingekerkerten befiel, seinem Leben und seinem Proceß ein Ende machte. Dies war im Jahre 1805. Doch erhielt Solano kein kirchliches Begräbniß.

Die beiden letzten Capitel enthalten eine Übersicht der Schicksale, welche die aus Spanien geflüchteten Protestanten erfuhren, und Betrachtungen über die Wirkungen, welche die Unterdrückung der Reformation in Spanien hervorgebracht hat. Diese lesenswerthe Abhandlung enthält viele mit großem Fleiße zusammengetragene Einzelnheiten und gibt ein trauriges Bild von dem sittlichen und wissenschaftlichen Zustande Spaniens, aus dem sich manche Erscheinungen der neuesten Zeit erklären lassen. Unter Karl IV. ward das Studium der Moralphilosophie verboten, weil „Seine Majestät keine Philosophen, sondern getreue Unterthanen brauchte" und noch später mußten die Wundärzte schwören, daß sie die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau vertheidigen, nicht daß sie die Heilkunde gewissenhaft ausüben wollten. 7.

Die altdeutsche Religion von E. K. Barth. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1835—36. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Diesen Bänden können noch viele folgen. Der Verf., dem ehrenwerthe Religiosität, Duldsamkeit, Scharfblick, Belesenheit und die Gabe, sich selbst zu verstehen und Andern deutlich zu machen, nicht abzusprechen sind, geht von dem unläugbaren Grundsatz aus, daß alle menschliche Religionen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus dem Sinne für Abhängigkeit von übermenschlichen Kräften entstanden. Nur stützte sich dieser allgemein verbreitete und durch die Natur selbst zum Bedürfnisse gewordene Sinn nicht überall auf die nämlichen Wahrnehmungen und trug noch weniger überall gleiche Blüten und Früchte. Wo aus dem Fetischdienst nach und nach der Polytheismus, der Glaube an die Persönlichkeit dieser übermenschlichen Naturkräfte mit menschlichen Leidenschaften hervorging, wo man anfing ihre Wirkungen für beabsichtigte Thaten zu halten und sich von diesen Thaten zu erzählen, entstanden unzählige Sagen, selten ganz grundlos, nie ganz wahrhaftig, und so verschieden war die Bildung des Volks, unter dem sie hervorgingen, und die Verhältnisse seiner Heimat. Wo der Polytheist, als Freund oder Feind, auf seinen willkürlichen oder unwillkürlichen Fahrten, einen andern Namen für die Wirksamkeit vernahm, die er als Gottheit verehrte, glaubte er, daß von seinem Gott die Rede sei, ließ sich gefallen zu erfahren, was der in diesem Lande gethan habe, und fand Glauben für Manches, was er ihm in seiner Heimat zuschrieb. Daher verschiedene Namen für eine Gottheit ähnlicher Kraft, ohne daß sich in allen Fällen mit Gewißheit behaupten läßt, ihre Vergötterung sei ausschließlich da oder dort entstanden. Hr. B. scheint sich für eine entgegengesetzte Ansicht entschieden zu haben und gibt daher Dem, was er altdeutsche Religion nennt, eine Ausdehnung, die wir zu verbürgen uns nicht getrauen. Wir verzichten jedoch auf eine [illegible] (die) wenn sie nicht [illegible] Fürsprecher finden werden, und begnügen uns [illegible] Ergebnisse seiner vorliegenden Forschungen anzuführen, [illegible] belehrende Prüfung der Kenner zu erwecken. Er [illegible] ist glücklicherweise von der Art, daß die Entfernung [illegible] der Bücher unternommen werden kann und [illegible] demüthigende Erfahrung zurücklassen muß.

Der erste Theil ist eine zweite, gänzlich umgearbeitete [illegible] der früher erschienenen „Hertha und über die Religion [illegible] ter im alten Deutschland". Hr. B. glaubt erwiesen zu [illegible] bedeutsame Hertha sei Erdmutter gewesen, der [illegible] der Römer Tellus, aber gewiß nicht in dem zu [illegible] gestrigerten Begriffe, sondern die gute Mutter Erde, [illegible] vaters Mutter. Der Deutsche habe ein geistiges [illegible] gedacht, denn todte Erde habe nicht wirken können [illegible] der Menschen. Sie sei ihm ein göttliches Wesen [illegible] nicht Gott. In Thrakien und dem stammverwandten [illegible] gien findet er die gemeinschaftliche Quelle [illegible] dem heiligen Samothrake, welches bis in [illegible] dieser Geheimlehre geblieben, mit Deutschland [illegible] schen Inseln verbunden. Als Isis und Kybele [illegible] mutter an die Donau und gen Norden gezogen, [illegible] entspreche die deutsche Eisa, der Ostar, der [illegible] oder Vesta. Diese losen Andeutungen bestimmen [illegible] schärferer Aufmerksamkeit, nicht zur Verdächtigung, [illegible] doch in jener alten Zeit schon Einiges gelehrt [illegible] schen Volke fortlebt bis auf den heutigen Tag, [illegible] zunehmend mehr finden, bei fortgesetzter [illegible] Der zweite Theil, die „Hyperboräer" betitelt, [illegible] fung erfüllt, welches bei seiner Art, Mythen [illegible] zu behandeln, sehr begreiflich ist. Die Sage [illegible] wunderbar und daher oft verrufen, trage [illegible] präge. Verkünder eines neuen Glaubens, [illegible] den sie Lehrer des deutschen Volkes und [illegible] nauquelle und Ostsee, und vermittelten [illegible] der mit den griechischen. Griechenland [illegible] die von den Hyperboräern gebracht wären, [illegible] chen, findet Hr. B., auch in Deutschland [illegible] dem Rhein und der Bernsteinküste. Doch [illegible] zeigt sich ihm als das Mutterland des [illegible] gen ihn aus einer gemeinschaftlichen Quelle; [illegible] die grenzscheidenden Gebirge, von Mich [illegible] barte sich Apollon, der Gott im Lichte, [illegible] Lehre über das Erwachen des Göttlichen in [illegible] Werden der Welt und ihrer Wesen. Die [illegible] vorläufig, längst ehe der Sem-Name [illegible] gewonnen und ein tief begründetes [illegible] dem Dunkel der Edda-Mythen schimmert. [illegible] sei auch in Griechenland älter als der [illegible] erst später diesem untergeordnet, daher auch [illegible] zur Rechten des Vaters erhalten. Darum [illegible] boräer und die Gottheiten, welche von ihm [illegible] boräisch charakterisirt werden, in die [illegible] Religion; und das Dunkel, welches auf [illegible] fluß, den die neueingeführte Lehre auf [illegible] nicht feindlich, sondern verebelnd zur Seite [illegible] ausführliche Untersuchung derselben nöthig [illegible] Erläuterung der Asenlehre werde noch [illegible] wenn Hr. B. Alles zusammengestellt habe, [illegible] waltsames Verschließen des Wahrheitsfundes [illegible] menhang der europäischen Religionen mit [illegible] Indien verkennen. Es scheint, Hr. B. [illegible] den ganzen Umfang der bewohnten Erde [illegible] seine Geschlechtsregister-Hypothese [illegible] Das Buch kann bestritten, aber es [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 156. — 4. Juni 1836.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Der zweite Abschnitt dieses Buches, die Verhältnisse der Kirche im Staate behandelnd (S. 564), geht von der Betrachtung aus, „daß die Frucht der Religiosität in ihrer Reife ein an der Heiligkeit des Sittengesetzes in dem lebendigen Gotte und seiner Creatur festhaltender Glaube ist. So lange noch die Hülse der Sinnlichkeit und der Dichtung diesen Glauben bedeckt, kann er nicht zur Reife kommen; er gelangt dazu erst, wenn das Licht der Vernunft diese Hülse zersprengt und das Kleinod in ihm zur unmittelbaren Anschauung bringt. Da thut sich dem Menschen das erhabene Geheimniß des religiösen Gefühls auf; und wiewol er den Unendlichen, der im Endlichen sich offenbart, nicht im Begriffe zu fassen vermag, so ergreift er ihn doch mittels der Idee im unwiderstehlichen und lebendigen Bewußtsein, seinen Willen aber vernimmt er in der Stimme des Gewissens."

„Wie immer der Begriff einer mittelbaren Offenbarung gedacht werden mag, immer kann sie doch nur unter dem ausdrücklichen Anerkenntnisse der Vernunft angenommen und geglaubt werden, weil ihre Echtheit vor keinem andern Richterstuhle auszumitteln ist und für den Menschen vermöge der geistigen Gesetzgebung, die ihn beherrscht, nur das Eine sein Denken und Handeln bestimmende Gültigkeit haben kann, was sich vor seinem Gerichte rechtfertigt. Es wäre deshalb ganz unmöglich, daß vor der zum bestimmten Bewußtsein ihrer selbst gekommenen Vernunft ein geschlossenes System positiver Dogmen jemals die Autorität einer höhern Offenbarung behaupten könnte, selbst wenn der Zeuge desselben mit aller äußern Beglaubigung aufträte, weil ein solches System nie für die unendlich verschiedenen Empfänglichkeits- und Bildungsgrade, in denen die Völker sich bewegen, tauglich sein würde und irgendwo die Menschheit in einem geistigen Stillstande hinhalten müßte, in welchem ihre Bestimmung unterginge."

„Der Grund und das verknüpfende Band eines jeden kirchlichen Vereins ist die Überzeugung, weswegen er nur im Elemente der Freiheit sich bilden und bestehen kann. Niemand kann genöthigt werden, ihm beizutreten oder in ihm zu verharren, und er hat, um sich zu behaupten, keine Macht als die der Idee, auf der sein Dasein beruht. Durch jedes andere Mittel tritt er aus seiner Natur heraus und verändert damit seinen wesentlichen Bestand. Die freie Überzeugung der Mitglieder, welche sie vereint, muß allerdings eine gemeinsame sein; es ist derselbe Geist, der sie treibt, derselbe Glaube, der sie erfüllt, und dasselbe Ziel, dem sie entgegenwandeln. Diese Gemeinsamkeit der Überzeugung erheischt indessen keine Einheit der Ansichten, Vorstellungen und Meinungen, die bei der unendlichen Verschiedenheit der Geistesgaben nie zu bewirken wäre, und die, zu Stande gebracht, mit der Vernichtung der geistigen Selbständigkeit der Menschen endigen, damit aber den höchsten Zweck des Vereins selbst zerstören müßte. Sie ist vielmehr schon vorhanden und besteht, wo Übereinstimmung in den Grundsätzen obwaltet, in denen das Wesen und das Ziel des gemeinsamen Glaubens beruht, wo eine gleiche Gesinnung, Zweck und Hoffnung die Herzen verbindet."

„Da die kirchlichen Gesellschaften nur durch freie Vereinigung ihrer Mitglieder entstehen können und auf deren Überzeugung beruhen, können sie niemals ihren socialen Charakter verlieren und nie eine Unterwerfung anerkennen, durch welche die geistige Selbständigkeit ihrer Mitglieder verletzt oder beschränkt würde, ohne dadurch ihr Wesen zu zerstören, welches sie daher nur durch die Behauptung ihrer Autonomie bewahren können, wenn diese auch nur durch Stellvertreter und durch freie Wahl der Individuen ausgeübt zu werden braucht, denen sie ihr Regiment anvertraut. Letzteres darf aber nicht anders als verfassungsmäßig und in Übereinstimmung mit dem Zwecke der Kirche seine Verwaltung führen, weil auch ihm ein verpräsentativer Charakter, der alle Willkür ausschließt, eigenthümlich ist und sich alle seine Amtspflichten in der Aufrechthaltung des kirchlichen Zweckes vereinigen."

„Die heiligste Foderung des Staatsbürgers ist Freiheit des Gewissens und der Religionsübung. Das Gebiet der Thätigkeit der kirchlichen Vereine trifft in allen Religionsangelegenheiten mit dem Berufe der Staatsthätigkeit gar nicht und in ihren äußern Gesellschaftsverhältnissen nur so zusammen, wie bei jeder andern Gesellschaft. Demnach haben die kirchlichen Gesellschaften in allen ihren innern und geistigen Angelegenheiten vom Staate eine unbedingte, und in allen äußern Angelegenheiten eine nur so bedingte Selbständigkeit und Freiheit anzusprechen, wie überhaupt das Staatswohl bei allen Gesellschaften mit sich bringt." „Das Oberaufsichtsrecht des Staats fällt sonach in jedem andern Sinne weg, als es auch bei andern nicht kirchlichen Gesellschaften im Staate ausgeübt wird. Es besteht und kann nur bestehen in der Kenntnißnahme von allen Gesetzen, Einrichtungen und Handlungen der Kirchengemeinden und in der Verhinderung Dessen dabei, was dem Gesetzen oder dem Zwecke des Staats widerspricht. Zur Ausübung dieses Rechts darf die Regierung sich jedes verfassungsmäßigen Mittels bedienen, ist aber darum nicht befugt, der Kirche besondere Lasten aufzulegen."

„Die hohe Idee eines Gottesreichs auf Erden war im Mosaismus nur einseitig aufgefaßt, Weltliches und Geistiges umfassend, zu einer völligen politischen Theokratie mit irdischem Stellvertreter gewendet und damit das Wesenhafte in derselben, freie geistige Entwickelung zur Vereinigung mit Gott, zum Positivismus und zur Geistessklaverei auf Erden gewandelt worden. Faßt man die Erscheinung Christi rein auf, so erkennt man, daß das Misverständniß des Mosaismus durch ihn wieder zur rechten Seite gelenkt werden sollte, indem er auf das bestimmteste in allen seinen Äußerungen und Handlungen das Politische von dem Geistigen schied und das wahrhaft geistige Element im Judenthume zum Christianismus hinaufbildete. Wo aber das rein Sittliche, wie bei Christus, Strebepunkt ist,

Digitized by Google

da liegt es außer aller Möglichkeit, irgend eine andere als eine religiöse und moralische, d. h. innere und subjective Suprematie einzuführen und gelten zu lassen. Alle Glieder einer solchen Kirche sind nothwendig einander so gleich, daß jede Bevorrechtung eine Abweichung von der Idee des Reiches Gottes mit sich bringt. Eine Menge Stellen besagen ausdrücklich, daß Christus nicht blos eine völlige Gleichheit seiner Jünger im Aeußern, sondern auch vollkommene Unabhängigkeit derselben in der Lehre gewollt habe. (Matth. 10, 20. Marcus 13, 11. Lukas 12, 11 und 21, 15. Joh. 14, 16. 15, 26, 16, 13.) Wirklich hat man auch, so weit die Geschichte der apostolischen Zeit lautes Zeugniß gibt, diese Gleichheit aller Nachfolger Christi unumwunden anerkannt." (Apostelgeschichte 10 und 15, auch Galat. 2, 2—16. und 1. Petri 5, 3.) „Noch Jahrhunderte lang brachte die edle Freisinnigkeit der Lehrer, die sich kein ungebührliches Ansehen anmaßten noch anmaßen wollten, es mit sich, daß in den Gemeinden die Verwaltung durch ein Presbyterium geführt wurde, welches Alles entschied und regelte. Nur Ehrgeiz und Herrschsucht trugen allmälig über diese Einfalt den Sieg davon. Für uns und unsere Zeit ist es die nächste Aufgabe, zu der ersten Lauterkeit zurückzukehren, jedoch so, daß das Gemeindeleben sich in bestimmte Formen gestalte, entsprechend der reinen Idee der christlichen Gesellschaftsverfassung."

„Nicht also Vorsteher der Kirche sind die Lehrer in derselben, sondern Diener derselben. Jedes Kirchenglied hat mit ihnen völlig gleiche Rechte; sie aber haben die heiligsten Pflichten, weil ihnen von der Gemeinde die Verwaltung des Ehrwürdigsten anvertraut ist. Denn vertilgt hat Christus das heidnische und jüdische Priesterthum mit allen seinen Auswüchsen; aufgehört hat die Alleinfähigkeit der Mittelspersonen, der Gottheit sich zu nahen, weil Christus uns Allen, lauter Kindern desselben Vaters, den freien Zutritt zu demselben eröffnet hat." „In der ganzen Geschichte der christlichen Kirche bestätigt sich die Erscheinung, daß überall, wo ursprüngliche Lehrreinheit angestrebt wurde, überall, wo man für Freiheit des Geistes von tyrannischen Glaubensfesseln auf den Kampfplatz trat, mit einem Worte, bei allen Gelegenheiten, wo das protestantische Princip vorwaltete, auch die Herstellung des echtchristlichen Verfassungsprincips der völligen Gleichheit der Gemeindeglieder und der Selbstverantwortlichkeit der Einzelnen in Gewissenssachen kräftig verlangt ward."

„Ein Glaube, Eine Liebe, Eine Hoffnung, Ein Geist, der Alle beseelte, Ein Orakel in den Herzen Aller, die Stimme des Geistes, die vom Vater ausgeht, Alle Bürger Eines Himmelreichs, das ist die Grundverfassung der christlichen Kirche gewesen", und ist die einzige Verfassung, welche eine evangelische Kirche als Wiederherstellerin des reinen Evangeliums, gesäubert von allen Menschensatzungen, anerkennen mag.

In der That ist der Episkopat eine blos menschliche Erfindung und eine der christlichen Kirche zu einer Zeit beigegebene Einrichtung, als diese schon gar sehr auf dem Wege war, aufzuhören, die Kirche Christi zu sein (S. 686). Die Kirchengeschichte zeigt unwidersprechlich, daß Presbyter und Episkopus der ursprünglich gleiche Ehrentitel des Vorstehers einer jeden Gemeinde war, welchen diese sich selbst frei wählte und welcher mit dem ihm zugeordneten Vorstande, Presbyterium, die Angelegenheiten der Kirchengemeinde besorgte, und anfänglich in der Regel meistentheils von den Evangelisten und Lehrern verschieden. Erst nachdem die aufgenommenen Heiden und Juden mit so manchen andern Ideen und Gewohnheiten ihres frühern Glaubens auch die Priesterschaft in die christliche Kirche eingeschwärzt hatten, strebten diese Priester auch in ihr nach dem Ansehen und dem Einflusse, den sie bei den Heiden und Juden gehabt hatten. So entsprang der Unterschied zwischen Klerikern und Laien, wovon bei Christus und seinen Aposteln keine Spur einer Idee zu finden ist. So verwandelte sich die ursprüngliche Demokratie der christlichen Kirche in eine Aristokratie, welche sich hierarchisch ausbildete, als die Priester ihr Haupt über die übrigen Kirchenbeamten, und die Priester der ursprünglich ansehnlichern Stadtgemeinden das übrige über die Landgemeinlichkeit erhoben, die Laien aber mit den Weibern in die Schweigen setzten. Als [illegible] Konstantin das [illegible] Staatsreligion [illegible] (S. 686), [illegible] sein, wenn er das Ansehen und die Gewalt eines [illegible] ximus, die er als Kaiser schon besaß, nicht auch in [illegible] lichen Kirche ausgeübt hätte. Er und seine Nachfolger [illegible] es ohne Anstand, und die Kirche folgte ohne Anstand [illegible] Bestimmung, ob es mit dem Christenthume auch [illegible] Als aber der anfänglich nichts als den Vorrang [illegible] Streit zwischen den Patriarchen von Rom und [illegible] zu einem Kampfe des geistlichen Ansehens wurde, [illegible] mische Bischof durch die Verlegung der Residenz [illegible] Schicksal des abendländischen Kaiserreichs die [illegible] unabhängig von den Kaisern zu machen und [illegible] Autorität in Kirchensachen beizulegen, da war [illegible] nahme des Papsttitels aus der Aristokratie eine [illegible] worden, welche ihre erste Befestigung in der [illegible] fälligkeiten erlangte, die sich Pipin und [illegible] Große und Hadrian einander erwiesen. [illegible] barei, Unwissenheit und Aberglaube der [illegible] Seite, und die Anmaßung, Bevorrechtigkeit und [illegible] auf der andern erhöhte hernach die Macht der [illegible] sie sich selbst der Hoheit der Kaiser und der [illegible] die Kirche der Hoheit aller Regenten entzieht, [illegible] die Concilien stellen und sich zu [illegible] schern der ganzen abendländischen [illegible] konnten. Aber auf diesen Gipfel ihrer [illegible] ten die Misbräuche ihres Regiments [illegible] Predigt zweier Geistlichen, Luther's und [illegible] ihres Sprengels zum Abfalle brachte. „Diese [illegible] war nicht die Hervorbringung eines [illegible] getretenen Umstandes oder eines [illegible] satzes; sie ergab sich von selbst aus [illegible] stehlichen Gefühle eines unbewußten [illegible] nisses, das in den Völkern war; und [illegible] in dem Augenblicke, in dem die [illegible] erreicht hatten, durch welche sie zu [illegible] Allein der blutige Kampf, welchen [illegible] tion bestehen mußte, hinderte die [illegible] sich besonnen und selbstständig zu [illegible] den Religionsfrieden war (S. 685) die Gewalt [illegible] keit aller Bischöfe in Deutschland über [illegible] gehoben worden, was nachher im [illegible] finitive Bestätigung erhielt, wogegen über [illegible] Kirchenregiments in der evangelischen Kirche [illegible] sonst irgend etwas gesetzlich bestimmt [illegible] Fürsten hatten sich der neuen Kirche [illegible] und sie verfochten; zu ihnen nahmen [illegible] Gemeinden ihre Zuflucht, um den einreißenden [illegible] der gänzlich unconstituirten Kirchengewalt [illegible] diese Weise haben sich die Landesherren [illegible] jenigen Consistorialrechte bemächtigt, [illegible] genwärtig ausüben. Unrichtig [illegible] aus eine Fabel von einer Devolution [illegible] auf die Landesherren ersonnen und jenen [illegible] sten Bischöfe in seinem Lande machen [illegible] in die Augen, daß hierin überall nur [illegible] schöfliche Gewalt ist an sich keine [illegible] richtung; sie ist ihrer Natur nach [illegible] Priesterthum und geistliche Macht [illegible] einem Fürsten übertragen. [illegible] darf es nicht mehr, weil [illegible] thum ein noch viel [illegible] wäre als das geistliche [illegible]

Digitized by Google

An diesem wichtigen Punkte müssen wir dem Verf. noch widersprechen. Aus dem Begriffe der Gewissensfreiheit und aus der Autonomie der Kirchen folgert er, daß der Staat auch kein Schutzrecht oder Schirmpflicht in Absicht ihrer habe, daß er sie nicht [illegible] und zu ihrer Unterstützung nichts aufwenden dürfe (S. 501); daß er ihr nur wie jeder andern erlaubten Gesellschaft Rechtsschutz angedeihen lassen, sonst sich aber um sie nicht weiter bekümmern dürfe, als insofern sie rechtswidrige Unternehmungen sich zu schulden kommen lasse; daß ihn auch die Wahl und Bestellung der Seelsorger nichts angehe; daß er diejenigen Religionen, so ihre Bekenner von der vollen Erfüllung ihrer Bürgerpflichten abhalten, gar nicht dulden, sondern diese aus dem Lande weisen müsse; daß aber unter denjenigen Kirchen, die er dulden muß, weil sie keinen solchen Gegensatz mit sich führen, eine völlige Gleichheit stattfinden und keine vor der andern das Mindeste voraushaben müsse. Alle diese Sätze halten wir für irrthümlich, sowie den Grundsatz, aus welchem alle diese Irrthümer entsprungen sind, daß nämlich die Kirchen blos als erlaubte Privatgesellschaften anzusehen sind. Es waltet aber ein mächtiger Unterschied zwischen einer solchen Gesellschaft und einer Corporation ob, und die Kirchen gehören ihrer Natur nach bald zu jenen, bald zu diesen, was von selbst in ihrer Rechtsstellung einen Unterschied macht. Gesellschaften haben nämlich entweder Zwecke, welche von ihnen lediglich im eigenen Interesse ihrer Mitglieder verfolgt werden, oder ihre Zwecke fallen in den Endzweck des Staats oder dienen demselben doch zu Hülfsmitteln. Im letztern Falle ist der Staat nicht bei der Entstehung und dem Bestande solcher Gesellschaften betheiligt und darf dieselben so wenig vernachlässigen, als irgend ein Mittel zur Verwirklichung seiner Bestimmung versäumen darf. Wenn nun, um mit Aristoteles zu reden, was zu dem Wesen und zu dem eigentlichen Endzwecke des Staats gehört, daß dessen Bürger durch diese Vereinigung bessere und vollkommenere Menschen in der That und Wahrheit werden sollen; wenn diese Aufgabe ohne Religiosität und deren Bethätigung nach der eigenen Ausführung des Verf. nicht zu lösen ist; wenn ohne Religion keine Religiosität denkbar ist, und wenn die Kirchen für die Übung der Religion bestehen: so sind diese letztern ein dem Staate sehr nahe liegender Gegenstand, und er ist ebenso befugt als verpflichtet, sich ihrer in dem Maße anzunehmen, mit vermöge ihrer Religionsgrundsätze Bürgertugend durch sie gefördert wird. Alle diejenigen Kirchen, von denen diese Wirksamkeit nicht allgemein gilt und welche neben guten Lehren und Einrichtungen auch solche hegen, wodurch etwas Nachtheiliges bedingt wird, haben keinen Anspruch auf das Recht der Corporation. Aber man jagt deswegen ihre Bekenner nicht gleich aus dem Lande; man würde durch dessen Verödung sich selbst am meisten schaden. Nur solche Kirchen dürfen gar nicht geduldet werden, welche die Tugend und das Bürgerthum anfeinden und vergiften. Bei bloßer Vernachlässigung einiger bürgerlichen Obliegenheiten, oder bei dem Dasein minder schädlicher Lehren kommt es dem Staate zu, zu beurtheilen, ob er solche Leute entweder mit beschränktem Bürgerrechte oder auch nur als Schutzverwandte in seinem Schooße dulden mag? Umgekehrt sind diejenigen Kirchen, deren Glaubensartikel den Staatszweck befördern, von Rechtswegen Corporationen, und der Staat erfüllt nur seinen Beruf, wenn er sie unterstützt und begünstigt, so weit sie dessen bedürftig sind. Es kann aber selbst hierbei noch eine große Verschiedenheit eintreten, je nachdem die Förderung des Staatszwecks mehr oder weniger erklecklich erscheint. Alle Corporationen stehen übrigens von Hause aus unter der Curatel des Staats, dem an ihrem Fortbestande gelegen ist. Diese Curatel ist aber keine Vormundschaft; sie stört nicht die Autonomie, mischt sich überhaupt nicht in die innern Gesellschaftsangelegenheiten und ist nur von negativer, niemals von positiver Einwirkung selbst in den äußern Rechts- und Standesverhältnissen. Sie liefert nur eine höhere Gewähr leistung, daß Kurzsichtigkeit, Unverstand, Leichtsinn, Eigennutz oder Bosheit nicht in der Form von Gesellschaftshandlungen der Corporation schaden. 2.

Kunstnovellen. Leipzig, Weygand. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Kunst, auf welche diese Novellen sich beziehen, ist keine andere als die edle Frau Musica, welcher schon der selige Dr. Luther ein poetisches Capitelchen dedicirt hat. Der Verf. widmet ihr sechs, an Ton und Colorit sehr verwandte Aufsätze, nämlich: „Vater Doles und seine Freunde. (Blätter aus dem Tagebuch eines ehemaligen Thomasschülers)"; „Giacinta, ein Capriccio"; „Orest, ein Nachtstück"; „Ludwig"; „Phantasien eines tauben Malers" und „Kreisleriana". Obgleich Form und Inhalt dieser Aufsätze lebhaft an Hoffmann erinnern, dessen Styl an einigen Stellen wol mehr unwillkürlich als absichtlich auf eine täuschende Weise nachgebildet ist, so gewähren sie doch auch ein eigenthümliches Interesse; einige davon, wie das Capriccio und das Nachtstück, sind bei aller Flüchtigkeit und Unzierlichkeit jener modernen Romantik, der sich ein guter Theil unserer Autoren beim besten Willen nicht entschlagen kann, doch mit Geist und vielem Feuer geschrieben. „Vater Doles" ist recht gemüthlich in der Weise eines Stillebens gehalten, und die Novelle „Ludwig" ist bis auf einige Nachlässigkeiten vortrefflich zu nennen. Die „Kreisleriana" hätten füglich wegfallen können, weil sie zu direct an Hoffmann erinnern und nichts Anderes ausdrücken, als was sich schon in dessen „Phantasiestücken" als poetische Paraphrase der musikalischen Tonarten vorfindet.

In der ersten Erzählung: „Vater Doles und seine Freunde", sehen wir Mozart auftreten als wiener Kapellmeister, wie er seinen leipziger Lieben einen Besuch macht und da seine wundervolle D-dur-Symphonie zur Aufführung bringt. Wir wollen grade nicht sagen, daß dies der wahre Mozart sei, wie er geliebt und gelebt, aber man kann ihn sich wenigstens so denken, wie ihn der Verf. geschildert hat. Der alte würdige Doles ist gut gezeichnet; auch die Person des ausgezeichneten, wiewol etwas liederlichen Violoncellisten Mara, des Gatten der berühmten Sängerin, tritt auf, welche eben ihn höslich verlassen hat und mit einem Flötisten durchgegangen ist. Das ist Hrn. Mara's größter Ärger und ein Nagel zu seinem Sarge, daß eines Violoncellisten Ehefrau sich so erniedrigt und vergessen hat, mit einem Flautotraversoisten durchzugehen. Weniger flüchtig und mit etwas mehr Haltung behandelt, hätte die kleine gelungene Skizze zu einer recht plastisch-individuellen Novelle werden können.

Der Inhalt der noch vorzüglichern Erzählung: „Ludwig", ist Beethoven's Jugend- und erste Künstlergeschichte. Auch hierin sehen wir wieder Mozart's heitere Gestalt auftreten, welche den jungen, von Genialität und Schöpferdrang innerlich durchglühten, aber noch an sich selbst verzweifelnden Künstler zum Frieden mit sich selbst und zum ruhigen Selbstvertrauen verhilft. Das Skizzenhafte der Anlage ist auch hier wieder zu beklagen. Überaus gelungen ist die eingeführte historische Figur des Hrn. Peter Pirad, kurfürstlichen Hofpaukers, dessen kurze Charakteristik, wie sie der Verf. gibt, wir mittheilen wollen: „Hr. Peter Pirad war seines Glaubens von frühester Zeit her ein Bischen verrückt, indem er, obgleich Meister auf mehren Instrumenten, doch die Pauke für das vollständigste, melodiöseste, grandioseste und jedes Ausdrucks fähigste Instrument erklärte und im Orchester partoutement, wie er sagte, nur die Pauken schlagen wollte. Dabei war er aber die treueste Haut von der Welt, und war es ganz unmöglich, sich beim Anblick der kleinen, klapperdürren, zusammengeschnurrten Figur, welche Jahr aus Jahr ein in einem abgeschabten hellgelben Flausrocke, zeisiggrünen Atlasbeinkleidern, schwarzwollenen Strümpfen und einer fadelhaften Filzmütze einherging, des Lachens zu erwehren, so währte es doch nicht lange, und man mußte Hrn. Peter Pirad trotz diesem wunderlichen Aussehen und trotz der un-

Digitized by Google

geheuern Menge von Narrheiten, welche er vorbrachte, von Herzen gut sein." Herr Peter Pirad kommt eben von einer Kunstreise nach Wien zurück und findet seinen jungen Freund Ludi, auf den er immer große Stücke gehalten, und dem er das Prognostikon gestellt, daß er noch ein großer Mann werden wird, ganz verändert, trübselig und verzweifelt wieder; dies ist die Epoche, wo den jungen, 18jährigen Beethoven seine erste Liebe betrogen hat und er inne geworden, daß er, der nur einmal liebte, sein Herz in eine Pfütze geworfen. Solche Zeit ist bei allen in Geburtsschmerzen ringenden Geistern eine Zeit der Verzweiflung, des finstern Seelenbrütens, wo ihnen die Welt ebenso sehr wie sie selbst sich Unrecht thun. In solchen bedenklichen Zeiten geben grade Menschen wie Herr Pirad die besten Mittel an die Hand, wie zu helfen steht. Kaum hat der wackere Pauker eingesehen, wo den „kleinen Ludi" eigentlich der Schuh drückt, so ruft er aus: „Schwerenoth, Ludi, observiren Sie ihre Schuldigkeit! Frisch gewagt! Lassen Sie sich nicht irre machen, und allegro assai hin nach Wien! Himmeltausend, wen haben Sie denn hier, der über Ihnen steht? Aber dort finden Sie Ihre Meister: Mozart, Haydn, Albrechtsberger, und an dem Wölfl und dem Hummel ein Paar Jungen, des Wetteiferns würdig! Sacerment, ein Jahr, ja nur vier Wochen in Wien wird Ihnen mehr nützen als 10 Jahr in dieser guten Stadt vervegetirt, und Sie können dort gleich erfahren, ob was an Ihnen ist oder nicht. Geben Sie nur Acht, wie der Mozart sich nimmt, wenn Sie ihm etwas vorphantasiren." Und als nun Ludi sich diesen Rath gesagt sein läßt und sofort die Reise nach Wien antritt, tröstet der ehrliche Pauker die weinende Mutter mit folgenden Worten: „Weinen Sie nicht, werthgeschätzte Madame de Beethoven! Der Ludi wird fröhlicher zurückkehren, und geschähe das nicht, — Sacerment, Madame, ich sage Ihnen, es war von jeher das Loos der großen Künstler, selbst zu leiden und zu entbehren, während sie Tausenden Freuden bereiteten — und, Madame, ein großer Künstler wird der Ludi, das dürfen Sie glauben." Und wirklich erlangt Beethoven in Wien seine Ruhe wieder, und es geht ihm dort, da er bei dem großen Mozart volle Anerkennung findet, erst das rechte Verständniß der Kunst und seiner selbst auf.

In den „Phantasien aus D-moll eines tauben Malers" ist das Bestreben, eine poetische Deutung und Umschreibung der düstern Kunstgestalt Paganini's zu geben, unverkennbar. Die Ausführung dieses Gedankens ist nicht mislungen. 1.

Bibliographie.

Delavigne, Cas., Don Juan von Österreich, oder: der Beruf, Historisches Gemälde in fünf Acten, nach dem Französischen ꝛc. von G. N. Bärmann. Gr. 8. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik u. Kunst. 16 Gr.

Eisenbahn für den Geist oder Ein Vorschlag, wie wohl in ganz Deutschland und auch noch weiter eine Vereinigung der Münzen, Maße und Gewichte zu Stande gebracht, die Mühe, welche das Rechnenlernen und das Rechnen selbst kostet, wohl um mehr als die Hälfte verringert und überhaupt der Geist bei seinem Vorwärtsstreben herrlich unterstützt werden könne. 8. Leipzig. 8 Gr.

G. U. V. Freimaurer-Logenbuch. Enthaltend das vollständige Rituale und Ceremoniale aller drei Johanniagrade nach dem Systeme der grossen Landes-Loge, sowie das Rituale und Ceremoniale des dritten bis siebenten Grades nach dem Royal Yorker Systeme. Endlich Fessler's kritische Geschichte der Maurerei oder achter Grad für Ober-Meister der höhern Erkenntniss-Stufen. Ein Nachtrag zum Mephata oder Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers. Gr. 8. Leipzig, Andrä. 1 Thlr. 8 Gr.

[illegible] Hettin, Krause. 1 Thlr.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang [illegible] wechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von [illegible] 2 Hefte. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 2 Thlr.

Geistes-Mumien auf einer Segelreise [illegible] bis vor —! Nebst einem politisch-phytomenistischen [illegible] humoristisch-gemüthlichen Coup d'oeil auf — [illegible] nothwendigen Abstechern nach Teplitz, Prag und [illegible] Anhange Geistes-Mumien-Nachkommenschaft [illegible] sprechen will. Von Mort, Esq. 8. Hamburg, [illegible] für Buchhandel, Musik u. Kunst. 1 Thlr. 20 Gr.

Hartung, A., Geschichte der Berliner [illegible] Gr. 12. Berlin, Bade. 8 Gr.

Henning, A. Ch. E., Wilhelm Tell. [illegible] Stein. 9 Gr.

Hoenninghaus, J., Gegenwärtiger [illegible] misch-katholischen Kirche auf dem ganzen Erdkreis. Aschaffenburg, Pergay. 15 Gr.

Immermann, J., Die Epigonen. [illegible] in Neun Büchern. Herausgegeben von u. [illegible] Düsseldorf, Schaub. 6 Thlr.

Leipzig im Jahr 2036. Ein vielverheißender [illegible] Briefform, den verehrlichen Gründern und [illegible] zig-Dresdener-Eisenbahn gewidmet. Nebst einem [illegible] ten Plan und den in's Kleine ausgeführten [illegible] heil. Eintrachts-Domes und des Denkmals [illegible] dener Eisenbahn-Gründer. Gr. 8. Leipzig. 6 Gr.

Liederschatz für frohe Menschen. [illegible] Müller. 9 Gr.

Lochner, G. W. K., Geschichtliche Skizze [illegible] Ludwigs des Bayern Zug gegen Herrieden [illegible] II. Isabellas von Bayern Verheirathung mit [illegible] von Frankreich. III. Aus dem Leben Christ[illegible] tern. Gr. 8. Nürnberg, Campe. 16 Gr.

Mädchen, Das, von der Spree oder Dorf[illegible] stübchen. Lustspiel in zwei Akten. Nebst einer [illegible] Gedichten. Gr. 12. Leipzig, Reimann. 12 Gr.

Marées, A. von, Die Askanier. [illegible] laden. 8. Zerbst. 16 Gr.

Nowack, K. G., Schlesisches Schriftsteller- [illegible] bio-bibliographisches Verzeichniß der im zweiten [illegible] Jahrhunderts lebenden schlesischen Schriftsteller. [illegible] Breslau, W. G. Korn. 18 Gr.

Oettinger, E. M., Fashionable Damen- [illegible] ristisch-satyrische Skizzen aus der Damenwelt. [illegible] Magazin für Buchhandel, Musik u. Kunst. 16 Gr.

Ortlepp, E., Orlando und Musik oder [illegible] Liebe. Eine Gabe für Liebende und Geliebte. [illegible] Dichtung. 16. Leipzig, Lauffer. 16 Gr.

Richter, F. W., Simonides d. ä. [illegible] nem Leben beschrieben und in seinen [illegible] übersetzt und erklärt. 4. Schleusingen. [illegible]

Über Rahels Religiosität. Von einer [illegible] 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8 Gr.

Zacharia, K. S., Prüfung der [illegible] Ansprüchen Augusts von Este, [illegible] des Herzogs von Sussex, auf die [illegible] Rechte eines Prinzen des Hauses [illegible] Eichhorn und Mohl entgegengesetzt. [illegible] Heidelberg, C. F. Winter. 16 Gr.

Zeit und Stände. [illegible] frei nach Scribe's und Bayard's [illegible] et Après" von H. Wolff. [illegible] handel, Musik und Kunst. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 157. — 5. Juni 1836.

Mistreß Anna Eliza Bray.*)

Anna Eliza Bray war die Gattin und ist nun die Witwe eines Predigers und wohnt zu Tavistock. Früh ist Shakspeare vertraut, fand sie in diesem großen Geiste e Grundlagen ihrer Bildung, welche W. Scott aus- ute. Die Liebe zum Mittelalter erweckte Chaucer in r; eine zweimalige Reise nach dem Continent, Flandern nd Südfrankreich gab den Anlaß zu reichen Notizen, eichnungen und Studien über das Mittelalter und er- iesen Mistreß Bray zuerst in den „Letters of Nor- andy and Britany" (1820) als ein große Kennerin der Sitten des französischen Mittelalters und seiner Geschichte. Stets wanderte sie mit Froissart und St.-Palaye in der and, bis ihr Begleiter Stothard die erste Anregung zum Versuche eines Romans gab, der diese Notizen lebendig achte. So entstand „De Foix", in dem sich Gelegenheit and, ihren Freund Froissart persönlich einzuführen. Mi- reß Bray verlor ihren Gatten und erblindete fast. Von 821 — 25 vermochte sie weder zu lesen noch zu schrei- en. Ihr Auge besserte sich indeß und eine neue Reise ab den „Whitehoods" („Weißkappen") ihren Ursprung. Darauf erschien der „Protestant", die Verfolgungen der Kirche unter Maria von England schildernd; dann folgte „Fitz of Fitz-Ford", eine Sage aus Devonshire, stoffreich nd kräftig, hierauf „Der Mauren-Talba oder Ines de Castro"; ein Roman, „Warleigh", ist noch nicht erschienen. Jetzt ist die edle Dichterin so leidend, daß sie die Reihe hrer historischen Romane als geschlossen ansieht, was in er That zu bedauern wäre.

Von Mistreß Bray können alle deutsche Romanti- er lernen, wie man Natürlichkeit mit Wirkung vereinigt, wie man anziehend, lehrreich, im höchsten Grade unterhaltend erzählen kann, ohne der Schicklichkeit, den Geschmacksgesetzen, der Naturwahrheit jemals zu nahe zu treten. Ihre ruhigen, ungemein besonnenen, spiegelhellen Gebilde lassen eben in ihrer Ruhe einen tiefern Eindruck in der Seele zurück, und wir haben Kinder, Männer und bejahrte Frauen sich auf gleiche Art an ihnen erfreuen sehen. Wir sind nicht zweifelhaft, welchem Reize in ihren Darstellungen dieser Erfolg zu danken sei. Es ist zuvörderst ein tiefes religiös-ethisches Element, in dem die Erfindungen dieser Schriftstellerin gleichsam schwimmen und das ihnen eine so ungemeine Wirkung mittheilt, gegenüber den principienlosen, in sich häßlichen, satanischen Gebilden der neuesten französischen Schule des Romans. Nächstdem ist es ihre ruhige Klarheit, die uns zu ihnen hinzieht. Wir wagen nicht zu viel, wenn wir den Anblick ihrer Gemälde, was ihre Erfindung betrifft, mit dem Anschauen irgend eines classischen Werkes der bildenden Kunst des Alterthums vergleichen. So still und übersichtlich wie die Gestalten einer Niobe, einer Minerva stehen auch die ihrigen vor uns da, jeder Anschauung offen. Nirgend wird etwas Gewaltsames, ein hervorbrechendes Streben, nirgend Haß oder Zwang sichtbar; der Strom ihrer Erzählung fließt leicht, zwanglos, ungehemmt und — um ein oft gebrauchtes Bild noch einmal zu gebrauchen — wie ein Bach, der zwischen Blumenufern murmelt, dahin. An keiner Stelle hüpft oder springt er über Hindernisse hinweg; sein ganzer Lauf ist so besonnen gewählt, so klar angeschaut, daß wir ihn wie einen Silberfaden von einem Ende zum andern stets deutlich übersehen. Und doch fehlt es in seinem Laufe nicht an reizendster Abwechselung; aber diese gibt sich ungesucht, sie ist immer vollkommen naturgemäß und verräth niemals Absicht oder Anstrengung. Wir erkennen in Mistreß Bray's Dichtungen einen feinen, geschmackvoll gebildeten Geist und nehmen in ihnen wahr, daß die Grenzen des Schönen nicht über das Ermeßbare hinausgehen; kurz, daß es nicht nöthig ist, stets Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um zu gefallen und das Schöne darzustellen. Eine reiche Lebensbeobachtung und gründliche Studien kommen dem großen Darstellungstalente der Dichterin zu Hülfe; doch sehen wir nirgend eine

*) Historische Romane der Mistreß Anna Eliza Bray. Nach der zweiten Auflage übertragen von G. N. Bärmann. Erster bis dritter Band: De Foix, oder französisches Leben im 14. Jahrhundert. — Vierter bis sechster Band: Die Weißkappen, oder Anna von Gent. — Siebenter bis neunter Band: Der Protestant. Ein Nachtstück aus der Regierung der blutigen Königin Maria. — Zehnter bis zwölfter Band: Fitz of Fitz-Ford. Eine Sage aus Südengland, aus den Zeiten der Königin Elisabeth. — Dreizehnter bis funfzehnter Band: Der Talba von Portugal, oder Schicksale der Ines de Castro. Ein Bild aus der spätern Maurenzeit. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1835. 8. 20 Thlr.

Digitized by Google

Übertreibung oder Vorliebe, sei es für die reflective, oder für die thatsächliche und die historische Seite des Romans. Sie malt und schildert nicht breit und langweilig wie Cooper; ihre moralischen Reflexionen dringen sich nirgend auf; sie gehen aus den Gemüthszuständen hervor, die sie eben bildet. Mistreß Bray erscheint niemals hinzugethan, sie beherrscht ihren Stoff und die Handelnden; sie kennt ihr Ziel, ihre Grenzen, und in ihrer selbstbewußten Seele spiegelt sich immer das Bild rein wieder, an dem sie grade arbeitet. Dieser Charakter innerster Harmonie, der ihre Dichtungen auszeichnet, bildet ihren vorzüglichsten Reiz.

Den reinen Zweck angenehmer Unterhaltung ins Auge gefaßt, glauben wir nicht, daß die erzählende Kunst höhere Erfolge erreichen könne, als bei Mistreß Bray geschieht. Sie beschwichtigt die Seele, die sie erst mäßig erregte; sie gibt Bilder und Gedanken, denen leicht und angenehm zu folgen ist, sie stört uns nie in jenem behaglichen Halbtraume der Seele, der zur Anschauung des Schönen, zur Empfänglichkeit für dasselbe so besonders geeignet ist. Dies ist ihre Kunst, ihre Eigenthümlichkeit, und wir kennen Niemand, der ihr hierin den Rang streitig machte. Es versteht sich dabei von selbst, daß es höhere Bestrebungen gibt, als die ihrigen sind; daß ihre Gebilde weder mit Werken wie „Wilhelm Meister", noch mit den poetisch-philosophischen Kunstwerken unserer Tieck, Steffens, u. s. w. zusammengestellt, oder gar über sie erhoben werden sollen; aber die Flut unserer historischen Romane hat nichts aufzuweisen, was die „Weißkappen" der Mistreß Bray an Anziehungskraft, an innerer Abrundung und Genüge, an harmonischer Kunstwirkung überträfe. W. Scott erklärt es einmal für keine unwürdige Vorstellung vom Paradiese, wenn er sich dächte, hier im sommerlichen Schatten, an einem murmelnden Bache behaglich zu ruhen und täglich einen neuen guten Roman zu lesen. Mistreß Bray wäre die Schriftstellerin für ihn! So sanft spricht sie jede gute Regung in unserer Brust an, so mild malt sie die Leidenschaft, so erweckt, so reizt und befriedigt sie durch immer neue, natürliche und anmuthige Bilder.

Wir haben noch nicht Alles gesagt, was sich zur Ehre dieser Schriftstellerin sagen läßt. Die vorliegenden historischen Gemälde zeigen von einer so klaren, richtigen und kräftigen historischen Auffassung, einer so glücklichen Wiedergestaltung der Zeit nach gründlichen Studien als nur irgend eines der Gemälde des Waverley-Verfassers. Leben, Wahrheit und Bewegung bezeichnen und erfüllen sie; der Leser lebt in den Zeiten mit, die die Verf. malt, er wird von ihrem Geiste, von ihrer Denkart mächtig mitergriffen, in den Strudel ihrer kleinen und großen Interessen mithineingerissen, ohne doch je den übersichtlichen Standpunkt zu verlieren, und ohne je zu zweifeln, daß die Verf. alle diese Ereignisse beherrscht und überschauend ordnet.

In dem ersten dieser historischen Gemälde erblicken wir die Hand der Malerin noch etwas unsicher und in den Massen ungeübt. Das Ganze ist daher auch mehr ein Denkmal ihrer Vorliebe für Froissart und in welcher sein edler Beschützer, Graf Gaston Foix, durch Wissenschaft und edle That glänzte, Probe poetischer Erfindungsgabe. Schilderungen schreibungen füllen fast die Hälfte dieser Bände, men einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen rakteristik begnügt sich mehr mit einzelnen Gemälde, als daß sie dies selbst gäbe, und innert an das übertriebene Colorit, in dem ren sich gefallen; inzwischen zeigt sich doch strenge sittliche Gefühl, welches durchweg Mistreß Bray leitet und sie vor Verirrungen sichert. Sie selber sagt hierüber wahr und von ihren eignen Tendenzen spricht:

Daß der Roman einen großen Einfluß auf Jugend ausübt, ist längst zugestanden; von der tigkeit muß es daher sein, daß die beschäftigte ablässig auf das dauernde Werthvolle gerichtet geeignet sei, das Gemüth zu erheben und für Alles, was edel ist, so in Gesinnung und That.

Dies Ziel verliert Mistreß Bray nicht auf Läßt der Roman „De Foix" daher auch Hinsicht noch zu wünschen übrig, so in ethischer und zeigt sich als Gemälde chie Frankreichs im 14. Jahrhundert Die eben erwachende Wissenschaft und dende Sitte geben diesem Bilde neben Reiz, den der historische Name vieler noch verstärkt.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik

„Revue britannique." Januar. „rois." Ein Gelegenheitsartikel, den und seiner Mitverschworenen veranlaßt hat; von Mördersphysognomien, von Gowrie Frick. Es gibt darunter Wichte, die sich nehmen, besonders unter denen, welche an Theil genommen. Fawkes wurde im und gebunden im Augenblicke, wo er hatte Schwefelhölzchen in der Tasche, hinter der Thüre. „Der Teufel hat Fawkes, „denn Gott würde uns ein schottischer Pair fragte, was er mit anfangen wollen, erwiderte er: „Alle die Luft sprengen." Fawkes wurde gefoltert, Merkwürdig ist die Äußerung eines seiner Digby: er habe nie geglaubt Böses zu meint, ihm stehe das Recht zu, Gewalt Margarethe Nicholson versuchte den Stufen des Palastes zu erdolchen; sie gebracht. Ein Offizier, Hatfield mit lane-Theater auf denselben Monarchen; in den Plafond der Loge. Der König er ging auf die Königin zu, welche zurückzubleiben, trat sodann an die rief: „Zieht jetzt den Vorhang auf, wenn littérature burlesque en Angleterre." ätherische Thomas Moore ist der tischen Pasquinaden, an denen des 19. Jahrhunderts gelebt „Fudge-family's in Paris".

Digitized by Google

le gute lustige, ergötzliche und anmuthige Schwänke. Die ese dieser Schriften ärgerte den Prinz-Regenten nicht ig; sie enthält angebliche Briefe aus der Feder aller Per- en am Hofe. In den Briefen einer flüchtig gewordenen milie persiflirt Moore das Benehmen seiner Landsleute im slande. Der Leser wird es uns Dank wissen, daß wir Ei- es daraus mittheilen. „Ich habe bisjetzt nichts Sentimen- s und Romantisches auf meiner Reise gefunden, ausgenom- n den Postillon, seine mächtigen Courrierstiefeln, seinen gro- Zopf und die Spur, die der legitime Fuß Sr. Maj. Lud- s zu Calais im Sande des Ufers gelassen. Welch ein Fuß, ne Weste! Während mein Vater durch dieses Symbol des chen Rechts bis zu Thränen gerührt wurde, sagte ein fran- scher Jakobiner: „Sehr schön, allerdings; es wäre mir aber er, die Spitze sähe nach England und die Ferse wäre Frank- zugekehrt....“ O, in welcher herrlichen Zeit wir leben! Offizier, der bei Waterloo ein Bein verloren, hat dieser mmer seines Ichs ein Grabmal errichten lassen.“ Es er- int keine neue politische Schrift, keine Bill geht in dem ase der Gemeinen durch, ohne daß der kleine Moore sich c beide Partheien lustig macht. Seit 30 Jahren spielt er e Rolle: „Der kleine Wicht mag sich in Acht nehmen“, e einst der Prinz-Regent; es war von Th. Moore die Rede. ollen Ew. Hoheit ihn verfolgen lassen?“ „Nein, aber n er's so forttreibt, so lasse ich ihn in einen Pocal spei- “ Thomas Moore ist nämlich sehr klein von Gestalt.

„Revue rétrospective.“ Februar. „Evénemens de Ram- illet.“ Auszug aus einem authentischen Actenstücke, welches ormé, Maire von Rambouillet unter Karl X., in den Ar- en der Stadt niederlegte. Am Abend des 31. Juli 1830 kamen 0 Mann zu Pferd und 300 Mann zu Fuß mit acht Kanonen Rambouillet an. Am 1. August Morgens um 9 Uhr er- en die Dauphine im Schlosse; der König ging ihr bis in grand salon entgegen. „Me le pardonnerez-vous“, sprach unglückliche Monarch, der vergebens seine Thränen zu ver- gen suchte. Die Dauphine antwortete, indem sie in seine Arme fte: „Mon père, je partagerai tous vos malheurs.“ Ei- Augenblick später fügte sie hinzu: „J'espère que nous voi- rénais pour toujours.“ Zwischen 9—10 Uhr brachte der Graf rbin, premier veneur, einen Brief vom Herzog von Orleans, e es hieß. Es wurde ein Familien- und sodann ein Minister- h gehalten; um fünf Uhr geht Graf Girardin mit der Ant- rt des Königs nach Paris ab, langt um Mitternacht im lais royal an und überbringt dem Herzoge einen Brief rl X., der ihn zum Lieutenant général du royaume ernennt. ehre Truppenabtheilungen waren unterdessen eingetroffen. n demselben Tage überreichte das 15. leichte Infanterieregiment, s durch Desertion auf 15 Mann geschmolzen war, dem Kö- ge seine Fahne. Gegen Abend passirte der König die Revue; e Züge des Greises waren bleigrau und entstellt, die Dau- ine weinte; sie hatte nicht einmal die nöthige Wäsche, um wechseln. Einige Gardes-du-Corps riefen: „Vive le roi! ourons pour le roi!“ Ein Zeuge dieser Scene sagte mit lauter, rnehmbarer Stimme: „Vive le roi! à la bonne heure; ais pas de guerre civile!“ Am 3. August des Abends um ½ Uhr treffen der Marschall Maison, die Herren Schonen und Odilon-Barrot zu Rambouillet ein und begeben sich ins Schloß. Sie wurden vom Könige in seinem Schlafzimmer empfangen. Sie schilderten ihm die Erbitterung der Pariser, die bereits in mehrhaften Haufen zu Coignères angelangt seien und in zwei Stunden das Schloß erstürmen würden. Hr. Odilon-Barrot begab sich hierauf in den Salon und sagte zu den Generalen und obersten Hofbeamten: „Meine Herren, retten Sie den Kö- nig; in zwei Stunden sind 30,000 Pariser hier.“ Diese Worte brachten schleunige Wirkung hervor; die nöthigen Befehle zum Abzuge wurden alsbald ertheilt. Der König stieg zuletzt in den Wagen; als er den Fuß auf den Wagentritt setzte, näherte sich Marmont und fragte ihn, ob Se. Maj. ihm noch einige Befehle zu ertheilen hätten: er bliebe noch zwei Stunden. „Non, Monsieur le maréchal“, war die Antwort des Monarchen, der gleich darauf einstieg, nebst dem Herzoge von Luxembourg und dem Herzoge von Polignac abfuhr — und die Julirevolution war vollendet.

„Revue des deux mondes.“ März, April. „Lettre à Mr. de Lamartine“, von Alfred Musset. Lamartine's Ge- nius hat den wilden, muthwilligen Sänger erweicht und ernst gestimmt; seine Poesie, die sonst so stürmisch aufwallt, ebnet sich und strahlt sanft, weit und erhaben wie der Ocean nach einem Gewitter im Mondlicht. Seine Zuschrift an Lamartine erinnert an die Epistel des Sängers der „Méditations“ an Byron; unter den schönern Stellen nur folgende:

Quiconque aime jamais, porte une cicatrice;
Chacun l'a dans le sein, toujours prête à s'ouvrir;
Chacun la garde en lui, chez et secret supplice,
Et mieux il est frappé, moins il en veut guérir.

„Mouvement de la presse française en 1835.“ Eine Statistik der Presse läßt sich in Frankreich leicht und mit der größten Genauigkeit entwerfen. Das „Journal de librairie“ gibt Tag für Tag das Verzeichniß aller literarischen Erscheinungen. Die Zahl derselben beläuft sich für 1835 auf 6,700; da aber sogar die Prospecte darunter aufgeführt werden und ein Werk bei jeder neuen Lieferung aufs Neue angezeigt wird, so kann diese Zahl nicht als Basis gelten. Als solche nimmt der Verf. des mit vielem Fleiße ausgearbeiteten Aufsatzes die Zahl der Druckbogen an; sie beträgt für besagtes Jahr nicht weniger als 125 Millionen, welche in folgende Rubriken sich vertheilen: Philosophische und theologische Wissenschaften. Theologie: 708 Werke, beiläufig 19½ Millionen Druckbogen. Schon im Anfange der Restauration erschienen theologische Werke in bedeutender Anzahl; selbst seit der Julirevolution ist sie im Wachsen. Das deutet allerdings auf das Wiedererwachen religiöser Gefühle. Die Thätigkeit der Herausgeber, der Eifer der Geistlichkeit, ihre weit verbreiteten Correspondenzen sind aber auch in Anschlag zu bringen; nicht leicht bleibt ein theologisches Buch den Lesern, die es interessiren kann, unbekannt. Die Schriften von Bossuet, Fénélon, Massillon, Bourdaloue, des heiligen Franciscus von Sales sind 1835 vollständig abgedruckt worden. Die schönen Ausgaben der Gebrüder Gaume verdienen eine besondere Erwähnung; man vermißt indeß, bei aller Correctheit des Textes, eine auf Geschichte und die archäologischen Forschungen neuerer Zeit sich gründende Kritik. Unter den theologischen Schriften, die zunächst für Laien bestimmt sind, findet man einige mit höchst seltsamen Titeln, als z. B.: „Le palais de l'amour divin“, oder „Les quatre portes de l'enfer“, oder „Le conservateur des jeunes gens ou remèdes contre les tentations des honnêtes“. Auch finden sich eine Menge kleiner Hefte darunter, welche über Mirakel, Visionen, Prophezeiungen, wie z. B. über die täglich durch die heilige Philomene verrichteten Wunder berichten und besonders auf dem Lande verbreitet werden. 1835 hat mehre bedeutende Schriften hervorgebracht, welche von einer ernstlichen, energischen religiösen Reaction zeugen: „Du carbonarisme qui menace les sociétés modernes“, vom Superior des Seminars Saint-Sulpice; „L'histoire de la nouvelle hérésie du 19me siècle“, vom Abbé Guillon, Professor an der Sorbonne; beide Schriften befehden die „Paroles d'un croyant“. Überhaupt hat die theologische Wissenschaft den scholastischen Formen entsagt; sie hüllt sich in das feinere, anmuthigere Gewand der weltlichen Disciplinen; sie schmückt sich mit Bildern und rednerischen Blumenkränzen; sie spricht von der Theorie der Zukunft, von socialer Doctrin, von Fortschritt, und es läßt sich am Ende nicht in Abrede stellen: die wichtigsten philosophischen Fragen werden gegenwärtig in Frankreich auf dem Felde der Theologie erörtert. — Allgemeine Philosophie. 75 Werke. Dem französischen Publicum graut es vor der Abstraction. Wir führen hier nur an: neue Ausgaben von Bacon, von Descartes; eine Übersetzung von Kant durch Tissot; „De la pensée“, von Toussaint; „Considérations sur la nature de l'homme“,

Digitized by Google

von Graf Würbna; die Vorlesungen Jouffroy's; eine zweite Ausgabe des „Traité de législation" von Charles Comte; „Le parti social" von einem Ungenannten; in der Vorrede sagt der Verf., er mache sich anheischig, Alle insgesammt zu beglücken, ohne die Interessen des Einzelnen zu verletzen. „La physique sociale", von Quetelet, Secretair der Akademie von Brüssel; es soll darin nachgewiesen werden, daß Tugend und Verbrechen, Großes und Schönes, Häßliches und Schlechtes die nothwendigen Folgen eines gegebenen socialen Zustandes seien. — Rechtswissenschaften. Im Ganzen 102, darunter 29 besondere Abhandlungen, 5 Werke über das römische Recht u. s. w. — Allgemeine Politik. 275 Werke, darunter das Werk Alexis de Tocqueville's: „De la démocratie en Amérique", die erste Stelle einnimmt. Ferner „Des causes du mal-aise qui se fait sentir dans la société en France", von Bouvier-Dumolard; „De l'agonie de la France", vom Marquis Villemotte; „Idées anarchiques répandues dans toutes les classes de la société", von Charles Bailleul. Die Titel dieser Schriften sind an und für sich bedeutsam genug, ohne daß wir nöthig hätten in Details einzugehen, was uns ohnedies der Raum nicht gestattet. 17 statistische Werke über einzelne Departements, 5 über politische Ökonomie, 46 über Kameralwissenschaften, 20 über den Handel, 22 über Straßenbau, 21 über Kriegswissenschaften. Unter den Broschüren sind einige toll genug: ein Finanzmann macht sich verbindlich, dem Staate jährlich 400 Millionen zu ersparen; ein anderes Genie meint, das einfachste Mittel, zu einer völligen Regeneration zu gelangen, bestehe darin, daß man sämmtliche bei der Regierung angestellte Schurken durch ehrliche Leute ersetze, und seine Broschüre ist an alle Völker der Erde adressirt. — Mathematische und physische Wissenschaften. 74 Werke, darunter 24 mathematische, meistens Elementarbücher, 9 astronomische Schriften, darunter eine Übersetzung aus dem Arabischen, „Collection des commencemens et des fins", von Sédillot; ferner „Théorie analytique", von Pontécoulant, und „Cours de philosophie positive", von Auguste Comte. In dem zweiten Bande dieses Werks, S. 37, liest man folgende Äußerung: „Es weist die wissenschaftliche Forschung unter einer großen Anzahl verschiedenartiger Beziehungen aus, daß das Sonnensystem durchaus nicht auf die zweckmäßigste Art eingerichtet ist, und daß die Wissenschaft Mittel gibt, eine bessere Einrichtung zu ersinnen." Vor einer solchen Wissenschaft stehen Einem die Haare zu Berge! In der Physik zwei Erscheinungen ersten Ranges: „Traité de l'électricité et du magnétisme", von Becquerel (unvollendet) und „Théorie mathématique de la chaleur". — Naturhistorische Wissenschaften. 91 Werke, meist Monographien; wir bemerken: „Philosophie de l'histoire naturelle", von Virey; „Précis de l'anatomie comparée", von Hollard, und „Essai de la vitalité", von Andral. — Medicin. 191 Werke, davon 19 über Anatomie, 27 über Chirurgie, 96 über Pathologie, Therapeutik und 12 homöopathische Broschüren. — Industrie und Gewerbe. 178 Werke, darunter 51 allein über Manufacturen. Zu den wunderlichsten Entdeckungen, die in den verschiedenen bisher erwähnten Schriften mitgetheilt worden, gehören: „L'anti-attraction Newtonienne", „Un agent unique moteur de l'univers". Ein physiko-chemisches System, welches sich auf drei Elementarsubstanzen gründet. Dies perpetuum mobile und die Quadratur des Kreises sind auch dieses Jahr wiederentdeckt worden. Die köstlichste Erfindung ist aber die „Kunst, die Kaninchen aufzuziehen und sich jährlich 5000 Francs damit zu verdienen". — Pädagogik und Didaktik. Die Buchhandlungen, welche Erziehungsschriften verlegen, machen die besten Geschäfte und haben den solidesten Credit: sie haben zusammen in diesem Jahre 607 neue Lehrbücher gedruckt und 422 sonstige Kinderschriften, die zu der Literatur gehören, deren Führer und Gründer Bequerel ist. Ein anderer Zweig der Pädagogik wird unter der Benennung Education [illegible] aufgeführt; dazu gehören [illegible] als „La diplomatique des [illegible]", „[illegible] pittoresque", von P. Lorain [illegible] ist für die Buchhändler ein neuer Speculationszweig [illegible] der dieses Jahr 25 Büchlein hervorgebracht, [illegible] Elementarbücher, 30 über physische Wissenschaften, [illegible] sche, 9 Biographien Napoleon's. Die bekannten [illegible] drungen allmälig die bisher beliebten und allgemein [illegible] Volksbücher, wie z. B.: „La clef des songes ou [illegible] Mittels", „Le catéchisme poissard", „Oeuvres [illegible] Piron", „L'histoire de Cartouche", „Histoire de [illegible] u. s. w. — Schöne Künste. 81 Schriften werden [illegible] Theil mit einer Menge Kupferstiche, kostbar [illegible] ersten lebenden Künstler mit ihren Producten [illegible] merken insbesondere: „Galérie de l'école anglaise [illegible] lischen Kupferstechern; eine reiche Sammlung [illegible] dem Mittelalter, von Mercuri; eine Sammlung [illegible] und modernsten Häuser und Hotels in Paris, [illegible] „Voyage dans l'ancienne France", [illegible] fertig; andere Werke führen den Leser durch [illegible] lien, Griechenland und nach Pompeji; [illegible] sor de numismatique et de glyptique". [illegible] sik, darunter „Biographie universelle des [illegible] tis. — Literatur. Wörterbücher: „Trésor [illegible] que" von Hen. Stephanus; „Lexique roman [illegible] die ersten Lieferungen sind gedruckt, aber noch [illegible] „Dictionnaire de l'académie". Kritische [illegible] schienen; die Kritik beschäftigen die Journale [illegible] Philologie wurde nie besonders in Frankreich [illegible] den neuesten Übersetzungen verdient Alex. [illegible] lien Erwähnung. 22 römische Schriftsteller [illegible] Boucle in einer neuen Übertragung [illegible] Plautus von Naudet wird als musterhaft gerühmt. [illegible] lagen französischer Schriftsteller 74, darunter [illegible] 8 von Molière, 4 von Buffon und 3 von [illegible] term sind nun 54 Auflagen erschienen. [illegible] dieser Genius geschaffen und wie viele Jahre [illegible] Romane: im Ganzen 210. Diese Schriften [illegible] 5—600 Exemplaren aufgelegt; die besseren [illegible] wie auch die Dramen, Vaudevilles und [illegible] Erscheinungen. Im Ganzen finden wir [illegible] terschriften, 299 poetische Compositionen. [illegible] Wissenschaften. 290 Werke. [illegible] lienischer, 7 in deutscher, 4 in portugiesischer [illegible] und 2 in neugriechischer Sprache.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die Bulbessi-Kurden haben eine [illegible] den zu hellen. Sie strecken den verwundeten [illegible] eines Ochsen, die dem Thier frisch [illegible] daß nichts als der Kopf freibleibt. Darin [illegible] bis das Fell anfängt zu faulen. Man [illegible] res Mittel gegen schwere Hieb- und Stich[illegible] ches auch keine weitern nachtheiligen [illegible] zurückläßt.

Die Bibliothek des Senats zu [illegible] neuerdings durch die Gutmüthigkeit des [illegible] zösische Theaterstück bereichert, darunter [illegible]

Balzac erhält für seine Bücher [illegible] 2000 Thaler Honorar. Bei solch [illegible] sich allerdings über die exponirenden [illegible] den planegesetzen und schwer Eidlich [illegible] popeli von Del [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus [illegible]

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 158. — 6. Juni 1836.

Mistreß Anna Eliza Bray.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Innere und äußere Vollendung in höherm Grade haben die „Weißkappen, oder Anna von Gent" zu ersteigen. Der geschichtliche Stoff gehört zu den anziehendsten, die zu erwählen waren. Die Bildung und das plötzliche Hervorbrechen einer neuen Form der Zeit ist sein Thema. Es ist der Kampf des in der Stille groß gewordenen Bürgerthums gegen die alte Feudalherrschaft; ein Kampf, der in den Ebenen von Gent, Brügge und Ypern ausgefochten wurde, der, nach mancher Niederlage zum Siege führend, die sittliche Gestalt Europas veränderte, der einen neuen Rechtszustand bildete, bei welchem ein großer Theil der Menschen, die so lange nur Gegenstände von Rechten waren, endlich zu Besitzern von Rechten wurden und der der spätern Geschichte Europas ihre Bahn vorzeichnete. Es gibt kaum eine wichtigere Periode in der Geschichte unsers Welttheils als diese Fehde des zum Leben erwachten Bürgerthums in Flandern gegen seine alten Herren und Bedrücker, die durch eine nun veraltete Waffenherrschaft eingesetzten Feudalherren; denn mit dieser Fehde Gents und Brügges, durch Handel und Gewerbsamkeit bereichert, entsprang in ganz Europa die Städtefreiheit, und wenn die verbündeten Feudalherren, von Frankreich unterstützt, auch anfangs den Sieg zu behaupten schienen, das Bürgerthum hatte doch sein selbständiges Dasein errungen. Diese weltgeschichtliche Bedeutsamkeit gibt der Verf. ihren historischen Grund und Boden, und sie baut diesen auf die erfreulichste Weise an. Sie legt uns die großen Resultate klar vor; sie zeigt uns den Übermuth des reichgewordenen Bürgers, das Unrecht beider Theile, die Unfähigkeit der Grundherren, sich den veränderten Zeitbedingungen durch Verzichtung auf alte, nicht mehr zu behauptende Rechte zu fügen; sie zeigt uns mit einem Wort die Zeit, nicht blos in ihrem äußern Costum (das seinerseits mit seltener Treue benutzt ist), sondern in ihrer Gesinnung, ihrem Ringen und Streben. Dazwischen wirft sie eine romantische Intrigue von der schönsten Wirkung; die Liebe der Tochter Jan Lyon's, eines der Anführer der Bürger, zu Henrick von Cassel, dem Vetter Ludwig de Male's, Grafen von Flandern, ist ein Muster einfacher Schönheit. Nichts begibt sich, was sich nicht vollkommen natürlich begäbe. Selbst der Humor, diese echt englische Mitgabe, fehlt nicht in der trefflichen Gestalt des kleinen, feigen, aber auf sein Ansehn eifersüchtigen Bürgermeisters Simon van Bat. Die hohe, edle Gestalt Philipp von Artefeld's, der gutmüthige, aber von seiner Mutter, der Gräfin v. Artois, falsch geleitete Ludwig, der ritterliche Hendrick, die Volksführer Peter de Bois, Jan Lyon, in denen sich zeigt, wie das Streben nach Freiheit auch edle Geister zur Unthat verlocken mag, die untergeordneten Verschwörer — alle diese Gestalten sind vortrefflich; selbst die Zauberin Ursula und Bianca, die eigentlichen Erreger des ganzen blutigen Kampfes, sind gehalten und charaktervoll. In der Kunst klarer, ansprechender Darstellung sind diese „Weißkappen" unübertroffen. Jedes Capitel rundet sich für sich zu einem Bilde, historisch oder romantisch anziehend; alle fügen sich wie Glieder einer schönen, leicht gearbeiteten Kette ineinander; nirgend ein Sprung, Riß, Lücke oder Bruch. Die Sprache, stets wahr und naturgemäß, vom Übersetzer gut wiedergegeben, ist wie ein edles Kleid auf einem edeln Körper. Sie ist aber auch ein unabhängiger Reiz für sich. Mit einem Worte, wenn es zulässig erscheint, bei einer Arbeit in diesem Kunstgebiete von classischer Schönheit zu sprechen, so glauben wir in den „Weißkappen" der Mistreß Bray ein Vorbild derselben gefunden zu haben, das selbst dem „Waverley" den Rang streitig macht.

Die hohe Einfachheit der Mittel, mit welcher diese Erfolge erlangt werden und die uns auf den Gedanken führt, unsere vaterländischen Scotts legten ihre Pläne überhaupt viel zu kunstvoll an und erstrebten überall zu viel Wirkung, diese schöne Ruhe und Simplicität findet sich nun zwar in dem „Talka von Portugal" nicht so rein wieder zwar in dem „Talka von Portugal" nicht so rein wieder, wie es dort erschien, indeß zeugt auch diese Erzählung von ungemeinem Talent. Die Massen sind zwar etwas auf Kosten der Christen ins Schöne gemalt und die Verf. hat etwas zu viel mit Königen und Hofleuten zu thun; doch ist auch hier wieder ein treues Bild der Zeit, gutes Local, edles Costum, viel Haltung und Wahrheit der Charaktere, die man stets erlangt, wenn man sich wie Mistreß Bray von jeder Neigung, von jeder That ihrer Helden strenge Rechenschaft gibt, eine sehr anziehende Verwickelung und ein belebtes Spiel der Leidenschaften gegeneinander auf höchst belebter Scene

Digitized by Google

anzutreffen. Ines selbst und ihr fürstlicher Geliebter sind von trefflicher Gestaltung, ebenso der Talba (Priester, Prophet und Fürst der Mauren), weniger der König Alfons, und übel gezeichnet und verfehlt sind die Scherzen seines grausamen Gebots, Gonzalez, Diego, Coelho u. s. w. Die Scene des Mordes selbst, Ines, schlafend an der Seite ihrer rosigen Kinder, ist meisterhaft, und ein glücklicher Zug ist es, daß der König, zur Hälfte schuldlos an der Unthat, heraustritt, indem der edle Talba, Hassan, den verlorenen Prinzen ihm wiederzuführt. Trotzdem ist in dieser Erzählung Mehres entbehrlich und Manches gemacht; die Bilder sind künstlicher und minder naiv, energisch, wahr als in den „Weißkappen", und die Sprache ist diffuser und weniger eindringlich. Die Fähigkeit, ein großes Gemälde zu umfassen, schön anzuordnen, wirkungsvoll zu gruppiren, zeigt sich auch hier, wenn auch im geringerm Grade als in den „Weißkappen".

„Der Protestant, Nachtstück aus der Regierung der blutigen Königin Maria", hat die Aufgabe, die Leiden eines würdigen protestantischen Geistlichen und seiner Familie während der Verfolgung der reformirten Kirche durch die papistischen Rathgeber der Gemahlin Philipp II. zu schildern. Hier zeigt sich besonders die dramatische Kraft der Dichterin in Anlage und Gruppirung der verschiedenen Scenen, der Glanz ihres Styls und die Kunst der Verwickelung, welche sich einer stets gespannten Aufmerksamkeit des Lesers zu versichern weiß. Zeit und Sitte sind auch hier überaus treu wiedergegeben. Poetische Züge von hoher Schönheit, wie sie in der Scene auf dem Richtplatz, in dem geopferten alten Diener und in den Antworten des blinden Knaben enthalten sind; Charakterbilder, wie das der alten Wahrsagerin, das von Gammer Glaise, vom alten Abel mit seinem Hund; treffliche Schilderungen, wie die der Kapelle der Dreieinigkeit zu Canterbury; Reflexionen, wie die über Kirchhöfe u. s. w. — beleben dies Werk mit wechselvollem Reiz; höchste Reinheit aber und Simplicität gewinnen der Dichterin unser Herz und lassen als Hauptwirkung des Romans tiefen Abscheu gegen religiöse Unduldsamkeit in unserer Seele zurück. An Begebenheiten und Charakteren von Bedeutung, wie Bonner, Gardiner, Thornton, Harpsfield, Bruder Johann von Spanien, welchen sich die poetische Gestalt der Heldin Rosa trefflich anschließt, ist kein Werk unserer Verfasserin reicher als dieses.

Der letzte der bisjetzt erschienenen Romane der Mistreß Bray: „Fitz of Fitz-Ford", entwickelt im historischen Kleide eine Sage in der an seltsamen Schicksalen reichen Familie der Fitz von Dartmoor. Die Erzählung ist meisterhaft angelegt, von tragischer Wirkung, welche ein mäßiger Humor mildert, befriedigend durch Gedanken und malerische Schilderung, lehrreich durch gründliche antiquarische Studien, fesselnd durch eine reißend schnelle Folge überraschender Begebenheiten und fein angelegte, trefflich durchgeführte Charaktere, wie der Levi's, Sir Hugh's, Barnabas' u. A. Wissenschaft und dichterische Gaben schließen auch hier wieder einen engen Bund zur Hervorbringung eines durchaus schönen Werks von hohem Styl und feinster, geschmackvollster Abwechselung. Mistreß Bray weiß dem rauhen Seemann wie dem gewandten Höflinge Form und Farben zu geben, dem beschränkten Pedanten wie dem grübelnden Astrologen, der Schönheit der Toilette wie den Entdeckungen und Verirrungen der Metaphysikers Bedeutung mitzutheilen und sie mit den eigensten Zügen auszustatten. Die höchste Einfalt, schlichte Wahrheit und Natur verleugnen sich keinesmals in ihr, und die Summe ihrer Wirkungen faßt sich immer in einem unzweifelhaften religiösen und moralischen Lehrsatz zusammen, der als überschwebender Schutz des ganzen Gedichts wie ein Phönix aus der Asche aus diesem emporsteigt.

Wir schließen diese Bemerkungen mit der dringenden Empfehlung an unsere jungen Romantiker, denen Geschmacksbildung kein leeres Wort ist, die Werke der Mistreß Bray einer ernsten Prüfung zu unterwerfen. Sie werden sie dabei nicht umhinkönnen, einzusehen, auf welche Art ein Kunstwerk geboren wird, wie es die Gebärmutter des Geistes unter dem Scheine der Leichtigkeit verläßt, wie das Naturgemäße stets auf dem rechten Wege der Kunst liegt, wie das Einfache und Bedeutende vor den verwickelten und Künstlichen den Vorrang behaupten, und wie man immer gut schreibt, wenn man aus seiner Seele herausschreibt, vorausgesetzt, daß diese eine edelhafte verbildete sei. Den Liebhabern und Freunden reiner und würdiger Unterhaltungslectüre aber müssen wir keine geschmackvollere Erzählerin anzupreisen, als Mistreß Bray ist, und kein Buch, das die wilden Einfälle der geschmacksverkehrten neufranzösischen Romane so vollkommen auszutilgen vermöchte als die „Weißkappen" und „Fitz of Fitz-Ford".

Französische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 187.)

„La nouvelle Minerve." 10. April. Seit dem Septembergesetz vom verflossenen Jahre führen die Oppositionsblätter eine behutsamere Sprache; die sogenannte ultra-Opposition ist ohnedies längst zahm geworden. Die „Minerve", bekanntlich ein republikanisches Blatt, nimmt sich dessen zusammen, obgleich sie fortfährt, die demokratischen Ideen lebhaft zu vertreten. Im Aprilheft nimmt sie Lamennais und den Erzbischof von Toulouse in Schutz, der einen Hirtenbrief gegen den berühmten Verf. der „Paroles d'un croyant" erlassen hat; die „Minerve" meint, unter den 40,000 Priestern, die sich gegenwärtig in Frankreich befänden, wären nicht 40 im Stande, diese Schrift zu verstehen. Auf den Inhalt des bischöflichen Actenstücks lassen wir uns nicht ein: die Bischofschaft wird durch solche officielle Censuren um nichts gefährlicher, sie sind in einem hohlen declamatorischen Style gehalten, da sich der Schreibende blos an Gläubige wendet, das heißt an Leute, die im Voraus von seiner Untrüglichkeit überzeugt sind, so daß er sich das Raisonniren und Argumentiren und jede ernstliche und wissenschaftliche Anstrengung ersparen. Was hier auch von Lamennais und seinen „Paroles d'un croyant" gesagt werden mag, so kann Niemand in Abrede stellen, daß der republikanische Katechismus selbst auf die französische Geistlichkeit einen guten Einfluß gehabt: sie hat sie aus ihrem Schlafe geweckt und zur Widerlegung und eben dadurch zu Ideen gezwungen, die ihr sonst in der Regel fremd bleiben. Die „Minerve" gibt, wie gegenwärtig alle Journale der Hauptstadt, ein Feuilleton über den Salon, und da dieser gegenwärtig das

Digitized by Google

schaft interessirt und eine Kunstausstellung immer zu den bedeutendern Erscheinungen des Tages gehört, so wollen wir die Gelegenheit benutzen und den Salon in Gesellschaft der „Minerve" besuchen. Das beste Gemälde, das dieses Jahr ausgestellt worden, ist vielleicht das einzige, von welchem die Journale nicht gesprochen; freilich ist es von einem deutschen Künstler, dessen Name bisjetzt, in Paris wenigstens, unbekannt geblieben und nicht leicht auszusprechen ist, er heißt: Winterhalter. Vielleicht hat uns die Überraschung des ersten Anblicks verführt, vielleicht reißt uns die Ungerechtigkeit, die Verschuldigung der französischen Journalisten zum entgegengesetzten Extrem hin; allein vor der Hand sprechen wir es mit völliger Überzeugung aus: Winterhalter's „Dolce far niente" ist ein würdiges Seitenstück zu L. Robert's Fischern, wenn es nicht höher steht. Es ist ein Genrebild: eine Landschaft mit mehren Gruppen italienischer Frauen und Männer, sitzend, liegend auf die Ellbogen gestützt, alle schön und anmuthig; flatantes Colorit, gracieuse Attituden, die heiterste, völligste Ruhe, und dabei reiches, jugendliches, südlich-glühendes Leben. Dann hat Lehmann ein gutes Blatt geliefert: „La fille de Jephté", etwas zu sehr auf Effect berechnet. Die Tochter Jephta's nebst ihren sechs Gespielinnen scheinen nicht sowol Schwestern zu sein, als gradezu Reflexe von demselben Antlitze in sieben Spiegeln gesehen. Freilich ist dieses Antlitz von wundervoller Schönheit, und es läßt sich leicht begreifen, daß wer noch wenig kunstfertige Phantasie eines Jünglings, wenn er sich einmal zu einem solchen Ideal emporgeschwungen, sich nicht leicht davon losmachen kann. Auch Schnetz ist ein Deutscher; dieses Jahr haben wir von ihm das Begräbniß eines Kindes gesehen. Die Scene ist in Rom oder doch in Latium. Die Köpfe der Frauen sind vom besten Style. Folgen wir nun der „Minerve" in ihrem Berichte, so finden wir blos Genrebilder, Fernsichten, Intérieurs und Sculpturen. Das ergötzlichste Genrebild ist von Biard: „Le maire de campagne faisant en revue son armée citoyenne". Es ist eine Charge, aber von gutem Style, durchaus nicht Caricatur. Die Bürgerwache einer Landgemeinde defilirt in zwei Pelotons vor dem Maire; ich würde nicht fertig, wenn ich alle komischen Züge, die grotesken Stellungen, alle schmurrigen Einfälle aufzählen sollte, die Biard hier verschwendet. Auch Pigal ist ein guter Komiker in der Malerei, nur kommen dieselben Figuren nicht oft vor. Voriges Jahr malte er ein Ehepaar, das sich prügelte; diesmal haben sich dieselben Gatten bei den Haaren, die Ausführung ist aber sehr nachlässig. Wir sind indeß durchaus nicht gesonnen hier jedes Bild aufzuzählen, welches die ziemlich gewöhnliche „Minerve" mustert; wir haben, außer den deutschen Künstlern, vorzugsweise die sehr populairen Namen der Herren Biard und Pigal ausgehoben. Unter den Intérieurs behaupten die von Granet noch immer ihren alten Ruf; unter der Fernsichten verdient „Le pont de pierre" zu Lyon einer besondern Erwähnung, sie ist von Watelet und hat einige treffliche Partien. Eine Statue, welche Bailly darstellt, im Augenblick wo er zum Tode geführt wird, von Joley, die Venus, von Rabier, eine kolossale Gruppe: „Un chrétien livré aux bêtes avec sa famille", ein junges Mädchen, das auf einem Grabe schläft, und die herrliche Büste Philipp V., Königs von Spanien, von Lescorné, sind so ziemlich die vorzüglichern unter den diesjährigen Leistungen der französischen Sculptur.

„Revue de Paris." 3. April. „L'homme au masque de fer"; unter dieser Überschrift liefert der Bibliophile Jacob eine Reihe sehr interessanter Aufsätze über den Mann mit der eisernen Maske. Wir bedauern, nicht in große Details eingehen zu können; der Verf. geht nämlich sämmtliche über diese mysteriöse Erscheinung aufgestellte Hypothesen durch und weist deren Unhaltbarkeit nach. Herr Jacob, oder ihn bei seinem rechten Namen zu nennen, Lacroix hält den Mann mit der eisernen Maske für den unglücklichen Fouquet; in Aufzählung der Gründe, auf welche er diese Ansicht stützt, sei es uns vergönnt, etwas weitläufiger zu sein. Fouquet war zur Landesverweisung verurtheilt worden. Ludwig XIV., der es für gefährlich hielt, einen Mann, der die Angelegenheiten des Königreichs genau kannte, außer Landes gehen zu lassen, ließ ihn durch Saint-Mars in das Schloß von Pignerol bringen. Der König hatte diesem eine lange Instruction ertheilt, in welcher er verfügte: Fouquet dürfe mit Niemanden, weder schriftlich noch mündlich verkehren, noch Besuche annehmen, noch sein Gemach verlassen, selbst nicht, um spazieren zu gehen; Feder, Tinte, Papier durften ihm nicht gereicht werden, Saint-Mars sollte selbst die Wäsche und Bücher für den Gefangenen anschaffen. Aus der Correspondenz zwischen Louvois und St.-Mars geht hervor, daß Fouquet von Niemanden sollte gesehen werden, daß die in seinem Dienste befindlichen Domestiken das Schloß, wo er gefangen saß, nicht mehr verlassen durften. Fouquet starb zwar am 23. März 1680 und der Mann mit der eisernen Maske erschien erst zu Pignerol am 1. September 1681. Lacroix erklärt aber den Tod Fouquet's für erdichtet. Auch über die Ursachen, welche den Sturz des einst so mächtigen und reichen Ministers herbeigeführt, erzählt der Verf. viel Interessantes. Ludwig XIV. fürchtete dessen Einfluß; „die ungeheuern Pläne, die er vochatte, seine unverschämten Bereichungen überzeugten mich von seinem zügellosen Ehrgeize; er fuhr fort Plätze zu befestigen, Paläste auszuschmücken, Cabalen zu schmieden, in der Hoffnung, sich in kurzer Zeit zum unumschränkten Herrn des Staats aufzuwerfen". Auf solche Weise äußert sich Ludwig XIV. in seinen „Mémoires et instructions pour le Dauphin". Was den König aber wol am meisten gegen Fouquet aufgebracht, war, daß der General-Intendant — unter diesem Titel leitete er nämlich die Angelegenheiten des Königreichs — seine Wünsche bis zum Fräulein von Lavallière zu erheben wagte. Fouquet rühmte sich den Tarif aller Tugenden am Hof in seinem Geldkasten zu haben. „Fast alle Hofdamen haben diesem goldenen Kalbe geopfert", sagt Madame de Motteville in ihren Memoiren. Fouquet's Bewerbungen um das Fräulein von Lavallière hatten solches Aufsehen erregt, daß ein Spottlied darauf gedichtet wurde, das endlich zu den Ohren des Königs selbst gelangte:

Nicolas la cajole
Et lui fait les yeux doux,
Lui offre la pistole,
Et lui veut tâter le pouls:
— Vous perdez vos pas,
Nicolas!

Nächst dem Könige war Colbert Fouquet's grimmigster Feind. Der Generaladvocat Talon hatte auf Todesstrafe angetragen. „Wäre er zum Tode verurtheilt worden, so würde ich ihn haben sterben lassen", sagte Ludwig XIV. bei Fräulein Lavallière („Fragmens historiques par Racine"). Unter den Hofdamen, welche ebenfalls dem goldenen Kalbe geopfert, befand sich die Frau von Maintenon selbst; die fromme, heilige Frau von Maintenon, die sich dem Könige nur als Gattin ergab, schrieb 20 Jahre früher an Fouquet: „Ich hasse die Sünde, aber die Armuth noch mehr. Ihre 10,000 Thaler habe ich erhalten; wenn Sie mir in zwei Tagen noch 10,000 bringen wollen, so werde ich sehen, was ich zu thun haben werde." Schließlich bemerken wir, daß auf diese Ansicht über den Mann mit der eisernen Maske Lacroix einen Roman: „Pignerol etc." gegründet hat, in welchem die Documente, die er in seiner historischen Abhandlung anführt, näher entwickelt und dramatisirt sind. Kr.

Straf-Erkenntnisse des Criminal-Senats des königlichen Kammergerichts wider die Theilnehmer an den geheimen burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten Greifswald und Breslau. D. d. Berlin den 5. und 17. December 1835.

Der Druck dieser Erkenntnisse erster Instanz in einer vielbesprochenen Untersuchung, bei welcher manche ehrenwerthe Familie in ihren jüngern Zweigen betheiligt, deren ganze Veran-

Digitized by Google

[illegible] für die Schlußgeschichte der Untersuchung [illegible], weder zur Widerlegung positiver Umstände und gibt einen neuen Beleg, auf welch gehässige Weise die Publicistik mit zu spielen beliebt. Der König von Preußen sprach, laut dem Vorworte, auf den Antrag der obern Behörden, die öffentliche Bekanntmachung dieser Strafuntersuchungen genehmigt. Sie erstrecken sich, wie oben vermerkt, nun auf die Theilnehmer an den geheimen Studentenverbindungen jener beiden Hochschulen, „soweit sie nicht der Hauptuntersuchung gegen die hochverrätherischen Theilnehmer an einer beabsichtigten gewaltsamen Umwälzung des Staates verfallen sind“. Mit Weglassung der Namen der Localitäten ist hier ein Auszug aus den Entscheidungsgründen abgedruckt. Verurtheilt sind wegen Theilnahme an geheimen burschenschaftlichen Verbindungen in Greifswald 39 Studenten, zwei Doctoren der Medicin, acht Beamte (Prediger, Gymnasiallehrer, Bürgermeister, Referendarien u. dergl.) und diesen analog 42 Mitglieder der geheimen Studentenverbindung der Universität Breslau, jeder der Inculpaten zu sechsjährigem Festungsarreste, nebst richterlichem Ausspruche der Unfähigkeit zu allen fernern öffentlichen Ämtern. Diese Entscheidung kann nicht hart, nicht einmal streng genannt werden, nach den im Anhange mitgetheilten Auszügen aus den Strafgesetzen; vielmehr muß man die Milde anerkennen, durch welche ganze Classen entfernt Betheiligter sich der königlichen Begnadigung erfreuen, welcher auch von der richterlichen Behörde mehre Monarchen empfohlen werden.

Geschichtserzählung der ermittelten Thatsachen, worauf die Erkenntnißgründe beruhen, macht den wichtigern Theil dieser Publication aus, denn Alles, was seit fast 20 Jahren als Resultat der vielfachen Untersuchungen gegen demagogische Umtriebe, welchen auch die geheimen Studentenverbindungen zugehören, bekannt geworden, sind (aus rein geschichtlichem Gesichtspunkte betrachtet) Einzelnheiten, deren im Dunkeln gelassene Verflechtung den Schlüssel des Ganzen bewahrt. Als man diesen zu finden hoffte, in den actenmäßigen Aufsätzen der „Preußischen Staatszeitung“, brachen sie ab, ohne daß die von verschiedenen Seiten verheißene Belehrung über die von der mainzer Central-Untersuchungscommission ermittelten Entdeckungen erfolgt wäre.

Hier wird aus dem famosen Vorfalle zu Frankfurt a. M. am 3. April 1833, wo die Bürger- und Constablerwachen Abends nach 10 Uhr von einer Rotte Bewaffneter, hauptsächlich Studenten, verrätherisch überfallen wurden, der Schluß gezogen, daß hochverrätherische Opposition gegen alle Regierungen eine weitverzweigte, auf den Umsturz der bestehenden Regierungen gerichtete Verschwörung ein Attentat versucht habe. Um diesen näher auf die Spur zu kommen und nach Kräften entgegenzuarbeiten, schritt der Bundestag ein, indem er den einzelnen Bundesstaaten die Führung der Specialuntersuchungen überließ und nur die Mittheilung der von denselben erforschten Thatsachen forderte, zur Erlangung einer vollständigen und zusammenhängenden Übersicht der ganzen Verschwörung. Einen Beitrag hierzu gibt diese Geschichtserzählung, deren Einfachheit und Klarheit durch genaue Scheidung der Local- und Zeitverhältnisse gewinnt. Man erhält einen kurzen Überblick der Resultate, soweit es die burschenschaftlichen Verbindungen, besonders die Entwickelung des revolutionairen Princips in ihnen betrifft. Was aber das Wichtigere zu sein scheint, ist eine detaillirtere und mit speciellen Thatsachen belegte Zusammenstellung der ganzen Erscheinung, des innern Zusammenhanges der Einzelnheiten, worauf oft hingedeutet ist, welche aber natürlich dem Erkenntnisse der Hauptuntersuchung vorbehalten bleibt. Eine große Anzahl wichtiger Vorfragen, z. B. über die Competenz und Gesetzlichkeit der Untersuchungscommissionen und der erkennenden Behörden, wird dann Erledigung finden, wenn dieser Schlußstein der wahres Volksglück zum Zwecke habenden Untersuchungen der Öffentlichkeit übergeben wird; die wichtigsten

[illegible]

Notizen.

Zur Feier ihres 100. Jahrestages hielt die [illegible]demie zu Petersburg am 10. Januar 1835 [illegible] Sitzung, in welcher der beständige Secretair [illegible] Staatsrath Fuß, eine Gedächtnißrede auf [illegible] 1835 verstorbenen Mitgenossen und [illegible] für Staatswirthschaft und Statistik, [illegible] hielt. Außer diesem hat sie Akademie in [illegible] Ehrenmitglieder: den Grafen Dimitri [illegible] tow (s. 3. Nov.), den Geheimenrath Kutorga, [illegible] herrn Wilhelm von Humboldt, Malthus, [illegible] ferner drei Correspondenten: Blanc, Pfaff [illegible] Hamaker verloren. Auch sind im vergangen [illegible] Oberst M. N. Berg, Verf. mehrer geographisch [illegible] licher Werke, und der wirkliche Staatsrath [illegible] Sokolow verstorben. In derselben Sitzung wurden [illegible] mitglieder der Akademie der Prinz Maximilian [illegible] wird, der Professor Decandolle in Genf und [illegible] Ritter in Berlin proclamirt.

Die kaiserliche Akademie zu Petersburg besitzt [illegible] Seiten starken Folioband, von dem bekannten [illegible] Gerh. Fr. Müller, Materialien zur Geschichte [illegible] bis zum J. 1742 enthaltend. Der Verf. kam 17[illegible] junct zur Akademie und war eine Zeit lang Secretair [illegible] Während seiner Reise nach Sibirien fing er an, die Akademie und das Personal derselben ihm Bemerkenswerthes zu bringen und der Akademie zuzusenden. Die Acten beginnen mit dem 17. Jan. 1743 und schließen mit seinem Tode, der den 11. Oct. 1783 erfolgte.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. Ernst Ludwig [illegible]

vermischte

medicinische Schriften.

Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von

Dr. A. Puchelt,

ausübendem Arzte zu Berlin.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Schriften bilden den literarischen [illegible] Arztes, der durch seine praktische Wirksamkeit [illegible] Verdienste sich erworben hat, und ergänzen [illegible] was uns der Verfasser seiner im vorigen Jahre [illegible] Biographie:

Leben des königl. preussischen Geheimen [illegible] Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst [illegible] Heim. Aus hinterlassenen Briefen [illegible] chern herausgegeben von Georg [illegible] ler, wirkl. Geh. Oberfinanzrath. Zwei [illegible] Geh. 3 Thlr.

über diesen so ausgezeichneten und seinen [illegible]

Leipzig, im Juni 1836.

[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 159. — 7. Juni 1836.

iginal-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelm III., Herzogs von Jülich, Kleve, Berg. Nebst einem Anhange von Original-Briefen und Verhandlungen, betreffend den Proceß der Herzogin Jakobe. Düsseldorf, Schreiner. 1834. 8. 12 Gr.

Über der Wichtigkeit der durch Johann Wilhelm's od verwaisten schönen Länder und über dem langen treite der zahlreichen Prätendenten um ihren Besitz verß man entweder alle die merkwürdigen Dinge und Greuel, che sich am Hofe des letzten jülicher Fürstenpaares ignet hatten, oder die schwankenden Sagen darüber, e sich am Niederrhein verbreitet und erhalten hatten, ochte das deutsche Publicum keiner Überlieferung werth achtet haben. Was die Tochter eines jülichschen Leibztes Dr. Rainer Solonander aus den Papieren ihres aters 1640 verrathen hatte, scheint in den Besitz eines inzigen, vielleicht nicht einmal an den kurbrandenburgjen Hof gekommen zu sein, und was dieser 1678 sich erst s den Acten des düsseldorfer Archives über die entsetzhen Schicksale des unglücklichen Fürstenpaares zu verassen wußte, wurde gleichfalls geheim gehalten, sodaß auli in seiner „Allgemeinen preußischen Staatsgeschichte" ch nicht befriedigende Nachrichten ertheilen konnte. Im lgemeinen findet sich, wenn man die gedruckten Nachhten von Zeitgenossen und spätern Schriftstellern durchuft, entweder gänzliche Unkenntniß dieser schaudervollen egebenheiten, oder ein entschuldigendes nescio, quo fato bei ien. Selbst in gleichzeitigen fürstlichen Correspondenzen, che Ref. zum Behufe einer biographischen Arbeit zu bezten Gelegenheit hatte, geschieht, obschon darin vielerlei achrichten von da und dort enthalten sind, der Aufsehen egenden Vorfälle am düsseldorfer Hofe auch keiner Erhnung, die schon 1590 ausgesprochene Vermuthung genommen, daß der männliche Fürstenstamm des jülie Herrscherhauses aussterben werde. Nur der belgische citus in seinen Annalen, von Rheyd, ertheilt einigen fschluß über die ränkevollen Greuel, und ein ungenannGelehrter klärte Das, was Jakoben unmittelbar beff, in seiner Abhandlung *): „Die Rettung der Ehre und schuld Jakobe's, Herzogin von Jülich, aus archivalischen Nachrichten" 1782 zuerst auf, welche Häberlin nachher ohne gründliche Kritik in seiner „Neuen deutschen Reichsgeschichte" benutzte. Im Jahre 1819 aber gab die königlich preußische Regierung durch die Umwandlung der Klosterkirche der Kreuzbrüder zu Düsseldorf in ein weltliches Gebäude den humanen Anlaß, die darin vergrabenen Gebeine in angemessenere Ruhestätten zu weisen, daneben das ebendaselbst befindliche Grab der Herzogin Jakobe, Johann Wilhelm's Gemahlin, aufzuspüren und das entdeckte Gerippe durch Kunstrichter untersuchen zu lassen, ob des Historiographen Schöpflin aufgestellte Behauptung in seiner „Badenschen Geschichte", daß Jakobe nach Urtheil und Recht Kaisers Rudolf II. hingerichtet ward, sei, wirklichen Grund habe. Die Beschaffenheit der aufgefundenen Gebeine entschied jedoch nach dem Ausspruche der zu Rathe gezogenen Ärzte und anderer Sachverständigen durchaus gegen diese Annahme, und so fand sich der Kreisrichter Th. von Haupt gleich bereit, der vielbesprochenen Herzogin Leben und geheimnißvolles Ende zu bearbeiten. Sein Büchlein erschien auch zu Koblenz vor 15 Jahren in einer biographischen Skizze, in welcher sich zwar vieler Sammlerfleiß, aber zu geringes historisch-kritisches Studium, welches das Ganze überzeugend hätte zusammenarbeiten müssen, beurkundet; daher auch dieselbe Parteilichkeit bei ihm wie im obigen Aufsatze bei Hausen. Anstatt eine neue umsichtige und scharfprüfende Arbeit über diesen für die deutsche Specialgeschichte so wichtigen als hinsichtlich der Cultur jener Zeit äußerst anziehenden Gegenstand zu erhalten, übergeben zwei Männer, im Vorworte E. K. und F. C. unterzeichnet, die vorstehenden „Original-Denkwürdigkeiten" mit der Auffoderung zu weitern Forschungen der Öffentlichkeit, wobei Ref. bemerkt, daß er nicht begreifen kann, warum die Herren Herausgeber den Herzog Johann Wilhelm den Dritten nennen, da nirgend drei gleichnamige Fürsten dieser Abkunft zusammenzuzählen sind. Ob nun schon der Inhalt dieser Gabe zum Theil in dem „Historischen Portefeuille" und von Haupt benutzt worden ist, so bleibt sie doch sehr dankenswerth, da Hr. v. Haupt sich der Mühe nicht unterzog, diese wichtigen Actenstücke mitabdrucken zu lassen. Das Werkchen besteht nämlich in lauter Urkunden, deren Orthographie meist modernisirt worden ist; wir beklagen aber, daß die Herren Herausgeber für die sehr interessante

*) Siehe Hausen's „Historisches Portefeuille", 1. Jahrg. 1. Bd. S. 145 fg.

Digitized by Google

zweite Abtheilung keinen Fleiß zu Untersuchungen, mit den Originalen in der Hand, über Zeit, Ort, Verfasser und was sonst gründliche Diplomatie für einzelne blosgestellte Actenstücke erheischt, angewandt haben. Übrigens theilen sie den rohen Stoff in drei Abtheilungen, deren erste die „Historia rerum Julio Montensium per nobilem Beer a Lahr" (eigentlich das Tagebuch dieses Höflings von 1594 — 1609), die zweite einen Anhang von (erläuternden und bisjetzt noch nicht gekannten) Original-Briefen und Verhandlungen, den Proreß der Herzogin Jakobe betreffend, und die dritte zwei schon im „Historischen Portefeuille" mitgetheilte Beilagen über den Vergiftungsversuch des Hofmarschalls von Schenckern an derselben Herzogin enthält. Mithin geben die Herausgeber nur das Ärgste und Schauderhafteste, leider! nicht die Acten über den Gang des Processes, von welchen, wenn auch unvollständig, schon im „Portefeuille" und bei Haupt die Rede ist, sodaß ein neuer Bearbeiter dieser Dinge immer noch nöthig hat, archivalische Untersuchungen an verschiedenen Orten anzustellen. Lahr's Tagebuch nun belangend, so war sein Verfasser ein Zeitgenosse des Herzogs und der beiden Gemahlinnen desselben und, an deren Hofe lebend, Augenzeuge der Dinge, welche er aufschrieb; Ref. hat aber nicht nöthig den größern schon bekannten Theil davon näher zu charakterisiren, sondern er glaubt vielmehr darauf hinweisen zu müssen, daß Hr. von Haupt im Gebrauche dieser damals noch in Handschrift vorhandenen Nachrichten Manches falsch und Manches oberflächlich gesehen hat, wie z. B. mit den Anklageartikeln der Prinzessin Sibylle, Johann Wilhelm's Schwester, gegen deren Schwägerin, Jakobe, geschehen ist. Denn ihr Ziel geht nicht blos auf Anschuldigungen des Ehebruchs, dessen wegen sie nach damaligen Rechtsbegriffen das Leben verwirkt hatte und wodurch auch die nachmalige Sage von ihrer Hinrichtung mit dem Schwerte Glauben im Volke erhielt, oder auf gänzliche Verleumdungen, sondern — dies ist des Ref. Ansicht nach dem Charakter jener düstern Zeit — auf Zauberei, auf den Gebrauch magischer Künste zur Heilung des kranken Gemahls, auf Mishandlungen an demselben, auf Entwürdigung seiner Fürstlichkeit, und endlich auf Ehebruch, Klagen, die schwerlich weggeleugnet werden können und damals allerdings sehr strafbar waren. Daß aber die Räthe und Landstände ohne Anfrage bei dem Kaiser sogleich auf Sibyllens Anklage gewaltsam mit Jakoben und deren Dienerschaft verfuhren und ungestraft verfahren konnten*), erklärt sich genügend aus der liederlichen Hofwirthschaft zu Düsseldorf, aus dem Mangel an einer bestellten vormundschaftlichen Regierung (hätte doch der blöde Herzog nach seines Vaters Tode vom Kaiser die Lehen nicht empfangen können!) und aus dem Hin- und Herspielen der Hofparteien durch zahlreiche Prätendenten, welche seit Wilhelm IV. Tode (1592) ihr Auge auf das Erben dieses unglücklichen Fürstenhauses geheftet und zu binden, wie aus Reyd's Nachrichten gewiß hervorgeht, schon damals der Kaiser und Philipp von Spanien gehörten, sowie endlich auf das offenbaren, doch geheim gehaltenen Bestreben, diese unglückliche und (von beiden Seiten) erzwungene Ehe trennbar zu machen. Der blöde und oft rasende Markgraf Friedrich von Brandenburg hatte mit Johann [illegible] von Jülich Schwester, Maria Eleonore, [illegible] gezeugt; also ein bedenkliches Beispiel in der Thronfolgeschaft für die auf Erbfolge Anspruch machenden und zugleich für die habsüchtigen Diener des Hofes, die ihren Vortheil in solch' [illegible] zu gewinnen verstanden. Daher kein Wunder, daß Kaiser Rudolf, als der Proreß Jakobens eine gütliche Behandlung der kaiserlichen Commissäre [illegible] scheint aus persönlicher Schonung in Einen solchen nichtswürdigen Dienern, wie der Hofmarschall von Schenckern einer war, das Leben dieser, wie ein [illegible] liche Staatsgefangene behandelten Fürsten [illegible] preisgab und nach ihrem Tode sogleich auch [illegible] dacht an eine Gewaltthat rege wurde, sodaß [illegible] Räthe deshalb Untersuchungen, wenngleich [illegible] und nicht genügend, anstellen ließen. Was [illegible] zeuge, Beer von Lahr, der sich als [illegible] beurkundet, hierüber S. 59 mittheilt, [illegible] Lesern d. Bl. nicht vorenthalten zu [illegible] dort:

Es haben Ihro F. G. die Herzogin [illegible] an, daß die Markgräfin von Baden [illegible] bruchs bei der Landschaft etst, und [illegible] verklagt gewesen, zu mehrmalen aufs [illegible] anhalten lassen; die wollen durch ihre [illegible] der Sachen ein Ende machen, aber nicht [illegible] selb, wie Vorgemeit, auf das Schloß zu [illegible] soll verhalten werden, von Ihrer K. M. [illegible] hätten aber Ihre M. und sonst der [illegible] Freund und Verwandten [illegible] liche der Markgräfinne hoh [illegible] in den Fall alienum [illegible] folget hätten; aber die Gülliche und [illegible] ein solches nicht erleiden können, [illegible] tig Gott letztlich über die arme [illegible] wohl, als über den frommen Fürsten, [illegible] bestärken und Herrn erbarmet, und [illegible] 1597 die Markgräfinne von diesem [illegible] dert, dieser Gestalt, daß sie die Markgräfin [illegible] frisch und gesund gewesen, über [illegible] Kathar abgefallen, darob sie folgends [illegible] korben; der Seelen Gott gnädig sey.

Obschon der Chronikann nicht [illegible] wie Ref. aus mehren Stellen des [illegible]

*) Zwei Jahre vor diesem Ereignisse trennte das sachsen-koburgische Consistorium die Ehe Herzogs Johann Kasimirs von Eisenach-Koburg und seiner ehebrecherischen Gemahlin, der jenische Schöppenstuhl verurtheilte sie und ihren Buhlen zum Tode, der Herzog aber verwandelte ohne des Kaisers Vorwissen diesen Rechtsspruch in lebenslängliche Gefängnißstrafe.

*) Falsche [illegible] Markgräfin [illegible] ter des Markgrafen Philibert und einer [illegible] Mechtilde, und wegen des flüchtigen Lebens [illegible] Hofe des prachtliebenden Wilhelm V. zu München [illegible] nach sinnlich sei [illegible]

Digitized by Google

E, [illegible] durch diese abscheuliche Nachricht wegen [illegible] einen harten Tadel, daß er dieselbe sogar [illegible], auch die Glaubwürdigkeit einer andern handschriftlichen Nachricht, welche die Herzogin mittels eines Briefes des Nachts im Bette erwähnen läßt, genau untersuche und ihre Quelle mit Rheyd's übereinstimmender Erzählung nicht sorgfältig zusammengehalten hat. Unser Lahr's Parteilichkeit geht aus dem Inhalte seines Tagebuches von selbst hervor, wozu auch die Stelle (S. 75) gehört, welche von einem schmählichen Pasquill auf Schemelli, wie sie damals in jülicher Landen gewöhnlich waren, handelt. Die öffentliche Meinung sprach sich Anfangs gegen den Hofmarschall aus und beschuldigte ihn der Mordthat. Er wurde auch später seines Dienstes entsetzt und ein Proceß über ihn bei dem Kaiser anhängig gemacht, wovon sein Freund Lahr ebenfalls umständliche Nachrichten gibt. Indeß verfuhr man minder streng mit Jakobens Buhlen; aus Italien zurückgekommen, wurde er in den ersten Tagen 1599 ergriffen, auch streng verhaftet, aber 1601 wieder in Freiheit gesetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Krieg über eine lateinische Redensart.

In dem Lustspiele des Plautus: Die Gespenster („Mostellaria") sagt ein Alter (III, 2): „Musice heroic agitis aetatem, ita, ut vos decet." (Ihr lebt doch ganz einfach*), wie es Euch zukommt!) über diesen kurzen Satz, ja eigentlich über ein einziges Wörtchen darin, der das „musice", ist einmal ein literarischer Krieg entstanden, der Jahr und Tag dauerte und sich von Sachsen aus bis an die Nordsee, den Rhein, in die Schweiz, nach Thüringen und bis Berlin erstreckte. Es war in Freiberg 1749 ein Singspiel vom dortigen Cantor, Johann Fr. Doles, einem der besten Schüler Sebastian Bach's und seinem Nachfolger in Leipzig, componirt und mit so großem Beifalle von den Schülern aufgeführt worden, daß es**), oft wiederholt, 1500 Thlr. reine Einnahme gewährt haben soll. Dies machte den Neid des Rectors Joh. Gottlob Biedermann sege***), ohne daß man recht wüßte, warum; wahrscheinlich aber erntete der Dichter, d. h. der Rector, wie es so oft der Fall bei Opern ist, wenig, und der Componist, also hier der Cantor, alle Ehre ein, und dies stimmte ihn, unmittelbar darauf, am 12. Mai 1749, beim Abgange einiger Schüler ein Programm: „De vita musica", zu schreiben†), welchem jene Stelle des Plautus zur Unterlage diente. Die Musik, sagt er darin, könne wie alle Wissenschaften Herz und Geist verderben; G. J. Voß habe sie gar nicht zu den edeln, sondern zu den gemeinen (non ad liberales, sed populares) Künsten gerechnet, und durch ihre Wirkung, ihre Reize könne sie zwar zum Guten, aber viel öfter zum Bösen leiten. Mit Dem, was ihr zur Empfehlung gereiche, wolle er sich nicht hier befassen; aber, wie aus jener Stelle im Plautus erhelle, hätten die Tonkünstler stets im Rufe eines schändlichen (turpis) und liederlichen (dissoluta) Lebenswandel gestanden. Schon Jubal, der Erfinder der Musik, müsse als verdächtig erscheinen, da er nicht vom dem frommen, gottesfürchtigen Seth, sondern dem gottlosen Kain stammte. Die Aegypter hätten nach dem Diodor von Sicilien ihren Söhnen aus allen Künsten Musik zu lernen gestattet und unter den Griechen nennt er den Pittagoras, Aristoxenus und Plutarch, welche sich ungünstig darüber äußerten. Besser dass gegen ihn natürlich die Römer Zeugnisse der Artigkeit, und dann die noch strengern Kirchenväter, selbst zu unerschöpflichem Stoff hatte, seine Schüler zu warnen, sich ja nicht zuviel mit so einer Kunst einzulassen und Andern zum Aergernis, sich zum Schaden einer ausschweifenden Lebensart hinzugeben, damit man ihnen nicht mit Plautus zurufen dürfe „Musice haerida agitis vitam!"

Es ist möglich, daß Biedermann hierbei nichts Arges dachte, nicht aus Neid gegen Doles so geschrieben hatte. Die große Einnahme, welche sein Singgedicht von jenem Singspiele bezog, der Beifall, mit welchem man vermuthlich die Sängerin überschüttete, konnte Einzelne leicht veranlassen, die Musik höher als die Wissenschaft zu lieben; er als ein braver Schulmann wollte vielleicht hier schnell einlenken, aber hatte sich selbst dadurch überall Feinde gemacht. Der berühmte Johann Sebastian Bach in Leipzig bekam das Programm sogleich von Doles zugesendet und, vielleicht weniger zum Federkriege wie zum Fugenschreiben geeignet, wendete er sich an den Organisten Chr. Schröder in Nordhausen, den Erfinder des Fortepiano's, dies Programm zu recensiren und zu widerlegen. Es erschien denn bald nachher eine „Christliche Beurtheilung" desselben; die nur zwei Blätter in 4. hat und ohne Namen ist, übrigens aber sich weniger als Widerlegung, sondern mehr als häßliche Insinuation zeigt, die uns jetzt freilich komisch vorkommt. Es laufe, heißt es darin, besagtes Programm gegen „die hohe landesfürstliche Kirchenordnung, denn wenn Niemand mehr Musicum studiren soll, wo bliebe die Kirchenmusik, wo würde man Operisten und Cantellisten hernehmen?" Viel derber, obgleich mit auch weniger Worten hatte der damals als Kritiker gefürchtete Mattheson in Hamburg den armen Biedermann angegriffen. Er gab grade in dieser Zeit einen „Mithridat wider das Gift einer wolfenbüttelschen Satyre, genannt La Musica" heraus, und jetzt sandte ihm dies Programm noch in den Weg, das ihm ohne Zweifel von Bach zugeschickt worden war; denn jene Angabe, daß es auch Matth. über den Beifall geschrieben sei, welchen die Musik des erwähnten Singspiels gefunden habe, findet sich bei ihm namentlich vor. Er kommt in der genannten Schrift mehr als einmal darauf zurück und behauptet, daß das „musice vivere" des Plautus gar nicht Das heiße, was Biedermann denke. Man müsse es mit „getrost und gutes Muthes sein" übersetzen. Biedermann hatte jedoch wie Bach und Mattheson auch die Zeitungsblätter, auf welche sie einwirken konnten, in Bewegung gesetzt, und so nahmen denn die berliner Poesie gegen den Rector, die frankfurter und hamburger für ihn. Die „Frankfurter Zeitungen" thaten es (1750, S. 18), indem sie sich über Mauchesson's „Mithridat" lustig machten. Die Zahl der lächerlichen Büchertitel sei wieder einmal vermehrt worden und unterschlägt die Dedication an ein gekröntes Haupt — er war Friedrich II. gewidmet —, weil die gröbsten Ausdrücke darin vorkämen. Die Erklärung der Redensart „musice vivere" aus Beckhof und Nicolai*), der es ausdrücklich als „einen honnêtement et decemment bezeichne, müsse doch viel mehr gelten, als so eine „Mithridatbüchse". Die „Berliner Zeitungen" (1750, No. 149 u. 150) nahmen dagegen einen Brief auf, der Biedermann selbst lächerlich machte; er habe 40 Tage nöthig gehabt, um sich nach seinem Programme wiederumsehen zu können, ein Zwist mit einem Cantor (Doles) habe ihn erst veranlaßt, die Collectaneen hierzu zu sammeln. Der „Hamburger Correspondent" (1750, No. 17) berichtete gleichfalls, daß in Berlin dergleichen durch eine gehässige und feindselige Hand eingeschaltet worden sei. Biedermann habe nicht die Tonkunst verachtet, sondern nur den Mißbrauch derselben getadelt. Auch in der Schweiz, in St.-Gallen, erschien eine Schrift: „Aufrichtige Gedanken über das Biedermannische Programm: De vita musica".

*) Ihr [illegible] wir es; die Ursache davon ergibt sich am Schlusse.

**) Den Namen desselben habe ich nirgend angegeben.

***) Gerber's „Lexikon der Tonkünstler", Art. Doles, S. 311 fg.

†) 4 Bl. 4. ohne Seitenzahl.

*) Jakob Nikolaus von Lo, ein Philolog des 16. Jahrhunderts.

Digitized by Google

(12 Bl. 4.), die Gottsched, von Mattheson in seinem „Critischen Musicus“ unbarmherzig gestaupt hatte, in seinen „Neuen Büchersaal“ (Bd. 9, Stück 6) aufnahm, weil sie ebenfalls auf Gärtner's „Thesaurus“ pochten. Zugleich aber griff ein anderer Feind Biedermann's selbst zu einem schändlichen Mittel. Es erschien nun angeblich in Freiberg von Biedermann selbst „Nachgedanken“ desselben (4 Bl. 4.), die in den „Berliner Zeitungen“ sogleich angezeigt und noch mit hämischen Zusätzen vermehrt wurden. Biedermann trat darin als wenige Sünder auf, der sein Programm mit dem Ephorus der freiberger Schule bei einem Glase Wein entworfen habe. Zugleich kam noch eine zweite Schlechtigkeit an den Tag. Schröder in Nordhausen hatte, wie wir wissen, auf Bitten Sebastian Bach's seine zwei Blätter geschrieben und diese als jene hämischen Zusätze eingeschaltet, durch welche sie erst zu einem Libell wurden. Jene in St.-Gallen zu Gunsten Biedermann's erschienene Flugschrift hatte aber, weil jene Schröder'schen Blätter anonym herauskamen, den Cantor Georg Fr. Einicke in Frankenhausen, wir wissen nicht warum, als Verf. derselben bezeichnet, und dieser trat nun, da Mattheson auf seinen „Mithridat“ als Zugabe eine „Bewährte Panacea“ hatte folgen lassen, in dieser*) auf, um sich von dem Vorwurfe, als ob er hierbei die Hand im Spiele aber nur ein Wort geschrieben habe, durch Bach's und Schröder's eigenhändige Briefe zu reinigen. Der berühmte Bach erscheint hierbei im schlimmsten Lichte. Er schob die Veränderung von Schröder's Recension einzig auf Den, „der den Druck besorgt hatte“. Schröder war hiermit nicht zufrieden, sondern verlangte, daß er sich als Urheber der „Christlichen Gedanken“ nennen und den eigentlichen Verfasser an den Tag bringen solle. Der Tod machte diesem Zwist ein Ende und ersparte dem berühmten Bach die Schande, so ein Geständniß ablegen zu müssen. Biedermann selbst hatte sich mit dem Gerichte nicht eher eingelassen, als bis die Zeitungsberichte und die genannten Flugschriften pro und contra erschienen waren, und vermuthlich nur die Stimmen, welche zu seinen Gunsten sprachen, ebenso unter der Hand zum Anklange gebracht, wie Dotes, Bach und Mattheson die entgegengesetzten. Jetzt aber ließ er eine „Abgenöthigte Ehrenrettung wider die unverschämten Lästerungen über seine Einladungsschrift: De vita musica“ (Leipzig 1750, 16 S. 4.) erscheinen, in welcher er jedoch nur einen Auszug von Allem gab, was für und gegen ihn geschrieben war, namentlich aber den Streich, welchen man ihm gespielt habe, unter seinem Namen in Freiberg angeblich eine Flugschrift erscheinen zu lassen, als das Werk eines Beliars, eines Lügners, Betrügers und Lästerers darstellte.

Indeß jede Sache hat einen Anfang und ein Ende. Auch dieser Streit fand dieses und zwar in so gelehrter Weise, wie er begonnen hatte. Ein lateinisches Programm veranlaßte ihn, eine lateinische Schrift sollte ihn auch ehrenvoll schließen. Es erschien 1751, aber ohne Angabe des Ortes, eine Abhandlung: „Quid sit musice aetatem agere ex Plauti Mostellaria etc. ad componendam controversiam de vita musica inter viros musicos nuper ortam“ von Abypius jun. (16 S. 4.) Daß dieser Name unserm deutschen harmlos entspricht und also nur angenommen war, dürfen wir wol kaum bemerken; den wahren Verfasser aber anzugeben, vermögen wir nicht**) und bemerken nur, daß seine Arbeit von der fröhlichsten Laune und der größten Gelehrsamkeit zugleich zeugt. Der Eingang beweist, daß das Ganze alles Gemälde [illegible] hervorgegangen sei, sich gesondert halten, heißt es darin, daß Nichts so ein Aufheben habe gemacht werden können, als die Redensart des Plautus müsse aus dem Gleichniß abgeleitet und hier sei das Wort provorsus (musice) statt in übler gebraucht worden, „tanquam vitium“ oder „tanquam ignavum“, folglich ein mäßiges, sittsames, nüchternes, gesetztes, anständiges Leben führen. So habe es [illegible] Gronov in seinen „Lectionibus Plautinis“ (1740) [illegible] Plautus die Redensart nur ironisch angewendet. Bei [illegible] chischen Gastmählern hätten Flöte und Lyra stets [illegible] gespielt, um Trunkenheit und Schwelgerei zu [illegible], [illegible] die Entstehung der Redensart dort. Die aus den [illegible] Schriftstellern angeführten Beweise für seine Meinung [illegible] so schlagend und zahlreich und die von Biedermann [illegible] das Gegentheil darthuenden Stellen so gründlich widerlegt, [illegible] Letzterer nun wol nichts mehr aufbringen konnte und [illegible] Zuruf des pseudonymen Friedensstifters: Pugnet hoc [illegible] Zorn! („O cohibete iras!“) in Erfüllung [illegible] stens behauptet Becker dies in der „Musikalischen [illegible] (Abth. 4, Cap. 4, unter b), welcher selbst im Besitz [illegible] uns hier angeführten Streitschriften ist und keine weiter [illegible] führt. Übrigens erfährt man noch aus der genannten [illegible] daß im 17. Jahrhunderte eine ähnliche Redensart [illegible] war: „*theologice vivere*“, welche aber nicht wie die [illegible] tus ironisch, sondern zur Bezeichnung von wirklichen [illegible] Tafelfreuden gebraucht wurde. Wer würde nun eine [illegible] thöricht und lieblos gewesen sein, folgert Abypius mit [illegible] allen Theologen das Laster der Schwelgerei [illegible] wie es Biedermann, auf jene Worte des Plautus [illegible] in Betreff der Tonkünstler gethan hatte, oder der Theologie [illegible] so etwas zuzuschreiben, wie es hier der Tonkunst begegnet [illegible]

Ob wol auch in unsern Tagen wegen einer solchen [illegible] denart ein solcher Federkrieg geführt würde! Wir [illegible] haben es mehr mit Realien zu thun; uns [illegible] bahnen, Runkelrübenzuckerfabriken, Aus- und [illegible] Verbote, Verfassungsentwürfe, Congresse und [illegible] nisch bringen, aber nicht ein paar lateinische [illegible] Ende Einer so wenig recht versteht als der [illegible]

*) Zweite Beilage, S. VII.

**) Da es einen griechischen Schriftsteller dieses Namens gegeben hat, der etwa 200 Jahre v. Chr. lebte und eine „Isagoge musica“ hinterließ, so nahm der uns unbekannte Verfasser auch wol diesen Namen vor, und daher vermuthlich der Zusatz: junior. Die angefochtene Schrift dieses alten Abypius gab Meibom 1652 griechisch und in lateinischer Übersetzung heraus.

Literarische Notizen.

In London ist eine Blumenlese aus den [illegible] renommirten „Juniusbriefen“ unter dem Titel: [illegible] riams of Junius“ erschienen. Die feinen, spitzigen und [illegible] Gedanken dieses gewaltigen Publicisten, der einst die [illegible] englische Regierung in Confusion versetzte, finden [illegible] heutigen Tages ihre Fersen, wo sie verwandt [illegible]

Von dem bekannten Professor Varnas Gast [illegible] der sich längere Zeit in Deutschland, namentlich in [illegible] Wolfenbüttel aufgehalten, wird bald eine Beschr[illegible] Aufenthalts unter dem Titel: „My sejourn in G[illegible] scheinen, worin hauptsächlich der Zustand deutsch[illegible] keit erörtert werden soll.

Bei Forshaw in Liverpool ist in deutscher [illegible] Schrift erschienen, enthaltend eine „[illegible] von Baumwollengarn in Deutschland“.

Einen Beweis, wie sehr die carikirte neufranz[illegible] der Poesie auch in England überzuwuchern [illegible] neuerdings erschienene Roman: „The parri[illegible] romance“, vom Verfasser des „Miserrimus“, [illegible] lichkeit mit Victor Hugo's „Han d'Islande“ [illegible] weit wüster ist als dieser.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 160. — 8. Juni 1836.

Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelm III., Herzogs von Jülich, Kleve, Berg.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Weniger bekannt sind nun Lahr's Nachrichten über den wahnsinnigen Herzog Johann Wilhelm. Während Kröde noch im Kerker schmachtete, ließ man, auf der Prinzessin Sibylla Betrieb, die Jungfer von Erzelbach nach Hambach, wo der Hof sich damals aufhielt, kommen, damit sie den Herzog durch ihren Kräutertrank heilen sollte. Die Cur begann im Juni 1596, und obwol die in Hoffnung gestanden, heißt es S. 56:

„es würde sich alles zu mehrerer Besserei mit Ihrer F. G. geben haben, So ist doch nicht ohne, daß Ihro F. G. allerand Phantasien im Kopf behielten, und dahero bei zeiten sich nz. still, bei zeiten sich aber etwan unruhiger Vernehmen sen; deme vorzukommen ward ein sonderlicher Meister aus ollans (Amsterdam, ohne Zweifel der berüchtigte Johann ostanus, der auch bei dem Wahnsinne des Markgrafen brecht Friedrich zu Rathe gezogen wurde) gefordert, man gab enselben 1000 fl. Brabändisch Vor seinen Auszug, und sonst ard derselb allerdings freigehalten

nd, wie es weiter unten heißt, fürstlich tractirt. Bevor ich dieser Quacksalber in die Cur einließ (er kam mit einer ganzen Familie), mußten ihm Kanzler und Räthe versprechen, seine Künste Niemanden zu eröffnen. Der Contract lautete auf 10,000 Thlr. ein für allemal, und jährlich noch auf einen „stattlichen Gehalt, welcher bei F. F. Gn. Discretion stehen solle". Am Osterdienstage 1597 begann die Cur mit großen Umständen in Gegenwart Sibyllens, aller adeligen Räthe, dreier Leibärzte und des kranken Herzogs. Die Arznei bestand in einem Getränke, das alle Anwesende mit Inbegriff des neuen Meisters erst kosten mußten, ehe es der Herzog genoß. „Nach eingenommenen Trank haben F. F. Gn. in drei Tagen und Nachten nicht ruhen müssen, sondern im Gemach stätiger Weise wandlen." Alle Hof- und Kammerjunker sammt Kammerdienern wurden entfernt, nur die ersten Beamten blieben bei ihm, welche Zeugen der Sonderbarkeiten sein mußten. Bis Pfingsten deffelben Jahres war der Herzog soweit hergestellt, daß er wieder öffentlich „spazieren ziehen" und fürstliche Tafel halten konnte. Sogleich dachte man an Wiedervermählung des Herzogs, und man wählte die Tochter des Herzogs Karl von Lothringen, Antonette, die ihm schon früher, ehe er sich mit der 27jährigen Jakobe verloben mußte, von einer Hofpartei und seinem Vater Wilhelm IV. bestimmt worden war. Man befürchtete aber damals, wie Rheyd berichtet, daß durch sie die Ehe gesegnet werde, und jetzt wählte man sie, weil sie älter und ihre Gesundheit geschwächt worden war. Die Hochzeit verzog sich bis in den Juni 1599. Unser Lahr erzählt die Umstände darüber zwar auch, verräth aber die Gründe nicht, welcher wegen man eine Zeit lang den blöden Herzog in Kleve gefangen hielt und ihn nicht zur Braut nach Düsseldorf reisen lassen wollte. Die Vermählung war sehr einfach, weil der holländische Quacksalber dem Lande sehr viel gekostet hatte. Aus Allem geht hervor, daß des Herzogs Krankheit eigentlich nicht gehoben, sondern wie früher, der Prätendenten wegen, absichtlich verschwiegen wurde. Noch in demselben Jahre, nach S. 64 des vorliegenden Tagebuchs, drang die neuvermählte Herzogin, wie Jakobe auch gethan hatte, auf Theilnahme an der Regierung, und man sprengte aus, daß sie guter Hoffnung sei. Letzteres war ungegründet, allein das Gesuch um die Regentschaft kam zum Kaiser. Für sie sprachen ihr Vater, ihr Bruder, Frankreich, Baiern und Ferrara; gegen sie Erzherzog Albert, der Papst und ein Theil der Landstände. Antonette erhielt ihren Antheil an der Regierung und die Macht, Ämter zu vergeben. Lahr äußert S. 65 seinen Unwillen darüber, wenn er ausruft: „Ist Wunder zu Vernehmen, daß Güllische mehr als andere von einem Weibsbild regiert zu werden lust haben!" Der Grund davon ergibt sich bald nachher, als er von Schenckern's Absetzung reden mußte. Dieser Mann, der lange Zeit das Factotum am jülicher Hofe gewesen und in fürstlicher Pracht geschwelgt hatte, mußte mit seiner Familie nach Köln ziehen. Wie gefährlich und groß sein Anhang war, beweist die Vorsicht, mit welcher Antonette bei seiner Absetzung zu Werke ging. Mit dem Herzoge fing man (S. 76) im Jahre 1600 eine neue possenhafte Cur an, in der Meinung, daß ein böser Geist den Fürsten besäße. Man ließ deßhalb einen „Pfaff aus dem Land Kleve" kommen, welcher den Teufel austreiben sollte. „Was nun der Pfaff", erzählt Lahr, „an Ihre F. G. erfahren, ist folgends bedeckt blieben, ich halt's dafür, daß er nichts desfalls funden." Gleichwol hielt man (nach S. 82) die Meinung vom bezauberten Zustande des Fürsten fest, der sogar auch auf die Herzogin

Digitized by Google

Antonette übergetragen und woraus die Unfruchtbarkeit der Ehe hergeleitet wurde. Daher schickte der Herzog von Lothringen in den ersten Monaten des Jahres 1604 zwei italienische Mönche an den jülicher Hof, die eine Cur anfangen sollten. Die Herzogin ließ sich aber nicht mit den Mönchen ein und reiste auf eine gewisse Zeit zu ihrem Vater nach Lothringen, während jene den Herzog exorcisirten, vieles Geld verdienten, aber „Nichts ausrichteten". Denen, welche Wolf's „Leben Maximilian I. von Baiern" kennen, wird erinnerlich sein, daß dort auch über dergleichen Teufeleien und Possen an Johann Wilhelm's Hofe gesprochen wird. Gleichwol hatte die Herzogin Antonette nach Lahr (S. 81) noch so guten Muth, als die Räthe und Landstände im April 1602 auf einem gemeinen Landtage zu Jülich den Antrag stellten: „bei guter Zeit Ihre K. Maj. zu ersuchen, diese Lande mit einem guten Gubernator zu versehen", daß sie denselben mit großer Verwundrung antwortete:

Wie die Herren Rhete an solch Vorgeben kemen, da ihr Herr noch frisch auf, jung von Jahren, auch noch Hofnung hett zu erben, dan, obschon nun in das dritte Jahr Ihro F. G. bei einander gewesen, und keine Erben bekommen, wäre jedoch damit die Hofnung nit abgeschnitten; ist also diß Werk anstehen bliben.

Das Tagebuch wird gegen das Lebensende des Herzogs hin immer magerer, von manchem Jahre meldet der Verf. gar nichts, von manchem nur Dürftiges, vielleicht weil das Hofleben selbst allgemach abstarb. Vom Tode des Herzogs sagt er, abweichend von den bisher gekannten Nachrichten, die ihm an einem hitzigen Fieber sterben lassen: „Ihre F. Gn. waren noch den nachmittag (des 25. März 1609) im garten spatziren gegangen, stehen von Tisch auf, bekommen Wehe, und sterben (denselben Tag Abends zwischen 6 und 7 Uhr) seliglich im 47. jahr ihres alters." Die Landschaften waren betrübt, Jedermann bestürzt, Viele flohen aus dem Lande nach Köln, Aachen, Ruhrmund und Neuß, die Herzogin „sackte und packte", kümmerte sich nicht um die Leiche des Gemahls, sondern zog mit ihrem Bruder thränenleer davon, ehe noch Erzherzog Leopold in Jülich eintraf. Darum fand dieser auch keine zweite Gräfin Terzky, wie Ottavio Picolomini eine in der letzten Scene von „Wallenstein's Tode" findet, welche das verödete Haus des Glanzes und der Herrlichkeit abschließen und die Schlüssel überliefern konnte, sondern durch alle Pforten war, um mit Schiller zu reden, das erschreckte Hofgesinde und mit diesem die Herzogin Witwe fortgestürzt. Der Höfling Lahr nimmt diese Flucht sehr übel und äußert sich am Schlusse seiner Nachrichten sehr bitter darüber. Bekanntlich begab sich Antonette eine Zeit lang auf ihre Witthumsgüter, bis man sich mit ihr verglichen hatte; alsdann ging sie in ihre Heimat zurück, wo sie zu Nancy im August 1610 starb. Dem Leichnam des Herzogs Johann Wilhelm erging es noch schlimmer als dem des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Er blieb 19 Jahre lang während des langwierigen Erbfolgestreites über der Erde ohne Ruhestätte, wie er sie im Leben fast nie gehabt, sondern von Dienern und Gemahlinnen herumgeworfen, ja geprügelt worden war, und fand erst im October 1628 [illegible] welhete Stätte, zu welcher 1819 auch die Gebeine [illegible] lockern und unbesonnenen Jakobe gesammelt wurden.

Das Tagebuch Lahr's enthält zwar noch manche [illegible] ziehende Nachrichten, die aber Ref. hier nicht [illegible] kann, um sich auch ein Räumchen für die zweite [illegible] lung der „Originaldenkwürdigkeiten" aufzubewahren, [illegible] 22 meist wie Kraut und Rüben durcheinander gewo[illegible] Urkunden enthält. An ihnen hätten, wie schon oben [illegible] gedeutet worden, die Herausgeber sich ein wahres Verdienst erwerben können, wenn sie dieselben kritisch untersucht und chronologisch geordnet hätten, wie sich's bei Handhabung dergleichen Papiere gehört und gebührt. Diese Abtheilung, oder, wie sie im Buche genannt wird, dieser Anhang von S. 89 — 132 ist für Jedermann [illegible] schichte von größter Wichtigkeit, und hätte [illegible] gesehen, so würde er Manches anders in seiner [illegible] betrachtet haben. Er enthält Briefe, Concepte und mancherlei unvollendete Entwürfe, die zu Berathungen auf Papier geworfen und zu actenmäßiger Ausführung [illegible] ter erörtert werden sollten, und die Hauptsumme [illegible] schwerfälligen Inhaltes läßt sich ungefähr in folgende Ordnung zusammenfassen: 1) Der blöde Herzog wurde bei seiner Anwesenheit in München zu der Heirath mit Jakoben beredet gegen den Willen seines alten [illegible] Vaters. Der Kaiser oder der ausschweifende Kurfürst Ernst von Köln — ein Prinz aus dem baierischen Hause — thaten das Meiste bei der Verlobung. 2) Jakobe soll schon damals nicht blos am baierischen Hofe, sondern anderwärts auch in keinem sonderlichen Ruf gestanden haben. 3) Die Unfruchtbarkeit der Gemahlin und der daraus entsprungene stete Gedanke an das Erlöschen [illegible] nes männlichen Stammes förderten den Blödsinn Johann Wilhelm's und brachten ihn zum Wahnsinn, und die [illegible] verwandten Prätendenten auf eine Vormundschaft [illegible] bei dem blöden Markgrafen Albrecht Friedrich von [illegible] denburg ebenfalls der Fall war) drangen, der Kaiser [illegible] eigennütziger Absichten wegen, auf ein Directorium [illegible] Regiments sah, so entstand in Johann Wilhelm [illegible] Idee, daß man ihm nach Leib und Leben trachte. [illegible] richtig bemerkt der Verf. der werthvollen Urkunde N. [illegible] aus welcher Ref. diese Folgerungen entlehnt hat, [illegible] Passionen weren genug, einem den Hasen im [illegible] Jagen, und einen zum Narren zu machen; wenn [illegible] zusammenhalten, kann man den Dritten zum [illegible] machen". Alle diese bösen Dinge werden aus dem [illegible] Übel, dieser Heirath, hergeleitet, wodurch a) der [illegible] einen gefangenen Fürsten zur Zügelung der Prätendenten und b) diese (Kurbrandenburg, Pfalz-Neuburg und [illegible] brücken) einen gefangenen Schwager zur Bestätigung der Succession, c) die Räthe einen gefangenen [illegible] lich im Genusse ihrer Ämter, zwischen dem [illegible] Prätendenten und der Herzogin mitteinune [illegible] endlich d) die Herzogin Jakobe selbst einen [illegible] Gemahl erhalten hätten, mithin die Freiheit zu [illegible] züchtigen Lust und zur libidinem und licentiam [illegible] randi. 4) Geht aus den hier mitgetheilten [illegible]

Digitized by Google

daß, daß Jakobe schon seit 1589, am Umgange mit ihrem Gemahl gehindert, sich an andern vertraulichen Umgang gewöhnte und, seit ihres Schwiegervaters Tode bei Hofe mächtiger geworden, verbotenen Umgang fast öffentlich pflog, sodaß an mehren Höfen davon gesprochen wurde. 5) Daß Bessergesinnte, namentlich Protestanten, auf Betrieb des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, der Herzogin Jakobe die Zügel der Regierung entreißen und zu diesem Behufe den gefangenen und hartbehandelten Herzog in Freiheit setzen wollten. 6) Daß Prinzessin Sibylle gleichzeitig im Geheimen unterhandelte, und den Ausschuß der Landstände erst gewinnen und sich vor der Herzogin sicherstellen wollte, bevor sie mit ihren Anklagen hervortrat. 7) Die katholische Partei, insonderheit der Herzogin Gegner griffen diesen Gedanken gierig auf und führten ihn siegend unter Sibyllens Leitung durch, während die Protestanten, ohnedies im Drucke, wieder zurückgedrängt wurden. Dabei macht Ref. noch auf das letzte Actenstück Nr. 22 aufmerksam, dessen Verf. zu Rathe geht, wie die Herzogin zu stürzen und ihrem Gemahle — ohne Rücksicht auf seinen jammervollen Zustand — eine andere Ehegenossin zu verschaffen sei. Er zeigt Verlegenheit 1) „worauff (d. h. auf welche Anklagen) die Ehebrecherin abzuschaffen und zu setzen; 2) durch welche Personen, und 3) welcher Gestalt?" In Rücksicht des Ersten baut er auf Sibyllens Aussagen, die mit den Zeugen ermahnt werden müßten, stets bei Dem zu verharren, was sie einmal ausgesagt hätten; bei dem zweiten Punkte baut er den Räthen nicht, ebenso wenig Baiern, vielleicht wegen Kurkölns Einflusse, welches stets für Jakoben wach, die Prätendenten wurden zurückgewiesen, weil sie lieber sähen, wenn Jakobe bei dem Herzoge blebe, damit nicht etwa durch eine andere Heirath Erben erwartet würden. Also hatte der ränkeschmiedende Verf. Niemanden als den Kaiser Rudolf, durch den die Cabale ausgeführet werden sollte, und bemerkt dabei, daß man nicht erst bei ihm um Rath oder Genehmigung anfragen, weil es sonst vergeblich sein dürfte, sondern sogleich zum factum schreiten müsse, was er sich besser würde gefallen lassen. In der That, es traf auch ein. Den letzten Punkt, oder das „welcher Gestalt?" schämte sich der Verf., jedenfalls ein feiler Diener, auf dem Papiere zu erörtern. Aus der Urkunde Nr. 18, von der Hand eines Protestanten, geht die verwirrende Parteisucht klar hervor, wenn (den 8. Febr. 1595) gesagt wird:

Wiewol jedes Teils jetz darauff gedenken würdt, wie etwan der Fürst wieder zu verheuraten, die Papisten an eine Papistin, et nostri an eine Evangelische, Caesar vel an keine, vel potius an eine Papistin, den Herzog bei einem dunkelm Regiment zu halten, und zu confirmiren, ut excludat Interessentes.

Den Schluß oder die dritte Abtheilung des Ganzen bilden zwei schon bekannte, in den ersten Tagen des Jan. 1595 (also kurz vor dem grevenbroicher Landtage, welcher Jakoben willkürlich absetzte) datirte Urkunden, deren erstere die Antwort des herzoglichen Leibarztes auf des Hofmarschalls von Schenckern Antrag, die Herzogin zu exgiften, enthält, worin er mit gebührender Verachtung den verruchten Plan abweist, und der zweite ist Schenckern's darauf erfolgte Zuschrift, die dem Arzte einen Verweis zuzieht und mit Unglücke droht, wenn er davon reden würde. Der Arzt aber nahm, da er dieses Schreiben zerreißen und dessen Stücke „wohl verpitschirt" dem Überbringer wiederzustellen sollte, zuvor mit großer Behendigkeit eine Abschrift davon und erhielt beide Actenstücke auf diese Weise in seiner Familie der Nachwelt. Endlich bemerkt Ref., daß dieses werthvolle Büchlein, so unvollständig auch die darin aufgenommene Actensammlung ist, zugleich einen Beitrag für die Einleitung einer Geschichte des jülich-kleveschen Erbfolgestreites liefert, daß darin des sonst ohnmächtigen Kaisers Rudolf sichtbares Streben, diese schönen Lande für sein Haus zu behalten, schon vor Wilhelm IV. Tode verrathen und von den beiden sächs. Hauptlinien, deren Ansprüche älter und fester gestellt waren als die der vier Schwäger Johann Wilhelm's, nichts erwähnt wird, folglich von ihnen das verwirrende Getreibe der Parteien ungestört geblieben war, bis der letzte Herzog von Jülich seine Augen schloß, wie sich auch aus andern Nachrichten sattsam erweisen läßt.

69.

Calvidii Leti i. e. Claudii Quilleti callipaedia, seu de pulchrae prolis habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit *Ludovicus Choulant*. Leipzig, Voß. 1836. Kl. 8. 18 Gr.

Das vorliegende, schon bei seinem ersten Erscheinen Aufsehen machende Gedicht ist eine Arbeit aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und außer seinem medicinisch, pädagogisch und poetisch behandelten Inhalte auch noch in mancherlei anderer Beziehung merkwürdig. Zuerst deshalb, daß sein Verf. von Demjenigen reichlich, ja königlich belohnt wurde, der in dem Gedichte selbst hart und schonungslos behandelt worden war, nämlich von dem damals allmächtigen Cardinal Staatsminister Mazarin; ferner dadurch, daß ein Gedicht über einen solchen Gegenstand von einem Abbé verfaßt, einem Cardinal dedicirt und mit einer geistlichen Pfründe belohnt wurde. Habent sua fata libelli! Alles dies aber ging so zu.

Claude Quillet zu Chinon in der Touraine (dem Geburtsorte Rabelais') 1602 geboren, legte sich anfänglich auf die Ausübung der Medicin, früher zu Chinon, später zu Loudun. Da brach jenes unselige Schauspiel mit den angeblich besessenen Ursulinernonnen zu Loudun aus, dessen Opfer der unglückliche Grandier wurde und das der damals noch lebende Cardinal Richelieu begünstigte. Quillet, der als Arzt die Lächerlichkeit und Schlechtigkeit der ganzen Sache einsah, hatte sich nicht vorsichtig genug darüber mündlich sowol als schriftlich geäußert und mußte deshalb flüchtig werden. Er floh nach Rom, ward dort Haussecretair des französischen Residenten, Marschall d'Estrées und wendete sich zu dem geistlichen Stande. Hier begann er das in Rede stehende Gedicht, die „Kallipädie" und vollendete es in Paris, wohin er nach dem inzwischen erfolgten Tode Richelieu's sich gewendet hatte. Mazarin, an des Verstorbenen Stelle getreten, ging bereits damit um, seine Nichte, Olympia Mancini, an den 18jährigen König Ludwig XIV. zu verheirathen, und war durch seine drückende Alleinherrschaft den Franzosen schon ziemlich verhaßt geworden. Quillet hatte sich in mehren Stellen der ersten Ausgabe über diese Dinge auf eine so unumwundene, freimüthige Weise geäußert, daß er sein Gedicht in Paris nicht konnte erscheinen lassen, sondern dasselbe

Digitized by Google

zu Lyon 1655 in Quart sehr sauber drucken, in Paris aber verkaufen ließ. Er wandte sich hier nicht wörtlich, sondern bald das anagrammatische Pseudonym Columbus Letus. Mazarin war bald von Allem unterrichtet, ließ einen Tages Quillet zu sich kommen, machte ihm im sanftesten Tone Vorwürfe, daß er seine wahren Freunde so wenig kenne, und daß er ihn, den Cardinal, in seinem Gedichte so wenig geschont habe. Der Dichter war erstaunt und geblendet von so viel Güte, erbat sich auf der Stelle die Erlaubniß, sein Gedicht in verbesserter Gestalt neu drucken und dem Cardinal dedicieren zu dürfen. Dies geschah wirklich in der Octavausgabe (Paris 1656), in welcher alle für Mazarin beleidigenden Stellen weggelassen und in Lobsprüche für ihn verwandelt sind; die Dedication wurde von dem Cardinal durch eine reiche Pfründe (die Abtei Donnemarie) belohnt, die indeß der willfährige Dichter nicht lange genoß, da ihn der Tod bereits 1661 abrief. Die Exemplare der ersten oder leydener Ausgabe scheint Quillet so viel als möglich aufgekauft oder vernichtet zu haben, denn es gehört dieselbe zu den größten literarischen Seltenheiten. Die daraus gemachten Auszüge in den „Menagiana" und in der londoner Ausgabe von 1709 sind unvollständig und ganz unrichtig ist die Angabe Ebert's in seinem „Bibliographischen Lexikon" (Th. II, S. 560), daß nur sechs Verse verändert und durch 13 andere in der neuen Ausgabe vertauscht seien; der veränderten Stellen sind weit mehr und sie ziehen sich durch das ganze Buch.

Zu der vorliegenden Ausgabe sind alle vorhandenen Hülfsmittel benutzt und namentlich auch die obenerwähnte leydener Quartausgabe von 1655, welche wie die andern Hülfsmittel die Königliche Bibliothek zu Dresden im Original darbot. Aus ihr ist durch eine neue durchgängige und genaue Vergleichung mit der zweiten pariser Ausgabe von 1656 eine varietas lectionis hergestellt worden, die bisher noch nirgend gegeben war; man findet sie in der uns vorliegenden neuen Ausgabe (S. 86—90).

Übrigens schließt sich diese neue, sehr sauber und correct gedruckte, der Verlagshandlung zu großer Ehre gereichende Ausgabe ganz an die Ausgabe von „*Fracastorii* Syphilis sive de morbo gallico", welche von demselben Herausgeber bearbeitet wurde und in dem nämlichen Verlage 1830 erschien, und ist in Druck, Format und Papier ihr ganz gleich gehalten worden. Man hat daher in diesen beiden niedlichen Bändchen, denen man selbst einen typographischen Werth nicht absprechen kann, die beiden vorzüglichsten medicinischen Gedichte aus zwei sehr merkwürdigen Zeitaltern für die lateinische Poesie, dem Zeitalter von Papst Leo X. und König Ludwig XIV., vor sich und kann sich einer Vergleichung beider Zeitalter überlassen, die der Herausgeber wol auch zunächst beabsichtigt hat. Durch Lebensbeschreibung, Bibliographie und Anmerkungen ist dieses Studium möglichst erleichtert worden.

Die „Kalliopädie" hat nunmehr fünf lateinische Ausgaben, drei englische, eine holländische und drei französische Übersetzungen erlebt und bewährt wol schon hierdurch, daß sie kein ganz gewöhnliches Erzeugniß sein könne. Sie besteht aus vier Gesängen, welche zusammen 2137 Hexameter enthalten; die leydener Ausgabe gab das Gedicht etwas kürzer. 84.

Neue Expedition zur Aufsuchung des Schiffes „La Lilloise".

Die französische Regierung, besorgt um das Schicksal der vom Capitain Jules de Blosseville befehligten Kanonierbrigg „La Lilloise", da sie seit dem August 1833 keine Nachricht von deren Führer erhalten hatte, sandte zur Aufsuchung derselben im folgenden Frühjahr die Corvette „La Bordelaise" aus. Diese verließ, befehligt von dem Lieutenant Dutaillis, am 7. Mai 1834 den Hafen voll Dankbarkeit und Hoffnung. Der [illegible] nahm [illegible] unter vielfachen Beschwerden und den größten [illegible] gang gewordene Verständigung [illegible] daß die „Lilloise" an der Nordküste von Island [illegible] grönländischen, vom Eise geschaffet worden sei.

Nicht von besserm Erfolg gekrönt, obgleich [illegible] besten würdig, war die noch der Westküste von [illegible] nach den Eisfeldern an der Ostküste Grönlands [illegible] Zwecke unternommene Fahrt der Corvette „La [illegible] Drehouder's Befehl. Diese Corvette lief am 17. [illegible] von Cherbourg aus und kehrte nach einer [illegible] Reise am 13. Sept. fruchtlos in den Hafen von [illegible] zurück.

Schon vor einigen Monaten las man [illegible] Zeitungen, wie der damals in Paris entwerfene [illegible] die Aufsuchung der „Lilloise" noch nicht für [illegible] und zu dem Ende mehrmals Unterredungen [illegible] minister gehabt habe, sei es nun, diesen zu einer [illegible] tion zu bewegen, sei es, im Fall man ohnehin [illegible] umgegangen, als Wohlerfahrener gute Rathschläge [illegible] Kurz, eine neue Expedition hat jetzt den Hafen [illegible] verlassen und die Regierung alles Mögliche gethan, [illegible] Erfolg in dieser Angelegenheit zu erlangen. Die [illegible] Recherche" ist mit allem zu einer so wichtigen [illegible] Nützlichen und Nöthigen versehen. Triboulet hat [illegible] Befehl, unter ihm zunächst steht C. de Cornulier, [illegible] die andern Offiziere sind junge, wohlunterrichtete [illegible] sten Eifer beseelte Leute, einige derselben [illegible] J. die Fahrt auf der „Recherche" mitgemacht. [illegible] der die Expedition begleitenden wissenschaftlichen [illegible] steht P. Gaimard, der bereits im vorigen Jahr [illegible] war, für Zoologie und Heilkunde. Die [illegible] derselben sind: O. Bottin für Physik und [illegible] Robert für Botanik, Mineralogie und [illegible] für Meteorologie, R. Mayer, Zeichner und [illegible] Präparator und Zeichner naturgeschichtlicher [illegible] durch längern Aufenthalt in Deutschland bekannt, [illegible] und Kunst liebende und sich in vielfacher literarischer [illegible] bewegende A. Marmier für altnordische und [illegible] und Literatur, dem die französische Akademie [illegible] aus der Monthyon'schen Stiftung 1000 Franken [illegible] Die „Recherche" soll auf ihrem Rückweg auch [illegible] Shetlandsinseln besuchen.

Der Präsident des Ministeriums und [illegible] Marine und des öffentlichen Unterrichts haben [illegible] Alles aufgeboten, was dem Zweck der Expedition [illegible] förderlich sein kann. Ersterer hat auch [illegible] öffentliche Bibliothek von Island ein Exemplar [illegible] griechischer und römischer „Monographie" [illegible] Marineminister sandte der Bibliothek [illegible] Schule von Bessastede die großen [illegible] Lapérouse, d'Entrecasteaux, Baudin, [illegible] Dumont-Durville u. A., die neuesten und [illegible] hydrographischen Karten, Erd- und [illegible] Mit reichen und kostbaren Geschenken [illegible] feiner französischer Weine, ist der [illegible] worden; andere Geschenke sind dem Consulat [illegible] schen Consularagenten, dem Oberarzt und [illegible] Brüdern Paul und Oskar Fabius [illegible] chenen Jahre fünf Leuten von der [illegible] Fahrzeugs „Carmelite" bald Alles [illegible] Expedition besseres Ergebniß [illegible] den [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus [illegible]

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 161. — 9. Juni 1836.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands, herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Erste bis achte Lieferung. Altona, Hammerich. 1834—36. Gr. 8. Jede Lieferung 12 Gr.

Es ist zum Öftern behauptet worden, encyklopädische Handbücher tödteten die wahre Gelehrsamkeit, indem sie die gründlichen Studien unnothwendig zu machen strebten, mittels deren man allein sich eine wirkliche Erudition zu erwerben vermöge. Ist indessen der Zeitpunkt auch nicht eingetreten, wo, was uns gewisse Publicisten in Frankreich während der Restauration zum öftern versicherten, der Abgrund der Revolutionen als geschlossen zu betrachten; leben wir vielmehr noch in derjenigen Epoche der neuern Geschichte, welche Heeren als die revolutionnaire bezeichnet; und ist es endlich Thatsache, daß in dem Mangel an allgemein verbreiteter staatsrechtlicher Bildung das vornehmste Hinderniß liegt, wenn auch nicht die Führer der feindlich einander gegenüberstehenden Parteien, so doch die Massen, die sich unter die Fahnen dieser oder jener reihen und in Folge ihrer Unwissenheit in politischen Dingen in verba magistri schwören, miteinander zu versöhnen: so ist das Vorhaben der Herausgeber des „Staats-Lexikon", dieser Versöhnung mittels Belehrung über dergleichen Dinge den Weg anzubahnen, gewiß ein höchst verdienstliches, dessen erfolgreiche Ausführung aber im Interesse der Menschheit über höchst wünschenswerth. Haben wir jedoch soeben die Führer der Parteien von Denjenigen gewissermaßen ausgeschieden, die aus dem „Staats-Lexikon" Belehrung schöpfen möchten, so wollen wir damit keineswegs sagen, daß sie nicht auch das Werk mit Nutzen zu Rathe ziehen könnten. Wir wissen ganz wohl, daß unter ihnen nur Wenige sind, die auf den Titel vollendeter Staatsphilosophen Anspruch zu machen haben, daß sie mithin nicht minder wie die Massen der Belehrung bedürftig sind. Allein wir bezweifeln, daß sie derselben zugänglich sein dürften, sei es nun, daß sie das Panier der Revolution oder der Reaction, der Bewegung oder des Widerstandes erheben, es möge sie dabei wirkliche Intuition oder nur Egoismus leiten. Vorbehaltlich jedoch auf diesen Gegenstand im Verfolg unsers Berichts wieder zurückzukommen, wollen wir daher hier, wo es sich nur um die Rechtfertigung der von den Herausgebern gewählten encyklopädischen Form des vorliegenden Werkes handelt, noch bemerken, daß wir unter den Massen alle activen Bürger des Staats verstehen, vornehmlich aber Die, welche berufen sind, an der Gesetzgebung desselben mehr oder weniger unmittelbar Theil zu nehmen. Dahin gehören demnach nicht blos die wirklichen Mitglieder der landständischen Kammern, sondern auch alle diejenigen Bürger, die bei deren Wahl zu concurriren haben, somit in Folge der unterschiedlichen Abstufungen dieser Wahl in den meisten constitutionellen Staaten Deutschlands beinahe die ganze seßhafte Bevölkerung. Es ist begreiflich, daß diese Massen weder die Muße noch die Füglichkeit haben, sich mittels systematischer Studien eine Kenntniß von jenen politischen Dingen zu verschaffen, die ihnen bei selbstthätiger Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten unumgänglich ist. Es bedarf daher für sie besonders eines Anhaltpunktes, um ihr Urtheil über dergleichen Dinge zu bestimmen, und eines möglichst verläßigen Leitfadens, um sich bei etwaiger Meinungsspaltung nicht von den obenangedeuteten Führern der Parteien bewußtlos auf Wege hinreißen zu lassen, deren Zielpunkt keineswegs das Gemeinwohl ist. Und für das Bedürfniß dieser Massen grade, das sich zur heutigen Epoche mit jedem Tage fühlbarer macht, gewahren denn auch wir ein sehr willkommenes Abhülfsmittel, wenn, wie durch das „Staats-Lexikon" beabsichtigt wird, Gelehrte vom Fach, bei denen sich das durch vorerwähnte Studien erworbene positive Wissen mit Einsicht und redlichem Willen paart, es unternehmen, ihnen die Früchte ihrer Forschungen und das Resultat ihres Nachdenkens, obschon vereinzelt und ohne Aufstellung eines systematischen Lehrgebäudes darzubieten. Ja, es empfiehlt sich für diesen Zweck sogar vorzugsweise die von den Herausgebern gewählte Form, da eben im constitutionellen Leben der Staatsbürger viele Fälle gedenkbar sind und wirklich vorkommen, wo sie der augenblicklichen Belehrung über irgend einen speciellen Gegenstand bedürfen, die aus dem Werke zu schöpfen die lexikale Form desselben wesentlich zu erleichtern strebt.

Soll jedoch ein encyklopädisches Werk wie das gegenwärtige dem eben erwähnten Bedürfnisse genügen und dem Mangel an strengwissenschaftlichen Studien in

Digitized by Google

nerhalb der bezeichneten Sphäre wirklich abhelfen, so ist, damit es seinen Zweck erfülle, ein fernerweitiges unumgängliches Erforderniß, daß sich dessen Verfasser in dem Kampfe der Parteien, worein sich die Massen theilen, von jedweder Leidenschaftlichkeit, die dabei nicht selten ins Spiel tritt, vollkommen unbefangen erhalten. Zwar verknüpfen wir mit dieser Forderung keineswegs den Anspruch an dieselben, daß sie in diesem Kampfe neutral bleiben — ein Anspruch, gegen den sich dieselben auch schon in der Vorrede verwahren. Allein so unerläßlich vielleicht eine gewisse Leidenschaftlichkeit bei der mündlichen Debatte ist, um durch Überredung hinzureißen, zumal wenn es sich darum handelt, den Gegner mit gleicher Waffe zu bekämpfen, so unstatthaft erscheint deren Gebrauch bei einer schriftlichen Erörterung, mittels welcher man durch Belehrung überzeugen will. Mit einem Wort, wir fodern, daß unsere Verfasser, um ihre Aufgabe mit Erfolg zu lösen, gemäßigte Männer seien, und daß sie demnach die richtige Mitte zwischen den zwei entgegengesetzten Extremen innehalten, welche die Koryphäen beider Parteien als ihr Schiboleth verkündigen. Zwar ist die richtige Mitte, die wir fodern, und die auch sie im Vorworte stets zu befolgen verheißen, keineswegs synonym mit dem unter dem Namen des juste milieu bekannten System. Denn diese Mitte wäre nach ihrer eignen Definition eine Mitte zwischen gerade und krumm, zwischen Recht und Unrecht u. s. w., sohin selber wirklich krumm, unrecht u. s. w. Wol aber wäre die von ihnen gesuchte Mitte als eine zwischen zwei entgegengesetzten Curven zu zeichnende, mithin gerade Linie zu betrachten, „die Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Linien, mithin die Wahrheit; die Mitte zwischen entgegengesetztem Unrecht, sohin das Recht selbst". Als weitere Consequenzen eben der von ihnen beabsichtigten richtigen Mitte bezeichnen sie noch an eben demselben Orte

ein Regierungssystem, welches zuvörderst den Frieden mit dem Auslande aufrichtig erstrebt, allernächst durch Nichteinmischung in die Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten desselben, und zur einzigen Gegenbedingung, nebst allseitiger Heilighaltung der Verträge, die gleiche Nichteinmischung des Auslandes in die eignen einheimischen Dinge setzt, welches sodann in Bezug auf diese letztern den Revolutionen allerdings entgegenstrebt, doch nicht durch Schrecken und nicht durch Täuschung oder Machiavellistische Kunst und nicht durch Niederhaltung der geistigen und moralischen Volkskraft, sondern durch Befreundung mit dem Volksgeiste, durch Achtung der Volksstimme und jener der Volksvertreter, durch Offenheit und treues Festhalten an der Verfassung und an allen durch sie den Bürgern gewährleisteten, überhaupt an allen ihnen vernunftmäßig zustehenden Rechten.

Ihre Losung ist daher:

Gerechtigkeit, Wahrheit, Gemeinwohl, innige, dem Geiste des constitutionnellen Systems entsprechende Vereinbarung der wahren Rechte und Interessen der Regierung, allernächst also der Thronen, mit denen des Volkes.

Die von den Herausgebern also bezeichnete richtige Mitte wäre demnach mit einem Worte die constitutionnelle Monarchie mit allen ihren Attributionen. Daß aber diese, wie sie solche verstehen, auch in dem Sinnen des „Staats-Lexikons" näher zu erklären beabsichtigen, den Wünschen beider Parteien zusagen möchte, diese Hoffnung [illegible] auf die Erwägung der Motive, welche die Einen [illegible] dem Absolutismus das Wort zu reden, während die [illegible] nur in der Republik ihren Rettungshafen [illegible] könnten die Ersteren, so meinen sie, [illegible] Absolutismus um sein selbst willen und als [illegible] an sich begehren. Indem sie gleichwol dafür [illegible] geschehe es nur aus Furcht vor der, ihrer Meinung [illegible] gegenwärtig den Einbruch drohenden allgemeinen [illegible] zung, wogegen nur der Absolutismus noch [illegible] Sie verlangen ihn also als vermeintlich [illegible] stätte gegen Anarchie und Revolutionen. [illegible] verhalte es sich nun freilich mit den [illegible] Wohlgesinnten unter ihnen könnten allenfalls [illegible] blik auch an sich als edles Gut achten; nicht [illegible] zugleich verständig, so würden sie die wirkliche [illegible] der Republik unter den gegenwärtig obwaltenden Umständen theils für unmöglich, theils wenigstens für höchst gefahrvoll und nur auf dem Wege eines gewaltsamen Umsturzes gedenkbar, mithin von dem Standpunkte des Rechts oder der Gesetzlichkeit verwerflich erkennen. Demnach könnte die Republik nur ein Ziel der Bestrebungen der Gemäßigten, d. i. der Mehrzahl unter den Liberalen werden, sofern sie alle Hoffnung eines auf gesetzlichem Wege zu erringenden billigen Friedens verloren und sie in ihr das einzige Rettungsmittel gegen einen den Todesstreich dräuenden Feind zu gewahren hätten. Wir lassen dahingestellt sein, ob und in wie weit diese Darstellung der bestehenden Verhältnisse und gegenseitigen Bestrebungen der Wirklichkeit mehr oder weniger vollkommen entspricht, oder aber mindestens theilweise hypothesirt sein möchte. Die wohlmeinende und versöhnende Absicht der Herausgeber des „Staats-Lexikon" aber wollen wir anerkennen, wenn sie in Folge davon die Wohlgesinnten unter den Absolutisten auffodern, durch die That zu beurkunden, was sie wollen und was von ihnen zu hoffen ist, so weit sie nämlich die Mehrzahl oder doch den maßgebenden Theil derselben bilden. „Sie können", wird in dieser Beziehung bemerkt, „durch thatsächliche Anerkennung, durch thatsächliche Sicherstellung eines selbständigen Volksrechtes die Besorgnisse der Patrioten heben, und sie können zumal durch Gewährung des freien Wortes und der Öffentlichkeit die Aufrichtigkeit ihrer guten Gesinnung beweisen." Dagegen mögen die Wohlgesinnten unter den Liberalen, jenen entgegenkommend, „unverhohlen und klar aussprechen, was sie verlangen, wünschen und fodern". Sie mögen aber ihre Foderungen auf Das beschränken, „was im heiligen Rechte eines politisch mündigen Volkes begründet ist, was also ohne Rechtsverachtung oder Volksverachtung nicht verweigert werden kann".

Wir bezeichneten oben als das eigentlichste Motiv der Herausgeber des „Staats-Lexikon" Versöhnung der Parteien mittels Belehrung zu erzielen. Bevor wir jedoch von der Ausführung dieses Vorhabens durch spezielle Hinweisung auf einige der am häufigsten controversirten Lehr-

Digitized by Google

[illegible] zu geben, [illegible] wollen wir uns zuvörderst mit den Herausgebern auf den für ihnen zur Übersicht des Gebiets der Staatswissenschaft erwählten Standpunkt versetzen, dessen Andeutung der speciellen Behandlung aller dahin gehörigen Rubriken vorangeht. Wer politische Parteien versöhnen will, muß selber einen höhern Standpunkt in der Politik zu gewinnen suchen, ohne jedoch selber seine eignen Grundsätze aufzugeben, oder solche mit andern zu vermischen. Von dieser ganz richtigen Ansicht geleitet, schicken die Herausgeber der Erörterung der Hauptursachen des heutigen Parteistreites die allerdings sehr conciliatorische Einräumung voran, daß, wie überhaupt Wenigeres, als man denkt, schlecht gut oder schlecht sei, namentlich in der Politik sehr Vieles heilsam oder schädlich nur durch die Verhältnisse werde.

„Wer — heißt es in dieser Beziehung —, der geistesfrei in die Welt und die Geschichte blickt, wird nicht anerkennen, daß auch verschiedenartigen Richtungen ebensowol, wie freilich oft Selbstsucht und Lüge und ein böses Princip, doch oft, selbst in schädlicher einseitiger Gestaltung, noch etwas Wahres zu Grunde liegen kann! Wie mancher Anhänger einer antiliberalen Richtung mag wirklich bei aller Fehlerhaftigkeit, bei aller Unverträglichkeit derselben für unser Deutschland doch von dem besten Glauben ausgehen, daß sie nothwendig sei zum Schutze der Festigkeit, der Ordnung und der Treue im Staatsleben, welche neben geistiger und politischer Freiheit und freiem Fortschritten wahrlich ebenfalls unentbehrlich und gleich heilig wie jene sind! Solche Gerechtigkeit des Urtheils wird nie der wahre Liberalismus verleugnen; sein Grundelement ist Gerechtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Précis des guerres de César, par *Napoléon*, écrit par *M. Marchand* à l'île de Ste.-Hélène sous la dictée de l'empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon. Stuttgart, Metzler. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Napoleon über Cäsar, — der größte Feldherr der neuern Zeit über seinen größten Vorgänger! Bedarf es mehr als des bloßen Titels, um die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen? — Marchand, dem treu ergebenen Kammerdiener, der vermöge seines Dienstes beständig um die Person des Kaisers sein mußte, wurden die Notizen über Cäsar's „Commentarien" meist in schlaflosen Nächten, „wo, wie Napoleon äußerte, Arbeit ihm seine Leiden erleichterte und auf den Pfad zum Grabe Blumen streute", in die Feder dictirt. Mit Genehmigung des Grafen Bertrand, in dessen Händen sich das Manuscript befand, hat M. Marchand ohne die geringste Abänderung zum Drucke befördert und zugleich in der Einleitung die letzten Augenblicke Napoleon's beschrieben, theils wie sie ihm im Gedächtnisse lebten, theils wie sie sich in seinen Notizen verzeichnet finden. Wir theilen hierüber das Wesentlichste im Auszuge mit.

„Die Stunden, welche dem Tode des Kaisers vorangingen, waren mehr mit Lesen und traulichen Gesprächen als mit der Pflege des Kranken zugebracht... Er dictirte zum letzten Mal in der Nacht vom 2. zum 3. April dem Grafen Montholon und zwar ein Project zur militairischen Organisation Frankreichs, dem er den Titel gab: „Première rêverie". Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens, nachdem der Graf weggegangen war, diktirte er mir rasch zwischen und hieß mich darüber setzen: „Seconde rêverie", und dieses Dictat an das vorige anhängen. So viel ich weiß, sind diese Manuscripte bisher nicht bekannt geworden. Wäre es nicht sehr zu bedauern, wenn diese letzten Gedanken am Rande des Grabes verloren sein sollten? — Es war sein Schwanengesang."

„Der Kaiser fühlte sich so wohl, daß er, wie er gegen mich äußerte, Kraft genug zu haben meinte, 15 Meilen zu Pferde zu machen. So sollte es leider nicht lange bleiben!"

„Am 2. Mai Abends zwischen 8 und 9 Uhr sagte mir der Kaiser, den seine letzten Willensverfügungen und die zärtliche Sorge für seinen Sohn beschäftigten, Folgendes in die Feder: „Ich vermache meinem Sohne mein Wohnhaus zu Ajaccio sammt Zubehör; zwei Häuser in der Gegend der Salzquelle nebst Gärten; alle meine Güter bei Ajaccio, die ihm eine Rente von 50,000 Francs abwerfen können. Ich vermache...." Hier war er so erschöpft, daß er die Fortsetzung auf den andern Tag verschob; aber mit jedem Tage erlosch das Leben des großen Mannes mehr und mehr wie sein Gedächtniß. Ich kannte das Besitzthum des Kaisers in Corsica und wußte recht gut, daß er seinem Sohne nichts dergleichen zu vermachen hatte. Diesen Tag hatte er irre gesprochen, und dies wiederholte sich öfters bis zum 5. Mai, wo dieser große Genius der Erde entschwand. Die Nacht vom 4.—5. Mai war sehr unruhig; fortwährendes Delirium, unarticulirte Worte, Franco, armée, waren die letzten, die wir hören sollten; der Kaiser sprach nicht mehr!"

„Um 4 Uhr Morgens stellte sich nach dieser Aufregung Ruhe ein, die Ruhe des Muths und der Entsagung. Das Auge des Kaisers ist starr, sein Mund steif; auf ein paar Tropfen Zuckerwasser, die ihm Dr. Antommarchi beibringt, hebt sich der Puls, ein Seufzer entringt sich der edeln Brust; unsere Hoffnung lebt wieder auf! Um 6 Uhr Morgens treten sämmtliche bei der Person des Kaisers angestellten Franzosen in das Zimmer; sie bemeistern den quälenden Schmerz; durchschauert von der Stille des Sterbezimmers, stellen sie sich um das Bett. Starr haften unsere Blicke an des Kaisers erhabenem Haupte und wenden sich nur ab, um in den Augen des Arztes zu lesen, ob noch Hoffnung sei; keine, der unerbittliche Tod ist da!"

„Um halb 7 Uhr Abends ertönt der Retraitekanonenschuß, die Sonne versinkt in einem Meere von Licht, und in demselben Augenblicke macht sich der große Mann, dessen Genius die Welt beherrschte, fertig, sich in seinen unsterblichen Ruhm zu hüllen. Dr. Antommarchi wird immer ängstlicher; die Hand, die den Siegeswagen lenkte, deren Pulsschläge er zählt, ist eiskalt. Dr. Arnott, den Blick auf der Uhr, zählt die Secunden zwischen einem Athemzuge und dem andern; 15 Secunden — 30 — eine Minute. — Wir warten noch immer umsonst; der Kaiser ist nicht mehr. Die Lippen sind bleich, der Mund leicht eingezogen, die Augen starr, das Gesicht ruhig heiter."

„Jetzt strömen unsere Thränen desto unaufhaltsamer, je länger wir uns Gewalt angethan. Die Kinder der Gräfin Bertrand waren um 10 Uhr herbeigekommen. Sie will, sie sollen noch einmal die Hand küssen, die sie seit sechs Jahren so oft geliebkost; der Jammer, dessen Zeuge sie sind, erschüttert sie aufs furchtbarste; das älteste der Kinder fällt in Ohnmacht; man muß sie von dem Schmerzensorte entfernen."

„Unterdessen tritt Capitain Crokat in Begleitung des Dyson, Arnott ein, um die Todesstunde des Kaisers zu konstatiren; man sieht es seinem Gange an, wie bewegt er ist; er entfernt sich achtungsvoll und scheint es abbitten zu wollen, daß er in die Nothwendigkeit versetzt ist, sich solchen Geschäfts zu unterziehen. Bald darauf erscheinen zwei englische Ärzte, legen dem Todten die Hand auf das Herz und gehen kalt wieder ihres Weges, um vor Sir Hudson Lowe Doctor Arnotts Meldung zu bestätigen. Der stolze Kaiser Napoleon, nachdem er die Schmach seines Todes dem regierenden Hause England zu machen die Pflicht, ihn zu Marsche, den ihn zu bewachen man hatte, zu rüsten, hat Nachricht gegeben, angethan von den ganz seinen Dienern, aber weiß, weiß weg verbannt von dem theuren, nachdem das Menschenherz [illegible] Augenblicken verlangt, von Mutter, Gattin, Kind."

Digitized by Google

Nach dieser einfachen und rührenden Darstellung gehen wir zu dem Werke selbst über.

So viele Commentatoren Julius Cäsar auch gefunden hat, keiner hat das Reinmilitairische mit solchem Scharfsinn aufgefaßt und herausgehoben als Napoleon. Der Weg, den er dabei einschlug, ist folgender: Der Inhalt jedes Capitels der „Commentarien" Cäsar's ist von Napoleon kurz und bündig nach seinem Hauptinhalte zusammengefaßt und in wenige Seiten zusammengedrängt, wobei den strategischen Operationen größere Aufmerksamkeit gewidmet ist als den taktischen Vorfällen. Jedem Capitel sind sofort Napoleon's Bemerkungen angehängt, die theils kritischer, theils berichtigender Natur sind. Beides, sowol die Auffassung der Kriege Cäsar's als die Begleitung derselben mit Napoleon's Noten, sind eine wahrhafte Bereicherung der Wissenschaft. Erstere, nämlich die Auffassung und Darstellung Napoleon's anlangend, müssen wir unsere Leser auf das Werk selbst verweisen, das hier unter einem ganz neuen Gesichtspunkte erscheint. Von den Noten wollen wir einige der wichtigsten herausheben, welche zugleich als Proben der scharfbezeichneten kraftvollen Sprache Napoleon's dienen mögen.

Bemerkungen zu Cäsar's drittem Feldzuge in Gallien.

„Die Weise, wie Cäsar den Senat von Bannes (?) (Venetia) behandelte, erscheint schändlich. Diese Völker hatten sich nicht empört, sie hatten Geiseln gestellt, versprochen, sich ruhig zu halten; aber sie waren im Besitze ihrer vollen Freiheit und aller ihrer Rechte. Immerhin hatten sie Cäsar Anlaß gegeben, sie zu bekriegen, aber nimmermehr zu solcher Verletzung des Völkerrechts (er ließ nämlich die Ältesten hinrichten und verkaufte sämmtliche Einwohner), zu so empörendem Misbrauche des Sieges. Dieses Verfahren war nicht gerecht, es war noch weniger klug. Mittel der Art führen nie zum Zwecke, sie erbittern und empören die Völker. Ein paar Häupter strafen, mehr erlauben Gerechtigkeit und Politik nicht; die Gefangenen gut behandeln, ist eine Hauptregel. Die Engländer verletzten diesen politischen und moralischen Grundsatz, da sie die französischen Gefangenen auf Pontons setzten; sie machten sich dadurch verhaßt auf dem ganzen Continent."

„Die Bretagne, diese große, schwer zugängliche Provinz, unterwarf sich, ohne einen ihren Kräften angemessenen Widerstand zu leisten. Dasselbe gilt von Aquitanien und der untern Normandie. Woher dies rührte, läßt sich unmöglich genau ermitteln und angeben; so viel ist klar, daß der vornehmste Grund in dem den gallischen Völkern eignen Geiste der Absonderung, des Klebens an der beschränkten Heimat lag; sie hatten damals keinen Nationalgeist, ja nicht einmal einen Provinzialgeist. Der städtische Geist war der herrschende, derselbe, der später Italien in Fesseln schmiedete. Nichts verträgt sich schlechter mit Nationalgeist, mit allgemeinen Freiheitsideen als der ausschließende Sippschafts- oder Gemeindegeist. Eine Folge dieser Zerstückelung war ferner, daß sie kein geübtes Linienheer auf den Beinen und somit auch lediglich keine Kriegskunst hatten, und gründete sich daher Cäsar's Ruhm allein auf Galliens Eroberung, so wäre er ein sehr zweideutiger. Jeder Nation, welche die Wichtigkeit eines stehenden Linienheers aus den Augen setzte und sich auf Aushebungen oder Nationalheere verließe, müßte es ergehen wie Gallien, und sie müßte noch dazu des Ruhmes entbehren, gleichen Widerstand zu leisten: ein Widerstand, der damals von der Barbarei erzeugt wurde und von der Natur des Terrains, das voll Wälder, Sümpfe, Schluchten, ohne Wege, schwer zu erobern und leicht zu vertheidigen war."

Bei Gelegenheit des vierten gallischen Feldzugs vergleicht Napoleon Cäsar's Brücke über den Rhein mit derjenigen, welchen der Kaiser 1809 durch Bertrand über die Donau schlagen ließ, und knüpft einen Vorschlag daran, wie die unbeweglichen und lästigen Pontons durch ein neues, von ihm angegebenes Mittel ersetzt werden könnten. Männer vom Fache werden diesen Vorschlag, der sehr viel Beherzigung enthält, ohne Zweifel einer genauen Prüfung unterwerfen. Wir merken wohl, daß uns an dieser Stelle das Urtheil mehrerer erschien als die in demselben Verlage erschienene Ausgabe.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Von der unter Alfred de Montferrand's Redaction erscheinenden „Biographie des femmes auteurs contemporaines françaises" mit Bildnissen und Facsimile ist im May d. J. die erste Lieferung herausgekommen, die außer einer Einleitung von Charles Nodier die Biographien der Mad. Tastu, der Baronesse de Bawr, der Mad. Anais Ségalas (von Jouy de la croix), der Demoiss. Clemence Robert, der Baronesse de Flahaut-Flowitz, die Autobiographie der Gräfin de Brady u. s. w. enthält. Das Werk, auf drei starke Bände berechnet, soll in monatlichen Lieferungen, deren jeder 7—8 Bogen und 12 — 15 Facsimile beiliegen, ausgegeben werden.

Henri Cornille's soeben in zwei Bänden herausgekommene „Souvenirs d'Espagne" geben eine durch Treue, ganz neue Bemerkungen schätzbare, wie durch Lebendigkeit der Darstellung unterhaltende Schilderung des unglücklichen Landes und Volkes. Die Unparteilichkeit und die andern Vorzüge, welche des Verfassers in zweiter Auflage erschienenen „Souvenirs d'Orient" nachgerühmt, zeichnen auch dieses Werk aus.

Der Papst hat die durch des berühmten Carlo Fea am 18. März d. J. erfolgten Tod erledigte Stelle eines Oberaufsehers der römischen Alterthümer dem Secretair der archäologischen Akademie, Cavaliere Pietro Ercole Visconti übertragen. Zwei Visconti, Vater und Sohn, begleiteten bereits nacheinander dies Amt. Die archäologische Akademie hat an Fea's Stelle den P. Bened. Maurizio Olivieri, emeritirten Prof. der päpstlichen Sprache zu Rom, zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählt.

In Vandiemensland, dessen Bevölkerung auf 40,000 Seelen geschätzt wird, kommen neun Zeitungen heraus, also auf ein Drittheil der Bevölkerung Gefangne sind, eine Zeitung auf 3000 Einwohner. In Neusüdwales, dessen Bevölkerung 70,000 Seelen zählt, erscheinen sieben Zeitungen, also eine auf 10,000 Einw. Die meisten dieser Blätter kommen zweimal wöchentlich heraus und haben mehr Abonnenten auf dem Lande als in den Städten.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Waldenser.

Ein Roman

von

H. Koenig.

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser ist bereits durch seine [illegible] namentlich durch den von ihm im Jahre 1833 [illegible] Roman: „Die hohe Braut" (2 Theile, 4 Thlr.), [illegible] lichst bekannt, daß es nur der Anzeige dieses neuen [illegible] seiner Feder bedarf, um die Freunde einer [illegible] darauf aufmerksam zu machen.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 162. — 10. Juni 1836.

Staats-Lexikon ꝛc. Herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Erste bis achte Lieferung.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Wir wünschen herzlich, es möge diese Einräumung ihren Zweck erreichen und demnach von unsern Lexikographen jedweden Verdacht der Einseitigkeit entfernen. Sollte aber auch diese Absicht nicht in dem Grade, als es wünschenswerth, erreicht werden, so werden doch die vernünftigen Anhänger beider Parteien nicht mit ihnen rechten, wenn sie die eine Hauptursache des unter denselben obwaltenden Streites in der unvollkommenen Verbreitung und Anerkennung der wahren, vernünftigen Rechtsgrundsätze oder, mit andern Worten, in dem Mangel an staatsrechtlicher Cultur und zugleich auch in dem Mangel einer wahren politischen Theorie für ihre lebendige Gestaltung suchen. Hierzu käme nun aber noch als zweite Hauptursache der Kampf der Interessen und um den Besitzstand und der Mangel an patriotischen Gesinnungen. Und dies möchte wol von beiden Ursachen die fühlbarste sein; in deren Betreff aber ein vermittelndes, alle Parteien befriedigendes Grundprincip aufzustellen, dies wäre unsers Bedünkens wie die schönste, so auch in ihrer Lösung die schwierigste Aufgabe jeder politischen Theorie. Denn sind nicht jene Interessen, die materiellen zumal, woran sich aber, genau beim Lichte besehen, alle andere knüpfen, das große Losungswort der ganzen modernen Gesellschaft geworden? Ist nicht der Besitzstand, den die Einen sich zu erhalten, die Andern zu erwerben streben, grade das eigentlichste Object des Streites, der im Schooße dieser Gesellschaft mit so großer Erbitterung geführt wird? Können wir aber wol diese beiderseitigen, wiewol einander entgegengesetzten und demnach sich wechselseitig befeindenden Bestrebungen als unrechtmäßig verdammen, ja selbst nur für unsittlich erachten, so betrachten wir den Staat als eine von außen bewegte (Schlözer'sche) Maschine, oder als eine leere und todte (Kant'sche) Abstraction oder Form, oder endlich als ein äußerliches (Haller'sches) Aggregat. In einem solchen Dinge, als vaterländischer Staat gedacht, kann keine echt patriotische Gesinnung auftauchen; und da wir in dieser Gesinnung allein das Vermittelungsprincip des Friedens zwischen beiden im Kampfe begriffenen Parteien gewahren, so kommt es vor Allem darauf an, nicht etwa vorgedachte Theorien vom Staate zu berichtigen, sondern an deren Stelle eine andere Theorie aufzustellen, die, praktisch ausgeführt, eben jene Gesinnung hervorzurufen und bis zu jenem Grade von Begeisterung zu steigern vermöchte, die auf dem Altar des Vaterlandes jedes Opfer selbstischer Interessen darzubringen bereit ist, welches die Rücksicht auf das große Gemeinwohl gebieten dürfte. Was es aber zu dem Behufe nach der betreffenden Doctrin des „Staats-Lexikons", mit den wesentlichen Grundelementen des gesunden Staats, des Staatsgesetzes und der Staatstheorie für eine Bewandniß haben müsse, dies wollen wir mit Bezugnahme auf dasselbe, jedoch unter Vermeidung irgend einer systematischen Analyse im Folgenden kürzlich andeuten.

Um zur Bestimmung des Urgesetzes oder des Vereinigungsprincips der Staatsgesellschaft, als des innerlichen, moralischen und philosophischen Grundelements des Staatsgesetzes und der Staatstheorien zu gelangen, betrachte man den einzelnen Menschen als den Typus des Staats. Wie nämlich jenes Leben ausgeht von dem allgemeinen göttlichen Geiste, der das Weltall durchdringt und harmonisch zusammenhält und ihn, den Menschen, anregt, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, ebenso kann ein Staat nur dadurch entstehen und dauern, daß das höchste Princip der einzelnen Glieder, als gemeinschaftliche Grundidee, als ein höherer Gemeingeist sie zur vereinten Erstrebung der höchsten Aufgabe der Menschheit bestimmt, in dieser Vereinigung unter sich und mit der allgemeinen Weltordnung erhält und leitet. Es ist vorstehende Definition im Wesentlichen identisch mit der, irren wir nicht, zuerst von Ideler aufgestellten Doctrin vom Staatszweck. Nach dieser nämlich wäre gedachter Zweck „die immer schönere Darstellung der Idee der Menschheit als einer organischen Einheit in den von Natur vereinigten Menschen, nach Maßgabe zu allen andern ebenso vereinigten Menschen". Mehr und andere Staatsphilosophen haben bei ihrem ersten Aufkommen in neuerer Zeit diese Doctrin bekämpft und auch im „Staats-Lexikon" wird dieselbe insofern modificirt, als zugegeben wird, es erhalte das aus der höchsten Idee der Menschheit philosophisch entwickelte reine Vernunft- oder Moralgesetz des gesellschaftlichen Lebens und seine Theorie nur theilweise eine äußere oder juristische Gültigkeit, und nur erst durch ihre Aufnahme

Digitized by Google

in das Rechtsgesetz und seine äußere Form. Als ein zweites der vorerwähnten Grundelemente wäre nun die Grundform des Staatskörpers, der äußere juristische und historische Bestandtheil des Staatsgesetzes und der Staatstheorie zu betrachten. Unter Festhaltung des zuerst gewählten Bildes vom Menschen wird in diesem Betreff weiter gefolgert: Im Leben des Einzelnen bedarf der göttliche Geist, um sich wirksam zu erweisen, einen dazu angemessenen gesunden oder harmonischen und kräftigen Leib, einen tauglichen, äußern Träger mit angemessener Grundform seiner Glieder. Ganz ebenso bedarf auch das Urgesetz, der Endzweck der Staatsgesellschaft zu seiner Verwirklichung einen entsprechenden harmonischen und festen Staatskörper mit angemessener Grundform für seine Glieder, für ihr Zusammenbestehen und Zusammenwirken. Für das Staatsleben aber kann ein solcher Körper und seine Grundform nur bestehen in der durch äußern freien Consens oder Vertrag bewirkten Vereinigung der Staatsglieder, der Einzelnen, der Familien, der Gemeinden und in dem objectiven oder äußerlich anerkannten Rechtsgesetz für das gleich freie friedliche Nebeneinanderbestehen und Zusammenwirken dieser Glieder. Endlich wird als drittes Grundelement noch gefodert: die Regierung der Staatsgesellschaft und die politische und systematische Vereinigung der beiden ersten Grundelemente des Staatsgesetzes und der Staatstheorie. Auch sie sind für das Staatsleben ganz Dasselbe, was für das Leben des einzelnen Menschen seine individuelle Seele und seine freie Seelenthätigkeit sind. Soll nämlich die Seele fürs erste selbständig sein und selbständig das menschliche Leben regieren; nimmt sie fürs zweite eben den allgemeinen göttlichen Geist und seine Einwirkung und zugleich auch die Einwirkung des zweiten Lebenselements, d. i. des leiblichen oder sinnlichen in sich auf: so soll sie drittens, geleitet vom göttlichen Gesetz, aber mit steter Beachtung der Grundbedingungen des sinnlichen Lebens, beide unter sich und mit den Erscheinungen der Außenwelt harmonisch vermitteln und in dieser Vermittelung den Lebenszweck verwirklichen. Nach diesem Vorbilde nun soll die Regierung im Staatsleben fürs erste sich als selbständige, souveraine, regierende Kraft dieses Staatslebens in demselben entwickeln. Sie soll fürs zweite ebenfalls schon ihrer Bildung nach die beiden ersten Grundelemente und ihre Einwirkung in sich aufnehmen, also zugleich das Urgesetz oder den Endzweck des Staats und die Grundform des Volkscensenses und der äußern rechtlichen Freiheit des Volks. Endlich aber soll sie sodann auch drittens im ganzen Leben und Wirken des Staats den Staatszweck und die rechtliche Grundform unter sich und mit den Erscheinungen der Außenwelt selbständig harmonisch vermitteln und so beide verwirklichen und erhalten. Fassen wir nun die eben besagten drei Grundelemente unter ihrem juristischen Gesichtspunkte auf, so würde uns das erste als das jus naturale im echten stoischen Sinne erscheinen, das zweite als das jus gentium im römischen Sinne, und das dritte als das jus civile, oder als das politische Gesetz im weitern Sinne.

Durch diese Bemerkungen, die hinreichen dürften, um über Zweck und Tendenz des „Staats-Lexikons" Auskunft zu geben, wenden wir uns zu den Einzelnheiten des Werks. Von diesen aber werden wir begreiflicherweise nur einige derjenigen näher besprechen, über den betreffenden Gegenstand entweder Divergenz der Ansichten unter den Staatsgelehrten herrscht, und die sich daher mithin ihre respectiven Theorien voneinander abweichen, oder solche, deren Gegenstand zwar eine wichtige Thatsache, somit dem Gebiete der Geschichte angehörig ist, der aber, was Motive und muthmaßliche Folgen anbelangt, vornehmlich geeignet scheint, aus verschiedenen politischen Gesichtspunkten behandelt und angeschaut zu werden. Von dieser Absicht geleitet, wählen wir zuerst den Artikel Adel, als einen der fruchtbarsten und der vielfältigsten controversirten Gegenstände der neuern Staatslehre und dem auch wirklich das „Staats-Lexikon" mehr als 100 Seiten widmet. Wir werden jedoch, wie sich von selber versteht, weder die historischen und juristischen Untersuchungen, die der mit W. unterzeichnete Verfasser darüber anstellt, noch den Gang der Controverse verfolgen, den er bei Bekämpfung der gegnerischen Doctrinen einschlägt, viel weniger denn, daß wir die Streitfrage durchhauen wollen. Gleichwol glauben wir schon von vornherein unsere Überzeugung dahin äußern zu müssen, daß wol jeder wahrhaft aufgeklärte, d. i. von den veralteten Vorurtheilen seines Standes nicht bestrickte Adelige der W.'schen Doctrin, tritt er derselben auch nicht unbedingt bei, doch wol eher seine Billigung ertheilen dürfte als den Lehren gewisser anderer Apologeten eben dieses Standes. Denn diese, wahrlich, indem sie für den Adel längst verjährte, auch in den jetzigen Staatsverhältnissen durchaus unstatthafte Vorrechte vindiciren, machen diesen Stand vielmehr nur gehässig, als daß sie durch ihre Bestrebungen vermöchten, ihm den Glanz, den Einfluß und die Macht, die er zu frühern Geschichtsepochen besaß, wiederzuerschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Précis des guerres de César, par *Napoléon*, écrit par *Marchand*.

(Beschluß aus Nr. 161.)

In den Noten zum fünften gallischen Feldzuge entwickelt Napoleon mit scharfem Blicke den Unterschied der heutigen Offensivwaffen gegen die der Alten und die hieraus nothwendig entspringenden Folgen. Es kann diese Note als eine vollständige Abhandlung über den angeregten Gegenstand betrachtet werden.

„Ein consularisches Heer, das in seinem Lager stünde, würde von einem gleich starken neuern Heere in die Flucht geschlagen, ohne Sturm, ohne daß man zu den Waffen greife; man brauchte nicht die Gräben auszufüllen, nicht den Wall zu ersteigen; rings umgeben von dem angreifenden Heer, eingeschlossen, vom Feuer bestrichen, würde das Lager der Mittelpunkt aller Schüsse, aller Flinten- und Geschützkugeln; Brand, Tod und Verheerung öffneten die Thore und würfen die Schanzen nieder. Ein neueres Heer, in einem römischen Lager aufgestellt, könnte allerdings anfangs sein ganzes Geschütz spielen lassen; wäre dieses aber auch so stark als das des Belagerers, so würde es zu Schanden geschossen, und bald zum Schweigen

Digitized by Google

…brachte. Das Fußvolk konnte nur zum Theil seine Flinten …rauchen, es schösse auf weit kürzere Linie und richtete beweit…en nicht den Schaden an, den es erlitte. Feuer vom Cen… gegen den Umkreis ist Null, Feuer vom Umkreis gegen …s Centrum ist unwiderstehlich."

„Das römische Lager wurde ohne Rücksicht auf die Localli… angelegt; jede war gut für Heere, deren Stärke in den blan… Waffen bestand; es brauchte weder militärischen Blick, noch …nie, um sich gut zu lagern. Jetzt dagegen ist die Wahl der …stellungen, die Weise, wie man sie mit Benutzung des jedes… ligen Terrains nimmt und die verschiedenen Waffengattun… vertheilt, eine Kunst und ein wesentlicher Theil des Feld… ngenieurs."

„Der Taktik der neuern Heere liegen zwei Principien zu …runde: 1) Sie müssen eine Front haben, wobei sie alle ihre …urfgeschosse mit Vortheil spielen lassen können; 2) sie müssen …or Allem den Vortheil, Stellungen zu behaupten, welche die …adtlichen Linien beherrschen und bestreichen, dem Vortheile vor……chen, durch einen Graben, eine Brustwehr oder Feldschanzen …gend einer Art gedeckt zu sein."

„Nach dem Wesen der Waffen richten sich Gliederung der …eere, Kriegsschauplatz, Märsche, Stellungen, Lagerung, Schlacht…nung, Grundriß und Profil der festen Plätze, und somit ist …s Kriegssystem der Alten und das der Neuern durchgängig …n Widerspruche. Die Waffen der Alten brachten die tiefe, …e der Neuern die breite Schlachtordnung mit sich; jene hoch…gebaute feste Plätze mit Thürmen und hohen Mauern, diese …tze dem Boden gleich, mit Glacis von Erde, die das Mauer…werk verkleiden; jene beschränkte Lager, in denen Menschen, …hiere und Vorräthe zusammengedrängt sind wie in einer …tadt, diese ausgebreitete Stellungen. — Wenn man jetzt zu …nem General sagte: Du sollst, wie Cicero, 5000 Mann un… hir haben, du sollst 16 Stücke Geschütz, 5000 Stücke Schanz…ug, 5000 Erdsäcke bekommen; du stehst einem Walde gegen…ber, auf gewöhnlichem Terrain; in 14 Tagen wirst du von …nem 60,000 Mann starken Heere mit 120 Kanonen angegrif……n; du bekommst erst 80—86 Stunden nach dem Angriffe …ilfe: was für Werke hat er nach den Regeln der Kunst an……legen, nach welchem Grundriß, mit welchen Profilen? Be…ie Ingenieurkunst geheime Mittel, solches Problem zu lösen?"

Dieser inhaltschweren kräftigen Sprache merkt man wahr…ch nicht an, daß sie auf dem Todtenbette geführt worden ist!

Die Schlacht bei Pharsalus gibt Napoleon Veranlassung, über …en großen Unterschied der Verluste der Alten gegen diejenigen …er Neuern sein Ansichten auszusprechen. Bei Pharsalus verlor …äsar nur 200 Mann, Pompejus 15,000 Mann. Ähnliche Er…bnisse setzen wir bei allen Schlachten der Alten; bei neuern …eeren ist solches ohne Beispiel. Allerdings ist auch hier der …erlust an Todten, Verwundeten stärker und geringer, aber …ie im Verhältnisse von eins zu drei. Den Hauptunterschied …wischen den Verlusten des Siegers und des Besiegten machen …e Gefangenen; auch dies fließt nothwendig aus dem Wesen …er Waffen. Die Wurfgeschosse der Alten richteten im Wesent…chen wenig Schaden an; die Heere wurden alsbald mit blan…en Waffen handgemein. Dadurch verlor der Besiegte natür…ch viele Leute, der Sieger sehr wenige. Werden die neuern …eere eigentlich handgemein, so geschieht es nur am Ende der …chlacht und nachdem schon viel Blut vergossen worden. Drei …viertheile des Tages ist Keiner Sieger, Keiner geschlagen, und …er durch die Feuerwaffen verursachte Verlust ist auf beiden …eiten so ziemlich gleich groß. Bei Reiterangriffen kommt et…as Ähnliches vor wie bei den alten Heeren. Der Verlust des …esiegten ist ungleich größer als der des Siegers, weil die …chwadron, welche anreitet, verfolgt und niedergenommen wird …nd somit weit mehr Schaden leidet, als zufügt."

Hören wir, wie Napoleon Cato's Tod nach der Schlacht bei Thapsus beurtheilt.

„Cato's Handlungsweise ist von seinen Zeitgenossen gutge…eißen, von der Geschichte bewundert worden; aber wem machte sein Tod Nutzen? Cäsar; wem machte er Freude? Cäsar; und wem war er verderblich? Rom, seiner Partei. Aber, heißt es, er wollte lieber sterben, als sich vor Cäsar demüthigen; aber was zwang ihn, sich zu demüthigen?"

„Warum ging er nicht mit der Reiterei, oder mit Denen von seiner Partei, die sich im Hafen von Utica einschifften? Sie sammelten die Partei in Spanien. Von welchem Einflusse wäre sein Name, sein Rath, seine Gegenwart bei den zehn Legionen gewesen, die im Jahre darauf auf dem Schlachtfelde von Munda noch einmal die Entscheidung streitig machten? Und selbst nach dieser Niederlage, was hinderte ihn da, mit dem jungen Pompejus, der Cäsar überlebte und noch lange ruhmvoll die Adler der Republik aufrechthielt, zur See zu ziehen? Cassius und Brutus, Cato's Neffe und Schüler, tödteten sich auf dem Schlachtfelde von Philippi. Cassius brachte sich um, während Brutus Sieger war; durch ein Misverständniß, durch Acte der Verzweifelung, wie falscher Muth und falsche Begriffe von Größe sie eingeben, spielten sie dem Triumvirat den Sieg in die Hände. Marius, vom Glücke verlassen, zeigte sich erhaben über dasselbe; vom Meere abgeschnitten, verbarg er sich in den Sümpfen von Minturnä. Seine Standhaftigkeit ward belohnt; er kehrte nach Rom zurück und ward Consul zum siebenten Male; alt, erschöpft, auf der höchsten Stufe des Glückes brachte er sich ums Leben, um den Launen des Geschicks zu entgehen. Wäre aber, so lange seine Partei noch siegreich war, das Buch des Schicksals vor Cato aufgeschlagen worden, und hätte er darin gelesen, daß in vier Jahren Cäsar, von 25 Dolchstichen durchbohrt, im Senat am Fußgestelle der Bildsäule des Pompejus fallen, daß Cicero noch auf der Rednerbühne stehen und seine Philippischen Reden gegen Antonius donnern würde, hätte sich da Cato die Brust durchbohrt? — Nein! er tödtete sich aus Überdruß, aus Verzweiflung. Sein Tod war die Schwachheit einer großen Seele, der Irrthum eines Stoikers, ein Flecken in seinem Leben."

Über die Schlacht bei Munda macht Napoleon wichtige Bemerkungen; wir theilen sie im Auszuge mit:

„Munda gehört zu den Fällen, wo Cäsar trotz der günstigen Stellung seines Feindes angriff und eine Schlacht lieferte. Auch wäre er beinahe geschlagen worden. Die Bewegung des Labienus, die an sich ganz am Orte war, gab den Ausschlag. In den Schlachten kommt ein Augenblick vor, wo das unbedeutendste Manoeuvre entscheidet und das Übergewicht gibt; es ist dies der Wassertropfen, der das Gefäß übervoll macht. — Die Oberfeldherren der alten Heere waren nicht so ausgesetzt wie die der neuern; die Geschosse fingen sie mit den Schilden auf. Die Pfeile, die Schleudersteine, alle ihre Wurfwaffen waren gar nicht mörderisch; mancher Schild fing über 200 Geschosse auf. Heutzutage muß der Oberfeldherr Tag für Tag in den Bereich des groben Geschützes, oft auf Kartätschenschußweite, und in jeder Schlacht auf Flintenschußweite, um zu recognosciren, selbst zuzusehen und anzuordnen. Das Gesicht reicht nicht so weit, daß sich die Feldherren außer dem Bereiche der Kugeln halten könnten."

„Man nimmt gewöhnlich an, die Kriege der Alten seien blutiger gewesen als die jetzigen; ist dem wirklich so? Die heutigen Heere schlagen sich jeden Tag, weil Kanonen und Gewehre weithin reichen; Avantgarden, Vorposten feuern aufeinander und lassen oft beiderseits 5—600 Mann auf dem Platze. Bei den Alten waren die Gefechte seltener und nicht so blutig."

„Cäsar soll während der Schlacht von Munda im Begriffe gewesen sein, sich selbst das Leben zu nehmen; dieser Entschluß wäre von den verderblichsten Folgen für seine Partei gewesen, sie wäre geschlagen worden wie Brutus und Cassius! — Darf denn ein Offizier, ein Parteiführer, die Seinigen freiwillig im Stiche lassen? Kann ein solcher Entschluß Tugend, Muth und Seelenstärke heißen? Ist nicht der Tod das Ende aller Übel, aller Widerwärtigkeiten, aller Schmerzen, aller Mühen, und das Leben in die Schanze schlagen, ist das nicht die gemeine Tugend jedes Feigherzigen? Soll man, darf man sich

Digitized by Google

selbst das Leben nehmen? Ja, heißt es, wenn man keine Hoffnung mehr hat. Aber wann und wie kann Einer ohne Hoffnung sein auf einer beweglichen Schaubühne, wo der natürliche oder gewaltsame Tod eines einzigen Menschen auseinmal der Sache eine andere Wendung gibt?"

Am glänzendsten zeigt sich Napoleon's Scharfsinn im 16. und letzten Capitel, wo er Cäsar's letztes Lebensjahr, den Krieg gegen die Parther und seine Ermordung darstellt und zugleich die lächerliche Beschuldigung von ihm abweist, als habe er nach der Königswürde getrachtet. Seiner Ansicht nach haben die Verschworenen, um den feigen, unpolitischen Mord zu rechtfertigen, nach der That behauptet, Cäsar habe sich zum Könige aufwerfen wollen; „eine offenbar abgeschmackte und verleumderische Aufstellung, die sich indessen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat und heutzutage für eine historische Wahrheit gilt. Cäsar lebte unter einem Volke, das seit 500 Jahren keine andere Autoritäten kannte, als Consuln, Dictatoren, Tribunen; die Königswürde war in tiefe Verachtung gesunken; die sella curulis stand über dem Thron. Auf welchem Throne hätte Cäsar sich niederlassen sollen? Auf den der Könige von Rom, deren Gewalt so weit reichte als der Stadtbann? Auf den der barbarischen Könige Asiens? Cäsar sollte Stabilität, Größe, Achtung bei einer Krone suchen, wie sie Philipp, Perseus, Attalus, Mithridates, Pharnaces, Ptolemäus getragen, welche die römischen Bürger hinter den Triumphwagen ihrer Sieger hatten schleppen sehen? Das ist allzu abgeschmackt. Die Römer waren gewöhnt, die Könige in den Vorzimmern ihrer Magistrate zu sehen."

In einem Anhange theilt Marchand noch verschiedene Bruchstücke mit, die jedoch mit Cäsar's Werken durchaus in keinem Zusammenhange stehen. Es sind: 1) Bemerkungen über das zweite Buch der „Äneide" des Virgil. 2) Bemerkungen über Voltaire's Trauerspiel „Mahomet". 3) Gedanken über den Selbstmord. 4) Ein Auszug aus dem zweiten bisjetzt noch nicht bekannt gewordenen Codicill.

Während Napoleon das zweite Buch der „Äneide" als ein Meisterstück des Styls anerkennt, findet er den materiellen Inhalt, die Fabel mit dem hölzernen Pferde, die ganze in wenigen Stunden vollbrachte Zerstörung Trojas unwahrscheinlich und lächerlich. Aus der „Ilias" merkt man, seiner Ansicht nach, jeden Augenblick, „daß Homer im Kriege war, und nicht, wie sein Ausleger behaupten, sein Leben in den Schulen von Chios zubrachte; liest man dagegen die „Äneis", so merkt man, daß sie das Werk eines Schulrectors ist, der in seinem Leben nichts gethan hat".

In Voltaire's Trauerspiel „Mahomet" findet Napoleon zwei Hauptflecken: 1) Mohammed's Liebe zu Palmira, die ihm ganz zwecklos erscheint; 2) daß Mohammed zweimal zum Gift greift, um das Gelingen seiner Plane zu sichern und sich den Weg zum Siege zu bahnen. „Mohammed, der die falschen Götter gestürzt, der mehr als irgend ein Mensch die Erkenntniß des alleinigen Gottes verbreitet, der in Konstantinopel, in Delhi, in Kairo, in Marokko für einen Propheten gilt, sollte so große Dinge nur durch die Mittel erreicht haben, deren sich die Damiens und Bastides bedienten, um ihre Nachbarn zu beerben? — Die kleinsten Gesellschaften sind von kurzer Dauer und reiben sich von selbst auf, wenn sie nicht von den Banden der Sittlichkeit, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, zusammengehalten werden. — Soll das Stück „Mahomet" der französischen Bühne wahrhaft würdig sein, so müssen es Gebildete zu Paris wie zu Konstantinopel ohne Unwillen lesen können." Es folgen nunmehr die Abänderungen, welche Napoleon zu diesem Behufe für nothwendig erachtet. Die Bemerkung über den Selbstmord ist keines Auszugs fähig; es ist dies ein selbständiger schlagender Beweis des Unsinns dieser Handlung, der ganz das Gepräge der Kraft trägt, die Napoleon eigen war. Das zweite Codicill enthält das Vermächtniß der zu St.-Helena bei des Kaisers Tode vorräthigen Summen und übrigen Effecten. 85.

Notizen.

Folgendes ist der Inhalt eines der vielen [illegible] Schauspiele, welche die im 16. Jahrhunderte so berühmte [illegible] Labbé, bekannter noch unter dem Namen la belle [illegible] ausgezeichnet durch ihre Reize und Frivolität, zur Aufführung haben. In ihrer Poesie war die schöne Seilerin [illegible] leichtsinnig wie in ihrem Lebenswandel, denn sie hatte es gewöhnlich mit moralischen Objecten zu thun. Das [illegible] Stück führt den Titel: „Amour et folie." Diese beiden [illegible] sen, die Liebe und die Thorheit, kommen in den Olymp zum Jupiter, grade als die Götter sich zu einer Festlichkeit [illegible] meln. Die Thorheit ist unhöflicher Natur und verjagt [illegible] Amor den Weg, dafür will sich Amor rächen und die [illegible] mit einem Pfeile verwunden; aber diese besitzt größere [illegible] sie weiß sich unsichtbar zu machen, den Amor zu [illegible], ihn zu blenden und ihm mit so künstlichen Verschlingungen [illegible] Binde um die Augen zu legen, daß Frau Venus selbst [illegible] zu lösen vermag. Venus sieht sich also genöthigt, in [illegible] beim Jupiter zu denuncciren. Dame Thorheit wird [illegible] ersucht Seine himmlische Majestät um einen Sachwalter, [illegible] sie versichert, daß sie bei eigner Führung ihrer Sache [illegible] Theils zu viel schwatzen, anderntheils das Wichtigste [illegible] würde. Da ihr Verlangen bewilligt wird, so ernennt sie [illegible] cur zu ihrem Advocaten, indeß Venus für ihren Sach [illegible] Apollo wählt. Cupido nimmt von der ganzen [illegible] wenig Notiz und überredet inzwischen den Jupiter, [illegible] kleidet auf die Erde zu begeben, um bei den reizenden [illegible] töchtern die Liebe kennen zu lernen. Da indessen die [illegible] über die Streitsache nicht einig werden können, so [illegible] piter die Entscheidung auf dreimal neun Jahrhunderte, [illegible] rend welcher die Thorheit sich mit Amor vertragen [illegible] leiten soll, bis er vom Schicksal sein Gesicht [illegible] Man sieht, die Dichtung der schönen Seilerin lag [illegible] so ganz außer dem Bereiche ihres Wandels.

In Padua gibt es ein Kaffeehaus, gestiftet von [illegible] chen und patriotischen Bürger, Namens Pedrocchi, [illegible] chen an Pracht und Schönheit man selbst in [illegible] sten europäischen Hauptstädten, in Rom, Neapel, [illegible] u. s. w. nicht findet. Vor der Façade dieses [illegible] Gebäudes befindet sich eine um wenige Stufen [illegible] treppe oder Freihalle, wo man die Besucher unter [illegible] deckt bei schönem Wetter in Menge antrifft. Die [illegible] selbst, die nach einem freien und belebten Platze [illegible] auf Säulengängen von dorischer und ionischer Ordnung [illegible] gewährt einen überaus imposanten Anblick. In [illegible] befindet sich eine Reihe herrlich decorirter Cäle, [illegible] tigen Pfeilerspiegeln, Ottomanen und Marmortischen [illegible] sind die Versammlungszimmer. Hier finden sich [illegible] lichsten Zeitungen Italiens, Frankreichs und Deutschlands [illegible] che die dortige Censur genehmigt. Der Schilderung [illegible] verlässigen Reisenden zufolge wird man dort von [illegible] Anzahl sogenannter Camerieri ausgezeichnet bedient. [illegible] und Getränke sind vortrefflich und die Preise [illegible] die Einrichtung dieses Locals kostete dem Besitzer [illegible] Gulden. Ein wahres Paradies von einem [illegible] wie man sagt, der Eigenthümer bei seinem Ableben [illegible] stände zu vermachen gedenkt.

Chatouilleurs ist die Benennung einer [illegible] pariser Diebe, welche immer in Gesellschaft [illegible] chen. Einer aus der Bande bemächtigt sich [illegible] wirft es auf seine Schultern, indeß die [illegible] digem Kitzeln es auspländern. Der [illegible] culation beruht auf dem Umstande, daß der [illegible] unaufhaltsames Gelächter ausbricht, [illegible] Beistand leistet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 163. — 11. Juni 1836.

Staats-Lexikon ꝛc. Herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Erste bis achte Lieferung.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

Die Stellung nun, welche W. im Organismus der Verfassung für den Adel besonders in Anspruch nimmt, ist: die erbliche Pairie-Würde.

Schon dazu — sagt er —, daß die so ganz entschieden wohlthätige Erblichkeit des Fürstengeschlechts nicht gänzlich isolirt und ohne organische Vermittelung dem Volke gegenüberstehe, sondern sich organisch anreihe an eine andere erbliche Würde, ist sich eine solche Pairie empfehlen, sofern sie nur überhaupt dem Volke und seiner Freiheit als wohlthätig, und nicht entgegengesetzt und gehässig, mithin der Monarchie selbst höchst verderblich sich erweist. Alsdann kann auch die Möglichkeit, zugleich auf diese Weise große Verdienste zu belohnen und etwa auch für eine Reihe von Familien, die durch ihr eignes Vermögen für ihre ältesten Söhne Majorate gründen können, ohne daß die andern dem Staate zur Last fallen, eine Lage zu begründen, in welcher sie leichter höhere und unabhängigere Bildung und Gesichtspunkte erwerben und behaupten können, mit jenem ersten noch als ein zweiter und dritter Nebengrund gelten.

Ist nun aber auch, wie aus Vorstehendem erhellt, W. der Meinung, daß eine Pairie als erbliches Amt, daß überhaupt eine erste Kammer heilsam sei, so will er damit noch keineswegs jener verbreiteten seichten Theorie huldigen, es werde durch die zweite Kammer das Prinzip der Beweglichkeit, durch die erste aber das der Stabilität repräsentirt; oder aber es solle die eine den Freiheits-, die andere aber den Thronwächter machen. Beide vielmehr, bemerkt er ganz richtig, müßten sich einigen, nicht in Stabilität, sondern in stetiger oder regelmäßiger Fortbewegung, in wahrer Liebe für die Freiheit des Volks und für den Fürsten. Auch würde, seines Erachtens, der bedeutende Vortheil einer wiederholten, die Einseitigkeit, Übereilung und Leidenschaft mehr verhindernden Berathung vielleicht an sich grade diese Einrichtung noch nicht nothwendig machen, sondern auch nur einen weitern Nebengrund bilden. „Die erste Kammer wäre nicht gerechtfertigt", heißt es daher weiter, „wenn sie nicht eine eigne besondere Bestimmung im Organismus der Verfassung hätte." Diese nun aber bestehe im Folgenden: Regierung und Volk, sollen sie auch auf einen gemeinschaftlichen Zweck friedlich hinwirken, haben doch zunächst und vorzugsweise zwei verschiedene Richtungen, die zu dem gemeinschaftlichen Ziele führten, im Auge: erstere zunächst Einheit und Ordnung des Staats; letzteres mittels seiner Abgeordneten die Freiheit der Bürger. In dem gemeinschaftlichen Streben nun nach Gesetzen, die sowol der Einheit als der Freiheit entsprechen, kann es verschiedene Ansichten und Meinungen geben. In dem Kampf um dieselben, selbst in dem ehrlichsten, kann leicht Verstimmung entstehen, die dann ebenso leicht zu falschen Schlüssen über die Absichten, zu hartnäckigem Beharren bei der eignen Ansicht führt. Es ist gut und natürlich, daß zwei streitende Theile sich einen Obmann wählen, einen friedlichen Schiedsrichter. Und diese Obmannschaft, dieses Schiedsrichteramt würde am angemessensten für die Interessen beider Theile einer Pairie zu übertragen sein, die, da sie zugleich durch die freie Verfassung bevorzugt, ihr auch daher besonders geneigt, zugleich aber auch erblich, sohin für den erblichen Thron noch besonders interessirt wäre, aus dem unmittelbarsten eignen Interesse gleich sehr für beide gestimmt und beiden Theilen, weil sie gleiche Interessen mit ihnen habe, gleich befreundet sein müsse. Wollte sich dagegen der zweiten Kammer die erste entgegensetzen, als vorzugsweise Partei nehmend für die Regierung, als vorzugsweise dem Stetigkeits- und dem monarchischen Princip huldigend, als gleichgültiger gegen die Freiheit, alsdann hätte sie sich in armseliger Kurzsichtigkeit schon moralisch vernichtet, ihre heilsame Wirksamkeit selbst zerstört; denn sie hätte sich selbst den Standpunkt der Unparteilichkeit bei dem Volke zerstört und sich ihm gehässig gemacht. Offenbar aber würde eine von der Regierung ernannte erste Kammer, oder auch eine ebenfalls vom Volke gewählte, eine solche mittlere und vermittelnde Stellung nicht ebenso besitzen wie erbliche Pairs, die durch ererbten bedeutenden Grundbesitz eine würdige unabhängige Stellung behaupten.

Weniger als der soeben erwähnte Artikel hat uns der, einen nahe verwandten Gegenstand, nämlich Aristokratie behandelnde Artikel, der mit R. unterzeichnet ist, befriedigt. Denn gibt der Verf. auch zu, daß ein der Monarchie oder der Demokratie blos zur Milderung beigegebenes aristokratisches Element nach Umständen gut, heilsam, ja nothwendig sein möge (V), so fügt er doch alsbald hinzu, gleichsam um seine ohnedies für

Digitized by Google

hypothetische Einräumung noch zu modificiren: es komme dasselbe in der Regel von selber auf, bedürfe also weit seltener der positiven Einsetzung und künstlichen Pflege als einer weisen Mäßigung oder Beschränkung. Wir haben aber in Frankreich unter der Restauration gesehen, wohin es führt, wenn dieses Element im Staatsorganismus fehlt oder nur mangelhaft, d. i. ohne naturgemäß auf großen erblichen Güterbesitz gegründet zu sein, vorhanden ist. Gewiß beging der Urheber der Charte von 1814 einen politischen Fehler, den schon sein Nachfolger büßen mußte, indem er vermögenslose und vom Staate besoldete Pairs creirte. Hätte er statt ihrer seine Pairs ohne Rücksicht auf Geburt nur aus den großen Gutsbesitzern gewählt, oder doch die Erblichkeit ihrer Würde an die Erwerbung eines derselben entsprechenden Güterbesitzes und die Errichtung von Majoraten als unerläßliche Bedingung geknüpft, so wäre wahrscheinlich die Julirevolution von 1830 gar nicht erfolgt. Denn eine also ins Leben gerufene Pairie würde, so glauben wir wenigstens, die Kraft und auch schon wegen ihres eignen Interesses den guten Willen gehabt haben, dem Staatsstreiche, der diese Revolution hervorrief, vorzubeugen, sowie andererseits bei dem Dasein einer Pairie, wie wir sie fodern, alle jene Verhältnisse, die zu dem Staatsstreiche die Veranlassung gaben, wol schwerlich eingetreten sein würden. Auch können wir der fernerweitigen Ansicht des Verf., eine Aristokratie sei weit minder zur Milderung der Monarchie wie der Demokratie geeignet, so gradehin nicht beipflichten. Verdankt doch das englische Volk die Begründung und Erhaltung seiner alten Freiheiten lediglich den Bestrebungen der Aristokratie, die deshalb auch seit Jahrhunderten und sogar noch in diesem Augenblicke daselbst populairer als in irgend einem andern Lande ist, und deren eigentlichste Stellung und Bestimmung im Staatsorganismus selbst ein O'Connell respectirt, wie aus seinem bekannten, die Reform der Pairie bezielenden Projecte hervorgeht.

Gleiche Tendenz hat der, Agrarische Gesetze überschriebene Artikel von dem nämlichen Verfasser. Hier nun vindicirt derselbe zuvörderst, von der Voraussetzung ausgehend, daß alles Land ursprünglich Gesammteigenthum der Staatsgesellschaft gewesen und solches auch fortwährend geblieben sei, für den Staat „ein sehr weitgehendes, ja fast unumschränktes Recht zur Erlassung agrarischer Gesetze". Da es nun, heißt es ferner, im Naturrechte kein Erbrecht, oder doch nur in sehr beschränktem Maße gibt, so kann der Staat, der die Erbrechte positiv einsetzte, dieselben auch nach Gefallen — unbeschadet blos dem schon vor dem Tode des Erblassers bestandenen Miteigenthumsrechte — regeln, abändern und aufheben. Die kluge Benutzung dieses Rechts allein setzt ihn in den Stand, die für ihn so wichtigen Verhältnisse des Grundbesitzes und dessen Vertheilung in eine seinen Interessen gemäße Bahn zu lenken.

Er kann nämlich hiernach die privilegirte Erbfolge, namentlich die Untheilbarkeit der großen Familiengüter oder fideicommissarischen Besitzthümer aufheben oder beliebig (?) beschränken, und er kann andererseits die Untheilbarkeit kleinerer, namentlich der gemeinen Bauergüter, so weit irgend die allgemeinen Interessen es räthlich machen, festsetzen, zumal vorbehaltlich der etwa Denjenigen von Seiten des bevorrechteten Erben zu leistenden Entschädigung, welche aus einem Titel des Rechts oder der Billigkeit darauf Anspruch haben. Er kann weiter im Bezug auf sogenannte Grundlasten, welche es nämlich lediglich nach positiver Einsetzung sind, jeden Augenblick frei verfügen, was seiner Rechtsüberzeugung nach den jedesmaligen politischen Umständen (!) als gemäß erscheint. Die Abschaffung oder die geordnete Ablösung der Zehnten, die auf Grund und Boden ruhenden Frohnden, auch der Bodenzins und wie immer sonst genannten Gerechtigkeiten oder sonstigen Anmaßungen gehört hierher.

In diesen kurzen Anführungen liegt unsers Erachtens ein ganzes System, das aber wol schwerlich Raum genug es sich auch als Theorie billigen lassen, wol sie jedoch in bezweifeln, auf dem Wege einer blos friedlichen Reform ins praktische Leben zu rufen sein möchte. Soll jedoch von selber mit diesem Systeme die Idee einer Pairie, als Hr. W. solche an erwähntem Orte fodert, als vollkommen unausführbar dar, so scheint es überhaupt, als ob achte Herr R. eine solche Pairie nach seiner Theorie Staatsorganismus für vollkommen entbehrlich, ja überflüssig und schädlich; denn in Verfolg dieser Theorie fodert er noch ausdrücklich „die Aufhebung der Untheilbarkeit der großen Familiengüter in Gemäßheit des jetzigen Standes der Staatswissenschaften und zumal im Interesse des demokratischen oder des durch Volksrepräsentation gemäßigten monarchischen Princips". Gibt er aber gleichwol zu, daß „die Beibehaltung der Untheilbarkeit, ja, falls sie noch nicht bestände, die erst jetzt zu gebietende Einführung derselben rechtlich zulässig, wie politisch rathsam sein würde", so macht er diese Einräumung nur in der Voraussetzung: „wenn noch heutzutage bei irgend einem Volke die aristokratische oder die durch Aristokratie beschränkte monarchische Staatsform als den Culturverhältnissen und andern Umständen entsprechend erscheinen sollte".

(Der Beschluß folgt.)

Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation. Nach Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von Rudolf Ludwig Rochholz. Bern, Fischer und Comp. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Herr Verf. dieser Sammlung tritt in der Vorrede mit einem gewissen Mistrauen gegen die Volksweise auf, die er sich in Beziehung auf die auch getheilten schweizerischen Nationallieder erlaubt hat. Er ist etwas geängstigt und überwältigt von der Mannichfaltigkeit seines Stoffes. Zuverlässiger als er ist zu fahren, daß man des ganzen Liederschatzes, welcher schen Leben der Schweiz angehört, noch nicht habhaft sei. Wie oft glaubte er in einer dunklen Erinnerung eines neuen Gesanges entdeckt zu haben, die sich nur wieder auf Bekanntes führte, oder sich in der Citate verlor! Aber auch in den vorgefundenen

Digitized by Google

ße Verschiedenheit des Textes, welche Zerrissenheit! Dasselbe Gedicht hier in 19, dort in 65 Strophen; wieder ein anderes hier auf eine Begebenheit sich beschränkend, dort einen ganzen Krieg in einer weiten Strophenmasse nachschleppend!

In dieser Verlegenheit entschloß sich der Herausgeber zu einem Auswege, der uns nicht der ganz zum Ziele führende zu sein scheint. Er unternahm eine theilweise Übertragung der Gedichte ins Hochdeutsche und sucht seine Verfahrungsweise durch Analogien und Vergleichungen zu entschuldigen. Er fragt, wer zu sagen vermöge, wessen Eigenthum das „Christ ist erstanden" sei, wenn er dieses Kirchenlied in Pyrmont und in Holland zugleich mit den Abzeichen der örtlichsten, ältesten und jüngsten Bearbeitung wiederfindet? Hr. Rochholz sieht darin die Eigenthümlichkeit des echten Volksliedes, in allen Dialekten einer Sprache zugleich zu bestehen, sodaß es schon damit sein Fortleben in einer beständigen Selbstübersetzung suche. Ein solches Sprachdenkmal zuerst in allen Formen aufzuzeigen, sei verdienstlich, und dasselbe sodann all dieser Formen bis auf die ursprünglichste zu entkleiden, sei belehrend. Aber das erste so wenig wie das zweite habe der Standpunkt erlaubt, den dieses Werk in der Lesewelt einzunehmen gedenke; denn dieses echteste Volksproduct wolle hauptsächlich das Volk selbst wiederaufsuchen und diesem eingehändigt werden, dem es Dasein und Aufbewahrung verdankt. Dazu bedürfe es der Erklärung und Verständlichung, nicht der Untersuchung und tiefsinniger Fragezeichen zwischen dem Text. Anfangs zwar scheint bei der Ehrwürdigkeit des Gegenstandes dieser populaire Zweck dem Herausgeber selbst als Nebensache vorgekommen zu sein, bis endlich die Sammlung anwuchs und nun selbst die Röthigung entheilt, vor der sich der Sammler gesträubt hatte. Denn jetzt vereinten Gedichte auf, die, einem und demselben Verf. angehörig, in dieser Handschrift vorsätzlich vom Volkswillen oft bis auf ein paar Strophen verkürzt, in einer andern aber zu einer oft unendlichen Länge ausgedehnt waren; hier iambisch, dort trochäisch gemessen, durch Späße verunstaltet, aus schöner Form in die schalste Reimerei hineingezwängt. Das einzige Hülfsmittel schien Hrn. R. hier in einer Bearbeitung zu liegen, die ihm vollends geboten schien durch Gedichte, die, in ihrer geschwätzigen Weitschweifigkeit allen sonstigen Werth verlierend, denselben nur durch Zusammenziehung wiedererhalten konnten, und dies war wieder nur auf dem Wege der Übersetzung zu bewerkstelligen. Das Motiv der Übertragung lag ihm also gewiß nicht in jenem linkischen Bestreben, die Sprachfertigkeit der Gegenwart der mittelalterlichen Ungelenkigkeit anrichten zu wollen; auch war es nicht gewöhnliche Übersetzungslust; endlich ist auch dem Sprachforscher dadurch keine Erwartung gekränkt worden, der sich erinnern möge, wie die Dialekte des hier behandelten Zeitraums unzuverlässig in ihrer Ausprägung schwanken, wie regellose Abschreibung das Fixirte wieder zerrüttet, wie endlich die Abschreiber selbst ihre versificirten Erklärungsversuche in alle Gedichte hineingesudelt haben.

Alle diese Beweggründe, die in der geistreich geschriebenen Vorrede vollständiger entwickelt sind, in Ehren gehalten, bedauert doch Ref., sich auf die Seite derjenigen Freunde des Verf. stellen zu müssen, welche sein Verfahren in Behandlung dieser Lieder nicht durchaus gutheißen konnten. Ja, wenn der Kern dieser Lieder selbst einen hohen, ästhetischen Werth hätte, so möchte eine solche Umarbeitung derselben da, wo das Original an unheilbaren Schäden leidet, rathsam und zu dem Zwecke der Einführung unter das Volk fruchtbar gewesen sein. Nun aber gibt doch ein Durchblick dieser Volksgedichte der Schweiz sowol in dieser Sammlung als in den alten Drucken von kleinern Sammlungen und fliegenden Blättern, die wol auch dem Laien hier und da zu Gesichte kommen, gar bald die Überzeugung, daß beweitem die Mehrzahl derselben zwar mit wahrem Freiheitsenthusiasmus, aber, nur wenige Lieder und einzelne Strophen mancher ausgenommen, mit minderer poetischen Begeisterung gesungen sind; daß, was interessant daran ist, hauptsächlich auf historischen Einzelheiten und dann auf der Treue und Lebendigkeit des Zeitcostums beruht. Dieses letztere aber verschwindet großentheils mit einer Übertragung ins Hochdeutsche, welcher die kräftigen Reime, die alt schweizerischen Sprachformen, die Derbheit des Ausdrucks und manches Andere, wodurch diese Gedichte allein volksthümlich sind und beim Volke Eindruck zu machen vermögen, mehr als zur Hälfte aufgeopfert werden müssen. Der Verf. hat dieses recht fühlbar dadurch gemacht, daß er Gedichte, mit deren Form er wahrscheinlich ohne eine bis zur Unkenntlichkeit gehende Verschmelzung nicht fertig geworden wäre, oder die er in ihrer alten Form als schön und verständlich und daher einer Umbildung nicht bedürftig erachtete, neben völligen Übersetzungen stehen ließ und so die Kritik durch seine Behandlung selbst zur Vergleichung auffodert. Stellen wir daher eine jener Strophen aus einem gänzlich umgearbeiteten Liede einigen andern aus einem, wie es scheint, unveränderten entgegen und überlassen wir es der Beurtheilung der Leser, in welcher von beiden Formen sie diese alten Überbleibsel der heiligsten Kämpfe eines edeln Volkes dem Volke zurückgegeben und aufs Neue in seinen Mund hinübergepflanzt wünschten.

Das (umgearbeitete) alte Lied von der Schlacht zu Näfels (1388) beginnt in dieser Sammlung (S. 31) folgendermaßen:

Den frommen Glarnern brachte besondere Gefahr,
Als dreizehnhundert achtzig und acht sich ihre Schar
Dem Orte Wesen nahte, der freundlich erst gebärgt,
Dann aber im Verrathe sie schändlich hingewürgt.

Die treulich wollten Wesen beispringen in der Noth,
Die ließ man nicht genesen, die gab man in den Tod;
Es wurde, vom Gewissen, vom Eidschwur unbewegt,
Der Mord mit Wesens Wissen zu Windeck angelegt.

Bald nach der alten Fastnacht, an einem Samstag spat
War jene finstre Mordnacht und jene schwarze That;
Sie konnten sich nicht retten aus solcher Noth und Schmach,
Da man sie in den Betten und in dem Schlaf erstach.

Ein solcher Meineid aber hat ihnen nicht genügt,
Sie zogen an die Glarner und haben sie bekriegt;
Denn in der Osterwochen ist Donnerstags zu Fruh
Ganz Östreich aufgebrochen der Glarnerletze zu.

In diesem, doch gewiß höchst prosaischen Tone geht das Lied, dessen matte Stellen durch die glänzendern Farben, welche die hochdeutsche Dichtersprache des Übersetzers hier und da aufträgt, nur noch mehr in die Augen springen, durch 21 Strophen fort. Gewiß ist es auch im altschweizerischen Originale nicht weniger prosaisch; aber erträglicher dürfte es doch fast lauten, wo die alte, kräftige Sprachform und der ihr vielleicht ohne den Willen des Reimers inwohnende Witz das Ohr von Zeit zu Zeit tröstet und erfreut.

Wir haben hier freilich Strophen aus einem der schlechtesten Lieder mitgetheilt; hören wir daher aber, ehe wir an ein unverändertes gehen, auch noch etwas aus der Übersetzung eines der bessern. Es ist ein Lied von 1468, das also anhebt:

Nun aber erheb' ich wieder ein Lied,
Da wilde Mähre das Land durchzieht!
Denn weil man die Eidgenossen beschied,
So zogen sie fröhlich ins weite Ried
Und kämpften sich ab und stachen sich müd.
Bumberlibumb, aberdran!

Drei Schweinchen durchwateten einen Bach,
Drei schöne Schweinchen so eilig und jach,
Das vorderste schwamm dem hintersten nach;
Nun Eidgenossen, nicht weiter gemach,
Man hält uns in Schach, so spielet denn Schach!
Bumberlibumb, aberdran!

Dies ganze Lied ist lebendig und voll derben Scherzes; gewiß aber nehmen sich die Schweinchen im alten Schweizeridiom besser und drolliger aus als in ihrem hochdeutschen Diminutivum. So ist auch Veit Weber's Lied von der Sache wegen

Digitized by Google

Pontarlier, 1474, kräftig und frisch in der Übersetzung geschildert, und für Dieses und manches Andere darf sich der Herr Herausgeber gewiß das Lob vindiciren, daß die Eigenthümlichkeit des Dichters (wenn nur immer eine da gewesen wäre!) nicht verwischt worden ist und in dem einförmigen Hochdeutschen sich noch vernehmlich genug ausspricht. Aber den alten Klang vermißt das Ohr doch auch in diesen gelungenen Übersetzungen, und das Schweizervolk vollends (das Landvolk, nicht die modernisirten Städtebürger) — das hat gewiß nur Sinn und Ohr für die alten Lieder, wenn sie ihm im eigenthümlichen Dialekt und in der Kraftsprache seiner Väter geboten werden.

Höre man einmal so eine alte Melodie, ob Einem dabei das Herz nicht anders aufgeht!

Das Dorneckerlied.

22. Juli (1499).

Went (d. h. wollen) wir aber heben an,
Singen ein Liedli, ob ich's kann:
Ein nüw's Lied will ich singen,
Mariam Mutter rufen an,
Gott will, daß uns thu g'lingen.

Wan es an einem Montag g'schah,
Do man die Landsknecht ziehen sah,
Sy wottent (wollten) Dorneck b'schouchen;
Dorneck du viel hoches Hus,
Thust ihnen weh in Augen!

Sy zugent an der Lies hinan,
Uff Dorneck lag manch lähner Mann,
Sy hant sich ehrlich g'halten,
Sy sprachen: Lonz (lasset sis) nur kommen heir (her),
Wir wentz (wollen es) Gott lassen walten!

. . . . . .

Dorneck dört ein hoches Hus,
Do schlugen d' Schwaben ein Kuchi uff,
Die Häsen thäten's schumen (thäten sie abschäumen),
Und ob es wurd und Vesperzeit,
Thät man die Kuchi zumen (räumen) u. s. w.

Man spürt es dem Liede wohl an, daß es einen Augenzeugen zum Verf. hat, und so schließt es denn:

Wer uns dies Liedli macht bekannt,
Ein Schwyzerknab ist er genannt,
Er hat dick wohl gesungen:
Zu Dorneck vor dem grünen Wald
Hat er die Schwaben g'schwungen.

Und der es nüw gesungen hat,
Der ist gesyn by dieser Thatt,
Ein guoter Eidg'noß junge;
Und was hierin vergessen ist,
Sing' ein Andrer, ob ers könne.

Da nun der Herr Verf. laut der Anmerkung (S. 244) auch dieses Lied erst mittels der Kritik so hergestellt und aus verschiedenen Handschriften und Drucken vervollständigt hat, so kann man doch nicht recht einsehen, warum dies nicht auch bei den andern mitgetheilten möglich gewesen wäre, sodaß uns bei allen eine gewisse mittlere Lesart geliefert worden wäre, die vielleicht dem eigentlichen Sprach- und Geschichtsforscher immer noch nicht genügt, aber doch dem Volk und Laien ein Bild aus der Väter Zeit vor Augen geführt hätte.

Doch, wir müssen diese Sammlung einmal nehmen, wie sie ist, und mit Dank anerkennen, was auch unter dieser Form von dem Herausgeber, besonders durch die gelehrten und reichhaltigen Anmerkungen nicht nur für die Erklärung, sondern auch für die Belebung dieser Lieder gethan worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In dem „Memorial der Madrider Polizei" sind die Art und Weise, wie man zur Zeit der ersten Revolution in Madrid Voltaire's nach dem Pantheon führte, folgendermaßen beschrieben: „Es waren eine ganze Anzahl von verwunnten Frauenzimmern als Bestalinnen gekleidet worden und die dame de la Halle figurirten als nägyptische Priesterinnen. Der Wagen, auf welchem die Figur Voltaire's, in Wachs bossirt, so täuschend ähnlich genug aufgenommen, wurde auf einer Kanonenlafette fortgeführt. Ihn begleiteten ein wüster Haufe von Galliern, Türken, Sibyllen, Mexicanern und Schlachtenbummlern, die wie Indianer aufgeputzt waren. Frau von Villette, welche Voltaire zu verehren pflegte, ward repräsentirt in einer Frauensperson in weißen Hemde, mit aufgelöstem Haar und einem Kind auf dem Arme. Während der Procession erhob sich ein starker und heftiger Platzregen, der die Blumen und Gallas ihr auf die Haut durchnäßte, dergestalt, daß sie auf den Kaiser in „Anahuac" arg zu schimpfen begannen."

Chateaubriand, der Jeremias der französischen Poesie, macht in der Einleitung zu seiner Übersetzung des „Verlornen Paradieses" allerlei seltsame Excursionen gegen Byron, dem er es unter Anderm zum Vorwurf macht, daß er in zu jungen Jahre geheirathet und dann die Frau sammt den Kindern sitzen lassen, sowie den Umstand, daß er in der Person des Herrn Shaal den Friedensrichter Lucy persiflirt, der ihn wegen Wilddieberei zur Verantwortung gezogen. Ferner reprochirt, daß Shakspeare 154 Liebschaften gehabt haben müsse, weil jedes Sonett eine kommen solle. Eine abenteuerliche Rechnung. Liest oder hört man solche altclassische Verirrungen, dann kann man sich einigermaßen mit den Frivolitäten der widerschmutzigen Romantik aussöhnen. Es kann gewiß Momente geben, wo man die schiefen psychologischen Speculationen der Dichter, die Nuditäten Paul de Kock's und die Greuel Janin's weit lieber erträgt als solch ein altfranzösisches stagnirendes Gewissensbewußtsein, das, alle Frische des Genius von sich abweisend, in seiner eignen Poesielosigkeit, gleich der entwurzelten Pflanze in einem Herbarium vertrocknet. Wie wahr ist es, daß Chateaubriand, unbeschadet seiner vergangenen Leistungen und seiner unerschütterlichen Consequenz der Gesinnung, deren Mittelpunkt ihn noch berühmter gemacht hat als jene, doch nur das unbedeutendste der literarischen Gespenster Frankreichs ist, deren Gegenwart fast nichts mehr leistet, als auf ganz unwürdige Weise gegen den Sturm und Drang einer modernen Literaturepoche abzustechen.

Auf den madrider Maskeraden herrscht eine sehr beschränkte Maskenfreiheit; es darf nämlich der Herr der Dame, die ihn anredet, nur antworten, aber auf keine Weise sie ansprechen kommen. Wer nun nicht das Glück hat, eine charakteristische Figur zu bestehen, oder ganz fremd ist, der hat das Vergnügen, den ganzen Ball über schweigend zuzubringen.

In Kurdistan gibt es einen grünen Frosch, welcher Bäume ersteigt und dort sehr geschickt mit den Vorderfüßen Fliegen und Heuschrecken fängt. Er gleicht vollkommen an Gestalt dem gemeinen Frosch, nur daß seine Farbe apfelgrün und seine Haut sehr glänzend ist. Namentlich in hellen Mondnächten können Reisende ihn bei seinen Operationen genau beobachten.

Neuerlich wollen Reisende zur See bemerkt haben, daß die Wallfische immer regelmäßiger nach Süden ziehen und man sie vielleicht bald den Fang derselben nicht mehr in dem so gefährlichen Polarmeere, sondern in dem atlantischen Ocean wird vornehmen können.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 164. — 12. Juni 1836.

Staats-Lexikon ꝛc. Herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Erste bis achte Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Ungleich mehr als die beiden erwähnten Artikel hat uns Das angesprochen, was Herr R. über die Heilige Allianz in dem diese wichtige Acte betreffenden Artikel sagt. Sehr richtig gewahret er die eigentliche Quelle, woraus dieser Vertrag entsprang, in Ideen oder in Gefühlen, nicht in gemeinen, materiellen Interessen.

Die unerhörten Schicksalsschläge — sagt er —, welche während der Revolutionskriege die Gewaltigen des Welttheils getroffen hatten, der wunderähnliche Umschwung der Dinge und sein abermaligem höchsten Erschrecken der endliche glorreiche Triumph, alles dies mußte wol für religiöse Gefühle empfängliche Gemüther zur Andacht stimmen, mit himmelwärts gerichteten Gedanken und Empfindungen erfüllen, fromme Rührung und gute Vorsätze erzeugen.

Allein läßt auch der Verf. den individuellen Triebfedern, welche die hohen Paciscirenden bestimmten, volle Gerechtigkeit widerfahren, so erscheint ihm doch das dem Bunde zu Grunde gelegte Motiv oder Princip, das lediglich in der persönlichen religiösen Überzeugung eben jener Paciscirenden bestand, höchst bedenklich, weil nämlich eine solche Überzeugung, als rein subjectiv, als möglicherweise irrig oder auch wandelbar, sich eben nicht dazu eigne, als Gesetz für die Nationen aufgestellt zu werden. Am bedenklichsten aber erscheint ihm die durch den Bund stipulirte Verpflichtung zur gegenseitigen Hülfsleistung der Monarchen „in jedem Falle". Denn da der Bund als europäischer, d. h. sämmtliche christliche Regierungen umfassender gedacht wird, so kann als der Feind, gegen den er gerichtet ist, nur etwa die Revolution ersonnen werden. „Als Revolution aber", bemerkt der Verf., „erscheint den Furchtsamen und Argwöhnischen, oder wird von ihnen arglistig dargestellt, jedes regere Leben des Volks, jedes Verlangen nach Volksrecht, nach gesetzlich gehüteter oder verfassungsmäßiger Freiheit." Somit wäre denn die heilige Allianz — dies ist die Klimax — eine unter den Häuptern der Staaten geschlossene „Hülfsvereinigung, ein von ihnen allen unternommenes gemeinschaftliches Entgegenstreben gegen revolutionnaire Gewalt, für nothwendig erachtet zum Schirme ihrer Throne und ihrer Häuser". Daß dem so sei, können wir beklagen, ohne es zu verdammen, oder wenigstens ohne die Verdammung weiter gehen zu lassen „als gegen die selbstsüchtigen engherzigen Urheber der Verblendung, d. h. gegen die Reactionspartei". Im Übrigen betrachtet der Verf. die heilige Allianz als ihrer ursprünglichen Gestalt nach nicht mehr bestehend, demnach der freien Geschichte anheimgefallen, und somit glaubt er denn auch unter wiederholter Anerkennung der edeln Motive ihrer Stifter die Freiheit des Wortes für Jeden in Anspruch nehmen zu können, der, wie er selber im gegenwärtigen Artikel, es unternimmt, „vom rein wissenschaftlichen Standpunkte des Rechts und der Politik die möglichen oder nothwendigen Folgen einer auf den Wortlaut der betreffenden Urkunde gebauten fortdauernden Verbindung der Großmächtigen" zu erwägen und zu würdigen.

Herr Weitzel erwähnt ebenfalls in seinem Artikel Alexander I. Kaiser von Rußland, beiläufig der heiligen Allianz, deren Schöpfer bekanntlich dieser Monarch war. Er nennt dieselbe „einen großen Gedanken, den nur eine edle Seele haben konnte". Da wir indessen diesen Artikel nur als Probe anführen, wie in dem „Staats-Lexikon" historische oder biographische Gegenstände behandelt werden, so genügt es, zu bemerken, daß auch Herr W. die praktische Unausführbarkeit jenes Gedankens anerkennt, insofern damit ursprünglich bezweckt ward, die Welt durch Wiederherstellung der echten Christuslehre, durch Wiederbelebung des religiösen Princips zu retten und alle Menschen, vom höchsten bis zum niedrigsten, mit gleicher Gesinnung, gleichen Wünschen und gleicher Hoffnung zu beseelen. Was nun den eigentlichsten Gegenstand dieses Artikels anbelangt, so gewahrt man wohl, daß die Person, um die es sich darin handelt, zu hoch und der Gegenwart zu nahe steht, als daß bei einer dieselbe betreffenden Skizze oder Notiz jedwede, auch noch so freimüthige Feder nicht gewisse Rücksichten zu beobachten hätte. Im Wesentlichen jedoch sind wir der Meinung, daß auch die spätere Nachwelt den Charakter Alexander's sowie seine Handlungen, nicht deren Motiven und Zwecken, aus gleichem Gesichtspunkte mit Herrn W. betrachten dürfte, wennschon vielleicht mit dem Unterschiede, daß manche von diesem ihrer Zartheit wegen nur flüchtig angedeutete Züge von dem dereinstigen Historiographen schärfer gezeichnet werden möchten. Denn wer würde es mit Herrn W. nicht rühmend anerkennen,

Digitized by Google

daß Kaiser Alexander die Bahn, die Peter der Große und Katharina II. bezeichnet und glorreich gewandelt hatten, mit jener Schonung und Umsicht verfolgte, die in seinem milden Charakter lag; daß er sich durch seine ernstlichen, zum Theil auch mit den schönsten Erfolgen gekrönten Bemühungen um die innere Entwickelung seines unermeßlichen Reichs und dessen fortschreitende Civilisation die gegründetsten Ansprüche auf den Dank der entferntesten Generationen erwarb. Wer wird nicht mit Herrn W. zu rühmen wissen, daß Alexander in seinen Verhältnissen zu den fremden Mächten eine Redlichkeit zu Tage legte, von der die Politik nur selten Beispiele gibt; daß derselbe in der Widerwärtigkeit standhaft war, und daß er endlich, an das Ziel der Siegesbahn gelangt, sich immer von gleicher Treue und gleichem Edelmuth, sich mäßig und gerecht erwies. Herr W. gibt zu verstehen, die auf den Congressen zu Troppau, Laibach u. a. Orten, wo Alexander noch das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale legte, gefaßten Beschlüssen, namentlich aber des Kaisers Misbilligung des griechischen Aufstandes wären fremden, durch die Furcht vor dem revolutionnairen Gespenste hervorgerufenen Einflüsterungen zuzuschreiben, denen derselbe das Ohr geliehen und sich durch sie habe täuschen und irreführen lassen. Diese Ansicht ist, wir wissen es wohl, der Widerhall der zur Zeit sich äußernden allgemeinen, allein nichtsdestoweniger keineswegs unbedingt verlässigen Meinung. Fremde Einflüsterungen, wir geben es zu, mögen stattgehabt haben; allein stets war Alexander der Überzeugung, daß jedwede Emancipation der Völker, um wahrhaft wohlthätig zu sein, vom Staatsoberhaupte ausgehen und in abgemessener Stufen- und Zeitfolge bewirkt werden müsse. Und konnte derselbe, bei consequenter Festhaltung dieses Princips, die gewaltsamen Staatsverbesserungs-Versuche in Neapel, in Spanien, ja selbst auch nur die heldenmüthige Schilderhebung der Hellenen billigen?

Wir haben von Herrn Weitzel noch mehre andere, in das historische Fach einschlagende Artikel in den beiden vor uns liegenden Bänden des „Staats-Lexikon" mit großem Interesse gelesen. Klarheit der Ansicht, scharfe und mehrentheils richtige Auffassung der von ihm geschilderten Charaktere und Unbefangenheit des Urtheils über Motive und Zweck ihrer Handlungsweise, sofern sich diese Unbefangenheit mit der subjectiven Denkweise des Verf. nur immer vereinbaren läßt, zeichnen die Arbeiten dieses Schriftstellers uns. Wir würden daher mit großem Vergnügen noch mehre seiner Artikel besprechen, mahnte uns nicht der in diesen Blättern uns gestattete Raum an die Nothwendigkeit, nachgrade auf den Schluß unserer Berichterstattung Bedacht zu nehmen. Wir wollen daher, vorbehaltlich bei der Fortsetzung des „Staats-Lexikon" auf Herrn Weitzel zurückzukommen, auch mehre derjenigen Beiträge, welche andere Notabilitäten der Gelehrtenwelt, wie Mittermaier, Paulus, Murhard, Zschokke, Bülau ꝛc. geliefert haben, in verdienter Weise zu erwähnen, hier nur noch einen dem staatswirthschaftlichen Fache angehörenden Artikel in Betrachtung ziehen, um zu zeigen, in welchem Geiste dieser Zweig der allgemeinen Staatslehre behandelt wird. Wir wählen zu dem Ende die Rubrik: Bevölkerung von Herrn Mohl, dem das „Staats-Lexikon" noch mehre in das nämliche Fach einschlagende Abhandlungen verdankt. Um aber zur Erreichung unseres Zwecks auf möglich abgekürztem Wege zu gelangen, entnehmen wir dieser Abhandlung nur denjenigen Theil, wo der Verf. auf eine sehr lichtvolle Weise eine der kitzlichsten und dabei mit jedem Tage dringender werdenden Fragen der Staatspraxis erörtert und, weit entfernt solche zu durchhauen, zu ihrer Lösung Anleitung gibt. Es ist dies die Frage von der Übervölkerung und den Mitteln, welche der Staat anzuwenden habe, wenn er die natürliche Vermehrung der Bevölkerung zurückhalten hat, weil in seinem Gebiet für eine größere Menschenzahl kein Unterhalt zu finden wäre. Räumt nun auch Herr Mohl die unbedingte Richtigkeit des bekannten Satzes von Malthus, es nehme die Bevölkerung in 25 Jahren in geometrischer, die Summe der Lebensmittel aber nur in arithmetischer Progression zu, hinsichtlich da, so unterstellt er es doch keinem Zweifel, daß sich in der Wirklichkeit Fälle ergeben, in welchen unter den einmal gegebenen Umständen eine weitere Vermehrung der Volkszahl alle Schrecken einer Übervölkerung zur Folge haben müßte, und wo also eine Beschränkung von Seiten des Staats dringend Noth thue. Nun aber liege es offenbar im Staatszwecke, nicht nur dem Ungemache der Übervölkerung, ist es wirklich vorhanden, abzuhelfen, sondern auch dem Eintritte desselben wo möglich vorzubeugen. Zu letzterm Behufe hätte heidnische Philosophie und heidnische Unsitte kurzweg das freilich radicale Auskunftsmittel des Kindermordes gefunden, während in neuerer Zeit gewisse mechanische Vorkehrungen dazu empfohlen worden wären, die jedoch, ebenso unwirksam als [illegible] nur einen Mangel an Takt und Schicklichkeitsgefühl [illegible] Seiten ihrer Erfinder verriethen. In diesem Dilemma nun bleibe dem Staate — zumal da auch durch möglichste Verhinderung fremder Einwanderungen die [illegible] Gefahr nur in unbedeutendem Grade vermindert werden könne — nichts übrig, als einmal das Volk zur [illegible] willigen Unterlassung unvorsichtiger Ehen zu [illegible] suchen; zweitens eine zwangsmäßige Erschwerung [illegible] bei Solchen eintreten zu lassen, welche sich [illegible] williger Enthaltsamkeit bewegen lassen wollen; [illegible] tens Vorkehrungen gegen uneheliche Zeugungen [illegible] damit nicht auf ungesetzlichem und unsittlichen [illegible] Übel einbreche, welchem der geordnete Weg [illegible] wurde. Um die Rechtsangemessenheit der [illegible] erst erwähnten Maßregeln zu begründen, [illegible] den Gesichtspunkt auf, daß es eine höchst [illegible] höchst unsittliche (?) Handlung sei, eine [illegible] den, ohne vernünftige Aussicht, sie ernähren [illegible] Wünschenswerth wäre es nun freilich, daß [illegible] Mitgliedern der Gesellschaft die Überzeugung [illegible] gebracht würde, was jedoch in dem Umfange [illegible] schenswerth, weder durch eine entsprechende [illegible] Volksunterrichts, noch durch eine populaire [illegible] mit man es jedoch immer versuchen könne, [illegible] stelligen sein möchte. Demnach müsse man [illegible]

Digitized by Google

ntliche Erschwerung der Heirathen eintreten lassen, theils dem man die Erlaubniß dazu an gewisse Lebensahre knüpfe (bei Männern etwa das 30.), damit hierurch die Generationen weiter auseinander gerückt würen und also weniger Menschen zu gleicher Zeit lebten; heils indem man das Verbot jeder Ehe bei Personen erfe, welche einen sichern Nahrungsstand nachzuweisen icht im Stande sind. In dem Betreff aber wäre ein llzu kleiner Antheil von Grundeigenthum und Fähigkeit u Taglöhnerarbeit oder einem Handwerk, wenn das örtche Bedürfniß nach der Ansicht der Gemeinden schon völg befriedigt ist, nicht als hinreichend sichernd zu erachm. Was endlich die vorerwähnte dritte Maßregel anbegt, so wäre jedenfalls von Seiten des Staats jedes eignete Mittel zur Verminderung der Unzucht zu erreifen. Die nähere Angabe dieser Mittel aber bleibt ns Herr M. noch schuldig, bemerkt jedoch, daß die durch rschwerung der Heirathen hervorgerufene Vermehrung es unehelichen Geschlechtsgenusses eine der Ausdehnung nd der Intensität nach ohne Vergleich weit geringere Art er Unsittlichkeit sei als die aus dem Elende einer Übervölkerung mit Nothwendigkeit entstehende. Wäre nun her, dies ist der Schluß, das Übel einer Übervölkerung irklich vorhanden, so bleibe nichts anders übrig als die uswanderung einer entsprechenden Menge, wozu, sollten die eshalb von Staatswegen ertheilten Aufmunterungen ihren weck nicht erreichen, ein zu dem Ende zu erlassendes Gesetz inen bestimmten Theil der Einwohner nöthigen könnte.

Wir wollen nun noch, bevor wir vom „Staats-Lexion" scheiden, einige Worte über die Ökonomie und den lan dieses Werkes sagen. Der Umfang desselben soll ch, wie im Vorworte angedeutet wird, auf 5 — 6 Bände eschränken, um dessen Anschaffung so wenig kostspielig ls möglich zu machen. In dieser Absicht aber soll die ichtung aufs rein Dogmatische und Praktische fortwähnd festgehalten, historische, statistische und literarische otizen auf das mit den Hauptlehren in näherer Verindung Stehende beschränkt, und endlich auf die detaillirte behandlung derjenigen Partien verzichtet werden, welche ntweder zum gründlichen Anbau eine ganz besondere Widmung erheischen, oder zunächst etwa nur einer eignen lasse von Staatsdienern nöthig, oder, wiewol dem taatszweck oder den Regierungsgeschäften dienend, doch gentlicher als für sich bestehende und daher von esondern Classen von Kunstverständigen zu betreibende isciplinen zu betrachten, auch etwa vorzugsweise nur auf e Verhältnisse einzelner, bestimmter Staaten sich beziend sind. Allein dieser Beschränkungen ungeachtet führen uns die vorliegenden acht Lieferungen oder zwei Bände, ie zusammen mehr als 1300 Seiten zählen, erst bis zur ubrik **Bildung**. Wir begreifen daher nicht wohl, ie die Herausgeber des „Staats-Lexikon", ohne jeden der noch folgenden Bände bis zu einer ungeheuern Seitenahl anzuschwellen, was aber dessen Kostspieligkeit in keiner Weise vermindern könnte, im Stande sein werden, ihre ufgabe bei Festhaltung des von ihnen angekündigten lans zu erfüllen. 17.

Eidgenössische Liederchronik ꝛc. Von Ernst Ludwig Rochholz.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Der Hauptheil des Buches führt den besondern Titel: „Eidgenössische Liederchronik vom 13. bis zum 16. Jahrhundert", und theilt im Ganzen 35 kürzere oder längere Gedichte mit. Drei sind aus den berner Bündnissen und Fehden (1243, 1367, 1376). In den gelehrten Anmerkungen finden sich geographisch-historische Nachweisungen über das Uechtland, Freiburg, Bern. Aus den ersten Kriegen gegen Östreich sind zwei (Sempach 1386; Näfels 1388) größere Gedichte mitgetheilt, wovon das erste aus drei Romanzen besteht und mehr innern Werth hat als das zweite. Der alte Zürichkrieg liefert vier Lieder (1443 fg.); sie gehören sämmtlich zu den belebtern und die Übersetzung hat den schweizerischen Zuschnitt nach Möglichkeit geschont. Die Anmerkungen werfen volles Licht über die Geschichte. Thurgauer-, Mühlhauser-, Waldshuterzug steuern vier Lieder (1460, 1468), von welchen wir das dritte schon oben ausgezeichnet haben. Historisch war die letzte von diesen Fehden die bedeutendste. Die Anmerkungen enthalten interessante sprachliche Bemerkungen. Die Ausbeute aus den Burgunderkriegen ist die reichste, 14 Lieder, wovon mehre die unsterblichen Tage von Granson (1476), Murten (1476) und Nancy (1477) besingen. Die schönsten sind von Veit Weber, jenem edeln Adoptivsohne der Schweiz, der, aus Freiburg im Breisgau gebürtig, aus reiner Begeisterung für die Eidgenossen sich zu ihnen gesellte und in ihren Reihen mitfocht. Er selbst rühmte von sich, daß er sein Leben mit Gesang vertreibe und vom Dichten nicht „lan" (lassen) könne. Sein schönstes Lied, das Lied von dem Murtenerstreit, findet sich in der Rochholz'schen Sammlung S. 165. Das Original ist in W. Wackernagel's „Lesebuch" sehr correct abgedruckt. Wir haben hier Gelegenheit, ein paar Strophen im Original, wie es bei Diebold Schilling steht, mit der Übersetzung des Hrn. Rochholz zu vergleichen. Die Burgunderflucht schildert Weber folgendermaßen:

Einer floh her, der andere hin,
Do er meint wohl verborgen sin,
Man thet sy in den Hursten;
Kein größer Noth sah ich nie me,
Ein große Schaar luff in den See,
Wie wohl sy nit was dürsten.

Sy wuten drin bis an das Kinn,
Demnocht schoß man fast zu ihn,
Als ob sy Enten wären;
Man schifft zu inen und schlug sy zu tod,
Der See der ward von Blute roht,
Jemmerlich hort man sy pleren.

Hr. Rochholz übersetzt dies, glücklich aber frei, folgendermaßen:

Der floh hinauf, Der floh hinab,
Den that man in den Saaten ab,
Und Jenen in den Hürsten,
Der lief zum Wald und war kein Hirsch,
Der in den See und war kein Fisch
Und mochte wol nicht dürsten.

Drin standen sie bis an das Kinn,
Und dennoch schoß man auf sie hin,
Als ob sie Enten wären;
Man schiff' hinein und schlug sie todt,
Da ward das grüne Wasser roth,
Roth wurden alle Fähren.

Aus dieser kleinen Probe sieht man, daß eine solche Umarbeitung zu radicalen Änderungen nöthigt, fast mehr als einem Übersetzer aus ganz fremden Sprachen; auch überrascht der Reim Hirsch und Fisch, den man, ohne die Vergleichung beider Texte, wol schwerlich auf Rechnung des Übersetzers geschrieben hätte.

Dem Schwabenkrieg sind acht Lieder entlehnt (1499), wovon zwei Lieder auf die berühmte Schlacht von Dorneck gedichtet, und eins, der graue Greis genannt, ein altes Schwaben-

lich, daß hier in ziemlich jugendlichem Alter Einwände erscheint. Die geschichtlichen Anmerkungen in allen diesen Gedichten enthalten ein reiches und immer interessantes Detail.

Eine Menge werthloser Gedichte und Sprüche wurde (Vorrede, S. IX) von der Sammlung ausgeschlossen, in den Erläuterungen aber immer angezeigt. Auch wo in einem an sich schlechten Machwerke ein geschichtliches Moment hervortrat, suchte der Herausgeber es immer statt der prosaischen Erklärung anzuwenden; er genügte somit den doppelten Anforderungen der Zeit- und Sprachgeschichte, für welche allerdings seine Anmerkungen einen größern Werth haben als die durch Umarbeitung ihrer Zeit und Sprache theilweise entrückten Lieder, die er mittheilt. Möchte er auf die beabsichtigte Einleitung als „Geschichte des schweizerischen Volksliedes" nicht lange warten lassen. Die schönen Worte, mit welchen er dieselbe vorläufig einführt, machen ungeduldig darnach. Nach seiner Absicht sollte dieselbe entwickeln, wie jene Landestheile, in denen eine poetische Richtung besonders hervortrat, wie z. B. der Minnegesang in Zürich oder im Thurgau, erschöpft sind für die poetische Auffassung einer nachfolgenden Zeit, durch deren Begebenheiten dann ein anderes Völkchen plötzlich zu Gesängen erweckt wird, wie z. B. Bern nach der Schleifung seiner Adelsburgen. Hierdurch erscheint das Volkslied wirklich als ein fahrender Spielmann, und wie dieser die Cantone der Reihe nach durchwandert, befähigt seine Ankunft überall zum Gesang, sein Weggehen zum Urtheil (S. XI).

Die Quellen der Sammlung nennt theils die Vorrede (S. XV fg.), theils bei jedem einzelnen Liede der Apparat der Anmerkungen. Ein Anhang (von S. 275—421) theilt in 17 weitern Liedern, die zum größern Theil in ihrem Originaltext belassen sind, allerlei Sagen, Volksweisen, Schlacht- und Festlieder, Gassenhauer und Spruchgedichte mit, wie die andern mit Anmerkungen versehen. Den Reigen führt „Der Tell", ein Lied, das als fliegendes Blatt zuerst 1638 erschien, aber wol in ältern Drucken existirt. Die Anmerkungen sagen uns, daß der älteste Sänger der Tellsthat ein edler Pfeilschütze, Heinrich von Hünenberg (um 1315) war, der Tell's Schuß in den zwei folgenden schönen lateinischen Distichen besungen hat:

Dum pater in puerum telum crudele coruscat,
Tellius, ex juvenu, saeve Tyranne, tue,
Pomum, non natum figit fatalis arundo:
Altera mox, ultrix, te, periture, petit.

Über diesen Hünenberg theilt Hr. Rochholz S. 284 fg. sehr interessante Notizen mit. Die Linde zu Altdorf, Tellenlinde genannt, stand bis ins Jahr 1567, wo dann ein Brunnen an die Stelle des sterbenden Baumes kam. Ähnlicher speciellen Geschichtsmittheilungen ist das Buch voll.

Erfreut sich dieser Band, wie er verdient, einer öffentlichen Beachtung, so will der Herausgeber einen zweiten nachfolgen lassen, der das Volkslied der Reformation und der Religionskriege bis zur letzten Wilmergerschlacht schon aufgelesen hat, und dem die alten Melodien der Lieder beigegeben werden sollen. 33.

Bibliographie.

Andresen-Siemens, J., Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergang. Eine Nationalschrift zum Nutzen ihrer Bewohner und der Nordsee-Schifffahrt. Mit zwei Ansichten und einer Charte. Gr. 8. Helgoland 1835. 16 Gr.

Bauer, L., Die Überschwänglichen. Komischer Roman. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr.

Buchholz, Fr., Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von [illegible] 17ter Jahrg. — Auch u. d. T.: Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Von [illegible] 21ster Band. Begebenheiten des Jahres 1831. 16. Berlin, Th. Enslin. 2 Thlr.

Eloß, E. A., Mythologische, historische und geographische Anmerkungen zu Schiller's Gedichten. Gr. 8. Stuttgart, Hallberg. 5 Gr.

Haub, A. H., Der Stenographismus, [illegible] zum Gebrauch und Nutzen betrachtet. Gr. 12. [illegible] ker. 10 Gr.

Delitzsch, F., Zur Geschichte der jüdischen [illegible] vom Abschluss der heiligen Schriften alter Bund bis die neueste Zeit. Gr. 8. Leipzig, Tauchnitz. 1 Thlr.

Dutzkämer, aus persischen Dichtern gesammelt [illegible] mer-Purgstall. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Hermann, K. F., Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, aus dem Standpunkte der Geschichte aufgefasst. 2te mehrfach veränderte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 2 Thlr.

Journalisten, Die, Gesellschaften, im Modus, ein komisches Sittengemälde in vier Akten, nebst dem Strafgericht einiger bösartigen Journalisten als Appendix. Von Ehrhardt Anker, Ludimagister in der Mondhauptstadt Grunzenhof in der Mondsprache frei übersetzt von Anselmus Hinterkasserl, chinesischem Hofpoeten und Hofgrimassenschneider. King. Gr. 12. München, Fleischmann. 6 Gr.

Kamp, H. A. von, Erinnerungen aus dem Gebiete der Natur und der Gnade. 8. Essen, Bädeker. 12 Gr.

Keverberg, Freiherr von, Vom Königreich [illegible] lande. Durch [illegible]. Aus dem Französischen [illegible] Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Kolis, Andeutungen über das Verhältniß [illegible] Kirche und Volksschule zu einander [illegible]. 8. [illegible] Kopp, J. E., Urkunden zur Geschichte der [illegible] Bünde. Herausgegeben und erläutert [illegible]. Gr. 8. Meyer. 1835. 1 Thlr.

Lebberhose, K. F., Martin Luther nach [illegible] und innern Leben dargestellt. Gr. 8. [illegible] 1 Thlr. 8 Gr.

Lelewel's, J., Kleinere Schriften [illegible] schen Inhalts. I. Geschichte der Erdkunde. II. [illegible] über die Längenmaße der Alten. III. Nachricht [illegible] Völkern, welche bis zum zehnten Jahrhunderte [illegible] ropa's bewohnten. IV. Handelsverhältnisse der [illegible] der Karthager und Griechen. V. Beschreibung [illegible] schen Scythiens. Aus dem Polnischen übersetzt [illegible] Neu. Mit 9 geographischen Karten. Gr. 8. [illegible] kopf und Härtel. 2 Thlr.

Minnich, J. A., Alpenblumen. Eine Lese [illegible] Gedichte. Gr. 12. Luzern, Meyer. 16 Gr.

Münch, E., Biographisch-historische Studien. [illegible] 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 18 Gr.

Eigenhändige Briefe der Madame Roland [illegible] des-Issarts, Conventsmitglied. Herausgegeben [illegible] Henriette Bancal-des-Issarts, und mit [illegible] tung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem [illegible] von P. Frisch. 8. Leipzig, Allgemeine Literatur-[illegible] handlung. 1 Thlr. 12 Gr.

Sang, Der, des fernen Sängers. [illegible] 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835. 6 Gr.

Schirlitz, S. Chr., Zur Erinnerung an [illegible] Steger, Oberlehrer am Königl. Gymnasium [illegible] ben am 8. Januar 1836. Enthaltend die [illegible] am Grabe und im Gymnasium gehaltenen [illegible] biographischen Skizze. Aus Briefen [illegible]. 8. Wetzlar, Rigand. 4 Gr.

Schüler, K. F., Der Hetzer. 16. [illegible] hag. 12 Gr.

Sloman, E., Dichtungen. Gr. 12. [illegible] mann u. Campe. 1 Thlr.

Syrch, L., Oreste in Paris. [illegible] Müller. 1 Thlr. 4 Gr.

Über die Emancipation der Juden in [illegible] Ein Wort zur Beherzigung an [illegible] Preußischen Staaten. Zu Hamburg, Hoffmann [illegible]

Weinberg, J., Gedichte. 8. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 165. — 13. Juni 1836.

Die Hegel'sche Religionsphilosophie verglichen mit dem christlichen Princip, von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Laupp. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Herr Eschenmayer, ein Veteran in der Philosophie und als solcher rühmlich bekannt, zieht besonders gegen die Rationalisten unserer Tage zu Felde, welche, blind gegen das Evangelium und das höhere durch Christus angezündete Licht, nur dem Lichte in dem Tempel ihrer Vernunft folgen und in ihrer eignen hohen Weisheit die Sonne anbeten, vor welcher der Stern, den die Weisen aus dem Morgenlande sahen, erbleichen muß. Von dieser Lehre ist der Übergang leicht zu allen den Systemen, die ihre einheimische Weisheit zum obersten Leitstern machen und nicht nur das göttliche Wort, sondern auch die Erscheinung des Göttlichen auf der Erde als einen Act der menschlichen Vernunftentwickelung betrachten, und dahin gehört vorzüglich die Hegel'sche „Religionsphilosophie", Wegen des schnellen Aufsehens, das sie in der literarischen Welt erregt hat, scheint sie dem Verf. besonders der Prüfung werth; der Maßstab aber müsse von Dem genommen werden, was bisher alle Systeme überlebte, was allen Störungen Trotz bot, sich unter allen Verstümmelungen in seiner Integrität erhielt: und dies ist allein das christliche Princip des Evangeliums. Erklärt nun vollends ein Philosoph, wie Hegel: „Das christliche Princip lebt und webt ganz in meinem Systeme, ich erkenne es selbst als das höchste Princip an, aber ich zeige zugleich im speculativen Wissen seine Nothwendigkeit, seine Geburt, seinen Ort, seinen Stand, seine Qualitäten und seine Epoche der Entwickelung auf, was das Evangelium nicht thut", so wird eine solche Prüfung des Systems und Vergleichung desselben mit dem Evangelium dringend nothwendig. Die Hegel'sche Lehre hat mit ihrem An sich, Für sich und An und Für Sich Vieles mit dem delphischen Orakel gemein, sodaß Alle, welche sich auf diesen Dreifuß setzen, von gleichem Wahrsagergeiste ergriffen werden. Wie aber einst der hebräische Knabe das Orakel zum Schweigen brachte, so möge das echt christliche Princip auch hier das Seinige thun.

Die Beleuchtung der Hegel'schen Religionsphilosophie beginnt im ersten Theile mit dem Begriffe der Religion. Zuerst werden hier die Hauptsätze Hegel's von Gott aufgestellt. Nach Hegel ist Gott: „absolute Wahrheit, concrete Allgemeinheit, absolute Substanz, und die Substanz, concret in sich gefaßt, ist Geist. Gott ist Gegenstand für das Denken und Bewußtsein. Schöpfung ist der sich offenbar werdende Gott. Er ist Manifestation seiner selbst, und das Sich-Offenbaren Gottes ist Erzeugen des Geistes zugleich. Darum kann Gott gewußt und erkannt werden. Der Geist ist absolutes Urtheil, absolute Manifestation, Setzen und Sein für Anderes, Schaffen des subjectiven Geistes, für welchen er ist." Diese Sätze erläutert dann Hr. Eschenmayer mit Rücksicht auf das Christenthum und seine eigne philosophische Ansicht, um sie durch beide zu widerlegen. Gott, bemerkt er, sei wol der Quell der Wahrheit, aber nicht selbst die absolute Wahrheit, er sei weder concrete Allgemeinheit noch Substanz und könne nicht im Bewußtsein als Begriff sein, da er über alle Begriffe und Ideen, sowie über alle Prädicate und Potenzen erhaben sei. Die Organe, durch welche die Strahlen des sich offenbarenden Gottes ins Bewußtsein geleitet werden, sind Gewissen, Ahnung und Glaube. Der Philosoph hat sich zu hüten, das Heilige und Göttliche, welches blos mit den Ideen eine Gemeinschaft eingeht, nicht mit diesen zu verwechseln. Was Gott erschafft, ist er nicht selbst. Nie dürfen wir das Werk mit dem Meister, das Geschöpf mit dem Schöpfer verwechseln. Die Welt ist geschaffen, aber der Sohn erzeugt, und daher nicht der Adam Kadmon, wie Hegel will. Wie die Philosophie in die Religion sich erhebt, so fängt sie an sich selbst aufzuheben und muß ihrem Charakter untreu werden, aber um desto herrlicher wieder zu erstehen, wie der Apostel Paulus von dem Samenkorne sagt: es müsse vorher in der Erde ersterben, um einen neuen Leib anzuziehen. Hegel läßt Gott als Dreieinigen in einem dreifachen Processe sich entwickeln, welches aber nichts Anderes ist als eine Übertragung des Processes unsers Selbstbewußtseins auf das Göttliche, wozu auch nicht die geringste Befugniß vorhanden ist. Muß Gott erst im Durchgange durch das individuelle Selbstbewußtsein des subjectiven Geistes, durch den Stufengang der Natur und durch die Epochen der Weltgeschichte sich nach und nach zu sich selbst herausarbeiten, um zu seiner Klarheit zu gelangen, so werden Vorsehung und Allwissenheit in ihm aufgehoben. Und wie kann die Idee sich klarer werden, wenn sie in Reflexe zerfällt, und die Einheit etwas gewinnen, wenn

Digitized by Google

sie in Bruche zersplittert wird? Hierauf folgt im zweiten Abschnitte der Begriff der Religion. Nach Hegel ist Religion die Rückkehr des endlichen Geistes in seinen Grund, der Standpunkt des Bewußtseins von Gott ist der Standpunkt der Religion. Ausführlicher aber hat er seine Ansicht der Religion in den „Vorlesungen über Religion" vorgetragen, welche jedoch Hr. E. nicht benutzt hat. Er tadelt hierbei, daß Hegel in der ganzen Religionsphilosophie nie das Heilige als einen eignen Exponenten gewürdigt, sondern immer nur von dem Begriffe des Wahren ausgeht. Ferner hat er das Gefühl gemisdeutet und dessen Werth gänzlich verkannt. Dieser Religionslehre setzt er folgende Sätze entgegen: „Gott ist nicht das Absolute und Erste; er braucht sich nicht zu denken, zu dirimiren, zu unterscheiden und sich zum Gegenstande zu machen. Gott setzt sich nicht ein Anderes gegenüber. Die Welt ist keine Erscheinung, in der Gott sich selbst hat; er gestaltet sich in keinem Proceß." Nach Hegel ist die Religion eigentlich in Gott. Sie ist sein Selbstbewußtsein, und die große Summe der individuellen Geister sowie die ganze Weltgeschichte ist blos dazu da, dem göttlichen Selbstbewußtsein zu seiner absoluten Wahrheit zu verhelfen. Demnach müssen auch die Lügen des Götzendienstes, welche bis auf die heutige Stunde die Weltgeschichte füllen, Epochen im göttlichen Leben darstellen, und die Greuel des Fanatismus und Despotismus, welche Jahrtausende die Menschheit verheeren, müssen Momente zur concreten Wahrheit des absoluten Geistes bilden. Uns lehrt das göttliche Wort, daß wir uns zu Gott hinbewegen sollen; Hegel aber lehrt, Gott sei in der Rückkehr begriffen und nehme uns unterwegs mit. Der dritte Abschnitt handelt vom Cultus. Nach Hegel ist „Gott offenbar, seine ganze Natur ist in die Erscheinung getreten. Im Cultus ist Gott auf einer Seite, und Ich auf der andern, und die Bestimmung ist, mich mit Gott in mir selbst zusammenzuschließen, mich in Gott als meiner Wahrheit zu wissen und Gott in mir, diese concrete Einheit." Von einer so zärtlichen Umarmung von Gott und dem Ich weiß das Christenthum nichts; Gott und das Ich erscheinen hier wie zwei Zwillingsbrüder, unter Einem Herzen getragen und vom gleichen Mutterschoos des Selbstbewußtseins umschlossen wie Kastor und Pollux. Wäre das Hegel'sche Ich nicht generis neutrius, so könnte daraus leicht noch mehr entstehen als eine blos intellectuelle Gemeinschaft.

Der zweite Theil handelt von der absoluten Religion. Den höchsten Standpunkt des Geistes, wo alle Ideen sich versöhnen und harmonisch ausgleichen, den der Liebe, welchen das Evangelium eingenommen hat, kennt Hegel gar nicht. Es ist das einzige Buch der Welt, dem es gelungen ist, die wahre Philosophie des Geistes in der Sprache des Herzens wiederzugeben. Nur wo Liebe waltet, da ist Leben, Wärme, Fülle, Innigkeit und Sehnsucht; sie treibt den Menschen zum Werk, und ohne Liebe ist jedes Werk todt. Nach Hegel ist Gott nur als der Dreieinige der wahre Gott. Die absolute Idee ist nämlich 1) An und für sich Gott in seiner Ewigkeit, vor Erschaffung der Welt, die Form der Allgemeinheit in der Sphäre des reinen Gedankens: Gott der Vater. 2) Schaffung der Welt, wodurch die absolute Idee sich äußert und das Andersein derselben sich in zwei Sphären spaltet, in die physische Natur und den endlichen Geist, das Reich des Sohnes. 3) Der Proceß der Versöhnung, wodurch der Geist Das, was er, unterschieden, an sich einiget, der Geist der Gemeinde, der heilige Geist. Ein solcher gedachter, gewußter, begriffener Gott ist aber nichts weiter als ein Vernunftgötze, den sich der Philosoph aus seinem eignen Eingeweide erzeugt. Gott ist keine Idee, sondern die Idee kommt von Gott. Es gibt keine logische oder metaphysische Versöhnung zwischen Gott und dem außer ihm Gesetzten und von ihm Getrennten, sondern eine moralische Versöhnung. Die Hegel'sche Dreieinigkeitsbildung ist völlig verunglückt, voll von Wunderlichen, von willkürlichen Sätzen und, wenn sie mit dem Evangelium verglichen wird, eine unwürdige Profanation. Hegel schlägt die ganze Schöpfung über Einen Leisten, über dem winzigen Sternchen der Erde, und über dem Zwölffingerdarm der Menschheit, und über der speciellen Stellung eines gehirnten Philosophen in Berlin, und die Dignität der Geister und der Naturen vergessen. Der heilige Geist wird zwar auch als die ewige Liebe gefeiert, aber dieses Wort hat sich in seinem Systeme verirrt und steht da wie die Rose unter den Dornen. Wie lange soll es noch anstehen, bis die Philosophen aufhören, das versteinerte Herz des Absoluten in ihren Köpfen anzubeten, und bis sie statt dessen anfangen, dem lebendigen Herzen der Liebe auf dem Altare des Evangeliums zu opfern? Nach dem Christenthume gibt es kein Abfallen des einigen Sohnes in den selbständigen Gegensatz von Geist und Natur, sondern der Sohn, mit dem [illegible] aus freier Liebe gezeugt ist, zeugt aus gleicher Liebe [illegible] Geisterreich, das aber nicht sein könnte ohne eine [illegible] lage, wozu die Natur erschaffen ist. Ebenso wenig [illegible] Das, was Hegel von dem Moralischen, dem Guten und Bösen lehrt, mit dem Christenthume überein. [illegible] Heiligkeit und Liebe sind drei Momente, welche als [illegible] sche Nothwendigkeit aufheben. Hegel hat die verschiedenen Standpunkte für die Moral gar nicht unterschieden, [illegible] setzt das Böse in die Natürlichkeit, was irrig ist. Der Mensch muß nicht nothwendig sich mit Gott [illegible] und in die Sünde fallen, wie Hegel es darstellt, [illegible] hätte im Bunde der Liebe bleiben können, [illegible] Gott und die Beharrlichkeit im Götzendienst [illegible] Selbstverschuldung. Setzen wir die Sünde als [illegible] Nothwendigkeit, so ist die ganze Weltgeschichte [illegible] mödie, in der zwar jeder Mithandelnde sich [illegible] spiele eine freie Rolle, am Ende aber war [illegible] Puppe, die durch einen äußern Mechanismus [illegible] Hegel spricht zwar auch von einer Versöhnung [illegible] mit sich selbst, und des Menschen mit Gott; [illegible] gik kennt keine Versöhnung, sondern nur eine [illegible] lung der Gegensätze; der Begriff der Versöhnung [illegible] moralischer Natur und gehört ganz ins [illegible] heit. Nach Hegel ist die Versöhnung [illegible]

Digitized by Google

ches Werk; es ist blos um das Wissen zu thun, daß Gott und Mensch ineinander erscheinen und aufgenommen sien. Die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur ist ein nothwendiges Evolutionsmoment in der göttlichen Geschichte und kein freies Werk Gottes. Christus stellt alle Logik hinter Moral und Religion, bei Hegel ist es umgekehrt. Der Apostel Paulus spricht: „Der Geist des Menschen weiß nur, was menschlich ist, der Geist Gottes aber weiß, was göttlich ist.“ Die Philosophen dagegen nehmen die menschlichen Begriffe zum Maßstabe des Göttlichen und lügen sich in den Geist Gottes hinein, um menschliche Wahrheit für göttliche auszugeben. Das ist der Ruhm der Hegel'schen Philosophie, und dieser Ruhm ist nicht fein. Nach der Hegel'schen Religionslehre fällt das Gebet weg. Wer könnte einen selbstgemachten Begriff anbeten? Wie würde es lauten, wenn man beten wollte: O du absolute logische Idee, du ewig bei dir bleibende, dich entzweiende, zu dir zurückkehrende Identität, erhöre mich? Ein ungeheuerer Irrthum, welcher nicht nur das Christenthum in seinen Grundsäulen erschüttert, sondern überhaupt seines Gleichen im ganzen vergangenen Götzen- und Heidenthume nicht hat, der durch seine Sophismen noch ärger ist als der offen sich bekennende Unglaube, ist der Satz: „der Geist macht das Geschehene ungeschehen“. Das freie Princip und die Freiheit bringt Hegel nirgend in Rechnung. Sie entsteht ihm nur dadurch, daß sich das Endliche ins Unendliche, das Natürliche ins Geistige erhebt, mithin hauptsächlich in der Rückkehr der Idee, während dem Menschen grade das freie Princip verliehen ist, damit er mitten im Endlichen und Natürlichen sich frei zu machen suche. Den nächtigen Unterschied zwischen Naturgesetzen und Moralgesetzen hat er gar nicht erkannt. Er sagt: „Die Imputation gilt nur auf dem Felde der Endlichkeit, nicht auf dem Felde des freien Geistes.“ Hier erblickt man recht die Bosheit der Logik, wie sie die Freiheit nicht in That und Handlung, sondern nur im leeren Gedanken und Begriffe sucht. Die Dreinigkeit Gottes ist und bleibt eine geoffenbarte Idee, die nicht vom Selbstbewußtsein entwickelt, sondern nur von ihm empfangen werden kann. Der ewige Gott kann nie in einem Proceß begriffen sein. Natur und Geist sind keine Erscheinungen des Wesens Gottes, sondern sind durch das Wort erschaffen und haben ihr Wesen durch den Willen Gottes. Der Sohn Gottes hat aus reiner Liebe die Versöhnung der Menschen mit Gott auf sich genommen, ist aber nicht aus logischer Nothwendigkeit zur Einheit der menschlichen und göttlichen Natur geworden. Gott ist nicht blos ein Planetengott, der auf der Erde durch die viel Weltreiche unserer Geschichte zur Selbstklarheit gelangen muß; einer der engherzigsten und zugleich hochmüthigsten Gedanken, die je ein Philosoph haben konnte. Hegel sagt: die Theologie sei die wissenschaftliche Fortbildung, durch welche die christliche Lehre aus dem Glauben und Gefühle heraus ins Wissen potenzirt werde; die Dogmatik machte erst die wahre Religion, die im Evangelium nur erst zur Andeutung auf die Bahn gekommen sei. Wenn diese Sätze wahr sind, so hat uns Christus in eine arge Täuschung versetzt, wenn er sagt: daß nur der Glaube an seinen Namen den Menschen das ewige Leben bereite, nur das Evangelium die Wahrheit sei, und ebenso Paulus, wenn er sagt: „Nur der Glaube macht selig, die Weltweisheit aber ist bei Gott Thorheit.“ Die alte Orthodoxie mit ihrem grauen ehrwürdigen Haupte geht nur noch an unsicherm Stabe einher, tief gebeugt von den Unbilden und Ärgernissen, die dem Evangelium widerfahren. Die philosophischen Neuerer und die systemlustige Jugend rufen ihr spottend zu: Kahlkopf, komm heraus. Wir wollen aber demungeachtet dem Muthe nicht entsagen, das christliche Princip als das non plus ultra auszusprechen und den Erlöser aus den Banden des Wahns nicht in Berlin, sondern in Bethlehem suchen. Die ganze Charakteristik der Hegel'schen Religionsphilosophie läßt sich in folgende Sätze bringen: Sie ist nichts Anderes als Logik, die sich an christlichen Wahrheiten verklären will. Hegel hat einen Gott ohne Heiligkeit, einen Christum ohne freie Liebe, einen heiligen Geist ohne Erleuchtung und Erhaltung des Worts, ein Evangelium ohne Glauben, einen Abfall ohne Sünde, ein Böses ohne Selbstverschuldung, eine Versöhnung ohne Sündenvergebung, einen Tod ohne Opfer, eine Gemeinde ohne Gottesdienst, eine Freiheit ohne Imputation, eine Gerechtigkeit ohne Gericht, eine Gnade ohne Erlösung, eine Dogmatik ohne Offenbarung, ein Diesseits ohne ein Jenseits, eine Unsterblichkeit ohne persönliche Fortdauer, eine christliche Religion ohne Christenthum und überhaupt eine Religion ohne Religion. Man fragt daher billig, wozu nützt sie? Einen directen Nutzen weiß ich nicht; nur einen indirecten hat sie, als Grenzstock mit der Inschrift: Hier geht der Weg nicht hin.

So weit der Verf. Seine Kritik enthält gewiß viel Wahres. Nur vermissen wir theils eine bestimmte Hinweisung auf die einzelnen Schriften Hegel's, wodurch dem Leser, der nicht schon mit diesem Systeme vertraut ist, die Selbstprüfung erschwert wird, theils hat er sich selbst nicht freigehalten von der Einmischung eigner Philosopheme, welche nicht durchgängig Stich halten und unter der Ägide des Christenthums auftreten, welche sie gleichwol nicht alle als die seinigen anerkennen möchte. Auch zweifeln wir daran, daß die Hegelianer durch eine bloße Vergleichung mit dem Evangelium sich für geschlagen halten werden, da eben dieses nach ihren Principien blos auf der Stufe der Vorstellung und nicht des Begriffs, welcher allein der Wissenschaft zieme, sich befinde, sowie auch selbst die gemäßigtsten Rationalisten sich nicht auf die Seite des Verf. stellen dürften, da er die freie Prüfung des Christenthums und die Unabhängigkeit von jeder Autorität, worauf die Philosophie doch bestehen muß, gänzlich zu verneinen scheint. 88.

Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit der Mitte des Jahres 1832. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Mit nicht geringem Bedauern haben wir gleich damals die Nachricht aufgenommen, daß die „Kritischen Blätter der

Digitized by Google

„Wächterhalle" nicht fernere Störungen zu erleiden; hat ruhen die vorliegenden Versuche, welche ursprünglich für jene Zeitschrift geschrieben wurden, von Neuem den lebhaften Wunsch nach der Fortsetzung derselben an, indem die Aufsätze, die wir damals vereinzelt mit vielem Interesse lasen, sich jetzt, zu einem compactern Ganzen vereinigt, in ihrem Zusammenhange rückwärts und vorwärts überblicken, auffassen lassen und solchergestalt erst jetzt ihre ganze Trefflichkeit uns vor Augen stellen. Gewiß, es kann für die Gediegenheit einer ernsten Zeitschrift keine bessere Probe geben als diese; auf das ehrenvollste werden die Arbeiten Hrn. Prof. Wurm's auch vor der Nachwelt bestehen. Die wichtigsten Ereignisse und Verhältnisse des öffentlichen Rechtes in Deutschland, wie sie sich auf der Grundlage einerseits der deutschen Bundesverfassung, andererseits der Verfassungen der einzelnen deutschen Länder und namentlich seit der Mitte des Jahres 1832 entwickelt und gestaltet haben, finden wir hier in 39 Aufsätzen besprochen, welche sich ihrem speciellern Inhalte nach in mehre Gruppen sondern. Elf Artikel behandeln die Beschlüsse vom 28. Juni 1832 in ihrer Beziehung zum Bundesrecht und zu den Verfassungen der Bundesstaaten; Bemerkungen über einige Fragen des constitutionnellen Staatsrechts sind in acht Aufsätzen niedergelegt. Dann folgen drei Aufsätze über die Hyperbeln des Liberalismus, zwei über die Verirrungen der deutschen Jugend, drei über die deutschen Universitäten. Zwei Artikel behandeln die hamburgische Erklärung am Bundestage, das deutsche Zollwesen betreffend, vier die Interessen des deutschen Buchhandels. Dem Ministerialcongreß vom Jahre 183. sind drei Aufsätze, einer der Abtretung des Fürstenthums Lichtenberg, zwei dem neuen Schiedsgerichte des deutschen Bundes gewidmet. Wir sehen, kein wichtiges Ereigniß des einmal gewählten Kreises ist übergangen, von höchstem wie von allgemeinstem Interesse sind alle in Erwägung gebrachte Materien. Unmöglich aber ist es an diesem Orte, auf alles Einzelne einzugehen, hier diese kritischen Versuche von Neuem einer kritischen Würdigung zu unterwerfen; wir müßten, wollten wir dies, wol dieselbe Zahl von Artikeln schreiben, am Ende dem Buche ein neues Buch entgegenzusetzen uns entschließen, in gar Vielem aber dem Leser, der vorliegendes Buch gelesen hat, zumuthen, zum zweiten Male dasselbe zu lesen. Daher genüge es hier, nur den allgemeinen Charakter dieser „Versuche" zu zeichnen, die geistige und politische Richtung, welcher sie angehören. Da müssen wir denn zunächst bemerken, daß in ihnen der Geist eines wahrhaft vernünftigen wie praktischen Liberalismus weht. Gleich weit entfernt von unklaren oder abstracten Begriffen und den aus solchen hervorgehenden Schwärmereien für Deutschlands Einheit und Freiheit, wie von einer lauen oder gar kalten Gesinnung gegen Beide, verliert der Verf. bei seinen Kritiken niemals den Boden des historisch gewordenen Rechtes, der einmal existirenden Verhältnisse. Statt in vagen Declamationen sich zu ergehen, wie wir dies leider gar häufig bei den Rednern unserer Kammern erleben müssen, ist Form wie Inhalt seiner Kritik, er sagt es selbst, streng gesetzlich. Besonnen, gehalten und würdig ist seine Opposition, sind seine Vorschläge, beide nicht minder ausgezeichnet durch die genaueste positive Kenntniß des Gegenstandes und durch besondere Geschichtskunde als durch die Schärfe seiner verständigen Interpretation und eine friedliche, höchst ehrenwerthe Gesinnung. Niemals überschreitet er das Maß, wir möchten sagen, parlamentarischer Discussion, niemals verliert er sich aus kurzsichtiger Liebe für Deutschlands Freiheit zu undeutschen Rathschlägen.

Ebenso gehalten und würdig ist seine Diction. Während Pfizer seine neuesten politischen Schriften durch eine lebendig daherschreitende, schwunghafte Rede gehoben hat, verschmäht unser Verf., der Natur seiner Kritik gemäß, daher mit ganz mäßigem Takte jeglichen Schwung oder Pomp; nur selten reißt auch ihn der Gegenstand fort. Dagegen entschädigt er, wenn es hier überhaupt einer Entschädigung bedarf, den Leser durch eine Klarheit der Anschauung, oder Darstellung, wie wir sie in deutschen Schriften dieser Gattung nicht leicht gefunden haben. Auch der feinen, leichten Ironie Würze fehlt es diesen Aufsätzen, deren ganze Fassung überhaupt uns oft an Englands politische Schriften erinnert, wie denn auch englischer Sitte glücklich gewählte Citate aus den Schriften der Alten eingestreut sind.

Dringend empfehlen wir daher das vorliegende Buch, welche für die darin behandelten Verhältnisse ein Interesse haben, denn sie Alle werden, mögen ihre eigenen Ansichten welche sie wollen, nicht ohne mannichfache Belehrung, ohne Vergnügen von der Lesung desselben scheiden. A.

Notiz.

Zustand der Civilisation zu Sidney.

Die ganze Strecke Landes, die unter dem Namen Neu-südwales bekannt ist, war vor 50 Jahren mit ungeheuren, undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Sie dienten wilden Thieren, die den übrigen Welttheilen unbekannt waren, zum Aufenthalte und wurden nur von einer geringen Anzahl menschlicher, thierähnlicher Wesen bewohnt. Den 7. Februar 1788 landete ein englischer Officier, Philips, im mittäglichen Theile, wählte Sidney-Cove zum Sitz der Verwaltung der Colonie, gründete die Hauptstadt, und gegenwärtig, also 49 Jahre später, ist Sidney eine reiche, blühende, bevölkerte Stadt, wo man alle Hülfsmittel und Annehmlichkeiten der neuen Welt Europas trifft; sie bildet den Centralpunkt eines mit Städten, Dörfern und Pachthöfen überdeckten Landstrichs, dessen Grenzen hinreichen, die Bevölkerung reichlich zu ernähren. Wege sind nach allen Punkten der Colonie eingerichtet; Sidney hat sogar eine Kleinpost. In den verschiedenen Städten der Colonie werden sechs Zeitungen gedruckt: eine, welche [illegible] Woche erscheint, „Sidney gazette, New South Wales advertiser"; zwei, welche zweimal die Woche [illegible] „Sidney monitor" und „Sidney herald"; die bei [illegible] werden einmal wöchentlich ausgegeben: „Australian" [illegible] life in New South Wales" und „Currency lad". [illegible] gencen fahren die Reisenden aus einer Stadt in die [illegible] in den Straßen sind Fiaker aufgestellt; an bestimmten [illegible] gehen zwei Dampfböte von Sidney nach Neu-Castle, [illegible] eins von Sidney nach Paramatta. Außer den Kirchen findet man noch das australische Collegium und das [illegible] von Sidney. In Paramatta erhebt sich eine Sternwarte; [illegible] ner befinden sich daselbst eine Gesellschaft für Gartenbau, Clubs für Pferderennen, ein Theatersaal, Spielhäuser [illegible]

Diese Nachweisungen sind aus dem Almanach von Neu-südwales entlehnt; eine nähere Beschreibung dieser Stadt, wird den Zustand der Colonie noch ausführlicher [illegible] bildet einen 422 Seiten starken Band. Der Plan [illegible] dient statt des Frontispice, die Titelvignette [illegible] Postbureau vor. Nach der Vorrede folgt das [illegible] niß, sodann der historische Kalender der [illegible] Geistlichen aus New-Castle. Der Kalender, [illegible] von Wales berechnet, enthält einen Wegweiser [illegible] nebst Angabe aller Sehenswürdigkeiten [illegible] Orten, durch welche die Reisenden kommen, [illegible] Verordnungen über Vertheilung der Ländereien, [illegible] die Seehäfen, die Posten, die Gerichtshöfe, [illegible] Colonie betreffen; das Verzeichniß der [illegible] und der öffentlichen Etablissements. [illegible] die Einkünfte auf 72,12[illegible] Pfund Sterling [illegible] zu 121,065 und in den ersten 10 Monaten [illegible] sie 110,467 Pf. St. Der Almanach [illegible] zeichniß der Honoratioren, welches [illegible] Namen enthält.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 166. — 14. Juni 1836.

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von San-Marte. Magdeburg, Creutz. 1836. Lexikon-8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Wenn der „Parcival" zu der Zeit bei uns wiedererneuet worden wäre, in welcher die romantische Schule blühte, so würde man die Zuneigung aus der mittelalterlichen Tendenz, die sie neben andern Richtungen in sich barg, haben ableiten können. Allein damals fehlte es noch gänzlich an einer tiefern Erkenntniß dieses wunderbaren Gedichts, und erst jetzt, wo die Epoche der Lehrjahre, der träumerisch suchenden Poeten, der reisenden Maler vorüber ist, tritt dieselbe allenthalben hervor; jetzt, wo unser Leben der romantischen Dämmerung sich so sehr entringt, daß wir sogar mit dem eignen Ausdruck des Modernen den Unterschied unserer jetzigen Zustände von den frühern bezeichnen. Unsere gegenwärtige Poesie ist ohne Anerkennung der Prosa nichts; sie muß aber die Prosa nicht zur Herrin über sich machen, wie die meisten Romanhistoriker und Novellisten thun, sondern dieselbe überwinden, und an dieser schwierigen Aufgabe scheitert sie noch so oft. Die Prosa findet endlich ihren reinsten Ausdruck in der Philosophie, denn ihr Princip ist das Denken; das Denken aber, hat es sich einmal erfaßt, ruht nicht eher, als bis es sich die Welt als System erschafft. Man kann daher sagen, die Philosophie, wie sie durch die Vermittlung der Poesie ins Dasein tritt, muß wieder zur Poesie werden. Die Gegensätze der Poesie und Prosa sind nicht unversöhnlich. Wenn die Poesie, wie in Göthe, Byron, Shakspeare, Dante die höchste Stufe ihrer Gestaltung besitzt, so hält sie das Mark der Philosophie in sich, und die Philosophie auf ihren Gipfelpunkten, wo sie die Idee in ihrem ganzen Reichthum entfaltet, verhaucht den süßesten Duft der Poesie. Der lyrische und epische Dichter Wolfram ist nicht minder ein Scholastiker. Unsere Zeit will die Hervorbringungen der Poesie durch die Rechtfertigung der Philosophie gleichsam garantirt wissen; sie will das Bewußtsein in der Idee in den Gebilden der Dichter. Und zwar nicht unbewußt sollen die Poeten im Dienst der Idee arbeiten, wie es ja immer der Fall gewesen und immer in Hinsicht des ursprünglich Schöpferischen der Fall sein wird, sondern sie sollen, wie unergründlich ihre eigne Natur sei, wie vielseitig, ihnen selbst verborgen, ihre Werke sich darstellen, über das Wesen derselben ein klares Selbstbewußtsein zeigen. Ein Dichter, welcher jetzt nicht die Reflexion befriedigt und ihre Zerrissenheit durch die Macht der Idee überwindet, ist jetzt nur ein halber Dichter, auf den wol eine Schule, aber nicht das Volk oder die Welt achtet. Hierin eben liegt das Moment des Modernen. Es ließen sich diese hingeworfenen Bemerkungen sehr weit ins Einzelne ausführen, um nachzuweisen, wie unsere Dichter mit der Reflexion zu ringen haben, wie sich ein Kriticismus in ihnen entspinnt, wie ihre Entwickelungsperioden das Auseinandertreten der divinatorischen Intuition und vermittelnden Reflexion in hohem Grade an sich tragen u. s. f. Es genüge aber hieran, um die Gunst zu erklären, in welche der „Parcival" bei uns gekommen ist.

Er ist nämlich aus unserer mittelalterlichen romantischen Poesie — wir abstrahiren von der rein nationalen — dasjenige Product, welches durch seine Tiefe prophetisch die Zukunft in sich schloß und über die Spanne der Gegenwart hinausgriff. Der Stoff war Wolfram gegeben und er hat ihn gewissenhaft behandelt, selbst wenn er sich gegen manche Wendungen der Geschichte sträubte. Aber das Bewußtsein, mit welchem er ihn behandelte, war ganz sein eigen, und hier sehen wir, daß er sich die ideelle Bedeutung der Geschichte Parcival's vollkommen deutlich gemacht hat und in ihrer Entwickelung seine vorzüglichste Befriedigung findet. Nun ist Parcival selbst bekanntlich in einer steten Umwandlung begriffen. Er geht von einer ahnungsreichen Naturpoesie in die Verständigkeit des Weltlebens, von diesem zur Anschauung räthselhafter Mysterien, einer höhern Welt in der Welt, eines wirklichen Jenseits im Diesseits, von da zum Zweifel an Gott, zum Kampf mit dem Zweifel und endlich zur Versöhnung und Seligkeit über. Eben diese Phänomenologie des Bewußtseins hat Wolfram mit der tiefsten Anschauung ergriffen und sich durch diese psychologische Genesis in der Sphäre der damaligen Romantik die höchste Stellung errungen. Es ist bewunderungswürdig, mit welch tiefem Takte er die jedesmaligen Wendepunkte accentuirt, und in welch schönem Maß er diejenigen Gestalten behandelt, welche Träger von einseitigen Richtungen sind, die sich in

*) Auch u. d. T.: Wolfram's von Eschenbach Leben und Dichten. Herausgegeben von San-Marte. Erster Band.

Digitized by Google

Parcival's Volleben zur Totalität zusammenschließen: die heilig verklärte Sehnsucht der in Liebestreue zerschmelzenden Sigune, die reizende Orgeuilleuse, der mönchische Trevrizent, der ritterliche Gawan u. s. w. In diesem Werden einer Gestalt, indem sie mit schon fertigen sich berührt, in dieser Verdichtung der Welt zu einem Individuum, man möchte sagen, in diesem Proceß einer bestimmten Menschwerdung liegt nun, wie wir glauben, das Wesen des modernen Romans. Ein volksthümliches Epos kann sich nicht auf diese zarte Allmäligkeit einlassen; die Novelle noch weniger; der Roman aber hat hierin seine Eigenthümlichkeit. Da sie eine gewisse Breite der Darstellung nothwendig macht, so dürfte auch der frühe Übergang dieser Richtung der Poesie in die prosaische Form sich daraus erklären.

Wenn nun die Dichtkunst der neuern romantischen Schule einer unbestimmten Sehnsucht, einer bunten Mannichfaltigkeit sich hingab; wenn sie das Poetische hauptsächlich durch das Contrastiren mit dem Alltäglichen, Gemeinen, Philisterhaften als Poetisches geltend machte: so will unsere jetzige Zeit Bestimmtheit der Tendenz und Beschränkung innerhalb der Unendlichkeit. Wir wollen keine Poesie neben der Prosa, keine mit Poesie nur lackirte Prosa, keine zur Poesie verzerrte Prosa, aber eine reelle Auflösung der Prosa in die Poesie. Die vornehme Verflüchtigung läßt uns kalt. „Wilhelm Meister" endigte mit Anerkennung des hohen Werthes der sogenannten Prosa des Lebens; er hatte in ihr die Poesie zu erblicken gelernt und bedurfte für sie nicht mehr einer eignen Decoration, einer besondern Bühne. Der entwickelnden Form des Romans folgte daher die Novellistik der „Wanderjahre", wo die Verwickelung nicht sowol von subjectiven Bedürfnissen und Zuständen, als von objectiven Bedingungen, von realen Grundlagen ausgeht. Neben den „Lehrjahren" steht als Parallele die Reihe derjenigen Romane, welche wie Novalis' „Ofterdingen", Tieck's „Sternbald" eine solche duftig unbestimmte Ferne haben und sich in eine ungemessene Weite auflösen. Neben den „Wanderjahren" steht unsere Novellenpoesie, die Dialektik der socialen Verhältnisse. Die Novelle ist bei uns nicht mehr wie früher bei den romanischen Völkern eine bloße interessante Geschichte, sondern nach unserer Natur haben wir sie mit Reflexion durchdrungen. Gegenwärtig haben wir uns aber an diesen Miniaturspiegelbildern ersättigt. Wir erwarten den „Parcival" unserer modernen Romantik, damit Das, was in uns Allen vorgeht, das Werden eines neuen Selbstbewußtseins, von der Poesie in ihrem Zauberlicht beseligend, auferbauend, unsere Wunden heilend, die Zukunft entschleiernd, die Gegenwart adelnd, dargestellt werde. Wir stehen nicht an Romane, wie Gutzkow's „Wally", Mundt's „Madonna", Kühne's „Quarantaine im Irrenhause" als eine Andeutung solcher Poesie zu nehmen. Der Irrthum ist Irrthum nur durch seinen Zusammenhang mit der Wahrheit. Die Richtung jener Romane ist wahr, nur ihre Ausführung ist verfehlt. Wenn wir sagten, daß der Roman die Entfaltung eines neuen Selbstbewußtseins, das jetzt in tausend Novellenfragmenten, lyrischen Gedichten und philosophischen Essays zerstreut ist, zum Gegenstand haben werde, so soll das nicht heißen, es werde der alten Offenbarung eine neue hinzugefügt werden. Im Theologischen hat sich Gutzkow geirrt, das psychologische Problem unserer Zeit dagegen, wenn gleich erst in schwachen Zügen, richtig gefaßt. Das Evangelium wird wol ausreichen bis ans Ende der Tage und wird kein Surrogat dafür erfunden werden können. Aber diese ewige Jugend der christlichen Religion besteht sich grade darin, daß die Welt durch ihre Vermittelung uns in immer anderm Lichte erscheint, weil sie in der That durch die fortgehende Wiedergeburt des Geistes eine immer andere wird. Wir wollen kein neues Christenthum, aber ein neues Leben durch das Christenthum. Wir appelliren an dasselbe, an seine gottmenschlichen Verheißungen wie an seine unerschöpfliche Kraft, unsere Entzweiungen zu sühnen, die Lücken zu füllen, die Wahrheit und nur sie gegen den Schimmer der todten Autorität zu verwirklichen. „Parcival" zeigt uns, wie gottartig der Kampf der Natur mit dem Geiste, der Welt mit der Kirche, der natürlichen Religion mit dem positiven Cultus, des Rationalismus mit dem Supernaturalismus dargestellt werden kann. Weil er also an sich Das schon ist, was wir suchen, so glauben wir auch einen Aufschluß über die große Theilnahme zu finden, welche ihm jetzt geschenkt wird. Wenn das Mittelalter sein Fühlen und Denken, alle seine Gegensätze zu einem so reichen Bilde concentriren konnte, so wird auch unsere Zeit ihr Genie geschenkt werden, ihre Freuden und Schmerzen, ihr Glauben und Zweifeln, ihr Entsagen und Genießen, ihr Sehnen und Hoffen in eine große, erschütternde Dichtung zusammenzufassen.

Es wird Manchem auffallen, solche Betrachtungen bei der Anzeige einer Übersetzung des „Parcival" zu lesen. Aber wir sind durch diese Lecture wieder so in die Schönheiten des Gedichts versenkt, daß wir unwillkürlich dazu getrieben wurden. Epoche machen die Töne der Vergangenheit nur, wenn sie mit Tönen der Gegenwart zusammenklingen. Nachdem nun die „Nibelungen" in Verbindung mit der Epoche burschenschaftlicher Tendenzen ihre Zeit gehabt haben, ist der Beschränkung auf das Nationale eine andere Zeit gefolgt, welche von den epischen Dichtungen des Mittelalters nur den „Parcival" bevorzugt hat, um sich populair gemacht. Jedem Gymnasiasten ist sie in Geschichte eingeprägt. Hr. San-Marte gab schon einen Prosaauszug aus dem Gedicht mit einigen Proben seiner Übersetzung. Da nun der Inhalt des „Parcival" schon oft genug angegeben war, so kann diese Mittheilung nur als Ankündigung der vollständigen Übersetzung von Interesse sein, und man wird sie gewiß gern lesen finden, wenn sie nicht besonders gespannte Erwartung erregte. Diese Übersetzung selbst ist [illegible] und verdient den lebhaftesten Dank der Nation. Haben nur die „Nibelungen" von Simrock, welche [illegible] Seite gestellt werden dürfen. Aus eigener [illegible] ich versichern zu können, daß die Übersetzung [illegible] lungen" nicht so schwierig ist als sie [illegible]

Digitized by Google

ur der Text bietet solche Dunkelheiten, noch die Sprache olche Eigenheiten, oder das Metrum solche Hindernisse ar. Es versteht sich, daß ich damit nicht sagen will, r. Simrock sei nicht ein so geschickter Übersetzer als Hr. San-Marte, sondern nur, daß auch auf diesem Gebiet aturgemäß die leichtere Aufgabe der schwerern vorangehen ußte. Das Schwere der „Nibelungen" liegt in ihrer Einachheit, welche bald zum Naiven, bald zum Erhabenen ird. Wie leicht diese zu zerstören sei, haben uns zur enüge die Versuche gezeigt, welche neben Hrn. Simrock in etrischen Weisen gemacht sind. Das Schwere des „Parival" liegt in der unendlichen Mannichfaltigkeit der darin volvirten Elemente, in dem Complicirten der Sprache. o klar der Fluß derselben strömt, so ist doch diese Klarheit nicht ohne Kampf; das Sonnenlicht arbeitet sich durch ie Wolken hindurch. Man hat es nicht blos mit dem pischen, man hat es auch mit dem Lyrischen, mit der ndividualität des Dichters zu thun. In den Proben, elche Hr. San-Marte früherhin mittheilte, war er von iner fast paraphrasirenden Breite aus dem ängstlichen eßstreben nicht immer frei geblieben, nichts vom Inhalte es Originals aufzuopfern. Jetzt hat er sich einer größern Einfachheit beflissen und ist dennoch nicht ins Gezungene gefallen. Sein Werk ist nun die erste Übersetzung eines romantischen Epos und würde schon um ieses Umstandes willen sehr merkwürdig sein. Eine Treue, ie wir sie gegen die antiken oder gegen fremde Sprachen eobachten, ist hier nicht möglich, weil die Übersetzung om Deutschen ins Deutsche gemacht wird. Hier en ursprünglichen Sinn und die ihm adäquate Form festuhalten, ohne die Bedeutung, welche die Wörter jetzt aben, ohne die Construction, welche jetzt gilt, hintanusetzen, ist ein so mühsames Geschäft, daß man oft in Verzweiflung gerathen möchte, das Treffende zu finden. Die abstracte Wörtlichkeit würde hier nur Verkehrtheiten u Tage fördern. Dies mögen Diejenigen bedenken, welche in ihrem Urtheile gedankenlos nach allgemeinen Schematen verfahren, ohne sich um die eigenthümliche Lage er Sache zu bekümmern. Bei Hrn. San-Marte liest man wirkliches Deutsch; kein Gemengsel von Altem und Neuem, kein geschmackwidriges Ragout von Sonst und Jetzt verdirbt uns die Laune.

Da der „Parcival", wie schon angedeutet wurde, alle Gegensätze des Mittelalters in sich zusammenknetet, so ist em Herausgeber noch dafür zu danken, daß er in einer orgfältig gearbeiteten Einleitung dem Leser die Verhältisse des Mittelalters vorführt, auf welchen die geistigen Bezüge des Gedichts beruhen. Andere Erläuterungen über Geographisches, über Aberglauben, specielle Sitten u. s. f., at er in die Anmerkungen gebracht, die viele lehrreiche Zusammenstellungen enthalten. Für die Übersicht des weitäufigen Stoffes der Fabel hat er durch zweckmäßige Eintheilungen in Bücher gesorgt, die er nach den Hauptpersonen benannt hat. Genug, er hat nichts verabsäumt, was den Genuß erleichtern und durch gründlicheres Verständniß erhöhen kann. Das schöne Äußere entspricht dieser innern Tüchtigkeit. Möge es Hrn. San-Marte durch die dankbare Anerkennung seiner Verdienste von Seiten des Publicums bald gestattet sein, den zweiten Theil der Werke Wolfram's nachfolgen zu lassen!

Karl Rosenkranz.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Basilius der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt von E. R. W. Klose. Stralsund, Löffler. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Basilius, dem seine Zeitgenossen den Namen des Großen beilegten, spielt eine so wichtige Rolle in der letzten Periode des bedeutenden, vielfach angefochtenen und befreundeten Arianismus, zu dessen entschiedensten und beharrlichsten Widersachern er gehört, und als Begründer und Beförderer eines wohlgeregelten Mönchslebens, daß eine anschauliche faßliche Darstellung seines Lebens und seiner Lehre nicht ohne Theilnahme gelesen werden kann. Sein eigentliches Geburtsjahr läßt sich zwar nicht bestimmen, doch mit Gewißheit annehmen, daß es nicht viel früher oder später als 331 n. Ch. gewesen sei. Damals war der Triumph des Christenthums über das Heidenthum durch die römischen Kaiser zwar entschieden, aber auch viel heidnisches Wesen mit dem christlichen Leben vermischt. Das ward die Hauptveranlassung der einsiedlerischen Absonderung strenggläubiger Christen, welche zwar nach und nach von der mildern mönchischen Gemeinschaft verdrängt ward, aber selbst in dieser das ehelose Leben und den Verlust persönlicher Freiheit nicht aufhob. Das erweckte auch den Haß gegen die Arianer, in denen fromme Männer und angesehene Lehrer Polytheisten witterten, weil sie die Wesensgleichheit, Homousia, des Sohnes mit dem Vater nicht anerkannten und Ausdrücke nicht gebrauchten, deren sich die Apostel nie bedient hatten. An Frömmigkeit, an redlicher Überzeugung, an kritisch dialektischer Gewandtheit fehlte es den Angefochtenen nicht, aber auch ebenso wenig an Unduldsamkeit gegen ihre Gegner. Der Streit blieb lange unentschieden, die Machthaber des Staats wechselten in ihrer Begünstigung gegen beide Parteien, und ungeachtet die Mehrheit sich endlich gegen die Ansicht des Arius erklärte, so ist diese darum doch so wenig aus dem Bewußtsein ehrenwerther Männer verschwunden, als mit Arius zuerst entstanden. Was so sehr außerhalb der Schranken aller menschlichen Erkenntniß liegt und so wenig eines unwiderleglichen Erweises fähig ist als die Verhältnisse des göttlichen Wesens, darüber darf zwar der Sinn des Menschen eine Meinung festhalten, die zu seiner Beruhigung gereicht, aber Die nicht verdammen und verfolgen, denen die Gründe nicht einleuchten, die ihn bestimmen. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit kommt hinzu, daß sich die geheiligten Schriften des alten Bundes gar nicht darüber erklärt haben; daß die des neuen den Ausdruck und den der Wesensgleichheit nie gebrauchen; daß Stellen, auf die man sich dafür und dawider beruft, eine sehr verschiedene Deutung zulassen; daß die, welche eine kirchliche Partei ihr gegeben, menschliche Ansichten sind, und daß die Untrüglichkeit einer Kirchenversammlung, die aus Menschen besteht, zu den Dingen gehört, die nie über allen Zweifel erhoben werden können, wie unbequem der Zweifel auch sein mag.

Basilius stammte aus einer angesehenen, wohlhabenden, christlich-frommen Familie zu Neucäsarea in Pontus, und er sowol als seine neun Geschwister, von denen zwei Brüder gleichfalls zur bischöflichen Würde gelangten, folgten ihrem Beispiel. Nach dem Tode seines Vaters nahm sich der mütterliche Oheim des Basilius, Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, seiner Erziehung an, und hier schon machte er die Bekanntschaft des wenig ältern Gregor's von Nazianz und des Eustathius, Bischofs von Sebaste. Von dort ging er nach Konstantinopel, wo der vorurtheilsfreie Libanius dem Jünglinge sich befreundete, und nach Athen, wo er Gregor wiederfand und sich ihm enger anschloß. Von da kehrte er nach Pontus zurück, entsagte allen Aussichten des

Digitized by Google

Eltern geboren, entschied sich, der ältere Sohn zu Ehren und nach erst damals, nach der Sitte jener Zeit, von dem Bischofe von Cäsarea, Dianius, getauft, der ihn zu seinem Lector ernannte, um welches Amt er sich jedoch nicht kümmerte, weil er dem Bischof melden zu müssen glaubte, der sich gegen die Arianische Partei nachgiebig benahm. Hingegen erwachte Liebe zum Mönchsleben in ihm, und um dieses aus eigner Ansicht kennen zu lernen, reiste er 360 nach Syrien, Palästina und Ägypten. Ihm gefiel, was er sah; er zog dies gesellschaftlich enthaltsame Leben dem einsiedlerisch frommen vor, das in seinem Vaterlande geübt wurde, und ahmte jenes in einer schönen Gegend von Pontus nach, wo ihn Gregor auf einige Zeit besuchte und an Verfertigung seiner Mönchsregeln Theil nahm. 364 ward er vom Bischofe Eusebius zum Presbyter in Cäsarea ernannt und genöthigt sein Kloster zu verlassen, erhielt aber größere kirchliche Wirksamkeit. Zwar zerfiel er eine Zeit lang mit seinem Bischofe und trennte sich von ihm, versöhnte und vereinigte sich jedoch wieder, und Beide bekämpften gemeinschaftlich alle ganzen und halben Arianer, insonderheit den scharfsinnigen Eunomius, ungeachtet Kaiser Valens diese auffallend begünstigte. Sehr beliebt waren seine Predigten, von denen Proben mitgetheilt werden, denen es nicht an Eigenthümlichkeit fehlt. Nach Eusebius' Tode gelang ihm, 370 zum Bischof von Cäsarea erwählt zu werden, was nicht wenig Mühe kostete, die anschaulich geschildert wird, und man muß ihm einräumen, daß er in seinem Amte viel für die Erhaltung und Wiederkehr guter Ordnung in der Kirche und möglichste Beförderung ihres Friedens that, ungeachtet er beständig mit äußern Gegnern und eigner Kränklichkeit zu streiten hatte. Die genauern Umstände sind befriedigend auseinandergesetzt und werfen ein großes Licht auf die Verhältnisse und den Geist damaliger Zeit; aber um auch dem Unkundigen verständlich zu werden und anziehend zu bleiben, muß er sie im Buche selbst nachlesen. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß Basilius sich, sogar dem Kaiser Valens persönlich gegenübergestellt, mit so viel Festigkeit, Bescheidenheit und Klugheit benahm, daß er der über ihn verhängten Verbannung entging und die Versetzung von Cäsarea abwendete; daß aber alle seine Bemühungen, die Kirchengemeinschaft des Abendlandes mit der des Morgenlandes wiederherzustellen, an dem schwankenden und seinem eignen Vortheil widersprechenden Eigensinne des römischen Stuhls scheiterten. 374 war Basilius nahe daran, von dem Vicar des Präfecten gemishandelt und sogar dem Tode übergeben zu werden, als der allgemeine Aufstand der Bevölkerung von Cäsarea ihren Bischof rettete und der Vicar die Erhaltung seines eignen Lebens der Schonung des Beleidigten verdankte. Aber seit dieser Zeit mehrte sich seine Kränklichkeit, kirchliche Unruhen und Zwistigkeiten stürmten auf ihn ein von allen Seiten, und obgleich der Tod des Kaisers Valens im August 378 der Kirchenverfolgung ein Ende machte, starb Basilius dennoch, an Kräften erschöpft, am 1. Januar 379.

Die Übersicht seiner Lehrmeinungen, welche ein Drittheil des Buches einnimmt, hat Hr. Klose vorausgeschickt, und es ist nicht zu leugnen, daß sie auf sein Benehmen so viel Einfluß gehabt, daß dieses erst durch die Kenntniß jener begreiflich wird. Zu gleicher Zeit erhellt daraus, daß er nicht über alle Glaubensstimmungen so gesprochen und noch weniger so gedacht habe, wie seine Mitwelt und noch mehr die Nachwelt für orthodox erklärte, und Manches nur aus Liebe zum Kirchenfrieden gelten lassen, mithin das Ziel seines Strebens war. Mosheim bemerkt in seiner trefflichen Dogmatik mit Recht, daß es zwar sehr leicht ist, gewisse hergebrachte Formeln zu wiederholen, daß aber Niemand sich vermessen darf, sie zu erläutern, wenn er nicht in eine Ketzerei verfallen will. Wie man auch über einige Lehrsätze des Basilius urtheilen mag, so kann man doch, Alles wohl erwogen, dem Menschen Nachsicht, Achtung, zuweilen sogar Bewunderung nicht versagen und die Zeit wohl begreifen, die ihn heranbildete. Das Buch zeigt von Gelehrsamkeit, Fleiß und Scharfsinnigkeit, die hier ihre Erscheinung sind.

L.

Neugriechische Literatur.

Der nordamerikanische Griechenverein in Athen hat in den letzten Jahren folgende neugriechische Schriften herausgegeben: 1) eine kurzgefaßte Geschichte des alten Griechenlands für Schulen (Μαλτας in der amerikanischen Buchdruckerei, 1834); 2) eine Übersicht der neugriechischen Geschichte für die neugriechische Jugend (ebend.); 3) eine Geographie für Kinder, mit geographischen Tafeln und vielen Bildern (ebend. 1835); 4) eine Übersicht der Künste und Wissenschaften, für Schulen, Academien und Universitäten (ebend.); 5) über die beste Methode, die Anfangsgründe der Grammatik vorzutragen (ebend.); 6) Dialogen über die Grammatik, eine Fortsetzung des vorigen (ebend. 1835); 7) Chrestomathie aus verschiedenen griechischen Schriftstellern nach Jacobs (Athen 1831).

Außerdem erschienen folgende Schriften in neugriechischer Sprache: 1) Blumenlese aus der griechischen Grammatik, für Anfänger (Ἀνάγνωσμα Ἑλληνικῆς γραμματικῆς, ἐπὶ τὸ Ἰωνικὸν, Smyrna 1834); 2) Übersicht der Religionslehre (Ἱερὰ κατήχησις, Ebend.); 3) Anfangsgründe der Logik, Ethik, Geographie und Arithmetik (Στοιχεῖα ἀπλούστατα τῆς λογικῆς, ἠθικῆς, γεωγραφίας καὶ ἀριθμητικῆς, Ebend.); 4) Biographie des Karaiskakis, nebst genauer Darstellung des letzten Zuges gegen Athen, von M. Arsiniadis aus Smyrna (Βιογραφία τοῦ Καραϊσκάκη καὶ λεπτομερὴς ἱστορία τῆς τελευταίας αὐτοῦ ἐκστρατείας ὑπὲρ τῶν Ἀθηνῶν, Ebend.). Diese letztere, von D. Anian herausgegebene wichtige Schrift kann nur einen Augenzeugen selbst zum Verfasser haben. 5) Der Tod des Karaiskakis, Trauerspiel von G. Anargyros Kleanthis (Livorno); 6) Sammlung von Trauerspielen und Lustspielen, herausgegeben von Themistokles M. Eleutheriadis (1. Heft, Constantinopolis 1835). Enthält eine prosaische, aber vortreffliche Übersetzung des „Aristodemo" von Monti, nach welcher auch der Stoff auf dem, nunmehr eingegangenen Theater in Hermopolis auf Syra aufgeführt worden war.' Der Übersetzer will noch fünf ähnliche Hefte herausgeben. 7) Anthologie kriegerischer und Liebeslieder (Ἀνθολογία ἢ Συλλογὴ ἀσμάτων ἡρωϊκῶν καὶ ἐρωτικῶν, 1. Bändchen, Athen 1835). Herausgeber desselben ist der Buchdrucker Koromilas. Das erste Bändchen dieser Sammlung enthält theils Volkslieder, theils andere, der sogenannten komischen Poesie angehörende Gedichte, von denen manche den Freunden neugriechischer Dichtung noch unbekannt sein dürften, während jedoch ein großer Theil der aufgenommenen Volkslieder aus Fauriel's bekannter Sammlung entlehnt zu sein scheint.

L.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet:

Venetianische Nächte.

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. Geh. 1 Thlr.

Der ausgezeichnete Beifall, mit dem die früheren Leistungen der bereits so vortheilhaft bekannten Frau Verfasserin, „Gedichte" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) und „Neue Gedichte" (1836, 1 Thlr. 4 Gr.) von allen Seiten begrüßt wurden, wird auch diesem neuen größern Erzeugnisse ihrer Muse gewiß zu Theil werden.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 167. — 15. Juni 1836.

Urtheil in Anklagesachen

des Staatsanwalts am großherzogl. Oberhofgerichte und Hofgerichte des Unterrheins gegen Dr. Karl Gutzkow aus Berlin und Dr. Zacharias Löwenthal in Manheim, wegen Preßvergehen.

(Nr. 108, Plenum.)

Nach Ansicht der von dem großherzogl. Staatsanwalt gegen Dr. Karl Gutzkow aus Berlin und Dr. Zach. Löwenthal von hier erhobenen Anklage, in welcher der Erstere als Verfasser und der Letztere als Verleger des Romans: „Wally, die Zweiflerin", angeschuldigt werden, durch mehre in dieser Schrift enthaltene Stellen das Verbrechen der Gotteslästerung begangen, den christlichen Glauben angegriffen und der Verachtung preiszugeben gesucht, auch außerdem durch Darstellung unzüchtiger Bilder Ärgerniß gegeben zu haben; weswegen in Ansehung des Dr. Karl Gutzkow auf eine einjährige Zuchthausstrafe und auf eine Geldstrafe von 100 Fl., eventuell auf eine Gefängnißstrafe von drei Monaten, in Ansehung des Dr. Löwenthal aber auf dreimonatliche Zuchthausstrafe und eine Geldstrafe von 50 Reichsthalern, eventuell auf eine dreimonatliche Gefängnißstrafe angetragen wird;

Nach Ansicht der der Anklage zum Grund gelegten Stellen, sowol für sich allein, als im Zusammenhalte mit dem gesammten Inhalte der fraglichen Schrift, die von Dr. Gutzkow als von ihm verfaßt und dem Druck übergeben, und von Dr. Löwenthal als von ihm verlegt anerkannt ist, welche Stellen besagen (Folgt die Abschrift der einzelnen incriminirten Stellen S. 83, 114, 120, 121, 123, 124, 125, 128, 129, 131, 224, 266 und 267, 271 und 272, 274, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 285—287, 290, 291, 301, 302, 318, 326 und 327);

In Erwägung, so viel den Angeklagten Dr. Gutzkow und zunächst die von demselben vorgeschützte Einrede der fehlenden Competenz der hierländischen Gerichte zur Untersuchung und Aburtheilung der hier fraglichen Preßvergehen betrifft, daß diese Einrede bereits durch die diesseitigen Entscheidungsgründe zum Erkenntnisse vom . d. M. in Betreff der Berufung des Dr. Gutzkow gegen die Anordnung des Personalverhaftes als unbegründet dargestellt worden ist;

In Erwägung, zur Sache selbst, daß es zwar weder nach den Vorschriften unserer Gesetzgebung noch nach dem Geiste derselben für strafbar zu erachten ist, wenn Jemand seine Ansichten über Religion überhaupt, oder über Glaubenssätze der christlichen Religionsgenossenschaften insbesondere frei und offen in Rede oder Schrift ausspricht, sollten diese Ansichten auch den herrschenden Religionsgrundsätzen widerstreiten, oder in der Art ihrer Mittheilung aus dem literarischen Standpunkte Tadel verdienen, da in dieser Hinsicht die Überzeugung eines Jeden ungebunden erscheint, und der Criminälrichter weder die Grundsätze des Glaubens, noch die wissenschaftliche Beschaffenheit einer Rede oder Schrift zur Unterlage seiner Urtheile machen darf;

In Erwägung aber, daß, wenn auch hiernach, aus dem Gesichtspunkte des Strafrechtes betrachtet, die Ansichten und Urtheile der Staatsbürger und die freie Darlegung derselben an und für sich einer Strafbarkeit überall nicht unterliegen, doch die Form, in welcher sie durch Rede oder Schrift mitgetheilt werden, gegen Strafgesetze anstoßen und daher zur Anwendung der letztern Anlaß geben kann;

In Erwägung, daß es demgemäß bei der rechtlichen Beurtheilung der Strafbarkeit der im vorliegenden Falle incriminirten Stellen nicht darauf ankommen kann, ob dieselben an und für sich richtige oder unrichtige Sätze über Religion oder dergleichen enthalten, und ob die Schrift als Kunstproduct an Fehlern leide oder nicht, sondern daß es nur darauf ankommt, ob durch die Form der Darstellung in diesen Stellen die von dem Staatsanwalte bezeichneten Verbrechen, resp. Vergehen begangen und die in Antrag gebrachten Strafen verwirkt seien oder nicht;

In Erwägung, anlangend die dem Dr. Gutzkow zur Last gelegte Gotteslästerung, daß dieses Verbrechen nach dem in dieser Hinsicht bei uns geltenden gemeinen Strafrechte (Strafedict §. 39, für die Presse aufrecht erhalten durch das Preßgesetz vom 1. März 1832, §. 19) von zweifacher Art, nämlich unmittelbar oder mittelbar Gotteslästerung sein kann;

In Erwägung, daß zum Thatbestande der unmittelbaren Gotteslästerung erfodert werden: Schmähungen gegen die Gottheit durch Entziehung der ihr zukommenden oder durch Beilegung ihr nicht zukommender Eigenschaften, oder durch andere gegen sie gerichtete Worte

Digitized by Google

oder Handlungen, welche in der Absicht offen an den Tag gelegt werden, dadurch eine Verachtung oder Geringschätzung des höchsten Wesens zu erkennen zu geben, während unter mittelbarer Gotteslästerung Schmähungen gegen sonstige Gegenstände der religiösen Verehrung der Christen, in gleicher Absicht ausgestoßen, gehören;

In Erwägung, daß die Anklage, in wie weit solche auf das Verbrechen unmittelbarer Gotteslästerung gegründet wird, nicht für gerechtfertigt zu erachten ist;

In Erwägung nämlich, daß der Anklage zwar nicht mit Bezug auf manche Rechtslehrer entgegengehalten werden kann, eine unmittelbare Gotteslästerung werde nur durch Schmähungen gegen Gott selbst, nicht aber durch solche gegen Christus begangen, weil aus den Worten der Reichs-Policeiordnung von 1577, Tit. 1, §. 2, worin „Gott und die Menschheit unsers Erlösers" als gleichartig nebeneinandergestellt erscheinen, zu entnehmen ist, daß die Gesetze Lästerungen gegen Christus jenen gegen Gott gleichstellen, diese Gleichstellung auch nach den Vorschriften des §. 39 des Strafedicts als durch die Worte und durch den Geist unserer Particulargesetzgebung bestätigt anzusehen ist;

In Erwägung, daß auch der Umstand den Angeschuldigten unbedingt zu schützen nicht geeignet ist, daß er die incriminirten Stellen seiner Schrift in dieser nicht gradezu als Ausdruck seiner eignen Ansichten und Gesinnungen darstellt, dort vielmehr fingirte Personen als redend anführt;

In Erwägung, daß es in dieser Hinsicht zwar niemals strafwürdig erscheinen kann, wenn ein Dichter, der in einer fingirten Person irgend ein Laster oder eine religiöse Verirrung und deren Folgen zu schildern sucht, einer solchen Person im Fortgang des Charaktergemäldes die grellsten Äußerungen, ja wahre Blasphemien in den Mund legt, wenn nur das Ganze und Einzelne überall klar und unzweifelhaft zeigt, daß das Laster als Laster und die Verirrung als Verirrung mit hinlänglicher Schärfe gezeichnet sei und die geeignete poetische Vergeltung finde;

In Erwägung, daß, wo dies nicht der Fall ist, wo mit mehr oder weniger Ruhe geschriebene Theile eines dichterischen Werkes, in denen zwar eine fingirte Person redend auftritt, deren Charakter aber nicht scharf als lasterhaft dargestellt ist und deren Schicksal man nicht erfährt, Blasphemien oder sonstige Vergehen enthalten, Derjenige, welcher für die Schrift verantwortlich ist, sich mit Hinweisung auf die dichterische Licenz allein keineswegs frei machen kann, weil es sonst nur von der Wahl einer solchen Form abhängen würde, ob man für derartige Vergehungen gestraft werden könne, oder nicht;

In Erwägung, daß die meisten der der Anklage in vorliegender Beziehung zum Grund gelegten Stellen grade der letztern Gattung angehören, indem die Cäsar in den Mund gelegten „Geständnisse über Religion und Christenthum" nach der Anlage der Schrift keineswegs als verabscheuungswürdig, im Gegentheile schon ihrer Form und Fassung nach eher als empfohlen dargestellt erscheinen;

In Erwägung, daß Letzteres um so mehr anzunehmen ist, als der Verfasser dort, wo er selbst spricht, das fraglichen Geständnisse Cäsar's nicht nur nicht mißbilligt, sondern deren Verbreitung als Tendenz der Schrift bezeichnet;

In Erwägung, daß hierher namentlich die Stelle aus dem Anhang zu „Wally", überschrieben: „Wahrheit und Wirklichkeit" gehört, besagend:

„Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden sich in der französischen Literatur, ohne alle Widersprüche bei uns allmälig eine Poesie der idealen Wahrheit zur reellen Unwirklichkeit sich zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengebilde betrachtet, welche die Phantasie der jetzigen begabtern Dichter erfindet, die originellen Situationen und allem Herkommen widersprechenden Sitten: sollte man diese Erscheinung nicht beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben, die Existenz in der Wirklichkeit, für die neue Anlage der Masse und des allgemeinen Glaubens? Es ist wahr, die Dichter fangen an, auf immer kühnern Bahnen zu wandeln; sie schaffen sich ihre eigenen Welten mit Thronen, die ihre Phantasie erbaute, mit Altarstühlen, die ihre eigne Gesetzgebung haben, mit dem Gottesdienst, dessen Priester noch die kleine Gemeinde selbst ist" ꝛc. ꝛc.;

In Erwägung, daß Gleiches zu entnehmen ist aus der Schrift: „Vertheidigung gegen Menzel", in welcher der Verfasser S. 34 u. 35 sagt:

„Selbst nach dem Erscheinen meiner „Wally" kann man mir unmöglich zutrauen, daß ich etwas Feindliches im Sinne habe, als eine Verbesserung des wirklichen Christenthums. Eine jede Verbesserung ist feindlicher Art in ihrer ersten Potenz. Alle meine Einwürfe gegen das Christenthum sind kritisch; sie gehen auf den Ursprung des Christenthums zurück" ꝛc.;

In Erwägung, daß dies bestärkt wird durch die fernere, von Dr. Gutzkow selbst zu den dieselbige betreffenden gegebene Schrift: „Appellation an den gesunden Menschenverstand", worin S. 16 gesagt ist:

„In diesem Sinn ist auch mein Roman gefährlich, wenn er in der That eine directe Tendenz hat. Es ist die Tendenz, dem Christenthum im 19. Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Erkenntnissen und Bedürfnissen dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen.";

In Erwägung jedoch, daß eine unmittelbare Gotteslästerung darum nicht als vorhanden anzunehmen ist, weil da, wo in den incriminirten Stellen von Jesu die Rede ist, eine Absicht des Verfassers, gegen ihn zu lästern, ein Vorsatz, ihn zu verachten, nicht als vorhanden angenommen werden kann, während nach dem Wortlaut der Reichsgesetze und namentlich die Reichs-Policeiordnung von 1577, Tit. 1, §. 2, und Tit. 3, §. 1, ein absichtlich verächtliches Lästern", sowie die dortige Strafandrohung „wirklichen Vorsatz" zu schmähen, [illegible]

In Erwägung nämlich, daß den [illegible]

Digitized by Google

ten, welche in dieser Hinsicht anstößig sind, nämlich: (folgen die Citate, S. 271 u. 272, 274, 283) — nach dem Zusammenhang, in welchem sie mit dem Abschnitte, welchem sie angehören, stehen, keine besondere, d. h. keine andere Absicht unterstellt werden kann, als welche dem ganzen Abschnitte zum Grunde gelegt werden muß, nämlich nicht die Absicht einer Lästerung Jesu, sondern die Absicht, Ansichten über das Christenthum zu veröffentlichen, nach welchen dieses von allem Glauben im engern Sinn entkleidet und als ein bloßer Inbegriff von Sittenvorschriften dargestellt wird, unter Einflechtung einer Erzählung über das Leben Jesu und über die Entstehung und geschichtliche Fortbildung des Christenthums, wie sie schon Mancher, der nicht an die höhere Sendung Jesu glaubte, darzustellen gesucht hat;

In Erwägung, daß demnach die eben bezeichneten Stellen nur den Zweck haben, das Leben und Wirken Jesu so zu erklären, wie es zu den übrigen Ansichten, die der Verfasser Cäsar'n in Ansehung des Christenthums aussprechen läßt, paßt, und daß mit ihm denselben die Absicht einer Schmähung der Person Jesu um so weniger zu unterlegen ist, als, so sehr auch in dieser Hinsicht der Ton der Schrift getadelt werden muß, doch in den nämlichen Stellen das Streben Jesu nach höchster Sittenreinheit anerkannt und derselbe als der edelste Mensch bezeichnet wird, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt habe;

In Erwägung, daß die Anklage, beziehungsweise der Antrag auf Bestrafung des Dr. Gutzkow aber auch nicht begründet ist, inwiefern die erstere eine mittelbare Gotteslästerung zum Gegenstande hat;

In Erwägung nämlich, daß eine Bestrafung der mittelbaren Gotteslästerung nach deutschem Strafrechte (Reichs-Policeiordnung von 1577, Tit. 3, §. 1) nur dann eintreten kann, wenn der Angeschuldigte von solchen Vergehungen bereits vorher einmal abgemahnt war, daß es also hier, wo das Dasein dieser Voraussetzung weder in der Anklage behauptet noch durch die Voruntersuchung hergestellt ist, auf eine Prüfung der Frage nicht ankommt, ob durch die incriminirten Stellen, inwieweit dieselben, z. B. gegen das Neue Testament und die Apostel gerichtet sind, nicht wenigstens eine mittelbare Gotteslästerung begangen sei oder nicht;

In Erwägung dagegen, daß die Anklage für gerechtfertigt anzusehen ist, inwiefern dieselbe Dr. Gutzkow eines durch seine Schrift begangenen verächtlichen Darstellung der christlichen Religionsgesellschaften beschuldigt,

Nach Ansicht nämlich der Stellen, welche gegen den Glauben dieser Religionsgesellschaften gerichtet, und welche oben mit Hinweisung auf die Seiten 83, 266, 267, 274, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 285, 286, 290, 291 u. 318 der Schrift „Wally" angeführt worden sind;

Nach Ansicht des §. 21 des Preßgesetzes vom 1. März 1832 besagend:

„Wer eine im Großherzogthum anerkannte Religionsgesellschaft in Druckschriften oder Bildwerken durch Ausdrücke der Verachtung oder verächtliche Darstellungen angreift, oder der Verachtung preiszugeben sucht, verfällt in eine Geldstrafe von 5 — 100 Gulden, oder in eine Gefängnißstrafe bis zu drei Monaten.";

In Erwägung, daß die angeführten incriminirten Stellen ihrer Form nach die Grenzen einer erlaubten Erörterung und Prüfung von Glaubenssätzen in dieser Hinsicht nicht nur weit überschreiten, vielmehr auch das Christenthum verächtlich darzustellen suchen, indem sie dasselbe als ein Product der Verzweiflung bezeichnen, es einer aus hundert Ingredienzien zusammengekochten Latwerge vergleichen, die Offenbarung eine Verfälschung der Natur und der Geschichte nennen, die Dogmen von Offenbarung und Inspiration für criminalistisch strafbar, das Christenthum für ein episches Gedicht, für eine kleine Anekdote, für einen thörichten Glauben, die Glaubenssätze für Ammenmärchen und poetische Grillen erklären u. dgl.;

In Erwägung, daß die Absicht des Verfassers der fraglichen Stellen, durch letztere den Glauben der im diesseitigen Großherzogthum anerkannten christlichen Religionsgesellschaften verächtlich hinzustellen, sowol nach den angeführten einzelnen Sätzen als auch nach dem Inhalt und Ton, welche den Abschnitten, überschrieben: „Geständnisse über Religion und Christenthum", überhaupt eigen sind, keinem rechtlichen Zweifel unterliegt;

In Erwägung, daß vielmehr aus der ganzen Schrift erhellt, daß Dr. Gutzkow mit seiner Hauptabsicht, seine Ansichten über Christenthum zu veröffentlichen und zu verbreiten, die Nebenabsicht verband, die auf die bisherigen Glaubenssätze gegründeten Religionsgenossenschaften mit einer Geringschätzung und Verächtlichkeit zu behandeln, die für jene nur verletzend sein kann;

(Der Beschluß folgt.)

Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit von Friedrich Ludwig Bührlen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Irgendwo ist, oder irgendwer hat einmal Bührlen in seinen der Novelle sich nähernden Arbeiten den aus der Phantastik in die Prosa übersetzten Tieck genannt; versteht sich, nicht den Dichter des „Phantasus", der läßt sich nicht übersetzen, sondern den der neuern Novellen, deren jede als eine geistvolle Visitationsreise in eines der Gebiete unsers zur Öffentlichkeit gedeihenden geistigen Seins und Treibens erscheint. Bührlen stellt auch gern diese Reisen an, und man reist gern mit ihm, denn er macht es uns viel bequemer als Tieck. Kürzere Rasten, freundliche Einkehr; nicht über bahnlose Hochgebirge, durch Wetterstürme und schwarze Wälder, wo man sich anstrengen muß, um mitzukommen; er verweilt nicht wie Tieck da, wo es dessen Geiste unheimlich heimlich, uns aber nur das Erstere ist, er führt uns im wohlgeschmierten Wagen auf anmuthigen Nebenwegen und läßt uns dort im entfernten Pfarr- und Försterhause und in der Herberge am Landwege einen sanften Reflex und Nachhall Dessen antreffen, was auf der Straße geschieht. Er verliert sich nirgend in geistvollen Paradoxen, klar und eben entwickelt er in anmuthigem Ebenmaß der Sprache seine Ansichten, die freilich oft, wie die Tieck's, den herrschenden und angenommenen widersprechen; aber sein Widerspruch wird nirgend verletzend; man hört ihn gern an. Nach der heftige Gegner mag ihm seine Meinung lassen, während, wo Tieck angreift, alle Nerven des Angegriffenen gereizt werden zur Vertheidigung, zum Wiederangriff.

Digitized by Google

Wenn man eine novellistische Arbeit Bührlen's liest — ich vermeide mit Absicht den Ausdruck Novelle oder Roman — fühlt der gebildete Sinn Schritt um Schritt ein Wohlbehagen. Alles ist der gebildetste Ausdruck des durchgebildetsten Gedankens. Wer nicht absolut dagegen ist, muß unterschreiben, er nickt immerfort mit dem Kopfe und fragt sich, warum er das nicht selbst gesagt, denn ebenso hätte er es auch sagen, aussprechen können. Die Milde, Versöhnlichkeit der Gesinnung nimmt ebenso ein, als man die feine Treue der Auffassung anerkennt. Man gewinnt den Autor lieb, sehr lieb. Man kost auch auf tiefere Einblicke, wo man sich gestehen muß: das hätte ich nicht gesehen. Aber trotz dieses nur beistimmenden Accompagnements wird man nirgend recht fortgerissen, man hält vielmehr oft inne, und wenn man auch immer wieder das Buch mit Vergnügen aufschlägt und fortliest, so fehlt ihm doch die fesselnde Kraft, welche uns zwingt, es von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchzulesen. Das vermag Tieck trotz seines ungebührlichen Verweilens, trotz seiner ärgerlichen Paradoxien, trotz seiner rhapsodischen Phantasie, die ihn scheinbar oft den Faden der Erzählung ganz verlieren läßt. Er ist ein schaffender Dichter; das ist Bührlen nicht. Er mag durch Anstrengung seinen Gestalten plastische Deutlichkeit leihen, das eigentliche Schöpfungsvermögen derselben geht ihm ab. Und dies ersetzt alle Ausbildung nicht.

Vorliegendes Sittengemälde hat denselben Charakter mit seinen bisherigen Arbeiten in diesem Fache; nur ist die Form noch abgerundeter, noch vollendeter, sie ähnelt noch mehr Göthe als Tieck; nur ist der Sinn weicher, liebenswürdiger als bei Jenem. Mit richtigem Takt hat der Verf. auf dem Titel jeden Ausdruck vermieden, der an Erzählung erinnern könnte. Es ist nur ein Separatbild aus einer Separatgeschichte der Zeit und setzt gewissermaßen bildlich Das fort, was seine „Zeitansichten eines Süddeutschen" mehr theoretisch aussprachen. Ein Oppositionskampf gegen die einseitig liberale Aufregung seiner nächsten Landsleute. Entsagung, Selbstbeschränkung wird gepredigt, die Thorheit Derer ans Licht gestellt, welche halbverdaute Freiheitslehren mit Ungestüm ins Werk setzen wollen. Bekannte Vorfälle aus der Generalgeschichte der abgelaufenen Epoche erscheinen wieder in kleinern anspruchlosern Bildern, aber neben dieser politischen Materie wird auch viel häusliche, ökonomische Wahrheit gelehrt und die feinsten psychologischen Bemerkungen würzen den magern Faden der Handlung. Ein Candidat der Theologie liebt ein gnädiges Fräulein und weiß zu entsagen, als sie einen Rittmeister heirathet; er selbst wird entschädigt, indem er ein liebenswürdiges Gärtnermädchen zur Gattin bekommt. So könnte man, wenn man die reichern geistigen Bestandtheile ungerechterweise übersehen wollte, den Inhalt charakterisiren. Die Entsagung ist recht schön und zu billigen, sie mag auch die Aufgabe der Zeit sein, aber Poesie ist es nicht. Mehr nähert sich dieser der Charakter des alten Staatsmannes, des Geheimenrath Gotter, der die eigentliche Hauptfigur ist und mit dessen sanftem Tode das Buch schließt. Es heißt von ihm: „Sein ganzes Leben hindurch hatte er nach dem Lichte gestrebt, dem Lichte gedient. Klarheit war sein Element. Die Erscheinungen der Oberfläche, das lebendige Spiel des Schaubaren deutete er aus dem innern Wesen und Leben. Seine Winke riefen oft gelehrte Werke hervor oder ersetzten sie. Wie hätte er in Vielem so unermüdet thätig sein können, wäre er nicht auch sittlich gewesen? An ihn hat die Mitwelt allen ihren Dank und Undank vergeudet, an ihm, dessen ewiger Wahlspruch „schönes Maß" war, ihr Unmaß bewährt und am Ende viele seiner Gaben für taube Nüsse genommen, die sie aus jüngern Händen als goldene Äpfel gepriesen hätte." Hier wie bei manchen andern Gestalten mag man an ein Portrait denken.

Aus einem Zeitbedürfnisse ging diese Schrift hervor. Seinen Unmuth über die Verkehrtheit glänzender Anstrebungen schützte sich der Verf. gerungen entsprechen. Er hat es mit Muth, Wahrheitsliebe und rechtlichem Sinne gethan, indem er den blendenden Schleier von einem hohlen Treiben zerriß. Ob sich aber, seitdem er es schrieb, nicht die Zeit wieder so gändert, daß, Die ihm damals gefährlich dünkten, jetzt der Theilnahme bedürftig erscheinen müssen? So rasch [illegible] politischen Horizonte das Wetter um, und so bedeutend die Schriften, die den jetzigen Zustand darzustellen die Absicht hat. Freilich es bleibt so viel Wahrheit in seiner Darlegung, so Keime in dem jetzt zertretenen Aufwuchs, und der geistige [illegible] in seinem „Flüchtling" wird Dem eine erquickliche Lectüre bieten, welchem schon die äußern Fühlfäden für die speciellen Typen der Zeit, die er berührt, abgehen.

Notiz.

Seit 1831 erscheint in Paris ein „Annuaire des imprimeurs et des libraires de la France et de l'étranger", redigirt von Audin, redigirt von einem bei dem Ministerium des Innern angestellten Kanzleibeamten. Der Jahrgang 1838, den ich vor mir liegen habe (320 S., 12.), ist in Folge der Frankreich ebenso reich ausgestattet als zuverlässig und enthält außer einer Sammlung der in den Buchhandel einschlagenden Gesetze und Verordnungen und einem Verzeichnisse sämmtlicher Druckereien und Buchhandlungen zugleich eine Statistik der Schriftgießereien, Papierfabriken und sonstiger damit zusammenhängenden Industriezweige. Der Buchhandel des Auslandes, der, welcher auf dem Titel so keck zugleich mitbezeichnet wird, ist schlimm dabei weggekommen und mit fast unglaublicher Nachlässigkeit behandelt. „Liste des principaux libraires des [illegible] étranger", so überschreibt der Verf. ein Verzeichniß, welches sich mit aller Zuversicht einer aus den Quellen geschöpften Zusammenstellung gibt, aber von den drolligsten Verstößen wimmelt. Unter Baiern wird unter Anderm Hanau, unter Hessen Arolsen, unter Östreich Oldenburg, Rastadt, Ulm und Bautzen aufgeführt. Potsdam hat sich in Posen und Zwickau in Zwiccau verwandelt; Hanover kommt in zwei Formen vor: Hanovre und Hannover, wobei [illegible] Hahn mit Jahn variirt; unter Braunschweig [illegible] die Herren Schulbuch, Hand, Lund; unter Leipzig die Herren Bok, Christen, Celogeiro. Stuttgart paradirt unter den villes libres und zwar ebenfalls in doppelter Form, nämlich Stuttgart, worunter Brodhag, Neff, Scheible, Schweizerbart, und Stoucard, worunter Hoffmann. Zuweilen stehen zwei Versionen eines und desselben Namens ungefähr nebeneinander, z. B. unter Karlsruhe die Herren Herr und Marx, unter Würzburg Stahl und Stahel, unter Augsburg Rieger und M. Riegersche. Unter Leipzig endlich, was nicht Leipsic, sondern Leipsig geschrieben ist, figuriren unter Anderm: Allgem, Baumgaertner, Brockhaus, Buccan, Cnoblodh, Fleisher, Gerh, Leopold Voss, Librairie belge, Nieders, Knoblauch. Man muß bei Leipzig ein Weilchen ansehen, ehe man dazu gelangt, die drollig betüsch geordneten Allgem., Buccha und Nieders [illegible] Allgem. niederl. Buchh. aufzulösen; Hr. Gerh steht [illegible] genug bei Hrn. Fleisher, um sogleich den in eine [illegible] verwandelten Vornamen erkennen zu lassen. Es sind [illegible] sterchen, wie der französische Statistiker mit gelehrter Miene [illegible] deutschen Buchhandel aus seinem Ärmel schüttelt. Allerfel hat er darauf gerechnet, der „ausländische Buchhändler" sich schon melden, wenn er ihn etwas Weniges [illegible] ben sollte, denn er fügt mit einer Mischung von [illegible] und Behaglichkeit seinem Almanach die Bemerkung bei: les imprimeurs et libraires sont priés de faire parvenir à l'éditeur, les rectifications et corrections qu'ils [illegible] utiles dans l'intérêt de l'Annuaire." Wer ein Buch thun will.....!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 168. — 16. Juni 1836.

Urtheil in Anklagesachen

des Staatsanwalts am großherzogl. Oberhofgerichte und Hofgerichte des Unterrheins gegen Dr. Karl Gutzkow aus Berlin und Dr. Zacharias Löwenthal in Mannheim, wegen Preßvergehen.

(Beschluß aus Nr. 167.)

In Erwägung, daß der Angeklagte sich durch Bezug auf die dem Verfasser eines dichterischen Werkes zukommenden Freiheiten auch hier nicht der Verantwortlichkeit und Strafbarkeit entziehen kann, aus Gründen, die bereits oben entwickelt worden sind;

In Erwägung, daß die Anklage dagegen nicht für begründet zu erachten ist, inwiefern darin Dr. Gutzkow eines unzüchtigen Bildes beschuldigt wird;

Nach Ansicht nämlich der oben mit Hinweisung auf S. 120—131 der Schrift: „Wally", wörtlich angeführten Stellen,

Nach Ansicht des §. 22 des Preßgesetzes vom 1. März 1832, besagend:

„In die nämliche Strafe (§. 21) verfällt, wer durch Darstellung unzüchtiger Gegenstände in Druckschriften oder Bildwerken öffentlich Ärgerniß gibt.";

In Erwägung, daß zwar die angeführten Stellen unzweifelhaft die Sittlichkeit in nicht geringem Grade verletzen, daß jedoch diese Stellen keine solche Darstellung enthalten, wie sie das Gesetz unter „Darstellung unzüchtiger Gegenstände" erfodert;

In Erwägung, die zu erkennende Strafe betreffend, daß der oben allegirte §. 21 des Preßgesetzes auf verächtliche Angriffe gegen anerkannte Religionsgesellschaften keine festbestimmte Strafe setzt, sondern eine Geldstrafe von 5—100 Fl., oder eine Gefängnißstrafe bis zu drei Monaten bestimmt;

In Erwägung, daß bei Bestimmung der Strafe zu berücksichtigen ist, daß die verächtliche Darstellung der christlichen Religionsgesellschaften nach dem Obigen nicht als Hauptabsicht des Abschnittes „Geständnisse" erscheint, und daß Dr. Gutzkow seit dem 3. November v. J. sich in Sicherheitsverhaft befindet;

In Erwägung, daß bei der Beschaffenheit des Vergehens, dessen Dr. Gutzkow für schuldig erkannt wird, nach §. 24 des Preßgesetzes zugleich die Vernichtung der vorhandenen und vorfindlichen Exemplare der Schrift „Wally" nach dem Antrage des großherzoglichen Staatsanwalts zu verordnen ist;

In Erwägung, was hiernächst den gleichfalls angeschuldigten Dr. Zacharias Löwenthal betrifft, daß bei der Beurtheilung und Bestrafung der Preßvergehen in Ansehung der verschiedenen Personen, welche zur Begehung und Vollendung eines solchen Vergehens mitwirken, nicht die allgemeinen Grundsätze über Bestrafung der Miturheber und Gehülfen anzuwenden sind;

In Erwägung, daß für Preßvergehen vielmehr in dieser Rücksicht durch den §. 25 des Preßgesetzes singulaire Vorschriften gegeben sind, indem es darin heißt, daß die zum Erscheinen einer Druckschrift mitwirkenden Personen in der dem Paragraphen zu Grund gelegten Ordnung ihrer Benennung, also nacheinander, nicht nebeneinander, verantwortlich sein sollen;

In Erwägung, daß, sollte man auch den §. 25 des Preßgesetzes in dieser Hinsicht nicht vollständig klar finden, der ihm hier beigelegte Sinn durch die auf gleichen Grundsätzen beruhende Bestimmung des §. 4 ibidem außer Zweifel gesetzt wird, indem es hier heißt:

„Der Verbreiter wird von der Verantwortlichkeit frei durch die Darstellung des inländischen Verlegers oder Druckers, und der Drucker durch die Darstellung des Verlegers.";

In Erwägung nun, daß nach §. 25 zuvörderst der hier dargestellte Verfasser, welcher bekannt, daß Druck und Herausgabe mit seinem Wissen und Willen geschehen sind, und erst in dritter Ordnung der Verleger, in welcher Eigenschaft Dr. Löwenthal angeklagt ist, haftet, daß demnach die Anklage, inwieweit sie gegen diesen gerichtet ist, hinfällig erscheint *);

*) Die obige Entwickelung bezieht sich auf eine Controverse, zu welcher der §. 25 des Preßgesetzes wiederholte Veranlassung gab. Dieser Paragraph besagt nämlich: „Die Personen, welche zum Erscheinen einer sträflichen Druckschrift mitgewirkt haben, sind in folgender Ordnung verantwortlich: 1) zuvörderst der Verfasser, insofern Druck und Herausgabe mit seinem Wissen und Willen erfolgt sind; 2) der Herausgeber, insofern er nicht den Verfasser darstellt und nachweist, daß derselbe die Verantwortlichkeit auf sich genommen habe; 3) der Verleger, sofern auch dieser nicht bekannt ist; 4) der Drucker, und zuletzt 5) der Verbreiter." Nach der Entstehungsgeschichte des Preßgesetzes konnte der Sinn dieser

Digitized by Google

In Erwägung, daß die Beurtheilung der Strafbarkeit des Dr. Löwenthal wegen Verlegung des Romans: „Wally", ohne Verlagsrecht der Aufsichtsbehörde über die Gewerbe zusteht;

In Erwägung endlich, die Kosten betreffend, daß eine verhältnißmäßige Theilung derselben zwischen Dr. Gutzkow und der großherzoglichen Staatskasse darum anzuordnen ist, weil Dr. Gutzkow nur in einem Punkte unterliegt, in allen übrigen aber die Anklage verworfen wird;

Aus diesen Gründen

wird nach Verlesung der Anklageschrift und Anhörung des großherzoglichen Staatsanwaltes, sowie der Vertheidigung der Angeklagten und ihrer Anwälte hiermit zu Recht erkannt:

„Daß die gegen Dr. Zacharias Löwenthal wegen Verlegung des Romans: „Wally, die Zweiflerin", gerichtete Anklage gänzlich, und die Anklage gegen Dr. Karl Gutzkow wegen Gotteslästerung und wegen Darstellung unzüchtiger Gegenstände ebenfalls zu verwerfen, daß dagegen Dr. Gutzkow der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften für schuldig zu erklären und deswegen zu Erstehung einer Gefängnißstrafe von vier Wochen zu verurtheilen, auch die mit Beschlag belegte

---

Bestimmung nicht zweifelhaft sein, denn der §. 25, wie er in dem Gesetze steht, war das Resultat einer Umarbeitung des §. 35 des Regierungsentwurfes durch die Commission der Kammer der Abgeordneten, und der betreffende Commissionsbericht bemerkte dabei: „Der §. 25 ändert den §. 35 des Regierungsentwurfes wesentlich darin ab, daß er die Verantlichkeit der Verfasser, Herausgeber, Verleger, Drucker und Verbreiter nicht simultan oder zumal nebeneinander, sondern blos successive, nacheinander anordnet. Die Strafdrohung darf nicht weiter gehen, als ihr Zweck, das Unrecht zu verhindern. Sie würde weiter gehen, wenn sie alle diese Theilhaber neben- und miteinander verfolgen wollte." Ungeachtet dieser begleitenden Erklärung, welche nach stattgefundener Annahme des Paragraphen in dieser Fassung durch beide Kammern und erfolgter Aufnahme in das von der Regierung sanctionirte Gesetz wol als mit anerkannt angenommen werden konnte, kam in einigen der vor dem freiburger Hofgerichte verhandelten Preßprocesse der Fall vor, daß der Gerichtshof sich für die simultane Verantwortlichkeit jener fünf Classen erklärte. (Einmal wurde sogar der namhaft gemachte und sich als solcher bekennende Verfasser eines incriminirten Artikels einer Zeitschrift freigesprochen und dafür neben dem gesetzlich verantwortlichen Redacteur noch der Eigenthümer des betreffenden Blattes, welchen man nach Privatvermuthungen für den wirklichen Redacteur zu halten schien, bestraft.) Vor dem Oberhofgerichte wurden jedoch nach stattgefundener Appellation jene Urtheile aufgehoben, und in obigem Falle spricht sich, wie man sieht, nunmehr auch das Hofgericht Manheim für die Auslegung des §. 25 als eine successive Verantwortlichkeit statuirend aus.

Es kann hier natürlich nicht meine Absicht sein, das Erkenntniß zu commentiren, wie wenn die Mittheilung in eine juristische Zeitschrift bestimmt wäre, sondern nur einige Bemerkungen beizufügen. Der Roman: „Wally", war ohne Censur gedruckt und fiel somit ganz unter die Voraussetzungen des badischen Preßgesetzes, obwol seit Wiedereinführung der Censur die Repressivbestimmungen auch neben derselben stehen geblieben sind, und trotz der Bestimmung des §. 13: „Durch die erhaltene Druckerlaubniß werden Verfasser, Redacteur, Verleger und Drucker hinsichtlich des Inhalts der Schrift, auf den sich die Erlaubniß bezieht, von der Verantwortlichkeit frei", auch in Bezug auf censirte Artikel in badischen Blättern Preßprocesse (auf Privatklagen wegen Ehrenkränkung) stattgefunden haben und in einem mir bekannten Falle dieser Art der verantwortliche Redacteur des betreffenden Blattes, der den Verfasser zu nennen verweigerte, auch in letzter Instanz verurtheilt wurde (zu vier Wochen Gefängniß). Von allgemeinerm Interesse dürfte die Mittheilung des Erkenntnisses und der Entscheidungsgründe gegen Gutzkow deshalb sein, weil nach der Art, wie die Frage aufgefaßt wurde, dieselbe in das Gebiet der Streitfragen zwischen Rationalismus und Supernaturalismus mit einschlägt, die Frage über die Grenzen der protestantischen Forschungsfreiheit in Bezug auf die Form mitberührt, und Gutzkow in dogmatischer Hinsicht im Grunde nur in frivoler

---

Weise ausgeführt hat, was z. B. Wegscheider u. A. in ernsten und würdigen Form wissenschaftlicher Forschung und in gelehrter Sprache (Wegscheider bekanntlich lateinisch) gesagt oder wenigstens angedeutet haben. Die Beziehung incriminirten Stellen, welche der Eingang des Urtheils als durch dieselben Gründe geboten, welche die Schrift selbst verwerflich machen (denn eine Wiederholung der Quintessenz wäre ja, auch als bloßer Einschluß in dem Rahmen des Urtheils, so schlimm als die Schrift selbst), hindert übrigens aus dem obigen Grunde das Verständniß der gerichtlichen Motive nicht im Mindesten. Die Definition von „unzüchtig" ist in dem Urtheil umgangen, aber leicht zu errathen. Eine ganz ähnliche Scene wie die, wo Wally sich dem Gutzkow'schen Cäsar „in unverhüllter Schönheit" zeigt, findet sich übrigens auch bei Göthe in dem Anhang zu „Werther": „Briefe aus der Schweiz", wo dieselbe Darstellung einer nackten Schönheit mit Behaglichkeit geschildert ist. Und die „Elegien aus Rom" vollends möchten einen schlimmen Stand vor dem badischen Preßgesetze gehabt haben! — Offenbar war bei den Einschreitungen der diplomatischen Welt gegen Gutzkow auch nicht der Vorwurf der Schlüpfrigkeit das wahre Motiv, weil in seltsamem Contrast mit der gewöhnlichen Zusammensetzung diplomatischer Bibliotheken und dem Gedränge stünde, welches gewöhnlich zu entstehen pflegt, wenn in einer Auction die alten französischen Schmutzwerke aus den Jahren 1770—90 mit den fingirten Druckorten London oder Amsterdam, das non plus ultra des Unfläthigen, ausgeboten und mit Gold aufgewogen werden. Leicht denkbar, daß ähnliche Betrachtungen die Richter mild und entschuldigend gestimmt haben mögen. Faßt man die andern Punkte des Urtheils auf, so sieht man, daß die Richter in Verlegenheit waren, unter welchem Titel eine nun einmal aus moralischer Überzeugung für verwerflich erkannte Schrift eigentlich zur Strafe zu bringen sein möchte, und daß die Schrift allen bestehenden Strafbestimmungen entschlüpfte, wenn nicht der §. 21 des badischen Preßgesetzes da war, dieses Gesetz, das, als nicht hinreichenden Schutz gegen Mißbräuche gewährend, angefochten und einer Modification unterworfen wurde! Die Bedingung ceteris paribus aber war in dem Gutzkow'schen Falle vorhanden, denn seine Schrift war über 20 Bogen stark und ist meines Wissens nicht in Manheim selbst, sondern im Nassauischen gedruckt worden, und das in fast allen Bundesstaaten gleich anfangs erfolgte Verbot mit Beschlagnahme hat, wie notorisch, die Verbreitung nicht gehindert. So blieb also nur die Wirkung des verketzerten badischen Preßgesetzes als helfend stehen, denn Löwenthal würde sicher keine ähnliche Schrift mehr veröffentlichen wollen, während es den . . . . . u. s. w. niemals an Verlegern gefehlt hat. — Brunner, der Referent in dem Gutzkow'schen Processe und Verfasser der Entscheidungsgründe, ist Hofgerichtsassessor und wird als ein Mann von gediegenen Kenntnissen und Fähigkeiten geachtet.

D. Eins.

Digitized by Google

gleich den in inländischen Buchhandlungen noch vorräthigen Exemplaren des Romans: „Wally", zu vernichten, endlich aber die Kosten zu 2/3 der großherzoglichen Staatskasse und zu 1/3 dem Dr. Gutzkow zuzuscheiden seien."

V. R. W.

dessen zur Urkunde ist dieser Urtheilsbrief ausgefertigt und it dem größern Gerichtsinsiegel versehen worden.

So geschehen, Manheim den 12. Januar 1836.

Großherzoglich badisches Hofgericht.

Freih. v. Stengel. (L. S.) Brunner.

---

gnes von Mansfeld. Geschichtliche Novelle von Thomas Colley Grattan. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Gebhard Truchseß zu Waldburg wurde im J. 1577 zum zbischof und Kurfürsten von Köln gewählt. Seine Regieng fiel in eine Zeit, wo Deutschland zwischen den Religionsrteien getheilt war, deren Heftigkeit und Zwiespalt den dreißjährigen Krieg herbeiführte, und wo die immer noch überegende katholische Macht eifersüchtig den Besitz Dessen bechte, was ihr noch geblieben war. Ehrsucht scheint eine vorrschende Eigenschaft von Gebhard's Charakter gewesen zu n; zu leidenschaftlich, um das Für und Gegen gehörig abzuigen, dabei nicht frei von äußern, selbst abergläubischen Einssen, hatte er lediglich sich selbst die größere Masse des Unücks zuzuschreiben, welches über ihn hereinbrach. Ob religiöse berzeugung, ob andere Umstände ihn veranlaßten, sich von der mischen Kirche zu trennen, darüber mögen Zweifel gehegt rden; daß er, in den Bann gethan und seiner Würde entzt, nicht einen Vergleich einzugehen suchte und resignirte wie ier seiner Vorgänger, Herman von Wied, sondern das Kurrstenthum behaupten zu können glaubte, läßt sich nur durch e Annahme erklären, daß er auf auswärtige Hülfe hoffte. ine Zeit lang schien ihm selbst das Glück günstig sein zu wolu, obgleich die gegen ihn sehr feindlich gesinnte Hauptstadt ön ihn gänzlich ausgeschlossen hatte. Das beklagenswerthe nd wurde von den truchsessischen und meursischen Soldtrupn, von den Baiern, von den aus Flandern herbeigeholten paniern unbarmherzig verwüstet; Bonn und Neuß wurden obert und wieder verloren, nur Köln, das gleich anfangs für rnst von Baiern, den man Gebhard zum Nachfolger gab, sich klärt hatte, entging dem allgemeinen Elend. Nur dann, als ine Sache ganz verloren war, zog Truchseß sich vom Schauatze zurück.

Wenn man erwägt, daß Gebhard's Liebe zur schönen räfin von Mansfeld als Hauptveranlassung zu vielen der enberührten Begebenheiten betrachtet werden kann, so wird an leicht einsehen, daß dieser Stoff der historischen Romantik ine geringe Ausbeute bieten muß. Hr. Grattan, der sich in seen meisten frühern Werken auf dem Boden der Niederlande ewegt, wo er, meist zu Brüssel lebend, heimisch geworden ist, nnt Land und Begebenheiten zur Genüge; er hat keine gehöhnliche Erfindungsgabe, er erzählt angenehm, er weiß zu annen und zu rühren und selbst großartige Effecte ohne wang herbeizuführen. So braucht man sich nicht zu wunern, wenn er auch im gegenwärtigen Falle ein interessantes nd in mancher Beziehung gelungenes Gemälde geliefert hat. u Anfang des Buches sehen wir Truchseß in allem Pomp iner kirchlichen und Reichswürde, wir verlassen ihn als einen ränkelnden Güter- und Heimatlosen. Es ist gewiß eine große ehre. Die Bewerbung um die Mansfelderin, seine Vermähung mit ihr, der Aufstand der Kölner und die Flucht nach Bonn, die Belagerung der Stadt, die Einnahme von Gebsberg, die Flucht nach Holland sind die Hauptepochen der Geschichte, an die sich eine Menge Episoden und untergeordnete Vorfälle knüpfen. So sehen wir neben den schon Genannten als dramatis personae im buntesten Gewirre sich bewegen den abenteuernden Heinrich von Liegnitz, die Grafen Ernst und Christoph von Mansfeld, Karl von Waldburg, Ernst von Baiern, die Herzogin Anna von Koburg, ja zuguterletzt Wilhelm den Schweigsamen, Esser und Elisabeth von England, der Phantasiegeschöpfe nicht zu gedenken.

Der Verf. hat sich blos seines Vorrechtes als Romandichter bedient, indem er die Begebenheiten nach der Convenienz seiner Erzählung zurichtete, zusammenschob oder auseinanderrückte und die Charaktere ausmalte. Alles, was wir in solchem Falle von ihm verlangen können, ist Beachtung des Charakters der Zeit und kunstgemäße Abrundung des Ganzen. Niemand wird leugnen, daß er den Kurfürsten und Agnes interessant zu machen gewußt, ohne deshalb aus dem Erstern einen Romanhelden zu schaffen. Bei einem Manne, welchen Freund und Feind auf so verschiedene Weise darstellten, war ihm übrigens um so größere Freiheit gestattet. Was man namentlich anerkennen muß, ist die Gewandtheit, womit er Das umgeht, was der Stoff Anstößiges haben konnte. Wir wollen nicht über die Verletzung historischer Wahrheit in Einzeldingen mit ihm rechten, auch nicht an Kleinigkeiten mäkeln, welche sich auf locale Gegenstände beziehen, worüber freilich Manches zu sagen wäre; einen Tadel aber dürfen wir nicht zurückhalten, und dieser betrifft die eigentliche Hauptperson der beiden ersten Bände, den Hieronymus Scotus. Es werde damit nicht behauptet, daß es nicht vor Jahrhunderten solche Cagliostro gegeben habe; im Gegentheil, die an Aufregung, an Wunder- und Aberglauben, an sogenannt geheimen Künsten reiche Zeit, in welche diese Begebenheiten fallen, war für ihr unheimliches Treiben eben die geeignetste; aber Hr. Grattan ist zu weit gegangen, er hat einerseits der Wahrscheinlichkeit, andererseits der Würde einiger seiner Figuren wie dem sonst durch sie erweckten Antheil geschadet, indem er sie beinahe als bloße Puppen an der Schnur des trugvollen Italieners darstellt, nicht nur die unglückliche, willenlose Anna, deren Auftreten am Ende fast unangenehm berührt, sondern auch den Kurfürsten; mehr noch indeß hat er dem Interesse seiner eignen Erzählung geschadet, indem er geflissentlich den Leser sogleich hinter die Coulissen führt und die Fäden erblicken läßt, die Erbärmlichkeit der Machinationen selbst aufdeckend. Seine Hand greift dadurch gleichsam zerstörend in sein eignes Werk ein und der Teufelsspuk wird Taschenspielerkunst. Ob von den Volksauftritten, von der Empörung der Kölner u. s. w., nicht mehr Vortheil zu ziehen gewesen wäre und Handlungen die vielen Reden hätten ersetzen können, wollen wir dahingestellt sein lassen. Scenen aber wie die des Gastmahls bei Truchseß, der grause Mordversuch auf die Herzogin von Koburg, die Erstürmung von Godesberg, die Erscheinung Agnesens vor Elisabeth u. a. sind von großer Wirkung und hinsichtlich der Darstellung alles Lobes werth.

6.

Ansichten der Engländer über F. von Raumer's „England im Jahre 1835".

Wir beziehen uns hier vorzüglich auf einen mit Umsicht und Besonnenheit geschriebenen Artikel des „Edinburgh review" bei Gelegenheit der Anzeige einer Übersetzung des Raumer'schen Werkes von Sarah Austin, in welchem der Verf., seinen nationalen Gesichtspunkt festhaltend, einer unruhigern politischen Richtung, welche ebenso sehr der besonnenen Geschichtsforschung zweideutige Triebfedern unterzulegen, als sich feindselig gegen Englands sociale Institutionen zu stellen geneigt ist, zu begegnen sucht. „Es kann uns nicht befremden", sagt der Referent, „englische Institute und Verfassung geschmäht und über

Digitized by Google

Englands Zukunft den Blick gerichtet zu sehen von Seiten der destructiven Bewegungspartei in Frankreich, oder von der exaltirten Schule eines „jungen Deutschlands". Es finden sich wol Anklagegründe, wenn nur die Absicht, zu beschuldigen, vorhanden ist, und die innere und äußere Geschichte Englands von J. 1815—35 bietet allerdings gar manche Momente, welche Anlaß zu einem gereizten Widerstreben geben können. Auch unterscheidet sich der Fortschritt der Intelligenz in England so wesentlich von der modernen Entwickelungsform Frankreichs und Deutschlands, daß die socialen Verhältnisse jenes Landes und seine zunehmende oder sich vermindernde Macht auch wol aufrichtigerweise ihm übel und als Vorboten seines nahen Verfalls gedeutet werden können. Nur demjenigen Beobachter, der neben Feinheit und Scharfsinn auch Ruhe und Unbefangenheit der Ansicht und das nöthige Maß historischer Kenntnisse besitzt, um aus der Vergangenheit eines Staates seine Gegenwart zu beurtheilen, zu prüfen, zu bestimmen und solcherweise seine fernere Existenz zu rechtfertigen, nur einem solchen wird es gelingen, auch diejenigen Momente in den socialen Zuständen richtig zu ergreifen, die der Nation und ihrer Verfassung für die zukünftige Zeit und gegen deren drohende Stürme Bürgschaft leisten und ihr Bestehen sichern. Daß aber in dieser prüfenden Ruhe und sichern Verständigkeit grade das Hauptverdienst der Raumer'schen Forschung bestehe, können wir ihm nicht abstreiten. Hr. von Raumer gilt allerdings in seinem Vaterlande für einen Freund und Hülfsmann der bestehenden Einrichtungen deutscher Conföderation, insonderheit preußischer Formen; was ihm auch den speciellen Tadel Heinrich Heine's, des Koryphäus des jungen Deutschlands, zugezogen hat; es mag allerdings dem Ausländer wunderlich klingen, wenn Hr. v. Raumer den König von Preußen „den größten Reformator Europas" nennt; es ist unbestreitbar, daß dieser Geschichtschreiber eine durchaus conservative Natur ist und zu denjenigen Männern der Öffentlichkeit gehört, welche man in Frankreich mit dem Namen der Doctrinaires bezeichnet; Hrn. v. R.'s Ansichten führen möglichst stets auf den status quo zurück, und sein Festhalten an allen basirenden Principien, an dem Vaterländisch-Erforderlichen, an der Bewahrung firmer politischer Grundsätze u. s. w. mag aufgeregtere Naturen häufig nicht blos zum Lächeln, sondern auch zur Indignation reizen; bei dem Allen jedoch wird der unbefangene Ausländer diesem Historiker nächst einem ungewöhnlichen populairen Scharfsinne, auch eine liberale Gesinnung im verständigen Sinne des Worts zugestehen müssen. Es liegt in seiner Betrachtungsweise etwas Bleibendes und Solides, auf das auch die minder mit ihm Ausgesöhnten stets wieder werden zurückkommen müssen, und was ihm fortwährend nicht blos die Anerkennung, sondern auch das Vertrauen seiner Leser bewahren wird. Das Vertrauen aber des Publicums zu besitzen, ist für den Geschichtsforscher und pragmatischen Historiker eine schöne Sache. Der richtige Sinn Raumer's und, um es mit dem allgemeinsten Wort zu bezeichnen, die Redlichkeit seiner Gesinnungen (his good sense and honesty) verleihen seinen Werken das Gepräge des nicht so leicht durch Anderes, Neues, Auffallenderes Verdrängbaren. Die englische Nation aber muß ihm für sein neuestes, sie betreffendes Werk doppelt verpflichtet sein, einmal wegen der entschiedenen Zuneigung für englische Societät und Verfassung, welche der Verf. hierin an den Tag legt, sodann wegen der bewundernswerthen Richtigkeit, womit er fast alle englischen Institutionen zu würdigen und an ihren gehörigen Platz zu stellen weiß. Diese Richtigkeit, Sicherheit und Klarheit in Überschauung der Verhältnisse, ist, wie bemerkt, Raumer's besonderes Talent, was hier in um so glänzenderm und effectvollerm Lichte erscheint, da der Verf. von „England im J. 1835" nie früher in England, das er im vorigen Jahre zum ersten Mal persönlich kennen lernte, gewesen ist. Es zeugt dies, wie sorgfältig und redlich Hr. v. R. die englische Verfassung in seinem Vaterlande studirt und wie er früherhin ihre Interessen mit [illegible] Neigung [illegible] Fasern derselben [illegible] in England angenommen ist, bemerkt er sich mit [illegible] schiedenheit und die Bestimmtheit mit welchen [illegible] gleich so lebhaft hervor, daß es scheint, als ob [illegible] sein zweiter, oder wol gar ein dritter wäre. [illegible] Reisenden in vordem nie besuchten Ländern [illegible] daß sie nämlich für die Erstlinge ihrer Ansichten [illegible] bezahlen müssen, dieser Nothwendigkeit ist Hr. v. R. [illegible] der mit der Localität, die er betritt, auf den [illegible] im besten Vernehmen ist. Diese Eigenthümlichkeit [illegible] Schrift hinsichtlich des Stoffes ein fast englisches [illegible] präge. Es ist häufig, als rede hier ein Mann, der [illegible] englischen Societät aufgewachsen und der sich nur [illegible] gen daraus mache, seinen Materien ein deutsches Gewand [illegible] zuhängen."

Trotz dieser ehrenvollen Anerkennung, die der [illegible] Kritiker dem deutschen Geschichtschreiber angedeihen läßt, [illegible] kennt er dessen Schwächen nicht, die ja auch wir [illegible] nicht verkennen, indem wir seinem Talent und seiner [illegible] Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Hr. v. R.", sagt [illegible] der, „hat eine häufig wiederkehrende Lieblingsredensart, [illegible] ist das Wort: „einseitig"; in dem Gebrauch dieses [illegible] bei Hrn. v. R. mehr als eine bloße Angewöhnung, [illegible] kann die damit in Verbindung stehende Idee nicht [illegible] die wesentlichste Schwäche der Raumer'schen Geschichtsansehen. In dem Bestreben nämlich, sich gegen jede [illegible] seitigkeit zu verwahren und Allem als Einseitig [illegible] Weg zu vertreten, wird er zuweilen selbst einseitig. [illegible] er nun ohne Zweifel z. B. in Rücksicht auf den [illegible] er angehört, insbesondere, da sich manche Institutionen [illegible] unmöglich mit andern englischen, die der Verf. [illegible] zu vertreten und zu billigen scheint, vereinbaren [illegible] in den meisten Staaten von deutscher Cultur [illegible] so ist auch in Preußen offenbar das wissenschaftliche [illegible] Kunst, Gelehrsamkeit und allgemeine Erudition, [illegible] bei weitem zuvorgeeilt; wer ein Preuße ist, [illegible] übersehen, und wer ein aufrichtiger Deutscher ist, [illegible] halb den Muth und die Hoffnung nicht zu verlieren [illegible] wenigsten etwa aus Desperation hierüber mit [illegible] magogismus sich den bestehenden Formen [illegible] Aber zu scheiden und zu unterscheiden geziemt [illegible] forscher, und die Unparteilichkeit erweist sich [illegible] daß man sich in der Betrachtung des Vaterländischen, [illegible] ches die Neigung uns fesselt, nicht verblenden [illegible] dem Urtheil über Kunstmaterien und Sachen [illegible] in England, meint der Kritiker, verfalle der deutsche [illegible] häufig in Einseitigkeiten; auch verleite ihn eben [illegible] tismus dazu, seine vaterländischen Künstler in [illegible] men auf Unkosten der englischen. So könne man [illegible] Beurtheilung der Werke Chantrey's, des [illegible] Bildhauers, nicht wohl gelten lassen. Auch müsse [illegible] den Engländer befremden, daß Hr. v. R. mit [illegible] chalance und geringer Berücksichtigung über die [illegible] liche Gebäude und andere architektonische [illegible] hinweggehe. Westminsterabtei z. B. könne er [illegible] da sie gar keinen einheitvollen Effect hervorbringe. [illegible] worin wir aber Hrn. v. R. beipflichten [illegible] der unendlichen Raumvertheilung und [illegible] Partien dieses Bauwerks von selbst [illegible] müsse die Bemerkung verletzen, daß [illegible] kirche ein puritanisirter St.-Peter [illegible] Einfall ist jedoch ebenfalls angreifbar. [illegible] sei es ferner, daß die berühmte Kathedrale [illegible] so kalt und kurz abgefertigt werde, [illegible] stande zu erklären sei, daß Hrn. v. R. [illegible] sich an der Bauart seiner [illegible] habe.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 169. — 17. Juni 1836.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Drei Bände. Mit Knebel's Bildniß. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1835—36. Gr. 8. Subscriptionspreis 4 Thlr. 12 Gr.

Neben den großen Heroen, die aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit hervorbringen und in diesen Hervorbringungen sich selbst und zugleich den eigensten Inhalt ihrer Zeit in die Erscheinung fördern müssen, erzeugt die Natur gern und vielfältig solche Geister, die mehr zum Genießen und Anschauen als zum Schaffen in die Mitte ihrer Epoche hineingestellt sind. Was jene erdacht, gesäet und geerntet, impfen diese sogleich ihrer Bildung ein, bringen es als ein Fertiges an sich zur Erscheinung und populariſiren es durch die Anwendung auf die gemeinliche Gewohnheit. So gewinnen die Ideen der Zeit an diesen wieder eine Fruchtstätte, und als vertraute Freunde und Genossen großer Männer, als stille, aber tieferregte Begleiter der bedeutendsten Entwickelungsperioden haben solche weibliche Geister oft unberechenbar auf das Allgemeine zurückgewirkt, und der verschwiegene Hintergrund der Geschichte deckt manches entsagende Verdienst, das den Sieg, der nach ihm nicht genannt wird, miterringen, verherrlichen und nutzbar machen half.

So Hr. Mundt in der, wenn auch etwas fragmentarischen, doch sehr interessanten Biographie Knebel's, die dem Nachlasse vorausgeschickt ist. Wir stimmen demselben ganz bei in Dem, was er über die weiblichen Geister sagt, zu denen er Knebel im Gegensatz gegen jene Heroen zählt, und bezeichnen hiermit sogleich Maß, Werth und Gewicht des Nachlasses, der uns hier geboten wird. Ja, wir bemerken gleich von vorn herein, daß man auch das in Obigen angegebene Verdienst Knebel's nicht hoch anschlagen dürfe, indem er den hohen Geist der Männer, mit denen er lebte, die Erzeugnisse seiner Zeit zu würdigen nicht vollkommen befähigt war. Und dennoch finden wir uns gedrungen, den Herausgebern des Nachlasses recht innig für ihre Mittheilungen zu danken und diesen selbst eine sehr merkwürdige und höchst interessante Erscheinung zu nennen.

Knebel stand nie auf einem Posten, nie in Verhältnissen, in denen er großartig und weit hätte wirken können; er war kein schöpferischer Geist, gehörte nicht zu Denen, die im Gebiete der Geister neue Lichter aufstecken und Andere entzünden; aber er stand sein langes Leben hindurch (er war geboren 1744 und starb 1834) mit den ausgezeichnetsten Personen in Verbindung und lebte an Orten, von denen vor allen die neuere Cultur Deutschlands ausging; dabei war er eines sehr empfänglichen Sinnes, und was ihm vorkam, ward ihm Gegenstand einer ernsten Reflexion. Auch mochte er, in Weimar lebend, oft den Vermittler zwischen den dortigen großen Genien und dem Hofe machen, der durch die Pflege derselben so berühmt geworden ist; und dieses letztere war gewiß kein kleines Verdienst.

Auf dem Schlosse zu Wallerstein im Öttingischen geboren, ward er von achtbaren Ältern mit mehren anderen Geschwistern, unter denen uns noch ein Bruder und eine Schwester durch das vorliegende Werk interessant werden, erzogen. Der Vater war markgräflich ansbachischer Comitialgesandter in Regensburg und widersetzte sich hier allein unter den versammelten Gliedern des Reichstages 1756 der Achtserklärung gegen Friedrich den Großen, wofür er von diesem das Adelsdiplom erhielt. Nachdem sein Geist schon in früher Jugend eine religiöse und ästhetische Richtung genommen, begab er sich auf die Universität Halle, um die Rechte zu studiren, die ihm aber bald verleidet wurden. Er trat in Potsdam in das Heer Friedrich's ein, diente hier von 1763—73, gab dann seine Stelle auf und kam nach Weimar, gerade zu einer Zeit, wo hier die glänzendste Periode der deutschen Literatur begann. Er übernahm die Erziehung des Prinzen Konstantin, leitete sie unter den Auspicien der trefflichen Mutter desselben, der Herzogin Amalia, begleitete seinen Prinzen und dessen ältern Bruder, den nachmaligen Großherzog Karl August, nach Paris, welche Reise auch die Berufung Göthe's nach Weimar zur Folge hatte (1775), und lebte nach Vollendung jener Erziehung, die nicht lange dauerte, als unabhängiger Mann in Weimar, Ilmenau und Jena, dem herzoglichen Hause, den großen Männern Weimars und Jenas, namentlich Göthe, Herder und Wieland, innig befreundet.

Von einem Manne von so empfänglichem Geiste, der in einer so denkwürdigen Periode, in solcher Umgebung lebte, Briefe zu haben, oder Briefe, die von Gleichgesinnten, von Männern, wie sie ihm nahe standen, an ihn gerichtet wurden, das ist wol ein großer Gewinn für die Literatur zu nennen; und hiermit haben wir den vorzüglichsten Werth des Knebel'schen Nachlasses angedeutet.

Digitized by Google

Der erste Brief in ihm ist vom J. 1765, der letzte von 1833; die Sammlung umfaßt also 68 Jahre, und Jahre von welcher Wichtigkeit für die Literatur! Nehmen wir dazu, daß uns in dem Verzeichniß Derer, die diese Briefe schrieben, die Namen Karl August und seiner Mutter und Gemahlin begegnen, ferner die Namen Ramler, Gleim, Lavater, Wieland, Herder, Richter, Hegel, dann erkennen wir recht eigentlich die Bedeutung dieser Sammlung. Aber schwerlich wird der Leser, der vor der Lecture jene fürstlichen Namen in der Inhaltsanzeige verzeichnet findet, eine Ahnung davon haben, welchen Schatz er in den Briefen dieser hohen Personen gewinnen wird. In der That, wie schön man sich auch das Verhältniß der weimarischen Fürsten zu den ausgezeichneten Geistern ihres Hofes gedacht haben mag, hier wird die Vorstellung von der Wirklichkeit übertroffen. Die hohe Seele Karl August's, vom echten Regentenadel erfüllt, sein Interesse an Allem, was den Menschen erhebt und ziert, sein weites, allem Menschlichen offenes Herz, das tiefe Gefühl für Freundschaft und die Freude am Umgang mit edlern Geistern — das Alles spricht uns aus jedem seiner Briefe an. Der Brief, worin der Herzog dem von hypochondrischen Grillen gequälten, durch Verhältnisse verstimmten und andere aufsuchenden Freunde zuredet, ist ein unschätzbares Kleinod; er wirft zugleich ein schönes Licht auf Knebel, und deshalb theilen wir folgende Stelle daraus mit:

Ist's ein so geringes Loos — schreibt der Herzog —, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land. Ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Kannst du dir einbilden, du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest du uns gering genug, daß du glauben könntest, wir würden dich so lieben, wie wir thun, wärest du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? (Bd. 1, S. 128.)

Von dem Herzoge haben wir 51 Briefe in dieser Sammlung, von seiner Mutter 31. Sie lassen uns bei dem Geiste, der hohen und reinen Weiblichkeit, die sie athmen, den Schluß machen, daß auch hier, wie wir in der Geschichte so oft wahrnehmen, der Sohn den eigentlichen Grund und das Wesentliche seiner Bildung von der Mutter gewonnen haben möge. Nicht so zahlreich und reichhaltig sind die Briefe der Herzogin Luise; aber sie stellen eine Fürstin dar, würdig ihres Gatten, von hohem Verstande und Sinne und für edlere Freundschaft und alles Menschliche offen und empfänglich.

Einem so geistreichem Hofe kann es nicht an geistreichen Cavalieren fehlen; so erfreut es uns, nach jenen Briefen auch einige von dem Oberhofmeister der Herzogin Amalia, dem auch in der Literatur nicht unbekannten v. Einsiedel, zu finden. *)

*) S. 89 der Biographie Knebel's wird dieser Oberhofmeister der Herzogin Luise genannt; dies ward er erst, nachdem er bei der Herzogin Amalie dasselbe Amt bekleidet hatte. Einen Irrthum enthält diese Biographie noch S. 26, wo die in dem Kreise der Herzogin Amalia eine bedeutende Rolle spielende, aus ihren Briefen an Merck wohlbekannte Lolo Lein von Göchhausen eine Strasburgerin genannt wird. Sie war in Weimar geboren, Tochter des [illegible] kämmerers und keineswegs schön, wie sie in der [illegible] führten Stelle geschildert wird; aber in [illegible] geistreich, für jene Zeit von seltener [illegible] großer Unterhaltungsgabe.

Betrachten wir nun die große Zahl der Briefe des zweiten Bandes, so sondern sich dieselben von selbst in mehre Massen. Die erste führt uns in die [illegible] berlinischen Zustände von den Jahren 1763 — 73. Hier dominirt Ramler als Literator und Knebel ist ihm keineswegs ergeben. Die beschränkende, den Geist niederhaltende Weise jenes Dichters wird durch die Briefe dieses Zeitraums stark charakterisirt. Briefe von Knebel an seinen Freund Gilbert, Hofffiscal in Berlin, von Nicolai und der Karschin an jenen fallen in dieselbe Periode und dienen ebenfalls zu ihrer Bezeichnung. Der Schauspieler Großmann macht den Hanswurst dazu. Briefe von Gleim schließen sich an, und die an Boie, in den göttinger Dichterbund einführend, eröffnen einen etwas freiern und heiterern Himmel. Wir können sie als eine zweite der größern Massen betrachten. Hier dominirt Klopstock; Göthe wird schon genannt.

Ein angenehmes Intermezzo machen die Briefe Knebel's an seine treffliche Schwester Henriette, in denen sie eine Schilderung des Aufenthalts in Paris und Versailles finden (1775); auch ist es erfreulich, in ihnen Knebel als Freund der Natur, ja mit der Wissenschaft derselben beschäftigt zu sehen. Eines solchen Studiums bedurfte es, damit Das, was von Ramler'schen Einflüssen übrig war, ausgetilgt würde.

Die bedeutendste Masse von Briefen aber machen die eigentlichen weimarischen, die von Wieland, Herder und dessen Gattin an Knebel; dann die des Letztern an jenes Ehepaar; zu welchen allen dann jene fürstlichen des ersten Bandes zu zählen sind, dann die an Goethe und, aus dem dritten Bande, an den Kanzler v. Müller, H. Meyer und Böttiger. Wenn wir uns hier abermals an dem eigenthümlichen, zierlichen und gefeilten Style Wieland's, der doch nie in Manier ausartet und immer Seele und Herz ausspricht, ergötzen, in den Briefen an Böttiger Knebel auch als Gelehrten schätzen lernen, die an den Kanzler v. Müller uns dessen [illegible] rarische Vielseitigkeit kundthun, so werden uns doch vor allen die Herder'schen merkwürdig. Denn lebendiger als irgendwo tritt uns in ihnen neben der Größe des Mannes, die uns anderweitig bekannt ist, die schwache Seite desselben entgegen, oder sein Unglück, die Verstimmung an der Gegenwart, die Opposition, in die er so bald mit seiner Umgebung gerieth. Die Gattin, die ihn hätte beschwichtigen sollen, schürte offenbar an, und [illegible] ward ein sehr reiches Leben, ein Leben, das sich und [illegible] dere hätte glücklich machen können, verkümmert. [illegible] könnte ohne Schmerz die Worte lesen: „Seit gestern [illegible] ich Trenk's Leben. Was ist's, 10 Jahre auf [illegible] zu sitzen? Ich sitze 30 daran. Ein bitterer [illegible] jeden Menschen bei dem Buche ergreifen, weil [illegible] und seine Welt im Grunde allenthalben [illegible]

Digitized by Google

S. 292.) Man hat Göthe getadelt wegen manches gegentlichen Urtheils über Herder; man fand ihn hart und ngerecht, aber er war es nicht; man lese, wie von Herer und dessen Gattin über jenen und über seine köstlichken Erzeugnisse geurtheilt wird. Und wie Herder ungsecht gegen Göthe ist, so ist er es auch gegen Schiller.

Aus der größern Zahl der übrigen Briefe heben wir noch die von Franz Passow hervor, zum Theil aus Weimar geschrieben. Aus ihnen sehen wir abermals, wie Knebel als Übersetzer antiker Dichter es sich keineswegs nicht machte, wie er vielmehr sehr ernst verfuhr, wie liebevoll er jüngere Strebende behandelte. Auch für den ider zu früh den Wissenschaften entrissenen Passow sind iese Briefe ein ehrendes Zeugniß, indem sie uns den rebenden, gewissenhaften, das Alter ehrenden und bei roßer Selbständigkeit sich ihm hingebenden jungen Mann ebendig darstellen.

Der Reichthum dieser Briefe könnte uns für eine Recension zu weit verlocken. Doch beruht auf ihnen auch er Hauptwerth des Nachlasses; wie dieser Briefwechsel denn uch den beiweitem größesten Raum desselben einnimmt.

Am wenigsten bedeutend sind Knebel's Gedichte (Bd. 1, S. 3 — 104), die auch größtentheils schon in frühern Sammlungen erschienen waren. Die anmuthigsten unter hnen sind die, welche Gegenstände der Natur besingen, ür deren Reiz der Dichter besonders empfänglich war; n den „Hymnen" stoßen wir, neben anmuthigen, auf Stelen, die man erhaben nennen darf. Die Verehrer jener länzenden Periode Weimars werden sich besonders der Gedichte, die auf Personen und Local jener Zeiten und ustände Bezug haben, erfreuen. Zu Gediegenheit und Gewandtheit in der Form brachte es K. nie; selbst einen Hexameter, deren er so viele gemacht, gut zu bilden gelang ihm nicht; den Reim schätzte er nicht; mit sehr wenigen Ausnahmen sind seine Gedichte alle reimlos.

Der dritte Band des Nachlasses enthält nebst einem Theile des Briefwechsels Knebel's vermischte prosaische Schriften. Es sind kleinere Aufsätze, philosophischen, ästhetischen, literarischen Inhalts, Fabeln, Tagebücher, Denkblätter mannichfaltiger Art. Bei so großer Mannichfaltigkeit dieselben hier einzeln zu charakterisiren würde unthunlich sein; wir begnügen uns mit wenigen Bemerkungen. Knebel war kein speculativer Kopf; aber er dachte, und er stieß auf keinen, den gefühlvollen und geistiggebildeten Menschen ansprechenden Gegenstand, der ihm nicht zu Reflexionen, zu einem ernstern Denken Anlaß gab. Die Natur und namentlich ihr Bezug auf das Sittliche, dann die Verhältnisse des socialen Lebens beschäftigten vor Allem seinen Geist, und wo er von dem letztern redet, gibt er oft die treffendsten und feinsten Bemerkungen. Man lese, um sich hiervon zu überzeugen, den Aufsatz über Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit. Dem Christenthum gewann er seine erhabene Seite nicht ab, wie er dessen sich immer regenerirende, beseligende Kraft nicht gewahrte. Er ward einseitig bei Beurtheilung desselben, indem er bei den Erscheinungen dieser Religion in der Zeit sich stehe an die hielt, die von Menschen getrübt waren. Aber keineswegs fehlte es ihm an religiösem Gemüth, und von seiner Ehrfurcht vor Sitte und Rechte zeugen alle in diesem Nachlasse mitgetheilten Producte, was um so erfreulicher, da er, namentlich in frühern Jahren, mehr als billig der Skepsis hingegeben war. So sind die Worte wohlthätig, die er kurz vor seinem Ende sprach:

Die Kraft, die in uns denkt, schafft und will, kann unmöglich mit dem Körper untergehen; sie wird sicher im großen Haushalte der Natur irgendwo wieder verwendet und zu größerer Reife ausgebildet werden; wo, wie, in welcher Form? das ist nicht zu ergrübeln; genug, daß man fest hoffen darf, sie werde fortdauern. (Bd. 1, S. 62.)

Zum Schlusse unserer Anzeige theilen wir einige Bemerkungen über Knebel's sehr interessante Persönlichkeit mit, wie sein Biograph sie am Ende der Lebensbeschreibung gibt. In Knebel's persönlichem Charakter, der im Ganzen einen liebenswürdigen und Jedermann gewinnenden Grundzug hatte, lagen die mildesten und härtesten Elemente dicht nebeneinander. Von vorherrschend cholerischem Temperamente, erschien er oft wie der gutherzige Polterer, und doch war wieder Alles von ihm zu erlangen, wenn der Moment, der seinen Zorn erregt hatte, vorüber war; denn von Natur war K. äußerst gutmüthig. Der Freundseligkeit, die ihm eigen, traten zu Zeiten wieder Züge entgegengesetzter Art, besonders eine unbändige Heftigkeit, in den Weg. „Ein sanfter und feiner weiblicher Umgang", pflegte er daher selbst zu sagen, „ist mir deshalb beinahe nothwendig." Knebel war sehr unruhig und konnte besonders in frühern Jahren kaum fünf Minuten sich auf einem und demselben Punkte halten; eine Unstetheit, die sich auch geistig in dem mannichfaltigen Ausgreifen seiner Bestrebungen kundthat. Bis in seine spätesten Lebensjahre nahm er regen Antheil an der Zeit, besonders in politischer Hinsicht. Er war liberal in Meinung und Denkungsart, jedoch gemäßigt und nie an ein Extrem der Ansichten sich hingebend.

Wir, und gewiß Viele mit uns, haben große Ursache, den Herausgebern dieses in vieler Hinsicht so interessanten Werkes dankbar zu sein. Es unterhält auf mannichfaltige Weise, dient zur Charakteristik der merkwürdigsten und erhabensten Personen und führt in eine Zeit ein, die immer unter die denkwürdigsten unsers Vaterlandes wird gerechnet werden. Auch den Verlegern müssen wir danken, daß sie das nicht geringe Unternehmen gewagt und das Werk so würdig ausgestattet haben. 87.

Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritte des Königs Otto. Von Joh. Lud. Klüber. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Es dürfte wol nur wenig Gegenstände in der Geschichte der neuern Zeit geben, welche einer abgeschlossenen historischen Darstellung so reichen Stoff und so eigenthümliches Interesse bieten könnten als die Entstehung der neugriechischen Monarchie, die man, vielleicht nicht ganz passend, als Griechenlands Wiedergeburt bezeichnet hat. Alles, was eine solche Darstellung wahrhaft zu einem historischen Kunstwerke erheben könnte, findet sich in dem im Ganzen genommen kurzen Zeitraume von

Digitized by Google

[illegible] Jahren zusammengedrängt und läßt sich mit geübtem Blicke leicht übersehen. Das Elend und die [illegible] Erhebung eines seit Jahrhunderten unterdrückten Volkes, dessen Name durch die größten Erinnerungen geheiligt ist, im Kampf der Verzweiflung um nationelles Dasein, voll ergreifender, echt tragischer Momente, die unbeschränkte Entwickelung menschlicher Thatkraft von der Erhabenheit des edelsten Heldenmuthes bis herab zu den kleinlichsten Leidenschaften gemeiner Seelen, die grellsten Kontraste von Tugend und Laster, von Unerschrockenheit und Feigheit, von Standhaftigkeit und Verzagtheit, von der großartigsten Aufopferung für das Gemeinwohl und der niedrigsten Selbstsucht gefühlloser Berechnung, — und dies Alles bei einem Volke, welches durch seine Schicksale, seinen Charakter, seine Sitten, seine eigenthümliche Stellung in der europäischen Völkergemeinschaft, ja selbst durch die Hoffnungen, welche sich an seine Erhebung knüpfen, geschichtlicher Würdigung einen ganz besondern Reiz gewährt: welche Elemente zu einem historischen Gemälde liegen nicht schon in diesen allgemeinsten Umrissen, deren Ausführung im Einzelnen durch eine glückliche Vertheilung schlagender Motive ein Meisterwerk historischer Kunst werden müßte!

Und dennoch bietet sie nur erst eine, wenn auch die vorzüglichste Seite des Gemäldes dar. Die ohnmächtige Grausamkeit eines bis zu dem heftigsten Ingrimm erbitterten Gegners, die lebhafte Theilnahme der gebildeten Welt an Sieg und Mißgeschick dieses aufstrebenden Volkes, dem eine kalt berechnende Politik erst lieber neue Fesseln auferlegen möchte, dann das nothgedrungene Einschreiten einer eifersüchtigen Diplomatie, welches zunächst nur zu einer Reihe ungünstiger Verwickelungen und vereitelter Hoffnungen führt, und endlich dennoch die Begründung eines jugendlichen Thrones, welcher, von den größten Schwierigkeiten umgeben, in dem unsichern Boden eines noch rauchenden Vulkans Wurzel fassen soll, — dies Alles sind gleichfalls Momente von der höchsten Bedeutung für eine umfassende Darstellung der Entstehung der neugriechischen Monarchie und einer Behandlung fähig, die sich dem Gipfel classischer Geschichtschreibung nähern könnte.

Wir haben oft Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wie und in welchem Geiste die Geschichte der griechischen Revolution geschrieben werden sollte, wir haben darüber einige Ideen gewonnen, die wir hier vielleicht andeuten dürfen; ja, man kann sich in Erinnerung an die classischen Geschichtschreiber des hellenischen Alterthums selbst ein gewisses Ideal vor die Seele führen, dessen mögliche Verwirklichung wahrscheinlich einer andern Zeit als der unserigen vorbehalten bleibt. Denn jedenfalls sind gegenwärtig noch nicht einmal die äußern Bedingungen vorhanden, von welchen eine befriedigende Darstellung der Geschichte der griechischen Revolution abhängt. Die dazu nöthigen Materialien sind bisjetzt weder gehörig gesammelt, noch kritisch gesichtet und geprüft; die Hauptquellen bleiben immer noch jene Berichte näherer oder fernerer Theilnehmer an den Ereignissen des Freiheitskampfes, welche in der Zeit gewaltiger Aufregung unter dem unmittelbaren Einflusse unvermeidlicher Vorurtheile aufgezeichnet wurden; sie haben in dieser Beziehung entschiedenen Werth, weil sie die Stimmung der Zeit weit am bestimmtesten charakterisiren; sie bleiben aber nichtsdestoweniger einseitig und müssen durch die Nachrichten ergänzt werden, die wir von unparteiischen Beobachtern, welche den Verhältnissen nahe genug standen, um darüber urtheilen zu können, in Zeiten der Ruhe zu erwarten haben. Ueberdies liegt eine noch größere Schwierigkeit vielleicht in dem Geiste unserer Zeit, welcher der parteilosen Geschichtschreibung nicht eben günstig zu sein scheint. Griechenland ist mit all seinem Elende, mit den Heldenthaten seiner Bewohner und der Gerechtigkeit seiner Sache mit in den Zwiespalt der europäischen Politik hineingezogen worden, welcher das allgemeine Interesse an seiner nationellen und politischen Selbständigkeit nur zu bald in die kleinlichen Leidenschaften und Pläne feindseliger Parteien auf[illegible]; und gerade dies hat die richtige Auffassung der ganzen Revolution so sehr erschwert, ihr nicht selten einen falschen Charakter gegeben und sie der [illegible] entfremdet.

Die Geschichte der griechischen Revolution, wie wir sie uns denken, müßte wo möglich von einem Griechen in der reinen Sprache seines Landes mit der frischen Lebendigkeit lebendiger Erinnerung und mit dem klaren Bewußtsein eines großen Unternehmens geschrieben werden. Er müßte mit einer tiefen Kenntniß der frühern Geschichte seines Vaterlandes die richtige Würdigung des Geistes und der Art seines Volkes verbinden, wie es war, als es sich zur Freiheit erhob; er müßte es verstehen, mit Wärme das poetische Element dieses weltgeschichtlichen Ereignisses zu erfassen und mit philosophischer Ruhe die nackte Wahrheit einer kalt berechnenden Politik zu enthüllen; er müßte mit tiefem Blicke Menschen und Verhältnisse durchdringen, den ganzen weiten Kreis menschlicher Tugenden und Schwächen übersehen und vor Allem in der Charakteristik hervorstechender Individuen vollendete Meisterschaft üben. Grade auf diesen letztern glauben wir um so mehr Gewicht legen zu müssen, da eine richtige, scharfe Auffassung der einflußreichsten Charaktere in derselben die sicherste Grundlage für den innern Fortschritt eines einer Geschichte der griechischen Revolution sein würde. Wir sagen nicht, daß eine solche Geschichte eine leichte Aufgabe sei, welcher eine eitle Begeisterung oder eine stolze Gleichgültigkeit gewachsen wäre; nein, sie muß das Werk eines [illegible] Geistes sein, welcher in sich den göttlichen Funken echter Poesie bewahrt und auf dem in leichtem Fluge erreichen Gipfel der Begeisterung nach Muth und Kraft genug besitzt, sich wieder zu den Gemeinheiten menschlicher Schwächen und kleinlicher Erbärmlichkeiten zu erniedrigen; nur so kann es ein Werk voll Leben und Seele, voll Geist und Wahrheit [illegible].

Es könnte scheinen, als ob wir diese kurzen Andeutungen hier in keiner andern Absicht mitgetheilt hätten, [illegible] die bisherigen Bearbeitungen der Geschichte der griechischen Revolution den Stab zu brechen und namentlich gegen das oben genannte Werk ein ungünstiges Vorurtheil zu erregen. Wir sind davon weit entfernt und glaubten nur bei der [illegible] teilschen Beurtheilung eines sehr achtbaren Beitrags zur Darstellung der Zeitgeschichte von einigen allgemeinen Gesichtspunkten ausgehen zu müssen, die in der Natur der Sache liegen. Überdies sind Hrn. Klüber's Name, seine Verdienste um Geschichte und Politik als Wissenschaft und die Art seiner Arbeiten schon zu bekannt, als daß wir zu ihrer Empfehlung noch etwas zu sagen hätten. Man weiß schon im Voraus, was man in den Büchern des Hrn. Klüber über die diplomatische Genauigkeit der Thatsachen, so weit sie [illegible] ist, klare, lichtvolle Anordnung und Darstellung, ein [illegible] Raisonnement, Schweigsamkeit, wo es besser ist, [illegible] gen, ein treffendes Urtheil, wo überzeugt werden [illegible] seinen Takt als lebendige Theilnahme, mehr Ruhe [illegible] losophie.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Als Verfasserin des aus der Pipogenda [illegible] poveri zu Neapel vor einigen Wochen in [illegible] tung hervorgegangenen Werkchens: „L'estinzione [illegible] considerazioni sul pregio della vita", wird die [illegible] nigin Isabelle angegeben.

Madame Emile de Girardin (Delphine [illegible] dem Titel: „La canne de M. de Balzac" [illegible] und geistreichen Spott und heitern Ernst [illegible]

Von Madame Melanie Waldor sind in [illegible] de la vie intime" herausgekommen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck von [illegible] in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 170. — 18. Juni 1836.

Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehn. Von Alb. Steinbeck. Nebst einer einleitenden Abhandlung: Der organische Leib und die Sprache von Gotthilf Heinrich v. Schubert. Leipzig, Göschen. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Ref. ist kein Hellseher, aber liebt das Hellsehen, gleich die Philosophen keine Weisen (im vollsten Sinne des Worts) ind, aber die Weisheit lieben. Mit der Liebe verbindet ich Glaube, oder ist deren andere Natur, darum steigen nd sinken beide miteinander. Nun gibt es Leute, die ngeblich zu viel lieben und glauben, vom Hellsehen wie on Weisheit, man nennt sie Mystiker und Schwärmer; s gibt auch Leute, die angeblich zu wenig lieben und lauben, vom Hellsehen wie von Weisheit, man nennt ie Zweifler und nüchtern. Kommen diese beiden Theile n Gegenrede — was fast immer geschieht, besonders n unsrer Zeit —, so ist des Häders kein Ende; die Genossenschaft des Zuviel vermißt an den Gegnern höheres Licht oder fromme Dialektik, vermißt sowol den Glauen als die Liebe; die Genossenschaft des Zuwenig richt von gespenstischen Luftbildern, welche der Nacht ngehören, oder von fromm dialektischer Tiefe, worin an nichts schaut, tadelt Aberglauben und blinde Liebe — dann wird durch den Zank über Hellsehen und Weisheit igentlich Niemand hellsehend und weise.

Wer nun mit jener Mäßigung, welche als Cardinaltugend bei den Alten mehr galt als bei den Neuern, eder zu viel noch zu wenig lieben und glauben möchte, heint der verrufenen Mitte anheimzufallen, wo es eder warm noch kalt sein soll und wo man sonach weder Mystik und Schwärmerei, noch Zweifel und Nüchternheit anträfe. Dennoch ist vielleicht gleich der mittlern emäßigten Erdzone auch die mittlere gemäßigte Geisteszone für ein gesundes Leben der Menschen die heilsamste. Sich in sie zu begeben, wäre wegen des Gesunden nd Heilsamen dem Liebhaber des Hellsehens und dem hilosophen doch anständig, und Beide würden dann manes Ungewöhnliche lieben und glauben; aber nicht Alles, ndern mit einer gewissen Begrenzung, mit einer gewissen problematisch auffassenden Vorsicht, welche das Mögche vom Wirklichen unterschieden hält, deren Gebiet die aschen und die mag Glaubenden und Liebenden meistens verwirren und zusammenfallen lassen. Folgende Maximen könnten etwa ein Gemäßigtes andeuten.

Liebe und glaube eine Heimat der Poesie in den Wandertagen der Prosa, der Jedweder mehr zugewandt ist, als er selber ahnt, welche aber nicht für Jeden in demselben Grade der Breite und Länge liegt; liebe und glaube eine Sonne der Religion als Mittelpunkt der Erdenbahn, um welchen diese kreist; liebe und glaube Wahrheit, Wissenschaft, Geistesmacht, denen die Schöpfung gehorcht mit dir selber als deren betrachtendem Gliede und denkendem Erdenwesen.

Vergiß nicht über der Poesie den Haushalt deiner Prosa, nicht über dem Himmel, für welchen, die Erde, auf welcher du lebst; geselle zu deinem Streben nach Wahrheit und Wissenschaft eine vernünftige Besonnenheit und bewährte Lebenserfahrung. Traue nicht der Fieberhitze und dem Fieberfroste, welche manchmal Einzelne, wie ganze Zeiten und Völker ergreifen.

Es gibt ferner eine Sprache der Poesie, gebraucht von allen wahren Dichtern, verstanden und empfunden von allen Hörern verschiedener Völker und Stämme; ob aber diese Sprache einst vor der babylonischen Verwirrung ursprünglich in besondere Wortlaute gefaßt und etwa dem Hebräischen ähnlich gewesen und mit einigen abweichenden Häkchen geschrieben worden — wie Swedenborg durch Engel unterrichtet sein wollte und wovon ihm sogar ein Papier aus dem Himmel zugekommen —, dies unterliegt skeptischen Bedenken.

Manche Träume enthalten Weissagung, deren Sinn wie Pharao's fette und magere Kühe durch Auslegung erkannt wird; darum nun aber allen Traumwust für bedeutsam achten und in den Traumbüchern der Dorfjahrmärkte ein vorgebildetes festes System der Hermeneutik suchen, ist zu viel.

Im Hellsehen des Lebensmagnetismus entdeckt sich eine eigenthümliche Erkenntnißweise, hinausreichend über das gewöhnliche Wachen und dessen Erkennen, mit höchst auffallender Wahrnehmung und Combination in Raum und Zeit; inzwischen alle Reden der magnetisch Schlafenden — meistens Schläferinnen — als hohe Weisheit und Offenbarung anzustaunen und etwa vom Dasein gewisser Geister sich unterrichten zu lassen, welche Halbstiefeln tragen und Lichtputzen entwenden, das ist viel zu viel,

Digitized by Google

wenn Jemand nicht selber von den Schläfern hingerissen wird und gleich ihnen wie Saul unter den Propheten weissagt und anschaut.

Mit solchen Begrenzungen seiner Liebe und seines Glaubens trägt Ref. gar kein Bedenken, der Behauptung des Verf. (S. 169) von einem „Doppelleben des Menschen" beizustimmen, wovon nur die eine Hälfte ins gewöhnliche Bewußtsein tritt, und hat diese Überzeugung schon vor zehn Jahren öffentlich dargelegt. Das eine Leben läßt sich mehr als ein überzeitliches, das andere als ein zeitliches bezeichnen, und in der Oscillation zwischen beiden besteht das menschliche Dasein. Auch ist annehmbar, daß jenes, als das höhere und fähigere, sich täglich im Schlafe entwickele, mithin als Schlafleben dem Wachleben gegenüberstehe, wovon das letztere sinnlich Tagthätige, in mancher Beziehung mangelhaft und bedürftig, auf jenes vollkommenere, mit dem Erwachen meistens ganz vergessene als auf seine Ergänzung hinweise und durch zwischenschiffende Träume und besondere Zustände zuweilen überraschend seinen Hintergrund offenbare. Selbst die Vergleichung (S. 217) dieses Zwiefachen mit Demjenigen, was die Philosophen a priori und a posteriori der Erkenntniß nennen, hat Ref. schon vor einem Jahrzehend angestellt, was der Verf. hätte anführen mögen, wenn er das Buch gelesen.

Aus diesem, unserm Alltagleben verborgenen, mystischen, weil geheimen, Lebenswalten leuchten einzelne Blitze hervor in die wache Menschenwelt und heißen dann Poesie, Religion, wissenschaftliche Aufschlüsse und Wahrheit, zum Unterschiede von dem gemeinen sinnlichen Treiben, dem Haschen und gewöhnlichen Auffassen, worin sich die Menge fortbewegt. Was dadurch vernommen wird und wahrgenommen, ist nicht das Gewöhnliche, in seinem Wechsel Trübe und Verwirrte, sondern ein Reineres und Ungemischtes, wie Plato, selber ein Dichterphilosoph, seine Ideen sich dachte; es ist ein Hellsehen und Bewußtwerden des Ewigen, Unwandelbaren, der Urbilder für die täglich ins Bewußtsein tretende Welt der Abbilder.

Verschiedene Individuen unter den Menschen sind hierfür besonders fähig und durch ihre gesammte Gedankenrichtung gebildet, unterscheiden sich dadurch in ihrem Zustande von Andern, oder erfahren auch besondere Zustände, in denen ihre Gabe des Hellsehens auffallend hervortritt, und erscheinen dann als Dichter, Propheten, Verkünder neuer Wahrheiten und Lehren.

Ihnen wird sich gern ein jegliches Gemüth zuwenden, sobald seiner Liebe und seinem Glauben für das verborgene Leben des Menschen die Verkündigungen entsprechen, und wirklich haben ja alle Zeiten den Dichtern, Propheten und Sehern zugehorcht. Wäre hingegen das Verkündete ganz unangemessen dem verborgenen Orakel in der eignen Brust, könnte sich daran weder Liebe noch Glauben wärmen und entzünden, so würde es abgelehnt und aus dem Gedankenkreise der Empfangenden verwiesen. Es hat unechte Dichter, Propheten und Wissenschaftsverkünder gegeben, gleichwie falsche Träume und Gesichte.

Herr Steinbeck ist praktischer Arzt und als solcher einer Prosabetrachtung körperlicher Leiden und deren Abhülfe zugewiesen, mithin dadurch, gleich den Meisten seines Berufs, dem Dichtern und Hellsehen wenig verwandt, außer es erscheine als Krankheit oder als Symptom derselben; dennoch hat er Beides in einer Anschauung aufgefaßt und in einen Zusammenhang gebracht, [illegible] Ganzen schwerlich Jemand seine Überzeugung versagen [illegible] wenn er nicht die Partei der Zuwenig verstärken will, gesetzt auch, daß im Einzelnen der Autor ins Zuviel überzuschlagen schiene. Der Vorredner, welcher mit poetisch-religiösem Gemüthe gern Analogien des Physischen und Psychischen verfolgt, hat auch hier die Sprache als Sinnbild des organischen Leibes und seiner Kraftäußerung betrachtet, gleichsam als Duft der zeugenden Blüte, und wegen Sprache ein Werk sei der zeugenden Begeisterung.

Vom Hellsehen meldet der Verf., daß selbst Hegel, der Heros neuerer speculativer Philosophie", es zugebe, als ob den speculativen Philosophen anständig wäre, Thatsachen zu leugnen, und als ob sie nicht weit mehr noch glaubten und zugäben, nämlich ihre eigne Speculation. Die Hegel'sche, wodurch Gott als das Resultat eines Processes erscheint, kann der Verf. nicht glauben und [illegible] ben (S. XXIX). Wiederum stützt er sich viel auf [illegible] ner's „Seherin von Prevorst", wogegen Andere [illegible] Manches einzuwenden hätten. In vier Abschnitten [illegible] sich das Werk: 1) Ähnlichkeit im Wesen der Poesie und des Hellsehens; 2) Ähnlichkeit der äußern Auxiliarmittel für Beide, wie der geistigen und körperlichen Zustände des Dichters und Sehers; 3) Ähnlichkeit der von Beiden geschauten und gedachten Gegenstände; 4) Ähnlichkeit der Sprache und des Rhythmus des Dichters und Sehers. Alle enthalten Bemerkungswerthes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritte des Königs Otto. Von Joh. Lud. Klüber.

(Beschluß aus Nr. 169.)

Das vorliegende Werk kündigt sich selbst als eine „pragmatische Geschichte der nationalen und politischen [illegible]burt Griechenlands" an. Dawider wäre eben nicht [illegible]liches zu erinnern, wenn man den geschichtlichen [illegible] auf gewisse enge Grenzen beschränken will. Die [illegible] sind mit gewissenhafter Angabe von Jahr und Tag gestellt; man erkennt leicht ihre natürliche Folge und [illegible]tige Beziehung; ich erinnere mich ebenso wenig [illegible]liches vermißt, als etwas Neues gefunden zu haben; [illegible]lich ist der diplomatische Theil des Buches mit einer Vorliebe behandelt; alle Protokolle und Noten, [illegible] griechischen Thron begründen halfen, werden [illegible]zer Ausdehnung, begleitet von wenigen, aber [illegible]kungen, vorgeführt: genug, den Ausdruck „[illegible]schichte" scheint uns hinlänglich gerechtfertigt, [illegible] unter nichts als den äußern Pragmatismus [illegible] Wer dagegen hier Aufklärung über die [illegible] Ereignisse, tiefere Blicke in das Getriebe der [illegible] Charakteristik der handelnden Hauptpersonen [illegible] Angabe der eigentlichen Triebfedern [illegible] zur Begründung des innern Pragmatismus [illegible]chen wollte, würde sich sehr täuschen. [illegible]

Digitized by Google

ge in dem Plan, noch in der bekannten Art des Verf. Er nimmt „das Ganze der Entstehungs-, Bildungs- und Verfassungsgeschichte des Griechenstaats von dem Aufschwunge zur Freiheit im Jahre 1821 bis zur Selbst- und Alleinregierung des Königs Otto am 1. Juni 1835" als eine einfache geschichtliche Thatsache, welche er „in möglichster Kürze" darstellen will; er ist dabei fast mehr Publicist als Geschichtschreiber und macht daher sogleich in der Vorrede auf einige wichtige Punkte der Entstehungsgeschichte des neugriechischen Staats aufmerksam, welche als theoretisch-praktische Beiträge zu gewissen staatswissenschaftlicher Lehren und der neuern Diplomatie vorzügliche Beachtung verdienen.

Es ist daher auch natürlich und dem Plane des Werkes gemäß, daß der Verf. die eigentlichen Kriegsbegebenheiten, Heerzüge, Schlachten, Überfälle, Belagerungen u. s. w., welche unter gelübter Hand vielleicht die glänzendste Seite eines Gemäldes der griechischen Revolution werden würden, nur als Thatsachen Kurz angedeutet hat, ohne sich weiter auf nähere Schilderungen und Angaben einzulassen. Gordon's „Geschichte der griechischen Revolution" hat in dieser Beziehung wesentliche Vorzüge vor dem Werke des Hrn. Klüber, zumal da jener als Augenzeuge und Kenner sprechen konnte. Auffallender ist es ebenfalls, daß Hr. Klüber, wie uns erscheinen möchte, fast absichtlich die schärfere Charakteristik der Hauptpersonen in diesem geschichtlichen Drama vermieden hat. Man sucht vergebens nach dem treffenden Bilde eines Ypsilantis, Maurokordatos, Kolettis, Trikupis, Kolokotronis, Markos Bozzaris, Pietro-Mauromichalis, Miaulis und anderer einflußreichen Männer; selbst was von S. 445 an über Kapodistrias gesagt ist, gibt noch eine gewählte Zusammenstellung günstiger und ungünstiger Urtheile über den Präsidenten als eine selbständige Charakterschilderung und freie Beurtheilung dieses unglücklichen Staatsmannes. Noch viel weniger wird man folglich die Charakteristik der bedeutendern Individualitäten aus der Zeit der Regentschaft, am wenigsten der Regentschaftsmitglieder erwarten. In diesem Capitel hat sich Hr. Klüber klug genug so gleichgültig als möglich, ich möchte fast sagen ganz passiv gehalten; kann man die Sachen eben nicht immer von den Lichtseiten zeigen, so ist es freilich besser, man läßt sie in einem gefälligen Halbdunkel, als daß man sie geradezu in Schatten stellen sollte. Von den Blößen, welche neulich vorzüglich durch das bekannte Werk des Hrn. von Maurer aufgedeckt worden sind, nimmt der Verf. fast gar keine Notiz; wie viel weniger hätte er sich gefugt geglaubt, darüber zu urtheilen, auf welcher Seite bei dem fatalen Zwiespalt der Regentschaft Recht oder Unrecht sei? Was im Allgemeinen die Art der Charakteristik des Hrn. Klüber betrifft, so beschränkt er sich meistens auf einige Beiwörter, welche bisweilen nach unserer Meinung eben nicht ganz glücklich, vielleicht selbst nicht ohne Vorurtheile gewählt sind. So wird z. B. Maurokordatos S. 118 „der vorwurffreiste, wohlherzigste und gebildetste unter den Hauptführern der griechischen Sache" genannt und S. 164 wegen seiner Parteilosigkeit und wegen seines reinen Wohlwollens gerühmt. Die Richtigkeit dieser Eigenschaften wäre denn doch wol etwas näher zu begründen und nach andern Nachrichten vielleicht zu modificiren gewesen. Durch diese Weise bekommt aber leider die sonst wegen ihrer thatsächlichen Genauigkeit höchst lobenswerthe Darstellung des Verf. etwas Unbestimmtes, wir möchten sagen, eine unzuverlässige Haltung, welche den Mangel an philosophischer Auffassung und Beurtheilung dieser nicht blos für unsere Zeit, nein, für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Weltbegebenheit verräth.

Wollten wir die einzelnen Abschnitte des Werkes genauer durchgehen, so würde es uns nicht an schlagenden Beweisen für unsere Meinung fehlen. Wir sehen uns aber auch hier genöthigt, bei einigen allgemeinen Bemerkungen stehen zu bleiben. Bei der Eintheilung der ganzen Revolutionsgeschichte in fünf Zeiträume geht Hr. Klüber von dem Principe der diplomatischen Verhandlungen zu Gunsten Griechenlands aus und schließt daher den ersten Zeitraum mit „Großbritanniens und Rußlands Vereinbarung zu gemeinschaftlicher Vermittelung des Streites" (April 1826), führt dann im zweiten die Geschichte bis auf die Zustimmung der Pforte zu den von den vermittelnden Mächten verabredeten Grundlagen für Griechenlands eigne politische Stellung" durch (September 1829), gelangt im dritten bis auf die „Einwilligung der Pforte in Griechenlands vollständige politische Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupte" (April 1830), faßt im vierten die Verhandlungen bis auf „des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg Rücktritt von seiner Annahme der ihm angetragenen Würde eines souverainen Erbfürsten von Griechenland" zusammen (Mai 1830), und erzählt im fünften die Ereignisse bis zu dem „Regierungsantritt des Königs Otto" (Juni 1835).

Die Einleitung gibt in gedrängter Kürze die Hauptmomente aus der frühern Geschichte und der Geistesstimmung der Hellenen, welche als die wesentlichsten Motive zur Revolution hervortreten; es sind scharfe Umrisse, aber doch eigentlich ohne tiefere oder originelle Auffassung des Gegenstandes. Der Aufstand des Theodor Wladimiskon — so schreibt der Verf. statt des gewöhnlichern Wladimiresko, ohne daß diese Abweichung grade hinlänglichge rechtfertigt erschien — und Ypsilantis' unglückseliger Zug in der Moldau und Walachei leiden, wie sie der Verf. dargestellt hat, eben wegen des obenbemerkten Mangels an schärferer Charakteristik der Hauptpersonen, an einer gewissen Einseitigkeit. Ich meine, es sei jetzt doch wol an der Zeit, in Ypsilantis nicht blos den ersten Helden der aufgehenden Freiheit zu sehen. Wären seine Schwächen und Fehler in ein richtiges Verhältniß zu seinen Vorzügen und Tugenden gestellt, so würde die ganze Darstellung bedeutend an historischer Wahrheit gewonnen haben. Die darauf folgenden glorreichsten Abschnitte des Freiheitskampfes, welche die Jahre 1821—26 umfassen, sind, wie gesagt, etwas leicht, aber nicht ohne Wärme und Lebendigkeit geschrieben; die Ereignisse folgen Schlag auf Schlag ohne wesentliche Lücken und unwesentliche Betrachtungen. Vielleicht sind der Eile, die hier nicht zu verkennen ist, einige kleine Verwechselungen und Irrthümer in den Namen zuzuschreiben; so hieß z. B. der bekannte bairische Philhellene, welcher einer der Ersten mit Oberst von Heidegger nach Griechenland ging, nicht, wie S. 109 steht, Schnitzler, sondern Schnitzlein; S. 190 steht sogar Orogos statt Oropos, was nicht Druckfehler, sondern nur gutmüthiges Nachschreiben eines Druckfehlers ist, wie er sich in der zufällig vor uns liegenden Quelle des Hrn. Klüber findet.

Schon im zweiten Zeitraume tritt die diplomatisch-publicistische Seite des Buches bestimmter hervor, und die Erzählung wird daher auch gemessener, kälter, wir möchten fast sagen seelenloser. Die Schlacht bei Navarin und die Vorfälle bei Athen im Frühjahre 1827 verlieren sich als belebtere Episoden beinahe ganz in dem Gewirr diplomatischer Verhandlungen und intriguirender Parteien, deren Leitung und Beherrschung ein verhängnißvolles Schicksal dem Grafen Kapodistrias vorbehalten hatte. Nach einer obengemachten Bemerkung brauchen wir kaum daran zu erinnern, wie Hr. Klüber die Wirksamkeit des Präsidenten behandelt; er erzählt nur, urtheilt aber sehr wenig, wenn man auch im Ganzen wol sieht, daß er ihn eher gegen seine Gegner in Schutz nehmen möchte; Kapodistrias scheint uns einer von den Charakteren zu sein, welche nicht allein durch eine trockene Aufzählung von Thatsachen, die auf sie einwirken, begreiflich werden, sondern psychologisch entwickelt sein wollen; wir haben anderwärts eine kleine Skizze dieser Art versucht. Verhältnißmäßig fast zu ausführlich sind die Verhandlungen über die Wahl eines souverainen Fürsten von Griechenland, die Annahme und die gleich darauf erfolgte Verweigerung dieser Fürstenwürde von Seiten des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg mitgetheilt. Die dabei in Betracht kommenden publicistischen Fragen sind, wie sich von selbst versteht, mit des Verf. bekannter Meisterschaft und Ruhe abgehandelt. Übrigens ist er gleichfalls der von uns schon vor mehren Jah-

Digitized by Google

um aufgestellten und mit hinlänglichen Gründen unterstützten, neuerdings aber wieder durch Thiersch heftig angefochtenen Meinung, daß Prinz Leopold nicht sowol durch die absichtlichen Machinationen des Präsidenten Kapodistrias als vielmehr durch eine Verkettung von Umständen, welche auf ihn entscheidenden Einfluß hatten, zum Rücktritt bestimmt worden sei. (Vgl. S. 793.)

Sehr schätzenswerth sind die darauf folgenden Zusammenstellungen über den Territorialbestand und die Finanzverhältnisse des neugriechischen Staats, obgleich auch mehr übersichtlich als detaillirt. Der letzte Zeitraum gibt im Wesentlichen etwa Dasselbe, was in den verschiedenen Artikeln über die neuesten griechischen Zustände in dem „Conversationslexicon der neuesten Zeit und Literatur" gegeben ist. Diese Artikel, obgleich nur einmal, S. 451, erwähnt, scheinen von dem Verf. selbst ziemlich benutzt worden zu sein; wir finden im Anhange, wo ein Verzeichniß der Hauptschriften der neuern und neuesten Geschichte Griechenlands gegeben wird, wenigstens einige Titel, welche mit diplomatischer Genauigkeit die Druckfehler beibehalten haben, wie sie sich in jenen Artikeln finden: ein Umstand, der eben grade nicht für die eigne Benutzung dieser Schriften von Seiten des Verf. spricht. Wir wollen übrigens damit nicht etwa sagen, daß der Verf. nicht selbst aus den Quellen geschöpft habe; vielmehr ist die genaue Angabe derselben, namentlich in der zweiten Hälfte des Buches, noch ein wesentlicher Vorzug eines Werkes, welches Allen empfohlen werden kann, welche eine gedrängte, zuverlässige und gutgeschriebene Belehrung über die Bildungsgeschichte der neugriechischen Monarchie suchen, zumal da man vielleicht noch lange Zeit vergebens auf den Thucydides von Griechenlands Wiedergeburt wird warten müssen. S.

Notizen aus Frankreich.

Vorgeschlagener Doublettentausch unter den Bibliotheken und Cabineten in Europa.

Der in Deutschland als Bauchredner und ausgezeichneter Mime bekannte Alexander Vattemare, der mit großer Beharrlichkeit den Plan verfolgt, einen Verkehr unter den verschiedensten Bibliotheken in Europa mittels der zu vertauschenden Doubletten zu bewirken, hat sich darüber in folgendem Briefe, datirt aus Mary-le-Roi vom 1. März d. J., erklärt, welchen man in einigen französischen Journalen liest.

„Die Petition, welche ich an die Kammern gerichtet habe, um einen allgemeinen Tausch der Doubletten von Büchern und Kunstgegenständen unter den Bibliotheken und Cabineten Europas zu bewirken, wird von der Kammer der Deputirten in Betracht gezogen werden. Dieser Plan, welcher zum Resultate haben würde, die intellectuellen Schätze von ganz Europa gemeinnütziger zu machen, jede Bibliothek und jedes Museum der Gegenstände zu entledigen, die sie zu *viel* haben, um ihnen dafür durch Tausch Das zu verschaffen, was ihnen *mangelt*, würde auch die wissenschaftliche Verbrüderung und die Gemeinschaft der Studien und Entdeckungen, welche die Schlagbäume der Staaten aufheben, fester schließen und die Wege einer allgemeinen Civilisation befördern. Schon seit Jahren beschäftigt mich die Verwirklichung dieses Plans. Ich habe mich auf meinen Reisen von der Zustimmung aller Fürsten des nördlichen Europas überzeugt. Durch meine häufigen Besuche der Bibliotheken und Cabinete, durch einen Auszug der Doubletten habe ich mich von der Leichtigkeit der Ausführung jenes Plans und seinen ungeheuern Resultaten überzeugt. Werde ich wol in meinem Vaterlande denselben Beistand wie anderwärts finden? Schon haben mich edle Sympathien aufgemuntert. Einige durch ihre Einsicht wie durch ihren Patriotismus ausgezeichnete Männer — unter welchen ich besonders Hrn. Crapelet anführen darf, welcher alle für diesen Plan erforderlichen Veröffentlichungen übernommen hat, blos um den Preis der Ehre, seinem Vaterlande dadurch nützlich zu werden — haben mich bei den lästigen Schritten und ununterbrochenen Aufopferungen unterstützt, welche diese Idee mir auferlegt hat; auf sie besonders wird der Ruhm davon zurückfallen. Was mich anbetrifft, so habe ich nur meiner Ueberzeugung gefolgt seit [illegible] die Möglichkeit jenes Plans und die Leichtigkeit [illegible] rung erwiesen worden sind. Es war für mich eine [illegible] sche Pflicht, die Verwirklichung desselben durch alle [illegible] Mittel zu verfolgen, und ich habe diese Pflicht, so viel [illegible] war, erfüllt. In einer Laufbahn, auf welcher ich [illegible] chen Erfolg gefunden habe, würde ich selbst von dem [illegible] welchen ich gefaßt habe, keinen Vortheil ziehen. Der [illegible] des Landes, der Fortschritt der Literatur und der [illegible] ten, denen ich hierbei diene, ist die einzige Belohnung, [illegible] ich Anspruch machen möchte, die einzige, nach der ich [illegible]

Alexander Vattemare"

Unausführbar kann dieser Plan im Allgemeinen [illegible] nicht genannt werden, aber die Schwierigkeiten [illegible] stehen oft der Unmöglichkeit gleich, und der wohlmeinende Urheber desselben — wenn man anders einen Gedanken einen Plan nennen kann — hat die Hartnäckigkeit der Bibliothekare gewiß noch nicht kennen lernen.

Ausgrabungen.

Ein Gärtner der Vorstadt von Langres hat eine [illegible] Anzahl von Stücken fast unversehrter Töpferarbeit gefunden, von jener schönen rothen Farbe und jener Feinheit des Thons, welche die schöne römische Periode verräth. Unter diesen Ueberresten findet sich eine sehr kleine Tasse, ziemlich ganz, ohne Verzierung und auf dem Grunde mit einem Töpferzeichen, dessen Charaktere unleserlich sind; ferner Fragmente von Vasen von einer sehr großen Dimension, auf deren einer sich folgende Zeichen findet: OF. MODES. (Officina Modesti). Außerdem sind Figürchen, Laubwerk und Weinblätter von sehr [illegible] Zeichnung und einem ausgesuchten Geschmack [illegible] lirt. Andere zerbrochene Vasen von länglicher Form in [illegible] weißlichten, sehr leichten Erde mit schrägen Canelüren. Die letzten überreste sind von einer schwärzlichen Farbe, in [illegible] Erde und ohne genaue Verzierungen; ein bronzener [illegible] welcher den Kopf einer Mannes mit einer Krone im [illegible] trägt, und verschiedene bronzene Medaillen aus den [illegible] des frühern und spätern Kaiserreichs.

Ein Gegenstand anderer Art wurde beim Aufgraben [illegible] Dammes auf dem Wege von Chatillon zwischen [illegible] Beauchemin gefunden, nämlich ein Hufeisen ohne Löcher [illegible] Nägel, an welchem aber der Rest eines Riemens befestigt [illegible] welcher dazu diente, es an den Fuß zu befestigen.

Beim Abräumen der Nordseite des Triumphbogens [illegible] Cavaillon hat man einen großen Steinblock entdeckt, [illegible] Loch von ungefähr 2 Centimetres im Durchmesser hat und [illegible] den Ruinen eines römischen Theaters oder Amphitheaters [illegible] zurühren scheint. Er ist in der Form und in der Dimension beinahe den Kragsteinen ähnlich, die in dem Theater von [illegible] zur Befestigung der Stangen dienten, über welche [illegible] Zelte spannte. Und da es unzulässig ist, anzunehmen, [illegible] ser enorme Block von anderwärts hierher geschafft worden [illegible] ist man veranlaßt zu glauben, daß die Hauptstadt [illegible] ebenfalls eine bedeutende Stadt gewesen ist, welche [illegible] tigen Gebäude für öffentliche Spiele hatte und dann [illegible] benachbarten Städte nachstand.

Als man 1830 die Abräumung auf der [illegible] des Denkmals, welches der Bogen des Marius [illegible] vollendete, entdeckte man einen Theil des alten Walls, in [illegible] chem sich eine Oeffnung für das Spielen der [illegible] fand. Dieser Umstand läßt annehmen, daß es [illegible] den Thoren der Stadt und kein Triumphbogen [illegible] der doch gewöhnlich von jeder Seite frei, wiewol auf den [illegible] zugängen der Städte zu stehen pflegte. Die reichen [illegible] nichfaltigen Verzierungen, welche an [illegible] beiden [illegible] findlich und im Innern durchaus fehlen, beweisen [illegible] daß dieses Thor der Stadt einen Winkel ihrer [illegible] nahm, den Winkel von Nordwest, von wo die römische [illegible] von Carpentras und Orange ausging.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 171. — 19. Juni 1836.

er Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen. Von Alb. Steinbeck.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Gemüth und Phantasie sind die bewegenden Kräfte es Künstlers, also auch des Poeten, oft mit umgekehrm Verhältniß zur wirklichen Umgebung hervorbringend, rühlingslieder im Winter, Schilderungen orientalischer uberpaläste im Dachzimmer, himmlische Lichtgestalten i der Nachtlampe; aus einer höhern Sphäre des Geis stammend und bei Andern auf einen versteckten oeten im Innern zählend. Hellsehen heißt ein Zustand s durch die Sinne nicht mehr vermittelten Innewerns der Seele. Hierfür zur Erklärung wählt der Verf. e Annahme einer menschlichen Dreifaltigkeit (Leib, Seele, eist), der die neuern Psychologen ihre Gunst zuwenden, as gleichfalls schon ältere gethan, z. B. Plato mit seir Lehre von zwei Seelen und mit ihm die nicht philosophischen Habessinier (Lobo's „Reise nach Habessinien", h. 2, S. 118). Der Geist, als das Höchste und ührer der Seele, welcher ein Ausfluß aus dem ewigen eiste zu sein scheint, ist für sich unabhängig von Raum nd Zeit und allen Naturgesetzen; eine seiner Hauptthätigkeiten ist eine Erhebung zum reinen Schauen im öhern Licht, Hellsehen. Der Geist trägt eine selbständige Weisheit in sich, die göttliche, von der schon Salomo ammt den Neuplatonikern spricht, die Quelle aller Offenarung. Die Seherin von Prevorst redet gleichfalls von inem solchen Geiste. Ihm untergeordnet ist die Seele, elche seinen Einfluß aufnimmt und auf die Organe nd die Thätigkeit des Leibes überträgt; ihr Leben äußert ich als Verstand und Vernunft. Letztere ist nicht selbständig. Denkt man sich die menschliche Cultur von einem hierischen Zustande anhebend und zum höchsten, der Gottähnlichkeit, aufsteigend, so will dies zur Geschichte nicht passen; besser entspricht die Annahme, der Mensch sei in göttlicher Vollkommenheit geschaffen, mit dem Schöpfer nahe verbunden, mit einer eignen Erkenntnißweise dieses reinern Zustandes, einer Harmonie zwischen Geist und Seele, einer Wissenschaft des Geistes, wodurch die unglaublichen Kenntnisse (?) der Urvölker erklärlich werden. Der Sündenfall störte diesen Zustand, es blieben aber als Zeugen desselben zurück das Gewissen, der Forschungstrieb nach Erkenntniß des Höchsten, den alle Verstandesthätigkeit mit ihren Resultaten nicht befriedigt, ein Streben im Dunkel nach Hellsehen. Nun gibt es einen doppelten Weg, der Weisheit und Macht des umdunkelten göttlichen Geistes wieder theilhaft zu werden, einen moralischen und einen körperlichen. Mit dem ersten ist Entsündigung, wahrhafte Religiosität, frommer Glaube gemeint, die Außerordentliches bewirken, und es wird des Apollonius von Thyana, des Proklus, der Jungfrau von Orleans, auch der indischen Büßer gedacht, welche zugleich Hellseher sind. Zu dem zweiten gehören theils natürliche Mittel, als Krankheiten, besonders oft kurz vor dem Tode, natürlicher Somnambulismus; theils künstliche, als eine dahin abzweckende Lebensweise, Räucherungen, gewisse Arzneimittel, und der künstlich erweckte Somnambulismus, welcher als das stärkste angesehen werden kann, wobei alle Schranken wegfallen, welche den Geist in seiner Thätigkeit einengen.

Hierbei ist leicht wahrzunehmen, daß nach angedeutetem System des Verf. alle ascetischen Großthaten des Orients und Occidents, alle Selbstpeinigungen, Zaubertränke, Bußübungen, jegliches Narrenthum der christlichen Klöster und der Heiligen (Jogis) des Ganges nicht allein ihre Stelle finden, sondern sogar Empfehlung verdienen, wenn anders Derjenige gepriesen werden muß, der weiter dringt als seine Vorgänger; ja, es ist ganz folgerecht in dieser Beziehung (freilich nicht vom Verf.) eine esoterische Mystik, als Culminationspunkt frommer Ascese, von der exoterischen unterschieden worden, welche sich im Hellsehen gestaltet, und man hat sogar die Stufenfolge der erstern nach Lehrweise eines Compendiums zu bezeichnen versucht. Die Sache bleibt dessenungeachtet in ihrem Bestande; nur ein systematischer Rationalismus wird ihr gefährlich, der weiter führt als sie selber, und wer dem letztern huldigt, wird kaum die martervolle Abtödtung des Irdischen, welche bei Völkern des Alterthums gebräuchlich gewesen (wie der Verf. S. 84 thut), als eine höchst einseitige Richtung und Verwirrung verdammen dürfen. Das Eigenthümliche des systematischen Rationalismus besteht nämlich darin, alles Dasein, Leben und Wirken aus Begriffen und deren Folgerungen entstehen zu lassen, hervorzubringen, mithin auch das Geistesleben durch eine wissenschaftliche Anweisung; während

Digitized by Google

doch verständige Vernunft — nach oben gelesener Angabe — nur ein Vorhandenes aufnimmt und vernimmt und es nach seinen Beschaffenheiten und Verhältnissen gliedert und ordnet. Jede poetische und fromme Begeistrung will erwartet, erfahren, nicht gemacht und künstlich hervorgebracht sein; darum schaffen die Ästhetiker keine Dichter, die Erbauungsbücher keine frommen Glaubenshelden, die psychologischen Paragraphen vom Geist keine Begeisterung. Bußübungen und magnetisches Händestreichen sind ärmliche, oft fehlschlagende Mittel für eine Sache, die viel höher liegt als sie, und die nur zuweilen als ein schon Vorhandenes unter ihren Umgebungen erscheint. Solche Betrachtung ist gleichfalls Rationalismus, jedoch ein anderer als der früher genannte, in Lehrbüchern und Systemen gebräuchliche.

Für den zweiten Abschnitt der Ähnlichkeit äußerer Reizmittel zum Zustande des Dichters und Sehers beruft sich der Verf. auf die unleugbare Erfahrung, daß geistige Kraft in schwachem Körper erscheine und Anstrengung der erstern den letztern schwäche, gesteht aber, aus der Schwäche des letztern folge nicht immer die erste, und läßt dem Spruche „mens sana in corpore sano" sein Recht. Enthaltsame Lebensweise, heftige Körperbewegungen, Räucherungen mit narkotischen Substanzen, Arzneimittel, Zaubertränke wirken gewaltsam bei Schamanen, Derwischen, Orakeln, Wahrsagern; die Nachtzeit, Blindheit, Leiden und Trübsale sind weder Dichtern noch Sehern fremd. Ihnen ist gemeinschaftlich ein Abwenden von der Außenwelt, ein Insichhineingehen, Drang zur Einsamkeit, Aufschwung der Seele, Verzückung, Begeisterung. Letztere ist eine Freiwerdung des göttlichen Geistes im Menschen, nach Plato ein „göttlicher Wahnsinn", immer im Elemente der Religiosität. Schon Kant bezieht das Genie auf etwas Höheres, Unsichtbares, auf freieres Hervortreten des Geistes. Das Schauen des Sehers und Dichters bezieht sich auf ein Erkennen der Dinge in ihrer Wesenheit. Es finden sich bei Dichtern wie Jean Paul, Petrarca, dem ältern englischen Dichter Donne, Lord Byron prophetische Momente, sie schauen Alles in einem besondern Lichte, ähnlich einem hellen Traume und dessen Hellsehn. Bei den jüdischen Propheten und Zuständen frommer Christen zeigt sich ein Ähnliches. Niemand sollte dieses in die Reihe blos krankhafter phantastisch mystischer Verirrungen verweisen.

Hier darf man dem Verf. beistimmen, nur mit der Cautel, daß nicht jedwedes in dieser Art sich Ankündigende von gleicher Beschaffenheit sei und die falschen Quellen neben den wahren rieseln, auch ihre Wasser sich oft vermischen; daß ferner nicht eigentlich das Wesen der Dinge darin erkannt werde, sondern das Wesen des Menschen selber, der zur Poesie und Religion ursprünglich berufen ist. Ein Rechtes von Beiden muß widerklingen im innersten Gemüth, muß frei sein von kindischen Abgeschmacktheiten, denen nur zu oft die Welt gehuldigt, reich an erhebender Fülle für Verstand und Herz. „Prüfet die Geister", sagt die heilige Schrift.

Im dritten Abschnitte wird die Ähnlichkeit der vom Seher und Dichter geschauten und gedachten [illegible] nachgewiesen. Die Entstehungsweise des menschlichen Denkens ist dunkel, nämlich sein Anfang, nicht sein logischer Fortgang; das Genie macht ihn, hat ihn, die sogenannte Wunderkinder setzen uns in Erstaunen. Diesen Anfang verlegt der Verf. in das verhüllte Hinneigen des Geistes, als Quelle der Begeisterung und des ersten Gefühls, wovon der äußere Verstandesmensch zu innen hat und worauf Plato den Inhalt schöner Dichtungen bezieht. Tiefsinnige Forscher, wie v. Henning, haben die Nichtigkeit des Schulwissens anerkannt und durch Gebet höhere Erleuchtung aus Gott gesucht, wobei Einseitigkeiten vorkommen mochten, allein die Sache wahr bleibt, daher das eigne Verdienst in der Wissenschaft meistens als ein Act der Usurpation und der Anmaßung des Verstandes und des Verstandesmenschen genommen werden muß. Dem Ref. scheint ordentlich, es gereiche dem Verf. zum Verdienst, gegen das Verdienst gesprochen zu haben. Improvisatoren und Redner [illegible] von der Begeisterung Zeugniß geben, selbst alle witzigen Einfälle, als Feuerwerke des Geistes, nicht des Verstandes, aber noch mehr das schärfere Denken vieler Menschen im Schlummer und im Traume als im Wachen, sodaß unser gewöhnlicher Lebenszustand mit seinem Denken, den wir lange als den einzig möglichen genommen und dem wir Jahrhunderte lang so hohe Fähigkeiten zugetraut haben, wirklich weder der einzige Zustand auf unserer Lebensbahn, noch auch der höchste Erkenntniszustand während derselben ist. Das Reich und die Kraft des Geistes offenbart sich durch die aus ihm entstandenen Gedanken, die als ein Unmittelbares allem Mittelbaren voranstehen, von Plato ein Wiedererinnern genannt, [illegible] gegen das mittelbare Denken nach Heinroth ein [illegible] ständliches heißen könnte. Beide Arten vermischen und verbinden sich im Leben, ihre Sonderung erscheint nur in gewissen freiern Zuständen des Geistes. Die Philosophie sucht die wahre Offenbarung, sie wird aber falsch und trügerisch, wenn sich das mittelbare Denken [illegible] matisch zum unmittelbaren emporschwingen will. [illegible] und neue Scholastik mit ihren Kategorien und [illegible] sischen Formeln treibt sich umher in der untersten [illegible] der Wahrheit, wähnt den Saum des Universums [illegible] einzufassen, und am Ende ist es nicht [illegible] als ein [illegible] Nuß, ihr Absolutes. Dies trifft auch Hegel, [illegible] weit gebracht im Zerblasen und Zersetzen der Begriffe.

Nun ja, die Philosophen — dürfte man sagen — haben sich ins Träumen hineingewacht, haben ihre [illegible] tegorien von Substanz und Accidens, vom Sein, [illegible] den, von Ursachlichkeit ohne Ursache, von Notwendigkeit ohne anfangende Freiheit u. dgl. mit einer [illegible] Begierde als höchsten Fund der Wahrheit ergriffen, [illegible] rin eben ein systematischer, angeblich construirender [illegible] nalismus besteht. Hätten sie vollkommen [illegible] hätten ihr Träumen als solches begriffen, [illegible] sehen, und ihnen wäre ein Anderes über die [illegible] hinausliegendes Erstes und Anfangendes zum [illegible] sein gelangt. Umgekehrt aber vermeide der Denker

Digitized by Google

rational ins Träumen hineinzuträumen und ohne Besinnung ins Meer der gaukelnden Phantasie zu stürzen, dessen Fluten der Verwirrung und nächtlichem Dunkel die Lichter der Himmelsveste fehlen.

Der vierte und letzte Abschnitt ist zugleich der ausführlichste und betrifft die Ähnlichkeit der Sprache und des Rhythmus bei dem Dichter und Seher. Hier wird, weil das innere Leben des Menschen in Seele und Geist zerfällt, eine verschiedene Sprache des Geistes und der Seele angenommen. Jene ist dem jetzigen und gewöhnlichen Zustande des Menschen unbekannt und ein wohlthätiges geheimnißvolles Geschenk des Schöpfers, keiner willkürlichen Wandelung fähig, eine Ausgießung des in Worte krystallisirten Wesens des Geistes, eine Universalsprache. Die Sprache der Seele ist vielfach und der Zahl ihrer Thätigkeiten entsprechend: eine Sprache der Phantasie und Einbildungskraft, in Bildern und Gleichnissen, für deren Hieroglyphen und Symbole uns oft die Deutung fehlt; dann eine Sprache des Gemüths, durch Ton und Rhythmus sich auszeichnend, in magisch bedeutsamen Worten und Gesängen kennbar; endlich eine Sprache des Verstandes, die von den Meisten als die einzig mögliche angesehen worden, auf deren Bildung die äußere Natur Einfluß hat, die unzulänglich ist für Gedanken und Anschauungen höherer Art. Wahrscheinlich ist für die erste Menschheit eine ursprüngliche Sprache des Geistes und innern Seelenlebens, als Ausdruck eines hellsehenden Zustandes, eine Natursprache, mit welcher der Schöpfer durch die Natur zum Menschen sprach und auch der Mensch die sichtbare Welt zu beherrschen versuchte. Durch die moralische Entartung des Menschengeschlechtes ward diese Sprache getrübt und unverständlich; es erwachte der Drang, die Lücken auszufüllen, und es entstand die intellectuelle conventionnelle Sprache des Verstandes. Daraus entspringen Misverständnisse der Sprechenden, aber auch Ähnlichkeiten der poetischen Sprache aller Völker. Anklänge der Ursprache finden sich in den orientalischen Sprachen, besonders in der hebräischen, die deswegen von einseitigen Sprachforschern wol für jene selber gehalten worden. Ging auch die Zungensprache des Geistes, die Ursprache, verloren, so blieb doch in den Abkömmlingen des Orients ein darin begründeter Sprachstyl. Auch in schriftlichen Wortzeichen wird dergleichen sich offenbaren, daher im Alterthum und jetzt die kindliche Meinung einiger Völker von der Kraft nicht blos des gesprochenen, sondern auch des geschriebenen Worts. Man hatte im Orient besondere Schriftzüge für die Poesie und für anderweitige Mittheilung. Es gibt eine Sprache des Kindes, des Jünglings, des Mannes, des Greises, ja auch eine Sprache des Geistesmenschen nach dem Tode; eine Sprache der Geister ist annehmbar. Für letztere wird das Zeugniß der Seherin von Prevorst und Swedenborg's angeführt. Freiere Zustände der Seele durch selbstthätige Erhöhung der Seelenkraft haben ihre besondere Sprache, in der Liebe, in der Religion, in den Orakeln, im Prophetenthum, in der Offenbarung Johannis, in der Poesie, als höchster Consummation aller Seelenkräfte. Entspringen diese Zustände durch Auflockerung der Bande zwischen Seele und Leib, so entsteht Traumbildersprache im Schlaf und Traum, jedoch nur in den bedeutungsvollen hellsehenden Träumen, im zweiten Gesicht der Schottländer, in Extasen, endlich im Hellsehen selbst. Im letztern zeigt sich Sprechen im höhern Dialekt der erlernten Muttersprache und in Versen, in einer entweder ganz fremden oder doch nur wenig bekannten Verstandessprache, auch in einer ganz fremden orientalisch klingenden Sprache, welche nun als die eigentliche aus dem Geiste selbst hervorgegangene Wortsprache des Geistes, oder als eine Annäherung an dieselbe erscheint. Für alle diese Zustände und deren Ausdruckweise sammelt der Verf. historische Beispiele, die in ihrer Zusammenstellung eine angenehme und merkwürdige Übersicht gewähren. Als Hauptfactum und sichersten Beweis für die Existenz einer Sprache des Geistes nennt der Verf. das biblische Sprachwunder am ersten christlichen Pfingstfeste.

(Der Beschluß folgt.)

Troisièmes mélanges, par M. l'abbé *F. de Lamennais*. Paris. 1835.

Die erste Sorge eines von aufrichtiger Liebe für menschliche Vervollkommnung begeisterten Schriftstellers muß unstreitig dahin gehen, die moralischen Bedürfnisse seiner Zeit genau zu erforschen und demnächst diejenigen besondern Bedingungen zu ermitteln, woran sich die Möglichkeit des Fortschreitens der Civilisation knüpft, sowie endlich mit sich selber über die specielle Beschaffenheit derjenigen Ideen ins Klare zu kommen, auf welche hin die öffentliche Meinung zu leiten es Noth thut. Hohe Geistesgaben sind nur insofern eine Wohlthat, als deren Einfluß dazu angewandt wird, die legitimen Bedürfnisse einer Epoche zu befriedigen, den Ideen und Überzeugungen einen geordneten und ruhigen Gang zu ertheilen, und solche, sind sie verkehrt, zu berichtigen, oder sie selbst auf Kosten einer vorübergehenden Popularität mit aller Macht zu bekämpfen. Werden aber jene Gaben zu andern Zwecken verwandt, so sind sie ein Fluch, eine Lästerung Gottes, der sie nur zum Heile des Menschengeschlechts austheilte. Lamennais aber, so bedünkt es uns, ist in einer seltsamen Täuschung über den Charakter unserer Zeit, über die Bestimmung dieses Jahrhunderts befangen. Nach seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten und denen vieler anderer philosophischen und politischen Sektirer unserer Tage wäre das große, von den neuen Generationen zu vollendende Werk ein durchaus revolutionnaires. Denn offenbar gehen deren Bestrebungen dahin, nicht nur die kirchliche Hierarchie zu verbessern und umzugestalten, sondern auch die Könige von ihren Thronen zu stürzen, die moderne Aristokratie, ja selbst das europäische Bürgerthum zu ächten und außer Besitz zu setzen, zu dem Ende alle gegenwärtigen Eigenthumsgesetze aufzuheben, endlich aber die unbedingte Volkssouverainetät zu verkündigen und jedwede von dieser Souverainetät unabhängige Gewalt gänzlich zu vernichten. Es ist dies in Kürze der Inbegriff aller von unserm Verf. sowol in seinen „Paroles d'un croyant" wie in vorliegender Schrift entwickelten Ideen. Indem nun aber derselbe die Vollbringung eines durchaus revolutionnairen Werks beabsichtigte, sah er sich allerdings genöthigt, revolutionnaire Principien anzunehmen, und in dieser Beziehung gewahren wir eine vollkommene Consequenz des Gedankens und der Bestrebungen in seinen frühern wie in seinen neuesten Schriften, nur mit dem Unterschiede, daß, hatte derselbe auch immer den nämlichen Zweck im Auge, er nicht immer, um diesen zu erreichen, dem nämlichen Mittel vertraute. Da nun in gegenwärtiger Schrift der Verf. vor-

Digitized by Google

nehmlich nachzuweisen sucht, daß er stets bei seinen Ansichten beharrte, daß also der Widerspruch zwischen seinem ultramontanismus unter der Restauration und seinem Republicanismus in den letzten Jahren nur scheinbar sei, er somit sich deshalb rechtfertigen zu können keinen Augenblick bezweifelt, so wollen wir in unserm Bericht vornehmlich zu erforschen suchen, ob und inwieweit diese Selbstvertheidigung als zulässig und gelungen zu betrachten sein dürfte.

Nach dem philosophischen System Lamennais' gibt es zwei allgemeine Grundgesetze: das Einheitsgesetz, das die Pflichten in sich begreift, welche die Menschen untereinander und mit Gott selbst verknüpfen, und das Freiheitsgesetz, mittels dessen die individuelle und die gemeinschaftliche Entwickelung bewirkt wird. Diesen beiden Gesetzen entsprechen zwei Rechtskategorien: Gehorsam und Freiheit. Wahrheit und Legitimität finden sich nur in der Vereinigung, der Achtung und Unabhängigkeit dieser beiden gleich nothwendigen Kategorien. Bei Anwendung dieser Theorie auf religiöse, philosophische und politische Fragen gewahrt man nun den Verf. in dem ersten Zeitabschnitt seiner Laufbahn, unter der Restauration, gegen Gallicanismus, Philosophie und Liberalismus mit der heftigsten Polemik zu Felde ziehen und ausschließlich von Einheits-, Autoritäts- und Gehorsamsideen beherrscht. Die Befugniß, das Gleichgewicht zwischen jenen beiden Kategorien von Gesetzen und Rechten aufrechtzuerhalten, worin seiner Theorie nach jede Legitimität besteht, erkennt er ausschließlich der Kirche, dem Papstthum zu, das heißt, der Personification der Einheit und der Autorität. Offenkundig liegen aber schon hier die revolutionnairen Bestrebungen unsers Abbé zu Tage; denn im Namen eben jener Einheits- und Gehorsamsprincipien will er die Gesellschaft umkehren, die durch die Eroberungen der Revolution von 1789 gegründeten politischen Institutionen zerstören und alle jene Beziehungen, die Staat und Kirche miteinander einigen, umwandeln, vernichten. Zu eben dieser Epoche kann jeder Fortschritt, jede Wiedergeburt, in Kurzem, das ganze Werk der neuen Civilisation nur durch die Autorität und Einheit, durch die kirchliche Hierarchie und den Papst zur Vollendung gebracht werden.

Zur neuesten Epoche nun hat sich Lamennais in das entgegengesetzte Extrem seines Systems geworfen. Er ruft das Gesetz der Mannichfaltigkeit, der Freiheit und der Vernunft Aller an. Zwar ist es eine sonderbare Methode, zwei Principien miteinander zu vereinigen, indem man eines nach dem andern ausschließlich behauptet, eines durch das andere tödtet. Indessen hat ihn auch auf diesem neuen Kampfplatze der revolutionnaire Geist keineswegs verlassen; vielmehr scheint sich hier der Hr. Abbé behaglicher zu befinden als in dem unveränderlichen Kreise der Kirche und in den Klauen des Papstthums. In der That konnten auch jene Unterwürfigkeit, jene Demuth und Liebe und der Zügel des Gedankens und der Rede, den die Kirche jedem ihrer Kinder auferlegt, dem Verf. der „Paroles d'un croyant" nicht wohl behagen. Unter dem Gewande und der Sprache eines Mönchs aus dem 11. Jahrhunderte befanden sich der Degen und das Wort eines Kriegers versteckt, der mit Ungeduld den Augenblick, von beiden einen freien Gebrauch zu machen, erwartete; und unter jener Lehre absoluter Autorität sprudelte eine Lehre von Unabhängigkeit und Auflehnung, die alsbald die erstere überfluten und verschlingen sollte. Wirklich gewahren wir auch bereits den Keim und den Urgedanken, den Lamennais in seinen neuern Schriften und namentlich in der Vorrede und den letzten Capiteln des vorliegenden Buches entfaltet, in seiner Theorie von der Gewißheit, die er in seinem „Essai sur l'indifférence" aufstellt. Demnach hat auch derselbe Recht, wenn er jetzt behauptet, er sei stets sich selbst consequent geblieben, „er sei niemals aus dem Kreise seiner Philosophie getreten"; wir erachten seine diesfallsige Beweisführung für siegreich, für schlagend. Allein es erscheint uns diese Philosophie an sich selber als eine monströse Inconsequenz, in dem Sinne nämlich, daß solche, ohne die katholische Orthodoxie entfernen zu wollen, [illegible] widersprechende, mißtönende, unversöhnliche Elemente in sich einbürgern und Legitimität, Autorität und Unterwerfung unter die Offenbarung und der allgemeinen Vernunft, in der Kirche und der Volkssouverainetät gleicher Weise zu befestigen.

Der Inbegriff endlich eben dieser Philosophie, in welchem Faden das ganze Buch durchzieht, dem übrigens Einzelheiten entlehnen wir aus leicht begreiflichen Gründen nicht mittheilen, läßt sich in folgenden Sätzen wiedergeben, die unsere Leser nicht schließen mögen. Im Namen der Vernunft klagt der Verf. jede Autorität, jeden philosophischen und religiösen Gehorsam in Ehren, sowie im Namen der absoluten und ungezügelten Volkssouverainetät jeden politischen Gehorsam und jede Unterordnung im Staate. In [illegible] seines Hasses gegen jede Gewalt und Hierarchie weist er jede nur mögliche Gesellschaft, und gleicherweise [illegible] Charakter als katholischer Priester im Namen [illegible] der Bitterkeit, womit er das Papstthum überschüttet, [illegible] men des Despotismus und der Unwissenheit, womit [illegible] erdrücken zu wollen er demselben vorwirft, und [illegible] der Interessen, wie Freiheiten des Volkes und der [illegible] der Civilisation, welche die kirchliche Hierarchie [illegible] stehen noch zu befördern vermöge. Endlich verleugnet [illegible] Abbé seinen Charakter nicht blos als Priester, sondern [illegible] Christ durch seine heftige Sprache gegen alle [illegible] modernen Gesellschaften ohne Ausnahme und gegen [illegible] Classen von Bürgern, die, unter seinem Banner [illegible] tend, Frankreich und Europa zu revolutionnairen [illegible] möchten.

Notiz.

Auch ich war in Arkadien geboren!

Wie alt ist wol diese Redensart? Poussin, [illegible] gestorben ist, hat sie bereits in seinem berühmten, [illegible] mehrmals wiederholten Landschaftsgemälde: Arkadien, [illegible] dasselbe eine heitern, lachende Gegend dar, in [illegible] Grab eines in der Blüte ihrer Jahre verstorbenen [illegible] ist. Daß die Hülle desselben hier ruht, zeigt die auf [illegible] chensteine liegende Gestalt, und daß der Beschauer [illegible] sei, die schöne lakonische Inschrift: „Et in Arcadia ego". [illegible] Jünglinge mit ihren Geliebten, mit Blumen [illegible] sinnend am Grabmale, und einer zeigt auf die [illegible] mit allem jenen Ernst zu erfüllen scheint, welchen [illegible] pflegt, wenn er uns plötzlich aus der Freude aufschreckt.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und [illegible] von mir zu beziehen:

INSCRIPTIONES GRAE[illegible]
INEDITAE.

COLLEGIT EDIDITQUE
LUDOVICUS ROSS[illegible]
HOLSATUS

PHIL. D. AA. LL. M.

ANTIQVITT. REGNI GRAECI CONSERVANDIS [illegible]
PRAEF. ETC.

FASCICULUS I.

INSUNT INSCRIPTIONES ARCADICAE, [illegible]
ARGIVAE, CORINTHIAE, MEGARICAE.

NAUPLIAE, [illegible]

Gr. 4. Geh. 1 [illegible]

Leipzig, im Juni 1838.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 172. — 20. Juni 1836.

der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen. Von Alb. Steinbeck.

(Beschluß aus Nr. 171.)

Die Erzählung des Lucas von dieser Begebenheit enthält zwei Hauptmomente, um deren Feststellung und Vereinigung es sich handelt: 1) das Predigen mit andern Zungen; 2) ein Jeglicher hört seine Sprache. Ersteres setzt voraus ein Nichtverstandenwerden, wenigstens ein theilweises, letzteres ein allgemeines Verständniß. Die Erklärer dachten bei dem Reden in Zungen (γλωσσαις λαλειν) zum Theil an ein Lallen oder Stammeln, was unpassend ist, oder mit Herder an ein begeistertes Reden und eine neue Sprach- und Auslegungsweise der alten Propheten; aber dies wäre nichts Wunderbares gewesen. Die meisten neuern Theologen denken an ein Sprechen in fremden, nicht erlernten Sprachen, wobei man nur mit dem Verstandenwerden in Verlegenheit geräth, besonders seit der Abneigung der Juden gegen fremde Sprachen; Neeck endlich hält die Gabe für ein Sprechen in ungewöhnlichen, alterthümlichen, poetischen oder provinziellen Ausdrücken, welche Glossen genannt werden, worin aber wieder nichts Übernatürliches und kein Zeichen des empfangnen heiligen Geistes hätte erkannt werden mögen. Unser Verf., der diese Auslegungen anführt und ganz richtig darauf Rücksicht nimmt, daß die Sprachengabe auch in den ersten christlichen Gemeinen fortdauerte (1 Kor. 14), hält sie für ein Sprechen in einer höhern, unbekannten, also als fremd und neu erscheinenden Sprache des Geistes; der Redner befand sich dabei im Zustande der Extase und der religiösen Begeisterung. Dies bleibt dann eine wunderbare Gnadengabe, wofür der Apostel Paulus Gott dankt, daß er sie besitze, und es können sich die übrigen Gaben, deren er erwähnt (1 Kor. 14), die Auslegung, die Weissagung daran schließen. Zugleich, wenn auch dieses Hervortreten der Ursprache des Geistes den Hörern fremd erschien, waren doch Anklänge derselben in den orientalischen Sprachen geblieben, und die Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber u. s. w., welche Fremden wahrscheinlich Juden waren, die in jenen Gegenden wohnten, konnten nun diese Anklänge als ihrer eignen Sprache, dem Altebräischen eigenthümlich, auffassen und verstehen. Es lag dann hierin eine sichtbare Darstellung des Universalismus des Christenthums, eine Zurückführung des Geistes auf seine allgemeine Ursprache, die zugleich eine neue Sprache war für die ausgearteten Sprachweisen.

Wider Möglichkeit einer Ursprache und die hier gegebene scharfsinnige Erklärung des biblischen Sprachwunders am Pfingstfest ist im Allgemeinen wenig zu erinnern; denn daß sie jetzt nicht mehr gesprochen wird, ist kein Grund dagegen, weil wir Alle lange nach der babylonischen Sprachverwirrung und Vielscheidung leben. Auch gilt er nicht gegen die Möglichkeit, daß Hellsehende und Hellwissende zum Unterschiede von unserm gemeinen Trübsehen und Wissen jene Sprache wiederfinden und gebrauchen. Der Verf. nennt seine Ansicht mit Recht eine Hypothese und will sie — nämlich ihre nothwendige Wirklichkeit, nicht ihre Möglichkeit — beweisen durch beglaubigte Thatsachen. Zu einem gutem Beweise gehört viel, und hier fehlt nach eignem Geständniß (S. 379) die mathematische Evidenz. Als Hauptfactum und sicherster Beweis wird das Pfingstwunder genannt. Allein die Erzählung ist räthselhaft; was darin Thatsache sei, ist schon von der erklärenden Hypothese abhängig. Sollen Thatsachen beweisen, so muß ihr Inhalt ganz evident und gegen verschiedenartige Auffassung gesichert erscheinen. Bleibt dies unentschieden, so gibt es Vermuthungen, höhere und geringere Grade der Wahrscheinlichkeit, und nur das Außerordentliche, Wunderbare, wie am ersten christlichen Pfingstfeste, ist die reine Thatsache.

Zur Unterstützung des gegebenen Hypothesenbeweises werden S. 314 fg. neuere, mit wunderbaren Sprachausdrücken verbundene extatische Erscheinungen angeführt: die Jansenistischen Convulsionnairs 1720 — 30 am Grabe des heiligen Paris zu Paris; die Frau von Guyon, welche die Engelssprache lernte; ein junger Lehrer, der im Traume volltönend wie in Bruchstücken einer fremden Sprache laut betete; Jak. Böhme, der eine Reihe eigner Worte erfand; eine Seherin, welche wünschte, Jemand möge in der Natursprache mit ihr sprechen; eine andere Seherin, die mit na blamiria eine Braut, mit na blamiochor den Bräutigam, mit na clemos die Katze bezeichnete; die Seherin von Prevorst, welche eine der orientalischen ähnliche Sprache redete und davon sagte, daß man zu den Zeiten Jakob's etwa so gesprochen; daß in

Digitized by Google

jedem Menschen eine ähnliche Sprache liege; die aus innern Zahlen hervorgehe, worin Gurgeltöne, z. B. bei dem Wort „Dalmächan", vorkamen, worin Sprachkenner Koptisches, Arabisches und Hebräisches finden wollten. Auch eine eigenthümliche Schriftsprache gab diese Seherin mit Häkchen und Zahlzeichen, aber kein vollständiges ABC, und Proben dieser innern Schrift, wie Verf. sie nennt, findet der Leser S. 520. Es darf nicht befremden, daß solche Beispiele nur selten sind, da nur „die bis zur tiefsten Uranschauung in sich hineingegangenen Seher zum Wissen jener Sprache gelangen können, und jenes tiefste Eindringen und jene freiste Bewegung des Geistes und der Seele nur selten in dem Grade erreicht wird, als es bei dieser Seherin Kerner's der Fall war, welche *ihres Gleichen weder in früherer noch in neuerer Zeit findet.*"

Wunderbar! ruft hier ein Jeder; dem Verstandesmenschen geht der Verstand aus, und der Mystiker meint den rechten darin zu finden. Ein vernünftiger Liebhaber des Hellsehens findet das Mitgetheilte etwas wunderlich, läßt die Thatsache in Ehren, die Erklärung derselben aber — besonders wegen ihrer größern Seltsamkeit als Erbaulichkeit — scheint ihm ein Versuch, das Dunkele durch Dunkel aufzuhellen.

Fernere Unterstützung seiner Hypothese sieht der Verf. in den Bemühungen der Sprachforscher, aus den vorhandenen lebenden oder todten Menschensprachen auf eine Ursprache zurückzukommen und sie darzustellen. Der Rector Tiefensee in Stargard widmete sein ganzes Leben diesem Zweck, hinterließ 13 Folianten Manuscript, und sein College Falbe versichert, der Mann wäre mit seiner Ursprache im Stande gewesen, sich alle Sprachen zu erklären und dieselben zu verstehen. Inzwischen was hier gesucht wird und gefunden werden kann, ist nach der Hypothese des Verf. durch gewöhnliche Sprachfähigkeit und Sprachfertigkeit des Verstandes nicht befriedigend zu lösen, sondern ein höherer unmittelbarer Erkenntnißzustand des frei- und selbsterkennenden Geistes müßte in dem Forscher dazu vorausgesetzt werden.

Ref. stimmt diesem Urtheil bei, insonderheit dem negativen Theile desselben. Überhaupt aber kann er kein so bedeutsames Gewicht auf das gesprochene oder geschriebene Wort als Wort legen, wie von Manchem geschieht. Der Geist sucht sein Wort und findet es, hat in allen Menschenzungen geredet, gedichtet, geweissagt, begeistert. Nicht die Worte und Buchstaben sind magisch, erweckend, offenbarend, sondern der sie beseelende Geist; und wenn dieser in schwachen und sogar ungeschickten Menschenleibern von seinem gewaltigen Dasein Kunde gab, so auch in schwachen unbehülflichen Worten. Unsere lebenden Sprachen, die schon Jahrhunderte als Geistesorgan gedient, sind keine so schlechten Leiber, um das Bedürfniß eines ganz neugeschaffenen Leibes, gesetzt auch, er sei in der Vorzeit schon vorhanden gewesen und brauche nur wiedergeschaffen zu werden, nahe zu legen. Wer etwas zu sagen weiß, wird es sagen können in seiner Muttersprache, und bedarf keiner Urwundertöne und keiner Urwundergrammatik. Selbst wenn er die letztern durch [illegible] fände, würde dies fruchten für Verständniß und Kraft der Begeisterung?

Besondere Beispiele eigenthümlicher Sprachfindung findet man bei verschiedenen Kranken, die in Prosa [illegible] wie Seneca philosophiren; in der Mondsucht, wo [illegible] den Dächern herab singt und Reden hält; im Wahnsinn, welcher symbolische Gesichte hat, auch rhythmisch singt und reimt; beim Nervenfieber, worin Ähnliches vorkommt; in sogenannten Geisteskrankheiten, bei denen der Geist eigentlich nicht erkrankt, sondern oft frei hindurchleuchtet, weswegen Wahnsinnige zuweilen ungewöhnlich treffend [illegible] und antworten, auch, sobald sie schlafen, vernünftige Träume haben, sich sogar während ihres wahnsinnigen Zustandes geistig ausbilden; endlich bei nahem Tode der Sterbenden, wo sich in diesen Momenten häufig ungewöhnliche Begeisterung, höherer Sprachausdruck, Fernsicht, rhythmische Poesie kundgibt. Mit Einkehr des Geistes in sich selbst sind eigentlich alle Gesunde Dichter und Seher, [illegible] auch die Kranken in lichten Augenblicken und die Sterbenden vor den Thoren der zweiten Welt. Auch mag die ausgedehntere Schlußfolgerung des Verf. bestehen, höhere geistige Kunst in vollkommener Entwickelung sei [illegible] mit Religion, Philosophie, Erfahrungswissenschaft.

Anhänglich sind noch einige prophetische Poesien und poetische Prophetien erwähnt, deren keine geringe Anzahl vorhanden, für welche jedoch allerlei Vorsicht empfehlungswerth sein möchte. So kann Ref. sich nicht von der [illegible]rischen Sicherheit jener bekannten Weissagungen des Lavotte 1788 überzeugen, die jedem Einzelnen in [illegible] Gesellschaft seine Schicksale in der Revolution vorsagte, und Laharpe, welcher sie erzählt und gegenwärtig [illegible] mußte schon ein eigenthümliches Gedächtniß für die [illegible]nichfaltigkeit derselben besitzen. Die heidnischen [illegible] bleiben zum Theil sonderbar, ungeachtet ihrer [illegible] Vieldeutigkeit; einzelne Wahrheit verkündende [illegible] lassen sich nicht ableugnen; die Weissagungen des [illegible]mus (st. 1566) auf die französische Revolution sind [illegible] raschend; auch Schiller wird vom Verf. durch [illegible] in den „Piccolomini" und in „Maria Stuart" [illegible] phet aufgeführt. Man mag dadurch mit [illegible] Scheu die Orakel, die Träume und die Weis[illegible] trachten, jedoch übermäßig braucht Niemand [illegible] da auf der letzten Seite unsers Buchs ein [illegible] zu Freiberg im Erzgebirge aufgefundener [illegible] ist, dessen Schauerliches Ref. mit seinen Lesern [illegible] zu überwinden hofft:

Wer im Jahr 1834 nicht verdirbt,
Wer im Jahr 1835 nicht stirbt,
NB. Wer im Jahr 1836 nicht wird [illegible]
Der hat im Jahr 1837 von Glück zu [illegible]

Briefe berühmter Italiener, die vom [illegible] Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten [illegible] sten Mal herausgegeben. Mit Anmerkungen [illegible] 1835.

Der Dichter Tasso sagte, daß keine [illegible] Briefsammlungen, die zu seiner Zeit in Italien [illegible]

Digitized by Google

n, musterhaft zu nennen sei. Selbst die gemüthlichen und unigen Briefe Aretino's fand er ungenügend und nannte sie ffectirt, albern und anmaßend. In heutigen Tagen sieht man, ß dies Urtheil eines berühmten Dichters durchaus unmotivirt er. Vielmehr finden wir, daß italienische Gelehrte, Staatsänner und Künstler sehr schätzenswerthe Briefsammlungen nterlassen haben. Es fehlt unter dieser Masse nicht an pintem Witz, heiterer und harmloser Satire und geistreichem luthwillen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß man häus diese Goldadern mit einiger Mühe aus anderm literarischen ust zu Tage fördern muß. Die „Lettere de' principi" gesammelt von Girolamo Buscelli, welche theils von, theils an irsten geschrieben sind, theils nur fürstliche Personen und Anlegenheiten besprechen, sind ein sehr werthvolles Denkmal d ähnlichen, welche z. B. bei Giovio, Guicciardini, Roscoe, ismondi und andern Historikern sich finden, beiweitem vorziehen. Künstlerische Briefe über Malerei, Sculptur und chitektur haben Bottari und Tricozzi in bester Auswahl gefert; diese Briefe sind Muster von Eleganz, tiefer, gelehrter ildung und eines durchgebildeten Schönheitssinns und Kunstschmackes. Dagegen enthalten die Briefe von Algarotti, Bianni, Baretti, Bertola, Spallanzani, Fagnani und Vidua schauliche Schilderungen von Reisen, Sitten und Verfassunn und gewähren auch dem verwöhnten Leser in diesem Felde friedigung. Städtische Costume, Gebräuche und Gewohniten und individuelle Charaktere finden sich trefflich dargellt in den Briefen von Roberti, Borghetto, Caro, Zeno, ozzi und Luini. Als geistige Selbstoffenbarungen und elbstbiographien großer Geister müssen die Briefe von Galli, Genovesi, Metastasio, Cesarotti, Caretti und Pavini ansehen werden. Reti, Megalotti, Fortis, Zanotti und Andere ben in ihren Briefen den Beweis geliefert, daß auch die enge Wissenschaft sich des echten und reinen Briefstyls befißigen kann. Bembo, Casa und Tolomei tragen in ihren riefen nicht wenig zur genauern Kenntniß ihrer Zeitalter bei, d die brieflichen Mittheilungen Petrarca's, Torquato's, Bondio's, Gradenigo's, Ganganelli's, Lorenzi's, Perticari's, iordani's und Anderer können Demjenigen zur Nachbildung it Recht empfohlen werden, der seinen Reflexionen und Beobhtungen und der Darstellung seiner Lebensschicksale eine pasnde Form zu geben wünscht. Bereits früher lieferte die typoaphische Societät zu Mailand zu der Sammlung der italienischen Classiker des 18. Jahrhunderts eine Auswahl von rivatbriefen in zwei Bänden. Seitdem gelangte die Societät den Besitz vieler anderer vorzüglicher Briefe, die fast sämmtch von den bedeutendsten Männern des 18. Jahrhunderts geprieben sind. Diese Briefe machen den Inhalt der oben bechneten Sammlung aus. Man findet darin Erörterungen er allerlei gelehrte Streitfragen von Allegranza, della Betta, Bianchi, Mingarello u. A. Der Pater Alessandro gibt ziehende Reiseskizzen, Bettinelli läßt sich mit Beccaria und ietro Verri in gelehrt-artistische Discussionen ein. Ceretti hreibt an Containi, der von ihm Verse verlangte: „Verse ittest du mit mehr Recht von mir begehrt zur Zeit, wo ihr eide, du und Paradise, noch Directoren wart, als in meinem usen noch die schaffende Flamme glühte, als die öffentlichen erhältnisse noch ihren sichern und gesetzmäßigen Gang gingen, r Zeit, um es kurz zu sagen, da wir noch ein Vaterland atten. Der Baum, von welchem wir uns so herrliche Hoffungen vorspiegelten, welche bittere Früchte, mein Freund, gibt uns zu genießen. Ist wol bis in die weiteste Ferne hinaus n Ende unseres Leidwesens abzusehen? Allein die Zukunft ringt mir noch größere Bekümmernisse als die Gegenwart. as Loos Griechenlands zur Zeit des Proconsuls Flamininus, as Schicksal der italienischen Städte nach dem Frieden von ostnitz, wo ein Augenblick der Freiheit mit einer Sklaverei on Jahrhunderten endigte, dies schwebt mir stets vor Augen nd erfüllt mein Gemüth mit Angst." Ein denkwürdiges Wort, wenn man erwägt, daß es aus dem Munde eines Mannes kam, der selbst ein Partisan jener revolutionnairen Theorien war, welche damals in Italien überzugreifen begannen. 11.

Quinet's „Napoleon" und Lamartine's „Jocelyn".

Edgar Quinet hat für die Epopöe eine neue Bahn sich zu brechen versucht. Napoleon schien ihm der einzige Held der neuern Zeit für den epischen Dichter, und er, der Republikaner, — so berühren sich die Extreme — besingt das Leben und die Thaten des modernen Welteroberers. Nur wenn Alles Epopöe ist, kann man auch die 52, mit „Le berceau" beginnenden und mit „La colonne" schließenden Gedichte so nennen, welche es Q. beliebte unter dem Titel: „Napoléon", herauszugeben. Die erste Auflage dieses Products eines nicht gewöhnlichen, aber etwas unklaren und verschrobenen Geistes, das im Allgemeinen kein Glück gemacht hat, ward im Dec. vor. J. ein Raub der Flammen bei der großen Feuersbrunst in der Rue du-Pot-de-fer. Merkwürdiger als das „Poème" selbst, oder vielmehr die Lieder, Oden, und wie man sonst die einzelnen dasselbe ausmachenden Stücke nennen will, ist die Vorrede, in welcher Q. eine seltsame Theorie der Epopöe zusammenzimmert, um derselben gleich durch die That zu widersprechen. Französische Kritiker, die von den schiefen Ansichten, wunderlichen Einfällen und theils ganz unhaltbaren, theils nur halbwahren Behauptungen Q.'s nichts wissen wollen und alles Falsche, Verkehrte und Seltsame gern den guten Deutschen aufbürden, erweisen der deutschen Philosophie die Ehre, ihren Landsmann irregeführt zu haben. Ganz ungegründeter Vorwurf! Die deutsche Philosophie, die Q. gar nicht kennt, hat solche Paradoxen nicht veranlassen können. Q. wollte, wie er selbst erklärt, nach „Ahasverus", der Poesie der Vergangenheit, der Geschichte und der Menschheit, in Napoleon die Poesie der Gegenwart, den Heros, das Individuum zeigen und der „Henriade" zum Trotz beweisen, daß das heutige Frankreich noch ein Epos hervorzubringen fähig und dafür empfänglich sei. Er wollte ferner zeigen, daß die Geschichte seit der französischen Revolution wieder heroisch geworden, in der Epopöe das populaire und philosophische Element der modernen Menschheit vereinigen, den Aufschwung der demokratischen Poesie verkünden, die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs zur Heroenzeit der Demokratie und Napoleon zum Helden der Volkspoesie erheben, wie Karl der Große der Held der Feudalpoesie war. Endlich wollte er, um dem Gefasel und Wortqualm noch Eins zu entheben, die Epopöe zu ihrem lyrischen und religiösen Quell zurückzuführen, ihr die Form und den lebendigen Schwung der Ode gebend, und den Charakter des epischen Verses, wo möglich, wie bereits mit dem lyrischen und dramatischen geschehen, fixiren. Wie es mit dem Odenschwunge und dem Fixiren des Charakters des epischen Verses in diesen Gedichten, deren jedes eine andere Form und einen andern Ton hat, beschaffen sei, davon ein Prbbchen aus dem zweiten, „Madame Laetitia" überschriebenen. Madame spricht da zu ihrem Gatten echt hausmütterlich:

Notre maison est en ruine,
Notre fleur n'a plus que l'épine,
Et notre nom n'est plus qu'un mot.
Qui voudra nos filles sans dot,
Nos fils restés sans héritage?
Napoléon est le plus sage.
C'est celui que j'aime avant tous!
Le voilà grand, qu'en ferons nous?

So tief sinken, den hoffnungslosen, toll rasenden Schultheiß nicht ausgenommen, der in Nr. 52 und 53 d. Bl. f. 1835, soll man anders die Anzeige nicht für eine versteckte Ironie halten, viel zu sanft umarmt wurde, deutsche Bonapartensänger doch nicht. Sie haben seit lange bereits aus Napoleon's Mutter eine „moderne Niobe" gemacht und werden es auch sobald nicht um ein Geringeres thun. Aber abgesehen von sol-

Digitized by Google

chen Schwächen, wie davon, daß L.'s Arbeit kein Ganzes und darum das nicht ist, was sie nach seinen die Theorie der Epopöe revolutionnirenden Principien sein soll, vermöchte nur die Ungerechtigkeit zu leugnen, daß mehre dieser Gedichte, die aber besser patriotische Gedichte, Kaiserlieder oder dergl. hießen, sehr gelungen sind, fast alle dichterische Schönheiten, glänzende oder gut gefaßte Gedanken enthalten, so z. B. wenn es von Napoleon heißt:

De sa vaste pensée, à l'heure des combats,
Ainsi que d'une tente, il couvre ses soldats.

Auch die Masse der Bilder und mit mehr oder minderm Glück bis zur Hyperbel gesteigerten Figuren verrathen den Reichthum des Dichters. Man kann eine ihm vollkommen entgegengesetzte politische Meinung haben und doch den Werth von Gedichten wie sein „Champ des morts", „Venise", „Saragosse", „Moscou", „L'invasion", „L'aiguillon" u. s. w. anerkennen.

Ganz anders und denen Quinet's gradezu entgegengesetzt sind die Ansichten Lamartine's. Nach seiner Meinung ist die Zeit der épopées héroiques vorüber, man verlange von dem Dichter jetzt mehr Ideen als Darstellungen großer Thaten und Begebenheiten, und ein moralischer Homer fromme unsern Tagen mehr als ein heroischer. Ein größeres Gedicht nach diesem Grundsatz beschäftigt schon seit längerer Zeit den Dichter. Sein „Jocelyn, journal trouvé chez un curé de village" (2 Bde., Paris 1836) soll ein Bruchstück desselben sein. Man liest mit Vergnügen diesen Roman, diese poetische Erzählung des Sängers der „Méditations" und „Harmonies". Da man aber seine Erklärung nicht vergessen kann, „Jocelyn" solle das Fragment eines größern Gedichts, einer Epopöe der Menschheit und ihrer Bestimmung sein, so fragt man, was der Dichter zur Lösung dieser großen Aufgabe gethan, welche neuen Ideen, welche ewigen Wahrheiten er uns habe veranschaulichen wollen? Aber man kann diese Frage ebenso wenig beantworten, als man nur zu ahnen vermag, wie aus solchen Bruchstücken eine Epopöe der Menschheit sich bilden soll. Lamartine's großes Talent tritt übrigens in „Jocelyn" im vollsten Glanze hervor und erhebt diese Dichtung, als selbständiges Ganze betrachtet, zu einer der bedeutendern poetischen Erscheinungen der neuern Zeit. 4.

Bibliographie.

Balzac, von, Seraphita. Aus dem Französischen des Herrn ꝛc. übertragen, und herausgegeben von Th. Hell. 2 Bändchen. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Bawr, Frau von, Zwei Erzählungen der ꝛc. Nach dem Französischen bearbeitet von Fr. Pitt. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 16 Gr.

Beiträge zu den Rechten der jüdischen Glaubensgenossen über Gegenstände, welche bei der Emancipation derselben oder bei Verbesserung ihrer politischen Verhältnisse besonders zu berücksichtigen sind. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 8 Gr.

Bilder aus Paris, oder Sammlung der gefälligsten Erzählungen aus dem Buche: Paris ou le livre des cent et un. Nach und aus dem Französischen. 8. Eisenberg, Schöne. 1 Thlr.

Briefwechsel zwischen August Graf v. Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platens an Gustav Schwab und einem Facsimile Platens. Gr. 12. Leipzig, Kummer. 22 Gr.

Buchdruckereien, Die, der Schweiz. Mit erläuternden und ergänzenden Anmerkungen. Eine Gelegenheitsschrift, zur Feier des vierten Jubelfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst herausgegeben von P. W. Gr. 12. St. Gallen. 16 Gr.

Cellarius, F., Versuch eine Stelle aus von Rotteck's Weltgeschichte zu widerlegen. Nach den Papieren eines Freundes bearbeitet von ꝛc. 8. Heidelberg, Groos. 3 Gr.

Drobisch, M. W., Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. Gr. 8. Leipzig, Voß. 18 Gr.

Emanuel. Nach Drouineau von Fanny Lewald. 1ster Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Haupolder, J., Kaiser Franz der Erste in Kampf für die Freiheit Europa's. Ein Heldenkranz aus der Geschichte der neuesten Zeit, in Bildern unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit an das Oesterreichische Kaiserhaus. Nebst einer dieses wichtigsten Lebensereignissen, sowie den auf dessen letztes Geburtsfest und Hinscheiden erschienenen Dichtungen. Mit dem Bildnisse des Kaisers. Gr. 12. Emmerich, Romen. 9 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen des ꝛc. von L. Ritter. 8. Leipzig, Voß. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, H., Die deutsche Philologie in Gefahr. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Gr. 8. Breslau, Aderholz. 1 Thlr. 4 Gr.

James, G. P. R., Eine unter Tausend. Aus den Tagen Heinrichs des Vierten. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Langenschwarz, Dr., Die Männer und die Badereisen, oder: Sendschreiben der Frau Antonia [illegible] an den Dr. Langenschwarz, als Erwiederung auf sein Gedicht: „Die Weiber und die Badereisen," so wie auch die feierlichen Ehrenrettung aller Weiber, auf ewige Zeiten. Gr. 8. St. Gallen, Wartmann u. Scheitlin. 3 Gr.

Langenschwarz, M., Die Anatomie des Staats. Eine Kritik der menschlichen Gesellschaft. Gr. 8. St. Gallen, Wartmann u. Scheitlin. 1 Thlr. 12 Gr.

Leibrock, A., Die beiden Ziska. Historischer Roman aus den ersten Jahren des Hussitenkrieges in Prag. 1419. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Manfred, Gruppen und Puppen. Erzählungen, Novellen, Sagen, Bilder und Skizzen. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Marbach, über moderne Literatur u. s. w. Zur Verständigung: Börne. Heine. 8. Leipzig, Hinrichs. 18 Gr.

Möhl, A., Reise durch einen Theil des südlichen Frankreichs, Savoyens, Piemonts, der Lombardei und der Schweiz im Sommer 1835. Gr. 12. Heidelberg, Groos. 1 Thlr.

Riemeyer, H. A., Gedanken über die jetzige Provinzial-Verfassung im Königreiche Preußen. Gr. 8. [illegible] handlung des Waisenhauses. 6 Gr.

Ortlepp, E., Die Geächteten oder Balcis und Ada. Ein historischer Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, [illegible]

Paulus, H. E. G., Des Großherzogl. Badischen Gerichts zu Mannheim vollständig motivirtes Urtheil [illegible] dem Roman: Wally, die Zweiflerin, angeklagten Publikum nebst zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epilog des Herausgebers. Aktenstücke und Bemerkungen herausgegeben [illegible] Gr. 8. Heidelberg, Groos. 16 Gr.

Racknitz, J. v., Kurze und getreue Belehrung für deutsche und schweizerische Auswanderer, welche an der Begründung der Colonie Johann von Racknitz, im mexicanischen Freistaate Tamaulipas gelegen, Theil nehmen wollen; in Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Staats, seine Verfassung, die bestehenden Verträge mit der Regierung, die Colonie und die Aufnahme-Bedingungen in den Verein. Mit [illegible] Gr. 8. Stuttgart, Imle u. Krauß. 12 Gr.

Schilling, A., Satyrische Anklänge. 16. [illegible] Hirschfeld. 8 Gr.

Tibull und Virgil. Zwei Gemälde nach [illegible] Saint-Felix von Th. Hell. 8. Dresden [illegible] Arnold. 16 Gr.

Venturini, C., Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 9ter Band, das Jahr 1834 enthaltend. Auch u. d. T.: Pragmatische Geschichte unserer Zeit. Das Jahr [illegible] dargestellt von ꝛc. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Werd, von, Der Dorfmagnat. Ein schweizerisches Gemälde aus der neuern Zeit. Gr. 8. St. Gallen, Wartmann u. Scheitlin. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 173. — 21. Juni 1836.

Lorinser und die gelehrten Schulen. *)

Es ist heutzutage eine eigne Sache um das Schul- nd Erziehungswesen in Deutschland. Die Meinungen nd Ansichten stehen sich schroff gegeneinander über, und s ist kaum möglich, die goldene Mittelstraße zu halten, oder ie stürmischen Gemüther von der Zweckmäßigkeit ruhiger nd überlegter Maßregeln zu überzeugen. Denn auf der inen Seite kämpfen die Philologen mit allem Eifer für as humanistische Element, auf der andern Seite halten es ie Realisten für unverantwortlich, noch im 19. Jahrhun- ert den auf den Gymnasien empfangenen Unterricht als ie einzig zulässige Vorbereitung zu den Universitätsstudien t betrachten. Den Philologen ist die Bevorzugung der athematischen und physikalischen Wissenschaften ein Ver- th an der Sache der Jugendbildung, die Realisten fra- n dagegen, wie der Unterricht in der lateinischen und riechischen Sprache eine Vorbildung für Mathematik, hysik, Chemie, Astronomie, Staatswissenschaft oder taatswissenschaftslehre bei den so ganz veränderten Zeit- rhältnissen sein könnte. Wieder auf einer andern Seite hen die theologischen Eiferer, die es beklagen, daß das hristenthum durch das Heidenthum verschlechtert ist und ol gar Kirchenväter statt der Classiker in den Schulen en möchten. Am schlimmsten machen es nun gar die tilitarier und die Anhänger von Bentham's Theorie, die ie gründliche Wissenschaftlichkeit verwerfen, nur Das be- ben, was unmittelbaren Nutzen und schnellen Gewinn ingt, und von denen in Beziehung auf Unterricht und Erziehung noch immer das Horazische Wort gilt: „Romani pueri longis rationibus assem Discunt in partes centum diducere."

Nicht genug, daß die geistige Bildung in unsern Schulen von Vielen angefeindet, oder doch als unzweckmäßig für das Fortschreiten einer so regsamen Zeit, wie die unsrige ist, bezeichnet wird, soll nun auch die körperliche Erziehung in den Schulen verdächtigt werden. Diese neue Anklage geht von den Ärzten aus, und ihr Stimmführer ist der Medicinalrath Lorinser in Oppeln. Seine Absicht ist, wie wir glauben, gut, aber seine Anklage der Gymnasien ist einseitig, da es ihm an gehöriger Sachkenntniß fehlt, und es zur Begründung nicht hinreichend ist, 20—30 Schulprogramme durchgesehen zu haben, wenn man nicht das Gymnasialleben, wie es jetzt ist, aus eigner Anschauung oder aus zuverlässigen Berichten kennt. Das Wesentliche seines Aufsatzes besteht nun in Folgendem: Durch den seit der Entdeckung Amerikas begonnenen geistigen Umschwung ist ein Übergewicht des Nervensystems im Körper hervorgerufen worden. Die davon abhängige Steigerung der geistigen Thätigkeiten äußert sich durch größere Erregbarkeit des Geistes und durch das Sinken der Energie des Lebens. Die hierdurch bedingten Krankheiten erben von Generation zu Generation fort, die Kinder kommen daher bereits mit bestimmten Krankheitsanlagen in die Schulen und hier werden dieselben durch die zu große Anzahl der Unterrichtsgegenstände, Schulstunden und häuslichen Arbeitsstunden entwickelt. Der Beweis für diese Behauptung liegt darin, daß der wöchentlichen Schulstunden jetzt 32 — 42 sind, während dieselben vor 30 oder 50 Jahren nicht die Zahl von 25 oder gar 22 Stunden überstiegen, daß die fleißigsten Schüler die kränklichsten und fast nur die nachlässigen jugendlich und kräftig sind. Die Steigerung der Arbeit aber macht die Schüler einerseits unfähig, das Dargebotene zu verarbeiten, entfremdet sie der Natur und der eignen Familie, und zeigt in späterer Zeit eine auf die in Überreizung verlebte Jugend nothwendig folgende Abstumpfung. Die körperliche Ausbildung aber leidet noch rascher, denn wenn Knaben täglich 6 — 8 Stunden in der Schule und noch einige Stunden zu Hause sitzen und arbeiten, so müssen Unregelmäßigkeiten im Blutlauf, Störungen der Athmungsthätigkeit und überdies eine frühzeitige Kurzsichtigkeit

*) Lorinser, Zum Schutz der Gesundheit in Schulen. Besonders abgedruckt aus der „Medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen", 1836, Nr. 1. Berlin, Enslin. 1836. Gr. 8. 2 Gr.

Hoffmann (Director des statistischen Bureaus in Berlin), Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, in der „Medicinischen Zeitung", 1836, Nr. 16.

F. Mützell, Zur Würdigung der Angriffe des Herrn Medicinalraths Lorinser auf unsere Gymnasial-Verfassung, in der außerordentlichen Beilage zur Literarischen Zeitung, 1836, Nr. 9.

Th. Heinsius, Hygea und die Gymnasien. Beleuchtung der Lorinser'schen Abhandlung. Berlin, Hold. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Rob. Froriep, Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit. Berlin, Enslin. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Digitized by Google

folgen. Kräftige und blühende Knaben welken nach einigen Jahren dahin wie Gewächse, denen Licht und Nahrung entzogen worden; am deutlichsten erscheint das siechе Gepräge in den höhern Classen, Bilder der Gesundheit werden immer seltener gefunden, ein bleiches Antlitz, ein mattes Auge, ein träges Wesen, Verstimmung und altkluge Mienen haben bei vielen die Frische, das Feuer, die Unbefangenheit verdrängt. Um dieser Übelstände willen, und da es oft fast unmöglich ist, bei dem gegenwärtigen Systeme des Schulunterrichts eine normale und kräftige Ausbildung des Körpers zu erzielen, ist die Abhülfe dieser Übelstände allein durch Verminderung der Unterrichtsgegenstände, der Lehrstunden und der häuslichen Arbeiten gründlich zu erreichen.

Gegen diese Anklagen des Hrn. Lorinser erhoben sich zuerst und gleichzeitig zwei berliner Schulmänner, Heinsius und Mützell, von denen der Erstere in der ruhigen, gemäßigten Sprache des verständigen Veteranen viele Angaben des Gegners mit schlagenden Gründen widerlegt und seinerseits die Grundsätze voranstellt, daß, was bisher von allen Gymnasien gelehrt wurde, auch fernerhin gelehrt werden muß, und daß, falls die Gymnasien nicht ohne Gefahr für die physische und geistige Gesundheit der Jugend dies vermögen, die Universitäten den Unterricht mit ihnen theilen müssen. Mützell dagegen, ein jüngerer Mann, erweist sich als feurigen Widersacher des Arztes, dessen Angaben er unrichtig, übertrieben und seine indirecten Vorwürfe gegen Behörden und Schulmänner als ungerecht bezeichnet; er behauptet, daß die Quantität der den Schülern zugemutheten Arbeit nicht übermäßig sei, daß zwar körperliche Nachtheile als Folgen des Schulunterrichts nicht ganz abzuleugnen sind, daß diese aber getragen werden müssen, da auch hier der Grundsatz gilt, daß der Zweck die Mittel heilige (??) und da wir die Jugend nicht zu einer ruhigen Gemächlichkeit, sondern zu einem Leben voll frischer, freudiger, selbstbewußter Thätigkeit erziehen. Ebenso haben Köpke und August, beide Vorsteher blühender Gymnasien in Berlin, in ihren Osterprogrammen sich — zwar nur kurz — aber mit praktischer Umsicht über Lorinser's Neuerungen geäußert. Die schöne Ruhe und Klarheit, welche eine hervorstechende Eigenschaft aller Schriften des berühmten Statistikers Hoffmann ist, zeichnet auch seinen vorliegenden Aufsatz aus. In Beziehung auf die Elementarschulen geht zuerst aus seinen amtlichen Nachweisungen hervor, daß die Zahl der Lehrgegenstände nicht zu groß ist und keineswegs eine Vermehrung der Lehrstunden oder häuslichen Schularbeiten nöthig macht. Was den Elementarschulen obliegt, kann bei zweckmäßigem Unterricht vom sechsten Lebensjahre bis zum vierzehnten in höchstens 12 wöchentlichen Stunden so gründlich gelehrt und eingeübt werden, daß es dauernd haftet und für das ganze Leben fruchtbar bleibt. Sollten irrige Meinungen, unzeitiger Eifer oder Unbeholfenheit hierin zuweilen weiter führen, so wird ein verständiger Schulvorstand sehr leicht auf das richtige Maß zurückleiten können. In den öffentlichen Elementarschulen ist daher in Bezug auf die Erhaltung der Gesundheit selten mit andern Hindernissen zu kämpfen als mit denjenigen, welche in beschränkte Raum und der schlechte bauliche Zustand der Schulstuben erzeugt. Aber zur Abhülfe dieses Übels geschieht im preußischen Staate alljährlich außerordentlich viel. Anders steht es nach Hrn. Hoffmann allerdings hierin mit den Gymnasien. So lange das Zeitalter über die Foderungen an die Gymnasien mit sich noch nicht einig ist, können diese Anstalten es nicht vermeiden, daß die körperliche und geistige Gesundheit ihrer Zöglinge immer gefährdet erscheint: sie mögen nun entweder den Privatunterricht durch Vollständigkeit des öffentlichen entbehrlich machen, oder durch Beschränkung des öffentlichen Unterrichts die Versuchung zur Ergänzung desselben durch Privatunterricht herbeiführen. Dieser Zwiespalt wird aber neben dem Conflicte, in welchen die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums mit den Naturwissenschaften, der angewandten Mathematik und der Länder- und Völkerkunde gerathen ist, namentlich dadurch hervorgeführt, daß die Gymnasien nicht alle ihre Schüler zum gelehrten Stande oder zum höhern Staatsdienst vorbereiten haben und dadurch von Seiten der Ältern die verschiedenartigsten Foderungen gemacht werden. Die Nothwendigkeit einer Verbindung des Studiums der [illegible] Literatur (dessen warmer Vertheidiger Hr. Hoffmann ist) mit dem Unterrichte, den das Bedürfniß der Zeit [illegible] besteht jedenfalls nur für das Drittheil der Gymnasiasten, das wirklich zum Universitätsstudium vorbereitet wird. Zwei Drittheile der jetzigen Gymnasiasten bedürfen eine Vorbereitung für die Universität; für sie sollten [illegible] stalten nach einem ganz andern Plane bestehen, und die Gymnasien wären theils auf eine geringe Zahl zu beschränken, theils auf eine sehr verminderte Frequenz zurichten. Aber es liegt auch im Interesse der Wissenschaft selbst, diesem Drittheile der Gymnasiasten die nöthige Vorbereitung nach einem wesentlich [illegible] Plane zu geben. Denn abgesehen von körperlichen Übeln, vereiteln zwei sehr erhebliche geistige Übel die Früchte der Anstrengungen der Lehrer und Lernenden auf den Gymnasien, indem einmal es nur den wenigen begabten Schülern möglich ist, sich einen erheblichen [illegible] des so sehr gehäuften Unterrichts dergestalt anzueignen, daß er für die Benutzung im Leben haftet, und [illegible] die Ausbildung der eignen schaffenden Geistesthätigkeit vernachlässigt wird, wovon die nächste Folge ist, [illegible] häufiger, als es geschehen dürfte, Knaben ohne [illegible] ruf zum Studiren bestimmt werden.

Sichtlich — sagt Hr. Hoffmann in der ersten [illegible] nimmt unter den Beamten, welche durch Unterricht [illegible] bereitet sind, die Fähigkeit ab, Geschäfte nach [illegible] digen Ermessen zu vollziehen; zu dagegen das [illegible] bestimmter Vorschriften für alle Einzelnheiten, [illegible] den mechanisch Angelernten ertheilt werden, [illegible] senschaftlich Gebildeten hinreichende Anweisung [illegible] sprochenen Grundsatze fanden.

Und dann:

Indem das Vertrauen auf eigne [illegible] der Richtung des Unterrichts unter [illegible] sien abnimmt, wächst dasselbe dagegen [illegible] gen, die sich selbstthätig, blos in [illegible]

Digitized by Google

t, durch Beobachtung, Lesen und Umgang eine höhere Bildung eignete; ihre Leichtigkeit, sich im Leben zurechtzufinden, re Anstelligkeit gewinnt die Gemüther; und die förmliche, wis- nschaftliche Bildung verliert in der öffentlichen Meinung eben rch dieses Überhäufen des Unterrichts, wodurch sie ihr Anse- n zu behaupten trachtet.

Die Zahl der öffentlichen Lehrstunden, die Hrn. Lorin- r so über alles Maß hinaus zu sein scheint, findet Hr. offmann seit den letzten 50 Jahren nicht erheblich ver- ehrt. Wir werden darauf weiter unten noch einmal rückkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Royal society in London.

Erster Artikel.

Granville's vor Kurzem in London erschienenes, historisch-kri- sches Werk über die königliche Societät zu London hilft einem fentlichen und in England selbst stark gefühlten Bedürfniß r, und das um so mehr, da der Verf. in seinem mit großem eiß ausgearbeiteten Buche, dessen vollständiger Titel ist: „The yal society of the 19th century, being a summary of its bours, during the last 35 years etc. and a plan for its form, by *A. G. Granville*", von dem richtigen Gesichtspunkt usgeht, daß berühmte Nationalinstitute jeder Art, und am eisten solche, die sich eines gewissen Alters zu rühmen haben, rtwährend mit Einsicht besprochen und an mannichfachen unkten untersucht werden müssen, wenn sie nicht veralten, rif und für die gegenwärtige Zeit weniger fruchtbringend erden sollen, als es diese zu fodern berechtigt ist. Der erf. ist der Meinung, daß sich ein solches Institut gleicher- eise vor der Scylla der müßigen und unmotivirten Neuerungs- cht, wie vor der Charybdis eines in sich selbst beruhigten utoritätsgefühls und der Neigung zur Stagnation zu hüten abe. Wie wahr diese Bemerkung sei und wie weithin sie eltung erhalte, haben wir Deutsche nicht minder Gelegenheit habt, an unsern Museen, Bibliotheken, ja sogar an unsern niversitäten selbst bestätigt zu finden. Wie lange ist es her, ß erstere anfangen für das allgemeine Bedürfniß zugänglicher werden und mit diesem in ihren Einrichtungen gleichen chritt zu halten; und wie viele unserer Akademien mögen sich lt Recht des Ruhms erfreuen, daß aus dem dürren Holz ih- r uralten Normen und Formen ein grüner Baum des Lebens worden ist, von welchem die Jugend ihre Früchte sammelt! inem wirklichen Nationalinstitut muß schon sein Prädicat als sches ein steter Sporn zur fortwährenden und unausgesetzten eiterbildung sein, und Alle, die an einem solchen bauen und rtbauen, müssen vor allen Dingen diesen zeitgemäßen Fortschritt Auge behalten. Wir haben noch deutsche Universitäten, die eich Mumien in dem Hause des allgemeinen gelehrten Lebens hen, die im eingebildeten Stolz stets auf ihren Ruf und ihr terthum trotzen, und sich stetig mit ihrer Vergangenheit ent- uldigen, wenn man ihnen ihre Gegenwart zum Vorwurf acht. Solche allgemeine Bildungsanstalten weisen die lebendige issenschaft, den regsamen Geist der Reformen trotzig von sich und wehren sich mit einem Eifer gegen das Gute, welches n ist, der einer bessern Sache würdig wäre; sie ruhen aus f dem alten Fundament, das sie, weil es vor 300 Jahren gründet ward, für unerschütterlich halten, merken es aber cht, wie die Grundsäulen nach und nach zu zerbröckeln an- ngen und ein Stein nach dem andern sich ablöst, und endlich ne kleine Erschütterung im Reiche der Wissenschaft und des edankens hinreichen wird, das ganze morsche und saftlose Ge- ude umzustürzen.

Dr. Granville, der Verf. der in Rede stehenden Schrift, ilt den Gesichtspunkt einer vernünftigen Reformirung, keiner bedachtsam revolutionnairen, fest; er hat sich durch eine lange rfahrung und genaue Kenntniß des Instituts hierzu bestimmt, da er selbst 18 Jahre lang Mitglied der Royal society und ein vorzüglicher Theilnehmer an allen ihren Verhandlungen war. Was er in seinem Werke gibt, muß für Literatur und Wissenschaft von gleichem Interesse sein, und wir wollen deshalb eine ausführlichere Erörterung dieses Gegenstandes, sowie die nöthigen Bezüge auf frühere Werke, welche darüber erschienen sind, unsern Lesern um so weniger vorenthalten.

Die erste Schrift, welche über die königliche Societät zu London erschien, rührt von Thomas Sprat her und führt den Titel: „The history of the royal society of London, for the improving of natural knowledge" ꝛc., und ward gedruckt im J. 1667. Sie ist König Karl II. gewidmet, welcher dem Unternehmen, „ein solches nationales Institut seiner Einrichtung und Bedeutung nach zu beschreiben", volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Es wird gleich zu Anfang ein an die Royal society gerichtetes Gedicht von Cowley mitgetheilt und hierauf verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über den Zustand der alten „Philosophie" und über die überlegenern Vortheile, welche die „experimental knowledge" gewährt. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gibt er die historischen Incunabeln der Societät an, und leitet ihr Entstehen aus den ersten Versammlungen von Gelehrten, wie Dr. Seth Ward, Mr. Boyle, Dr. Wilkins, Sir William Petty, Mr. Matthew Wren, Dr. Wallis, Dr. Goddard, Dr. Willis, Dr. Bathurst, Dr. Christopher Wren, Mr. Rook und Andere, welche um das J. 1658 zu Oxford stattfanden, ab und von denen aus sich wieder die um die Zeit der schrecklichen Pest und des großen Brandes zu London wöchentlich einmal im Gresham-College gehaltenen Versammlungen datiren. Als eine von Seiten des Staats autorisirte Societät gestalteten sich diese Vereine bald darauf, und der erste Präsident, welcher der neuen Gesellschaft vorstand, war Lord Brouncker. Der fraglichen Schrift vom J. 1667 sind ferner verschiedene der frühesten Actenstücke und Verhandlungsprotokolle der Societät beigegeben, aus denen man, mit einigem Verwundern, sieht, was für Untersuchungen damals den gelehrten Verein hin und wieder beschäftigten. Unter andern die naiven Fragen, worüber wir heutzutage freilich lächeln müssen: ob die Diamanten auf der Stelle, wo sie ausgegraben worden, nach einigen Jahren wiederwachsen. (Man sieht hierin den Speculationsgeist der Engländer; sie dachten sich die Diamantengruben wie die Nägel an den Fingern, aus denen man freilich eine Leibrente für sein ganzes Leben ziehen kann.) Ferner, ob es einen Berg in Sumatra gibt, der beständig brennt, und eine Quelle, welche gediegenen Balsam ausströmt; ob es in Java einen Fluß gibt, der Holz in Stein verwandelt (die petrificirenden Gewässer müssen sonach damals noch eine große Novität gewesen sein); ferner ob an dem Gerücht etwas sein möge, laut welchem es in Goa Hörner geben soll, die mit ordentlichen Wurzeln aus der Erde wachsen. (Die Sache war nach Thomas Sprat's Bericht, der mit einem Freunde die leichtgläubige Gutmüthigkeit der Societät herzlich belachte, ein bloßer Witz auf die Portugiesen, von welchen es bekannt war, daß sie den überaus wollüstigen Frauen von Goa stark die Cour machten.) Andere Untersuchungen waren: ob es bei Hermita, einer Stadt in Äthiopien, Schildkröten gäbe, die so dick wären, daß ein Mann darauf reiten könne; ob in Mexico sich ein Baum befinde, der, nächst andern Kleinigkeiten, Wasser, Wein, Weinessig, Öl, Milch, Honig, Wachs, Zwirn und Nähnadeln hervorbringe. Einen solchen Baum gab es aber dort in der That, die Cocospalme welche dies Alles und noch weit mehr liefert. Endlich bewies sich die Royal society von damals auch noch besonders theilnehmend bei der Frage: ob es in Java Austern gebe, die 300 Pfund wögen, und scheint über das Ausbleiben einer genügenden Antwort hierauf besonders betreten gewesen zu sein. Dreihundert Pfund war auch freilich etwas stark, doch sind die Austernesser in neuern Zeiten so glücklich gewesen, im Hafen von Brest eine solche lebendig zu wissen, welche 45 Pfund wiegt und die der Besitzer noch bis gegen ¾ Centner zu mästen gedenkt. Über solche Verückennaivetäten lacht man heute; allein

Digitized by Google

es fragt sich immer, ob nicht nach 170 Jahren wir ebenso naiv und vielleicht noch etwas unverschämter dabei sind.

Neben diesen Seltsamkeiten beschäftigte sich auch die damalige Societät mit ernstern und wichtigern Fragen, von denen einige wol noch jetzt wieder aufgenommen zu werden verdienten. Eine ihrer frühesten und einflußreichsten Operationen war die Verbreitung der Kartoffeln; für technische, physische, mechanische, chemische ꝛc. (philosophical) Experimente interessirte sie sich ganz vorzüglich, unterstützte den Gartenbau, die Statistik, das Manufactur- und Maschinenwesen und gemeinnützige Verbesserungen aller Art auf das Kräftigste. Unter den wichtigern Aufgaben der Societät nennen wir folgende:

1. Eine neue Art von Bohrer zu erfinden, um auf den Grund zu bohren und das in der Tiefe Befindliche unversehrt nach oben zu bringen.

2. Eine neue Art von Eimer, um Wasser, das in irgend einer Tiefe oder auf dem Grunde des Meeres befindlich ist, heraufzubringen, ohne daß es mit dem obern Gewässer sich vermische. (Es ist wahrscheinlich die Rede von süßen oder sonstig qualificirten Quellen auf dem Meeresgrund, welche heraufgeleitet werden sollen, um Trinkwasser u. s. w. zu gewinnen. So überaus nutzbar, besonders an Küsten, dies Verfahren sein möchte, so unmöglich wird es wol überhaupt zu bewerkstelligen sein.)

3. Zwei neue Mittel, die Tiefe des Meeres ohne Senkblei zu finden, besonders um den Ocean in seiner größten Tiefe und weitesten Entfernung von den Küsten zu messen. (Vielleicht waren schon Versuche gemacht worden, die ein günstiges Resultat versprachen, weil hier gleich von zwei Auswegen die Rede ist.)

Die Frage Nr. 4 ist sehr wichtig und hat, allerdings in weit späterer Zeit, in der Erfindung des sogenannten Rettungsboots ihre vollkommene Anwendung gefunden. Es handelte sich nämlich darum: verschiedene Instrumente zu finden, um die Schnelligkeit schwimmender Körper von verschiedener Gestalt und verschiedener Bewegkraft genau zu vergleichen und abzumessen, um zu bestimmen, welche Figuren auf der Fläche des Wassers am wenigsten umschlagen können, auf welche Resultate man eine genaue Theorie der Form der Schiffe und Boote gründen wollte.

Ferner beschäftigte sich auch die Societät damals vorzüglich mit den Verbesserungen des Taucherapparats, besonders der Taucherglocke. So wollte sie eine dergleichen erfunden wissen, mittels welcher der Taucher in die größte Tiefe des Meeres gelangen und dort „ohne die geringste Beschwerde" eine halbe Stunde verweilen könnte; sodann ein anderes, nicht näher bezeichnetes Taucherinstrument, mittels dessen der Taucher, so lange er unter dem Wasser verweilte, sich hierhin und dorthin bewegen und den Gebrauch seiner ganzen Körperkraft und aller Glieder behalten sollte. Auch sollten Augengläser erfunden werden, kraft deren der Taucher alle Gegenstände unter dem Wasser deutlich unterscheiden möchte. Diese ganzen Projecte beweisen, daß man damals sich von dem Taucherwesen weit größere Erfolge versprach, als die spätere Zeit bestätigt hat. Jene frühern Erwartungen sind erst in neuesten Zeiten, und namentlich durch die Beobachtungen des französischen Schiffswundarztes Lefevre, die dieser vor einigen Jahren im griechischen Inselmeer anstellte, widerlegt und berichtigt worden, woraus es sich ergeben hat, daß, aller angewandten Mittel ungeachtet, drei Minuten die längste Zeit ist, die ein Mensch unter dem Wasser zubringen kann. Die Kraft und Geschicklichkeit des Tauchers besteht mithin nicht sowol in dem Langeuntenbleiben, als vielmehr in dem öftern Wiedereintauchen. Daß aber einer unten im Meeresgrund förmlich Toilette machen, sich hin und her drehen und sich überhaupt à son aise benehmen sollte, haben uns nur frühere gewissenlose Reisende weisgemacht. Desgleichen wollte die Societät von damals auch ein [illegible] messer und ein Instrument, um die Luft unter [illegible] bringen und dort zu conserviren (wahrscheinlich [illegible] Gunsten der Taucher) erfunden wissen.

Außer dem Werke von Thomas Sprat und [illegible] durch dieses, gibt es ferner eine andere Schrift unter [illegible] „Censure upon certain passages contained in the history of the Royal society etc. as being destructive to the established religion and church of England", welche zu [illegible] J. 1671 in klein Quart herauskam. Dieselbe [illegible] hauptungen des Dr. Sprat von theologischer Seite [illegible] ziemlicher Animosität an. Dagegen erhob ebenfalls [illegible] Henry Stubbe, ein Arzt aus Warwick, ein [illegible] fikalisches ꝛc. Bestreiten, in zwei kleinen Schriften, [illegible] besonders die Behauptungen und Angaben jenes [illegible] das Schweißfieber und über die Bereitung des [illegible] Schießpulvers lächerlich macht. Auf diese Broschüren [illegible] tete der Angegriffene nicht minder heftig, und der [illegible] scheint ziemlich lange mit großer Bitterkeit und [illegible] wand an Gelehrsamkeit geführt worden zu sein.

Dr. Birch, Secretair der Royal society, gab [illegible] schichte derselben mit einer Auswahl aus ihren Verhandlungen 1756 in vier Quartbänden heraus, vor welcher [illegible] Sir John Hill's scherzhafte und unterhaltende [illegible] nen war. Dr. Birch behauptet, daß der erste [illegible] londoner Royal society in den Versammlungen [illegible] dard in Wood-Street (um 1645) zu suchen sei, [illegible] früher, als die Angabe Thomas Sprat's lautet, und [illegible] eigentliche Kern der Societät das „invisible college" [illegible] worauf Boyle (ebenfalls Mitglied) in seinen aus [illegible] und 1647 herrührenden Briefen häufig anspielt. [illegible] und entschiedene Weise, wie Karl II. den ihm bekannt [illegible] denen Plan der Gesellschaft aufnahm, billigte und [illegible] unter die Protection der Regierung stellte, macht diesen [illegible] lichen, aber für Kunst und Wissenschaft keineswegs [illegible] Monarchen viel Ehre. Die königliche Bestätigung der [illegible] tät erfolgte im J. 1660.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Franzosen machen sich mit all ihrer Eitelkeit [illegible] das Studium deutscher Literatur und deutschen Wesens [illegible] gemeinen doch noch wunderliche und seltsame Bilder [illegible] fern Zuständen. So liest man in einer Novelle von [illegible] deren Schauplatz in Berlin ist, folgende Stelle: „Als [illegible] den Frauen erschienen" — sie treten nämlich aus einer [illegible] loge, um frische Luft zu schöpfen, auf eine Art von [illegible] heraus — „standen in einer Ecke des Balcons einige [illegible] ten, gruppirt, wie man sie täglich auf den öffentlichen [illegible] deutscher Universitäten sehen kann, — überall die [illegible] Gleiches Äußere: fast Alle groß und hübsch gewachsen, [illegible] blondes Haar, kleiner Schnurbart, starker Backenbart, [illegible] ernstem, gesetztem, nachdenklichem Wesen, mitunter [illegible] hochmüthig. Gleiche Tracht: braunes Mützchen [illegible] kantiger Filzhut, kurzer Oberrock von dunkler Farbe, [illegible] Reiterstiefel und Säbel an der Seite. Gleiche [illegible] Redner, streitfertig, politisirend, hitzig, zu [illegible] stets den Haudegen zur Hand und die lange [illegible] Natürlich mußte das Zusammentreffen mit einem [illegible] chen die ehrsame spanische Dueña in Schrecken [illegible] waren die Herren glücklicherweise eben mit ihren [illegible] fragen ins Reine gekommen oder ihrer müde geworden, [illegible] sie klopften ihre Pfeifen aus und gingen fort." [illegible] Welt mag das Muster zu dieser Schilderung [illegible] worden sein?

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 174. — 22. Juni 1836.

Lorinser und die gelehrten Schulen.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

Der Name des ärztlichen Schriftstellers, den wir zuzt aufgeführt haben, des Hrn. Prof. Froriep, erweckte uns schon ein gutes Vorurtheil. Denn wir konnten cht denken, daß ein Mann, der bei seinem Abgange m Gymnasium zu Weimar 1823 die Früchte fleißiger, ilologischer Studien in einem „Specimen animadveronum in Euripidis Hippolytum" niedergelegt hatte, sich die Reformers der neuern Zeit und Feinde des claschen Alterthums (zu denen Dr. Lorinser doch auch gechnet werden muß) anschließen würde. Und wir haben as in unserer Erwartung nicht betrogen. Froriep spricht rchweg als gebildeter Arzt und geht da, wo er auf emdes Gebiet hinüberkommt, nie aus seiner Subjectität heraus, die auch andern Bestrebungen Gerechtigkeit derfahren läßt. Die Unbefangenheit, mit welcher er ine eignen Anschauungen und Wahrnehmungen schildert, nn der guten Sache nur förderlich sein. In dem ern Abschnitte widerlegt er das grelle Bild Lorinser's von n Gefahren, welche der Jugend durch die gesteigerten nfoderungen der geistigen Bildung in neuerer Zeit drorn sollen, durch Vergleichung der vor 60 Jahren aufzeichneten Sterblichkeitsverhältnisse mit den neuesten Mortalitätstafeln. Diese statistischen Berechnungen ergeben mlich ganz gegen Lorinser's Behauptung — hier steht der Arzt gegen den Arzt — ein dreifaches Resultat, 1) diejenigen Lebensjahre, welche der geistigen Entelung bei uns gewidmet sind, ebenso wie die darauf enden zehn Jahre, in denen sich diese zerstörenden kungen zunächst zeigen müßten, in der neuern Zeit auffallend günstiges Steigen der mittlern Lebensdauer en, daß 2) die beim männlichen Geschlecht im 20.— Jahre im Allgemeinen vorhandene größere Mortalität durch den Einfluß der Gymnasien bedingt sein kann, daß 3) im Gegentheil die bei einem nicht unter dem flusse gelehrter Studien stehenden Theile der männli- 20—24jährigen Jugend im Besondern vorhandene rtalität noch größer ist als die der männlichen 20— ährigen Jugend im Allgemeinen (wozu doch grade die Militair untauglichen kränklichen jungen Leute gehö). Weiter nimmt Hr. Froriep an, daß keineswegs eine Lange Dauer der Arbeitszeit bei unsern Schülern stattfände, daß aber in qualitativer Hinsicht eine zu große Anstrengung häufig gefodert werde, die bald durch die Ältern, welche ihre Kinder gern ausgezeichnet und die Schulzeit derselben abgekürzt zu sehen wünschen, bald durch die Einrichtungen einzelner Schulen und Lehrer bedingt wird. Daher entsteht Überreizung, jedoch keineswegs in dem Maße, wie sie von Lorinser angenommen wird, da dies, wie richtig bemerkt ist, sich nicht durch numerische Nachweisungen darthun läßt. Hr. Froriep führt seinen Beweis vielmehr aus der auffallenden physiognomischen Verschiedenheit der in Tübingen, Bonn, Berlin und Wien Studirenden, wobei er freilich selbst zugibt, daß der Beweis nicht ein ganz befriedigender genannt werden könne. Frischer und blühender war nämlich das Aussehen der Studirenden in Tübingen als das der in Berlin, Bonn und Wien Studirenden. Dagegen findet er die Überreizung außer dem bisweilen vorkommenden zu frühen Anfange oder dem unangemessenen Steigern des Schulunterrichts in der den Schulprüfungen beigelegten Wichtigkeit. Er stellt hier Würtemberg, Östreich und Preußen nebeneinander (S. 23—32) und entscheidet sich für die Art der Prüfungen im ersten Lande, welche weder eine Controle der Lehrtalente und des Eifers des Lehrers sind (wie es wol in Preußen und Östreich vorkommt), noch die jungen Leute zur Überreizung und körperlichen Abspannung veranlassen, die ihrer Entwickelung so sehr nachtheilig sind. Darüber folgt eine sehr zweckmäßige physiologische Erörterung. Um nun aber die Ursachen des schädlichen Einflusses der Schulen ohne Nachtheil für die geistige Bildung der Jugend zu beseitigen, schlägt Hr. Froriep in der dritten Abtheilung seiner Schrift folgende Mittel vor. Es sollen bestimmte Altersstufen festgesetzt werden, von denen ein Übergang zu den verschiedenen Unterrichtsanstalten unmöglich ist, die Elementarschule soll keinen jungen Menschen vor dem siebenten Jahre, die Gelehrtenschule nicht vor dem elften Jahre, die Universität nicht vor dem zwanzigsten Jahre aufnehmen. Es sollen ferner bestimmte Grenzen im organischen Schulplan festgestellt, und zwar ausgehend vom Endziel der Schulbildung und von da an rückwärts von Stufe zu Stufe bis zum Anfang der Gelehrtenschulen der Punkt bestimmt werden, welcher im Allgemeinen in der betreffenden Classe erreicht werden muß, aber nicht überschritten werden darf. Drittens muß ein Prüfungsreglement erlassen werden, wo-

Digitized by Google

durch weder die Lehrer noch die Schüler in Unruhe kommen können, also auch nicht zu ungemessenen Anstrengungen veranlaßt werden, und eine von der Abiturientenprüfung unabhängige, nicht vor oder von Gymnasiallehrern gehaltene Maturitätsprüfung mit Anfoderungen, die nur die Befähigung zu freiem Studiren erweisen sollen. (Gegen den letztern Vorschlag wäre Manches einzuwenden.) Endlich muß täglich eine Stunde, am besten die letzte des Vormittags, für die gymnastischen Übungen in die gewöhnliche Schulstundenzahl eingereiht werden, in welcher die Leistungen ebenfalls nicht über ein bestimmtes Maß gesteigert werden dürfen.

Nachdem wir in den vorstehenden Inhaltsanzeigen die durch Lorinser's Angriffe hervorgerufenen Beleuchtungen und Vertheidigungsschriften in der Kürze charakterisirt haben, bleibt uns noch übrig, unser eignes Urtheil näher zu motiviren und zu begründen. Daß Lorinser's Furcht, insofern durch die Gymnasialstudien das Fortleben des Menschengeschlechts bedroht werden sollte, grundlos ist, haben Froriep (S. 11 fg.) als Arzt und Heinsius auf historischem Wege (S. 7—11) dargethan. Ein zweiter Vorwurf war, daß in der Schule ein Loos auf die Jugend warte, welches die krankhaften Keime mit beschleunigter Gewalt zur Entwickelung treibe. Das sei vor 30 oder 50 Jahren anders gewesen, jetzt aber wären mehre Unterrichtsgegenstände, und alle würden in einem weit größern Umfange gelehrt. Ebenso wären die Unterrichtsstunden verdoppelt und mit Einschluß des Privatunterrichts fast noch mehr verdoppelt, sodaß die meisten Schüler wöchentlich 32—40 Stunden auf den Bänken sitzen müßten und den Fleißigen kaum an Feiertagen einige Stunden übrig blieben, sie würden daher der Natur und ihren Familien ganz entfremdet. Auch stumpfe das viele Lernen und Überfüllen von außen bei der Mehrzahl die Geisteskräfte ab, daß sie als Männer im Amte das Eingelernte und Eingepfropfte von sich zu werfen und mit gelähmtem, verdorrtem Geiste zu vegetiren pflegten. Gegen den ersten Vorwurf führen wir die Widerlegung von Heinsius (S. 12 fg.) an, mit dem auch Hoffmann übereinstimmt. Denn wo wird jetzt wol auf Gymnasien noch in Prima ältere und neuere Statistik, architektonische Zeichnenkunst, Geschichte der ältern Philosophie mit Bibliographie und Biographie der Philosophen, praktische Anwendung der vornehmsten hermeneutischen und kritischen Regeln, juristische Encyklopädie gelehrt, wie 1797 im Gymnasium zu Brandenburg? oder gar Physiologie mit Diätetik und allgemeiner Geschichte der Literatur, wie noch 1806 in Halberstadt? oder wo werden die Zeitungen in besondern Stunden geographisch, historisch, moralisch erklärt (wie von Büsching u. A. in den 80er Jahren), oder Anleitung zur allgemeinen Hauswissenschaft gegeben? Wer solchen Stunden noch mit beigewohnt hat (wie Ref. als 13jähriger Knabe 1809 zu Halle einem Vortrage des Naturrechts in einer sogenannten Extrastunde, oder einer Anweisung zum Lichterziehen in der technologischen Lection), wird sich erinnern, daß in ihnen allerdings die Geisteskräfte weder angespannt noch überreizt wurden; aber daß die Schüler auch auf allerhand dumme Dinge gerieth[illegible] die Lehrer vielfach durch Ungezogenheit marterten. [illegible] sich Lorinser auf den Gymnasien Preußens, [illegible] Sachsens, Hessens und anderer deutscher Länder umsehen hätte, so würde er überall als Hauptgegenstände des Unterrichts die lateinische, griechische und deutsche [illegible] ferner Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik, Rechnen und die französische und hebräische Sprache, [illegible] Zeichnen und Singen in besonders abgezweigten [illegible] gefunden haben. Ja selbst philosophische Propädeutik, [illegible] gemeine Encyklopädie der Wissenschaften, Ästhetik und [illegible] fische Alterthumskunde sind aus den Lectionsplänen [illegible] meisten Gymnasien verschwunden, und wo sie, wie [illegible] Landesgymnasium zu Weilburg beibehalten sind, [illegible] einer förmlichen Vertheidigung zu bedürfen, wie sie [illegible] demann in den Anmerkungen zu seinen „Deutschen [illegible] reden" (S. 138—144) gegeben hat. Nun sage [illegible] Hr. Lorinser, welche von diesen Objecten des [illegible] richts er entfernt wissen will? Wir halten es [illegible] für einen Vorschritt in der Pädagogik des 19. [illegible] derts, wieder zur Einfachheit der Vorfahren zurückzukehren zu sein und sich aller jener Zusätze und Schnörkel [illegible] ledigt zu haben, mit welchen der Realismus des [illegible] hunderts die Wissenschaft verunstaltet hatte.

Aber für Hrn. Lorinser ist nun einmal der Gymnasialunterricht zu ausgedehnt, und er verlangt Beschränkung der Unterrichtsgegenstände, der Lehrstunden und häuslichen Arbeiten. Nehmen wir dagegen an, die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden, wie in den preußischen Gymnasien, auf 32 beschränkt ist und [illegible] schon dergleichen Angaben nie ganz zuverlässig [illegible] nen, zur fleißigen Anfertigung der häuslichen [illegible] Durchschnitt vier Stunden auf jeden Arbeitstag [illegible] same Arbeiter brauchen vielleicht mehr), so [illegible] Gymnasiast für die Lehranstalt, der er angehört, [illegible] lich 56 Unterrichts- und Arbeitsstunden [illegible] lich 9—10 Stunden beschäftigt sein. Hiernach [illegible] ihm (wir folgen Heinsius a. a. O., S. 18) [illegible] täglichen physischen Genüssen und Bedürfnissen [illegible] Stunden, die, wenn wir acht auf die [illegible] annehmen, noch 6—7 Mußestunden für [illegible] Abendessen, für körperliche Bewegung, [illegible] lige Freuden übrig lassen. Bei dieser [illegible] ebenso wenig die Sonntage als die Ferien [illegible] die in den verschiedenen Staaten acht, [illegible] Wochen ausmachen und bedeutende [illegible] ren. Endlich darf nicht übersehen werden, [illegible] von drei vormittägigen Lehrstunden eine [illegible] eine kürzere oder längere Zeit zur [illegible] Körpers in geräumigen Classenzimmern [illegible] gestattet ist. Zwecken diese Turnübungen [illegible] Pflege der Gesundheit in den [illegible] der Arbeitsstunden aber vermögen [illegible] zu betrachten. Denn das Maß [illegible] für ausgezeichnete, aber auch nicht [illegible] berechnet, die sich ja doch [illegible] geblich abmühen. Ferner [illegible]

Digitized by Google

Gymnasialziels berechnete Kraft auf einer allmälig steigenden Entwickelung, sodaß sich bei Vielen bald als leichter herausstellt, was ihnen anfangs schwer schien. Drittens kann das Gymnasium auf Beeinträchtigungen der Zeit für die Schüler durch Privatstunden nicht Rücksicht nehmen, da es solche Stunden nicht veranlaßt hat, vielmehr nur ungern sieht. Endlich aber wird die gesammte Thätigkeit der Schüler von rüstigen und einsichtigen Lehrern aus dem Grunde in Anspruch genommen, weil sie auf diese Weise am sichersten der dünkelhaften Anmaßung, der erschlaffenden Bequemlichkeit, der unseligen Üppigkeit und anderm Unwesen in Zeiten entgegenzusteuern und somit dem Vaterlande am zweckmäßigsten dienen zu können glauben. *)

Dies edle Ziel hat sich aber der Schulstand in allen denjenigen Ländern — und warum sollten wir nicht hier vorzugsweise die preußische Monarchie nennen? — gesetzt, wo er seit 20—25 Jahren der Gegenstand aufmerksamer Pflege und unablässiger Sorgfalt von Seiten der obern und niedern Behörden geworden ist, wo er sich dadurch eine edlere Stellung erworben hat, und wo Eifer für die edelsten Güter der Menschheit an die Stelle der Engherzigkeit und Unwissenheit getreten ist, wo er endlich das Amt des Lehrers und Erziehers nicht mehr als eine bloße Übergangsperiode in ein Pfarramt ansieht. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß bei dem Ringen nach jenem Ziele manche Misgriffe begangen und die Vorschriften einsichtsvoller Behörden nicht immer richtig verstanden worden sind, daß häufig von der Jugend zu viel gefodert worden ist, und daß ihr Zustand bei dem besten Willen der Lehrer durch zu vieles Einstürmen auf sie und Anhäufung von Kenntnissen, die blos für die Philologen oder Mathematiker vom Fache gehören (denn in diesen beiden Punkten ist am meisten gefehlt worden), ein trauriger Zustand geworden ist; aber diese Einzelnheiten heben doch die Behauptung nicht auf, daß der Geist in unsern Schulen besser und die Sitte ernster geworden ist, daß die Schulzucht sich gegen die in den 80er Jahren gehoben und die Achtung des Publicums vor der Gelehrsamkeit und Diensttreue der Lehrer zugenommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Royal society in London.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Die ersten Statuten der jungen Societät lauteten dahin, daß jedes Mitglied von Haus aus 20 Schilling vorausbezahlen und überdies seinen wöchentlichen Beitrag regelmäßig erlegen mußte. Den frühesten Versammlungen der Societät fehlte es nicht an Curiositäten, kleinen Abenteuerlichkeiten und, wie schon bemerkt, naiven Albernheiten. Insbesondere spielte damals der Magnetismus eine große Rolle, und es wimmelte unter Anderm auf einer der ersten „meetings" im Juni 1661 von „sympathetischen Pülverchen", die sich die Mitglieder mitzubringen hatten angelegen sein lassen und deren gradative Stärke und sonstige Beschaffenheiten einer genauen Prüfung unterworfen wurden. Der Herzog von Buckingham versprach, das nächste Mal ein Horn von einem Einhorn, als große Rarität, mit in die Versammlung zu bringen. Sir Kenelme Digby referirte, daß die calcinirte Asche verbrannter Kröten, in einem Beutel auf die Magengegend gelegt, ein Präservativ- und Heilmittel für die Pest sei. Oberst Tuke zeigte Getreidekörner vor, welche in Warwickshire, Shropshire und andern Gegenden vom Himmel gefallen waren, wie sich denn überhaupt die damalige naturforschende Welt in England ungemein mit den Körnern beschäftigte, die es aller Orten regnen sollte. Derselbe gab eine ausführliche Beschreibung eines solchen Weizenregens (damals gab es keine Korngesetze!) und R. Halyburton schreibt unterm 27. Mai 1661 an Henry Pickering: „Anstatt anderer Neuigkeiten sende ich Ihnen einige Wunderartikel in beigeschlossenen Getreideproben, welche es unweit dem Dorfe Tuckbrooke, zwei Meilen von Warwick, vom Himmel herunter geregnet hat. Die Sache leidet gar keinen Zweifel mehr, denn 100 Menschen, die des Wegs gingen, fanden überall große Quantitäten hinverstreut, auf allen Feldern, auf den Dächern der Kirchen und Schlösser, und es regnete dergleichen durch die Schornsteine. Artur Mason, der eben aus Shropshire kommt, sagt, daß auch dort sich das Wunder ereignet. Gott schenke uns für solche Gnade dankbare Herzen!" Die Societät untersuchte den Bestand dieser Regenkörner genau und stellte ihr Gutachten dahin, daß sie der Same der Epheubeere seien, der in dortigen Gegenden einer ungeheuern Menge von Staaren zur Nahrung dient.

Auch mit dem Pulver aus des Einhorns Horn, worauf sich der Herzog von Buckingham etwas zu Gute that, wurden allerhand Experimente gemacht. Man bildete damit einen Kreis und setzte in dessen Mittelpunkt eine Spinne, welche jedoch — „auf der Stelle hinauslief". Mr. Hanshaw explicirte die Spirallinien der Nußbäume und zeigte, daß diese in schneckenförmigen Windungen wachsen. Mr. Croune ward von der Societät aufgefodert, mit einer Art Salz zu versuchen, ob es den Geschmack des Weins verderbe, eine Probe, die dieser bei einem Gastmahl, das ein Schneider gab, auch anstellte.

Dergleichen seltsame Dinge fanden sich unter den Verhandlungen der königlichen Societät vor Ertheilung der Urkunde vom 15. Juli 1662, die zugleich als Belege dafür dienen können, daß von jeher sich Albernes, Unverstand und Irrthum den ernsthaftesten und gelehrtesten Bestrebungen der Menschen beigesellte. Auch das ist entschieden, daß häufig der menschliche Geist, während er über etwas Kleinlichem, ja Lächerlichem, das seiner Anspannung unwürdig war, mühsam nachgrübelte, ganz unvermuthet auf die wohlthätigsten Entdeckungen und der Wissenschaft unentbehrlichsten Resultate gerieth. Denn zu eben jener Zeit, wo sich die Societät mit jenem Firlefanz abgab, beschäftigte sie sich auch mit den wichtigen Untersuchungen über die Verbesserungen des Schiffbaus (durch Sir W. Petty), über neuerfundene Farben, bessere Firnisse, über das Manufacturwesen in Holz und Eisen, mit Experimenten über das Quecksilber, über den Luft- und Wasserdruck, die Schnelligkeit des Schalles, die Wirkung der Gifte, die Rectification der Schießgewehre, mit Versuchen, die Tiefe der See zu messen, und vielfachen Beobachtungen in Betreff des Nutzholzes. Mit denselben Stoffen hat noch die Technik, Physik, Mechanik ꝛc. der heutigen Tage zu thun, und diese wurden von der neuerrichteten Societät damals mit dem größten und regsamsten Eifer ergriffen. Unter Anderm prüfte sie „die kleinen Thierchen, welche ein Geräusch machen, das man die Todtenuhr nennt", und Mr. Boyle, eins der thätigsten Mitglieder damaliger Zeit, producirte zwei von Prinz Rupert's Druckzeichnungen, ein Caliber, woraus sich nach und nach die Mezzotinto-Manier entwickelt hat. Nicht minder fallen in jene Zeit die ersten Versuche der Zubereitung des Spiegelglases, wobei die Royal society die beachtenswerthesten Winke gab. An diese einzige Erfindung, was knüpften sich nicht alles für Gedanken, Erleb-

*) Um nicht allein uns auf preußische Gymnasien zu beziehen, haben wir die letzten Worte, aus dem „Osterprogramm" des Directors Weber zu Kassel (S. 46) entlehnt, womit auch Nobbe's „Bericht über die leipziger Nicolaischule von 1836", S. 26—29, verglichen werden kann.

Digitized by Google

nisse und Betrachtungen! Zu den wichtigsten Verhandlungen der Societät seit dem J. 1663 gehören auch: die über die Abweichungen der Magnetnadel, über das Torricelli'sche Experiment, die Prüfung des Sexualsystems in der Botanik, der Bestandtheile des Wassers, der Verbesserungen des Barometers, der Gravitation u. a. In den damaligen Protokollen und Berichterstattungen kommen weltberühmte Namen der am thätigsten eingreifenden Mitglieder vor: z. B. Brouncker, Petty, Huygbens, Evelyn, Pepys, Newton, Flamstead, Sloane, Leuwenhoeck, Ashmole, Boyle, Wren, Plot, Hooke, Halley, Cassini, Ray, Digby, Bentley, Chardin, Clarendon und andere um Wissenschaft und Nachwelt hochverdiente Männer. Doch können, bei aller Anerkennung der unleugbaren Verdienste dieser Notabilitäten um die Societät, die zwischen solchen ernsten Bestrebungen hinlaufenden Puerilitäten und kleinen Abgeschmacktheiten, womit sich die Societät hin und wieder prostituirte, zur scherzhaften Unterhaltung gereichen.

So z. B. erschöpfte man sich zu derselben Zeit, wo der König den Befehl erlassen, daß kein Patent für irgend eine philosophische (natürlich im englischen Sinne) oder mechanische Erfindung ausgegeben werden sollte, bevor dieselbe von der königlichen Societät geprüft sei, in Fragen: ob es wol gegründet sei, daß die Araber das Krokodil zu bezaubern verstünden, und ob es auf der Nilseite Talismane gäbe, zwischen denen die Krokodile nicht hindurchzupassiren vermöchten. Es fand ferner ein sehr curioser Bericht statt über die Einführung der Karpfen in Irland durch den Grafen von Corke, wohin man gleichzeitig eine Sendung Kröten abgehen ließ, um sich zu überzeugen, ob sie in dem Lande des heiligen Patrick würden leben können. (Bekanntlich ward noch von neuern Geographen behauptet, daß es in Irland keine Maulwürfe, Schlangen und Kröten gäbe.) Auch ließ man, um dasselbe Experiment zu vervielfältigen, irische Erde nach England kommen, um zu sehen, ob die englischen Kröten darauf sterben würden. Vielfache Versuche wurden ferner angestellt, um zu erfahren, wie lange Karpfen außer dem Wasser leben könnten. Diese crepirten insgemein nach einigen Stunden. Nichtsdestoweniger erregte aber Capitain Silas Taylor große Sensation durch seine Behauptung, daß er einen Karpfen gekannt habe, den man mit Brot in Milch getaucht gefüttert, und der mittels dieser Nahrung nicht weniger als 12 Monate außerhalb dem Wasser gelebt habe; man habe ihn jedoch, um ihn einigermaßen zu erfrischen, häufig umgeschwungen. Zu der Zeit, wo man sehr bedeutende Verbesserungen mit den astronomischen Gläsern anstellte, wurde auch befohlen, einige Katzenaugen gefrieren zu machen, wenn der Frost anhielte, um desto bessere Beobachtungen mit ihnen anzustellen. Während man sich mit den Messungen zu genauer Constatirung der Schnelligkeit des Windes stark beschäftigte, unterstützte man die neuen Theorien durch das Factum eines taubgeborenen Mannes, der zum Gehör gelangt war, weil man dicht vor seinem Ohr ein starkes Artilleriegeschütz abgefeuert. In unsern Tagen hat sich der überaus betriebsame und an Verbesserungen aller Art productive Gouverneur der Insel Ceylon, Sir Wilmot Horton, viele Mühe gegeben, die Perlenfischerei auf eine höhere Stufe der Industrie zu erheben. Was würde dieser jetzt für einen Kalfaterer geben, von der Art, wie Dr. Merret damals einen kennen wollte, der seinen Athem so gut zu conserviren verstand, daß er eine halbe Stunde lang unter dem Wasser an der Ausbesserung des untern Schiffstiefs arbeiten konnte. Von den Verdiensten, welche sich die Societät um die Verbreitung und den Anbau der Kartoffeln in England erwarb, ist bereits geredet worden. Zwischendurch beschäftigte man sich auch mit den Modellen eines Wagens, der auf Beinen, anstatt auf Rädern gehen sollte, und, alles Ernstes, mit Versuchen, Maden aus Käse und Sekt, und Bienen aus todtem Ochsenfleisch künstlicherweise zu erzeugen. Zu dem letztern Experiment mochte die Biographie Simson's Veranlassung gegeben haben. Unzählige Versuche stellte man an, um die noch unbekannten Heilkräfte ausfindig zu machen, welche in [illegible] Viper wohnen sollten, und interessirte sich [illegible] Mißgeburten aller Art, wobei nicht selten das abenteuerlichste Zeug zum Vorschein kam. Sehr erfreute sich die Nachricht, daß es unweit dem Helka auf Island [illegible] geregnet habe, wobei der arme Lemming (die [illegible]) in den unschuldigen Verdacht kam, ein Sohn der Regen zu sein, welchen Ursprung Herr Ranpach auch seinem Lehrer le diable zuertheilt.

Von den Kröten und ihrer möglichen Vertilgung ist [illegible] neuerdings in einigen Societäten mehrfach die Rede gewesen. In Bezug auf diese Verhandlungen gibt der englische Berichterstatter in der „Literary gazette" den unzweifelhaften Rath, alte Schuhe zu verbrennen und damit die eine Seite des Wasserbehälters zu verstopfen, worauf man unbedingt die Kröten und Frösche auf der andern Seite zu hunderten herbeikommen sehen würde, die man dann nach Belieben tödten oder für anderweitige Experimente reserviren kann.

Wie wir bereits mehrmals zu rügen Gelegenheit hatten, benutzt die „Literary gazette", aus der wir das Referat dieses Aufsatzes entnehmen, auch hier ein vorkommendes Jahr zu einem neuen Hohn auf Capitain Ross' Entdeckungsreise. Mr. Grey war nämlich in Grönland gewesen, um die dortigen Gewässer zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit kommt in Dr Birch's angeführtem Werke, Bd. 1, S. [illegible], folgende Stelle vor: „Frage: Wie weit haben sich, seitdem Sie gefahrer dem Pol genähert? Antwort: Es erzählte mir [illegible] Einer, der in Grönland gewesen war, daß er dort einen [illegible] länder getroffen, welcher hoch und theuer schwur, daß er dem Pol bis auf ½ Grad genähert, ihm auch sein Journal zeigte, das seine Frau bestätigte, nach welchem man [illegible] Eis noch Land, sondern lauter Wasser gesehen habe." „[illegible] scheint ganz unglaublich", bemerkt Dr. Birch. Zur [illegible] der ergänzenden und abweisenden Notizen, welche Dr. [illegible] in seiner Schrift über die neuern Zustände der Royal [illegible] mittheilt, müssen wir uns einen zweiten Artikel vorbehalten.*)

Literarische Notizen.

Ch. Lucas, Oberaufseher der französischen Gefängnisse, [illegible] bereits 1830 für sein in drei Bänden erschienenes Werk: „[illegible] système pénitentiaire en Europe et aux Etats-unis" von [illegible] französischen Akademie der Montyon'sche Preis zuerkannt [illegible] de, hat jetzt den ersten Theil seines längst erwarteten Werkes: „De la reforme des prisons, ou de la théorie de l'emprisonnement, de ses principes, de ses moyens et de ses conditions pratiques" herausgegeben und darin die Resultate langjähriger Studien und Erfahrungen niedergelegt. Zum Gegenstand, der vornehmlich in den neuesten Zeiten [illegible] sentimentalen Katzenjammer veranlaßt und über den [illegible] liten und Radicale, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, [illegible] viel unnützes und zum Theil unsinniges Geschwätz [illegible] haben, behandelt auf andere Weise der durch [illegible] Beifall aufgenommenes Buch: „Malheur et [illegible] Hippolyte Raynal in seinen Darstellungen aus [illegible] leben, welche vor mehren Wochen unter dem Titel: [illegible] verroux" erschienen. R. hat es außer der [illegible] er einem das Gräßliche liebenden Lesepublicum [illegible] darauf abgesehen, durch lebhaft colorirte Gemälde [illegible] Falsche und Schädliche in dem jetzigen Staatsleben [illegible]

Henri Twining's eben erschienene „[illegible] et en Suède", mit 18 Steindrucktafeln, [illegible] Blättern um so dankbarer begrüßt, als, wie bekannt, [illegible] Literatur noch kein Werk besitze, in welchem [illegible] bung des so romantischen Norwegens [illegible]

*) Diesen zweiten Artikel theilen wir [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 175. — 23. Juni 1836.

Lorinser und die gelehrten Schulen.

(Fortsetzung aus Nr. 174.)

Auf der andern Seite ist es nur zu wahr, daß die neueste Zeit, deren Charakter fast durchgängig stürmische Übereilung ist und in der sich das Übermaß einer starken Richtung auf gewisse Gegenstände besonders bemerklich macht, den Einrichtungen unserer Gymnasien und ihrem auf die Alterthumsstudien begründeten Organismus sehr oft seine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hören wir hierbei Hrn. Hoffmann, einen billigen und gebildeten Beurtheiler:

In der That ist jetzt durch die Naturwissenschaften, die angewandte Mathematik, die Länder- und Völkerkunde ein ebenso reicher als würdiger Stoff zur Bildung der Geisteskräfte gegeben, welcher dem öffentlichen und dem Privatleben sehr viel näher liegt, als die Deutung der Überlieferungen aus jener seit mehr als tausend Jahren entschwundenen Welt. Es mag nicht geleugnet werden, daß jener Stoff noch immer sehr viel weniger fruchtbar gemacht worden ist für allgemeine Bildung als derjenige, welchen die Erklärung griechischer und lateinischer Classiker darbeut. Das liegt aber nicht in der Natur jenes Stoffes selbst, sondern nur darin, daß bisjetzt beiweitem weniger Kräfte an eine solche Benutzung desselben gewandt werden. Auch ist es unverkennbar, daß Niemand auf allgemeine Bildung Anspruch machen kann, dem eine klare Übersicht und eine lebendige Anschauung des Zustandes der Wissenschaften und Künste, der Meinungen und Sitten, der Staats- und Hausverwaltung derjenigen Völker und Zeiten mangelt, welche der Begriff des classischen Alterthums bezeichnet. Aber es ist auch gewiß, daß Einige diese Kenntniß in einem Maße besitzen, welche für das öffentliche und Privatleben in den achtbarsten Verhältnissen vollkommen ausreicht, ohne jemals zu derjenigen Fertigkeit im Lesen der classischen Schriftsteller und zu derjenigen Sicherheit im Gebrauche der alten Sprachen gekommen zu sein, welche der vollendete Gymnasialunterricht bedingt und die noch heut als unerläßliche Vorbereitung für ein gründliches Studium der sämmtlichen Facultätswissenschaften gilt. Sogar ist es keine seltene Erscheinung, daß ganz verkehrte Vorstellungen von dem Zustande des classischen Alterthums bei beträchtlicher Kenntniß seiner Literatur und bei tiefer Einsicht in den Bau seiner Sprache bestehen.

Unter diesen Umständen ist es auch Pflicht der Gymnasien, die Foderungen der Gegenwart nicht vornehm von sich zu weisen, oder alles Bestehende für gut und zweckmäßig zu halten, sondern vernünftige Änderungen und gemäßigte Annäherungen an den Zeitgeist zu gestatten, ohne dem Wesentlichen, d. h. der Gründlichkeit der Wissenschaft, etwas zu vergeben.

Die Aufgabe ist nicht leicht, sie wird namentlich durch die Disharmonie erschwert, in der so oft die häusliche Erziehung mit der Zucht und Ordnung der Schule steht. Denn dem Hause geschieht meistens zu viel oder zu wenig in den Schulen, die Ältern wollen die Kinder entweder weniger angestrengt wissen, um sie mehr für das gesellige Leben und seine Künste anzulernen, und schelten unter Zustimmung kurzsichtiger Verwandten oder schmeichelnder Hausfreunde die Lehrer Pedanten und Stockphilologen, welche vom Leben in der großen Welt nichts verständen, oder sie überhäufen ihre Kinder mit Privatstunden, klagen, daß die Lehrer sich nicht genug mit denselben beschäftigten, stacheln ihre Eitelkeit auf alle Weise, quälen sie mit der Dornenkrone bitterer Vorwürfe, wenn ihnen keine Lorberkränze zufallen, und beschleunigen auf alle Weise den Abgang zur Universität, um sie nur recht bald im Staatsdienste zu sehen. Von diesen Dingen hat Hr. Lorinser weislich geschwiegen, da er doch als Arzt gewiß Gelegenheit gehabt hat, dergleichen Übelstände und Thorheiten in einer oder in der andern Art wahrzunehmen. Abgesehen nun hiervon wollen wir aber auch nicht verhehlen, in welchen Ursachen jene Disharmonie im eigentlichen Gymnasialleben, die nach langjähriger Schulzeit oft so geringfügige Leistungen hervorbringt, und vor Allem die auffallende Erscheinung, daß Die, welche mit den besten Censuren das Gymnasium verlassen haben, in sehr kurzer Zeit ganz unwissenschaftliche Menschen werden und den Foderungen des Staatsdienstes nur in einem beschränkten Maße genügen (Froriep, S. 27 fg.), ihren Grund haben. Für einen so reichen Stoff reicht der uns gestattete Raum nicht hin; wir können uns also nur auf kurze Andeutungen in einzelnen Sätzen beschränken.

Erstens. Die Gymnasien dürfen sich die classischen Studien nicht nehmen lassen, wenn auch die große Mehrzahl gebildeter Geschäfts- und Gewerbsleute gegen dieselben eingenommen ist. Denn jene Studien bleiben die Basis der gründlichsten Geistesbildung. Aber die Gymnasien dürfen nicht vergessen, daß nicht jeder Schüler Philologie studiren soll. Der Schüler muß allerdings eine vertraute Bekanntschaft mit der Grammatik der beiden classischen Sprachen, eine möglichst vollständige Kenntniß ihrer besten Schriftsteller zur Stärkung für das Geschäftsleben, eine genügende Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Lateins insbesondere von der Schule

Digitized by Google

mitnehmen; aber er muß nicht mit grammatischen und metrischen Untersuchungen, wo ein Lehrer gewöhnlich von dem andern abweicht, überschüttet, mit Beurtheilung unbedeutender Varianten heimgesucht, oder zur Lecture solcher Schriftsteller angehalten werden, die grade sein Lehrer zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hat, oder wol gar für lexikalische und grammatische Untersuchungen desselben mit angezogen und ihm dadurch die Freude am classischen Alterthume für sein künftiges Leben von Grund aus verdorben werden. Daß dies namentlich von der griechischen Sprache gilt, hat uns die Erfahrung mehr als einmal bedauerlich gezeigt, und ist auch durch die beschränkende Verfügung des preußischen Unterrichtsministeriums vom 11. December 1828 anerkannt worden.

Zweitens. Kein Gymnasium darf sich einer vernünftigen Beschränkung des Unterrichts weigern und kein Lehrer dahin streben, seine Schüler mit allen denjenigen Kenntnissen zu erfüllen, durch welche seit dreißig Jahren das Gebiet der einzelnen Wissenschaften so sehr erweitert ist, daß fast jede ein Menschenalter erfodert, wenn sie gründlich erlernt werden soll. Unstreitig ist das Bestreben, den Gymnasiasten alle diese Kenntnisse zu verschaffen, ein sehr achtungswerthes und die Folge jenes edeln Geistes einer wackern pädagogischen Genossenschaft, wie sie in Preußen und in andern deutschen Ländern sich gebildet hat, auch mag es wol bei Schülern von ausgezeichneten Geistesgaben Frucht bringen, aber es verfehlt meistentheils seinen Zweck bei der größten Mehrzahl der Schüler, ja es wird leider sogar schädlich und blos mit dem Gedächtnisse für zeitiges Wiedervergessen aufgefaßt. Daher muß vor allen Dingen alle unnöthige Schreibarbeit gemieden werden, mühsame schriftliche Repetitionen (die bei zahlreichen Classen der Lehrer nicht einmal durchsehen kann) oder Interpretationen aus griechischen und lateinischen Classikern, zu viele griechische Exercitia, Anfertigung mathematischer Hefte und schriftlicher Ausarbeitungen der historischen Vorträge dürfen nur sehr selten vorkommen, wenn die letztern beiden nicht am besten ganz wegfallen. Das Maß lateinischer und deutscher Aufsätze oder die Bogenzahl derselben muß auf ein billiges Quantum zurückgeführt werden, die Aufgaben dürfen nicht zu abstract sein, nicht zu weit außer dem Gesichtskreise des Schülers liegen oder zu viele Vorarbeiten nöthig machen, worunter gewöhnlich die stylistische Form leidet. Die Lehrcurse der Mathematik bis zu den Elementen der Differentialrechnung zu erweitern, scheint mehr als bedenklich, sowie vier mathematische Stunden, wie sie auf den preußischen Gymnasien statt der frühern Dürftigkeit dieses Unterrichts, der kaum die Anfangsgründe der Geometrie umfaßte, eingeführt sind, dieser Wissenschaft ein zu großes Übergewicht einräumen und eine zu große Zahl der Arbeitsstunden für sich in Anspruch nehmen. Dagegen wird dem historischen Unterrichte auf den Gymnasien nicht überall die nöthige Berücksichtigung zu Theil, für die neuere Geschichte namentlich ist oft nur mangelhaft gesorgt, während die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters sehr ausführlich vorgetragen wird. Denn wir gehören nicht zu Denen, welche die neue Geschichte ganz aus den Gymnasien [illegible] wissen wollen, indem die Universitätsstudien hier nur immer eine Ergänzung abgeben und es für das jetzige [illegible] schlecht, das von der Geschichte seiner nächsten [illegible] gewöhnlich weit weniger weiß als von der Geschichte [illegible] Assyrien oder Palästina, sehr wünschenswerth [illegible], daß von der Schule eine vernünftige Ansicht von der Geschichte des 18. Jahrhunderts auf die Universität hinübergenommen, um vor politischen Irrthümern und traurigen Verirrungen bestmöglichst geschützt zu werden. Die Lehre der philosophischen Propädeutik scheint nach den Äußerungen der meisten Schulmänner der Absicht derjenigen Behörden, welche sie seit 1825 ins Leben gerufen haben, nicht zu entsprechen, und könnte vielleicht am ersten unter den Gegenständen des jetzigen Gymnasialunterrichts eingehen.

Ist auf diese Weise Zeit gewonnen, so kann die Jugend auch mehr zu freier, selbständiger Thätigkeit angewiesen werden und wird sich selbst in ihrem eigenen Fleiß dazu veranlaßt fühlen. Einzelne nachlässige und [illegible] Jünglinge werden freilich von dieser Studienfreiheit immer einen nachtheiligen Gebrauch machen; aber sind [illegible] nicht sehr viele von den jetzigen Gymnasiasten nur durch die Furcht vor dem schlechten Ausfalle des Examens zu Arbeitsamkeit genöthigt, und werfen gleich nach demselben ihre Mathematik und ihr Griechisch weit von sich weg? Eine edle Einseitigkeit ist für die Jugend immer sicherer als eine scheinbar glänzende Vielseitigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Vorstudien für Leben und Kunst. Herausgegeben von H. G. Hotho. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Bei der Masse von Kritik, von welcher unsere Journale und Zeitblätter überströmen, bei der Unlust, welcher man gegenwärtig oft anwandeln muß, jeden Gegenstand der Unterhaltung sowie der ernsten Beschäftigung [illegible] gesetzt, zuweilen auch zerfetzt zu sehen, können Sammlungen von Kunstkritiken und Schilderungen, selbst wenn sie dieses Charakters sind, nicht eben sehr auf die Gunst eines großen [illegible] rechnen. Der geistreiche Verf. dieses Buchs, der sich durch seine kritischen Correspondenzen im „Morgenblatt", welchen er zuerst Hegel'sche Principien in der Kunstkritik [illegible] dete, einige Aufmerksamkeit erregte, mochte dies wol [illegible] und um diesem Nachtheil zu begegnen, suchte er die [illegible] Kunstrichters und wissenschaftlichen Ästhetikers [illegible] seinen Ansichten über musikalische, malerische, [illegible] poetische Werke die Form einer freiern Mittheilung [illegible] Aber leider suchte der Verf. nur nach einer [illegible] konnte sie nicht recht finden. Gleich mit dem [illegible] die Vorrede sagt, selbst nicht zufrieden; er [illegible] wäre der Druck nicht schon zu weit vorgerückt, [illegible] sucht ihn daher, so gut er kann, zu rechtfertigen. [illegible] studien sollen nämlich nicht eine Norm für [illegible] che sich in demselben Geiste ausgebildet haben, [illegible] nur den Anspruch einer ganz individuellen, [illegible] ligen Beschäftigung mit Kunstwerken [illegible] Gelegenheit, Stimmung, Vorliebe [illegible] laubten oder geboten. Allein mit [illegible] Zuge der Bescheidenheit gewiß mehr [illegible] seinem gewiß ernsten Streben nach [illegible]

Digitized by Google

mußte, ohne dem Werthe seiner Mittheilungen Eintrag zu thun, über es denn auch in dem Folgenden so ziemlich wieder zurückgenommen wird. Weil er nun aber sehr wohl einsah, daß eine solche Mittheilungsweise wieder den Anspruch künstlerischer Abrundung errege, so sucht er einen Gesichtspunkt, unter welchen diese Mittheilungen fallen, herauszuheben, und wodurch diese Briefe, die doch auch wieder keine Briefe, sondern meist Abhandlungen sind (die Fiction, daß sie von dem Verf. nur herausgegeben worden, ist dabei ganz nutzlos), zusammengehalten werden. Da nun in diesen Kunstbekenntnissen auch von dem eigentlichen vollen Leben der Wirklichkeit wenig oder nichts vorkommt, so können die Lebensstudien, von denen der Titel spricht, nur bezeichnen, daß der Autor in den Jugendtagen einer glücklichen Muße in der Kunst allein das Leben gesucht habe, und so sollte dargestellt werden, wie ein Individuum, in den Gegensatz zwischen Poesie oder Kunst und Leben gestellt, in der Poesie selbst und durch gedankenvolle Auffassung derselben die Versöhnung suche und finde. So würdig dieser Gesichtspunkt ist, so müßte doch, um den Leser für die Ausführung desselben mehr zu gewinnen, auch für die Individualisirung des sich zu befriedigen suchenden Subjects noch mehr geschehen sein. Aber hierin liegt nun grade die Grundschwäche dieses Buchs. Es wäre schön und belehrend gewesen, wenn man den Schildernden in seinen Lebens- und Kunsterfahrungen wirklich hätte wachsen und fortschreiten und das früher Gewonnene für eine höhere, umfassendere Ansicht nützen sehen; allein obwol wir von einzelnen Partien es gern zugeben wollen, daß darin ein dem Gegenstande sich hingebendes Hineinleben, ein erweiterter Überblick sich gleichsam beispielsweise darstelle, und obgleich wir im Ganzen den wahren Ernst für eine gedankenmäßige Auffassung der Kunst und eine fortdauernde Anstrengung, dieselbe auch mit dem Leben der Wirklichkeit zu vereinigen, durchaus anerkennen müssen, so müssen wir doch gestehen, daß wir, den Verf. auf seinem Schilderungswege mit Aufmerksamkeit begleitend, jenen Stufengang nicht im Ganzen erfahren haben. Im Gegentheil, wo der Verf. eine Station seines Weges zurückgelegt hat, da sehen wir ihn sich mit Unlust und Verdruß von dem Zurückgelegten abwenden, den gefaßten Gesichtspunkt als unzureichend aufgeben, und so fort; und der Leser erfährt neben einem gewissen Ungeschick des Verf., sich in freierer Form zu bewegen, häufig den Eindruck jener entmuthigenden Verstimmung, welche ihn laut der Vorrede in den Tagen der Niederschreibung gedrückt haben mag; Andere würden wol sagen, daß Der, dessen Jugendstudien uns hier geschildert werden, von vorn herein einer gesunden und kräftig-frischen Natur ermangele und mit einer gewissen berliner Kunst- und Weisheitsübersättigung, welche dort zuweilen sehr früh eintreten soll, seine Lehrjahre angefangen habe. Es tröstet auch meist nicht, daß der angebliche Redacteur dieser brieflichen Mittheilungen, wie er öfter zu verstehen gibt, die Sache weit hinter sich hat, denn der minder feste Leser will wissen, wie er mit der Sache daran ist, der gebildetere und freiere aber wird zuweilen denken, man brauche ja beim Studium keine so sauern Gesichter zu schneiden. Indessen danken wir dem Verf. doch diese Mittheilungen von Herzen, da ihre Gesichtspunkte, wenn auch zuweilen einseitig, doch nie gehaltlos sind.

Die Masse dieser Mittheilungen über Kunst zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich ausschließend mit Mozart's „Don Juan". Sie enthält das Geistreichste und Ausführlichste, was, so viel wir wissen, über dieses einzige Werk geschrieben ward, und ist gründlicher als die Hoffmann'sche Schilderung, gründlich oft bis zur Pedanterie. Der Verf. meint erst, einem solchen Werke sich ganz hingeben und seinen innern Gehalt sich aufschließen, müsse den Sinn für die Kunst, der es angehört, am besten öffnen und fördern. Er faßt die Betrachtung des Werks von einer Seite nach der andern an. Nach mehren Vorbereitungen geht das Bestreben dahin, aus Mozart's Tönen zu verstehen, wie er die Fabel genommen, welches Interesse er den Personen gegeben und wie er jede Situation künstlerisch aufgefaßt habe. Hiernach werden zuerst die Hauptcharaktere geschildert und besonders vom Don Juan ein sehr warmes Bild entworfen, welches auch der spätere Indifferentismus des Verf. (S. 16 oben) nicht zu erkälten vermag. Ob dieses Bild das wahre, in der Oper enthaltene, wäre für einen Recensenten überflüssig zu fragen, da der Verf. selbst diese Schilderungen mit dem Rücken ansieht; nur muß Recensent gestehen, daß es ihm nie gelungen ist, den Zwiespalt zu verdecken, der zwischen Mozart's idealer Auffassung und der gemeinen Fopperei stattfindet, welche sich der Held der Oper im zweiten Acte mit der gekränkten Elvira erlaubt, um darauf einem flüchtigen Abenteuer nachzugehen. Dies wäre vielleicht der einzige Flecken der Oper; in allem Übrigen konnte sich der Componist anschließen, hier nicht; denn Heuchelei kann die Musik nicht schildern. Die Serenade durchzieht ein tieferes Sehnen, als dem Don Juan überhaupt und in seiner Lage möglich ist. An diesem Punkte aber kann es auch zur Anschauung kommen, daß die Art von Kunstschilderung, die der Verf. bei dieser Oper anwendet, und die auch gewiß als die gründlichste und geistvollste anerkannt werden muß, sich zu hüten hat, eine Identität von Musik und Handlung auch da vorauszusetzen, wo sie nicht vorhanden ist, und nicht, wie der Verf. ebenfalls (hier und in Hinsicht auf „Figaro") thut, Manches nach subjectiver Neigung in die Sache hineinzutragen.

Nach der Schilderung der einzelnen Charaktere sucht der Verf. die dramatische Verbindung des Ganzen auf. Erweitert wird der Gesichtspunkt, indem „Don Juan" mit den übrigen Opern Mozart's und diese mit Gluck's Musik zusammengestellt werden. Hier sind viel treffliche Bemerkungen ausgestreut; im Ausdruck ist jedoch Manches unklar geblieben, indem sich der Autor hier mehrfach abstracter Formeln bedient, welche für ein großes Publicum und besonders für Diejenigen, welche diese Abhandlung vorzüglich lesen sollten, Sänger und Sängerinnen der Oper, erst der Erklärung bedürfen. Gluck's Personen, heißt es, sollen volle Individuen sein, von allgemeinen Empfindungen beseelt, und darin soll das Unterscheidende von Mozart liegen. Sind sie aber volle, d. h. ganze Individuen, dann sind auch die allgemeinen Empfindungen in ihnen zugleich individuelle; wenn aber die Empfindungen allgemeine blieben, gesetzt es wäre möglich, dann wären jene Personen nicht volle Individuen. Im Grunde wollte der Verf. sagen, daß Mozart's Charaktere einen größern Reichthum und Wechsel solcher Gefühle in sich tragen, welche durch besondere Charakterzüge und Lebenslagen bedingt sind. Viel Sinniges ist über das Verhältniß des „Don Juan" zu den übrigen Mozart'schen Opern und dieser zueinander gesagt; nur wird man nicht geneigt sein, den ausgegrübelten Grund anzunehmen, durch welchen unser Verf. ein Sinken der Charakteristik in Mozart's spätern Opern darthun will, oder das Urtheil über die „Zauberflöte" zu unterschreiben, die offenbar zu niedrig gestellt ist (S. 79), indem gesagt wird, in ihr sei „die volle Individualität" verloren gegangen. Doch da der Verf. hintennach selbst auch wieder so viel Schönes von dieser Musik sagt (S. 87), wovon man kaum glauben sollte, daß es sich in der Kritik vereinigen ließe, so übergehen wir auch dieses. Zuletzt geht die Oper, an der unser Autor seine ersten und gründlichen Kunststudien macht, auch noch in einer geträumten Aufführung und zwar vollständig an uns vorüber, wobei uns Manches von ihm doch falsch gedeutet zu sein scheint. Wie kann man z. B. von Zerline hinsichtlich ihrer Situation im Anfange des Hauptfinales sagen: kaum noch kämpft und widerstrebt sie, da Zerline weiß, daß Masetto versteckt ist, und nur voll Angst ist, wie die Sache ausgehen wird. Der innere Zusammenhang der Scenen, besonders der des zweiten Acts, wird auch bei dieser Aufführung nicht völlig klar. Noch werden mannichfaltige Bemühungen gemacht, den „Don Juan" von der eigentlich künstlerischen Seite zu ergründen, und zu erforschen, wie Mozart seinen Inhalt grade durch diese Mittel dargestellt habe; aber sie führen natürlich nur soweit, die geforderte Übereinstimmung der Empfindungen und ihres musikalischen Ton-

Digitized by Google

bereits ganz im Allgemeinen nachweisen zu können, und es wird, freilich nicht im Geiste der Aesthetik, welcher der Herausgeber sonst huldigt (S. 161), bei späterer Redaction dieser Mittheilungen anerkannt, daß es überhaupt einen Punkt gebe, von welchem an die Schönheit jedes echten Kunstwerkes zu einem Mysterium wird, dessen Lösungswort zwar im Allgemeinen auszusprechen, doch im Einzelnsten nicht mehr zu begründen ist. Als endlich auch eine poetische Reproduction der Don-Juan-Fabel mißlingt, reist der Verf. unzufrieden mit sich selbst und seinen Umgebungen nach Heidelberg.

Die zweite Abtheilung des Buchs hat es vornehmlich mit bildender Kunst zu thun. Hier ist es zuerst die Anschauung des straßburger Münsters, die uns entgegentritt. Die Gemäldegalerie des Louvre in Paris wird sodann Veranlassung, seine Gedanken über Charakter und Gang der christlichen Malerkunst in Italien mitzutheilen, wobei manches Treffliche, wenn auch nicht Neue, über ihr Verhältniß zur alten Kunst angedeutet wird. An diese Schilderung schließt sich der Überblick der Kunst der ältern niederländischen und der holländischen Malerei, um derentwillen der Verf. die Niederlande besuchte. In England, das ihm als ein schwermüthiges und tragisches Land erscheint, wird derselbe im britischen Museum von der Schönheit der griechischen Sculptur ergriffen; daneben stellt ihm der Anblick der Westminsterabtei eine neue Aufgabe und lenkt seinen Sinn auf die mittelalterliche Architektur, um auch diese „dem Denken zu unterwerfen".

In der dritten Abtheilung setzt der Verf. diese Studien, und zwar in Paris, fort, und kommt durch Erwähnung der Tieck'schen Lebens- und Kunstansicht und um sich seines Verhältnisses zu derselben bewußt zu werden, auf eine ausführliche Schilderung des Ganges, welchen die Kunst und Poesie, bestimmt durch die Entwickelung des Christenthums, genommen hat. Hier tritt auch die arabische und persische Cultur als Episode ein. Dann wird vornehmlich der Einfluß der Reformation und das Verhältniß der Kunst zur protestantischen Kirche behandelt. Die Völker, welche sich der Reformation ergaben, waren nach dem Verf. geeigneter, der neuern Poesie einer umgewandelten Zeit den Boden zu ebenen. Dies leitet zu einem vollständigen Überblick der Geschichte der Poesie in Deutschland seit dem dreißigjährigen Krieg hin, der uns die Hauptrepräsentanten der Poesie mit ihren Gattungen, in scharfen Zügen, oft eigenthümlich, oft mit einiger Härte geschildert, aber bald darauf wieder ermäßigt durch fortschreitende Ansicht vorführt. In diesen Mittheilungen ist vielleicht nicht so strenger Zusammenhang, als der Verf. meint; allein wir halten uns an treffliche Schilderungen, welche hier hervorragen, die Schilderung der Aufklärungsperiode und der Klopstock'schen Poesie, Lessing's u. s. w. Hier kommt nun der Verf. endlich auf die der moralischen Aufklärungsperiode sich entgegensetzende, durch die Schlegel und Tieck bezeichnete Kunstperiode, d. h. die Periode, in welcher die Kunst als das Höchste galt, und alle Verpflichtungen auflösen, „die spielende Blüte genialer Willkür aber das schwankende Element sein sollte, auf welchem ein seliges Leben hin und wieder wogte" (S. 377). Unserm Verf. aber, der den tiefen Widerspruch zwischen Leben und Kunst nicht auf dem Wege der productiven Genialität zu lösen vermag, erscheint in Hegel der ernste Lehrer, der ihn auf den speculativen Weg führt. Die Schilderung Hegel's von S. 389—399 gibt ein ausgezeichnet treffendes und würdiges Portrait. Ihr tritt die Schilderung der Tieck'schen Sinnesweise und der durch Solger zum Bewußtsein — aber doch nicht zur Klarheit — gebrachten Ironie entgegen, und eine gerechte Ausgleichung wird versucht (S. 404). Mit größerm Rechte richtet sich der Tadel auf das schweifende Empfindungs- und Phantasieleben jener neuromantischen Poesie, ihr nebelhaftes Schweifen in der Vergangenheit; aber würde man nicht wenigstens Solger'n Unrecht thun, wenn man behauptet, daß seine Ironie keinen Gehalt der Zwecke gestatte, die Hegel als berechtigte Sphären, die trotz alles Kampfes und bei aller Lösung bestehen, bestimmter gesetzt hat. Die Ironie aber, oder die Versöhnung der Poesie mit dem Leben fand unser Verf. endlich innerhalb der Poesie in Goethe'schen Dingen. Befremdend wird es allerdings hierbei einem großen Theil der Leser sein, daß derselbe grade in derselben Hinsicht in großen Meister erhebt, aus welcher er von Novalis und Tieck so scharf getadelt, ja geschmäht worden ist, die gute Ironie ihm die Kunstperiode datiren, welche die romantische Schule priesen habe. Aber darüber ist noch der Streit und der Theil steht vielleicht schon auf einem andern Standpunkte.

Aus alle Dem, was wir nur flüchtig bemerkt haben, werden unsere Leser wol schließen können, daß sie es mit einem Buche von nicht gemeinem Interesse zu thun haben, und es ist welches alle Diejenigen aufmerksam zu machen sind, bei denen die durch die neue Philosophie gewonnenen Betrachtungen und Erklärungen der Geschichte Antheil finden. Zu wünschen wäre nur, daß die Darstellung weniger precirte und manierirt wäre. Denn wem können die schwülstigen und belehrten Predicate, die wir hier so häufig finden, wie: der „schmerzensreiche Aufruf zu Feiertagsgenuß", die „seelenadelige Lia", die „unnahbarste der Jungfrauen", Tieck's „schwermuthsinnig empfindungsklares Auge", wem die „sinnlich süße Gestalt", und die „sittliche Sinnlichkeit", die „grazienleise Innigkeit", die „laxe Süße", die „präcise männliche Hoheit" (in Hettner's Reflexionen), der „schmerzenswunde Gemüthshumor" und die „liebesübersatte Jasmin" gefallen? Doch der ernste Geist versöhnt mit den Schwächen der Darstellung. K.

Novellen und bunte Blätter. Vom Freiherrn von Biedenfeld. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. Kl. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Von den beiden Novellen ist „Die Andalusierin" noch die unterhaltendste. Sie ist lebendig geschrieben, nicht arm an guten Gedanken und treffenden psychologischen Bemerkungen, nimmt man aber das Ganze genauer in Augenschein, so zeigt es sich so bodenlos, daß man nicht recht begreift, wie der Verf. dem es doch offenbar nicht an Welt- und Menschenkenntniß fehlt, ein so luftiges Gebäude hat aufführen können. Was überdies noch Anlaß zum Tadel gibt, ist eine Übertreibung in Schilderungen in einzelnen Situationen, welche schon an die glücklicherweise vorübergegangene Zeit Clauren's erinnert. Ist diese hier mit weit mehr Geist vereint, so kann man nur um so mehr bedauern, daß der Verf. auf einen falschen Abweg gerathen ist. Übrigens fehlt es so wenig bei der ganzen Erzählung als bei den „Weltkindern", einer Reihe [illegible] in Briefen, an der Moral und Nutzanwendung, die sich wie ein Aschermittwochkreuzchen nach einem durchschwärmten Fastnachtsball ausnimmt. Die „Bilder von Karlsruhe, Weimar und Heidelberg" enthalten manches Wahre über öffentliche und gesellige Verhältnisse, über Architektur, Musik und Theatre, wobei es aber an Übertreibungen nicht fehlt und zudem die Fülle bei der Darstellung vermißt wird. Wen die alten heidelberger Studentenpaukgeschichten von etwa 25 Jahren her interessiren, [illegible] wissen wir nicht: vielleicht sollen sie auch nur als Reminiscenzen zu den Bemerkungen dienen, welche der Verf. über das besprochene Universitätswesen in der jetzigen Zeit, wo man [illegible] Seiten her Für und Gegen vernommen wird, [illegible] für gut befunden hat. Die biographische Skizze des erfinderischen Hofköpfers Karl IX., paßt im [illegible] zum Ton der übrigen Beiträge, daß wir uns [illegible] als wir am Schlusse angemerkt fanden, sie [illegible] nun frei bearbeitet. Aber die Geschichte [illegible] Mannes, dessen Eifer und Ausdauer [illegible] Fayence verdankt, und der in so manchen [illegible] senschaftlichen, einen so gesunden, [illegible] liest sich ganz gut in dieser, nur in [illegible] Umrissen hingeworfenen Darstellung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 176. — 24. Juni 1836.

Lorinser und die gelehrten Schulen.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Drittens. Die gesteigerten Anfoderungen bei den Prüfungen sollen für die Tiefe und Gründlichkeit wissenschaftlicher Bildung nicht gleich ersprießlich gewesen sein. Wir möchten dies mit Froriep (S. 27 fg.) weniger von den halb- und vierteljährigen Prüfungen behaupten, obschon der Nutzen derselben uns immer höchst problematisch erschienen ist und die Schule hier wirklich nur um des Publicums willen eine solche Parade halten muß, bei der sich dann oft nur wenige Zuschauer einfinden und grade die am wenigsten, welche grade da sein sollten und hernach über die Leistungen der Schule bei Bier und Taback poltern und rumoren. Eines schädlichern Einflusses auf die ächt wissenschaftliche Bildung werden jetzt die Abiturientenprüfungen, welche die verschiedenen deutschen Staaten seit 1816 nach dem Vorgange des preußischen Staats eingerichtet haben, angeklagt. Die frühere preußische Verordnung von 1811 machte allerdings sehr hohe Foderungen an die Abgehenden und stand ganz im Einklange mit den juristischen und kameralistischen Staatsprüfungen, so noch bis auf den heutigen Tag Dinge gefodert werden, für deren gründliche Erlernung die Vorbereitungszeit für Auscultatoren und Referendarien unmöglich hinreichen kann. So wurde noch im vorigen Jahre von einem Juristen im sogenannten dritten Examen eine Entwickelung des Pfandrechts nach den Grundsätzen des römischen, des gemeinen, des französischen und des preußischen Landrechts gefodert, und einem sehr tüchtigen Referendarius, der aber sich in Kirchen- und Schulsachen zu arbeiten beabsichtigte, stellte eine Provinzialregierung die Aufgabe, über den Unterschied der französischen und deutschen Gymnasialverfassung eine Probeabhandlung einzureichen. Aber das neue preußische Reglement für die Abiturientenprüfungen vom 25. Juni 1834 spannt die Foderungen nicht zu hoch, es will, daß auf der Schule nicht manche Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange gelehrt, sondern nur eine wissenschaftliche Vorbereitung gegeben werde (Heinsius, S. 15), es bekämpft vor allen Dingen die freilich sehr überhandgenommene Gewohnheit, blos für das Examen zu arbeiten und Alles lediglich um des glücklichen Ausfalles desselben zu thun. Denn es heißt ausdrücklich in §. 11:

Bei dem ganzen Prüfungsgeschäft ist jede Ostentation sowie Alles zu vermeiden, was den regelmäßigen Gang des Schulcursus stören und die Schüler zu dem Wahne verleiten könnte, als sei ihrerseits blos zum Bestehen der Prüfung während des letzten Semesters ihres Schulbesuches eine besondere, mit außerordentlicher Anstrengung verbundene Vorbereitung nöthig und förderlich. Der Maßstab für die Prüfung kann und soll derselbe sein, welcher dem Unterricht in der obersten Classe der Gymnasien und dem Urtheile der Lehrer über die wissenschaftlichen Leistungen der Schüler dieser Classe zum Grunde liegt, und bei der Schlußberathung über den Ausfall der Prüfung soll nur dasjenige Wissen und Können und nur diejenige Bildung der Schüler entscheidend sein, welche ein wirkliches Eigenthum derselben geworden ist. Eine solche Bildung läßt sich nicht durch eine übermäßige Anstrengung während der letzten Monate vor der Prüfung, noch weniger durch ein verworrenes Auswendiglernen von Namen, Jahreszahlen und unzusammenhängenden Notizen erjagen, sondern sie ist die langsam reifende Frucht eines regelmäßigen, während des ganzen Gymnasialcursus stetigen Fleißes.

Deutlicher kann sich eine Behörde nicht aussprechen, um manchen der bisherigen Misbräuche zu begegnen, wo die Schüler auf vielen Anstalten ihren Horaz fast nur des Examens wegen lasen, wo auf eine höchst unwürdige Weise historische Notizen ohne Plan und Ordnung auswendig gelernt wurden, und wo im letzten Jahre der Gymnasialzeit des Abmühens und Quälens um das Examen kein Ende sein konnte. Es ist die Sache der Lehrer, einem solchen Unfug entgegenzuarbeiten, mehr auf den Geist der Instructionen als auf die einzelnen Worte zu sehen und, wie Greverus sehr richtig sagt („Ideen über das Schulwesen", S. 273), von *keinem* Schüler zu fodern, was *einige* Gelehrte nicht leisten, oder wie ein Erlaß des preußischen Ministeriums des Cultus vom 29. Januar 1835 im siebenten Absatz vorschreibt, bei der Abiturientenprüfung nie zu vergessen, daß die Examinanden Schüler sind. Übrigens ist auch zu erwarten, daß diese leitenden Grundsätze, welche durch die Stimme der Zeit gefodert und bestätigt sind, immer mehr bei allen Prüfungscommissionen Eingang finden werden, hinsichtlich der Schulen aber hat Director Köpke (in dem oben angeführten Programm) gegen Lorinser sehr richtig bemerkt: „Die Schüler leisteten nur, was die Behörden vorschrieben, und diese schrieben vor, was die Welt geleistet verlangt. Die Schulen konnten aber jedenfalls nicht nachlassen, wenn nicht die Anfoderungen der Staatsbehörden bei den Prüfungen nachlassen." Übrigens darf es zur Steuer der Wahrheit nicht übergangen werden, daß jene jetzt von

Digitized by Google

mehren Seiten verschrienen Abiturientenprüfungen, die vor mehren Jahren noch so hoch gepriesen wurden, auf Zucht, Fleiß und Disciplin einen nachhaltigen Einfluß hatten. Namentlich werden die Lehrer an vielbesuchten Stadtgymnasien oder in Landschaften, welche deutscher Sitte und Lehrweisheit entfremdet gewesen waren, es dankbar anerkennen, daß sie in jenen Prüfungen ein zwar strenges, aber treffliches Mittel gehabt haben, um die Trägen zum Fleiße anzuspornen und ein, freilich immer relatives Interesse an wissenschaftlicher Beschäftigung zu erwecken.

Viertens aber ist gegen Lorinser's Ausfälle noch ganz besonders hervorzuheben, daß die von ihm gefürchtete Abnahme der Gesundheit bei den Schülern schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Behörden gewesen ist. Unerwähnt wollen wir jetzt lassen, daß dies Siechthum und die Verkrüppelung der Jugend keineswegs überall so groß ist, als Hr. Lorinser die ununterrichteten Leser seines Aufsatzes gern glauben machen möchte. Ref. ist jetzt fast 15 Jahre sowol in dem preußischen Herzogthum Sachsen als in einer großen, volkreichen Stadt der preußischen Rheinprovinz öffentlicher Lehrer gewesen, aber er hat nie das Aussehen der Jugend so bleich, elend und kummererregend finden können, wie es Lorinser beschreibt, auch nur etwa einen Hypochondristen gefunden, deren es nach Lorinser auf den Gymnasien jetzt sehr viele geben soll; er weiß sich auch nur an fünf bis sechs Todesfälle unter seinen Schülern zu erinnern, an denen allen die Schule nicht die geringste Schuld hatte. Ebenso hat ihn bei Gelegenheit der Lorinser'schen Schrift ein sehr würdiger Veteran unter den preußischen Schulmännern versichert, daß sich in 40 Jahren seiner Amtsführung höchstens zehn Todesfälle unter seinen Schülern auf einem sehr viel besuchten Gymnasium ereignet hätten, und auch diese alle aus ganz natürlichen Ursachen. Hätte sich aber Hr. Lorinser etwas genauer um die Gymnasialangelegenheiten in den letzten 8 — 10 Jahren bekümmert, so hätte ihm das vortreffliche Rescript des preußischen Unterrichtsministeriums vom 29. März 1829 über die Zahl der Lehrstunden in den Gymnasien und die zu große Anstrengung der Schüler, über welche Klage geführt worden war, nicht entgehen können. In demselben (es ist in Neigebaur's Schrift: „Die preußischen Gymnasien und höhern Bürgerschulen", S. 124 — 129, abgedruckt) spricht das Ministerium seinen ernsten Willen aus, daß den jungen Leuten, welche sich den gelehrten Studien widmen wollen, ihr Vorhaben nicht zu leicht gemacht werde, sondern daß sie schon früh an den Ernst ihres Berufs gewöhnt und zur Ertragung der mit demselben verbundenen Arbeiten gestählt werden sollen, daß man aber nicht diese geistige Ausbildung und Erstarkung durch überspannte und dem jedesmaligen Standpunkte ihrer Kraft nicht gehörig angepaßte Foderungen bewirken dürfe. Wo solche Übertreibungen wirklich stattgefunden haben, ist der Grund derselben in einem misverstandenen Eifer, in Mangel an Erfahrung, oder in der fehlerhaften Ausführung der allgemeinen, in Bezug auf den Unterricht und die Disciplin in den Gymnasien getroffenen Anordnungen zu suchen, wogegen die Provinzialbehörden kräftig einschreiten veranlaßt werden. Wir könnten noch manche Belege dieser Art anführen, es wird aber dieser eine Beleg genügen, um Hrn. Lorinser zu zeigen, daß er Unrecht gethan hat, durch sein Weh- und Kriegsgeschrei die Gymnasien im Allgemeinen zu verunglimpfen, statt sich über die Misgriffe einiger Lehrer, die er vielleicht in seiner Umgebung wahrgenommen haben kann, zu beschweren. Wenigstens hätte er mit derselben Gesinnung ein Anathema über alle Kaufherren und Buchhändler aussprechen müssen, da viele von ihnen auch keinen Unterschied machen zwischen fähigen und gewöhnlichen Lehrlingen machen und sie Jahre lang am Copierbuche sitzen oder Püschen stricken lassen, ohne zu bedenken, daß der gebildete Lehrling oft als ein anderer von dieser Hand- und Schreiberarbeit entlassen werden müßte. Und was hätte er erst zu jenem Buchhändler sagen müssen, der, wie vor einigen Jahren in d. Bl. von einem glaubwürdigen Manne berichtet wurde, seine Lehrlinge zum Ausmalen unzüchtiger Kupferstiche in seinen Verlagsartikeln misbrauchte? Auf solche und ähnliche Einzelnheiten hin kann doch wol Niemand ein Urtheil über den ganzen Stand oder über die nothwendige Art der buchhändlerischen oder kaufmännischen Anleitung begründen; aber Hr. Lorinser ist in ähnlicher Weise mit dem Stande der Gymnasiallehrer verfahren, wie er als „freiwillige oder als gesetzlich verpflichtete Sünder an dem physischen und geistigen Wohle der aufblühenden Jugend darstellt und die noch ferner auf einer so unsittlichen Bahn fortwandern sollen, wo ihnen die Worte ihrer Züchtigung als Schemen entgegentreten" (Heinstus, S. 4).

Zum Schluß nur noch Folgendes. Es würde allen deutschen Gymnasien, vorzugsweise in den protestantischen Ländern, der größte Dienst erwiesen werden, wenn die Mittel- und jetzt sogenannten höhern Bürgerschulen alle diejenigen Schüler in sich aufnähmen, welche nicht zum Studium der eigentlichen Facultätswissenschaften bestimmt sind. Wir sagen dies nicht etwa aus Vornehmheit oder weil wir, wie sich F. A. Wolf auszudrücken pflegte, die Perle nicht vor die Säue werfen wollen, sondern aus voller Überzeugung von dem nutzlosen Zustande, in dem sich solche Schüler, die denn doch eine Stellung unter den höher Gebildeten im Geschäfts- und Gemeindeleben einzunehmen bestimmt sind, in den obern Gymnasialclassen befinden. Mönnich hat in seinen „Pädagogischen [illegible] darüber am besten gesprochen. Zur Errichtung solcher Anstalten, welche die Kenntniß des classischen Alterthums keineswegs ausschließen, sondern nur auf das Detail einer höhern Bildungsstufe beschränken, deren Zöglinge als Beamten, Fabrikunternehmer, Kaufleute u. dgl. auf [illegible] der reifen Entlassung aus den für ihre [illegible] ten Schulen immatriculationsfähig sind, [illegible] manche Vorbereitungen in größern und [illegible] getroffen. Nur haben die Behörden mit [illegible] sten Schwierigkeiten zu kämpfen, und [illegible] mittel vorhanden sind, tritt oft der [illegible] der Bevölkerung, entweder aus Liebe zum [illegible] Vorurtheil gegen alle Regierungsmaßregeln, [illegible]

Digitized by Google

ften Absicht entgegen. Darum kann die Sache nicht
le auf Eisenbahnen und mit der Geschwindigkeit eines
Dampfwagens betrieben werden. Aber die Leitung des
ugendunterrichts ist in den deutschen Staaten so geübn und sorgsamen Händen anvertraut, es ist in der Entickelung des Gymnasialunterrichts seit Jahr und Tag unendlich Vieles erreicht worden, daß man auch in ieser Beziehung dem Passendsten und Einsichtsvollsten troft entgegensehen darf, wenn es auch nicht ganz im leiste des Hrn. Lorinser ausgeführt werden sollte. Denn läßt sich voraussehen, daß die gutachtlichen Berichte, elche das preußische Unterrichtsministerium durch sein Reript vom 21. März 1836 von den Directoren seiner ymnasien verlangt hat, nicht alle im Sinne des genannn Radicalreformers lauten werden. – 7.

---

ugendwanderungen; aus meinen Tagebüchern für mich und Andere. Vom Verf. der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 2 Thlr.

Diese „Jugendwanderungen", aus den Jahren 1808—9, rühren das mittägliche Frankreich und Italien und wir weisen der kurzen Anzeige derselben am schicklichsten auf unsere ttheilung über den „Vorletzten Weltgang von Semilasso" in r. 81—85 d. Bl. hin, da sich ein Vergleich beider, der Zeit ch ziemlich weit differirenden Reiseskizzen uns von selbst darstet; ein Vergleich, der, wir müssen es bekennen, zum Vorheil der weniger voluminösen „Jugendwanderungen" ausschlägt. enn zwei Dinge, welche in den „Tutti Frutti" und jenem Weltgang" gar manchmal den Leser störten, finden sich hier eit seltener und weit weniger hervorstechend; das eine sind e Küchenrecepte, das andere die blasirte Vornehmigkeit in on und Colorit. Die erstern treten hier in den Verlauf der Sache nur dann ein, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, B., wenn in der Provence plötzlich das Zubereiten der Speisen mit Butter aufhört und Alles in Öl schwimmt, oder enn in einer schmuzigen italienischen Herberge nichts als holge Bohnen, oder zwischen Marseille und Nizza in einer Dorfstauration nicht einmal trockenes Brot zu haben ist. Bei so nersprießlichen Gelegenheiten ist es einer Person von Stande ewiß erlaubt, an bessere Tage und bessere Soupers zu denken nd den Jammer am Gegenwärtigen durch Reminiscenzen oder enigstens durch eine kleine Ironie über den magern Küchenettel zu lindern. Das Colorit dieser Skizzen, die es freilich n eigentlichsten Verstande sind, läßt nur erst leise Spuren on jenem Auftrag erkennen, der uns in den spätern Schriften es Verstorbenen häufig sehr degoutirt und zuweilen mit aufchtigem Widerwillen erfüllt hat. Der Verstorbene gleicht hier, den Jahren 1808—9, einem Mädchen von guter Familie der kurzen Periode der Natürlichkeit, bevor die für das anze Leben bedenkliche Verbildungsepoche der Pensionsjahre ntritt; wo sie sich in aufrichtigern Formen noch freut, beklagt, ndert und benimmt wie andere Kinder. Nur hier und da lickt eine kleine Pruderie hervor, welche man verzeihen muß, eil sie von der Atmosphäre der Jungfrau inseparabel ist. Für nconvenienzen dieser Art entschädigt uns aber der Verstorbene den vorliegenden „Jugendwanderungen" durch manche gute nd praktische Reflexion und durch manche treffliche Naturnd Sittenschilderung, dergleichen wir im vorzüglichen Grade us seiner Feder gewohnt sind. So liest man hier mit Vernügen die Beschreibung der sonderbaren Stierkämpfe, welche jedem auf der Camargue und in einem Theile der Grafschaft Arles, welcher Plan du Bourg heißt, stattfanden nd die den spanischen Stiergefechten darum an Interesse vorstehen, weil sie natürlicher sind und zu der ganzen Gesittung jener Gegend als ein integrirendes Moment gehören. Auch die Damen von und um Arles nehmen an diesen Kämpfen thätigen Antheil. Mit dem Fähnen, einer Art Dreizack, welcher das Thier verwundet, ohne ihm zu schaden, wagen sie sich selbst in den Kreis und führen den entscheidenden Stoß auf das niedergestürzte Thier, das zu unbehülflich ist, um sich der schönen flüchtigen Siegerin zu bemächtigen.

Eine höchst lebendige Schilderung gibt der Verf. von Marseille, von dem schönen Corso, dieser prächtigen Straße, welche, die ganze Stadt in ihrer Länge durchschneidend, bei Nacht der Glanz von hundert Lampen und bei Tage an jedem ihrer beiden Enden ein point de vue hoher Felsen schmückt, die unmittelbar vor den Thoren der Stadt sich zu erheben scheinen. Hier wird alle Morgen unter grünen Bäumen Frucht- und Blumenmarkt gehalten, einer der glänzendsten in Europa. Überall zur Abendzeit rauschende Musik, die an allen Enden ertönt; nettgekleidete Knaben tragen Erfrischungen herum, Sträußermädchen mit Körbchen wohlriechender Blumen am Arme, die keine verweigern werden, über die sie zu disponiren im Stande sind. Das marseiller Theater, in frühern Zeiten das erste Provinzialtheater in Frankreich, welches jährlich 500,000 Francs einbrachte, befand sich damals wegen der allgemeinen Stockung des Handels im Zustande der Decadenz. Dennoch fehlte es nicht an tumultuarischen Scenen, welche sich jeden Abend im Parterre erneuerten und häufig sehr blutig endigten. Damals befand sich eben der Exkönig von Spanien zu Marseille mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin, dem jüngern Godoy, Bruder des Friedensfürsten, und andern Notabilitäten. „Der König", erzählt der Verstorbene, „ist eine merkwürdige, ganz exotische Figur. Er scheint nur mühsam zu gehen, läßt sich stets von Godoy führen und soll seine meiste Zeit mit Essen und Schlafen zubringen. Täglich fährt er jedoch mit vier sechsspännigen Wagen spazieren, und der Zulauf des neugierigen Volks ist dabei noch immer so groß als den ersten Tag." Launig beschreibt der Verf. die in Marseille herrschende Inschriftenwuth der Verkäufer. In der Straße, wo er wohnte, „schienen drei Schneider übereingekommen zu sein, sich in alle Grade des guten Geschmacks zu theilen". Bei dem einen las man: „au meilleur goût", beim zweiten: „au nouveau goût", beim dritten: „au goût du jour". Nichtsdestoweniger hatte zwischen diesen drei Geschmäcken eine Putzmacherin noch einen „temple du goût" errichtet, den aber eine gegenüberwohnende Rivalin ausgestochen hatte mittels eines großen Schmetterlings, der die Inschrift führte: „à la variété". Unweit dieses Putzladens stand ein Café de Neptune, so genannt, weil es die Aussicht auf den Hafen gewährte. Eine unansehnliche Eisbude hieß darum Pavillon chinois, weil sie zufällig ein spitziges Dach hatte. Die Inschrift eines in der Nähe residirenden „artiste en cheveux" war so lang wie ein Zeitungsartikel, u. s. w.

In Italien sind es die Städte Nizza, Genua, Parma, Piacenza, Modena, Livorno, Florenz, Rom, Neapel, Bologna und Venedig, denen der Verf. vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. In Rom traf er unter andern Landsleuten auch Madame Brun, die nordische Bardin, mit zwei liebenswürdigen Töchtern, von denen die eine so ätherisch war, daß sie den Tag über nur von zwei Eiern lebte. „Madame Brun leidet an Taubheit und bedient sich eines kleinen Horns in der Conversation, ist aber so unterrichtet über Rom wie über Alles, was in das Fach der Kunst einschlägt, und zugleich so mittheilend, daß man in ihrer Begleitung den Vasi entbehren kann. Sie ist dabei äußerst gefällig und gütig, aber für ihr Alter doch beinahe zu sentimental. Als ich sie das erste Mal sah, sagte sie, mit trübem Blick nach dem Fenster sehend: „Ach! der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde." Es sollte dies nichts Anderes heißen, als daß es regne." In dem Hause der Prinzessin Chigi wurde eminent gespielt: „Der Abbé Guidi legt dort jeden Abend eine Pharobank auf (denn die Geistlichen untergiehen sich hier jedem Metier ohne Ausnahme), an der in diesem Augenblicke Graf Schulenburg und ich die stärksten Pointen sind. Vor ei-

Digitized by Google

mehren Seiten verschrienen Abiturientenprüfungen, die vor mehren Jahren noch so hoch gepriesen wurden, auf Zucht, Fleiß und Disciplin einen nachhaltigen Einfluß hatten. Namentlich werden die Lehrer an vielbesuchten Stadtgymnasien oder in Landschaften, welche deutscher Sitte und Lehrweisheit entfremdet gewesen waren, es dankbar anerkennen, daß sie in jenen Prüfungen ein zwar strenges, aber treffliches Mittel gehabt haben, um die Trägen zum Fleiße anzuspornen und ein, freilich immer relatives Interesse an wissenschaftlicher Beschäftigung zu erwecken.

Viertens aber ist gegen Lorinser's Ausfälle noch ganz besonders hervorzuheben, daß die von ihm gefürchtete Abnahme der Gesundheit bei den Schülern schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Behörden gewesen ist. Unerwähnt wollen wir jetzt lassen, daß dies Siechthum und die Verkrüppelung der Jugend keineswegs überall so groß ist, als Hr. Lorinser die ununterrichteten Leser seines Aufsatzes gern glauben machen möchte. Ref. ist jetzt fast 15 Jahre sowol in dem preußischen Herzogthum Sachsen als in einer großen, volkreichen Stadt der preußischen Rheinprovinz öffentlicher Lehrer gewesen, aber er hat nie das Aussehen der Jugend so bleich, elend und kummererregend finden können, wie es Lorinser beschreibt, auch nur etwa einen Hypochondristen gefunden, deren es nach Lorinser auf den Gymnasien jetzt sehr viele geben soll; er weiß sich auch nur an fünf bis sechs Todesfälle unter seinen Schülern zu erinnern, an denen allen die Schule nicht die geringste Schuld hatte. Ebenso hat ihn bei Gelegenheit der Lorinser'schen Schrift ein sehr würdiger Veteran unter den preußischen Schulmännern versichert, daß sich in 40 Jahren seiner Amtsführung höchstens zehn Todesfälle unter seinen Schülern auf einem sehr viel besuchten Gymnasium ereignet hätten, und auch diese alle aus ganz natürlichen Ursachen. Hätte sich aber Hr. Lorinser etwas genauer um die Gymnasialangelegenheiten in den letzten 8 — 10 Jahren bekümmert, so hätte ihm das vortreffliche Rescript des preußischen Unterrichtsministeriums vom 29. März 1829 über die Zahl der Lehrstunden in den Gymnasien und die zu große Anstrengung der Schüler, über welche Klage geführt worden war, nicht entgehen können. In demselben (es ist in Neigebaur's Schrift: „Die preußischen Gymnasien und höhern Bürgerschulen", S. 124 — 129, abgedruckt) spricht das Ministerium seinen ernsten Willen aus, daß den jungen Leuten, welche sich den gelehrten Studien widmen wollen, ihr Vorhaben nicht zu leicht gemacht werde, sondern daß sie schon früh an den Ernst ihres Berufs gewöhnt und zur Ertragung der mit demselben verbundenen Arbeiten gestählt werden sollen, daß man aber nicht diese geistige Ausbildung und Erstarkung durch überspannte und dem jedesmaligen Standpunkte ihrer Kraft nicht gehörig angepaßte Foderungen bewirken dürfe. Wo solche Übertreibungen wirklich stattgefunden haben, ist der Grund derselben in einem misverstandenen Eifer, in Mangel an Erfahrung, oder in der fehlerhaften Ausführung der allgemeinen, in Bezug auf den Unterricht und die Disciplin in den Gymnasien getroffenen Anordnungen zu suchen, wogegen die Provinzialbehörden kräftig einschreiten veranlaßt werden. Wir könnten noch manche Belege dieser Art anführen, es wird aber dieser eine Beleg genügen, um Hrn. Lorinser zu zeigen, daß er Unrecht gethan hat, durch sein Weh- und Kriegsgeschrei die Gymnasien im Allgemeinen zu verunglimpfen, statt sich für die Misgriffe einiger Lehrer, die er vielleicht in seiner Umgebung wahrgenommen haben kann, zu schämen. Wenigstens hätte er mit derselben Gesinnung sein Anathema über alle Kaufherren und Buchhändler aussprechen müssen, da viele von ihnen auch keinen Unterschied zwischen fähigen und gewöhnlichen Lehrlingen machen und sie Jahre lang am Copierbuche sitzen oder Püchen schmieren lassen, ohne zu bedenken, daß der gebildete Lehrling oft als ein anderer von dieser Hand- und Schreibarbeit abgelassen werden müßte. Und was hätte er erst zu jenem Buchhändler sagen müssen, der, wie vor einigen Jahren in d. Bl. von einem glaubwürdigen Manne berichtet wurde, seine Lehrlinge zum Ausmalen unzüchtiger Kupferstiche in seinen Verlagsartikeln misbrauchte? Auf solche und ähnliche Einzelnheiten hin kann doch wol Niemand ein Urtheil über den ganzen Stand oder über die mancherlei Art der buchhändlerischen oder kaufmännischen Ausbildung begründen; aber Hr. Lorinser ist in ähnlicher Weise mit dem Stande der Gymnasiallehrer verfahren, die er als „freiwillige oder als gesetzlich verpflichtete Sünder an dem physischen und geistigen Wohle der aufblühenden Jugend" darstellt und die noch ferner auf einer so unsittlichen Bahn fortwandern sollen, wo ihnen die Werke ihrer Schöpfung als Schemen entgegentreten" (Heinsius, S. 4).

Zum Schluß nur noch Folgendes. Es würde allen deutschen Gymnasien, vorzugsweise in den preußischen Ländern, der größte Dienst erwiesen werden, wenn die Mittel- und jetzt sogenannten höhern Bürgerschulen diejenigen Schüler in sich aufnähmen, welche nicht zum Studium der eigentlichen Facultätswissenschaften bestimmt sind. Wir sagen dies nicht etwa aus Vornehmheit oder weil wir, wie sich F. A. Wolf auszudrücken pflegte, die Perle nicht vor die Säue werfen wollen, sondern aus voller Überzeugung von dem nutzlosen Zustande, in dem sich solche Schüler, die denn doch eine Stellung unter den höher Gebildeten im Geschäfts- und Gemeindeleben einzunehmen bestimmt sind, in den obern Gymnasialclassen befinden. Mönnich hat in seinen „Pädagogischen [illegible] darüber am besten gesprochen. Zur Errichtung [illegible] stalten, welche die Kenntniß des classischen Alterthums keineswegs ausschließen, sondern nur auf das Maß einer niedrigerer Bildungsstufe beschränken, deren Zöglinge als Landwirthe, Fabrikunternehmer, Kaufleute u. dgl. nach der reifen Entlassung aus den für ihre Bildung bestimmten Schulen immatriculationsfähig sind, [illegible] manche Vorbereitungen in größern und kleinern Städten getroffen. Nur haben die Behörden mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und selbst wo [illegible] mittel vorhanden sind, tritt oft der [illegible] der Bevölkerung, entweder aus Liebe zum Alten, [illegible] Vorurtheil gegen alle Regierungsmaßregeln, [illegible]

Digitized by Google

eften Absicht entgegen. Darum kann die Sache nicht
ie auf Eisenbahnen und mit der Geschwindigkeit eines
Dampfwagens betrieben werden. Aber die Leitung des
ugendunterrichts ist in den deutschen Staaten so geüb-
en und sorgsamen Händen anvertraut, es ist in der Ent-
ickelung des Gymnasialunterrichts seit Jahr und Tag
. unendlich Vieles erreicht worden, daß man auch in
ieser Beziehung dem Passendsten und Einsichtsvollsten
etrost entgegensehen darf, wenn es auch nicht ganz im
eiste des Hrn. Lorinser ausgeführt werden sollte. Denn
s läßt sich voraussehen, daß die gutachtlichen Berichte,
elche das preußische Unterrichtsministerium durch sein Re-
ript vom 21. März 1836 von den Directoren seiner
ymnasien verlangt hat, nicht alle im Sinne des genann-
n Radicalreformers lauten werden. — 7.

---

ugendwanderungen; aus meinen Tagebüchern für mich und Andere. Vom Verf. der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 2 Thlr.

Diese „Jugendwanderungen", aus den Jahren 1808—9, rühren das mittägliche Frankreich und Italien und wir weisen ei der kurzen Anzeige derselben am schicklichsten auf unsere Mittheilung über den „Vorletzten Weltgang von Semilasso" in r. 81—85 d. Bl. hin, da sich ein Vergleich beider, der Zeit ach ziemlich weit differirenden Reiseskizzen uns von selbst darietet; ein Vergleich, der, wir müssen es bekennen, zum Vorheil der weniger voluminösen „Jugendwanderungen" ausschlägt. enn zwei Dinge, welche in den „Tutti Frutti" und jenem Weltgang" gar manchmal den Leser störten, finden sich hier eit seltener und weit weniger hervorstechend; das eine sind ie Küchenrecepte, das andere die blasirte Vornehmigkeit in on und Colorit. Die erstern treten hier in den Verlauf der ache nur dann ein, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, . B., wenn in der Provence plötzlich das Zubereiten der peisen mit Butter aufhört und Alles in Öl schwimmt, oder enn in einer schmuzigen italienischen Herberge nichts als hol-ige Bohnen, oder zwischen Marseille und Nizza in einer Dorfestauration nicht einmal trockenes Brot zu haben ist. Bei so nersprießlichen Gelegenheiten ist es einer Person von Stande ewiß erlaubt, an bessere Tage und bessere Soupers zu denken nd den Jammer am Gegenwärtigen durch Reminiscenzen oder enigstens durch eine kleine Ironie über den magern Küchenettel zu lindern. Das Colorit dieser Skizzen, die es freilich n eigentlichsten Verstande sind, läßt nur erst leise Spuren on jenem Auftrag erkennen, der uns in den spätern Schriften es Verstorbenen häufig sehr begoutirt und zuweilen mit aufichtigem Widerwillen erfüllt hat. Der Verstorbene gleicht hier, n den Jahren 1808—9, einem Mädchen von guter Familie n der kurzen Periode der Natürlichkeit, bevor die für das anze Leben bedenkliche Verbildungsepoche der Pensionsjahre intritt; wo sie sich in aufrichtigern Formen noch freut, beklagt, undert und benimmt wie andere Kinder. Nur hier und da licht eine kleine Pruderie hervor, welche man verzeihen muß, eil sie von der Atmosphäre der Jungfrau inseparabel ist. Für nconvenienzen dieser Art entschädigt uns aber der Verstorbene n den vorliegenden „Jugendwanderungen" durch manche gute nd praktische Reflexion und durch manche treffliche Natur- nd Sittenschilderung, dergleichen wir im vorzüglichen Grade us seiner Feder gewohnt sind. So liest man hier mit Vernügen die Beschreibung der sonderbaren Stierkämpfe, welche edem auf der Camargue und in einem Theile der raffschaft Arles, welcher Plan du Bourg heißt, stattfanden nd die den spanischen Stiergefechten darum an Interesse vorstehen, weil sie natürlicher sind und zu der ganzen Gesittung jener Gegend als ein integrirendes Moment gehören. Auch die Damen von und um Arles nehmen an diesen Kämpfen thätigen Antheil. Mit dem Fächern, einer Art Dreizack, welcher das Thier verwundet, ohne ihm zu schaden, wagen sie sich selbst in den Kreis und führen den entscheidenden Stoß auf das niedergestürzte Thier, das zu unbehülflich ist, um sich der schönen flüchtigen Siegerin zu bemächtigen.

Eine höchst lebendige Schilderung gibt der Verf. von Marseille, von dem schönen Corso, dieser prächtigen Straße, welche, die ganze Stadt in ihrer Länge durchschneidend, bei Nacht der Glanz von hundert Lampen und bei Tage an jedem ihrer beiden Enden ein point de vue hoher Felsen schmückt, die unmittelbar vor den Thoren der Stadt sich zu erheben scheinen. Hier wird alle Morgen unter grünen Bäumen Frucht- und Blumenmarkt gehalten, einer der glänzendsten in Europa. Überall zur Abendzeit rauschende Musik, die an allen Enden ertönt; nettgekleidete Knaben tragen Erfrischungen herum, Sträußermädchen mit Körbchen wohlriechender Blumen am Arme, die keine verweigern werden, über die sie zu disponiren im Stande sind. Das marseiller Theater, in frühern Zeiten das erste Provinzialtheater in Frankreich, welches jährlich 500,000 Francs einbrachte, befand sich damals wegen der allgemeinen Stockung des Handels im Zustande der Decadenz. Dennoch fehlte es nicht an tumultuarischen Scenen, welche sich jeden Abend im Parterre erneuerten und häufig sehr blutig endigten. Damals befand sich eben der Exkönig von Spanien zu Marseille mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin, dem jüngern Godoy, Bruder des Friedensfürsten, und andern Notabilitäten. „Der König", erzählt der Verstorbene, „ist eine merkwürdige, ganz exotische Figur. Er scheint nur mühsam zu gehen, läßt sich stets von Godoy führen und soll seine meiste Zeit mit Essen und Schlafen zubringen. Täglich fährt er jedoch mit vier sechsspännigen Wagen spazieren, und der Zulauf des neugierigen Volks ist dabei noch immer so groß als den ersten Tag." Launig beschreibt der Verf. die in Marseille herrschende Inschriftenwuth der Verkäufer. In der Straße, wo er wohnte, „schienen drei Schneider übereingekommen zu sein, sich in alle Grade des guten Geschmacks zu theilen". Bei dem einen las man: „au meilleur goût", beim zweiten: „au nouveau goût", beim dritten: „au goût du jour". Nichtsdestoweniger hatte zwischen diesen drei Geschmäcken eine Putzmacherin noch einen „temple du goût" errichtet, den aber eine gegenüberwohnende Rivalin ausgestochen hatte mittels eines großen Schmetterlings, der die Inschrift führte: „à la variété". Unweit dieses Putzladens stand ein Café de Neptune, so genannt, weil es die Aussicht auf den Hafen gewährte. Eine unansehnliche Eisbude hieß darum Pavillon chinois, weil sie zufällig ein spitziges Dach hatte. Die Inschrift eines in der Nähe residirenden „artiste en cheveux" war so lang wie ein Zeitungsartikel, u. s. w.

In Italien sind es die Städte Nizza, Genua, Parma, Piacenza, Modena, Livorno, Florenz, Rom, Neapel, Bologna und Venedig, denen der Verf. vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. In Rom traf er unter andern Landsleuten auch Madame Brun, die nordische Bardin, mit zwei liebenswürdigen Töchtern, von denen die eine so ätherisch war, daß sie den Tag über nur von zwei Eiern lebte. „Madame Brun leidet an Taubheit und bedient sich eines kleinen Horns in der Conversation, ist aber so unterrichtet über Rom wie über Alles, was in das Fach der Kunst einschlägt, und zugleich so mittheilend, daß man in ihrer Begleitung den Vasi entbehren kann. Sie ist dabei äußerst gefällig und gütig, aber für ihr Alter doch beinahe zu sentimental. Als ich sie das erste Mal sah, sagte sie, mit trübem Blick nach dem Fenster sehend: „Ach! der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde." Es sollte dies nichts Anderes heißen, als daß es regne." In dem Hause der Prinzessin Chigi wurde eminent gespielt: „Der Abbé Guidi legt dort jeden Abend eine Pharobank auf (denn die Geistlichen unterziehen sich hier jedem Metier ohne Ausnahme), an der in diesem Augenblicke Graf Schulenburg und ich die stärksten Pointen sind. Vor ei-

Digitized by Google

niger Zeit stand an dieser Bank die alte Fürstin M. saß vor unsern Augen an einem abgeschlagenen Parolli. Ihr ganzes Gesicht verdrehte sich mit einem Male gräßlich, worauf sie vom Stuhle fiel. Das verlorene Parolli hatte sie gerührt und der Schlag darauf getroffen. Nachdem sie, schon in den letzten Zügen, nach Hause gebracht worden war, ging das Spiel seinen Gang fort, wie auf dem Schlachtfelde, sans faire attention aux blessés." Und doch war dies damals beiweitem nicht mehr die Gesellschaft der guten alten Zeit, „denn", sagt der Verstorbene, „wenn ich meines Großvaters Tagebücher durchblättere, finde ich, daß sie viel moralischer, aber weniger glänzend geworden ist, als sie damals war." Die römische Oper war 1809 höchst mittelmäßig: „Nirgend wird weniger Decorum auf der Scene beobachtet. Der Souffleur hatte nicht einmal ein Dach über sich, sondern stand mit einer großen Pelzmütze auf dem Kopfe vor Aller Augen da. Während eines Duetts untergeordneter Sänger kam der Lampenputzer ohne Scheu auf das Theater, um einige düster brennende Lampen in Ordnung zu bringen, und genirte sich dabei so wenig, daß er nach beendigtem Geschäfte noch eine ganze Weile stehen blieb, um sich den Schenkel zu kratzen, wo ihn ein Floh zu incommodiren schien." Während seines Aufenthalts in Neapel erlebte der Verstorbene eine schöne Eruption des Vesuvs, die von ihm sehr malerisch beschrieben wird. Im Krater trank er mit seinen Reisegefährten lacrimae Christi, mit Wasser gemildert, auf die Gesundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus. „So oft eine Bouteille geleert war, wurde sie in die glühende Lava geschleudert, deren Glut so heftig war, daß das Glas fast in dem Augenblicke, wo es hineingeworfen ward, geschmolzen dahinfloß. Ein Führer erzählte, daß 10 Jahre früher ein Engländer statt der Weinflaschen einen lebendigen Esel in den heißen Strom werfen ließ, den er vorher durch 10 Lazzaroni hatte hinaufstragen lassen. Das unglückliche Thier schmolz nicht so schnell wie die Bouteillen und schrie fürchterlich. Bestie von einem Engländer!" Schade, daß wir die vortreffliche Schilderung, die der Verstorbene vom Marcusplatz in Venedig, dem ersten Platz vielleicht in der Christenheit, gibt, aus Mangel an Raum hier nicht beifügen können. 1.

Die Mandarinen und die christlichen Missionen in China.

Ein Vorsteher des katholischen Seminars zu Macao schreibt Folgendes aus dieser Stadt. Der Mann ist ein geborener Chinese, wurde aber in Europa erzogen und gebildet.

„Der gegenwärtige Kaiser heißt Tao-kuang, er ist ein starker Funfziger, sitzt seit 15 Jahren auf dem Throne und gilt noch immer für einen guten, weisen und klugen Regenten, aber unter seinen Ministern, Mandarinen, findet man nur wenig treue und ergebene Diener Sr. Majestät. Man kann sie nur mit Lebensgefahr beim Kaiser verklagen, weil sie sich mitsammander verstehen, um alle Klagen, die gegen sie gerichtet werden, zu nichte zu machen. Nach dem Gesetze kann man keine Beschwerde beim Kaiser gegen einen Mandarin vorbringen, bevor man diesen selbst von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt; wird die Klage wirklich vorgebracht, so wird der Mandarin festgenommen und bleibt gewöhnlich lebenslänglich im Kerker."

„Unter dem jetzt lebenden Kaiser nahm sich ein sehr reicher und schlauer Mann, Namens Leang-Tsung-te, eines Tags vor, mehre schlechte Mandarinen seiner Provinz bei dem Kaiser zu verklagen. Nachdem er sie durch seine Freunde davon benachrichtigt hatte, ließen die Mandarinen alle Wege, die aus der Provinz Kuang-tung nach Peking führen, mit ihren Agenten besetzen und suchten die Mandarinen dieser Stadt zu gewinnen, damit diese den Mann an den Thoren festnehmen ließen. Der Kläger verkleidete sich als Kaufmann und führte eine große Quantität Waaren mit sich, die in 100 ungeheure Koffer gepackt waren. Vor dem Thore von Peking [illegible] Mauer ankamen, setzte sich hinein und die Koffer wieder verschlossen. Er hatte befohlen, man sollte [illegible] letzt in die Stadt bringen. Die Mandarinen, welche [illegible] Collegen bestochen waren, vermutheten, daß er sich in [illegible] Koffer befinde: sie ließen 99 Koffer öffnen; als sie [illegible] hundertsten kamen, wurde der Regen, der den ganzen [illegible] fallen, so stark, daß man ihn nicht näher untersuchen [illegible] er gelangte ungeöffnet in die Stadt. Kaum hatte [illegible] sein augenblickliches Gefängniß verlassen, so verfügte [illegible] zum Kaiser und brachte seine Beschwerden vor. Es wurde [illegible] Untersuchung angeordnet und die Mandarinen von Kuang [illegible] litten die verdiente Strafe."

„In der Provinz Hou-Pe hatte ein Gelehrter, [illegible] Phan-yu-Theou, durch seine Freunde dem Vicekönig [illegible] ‚Ich werde dich beim Kaiser verklagen, weil du [illegible] wohner unserer Provinz keine Sorge trägst, von denen [illegible] Viele vor Hunger umkommen." Auf dem Wege nach [illegible] wurde er von den Leuten des Vicekönigs aufgegriffen, [illegible] den ihn an einen Baum in einem Walde, wo er [illegible] starb. Auch sagt das Sprüchwort: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer seid, verklagt die Mandarinen nicht." Ein anderer Gelehrter, Namens Hoing-tse-Ngao, wollte in Kiang-si darin seiner eignen Stadt verklagen: er wurde gefangen und zum Tode verurtheilt; auf dem Richtplatze angekommen, bat er um eine Stunde Aufschub. Auf die Frage des Henkers, was er noch eine Stunde zu leben wünsche, erwiderte er, [illegible] den er erwarte, sei noch nicht zurück; er habe ihm noch [illegible] Lehren zu ertheilen. Der Henker übernahm es, sie [illegible] linge mitzutheilen. „Wohlan", sprach der Delinquent, [illegible] meinem Sohn in meinem Namen: Studirt nicht, um [illegible] Gelehrten zu bilden; willst du studiren, so geh nicht [illegible] Examen, um die Würde eines Mandarins zu erlangen; [illegible] meistens nichts als Diebe, ihr ganzes Sinnen [illegible] richtet, Geld zusammenzuscharren." Hierauf streckte [illegible] den Kopf ab. Es gibt indeß auch achtbare Männer [illegible] Mandarinen, allein ihr gutes Betragen erregt [illegible] Neid der übrigen; daher das Sprüchwort: „Ein [illegible] rin nimmt selten ein gutes Ende."

„Gegenwärtig ist China in 14 Hauptregierungen [illegible] sie stehen unter sieben Vicekönigen, auf [illegible] d. h. Generalgouverneur; ihnen sind ungefähr 20 [illegible] untergeordnet, unter deren Jurisdiction sich wieder [illegible] Mandarinen dritten Ranges sich befinden; die von [illegible] Range sind nicht zu zählen."

„Was die Bevölkerung Chinas anbelangt, [illegible] sie ohne Übertreibung auf 300,000,000 Einwohner [illegible] zählt darunter kaum 200,000 Christen. Die [illegible] sich durch ihren skandalösen Lebenswandel so [illegible] daß sie die Einwohner von Kuang-tung barbarisch, [illegible] chinesisch Fan-Kouei, nennen. Die chinesischen [illegible] Kia-fan-Kouei, d. h. falsche barbarische Kouei."

„Unter den christlichen Kaufleuten zu [illegible] nige, die sich durch eine erbauliche Aufführung [illegible] böses Beispiel vereitelt alle Bemühungen der [illegible] mahnen wir einen Chinesen, sich zu unserm [illegible] nen, so antwortet er: Euere Religion ist [illegible] päer; betrachtet die Europäer, sind sie [illegible] sie nüchterner, minder zornig, mäßiger [illegible] than als wir? Einige chinesische Christen [illegible] Landes hatten sich in Macao niedergelassen. [illegible] Europäer machte aber einen so üblen Eindruck [illegible] ihrer Rückkehr in ihre Geburtsorte [illegible] entsagten. In fünf Provinzen sind [illegible] Tchy-ly, Hos-Nan, Hou-Pe, Nan[illegible] 12 chinesische und vier französische [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus [illegible]

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 177. — 25. Juni 1836.

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Von Johann Peter Eckermann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 4 Thlr.

Wenn ich — sagt der Verf. — des hier anzuzeigenden Werkes in der Vorrede desselben, die reiche Fülle der Äußerungen Göthe's bedenke, die während eines Zeitraumes von 9 Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das Meiste durch die Finger läuft.

Wir zweifeln nicht an der Richtigkeit dieses Gleichnisses; denn da der Verf. Göthe so nahe stand, von ihm eines so vertrauten Umgangs gewürdigt ward, da er gewiß jede Woche denselben wiederholt sah, auch durch Arbeiten, ihm von jenem übertragen, genöthigt ward sich mit ihm zu unterhalten, so wäre es bei der großen Conversationsgabe, die Göthe charakterisirte, bei der Fülle von Gegenständen, die sich dem Geiste darboten, der wenige Schranken kannte als vielleicht irgend ein Sterblicher, seltsam, wenn nicht des Mitgetheilten beiweitem weniger wäre als des Mitzutheilenden. Sehr schön und ganz in Göthe's Geiste sagt Hr. E. ferner:

Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in Bezeff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannichfaltigen Offenbarungen eines weit und tiefgreifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses erst zu Approximationen, geschweige zum Ziele selber.

Der Mangel dieser Einsicht war es ohne Zweifel vor Allem, was so verschiedenartige, oft sich widersprechende Urtheile über Göthe erzeugte, mochten diese seine Persönlichkeit oder seine Ansichten im Gebiete der Kunst betreffen. Hr. E. hat daher sehr wohlgethan, gleich im vorn herein auszusprechen, daß Göthe's Äußerungen über Poesie oft den Schein der Einseitigkeit, oft sogar den Schein offenbarer Widersprüche tragen (S. XII). Wie wäre es überhaupt denkbar, daß, bei der Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte, aus denen man jeden bedeutenden Gegenstand betrachten kann, bei den verschiedenen Seiten, die ein solcher darbietet, in Conversationen, die sich durch eine lange Reihe von Jahren hinziehen, nicht verschiedenartige Ansicht, ja gelegentlich Widerspruch gegen eine frühere sich kundgeben sollte, jenachdem die eine oder die andere Seite des Gegenstandes grade überwiegend Geist und Gemüth des Sprechers beschäftigt hat? Gewiß würden Gespräche pedantisch und einseitig erscheinen, es würde ihnen der unmittelbare Lebenshauch abgehen, wenn sich in ihnen nicht diese Versatilität des Geistes offenbarte. Und somit hat Hr. E. sehr wohlgethan, solche scheinbare Widersprüche bei der Bekanntmachung seiner Unterhaltungen mit Göthe nicht zu unterdrücken.

Was die Lücken betrifft, die sich in dem Tagebuche befinden — denn ein solches sind diese Gespräche mit Göthe —, indem oft von Monaten nichts aufgezeichnet ist, so wird jeder Verständige sich von selbst sagen, was Hr. E. in der Vorrede hierüber äußert; er wird sich auch überzeugt halten, daß den Mittheilenden grade dann vor Allem der Geist zur Mittheilung getrieben haben werde, wenn die Gegenstände der Unterhaltung von vorzüglicher Bedeutung waren. Wenn Hr. E. endlich sagt: „Was ich hier mittheile, das ist mein Göthe", so wird dieses Bekenntniß nur Der tadeln, der sich einbildet, es vermöge irgend Jemand einen so großen und vielseitigen Geist mit völliger Entäußerung seiner selbst in allen seinen Eigenheiten und Nuancen aufzufassen und darzustellen. Genug, daß Jeder, der zu einem Urtheile über einen solchen Geist zu gelangen wünscht, sich der Seite desselben zu bemächtigen strebt, die seiner Natur, seiner Fassungskraft am meisten gemäß ist. Und so bekennen wir nach sorgfältiger Lecture des vorliegenden Werkes, daß wir „ein Streben nach möglichster Treue" auf keinem Blatte desselben verkennen. Hierzu kommt noch, daß Göthe selbst einzelne Bogen dieser Conversationen durchsah und ihnen seinen Beifall schenkte (Th. 2, S. 220); zu einer Durchsicht des Ganzen, dem der Verf. großen Fleiß widmete, kam es jedoch nicht, obgleich sie beabsichtigt war.

In dreifacher Hinsicht ist uns dieses Buch merkwürdig und interessant gewesen, indem es uns das Verhältniß Göthe's zu dem Verf. darstellt, ferner die mannichfaltigsten Urtheile des großen Mannes über Werke der Wissenschaft, Poesie und Kunst enthält, endlich uns denselben in gar manchen Situationen vorführt, in denen uns seine Eigenthümlichkeit lebendig vor die Seele tritt.

In der Einleitung gibt uns Hr. E. Bericht von sich

Digitized by Google

selbst; und dies war nöthig, damit der Leser einsähe, wie sich später zwischen ihm und Göthe ein Verhältniß gestalten konnte, welches zu so interessanten Mittheilungen Anlaß gab. Zu Anfang der neunziger Jahre in den ärmlichsten Verhältnissen geboren und erzogen, in zarter Kindheit schon zu Beschäftigungen angehalten, die den nothdürftigsten Unterhalt zu gewinnen dienten, zu Viehhüten, Holzsammeln, Ährenlesen, fühlt E. doch früh in sich einen Bildungstrieb, der ihn nicht ruhen und jede Gelegenheit, die ihm Nahrung gewährte, ergreifen läßt. Er erregt die Aufmerksamkeit gebildeter und wohlhabender Menschen in seiner Nähe, gelangt zu einigem Unterricht und findet dann während der französischen Herrschaft kümmerliche Beschäftigung auf einigen Bureaux. Der Freiheitskrieg der Jahre 1813 u. 14 ruft ihn ins Feld; er sieht die Schätze der Kirchen und Museen in den Niederlanden, und eine frühe schon erwachte Neigung zur bildenden Kunst regt sich lebendiger. Nach Beendigung des Feldzuges begibt er sich nach Hanover, der Hauptstadt seines Vaterlandes, zu Ramberg; aber eine schwere Krankheit und vielleicht die Einsicht, daß die Malerei doch nicht sein eigentlicher Beruf sei, bringen ihn von dieser ab; er erhält eine Anstellung bei der Kriegskanzlei, die ihm zugleich das Gymnasium zu besuchen gestattet. Denn mittlerweile war in ihm ein lebhaftes Streben nach literarischer Bildung erwacht; auch hatte er dem Triebe, selbst zu dichten, nicht widerstehen können, kleinere Gedichte bekanntgemacht, die Beifall fanden, und selbst im Dramatischen sich versucht; wobei die Richtung erfreulich ist, die er sofort gegen Müllner, der damals das Publicum beherrschte, nimmt. Im Jahre 1821 gelingt es ihm, die Universität Göttingen zu beziehen, wo aber die Bedingung, ein Brotstudium zu ergreifen, ihm bald lästig wird. Er entsagt der Jurisprudenz, kehrt nach Hanover zurück und schreibt (1822) seine „Beiträge zur Poesie".

Schon von Göttingen aus hatte er an Göthe, dessen Werke er leidenschaftlich liebgewonnen und studirt, eine Skizze seines Lebens- und Bildungsganges nebst seinen Gedichten gesandt, welches Alles freundlich aufgenommen war. Nun sendet er dem Verehrten, Gefeierten jene „Beiträge" und macht sich dann selbst auf, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dieser Wunsch wird im Sommer des Jahres 1823 erfüllt, und von diesem Zeitpunkte beginnt das Tagebuch.

Daß ein junger Mann wie der eben bezeichnete — unwillkürlich fließt das Wort: jung, aus unserer Feder; und in der That steht auch E., obgleich schon 33 Jahre alt, im Verhältniß zu dem 74 Jahre alten Göthe als ein Junger da, und seine späterworbene Bildung täuscht uns, auch abgesehen von jenem Umstande, über sein eigentliches Alter —, daß ein solcher Mann Göthe's Aufmerksamkeit erregen mußte, war sehr natürlich; hatte dieser doch schon so manches aufstrebende Talent ermuntert und auf mannichfaltige Weise zu fördern gesucht. Wer seinen jene „Beiträge zur Poesie" gelesen hat, der wird sich sagen, daß grade diese Ansicht der Dichtkunst, diese kritische Richtung, die auf den Stoff so großes Gewicht legt, indem sie doch die Behandlung, die Form als das Höchste anerkennt, Göthe zusagen mußte. Nur stand dieser in den Jahren, wo er an das Scheiden denken mußte. Er kannte seinen Werth, seine Bedeutung für die Welt; Vieles war noch zu vollenden, Manches zu ordnen; die Zeitschrift „Für Kunst und Alterthum" beschäftigte ihn, an eine Sammlung seiner Werke in einer Ausgabe letzter Hand wurde gedacht; wie mußte ihm ein jüngerer Mann von dem Geiste und Sinne, willig Rath und Hingebung willkommen sein! Man hat so oft auch von Göthe's Egoismus, von der Weise gesprochen, wie Göthe andere Menschen zu seinen Zwecken benutze. Für den erstern Vorwurf betrifft, so sollte man Kurd's beherzigen („Nachlaß", Th. 3, S. 478): „Er mußte egoistisch sein, denn er wußte, welchen Schatz er zu bewahren hatte"; und, in Hinsicht auf den zweiten — laßt uns Den tadeln, der, indem er empfängt, überschwänglich wieder dagegen gibt? der das Empfangene dankbar anerkennt, in dem bis zum höchsten Alter der Gedanke immer lebendiger wird, daß ein großer Theil unsers geistigen Besitzthums durch Früherlebende und durch Zeitgenossen zu uns gekommen ist? Hr. E. sagt am Ende der Einleitung:

Auf dem oft mühsamen Wege (nach Weimar) hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, daß ich unter der besondern Leitung gütiger Wesen, und daß mir dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein

Sein ganzes Buch bezeugt, daß, wie manchfaltig er Göthe diente, dieser Eindruck kein täuschender war.

Den Eindruck, den Göthe's Persönlichkeit, die einfache Größe seines Hauses, seine Umgebung auf ihn machten, kann man sich vorstellen; er ist, wie es scheint, ohne Exclamation, ohne Wortpruntk geschildert. „Er spricht langsam und bequem, sowie man sich wol einen souveränen Monarchen denkt, wenn er redet. Man sieht ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl." Auch Göthe hatte sich nicht getäuscht in Dem, was er in E. erwartete; er fand ganz den Mann, den er sich dachte. Gleich am nächsten Tag übergibt er ihm die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 u. 73 zur Einsicht und dereinstigen Redaction Dessen, was selbst in diesen Bänden enthalten war. Ein solches Geschäft hätte E. nicht bekommen können, wenn der Redaction das lebendige Gefühl, die Einsicht, wie Göthe's Geist gleich allen Organismen in ungestörter Einheit und Kraft sich bildete wie Wurzel, Stamm, Zweig, Blatt und Frucht, wie Alles bei ihm aus Einem Alles sich folgerecht auseinander entwickelte, in einer der Göthe'schen Werke fremd sein konnte. Es konnte entgehen, daß in dem großen Plane Wille und das Gefühl der Pflicht gleich war, daß er in Hinsicht auf [illegible] glich, „von dem ein ruhiger Blick in jeder Jahreszeit, in jeder [illegible] zu thun, verlangt wird". Die

Digitized by Google

Partien über die schönen Künste und von den Gedichten des polnischen Juden (die Schilderung des Mädchens, welches Göthe in dieser Recension einem Dichter wünscht, ist Lotte) sind für die Entwickelungsgeschichte des Göthe'schen Geistes unschätzbar.

Dann übergibt Göthe seinem jungen Freunde die ersten 11 Hefte von „Kunst und Alterthum", um ein Inhaltsverzeichniß dazu zu fertigen und ihn aufmerksam zu machen, wo in den Heften sich ein Faden finde, der wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen sei. Eine Trennung folgte nun, indem E. für den Sommer nach Jena ging, Göthe in die böhmischen Bäder reiste, von wo aus ein Brief an E. Zufriedenheit mit dessen Arbeiten ausspricht: „Ich zolle Ihnen", schreibt er, „vorläufig den besten Dank, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage, um bei meiner Rückkehr mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können." So begann das Verhältniß Eckermann's zu Göthe. Es ging zunächst von einem Bedürfniß des Letztern aus; aber auch an den eignen Arbeiten des jüngern Freundes nahm Göthe vielmehr Antheil, und interessant ist es, zu lesen, welchen Rath er ihm ertheilt (Th. 1, S. 55 fg.); nur von Theilnahme an fremden literarischen Unternehmungen hielt er ihn zurück; auf diesem Felde wollte er ihn allein haben für die seinigen. Göthe's Ansinnen folgt E. gern; er geht am Ende des Jahres nach Weimar, hört dort sogleich aus dem Munde des Staatsraths Schultz das Wort: „Göthe hat mir schon gesagt, welchen Gewinn er sich von Ihrer Mitwirkung verspricht, und daß er nun auch manches Neue zu vollenden hofft", findet aber auch bald auf das Schönste bestätigt, was jener ihm verheißen: „Sie sollen den ganzen Winter keinen leeren Moment haben" (Th. 1, S. 49); gleich darauf schreibt er: „Göthe's Person, eine bloße Nähe scheint mir bildend zu sein, selbst wenn er kein Wort sagte." Wie wichtig aber Eckermann's Nähe für Göthe war, erkennen wir im Fortgange des Werkes, wo wir jenen immerfort mit der Redaction der Göthe'schen Schriften beschäftigt finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guillaume d'Orange et Louis-Philippe. 1688—1830. Par M. le baron *Barchou de Penhoën*. Paris 1835.

Einem Jedem das Seine! ist unser Wahlspruch. Gibt sich demnach auch der Verf. dieser historisch-politischen Parallele als Henriquinquist kund, und billigen wir unsererseits eben nicht die Bestrebungen dieser Partei, so halten wir gleichwol das vor uns liegende Buch für eines der geistreichsten Producte der Art, das auch unsern Lesern näher bekanntgemacht zu werden verdient. Zu dem Behufe aber wollen wir in kurzen und möglichst treffenden Zügen die darin entwickelten Hauptgedanken hier wiedergeben.

Die gesellschaftliche Bewegung mit scharfen Blicken verfolgend und Frankreichs Zukunft stets im Auge behaltend, stellt Hr. B. drei ganz verschiedene Gesichtspunkte auf, von denen er, um zu den muthmaßlichen Schicksalsbestimmungen seines Vaterlandes zu gelangen, ausgeht: es sind dies der Gesichtspunkt des alten Liberalismus, durch Hrn. de Lafayette repräsentirt; der gouvernementale Gesichtspunkt, oder der des sogenannten juste-milieu, unter dem Titel: Wilhelm von Oranien und Ludwig Philipp, und endlich der Gesichtspunkt der Legitimität, deren Ausdruck der Herzog von Bordeaux ist. Wir übergehen die Skizze, die der Verf. von dem Leben und den Meinungen des „Freiheitshelden" beider Erdhälften entwirft, in welchem er die aufrichtigste Personification der in Amerika ausgeführten Ideen J. J. Rousseau's und des constituirenden Systems von 1790 gewahrt. Der Tod dieses berühmten Mannes aber veranlaßt ihn zu folgenden Betrachtungen: „Sollte sein Tod, der bekanntlich in der Einsamkeit seines Landgutes erfolgte, nicht das Symbol des Absterbens eben jener Ideen sein? Sollte nicht jene Idee, jene Doctrin, im gegenwärtigen Augenblicke ebenfalls im Erlöschen begriffen sein? Sollte nicht an sie die Reihe des Todes kommen, insofern wenigstens Ideen sterben können? In andern Worten: sollte nicht auch sie einer vollständigen Umgestaltung ganz nahe sein, indem sie unter ihrer alten Form dahinschiede, um unter einer neuen, aus ganz neuen Elementen zusammengesetzten Form wiederzuerstehen?" Bei der fernerweitigen Entwickelung eben dieses Gedankens nun, es seien von dem alten, durch Lafayette repräsentirten Liberalismus nur noch einige allgemeine Sympathien und politische Meinungen, gleichsam als dessen Trümmer, vorhanden, gelangt der Verf. endlich zu der Schlußziehung, es sei aus der Mitte der Einsamkeit, aus dem Schooße der Stille, die um den erlauchten Todten geherrscht, eine große Lehre hervorgegangen; nämlich: „Die wahre gesellschaftliche Frage ist keine Frage der Freiheit mehr; dieselbe ist heute nur noch eine Frage der Gewalt." Daß nun aber dasjenige Princip, in dessen Namen diese Gewalt einzusetzen ist, keineswegs durch die Julirevolution ins Leben gerufen, dies nachzuweisen, bezweckt die Parallele, die der Titel des Buches verkündigt.

Bei dieser Parallele nun werden beide darin befragte Fürsten lediglich als Abstractionen, oder vielmehr als die Namenträger einer Thatsache, einer Epoche betrachtet. Mit Wilhelm von Oranien nämlich bemächtigte sich die englische Aristokratie der Souverainetät und der Gewalt, mit Ludwig Philipp aber usurpirte solche das Bürgerthum. Was Hr. B. von dieser Mitherrschaft des Bürgerthums hält, geht schon aus der Schilderung hervor, die er von demselben entwirft. „Das Bürgerthum", sagt er, „ist in der gegenwärtigen politischen Ordnung gerade Das, was die große Feudalaristokratie im 12. und 15. Jahrhundert war. Die Benennung Mittel- oder Zwischenclasse paßt auf dasselbe in keinerlei Weise. Die Wahrheit zu sagen, ist dasselbe nicht mehr ein bloßer Theilbestand (portion) der Gesellschaft; es ist die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit, in dem Sinne nämlich, daß es in derselben herrscht, ausschließlich darin gebietet. Es hat aus dem Staate Diejenigen verjagt, deren Überlegenheit ihm verdächtig war; es weigert sich dessen Pforten den untern Classen zu öffnen, die ihrerseits das Asylrecht in Anspruch nehmen. Zu seinem Dienst wird Alles verwendet, was die Gesellschaft an Intelligenz und Kraft besitzt. Von der Gewalt betäubt, wie dies einem Jeden begegnet, der solche erst seit gestern besitzt, glaubt es nur an sich, begreift nur sich und läßt keine legitime Gesellschaft auf Erden, keine vernünftige gesellschaftliche Organisation als die seit gestern entstandene zu, worin es heute gebietet. Die Einsicht in die Vergangenheit scheint ihm untersagt zu sein. Die Sympathien der Zukunft finden keinen Zugang bei ihm. Der Sieg hat ihm ein überspanntes Gefühl von seiner Stärke gegeben, von dessen Taumel es sich hinreißen läßt. Der König ist für dasselbe weit mehr ein Oberhaupt seiner Wahl als eine souveraine Magistratsperson. Das Bürgerthum endlich befindet sich dermalen mit einer wahren Dictatur bekleidet."

Man kann aus dieser Stelle leicht schließen, daß Hr. B. bei der weitern Durchführung seiner Parallele der französischen Julirevolution keineswegs das Wort redet. Vielmehr bezeichnet er nur allzugrell den Abstich zwischen dieser Katastrophe und der englischen Revolution von 1688. Beide gleichen sich, seines Dafürhaltens, wie alle Menschen sich darin gleichen, daß sie Menschen sind; außerdem aber sind sie, was Ausführung

Digitized by Google

und Zweck anbetrifft, einander ebenso unähnlich als die menschlichen Individuen unter sich. So wurden in England, gleich nachdem sich Wilhelm der Gewalt bemächtigt hatte, allgemeine Wahlen veranstaltet, ein Convent bildete sich, um Berathungen zu halten. In Frankreich dagegen bemeisterten sich plötzlich einer unbegreiflichen Dictatur 219 Deputirte, ohne specielles Mandat und unter der Herrschaft einer Constitution ernannt, die sie vernichtet hatten. Der englische Convent gestattete, daß Jakob's Sache vor demselben vertheidigt wurde, und dies geschah mit großer Kühnheit; nur Jakob selber gab sich verloren, indem er sich von Einflüsterungen der Furcht hinreißen ließ. Die deshalb gepflogenen feierlichen Parlamentsverhandlungen aber währten länger als zwei Monate. Die französische Deputirtenkammer schien sich nicht genug beeilen zu können, um Karl X. und seine Familie aus dem Lande zu vertreiben; kaum würdigte sie die Thronentsagungen eines Blickes; sie weigerte sich, die Rechte des Herzogs von Bordeaux auch nur in Erörterung zu stellen. Endlich, was den Zweck anbelangt, so war der Zweck der englischen Revolution im Voraus vollkommen bestimmt: im Innern nämlich die Entwickelung der Bill der Rechte (bill of rights) mittels jener Reihefolge von legislativen Bestimmungen, welche seitdem die britische Constitution bilden; im Äußern das Offensiv- und Defensivbündniß mit Holland und der Continentalkrieg. Kaum war aber die Revolution Frankreichs vollendet, so entstanden unter ihren Urhebern Spaltungen über die ihr zu gebenden unmittelbaren Folgen. „Der Sieg fand die Verbündeten des Vorabends uneins über alle Fragen. Friede, Krieg oder wol gar der Wiederaufbau von Dem, was man soeben umgestürzt, und, wie man es nannte, die Restauration der Restauration, hatten, glaube ich, eine gleiche Anzahl von Anhängern." Aus den hier angedeuteten und mehren andern Nebeneinanderstellungen gelangt der Verf. zu folgendem Resultat: „Der vollkommen bestimmte Charakter der Revolution von 1688 fehlt demnach wesentlich der Julirevolution. Auch wankte und schwankte dieselbe unaufhörlich seit ihrem Ursprunge zwischen zwei verschiedenen Richtungen; denn bald bemühte sie sich, zu einer festen legalen Ordnung zu gelangen, die sie doch selber von Grund aus zerstört hatte, bald aber wagte sie es, einige der Consequenzen ihres Princips zu entwickeln, und lief Gefahr, sich immitten der Unordnungen und der Anarchie aufzulösen."

Schließlich gelangen wir zu dem dritten, von dem Verf. aufgestellten und im Eingange unseres Berichts erwähnten Gesichtspunkte, d. i. zu der letzten Abtheilung des Buches, wo derselbe seine Principien und Ansichten von der Zukunft in Kürze zusammenfaßt. Es lebt darin durchgehends der Geist derjenigen Partei, deren Strebnisse, Wünsche und Hoffnungen zu theilen Hr. B. kein Hehl hat, wiewol er, freilich gleich den meisten Parteimännern aller politischen Meinungsschattirungen, alle und jede Parteibenennungen und Personificationen zurückweist, die nur der Ausdruck partieller Interessen sind. Seine Lehre, sagt er uns, wäre nur eine unvollständige Idee, wollte man sie Legitimität benennen; er selber nennt sie „gesellschaftliche Umbildung" (reformation sociale). Die unerläßliche Bedingung dieser Umbildung, die Grundlage des ganzen von ihm entworfenen Staatsgebäudes gewahrt er in dem „enfant-principe" — d. i. im Herzog von Bordeaux. (Sohin war das Buch, wie aus dieser Stelle ersichtlich, bereits vor Promulgation der Septembergesetze v. J. geschrieben.) Sein Gedanke soll keiner Partei im feindlichen Lichte erscheinen, weil derselbe die Bedingungen der Ordnung und Freiheit umfaßt. Allen Interessen sei Raum gegeben, sagt er; „daher die Nothwendigkeit, die Verstandesentwickelung zu begünstigen. Die Presse muß frei sein, der Unterricht von weitem Umfange und Allen zugänglich". Die factische Lösung der Pairiefrage müsse angenommen werden (!). Drei andere große Fragen aber sollen seiner Meinung nach die gesellschaftliche Bewegung unter dem Einflusse des Legitimitätsprincips vollenden, nämlich: Entwaffnung, Decentralisation und Verbesserung des Wahlsystems. Die Entwaffnung sei, heißt es im Buche, jener Friedenszustand, unter dessen Schutze die gesellschaftliche Umgestaltung Europas ohne weitere Complicationen beendet werden wird. Die Decentralisation ist jene Bewegung, welche die Glieder mit dem Haupte in Einklang setzen und jene Hindernisse auflösen wird, woran dieser Einklang zu jeden Augenblick scheitert. Ihr zu Folge fällt die Regierung (gouvernement) dem Könige zu und die Verwaltung (les affaires) dem Lande. Die Verbesserung des Wahlsystems endlich soll die Parteien auflösen, indem sie das gesellschaftliche Band vollendet. „So wollen wir denn", sagt Hr. B. in dieser Beziehung, „unser gegenwärtiges Wahlsystem so schnell als möglich zertrümmern; es möge nichts davon übrig bleiben. Errichten wir auf seinen Trümmern ein anderes System, welches die Nationen geschmeidiger, biegsamer, gelehrter sind. Die Bedingungen zur Wahlberechtigung wie zur Deputation müssen so mannichfaltig als möglich sein, damit kein Talent, kein Meinung, kein Interesse von den Wahlen ausgeschlossen bleibe; dieses Wahlgesetz muß das Municipalgesetz zur Basis haben. Es ist dies das Werk, woran unaufhörlich und rastlos gearbeitet werden muß: das Wahlgesetz trägt Frankreichs ganze Zukunft in seinem Schooße." Endlich sucht der Verf. nachzuweisen, daß das Ziel seiner und seiner Parteigenossen Bestrebungen keineswegs in so weiter Ferne liege, als die Kurzsichtigen es wähnen; daß vielmehr, gleichwie sich die Revolution unter der Restauration die Bahn gebrochen, die unmittelbar nächstige Restauration unter der jetzigen Revolution bereits in Entstehen begriffen sei. In welcher Weise dies nun der Fall sein geht, darüber ertheilt uns derselbe folgende Auskunft: „Und wie geschieht", so fragt er, „wenn Usurpation und Restauration nicht der Sendung treu sind, die zu erfüllen sie berufen waren? Es kommt dahin, man verzeihe mir diesen schrecklichen Pleonasmus, daß die Usurpation in der That eine Contrerevolution oder wenigstens ein Versuch dazu wird; daß im Gegensatze die Restauration nichts Anderes als die Sanction, die Befestigung und definitive Vollendung einer schon bewirkten Revolution ist. Hatte, beispielsweise, in unsern Tagen nicht das Königthum mit seiner wiedererrichteten Feudalität, seinem dotirten Clerus, seinen stummen Kammern, seiner gefesselten Presse, seinen wiedereröffneten Staatsgefängnissen, seinen Decreten ohne Klagefung wie ohne Erörterung, alle charakteristischen Merkmale einer Contrerevolution, weit mehr als die Restauration mit der Charte, der freien Presse, der unaufhörlich erneuerten Anklage, der abgeschafften Regierung durch Ordonnanzen und der selbst gewordenen individuellen Freiheit? .... Was aber Restaurationen anbetrifft, so sind sie ihrer Natur nach so wenig contrerevolutionnair, daß sie an dem nämlichen Tage mißlingen, wo sie den Versuch machen, es zu werden. Die Julirevolution ist fern einen neuen Beweis dieser Wahrheit. Ebenso nach dieser Jakob II. die englische Constitution geboren. Revolutionen, Usurpationen und Restaurationen müssen als Mittel zum Zweck betrachtet werden; sie müssen nicht nach einem absoluten, absoluten Werthe, sondern im Gegentheil nach der Leichtigkeit, urtheilt werden, die sie der Lösung des Problems verleihen. Nun besteht aber die Lösung dieses Problems in einer gesellschaftlichen, hellsehenden Augen bereits sichtbaren Entwickelung. Die Phase der gesellschaftlichen Entwickelung, in der wir uns befinden, führt unvermeidlich dahin."

Literarische Notiz.

Der auch in Deutschland, vorzüglich durch [illegible] Bearbeitung mehrer seiner Schriften von Kind [illegible] Lesepublicum bekannte Mortonval hat soeben [illegible] „Un secret d'état", geliefert, dessen Held, ein [illegible] altem Adel, in die Stürme des Kaiserreichs [illegible] und in viele Verlegenheiten geräth. Die Schilderung [illegible] ist gelungen, gute Einfälle und belustigende Contraste [illegible] das heitere Gemälde, das von dem Talent und dem [illegible] schmack des Verfassers aufs Neue zeugt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 178. — 26. Juni 1836.

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Von Johann Peter Eckermann.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

Wir kennen eine große Zahl von Menschen, die, nicht ahnend, daß sie bei ihrem Schelten und Schreien über Parteinehmung für Göthe selbst, und nicht auf erfreuliche Weise, Partei machen, von E. sagen werden, er habe sich mit Leib und Seele Göthe verkauft. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich ein Geist von größerer Selbständigkeit und Originalität einem solchen Verhältniß nicht bequemt haben würde; an einem solchen hätte Göthe sich auch gar nicht gewandt, ebenso wenig als an einen Unempfänglichen, Geistesarmen. Wenn hier von einem Verkaufen die Rede sein soll, so muß das erwogen werden, was man zahlt, und Das, was man dafür erhält. Ferner dürften die schönen Worte in den „Wahlverwandtschaften": „Gegen große Vorzüge Anderer gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe", hier wol am rechten Platze stehen. Keineswegs gehörte auch E. zu den blinden Verehrern des Meisters; wir finden ihn an mehren Stellen seines Werks (besonders Th. 2, S. 102 fg.) im Widerspruch gegen denselben. Sehr charakteristisch in Hinsicht auf Eckermann's Eigenthümlichkeit, seine Richtung, sein Maß, seinen Geist, wie für das Werk, das wir hier anzeigen, ist der Brief, den er im Herbst 1830 von Genf aus an Göthe schreibt.

In Weimar war nun E. sehr viel und oft bei Göthe, am Familientisch, im Garten, auf Spaziergängen und Fahrten, in größern Gesellschaften und in der traulichen Arbeitsstube. Die Gespräche, an so verschiedenen Plätzen geführt, haben alle eine verschiedene Farbe, und dadurch gewinnt das Buch, das sie umfaßt, eine eigne Lebendigkeit und Buntheit. Aber auch der Gegenstände, um die sich die Unterhaltung dreht, ist eine große Zahl, und es ist wirklich Schade, daß nicht ein angehängtes Register diese Mannichfaltigkeit, diesen Reichthum dem Leser sinnlich vor die Augen bringt. In Ermangelung eines solchen heben wir, wie sie uns eben vorkommen, 50 Seiten hervor und führen Personen und Gegenstände auf, die innerhalb dieses Raumes besprochen werden, kürzer oder länger, wie Stimmung und ungefesselte Conversation mit sich brachten (Th. 1, S. 221—70): Lord Byron und Major Parry — Zustand der neuesten Literatur — Lessing — die Elegie: „Alexis und Dora" — der englische Bilder-Shakspeare — „Macbeth" — der Improvisator Wolff — die gegenwärtige Zeit und die Alten — Molière — Wellington — ein Gedicht Göthe's vom J. 1766, das älteste aller bekanntgewordenen — „Werther" und „Faust" — Dedication des „Sardanapal" — St. Schütze — der „Globe" — Theaterstücke — Calderon — Schiller's und Göthe's Bemühungen um das Theater — abermals Lord Byron — französische Darstellungen einiger Scenen des „Faust" — Alexander von Humboldt — Leonardo da Vinci — Phänomene aus der Farbenlehre — Gastrollen auf den Theatern. Und diese Mannichfaltigkeit zieht sich in demselben Maße durch das ganze Werk. Der würde aber sehr irren, der von ihr auf Flüchtigkeit des Urtheils, auf Mangel an Gewicht und Bedeutung schließen wollte. Wenige Worte in diesen Gesprächen sind oft inhaltreicher als ganze Abhandlungen. Von welcher Wichtigkeit z. B. das Wort (S. 224): „Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur." — „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth; so kluge, so gebildete Menschen gibt es viele; aber wo ist ein solcher Charakter!" Von Lord Byron sagt er: „Einen großen Theil seiner negativen Wirkungen möchte ich verhaltene Parlamentsreden nennen" (S. 233). In einer etwas spätern Unterhaltung: „Lord Byron hat zu viel Empirie", welche etwas räthselhaften Worte dann durch Eckermann's Nachsinnen einen gar guten Commentar bekommen. Wir müssen es uns versagen, mehre solcher geistvollen Äußerungen mitzutheilen; wir können nur unsere Leser reizen und in wenigen Proben sie ahnen lassen, welchen Genuß ihnen das Ganze gewähren wird.

Drei Männer sind es vorzüglich, auf die Göthe vor allen oft in seinen Unterhaltungen zurückkommt, Lord Byron, Walter Scott und Schiller, ohne Frage die merkwürdigsten seiner Zeitgenossen im Gebiete der Dichtkunst. Des Erstern ist von uns schon gedacht worden; jene Stellen sind indeß nur wenige von vielen; dürften wir mehre mittheilen, so würde daraus hervorgehen, wie Göthe bei aller Bewunderung des außerordentlichen Talents den Dichter keineswegs überschätzt, aber Zeit und Umstände erwägt, unter denen dieses Talent grade so sich gestalten

Digitized by Google

mußte, nicht anders sich äußern konnte. Diese Betrachtungsweise ist Göthe eigen; sie hat ihn auch als Kritiker groß gemacht; doch möge sich Der, der in ihr ihm folgen will, hüten; denn sie ist ein gefährliches Ding in der Hand Dessen, der nicht Göthe's Gehalt besitzt. Er selbst möchte wol innerlich sich bewußt sein, wie hoch er durch Umstände und Verhältnisse begünstigt worden sei vor dem, während des Lebens desselben von ihm so sehr studirten und gepriesenen, nach dessen Tode so rührend gefeierten Byron. Walter Scott, und wenn man ihn früher noch so lieb hätte, muß dem Leser noch lieber werden durch Göthe's geistreiche Bemerkungen.

Nicht wahr? — sagt er Th. 2, S. 15 — Scott's „Fair maid of Perth" ist gut! — Das ist gemacht! Das ist eine Hand! — Im Ganzen die sichere Anlage, und im Einzelnen kein Stich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail! sowol im Dialog als in der beschreibenden Darstellung, die beide gleich vortrefflich sind.

Und nun werden die Einzelnheiten weiter verfolgt, die vortreffliche Motivirung, die Genialität einzelner Züge, die hohe Gerechtigkeit, mit der Scott's Geist über allen Personen schwebt und waltet.

Man hat die Poeten mit menschlichen Sängerstimmen verglichen, wo Einigen nur wenig gute Töne zu Gebote stehen, während Andere den höchsten Umfang von Höhe und Tiefe in vollkommner Gewalt haben. Dieser letztern Art ist Walter Scott.

Dabei verkennt Göthe keineswegs die Schwächen dieses Dichters. Er setzt den „Waverley", „der den besten Sachen an die Seite zu stellen, die je in der Welt geschrieben worden", hoch über „Das Mädchen von Perth". „Dies ist mit einer breitern Feder geschrieben, der Dichter ist schon seines Publicums gewiß, und er läßt sich schon etwas freier gehn." So konnte es nicht fehlen, daß er, der doch die an Egmont und Klärchen erinnernde Scene im „Kenilworth" lobte, die Copie Mignon's in Fenella anstößig finden und tadeln mußte. Das ist das Schöne, das Große bei Göthe dem Kritiker: er erkennt an jedem werthvollen Producte das Schwache, das Tadelnswerthe; aber dies trübt keinen Moment den Blick für das wahrhaft Große und Bedeutende.

Liest man, was Göthe, in vielen Stellen des Buches zerstreut, über Schiller sagt, so ist man anzunehmen versucht, er habe später über denselben anders und weniger beifällig geurtheilt, als da er mit ihm correspondirte. Aber dies ist eine Täuschung. Wer aufmerksam jenen Briefwechsel durchgeht, wird an 100 Stellen die Divergenz in den beiderseitigen Charakteren und Richtungen gewahren; nur durfte und konnte in einer Correspondenz zwischen Freunden, die sich gegenseitig ermunterten, ihre Kräfte aneinander steigerten, die Divergenz nicht so lebhaft und entschieden zur Sprache kommen wie in der traulichen Unterhaltung eines dieser Freunde mit einem Dritten. Seit der Zeit, wo der Briefwechsel mit Schiller am lebhaftesten, bis auf die Unterhaltung mit E. waren indeß auch 25 Jahre verflossen, und in einem solchen Zeitraume consolidirt sich das Urtheil über eine Persönlichkeit, die abgeschlossen vor uns liegt. Wie groß aber auch die Verschiedenheit zwischen Göthe und Schiller gewesen sein möge, höchst erfreulich ist die Anerkennung dieses einzigen Mannes von Seiten des Einen an einem von E. als besonders belebt und interessant vorgehobenen Abend (im Anfang des Jahres 1823) wo das Gespräch immer zu Schiller zurück und bei ihm der edle Mann steht lebendig vor Göthe's geistigem [illegible]

Alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber die Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein, und behandelte ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und hatte ihn so und so.

Er holt den letzten Brief, den Schiller an ihn geschrieben: „Er war ein prächtiger Mensch, und bei seinen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. Schiller starb am 9. Mai." Und in einer spätern Unterhaltung: „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer beiweitem größer herauskam als das Beste der Neuern; ja, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren" (Th. 1, S. 296). Und wie schön und groß das Wort, welches Göthe über den Tod ausspricht, da ihm Reminiscenzen aus Schiller's Leben mitgetheilt worden! (Th. 2, S. 11.)

Was die beiden Freunde in Hinsicht auf gegenseitige Production voneinander schied, liegt seit dem Erscheinen dieser Correspondenz klar vor den Augen jedes Einsichtigen. In unserm Buche wird es noch einmal kurz von Göthe ausgesprochen: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schiller's philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu schätzen als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen" (Th. 1, S. 69). Wie groß bei alle dem Schiller, wie unendlich das erfuhr E. an sich selbst. Am Tage nach jenem Gespräch sah er im Theater den „Wallenstein", der ihm zu der mitgetheilten Äußerung Göthe's Anlaß gegeben hatte, und nun heißt es im Tagebuche: „Der Eindruck war groß und mein tiefstes Innere aufregend; das Gute ging mit außerordentlicher Kraft an mir vorüber, und ich brachte es sogar während der Nacht nicht aus dem Sinne."

(Der Beschluß folgt.)

Altdeutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Auch unter dem Titel: Deutsches Lesebuch. Erster Theil. Poesie und Prosa vom 4. bis zum 15. Jahrhundert. Basel, Schweighauser. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Die Sammlung, deren erster Theil hier vorliegt, ist von der Hand auf zwei Theile berechnet, deren jeder auch für sich bestehn soll. Dieser erste, das altdeutsche Lesebuch, führt die Poesie und Prosa bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts; der zweite soll nur poetische Stücke von da an bis auf heute enthalten. Doch macht der Herausgeber selbst noch zu einem dritten, das prosaischen Theil Hoffnung, wenn das Unternehmen Beifall finde. Wir glauben zuversichtlich, daß ihm dieser nicht fehlen wird, und wir versprechen uns nach der Art, wie bis jetzt dieser erste Theil angelegt und ausgeführt ist, auch für die folgenden

Digitized by Google

nahen des Vorzüglichste auch Fremden und Ihnen im Betreff worauf, in dem vollendetsten Werke eine Weltvielstimmigkeit zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zu haben, die wenig zu wünschen übrigliessen wird und von der wir die erfreulichsten Erfolge für Belebung und Nährung des Sinnes für deutsche Sprache und Literatur wie für solide Begründung und tüchtige Förderung des Studiums derselben hoffen dürfen. Der Herausgeber fühlte selbst den Mangel an einem Buche, das so eingerichtet wäre, daß es in einer chronologisch geordneten Reihe von Beispielen die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur, mithin auch die einzelnen Dichtungsarten und metrischen Formen in ihrer geschichtlichen Begründung dem Leser vor Augen führte, daß man aus ihm Literaturgeschichte und historische Grammatik, Dichtkunst und Verskunst lehren, daß man es akademischen Vorlesungen wie dem Schulunterricht zu Grunde legen und ein gemüthlicher Freund der Literatur mit so größerem Vergnügen Blumen darin lesen könnte, weil er daneben auch Unkraut gewachsen sähe. Diesem Mangel wollte er durch vorliegende Sammlung abhelfen. So war der Zweck des Herausgebers zunächst der, ein Hülfsmittel für den wissenschaftlichen Unterricht im Deutschen zu liefern; die Sache selbst führte es aber mit sich, daß eben auch der bloße Freund der Literatur davon guten Gewinn ziehen kann; wir dürfen einen solchen mit gutem Gewissen versichern, daß er in dem „Altdeutschen Lesebuche" viele Blumen, mehr als er irgend anderswo so zusammentreffen kann, und schöne und trefflich gewählte finden wird. Übergangen durfte Das, was Dem, der blos die schönen Blüten der Literatur beachtet, als Unkraut erscheinen konnte, nicht werden; theils die Berücksichtigung der Entwickelung der Sprache brachte es mit sich, daß Stücke, deren Werth ein rein sprachlicher ist, mitaufgenommen wurden, theils zeugte ja auch die Literatur selber nicht lauter schöne, duftende Blüten, und nicht nur eine Auswahl des Schönsten aus ihr, sondern ein treues Bild der verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung sollte gegeben werden. Der Herausgeber spricht selbst von den Rücksichten, die bei der Auswahl zu beobachten waren, sodaß wir am liebsten uns seiner Worte bedienen. „Es kam darauf an, nicht blos für die Geschichte der Literatur, sondern auch für die der Sprache ein Urkundenbuch zusammenzustellen; keinen Schriftsteller und kein Werk bei Seite zu lassen, die hier die Blüte und dort den Verfall der Kunst wesentlich bezeichneten; weder des Schönen noch des Häßlichen auf betrügliche oder ungebührliche Weise zu viel anzuhäufen; wo kein Ganzes konnte gegeben werden, doch wenigstens einen solchen Theil auszuheben, der einigermaßen auch für sich verständlich und abgeschlossen und vor allen Dingen charakteristisch war für den Verfasser und seine Zeit; neben der grammatischen und literarhistorischen Belehrung und dem poetischen Genusse wo möglich auch noch für anderweitigen wissenschaftlichen Ertrag zu sorgen; endlich nichts aufzunehmen, was dem reinen Sinne der Jugend Ärgerniß drohte, ohne daß ich darum der unreinen Ängstlichkeit mancher Schulmeister Raum gäbe." Man sieht, wie klar und scharf der Herausgeber Das, worauf es ankommt, ins Auge gefaßt hat, und es ist dies nicht blos bei diesem Punkte, sondern überall der Fall; allein er ist bei dem Erkennen der Foderungen, die man an ein Buch wie das seinige machen kann, nicht stehen geblieben, er hat diese Foderungen, die man nicht strenger stellen kann als er selber, auch auf eine Weise befriedigt, wie sie eben nur durch einen tüchtigen, wahren Kenner der Sache befriedigt werden konnten, und wie es freilich von einem Manne nicht anders zu erwarten stand, der wie Hr. Wackernagel schon durch andere Arbeiten sich als ein solcher bewährt hatte, und den die Männer, die er selber als die Meister in Sachen altdeutscher Sprache und Literatur gewiß am höchsten ehrt, mehr als einmal durch öffentliches Zeugniß als Freund und Mitforscher anerkannt haben. Ihm zu Liebe war einer von diesen Männern, Hr. Lachmann, von einer neuen Ausgabe seiner „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts" zurückgetreten, und diese sowol als dasselbe „Specimen linguae Langobardicae" [illegible] zum wesentlichen Inhalte noch in das gegenwärtige Werk über. Beide Werke, so trefflich sie den Lernenden in das Studium des Altdeutschen einzuführen geeignet wären, konnten dem Mangel, den wir oben mit Hrn. Wackernagel's Worten bezeichnet haben, doch nicht abhelfen, weil sie absichtlich sich nur auf einzelne Zeiträume beschränkten. Aus ganz andern Gründen vermochten es andere Bücher nicht, die wir ebenso wenig nennen wollen, als Hr. Wackernagel sie mit Ausnahme eines einzigen (S. X.) nennt, Bücher, die ungefähr Ähnliches mit Dem beabsichtigten, was das „Altdeutsche Lesebuch" in der That leistet. Es ist hier nicht der Ort, auch jetzt nicht mehr die Zeit, die mannichfachen Schwächen dieser Bücher aufzudecken; wer sich von ihnen recht gründlich überzeugen will, dem wüßten wir nichts Besseres anzurathen, als sie mit dem Buche Hrn. Wackernagel's zu vergleichen, das, ohne sie zu berücksichtigen, doch die beste Kritik über sie enthält, und sich durch diese etwas lästige, aber gar nicht unnütze Arbeit recht gehörig von einer Wahrheit, die freilich auch ohnedem einleuchten kann, zu überzeugen, davon nämlich, wie wenig bloßer guter Wille ohne die nöthigen Kräfte vermag, und wie wenig selbst Das, was etwa anderswo und zu andern Zwecken eher genügen mag, glücklicher Takt in der Auswahl mühelos abzuschreibender Stücke bei dem jetzigen Stande der altdeutschen Philologie überhaupt und recht namentlich für ein solches Buch hinreicht. Mühelos abzuschreiben gab es in der That gar wenig; durch langes fleißiges Forschen mußte, wenn eben mehr als ein paar einzelne Bruchstücke aus ein paar einzelnen Werken auf gut Glück gegeben werden sollten, die Kenntniß des ganzen weiten, oft recht hülfig versperrten Gebietes der altdeutschen Literatur erworben und der Stoff zusammengebracht werden; es gehörte ein scharfer, einsichtiger Blick dazu, aus den so erworbenen Massen das Passende auszuheben, eine lange geübte, reife Gelehrsamkeit, das Ausgewählte so, wie es die Wissenschaft verlangte, zu bearbeiten; tief eingehende Untersuchungen endlich mußten auch der chronologischen Anordnung der einzelnen Stücke vorausgehen. Erst dann konnte ein Buch entstehen wie das vorliegende, das, indem es den Foderungen der Wissenschaft genau und streng entspricht, auch für den Lernenden erst ein rechtes, zuverlässiges und förderliches Hülfsmittel abgibt. Wir würden die Grenzen, die wir unserer Anzeige in diesen Blättern zu stecken haben, weit überschreiten müssen, wenn wir, in das Einzelne eingehend, nachweisen wollten, wie der Herausgeber in gedoppelter Hinsicht für die Stücke, die er aufgenommen, gesorgt hat, wie er jenachdem sie es erfoderten, bald mit diplomatischer Genauigkeit sich an die Handschriften gebunden, bald die sorgfältigste und sauberste Kritik angewendet hat, wie ihm auch schon bekannte Texte treffliche Verbesserungen verdanken, wobei wir auch die Genauigkeit, mit der er selbst Rechenschaft darüber (in dem am Schluß des Buches befindlichen Inhalt) abgegt, noch zu rühmen hätten. Es versteht sich, daß wir die Berücksichtigung dieser Punkte nicht etwa als gleichgültig für ein Buch betrachten, das zunächst für den Unterricht bestimmt ist; wir erkennen ihre wesentliche Wichtigkeit für ein solches Buch vollkommen an; aber Hr. Wackernagel hat durch sie seinem Buche zugleich noch für den Gelehrten insonderheit einen so bedeutenden Werth gegeben, daß wir es auch füglich gelehrten Blättern überlassen dürfen, diesen besonders hervorzuheben. Aus demselben Grunde, freilich auch weil es uns zu weit führen würde, verzichten wir auf eine Verzeichnung des vielen Neuen, was durch Hrn. Wackernagel zuerst in diesem Buche mitgetheilt wird, und nur um bei denen unserer Leser, die nicht wissen, wie viel noch daran fehlt, daß etwa alle wichtigen Werke der ältern deutschen Literatur schon herausgegeben wären, einem etwaigen Mißverständniß vorzubeugen, als ob dieses Neue etwa nur aus bloßer Lust, recht viel zu geben, in das Buch hereingekommen, für dessen eigentliche Bestimmung aber wenn nicht fremd, doch wenigstens unwesentlich sei, rathen wir noch eine Stelle der Vorliebe, aus der sie ersehen mögen, wie auch hier Hr. Wackernagel den Zweck des

Digitized by Google

Gedichte festhielt, und wie er das Neue darum aufnahm, weil es Momente in der Geschichte der Sprache und Literatur, die sonst nicht oder mangelhaft hätten charakterisirt werden können, bezeichnete. „Lachmann", sagt Hr. Wackernagel, „hatte bei der Bearbeitung seiner Auswahl zu bedauern, daß ihm keine ungedruckten Werke berühmter Dichter zu Gebote stünden; eine Klage, die ich nur zum Theil zu wiederholen brauche. Zwar fehlt auch mir z. B. Hartmann's „Erec"; dafür kann ich Stücke aus dem „Frauendienste" Ulrich's von Lichtenstein und Lieder von Konrad von Würzburg bieten und den Eingang der Legende vom Pilatus, deren Verf., wenngleich namenlos, in der Geschichte der deutschen Dichtkunst eine ausgezeichnete Stelle ansprechen darf: er ist älter als Heinrich von Veldeke, er kennt dessen „Äneide" nicht, und dennoch ist er mit bewußter Absicht genau in Vers und Reim, ja genauer als Veldeke selbst. Auch da, wo es gerade keine so bedeutenden und berühmten Dichter gilt, gewährt meine Sammlung manches bisher Unbekannte oder Ungedruckte und führt der Literaturgeschichte neue Namen zu; ich hebe als Beispiel nur hervor: Heinrich vom gemeinen Leben, Hartmann vom heiligen Glauben, Konrad von Fußesbrunnen, den „Gauriel" Runhart's von Stoffel, Haug's von Langenstein heil. Martina, den „Diocletian" Hansens von Bühel und das „Osterspiel". Hartmann vom Glauben kann vorzüglich dazu dienen, den beginnenden Aufschwung, der „Gauriel" aber, gleich jener Lebensbeschreibung Ulrich's von Lichtenstein und den Liedern Meister Konrad's dazu, den Verfall der Poesie zu charakterisiren; wie sich die Prosa der „Sieben weisen Meister" zum „Diocletian" des Bühelers verhalte, wird nun aus den Schlußworten des Letztern klar; das „Osterspiel" bezeichnet am besten den Übergang von den Mysterien des Mittelalters zu den Lustspielen der neuern Zeit. Für die Kenntniß der altdeutschen Prosa ist bisher wenig geschehen; Pischon's verdienstliches Werk verbreitet sich bisjetzt nur noch über die Geschichtschreibung. Um so mehr war es meine Pflicht, auch für diese Seite der Literatur den reichen Vorrath an handschriftlichen Werken, der mir geboten ward, zu benutzen, so viel nur der Raum gestattete; die Kunst und der Fleiß der Sangaller ist nun durch neue Proben belegt; von Tauler findet man hier zuerst vollständige Predigten in der Sprache seiner Zeit; daß ich mit den Auszügen aus Herrmann von Fritzlar ihm zuvorkomme, wird mir Maßmann nicht zürnen." Wie ihm hierbei und überhaupt für sein ganzes Buch von vielen Seiten die freundlichste, bereitwilligste Unterstützung entgegengekommen, erkennt Hr. Wackernagel selbst dankbar an. Durch sie, wie durch seine eignen Forschungen und die fleißigste Benutzung, man kann wol sagen, alles Dessen, was aus der altdeutschen Literatur in neuerer Zeit schon, wenn auch nicht immer so, daß eigne Arbeit dadurch erspart ward, bekanntgemacht worden, sah er sich auch in dem Stand, in dem „Altdeutschen Lesebuch" einen so ansehnlichen Reichthum an Stoff überhaupt vorzulegen. Wir haben nach Dem, was wir oben über die Rücksichten, die der Herausgeber bei der Auswahl nahm, mit seinen eignen Worten berichtet haben, nicht erst zu versichern nöthig, wie jener Reichthum in seinem Werthe noch durch die verständige Auswahl gehoben werde, deren Verdienst freilich erst Dem recht deutlich sein kann, der die Massen, aus denen der Verf. wählte, näher kennt. Ebenso wenig brauchen wir zu bezeugen, daß nicht blos viele einzelne Proben, sondern da, wo es nöthig war, zur Charakterisirung der größern Werke und der bedeutendsten Erscheinungen der Literatur auch recht ausführliche gegeben worden sind; aber wir können nicht umhin, darauf hinzuzeigen, wie wesentlich nothwendig dieser Reichthum für ein Buch sei, das dazu bestimmt ist, den Gang der Geschichte der Sprache und Literatur soviel als möglich Schritt vor Schritt vor Augen zu rücken und nicht blos bei einzelnen berühmten Namen, die freilich nach Würden bedacht sind, stehen zu bleiben. Und wie hätte auch der noch lange nicht ganz ausgebeutete Reichthum des altdeutschen [illegible] selbst nur einigermaßen andere [illegible] können als dadurch, daß ihm das Buch so viel [illegible] entsprach? Diesen Reichthum des Buches zu spezifiziren, dürfen wir hier nicht denken; nur beispielsweise machen wir auf die vortreffliche belehrende Zusammenstellung von Stücken aufmerksam, die vom siebenten Jahrhunderte an bis zum zehnten die Entwickelung des Althochdeutschen und seinen Übergang zum Mittelhochdeutschen belegen; oder darauf, wie erst an diesem Buche recht augenscheinlich wird, wie die Blüte [illegible] die mittelhochdeutsche Kunst-Poesie zu Anfange des [illegible] Jahrhunderts entfaltete (die, wenn man sich etwa nur an ähnlichen frühern Büchern belehren könnte, wunderbar plötzlich über Nacht aufgeschossen scheinen müßte), ihren Keim in [illegible] Jahrhunderte hat und sich bereits in diesem entwickelte und zu entwickeln begann. Vermißt haben wir nur etwa eine Probe aus dem altsächsischen „Heliand", die wol etwas [illegible] vielleicht besser als das Gothische Aufnahme verdient hätte; doch müssen wir freilich annehmen, daß den Herausgeber [illegible] Gründe davon, eine solche zu geben, abgehalten haben; es scheint, daß überhaupt Aufnahme des Niederdeutschen nicht in dem Plane des Herausgebers liege.

Nur einen Punkt haben wir noch zu erwähnen, dessen Hr. Wackernagel selbst am Schlusse der Vorrede gedenkt. Dem Buche ist nämlich kein Hülfsmittel beigegeben, das Der, der sich desselben zum Selbstunterrichte bedienen will, etwa wünschen könnte: weder eine Übersetzung, die wir freilich überhaupt nicht billigen könnten, noch ein Commentar, noch ein Glossar; nur einen Weg, den ein solcher bei dem Studium des Buches einschlagen kann, und zwar einen recht nützlichen, wenn auch nicht gerade bequemen Weg, hat der Herausgeber angezeigt. Wir können Hrn. Wackernagel keinen Vorwurf deshalb machen, daß er „zu Selbstunterricht überall am wenigsten gedacht hat", sondern für Die, die ohne Vorkenntnisse an sein Buch gehen, begründeten Unterricht voraussetzt, wenn uns gleich das Verlangen nach einer Hülfe vielleicht am wenigsten zu verübeln wäre, in dem Lande, in dem wir wohnen, das Altdeutsche noch nicht eine Stelle im öffentlichen gelehrten Unterrichte hat finden können, bei uns demnach noch Jeder hierein auf keinen andern als seinen eignen Unterricht gewiesen ist. Schon die einzige Rücksicht, daß das Buch durch Hinzufügung einer solchen Einrichtung entweder minder reichhaltig, oder weit größer und damit theuerer hätte werden müssen, genügt uns, um selbst Das, was sich vielleicht noch am ehesten hätte zufügen lassen, gern zu entbehren. Wahrer Eifer und Fleiß werden auch ohne jede Unterstützung die Schwierigkeiten, die namentlich auf [illegible] Wege, den der Herausgeber gewiesen hat, nicht unüberwindlich sind, zu überwinden wissen; und die Hoffnung, daß von [illegible] die der Sache Meister sind, auch noch auf andere Weise für das Bedürfniß Derer, die erst lernen, gesorgt werden wird, als gen wir jetzt, wo das vorliegende Buch uns einen so schönen Beweis davon gibt, daß man dort bedacht sei, diesem Bedürfnisse würdig und so, wie es recht ist, abzuhelfen, am wenigsten aufgeben. Hr. Wackernagel darf des Dankes aller Freunde der deutschen Sprache und Literatur gewiß sein; zu Dank verpflichtet aber sind ihm die Lehrer am meisten, die bei ihrem Streben, altdeutsche Grammatik und Literaturgeschichte gut auch mit Erfolg zu lehren, sich gewiß bisher nur zu oft durch [illegible] gel eines Buches, wie das „Altdeutsche Lesebuch" ist, behindert sehen, und wir dürfen hoffen, daß sich dieser Dank auch durch schnelle, weite Verbreitung des Buches ausweisen wird. Daß wir noch zum Schluß auf die schöne, nur durch nicht, als nachgewiesene Druckfehler gestörte, äußere Ausstattung des ches ebenso wie auf die große Wohlfeilheit desselben aufmerksam machen, kann bei einem Unterrichtsbuch nicht überflüssig scheinen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 179. — 27. Juni 1836.

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Von Johann Peter Eckermann.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Es ist oft und mit Bedauern bemerkt worden, daß in den vielen Briefsammlungen, die wir von Göthe besitzen, so wenig, ja fast gar nichts über seine eignen Werke von ihm gesagt ist. Dies hängt mit einer natürlichen Eigenthümlichkeit des Dichters zusammen; er liebte, wie er sich in einem Briefe an Schiller ausdrückt, ein gewisses Incognito und hatte oft erfahren, daß Mittheilungen vor dem Produciren ihn störten, nach demselben wenig fruchteten. *) In dem vorliegenden Buche finden wir indeß mehr Mittheilungen über die eignen Producte als in irgend einem andern. In lebhafter Conversation gehen wir eher über einen gefaßten Grundsatz hinaus als in einem Briefe, und Eckermann's Verhältniß zu Göthe brachte natürlich manche offene Mittheilung zu wege. Aber Durchgreifendes, den Grundgedanken eines Werkes Hinstellendes dürfen wir auch hier nicht suchen. Dieses zu finden, überließ er dem Leser (Th. 2, S. 171). Das meiste Mitgetheilte bezieht sich auf die Novelle, deren Inhalt, nachdem er schon vor 30 Jahren mit Schiller besprochen war, nun endlich die gehörige Form gefunden (so lange trug Göthe einen Stoff mit sich herum; Ähnliches finden wir über den „Paria"). Diese Mittheilungen sind höchst interessant und auch darum zu schätzen, weil sie den Sinn des schönen Products, welches in unsern Tagen so manche Schwindelei und frömmelnde Begießung veranlaßt hat, so einfach darlegen. Dann finden wir Manches über den zweiten Theil des „Faust", manche einzelne geistreiche Bemerkung; wir sehen den Homunculus entstehen; aber die eigentliche Bedeutung dieses räthselhaften Wesens erfahren wir nicht; ebenso wenig, nach welcher Motivirung, nach welchen Kunstgesetzen der dritte Act mit dem zweiten in Verbindung steht. Hier hätten wir eine Erklärung von Göthe, eine Mittheilung von E. gewünscht. Denn in der That, der Erstere ist dem Publicum viel schuldig geblieben, indem er am Ende des dritten Acts seinen Mephistopheles den Epilog nicht halten läßt. Merkwürdig in Hinsicht auf den zweiten Theil des „Faust" ist das Wort Göthe's (Th. 2, S. 152): „Die Erfindung dieses ganzen zweiten Theils ist wirklich 50 Jahre alt; aber daß ich ihn erst jetzt (1829) schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zu gute kommen."

Wie Göthe's Bemerkungen und Urtheile über einzelne Werke der Poesie und Kunst oder über Personen immer geistreich, oft schlagend und im hohen Grade naiv sind, so auch die über ganze Nationen und Epochen. Man lese, was er (Th. 1, S. 240) über rückschreitende subjective Epochen sagt im Gegensatz gegen die objective Richtung der vorschreitenden, was an vielen Stellen über unsere das Angeerbte, Überkommene so oft verschmähende Zeit geäußert wird, immer wird man den großen, reinen Blick bewundern, den er über die Geschichte wirft, immer den Mann, der, wie Einer, sagen durfte:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Und so mag er von Franzosen und Engländern, von Griechen und Römern, von Italienern, von Serben, und selbst von Chinesen reden — immer ist er der Anerkennende, Gerechte, das Wesentliche Auffindende und dieses seinem Urtheile zum Grunde Legende. Leider kommt die deutsche Nation nicht immer zum besten weg.

Franzosen und Engländer — heißt es Th. 2, S. 110 — halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend, oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehn Jeder seinem Kopfe nach, Jeder sucht sich selber geltend zu thun; er fragt nicht nach dem Andern; denn in Jedem lebt die Idee der persönlichen Freiheit; woraus denn viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.

Wie erfreulich, daß Göthe des Trefflichen so viel anerkennt, daß er in seiner eignen Person den Deutschen nie verleugnet und wir ihn aus Italien den fernen Freunden zurufen hören: „Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Va-

*) Th. 1, S. 89 findet sich indeß ein Irrthum. Es heißt hier: „Als ich Schillern meinen „Hermann und Dorothea" fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe gesagt, daß ich dergleichen vorhätte." Aus dem „Briefwechsel" geht hervor, daß eine solche Mittheilung vor der Vollendung des Gedichts allerdings stattfand.

Digitized by Google

Heerlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden" („Aus meinem Leben" II, 2, S. 90).

Wie Weniges haben wir berührt aus dem großen Reichthume der Unterhaltungen! Denn von den sehr reichhaltigen Capiteln über Natur, namentlich über die Farbenlehre, von Politik, die gar oft eine angenehme und pikante Würze macht, von Religion und Philosophie ist gar nicht die Rede gewesen. Die Namen Napoleon, von dem ein auf den ersten Blick unbedeutender Zug zu der frappantesten Bemerkung Anlaß gibt (Th. 2, S. 183), Karl August, dessen Tod von großer Wirkung in dem Buche ist, über den gegen das Ende des Werks die interessantesten Bemerkungen gemacht werden, die Namen Klopstock, Wieland, Herder, Merck, Lavater, Mozart, Shakspeare, Voltaire und so viele Andere, an die sich die fruchtbarsten Betrachtungen knüpfen, sind nicht genannt. Und wie könnten wir alle Gedanken hier mittheilen, zu denen uns das reiche Buch veranlaßt hat! Auch das erhöht die Anmuth desselben, daß die Reihe der Betrachtungen, die vielen Urtheile und Kritiken, die durch ihre Menge lasten und der Gemüthlichkeit Abbruch thun könnten, durch manche beruhigend wirkende Schilderung unterbrochen werden. So ist die Schilderung des Göthe'schen Gartens (Th. 1, S. 133), der Fahrt nach Berka (S. 382), des Gastmahls, zu dem die aus Berlin zurückkehrenden Naturforscher geladen sind (Th. 2, S. 19), sehr anmuthig und von der heitersten Wirkung; und auch am Komischen fehlt es nicht; wie denn der junge Studirende, der Göthe um den Plan zum zweiten Theil des „Faust" bittet, indem er den Vorsatz habe, dieses Werk seinerseits zu vollenden (Th. 1, S. 207), dann die Weise, wie Göthe die ihn über seinen Glauben an Unsterblichkeit examinirende Dame abfertigt (S. 121), und so manche Aussprüche, wie der, wo vom Zweifeln an der Originalität berühmter Männer, die Ähnliches mit andern producirt haben, die Rede ist, höchst amusant sind. „Diese Zweifel an der Originalität", sagte Göthe, „sind sehr lächerlich; man könnte ebenso gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben." Die amusanteste Scene aber liefert Freund Behrisch (Th. 2, S. 175).

Wir wollen hier nicht bergen, daß mitunter mehr Sorgfalt auf Sprache und Darstellung hätte gewandt werden können. So finden sich Th. 2, S. 107 auf einer nicht ganzen Seite die Worte: sagte ich, und: sagte Göthe nicht weniger als sechsmal; auch erscheinen die wiederholten Äußerungen Eckermann's, daß er diesen oder jenen Gedanken Göthe's gut findet und billigt, in dem ganzen Zusammenhange überflüssig. Dann dünken uns die Briefe Eckermann's, die er von seiner Reise 1830 an Göthe richtet, namentlich die aus Frankfurt, nicht am rechten Orte. Wenn sie, aus Göthe's Geburtsstadt geschrieben, wenigstens etwas auf ihn Bezügliches enthalten hätten! In den Mittheilungen aus Mailand, wo viel vom Theater die Rede, erkennen wir den durch Göthe Gebildeten. Manches in den Briefen im Allgemeinen, als weniger bedeutend oder sich von selbst verstehend, hätte wol ausgemerzt werden können. Anderes gibt Anlaß zu interessanten Worten Göthe's Anlaß; wie die Schilderung des Bildes Napoleon's von Opalglas, worüber Göthe sich erfreut, sich äußert: „Man sieht hier wirklich den Satz auch für die Farbenlehre sieghaft" (Th. 2, S. 242). Wir tadeln keineswegs Herrn E., daß er unter die Rede Göthe's eigne mischt, daß er diesen und jenen Gedanken seines Meisters weiter ausspinnt; vielmehr gewinnt das Buch dadurch an Mannichfaltigkeit; und daß der Widerspruch gegen Göthe, wo er sich einmal äußert, für E. und dessen Unbefangenheit zeugt, ist oben schon bemerkt worden. Aber das Maß in diesen Mittheilungen scheint uns manchmal überschritten, und wo E. einen Gedanken Göthe's weiter ausspinnt, werden wir nicht immer aufgeklärt; wie z. B. in Dem, was über das räthselhafte Dämonische (Th. 2, S. 293) gesagt wird.

Das Bild endlich, welches wir durch dieses Buch von Göthe gewinnen, ist durchaus großartig. Man ist bei der Lecture desselben die Empfindung, die E. ausspricht, nachdem er ihn zum ersten Male gesehn: „Er ruht in sich selber und ist über Lob und Tadel erhaben." Dabei ist er gutmüthig, gastfrei („über ein Menschenalter", sagt Riemer in seinem Vorbericht zu dem „Briefwechsel mit Zelter", „war er gewohnt, in jedem Betracht die Hauptlehre zu machen für ganz Weimar"), milde, mittheilend. Seine Unterhaltung hat etwas Hinreißendes, Begeisterndes. Hört man ihn z. B. über Tische von französischen Romanen, von Beranger, Manzoni, von den Charakteren der drei griechischen Tragiker reden (Th. 1, S. 327), dann ist Einem, wie wenn man einen großen Künstler das Schwierigste vom Blatte weg spielen hörte. Sogar geistige Leiden hat das hohe Alter ihn nicht abgestumpft, aber es hat ihm Ruhe gegeben und vermag nicht seine Thätigkeit zu hemmen. Wir wissen aus Briefen an Zelter, wie er den Tod des Sohnes ertrugen und in Schmerz durch das Gefühl der Pflicht überwunden ward. Nur der Tod seines Fürsten und Freundes erschütterte ihn sehr (Th. 2, S. 5). Thätigkeit war ihm Alles; ohne diesen Begriff wird man sich seinen „Faust" nicht wollen können. Wenn er im Ganzen über Lob und Tadel erhaben war, so litt dies eine Ausnahme im Punkte der Farbenlehre; hier konnte er keinen Widerspruch leiden. Als E. einmal einen solchen vorbrachte, „verfinsterte sich sein sonst haben-heiteres Wesen", er „spöttelte ironisch" und nannte ihn einen Ketzer (Th. 2, S. 84). In allen Andern kannte er Mehre neben sich, hier glaubte er allein den Deutschen auf den rechten Weg gewiesen zu haben (Th. 2, S. 86). Wie groß und imposant seine Erscheinung sonst war, wie gewichtig unzählige seiner Worte, — selbst Leichtsinn scheint sich durch sein ganzes Leben durch seine Conversation durchzuziehen. Überblicken wir die Berichten, die wir von den frühern Perioden seines Lebens haben, nebst denen aus der spätern, so können wir nicht umhin, die „Grabschrift", die sich in seinem Album fand (Th. 2, S. 305), auf ihn zu beziehen:

Als Knabe verschlossen und trotzig,
Als Jüngling anmaßlich und stolz,

Digitized by Google

Als Mädle war Rhadamanthus,
Als Greis leichtsinnig und geistlich! —
Auf seinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Aber wie viel Wahres dieses Wort in Beziehung auf Göthe auch enthalten möge, übertönt wird es durch jenes nach dem Verlust des einzigen Sohnes an Zelter gerichtete: „Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten" (Brief 751).

Wir fühlen die Dürftigkeit des obigen Urtheils, und um eine gewichtigere Charakteristik des großen Mannes zu geben, wie sie das angezeigte Buch enthält, theilen wir zum Schluß einzelne vorzüglich bezeichnende Stellen aus demselben mit.

Göthe's Ansicht von der Religion. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. (Th. 2, S. 56.)

Verhältniß zur Philosophie. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer freigehalten; der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige. (Th. 2, S. 55.)

Politik. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig hinüber und herüber schwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet; der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun. — Die Liberalen mögen reden, denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu; allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Gäbe es ein Publicum von Königen, da möchten sie reden. (Th. 1, S. 118.)

Zu einiger Ergänzung könnte das schöne venetianische Epigramm dienen, das mit den Worten schließt:

Weib nur erdrück, und so führt sie zum Menschlichen an.

Natur. Ich habe das Gedicht: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen", als Widerspruch meiner Verse: „Denn Alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein verharren will" geschrieben, welche dumm sind. (Th. 2, S. 62.)

Er geht vorüber, eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich, eh' ich's merke.
Hiob. (Th. 2, S. 206.)

Kunst. Es ist in der altdeutschen düstern Zeit ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern gewonnen haben. Der Mensch wird genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dies noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und Aufheiterung, und es thut Noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literatur-Epochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung reiften, sodaß es ihnen selber wohl ward und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind. (Th. 2, S. 14.)

Originalität und Kraft. Sie können sich nicht denken und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht klar hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigne Füße in einzelnes Verhältniß zur Natur zu stellen. (Th. 2, S. 169.)

Positives. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude gewinne. (Th. 1, S. 204.)

Popularität. Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Bestrebungen begriffen sind. (Th. 2, S. 34.)

Verhältniß zur Masse. Sie werden bei weiterm Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß Dessen zu setzen, was sein muß, und daß vielmehr Alle nur immer Das loben und Das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und jene Urtheile (über „Hermann u. Dorothea") fällten die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand. (Th. 2, S. 89.)

Umgang mit den Menschen. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehn zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntniß mannichfaltiger Charaktere sowie die nöthige Gewandtheit im Leben. (Th. 1, S. 151.)

Liebe. Dieser Dichter besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: „Und wenn ich mit Menschen- und Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." (Th. 1, S. 234.)

Bildung. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. (Th. 2, S. 52.)

Und mit diesem gewichtigen, auch für unser Buch bedeutenden Worte schließen wir die Anzeige desselben, indem wir zum Schluß noch die Überzeugung aussprechen, Herr E. werde sich in seiner Zuversicht, daß die gebildete Welt ihm diese Mittheilung danken werde, nicht getäuscht finden.

87.

Notiz.

Unter der Regierung Ludwig XVIII. spielte der Graf Beugnot eine eigne Rolle. Er hätte ebenso gut den Beinamen des Unvermeidlichen verdient als Baron Pasquier, als er in den ersten Jahren der Restauration von einem Ministerium zum andern sprang. Beugnot hatte die Direction der Posten, sodann die der Police gehabt und hielt eben das Ruder der Marine, als es Ludwig XVIII. in den Sinn kam, so viel Hingebung zu belohnen, indem er den treuen Diener wieder die Süßigkeit des Privatlebens kosten ließe. Nun war Graf Beugnot ein sehr tüchtiger Lateiner und auch Ludwig XVIII. machte auf diesen Ruhm Anspruch. Dieser Umstand knüpfte natürlich ein innigeres Band zwischen dem Könige und dem Minister, und es traf sich hin und wieder, daß sie die Besprechung der Staatsangelegenheiten mit Dissertationen über Tacitus und Titus Livius untermischten. Eines Tags, als die beiden Historiker fast allein die Kosten der Unterhaltung getragen hatten, zog sich der Minister sehr zufrieden zurück und hatte bereits die Thüre des königlichen Cabinets in der Hand, als der König von seinem Lehnsessel aus ihm nachrief: „Apropos, Herr Beugnot, wissen Sie wol, was die Leute sagen? Sie meinen, ich müßte Ihnen Ihr Portefeuille wiedernehmen."

Digitized by Google

Hr. Meignot antwortete nur mit einer tiefen Verneigung und einem Lächeln des Einverständnisses und empfahl sich. Die Dummen schon an, dachte er, ich habe niemals besser bei Hofe gestanden, wenn ich nach der Unterredung schließen darf, die wir soeben zusammen gehabt haben. Als er in den Palast des Seeministeriums trat, fand er ein Billet des Königs vor, das ihm um einige Minuten zuvorgekommen war; er brach es auf: — es war seine Entlassung. 90.

Bibliographie.

Abrantes, Herzogin von, Memoiren über die Restauration, oder: historische Erinnerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Deutsch von L. von Alvensleben. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Allg. niederländische Buchh. 2 Thlr. 6 Gr.

Beitrag zur Statistik der Preßjustiz und des Conflictwesens im Kanton Zürich. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 5 Gr.

Buch der Vergangenheit, Das, enthüllt vor den Blicken der Gegenwart, oder: Tägliche Unterhaltung in Erinnerungen an merkwürdige Tagsbegebenheiten und Naturereignisse vergangener Jahre, vorzüglich seit dem Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1834, begleitet mit Biographien denkwürdiger Personen, Beschreibungen und Schlachten und andern außerordentlichen Welt- und Naturereignissen. Monat Januar bis December. In 4 Heften. 8. München, Weber. 1835, 36. 2 Thlr. 6 Gr.

Calavar, der Ritter der Eroberung. Ein Roman aus Mexico in drei Theilen. Dem Englischen nacherzählt von G. R. Bärmann. 8. Schneeberg, Schumann. 3 Thlr. 12 Gr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 3te Auflage. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Collmann, C. Ch., Grundlinien der Wissenschaft des bestehenden Rechts nebst einer Kritik der philosophischen und historischen Schule ꝛc. Gr. 8. Berlin, Reimer. 16 Gr.

Dorner, G., Fürst und Volk. Ein Festspiel. Gr. 8. München. 1835. 9 Gr.

Erinnerungen an Friedrich August Wolf. Gr. 8. Berlin, Dehmigke. 6 Gr.

Freundes-Gabe. Ein Taschenbuch für christliche Leser. Gr. 8. Berlin. 1 Thlr. 8 Gr.

Gotthold, F. A., Dr. L. J. Lorinser's Beschuldigung der Schulen, zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung besorgter Eltern widerlegt von ꝛc. Gr. 8. Königsberg, Unzer. 6 Gr.

Gutzkow, K., über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Gr. 12. Berlin, Hahn'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Heinrock, G., Anton König von Sachsen. Ein Denkmal seinen Manen geweiht. Mit Portrait. 8. Leipzig, Pönicke u. Sohn. 4 Gr.

Horn, F., Wein und Öl. Erzählungen, Charakteristiken, Umrisse und Bilder von ꝛc. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Hummelauer, A. v., über die Verarmung der ackerbauenden Classe. Ein Versuch ꝛc. 8. Wien, Kupffer u. Singer. 12 Gr.

Jahr, Th., Gedichte. Gr. 16. Berlin, Eichler. 8 Gr.

Krug, Der neue Pythagoras. Oder Geschichte eines dreimal gebornen Erdenbürgers. Geschrieben von Kantharos und mit einem Glaubensbekenntniß über Seelenwanderung und Unsterblichkeit herausgegeben von ꝛc. Gr. 12. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Lacher, C., Dichtungen in althochdeutscher Sprache. Mit erläuterndem Wörterbuche. Gr. 8. Speier, Reidhard. 1 Thlr. 12 Gr.

Lafont, Das Geheimniß der Liber. Dramatisirte Novelle nach dem Französischen des ꝛc. von Th. Hell. [illegible] den u. Leipzig, Arnold. 4 Thlr. 4 Gr.

Lips, L., Deutschlands Welthandel [illegible] die deutschen Eisenbahnen und der Main-Donau-Canal in ihrer Welthandelswichtigkeit, ihren nationalen Vortheilen, in ihrem Verhältniß zu einander und in ihrer Ausführung [illegible] von ꝛc. 1ste Abtheilung. Die deutschen Eisenbahnen. Gr. 8. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 18 Gr.

Loß, G., Neueste Schriften. 1ster Band. [illegible] dem Bildniß des Verfassers. — Auch u. d. T.: [illegible] Mit dem Bildniß des Verfassers. — 2ter Band. [illegible] Erzählungen, Sagen und Schwänke. — Auch u. d. T.: [illegible] den gegen die Langeweile, in Novellen, Erzählungen, Sagen und Schwänken von ꝛc. 1ster Bd. 8. Hamburg, [illegible]

Macgillivray, W., Die Reisen und Forschungen des Freiherrn Alexander von Humboldt; eine gedrängte Darstellung seiner Reisen in den Äquinoctial-Gegenden von Amerika und im asiatischen Rußland, mit beständiger Rücksicht auf die wichtigsten Forschungen. Aus dem Englischen von Johann Jaeschke. 1ster Theil. Mit dem Bildnisse Humboldt, einer Karte am Orinoko und zwei Abbildungen. 2ter Theil. Mit Abbildungen. — Auch mit dem Umschlag-Titel: Bibliothek Cabinets-Bibliothek u. s. w. 7ter u. 8ter Theil. 8. Leipzig, Hartleben. 18 Gr.

Meier, F., Girolamo Savonarola, aus [illegible] handschriftlichen Quellen dargestellt von ꝛc. Mit dem Bildniß und Facsimile der Handschrift Savonarola's. Gr. 8. Halle, Reimer. 1 Thlr. 20 Gr.

Mosen, J., Gedichte. 8. Leipzig, bei Muser. [illegible]

Mühry, C., über das Seebaden und das Badewesen zu Seebad. Gr. 12. Hanover, Hahn. 21 Gr.

Nägeli, H. G., Das Recht aus dem Standpunkte der Kultur besprochen in zwei Redevorträgen von ꝛc. Bernard und herausgegeben von H. Escher. Gr. 8. Zürich, bei Füßli u. Comp. 5 Gr.

Ringler, A., Gedichte. Gr. 12. München, Jaquet. [illegible]

Rosenkranz, K., Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre. Gr. 8. Königsberg, Unzer. 12 Gr.

Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönizier in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Übersetzung. Nebst Anmerkungen von *Fr. Wagenfeld*. Mit einem Vorworte von G. F. Grotefend. Mit 1 Facsimile. Gr. 8. Hanover, Hahn. [illegible]

Schaab, C. A., Randglossen zu den Phantasien und Träumereien des Pseudogeistes Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, an Dr. C. A. Schaab und den Ausschuß zur Errichtung des Denkmals zu seiner Ehre zu Mainz. Nach der Rob. Ratan und gedruckt zu Haag 1835. — Mit 2 Beilagen: I. Historischer Beweis, daß die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in dem laufenden Jahre [illegible] tretre und nicht im Jahre 1840, oder einem andern [illegible] feiert werden. II. über die Monumentssache und was [illegible] sig Jahren darin geschehen ist. Gr. 8. Mainz, [illegible] des Verfassers. 18 Gr.

Stange, C. A., Ein Blick in das Jenseits zur [illegible] munterung für Eltern und Erzieher und zur [illegible] jeden Menschen. 8. Berlin, Hahn'sche Buchh. [illegible]

Thrandorff, K. F. E., Christus in [illegible] Zeugniß zur Beruhigung und Erweckung. 8. [illegible] Buchh. 12 Gr.

Beszeli, J., Der Mensch in Beziehung [illegible] den, Bestehen und auf seinen Tod, [illegible] 8. Wien, Kupffer u. Singer. 20 Gr.

Vogt, C. M., Hohenschwangau's [illegible] München, Jaquet. 9 Gr.

Votiv-Tafeln. 1stes Bändchen. 8. [illegible]

Hierzu Beilage [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 12. 27. Juni 1836.

Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Von J. Kuhn. Mainz, Kupferberg. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ref. muß leider mit der Bemerkung beginnen, daß er noch kein philosophisches Buch gelesen hat, dem es so ganz an aller wissenschaftlichen und dialektischen Begründung und Darlegung gefehlt hätte als eben dem vorliegenden, was freilich ein wesentlicher Hauptmangel für ein Buch ist, das sich als ein solches ankündigt, das das wissenschaftliche Fundament der Philosophie erörtern will. Noch auffallender aber ist der gänzliche Mangel an einer richtigen und genauen geschichtlichen Kenntniß der Philosopheme der neuern und neuesten Zeit, sowol hinsichtlich ihres innern Verhältnisses zueinander, als auch hinsichtlich ihrer Natur und Lehre im Einzelnen, die der Verf. durchgehends an den Tag legt, und dennoch will er das wissenschaftliche Fundament der Philosophie geschichtlich erörtern, und um dies zu vollbringen polemisirt er gegen die Philosopheme der neuern Zeit.

Der Verf. erklärt in dem Vorworte, daß er durch sein Werk dazu beitragen wolle, das Fundament der Philosophie wissenschaftlich zu begründen, das seither nur ein problematisches gewesen sei. Er schildert dann die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens seiner ganzen Größe und Bedeutung nach und bemüht sich nun, zu zeigen, daß Jacobi die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Philosophie geleugnet habe und eben deshalb Skeptiker im neuern Sinne des Wortes genannt werden könne. Schon dies ist offenbar ungenau. Denn Skepsis ist ihrem Begriffe nach einmal Zweifel an der Wahrheit und Realität alles menschlichen Erkennens seinem Inhalte und Gegenstande nach, und zweitens Zweifel an der Gewißheit des menschlichen Erkennens, sofern es sich auf das übersinnliche und Unendliche als auf seinen Inhalt und Gegenstand bezieht. Beide Arten und Formen der Skepsis sind sowol in alter, als auch in neuerer Zeit vorgekommen und man kann daher nicht zwischen Skepsis im ältern und Skepsis im neuern Sinne des Wortes, wie dies von Seiten des Verf. geschieht, sondern muß zwischen Skepsis im Allgemeinen und Skepsis im engern Sinne unterscheiden. Diejenige Form der Skepsis, die an der Gewißheit des menschlichen Erkennens zweifelt, sofern es sich auf das Unendliche und Übersinnliche, also Transscendentale, als auf seinen Inhalt und Gegenstand bezieht, ist Skepsis im allgemeinen oder weitern Sinne; diejenige Form der Skepsis dagegen, die an der Wahrheit und Realität alles menschlichen Erkennens überhaupt seinem Inhalte und Gegenstande nach zweifelt, ist Skepsis im engern oder eigentlichen Sinne.

Jacobi's Philosophie sei, fährt der Verf. fort, „ein Dogmatismus des unmittelbaren Wissens, oder Glaubenslehre, und bilde daher einen Gegensatz von Kant, Fichte und Schelling, die eine Wissenschaft der Philosophie gründen gewollt hätten. Aber in dieser Behauptung findet sich sowol eine dialektische Ungenauigkeit als ein geschichtlicher Verstoß. Jene ist darin gegeben, daß der Glaube als ein unmittelbares Wissen und als solches als ein Gegensatz der Wissenschaft bezeichnet wird, während er doch seinem wahren Begriffe nach gar kein Wissen, weder ein unmittelbares noch ein mittelbares, ist und daher auch keinen Gegensatz von der Wissenschaft bildet. Der Glaube muß aufhören, wenn die Wissenschaft werden soll; er wird durch dieselbe aufgehoben und geht in ihr unter. Denn Glaube ist das unmittelbar gegebene, nicht selbstergriffene Überzeugtsein von der Wahrheit und Gewißheit eines Gegenstandes; wogegen Wissen das vermittelte und selbstergriffene Erkennen von der Wahrheit, Gewißheit und Nothwendigkeit eines Gegenstandes ist. Der geschichtliche Verstoß, den der Verf. gemacht hat, besteht darin, daß er behauptet, Kant habe eine Wissenschaft der Philosophie begründen wollen. Nein, daran dachte Kant nicht; dagegen hat er sich ausdrücklich erklärt. Er hatte sich wesentlich nur die Aufgabe gestellt, die Befugniß und die Fähigkeit der menschlichen Vernunft, wissen zu wollen und zu können, zu untersuchen. Unmittelbares und mittelbares Wissen seien Factoren des Bewußtseins und in jedem menschlichen Bewußtsein gegeben, heißt es ferner. Auch hier macht sich von Neuem die dialektische Ungenauigkeit und Verwirrung der Begriffe auf eine höchst auffallende Weise bemerklich. Im Wissen nämlich kann gar nicht zwischen einem unmittelbaren und mittelbaren Wissen unterschieden werden, sondern alles Wissen überhaupt ist nothwendig ein vermitteltes, obgleich es auf einem unmittelbar gegebenen Erkennen beruht, weil das menschliche Erkennen überhaupt nothwendig ein unmittelbar gegebenes ist. Daraus folgt denn von selbst, daß das Wissen als solches und seiner wahren, vollendeten Gestaltung nach nicht im menschlichen Bewußtsein gegeben ist, sondern erst in demselben und für dasselbe werden muß. Die Philosophie als Wissenschaftslehre, heißt es weiter, habe die Aufgabe, den höchsten Ausdruck, die letzte Bedeutung des Bewußtseins überhaupt in einem getreuen, einheitlichen Bilde von ihm darzustellen. Bewußtsein und Wissenschaftslehre verhielten sich zueinander wie Urständliches und Gegenständliches, Object und Bild des Objects. Die Aufgabe der Wissenschaftslehre sei, den Ausdruck zu finden, in welchem unmittelbares und mittelbares Wissen so in eins gebildet seien, daß diese Einheit der Einheit des Bewußtseins gleichkomme. Die Wissenschaftslehre müsse das Gleichgewicht der Momente des Bewußtseins nachbilden und construiren. Er, der Verf., vermisse bei allen neuern Philosophien ein Erkennen dieser Aufgabe und das Streben nach deren Lösung; vielmehr sei die eine Partei vom unmittelbaren, die andere vom mittelbaren Wissen ausgegangen. Hr. Kuhn hat sich durch diese ebenso ungenügliche als verkehrte Ansicht von der wahren Aufgabe der Philosophirens jede reine und richtige Würdigung im Voraus versperrt. Das Philosophiren hat eine weit höhere, größere und umfassendere Aufgabe zu behandeln, als die ist, die der Verf. mit so großer Selbstgefälligkeit als die allein wahre und nothwendige bezeichnet. Die wahre Aufgabe nämlich, die das Philosophiren behandeln muß, aber freilich nicht lösen kann, ist ein Erkennen von Gott, dessen Wesen und wahre Beziehung zum Weltganzen zu vermitteln.

In der Einleitung seines Werks §. 6 macht der Verf. die Anfoderung, daß man sich bei Darstellung eines philosophischen Systems der eignen Individualität gänzlich entschlagen solle. Hätte er gesagt: so weit als möglich, so würde Ref. vollkommen mit ihm einverstanden sein; so aber erinnert seine unausführbare Anfoderung an Das, was Schiller seinen Marquis Posa im „Don Carlos" zu König Philipp ebenso wahr als schön sagen läßt: „Schade nur, daß Menschen und nicht Engel die Geschichte schreiben." Im weitern Verlaufe der Einleitung erklärt sich der Verf. §. 12 dahin, daß die Philosophie, nachdem sie aufgehört habe ein bloßer Commentar des Aristoteles und Plato zu sein, und im Mittelalter zur Ausbildung und Vertheidigung des scholastisch-christlichen Lehrbegriffs zu dienen, mit dem ganzen Ungestüm eines lange unbefriedigten Affects auf sich selbst zurückgekehrt sei und sich nach ihrem beiden Grundrichtungen als Wissenschaftslehre nach der einen und als Metaphysik, Ontologie, Kosmologie und Theologie nach der andern Seite in der neuern und neuesten Zeit explicirt habe. Zuvörderst möchte Ref. den Verf. fragen, was er darunter versteht: „Die Philosophie kehrte auf sich selbst zurück".

Digitized by Google

Ist denn die Philosophie jemals aus sich heraus gewesen? Aber abgesehen von dieser seltsamen Bestimmung, ist der ganze Paragraph von Anfang an bis zu Ende die Quintessenz von Ungenauigkeit und Verkehrtheit in geschichtlicher Hinsicht. Es ist Ref. leid, daß er sich so streng aussprechen muß; aber er fühlte sich gedrungen, so ernstlich gegen ein Buch aufzutreten, das das wissenschaftliche Fundament der Philosophie geschichtlich erörtern will und sich zugleich ebenso sehr als ein unwissenschaftliches wie als ein ungeschichtliches ausweist. Hr. Kuhn hätte doch wissen sollen, daß sich geschichtlich im Philosophiren zwei Hauptrichtungen darstellen. Die eine, von der sinnlich wahrnehmbaren Welt ausgehend und sich auf sie beziehend, ist Naturphilosophie, und stellt sich in den ältesten Philosophemen der Griechen, als in der Pythagorischen Lehre, in der ionischen Naturphilosophenschule und in der Lehre der Eleaten dar. Die andere, vom Menschengeiste und seiner Natur ausgehend und sich auf sie beziehend, ist Geistesphilosophie und beginnt mit und durch Sokrates, der bekanntlich für den obersten Grundsatz in der Philosophie das „γνωθι σεαυτον" (lerne dich selber kennen) erklärte, und findet ihre Ausbildung und Vollendung in und durch Plato. Seitdem erfolgte allmälig der Untergang des griechisch-römischen Alterthums, der griechisch-römischen Philosophie und der im Alterthume herrschend gewesenen polytheistisch-religiösen Volksanschauung. Das Christenthum und die christliche Zeit traten an dessen Stelle, das aus dem vorchristlichen Alterthume sowol die neu Pythagorisch-Platonische als auch die Aristotelische Lehre gleichsam ererbt hatte. Jene hatte in der ersten Zeit des Christenthums einen sehr wichtigen und bedeutsamen Einfluß auf die dogmatische Entwickelung und Ausbildung der Christuslehre, ward aber späterhin von der mehr formellen Aristotelischen Philosophie allmälig verdrängt und zuletzt ganz verschlungen, die sich dann in den Formalismus der scholastischen Philosophie verwandelte, welche das ganze Mittelalter hindurch herrschte und die Geister lähmte und mit ehernen Banden fesselte. Da erscholl das „Es werde Licht" der Reformatoren an die erstarrten Geister, die aus dem Grabe zum neuen Leben erstanden. Das geistige Leben, welches die Reformation hervorgerufen hatte, mußte natürlich auch im Gebiete der Philosophie zünden und Leben und Bewegung in demselben hervorrufen. So entstand das Philosophiren aus dem Grabe des todten scholastischen Formalismus; aber es war natürlich, ja nothwendig, daß es zunächst hinsichtlich seines Geistes und seiner Richtung durch den Geist des Christenthums bedingend bestimmt ward. Da nun das Christenthum seinem wahren Geiste nach eine rein geistige Lehre ist, so mußte die neuere Philosophie, als sie in Folge der Reformation wiedererweckt worden war, nothwendig Geistesphilosophie werden und ward es wirklich. Dadurch allein unterscheidet sie sich hauptsächlich und wesentlich von der Philosophie des vorchristlichen Alterthums überhaupt und von der Philosophie des vorchristlichen griechischen Alterthums insbesondere, die eben deshalb nothwendig und naturgemäß Naturphilosophie geworden war und hatte werden müssen, weil die polytheistisch-religiöse Volksanschauung und auch die priesterlich-religiöse Anschauung, von der sie hinsichtlich ihres Geistes und ihrer Richtung bedingend bestimmt ward, ihrem Geiste und Wesen nach materiell war. Dies ist der wahre geschichtliche Zusammenhang und Hergang, während der von dem Verf. angegebene durchaus ungenügend, willkürlich und einseitig ist, durch den er sich den wahren Gesichtspunkt von vorne herein trübt und verrückt. Der Verf., dem von ihm willkürlich und grundlos geschaffenen Unterschiede zwischen Wissenschaftslehre und Metaphysik getreu, meint, man könne die Philosophie des Aristoteles, Plato und der Eleaten nicht verstehen, wenn man nicht zuvor wisse, was die Philosophie als Wissenschaftslehre und als Metaphysik sei. Da aber dieser ganze Unterschied weder in der Natur der Sache noch in der Natur des Begriffs begründet ist, sondern lediglich auf einer willkürlich gemachten Voraussetzung beruht, so wird man die Philosophie des Aristoteles, Plato und der Eleaten auf [illegible] ohne diesen nichtssbedeutenden Unterschied verstehen lernen.

Ebenso willkürlich und grundlos weicht der Verf. hinsichtlich der Eintheilung der Metaphysik von der alten Eintheilung derselben ab. Die Wissenschaftslehre oder philosophia prima, heißt es weiterhin, sei nichts weiter als [illegible] Bewußtsein überhaupt, sofern es die Quelle alles Wissens und Erkennens sei; sie stelle den Umfang, Inhalt, Zusammenhang und die Grenzen des Bewußtseins in Bezug auf das Ding überhaupt oder schlechthin dar. Wäre diese Begriffsbestimmung richtig, was sie aber keineswegs ist, so würde die ganze Wissenschaftslehre nur eine Psychologie sein. Die Momente der Wissenschaftslehre seien, behauptet der Verf., 1) die Wahrnehmung und zwar übersinnliche und sinnliche = das Grundbewußtsein; 2) die Vorstellung, der Begriff und das System = dem abgeleiteten Bewußtsein. Hier überspringt sich der Verf. in ein grund- und bodenloses Meer von Unklarheiten, Ungereimtheiten und von Widersinn. Zunächst hat noch nie irgend ein Philosoph der alten oder neuern Zeit von einer übersinnlichen Wahrnehmung gesprochen, was in Wahrheit ein ungereimt ist. Die Wahrnehmung, oder allgemeiner das Wahrnehmen hängt unmittelbar und untrennbar nothwendig mit der sinnlichen Natur des Menschen zusammen und kann sich nur sinnlich auf Das als auf seinen Inhalt und Gegenstand beziehen, was die Sinnlichkeit zu afficiren vermag. Das Übersinnliche kann also nicht wahrgenommen, sondern nur mittels einer geistigen Anschauung erkannt werden. Zweitens ist das menschliche Bewußtsein überhaupt nothwendig ein mittelbar gewordenes, d. i. ein geworbenes und werdendes, und von einem Grundbewußtsein kann überall nicht die Rede sein. Somit fällt die ganze Gliederung und Unterscheidung des Verf. in sich zusammen, weil sie in sich selbst nichts ist. Damit fällt aber auch zugleich sein ganzes Philosophem und seine ganze Polemik, in der das Grundbewußtsein eine Hauptrolle spielt, in nichts zusammen.

Die philosophischen Systeme der neuern Zeit mit Ausnahme Jacobi's, wird ferner §. 12 behauptet, seien von der Behauptung ausgegangen, daß das menschliche Erkennen [illegible] durch das Vorstellen vermittelt sei. Nein, eine so unsinnige Behauptung kommt nirgend und bei Keinem vor, auch der Verf. hat Ursache, es den Manen der Cartesius, Leibnitz, Kant u. s. w. abzubitten, daß er ihnen eine [illegible] und philosophische Sünde aufgebürdet hat. Vielleicht will er sagen wollen: „Die neuern Philosophen sind [illegible] von der Behauptung ausgegangen, daß wir das von uns Vorstellen Unabhängige und für sich Seiende in Erscheinungen nicht zu erkennen vermöchten." Ist dies der wahre Sinn des von Hrn. K. aufgestellten Satzes, so mag er wenigstens Sinn gewinnen und das geschichtliche [illegible] verhältniß treffend bezeichnen; doch würde er [illegible] und bestimmter haben abgefaßt werden müssen. In gegenwärtiger Fassung bedarf er entweder einer [illegible] Ref. zu geben versucht hat, oder er ist [illegible] Wahrheit.

Wie sehr man durchgängig in dem Buche die [illegible] dialektische Genauigkeit und Schärfe hinsichtlich der [illegible] stimmungen und Folgerungen vermissen muß, [illegible] derm auch beweisen, was sich daselbst S. [illegible] Der Versuch, die Vorstellungen zu erklären, [illegible] die Natur des Grundbewußtseins von [illegible] stellenden Satz: Ich und Nicht-Ich sind [illegible] in einem und demselben Bewußtseinsact. [illegible] absolute Identität des Idealen und Realen [illegible] sein soll sich die Negation knüpfen und [illegible] Das Ideale und Reale seien objectiv nicht [illegible] diese Negation hänge das abgeleitete Bewußtsein [illegible] sprünglichen zusammen. Zuvörderst muß [illegible] er dem Satze, das Bewußtsein von [illegible] Seite darstellend, durchaus seinen [illegible]

Digitized by Google

Soll dies, dem Wortverstande gemäß, von der wesentlichen Seite heißen, so muß Ref. bemerken, daß das menschliche Bewußtsein selbst kein wesentliches, sondern nur eine Form ist, daß also nicht von einer wesentlichen, sondern nur von einer formalen Seite und Natur desselben die Rede sein kann. Aber abgesehen davon, welcher innerlich natürliche und nothwendige Zusammenhang findet zwischen dem „Ich und Nicht-Ich sind zusammen und zugleich in einem und eben demselben Bewußtseinsacte" und dem „an diese subjectiv-absolute Identität des Idealen und Realen im Grundbewußtsein knüpft sich die Negation und ist durch sie gesetzt" statt. Hier hat Hr. Kuhn offenbar einen gewaltig kühnen logisch-dialektischen Salto Mortale gemacht. Wie kann sich an das Einssein von Ich und Nicht-Ich, das sich durch einen Fechterstreich und Machtspruch des Hrn. Kuhn in ein Einssein des Idealen und Realen verwandelt — denn nachgewiesen, dargethan ist es nicht —, die Negation knüpfen und durch sie gesetzt sein? Wie kann durch die Negation, nämlich daß das Ideale und Reale objectiv nicht gleich sind, das angebliche abgeleitete Bewußtsein dem ursprünglichen zusammenhängen, vollends da der ganze Unterschied zwischen abgeleitetem und ursprünglichem Bewußtsein ein rein willkürlicher und nichtiger ist? Denn das menschliche Bewußtsein überhaupt ist seinem Ursprunge und seiner Natur nach ein mittelbar gegebenes, d. i. ein werdendes und gewordenes.

Das Bewußtsein vom Ich, heißt es ferner S. 41, sei nur ein bestimmtes Bewußtsein, nicht das ganze Bewußtsein überhaupt. Das Ich-Bewußtsein sei ein anderes als das Nichtich-Bewußtsein. Wieder eine völlig willkürliche und unwahre Behauptung. Denn Ich ist Ausdruck und Wiederschein des gesammten menschlichen Bewußtseins, und indem der Mensch zu sich Ich sagt, hat sich sein Bewußtsein vollendet. Dies ist eine allgemein anerkannte und in der Erfahrung begründete Wahrheit und Thatsache, und es ist Ref. unbegreiflich, wie Hr. Kuhn selbst gegen die einfachste und einleuchtendste Thatsache solche starke Verstöße hat machen können. Aber die Nemesis folgt dem Verf. auf dem Fuße, denn unmittelbar darauf gerath er in einen argen Widerspruch mit sich selbst. Nämlich S. 40 sagt er: „Ich und Nicht-Ich sind zugleich und zusammen in einem und eben demselben Bewußtseinsacte." Dagegen sagt er S. 41: das Ich-Bewußtsein sei ein anderes als das Nicht-Ich-Bewußtsein. Ein solcher Widerspruch muß Ref. fürwahr an einem Buche Wunder nehmen, das das Fundament der Philosophie wissenschaftlich erörtern will. Auch von geschichtlichen Willkürlichkeiten, einseitigen, verkehrten Ansichten und Behauptungen wimmelt schon die Einleitung. So z. B. die S. 44 aufgestellte Behauptung: der ganze Streit der neuern Philosophie drehe sich darum, ob man in den Gesammtäußerungen der menschlichen Seele ein Veränderliches oder ein Unveränderliches annehmen, und wie man sich das Zusammensein des Veränderlichen mit dem Unveränderlichen erklären solle. Ferner: Spinoza und Schelling hätten die Identität zwischen Denken und Sein gelehrt, die die übrigen Philosophen nachzuweisen vergeblich sich bemüht hätten.

Nach dieser Einleitung geht der Verf. endlich zur Darstellung der Jacobi'schen Philosophie über. Als unedel muß es gerügt werden, wenn es S. 65 heißt: man müsse seinen „Wissenssack" leeren. Lassen wir diesen seltsamen, vielleicht provinziellen Ausdruck auf sich beruhen, so möchten wir wol wissen, wie viel Scheffel Spreu sich in dem Wissenssack des Hrn. K. befinden mögen. Dagegen muß die Behauptung als geschichtlich ungenau gerügt werden, daß Cartesius, gleich den Mathematikern den ersten schlechthin gewissen Satz in der Philosophie habe auffinden wollen. Daran dachte Cartesius nicht. Er ging einfach in und mit seinem Philosophiren da an, wo die griechische Philosophie geendet hatte. Diese war aber in Folge der sophistischen Skepsis, die sich schon zu Sokrates' und Plato's Zeiten entwickelt hatte, zu Grunde gegangen und löste sich zuletzt in eine absolute Verleugnung des Wahren und Gewissen überhaupt auf. Die neuere Philosophie war nun nothwendig und naturgemäß im Gegensatze zur Philosophie des vorchristlichen griechischen Alterthums von vorn herein Geistesphilosophie; daß und warum sie dies ward und werden mußte, hat Ref. bereits oben im Allgemeinen angedeutet. Es war also natürlich, daß Cartesius in seinem Philosophiren von dem Denkenden oder Geistigen im Menschen ausging und sich ausschließlich mit demselben beschäftigte, und ebenso natürlich und einfach war es, daß er über und gegen die in der griechischen Philosophie enthaltenen Zweifel argumentirte und so zu dem ganz natürlichen Satze geführt ward: „Sei Alles ungewiß und zweifelhaft, so ist wenigstens so viel unzweifelhaft gewiß, daß Ich bin, weil Ich denke." Er dachte also nicht im entferntesten an die Mathematiker und an die Anwendung oder Nachahmung der Mathematik in Bezug auf die Philosophie.

Nicht minder falsch und irrig ist des Verf. Behauptung, die sich S. 87 findet: es sei ganz wahr, was Leibnitz behaupte, daß der Spinozismus im Grunde nur ein übertriebener Cartesianismus sei. Hr. Kuhn hätte den Irrthum Leibnitzens nicht so ohne alles Weitere nachsprechen und wissen sollen, daß der Spinozismus, d. i., der Pantheismus, nichts mit dem Cartesianismus gemein, d. i. mit einer roh empirisch-psychologischen Form der Philosophie schlechthin gar keinen Zusammenhang hat. Er hätte bedenken sollen, daß einem christlich-religiösgesinnten Manne, wie es Leibnitz war, im Anfange des 18. Jahrhunderts die pantheistisch-spinozistische Lehre, die in einem schlechthin unvereinbaren Gegensatze und Widerspruche mit dem Christenthume steht, nothwendig ein Greuel sein mußte und es auch wirklich war, und daß er daher durch diese vorgefaßte Ansicht nur allzuleicht zu einem solchen Irrthume verleitet werden konnte, in den aber Hr. Kuhn im Jahre 1834 nicht hätte verfallen sollen.

Der Verf. hat sich übrigens in eine solche Verworrenheit der Begriffe und Ansichten verwickelt, daß er immer wieder in dieselbe verfällt, selbst wenn er einmal dem Richtigen nahegekommenist. So möchte es Ref. eine Ahnung des Richtigen nennen, wenn Hr. K. S. 91 sagt: man habe den Spinozismus nicht richtig dadurch bezeichnet, wenn man sage, er spreche sich in dem Satze aus: „Denken und Sein sind eins". Dagegen macht sich S. 109 sogleich wieder die alte wohlbekannte Verworrenheit und Willkür bemerkbar, wo es heißt: der Pantheismus sei der Versuch, das Gattungsbewußtsein an die Stelle des individuellen zu setzen, die Metaphysik als angewandte Logik geltend zu machen. Was mag Hr. K. unter Gattungsbewußtsein verstehen? Denn das Bewußtsein kann ja, seiner Natur und seinem Begriffe nach, nur ein individuelles, d. i. Bewußtsein eines Individuums sein. Freilich haben alle Individuen der menschlichen Wesengattung Bewußtsein; aber deshalb gibt es noch kein Gattungsbewußtsein. Ein noch größeres und unauflöslicheres Räthsel ist es, wenn der Verf. sagt: der Pantheismus habe die Metaphysik als angewandte Logik geltend machen wollen. Hier muß der Verf. selbst der lösende Ödipus werden, oder eine Prämie für die Lösung dieses Räthsels aussetzen. Ref. wenigstens hat diesem wichtig klingenden Satz vergeblich irgend einen haltbaren Sinn abzugewinnen gesucht und ist auf den muthmaßlich richtigen Gedanken gekommen, daß er wol gar keinen Sinn haben möchte. Nicht minder verkehrt und gehaltlos ist die Behauptung, die sich S. 117 in Bezug auf die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie findet; nämlich: sie sei von dem Satze ausgegangen, daß alles Erkennen durch ein Vorstellen vermittelt sei. Rein, so arg haben sich Leibnitz und Wolf nicht an dem gesunden Menschenverstande versündigt, um eine solche durchaus gehaltlose und ganz willkürliche, oder vielmehr in sich nichtssagende Behauptung zu machen.

Der Verf. geht nun auf die Geschichte der Jacobi'schen Philosophie und zwar zunächst auf die innere Geschichte derselben über, die Ref. übergeht, weil sie nichts Bemerkenswerthes

Digitized by Google

bestreitet. Aber im zweiten Theile, der sich mit Beurtheilung der Jacobi'schen Philosophie beschäftigt, findet sich wieder viel Sperr aufgehäuft. So wird z. B. S. 300 versichert: die Wissenschaften verdankten ihre Ausbildung den freithätigen und willkürlichen Bemühungen der Intelligenz Einzelner. Sonach scheint Hr. Kuhn nicht gewußt oder nicht daran gedacht zu haben, daß die Begriffe Wissenschaft und Willkür einander schlechthin widersprechende Begriffe sind, die sich einander gegenseitig nothwendig aufheben und ausschließen. Wo also Wissenschaft ist oder werden soll, muß nothwendig die Willkür aufhören, und wo Willkür ist und wirkt, kann keine Wissenschaft werden. Ferner heißt es S. 317 und 326: man könne die Wissenschaften theilen in echte und in Afterwissenschaften, in die nothwendigen und willkürlichen. Wieder ein gewaltiger sich selbst aufhebender und vernichtender Widerspruch. Afterwissenschaften sind gar keine Wissenschaften, und ebenso sind willkürliche Wissenschaften ein Unding. Im weitern Verfolge las Ref. S. 328 mit Erstaunen: Pilatus sei mit dem Achilles der damaligen Philosophen mit seinem „Was ist Wahrheit" zum Sprichworte geworden. Als Ref. diesen auffallenden Satz gelesen hatte, sah er geschwind nach dem Titel des Buches und las: „Doctor und ordentlicher Professor der Theologie". Aber wenn auch der Verf. ein Rationalist ist, so muß es Ref. gleichwol befremden, daß hier Christus der Achilles der damaligen Philosophen genannt wird. Hat denn der Verf. nicht das Unziemliche und Unschickliche seines Vergleichs gefühlt?

Vor der Philosophie, heißt es weiter §. 29, sei zweierlei gegeben, die Idee der Philosophie und die Philosopheme. Dies wird auch stets so bleiben: man wird beständig und immerwährend Philosopheme, aber nie die Philosophie selbst haben, weil die Philosophirenden jederzeit nothwendig Bedingte sind, wogegen die Aufgabe des Philosophirens ihrer Natur nach eine unermeßliche ist. Übrigens geht das Philosophiren nicht aus der Erfahrung hervor, noch ist es in ihr begründet, obgleich man dem Verf. zugestehen kann, daß es durch die Erfahrung angeregt und bedingt wird. Aber wieder voll Verwirrung hinsichtlich der Begriffe und der richtigen Auffassung von dem wahren Sachverhältnisse ist Alles, was der Verf. S. 386 über Philosophie und Mathematik und die wesentliche Verschiedenheit beider vorbringt. Die Voraussetzung der Mathematik, heißt es dort, sei eine ganz andere, völlig durchsichtige, nämlich die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit und ihre unendliche Bestimmbarkeit. Dies sei ein Gemachtes, von der Intelligenz Geschaffenes und könne daher ohne alle Einschränkung und Hemmung von ihr gebraucht werden. Die Voraussetzung der Philosophie dagegen sei ein Gegebenes und daher nicht so fügsam. Wahr ist, daß Raum und Zeit die Basis der Mathematik sind, die man eine Wissenschaft von Raum und Zeit nennen kann. Aber völlig unwahr und willkürlich ist wieder des Verf. Behauptung: Raum und Zeit seien ein Gemachtes, von der Intelligenz Geschaffenes. Nein, das sind sie nicht; sie sind ebenso gut gegeben als das Fundament des Philosophirens, und zwar mit unbedingter Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit; auch werden sie nicht von der menschlichen Intelligenz geschaffen, sondern gehen unbedingt nothwendig aus dem eigenthümlichen Proceß des menschlichen Bewußtwerdens hervor und lassen sich vom logisch-dialektischen Standpunkte aus in wenige einfache, bestimmt-gegebene und genau begrenzte Grundbegriffe auflösen und zersetzen. Raum und Zeit sind lediglich ihrer Natur nach formale Begriffe, eben weil sie nicht unmittelbar nothwendig in der Natur des Menschengeistes, sondern nur in dem eigenthümlichen Proceß des menschlichen Bewußtwerdens als nothwendig gegeben sind. Daher ist denn auch die Mathematik ihrem ihrem Inhalte und Begriffe nach eine rein formale Wissenschaft. Dem Philosophiren dagegen liegt nun hinsichtlich ein so einfacher und rein logisch-dialektischer Begriff zum Grunde, und gerade darin besteht seine wesentliche Verschiedenheit von der Mathematik und die große Schwierigkeit, mit der es zu kämpfen hat. Die Wahrheit sei, heißt es S. 420, der letzte Zweck der Wissenschaft; die Wahrheit falle ihrem ersten Begriffe nach mit dem Begriffe des Seienden zusammen. Da diese Begriffsbestimmung ist ungenügend und ungenau. Ziel und Aufgabe der Wissenschaft ist, Wahrheit und Gewißheit zu vermitteln. Beides sind keineswegs gleichartige Begriffe, indem Manches von uns als wahr erkannt und als erkannt werden muß, und sich gleichwol der Zweifel unwillkürlich daran knüpfen kann: ist es auch gewiß? Diese Gewißheit ist namentlich untrennbar nothwendig mit dem Gegenstande verknüpft, auf den sich das menschliche Philosophiren als auf seinen nothwendigen Inhalt bezieht, oder sie ist mehr nothwendig in der bedingten Natur des menschlichen Geistes begründet. Das menschliche Philosophiren bezieht sich aber auf das Dasein und Wesen Gottes und dessen volle Beziehung zum Weltganzen als auf seinen nothwendigen Gegenstand und Inhalt. Hier muß einleuchten, daß die bedingte menschliche Erkenntniß vom Wesen Gottes und seiner wahre Beziehung zum Weltganzen eine vollkommen wahre, d. i. eine solche sein kann und ist, von der es innig lebendige Überzeugtsein hat, daß ihr ein Objectiv-Reales wirklich und nothwendig entspreche und müsse, ohne jedoch eine unzweifelhaft gewisse, ist eine solche sein zu können, von der er das innig lebendige Überzeugtsein haben kann, daß ihr das Objectiv-Reale wirklich vollkommen und vollständig entspreche werde und müsse. Hieraus folgt nothwendig von selbst, daß die Wahrheit ihrem Begriffe nach nicht mit dem Begriffe des Seins zusammenfällt, wie Hr. Kuhn meint, was ohne weiter betrachtet nichts bedeutet, sondern daß Wahrheit ihrem Begriffe nach das innig-lebendige Überzeugtsein eines menschlichen Individuums von der nothwendigen und wirklichen Übereinstimmung zwischen seinem Erkennen und dem Objectiv-Realen ist, auf das es sich auf seinen nothwendigen Inhalt und Gegenstand bezieht.

Im dritten Abschnitte des zweiten Theils geht nun Hr. K. auf das Einzelne über. Im ersten Capitel legt er seine polemische Lanze gegen Kant ein und wird zum Lobe dieses großen Manne. Aber Alles, was er hier vorbringt, ist theils einseitig, ungenau, verworren und verkehrt, theils bis zum Überdrusse von Andern verhandelt worden. Im zweiten Capitel wird nun Fichte verarbeitet, dem vorgeworfen wird, daß er gelehrt habe: Das Ich, constituirt lediglich durch die Handlungen des Ich, setze das eigentliche Objective, das Bewußtsein, das diesem Verlaufe der Handlungen folgt, sieht, könne das eigentlich Objective nicht anerkennen. Die Handlungen des Ich seien nur insofern für uns etwas, als wir sie mit Bewußtsein begleiten. Abgesehen aus Allem, was Hr. Kuhn ferner über und gegen Fichte sagt und vorgebracht hat, geht auf das Klarste die unbestreitbare Wahrheit und Thatsache hervor, daß er Fichte'schen Idealismus und die „Wissenschaftslehre" nicht in Entferntesten verstanden hat; denn sonst hätte er dem genialen Denker, den sich gerade durch die Tiefe und Strenge seiner Begriffe auszeichnet, solche Lehren aufbürden können, an die er nicht gedacht hat, die so verworren und gehaltlos sind, daß ein Geist nicht auf solche Absonderlichkeiten hätte kommen können.

Hermann von Leyden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 180. — 28. Juni 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.
Zweiter Artikel. *)

Francesca von Rimini, ein Trauerspiel von Silvio Pellico da Saluzzo. Aus dem Italienischen metrisch übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von P. J. L. Schädelin. Zürich, Orell. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Die Übersetzung ist treu und gewandt und gibt das Stück Pellico's ohne die Abänderungen, welche andere Übersetzer dieses Meisterwerks der sich selbstnennenden classischen, griechisch-französischen Schule darin anzubringen für nöthig erachtet haben. Wir haben die Übersetzung Kannegießer's näher angesehen und müssen ihr unter allen Gesichtspunkten den Vorzug einräumen, wenn selbst der Vers hier leichter gebildet erscheinen sollte als dort; denn dafür ist er auch leerer und klangloser. Gegen das Mißverständniß haben wir nichts zu erinnern; nur wünschten wir, daß die Herren Übersetzer nicht überall die lexikalische Bedeutung des fremden Wortes für die treue halten möchten. Ach da dies Mißverständniß sogar erlauchten Geistern wie Dante und seinen Söhnen begegnet ist, so dürfen wir nicht zu sehr eifern, wenn Hr. Schädelin sich nicht frei davon erhält.

König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Casimir Delavigne, für die deutsche Bühne bearbeitet von G. Ritter v. Frank. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 20 Gr.

Delavigne war in den Ruf eines gemüthlosen Poeten gekommen; es war die höchste Zeit, daß er durch eine Arbeit, die ganz im Gemüth wurzelt, und bei welcher der Verstand zum treuen Handlangerdienst berufen wurde, diesem Gerücht wirksam entgegentrat. Das Stück ist reich an Seele, etwas ärmer an Beobachtung und ganz arm an Natur und Weisheit. Doch müssen wir es hier nur mit seiner deutschen Bearbeitung zu thun, und diese befriedigt alle gewöhnlichen Foderungen, die sich an eine solche Arbeit stellen lassen. Abweichungen gegen Plan und Gang des Originals sind uns nicht aufgestoßen; dagegen hat der Ausdruck vielfache Modificationen erfahren, und diese gereichen dem Geschmack des Bearbeiters zur Ehre, wie sie der Darstellbarkeit des Stücks zum Vortheil gereichen. Nicht so günstig können wir uns mit dem Vers und der Diction selbst aussprechen, da Inversionen des Periodenbaus, wie z. B.:

Wie, immer auf noch? — Diesmal werdet Ihr
Ermüden die Geduld —

jeder von großer sprachlicher Ungelenkigkeit, oder von schlechtem Ohr, oder doch von nicht zu rechtfertigender Nachlässigkeit bei einem so leichten Vers, wie der deutsche Jambus ist, Zeugniß geben.

Verbrechen aus Vaterliebe. Neu bearbeitet (?) von A. Barthelme. Marktbreit, Höreth. 1834. 8. 10 Gr.

Der Verfasser ist ein Oberzollbeamter, wie er sich selbst nennt, und da er auf diesen Titel Gewicht legt, so wird er eben kein Dichter sein. In der That bietet seine Arbeit nichts als die trivialsten Gemeinplätze in schauderhaftem Undeutsch dar, und das sichtende Sieb der Kritik ist daher berechtigt, dieselbe ganz durchfallen zu lassen. Nach welchem Vorbilde der Verf. gearbeitet hat, ist uns unbekannt; inzwischen hat er des Jammers und Elends genug gehäuft, und wir vermuthen daher eine Kotzebueiade im Hintergrund. Seine Sprache aber unterscheidet sich von der des gefallenen Helden wie Nachtigallenlied von Froschgequak, und so gehört auch dies Buch wieder zu denen, deren Existenz uns nun einmal ein ganz unerklärliches Räthsel ist.

22. Der Zeitgeist. Possenspiel in vier Aufzügen von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Wir alle kennen diese ergötzliche Schnurre, in welcher die herkömmlichen Witzspiele Raupach's vielleicht am effectvollsten unter allen seinen Schelliaden hervortreten. Der Gedanke, den vielbelachten Barthelden als signalisirten Zeitgeist von dummen Bauern einfangen zu lassen, ist, wenn auch nicht ein Königreich, doch gewiß so viel werth, als die Hrn. Hoffmann und Campe dafür bezahlt haben, in einer Zeit nämlich, wo Gedanken selten und daher auch theuer sind, nach dem allbekannten Gesetz der Nachfrage und des Angebots. Zwar ist dieser Gedanke etwas gewaltsam ins Leben gesetzt und muß sich mehre sehr naturwidrige Verrenkungen gefallen lassen; indessen gewährt er doch den Spaß, auf den es dem Verf. ankam, und wird wenigstens ebenso gut exploitirt, als es in Frankreich mit den Höllenmaschinen der Fall zu sein pflegt. Nur die Furchtsamkeit Schelle's, der sich selbst recht gut „einen brüllenden Hasen" nennt, wird allgemach doch langweilig und müßte zum mindesten etwas Falstaff'sches annehmen, um länger anziehend zu sein. Wie dem jedoch auch sei, es ist gewiß, daß dermalen Niemand in Deutschland außer Raupach vermögend sei, eine so ergötzliche, so witzige und daneben eine so anständige und mit Lebensweisheitsregeln durchspickte Posse zu schreiben, wie dieser „Zeitgeist" ist. Ja, es ist wirklich bewundernswürdig, wie nahe dieser Dichter, in der Tragödie so gut wie im Lustspiel, dem eigentlich poetischen Drama auf den Leib rückt, ohne doch jemals den letzten kleinen Sprung, mitten in dasselbe hineinzuwagen, während uns dünkt, daß es dazu von seiner Seite fast gar keiner Anstrengung mehr bedürfte. Er steht an der Schwelle des Ziels; er kehrt aber in der Vorhalle des Tempels um, um sich nach — Berlin zurückzuwenden; denn er zieht das Gaslicht, mit dem die dortigen Straßen erleuchtet sind, dem tiefern Dunkel des Musenhains vor; ja, er fürchtet sich vor diesem, wie sein Schelle sich vor dem Wald überhaupt fürchtet. Für ihn wäre es ein Mißgeschick, für uns eine Freude, wenn irgend ein äußerer Umstand ihn einmal aus Berlin mitten in diesen Wald hineinjagte.

23. Altdeutsche Schauspiele. Ihrer Schönheit wegen für die Bühne unserer Zeit bearbeitet von K. Halling. Erstes Bändchen. A. u. d. T.: Floretto. Lustspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Rauck. 1834. 8. 16 Gr.

Ein lobwürdiger Gedanke, mitten in die anspruchsvollen und sich selbst nicht mehr verstehenden Foderungen unserer dramatischen Sündflutperiode die naive Unschuld, den unbefange-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 96—99 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

nen Scherz, die Einfalt der altdeutschen Komödie mit Pickelhäring und Hanswurst zu werfen, die Anfänge der Kunst herauszustellen wie zum Widerspiel ihrer verirrten Überkünstelung, bei der das Lachen wie die Rührung zur Sache der Convenienz geworden sind. Dieser Gedanke wird mit Meister Fischart's „Floretto" glücklich verwirklicht. Selige Zeit künstlerischer Unschuld, wo man an Scenen wie diese sich noch erfreuen, über Scherze, wie Pickelhäring's Leiden in diesem Stück sie darbieten, aus vollem Halse lachen konnte! Wir gäben einen ganzen Band mancher lyrischen Gedichte darum, wenn wir nur einmal die nachfolgende Scene spielen sehen könnten.

Clarisse. Mein Floretto, so weißt du nicht, was Liebe ist?

Floretto. Gnädige Gebieterin, ein Sklave hat in seinem betrübten Zustande wenig Ursach, an Liebe zu denken.

Clar. Wenn ich aber deinen Zustand glücklich machte, so würdest du es dann wissen?

Flor. Meine Pflicht besteht in Gehorsam, sonst wird mir keine Zuneigung anstehn.

Clar. So willst du gehorsam sein?

Flor. Ein Sklav wird nicht um seinen Willen befragt.

Clar. Wenn ich nun sagte, du solltest verliebt sein?

Flor. So würde meine Unwissenheit den Ungehorsam entschuldigen.

Clar. Wenn ich nun sagte, du solltest meine Magd mit verliebten Augen ansehn?

Flor. Die Augen, welche meiner Gebieterin zu Diensten sind, lassen sich nicht auf eine Magd kehren.

Clar. Wenn ich aber sagte, du solltest mich lieben?

Flor. So würde ich bitten, einen armen Sklaven mit solchem Hohn zu verschonen.

Clar. Wenn ich dir aber meinen Mund zum Küssen darböte?

Flor. So wollte ich sagen, es stände mir nicht zu, die Rosen im Garten meines Herrn zu brechen.

Clar. Wenn ich dich nun selbst küssen wollte?

Flor. So müßte ich ungehorsam sein und davongehen. (Er geht)

Das ist köstlich! Es ist das ABC des dramatischen Sprache, der erste Baustein zu dem babylonischen Thurm. Wir leben in Zeiten, wo der Anblick der rohen Natur uns von Neuem erfreut; wir entlehnen Nahrung, Kräftigung aus ihr; wir erquicken uns an dem ersten kunstlosen poetischen Aufschrei in Volksliedern, und sollten diese selbst halben Cannibalen angehören; warum sollten wir also nicht auf die ersten Anfänge der dramatischen Kunst in unserm eignen Volke mit der Theilnahme zurückblicken, mit welcher der Mann die Spielzeuge seiner Kindheit wiedersieht? Die Idee des Bearbeiters ist daher gut, und die Art, wie er sie verwirklicht, nicht übel. Seine Bearbeitung gibt genug des Alterthümlichen wieder, ohne doch Ton und Sprache uns ganz fremd werden zu lassen. Eine schwer zu wählende Mittelstraße ist hier glücklich genug getroffen. Wir wollen dies noch an Pickelhärings Monolog zeigen, mit dem er uns ergötzt, eben als er gehenkt werden soll, weil er den gefangenen Floretto schlecht bewacht hat. „Wer will einen Hasen sehn, dem das Fell bis an die Ohren abgestreift ist, der sehe den armen gemarterten Pickelhäring an! Mein Kopf ist wie eine hohle Nuß, darin kein Wurm einiges Trostes Herberge hat. Mein Poetenkasten ist wie ein Ameisenhaufen, dem die Eier gestohlen sind, und meine Inventionskammer wie ein Kirmeskuchen, dem die Rosinen abgeklaubt sind. O hätte ich mich erstechen lassen, so dürfte ich jetzt nicht Hengelbeeren essen! O, wer jetzt im neunten Monde tragend ginge, so müßten sie mich doch Sechswochen halten lassen! O, wenn doch alle Holzwürmer nichts weiter fressen wollten als Galgenholz. —" Nun erscheint Melane und meldet ihm, sie wolle ihn losbitten. „Was wird aber dann, wenn Ihr mich losbittet?" fragt Pickelhäring. „Melane: Ihr müßt mich nehmen. Pickelhäring: O Meister Hans! Knüpf auf, knüpf auf! Ich mag mich nicht losbitten lassen!" Wir sehen, der Witz des sechzehnten Jahrhunderts ist in Deutschland nicht eben schlechter als der des neunzehnten.

24. Lustspiele von J. M. Lenz-Kühne. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg. 1835. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Diese Sammlung aus fremden Literaturen entnommener Lustspiele vermehrt nicht blos die ständigen Repertoire, sondern bereichert ihnen auch, zum Theil wenigstens, zu einem dauernden Werth. Keine der hier mitgetheilten Arbeiten ist schlecht; manche sind unbedeutend; die meisten aber sind eine wirkliche Bereicherung unserer Bühnenliteratur. Zu den letztern rechnen wir beispielsweise gleich die erste Gabe: G. Tuke's „Nacht der Irrungen", Lustspiel in fünf Acten, von unverkennbarer Lebendigkeit. Das wirkliche Leben, das nach und nach zu dem einzig statthaften Element des deutschen Lustspiels geworden ist, malen die englischen Komödiendichter meistens schlecht; dagegen haben sie sich aus Shakspeare'schen Traditionen eine fast poetische Canevasses zu erhalten gewußt, der nicht selten überraschende, wenigstens echtpoetische Bilder zeigt. Zu diesen gehört auch die „Nacht der Irrungen", eine Arbeit, die mehr von Lope de Vega and vom „As you like it" in sich faßt, als die gesammte Kotzebue-Scribe'sche Schule gemeinschaftlich enthalten hat. Wir erfreuen uns hier der dichterischen Behandlung höherer Interessen und sehen vor uns eine poetisch-reale Gesellschaft, wie sie Moreto und Lope lieben und darstellen. Die Wirkung dieses Stückes ist keine gewaltige, keine erschütternde; aber eine sanfte Lösung kunstreicher Verwicklungen macht es dies Drama werth. Analogien des Genies, wenn nicht Terentius selbst, haben den Pinsel des Malers geführt, und der Bearbeiter hat die Wiedergeburt dieser reizvollen Gestalten in andern Farben wohl verstanden. Die Verwicklung löst sich von so Shakspeare'scher Kühnheit, daß ihre heitere Lösung im Anfang des Stücks ganz unmöglich scheint, und kommt so natürlich folgt sie. Das folgende Stück: „Katharina II. und ihr Hof", in drei Acten, nach dem Französischen, hat einen unbedeutenden Zuschnitt und weit weniger Spannkraft als z. B. „Die Geschwister" der Fr. Birch-Pfeiffer, die dasselbe Thema nur wenige Jahre später abspielen. Nr. 3. „Die vornehme Stube oder Bedientenstube" ist das bekannte „High life below stairs" mit unbedeutenden Veränderungen. Nr. 4. „Karl II. oder Lustiges Abenteuer in der Taverne", Lustspiel in 2 Acten, nach d. Duval, ist weder neu, noch sehr erheblich. Wir rechnen das Stück zu den unbedeutenden Gaben, die wir dem Band gern zurückgeben, unsern Dank für solche, wie Nr. 1. und 2. sind, versparend.

Der zweite Band liefert zuerst: „Margarethe von Valois, oder die Misvergnügten im Jahre 1579", Drama in fünf Acten nach dem Französischen. Gut und nicht gut, wie die Meiste aus dieser Quelle. Gut in Bezug auf Charakter und historische Zeichnung; nicht gut in Bezug auf die gänzliche Abstäumung poetischer Bestrebung. In der Poesie alles Unpoetische dem Vergessen geweiht. Das zweite Stück, „Hochmuth kommt vor dem Fall", Lustspiel in fünf Acten, nach dem Englischen, erinnert an Nr. 1. und möchte nicht wieder derselben Verfasser sein, der uns nicht genannt wird, dessen Name genannt zu werden verdient. Zwar ist die Darstellung hier so wenig von gutem Geschmack als die Sprache, welche der Bearbeiter einiger seiner Personen reden läßt; indeß ist doch ein keckes Spiel mit poetischen Intentionen nicht gemein, und Laune, Lust, ja Übermuth, welche immer auf Kosten, treten anziehend hervor. Es ist doch immer eine Leistung, und wenn auch eine irrige, so ist der Irrthum nicht immer leicht gefunden, wo nur Trieb des Verlangens nach zum Herausschreiten aus dem Gebiet des Gemeinen und Trivialen vorhanden sind. Der Herausgeber ist ein achtbarer und kunstverständiger Jünger Thalias, der manches Einiges an seiner Sprache zu bessern hat, um in die Reihe guten Bühnenarbeiter einzutreten.

25. Neues Jahrbuch für die Bühne. Von Friedrich Wilhelm Riedenfeld. Erster Jahrgang. Mit 7 Kupfern. Weimar, Voigt. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Sieben Stücke, die der Verf. nicht wohl einzeln einsenden

…ßte, müssen hier zusammentreten, um ein „Jahrbuch" …bilden; denn Jahrbücher der Bühne werden gesucht. Inzwischen ist der Verf. ein kunstverständiger Mann und wir können seinen Stücken diese Conspiration verzeihen. Das erste derselben, S. Pellico's „Francesca von Rimini", ist schon öfters vor unserm kritischen Messer gewesen, es wird darum weder besser noch schlechter; wol aber ist des Verf. Übersetzung treuer und auch ein wenig sprachgewandter als die seines Freundes Kannegießer. Nr. 2. „Dame Kobold", Lustspiel in 3 Acten nach Calderon und Gries, hat uns von Neuem den Werth dieses köstlichen Dramas, an dem Tieck in Dresden sich heiterte, dargethan. Die Bearbeitung ist mehr als fleißig, sie ist künstlerisch und beseelt und in vorzüglichen Versen geschrieben. Nr. 3. „Die Grafen von Walmor", Drama in drei Acten, nach dem Englischen, haben sich die Verwandlung aus einem Trauerspiel in ein Schauspiel gefallen lassen müssen, car si était le plaisir du censeur. Sie haben durch die Rettung des armen Theobald jedoch nichts verloren. Gewonnen würden sie haben, wenn die Schlangenhaut falscher, französischer Sentimentalität ihnen ganz abzuziehen gewesen wäre. Nr. 4. „Das Fest der Künstler", Vaudeville in 1 Act, Nachahmung des „Fests der Handwerker", ist ein Gelegenheitsstück, ad bonam solatium captandam, es hat in Breslau gefallen und zeigt in der That einige gut angelegte Pinselstriche. Nr. 5. „Peter Wunderlich", nach „L'amant bourru", Lustspiel in drei Aufzügen, verräth französischen Ursprung in Fehlern und Vorzügen, denn nichts ist so wunderlich, daß es der französischen Sprachleichtigkeit nicht gelingen sollte, es uns eingänglich zu machen. Der Schlußgedanke Walborn's: „Mit mir glücklich, der durch mich glücklich, das ist eigentlich nur ein Spiel mit Worten", dieser Gedanke ist von der erhabensten Schönheit und für ein Lustspiel eigentlich zu erhaben. Wäre die Welt ohne Egoismus, ohne den Egoismus der Liebe, so gäbe es weder Roman noch Lustspiel, noch vielleicht selbst eine Welt, wie die unsere ist. Dieser Gedanke gehört mehr in die Bibel als in ein Lustspiel. Nr. 6. „Die Bürgschaft", Opee in drei Aufzügen, der Text zu Lindpaintner's Composition. Der Gedanke, Schiller'sche Worte zu einer neuen Kunstform aus Schiller'schen Elementen zu benutzen, ist ein von Holtei vorgebildeter. Der Frevel verliert nichts durch die Nachahmung, wir können ihm unsern Beifall nicht schenken. Doch ein Operndichter ist im Gebrauch, sich Alles für erlaubt zu halten. Das Stück ist sonst nicht übel und liefert selbst ein paar erhabene Stellen. Nr. 7 endlich: „Der Hahn und seine Hennen", Schwank in einem Act nach dem Vaudevillen des Zografi, ist eigentlich die Krone des Ganzen. Erst in allerjüngster Zeit fängt man an, die italienischen Lustspieldichter zu kennen und zu würdigen. Ihre ungemeine Natur, die durchaus künstlerische Naivetät ihrer Arbeiten gibt ihnen eine um so größere Bedeutung in einer Epoche überkünstelten Bühnengeschmacks einerseits und äußerster Roheit andererseits. Ja, täuscht uns nicht Alles, so werden in den nächsten Zeiten Federici, Zografi, Girard und selbst Goldoni und Gozzi Lieblinge unserer Bühne werden. In dem vorliegenden Lustspiel liefert energische Charakteristik in wenigen Worten ihren Beleg. Susanna's kokette Sentimentalität, Faustina's Träumerei, Aurora's Verzerrtheit, Valerio's Windbeutelei und Gefühlsleere, Maurizio's farblose Nichtigkeit, die ihn zum ewigen Opfer macht, Alles dies tritt in wenigen Zügen überaus sprechend hervor. Es ist ein wahres Lebensbildchen, das uns den Wunsch gibt, mehr solcher Scenen zu sehen, in denen Volk und Volksthümlichkeit so eigen, so ganz, so ungeschminkt hervortreten, wie dies in den italienischen Lustspielen durchweg und selbst bei dem halbfranzösischen Goldoni der Fall ist. Wir nehmen von allen Völkern und Zungen an, warum nicht dies von den Italienern?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der mittelalterlichen Volkswirthschaftsordnung von Johann Schön. Stuttgart, Cotta. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. hat seine Schrift dem geheimen Oberregierungsrathe Dr. Johannes Schulz in Berlin dedicirt. Er sagt in dieser Dedication, daß alle seine bisherigen literarischen Producte einer solchen Widmung noch nicht werth gewesen, daß er aber das gegenwärtige Buch dieser Ehre für würdig halte; daß er deswegen der Nationalökonomie bis jetzt aus dem Wege gegangen, weil er fühle, daß nur eine lange „tiefdringende" Beschäftigung mit diesem Gegenstande etwas „Haltbares" leisten könne; daß er sich zu dieser „tiefern Durchdringung" durch seine bisherigen Schriften gehörig vorbereitet und daß er sich, durch Lehren lernend, nunmehr zu der Stufe emporgeschwungen habe, von welcher das Auge in das Getriebe des Volkslebens und der Volkswirthschaft schärfer hineinzublicken vermöge. Ferner erzählt er uns, daß er mit dem von ihm Geleisteten zufrieden sei und deshalb auf Herrn Cotta's Nachfrage nach einem Verlagswerke sich zur Herausgabe seines Buches entschlossen habe. Endlich bemerkt er noch, daß das Publicum seine bisherigen Schriften sehr nachsichtig aufgenommen habe, daß sogar die letzte unverdienterweise ins Französische übersetzt worden sei, daß ein so günstiges Vorurtheil nur durch „Gelungenes" gerechtfertigt und die höher gespannte Erwartung nur durch „Bedeutendes" befriedigt werden könne, sowie schließlich, daß er jede Kritik, auch wenn sie Vieles lobe, für vernichtend halten müsse, wenn sie nicht das Ganze für eine Förderung der Wissenschaft halte.

Wir gestehen, daß wir nach dieser merkwürdigen Probe schriftstellerischer Bescheidenheit, fürchtend, für einen Vernichter gehalten zu werden, es gar nicht wagen, ein Urtheil über das Buch des Verf. abzugeben. Wenn der Verf. mit der naivsten Anmaßung von der Welt selbst sagt, daß er seinen Gegenstand tief durchdrungen, daß er mit seiner Leistung ganz zufrieden sei und dieselbe ziemlich deutlich für etwas sehr Werthvolles, Gelungenes und Bedeutendes, jede Kritik aber für vernichtend erklärt, die nicht eine entschiedene Bereicherung der Wissenschaft in seinem Werke findet, so heißt das, dem Recensenten die Pistole auf die Brust setzen. Vielleicht könnten wir uns entschließen Manches, ja selbst Vieles zu loben; allein damit ist ja dem Verf. gar nichts gedient, wir wollen daher lieber schweigen und uns auf einen einfachen Bericht über den Inhalt eines Werkes beschränken, über dessen Werth der Verf. selbst die Leser bereits genügend aufgeklärt hat.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile, wovon der Verf. den ersten „Umriß der bürgerlichen Wirthschaft" und den zweiten „Umriß der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft" nennt. Der erste Theil behandelt die ökonomische Thätigkeit der Bürger ohne Rücksicht auf eine Einwirkung der Regierung, der zweite dagegen stellt die Wirksamkeit des Staates in Bezug auf diese Thätigkeit dar. Während im ersten Theile ein Ideal aufgestellt wird, zeigt der zweite uns die Wirklichkeit, welche vermöge der Unvollkommenheit der Menschen eine Nachhülfe nöthig macht. Das System der bürgerlichen Thätigkeit dreht sich nach der Ansicht des Verf., welcher auch bereits Say huldigte, um drei Punkte: um die Erzeugung der Güter, um die Vertheilung der erzeugten Güter unter die Producenten und um die Verzehrung derselben; deshalb zerfällt auch jeder Theil seines Werkes in diese drei Abtheilungen, nur mit dem Unterschiede, daß er es im zweiten Theile nur mit der Bestimmung der Grenzen und der Art der Einwirkung der Regierung auf diese drei Zweige der bürgerlichen Thätigkeit zu thun hat und noch einen vierten Abschnitt vorausschickt, welcher im Allgemeinen die Natur und die Mittel jener höhern Pflege von Staatswegen angibt. Unter diese Hauptrubriken hat nun der Verf. den Stoff vertheilt, den man gewöhnlich in der Nationalökonomie abzuhandeln pflegt, in einer dem Ganzen vorausgeschickten Einleitung den Begriff, den Ursprung und die drei verschiede-

Digitized by Google

um Systeme der Volkswirthschaftslehre (das Mercantil-, das physiokratische und das Industriesystem) entwickelnd. Wir würden ein bloßes Inhaltsverzeichniß geben, wollten wir hier im Detail alle die Gegenstände aufzählen, welche der Verf. unter diesen Rubriken abhandelt. Weit nützlicher dürfte es für den Leser sein, wenn wir ihm ein Capitel mittheilen, welches zur Bezeichnung des Standpunktes, den der Verf. einnimmt, und der Principien, zu denen er sich bekennt, am geeignetsten ist. Es ist dies derjenige §., in welchem der Verf. seine eigne Ansicht über die Aufgabe der ganzen Wirthschaftspflege ausspricht:

„Die Nationalwohlfahrt", heißt es hier S. 184, „kann auf nichts Anderm beruhen als darauf, daß die Erzeugung, Urvertheilung und Verzehrung der ökonomischen Güter eine gemeingute sei, und darauf allein muß alle Wirthschaftspflege sich richten."

„Diese Bestimmung der Nationalwohlfahrt, die aus dem Abrisse der bürgerlichen Wirthschaft sich von selbst ergibt, ist auf jeden Fall eine erschöpfende, jedes Moment des ökonomischen Gemeinwohles umfassende. Es wird auf die Production das gebührende Gewicht gelegt und jene Summe von Lebensnothwendigkeiten und Bequemlichkeiten begehrt, die einer gegebenen Population und ihrem Vermögen entspricht; allein es wird ausserdem noch eine solche ursprüngliche Vertheilung der Lebensgüter erfodert, welche der arbeitenden Classe die Möglichkeit eines humanen Daseins gewährt und einen blühenden Mittelstand von Grundbesitzern und Unternehmern garantirt, endlich eine solche Verzehrung gewünscht, die den höhern Gütern die nöthige Unterlage gibt, den gedeihlichsten Lebensgenuß unter alle fleißigen Classen verbreitet und den nothwendigen Ersparnissen noch gehörigen Raum läßt."

„Gewiß kann da, und nur da, eine gemeine physische Wohlfahrt sich ankündigen, wo die drei Functionen der bürgerlichen Ökonomie in der gewünschten Art sich darstellen."

„Ferner lenkt diese Bestimmung die Wirthschaftspflege auf alle wesentlichen, aber auch durchaus nur auf die wesentlichen Punkte. Jede einseitige Beachtung einzelner Merkmale des gemeinen Wohllebens ist ausgeschlossen. Es muß jede Maßregel im Interesse nicht blos der Production, sondern auch der Vertheilung und Verzehrung der ökonomischen Güter erwogen werden. Wenn z. B. von der Verfassung der Gewerbe die Rede ist, so darf nicht, wie die Staatswirthe thun, blos das Interesse der Production beachtet werden, sondern es ist auch das Interesse der Gütervertheilung und Verzehrung durch Vorsorge für einen producirenden Mittelstand zu erwägen, und es kann nichts ein Object der Wirthschaftspflege sein, was nicht im Interesse der Gesammtheit liegt und über den Willen und die Kraft der Einzelnen hinausreicht. Das Ideal der Production, Urvertheilung und Verzehrung der Güter wird zum Theil durch den freien Eigennutz der Bürger realisirt; nur wo das Ideal höhere Nachhülfe begehrt, nur da tritt die Wirthschaftspflege in Wirksamkeit. Es beschränken sich die Objecte der Wirthschaftspflege auf wenige, aber überaus wichtige, den Einzelnen unerreichbare Zwecke. Hinsichtlich der Production muß die Wirthschaftspflege die Güterquellen und ihre Grundbedingungen schützen, die Gewerbe vor äußern Störungen und moralischen Gefahren schützen, zur Erzeugung eines kräftigen Mittelstandes heranbilden, den Absatz der Erzeugnisse durch eine weise Mercantilpolitik, durch ein vernünftiges Handelssystem schirmen. Hinsichtlich der Gütervertheilung muß die Wirthschaftspflege die Renten der Producenten gehörig beachten und das Geldwesen der größten Sorgfalt würdigen, damit Niemand zu Schaden komme. Hinsichtlich der Güterverzehrung hat die Wirthschaftspflege der richtigen Bilanz des Einkommens und Verzehrens durch gewisse vorbeugende Maßregeln gegen überflüssige Bevölkerung, Armuth u. s. w. vorzuarbeiten, den Genuß der Lebensnothwendigkeiten für alle Classen zu erleichtern und durch Hindernisse der Luxurie die höhere Anwendung der körperlichen Güter zu befördern. Wird dieses Alles gehörig ausgeführt, so ist allgemeiner Wohlstand zu gewärtigen."

„Endlich unterscheidet sich diese Bestimmung sehr vortheilhaft von andern, daß sie der Wirthschaftspflege ein gewisses Ideal hinstellt und doch der individuellen Freiheit und der lebendigen Geschichte den weitesten Spielraum läßt. Unser Ideal ist eine durchaus natürliche Ordnung der Volkswirthschaft, eine erkünstelte wie die der Mercantilisten und Physiokraten. Ein höheres Einschreiten findet nur statt, wo eine Collision der Einzelnen entsteht und sohin eine Schlichtung nothwendig ist. Die Thätigkeit der Wirthschaftspflege dreht sich um Punkte, welche im Interesse der Einzelnen liegen, aber über ihre Macht hinausreichen. Es läuft daher die Wirthschaftspflege gewissermaßen mit der vernünftigen Thätigkeit der Privaten parallel; sie berühren beide einander feindselig." 68.

Notiz.

Die russische Bezirksbehörde hat 1834 acht Expeditionen veranstaltet, um in den Bezirken der Kolywano Woskressenskischen Werke goldhaltige Lager und Silbergänge zu entdecken. Vom 1. Mai bis Mitte October 1834 sind dadurch 15 goldhaltige Lager entdeckt, 4 schon ausgebeutet worden. Das wichtigste der Ausdehnung und dem Gehalte nach scheint das an der nordöstlichen Krümmung des Flusses Srebnoi-Tarsa zu sein. Eine früher von einem karsnojarsker Kaufmann gemachte Entdeckung eines Goldsandlagers in den sayanischen Bergen, in der Nähe der Quellen des Kanaflusses und längs der Panga, eines Nebenflusses der Kana, ist deshalb besonders interessant, weil sie die Angabe zu widerlegen geeignet ist, als ob Goldsandlager an den Ufern von Flüssen längern Laufs nicht gefunden würden. Die Panga hat einen sehr schnellen Lauf zwischen schroffen Felsen, die nirgend ein erhebliches Plateau haben, dagegen hat sich da, wo die Panga in die Kana einmündet, ein ziemlich bedeutendes Plateau gebildet, auf dem das Gold gefunden wird. 69.

Literarische Anzeige.

Mit der soeben erschienenen achtzehnten Lieferung der

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

ist der neunte Band dieses Werks, die Buchstaben R bis Schu umfassend, geschlossen, und somit sind drei Viertel des Ganzen nun in den Händen des Publicums. In dankbarer Anerkennung der fortwährend gesteigerten günstigen Aufnahme des Conversations-Lexikons ist die Redaction wie die Verlagshandlung fortwährend bemüht, ein Werk zu liefern, dessen achte Auflage auch wieder bekunden kann, daß es nie an dem Streben nach möglichster Vervollkommnung fehlte, und die außerordentliche Verbreitung, welche eben auch dieser achten Auflage zu Theil wurde, ist ein Beweis für das Gelingen dieses Strebens. Nicht immer war es dabei möglich, die Lieferungen so rasch einander folgen zu lassen, als ursprünglich beabsichtigt wurde; doch kann ich die feste Versicherung geben, daß bis Ostern künftigen Jahres auch die letzten drei Bände in den Händen der Subscribenten sein werden.

Die jetzige Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im großen Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, kann jetzt auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kosten.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 181. —— 29. Juni 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Zweiter Artikel.

(Fortsezung aus Nr. 186.)

6. Die Rose und der Drache. Dramatisches Märchen in drei Abtheilungen nebst Prolog. Von Eduard Japinski. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. 8. 18 Gr.

Poetische Behandlung einer in allen Theilen poetischen Mythe, wie sie nur ein dichterischer Geist zu erfinden und eine kunstgeübte Hand auszuführen vermochte, wohlthuend durch Erhebung über die Alltäglichkeit, die sich für Poesie verkauft, entzwungen in einer feinen, empfindsamen Seele und durch Gedankenfülle befriedigend und anregend, ein kleines, aber unter den diesjährigen dramatischen Erscheinungen bedeutendes Werk. Wir müssen annehmen, daß der Verf. ein eben erst gewonnener Adept des Musenhains sei; denn wir begegnen seinem Namen zum ersten Mal, unser freudiges Willkommen kann ihm nicht fehlen.

Die Idee ist: daß Liebe, Demuth und Hingebung jeden Zauber breche, das Todte belebe, den Menschen vom Thier zum Menschen mache und ihren göttlichen Lohn in sich selbst finde. Diese Idee, nicht eben neu, prägt eine Fabel aus, welche die der „Bezauberten Rose", nur in anderer Weise, wiederholt. Theobald, ein reicher Handelsherr (diese Bezeichnung ist übel gewählt), geräth, verirrt, in ein Zauberschloß, von zu Thieren verwandelten Menschen bewohnt. Zur Erinnerung und weil eine jüngste Tochter Rosalie ihn beim Abschied nur um eine Rose gebeten, während ihre Schwestern Tand und Glanz von ihm begehrten, bricht er eine Rose, worauf ein Drache erscheint und für seine Lebenserhaltung sein Lieblingskind zur Ehe begehrt. Der trostlose Vater, zurückgekehrt, wird von den andern Töchtern als wahnsinnig behandelt, nur Rosalie ist bereit, ihn Gelübde zu lösen. Als sie sich mit geschlossenen Augen dem Drachen zum Opfer hingibt, verwandelt sich dieser in den von ihr geliebten Prinzen, der Zauber ist gebrochen und die Thiere, Eule, Maulwurf, Spinne, Esel u. s. w. werden wieder Menschen. Diese köstliche kleine Fabel ist mit reicher Empfindung, großem Geschick und vielem Urtheil poetisch ausgebeutet. Zunächst ist Daniel, Theobald's Begleiter und Diener, eine wahrhaft poetische Personification des Egoismus, der Gemeinheit und der Feigheit.

Ich bitt' Euch!
Es ist doch gräßlich, solchen Muth zu zeigen.
Seid doch kein adeliger Herr und treibt
Doch Handel und Gewerbe wie ein Bürger.

Sodann sprechen die Thiermenschen im Schloß wahre Weisheit. Wie glücklich ihre Charakteristik ist, mögen diese Proben zeigen, zu deren besserm Verständniß wir nur vorausschicken, daß die zu drehende Rose außer der Liebe auch die Freiheit, die echte, menschliche Freiheit nämlich, bedeuten kann. Adler und Falke sehen das Morgenroth des heiligen Tages anbrechen, der Alle erlösen soll. Alle rufen:

Dies ist der Freiheit Tag!
Der Himmel glüht in Purpur und Gold,
Freudig zittert der erste Strahl
An dem Scheitel der Berge!

Darauf die Eule:
Ach! Es ist Täuschung.
Der Tag kommt nie,
Der die Fesseln
Des Zaubers bricht.
Ich sah Jahre
Von hinnen fliehn,
Ich sah Zeiten
Im Wechsel kreisen;
Aber nie erschien
Der ersehnte Freiheitstag.

Und die Spinne:
Ich auch nicht.
In meinem Gewebe
Sitz ich, ein König,
Und fange Mücken.
Ha, welche Lust,
Die dummen Mücken
Im Netz zu fangen!

Pfau:
Mein Glanzgefieder
Sollte ich tauschen?
Meine Schönheit
Um den nackten
Menschenleib?

Darauf der Adler:
Wehe! Wehe!
Eh' die Verzauberung
Uns alle verwandelte,
Warst du mein Vater!
Mein Vater, erwache! u. s. w.
Laß die himmlischen
Göttergefühle
Nicht in Thierheit ersterben.
Es kommt der Tag
Der Erlösung bald.

Dagegen der Adler:
Hoch in den Lüften
Vom Sonnenmeere
Strahlend umflossen,
Vom Hauch des Morgens
Kühlend umspielt,
Da fühl' ich dich,
Heilige Freiheit.
Da erwacht in mir
Meine schöne Jugend,
Wo ich ein Mensch war,
Ebenbild Gottes u. s. w.

Von dem poetischen Charakter dieses Gedichts mag dies genugsame Probe geben. Sind die meisten dieser Ideen auch schon in Göthe's „Vögeln", in der „Bezauberten Rose" und in andern Dichtungen bereits angeregt, so ist doch ihre Ausbildung neu und löblich, und wir können dem Verf. unsern Glückwunsch zu diesem Versuche, besonders wenn es ein erster sein sollte, nicht vorenthalten. Sein dramatisches Talent bedarf jedoch noch anderer Bekundigung.

27. Tasso's Tod. Trauerspiel in fünf Aufzügen von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Wir haben es hier mit einer der edelsten und geschmücktesten der dramatischen Leistungen des letzten Lustrums zu thun, wie nicht leicht Jemand leugnen wird, wäre er der tragischen Muse Raupach's auch noch weit weniger befreundet, als wir es sind. Wie überall, so finden wir auch hier, nicht daß Raupach irgend etwas übel gemacht habe, vielmehr nur, daß er nach seinen großen Anlagen nicht genug gethan habe. Und selbst auch dies nicht. Denn eigentlich ist es nicht ein Zuwenig, was wir hier bemerken, sondern ein Zuviel. Dem Dichter Raupach schwebt eine durchaus schöne Form vor; er fehlt nur darin, daß er auf diese schöne Form zu sichtbar hinarbeitet, sie zu ausschließlich ins Auge faßt und dadurch der Naturwirkung des Genius, seinen Zufälligkeiten, entschieden entgegenar-

Digitized by Google

beitet. Bei aller Schönheit seiner Gedanken, Bilder und Versformen weht uns daher etwas Kaltes, Gezwungenes und Unfreies daraus an, das uns nicht an Ergüsse des Genius, sondern an Phrasen und Dictamina erinnert, etwa wie Cicero sie liebte und wie sie in den alten Sprachen einen besondern Reiz ansprechen. In diesem Gedichte sagt Tasso selbst ein paar Worte, die unsere Empfindung beim Genuß Rapachscher Poesie trefflich bezeichnen:

Denn schöne Verse,
In denen sich kein Leben kräftig regt,
Sind schauerlich, sie sind den Schatten gleich,
Die, bittres Klagend und nach Leben seufzend,
Um des Odysseus Opfergrube schwärmten.

Diese Verse sprechen gerade Das aus, was wir bei R.'s Versen, sehr wenige ausgenommen, stets dunkel empfinden. Es sind schöne, im Abendsonnenschein spielende, aber körperlose, Schatten. Wir sind weit entfernt, Denjenigen zu tadeln, der sich an ihrer feinen Gestalt, an ihrem pompösen Schritt, an ihrer bedeutenden und zeitgemäßen Erscheinung erfreut; nein, wir thun dies vielmehr wol selbst; und dennoch haben sie für uns etwas Gespenstiges, das wir ihnen weder geben, noch zu nehmen wissen. Es ist, als hätten sie etwas gelernt, aber nicht erlebt, als citirte sie der Verstand, nicht der Dichtergeist, als erschienen sie gerufen, aber nicht ungerufen. Die Bezeichnung ist schwierig, doch wer uns verstehen will, uns verstehen kann, der versteht uns.

Wir haben „Tasso's Tod" eine der edelsten Erscheinungen der Neuzeit genannt; er ist es in der That und durch und durch ein Werk, das nur ein Dichter schreiben konnte. Des Feingedachten und Schönempfundenen ist unendlich viel in diesem Gedicht, wenn das Ganze auch mehr in schöner dialektischer Form als in großen tragischen Pinselstrichen erscheint. Der ganze tragische Stoff ist überhaupt kleinlich; Tasso's Tod, indem er herbeigeführt erscheint durch nicht laut, erwiderte (verheimlichte) Liebe, bekommt etwas Untragisches. Dies war vielleicht nicht zu ändern; inzwischen ist die Scene seines Todes mitten im Bekenntniß der Neigung der Geliebten doch zu süß, zu modern-romantisch gedacht. Eher hätte die Nachricht von seinem Triumph ihn tödten mögen, obgleich auch dieser Triumph, indem er uns als eine abgekartete Sache, als eine Art magnetischer Kur, zwischen Leonora und Ludovico verabredet, erscheint, viel von der Bedeutung verliert, die er als eine freie Huldigung des Volks gehabt haben würde. Denn jetzt sehen wir darin nur eine verfehlte Heilmethode für den kranken Dichter. Alles dies ist grell, wie auch die Krankheit des Dichters selbst zu grell geschildert ist, und so, daß Göthe, wir sind davon überzeugt, sie gewiß nicht genehmigt haben würde.

Nach diesen Rügen gegen das Ganze des Gedichtes gehen wir mit Freuden auf seine bewunderungswerthen Einzelschönheiten ein. Von der Tiefe seiner Gedanken hat R. niemals beredtere Proben gegeben als hier, wo sich eine ganze Anthologie blühender und schöner Ideen darbietet. Schön ist z. B. des Cardinals Antwort auf Tasso's Klage über das unvollendete seines Werks:

Denn, soll dein Werk dem Leben Früchte tragen,
So trage auch sein Gesetz des Lebens,
Dich nicht Vollkommnes, nur Vollbrachtes fodert.
Mit steter Unruh jagst du immer weiter,
Wärst auch im Augenblicke, wo du stirbst.

Oder die Antwort auf seine Klage über das Erlöschen seines Genius:

Du bist im Irrthum, Tasso. Jeder Künstler
Hat Stunden, Tage der Entmuthigung,
Wo er die Schöpferkraft in sich erloschen,
Sein schönres Leben abgelaufen wähnt;
Doch ist es nur die Nacht der Phantasie,
Wo sie im Schlafe neue Kräfte sammelt,
Sobald ihr Morgen tagt, erwacht sie wieder.

Schön und wahr ist ferner, was Leonora von der Vergangenheit sagt:

Wie gut auch die Vergangenheit gewesen,
Die düstre Göttin Reue wohnt darin.
Denn, weil der Geist an Einsicht und die Seele
An Kraft nur Tugend reifer wird, so ist's
Unmöglich, daß wir schmerzlich nicht erkennen,
Nichts über etwas Neues empfinden sollten.
Laß in die Zukunft uns das Auge wenden,
In der die Hoffnung thront, die heitre Fee.

Trefflich und einigermaßen unerwartet bei diesem Dichter, in dem das religiöse Gefühl selten hervortritt, ist, daß Lob für alle menschliche Bestrebung, gegenüber dem Wirken des Geistes, der mit dem einen Worte: Liebe, die Welt umgestaltete:

Mir zwei Gedanken nur, so schwingt natürlich,
Es möcht' ein Kind sie haben,
hat er's vollendet;

Denn als der Lehrkreis dieses Wort vernahm,
Und als der Mensch die unbekannte Kraft
Der Lieb' in seiner Brust gefunden hatte,
Da brach die neue Geisterfrühling an.
Da stürzten um der Heiden finstre Götter u. s. w.

Und als Marco über den todten Tasso ausruft:

Er ist nicht mehr, —

da antwortet Leonora schön:

Er ist nun göttlich, hat

Wunderschön ist das Gespräch Tasso's mit seinen Worte, die nur ein Dichter sagen konnte, eine Stelle fein und doch so natürlich und wahr, daß nur ein Geist sie erfinden und so empfinden konnte. Nicht minder herrlich und schön ist Tasso's Extase bei der Nachricht von seiner Freiheit. Irren wir nicht, so muß diese Scene in keiner Blumenlesen deutscher Poesie angetroffen werden als eine der Schönheit Rapachscher Verse:

Frei bin ich wieder, frei! Du guter Gott,
Du bist ein Gott, wenn irgend Götter leben ....
Des Menschen Vorrecht, eine That zu thun,
Das Göttliche, du gibst es mir zum Neid,
Du schenkst mir eine Welt, gibst Erd' und Himmel
Die grenzenlose Schöpfung mir zurück,
Mein sind die Haine wieder, mein die Auen ....
Mein ist der Tag mit seinem blauen Äther,
Mit seiner goldnen Sonne, mein die Nacht
Mit ihren Sternen, den Vergißmeinnicht.
Die Gott gepflanzt hat, daß wir sie gebrauchen.
Frei sein ist nichts, frei werden ist ihr Himmel ...
Ihr Alle, die ihr tödtlich mich gehaßt,
An meine Brust! Jetzt kann ich euch vergeben!

Von dieser und andern Stellen könnten wir das Gegenteil, nämlich, daß sie Schiller's würdig sind, behaupten, wir enden. Wir glauben nicht, daß Rapach [illegible] schriebe er noch zehn Lustren lang, etwas Vollendeteres in seiner Weise Fertigeres zu schreiben vermag als hier ma, seiner Geistesgaben reinste und höchste Blüte, als scheint. Was ihm noch fehlt, nun, das wird er sich nimmer zu geben vermögen.

28. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele [illegible]
W. Gubitz: Fünfzehnter Jahrgang für [illegible]
Vereinsbuch. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Albini's Lustspiel: „Endlich hat er es doch", in drei Acten, hat seinen originellen Werth, [illegible] dazu nicht original, vielmehr aus einem [illegible] lehnt ist; wir können daher die Aufnahme [illegible] der „Jahrbücher", nur Originale zu geben, [illegible] rechtfertigt finden. Das Stück ist [illegible] es noch mehr, wenn Mengler, [illegible]

Digitized by Google

…etwas ehrenhafter gehalten und minder einfältig wäre. …ches bietet der Stoffe bessern Stoff dar als jene Liebens…würdige Schwachheit, es Aller Welt recht machen zu wollen. …e Kunst blieb dieselbe, wenn auch Mengler weniger aufdring…lich und näsewels gezeichnet wurde; das hier Verlorene konnte …ch Gefühl ersetzt werden. Der Frau Birch-Pfeiffer schauder…hafte „Hulda", Drama in sechs Akten, gehört als ein Unge…heuer eher in eine Menagerie als in die „Jahrbücher"; das …ück ist von wirklich klassischer Schlechtigkeit, d. h. es wird …nmöglichst als eine maßgebende (classische) Probe von den …hnengeschmacksverirrungen unserer Zeit in den Handbüchern …r Literatur figuriren. Uns thut die Frau, die Verfasserin und …r Geschmack leid. Raupach's: „Mulier taceat in ecclesia, …er die kluge Königin", Tragikomödie in drei Aufzügen, zeigt …r wieder, wie Alles in des Dichters Geist, auch das Unpas…sende, eine dramatische Gestalt annimmt. Der Stoff gehört …enbar zum Novellgebiet, indeß in R.'s Hand muß er sich den …matischen Bedingungen fügen. Der Dialog ist frisch und …cht, der Witz ist nicht überhäuft, was der Arbeit angehört; …r Vers ist gut. Im Plan ist das Vorbild der „Donna …anna" unverkennbar. Dies auf feines Spiel berechnete Drama …rd stets gefallen. „Unsere Frau Generalin", Lustspiel in …ei Akten von Anothes, hat etwas Englischrohes und wenig …nne in sich; es kann kaum als ein Lückenbüßer gelten und …cht nicht den mindesten Anspruch auf Neuheit der Ideen oder …r Situationen. Eines der besten Stücke des nun verstorbenen …gely ist das nach einer Erzählung Told's gebildete Lustspiel: „Von Sieben die Häßlichste". Die Erfindung ist reizend und …r Ausführung zeigt von fertiger Hand. Die drei Höllenrich…innen haben viel Anspruch auf Beifall, die Maske des Ver…alters Ambrosi ist mit Lebensbeobachtung gut ausgestattet, die …chterschwadron bewegt sich nach dem Commando der Eitelkeit …d Selbstsucht ganz allerliebst und gehorcht auf den Wink. …t einem Worte, das Stück vereinigt in sich alle Requisite ei…s gefälligen Bühnenlustspiels und eines guten lesbaren Dra…mas. Apollo und die nächste Maisonne mögen uns viel sol…cher heiterer, gebildeter und ansprechender Lustspiele geben, wel…che der Kritik ihr Geschäft leicht und angenehm machen. Der …untere Geist, der es schrieb, hat die ewige Schönheit, der er …r unten freilich bisweilen auf den Fuß trat, zu früh kennen …ernt! Wer wollte ihm seinen Namen mißgönnen?

Almanach dramatisirter Sprüchwörter zur Unterhaltung und für Privatbühnen. Von Fr. v. Sydow. Erster Jahrgang. Leipzig, Kaiser. 1835. 16. 18 Gr.

Anständige und wohlgemeinte dramatische Scenen, welche …f Sprüchwörter versinnlichen sollen. Unserer Meinung nach …t sich in diesem kleinen Gebiet noch Vorzügliches leisten, …nn ein erfindungsreicher Kopf, durch die Gesellschaft gebüh…d dazu vorgebildet, sich dieser dramatischen Bildchen bemäch…te. Nur müßte Alles fein und geschmackvoll dabei hergehen …d der Reiz von Vers und Reim nicht vermißt werden. Die …liegenden Scenen sind in Prosa geschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

…schichte des Krieges von Preußen und Rußland gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1807. Mit fünf Plänen. Berlin, Mittler. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Wol einzig steht der Krieg von 1806 in der Geschichte …Ein als trefflich anerkanntes Heer, reich an geschichtlichen …innerungen, unter Anführern von großem Rufe, mit einer …rfassung, die lange als ein Muster der Nachahmung gegolten …te, wird an Einem Tage und so sehr in seinen innersten …undfesten erschüttert, daß seine zersplitterten Theile sich in …pielloS kurzer Zeit fast ganz auflösen. Ein mächtiger Staat, …man vorzugsweise den kriegerischen nannte, wird schnell …em Untergange entgegengeführt und verliert alle politische …Wichtigkeit. Im In- und Auslande fast noch mehr gehöhnt als beklagt, von dem übermüthigen Sieger wenig geachtet, in scheinbar innerer Zerrissenheit und größer Verarmung an äußeren Hülfsmitteln, arbeitet er aber mit einer geräuschlosen Consequenz und Ausdauer, wie uns unter ähnlichen Verhältnissen kein Beispiel bekannt ist, an seiner geistigen und materiellen Wiedergeburt, und man sieht denselben Staat und dasselbe Heer sieben Jahre später mit nicht geahnter Jugendkraft sich erheben und das so gemeine Bild des aus seiner Asche emporsteigenden Phönix recht lebendig darstellen. Ohne eine solche Niederlage hätte wol ein solches Aufstehen nicht erfolgen können, und so nimmt jener Krieg einen bedeutenden Platz in der Geschichte ein. Die folgenden Begebenheiten und der Eindruck der Gegenwart scheinen ihm denselben zwar streitig gemacht zu haben; er wird aber einem Jeden wichtig sein, der sich nicht mit der Erscheinung, wie sie sich ihm zeigt, begnügt, sondern ihren Ursachen nachforscht. Und so glauben wir nicht zu viel zu sagen, daß wir in dem Jahre 1806 die Keime der Wiedergeburt des preußischen Staates und Heeres und seiner gegenwärtigen Institutionen sehen.

Bisjetzt besaßen wir, soweit uns bekannt, keine Geschichte des Krieges von 1806—7, welcher Mangel theils in der weit größern Theilnahme, welche die folgenden Kriege erregten, theils aber auch darin seinen Grund haben mag, daß jene Geschichte sich ohne schmerzliche Berührung manches persönlichen Verhältnisses und deren selten ausbleibende Rückwirkung auf den Schreibenden nicht bearbeiten ließ. Auch jetzt noch sind die Akten über denselben nicht geschlossen, auch jetzt noch gehört jener Krieg nicht ganz der Geschichte an, und wir können daher von der vorliegenden Darstellung nicht den Grad der Reife billig erwarten, welchen allein die Zeit zu geben vermag. Indeß hat ihr ungenannter Verf. Mögliches geleistet. Plan, Behandlung, Fassung und sorgsame Benutzung des vorhandenen Stoffes sind ganz denen der „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792" gleich, von welchem bei all' seiner Kürze gediegenen Werke die vorliegende Geschichte ein wörtlicher Abdruck des siebenten Bandes ist, und lassen auf den nämlichen Verfasser, dem Verlaute nach einem preußischen Offizier von Rang, schließen. Wir glauben daher in dieser Hinsicht auf das über den fünften Theil der „Geschichte der Kriege" Gesagte uns beziehen zu können.*)

Bei dem uns zugemessenen Raume beschränken wir uns auf den Krieg von 1806, da dieser der beiweitem wichtigere zu sein scheint.

So unklar, ja abenteuerlich die politische Seite dieses Krieges dem mit den geheimen Triebfedern des preußischen Cabinetes nicht bekannten Beobachter erscheinen muß, ebenso zeigt sich die militairische Seite desselben gleich auf den ersten Blick.

Schon das zwischen beiden Theilen stattfindende bedeutende Misverhältniß der materiellen Staats- und Streitkräfte hätte den lauten Stimmführern der damaligen Zeit in den „Vertrauten Briefen", „Feuerbränden", „Fackeln" und sonstigen Organen und Leitern der öffentlichen Meinung die Augen öffnen und sie auf das Ganze richten sollen. So aber schienen sie von der Glorie, welche das preußische Heer umgab, selbst so geblendet zu sein, daß, als der 14. October dieselbe auf ein Mal auslöschte, sie sich wie im Finstern befanden und selbst Das, was der einfältige Blick bemerken konnte, nicht sahen. Sie suchten die Quellen alles Unglücks in tausend zufälligen, zum Theil unbedeutenden Erscheinungen und setzten sich, um mit einem geistreichen Schriftsteller**) zu reden, den Insecten gleich in die Wunden ihres eignen Vaterlandes. Da sahen sie denn den Wald vor den Bäumen nicht. Und als auch diese kleinliche, wirklich ekelhafte Geschäftigkeit zur Lösung des Räthsels nicht hinreichte, da wurde sie in völlig unerweislichen Behauptungen, in dunkeln Gerüchten und offenbaren Lügen gesucht und das

*) Vgl. hierüber Nr. 226 d. Bl. f. 1835. D. Red.

**) Gentz, „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei".

Digitized by Google

Resultat gefunden, daß Verrath und Bestechlichkeit der Oberbefehlshaber, Feigheit und Unwissenheit der (adeligen) Offiziere, veraltete Formen und Institutionen und eine sklavische Disciplin die Ursache alles Unglücks waren.

Der Verf. zeigt jenes Misverhältniß der Streitkräfte durch ihre genaue numerische Angabe und gibt auch kurz dasjenige an, welches übrigens stattfand, namentlich in der Organisation und Taktik der beiderseitigen Heere, in dem Selbstvertrauen und der Kriegserfahrung des französischen, während das preußische des Krieges fast ganz entwöhnt war, und endlich in dem Lebensalter der Anführer. In dem französischen Heere war der älteste (Augereau) 49 und der jüngste (Lannes) 35, in dem preußischen dagegen der älteste (Möllendorf) 82 und der jüngste (Rüchel) 52 Jahre alt.

Der Fürst Hohenlohe hatte den sehr zweckmäßigen Vorschlag gemacht, die in weitläuftigen Cantonnirungen (von Anspach bis nach Passau hin) zerstreuten 170,000 Mann französischer Truppen rasch anzugreifen. Dieser Vorschlag war auch angenommen worden, wurde aber plötzlich durch den Herzog von Braunschweig wieder verworfen, in der durch den Marquis Lucchesini erzeugten und durch nichts gerechtfertigten Vermuthung, daß Napoleon wol nicht offensiv auftreten werde. Ihn selbst anzugreifen, hielt der Herzog für bedenklich und daher beschloß er, Defensivstellungen diesseits des Thüringerwaldes einzunehmen, und zwar auf dem linken Saalufer, trotz den Vorstellungen des Fürsten, wenigstens den größten Theil der Truppen auf das rechte zu führen, wo er entweder zum Angriffe vorgehen oder doch nicht von der Elbe abgeschnitten werden könne. Der Fürst wurde nicht gehört und auch nicht einmal zu dem am 5. October in Erfurt gehaltenen Kriegsrathe gezogen. In dem dunklen Gefühle der Zwecklosigkeit dieser Maßregeln und von der Nothwendigkeit überzeugt, doch etwas zu thun, sollten nun Recognoscirungen über den Thüringerwald bis an die fränkische Saale vorgesendet werden, die aber der König, das Unnütze derselben erkennend, bestimmt untersagte.

Unsicherheit und Unentschlossenheit in den Entwürfen und ihrer Ausführung bezeichneten also gleich anfangs das Verfahren des preußischen Feldherrn, einem Heerführer gegenüber, der schon seit zehn Jahren gewohnt war, mit einer seltenen Sicherheit gleich von vorn herein den Abtheilungen seines Heeres ihren Sammelplatz in den Herzen des feindlichen Staates anzuweisen und den Gegnern den Ort ihrer Niederlage gleichsam vorzuschreiben. Wie erstarrt und bezaubert, ebenso unvermögend vorzudringen als zurückzugehen, schien das preußische Heer die seinige an der Saale zu erwarten, und so müssen wir mit dem Verf. in die Klage einstimmen, „daß eine glänzend begonnene kriegerische Laufbahn so trostlos endete" (S. 18).

Wir übergehen die Gefechte bei Schleiz (9.) und Saalfeld (10. October) und treffen am 14. das preußische Hauptheer bei Auerstädt und das Corps des Fürsten Hohenlohe bei Jena, beiläufig erwähnend, daß die Preußen außer jenem Unglücke noch das traf, in einem befreundeten Lande sich ohne sichere Nachrichten über die Bewegungen des Feindes zu befinden, wie es der Umstand beweist, daß der Herzog von Braunschweig die Anwesenheit eines französischen Corps bei Naumburg erst nach dem Verluste des dasigen Magazines erfuhr.

Wir können nicht in die Einzelnheiten jener beiden Schlachten eingehen, sondern nur einige Hauptmomente derselben anführen. Sie zeigen uns die ganz merkwürdige Erscheinung, daß beide Heere in einem gleich umgekehrten Verhältnisse zueinander sich befanden. Bei Jena die französische Hauptarmee unter Napoleon dem Corps von Hohenlohe, und bei Auerstädt die preußische unter dem Herzoge dem von Davoust gegenüber. Daher kann der Sieg von Jena keineswegs zu den glänzenden des französischen Feldherrn gerechnet werden, wie denn die Niederlage von Hohenlohe weder diesen noch seine Truppen mit Schande bedeckt. Die Kritik findet zwar auch auf [illegible] Seite mehre Gegenstände, daß z. B. Tauenzien es [illegible] den Landgrafenberg zu besetzen, sich bis Closwitz zurückzog [illegible] Hohenlohe versäumte, die Franzosen von diesem Berge zu vertreiben und in das Saalthal hinabzustürzen, was er an [illegible] Tage leicht vermocht hätte; daß Rüchel, welcher um 12 [illegible] schen 8 und 9 Uhr früh schon bei Umpferstädt stand, [illegible] 2 Uhr Nachmittags bei dem kaum eine Meile von [illegible] ten Capellendorf eintraf und dann noch einen großen [illegible] ner Truppen hinter diesem Dorfe in Unthätigkeit [illegible] Allein der Tadel, der wenigstens den Fürsten treffen [illegible] sehr dadurch gemildert, daß er den bestimmten Befehl [illegible] hatte, sich in kein ernstes Gefecht einzulassen. Seine [illegible] aber werden durch den Umstand gerechtfertigt, daß [illegible] Abtheilungen vereinzelt, zehn Stunden hindurch mit [illegible] Feinde sich schlugen, welcher jeder derselben oft mehr als [illegible] fach überlegen war.

Der Herzog von Braunschweig hatte beschlossen, [illegible] heer links (nach Freiburg und Laucha) abmarschiren zu [illegible] um, mit der Reserve (unter Kalkreuth) vereinigt, [illegible] zahlreiche Reiterei günstigeres Schlachtfeld zu gewinnen. [illegible] dem Marsche stießen aber die Abtheilungen [illegible] den Feind und konnten, da sie vereinzelt und gar nicht [illegible] fertig waren, von ihrer numerischen Überlegenheit [illegible] brauch machen. Die frühe tödtliche Verwundung [illegible] vermehrte noch die Unordnung und den Mangel [illegible] und so wird es erklärlich, daß das preußische Heer [illegible] einem nur entsendeten Corps geschlagen werden konnte, [illegible] der bedeutende Verlust des Feindes (nach der [illegible] 7000 Mann und 270 Offiziere betragend) den Muth [illegible] pen trotz dem Scheine auch hier außer allen Zweifel [illegible]

Der größte Ruhm dieses Tages gebührt dem [illegible] voust, der, von Bernadotte nicht unterstützt, die [illegible] Auerstädt völlig selbständig lieferte und gewann. [illegible] Herzog von Auerstädt, ist nur eine geringe Anerkennung [illegible] nes Verdienstes von Seiten des Kaisers, der dies [illegible] nicht für eine solche anerkennen, sondern, den [illegible] hältnissen zum Trotz, die Begebenheiten bei [illegible] die Eine große Schlacht bei Jena daraus machen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

James Rich theilt in seinem bekannten Werke: „[illegible] of a residence in Koordistan etc." folgende Notizen über das kurdischen Leben mit: „Die Kurden sind [illegible] allen mir bekannten Orientalen, welche die Nacht [illegible] auf sind und des Morgens lange ruhen. [illegible] Leute in Sulimania legen sich vor 2 Uhr [illegible] oder sind des Vormittags von 9 — 2 Uhr [illegible] Mit Einbruch der Nacht besuchen sie sich gegenseitig [illegible] Häusern, wie überhaupt die Nacht ihre [illegible] ausmacht. Da unterhalten sie sich mit Schach, [illegible] chen und Musik. Auf diese Weise machen sie [illegible] zwei bis drei Besuche ab. Ungefähr eine [illegible] untergang versammelt sich auch die [illegible] Haufe des Nachts, auf einem [illegible] Meidan heißt. Dort sehen sich [illegible] allerlei Gegenstände, man führt [illegible] aus und stellt Wetten an auf [illegible] Hahn- und Hundegefechte. Die Kurden [illegible] und geselliges Volk, ohne allen [illegible] untereinander, ohne Mißgunst und [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in [illegible]

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 182. — 30. Juni 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 181.)

O. König Hiarne. Trauerspiel in fünf Acten. Von Otto vom Ravensberg. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8. 20 Gr.

Die „Frithiofssage", denn diese ist der Stoff der Tragödie, ist zur Gnüge unter uns bekannt und Jedermann weiß, daß ihre Fabel nicht wenig zu dramatischer Behandlung auffodert. Es ist daher beinahe auffallend, daß wir sie hier zum ersten Mal in einer solchen Form erblicken. Die Aufgabe ist gut gelöst, und wenn auch kein Dichterwerk ersten Ranges daraus hervorgegangen ist, so gibt sich doch ein achtbares Talent in „König Hiarne" zu erkennen; ja, es hätte nur der Freihaltung von Fouqué'scher Sentimentalität, die nordischen Helden und Halbgöttern so ungemein schlecht steht, bedurft, um bei einiger Austiefung der Schatten und einiger poetischer Beleuchtung der Lichtstellen ein tüchtiges Werk daraus zu machen. Jetzt verfließt der tragische Effect in zu viel lyrischer Breite und zu lang gehaltenen sanften Tönen. Die Ach's und Oh's erscheinen zu sehr vor, und wir werden bisweilen an Werner's affischen Vers erinnert:

Da steht der Sarg der Kunigunde — oh,
Wer wird nun Witwen, Waisen machen froh!

Auch das Mystische der Liebe und Freundschaft nimmt sich im Munde solcher Naturmenschen wunderlich aus, und lösen wir die Menschen, entkleidet von Sitte und Form der Zeit, in bloße Begriffe auf, so geht wieder der größte Theil der dramatischen Wirkung verloren. Das ist die schwer zu vermeidende Scylla und Charybdis bei solchen Stoffen. Wenn Gersemi sagt:

O blieb es immer so, und säßen wir
Auf einem Eiland in der blauen See,
An Liebe reich, geschwisterlich beisammen!
Ein ew'ger Garten, schöner noch als hier,
Blüht' um uns her und goldne Früchte reiften
Im Würzgeruch und Duft, von uns gepflegt . . .
Ich webte Linnen zart und fein und webte
Dein Bild statt weißer Lilien ins Gewand . . .
Ach, aber Alles flieht ja wie ein Traum
Und schmilzt in Thränen wie des Meeres Schaum . .

und antwortet Hiarne dann:

Dein Blick ist Traum u. s. w.

so klingt das Alles recht gut; nur hört man darin den Poeten des vierten Jahrzehends im neunzehnten Jahrhundert mehr als die Naturtochter des siebenten oder achten. Grillparzer wußte in gleicher Lage seine „Medea" naturgetreuer und doch auch poetisch sprechen zu lassen. Die Fabel erfährt mehre effectvolle Umschwünge; die eigentliche Katastrophe jedoch, Hiarne's Tod durch den von Friedlof geschleuderten Dolch, während dieser ihn zu retten strebt, kann nur durch gutes Spiel recht wirksam hervortreten; im Lesen geht die Wirkung eines so kurzen Moments größtentheils verloren. Die eingelegten Lieder sind meistens recht hübsch und der Gebrauch der nordischen Mythologie in diesem Drama zeigt von Geschmack, Geschick und Wissenschaft. Das Stück ist als ein Erstling wohl geeignet, den Geber zu empfehlen.

31. Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft. Von Georg Büchner. Frankfurt, Sauerländer. 1835. 8. 12 Gr.

Bei den vorhandenen historischen Vorarbeiten und bei der Prägnanz des Stoffes selbst ist es eben nicht schwer, aus der französischen Revolutionsgeschichte effectvolle dramatische Scenen zu ziehen. Das Ganze ist ja schon die unmenschlichste aller Tragödien! Indessen wird auch hier die Verschiedenheit der Geister das Verschiedene herausheben und darstellen. Der Verf. dieses Dramas erfreut sich besonders an der spartanischen Todesverachtung dieser Epoche, allerdings einem der merkwürdigsten Züge dieser Zeit, in der man lernte, zu welchem fast gleichgültigen Dinge das ungeheuerste Ereigniß des Lebens, nämlich der Tod, hinschwinden könne. Doch, ist eine solche Anschauungsweise der Tragödie günstig? Gewiß nicht! Wenn man erst erwägt, wie leicht es sei zu sterben, so gibt es weder Tragödie, noch Roman, noch Kunst überhaupt; alle diese Dinge gehören dem Leben an, und sein Gegentheil, der Tod, vernichtet sie. Wird es gleichgültig, zu sterben, so wird auch die Kunst gleichgültig und mit der Tragödie hat es ein Ende. Darum ist der Tod in der Schlacht, in Zeiten einer Pestilenz u. s. w. so wenig tragisch, und die pariser Guillotine war eine Pestilenz. Für den Tragödiendichter, den Leser und den Zuschauer einer Tragödie muß das Leben Wichtigkeit haben, der Tod ein Schreckniß sein, und ich werde Den niemals für einen tragischen Helden halten, der in der Schlacht stirbt, oder gleichgültig das Schaffot besteigt.

Diese Erwägungen stehen allen Tragödien aus dieser Periode der französischen Revolution im Wege, wie schön auch die Bilder von Muth und Seelenkraft sein mögen, welche sie der historischen Erforschung darbieten. „Danton's Tod" ist an solchen vorzüglich reich. Die Energie des Ausdrucks, eine wahre Todesrhetorik, ist es, was dies Stück besonders auszeichnet, so sehr, daß, hätte der Verf. die Mühe des Verses an seine Arbeit gewendet, wir wirklich einige vortreffliche Stellen zu bewundern gehabt hätten. Die letzte Scene der verurtheilten Freunde Danton's in der Conciergerie ist durch Diction ausgezeichnet und gibt ein Gruppencharakterbild, das in jedem einzelnen Zuge durch und durch poetisch hervortritt. Z. B.: „La croix. Die Haare wachsen Einem und die Nägel, daß man sich schämen muß . . . Danton. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schoos wirft, . . Camille. Meine Lucile! . . Glaubst du's, Danton? Sie können die Hände nicht an sie legen, das Licht ihrer Schönheit ist unauslöschbar. Sieh, die Erde wagt es nicht, sie zu verschütten; sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kry-

Digitized by Google

hallo würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen sie in Schlaf murmeln. Danton. Schlafe, mein Junge, schlafe." Die Scene endet auf dem Schaffot, oder vielmehr in Samson's Korb, wo Danton's und Camille's Köpfe sich küssen. Lucile ruft: „Es lebe der König!" und folgt natürlich ihrem Camille.

Was wir gelesen haben, ist keine Tragödie, und doch erschüttert die Lecture uns tief.

32. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen. Von Joh. Nestroy. Wien, Wallishauser. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Jedermann kennt den Schalk Nestroy und sein exemplarisch liederliches Kleeblatt. Es ist darüber nichts zu sagen, als daß das Ding in seiner Art musterhaft ist, wenn auch z. B. Raymund's „Alpenkönig" menschenfreundlicher und poetischer erscheint. Wir nehmen solche Sachen dankbar für empfangen an. Das Lachen ist der beste Arzt gegen alle hyperkritische Grillen, und ist die Lehre auch roh, wie sie solche allegorische Spiele bieten, so ist es doch eine Lehre, und der Spaß wächst, wenn ein Ernst ihm zur Folie dient. Aristophanes zwar stand nicht so hoch, oder so niedrig; es möchte schwer fallen, aus seinen Possen irgend eine haltbare Lehre zu extrahiren.

33. Vormund und Mündel. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Raupach, über den die Stimme der Mitwelt noch schwankt, ist wirklich ein seltenes Talent. Er kann Alles, sogar das larmoyante, das überempfindsame Schauspiel vermag er auf einen Augenblick wieder zu Ehren zu bringen. Der Versuch in dieser Gattung, den er uns hier vorlegt, gibt wirklich zu anziehenden und gefälligen Betrachtungen Stoff. Das Stück ist trotz einigen, wenig natürlichen Verhältnissen in hohem Grade stoffhaltig und fesselnd; es ist in einer Sprache geschrieben, die uns, an „Miß Sara Sampson" erinnernd, nach 80 Jahren wieder wie neu klingt, und wiewol es die Verhältnisse der „Pamela" Richardson's und Goldoni's wiederholt, ein uns fast fremd gewordenes Gebiet von Neuem öffnet. In dieser Gattung Kotzebue und Lafontaine zu überbieten, ist wirklich ein großes Unternehmen, und es ist völlig gelungen. Die Verhältnisse sind von der zartesten Erfindung, die Charaktere typisch und doch nicht verbraucht, Dorriforth's Edelsinn muß alle Frauen entzücken, und was die dramatische Behandlung betrifft, so ist sie in ihrer, in dieser Gattung meisterlich. Miß Mathilde Millner ist ein echtes Weib, scharfsichtig aber kurzsichtig, denn die Frauen sehen scharf in der Nähe, aber das Fernerliegende verbirgt sich ihnen. Mathilde erkennt, wie viel sie durch das Bekenntniß ihrer Liebe in Dorriforth's Augen verlieren müsse; aber wie macht sie diesen Verlust wieder gut? Auf eine höchst kurzsichtige Weise, dadurch, daß sie wider seinen Wunsch auf einen Ball geht. Ihr Zweck geht gänzlich verloren, und doch führt dieser Verlust ans Ziel ihrer Wünsche.

Der Verf. hat in diesem Stücke, wie gesagt, nicht blos einer neu-alten Gattung die Bahn gebrochen, sondern auch eine neue Diction für sie erfunden. Die Breite und Ruhe der Sprache, die, wie gesagt, an Elias Schlegel, Gellert und Lessing in seiner frühesten Periode erinnert, paßt außerordentlich zu diesem Sujet und macht einen wunderbaren, einen neuen Effect. Ebenso wirkungsvoll sind Dorriforth's Monologe, wirklich der Natur abgelauscht, ganz abweichend von aller herkömmlichen Kunstnatur und ganz neu in der Form; z. B. der Monolog S. 77, nachdem er endlich nicht mehr zweifeln kann, daß Mathilde ihn liebe. „Dorriforth (geht in heftiger Bewegung hin und her, indem er einige Mal das Wort „Mich" wiederholt, dann in kurzen Pausen): Freie Wahl unter Englands Jugend, unter den Edelsten des Reiches — Gewißheit, durch einen Wink Entzücken zu bereiten — — und mich — mich! Bei dem ersten Lächeln, alle Lust der Erde zu ihrem Dienste — und lange Monden lang unter Angst und Ehrknen — mich! O meine Brust! — Herzklopfen des Bettlers im Palast des Fürsten — Angst des Sünders im Paradiese! —"

Das heißt sprechen, wie die Leidenschaft spricht in jenen Augenblicken! Es fehlt viel daran, daß dies Drama Iffland und besonders Raupach unsterblich machen könnte; aber es beweist er auch wieder mit diesem Versuch, daß die Erfindung neuer Formen des Schönen und Dichterischen in ihm noch nicht erschöpft und ausgestorben ist, und daß unsere jungen Dichter im Drama stets und immer wieder etwas von ihm lernen können. Vielleicht ist es eben nur Raupach's Fehler, daß er den rohen Forderungen so gut zu genügen weiß, wie den feinen Ansprüchen der Kunst; aber jedenfalls ist das ein seltener Geist, der in einem und demselben Atem den oben angezogenen Monolog Tasso's auf die Nachricht von seiner Freiheit und Dorriforth's Monolog bei der Gewißheit, geliebt zu sein, zu schreiben vermochte.

34. Lustspiele von Jovialis. Tübingen, Osiander. 1835. 16. 6 Gr.

Wir kennen den Verf. bereits als den geistreichen Kommentator mehrer Sagen von Till Eulenspiegel, und eine solche bietet auch wieder den Stoff des Lustspiels: „Herr von Hohenstein", welches in diesem Bändchen die erste Stelle einnimmt.*) Um von dem Geiste dieser Arbeiten eine Vorstellung zu gewinnen, muß man sie durchaus lesen; neu und besonders ist Alles darin, ja, wir halten dafür, dieser Geist sei der Anfang des echten deutschen Volkslustspiels. Für Den, der Gryphius und seine Zeitgenossen kennt, klingt das Vaterländische, das Volksthümliche, die rohe, kunstlose Laune, durch welche dieser jene Epoche machte, hier wieder an; nur der Witz, wie ihn die Lebenserfahrung gibt, erscheint erweitert. Anziehen läßt sich nichts daraus, es ist eben ein launiges Ganze; aber erfreuen muß es jeden Freund unserer Literatur, auch diese eigenthümliche Brechung des deutschen Geistes einmal wieder zu Ehren kommen zu sehen. Das zweite Stück: „Die Kaiserkrönung", gleichfalls ein Till'scher Schwank, spielt in Costum und Jahrhunderts und hat noch mehr Sinniges und Deutsches in sich als das erste Stück, das die Mißhelligkeiten des 30jährigen Krieges auf so eigenthümliche durchsichtige Weise abspiegelt. Die kleinen und großen Sünden richtet der deutsche Kaiser hier zum Schluß in öffentlicher, feierlicher Sitzung, wie denn auch Shakspeare diesen Schluß durch einen solchen deus ex machina ganz besonders liebt. Das Ganze ist allerliebst, im Einzelnen waltet eine köstliche Laune, deren Spiele in Erfindung wie in Wortgefecht auf das Angenehmste unterhalten. In dieser Gattung besitzt Frankreich nichts, was ist kein von über'm Rhein entlehnter Witz; der germanische Charakter ist in diesen Witzspielen unverkennbar, und ganz zeigt sich des großen Briten launige Weisheit in ihrem ursprünglichen Stammzusammenhange. Der Verf. gebe uns deren ja mehr dergleichen; unser und vieler Verständigen Dank soll ihm nicht fehlen, wenn auch keines seiner Stücke je auf die deutsche Bühne gelangen sollte. Von 30 Millionen Deutschen besucht ja überhaupt nicht eine Million die höhere Bühne.

35. Triboulet, oder des Königs Hofnarr. Trauerspiel in 5 Aufzügen nach V. Hugo's Le Roi s'amuse. Von Cathinka Halein. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1835. Gr. 12. 16 Gr.

Die grell-schauerliche Tragödie, welche hier bearbeitet scheint, ist mit aller ihrer wilden Gräßlichkeit, wie sie Franzose der neuern Zeit erfinden konnte, [illegible] unseres Theils haben längst mit Herrn Victor [illegible] geschlossen: er kann uns noch erschüttern, wie [illegible] cken, wie man durch einen plötzlichen Angriff [illegible] erschreckt, der an einem offenen Fenster oder vor [illegible] steht; gefallen kann er uns nicht mehr. Wir [illegible] daß, was wir für jugendlichen Übermuth [illegible]

*) Den Inhalt des zweiten Heftes bildet „Die [illegible] worüber im ersten Art. unter Nr. 1 die Rede war.

Digitized by Google

...nlich ist, System, dessen Verwerflichkeit er sich selbst ein... ...redet und eingeschrieben hat. Es ist Kunst in seinen Er... ...dungen, aber eine solche, von der hier gar nicht mehr die ...ede ist: die Kunst, Greuel zu erfinden. Ist das etwa die ...ufgabe der dramatischen Muse? Gott verhüte es! Wir wünsch... ...n, die Übersetzung wäre schlechter, damit kein Mensch in ...ersuchung käme, solchen Greuel in deutscher Sprache zu lesen, ...mit unsere keusche und edle Muttersprache keusch und edel ...ibe, und damit endlich die Versuchung wegfiele, es dem Herrn ...ictor Hugo in Zoten und in Greueln gleich zu thun. Daß ...e Frau derzleichen unter ihre bearbeitende Feder nehmen ...nnte, ist ein sehr übles Zeichen der Zeit. Gellert's Freundin ...itte das Original ins Feuer geworfen, wohin es gehört.

...). Schauspiele von Eduard von Schenk. Dritter Theil. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

...Mit Freuden wenden wir uns von dem ungetreuen Sohn ...r Muse, Victor Hugo, zu einem edeln, deutschen Geiste, dem ...itte und Religion noch etwas gelten, und der die keusche Um... ...mung Thalia's noch zu verdienen weiß, jener Göttin, die sich ...n jenen rohen pariser Gesellen immer zorniger und entrüste... ...r abwendet. Sanfte Regung ist das Ziel in Schenk's Dra... ...en, nicht Erschütterung, Durchbebung, die, wie eine unselige ...ichterschule unter uns wähnt, die Poesie allein bewirken und ...streben solle. Wer liest „Die Krone von Cypern", ohne edler ...d besser zu werden, und wer hat je Besserung und edlere ...egung bei einem Stücke von Hugo, etwa „Hernani" ausge... ...mmen, empfunden!

Das fünfactige Schauspiel: „Die Krone von Cypern", em... ...fehlt sich durch die Form mehr als durch den Inhalt, wel... ...r zu den gewöhnlichen Incognitos- und Erkennungsdramen ...htmäßiger Prinzen gehört. Amalrich, Usurpator der Krone ...perns, die dem Sohne seines Bruders, Hugo, gebührt, ist ...t den herkömmlichen Zügen des Mistrauens, der Furcht vor ...ntdeckung, tyrannischen Druckes ausgestattet; die Magd Civa, ...nigswitwe Stephania, mit denen des Trotzes und aufopfern... ...: Liebe für ihren Sohn Hugo. Das Ganze begibt sich auf ...ziehende Weise, nur für den mitwissenden Leser etwas zu ...dehnt. Die schwer zu vermeidende Klippe solcher Stoffe ist ...mer die, den Zuschauer nicht zu früh und zu viel zur ...itwissenschaft zu berufen und doch das Interesse an Personen, ...notwendig in untergeordneten Verhältnissen erscheinen müs... ..., aufrecht zu erhalten. Auch hier wird diese Klippe nicht ...ganz vermieden. Die Diction und der Vers sind so rein und ...ristgerecht, wie sich von dem Dichter des „Belisar" erwarten ...t; auch fehlt dem Ganzen weder die tiefere Bedeutung, noch ...der tragische Ton, selbst ohne das Gift, das Amalrich nimmt. ...Alte und neue Kunst", allegorisches Vorspiel zu Göthe's ...dächtnißfeier, ist zu seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich ...sprochen und belobt worden. Eine ähnliche Intention wie ...r lag bei dem Festspiel: „Ahnen und Enkel", zur Ver... ...hlung der Prinzeß Mathilde, zum Grunde. Der Dichter ...t auf Herzog Wolfgang von Zweibrücken (1544) zurück und ...t der Pfalzgräfin Johanna prophetische Worte in den Mund, ...denen wir selbst die Griechen leise angedeutet finden. ...nlichen patriotischen Anklang finden die „Griechen in Nürn... ...g", Lustspiel in drei Acten, ein gut erfundenes Drama, in ...s der alte Pirkheimer die strenge altdeutsche Sitte repräsen... ...t. Gute Diction und ein milder, erfreulicher Humor ma... ...s uns dies Stück werth, das jedoch hohen Ansprüchen sich ...zieht. Der Dichter selbst bedarf keiner Empfehlung, er hat ...en festen Platz in der Literatur eingenommen und bleibt ...sem selbst bei geringern Leistungen, wie Gelegenheits- und ...bspiele immer sind, treu.

Theater-Almanach für das Jahr 1836. Herausgegeben ...on A. Cosmar. Erster Jahrgang. Berlin, Bade. 16. ...Thlr. 12 Gr.

Wir erkennen in dieser neuen Jahreserscheinung keine ei... ...thümliche festgehaltene Richtung, die sie von dem längstbe... ...kannten „Jahrbuche der Bühnenspiele" unterschiede. Zwei ganz gleiche Sammlungen dieser Art für einen Ort, und dies auch Berlin, sind jedenfalls zu viel, daher wir dem neugeborenen Kinde auch kein langes Leben prophezeien können. Sein erstes Auftreten zwar ist ganz gut. „Frau und Freund", Lustspiel in einem Acte von Albini, hat viel Anspruch zu gefallen, wenn auch sowol die Eifersucht der Frau Justizräthin als die Unzuverlässigkeit des Freundes in Noth und Tod mit einiger Caricatur gezeichnet ist; wenigstens hätte das Paar ganz jung verheirathet sein sollen. Die Scene mit dem Adreßkalender ist allerliebst, nur macht der Verf. der Bildung der berliner Damen in ihrer Repräsentantin eben kein Compliment. „Der Pistolenschuß", Lustspiel in einem Aufzuge von Angely nach dem Französischen, verleugnet seinen Doppelursprung nicht, die Farce ist gut. „Die Novize", nach einem französischen Singspiel von Blum, zeigt den solidern Geist älterer französischer Stücke und ist besser geschrieben, als die Stücke von Blum es gewöhnlich sind. „Drei Frauen auf einmal", Posse nach Scribe von Cosmar, wiederholt das hundertmal Gesehene. Ausgezeichnet schwach in Erfindung und Witz ist die Posse: „Die drei Tanzmeister", von L. Rellstab. Von einem so lang gedienten Theaterrecensenten war etwas Besseres zu erwarten als dies ganz triviale Stück, vorausgesetzt selbst, daß er sich nur auf sein Gedächtniß verließ, das ihm tausend witzigere und charaktervollere Erfindungen darbieten mußte. Alle diese Samenkörner müssen auf ein ganz unfruchtbares Terrain gefallen sein; sonst ist es unerklärbar, wie man eine solche Abgedroschenheit für etwas Neues geben konnte. Wir stoßen darin auf keinen einzigen erträglich launigen Gedanken. Viel besser ist es mit dem Puppenspiel: „Quatember im Monde", in drei Acten und einem Vorspiel von „Jemandem", bestellt. Dieser Jemand hat in der That Witz, und daß es ihm an Intentionen nicht fehlt, zeigt schon das Personenverzeichniß, in dem Kotzebue's und Lafontaine's Kinder, Eulalia und Deserteure aus Kindesliebe, als Mondkälber winselnd auftreten, Hamlet und Orindur nicht zu vergessen. Die beiden Letztgenannten führen dann auch manch hübsches Wortgefecht aus, z. B.:

Kaiser. Lieber Orindur, bedenken Sie doch!
Orindur. Ja, bedenken will ich, denken,
Daß das Denken hier bedenklich,
Wenn ich denke . . .
Hamlet (stürzt auf ihn zu). Ha, treff ich dich, der du denkst, daß du denken darfst, weil du mir 'mal was nachgedacht hast!
Orindur. Hamlet, geh! Von Allen, deren
Eine Mutter quitt geworden,
Mag ich dir nicht sehn ins Antlitz. —
Hamlet. Ich aber dir, Monologendieb! . . . u. s. w.

Wir wünschen dem „Theater-Almanach" viel solche „Quatember".*) 72.

Geschichte des Krieges von Preußen und Rußland gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1807.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Wenn auch die Schlachten von Jena und Auerstädt die Tapferkeit des preußischen Heeres keineswegs zweideutig machen und seine Niederlagen durch die Umstände leicht zu erklären sind, so vermögen dagegen die ihnen folgenden Begebenheiten nicht, dasselbe vor gerechtem Tadel zu schützen. Die schnelle innere und äußere Auflösung der Truppen, die Übergabe der meisten Festungen, ohne eine Vertheidigung auch nur versucht zu haben, die Capitulationen ganzer Abtheilungen in freiem Felde sind in dieser Ausdehnung wol beispiellos in der Kriegsgeschichte; und wenn auch die Zerstreuung und Demoralisirung der Truppen und ihre Gefangennehmung in freiem Felde vielleicht durch die erlittenen Niederlagen und den Mangel an

*) Der dritte Artikel folgt im August. D. Red.

Digitized by Google

Einheit und zweckmäßigen Verpflegungsanstalten etwas erleichtert werden können, so bleibt doch die Übergabe der Festungen ein dunkles Räthsel. Die Menge ist nur zu sehr geneigt, dasselbe durch Verrath der Befehlshaber zu lösen. Verrath an der Pflicht ist freilich eine jede Übergabe einer Festung, so lange noch nicht alle Mittel ihrer Vertheidigung erschöpft sind; aber von Dem, was der große Haufe darunter versteht und mit Wahrscheinlichkeit für gleichbedeutend hält, ist bisjetzt auch keine Spur ermittelt worden. Treffend ist das Urtheil des Verf. bei Gelegenheit der Übergabe von Magdeburg. „Alle jene unerhörten Unfälle beruhten auf Abspannung, Charakterschwäche oder falscher Beurtheilung der Verhältnisse. Im vorliegenden Falle ist es unzweifelhaft, daß General Kleist, durch frühere Kriegsthaten rühmlich ausgezeichnet, aber jetzt dem Greisenalter nahe, sich durch die Nachricht von der Katastrophe bei Prenzlau, die ihm als der Untergang der ganzen Armee geschildert ward, zu der Ansicht verleiten ließ, der Krieg sei so gut wie beendigt, Magdeburg jedenfalls für den König verloren und deshalb zwecklose Grausamkeit, die reiche Handelsstadt der Verwüstung preiszugeben. Aber wie Dem immer sein möge, das Ereigniß brachte unberechenbaren Nachtheil und gewährt eine furchtbare Lehre, wie der Soldat das Höchste, was er besitzt, gefährde, wenn er aus dem strenggezogenen Kreise seiner Pflicht in das Gebiet politischer Speculation heraustritt." (S. 126 fg.)

Wenn man nächstdem das Gewebe der auffallendsten Irrungen und Mißverständnisse unter den höhern Befehlshabern auf dem Rückzuge des preußischen Heeres erwägt; wenn man u. A. erfährt, daß bei Prenzlau ein Artilleriebefehlshaber dem Fürsten Hohenlohe die falsche Meldung machen konnte, es fehle den Geschützen und der Infanterie an Munition, und dieser derselben unbedingten Glauben schenkte; wenn man hört, daß dessen gelehrter Chef des Generalstabes, der Oberst Massenbach, nicht wußte, auf welchem Ufer der Ucker er sich befinde: so könnte wol der entschiedenste Zweifler zu der Überzeugung geführt werden, daß die Schicksale der Reiche und Kriegsvölker noch von einer höhern Hand gelenkt werden, und es dürfte dem Gläubigen, dem die Stimmung eines Theiles des damaligen preußischen Heeres und Volkes noch in Erinnerung ist, wol das „Maledictus homo qui confidit in homine, et ponit carnem brachium suum, et a Domino recedit cor ejus" des Propheten vorschweben.

Erst an der Weichsel fanden die Trümmer der preußischen Truppen in dem Corps des Generals Lestocq einen Kern, an den sie sich anschließen konnten, und in dem Feldzuge des folgenden Jahres, namentlich in der Schlacht bei Eilau am 8. Febr., Gelegenheit, die gewohnte Tapferkeit zu zeigen, von der auch an andern Orten manche einzelne Züge hervorleuchten.

Auffallend und unbekannt war uns der von dem russischen General Sedmoratzky (S. 146) zur Verlassung von Praga angeführte Grund, daß er nämlich zur Jahresfeier der Schlacht von Austerlitz irgend einen kühnen Streich des Feindes erwartet habe.

Der Erzählung, daß der General Kalkreuth, welcher am Morgen des 16. Oct. von Sömmerda aufgebrochen war, als er bei Weißensee französische Reiterei gefunden habe, so außer Fassung gerathen sei, daß ohne des Prinzen August und Blücher's kräftige Vorstellungen schon dort eine Katastrophe eingetreten wäre, hätten wir von dem so besonnenen und unparteiischen Verf. eine genauere geschichtliche Begründung gewünscht. Wir glauben ihr die nachstehende Angabe entgegenstellen zu müssen, die uns von des Generals eigner Hand zugekommen, aber nicht dem Druck übergeben worden ist: „Da Se. Majestät der König schon am 14. Abends und 15. früh den Major von Zieten und Major Grafen Dönhoff zum Kaiser Napoleon geschickt hatten, um Unterhandlungen einzuleiten und in der Voraussetzung standen, daß solche nicht ohne Wirkung bleiben würden, so befahlen Sie sowol dem Generalmajor Grafen Kanitzen als auch mir die Gefechte den 15. Abends bei [illegible] Ihrer Wünsche in Gegenwart sogar eher [illegible] wenn wir den folgenden Tag auf dem Marsche [illegible] den sollten, nicht wieder zu schießen, sondern Kanonier [illegible] schicken, um anzuzeigen, daß man schon in Unterhandlung wäre, die vermuthlich angenommen werden würden. Die [illegible] fehle erfüllte der Generalmajor Graf Kanitzen, [illegible] neral Blücher und Oberst Massenbach unterstützt, [illegible] vor. Meißensee. General Klein willigte ein und [illegible] Major Dufour von einem Chasseurregimente, der [illegible] durch die französischen Truppen durchführen mußte. [illegible] Mund die Einwilligung des Generals Klein [illegible] oder nicht, weiß ich nicht, gehört auch nicht zur Sache. [illegible] schall Soult, der ein anderes Corps hatte, kommt [illegible] ein, sondern rückte den 16. bis Creußen vor, wo ich auf [illegible] Halt die müden Leute essen ließ und es nach einer [illegible] gen Unterredung mit dem Marschall, die ich verstand, [illegible] oder nicht, weiß ich nicht, gehört auch nicht zur Sache. [illegible] schall Soult, der ein anderes Corps hatte, kommt nicht ein, sondern rückte den 16. bis Creußen vor, wo ich auf [illegible] Halt die müden Leute essen ließ und es nach einer [illegible] gen Unterredung mit dem Marschall, die ich verstand, [illegible] Dämmerung zu gewinnen, verlängerte, auf der [illegible] vorhersah, nichts herauskommen konnte, zu einem [illegible] gefechte mit dem Bataillon Oswald kam, das den [illegible] von Creußen besetzt hielt und vertheidigte, dem die [illegible] Ende machte, das auch mein Wille war .... [illegible] keinen wirklichen Waffenstillstand auszumachen [illegible] dern nur auf des Königs Befehl das ruhige Durch[illegible]. Wir enthalten uns hierüber des eignen Urtheils und [illegible] nur für die Wahrheit und den Ruf eines [illegible] fischen Generals eine genauere Untersuchung [illegible] Angaben, welche, da einige der hier genannten [illegible] am Leben sind, wol möglich wäre.

Die Sprache ist einfach und würdevoll und [illegible] der Benutzung des Stoffes den unverkennbaren [illegible] zum Kriegsgeschichtschreiber.

Notiz.

Wallenstein's Schicksal geschildert von Corneille.

Im „Nicomedes" von Corneille findet sich eine [illegible] (II, 1), von der man glauben sollte, daß [illegible] Schicksal Wallenstein's vor Augen gehabt habe. [illegible] nur:

Aussitôt qu'un sujet s'est rendu trop puissant,
Encore qu'il soit sans crime, il n'est pas innocent.
On n'attend point alors qu'il ose tout permettre.
C'est un crime d'état, que d'en pouvoir commettre,
Et qui sait bien régner, l'empêche proprement
De mériter un juste et plus grand châtiment,
Et prévient, par un ordre à tous deux favorable,
Ou les maux, qu'il prépare, ou ceux qu'il pourrait [illegible]

Paßt hier nicht jedes Wort auf Wallenstein? [illegible] Verdacht haftete auf ihm, und warum? [illegible] mächtig gemacht. Ohne ein Verbrechen [illegible] ben, war er deshalb doch nicht mehr auf [illegible] wollte nicht warten, daß er es wage, den [illegible] sten Schritt zu thun; es war schon ein Gen[illegible] thun zu können. Ferdinand II. wollte [illegible] zu regieren verstehe, und hinderte ihn [illegible] einer größern Strafe anheimzufallen; [illegible] die er im Sinne haben oder thun konnte, [illegible] fehl, durch einen Mord zuvorzukommen, [illegible] Wallenstein heilsam zu sein schien. [illegible] lenstein im Sinne? Wol nicht; er wollte [illegible] à la Machiavell aussprechen, der den [illegible] haupt häufig zur Richtschnur diente und [illegible] gegen Wallenstein befolgt wurde, aber [illegible] Augen fiel, weil Wallenstein so hoch [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in [illegible]

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. I.

ser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's

sämmtliche Werke

in

zwölf Octav-Bänden,

elinpapier, mit zwölf Stahlstichen nach Kaulbach, Schröter, Stielke, Mücke und andern ausgezeichneten Künstlern.

Zweite Lieferung, oder vierter bis sechster Band.

Subscriptionspreis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.; für alle 12 Bände 16 Fl. 48 Kr., oder 10 Thlr.

Dieser Lieferung sind beigelegt:

1. **Das Portrait Schiller's.**
2. **Eine Scene aus den Räubern.**
3. **Ein Bild zu dem Gedicht: „Die Kraniche des Ibikus."**

Auch künftig werden wir die Stahlstiche nur in derjenigen Reihenfolge ausgeben können, wie sie uns von den Künstlern abliefert werden, wodurch übrigens kein wesentlicher Nachtheil entsteht, da ja doch der Einband am zweckmäßigsten bis zu Vollendung der ganzen Ausgabe ausgesetzt bleibt.

Stuttgart und Tübingen, im December 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Rechte der Handwerker

und ihrer Innungen.

Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt von

Georg Eduard Herold.

Gr. 8. Geh. 21 Gr.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei uns sind im Laufe des Jahres 1835 nachstehende Werke erschienen:

Kurz, F., Östreich unter Kaiser Albrecht II. 2 Thle. Gr. 8. 48 Bogen. Wien 1835. Auf schönem Median-Druckpapier 3 Thlr. 8 Gr., auf Vel.-Schreibpapier 4 Thlr., auf franz. Velinpapier 6 Thlr.

Kranken-Köchin, Die wiener, oder neues medic. Familien-Kochbuch für Kranke und Genesende, enthält: Vorschriften zur angemessenen Bereitung von Kraftsuppen, Brühen, Gallerten, Gemüsen, Obst, Fleisch und Eierspeisen, leichte Bäckereien, erfrischende Getränke, Thee, Tisanensäfte, Confumes und Gelees, herausgegeben von einem prakt. Ärzte Wiens. 2te viel vermehrte Aufl. 8. Wien 1835. 12 Gr.

Hermann, J., Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt, nebst meinem Rath an den Musiklehrer. Gr. 8. 10½ Bogen nebst Tabellen. 12 Gr.

Whistschule, Neueste, oder gründliche und leichtfaßliche Darstellung aller Gesetze, Regeln und Eigenheiten des Whistspieles. Ein vollständiger Unterricht für die weitere Bildung und für Die, die es lernen wollen; nebst gedrängter Übersicht des Klein-Whist-Boston u. Inmediat-Whistspiels. 12. Wien. In Umschl. br. 8 Gr.

Kaminski, J. N., Haliczanka, czyli zbiór nowszy wierszy. 12. we Lwowie. Br. in Umschlag 18 Gr.

Ehrmann, M. S., Professor der Pharmacie an der k. k. wiener Universität, Das Neueste und Wissenswertheste aus dem ganzen Umfange der Pharmacie und ihren Grundwissenschaften. 3tes Heft. Gr. 8. Wien 1835. In Umschlag br. 16 Gr.

— —, Pharmaceutische Präparaten-Kunde nach den Grundsätzen der neuesten östreichischen Pharmakopöe. 2te verm. Aufl. Gr. 8. Wien 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Schopf, F. J., Die östreichische Forstverfassung, das Forstrecht und die Forstpolicei aus den erschienenen Gesetzen dargestellt. 3 Thle. Gr 8. Wien 1835. 3 Thlr. 16 Gr.

— —, Die Landwirthschaft in den deutsch, böhmisch und galizischen Provinzen in ihrer gesetzlichen Verfassung. 3 Thle. 5 Thlr. 8 Gr.

— —, Die Jagdverfassung, das Jagdrecht und die Jagdpolicei in den sämmtlichen Provinzen Östreichs aus den erschienenen Gesetzen dargestellt. Für Behörden, Beamte und Jäger. 2te verm. Aufl. Gr 8. Wien 1835. Br. 20 Gr. Auf Velin-Schreibp. cart. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, Fortsetzung der Sammlung der in Conscriptions-, Recrutirungs- und Entlassungs-Angelegenheiten erlassenen Vorschriften für die altconscribirten Provinzen dargestellt; sammt den für das lombardisch-venetianische Königreich bestehenden Conscriptionsgesetzen mit den Completirungs-Vorschriften für Tirol und Vorarlberg in gedrängter Kürze. Gr. 8. Wien 1835. Br. 1 Thlr.

Gesellschafter, Der, am Wasser-Glacis. Eine Reihe Erzählungen, Novellen und Humoresken. Von Lieblingsschriftstellern der eleganten Lesewelt. 1stes Bändchen. 12. Wien 1835. 16 Gr.

Digitized by Google

Verhaltungsregeln für Jedermann, welcher beim Übergange aus einem ungewöhnlich heißen Sommer in eine rauhere Jahreszeit gesund bleiben will. Ze ganz umgearbeitete und viel vermehrte Aufl. 8. Wien 1835. 16 Gr.

Kupffer und Singer in Wien.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik der Landwirthschaft

von

J. G. Elsner.

2 Thle. Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 18 Gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir blos den Inhalt der einzelnen Capitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verf. würzt auch selbst die trockensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sei, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Ökonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwickeln und stärken und zu ihrem Gewinn anwenden kann. Von der Organisirung einer Ökonomie. Von den Ackerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Ökonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Ökonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsätze stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem Einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Acker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besitzungen. Die mittlern Güter. Von der Nutznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomainen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideicommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Übernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besatz. 3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennutzungen. 3) Gewährleistung bei Güterpachten. 4) Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 5) Die Zeit der Übergabe der Pacht. 6) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Foderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Producte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Gräserei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Production in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Producte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Ölgewächse. Der Hopfen. Der Krapp. Der Wein. B. Die animalischen Producte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volks auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Verwendung der Civilisation des Landmannes. C. Höhere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Land und gut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Zahl der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Literatur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Zeit und Preise. G. Afterbildung. Stellung des Landwirths zu den übrigen Classen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesetzes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pecuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthlich oder rein menschliche Standpunkt. Ganz der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesetzgebung. A. Die moralischen Agrargesetze. 1) Gesetze, welche den Endzweck haben, Jeden in seinem Besitze zu schützen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besitzrechts. b) Gesetze zur Erhaltung des Besitzes. 1) Normen. 2) Herabgesetzter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschätzungen der Grundstücke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollten alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schutz gegen Diebe. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigne Gefahr des Instituts bestehen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Producte borgen. 2) Landespolizeigesetze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schützen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadenzufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die negativen Agrargesetze. Alte, für die jetzige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbefugnisse. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung der landwirthschaftlichen Staats. A. Zweck und Ertrag der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Ölschlägereien. C. Wohlthätige und nützliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assecuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. b) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassecuranzen, oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassecuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsätzen soll der Schaden geschätzt werden. β) Ob ein Acker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Grundsätze nach einem für das ganze Jahr gültigen Satz, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? b) Die Privat-Hagelassecuranzen. b) Armencolonien. 1) Von der Übervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volkes. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armencolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Ökonomen bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern, auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und die in Rücksicht auf dieses stets im vollen Einverständniß seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Production in den Ländern. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn.

Digitized by Google

arn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Producte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit Dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowol bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Producenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neues geographisches Werk.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst 2 Karten und 3 lithographirten Tafeln. Mit k. württ. und großh. bad. Privilegium. Gr. 8. 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Die Kritik hat den Werth und die Brauchbarkeit dieses Buches lobend anerkannt; auch hat es in vielen Schulen Eingang gefunden und Karl Ritter, der die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Verbindung der Geographie mit Geschichte jüngst in einer Abhandlung auseinandersetzte, empfiehlt unter allen Lehrbüchern zunächst dieses für den Schulgebrauch. — Die neue Auflage enthält viele Zusätze und neue Capitel, darunter die Geographie von Palästina im Alterthum. Das hinzugekommene Namensregister erleichtert den Gebrauch, und die zweckmäßige typographische Eintheilung macht das 32½ Bogen starke Buch inhaltreicher als andere Bücher in gleichem Format von mehr denn 42 Bogen. Es darf darum mit Recht auch ein sehr wohlfeiles Buch genannt werden. Sprache und Styl haben eine Vollendung, wie sie nur bei unserem classischen Schriftsteller sich findet, weshalb dieses Buch auch von Erwachsenen als anziehende Unterhaltungslectüre gewählt wird.

Mainz, im November 1835.

C. G. Kunze.

L'Epoque oder les Soirées européennes. *)

Wir machen das deutsche Publicum auf die Epoque oder les soirées européennes, neue französische Revue, welche in monatlichen Lieferungen seit Februar 1836 in Paris erscheint, aufmerksam. Diese Zeitschrift, von mehren Gelehrten herausgegeben, unter welchen die berühmten Namen von Chateaubriand, Lamartine u. A. m. sich finden, erntete den allgemeinsten Beifall in Frankreich. Schon hat dieselbe in England, Italien, Deutschland und sogar Polen und Rußland eine anerkennende Aufnahme gefunden. Allen Lehrern und Liebhabern der französischen Literatur, sowie allen Studirenden, welche gerne die schöne Sprache unserer jenseit des Rheines wohnenden Nachbarn mächtig zu werden wünschen, empfehlen wir die Epoque als eine interessante, angenehme und tüchtige Erzeugung der pariser Presse an. Der äußerst billige Preis, die mannichfachen Gegenstände des Inhaltes, der Luxus des Papieres und des Druckes sind unleugbare Vortheile dieser Zeitschrift, wodurch sie sich vor vielen andern wesentlich auszeichnet.

Die deutschen Schriftsteller und Herausgeber werden ohne Zweifel mit Vergnügen erfahren, daß, im Falle wo sie ein Werk, welches für Frankreich interessant sein könnte, in der Epoque ankündigen zu lassen Willens wären, sie sich an Hrn. Grafen von Corberon, wohnhaft Pfandhausstraße Nr. 4 in München, direct wenden sollen.

Gegen Vergütung von 12 Kreuzern R. W. für jede Zeile, oder gegen unentgeldliche Übersendung eines freien Exemplars, werden Anzeigen, Antikritiken ꝛc. der Epoque beigefügt.

*) In Commission bei Cotta in München, — bei Gerold in Wien, — bei Borrosch und Andrè in Prag, — bei Hoffmann in Berlin, — bei Perthes und Besser in Hamburg, — bei Groos in Karlsruhe ꝛc.

Beim Buchhändler E. Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rosenkranz, K., Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. 3 Bände. Gr. 8. 1832 u. 33. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste Theil enthält die orientalische und antike Poesie; der zweite die französische und italienische; der dritte die spanische, portugiesische, englische, deutsche, nordische und slawische. So erhält man in diesem Werke eine umfassende Geschichte der Poesie. Was aber den Werth desselben bedeutend erhöht, ist die strenge Kritik, die sorgfältige Benutzung des vorhandenen Materials, die vollkommene Gewalt über den Stoff, die Hervorhebung des Wichtigern, die Vermeidung des gelehrten Prunks, sowie die blühende elegante Schreibart, sodass dies Werk ebenso brauchbar für den Gelehrten vom Fach, als für einen Jeden ist, der auf Bildung Anspruch macht. Es ist ein Buch, das man nur ungern aus der Hand legt, ehe man es ganz durchgelesen hat.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Lisco, F. G., Die Wunder Jesu Christi, exegetisch-homiletisch bearbeitet. Gr. 8. Weiß Pap. 26½ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 36 Kr. Rhein.

Desselben Verfassers Bearbeitung der Parabeln hat ihn zu einer ähnlichen Arbeit über die Wunder veranlaßt. Die Charaktere der handelnden Personen aufzufassen und zu entwickeln, die Momente der erzählten Begebenheiten anschaulich und lebendig hinzustellen und aus dem Allen die Wahrheit des christlichen Glaubens und Lebens herzuleiten, war das Hauptbemühen des Verfassers bei dieser Arbeit. Prediger werden sich dieses Werks mit großem Nutzen bedienen können, da es einen Reichthum an praktischen Winken enthält.

Berlin.

Enslin'sche Buchhandlung (Ferd. Müller).

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Bernhardt, F. K., Deutsche Grammatik für den höhern Schulunterricht. 2te vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Müller, Dr. J., Handbuch der Physiologie des Menschen. 1ster Bd. in 2 Abtheilungen. 2te Aufl. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Kiesel, Dr. C., De hymno in Apollinem Homerico commentio. 8. Geh. 12 Gr.

Für Juden.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neunzehn Briefe
über
Judenthum.
Herausgegeben von
Ben Uziel.

Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh. 16 Gr.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.

Erste Lieferung:
Lehre von den Handwaffen.
Zweite Lieferung:
Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung.
1ste Abtheilung.

Preis jeder Lieferung 12 Kr., oder 3 Gr.

Dem unbefangenen Leser kann es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Classe der Unteroffiziere und der angehenden Militairs kund gibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militair von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercirplatze noch aus den Dienstvorschriften und Instructionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellectuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwickeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die obenerwähnte Classe geschriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bisjetzt noch kein zusammenhängendes Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige Dessen umfaßt, was für jene Classe als wissenswerth erscheint; und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militairs und Unteroffiziere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend und für ihre militairische Ausbildung gänzlich ohne allen Nutzen sind.

Diesem wesentlichen Übelstande kann nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande Dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militairischen Wissens dem Unteroffizier und dem jungen Militair, der sich zu solchem heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zweckes hat sich eine Gesellschaft deutscher Offiziere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unteroffiziere entworfen, welche nach den geistigen und äußern Mitteln dieser Standesclasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hierbei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unterffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.
3) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit, mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn, basirt, denn dem angehenden Militair und dem Unteroffiziere stehen nur schwache pekuniaire Mittel zu Gebote.
4) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande noch von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Die einzelnen Fächer und ihre Reihenfolge sind folgende:

	Lieferg.	Bogen.
1) Lehre von den Handwaffen	3	12
2) Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung	3	12
3) Die Lehre vom Militairstyl	3	12
4) Erklärendes Wörterbuch der in der Kriegskunstsprache vorkommenden Fremdwörter	2	8
5) Kurzer Abriß der allgemeinen Geschichte mit steter Hinsicht auf den Krieg	6	24
6) Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 2te Abtheilung	3	12
7) Populairer Abriß der Kriege neuerer Zeit (von 1792 an)	4	16
8) Populaire Militair-Geographie mit einem Atlas	4	16
9) Terrain-Lehre	3	12
10) Der Unteroffizier als Untergebener, Kamerad und Vorgesetzter	2	8

Wer bei der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Annahme der ganzen in 2—2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 Kr., oder 3 Gr. pr. Lieferung. Alle sechs Wochen ungefähr wird eine Lieferung von 4 Bogen ausgegeben.

Sobald sämmtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verlangt wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rixner, Dr. Th. A., Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbaiern, Innerschwaben und bairisch Franken.

Gr. 8. 12 Bogen. 1 Fl. 30 Kr.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die fünfzehnte Lieferung
der bekannten
Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)
in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des achten Bandes bildet. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf feinem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Von der

Allgemeinen Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

sind wieder vor einigen Monaten erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt worden:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 26ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 12ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 6ter Theil.

Auch diese Theile sind wieder reich an bedeutenden, ihren Gegenstand erschöpfenden Artikeln; ich nenne nur in der ersten Section: Dismembration und Dispensation von *Buddeus*; Dithmar, Dithmarsen, Dithmarsisches Heidenthum u. s. w. von *Wachter*; Division von *Gurtz*; Doctor von *Dieck*; Dodona von *Zander*; Dogma von *Hagenbach*; Dohak von *Wahl*; Dohna von *v. Stramberg*; Dolus von *Buddeus*; Domainen von *v. Bosse*; Domcapitel von *Dieck*; Domesticus von *Wachter*; Dominikaner von *Fink*; Dominium von *Dieck*; u. s. w.

Aus der zweiten Section führe ich an die Artikel: Humbert von *Röse*; Humor von *Mundt*; Hundert von *Grotefend*; Hundred von *Wachter*; Hunger, Hungercur von *F. W. Theile*; Huso von *Thon*; Hussiten von *Gumauf*; Hutten von *Herzog*; Hüttenproducte von *v. Beust*; Hütungsgerechtigkeit von *Emminghaus*; Hyaena von *Thon* und *Bronn*; Hyder Ali von *Flügel*; Hydraspis, Hydrus von *Thon*; Hymenoptera von *Burmeister*; Hypericum von *Sprengel* u. s. w.

Aus der dritten Section nenne ich: Orphuniten von *Wachter*; Orpheus von *Klausen*; Orsini von *v. Stramberg*; Ort von *Plümike* und *Scherk*; Ortenburg von *Koepell*; Orthopädie, Orthopädische Formgebrechen und Institute von *Siebenhaar*; Orthoptera, Orthorhynchus von *Thon*; Osiris, Osker von *Klausen*; Osman von *Flügel*; Osmanisches Reich von *W. Schott* und *Flügel*; Osnabrück von *Oppermann*; Ossian von *Döring*; Ossolinsky von *Falkenstein*; Ossuña von *v. Stramberg* u. s. w.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., indeß gewähre ich gern für den ersten Ankauf des ganzen Werks sowol, als auch einer Partie Bände, die billigsten Bedingungen, um die Anschaffung zu erleichtern. Die getroffenen Einrichtungen machen es mir möglich, ein schnelleres Fortschreiten zur Beendigung zu verbürgen, ohne daß dem innern Gehalte des Werkes dadurch ein Nachtheil entstände.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reise nach Italien

im

Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Verzeichniß gehaltvoller und interessanter Schriften aus dem Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., welche bis zur leipziger Jubilate-Messe 1836 in Partien genommen

zu bedeutend niedrigern Preisen

erlassen werden und zwar 12 Thlr. mit 25 Procent, 24 Thlr. mit 33⅓ Procent, 36 Thlr. mit 40 Proc. und 50 Thlr. mit 50 Proc.

Digitized by Google

Ankündigung
der Wiener allgemeinen Theaterzeitung
und
des Originalblatts
für
Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben,
für das Jahr 1836.

Der Mensch schaut hinein in den Strom der Zeit, seine Quelle kennt er nicht, sein Strömen begreift er nicht, sein Rauschen hört er nicht, seinen Boden sieht er nicht, sein Wohin erfährt er nicht, er kennt nichts als seinen Fall und sonnen-Sturz: die Abschnitte der Zeit, die Schleußen, die er willkürlich ihr selbst gesetzt hat. An jedem neuen Jahre, an diesem eingebildeten Zeitabschnitte, glaubt der Mensch, die Zeit häute sich und lege eine Jahreshaut ab, und freuet sich kindisch, daß er der Zeit ein neues Jahreskleidchen anzieht. Er will der Zeit mit Liebkosungen eine Gunst abschmeicheln, allein die Zeit hat ein ehernes Herzwerk und ein Zifferblatt aus Erz. Glück und Unglück sind die einzigen Zeiger, welche die verlaufenen Stunden anzeigen. Es gibt kein neues, kein altes Jahr, jeder Augenblick im Leben ist der Telegraph der Vergangenheit, das Vergrößerungsglas der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft.

An diesem großen Strome der Zeit sitzen die Journalisten mit ihrem papierenen Fischernetz, und fischen die Goldkörnchen und die bunten Muscheln und die Sandsteinchen heraus, welche die heranfahrenden Wogen an das Ufer des Werdens und Geschehens heranschwemmen. Die Theaterzeitung sitzt schon 28 Jahre an diesem Strome, sie hascht nicht nach den Trümmern politischer Schiffbrüche, nicht nach dem Treibholze, welches von großen Welterschütterungen herbeigeflutet wird, sondern nach den heitern und blühenden Blümchen und grünem Reis, welches auf den klaren Wogen einherschwimmt, nach den Goldfischen der Ergebnisse und Erlebnisse, nach den schimmernden, buntbeschwingten Libellen der Erscheinungen in Kunst, Leben und Geselligkeit, und nach den tausendverleigestaltigen Muscheln und glänzenden Schalen, welche die immer gebärende Zeit täglich und stündlich an die Leseufer heranträgt.

Sie sammelt davon und speichert auf, um es den Lesern in mannichfacher Gestaltung, in gefälliger Fassung und zugleich in nützlichen Formen wiederzugeben.

Die Theaterzeitung beginnt nun den 29sten Jahrgang, und beginnt den neuen Jahrgang mit einem alten Witz, mit einer Pränumerations-Ankündigung.

Ihre Absicht dabei ist einfach kindisch und erhaben naiv, sie will Pränumeranten, das ist nicht zu verkennen, und wie sie es auch anders ausdrückte, in gepreßten Seufzern, in vornehmer Kürze, die in der Länge nichts sagt, in vornehmabgestepptem Spaßphrasen, in beglückender Herablassung, im weinerlichen Weltverbesserungstone, die Welt würde es immer doch merken: sie will Pränumeranten. Warum also nicht grade heraus, warum es nicht lachend selbst offen eingestehen. Ein Demokrit wird immer willkommener sein, als ein Heraklit. Die Theaterzeitung ist weit entfernt auf heimische Weise so zu thun, als wollte sie der ganzen Welt das wahre Licht anzünden; sie ist weit entfernt als eine Zeitschrift Incognito für Cousins und Gevattern das literarische Gleichgewicht in Europa herstellen zu wollen, und der heitern, lieblichen vaterländischen Belletristik einen gewaltigen Bonmarbas-Schnurrbart aufzumalen; sie ist weit entfernt das Organ einer partheiischen Literatur-Gedärmverwickelung zu sein, um an diesem organischen Fehler ein patriarchalisch unbekanntes Einsiedlerleben hinzubüfteln; die Theaterzeitung will vor Allem unterhalten, mit Anstand und Sitte unterhalten; das Gute, das Edle, das wahrhaft Gute befördern, dem vaterländischen Streben, mit jedem thätigen Streben, gerecht und recht Wort und Ton leihen; und die Neugierde und Wißbegierde der Leser, insoferne es in ihrem Kreise, in ihrer Kraft liegt, auf eine angenehme Weise befriedigen und rege erhalten.

Erzählungen, Witze, Verkehrtheiten, Neuigkeiten, Anekdoten, Kurzweiligkeit, Langweiliges, Erholungen und Verholungen, Dichtung und Wahrheit, Kritiken über alle literarischen und dramatischen Erscheinungen, Abbildungen und Einbildungen, Modekupfer, Holz- und andere Schnitte, Anekdoten und Artikelurus, theatralische Costume-Bilder, Theater- und Musikberichte, in bloßer Geschwindigkeit ohne Zauber; ein Telegraph der Stadt Wien, der Alles berichtet, was vorfällt und was einfällt; eine Chronik aller bekannten Städte Europas, die alle Dinge aus den entferntesten Zonen ganz nahe bringen, und sie um 24 Stunden eher berichtet, als sie wirklich geschehen sind; Federzeichnungen aus dem geselligen Leben zum geselligen Kopflachen; interessante Notizen über Industrie, Gewerbs- und Erfindungsfleiß, über Mercantil- und Commerzwesen; und noch andere unzählige Medicina, die wir nicht nennen, also noch namenlose Heilmittel, Alles das so pikant und so ergötzlich, als es nur immer möglich ist.

Und nun noch eine Hauptbombe. Herr Saphir, dieser launigliche Kikkiokist und ist Unruhstand versetzter Kritiker, hat sich zur fernern thätigen Mitwirkung für diese Blätter bereit und verbindlich finden lassen. Alles dieser Herr Saphir quasi so viel, als ob er selbst sagte. Die Theaterzeitung ist demzufolge gewissermaßen als zweiköpfig zu betrachten. Wenn sie also auch einmal den Kopf verlieren oder auf den Kopf fallen sollte, so ist dabei auf keinen Fall etwas verloren. Herr Saphir wird die „kritterischen Salons" fortsetzen, über „Gesang der auswärtigen Novitäten" übernehmen, und in einer eignen Rubrik die Ausfälle der wiener Correspondenten in auswärtigen Blättern beleuchten und zurechtweisen. Er will fortfahren zu bleiben was er ist, und gleichend fortsetzen mit seinen Beilagen in humoristischer, jedoch stets kritischer Tendenz, namentlich mit den Referaten über das vorstädtische Hofburgtheater, die oft aus der Theaterzeitung in französische und italienische Blätter übersetzt worden sind. Insonders soll von Herrn Saphir mit vorzüglicher Aufmerksamkeit in der Rubrik „Mignon, Damen-Journal" wöchentlich dem schönen Geschlechte in heiterer, sittiger Einkleidung und eleganter Form Alles mitgetheilt werden, was im Gebiete der schönen Literatur, der Almanache, der Frauen- und Taschenbücher, der Toilette, für Toilette, Schönheit und Eleganz vorkommt, sowie Alles, was von Frauen Schönes, Rühmliches und Erhebendes gesagt wird.

Die Muse kann keine schönere Beschäftigung finden, als der weiblichen Anmuth und dem sittlichen Frauenthum das Schreibpult zurecht zu rücken. Die Horen wenden die Blätter um, die Grazien verstecken die Repetiruhr, und ein reizender Mund ist doppelt reizend, wenn es eine kleine, heitere Gedankenlosigkeit gemacht hat. Herrn Saphir's Weise ist, lachend die Wahrheit

Digitized by Google

n, lachend unterhalten und lachend das Schöne, Sittliche
Nützliche befördern. Quamquam ridentem dicere etc.
Wer die Welt lachen macht, macht sie glücklich. Lachend
n man die Menschen erziehen; sie bilden, weinend niemals.
r die Menschen unterhält, mit Anstand und Witz unterhält,
et der Menschheit mehr Dienste als Der, welcher sie pedan-
mit griesgrämiger Pedantrie langweilt. Wer lacht, thut
ts Böses, ein lachender Mensch ist durchsichtig und keines
n Geheimnisses fähig.

Es gibt Zeitschriften, die wie alte, schwere Stoffe sind, sie
ıen ihren Geist nicht bewegen, ohne daß es knittert und
ert; ihr Geist ist wie dicker Damast, er ist nicht geschmeidig,
bricht und bröckelt ab. Solche Zeitschriften mit ihren
ehbaren Reifröcken taugen in die Cirkel der modernen Leser
s mehr, man kann nicht mit ihnen conversiren, sie nicht
ssen und tasch mit ihnen die Galopade der Zeit mit
m raschen Figurenwechsel hinabtanzen.

Lange Reden, gelehrte Betheurungen und zusammengetra-
, pedantische Schleppabhandlungen, und all der ehrbare,
re und trockene Gelehrtenpuder sollen nicht in den leichten,
eglichen, luftigen, beschwingten und leicht abzubrechenden
en eines Journals wohnen, sondern sie müssen sich in die
gemauerten, wohlbedachten, feuermauerfichten Bücherhäu-
zurückziehen. Die Köpfe der Bücherleser, die kann man
zusammengeflochtenen Wortteppichen und mit breiten herabhän-
den Tintenmänteln blokiren, belagern und langsam aushun-
n, die Herzen und Köpfe der Journalleser muß man
rumpeln: mit einer Anekdote, mit einem Einfall, mit einem
mot, mit einem glänzenden Gedanken, mit einem geistreichen
rtspiele, mit einem sinnigen Impromptu, mit einer gemüth-
en Devise, mit einer schlagenden Replik, mit einer treffenden
ote, mit einem pikanten Scherz, mit einer frappanten Wen-
g, mit einem fertigen Streichlicht, mit einer blendenden
rtschnuppe, mit einem heitern Epigramm, mit einem rüh-
en Sinnspruch, mit einem scharfen Umriß, mit einem tref-
en Schlagwort; kurz, man muß sie mit dem Kleingewehr-
r des Geistes und des Witzes überraschen; aber man muß
nicht mit schwerfälligen Kanonen und pedantischen Vierund-
nzigpfündern über den Haufen schießen wollen. Ueberhaupt
ıen diese Blätter keiner Parteiung, keinem literarischen Staats-
Staat, keiner Clique, keiner Lobhudel-Assecuranz-Gesellschaft
hören. Alle Associationen taugen nichts, außer den mer-
ilischen zu Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Kanälen u. s. w.
der Literatur, namentlich in der Kritik, soll man sich so
g wie im öffentlichen Leben zusammenrotten, das ist
rdig und geziemt nur dem literarischen Pöbel. Nur bei
m schwachen Rohre gilt die Wahrheit: Eines kann man
en, Viele beisammen nicht; bei den Schreibfedern ist
umgekehrt, eine, aber eine tüchtige, ist gut zu handhaben,
einem Bund Federn kann man gar nichts anfangen!

Und so möge denn der ewige Austausch aller Dinge wieder
nen. Du, lieber Leser, pränumerire, und wir schreiben.
"Arm in Arm mit dir, so fodern wir unser Jahrhundert
f Schranken!"

Adolf Bäuerle. M. G. Saphir.

Die Details der Pränumeration sind folgende:

Die Pränumeration geschieht fortwährend an den bekann-
Orten. In Wien nimmt das Bureau der Thea-
zeitung (Stadt, Wollzeile Nr. 780, im zweiten Stock) aus-
hend Abonnenten an. Auswärtige belieben sich an die
l. Postämter zu wenden. Der Preis auf dem Platze
n ist halbjährig 10 Fl., ganzjährig 20 Fl. C.-M. Durch
ssl. Postämter in Sachsen, Baiern, Preußen,
nover, Würtemberg, Baden, am Rhein, in der
weiz u. s. w., in ganz Oestreich und aller dazu gehörigen
nzen, sammt freier Zusendung unter Convert, kostet die
terzeitung (welche bekanntlich auf feinem Velinpapier wö-
lich fünfmal und im größten Quartformat er-
nt, sodaß sie wol viermal so viel Text enthält als
ähnlichen Zeitungen) sammt allen Holzschnitten,
Bilderbeilagen und theatralischen Costums-Bil-
dern ꝛc. halbjährig 12 Fl., ganzjährig 24 Fl. C.-M. Wir ge-
ben indeß, um unsere Zeitung noch wohlfeiler zu stellen, bei
ganzjähriger Pränumeration (aber nur wenn man die
Bestellungen direct bei dem Unterzeichneten macht)
einen besondern Vortheil. Wir liefern entweder einen ganz-
en Jahrgang 1834 oder 1835 des theatralischen Pfennig-Ma-
gazins, der einzeln 12 Fl. kostet (den Jahrgang 1834 illumi-
nirt, oder den Jahrgang 1835 in schwarzen Abdrücken); oder
wir liefern alle theatralischen Costums-Bilder vom
Anbeginne bis zum Schlusse des Jahres 1835, und zwar
86 Stück in Groß-Quart prächtig illuminirt, Bilder, die ein-
zeln ebenfalls auf 12 Fl. C.-M. zu stehen kommen, als eine
unentgeldliche Beigabe. Auch lassen wir den Neueintre-
tenden bei ganzjähriger Pränumeration noch eine dritte
Wahl: wir geben ihnen nämlich das gegenwärtige Quartal
1835 vom 1sten October bis Ende December 1835 mit allen
illuminirten Bilderbeilagen gratis und portofrei,
um sie sogleich in den Kreis unserer Leser zu ziehen und sie in
der Zeit bis zum neuen Jahre mit den Novitäten der Theater-
zeitung bekannt zu machen.

Zeitungsfreunde, welche alle diese Beigaben erwägen, wer-
den nicht anstehen, die Theaterzeitung, bei den bedeutenden Ho-
noraren, die sie bezahlt, bei der Eleganz, mit der sie geboten,
bei der Masse von Gegenständen, die sie in besondern und in
der That prächtigen Abbildungen liefert, sehr billig zu finden,
ja, sie in die Reihe der wohlfeilsten Journale zu setzen. Ein
flüchtiger Ueberblick von Dem, was die Theaterzeitung seit 28
Jahren geboten, wird beweisen, daß sie vom Theater, trotz ih-
res Haupttitels, nur das Wichtigste und Interessanteste liefert,
daß sie dafür reichhaltiger von allem Andern Kunde gibt, was
in der gebildeten Welt der öffentlichen Besprechung würdig;
daß sie auf Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes
unausgesetzt wirkt; daß sie ein Centralblatt alles intellectuellen
Strebens ist, und sowol dem Einheimischen als Fremden einen
Wust theurer ausländischer Journale und vielfacher Correspon-
denz erspart; daß sie endlich keinen was immer Namen haben-
den Gegenstand unbeachtet läßt, der für höhere Conversation
und für gewähltern Ideenaustausch geeignet sein dürfte. Auf
dies rühmliche Streben gestützt und das feste Ziel im Auge be-
haltend, nichts unversucht zu lassen, den bisherigen höchst bedeu-
tenden Lesekreis nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu er-
weitern, sieht die Redaction der Theilnahme der Journalfreunde
um so mehr entgegen, als ihr auch im Auslande die auszeich-
nendste Anerkennung verbürgt und die Mitwirkung der vorzüg-
lichsten Schriftsteller deutscher Zunge zugesichert ist.

Adolf Bäuerle,
Herausgeber und Redacteur der Theaterzeitung.
Wien, Wollzeile, Nr. 780, im zweiten Stock.

In meinem Verlage ist im Laufe dieses und zu Ende des vorigen Jahres erschienen:

Acta nova Academiae Caes. Leopold. Carol. naturae curiosum. Vol. XVI. Supplementum I. Auch u. d. Titel: Verhandlungen der kais. Leopoldinisch-Carolin. Akademie der Naturforscher. 16ter Bd. 1stes Supplement, enthaltend F. J. F. Meyen's Beiträge zur Zoologie, gesammelt auf einer Reise um die Erde, und W. Erichson's und H. Burmeister's Beschreibungen und Abbildungen der von Herrn Meyen auf dieser Reise gesammelten Insekten. Mit 41 illum. und schwarzen Kupfer- und Steintafeln. Gr. 4. Geh. 8 Thlr.

— —, Vol. XVII. Pars 1. Mit 34 illum. und schwarzen Kupfer- und Steintafeln. Gr. 4. Geh. 9 Thlr. 12 Gr.

Benzenberg, J. F., Die Gemeinde-Ausgaben der Städte Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Köln, Bonn, Koblenz, Creuznach, Trier, Aachen, Münster, Minden, Arensberg, Dortmund, Berlin, Leipzig und Paris. Zweite Aufl. Gr. 8. 16 Gr.

Corpus Scriptorum historiae Byzantinae:

Georgii Pachymeris de Michaele et Andronico Palaeologis

Digitized by Google

libri XIII. Recogn. Imm. Bekkerus. 2 Vol. 8maj. Subscriptionspreis Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 10 Thlr. 8 Gr. Velinp. 12 Thlr. 16 Gr.

— —, Nicetae Choniatae historia ex recensione Imm. Bekkeri. Subscriptionspreis Druckp. 4 Thlr. 16 Gr. Schreibp. 6 Thlr. Velinp. 7 Thlr. 12 Gr.

Daretis Phrygii de excidio Troiae historia. Ad librorum fidem recensuit et adnotationibus instruxit Andreas Dederich. 8maj. 12 Gr.

Delbrück, Ferd., Gelehrsamkeit und Weisheit. Zwei Reden. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Duden, Gottfr., Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet, oder: Die europäische Entwickelung im 19ten Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen. Nach einer Prüfung im innern Nordamerika. IIter (letzter) Bd. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr. Der erste Band erschien 1838. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

— —, Über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

— —, Einige Blätter des Werkes: Europa und Deutschland ꝛc. Für die Besitzer von dessen Amerikanischen Reiseberichte besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 3 Gr.

Kilian, Dr. H. F., Operationslehre für Geburtshelfer. 2 Theile in 3 Bänden, mit 7 Steintafeln. Gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.

Lücke, Dr. Friedr., Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. 2ter Thl. — Auch u. d. Titel: Commentar über das Evangelium des Johannes. 2ter Thl. Auslegung von Capitel V — XXI. Zweite, umgearbeitete Aufl. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Mackeldey, Dr. Ferd., Excurse über einzelne Rechtsmaterien. Gr. 4. Geh. 9 Gr.

— —, Grundriß des Erbrechts. Gr. 8. Geh. 5 Gr.

Mayer, Dr. A. F. J. L., Analekten für vergleichende Anatomie. Gr. 4. Steif geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Museum, Rheinisches, für Philologie. Herausgegeben von F. G. Welcker und A. F. Näke. IIter Jahrgang. Gr. 8. 4 Thlr.

— —, Erster Supplementband. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Naumann, Dr. M. E. A., Die Probleme der Physiologie, oder der Gegensatz von Nervenmark und Blut. Gr. 8. 1 Thlr.

Platonis dialogi VI. Eutyphro, Apologia Socratis, Crito, Charmides, Laches, Menexenus. In usum scholarum edidit Ern. Dronke. 12maj. Geh. 10 Gr.

Plüschke, Dr. Joh. Theoph., De Psalterii Syriaci Mediolanensis a Caietano Bugato editi peculiari indole eiusdemque usu critico in emendando textu Psalterii Graeci Septuaginta interpretatum. 8maj. 12 Gr.

Sack, Friedr. Ferd. Ad. und K. H. Sack, Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schlegel, Friedrich, Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts. Aus dem Nachlaß des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. 1ster Band. Gr. 8. Subscriptionspreis Druckpap. 2 Thlr. 8 Gr. Velinp. 3 Thlr. 4 Gr.

Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. 8maj. 10 Gr.

Simrock, Karl, Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage. Nebst Romanzen und Balladen. 8. Geh. 1 Thlr.

Welcker, F. G., Der epische Cyklus, oder die Homerischen Dichter. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenz, Phil. Jak., Des Glaubens Kraft, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben der ersten Glaubenshelden der protestantischen Kirche, vorzüglich in Frankreich; ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Mit einer Vorrede von Hr. Dr. K. H. Sack. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unter der Presse sind:

Corpus Scriptorum historiae Byzantinae:
Glycas ed. Imm. Bekkerus.
Cinnamus et Nicephorus Bryennius ed. A. Meineke.

Diez, Fr., Grammatik der romanischen Sprachen. In 2 Theilen. Gr. 8.

Eine auf den strengsten wissenschaftlichen Forschungen ruhende Grammatik aller romanischen Sprachen, d. i. aller Sprachen, die in der lateinischen ihre gemeinsame Quelle haben. Für diese Sprachen, also für die italienische, spanische, portugiesische, französische, provenzalische und walachische, wird diese Grammatik Das sein, was Grimm's Grammatik für die Sprachen deutschen Stammes ist.

Grauert, Dr. W. H., Christine, Königin von Schweden und ihr Hof. In zwei Theilen, jeder ungefähr 30 Bogen stark.

Prichard, M. Dr. J. C., Darstellung der ägyptischen Mythologie, verbunden mit einer kritischen Untersuchung der Ueberbleibsel der ägyptischen Chronologie. Uebersetzt und begleitet mit Anmerkungen von L. Haymann. Mit einer Vorrede von A. W. von Schlegel. In einem Bande von ungefähr 25 Bogen. Gr. 8.

Bonn, im October 1838.

Eduard Weber.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Wien bei Karl Gerold, zu haben:

Sämmtliche Werke
von
Johann Ladislav Pyrker.

Neue umgearbeitete, durchaus verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe.

3 Theile. Gr. 8. Weiß Druckpapier mit Titelvignetten. Preis 9 Fl. — 5 Thlr. 12 Gr.

1ster Theil enthält: **Tunisias.** 2ter Theil: **Rudolf von Habsburg.** 3ter Theil: **Perlen der heiligen Vorzeit.**

Der ehrwürdige Kirchenfürst Ungarns, der in den ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolf's von Habsburg in homerischer Weise und Versart besungen hat, gehört gewiß zu den seltensten Sängern Deutschlands.

In so vielen Beziehungen gleicht er dem edlen portugiesischen Dichter Camoens. Er hat nicht die romantische Form des Tasso, sondern die classische des Homer gewählt und auf das Glücklichste gehandhabt, welche sich für kriegerische Darstellung und epische Landschaftgemälde als die musterhafteste darbietet. Insofern wird er mit Recht der erste jetzt lebende epische Dichter Deutschlands genannt.

Die Perlen der heiligen Vorzeit, deren Inhalt folgender ist: Abraham (Verheißung). Moses (Gesetzgebung, Auferstehung). Samuel (Gericht). Heliud (Liebe, Hoffnung). Elisa (Tod, Unsterblichkeit). Wasserbaer (Trost, Hingebung, Sieg) — sind in dieser neuen Auflage bedeutend vermehrt worden, und hat dieses vorzügliche Werk, dessen Classicität in allen Landen deutscher Zunge, und so weit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, allgemein anerkannt ist, durch diese Vermehrung eine noch mögliche höhere Vollendung erhalten.

Stuttgart, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. III.

Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint mit dem Jahre 1836 eine

Allgemeine Bibliographie für Deutschland,

ch welche einem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach regelmässiger schneller Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem weiten Felde der Literatur zu genügen versucht werden soll. Die Bibliographie wird eine glichst vollständige Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland **ichtigen oder interessanten** des gesammten **Auslandes** gewähren, **zugleich im oraus Nachricht geben von Büchern, deren Erscheinen bevorsteht, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, von beabsichgten Übersetzungen** im Auslande erschienener Werke, von **Preisherabsetzungen** u. s. w., es in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet. Unter den vermischten Notizen werden kurze Mittheilungen r Statistik der Literatur, bibliographische und literarhistorische Notizen, ältere und neuere Werke betreffend, nzeigen neu ausgegebener Kataloge, Nachrichten von Bücherauctionen, Mittheilungen über die Verfasser onym oder pseudonym erschienener Schriften, Bücherverbote u. s. w. ihren Platz finden. Genaue alphabetihe und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Von der Bibliographie erscheint wöchentlich am Freitag eine Nummer von etwa einem Bogen in gr. 8. er Preis des halben Jahrgangs ist 1 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Die ersten Nummern sind bereits versandt und in allen Buchhandlungen vorräthig.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

ür Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1835.

Größere Aufsätze.

Die Literatur der Vereinigten Staaten. 1. Romane und opellen. 2. Beredtsamkeit. 3. Lyrik. 4. Allgemeine Bemerkungen. Die Neger in Nordafrika. Kohlenausbeutung in Frankreich. Die evangelische Gemeinde in der Walachei. Skizzen aus der Umgegend von Algier. 1. Der Markt von Buffarik. 2. Mustapha. 3. Kuba. Das Colonistendörfchen. Der Winter in Rußland. Die Insel Portorico. Die baskischen Provinzen. 1. Sitten und Gesetze. Flüchtige Bemerkungen über Malta. 1. Physische Beschaffenheit. 2. Geschäfte. 3. Städte und Bauten. Joseph Wolf, der Missionar. Die Juden in den Staaten der Barbarei. Die pariser Bibliothek. Der Sommer in Rußland. Galerie des praktischen Wissens in London. Über die neuere Lage von Afghanistan. Die Seeräuber im indischen Ocean. Ein Abenteuer auf den Prairien. Neueste Arbeiten in den Katakomben in Neapel. Überschwemmung des Gardon. Das gemeinsame Lustwandeln in Rußland. Schilderung des Kronprätendenten Schah Schudscha. Die Provinz Capitanata. Die Kohlenausbeutung in England. Ausflug von Havre nach Dieppe. Ausflug nach den Ruinen von Sardes. Ersteigung des Gran Sasso d'Italia. Der Entlastungszeuge. Die Engländer in China. Skizzen aus Westindien, Barbador. Die große oder goldene Horde. Die Engländer und Russen an der Nordwestküste Amerikas. Französische Literatur: Medianoche von Lacroix. Die Zeitschriften Siciliens.

Chronik der Reisen.

Die Halbinsel Senuaar. (Auszüge aus dem Reisetagbuch des Lord Prudhoe.) Texier's Fahrt auf der Goelette Melange. Dr. Coxen's Ausflug ins Innere von Australien.

Kleinere Mittheilungen.

Die Theestaude in den Bergen von Munipur. Nähere Angaben über die allgemeine Seesprache. Antike Vasen im Königreich Neapel. Auffindung von Kohlenlagern in Indien. Die Tiefe der Nordsee. Verbrauch an geistigen Getränken in England. Holzverbrauch für die Marine. Das Avancement in der englischen Armee. Ein bewegliches Moor in Irland. Der Handel von Tunis. Die Fjords in Norwegen. Die Bevölkerung der Bermuden. Das Dampfboot Auckland. Fossiles Brennmaterial in Frankreich. Der Helm, eine eigenthümliche atmosphärische Erscheinung. Uralte Cisternen in Frankreich. Ausgang von Schudscha's Unternehmen. Wahrscheinliche Herausgabe von Dr. Gerard's Manuscripten. Entdeckung neuer Kupferminen in England. Ungeheure Zahl der Branntweinschenken in London. Handelsunternehmung nach dem Niger. Das naturgeschichtliche Museum in Paris. Vorschlag zur Pfla-

Digitized by Google

sterung mit Holz in Neuyork. Observatorium zu Jeddo in Japan. Erdbeben in Kleinasien. Versetzung Londons mit Erdbeeren. Aufbewahrung der Bücher. Alterthümer im Jura. Kleine Aale, die sich in artesischen Brunnen finden. Lithographirte Ausgabe sämmtlicher Werke von Rubens. Das Museum Dupuytren. Maschine zum Schneiden von Gewehrkolben. Die tibetanische Büchersammlung, Kahgyur genannt. Ein Duell in Lustana. Lebensmittelverbrauch in London. Erdbeben in den Pyrenäen. Altes Exemplar einer Ausgabe des Cicero von Stephanus mit handschriftlichen Verbesserungen. Wirkung der Erdbeben auf die Strömungen des Meeres. Widerstandskraft des Wallfisches. Tod des Botanikers J. Drummond. Die Insel Nanasa. Eine neue Heimathslotterie.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rienzi,
der letzte Tribun.

Von dem Verfasser
des
Eugen Aram, der letzten Tage Pompejis ꝛc.

Aus dem Englischen
von
O. v. Czarnowski.

8. Drei Bände. Geheftet.

Auch unter dem Titel:

Sir E. Bulwer's Werke.

17ter, 18ter und 19ter Band.

Preis 3 Thlr.

Der berühmte Verfasser behandelt in diesem seinem neuesten historischen Roman einen höchst interessanten Stoff. Der Geschichte im Allgemeinen treu bleibend, entwickelt er den Charakter Rienzi's auf eigenthümliche Weise, und sein Talent, ergreifende und erhabene Situationen herbeizuführen und zu schildern, dürfte in dieser Leistung noch ausgezeichneter erscheinen, als in jenen Werken, deren Werth in ganz Europa so schnell die allgemeine Anerkennung fand. Diese neueste, so gelungene Schrift Bulwer's darf daher mal mit Recht den Freunden belehrender und anziehender Lecture empfohlen werden.

Taschen-Ausgabe
von
E. L. Bulwer's
sämmtlichen Werken.

7tes, 8tes, 9tes und 10tes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Rienzi,
der letzte Tribun.

16. Geheftet. 4 Bändchen.

Preis 4 Thlr.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

11tes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Bemerkungen über den Einfluß der Eisenbahnen auf Kriegsoperationen. II. Der Feldzug 1795 in Italien. Schluß des ersten Abschnitts. Zweiter Abschnitt. III. Über den Unterricht der Mannschaft, mit besonderer Beziehung auf die Linien-Infanteristen. IV. Das Monument bei Prieste, unweit Aspern. Mit einem Plane der Aufstellung der Truppen unter dem Kais. Kais. Oberstwachtmeister Tschiffely zu Ende Juli 1809, nebst der Anzahl der Mannschaft. V. Literatur: 1) Baltasar's Zähmung der Pferde. 2) Vom Kais. Hinterlassenes Werk des Generals von Clausewitz. (Fortsetzung.) 3) Skizze des Großherzogthums Hessen. VI. Neueste Militairveränderungen. Achter Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften; Nr. 66—68.

Auch im Jahre 1836 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die P. T. Herrn Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen sobald als möglich durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die Fortsetzungen von 1818 anfangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 28sten Dec. 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingler's
polytechnisches Journal.

Erstes Novemberheft.

Inhalt: Menzel, über Eisen und Stahl in ihren Wirkungen auf die Baukunst. Abel Rosenbaum Bicty's Patentmethode, Dachpappen zu fertigen. Mit Abbildungen. Walker's neue Methode, geschlossene Dampfkessel zu speisen. Mit Abbild. Über Perkin's Methode, mit heißem Wasser zu heizen. Über das amerikanische Dampfboot „Lexington" und dessen außerordentliche Geschwindigkeit. Herron, über eine sogenannte hydrodynamische Eisenbahn. Heralath, über die Tunnels bei den neuern englischen Eisenbahnen. Einiges über die englischen und amerikanischen Locomotivmaschinen oder Dampfwagen für Eisenbahnen. Langue's Verbesserungen an den Vorrichtungen zur Verhütung von Unglücksfällen beim Fahren in verschiedenen Arten von Kutschen. Mit Abbild. Warne's Patentpumpe oder Biermaschine. Mit Abbild. Massey's Verbesserungen an den Apparaten zum Messen der Geschwindigkeit von Schiffen und zum Sondiren der See. Mit Abbild. Fox' galvanometrische Probirmethode des Kupferbeschlages der Schiffe. Mushet, über das Eintauchen des zu Bolzen und Schiffsbeschlägen bestimmten Kupfers in Salzsäure, als eine Probe seiner Dauerhaftigkeit. Bericht des Herrn Vauvilliers über eine Abhandlung des Herrn Thomassin, in welcher mit Steinmörtel gebaute Bahnen als vorzüglicher als die Eisenbahnen gepriesen werden. Über Herr Denison Olmsted's Ofen zum Brennen von Anthracitkohle. Mit Abbild. Rue's Verbesserungen in der Fabrikation von Papiertapeten mit erhabenen Mustern. Mit Abbild. Sarton's Verbesserungen an den Buchdruckerpressen und an andern Arten von Pressen. Mit Abbild. Miscellen. Englische Patente. Nachträgliches über Hunter's Maschine zum Behauen der Steine. Neue Methode das Bier zu untersuchen. Über die Siegellackfabrik des Hrn. Zegelaar in Paris. Über die Bereitung der Schafkäse in Languedoc.

Zweites Novemberheft.

Inhalt: Craig's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. Alden's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. Searle's Verbesserungen an den Kesseln zur Dampferzeugung. Mit Abbild. Woork's verbesserte Compositionen oder Gemenge zum Schmieren der Achsen an Kutschen und Wagen und der Spindeln und Zapfenlager an Maschinen im Allgemeinen. Beschreibung der Methoden, deren sich Herr Oliveras, Juwelier in Paris, bedient, um farbiges Gold und Stahl ohne Löthung auf Gold zu

Digitized by Google

tern. Mill's Verbesserungen an den Maschinen oder Apparaten zum Ausschneiden des Haares oder der Schnüre der Matratzen und verschiedener anderer Baumwollen- und Wollenzeuche. Mit Abbild. Pettzler, über die Schmelzbarkeit einiger Silicate der Beryllerde, des Lithions und der Zirkonerde. Schlamberger, über den Krapp. Berat, über das Extrahiren mehrerer Substanzen nach der sogenannten Verdrängungsmethode. Mit Abbild. Guillieremond, über die Anwendung der sogenannten Verdrängungsmethode bei pharmaceutischen Zubereitungen. Über die Eigenschaften des zu einer Flüssigkeit verdichteten kohlensauren Gases und die Verwandlung dieser Gasart zu einem festen Körper. Merle, über die Erzeugung von Leuchtgas aus Torf. Verbesserte Methode, Holz endweise zusammenzufügen, welche sich nicht nur mit großer Ersparniß beim Bau von Masten für Schiffe, sondern auch zu verschiedenen andern Zwecken anwenden läßt. Mit Abbild. über die im October 1835 in München gehaltene Industrieausstellung. Mathematische, physikalische, mechanische, musikalische und organische Geräthe und Apparate. II. Metallarbeiten. III. Arbeiten in Thon und Glas. IV. Arbeiten in Holz, Bein, Horn, Federn und Leder. V. Spinnerei, Weberei und andere Gewerbe. VI. Erzeugnisse der chemischen Künste. VII. Erzeugnisse der ökonomischen Künste.) Miscellen. Preisaufgaben der Société industrielle zu Mülhhausen. Über das Telephon oder den Musik-Telegraphen des Hrn. Sudre. Neues Mittel die Benzoesäure zu reinigen.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, der mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, bildet für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann jedes Semester eingetreten, Abbestellungen können nur am Schlusse des Jahres angenommen werden.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lebensbeschreibung eines Ital. Seemannes,

von ihm selbst beschrieben.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Wer das Leben des alten Rettelbeck gelesen und Interesse daran gefunden, wird auch diese Lebensbeschreibung nicht ungeendigt aus der Hand legen: sie ist ganz der Wahrheit gemäß und ursprünglich nur für die Familie des alten Seemanns geschrieben.

Verlag von Schuberth und Niemeyer.

In allen Buchhandlungen auf 5 Exemplare das 6te frei.

Durch öffentliche Kritik allgemein als classisch anerkanntes Universalwerk

(für kaum die Hälfte gewöhnlicher Notenpreise)

Musical-Bibliothek für geübte Pianisten.

Mustersammlung grösserer Compositionen,

zwei- und vierhändig.

Apparat, und ist der Inhalt des zweiten Jahrgangs oben erschienenen ersten Hefte, von Kapellmeister Riotte, einsehen.

Man überzeugt sich, wird über die unrichtige und kostspielige Ansicht staunen und gestehen, dass hier ein wirklich vortrefflicher, gediegener Manuscripte, eines

C. M. Weber, Meissner, Kalkbrenner, Lieber, Czerny, Aloys und *Jakob Schmitt*, *F. Mies* — sämmtlich einem Jeden zusagend

[illegible] die Hälfte bestehender Notengebotes wird", was um so unbegreiflicher scheint, da ein Jeder bei Vorauszahlung auf 26 Hefte *den Vortheil* geniesst, dass man statt 6 Gr. nur 5 Gr. fürs Heft zahlt, sondern auch noch eine Prämie sogleich ausgeliefert erhält, nach beliebiger Wahl:

entweder 1 Musikalisches Conversations-Lexikon in 6 Liefer.

oder 1 beliebigen Jahrg. der kleinen Pianoforte-Bibliothek.

☞ *Zu Ostern hören jedoch diese Vergünstigungen auf.* Einzelne Hefte kosten 12 Gr.

Monatlich erscheint:

1 Heft vom 2ten Jahrgange des

Dilettanten für Flöte oder Violine.

Vorzügliche Auswahl von Rondinos, Variationen, Potpourris, Ouvertüren, Polonaisen, beliebten Opernsätzen u. dgl.

Der in allen Handlungen zur Ansicht vorräthige erste Jahrgang in 12 Heften liefert 90 tüchtige, nicht schwere Compositionen von den Meistern *A. F., Fürstenau, Schubert, Auber, Drouet, François Fürstenau, Spohr, Kuhlau, Schmitt, Kummer, Tenthal, Berat, Czerny, Diabelli u. A.*, für dem **sehr wohlfeilen Preise** von 2 Thlrn. — also kaum 3 Pf. für jede Composition. Auf die Zugabe der *leichten Pianoforte-Begleitung* zu solchen Tonstücken, die sich zum Vortrage in geselligen Cirkeln eignen, machen wir besonders aufmerksam.

Bitte um Prüfung!

Allen Freunden des mehrstimmigen Gesanges empfiehlt:

Liedertafel Deutschlands.

Musterbibliothek drei-, vier- u. fünfstimmiger Gesänge für gesellige Cirkel.

6—8 Bände in Taschenformat.

Die vier ersten Bände haben den gehegten Erwartungen nicht nur entsprochen, sondern sie noch übertroffen.

Dieses Nationalwerk steht bis jetzt einzig in seiner Art da; es liefert in der That wahrhaft classische Original-Meistergesänge und herzerhebende Chorale — keine Nachdrücke — von den ersten Meistern: Spohr, Schubert, Miller, Apel, Otto, Methfessel, Kücken, Burkhardt, Behrens, Reichardt, Zieger, Zöllner.

Druck und Ausstattung sind vortrefflich: Preis für 1 Band von 4 Heften nur 16 Gr. — ein Drittheil weniger als andere Nachdrucksammlungen.

Die zu den Stimmen gelieferte Partitur, zu 12 Gr., schafft das Unternehmen zu etwas Vollkommenen.

Die kleine Pianoforte-Bibliothek

(auch Pfennig-Magazin genannt)

1ster u. 2ter Jahrg., jeder in 12 Hftn. zu 4 f. 6 S., à 2 Thlr. 16 Gr.

(so im gewöhnlichen Notendruck über 17 Thlr. kosten würde)

hat in der musikalischen Welt merkwürdiges Aufsehen gemacht!

Die Kritik spricht sich über das Werk wie folgt aus:

„Allen Pianofortefreunden und ihren Lehrern führen wir hiermit ein kleines Werk vor, das in Wahrheit eine seltene Erscheinung ist, und seines Gleichen vergeblich sucht. Es liefert mit Sachkenntniß geordnete Original-Compositionen — keine Nachdrücke oder Auszüge — zu einem Preise, wie solcher noch niemals gedacht, nämlich: 12, enge dreizehn Folio-Notenseiten zu 2 Gr., die sonst 12 Gr. kosten. — Scheint unglaublich, aber man zähle nach! — Mit der Wohlfeilheit ist es jedoch heutzutage nicht allein abgethan: es muss mit derselben innerer Gehalt verbunden sein — und so ist es hier. 200 vortreffliche Sachen bekannter Meister finden sich hier in Reih und Glied, z. B. von

Kalkbrenner, J. Schmitt, Marschner, Kuhlau, Schubert,

Digitized by Google

Diabelli, Bertini, Cramer, Weber, Hünten, Chevatal, Burkhardt, Pixis, Baldenecker, Kücken u. A.

Und was könnte wol noch zu wünschen übrig sein? Dass das Papier mit den innern Vorzügen in Einklang gebracht wäre! In der Welt ist aber nichts vollkommen, und so möchte es keinem Zweifel unterworfen sein, dass diese Bibliothek bald auf keinem Piano fehlen wird, da hier für geringen Preis ein Jeder Das findet, was er bisher vergeblich suchte — Unterhaltung, Fortbildung."

„Auch ich pflichte dem Obigen bei, und kann nach vollkommener Überzeugung die ausserordentliche Vortrefflichkeit dieses Werks der ganzen musikalischen Welt, oder Empfehlen.

H. Börner, *Componist und Musikdirector in Gotha.*

Der eben erschienene 31ste Jahrgang ist noch vorräthig. Wir fodern Jeden zur Prüfung auf.

Bei Justus Perthes in Gotha ist eben erschienen:

H. Leo's

Geschichte des deutschen Volkes.

10ter Band. Velinpapier 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) M. Druckpapier 2 Thlr. 4 Gr. (3 Fl. 54 Kr.)

Dieser Band enthält das 21ste und 22ste Buch: Deutschland unter Lothar d. Sachsen u. den ersten Hohenstaufen Konrad III. u. Friedrich I. — Die ersten neun Bände dieses Nationalwerkes sind noch im Subscriptionspreis zu 20 Thlr. (36 Fl.) für die Ausgabe auf Druckpapier u. zu 28 Thlr. 12 Gr. (51 Fl. 18 Kr.) auf Velinpapier zu beziehen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schwäbische Liederchronik

für

Schule und Haus.

Ladenpreis gebunden 30 Kr., oder 8 Gr.

Diese Sammlung auserlesener Gedichte und Romanzen aus dem Kreise der vaterländischen Geschichte ist in einem lebhaft gefühlten Bedürfnisse des Unterrichts in der Volksschule begründet, aus dem Schooße der Schullehrer-Conferenz der Stadt Stuttgart hervorgegangen, mit Bewilligung sämmtlichen noch lebender Dichter und der Verleger der Verstorbenen veranstaltet und zum Gebrauch der Schule eingerichtet, und durch hohen Erlaß der obersten Schulbehörde des Königreichs mit dem Urtheil empfohlen: „Daß es diese Schrift zur Belebung des Unterrichts in der vaterländischen Geschichte und zur Weckung patriotischer Gesinnungen besonders für die höhern Classen der Stadtschulen [illegible] gefunden habe.

Die Inhaltsanzeige bezeichnet: Zueignung. Die Schwabenalb. St.-Walderichs-Kapelle zu Murrhardt. Die Stiftung des Klosters Hirsau. Hohenstaufen. Barbarossa's Grab. Schwäbische Runde. Ysenburg. Spiele von Hohenstaufen. Friedrich von Baden. Die besten Bauern. Die Achalm. Das ulmer Münster. Huß. Graf Eberhard der Rauschebart. Das Mädchen zu Heidelberg. Der reichste Fürst. Graf Eberhard's Wiederkehr. Nachruhm. Schloß Lichtenstein. Der Höhlenstein. Johannes Mandel. Wie Ulrich sein Land wieder erobert. Herzog Ulrich von Neuffen. Ulrich als Reformator. Die Ulme zu Hirsau. Johannes Brenz. Wie Christoph getauft ward. Christoph und das Lamm. Christoph vor dem Kaiser. Christoph's Flucht. Christoph und der Papst. Herzog Christoph und sein Schreiber. Der Fleischer von Konstanz. Johann Valentin Andreä. Wiederhold. Kepler. Fischlin. Schubart. Über das in Metall geprägte Bild Katharina's.

Hieraus ist ersichtlich, wie sich an dem Faden dieser schö-

Bei Aug. Helmich in Bielefeld und Herford erscheint für 1836:

Westfalen und Rheinland.

Zeitschrift für alle Stände.

Herausgegeben vom Oberlehrer Dr. Haxthausen in Herford und Conrector Jüngst in Bielefeld.

Preis des ganzen Jahrgangs 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint ein ganzer Bogen in 4., mit einem „öffentlichen Anzeiger" verbunden.

Statistik

der deutschen Gymnasien

f. d. J. 1835.

Von

Prof. Dr. Brauns und Dr. Thabald,

ord. Hauptlehrern am Gymnasium zu Kassel.

Gr. 8. Busch. (13½ Bogen.) Preis 20 Gr.

ist bei J. C. Krieger in Kassel erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Alle, die wohlfeil ein vollständiges und gediegenes *Geschichtswerk, fortgeführt bis* 1836, *mit Zugabe eines Atlas,* besitzen wollen, kaufen Heides unter dem Titel:

Allgemeine Weltgeschichte fürs deutsche Volk,

Gelehrte und Nichtgelehrte, Schule und Selbstunterricht

mit erläuternden Karten der alten und neuen Welt, und einem Abriss der Erdkunde als Zugabe, Beides unentbehrliche Hülfsmittel zur leichtern Auffassung der geschichtlichen Begebenheiten. Von J. G. Kuhlbeer. 3 Bände in 20 Lieferungen à 4 Gr.

Die gewichtigen Empfehlungen der berühmten Gelehrten von Rotteck, Welcker und Mottinger machen meine Anpreisungen überflüssig.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Verlag von Schlieberth und Niemeyer. Auf 6 Exemplare das 6te frei.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Zehntes Heft. Preis eines Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur, herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1836. Sechster Bandes siebentes Heft (Nr. XXIV.) eines Bandes von ungefähr 50 Bogen. 1 Thlr.

Leipzig, im Januar 1836.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. IV.

Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff, Redacteur des Morgenblattes.

Fünfte und sechste Lieferung.

Inhalt der fünften Lieferung:

Alfred Neumont's Reiseschilderungen.

Die Johannisfeste zu Florenz. Die alten Gefängnisse zu Florenz. Briefe über das Casentin 1831. Ausflug in die toscanischen Maremmen im Frühling 1832. Ein Besuch auf Malta, Navarin und Modon. Konstantinopel im Ramadan 1833. Konstantinopels Wasserleitungen. Die Russen am Bosporus 1833. Fahrt nach Syra und Aegina. Athen. Ein Besuch auf der Küste von Albanien. Skizzen von Korfu. Eine Apenninentour.

Inhalt der sechsten Lieferung:

Briefe in die Heimat,

geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Preis der fünften Lieferung 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.
— — sechsten — 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

Erste Lieferung:

Irland.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Zweite Lieferung:

Miltitz' Algier.

Mit einer großen Karte.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

Digitized by Google

Dritte Lieferung:

Alexander Burnes

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Erster Theil, mit einem Steindruck.

Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Vierte Lieferung:

Washington Irving's

Ausflug auf die Prairien

zwischen dem Arkansas und Red-river.

Jede Lieferung dieses Reisewerks wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, im November 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Feßler's Geschichten der Ungern.

Um die allgemeinere Verbreitung eines geschätzten Werks unter den Freunden der ungerischen Geschichte zu fördern, habe ich mich entschlossen,

J. A. Feßler's

Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.

Zehn Theile.

Mit fünf Landkarten.

Gr. 8. (Gegen 570 Bogen.)

Bisheriger Preis der Ausgabe auf Druckpapier 30 Thlr., der Ausgabe auf Velinpapier 60 Thlr.

bedeutend im Preise herabzusetzen, sodaß die Ausgabe

auf Druckpapier nur 13 Thlr. 8 Gr.,

auf Velinpapier nur 26 Thlr. 16 Gr.

kostet, und um die allmälige Anschaffung dieses umfassenden und werthvollen Werks den Unbemittelten noch mehr zu erleichtern, habe ich die Veranstaltung getroffen, daß dasselbe für Ungarn auch in einzelnen Lieferungen, deren je zwei einen Band bilden sollen, ausgegeben wird. Der Preis jeder Lieferung ist dann

auf Druckpapier 16 Gr.,

auf Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

und wird beim Empfang bezahlt.

Feßler's Geschichte der Ungern ist in ihrem Werthe allgemein anerkannt. Nach 25jährigen Vorstudien begann der Verf. das innere und äußere Leben des ungerischen Volks zu erzählen, besondere Rücksicht nehmend auf die Thaten seiner Könige, die nach ungerischer Grundverfassung zugleich die Thaten des Volks waren. Nur erwiesene oder erweisliche Thatsachen sind erzählt, wol aber ist auch auf Ueberlieferungen Rücksicht genommen, weil der Geschichte nicht [illegible] wirklich in der Zeit Vorgegangene, sondern auch das aus der innern Welt der Zeitgenossen Geoffenbarte, sowie das von der Zeit von Zeitgenossen Erzählte und Geglaubte angehört. Grade solche Erzählungen und solcher Glaube sind die eigentlichsten Offenbarungen des innern Volkslebens, der Eigenthümlichkeit seines Geistes, seines geistigen Schaffens und Bildens; sie verleihen der Geschichte zu dem kritischen und pragmatischen auch noch den epischen Gehalt, dessen sie am wenigsten entbehren darf. Eben darum hat auch Feßler auf die kirchliche Denkart und die mannichfaltigen Gestalten der Andacht so vorzügliche Rücksicht genommen, von dem Glauben durchdrungen, daß das religiöse Element das höchste Bewegende, der große Lichtpunkt in der Geschichte der Völker sei.

Schließlich erlaube ich mir den Inhalt der einzelnen Bände anzugeben:

I. II. Früheste Geschichte der Ungern unter Herzogen und Königen aus Arpad's Stamme bis zum J. 1300. — III. Die Zeiten Wenzeslaw-Otto's u. s. w. bis Karl II. von 1301—82. — IV. Die Zeiten Sigismund's bis Ladislaus V. 1382—1457. — V. Die Jahre 1458—1516. — VI. Die Jahre 1517—64. — VII. VIII. Die Jahre 1565—1636. — IX. Die Jahre 1636—1735. — X. Die Jahre 1736—1811.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie.

In Verbindung mit einem Vereine jüdischer Gelehrten.

Herausgegeben von Dr. A. Geiger, Rabbiner.

Ersten Bandes 1stes bis 3tes Heft und zweiten Bandes 1stes Heft.

Preis per Band von 3 Heften 2 Thlr., 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt der vier ersten Hefte:

Abhandlungen:

Das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm. — Die wissenschaftliche Ausbildung des Judenthums in den zwei ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends bis zum Auftreten des Maimonides. Von Dr. Geiger. — Grundlehren des israelitischen Glaubens. Von Dr. Creizenach. — Der Kampf christlicher Theologen gegen die bürgerliche Gleichstellung der Juden, namentlich mit Bezug auf [illegible]

Digitized by Google

S ... Dr. Metzger. — Über die synagogische Zulässig... d Einrichtung der Confirmation. Von Dr. Herzfeld. — Der Mangel an Glaubensinnigkeit in der jetzigen Jugend, eine Folge. — Heuchelei, die erste Anlage an den jungen Rabbinen unserer Zeit. — Beitrag zur israelitischen Geschichte und Bibliographie. Von Dr. Jost. — Errichtung einer jüdisch-theologischen Facultät, ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit. — Beiträge zur Beurtheilung des Talmuds. Von Dr. M. Creizenach. — Beitrag zur Sachkenntniß des Talmuds. Von Rapoport.

Recensionen:

... ben und Wirken des Maimonides, von Peter Beer. ... r. Dernburg. — Jüdische Geschichte. 1) Biographien ... rer Rabbinen, von S. L. Rapoport; 2) Allgemeine ... hte des israelitischen Volkes, von Dr. Jost; 3) Die ... im Mittelalter, von G. B. Depping. Von Dr. Geiger. — Dr. Maier's Antrittsrede. Von Dr. Geiger. — ... erbach's Antrittsrede. Von Z. — Ebn Esra, Sepher ... n, herausgegeben von Dr. Lippmann. Von Dr. Geiger. — Die Apokryphen, von Pleßner. Von Dr. Geiger. ... isches Schulwesen. 1) Die israelitische Schule, von Dr. ... er; 2) Die Nothwendigkeit und die Erfoderniße der ... nen Volksschule, besonders der israelitischen, von Dr. ... eimer. Von B. H. — Philosophia cabbalistica et ... ismus, von Dr. Freystädt. Von Dr. Geiger. — ... fenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge, von Dr. ... heim. — Kabbalistische Literatur (vier Schriften kur. Verzeichnet). Von G.

... odann 10) Nachrichten aus Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Gallizien, Italien, Afrika, Dänemark, Jamaica, Holland und der Schweiz ...

... eben wurden von mir nachstehende bei A. Pichler in ... erschienene Werke an alle Buchhandlungen versendet:

Bilder
aus der
Lombardei.

... melt in den Jahren 1834 und 1835 von Ph. v. Körber.

... dem Portrait des Erzherzogs Rainer, Vicekönigs. ... 8. Wien 1836. Druckvelin. In Umschlag brosch.

... r Herr Verfasser schildert in einer blühenden Sprache ... ptigsten Punkte der Lombardei, dieses würdigen Atriums ... sischen Italien.

... s neueste topographisch Merkwürdige ist nebst interessanten historischen Erinnerungen aufgenommen und die erhabenen Naturscenen mit entsprechender poetischer Farbenfrische ... geben.

... ese Bilder umfassen nachstehende Hauptrubriken: ... itt in Italien. — II. Gemälde von Mailand. — ... zen über die Stadt und Provinz Bergamo. — IV. Lecco ... Militairstraße durch das Valtelin über das Stilfserjoch Tirol. — V. Bilder aus dem Hügellande Brianza. ... Fahrten auf dem Comersee. — VI. Über Musik und ... in Italien.

Shakspeare.

Drama in drei Acten.

... L. Tieck's Novelle: „Dichterleben" von
Ritter Wrtum v. Brunnthal.

... 8. Wien 1836. In Umschlag brosch. 18 Gr.

... e wichtigste Moment aus dem Leben des unsterblichen ... und das herzzerreißende Schicksal der Dichter-Geister ... Lowe sind der Gegenstand dieses Dramas, das durch ... charakterzeichnung und effectvolle Behandlung sich zur ... ung wie zur Lectüre gleich sehr empfiehlt. Reich an ... den wie komischen Scenen, geht es an welches Bild ... die vaterländische Kunst so wichtigen Epoche.

Methodik
zum
Deutschen Style.
Ein Handbuch
für Jene, die sich oder Andere im schriftlichen Vortrage zweckmäßig bilden wollen. Von J. Forster, emeritirter Lehrer an der k. k. Muster-Hauptschule zu St. Anna, jetzt Director an der Landstraßen-Hauptschule.

Erster Band. Gr. 8. Wien 1836. 12 Gr.

Dieses Lehrbuch ist zunächst für Lehrer und Candidaten der Pädagogik, für Erzieher und wie überhaupt für alle Jene bestimmt, die sich für höhere bürgerliche Verhältnisse vorbilden wollen.

Das ganze Werk besteht aus zwei Bänden. Dieser erste umfaßt eine kurze Denklehre, durch die der Schüler jene Gründlichkeit, Festigkeit und Fertigkeit erlangt, die ihm für den Gedankenausdruck im praktischen Leben so wichtig sind. Der zweite Band, die praktische Aufsatzlehre enthaltend, wird ehestens folgen.

A. G. Liebeskind in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schauspiele
von
F. v. Elsholtz.

Zwei Theile.

Zweite vermehrte und mit Göthe's Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe.

Inhalt: I. Die Hofdame. — Komm her! — Geh hin!
II. Die Cordova. — Der sprechende Hund. — Les Anglais en France.

8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Jahrbuch für 1836.

Herausgegeben von
H. C. Schumacher,
mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauß, Moser, Olbers und Encker.

Mit einer Kupfertafel,
beobachtete Variationen der Magnetnadel in Kopenhagen und Mailand im Nov. 1834 darstellend.

Preis gebunden 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Erdmagnetismus und Erdmagnetometer von Gauß. Über den Halley'schen Kometen. Die Maße und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen. Einige Ideen über eine bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der lebenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft. Tycho de Brahe als Homöopath. Astronomische Ephemeride. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zu Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von Gauß. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von J. Ohlmann. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln, um in altfranzösischem Maße beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Scale. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. Tafeln für Vergleichungen der

Google

französischen und englischen Maße, Specifische Gewichte: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) gas- und dampfförmiger Körper. Ausdehnung der Körper durch die Wärme: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) Gasarten. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath Schumacher aufbewahrt, mit dem gesetzlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen:

Snorri Sturluson's
Weltkreis
(Heimskringla)

übersetzt und erläutert von

Dr. F. Wachter,

Prof. in Jena.

Erster Band, CCLXXX und 248 Seiten in gr. 8.

Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Gegenwärtige Übersetzung und Erläuterung der Heimskringla wird besonders solchen Lesern willkommen sein, welchen es um eine gründlichere Kenntniß dieses altnordischen Dichterwerkes zu thun ist. Der Herr Übersetzer hat sich die größte Treue als Hauptziel seiner Arbeit gesetzt, und unterstützt seine Leser durch reiche Anmerkungen. Über das Verhältniß seiner Übersetzung zu andern, namentlich zu der Mohnike'schen, hat derselbe sich in der Einleitung ausführlich erklärt. Diese Einleitung enthält übrigens Abhandlungen über das Leben und die Schriften Snorri Sturlusön's, namentlich aber über Geist, Titel, Handschriften und Ausgaben der Heimskringla.

Der zweite Band dieses Werkes wird zu Ostern 1836 ausgegeben.

Neue Beiträge
zur
Physiologie
des
Gesichtssinnes
von

Dr. A. W. Volkmann,

außerordentl. Professor in Leipzig.

Mit drei Kupfertafeln. Gr. 8.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Jan. 1836.

Breitkopf u. Härtel.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bilder ohne Rahmen.

Inhalt:

Der Verstossene. Il carbonaro. Der Kosmopolit.

2 Bände. Brosch. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

Die „Bilder ohne Rahmen" des talentvollen Verfassers der „Wanderjahre" werden sich durch die in ihnen niedergelegte Gedankenfülle, wie auch durch ihr poetisches Gewand dem gebildeten deutschen Publicum vortheilhaft empfehlen. Die Verlagsbuchhandlung unterläßt es eine Lobrede vorausgehen zu lassen, wo die Sache selbst bei einem geistigen Publicum sich Eingang verschaffen wird.

N. G. Elwert zu Marburg.

Bei G. F. Plahn in Berlin ist nach dem von C. A. F. Mahn (seit 1829) entdeckten und bearbeiteten System Sprachen auf eine leichtere, schnellere und gründlichere Art zu erlernen, bisher erschienen: Lehrbuch der Englischen Sprache. Erster Theil 12 Gr. Zweiter Theil 16 Gr. Dritter Theil 16 Gr. Lehrbuch der Französischen Sprache. Erster Theil, erstes Heft 12 Gr. Zweites Heft 6 Gr. Zweiter Theil, erstes Heft 8 Gr. Drittes Heft 6 Gr. Lehrbuch der Italienischen Sprache. Erster Theil 12 Gr. Zweiter Theil 16 Gr. Lehrbuch der Lateinischen Sprache. Erster Theil 12 Gr. Lehrbuch der Spanischen Sprache. Erstes Heft 8 Gr. Unter der Presse ist: Lehrbuch der Griechischen Sprache. Der bei vorstehender Lehrbücher hat sich in Deutschland zuerst kund, eine zeitgemäße Reform in der Methodik der Sprachwissenschaft zu bewirken. In dem jedem Lehrbuche beigefügten Prospectus sind die Geschichte, Grundsätze, Anwendung und Resultate des Systems entwickelt worden, sowie auch, inwiefern sich dasselbe von den Methoden Hamilton's, Jacotot's u. unterscheidet. Der Verf. enthält sich, wie bisher, aller Anpreisungen seiner Methode; er läßt dieselbe für sich selbst sprechen; nur so viel darf er ohne alle Übertreibung bemerken, daß nach derselben selbst Schüler von mittelmäßigen Fähigkeiten in drei Monaten mehr leisten als nach der alten, bisher üblichen Methode in einem Jahre, welches Denjenigen nicht auffallen wird, die aus Erfahrung wissen, mit welchen mühseligen und zeitraubenden Anstrengungen das Studium der Sprachen nach der alten Methode verknüpft ist.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung
historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Frhr. v. Freyberg,

Vorstand des königl. baierischen Reichsarchivs.

Vierten Bandes drittes Heft.

Preis 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

1) Kaiser Ludwig's Rechtsbuch v. J. 1346. — 2) Das deutsche Kaiserrecht.

Der Verfasser glaubt den Freunden der baierischen Rechtsalterthümer durch die Herausgabe dieser zwei Monumente einen Dienst zu erweisen, — ja er hält sich zu einer Ausgabe des Rechtsbuchs Kaiser Ludwig's gleichsam verpflichtet, da eine solche, außer der Heumann'schen, noch gar nicht besorgt worden ist. Er hat dabei den Plan, die ältesten vaterländischen Rechtsbücher der Reihe nach folgen zu lassen, um, in Gemeinschaft mit der Verlagshandlung, zu einem jetzt vielseitig angeregten Studium, so weit es in seinen Kräften steht, freundschaftlich mitzuwirken.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

England
im Jahre 1835.

Von

Friedrich von Raumer.

2 Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

In diesen Briefen, der Frucht eines halbjährigen Aufenthaltes in England, begünstigt durch die Gastfreiheit, Geselligkeit und Dienstfertigkeit der ausgezeichnetsten Männer, sind die mannichfachsten Gegenstände berührt. Sie werden dazu beitragen, Vorurtheile und Irrthümer zu berichtigen, die über das gesellschaftliche wie öffentliche Leben, die Einrichtungen und die Politik Englands, die Literatur, Kunst u. s. w. in Deutschland obwalten.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. V.

Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1835

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Lexis (W.), Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8. 4 Thlr.

Anleitung zum Selbststudium der Akustik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 12 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Pyronomik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 15 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Nr. 2—5 bilden die 4. bis 7. Abtheilung von „Der Führer in's Reich der Wissenschaften und Künste". 1ste Abth. enthält: Mechanik (9 Gr.), 2te: Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.), Pneumatik (6 Gr.).

Janim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Das Haus Rowlan; oder: Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Beer (Michael), Sämmtliche Werke. Herausgegeben mit einer Biographie und Charakteristik) von Eduard von Schenk. Mit dem Bildniß des Dichters. Gr. 8. Cart. 4 Thlr.

Bericht vom Jahre 1835 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis achte Lieferung. 1834—35. Geh. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Gr.

Altdeutsche Blätter von *M. Haupt* und *H. Hoffmann*. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrg. 1835. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. In vier Theilen. Erster und zweiter Theil. 1834—35. 8. 5 Thlr.

Der dritte Theil wird binnen Kurzem erscheinen.

Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis sechszehnte Lieferung. A bis O. 1833—35. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

15. Dictionary, A complete, English, German-French. On an entirely new plan, for the use of the three nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 2 Thlr.

16. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 1 Thlr.

Nr. 15 und 16 sind einzelne Theile des unter Nr. 26 erwähnten Handwörterbuchs.

17. Elias (W.), Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

18. Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Theile. Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

19. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—35. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 5 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 8 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis sechsundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis zwölfter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis sechster Theil.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

20. Examen critique de l'ouvrage: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par Mr. *Frédéric Thiersch*." Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das erwähnte Werk von Thiersch erschien 1834 in meinem Verlage in zwei Bänden und kostet 4 Thlr.

21. Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

22. Förster (Ernst), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

23. Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Gr. 12. Geh. 20 Gr.

24. Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Digitized by Google

25. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

26. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 15, 16, 27.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctur ist die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

27. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinp. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

28. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausg. von O. A. Schulz. Erste bis dritte Lieferung. Bogen 1—30. Abaelardi — Fränkel. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 77 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

29. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Gr. 4. (Elberfeld.) Geh. 16 Gr.

30. Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 21 Gr.

31. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1835. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

32. Kalenderstreit, Der, in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. 8. Geh. 2 Thlr.

33. Keßler (Georg Wilhelm), Leben des königl. preuß. Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

34. König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Casimir Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter v. Frank. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

35. Kühne (F. G.), Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

36. Lecharia (Graf von), Die Guerillas. Aus dem Franz. übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

37. Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. 8. 1 Thlr.

38. Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrh. Vom Verfasser der Nonne von Monza (Giov. Rosini). Nach dem Italienischen bearbeitet. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

39. Lüttwitz (Freiherr von), Biographie des königl. preuß. Staatsministers Freiherrn von Schuckmann. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

40. Meinhold (Wilhelm), Gedichte. Zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

41. Neumann (Wilhelm), Schriften. (Kritiken, Gedichte und der Roman: „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit.") Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

42. Olshausen (Hermann), Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung der Urtheile über diese Zeitereignisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

43. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1835. 52 Nrn. (Nr. 92 — 143.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52. 1 Thlr. 12 Gr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834, Nr. 53—91. 1 Thlr. 12 Gr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

44. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrgang 1835. 52 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.

Der 1ste Jahrg., cart., hat gleichen Preis.

45. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia, sanscrite et latine ed. *Hermannus Brockhaus*. Fasc. I. cont. textum sanscritum. Gr. 8. Velinp. Geh. 1 Thlr.

46. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. Erster bis fünfter Band. 1832—35. Gr. 8. Subscr.-Pr. auf weißem Druckp. 14 Thlr. 16 Gr. auf Velinp. 29 Thlr. 8 Gr.

47. Raumer (Karl von), Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

48. — —, Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dessen Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Nachbildung d. Erdkunde. Zweite unveränderte Aufl. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

49. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Vierter sechster Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

50. Reumont (Alfred), Andrea del Sarto. Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

51. Sarsena, oder der vollkommene Baumeister, enthaltend Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derselben, in dem ersten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie auch die höhern Schottengrade und Andreaskette. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen, und unverändert zum Drucke übergeben. Fünfte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

52. Scävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

53. — —, Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

54. Schmid (Heinrich), Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

55. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse der Anna Jagiello und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 2 Thlr.

56. Tasso (Torquato), Befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preis von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

57. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit Tieck's Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von Laurentius Scävola, A. Freiherrn von Sternberg und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geh. 2 Thlr.

Auber's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1833—35, für welche bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, sowie der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Der Jahrg. 1836 kostet 2 Thlr.

Digitized by Google

8. Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, verfaßt von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. November 1826 ernannten Commission, und von derselben unterm 28. August 1832 an das Justiz- und Policei-Departement der königlichen norwegischen Regierung abgegeben. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission, in Gemäßheit der königlichen gnädigsten Resolution vom 5. April 1834, aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. (Christiania.) Geh. 12 Gr.

9. Dasselbe. Zweite, veränderte Ausgabe. Gr. 8. (Christiania.) Geh. 12 Gr.

10. — —, Motive zu dem im Jahr 1832 herausgegebenen Vorschlage zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 4. (Christiania.) Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

51. Walch (Heidrich), Das Gelübde. Novelle. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

52. Wiesand (George Friedrich), Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zur Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

53. Wiese (S.), Drei Trauerspiele. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

54. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

55. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Fünften Bandes sechstes Heft. (Nr. 38.) Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Nachstehende Werke sind ferner im Laufe d. J. im Preise ermäßigt:

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 22 Bände. Gr. 12. 1825–30. Geh. Früherer Preis 13 Thlr. 5 Gr., jetzt 8 Thlr.

Einzelne Romane sind jedoch nur zu den bisherigen Preisen zu erhalten.

Heßler's (J. A.) Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 10 Theile. Mit 5 Landkarten. (Gegen 570 Bogen.) Gr. 8. 1815—25. Früherer Preis 30 Thlr., jetzt 18 Thlr. 8 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von K. W. F. von Funck.) Vier Theile. (114 Bogen.) Gr. 8. 1821—24. Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt 4 Thlr.

Karamsin (Nikolaus), Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. 11 Bände. (253 Bogen.) Gr. 8. 1830—32. Früherer Preis 21 Thlr. 20 Gr., jetzt 11 Thlr. 20 Gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schwerter und Fr. Teichmann. Drei Bände. (97 Bogen.) Gr. 8. 1818–25. Früherer Preis 4 Thlr. 12 Gr., jetzt 2 Thlr.

National-Magazin, Das, der Gesellschaft für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Mit vielen Abbildungen. Kl. Fol. Cart.

Die Fortsetzung dieser Zeitschrift erscheint mit dem Pfennig-Magazin vereint. Der erste Jahrgang desselben bildet einen sehr hübschen Band, dessen Preis ich von 2 Thlr. auf 16 Groschen ermäßigt habe.

Reim-Lexikon, Allgemeines deutsches. Herausgegeben von Peregrinus Syntax. Zwei Bände. (112 Bogen.) Lexikon-8. 1826. Früherer Preis 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Rohlwes (Johann Nikolaus), Von der Pferdezucht. Mit zwei Kupfern. (25 Bogen.) Gr. 8. 1822.

— —, Pferdeheilkunde und Kriegspferdekunde nebst einer Anleitung zum Beschlagen der Pferde und Behandlung der Hufe u. s. w. Zum Selbstunterricht bearbeitet. Drei Theile. (97 Bogen.) Gr. 8. 1823—25. Früherer Preis beider Werke 6 Thlr. 16 Gr., jetzt 3 Thlr.

Schmalz (Friedrich), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. Sechs Theile. (100 Bogen.) Gr. 8. 1814—24. Früherer Preis 6 Thlr. 14 Gr., jetzt 3 Thlr.

Shakspeare's Schauspiele erläutert von Franz Horn. Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1822—31. Früherer Preis 8 Thlr., jetzt 3 Thlr. 12 Gr.

Dr. Martin Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweite vermehrte Auflage. 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Hamburg, Fr. Perthes. 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. Sechs Theile. 8. (107½ Bogen.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn beide Werke zusammengenommen und von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden, sind sie für 4 Thlr. 16 Gr. zu erhalten.

Die herabgesetzten Preise von Goethe's sämmtlichen Werken haben aufgehört.

Mit dem heutigen Tage hören die herabgesetzten Preise der einzig noch vorhandenen, vollständigen Ausgaben von

Goethe's sämmtlichen Werken,

Ausgabe letzter Hand, nebst Nachlaß,

55 Bände,

wieder auf, und es treten die früher bestandenen Subscriptionspreise wieder ein; es kostet nämlich:

die Taschen-Ausgabe Druckpapier	29 Fl. 42 Kr.,	oder	16 Thlr. 12 Gr. Sächs.
Octav-Ausgabe Druckp.	60 Fl.,	oder	33 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Der Preis des vollständigen alphabetischen Inhalts- und Namens-Verzeichnisses über sämmtliche Goethe'sche Werke, nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse, in 55 Bänden, ist:

für die Taschen-Ausg. Druckp.	36 Kr.,	oder	8 Gr. Sächs.
Velinp.	40 —	—	10 — —
Octav-Ausg. Druckp.	54 Kr.,	oder	12 Gr. Sächs.
Schwzp.	1 Fl. —	—	14 — —
Velinp.	1 — 12 —	—	16 — —

Der Prospect einer: Pracht-Ausgabe von

Goethe's Werken in 2 Bänden

mit Stahlstichen, im Format wie Schiller's Werke in Einem Bande wird nächstens verschickt werden, und die erste Lieferung davon bestimmt zu Ostern 1836 erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Jan. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gemälde der Schweiz.

Von diesem Werke haben wir soeben versandt:

Fünftes Heft. Der Canton Schwyz, von Gerold Meyer von Knonau. In Etui, gebunden 1 Fl. 48 Kr.

Achtzehntes Heft. Der Canton Tessin, von Stefano Franscini. In Etui, gebunden 2 Fl. 24 Kr.

In vier Wochen wird nachfolgen:

Sechstes Heft. Der Canton Unterwalden, von A. Businger, Schulherr.

An der Fortsetzung wird unausgesetzt gearbeitet.

Digitized by Google

Früher sind erschienen:

Erstes Heft. Der Canton Zürich, von Gerold Meyer von Knonau. Gebunden, in Etui 1 Fl. 48 Kr.

Viertes Heft. Der Canton Uri, von Dr. K. F. Lusser. Gebunden, in Etui 48 Kr.

Neuntes Heft. Der Canton Freiburg, von F. Kuenlin. Gebunden, in Etui 1 Fl.

Dreizehntes Heft. Der Canton Appenzell, von Dr. G. Rüsch. Gebunden, in Etui. Mit Karte 1 Fl. 45 Kr. [illegible] 1 Fl. 24 Kr.

Über Tendenz und Ausführung dieser Cantonsschrift haben sich die bewährtesten Statistiker belobend und [illegible] ausgesprochen. Wir dürfen dasselbe als zweckmäßiges Hülfsbuch für Jünglinge und unter Erwachsenen mit Zuversicht empfehlen.

St.-Gallen und Bern, den 15ten December 1835.

Huber und Compagnie.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute

oder

Übersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufacturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Supplementband.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen

von

L. N. Schmidt.

Erste Lieferung: Aachen—Glasgow.

Mit einem Situations-Plan von Gibraltar.

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Indem wir den zahlreichen Besitzern von Mac Culloch's Handbuch für Kaufleute das erste Heft des angekündigten

Supplementbandes

übergeben, bemerken wir, daß die zweite und letzte Abtheilung desselben zu Anfang des kommenden Jahres unfehlbar nachfolgen und nicht nur alle Verbesserungen und Nachträge der zweiten Original-Auflage, sondern auch eine Menge neuer Artikel aus dem Gebiete der Handels-Geographie, Waaren- und Gewerbskunde ꝛc. enthalten wird, und zwar namentlich solche, die auf den englischen Originale so sehr vernachläßigten europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben. Die [illegible] Angabe des Inhalts wird zeigen, wie reich und zweckmäßig die Supplemente in dieser Hinsicht ausgestattet sind; das so [illegible] nützliche, interessante Werk erlangt dadurch für den deutschen Leser erst seine vollständige Brauchbarkeit.

Titel, Vorrede und Register nebst drei weitern Lithographien: Ansichten von Konstantinopel, Petersburg und vom Cap, folgen mit der zweiten Lieferung.

Inhalt der ersten Lieferung:

Aachen, Aarau, Åbo, Abuschir, Adrianopel, Aepfel, Aesche, Aether, Alaun, Alcanna, Alcornoco, Aleppo, Alexandria, Alaun, Amethyst, Ammoniac, Amsterdam, Angelica, Angosturarinde, Anker, Antwerpen, Arak, Arango, Archangel, Arrowroot, Asphalt, Astrachan, Athen, Aufkäufer, Avignon, Bablah, Baerlappsamen, Bagdad, Bahama-Inseln, Bahia, Balachong, Baldrian, Baltimore, Bambusrohr, Bangkok, Bank, Barcellona, Basel, Batist, Baumwolle, Bayonne, Beaucaire, Beinschwarz, Bergbauvereine, Bergen, Bergkrystall, Berlin, Berlinerblau, Betelnuß, Bevölkerung, Bielefeld, Bier, Bilbao, Birmingham, Bittersalz, Blattgold, Blauholz, Blech, Blei, Bleigelb, Bleistifte, Bleiweiß, Bleizucker, Blumen, Blutegel, Bodmerei, Bosen, Bologna, Bolus, Bombay, Bordeaux, Boston, Botzen, Bouillons, Boulogne, Braunschweig, Bremen, Breslau, Bristol, Brody, Brüssel, Brustbeeren, Bucharest, Buche, Buchhaltung, Buchhandel, Buenos Ayres, Bukhara, Bußorah, Cadix, Cairo, Calais, Calcutta, Calmar, Canäle, Canarien-Samen, Canton, Caoutschouc, Caracas, Carden, Carbolsäure, Carlsruhe, Carotten, Carthagena, Carthagena de los Indios, Cascarille, Caschmir, Cassel, Cassia, Cassia-Beeren, Catechu, Cayenne, Chanks, Charlestown, Cherbourg, China-Rinde, Chinin, Chlorkalk, Christiania, Chrom, Chunam, Chur, Coaks, Colberg, Colombo, Colonien, Constanz, Consul, Contrebande, Corduan, Coriander, Corinthen, Cork, Corunna, Coquimbo, Credit, Damascus, Damast, Danzig, Darmstadt, Debreczin, Dieppe, Dinkel, Dinte, Docht, Docks, Dorsch, Dortrecht, Dover, Dresden, Drontheim, Dubber, Dublin, Dundee, Dünkirchen, Düsseldorf, Ebenbaum, Eberesche, Edinburg, Eisenbahnen, Eisenwurz, Eiderdunen, Einfuhr und Ausfuhr, Einnahmen und Ausgaben, Eisen, Eisenbahnen, Elain, Elberfeld, Elbeuf, Elfenbein, Elsebeerbaum, Email, Emden, Englisch Leder, Erfurt, Erle, Erzerum, Esparto, Essig, Essigsäure, Farben, Fayence, Fedrmesser, Federn, Feilen, Feldspath, Felle, Fenchel, Ferrol, Feuergewehre, Feuerschwamm, Feuerstein, Feuerwerk, Fichte, Filigran, Filz, Firniß, Fischbein, Fische, Fischhaut, Fischmagen, Fiume, Flachs, Flanell, Flindern, Flintglas, Flußspath, Folie, Foulards, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Fransen, Fremde und Fremdengesetze, Fuchsin, Galbanum, Gallen St., Gallerte, Galmei, Gangfische, Garne, Gebrannte Wasser, Genf, Gent, Genua, Gerstenzucker, Ginseng, Glas, Glasflüsse, Glasgalle, Glasgow.

Stuttgart, im November 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniß der im Jahr 1835 im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erschienenen Werke:

Arnd, K., Die materiellen Grundlagen und sittlichen Foderungen der europäischen Cultur. Gr. 8. 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Ausland, Das, Ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Achter Jahrgang. 1835. Gr. 4. 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.

Baur, Dr. und Prof., Die Pastoralbriefe des Apostels Paulus aufs Neue kritisch untersucht. Gr. 8. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Bernoulli, Dr. Chr., Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik. 1ter Band mit 11 Steintafeln. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Beyschlag, Dr. D. E., Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs in dem Mittelalter, nebst Beiträgen zur Münzgeschichte der übrigen Allemannisch-Suevischen Lande in dem nämlichen Zeitraume. Mit 8 lithogr. Münztafeln. Gr. 8. 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere. 1ste und 2te Lieferung. Taschenformat. Subscriptionspreis 24 Kr., oder 6 Gr.

Bosse, Staatsrath v., Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. 8. 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Decandolle, A. P., Pflanzen-Physiologie, oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Röper. 2ter Band. Gr. 8. 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Elsner, J. G., Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Politik der Landwirthschaft. 2 Theile. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 18 Gr.

— —, Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Producte speculiren? Auf Erfahrung begründete Rathschläge und Lehren für den Landwirth. Gr. 8. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Würtemberg. Mit Motiven. Gr. 8. 1 Fl., oder 16 Gr.

Fallmerayer, Prof. J. Ph., Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften. 8. 1 Fl., oder 16 Gr.

Freyberg, M. Freiherr von, Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften. Gr. 8.
4ter Bd. 2tes Heft 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.
5tes — 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Gagern, Freiherr von, Die Resultate der Sittengeschichte. 1ster Theil. Die Fürsten, oder die Natur der Monarchie. Neue Aufl. 8. Brosch. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Gagern, Freiherr von, 2ter Theil. Die Aristokratie. Neue Aufl. 8. Brosch. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Gans, Dr. Eduard, Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 4ter Band, das Erbrecht des Mittelalters, 2ter Theil. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

☞ Von Gans' Erbrecht, dessen 3ter und 4ter Theil unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen, sodaß das ganze Werk von uns bezogen werden kann. Den Preis aller vier bisjetzt erschienenen Bände zusammen genommen, setzen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 Fl., oder 7 Thlr. Bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und letzte Band wird demnächst erscheinen.

Grüneisen, Karl, Die altgriechische Bronze des Tur'schen Cabinets in Tübingen. Mit einer lithographirten Zeichnung von Karl Müller. 8. In Umschlag geh. 48 Kr., oder 12 Gr.

Gutzkow, Nero, eine Tragödie. 8. Brosch. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Handbuch für Kaufleute, oder Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufacturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Ökonomie und Finanzen. Supplementband. Bearbeitet nach der zweiten Auflage des Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq., in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen von L. R. Schmidt. Erste Lieferung: Aachen—Glasgow. Mit einem Situationsplan von Gibraltar. Gr. 8. In Umschlag. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Hotho, Dr. H. G., Vorstudien für Leben und Kunst. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Jahrbücher, Würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. v. Memminger. Jahrgang 1834. 12 Hefte. 8. 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalts- und Namen-Verzeichnisse über sämmtliche Goethe'sche Werke nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse, verfertigt von Ch. Th. Musculus unter Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars Dr. Riemer.

Taschen-Ausg. Velinp.		40 Kr.,	oder	10 Gr.
— Druckp.		36 —	—	8 —
Octav-Ausg. Velinp.	1 Fl.	12 —	—	16 —
Schwzp.	1 —	—	—	14 —
Druckp.	— 54	—	—	12 —

Journal, Polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler unter Mitredaction von Dr. E. M. Dingler und Dr. J. H. Schultes. Sechszehnter Jahrgang 1835. 24 Hefte.

Digitized by Google

mit vielen Lithographien. Gr. 8. Brosch. 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.

Klein, Militairkarte von Deutschland in 25 Blättern. Blatt Nr. 7. 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Kunstblatt. Sechszehnter Jahrgang 1835. Herausgegeben von Dr. L. Schorn. Gr. 4. 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Lange, Dr. W., Sprech- und Sprachschule, ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 48 Kr., oder 12 Gr.

Lewald, Dr. Aug., Allgemeine Theater-Revue. Erster Jahrgang, mit Seydelmann's Bildniß. Gr. 8. Cart. 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Lieder-Chronik, Schwäbische, für Schule und Haus. 8. Brosch. 30 Kr., oder 8 Gr.

Literaturblatt. Jahrgang 1835. Redigirt von Dr. W. Menzel. Gr. 4. 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Menzel, Dr. W., Reise nach Italien im Frühjahr 1835. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Fünfter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1833. 2ter Theil, mit 12 Portraits. 12. Brosch. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Mohl, Julius, Confucii Y-King, antiquissimus sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu P. P. edidit. Vol. I. cum quatuor tabulis. Imaj. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Neunundzwanzigster Jahrgang, 1835. Gr. 4. 20 Fl., oder 11 Thlr. 8 Gr.

Mozin, Neue Sammlung französischer und deutscher theils neuer, theils aus den besten französischen und deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe, sowol zur Bildung im kaufmännischen Briefstyle als zum Übersetzen in beide Sprachen bestimmt. Sechste verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Müller, J. v., Sämmtliche Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. Herausgegeben von J. G. Müller. 3te Lieferung oder 36.—40. Band.

Velinp. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr.
Druckp. 3 Fl. — 1 — 18 —

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1836. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem stuttgarter Meridian); zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Gegründet von Karl André, fortgesetzt von Johann Heinrich Meyer. Zwölfter Jahrgang (mit 1 Musikblatt, 1 Lithographie und einigen Holzschnitten). Gr. 8. Geh. 48 Kr., oder 12 Gr.

Platen, A. Graf v., Die Abbassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen. 8. Geh. 1 Fl. 30 Kr., oder 20 Gr.

Plieninger, Dr., Über die Blitzableiter, ihre Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten. Nebst einem Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern. Eine gemeinfaßliche Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, sowie für die Hausbesitzer. Gr. 8. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1 Fl., oder 16 Gr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Sechster Band. Mit den Kupfertafeln 102—125. Gr. 8. 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Ed. Widenmann, Redacteur des Auslandes, und Dr. H. Hauff, Redacteur des Morgenblattes. Gr. 8. Geh.

1ste Lieferung 1 Fl., oder 16 Gr.
Zander, Irland.
2te Lieferung 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.
Militz, Algier.
3te Lieferung 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.
Reise nach Bulgarien.
4te Lieferung 54 Kr., oder 16 Gr.
Ausflug auf die Prairien.
5te Lieferung 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.
Reumont, Reiseschilderungen.
6te Lieferung 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.
Briefe in die Heimat,
geschrieben zwischen Oct. 1829 und Mai 1830, während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz.

Vol. II. Schreibp. 7 Fl. 24 Kr., oder 4 Thlr. 8 Gr.
Druckp. 5 — 12 — — 3 — 8 —
Vol. VIII. Schreibp. 8 — 36 — — 5 —
Druckp. 6 — — 3 — 15 —

Rumohr, C. F. v., Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Zweiter Theil. 8. Brosch. 1 Fl. 12 Gr., oder 18 Gr.

Schenk, Eduard v., Schauspiele. Dritter Theil. 8. Brosch. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Schiller, Friedrich v., Sämmtliche Werke in 12 Bänden. Prachtausgabe mit 12 Stahlstichen als Titelbilder. Gr. 8. 1. u. 2. Lieferung oder 1.—6. Band. Subscriptionspreis per Lieferung 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Schön, Prof. J., Neue Untersuchung der National-Ökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung. Gr. 8. Brosch. 48 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Schorn, Dr. L., Umriß einer Theorie der bildenden Kunst. 8. In Umschlag geheftet. 24 Kr., oder 6 Gr.

Schumacher, Jahrbuch für 1836. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, Moser, Olbers und Pfaffius. Mit einer Kupfertafel. 8. Cartonnirt. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Spittler, L. Th. Freiherr v., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 9te Lieferung, oder 6.—8. Band. Gr. 8. 10 Fl., oder 5 Thlr. 18 Gr.

Sternberg, A. Freiherr v., Novellen. 5ter Band, Mährchen. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Tafel, Dr. L., Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen. Zweiter Curs, mit einer historischen Grammatik. Gr. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Tieck, Ludwig, Vier Schauspiele von Shakspeare. 8. Brosch. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 9te Auflage, mit des Dichters Bildniß. 8. Brosch. 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Würtemberg, Herzog Paul Wilhelm von, Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824. Gr. 8. Broschirt, mit einer Karte von Louisiana. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Zedlitz, Freiherr J. Ch. von, Dramatische Werke. Vierter Theil, enthaltend: Turturell. Herr und Diener. Die zwei Rächte zu Valladolid. 8. Broschirt. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Zeitung, Allgemeine, für das Jahr 1836. Gr. 4. 8 Fl., oder 5 Thlr.

— —, Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sachregister dazu, verfaßt von G. v. L. 45 Kr., oder 12 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Oder 1835. October. November. December.

Inhalt.

Art. I. 1) Mohammedi filii Chondschahi, vulgo dicti Mirchondi historia Ghaznevidarum persice. Pars [illegible]

Digitized by Google

2) The Shah Nameh of the persian poet Firdausi translated and abridged in prose and verse by *James Atkinson*. London 1832.

3) History of the early kings of Persia from Kaiomars, translated from the original persian of Mirkhond, entikled the Rauzat-tessfa, by *David Shea*.

4) The dynasty of the Kajars, translated from the original persian manuscript presented by his Majesty Faty Aly Shah to *Sir Harford Jones Brydges*, by colonel James Sutherland. London 1833.

5) An account of the transactions of his Majesty's by Sir of the court of Persia in the years 1807—11 mission *Harford Jones Brydges*. London 1834.

6) ИСТОРІЯ МОНГОЛОВЪ ОТЪ ДРЕВНѢЙШИХЪ ВРЕМЕНЪ ДО ТАМЕРЛАНА ПЕРЕВОДЪ СЪ ПЕРСИДСКАГО. Petersburg 1834. 8. 158 S. (Von Grigorjeff.)

7) Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia, also, narrative of a voyage on the Indus, from the sea to Lahore, with presents from the King of Great Britain; performed under the orders of the supreme government of India, in the years 1831, 1832 and 1833, by Lieut. *Alex. Burnes*. London 1834.

8) Journey to the North of India overland from England through Russia, Persia and Affghaunistaun, by Lieut. *Arthur Conolly*. London 1834.

Art. II. *Bhartriharis* Sententiae et Carmen, quod *Ollauri* nomine circumfertur, eroticum; ad Codicum Mstt. ddem. edidit *Petrus a Bohlen*. Berolini 1833.

III. Curiosities of Literature. By J. D. *Israeli*. Paris 1835.

IV. Epistolae Davidis Ruhnkenii ad Dan. Wyttenbachium, editae a G. L. Mohne. Accedunt D. Wyttenbachii epistolae, quas curavit F. C. Kraft. Altonae 1834.

V. Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Bruxelles 1831—34.

VI. 1) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig 1834.

2) Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts, Herausgegeben von Friedrich Albrecht Grafen von der Schulenburg. Wien 1821.

VII. 1) Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Mannheim 1835.

2) Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart 1835.

3) Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf 1835.

4) Aschenbrödel. Dramatisches Märchen von Grabbe. Düsseldorf 1835.

VIII. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. 1835. (Geschichte von Irland, von Thomas Moore.)

IX. Reise zum Ararat, von Dr. F. Parrot. Berlin 1834.

X. Östreich unter Kaiser Albrecht II. Von Joseph Kurz. Wien 1835.

XI. *ΑΝΕΚΔΟΤΑ*. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXII.

Hammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)
Register.

Unlängst erschien in unserm Verlage:

Methodischer Leitfaden der niedern Arithmetik
von Joh. Jakob Schneider.
Dritte, umgearb. Aufl. 8. St.-Gallen. Preis 54 Kr.

Die Brauchbarkeit dieses bereits in vielen Schulen eingeführten Werkes zeigt sich genügend durch die sich schnell wiederholenden neuen Auflagen; es ist daher unnöthig, auf die Vorzüge der Methode des Verfassers aufmerksam zu machen. Diese durchaus umgearbeitete Auflage ist um 2¾ Bogen, einer Einheits- und zwei Bruchtabellen vergrößert worden, dennoch haben wir den Preis nur unbedeutend erhöht, um minderbemittelten Zöglingen die Anschaffung zu erleichtern.

Hubet und Comp. in St.-Gallen.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Wilhelm Meinhold.

Zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1836.

F. A. Brockhaus.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Die Malerei der Alten
in ihrer
Anwendung und Technik,
insbesondere als Decorationsmalerei
von
R. Wiegmann, Architekt.
Mit einer Vorrede vom Hofrathe K. O. Müller in Göttingen.
8. F. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Tante Pontypool.
Roman,
aus dem Englischen
von
C. Richard.
8. Drei Bände. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

Dieser soeben in London erschienene, höchst gestreichte und anziehende Roman hat die englische Modewelt in überraschender Weise gefesselt; wir dürfen mit Grund annehmen, daß ihm in Deutschland eine gleich günstige Aufnahme zu Theil werden wird.

In Commission bei J. G. Müller in Gotha sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Adolf Bube.

2te Auflage. Gr. 8. In elegantem Umschlag geheftet. Preis 16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Zur Empfehlung dieser Gedichtsammlung erinnern wir unter Anderm an die frühern Recensionen derselben, die in ihnen ein ausgezeichnetes Dichtertalent, Geist, Geschmack und Bildung durch die classischen Alten, insbesondere Sinn für das Ernste und Würdige, große Gewandtheit in Einkleidung gegebener Stoffe, und eine Behandlung derselben angemessene Einfachheit und Kraft anerkennen.

Digitized by Google

Für Lese-Bibliotheken und -Cirkel.

Lukianos' Werke. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Joh. Minckwitz.** 1ster Theil: Der Traum. Der Hahn. Der Menschenfeind. Die Freundschaft. Göttergespräche. Todtengespräche. 8. (32½ Bog. Velinp.) Geh. 2 Thlr.

Die neueste Arbeit des, als Übersetzer der griechischen Tragiker rühmlichst aufgetretenen Gelehrten darf in keiner guten Bibliothek fehlen.

Marbach, G. O., Über die moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. 1ste Sendung. Einleitung. **Menzel.** 8. (9 Bog. Velinp.) Geh. 16 Gr.

Die folgenden Sendungen werden die Namen Heine, Börne, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, Kühne, Rahel, Bettina ꝛc. tragen. Das Ganze wird eine Besprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpunkte der Weltanschauung enthalten, und dürfte als sehr zeitgemäß erscheinen.

R. Montgomery Martin, Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, mercantilen und übrigen socialen Beziehungen. A. d. Engl. bearbeitet von Dr. **P. Frisch.** Zweite Lief. **Westindien.** Gr. 8. (12½ Bog. Velindruckp.) Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses in seiner Art einzige, fast officielle Werk ist in Großbritannien mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden, wie 44 Beurtheilungen in engl. Zeitschriften beurkunden. — Die 1ste Liefg. Ostindien kostet auch 1 Thlr. 4 Gr. — Die 3te Liefg. Nordamerika ist unter der Presse. Wir dürfen auf den Dank der gebildeten Lesewelt rechnen, ihre eine so gediegene Lecture dargeboten zu haben.

Leipzig, im Januar 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welchen Einfluß
hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika?
Oder:
nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über

Die Entstehung der heutigen Griechen.

Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. bairischen Akademie der Wissenschaften
von
Jakob Philipp Fallmerayer,
königl. Professor und Akademiker.
Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Des Lebens Wechsel.

Von der Verfasserin der Bilder des Lebens.

Gr. 12. St.-Gallen. Brosch. 2 Fl. 42 Kr.

Die anziehenden, sittlich-reinen, das weibliche Gemüth in seinen innersten Falten entwickelnden Schilderungen der Verfasserin sind durch ihre geschätzten frühern Schriften bereits bekannt, daß es genügt, durch den Titel auf dieses neue Erzeugniß ihrer Muse aufmerksam zu machen. Ein angenehmeres literarisches Geschenk wird kaum einer Dame gemacht werden können als durch dieses Werk.

St.-Gallen und Bern, den 1sten December 1835.

Huber und Compagnie.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

Vollständiges Griechisch-Deutsches Wörterbuch über die Gedichte des *Homeros* und der *Homeriden* mit steter Rücksicht auf die Erläuterung des häuslichen, religiösen, politischen und kriegerischen Zustandes des heroischen Zeitalters und mit Erklärung der schwierigsten Stellen und aller mythologischen und geographischen Eigennamen.

Zunächst für den Schulgebrauch ausgearbeitet
von
G. Ch. Crusius,
Subrector am Lyceum in Hannover.

33 Bogen in gr. Lexikon-Format. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

L'ami des enfans et des adolescens,
par Mr. Berquin. Accompagné de l'explication des mots et des phrases, par J. H. Meyner. 5e édition.
2 Tomes in-12. 1835. 20 Gr.

Der Berquin'sche Kinderfreund ist immer noch einer der angenehmsten und instructivsten Lesebücher der französischen Sprache für Minderjährige. Die Zweckmäßigkeit der Worterklärungen und die Correctheit des Druckes haben dieser Ausgabe die Einführung in vielen öffentlichen und Privatschulen Deutschlands erworben, wovon die sich öfters wiederholenden Ausgaben Zeugniß leisten.

St.-Gallen und Bern, den 8ten December 1835.

Huber und Compagnie.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Guerillas.

Von
dem Grafen von Lorencez.

Aus dem Französischen übersetzt
von
W. A. Lindau.
Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1836.

J. A. [illegible]

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Abonnenten sind durch die Buchhandlungen und Postämter die ersten Nummern des neuen (vierten) Jahrgangs des allgemein bekannten

Pfennig-Magazin

versandt. Auch in dem bevorstehenden Jahrgange wird die Redaction sich bestreben, diesem weitverbreiteten Blatte die bisherige ausgezeichnete, ja unerhörte Theilnahme zu erhalten und sich die Zufriedenheit aller Leser mit dem darin Gebotenen zu erwerben.

Der Preis bleibt wie bisher für den ganzen Jahrgang mit einer Menge von saubern Abbildungen, bei eleganter Ausstattung, zwei Thaler, wofür die Nummern wöchentlich oder monatlich geliefert werden.

Neu eintretenden Abonnenten wird die Nachricht willkommen sein, daß sie auch die frühern Jahrgänge noch zu dem ersten Subscriptionspreis (I. Nr. 1—52, 2 Thlr.; II. Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III. Nr. 92—143, 2 Thlr.) sauber geheftet erhalten können.

Von dem

Pfennig-Magazin für Kinder

sind ebenfalls die ersten Nummern für 1836 versandt. Dieses Blatt erregt mehr und mehr die verdiente Aufmerksamkeit aller Ältern und Kinderfreunde, denen für den geringen Preis von 1 Thlr. jährlich eine so reichhaltige Quelle nützlicher Belehrung und Unterhaltung für ihre Kleinen hier geboten wird. Die vielen saubern Abbildungen, mit denen jede Nummer ausgestattet ist, werden gewiß stets mit erneutem Vergnügen von den jungen Lesern beschaut werden.

Die ersten beiden Jahrgänge des Pfennig-Magazins für Kinder sind geheftet für den Preis von 1 Thlr. jeder noch in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1835.

Größere Aufsätze.

Schilderung der Sipais in Indien. Die Ufer der Rhone. Schicksale der Indianer in Nordamerika. Die Handelsstämme in der Bretagne. Nekrolog des Orientalisten Klaproth. Naturansichten aus Nordamerika: Gestalt des Landes, allgemeine Naturverhältnisse, Meteorologisches, Mineralogisches, Botanisches, Zoologisches. Bilder aus Paris. 10) Ste.-Palagie. 11) Das neue Paris. Chinesische Münze, Falschmünzer und Banksystem. Englische Branntweinsünden. Orientalische Studien in Paris. Das Gouvernement Jeniseisk. Französische Literatur: Grangeneuve par Delatouche. Destinée sociale de l'homme par Considérant. Histoire parlamentaire par Buchez et Roux. Besuch der angloindischen Schule in Kalkutta. Zur Statistik Frankreichs. Parlamentarische Skizzen. 1) Geschäftsmänner: Evans. Graham. F. W. Croker. Oberst Sibthorpe. Sir J. K. Hobhouse. Lord Howick. Oberst Leith Hay. Henry Parnell. Ch. Wood. Sir H. Hardinge. E. Ellice. E. Codrington. Palmerston. 2) Literatoren: E. L. Bulwer. Lord Mahon. J. Walter. Lord Fr. Egerton. W. Wackworth Praed. Buckingham. Bowring. Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel. Untersuchung des vulkanischen Bodens um Neapel. Des Sultans Besuch in der Militairschule. Die semitischen Sprachen. Historische Skizze von Tauris. Texas. Schilderung des Landes. Die neuen Seeräuber. Der Bocage der Vendée. Die Kanäle in China. Ein Ausflug nach dem Kloster Megaspilion und Delphi. Die Handelsschiffahrt auf dem schwarzen Meere. Polarthiere. Maskara. Hochzeitsgebräuche in der Bretagne. Dampfschiffahrt auf der Seine. Die siamesischen Zwillinge. Orientalische Literatur in Kalkutta. Die strategischen Straßen in der Vendée. Zustand der Niederlassung auf der Insel Ascension. Schilderung der Battas. (Nach Cap. Low.) Die Carolinen. (Nach Lütke.) Rückblicke. Eingang. Amerika. Afrika. Oceanien. Asien. Europa.

Chronik der Reisen.

Moorcroft's Reise nach Balkh und Bukhara. (Aus dem Tagebuch Gholam Heider Khan's und mit Bemerkungen versehen von Major Hearsey.) 1) Reise nach Lahur. Anmerkungen.

Kleinere Mittheilungen.

Zahl der Museen und Künste in Frankreich. Auffindung von Sanchuniathon's Werken. Shakspeare's Ehe. Particularismus der Engländer in Indien. Das Alter der Mlle. Mars. Fossile Reste einer riesenhaften Schlange. Neue Einrichtung der Hopfengärten. Russische Lebenslänge. Verschiedene Temperatur der Granit- und Schieferschichten. Alterthümer im Westen von England. Analyse der babylonischen Inschriften. Kampf eines Bären und eines Panthers. Alterthümer bei Bayai. Methode, den Marmor gegen die Einflüsse der Atmosphäre zu schützen. Stand des Elementarunterrichtes in Frankreich. Auffindung eines fossilen Baumes. Nachtfahrten der Dampfschiffe auf der Rhone. Geologische Notizen. Bestrafung

Digitized by Google

Für Lese-Bibliotheken und -Cirkel.

Lukianos' Werke. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Joh. Minckwitz.** 1ster Theil: Der Traum. Der Hahn. Der Menschenfeind. Die Freundschaft. Göttergespräche. Todtengespräche. 8. (32½ Bog. Velinp.) Geh. 2 Thlr.

Die neueste Arbeit des, als Übersetzer der griechischen Tragiker rühmlichst aufgetretenen Gelehrten darf in keiner guten Bibliothek fehlen.

Marbach, G. O., Über die moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. 1ste Sendung. Einleitung. **Menzel.** 8. (9 Bog. Velinp.) Geh. 16 Gr.

Die folgenden Sendungen werden die Namen Heine, Börne, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, Kühne, Rahel, Bettina ꝛc. tragen. Das Ganze wird eine Besprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpunkte der Weltanschauung enthalten, und dürfte als sehr zeitgemäß erscheinen.

R. Montgomery Martin, Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, mercantilen und übrigen socialen Beziehungen. A. d. Engl. bearbeitet von Dr. **P. Frisch.** Zweite Lief. **Westindien.** Gr. 8. (12½ Bog. Velindruckp.) Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses in seiner Art einzige, fast officielle Werk ist in Großbritannien mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden, wie 44 Beurtheilungen in engl. Zeitschriften beurkunden. — Die 1ste Liefg. Ostindien kostet auch 1 Thlr. 4 Gr. — Die 3te Liefg. Nordamerika ist unter der Presse. Wir dürfen auf den Dank der gebildeten Lesewelt rechnen, ihre eine so gediegene Lectüre dargeboten zu haben.

Leipzig, im Januar 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welchen Einfluß
hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika?
Oder:
nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über

Die Entstehung
der heutigen Griechen.

Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. bairischen Akademie der Wissenschaften
von
Jakob Philipp Fallmerayer,
königl. Professor und Akademiker.
Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Des Lebens Wechsel.

Von der Verfasserin der Bilder des Lebens.

Gr. 12. St.-Gallen. Brosch. 2 Fl. 42 Kr.

Die anziehenden, sittlich-reinen, das weibliche Gemüth in seinen innersten Falten entwickelnden Schilderungen der Verfasserin sind durch ihre geschätzten frühern Schriften bereits bekannt, daß es genügt, durch den Titel auf dieses neue Zeugniß ihrer Muse aufmerksam zu machen. Ein angenehmeres literarisches Geschenk wird kaum einer Dame gemacht werden können als durch dieses Werk.

St.-Gallen und Bern, den 1sten December 1835.

Huber und Compagnie.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

Vollständiges
Griechisch-Deutsches Wörterbuch
über
die Gedichte des **Homeros** und der Homeriden
mit steter Rücksicht
auf die Erläuterung des häuslichen, religiösen, politischen und kriegerischen Zustandes des heroischen Zeitalters und mit Erklärung der schwierigsten Stellen und aller mythologischen und geographischen Eigennamen.

Zunächst für den Schulgebrauch ausgearbeitet
von
G. Ch. Crusius,
Subrector am Lyceum in Hannover.

53 Bogen in gr. Lexikon-Format. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

L'ami des enfans et des adolescens,
par Mr. Berquin. Accompagné de l'explication des mots et des phrases, par J. H. Meynier. 3e édition. 2 Tomes in-12. 1835. 20 Gr.

Der Berquin'sche Kinderfreund ist immer noch einer der angenehmsten und instructivsten Lesebücher der französischen Sprache für Minderjährige. Die Zweckmäßigkeit der Wörterklärungen und die Correctheit des Druckes haben dieser Ausgabe die Einführung in vielen öffentlichen und Privatschulen Deutschlands erworben, wovon die sich öfters wiederholenden Ausgaben Zeugniß leisten.

St.-Gallen und Bern, den 8ten December 1835.

Huber und Compagnie.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Guerillas.

Von
dem Grafen von L[illegible]

Aus dem Französischen [illegible]
d. d. R.
W. A. [illegible]

Zwei Theile. 8. [illegible]

Leipzig, im Januar [illegible]

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Abonnenten sind durch die Buchhandlungen und Postämter die ersten Nummern des neuen (vierzehnten) Jahrgangs des allgemein bekannten

Pfennig-Magazin

versandt. Auch in dem bevorstehenden Jahrgange wird die Redaction sich bestreben, diesem weltverbreiteten Blatte die bisherige ausgezeichnete, ja unerhörte Theilnahme zu erhalten und sich die Zufriedenheit aller Leser mit dem dafür Gebotenen zu erwerben.

Der Preis bleibt wie bisher für den ganzen Jahrgang mit einer Menge von saubern Abbildungen, bei eleganter Ausstattung, zwei Thaler, wofür die Nummern wöchentlich oder monatlich geliefert werden.

Neu eintretenden Abonnenten wird die Nachricht willkommen sein, daß sie auch die frühern Jahrgänge noch zu dem ersten Subscriptionspreis (I. Nr. 1—52, 2 Thlr.; II. Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III. Nr. 92—143, 2 Thlr.) unbeheftet erhalten können.

Von dem

Pfennig-Magazin für Kinder

sind ebenfalls die ersten Nummern für 1836 versandt. Dieses Blatt erregt mehr und mehr die verdiente Aufmerksamkeit aller Ältern und Kinderfreunde, denen für den geringen Preis von 1 Thlr. jährlich eine so reichhaltige Quelle nützlicher Belehrung und Unterhaltung für ihre Kleinen hier geboten wird. Die vielen saubern Abbildungen, mit denen jede Nummer ausgestattet ist, werden gewiß stets mit erneutem Vergnügen von den jungen Lesern beschaut werden.

Die ersten beiden Jahrgänge des Pfennig-Magazins für Kinder sind geheftet für den Preis von 1 Thlr. jeder noch in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1835.

Größere Aufsätze.

Schilderung der Sipais in Indien. Die Ufer der Rhone. Schicksale der Indianer in Nordamerika. Die Handelsstämme an der Bretagne. Nekrolog des Orientalisten Klaproth. Naturansichten aus Nordamerika: Gestalt des Landes, allgemeine Naturverhältnisse, Meteorologisches, Mineralogisches, Botanisches, Zoologisches. Bilder aus Paris. 10) Ste.-Palagie. 11) Das neue Paris. Chinesische Münze, Falschmünzer und Bankfystem. Englische Branntweinsünden. Orientalische Studien in Paris. Das Gouvernement Jeniseisk. Französische Literatur: Grangeneuve par Delatouche. Destinée sociale de l'homme par Considérant. Histoire parlamentaire par Buchez et Roux. Besuch der angloindischen Schule in Kalkutta. Zur Statistik Frankreichs. Parlamentarische Skizzen. 1) Geschäftsmänner: Evans. Graham. F. W. Croker. Oberst Sibthorpe. Sir J. K. Hobhouse. Lord Howick. Oberst Leith Hay. Henry Parnell. Ch. Wood. Sir H. Hardinge. E. Ellice. E. Cobrington. Palmerston. 2) Bulwer. Lord Mahon. J. Walter. Lo... Mackworth Praed. Buckingham. Bon... den Gebirgen zwischen Rom und Neap... vulkanischen P... Neapel. Des... Militairschule. Die semitischen Sprachen. Historische Skizze von Tauris. Texas. Schilderung des Landes. Die neuen Seeräuber. Der Bocage der Vendée. Die Kanäle in China. Ein Ausflug nach dem Kloster Megaspilion und Delphi. Die Handelsschiffahrt auf dem schwarzen Meere. Polarthiere. Maskara. Hochzeitsgebräuche in der Bretagne. Dampfschiffahrt auf der Seine. Die siamesischen Zwillinge. Orientalische Literatur in Kalkutta. Die strategischen Straßen in der Vendée. Zustand der Niederlassung auf der Insel Ascension. Schilderung der Battas. (Nach Cap. Low.) Die Carolinen. (Nach Lütke.) Rückblicke. Eingang. Amerika. Afrika. Oceanien. Asien. Europa.

Chronik der Reisen.

Moorcroft's Reise nach Balkh und Bukhara. (Aus dem Tagebuch Gholam Heider Khan's und mit Bemerkungen versehen von Major Hearsey.) 1) Reise nach Lahar. ...kungen.

Kleinere Mittheilungen.

Zahl der Museen und Künste in Frankreich. ... von Sanchuniathon's Werken. Shakspeare's Ein... rismus der Engländer in Indien. Das Alter der ... Fossile Reste einer riesenhaften Schlange. ... der Hopfengärten. Russische Lebenslänge. ... ratur der Granit- und Schieferschichten. ... sten von England. Analyse der ... f eines Bären und eines Panthers. ... Methode, den Marmor gegen die ... zu schützen. Stand des ... Auffindung eines fossilen ... pfe auf der Rhone. Geologische Notizen.

Digitized by Google

des Mordes bei den Esquimos. Verwendung des Cor zu Thränen. Neue Methode, Wallfische zu tödten. Merkwürdiges Nordlicht in England. Denkmal Washington's. Arbeiten der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Dänemark. Branntweinhandel des Departements der Charente. Die peruanische Augenkrankheit. Der Pallast Timburni. Sammlungen der Offiziere der Recherche. Eine Lotuspflanze in Montpellier zur Blüte gebracht. Arbeitssystem im französischen Guiana. Aufhebung des Persischen als Gerichtssprache in Indien. Prophezeihung über den Ganges. Nachricht über Smith's Expedition ins südliche Afrika. Denkmal des Grafen Grey. Die Ruinen von Sparta. Ein Molluskenregen. Acolophon, ein neues Instrument. Nekrolog des Oberstlieutenant Tod. Der Kampf eines Mannes mit einem Tiger. Kanalbau in Guiana. Französische Reiseunternehmungen. Unterseeischer Registrir-Barometer. Heftiges Erdbeben in Calabria Ultra. Chev. Marcel bietet der Gesellschaft für Übersetzungen orientalischer Schriftsteller mehre Werke an.

Ankündigung,

die Fortsetzung des Auslandes betreffend.

Wenn eine Zeitschrift von so beträchtlichem Umfange wie das Ausland, das jährlich 180 Bogen liefert, nach einem Bestande von acht Jahren keine Rückschritte gethan hat, sondern immer, bald mehr, bald minder, je nach den Zeitumständen fortgeschritten ist, und eine Abonnentenzahl erreicht hat, die sich zwar mit der der größern politischen Blätter nicht messen kann, doch aber gewiß jeder Zeitschrift mit ähnlicher Tendenz gleichsteht, so wird man wol mit Fug sagen können, daß die Anlage derselben gut ist, und daß die Redaction sich bemühte, das Ziel, das ihr durch diese Anlage vorgesteckt ist, zu erreichen. Dieses Ziel, nämlich Mittheilung des Interessantesten aus der neuern Länder- und Völkerkunde, ist so weit gesteckt, daß es nicht an Stoff, wol aber an Raum und Kraft gebricht, alles Interessante mitzutheilen und die Wahl oft schwer wird; wird aber diese nicht im Ganzen richtig getroffen, so entschuldigt der billige Leser gewiß, wenn nicht Alles seinen Beifall hat, um so mehr, als der Stoff so mannichfach ist, daß unmöglich jeder einzelne Leser sich gleichmäßig befriedigt finden kann.

Auch in dem verflossenen Jahre ist wol kein bedeutendes Land übergangen worden, und wenn einzelne vergleichungsweise sparsamer bedacht sind, so ist es häufig weder Fehler der Redaction noch geradezu Mangel an Stoff, der die Schuld trägt, sondern der Umstand, daß der Stoff häufig in so roher, unvollständiger Art sich bietet, daß sich durchaus kein zusammenhängendes Ganze daraus will bilden lassen. Dies war namentlich mit Australien und Südamerika der Fall. Am reichlichsten ist wol im Ganzen Asien bedacht, weil aus diesem Welttheile uns allmälig die meisten und vollständigsten Nachrichten zuströmen; die russische Herrschaft im Norden, die englische in der indischen Halbinsel und die zahlreichen Berührungen Europas mit Westasien bieten manchen Stoff, den die Verlagshandlung und Redaction fortdauernd zu mehren bemüht sind. Kaum minder reichlich ist Afrika bedacht, wo drei große Mittheilungspunkte eröffnet sind: Ägypten, Algier und das Cap, wo die Verhältnisse und Kriege mit den Kaffern im verflossenen Jahre den Hauptgegenstand bildeten. Algier wird immer häufiger von Fremden besucht, und die Mittheilungen von Augenzeugen werden zahlreicher, obwol die Regierung sehr spröde damit zu thun scheint und der „Moniteur Algérien" die schlechteste Quelle ist. Nach dem Innern über den Atlas hinaus konnte die Regierung bis jetzt noch keine weder scientifische noch militairische Expedition schicken, und es ergeht den Europäern hier, wie an andern Orten, wo man eindringen will: das Land ist wie gefeit, und wer den Zauber durchbricht, ist dem Tode verfallen. Dennoch ist Manches geschehen: die Reisen von Hoskins und Pruhhoe nach Gennaar, und Oldfield's Fahrt den Tschadda hinauf erregen manche Aussichten, und namentlich die letzte kann, so kurz sie auch war, sehr fruchtreich werden.

Das Ausland selbst, [illegible] und zum Theil [illegible] noch immer nicht viel zahlreicher werden; theilt nur ein Reisender seine eignen Erfahrungen mit, wie bis in die gangenen Jahre in unserm Blatte mit Mehre geschah, bleiben die Nachrichten ausnehmend fragmentarisch, und zwar lich in das Gebiet der südamerikanischen Reisen, die kaum ein Zusammenhang bringen, daher müssen eigne [illegible] rissene Skizzen die Stelle von genauern zusammenhängenden Schilderungen ersetzen. Für Europa selbst gilt das Gleiche, obwol nicht aus Mangel an Stoff, sondern wegen des Reichthums und zum Theil auch wegen der stets beschränkten Zahl des Blattes, sich von aller Tagespolitik ferne zu halten.

Wenn einmal unsere Leser sich überzeugt haben, daß die fragmentarische Behandlung, welche bei dem Zudrange des Stoffs nicht einmal gestattet, Vollständigkeit anzustreben, für den Bestand und den Umfang des Blatts nothwendig ist, so werden sie gewiß auch zugeben, daß dasselbe eine Auswahl der Mittheilungen enthält, den nur ein sehr großer Raum und eine möglichst schnelle und ausgewählte Benutzung [illegible] geben können.

Eine vielfach gehörte Klage über das Ausland war bisher der Druck, namentlich der kleinern Schrift, und die Verlagshandlung hat diesem Übelstande dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie die kleine Schrift durchschießen ließ. Der geringe Verlust, welcher den Lesern dadurch zugeht, daß sie an Stoff weniger erhalten, wird mit dem neuen Jahre mehr als aufgewogen werden durch ein weit besseres Papier, das die Verlagshandlung ohne Erhöhung des Preises anwenden wird. Die Redaction aber wird sich bemühen, den Verlust an Masse durch eine möglichst sorgfältige Auswahl und Behandlung des Materials zu ersetzen.

Zugleich machen wir unsere Leser aufmerksam, daß mit Ende Januar oder Anfang Februar ein Beiblatt: Literarisches Ausland, beginnen und vor der Hand wöchentlich in der Regel zweimal erscheinen soll. Es beabsichtigt, den deutschen Leser mit dem Interessantesten der neuesten ausländischen Literatur, theils durch vollständige Übertragungen anziehender Aufsätze und Poesien, theils durch Auszüge, Übersichten, Vergleichungen und Beurtheilungen bekanntzumachen. Die neuen der deutschen wichtigsten Literaturen Frankreichs und Englands werden die Hauptstelle einnehmen, die in philosophischer, religiöser und poetischer Beziehung wichtigsten Erscheinungen sollen entweder in Übersetzung mitgetheilt oder auf unterhaltende Weise charakterisirt werden, in der Art, daß das Wissenswerthe des Reizes der Unterhaltung nicht entbehre. Das Recht zu geben und darüber zu berichten wird das nächste Augenmerk sein, aber auch Älteres, dem deutschen Publicum noch wenig Bekanntes und Zugängliches bleibt nicht ausgeschlossen. Wenn der Beifall der Leser das Unternehmen begünstigt, würde mit der Zeit dem Plan eine weitere Ausdehnung gegeben werden.

Dieses Literarische Beiblatt wird das erste Quartal hindurch, nämlich bis Ende März, den Abonnenten des Auslands zur Einsicht gratis beigelegt werden. Nach Verlauf dieser Zeit haben sie sich zu entscheiden, ob sie dasselbe gegen den besonders dafür zu bestimmenden Preis, der möglichst niedrig gestellt werden soll, ferner beziehen wollen.

Stuttgart, Ende December 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. K. F., Ausführliche deutsche Grammatik als Commentar der Schulgrammatik. Zu gänzlich umgearbeitete Ausgabe. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Leider hat dies Werk des um die Sprachwissenschaft hochverdienten Herrn Verfassers längere Zeit fehlen müssen; ein Verzug, der aber dem Buche selbst nur zum Vortheil gereichen, und dessen Grund in der außerordentlichen Sorgfalt, [illegible]

…r neuen Bearbeitung von Seiten … Verfasser … wor…
…net wurde, zu suchen ist.

Die 2te Abtheilung dieses Werkes, an welchem Herr Dr. … gleichmäßig arbeitet, … …lassen zu können und verbinden damit zugleich die …zeige, daß sich dann derselbe an die Besorgung einer neuen …ge von der seit …gebener Zeit festgesetzten „Humanität der Sprache" begeben wird.

Frankfurt, den 15ten Januar 1836.

Joh. Christ. Hexen…'sche Buchhandlung.

In der K. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Decemberheft.

Inhalt: Verbesserte Anwendung des Dampfes an Dampf- und andern Maschinen, worauf sich Alfred Robse ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbildungen. Über eine neue Art von Schienen für Eisenbahnen, von Hrn. Woodhouse in Kilburn. Mit Abb. Über eine schnelle und wohlfeile Methode, die Transportirung auf Eisenbahnen ohne Anwendung von Locomotivmaschinen oder Eisenbahnen hin und her zu schaffen, von Hrn. J. Deakin. Mit Abb. Child's Verbesserungen an den Maschinerien zum Heben von Wasser und andern Flüssigkeiten. Mit Abb. Über ein neues hydraulisches Gebläse, von Hrn. Cartier. Mit Abb. Ebbs's Verbesserungen an den Wagen und Wagenrädern. Mit Abb. Verbesserungen in der Fabrikation von geblümten Tull oder sogenannter Bobbinetwaare, worauf sich Samuel Draper ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. Beschreibung eines neuen, Physiotype genannten, Apparats, womit man in jedem Augenblicke eine vollkommen genaue Copie von lebenden Subjecten, sowohl als von Büsten nehmen kann, worauf sich Richard Rettfort ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. Beschreibung des von Hrn. Jeck erfundenen Apparates zum Aus- und Ausziehen der Stiefeln. Mit Abb. Berry's Verbesserungen an den Mühlen zum Mahlen von Weizen und andern Körnern. Mit Abb. Untersuchung einiger Brennmaterialien, von P. Berthier. Chemische Untersuchung falscher Napoleonsdor, die aus Platin, mit Gold plattirt, bestanden, von J. S. Lassaigne. Einiges über Läuterung des Runkelrübensaftes und über ein Verfahren, nach welchem derselbe sogleich in den zum Versieden geeignetsten Zustand gebracht werden kann, von Hrn. Pelletan. — Miscellen. Verzeichniß der für England vom 1. Sept. bis 23. Oct. 1835 ertheilten Patente. Verzeichniß der für Schottland vom 12. Juni bis 19. Sept. 1835 ertheilten Patente. Die Cavé'sche Dampfmaschine mit oscillirenden Cylindern. Dr. Manton's neue Methode Dampfboote zu treiben. Neueste Dampfwagenfahrten zwischen London und Marlborough. Hancock's neueste Dampfwagenfahrt von London nach Birmingham. Lunt's Schutzmittel gegen die Explosionen auf Dampfbooten. Über die Verbindung des Golfes mit dem atlantischen Ocean bei der Landenge von Panama. Erster Flug des Luftschiffes „Der Adler". Über Hrn. Hochstetter's Apparate zum Unterrichte der Blinden. Whiton's verbesserte Saugpumpe. Noch ein Urtheil über Davy's Sicherheitslampe. John Cochrane's Patentkanone. Pianoforte aus Seifen. Eine einfache Methode, die Zapfen und Zapfenlager der Maschinen zu ölen. Über Hrn. Stanistreet's stählerne Schreibfedern. Cooper's und Eckstein's Instrument zum Bleistiftschneiden. Burden's Ofen zum Heizen von Stabeisen mit Anthracit. Nagelfabrikation. Weekes' pneumatische Wannen zu Versuchen über Quecksilber. Versuche über den Bleigehalt der Luft in Bleiweißfabriken. Verbreitung der Gas-Koch-Methode in England. Zur Geschichte der Seidenwaarenfabrikation. Parkes's Apparat zum Spannen und Trocknen von Wollen- und Baumwollenzeuchen. Bleichmittel für Schmuckfedern. Über das Bleichen der Schellack. Über das Färben der Palmölseife. Über Bereitung einer Wachsseife und über einige Anwendungen derselben. Auflösung des Kautschuks in Äther, nach van Geuns. Reinigung des Rüböls. Vorschrift zu einem mit flüssigem Theere bereiteten, wasserdichten Cement. Über Hrn. Taffin's Apparat zum Reinigen der Bettfedern, Roßhaare und Wolle. Spurgeon's Methode, Holz vor Vermoderung zu schützen. Nachtrag zu de Beaujeu's Arbeiten in der Runkelrübenzuckerfabrikation. Ustick's Gewehrschreibmaschine. Luftkissen als Pferdekummete. — Literatur. Französische.

Zweites Decemberheft.

Inhalt: Über den von Hrn. Bergin erfundenen Apparat zur Verhütung der Stöße beim Abfahren und Anhalten der Dampfwagen. Mit Abb. Über einige Verbesserungen an den Schiffsrudern, von Hrn. John Lihou. Mit Abb. Sicherheitshähnen für die Percussionsgewehre zur Verhütung des zufälligen Losgehens, von Dr. Römer. Mit Abb. Hill's Verbesserungen an Thür- und andern Schlössern. Mit Abb. Pring's Vorrichtung, womit man Rasirmesser schnell und gut schärfen kann. Mit Abb. Verbesserungen an den Schreibfedern, an den Federhaltern, an den Vorrichtungen zur Speisung der Schreibfedern mit Tinte und an den Apparaten zum Schneiden von Schreibfedern, worauf sich Charles Cleveland ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. Bodmer's Verbesserungen im Bau der Roste und Öfen, welche sich sowol für Dampfmaschinen, als zu verschiedenen andern nützlichen Zwecken eignen. Mit Abb. Verbesserungen an den Pferdegeschirren und Sattelgurten, worauf sich Thomas Colemann ein Patent ertheilen ließ. Mit Abb. — Miscellen. Preisaufgaben der Royal society in London. Über Perkins' Dampfkessel. Über die Ursache der Explosion des Dampfboots „Carl Gery's". Vorschlag zu einer neuen Methode, Dampfboote zu treiben. Eisenbahnwuth in Amerika. Außerordentliche Bewegung großer Felsmassen. Verbesserung des Straßenpflasters in London. Eine Methode, eingerammte Pfähle vor Verwesung zu schützen. Simons Mackintosh's elektrische Theorie des Universums. Optische Merkwürdigkeit. Metalllegirungen zur Armirung der Spitzen von Blitzableitern. Beobachtungen an großen Thermometern. Feinheit englischen Drahtgewebes. Drahtgitter anstatt der Glasfenster für Landkutschen. Über Degrand's Maschine zur Fabrikation der Nägel. Eine Flüssigkeit zum Bronziren der Medaillen. Spinney's angeblich neue Composition zu Schmelztiegeln. Vorschlag zu einer Rauchverzehrungsmethode. Stafford's Heizkuchen. Verfälschung der thierischen Kohle. Größe eines französischen Zuges. Krakowitz's Bereitungsart des Zinnchlorids. Vorschrift zur Darstellung der Phosphor-Reibfeuerzeuge. Über den Weingeistgehalt einiger geistigen Getränke. Über Mitchell's Bereitung des Kohlenoxydgases. Watt's Verdienste um die Ermittelung der Bestandtheile des Wassers. Cook's neues Material zu Anstrichen, Firnissen ꝛc. Vorschrift zur Bereitung der englischen Wichse. Sella's Verfahren, die Wolle mit Rhus radicans Lin. gelb zu färben. Über den Zustand der Musselin-Fabrikation zu Dacca in Ostindien. Verwandlung von Stroh in grobes Werg zur Fabrikation von Stricken. Kalkwasser, angewendet um das Föhren- und Tannenholz vor Moder zu schützen. Rückwirkung der Runkelrübenzucker-Fabrikation in Frankreich auf die französischen Colonien. Fortschritte der Mäßigkeitsvereine in Amerika. Über den Schulunterricht der Jugend in England. Muster eines französisch-englischen Patentaufzuges. Mittel zur Vertilgung des Kornwurmes. Angebliches Indigosurrogat. Über eine Betrügerei beim Färben der Tücher. Namen- und Sachregister über den ganzen Jahrgang dieses Journals.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Digitized by Google

Preisaufgabe.

Die Unterzeichnete hat einen Preis für das beste ein- oder zweiactige Lustspiel in Prosa oder Versen ausgesetzt.

Die Bewerber belieben ihre Manuscripte, in der üblichen Art mit Devisen versehen, durch Buchhändlergelegenheit oder postfrei hierher gelangen zu lassen.

Drei Männer von anerkannter Urtheilsfähigkeit werden Schiedsrichter sein; nach erfolgtem Ausspruche wird ihr Name genannt werden.

Das Lustspiel wird in der Allgemeinen Theater-Revue für 1836 abgedruckt, und dem Dichter desselben der Preis in

Dreihundert Gulden R. W.

gleich nach erfolgtem Drucke durch die Unterzeichnete ausbezahlt.

Man darf jedoch annehmen, daß die bessern Bühnen, welche das Stück zur Aufführung bringen, auch der in solchen üblichen Art, trotz des vorausgegangenen Druckes, dem Dichter das Honorar nicht vorenthalten werden. Nach drei Jahren fällt das Stück dem Dichter wieder als freies Eigenthum zu.

Die Einsendung muß spätestens bis zum 1sten Juli erfolgen; die Revue erscheint bis zum October d. J.

☞ Der eben verschickte erste Jahrgang der Theater-Revue enthält: Raimund. Tieck und das lyrische Theater, von Dr. Julius Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar Seyffarth. Hamlet in Wittenberg, Lustspiel von Karl Friedrich Seydelmann und die Theaterrecensenten, von A. Lewald. San-Carlino, das komische Volkstheater in Neapel, von Wolfgang Menzel. Altdeutsche Nationalbühne, nach der Gottsched'schen Sammlung in Weimar, von Dr. Alfred Meißner. Vergleichende Übersichten, von A. Lewald. Das böhmische Schauspiel zu Prag. Ein Halbjahr der pariser Theater (Januar bis Juni 1835). Theatercuriositäten. Mit Seydelmann's Bildniß. In Leinwand geb. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete versandte soeben:

Atlas
zu Oken's Naturgeschichte.
DRITTE LIEFERUNG.

Preis 1 Fl. 12 Kr. — 18 Gr.

Vollständiges

Wörterbuch der Mythologie
aller Nationen.

Von

Dr. W. Vollmer.

In einem Bande, mit über 400 Abbildungen.

ACHTE LIEFERUNG.

Die neunte und letzte Lieferung erscheint zu Anfange des nächsten Jahres.

Preis 54 Kr. — 12 Gr.

Stuttgart, im December 1835.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

Gröningen. Die schon rühmlichst bekannte Eisengießerei der Herren Roderburgh, Mering Vögel u. Comp. zu Deventer im Königreich der Niederlande, hat kürzlich den Beweis geliefert, daß sie auch im Guß von Büsten mit den ausgezeichnetsten Gießereien des Auslandes zu wetteifern vermag, indem die von derselben besorgten Eisenabgüsse der Büste des Herrn Professors Henri Daniel Guyot, des berühmten Stifters der gröningen Taubstummenanstalt, sowol in Rücksicht der Ähnlichkeit, als auch der sorgfältigen und saubern Ausführung den größten und allgemeinsten Beifall gefunden haben. Die Büste, nach welcher jene Abgüsse modellirt worden sind, wurde im Jahre 1829 auf Befehl des Königs der Niederlande von dem Herrn Ritter Cellogne zu Brügge in Marmor ausgeführt, und damals in der gröninger Taubstummenanstalt zum ehrenden Andenken des Stifters aufgestellt. Sie hat mit dem zierlichen Fuße eine Höhe von 55 Zoll Niederländisch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu erhalten:

Isis.
Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie
von
Oken.

Der Jahrgang von 12 Heften in gr. 4. mit vielen Kupfern kostet 8 Thlr.

Das erste Heft für 1836 mit 4 Tafeln ist soeben versandt, die noch fehlenden Hefte von 1835 folgen nächstens.

Einzeln verkäuflich ist das erste Heft des Jahrgangs 1835, enthaltend: Abhandlung über das Perlboot (Nautilus pompilius L.), mit Beleuchtungen seiner äußern Gestalt und seines innern Baues, von Richard Owen, Mitglied des Königl. Collegiums der Chirurgen ꝛc. in London. 66 Bg. Mit 6 Tafeln. 1½ Rthlr.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Auch für das Jahr 1836 erscheint wie bisher das

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel,

und enthält in seiner ersten Nummer einen Aufsatz: „Über die Herstellung der Eisenbahnen in Württemberg", der diesen höchst wichtigen Gegenstand auf das Gründlichste beleuchtet und auf die Masse des Waaren- und Personenverkehrs zurückführt. Der Preis des Jahrgangs (104 Nummern, mit welchen das Blatt jedem Abonnenten durch alle Buchhandlungen unter portofrei zugeschickt wird.

Stuttgart und Tübingen, im Jan. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die sechszehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen

Real-Encyklopädie

(Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

durch welche der achte Band dieses Werks, die Buchstaben O — Q umfassend, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Ungeachtet einer Menge in neuerer Zeit begonnener ähnlicher Werke und Nachahmungen hat sich das in meinem Verlage erschienene Conversations-Lexikon doch stets einer besondern Theilnahme im Publicum zu erfreuen, und die Redaction ist, unterstützt von einer großen Zahl ausgezeichneter Mitarbeiter, fortwährend mit Erfolg bemüht, den Anfoderungen der Gegenwart überall zu genügen.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

„Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Vermehrung seiner Producte speculiren?"

Auf

Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Von

J. G. Elsner.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: Wie soll der Landwirth speculiren? I. Von der Speculation bei der Erzeugung von Producten. A. Speculation auf Grund und Boden. 1) Beim Ankauf eines Landgutes. 2) Unmittelbar bei der Erzeugung von Producten. a) Die vegetabilischen Producte. 1) Das Getreide. 2) Die Ölsaaten. 3) Der Flachs. 4) Die Farbekräuter. 5) Der Hopfen. 6) Der Taback. 7) Obst und Wein. 8) Knollengewächse. 9) Kleesamen. 10) Die Futterkräuter. b) Die animalischen Producte. 1) Die Pferde. 2) Die Rinder. 3) Die Schafe. 4) Die Schweine. B. Speculation bei der benöthigten Arbeit. 1) Sie muß im richtigsten Maße angelegt werden. a) Man muß sie nicht verschwenden. b) Man muß sie nicht zur Unzeit sparen. c) Man muß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte anlegen. 2) Die Arbeit muß zu dem wohlfeilsten Preise beschafft werden. — II. Von der Verwerthung der Producte. A. Speculation bei der Verwerthung des Grundes und Bodens. B. Speculation bei der Verwerthung der Producte. a) Von den vegetabilischen Producten. 1) Vom Getreide. 2) Verwerthung der Ölfrüchte. 3) Des Flachses und Hanfs. 4) Der Farbekräuter. 5) Des Hopfens. 6) Des Tabacks. 7) Des Obstes und Weines. 8) Der Knollengewächse. 9) Des Kleesamens. 10) Der Futterkräuter. b) Verwerthung der animalischen Producte. 1) Von den Pferden. 2) Von den Rindern. 3) Von den Schafen. a) Von der Wolle. b) Vom Zuchtvieh. c) Vom Schlachtvieh. 4) Von den Schweinen.

Wir glauben den Landwirthen einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen. Der Verfasser, welcher wol keinem mit der Literatur oberflächlich bekannten Landwirthe fremd ist, legt in dieser Schrift seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Producten nieder. Welchen Werth dieselben wegen ihrer besondern Gediegenheit haben, davon geben die den landwirthschaftlichen Handel betreffenden Aufsätze, welche Herr Elsner seit vielen Jahren in der Allgemeinen Zeitung geliefert hat, den redendsten und überzeugendsten Beweis. Von welchem Nutzen also das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann sein werde, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Producte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen. Dies sagen wir nicht zum Lobe des Werkchens, denn das wird sich selbst empfehlen, aber wir sagen es, um das betreffende Publicum auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die ihm nur erfreulich sein kann.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Universitäts-Buchhandlung von J. M. Oberg u. Comp. in Rostock sind im Laufe des vorigen Jahres nachstehende Werke theils verlegt, theils in Commission erschienen:

Annalen, Neue, der mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. Herausgegeben vom Prof. Karsten. 19ter Jahrgang. 8. 12 Hefte mit Abbildungen und Tabellen. Brosch. 2 Thlr.

Erdmann, Fr., Numi asiatici musei Universitatis Caesareae literarum Casanensis. Part. I. Vol. 1 et 2. 4maj. 12 Thlr.

— —, De expeditione Russorum Berdoam versus auctore imprimis Nisamio disseruit. 3 Vol. 8maj. Brosch. 5 Thlr.

Hartmann, X. Z., Grundsätze des orthodoxen Judenthums mit Beziehung auf des Herrn Dr. Salomon's Sendschreiben. Gr. 8. Brosch. 24 gr.

Digitized by Google

Jeppe, C. F. W., Herbarium vivum der vorzüglichsten, sowie auch einiger schädlichen Futterkräuter und Gräser, nebst deren reifem Samen, mit Bemerkungen über Kennzeichen, Boden ꝛc. der nützlichen, sowie Vertilgung der schädlichen. 3te verbess. Auflage 4. Brosch. 40 ß.

Karsten, Synd., Unsere Armenordnung, wie sie war und ist. (Zum Besten der hiesigen Klein-Kinderschulen.) Gr. 8. Brosch. 4 ß.

— —, H., Beleuchtung und Würdigung der in der Kritischen Prediger-Bibliothek, Band XV, 6tes Heft, vom Herrn Dr. Röhr verfaßten Beurtheilung der Reden über Religion von Fr. Schleiermacher. Gr. 8. Brosch. 16 ß.

Martienssen, H. T., Zur Jubelfeier der 50jährigen Regierung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz. Eine Festpredigt. Gr. 8. Brosch. 8 ß.

Mecklenburgs Pferderennen. Von 1827—35. 8 Hefte. Gr. 8. Brosch. à 8 ß.

Quittenbaum, C. F., Commentatio de ovarii hypertrophia et historia exstirpationis ovarii hydropici et hypertrophici prospero cum successu factae. Cum 2 tabul. lap. incisae. 4maj. 42 ß.

Schneider, K. A., De centumviralis judicii apud Romanos origine liber singularis. 8maj. Brosch. 28 ß.

Simonis, Fried., Predigt und Trauungsrede am 24sten April 1835, als am Tage des fröhlichen Jubelfestes der 50jährigen Regierung unsers allergnädigsten Großherzogs gehalten ꝛc. 8. Brosch. 6 ß.

Verzeichniß der in Mecklenburg befindlichen Vollblutpferde. 1stes bis 6tes Heft. Gr. 8. Brosch. à 12 ß.

In diesem Jahre werden erscheinen:

Annalen, Neue, der mecklenb. Landwirthschafts-Gesellschaft. Herausg. vom Präp. Karsten in Bilz. 20ster Jahrg. mit Tabellen und Abbildungen. 12 Hefte. Brosch. 2 Thlr.

Ansichten von Doberan, Rostock und Warnemünde. Reisenden zur Begleitung und Erinnerung. 12 Blatt sauber illum. mit Umschlag. 1 Thlr. 24 ß.

Dehn, W., Geschichte von Mecklenburg von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Gr. 8. 24 ß.

Hartmann, A. T., Grundsätze des orthodoxen Judenthums. 2te Lieferung. Mit einem Anhange: 1) Wissenschaftliche Aufklärung über den Talmud. 2) Charakteristik Mendelsohn's. Gr. 8. Brosch.

Kämmerer, F., Beiträge zum Gemeinen- und mecklenburgischen Lehnrecht, insbesondere zur Lehre von der Unfähigkeit der Mantelkinder zur Lehnfolge. 4.

Lappe, K., Sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 5 Thle. 12. 2 Thlr. 32 ß.

K. F. V. Hoffmann's berühmtes Buch: „Die Erde und ihre Bewohner" in vierter Auflage.

Alle Buchhandlungen haben nun vollständig fortwährend vorräthig:

Die Erde und ihre Bewohner,

ein

Hand- und Lesebuch für alle Stände

bearbeitet

von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Vierte, berichtigte und vermehrte Auflage, mit 7 Stahlstichen, 2 Lithographien, 7 gestochenen Erläuterungstafeln und 25 Holzschnitten.

Lexikon-Octav, schönstes Papier, Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Bei Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M. ist zu haben:

Sibylle Pellico prigioni, con i ritratti degli autori. 20 Gr.

IRVING'S (WASHINGTON) COMPLETE WORKS, consisting of: Salmagundi, History of New York, the Sketch Book, Bracebridge Hall, Tales of a Traveller, Life and voyages of Christ. Columbus, Voyages and Discoveries of the companions of Columbus, Chronicle of the Conquest of Granada, Alhambra, or the new Sketch Book, the whole comprised in one vol. imperial 8vo. with a beautiful portrait. 9 Thlr.

separately: **The Alhambra,** 21 Gr.
The Sketch Book, 1 Thlr. 4 Gr.

History of Sandford & Merton. 10 Gr.

Edgeworth's moral tales. 2 vols. 1 Thlr. 12 Gr.

The dramatic works of Shakespeare, with notes, to be complete in 20 numbers. No. 1. 5 Gr.

A german grammar by C. B. Greiss. 1 Thlr. 3 Gr.

Grammaire nationale, ou grammaire de VOLTAIRE, DE RACINE, DE FÉNÉLON, DE J. J. ROUSSEAU, DE BUFFON, DE BERNARDIN DE ST.-PIERRE, DE CHATEAUBRIAND, DE LAMARTINE, et de tous les écrivains les plus distingués de la France, renfermant plus de Cent Mille Exemples, qui servent à fonder les règles, et contiennent le code de la langue française. Un volume. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Soeben ist in der unterzeichneten Buchhandlung das folgende für die mathematischen Wissenschaften wichtige Werk erschienen:

Neue Curvenlehre.

Grundzüge einer Umgestaltung der höhern Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode.

Von

Dr. Adolf Peters.

Auf feinem Papier, mit 4 Steindrucktafeln. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift stellt die Entdeckung der neuen Methode des Verfassers dar, die die ursprüngliche ist und der analytischen Geometrie eine neue Richtung gibt. Sie leitet einen Theil der Hauptresultate einfacher und leichter ab als die bisherigen Methoden, und ist deshalb und wegen ihrer Darstellungsweise auch Denen zu empfehlen, die sich auf eine faßliche und ansprechende, jedoch wissenschaftliche Weise in die Elemente der höhern Geometrie eingeführt sehen wollen.

Walther'sche Hofbuchhandlung in Dresden.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835. 12tes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1796 in Italien. (Schluß des zweiten Abschnittes.) II. Über militairische Disciplinarstrafen. III. Kriegsscenen aus dem Leben des k. k. Generals der Cavalerie Freiherrn Michael von Kienmayer von 1779—94. Nach den hinterlassenen Papieren des Verewigten und den ärarischen Feldacten. IV. Literatur: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals von Clausewitz. (Schluß des ersten Bandes.) V. Neueste Militairveränderungen. VI. Verzeichniß der in den Jahrgängen der Östreichischen militairischen Zeitschrift 1811—12, zweite Auflage, dann 1813, — ferner in der dritten Auflage von 1811, 1812 und 1813, endlich 1818 bis einschließig 1835, enthaltenen Aufsätze.

Auch im Jahre 1836 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Gute

Digitized by Google

er Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die p. t. Herren Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen so schnell als möglich durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 25sten Jan. 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bernoulli's Vademecum.

3te Auflage.

In der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen:

Vademecum des Mechanikers,

oder

Praktisches Handbuch

für

Mechaniker, Maschinen- und Mühlenbauer, und Techniker überhaupt

von

Professor Christoph Bernoulli.

Dritte Auflage,

nochmals verbessert und vermehrt von des Obigen Sohne,

Joh. Gustav Bernoulli.

Zwei Bändchen.

Mit drei Steindrucktafeln.

Preis 1 Fl. 48 Kr., od. 1 Thlr.

Inhalt des ersten Bändchens:

Angabe und Vergleichung der gebräuchlichen Maße und Gewichte. Berechnung von Flächen mit geradlinigter Begrenzung. Berechnung von Kreisflächen. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeschlossen sind. Anwendung derselben Regeln zur Berechnung von Körpern. Berechnung der Tragbarkeit von Schiffen. Idem bei der Correction von Straßen. Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern. Inhalt cylindrischer Röhren und Gewicht des darin enthaltenen Wassers. Inhalt von Fässern. Von der Reibung. Von der Transmission der Bewegung, vermittels endloser Riemen. Über die Steifigkeit der Seile. Von dem dynamischen Effecte der Kräfte. Messung des Nutzeffects, vermittels des Dynanometers von Prony. Von den mechanischen Potenzen. Auffindung des Schwerpunktes. Berechnung fallender Körper. Berechnung der Ramm-Maschinen. Berechnung der Pendelbewegungen. Mittelpunkt des Stoßes oder Schwunges. Theorie des Stoßes. Vom specifischen Gewichte. Berechnung des Gewichtes eines Körpers. Gewichtstafel von runden und quadratischen Eisenstangen. Idem von bleiernen Röhren. Berechnung der Luftballons. Von der Stärke der Materialien. Barlow's Regeln über die Transversalstärke von hölzernen Balken. Tredgold's Regeln zur Berechnung der Stärke gußeiserner Bäume. Von Räderwerken. Dimensionen der verschiedenen Theile an Rädern. Berechnung des Wasserdrucks. Bestimmung der Dicke von Schutzbretern. Idem von Wassermauern. Über einige andere Gesetze der Hydrostatik. Berechnung der hydraulischen Pressen. Wassermenge, die aus Öffnungen fließt bei constanter Druckhöhe.

Anhang:

Geschwindigkeit und Gewalt des Windes. Geschwindigkeit des Schalles. Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln.

Inhalt des zweiten Bändchens:

Ausfluß des Wassers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten. Berechnung von Wasserpumpen. Berechnung größerer Pumpen. Reibung des Kolbens in Pumpenstiefeln. Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen, Kanälen u. a. Bewegung des Wassers in Kanälen und Röhren, und Bestimmung der Neigung derselben. Von den Wasserrädern. Verschiedene Theile der Wasserräder. Beispiele zur Berechnung der Wasserräder. Berechnungen über Mühlen. Anwendung der verschiedenen Arten Wasserräder zur Bewegung eines Mühlsteins. Stärke der Materialien. Vom senkrechten Widerstande der Körper. Longitudinaler Widerstand derselben. Transversalstärke der Körper. Dicke der Wellzapfen. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Von den Schornsteinen. Specifische Wärme der Körper. Von der Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. Übergang der Körper vom festen Zustande in den flüssigen.

Data zur Berechnung von Dampfmaschinen:

Von der Dampfbildung. Von den verschiedenen Theilen der Dampfmaschinen. Bestimmung der Dimensionen derselben. Berechnung des Nutzeffects bei Expensionsmaschinen. Von den Gebläsen.

Anhang:

Regeln für das Bohren und Abdrehen gußeiserner Cylinder. Von der praktischen Anwendung des Dampfes zum Fortreiben der Projecte.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Böttiger's Geschichte der Deutschen.

Soeben haben wir den Schluß versendet und es ist also nun vollständig in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des deutschen Volkes

und

des deutschen Landes

für

Schule und Haus und für Gebildete überhaupt.

Von

Dr. K. W. Böttiger,

Professor in Erlangen.

Zwei Bände mit 8 Stahlstichen. Subscriptionspreis 4 Fl. 48 Kr., oder 3 Thlr.

J. Scheible's Verlags-Expedition
in Leipzig und Stuttgart.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bericht vom Jahre 1835 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Leipzig, im Februar 1836. F. A. Brockhaus.

An das gesammte deutsche Publicum, die Erscheinung eines höchst wichtigen und äußerst billigen Nationalwerks für alle Stände betreffend.

In dem Verlag des Unterzeichneten erscheint in einzelnen Lieferungen eine **Allgemeine deutsche Biographie**, welche, diesem Titel gemäß, nur Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdientesten Deutschen aller Zeiten enthalten soll, begleitet von Portraits in trefflichen Stahlstichen. Die Herausgabe dieses wichtigen und zeitgemäßen Werks hat, unter Mitwirkung mehrer Gelehrten, Herr Dr. Heinrich Döring übernommen. (Die Lieferung von 6 Bogen in 8., mit einem Stahlstich, zu 6 Gr., oder 24 Kr. In der nächsten Ostermesse erscheint das erste Heft.) Von eben diesem als Biographen rühmlich bekannten Gelehrten erscheint auch bei mir ein **Lexikon der jetzt lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands**, geeignet zu einer genauen Übersicht der reichen und vielverzweigten literarischen Thätigkeit der Deutschen. (Die Lieferung von 6 Bogen in gr. 8. zu 8 Gr., oder 30 Kr.) In vollem Vertrauen auf die Theilnahme des gesammten Pu-

Digitized by Google

biennii, lade ich hierdurch zur Unterzeichnung auf die genannten Werke ein, von denen ausführliche Anzeigen in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Heidelberg, den 1sten Februar 1836.

Joseph Engelmann.

Für Gymnasien

Empfehlenswerth zur Einführung!

Grundriß der Weltgeschichte

für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete

von

Dr. E. A. Schmidt.

In drei Abtheilungen.

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Erste Abtheilung. Alte Geschichte. 10 Gr. Zweite Abtheilung. Geschichte des Mittelalters. 10 Gr. Dritte Abtheilung. Neue Geschichte bis Ende 1834. 10 Gr.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1835. Verlag von C. Trautwein.

Die große Verbreitung, welche dieses Lehrbuch der Weltgeschichte seit dem Erscheinen der ersten Auflage in den Jahren 1831—35 gefunden hat und fortwährend findet, gibt das beste Zeugniß von seiner anerkannten Brauchbarkeit. Es darf daher denjenigen Unterrichtsanstalten und deren Lehrern der Geschichte, welchen es demohnerachtet noch unbekannt geblieben sein sollte, mit Recht und um so mehr zur Einführung empfohlen werden, als künftige neue Auflagen (mit Ausnahme der weiter geführten neuen Geschichte) keine weitern Veränderungen erleiden werden.

Ernst Münch's Geschichte der neuesten Zeit nun vollständig erschienen.

Soeben haben wir den Schluß (die 2te Abth. des 6ten Bandes) folgenden wichtigen Geschichtswerkes an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine Geschichte

der

neuesten Zeit,

vom

Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte bis auf unsere Tage,

durch

Ernst Münch.

Noch gültiger Subscriptionspreis für dieses 5400 Seiten starke, elegant ausgestattete Werk 10 Fl. 30 Kr., oder 7 Thlr. 7 Gr.

Daß dieses rühmlich bekannte Werk nun complet in allen Buchhandlungen zu haben ist, ermangeln wir nicht Denjenigen anzuzeigen, die es noch im Subscriptionspreise sich anschaffen wollen.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart.

Vorläufige Anzeige.

Das nachfolgende Werk des größten, durch Wissenschaft und Erfahrung ausgezeichneten Juristen und Richter des obersten Gerichtshofes von Nordamerika, auf dessen hohe Wichtigkeit die Herren Mittermaier und Zachariä mehrfach hingewiesen haben, und über dessen Werth und Bedeutung in der juristischen Welt nur eine Stimme herrscht,

Commentaries on the *conflict* of *Laws*, foreign and domestic, in regard to Contracts, Rights and Remedies, and especially in regard to Marriages, Diverce, Wills, Successions and Judgments. By Joseph Story LL. D. Dane Professor of Law in Harvard University. Boston, Hilliard, Gray and Company. 1834.

erscheint bei mir in kurzer Zeit in deutscher Übersetzung unter folgendem Titel:

J. Story, über die Collision der Gesetze verschiedener Staaten. Übersetzt und mit ergänzenden Bemerkungen begleitet von Dr. J. P. Johansen.

und werden dadurch die vielseitig laut gewordenen Wünsche, dasselbe auch bei uns heimisch zu sehen, um so angemessener Befriedigung finden, als die Arbeit in tüchtigen Händen liegt, und der Preis der Übersetzung auf jeden Fall bedeutend geringer ausfallen wird, als der allerdings sehr hohe des Originals.

Wer bis zu Ostern d. J. direct oder durch die nächste Buchhandlung feste Bestellung gibt, erhält das Buch gegen baare Zahlung beim Empfange um Ein Viertheil unter dem Ladenpreis.

Heidelberg, im Februar 1836.

August Oßwald's Universitätsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Christkatholisches Religionsbüchlein,

enthaltend die wichtigsten Lehren des Christenthums in biblischen Texten, begleitet mit erklärenden und erbaulichen Versen. Ein Geschenk für kleine und große katholische Christen. 3te Auflage. Mit Genehmigung geistlicher und weltlicher Obrigkeit.

Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub. 72 Seiten in 12. Geheftet. 2 Gr.

Wer die frühern Auflagen dieses Büchleins noch nicht in Händen hat, den mag die vorliegende dritte Auflage aufmuntern sam machen. Es enthält die zu den wichtigsten Glaubenslehren gehörigen Bibelstellen, nebst einfachen, jede Wahrheit erläuternden und auf das Leben anwendenden Versen, und ist als Christenlehrgeschenk zur festen Begründung des christlichen Glaubens und zur Förderung eines christlichen Wandels sehr geeignet; denn so heißt es S. 24:

Das ist das wahre Christenthum,
Das ist, o Christ! dein wahrer Ruhm,
Daß du des Meisters Lehren übst,
Und Gott und Menschen thätig liebst:
Daß du mit hoher Geisteskraft
Bekämpfst deine Leidenschaft.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu erhalten:

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Monat Januar, oder Nr. 1—31, 4 Beilagen: Nr. 1—4, und 6 literarische Anzeiger: Nr. I—VI. Gr. 4.

Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (ausser den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wissen werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Exemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1835. November und December.

Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis Mai enthaltend, findet sich in Nr. XIX des Lit. Anzeigers von 1835, Nr. II, die Versendungen vom Juni bis August, in Nr. XXXII, und Nr. III, die Versendungen vom September und October, in Nr. XXXX desselben.)

8. Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

9. Anleitung zum Selbststudium der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

(Nr. 8, 9 bilden die sechste und siebente Abtheilung von: „Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste", dessen erste Abth.: Mechanik (9 Gr.), zweite: Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.), dritte: Pneumatik (6 Gr.), vierte: Akustik (6 Gr.), fünfte: Optik (6 Gr.) enthält.

10. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. I. Bds. 7te Liefrg. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

11. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 15te Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

12. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII. Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausg. von O. A. Schulz. 3te Liefrg. Bogen 21—30. Curtius — Fränkel. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände dieses Werks, 1812—29, kosteten früher 27 Thlr., sind jetzt aber zu dem ermäßigten Preise von 9 Thalern zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

№ I.

1836. Januar und Februar.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1—2 Bogen. Gr. 8. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 Gr.

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. I. Bds. 8te Liefrg. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 16te Liefrg. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

6. Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. (2ter Band.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band dieser ansprechenden Sammlung erschien 1831 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

7. Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste Sammlung dieser Gedichte, welche mit ungetheiltem Beifall überall aufgenommen wurde, erschien im vorigen Jahre und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

8. Heim's (Dr. Ernst Ludwig) vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers aus hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Paetsch. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

9. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII. Bd. Herausg. von O. A. Schulz. 4te Liefrg. Bogen 31—40. Fränkel—Harnisch. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

10. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. Gr. 4. Geh. 16 Gr.

11. Hoepstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur Karsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Erste Abtheilung. Inventur. Schmal gr. 4. Geh. 16 Gr.

12. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Das erste Heft für 1836 mit 4 Tafeln ist soeben versandt, die noch fehlenden Hefte von 1835 folgen nächstens.

Einzeln verkäuflich ist das erste Heft des Jahrgangs 1835, enthaltend: Abhandlung über das Perlboot (Nautilus pompilius L.), mit Beleuchtungen seiner äußern Gestalt und des innern Baues, von Richard Owen, Mitglied des königl. Collegiums der Chirurgen ꝛc. in London. 56 S. Mit 4 Tafeln. 1 Thlr.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

13. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Von dem Verf. erschien früher in meinem Verlage der bekannte Roman „Die hohe Braut" (2 Thle., 4 Thlr.), und binnen Kurzem haben wir von ihm einen neuen Roman: „Die Waldenser", zu erwarten.

14. Olshausen (Dr. Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

15. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 52 Nummern. (Nr. 144—195.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

16. — — für Kinder. Jahrg. 1836. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. 1 Thlr.

17. Raumer (Friedrich von), England im Jahre 1835. 2 Thle. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Digitized by Google

18. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von H. G. Gersdorf. VII. Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

19. Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr und mehr finden die Leistungen des Verf. die verdiente Anerkennung. Im vorigen Jahre erschienen von ihm ebenfalls „Drei Trauerspiele" (1 Thlr 12 Gr.).

In der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung in Wien

erscheinen bis Anfang des nächsten Jahres folgende Werke:

Analecta grammatica,

maximam partem anecdota,

ediderunt

J. ab Eichenfeld et Steph. Endlicher.

Circa 30—35 Bogen in grossem Lexikon-8. Preis ungefähr 5 Thlr.

Eine Sammlung grösstentheils noch ganz unbekannter lateinischer Grammatiker, die eine ganz unerwartete Ergänzung zu den Sammlungen von *Putsch* und *Lindemann* bilden, erscheinen hier aus den weltberühmten *Bobbeser*-Handschriften der k. k. Hofbibliothek. Bei der grossen Aufmerksamkeit, welche die Philologen in den letzten Decennien den römischen Grammatikern geschenkt haben, dürfte die kritische Herausgabe solcher bisher ganz unbekannt gebliebener Autoren als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden, und eine bedeutende Lücke in der philologischen Literatur ausfüllen.

Den Anfang der Sammlung werden zwei Bücher „*Artium grammaticarum*" des nur von *Cassiodor* und *Pompejus* erwähnten, sonst aber ganz unbekannt gebliebenen *Cl. Sacerdos* bilden. Auf diese folgt ein drittes, vielleicht von demselben Verfasser herrührendes Buch, welches bei einer merkwürdigen Übereinstimmung mit *Charisius* seine Selbständigkeit bewahrt, und durch viele in demselben enthaltene griechische Glossen manchen nicht unbeachtenswerthen Beitrag zur Lexikographie liefern wird. In mehren andern grössern und kleinern Abhandlungen anderer ungenannter Autoren, die hierauf folgen, haben sich merkwürdige Bruchstücke alter lateinischer Dichter (*Ennius, Afranius* etc.) erhalten. Eine besondere Erwähnung verdienen unter den kleinern Stücken „*Excerpta e Macrobio de differentiis et affinitatibus graeci et latini verbi*" und insbesondere die bisher für verloren gehaltene Zuschrift desselben an *Symmachus*. — Sämmtliche echte Schriften des Grammatikers *Probus*, unter denen die erst kürzlich durch *A. Mai* bekannt gewordene „*Ars minor*" nach einer bobbeser und zwei pariser Handschriften erscheint, und die sogenannte „*Catholica*" nach einer bobbeser und einer pariser Handschrift hergestellt werden wird, bilden den Schluss.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis.

Pars I.

Codices philologici latini

digessit

Steph. Endlicher.

Circa 24 Bogen in grossem Lexikon-8. Preis ungefähr 3 Thlr.

Ein Handschriften-Katalog der k. k. Hofbibliothek, mit der, was ihren Reichthum an Manuscripten betrifft, nur wenige Bibliotheken der Welt, und in Deutschland nur München in die Schranken treten darf, gehört schon seit langer Zeit unter die Wünsche der Gelehrten. Hier erscheint als erster Band desselben, zugleich ein selbständiges Ganzes bildend, das Verzeichniss sämmtlicher lateinischer, philologischer Handschriften, der gewiss allen Literatoren willkommen sein wird, in einer durch seine Eintheilung, Bequemlichkeit beim Gebrauche, und alle wissenschaftliche Anfoderungen berücksichtigenden Form.

Die Verlagshandlung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die äussere Ausstattung dieser beiden Werke dem Inhalte entsprechend einzurichten.

Nachstehendes, für Philologen äusserst interessante Werk, das früher in Commission der unterzeichneten Buchhandlung erschien, hat dieselbe mit Verlagsrecht käuflich an sich gebracht und den Preis sehr bedeutend ermässigt:

Tripartitum

seu

de Analogia Linguarum Libellus.

Gr. quer 4. 1820.

Druckp. früher 3 Thlr., jetzt 1 Thlr. 18 Gr., Schreibp. früher 3 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr. 21 Gr., Velinp. früher 3 Thlr. 16 Gr., jetzt 2 Thlr.

Continuatio I. 1821. Druckp. früher 2 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr. 9 Gr.
Schreibp. früher 2 Thlr. 16 Gr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr.
Velinp. früher 3 Thlr. —, jetzt 1 Thlr. 18 Gr.

Continuatio II. 1822. Druckp. früher 4 Thlr. —, jetzt 2 Thlr. 6 Gr.
Schreibp. früher 4 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr. 12 Gr.
Velinp. früher 4 Thlr. 12 Gr., jetzt 2 Thlr. 15 Gr.

Continuatio III. 1823. Druckp. früher 3 Thlr. —, jetzt 1 Thlr. 18 Gr.
Schreibp. früher 3 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr. 21 Gr.
Velinp. früher 3 Thlr. 16 Gr., jetzt 2 Thlr. —,

Preis für das **complete** Werk: Druckp. 6 Thlr. —, Schreibp. 6 Thlr. 18 Gr., Velinp. 7 Thlr. 12 Gr.

Indem die Verlagshandlung durch erneuerte Ankündigung und Preisermässigung vorstehenden Werkes demselben eine grössere Verbreitung zu verschaffen beabsichtigt, erlaubt sie sich, das philologische Publicum mit dem Zusatze darauf aufmerksam zu machen, dass dasselbe durch mehre der competentesten Autoritäten im Gebiete der Wissenschaften für eine der wichtigsten, lehrreichsten und nützlichsten literarischen Erscheinungen schon längst anerkannt und als der nöthigste Behelf zu gründlicher Erlernung, Vergleichung und Würdigung der Sprachen aller Völker und Zeiten, folglich auch als ein sehr beachtenswerther Erinnerungstheil der Geschichte der Menschheit, auf das Einverlangte gewürdigt wurde. Die äussere Ausstattung des Werkes kann allen Anfoderungen vollkommen genügen.

Wien, November 1835.

F. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

Im Verlage der Plahn'schen Buchhandlung (L. Rita) in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König und Freiheit.

Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unserer Zeit. 8. Geh. Preis 26¼ Sgr.

Digitized by Google

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar ist erschienen:

Klinische Handbibliothek.

Eine Sammlung der besten neuen klinisch-medicinischen Schriften des Auslandes.

Sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Praktisches Compendium der Hautkrankheiten;

mit besonderer Berücksichtigung der häufigern und hartnäckigern Formen dieser Krankheit; nebst Krankheits- und Heilungsgeschichten.

Von **Jonathan Green**, M. D.

Aus dem Englischen.

Gr. 8. 1836. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der Verfasser dieses Werks hat schon seit einer frühern Zeit seines praktischen Lebens als Arzt den Hautkrankheiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet und, vermöge seiner Stellung in den letzten 14 Jahren, als Eigenthümer und Vorsteher einer sehr besuchten Dampfbad-Anstalt in London, ungewöhnlich oft Gelegenheit gehabt, fast jede Varietät von Hautkrankheit in ihrer schlimmsten Form zu beobachten. Er war daher, mehr als irgend ein anderer Arzt in England, aufgefodert, die Resultate seiner Beobachtungen bekannt zu machen, zumal er durch eifriges Studium auch mit den Bemühungen Willan's, Bateman's, Alibert's, Rayer's, Cazenave's und Schedel's auf das Vollkommenste vertraut war.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Ereignisse und Truppenbewegungen in der Zeit vom Friedensschlusse zu Campo Formio 1797 bis zur Eröffnung des Feldzuges 1799. II. Oestreichs Heer unter Kaiser Franz I. III. Literatur: Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias', Reichsgrafen von der Schulenburg, Feldmarschalls im Dienste der Republik Venedig. VI. Die neuesten Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher 8 Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um 1/4 wohlfeiler.

Wien, den 22sten Febr. 1836.

J. G. Heubner, Buchhändler.

Dr. C. G. D. Stein's

kleine Geographie

für Gymnasien und Schulen.

nach den neuern Ansichten umgearbeitet vom Prof. Dr. Ferd. **Hörschelmann** in Berlin. Zwanzigste rechtmäßige Auflage. Durchgesehen u. verbessert von Dr. **K. Vogel**, Dir. d. verein. Bürgerschulen in Leipzig und Dr. **K. F. Kurth**, O.-Lehrer daselbst.

Gr. 8. (24 Bog.) 1836. 16 Gr.

Der beklagenswerthe Tod des Prof. Ferd. Hörschelmann bewog die für die zeitgemäß fortschreitende Verbesserung dieses Lehrbuchs besorgte Verlagshandlung, neue kenntnißreiche und mit dem Schulbedürfniß vertraute Bearbeiter zu suchen. Wie ihr dies gelungen, wird schon eine flüchtige Einsicht dieser zwanzigsten Aufl. bekunden. — Auch in der jetzigen Gestalt wird Stein's K. Geogr. als das reichhaltigste aller in Schulen gebrauchten geogr. Lehrbücher erfunden werden. Die Fortschritte der Wissenschaft und die neuesten polit. Veränderungen sind sorgfältig beachtet und die geschichtlichen Notizen bedeutend vermehrt, sowie die Einrichtung des Druckes sehr verbessert worden.

Atlas, Neuer, der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen für Gymnasien u. Schulen, mit Rücksicht auf Stein's geogr. Werke. *Vierzehnte* verm. u. verbess. Aufl. in 25 K. gez. von Dr. *F. W. Streit*, gest. von *H. Leutemann*, nebst 7 hist.-statist. Tab. Gr. Fol. 1836. Col. 4 Thlr. 8 Gr.

Diese vierzehnte Aufl. ist durch die neue Karte von Hanover, Braunschweig ꝛc. vermehrt, und durch die neubearbeiteten Karten von Frankreich u. Südamerika bereichert, ohne Preiserhöhung.

Bei den höchst billig gestellten Preisen gewähren wir auf 24 ein Freiexemplar.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Neuntes und zehntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat Februar, oder Nr. 32—60, 4 Beilagen: Nr. 5—8, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VII und VIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Siebenten Bandes zweites bis viertes Heft. (Nr. II—IV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Geächtete.

Roman

von

S. C. Hall.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Geh. Preis 4 Thlr.

Leser, die sich an der genußreichen Unterhaltung erfreuten, die ihnen der Bucanier gewährte, werden in diesem aus derselben Feder geflossenen Romane und bei den Schilderungen aus einem frühern verhängnißvollen Zeitabschnitte eine nicht minder anziehende Lectüre finden.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

Geschichte
des
Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution
in
Spanien
vom
Grafen Toreno.
Erster Band. 2 Thlr.

Dampfbootfahrt
auf der Donau
und
Skizzen
aus Östreich, Ungarn, der Walachei, Serbien, der Türkei, Griechenland u. s. w.
von
Michael J. Quin.
Zwei Bände. 2 Thlr.

Brevis anatomiæ
corporis humani conspectus
ad usum
medicinam et chirurgiam
discentium.
18 Gr.
Lit.-Museum in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Stüler, Dr. G. W., Die Homöopathie und die homöopathische Apotheke in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Mit Vorrede eines Nichtarztes. Gr. 8. Brosch. 18 Gr.

Richtige Auffassung des Standpunktes der Homöopathie zur Allopathie; strenge Nachweisung der Naturgesetze, welche der Homöopathie zum Grunde liegen; leidenschaftslose Sprache; die geistvolle Vorrede und Einführung der Schrift durch einen Nichtarzt: — dies sind die Hauptzierden des obigen Werkchens, welche ihm schon ein sehr großes Publicum gewonnen und ferner gewinnen werden.

Berlin.
Enslin'sche Buchhandlung. (Ferd. Müller.)

In der Buchhandlung Imle und Krauß in Stuttgart ist erschienen und vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder:

Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes. Sammlung der interessantesten und besonders der neuesten schöngeistigen Schriften des Auslandes; aus der französischen, englischen und andern fremden Sprachen; unter Mitarbeitung von Mehren ins Deutsche übergetragen von Franz Demmler. In monatlichen Lieferungen von je 4 Bändchen; 24 Bändchen zusammen bilden eine Serie. Das Bändchen von 6 Bogen, Taschenformat, kostet im Subscriptionspreise, ohne Vorausbezahlung, 12 Kr. Rhein., oder 3 Gr.

Nachdem die ersten 5 Lieferungen unserer „Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes" erschienen sind, erlauben wir uns, dieselbe wiederholt allen Liebhabern gediegener belletristischer Lecture dringend anzuempfehlen, wobei Das, was davon schon im Publicum ist, uns nach Inhalt und Ausstattung unterstützen wird.

Unsere Sammlung beschränkt sich nicht auf ein einzelnes Volk, ebenso wenig auf einzelne Schriftsteller, bei denen der schon erworbene berühmte Name oft die Schwächen des jüngsten Kindes zu decken hat, sondern wir geben immer nur das Interessanteste von dem Neuen, und von dem Alten Das, was die Zeit als classisch in seiner Art anerkannt hat; dabei tragen wir Sorge, daß das Gegebene für einen möglichst großen Kreis von Lesern und Leserinnen passe, ohne in das Mittelmäßige herabzusinken.

Die bisjetzt erschienenen ersten 5 Lieferungen enthalten:

Valida, oder der Ruf einer Frau, aus dem Französischen der Marquise von E.;
Antony's Erinnerungen, aus dem Französischen des Alexander Dumas;
Die Abenteuer eines jüngern Sohns, aus dem Englischen des Trelawney;
Il vivere, aus dem Französischen des Samuel Bach.

In den nächsten Lieferungen folgen die Übersetzungen von: Le chemin de travers, par *Jules Janin*; Ni jamais, ni toujours, par *Paul de Kock*.

Bei S. G. Liesching in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über das
Wesen der Philosophie
und ihre Bedeutung
für Wissenschaft und Leben.
Für denkende Leser herausgegeben von
Heinrich Schmid,
Professor der Philosophie in Heidelberg.
Gr. 8. 23 Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Gr.

Obiges Werk, durch seinen so trefflichen als belehrenden Gehalt und durch seine klare und lichtvolle Darstellung ausgezeichnet, eignet sich — neben seinem Interesse für die gelehrte Welt und insbesondere für Schulmänner und Studirende — auch zu einer soliden Lecture für Gebildete überhaupt, während es durch seine Richtung einen doppelten Werth erhält.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bilder-
Conversations-Lexikon
für
das deutsche Volk.
Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.
In alphabetischer Ordnung.
Erste bis achte Lieferung,
***Aachen* bis *Costum*.**
60 Bogen in gr. 4. mit 207 Holzschnitten und 13 in Kupfer gestochenen Karten. 2 Thlr.

Sorgfalt in Wahl und Bearbeitung der Artikel, sauberer deutlicher Druck, viele Abbildungen, namentlich Portraits denkwürdiger Personen, und ein äußerst billiger Preis von nur 6 Gr. für jede Lieferung, zeichnen dieses Werk aus.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorräthig.

Leipzig, im März 1836.
F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. X.

r Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

der königl. vereinten Friedrichs-Universität alle-Wittenberg im Sommerhjahre vom 25sten April bis 17ten Sepber 1836 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

a. Wissenschaften überhaupt.

gemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor.

b. Besondere Wissenschaften.

I. Theologie.

cyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor; auch erzählt Derselbe die *Geschichte der neuern Theologie.*

undzüge einer Universalgeschichte der Religion trägt Hr. Prof. Ulrici vor. — Die *Literargeschichte der Kirchenschriftsteller* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo.

e historisch-kritische Einleitung in das A. T. trägt Hr. Dr. Tuch vor. — *Biblische Archäologie* lehrt Hr. Prof. Rödiger.

n Büchern des A. T. werden erklärt: die *Genesis* und ausgewählte Capitel des *Pentateuchs*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; das Buch *Hiob*, vom Hrn. Prof. Rödiger; das *Hohe Lied* und die *Weissagungen des Jesaias*, vom Hrn. Dr. Tuch.

e *Messianischen Weissagungen des A. T.* erläutert Hr. Prof. Fritzsche (in latein. Sprache).

n Büchern des A. T. werden erklärt: die *Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas*, vom Hrn. Prof. Wegscheider; das *Evangelium des Johannes*, sowie die *Briefe an die Galater, Epheser, Kolosser*, vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; der *Brief an die Römer*, vom Hrn. Prof. Dähne.

e *Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu* trägt Hr. Prof. Wegscheider vor.

regetisch-homiletisch-praktische Vorträge über auserlesene Abschnitte der Paulinischen Briefe hält Hr. Prof. Marks.

lgemeine Dogmengeschichte trägt Hr. Prof. Ullmann vor; *neuere Dogmengeschichte* lehrt Ebenderselbe.

gmatische Theologie trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Fritzsche vor.

ristliche Moral lehrt Hr. Prof. Wegscheider.

r christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil tragen die Herren Cons.-Räthe Gesenius und Thilo vor; *derselben zweiten Theil* Hr. Prof. Dähne.

miletik und die Geschichte derselben trägt Hr. Prof. Marks vor; auch leitet Derselbe *theoretisch-praktische homiletische Übungen.*

atechetik lehrt Hr. Cons.-Rath Wegnitz und Hr. Prof. Franke; auch leitet Letzterer *theoretisch-praktische katechetische Übungen.*

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius die *Übungen in der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider in der *des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck die *Übungen der dogmatischen*, und Hr. Cons.-Rath Thilo die *der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks die *homiletischen und liturgischen* und Hr. Prof. Fritzsche die *katechetischen Übungen der Seminaristen.*

Übungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche; *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; über *Dogmengeschichte* Hr. Prof. Ullmann; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Prof. Pernice vor.

Philosophie des Rechts lehrt Hr. Hofrath Henke.

Die *wichtigsten Capitel des Mosaischen Rechts* trägt Hr. Prof. von Madai vor.

Institutionen und Geschichte des römischen Rechts trägt Hr. Prof. Witte vor; *erstere* auch Hr. Dr. Pfotenhauer.

Die *Pandekten* lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer; *dieselben*, verbunden mit dem *Erbrecht* Hr. Prof. von Madai; das *Erbrecht*, Hr. Dr. Pfotenhauer.

Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte trägt Hr. Prof. Wilda vor.

Deutsches Privatrecht lehrt Hr. Prof. Dieck, nach seinem Grundriss, und Hr. Prof. Wilda; auch liest Ersterer über das *Recht des Adels- und Bauernstandes.*

Preussisches Civilrecht lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer und Hr. Prof. Witte; Letzterer trägt auch das *preuss. Sachenrecht* vor.

Das *Lehnrecht* trägt Hr. Prof. Dieck nach der 2ten Ausg. seines Grundrisses vor.

Das *öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* lehrt Hr. Prof. Pernice; auch hält Derselbe eine besondere Vorlesung über die *Verfassung des vormaligen deutschen Reichs.*

Gemeines und preussisches Criminalrecht trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Dr. Pfotenhauer vor.

Kirchenrecht lehrt Hr. Prof. Laspeyres.

Gemeinen und preussischen Civilprocess trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; auch liest Derselbe über den *summarischen Process.*

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer.

Examinatorien und Repetitorien halten Hr. Hofrath Henke und Hr. Prof. von Madai; auch setzt Letzterer die *Übungen seiner juristischen Gesellschaft* fort.

* * *

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

Digitized by Google

III. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie des medicinischen Studiums trägt Hr. Prof. Friedländer nach seinem Lehrbuche vor.
Allgemeine und vergleichende Anatomie lehrt Hr. Prof. d'Alton.
Physiologie, verbunden mit *Experimenten und Demonstrationen*, trägt Ebenderselbe vor.
Histologie, *Osteologie und Syndesmologie* lehrt Ebenderselbe.
Allgemeine Pathologie lehrt Hr. Prof. Friedländer nach seinen *Fundament. doctr. pathol.*
Den *ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, sowie die *Pathologie und Therapie der Lungen, des Herzens und der Haut* trägt Hr. Prof. Krukenberg vor.
Akiurgie, verbunden mit einem Cursus *chirurgischer Operationen*, trägt Hr. Prof. Blasius vor.
Ophthalmiatrik lehrt Ebenderselbe; auch hält Derselbe *theoretisch-praktische Vorträge über Augenoperationen.*
Theorie und Praxis der Geburtshülfe lehrt Hr. Prof. Niemeyer; *erstere* auch Hr. Prof. Hohl.
Über die *Krankheiten der Weiber und neugeborenen Kinder* liest Hr. Prof. Hohl.
Vorträge über die Hülfsleistung bei plötzlichen Lebensgefahren hält Ebenderselbe.
Pharmakologie trägt Hr. Prof. Schweigger-Seidel vor; auch liest Derselbe über die *chemische Zersetzung der Gifte.*
Die *Receptirkunst* lehrt Hr. Prof. Friedländer.
Die *officinellen Pflanzen der preuss. Pharmakopöe* erläutert Hr. Dr. Sprengel.

Die *medicinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Prof. Krukenberg.
Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen leitet Hr. Prof. Blasius.
Praktische Übungen in der Geburtshülfe stellt Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt an.
Die *Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel.
Examinatorien und Repetitorien halten die Herren Proff. Krukenberg, Niemeyer und Hohl.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyklopädie und Methodologie der Philosophie lehrt Hr. Prof. Hinrichs nach seiner Schrift „Die Genesis des Wissens".
Allgemeine Geschichte der Philosophie trägt Ebenderselbe vor. — *Geschichte der neuern Philosophie* lehrt Hr. Prof. Billroth.
Fundamentalphilosophie trägt Hr. Dr. Schaller vor.
Logik und Metaphysik lehrt Hr. Prof. Gerlach und Hr. Dr. Schaller.
Ästhetik trägt Hr. Dr. Ruge vor. — *Göthe's Faust* erläutert Hr. Prof. Hinrichs.
Empirische Psychologie lehren die Herren Proff. Tieftrunk und Gerlach.
Philosophie des Rechts lehrt Hr. Hofrath Henke.
Über die *Idee der Freiheit* liest Hr. Dr. Ruge.
Allgemeines Staatsrecht trägt Hr. Prof. Eiselen vor.
Religionsphilosophie lehren die Herren Proff. Hinrichs und Billroth.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk.

* * *

Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens im Mittelalter trägt Hr. Prof. Niemeyer vor.
Pädagogik und Didaktik lehrt Hr. Prof. Fritzsche.
Didaktik trägt Hr. Prof. Niemeyer vor.

Die *Übungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminars* leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Einleitung in die mathematischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Gartz vor.
Allgemeine Arithmetik und die Elemente der Algebra lehrt Ebenderselbe nach seinem Grundriss.
Geometrie nach Euklid, mit Anleitung zu den *Grundoperationen des Feldmessens*, trägt Derselbe vor.
Ebene und sphärische Trigonometrie lehrt Hr. Prof. Rosenberger; auch liest Derselbe über die sogenannte *Methode der kleinsten Quadrate.*
Einleitung in die Analysis des Unendlichen trägt Hr. Prof. Sohncke vor; auch leitet Derselbe die Übungen *seiner mathematischen Gesellschaft.*
Die *Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Gartz.
Analytische Geometrie trägt Hr. Prof. Sohncke vor.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz.

VI. Naturwissenschaften.

Über die *Urgeschichte der Physik* liest Hr. Professor Schweigger.
Experimentalphysik lehrt Ebenderselbe nach Baumgartner's Handbuche.
Chemie, verbunden mit *chemischen Experimentirübungen*, trägt Hr. Prof. Schweigger-Seidel vor. — *Analytische Chemie* lehrt Ebenderselbe.
Optik lehrt Hr. Prof. Kämtz.
Die *Physik der Erde* trägt Ebenderselbe vor.
Mineralogie lehrt Hr. Prof. Germar.
Versteinerungskunde trägt Ebenderselbe vor.
Die *Organographie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen*, oder den *ersten Theil der Botanik*, verbunden mit *Demonstrationen lebender Pflanzen und Excursionen*, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor.
Die *Gräser und Halbgräser* erläutert Ebenderselbe.
Die *gesammte Zoologie* trägt Hr. Prof. Nitzsch vor, mit Benutzung des akad. zoologischen Museums und seiner Privatsammlungen. — Die *allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Burmeister nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger.
Botanische Excursionen veranstaltet Hr. Dr. Sprengel; auch hält Derselbe *Examinatorien* und *Repetitorien über das Gesammtgebiet der Phythologie.*
Zootomische Demonstrationen hält Hr. Prof. Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Nationalwirthschaftliche Politik trägt Hr. Prof. Eiselen vor.
Finanzwissenschaft lehrt Ebenderselbe.
Forsttechnologie trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe über den *ökonomischen Nutzen der Haustiere.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Alte Universalgeschichte, verbunden mit *einem Repetitorium* in lateinischer Sprache, trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor.
Über die *Samothrakischen Mysterien* liest Hr. Dr. Prof. Schweigger nach seinem Buche über Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft.
Die *Geschichte der drei letzten Jahrhunderte* trägt Hr. Prof. Lee.
Die *neuere deutsche Geschichte* lehrt Hr. Dr. Koepell.
Die *Geschichte des siebenjährigen Krieges*, mit Erläuterungen und mit Beziehung auf die neuesten Kriege, trägt Hr. Generalmajor Dr. v. Reyher vor.
Preussische Geschichte lehrt Hr. Dr. Koepell.

Digitized by Google

Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

alte Literatur- und Kunstgeschichte lehrt Hr. Prof. Raabe.

chische Alterthümer trägt Hr. Prof. Meier vor.

r die *Anfänge der tragischen Kunst der Griechen, besonders über Äschylos*, liest Hr. Prof. Ulrici.

Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr. Prof. Bernhardy vor.

Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: *Platon's Symposium* vom Hrn. Prof. Bernhardy; des *Sophokles' König Oedipus* vom Hrn. Dr. Stäger.

Werken lateinischer Schriftsteller werden erläutert: as *erste Buch der Oden des Horatius* vom Hrn. Prof. Raabe; *ausgewählte Gedichte des Catullus und Properz* vom Hrn. Prof. Bernhardy; die *Satiren des Persius* vom Hrn. Prof. Pott.

---

königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder im *Interpretiren*, *Disputiren* und *Lateinschreiben* von den Herren Proff. Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Letzterer des *Sophokles Trachinierinnen*, Ersterer des *Plautus Bacchides* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

s westöstlichen Divan in Bezug auf die orientalischen Sprachen und Alterthümer erläutert Hr. Prof. Rödiger.

Elemente der syrischen Sprache lehrt Hr. Cons.-Rath Gesenius.

hebräische Grammatik trägt Hr. Prof. Rödiger und Hr. Dr. Tuch vor.

chaldäische Sprache lehrt Hr. Prof. Rödiger.

indische Episode Nalas erklärt Hr. Prof. Pott.

3) Neue abendländische Sprachen.

Geschichte der italienischen Literatur trägt Hr. Prof. Blanc vor; auch leitet Derselbe *Übungen im Übersetzen und Erklären des Petrarca, Ariost und Tasso.*

italienische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann.

französische Sprache lehrt Ebenderselbe; auch unterrichtet Derselbe in der *engländischen und holländischen Sprache.*

Gedicht „*Der Nibelungen Not*" erklärt Hr. Prof. Leo. – Über „*Reineke Voss*" liest Hr. Prof. Wilda.

Hochdeutsche Grammatik, durch die ältern deutschen Dialecten erläutert, trägt Hr. Prof. Pott vor.

X. Schöne und gymnastische Künste.

allgemeine Geschichte der zeichnenden Künste trägt Hr. Prof. Prange vor. — Über die *Geschichte der christlichen Kunst* liest Hr. Prof. Billroth.

chichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei.*

oretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilt der akad. Zeichnenlehrer Hr. Herschel. *ungen im Zeichnen* leiten die Herren Proff. Prange und Weise.

Generalbass lehrt Hr. Musikdirector Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange.*

oretisch-praktischen Unterricht in der Musik ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Reitkunst lehren die Herren Stallmeister André sen. und André jun.

Unterricht in der Fechtkunst ertheilt Hr. Fechtmeister Urban.

Die *Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Proff. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel.

II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Krukenberg; 2) *chirurgisch-opthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer.

III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10–12 Uhr geöffnet: die *ungerische Nationalbibliothek*, unter Aufsicht der Herren Custoden Szlopowsky und Szopko, Mittwochs von 1—2 Uhr. — IV. Die akad. *Kupferstich-Sammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen.

VI. *Anatomisches Theater*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton.

VII. *Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hr. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten und Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Subscriptions-Anzeige.

Ansichten von Rügen, gezeichnet und in Stahl geätzt (aqua tinta) von W. Brüggemann. Vier bis sechs Lieferungen in Royal-Octav, jede mit drei Ansichten nebst Text. Preis für die Lieferung schwarz 15 Sgr., illum. 1 Thlr.

Die Insel Rügen bietet in ihrer durchaus eigenthümlichen Lage und Beschaffenheit den Freunden von Naturschönheiten die herrlichsten Genüsse dar, sie vereint in ihrer innern pittoresken Gestaltung den Reiz des Südens mit dem ruhigen aber deshalb nicht minder schönen Ernst des Nordens und es ist vielleicht eben diese Verschmelzung, worin die charakteristische Eigenthümlichkeit der Schönheiten dieses Ländchens gesucht werden darf. Wohin das Auge sich wendet, ein immerwährender Wechsel von Höhe und Thal, von dichten Waldungen mit offenen von Meeresarmen durchschnittenen fruchtbaren Ebenen. Uferpartien, die in kolossaler Großartigkeit, malerischer Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gestaltung vergebens ihres Gleichen suchen; stille Haine und Waldpartien, die meistens in die überraschendsten Meeresansichten ausgehen; Fernsichten endlich, die

Digitized by Google

an Umfang, Reichthum und Fülle Alles übertreffen, was die ergiebigste Phantasie zu schaffen vermöchte und wie sie nur auf einem, nach allen Seiten vom Meer umgebrnen, von unzähligen Binnenwassern und Buchten coupirten Terrain denkbar sind; — dies alles bieten die Bilder im Ganzen, von dem schon die Mehrzahl der Einzelheiten die Opfer und Mühen einer weiten Reise lohnen. Seit Jahren ist Rügen während der schönen Jahreszeit der Sammelplatz unzähliger, oft aus fernen Ländern kommender Reisenden. Wer es sah und das hier Gewährte zu würdigen weiß, dem wird der Besitz einer Sammlung treuer Schilderungen der schönsten Punkte dieses Ländchens jedenfalls höchst wünschenswerth und willkommen sein. — Die Ausführung der Bilder wird vorzüglich schön sein und bürgt dafür der Name des bereits rühmlichst bekannten Künstlers.

Nur die Anwendung der Aqua tinta-Manier auf Stahl macht es uns möglich, so ausgezeichnete Blätter, die einen dauernden Kunstwerth haben, den Kunstliebhabern für oben bemerkten geringen Preis darbieten zu können; wir glauben auf eine solche Theilnahme für dies Unternehmen rechnen zu dürfen, daß die erste Lieferung zu Ostern d. J. wird erscheinen können, und sollen die übrigen dann von 3 zu 3 Monaten nachfolgen.

Bestellungen hierauf werden in allen Buch- und Kunsthandlungen angenommen.

Von den großen Rügenschen Ansichten, gez. von Brüggemann, gest. von Nordorf und Ruff, sind bisjetzt erschienen: der Leuchtthurm auf Arkona, der Rugard und das Schloß zu Putbus. Preis à Blatt illum. 2 Thlr., braun 1 Thlr. 12 Gr., schwarz 1 Thlr. 8 Gr.

Stralsund, den 3ten März 1836.

C. Löffler'sche Buchhandlung.

Bei Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M. ist zu haben:

Stivle Pellico prigioni, con i doveri degli uomini. 20 Gr.

IRVING'S (WASHINGTON) COMPLETE WORKS, consisting of: Salmagundi, History of New York, the Sketch Book, Bracebridge Hall, Tales of a Traveller, Life and voyages of Christ. Columbus, Voyages and Discoveries of the companions of Columbus, Chronicle of the Conquest of Granada, Alhambra, or the new Sketch Book, the whole comprised in one vol. imperial 8vo. with a beautiful portrait. 9 Thlr.

separately: **The Alhambra,** 21 Gr.
The Sketch Book, 1 Thlr. 4 Gr.
History of Sandford & Merton. 10 Gr.
Edgeworth's moral tales. 2 vols. 1 Thlr. 12 Gr.
The dramatic works of Shakspeare, with notes, to be complete in 20 numbers. No. 1. 5 Gr.
A german grammar by C. B. Greiss. 1 Thlr. 3 Gr.
Grammaire nationale, ou grammaire DE VOLTAIRE, DE RACINE, DE FÉNÉLON, DE J. J. ROUSSEAU, DE BUFFON, DE BERNARDIN DE ST.-PIERRE, DE CHATEAUBRIAND, DE LAMARTINE, et de tous les écrivains les plus distingués de la France; renfermant plus de Cent Mille Exemples, qui servent à fonder les règles, et constituent le code de la langue française. Un volume. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Friedrich Schleiermacher, Die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend. Eine Rede an seine ältesten Schüler aus den Jahren 1804—1806 von einem der ältesten unter ihnen. Brosch. 9 Gr.

Diese Darstellung ist aus der lebendigen Quelle persönlichen Umgangs und inniger Geistesverwandtschaft mit dem Entschlafenen geschöpft. Sie gibt uns das geistige Abbild Schleiermacher's auf eine Weise, die allein dazu geeignet ist, uns sowol eine klare Anschauung Dessen zu geben, was wir in ihm verloren, als auch Desjenigen, was er Allen bleibt auch für künftige Geschlechter.

Familiengebete von William Wilberforce. Aus dem Englischen übersetzt von Gust. Ad. Lüderitz. Mit einer Vorrede von Dr. August Neander. Brosch. Preis 6 Gr.

Die wohlgelungene Uebersetzung obiger Gebete wird gewiß Vielen eine sehr willkommene Erscheinung sein. Sie eignen sich durchaus dazu, bei den häuslichen Erbauungen frommer christlicher Familien zum Grunde gelegt zu werden. Der Hr. Professor Dr. Neander macht in der Vorrede auf die jetzt allerdings sehr wichtige Persönlichkeit Wilberforce's aufmerksam, und es ist gewiß vom größten Interesse, diesem wahren Christen tiefer in das gottinnige Herz blicken zu dürfen.

Berlin.

Enslin'sche Buchhandlung. (Ferd. Müller.)

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen gesandt:

Paris und die Pariser

von

Mistrs. Trollope,

Verfasserin von „Belgien", „Westdeutschland im Jahre 1833", „Tremordyn Cliff" x.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowsky.

8. 3 Bände. Geheftet. Preis 3 Thlr., oder 5 fl. R. R.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Über

den Göthe'schen

Briefwechsel.

Von

G. G. Gervinus.

Eleg. brosch. 1 Thlr.

Romane von J. Bann.

In meinem Verlage sind erschienen:

Das

Haus Rowlan,

oder:

Hang und Geschick.

Ein irländisches Familiengemälde.

Aus dem Englischen.

Zwei Bändchen. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Peter aus der alten Burg

Aus dem Englischen übersetzt

von

W. A. Lindau.

Zwei Bändchen. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XI.

Der Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1836
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

I. An Zeitschriften erscheint für 1836:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *L. Avenarius.*) Jahrgang 1836. 53 Nummern (von — 2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 Gr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erscheinenden Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Gemeinschaftlich mit dem „Repertorium der deutschen Literatur von H. Gersdorf" wird mit der Bibliographie für Deutschland ein

Bibliographischer Anzeiger

ausgegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden allenfalls mit der Bibliographie ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. berechnet.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Von dem vorigen Jahrgange ist das erste Heft einzeln verkäuflich, worin eine

Abhandlung über das Perlboot (Nautilus pompilius L.) mit Beleuchtungen seiner äußern Gestalt und des innern Baus, von Richard Owen, Mitglied des königl. Collegiums der Chirurgen ꝛc. in London. 55 S. Mit 4 Tafeln. (1 Thlr.)

enthalten ist.

Mit den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" (Allenthalben) beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und Recensionen den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drexler-Manfred in Wien.) Jahrgang 1836. 53 Nummern. (Nr. 144 — 196.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 53 Nummern (Nr. 1—53) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern Nr. 92—143) 2 Thlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 12 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen eine billige Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*5. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Verantwortlicher Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste und zweite Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Thlr.

*6. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig. Siebenter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpap. 3 Thlr.**

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird der gemeinschaftlich mit der Bibliographie für Deutschland erscheinende

Bibliographische Anzeiger

beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von 1½ Groschen für die Petitzeile oder deren Raum aufgenommen werden. Anzeigen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. dem Repertorium beigeheftet.

*7. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Fünften Bandes siebentes Heft und folgende (Nr. XXXIX und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

8. Altdeutsche Blätter von *Moriz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Drittes Heft. Gr. 8. Auf gutem Druckp. Das erste und zweite Heft (1836) kosten 1 Thlr. 4 Gr.

9. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav. Das erste bis zwölfte Heft (Taf. 1—CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 28 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.

10. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

Google

11. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Diese Fortsetzung wird mit „Cervantes", „Perstles und Sigismunde" und den „Novellen" desselben beginnen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthalten:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Ludemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

kosten zusammengenommen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*12. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Neunte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 8 Lieferungen, 60 Bogen mit 207 Holzschnitten und 18 Landkarten enthaltend, 2 Thlr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und gebildeten Landmann.

Soll die Veranstaltung getroffen, daß das Bilder-Conversations-Lexikon vom Buchstaben F an rascher erscheine, ohne daß dadurch der Text und die bildlichen Darstellungen irgend leiden sollen.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 6 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*13. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter und vierter Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier.

Der erste und zweite Theil (1834—35) kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.

*14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis sechzehnte Lieferung (A bis Q) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die folgenden Lieferungen erscheinen in so kurzen Zwischenräumen, als die fortwährenden Bemühungen, dem Werke durch die Gediegenheit seines Inhalts einen unbestrittenen Vorzug vor ähnlichen Unternehmungen zu sichern, bei einer bedeutenden Stärke der Auflage gestatten. Ich hoffe, das Conversations-Lexikon noch im Laufe d. J. vollständig zu liefern.

*15. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Vierter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr. Der vierte Band wird die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und den Anfang der Insekten enthalten und nach der Ostermesse ausgegeben werden.

16. Ebert (Friedrich Adolf), Allgemeines bibliographisches Lexikon. Dritter Band. Gr. 4. Auf feinem Druck- und Schreibpapier. Geh.

Die ersten beiden Bände erschienen 1821—27 und kosten auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. Der dritte Band, Ergänzungen und Nachträge, wird das Werk beschließen und zu dem reichhaltigsten allgemeinen bibliographischen Lexikon machen.

*17. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Siebenundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von [illegible] mann. Dreizehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von [illegible] und [illegible]. Siebenter Theil und folgende.

Der frühern Abonnenten, deren eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*18. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Gesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint bald nach Ostern.

*19. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint bald nach Ostern.

20. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 31. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. C. A. Geissler in Wien.

21. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*22. Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus der Zeit für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. niederbergischen allergnädigsten Privilegium gegen den Nachdruck. (Zweiter Band.) Gr. 8. Geh. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band (1831) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Formate, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Fortsetzungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Vierte Lieferung und folgende.

Digitized by Google

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnissmäßig billigern Preisen gegeben.

6. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis fünfte Band (1832—85) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

5. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

5. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

27. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 5 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste und siebente aber, wie früher, jeder 2 Thlr.

28. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Im Preise herabgesetzt

und die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34, sie kosteten bisher 9 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, soweit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Von den Jahrgängen 1835 und 1836 kostet jeder 2 Thlr. — Die frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

29. Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Neu herausgegeben von Eduard von Bülow. 8. Auf gutem Druckpapier.

30. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers. Fünf Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Inhalt: I. Parthenais oder die Alpenreise; ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Letzte Umarbeitung. — II. Gedichte der ersten Periode. Oden und Elegieen, Lieder, vermischte Gedichte, Epigramme. Oceania. — III. Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. — IV. Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalls. Ein humoristisches Epos in zwölf Büchern. Epigramme. — V. Gedichte der zweiten Periode. Lyrische Gedichte, Erzählungen, poetische Episteln.

*31. Baudissin (Wolf, Graf von), Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert. Mit Ansichten einer altenglischen Bühne. Zwei Bände. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Inhalt: I. Chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne, von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwell's. Der Alchemist, von Ben Jonson. Der dumme Teufel, von Demselben. Der spanische Pfarrer, von John Fletcher. — II. Die unselige Mitgift von Philipp Massinger. Der Herzog von Mailand, von Demselben. — Der ältere Bruder, von John Fletcher. Eine neue Weise alte Schulden zu zahlen, von Philipp Massinger. Die Bürgerfrau als Dame, von Demselben.

*32. Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

33. Cervantes Saavedra (Miguel de), Die Leiden des Persiles und der Sigismunde, eine nordische Geschichte. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

34. — —, Novellen. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

35. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Eine Fortsetzung dieses Werks wird in angemessener Form später geliefert werden, worüber das Weitere seiner Zeit bekannt gemacht werden soll.

*36. Cramer (Friedrich), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora von Königsmark und ihrer Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Theile. Nebst Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, Quedlinburgsche Geschichten u. s. f. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*37. Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1825 — 32. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*38. ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ ΤΟΜΟΣ ΠΡΩΤΟΣ. — Auch u. d. T.: ΓΡΑΜΜΑΤΙΚΗ. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Grammatik des Altgriechischen in neugriechischer Sprache.

39. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Vergl. Nr. 20.

40. — —, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Dr. C. A. Geissler in Wien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*41. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Neue Gedichte. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste Sammlung: Gedichte (1835), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*42. — —, Venetianische Nächte. Gedichte. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. Geh.

*43. Hartenstein (Gustav), Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*44. Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Im Jahre 1834 erschien von demselben Verfasser: Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 20 Gr.

*45. Heim's (Ernst Ludwig) vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von A. Paetsch. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschien in meinem Verlage: Leben des königl. preuß. Geheimenrathes und Doctors der Arzneiwissenschaft, Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

*46. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer lithographirten Karte in Querfolio. Gr. 4. Elberfeld, 1835. Auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*47. Hoepstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Erste Abtheilung. Inventur. Schmal gr. 4. Auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*48. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars tertia. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*49. — — Pars quarta. Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Nachstehende Schriften desselben Verfassers sind jetzt ebenfalls von mir zu beziehen:

Horae Belgicae. Pars prima. Gr. 8. Breslau, 1830. 16 Gr.

— — Pars secunda. — Auch u. d. T.: Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von Dr. Heinrich Hoffmann. Mit einer Musikbeilage. Gr. 8. Ebendas. 1833. 1 Thlr.

Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Erster Theil. Gr. 8. Breslau, 1830. 2 Thlr.

Althochdeutsches aus wolfenbüttler Handschriften. Gr. 8. Breslau, 1827. Geh. 6 Gr.

Handschriftenkunde für Deutschland. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Gr. 8. Breslau, 1827. Geh. 6 Gr.

Digitized by Google

Althochdeutsche Glossen, gesammelt und herausgegeben. Erste Sammlung, nebst einer literarischen Übersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen. Gr. 4. Breslau, 1826. 18 Gr.

Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. Ein literarhistorischer Versuch. Mit einer Musikbeilage. Gr. 8. Breslau, 1832. 16 Gr.

50. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*51. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 16 Gr.

*52. — —, Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

Dieser neue Roman von dem Verfasser des bekannten Romans „Die hohe Braut" (3 Theile, 1833, 4 Thlr.) erscheint binnen Kurzem.

53. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

54. Loebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours, und seine Zeit in seinem Geschichtswerk. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

55. Martens (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*56. Most (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Cart.

Diese neue, im Allgemeinen und namentlich durch die Operativchirurgie wesentlich vermehrte Auflage wird ebenfalls wieder in Heften von 12 Bogen, jedes im Subskriptionspreis von 20 Gr., erscheinen, und das erste binnen Kurzem versandt werden.

*57. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage. Herausgegeben von Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*58. Olshausen (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Die erwähnte Schrift des Verf.: „Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung des Urtheils über diese Ereignisse" erschien im vorigen Jahre und kostet 8 Gr.

59. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*60. Raumer (Friedrich von), England im Jahre 1835. Zwei Theile. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 5 Thlr.

*61. — —, Beiträge zur neuern Geschichte, aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Zwei Theile. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Beide Theile einzeln u. d. T.:

*62. — —, Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*63. — —, König Friedrich II. von Preußen und seine Zeit, Nach gesandtschaftlichen Berichten in britischen Reichsarchive. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*64. Rellstab (Ludwig), Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften. Drei Theile. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*65. — —, Empfindsame Reisen, nebst einem Anhange von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien und -Terzinen aus den Jahren 1832 — 35. Zwei Thle. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*66. — —, 1812. Ein historischer Roman. Zweite durchgesehene Auflage. Vier Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*67. Rossius (*Ludovicus*, Regni antiquitt. Graeciae conserv. colligendisq. praef. etc.), Inscriptiones Graecae insulas. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. (Mit 86 Inschriften auf 8 lithogr. Tafeln.) 4maj. Nauplíae, 1834. Geh. 1 Thlr 8 Gr.

68. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

69. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

70. Allgemeines europäisches Staatsarchiv. Sammlung der auf das Staats- und Völkerrecht bezüglichen Verträge, Verhandlungen, Erklärungen und Thatsachen, mit historischen Erläuterungen herausgegeben von Karl Ernst Schmid. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das vorstehende Werk wird als eine Fortsetzung und Ergänzung aller frühern diplomatischen und publicistischen Sammlungen gebraucht werden können, insbesondere der bekannten von Martens und Pistorius.

*71. Stieglitz (Heinrich), Denktafeln einer Gebirgswanderung. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*72. Wiese (E.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. Auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Im vorigen Jahre erschienen von demselben Verfasser: Drei Trauerspiele. I. Die Wilden und die Ansiedler. II. Die Märtyrer. III. Ethelhar und Sulamith. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*73. — — Friedrich. Ein Roman. 8. Auf feinem Druckpapier.

Früher erschienen von demselben Verfasser folgende Romane: Theodor (1833, 1 Thlr. 20 Gr.), und: Hermann (1834, 1 Thlr. 6 Gr.).

*74. Winkler (*Eduard*), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Cart.

Es wird nächstens eine besondere Ankündigung über dieses Werk ausgegeben werden, das im Aeußern ganz mit Mohr's Encyclopädie (Nr. 58) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen wird.

75. Witte (Karl), System des preußischen Erbrechts, mit steter Beziehung auf gemeines Recht. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*76. Zinkeisen (Friedr. Wilh.), Frankreich im Jahre 1836. Skizzen und Ansichten. In zwei Theilen. I. Politik und gesellschaftliche Zustände. II. Literatur und Kunst. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*77. — —, Das vierhundertjährige Exil der Athenienser auf Salamis und im Peloponnes, vom 6ten bis 10ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Mit vorzüglicher Rücksicht auf Herrn Prof. Fallmerayer's „Nähere Begründung seiner Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen". Ein kritischer Nachtrag zum ersten Bande von des Verfassers Geschichte Griechenlands. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Erscheint binnen Kurzem.

Bei Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen:

Schott, J. A., Dr. med., Die Controverse über die Nerven des Nabelstranges und seiner Gefäße. Mit 5 illum. und 2 Umrißtafeln, nebst dem Bildniß von Friedr. Tiedemann. Gr. 4. Elegant cartonnirt. 19 Bogen. Preis 8 Fl., oder 4 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XII.

ser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Pränumeration und Subscription

auf eine

Pracht-Ausgabe

von

Goethe's Werken

in Zwei Bänden

mit Stahlstichen

und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Bis zur Ostermesse 1836 erscheint die erste Lieferung einer Pracht-Ausgabe von **Goethe's Werken**, die mit einer Anzahl gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente großen Dichters bereichert, sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande anreihen, und mit gleicher Sorgfalt und wissenhaftigkeit behandelt werden wird, wie unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben. In hönheit des Papiers und Druckes wird sie letztere noch übertreffen und überdies **durch eine Reihe von Stahlstichen nach den sgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht theurer als die Ausgabe hiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem r das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile begegeben ist und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinr dieser Ausgabe zurücksteht.

Die erste, Gedichte enthaltene Lieferung, und mit dem Bilde des Dichters nach **Rauch's** trefflicher Büste geschmückt, wird der Jubilatemesse 1836 erscheinen; die zweite, Gedichte und alles Dramatische begreifend (womit der erste Band sich schließt), ch im Laufe dieses Jahres; die dritte (Romane, Erzählungen, Novellen u. s. w.) folgt zur Ostermesse 1837, und der Schluß, neist alles Biographische umfassend, zu Ende desselben Jahres. Die Bedingungen der Pränumeration und Subscription sind folgende:

Der **Pränumerationspreis** für beide Bände ist 18 Fl., oder 10 Thlr. 12 Gr., wovon die **erste Hälfte bei der nterzeichnung**, die **zweite Hälfte beim Empfang der dritten Lieferung** zu bezahlen ist. **Mit dem Erscheinn der ersten Lieferung hört der Pränumerationspreis unabänderlich auf. — Der Subscriptionsreis** für beide Bände ist **24 Fl.**, oder **14 Thlr.**, und ist derselbe **beim Empfang jeder Lieferung mit 6 Fl., er 3 Thlr. 12 Gr., zu bezahlen.** Der Subscriptionspreis besteht bis zur Vollendung des ganzen Werks; das Aufhören selben und das Eintreten des jedenfalls ansehnlich höhern Ladenpreises behalten wir uns vor später bekannt zu machen.

Das Interesse der Goethe'schen Erben ist gleich sehr wie das der Verlagshandlung durch den Nachdruck und die in Folge selben unvermeidlich gewesene Preisherabsetzung der Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden verletzt worden. Wenn gleichwol jetzt es aufgeboten wird, dem Wunsche der Freunde und Verehrer des großen Dichters durch eine recht würdige Ausgabe seiner erke zu entsprechen und deren Anschaffung möglichst zu erleichtern, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, diese Ankündigung mit gemeinem Beifall aufgenommen zu sehen.

Hinsichtlich des nähern Plans und der Eintheilung, welche zu Grunde gelegt worden sind, berufen wir uns auf nachstehende zeige der von dem Verewigten selbst bestellten Ordner seines literarischen Vermächtnisses.

Stuttgart, den 20sten Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Mannichfaltigkeit der Goethe'schen Schriften ist so groß, ihre Verschiedenheit nach Zweck und Form so bedeutend, daß sie möglich alle von gleicher Wichtigkeit und von gleichem Interesse für ein gemischtes Publicum sein können.

Man hat daher jetzt, wo die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe zu Abwehrung verderblichen Nachdrucks hervorlt, mehrfach laut gewordenen Wünschen zu entsprechen geglaubt, wenn man eine Ausscheidung Dessen, was von allgemeinem teresse ist und was nur ein besonderes für Einzelne haben kann, vornähme.

Alles, was Goethe als Dichter charakterisirt, ihm als solchem eigenthümlich angehört, ist ohne Zweifel als allgemein ansprend zu achten; mithin alle Originalproductionen desselben, vollendete oder fragmentarische, ja selbst nur skizzirte, insoweit nämh, als sich aus denselben auf den Sinn und Werth des beabsichtigten Ganzen genugsam schließen und das Streben und die agweite seines Genius erkennen läßt.

Gar Manches und höchst Bedeutendes davon war bisher noch nie gedruckt, theils weil der Verewigte es erst noch zu vollenn gedachte, oder so manche Berücksichtigung des Augenblicks es zurückhielt, theils auch, weil es den Ordnern seines literarischen chlasses selbst erst neuerlich kund geworden.

Dem oben ausgesprochenen Grundsatze gemäß sind nicht nur alle eigentlichen Gedichte, von den frühesten bis zu den spätesten

Digitized by Google

in schicklicher möglichst chronologischer Zusammenstellung aufgenommen worden, sondern auch nächst den Dichtungen in Vers — oder den Romanen, Novellen, Erzählungen — alle selbständigen Aufsätze, welche des Verfassers eigne Ansichten über Leben, Kunst und Wissenschaft enthalten.

Dahingegen, als nur von besonderm Interesse für den Gelehrten von Fach, bleibt ausgeschlossen: alles nicht unmittelbare, sondern in Bezug und Hinweisung auf fremde Werke Verfaßte, mithin Übersetzungen, Recensionen und Commentationen, ingleichen alle wissenschaftlichen Abhandlungen und naturwissenschaftlichen Aufsätze, denen späterhin eine eigenthümliche und Goethe's höchst wichtige Correspondenz mit den angesehensten Naturforschern seiner Zeit umfassende Zusammenstellung gewidmet werden soll.

Leistungen der Poesie und Kunst hingegen, als Gemüth und Phantasie beschäftigend — mögen sie aus einer Zeit, aus einem Volke herrühren, aus welchem sie wollen — finden überall, auch in den entlegensten Räumen, immer Anklang und Theilnahme, können überall mitgenossen und nachempfunden werden, wie die Volkslieder aller Nationen zur Genüge darthun.

Demnach ist von den Erzeugnissen der Goethe'schen Muse nichts zurückgestellt worden, was durch Gehalt oder Bezug sich zu erheblich ausweist und auch ohne Commentar sich hinlänglich selbst ausspricht, indem es zur Bezeichnung des Weges dient, den der Dichter von seinem ersten Auftreten bis zu seinem späten Hinscheiden durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu nehmen von Natur und Schicksal berufen und begünstigt war.

Weimar, den 16ten Januar 1836.

Die Redaction der neuen Ausgabe der Goethe'schen Werke.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. Januar bis März. Nr. 144—156.

Nr. 144. * Das Stillschweigen, Gemälde von Annibale Carracci. * Gemälde von Petersburg. * Der Kolibri. Die Diamantengruben in Brasilien. Der Fischerfleckenstreat. * Der Vulkan von Kirauea auf Owaihi. — **Nr. 145.** * Gemälde von Petersburg. (Fortsetzung.) Die Bleichsucht der Pflanzen. * Das Elen- oder Musethier. Johann von Werth. * Hogarth's Werke. 8. Der Politiker. — **Nr. 146.** * Indische Schlangenbezauberer. Mohammed. * Indigo. * Der Adler einer römischen Legion. Gemälde von Petersburg. (Beschluß.) * Die Kathedrale zu Ely. — **Nr. 147.** * Lübeck. Mohammed. (Fortsetzung.) * Englische und schottische Dachshunde oder Bohrer. — **Nr. 148.** * Die Hebriden. * Das Merinoschaf. Mohammed (Beschluß.) — **Nr. 149.** * Die Insel Murano. Ein Erdbeben auf Zante. * Die Affen. Die Holzschnittwaaren im Thale Gröden. * Hogarth's Werke. 9. Die abfahrende Landkutsche. — **Nr. 150.** * Madrid. * Die Affen. (Beschluß.) Blutbad auf Manilla. Vermehrter Verkehr durch Eisenbahnen und Dampfschiffe. Der Sumach. * Pompelmusebaum. — **Nr. 151.** * Der Luchs. * Madrid. (Beschluß.) Sitten der Wilden in Neuholland. Französischer Seidenhandel. Naturhistorische Unterhaltungen. * Der javanische fliegende Hund oder Kalong. — **Nr. 152.** * Bremen. * Die Teichfischerei. Der Languedockanal oder der Canal du midi. Brieftauben. * Das Schnabelthier. — **Nr. 153.** * Die Insel Ischia. Über die Cultur des Thees. Beobachtungen über Taucher. * Der Palast der Thermen in Paris. * Die Magna Charta. Frucht der Anstrengung. * Hogarth's Werke. 10. Die Parlamentswahl. 1. Der Wahlschmaus. — **Nr. 154.** * Leonarda da Vinci und sein Abendmahl. Die Bereitung des Schweizerkäses. * Die neuesten Entdeckungsreisen in den nördlichen Polargegenden. Mexico. — **Nr. 155.** * Schalthiere oder Conchylien. Der Raub der englischen Kronjuwelen. Wirkung des Lichts. * Mexico. (Fortsetzung.) * Hogarth's Werke. 10. Die Parlamentswahl. 2. Die Stimmensammlung. — **Nr. 156.** * Mexico. (Fortsetzung.) * Das Kriegswesen der Engländer im Mittelalter. Zur Geschichte des Tabackrauchens. Monomanie bei Pferden. * Die Amstelbrücke in Amsterdam.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Für die Jahre 1836, 1837 und 1838 legt die

Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft

folgende Preisfragen vor:

I. Aus der Geschichte.

Für das Jahr 1836. Das vor der Gesetzgebung König Kasimir vom J. 1347 bei den Polen gültig gewesene öffentliche und Privatrecht ist dergestalt darzulegen, daß zwischen Dem, was dem Alterthume der heidnischen Slawen angehört und Dem, was aus der Verbindung und dem Umgange der Polen mit den Deutschen und aus der Bekehrung jener zum Christenthum hervorgegangen ist, wohl unterschieden, zugleich aber auch bei über das jüngst erschienene Werk von Dr. W. L. Maciejowski: „Historia Prawodawstw Slowianskich etc." ein Urtheil gefällt werde.

Außerdem wiederholt die Gesellschaft die Frage vom vorigen Jahre: Eine kritische Prüfung und Würdigung derjenigen einheimischen Geschichtschreiber Polens, welche sowol durch Erforschung des Thatsächlichen als auch durch die Kunst der Darstellung den ersten Rang in der Literatur ihres Vaterlandes behaupten.

Für das Jahr 1837. Es soll untersucht und beschrieben werden, welches der politische Zustand der Städte in Polen zu Ende des 15. Jahrhunderts gewesen sei, wobei insbesondere die Beantwortung der Frage gewünscht wird, ob und wie weit einige Städte, es sei nun durch das Herkommen, oder durch Privilegien, von den Reichsständen in den Genuß gleicher staatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden sind und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

Außerordentliche, mit doppeltem Preise zu belohnende Aufgabe für das Jahr 1837: Es ist darzuthun, was für Berathungen der polnischen Reichsversammlungen unter den Königen aus Jagellonischem Stamme stattgefunden haben, und zwar so, daß auf die Einrichtungen und Gesetze des Staates Rücksicht genommen werde.

Für das Jahr 1838. Es werde auseinandergesetzt, welche deutsche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahre 1310 der Herrschaft des deutschen Ordens unterworfen ward, während der nächstfolgenden 150 Jahre bestanden und welche Veränderungen sie bis zum Jahre 1775 erlitten haben, nachdem jene Gegend (im J. 1466) an Polen gekommen war.

II. Aus der Mathematik und Physik.

Für das Jahr 1836. Die schwierige Frage, welche Kraft die Schweife der Kometen hervorbringe und ihre Form bestimme, scheint nicht eher beantwortet werden zu können, bis man aus einer hinreichenden Anzahl von Beobachtungen die wahre Gestalt der Schweife kennen gelernt hat. Es wünscht daher die Gesellschaft: daß aus den Beobachtungen über die Schweife der in den Jahren 1680, 1682, 1744, 1759, 1769 erschienenen Kometen berechnet werde, welche Gestalt der in

Digitized by Google

er Ebene der Kometenbahn liegende Durchschnitt des Schweifes hatte, welche Änderungen der Gestalt aus den Beobachtungen hervorgehen, wann der Schweif am längsten, wann er am meisten gekrümmt war ꝛc.

Für das Jahr 1837. Wie bekannt, sind die imaginairen Größen gegenwärtig nicht nur in der Analysis, sondern auch in der analytischen Geometrie von häufigem Gebrauch. Bauß hat gezeigt, daß diese Größen, denen man gewöhnlich alle Realität abzusprechen pflegt, gleichwol so wenig, als die negativen Größen, einer Versinnlichung gänzlich entbehren. Außerdem haben andere Geometer, namentlich Buée, Mourey, Warren, zu beweisen gesucht, daß, wenn man in geometrischen Untersuchungen auf imaginaire Größen kommt, sich diese auch immer construiren lassen. Da diese Lehre jedoch noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden hat, so wirft die Gesellschaft die Frage auf: Ob die Lehre von der Construction der imaginairen Größen sich so begründen und ausbilden läßt, daß vermöge derselben nach sichern Regeln die Constructionen angegeben werden können, die überall, wo sich die Geometer der imaginairen Größen bedienen, versteckt liegen mögen; oder, wenn dies unmöglich, daß wenigstens die Bedingungen erhellen, unter denen jene Größen construirbar sind.

Für das Jahr 1838. Neuerdings hat Dove die Windverhältnisse der nicht tropischen Zonen auf dieselben physikalischen Grundbestimmungen zurückzuführen gesucht, auf welche Halley die nach ihm benannte Theorie der Passate gründete. Nach ihm soll sich in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone der Wind im Mittel im Sinne S. W. N. O. S. durch die Windrose drehen, in der südlichen im entgegengesetzten Sinne S. O. N. W. S. Als Folge dieses Drehungsgesetzes in Verbindung mit der mittlern Vertheilung des Druckes der Luft und der Temperatur in der Windrose ergeben sich für die Veränderungen des Barometers und Thermometers bestimmte Regeln, welche der genannte Physiker in Poggendorff's Annalen, Bd. XXXVI, S. 321 fg., mitgetheilt hat. Da nun diese Regeln zwar für die nördliche Halbkugel durch Berechnung der Beobachtungen von Paris, London und Danzig bestätigt sind, für die südliche Halbkugel aber noch der Bestätigung durch Rechnung ermangeln, auch in der nördlichen Halbkugel eine Vergleichung von Orten von größerm Längenunterschied wünschenswerth erscheint, so ladet die Gesellschaft zur Prüfung dieser Regeln ein, und zwar 1) durch Berechnung der mittlern Barometer- oder Thermometerveränderungen eines Ortes der nördlichen Halbkugel, wo möglich in Nordamerika oder in Rußland; 2) durch Berechnung der mittlern Barometer- oder Thermometerveränderungen eines Ortes der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel. — In Ermangelung eines Beobachtungsjournals aus der südlichen Halbkugel wünscht die Gesellschaft eine möglichst vollständige Benutzung der Schiffsjournale.

III. Aus der politischen Oekonomie in Bezug auf Sachsen.

Für das Jahr 1836. Wie kann die Papierfabrikation in den Staaten des preußisch-deutschen Zollvereins, insbesondere in Sachsen, erweitert und mehr gehoben werden?

Für das Jahr 1837. Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbsfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs an den preußisch-deutschen Zollverein bisjetzt gehabt?

Für das Jahr 1838. Da in neuerer Zeit die Preise des Zinnes und des Bleies so gedrückt sind, daß dadurch dem vaterländischen Bergbau und Hüttenwesen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachsen ist, so stellt die Gesellschaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwiesene Arten der Anwendung des Zinnes und des Bleies läßt sich der Verbrauch dieser Metalle so steigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen und deshalb der Preis derselben so viel höher gehen müsse, als nöthig ist, um Gruben- und Hüttenbetrieb lohnender als zeither zu machen?

Die Preisschriften der ersten beiden Classen sind ohne Ausnahme in lateinischer Sprache zu verfassen; zu denen der dritten Classe kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesammt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen sein, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verf. angibt. Die Zeit der Einsendung endet für jedes Jahr mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretair der Gesellschaft, für dieses Jahr an den ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität zu Leipzig, Mor. Wilh. Drobisch, zu richten. Der bestimmte Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Literarische Anzeige.

GRUNDZÜGE
der
allgemeinen und medicinischen
CHEMIE.

Nach den Angaben des
Freiherrn Joseph von Jacquin,
k. k. Regierungsrathes und ordentlichen öffentlichen Professors der Chemie und Botanik an der k. k. Universität zu Wien etc.
Redigirt von
Dr. Ignaz Gruber,
praktischem Arzte in Wien.

IN ZWEI BÄNDEN.

75 Druckbogen in gr. 8. 1836.
Verlag von Mörschner und Jasper in Wien.
Preis: 4 Thlr. 20 Gr.

Mit dem Erscheinen dieses Werkes haben wir uns ohne Zweifel gegründeten Anspruch auf dankbare Anerkennung von Seite des *pharmaceutischen* und *ärztlichen* Publicums erworben, denn es füllt eine bereits sehr fühlbare Lücke in der pharmaceutisch-medicinischen Literatur aus. Dem *Studirenden* der *Pharmacie* und *Medicin* ist es ein sicherer Leitfaden durch die Irrgänge der Theorie und Praxis zur richtigen Erkenntniss der chemischen Vorgänge und Ausübung der chemischen und pharmaceutischen Operationen im Allgemeinen und Besondern. Dem thätigen *Apotheker* gewährt es in Kürze die Kenntniss der neuesten pharmaceutischen Präparate und Arzneistoffe, macht ihn auf den gegenwärtig bequemsten, durch reichliche Ausbeute lohnendsten und wohlfeilsten Weg ihrer Darstellung aufmerksam, gibt ihm die Art und den Gang der Bereitung, so zu sagen, in die Hand, und erleichtert ihm auf diese Weise nicht allein sein Geschäft ausserordentlich, sondern sichert ihm zugleich grössern Vortheil zu. — Dem *Naturforscher*, dem *Physiologen*, dem *Pathologen* dürfte es durch die gedrängte Zusammenstellung der neuesten Beobachtungen chemischer Thatsachen, bereits bestätigter Versuche und ihrer Resultate über Pflanzenbildung, Verdauung, Blutbereitung, Ernährung u. s. w., und über ihre Abweichungen von der zur Gesundheit erfoderlichen Bahn u. s. w. nicht wenig ansprechen. — Dem *praktischen Arzte* möchte es als pharmaceutisches Lexikon der neuesten Arzneimittel sehr nützlich und wegen seines reichhaltigen pathologisch-chemischen Inhaltes u. s. w. ganz besonders zu empfehlen sein. — Auch dem *Gerichtsarzte* darf es nicht fehlen, weil es nicht allein auf alle mineralischen und organischen Gifte, ihre Gegengifte und die Art der chemischen Wirkung derselben aufeinander, sondern auch auf die leichteste, sicherste und schnellste Art ihrer Ausmittellung u. s. w. aufmerksam macht. Endlich wird es auch aus denselben Gründen den *Bezirksärzten* und *Physikern*, den *Thierärzten* u. s. w. sehr erwünscht sein.

Digitized by Google

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar ist erschienen:

Chromatographie.

Eine Abhandlung über Farben und Pigmente, sowie deren Anwendung in der Malerkunst ꝛc.

Von **George Field.**

Aus dem Englischen.

Mit 3 schwarzen und 1 colorirten Tafel Abbildungen.

Gr. 8. 1836. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rh.

Indem wir die Erscheinung dieses Werkes ankündigen, wollen wir uns erlauben beizufügen, was der erste Leser zur Empfehlung desselben niedergeschrieben hat: „Beide, Wissenschaft und Kunst, gewinnen durch dieses Werk wesentliche Zusätze, tiefeingehende Ansichten und für die Anwendung wichtige Resultate. Die Theorie der Farben finden wir hier zum ersten Male so behandelt, daß eine Geist, Gefühl und Sinne völlig befriedigende und sowol in materieller, als in sinnlicher, sittlicher und intellectueller Beziehung unmittelbar auf die Praxis anwendbare Scale geboten wird. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verfasser durch die, in einer sehr erfreulichen und überzeugenden Art, durchgeführte Analogie zwischen der Malerei und Poesie erworben, und der Herr Übersetzer hat, unter Benutzung der bereits vorhandenen gelungenen Verdeutschungen englischer Dichterwerke, dafür gesorgt, daß dieser Vorzug des Originals dem deutschen Leser möglich ungeschmälert erhalten werde. Wir können mit vollem Rechte die Überzeugung aussprechen, daß dieses, das Gepräge einer nie vom Ziele abschweifenden Originalität an sich tragende und das gründlichste Studium, mit Erfahrung gepaart, beurkundende Werk, sowol für den Künstler als Dilettanten eine reiche Quelle der Belehrung und des Vergnügens ist."

Bei Fr. Weber in Ronneburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Limmer, K., Geschichte des Marggrafthums Meißen. 2 Thle. 8. 2 Thlr.

Von demselben Verfasser und bei demselben Verleger sind früher erschienen:

Geschichte des gesammten Voigtlandes. Mit 40 Ansichten alter Burgen. 4 Bände. 8. 5 Thlr.

Geschichte des hochfürstl. Hauses Reuß und dessen Besitzungen. Mit 1 genealog. Tafel. Für Schulen. 8. 9 Gr.

Geschichte des gesammten Pleisnerlandes. Mit 24 Ansichten alter Burgen. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Geschichte des Marggrafthums Osterland. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Von

J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten pariser Abkunft. 2te berichtigte Ausgabe. Gr. 8.

ist soeben die 9te Lieferung versandt worden. In einigen Wochen wird die 10te und letzte Lieferung nachfolgen. Wir werden den Subscriptionspreis von 5 Thlrn., oder 9 Fl., für das Ganze nebst dem 7ten Freiexemplare noch bis zur nächsten leipziger Jubilatemesse fortbestehen lassen; dann aber wird unabänderlich der Ladenpreis von 6 Thlrn., oder 10 Fl. 48 Kr., ohne Freiexemplare eintreten.

Frankfurt und Leipzig, den 15ten Februar 1836.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
C. F. Dörffling.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Japhet,

der den Vater sucht.

Roman

von

Captain Marryat.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Geh. Preis 4 Thlr.

Der Pirat

und die drei Kutter.

Seebilder

von

Captain Marryat.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Zwei Bände. Geh. Preis 2 Thlr.

Zwei neue Erscheinungen, womit der beliebte Autor soeben die Lesewelt beschenkt hat. Im „Japhet" finden wir die anziehendste, stets in Spannung erhaltende Schilderung eines höchst ereignißreichen Lebens auf fester Erde, während der Verfasser in den beiden genannten Seebildern sich gleichsam wieder in sein Element zurückversetzt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. Januar und Februar. Nr. 1–9.

Nr. 1. * Wilde Hühner. Der Hahn und der Fuchs. * Der Leichtsinnige. Kaiser Heinrich VII. Märchen von dem klugen Hans. * Der Puma, Cuguar oder sogenannte amerikanische Löwe. Räthsel. — Nr. 2. * Die Schicksale der Israeliter in Kanaan. * Ein englischer Hund. Der faule Hans. Unrechtthun bleibt selten ungestraft. * Der Schwertfisch. Räthsel. — Nr. 3. * Die Aloe. * Von den tropfbaren Flüssigkeiten. Die Schwätzerin. Die Paviane auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. * Der große Trappe. Räthsel. — Nr. 4. * Die Giraffe. * Die Rutschbergwerke. Ehrlichkeit ist Gold werth. * Der gemeine Leichenkäfer. Räthsel. — Nr. 5. * Die Murmelthiere. Der kleine Jonas und der Bär. * Der Kreuzschnabel. Wie Herzog Ludwig von Oberbaiern deutscher König wird. * Die Aufgabe. — Nr. 6. * Der Schakal, der Hund und der Wolf. Gute Nacht. * Simson. Der gläserne Sarg. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. * Lösung der Aufgabe in Nr. 5. — Nr. 7. * Die Katzen. * Die Schildkröte. Die Glocke in Ebergötzen. * Die Trompetenblume oder Bignonie. Räthsel. — Nr. 8. * Der weiße oder schattirte Thee. Die Vergiftung. * Der Königstein und der Lilienstein. Die beschämten Schwestern. Der Hänfling und der Fink. * Die Schlammbeißer, Wetterfisch oder Wettergrundel. — Nr. 9. * Die Reiterstatue Peter's des Großen in Petersburg. Das Schutzglöckchen. * Die furchtsamen Kinder. Kampf und Versöhnung Ludwig's des Baiern und Friedrich's des Schönen. Schlauheit. * Die Sparmaus. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im März 1836. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherschau.*)

Pfennig-Ausgabe von

Tausend und Eine Nacht. Aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. Vierte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit den von Goethe hochbelobten Holzschnitten, gezeichnet von Moriz von Schwind, in Holz geschnitten von dem Engländer Watts. B. 1—6. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. 1836.**)

Es ist eine der heitersten Erscheinungen in der Bücherwelt, auf welche ich heute die Leser dieser Blätter aufmerksam zu machen mir erlaube. Tausend und Eine Nacht — dies liebliche Märchenbuch, welches offenbar unter die freundlichsten Geschenke gehört, die der Orient dem Occident gemacht hat, erscheint zum vierten Male vor uns in würdiger deutscher Übersetzung, und diesmal auch äußerlich so ausgestattet, daß Inneres und Äußeres nur auf das Schönste harmoniren. Und gar leicht wird es hier einem Jeden gemacht, durch Scheherazadens so süß anmuthiges Geschwätz über unbequeme, schlaflose Stunden auch seiner Nächte sich hinwegzuhelfen; in der That, kein Sultan braucht man zu sein, um nun der trefflichsten Erzählerin allnächtlich zuhorchen zu dürfen, für eine Handvoll Pfennige erkauft man jetzt, ich möchte sagen, umsonst, was selbst Sultan Schachriar nur durch gar theure Erfahrungen sich erkaufen konnte. So sei denn ein Jeder eingeladen an die reiche, mit mannichfaltigen erquickenden Speisen besetzte Tafel, die hier für uns aufgeschlagen wird. Es ist ein merkwürdiges Buch, diese Tausend und Eine Nacht. Eins von den Urbüchern jedenfalls, die Bibliotheken aufwiegen, wie denn Bibliotheken aus ihnen geschöpft sind. Ich spreche es ernsthaft aus und ganz ohne Spott, und glaube ein großes Lob damit ausgesprochen zu haben, wenn ich dem Kranken, dem das Denken untersagt ist, der sich vielleicht krank gedacht hat an den Wirrnissen neueuropäischer Speculation, kein anderes Buch empfehle, als dieses gedankenlose und doch nicht leere, phantastische und doch nie aufregende, mild beruhigende und besänftigende und doch wahrhaftig nie einschläfernde Tausend und Eine Nacht des alten, treuen Orients, dessen graue, stille Weisheit doch zugleich so kindlich zu lächeln weiß, so harmlos zu spielen, mit so kindischer Lust sich zu behängen mit glitzernden Bändern und Flittern. Es ist die Welt auch hier, ja es ist die arge und böse Welt, deren Bild der Dichter uns vorhält, Wunder und Zauber aller Art spielen hinein, aber die Menschen, um deren willen diese Wunder geschehen, haben nichts Wunderbares an sich, gemeine Leidenschaften beherrschen auch sie und oft sehr alltägliche Gelüste sind es, zu deren Befriedigung Kräfte übernatürlicher Art aufgeboten werden. Klägliches und Jammervolles daher, Greuel- und Schauerscenen, wie menschlicher Unwahn sie hervorruft, finden wir auch hier genug, Weiberfalschheit und Tücke, das ist die ewige Klage, die in unsere Ohren tönt und orientalischer Despotismus, der mit Menschenleben das leichtfertigste Spiel treibt, bildet fürwahr nicht die Einfassung allein des bunten Gemäldes, das vor unsern verwunderten Blicken sich entwickelt. Die Welt ist es, die arge und böse Welt, deren treues Bild uns hier vorgehalten wird; und wie, doch soll es Erquickung sein, Beruhigung und Besänftigung, die wir aus diesem Borne schöpfen? Was ist das für ein Zauber, der Gift in Erquickung wandelt, düstere Nacht in freundliche Tageshelle, der mit Drachen und bösen Gespenstern uns sorglos spielen läßt, als wären es anmuthige befreundete Gestalten, die uns umgeben? Ist es etwa die hohe Schönheit einer vollendeten Kunstform, die mit ihren zartern, stiller wirkenden, aber nichtsdestoweniger unwiderstehlichen Reizen besiegt die gröbere, sinnlichere Macht, die der Stoff einer Dichtung über unser Gemüth zu üben bemüht ist? Oder ist es jene tiefsinnige, erhabene Weltanschauung, jene höhere Betrachtung der Dinge, wie sie in gottererfüllten Gemüthern sich erzeugt, die, ganz in das ewig Eine, das allein Wesen hat, versunken, mit mitleidig-ruhigem Lächeln herabsehe auf das Nichtige, das Wandelbare und Vergängliche aller irdischen Erscheinung, welche hier aus dem Munde eines göttlichen Propheten zu uns spricht? Auch das möchte ich nicht behaupten, wenn auch ein matter Wiederschein des Lichtes jener großartigen Weltbetrachtung, die in Indien ihre frühesten Wurzeln trieb, einem Lande, in dem der mütterliche Boden auch mancher Wunderpflanze in Tausend und eine Nacht sich nicht verkennen läßt, hier und da, doch nur, um bald wieder ganz zu verlöschen, in unsern Zaubergarten dämmert; — wie Scheingebilde, den trügerischen Gestaltungen der seltsam gethürmten Wolke gleich, ziehen auch hier Erscheinungen der Wirklichkeit wie der Zauberwelt an uns vorüber; aber nichts trägt unsern Blick empor, damit wir schauen den Gott, der über den Wolken thront; nie reißt der aus Nebeln gewobene Schleier, um einen ahnenden Blick uns zu gönnen in die reine Fülle göttlichen Glanzes, die hinter ihm im Verborgenen wogt; Wunder die Fülle sind es, die uns umgaukeln, aber es fehlt das Geheimniß, denn nur der wirkt durch Wunderbares und Unerklärliches, das er unsern Blicken vorführe, auf uns mit dem Reize des Geheimnißvollen, der die Ahnung in uns zu erwecken versteht und die Sehnsucht nach der Erklärung. Worin besteht nun dann aber der Reiz dieser Erzählungen, wenn er in dem Allen nicht besteht, höre ich schon ungeduldig Manchen fragen; welches sind die Zaubermittel, durch die sie so Großes bewirken sollen? So sind es am Ende doch nichts als gewöhnliche Kindermärchen, die uns hier dargeboten werden? Wozu aber dann die pomphafte Ankündigung, und warum überhaupt erst aus dem Orient holen, was wir zu Hause ebenso gut und wol auch noch besser haben können? Es ist möglich, daß Mancher über unser Buch in der That so urtheilt, aber von der

*) Ein Bücherschau-Artikel der Breslauer Zeitung. Redigirt von E. von Baerst.

**) Es erscheinen 5 Lieferungen jede zu 3 Bändchen. Preis der 1sten bis 4ten Lieferung à 21 Gr., Preis der 5ten 1 Thlr.

Digitized by Google

Wahrheit irrt diese Ansicht nichtsdestoweniger weit ab. Wer sollte zu leugnen wagen, daß die reichsten Schätze umfassender Erfahrung in diesen Büchern niedergelegt sind, daß ein gesunder, tüchtiger Weltverstand in ihnen zu uns spricht, daß das Für und Wider bei Fragen, deren Entscheidung den wichtigsten Einfluß auf unser ganzes Handeln üben muß, durch sinnreich erfundene Beispiele auf eine gar feine und anmuthige Weise uns zur lebendigsten Anschauung gebracht wird? Und daß der Erzähler so ruhig bleibt bei all den wichtigen Fragen, die er vor uns verhandelt, daß er in so buntem Wechsel vor uns vorüberziehen läßt Scenen der Lust und des Leids, bei Nichts gerührt verweilt, vor Nichts bebend zurückschaudert, daß er so gern mit Fabeln vermengt die Wahrheit, das sollte uns zweifelhaft machen die Glaubhaftigkeit seiner Erfahrungen, seinen Ernst und seine gute Meinung? Eben dies ist es ja, wodurch er auch Gift verwandelt in Erquickung, und nur durch Mistrauen sollten wir ihm danken die lieblichste der Zauberkünste? Welches ist das höchste Gesetz der Lebensweisheit? Gelassen zu ertragen, was unvermeidlich ist und dabei nie leer zu sein an Hoffnung, denn Hoffnung ist bei den Lebendigen. Und diese glückliche Gemüthsverfassung, welches Buch wäre besser im Stande sie mitzutheilen als dieses Wunderbuch des Orients, von dem ich fast sagen möchte, daß es in niedern Regionen Das ist, was die Bibel in höhern, dieses Wunderbuch mit seinen bunten, überraschenden Schicksalswechseln, seinen tausend Beispielen von der Unzuverlässigkeit des Glücks und dem glücklichen Unbestande des Unglücks; dies Buch, dessen Verfasser, wenn es einen hat, ein Derwisch gewesen sein muß oder ein Kalender, etwa einäugig, wie die Drei, von denen es selbst erzählt, und auch ein Königssohn, der, abgeschieden von der Welt und ihrer Herrlichkeit, nach manchem bittern Schicksalswechsel, nun von unruhigen Wünschen befreit, noch einmal in ruhiger Betrachtung vor seinem Geiste vorüberziehen läßt die Scenen, die er durchlebt, wie sie des Müßigen geschäftige Phantasie sich ausmalt, variirt und verschönt. Ihm, der die Ruhe gefunden, gereicht nun zum stillen Ergötzen, was früher ihn außer sich versetzt vor Entzücken oder Schmerz, der bunte, überraschende Wechsel der Geschicke ist ihm nichts als ein sinnreiches Spiel, das spannt und überrascht, und so möchte er nun auch Andere ihn betrachten lehren. O warum auch nicht in deinen Becher einen Tropfen von diesem Beruhigungstranke, günstiger Leser? Stunden genug werden kommen, wo dir recht wohl thun würde die Ruhe, die dich wie einem sinnreichen Spiele zusehen ließe den Wechselfällen des Lebens; daß du aber zu weit gehen solltest in deiner Gelassenheit und Ruhe, das ist, glaube ich, kaum zu befürchten. E. M.

Subscriptions-Anzeige.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingoer, Konstantinopel, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Bis zur Ostermesse 1836 erscheint unter obigem Titel die erste 10 Bogen starke Lieferung einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac Culloch's vortrefflichem Dictionary of Commerce and Commercial Navigation, auf die wir hiermit das ganze gebildete Publicum, besonders aber den Handels- und Gewerbsstand aufmerksam machen.

Unser **Handbuch für Kaufleute**, nach demselben englischen Original bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall den Beifall und die Anerkennung gefunden, welche sein wichtiger gediegener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schreibt jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich äußerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich macht. Wir haben uns deshalb entschlossen, eine gedrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche diesem Übelstande begegnet, und überhaupt vorzugsweise auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbsmannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Großbritannien Bezug haben, und nichts abgekürzt als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handelsgeographie, Waaren- und Gewerbskunde, Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse, Wechselcurse, Staatspapiere, Versicherungen, Leibrenten, Bankgeschäfte ꝛc.

Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zusätze aus den neuesten und besten Hülfsquellen bereichert.

Compresser, aber dennoch sehr deutlicher Druck und ein großes Format machen es möglich, das ganze so höchst reichhaltige Werk in 60—70 Bogen zusammenzudrängen, welche noch im Laufe des Jahres 1836 in sechs bis sieben Lieferungen, à 10 Bogen jede, erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kr., oder 12 Gr., für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zur Ausgabe des zweiten Heftes offen. Subscribentensammler erhalten **auf zehn das elfte Exemplar gratis**, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solide Handlung in den Stand gesetzt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser außerordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Runde in Europa gemacht hat und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoire werden.

Das **Handbuch für Kaufleute** wird neben dieser neuen Bearbeitung in seinen eigenthümlichen, mehr auf das Theoretische der Handelswissenschaften gehenden Vorzügen fortbestehen, und, durch Erscheinen des letzten Bandes der Supplemente, in kürzester Frist geschlossen werden.

Stuttgart, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

SUBSCRIPTION

auf

C. M. Bellman's

samlade skrifter.

Indem die Eigenthümer des Verlagsrechts der sämmtlichen Schriften Bellman's hierdurch die Ehre haben, dieselbe zur Subscription anzukündigen, würde es überflüssig sein, solches Vornehmen durch Wiederholung der Verdienste dieses großen Dichters zu empfehlen. „Norden Anakreon" ist sie in ganz Europa bekannt und seine Muse bei uns durch die Nationalehre, die Schweden an die Erinnerung seines Besitzes pflegt, unsterblich gemacht. Eine Ankündigung des Plans über die Herausgabe dieser bisher zerstreuten Meisterwerke im Zusammenhange, dürfte deswegen als hinreichend betrachtet werden.

Dieses Werk, welches im Octavformat auf schönem Velinpapiere, mit Cicero gedruckt und sauberm Umschlage herausgegeben wird, soll nicht nur Alles, was schon früher gedruckt, sondern mehre bisher ungedruckte Arbeiten dieses großen Dichters enthalten. Die Herausgabe geschieht theilweise und wird

Digitized by Google

i Subscribenten zu 4 ß schwedisch Bco. per Bogen berechnet. ie Musikbeilage, welche, im selben Format gedruckt, dem erke folgt, wird den Subscribenten zu dem billigen Preise n höchst 10 ß schwed. Bco. per Bogen berechnet. Unter den ch nicht herausgegebenen Manuscripten befinden sich 6—7 hnungen von zwei der größten Künstler Schwedens: Sergell d Hillestrom, für deren treue Wiedergabe die nöthigen An- lten getroffen sind, um sie den Subscribenten zu einem, im Ver- ltniß zu dem übrigen, billigen Preise mitzutheilen. Das amenverzeichniß der resp. Subscribenten wird dem Werke bei- fügt. Der Ladenpreis wird bedeutend erhöht. Subscriben- ssammler erhalten jedes 11te Exemplar frei und die Listen üssen spätestens ult. Februar 1836 an die Glerup'sche uchhandlung in Gothenburg eingesendet werden, nach wel- er Zeit die Subscription aufhört.

Gothenburg, im Nov. 1835.

Ch. Bachmann, N. J. Gumpertz,
nigl. franz. V.-Consul u. Buchdrucker. Buchhändler.

Achte und letzte Lieferung
der
wohlfeilen Taschen-Ausgabe
von
Müller's historischen Werken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle resp. ränumeranten und Subscribenten versandt:

Johannes von Müller's
sämmtliche Werke.
Taschen-Ausgabe in **40** Bändchen.

Achte und letzte Lieferung oder 36stes bis 40stes Bändchen.

Inhalt:

Briefe von Karl Victor von Bonstetten. 3ter Band. — kinige Briefe an Herrn Charles Bonnet zu Genthod bei Genf. — Briefe an Freunde.

Mit dieser Lieferung ist nunmehr dieses werthvolle classische Werk geschlossen und vollständig in allen Buchhandlungen
auf Velinpapier für 36 Fl., oder 21 Thlr.
— Druckpapier — 24 —, — 14 —
u haben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und n allen Buchhandlungen zu haben:

Paris und die Pariser
im Jahre 1835;
von
Frances Trollope,
der Verf. von „Belgien und Westdeutschland im Jahre 1833", „Tremordyn Cliff" ꝛc.
Aus dem Englischen übersetzt
von
O. v. Czarnowski.
In drei Bänden.
8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Die Verfasserin beurtheilt in diesem Werke mit der ihr eigenthümlichen feinen und scharfen Beobachtungsgabe die neuesten pariser und französischen Zustände, und zieht besonders interessante Vergleichungen zwischen den geselligen Verhältnissen in Frankreich und in England. Das Salonleben in Paris wird sehr lebendig geschildert, und das Werk ist überhaupt als ein sehr schätzenswerther und unterhaltender Beitrag zur National- und Sittenkunde zu empfehlen.

Bei Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M. ist zu haben:

Silvio Pellico prigioni, con i doveri degli uomini. 20 Gr.

IRVING'S (Washington) COMPLETE WORKS, consisting of: Salmagundi, History of New York, the Sketch Book, Bracebridge Hall, Tales of a Traveller, Life and voyages of Christ. Columbus, Voyages and Discoveries of the companions of Columbus, Chronicle of the Conquest of Granada, Alhambra, or the new Sketch Book, the whole comprised in one vol. imperial 8vo. with a beautiful portrait. 9 Thlr.

separately: **The Alhambra,** 21 Gr.
The Sketch Book, 1 Thlr. 4 Gr.

History of Sandford & Merton. 10 Gr.

Edgeworth's moral tales. 2 vols. 1 Thlr. 12 Gr.

The dramatic works of Shakspeare, with notes, to be complete in 20 numbers. No. 1. 5 Gr.

A german grammar by C. B. Greiss. 1 Thlr. 3 Gr.

Grammaire nationale, ou grammaire de Voltaire, de Racine, de Fénélon, de J. J. Rousseau, de Buffon, de Bernardin de St.-Pierre, de Chateaubriand, de Lamartine, et de tous les écrivains les plus distingués de la France, renfermant plus de Cent Mille Exemples, qui servent à fonder les règles, et constituent le code de la langue française. Un volume. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Glagolita Clozianus
id est
Codicis Glagolitici inter suos facile antiquissimi, supparisque ad minimum exarato A. 1057 codici Cyrilliano Ostromiri Novigradensis,
Fragmentum Foll. XII. membr. servatum in bibliotheca
III^mi^ Comitis Paridis Cloz Tridentini.

Literis totidem cyrillicis transcriptum, amplissimis de Alphabeti Glagolitici antiquitate, et Liturgia Slavica A. 870 primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis; monumentis item tribus dialecti Carantanicae sec. X. Monachii repertis; speciminibus Slavismi Cisdanubiani ab. A 1057—1835; Calendario Slavico A. 1057, aliisque Ineditis; addito graeco glagolitae Interpretis προχειμένῳ, latinaque Slavicorum omnium Interpretatione; linguae denique Slavorum sacrae brevi Grammatica et Lexico illustratum suo sumtu editit et III^mo^ Codicis Domino dedicavit

B. Kopitar,
Augustissimo Austriae Imperatori a Bibl. Palatinae custodia.

Cum tab. aeneis duabus. Vindob. Prostat. ap C. Gerold 1836. LXXX u. 86 S. in Folio.

Auf fumer Velinpapier. Preis 3 Fl. 30 Kr. C.-M.

Der umständliche Titel sagt so ziemlich Alles, was hier auch dem tiefern Forscher in einem wenig bearbeiteten Fache Neues dargeboten wird. Für den Praktiker wollen wir nur bemerken, daß er hier 1) einen gedrängten Auszug aus Dobrowsky's altslawischer Grammatik, aber in Folge neuer Quellen von Grund aus richtiger orthographirt; 2) den ersten Versuch eines ebenso kritischen Lexikons nach den ältesten Quellen; 3) aus dem ältesten glagolitischen Codex, 24 Seiten altslawischen Textes als Chrestomathie, mit kritischem Commentar, griechischem Original und wörtlicher lat. Übersetzung des slawischen Textes, 4) sammt einer historisch-philologischen, eine kritisch-commentirte Ausgabe der uralten Carantanischen münchner Denkmäler und den ältesten slawischen Kalender mit enthaltender Einleitung, und 5) zwei Kupfertafeln von beiderlei slawischen Alphabet- und Handschriften-Mustern, 6) vom Verfasser und nothgedrungenen Selbstver-

Digitized by Google

lager um einen Preis erhält, der bei den dermaligen Umständen des slawischen Bücherdrucks in Wien nicht einmal die Kupferstich-, Druck- und Papierkosten enthält.

Lenau's Faust.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Faust.

Ein Gedicht

von

Nikolaus Lenau.

Velinpapier. Broschirt in Umschlag. Preis 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Des Dichters seltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden echter Poesie auch dieses neueste Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Äschylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung gegrüßt und von den alten Kunstrichtern jede in ihrer Persönlichkeit anerkannt. So wird auch unsere Zeit in diesem Faust die Fortbildung des Dichtergeistes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einsicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterscheiden.

Früher sind in demselben Verlag erschienen:

Gedichte

von

Nikolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinpapier. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Vor drei Jahren erschienen zum ersten Mal die Gedichte des unter dem Namen Nikolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und jeder begrüßt den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Glut und Glanz der Phantasie und Tiefe eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthume und dem reinen Gemüthe des Dichters Zeugniß gibt, welcher — fern von jeder Nachahmung — in seiner echter Kräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantis, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstück, auf Ahasverus unter der Rubrik Halbbilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod und so vielem gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei H. Reichardt in Eisleben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Universalzeichnenbuch

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen.

In stufenweiser Folge.

Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle Die, welche ohne Lehrer Zeichnen lernen wollen. Von Otto Warmholz, Zeichnenlehrer am königl. Gymnasium in Eisleben. Gr. Medianquerfolio. Gebunden. 3 Thlr.

Inhalt: Die Anfänge des Zeichnens. Die Form- und Größenlehre. Geräthschaften. Die Perspective. Blumen- und Fruchtzeichnen. Figurenzeichnen. Thierzeichnen. Landschaftszeichnen.

Da bei dem Preise von Elsner's Politik der Landwirthschaft, 2 Thle., mannichfach Irrungen entstanden, so bemerken wir, daß hierauf einlaufende Bestellungen nur zum richtigen Preise von 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 18 Gr., expedirt werden können, wovon wir unsere Herren Collegen, zu Vermeidung von Misverständnissen, hiermit in Kenntniß setzen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Italienische Literatur.

Auf nachstehende Werke, die sich sämmtlich durch eine schöne typographische Ausstattung und saubere Kupfer empfehlen, erlaube ich mir die Freunde italienischer Literatur in Deutschland aufmerksam zu machen. Exemplare derselben sind durch jede Buchhandlung von mir zu beziehen.

Alfieri (*Vittorio*), Tragedie. Volume unico adorno di 21 vignette in rame e del ritratto dell' Autore. 8. Florenz, 1835. Cart. 7 Thlr. 8 Gr.

Biblioteca portatile del viaggiatore. Zwölf Theile. Mit Vignetten und Bildnissen. Gr. 8. Florenz. Cart.

Hiervon sind erschienen:

I. La divina commedia di Dante Alighieri, con nuovi argomenti e annotazioni di G. B. — Rime di Messer Francesco Petrarca, con brevissime illustrazione di G. B. — L'Orlando furioso di Messer Ludovico Arioste. — La Gerusalemma liberata di Torquato Tasso. 1833. 8 Thlr.

II. Teatro tragico italiano. (Edizione seconda.) Autori compresi nella raccolta: Alfieri, Maffei, Monti, Manzoni, Ipp. Pindemante, Gio. Pindemonte, Varano, Foscolo, Granelli, Bettinelli, Pellico, Benedetti, Della Valle, Conti, Giovambattista Niccolini. 1832. 9 Thlr. 8 Gr.

III. Tutte le opere di Nicolò Machiavelli. 1833. 10 Thlr. 16 Gr.

IV. Tutte le opere di Pietro Metastasio. 1833. 18 Thlr. 8 Gr.

V. Raccolta di novellieri italiani. Si hanno le novelle tutte del Bandello, del Parabosco, del Erizzo, del De' Mori, quelle di alcuni autori fiorentini, quelle di alcuni autori vinesi, il Pecorone di Ser Giovanni Fiorentino, le Cene del Lasca, le Novelle di Franco Sacchetti, gli Ecatommiti del Giraldi, ed il Decamerone del Boccaccio. Zwei Bände. 1833—34. 28 Thlr. 16 Gr.

Boccaccio (*Giov.*), Il Decamerone e la Fiametta. Gr. 12. Florenz, 1834. Cart. 6 Thlr.

Botta (*Carlo*), Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini sino al 1789. Volume unico in due parte. Ornato del ritratto dell' Autore. 8. Capolago, 1835. Cart. 27 Thlr.

Collezione degli Erotici greci tradotti in volgare. Volume unico adorno di 5 rami. 8. Florenz, 1833. Cart. 5 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Longo Sofista, Dafni e Cloe; Senofonte Efesio, Abrocome e Anzia; Eliodoro, Teagene e Carichia; Achille Tazio, Leucippe e Clitofonte; Caritone Afrodisee, Cherea e Callirroe; Eustazio, Ismenio e Ismine; Aristeneto, Lettere; Alcifrone, Lettere.

Giraldi Cintio (*Gio. Battista*), Gli Ecatommiti ovvero cento Novelle. Gr. 8. Florenz, 1834. Cart. 5 Thlr. 16 Gr.

Guicciardini (*Francesco*), Storia d'Italia, alla miglior lezione ridotta dal Professor Giovanni Rosini. Volume unico. Ornata di 4 vignette e del ritratto dell' Autore in rame. Gr. 8. Florenz, 1835. Cart. 13 Thlr. 8 Gr.

Manzoni, Opere scelte. Volume unico. Adorno di 6 vignette e del ritratto dell' Autore in rame. 8. Florenz, 1831. Cart. 7 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: I promessi sposi. Tragedie: Il conte di Carmagnola; Adelchi. Poesie varie ec.

Plutarco. Le vite degli uomini illustri, versione italiana di Girolamo Pompei, con note di più celebri Scrittori. Volume unico. Ornato di 49 ritratti e 8 vignette in rame. Gr. 8. Florenz, 1836. Cart. 13 Thlr. 8 Gr.

Raccolta di favoleggiatori italiani antichi e moderni. Volume unico ornato di 5 incisioni a vignetta. 8. Florenz 1833. Cart. 6 Thlr.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Antwort auf die Recension von Rixner's Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbaiern u. s. w. in Nr. 12 und 13 der Münchner gelehrten Anzeigen 1836.

Daß dem Titel zufolge der verehrliche Recensent viel mehr und Besseres erwartete, als der Verfasser gab und geben konnte, darüber fühlt dieser theils Freude, theils Bedauern, hat aber weiter nichts darauf zu antworten, als daß die Vorrede den Titel beschränkend und erklärend kein ausführliches Geschichtswerk, wie ja schon das kleine Volumen beweist, sondern nur eine kritische Übersicht der bei den Katholiken in Altbaiern, bairisch Schwaben und bairisch Franken, theils an den fünf Hochschulen, theils an den übrigen Liceen und Klosterschulen durch vierthalb Jahrhunderte behandelten philosophischen Encyklopädie ankündigte; wie sie sich nach und nach gestaltete, erweiterte und vervollkommnete, sammt der Angabe der merkwürdigsten Lehrer und ihrer ausführlichen Werke und kleinern Gelegenheitsschriften, die ihm bekannt geworden sind, und die er größtentheils vor Augen und in den Händen gehabt.

Daß auch diese beschränktere Aufgabe gleichwol nicht ohne stetige Rücksicht auf die allgemeine Geschichte der Philosophie, und als mitbegriffen in ihrem Verbande gelöst werden konnte, braucht Kennern nicht erst gesagt zu werden, da die Geistesentwickelung einmal begonnen, unaufhaltsam fortschreitet, und überall hin sich verbreitet, da jeder spätere Philosoph von allen seinen Vorgängern lernen mußte, und immer ein früheres System als partielles Element in das folgende vollkommenere überging.

Möge nun der wissenschafts- und literaturkundige Recensent, oder ein anderer tüchtiger Mann, die Aufgabe, die ich behandelte, bald ausführlicher und auf eine genügendere Weise zu behandeln übernehmen.

Eine bloße Skizze kann freilich nicht durchaus befriedigen, und läßt immer noch Vieles zu wünschen übrig; aber es würde auch unbillig sein, an sie alle Foderungen zu machen, die bei einem größern ausführlichern Werke unerläßlich sein würden.

Dem Versprechen „in abgelebten und verschollenen Lehrgebäuden nach den unvergänglichen und bleibenden Erkenntnissen zu forschen, und manchen genialen Gedanken, manches gründliche Urtheil und manche helle Einsicht, die werth ist und verdient, aus längst vergessenen Büchern ausgezogen, und neuerdings ans Licht gefördert und erhalten zu werden" nachzukommen, habe ich nach Vermögen in den literarischen Belegen des Anhangs, S. 109 bis zu Ende, mich bestrebt, die man hoffentlich nicht unwichtig finden wird. Aus Büchern der neuern und neuesten Zeit, die in Jedermanns Händen sind, Auszüge zu geben, hielt ich für entbehrlich; allenfalls kann man hierüber den dritten Band meines Handbuches der Geschichte der Philosophie einsehen.

Daß einige bedeutende Männer ungenannt blieben, andere hingegen minder bedeutende aufgeführt wurden; daß wichtige Werke und unwichtige kleine Schriften nach der bloßen Zeitfolge und nicht allemal mit ausführlichen und unverkürzten Titeln ohne Unterschied angegeben wurden; daß die Eigennamen der Autoren hin und wieder entstellt und mit unrichtigen Qualificationen erschienen, ist bei Werken dieser Art wol schwerlich durchaus zu vermeiden und verdient daher billige Nachsicht.

Die Arbeit war eben ein erster Versuch, der auf Vollendung besonders in materieller Hinsicht keinen Anspruch macht. Denn wie vermöchte auch ein Einzelner allen nöthigen Stoff zusammenzubringen? Für eine Skizze däuchte es mich hinlänglich, wenn nur die Epochen schicklich festgesetzt, und die Rubriken und Fächer planmäßig geordnet würden. Ein Jeder verbessere dann in den einzelnen Angaben das Irrige und setze hinzu und ergänze das Mängelnde durch Dasjenige, was er selbst aus seinem eignen Vorrathe beizusteuern vermag. Es ist hier um eine nationale Aufgabe zu thun, und es soll mich freuen, wenn mein dürres und ärmliches Register, dessen Mängel ich selbst nur gar zu sehr fühle, durch anderer Literatoren Fleiß und Reichthum möglichst bald in ein überfließendes Füllhorn des Gesammtschatzes der philosophischen Encyklopädie des katholischen Baierns sich verwandle.

Das Urtheil, besonders über mitlebende Zeitgenossen, überließ ich fast überall der Gesammtheit wissenschaftskundiger Leser; eingedenk der philosophischen Freiheit des subjectiven Urtheils, besonders da gegenwärtig, mehr als jemals, ein Tag den andern lehrt, und immer ein Streiter den andern berichtigt, bis endlich die objective Wahrheit über alle subjective Meinungen den Sieg erhält.

Über die Fragpunkte: 1) Ob daraus, daß die Päpste den auf Universitäten studirenden Klerikern verschiedene Privilegien zugestanden, folge, daß sie die Errichtung so vieler deutscher Hochschulen gerne sahen, und nicht wenigstens von jeher dem verderblichen, gemischten Zusammenleben der Geistlichen mit den weltlichen Hochschülern vorzubeugen suchten.

2) Ob ich die deutschen Fürsten, welche eigne Landesuniversitäten stifteten, ohne Grund wegen ihres Eifers für die Förderung der Wissenschaft rühmte.

3) Ob der zu häufige Wechsel der Lehrer der Philosophie an der Hochschule zu Ingolstadt im 17. Jahrhundert, und der Umstand, daß damals selten ein tüchtiger Mann die Kanzel der Philosophie sein Lebelang behielt, sondern dieselbe insgemein nur vorübergehend besaß und dann zu einer der höhern Facultäten übertrat, dem Gedeihen der Philosophie nicht nachtheilig wurde.

4) Ob es überhaupt eine richtige Ansicht war, daß die Philosophie nur als dienende Hülfswissenschaft zu behandeln sei, an sich selbst aber seinen eignen Werth habe; und ob diese Ansicht auch heute noch gelten könnte, und wol gar für immer gelten müsse.

5) Ob endlich der Scolasticism, der freilich vor dem inconsequenten Eklekticism und der seichten Verstandes-Aufklärerei unverkennbare Vorzüge hat, statt des jetzigen Zustandes der Wissenschaft zurückzuwünschen und wieder einzuführen sei?

— mögen abermal die Weisesten unter den Zeitgenossen entscheiden.

Rixner.

Folgende neue und höchst interessante Romane sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Eduard und Julie oder **der Sieg der Erkenntniß.** Roman in zwei Bänden von J. D. Hoffmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Schloß Teufelslager. Roman von V. Ducange, deutsch von v. Alvensleben. Zwei Bände. 2 Thlr.

Altenburg, April 1836.

Expedition des Eremiten.

Digitized by Google

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Die siebzehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des neunten Bandes **(Raab — Römische Literatur)** bildet. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Ungeachtet einer Menge in neuerer Zeit begonnener ähnlicher Werke und Nachahmungen hat sich das in meinem Verlage erschienene Conversations-Lexikon doch stets einer besondern Theilnahme im Publicum zu erfreuen, und die Redaction ist, unterstützt von einer großen Zahl ausgezeichneter Mitarbeiter, fortwährend mit Erfolg bemüht, den Anfoderungen der Gegenwart überall zu genügen.

Leipzig, im April 1836.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abendstunden,

herausgegeben von Dr. **Franz Theremin.**

2ter Band. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Poetische Versuche aus dem Jahre 1835. — Poetische Versuche aus frühern Jahren. — Hebräische Gesänge. Aus dem Engl. des Lord Byron. — Über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. — Der ewige Jude. Eine Legende. — Die arme Feier des Weihnachtsfestes.

Der erste Band, welcher 1833 erschienen ist und 1 Thlr. kostet, enthält: Der Kirchhof (Gedichte). — Drei Gespräche: Das Erwachen. Die geistliche Beredtsamkeit. Der Ritter von der traurigen Gestalt. — Von dem Wesen der mystischen Theologie. Ein Versuch.

Zweite Auflage

der

Pfennig-Pracht-Bibel

in 28 Lieferungen, gedruckt auf Velin und geschmückt mit

28 vortrefflichen Stahlstichen.

Subscriptionspreis nur: 2 Groschen Sächs. = 2½ Silbergr. = 9 Kr. Rhein. = 8 Kr. Conv.-Münze.

Die erste Auflage dieser ebenso wohlfeilen als schönen und bequemen Prachtbibel, 4500 Exemplare stark, ist gänzlich vergriffen und mehr als 1000 Neu-Besteller, die wir nicht mehr befriedigen konnten, haben wir bereits auf die neue vertrösten müssen. Diese wird, trotz des so wohlfeilen Preises, mit demselben Luxus ausgestattet als die erste, ja sie wird in bildlicher Ausstattung diese noch **übertreffen.** — Auch den Genuß der **Prämie,** welchen die Subscribenten der ersten Auflage hatten, bewilligen wir den Bestellern auf die zweite. Mit der letzten Lieferung erhalten sie das berühmte Kupferblatt

Christus beim Abendmahle

nach **Leonardo da Vinci,** in Stahl von Fr. Wagner,

Preis: 2 Thaler Sächsisch.

gratis!

☞ Bestellungen mit Prämiengenuß mache man vor dem 1sten Juli. — Alle Monate drei Lieferungen. — Die erste erscheint den 1. Mai.

☞☞ Subscribenten-Sammler erhalten von jeder guten Buchhandlung das 11te Exemplar gratis.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York, März 1836.

Bibliographisches Institut.

FLORA GERMANICA EXCURSORIA

AUCTORE

LUDOVICO REICHENBACH

ET

REICHENBACHIANAE FLORAE GERMANICAE

CLAVIS SYNONYMICA.

3 Partes. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Bei Wiederkehr des Frühlings erlaubt sich die Verlagshandlung darauf aufmerksam zu machen, dass diese einzige, nach den neuesten Anfoderungen der Wissenschaft bearbeitete, und einzige vollständig erschienene Flora Deutschlands, nebst ihrem den Gebrauch erleichternden synonymischen Nomenclator und den das Bestimmen nach Linné's Sexualsystem jedem Anfänger möglichst leicht machenden Conspectus, auch ferner die vollständigste und compendiöseste und die mit den reichsten Hülfsquellen bearbeitete bleiben wird, da die pag. 842 angezeigten Novitiae, die Entdeckungen der letztverflossenen Jahre, baldigst hinzugefügt werden, während der Herr Verfasser bereits durch 1100 Exemplare seiner Flora germanica exsiccata, sowie durch 1000 Kupferplatten seiner Iconographia botanica und 110 Platten seines Werkes über die Gräser oder Agrostographia germanica zur Erläuterung der in dieser Flora beschriebenen Pflanzen, unvergleichliche Hülfsmittel für das Studium der schwierigsten Gegenstände der Botanik geliefert hat, und ununterbrochen fortsetzen wird.

Leipzig, im März 1836. Karl Cnobloch.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung des Königreichs Würtemberg

Elftes Heft, enthaltend:

Die Beschreibung des Oberamts

Ulm.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Ulm und vier Tabellen.

Herausgegeben aus Auftrag der Regierung von

Ober-Finanzrath von Memminger,

Mitglied des königl. statistisch-topographischen Bureau.

Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Im Verlage der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin erscheint in Kurzem:

Die Verordnung vom 14. December 1833
über
das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde
und
die Verordnungen vom 4. März 1834,
über
die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß
nebst
sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,
unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums,
herausgegeben
von
Dr. Loewenberg,
Königlichem Kammergerichts-Assessor.

Bestellungen auf dieses Werk werden in jeder guten Buchhandlung angenommen.

Neuer Roman von Th. C. Grattan.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Agnes von Mansfeld.

Geschichtliche Novelle von Th. C. Grattan.

Aus dem Englischen übersetzt.
3 Bände. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Früher erschienen von demselben Verfasser:

Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen, gesammelt auf einer Fußreise durch Frankreich. Übersetzt von W. Alexis und Th. Hell. Bd. 1, 2. 2 Thlr. 12 Gr.
Bd. 3. (Caribert, der Bärenjäger.) 1 Thlr. 8 Gr.
Bd. 4. (Alles für seine Königin.) 1 Thlr. 8 Gr.
Bd. 5. (Leonie.) 1 Thlr. 8 Gr.

Reisebilder, oder Züge von Menschen und Städten. Übersetzt von Th. Hell. 2 Bände. 3 Thlr.

Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre 1600. Übersetzt von K. L. Meth. Müller. 4 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Jacqueline von Holland. Eine historische Erzählung. Übersetzt von K. L. Meth. Müller. 3 Bände. 4 Thlr.

BILDERSAAL
für
Jagd- und Pferde-Freunde.

Dreizehnte Lieferung,
oder
Neue Folge, 1. Heft.

Verwandte Neigungen begegnen sich gern einander, so im Leben, wie im Bilde. Die männlichen Vergnügen des **Jagens** und **Reitens**, die Leib und Seele stärkenden, sind Geschwister. Darum hat auch die Idee, in unserm Bildersaale **Roß** und **Jagdhund** nach ihren Racen und Beschäftigungen in ergötzlicher **Abwechselung** darzustellen, so gefallen und die Theilnahme für das Unternehmen so sehr vermehrt. Es zählt jetzt über 5000 Subscribenten.

Ist der Bildersaal in seiner bisherigen Ausstattung solchen Beifalls werth gewesen, so sind wir der Fortdauer desselben gewiß, denn die folgenden Lieferungen werden weit übertreffen, was wir bisjetzt leisteten. Die weniger geschickten Künstler sind von demselben entfernt und durch andere, die **ersten** und **berühmtesten** in diesem Fache, ersetzt worden. Der **neue** Jahrgang wird viele Blätter enthalten, wovon **eins** die Hälfte so viel werth ist von Dem, was ein ganzer **Jahrgang** kostet.

Der bisherige **Preis**, solchen Leistungen gegenüber, ist ein Spottpreis! — Er bleibt unverändert ⅙ Thlr. Sächs. oder 18 Kreuzer Rhein. für **jedes Heft** in Umschlag.

☞ **Neu eintretende Subscribenten** sind nicht genöthigt die ersten 12 Hefte zu nehmen; **Subscribentensammler** aber **müssen** von jeder Buchhandlung auf 10 zahlbare Exemplare das elfte **unentgeldlich** erhalten. — **Alle Monate** erscheint 1 Heft.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York,
März 1836.

Bibliographisches Institut.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat März, oder Nr. 61—91, 1 Beilage: Nr. 9, und 4 literarische Anzeiger: Nr. IX—XII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im April 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Atellanen.
Eine kleine Sammlung
Dramatischer Dichtungen,
herausgegeben
von
Jovialis.

Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Komödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Übersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniss des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, dass ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich geborenen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind der angeborenen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur

Digitized by Google

anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, dass unsere Volkssage, auch neben dem anerkannt classischen Idyll einen Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser bewiesen konnte.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben fertig in dritter Auflage:

Die

Auszehrung heilbar.

Von Dr. Ramadge,

Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindsüchtige.

Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet vom

Obermedicinalrathe Dr. Hohnbaum.

Mit Kupfern.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, Amsterdam und New-York. 1836. Preis 16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein. = 21 Sgr.

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bisjetzt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Überzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurückzudenken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden."

Vorrede.

☞ Dieses, das größte Aufsehen machende Buch, ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint in einigen Monaten:

Lehrbuch der Geburtskunde

von

Dr. D. W. Busch,

königl. preuß. Medicinalrath, zeitigen Rector und Professor an der Universität zu Berlin.

Dritte verbesserte und gänzlich umgearbeitete Auflage.

Das betreffende Publicum machen wir hierauf aufmerksam.

Bestellungen auf dieses Werk werden in jeder Buchhandlung angenommen.

Berlin, am 28sten März 1836.

Nauck'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Erbfolgekrieg in Spanien 1701—13. 2) Der Feldzug 1704 in Portugal und Spanien. II. über Armeespitäler. III. Die Ereignisse und Truppenbewegungen in der Zeit vom Friedenschlusse zu Campo Formio 1797 bis zur Eröffnung des Feldzuges 1799. (Schluß.) IV. Literatur, Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Delitz, Feldmarschalls im Dienste der Republik Venedig. (Schluß.) V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 19ten März 1836.

J. G. Heubner.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beruhigende Betrachtung über den neuesten Versuch, das Leben Jesu in eine Sage zu verwandeln. Von **F. J. Grulich.** Preis 6 Gr.

Die Absicht des Verfassers geht besonders dahin, das Werk von Strauß über das Leben Jesu nicht sowol zu widerlegen, als vielmehr aus dem Werke selbst die Gründe zu entnehmen und anzulegen, daß die evangelische Geschichte doch eine Fabel sei.

Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die siebenfältige Osterfrage. Zum Ostermorgen 1836. Von Dr. Karl Friedrich Göschel. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Im vorigen Jahre erschien:

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Eine Ostergabe von K. F. Göschel. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

REPERTORIUM

der gesammten deutschen Literatur

für das Jahr 1836.

Herausgegeben

im Verein mit mehren Gelehrten von

C. G. Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Beigegeben wird:

Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Siebenter Band in 6 Heften. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Über alle in den deutschen Buchhandel gekommenen Schriften wird in dieser Zeitschrift möglichst schnell berichtet und ihr Inhalt in gedrängter Kürze charakterisirt werden, damit der Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht des Buchs ihm nützlich sein werde oder nicht.

Die beigegebenen literarischen Miscellen enthalten Personalnotizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. s. w.

Durch Verbindung der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** mit dem Repertorium wird eine vollständige und schnelle Übersicht aller neuen in Deutschland erschienenen, wie der für uns wichtigen oder interessanten Schriften der ausländischen Literatur, mit sonstigen Notizen, die sich auf den literarischen Handelsverkehr beziehen, gegeben.

Leipzig, im März 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. April. Nr. 157—161.

Nr. 157. *Patmos. Seelengröße Heinrich's, des Findelkindes von Kempten. *Die Wanderkrabbe oder der Turluru. *Das Nest des geselligen Kernbeißers. *Jacob Mackintosh. *Mexico. (Fortsetzung.) *Hogarth's Werke. 10. Die Parlamentswahl. 3. Die Abstimmung. — Nr. 158. *Mexico. (Beschluß.) *Die Straße über den St.-Gotthard. Gußeiserne Pianoforte. *Die Korkeiche. — Nr. 159. *Mohammed Ali, Pascha von Ägypten. *Das Castel von Conisborough in der englischen Grafschaft York. *Der Flußkrebs und der Seekrebs oder Hummer. Entdeckung einer Colonie auf der nördlichen Küste von Neuholland. *Hogarth's Werke. 10. Die Parlamentswahl. 4. Die Huldigung. — Nr. 160. *Teneriffa. Zur Völkerkunde. *Die Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Cultur. Die Besteigung des Giftbergs. — Nr. 161. *Die Brücke von Arcole. Ritter Franz von Sickingen. Seeungeheuer in den indischen Meeren. Vegetabilischer Theer. Artesische Brunnen. Eiserne Dampfböte. *Benares.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im April 1836.

F. A. Brockhaus.

Wohlfeilstes historisches Nationalwerk.

Bei Duncker und Humblot in Berlin erscheint vom 1sten Mai d. J. ab, in 28 monatlichen Lieferungen, jede geheftet zu dem billigen Preise von 8 Gr. (10 Sgr., oder 30 Kr. C.-M.),

die siebente, durchweg verbesserte, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe

von

K. F. Becker's

Weltgeschichte,

herausgegeben von J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. Gr. 8.

Wir kündigen hiermit dem Publicum das Erscheinen der siebenten Auflage der Becker'schen Weltgeschichte an. Wie sich der Verfasser bestrebt hat, der allgemeinen Geschichte, welche er geben wollte, auch die Anschaulichkeit und Ausführlichkeit des Einzelnen, in welchem das eigentliche Interesse der historischen Lecture liegt, zu bewahren; wie er aber entfernt davon, Alles in gleicher Breite zu geben, die lebendigsten Schilderungen nur bei den Wendepunkten der Begebenheiten, den großen Epoche machenden Männern, eintreten ließ; wie er diese Gemälde durch Skizzen und Umrisse auf das Zweckmäßigste und Angemessenste verbunden hat, ist überall anerkannt. Die Herausgeber sind auf diesem Wege Becker's fortgegangen, sie haben das Fehlende ergänzt, dem minder Gelungenen nachgeholfen. Sie haben sich bemüht, einen streng historisch-wahren und in jedem Punkt haltbaren Text zu geben; sie haben es sich zur gewissenhaften Pflicht gemacht, die Resultate der neuern Forschungen, die Fortschritte der Wissenschaft selbst dem Werke zu gute kommen zu lassen. Auf diese Weise ist die Becker'sche Weltgeschichte das vermittelnde Glied zwischen Wissenschaft und Leben geworden. Einseitiges Urtheil, willkürlich an die Ereignisse gelegter Maßstab, sind indeß in diesem Buche nicht zu Hebeln einer scheinbar populairen Tendenz benutzt worden: es ist diese vielmehr in wahrhafterer Weise auf rein historischem Boden gewonnen, es sind die Thaten selbst in ihrer ruhigen Wahrheit, welche zum Leser sprechen; nicht die Einseitigkeit ein und desselben wiederkehrenden Raisonnements, sondern die Vielseitigkeit des Geschehenen ist zur Aufgabe gemacht worden. Doch werden dem tiefer dringenden Blicke auch die Fingerzeige nicht entgehen, die Einheit in dieser Verschiedenheit zu entdecken. Dem Werke diese Stellung zu erhalten, ist auch diesmal von den Herausgebern und der Verlagshandlung nichts gespart worden. Um es seinem Zwecke gemäß von außen wie von innen zu einem wirklich allgemeinen und populairen zu machen, ist der Preis so bestimmt worden, daß ihn Alle, welche überhaupt lesen, ohne Mühe abtragen können.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, woselbst auch ausführlichere Anzeigen zu haben sind.

Soeben ist an alle solide Buchhandlungen versandt:

Vollständiges Wörterbuch

der

Mythologie

aller Nationen.

Von

Dr. W. Vollmer.

Neunte Lieferung.

Preis 12 Gr.

☞ Diese — neunte — Lieferung von Vollmer's Mythologie ist die letzte, welche von den verehrlichen Subscribenten bezahlt wird. Ein Schlußband mit dem Ende des Textes — die Buchstaben Pr.. bis Z enthaltend — und mit 92 Tafeln weiterer Abbildungen erscheint demnächst, wird aber den Herren Unterzeichnern unentgeldlich abgegeben.

Der Ladenpreis für das ganze Werk muß, der bedeutend vermehrten Kosten wegen, angemessen erhöht werden.

Stuttgart, April 1836.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

Digitized by Google

Deutsche STAATS- und RECHTS-GESCHICHTE.

Compendiarisch dargestellt
zum
Gebrauche bei akademischen Vorlesungen
von
Dr. Heinrich Zöpfl.

Dritte Abtheilung,
mit einem Register über das ganze Werk,

hat jetzt die Presse verlassen und geht in den ersten Tagen an die Abnehmer ab. Indem wir also hierdurch die Vollendung des Werkes anzeigen, glauben wir die Aufmerksamkeit auf dasselbe am sichersten festzuhalten durch Wiederholung der Worte, mit denen sich eine sogleich nach Ausgabe der ersten Abtheilung darüber erschienene Recension in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung, 1834, Nr. 232, ausdrückt und welche bereits in sechs andern Recensionen geachteter Blätter ihre Bestätigung gefunden haben.

„Der Verfasser hilft durch dieses Werk einem dringenden Bedürfniß auf eine sehr zweckmäßige Weise ab. Wol gibt es ganz vorzügliche und gediegene Werke über diesen Gegenstand, wie Eichhorn's Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Jak. Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer, George Phillipp's Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung u. a. m., aber eigentliche und brauchbare Vorlesebücher über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte für unsere Hochschulen existiren unsers Wissens nicht. Und doch wird das Studium der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte für den gründlichen Juristen, sowie für Jeden, der überhaupt die Vergangenheit unsers Gesammt-Vaterlandes gehörig begreifen will, — und deren Anzahl ist in unsern Tagen nicht gering, immer mehr zum Bedürfnisse."

Von Seiten des Verlegers ist für Ausstattung und Preis gewiß ebenfalls alles Wünschenswerthe geleistet.

Heidelberg, im März 1836.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Bücher-Auction in Marburg.

Den 1. August d. J. u. f. T. wird hier die von dem verstorb. Professor Prim der Theologie *Arnoldi* nachgelassene *sehr bedeutende* Bibliothek öffentlich gegen gleich baare Zahlung verkauft werden. – Sie enthält *vorzügliche*, viele *seltene* u. *kostbare* Werke aus der *Literaryeschichte*, *Philologie*, der *classischen* sowol als der *orientalischen*, der *Philosophie* und dem *ganzen Gebiete* der *Theologie*. Man erlaubt sich nur, was den *classisch-philol.* Theil anlangt, auf die vielen alten, *holländischen* Ausgaben, was den *theol.* Theil anlangt, auf die reiche *alt-* u *neutestamentlich-exegetische* u aus der *historischen* z. B. auf die *patristische* Literatur aufmerksam zu machen. Wol selten dürfte in einer Privatbibliothek eine extensiv u. intensiv so reichhaltige u. wohlconditionirte Sammlung zum Verkauf kommen als es hier der Fall ist. Den Schluss einer jeden Abtheilung bildet eine *grosse* Anzahl von dahin gehörigen, *fachweise geordneten* und *namhaften* Dissertationen und kleinern Gelegenheitsschriften. Die Collegienhefte des Verstorbenen und dessen sonstiger handschriftlicher, zur Wissenschaft gehöriger Nachlass bilden den Schluss des Katalogs.

Aufträge übernehmen *alle Buchhandlungen* u. *Antiquare im In- und Auslande*, durch welche auch der gegen 8000 Nummern enthaltende *wissenschaftlich geordnete* Katalog für 1½ Gr. zu haben ist.

Marburg, im März 1836.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkschrift

zur Begründung des Projectes der

Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Aachen

als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen.
Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes von

Ludwig Heuz,
königl. preuß. Wasserbaumeister.

Mit einer Karte. 16 Bogen. Gr. 4. Geh. 16 Gr.

Soeben erschienen:

DIE

TRANSFIGURATION

(*Himmelfahrt Christi*)

nach Rafael.

In der Größe des Morghen'schen Blattes.

Stahlstich von Mininger.

Subscriptionspreise für jetzt geltend sind:
Vor der Schrift: 20 Thlr. — Offene Schrift: 15 Thlr. — Mit voller Schrift: 10 Thlr. Sächs.

NB. Diese Subscriptionspreise hören, nachdem 500 Exemplare bestellt sind, auf. — Die spätern Preise sind das Doppelte.

Morghen's berühmter Stich ist wegen seines enormen Preises (a. d. l. Drucke kosten 100 Dukaten) dem nicht sehr reichen Kunstfreunde längst unzugänglich geworden; um so allgemeiner und freudiger wird man dieses herrliche Blatt des größten Schabkünstlers Deutschlands willkommen heißen. Die Bestellungen werden in der Folge, in der sie bei uns eingehen, numerirt, und in derselben Folge die ebenfalls numerirten Abdrücke versendet

Hildburghausen, Amsterdam u. Neuyork,
März 1836.

Bibliographisches Institut.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen

der gesammten

Staatsarzneikunde,

herausgegeben
von
Dr. *P. J. Schneider*
und
Dr. *J. H. Schürmayer.*
Unter Mitwirkung
der in- und ausländischen Mitglieder
des Vereins
grossh. bad. Medicinalbeamter für Beförderung der Staatsarzneikunde.

Ersten Bandes erstes Heft.

19 Bogen stark. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 1½ Thlr.

Von dieser neuen Zeitschrift für Staatsarzneikunde, für deren Gediegenheit und hohes Interesse für Ärzte, Juristen,

Digitized by Google

eichneten Herausgeber allein schon bürgen, erscheinen es Jahr zwei Hefte zu 14—20 Bogen, welche zusammen en Band bilden. Der Preis eines Heftes wird, selbst grösserer Bogenzahl, den Betrag von 2 Fl. nie übersigen. Das zweite Heft erscheint bestimmt im September ses Jahres.

Bei dem vortheilhaften Rufe, welchen die Herren Hergeber in der literarischen Welt schon längst besitzen, t die Verlagshandlung weitere Empfehlung für überflüs. Gutes empfiehlt sich durch sich selbst am besten, und könnten lobrednerische Anzeigen in den Augen des oft täuschten Publicums nur schaden.

Tübingen, im März 1836.

H. Laupp'sche Buchhandlung.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

ahrbücher der Literatur. Dreiundsiebzigster Band. 1836. Januar. Februar. März.

Inhalt des 73. Bandes.

t. I. Persische Geographie und Geschichte. (Schluß.)
Israeli's Curiosities of literature. (Schluß.)
. Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen, aus den Jahren 1804—6. Nebst Fragmenten. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. Erster Band. Bonn 1836.
. K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Erster Band. Leipzig 1835.
. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph. (Schluß.)
I. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz. Fünfter Band. Wien 1834.
II. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Baiern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz. Salzburg 1831.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXIII.

ammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)
ie Schriften der Deutschen in den letzten Jahrzehnden über europäische Lepidopterologie.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchndlungen versandt worden:

ecker, Dr. K. F., Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 2te sorgfältig durchgesehene Ausgabe. Gr. 8. Preis 8 Gr., oder 36 Kr.

rebs, Dr. J. P., Griechisches Lesebuch in zwei Abtheilungen für die untern und mittlern Classen; nebst einer Grammatik des attischen Dialekts für dieselben Classen vom Collaborator F. R. L. Krebs. Neue Bearbeitung als sechste Ausgabe. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Zur Empfehlung dieser beiden Werke etwas hinzuzufügen, alten wir für überflüssig, da dieselben durch ihre vielfache rbreitung und Einführung in den Schulen hinlänglich bennt sind. Bei ersterm, wovon die ansehnlich starke erste Auflage binnen Kurzem vergriffen war, hielt der Herr Verfasser deutende Abänderungen für unnöthig und unangemessen; dagen erhielt das zweite Werk eine totale, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft und dem Bedürfniß der Zeit angemessene Umgestaltung. Ungeachtet nun dadurch die Bogenzahl desselben gegen die frühern Ausgaben bedeutend vermehrt wurde haben wir dennoch den Preis nur wenig erhöht, um dem Buche auch von dieser Seite den Eingang in die gelehrten Anstalten zu erleichtern.

Frankfurt a. M., den 15ten April 1836.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat April, oder Nr. 92—121, 1 Beilage: Nr. 10, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XIII und XIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Siebenten Bandes fünftes und sechstes Heft. (Nr. V, VI.) Achten Bandes erstes und zweites Heft (Nr. VII, VIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Brügel in Ansbach ist soeben erschienen und durch unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

Feuerbach, Kritiken auf dem Gebiete der Philosophie. 1stes Heft. 10 Gr.

Ewald, Dr., Biblische Topographie in alphabet. Ordnung. 7 Gr.

Bayer, Dr., Zu Fichte's Gedächtniß. 10 Gr.

Leipzig, im April 1836.

Fr. L. Herbig.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dionysosfest.

Lyrische Tragödie

von

Heinrich Stieglitz.

Kl. 8. Cart. 12 Gr.

Berlin, im Mai 1836.

Veit u. Comp.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. 1ste Abth. Gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Es wird nicht leicht fehlen, daß auf einzelnen losen Blättern, wenn sie Erzeugniß heiterer Mußestunden sind, grade das Eigenthümlichste, das Geistreichste hingeworfen wird. So in diesen Skizzen, die nur einzelne Paragraphen des besprochenen Gegenstandes, aber gleich wichtige für Historiker, Juristen und Theologen enthalten, und deren weitere Aus- und Durchführung höchst wünschenswerth bleibt.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Catalogo
dei
libri italiani
e di altri in Italia stampati
nonchè di alcune edizioni rare, Aldine etc. etc.
Che si trovano vendibili presso la ditta
Federico Volke,
in Vienna 1836.

12 Bogen. Geh. Preis 20 Kr. Conv.-Münze.

Dieses nach Wissenschaften geordnete Verzeichniß begreift mein ganzes bedeutendes Lager italienischer Literatur bis zum Anfange des Jahres 1835 in sich. Über die neuesten und interessantesten Erscheinungen Italiens, welche ich fortwährend kommen lasse, werden künftig alle drei Monate gedruckte Verzeichnisse ausgegeben. Bestellungen auf Werke, die augenblicklich nicht vorräthig wären, setzen mich meine ausgebreiteten Verbindungen durch ganz Italien in den Stand, aufs schnellste und billigste zu effectuiren.

Mehrmals ist uns die Auffoderung zugekommen,

Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, von dem Geh.-Rathe **Pölitz** in Leipzig. 5 Bände. Gr. 8.

ein Werk, das in der zweiten vermehrten Auflage 191 Bogen umfaßt, und bisjetzt in Deutschland das einzige ist, das die sämmtlichen 12 Staatswissenschaften gleichmäßig systematisch behandelt, von dem bisherigen Ladenpreise à 10 Thlr. 16 Gr. herabzusetzen.

Zur Erfüllung dieses Wunsches, und um den minder Bemittelten den Ankauf dieses gediegenen Werkes zu erleichtern, machen wir bekannt, daß dasselbe

vom 1sten Juni bis 31sten December dieses Jahres

für den Preis von 7 Thalern, Postp. 9 Thlr. netto, durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Leipzig, im April 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von Wood's practical treatise on rail-roads & interior communication in general erscheint bei mir eine Übersetzung unter dem Titel:

Ueber den Bau der Eisenbahnen

und über innern Verkehr im Allgemeinen, nebst Darstellung der Gestaltungsweisen der verschiedenen Dampfwagen. Mit vielen Experimenten und mit Tabellen über den gegenseitigen Werth der Kanale und Eisenbahnen und die Kraft der jetzt üblichen Dampfwagen.

Magdeburg, den 30sten März 1836.

F. Rubach.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. C. Vaihinger, Stadtpfarrer, Über die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickelt. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. D. F. Strauß. 8. Geh. 10 Gr.

Chr. Märklin, Diakonus, Über die Nothwendigkeit einer umfassendern Volksbildung und Erziehung. 8. Geh. 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. März. Nr. 10—13.

Nr. 10. *Die Büffel. Wer nicht hört, muß fühlen. Krähen. Frühlingslied. Die geretteten Kinder. letzte Richter der Israeliten. Räthsel. Auflösung der im vorigen Monat. — Nr. 11. *Der melancholische tus. Die gemeine oder Feldlerche. Die Gefräßigkeit ten. *Der gemähnte Ameisenfresser oder Ameisenbär. Märchen vom Klabautermann. *Die Stachelbüsche. — Nr. *Die Elefantenjagd. *Der Wolf und das Lamm. Tode erstandene Knabe. Eine Katze entdeckt einen *Die Ammonshörner. Räthsel. — Nr. 12. *Die oder Schirmpalme. Märzlied von J. G. von Salis schen ohne Arme. *Der Wasserhund. Die gute

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im April 1836. F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Charlotte Stieglitz
ein
Denkmal.

Kl. 4. Mit einem Bildnisse. 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin.

Veit u. Comp.

Der Recensent meiner gesammelten Schriften in N. der „Blätter für literarische Unterhaltung" läßt Göthe mich schreiben, deren sich dieser niemals bedient hat. wie sie dort angeführt werden, mit einer Verkennung Göthe's diesem vom Recensenten geschoben worden, und dürfen daher als etwas rein bezeichnet werden. Keine bessere Bewandniß hat es mit Versicherungen des Recensenten, daß Göthe's Äußerungen Weltliteratur gegen mich zeugten. Göthe hat den zur gebührenden Beachtung (Bd. XLIX, S. 125, der schenausgabe) drucken lassen: „Jetzt, wo sich eine einleitet, hat genau besehen der Deutsche am wenigsten zu lieren; er wird wohl thun, dieser Warnung Außerdem heißt es a. a. O.: „Der Deutsche lauft Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu wickeln, deswegen es ihr zum größten Vortheil die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm." von dem Recensenten, daß er meinen Standpunkt zu nigen mache; aber daß er mit Wahrheit zu er mich zu widerlegen oder zu tadeln unternehme, ich von ihm verlangen, falls er wünscht, daß Beachtung und Zutrauen erwerbe, und daß den Preis der Stärke über die meinige Schwäche vorwirft, obwol sie wenigstens die Logik eines Mannes zu sein, der es verschmäht, denen Argumenten Gebrauch zu machen gen Anderer seinem Gegner als einen doch mit feigem Gewissen wiederum finden wird, wie es dem Recensenten tüchtigsten Hegel'schen Worte zugehen billigen muß, und doch andererseits

Hirschberg, 27sten April 1836.

Dr. L. G. Göschel.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XVI.

Dieser Litterarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Prospectus.

Encyklopädie

der

gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis,

mit Einschluss

der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie.

Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben

von

GEORG FRIEDRICH MOST,

Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, akademischem und Privatdocenten, praktischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer zu Rostock, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentlichem, correspondirendem und Ehrenmitgliede.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen.

Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen.

Preis jedes Hefts auf weissem Druckpapier 20 *Gr.*

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Noch sind keine vollen zwei Jahre verflossen, als die erste Auflage dieser für jeden praktischen Arzt und Wundarzt so wichtigen Encyklopädie in unserm Verlage erschien, wobei wir bemerkten, dass durch dieses umfassende und wahrhaft zeitgemässe Werk, abgefasst im echt praktischen Sinne und von einem längst als tüchtigen Schriftsteller bekannten, seit zwanzig Jahren in thätiger Praxis sich bewegenden Arzte, einem lange gefühlten Bedürfnisse der Gegenwart abgeholfen sei. Ausgehend von der richtigen Ansicht, dass die seit mehr als tausend Jahren durch rastlose Bestrebungen versuchte, aber nie gelungene Ausführung eines vollendeten wissenschaftlichen medicinischen Systems überhaupt eine nicht zu lösende Aufgabe sei, wie dies die besten erfahrenen und in der Praxis alt gewordenen Ärzte einstimmig gestehen, glaubte der Herausgeber in seiner Encyklopädie besser zu thun, die Krankheiten in alphabetischer Ordnung darzustellen, als sie in ein sogenanntes System zu zwängen, das der lebenden Natur ebenso feindlich und unvereinbar gegenüber zu stehen, als dem echten Praktiker selbst für ein auf schlechtem Grunde aufgeführtes Gebäude zu gelten pflegt. Der Werth dieses wegen seiner echt praktischen Tendenz ausgezeichneten Werks, welches lediglich auf den Principien der Beobachtung und Erfahrung nach den Grundsätzen der echten Hippokratisch-Galenischen Schule beruht, und in gedrängter Kürze, klar, bündig und überzeugend, dem gegenwärtigen Standpunkte der medicinisch-chirurgischen Wissenschaften und ihrer praktischen Tendenz gemäss, alles hierher gehörige Neuere und durch die Erfahrung Geprüfte, vereinigt mit den ältern bewährt gefundenen Resultaten enthält, wie sie uns die ersten classischen Ärzte (*Hippocrates*, *Galen*, *Celsus*, *Avicenna*, *Rhazes*, *Averhoes*, *Callius Aurelianus* etc. bis auf *Sydenham*, *Franck*, *Tissot*, *Stoll*, *Richter*, *S. G. von Vogel* u. A.) überliefert haben, wurde allgemein an-

Digitized by Google

erkannt, wofür nicht allein die günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern, sondern auch der Umstand spricht, dass dasselbe auch schon in fremde Sprachen übersetzt worden und die bedeutend starke erste Auflage in so *kurzer Zeit* völlig vergriffen ist.

So wurde die gegenwärtige *zweite*, *durchaus verbesserte und bedeutend vermehrte* Auflage nothwendig, bei der sowol der Herausgeber als seine resp. Mitarbeiter, worunter sich auch mehre neue befinden, alle jene zur Verbesserung und Vervollständigung dieser Encyklopädie dienenden Winke und Fingerzeige der geehrten Recensenten nach Kräften benutzt haben. Ausserdem ist die gesammte Operativchirurgie mit aufgenommen worden.

So erscheint denn diese zweite Auflage als eine durchaus verbesserte und stark vermehrte, wovon, wenn man sie mit der ersten Auflage vergleicht, fast jede Seite den Beweis liefert. Es sind nicht allein sehr viele früher nur dürftig bearbeitete Artikel ausführlicher und gründlicher behandelt, sondern auch eine grosse Menge neuer hinzugefügt und viele gänzlich umgearbeitet worden, z. B. *Abscessus*, *Auscultatio*, *Autocratia* etc. Vorzugsweise sind es die chirurgischen, in der ersten Auflage minder bedachten Artikel, die hier, selbst die genaue Beschreibung aller grossen und kleinen Operationen mit eingeschlossen, besser gewürdigt worden sind, *sodass das Werk jetzt auch dem operativen Arzte und Wundarzte hinreichend genügen wird*, daher denn auch der Titel den entsprechenden Zusatz erhalten hat. Theils sehr vermehrt und verbessert, theils neu hinzugekommen sind die Artikel: *Abnormitas*, *Abscessus*, *Abscissio*, *Amputatio*, *Atresia*, *Auscultatio*, *Callus*, *Cancer*, *Castratio*, *Cataplasma*, *Cheloplastice*, *Chirurgia*, *Cicatrisatio*, *Circumcisio*, *Collutorium*, *Combustio*, *Concretio polypiformis*, *Condylomata*, *Corpora aliena inserta*, *Decapitatio*, *Derivatio*, *Electricitas*, *Exstirpatio*, *Fibulatio*, *Fistula*, *Fomentatio*, *Frictio* (Méthode endermique), *Fungus*, *Galvanismus*, *Gonorrhoea*, *Hydrops glottidis*, *ovarii*, u. s. f. Auch haben die ophthalmologischen Artikel bedeutende Bereicherungen erhalten.

Im Ganzen umfasst diese Encyklopädie in der gegenwärtigen neuen Auflage, über deren nähere Tendenz wir auf die später folgende Vorrede und Einleitung zum ersten Bande verweisen, folgende Gegenstände der praktischen medicinischen und chirurgischen Doctrinen:

1) *eine ausführliche specielle Pathologie und Therapie aller innerlichen und äusserlichen, acuten und chronischen Krankheiten*, mit besonderer Berücksichtigung der umfangreichen Terminologie, der echten Semiotik, Aetiologie und Diagnostik, und der bei der Behandlung bewährtesten akiurgischen und pharmaceutischen Heilmittel, der bewährtesten Arzneiformeln; daneben praktische Cautelen, Winke, kurze Mittheilungen aus eigner Erfahrung etc.;
2) *eine ausführliche medicinische und Operativchirurgie*;
3) die *praktische medicinische und operative Geburtshülfe*;
4) die *Ophthalmologie*, mit Berücksichtigung der dabei vorkommenden *Operationen*;
5) die *generelle Pathologie und Therapie*;
6) die *allgemeine und ins Specielle gehende Heilmittellehre*;
7) die *allgemeine und specielle Nosologie und Therapie der Geisteskrankheiten*.

Ein deutsches Inhaltsverzeichniss und ein genaues Namenregister der Autoren wird am Ende des zweiten Bandes folgen. Der Subscriptionspreis beträgt für jedes Heft 20 Gr.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, in denen das bereits erschienene *erste und zweite Heft zur Ansicht* vorliegt, nehmen darauf Bestellungen an.

Leipzig, im Mai 1836.

F. A. Brockhaus.

Neuer Verlag von Albr. Osterwald in Minteln.

Galerie von Weseransichten, von Münden bis Minden. Aufgenommen und lithographirt von George Osterwald. Zweite Auflage. Mit einem geschichtlichen Wegweiser von Dr. F. C. Th. Piderit. 1ste u. 2te Lieferung, in einer saubern Mappe, jede aus 4 Blättern bestehend. Groß Folio. Subscr.-Preis jede Lieferung chines. Pap. 1 Thlr. 12 Gr., schweiz. Velinpap. 1 Thlr.

Nachdem die zweite Auflage dieses schönen Kunstwerkes erschienen ist, und die zahlreich eingehenden Bestellungen wieder prompt befriedigt werden können, wird es der Künstler, wie der Verleger, nicht an Eifer fehlen lassen, das Ganze (welches aus 18 Blättern und 5 Heften Text bestehen wird) im Laufe des Sommers zu vollenden.

Vier Ansichten von **Pyrmont** und **Friedenthal**. Aufgenommen u. lithogr. von George Osterwald. Gr. Folio. Jedes Blatt 12 Gr.

Den drei jetzt erschienenen Blättern wird das vierte baldigst folgen.

J. C. Althof, Justiz-Kanzleirath, über die Verwerflichkeit des **Reinigungseides in Strafsachen**, nebst erläuternden Criminalfällen. Gr. 8. Velinpap. Geh. 22 Gr.

Derselbe, Das **Interdictum de itinere actuque privato**, kein petitorisches — aber auch kein schon in das Petitorium hereingezogenes Rechtsmittel, eine exegetisch-praktische Abhandlung. 8. Velinpap. Geh. 8 Gr.

Dr. C. F. Th. Piderit, Geschichtliche Mittheilungen durch das Weserthal. 1stes u. 2tes Heft. 8. Velinpap. Geh. 16 Gr.

Das 3te und letzte Heft ist unter der Presse.

Henriette von Hohenhausen, Bilder aus dem Leben. Erzählungen, Novellen und Gedichte für die reifere weibliche Jugend. 8. Velinp. Geh. 1 Thlr.

Digitized by Google

Lungen aus dem Gebiete der Jugenderziehung von Pustkuchen-Glanzow, Harleß u. A. m. 8. Geh. 16 Gr.

decktes untrügliches Mittel, auf eine leichte und uthige Weise in seiner geistigen und sittlichen Bil- die entschiedensten Fortschritte zu machen und auch eringen Geistesanlagen eine Fülle neuer, eigen- alicher, geistreicher Bemerkungen hervorzubringen. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. baar.

ter der Presse:
Zweite vervollständigte Auflage von
rschlands Constitutionen, enthaltend: Die en Hauptgrundverträge des deutschen Bundes und seit dem Jahre 1814 in einzelnen Bundesstaaten eführten Verfassungsurkunden und Gesetze über ständische Verfassung. Gr. 8. Velinpap. Geh. Thlr. 12 Gr.

Zweite Auflage
der
Fennig-Pracht-Bibel
in 28 Lieferungen, gedruckt auf Velin und geschmückt mit
28 vortrefflichen Stahlstichen.

Cxriptionspreis nur: 2 Groschen Sächs. = 2½ Silbergr. = 9 Kr. Rhein. = 8 Kr. Conv.-Münze.

Die erste Auflage dieser ebenso wohlfeilen als schönen und emen Prachtbibel, 4500 Exemplare stark, ist gänzlich ver- en und mehr als 1000 Neu-Besteller, die wir nicht mehr edigen konnten, haben wir bereits auf die neue vertrösten en. Diese wird, trotz des so wohlfeilen Preises, mit dem- n Luxus ausgestattet als die erste, ja sie wird in bildlicher ttattung diese noch **übertreffen.** — Auch den Genuß der Emte, welchen die Subscribenten der ersten Auflage hatten, lligen wir den Bestellern auf die **zweite.** Mit der letz- Lieferung erhalten sie das berühmte Kunstblatt

Christus beim Abendmahle
Leonardo da Vinci, in Stahl von **Fr. Wagner,**
Preis: 2 Thaler Sächsisch.
gratis!

☛ Bestellungen mit Prämiengenuß mache man vor dem Juli. — Alle Monate drei Lieferungen. — Die erste eint den 1. Mai.

☛☛ Subscribenten-Sammler erhalten von jeder guten hhandlung das 11te Exemplar **gratis.**

Hildburghausen, Amsterdam und New-York, März 1836.

Bibliographisches Institut.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen:

Anna von Koburg.

historischer Roman von Wilhelmine Lorenz. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Stoff dieses Romans, aus gerichtlichen Acten ent- mmen, wird Freunde der Geschichte, und selbst den Histo- r von Fach anziehen, und die so interessant geschriebene Er- lung der Schicksale einer unglücklichen Fürstin, Gemahlin s Enkels jenes hart geprüften Kurfürsten, Johann Fried- , vollkommen ansprechen und befriedigen.

Die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig erlaubt sich auf nachstehende schönwissenschaftliche Schrif- ten, die vor Kurzem in ihrem Verlage erschienen, aufmerksam zu machen:

Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Flüchtling. Lebens- und Sitten-Gemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser ist durch seine frühern Leistungen bereits vortheilhaft bekannt.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. (Zweiter Band.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band dieser ansprechenden Sammlung erschien 1831 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste Sammlung dieser Gedichte, welche mit ungetheil- tem Beifall überall aufgenommen wurde, erschien im vorigen Jahre (1 Thlr. 12 Gr.).

Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Von dem Verf. erschien früher in meinem Verlage der be- kannte Roman „Die hohe Braut" (2 Thle., 4 Thlr.), und vor Kurzem der Roman: „Die Waldenser" (2 Thle., 4 Thlr.).

Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Pau- lus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr und mehr finden die Leistungen des Verf. die ver- diente Anerkennung. Im vorigen Jahre erschienen von ihm ebenfalls „Drei Trauerspiele" (1 Thlr. 12 Gr.).

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.
Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhand- lungen versandt worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1800 in Deutschland. Nach östreichischen Originalquellen. Erster Abschnitt. II. Kriegs- scenen aus dem Leben des k. k. Generalen der Cavalerie Frei- herrn Michael von Kienmayer, von 1795—1809. Nach den hinterlassenen Papieren des Verewigten und den östreichischen Feldacten. III. Geschichtliche Einleitung zu den in der mili- tairischen Zeitschrift dargestellten östreichischen Feldzügen aus dem Revolutionskriege. IV. Litteratur. V. Neueste Militairverän- derungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 25sten April 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In allen Buchhandlungen ist zu bekommen:

Amels, Dr. K. F., Was kann die wahre Bildung unserer Zeit vernünftigerweise von den Gelehrtenschulen verlangen, damit in der Jugend frühzeitig die rechte Richtung für ein geeignetes Berufsleben erzeugt werde? Magdeburg, in der Creutz'schen Buchhandlung. 6 Gr.

Digitized by Google

Soeben fertig in dritter Auflage:

Die

Auszehrung heilbar.

Von Dr. Ramadge,

Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindsüchtige.

Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet vom

Obermedicinalrathe Dr. Hohnbaum.

Mit Kupfern.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, Amsterdam und New-York. 1836. Preis 16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein. = 21 Sgr.

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bisjetzt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Überzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurückzudenken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden." Vorrede.

☞ Dieses, das größte Aufsehen machende Buch, ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Bei Ludwig Schumann in Leipzig ist erschienen:

Mythen der alten Perser

als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien. Nach den einzelnen Andeutungen der Kirchenväter und mehrer neuer Gelehrten zum ersten Male systematisch dargestellt von F. Nork. Gr. 8. Sauber brosch. Mit 1 Titelkpfr. und Vignette. Preis 1 Thlr.

Der Bäbu.

Lebensbilder aus Ostindien.

Aus dem Englischen übersetzt von Karl Andree. 2 Bde. Sauber brosch. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Universalregister

der homöopathischen Journalistik von Dr. J. Hirsch, herausgegeben von K. H. Lindau. Sauber brosch. Preis 1 Thlr.

Bei Fr. Rackhorst in Osnabrück ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Perseus. Tragödie vom Verfasser des Abälard. Gr. 12. Geh. 4 Gr.

Vezin, Dr. H., Über die Krätze und ihre Behandlung nach der englischen Methode. Gr. 12. Geh. 9 Gr.

Der Verfasser behandelte in den letzten drei Jahren mit dem glücklichsten Erfolge 249 Krätzkranke von verschiedenem Geschlechte und dem verschiedensten Alter. Nach zwei Tagen wurden 236, nach drei Tagen 11 und nach vier Tagen 2 so vollkommen geheilt entlassen, daß sich weder eine Recrudescenz der Krankheit, noch die geringsten üblen Folgen nach dieser Cur zeigten. Seine Stellung machte ihm eine längere Beobachtung der Genesenen möglich. Sprechendere Beweise für die Vorzüglichkeit und Nachahmungswürdigkeit dieser Methode scheint es kaum zu bedürfen.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen:

Casualreden von J. H. L. Fischer.

Gr. 8. 13½ Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser, der sich bereits durch seine trefflichen Predigt-Entwürfe über sämmtliche Sonn- und Festtage die Achtung und Vertrauen erworben hat, liefert hier seinen Amtsbrüdern eine reichhaltige Auswahl gediegener Reden, die bei den verschiedensten Amtsverrichtungen gehalten, eine würdige Sprache mit lebendiger Darstellung vereinigen und von wahrhaft christlichem Elemente getragen werden. Bei compressem Druck und gutem Papier ist der Preis höchst billig gestellt.

Neues englisches Lehrbuch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Weckers, P. J., Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen, enthaltend Erzählungen von Miß Edgeworth, nebst einer genauen schenzeiligen englischen Aussprechbezeichnung nach Walker's System und mit grammatikalischen Noten. Gr. 8. Geh. 22 Gr.

Mainz, den 2ten April 1836.

C. G. Kunze.

Erklärung, Frage und Bemerkung in Betreff der Philosophie.

1. Wem aufgefallen, was in Nr. 15 der „Blätter für literarische Unterhaltung" gegen meine neueste Schrift gesagt worden, der möge nur (soll anders ein Urtheil gefällt werden) vergleichen, den Titel des Buches nicht ausgenommen! Der bekannten Gegnern des Verf. im Süden machten natürlich diese Sarkasmen eine ganz besondere Lust oder „Freude".

2. Die hallische „Allg. Lit.-Zeit." gibt von derselben Schrift („Beitrag zur Emancipation der Philosophie") sogar eine durchaus günstige Recension: Erg.-Bl. Nr. 22. Nur warum kein Wort von all' den wissenschaftlichen Bestimmungen, worauf der Verf. ein besonderes Gewicht legt? Sollte da nicht entweder die Beistimmung oder die Widerlegung, wenn auch nur eine kurze, folgen? Und:

3. Das berliner „Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik" brachte jüngst (Nr. 52) von diesem Buche eine zum Theil sehr günstige Anzeige oder Recension, in welcher zum Behufe besagter Emancipation auf das Christenthum hingewiesen wird; der hallische Recensent aber stimmt dem Verf. bei, daß unter dem Namen Philosophie das Christenthum, wie es da historisch oder positiv aufgefaßt wird, nicht verstanden dürfe oder könne, weil sonst die kirchliche Entscheidung, in dem Einen nach der Augsburgischen Confession wie bei dem Andern nach dem Kirchenrathe von Trient, nachfolgen müßte. Was ist also die christliche Philosophie, von der jetzt so mancher Protestant und Katholik spricht?

Besagte Schrift hat übrigens (nach dem Umschlage) auch den Titel: „Versuche zur Befreiung der Philosophie aus den Banden der Scholastik und Phantastik". Einer alten, noch immer (wenigstens) vorherrschenden Schulansicht und insbesondere Mehrem, was daraus hervorging, traten vornehmlich des Verf. zwei letzten Schriften: „Die Hauptgebrechen der neuern Philosophie" und die genannte, scharf entgegen. Eine Revolution, aber eine durchgreifende Reformation ist seiner Ansicht nach allerdings nöthig. Und wie er selbst dazu stand, daß er allerdings glaube, ihm sei bei so vielseitiger Thätigkeit auf dem Gebiete dieser Wissenschaft, theils weiterer Ergründung, theils schärfere Bestimmung gelungen, so dürfte und darf er hoffentlich um der Sache willen die Hauptpunkte, die er „Hauptpunkte" genannt hat, und dann entweder den Widerspruch oder die Beistimmung erwarten.

Landshut, den 14ten Mai 1836.

Dr. J. Salat.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Prospectus.

Vollständiges

REAL-LEXIKON

der

medicinisch-pharmaceutischen

Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Von

EDUARD WINKLER,

Doctor der Philosophie, der naturforschenden und polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig Mitgliede.

Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen.

Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen.

Preis jedes Hefts auf weissem Druckpapier 20 *Gr.*

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter dem vorstehenden Titel erscheint nächstens ein Werk, das dem Arzte, Studirenden, Apotheker und Droguisten gleich willkommen sein dürfte. Denn welcher von ihnen sollte nicht schon oft genöthigt gewesen sein, Belehrung über den Namen, die Beschaffenheit, Eigenschaften, Kennzeichen, Abstammung u. s. w. irgend eines neuen oder eines fast vergessenen Arzneikörpers in vielen Werken und oft vergeblich zu suchen, oder über Unzulänglichkeit des mühsam Aufgefundenen sich zu beklagen?

Die Nachrichten über neue Arzneistoffe finden sich nur einzeln und zerstreut in Zeitschriften und Reisebeschreibungen, die Namen vieler Mittel, die schon ehedem hochgepriesen wurden, und neuerdings wieder Anwendung finden, sind aus den Pharmakopöen, Lehr- und Handbüchern verschwunden, und auch die grössern, wegen ihrer Kostbarkeit nur Wenigen zugänglichen Werke enthalten selten eine Darstellung, die in gehaltreicher Kürze das Wichtige und Brauchbare darböte; oft ist der Suchende, wenn er endlich das Erwünschte gefunden zu haben meint, genöthigt, aus der gebotenen Masse erst mühsam das für den Zweck

Digitized by Google

des Praktikers Passende herauszusuchen, und wohl ihm, wenn er das Rechte wählt, und nicht das Bestehende für das Wichtigere hält. Weil das Thier- und Mineralreich nur eine geringe Zahl, wenn auch zum Theil der wirksamsten Arzneikörper, das Gewächsreich dagegen beiweitem die meisten liefert, so wird auch die medicinische Botanik nicht nur von Vielen (z. B. *v. Gruenstädler*, *Dierbach*, *Richard*, *Kunze* und *Kummer*, *Hayne*, *v. Schlechtendal*, *Nees v. Esenbeck* und *Ebermeier*, *Bischoff*, *Kunth*, dem Verfasser dieses Werks und Andern), sondern auch am zweckmässigsten bearbeitet; um die medicinische Zoologie und Mineralogie haben sich nur Wenige, wie *Brandt* und *Ratzeburg*, oder *Glocker* und *Geiger*, verdient gemacht; die Pharmakologie und Pharmakognosie haben *Volker*, *Guibourt*, *Bischoff*, *Martius*, *Goebel*, *Kunze*, *Zenker* und Andere bereichert und gefördert. Aber noch fehlt es durchaus an einem Werke, welches sowol die gesammte medicinisch-pharmaceutische Naturgeschichte nach einem gleichmässigen Plane umfasste, und mit der Rohwaarenkunde, die ja ohne die erstere nicht sein kann, verbunden enthielte, als auch in einer, besonders für den Praktiker bequemen Form und Anordnung verfasst wäre.

Diesem vielfach gefühlten Mangel wird obiges Werk eines Verfassers, dessen Beruf und Leistungen dem medicinischen und pharmaceutischen Publicum schon durch frühere Schriften bekannt sind, in folgender Weise und mit Benutzung nicht nur aller Werke der obengenannten und nicht genannten Autoren dieses Fachs, der Zeitschriften, Reisebeschreibungen und sonstiger Quellen, sondern auch nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaft gemäss verfasst, abzuhelfen suchen:

1) Das Werk erscheint in lexikalischer Form, theils um das Aufsuchen und Nachschlagen zu erleichtern, theils weil die Anordnung nach einem natürlichen Systeme sehr lückenhaft ausfallen müsste, und endlich, weil es nur die Gegenstände der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und der Arzneiwaarenkunde darstellen, aber diese Wissenschaften selbst nicht lehren soll;
2) es enthält die wissenschaftlichen Diagnosen aller Naturkörper, welche entweder Arzneistoffe liefern, oder in toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth sind, sowie ihrer Familien und Gattungen;
3) gedrungene und genügende Beschreibungen dieser Naturalien und der Arznei-Rohwaaren;
4) die Angabe ihrer Kennzeichen und die Unterschiede derjenigen, welche mit ihnen verwechselt werden können;
5) die Angabe der Prüfungsmittel für Echtheit und Verfälschungen, Güte und Gebrauchbarkeit der Arzneiwaaren;
6) die Angabe der wichtigsten Synonyme naturgeschichtlicher und pharmaceutischer Benennungen;
7) die Angabe der Namen und kurze Erläuterungen von den obsoleten Arzneien, und Dem, was man von neuen, noch nicht vollständig gekannten bisjetzt weiss;
8) Nachweisungen der vorzüglichsten Schriften und der Stellen in den besten Werken, wo sie über angezogene Gegenstände ausführliche Belehrungen finden;
9) Nachweisungen der besten Abbildungen, wobei besonders diejenigen Werke berücksichtigt werden, die in dem Besitze Vieler sich befinden und darum am zugänglichsten sind;
10) systematische Übersichten und
11) zweckmässig eingerichtete Register, um durch möglichste Raumersparniss die grösste Wohlfeilheit zu erreichen.

Das in dem Vorstehenden angekündigte Werk wird in dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen und in Heften von 12 Bogen, das erste etwa zu Michaelis d. J., ausgegeben werden. Die typographische Einrichtung soll jener der in demselben Verlage erscheinenden zweiten Auflage der **„Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis etc., herausgegeben von G. F. Most“**, gleichen, der Druck also, wenn auch ein doch deutlich sein. Der Subscriptionspreis dieses ist auf 20 Gr. bestimmt. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Schiller's Album.

Pränumeration.

Den neuesten Nachrichten aus Rom zufolge ist das Modell zu der kolossalen Statue Schiller's der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein seine Aufgabe gänzlich gelöst haben wird, ist nicht mehr fern, und es ist nun auch an der Zeit, ernstlich Hand an die Herausgabe eines Albums zu legen, dessen Ertrag dazu bestimmt ist, die Kosten des dem grossen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. Zu dem Ende wird mit dem Drucke des Albums begonnen werden, das die jetzt lebende Generation, besonders deutsche Schriftsteller und Künstler, in der Erinnerung an Schiller, für ihr Mit- und Nachwelt stiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins gefunden, [illegible] zu einem in historischer und literarischer Hinsicht [illegible] machen; durch die Uneigennützigkeit der [illegible] Buchhandlung ist aber auch die Möglichkeit [illegible], die Sache des Denkmals auf [illegible] genannte Buchhandlung hat sich [illegible] Ausstattung und die Expedition [illegible] übernehmen, und liefert dadurch einen [illegible] trag zum Denkmal. Das Album [illegible] thum des Textes, und den Ertrag [illegible]

Die Bringer [illegible] Alburns Folgendes zur allgemeinen [illegible]

Schillers Album [illegible] 1836, in Octav, auf [illegible] eine dritte Ausgabe [illegible]

Digitized by Google

tue Schiller's in Stahlstich beigegeben. Die Beiträge werden, so weit sie für den Zweck gefällige Anordnung des Ganzen es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der sie beim Verein eingekommen, abgedruckt. Wer das Album zu erhalten wünscht, pränumerirt bei der ihm zunächst liegenden soliden Buchhandlung bei Gulden, oder 1 Thlr. 18 Gr. Preuß.; später tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftsteller und Künstler, welche — außer dem etwaigen Beitrag fürs Denkmal selbst — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demselben bereits baar eingesendet haben, werden ersucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für sie von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seiner Zeit einzufodern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liste der Pränumeranten wird am 30sten September d. J. geschlossen und dem Album beigedruckt.

Stuttgart, im April 1836.

Der Verein für Schiller's Denkmal.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. Mai. Nr. 162—165.

Nr. 162. *Hamburg. Die Pferderacen. *Cagliostro. *Die Bobbinetmaschine. Wichtigkeit der Zeitabschnitte. Feuersbrünste in London. *Spanisches Wirthshaus. — Nr. 163. *Die Insel Rhodus. Der Sklavenmarkt in Jamaica. Die Wespen. *Baudenkmale in Frankreich aus den Zeiten Franz I. Pferderacen. (Fortsetzung.) Eisernes Dampfschiff. *Bibelübersetzungen. — Nr. 164. *Isaak Walton's Haus. Pferderacen. (Fortsetzung.) *Saint-Malo. Über das Baden und Schwimmen. Eisenbahn von Dublin nach Valentia als künftigem Welthafen. Der Talgbaum in China. Feine indische Weberei. *Omaï. — Nr. 165. *Cordova. *Das Reliquienkästchen des heiligen Spire zu Corbeil. *Die Henkerflasche. *Die vergleichende Anatomie. Pferderacen. (Beschluß.) Gebräuche der Indianer. Die Ackerbaugesellschaft in Kamtschatka.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Der

deutschen Dichter

Frauensaal.

Eine Sammlung weiblicher Bildnisse, als Zierden zu den classischen Dichtern Deutschlands, in herrlichen Stahlstichen berühmter englischer Meister.

Der Frauensaal erscheint in monatlichen Heften, je 3 Bildnisse enthaltend, mit erklärendem Text und den betreffenden Stellen, à 16 Gr. (20 Sgr.) per Heft. Das Format ist so gewählt, dass die Bilder zu allen Ausgaben — von der kl. fol. bis zur 8. — passen, namentlich ist das Werk aber zur Illustrirung der beliebten „Ausgaben in einem Bande" bestimmt. Das 1ste und 2te Heft enthält Schiller, die folgenden werden Goethe — Bürger — Körner und den andern grossen Dichtern Deutschlands gewidmet sein. Jedes Heft ist einzeln zu haben, das Ganze wird etwa 8 Hefte umfassen.

Berlin, den 1sten Mai 1836.

A. Asher.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Handbuch

der

menschlichen Anatomie.

Durchaus nach eignen Untersuchungen, und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniss der Studirenden, der praktischen Ärzte und Wundärzte und der Gerichtsärzte

verfasst von

Dr. C. F. Th. Krause,

Professor der Anatomie, Mitglied der königl. ärztlichen Prüfungsbehörde etc. in Hanover.

Ersten Bandes zweite Abth. Gr. 8. 1836. 1 Thlr.

womit der erste Band vollständig ist, dessen beide Abtheilungen 2 Thlr. 8 Gr. kosten.

Der zweite und letzte Band dieses mit vielem Beifalle aufgenommenen praktischen Handbuchs erscheint gegen Ende dieses Jahrs.

Bücher-Auction in Bremen.

Montag den 11ten Juli und folgende Tage d. J. werden die Bücher aus dem Nachlasse des Herrn Medicinalrath Dr. Roth in Vegesack und des Herrn Pastor Müller in Borgfeld, hauptsächlich botanischen, medicinischen, theologischen, philologischen und philosophischen Inhalts, nebst mehren Anhängen aus der theologischen, philosophischen, philologischen, medicinischen, juristischen, historischen und belletristischen Literatur, einer großen Sammlung juristischer Dissertationen und einigen Ölgemälden, öffentlich den Meistbietenden verkauft werden.

Das inhaltreiche Verzeichniß dieser Sammlungen ist zu erhalten: in Berlin bei Herrn Asher, bei Herrn List und bei Herrn Eichler; in Braunschweig bei Herrn C. M. Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max u. Comp.; in Kassel bei Herrn Krieger; in Frankfurt a. M. in der Hermann'schen Buchhandlung; in Gotha in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck u. Ruprecht; in Halle bei Herren Lippert; in Hamburg bei Herrn Schwormstädt; in Hanover bei Herrn Cruse; in Leipzig bei Herrn Liebeskind; in Münster bei Herrn Regensberg; in Nürnberg bei Herrn Börner; in Osnabrück bei Herrn Rackhorst; in Stuttgart bei Herrn Steinkopf und bei

Ludw. Wilh. Heyse,
Auctionator in Bremen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat Mai, oder Nr. 122—152, 1 Beilage: Nr. 11, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XV und XVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Achtes Bandes drittes und viertes Heft (Nr. IX, X.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Aveiarius.*) Jahrgang 1836. Januar bis Mai, oder Nr. 1—22, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—22. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Benjamin Brail's
See-Züge.
Roman
von
C. Wilson,
Verfasser von „Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch".

Aus dem Englischen
von
C. Richard.
3. Drei Bände. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Bunte Wechselbilder schauriger und scherzhafter Abenteuer an der afrikanischen Küste, in den westindischen Gewässern, in Havanna und auf Jamaica, mit der eigenthümlichen Laune erzählt, die der Verfasser in seinem Tom Cringle darthat.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schutt.
Dichtungen
von
Anastasius Grün.
Zweite unveränderte Auflage.
XII und 129 S. Gr. 12. Brosch. Preis 1 Thlr.

☞ Die erste Auflage dieser Gedichte erschien im November vorigen Jahres.

Leipzig, im Mai 1836.

Weidmann'sche Buchhandlung.

An die Buchhandlungen ist versendet:

Journal für Prediger ꝛc. Halle, Kümmel. 1836. 88ster Bd. 2tes Stck. (März, April.)

Inhalt:

1. Der zwölfjährige Knabe Jesus im Tempel, keine Mythe, gegen Dr. Strauß, Das Leben Jesu, 1ster Theil, S. 279.
2. Stimmen aus der Gemeinde der breslauer Lutheraner.
3. Recensionen der neuern Schriften folgender Verfasser: 2 von Schwarz, Simon, Lippmann, 2 von Ziehnert, Burchardt, Oertel, Roth, Roner, Dräseke, Berger, Arndt, Thimann, Röstler.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.
Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1800 in Deutschland. (Schluß des ersten Abschnitts.) II. Dienstes-Jubelfeier des commandirenden Generalen in Mähren und Schlesien, Michael Freiherrn von Kienmayer, abgehalten zu Brünn am 16. November 1824. III. Oestreichs Heer unter Kaiser Franz I. Erster Abschnitt. IV. Des Herrn Wenzel Wlozek von Czernova Zug-, Schlacht- und Lagerordnung der Reiterei, des Fußvolkes und der Wagen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Kriegswesens in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf Einmal abnimmt, zahlt blos um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 20sten Mai 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Gebirgsreise.

Novelle von Penseroso, Verfasser der Schwestern, der Hofdame, des Oheim und Neffen u. s. w. 3 Thle.

Preis 4 Thlr.

Der geistreiche Verfasser, welcher schon so manches Gute und Gediegene der gebildeten Lesewelt dargereicht, beschenkt uns jetzt wieder die Unterhaltungsliteratur mit einem Werk, worin er auf seine eigenthümliche Weise und seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Gemüths die verschiedenen Charaktere in Familienleben treffend und wahr, geistreich und anmuthig, in den mannichfaltigen Lagen und Veränderungen des Lebens zu zeichnen und zu schildern versteht. Jeder Leser von geläutertem Geschmack und gebildetem Gefühle wird gewiß mit Genuß und angenehmer Befriedigung die Bekanntschaft dieser höchst interessanten Novelle machen.

Bei J. C. Krieger in Kassel erschien soeben:

Die Schwefelwasserquellen zu Nenndorf, chemisch-physikalisch und medicinisch dargestellt von Hofrath Dr. H. Ole'ire und Professor Dr. F. Wöhler. Mit drei Ansichten. (10½ Bogen.) Gr. 8. 1836. Brosch. Pr. 14 Gr.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach; aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male vollständig übersetzt von San-Marte. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. April. Nr. 14—18.

Nr. 14. *Die Gauchos in Südamerika. *Die sieben Der Geburtstag. *Die Hummel. Auflösung der Räthsel in vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 15. *Der weltkluge Hase und der Fischadler. Der Elefant im Brunnen. *Der taub. *Das Sprachrohr. Kaiser Ludwig's des Baiern letzte Tage. Ein Beispiel von Wohlthätigkeit. *Der Morgen, von Hilty. — Nr. 16. *Die Fledermäuse. Ein bergmännisches Abenteuer. Die Oblaten. *König Saul und David. Die Legende vom heiligen Christoph. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. *Der Jerboa. Sylbenräthsel. — Nr. 17. *Der Kampfhahn der die Streitschneppe. Das steinerne Geld. Ein Märchen. *Der Brenner in Tirol. Hilf deinem Nächsten in der Noth. Die Schwalbe. Von C. F. Weiße. *Der Genosse oder die Gesellschafter. Räthsel. — Nr. 18. *Der Hase und der Fuchs. Die Eierlesen und die Walei. Auch dem Feinde darf man die Treue nicht brechen. *Die Wasserhosen. Unrechtthun kommt immer an den Tag. *Die Amsel oder Schwarzdrossel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1836. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1836. März, April und Mai.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar und Februar enthaltend, findet sich in Nr. IX des Lit. Anzeigers.)

20. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. I. Bds. 9te Lieferung. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

21. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 17te und 18te Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

22. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. 2 Thle. 8. 4 Thlr.

23. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. 27ster Theil. Dominus — Drury.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 7ter Theil. Osteolamsein — Otweshausen.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

24. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Venetianische Nächte. 8. Geh. 1 Thlr.

25. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII. Bd. Herausg. von O. A. Schulz. 5te Lieferung. Bogen 41—50. Harnisch — Jugend-Bibliothek. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

26. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Bancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

27. — —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

28. Koenig (H.), Die Waldenser. Ein Roman. 2 Thle. 8. 4 Thlr.

Der Verf. ist schon durch seinen frühern Roman: „Die hohe Braut" (2 Thle., 4 Thlr.), rühmlichst bekannt.

29 Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Most. 2te, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. 1sten Bandes 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. Subscr.-Pr. eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Mit dem 2ten Hefte ist ein ausführlicher Prospect dieses Werks versandt, der in allen Buchhandlungen in Empfang genommen werden kann, wo auch die bereits erschienenen Hefte zur Ansicht zu erhalten sind.

30. Rellstab (L.), 1812. Ein historischer Roman. 2te Aufl. 4 Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

31. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von F. G. Gersdorf. VIII. Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

32. Rossius (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. 4maj. Naupliae. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ich benutze diese Veranlassung, um im Voraus aufmerksam zu machen auf das

Vollständige Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Von Dr. *Eduard Winkler*. Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen. Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen. Preis jedes Hefts auf weissem Druckpapier 20 Gr.

Ausführliche Prospecte sind an alle Buchhandlungen versandt und stehen auf Verlangen in grösserer Anzahl zu Diensten.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Aprilheft.

Inhalt: Über die Explosionen der Dampfkessel. Jopling, über Platformen für Eisenbahnen. Mit Abbildungen. Einiges über die Brunnenbohrmethode des Hrn. Selligue in Paris. Mit Abbild. Boydell's Verbesserungen an den Maschinen und Vorrichtungen zum Ziehen oder Bugsiren von Booten und andern Fahrzeugen. Mit Abbild. Über eine neue, von Hrn. Banniot erfundene Maschine zum Reinigen von Häfen und Flüssen. Mit Abbild. Sheppard's Verbesserun-

Digitized by Google

gen an den Ziegeln zum Dachdecken. Motand's Verbesserungen an den Spann- oder Streckmaschinen für verschiedene Gewebe. Mit Abbild. Hancour's Verbesserungen in dem Verfahren, gewisse Gewebe und andere Substanzen ganz oder zum Theile luft- und wasserdicht zu machen, um sie gegen nachtheilige Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit zu schützen. Dessen Verbesserungen an den Luftbetten, Luftkissen und andern aus Kautschuk selbst oder aus mit Kautschuk gefütterten oder damit überzogenen Stoffen verfertigten Gegenständen. Desgrand's verbesserte Methode zur Verfertigung elastischer Gewebe. Über den Einfluß der Farbe und der Rauheit und Glätte der Oberflächen auf die Ausstrahlung nichtleuchtender Wärme. Über die Application von Farben und Zeichnungen aller Art auf Häuten und Fellen verschiedener Sorte. de Costa's Beschreibung eines Apparats zum Ausziehen des in der Eichenrinde und andern Rinden enthaltenen Gerbestoffes mit verdichtetem Dampfe. Mit Abbild. Philipp's verbessertes Verfahren schwefelsaures Natron zu fabriciren. Wood's Verbesserungen in der Gewinnung gewisser Öle. Bericht, erstattet von einer Parlamentscommission über die in den englischen Steinkohlengruben vorgekommenen Unglücksfälle und über die zu deren Verhütung zu treffenden Vorkehrungen. Chevallier, über die Ableitung übelriechender und für die Gesundheit nachtheiliger Flüssigkeiten in unterirdische Wasserströmungen. Kreutzberg's Übersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriksindustrie in ihren vorzüglichsten Zweigen. (Bergbau. Chemische Producte.) Miscellen. Vergleich zwischen den Leistungen der Eilwagen und der Dampfwagen. Lord Cochrane's Patentapparat zum Baue von Tunnels. Über den Donau-Rhein-Kanal. Anwendung enger Düsen bei Hochöfen, nach Sobolewsky. Theorie des Hohofenprocesses und der Cementalbereitung. Richard's Methode, Gegenstände aus Eisen zu gießen, welche man dann so fein wie Stahl poliren kann. Simyan's Erfindung in der Kunst erhaben zu graviren. Gewinnung des Silbers aus den Erzen auf elektrochemischem Wege. Über das Ausbohren messingener Hähne. Parker's Kaffeemaschine. Zinnfolie als Emballage zur Versendung von Pfropfreisern und Samen. Leder auf Metall zu befestigen, nach Fuchs. Über die Fabrikation von künstlichem Pelzwerke. Neues Material zum Auspolstern von Matrazen, Canapees ꝛc. Zur Geschichte der Seidenfabrikation in England. Einiges zur Runkelrübenzucker-Fabrikation. Über die Anwendung von Schwefelsäure zur fälschlichen Erhöhung der Grade des Weingeistes. Über die Bereitung eines schnell trocknenden und farblosen Lein- oder Nußöles. Stiefelschmiere, die kein Wasser durchläßt.

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Über die Leistungen und die Kosten beim Verkehr auf Eisenbahnen mit Dampfwagen. Barrat's Verbesserungen an den Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbild. Barker's Verbesserungen an den Regen- und Sonnenschirmen. Mit Abbild. Wright's Verbesserungen an den Thee- und Kaffeeurnen und -Kesseln. Mit Abbild. Chaussenot's Beschreibung eines Apparats zur Beleuchtung mit Harzgas. Mit Abbild. Gentele, über Vitriol- und Alaunbereitung, insbesondere über heiße Auslaugung der verwitterten oder gerösteten Ustoffe. Mit Abbild. Neue Anleitung zur Chlorometrie; von Hrn. Gay-Lussac. Mit Abbild. Miscellen. Englische Patente. Preisaufgabe der Société Linnéenne in Lyon. Brown's metallene Leuchtthürme. Condert's Taucherapparat. Anzahl der Dampfmaschinen in Neuyork. Morris' neue Dampfmaschine. March's neues Eisenbahnsystem. Ertrag der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. Wirkungen der Lufterschütterungen. Dr. Castle's Thermometer-Scala. Jordan's Luftpumpe. Loam's Hubzähler. Über die Schießgewehrfabrikation in Birmingham. Thom. Daphyn's Percussionsschloß. Harvel Holmes' Kreissäge. Außerordentliche Leistungen zweier englischer Holzsäger. Sillard's Typen von Thon und Stuk. Cooper's Kautschukbekleidung für Schiffe und Hausdächer. Sheriban's Anwendung des Feuersteins zur Seifenbereitung, wodurch beinahe die Hälfte des Talges erspart werden kann. über das Färben der Zeuche und Strümpfe am Chlor. Barrat und Walther's Maschine für Buchmacher. Über den Salpetergehalt von einigem Runkelrübenzucker, durch Klinger hervorgebracht. Arsenikgewinnung in England und englische Sorglosigkeit dabei. Gaunet's geruchlose Abtritte.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupfertafeln bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen im Mai 1836.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

Bei Wilh. Schüppel in Berlin ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Francke, Karl Ludw., Zeichnenlehrer am Seminar für Stadtschulen und am königl. Friedr.-Wilh.-Gymnasium ꝛc. Die Elemente der Perspective und Schattenlehre in Beziehung auf Naturzeichnen und Aufnehmen ganzer Gegenden im Freien. Für den Schul- und Selbstunterricht und als Anleitung zum leichtern Verstehen größerer Werke über Perspective bearbeitet. Mit fünf Kpfrt. Gr. 8. 1836. 16 Gr.

Hope, Dr. James, Grundzüge der pathologischen Anatomie, in ihrer Verbindung mit den Krankheitssymptomen dargestellt. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. M. H. Krüger. Gr. 8. 1836. 1 Thlr. 18 Gr.

Rockstroh, Dr. Heinr., Belustigungen für die Jugend beiderlei Geschlechts, durch Selbstanfertigung mannichfacher, leicht ausführbarer technischer Künsteleien und Spielwerke; faßlich dargestellt und auf die schnellere Erweckung des Kunstsinnes und der Ausbildung der Geschicklichkeit in Handarbeiten berechnet. Mit 18 größtentheils illum. Kpfrn. 4. 1836. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Sachs, H., Kön. Reg.-Bauinspector, Die Schieferdeckerkunst in ihrem ganzen Umfange, praktisch dargestellt. Ein Beitrag zur bürgerlichen Baukunst. Gr. 8. Mit 12 Kpfrt. 1836. Geheftet. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Unterhaltende Verstandesübungen aus dem Gebiete der mathematischen Analysis. Schulmännern, Ältern und Erziehern gewidmet. Classe I, II, III, IV. Heft 1. 8. 1836. Jedes Heft einzeln à 8 Gr.

— —, Elementarunterricht in der reinen und angewandten Mathematik, sowie in den damit in Beziehung stehenden Wissenschaften. Durchaus faßlich und praktisch dargestellt und für den Gebrauch in Kunst-, Gewerbe- und Bürgerschulen, auch zum Selbstunterricht entworfen. 3 Bde. In gr. 8. Mit 76 Kpfrt. 1835. 11 Thlr. 8 Gr.

Jeder der 3 Bände, aus welchen dieses Werk besteht, ist auch einzeln und zwar unter nachstehenden Titeln zu haben: Band I. Lehrbuch der theoretischen und praktischen Arithmetik. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.; — Band II. Lehrbuch der reinen und praktischen Geometrie. Gr. 8. Mit 16 Kpfrt. 2 Thlr. 12 Gr.; — Band III. Lehrbuch der angewandten Mathematik, oder Inbegriff alles Wissenswürdigen aus dem Gebiete der dynamischen, optischen und akustischen Wissenschaften. Mit steter Rücksicht auf die Anwendung für das Leben. Gr. 8. Mit 60 Kpfrt. 7 Thlr. 12 Gr.

Zu jedem dieser Lehrbücher ist auch gleichzeitig noch ein kurzer Abriß, als Leitfaden für den Lehrer beim mündlichen, und als Anhalt für den Schüler bei seinen häuslichen Repetitionen, unter nachstehenden Titeln erschienen:

— —, Kurzer Abriß der theoretischen und praktischen Arithmetik. Gr. 8. 8 Gr.; — Abriß der reinen und praktischen Geometrie. Gr. 8., ohne Kpfr. 12 Gr., mit 16 Kpfrt. 1 Thlr. 12 Gr.; — Abriß der angewandten Mathe-

Digitized by Google

matik. Gr. 8., ohne Kpfr. 1 Thlr. 6 Gr., mit 60 Kpfrt. 4 Thlr. 14 Gr.

Ausführliche Prospecte über Plan und Inhalt dieses in seiner Art ausgezeichneten, sehr empfehlungswerthen und auch in Beziehung auf die Kupfer trefflich ausgestatteten Werks, sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Bobernheim, Dr. J. F., Handbuch der praktischen Arzneimittellehre in tabellarischer Form. Auf den Grund der neuesten preussischen Pharmakopoe und mit vorzüglicher Berücksichtigung des naturhistorischen Theils dieser Doctrin, für angehende, praktische, Physikats-Ärzte und Wundärzte bearbeitet. Gr. 4. 1836. Geheftet. 4 Thlr.

— —, Die Heilquellen Deutschlands in physikalischer, chemischer und therapeutischer Beziehung, in tabellarischer Form geordnet. Für Medicin Studirende, Ärzte und Wundärzte, sowie für gebildete Nichtärzte. Gr. 4. 1836. Geheftet. 1 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

RHETORES GRAECI

EX

CODICIBUS FLORENTINIS MEDIOLANENSIBUS MONACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIBUS ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ET VINDOBONENSIBUS

EMENDATIORES ET AUCTIORES EDIDIT

SUIS ALIORUMQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDICES LOCUPLETISSIMOS ADIECIT

CHRISTIANUS WALZ

PROFESSOR TUBINGENSIS.

VOL. IX.

AFFIXA EST E. FINCKHII EPISTOLA CRITICA.

Preis auf Schreibpapier 8 Fl. 36 Kr. Druckpapier 6 Fl.

Demetrius de elocutione. — Menander de genere demonstrativo. — Alexander de materiis rhetoricis. Aristides de oratione civili et simplice. — Apsinis Rhetorica. — Longinus de inventione. — Minucianus de argumentis.

Mit diesem Bande zeigen wir die Vollendung eines Werkes an, das 80, theils zum ersten Mal edirte, theils bedeutend verbesserte Schriften enthält, und in Betreff seiner Ausführung und Zweckmäßigkeit die allgemeine Anerkennung in einem Grade gefunden hat, daß wir uns aller weitern Anpreisung enthalten.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

BULLETIN SCIENTIFIQUE

PUBLIÉ PAR

L'ACADÉMIE IMPÉRIALE DES SCIENCES DE SAINT-PÉTERSBOURG.

Ce journal paraît irrégulièrement par feuilles détachées dont vingt-quatre forment un volume. Le prix de souscription d'un volume est de 5 roubles assign. en Russie, et de 1½ écus de Prusse, à l'étranger. On s'abonne, à St.-Petersbourg, au Comité administratif de l'Académie, place de la Bourse No. 2, et chez W. GRAEFF, libraire, commissionnaire de l'Académie, place de l'Amirauté No. 1. — L'expédition des gazettes du bureau des postes se charge de commandes pour les provinces, et le libraire LEOPOLD VOSS à Leipsic pour l'étranger.

Le BULLETIN SCIENTIFIQUE est spécialement destiné à tenir les savans de tous les pays au courant des travaux exécutés par l'Académie, et à leur transmettre sans délai les résultats de ces travaux. A cet effet, il contiendra les articles suivans: 1. Extraits des mémoires mis dans les séances; 2. Notes de peu d'étendue in extenso; 3. Analyses d'ouvrages manuscrits et imprimés, présentés à l'Académie par divers savans; 4. Rapports; 5. Voyages scientifiques; 6. Extraits de la correspondance scientifique; 7. Ouvrages offerts et notices sur l'état des musées; 8. Chronique du personnel de l'Académie; 9. Annonces bibliographiques d'ouvrages publiés par l'Académie; 10. Mélanges.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Aus dem Englischen

des

Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt

von

Bedlitz.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Von demselben Verfasser sind in unserm Verlage erschienen:

Gedichte.

8. Velinpapier. Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Dramatische Schriften.

1ster—4ter Band. 8. Velinp. 10 Fl., oder 6 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Summarien

oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift, des Neuen Testaments, zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. 3ter Band, 1ste, 2te Abtheilung: Der Brief Paulus an die Römer und die Briefe Paulus an die Korinther. Von **F. A. P. Guthier**, Superintendent und Consistorialrath in Ohrdruff. Gr. 8. 24½ Bogen. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über das Seebaden und das Norderneyer Seebad

von

Dr. Karl Müller,

praktischem Arzte und Wundarzte und Lehrer an der chirurgischen Schule zu Hanover.

8. 1836. Geh. Velinpapier. 21 Gr.

Digitized by Google

Im Monat August erscheint bei uns:

Immergrün.

Taschenbuch für das Jahr 1837.

Mit Erzählungen von A. v. Tromlitz, M. G. Saphir, Friedrich Laun, Ad. Ritter v. Tschabuschnigg und J. N. Vogt.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen von Kovatsch, Kupp, Langer, Scott, Hösel u. Dworzack. 16. Auf schönes weißes Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt.

Gewöhnliche Ausgabe in fein gepreßtem Congreve-Umschlag 2 Thlr. 20 Gr., oder 4 Fl. Mze. Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken, in Seide gebunden, mit vergoldeten Decken, 3 Thlr. 20 Gr., oder 5 Fl. 48 Kr. Mze.

Da das Taschenbuch Vesta für 1837 nicht erscheint, so erlauben wir uns, das verehrliche Publicum auf obiges aufmerksam zu machen, welches allen Anforderungen entsprechen wird.

Wien, im Juni 1836.

Karl Haas'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Joh. Gottfr. von Herder's Gedichte.

Herausgegeben durch

Johann Georg Müller.

Neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten von Gelehrten, und Curiositäten der Literatur. 1stes Bändchen. Taschenformat. Elegant geheftet. 24 Kr., oder 6 Gr.

Diese sorgfältig bearbeitete Sammlung enthält 259 Anekdoten, Charakterzüge berühmter Gelehrten und dgl., die jeden Leser ansprechen werden.

In den Curiositäten aus der Literaturgeschichte ist ein Auszug aus Flögel's Geschichte der komischen Literatur enthalten.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung ist soeben erschienen:

Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönizier;

in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von

Philo's vollständiger Übersetzung.

Nebst Bemerkungen

von ***Fr. Wagenfeld.***

Mit einem Vorworte

vom

Director Dr. ***G. F. Grotefend***

in Hanover.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Für Leihbibliotheken.

Die Eroberung von Granada

von **Washington Irving.**

A. d. Engl. von Gustav Gelion. 8. 3 Bde. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig bei A. Wienbrack und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Preis 2 Thlr. 12 Gr.

In Commission der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

„Neue romantische Hundekomödie" als Commentar zu Aufsätzen über Göthe im Literaturblatt zum Morgenblatt 1835, Nr. 68, 69. Preis geheftet 6 Gr.

Zur gefälligen Beachtung für die Herren Buchhändler.

Das löbliche Industrie-Comptoir (Hr. Julius Baumgärtner) in Leipzig hat, ehe noch über die unglücklichen Verhältnisse eines dortigen Fallissements etwas Specielles bekannt geworden, den Gläubigern seines ehemaligen Concurrenten ins Prävenire gespielt und an sämmtliche Buchhandlungen und Postämter ein Circular erlassen, worin es die in seinem Verlage erscheinenden Zeitschriften als Ersatz für die eingegangenen (?) anzupreisen sucht. Wenn auch gegen den Zweck dieses Verfahrens nichts zu sagen ist, denn die Gelegenheit zur Bereicherung erschien hier zu lockend und bequem, so dürfen Viele doch die Voreiligkeit, mit welcher es geschehen, nicht billigen, ebenso wenig die Mittel, welche Hr. B. in Anwendung bringt. Wir sind weit davon entfernt, die Vortrefflichkeit der Baumgärtner'schen Zeitschriften anzutasten, aber es scheint uns denn doch zu viel verlangt, dieselben als über jede Concurrenz erhaben zu betrachten. Obgleich in dem bewußten Circulare von besondern, außerordentlichen Begünstigungen (über welche sich Hr. B. jedoch aber noch nicht erklärt hat) die Rede ist, so wagen wir es dennoch bei dieser Gelegenheit, unsere geehrten Herren Collegen auf unsere seit fünf Jahren von uns herausgegebenen

„Berliner Modenspiegel",

dessen Empfehlung ihnen beim Publicum wahrlich keine Schande bringen wird, aufmerksam zu machen, indem wir bitten, sich alle die außerordentlichen Begünstigungen, welche Ihnen Hr. B. bewilligen kann, ebenfalls zu gewähren. Hierbei bemerken wir, daß der Berl. Modenspiegel, welcher mit einer musterhaften Ordnung und Regelmäßigkeit zu erscheint, mit der Leipziger Modenzeitung, trotz ihrer eingebildeten Allgemeinheit (?), in jeder Hinsicht muß in die Schranken treten kann, denn während diese ohne Jahre besteht, ist es uns gelungen, jenen in kaum fünf Jahren zu einem Absatz von nahe an 1900 zu bringen. Die Vorzüge, welche der Modenspiegel für selbst, für die nächsten Provinzen, überhaupt für den hat, werden wir in einer besondern Anzeige dem Publicum erörtern.

Indem wir unsere geehrten Herren Collegen, dringend bitten, bei einem etwaigen Bedarf an Modenspiegeln, die unserige nicht außer Acht zu lassen, gaben wir Baumgärtner noch zu bedenken, daß nur die Gabe, durch Concurrenz zu siegen, es war, welche ein solches würdiges Unternehmen stürzte!

Berlin, im Mai 1836.

Die Verlags-Expedition des [illegible]

Alex. Cosmar.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Siebente und achte Lieferung.

Inhalt der siebenten Lieferung:

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Zweiter Band.

1) Der Indusstrom und die angrenzenden Länder.
2) Anhang. Die Länder von der Nordwestgrenze von Indien.
3) Geographische Bemerkungen über die Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere.
4) Historische Skizzen der Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere.
5) Der Handel von Mittelasien.
6) Anhang. Über baktrische Münzen und Alterthümer. Mit einer Karte.

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt der achten Lieferung:

Ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834

von

John Barrow jun.,

Verfasser der Reisen im Norden von Europa.

Mit Holzschnitten.

1) Reise von London nach Tronyem. 2) Reise von Tronyem nach Nöraas und Besuch bei den Lappländern. 3) Reise von Tronyem nach Island. 4) Reikiavik und dessen Umgebung. 5) Reise nach den Geysern. 6) Die Geyser. 7) Havnefiord und Bessestad. 8) Stappen und Snäffell Jökul. 9) Statistisches. 10) Abschied von Island.

Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. Rubach in Magdeburg ist neu erschienen:

Apel, G., Leitfaden zum Unterricht in der Naturgeschichte für Schullehrer-Seminarien, Präparanden-Anstalten und Schulen, mit Berücksichtigung verschiedener Bildungsstufen methodisch bearbeitet. 8. 8 Gr.

Baldamus, Fr., Funfzig leichte Choral-Vorspiele aus Dur- und Molltonarten über die bekanntesten Chorale, für Orgel, mit und ohne Pedal. 2tes Heft. 4. 16 Gr.

Krause, Th., Leitfaden für den Unterricht in der Bibelkunde in Volksschullehrer-Seminarien und Schulen. 8. 4 Gr.

Lucas, Fr., Erster Unterricht im Lesen, nach strenger Stufenfolge. 6te unveränderte Auflage. 8. 2 Gr.

Portefeuille von Gelegenheits-Gedichten, enthaltend: 25 Geburtstags-Gedichte, 31 Hochzeit-Gedichte, 12 Polterabend-Gedichte, 5 Silberne Hochzeit-Gedichte. Als vermehrte Aufl. 8. 10 Gr.

Digitized by Google

Reuscher, F. L. (Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Koblenz), Historische Vorschule, oder Vorbereitung zur Weltgeschichte. Ein Repetitionsbuch für angehende Gymnasiasten, auch zum Gebrauche bei dem geschichtlichen Unterrichte auf der dritten Bildungsstufe der Gymnasien und in den Ober-Classen der Bürgerschulen. Gr. 8. 12 Gr.

Karte von Palästina, für Schulen eingerichtet von C. C. G. Zerrenner. Nach Grimm gezeichnet und lithographirt von L. Platt. Im größten Landkartenformat. 16 Gr.

Zindel, L., Zoll- und Handelskarte von Preußen, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, Baden, Nassau und Frankfurt, nebst den kleinern Fürstenthümern, insoweit solche dem allgemeinen Zoll- und Handelsvereine beigetreten. Zweite berichtigte Auflage. In 4 Blättern. 1 Thlr. 16 Gr.

Sternberg's Novellen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Preis, 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses neueste Werk des bekannten Verfassers, dessen ungemeines Talent sich immer schöner und vielseitiger zeigt, ist ein ergreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es steht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung.

Die Personen und der Ort der Handlung gehören, wie wir meinen, einem süddeutschen Hofe an.

Von demselben Verfasser sind in unserm Verlage erschienen:

Novellen:

1ster Bd.: **Die Zerrissenen.** Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.
2ter — **Eduard, oder Fortsetzung der Zerrissenen.** 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.
3ter — **Lessing.** 3 Fl., oder 1 Thlr. 18 Gr.
4ter — in zwei Abtheilungen: **Verschiedene Novellen.** 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.
5ter — **Molière.** 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In

Fridrich Volke's

Buchhandlung in Wien,

ist zu haben:

N o v a

scriptorum latinorum Bibliotheca

ad optimas editiones recensita accurantibus Parisiensis academiae Professoribus.

e d i t a

a. **C. L. F. Panckoucke.**

Editio prima Veneta.

8 maj. Venetiis 1836. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Velinpapier 30 Kr., auf feinem Velin 54 Kr. C.-M.

Das Ganze wird 20 Bände, jeden von 12 Heften, umfassen. An Correctheit und typographischer Eleganz läßt diese Ausgabe nichts zu wünschen übrig, wie die bereits erschienene erste Lieferung zeigt; es dürfte daher den Freunden classischer Literatur die Erscheinung dieser Bibliothek willkommen sein, da sie, wenn nicht im Pränumerationswege, doch jedenfalls in kurzer Zeit höchst willkommen sein. Der Preis ist um drei Viertheile geringer als der der pariser Auflage.

Corpus

juris civilis romani

in quo inst., digesta ad cod. florent. emend., cod. et nov. nec non Justiniani edicta etc.

cum not. integr.

Dyonisii Gothofredi

et

Fridrici Marci.

Editio nova cura F. Dr. Terrniti. Fasc. I. et II. Velin. 1836. Preis 20 Kr. C.-M.

Erscheint Heftweise. Zwei Bände, jeder in 4 Abtheilungen, werden das Werk in sich schließen.

Für den eben beginnenden

Dritten Jahrgang

von

Meyer's Universum,

oder

Abbildung und Beschreibung der

300

schönsten und merkwürdigsten

Ansichten auf der ganzen Erde,

Subscriptionspreis: Jedes Monatheft in Folio mit 4 Stahlstichen nur: 5½ Gr. Sächs. = 7 Silbergr. Pruß. = 24 Kr. Rhein. = 22 Kr. Conv.-Mze. = 11 Schl. Hamb. Courant,

nehmen alle guten Buchhandlungen noch Subscription an.

Das oben angezeigte Werk ist das schönste, unterhaltendste und überdies beiweitem wohlfeilste aller Stahlstichwerke, und als solches ist es weltberühmt geworden. Es erscheint jetzt in zehn Sprachen: Deutsch, englisch, französisch, russisch, polnisch, italienisch, dänisch, holländisch, ungarisch und schwedisch.

Der dritte Jahrgang macht ein für sich bestehendes Ganze aus und seine zwölf Monatshefte werden einen prachtvollen Foliband bilden. Kein Reisender braucht die frühern zwei Jahrgänge mitzunehmen; doch sind sie, auf ausdrückliches Verlangen, ebenfalls noch zu dem Subscriptionspreise zu erhalten. Der erste Band hat bereits zehn Auflagen erlebt!

Vom Willen des Käufers Willens, das Universum seiner beispiellosen Theilnahme würdig zu erhalten, wird auch der neue Jahrgang Zeugniß ablegen. Die besten Künstler in Deutschland, England und Frankreich sind für denselben beschäftigt.

Übrigens ist die rasche Förderung des Unternehmens durch eine abermalige Erweiterung seiner Grundmittel nun vollkommen gesichert. Ein ausgezeichnetes Institut in unserm beiden Officinen, zu Hildburghausen und London, gegenwärtig in thätigster Wirksamkeit, wird ohne Zweifel auch den dritten Jahrgang bis Ende December noch vollständig zu liefern im Stande sein.

Subscribentensammlungen bitten wir jede Buchhandlung auf jeder Buchhandlung gefälligst gefodert zu fodern.

Hildburghausen, [illegible]

Juni 1836.

[illegible]

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen (auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen):

Die Behörden in Staat und Gemeinde.

Beiträge zur Verwaltungspolitik

von

Prof. Friedrich Bülau.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. — à Fl. C.-M. — 3 Fl. 36 Kr. Rh.

Ich beschränke mich, blos den Inhalt des vorliegenden wichtigen und zeitgemäßen Werkes anzugeben, was hinreichen wird, das Interesse für dasselbe anzuregen. Auf die Einleitung folgen nachstehende Abschnitte: „Die Centralisation." — „Real- und Provinzialsystem." — „Einzelbeamte und Collegien." — „Die Staatsbeamten." — „Die Verantwortlichkeit der Minister." — „Das Selbstregieren des Fürsten." — „Cabinetsminister, Premierminister und Ministerconseil." — „Der Staatsrath und die General-Controle." — „Die Ministerien." — „Die Mittelbehörden." — „Die Localbehörden und Landesbezirke." — „Die Gerichte." — „Staat und Gemeinde." — „Die Gemeinde und ihre Behörden."

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

In der lithographischen Kunstanstalt von Franz Hanfstängl in Dresden ist erschienen und von diesen sowol, als wie von dem Herrn Rudolf Weigel in Leipzig durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Gallerie zu Dresden nach den Originalen auf Stein gezeichnet von Franz Hanfstängl. Iftes und 2tes Heft, wovon jedes zu dem vor der Hand noch bestehenden Subscriptionspreis kostet:

auf weiß Papier 5 Thlr.
„ chinesisch „ 6 „

Das ganze Werk enthält 40 Lieferungen à 3 Blatt, wovon die dritte nächstens ausgegeben wird und die darauf folgenden dann in 2—3 monatlichen Zwischenräumen.

Nachricht für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hartig's

forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

Gr. 8. Brosch. Preis 3 Fl. 45 Kr., oder 2 Thlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptüberschriften nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolicei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forstaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Jenachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auctions-Katalog.

Bei L. Pabst in Darmstadt ist erschienen und durch alle Buchhändler und Antiquare gratis zu beziehen:

Verzeichniß

einer

sehr ausgewählten Sammlung

werthvollster

Bücher und Kunstwerke

aus allen Fächern, welche vom 5ten Sept. 1836 an durch die Buchhandlung von L. Pabst in Darmstadt öffentlich versteigert werden sollen.

Man macht sich alle Literaturfreunde auf diese wahrhaft gehaltvolle Büchersammlung aufmerksam zu machen. Dieselbe enthält neben sämmtlichen deutschen Classikern die ausgezeichnetsten Werke in allen Fächern, eine große Anzahl Journale und politische Schriften aus den Jahren 1813—34, viele Kupferwerke ꝛc.

In der Chr. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Stirm, C. H., Ober-Consistorialrath und Hofcaplan, „Apologie des Christenthums in Briefen für gebildete Leser." Eine von der evangelisch-theologischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. 2ter Band. Gr. 8. Brosch. Subscript.-Preis 3 Fl. 30 Kr. Rhein., od. 2 Thlr. Sächs.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1815. Eftes Heft. Jahrgang 1836. Zweites Heft. Mit vier Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei Georg Wigand in Leipzig erscheint:

eine neue deutsche Ausgabe

von

William Shakspeare's

sämmtlichen

dramatischen Werken

in 40 Bändchen, Miniaturformat, wie diese Anzeige, Velinpapier, broschirt. Jedes Bändchen, Ein Schauspiel enthaltend: 4 Gr. = 15 Kr. C.-M. = 18 Kr. Rh.

Bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig sind:

1. Bdchn.: König Lear, übers. v. L. Petz.
2. „ Der Sturm, übers. v. T. Mügge.
3. „ Timon von Athen, übers. v. E. Ortlepp.
4. „ Die beiden Edlen von Verona, übers. v. A. Fischer.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben fertig worden:

Heidler, Dr. J. C. (Hofrath, Badearzt, Ritter ꝛc.), Über den Gebrauch **mineralischer Wässer am Abend**; mit besond. Rücksicht auf Marienbad. 8. Brosch. 1836. 12 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der **Ohrenheilkunde.** Herausgeg. von Dr. *C. G. Lincke.* 2te Sammlung. (Buchanan, Larrey, v. Kern, Krukenberg, Rosenthal; Miscellen.)

188 S. Gr. 8. Mit 3 sauber lithogr. Tafeln in gr. 4. Geh. 1836. 1 Thlr. 6 Gr.

Die erste Sammlung, 1836, kostet 1 Thlr.

Anzeige,

betreffend die neue Auflage von

C. A. W. Berends' Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft,

oder

Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie

in 10 Bänden.

Nachdem jetzt sämmtliche Theile der ersten, von dem Hrn. Dr. und Professor Sundelin herausgegebenen Auflage vergriffen sind, kann für den bisherigen, des Nachdrucks wegen herabgesetzten Preis kein Exemplar weiter geliefert werden. Denjenigen jedoch, welche bereits auf das ganze Werk pränumerirt haben, sollen die restirenden Theile, so wie sie die Presse verlassen, in der neuen Auflage nachgeliefert werden. Es soll nun aber auch die zweite, von dem Herrn Regierungs-Medicinal-Rath Dr. J. C. Albers durchaus neu bearbeitete Ausgabe, wofür der Preis auch nicht auf einmal für das ganze Werk, sondern nur für jeden einzelnen, wirklich erschienenen Band bezahlt wird, so billig angesetzt werden, daß dies Werk [illegible] an Wohlfeilheit jedes ähnliche von gleichem Umfang übertrifft. Es wird nämlich künftig kosten:

1ster Bd.	Semiotik	1 Thlr.	15 Gr.	Diese drei Bände sind in der neuen Auflage bereits erschienen.
2ter „	Fieberlehre	1 „	3 „	
3ter „	Entzündungen	1 „	9 „	
4ter „	Acute Exantheme, Rheumatismus, Katarrh, Gicht, Ruhr, Gallenruhr, Blutflüsse	1 „	18 „	
5ter „	Gelbsucht, Wassersucht, Windgeschwulst, Skorbut, Fleckenkrankheit, Skrofeln, Rhachitis, Syphilis, Wurmkrankheit	1 „	3 „	
6ter „	Nervenkrankheiten	1 „	12 „	
7ter „	Chronische Exantheme, Weiberkrankheiten	1 „	18 „	
8ter „	Zehr- und Destructionskrankheiten	1 „	15 „	
9ter „	Krankheiten einzelner Theile	1 „	15 „	
10ter „	Steinkrankheit, Kinderkrankheiten	1 „	12 „	

Das Ganze wird also nur auf 15 Thlr. zu stehen kommen, während die erste Ausgabe 23 Thlr. gekostet hat, und auch einzelne Bände sind zu den obigen Preisen zu erhalten. Mit dem Druck wird ununterbrochen fortgefahren, und Bestellungen kann man in jeder beliebigen Buchhandlung machen.

Berlin, am 1sten Juni 1836.

Th. Chr. Fr. Enslin,
als Verleger.

Bei L. Fort in Leipzig, sowie durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Gregorii Barhebraei Carmina syriaca aliquot e Codice Parisiensi interpretatione notisque instructa edidit *C. a Lengerke*, Phil. et Theol. Doct. huiusque Prof. P. O. in Acad. Regia Albert. Regiom. Borus. Gr. 4. 6 Gr.

Die kürzlich erschienene neunte Lieferung des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

wird aufs Neue den Beweis liefern, daß die Redaction und Verlagshandlung fortwährend mit günstigem Erfolge bemüht sind, ein nützliches, unterhaltendes und belehrendes Werk bei einem sehr billigen Preise zu liefern. Die neuerdings möglich gewordenen Einrichtungen setzen die Verlagshandlung zugleich in Stand, ein schnelleres Fortschreiten des Werkes zu versprechen, als die Umstände bisher erlaubten.

Die ersten neun Lieferungen umfassen die Artikel Aachen bis Deutschland, 67 Bogen in gr. 4., mit 223 Holzschnitten und 15 in Kupfer gestochenen Karten, zu dem Preise von nur 2 Thlr. 6 Gr.

Die bisher erschienenen Lieferungen sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

Digitized by Google